Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt.

Verlag
von
Ernst Keil's Nachfolger
Leipzig.

<36602253280017

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt



Jahrgang 1894.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustriert ist.

Vermischtes.

Blätter und Blüten.

Illustrationen.



AUF WIEDERSEHEN!

Nach dem Gemälde von E. von Blaas.

Nr. 1. 1894.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Vor der Gartenlaube.

Nach einer Originalzeichnung von Hermann Koch.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer**.

1.

Eine stille Sommernacht war hingegangen über die Berge, und der Tag wollte kommen.

Ueber die regungslosen Wipfel der alten, schwer mit Moos behangenen Fichten fiel schon ein graues Licht und zitterte durch alle Lücken des steilen Waldes. Einzelne Vogelstimmen ließen sich schüchtern vernehmen. Sonst lautlose Stille. Nur in weiter Ferne das gleichmäßige Rauschen eines Wildbaches und manchmal ein helles Klirren, wenn die beiden Männer, die auf schmalem, häufig von dürrem Astwerk versperrten Wildpfad durch den Wald emporstiegen, mit den gestachelten Bergstöcken die schwellende Moosdecke durchbohrten und auf Stein gerieten.

Voran stieg ein Alter mit gebeugtem Rücken und schwerfälligem Schritt; die Beine waren mit verwittertem Ziegenfell umschnürt, den Körper bedeckte ein Hemd aus grobem Hanftuch mit fransig ausgerissenen Aermeln, und darüber hing eine graue rauhhaarige Kotze. Ein Gesicht war kaum zu erkennen; bis tief in die Wangen wucherte der graue struppige Bart, wie Dächlein hingen die weißen Brauen über die Augen herab, und unter der abgegriffenen Lederkappe quollen in dicken Büscheln die schneeigen Haare hervor. Gewand und Arme des Alten waren mit Ruß bestäubt; denn die Kohlhütte war sein Haus und Heim. Das verriet auch der Name, mit welchem der hinter ihm Schreitende, ein Mönch im schwarzen Ordenskleid der Augustiner, ihn anrief: „Kohlmann!"

„Herr?" fragte der Alte, ohne sich umzuwenden.

„Wie lange dauert der Wald noch?"

„Nimmer lang. Dann kommen die Alben*. Und eh' die Sonn' noch aufgeht, stehen wir droben auf dem Fels, von dem Du das ganze Land überschauen kannst, das die Grafengademer Dir geschenkt haben."

„Nicht mir! Der Kirche!" sagte der Mönch; ein tiefer Atemzug schwellte seine Brust, seine Augen blitzten, und weiter holte er mit dem Bergstock aus, als triebe ihn heiße Ungeduld dem Ziel entgegen.

Scharf umrissen hob sich die schlanke hohe Gestalt im schwarzen Kleid vom grauen Dämmerlicht des Waldes ab. Die Kutte war mit ledernem Gurt geschürzt und zeigte die nackten Füße mit den eisenbeschlagenen Sandalen; beim Führen des Bergstockes fielen die faltigen Aermel zurück und entblößten die Arme: sie waren sehnig und sonnverbrannt, die Hände noch gebräunter und schwielig von harter Arbeit. Das unbedeckte Haupt war nach strenger Regel geschoren; doch war wohl schon manche Woche vergangen, seit die Schere diesen Kopf berührt hatte, denn in dem Ring von

* Almen.

Haaren, der vom Nacken aus die Stirn umzog, begannen sich schon wieder schüchterne Locken zu zeigen. Noch lichter als das blonde Haupthaar war der reiche Bart, der die Wangen umkräuselte und in zwei Spitzen auslief. In dem von der Wanderung leicht geröteten Antlitz, aus welchem die blauen Augen wie zwei Sterne strahlten, vermischte sich der Ernst des gereiften Mannes mit der träumerischen Weichheit eines Knabengesichtes. Auch in der ganzen Erscheinung, in jeder Bewegung zeigte sich ein gleicher Gegensatz: abgeklärte Ruhe und Gemessenheit, und dennoch treibendes Leben und jugendliche Kraft, die sich äußerte und gleichsam wieder selbst bezwang bei jedem Schritt, in jeder Wendung des Hauptes, in jedem Griff der Hände.

Immer heller wurde der Wald, und über die zerflossenen Wolken, die am Himmel schwammen, fiel eine leuchtende Röte. Der Kohlmann deutete mit dem Bergstock nach einer nahen Lichtung. „Dort liegen die Alben, Herr!"

„Herr und immer Herr!" erwiderte der Mönch mit herzlichem Klang in der Stimme. „Ich bin nicht zu Euch gekommen als neuer Herr. Ich will Euch sein wie ein Bruder. Nenne mich bei meinem Namen: Eberwein!"

Der Kohlmann blickte sich um und lachte, als hätte er einen Scherz gehört; dann schüttelte er den Kopf und stieg weiter.

„Und Dein Name?" fragte der Mönch.

„Eigel heiß' ich. Aber ich hör' den Namen nicht oft. Die Leut', die sagen halt, wie Du sagst: Kohlmann!"

„Und wie nennt Dich Dein Weib? Wie Deine Kinder?"

„Gar nicht!" lachte der Alte und wandte das Gesicht. „Denn ich hab' meiner Lebtag' kein Weib und Kind gehabt."

Der Mönch sah ihn mit staunenden Augen an. „Womit dann hast Du Dein Leben ausgefüllt?"

„Mit Schlaf bei der Nacht, mit Schaffen am Tag. Muß denn eins Weib und Kind haben? Du hast doch auch kein Weib, Herr, und Kinder, mein' ich, hast Du wohl auch nicht?"

Eberwein lächelte. „Ich habe tausend Kinder: alle Menschen, die ich liebe."

„Da hast aber viel zu schaffen, mit so viel Lieb'!" meinte der Alte und nickte mit leisem Kichern vor sich hin.

Eine Weile stiegen sie schweigend weiter; dann blieben sie lauschend stehen. Sie hörten das helle Wiehern eines Pferdes und gedämpften Hufschlag, der sich näherte und wieder verklang. In der Stille des Urwaldes hörten diese Laute sich an schier wie ein Klang aus einem Märchen.

„Ein Pferd in solcher Höhe, in dieser Oede?" fragte Eberwein.

„Es mag wohl von Wazemanns Söhnen einer sein, der ins Gejaid geritten, oder . . ." die Stimme des alten Kohlmanns dämpfte sich, „oder es war von König Wutes Helden einer, der vor Tag wieder heimreitet in sein Berghaus."

Auf Eberweins Stirne zeigte sich eine unmutige Furche. „Du redest Thorheit, Eigel!"

„Thorheit, Herr? Es ist der Untersberg, auf dem wir stehen! Und das weiß doch ein jedes Kind im Gadem, daß innen drin der ganze Berg ein einziges Gehöhl ist, eine Kemenat' an der andern, die eine goldig und die andere silberig. Und da drinnen haust mit seinen tausend Helden der König Wute. Der hat nur ein einzig Aug' und sitzt an einem steinernen Tisch und kann nicht aufstehen, denn sein langer Bart ist zweimal um den Tisch gewachsen. All' hundert Jahr' schickt er von seinen Helden einen hinauf in die Welt, und wenn der heimkehrt, fragt ihn der König: ‚Fliegen die Raben noch allweil um den Berg?' Und wenn der Bote sagt: ‚Wohl wohl, Herr König!' . . . dann seufzet Wute, daß die Berg' davon erzittern, und sagt: ‚So muß ich noch schlafen hundert Jahr'!' Dann macht er sein Aug' wieder zu, und der lange Bart hebt wieder zu wachsen an."

„Schweig!" unterbrach ihn Eberwein mit harter Stimme. „Ich will solche Rede nicht länger hören!"

Der Alte streifte den Mönch mit scheuem Blick. „Es ist doch Wahrheit, was ich red'! Ich hab's von meiner Aehnl*, und die hat's von ihrem Vater. Und bist Du nicht selber, auf dem Weg von der Salzaburg, über das Walser Feld gewandert? Hast Du nicht selber den dürren Birnbaum gesehen? Er schaut sich an wie ein toter Baum und hat kein Blattl nimmer und keinen Ast. Aber wie das Feuer im Stein, so steckt noch in ihm drin das Leben und die Wachskraft, und einmal, wenn's schier keiner nimmer hofft, wird der Baum ausschlagen und Laub treiben. Dann wird der alte Wute aus seinem Schlaf erwachen und wird hervorkommen aus dem Berg mit seinen tausend Helden und wird auf dem Walser Feld seinen Schild an den Birnbaum hängen. Und dann wird die gute Zeit wieder anheben für uns arme Leut' . . . und keiner mehr wird ein Herr sein und keiner ein Knecht. Und alles, was Leid und Weh heißt, wird weggeblasen sein von der Welt, und jedem wird sein Blüml blühen und ein Glück wachsen." Die Stimme des alten Kohlmanns zitterte.

Mit hartem Griff umspannte Eberwein den Arm des Alten. „Eigel! Du bist kein Christ!"

Der Kohlmann nickte. „Doch, Herr, doch! Mein Vater ist älter geworden, als ich bin, und ist auch schon einer gewesen. Und wie ich zwanzig Jahr geworden bin, hab' ich hinein müssen auf die Salzaburg, und da haben sie mir auch das Wasser über den Kopf geschütt'."

Eberwein stand auf seinen Stab gestützt, tiefe Kümmernis in den Blicken, mit denen er dem Kohlmann folgte. „Fester sitzen nicht die Wurzeln der Eiche in den Runsen des Gesteins als die alten Mären in dieser Menschen Herzen. Will einer sie roden mit Gewalt, er reißt auch die beste Erde mit und läßt nur kahlen Grund zurück, steinig und unfruchtbar. Und gute Erde muß doch bleiben, soll die Lilie gedeihen an Stelle der Distel!"

„Herr, warum kommst Du nicht?" rief der Kohlmann von einem Steinwall herab, den er mühsam erklettert hatte.

„Ich komme, Eigel!" Und Eberwein folgte mit raschen Schritten.

„Wir müssen eilen, Herr, die Sonn' will steigen!" mahnte der Alte. „Und wir haben noch ein hartes Stückl Weg bis dort hinauf. Schau nur!" Er deutete mit dem Bergstock nach einer steilen Felszinne, die sich hoch über ihnen mit silberigem Grau in die rotschimmernden Lüfte hob.

Sie wanderten und stiegen.

Als Eberwein, seinem Führer voraneilend, den Fuß auf die Zinne der kahlen Felsen setzte, tauchte über den Kamm der jenseit eines weiten Thals gelegenen Berge die Sonne empor, groß und strahlend, brennende Pfeile über den Himmel schießend, alle Spitzen der Berge überflutend wie mit glühendem Erz. Von schimmerndem Glanz umwoben, stand Eberwein auf seinen Stab gestützt, und im frisch anziehenden Morgenwind flatterten die Falten seines priesterlichen Kleides.

Vor seinen Füßen senkte sich der Fels in schwindelnde Tiefe, sich verlierend in wirres Gestrüpp und in den dunklen Fichtenwald, welcher alle Rippen und Rinnen der weit sich hinziehenden Berghänge umschlang wie ein grünes Gewand. Je tiefer der Wald sich senkte, desto häufiger mischte sich zwischen die finstere Farbe der Nadelbäume das lichtere Grün der Buchen und Eichen, und wo es zu siegen begann, dehnte sich in farbenbunter Schönheit, überschleiert vom ziehenden Morgennebel, ein stundenweites kesselförmiges Thal, von welchem die schmäleren Seitenthäler nach allen Richtungen griffen wie die gespreizten Finger einer riesigen Hand. Weiß blinkten die schäumenden Bäche, und aus versteckten Bergwinkeln lugten stille Seespiegel empor wie große blaue Augen, die im Erwachen den Tag bestaunen. Und zwischen Wald und Matten spärlich und weit zerstreut, winzig klein und im Morgenschatten nur schwer erkennbar, zeigten sich dunkle Gevierte — die braunen Moosdächer menschlicher Wohnungen. Das mußten armselige Hütten sein, und dennoch winkte jedes dieser Dächer herauf zur starren Bergeshöhe wie ein freundlicher Gruß des Lebens. Und rings umher, das weite Thal im Kreis umspannend, hoben sich die grauen Felsen, steil und ragend, miteinander verwachsend und wieder sich klüftend, bald eine gezahnte Wand, bald eine plumpe Kuppe, bald eine scharfe Zinne in den Himmel streckend, und hinter den Bergen wieder Berge, einer höher als der andere, ein steinernes Volk mit tausend Häuptern, die einen behangen mit grünem Schmuck, die anderen wie vor Alter weiß. Und mitten unter ihnen, alle anderen überragend, erhob sich ein gewaltiger Riese, steil aufgetürmt zur Pyramide, von der Spitze bis herunter zum grünen Wald von Eis und Schnee umgossen, wie blankes Silber leuchtend im Glanz der Morgensonne.

In Eberweins Augen standen die Thränen. Aus seinen zitternden Händen sank der Stab, und seine Arme hoben sich zum Himmel. „Herr, wen Du lieb hast, den lässest Du fallen in dieses Land! Hier laß mich leben und schaffen in Deinem Dienst . . . und wenn mein Werk gelang — hier laß mich sterben!" Mit

* Ahne.

schluchzendem Laut erloschen seine Worte; überwältigt von der Empfindung dieser Stunde, schlug er die Hände vor das Antlitz und weinte in heißer Freude.

„Herr, was ist Dir?" fragte der Kohlmann.

Doch Eberwein hörte nicht. Wangen und Bart von schimmernden Zähren betropft, ließ er die Hände sinken, athmete tief, drückte die zitternden Fäuste auf seine schwellende Brust, und wieder trank er mit leuchtenden Blicken die Schönheit des ihm zu Füßen gebreiteten Landes — seines Landes, zu dessen Fürst und Hirten er berufen war.

Fürst dieses herrlichen Landes! . . . . . .

Das hätte wohl der vierzehnjährige Knabe, der vor zwanzig Jahren auf den Almgehängen des Karwendel die Geißen hütete, auch im Traum nicht geahnt, daß ihn der versteckte Wildpfad, auf dem er einen verirrten Mönch zu Thal geleitete, bis zu solcher Stelle führen würde. Der Verirrte, das war Herr Gosbert gewesen, der Abt zu Scharnitz, ein freundlicher Greis; auf der Suche nach heilsamen Kräutern hatte er Weg und Richtung verloren und war in pfadloses Gestein geraten. Da hörte er die singende Stimme des Geißbuben, der in der brütenden Sonne auf einem Felsblock hockte, halbnackt, mit gebräunter Haut, das brennende Gesicht umfilzt von einer Wirrnis blonder Locken, mit kurzem Messer an einer Zirbenwurzel schnitzend. Als der Bub den Mönch erblickte, erschrak er, daß ihm Holz und Messer aus den Händen fielen. Kaum aber hörte er, daß Herr Gosbert einen Führer nötig hätte, da lächelte er und nickte: „Komm' nur, Herr, komm', ich führ' Dich schon heim!"

„Weißt Du denn auch den Weg zum Kloster?"

„Ich komm' doch all' Jahr' zweimal dran vorbei, wann ich auftreib' zur Alben und wann ich heimtreib'!"

„Heim? Wohin?"

„Hinüber ins Garmischgau! Weit, Herr, weit hinüber, bis zum Wertofels! Wohl wohl, sell bin ich daheim."

So plauderten sie weiter, während sie niederstiegen durch den dunklen Bergwald. Der Abend dämmerte schon, als sie das Kloster erreichten, und der Geißbub mußte nächtigen im heiligen Haus. Er durfte im Refektorium an der Tafel des Abtes sitzen, der an dem heiteren aufgeweckten Buben seine helle Freude fand. Lachend füllte Herr Gosbert den hölzernen Teller des Knaben, und da aß der Bub und aß, bis ihm die Schweißtröpflein auf die Stirne traten . . . er getraute sich nicht aufzuhören, weil immer noch etwas auf dem Teller lag. Nach dem Mahle nahmen die Mönche den Buben in ihre Mitte und hatten Kurzweil mit ihm. „Wie heißt Du?" fragten sie.

„Eberwein."

Da lachten sie. „„Freund des Ebers'! Der muß gut stehen mit den wilden Sauen! Einen schönen Namen hat Dein Vater für Dich ausgesucht."

Er schaute sie mit großen Augen an. „Ich hab' keinen Vater."

„Keinen Vater? Wem gehörst Du dann? Deiner Mutter, gelt?"

Er schüttelte den Kopf. „Dem Wertofelser Burgherrn bin ich hörig — ich hab' keine Mutter."

Nun lachten sie wieder. „Schauet den Buben an! Der hat nicht Vater und Mutter und ist doch zur Welt gekommen! Wie ist denn das nur zugegangen?"

„Ich weiß schon; die Diemud hat mir's gesagt."

„Die Diemud? So? Und wer ist denn das?"

„Die Alberin."

„Und was hat sie gesagt?"

„Sie hat gesagt, die Hulfrau hätt' mich aufgefischt in ihrem Kindelteich und hätt' mich auf der Straß' verloren, bevor sie zu dem Haus gekommen ist, in das sie mich hat tragen wollen."

Da machten die einen ernste Gesichter und schüttelten die Köpfe; die anderen aber lachten, und während Herr Gosbert schweigend aufhorchte, fragten sie: „Wer hat Dich denn gefunden?"

„Der alte Ostalar von Eibinsee, der Ferchenfischer. Auf der Romstraß' hat er mich gefunden, die bei der Partenkirch' vorbeigeht, mitten drin im Buchwald, als ein winzigs Kindl. Und eine Wildsau ist über mir gestanden, und derweil ich alleweil geschrien hab', hat sie mich umgekugelt mit dem Rüssel. Aber wie sie den Ostalar gesehen hat, ist sie davongelaufen, und er hat mich aufgehoben und hinaufgetragen in den Wertofelser Burgstall. Dort hat er alles erzählt, wie's gewesen ist, und drum haben sie mich Eberwein getauft. Und so bin ich halt aufgewachsen."

„Bei der Diemud?" fragte lachend einer der Brüder.

„Nein, Herr, bei den Geißen im Stall."

„Ohne Vater, ohne Mutter!" flüsterte Pater Azzo, ein greiser Mönch, und streifte zärtlich mit der zitternden Hand über den Scheitel des Knaben. Der Bub wurde still und machte scheue Augen. Aber Herr Gosbert faßte ihn bei der Hand und zog ihn an sich. „Nicht ohne Vater! Nein, Eberwein, einen Vater hast auch Du. Oder kennst Du ihn nicht? Schau hinauf zu ihm!" Und Herr Gosbert deutete zur Höhe.

Eberwein hob die Augen, starrte das mit Schnitzereien verzierte Gebälk der Decke an und fragte mit verlegenem Lächeln: „Hockt er da drin im Holz oder ist über der Decken noch eine Stub', wo er hauset?"

Ein Gelächter erhob sich, daß es einen Hall gab an den Wänden. Sogar Herr Gosbert schmunzelte; und als es wieder stille geworden war, fragte er: „Sag', Eberwein, was meinst Du wohl, daß aus Dir noch werden soll?"

Da leuchtete das Gesicht des Buben. „Zwei Jahr' noch muß ich die Geißen hüten, aber dann, Herr, wenn ich noch gewachsen bin um eine Spann' und so starke Arm' hab', daß ich den Näbiger* werfen und das große Netz ziehen kann, dann will mich der alte Ostalar in die Lehr' nehmen, und ich soll ein Fischer werden."

„Ja, Eberwein, ein Fischer sollst Du werden!" Herr Gosbert erhob sich und legte die Hand auf des Knaben Schulter. „Aber nicht ein Fischer, der nach Hecht und Ferchen geht, sondern einer, der Seelen fischt. Sag', Eberwein, gefällt es Dir im Kloster? Möchtest Du nicht bleiben bei uns?"

Der Bub machte verdutzte Augen zu diesen Worten; dann aber streifte er mit flinkem Blick den Tisch, auf dem noch die Reste des Mahles standen — — all' Tag essen wie die Klosterleut', warum hätt' ihm das nicht gefallen sollen?

Lärmend umdrängten ihn die Mönche, und Herr Gosbert wiederholte seine Frage: „Möchtest Du nicht bleiben bei uns?"

Da drückte der Bub das Kinn auf die Brust und stotterte: „Wohl wohl, Herr, ich möcht' schon, wenn ich nur dürft'!"

„Dein Wille ist Dein Recht! So bleib' und trage das Kleid der Kirche, das Dich löset von aller Knechtschaft." Herr Gosbert wandte sich zu einem der Mönche: „Reich' mir einen Denar!" Der Mönch nestelte einen ledernen Beutel von der Kuttenschnur und reichte dem Abt eine blinkende Münze. Schweigend standen die andern umher. „Soviel ist Deine Knechtschaft wert!" sagte Herr Gosbert und legte den Denar in Eberweins offene Hand. Eine dunkle Röte überfloß das Gesicht des Buben; doch als er die Finger schließen wollte, schlug ihm Herr Gosbert die Münze aus der Hand, daß sie bis an die Decke flog, klirrend niederfiel und über die Dielen in einen Winkel rollte. „Nimmer hörig bist Du, von Dir abgefallen ist die Knechtschaft, Eberwein Frymann sollst Du heißen von Stund' an und ein Sohn des Klosters sein!"

Der Knabe stand und wußte nicht, wie ihm geschah. Herr Gosbert zog ihn an sich und küßte ihn auf die Stirn. Dann winkte er jenen greisen Mönch herbei. „Nimm den Knaben, Azzo, ich geb' ihn in Deine Hut, denn ich hab' es wohl gesehen: Dein erster Blick für ihn war Liebe. Nimm ihn und schaff' ihm ein Lager in Deiner Zelle! Scher' ihm die Locken und reich' ihm ein Scholarenkleid!"

Pater Azzo schlang den Arm um den Knaben und zog ihn zur Thüre. „Komm', Büebli, komm'," flüsterte er ihm ins Ohr, „ich will Dir ein Vater sein, ein guter, weißt . . . sollst Dir keinen besseren wünschen!"

Eberwein ließ sich führen; er schien von allem, was mit ihm geschah, nur das eine zu begreifen, daß er im Kloster bleiben sollte, und das schien ihm Freude zu machen, denn er lächelte. Doch als er die Thür erreichte, flog es jählings wie Schreck über seine frischen Züge. Er wandte sich um und stammelte: „Herr, Herr, wenn ich bleib', wer soll denn morgen meine Geißen betreuen?"

Herr Gosbert lächelte. „Sei ohne Sorge, vor Tag' noch schick' ich einen Hüter hinauf."

Eberwein besann sich, dann sagte er: „Aber gelt, Herr, mußt ihm einreden, daß er nicht unmütig thut mit ihnen. Ich hab' nie hüten mögen mit Stecken und Geißel, sie hören all' auf gute Wort'!"

Freundlich nickte Herr Gosbert. „Das will ich ihm sagen."

„Und wenn er hinaufkommt, soll er das Messer suchen, das

* Fischspeer mit Widerhaken, dessen Schaft zugleich zum Vorwärtstreiben des Flosses diente.



Der B

Nach einem Gemälde



utzug.

Ludwig Herterich.

ich hab' liegen lassen . . und . . . und der Diemud soll er sagen, daß ich sie grüßen thu', und sie soll mich bald heimsuchen!"

Da lachten die Mönche wieder, auch Pater Azzo schmunzelte, während er den Knaben mit sich fortzog. An der Hand führte er ihn durch eine dunkle Halle. Sie betraten eine kleine kahle Zelle; von der Decke nieder hing eine irdene Ampel, deren winziges Licht eine matte Helle über die Wände zittern ließ.

Pater Azzo hieß den Knaben sich auf das Strohbett niedersetzen und holte die Schere. Als die erste Locke fiel und das kalte Eisen Eberweins Stirn berührte, überlief den Knaben ein Schauer. Zitternd sprang er auf und rannte zur Thüre; dort blieb er stehen und blickte scheu zurück.

„Was hast denn, Büebli? Komm doch . . ."

„Muß denn das sein, Herr?"

„Freilich, das muß sein."

Da kehrte Eberwein zögernd zurück, setzte sich nieder und hielt geduldig still. Pater Azzo schor ihm das Haupt — das war eine schwere Arbeit. Und während die Schere knirschte und die blonden Locken fielen, kollerten dicke Zähren über die Wangen des Knaben.

Zwanzig Jahre waren vergangen seit jenem Abend. Aus dem Geißbuben vom Karwendel war ein Priester geworden, dessen frommer Eifer und hohes Wissen gerühmt wurde, dessen Name einen gar hellen Klang hatte zu Tegrinsee und Buren, zu Ammergau und Altomünster, zu Seon und Raitenbuch, in allen Klöstern der bayerischen Lande, sogar am Hofe des Fürsten. Als Herzog Welf in schwerer Krankheit lag, wurde Eberwein zu ihm berufen als Beichtiger und Tröster; doch als der Herzog genas und den jungen Priester, dem er Freund geworden war, mit Ehren und Würden überschütten wollte, bat Eberwein: „Lasset mich ziehen, Herr! Ich tauge nicht zu Hofe. Ich bin geboren zu Arbeit und schwerem Werk. Mich sehnt nach Kampf und Schaffen, ich will pflügen und säen auf Gottes weitem Feld!" Wie rasch nun hatte dieser Wunsch sich erfüllt!

Vom Hofe war Eberwein nach Raitenbuch gezogen und der eifrigste Förderer des jung entstandenen Klosters geworden. Da kam die Botschaft, daß Gräfin Adelheid von Sulzbach, auf dem Sterbebett ein Gelübde ihrer Mutter erfüllend, ein großes Land, das in stundenweiter Ferne von der Salzaburg tief in den Bergen lag, dem Orden des heiligen Augustinus als „Seelengerät" zur Gründung eines neuen Klosters gewidmet hätte. Der „Berchtersgadem", so heiße das Land. Die Brüder zu Raitenbuch hatten diesen Namen noch nie gehört, niemand wußte von diesem Lande. Als die Brüder Umfrage hielten, erfuhren sie: das sei eine wilde und rauhe Gegend, von finsteren pfadlosen Wäldern bedeckt, umschlossen von riesigen Bergen; wohl bringe der Sommer schöne Zeiten über das Thal, doch unerträglich sei der Winter mit seinen Stürmen, seinem grimmigen Frost und seinem alles erstickenden Schnee. Die wilden Tiere, Wölfe, Bären, Sauen und Luchse, seien hier so zahlreich wie im ebenen Land die Ziegen und Schafe; und bewohnt sei das unwirtliche Land nur von ein paar hundert Menschen, armseligen Hirten, Jägern und Fischern, die im zähen Kampfe mit der rauhen Natur ein kümmerliches Leben fristeten, halb noch versunken in der Nacht des Heidentums; über diese Menschen herrsche mit grausamer Strenge ein Manne der Grafen von Sulzbach, Herr Waze vom Falkenstein.

Mit Kopfschütteln hörten die Brüder zu Raitenbuch diese Nachricht. Solch ein Land für die Kirche zu gewinnen, für Ordnung und Gesetz — da galt es, ein schweres Werk zu bestehen. Und sie wußten zur Lösung solcher Aufgabe keinen Besseren zu wählen als Pater Eberwein; denn seit er die Weihen trug, hatte er sich erwiesen als ein Hirte nach jenem Wort des Knaben: „Ich hab' nie hüten mögen mit Stecken und Geißel; sie hören all' auf gute Wort'!" In stolzer Freude hatte Eberwein die schwierige Sendung übernommen. Ihm war zu Mute wie einem jungen Helden, dem der greise Vater sagt: „Dort steht der Feind, hier ist Dein Schwert, nimm und siege!" Mit treibendem Eifer hatte er alle Vorbereitungen für die Ausfahrt getroffen. Drei Männer wurden ihm als Geleit gegeben, Pater Waldram, ein blasser stiller Mönch, den sie um seiner finsteren Strenge willen im Kloster gerne los wurden, und zwei Laienbrüder, Schweiker, der aus Buren stammte, und Wampo von Tegrinsee.

Am Morgen nach Mariä Himmelfahrt brachen sie auf. Rasch ging die Reise von statten. Die letzte Nacht verbrachten sie in der Salzaburg. Eine Stunde vor Mitternacht, während die Brüder in festem Schlafe lagen, verließ Eberwein die Burg und wanderte in der Sternenhelle über das Walser Feld, um in Begleitung des alten Führers, den man aus dem Berchtersgadem für ihn herbeigerufen hatte, den Untersberg zu ersteigen. Er wollte von hoher Felsenwarte das Land überblicken, dessen Schicksal und Völklein in seine Hände gegeben war. Er hatte sein Ziel erreicht . . .

Da stand er nun, umflossen vom schimmernden Glanz der Morgensonne, im tiefsten Herzen ergriffen von all der Schönheit, die ihm zu Füßen lag. Er streckte die Hände gegen das Thal, in das schon die volle Sonne fiel, und fast wie Jauchzen kam es von seinen Lippen: „Ich will sie locken, ich will sie rufen! Ich will sie hüten in Treu' und Liebe!"

Kopfschüttelnd, mit verwunderten Augen blickte der alte Kohlmann, der sich vorsichtig auf der schmalen Felszinne niedergekauert hatte, an der hohen Gestalt des Mönchs empor. „Was sagst? Ich hab' Dich nicht verstanden!" Eberwein hörte nicht. „Oder hast gar nicht mit mir geredt?"

Da erwachte Eberwein; tief atmend strich er mit der Hand über die Stirn und ließ sich an Eigels Seite nieder.

„Schau, Herr, alles, was da herum und drunten liegt, Berg und Thal," sagte der Kohlmann, „das alles gehört zum Berchtersgadem. Alles Dein Land! Schau, da drüben, der erste hohe Berg auf der Linkseit', den heißen sie den Göhl. Drunten am Bergfuß — siehst Du die vier Hütten? — da hauset der Vorderecker mit Vieh und Weib und Kind. Der ist ein Freier, kein Gescherter. Wohl wohl, Herr, schier all die Bauern im Gadem sind freie Leut' von alters her. Aber Herr Waze macht's ihnen sauer, das Freisein! Schau nur, sell drüben, nicht weit vom Vorderecker, da hauset der Greinwalder. Dem sein Vater hätt' einmal fronen sollen, wie Herr Waze die Bärengruben hat schaufeln lassen; aber er hat nicht fort können von Haus vor lauter Arbeit und da ist er trotzig worden und hat gesagt: ‚Ich brauch' nicht fronen, ich bin ein Freier!' Da hat Herr Waze eine junge Ficht' von seinen Knechten herunterbiegen lassen mit aller Gewalt, die Aest' haben sie abgehauen, haben den Greinwalder an den Gipfel gebunden und haben den Baum wieder aufschnellen lassen. Und wie der arm' Teufel droben gehängt ist in der Luft, hat Herr Waze zu ihm hinaufgeschrien: ‚So, jetzt laß Dir wohl sein in der Freiheit!' Tag und Nacht hat er hängen müssen, und am andern Morgen, wie ihn Herr Waze wieder ledig gemacht hat, da hat der Greinwalder gern geschaufelt, recht gern!"

„Eigel!" Eberwein faßte den Arm des Kohlmanns, und dunkle Zornröte flammte in seinem Gesicht.

„Wohl wohl, Herr! Solche Sachen sind ihm all' Tag' eingefallen, und seit Herr Waze alt geworden ist, treiben es seine sieben Buben noch ärger. Aber daß ich weiter zeig': schau, gleich hinter dem Göhl, der ander' hohe Berg, den heißen sie das Brett, und der nächst', der mit dem spitzigen Grind, heißt der Jennar. Hinter dem liegen die schönsten Alben bis weit hinaus . . . . von allen die beste, die heißet Reginalb. Und ganz dort hinten, schau, wo die Berg' den weiten Bogen machen und so gäh herunterfallen in den tiefen tiefen Kessel, da drinnen liegt der Schönsee. Den mußt schon bald heimsuchen — so was' hast Deiner Lebtag' nicht gesehen. Wer den Schönsee zum ersten Mal sieht, dem verschlagt's die Red' vor lauter Schauen. Und dort — siehst die Achen, die aus dem See herauslauft wie ein silberigs Bandl — dort hauset der junge Sigenot vom Schönsee, der Fischer, mit seiner alten Mutter Mahthilt und seiner Schwester Edelrot. Der sitzt auf einem Freigut, das nicht zinset noch steuert, und seit die Leut' denken, gehört zu seinem Haus das Fischrecht in Bach und See. Der Sigenot, weißt, der hat den Leuten schon viel Gut's gethan und hat schon manchem geholfen, der bei Waze in Buß' gefallen. Das ist der einzig' im Gadem, an den sich die Wazemannsbuben nicht trauen."

„Sigenot heißt er?" fragte Eberwein, als wollte er diesen Namen seinem Gedächtnis einprägen.

„Wohl wohl, Herr! Sigenot! Aber daß ich zeig': schau, nicht weit vom Fischer, da hauset der Marderecker. Dann kommt ein Fichtenwald — da drin sitzt der Untersteiner. Und wo die Achen wieder herauslauft aus dem Wald, da steht ein Häusl um das ander'. Siehst das größt' unter ihnen, das mit dem weiten Hag? Da hauset der alte Schönauer. Der ist Richter im Gadem, und seine Nachbarsleut', der Kaganhart und der Köppelecker, das sind die Schöffen. Die rufen in Zeiten der Not das Thing ein auf dem Totenmann — sell drüben auf dem niedrigen Waldberg,

siehst ihn? — und sprechen Recht und Urtel — für die Katz'!" Der Kohlmann lachte zornig. „Das einzig' Recht im Gadem ist allweil, was dem Wazemann und seinen Buben taugt!"

„Das soll sich wenden!" sagte Eberwein mit ruhigem Wort. „Zeige mir Wazes Haus!"

„Schau, dort, wo aus dem Schönsee der endsmächtige Berg aufsteigt, der größt' von allen, der mit dem weißen Schneekittel — König Eismann heißen ihn die Leut' oder Wazemanns Bannberg — da schiebt sich aus dem Buchwald eine Nas heraus, die heißt der Falkenstein, da schaut ein spitziges Dach und ein Mauerturm über die Buchengirbel. Das ist Wazemanns Haus!"

Eberwein erhob sich und deckte, in die Ferne spähend, die Hand über die Augen. „Wenn meine Klause steht, soll der Weg nach diesem Haus der erste sein, den ich suche." Er bückte sich und nahm seinen Bergstock auf. „Komm, Eigel, wir gehen zu Thal!"

Als sie, von der schroffen Zinne niedersteigend, um die Felswand bogen, öffnete sich vor ihnen ein weiter Ausblick gegen Westen.

„Alles noch Dein Land!" sagte der Kohlmann, mit dem Bergstock deutend. „Schau, neben dem König Eismann, da liegt ein langes langes Thal und in dem Thal ein See, der größt' von allen, den heißen die Leut' den Windachersee. Und über dem Thal drüben — siehst die zwei hohen Berg'? — die heißen der Steinberg und der Schneekalter. Und hinter denen liegt wieder ein Thal und wieder ein See; der hat keinen Namen, die Leut' sagen nur: ‚der hinter' See'. Die Achen, die aus ihm herausläuft, das ist ein böses Wasser! Wenn Wetter losbrechen und viel Regen fallt, treibt der Bach allen Rams* mit her, der von den Bergen herunterbröselt. Davon heißt das Thal auch die Ramsau. Wohl wohl, Herr, und in dem Thal, da hausen die besten Christenleut'. Freilich, die haben gut fromm sein, bei denen sitzt ein Pfarrherr. Hiltischalk heißt er."

„Ein Leutpriester in der Ramsau?" rief Eberwein, freudig betroffen von dieser Nachricht.

„Jung ist er freilich nimmer, aber ein gutes freundliches Mandl. Und alle Leut' haben ihn gern . . ." Eigel verstummte und hob lauschend den Kopf. Auch Eberwein horchte auf. „Was war das?" fragte er. Es hatte geklungen wie der wild jauchzende Aufschrei einer weiblichen Stimme.

Sie spähten umher. „Dort, Herr, schau!" stotterte der Kohlmann und deutete nach den dichten Krummföhrenbüschen, welche zwischen der kahlen Felswand und dem tiefer liegenden Almfeld den Berghang bedeckten. Ein mächtiger Bartgeier schwebte langsam, mit klatschendem Flügelschlag, über die Büsche hin; das zappelnde Gemskitz, das er in den Fängen hielt und hinwegschleifte über die schwankenden Aeste, erschwerte seinen Flug. Doch mit jedem Schwingenschlag strebte er höher und gewann schon die freie Luft. Da tauchte unter den Büschen am Saum des Almfelds eine Reiterin auf; rötliches Haar umflatterte den Nacken; das jagende Roß schien nur ihrem Ruf zu gehorchen, denn sie führte keinen Zügel, sondern hielt in erhobenen Armen den gespannten Bogen mit aufgelegtem Pfeil. Nun plötzlich stand das Roß, einen Augenblick erschien die Gestalt des jungen schönen Weibes regungslos, wie aus Erz gegossen — dann schwirrte mit hellem Klang die Bogensehne.

Der Geier machte eine jähe Schwenkung im Flug und ließ die Beute fallen; laut klagend raffte das gestürzte Tierchen sich auf, taumelte hin und her und verkroch sich zwischen die Büsche; der Geier schwankte und gaukelte in der Luft, er mußte tödlich getroffen sein; mit aller Kraft noch kämpfte er gegen den Sturz, doch immer matter wurden seine Schwingen, immer tiefer ging sein Flug, nun verschwand er im schrägen Niedergleiten hinter einer Wölbung des Almfelds — und hinter ihm her, mit jauchzendem Schrei und wehendem Haar, jagte die Reiterin, mit so wilder ungestümer Hast, daß es Sprung um Sprung den Anschein hatte, als müßte das Roß sich überstürzen auf dem steinigen Hang. Aus den Büschen kamen zwei weißgefleckte Bracken hervorgeschossen und suchten mit heiserem Gekläff den Weg, auf dem ihre Herrin verschwunden war.

Eberwein stand und streifte mit der Hand über die Augen. Den Herzschlag lähmend und jeden Nerv erregend, wie ein toller Spuk, war das wildschöne Bild dieser seltsamen Jagd an ihm vorübergeflogen. „Eigel! Wer war dieses Weib?"

„Die rote Recka war es, Wazemanns Tochter. Sieben Söhn' hat er und diese einzige Dirn'. Aber die Leut' sagen, sie wär' kein richtiges Menschenkind. Ihr Vater ist freilich ein Mensch — und was für einer! — aber ihre Mutter wär' eine Alfin gewesen! Und ich glaub's auch! Denn die Dirn' hat Feuer und Luft im Blut. Wie verwachsen ist sie mit ihrem Roß. Für die ist kein Wald zu schiech und kein Berg zu hoch, überall kommt sie hin, als hätt' sie Flügel am Leib wie eine Walmaid!"

Eberwein schüttelte seufzend den Kopf. „Wute und Walmaid und Alfin — fast hab' ich noch kein ander' Wort von Dir gehört! Eigel, Eigel, mit Deinem Christentum ist es schlecht bestellt!"

„Wohl wohl, Herr, kannst schon recht haben!" meinte der Kohlmann kleinlaut. „Aber wo soll ich denn ein besseres hernehmen? In die Ramsau und nach der Salzaburg ist mir der Weg zu weit, und was einer im Gadem von Wazemann und seinen Buben lernt, das ist alles eher, mein' ich, nur kein Christentum. Aber komm, Herr — schau, wie hoch schon die Sonn' steht — wir müssen uns tummeln, daß wir rechterzeit wieder hinunterkommen ins Thal."

Eigel bahnte den Weg durch die dichten Föhrenbüsche, und Eberwein folgte ihm. Als sie das offene Almfeld erreichten und den Ueberblick über den weiten Hang gewannen, blieb Eberwein stehen und spähte umher. „Ich sehe sie nicht mehr. Sie muß den Wald schon erreicht haben."

„Wen meinst? Ach so, die Rote!" Der Kohlmann lachte und schaute mit blinzelnden Augen zu seinem Begleiter auf. „Herr, nimm Dich in acht vor der! Und wenn sie Dir wieder begegnet, dann schau Dich nicht um nach ihr! Weißt, so ein Blick über die Achsel, der hat schon diemal recht schieche Sachen angerichtet."

Eberwein furchte die Brauen, und fester schloß sich seine Hand um den Stab. „Ich wollte, sie träte mir noch heute in den Weg. Ich hätte Lust, ihr eine Botschaft aufzutragen an ihren Vater."

Eine tiefe Mulde nahm die Wanderer auf. Als sie wieder den höheren Grund erreichten, lag ein Haufe verkohlten Gebälks vor ihnen. „Eigel! Was ist hier geschehen?"

„Da hat der Gernreuter, der drunten beim Albenbach hauset, seine Albhütte stehen gehabt. Aber die Wazemannsbuben haben gemeint, daß dem Gernreuter sein Vieh den Hirschen zu viel Gras wegfrißt, und drum haben sie den roten Hahn auf die Hütte gesetzt. Im letzten Sommer war's. Drei Stückl Vieh und dem Gernreuter sein Weib, die heroben gesennet hat, sind mitverbronnen."

Eberwein stand mit erblaßtem Gesicht und starrte den Kohlmann an. „Und das habt Ihr geschehen lassen, Ihr im Gadem? Und da es geschehen war, habt Ihr nicht Klage geführt?"

„Wohl wohl, Herr! Der Gernreuter hat geklagt. Und auf dem Jahrthing zu Grafengadem hat der Sulzbacher Herr das Urtel gesprochen. Herr Waze hat Wehrgeld zahlen müssen für das Weib — und alles ist gut gewesen! Alles gut!" Des Kohlmanns Augen funkelten, und unter seinen Händen knirschte der Bergstock.

„Eigel!" Eberweins Stimme zitterte.

„Und weißt Du, Herr, was die Leut' sagen? Sie sagen, es wär' gar nicht hergegangen um das Gras für die Hirschen und Gemsen — es wär' eine Rach' gewesen an dem Weib. Bei der sind die Wazemannsbuben an die Unrechte gekommen. Den einen hat sie mit der Faust ins Gesicht geschlagen, und den andern hat sie über die Hausgräd hinuntergeworfen, daß er das blaue Mal im Gesicht drei Wochen lang herumgetragen hat. Wären nur alle, wie die gewesen ist! Dann hätt' das Treiben im Gadem bald ein End'! Aber so! Kein Weib ist sicher! Jede Mutter, die ein Dirndl hat, das sich sauber anschaut, muß zittern vor jeder Stund'!"

Es währte eine Weile, bis Eberwein Worte fand. Er faßte den Arm des Kohlmanns und schüttelte ihn. „Eigel, Eigel — kann es denn Wahrheit sein, was ich höre?"

„Wahrheit, Herr? Als ob ich's nicht erfahren hätt' an mir selber! Weit über die dreißig Jahr' mag's her sein, da hab' ich . . . hab' ich eine Dirn' gekannt" — die Stimme des Kohlmanns schwankte, daß die Worte kaum verständlich waren — „ein Gesichtl hat sie gehabt so warm und lichtscheinig wie Rötelstein, wenn die Sonn' drauf liegt. Und sauber gewachsen wie ein jung's Bäuml, und Haar' wie der Hanf so goldig. Und hast ihr in die Augen geschaut, so hast gemeint, Du schaust ins blaue Himmelreich. Und so gut ist das Dirndl gewesen, so brav und gradschlächtig! Und ihre Lieb' zu mir ist all ihr Um und Auf gewesen. Auf Sonnwend, Herr, da hab' ich ihr zum Herdverspruch den beinernen Armreif angelegt, den meine Mutter getragen hat . . . und die ander' Woch' darauf hätten wir heuern

* Schutt.

sollen. Ein paar Tag ehnder bin ich hinaufgestiegen auf den Göhl und hab' ihr ein Kranzl heruntergeholt aus Edelweiß. Es ist schon auf den Abend zugegangen, wie ich heimgekommen bin und hab's ihr bringen wollen. Aber die Salmued — so hat sie geheißen, Herr — die Salmued ist nicht daheim gewesen. Ihr' Mutter und ich, wir haben gewart' und gewart' — es ist Nacht worden — und eine Stund' um die ander' haben wir hingepaßt auf das Dirndl. Am End' ist mir angst worden, und ich bin umgelaufen und hab' angefragt in jedem Nachbarhaus. Die ganze Nacht bin ich auf den Füßen gewesen und schier die Seel' aus dem Leib hab' ich mir herausgelaufen. Von meinem Dirndl aber hab' ich nichts gesehen und gehört."

„Doch als es Tag wurde, kam sie?" fiel Eberwein dem Kohlmann mit bebender Stimme ins Wort.

Ein heiseres Lachen tönte von Eigels Lippen. „Wie's Tag worden ist, bin ich gegen den Untersteiner Wald gelaufen, weil ich schon gefürchtet hab', die Salmued könnt' in der Finsternis in eine von Wozemanns Bärengruben gefallen sein. Auf einmal, wie ich hinlauf' zum Achensteg, kommt Herr Waze dahergeritten. Ich hab' mich auf die Seit' gehalten, denn der Weg ist schmal gewesen, aber wie er an mir vorbeireitet, da sieht er mich, und da zuckt ein Lacher über sein Gesicht. Mit der Faust hat er dem Roß eins auf den Hals gehauen, daß es einen Sprung gethan hat und davon geschossen ist, als wär' Feuer hinter ihm. Da hat's mir auf einmal durch die Seel' geschrien: wenn du die Salmued finden willst, so mußt suchen in Wazemanns Haus! In einem Sauser bin ich durch den Wald aus und hinauf über den Falkensteiner Weg — das Brückl war aufgezogen und das Thor versperrt — aber wie ein Zeck hab' ich mich angehängt an die Mauer und bin hinaufgekommen. Und droben — was ich schreien hab' können, hab' ich geschrien: ‚Salmued! Salmued!' Vier, fünf Knecht' sind gegen mich hergelaufen, aber aus dem Haus hab' ich einen Schrei gehört, und wie ich aufschau', seh' ich im Dachfenster der Salmued ihr Gesicht . . . die Arm' hab' ich noch in die Höh' gestreckt, und da hat mich einer von Wazes Knechten mit dem Speerholz vor die Brust gestoßen, daß ich getaumelt hab' und rücklings hinuntergefallen bin über die Mauer. Der Gelfrat, Sigenots Vater, hat mich gefunden und hat mir das Blut abgewaschen — und seit der selbigen Stund' hab' ich von der Salmued kein Wörtl nimmer gehört und hab' sie meiner Lebtag' mit keinem Blick mehr gesehen." Dem Kohlmann stand das Wasser in den Augen, aber er lachte. „Sie wird halt sein, wo dem Gernreuter sein Weib hin hat müssen!"

Eberwein hörte die letzten Worte nicht. Er stand hoch aufgerichtet, mit flammenden Augen, und seine Blicke spähten hinweg über das sonnige Thal und suchten in der von Schatten umsponnenen Ferne den Falkenstein und Wazemanns Haus. Er hob die geballte Faust, und der zurückfallende Aermel entblößte den sonnverbrannten nervigen Arm. „Herr Waze! Wir wollen rechten miteinander! Fürwahr, es soll anders werden! — Komm, Eigel, führ' mich zu Thal!"

Dem Alten voran, eilte Eberwein mit ungestümer Hast den Hang hinunter. Der Kohlmann holte ihn mit Mühe ein und schüttelte den Kopf. „Mußt Dich nicht so tummeln, Herr! Auf Bergweg' gehören langsame Füß' — und ‚Zeit lassen!' grüßen bei uns die Leut', wenn's einer gar so nötig hat. Ueberlauf' Dich nicht, sonst geht Dir vor der Zeit der Schnaufer aus!"

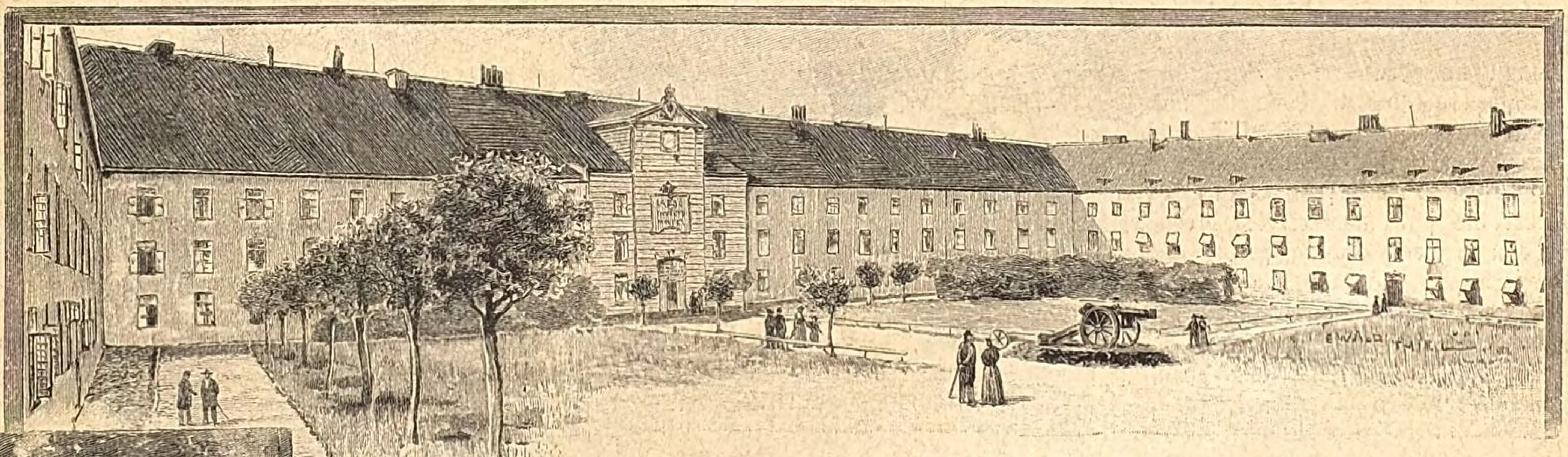
Eberwein mäßigte die Hast seines Ganges und atmete tief. „Dank, Alter, für diesen Rat! Auf den Wegen, die meiner warten, ist mir eines vor allem nötig: Geduld und Ruhe! Komm!"

Sie schritten weiter.

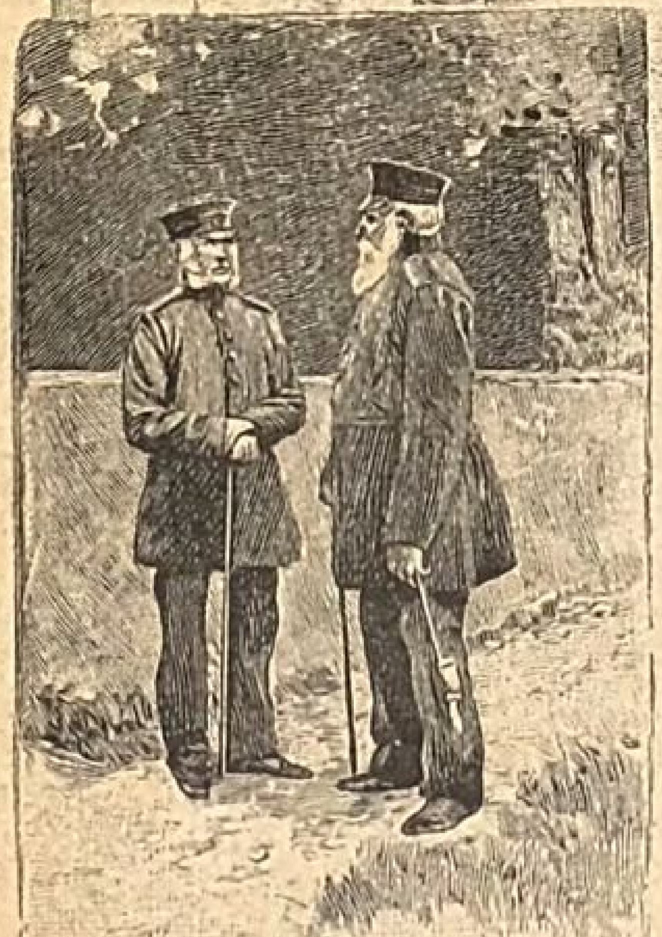
(Fortsetzung folgt.)

Ein Invalidenheim.

Von Johannes Wilda. Mit Zeichnungen von Ewald Thiel.



Das Invalidenhaus zu Berlin.



Es ist ungeheuerlich, wie eine Großstadt der Neuzeit das Gelände um sich her „auffrißt". Was ist aus dem Berlin geworden, das einst aus den Wirren des Dreißigjährigen Kriegs mit kaum 6000 Bewohnern und 800 meist einstöckigen und strohgedeckten Hütten hervorging! In einem seiner Dramen erzählt Wildenbruch, wie man von einem Turm der inneren Stadt Berlin ausgespäht und dann „fern im Norden, in der Gegend des Wedding" Menschen oder von Menschen aufgewirbelten Sand entdeckt habe. Eine Vorstellung dieses Entlegenseins vermag man sich heute kaum mehr zu bilden.

Nicht ganz so weit draußen wie der „Wedding" und etwas mehr westlich, in der Gegend der einst vielberufenen Panke, erstreckt sich das Besitztum, das wir jetzt ins Auge fassen wollen.

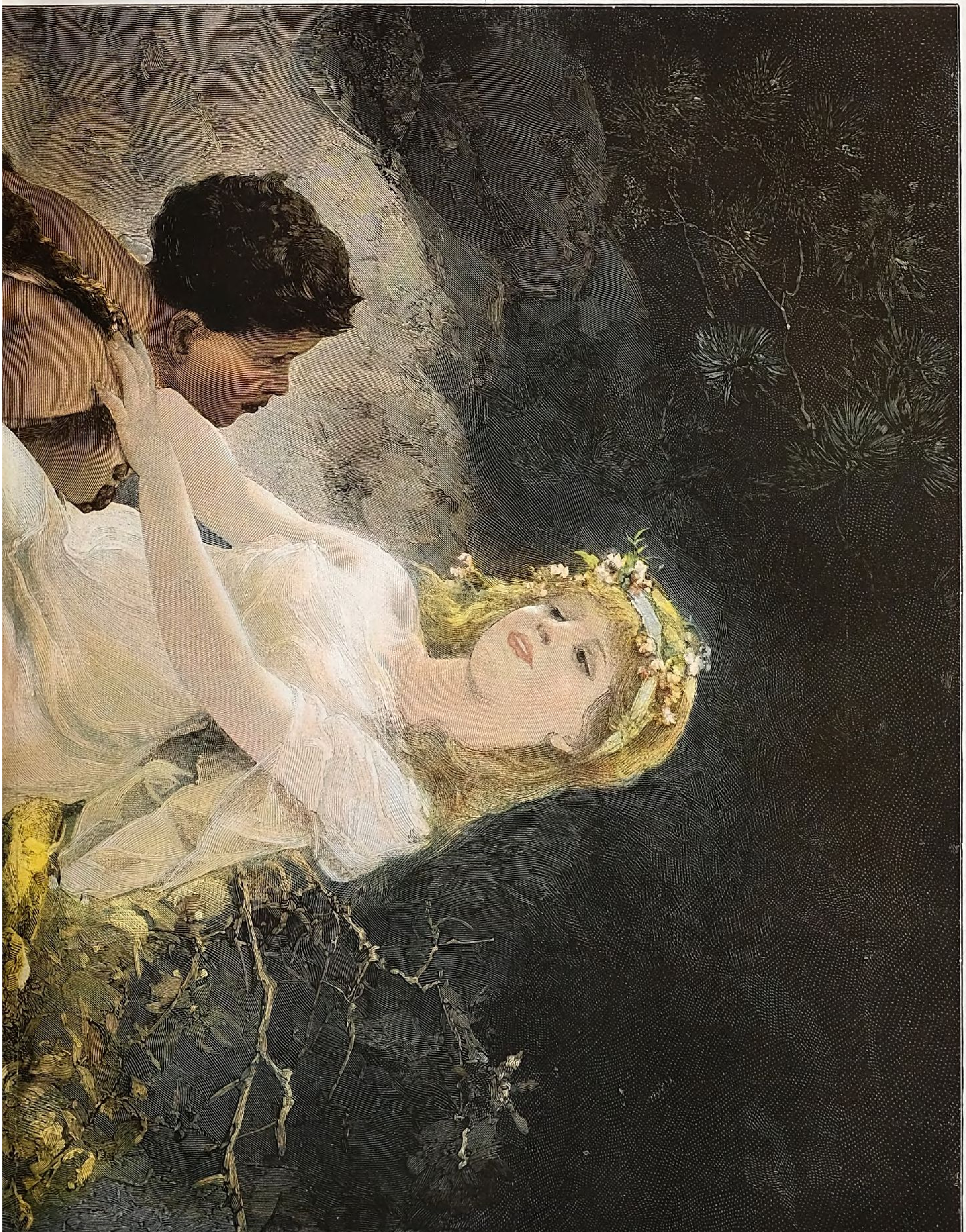
„Erstreckte" sollte man lieber sagen, insofern als „erstrecken" den Begriff einer weiten Ausdehnung in sich schließt. Das war einmal! Wenn der Alte Fritz das Gebiet wieder sähe, würde er sich wundern, wie klein es geworden und wie anders heute die Welt dort ausschaut! Die „Sandscholle" hieß es ehemals in der Amtssprache; wenn der Wind sich dort erhob, so wirbelte er Sand auf wie in der Wüste Sahara, dergestalt, daß zuweilen ein Reiter auf den angehäuften Hügeln über die Palissaden wegreiten konnte, welche die Stadt Berlin hier begrenzten.

Als der Große König aus dem Zweiten schlesischen Kriege heimgekehrt war, da machte er einen lobenswerten Gedanken zur That: die Abtragung einer Schuld gegen seine braven Soldaten. Er sah sich die Sandscholle mit seinem berühmten Adlerblick an und befahl, daß hier ein Haus für seine Invaliden gebaut werden solle, denn „wir müssen für unsere Freunde, die alten Soldaten, sorgen!" Von Magdeburg wurde der Ingenieurkapitän Petri beordert, ein Herr nach dem Herzen seines Königs, flink und sparsam — und binnen zwei Jahren war nicht bloß der große Bau fertig, es waren auch an der ausgeworfenen Bausumme von 121 000 Thalern 1338 Thaler, 7 Groschen und 6 Pfennig gespart. Im November 1748 fand die Einweihung


Photographie im Verlag der Photographischen Union in München

MÄRCHEN

Nach dem Oelgemälde von Paul Wagner



statt und 600 mehr oder weniger krumm und lahm geschossene Krieger hielten ihren Einzug, wobei nach dem Befehl des Königs „arme" Invaliden besonders bevorzugt wurden.

So stand nun das Haus da, ungefähr schon so, wie es heute ausschaut: ein drei bescheidene Stockwerke hohes, volle 175 Meter langes Gebäude, nebst einem Mittelbau, dem „Risalit" („Resolut" sagen die Invaliden). Zwei auch hübsch lange Flügel gehen davon aus; sie umschließen mit dem Hauptgebäude den auf unserer Abbildung S. 8 ersichtlichen „Kanonenhof", mit seinem Belagerungsgeschütz von 1780 in der Mitte. Den Schmuck der Anlagen kannte dieser Hof ursprünglich nicht; dafür ward dort ein lebhafter Markt abgehalten, denn das einsam gelegene Anwesen, das noch bis in die Neuzeit hinein die Bezeichnung „Invalidenhaus bei Berlin" führte, bildete eine kleine Stadt für sich mit eigener Wirtschaftsführung. Rechts und links liegen zwei Seitenhöfe, deren Abschluß durch je ein Kirchlein sowie durch die ehemaligen Wirtschafts- und jetzigen Stallgebäude gebildet wird. Anfangs wurde die nach dem Spandauer Schiffahrtskanal schauende Westseite als die Front angesehen; in der Neuzeit erachtet man dafür die nach dem Kanonenhofe gelegene Ostseite, an der die Scharnhorststraße vorüberführt. Auf jeder Front steht die vom Alten Fritz angebrachte Inschrift „Laeso et invicto militi", „dem wunden und unbesiegten Krieger" und seit kurzem prangt auch ein goldenes Reliefbild des königlichen Stifters unter dem Giebel des Vorder-Risalits.



Die Blinden.

Friedrich II. hatte sich gedacht, seine Invaliden würden sich trefflich zur Urbarmachung des vertrackten Sandes eignen und damit nicht bloß selbst eine gesunde Arbeit haben, sondern auch dem Hause eine gute Einnahmequelle schaffen. Aus diesem Grunde geschah auch die Ueberweisung der gewaltigen Bodenfläche von 134 ha an das Invalidenhaus. Allein der Plan schlug fehl; sei es, daß es an den nötigen landwirtschaftlichen Hilfsmitteln mangelte, sei es, daß die alten Knaben keine rechte Kraft und Lust zum Ackerbau besaßen, genug, es wurde durch die Selbstbewirtschaftung nicht einmal der nötige Futtervorrat für die Oekonomie des Hauses gedeckt, und so kam man dazu, den Landbesitz um ein Billiges zu verpachten oder zu verkaufen. Allmählich ging er fast ganz in Privathände über oder wurde zu sonstigen fiskalischen Zwecken hergegeben. Der alte Hamburger Bahnhof, die Gnadenkirche, das Augusta-Hospital, die Gebäude der Bergakademie, der Landwirtschaftlichen Hochschule, des Museums für Völkerkunde, der Exercierplatz der Artillerie — „Grützmacher" genannt nach einem alten Pächter der Wirtschaft des Invalidenhauses — die Kasernen der Gardefüsiliere, das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, der Stettiner Bahnhof 2c. 2c., alles dies liegt auf der dem Invalidenhause gestifteten Sandscholle des Alten Fritz.



Der Stratege.

Der ersten inneren Ordnung des Hauses fehlt es nicht an Zügen, die uns heute etwas befremdlich anmuten. Die Invaliden waren in drei Kompagnien eingeteilt. Die Offiziere wohnten für sich. Von den Mannschaften bildeten je ein Verheirateter und vier ledige „Kammerburschen" eine „Kameradschaft", die gemeinschaftlich in einer Stube nebst Kammer hauste, d. h. das Ehepaar in der Stube, das ledige Volk daneben in der Kammer, und es bestand die Absicht, daß die Frau die oft hilflosen Burschen mit bedienen sollte. Fünf Kameradschaften erhielten eine Küche zugewiesen.

Für die religiöse Erbauung der Invaliden hatte der Alte Fritz reichlich gesorgt, denn er hielt sehr auf die „Dankbarkeit für Gottes Wohlthaten". Auch an Schulunterricht fehlte es nicht im Invalidenhause. Der Kommandant mußte von jeder Konfession einen Unteroffizier oder Gemeinen aussuchen, der „beim Gottesdienst vorsang, die Kirche rein hielt, auch die Kinder im Lesen und Christentum informierte", wofür der Mann dann monatlich 1 Thaler 6 Groschen „extraordinär" bekam. Leider war aber selbst dieser Lohn oft umsonst bezahlt, da die Invaliden ihre Sprößlinge, statt sie in die Schule zu schicken, lieber zu dem einträglichen Wollespinnen ausnutzten. Später ist das glücklicherweise anders geworden.

An dem fröhlichen Kribbelkrabbel des Kindervolks hat das Invalidenhaus selten Mangel gelitten. Noch jetzt kann man zwischen den alten Knasterbärten die heraufwachsende junge Gesellschaft auf den Höfen oder in den Gärten oder bei trübem Wetter treppauf treppab und durch die endlosen, schlauchartigen Gänge tollen sehen, falls nicht der Invalide, welcher zu gewissen Stunden des Tages das Haus im Innern abzupatrouillieren hat, allzu übermütigen Unfug verhindert.

Die Gunst für die verheirateten Invaliden ist freilich nicht immer herrschend geblieben. Der Kriegsminister von Boyen schrieb z. B. einmal: „Nur gerade soviel Weiber, als die Anstalt bedarf, müssen darin aufgenommen und bei der Auswahl muß darauf gesehen werden, daß sie wenige oder gar keine Kinder haben, denn die Familien sind das größte Hindernis der Reinlichkeit." Die Damen des Hauses werden über diese Beurteilung wohl nicht sehr entzückt gewesen sein. Leider bleibt noch zu bemerken, daß Friede und Freundschaft nicht durchweg unter ihnen an der Tagesordnung waren, vielfach wohl wegen der gemeinsamen Küchen. Es kam soweit, daß 1836 um Einrichtung eines Civilgefängnisses

für widerspenstige Frauen gebeten wurde, welches Gesuch indessen vom Kriegsministerium dahin entschieden wurde, die holde Weiblichkeit, die sich derlei Excesse zu Schulden kommen lasse, sei, falls der Ehemann selbst keine Abhilfe zu schaffen vermöchte, brevi manu zu exmittieren, d. h. kurzer Hand hinauszuweisen!

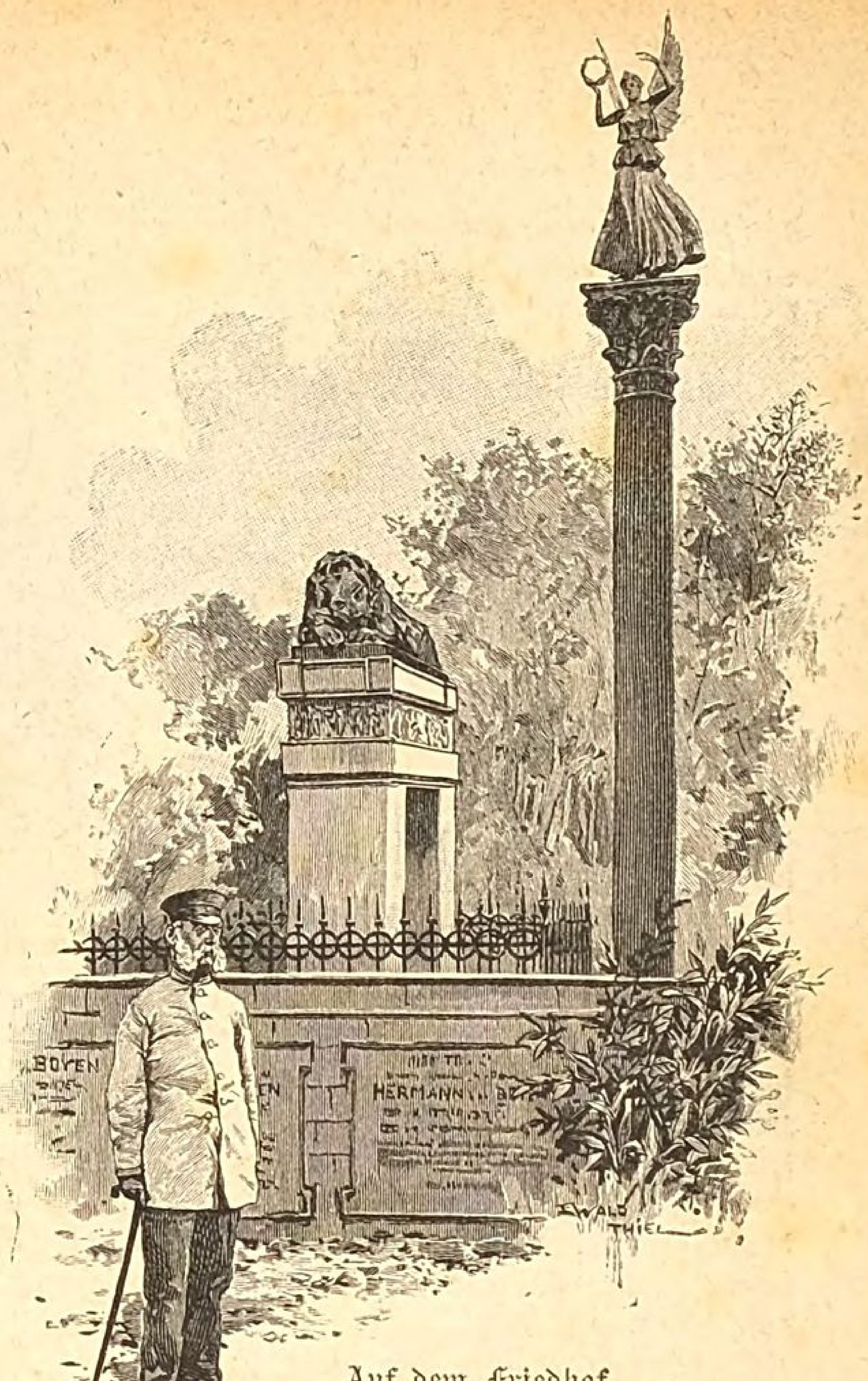
Manche rauhe äußere und innere Stürme suchten das Invalidenhaus heim. Als 1760 die Russen nach Berlin kamen, da berichtete an seinen König der damalige erste Kommandant, Oberst von Feylitsch, die Kosaken hätten ihn und sämtliche Offiziere und Gemeine aus dem Hause gejagt, hätten allen das Ihrige genommen, so daß mancher kein Hemd behalten habe. Und nicht viel besser ging es 1806. Napoleon gab sich zwar einen äußerst ritterlichen Anschein, indem er verkündigte, alle Invaliden sollten in ihrer Lage nicht nur erhalten, sondern sogar aufgebessert werden „in Erwägung, daß die alten Soldaten, welche ihrem Fürsten gut gedient, ein besonderes Recht auf Unser Interesse haben". Der schlaue Korse wußte, wie man Soldatenherzen erobert! Da aber seine Behörden alle preußischen Kassen aufs gründlichste leerten, so blieb das allerhöchste Wohlwollen für die Invaliden auf das Papier beschränkt. Die armen Leute suchten sich in der Stadt ihren Unterhalt, oft durch Betteln, und es dauerte noch Jahre, bis der erschöpfte Staat wieder für sie sorgen konnte.

In der Märzrevolution 1848 wollte ein Volkshaufe, der vor das geschlossene Gitter zog, das Haus niederbrennen, indes gelang es der Beredsamkeit eines ehemaligen Oberfeuerwerkers, dies zu verhindern. Die in den Straßenkämpfen jener Tage gebliebenen Soldaten wurden auf dem Invalidenkirchhof beerdigt, 1854 aber nach dem ebenfalls im Invalidenparke errichteten Nationaldenkmal übergeführt, das ihre Namen sowie die der Gefallenen von Dresden und von Baden, im ganzen 475, der Nachwelt verkündigt.

Was die inneren Stürme betrifft, so ist zu vermelden, daß man zeitweilig damit umging, das Haus zum Teil in eine Artilleriekaserne, ein andermal in ein Lazarett zu verwandeln. Ja, General Roeder stellte 1835 sogar die gänzliche Auflösung in Friedenszeiten zur Erwägung, da viele Zimmer leer ständen und die Invaliden es vorzögen, ohne militärischen Zwang mit einer Zulage in ihrer Heimat zu leben.

Allerdings gab es mancherlei an Haus und Bewohnern zu bessern. Schon General von Kessel hatte die feuchten Fußböden des fast gar nicht unterkellerten Hauses beseitigt, später erwarben sich dann namentlich der General von Boyen, der Prinz Wilhelm (der spätere Kaiser Wilhelm I.) und General von Olech, der Geschichtschreiber des Hauses, Verdienste mannigfacher Art. Das Kammerburschenwesen oder vielmehr -unwesen wurde früh abgeschafft; die Verheirateten lebten allein in ihrer mit einem Kochofen versehenen Stube nebst Kammer und die Unverheirateten in gesonderten Stuben.

So ist es im wesentlichen noch heute. Ist man an der Pförtnerwohnung am Thore vorüber, so tritt man in den südlichen Hof, dann, eine Stufe tiefer, über die Schwelle des einen Seitenflügels. Der schmucklose Flur ruft sofort den Eindruck einer Kaserne aus älterer Zeit hervor. Es ist ganz still, nur hier und da öffnet sich eine der vielen Thüren. Ein hüstelnder alter Krieger hinkt vorüber, oder am Geländer der Treppe schleicht ein blinder Greis die Stufen herunter. Derselbe Zugang mit seiner schier ärmlichen Einfachheit führt auch zu der im oberen Stockwerk gelegenen Wohnung des Gouverneurs (derzeit General der Infanterie von Grolman), deren vorderer und allerdings etwas stattlicherer Eingang sich an der Straße befindet. Der Kommandant, der dem inneren Dienst des Hauses vorsteht — gegenwärtig Generallieutenant von Blumröder — wohnt im anderen Flügel.



Auf dem Friedhof.



Beim Kartenspiel.

Augenblicklich befinden sich nur etwa 60 Unteroffiziere und Gemeine sowie 54 Offiziere im Hause, die in weit überwiegender Mehrzahl verheiratet sind. Die unverheirateten Mannschaften leben zu je dreien auf einer Stube zusammen. Da der den Offizieren angewiesene Platz ziemlich reichlich bemessen ward, so ist das ganze Haus besetzt, trotzdem früher anderweitig benutzte Räume zu Wohngelassen umgebaut wurden. Mancher alte General hat in diesen von einem Hauch altmodischer Behaglichkeit durchwehten Stuben schon einen friedlichen Lebensabend genossen. Und sein Sohn wurde wohl ebenfalls Offizier, und der Enkel, der als kleiner Kadett dem Großpapa General hier stramm seine Neujahrswünsche übermittelte, saß vielleicht nach einem halben Jahrhundert an derselben Stelle, neben demselben Ofen und ließ sich von seinem Enkel beglückwünschen.

Im Kasino der Offiziere befindet sich ein Glasschrank mit allerlei Reliquien, von denen unser Bildchen S. 11 einige darstellt. Da sehen wir an der Spitze den Stern des Schwarzen Adlerordens, den der Alte Fritz trug; darunter eine bieder geformte Mütze Blüchers von erfreulicher Geräumigkeit, Medaillen auf Siege Friedrichs und historische Trinkgläser. Ferner Schwerins Tabaksdose und vor allem einen Feldbecher Napoleons I., der sich in seinem bei Waterloo erbeuteten Feldwagen befand.

Der Geburtstag des Alten Fritz, der 24. Januar, wird natürlich immer noch als ein besonderer Festtag des Hauses betrachtet, und ein Wohlthäter hat den Mannschaften eine Stiftung gemacht, aus deren Ertrag sie an diesem Tage Leib und Kehle extra erquicken dürfen. Mit viel Dienst behelligt man auch die noch leidlich leistungsfähigen alten Knaben nicht; ein bißchen Patrouillieren im Hause, der Wächterdienst an der Siegessäule auf dem Königsplatz, hier und da ein Kleider-Appell — das ist so ziemlich alles. Schießwaffen haben sie gar nicht. Manche gehen auch tags über irgend einer Civilbeschäftigung nach, wobei sie dann selbstverständlich Civilkleidung tragen, nicht die an ihrem etwas vorweltlichen Schnitt, den weißen Knöpfen und dem B (Berlin) auf den Schulterklappen kenntliche Uniform. Wer abends über 9 Uhr ausbleiben will, hat sich wie in der Kaserne einen Urlaubspaß zu erbitten. Die Familien erhalten

ein für allemal eine Einlaßkarte, ohne die der Posten nachts niemand ins Haus läßt. Zapfenstreich giebt es nicht; überhaupt hat jegliche Blaserei aufgehört, seitdem der letzte Trompeter des Hauses ins Grab sank. Dafür aber bereitet Sonnabend mittags jeweilig die Kapelle eines Garderegiments den alten Herren eine musikalische Unterhaltung.

Machen wir einmal einen Besuch auf einer der fünf „Pflegestationen", wie man die Stuben der Unverheirateten nennt. Wir klopfen an — ein freundliches „Herein"!



Die letzten warmen Tage.

Die vier alten Herren, die da ihrer Partie „Schafskopp" obliegen, erwidern unsere Begrüßung höflich, spielen dann aber auf unsere Bitte hin mit sachlichem Ernste weiter, indessen wir uns etwas im Gemache umschauen. Kasernenluft und gleichzeitig eine gewisse Gemütlichkeit umgeben uns, ein Gemisch aus Hackländer und Chodowiecki. Nicht am wenigsten trägt zu diesem Eindruck der ehrbare Lederlehnstuhl am Fenster bei. Drei eiserne Betten, ein kahler Tisch nebst Bänken und Holzstühlen, ein paar Kriegs- und Kaiserbilder an den Wänden machen die übrige Einrichtung aus. Die Leute scheinen sich hier wirklich wohl zu fühlen. Im Essen und Trinken und Schlafen kommen sie nicht zu kurz, noch weniger im Rauchen, denn die urgemütliche lange Pfeife steht bei ihnen immer noch hoch in Ehren. Eine solche Lebensweise aber scheint zu konservieren. Eine sehr große Anzahl Kameraden folgte dem Befehl zum „letzten Appell" in einem beneidenswert hohen Alter.

Noch erfreulicher als während der Winterszeit in gut gewärmter Stube gestaltet sich der Hausbewohner Dasein im Sommer. Die Familien pflegen ihre Gärtchen; die alten Kameraden verlegen ihre Spaziergänge und Gespräche unter die Platanen, Linden und Rüstern, die in Fülle auf der einstigen Sandscholle gepflanzt sind. Da sitzen sie, so lange des Sommers warme Sonnenstrahlen es gestatten, geruhsam beisammen und rauchen und verbessern dabei die Verhältnisse des Hauses, der Armee, des Vaterlandes und der ganzen Welt.

Zuweilen steht auch wohl ein Stratege unter ihnen auf. Ein solcher erlangte z. B. vor einer Reihe von Jahren einen gewissen Ruhm. Als zuerst Helden von Anno 70 und 71 ins Haus kamen, erfaßte die älteren Herren von 66, 64 und 48 und einige ganz eisgraue aus den Befreiungskriegen eine Art Eifersucht, die bei heftigen Feldzugsdebatten zum Ausbruch zu kommen pflegte. Nur gegen den „Strategen" konnten die alten Herren nicht an. Wenn dieser Vortrag hielt über die Belagerung von Metz und dann schloß: „So saßen die Franzosen in die Falle wie eene Maus und wir saßen wie eene Katze drum herum", so mußten sie alle miteinander verstummen; dergleichen Leistungen hatten sie von Anno dazumal ja doch nicht aufzuweisen.

Rührend ist der Anblick der Blinden, von denen einer seit 50 Jahren die Sehkraft verloren und kürzlich sein 50jähriges Jubelfest als Hausinsasse gefeiert hat. Einzeln oder zu zweien, mit den Stöcken vortastend, suchen sie ihren Weg in den Garten. Die Strecke zwischen der Gartenterrasse und dem Kanal ist ihr Gebiet, dort können sie gefahrlos auf und ab wandeln und bequeme Bänke bieten ihnen wohlbekannte Ruheplätze, auf denen sie dem Sang der Vögel lauschen.

An beide Enden des Hauptgebäudes schließen sich je eine evangelische und eine katholische Kirche an, deren Geistliche ebenfalls im Hause wohnen. Unter den früheren lutherischen Feldpredigern des Invalidenhauses befand sich auch Friedrich Wilhelm Schmidt, bekannt als der Dichter „Schmidt von Werneuchen", dem wir folgende hausbackene und doch so anspruchslos behagliche Schilderung eines Juniabends im Invalidenhause — es war, wie der Dichter gewissenhaft vermerkt, um 11 Uhr — verdanken:

„Hinter diesen Lack- und Rosenbäumchen
Hier am kleinen offnen Fenster ruht
Sich's beim Abendsange lieber Heimchen
Und der Frösche Quaken noch so gut.
Längst schon schläft mein Zeisig; ein paar Mücken
Wachen mit mir in der Stube nur,
Alles ist so stille, daß ich picken
Deutlich höre meine Taschenuhr." —

Auf der Nordseite des Hauses breitet sich der Invalidenkirchhof aus, einer der schönsten Friedhöfe Berlins. Ehrwürdige Bäume beschatten ihn, überall rankt dichter Epheu üppig an den Erinnerungsmälern alter berühmter Geschlechter empor. Hier ist die Grabstätte Scharnhorsts und seiner Familie, mit dem sterbenden Löwen auf reliefgeschmücktem Unterbau. Dicht daneben flankieren zwei von Siegesgöttinnen gekrönte Säulen die Ruhestätte der Familie von Boyen. Hervorragend ist auch das Denkmal des Generals Winterfeldt, dessen Gebeine hierher übergeführt wurden; es trägt als Inschrift Friedrichs des Großen Worte: „Er war ein guter Mensch! Er war ein Seelenmensch! Er war mein Freund!"

Noch manches andere schöne Grabmal wäre zu nennen, aber es fehlt uns der Raum, sie alle aufzuzählen. Hart an der Kanalböschung steht die Königslinde „zur Erinnerung an Friedrich II." In seltsamem Widerspruch stößt hier die feierliche Kirchhofsruhe zusammen mit dem unruhigen Lärm des jenseit des Kanals liegenden Güterbahnhofs der Hamburger Bahn — Vergangenheit und Gegenwart!

* * *

Ein wohlthuendes Gefühl des Geborgenseins, so denken wir uns, muß die Grundstimmung sein, welche die kleine Schar im Berliner Invalidenhause durchströmt, trotz mancher Einschränkung, welche das gemeinsame Leben auferlegt. Wie steht es aber mit der großen Menge derer, welche, an Gesundheit und Erwerbskraft geschwächt, draußen im Reiche von ihrer Pension leben müssen, wie steht es mit den **Hinterbliebenen** solcher, die in den Kampf fürs



Aus dem Reliquienschrank.

Vaterland hinausgezogen sind, um nie mehr wiederzukehren, oder die den Keim des Todes vom Felde der Ehre mit nach Hause gebracht haben? Dürfen auch sie jenem glücklichen Gefühl sich hingeben?

Die Antwort auf diese Frage lautet leider: „Nein!" So tönt es aus den zahlreichen Eingaben der Kriegervereine, die dringend um Aufbesserung der Invalidenpensionen vorstellig werden, so spricht es aus tausend Fällen offener und versteckter Not in den Familien der Betroffenen, und wir verstehen dieses schmerzliche Nein, wenn wir z. B. vernehmen, daß die Witwen der vor dem Feinde Gefallenen oder an Wunden und Krankheiten verstorbenen Gemeinen nicht mehr als 180 Mark jährlich erhalten, die Kinder als einfache Waisen 126 Mark, als Doppelwaisen 180 Mark, unterstützungsbedürftige Eltern 126 Mark. Wohl hat die Abänderung des Militärpensionsgesetzes, welche noch im vorigen Winter beschlossen wurde, für die Invaliden selbst einige Verbesserungen gebracht, indem sie insbesondere die Kriegszulage von 3 auf 6 Mark monatlich erhöhte; aber das bedeutet denn doch kaum einen Ausgleich für die allgemeine Lebensverteuerung, die in den letzten zwanzig Jahren eingetreten ist, geschweige denn einen Ausgleich dafür, daß die Invaliden von 1870 jetzt allmählich beginnen, alt zu werden, und den Rest von Arbeitskraft, der ihnen vielleicht noch geblieben, vollends entschwinden sehen müssen! Und an der wundesten Stelle des alten Gesetzes, an der kärglichen Fürsorge für die Hinterbliebenen, hat jene Abänderung nichts gebessert! Noch immer ist es so, daß Frankreich, das besiegte Frankreich, für seine Invaliden und ihre Angehörigen besser sorgt als das siegreiche Deutschland!

Und bei alledem ist heute der Ertrag des aus der Kriegsentschädigung zurückgestellten Reichsinvalidenfonds erheblich größer als der Aufwand, den die Pensionen nach den bisherigen Bestimmungen erfordern. Anstatt nun diese Bestimmungen zu ändern, anstatt die Bezüge der armen Invaliden nach Maßgabe des verfügbaren Ueberschusses zu erhöhen, will man jenem mit dem Herzblut unserer Krieger erstrittenen Fonds 67 Millionen Mark zur Verstärkung der Betriebskasse des Reichs entnehmen! Warum das? Warum die Quelle verstopfen, aus der die Mittel zur Linderung so vieler Gebrechen, zur Stillung so beweglicher Klagen entströmen? Wahrhaftig, wir können und wollen nicht glauben, daß jene Gelder wirklich dem hohen Zwecke entfremdet werden, dem begeisterte Dankbarkeit sie einst geweiht, wir können und wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß man die nicht ferner darben lassen werde, die für des Vaterlandes Schutz und Ehre freudig ihr Leben eingesetzt oder ihren Ernährer dahingegeben haben. Die Redaktion.

Die Perle.

Roman von **Marie Bernhard**.

1.

Ziemlich weit draußen in einer langen Straße der Hafenstadt St. stand ein niedriges weißes Häuschen; man sah nichts Besonderes daran, und doch war's eine Kuriosität und die ringsum wohnende Jugend hätte viel darum gegeben, einmal da hineinzukommen und all die Herrlichkeiten, mit denen das weiße Häuschen vollgestopft sein sollte, zu besichtigen. Aber der Besitzer, Kapitän Leupold, war ein Sonderling und gönnte nur wenigen Bevorzugten den Eintritt.

Die Straße, in der sich das Haus befand, hieß die Schiffstraße, und es wohnten dort zumeist Leute, die irgend etwas mit der See zu schaffen gehabt oder noch zu schaffen hatten. Jeder Einwohner der schmalen Gasse kannte den alten Leupold, und man sah ihm lächelnd nach, wenn er tagaus tagein, bei Wind und Wetter, um die zehnte Morgenstunde zum Hafen hinunterging, mit seinem wiegenden Schritt, die Hände tief in die weiten Taschen seines blauen Friesrockes vergraben, die Seemannsmütze mit dem Anker hintenübergesetzt, einen gelegentlichen Gruß nur mit einem Augenzwinkern und einem knurrenden Laut erwidernd.

Er galt für wohlhabend, hatte sein eigenes Segelboot unten im Hafen, mit dem er oft stundenlang auf hoher See war, und man wunderte sich allgemein, daß er sich schon zur Ruhe gesetzt hatte, denn er stand noch in guten Jahren. Wenn man ihn darum befragte, schüttelte er bloß unwirsch den Kopf und brummte: „Rheumatismus im linken Hinterbein!" In der That schleppte er, namentlich bei nassem Wetter, den linken Fuß oft ein wenig nach.

Seine Bedienung besorgte ein ältlicher hüftlahmer Matrose, der vor Jahren vom Fockmast abgestürzt und seitdem dienstuntauglich war. Die Sage ging, daß dieser Seemann, von Geburt ein Holländer Namens Jan Grenboom, ein ausgezeichneter Koch sei und die kleine Häuslichkeit in musterhafter Ordnung halte. Besuch bekam der Kapitän fast nie, denn er behandelte die Gäste, die sich einstellten, nicht gerade verbindlich. Er konnte es nicht ausstehen, wenn die Leute ihn viel fragten, ebensowenig, wenn sie sich über alles mögliche wunderten. Die fünf Zimmer, die der Kapitän bewohnte, waren auffallend klein und niedrig und glichen mit ihren winzigen Fensterchen ganz und gar den Kabinen auf einem Schiff; zwischen tausend Gerätschaften, die den Weg versperrten, mußte man sich durchwinden wie ein Aal, um beileibe nichts von den zahllosen Zierraten herunterzuwerfen, mit denen alle Möbel belastet waren.

„Aber sagen Sie, wie ist es Ihnen möglich, so zu leben?" hieß es dann wohl. „Hier kann man ja keinen Schritt machen, ohne Schaden anzurichten!"

„Ich kann hier leben und kann auch hier gehen!" lautete die Antwort. „Andere brauchen's ja nicht! Mir gefällt das so!"

„Aber langweilen Sie sich denn nie, so einsam, wie Sie doch sind?"

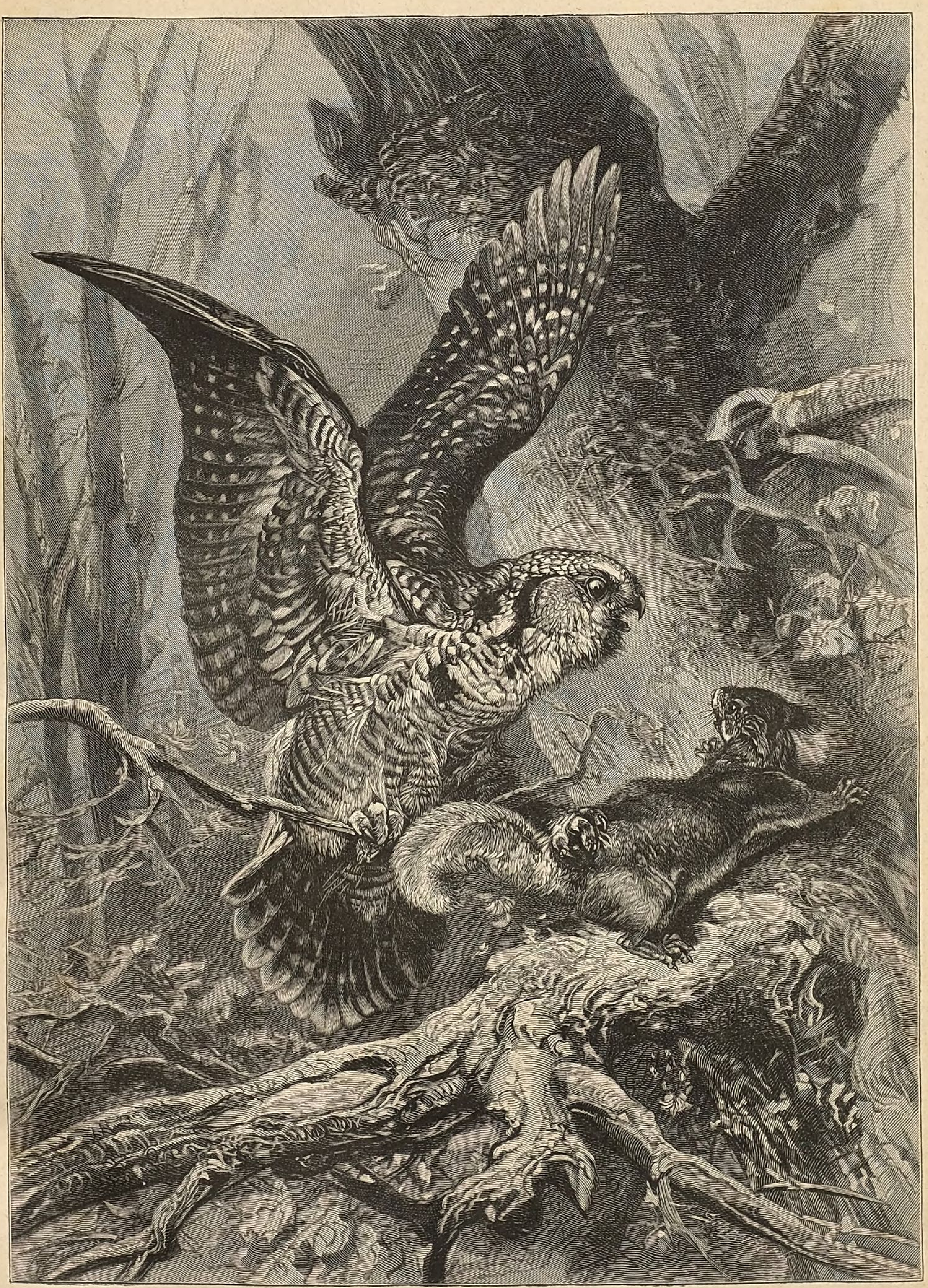
Dann gab es einen eigentümlichen Seitenblick auf den Frager. „Langweilen? Hier bei mir?" In der That war genug Unterhaltendes da: Bücher über Bücher in den niedrigen Schränken, Land- und Seekarten, dazwischen Glaskästen mit reizenden bunten Vögelchen, hinter einer Scheibe eine Klapperschlange, vorzüglich ausgestopft, den Beschauer mit dräuend kaltem Blick musternd, Bilder von Kriegs- und Segelschiffen, seltene Waffen, köstliche türkische und ostindische Decken in originellen Mustern . . . wie ein Museum war's, und wenn der Besitzer dieser Kostbarkeiten hätte erzählen wollen, welche Geschichte sich an dies oder jenes Stück knüpfte, er würde sich ein dankbares Publikum gewonnen haben. Aber er wollte das nicht.

Zwei lebende Wesen hatte er als Trophäen mit heimgebracht, zur Verzierung seines Hauswesens: Cato, einen Papagei von den Molukken, ein ziemlich unscheinbares Thier, aber überaus gelehrig, und Dido, ein possierliches Aeffchen aus Ceylon, vortrefflich abgerichtet und nur selten zur Strafe für irgend eine Unart an die meterlange feine Stahlkette gelegt, welche am Fenster der kleinsten Kabine befestigt war.

Das Seltsamste und Anziehendste aber in Kapitän Leupolds Wohnung war ein Bild, ein großes Oelgemälde, das in seinem Lieblingszimmer hing und auf jeden Beschauer Eindruck machen mußte. Es war eine herrliche Kopie von Tizians „büßender Magdalena" aus dem Palazzo Pitti zu Florenz, von einem schlichten dunkeln Rahmen eingefaßt. Leuchtend und glühend, voll fremdartigen Reizes, hing das Bild in dieser Umgebung. Von Sonnenschein umzittert, strömte das Rotgold des Haares über die weiße Brust, und die in Thränen funkelnden Augen flehten zum Himmel empor . . . um was? Um Seelenfrieden? Um Kraft zur Entsagung? — Wie kam der alte Seebär zu diesem, gerade zu diesem Bilde? Mein Gott, so einfach! Er hatte immer dieselbe Erklärung: „Ich hab' sie gesehen und sie hat mir gefallen, eben weil's ein gemaltes Frauenzimmer war — ein lebendiges hätte das nicht zuwege gebracht. Und weil ich dort das Bild nicht von der Wand nehmen und in meine Kiste packen konnte, drum ließ ich's von einem jungen Farbenschmierer abmalen. Die Stadt, in der es hing oder noch hängt, heißt Florenz, der Mann, der's gemalt hat, heißt Tizian, und das Weib, das drauf ist, heißt Magdalena. ‚Büßende' steht dabei. Wer will, kann ja auch glauben, daß sie büßt!" Darauf ein kurzes hartes Lachen, und weiter kein Wort, man mochte fragen, was man wollte.

Alles in allem ein Original, der Kapitän Leupold, wenn auch gerade kein liebenswürdiges, am wenigsten gegenüber den „Landratten", die dem Kapitän unausstehlich waren.

Der junge Mann, der heute, an einem gottgesegneten Maientag, auf Leupolds Häuschen zusteuerte, gehörte nicht zu dieser unwillkommenen Menschensorte, sondern zur „Zunft", das sah man auf den ersten Blick. Ein auserlesenes Seemannsexemplar — sechs Fuß Höhe, ein Gesicht wie aus Bronze gegossen, unternehmend blitzende blaue Augen darin, nagelneue Kapitänsuniform! Wie er so durch die Schiffstraße ging, tauschte er rechts und



Sperbereule beim Fang eines Eichhorns.
Nach einer Originalzeichnung von Karl v. Dombrowski.

links manchen Gruß mit den Vorübergehenden; die sahen ihm wohlgefällig nach, denn sie kannten ihn gut: das war ja Albrecht Kamphausen, des alten Leupold Mündel, sein Adoptivsohn, sein Liebling, so barsch er das auch immer bestritt. „Hat sich was — Liebling! Hab' keinen Liebling! Weichliches Frauenzimmergewäsch!"

Albrechts Vater war Leupolds bester Freund gewesen, noch von der Schulbank her. Sie waren von Klasse zu Klasse zusammen aufgerückt — langsam, denn das Lernen war ihnen beiden verhaßt gewesen — sie hatten jede freie Stunde miteinander im Boot auf Fluß und See verbracht, sie waren nachher auf dasselbe Schiff gekommen und hatten alles miteinander geteilt . . . Brot und Koje, Hunger und Prügel. Die beiderseitigen Eltern gaben die Jungen als halb verlorene Söhne auf: wer in der Schule nichts lernen wollte, der taugte nichts. Julius Kamphausens Vater war ein kleiner Beamter, hatte sieben Kinder und war froh, den unnützen Brotesser, aus dem doch nichts Rechtes werden würde, los zu sein. Erich Leupold war der Sohn eines unbemittelten Professors, er hatte nur noch eine einzige, bedeutend jüngere Schwester — ein wunderschönes zartes Kind, der Stolz der Eltern, die der Kleinen eine ganz besonders sorgsame Erziehung zu geben beschlossen, nachdem der Sohn ihnen so völlig „mißraten" war. Inzwischen bestanden die beiden Freunde mit Ehren ihr Steuermannsexamen und mußten sich nun trennen. Erich zeigte für sein Fach eine hervorragende Befähigung und hatte auch Glück, es dauerte nicht lange, da war er Kapitän; natürlich nahm er auf seiner ersten selbständigen Reise den Freund als Obersteuermann an Bord. Auch in diesem Verhältnis vertrugen die beiden sich vortrefflich, und als dann auch Kamphausen den Befehl über ein eigenes Schiff erhielt, ging ihnen die Trennung sehr nahe.

Leupold blieb Junggesell, sein Freund heiratete nach einiger Zeit ein ganz armes Mädchen, das er nach kaum vierjähriger Ehe als Witwe zurückließ — ein Sturm im griechischen Archipel vernichtete das Schiff samt der ganzen Bemannung. Der trostlosen Frau nahm sich Leupold nach Kräften an, obgleich er sich bis dahin wenig um sie und ihr Söhnchen bekümmert hatte, denn er hielt Kamphausens Heirat für „Blödsinn" und mit „Krabben", wie er die kleinen Kinder nannte, wußte er nichts anzufangen. Er ließ die junge Frau mit dem Knaben nach Kiel kommen, wo gerade sein Schiff vor Anker lag, um das Notwendigste für die nächste Zeit mit ihr zu besprechen. Die beiden suchten ihn auf der „Möwe", seinem stolzen Schiff, auf; Leupold stand, anscheinend teilnahmlos, auf dem Achterdeck, ihre Ankunft zu erwarten. Da hörte er seine Matrosen lachen. „Was'n spassiger Kerl!" „Gott's ein Donner, nu' seh' ein' bloß, wie der kleine Racker lacht!" Neugierig bog sich der Kapitän ein wenig vor. Unten in der Jolle, die seine Gäste an Bord schaffen sollte, sah er eine junge schwarzgekleidete Frau sitzen, die mit beiden Armen ein Bübchen umklammert hielt, einen kaum dreijährigen Wicht, der mit den Beinchen strampelte und die dicken kleinen Hände ineinander schlug, daß die Mutter Mühe hatte, ihn zu halten. Dazu jauchzte der Bursche aus voller Kehle. Der Mann, der die Ruder führte, lachte, die Leute auf den ringsum liegenden Schiffen lachten, alles freute sich über den Knirps; nur die eigene Mutter lachte nicht mit, sondern hatte große traurige angstvolle Augen. Aber der alte Leupold schmunzelte, und als er die beiden oben auf seinem Schiff hatte, da ließ er die junge Frau ihre Anrede: „Ich bringe Ihnen Ihr Patchen, wie Sie gewünscht", gar nicht vollenden. „Was Patchen! Komm hoch, Junge — so! Angst vor mir?" Und als der Kleine ihm statt der Antwort auf die Schulter stieg und Anstalten traf, von da aus geradeswegs die Strickleiter in die Höhe zu gehen, in den Mastkorb hinauf, da verklärte sich sein strenges Gesicht: „Sieh, sieh, Albrecht Kamphausen, so sind wir gesonnen? Na, das kann eine gute Freundschaft werden!" Verächtlich musterte er dann die weißen Röckchen des Kindes. „Ziehen Sie ihm doch den Plunder aus, Madame, daß er wie 'n Junge aussieht; 'nen richtigen Matrosenanzug muß er haben!" Da hatten der jungen Frau die Augen geflammt. „Matrosenanzug? Daß er sich von früh auf daran gewöhnt und mir später auch zu Schiff geht, nicht wahr? Herr Kapitän, er soll alles andere werden, nur nicht Seemann." Worauf Leupold den Knaben kaltblütig von seiner Schulter heruntemahm und auf den Boden setzte. „Ganz wie Sie wünschen! Da, lauf', Du Krabbe!"

Sein Anteil an dem Kinde schien erloschen, er besprach geschäftsmäßig mit der Mutter alles weitere, wies ihren Dank trocken zurück und brach das Zusammensein so kurz ab wie nur möglich. Jahrelang sah er sein Patenkind nicht wieder, er ließ sich seine Zeugnisse schicken, zahlte ihm Taschengeld, unterstützte die Mutter und kümmerte sich weiter um nichts. Albrecht Kamphausen wuchs inzwischen heran, bildhübsch und begabt; er hatte ein merkwürdiges Interesse für seinen Vormund, obgleich die Mutter es mit keinem Wort nährte; im übrigen machte er es wie einst sein Vater: jede freie Stunde im Boot, jede abgesparte Mark für Reisebeschreibungen, beides heimlich, denn der Junge liebte seine Mutter und wollte sie nicht betrüben. Aber er mußte das doch thun, als nun die Berufswahl an ihn herantrat und er erklärte: Seemann und nichts anderes! Sie setzte sich verzweifelt zur Wehr, flehte ihr Kind an in Angst und Thränen — der schöne junge Mensch küßte ihr die Thränen weg und sagte, er kenne seine selbstlose gute Mutter, sie werde seinem Lebensglück nicht im Wege stehen. Was sollte, was konnte sie thun? Die nötigen Mittel hatte sie nicht, aber Pate Leupold, der sich inzwischen zur Ruhe gesetzt, hatte sie und gab sie auch. Als er den entscheidenden Brief empfing, schlug er sich aufs Knie, daß es schallte, und rief triumphierend: „Hat mich die Krabbe also damals doch nicht betrogen!" wie wenn der Dreijährige ihm dazumal ein Versprechen gegeben hätte.

Fortan war große Freundschaft zwischen dem Kapitän und Albrecht Kamphausen. Manchmal freilich war der junge Marineoffizier dem alten Seebären zu „fein" und mußte ein paar spitze Redensarten einstecken, im allgemeinen aber stand Onkel Leupolds Herz ebenso wie sein Geldbeutel dem jungen Mann jederzeit offen; und jetzt zumal, da Albrecht wohlbestallter Korvettenkapitän auf Seiner Majestät Schiff „Nixe" geworden war und im Begriff stand, seine erste Fahrt als solcher nach den chinesischen Gewässern anzutreten, war des alten Mannes Seele von Freude erfüllt und er gestand sich ganz insgeheim, daß er stolz auf „seines alten Kamphausen Jungen" sei und daß er ihn beinahe lieber habe als seine leiblichen Anverwandten.

Mit diesen hatte er auch in der That wenig genug zu thun. Seine um so viel jüngere Schwester war im Elternhause immer wie eine Prinzessin behandelt worden, und wenn Erich, der ein etwas unbeholfener Junge gewesen war, das feine Püppchen einmal anfassen wollte, dann hieß es gleich: „Sei doch nicht so derb! Du brichst sie ja entzwei!" So gewöhnte er sich daran, das zarte goldhaarige Geschöpf aus der Ferne zu bewundern. Als Elisabeth dann erwachsen war, kam er nur selten nach Hause und konnte ihr gegenüber keinen geschwisterlichen Ton finden, sie war ihm fremd geworden. Die Eltern sahen noch ihren Lieblingswunsch erfüllt: das Kind ihres Herzens machte eine glänzende Partie. Wenigstens ließ sich alles danach an. Der Bräutigam war ein Freiherr von Doßberg, vom ältesten Adel, Großgrundbesitzer, eine vornehme Erscheinung und derart bezaubert von Elisabeth, daß sein Entzücken selbst ihren in dieser Richtung recht anspruchsvollen Eltern genügte; es gab nichts, was ihm für seine reizende Braut gut und schön genug gewesen wäre, und er überschüttete sie mit Kostbarkeiten. Leider stellte es sich hinterher heraus, daß diese Geschenke mit seinen Verhältnissen durchaus nicht im Einklang standen. Der junge Freiherr war für seine Person keineswegs ein Verschwender, dabei ein strebsamer Landwirt. Allein seine Vorfahren hatten flott gelebt und das herrliche, jahrhundertelang im Besitz der Familie befindliche Gut heruntergebracht, so daß der jetzige Freiherr, selbst bei äußerster Sparsamkeit, sich kaum darauf hätte behaupten können. Wie aber konnte er sparsam sein, da seine angebetete junge Frau, zart und schwach wie die empfindlichste Treibhauspflanze, die sorgsamste Pflege brauchte! Er mußte mit ihr, die er doch unmöglich allein reisen lassen durfte, die kostspieligsten Bäder besuchen, mehrere Winter im Süden zubringen und alles thun, um sie sich selbst und den beiden Kindern, die sie ihm geboren, zu erhalten! Dazu kam, daß Doßberg es nie über sich gewann, Elisabeth zu sagen, wie es mit seinen Vermögensverhältnissen stand. Er hatte sie von Anfang an wie ein geliebtes, sehr verwöhntes Kind behandelt, und sie hatte sich das willig gefallen lassen. Jetzt aber war es zu spät, sie ins Vertrauen zu ziehen. Seit fast zwei Jahren war Elisabeth unheilbar krank, unweigerlich an ihr Zimmer und fast immer ans Bett gefesselt — eine Aufklärung über den Ruin, der ihrem Gatten drohte, hätte sie töten können. Sie selbst täuschte sich über ihren Zustand, hoffte immer wieder auf Besserung, versprach sich viel vom Frühling, machte Pläne für den Sommer, und die Ihrigen stimmten ihr bei und bauten Luftschlösser, deren Unhaltbarkeit sie am besten kannten. Jetzt war es nicht schwer

mehr, die arme Frau zu betrügen; sie kam nicht mehr hinaus, sah nur noch Mann und Kinder — wie sollte sie ahnen, daß die beiden schönen Vorwerke, die zu ihrem Gut gehört hatten, längst in fremden Händen waren, daß der prachtvolle Waldbestand gelichtet, der Garten ungepflegt, mehr als die Hälfte der Dienerschaft entlassen war? Die alten kostbaren Gobelins, die herrlichen Kunstmöbel, die Schränke von eingelegter Arbeit, die Schnitzereien und Bilder, an denen sie sich einst erfreute, Dinge, welche die Gesellschaftsräume im anderen Flügel des Hauses bargen, das alles war längst verkauft. Es hatte den Herrn des Hauses einen schweren Kampf gekostet, sich von diesen Schätzen zu trennen, aber er hatte sie geopfert, um das Gut, das Familiengut, an dem er mit allen Fasern seines Herzens hing, zu retten. Seinen kostbaren Viehbestand, seine edeln Pferde hatte er hingegeben, er hätte trockenes Brot essen mögen, um den alten Besitz zu halten. Tropfen in ein Meer! Die Kinder des Hauses, eine achtzehnjährige Tochter und ein Junge von sechzehn Jahren, der in St. das Gymnasium besuchte, konnten oder wollten auch nicht durchschauen, wie es um den Vater stand, trotz der Veränderungen, die nach und nach in Haus und Wirtschaft Platz gegriffen hatten, und jedenfalls sprachen sie nicht weiter von dem, was sie etwa gemerkt hatten; die Jugend ist sorglos und verschließt Auge und Ohr absichtlich oder unbewußt gegen unbequeme Mahnungen.

Nur der alte Leupold war genau unterrichtet. Er besuchte den Schwager und die kranke Schwester, deren Gut kaum vier Meilen von St. entfernt lag, sehr selten, aber seine alten Freunde, die Kapitäne und Lotsen, trugen ihm allerlei zu, was ihm zu denken gab. Es that ihm leid, denn er hatte die Kinder gern, aber helfen konnte er nicht, selbst wenn er es gewollt hätte. Sein erspartes Vermögen machte nur einen Bruchteil dessen aus, was der Schwager brauchte, um sein Fahrzeug wieder flott zu machen. So begnügte er sich, seiner Nichte, wenn sie gelegentlich zur Stadt kam, ein paar Goldstücke in die Kleidertasche zu schmuggeln, und seinem Neffen, dem Obersekundaner, stille Wünsche in Bezug auf Theaterbillets, Schlittschuhe und Cigaretten zu erfüllen — viel weiter ging sein Anteil nicht. Am Krankenlager seiner Schwester fühlte er sich verlegen, das Netz von kleinen Lügen und Beschönigungen, mit dem man sie umsponnen hielt, hätte er am liebsten mit einem derben Ruck zerrissen, und für seinen Schwager, so sehr er ihn jetzt bedauerte, hatte er nie Verständnis gehabt. Ein Mensch, der nicht den Mut zur Wahrheit besaß, gleichviel, aus welchen Gründen, konnte einem Charakter wie dem Leupolds nicht sympathisch sein. Das einzige Bindeglied zwischen den beiden ungleichen Naturen waren Doßbergs Kinder; der Freiherr war ein überaus zärtlicher Vater, und Leupold „konnte nicht umhin," wie er zuweilen mit einer Art von Bedauern äußerte, „die Kinder gern zu haben, weil doch manches in ihnen steckte, was selbst die verrückteste Erziehung nicht ganz auszutreiben vermochte".

2.

Jan Grenboom, der in der kleinen Küche herumhantierte, sah den jungen Kamphausen kommen und öffnete ihm die Thür.

„Morgen, Jan!"

„Morgen, Kap'tän!"

„Alles klar?"

„Klar!"

„Wo?"

„Im Achterdeck!"

Dies war Leupolds Hinterstube, in der er sich mit Vorliebe aufhielt. Er saß dort und leimte und bastelte an einem japanischen Lacktischchen herum, das eins der zierlichen überschlanken Beine verloren hatte. Der helle Sonnenschein, der durch die grünen Ranken vor dem Fenster fiel, tauchte die „büßende Magdalena" in eine zitternde Lichtflut, die Brust unter dem Wellensturz des goldroten Haares schien zu atmen, zu seufzen, der verführerische Mund regte sich leise.

Als Kamphausen eintrat, legte der Papagei, welcher auf dem breiten Fensterbrett zwischen Haarlemer Tulpen herumkletterte, bedächtig den Kopf auf eine Seite, blinzelte mit einem Auge schlau zu dem neuen Gast hinüber und meldete ihn seinem Herrn mit einem schnarrenden: „Gut Freund, gut Freund!" an. Dido, das Aeffchen, das neben Leupold auf dem Stuhl kauerte und ihm aufmerksam auf die Hände sah, blickte nur flüchtig auf und vertiefte sich dann aufs neue in seine wichtige Beschäftigung.

„Servus, Kapitän!"

„Servus, Kapitän! Komm' her, setz' Dich!"

Der alte Leupold hatte sich's verbeten, von Albrecht mit „Onkel" angeredet zu werden, das sei gut für Kinder, aber nichts für ausgewachsene Männer. Sein liebster Titel sei und bleibe „Kapitän", und gottlob könne er ja den jungen Mann auch so nennen — das sei das beste für sie beide.

„Ist's nicht jammerschade?" Leupold hielt seinem Gast das invalide Tischchen hin. „Jan Grenboom, das alte Nilpferd, stolpert über das Fell des Eisbären dort und stützt sich mit seiner ganzen Schwere auf das niedliche Ding. Krach, und das Bein ist ab!"

Albrecht war offenbar durch den Schaden, den Jan Grenboom angerichtet hatte, nicht sehr gerührt. Er hatte sich leicht in den Sessel zurückgelehnt, seine Rechte spielte mechanisch mit einem Zipfel der Tischdecke, in seinen emporgerichteten Augen stand ein ernstes Nachsinnen. Leupold sah mit zusammengezogenen Brauen von seinem Tischbein empor. „Hm? Also? Wann geht's los?"

„Heute in acht Tagen, Kapitän! Am vierzehnten!"

„Alle meine Adressen sorgfältig aufgeschrieben?"

„Sehr sorgfältig."

„Werden Dir gute Dienste thun in Shanghai, in Yokohama, in Bangkok."

„Ich zweifle nicht daran und bin Dir sehr dankbar."

„Unsinn!"

Es war ein Weilchen still. Cato hatte sich auf seine Messingstange verfügt, er hing mit einer Kralle am Querstab, den Kopf nach unten, und schaukelte sich unermüdlich hin und her, sich von Zeit zu Zeit leise selbst ermahnend: „Laß' das dumme Schaukeln! Das dumme Schaukeln!"

„Ich wollte Dich um etwas bitten, Kapitän, Dir etwas sagen," begann Kamphausen ein wenig stockend.

„Steh' zu Diensten! Ganz Ohr! Ist's —?" Der Alte klopfte sich mit vielsagender Miene auf die Tasche.

„Pfui!" sagte Albrecht. „Ich als wohlbestallter Kapitän, und nach allem, was Du für mich gethan hast!"

„Könntest ja Schulden haben."

„Ich hab' Dir doch neulich gesagt, ich hätte keine! Hältst Du mich für einen Lügner?"

„Nein, aber man kann heute keine Schulden haben, und morgen hat man."

„Das ist nicht mein Fall. Nein, es ist — ist —"

Hier öffnete sich die Thür und Jan Grenboom erschien mit einem Präsentierbrett. Sofort ließ der Papagei ein schmetterndes Lachen hören und flog ihm auf den Kopf, während Dido mit einer blitzschnellen Bewegung an seinem Halse hing und die dünnen grauen Aermchen liebkosend um die Schultern des Alten legte. So, mit dem Vogel auf dem Kopf, den Affen an der Brust, trat Jan mit seinem Brett näher heran. Sein Herr warnte ihn mit einem scharfen Seitenblick vor dem Eisbärenfell.

„Alter Genever, Kapitän Albrecht, 'was Probates! Hier, frische Smyrnafeigen, letzte Ernte, und alter Chesterkäse, echter — Prindall ist vorige Woche von Portsmouth hereingekommen und hat mir diesen Freundschaftsdienst erwiesen. Säble Dir 'nen vernünftigen Schnitt runter! Nimm auch 'nen Genever, alte Robbe — aber purzelst Du mir noch mal über den Eisbären —"

Jan Grenboom brummte einen Laut der Erwiderung und stülpte das volle Glas in seinen offenen Mund hinein, als wollte er es samt seinem Inhalt verschlucken. Cato schrie eifrig: „Prost, Jan, Prost, Jan!" und Dido griff in den Teller mit Feigen, um im nächsten Augenblick mit ihrem Raube oben auf der Gardinenstange zu sitzen.

„Wart', Du naschhaftes Frauenzimmer! So sind sie alle, die Weiber! Können das Leckermaul nicht bezähmen! Jan, nimm das Geziefer mit!" Leupold kaute auf beiden Backen und sah, als der Matrose samt Gefolge das Zimmer verlassen hatte, erwartungsvoll zu Kamphausen hinüber. Dieser aber schien vergessen zu haben, daß er vorhin in seiner Mitteilung unterbrochen worden war. Unverwandt starrte er das Bild der büßenden Magdalena an, das die Sonne noch immer mit einem funkelnden Goldnetz überflimmerte; er studierte das schöne Weib so genau, als sehe er es heute zum ersten Male.

„Hast Du Deinen ‚Korsar' mitgebracht?" unterbrach der alte Kapitän das Schweigen.

„Ja, natürlich! Er liegt vor der Thür."

„Sehr vernünftig von Dir, das Vieh draußen zu lassen.



Ein Rendezvous.

Nach einem Gemälde von W. Stryowski.

Wenn ich an die Jagd denke, die er 'mal auf Dido machte — meine Kabinen sahen nachher wie Schlachtfelder aus. Aber hungern soll der Kerl da draußen doch nicht. Jan! Jan Grenboom! Wo steckt das Walroß? — Gieb dem ‚Korsar' ein Stück Fleisch und auch zu saufen, wenn er Durst hat!"

Gleich darauf hörte man von außen das tiefe dröhnende Bellen eines großen Hundes, und vor der niedrigen Fensterscheibe erschien der Kopf eines schwarz und weiß gefleckten Leonbergers, mit langem Behang und großen braunen Augen. Das Tier blickte aufmerksam ins Zimmer, um sich zu vergewissern, ob sein Herr noch da sei. Kamphausen nickte ihm zu wie einem alten Freund, „Korsar" ließ ein leises freudiges Winseln hören und verschwand.

„Kluges Vieh!" bemerkte Leupold beifällig. „Aber wenn Du, wie es scheint, keinen Appetit hast, dann komm' mit mir in den Garten, die Sonne brennt ja hier ins Achterdeck herein, daß man Eier drin sieden könnte! Ist Dir's recht?"

„Ganz recht, Kapitän!"

(Fortsetzung folgt.)



Deutsche Zecher am Missouri.

Ein Sommerabend lag im Land
Voll hellem Sternenscheine,
Wir saßen am Missouristrand
Beim goldnen Wein vom Rheine.
Wie alte Heimatseligkeit
Zog's durch die Brust uns wieder,
Und wie in ferner Jugendzeit
Erklangen unsre Lieder.

Weltsehnsucht hat aus Deutschlands Gau'n
Getrieben uns vor Jahren,
Meerüber sind, das Glück zu schau'n,
Wir trotz'gen Muts gefahren;
Nun haben wir, durch gleiche Art
Und gleiches Los verbunden,
Im fernen West nach wirrer Fahrt
Wegmüde uns gefunden.

Laut schwoll empor die Melodei
Des Lieds voll deutschem Schalle
Vom Schiffer und der Lorelei —
Wie kannten gut wir's alle!
Und als der letzte Ton verklang,
Da ward es still im Kreise,
Und einer hob sein Glas und sang
Nach alter Volksliedweise:

„Wo hell durch grünen Waldesraum
Der Isar Wellen rinnen,
Da hab' geträumt ich süßen Traum —
O Lenz voll Duft und Minnen!
O fernes Lieb, ob auch verdorrt
Die jungen Maientriebe,
Noch denk' ich deiner fort und fort —
Dies Glas der deutschen Liebe!"

Da klangen froh die Gläser an;
Und mancher dacht' voll Sehnen
Der Zeit, da erster Liebe Bann
Entlockt ihm sel'ge Thränen. —
Sein Glas darauf ein andrer hob,
Ihm ward wohl Lieb' zu Leide,
Ein Schatten seine Stirn umwob
Wie Höhenrauch die Heide:

„Wo fern am Rhein in Gärten grün
Herniederschau'n die Sterne,
Weiß ich ein Herz in Sehnsucht glüh'n
Nach einem Sohn, der ferne.
O Mutterherz, so reich und voll
Von heil'gen Segensblüten,
Dir gilt dies Glas als Dankeszoll,
Mög' Gott dich mir behüten!"

Und wieder klirrte Glas an Glas
Laut durch der Zecher Runde,
Und manches Aug' ward heimlich naß
Und blickte still zum Grunde.
Mit rascher Hand ein Dritter da
Sein Glas ergriff zum Sange,
Er wußte nicht, wie ihm geschah,
Sein Herz schlug weich und bange:

„Im Schwarzwald half in Blut und Not
Die Freiheit ich begraben,
Und überm Meer erst wurde Brot
Dem elternlosen Knaben,
Und doch zieht's ewig mich zurück
Nach meiner Kindheit Wegen —
Dies Glas, ich trink's auf Deutschlands Glück
Und meiner Heimat Segen!"

Wie klangen da die Gläser hell,
Wie schlugen da die Herzen,
In jeder Brust brach auf ein Quell
Von süßen Jugendschmerzen,
Und tausendfältig kam zurück
Gleich reichstem Blütenregen
Des Echos Klang: „Auf Deutschlands Glück
Und unsrer Heimat Segen!" —

Nebraska. **Konrad Nies.**

Im Fieber.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

Niemals wird den Schrecken dieser zwei Worte „Im Fieber" vergessen, wer je an sich oder an einem seiner Lieben erfahren hat, was sie bedeuten. Frage die Mutter, ob sie nicht ihr Leben lang an jene Nächte denkt, die sie bangen Herzens am Bette ihres Lieblings wachte, da dieser, vom Fieber erhitzt, mit glühenden Wangen, brennenden Augen und versengten Lippen sich auf dem Lager ruhelos umherwarf, in wirren Worten die schrecklichen Gestalten ansprach, welche sein krankes Hirn ihm vorgaukelte, und die tröstende Stimme seines Mütterchens nicht zu erkennen vermochte! Wie oft fühlte in dieser Zeit die zitternde Hand nach dem kleinen Köpfchen, ob die Stirne noch immer so heiß sei, wie oft tastete sie nach dem Pulse, ob er noch immer so schnell dahinrase, wie oft blickte das Auge nach dem Thermometer, jenem wichtigen Instrumente, ob es den silbernen Faden noch immer so hoch hinauftreibe. Ja, ja, eine fürsorgliche Mutter ist ein halber Doktor, wenn ihr Kind „im Fieber" liegt, und was möchte sie nicht alles thun, um die Hitze, die schreckliche Hitze zu mindern . . .

In der That ist das Wesentliche eines jeden fieberhaften Zustandes eine Steigerung der Wärmebildung im Körper, eine stärkere Verbrennung der den Organismus aufbauenden Stoffe; und aus der Höhe der krankhaft gesteigerten Temperatur, aus dem Gange ihrer Zunahme läßt sich ein Urteil über die Stärke und den Verlauf des Fiebers bilden. Darum sollte in jeder Häuslichkeit ein genauer Thermometer zum Messen der Körperwärme vorhanden sein, am besten ein sogenannter „Maximumthermometer", dessen Quecksilbersäule rasch ansteigt und bei dem Wärmegrade, den sie jeweilig anzeigt, unveränderlich stehen bleibt. Zwar wird dieser Thermometer manchen unnützen Lärmruf veranlassen, aber auch manche drohende Gefahr wachsam zuerst verkünden — denn die hohe Körperwärme ist zwar nicht immer allein das Ausschlaggebende und Besorgnis Begründende, aber stets ist sie ein Warnungssignal, das volle Beachtung verdient. Die Körperwärme eines gesunden Menschen, in der Achselhöhle gemessen,* beträgt 37° C. Geringe Schwankungen finden auch im normalen Zustande statt, sie hängen von dem Lebensalter des Menschen, von der Tageszeit, in welcher die Messung vorgenommen wird, von körperlicher Bewegung u. a. ab. Indes betragen diese möglichen Schwankungen beim Gesunden kaum 1° C., und sobald der Thermometer 38° C. zeigt, ist diese Wärmesteigerung verdächtig.

Jener deutsche Arzt und Forscher, welcher die größten Verdienste um die Würdigung der Wärmemessung bei fieberhaften Erkrankungen sich erworben hat, Professor Wunderlich in Leipzig, hat folgende Stufen angegeben: Leichtes Fieber 38 bis 38,4° C., mäßiges Fieber 38,5 bis 39° des Morgens und bis 39,5° des Abends, beträchtliches Fieber 39,5° des Morgens und bis 40,5° des Abends, hohes Fieber über 39,5° des Morgens und über 40,5° des Abends. Wenn die Körperwärme mehrere Tage über 41,7° ansteigt, ist das Leben in hohem Maße bedroht, und wenn sie 42,5° erreicht hat, ist nicht mehr auf Rettung zu hoffen, denn die Erfahrung am Krankenbette wie der Tierversuch haben erwiesen, daß das Leben nur bis zu einer bestimmten Höhe der Körperwärme erhalten bleiben kann und daß ein diesen Grad übersteigendes Fieber Veränderungen in den Organen hervorbringt, welche tödlich wirken. Es ist darum begreiflich, daß der Arzt und die Angehörigen des Kranken das Steigen und Fallen der Quecksilbersäule mit sorgsamer Genauigkeit und ängstlicher Pünktlichkeit verfolgen, besonders dann, wenn die Höhe von 40° erreicht ist und jeder Zehntelgrad mehr die Aussicht auf Genesung zu trüben vermag.

Allein das Fieber drückt sich nicht bloß in einer Erhöhung der Körperwärme aus, sondern umfaßt noch eine Reihe von weiteren Erscheinungen, welche auf tiefe Veränderung des gesamten Stoffwechsels deuten. Die Herzbewegung ist beschleunigt, die Zahl der Pulsschläge vermehrt, die Atemzüge werden häufiger, der Appetit geht verloren, die Verdauung ist gestört, der Durst wesentlich gesteigert, die Kraft der Muskeln herabgesetzt, das Nervensystem in seiner Thätigkeit beeinträchtigt. Eine allgemeine Abspannung giebt sich kund, Unfähigkeit zu geistiger Arbeit, dann wiederum übermäßige Empfindlichkeit der Sinnesorgane, Kopfschmerz, Flimmern vor den Augen, Ohrensausen; Schlaflosigkeit oder beängstigende Träume treten auf, abwechselnd mit krankhaften Erscheinungen einer erregten Phantasie, Wahnvorstellungen mannigfacher Art. Es kommt zu verschiedenen Veränderungen im Blute und in den Absonderungssäften, Veränderungen, welche darauf deuten, daß eine verstärkte Verbrennung im Organismus und eine raschere Abwicklung aller Lebensvorgänge stattfindet, wodurch die Gewebe bedroht werden.

Das Fieber kann die verschiedensten Ursachen haben, den mannigfaltigsten Verlauf nehmen und sehr wechselnde Dauer besitzen. Es ist darum selbst für den Arzt schwierig oder unmöglich, wenn er zu einem im Fieber liegenden Kranken gerufen wird, sich sogleich über die Natur und die Gestaltung des fieberhaften Zustandes auszusprechen. Zuweilen ist der ganze Sturm bedrohlicher Erscheinungen mit einem kurzen, nur wenige Stunden dauernden Anfalle vorüber. Bei sehr empfindlichen Personen, bei Frauen und Kindern treten nach leichten Erkältungen, ja schon nach seelischen Erregungen hier und da sehr heftige Fieberanzeichen auf, so daß man, wenn man auf dem Thermometer die hohe Temperatursteigerung abliest, wer weiß welch schlimme Erkrankung befürchtet — und doch ist binnen 24 Stunden der ganze Spuk spurlos verschwunden. In anderen Fällen, wenn das Fieber Begleiterscheinung stärkerer Entzündungen ist, dauert es mehrere Tage, ja Wochen und Monate mit geringen fieberfreien Unterbrechungen. Der Abfall der Körpertemperatur von der Fieberhöhe kann sehr rasch erfolgen — man bezeichnet es als eine „Krise", wenn dieses Sinken zur normalen Körperwärme so schnell vor sich geht — oder die Entfieberung kommt nur allmählich zustande und die Krankheit geht langsam in die Genesung über, während deren die Temperaturmessungen ein Sinken der Wärme, zuweilen aber wieder neue anhaltende Steigerungen, also Rückfälle verzeichnen. Ein plötzliches, ganz bedeutendes Sinken der Körpertemperatur unter die Norm, verbunden mit den Erscheinungen starken Verfalles der Kräfte, mit sehr beschleunigtem und sehr schwachem Herzschlage und Pulse, Kaltwerden und Erbleichen von Nase, Wangen, Ohren, Händen und Füßen, zeugt nicht selten von unglücklichem Ausgange der Krankheit — doch das sind Verhältnisse, welche der Arzt zu beurteilen und zu überwachen hat. Für den Laien ist es nur von Wichtigkeit, sich vor Augen zu halten, daß nicht jedes Fieber zugleich einen gefahrvollen Zustand bedeuten muß, ja man ist in jüngster Zeit zu der Erkenntnis gekommen, daß das, was wir „Fieber" nennen, ein von der Natur selbst eingeleiteter Heilprozeß sein kann, daß durch das Fieber zuweilen nicht der menschliche Organismus, sondern ein diesen bedrohender Feind vernichtet wird.

Bekanntlich hat die Medizin der Neuzeit dargethan, daß gewisse, namentlich ansteckende Allgemeinerkrankungen des Körpers durch Bakterien — einfachste und kleinste, nur mittels sehr starker mikroskopischer Vergrößerung sichtbare Lebewesen — verursacht werden. Nun hat es sich gezeigt, daß bestimmte derartige Erkrankungen, welche frühzeitig von sehr starkem und andauernd hohem Fieber begleitet waren, nach kurzem Zeitraume heilten, und es wird dies dahin gedeutet, daß die hohe Fiebertemperatur jene krankheiterregenden Bakterien in ihrem Wachstum behindert habe, daß durch die Ueberheizung des Körpers der Nährboden für die Bakterien derart verändert worden sei, daß diese zu Grunde gingen oder ihre schädliche Wirksamkeit verloren. Anderseits werden auch durch das Fieber und die hiermit verbundene stärkere Verbrennung des Gewebematerials manche unnütze und schädliche Stoffe unmittelbar aus dem Körper entfernt, wodurch gleichfalls zuweilen eine Selbstheilung von Krankheiten zuwege gebracht wird.

Wo das Fieber aber durch seine Höhe und Dauer bedrohlich auf den Organismus wirkt, hat der Arzt in gewissen Arzneien Mittel an der Hand, die Körpertemperatur herabzusetzen. Außer dem alten und vielfach unersetzlichen Chinin hat der Fortschritt

* Man schiebt zu diesem Behufe den Thermometer von rückwärts in die Achselhöhle hinein, läßt den Oberarm fest an den Brustkasten anziehen und den spitzwinklig gebeugten Unterarm auf die vordere Brustfläche legen.

der Chemie eine ganze Reihe solcher Mittel zur Verfügung gestellt wie Antipyrin, Antifebrin, Thallin, Kairin 2c., welche indes alle ganz und gar nicht unschuldiger Natur sind, sondern sehr unangenehme Nebenwirkungen besitzen; der Laie greife darum keineswegs selbständig zu einer solchen Hilfe, sondern gebrauche sie nur auf ärztliche Anordnung! Auch Bäder mit kaltem Wasser, kalte Waschungen und Abreibungen gehören zu den kräftigen Abkühlungsmitteln, welche dem Fiebernden nur der Arzt verordnen darf, wenn damit nicht mehr Schaden als Nutzen gestiftet werden soll.

Jeder Fiebernde, und das ist von höchster Wichtigkeit, gehört in das Bett, er muß ruhen und geeignete Diät halten.

Bezüglich dieser Fieberdiät herrschen nun unter den Aerzten zweierlei einander entgegengesetzte Anschauungen. Die einen glauben, jede Zuführung von Nahrungsstoffen während des Fiebers gieße Oel ins Feuer; sie verweigern darum den Fiebernden jegliche Nahrung. Die anderen — und die Erfahrung spricht für sie — halten es für notwendig, daß auch der Fieberkranke ernährt werde, allerdings in einer seinem Zustande entsprechenden Weise, d. h. in einer solchen, welche den gesteigerten Zerfall des Körpereiweißes sowie die erhöhte Körpertemperatur berücksichtigt. In der That bedarf auch der Fiebernde eines Wiederersatzes für die Stoffe, welche er abgiebt, wie Wasser, Kohlensäure, Stickstoffverbindungen und Salze; und wenn ihm nicht eine entsprechende Ergänzung dieser Ausgaben geboten wird, so steht sein Organismus in der Gefahr der Selbstaufzehrung. Nicht leicht ist es aber, diesen Ersatz zu bewerkstelligen, wenn, wie es im Fieber zumeist der Fall ist, die Verdauungskraft, die Fähigkeit, die Nährstoffe einzuverleiben, daniederliegt.

Das Wasser ist ein Nahrungsstoff, welcher auch dem Fieberkranken unentbehrlich ist, vornehmlich wenn dieser selbst ein ganz besonderes Verlangen danach hegt, um den vermehrten Durst zu stillen. Aber auch wenn der Fiebernde nicht selbst zu trinken wünscht, oder wenn sein Zustand ein solcher ist, daß er keine Willensäußerungen von sich geben kann, wird es ihm zur Wohlthat, von Zeit zu Zeit frisches Wasser eingeflößt zu erhalten, das seine trockenen Lippen benetzt, den Mund befeuchtet und den Körper erfrischt. Die Zuführung kann entweder in Form von gewöhnlichem guten reinen kalten Trinkwasser erfolgen oder unter Zusatz von Eis, Zucker, Wein, Fruchtsäften, verdünnten Säuren. Auch dünne Mandelmilch oder eine schwache Abkochung von leicht geröstetem Reis, dünner Gerstenschleim, mit Wasser vermengte Milch, gewisse natürliche oder künstliche Säuerlinge können in Betracht kommen. Man muß dabei dem Zustande der Verdauungsorgane ebenso Rechnung tragen wie den Gewohnheiten und Geschmacksrichtungen des Kranken. Im allgemeinen ist es sehr zweckmäßig, dem Fieberkranken in regelmäßigen Zwischenräumen, etwa jede viertel oder halbe Stunde, eines der eben bezeichneten Getränke in kleinen Mengen eßlöffelweise zu reichen.

Die flüssige Form ist auch diejenige, in welcher dem Fiebernden die übrigen nötigen Nährstoffe am zweckmäßigsten verabfolgt werden. einerseits weil flüssige Speisen selbst von schwachen Verdauungsorganen leichter vertragen werden, anderseits weil es auf solche Weise am besten möglich ist, kleinere Mengen von Nahrung in häufigen Gaben zu bieten. Die neuere Forschung hat, übereinstimmend mit der alltäglichen Erfahrung, dargethan, daß besonders die den Pflanzen entstammenden stickstofffreien Nährstoffe, die sogenannten „Kohlenhydrate" (Stärke, Zucker, Gummi), sowie die Leimstoffe die Fähigkeit besitzen, auf das Blut und Gewebe-Eiweiß erhaltend einzuwirken und so der ungewöhnlich heftigen Zersetzung des Eiweißes im Körper entgegenzuarbeiten. Das Eiweiß selbst braucht aus der Nahrung der Fiebernden nicht vollständig verbannt zu werden, doch kann dasselbe nur in geringen Mengen gereicht werden, weil es sonst an die Leistungsfähigkeit der geschwächten Verdauungsorgane zu hohe Ansprüche macht. Bei schwerem Fieber (40° C. und darüber), wo völlige Eßunlust, ja Widerwille gegen jegliche Nahrung vorhanden ist und die Verdauung vollständig daniederliegt, kann außer dem Wasser nur eine dünne Mehlsuppe geboten werden, ein Getränk, welches schon der Altmeister der Medizin, Hippokrates, für die Fieberdiät empfahl. Man bereitet solche Mehlsuppe aus Gerstenmehl, Hafermehl, Gries oder Reismehl mit Wasser und läßt sie mit einer Temperatur von 20 bis 25° C. trinken. Wenn das Fieber nicht zu hochgradig ist, die Beschaffenheit der Zunge auf keine übermäßige Herabsetzung der Verdauungskraft schließen läßt, oder in Fällen, wo die lange Dauer des Fieberzustandes die Sorge um Erhaltung der Körperkräfte gerechtfertigt erscheinen läßt, da ist eine Kost notwendig, welche neben den stickstofflosen auch stickstoffhaltige Nahrungsstoffe enthält, aber in Menge und Form dem geringen Verdauungsvermögen Rechnung trägt. Hier spielen die Hauptrolle im Küchenzettel Fleischbrühe, namentlich die leimreiche Kalbfleischbrühe, Suppe aus Kalbsfüßen und etwas Kalbfleisch, Brühe mit Zusatz von Gelatine (einem aus Knorpel und Knochen hergestellten feinen Leime), Fleischbrühe mit Eiweißzusatz. Diese flüssigen Speisen müssen mehrmals des Tages, aber jedesmal in kleinen Portionen gegeben werden. Wenn Milch nicht, wie dies leider oft der Fall ist, auf besonderen Widerwillen der Kranken stößt, so ist sie ein vorzüglicher Bestandteil der Fieberkost. Man verdünnt sie, wenn starke Verdauungsbeschwerden vorhanden sind, mit einem bis drei Teilen Wasser und setzt ihr eine kleine Menge Kochsalz zu oder man giebt eine Mischung von Getreidemehlsuppe mit einem Dritteil Milch. Damit im Magen nur kleine Gerinsel zustande kommen, darf der Kranke die Milch nur langsam und in kleinen Schlucken mit größeren Zwischenpausen trinken.

Die hier aufgezählten Nahrungsmittel müssen dem Fiebernden, wie gesagt, mehrere Male des Tages und auch, um den Kräfteverfall zu verhüten, während der Nacht gereicht werden. Am meisten Eßlust zeigen die Kranken des Morgens, wo gewöhnlich Nachlaß des Fiebers eintritt. Diese Zeit muß benutzt werden. Aber auch sonst, wenn plötzliche Schwäche, besonders der Herzthätigkeit, sich zeigt, ist rasche Verabreichung eines Reizmittels, etwa einer kräftigen, mit Liebigschem Fleischextrakt versetzten Fleischbrühe, eines starken Theeaufgusses, auch alten Ungarweins, notwendig. Seitdem durch die medizinische Forschung nachgewiesen worden ist, daß bei fieberhaften Krankheiten durch alkoholhaltige Getränke die Körpertemperatur eher herabgesetzt als gesteigert wird, gestatten die Aerzte auch Fiebernden den Genuß von Wein, selbst Cognac, rein oder mit Wasser zu gleichen Teilen, um das Herz zu lebhafter Thätigkeit anzuregen, oder um die Unruhe zu mindern und den Schlaf zu fördern. Wohlgemerkt, der Arzt muß hierüber die Entscheidung fällen.

Wenn das Fieber beträchtlich nachgelassen oder überhaupt nur einen geringen Grad erreicht hat, wenn die Verdauung nicht wesentlich beeinträchtigt ist und der Kranke Verlangen nach Nahrung trägt, kann diese in ausgiebigerer Weise geboten werden, aber immer vorwiegend flüssig und in geringen Einzelgaben. Da sind Fleischbrühen mit Zusatz von „Peptonen", jenen leicht löslichen Eiweißverbindungen, die man durch Behandeln von Fleisch mit verdünnter Salzsäure und Pepsin erhält, ferner frisch bereiteter, durch Auspressen rohen Muskelfleisches gewonnener Fleischsaft, gut gequirlte rohe oder weich gekochte Eier, rohes geschabtes Fleisch oder leicht gebratenes, vorher geschabtes Fleisch, Milchspeisen u. a. m. gestattet. Die Speisen müssen genügend mit Kochsalz gewürzt werden, sowohl um die Eßlust anzuregen, als um den Körperverlust an Nährsalzen zu decken. Fette sind ganz zu verwerfen, weil ihre Verdauung durch die verringerte Aufsaugungskraft des Darmes bedeutend erschwert ist. Hingegen ist die Zuthat von Säuren zweckentsprechend, weil im Magensafte der Fieberkranken die Säuremenge vermindert ist. Der so sehr beliebte Kaffee, welchen mancher Mensch gar nicht entbehren zu können glaubt, ist ebenso wie Kakao für Fiebernde ungeeignet, weil beide Getränke auf die Darmthätigkeit der Kranken ungünstig einwirken. Thee ist jedenfalls vorzuziehen; ein liebenswürdiger Arzt wird jedoch, wenn der Patient durchaus nach Kaffee lechzt, diesen in recht verdünntem Zustande mit Milch gestatten und auch gegen den Zusatz von Zucker keine Einwendung erheben.

Eine fürsorgliche Wartung ist für jeden an Fieber Daniederliegenden unschätzbare Wohlthat, eine sorgsame Ueberwachung desselben aber unter allen Umständen dringende Notwendigkeit. Die zärtliche Mutter, die treue Gattin, welche mit dem geschärften Auge hingebender Liebe die Wünsche von des Kranken Lippen lesen, ihm Kühlung zufächeln, Erfrischung reichen, Beruhigung zuflüstern, sie sind unersetzliche Helferinnen in der Not, und manch kostbares Leben, das von Fieberglut bedroht war, verdankt seine Rettung mindestens ebenso sehr der aufopfernden weiblichen Pflege wie der ärztlichen Hilfe. Glücklich derjenige, dem auch „im Fieber" der gute Engel in Gestalt einer liebevollen Pflegerin zur Seite steht!

BLÄTTER UND BLÜTHEN.

Die alte Gartenlaube. (Zu dem Bilde S. 1.) Das anmutige Bildchen von Hermann Koch, dessen Schöpfungen unsere Leser immer gern in der „Gartenlaube“ begegnen, hat einen Freund der letzteren veranlaßt, uns nachstehende Verse zu senden, welche wir statt jeder weiteren Erläuterung hier wiedergeben:

Vor der Gartenlaube war es,
Wo dereinst ich sie gebeten,
Mein Geheimnis anzuhören —
Zagend sind wir eingetreten.

In der Gartenlaube war es,
Wo sich Herz zu Herz gefunden,
Wo mein liebes holdes Mädchen
Sich auf ewig mir verbunden.

Alte, traute Gartenlaube,
Frisch und grün bist du geblieben,
Mögst du stets auch freundlich bleiben
Jungen Herzen, welche lieben!

A. B.

Der Brautzug. (Zu dem Bilde S. 4 und 5.) „Heisa, da sind wir! Dort steht das Schloß — aufgespielt, Musikanten, daß sie drin merken: der Brautzug kommt!“ So ruft der lustige Rat und schwenkt die Mütze, während der junge kranztragende Edelknecht an der Spitze sich im Sattel hebt und mit seiner grünumlaubten Standarte das Zeichen zum Fahnenschwenken drüben auf der altersgrauen Burgmauer giebt. Denn sie folgen ihm ja dicht auf den Fersen: der Burgherr in der Prachtrüstung mit dem Rautenkranz statt des Helmes, und auf schneeweißem Zelter an seiner Seite das minnigliche Bräutlein im kostbaren, hermelinbesetzten Brokatgewand, die schwere Schapelkrone auf den blonden Flechten. Sie lächelt so heiter und schalkhaft zu seinen geflüsterten Liebesworten, daß man wohl sieht: der schwarze Panzer macht ihr keine Furcht und um das Regiment auf der Burg wird sie nicht verlegen sein. Etwas dergleichen scheint auch der stattlichen Frau Mutter in Gedanken vorzuschweben; sie lächelt befriedigt nach ihrem liebreizenden Töchterlein hinüber, und der ergebungsvoll an ihrer Seite trottende Herr Gemahl sieht gerade aus, als ob er ebenfalls über dieses Kapitel einiges zu sagen wüßte! ...

Aber wer wird sich um die Zukunft kümmern, heute, wo das lustige Hochzeitsgeleite den grünen Wald entlang zieht, wo die große Turnierfahne im Winde flattert und heller Sonnenschein seine Funken über die Dahineilenden streut. Wald und Feld sind dieselben, die wir heute sehen, aber der Künstler, der mehr sieht als andere Leute, läßt, indem er sie mit diesem Brautzug belebt, ein fröhliches Stückchen Mittelalter an unserem inneren Auge vorüberziehen.

Bn.

Sperbereule auf der Eichhornjagd. (Zu dem Bilde S. 13.) Unter den Tageulen, die sich neben ihrer Lebensweise, wie sie schon in ihrem Namen angedeutet liegt, auch äußerlich durch kleineren Kopf und schlankeren Leib von den Nachteulen unterscheiden, ist die Sperbereule (Surnia ulula) mit der reichen Zeichnung des grauen weiß gebänderten Gefieders, mit den langen ziemlich spitz zulaufenden Flügeln und der falkenähnlichen Gestalt eine der schönsten und merkwürdigsten. Sie ist 39 bis 42 Centimeter lang, 76 bis 81 Centimeter breit. Ihren Aufenthaltsort bilden die nördlichen Gegenden der alten Welt, das nördliche Skandinavien, Nordrußland und Sibirien, in Birkenwaldungen siedelt sie sich mit Vorliebe an. Durch reichlichen Schneefall wird sie im Winter veranlaßt, mehr nach Süden zu wandern, nicht selten kann sie dann auch im Norden unseres Vaterlandes, namentlich in Ost- und Westpreußen, beobachtet werden. Sie jagt am Tag, meistens nach Lemmingen, doch auch Eichhörnchen und größere Vögel fallen ihr zur Beute. Unser Bild zeigt eine Sperbereule beim glücklichen Fang; die Scene ist naturgetreu und lebendig wiedergegeben, besonders die Zeichnung und Bewegung der Eule, die ihre Klauen einem zierlichen Eichhorn in den Leib geschlagen hat.

Märchen. (Zu unserer farbigen Kunstbeilage.) Das Lieblingsthema des Märchens, hier steht es vor uns, im Bilde verkörpert, die Geschichte von der wunderholden Fee, die des armen Hüterbuben sich erbarmt und ihn mit sich hinwegführt in ihr goldenes Reich. Und dieses liebliche Feenkind, so jugendrosig und zauberschön, ist selbst nichts anderes als eine Versinnbildlichung des Märchens, wie der braune Hirtenknabe ganz den hingebungsvoll vertrauenden Kinderglauben atmet, in dem allein das Märchen lebt und leben kann.

Der Maler unseres Bildes, Paul Wagner, ist 1852 in Schlesien geboren und hat seine künstlerischen Sporen als Glasmaler an der Josephinenhütte zu Schreiberhau im Riesengebirge verdient. Vor zwanzig Jahren kam er nach München, um dort an der Kunstgewerbeschule und dann an der Kunstakademie seine Studien zu vollenden. Jetzt lebt er meist in seinem Landhaus am Kochelsee. Das „Märchen“, das wir heute bei Eröffnung unsres neuen Jahrgangs in farbiger Wiedergabe den Lesern vorführen, gehört zu den besten Schöpfungen des Künstlers.



Neujahrsgratulation im Berliner Invalidenhause.
Nach einer Originalzeichnung von E. Thiel.

Kleiner Briefkasten.

A. M. in Eekloo. Es thut uns sehr leid, daß Ihnen der Gebrauch von „thun“ und „machen“ im Deutschen so viel Mühe macht. In der That macht die Wahl zwischen diesen beiden Zeitwörtern manchen Anfänger im Deutschen straucheln. Und doch können wir nichts dagegen machen und nichts dagegen thun. Wir können Sie nur darauf aufmerksam machen, daß in diesem Fall der Gebrauch der einzige Lehrmeister ist. Thun Sie uns also den Gefallen und lassen Sie sich durch die Schwierigkeiten nicht irre machen, machen Sie ruhig weiter, dann werden Sie die Erfahrung machen, daß Sie gut daran gethan haben. Fleiß thut's allein, Uebung macht den Meister!

☞ Hierzu die farbige Kunstbeilage I: Märchen. Von Paul Wagner.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 2. 1894.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Künstler und Redakteure der „Fliegenden Blätter“.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(1. Fortsetzung.)

Von **Ludwig Ganghofer.**

2.

Nur mit spärlichen Lichtern drang die Morgensonne in den dichten, wirr verwachsenen Urwald, durch welchen Eberwein und Eigel auf mühsamen Pfaden niederstiegen. Ein leichter Windhauch, feucht und kühl, wehte zwischen den Bäumen und erfrischte die heißen Stirnen der Wanderer. Kein Wort wurde gesprochen. Eigel mußte all seine Aufmerksamkeit dran wenden, um unter den vielfach sich kreuzenden Wildsteigen, zwischen dem wirren Gerank und Unterwuchs den rechten Pfad zu halten. Und Eberwein war tief in Gedanken versunken, fast unbewußt seinem Führer folgend auf Schritt und Tritt. Was er gesehen und erfahren in diesen vergangenen Stunden, brauste ihm durch Herz und Seele wie ein Sturm. Ein schwerer Kampf stand ihm bevor, aber mit siegesfreudigem Mute sah er allem Kommenden entgegen.

Der Wald wurde lichter, und eine grüne Matte schimmerte durch die Bäume. „Da hauset der Gernreuter,“ sagte der Kohlmann. Eberwein erwachte aus seinem Sinnen. „Der Mann jenes unglücklichen Weibes? Führ' mich zu ihm!“

Sie erreichten den Waldsaum. Eine weite sonnige Wiese lag vor ihnen, und in deren Mitte ein großer viereckiger Hag, dessen dichtes Flechtwerk fast von doppelter Mannshöhe war und von dem verwitterten Moosdach der eingeschlossenen Hütte nur einen schmalen Saum noch gewahren ließ.

„Ein Zaun wie eine Schanze!“ meinte Eberwein.

„Wohl wohl, Herr, so hoch muß der Hag sein, daß im Winter, wenn der Schnee steigt, die Wölf' nicht drüber springen.“

Sie näherten sich und hörten das Grunzen eines Schweins und die lachenden Stimmlein zweier Kinder. Als sie die Ecke des Hags umschritten, erblickten sie zwei Knaben von etwa fünf und sieben Jahren, welche sich unter lustigem Balgen im Gras umherkugelten; all ihr Gewand war das dunkle Braun, das die Sonne auf ihre Haut gebrannt hatte; und daß das Wasser auch noch zu anderen Zwecken als nur zum Trinken geschaffen wäre, dessen schienen sich die beiden Knirpslein, wenn sie es überhaupt jemals gewußt hatten, seit geraumer Zeit nicht mehr erinnert zu haben. Als sie die näherkommenden Schritte hörten, hoben sie erschrocken die Struwwelköpfe und starrten mit weit aufgerissenen Augen den Mönch an, der ihnen lächelnd entgegentrat, die Hand zum Gruß gestreckt. „Gott grüß' Euch, Kinderlein!“

Bevor jedoch Eberwein diesen Gruß noch ganz ausgesprochen hatte, erhob das jüngere der beiden Bübchen ein zeterndes Geschrei und flüchtete gegen den Hag; da hielt auch die bleiche Tapferkeit des älteren nicht länger stand, schreiend lief es hinter dem anderen her, in der blinden Angst überrannten sie sich und stürzten, einen Augenblick sah man vier nackte Beinchen in der Luft, sie rafften sich wieder auf, heulend und zeternd verschwanden sie im Hag und warfen hinter sich das Thor zu. Nun verstummte ihr Geschrei, und man hörte den hölzernen Riegel knarren.

Eberwein stand verlegen und ratlos, während Eigel aus vollem Halse lachte; dann ging der Kohlmann auf das Thor zu und rüttelte an den Bohlen. „Bauer! Heia, Bauer!“ rief er mit lauter Stimme, aber es ließ sich aus dem Gehöft keine Antwort hören. „Er wird mit dem Vieh auf der Weid' sein. Laß gut sein, Herr, die machen nimmer auf.“

„Was mag sie nur so erschreckt haben?“

„Schau Dein Häs* an! Der Teufel und ein Pfaff, die sind allbeid schwarz, und Kinder machen halt keinen Unterschied.“

Eberwein lächelte. „Er wird manchmal auch den Großen schwer.“ Einen Blick noch warf er über Thor und Hag. „Zwiefaches werd' ich erkämpfen müssen: Furcht bei den Wölfen und Vertrauen bei meinen Lämmern.“

Sie folgten dem ausgetretenen Fußpfad, der über die Wiese hinunterführte nach dem Waldsaum. Eigel hatte das Gehölz schon betreten; da blieb Eberwein stehen und griff nach der Ledertasche, die an seinem Gürtel hing; er hatte sie am verwichenen Abend in Bruder Wampos Händen gesehen — da war sie gewiß nicht leer. Er öffnete die Tasche. Zuerst kam ihr gewohnter Insasse, ein kleines in Schweinsleder gebundenes Büchlein, zum Vorschein; dann folgte ein weißes Brot, ein Stück gebratenen Wildprets und eine Handvoll roter Kirschen. Eberwein eilte zum Hag zurück, ließ sich auf die Knie nieder, und durch den schmalen Spalt, der unter dem Thor sich zeigte, schob er Brot und Fleisch und Kirschen in das Gehöft. Der scheue Klang eines wispernden Kinderstimmleins ließ sich vernehmen: „Lueg, Wasli, da lueg hin . . .“

Lächelnd erhob sich Eberwein. „Für Kindersinn muß auch Gottes Liebe eine verständliche Sprache wählen.“ Und eilenden Schrittes suchte er den Kohlmann einzuholen.

Der Wald, der die Wanderer aufnahm, wurde freundlicher, je weiter es zu Thal ging. Viehsteige liefen kreuz und quer — unter den Buchen gab es saftige Weide — und manchmal verrieten splitterige Baumstümpfe, daß hier schon die Axt gewaltet hatte. Aus der Tiefe des Waldes quoll ein dumpfes Rauschen herauf. Immer näher klang es, und als der Pfad, dem die beiden folgten, auf die Höhe einer steil thalabwärts ziehenden Bergrippe lenkte, senkte sich vor Eberweins Blicken eine tiefe Schlucht, darin ein schäumendes Wasser floß. „Das ist der Albenbach,“ sagte Eigel.

Der Pfad verließ den Rand der Schlucht nicht mehr; bald lenkte er vorüber an engem Geklüft, in dessen Tiefe ein Dunkel herrschte, daß man nur matt noch das weiße Wasser schimmern sah; bald wieder führte er um breite Kessel, in denen das Wasser über hohe Felsstufen niederbrauste oder große stille Tümpel bildete, darin sich ein Stücklein blauen Himmels und die sonnbeglänzten Buchenwipfel spiegelten. Bei einer Wendung des Pfades blieb der Kohlmann stehen. „Heut' wimmelt ja der ganze Berg von Leut',“ sagte er und deutete durch eine Lücke des Gezweiges hinunter in die Schlucht, „da ist schon wieder einer! Und ich mein', es ist der Fischer — freilich, er hat ja die Angelrut'!“

„Der Fischer? Jener Sigenot?“ fragte Eberwein und trat mit raschem Schritt an Eigels Seite. In der Tiefe der Schlucht, jenseit des Baches, welcher hier in breiterem Bett um die Felsklötze rauschte, stand, mit der Angelrute, ein junger Mann von hohem, kraftvollem Wuchs. In dichten Strähnen quoll das braune Haar unter der pelzverbrämten, mit einer langen Schwanenfeder gezierten Lederkappe hervor und schwankte um die Wangen; das dem Wasser zugeneigte Gesicht war nicht zu erkennen, denn bläulicher Schatten lag darüber — man sah nur, daß ein junger Bart, etwas lichter als das dunkle Haupthaar, die Lippen und das Kinn umsproßte. Ein ledernes Wams, ohne Aermel, farblos und verwittert, umschloß die breite Brust, und ein plumper Gurt, an dem ein kurzes Messer in hölzerner Scheide hing, umspannte die Hüfte. Das aus rauhhaariger Kotze geschnittene Beinkleid ließ die Knie nackt, und zottige Fellstücke waren mit Riemen um die Waden geschnürt; ihm zu Füßen lag das hölzerne Fischlägel; der aufdampfende Wasserstaub, farbig schimmernd in der Sonne, verhüllte zuweilen die ganze Gestalt des Fischers.

„Heia, Sigenot!“ schrie der Kohlmann; aber der Fischer rührte sich nicht, das Rauschen des Wassers verschlang den Ruf.

„Er kann Dich nicht hören, steig' zu ihm hinunter,“ sagte Eberwein, „und führ' ihn her zu mir, ich will ihn kennenlernen.“

Eigel griff nach den Aesten, um sich hinausgleiten zu lassen über den Hang der Schlucht. Da hob der Fischer die Augen, aber nicht zu den beiden, sondern empor zur Höhe des Baches. Er schien dort oben etwas gewahrt zu haben, was ihn jäh um alle Ruhe brachte. Die Angel aufschnellend, sprang er mit flinkem Satz auf einen hohen Felsblock und deckte spähend die Hand über die Augen. Und dann, zurückspringend an das Ufer, haschte er den Riemen des Lägels, schwang das vom Wasser triefende Fäßlein auf den Rücken und eilte über den steilen Hang der Schlucht hinauf, als wär' es ebener Grund und müheloser Weg. Hinter schlagendem Gezweig, durch welches er sich hindurchgeworfen hatte, verschwand er.

„Was sagst, Herr? Weg ist er — und den holen meine alten Füß' nimmer ein!“ brummte der Kohlmann. Da sah er, daß auch Eberwein emporblickte zur Höhe. „Was mag denn nur da droben sein?“ fragte er und drückte die Zweige zur Seite, die ihm den Aufblick verwehrten. Hoch droben, am Rand einer Felsplatte, welche sich über das tief abfallende Geklüft hinausstreckte, sah er ein Pferd erscheinen — den Rappen, der die rote

* Gewand.

Recka trug. Das Pferd scheute vor dem Absturz und warf die Nüstern auf, aber ein Rutenhieb zwang es zum Sprung. Mit vorgestrecktem Halse flog es über den Abgrund hinweg, auf ihm das Mädchen mit erhobenem Arm, das Haupt vom offenen Haar umflattert wie von einem roten Schleier. Noch im Sprung verschwanden Pferd und Reiterin hinter dichtem Gebüsch. Steine kamen in die Schlucht herabgerollt, und ihr Aufschlag übertönte das Rauschen des Wassers. Eigel stieg auf den Pfad zurück. „Jetzt, Herr, sag' selber — hat die da droben Flügel oder nicht?"

„Flügel nicht, doch einen frevlen Sinn, welcher Gott versucht."

„Sie muß hierher kommen, sie hat keinen andern Weg."

„So laß uns warten."

Schweigend standen sie. Nach einer Weile hörten sie seitwärts aus dem Wald eine helle singende Stimme, die sich entfernte.

„Herr, wir haben umsonst gewartet," lachte der Kohlmann, „sie ist gradaus geritten durchs Holz. Ist das eine! Wo unsereins kaum durchschlüpft, findet die noch Bahn für ein ganzes Roß!"

Eberwein wandte sich schweigend ab, und so folgten sie wieder ihrem Wege. Ein halbes Stündlein waren sie thalwärts gestiegen, da wurde zwischen sonnig durchleuchteten Bäumen der Pfad so eben, daß er ein gemächliches Wandern gestattete. Von einer Lichtung her, die aus dem nahen Waldthal heraufschimmerte, klangen laute Stimmen. „Herr, Deine Leut' sind da!" rief Eigel über die Schulter.

Sie beschleunigten ihren Gang und traten bald unter den Bäumen hervor. Am Ufer der Ache, welche breit und ruhig in ihrem felsigen Bett das Thal durchfloß, lag eine kleine blumige Matte. Vier Saumtiere zogen weidend über das Gras, die Rücken schweißfleckig von der schweren Last, die man ihnen abgenommen hatte; im Schatten eines Gebüsches lagen die Ballen und Päcke übereinandergehäuft. Am Waldsaum, unter alten moosbehangenen Fichten, brannten zwei lustige Feuer; über dem einen hing an gekreuzten Stangen ein kupferner Kessel, in welchem Wasser dampfte. Ein Mönch trug dürres Holz herbei; es war eine stämmige ungeschlachte Gestalt, Arme wie Balken, Fäuste wie Hämmer, und einem Stiernacken gleich der Hals, der den plumpen Kopf in vorgebeugter Haltung trug; heller als Flachs noch schimmerte das geschorene Haupthaar, und der weißblonde Bart hing dick und zottig nieder, als hätte man dem Bruder Schweiker einen ganzen Spinnrocken vors Gesicht gebunden; dazu ein sonnverbranntes gutmütiges Jünglingsgesicht und unter den weißen Brauen zwei wasserblaue Augen, welche so harmlos blickten wie die Augen eines Kindes.

Ueber dem anderen Feuer schmorte an hölzernem Spieß ein mächtiges Rippenstück, und Bruder Wampo, der neben dem Feuer kauerte, Gesicht und Hände dunkelrot von der Hitze, drehte achtsam den von ihm selbst gefertigten Spieß und goß mit hölzernem Löffel reichliches Fett über den rauchenden Braten. In seiner kauernden Stellung verdeckte die schwarze Kutte seine Füße, die aufgezogenen Knie verschwanden unter dem Bäuchlein, und so war er in seines Leibes rundlicher Fülle schier anzusehen wie eine große Kugel, der man ein kleines beinernes Köpflein aufgesetzt hatte. Denn von den Brauen an, über den ganzen Kopf hinweg, bis in den faltigen Nacken hinunter war keine Spur eines Härleins zu entdecken, und bartlos war auch das rote Gesicht mit dem breiten immer lächelnden Mund, mit den rührsamen Hängebacken und den kleinen, tief versunkenen Aeuglein, die so flink und glänzend blickten wie zwei Vogelaugen. Und wie hurtig die Hände gingen! Jeder Griff und jede Bewegung war wie ein Haschen nach einer Mücke.

Um ihn her standen vier Knechte, die Führer der Saumtiere; und im Schatten des Waldes lagen zwei gewappnete Kriegsleute, deren langmähnige Pferde an einen Baum gekoppelt waren. Einer der Knechte, welcher den Kohlmann mit Eberwein aus dem Wald treten sah, puffte den Bruder Wampo mit dem Knie in den Rücken. „Guck, Du, Dein Herr kommt!"

Der Bruder blickte auf. Er machte eine zuckende Bewegung, als wollte er vom Feuer hinwegspringen. Aber seine Hand war wie festgewachsen an der Kurbel des Bratspießes. Einen flinken musternden Blick warf er über die Knechte; dann rief er zum anderen Feuer hinüber: „Komm her, Bruder, und dreh' den Spieß! Die da können ja nichts als fressen — schau nur, wie sie am Dampf schnuppern, der Hunger hängt ihnen schon zu den Augen heraus und das Wasser läuft ihnen im Maul zusammen."

Die Knechte lachten und Schweiker kam herbeigestapft, schwer und langsam, wie ein Baum, dem Füße gewachsen sind. „Da bin ich, was soll's?"

„So, komm her und hock' Dich nieder! Mit der Linken dreh' den Spieß ..." Wampo drehte, bis Schweiker die Hand an die Kurbel gelegt hatte. „So, recht so ... und da hast den Löffel und da steht das Häfelein mit dem Schmalz. Gieß' nur allweil schön langsam auf! Und beim Drehen und Aufgießen mußt acht haben, daß nicht zu viel Fett ins Feuer tropft, sonst schlagt die Flamm' in die Höh' und sengt mir den Braten an. Hast verstanden?"

„Wohl wohl!"

Wampo stand noch eine kleine Weile und blickte mit prüfendem Ernst auf Schweikers Hände. Dann nickte er befriedigt, wischte die fetten Finger über die Hüften, fuhr mit dem Kuttenärmel vom Nacken herauf über die schweißbetropfte Glatze und sprang über die Matte hinweg auf Eberwein zu, flink und hopsend wie ein Ball, der im Spiel getrieben wird. Bruder Wampo hatte Schwung in den kurzen Beinen, trotz seines Bäuchleins.

„Sei gegrüßt, Herr!" rief er mit strahlendem Gesicht.

„Gott zum Gruß, Bruder!" erwiderte Eberwein lächelnd. „Ich sehe, Du bist schon fleißig bei der Arbeit."

„Freilich, freilich, es schreien doch alle Mägen schon, am lautesten der meinige. Aber saget, Herr, war't Ihr droben? Wie schaut es aus, unser Landl? Wirklich so, wie uns Pater Meginhart aus der Salzaburg geschrieben: ‚eine wüste Einöde, ein Tummelplatz der wilden Tiere, ein Wohnort der Drachen'?"

„Von einer ‚wüsten Einöde' hab' ich nichts entdeckt. Unser Land ist blühend in Schönheit und gesegnet von Gottes Hand. Aber," fügte Eberwein scherzend bei, „mit den Drachen mag es wohl seine Richtigkeit haben. Einem bin ich begegnet!"

Wampos Aeuglein wurden starr, und mit hurtiger Hand schlug er ein Kreuz über das erschrockene Gesicht. „Herr des Himmels — er hat Euch doch nicht angeblasen mit seinem Gifthauch? Aber nein, nein, sonst stündet Ihr ja nimmer da vor mir, gesund und lebendigen Leibes!" Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Saget, saget, wie hat er denn ausgeschaut? Halb wie der Teufel und halb wie Fisch und Vogel? Gelt?"

„Nein, Bruder, ein klein wenig anders. Unten wie ein Pferd und oben wie ein Weib; zwei Köpfe hat er gehabt, sechs Füße und zwei Arme, vier Hufe und zehn Finger, eine schwarze Mähne und rotes Lockenhaar, zwei dampfende Nüstern im einen Gesicht und eine Nas' im andern ..." Eberwein konnte nicht weiter sprechen, er mußte lachen.

Da schien auch in Bruder Wampos Oberstübchen das Verständnis aufzudämmern. „Ach, Ihr ..." brummte er schmollend. „Aber jetzt kommt, Herr, ich hab' schon ein Plätzlein für Euch ausgesucht, im schönsten Moos und im besten Schatten."

Eigel ließ sich nieder, wo er stand. Eberwein folgte dem Bruder und blickte mit suchenden Augen umher. „Wo ist Waldram?"

„Ins Holz ist er hineingegangen, wo's still und finster ist. Beim Feuer war's ihm zu lustig."

„Und Herr Friedrich von Haunsperg?"

„Er ist auf dem Wege zurückgeritten bis zum anderen Bach, an dem wir vorbeigezogen. Wie wir dahergekommen sind und Ihr seid nicht dagewesen, hat er gemeint, der Kohlmann hätt' die Abred' falsch verstanden und Ihr wärt auf demselben Wege herunter, auf dem Ihr hinaufgestiegen seid."

„Man muß ihm Botschaft schicken."

„Wohl wohl, das besorg' ich schon. Setzt Euch nur!"

Bruder Wampo hatte das Ruheplätzchen für Eberwein prächtig gewählt: zu Füßen einer Fichte, in schwellendem Moos und dicht am Ufer der Ache, deren krystallene Wellen mit sachtem Gemurmel um die grauen Steine spielten. „Hier ist gut sein!" lächelte Eberwein und streckte tiefatmend die Glieder.

Bruder Wampo hopste geschäftig hinweg, und gleich darauf schwang sich einer der beiden Kriegsknechte aufs Pferd und trabte durch den von zitternden Lichtern erfüllten Wald davon.

3.

Als Wampo zum Feuer zurückkehrte, saß Schweiker breit auf der Erde und quirlte langsam den Bratspieß zwischen den flachen Händen, während einer der Knechte das Aufgießen besorgte.

„Ja was ist denn? Was machst denn da?"

Mit rotem Gesicht und verlegenen Augen blickte Schweiker zu Wampo auf. „Ich weiß nicht ... ich muß wohl ein lützel herb zugegriffen haben, da ist mir die Kurbel in der Hand geblieben!"

„Natürlich! Wo so ein Pratzl hingreift, da halt't kein Holz nimmer stand."

„Ich hätt's ja wieder gemacht," stotterte Schweiker, „aber ich hab' mich nicht getraut, daß ich den Spieß rasten laß'."

„Du Unglücksmensch! Hast mir am End' gar den Braten schon verbrennen lassen?" Erschrocken beugte sich Wampo über das kreisende Rippenstück; doch er atmete erleichtert auf. „Gott sei Dank! Aber lang hätt's nimmer gedauert, so wär' das Unglück fertig gewesen. Gieb her!" Geschäftig schob er mit dem Ellbogen den Bruder beiseite und übernahm wieder die Sorge für den Braten. Schweiker erhob sich, ließ den Kopf hängen und ging davon.

Eberwein saß in Sinnen vertieft und blickte mit träumerischen Augen über die sonnige Matte hinweg oder nieder in das Spiel der Wellen. Da klang vom höheren Bergwald her eine singende Mädchenstimme, hell und jauchzend. Eberwein hob lauschend den Kopf, schaute gegen den Wald hinauf und dann hinüber zu Eigel. Der Kohlmann nickte und deutete über die Schulter, als wollte er sagen: das ist sie schon, da kommt sie! Immer näher klang die Stimme, und die Worte des Liedes wurden verständlich:

„Ich hab' ein' trauten Liebgesell,
Heija!
Der ist als wie der Wind so schnell,
Heija!
Und wenn ich reit' auf grüner Au,
In Wald und tiefen Klüften,
Zieht hoch er über mir im Blau
Und grüßt mich aus den Lüften.
Heia ho! Mein Edilo,
Mein weißgefleckter Falke!

Es lag sein Horst, weiß nicht, wie weit,
Heija!
Doch kennt er nicht das Heimeleid,
Heija!
Und fliegt er noch so hoch und frei,
Mein Wink beruft ihn schnelle;
So minnet er mich fest und treu,
Recht wie ein Trautgeselle.
Heia ho! Mein Edilo,
Mein weißgefleckter Falke!"

Ein heller Jauchzer endete das Lied. Das Knacken brechender Aeste ließ sich im Wald vernehmen, gedämpfter Hufschlag näherte sich, und zwischen weichendem Gezweig erschien der Rappe, welcher Wazemanns Tochter trug. Von der Trense des Pferdes troff der Schaum, und in weißen Flocken hing ihm der Schweiß an Hals und Flanken; eine braune Bärendecke mit niederbaumelnden Tatzen verhüllte den Sattel, auf welchem Recka ruhte; auf der einen Seite hing die Beute des Morgens, der Bartgeier, mit verwirrtem Gefieder und schwankenden Flügeln vom Sattelknopf herab, auf der anderen Seite stak in einem ledernen Köcher der kurze dickbesehnte Stahlbogen mit den gefiederten Pfeilen. In knappen Falten floß das graue Wollkleid, welches schmucklos die stolze schöne Gestalt umschmiegte, bis auf den Schuh hinab, an dem der silberne Stachel blitzte. Ein kleines grünes Käpplein mit einem Büschel zarter Reiherfedern bedeckte — nicht das Haupt, nur den Scheitel und verschwand fast unter dem üppigen Gelock des rotschimmernden Haars und zwischen den zausigen Ringeln, die um Stirn und Schläfe zitterten. Blätter und kleine Reiser hingen im Haar verstrickt, und das unhöfliche Gezweig des Waldes hatte dünne rote Linien auf die halbentblößten Arme gezeichnet. Auch über die eine Wange ging ein roter Strich, wie mit einer Nadel gerissen; doch er störte nicht die Schönheit des Gesichtes, sondern erhöhte nur den kühnen Ausdruck dieser Züge und stimmte so gut zu diesem trotzigen Mund und den dunkel blitzenden Augen.

Eberwein hatte sich erhoben und blickte halb verwirrt und halb in unmutiger Strenge auf das schöne Weib. Recka hatte, von dem Anblick der Mönche überrascht, jählings die Zügel des Pferdes angezogen; hastig glitten ihre Augen über die Gruppe der Männer, über die flackernden Feuer und über die Saumtiere, die auf der Matte weideten. Dann lachte sie. „Bei meiner Mutter Friderun! Sind die Untersberger Raben ausgeflogen? Oder —" ihr Blick haftete auf Eberwein, „oder bist Du von den Kutten eine, die meinem Vater sein Land nehmen wollen? Mir meinen Wald, meine Jagd und meine Freude?"

Eine dunkle Röte färbte Eberweins Stirne. „Jagen magst Du, wo und wann es Dir beliebt. Der Wald ist frei und hat Wege für jedermann. Deinem Vater aber kann nicht genommen werden, was nicht sein eigen ist."

„Nicht sein eigen?" lachte Recka, als hätte sie einen guten Scherz gehört. „Haha! Mein Vater und meine Brüder werden die Ohren spitzen, wenn sie solche Weisheit hören!"

„Nie war Dein Vater dieses Landes Herr! Wer gab es ihm? Wer hat ihn belehnt mit diesen Bergen? Wo steht das Recht geschrieben, das er sich anmaßt?"

„In seiner Faust! Und laß Dich warnen, Mönch! Das ist eine Schrift, die noch keiner gern gelesen hat!"

Eberwein richtete sich auf. „Ich werde sie öffnen, diese Faust, und werde finden, daß alles in ihr geschrieben steht, nur nicht ein Wort des Rechtes. Nie war Dein Vater mehr als ein Diener seiner gräflichen Herrin, welche dieses Landes Geschick in die Hand der Kirche legte, in meine Hand. Ich komme nicht, um Deinen Vater zu verjagen; er mag, als mein erster Diener, auch fernerhin bleiben, was er gewesen, der Spisar dieser Landmark. Doch wird er sich der Ordnung fügen, die ich aufrichte. Gerechte Buße wird er leisten für jedes Unrecht, das er begangen, und dem Greuel und Laster ein Ende machen, das seine Söhne hinaustragen aus ihres Vaters Haus."

Recka erblaßte; es schien, als wollte sie sprechen; doch sie fand nicht Worte, während Eberwein weiter sprach mit flammender Kraft der Rede: „Erkennen soll er, daß der Aermste in der Hütte mir wert ist als Gottes Geschöpf und meines Landes Kind, das meinen Schutz genießt und meine Liebe. Sicherer Friede und freundliches Glück soll gedeihen unter meinem Stab, und frohe Zeit soll Einkehr halten unter jedem Dach. Will Dein Vater mir helfen bei diesem Werk, dann soll mir sein Dienst willkommen sein. Doch leistet er mir Widerstand, krümmt er einem meiner Leute nur ein Haar, reißt er wider Recht nur einen Strohhalm von eines Bauern Dach — so ist er gewesen, was er war, ich lösche seinen Namen, und sein Wort und Wille soll in meinem Land ein Rauch sein, den der Wind verwehte. Bringe Deinem Vater diese Botschaft — das läßt ihm Eberwein Frymann sagen, der erste Propst im Berchtersgadem."

Eberwein schwieg; die Knechte hinter ihm sahen sich mit erstaunten Gesichtern an, Schweiker machte zwei Fäuste und hing mit leuchtenden Augen an dem Pater, sogar Bruder Wampo hatte seines Amtes am Feuer so weit vergessen, daß der Braten eine verdächtig braune Kruste bekam. Eberwein fühlte seine Hand ergriffen — der Kohlmann kniete neben ihm. „Eigel," stammelte der Mönch, „steh' auf, wir Menschen sollen nur knien vor Gott."

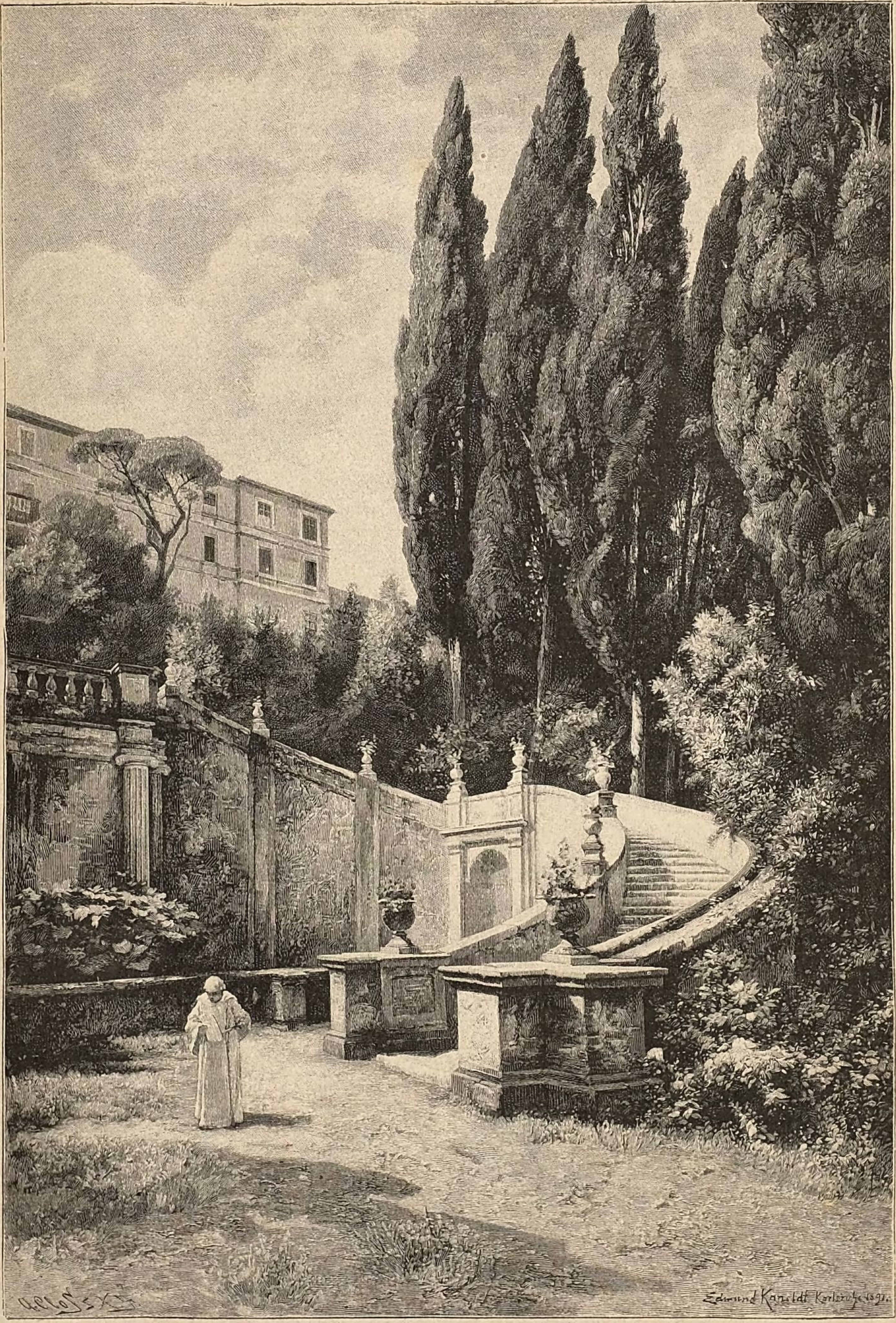
„Nein, Herr, auch vor der Lieb'!" Eigel erhob sich, und vor Eberwein zurücktretend mit einem Lachen, als wären ihm die Thränen nahe, murmelte er in seinen weißen Bart: „Wären nur alle da gewesen! Hätten's nur alle hören können! Aber laufen will ich, was mich meine Füß' tragen, und ausschreien will ich's von Haus zu Haus!" Er packte seinen Stab, und ohne zu denken, daß man seiner Dienste noch bedürfen könnte, eilte er quer durch den Wald davon.

Reckas Rappe trippelte mit bebenden Hufen und warf, knirschend die Trense beißend, immer wieder den Kopf empor — er hatte den Stachel gefühlt. Schwankend, mit dem Körper jeder zuckenden Bewegung des Pferdes folgend, saß Recka im Sattel; sie nagte an den Lippen, zornig blitzten ihre Augen und in ihrer Hand zitterte die Gerte, die sie im Wald gebrochen hatte. Dann lachte sie plötzlich, und während sie alle Kraft gebrauchte, um die Unruhe des Pferdes zu bändigen, rief sie Eberwein mit spottendem Klang der Stimme zu: „Das war wohl die erste Predigt, die Ihr in Eurem neugebackenen Sprengel gehalten, Herr Propst? Aber sagt mir doch . . . soviel ich weiß, gehört zu einem Propst ein Kloster wie zum Reiter ein Roß. Wo steht denn Euer Kloster? Ich seh' es nirgends. Habt Ihr's vielleicht in der Kutte stecken wie die Katze im Sack? Heraus damit! Ihr seht doch, wie mich die Neugier plagt!"

„Spotte nur," erwiderte Eberwein mit schwer erkämpfter Ruhe, „Du und die Deinen, Ihr werdet mein heiliges Haus noch sehen, sicher gebaut auf einen Fels. Noch steht es in Gottes Hand. Doch über Jahr und Tag soll die Glocke rufen von meines Klosters Dach, und ihre Stimme soll freundlich klingen allen Guten."

„Ach so," unterbrach ihn Recka lachend, „und bis dahin werdet Ihr fasten und beten: ‚komm' uns zu Hilfe, o Herr!' . . . und geduldig warten, bis der liebe Gott so gefällig ist und trägt Euch das Kloster auf der Hand herunter und stellt es hin auf das Flecklein, auf dem es Euch passen möcht' — mitten hinein in meines Vaters Land." Sie lachte hell auf.

Da klang hinter ihr eine zornige Stimme von schneidender Schärfe: „Weh' Dir, Du hast Gott gelästert!"



Die Villa d'Este in Tivoli.

Nach einem Gemälde von E. Kanoldt.

Reckas Lachen verstummte, betroffen wandte sie das Gesicht, dabei am Zügel reißend, daß der Rappe sich bäumte.

Pater Waldram war unter den Bäumen hervorgetreten, eine hagere Mönchsgestalt, finster das Antlitz, die Lippen welk und erloschen, schlaff und fahl die Wangen und brennende Augen in tiefen bläulichen Höhlen. Er faßte das Kreuz, das an einer Schnur von Holzperlen an seinem Gürtel hing, hob es mit gestrecktem Arm empor und kam auf Recka zugeschritten. „Sieh dieses Zeichen an! Es ist das Zeichen des Gottes, der Dein frevelndes Wort gehört und der auf Dich sein Gericht herniederschicken wird mit flammenden Blitzen und stürzenden Bergen ...“

Recka erhob die Gerte — doch mit beiden Händen mußte sie die Zügel fassen, um nicht die Herrschaft über das immer ungestümer sich gebärdende Pferd zu verlieren. Zornig rief sie: „Schafft mir diesen Narren weg, mein Pferd verträgt seinen Anblick nicht!“

„Schmähe nur!“ eiferte Waldram, „Du sollst noch erkennen, welche Weisheit in diesem Zeichen wohnt. Hier! Sieh' es an und zittere! Seiner wirst Du gedenken an dem Tag, an welchem diese höllische Schönheit abfällt von Deinem Leib wie faulende Rinde vom Baum. In Ekel wird sich verwandeln jeder Reiz, mit dem Du mein Auge quälst, nach Dir greifen wird die rächende Hand und wird Dich niederziehen ...“

Mit zuckenden Fingern griff Waldram nach Reckas Gewand; doch im gleichen Augenblick stand Eberwein an seiner Seite, den Arm des Eiferers umklammernd. „Mäßige Dich, Waldram! Du weißt nicht, was Du redest ... und nicht, zu wem ...“ Er konnte nicht weiter sprechen — mit beiden Händen mußte er Waldram hinwegreißen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, von den schlagenden Hufen des scheuen Pferdes getroffen zu werden.

War es die Erscheinung und das Gebaren Waldrams gewesen oder das plötzliche Herbeitreten Eberweins, was die volle Wildheit des Pferdes entfesselt hatte ... mit fuchtelnden Hufen, schäumend und mit schmetterndem Gewieher stieg es in die Luft, drehte sich im Kreis und flog mit tollen Sätzen hinaus in die Wiese. Die Saumtiere flüchteten ins Gebüsch, schreiend rannten die Knechte auseinander, und Bruder Wampo warf im ersten Schreck den Spieß mitsamt dem Braten über die Schulter und sprang in den Wald hinein.

Mit erblaßtem Gesicht, die Lippen eingekniffen, die Augen blitzend unter den gefurchten Brauen, saß Recka im schwankenden Sattel, mit dem Aufgebot aller Kräfte gegen die Wildheit des Pferdes kämpfend. Doch der Rappe schien Zügel und Stange nicht mehr zu fühlen. Bald mit zuckenden Hinterfüßen ausschlagend, dann wieder sich bäumend, bald mit vorwärtsstürmenden Sätzen, dann wieder mit jähen Seitensprüngen, raste das Pferd auf der Wiese hin und her; jetzt kam es dem Ufer zu nah, unter seinen Hufen wich der Grund — um nicht zu stürzen, sprang es in den Bach, tollte darin umher, daß Roß und Reiterin fast verhüllt wurden vom aufspritzenden Wasser — dann wieder stand es mit jähem Sprung am Ufer. Recka wankte im Sattel, ein leiser Schrei zitterte von ihren Lippen, und während sie schon zu sinken drohte, stürmte das scheue Pferd dem Wald entgegen.

Doch als es den Saum erreichte, dicht vor den ersten Bäumen, brach es jählings in die Kniee, als hätt' es ein Blitzschlag niedergeworfen. Sigenot, der Fischer, den niemand kommen sah, hatte mit eisernem Griff die Zügel gefaßt. Nun that er einen Ruck mit der Faust — das Pferd erhob sich und stand, keuchend und zitternd an allen Gliedern. „Da bin ich zu rechter Zeit gekommen!“ rief Sigenot lachend zu Recka hinauf, welche den festen Sitz im Sattel wieder fand. „Sonst hätt' es Dir gehen können wie König Davids Sohn, von dem mir der alte Hiltischalk erzählt hat, daß er mit dem Goldhaar hängen blieb an den Aesten ...“

„Gieb die Zügel frei!“ stieß Recka mit bebender Stimme hervor, „ich dank' Dir nicht für diesen Griff!“

Wie ein Wolkenschatten ging es über das sonnverbrannte, männlich schöne Gesicht des Fischers. Doch ruhig blickten die klaren lichtbraunen Augen zu dem Mädchen auf. „Ich hab' nicht gefragt um Dank — ich hab' ein scheues Roß gesehen und hab's zur Ruh' gebracht!“ Er ließ den Zügel fahren und trat zurück.

In zorniger Gereiztheit, ohne noch den Blick zu wenden, stieß Recka den Stachel in die Flanke des Pferdes. Keuchend machte das Tier einen Sprung und schoß davon, dem schmalen Wege folgend, der zwischen Bäumen verschwand. Vor dem Gezweig sich duckend, haschte Recka mit zurückgreifendem Arm das flatternde Haar und wand es um den Hals.

Verstummt, doch immer noch mit erhobenem Kreuz, stand Waldram da und starrte der Entschwindenden nach. Eberwein wandte sich zu ihm, eine Wolke des Unmuts auf der Stirn. „Ich wollte, Dein Uebereifer hätt' uns diesen Auftritt erspart!“

Waldram ließ den Arm sinken, wandte langsam die Augen auf Eberwein, und ein trockenes Lächeln glitt über die welken Lippen. „Sieh zu, ob Du Besseres wirkst mit Deiner Lauheit! Wir beide verstehen uns nicht — in Dir ist der Menschen Zweifel und Schwäche, in mir ist Gottes ewiger Zorn.“

„Darüber wollen wir nicht rechten,“ erwiderte Eberwein ernst. „Doch merke Dir, Waldram: ich will hier bauen, nicht zerstören!“

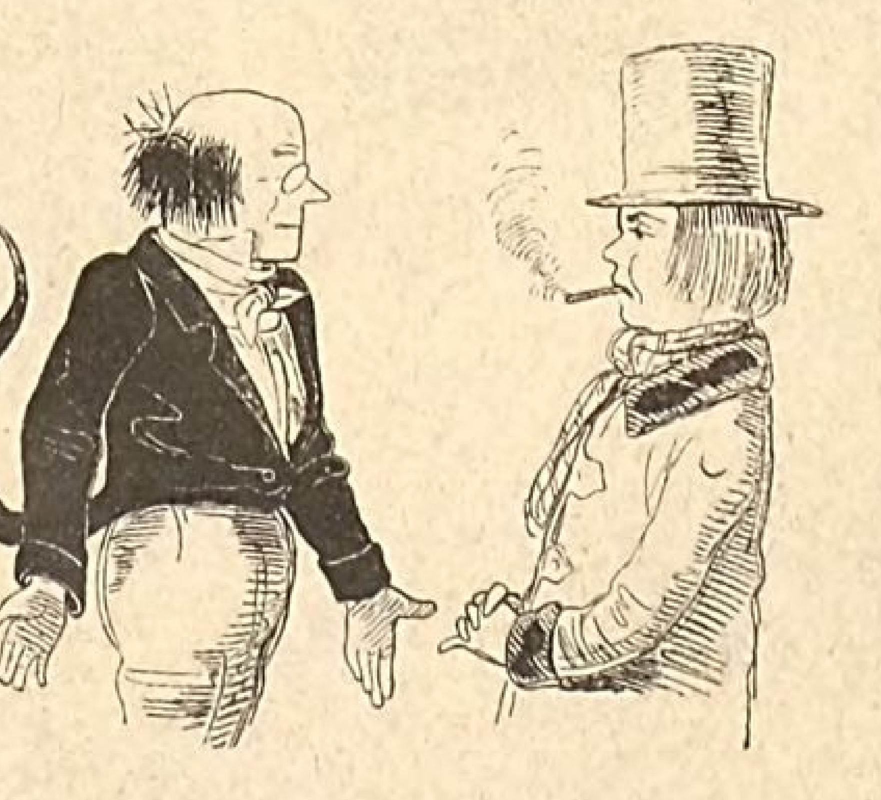
Wortlos, mit versteinertem Lächeln, kehrte Waldram sich ab und trat in den dunklen Schatten der Bäume.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schatzkammer deutschen Humors.

Gedenkblatt zum fünfzigjährigen Jubelfeste der „Fliegenden Blätter“.

Wer sich lebhaft vergegenwärtigen will, welch ein nationales Gut Deutschland an den „Fliegenden Blättern“ besitzt, die jetzt das Jubelfest ihres halbhundertjährigen Bestehens, den Beginn des hundertsten Bandes in jugendlicher Frische feiern, der möge nur den Versuch machen, sie aus den Erinnerungen seines Lebens wegzudenken, von den vielen heiteren Stunden an, wo man daheim und auf Reisen die wohlbekannten rötlichen Bogen stets zuerst zur Hand nimmt, bis in ferne Jugendzeiten zurück, wo man Verwandte, die sie hielten, mit Vorliebe besuchte, um nach den notdürftigsten Begrüßungsworten sofort über den Stoß der „Fliegenden“ herzufallen! Die Lücke würde gar zu groß sein und durch keines der anderen Witzblätter gefüllt werden, denn was den „Fliegenden Blättern“ das eigenartige Gepräge und den bleibenden Wert verleiht, das ist eben die Vermeidung der politischen Satire mit ihren dem Tage dienenden und rasch vergänglichen Effekten. Abgesehen von den Jahren, da die Wellenkreise der Revolution alles erfaßten, hielten sich die „Fliegenden Blätter“ stets und halten sich noch abseits von Politik, — auf dem großen Gebiet der menschlichen Thorheiten und Schwächen, die bekanntlich im Laufe der Zeiten nur das Kleid wechseln. Deshalb ist die Betrachtung der ältesten Nummern heute noch eben so ergötzlich wie im Jahre 1844, wo sie von dem Münchener Freundespaar, dem Xylographen Kaspar Braun und dem Verleger Friedrich Schneider, ohne alle Reklame in die Welt gesetzt und sofort von ganz Deutschland aufs beifälligste begrüßt wurden. Spiegelte sich ja doch in ihnen der echte Münchener Humor, die Verbindung von harmloser Lustigkeit und treffender Satire, begleitet von einem romantisch-poetischen Hauch, welcher sich schon in der bis zum heutigen Tag unveränderten Titelvignette deutlich ausspricht und, obgleich jetzt nicht mehr so stark betont wie in jenen vormärzlichen Zeiten, doch durchaus nicht aus dem Zusammenhang des Ganzen entschwunden ist.



Eisele und Beisele.

Wie viele Dahingegangene steigen vor dem innern Auge auf beim Durchblättern jener alten Bände! Da ist zuerst Kaspar Braun selbst, der höchst talentvolle Zeichner und Holzschneider, welcher im Anfang die Illustration des Blattes so ziemlich allein besorgte und nur an technischer Bildung, nicht an komischer Kraft hinter seinen berühmtesten späteren Zeichnern zurücksteht. Eisele und Beisele, die unsterblichen Reisenden, sind sein Werk,



Nach Franzosien, nach Franzosien,
Wo die Rebellion ging losigen,
Reißt es meine Jünglingsbrust,
Wo die Marselljäse strotzet,
Wo der Flüchtling friedlich trotzet
Seiner Menschlichkeit bewußt —
Dahin, Alter, laß mich ziehn!



Nach Neuyorkien, nach Neuyorkien
Sollst du jetzt das Geld mir borgigen,
Wo die Ware stumm sich kreuzt,
Wo genest der Europarier,
Wo der letzte Proletarier
Sich in seid'ne Tücher schneuzt —
Dahin, Alter, laß mich ziehn!



Nach dem Rheine, nach dem Rheine
Wandr' ich wieder, wenn ich weine,
Wo des Teutschen Vaterland!

Teutscher Wein und teutsche Eichen!
Wo sich Volk und Fürsten reichen
Ihrer Hände Hochverband! —

Dahin, Alter, werd ich ziehn!

Aus Eichrodts „Wanderlust".

Wühlhuber und Heulmaier, sowie die köstlichen Charakterfiguren aus dem Jahr achtundvierzig mit abgerissenen Hosen und wilden Demokratenbärten, deren einer dem mitleidig mit Brot und Wurst nahenden Wohlthäter die tiefempfundene Antwort giebt: „Hunger hawwe mer keen, edler Volksfreund, awwer Dorscht, viel Dorscht!"

Die „Fliegenden Blätter" standen damals auf konservativem Standpunkt und versäumten keine Gelegenheit, die demagogische Seite der achtundvierziger Revolution, ihre Volksredner und Freischärler lächerlich zu machen, aber die Redaktion war gut deutsch gesinnt und bewies dies durch manches Blatt voll bitter schmerzlicher Satire auf die Zustände der Zeit. Manchem der älteren Leser werden noch die geistreichen politisch-allegorischen Zeichnungen von Dyk in Erinnerung stehen, welche das Bundestagselend drastisch beleuchteten, sowie die, mit denen der hochbegabte Maler- und Musikdilettant, daneben k. Oberceremonienmeister Graf Pocci in der Figur des „Staatshämorrhoidarius" die kleinstaatliche reaktionäre Bureaukratie aufs unbarmherzigste verhöhnte. Wer von den Jungen die köstlichen Bilder des sorgenvollen Bureautyrannen nicht gesehen hat, kennt doch seinen zum Gattungsnamen gewordenen Titel. Es ist aber sehr der Mühe wert, seinethalben die alten Bände nachzuschlagen und die unvergleichlichen Ansprachen des Gefeierten an sein Personal (z. B. an den zum Leichtsinn neigenden Schreiber Federmayer) im Original nachzulesen.

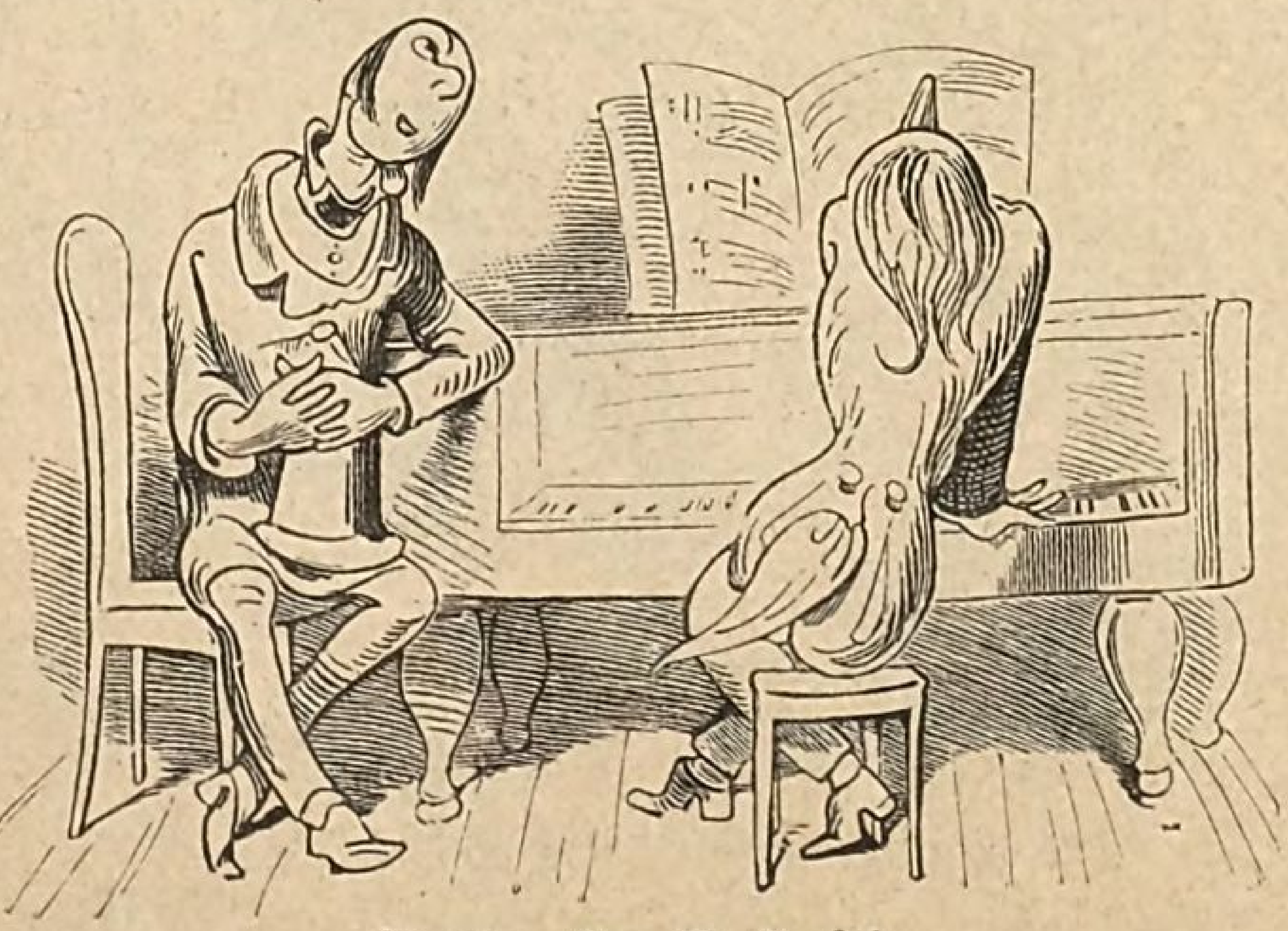


Der Staatshämorrhoidarius.

„Aber Herr Federmayer, habe ich Ihnen nicht schon einmal diese moderne Schreibart untersagt?"

Das hochreaktionäre Ministerium Reigersberg nahm derartige Scherze übel und ließ mehrmals das Blatt mit Beschlag belegen. Hierauf erschien darin an erster Stelle eine ernsthafte Erklärung, welche die Verlegung der „Fliegenden Blätter" „ins Ausland" verkündigte, dadurch die wiederholten Konfiskationen die rechtzeitige Versendung zu sehr beeinträchtigt werde.

Und siehe! die ganze Gesellschaft der Titelzeichnung trug Turbane, ebenso alle im Blatt dargestellten Figuren: die „Fliegenden Blätter" waren in die Türkei ausgewandert.



Adagio. Von W. Busch.

Ein Bild zeigt den Redakteur Braun als Türken krank im Bette liegend, während ihm ein heilkundiger Anhänger des Propheten den betreffenden Artikel des Preßgesetzes in Gestalt eines großen Knödels eingiebt. Dann veranschaulicht Pocci in einer von Mutwillen sprühenden Bilderfolge die Uebersiedlung des Staatshämorrhoidarius mit Bureau und Akten nach Stambul; der leichtsinnige Jüngling Federmayer hat sein Haupt mit einem Fez geschmückt, während sein Chef unter einem Riesenturban würdevoll zur ersten Audienz beim Sultan schreitet ꝛc. ꝛc. Die „Fliegenden Blätter" hatten die Lacher auf ihrer Seite und hinfort unterblieb die Konfiskation.



Aus Illes Zeichnungen zu Eichrodts Biedermaierliedern.

„Des Herrn Pfarrverweser Samuel Schlotterbeck Abschied von Kürnbach."

Anfang der fünfziger Jahre erschien auch die „Wanderlust" von Ludwig Eichrodt, der mit einem an Scheffel mahnenden Humor das damalige Auswanderungsfieber lyrisch verwertete, von Braun mit köstlichem Humor illustriert. Scheffels erste Gedichte stehen gleichfalls, wenn auch ohne Namen des Autors, in jenen Jahrgängen. Besonders ergötzlich sind die nachmals nicht in „Gaudeamus" aufgenommenen Abenteuer des Bruder Straubinger. Der seiner Zeit viel citierte Vers:

„Zu Madras in dem Hindostan
Kehrt' ich bei einer Kneipe an,
Ging hinein und schrie:
Ist keiner von Böblingen hie?
Nein, aber von Ellwangen! rief
ganz hinten ein alter Brahmine."

war auf einen studienhalber nach Indien gegangenen schwäbischen Philologen gemünzt. Und nachdem die Frankfurter Erlebnisse mit dem Reichskommissar, der „hernach behauptete, Gestalten gesehen zu haben", und die Wiener Revolution abgehandelt sind, schließt der Erzähler seinen Bericht mit den wehmütigen Zeilen:

„Und jetzt nach diesen Leiden all
Sitz' ich am Niagarafall
Und denk' bei dem Schaum:
O du schöner Traum
Von der deutschen Einheit im Jahr
achtundvierzig!"



Ein Schwerenöter. Von H. Schlittgen.

„Bin famoser Laune, Herr Lieutenant. Nach der Auslegung meines Traumbuches soll mir heute etwas sehr Angenehmes begegnen!" — „Sollte das nicht bereits durch meine Begegnung in Erfüllung gegangen sein? . . . ."

Wie lang ist die Reihe der hervorragenden Männer, die damals in der Redaktionsstube am Dultplatz aus und eingingen, heute aber sämtlich unter der Erde ruhen! Schwind mit seinen reizend graziösen „Liebesliedern" und anderen Zeichnungen, die er in Zeiten, wo es mit sonstigen Bestellungen übel aussah, gern für Braun und Schneider machte; Spitzweg, der liebenswürdige Humorist, Heider, der Schöpfer von Petermanns Jagdabenteuern, Feodor Dietz, sogar C. Piloty und außerdem noch eine lange Reihe von Freunden und Genossen! Auch die Novellen, Gedichte, Schwänke und Märchen würden, wenn sie nicht anonym wären, zum Teil hervorragende Namen der damaligen Litteratur aufweisen: Franz v. Kobell, Trautmann, Ludw. Steub, Alfred Meißner, E. Geibel, F. Bodenstedt, Martin Schleich, Märzroth u. a. sind darin vertreten, auch Levin Schücking mit einer poetischen und von dem früh verstorbenen Muttenthaler in großem Stil illustrierten Geschichte „Drei Freier", worin eine schöne stolze Augsburgerin drei schauerliche Nachtfahrten thut mit dem Ewigen Juden, dem Wilden Jäger und dem Fliegenden Holländer. Die Jugend von heute liebt solche Geschichten nicht mehr, aber welch grausiges Entzücken empfanden wir darüber mit sechzehn Jahren!

Zwei von den allerältesten Mitarbeitern indessen leben heute noch und liefern gelegentlich ihren Beitrag: Carl Stauber, der Erfinder und Zeichner des „Herrn Blaumeier und seiner Frau Nanni", einer der produktivsten von allen, der mehr als 6000 Illustrationen im ganzen lieferte, und Eduard Ille, der so durchaus eigenartige Humorist, der die Biedermaierlieder von Ludwig Eichrodt durch seine köstlich echten Urgroßvaterbilder schnell volkstümlich gemacht hat und überall, wo seine unverkennbare Handschrift steht, als Maler-Poet hervorleuchtet. So vor allem in der Festnummer 1000 vom Jahre 1864, worin Kaulbachs bekanntes Reformationsbild mit wahrhaft genialem Humor parodiert ist.

Von Mitte der fünfziger bis Anfang der sechziger Jahre war etwas wie Ermüdung und Niedergang in Text und Illustrationen der „Fliegenden Blätter" zu spüren, um diese Zeit aber erschien als Vorbote einer neuen Aera das erste Blatt von W. Busch. In ganz kurzer Zeit war er eine anerkannte Größe und seine den „Fliegenden Blättern" entnommenen lustigen Unglücksbilder befanden sich in aller Hand. Die von Braun und Schneider verlegten „Münchener Bilderbogen"



Ein fideles Gefängnis. Von A. Oberländer.

Ein unter dem Verdachte des Diebstahls verhafteter Landstreicher wird in der Sitzung freigesprochen und ihm vom Richter eröffnet, daß er sofort entlassen werde. „O, bitt' schön, Herr Gerichtshof", sagt der Vagabund, „dürft' ich nicht noch einen Tag im Arrest bleiben! In unserer Zelle sitzt auch ein Schneider; der hat mir schon vier Touren von der Française g'lernt, und ich möcht' halt jetzt die fünfte auch noch lernen!"



Ein gewissenhafter Wirt. Von E. Harburger.

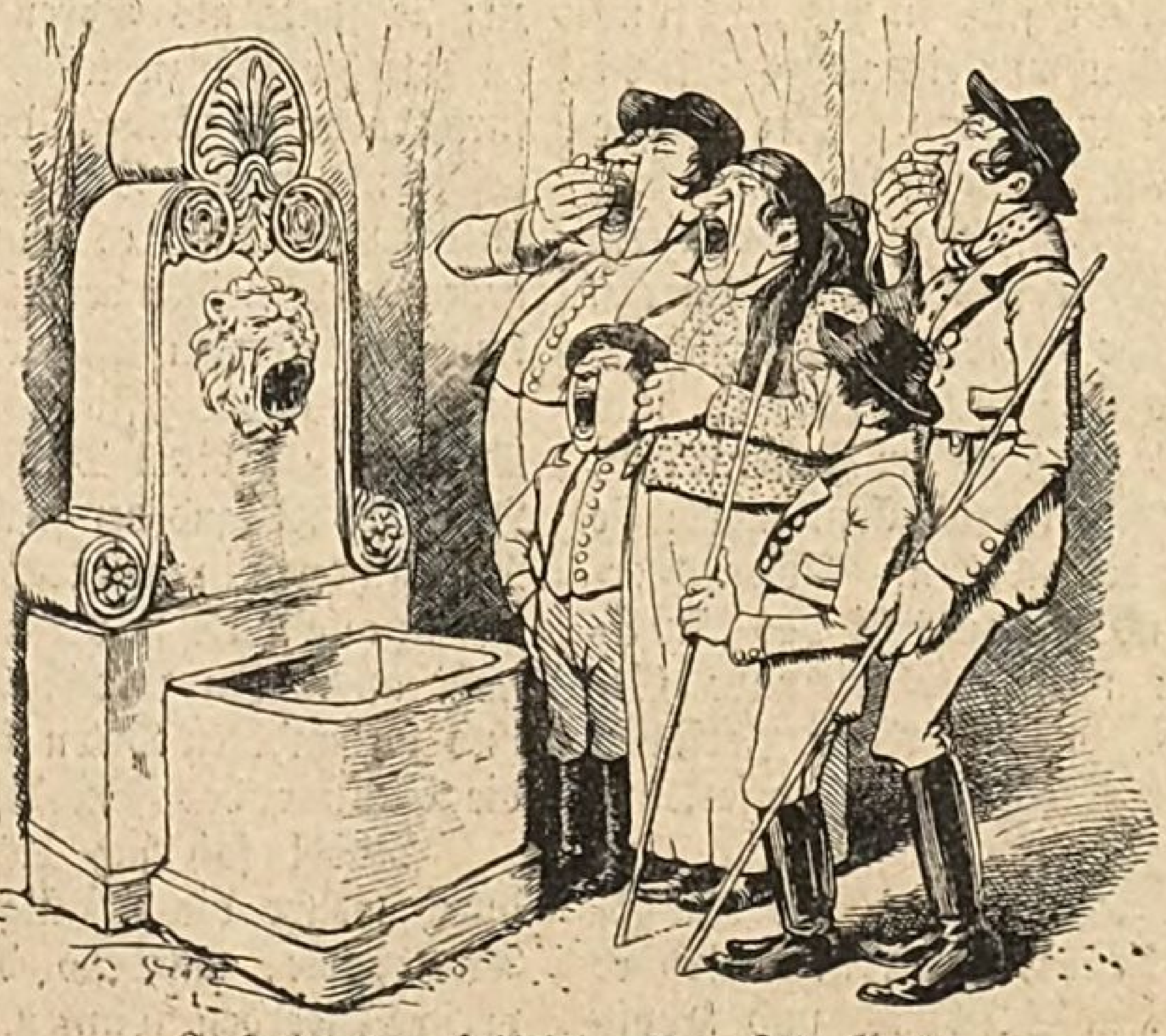
Wirt: „So, Du willst also Hausknecht bei mir wer'n?" — Sepp: „Ja!" — Wirt: „Na, dann schmeiß' mich 'mal 'naus, damit i' seh', ob D' Dei G'schäft auch verstehst!"

sicherten ihnen eine ungeheure Verbreitung. Eines der schönsten, „Adagio" aus der Bilderreihe „Der Virtuos", findet sich unter unseren Abbildungen.

Und nun ging es mit Macht einer neuen Blütezeit zu, denn nun erstanden in ununterbrochener Folge die bedeutenden Zeichnertalente: Oberländer, Harburger, W. Diez, Erdmann Wagner, Albrecht, Bauer, Flashar, Bechstein, Grätz, Mandlik, Meggendorfer, Hengeler, v. Nagel, Schlittgen, E. und R. Reinicke, Steub, Stuck, Zopf, Gehrts, H. Vogel, Simm u. a., deren Beteiligung schon Anfang der siebziger Jahre das Blatt zu glänzender Höhe hob und ihm seither den ersten Rang unter den humoristischen Blättern verschafft hat.

Vor allem leuchten Oberländers Bilder hervor. Was er macht, ob afrikanische Wüstenlöwen oder deutsche Musensöhne, ob phantastische Traumerscheinungen oder Randzeichnungen aus dem Schreibheft des kleinen Moritz, Bilder aus dem Soldaten- oder aus dem Vagabundenleben, wie das unvergleichliche „Fidele Gefängnis", überall ist er ein Künstler ersten Ranges, ein Krösus an glänzenden, tiefsinnigen und hinreißend komischen Einfällen, wie Deutschland niemals zuvor einen besessen hat, noch gleichzeitig einen zweiten besitzt. Auch Harburger ist ein Meister der Charakteristik; seine Trinker, Wirte und Hausknechte scheinen nicht minder frisch aus dem Leben aufs Papier gebracht als die Professoren, Dichter und Schauspieler und sind doch geistgeboren wie jedes echte Kunstwerk. Ohne geniale Schöpfergabe wäre es nicht möglich, so die Einzelfigur als Typus des Standes und Charakters darzustellen, wie dies Harburger stets in unvergleichlicher Weise versteht. Der „gewissenhafte Wirt" und sein Hausknecht in spe liefern dafür den besten Beweis. Es würde viel weiter führen, als der diesen kurzen Betrachtungen gewidmete Raum erlaubt, noch alle anderen glanzvollen Leistungen einzeln hervorzuheben: Vogels reizend poetische Märchenbilder, Schlittgens eigenstes Gebiet des eleganten Militärlebens neben den auch von E. Wagner, R. Reinicke, Flashar und Zopf so vorzüglich geschilderten Salonscenen und häuslichen Ereignissen. Ein getreues Bild unserer modernen Gesellschaft sieht uns aus diesen kleinen Meisterwerken entgegen, deren viele von einem außerordentlichen Reiz der Zeichnung und Charakteristik sind. Ebenso verhält es sich mit den prächtigen Reiterbildern von Nagel und W. Diez; hier wird der spaßhafte Einfall immer von einer ganz ernsthaften Kunst begleitet, die augenblicklich wohl ein Lächeln des Humors zeigt, aber nie zur Karikatur wird. Herzerfreuend und zwerchfellerschütternd dagegen behandeln diese, nächst Oberländer, die Meister E. Reinicke, Steub, Grätz, Bechstein, Hengeler und manche andere; es ist geradezu unmöglich, dem plötzlichen Eindruck dieser Soldaten- und Bauernbilder zu widerstehen.

Ueber der Betrachtung des so wertvollen künstlerischen Teils darf aber nicht vergessen werden, welch eine Summe von Geist und Humor auch in dem Text, oft nur in einigen Zeilen der Unterschrift, niedergelegt ist. Der bloße Wortwitz, dessen Pointe im Aussprechen liegt, ist so gut wie ausgeschlossen, es sind meistens vortrefflich komische Einfälle, oft auch solche, welche die Vorstellung im Leser durch eine rasche Gedankenfolge erzeugen, ohne sie direkt auszusprechen, und deshalb um so unwiderstehlicher wirken.



Ansteckendes Beispiel. Von Th. Grätz.

Unter dem anspruchslosen Titel „Gedankensplitter" stehen häufig Sätze von so hoher Vortrefflichkeit, daß sie in sehr berühmten Aphorismensammlungen zu glänzen verdienten. Eine Fülle von ausgezeichneten humoristischen Einfällen giebt ferner der bekannte Naturforscher v. Miris in seinen gelehrten Abhandlungen. Und welche Heiterkeit erregt „Mikado" mit seinen unwiderstehlichen sächsischen Balladen!

Man kann wohl sagen: so wie die Bilder der „Fliegenden Blätter" das äußere Leben der deutschen Nation spiegeln, so ist der — bekanntlich von überallher beiströmende — Text als Gradmesser des deutschen Humors in allen seinen Schattierungen zu betrachten. Und da wird man, trotz des vielgehörten Jammers über Nervosität und „Decadence", sich nur freuen können, wieviel prächtige Laune, wie viel guter und schlechter Witz heute noch in Deutschland gedeiht und per Post in das große Haus am Maximiliansplatz befördert wird. Dort liegt dann der Redaktion die schwere Aufgabe ob, das Massengeschiebe zu sichten und das Brauchbare herauszufinden. Sie thut aber nicht allein das: sie hält zielbewußt an dem alten Kurs fest und giebt dadurch der großen Vielheit die bestimmende Richtung und den unveränderten Charakter. Längst sind die Väter Schneider († 1864) und Braun († 1877) ihren ersten Mitarbeitern gefolgt, aber die Söhne führen das von ihnen überkommene Werk im alten Geist, wenn auch mit neuen Mitteln, aufs glücklichste weiter. Julius Schneider ist Chefredakteur und teilt sich mit Kaspar Braun jun. in die eigentliche Hauptarbeit, Hermann Schneider, selbst ein Maler von Ruf und Bedeutung, steht an der Spitze der künstlerischen Abteilung und pflegt den Verkehr mit den zeichnenden Fachgenossen, sein eigener Stift ist indessen nur selten in den Blättern vertreten.

So wie es für den einzelnen Menschen charakteristisch ist, was er lächerlich findet, so auch für ein humoristisches Blatt. Und da sieht man denn die „Fliegenden Blätter" heute, wie im Jahr ihres ersten Erscheinens, im launigen Kampf gegen Schwindel, Hochmut, Großthuerei, Roheit, Eitelkeit, Blasiertheit und soziale Lügen aller Art. Als neuer Ton ist hinzugekommen die scharfe Satire gegen das moderne Evangelium der gemeinen Prosa und des Schmutzes in Kunst und Litteratur. Was bei dessen Autoren für unmöglich gilt: amüsant zu sein ohne Anstößigkeiten, das vollbringen die „Fliegenden Blätter" siegreich jahraus jahrein; ihr Text ist so sittlich rein, daß ihn ein heranwachsender Mensch ruhig lesen darf, und so belustigend, daß die Alten und Erfahrenen stets aufs neue darüber lachen.

Die Verbreitung des Blattes ist außerordentlich und noch in fortwährender Zunahme begriffen. Den äußeren Erfolg braucht man ihm also zum Jubiläum nicht mehr zu wünschen, nur den Fortbestand der geistigen und künstlerischen Kräfte, welche Mitarbeiter und Redaktion zu einem festgeschlossenen Ganzen vereinigen auf dem gesunden natürlichen Münchener Boden, der auch mitgenannt werden muß, wo es sich um die Ursachen eines so glänzenden Gedeihens handelt.

Die „Fliegenden Blätter" stehen heute an hervorragender Stelle unter den guten geistigen Mächten unseres Volkes und mögen noch lange dort stehen bleiben! R. Artaria.

Die Sprengstoffe der Neuzeit.

Von C. Falkenhorst.

Ein halbes Jahrtausend hindurch war das Schießpulver, jene Mischung aus Salpeter, Kohle und Schwefel, der einzige Sprengstoff, der zu Bedeutung gelangt war. Allerdings liest man hin und wieder in alten Büchern kurze Mitteilungen über neue Knallkompositionen. Die „Goldstudien", denen man in früheren Zeiten mit großem Eifer oblag, führten z. B. zur Entdeckung einer explodierenden Goldverbindung, die schon im 15. Jahrhundert als aurum fulminans oder aurum tonitruans (blitzendes oder donnerndes Gold) beschrieben wurde. Es ist dies das Goldoxyd-Ammoniak, ein grünliches Pulver, das wir heute „Knallgold" nennen und das schon bei der leisesten Berührung mit größter Heftigkeit explodiert. Im Jahre 1648 berichtete ferner Glauber über eine „Komposition, welche fulminieret gleichwie ein aurum tonitruans"; es handelt sich dabei um das „Knallpulver", eine Mischung von Salpeter, kohlensaurem Kali und Schwefelblumen, die, an der Luft erhitzt, selbst in geringer Masse mit äußerst heftigem Knall sich entzündet. Derartige Entdeckungen und Erfindungen blieben jedoch Jahrhunderte hindurch vereinzelt und wenig beachtet. Erst die moderne chemische Wissenschaft, deren Anfang in das Ende des vorigen Jahrhunderts fällt, sollte auch auf diesem Gebiete einen ungeahnten und, wie die Ereignisse der jüngsten Zeit lehren, nicht immer erfreulichen Aufschwung bringen.

Die ersten Chemiker versuchten alsbald, das alte Pulver zu verbessern. Lavoisier und Berthollet kamen auf den Gedanken, den Salpeter durch das chlorsaure Kali zu ersetzen, aber der Versuch mißlang, die Pulverfabrik von Essenne flog in die Luft und viele Arbeiter kamen dabei um. Immerhin war ein neues äußerst heftig explodierendes Gemenge bekannt geworden. Im Jahre 1788 stellte Berthollet ein dem Knallgold ähnliches Präparat her, das „Silberoxyd-Ammoniak", aber dieser Stoff war für praktische Zwecke völlig untauglich, da er mit furchtbarer Gewalt explodierte, selbst wenn man ihn nur mit einer Feder unter Wasser berührte.

Einen anderen Weg schlugen der Engländer Howard und der Italiener Brugnatelli ein. Jenem gelang es im Jahre 1799, diesem im Jahre 1802, neue Explosivstoffe herzustellen, indem sie Metallverbindungen mit Salpetersäure behandelten. Howard erfand das „knallsaure Quecksilberoxyd" und Brugnatelli das „knallsaure Silberoxyd". Das waren nicht mehr explodierende Gemenge, sondern chemische Verbindungen, die bei ihrem Zerfallen eine weit größere Kraft als das alte Schießpulver entfalteten. Das Brugnatellische Knallsilber zersetzt sich indessen so leicht schon bei geringer Reibung, daß ihm nur ein beschränktes Verwertungsgebiet vorbehalten blieb. In äußerst kleinen Portionen wird es zur Herstellung von Spielereien wie Knallbonbons und Knallerbsen verwendet. Weit wichtiger wurde das etwas beständigere Knallquecksilber von Howard. Wegen der furchtbaren Heftigkeit, mit der es explodiert, konnte es an Stelle des Schießpulvers nicht verwendet werden; nur in sehr geringen Mengen dient es als treibende Füllung in den Patronen der sogenannten „Floberts" oder Zimmerpistolen. Die Leichtigkeit, mit welcher es durch Schlag zersetzt wird, brachte aber die Techniker auf den Gedanken, es als Zündmittel für das Pulver zu verwerten. Im Jahre 1815 verfertigte der englische Büchsenmacher Josef Egg die ersten Zündhütchen, die mit Knallquecksilber gefüllt waren und zunächst bei den Jägern, dann bei den Heeresverwaltungen Beifall fanden, so daß um das Jahr 1840 die alte Steinschloßflinte durch das Perkussionsgewehr in Europa völlig verdrängt war. Es bedeutete dies einen großen Fortschritt, denn nun war das Infanteriefeuer unabhängig von Wind und Wetter und anderen Zufälligkeiten. Mit dieser Errungenschaft schließt ein Abschnitt in der Geschichte der Explosivstoffe ab — die Knallpräparate sind in ihrer Eigenschaft als Zünder heute noch allgemein in Anwendung.

Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts geschah in der Forschung ein neuer Schritt von größter Tragweite, und wieder war es die Salpetersäure, welche unter der Hand des Chemikers neue Sprengstoffe entstehen ließ. Im Jahre 1846 erfand Schönbein in Basel die Schießbaumwolle und bald darauf den Knallzucker; ein Jahr später stellte der Italiener Sobrero in dem Laboratorium von Pelouze in Paris das Nitroglycerin her. Der Schießbaumwolle wandte man sofort eine lebhafte Aufmerksamkeit zu; sie sollte als Sprengmittel das alte Pulver verdrängen, aber sie zersetzte sich zu leicht und führte zu Selbstentzündungen von so furchtbarer Wirkung, daß ihre Verwendung lange Zeit hindurch beschränkt war. Das Nitroglycerin blieb anfangs als Sprengmittel unbeachtet, es wurde nur von einigen Aerzten als Heilmittel gegen Nervenleiden versucht. In der neuesten Zeit wird es von amerikanischen Aerzten sehr warm als Rettungsmittel bei Kohlendunst- und Leuchtgasvergiftungen empfohlen. Man soll den Betäubten kleine Mengen, $^1/_2$ bis 1 Milligramm, in das Blut einspritzen. Erst im Jahre 1862 fand der schwedische Ingenieur Alfred Nobel den Mut, Nitroglycerin in größeren Mengen anzufertigen und es als „Sprengöl" in alle Welt zu versenden. Die Folgen dieses Vorgehens blieben nicht aus. In Stockholm, Hamburg, Aspinwall, San Francisco und an anderen Orten fanden so entsetzliche Explosionen statt, daß die Einfuhr des schwedischen Sprengöls überall verboten wurde.

Nobel sah sich dadurch veranlaßt, auf Mittel zu sinnen, durch welche die zufälligen Entzündungen des Sprengöls auf dem Transporte, während der Aufbewahrung und der Handhabung verhütet werden könnten. Es gelang ihm auch in der That im Jahre 1866, die Verwendung des Nitroglycerins gegen früher

bedeutend gefahrloser zu gestalten. Er tränkte die sehr poröse Kieselguhr- oder Infusorienerde, wie sie bei Oberlohe in Hannover vorkommt, mit Nitroglycerin und erhielt so eine Masse, die er „Dynamit" nannte. Dieses Verfahren wurde bald nachgeahmt; anstatt der Kieselguhr mischte man andere Körper mit dem Nitroglycerin, so z. B. Randanit, eine Kieselerde, die sich in Puy de Dôme in Frankreich findet, Asche der Bogheadkohle, Tripolith, Alaun, schwefelsaure Magnesia &c., und so kamen verschiedene Sorten Dynamit in den Handel.

Als Vorzüge eines guten Dynamits wurden folgende angegeben: es sollte gegen Stoß unempfindlich sein, bei Berührung mit brennenden Körpern mit ruhiger Flamme abbrennen und nur dann explodieren, wenn man es mit einem Zünder in Verbindung brachte, der Knallquecksilber enthielt, und diesen abfeuerte. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß durch geeignet starke Knallquecksilberzünder das Dynamit mit Sicherheit zur Explosion gebracht wird, daß es aber unter Umständen auch infolge anderer Einflüsse explodieren kann. Seine Unempfindlichkeit gegen Schlag und Stoß ist keine unbedingte. Es ist zwar nicht gelungen, lose zerstreutes Dynamit zur Explosion zu bringen, wenn man mit Eisen auf Holzunterlage schlug, wohl aber wenn der Schlag mit Eisen gegen Stein oder mit Eisen gegen Eisen geführt wurde. In gepreßtem Zustande, in festen Behältern geht es infolge eines kräftigen Schlages immer los.

Angezündet, verbrennt das Dynamit wohl mit ruhiger Flamme, aber nicht immer verläuft der Vorgang in harmloser Weise. Oft, namentlich wenn größere Mengen des Sprengstoffes beisammen lagern, ist die Erhitzung der noch nicht von der Flamme angegriffenen Teile derart, daß die ganze Masse in die Luft fliegt. Darum ereignen sich auch so furchtbare Unglücksfälle, wenn Brände Dynamitlager erreichen, wie dies kürzlich in Santander der Fall war.

Ein großer Feind des Dynamits ist die Kälte. Das Nitroglycerin ist eine ölige, gelbliche Flüssigkeit, die bei etwa + 8° C. erstarrt. Wird es im Dynamit infolge der Abkühlung fest, so trennt es sich von der Kieselguhr oder dem anderen Auffaugungsmittel. Im gefrorenen Zustande läßt sich das Dynamit schwieriger zur Entzündung bringen, taut es aber auf, so geschieht es mitunter, daß das Sprengöl in die Kieselguhr nicht wieder eindringt, sondern in freien Tröpfchen sich in oder neben dieser ansammelt. Eine solche Dynamitpatrone birgt alsdann alle Gefahren des reinen Nitroglycerins in sich und kann bereits platzen, wenn man sie zufällig auf die Erde fallen läßt.

Schließlich ist das Dynamit der Gefahr der Selbstentzündung unterworfen. Nach kürzerer oder längerer Zeit neigt es zur Zersetzung, und wenn diese einen gewissen Grad erreicht hat, so explodiert die Masse selbst bei einem leisen Stoß, wie z. B. dem Zufallen der Thür zu dem Raume, in welchem sie aufbewahrt wird. Diese Zersetzung tritt besonders leicht bei denjenigen Sorten von Nitroglycerin ein, welche bei der Fabrikation nicht genügend gereinigt wurden und noch Spuren von Säure enthalten.

Das sind die wichtigsten Schattenseiten des gewaltigen Sprengmittels. Sie wurden geraume Zeit und werden noch heute von Technikern und Arbeitern nicht genügend gewürdigt, und viele Unglücksfälle sind wohl auf Rechnung eines strafwürdigen, fahrlässigen Umgangs mit einem so gefährlichen Körper zu setzen.

Trotz aller Unglücksfälle war jedoch das Dynamit in vielen technischen Betrieben dem alten Pulver so überlegen, daß es in großen Mengen hergestellt wurde. Zu Anfang der achtziger Jahre verfertigte die Gesellschaft Nobel allein in ihren europäischen Anstalten gegen 8 Millionen und in den amerikanischen gegen 4 Millionen Kilogramm Dynamit im Jahre.

Je nach dem Gehalt des Dynamits an Nitroglycerin unterschied man stärkere und schwächere Sorten; Dynamit Nr. 1 enthielt z. B. 75%, Dynamit Nr. 2 50% Nitroglycerin. In den zuerst fabrizierten Sorten war das Nitroglycerin der alleinige Explosivkörper; Kieselguhrerde, Asche &c. beteiligten sich nicht bei der Sprengarbeit. Diese Gruppe nannte man darum Dynamite „mit neutraler Basis". Bald aber wollte man die Kraft des Dynamits noch übertreffen und löste das Sprengöl in Stoffen auf, die auch ihrerseits explodierten und so die Wirkung erhöhten. Man mengte das Nitroglycerin mit Holzkohle und Salpeter und nannte den Sprengstoff „Sebastine". Aus einer Mischung von Minenpulver und Nitroglycerin setzte man das „Herkulespulver" zusammen. Durch Kombination mit chlorsaurem Kali schuf man einen weiteren höchst gefährlichen Sprengkörper. Das waren Dynamite „mit aktiver Basis", und ihre Zahl stieg von Jahr zu Jahr. Am weitesten ging wiederum Nobel, der die beiden gewaltigsten Sprengmittel, Nitroglycerin und Schießbaumwolle, vereinte. Er löste das Sprengöl in einer Art besonders zu diesem Zwecke hergestellten Kollodiums auf und erhielt so eine gelatine- oder gummiartige Masse, die als „Sprenggelatine" in den Handel gebracht wurde und die alten Dynamite zu einem großen Teil verdrängte. Weniger gefährlich als diese, unempfindlich gegen das Wasser, entfaltet sie fast die Wirkung des reinen Sprengöls. Die Sprenggelatine hat auch zum Teil das alte Pulver ersetzt; denn indem man ihr Kampfer beigab, konnte man sie derart zähmen, daß sich aus ihr das neue rauchschwache Schießpulver bereiten ließ.

Wie groß aber auch die Fortschritte in der Erzeugung von Sprengmitteln sein mögen, wie sehr die Menschheit ihrer auch für die Kulturarbeit bedarf, zufriedenstellend sind die Leistungen der Techniker und Chemiker noch lange nicht. Diese dämonischen Gewalten sind noch nicht genügend gebändigt; wer mit ihnen arbeiten muß, wer sie herstellt, befördert oder verwendet, ist zu sehr den schlimmsten Zufällen preisgegeben. Die Gefahr einer plötzlichen Explosion schwebt über jeder Sprengstofffabrik, über jedem Dynamitlager. Die furchtbaren Unglücksfälle, die noch immer sich ereignen, sind darum für die Forscher ein Sporn, in das Wesen der Explosivstoffe noch tiefer einzudringen. Man spricht von Sprengmitteln der Zukunft, die, nicht minder gewaltig in ihrer Wirkung als die besten der heutigen, dennoch völlig gefahrlos angefertigt, verfrachtet und aufbewahrt werden könnten; nur unter ganz besonderen, im gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht vorkommenden Bedingungen sollen sie zur Explosion gebracht werden können. Ob dieses Ideal eines Sprengmittels jemals erreicht werden oder immer ein Traum der Erfinder bleiben wird? Wer weiß es? Man sagt, daß in der Technik nichts mehr unmöglich ist, und die Arbeiten der Pioniere der Wissenschaft bewegen sich in Bahnen, die Erfolg versprechen.

Es handelt sich dabei durchaus nicht um Herstellung neuer nitrierter Körper, wie die Schießbaumwolle und das Nitroglycerin es sind; alle anderen ähnlichen chemischen Verbindungen, die man hergestellt hat, sind in gleichem Maße unbeständig, leicht zersetzlich, und die Herstellung aller ist mit Gefahren verbunden. So verhält es sich auch mit der Pikrinsäure, jenem schönen gelben Farbstoff, den Woulfe bereits im Jahre 1771 gewann, indem er Salpetersäure auf Indigo einwirken ließ. Lange Zeit wurden diese Säure und ihre Salze zum Färben von Wolle und Seide benutzt, ohne daß man über sie besonders Klage zu führen gehabt hätte. Da ereignete sich im Jahre 1869 die entsetzliche Katastrophe am Sorbonneplatz in Paris, wo durch die Explosion von pikrinsaurem Kali ein ganzes Häuserviertel in die Luft flog, und seither wurde die Verwendung dieser Stoffe zu Färbezwecken bedeutend eingeschränkt.

Bei den Versuchen, die unbändigen Explosivstoffe zu zähmen, hat man tiefere Einblicke in das Wesen der Explosionsvorgänge gewonnen. Während eine gewöhnliche brennende Zündschnur sofort die Explosion von Knallquecksilber verursacht, vermag sie dieselbe bei gutem Dynamit nicht auszulösen; aber das Dynamit explodiert sofort, wenn es durch die mit Knallquecksilber gefüllte Zündpatrone erschüttert wird. Es giebt eine Stufenleiter in der Beständigkeit der Explosivstoffe, und durch Steigerung der Hitze oder der Erschütterung vermag man Körper explodieren zu lassen, die sonst gar nicht als Explosivstoffe gelten, deren Herstellung, Fortschaffung und Aufbewahrung völlig gefahrlos ist. Man hat Gemenge solcher Stoffe zur Explosion gebracht, wenn man sie durch Patronen aus Dynamit erschütterte. Die Wirkung stand der des Dynamits nicht nach, der Vorteil aber war der, daß eine derartig zusammengesetzte Sprengladung nur zum zwanzigsten Teile — in den Zündpatronen — aus dem gefährlichen Explosivstoff bestand und daß diese Patronen erst im letzten Augenblick mit der an und für sich ungefährlichen übrigen Masse in Berührung gebracht zu werden brauchten. Das bedeutet eine große Verminderung der Gefahr einer vorzeitigen Entzündung.

Neuerdings ist der berühmte Chemiker Pictet mit einem Sprengstoff hervorgetreten, der in seiner Wirkung die bekannten Dynamite übertreffen und sich zugleich derart zähmen lassen soll, daß er auch als Schießpulver verwendet werden könnte. Und doch soll seine Herstellung völlig gefahrlos sein, er soll niemals durch Zufall sich entzünden; erst durch die Hitze von 800 Grad C., welche vom elektrischen Strom geliefert wird, kann er zur Explosion gebracht werden.

Die Zusammensetzung der neuen Sprengstoffe wird noch geheim gehalten. Es ist wohl möglich und sogar wahrscheinlich, daß nach sorgfältiger Prüfung auch diese neuesten Erfindungen

ihre Mängel verraten werden; man darf ja nicht vergessen, daß es sich bei ihnen um erste Versuche handelt. Sie eröffnen einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Explosivstoffe. Während bis jetzt das Bestreben sich geltend machte, möglichst große Wirkungen zu erlangen, und während man sich dabei mit einem gewissen, aber nicht genügenden Grade von Gefahrlosigkeit begnügte, wird jetzt der Hauptnachdruck eben auf Erzeugung möglichst gefahrloser Sprengstoffe gelegt. Hoffen wir, daß die Lösung dieser Aufgabe gelingen, daß die furchtbare Gewalt der Explosion vom menschlichen Geiste ebenso wie einst der Dampf gebändigt werde!

Gelingt dies, dann wird die Sprengtechnik einen ungeahnten Aufschwung nehmen und die gewaltigen Kräfte der chemischen Verbindungen, die bei Explosionen sich entwickeln, werden nicht nur vorwiegend zu Zerstörungswerken, sondern auch zu aufbauender Arbeit verwertet werden können. Man hat ja bereits nicht nur den Gedanken ausgesprochen, sondern auch praktisch versucht, durch Sprengstoffe Maschinen zu bewegen. Wir möchten nur an den interessanten Versuch Trouvés erinnern, der vor kurzem einen aus Aluminium geformten Vogel eine Strecke weit durch die Lüfte fliegen ließ. Die Maschine, welche die Flügel des Vogels bewegte, wurde durch das Explodieren revolverartig aneinander gereihter Sprengpatronen getrieben. In den Explosivstoffen schlummern die gewaltigsten Kräfte; mit ihrer Hilfe schleudern wir heute unsere eisernen Kriegsgeschosse bergehoch — ein Dichter alter Zeiten hätte eine solche Leistung keinem sterblichen Helden, nur einem Kriegsgotte zugetraut. Wer weiß, ob nicht dereinst, von gebändigten Explosivstoffen getrieben, Flugmaschinen durch die Lüfte schwirren werden?

Allerdings, in diese Hoffnung auf die siegende Kraft des Menschengeistes mischen sich düstere Sorgen. Alle Vervollkommnungen, welche die Wissenschaft ersinnt, um die Sprengstoffe zu immer nützlicheren Hilfsmitteln der menschlichen Kultur zu machen, sie bedeuten zugleich eine Verschärfung der Waffe, deren sich frevelhafte Verbrecher nur zu gerne und mit steigender Häufigkeit bedienen. In ihren Händen wird der Stoff, der die Schätze der Erde erschließt, der dem Verkehr der Völker freie Bahnen schafft, zur Höllenmaschine, die Tod und Zerstörung ausstreut. Und die Wissenschaft ist frei, keine Macht der Welt wird es verhindern können, daß auch ein Schurke im verborgenen Winkel über denselben Problemen brüte, denen der für das Höchste begeisterte Forscher in seinem Laboratorium nachsinnt. Unsere Staatsgewalt kann nur die Anfertigung der Sprengstoffe wie den Handel damit aufs schärfste beaufsichtigen und den überführten Verbrecher die ganze Strenge des Gesetzes fühlen lassen. So bleibt uns nur das Vertrauen, daß das feste, auf tausendjährige Arbeit gegründete Gefüge unserer Kultur auch durch die verbrecherischen Anschläge einer Handvoll verworfener Gesellen nicht werde ins Wanken gebracht werden können und daß eine unermüdliche, zielbewußte Fortarbeit an der Hebung des allgemeinen Lebensloses auch diesen Ausgeburten menschlicher Roheit den Boden entziehen werde.

Die Perle.

(1. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Sonnig und freundlich, ein kleines blühendes Eiland, lag das Gärtchen des Kapitäns Leupold da. Eben fing der Flieder an, aufzubrechen, die Schneeballen hatten dicke Knospen, der Goldregen war schon voll entfaltet. Die Wege zwischen den sorgsam gepflegten Blumenstücken waren sauber mit Kies bestreut und frisch geharkt, die Muscheln um die Beete hübsch geordnet. Im Hintergrund des Gärtchens, zwischen zwei hohen Fliederbüschchen, stand eine weißgestrichene Bank; dorthin steuerte der alte Kapitän seinen Gast. Als sie saßen, holte Leupold seine kurze Kalkpfeife aus der Brusttasche und zündete sie an. Kamphausen sah aufmerksam den blauen Ringelchen nach, wie sie aufstiegen und sich in der klaren Luft zerteilten.

„Kapitän,“ begann er endlich, „wie geht's Deinen Verwandten?“

Der Angeredete hob die buschigen Brauen.

„Seit wann interessieren Dich die? Wie soll's ihnen gehen! Die Schwester liegt da und wartet auf den Tod, und der Schwager ist verzweifelt und kann das Gut nicht halten, was er auch anfängt. So geht's denen!“

„Ich weiß, ich weiß!“ murmelte Albrecht, im Gegensatz zu seiner soeben gestellten Frage; er sah sehr niedergeschlagen aus. „Und die Kinder?“

„Der Junge besucht mich zuweilen — hat keine Ahnung davon, wie's zu Hause steht, spricht von Mamas baldiger Genesung und ist felsenfest in dem Gedanken, er werde 'mal das väterliche Gut übernehmen. Nichts anderes als den Landwirt im Kopf, nichts anderes als das Familiengut! Ganz wie sein Alter! Das Mädel —“

Kamphausen richtete sich gerade auf, über seine männlichen Züge ging es wie ein Leuchten. „Isolde!“ sagte er ganz leise.

„Thu' mir den Gefallen und gieb ihr nicht den verrückten Namen! Isolde — das war ein tolles Frauenzimmer mit Liebestränken — hab' die Oper 'mal in Hamburg gesehen. Als der Junge geboren wurde, schlug ich vor, ihn Tristan zu nennen — heutzutag' soll doch alles stilvoll sein — aber nein, das wollten sie nicht, Armin mußt' er heißen. Na, wir haben ja ein befreites Deutschland auch ohne diesen jungen Helden! Das Mädel ist übrigens noch die Vernünftigste von allen, läßt sich wenigstens bloß 'Ilse' rufen. Eitel wird sie natürlich auch sein —“

„Das glaube ich nicht, trotzdem ihre Schönheit ihr ein Recht dazu giebt,“ schaltete Kamphausen rasch ein.

Der alte Kapitän rauchte sehr scharf und sah seinen Gefährten mit einem sonderbaren Seitenblick an. „Schön, sagst Du? Ja, ja, sie hat's von der Elisabeth. Sonst aber gleicht die Ilse ihrer Mutter wenig. Das Mädel ist 'was für sich, kerngesund an Leib und Seele, kein Stück Wachs, das man kneten kann, wie man will. Der Mann, der die 'mal bekommt, kriegt keine Puppe, sondern 'nen wirklichen Menschen. Bin übrigens neugierig, wen sie 'mal heiraten wird!“

„Mich!“ sagte Kamphausen kurz und fest.

Leupold fuhr herum und musterte den Sprecher mit einem langen Blick vom Kopf bis zum Fuß. „Wen?“ wiederholte er lauter.

„Mich!“ entgegnete Albrecht noch einmal, ebenso kurz und fest.

Der Alte sprach zunächst kein Wort, er wiegte nur sachte den Kopf hin und her.

„Siehst Du, Kapitän, deshalb bin ich ja hier. Ich wollte Dir sagen, wie das alles so gekommen ist —“

„Und ich will kein Wort davon hören, kein Sterbenswort! Heiraten? Du? Ist das erhört? Kaum zu Brot gekommen, und nun schon Weibergedanken! Genau wie bei Deinem Vater — der konnte auch nicht früh genug in sein Verderben.“

Albrecht ließ ihn nicht weiterreden; er stand auf und sah von seiner vollen stattlichen Höhe auf den eifernden alten Mann herab. „Ich will Dir etwas sagen, Kapitän! Du bist der beste Freund meines verstorbenen Vaters gewesen, hast meine Mutter unterstützt und Dich stets auch meiner angenommen — ich bin Dir sehr viel Dank schuldig, das hab' ich immer empfunden, hab' mich bemüht, Dir Ehre zu machen, und gedenke das weiter zu thun. Aber das Glück, das mein Vater in seiner Ehe gefunden hat, lass' ich nicht antasten, und ob ich selbst heiraten will oder nicht und wen ich heiraten will, das geht mich allein an. Wenn ich Dir freiwillig von der Sache rede, so geschieht das in dem Glauben, daß Du Anteil nimmst an meinem Glück.“

Der alte Leupold war auch aufgestanden. „Du sprichst hübsch deutlich, Kapitän, das muß man Dir lassen! Was Du aber eben gesagt hast — richtig ist es schon gewesen. Mir hätt' einer kommen sollen und mich warnen oder zurückhalten, als ich . . . aber 's ist egal, lohnt nicht, davon zu reden. Und Dein Alter, wie ich dem in seine Heiratspläne dreinreden wollte, wurd' borstig wie'n Stachelschwein; fehlte bloß noch, daß er blank zog und mir mit dem Messer auf den Leib rückte.“

„Du siehst also, Kapitän —“

„Ich sehe, daß die sogenannte Liebe 'n gewisses Stadium von Verrücktheit bedingt; erlaube, daß ich diese Ansicht behalte!“

„Bitte! Mir liegt nichts ferner, als Dich beeinflussen zu wollen. Nur mußt Du auch mir meinen Kopf lassen. Wie hoch ich in anderen Dingen Deinen guten Rat schätze, weißt Du.“



Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Willkommen!

Nach einem Gemälde von Th. Kleehaas.

„Hm! Aber nun erzähl' doch 'mal! Die Ilse! Da schlag' doch Gott den Teufel tot! Wo in aller Welt hast Du sie denn eigentlich zu sehen bekommen?"

„Hier bei Dir war's, im vergangenen Herbst. Wir saßen in Deinem Achterdeck und Du erzähltest eben vom Kampf mit einem Känguruh, das einen von Eurer Schiffsmannschaft in Lebensgefahr gebracht hatte — erinnerst Du Dich dessen nicht?"

„Des Känguruhs wohl, aber nicht der Ilse — nimm's nicht übel!"

„Rührt mich nicht, Kapitän! Also sie kam herein, und ich fand sie so schön, daß ich sie wie ein Wunder anstarrte und, glaub' ich, zu grüßen vergaß. Dann stelltest Du uns einander vor —"

„Ich? Sollte ich mich wirklich so sehr vergessen haben?"

„Ich bat Dich —"

„Aha! Batest mich! Dann mag's sein!"

„Wir unterhielten uns nun — das heißt, was wir eigentlich miteinander sprachen, das könnte ich jetzt nicht mehr sagen." Albrechts gebräuntes männliches Gesicht bekam einen weichen Ausdruck, während er halb die Augen zudrückte, als sähe er nach innen.

„Schadet nichts," tröstete der Alte. „Wird doch lauter dummes Zeug gewesen sein. Wär' das erste Mal, daß es sich gelohnt hätte, mit 'nem Frauenzimmer zu reden! Na, was weiter?"

„Ich begleitete Deine Nichte dann noch zu dem Gasthof, in dem sie mit ihrem Vater abzusteigen pflegt. Der Freiherr befand sich noch in der Stadt, und so promenierten wir ein wenig im Garten; dabei sprachen wir viel von Dir."

„Sehr gütig! Hattet Ihr nichts Besseres zu reden?"

„Nein! Isolde —"

„Nenn' sie nicht bei diesem fürchterlichen Theaternamen! Sag' ‚Ilse'!"

„Ilse also hält sehr viel von Dir."

„Sehr verbunden! Wär' sie nicht zufällig ein Frauenzimmer, ich würd' auch 'was von ihr halten. Aber so! Und weiter?"

„Schließlich kam ihr Vater, Ilse stellte mich vor und ich that mein möglichstes, ihn für mich einzunehmen, allein ich merkte sofort, daß ich ihm nicht gefiel."

Leupold ließ sein hartes kurzes Lachen hören. „Kann ich mir denken! Wie könnte meinem hochgeborenen Herrn Schwager der Pate und Pflegesohn des alten Kapitän Leupold gefallen! Ein Mensch, der sagt, was er denkt, ein Mensch, der auf dem Wasser zu Hause ist und kein Familiengut besitzt!"

„Ich ließ mich das nicht anfechten, sondern kündigte ihm in höflichster Form meine Absicht an, in den nächsten Tagen auf dem Gut meinen Besuch zu machen. Er nahm das sehr frostig auf. Trotzdem bin ich dann dort gewesen und hab' meinen Besuch ausgeführt, aber es waren sehr unerquickliche Stunden für mich. Der Baron empfing mich nicht freundlich. Er mochte merken, aus welchem Grunde ich kam, und that alles, um mich abzuschrecken. Er ließ mich mit Ilse keinen Augenblick allein und war sehr unwillig, als ein Pferdehändler gemeldet wurde, mit dem er längere Zeit zu unterhandeln hatte. Inzwischen führte Isolde mich in den Park. Es war ein schöner sonnengoldener Herbsttag —" Kamphausens Stimme war immer leiser geworden, jetzt verstummte sie ganz; die Erinnerung hielt ihn gefangen, er vergaß, daß er erzählen wollte.

„Schöner alter Park, nicht?" schaltete Leupold ein.

„Ja," antwortete der junge Mann selbstvergessen, „es war schön. Wir gingen durch den ganzen Park über die Waldwiese bis zum Meer —"

„Hübsche Strecke das! Und mein Herr Schwager amüsierte sich unterdessen mit dem Pferdehändler? 'ne nette Geschichte!"

„Und angesichts der See, die meine Heimat ist, sprach ich mit Isolde!"

„Lange besonnen habt Ihr Euch nicht, Kapitän, das muß ich sagen! Sprachst mit ihr! Und sie sagte natürlich gleich Ja?"

„Nicht gleich, sie hatte Bedenken; aber am Ende gab sie mir doch ihr Wort."

Leupold maß seinen jungen Freund mit einem sprechenden Blick. „Kann's ihr nicht verdenken!" stand darin zu lesen.

„Wir kamen überein, unsere Verlobung einstweilen geheim zu halten. Noch hatte ich ja meine Beförderung nicht. Vor allem galt es, Zeit zu gewinnen, die kranke Mutter vorzubereiten, das Vorurteil des Vaters nach und nach zu besiegen —"

Der Alte lachte auf. „Bin verteufelt neugierig, wie Ihr das Ding anstellen wollt! Vorurteil besiegen! Was 'n richtiges Vorurteil ist, mein lieber Kapitän, das läßt sich ganz einfach nicht besiegen, und wenn Du Dich auf den Kopf stellst! Mein Herr Schwager will nicht umsonst Vater einer schönen Tochter sein. Was denkst Du? Der wird sich frei nach Wallenstein seinen Eidam auf Europas Thronen suchen oder wenigstens unter Leuten, die einem Thron nahestehen!"

„Der Baron ist ein zärtlicher Vater und liebt seine Tochter —"

„Natürlich, mein Sohn! Weil er aber auch sich selbst liebt, wird er ihr sagen: Du bist jung, Kind, kennst die Welt und Dein eigenes Herz noch nicht. Steh' ab von der phantastischen Liebesgeschichte mit dem Seemann, der Dir ein so unsicheres gefahrvolles Los bietet, laß Deinen klugen alten Vater für Dein Glück — und nebenbei auch für sein eigenes! — sorgen."

„Ilse wird niemals ihr Lebensglück und das meinige zum Opfer bringen!"

„Schön! Also sie wird nicht. Dann bin ich bloß neugierig, zu erfahren, wie die Sachen jetzt stehen."

„Wie sollen sie stehen? Wir sind verlobt miteinander, aber das, was anderer Leute Glückseligkeit ist, die Brautzeit, das bringt uns nur Sehnsuchtsqualen und Enttäuschungen. Nicht einmal Ilses Mutter haben wir in unser Geheimnis einweihen können — sie ist seit Monaten viel zu angegriffen, hätte keine ruhige Stunde mehr, wüßte sie, daß ihr Liebling die Verlobte eines Seemanns sei. Der Freiherr selbst hat sein schroffes Benehmen noch gesteigert; eine Werbung von mir um die Hand seiner Tochter wäre die bare Unvernunft. So heißt es denn: warten, sich gedulden! Geduld! Ein schönes Wort für einen leidenschaftlich liebenden Mann, der nun auf ein volles Jahr scheiden, einer ungewissen Zukunft entgegengehen soll."

„Hm! Und Du hast das Mädchen, die Ilse, in der Zwischenzeit nur selten gesehen?"

„Sehr selten, fast nur von weitem. Die Briefe oder vielmehr die ängstlich hingekritzelten Zettelchen, die sie mir auf allerlei Umwegen zukommen ließ, bestellten mich da und dorthin: ins Theater, in ein Konzert, in irgend einen Laden. Da hab' ich sie denn gesehen — gesprochen eigentlich nie, denn kann man das ‚sprechen' nennen, wenn man sich kaum die Gelegenheit zu einem geflüsterten Liebeswort, zu einer hastig hingeworfenen Frage zusammenzustehlen vermag? Auch sie leidet, das weiß ich, aber sie ist ein Weib, ist fügsamer, geduldiger als unsereins, und sie hat ihre Eltern, ihren Bruder, Freundinnen . . . ich hab' nur sie! Nur sie!" Er furchte seine Stirn und schaute stumm und finster vor sich hin.

„Und was soll nun werden?" fragte Leupold endlich.

„Was werden soll? Abschied natürlich! Aber ehe wir uns vielleicht auf immer trennen, wollten wir Dich bitten, Kapitän, hier bei Dir uns Lebewohl sagen zu dürfen."

„Hier bei mir?"

„Ja, bei Dir! Ich wüßte nicht, wie wir es sonst anfangen sollten, uns ungestört zu sehen. In acht Tagen geht die ‚Nixe' vom Kriegshafen ab, am zwölften muß ich dort sein; heute haben wir den siebenten Mai. Isolde wird es einrichten können, in diesen fünf Tagen einmal zur Stadt zu kommen, mit ihrem Vater natürlich, denn allein läßt er sie nie hierher. Er wird es ruhig zugeben, daß Isolde Dich wieder einmal besucht, um Dir Nachrichten und Grüße von Deiner Schwester zu bringen. Kapitän, Du mußt uns dies letzte schmerzliche Glück noch gönnen!"

„So? Muß ich?"

„Du thust es, Kapitän, nicht wahr?"

„Zum Teufel, ja! Obgleich mir die ganze Verlobungsgeschichte in der Seele zuwider ist! Wenn ich's nicht thäte, fingt Ihr beiden am Ende etwas ganz Verrücktes an. Also zu — genießt Euer ‚schmerzliches Glück'!"

„Ist das der Segen, den Du uns zu unserer Verlobung giebst?"

„Von mir ist überhaupt nicht zu verlangen, daß ich meinen Segen zu irgend einer Verlobung gebe, sei sie, wie sie wolle! Und vollends bei 'nem Seemann. Ein Seemann soll ledig bleiben, darf nicht 'ne ganze Familie mitreißen in sein Leben voll Angst und Gefahr. Und die Ilse . . . na, einerlei, 's ist nichts mehr zu machen! Rennt Euch getrost die Köpfe ein!"

„Du wirst auch gestatten, daß ich meine Briefe an Isolde

unter Deiner Adresse hierherschicke, und wirst mir Nachrichten von ihr vermitteln?"

„Neue Ehre! Bureau für Liebesbriefe!" Der Galgenhumor sprühte dem alten Seebären nur so aus den Augen. „Sonst noch etwas gefällig? Steh' zu Diensten!"

„Nur das eine noch: daß Du alles, was in Deiner Macht steht, dazu thust, Ilse in der Treue zu mir zu bestärken. Ich vertraue ihr ganz, aber sie ist ein zartes Mädchen und wird um meinetwillen dem Ansturm der ganzen Familie standhalten müssen. Sorge Du dann dafür, Kapitän, daß sie da nicht allein steht, sprich für mich, handle für mich, sieh zu, daß sie fest und treu bleibt —"

Er kam nicht weiter. Der alte Kapitän legte seine Hand schwer auf die Schulter seines Gastes und lachte — ein schneidendes, beinahe böses Lachen war's. „Wenn man Dich so ansieht, man sollt's nicht glauben! Sechs Fuß Höhe, einige dreißig Jahr' alt und 'n gut Stück Welt gesehen, kein Dummkopf — und dabei so kindisch wie ein achtjähriger Schuljunge! Will 'nen andern zum Hüter eines Frauenzimmers machen! Und der andere heißt Erich Leupold! Wenn das nicht zum Lachen ist!"

Albrecht schüttelte die Hand des Alten mit einer raschen Bewegung von seinen Schultern ab und richtete seine stattliche Gestalt zu ihrer ganzen Höhe auf. „Ich muß annehmen, Du willst mich verletzen, Kapitän! Wodurch ich das verdient habe, weiß ich nicht. Wir zwei, Du und ich, sehen die Welt aus verschiedenen Augen an — und laß' mich Dir bekennen, daß ich lebhaft wünsche, sie niemals mit Deinen Augen zu sehen!"

„Amen! Das ist auch mein Wunsch! Und faß' mein Lachen nicht tragisch auf, Albrecht! Nimm Du den alten Leupold, wie er nun 'mal ist, und ich will den jungen Kamphausen meinerseits auch nehmen, wie er 'mal ist — mit heimlicher Brautschaft und allem, was drum und dran hängt. Also kommt und nehmt Abschied voneinander bei mir, solang' Ihr wollt, schickt mir Eure Liebesbriefe und degradiert mich zum Liebesboten — ich will alles thun, obgleich ich mir so 'was nicht hätt' träumen lassen. Und wenn während Deiner Abwesenheit Deine Auserwählte zu mir kommt, dann will ich sie willkommen heißen und sogar mit ihr von Dir reden. Zufrieden?" Der Alte hielt seine breite kurze Hand hin.

„Zufrieden, Kapitän! Ich danke Dir! Aber verzeih', daß ich jetzt gehen muß! Du erhältst noch Nachricht, wann ich mich mit Isolde bei Dir treffe. Gehst Du auch gleich ins Haus zurück?"

Ja, der Alte that das. Und während Kamphausen seinem Hund pfiff und durch die sonnige Schiffstraße davonging, schritt Leupold durch seine „Kabinen" bis ins „Achterdeck", stellte sich, breit aufgepflanzt, die Hände in den Rocktaschen vergraben, vor das Bild der büßenden Magdalena und musterte das schöne Weib mit so herausforderndem Hohn, als sollte es aus dem Rahmen treten und vor ihm Rechenschaft ablegen über alles, was es gesündigt hatte.

3.

Schön und sommerlich warm war der junge Tag heraufgestiegen. So festlich sah er aus, als wüßte er genau, daß er ein Maientag sei; mit lachendem Grün geschmückt, trug er stolz auf dem Haupt die goldene Strahlenkrone. Und die Lerchen stiegen mit trillernden Jubellauten empor, als fühlten auch sie die Auferstehungswonne in der kleinen Vogelbrust; schwirrend flogen die Schwalben um die altersgrauen Dachfirste und Türme von Schloß „Perle", wo sie den bequemsten Unterschlupf fanden. Im Schloß schien noch alles zu schlafen. Der alte charakteristische Steinbau lag da, so plump und trotzig, wie Herr Hans Gottfried, der erste Baron Doßberg, ihn anno Domini 1586 erbaut hatte, mit den stillosen Seitenflügeln und dem breiten hübschen Altan, den die Nachkommen angefügt hatten. Die zwei runden Ecktürme mit kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben wuchsen rechts und links an dem langgestreckten Mittelbau empor, und über das ganze Bild war eine Flut von Epheu und Kletterrosen ausgegossen, als hätte selbst das alte Schloß ein Festgewand übergeworfen.

Eines Steinwurfs Weite davon, jenseit der Rampe, stand zwischen hohen Kastanien- und Ahornbäumen ein freundliches, altmodisch aussehendes Gebäude, das Haus des Verwalters. Bis vor kurzem hatte hier der „Administrator" mit seiner alten Mutter gehaust, ein feiner Herr, der einen ansehnlichen Gehalt bezog, in seinem Fach auch eifrig und tüchtig war. Aber die Verbesserungen und Anschaffungen, die nach seiner Ansicht gemacht werden mußten, konnten nicht zustande kommen, weil es am Besten fehlte, an Geld — schließlich reichten die Mittel des Freiherrn nicht einmal mehr aus, dem Administrator seinen Gehalt zu zahlen, und da der junge Mann zudem die Tollkühnheit besaß, sich leidenschaftlich in Ilse zu verlieben, so mußte man ihm kündigen; seitdem stand das hübsche Haus leer.

Unter der breiten Thür des Schlosses, deren hohes Gesims das in Stein gemeißelte Wappen der Doßbergs trug: zwei auseinanderklaffende Muschelschalen, in deren einer eine große Perle ruhte — zeigte sich die hohe kräftige Gestalt eines Mannes mit grauem Haupt- und Barthaar. Er hatte ein gut geschnittenes Aristokratengesicht mit einem auffallenden Zug von Weichheit, ja beinahe von Schwärmerei um Augen und Lippen. Ein angehender Fünfziger, alles in allem eine angenehme vornehme Erscheinung. Baron Hans Gottfried von Doßberg — er war es — trug eine leichte Schirmkappe, Sporenstiefel mit hohen Schäften und eine Reitpeitsche unter dem Arm. Er ging bis zur Rampe vor, hob den Knopf der Peitsche an seine Lippen und pfiff. Aus einem der Ställe kam ein gutgewachsener Bursche in feuerroter Jacke gelaufen und stellte sich in strammer Haltung vor seinem Herrn auf. „Du kannst das Pferd satteln!"

„Zu Befehl!"

Früher hatte es fünf, sechs solcher Rotjacken in den Ställen drüben gegeben, und wenn es geheißen hätte, man solle „das Pferd" satteln, so wäre das ein ganz unverständlicher Befehl gewesen, denn damals hatte man eine reiche Auswahl. Jetzt verfügte der Baron nur noch über einen starkknochigen Braunen, der sich weder durch Schönheit noch durch Rasse, sondern einzig und allein durch Kraft auszeichnete, so daß er imstande war, seinen Herrn vormittags durch Wald und Feld zu tragen und nachmittags noch „in der Wirtschaft" Dienste zu thun.

Doßberg stand, in Gedanken verloren, an der Rampe und klopfte in regelmäßigen Pausen mit seiner Reitpeitsche gegen die hohen Stiefel. Seine Brauen waren finster gefurcht und sein Blick sah trübe. Da klirrte hinter ihm ein Fenster; hastig wandte er sich um, und seine Augen glänzten. Kein Wunder das! Die, welche goldhaarig, rosig wie ein Abbild des frischen Maimorgens selbst, im Rahmen des steinernen Bogenfensters erschien und ihm zulächelte — das war ja seine Jugend, sein Sonnenschein, sein Glück.

„Guten Morgen, Papa!" Die frische junge Stimme klang gedämpft, wie in Besorgnis, jemand zu stören.

„Guten Morgen, Ilse! Wie ist's gegangen?"

„O, ganz gut — ganz leidlich! Mama hat eine ruhige Nacht gehabt und ist vorhin noch ein bißchen eingeschlafen; ich denke, sie kann es wagen, heute ein Stündchen aufzustehen. Himmlisches Wetter! Ein wunderbarer Mai!" Unter dem leichten weißen Morgenkleid hob sich die junge Brust in tiefen wohligen Atemzügen und die warmen dunklen Augen leuchteten.

„Kommst Du nicht heraus, Ilse?"

„Kann nicht! Muß Mamas Erwachen abwarten! Du reitest aus?"

„Ja, und weit! Ich bleibe ziemlich lange fort — Mamsell hat mir einen Bissen Frühstück mitgegeben."

„Vielleicht triffst Du Armin unterwegs. Der ist schon eine ganze Weile fort; er war leise wie eine Maus an unserer Thür, mir Guten Morgen zu sagen. Der arme Schlingel ist ganz unglücklich darüber, daß der Pony so faul und steif und bockbeinig geworden ist in seinem hohen Alter. Kauf' ihm einen neuen, Papa!"

Es zog wie ein Wolkenschatten über des Barons freundliches Gesicht. „Ich muß fort," sagte er hastig, „dort kommt Philipp mit dem Braunen!"

„Warte noch eine Sekunde! Ich hab' was für Dich!"

Aus dem Fenster flog eine schöne frische Malmaisonrose, so geschickt geworfen, daß sie dem Baron gerade auf die Mütze fiel. Er dankte mit einer anmutigen Handbewegung. „Adieu, Burgfräulein!"

„Adieu, Herr Burggraf!"

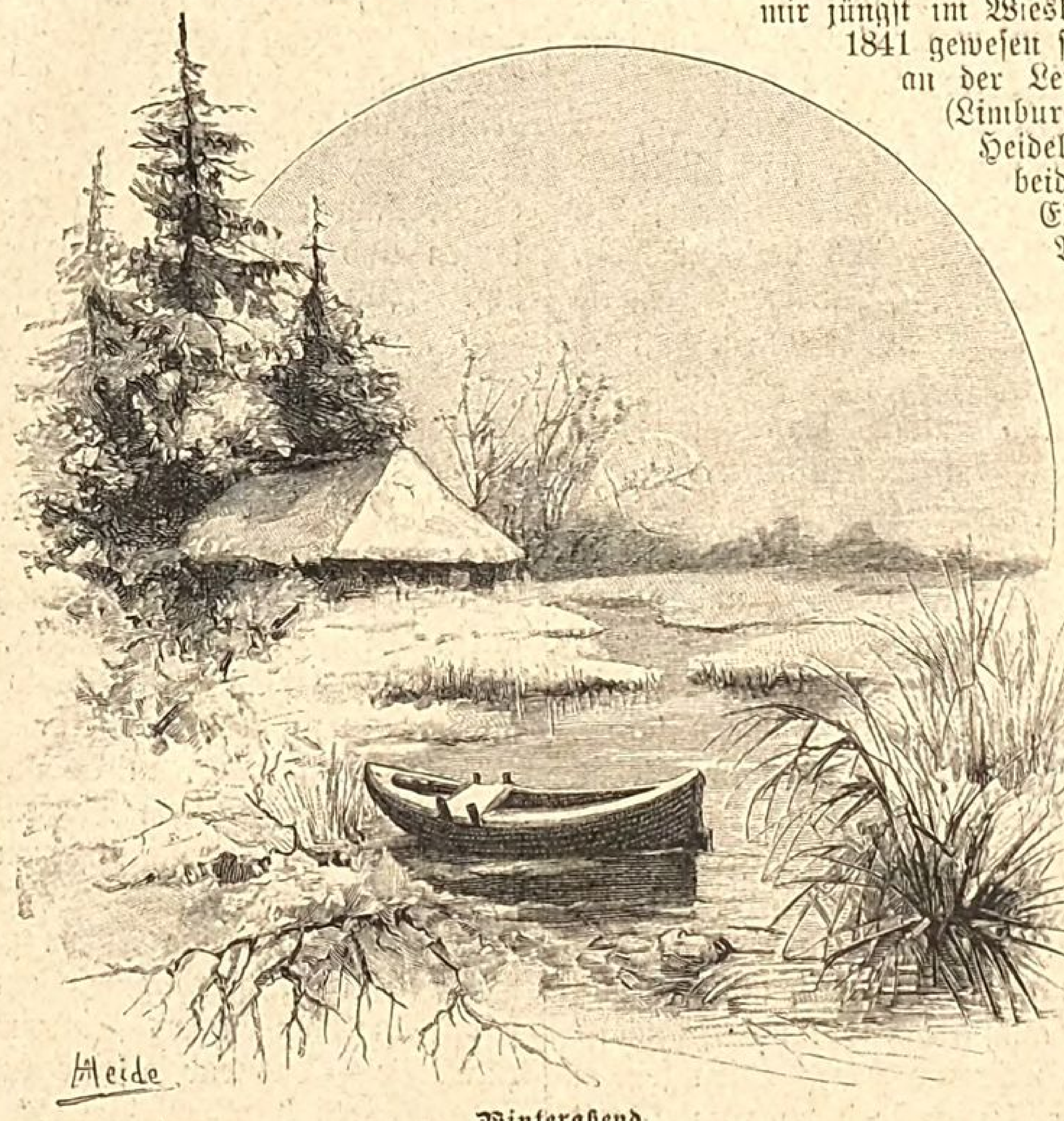
Das Fenster wurde geschlossen, die helle Gestalt verschwand. Mit einem Seufzer steckte Doßberg die Rose in sein Knopfloch. Dann bestieg er sein Pferd und trabte rasch hinaus in die lachende Landschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen

Etwas von der Kolportage. Ein großer Teil unseres deutschen Publikums denkt bei den Worten „Kolporteur“ und „Kolportage“ nur an dunkle Gestalten, welche die Hintertreppen auf und ab steigen und unreifen Jünglingen, naiven Kindermädchen oder sensationslüsternen Küchenfeen irgend ein von Blut und Grausen erfülltes Machwerk in unbestimmt vielen Lieferungen aufschwatzen. Diejenigen unserer Leser, welche unter anderem auch die „Gartenlaube“ durch den Kolporteur erhalten, wissen es besser, und in der That ist es ein großer Irrtum, anzunehmen, daß der Kolportagebuchhandel hauptsächlich oder gar ausschließlich mit dem sogenannten „Schauerroman“ sich abgebe. Vielmehr bestehen mindestens 90 Prozent der durch Kolportage im weitesten Sinne vertriebenen Litteratur aus durchaus guten volkstümlichen Zeitschriften und Büchern, großen und kleinen Sammelwerken, Atlanten u. dgl. m. Es giebt in Deutschland verkehrsarme Gegenden, in denen der Kolporteur und vielleicht noch der Buchbinder die einzigen Vermittler litterarischer Erzeugnisse bilden, die also, wenn man den Kolporteur aus ihrem wirtschaftlichen Getriebe striche, von jeder Berührung mit dem litterarischen Leben der Nation so gut wie vollständig ausgeschlossen würden. Und nicht bloß hier, auch in Landesteilen mit besser entwickeltem Verkehr, mit vielen und guten Sortimentsbuchhandlungen, spielt der von Haus zu Haus wandernde Kolporteur wie der buchhändlerische Geschäftsreisende eine Rolle von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Der größte Teil der gewerblichen Fachzeitschriften, Vorlagensammlungen und technischen Bücher aller Art würde ohne persönliches Angebot überhaupt nicht verkauft werden; denn die Leute, für welche diese Werke bestimmt sind und welche daraus Nutzen ziehen sollen, kommen selten oder nie dazu, einen Buchladen aufzusuchen, um sich mit neuen Erscheinungen aus ihrem Fache zu versorgen, ja sie erhalten vielfach gar keine Kenntnis von deren Vorhandensein. Lediglich der Kolporteur ist es, welcher sie darauf aufmerksam macht und dadurch zur Hebung der gewerblichen Leistungsfähigkeit ein wesentliches Teil mit beiträgt.

Endlich beruht die Billigkeit so vieler großer, schöner und gediegener Zeitschriften, Nachschlagewerke ꝛc. nur auf dem durch die Mitwirkung des Kolporteurs geförderten Massenabsatz.



Winterabend.
Nach einer Originalzeichnung von A. Heide.

Unter diesen Umständen hieße es das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man um vereinzelter Mißstände willen den ganzen Kolportagebuchhandel lahmlegen, ja vernichten wollte. Und es giebt Leute, welche darauf ausgehen und ihren Bestrebungen schon wiederholt, und auch jetzt wieder in Abänderungsanträgen zur Deutschen Gewerbeordnung Ausdruck verliehen haben. Sie möchten gerne den Vertrieb von Schriftwerken außerhalb der Buchläden aufs äußerste erschwert und die Ausübung des Reise- und Kolportagebuchhandels von der Prüfung der Bedürfnisfrage durch die zuständige Behörde abhängig gemacht sehen. Was wäre aber die Folge, wenn sie ihr Ziel erreichten? Nicht bloß würden zahlreiche fleißige und gewissenhafte Angehörige des Kolporteurgewerbes außer Brot gesetzt, auch der ganze deutsche Buchhandel und weiterhin die ihm in die Hände arbeitenden Geschäfte der Papierfabrikanten, Buchdrucker, Buchbinder, Holzschneider ꝛc. kämen aufs schwerste zu Schaden, das deutsche Volk aber ginge eines regsamen Vermittlers von Wissen und Bildung verlustig. Gegen den schwindelhaften und unsittlichen Kolportagebuchhandel giebt es bereits Gesetze; den ehrlichen und anständigen lasse man in Frieden seines Amtes walten!

Die Villa d’Este in Tivoli. (Zu dem Bilde S. 25.) Wenige Stunden östlich von Rom liegt hoch über dem Ufer des in wilden Fällen zu Thal stürzenden Anio das weltberühmte Tivoli, das alte Tibur, zu dessen Glanz Sage, Geschichte und Natur je ihr reichlich bemessenes Teil beigetragen haben. Da steht noch der alte Sibyllentempel, da zeigt man die Villa des Maecenas, des Dichterfreundes, und die seines Schützlings Horaz; drüben vermutet man in alten Bauresten ein Landhaus des Quintilius Varus, der im Teutoburger Walde verblutete, und hüben dehnen sich die weiten Anlagen der Villa Kaiser Hadrians, in der ein vielerfahrener Weltbeherrscher seinen ganzen Kunstsinn auslebte. Aber auch spätere Zeiten haben mitgebaut an Tivolis Ruhm; und das schönste, was sie schufen, ist die Villa d’Este im Westen des Städtchens, in der einst ihr Erbauer, der Kardinal Ippolito d’Este, mit Ariost, dem Dichter des „Rasenden Roland“, wandelte. Die Kunst der Renaissance hat Italien viele prächtige Paläste und Parkanlagen geschenkt, aber wenige können sich an Schönheit der Formen, an poetischem Zauber der Erscheinung mit der Villa d’Este messen. Unser Bild von Edmund Kanoldt gewährt einen Einblick in diese Herrlichkeiten und deutet auch durch die Gestalt des Geistlichen im Vordergrund den Stand des heutigen Besitzers an: es ist der Kardinal Hohenlohe, der Bruder des kaiserlichen Statthalters in den Reichslanden.

„O lieb, so lang Du lieben kannst!“ Von allen Liedern Freiligraths hat keines so sehr alle Herzen gewonnen wie dies Mahnlied der Liebe, bei dessen seelenvollen Tönen noch manches Auge sich feuchten wird, wenn die meisten Lieder unserer Tage verklungen sind. Eine Mitteilung darüber, wie die herrlichen Verse entstanden sind, verdient darum mit Fug und Recht, für die Mit- und Nachwelt gebucht zu werden. Ich verdanke sie Herrn Wilhelm Aufermann, Rentner in Wiesbaden, der in jungen und späten Jahren viel mit Freiligrath verkehrte. Er erzählte mir jüngst im Wiesbadener Ratskeller Folgendes: „Es mag 1841 gewesen sein, als ich mit Freiligrath in Limburg an der Lenne im Bentheimer Hof zusammentraf (Limburg hat den Beinamen „das westfälische Heidelberg“). Ich kam von Iserlohn und die beiden anderen Freunde, nämlich Ludwig Elbers und von Eynern, von Barmen. Wir saßen fröhlich bei einer Bowle und huldigten den neuen Poesien des an jenem Abend besonders gut aufgelegten Dichters. Plötzlich kam ein Mißton in die Gesellschaft, weil Freiligrath in seiner überschäumenden Jovialität zu derb gegen Elbers’ Aufbruch protestierte. Diesen rief die Pflicht nach Barmen zurück, und somit verletzten ihn Worte wie „Pedanterie“ ꝛc. Er lief erzürnt weg und blieb auch am folgenden Tage noch kalt, als Freiligrath ihn in Barmen aufsuchte. Da nahm dieser schließlich Abschied mit den Worten: „Nun wohl, wenn Du mit mir nichts mehr zu thun haben willst, so behalte dieses Blatt zum Andenken!“

Kaum aber hatte Elbers die ersten Strophen gelesen, so eilte er Freiligrath nach und rief: „Komm her, alter Freund!“ Eine herzliche Umarmung endete den Zwist. — In später Nacht hatte der Dichter die Mahnung seines Gewissens gespürt und das in Verse gebracht, was so tief, so rein menschlich jedes Herz berührt. Eben weil die Ursache eine so harmlose, die Folge aber, der Verlust eines Freundes, so bitter war, sang der Dichter sein ergreifendes Mahnlied, treue Liebe nicht zu verletzen. Gelegenheitsgedichte sind manchmal die besten. Nicht grübelndes Nachsinnen, sondern tiefe Reue hatte dem edelgesinnten Dichter die Strophen eingegeben:

„Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu’ ihm, was Du kannst, zu lieb!
Und mach’ ihm jede Stunde froh
Und mach’ ihm keine Stunde trüb!

Und hüte Deine Zunge wohl;
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint —
Der andre aber geht und klagt.“

Friedrich Fischbach.

Willkommen! (Zu dem Bilde S. 33.) Wer möchte nicht gern der Gast sein, der in diesem lebenslustigen Kreise, an diesem schmackhaft besetzten Tisch so freundlich willkommen geheißen wird? Verführerisch sticht das gebratene Ferkelchen in die Nase, appetitliche Knödel tauchen im Hintergrunde auf, ein tüchtiger Trunk und ein ordentlich Stück Brot dazu fehlen auch nicht — für einfache gesunde Menschen gewiß genug der leiblichen Genüsse! Und wenn die Essensstunde zugleich die Zeit der Erholung, des gemütlichen Ausgleichs nach regsamer Arbeit sein soll, so wird sie an diesem Tische, unter diesen urwüchsigen Menschenkindern nicht umsonst verplaudert werden. Th. Kleehaas, der Maler unseres Bildes, liebt es, seine Bauern und Aelpler von der heiteren Seite zu fassen; seine Kunst hat etwas von der frischen Dirne, die uns mit freundlichem Lächeln einlädt, Platz zu nehmen an dem Tische, der mit guten Dingen besetzt ist.

Kleiner Briefkasten.

Langjähriger Abonnent in **Kasan.** Geht nicht! Die „Gartenlaube“ bringt nur Originalbeiträge, keine Uebersetzungen!

R. P. in Schwandorf. Die „Römischen Tagebücher“ von Ferdinand Gregorovius, die Sie nicht erhalten konnten, sind jedenfalls nur vorübergehend vergriffen gewesen, da schon eine zweite Auflage erschienen ist.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil’s Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 3. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(2. Fortsetzung.)

Von **Ludwig Ganghofer.**

4.

Sigenot hatte die Angelrute und das hölzerne Lägel, welches schwer war und von Wasser troff, von der Erde aufgenommen. Da stand Eberwein vor ihm. „Du bist Sigenot der Fischer?"

Sigenot nickte nur; seine Brauen zogen sich zusammen, sein Auge hing mit forschendem Blick an Eberweins Zügen. Bruder Schweiker kam herbeigegangen, neugierig, mit gutmütigem Lächeln — der Fischer schien ihm zu gefallen.

„Ich habe schon gehört von Dir!" sagte Eberwein. „Und Gutes! Hier, meine Hand zum Gruß!"

Sigenot rührte keinen Finger; es zuckte nur um seine Lippen, dann entgegnete er: „Ich biet' meine Hand nur einem, mit dem ich gut bin. Von Dir weiß ich nicht: bist mir Feind oder Freund?"

„Ich bin aller guten Menschen Freund, also auch der Deine."

Der Fischer schüttelte den Kopf. „Ich kenn' Dich nicht, und bei mir macht eine linde Red' noch keine Freundschaft."

Schweiker bekam einen roten Kopf. „Laß Dir raten, Fischer: red' ein lützel sanfter! Und nimm die Hand! Der sie Dir bietet, ist Dein neuer Herr!"

Sigenot trat einen Schritt zurück und maß den Bruder vom Kopf bis zu den Füßen. „Ich versteh' Deine Red' nicht." Schweiker wollte erwidern, doch Eberwein legte die Hand auf seinen Arm und winkte ihm zu schweigen.

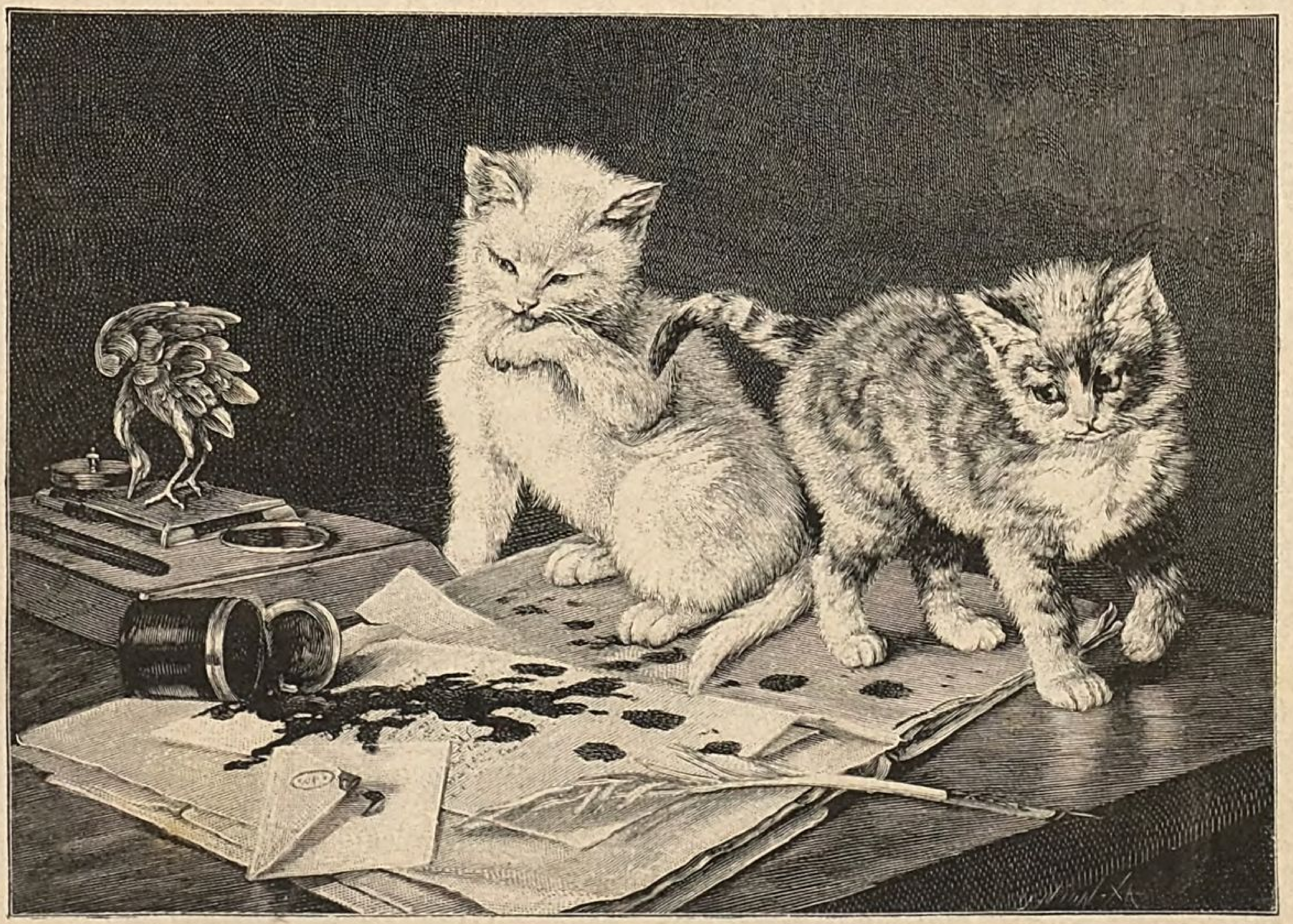
„Wie kann da ein neuer Herr sein, wo kein alter gewesen ist?" sagte der Fischer. „Ich sitz' auf einem Haus, das nie gezinset und gesteuert hat, und die Fischenz ist mein freies Eigen — ich hab' keinen Herrn."

Lächelnd blickte Eberwein in Sigenots Augen. „Das mag ich nicht glauben, Fischer."

„Ich sag', ich hab' keinen Herrn, und meine Red' ist wie Stein."

„So wär' auch jener Dein Herr nicht, der aller Menschen Herr ist, alles Lebens Schöpfer und Erhalter — jener Eine dort oben?"

„Der?" Mit sinnendem Blick hob Sigenot die Augen empor zum blauen sonnleuchtenden Himmel. „Wohl wohl, den laß' ich mir schon gefallen als Herrn — wenn's derselbig' ist, den der alte Hiltischalk in der Ramsau meint. Aber ich glaub' schier, es müssen Zwei sell droben hausen: dem Hiltischalk der seinig' und der ander'... derselbig', den der Schwarze mit dem Kreuz gemeint hat." Sigenot winkte mit dem Kopf gegen die Bäume, in deren Schatten Waldram verschwunden war. „Derselbig', der die Pferd' scheu macht und die Weiber zornig, wenn von ihm gered't wird, der gehört schon Euch — wenn ich denk', ich müßt' da droben einen Herrn haben, so halt' ich zu dem, den der Hiltischalk meint. Und jetzt laß' mich in Fried', ich muß meiner Fischweid nach!" Er nickte einen stummen Gruß, ließ die Angelschnur durch die Fingergleiten und schritt dem Ufer der Ache zu.



Der zerstörte Liebesbrief.
Nach einem Gemälde von M. Stocks.

„Ist das ein Lümmel, ein unguter!" brummte Schweiker; aber es war in seinen Augen zu lesen, daß er den Fischer ungerne scheiden sah. „Soll ich ihn wieder holen?" fragte er den Pater. Und ohne eine Antwort abzuwarten, rief er dem Fischer nach, der zwischen den Büschen verschwand: „He, Du, noch ein Wörtl . . ."

Doch Eberwein hielt ihn zurück. „Laß ihn! Um diesen zu gewinnen, bedarf es einer besseren Stunde." Er wandte sich ab, und seine Blicke folgten der Richtung, nach welcher Waldram gegangen war. „Sein erstes Wort . . ." sprach er leise vor sich hin, „und schon liegt ein Schatten auf meinem hellen Weg!"

Schweiker stand noch immer inmitten der Wiese, mit seitwärts hängendem Kopf, und schaute in die Büsche, hinter denen Sigenot verschwunden war. Da hörte er Bruder Wampos Stimme: „He, Schweiker, komm her da, tummel' Dich!" Er ging zum Feuer, bei welchem sich Wampo nach dem überstandenen Schreck schon wieder häuslich mit Spieß und Braten eingerichtet hatte.

„Komm her, dreh' noch ein' Weil', er wird bald gar sein. Ich hab' ein Wörtl mit dem Fischer zu reden."

„Du? Mit dem Fischer?"

„Ja. Sein Lägel hat Wasser . . ." Wampo kniff die Augen ein und schnalzte mit der Zunge, „es muß auch Fisch' haben!" Mit beiden Händen hob er die Kutte und sprang über die Steine davon; hurtig durch die Büsche schlüpfend, erspähte er den Fischer, der gerade das Lägel niedersetzen wollte, um die Angel zu werfen. Geschäftig die Hände reibend, lächelnd und nickend, ging der Bruder auf ihn zu. „Gottes Segen über Dich, mein Sohn!"

Sigenot machte große Augen. „Was willst?"

Wampo zwinkerte, fast bis zu den Ohren verzog sich sein lachender Mund, und während er mit dem Fingerknöchel an das Lägel pochte, fragte er: „Hast heut' schon was gefangen, mein Sohn?"

„Ich bin meines Vaters und meiner Mutter Sohn, nicht der Deinige. Aber gefangen hab' ich, denn ich hab' gefischt."

„Gefangen? So? So? Schöne Fische?"

„Gering' Zeug fang' ich nicht!"

„Freilich, freilich, bist halt ein echter Fischer, gelt? Gefangen also? So? So? Laß doch einmal sehen." Wampo wollte nach dem Lägel greifen, aber Sigenot streckte die Angelrute vor. Seufzend legte der Bruder die Hände über das Bäuchlein und blickte den Fischer an mit Augen voll tiefer Kümmerniß. Da mußte Sigenot lächeln. „So schau halt!" sagte er und öffnete den Deckel des Lägels. Hurtig fuhr der Bruder mit der Nase bis dicht an die Lücke. „Ei, ei, ei, da wimmelt ja ein Buckel neben dem andern!" Er richtete sich auf und sein Gesicht strahlte. „Jetzt sag', mein Sohn . . . ." Da erinnerte er sich der abweisenden Rede Sigenots. Zutraulich klopfte er ihn auf die Schulter. „Schau, von mir kannst Dir's schon gefallen lassen, daß ich Dich so heiß'! Bin ich nicht so alt, daß ich Dein Vater sein könnt' . . . und bist Du nicht so jung, wie mein Bub' wohl sein möcht', wenn ich einen hätt'? Gelt, ja? Also, jetzt sag', mein Sohn, wie wär' denn das, wenn Du mir für Gottes Lohn und freundlichen Dank von Deinem Fang ein paar Schwänzlein ablassen thätst? Hm?"

„Fisch' willst haben? Das hättest kürzer auch sagen können."

„Kurz oder lang . . . was meinst dazu?"

„Nichts mein' ich!" sagte der Fischer lächelnd; je länger er den Bruder betrachtete, desto fröhlicher wurde sein Gesicht. „Auf die Fisch' da wartet Herr Waze, ich hab' ihm die Ferchen zugesagt zum Mahl auf die Nacht."

„Herr Waze? Ei, ei, ei!" Wampo spitzte die Lippen wie zum Pfeifen. „Herr Waze? Von dem hab' ich schon gehört! Der also, der soll die schönen Fisch' alle haben, zum Mahl auf die Nacht? Aber schau, wir haben ein Mahl zu Mittag . . . und haben nichts dazu als einen großen Hunger und ein kleines Stückl Fleisch. Und Mittag kommt vor Abend, Mittag ist jetzt! Also, thu' eine gescheite Red', sag' Ja!"

„Du red'st Dich aber leicht! Wer bist denn eigentlich?"

„Wer ich bin?" Wampo legte die Hände ineinander. „Ich bin der gute fromme Bruder Wampo, ein braver Knecht der Kirche." Breit legte der Bruder die Hände auf den Gürtel und machte die freundlichsten Aeuglein, die er zustande brachte. „Schau mich an, Fischer . . . wenn ich Dich gar schön bitt', kannst da noch Nein sagen?"

„So nimm halt!" lachte Sigenot. „An mich hat noch keiner eine Bitt' umsonst gethan." Er drehte das Lägel um, und mit einem dicken Wasserguß flossen an die zwanzig der herrlichsten Forellen in das Moos und hüpften silberschimmerig durcheinander.

Bruder Wampo wußte nicht mehr, wohin er mit seinen Händen greifen sollte. „Ei, ei, ei!" Das war der ganze Ausdruck seiner Freude. Er sah nicht, daß Sigenot sich lachend entfernte, und dachte nicht an Gruß und Dank. Mit beiden Knien warf er sich auf die Erde nieder, höhlte die Kutte zu einem Sack, und schlipp, schlupp, verschwanden die zappelnden Fischlein eines nach dem andern in seinem Schoß. Dann sprang er auf, rannte dem Feuerplatz entgegen, und breit vor Eberwein sich aufpflanzend, mit strahlendem Gesicht, zog er eine pfündige Forelle aus der Kutte und rief lachend: „Schauet, Herr, das ist die erste Steuer, die unser Kloster gehoben hat im Berchtersgadem."

Eberwein lächelte, und hinter ihm ließ sich eine rauhe Stimme vernehmen: „Ein guter Anfang! Nur lustig fortgehoben! Und wohl bekomm' Euch, was Herr Waze und seine Buben noch übrig gelassen!" Während Bruder Wampo hurtig zum Feuer rannte, um die Forellen ihrem Schicksal zu überliefern, ließ sich der Sprecher dieser Worte, ein stämmiger Kriegsmann, neben Eberwein auf einen Steinblock nieder. Es war Herr Friedrich von Haunsperg, der erzbischöfliche Kastellan der Salzaburg. Ein grauer Spitzbart verlängerte das harte knochige Gesicht, darin zwei graue scharfblickende Augen funkelten; am Gürtel trug er ein breites Schwert, einen Dolch an eisernem Kettlein, und unter dem grüngefärbten Lederwams klirrte das Ringhemd. „Ich bin um Euretwillen schön in die Irre geritten," sagte er lachend zu Eberwein. „Draußen beim Rotemannsbach wurde mir das Warten zu lang, ich wollt' Euch ein Stücklein den Berg hinauf entgegenreiten, im dichten Gehölz hab' ich den Pfad verloren, und wär' der Knecht nicht gekommen und hätt' nach mir geschrien wie ein Jochgeier, wer weiß, ob ich den Weg so bald wieder gefunden hätt'."

„Ich beklage die Uebermüh', die ich Euch durch mein Zögern verursacht habe," sagte Eberwein. „Doch wüßtet Ihr, was alles ich erfahren und gesehen — Ihr würdet mich entschuldigt halten."

„Entschuldigt seid Ihr für alle Fälle. Aber nun leget los, Herr Pater . . . oder . . ." Die Augen des Kastellans wurden kleiner, und über seine schmalen Lippen zuckte ein kaum merkliches Lächeln, „oder muß ich schon sagen: Herr Propst? Also, erzählet, wie hat Euch das Ländlein gefallen, das Ihr Euch angesehen von oben herab?" Eberweins Augen leuchteten; er hatte kein Ohr für den versteckten Spott dieser Worte, und in fließender Rede begann er zu erzählen . . .

Inzwischen schaffte Bruder Wampo drüben am Feuer mit brennendem Eifer und blitzschnellen Händen; bald sprang er zum Bratspieß, bald wieder zum Kessel, in welchem er die Forellen sott. Dabei wußte er für jeden der Knechte ein Geschäftlein; sie mußten durcheinandersurren wie die Hummeln. „Schwitzet nur, heut' hab' ich noch gute Zeit!" kicherte Wampo. „Steht die Klaus' einmal, dann muß ich alles selber schaffen!"

Nah im Walde klangen wuchtige Beilhiebe; Bruder Schweiker hantierte mit der Axt, und wo er hinschlug, sprangen die Splitter und sanken die jungen Bäume. Nach einer Weile kam er, ein Dutzend dicker Stangen auf dem Rücken schleppend; vier trieb er in den Grund und legte über die Stangen eine Felsplatte als Tisch; daneben errichtete er zwei kleine Bänke. Als sein Werk zu Ende gediehen war, kam Bruder Wampo herbeigeschossen, deckte den Tisch, brachte eine hölzerne Platte mit Fisch und Braten herbei und lief dann, um die Herren zu rufen, die er in heftigem Gespräche fand; auf Eberweins Zügen brannte die Erregung und Herr Haunsperg schien übler Laune zu sein. Der Bruder machte eine Verbeugung, die einem Koch des herzoglichen Hofes zur Ehre gereicht hätte, und sagte: „Das Tischlein ist gedeckt, wohl bekomm's den Herren!"

Herr Haunsperg sprang auf. „Das erste gescheite Wort, das ich höre!" Und zu Eberwein sich wendend, meinte er lachend: „Kommt, Pater, lassen wir jetzt die Zungen ruhen und dafür die Zähne arbeiten!" Er ging zum Tisch.

„Wo ist Waldram?" fragte Eberwein.

Bruder Wampo rannte davon, daß die Kutte flatterte. Nach kurzer Weile kam er zurück und schüttelte gar bedenklich den Kopf. „Ihn hungert nicht, hat er gesagt — ihn speiset die Gnade Gottes."

Schweigend wandte sich Eberwein zum Tisch, faltete die Hände und sprach mit leisem Flüstern das Gebet. Herr Haunsperg lächelte kühl, doch er entblößte das Haupt. Auch die Brüder und mit ihnen die Knechte standen betend abseits. Man hörte nur das Murmeln der Ache, das Knistern des erlöschenden Feuers und die sachte Plauderstimme, die der leichte Windhauch in den Wipfeln der Bäume weckte. Dann saßen sie alle und aßen; die Herren am Tisch, Schweiker und Wampo neben dem Feuer, die Knechte tiefer im Wald. „He, Bruder!“ rief Herr Haunsperg. „Mich dürstet, gieb zu trinken her!“

Wampo lief und kam mit einer schweren Bitsche. Herr Haunsperg öffnete den Deckel. „Wasser? Damit bleib' mir vom Leib, Bruder! Laß Wein anfahren! Ich hab' doch bei der Ladung ein Fäßlein gesehen. Zapf' an!“

Bruder Wampo machte ein verlegenes Gesicht, und hustend schielte er nach dem Pater. „Der Wein ist für Gottes Tisch bestimmt,“ sagte Eberwein. „Ach so,“ brummte Herr Haunsperg und hob die größte Forelle von der Platte.

Der Bruder kehrte zum Feuer zurück und nahm die unterbrochene Arbeit seiner Zähne wieder auf. Als die letzte Forelle und das letzte Restlein des Bratens verschwunden war, wischte er die Finger über die Kutte und seufzte.

„Was hast denn?“ fragte Schweiker.

„Ach, Bruder, mir schwant, als hätten wir heut' auf lang' hinaus zum letztenmal gegessen, wie's einem Menschen wohlthut — mir schwant, als käm' eine böse Zeit für uns!“

Lächelnd zuckte Schweiker die Schultern. „Es kommt halt, wie Gott will! Thu' Dich trösten, Bruder, und laß den Mut nicht sinken! Laß uns gut und fromm bleiben und laß uns fest halten am lieben Herrn — so schickt er uns wohl in der höchsten Not einen Engel mit Himmelsbrot.“

Bruder Wampo seufzte abermals.

„Himmelsbrot!“ Schweikers Augen blickten träumend ins Blau. „Ich wär' mit einem Bröserl schon zufrieden. Das thät' bei mir reichen fürs ganze Leben.“ Leise, als spräche er die Worte eines anderen nach, murmelte er vor sich hin: „Wer gespeiset aus Gottes Hand, wer gegessen des Himmels Brot, siehe, der fühlt sein Herz erhoben in Freud' und reiner Süßigkeit, ihn quälet nimmer Sorg' und Kummer, und seine Seel' ist voll des Glückes, das ihr Gott gegeben!“ Er atmete tief, und langsam strich er mit der schwieligen Hand über die Stirne.

Wampo sah ihn von der Seite an; dann erhob er sich, um den Tisch der Herren zu räumen, welche ihre Mahlzeit beendet hatten. Solange der Bruder zugegen war, schwieg das Gespräch; dann sagte der Kastellan mit kühlem Lächeln: „Ich will Euch meinen Rat nicht aufdrängen, aber wenn Ihr ebenso klug seid als fromm, dann richtet Ihr Euch nach meinen Worten. Ich kenne Herrn Waze. Er ist nicht besser und nicht schlechter als alle sind, die an solcher Stelle sitzen. Sein Graf war immer weit und hat sich um Land und Leut' im Gadem den Teufel gekümmert.“

„Ihr redet derb, Herr Haunsperg!“ mahnte Eberwein in mühsam bekämpfter Erregung.

„Ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ich wollte nur sagen: Herr Waze hat in seiner Einöd' nie einen Druck von oben gespürt, und das hat ihn übermütig gemacht. Ich rate, findet Euch im guten mit ihm ab! Ueber die vierzig Jahre sitzt er als Spisar im Berchtersgadem ...“

„Und das ist sein einziges Recht?“

„Ihr meinet, nach dem Landgesetz? Wenn ich die Wahrheit sagen soll — ja! Aber muß denn ein Recht immer ein geschriebenes sein? Das Herkommen, Pater, wenn es graue Jahr' auf dem Buckel hat, ist auch ein Recht — und das hält oft besser als Eure geschriebenen Gesetze.“

„Ich will das Recht des Herkommens, auf das sich Herr Waze stützen mag, nicht verneinen. Ich hab' es heute schon einmal gesagt, er soll in meinem Lande sein, was er bisher gewesen, er soll seinen gerechten Teil haben an Zins und Steuer und den Wildbann will ich ihm nicht beschränken. Doch soll er meinem Land ein guter Walter sein, nicht ein Wolf in der Herde.“

Herr Haunsperg verzog die Lippen. „Ach was, Wolf! Wen reißt er denn am Fell? Den Bauer! Mit Euch wird er zechen und jagen!“ Eine dunkle Röte flog über Eberweins Züge. „Mich lüstet nicht nach solcher Kurzweil. Mag Herr Waze Unbill über Unbill wider mich begehen, ich will es dulden. Aber das Wohl meiner Bauern, die Unschuld und das Recht in meinem Land werd' ich vor ihm und seinen Söhnen zu wahren wissen.“

„Man merkt Euch an, Herr Pater, daß Ihr noch niemals Land und Leute in der Hand gehabt! Sonst würdet Ihr anders reden und den Bauer ein wenig billiger schätzen. Aber ich hab' keine Sorg' um Euch! Werdet nur erst warm auf dem Herrensessel und Ihr werdet bald hinter das Sprüchlein kommen: Bauernbutter ist Herrenfutter! Ich erleb's noch!“

„Das glaub' ich kaum, Herr Haunsperg, und wenn Euch der Himmel auch Methusalems Alter schenkt!“

„Dafür wär' ich dem Himmel dankbar. Aber genug jetzt! Ich hab' Euch meinen Rat gegeben, Ihr schlagt ihn in den Wind — über Jahr und Tag wollen wir uns wieder sprechen. Ich meine, Ihr werdet bald dahinterkommen, wie mit Herrn Waze am besten zu fahren ist. Mit Gewalt geht's nicht, ich sag's Euch noch einmal voraus!“ Herr Haunsperg lachte spöttisch. „Und ich meine, gerade Ihr hättet die geringste Ursache, seine Art zu schelten. Denn hätten die im Grafengadem nicht seit lang' gespürt, wie schlecht sich mit Herrn Waze die Kirschen essen, so hätte Frau Adelheid von Sulzbach das fromme Gelübde ihrer Mutter wohl kaum erfüllt.“

Auf Eberweins Lippen schien ein zorniges Wort zu liegen; doch es wurde nicht laut. Ein tiefer Atemzug schwellte die Brust des Mönches, und ruhig klang seine Stimme: „Ihr redet übel, Herr Kastellan, und Euer bischöflicher Herr möchte solche Rede mit Zürnen vernehmen.“

„Meint Ihr?“ war die lachende Antwort.

„Ihr habt so scharfblickende Augen! Aber wie trüb und unklar sieht Euer Blick in dieser Sache! Wollten die frommen Frauen dem Himmel eine Freude machen, welch ein besseres Geschenk hätten sie wählen können als gerade dieses unwirtbare Thal mit seinen armen, von Unrecht und Gewalt bedrückten Menschen, denen noch kaum ein Schimmer des Heils geleuchtet, denen vom Brot des Himmels nur verstreute dürre Brosamen zugefallen sind. Daß zwischen dieser Menschen Hütten ein Gotteshaus sich erheben möchte, von dessen kreuzgeschmücktem First das Licht hinausstrahlt in die Dunkelheit, einen neuen freundlichen Tag erweckend — das, Herr Haunsperg, war der fromme Sinn der Schenkung, welche das Schicksal dieses Landes in meine Hand gelegt.“

„Gut, Herr Pater! Reichet das Himmelsbrot mit vollen Händen — Ihr scheint ja Ueberfluß zu haben. Ich meine nur, es wird Euch die Erfahrung nicht erspart bleiben, daß Eure neuen Herzenskinder den gewohnten Sterz und Sauerkäs besser vertragen als Euer feines Klostergebäck!“ Herr Haunsperg blickte nach der Sonne. „Die Zeit verrinnt, wir müssen an den Aufbruch denken.“

„Für diese Mahnung dank' ich Euch! Wir haben mit Reden eine kostbare Stunde verloren. Ich könnte das offene Thal schon erreicht haben und Ihr auf dem Heimritt schon das Walser Feld.“

Betroffen blickte der Haunsperger auf. „Was heißt das? Ich reite mit Euch und wähle den Platz, auf dem die Klause stehen soll.“

„Ich danke für Euer Geleit. Reitet heim, Herr Kastellan, ich wähle selbst!“

„Das geht nicht an, Pater! Ihr seid ein Fremder im Land. Und mein Bischof will ...“

„Hier gilt mein Wille!“ unterbrach Eberwein die grobe Rede; stolz richtete er sich auf. „Es ist mein Land, auf dem wir stehen.“

Dem Kastellan blieb das Wort in der Kehle stecken; mit eingekniffenen Augen maß er die Gestalt des Mönches. Dann lachte er „Ach so!“ und wandte sich gegen den Wald. „He, Ruppert!“ Einer der Kriegsknechte kam gelaufen. „Die Pferde her! Wir reiten heim!“ Ohne Gruß und Abschied folgte Herr Haunsperg dem Knechte. Eberwein legte die Hände auf die Brust und atmete, als hätte er eine drückende Last von sich abgewälzt. „Bruder Schweiker!“ rief er. „Laß die Saumtiere beladen, wir brechen auf!“

Ein geschäftiges Treiben begann; Eberwein selbst überwachte die Ladung und griff mit kundigen Händen zu.

Herr Haunsperg war zu Pferd gestiegen; als er unter den Bäumen hervorritt auf den offenen Weg, trat ihm Waldram entgegen. Vom Pferd herunter reichte ihm der Kastellan die Hand. „Lebt wohl, Pater, wir reiten heim!“

Waldram furchte die Brauen. „Seid Ihr schon müd' geworden im Dienste Gottes?"

„Ich und müde?" Herr Haunsperg lachte. „Wenn Ihr mich ungern scheiden seht, so müßt Ihr mit dem Propst vom Berchtersgadem rechten. Ihm ist der ‚Herr' zu Kopf gestiegen wie junger Wein — er hat mir bedeutet, wo die Grenzen seines Landes liegen." Der Kastellan gewahrte den finsteren Blick, der aus Waldrams Augen zu Eberwein hinüberfunkelte; er neigte sich im Sattel und dämpfte die Stimme. „Er ist mit dem Herrenspielen flink bei der Hand, Euer Propst, das werdet auch Ihr noch fühlen!"

„Ich werde tragen, was Gott mir auferlegt."

„Eurer Frömmigkeit alle Ehre, Pater! Aber ich meine fast, die frommen Väter zu Raitenbuch hätten besser wählen können."

„Sie wählten, wie es ihnen gut schien," sagte Waldram mit verlorenem Blick.

„Freilich, freilich! Aber ich rede, wie mein Bischof redet. Er hat Euch liebgewonnen, Pater! Gestern vor Schlafengehen sagte er zu mir: ‚Wenn ich zu walten hätte in dieser Sache — und wer weiß, ob die Zeit nicht kommen wird — dieser Waldram hätte mein Vertrauen! Ist das ein Mann! Göttliche Glut jeder Gedanke, göttliche Kraft jedes Wort!' Ja, Pater, so sagte er."

Waldram schwieg; aber eine dünne Röte färbte seine bleichen Wangen, und heißer brannten seine Augen. Herr Haunsperg lächelte. „Ich weiß, Euer frommes Gemüt kennt die Eitelkeit nicht. Doch die Meinung meines hohen Herrn soll Euch Freude machen und Euren Mut heben. Ihr geht einem schweren Kampf entgegen. Und wann bei Eberwein die gähe Hitze verflogen ist, und es kommt bei ihm die Zeit der ratlosen Schwäche . . ."

Waldram hob mit geballten Fäusten die hageren Arme. „Dann will ich ihn stützen mit meiner Kraft."

„Das ist ein Wort! Und nun lebt wohl, Pater; Ihr habt mich guten Mutes gemacht!"

„Gottes Geleit auf Euren Weg! Und bringet Eurem Herrn den Gruß seines frommen Knechtes!"

„Das will ich, Pater! Gott befohlen!" Herr Haunsperg gab dem Pferd die Sporen und folgte den beiden Knechten, die schon ein gut Stück Weges vorausgeritten waren. Bei einer Wendung des Pfades blickte er noch einmal zurück und lächelte. „Geht nur! Rodet und pflanzet, pflüget und säet . . . wenn die Aehren stehen, komm' ich wieder und lege meines Herrn große Hand auf Euren Schweiß."

5.

Hochbeladen standen die vier Saumtiere inmitten der Wiese, jedes von einem Knecht am Leitzaum gehalten. Bruder Wampo, schon den Stab in der Hand, machte ein verdutztes Gesicht, als er den Kastellan davonreiten sah. Er trat zu Eberwein. „Der Haunsperger reitet heim nach der Salzaburg? Wer soll uns denn führen jetzt?"

„Eigel, der Kohlmann. Wo ist er?"

Keiner wollte ihn gesehen haben. Wampo und Schweiker riefen den Namen des Alten nach allen Richtungen, umsonst, es ließ sich keine Antwort hören. „Er ist nimmer da, Herr," jammerte Wampo, „jetzt hat uns der auch noch sitzen lassen, der weißhaarige Tropf!" Aus Eberweins Augen traf ihn ein vermahnender Blick. „Verzeihet das schieche Wort, Herr," stotterte der Bruder, „es ist mir halt so herausgerutscht! Aber wer soll uns denn führen jetzt?"

„Einer, ohne dessen Wissen kein Schritt geschieht. Es liegt der offene Weg vor uns, wir wollen ihm folgen."

Die Fahrt begann, Eberwein aber stand noch, den Stab in der Hand, und wartete auf Waldram; als der Pater kam, hafteten Eberweins Augen mit sorgendem Blick an dem bleichen Gesicht des Mönches. „Waldram, erzählte Dir der Haunsperger, daß wir in Unmut schieden?"

„Nein!" sagte Waldram mit kaltem Wort und schritt vorüber. Ein bitteres Lächeln glitt über Eberweins Lippen. Er wollte langsam folgen. Da stockte schon der Zug, und von der Spitze her hörte man die lauten Stimmen Wampos und Schweikers. „Herr, wir wissen nimmer weiter," sagte der letztere, als Eberwein hinzutrat, „da scheidet sich der Weg! Welcher ist der richtige?"

Man fragte die Führer der Saumtiere; sie waren Salzaburger Leute, doch keiner von ihnen hatte den Berchtersgadem je betreten. Eberwein lauschte nach der Richtung, aus welcher das Gemurmel der Ache sich hören ließ, und spähte in das dichte hohe Gestrüpp, das jeden weiteren Ausblick verwehrte. Schweiker zupfte ihn am Aermel und flüsterte: „Herr, ich mein', wir müssen nach links hinaus. Dort auf der Linkseit' geht eine Furt durchs Wasser."

Eberwein nickte, und der Zug setzte sich nach der Linken in Bewegung. Sie erreichten die Ache und überschritten den Bach in seichter Furt. Zwischen hohem dichten Gestrüpp von Erlen und Weiden wand sich ein schmaler Pfad; der Boden war feucht, und zuweilen sperrten trübe Pfützen den Weg. Eine Stunde währte die Wanderung; es wurde immer schwieriger, einen Pfad noch zu unterscheiden, denn häufiger und dichter traten die Büsche aneinander, so daß nur schmale Lücken verblieben, durch welche die Saumtiere mit ihrer Ladung sich nur mühselig hindurchzwängten. Und schließlich verschwand jede Spur eines Weges.

Waldram, der den Zug geführt, stand eingekeilt zwischen wirrem Gezweig und suchte sich vorwärts zu kämpfen. Bald versagten seinem erschöpften Körper die Kräfte. Wo er stand, ließ er sich niedersinken. Eberwein drang zu ihm. „Was ist Dir? Hat eine Schwäche Dich befallen?"

Bleich und zitternd richtete Waldram sich auf. „Geh'! Ich habe Dich nicht gerufen zu meiner Hilfe!" Er faßte das Kreuz an seinem Gürtel und warf sich in die Büsche.

Eberwein hielt ihn zurück. „Ich bitte Dich, Waldram, bleib' und raste! Wir wollen den verlorenen Pfad wieder suchen." Er wandte sich um und rief die beiden Brüder; der eine sollte nach rechts, der andere nach links durch das Buschwerk dringen; er selbst gedachte in gerader Richtung zu suchen.

Bruder Wampo seufzte, blies die Backen auf und fuhr mit dem Kuttenärmel vom Nacken bis zur Stirn. „In Gottes Namen!" murmelte er und begann, den einen Arm als Wehr über das Gesicht haltend, sich zwischen dichtem Gezweig hindurchzuwinden. Es war eine harte Arbeit, durch Geschling und Ranken und Sumpf sich durchzuarbeiten. Endlich gewahrte er im Schlamm Spuren von Tritten. „Da müssen doch Leut' gegangen sein! Oder Küh'? Oder Geißen?" Seufzend schüttelte er das runde, von Tropfen überronnene Köpflein und arbeitete sich weiter. Wieder geriet er in Sumpf und rettete sich auf einen Stein, der wie eine kleine weiße Insel aus dem Schlamm hervorragte. Aber wie nun weiter? Aus einem Wuste dürrer Blätter lugte ein schwarzer Klotz — es war wohl ein vermoderter Baumstrunk? Mit beiden Händen faßte Wampo zwei hängende Aeste und gab sich einen kühnen Schwung. „Hopsa!" Glücklich erreichte er mit den Füßen den Klotz — aber das schwarze Ding unter ihm wurde jählings lebendig, sprang auf und rannte grunzend davon, während Bruder Wampo rücklings niederpurzelte in den Schlamm, Arme und Füße in die Höhe streckte und mit zeternder Stimme schrie: „Rette mich, Herr — unter mir thut die Höll' sich auf und will mich schlingen! Hilfe! Hilfe!"

Da ging ein Rascheln, Knacken, Surren und Grunzen los in allen Büschen, überall ward es lebendig unter den welken Blättern, und nach allen Richtungen stoben die aus ihrem Mittagsschläfchen aufgescheuchten Wildschweine durcheinander in wirrer Flucht, mit breiten borstigen Rücken und dicken Köpfen, Alte und Junge. Schreiend raffte Wampo sich auf und überkollerte sich wieder . . . zwei Frischlinge waren ihm zwischen die Beine gefahren. Quieksend rannte das eine Tierchen davon, während Wampo mühsam sich aufrichtete, triefend von Schlamm. Im fernen Gebüsch verstummte das Brechen und Rauschen, und der Bruder stand da, zum Himmel aufblickend, mit seitwärts gestreckten Armen und gespreizten Fingern: „Herre, Herre! Deine Straf' hat flinke Füß' . . . schön hast mich eingetaucht für meine Sünden!" Da rührte sich etwas vor seinen Füßen, ein ganz klein wenig nur, dann war's wieder ruhig. Mit starren Augen blickte Wampo zu Boden und sah eine behaarte Ohrmuschel aus dem Schlamm hervorlugen. „Ei, ei, ei!" stotterte er, griff mit beiden Händen zu und hob einen Frischling auf, den er im Sturz erdrückt hatte mit seines Leibes Gewicht. Nur einen Augenblick besann er sich, dann schwang er das Tierchen hurtig über die Schulter. „Das giebt einen guten Braten auf die Nacht!" Und freundlich zwinkerte er zum Himmel auf. „Er schickt halt doch mit aller Not auch allweil einen Trost!"

Es rauschte in den Büschen. „Bruder, Bruder!" klang die



Photographie im Verlage von Braun, Clément u. Cie. in Dornach, Vertr. H. Grosser in Leipzig.

Sappho.
Nach einem Gemälde von H. Coomans.

Stimme Eberweins, der mit zwei Knechten kam, von Wampos jammervollem Geschrei herbeigerufen. Es hatte weithin durch Gebüsch und Wald geklungen.

Auch bis an Schweikers Ohr. Der hatte in lichterem Gebüsch einen Hügel erstiegen, als er das Geschrei vernahm. In Besorgnis lauschte er und wollte schon zurückkehren; da hörte er das laute Gelächter der Knechte und meinte: „Hat's ein Unglück gegeben . . . arg kann's wohl nicht sein, wenn die Leut' so lachen mögen!" Und beruhigt schritt er weiter. Immer lichter standen die Büsche auf dem steiler werdenden Gehänge, über das er emporstieg. Er hoffte, eine Höhe zu erreichen, die ihm einen freien Ausblick über das dicht bewachsene Thal gewähren möchte.

Da hörte er vom höheren Hang herab einen Jodelruf, der hell und rein wie ein Geigenstrich über das Thal hinweg klang, und dann setzte eine helle Mädchenstimme mit einer Weise ein, so flink und munter, so leicht und gaukelnd wie ein Schmetterling über sonniger Wiese:

„Ein Wasserl, ein hell's,
Huliö dilio,
Ein lustig's und schnell's,
Huliö dilio,
Das treibet im Bacherl
Die Steiner und Fels',
Huliö dilijuchhaha ho!

Ein Trumm, so ein Glach*,
Huliö dilio,
Liegt mitten im Bach,
Huliö dilio,
Der stemmt sich und wehrt sich
Und giebt nimmer nach,
Huliö dilijuchhaha ho!

Das Wasserl, das hupft,
Huliö dilio,
Und grabelt und schupft,
Huliö dilio,
Geh' weiter! Kommst wieder,
So hat's ihn derlupft,
Huliö dilijuchhaha ho!

Und da liegt er im Eck,
Huliö dilio,
Thut nimmer so keck,
Huliö dilio,
Ein Wasserl, ein richtig's,
Bringt alles vom Fleck,
Huliö dilijuchhaha ho!"

Dem Klang der singenden Stimme folgend, hatte Schweiker den Saum der Büsche erreicht und einen freien, von Geröll halb überschütteten Hang betreten. Da stand er nun, machte einen schiefen Kopf und riß die blauen Augen auf. Das heitere Lied und die fröhliche Weise, der frische jugendliche Laut der Stimme, über ihm die warme Sonne und der helle Himmel, und noch irgend etwas in ihm selbst . . . das alles hatte in Schweiker die Erwartung eines freundlichen Anblicks erweckt. Und was fand er? Im spärlichen Schatten eines kümmernden Dornstrauchs saß eine kleine schmächtige Gestalt, mit einer grauen Kotze dürftig bekleidet. Wie von einem Reisigbüschel war der Kopf von wirrem dick verfilzten Haar umstarrt, das keine Farbe zu haben schien. War es blond, braun oder grau? Und das Gesicht, war es hübsch oder häßlich? Schweiker grübelte, aber eine Lösung dieser Frage wollte ihm nicht gelingen. Denn Gesicht und Arme des Mädchens, alles an ihm, was die Kotze zu sehen gab, war dick überkrustet von veraltetem Schmutz. Neben dem Mädchen lag ein zottiger Geißbock und hielt den bärtigen Kopf mit dem krummen Gehörn an die Hirtin angeschmiegt; weiter draußen auf dem Hang, zwischen sonnigem Geröll, weideten vier gefleckte Ziegen.

Langsam hatte sich die Hirtin erhoben; sie schien erschrocken, denn der Stecken in ihren Händen zitterte, und die Augen waren weit aufgerissen, daß man rings um die Sterne das Weiße sah.

„Grüß' Dich Gott, Kindl!" sagte Schweiker und streckte zum Gruß die rechte Hand hin. Aber die Hirtin stand nur und zitterte und schaute. „Grüß' Dich Gott, Kindl!" wiederholte Schweiker und machte ein Gesicht, so freundlich, als er es mit aller Müh' zuwege brachte. „Grüß' Dich Gott!" Die Hirtin schwieg. „So gieb mir den Gruß doch heim!" Keine Antwort. „Aber so red' doch! Mußt ja doch reden können . . . ich hab' Dich ja singen hören."

Keine Antwort.

Schweiker kraute sich hinter den Ohren. „Da muß ich halt selber schauen, wo ein Weg geht." Einen stummen Blick noch warf er auf den sprachlosen Schmutzfleck, schüttelte den Kopf und stieg über den freien Hang hinauf. Langsam drehte die Hirtin das Gesicht und folgte jedem Schritt des Mönches mit staunenden Blicken. Nun stand er, auf seinen Stab gestützt, in heller Sonne; sein Haar und Bart schimmerte wie Silber. Lauschend spähte er in das Thal hinunter, hörte die Stimmen Wampos und der Knechte, und am Schwanken der hohen Buschwipfel erkannte er die Stelle, an der sie sich befanden. Nun sah er auch, daß ein Ausweg aus dem Gestrüpp nicht schwer zu finden war. Schief gegen den ansteigenden Hügel mußte der Zug sich halten; so konnte man eine kleine Blöße erreichen, von welcher ein deutlich sichtbarer Weg hinausführte gegen einen lichteren Hochwald. Dem freien Hang, auf welchem Schweiker stand, lag dieser Wald noch näher; so dachte er, daß es am besten wäre, wenn er durch den Wald hinunterstiege und seinen Leuten auf dem Weg entgegenkäme, den sie zu nehmen hatten. Kaum hatte er die ersten Bäume erreicht, da hörte er hinter sich ein Knacken und Brechen; als er sich umblickte, stand die Hirtin vor ihm, und die Ziegen kamen ihr nachgerannt.

Schweiker lachte, spreizte den Stab vor sich hin und legte das Kinn auf die Hände. „Ja Kindl, warum laufst mir denn nach?"

„Hast 'was fragen wollen?" sagte die Hirtin mit hellem und weichem Stimmlein.

„Schau, schau, jetzt kannst ja auf einmal reden! Aber was ich hab' fragen wollen, weiß ich schon." Der Struwwelkopf senkte sich, und die grauen Hände drehten den Stecken. „Aber sag', Kindl, wer bist Du? Und wie heißt Du denn?"

„Hinzula heiß' ich."

„Uuh! Das ist aber ein schöner Nam'! Der gefallt mir besser als . . ." Schweiker hatte sagen wollen: „besser als Du", doch er verschluckte das Wort. „Und wem gehörst denn, Kindl?"

„Dem Greinwalder."

„Und wo hauset denn der?"

„Sell droben," sagte die Hirtin und deutete mit dem Stecken durch den Wald hinauf.

„Gelt, Kindl, hast wohl keine Mutter nimmer?"

„Freilich hab' ich eine. Warum fragst denn so . . ." Jetzt verschluckte sie ein Wort.

„Ich hab' halt gemeint . . . weißt . . . sag', Kindl, wie lang' hast Dich denn nimmer gewaschen?"

„Vier Jahr'," sagte sie, so kurzweg, als wäre das eine selbstverständliche Antwort.

Bruder Schweiker brach in helles Gelächter aus. Die Hirtin schien verlegen zu werden; sie stotterte: „Weißt, ich darf halt nicht!"

„Ja wer verbietet's denn?"

„Die Mutter!"

Schweiker hörte zu lachen auf und schüttelte bedenklich den Kopf. „Kindl, Kindl, Du bist ein kleines Saubartele, aber Deine Mutter ist ein großes!"

„Warum thust denn schelten drüber? Es muß doch sein. Und... und warum sagst denn allweil ‚Kindl' zu mir?" Die Hirtin hob zögernd das Gesicht. „Ich bin doch schon eine Dirn'!" Sie atmete tief und streckte sich; unter der mürben Kotze verrieten sich schüchtern die sprossenden Formen des jungen Körpers.

Bruder Schweiker wurde rot bis unter die Haarwurzel. „So? So? Eine Dirn'?" stotterte er. „Schau, das ist halt schwer zu merken gewesen. Bist ja schier noch so klein wie ein Kindl. Mußt halt noch ein lützel wachsen, gelt? Wohl wohl! Und jetzt — behüt' Dich halt Gott jetzt!" Schweiker nickte zum Gruß und ging davon. Aber Hinzula sprang ihm nach und hielt ihn am Aermel fest. „Und Du? Wer bist denn Du?"

„Ich?" Bruder Schweiker machte ein ernstes Gesicht. „Ich bin ein Gottesmann. Wohl wohl! Und jetzt bauen wir im Berchtersgadem eine Klaus' und ein Kirchl daneben. Paß nur auf, wirst das Glöckl schon läuten hören! Nachher komm' nur und bet' für Deine junge Seel'!" Er machte mit der Hand das Kreuzzeichen über Hinzulas Gesicht und schritt dem Thal entgegen.

Als er zwischen den Bäumen schon die Helle der nahen Lichtung gewahrte, blickte er über die Schulter zurück. Dort oben, immer noch auf dem gleichen Fleck, stand die Hirtin wie angewurzelt. „Eine Dirn', und hat sich vier Jahr' lang nimmer gewaschen!" Er schüttelte den Kopf und begann zu grübeln. Was hatte sie nur sagen wollen mit dem Wort: „Es muß doch sein?"

Schweiker blickte auf. Er mußte irregegangen sein. Richtig, dort drüben lag die Blöße. Nun schritt er eilig aus und hörte auch bald die Stimmen der Seinigen. Durch das wirre Buschwerk kämpfte er sich zu ihnen. „Ich hab' einen guten Weg gefunden!"

Bruder Wampo that einen tiefen Seufzer. „Gott sei Dank!"

Da fielen Schweikers Blicke auf ihn. „Ja mein, Bruder, wie schaust denn Du aus! Wie der Hinzula aus dem Gesicht geschnitten!"

„Wen Du meinst mit der Hinzula, weiß ich nicht. Aber wenn sie ausschaut wie ich, dann kann einem grausen vor ihr!"

Nun lachten sie alle.

„Aber red' doch," fragte Schweiker, „was ist denn geschehen?"

Mit sprudelnden Worten erzählte Wampo sein Abenteuer;

* Grober Klotz.

den erbeuteten Frischling von der Erde hebend, sagte er: „Einen Weg suchen bin ich ausgegangen und hab' ein Ferkel gefunden!"

Schweiker schmunzelte. „Da haben wir es allbeid' gleich getroffen! Aber komm', jetzt heißt's schaffen!"

Er suchte aus der Ladung die Axt hervor und begann, im Gestrüpp einen Pfad für die Saumtiere auszuhauen. Die Arbeit ging ihm flink von statten, jeder Hieb gab aus; aber es währte doch eine Stunde, bis der Zug die Blöße erreichte und den Wald gewann. Eine Strecke zogen sie den Saum entlang und gerieten in eine kleine freundliche Thalmulde. Schweiker, der den Zug geführt, blieb stehen und blickte um sich. „Was suchst Du?" fragte Eberwein.

„Ich schau mir das Platzl an und mein', wir könnten ein besseres nicht finden für die Nachtrast. Die Sonn' geht hinter die Berg' . . . und ein Wetter steigt auf!"

„So laß uns bleiben!"

Der Platz war gut gewählt, nach allen Seiten gegen Wind und Sturm geschützt: im Rücken der ansteigende Wald mit riesigen Bäumen, hohes Gestrüpp zur Rechten und Linken, und im Vordergrund die von blühendem Heidekraut überwucherte Mulde, an welcher die rauschende Ache vorüberfloß.

Nun gab es Arbeit. Man nahm den Saumtieren die Ladung ab, und während die Knechte sich anschickten, zwei Reisighütten aufzuschichten, ging Schweiker mit der Axt in den Wald, um feste Stangen für die Zelte zu holen. Als er zurückkam, die langen Hölzer schleppend, zog Wampo aus einem der Ballen eine frische Kutte hervor. „So, Bruder, jetzt reit' ich mich in die Schwemm'! Und nachher wird fein aufgekocht. Wenn die Zelt' stehen, so sei so gut, mach' ein Feuer an und such' mir ein Eisen heraus, mit dem ich das Ferkel brennen kann. Das soll Dir ein Brätlein werden, daß Dir das Wasser auf der Zung' zusammenlauft, wenn Du nur dran hinriechst."

Er nickte, zwinkerte mit den Aeuglein und sprang mit flinken Beinen durch das blühende Heidekraut. Vor dem Ufer der Ache blieb er stehen und schnitt eine bedenkliche Miene; wohin er blickte, überall sah er im Bach nur Schaum und Wirbel. Einen ruhigen Tümpel suchend, folgte er dem Ufer und verschwand in dichten Büschen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kometenfurcht einst und jetzt.

Von M. Wilhelm Meyer.

Entthronte Herrscher, gefallene Größen könnte man die Kometen nennen, wenn man die Rolle, die sie im Leben der Menschen spielen oder gespielt haben, durch die Geschichte rückwärts verfolgt. Wenn heute ein solcher geschweifter Fremdling am Firmament auftaucht, so bildet er wohl den Gegenstand lebhafter Neugier bei den Laien, emsiger Beobachtung bei den Astronomen, aber nicht leicht wird sich mehr jemand beikommen lassen, ihm einen Einfluß auf das Wohl und Wehe unseres Erdballs und seiner Bewohner zuzuschreiben. Früher freilich war dieser Einfluß ohne allen Zweifel sehr bedeutend und wenn damals, etwa im fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert, ein großer Komet erschien, so erzitterte die ganze Menschheit bis zu den gelehrtesten Leuten hinauf vor der schrecklichen Strafe Gottes, welche dieser Komet mit Sicherheit voraus verkündete.

Wie kommt es nun, daß der erschreckende Einfluß dieser himmlischen Sonderlinge so ganz erloschen ist? Ich gebe darauf die auf den ersten Blick unglaublich klingende Antwort: weil die Kometen früher wirklich Unglück über die Menschheit brachten, heute aber nicht mehr. Man erlaube mir zur Erklärung einige allgemeine Gedanken über den Glauben und den Aberglauben vorauszuschicken.

Es ist vollkommen richtig, daß der Glaube „Berge versetzt". Ist in einer Person die Ueberzeugung fest begründet, daß irgend ein geplantes Unternehmen gelingen müsse, so wird diese Ueberzeugung sich leicht und oft mit Blitzesschnelle auf andere Personen begeisternd übertragen; die genügenden Kräfte sind bald vereinigt und der Berg wird versetzt. Doch der Aberglaube, die Kehrseite des rechten Glaubens, ist leider ebenso stark und zum Unglück, wenigstens in augenblicklicher Wirkung, oft sogar noch viel stärker, als es der gute Glaube ist. Aberglaube wirkt so lange als echter Glaube, bis eben seine Unechtheit allgemein anerkannt ist, was oft erst nach großen Kämpfen geschieht. Der feste Glaube aber, daß die Kometen Unglück prophezeien, mußte durch die allgemeine Aufregung und Verwirrung, welche beim Erscheinen eines solchen in früheren Zeiten durch alle Schichten des Volkes hindurch entstand, auch wirklich Unglück hervorbringen. Daß solche Unglücksfälle, wie sie damals in unserem Sinne durch das Erscheinen der Kometen thatsächlich zu Hunderten hervorgerufen wurden, heute nicht mehr geschehen, verdanken wir ganz allein der Kraft der aufklärenden Wissenschaft, welche eben beweisen konnte, daß die Kometen selbst an all diesem Unglück ganz unschuldig sind, daß vielmehr die Menschen es waren, welche dasselbe in ihrer Verblendung auf sich herabbeschworen. Es mag deshalb von Interesse sein, diesen Kometenaberglauben und seine allmähliche Vertilgung von jenem angedeuteten psychologischen Standpunkte aus zu betrachten, und in dieser Hinsicht möchte ich eine Stelle aus einer 1665 erschienenen Schrift des damals sehr geachteten Basler Professors der Mathematik, Peter Megerlin, anführen, welche betitelt ist „Astrologische Muthmaßungen von der Bedeutung des jüngst entstandenen Cometen". Diese Schrift, welche von der Gelehrtheit und gut geschulten Denkfähigkeit des Verfassers eine treffliche Probe ablegt, steht dennoch ganz auf dem Boden des astrologischen Aberglaubens, der eben, so lange man nichts Besseres wußte, echter Glaube war. Das mag uns ein Beispiel sein, wie auch bei uns gewiß vieles für lautere Wahrheit genommen wird, um dessentwillen unsere Nachkommen mitleidig über uns lächeln werden. In jener Schrift heißt es unter anderem:

„Nun ist es an dem, daß ich meine besondern speculationes und gedanken von der bedeutung dieses noch jetzt stehenden Cometen kurzlich eröffne; Solche aber, bedunckt mich, müße aus der Harmonia Naturae oder übereinstimmung der himmlischen und jredischen Geschöpffen hergenommen werden, da man von vihlen Seculis hero beobachtet, wann etwas newes, als Cometen und andere dergleichen phaenomena am Himmel entstanden, daß auch die Natura sublunaris (die Natur unter dem Mond) mit ungewohnlichen zufällen in ihren ordinarj lauff turbiert und verstört worden seyn; Es sollen aber solche zufäll nicht so fast an dem Himmel, als auff der Erden selbsten gesucht werden; Dann gleich wie bey einer Mahlzeit ein starker trunck bey einem das Podagram, beym andern das Grieß, beym dritten das Grimmen, beim Vierdten das Haubt, Augen, oder Zahn-weh kan erwecken, nicht daß der Wein an ihm selbst so schädlich, als welcher den gesunden kein hinderung bringt, vihlmehr aber erfrischt und auffmuntert; Sondern ihr schwache Natur einen so starken trib nicht erleiden mag: Also auch wird die Elementarische Natur durch entstehung eines Cometen dermassen stark bewegt oder (wie man allhie pflegt zu reden) ergelstert, daß sie hernach in solche ungewohnliche zufäll außbricht, nach dem an einem oder anderm Ort die disposition oder zuneigung zuvor vorhanden war: Wann man nun von einem Cometen judicieren solle, ob er übermäßige Hitz oder Kälte, Dürre oder Gewäßer, Wind oder Erdbidem, Pest oder andere Seuchen, Item ob er eusser- oder innerliche Krieg, Auffruhr, Regiments- oder Religions Enderung, und zwar in welchem Lande er solches bedeutte, so wird zu einem guten Prognosticanten nicht nur ein tieffsinniger Physikus oder Natur-kundiger, sondern auch ein weitaussehender Politicus oder Welt-weiser Mann erfordert, welcher den jetzigen zustand underschiedlicher Länder eigendlich wisse zu erkennen."

So wunderlich diese Worte auch klingen, so liegt in ihnen doch der Schlüssel zu der Erklärung, wie damals vollkommen logisch denkende Leute an den wirklichen Einfluß der Kometen auf unsere menschlichen Geschicke glauben konnten, und es steht uns nach besserer Erkenntnis nicht mehr an, über unsere Vorfahren gar vornehm zu lächeln, wie wir es doch nur zu gern thun. Ein praktisches Beispiel einer Prophezeiung aus derselben Schrift mag den Gedankengang damaliger Sterndeuter noch näher erläutern.

„Als Anno 1652 in einer Löblichen Eydgenoßschafft die Landleuth wegen einiger geringen beschwerden einen großen unwillen gegen ihren Oberkeiten von sich verspüren liessen, da entstund ein Comet . . . . . als hab ich den des folgenden Jahrs darauff entstandenen Bauren-Krieg darauß prognosticirt, massen solches vihlen

und theils vornehmen Persohnen alhie bekandt: Es wurde aber diese empörung, wann der Comet nicht were darzu kommen, villeicht bis zu den Waffen nicht außgebrochen, sondern auf ein ringere manier gestillt worden sein. Darbey zu notieren, daß dieser Comet zu Zürich wegen beständig trüben Wetters niemahle hat können gesehen werden . . . .: Also ist auch ihre Baurschafft Anno 1653 still gesessen."

Um zu zeigen, wie solche aus alten Scharteken hervorgezogenen Betrachtungen gelegentlich Bedeutung für die Gegenwart erlangen können und wie der Glaube an die überirdischen Einwirkungen der Gestirne auf die Geschicke der Menschheit in der That heute noch wirklich solche Bewegungen hervorruft, setze ich hierunter sofort eine Stelle aus der „Bromberger Zeitung", welche im Jahre 1886, als gerade zwei Kometen am Himmel sichtbar waren, die Runde durch verschiedene Blätter machte.

„Unter unserer ziemlich abergläubischen polnischen Landbevölkerung hat die schon seit Jahr und Tag von gewisser Seite geflissentlich verbreitete Prophezeiung von einem in diesem Jahre stattfindenden Weltuntergange die Gemüter in heftige Aufregung versetzt, welche sogar Ausschreitungen befürchten ließ. Die Polizeibehörde von Pakosch hat deshalb auch um Verstärkung der Polizeimannschaft gebeten."

Aber meine Beispiele der Kometenfurcht sollen sich nicht auf die polnische Landbevölkerung beschränken. Ich will einen Fall anführen, der sich vor hundert Jahren in einem Centrum der Civilisation, nämlich in Paris, ereignete, wo ein Komet, und noch dazu ein eingebildeter, recht viel Unheil angerichtet hat.

Damals hatte man wohl durch die vereinigte Geisteskraft vieler aufgeklärter Köpfe eingesehen, daß die Kometen, so lange sie noch von aller Welt am Himmel gesehen werden, uns kein Leid zufügen können. Denn es wurde bekannt, daß man sie in den verschiedensten Ländern zugleich an ein und derselben Stelle des Himmels sah, woraus hervorging, daß sie sehr weit von uns entfernt sein müssen und jedenfalls nicht mehr unserer irdischen Dunsthülle angehören, wie man es bisher immer dem Aristoteles nachgebetet hatte. Als dann bald darauf Hevel, Dörfel, Bernoulli, Newton zeigten, daß die Kometen ebenso wie die altbekannten Planeten Bahnen um die Sonne beschreiben, welche sich nur in ihrer Form voneinander unterscheiden, da schwand allerdings bald der Nimbus des Wunderbaren von den Kometen, wenigstens insoweit, als man in ihnen Naturwesen erkennen mußte, die sich den Naturgesetzen fügen wie alle übrigen Mitglieder der Sonnengemeinschaft.

Aber ein Punkt blieb hier doch höchst bedenklich. Während nämlich die Planeten uns notwendig immer hübsch weit vom Leibe bleiben müssen, weil ihre Bahnen einander dauernd in weiten Abständen umschließen, so hatte die Rechnung in Bezug auf die Kometen unzweideutig gezeigt, daß ihre Bahnen gelegentlich dem Wege unserer lieben Erde um die Sonne sehr nahe kommen konnten. Wenn also einmal ein Komet und die Erde zugleich an solch einem heiklen Knotenpunkte eintreffen würden, so müßte das allerdings einen Zusammenstoß abgeben, dessen Folgen ohne nähere Kenntnis davon, was ein Komet denn eigentlich sei, gar nicht abzusehen waren. Da aber die unglückseligen Kometen nun einmal in möglichst schlechtem Rufe standen, so konnte man natürlich auch nur das Allerschlimmste, nämlich den Weltuntergang, von solch einem Zusammenstoß erwarten. Als nun der berühmte Astronom Lalande im Frühjahr 1773 einen Vortrag über „Kometen, welche sich der Erde nähern können" halten wollte, hatte sich vorher, man weiß nicht durch welches hasenfüßige Klatschweib, von denen es, nebenher gesagt, auch recht viele männlichen Geschlechtes giebt, das Gerücht in ganz Paris verbreitet, Lalande habe auf den 12. Mai den Weltuntergang durch Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen ankündigen wollen, sei aber von der Polizei daran verhindert worden — und dieses bloße Gerücht reichte hin, einen so panischen Schrecken zu verbreiten, daß nicht nur ganz Paris diesem Tage entgegenjammerte, sondern sogar infolge der Angst Erkrankungen, Todesfälle u. s. f. eintraten und unwürdige Geistliche, welche um schweres Geld Absolution anboten, die besten Geschäfte machten. So zu lesen in der „Geschichte der Astronomie" von dem kürzlich zu Zürich verstorbenen Rudolf Wolf, Seite 706.

Diese neue Gestalt des Kometenaberglaubens ist selbst heute noch keineswegs vollständig erloschen. Man kann sich immer noch nicht von dem uralten Gedanken trennen, daß diese ungeheuerlichen Zeichen am Himmel auch etwas Ungeheuerliches bedeuten müssen, und da man an vielen so wunderliche und von dem gewöhnlichen Laufe der Natur abweichende, auch bis jetzt unerklärte Dinge beobachtete, so will es dem Laien nur zu leicht scheinen, als wüßten die Astronomen überhaupt noch nicht recht, was eigentlich ein Komet sei, und folglich auch nicht, was wir von einem solchen möglicherweise zu befürchten haben. Wollte ich nun an dieser Stelle alle die hieran geknüpften grundlosen Befürchtungen wieder erzählen und widerlegen, so möchte ich leicht damit einen Jahrgang der „Gartenlaube" vollständig ausfüllen. Ich begnüge mich aber damit, zu sagen: wir wissen genau, daß der Schweif der Kometen mindestens mehrere millionenmal leichter und luftiger ist als unsere Luft und daß das ganze Gewicht des Millionen von Meilen langen Schweifes vielleicht ein paar Centner nicht übertrifft; ja, sehr vielfach neigt man heute der Ansicht zu, daß der ganze Schweif nichts als eine elektrische Erscheinung sei, ähnlich der in den bekannten Geislerschen Röhren, die desto stärker hervortritt, je leerer die Röhren gemacht werden. Der hellleuchtende Kern der Kometen allerdings enthält jedenfalls etwas festere Stoffe: Meteorsteine und kleine Sternschnuppenkörperchen, von denen auch gelegentlich verlorene Stücke auf unsere Erde herabfallen, ohne irgend welchen Schaden anzurichten. Jener Steinkern der Kometen ist immer von einer ausgedehnten Dunsthülle aus Kohlenwasserstoff-, Natrium- und Wasserdämpfen umgeben, und das Ganze hat im Durchmesser selten eine Ausdehnung von mehr als dem fünften Teile unseres Erddurchmessers. Ueber diesen „Kern" lagern allerdings noch andere Dunsthüllen, die „Hauben" des Kometen, welche indes so durchsichtig sind, daß unsere Atmosphäre als ein dicker Herbstnebel dagegen erscheinen würde.

Nun kann die Wissenschaft zwar nicht bestreiten, daß solch ein Kometenkopf gelegentlich einmal so unhöflich sein könnte, geradeswegs gegen die Erde loszufahren. Durch einen Teil eines solchen sind wir in der That am 27. November 1885 und ein anderes Mal genau dreizehn Jahre vorher hindurchgeflogen. Glänzende Sternschnuppenfälle waren beide Male die wundervolle Wirkung dieses seltenen Ereignisses. Sonst ist durchaus nichts vorgefallen. Dies ein praktisches Beispiel. Wenn man aber der ohnehin übermütigen Phantasie die Zügel schießen lassen will, so könnte man ja behaupten, einmal könnte auch ein so gewaltig großer Komet kommen, daß er kleine Planeten als Meteorsteine in seinem Bauche heranschleppte, und wenn er uns mit solchen Steinen bombardierte, könnte das am Ende der Erde doch nicht gar wohl bekommen. Verschiedene Löcher in ihrem Leibe würden ihr glühendes Lebensblut fließen lassen, die Meere würden aus ihren Becken überlaufen, um mit den glühenden Fluten zischend und schäumend einen furchtbaren Kampf zu beginnen. Alles das — meint wenigstens ein Herr Graf von Pfeil in einem Buche, das „Kometarische Strömungen" heißt und, 1879 zuerst erschienen, seither sogar mehrere Auflagen erlebt hat — sei in der That schon zu verschiedenen Malen passiert und die Sintflut wie auch alle geologischen Umwälzungen seien die Folge dieser Zusammenstöße gewesen. Vorläufig sind zwar solche große Kometen noch niemals sichtbar geworden. Von den kleineren, die uns zu Tausenden bekannt sind, deren es aber unzweifelhaft in nicht allzu großer Entfernung im Sonnensystem viele Millionen giebt, von diesen ungefährlichen kleinen Weltbummlern hat bis jetzt unzweideutig nur ein einziger den luftigen Mantel der Erde so ganz obenhin gestreift. Das kann ja indessen auch einmal besser kommen; wenn es aber einmal so kommen wird, nun dann, dann wird es allerdings auch nichts schaden. Darum wird der Leser auch vor dem Falbschen Zusammenstoß am 13. November 1899 keine allzu großen Befürchtungen hegen.

Es ist den Astronomen längst bekannt und auch in alle populären Bücher übergegangen, daß die Ursache der regelmäßigen Sternschnuppenfälle am 12. und 13. November jeden Jahres ein sich auflösender Komet ist, der zuletzt 1866 erschien und eine Umlaufszeit von 33 Jahren besitzt, wodurch in diesem zeitlichen Zwischenraum die sogenannten „Leoniden"-Sternschnuppen immer besonders glänzend auftreten. Falb addierte nun zu 1866 diese 33 Jahre und prophezeite nach dieser rechnerischen That, was alle schriftstellerischen Astronomen vor ihm gethan haben, daß der Komet 1899 wieder kommen müsse. Unter welchen näheren Umständen dies geschehen wird, ist rechnerisch weder von ihm noch von anderen näher festgelegt worden. Die Bahn dieses ganz unscheinbaren Himmelskörpers durchschneidet die Erdbahn; die Folge davon wird eben wieder ein prächtiger Sternschnuppenregen sein, der vor Thorschluß des Jahrhunderts uns, wenn wir's erleben, alle entzücken wird.

Die Perle.

(2. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard**.

Baron Doßberg ritt zuerst die alte Parkmauer entlang, wo riesige Eichen und Buchen mit ihren grünen Armen über das alte Gemäuer griffen. Aus dem Dickicht tiefer im Park, wo grüngoldene Dämmerung webte, lockte in leidenschaftlichen Tönen die Nachtigall. Der Reiter zog die Zügel an und lauschte entzückt, wie er's als kleiner Knabe so oft gethan hatte. Um das alles schwebte für ihn ein eigener Zauber. Wo anders gab es dies machtvolle Wipfelbrausen, wenn der Sturm sich aufmachte und wie auf einer Riesenharfe zu spielen anhob? Wo anders traf man einen so stolzen Eichenbestand wie hier? Konnten die Vögel anderswo ebenso süß singen? Und die prachtvollen Wiesen im Park, der rasche Bach dazwischen mit krausen Wellen und buntgestickten Ufern — kein Fluß, der im Geographiebuch seinen stolzen Namen hat, immer aber ein silberhelles, köstlich mundendes Wasser, das recht wie eine klopfende Ader der lieblichen Gegend Leben verlieh! Noch war dies Paradies sein Heimatboden, noch war das Erbe seiner Väter ihm zu eigen — wie lange noch?

Schritte, die sich nahten, schreckten den Baron aus seinem Sinnen auf. Vom Felde kam ein alter Mann mit schwerfälligem Gang daher; sein faltiges braunes Gesicht war von spärlichen weißen Haaren umrahmt, sein kurzer dicker Körper steckte in einem grauen Leinenanzug, an den Füßen trug er stark gethrante Schmierstiefel, die nicht den angenehmsten Duft ausströmten. Das war der alte Hinz, früher Kämmerer auf dem Hof, jetzt zum Inspektor vorgerückt.

„Mahlzeit, Herr Baron!" Anders grüßte Hinz nie; er war der Meinung, diese Bezeichnung passe zu jeder Stunde, denn irgend eine Mahlzeit habe der Mensch doch immer einzunehmen.

„Morgen, Hinz!" Dem Baron war die Begegnung sichtlich unangenehm, der Alte kam ihm stets mit Klagen, und er selbst hatte die Macht nicht, zu helfen. Richtig! Heute wieder!

„Das is man bloß wegen dem Schafstall, Herr Baron! Wenn wir da nicht endlich 'n neues Dach aufsetzen, denn stürzt uns die ganze Geschichte überm Kopf zusammen. Flicken is nun nicht mehr, is schon an zehnmal gemacht, hält von heut auf morgen! Und der Schmied liegt einem auch alle Tag' in den Ohren — es regnet ihm in die Ess' und auf den Ambos und auf den Herd — und was weiß ich, wo's ihm überall hinregnet! Soll ich man den Dachdecker bestellen?"

Doßberg nagte an der Unterlippe. „Nein, Hinz, das — das lassen Sie lieber. Flicken Sie nur noch einmal aus!"

„Na, denn man zu! Aber wenn das einmal so bei Nacht 'n tüchtigen Wolkenbruch setzt, denn kann uns die ganze Schafsgesellschaft versaufen, oder wir schwimmen frischweg wie die Arche Noäh! Und dann der Schmied — der kann eklig grob werden! Und den Kälberstall, den haben wir jetzt so oft gestützt, daß beinah' mehr Stützen als Kälber drin sind. Wenn der Herr Baron das bloß 'mal ansehen möchten! Kommt 'n gehöriger Sturm von der See 'rauf, so fällt der olle Kasten den kleinen Kreaturen auf die Köpfe — na, und denn?"

„Ja, Hinz — ich würde schon — aber — stützen Sie nur noch weiter!"

„Und unsere Futterschneidmaschin' is kaputt und der Schmied und der Stellmacher sagen, da is nichts mehr zu machen, muß 'ne neue kommen, und denn: Jungvieh haben wir viel zu wenig — was sagen Sie, Herr Baron?"

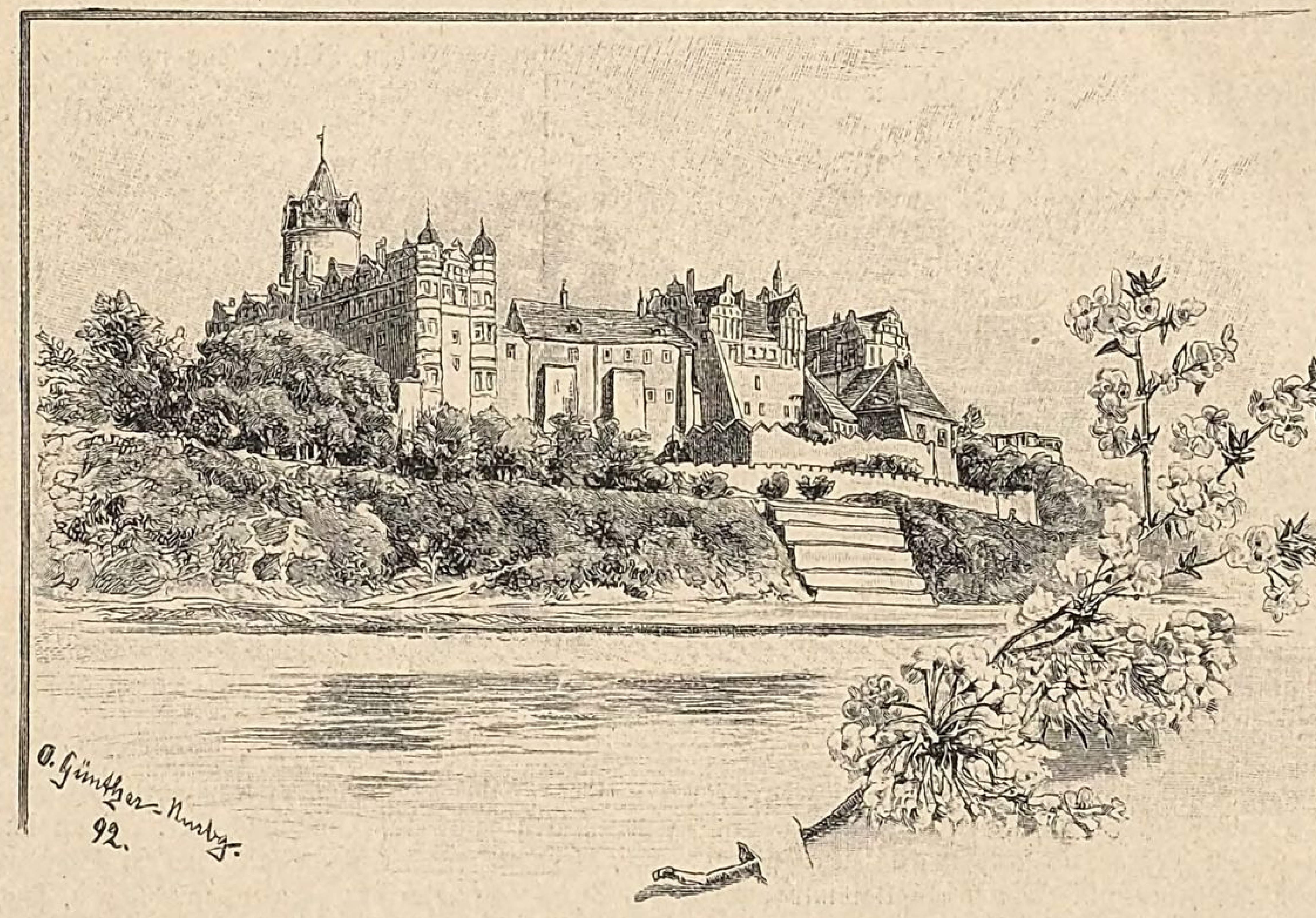
Der Baron hatte nichts gesagt, nur schwer geseufzt und mit der Hand abgewinkt, als sei das seine ganze Erwiderung. Als er dann aber in das ehrliche Gesicht des alten Inspektors sah, der mit abgezogener Mütze treuherzig zu ihm aufschaute, da entschloß er sich doch, zu antworten. „Ja, sehen Sie, Hinz, ich weiß, was Sie mir da sagen, ist richtig, und die Verbesserungen, die Sie vorschlagen, sind notwendig. Aber zu dem allen gehört Geld — und ich habe keines. Ich muß zusehen — jetzt ist nichts zu thun, Hinz!"

Der Alte kratzte sich nachdenklich den Kopf. Ihm that der Baron leid, aber er verstand sich nicht darauf, seine Gefühle zu äußern. „Ja, denn is das schon so. Wenn einer nicht kann — ich sag' immer: wenn einer nicht kann, na, zu was ihn denn auch quälen? Mahlzeit, Herr Baron!"

„Morgen, Hinz!"

Der Braune bekam einen Schlag, daß er erschrak, der Reiter ließ die Zügel locker, und nun ging es zuerst in einem etwas aufgeregten Galopp, dann in schlankem Trabe weiter. Links schimmerten die arg verwahrlosten Wirtschaftsgebäude durch das junge Laub — gottlob, nun hatte er sie im Rücken! Zur Rechten tauchte das Dorf auf mit seinem alten Kirchlein und dem kleinen Schulhaus, drüber auf stattlicher Höhe die Wolframskapelle mit dem in der Morgensonne flimmernden Goldkreuz. Auf bequemem Feldweg über eine alte Steinbrücke hinüber — dort wurde ein breiter Abzugsgraben für das Wasser gezogen, das sich bei Regengüssen an dieser Stelle staute und Schaden anrichtete. Der Baron sprach mit den Leuten, besichtigte ihre Fortschritte und lobte sie; sie antworteten auf ihre Art freundlich, denn sie hatten ihn gern und sagten oft unter sich: „Ja, uns' Baron — wenn der man könnt'! Aber man — er kann nicht!" Und nun hinein in den Wald auf dem sanft bergan steigenden Waldweg! Ein frischer Wind bewegte die Kronen der Bäume und ließ das Flüstern der Blätter zum Rauschen anschwellen; aber noch etwas anderes kam dazwischen, ein regelmäßig wiederkehrender rhythmischer Laut ... Eine letzte kleine Steigung noch, dann eine Waldblöße; die Bäume traten auseinander und da lag das Meer hingebreitet in ernster Bläue wie ein stolzer Königsmantel.

Am Rand dieser hohen Waldblöße war ein Pavillon erbaut, von dem aus der Blick nicht nur über das Meer schweifte, sondern auch rechts hinab über das schöne Gut, das wie ein funkelndes Kleinod an der Meeresküste lag, über Park und Schloß.



Das Schloß in Bernburg vor dem Brande am 6. Januar 1894.
Nach einer Originalzeichnung von O. Günther-Naumburg.

Das Herz des Mannes, dessen Augen dieses mächtige Landschaftsbild umschlossen, schwoll auf in leidenschaftlicher Heimatliebe, in leidenschaftlichem Schmerz. In seinen Zügen arbeitete und zuckte es; ein unnennbares Mitleid mit sich selbst stieg in seiner Seele empor, wuchs riesengroß an und legte sich ihm wie ein grauer Nebel vor die Augen. Er schauerte zusammen, ließ die Zügel auf den Hals seines Pferdes sinken und schlug die Hände vor das Gesicht. Doch nicht lange. Mit einem plötzlichen Ruck richtete er sich auf und sah sich verstört und furchtsam um, ob ihn auch niemand beobachtet habe. Nein, nichts war zu sehen, kein Laut zu hören als das eintönige Rollen der Brandung. Still, wie aus Erz gegossen, hielten Reiter und Pferd eine Weile da oben; der frische Seewind umspielte sie und bewegte leise die Blätter der Rose, die der Mann an der Brust trug.

Da hob der Braune den Kopf und stieß ein helles Wiehern aus — er hatte einen guten Kameraden gewittert. Im Unterholz des Waldes knackte und rauschte es — Doßberg hatte sich im Sattel zurückgewandt und sah jetzt einen zottigen, etwas altersmüden Pony dahertrotten, auf dessen Rücken ein junger schlank gewachsener Bursche saß, ungefähr sechzehnjährig, blond und dunkeläugig gleich seiner Schwester Ilse, und hübsch, sehr hübsch. Der junge Reitersmann zog die Mütze vor dem Papa und lachte ihm freundlich entgegen.

„Nun, Junge, guten Morgen! Du bist schon lange unterwegs, wie Ilse mir sagte."

„Guten Morgen, Papa! Ja, ich bin in aller Frühe weggeritten, habe das Gut inspiziert" — das kam sehr gesetzt und wichtig heraus — „aber jetzt hab' ich einen fürchterlichen Hunger! Es war dumm von mir, kein Frühstück mitzunehmen. Hast Du zufällig etwas zum Essen bei Dir?"

„Gewiß hab' ich! Wir wollen absitzen und im Pavillon frühstücken!"

Armin sprang ab und hielt den Braunen des Vaters diensteifrig beim Zügel. Die beiden Pferde wurden an eine Birke gebunden, Vater und Sohn setzten sich auf die halbrunde Bank im Pavillon, tranken leichten Rotwein aus der Feldflasche des Barons und aßen einige belegte Butterbrote, die für Armins Hunger nur zu rasch verschwanden. —

„Schau' nur, Papa, welche Aussicht!" unterbrach der junge Bursche das Schweigen und sah mit leuchtendem Blick zuerst rechts hinüber, wo das Schloß lag, dann geradeaus über das Meer. „O, etwas so Schönes wie unser Gut giebt es gar nicht mehr in der Welt!"

Der Baron erwiderte kein Wort, Armin beachtete das weiter nicht, sondern plauderte unbefangen weiter, ganz erfüllt von den Eindrücken, die er bei seinem Morgenritt empfangen hatte. „Die Wintersaat drüben beim Wilhelmsbühl steht vorzüglich und auch mit der Sommerung hinten beim Park wird es gehen . . . aber wie sieht das Feld rechts von der Wolframskapelle aus! Hast Du Dir das angesehen, Papa? So, als ob seit endloser Zeit gar nichts dafür geschehen wäre! Und unser Schafstall schreit zum Himmel — der Kälberstall, der fällt Dir 'mal zusammen, Du sollst es sehen! Und daß der Viehstand bei uns gar nichts taugt, das giebt sogar der alte Hinz zu! Freilich, Du hast der Ilse und mir letzthin gesagt, daß Du ein bißchen in Verlegenheit seiest — na ja, das kann bei dem besten Landwirt vorkommen — aber wie lange soll denn dieser halbe Zustand noch dauern?"

Armin hatte sich ganz rot und heiß gesprochen, er langte sich die Feldflasche herüber und that einen kräftigen Zug. Sein Verhältnis zum Vater, das immer sehr gut gewesen war, hatte sich seit einiger Zeit in ein beinahe freundschaftliches verwandelt, er hatte sich daher keinen Augenblick besonnen, eine so offene Sprache zu reden, im Gegenteil — er hielt sich sogar für verpflichtet dazu. Papa hatte vielleicht andere Gedanken im Kopf, andere Sorgen . . . da mußte doch er, Armin, auf das Gut aufpassen, an dem er mit jeder Faser seines Herzens hing!

Der Baron sah seinen Sohn aus den großen Augen kummervoll an und strich ihm mit der Hand liebkosend über das weiche blonde Haar. Armin nickte wohlgemut. „Du glaubst gar nicht, Papa, wie ich mich danach sehne, von der Schule weg- und hier herauszukommen. Wär' es nicht Dein bestimmter Wille, daß ich das ganze Gymnasium durchmachen soll, ich ginge lieber heut' als morgen ab. Das Zeugnis für Prima bekäm' ich schlankweg, und ob ich mich noch durch ein paar alte Griechen und Römer durcharbeite . . was hilft mir das für meine landwirtschaftlichen Kenntnisse? Ich komme mir in der Schule so überflüssig vor — daran muß wohl auch unser Direktor gedacht haben, als er neulich mit mir sprach. Wirklich ein anständiger Mensch, wir sind sehr zufrieden mit ihm! ‚Also, Doßberg,' sagte er zu mir, ‚Sie wollen endgültig Landwirt werden?' ‚Jawohl, Herr Direktor!' ‚Hm!' machte er. ‚Ich möchte, sobald ich nur irgend kann, meinem Vater bei der Bewirtschaftung unseres Stammgutes helfen, da ich es ja später jedenfalls übernehmen werde.' — ‚Hm, hm!' machte er noch einmal — ich kann Dir sagen, es klang ganz bedenklich, als wollte er sagen: Mein Sohn, was willst Du überhaupt noch auf der Schulbank? Geh' heim und bebaue Deine väterliche Scholle!"

Der Baron teilte diese Auffassung seines Sohnes durchaus nicht. Der Direktor hatte offenbar von der schlimmen Lage der Doßbergschen Verhältnisse gehört, und ihm kam die naive Zuversicht seines Schülers, der von der Uebernahme des Stammgutes wie von etwas Selbstverständlichem sprach, höchst sonderbar vor, daher sein bedenkliches: „Hm! Hm!" Kapitän Leupold hatte ja bei einem seiner seltenen Besuche dem Baron ins Gesicht gesagt, daß die Lage der Dinge in „Perle" durchaus kein Geheimnis mehr sei.

Armin sah seinen Vater, der noch immer schwieg, einen Augenblick unsicher an, dann aber fuhr er lebhaft fort: „Denk' Dir, Onkel Leupold will mir zum Herbst zu den Enten- und Schnepfenjagden ein feines englisches Gewehr schenken — ein gescheiter Gedanke, nicht, Papa? Ich wollt' es lieber gleich, aber er meinte: ‚Erst wollen wir sehen, ob Du so weit kommst, um zum Herbst auf ‚Perle' Enten zu jagen; dann werden wir uns weiter sprechen!' Na, wenn er damit mein Zeugnis meint — das werd' ich wohl zeigen können! Wenn ich durchaus noch Schüler sein muß, dann will ich auch etwas taugen!"

„Ein sehr löblicher Grundsatz!" Doßberg nickte mit einem schwachen Lächeln.

„Du bist aber riesig schweigsam, Papa — und gut bei Appetit bist Du auch nicht, ich hab' beinah' das ganze Frühstück allein aufgegessen! Fehlt Dir etwas?"

„Nein, mein Junge, mir ist ganz wohl! Aber wenn Du fertig bist, so wollen wir weiter reiten."

„Sogleich, Papa! Nur mußt Du Deinen Braunen fest in den Zügel nehmen, daß der Pony gleichen Schritt mit ihm gehen kann. Der alte Kerl will gar nicht mehr vorwärts und einen Eigensinn kann er entwickeln — pyramidal!"

Ehe sie die Pferde losbanden, warfen Vater und Sohn noch einen letzten Blick auf Land und See. Fern im tiefen Meeresblau schwamm ein weißes Segel wie ein Schwan, in der Nähe des Strandes tummelten sich ein paar Möven, schnellten dicht über die Brandung hin und tauchten ihre leuchtenden Schwingen keck in den aufspritzenden Schaum.

„Wie schön!" rief Armin und seine Brust dehnte sich unter einem schwellenden Atemzuge. „O, wie ich das Meer liebe! Freilich an die Ilse reich' ich doch nicht heran! Die hat in letzter Zeit eine ganz unglaubliche Begeisterung für die See gefaßt; so und so oft läuft sie hierher, obgleich es zu Fuß ein ganz hübsches Ende bis da herauf ist."

Die Stirn des Barons hatte sich bei Armins letzten Worten gefurcht. Sollte Kamphausen . . . Unsinn! Mit welchen Hirngespinsten er sich plagte! Als ob es nicht schon genug wirkliches greifbares Unheil in seinem Leben gegeben hätte! Sollte er sich auch noch mit nutzlosen Grübeleien das Herz schwer machen? In wenigen Tagen ging ja die „Nixe" auf lange, lange Zeit in See!

4.

In ihrem bequemen Krankenstuhl, von Kissen und gerollten Decken auf beiden Seiten gestützt, saß die Baronin Doßberg am geöffneten Fenster, eine Freude, die ihr lange Zeit hindurch nicht zu teil geworden war, die sie seit Jahren so selten genoß. Ihre schmalen überzarten Finger ruhten gefaltet auf der blauen gestickten Decke, die man ihr über die Knie gebreitet hatte — blau war die Lieblingsfarbe der Baronin, in der sie auch jetzt noch gerne ein bißchen kokettierte. Sie war immer ein wenig eitel und kokett gewesen, die gute Baronin, aber beides äußerte sich harmlos, und da sie liebenswürdig war und keine Spur von

Hochmut besaß, so verzieh man ihr um so bereitwilliger ihre kleinen Schwächen. Von frühester Kindheit an ihrer Schönheit wegen bewundert, um ihrer zarten Gesundheit willen verhätschelt und geschont, hatte sie nur an sich selbst zu denken gelernt; kein tieferes geistiges Leben, kein ernsteres Interesse hatte jemals dieses schöne Gesicht beseelt; niemand, am wenigsten ihr eigener Gatte, hatte jemals eine andere Forderung an sie gestellt als die, schön zu sein und sich lieben und verwöhnen zu lassen. So war sie denn stets mit einem kindlichen spielenden Wesen über alles weggeglitten, und obgleich sie jetzt keine junge Frau mehr war und jene jugendliche Naivetät sie durchaus nicht mehr kleiden wollte, so konnte sie sich doch nicht davon trennen. Ging es ihr nur einigermaßen erträglich, gleich war auch ihr tändelndes Gebaren wieder da, das früher alt und jung entzückt hatte und das die Familie so herzlich gern der „armen Mama" gönnte. Heute also gab es einen „guten Tag" für die Baronin; sie hatte sich ein zartblaues Morgenkleid mit weißen Spitzen anziehen lassen, und auf ihrem blonden Haar saß ein winziges Spitzentellerchen von der Größe einer Handfläche, das mit seinen langen blauseidenen Bändern eine Morgenhaube vorstellen sollte. Ueber die Feinheit und Regelmäßigkeit dieser Züge hatte selbst die schwere Krankheit nichts vermocht, auch der alte Liebreiz beim Sprechen und Lächeln war noch zuweilen vorhanden, aber die Augen blickten übergroß aus den tiefen Höhlen, und die graziöse Gestalt war so abgemagert, so federleicht — Ilse konnte ihre Mutter wie ein Kind in die Höhe heben.

Die feinen blutlosen Finger der Kranken zupften unruhig an der Decke und drehten den Trauring, der ganz lose hing, hin und her. „Bring' doch meine Schmuckkassette, Ilse!" Die kranke Frau hatte eine weiche kindliche Stimme und sprach immer in einem etwas klagenden Ton wie jemand, der gewöhnt ist, sich selbst beständig zu bemitleiden.

Ilse holte aus einem in der Tiefe des Zimmers stehenden großen Schrank eine Kassette von schöner maurischer Arbeit hervor und stellte sie ihrer Mutter auf die Knie. Diese öffnete mit einiger Mühe den Deckel. Es kamen schöne kostbare Dinge zum Vorschein — Schmucksachen, die ihren bleibenden Wert hatten, aus deren Erlös man manche notwendige Verbesserung in der Wirtschaft hätte bestreiten können. Aber daran war nicht zu denken. Die „arme Mama" mußte ganz ahnungslos bleiben, das Eigentum der „armen Mama", in dem sie so gern ein wenig „kramte", durfte nicht angetastet werden!

„Sieh 'mal diesen Brillantring, Ilse — diesen schönen alten Stein! Den schenkte mir Papa in Nizza. Wir waren in Monte Carlo gewesen, und ich hatte so hartnäckig Unglück im Spiel gehabt und war so traurig darüber, daß all das viele Geld weg war. Da kaufte mir Papa zum Troste den Ring."

„Das war gut von ihm."

„Ja, aber ich war auch so traurig! Er konnte es nie sehen, wenn ich traurig war. Was meinst Du, ich möchte den kleinen Ring vor den Trauring schieben, der mir etwas weit geworden ist — ob Papa es bemerken und den Ring wiedererkennen und sich freuen wird?"

„Sicher wird er das thun."

„Sieh nur, er paßt! Früher trug ich ihn am kleinen Finger, und dahin steck' ich ihn wieder, wenn meine Hände voller werden. Aber so nimm mir doch die schwere Kassette von den Knien, Kind, sie drückt mich! Stell' sie nur weg! Eigentlich hast Du wenig Schmuck, Ilse, aber ich kann Dir von meinem nichts abgeben; Papa würde es nicht leiden, daß Du meine Sachen trägst."

„Ich dank' Dir, Mamachen, ich hab' gar kein Verlangen nach Schmuck."

„Dann bist Du ein sonderbares junges Mädchen; in Deinem Alter schwärmte ich geradezu dafür. Ich weiß nicht einmal, ob ich das hübsch finden soll, wenn eine junge Dame in Deinen Verhältnissen so sehr bescheiden ist."

„Spricht mein Mütterchen auch nicht zuviel, nein?"

„Es ist wirklich die Möglichkeit!" Die kindliche Stimme der Baronin wurde weinerlich. „Nun hab' ich einmal einen leidlichen Tag, nun ist mir endlich wieder etwas menschlich zu Mute nach all den Leiden . . . gleich heißt es, ich spreche zuviel!"

„Ich sage es nur aus Sorge um Dich."

„Das weiß ich — natürlich, Du bist mein liebes, schönes, süßes Kind; aber Du mußt Deiner armen kleinen Mama nicht das bißchen Reden verbieten. Komm und küß' mich! So! Warum hast Du Dein Haar nicht aufgelöst? Du weißt doch, wie sehr ich das liebe!"

„Ach, Mama, es verwirrt sich so —"

„Ein junges Mädchen muß doch etwas auf sich halten, zumal mit Deinem Gesicht, und wie entzückend steht Dir das offene Haar! Aber selbstverständlich auf Deine arme kranke kleine Mama hörst Du nicht. Du weißt es, sie freut sich, sie sieht dann sich selbst vor sich, wie sie noch jung und schön war — und Du denkst an Deine Bequemlichkeit, willst Dich nicht zausen —"

„Du hast recht, mein Mütterchen, ganz recht. Siehst Du, ich löse mein Haar schon auf!"

Das leicht gewellte goldblonde Haar, das einen seidenen Glanz besaß, reichte dem hochgewachsenen schlanken Mädchen fast bis zum Knie. Sie sah berückend schön so aus, allein auf ihrem Gesicht lag kein Behagen.

Die Mutter betrachtete sie mit träumerischem Entzücken. „Wen Du einmal heiraten wirst — mit Deinem Gesicht, Deinem Namen und Vermögen kannst Du an die besten Partien denken! Ich war ein einfaches armes Fräulein Leupold und bekam einen Baron von altem Adel und großem Reichtum. Unter einem Grafen dürfen wir für Dich nicht wählen!"

Ilse war rot und blaß geworden. „Das hat doch noch Zeit, Mama! Ich bin ja jung —"

„Nun, ich war nur ein Jahr älter, als ich Deinem Vater die Hand reichte. Freilich müßten wir eigentlich in die Stadt ziehen, denn wer sieht Dich hier? Die Krautjunker sind keine Freier für mein Kind!"

„Stand und Namen allein thun es doch nicht."

„O nein! Du kannst ja auch Dein Herz sprechen lassen; ich hab' ja auch Deinen Papa nicht Stand und Namen zulieb genommen. Du darfst es aber Deinen Eltern nicht verdenken, wenn sie für Dich hochfliegende Pläne haben. Nur muß ich Dich ganz in meiner Nähe behalten, damit ich Dich womöglich alle Tage oder doch sehr oft sehen kann. Ohne meine Ilse muß ich ja sterben!"

„Mama!" Das junge Mädchen neigte sich tief herab und drückte ihre warmen vollen Lippen auf die blassen Hände der Kranken.

„In allem Ernst, dann sterbe ich!" Sie schwieg ein Weilchen und hielt eine ihrer losen Locken neben Ilses Haar. „Mein Haar ist doch etwas nachgedunkelt. Ich meine, die Farbe ist nicht mehr ganz so goldig."

„Ich finde keinen besonderen Unterschied."

„Nicht? Das freut mich! Papa hat den Ton meiner Haarfarbe immer so gern gehabt. Du könntest mir Blumen besorgen, aber keine, die stark riechen —"

„Vielleicht ein paar Röschen?"

„Ja, bring' sie, aber bleib' nicht zu lange!"

Das junge Mädchen war in kaum zehn Minuten mit den Rosen wieder zurück.

„Du hast lange gebraucht. Komm, gieb die Blumen her und den Spiegel — den kleinen Handspiegel! Was meinst Du — zwei Rosen ins Haar, und diese hier an die Brust? So, ist es hübsch, nicht?"

„Sehr, mein Mütterchen!"

„Da wird Papa sich freuen! Wo er nur bleibt? Ich muß sagen, es ist rücksichtslos von ihm, gerade heute so weit fortzureiten!"

„Er hat gewiß wichtige Besichtigungen vor."

„Ach, was heißt das: wichtige Besichtigungen! Seine Frau muß ihm vorgehen, muß ihm wichtiger sein als alles andere —" Sie sprach nicht zu Ende, denn die Thüre zum Krankenzimmer wurde ungestüm geöffnet und Armin trat hastig über die Schwelle.

„Gott, Armin, wie hast Du mich erschreckt! Ist das eine Art, wie man zu seiner kranken Mama ins Zimmer tritt? Komm her, bitte ab!"

„Entschuldige, Mama!" Der Knabe beugte sich über die Kranke und küßte ihre Hände. „Ich war so in Gedanken — ich hatte bloß — na, mit einem Wort, sei nicht böse! Wie geht Dir's? Hast Du gut geschlafen?"

„Das müßtest Du doch endlich wissen, Kind, daß ich niemals gut schlafe! Wie soll ich leidende kranke Frau denn dazu kommen? Leider, leider schlafe ich eigentlich nie."

Es war dies eine unzerstörbare Einbildung der Baronin, daß sie „eigentlich nie schlafe".

„Das ist aber doch nicht möglich, liebe Mama!"

Ilse war hinter die Mutter getreten und machte dem Bruder ein Zeichen, still zu sein. Auf den ersten Blick war sie gewahr geworden, daß Armin sich in großer Aufregung befand — irgend etwas mußte ihm widerfahren sein, was ihn um alle Fassung brachte . . . wie hätte er sonst der Mama widersprechen können!

„Ja, wenn mir meine eigenen Kinder nicht mehr glauben, dann hab' ich ja weiter nichts zu sagen, dann kann ich schweigen! Ob der Junge wohl überhaupt ein Herz für seine Mutter hat? Mit keinem Wort hat er seiner Freude Ausdruck gegeben, mich so gut und wohlaussehend zu finden!"

„Dazu hast Du mir gar keine Zeit gelassen, Mütterchen, ich wollte Dir ja das alles noch sagen. Natürlich freu' ich mich riesig, Dich hier so wohl sitzen zu sehen. Das blaue Kleid mit den Rosen steht Dir prachtvoll!"

Frau von Doßberg war besänftigt. „Schmeichelkatze Du!" Sie fuhr liebkosend über Armins blonden Kopf. „Nun, und wo ist Papa?"

„Papa? Der kommt gleich, er zieht sich bloß noch anders an, im Reitanzug wollte er nicht zu Dir ins Zimmer kommen."

„Immer der feine Kavalier! Wenn Du Dir nur an Papa ein Beispiel nehmen möchtest!"

„Na, Mama, ich hab' doch nicht Frau und Kinder!"

„Das nicht, Du unartiger Junge — aber Rücksicht üben gegen Mutter und Schwester, das kannst Du immerhin!"

„Thu' ich auch! Du, Mama, kann ich die Ilse auf eine Weile loseisen von hier? Papa kommt gleich herauf und bleibt dann bei Dir."

„‚Loseisen!' Was das wieder für ein Ausdruck ist! Aber geht nur beide, geht! Wenn Papa kommt, brauch' ich Euch nicht!"

Ilse rückte noch einmal die Kissen im Lehnsessel zurecht, ordnete das Haar der Kranken, stellte die Klingel, ein Fläschchen mit erfrischendem Parfüm und einen kleinen Teller mit Gartenerdbeeren näher und küßte die Mutter zärtlich, ehe sie mit dem Bruder das Zimmer verließ.

Im Nebenraum, der ebenso groß, hoch und luftig war wie das eigentliche Krankenzimmer und gleichfalls mit hübschen gefälligen Möbeln ausgestattet, fanden die Geschwister eine ältliche Person von sanften angenehmen Zügen. Sie saß neben dem offenen Fenster und hatte vor sich auf dem Fensterbrett ein Buch, in dem sie eifrig las, ohne aber deshalb auch nur für eine Minute ihre Handarbeit ruhen zu lassen.

„Lina," sagte Ilse freundlich, „bitte, gehen Sie zu Mama hinein und bleiben Sie bei ihr, bis Papa da ist!"

„Ganz recht, Fräulein Ilse!"

Lina war schon seit langen Jahren im Dienst der Baronin und wurde von dieser als ihre spezielle „Jungfer" betrachtet, leistete jedoch außerdem in der sparsam gewordenen Wirtschaft noch eine Menge anderer Dinge, von denen die kranke Dame keine Ahnung hatte, denn Lina war eingeweiht in all die Beschönigungen, mit denen man die Kranke umgab.

Armin hatte die Schwester bei der Hand gefaßt und zog sie so rasch mit sich fort, daß sie ihm beinahe nicht zu folgen vermochte. „Wohin willst Du denn? In den Garten?" fragte sie atemlos.

Er schüttelte den Kopf. „Es könnte uns jemand hören. Lieber auf Dein Zimmer!"

(Fortsetzung folgt.)

Hazardspiel.

Von Hermann Heiberg.

Hin und wieder geschieht es, daß sich plötzlich der Vorhang lüftet, der vor das geheime Thun und Treiben einzelner Menschen oder ganzer Gesellschaftskreise gezogen war, und mit Schrecken sieht die Welt der Ahnungslosen, welche Abgründe sittlicher Verderbtheit sich dahinter verbargen.

Die öffentlichen Prozesse der letzten Jahre haben manche böse Wunde am Leibe unserer Gesellschaft bloßgelegt; nicht zum wenigsten gilt dies von dem Hannoverschen Spieler- und Wuchererprozeß, der noch frisch in aller Erinnerung lebt und der das Glücksspiel mit all seinen verderblichen Folgen und Begleiterscheinungen in so grelle Beleuchtung rückte. Er hat gezeigt, wie die in den Spielstrudel Hinabgerissenen so sehr alle Besinnung und Selbstachtung vergaßen, daß sie mit offenen Augen in die Netze von Gaunern und Betrügern liefen, Unsummen vergeudeten und bei Zahlungsunfähigkeit dem unerhörtesten Wucher in die Hände fielen. Er hat auch solche gezeigt, die auf der schiefen Ebene des Spiels am tiefsten gesunken, auf die Bahn des gewerbsmäßigen Falschspiels geraten waren. Und leider stehen die Personen, die uns der Hannoveraner Gerichtssaal als Angeklagte oder Zeugen kennen gelehrt hat, nicht vereinzelt. Ueberall, zumal in den großen Städten, in berühmten Badeorten und an anderen Vereinigungspunkten der vornehmen Gesellschaft, hat der Spielteufel seine „Höllen" und fordert er seine Opfer.

Das Bild von Adolf Wald schildert die Aufhebung einer solchen Spielhölle im Westen Berlins. Alle Abstufungen des Schreckens und der Verlegenheit malen sich auf den Gesichtern der Personen, die der soeben an der Spitze von zahlreichen Schutzleuten eingetretene Polizeioffizier sämtlich für verhaftet erklärt. An Flucht ist nicht zu denken. Alle wissen, daß sie sicher umstellt sind; wohl aber sieht man einen, der vor dem führenden Beamten etwas in der Brusttasche versteckt — er weiß, warum! Es sind gezeichnete Karten. Die eigenartigen Schaufeln auf dem Tische aber verraten, daß hier auch Roulette gespielt worden ist. Allerlei zerrissene Zettel liegen am Boden umher, Spielnotizen oder sogenannte „Bons", Gutschriften über verlorene und ausgeglichene Summen, gewichtige Belege in der Hand des Untersuchungsrichters. Darum ist auch einer der Schutzleute dabei, sie zusammenzulesen, ehe die Gesellschaft sich von der ersten Verblüffung erholt hat.

Es giebt keine Leidenschaft, die soviel sicheres Unheil mit sich führt wie das Hazardspiel. Es ist eine Verirrung, der jeder von Jugend auf wie einer Gefahr ohnegleichen aus dem Wege gehen sollte. Ausnahmslos wirkt es vernichtend. Es verdirbt den Charakter, ruiniert den Geldbeutel und endigt schließlich mit bitterer Reue und Selbstverachtung, nicht zu gedenken der Verurteilung, die der Spieler in der öffentlichen Meinung erfährt.

„Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
Nicht sieht — was thut er denn? Er spielt!"

So sagt der Dichter.

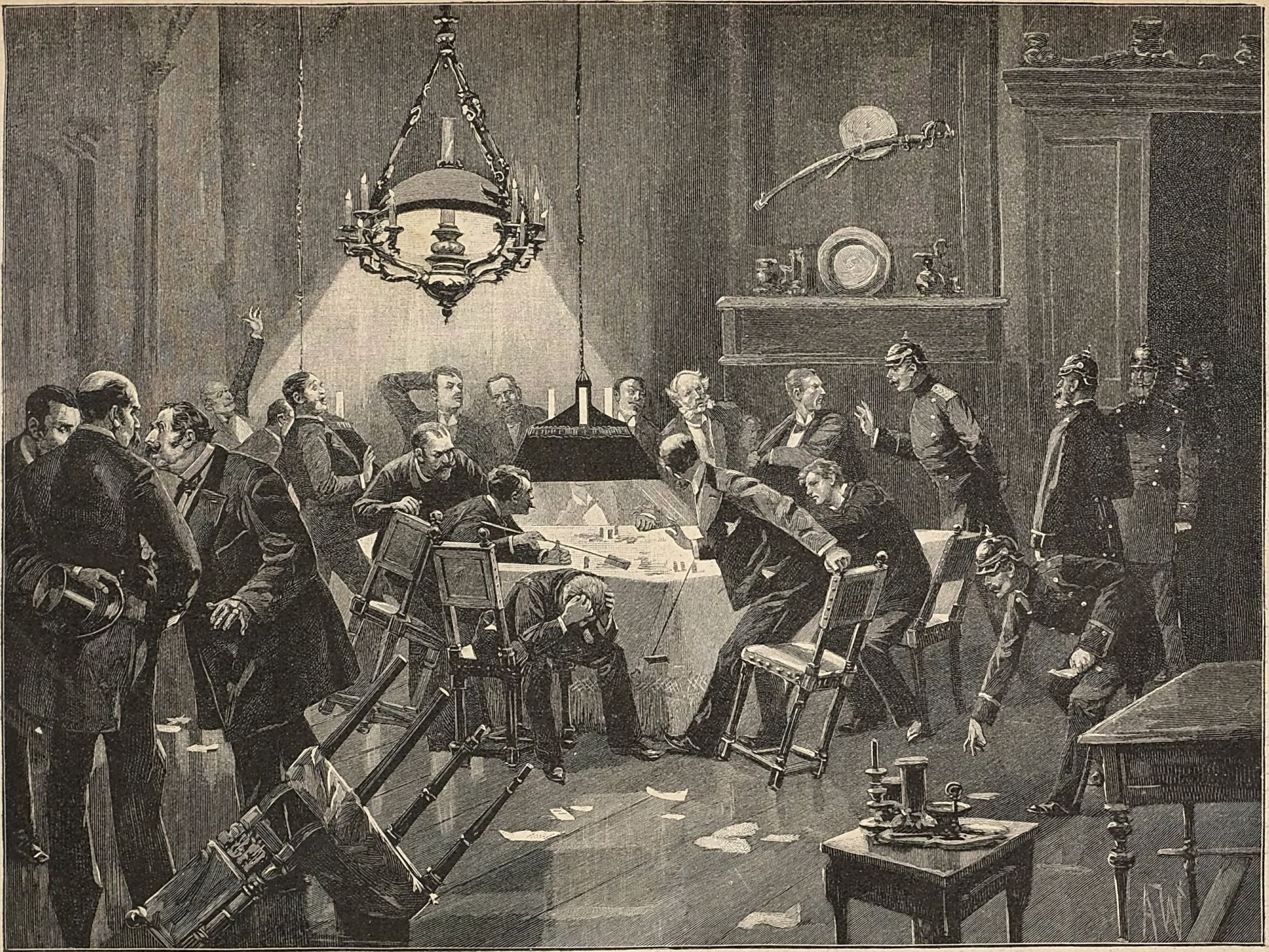
Mit diesen Worten ist der Spieler gekennzeichnet, und nur in einer Beziehung achtet er auf sich, weiß er sich zu beherrschen. Es gehört zum sogenannten guten Ton, daß er selbst dann keine Miene verzieht, wenn auch das Letzte davonging, Geld, Ehre und Existenz. Aber die Leidenschaft, die in ihm wühlt, prägt sich trotzdem in seinem Gesichte aus. Während der Zeiten, da in Deutschland das Spiel noch öffentlich erlaubt war, habe ich an den Tischen der Spielsäle wahre Raubtierphysiognomien beobachtet. Da waren Hyänen, Füchse, Wölfe, Tiger und sprungbereite Luchse. So frißt die Spielwut das Innere der Menschen an, daß sich der sittliche Zerfall in die Mienen gräbt.

Spielen an sich sei nicht unehrenhaft, erklären die Anhänger des Glücksspiels.

Man könnte ja diesen Leuten vielleicht ihre Ansicht lassen. Hat jemand genügend Mittel, Geld zu verlieren — denn verloren wird es allezeit — so ist das seine Sache, und es ist auch seine Sache, sich mit der Oede und der grenzenlosen inneren Unbefriedigung abzufinden, die stets das Spielen im Gefolge hat.

Aber eine andere Frage ist, ob das Spiel eines sittlichen, von höheren Lebensanschauungen getragenen Menschen würdig ist, ob nicht der Einzelne eine engere Pflicht gegen sich und seine Nebenmenschen hat. Selten wird ein Vermögen erworben durch glücklichen Zufall, meistens nur langsam durch angestrengte gewissenhafte Arbeit. So hängen an dem also Erworbenen Fleiß, Arbeit und Entbehrung, und es ist toller Widersinn, solches um eines kurzen Sinnenreizes willen in die Winde zu verschleudern.

Mancher wird mir widersprechen, wenn ich sage, daß im Spiel immer Geld verloren werde. Dennoch ist es so sehr die Regel, daß die Ausnahmen kaum in Betracht kommen. Der Spieler kann eben von dem Spiel nicht lassen. Nur Einzelne bringen es über sich, zu verzichten, wenn sie eine gewisse Summe drangeben mußten, oder sich zu bescheiden, wenn ihnen ein Gewinn in den Schoß fiel. Das Spielgeld ist einmal heimatlos,



Die Aufhebung einer Spielhölle im Westen Berlins.

Nach einer Originalzeichnung von Adolf Wald.

es ist treuloser und fahnenflüchtiger als irgend ein Ding in dieser Welt. Spielgeld hat auch für den Spieler ein völlig anderes Gesicht als durch Arbeit erworbenes. In den Spielbädern hatte seiner Zeit das Geld fast keinen Wert. Wenn man von einem bescheidenen Abendessen aufstand, so hatte es ein kleines Vermögen gekostet. Haarsträubende Preise standen auf den Speisekarten.

Ich schließe die kurze Betrachtung mit einem eigenen Erlebnis, so wie es in der Erinnerung vor mir aufsteigt. Es mag allen denen zur Abschreckung dienen, die jemals die Lust anwandelte, einen der geheimen Spielsäle zu besuchen, denen gründlich den Garaus zu machen die Behörden mit unerbittlicher Strenge bestrebt sein sollten.

* * *

Bekenntnisse eines Spielers.

Es war weit nach Mitternacht, vor einer langen Reihe von Jahren. Schon seit geraumer Zeit stand ich auf dem Nauheimer Bahnsteig und wartete auf den von Frankfurt a. M. kommenden Zug.

Endlich tauchte die Lokomotive mit ihren roten Augen wie ein schreckhaftes Ungetüm aus der Finsternis auf.

Das immer stärker werdende brausende Geräusch wirkte auf die Nerven und schuf eine fieberhafte Spannung, und erst nachdem ich hastig eingestiegen war und die Thüre hinter mir geschlossen hatte, schlug das Herz wieder ruhiger. Die Lampe war verlöscht und alles lag im Dunkel. Ich suchte mich zurechtzufinden. Aus einer Ecke drüben drang Schnarchen an mein Ohr, und jetzt eben rührte sich auch in meiner Nähe ein Passagier und redete mich ohne Einleitung an.

„Nicht einmal Licht machen die Kerle! Nicht wahr, es war erst Nauheim, wo wir eben hielten?"

Ich bestätigte kurz.

„Ist schon, mit Verlaub zu fragen, etwas dort los? Waren Sie im Spielsaal?"

In meine bejahende Antwort warf der Fremde einen Fluch.

„Niederträchtiges Räuberpack!" stieß er hervor und holte unter tiefer Erregung Atem.

„Sie meinen?"

„Ich meine das Volk da in Homburg, die Gauner, die einem das Geld aus der Tasche reißen. Ich meine das Spiel — die ganze gemeine Wirtschaft, die öffentliche, welche die Menschen verführt, ruiniert und ins Elend treibt!"

Ich muß gestehen, dieser Ausbruch stieß mich zunächst eher ab, als daß ich mehr zu hören wünschte. Zu unvermittelt eröffnete der Fremde sich mir, dem Fremden. So gab ich denn keine Antwort und eine Pause trat ein, in der jener allerlei Unverständliches vor sich hinmurmelte. Dann aber nahm er von neuem das Wort und sagte in einem weichen Ton:

„Entschuldigen Sie, daß ich mich so ausließ, aber mir ist wie einem Verurteilten zu Mute, und alles einmal vom Herzen herunterzusprechen, was mir fast die Seele abdrückt, ist mir ein Labsal." Und dann, als ich etwas entgegnet hatte, was er als eine Ermunterung zum Weiterreden auffassen konnte, sprach der Mann mit gedämpfter Stimme wie folgt:

„Sie hören den drüben schnarchen. Es ist mein Reisekamerad. Er ist's, der mich vor Jahren zum ersten Mal zum Spiel verführt hat, er ist's, dem ich all mein Elend verdanke.

Ich bin Kaufmann, lebe in C., habe eine liebe Frau und vier Kinder und gelte in meiner Heimat als ein gutgestellter solider Mann. Ich galt wenigstens als solcher. Die Geschäftsreisenden spüren schon seit Jahren, daß es übel mit mir steht.

Eines Tages lud mich der" — er zeigte in die Dunkelheit — „mit andern Bekannten in sein Haus und legte nach dem Abendessen ein Spiel auf. Ich weigerte mich, teilzunehmen, aber schließlich ließ ich mich doch überreden und hatte das Glück, mit hundert Thalern nach Haus zu gehen. Als er mich wieder aufforderte, blieb ich fest, einmal, zweimal — endlich gab ich doch wieder nach.

Er hielt wieder eine Gesellschaft — er ist Privatbaumeister und verdient sehr viel — und wieder wurde ein ‚Jeu' gemacht. Abermals war mir das Glück hold, und von Stund' an war ich verloren und verkauft, dem Spiel mit Leidenschaft ergeben. Aber fragen Sie mich nur nicht, wie ich diese sechs Jahre verlebt habe!

Mitten in der Arbeit zog's mich zu den Karten. In der Nacht träumte ich von Spiel und von Gewinnen. Gespräche, die einen anderen Inhalt hatten, besaßen keinen Reiz mehr für mich, das Interesse für meine Familie, meine Frau, meine Kinder, mein Fortkommen trat in den Hintergrund. Nur möglichst viel Geld für den einen Zweck, für das Spiel, zur Hand zu haben, war mein fortwährender Gedanke. Um dafür größere Summen anzuschaffen, legte ich mich auf Spekulationen. Ich spekulierte in Federn, Wolle, und wiederholt kaufte ich große Posten Nutzholz, obschon ich mich früher nie damit befaßt hatte. Einmal gewann ich durch rechtzeitigen Einkauf von mehreren tausend Faß Sardellen ein erkleckliches Stück Geld, konnte dadurch einen großen Spielverlust decken, hörte aber nicht auf, sondern ging nun zum ersten Mal mit ihm — dem da — auf Reisen — nach Wiesbaden.

Nachdem ich erst am öffentlichen Spieltisch Blut geleckt hatte, war ich ganz verloren. Nur mein Geschmack änderte sich. Das Kartenspiel im Privatkreise übte keinen Reiz mehr auf mich aus. Immer zog's mich in die funkelnden Säle nach Wiesbaden und Homburg. Das Rollen der Roulettekugel war für mich Musik und die Aufregung des Gewinnens und Verlierens süßeste Kost für meine Sinne.

Ich erinnere mich noch meiner Gefühle und Gedanken, als ich die erste Hypothek auf mein Haus aufnahm — tausend Thaler. Ich wollte damit in Homburg spielen, um, wie ich hoffte, meine bereits nach vielen Tausenden sich beziffernden Verluste zu decken. Da raunte mir eine innere Stimme zu: ‚Thu's nicht! Noch kannst Du alles allmählich begleichen, noch ist nicht alles verloren. Einige Jahre einigermaßen erfolgreicher Arbeit, und das ins Wanken geratene Gebäude steht wieder fest.' Aber wie mit Magneten zog's mich fort und meine ‚kinderhaften Bedenken' schlug der, der da jetzt so ruhig schlafen kann, rasch zu Boden. Ich war ihm bequem. Ich war sein Sündenbruder, er mochte nicht allein reisen. Natürlich verlor ich die tausend Thaler und — lieh mir nun von ihm noch sechshundert. Die gingen auch fort.

Wie vernichtet reiste ich damals zurück und schwur mir, nun nicht wieder zu spielen. Nie, niemals!

Es ging auch längere Zeit. Freilich, das Groschenverdienen, wo es solche Ausfälle zu decken gab, war eine harte, schwere Probe! Und wieder kamen die Furien. Wieder gaukelten sie meinem Gehirn heiße Bilder vor von raschem mühelosen Gewinnen in großem Stil. Ein guter Griff und ich konnte gerettet sein!

So nahm ich denn weitere dreitausend Thaler auf meinen Besitz auf.

Diesmal reiste ich allein in aller Stille. Meine Glieder zitterten, als ich in den Spielsaal trat, meine Hände flogen, als ich zum ersten Mal wieder auf eine Nummer im Roulette setzte. Ich setzte auf einundzwanzig, auf meinen Geburtstag. Die Kugel rollte, ich hörte den Croupier rufen, die Harke erschien — mein Einsatz ging dahin. Und so fort und so fort, bis das Letzte verloren war. Die Bank gab mir damals Geld, damit ich zurückkehren konnte. Dennoch und trotzdem hätte ich mich retten können, wenn ich jetzt innegehalten hätte.

Da kam aber der da drüben wieder mit hundert Worten und Einreden. Und wiederum ergab ich mich dem alten Teufel, nun merkwürdigerweise mit ziemlich bedeutendem Gewinnüberschuß herauskommend. Viermal im Jahre war ich fort. Ich probierte wechselnd das Glück, bald da, bald dort, bald mit dem einen, bald mit dem andern Spiele. Jetzt aber — ich habe diesmal in Homburg nicht einen einzigen Treffer, sondern nur Verluste gehabt — bin ich so weit, daß ich nicht nur keinen Pfennig mehr besitze, sondern 26 000 Thaler Schulden habe, nicht zu rechnen das, was der da mir geliehen hat. Er war auch schon mehrere Male völlig ruiniert, hat sich aber im letzten halben Jahre durch eine Erbschaft wieder in die Höhe gebracht und diesmal sehr viel gewonnen.

Von diesen 26 000 Thalern sind 6000 Thaler in den nächsten Tagen auf Wechsel fällig, und wenn er, der es kann, mir morgen früh sie nicht giebt — bis jetzt weigert er sich — dann — —" Er hielt inne, fast atemlos. Gerade in diesem Augenblicke erwachte der Schläfer; aber auch der Tag war erwacht, und als ich die Gardinen lüftete, brach eben wie ein reiner unschuldiger Engelsblick die Sonne hervor.

Noch schaudernd über das, was ich gehört hatte, wandte ich

den Blick hinaus, und erst allmählich konnte ich mich überwinden, mir den Verführer und den Verführten näher anzusehen.

Ich habe selten einen unangenehmeren Eindruck empfangen. Der Baumeister hatte grobe sinnliche Züge. Er war gekleidet etwa wie ein Pferdehändler und fortwährend beschäftigt, seinem Körper eine möglichst bequeme Stellung zu verschaffen.

Der andere war klein, hatte einen dichten Bart, der seine Züge versteckte, machte aber einen sympathischen Eindruck und war gewählt gekleidet. Nur die ängstlich unruhigen Augen verrieten, was in ihm vorging.

Als wir in Kassel ankamen, fand, wie ich sah, gleich eine heftige Auseinandersetzung zwischen den beiden Freunden statt, die mit den Worten des Baumeisters endete:

„Na, komm' nur erst 'mal mit hinauf nach Wilhelmshöhe. Was willst Du Dir den schönen Pfingsttag verderben! Wir nehmen einen Wagen und trinken oben Kaffee."

Und so geschah's. Aber vorher hatte auch ich noch eine kurze Aussprache mit dem mein Mitleid tief erregenden Fremden.

„Wie ist's? Will er Ihnen helfen?" hob ich an.

„Nein — er will nicht, obgleich er gegen 11 000 Thaler gewonnen hat. Er will auch nicht mit nach C. zurück. Er will noch einmal nach Homburg."

„Also nichts zu machen? Sie armer Mann —"

„Ja, arm —! Aber wissen Sie was? Wenn der Kerl mir nichts giebt, nicht wenigstens die Hälfte, dann versetze ich ihm da oben eine Kugel, erst ihm und dann mir. Leben soll er auch nicht!"

„Um Gotteswillen, Sie sind nicht bei Sinnen! Beruhigen Sie sich und bedenken Sie, was Sie thun wollen! Reden Sie ihm noch einmal zu! Ueberlegen Sie ein Darlehnsgeschäft auf Abzahlungen —"

Diese und andere Worte blieben zwar nicht ohne Eindruck auf den Unglücklichen. Dann aber schüttelte er doch wieder den Kopf, und ein so verzweifelter und zugleich erregter Ausdruck trat in seine Mienen, daß mir schier unheimlich zu Mute wurde.

Eben trat polternd der Baumeister herzu, mahnte, vorwärts zu machen, und fragte mich, ob ich mich nicht anschließen wollte.

Erst zögerte ich. Ich war schläfrig, wollte eigentlich einen Gasthof aufsuchen und erst im Laufe des Tages die Wilhelmshöhe besuchen. Aber Menschenpflicht, Sorge um den unglücklichen verwirrten Mann bestimmten mich, Ja zu sagen.

Während wir hinauffuhren, traten wiederholt Bettler an uns heran. Ich gab, der Baumeister verweigerte, der dritte suchte nach einem Geldstück, ohne eines zu finden. Der Baumeister schwatzte alles mögliche, erzählte mit umständlicher Breite, wie billig er sich den Anzug, den er trug, gekauft habe, und dergleichen mehr. Er schien schmutzig geizig zu sein; nur beim Spiel riß er alle Taschen auf. Wiederholt erklärte er auch seinen Entschluß, am Nachmittag nach Homburg zurückkehren zu wollen.

Er sah nicht die in wundervollem grünen durchsichtigen Frühlingsschmuck prangenden Bäume, nicht die Lichter, welche die Sonne verschönend und verklärend hineinwarf, er achtete nicht auf die kleinen Morgensänger, er sah nichts von der Pracht, die uns entgegentrat, wohin wir blickten. Aber ich schaute auf alles und auch auf den geknickten Mann, dem plötzlich, obschon er es zu verbergen suchte, eine Thräne unter die Wimpern trat. Ob er der Seinen gedachte, die arglos an diesem Festtage aufwachen, den Daseinsfreuden sich hingeben und — vielleicht durch eine entsetzliche Nachricht in Dunkel und Verzweiflung hinabgestoßen werden würden?

Erst als wir im Freien saßen, schien seine Seele wieder aufzuleben, und fast munteren Sinnes trat er, einen gleichgültigen Vorwand vorschützend, hinüber in das große Logierhaus. Da ich ihm aber nicht traute, weil gerade seine heitere Miene meinen Argwohn hervorrief, eilte ich ihm bald nach, trat ins Gastzimmer, hörte, daß er einen Cognac getrunken habe und hinten zum Hause hinausgegangen sei. Doch so viel ich mich auch umschaute, so eifrig ich auch suchte, ich fand ihn nicht und mußte endlich in beispielloser Spannung an unseren Tisch zurückkehren.

Wenig später brachte der Kellner dem Baumeister ein Blatt, in das dieser hineinschaute mit einem Blick der Erstarrung — fast zu gleicher Zeit ertönte hinter den Bäumen ein Schuß, und wir beide jagten, von einer wahnsinnigen Unruhe erfaßt, in der Richtung dahin, wo er gefallen. —

Ich habe in des Toten Angesicht geschaut und den Ausdruck nie vergessen. Es lag darin eine grausige Abwehr, gleichsam eine stumme Anklage gegen den, der ihn in den Tod getrieben. Ich habe nicht in das Briefblatt geblickt, da jener nicht den Mut besaß, es mir zu zeigen, ich sah jedoch an den fliegenden Gliedern und an den entsetzlich verstörten Mienen, daß sich die rächenden Furien ihm bereits an die Fersen geheftet hatten.

Lange blieb mir der Eindruck dieses Vorfalles. Ich konnte das grauenhafte Bild des Mannes mit dem zerschossenen Schädel nicht loswerden, und was ich erlebt, hat mich in der Folge vor jeder Versuchung behütet, nach einer Karte zu greifen, die für ein Hazardspiel gemischt war.

Zufällig habe ich später noch einmal von dem Baumeister gehört. Ein paar Jahre nach jenem Vorfall hat auch er auf ähnliche Weise wie sein einstiges Opfer geendet.

Blätter und Blüthen

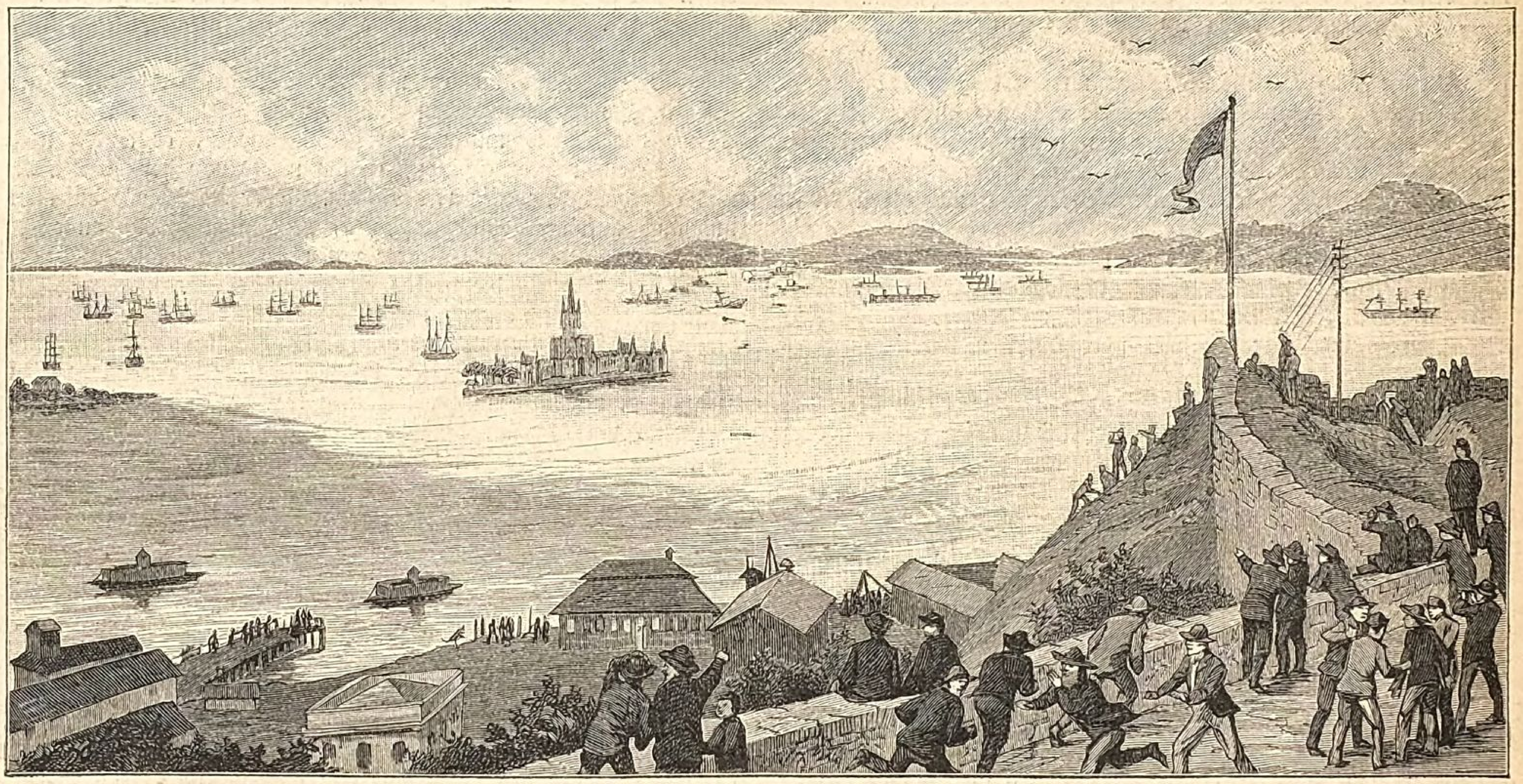
Das Schloß in Bernburg. (Zu dem Bilde S. 45.) Das alte Schloß zu Bernburg, das am 6. Januar der Schauplatz eines so tragischen Brandunglücks geworden ist, stammt zum Teil aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts und erhielt im 16. bis 18. Jahrhundert die Gestalt, die es im wesentlichen bis zu dem Tage der zerstörenden Feuersbrunst zeigte. Wie ein Märchenschloß ragte es mit den vielen Giebeln, Türmen und Erkern über die bewaldeten Terrassen empor und die mannigfache Gliederung und abwechslungsreiche Bauart verlieh ihm besonders vom gegenüberliegenden Ufer der Saale aus einen geradezu bezaubernden Anblick. Der Weg zur Burg führt neben der Saale entlang an einer schroffen Mauer vorüber stark ansteigend bis zur Zugbrücke. Von dieser blicken wir hinab in den Burggraben, den sogenannten „Bärgraben", in dem noch als Wahrzeichen der Stadt zwei Bären gehalten werden. Den Eingang zum Burghof bewacht ein alter viereckiger hoher Turm, der mit den angrenzenden Bauten den ältesten Teil der Burg bildet. Gegenüber liegt der Hauptbau, das „lange Gebäude" genannt; an dieses schließt sich nach der Saale zu der Christiansbau an, während sich nach der Stadtseite zu der dicke runde Burgfried erhebt. Er ist mit dem „langen Gebäude" nur durch einen schmalen Brettergang verbunden und stand früher frei im Burghof. Das Volk nennt ihn den „Eulenspiegel", und eine Sage erzählt, daß der lustige Vogel dieses Namens hier lange Zeit Turmwächter und Bläser gewesen sei, wovon der Turm seinen Namen bekommen habe. Er hat ein hohes Alter und mag wohl manchem prunkenden Turnier da unten auf dem Platze und manchem lustigen Zechgelage, aber auch manchem harten Strauß, der sich vor seinen Mauern abspielte, zugeschaut haben.

Das Schloß ist von dem Herzog von Anhalt vor einiger Zeit an den Kreis Bernburg verkauft worden. In den von der Kreisverwaltung eingenommenen Amtsräumen im mittleren Teil des Schlosses ist das Feuer zum Ausbruch gekommen, dem zwei Menschenleben, der Kreisdirektor Hagemann und sein Kutscher Könnecke, so jäh zum Opfer gefallen sind.

Gefrorene Schellfische. Eine Frage von höchster Wichtigkeit für die Volksernährung ist seit vorigem Jahre befriedigend gelöst: es ist möglich geworden, die ungeheuren Massen von Schellfischen in der Nähe des Nordkaps dadurch auszunutzen und auch dem deutschen Markt zuzuführen, daß man sie steif und hart gefrieren läßt und sodann in Kühlräumen großer Dampfer nach Hamburg schafft. Das bekannte Mißtrauen gegen derartige Neuerungen machte sich dort zwar anfangs so stark geltend, daß es trotz des sehr niedrigen Preises (11 Pfennig das Pfund) nicht gelang, die erste Ladung abzusetzen. Aber sowohl die Hamburg-Altonaer Großhändler, als die norwegische Gesellschaft, von welcher die Unternehmung ausging, verloren den Mut nicht. Die anfangs noch mangelhafte Kühlung der Schiffsräume wurde verbessert, die Fischereizeitungen wurden für die Sache interessiert, Proben der gelieferten Fische an Institute, Professoren und Privatleute versandt, und der Erfolg erwies sich als ein glänzender. Geheimrat v. Ziemssen in München schreibt, auch als Referent der sämtlichen, mit den gefrorenen Fischen versorgten Krankenhäuser: „Die Fische sind von vorzüglichem Geschmack und haben die appetitliche Beschaffenheit, wie sie sonst nur Fische besitzen, welche, frisch aus dem Wasser kommend, gekocht werden. Die Nordkapgesellschaft erwirbt sich ein großes Verdienst um die Versorgung der ärmeren Klassen mit einem so billigen und zugleich so nahrhaften und schmackhaften Nahrungsmittel."

Es ist nun dringend zu wünschen, daß von diesem der ausgiebigste Gebrauch gemacht werde. In allen großen Städten des Nordens waren die Fische im vorigen Winter zum Preis von 15 Pfennig das Pfund bereits auf dem Markt. Nach den kleineren und den süddeutschen Städten muß der Versand, dem gar keine Schwierigkeiten entgegenstehen, wenn

Von de Mello gekaperte Schiffe. Fort St. Juan. Zollinsel. „Aquidaban“. Von de Mello armierte Handelsdampfer.



Häuser von Rio de Janeiro. Fort Castello.

Von der Revolution in Brasilien: Die Bai von Rio de Janeiro während der Beschießung.

Nach Photographien eines Augenzeugen gezeichnet von A. v. Rößler.

die Eisenbahnverwaltungen für die Zeiten des Tauwetters Wagen mit Kühlräumen zur Verfügung stellen, erst organisiert werden.

Anfragen sind zu richten an den kaufmännischen Vertreter der Nordkapgesellschaft in Hamburg, Rudolf Kanzow, Brookthorquai. Derselbe vermittelt die Sendungen und giebt alle gewünschten Aufschlüsse und zweckdienlichen Anweisungen. Bn.

Die Revolution in Brasilien. Seit am 15. November 1889 das Kaisertum in Brasilien gestürzt wurde, ist das von der Natur so verschwenderisch ausgestattete Land der Schauplatz fortwährender Kämpfe, welche seine Entwicklung gefährden. Der erste Präsident der neugegründeten Republik, Marschall da Fonseca, wurde schon am 23. November 1891 wieder zur Abdankung gezwungen, und an seine Stelle trat der Vicepräsident, Marschall Floriano Peixoto. Doch auch er sollte sich nicht einer ruhigen Herrschaft erfreuen. In der Provinz Rio Grande do Sul brach ein langwieriger Aufstand aus und am 6. September 1893 ergriff die Revolution die Hauptstadt selbst: der Konteradmiral Custodio de Mello, der sich an Bord des Kriegsschiffes „Aquidaban“ in der Bai von Rio de Janeiro befand, erklärte seinen Abfall von der „Mißwirtschaft“ des Präsidenten, und binnen 24 Stunden gingen sämtliche brasilianische Schiffe, die im Hafen vereinigt waren, zu dem Admiral über. Der Kampf begann. Die Regierung hatte für sich die Forts, welche den Ausgang aus der Bai und den Standort der aufständischen Schiffe mit ihren Kanonen beherrschen; allein schon nach einigen Wochen schloß sich die Besatzung des Forts Villegagnon, aus Matrosen zusammengesetzt, der Revolution an, de Mello eroberte das der Hauptstadt gegenüberliegende Nictheroy, wo sich das Arsenal befand, und machte reiche Beute an Kohlen und Kriegsbedarf aller Art. Trotzdem wollte seine Sache nicht recht voran, denn die Befehlshaber der fremden Kriegsschiffe erhoben Einspruch gegen eine Beschießung von Rio selbst, im Interesse ihrer dort wohnenden Staatsangehörigen. So beschränkte sich der Kampf auf ein Kanonenduell zwischen der Flotte und den Forts, das bei der gegenseitigen schlechten Ausbildung im Schießen ohne wesentliche Folgen blieb. Erst der Anschluß des mächtigen Admirals de Gama an die Revolution verbesserte die Aussichten de Mellos und führte zu einer Beschießung der Hauptstadt selbst. Inzwischen hatte Peixoto in Nordamerika Schiffe ankaufen lassen, um sie kriegsmäßig auszurüsten und dann in Rio den Krieg auch zur See aufzunehmen. De Mello erwiderte diesen Schachzug durch eine ähnliche Maßnahme und verließ außerdem mit dem „Aquidaban“ unter dem Kugelregen der sperrenden Forts die Bai von Rio, um die vom Präsidenten gekauften Schiffe auf hohem Meere wegzunehmen. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß irgend ein entscheidender Schlag geführt worden ist, bis unsere Leser das Bild vom Hafen von Rio in Händen haben, das wir nach den Photographien eines Augenzeugen bringen. Wenn de Mello siegen sollte, so wird vielleicht — über seine eigentlichen Absichten gelangen die verschiedensten Nachrichten herüber — die Monarchie wieder eingeführt. Wie aber auch dem sein möge, jedenfalls ist dem unglücklichen Lande und besonders unseren zahlreichen Landsleuten dort zu wünschen, daß die ewigen Unruhen bald ein dauerndes Ende finden möchten

Sappho. (Zu dem Bilde S. 41.) Die schöne lesbische Dichterin hat Dichter und Künstler in alter und neuer Zeit gar viel beschäftigt. War ja doch auch die Sage eifrig dabei, ihr an Ereignissen offenbar durchaus nicht armes Leben — die Wende vom 7. zum 6. Jahrhundert v. Chr. war für viele Griechenstädte an der kleinasiatischen Küste und auf den benachbarten Inseln eine politisch sehr erregte Zeit — noch mit allerlei romantischen Zuthaten auszuschmücken; man meinte, die Dichterin, die in ihren Liedern die Sprache der Liebe mit solcher Glut zu sprechen wußte, müsse auch im Leben tagtäglich so gefühlt haben, man wußte schließlich von einem schönen Jüngling Phaon zu erzählen, in den sich Sappho sterblich verliebt und wegen dessen Sprödigkeit sie sich vom Leukadischen Felsen ins Meer gestürzt habe. Und es ist merkwürdig, wie gerade an diese Vorstellung von Sappho die Dichter und Künstler auch der Neuzeit mit Vorliebe anknüpfen. Diese Sappho hat Grillparzer seinem Drama zu Grunde gelegt, diese Sappho hatte offenbar auch H. Coomans im Auge bei dem Bilde, das wir heute unseren Lesern vorführen. Sinnenden Auges schaut die Dichterin hinaus auf das in glattem Spiegel sich dehnende Meer und unwillkürlich deuten wir dieses verlorene Sinnen als verzehrende Sehnsucht nach dem Geliebten.

KLEINER BRIEFKASTEN.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

A. F. Plauen. Ihr Manuskript können wir leider nicht verwenden.

Alte Abonnentin in Brandenburg. Sie können die Sammelmappen für die Kunstbeilagen der „Gartenlaube“ ganz gut auch zur Aufbewahrung des laufenden Jahrgangs benutzen.

G. F. M. in Southwark. Gewiß, der Standpunkt, den Sie eingenommen haben, hat sein gutes Recht. Aber für so schlimm können wir die Sache nicht ansehen.

O. V. in Budapest. Die ersten Kirchenglocken werden dem Bischof Paulinus von Nola in Campanien († 431) zugeschrieben, und ihre lateinischen Benennungen „nola“ oder „campana“ werden daher geleitet. Das deutsche Wort Glocke, welches auch in das mittelalterliche Mönchslatein überging, findet sich schon sehr früh und ist vielleicht von dem althochdeutschen clocchôn = klopfen, anschlagen, herzuleiten. Die allgemeine Verbreitung der Glocken in Deutschland erfolgte durch Karl den Großen, der ihren Gebrauch beim Gottesdienst einführte und Kirchtürme bauen ließ, um ihrem Schall die volle Wirkung zu sichern. Jedermann kennt diesen herzbewegenden Klang, dem sich kein anderer Ton an feierlicher Macht vergleichen kann, am allerwenigsten der der Stahl- und Eisenstäbe, die man neuerdings da und dort aus Ersparnißrücksichten eingeführt hat. Ihr Klang tönt hart und nüchtern und wird niemals ein volles Glockengeläute entbehrlich machen.

Bernhard B. in Mailand. Sie fragen uns, wer den Weizen nach Amerika eingeführt und wer ihn zuerst gebaut habe. Die Antwort darauf lautet: Der Zufall hat ihn eingeführt und ein Neger ihn zum ersten Male ausgesät oder gepflanzt. Ein Negersklave des großen Cortez fand, so wird berichtet, drei Körner davon unter dem Reis, den man aus Spanien als Proviant für die Armee mitgebracht hatte. In dem Franziskanerkloster zu Quito in Peru wurde noch zu Zeiten Alexander von Humboldts ein Topf aufbewahrt, in welchem der erste Weizen enthalten war, den der Mönch Fray Jodoco Rixi de Gante zu Quito aussäte. Rixi war aus Gent in Flandern gebürtig. Der Topf hatte eine Inschrift, welche die Mönche nicht entziffern konnten und die ihrer Meinung nach eine geheime Beziehung auf den Weizen haben sollte. Der Topf wurde dem gelehrten Humboldt gezeigt, und er las in altdeutschem Dialekte den Denkspruch: „Wer aus mir trinkt, vergesse seines Gottes nicht.“ Gewiß eine seltsame Beziehung deutscher Topfindustrie zu dem peruanischen Weizen! — Das Getreide, welches die Spanier bei den Eingeborenen in Kultur vorfanden, war Mais.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 4. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

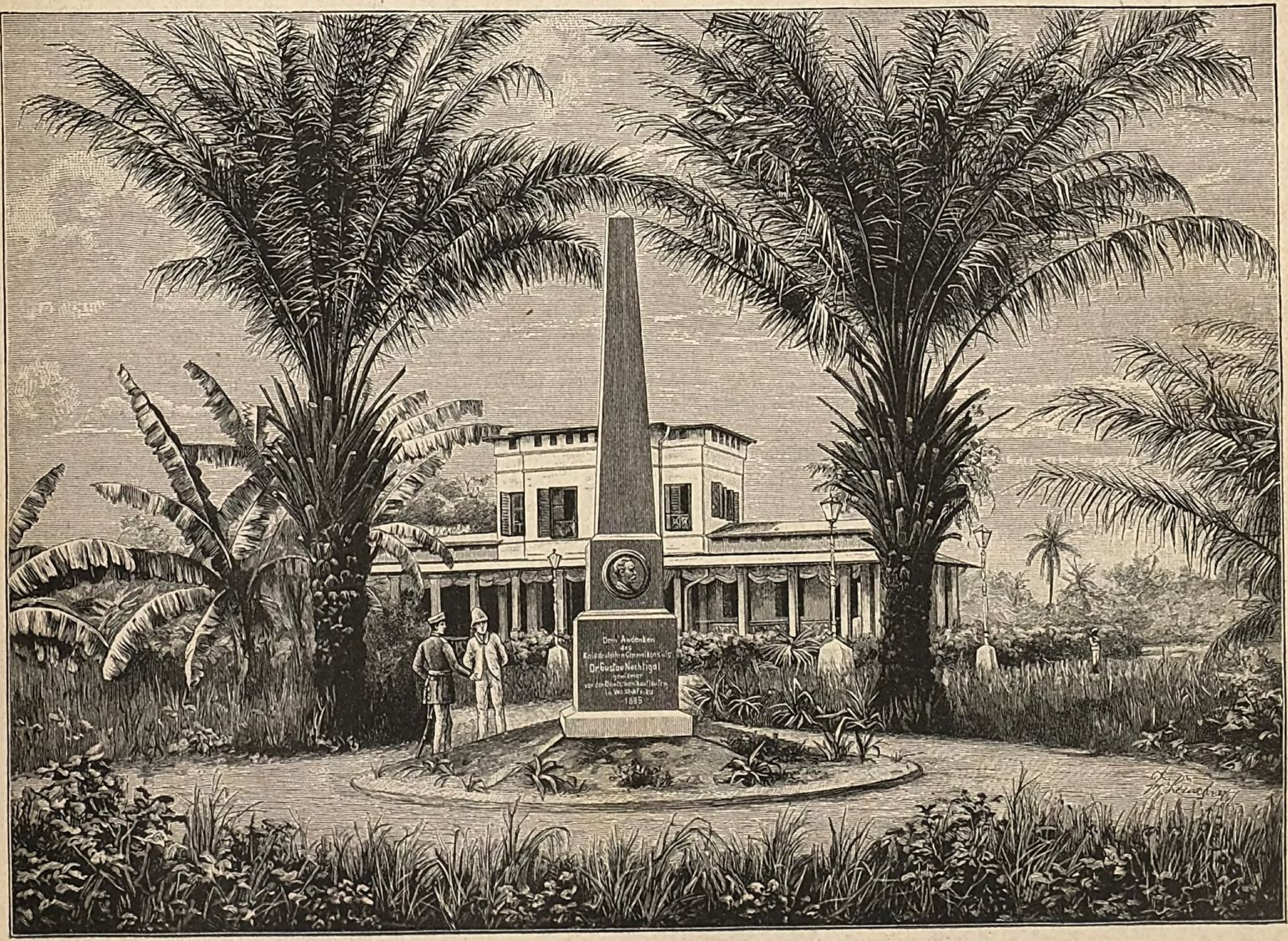
Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(3. Fortsetzung.)

Von **Ludwig Ganghofer.**

6.

Die Sonne tauchte hinter die Berge, alle Lüfte mit gelbem Schimmer füllend und das ziehende Gewölk verbrämend mit grellem Glanz. Ein langer Schatten schlich von den Gehängen hernieder und glitt über Hügel und Thäler, bis er den Schönsee erreichte. Da konnte er nimmer weiter dringen, denn der Falkenstein, über dem sich Wazemanns Haus erhob, versperrte ihm den Weg mit der kahlen Felswand, welche sich weit hineinschob in den See, von ihm einen kreisförmigen Weiher abschneidend gleich einem bescheidenen Flur vor dem großen Prunkgemach. Glatt und mit blaßgrünem Schimmer, die Felswand und über ihr das steile Dach von Wazemanns Haus und seine plumpe Ringmauer spiegelnd, lag die durchsichtige Flut über seichtem und sandigem Grunde. Von allen Seiten trat der Wald bis an das Ufer heran und ließ nur eine schmale Lände frei. Auf Steinwurfweite zog sich dichtes



Das Regierungsgebäude in Kamerun mit dem Grab Gustav Nachtigals.
Nach einer Originalzeichnung von F. Leuschner.

Schilf in den Weiher und dunkles Röhricht umschloß auch die kleine Insel, welche, der Falkenwand zu Füßen, den Eingang in den See verschloß. Träumende Schattenstille lag über dem Weiher. Nur die zwischen dünnerem Schilf dem See entströmende Ache rauschte eintönig, und zuweilen klang, von Wazemanns Haus herunter, ein gellender Pfauenschrei oder das heisere Gekläff der Hunde.

In der Ecke zwischen See und Ache erhob sich aus dem Waldgrund ein freier Hügel, welcher rings um den Fuß von hohem Hag umzogen war. Nur wenige Bäume standen auf dem Hügel, aller übrige Grund war blumige Wiese; hier schwang ein Knecht die Sense, und eine Magd raffte das gefallene Gras in ein Stück Netz und trug es auf dem Kopf in den niederen Stall. Zwischen Stall und Wohnhaus lag ein ebener Platz, auf welchem die Geräte zum Fischfang unter einem langgestreckten Dächlein an Stangen hingen. Das Wohnhaus war aus mächtigen, vor Alter schon grau gewordenen Balken gefügt, plump und schmucklos; nach der Seeseite blickte die offene Thür; vor ihr war ein breiter Gang mit groben Felsplatten gepflastert, und ihr zu beiden Seiten zogen sich schwer gezimmerte Bänke an der Wand entlang. Ueber der Thüre, in einer Runse des Gebälkes, staken dürre Kräuter und Stäudlein, die „Heilbuschen", welche das Haus vor Blitzschlag bewahren und die bösen Geister von der Schwelle scheuchen sollten. Unter den Bänken lagen die aus Weidenruten geflochtenen Fischreusen, die „Burden", darüber waren zwei Fischgeier mit ausgespannten Flügeln und eine lange Reihe eingeschrumpfter Fischotterköpfe an die Wand genagelt.

Nah vor der Thüre war der Brunnen gegraben; ein Flechtwerk umzog den offenen Schacht, und unter einem Dächlein war die Winde angebracht, mit welcher der Eimer an dickem Hanfseil gesenkt und gehoben wurde. Nicht weit davon — wo der Hügel sich gegen die Lände senkte — stand eine Gruppe von sieben Eichen; die größte, zwischen deren knorrigen Wurzeln ein eckig behauener Stein hervorragte, mochte wohl zweihundert Jahre zählen, während die jüngste nur erst ein kleines Bäumlein war, kaum über die fünfzehn Jahr' alt. Von den Eichen führte ein aus Balken und Aesten gefügtes Gerüst über den Abfall des Hügels hinüber zur Höhe des Hags, ein luftiger Altan mit einem Tischlein und zwei Bänken. Das war ein freundliches Plätzchen, gleich einer Laube vom niederhängenden Geäst der Eichen überwölbt.

Auf diesem Lugaus saß ein junges Mädchen, kaum dem Kindesalter entwachsen, ein schlankes zartes Figürchen mit schüchtern knospenden Formen. Ein blau gefärbtes Röcklein aus körnigem Hanftuch floß bis auf die Knöchel nieder und ließ die mit zierlichem Geschick aus Bast geflochtenen Schuhe frei. Um die junge Brust spannte sich ein Miederchen aus braunem Hirschleder, welches locker genestelt war mit dünnen Riemschnüren, zwischen denen das weißgebleichte Pfaid mit kleinen Puffen hervorlugte. Eine Schnur mit blinkenden Otterzähnen hing als Schmuck um das schlanke Hälschen, und an den rosigen Ohrläppchen baumelten zwei bräunlich glänzende Beinringe, jeder gefügt aus den zwei krummen Nagezähnen eines Murmeltiers. Das war Edelrot, Sigenots Schwester; sie glich ihrem Bruder — freilich wie ein junger Trieb dem Baum, wie eine Quelle dem Bergbach. Ein Gesichtchen wie von Milch und Blut, mit träumerischen Kinderaugen und einem schwellenden Mündlein; lockig fiel das lichtbraune Haar um die Schultern, und mit den schimmernden Strähnen spielte der laue Windhauch, den der nahende Abend vor sich her schickte.

Edelrot saß über ihre Arbeit gebeugt; aus feinen hanfenen Fäden flocht sie eine Angelschnur. Während sie so saß, hurtig flechtend, kam drüben am Waldsaum ein junger Bursch unter den Bäumen hervorgegangen; er war ein Freier, denn das schwarze glänzende Haar war ungeschnitten und reichte bis zur Schulter; und der Sohn eines Bauern mußte er sein, denn er trug den grauen ärmellosen Spenzer aus zottigem Loden, den Ledergurt mit Messer und Maserlöffel in hölzerner Scheide, die kurze Berghose und die schweren Schuhe, deren Holzsohlen klumpig benagelt waren. Ein Sträußlein von Almenrosen schmückte die mit weißem Lammfell umsäumte Kappe und ein dicker Rosenstrauß war oben an den Schaft des langen Bergstocks, des „Grießbeils", angebunden.

Hastig eilte der Bursche über die Lände hinweg — der weiche Sand dämpfte seine Schritte — und als er den Hag erreichte, duckte er sich und löste flink die Almenrosen vom Grießbeil. Rasch sich aufrichtend warf er sie mit beiden Händen in die Höhe, daß die Blumen, auseinanderfallend, wie ein blühender Regen über Edelrots Köpfchen niedergingen. Erschrocken sprang sie auf und blickte ratlos umher. Aber der Bursche konnte das Kichern nicht halten. Edelrot lauschte und streckte das Hälschen über den Zaun.

„Ruedlieb! Du! Hab' mir's doch gleich gedacht!"

Lachend gab sich der Bursch einen Schwung, haschte den Ranft des Gerüstes, und hui, saß er auf dem Tisch und ließ die Füße über den Zaun hinunterbaumeln. Da lachte auch das Mädchen. „Bei Dir geht's aber flink! Gut, daß Du kein Wolf bist . . . für Dich wär' der Hag noch allweil nicht hoch genug." Seine ganze Antwort war wieder nur ein Lachen. Mit leuchtenden Blicken hingen seine Augen an dem Gesicht des Mädchens und folgten jedem Griff der kleinen Hände, welche die zerstreuten Blumen zusammenlasen. Als sie alle auf dem Tische lagen, eilte Edelrot zu den Eichen hinüber, pflückte ein paar lange Schmelen und begann die Röslein mit diesen Halmen aneinander zu winden.

„Gelt, die sind schön!" sagte Ruedlieb, und als Edelrot nickte, streckte er die Hand hin. „Krieg' ich kein Vergelt's dafür?"

„Wohl wohl!" Sie legte ihre Hand in die seinige. „Vergelt's!" Sie befreite ihre Hand, er festhielt, und griff nach einer Rose. „Wie so was Schön's nur wachsen kann aus der schwarzen Erd'."

„Meinst wegen der Farb'? Weißt, die Almenros' ist halt ein Blutblümel."

Sie blickte fragend zu ihm auf. „Ein Blutblümel?"

„Ja. Oder weißt gar nicht, wo die Röserln herkommen?"

„Sie wachsen halt."

„Jetzt, freilich, weil ein jedes wieder Samen tragt. Aber einmal, da hat's eine Zeit gegeben, wo noch kein Almenröserl geblüht hat. Und selbigsmal, da hat eine junge Dirn' gelebt, eine arme Wittib ist ihre Mutter gewesen, und das Dirndl war so gut wie ein Täuberl und so lieb zum anschauen, wie . . . wie . . . ich weiß nicht, wie!" Ruedlieb fand keinen Vergleich, obwohl seine Augen an Edelrots Zügen hingen.

„Wie hat's denn geheißen, das Dirndl?"

„Das weiß ich auch nicht. Aber ich mein' halt, sie hat Rösli geheißen, weil die Blümerln da den Namen von ihr haben. Ja, und wie das Dirndl achtzehn Jahr' geworden ist, da hätt' sie einen Buben heuern sollen, den hat sie lieb gehabt, und der Bub das Dirndl auch, treu und fest. Und kein Glück hat's noch auf der Welt gegeben, wie die zwei eins gehabt haben. Aber selbigsmal, da hat auch ein Jäger gelebt, ein Herrischer, der hat Unfirm geheißen und hat ein Aug' auf das Dirndl geworfen."

„Das muß aber einer gewesen sein! Recht ein schiecher!"

„Ja, Rötli, da hast recht! Das war einer! So einer, wie . . ." Ruedlieb verstummte und langsam blickte er über die Schulter hinüber nach Wazemanns Haus. „Auf Schritt und Tritt ist er dem Dirndl nachgegangen, aber sie hat von ihm nichts wissen mögen. Da hat die Mutter gefürchtet, ihr Dirndl möcht' nimmer sicher sein, und hat es hinaufgeschickt auf die Alben. Aber der Unfirm hat das Dirndl aufgespürt und ist hinaufgestiegen auf die Alben. Das Dirndl, wie's ihn kommen sieht, hat geschrien in der Angst, aber kein Mensch ist in der Näh' gewesen, und so hat sie zu laufen angefangen und ist allweil zugelaufen und allweil zu . . . und weil sie so arm gewesen ist, daß sie keine Schuh' gehabt hat, so haben ihr die Stein' und Stauden die Füß' zerrissen. Das helle Blut ist davon getropft . . . und wo ein Tröpfl hingefallen ist, hat der Boden das unschuldig Blut getrunken und ein Blümerl ist gewachsen, wie Blut so rot . . . wohl wohl, und seit der Zeit sind die Albenröserln in der Welt."

„Aber das Dirndl?" stammelte Edelrot.

„Der Unfirm ist halt flinker gewesen, weißt . . . und das Dirndl hat nimmer gewußt, wo aus und wo ein, und vor ihr sind die Wänd' hinuntergefallen in den See. Da ist sie hinuntergesprungen, mit einem lauten Schmerzensruf, zu tiefst ins Wasser — und kein Mensch mehr hat von dem Dirndl 'was gehört."

Edelrots Lippen zitterten, ihre Augen waren mit Thränen gefüllt. „Und der Bub'? Hat sich der denn gar nicht gerührt, daß er dem armen Dirndl geholfen hätt'?"

„Gelt, ja? Das hab' ich auch gefragt, wie mir der alte Eigel die Geschicht' erzählt hat!" Ruedliebs Augen blitzten, und seine Wangen wurden heiß. „Wär' nur ich der Bub' gewesen, der Unfirm hätt' was zu spüren gekriegt zwischen Ripp' und Fleisch!" Seine Hand zuckte nach dem Messer.

„Ruedlieb!" stammelte Edelrot erschrocken und haschte die Hand des Buben, als sähe sie die Klinge schon blitzen, das Blut

schon fließen. Dann lächelte sie verlegen. „Geh'! Du bist ja selber ein rechter Unfirm!" Sie griff nach den Blumen und begann an dem Kränzlein weiter zu flechten. Eine Weile war Stille. Endlich fragte das Mädchen: „Hast die Röserln weit hergebracht?"

„Von meiner Alben."

„Hast droben nachgeschaut?"

„Wohl wohl, aber viel Gut's hab' ich nicht gefunden. Der Bär hat uns schon wieder ein Kalb gerissen, und eins dem Kaganhart, und Deinem Nachbar, dem Marderecker, zwei Geißen. Aber ich hab' dem Untier einen Riegel geschoben . . . ich hab' ihm in der Reginwand eine Grub' gestellt."

Edelrot blickte scheu zu ihm auf. „Ruedlieb! Wenn sie das merken — droben in Wazemanns Haus!"

„Sie merken's nicht. Der Bär wechselt durch eine schieche Wand auf die Alben ein . . . und ich hab' die Grub' in der Wand drin aufgerissen. Da steigt von Wazemanns Buben keiner hinein, das lassen sie bleiben!" Edelrot schüttelte bedenklich das Köpfchen und seufzte. „Ich hab's für die armen Leut' gethan," sagte der Bub mit ruhigem Ernst. „Sie sollen nimmer Schaden leiden von dem Untier! Und warum hat Herr Waze den Bären nicht gejagt? Die Leut' haben ihn drum angegangen, aber er hat sie angeschrien: ‚Ich hetz' den Bären, wann's mir paßt, nicht, wann's Euch taugt!' Jetzt soll er nur hetzen! Ueber eine Woch', dann suchen seine Hund' umsonst!"

„Wenn's nur nicht auskommt, Ruedlieb! . . . Ich hab' so viel Angst."

Er strich mit der Hand über ihre zitternden Finger. „Hab' keine Sorg'! Ich fürcht' mich nicht! Vor denen da droben so wenig wie vor Berg und Wasser . . ."

„Bered' das Wasser nicht!" flüsterte das Mädchen erschrocken. „Der Wid könnt's hören!"

Mit unsicherem Blick streifte der Bub den See. „Meinst, er liegt heroben?"

„Freilich, schau nur hinüber zur Insel! Siehst im Röhricht nicht die Gasserln? Da steigt er aus und ein, wenn er sich warmen will in der Sonn'. Wird der Wassergeist in seiner Ruh' gestört, so springt er im hellen Zorn in den See hinunter, daß alles Wasser sich aufbäumt und völlig weiß wird vor lauter Schaum."

„Hast ihn schon einmal gesehen?"

„Aber Ruedlieb!" Mit scheuen Augen blickte das Mädchen auf. „Wer den Wid gesehen hat, muß hinunter zu ihm, eh' der Mond wieder voll wird!" Erschrocken streckte der Bub die Hände, als möchte er Edelrots Augen bedecken; sie verstand ihn und lächelte; wortlos flocht sie an dem Kränzlein weiter, und Ruedlieb schaute ihr schweigend zu. Als das Gewinde vollendet war, sagte das Mädchen: „Schau nur, wie lieb das Kränzlein geworden ist!"

„Wie gewachsen für Dein Köpfl!" meinte Ruedlieb; er nahm die Blumen und wollte mit ihnen die Stirne des Mädchens schmücken. Aber Edelrot wehrte ihn ab. „Laß, Ruedlieb, laß . . . ich mag das Kränzlein nimmer tragen, seit ich die Geschicht' von dem armen Dirndl gehört hab' . . . das müßt' ja sein, als hätt' ich ihr unschuldigs Blut im Haar!"

„Rötli!" stotterte der Bub, und alle Farbe wich aus seinem Gesicht. „Das mögen die guten Stern' verhüten . . ."

„Was meinst?" fragte sie verwundert. „Ja was hast denn auf einmal? Bist ja ganz weiß im Gesicht! Hab' ich denn was Unsinnig's geredt?"

Er schüttelte wortlos den Kopf.

„Komm, gieb das Kränzlein her!" sagte sie und nahm das blühende Gewinde aus seinen Händen. „Ich weiß ihm schon ein Platzl!" Sie eilte auf die kleinste der sieben Eichen zu und hob die Arme.

Mit bebender Stimme rief der Bub ihr zu: „Thu's nicht, Rötli, thu's nicht! Häng' die Blumen nicht an Dein Bäuml!" Doch eh' er noch ausgesprochen hatte, lag das Kränzlein schon zwischen den schlanken Aesten der jungen Eiche.

„Aber geh', was hast denn?" fragte Edelrot. „Warum soll's denn da nicht hängen? Schau nur, wie gut die Blumen meinem Bäuml stehen! Warum denn nicht . . .?"

„Weil — weil —" Ruedlieb brachte die Antwort nicht heraus. Da klang ein schrilles Gelächter aus dem Innern des Hauses.

„Hörst? Die Mutter hat gelacht!" flüsterte das Mädchen. „Sie will 'was, ich muß hinein." Einen Augenblick zögerte sie noch, als ginge sie jetzt nicht gerne. „Ich muß . . . ich muß ja, die Mutter braucht mich!" Sie nickte und eilte davon.

„Rötli! Rötli! So laß Dir doch sagen . . ." stotterte Ruedlieb und streckte die Hände. Doch Edelrot war schon im Haus verschwunden. Der Bub streifte mit der Hand über die Stirne; er blickte hinauf zu Wazemanns Haus und starrte wieder das Kränzlein an; wie Blutschimmer hing es an Edelrots Bäumchen, dessen junger Stamm in handbreiten Zwischenräumen siebzehn Kerbschnitte zeigte; sie waren alle vernarbt und schon wieder von Rinde überwachsen, bis auf einen, der noch frisch und weiß war; vor wenigen Wochen erst, an dem Tag, an welchem Edelrots Geburt sich jährte, hatte Sigenot diese Kerbe in den Baum geschnitten. „Ich weiß nicht, wie mir nur so 'was einfallen kann!" murmelte Ruedlieb und atmete tief. „Hätt' ich die Blumen nur niemals hergebracht!" Da fühlte er einen leichten Gertenschlag an seinem Arm; als er aufblickte, stand Sigenot unter dem Hag, mit Angelrute und Lägel.

Der Bub wurde rot und ließ sich rasch zu Boden gleiten.

„Zeit lassen!" grüßte der Fischer. „Was machst denn da?"

„Mit dem Rötli hab' ich ein' Weil' geplauscht."

„Was denn? Unsinniges Zeug, gelt?"

Ruedlieb schüttelte den Kopf und schielte nach der jungen Eiche.

Sigenots Brauen furchten sich. „Warum schaust denn auf die Seit'? Schau mir ins Gesicht!" Der Bub hob die Augen; je länger der Fischer in sein offenes Gesicht blickte, desto freundlicher wurden seine Züge. „Bist wohl von der Alben gekommen, gelt?"

„Wohl wohl, zwei Tag' und Nächt' bin ich droben gewesen!"

„So geh' halt heim jetzt! Ich hab' eine Botschaft für Deinen Vater, den Richter. Sag' ihm: heut' sind sie gekommen, und draußen beim Albenbach haben sie auf Mittag Rast gehalten."

„Wer?"

„Dein Vater weiß schon, wen ich mein'. Geh' nur!"

Der Bub nickte und faßte sein Grießbeil. „Zeit lassen, Fischer!"

„Zeit lassen auch!"

Sigenot stand und blickte dem Burschen nach, der mit raschen Schritten davonging. Ein freundliches Lächeln glitt über seine Züge. „Der Bub möcht' mir taugen für das Rötli wie keiner! Aber das hat noch Weil'!" Er trat in den Hag. „Heia, Wicho!" rief er laut.

Der Knecht kam aus dem Stall herbeigelaufen. „Was schaffst?"

„Da, nimm das Lägel und trag' die Ferchen hinauf in Wazemanns Haus."

„Wohl wohl!" Der Knecht nahm das triefende Lägel auf die Schulter und wollte davongehen.

„Aber halt' Dich nicht auf und laß Dich nicht ein mit den Burgknechten. Sonst kommst mir am End' wieder heim mit blutigem Kopf wie das letzte Mal . . . und ich müßt' Dir wieder Unrecht geben. Wer Streit sucht, muß Hieb' leiden."

„Streit suchen! Wer hat denn Streit gesucht?" brummte der Knecht und fuhr mit der Hand nach dem Hinterkopf, als wäre hier durch die Erinnerung ein schmerzliches Empfinden wachgerufen worden. „Hätt' ich vielleicht ruhig stehen sollen, wie die Knecht' allweil gestichelt und gespöttelt haben, Du wärst auch nur ein Freier, so lang' ihr Herr ein Aug' zudrückt?"

„Laß Du die Knecht' reden, was sie mögen. Thut einmal Herr Waze oder einer von seinen Buben eine solche Red', so will ich ihm schon die richtig' Antwort geben."

Murrend verließ der Knecht den Hag. Draußen nahm er das Lägel ab und öffnete den Deckel; Sigenot hatte seit Mittag fleißigen Fang gehalten, es wimmelte im Lägel von Forellen. „Eine fetter wie die andere!" brummte Wicho und sah mißmutig nach Wazemanns Haus hinauf. „Und die soll er all' wieder haben . . . der da droben? Thät' ihm nur eine Grät' im Hals stecken bleiben!" — —

Sigenot hatte die Angelrute an das Brunnenbächlein gelehnt. Da hörte er vom Waldhang des Jennar herüber das Läuten zweier Jagdhunde. Ein Schatten flog über sein Gesicht. „Mir scheint, sie ist schon wieder um den Weg!" Er lauschte gespannt. Die Hunde schienen ein wundes Tier zu jagen; bald gaben sie Standlaut, dann wieder näherte sich die Jagd unter hetzendem Gekläff, wandte sich bald zur Rechten, bald zur Linken, nun klang das Geläut der Hunde schon im Thalwald, und immer näher kam es dem See. Unter den Bäumen stolperte ein Hirsch auf die freie Lände hervor, das Wasser suchend, taumelnd und keuchend, mit pumpenden Flanken und hängendem Lecker; aus seiner Schulter ragte ein Pfeilschaft, in Fetzen hing zerrissenes Schlingwerk von dem mächtigen Geweih, und vom Aeser tropfte die helle „Roten". Das Tier streckte den Grind nach dem See und schwankte vorwärts, aber schon waren die Hunde hinter ihm her, sprangen ihm an die Kehle und suchten den Hirsch in den Sand zu reißen.

Sigenot stand mit finsterem Gesicht, und seine Hand zuckte nach dem Messer; ihn erbarmte das Tier, dem nur eine einzige Wohlthat noch zu spenden war: der Gnadenstoß. Aber er hatte noch keinen Schritt gethan, da hörte er Hufschlag im Wald. Auf ihrem schäumenden Rappen sprengte Recka auf die Lichtung hervor, das Antlitz brennend, das Haar zerrauft; mit jauchzendem Laut sprang sie aus dem Sattel, und während das wohlgeschulte Pferd keinen Huf mehr von der Stelle rührte, riß sie den blinkenden Genicker aus der Scheide und durchschnitt mit raschem Streich dem Hirsche die Sprungsehnen der Hinterläufe; stöhnend setzte sich das Tier — und da fuhr ihm auch schon der wohlgezielte Stoß ins Herz. Lachend sprang Recka zurück, um dem schlagenden Geweih zu entrinnen. Noch ein kurzer Kampf des erlöschenden Lebens, dann stürzte der Hirsch lautlos in den rotgefleckten Sand. Die Hunde ließen von ihm ab, gaben langgezogenen Standlaut, und von Wazemanns Haus herunter antwortete die Meute im Zwinger.

Recka schnitt dem Hirsch die Granen aus dem Aeser, verwahrte sie hinter dem Gürtel und stieß den Genicker in die Scheide. Aufatmend warf sie das Haar zurück und preßte die Arme über die Brust, als wollte sie den ungestümen Atem jählings geschweigen. Dann wieder trat sie auf ihre Beute zu, legte die Hand auf die klaffende Wunde des Hirsches und berührte mit den rotgefärbten Fingern die Lippe. „Heil zum Gejaid!" Es war alter Jägerbrauch, den sie übte: sie „trank die Roten". Nun blickte sie am Waldsaum entlang, die Büsche musternd; aber sie schien nicht zu finden, was sie suchte; nach allen Seiten spähte sie und gewahrte die über den Hag des Fischerhauses niederhängenden Aeste der Eichen. Einen Augenblick zögerte sie, dann ging sie rasch auf das Hagthor zu und streckte die Hand aus. Aber da trat Sigenot hinter dem Hag hervor und faßte ihren Arm. „Rühr' den Baum nicht an!"

Eine dunkle Röte flog über Reckas Gesicht. „Laß meine Hand!" Mit zornigem Ruck befreite sie den Arm. „Dort liegt der Hirsch, den ich geworfen, ich will meinen Eichbruch haben nach Weidgesetz!"

„Brich ihn, wo Du magst, aber nicht von diesem Baum! Das ist meines Vaters Jahrbaum."

Während der Fischer sprach, war Edelrot aus dem Hause getreten und herbeigekommen. Schüchtern legte sie die Hand auf ihres Bruders Arm. „Sigenot!"

„Sie will einen Zweig brechen von Vaters Baum," sagte er, „und das leid' ich nicht!"

Recka zögerte mit der Antwort; Edelrots Anblick schien das heftige Wort zu beschwichtigen, das schon auf ihrer Zunge lag. „Du bist dem Baum ein guter Hüter, das muß ich sagen . . . aber das wird Deinem Vater wohl nimmer viel helfen!"

„Laß die Toten in Ruh'!" sagte der Fischer mit finsterem Ernst. „Keiner soll einen Zweig brechen von dem Baum oder nur ein einzigs Blattl davon abstreifen und meines Vaters Schlafruh' stören. Wenn Du Deinen Bruch schon haben mußt und der Weg in den Wald ist Dir zu weit . . . dort steht **mein** Baum, reiß Dir einen Zweig von ihm . . . und wär's auch der letzt', ich will's nicht wehren."

Ein spottendes Lächeln zuckte über Reckas Züge. „Dein Baum hat Ruh' vor mir! Bist ja ein Fischer und mußt all' Morgen auf sein vor Tag . . . es müßt' Dir schaden am Gesund, wenn ich Dir die Schlafruh' stören möcht'!" Lachend wandte sie sich ab.

„Recka!" stammelte Edelrot, eilte auf ihr Bäumchen zu und brach einen Zweig; sie bemerkte nicht, daß das Almrosenkränzlein aus dem Geäst herunterfiel und über den Hügel niederrollte zwischen die Balken und Knorren, welche die Plattform des Luglaus trugen. Unter dem Hagthor holte sie Recka ein und reichte ihr den Zweig. „Nimm, da hast Du einen Bruch!"

„Ich dank' Dir!" sagte Recka, und freundlich streifte sie mit der Hand über Rötlis Lockenkopf.

Schweigend kehrte Sigenot sich ab und schritt dem Hause zu.

„Mußt ihm nicht harb sein!" flüsterte Rötli. „Schau, er hat halt ein Herz, das hebt wie Stein und Eisen! Viel' Jahr' sind schon vergangen, seit der Vater im See versunken ist, und noch allweil hängt der Bruder an ihm mit heißer Lieb' — wie Du an Deiner toten Mutter. Mußt ihm nicht harb sein! Schau, ich verrat' Dir was dafür."

„Und was?" fragte Recka lächelnd.

Edelrot zeigte eine wichtige Miene. „Du, ich weiß ein Völklein Enten, dort im Weiher!"

„Das hör' ich gern! Die wollen wir heut' noch jagen, Rötli!"

„Heut' noch?" stotterte das Mädchen. „Aber schau doch, es schattet schon, und Gewölk zieht auf!"

Recka blickte zum Himmel. „Ein grob' Wetter wird kommen zur Nacht. Aber ich mein', es hat noch Zeit . . . wir fahren vor Nacht den See ohne Müh' noch auf und nieder. Wart' auf mich, ich hol' meine Falken." Sie ging auf ihre Beute zu, streifte den Eichenbruch über die von Blut umronnene Wunde und steckte ihn hinter die Reiherfedern auf ihrem Käpplein. Bellend sprangen die beiden Hunde um sie her. „An die Wach'!" befahl ihnen Recka und deutete mit dem Finger zu Boden. Da verstummten die Bracken und legten sich vor dem Hirsch in den Sand. Mit einem Zungenschlag rief Recka das Pferd herbei. Leicht schwang sie sich in den Sattel, nickte dem Mädchen, das unter dem Hagthor stand, noch einmal zu und trabte davon.

Wicho kam mit dem leeren Lägel von Wazemanns Haus zurück. Als er den Hirsch liegen sah, riß er die Augen auf und wollte näher treten; aber mit gefletschten Zähnen fuhren ihm die Hunde entgegen; erschrocken wich er zurück und brummte: „Hui, hui, hui! Das sind die richtigen Wazemannshund'! Gleich beißen!"

Unter der Thüre kam Sigenot ihm entgegen. Wicho schob das Lägel unter die Hausbank. „Herr Waze laßt Dir Vergelt's für die Ferchen sagen, und Du sollst heut noch hinaufkommen zu ihm."

Betroffen blickte der Fischer auf. „Was will er von mir?"

Der Knecht zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht! Aber was Gut's, mein' ich, wird's schwerlich sein, er hat gar so freundlich gethan. Sag' ihm, er thät' mir einen Gefallen, hat er gesagt — sag ihm, es wär' mir lieb, wenn er heut' noch käm', hat er gesagt! Ich bin nur allweil gestanden und hab' die Augen aufgerissen."

Sigenot lächelte. „Das ist freilich eine ungewohnte Red' an ihm. Da bin ich selber neugierig, was er will." Er besann sich. „Gut, ich geh' hinauf zu ihm!" Dann fragte er den Knecht. „Ist das Gras schon eingethan?"

„Wohl wohl!"

„Dann hast Feierabend für heut'." Sigenot nickte einen Gruß und wollte gehen.

„Willst Dein Schwert nicht umhängen?" fragte der Knecht.

„Das braucht's nicht. Ich hab' meine Fäust' bei mir."

Zwei wilde Schwäne kamen über das Fischerhaus einhergestrichen. Sigenot hörte ihren rauschenden Flügelschlag und blickte zur Höhe. „Die bringen bösen Sturm!" Er folgte mit den Augen den weißschimmernden Vögeln, sah sie über dem Seeweiher kreisen und niederfallen ins Röhricht. Dann machte er sich raschen Ganges auf den Weg. Vor dem Hag begegneten ihm zwei Wazemannsknechte mit einem Karren, um den erlegten Hirsch zu holen.

Zwischen dem schilfigen Ufer und dem vom Hag umschlossenen Hügel zog sich ein schmaler Waldstreif hin. Sigenot durchschritt ihn und kam zum Ausfluß der Ache; eine aus vier breiten Balken gefügte Brücke überspannte den rauschenden Bach. Er ging hinüber, und wieder nahm der Wald ihn auf. Ein breit ausgehauener Reitweg führte in weitem Bogen gegen den Berg und zu Wazemanns Haus empor; aber diesem Weg folgte der Fischer nicht, sondern einem schmalen Fußpfad, der am Seeufer hinlief und unter dem Falkenstein auf einer Lichtung mündete; ein Steig lenkte über die jähe Wand hinauf, mit schmalen, in die Felsen eingehauenen Stufen und einem dicken Seil als Halt und Stütze. Ueber der Felswand hob sich die plumpe Ringmauer aus wirrem Gestrüpp hervor, und ein niederes Thürchen führte in den Burghof.

Der Fischer wollte emporsteigen. Da öffnete sich droben das Pförtlein, und Recka betrat die Felsentreppe; sie hatte das Reitgewand abgelegt und trug ein weißes Unterkleid mit braunem Ueberwurf, dessen Säume mit dem zarten gelblichen Rauchwerk von der Kehle des Edelmarders verbrämt waren; ein Netz umschloß das aufgeknotete Haar, so daß sich der schöne stolze Kopf frei aus den Schultern hob; auf ihrer rechten Hand saß ein Habicht mit der Falkenhaube und ein zweiter auf ihrer linken Schulter; rasch kam sie, ohne das Seil zu berühren, über den steilen Pfad herabgestiegen. Sigenot trat zur Seite, um den Weg nicht zu sperren. Kaum merklich neigte sie den Kopf, als sie an ihm vorüberschritt.

Der Fischer betrat den Felsensteig; doch schon auf der ersten Stufe wandte er sich. „Recka!" Sie drehte das Gesicht und sah ihn verwundert an. „Du willst auf die Beizjagd?" fragte er. „Heut' noch?"

„Frag' Du um Deine Fische! Was kümmert's Dich?"

„Nichts. Aber ich mein' nur, grob Wetter steht am Himmel."

Sie warf einen raschen Blick empor nach dem dicht ziehenden Gewölk, dessen Säume blutrot schimmerten. „Ich fürcht' es nicht!"

„Es könnt' aber doch wohl schneller da sein, als Du meinst!"



Ein mittelalterlicher Fastnachtsbrauch.

Nach einer Originalzeichnung von Ferdinand Leeke.

„Dann schau nur, daß Du bald unter Dach kommst!" Lachend drehte Recka dem Fischer den Rücken und schritt davon. Raschen Ganges gelangte sie zur Lände am See. Edelrot hatte sie schon gewahrt und kam mit einem Ruder aus dem Hagthor hervorgeschlüpft. „Ich hab' eine Stang' mitgebracht!" flüsterte sie. „Aber ich mein', wir sollten nimmer fahren. Horch' nur, wie's im Röhricht zischelt . . . Du, das ist kein gutes Zeichen!" Und scheu blickte sie zum Himmel. „Der König Eismann hat schon die Haub'."

Recka lächelte. „Hast Du Furcht?"

Edelrot schüttelte das Köpfchen. „Furcht nicht, aber der Bruder wird schelten."

„So laß ihn schelten! Komm'!" Mit dem Knie schob Recka den leichten Fischernachen, den „Gransen", ins Wasser und bestieg das Schifflein. Edelrot folgte, und während sie im Spiegel des Nachens das Ruder in den Weidenring schob, setzte sich Recka auf das Schnabelbrett, legte das Federspiel mit den weißen Taubenflügeln, das sie in lederner Tasche getragen hatte, vor sich hin, nahm die unruhig gewordenen Beizvögel auf ihren Schoß und streichelte ihnen mit einer langen Feder Hals und Rücken.

„Gelt," fragte Rötli, „da ist Dein ‚Schätzel' nicht dabei?"

Recka lachte. „Schau doch, Du kannst ja schon den Stockfalk unterscheiden vom Edelfalk! Gieb acht, Du wirst noch 'was lernen! Mein ‚Schätzel' sitzt daheim . . . ich hab' die groben Stößer mitgenommen, die taugen besser auf das Wasser und machen flinke Arbeit. Aber jetzt tauch' an!"

Stehend führte Edelrot das Ruder, gleichmäßig und geschickt, wenn auch mit schwachen Kräften. Sachte, mit leisem Plätschern, glitt das Schifflein hinaus auf die glatte schattenstille Flut. Ueber dem Wasser webte der violette Schimmer des entschlummernden Tages, tiefblau lagen in der Ferne die Gehänge des Untersberges, und über die Zinnen des Göhl hin leuchtete noch ein letzter Anflug helleren Lichtes. Doch zwischen dem hochtreibenden Gewölk, dessen wallende Säume in allen Farben spielten, lag es schon wie dunkle Nacht. Eine finstere Wolkenhaube hatte sich über den Schneegipfel des König Eismann gestülpt. Dort oben quollen und wirbelten die Nebelmassen durcheinander wie Dampf über einem Kessel — aber im Thal und über dem Wasser rührte sich noch kein Lufthauch.

Da raschelte es im Röhricht, und ein leises Geschnatter ließ sich vernehmen. „Da drinnen sind sie," flüsterte Rötli.

„Die Enten? Die lassen wir heut' in Ruh'. Ich weiß uns bessere Jagd! Ein Elbißpaar* ist eingestrichen in den See, von meinem Fenster hab' ich sie erschaut. Halt' hinüber in die Ecke, wo aus der Tiefe der kalte Brunn aufsteigt — dort liegen sie im Schilf."

„Recka," stammelte Edelrot, den Gransen verhaltend. „Du wirst doch nicht die Elbiß' beizen!"

„Was soll mich hindern?"

„Die Leut' sagen: wo der Elbiß rauscht, da ist der Bid nicht weit."

„Ich fürcht' ihn nicht," entgegnete die Wazemannstochter lächelnd. „Fahr' zu!" Rötli zögerte. „Fahr' zu!" wiederholte Recka ungeduldig. Unter stockendem Atem tauchte Rötli das Ruder ein und schob den Gransen. Nahe bei der Insel kamen sie vorüber, und Edelrot lugte mit scheuen Blicken in das Röhricht. „Schau," lispelte sie, „dort schau hin! Siehst die kleinen Weglein im Geröhr? Da steigt er aus und ein, der Bid."

Recka lachte. „Närrlein, das sind Ottersteige! Fahr' weiter!"

Rötli gehorchte; der Nachen glitt über eine Stelle des Wassers, an welcher sich auf dem Spiegel kleine wallende Kreise zeigten; hier stiegen die Quellen auf. Immer näher glitt das Schiff dem Röhricht. Recka hatte sich auf die Knie erhoben und setzte die Stößer auf den rechten Arm; durch die Schleifen der Falkenhauben hatte sie eine Schnur gezogen, um die Kappen lösen zu können mit einem Ruck. „Mach' Lärm mit dem Ruder!" flüsterte sie. Rötli war bleich und zitterte; aber sie folgte der Weisung. Es rauschte im Röhricht, klatschende Flügelschläge ließen sich hören, und die beiden Singschwäne hoben sich schweren Fluges über das Schilf, mit offenen Schnäbeln fauchend, die Hälse lang gestreckt. Schneeweiß leuchtete ihr Gefieder in der dämmernden Luft. Rasch löste Recka die Falkenhauben und hob den Arm. Die Stößer drehten hastig die Köpfe, und ihre gelben, bösartig blickenden Augen funkelten . . . jetzt wurden sie starr, das Gefieder sträubte sich — sie hatten die Schwäne eräugt. Und in diesem Augenblick sprang Recka auf und unter jauchzendem Ruf warf sie mit kräftigem Armschwung die Vögel. Pfeilschnell schossen die Stößer ihrer Beute nach. Schon hatten sie den Schwänen die Höhe abgewonnen, da fiel ein Windstoß aus den Lüften und rauschte an der Falkenwand entlang.

Mit klagendem Laut teilten die Schwäne ihren Weg, der eine suchte das Land, den tieferen See der andere. Diesen hatten die Stößer zu ihrem Opfer gewählt und schlagend fielen sie ihm an den Hals. Im Fluge trug sie der klagende Schwan und tauchte mit ihnen um die Ecke der Falkenwand.

„Er fällt in den Weitsee!" schrie Recka in brennender Erregung. „Gieb mir das Ruder . . . wir müssen nach, oder der Schwan ist verloren und meine Vögel dazu!" Sie hörte nicht auf Rötlis Stammeln und Bitten, mit ungestümen Händen griff sie nach dem Ruder und schlug das Wasser, daß vor dem Schnabel des Nachens eine weiße Welle aufrauschte. Wieder fiel ein Windstoß aus den Lüften, dumpf und brausend, und über das ganze Wasser lief ein jähes Zittern.

Hinter der Insel verschwand das Schiff mit den beiden Mädchen.

Im Röhricht erwachte ein Glucksen und Plätschern, jählings war aller Glanz von der Flut gewichen, grau und finster lag das Wasser, überwirbelt von kleinen stoßenden Wellen. Und weit aus dem Thal herein, plötzlich, hörte man das Rauschen der Ache.

Es kam der Sturm. (Fortsetzung folgt.)

* Wilde Schwäne.

Kochdünste.

Eine hauswirtschaftliche Skizze. Von **C. Falkenhorst.**

In einer der schönsten Lagen der Stadt, inmitten freundlicher Gartenanlagen, steht eine Reihe schmucker Wohnhäuser. Wir haben in einem derselben zu thun und treten in das Thor, nicht ohne ein stilles Gefühl des Neides; denn in dieser freien Lage muß es sich herrlich wohnen und die glücklichen Mieter müssen für Stadtverhältnisse die denkbar reinste Luft genießen können. Aber wie enttäuscht steigen wir die hohen Treppen zu den obersten Stockwerken empor! Die Fenster sind weit aufgerissen, und trotzdem empfangen uns allerlei sonderbare Düfte: im Erdgeschoß riecht es nach abgebrühtem Kohl; im ersten Stockwerk würzt das Aroma von gebratenen Zwiebeln jeden Atemzug, den wir schöpfen; im zweiten Stockwerk dringt uns vollends der unausstehliche Dunst von verbrannter Milch entgegen; immer schlimmer wird es, je höher wir steigen, und aus dem offenen Küchenfenster des dritten Stockwerkes läßt sich eine durchdringende Stimme vernehmen über die „Wirtschaft", die da unten geführt wird.

Wir haben genug gerochen und gehört; in diesem schmucken Hause lagert in den Vormittagsstunden der dichte Nebel der Kochdünste und ballt sich anscheinend zu einer Gewitterwolke zusammen, die sich über den Häuptern der Hausfrauen zu entladen pflegt. Schade nur, daß die blitzenden Worte Unschuldige treffen, daß die guten Frauen sich befehden, anstatt vereint gegen einen anderen Missethäter vorzugehen!

Wir möchten wetten, daß in diesem Hause wie in vielen anderen die Hausfrauen die unschuldigsten Engel und an dem Mißstand der Kochdünste lediglich der Baumeister und Ofensetzer schuld sind, die nicht für den richtigen Luftwechsel in den Küchenräumen gesorgt haben. Es ist allerdings unvermeidlich, daß beim Kochen Dünste sich entwickeln, aber durchaus unnötig, daß sie sich in der Küche, in den Wohnräumen und im ganzen Hause ausbreiten. — In dem von uns aufgesuchten Hause, das von wohlhabenden Bürgerfamilien bewohnt wird, sind die Kochdünste noch verhältnismäßig leicht zu ertragen; sie gestalten sich aber zu einer schweren gesundheitlichen Schädigung in den Mietskasernen, wo die minder bemittelten Familien dichtgedrängt wohnen und die Hausfrauen aus Mangel an Mitteln gezwungen sind, in dem eigentlichen Wohnraume zu kochen. In solchen Zimmern mischt sich der Kochdunst mit den Ausdünstungen der oft zahlreichen Familie; man prallt förmlich zurück, wenn man, aus dem Freien kommend, einen dieser überfüllten Räume betritt, so dick und unrein ist in ihm die Luft, und es ist in der That kein Wunder, daß an einem derartigen häuslichen Herde ein blasses, kränkliches Geschlecht heranwächst.

Lange Zeit glaubte man, daß sich gegen diese Luftverderbnis in den kleinsten Wohnungen nicht ankämpfen lasse. Als aber der Sinn für gemeinnützige Thätigkeit erwachte und die hygieinische Wissenschaft fortschritt, fand man Mittel, diesen Uebelstand zu mildern, den Aufenthalt einer Familie in einem einzigen Wohnraum zu einem erträglichen, besseren zu gestalten.

Im Verlauf ihrer Bestrebungen, die gesundheitliche Lage der minder bemittelten Stände zu heben, erließen zwei Körperschaften, der Verein zur Förderung des Wohles der Arbeiter „Concordia" und der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege vor zwei Jahren ein Preisausschreiben für die beste Konstruktion eines in Arbeiterwohnungen zu verwendenden Zimmerkochofens. Es wurden dabei an den Techniker ziemlich hohe Anforderungen gestellt. Der Musterofen sollte so eingerichtet sein, daß minder bemittelte Familien innerhalb ihres Wohnzimmers Speisen zubereiten könnten, ohne

daß Wasserdampf, Kochdünste und Heizgase in das Zimmer treten und ohne daß die Temperatur in einer der Gesundheit nachteiligen Weise gesteigert würde. „Der Ofen," hieß es in den Bedingungen der Preisbewerbung, „muß je nach Bedarf nur zum Kochen oder nur zum Heizen oder für beides gleichzeitig dienen können. Die hierdurch gebotene Einrichtung muß einfach, solid und für jedermann leicht zu verstehen und zu behandeln sein. Der Ofen muß den Raum, in welchem er steht, lüften, insbesondere muß er die aus den Speisen während des Kochens sich entwickelnden Dämpfe und Destillationsprodukte, ohne daß sie sich zuvor mit der Zimmerluft vermischen, mit Sicherheit abführen." Als Feuerungsmaterial waren Steinkohlen vorgesehen und die Leistungsfähigkeit des Ofens sollte für zwei Erwachsene und vier Kinder ausreichen.

Die deutsche Industrie beteiligte sich rege an der Lösung dieser gemeinnützigen Aufgabe und von den Preisrichtern wurde inzwischen dem Eisenwerk Kaiserslautern in Kaiserslautern der 1. Preis zuerkannt. Der neue preisgekrönte Zimmerkochofen stellt in der That eine beachtenswerte hygienische Errungenschaft dar, die in weitesten Kreisen Beachtung finden sollte.

„Eigener Herd Goldes wert" ist das schöne Motto, das er auf einer seiner Thüren trägt. Der Ofen sieht recht schmuck aus, wie uns schon ein flüchtiger Blick auf die beistehende Abbildung lehrt. Er wird in verschiedenen Größen geliefert, die kleinste Nummer hat eine Höhe von 95 cm, eine Länge von 73 und eine Breite von 45 cm.



Ein neuer Musterkochofen.

Um das Kochen im geschlossenen Raume vornehmen zu können, ohne daß die Dünste ins Zimmer zu treten vermögen, ist der Ofen mit einem Aufsatz versehen, dessen Thüren behufs Beobachtung der darin stehenden Gefäße mit Glas ausgelegt sind. Im Inneren des Aufsatzes befindet sich eine Oeffnung, die in das Abzugsrohr der Feuerungsgase (links auf unserer Abbildung) mündet und durch welche die Kochdünste in den Kamin abgeleitet werden. Um den Durchzug noch zu unterstützen, sind die Thüren des Aufsatzes unterhalb der Glasscheiben mit Löchern versehen, durch welche frische Luft in den Kochraum eintritt und erwärmt zu dem Kamin emporsteigt. Aehnlich ist die Lüftung der Bratröhre eingerichtet, welche durch die große Thür in der Mitte des Ofens verschlossen wird. Das unter dieser sichtbare kleinste Thürchen bietet den Zutritt zu den Zügen und wird beim Putzen derselben geöffnet. Die links sichtbaren Thüren verschließen den Feuerungs- und Ascheraum. Das Kochen in diesem Ofen ist noch durch das Anbringen zweier Schieberplatten oben in der Decke des Aufsatzes erleichtert; werden dieselben geöffnet, so kann man zu den Töpfen gelangen, ohne die Glasthür zu öffnen.

Betrachten wir den Ofen genauer, so bemerken wir am hinteren und rechten Rande des Aufsatzes eine Reihe von viereckigen Löchern; an diesen Stellen ist der Ofen mit einem Mantel, d. h. mit doppelten Wandungen, versehen, durch welche die Luft streichen kann, indem sie durch die Spalten des unten sichtbaren Kastengestells in den Mantel eintritt. Sind nun die Löcher offen, so wird kalte Luft aus dem Zimmer unten angesaugt und verläßt oben erwärmt den Ofenmantel; in diesem Falle heizt der Ofen die Stube durch Cirkulation. Die oberen Oeffnungen können aber durch ein Schiebergestell geschlossen werden, alsdann wird im Ofenmantel eine Klappe, die in den Kamin führt, geöffnet, und die im Mantel erwärmte Luft gelangt nicht in das Zimmer, sondern entweicht in den Schornstein; der Ofen liefert also wenig Wärme und wird in dieser Weise während der Sommerzeit als Kochofen benutzt.

Schließlich möchten wir noch hervorheben, daß der unterste Teil des Ofenmantels mit einer durch die Mauerwand des Hauses nach außen gehenden, mit einer Klappe versehenen Röhre verbunden werden kann. Geschieht dies, so kann durch den Ofen frische Luft von der Straße oder dem Garten in den Ofenmantel angesaugt und in diesem gewärmt werden, worauf sie sich im Zimmer verteilt. Eine solche Zuführung völlig frischer Luft gilt als das Ideal einer zweckmäßigen Zimmerlüftung.

Aus dieser kurzen Darstellung ersehen wir zur Genüge, wie viel dieser preisgekrönte Ofen zur Erhaltung gesunder Luft in Wohnräumen beitragen kann, und es ist nur dringend zu wünschen, daß Hausbesitzer, die kleine Wohnungen an Arbeiterfamilien vermieten, sich zum Aufstellen solcher verbesserter Oefen bequemen möchten.

Die Perle.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Marie Bernhard.

Als die Geschwister Doßberg das freundliche Mädchengemach mit den hellgeblümten Möbelüberzügen und den schönen Stichen an den Wänden erreicht hatten, zog Ilse den Bruder neben sich auf ein kleines Ecksofa nieder. „Nun sage, nun sprich — was ist geschehen? So rede doch!"

„Natürlich rede ich, wozu hätt' ich Dich sonst hierhergebracht!" entgegnete Armin ungeduldig. Er liebte seine Schwester schwärmerisch, schämte sich aber als echter Junge, das zu zeigen. „Also, ich traf mit Papa oben beim Pavillon zusammen, wir frühstückten miteinander, und ich sagte ihm ein bißchen meine Meinung über das Gut."

„Armin! Das hättest Du nicht thun sollen! Du weißt, daß Papa augenblicklich in Verlegenheit ist! Wie nahm er Deine Worte auf? Was sagte er?"

„Nichts, so gut wie nichts. Er sah sehr sorgenvoll aus, und ein paarmal hat er geseufzt. Wir ritten zusammen weiter, ziemlich stumm . . . Papa machte ein Gesicht,' das mich nicht gerade zum Reden ermunterte. Und wie wir an die Waldecke kommen — Du weißt ja, wo die Blutbuchen stehen — da sieht Papa den alten Hinz und will ihm 'was sagen und ich soll unterdessen voranreiten. Das thu' ich denn, geb' dem Pony die Sporen, und weil das eigensinnige Vieh Lust hat, Galopp zu gehen, so geht es eben Galopp. Und da treff' ich auf den alten Schäfer, den Klamm, der da mit seiner Handvoll Schafe und seinem Spitz herumweidet. Ich zieh' die Zügel an und will mit ihm reden — ich kann ihn sonst gut leiden, denn er spricht so 'n kurioses Platt, und dann hat er immer einen langen Strickstrumpf in seinen braunen Pfoten — also ich will ihn eben etwas fragen, da sieht mich der alte Kerl aus seinen Schlitzaugen an und murmelt ganz deutlich: ‚Nu rid' Du man! Du wardst det Längste hier riden! Nu galoppeer Du man, et hett sich för Di bald utgaloppeert!' Und wie ich ihn anschaue, weil ich natürlich denke, das alte Gestell ist rein verrückt geworden, da sieht er ganz frech zu mir in die Höhe und sagt: ‚Ja, nu denkst Du woll, ik si nich richtig! Dat bün ick awerst, un ick segg' Di: mit Di und de Parl' — damit zeigte er auf den Gutshof — ‚da is dat nicks. Dat duert nich lang', dann riden und galoppeeren hier andere Lüd, und Du kannst seh'n, wo Du bliwwst!'"

„Ist das alles?" fragte Ilse unruhig.

„O nein! Im ersten Augenblick war ich zwar außer mir, aber gleich darauf dachte ich: was können denn die verrückten Hirngespinste des alten Esels für mich zu bedeuten haben! Also ließ' ich den Alten stehen, ritt dem Papa wieder entgegen und wir blieben zusammen bis zum Schloß. Wie wir ankamen, stand da ein Telegraphenbote und sagte zu Papa, er habe eben eine Depesche gebracht und warte auf die Bescheinigung. Im Treppenhaus trafen wir die Lina, die an Papa bestellte, sie habe die Depesche auf sein Zimmer getragen. Er nickte, sah aber so eigen vor sich hin — mit einem solchen Blick, daß ich mir dachte: Du gehst mit ihm! Denn mit einem Mal fiel mir auch der alte Klamm mit seiner Prophezeiung ein, und obgleich ich mir wieder vorredete, er müsse verrückt sein, ganz und gar verrückt . . . es wollte nichts mehr helfen. Papa, der beachtete mich gar nicht; ich glaube, er hat nicht einmal bemerkt, daß ich mit ihm ging. Auf seinem Arbeitstisch liegt die Depesche — er reißt sie auf, liest und mit einem Mal wird er kreideweiß — er kommt ins Taumeln, so schnell, daß ich ihn nur noch auffangen und in seinen großen Lehnstuhl gleiten lassen kann. Da saß er denn ganz stumm und rührte sich nicht."

Ilse hörte mit großen erschrockenen Augen zu; sie brachte kein Wort hervor, sie nahm nur ihres Bruders Hand und umschloß sie fest mit ihrer Rechten.

„Ich wußte mir nicht zu helfen, ich wollte Dich rufen, aber wie das anstellen, ohne die Mama aufzuregen? Also machte ich ihm die Kravatte los und suchte nach irgend etwas zum Riechen . . . und dabei sah ich das offene Telegramm am Boden liegen —"

„Du hast es gelesen?"

Armin nickte.

„Und — und — was?"

Der Knabe konnte nicht sogleich antworten. Als er es endlich

vermochte, klang seine Stimme ganz heiser. „Unterzeichnet war es von Soran — das ist Papas neuer Justizrat — Du weißt doch, daß Wahlborn, der lange Jahre alles für uns besorgt hat, im vergangenen Herbst gestorben ist?“

„Ja, ich weiß! Und was stand in der Depesche?“

„‚Sicherer Käufer gefunden. Erwarte Besprechung morgen nachmittag sechs Uhr bei mir.

Soran.‘“

Ilse schien wie betäubt von dem Gehörten. Sie atmete einigemal zitternd auf und sah um sich, als glaubte sie, zu träumen. „Und das — das ist?“ fragte sie zuletzt leise.

„Das ist die ‚Perle‘, die sie verkaufen wollen!“ rief Armin leidenschaftlich. Er warf den Kopf zurück, ballte die Hand zur Faust und setzte die Zähne fest aufeinander. Er wollte nicht weinen, vor Ilse nicht weinen, aber umsonst; als er das Wort ausgesprochen hatte, stürmte ein ungeheurer Schmerz auf ihn ein, der stärker war als sein Wille, ein krampfhaftes Schluchzen stieg aus seiner Brust empor, er warf die verschränkten Arme auf den kleinen Tisch, der vor ihm stand, ließ den Kopf darauf niederfallen und brach in lautes bitterliches Weinen aus.

Und Ilse, trotzdem sie die weitaus Stärkere war und viel mehr Selbstbeherrschung besaß als ihr junger Bruder, legte ihren goldlockigen Kopf neben den des Knaben und weinte mit ihm. Doch nur wenige Augenblicke. Was nun? Was wurde mit Papa? Diese und ähnliche Fragen stürmten auf sie ein und gaben ihr die Fassung zurück. Sie redete dem Bruder sanft zu und strich ihm liebkosend mit der Hand über den Kopf, wie sie es früher gethan hatte, wenn „dem Kleinen“ irgend ein Unfall zugestoßen war. Armin wurde ruhiger. Er lehnte die Wange an Ilses Schulter und sah aus den heißen verweinten Augen traurig zu ihr auf. Dann fuhr er entschlossen in seinem Berichte fort: „Ich ließ die Depesche fallen, als wenn ich mich daran verbrannt hätte, und spritzte Papa Wasser ins Gesicht, fand auch eine Flasche Cognac in seinem Schrank und träufelte ihm einige Tropfen in den Mund — aber alles das that ich erst, nachdem eine Weile hingegangen war, denn ich war anfangs vor Schreck wie gelähmt. Papa kam wieder zu sich, schien sich aber zuerst auf nichts zu besinnen, denn er sah ganz verwirrt aus und sprach kein einziges Wort. Und ich sagte auch nichts. Ich wollte nicht verraten, daß ich die Depesche gelesen hatte — und er fragte auch nicht danach. Lina hatte mir auf der Treppe mitgeteilt, daß Mama den Papa oben erwarte, diesen Auftrag richtete ich noch aus, und dann schlich ich weg, ohne daß er es beachtete. Ich mußte zu Dir, Du mußtest alles wissen! Aber ich sag' es Dir, Ilse, ich leid' es nicht, daß die ‚Perle‘ verkauft wird. Die ‚Perle‘ soll und darf nicht verkauft werden!“

Ilse sah den leidenschaftlichen Knaben mit einem wehmütigen Lächeln an. „Ach, Armin, wie willst Du das hindern?“

„Ich weiß noch nicht — ich — ich werde mit Onkel Leupold reden, der ist praktisch und hat auch Geld, und er ist doch Mamas Bruder. Denkst Du nicht, daß er uns helfen kann?“

„Ich glaube nicht. Er —“

Ilse kam nicht weiter. Ein wohlbekannter Schritt wurde draußen hörbar, gleich darauf wurde leise an die Thür geklopft.

Die Geschwister sahen einander in die Augen. „Herein!“ sagte Ilse.

Der Baron trat rasch ins Zimmer; einen flüchtigen Blick nur warf er auf die verweinten Gesichter seiner Kinder, dann senkte er die Augen. Ilse war aufgesprungen, sie ging ihm entgegen, legte liebevoll den Arm um seinen Nacken und führte ihn zu dem eben von ihr verlassenen Platz. „Ist Dir besser, Papa? Soll ich Dir nicht ein Glas Wein holen?“

Er schüttelte stumm den Kopf und ließ sich schwerfällig in die Sofaecke nieder. Es dauerte eine Weile, ehe er imstande war, zu sprechen. „Ich bin gekommen, Euch ein Geständnis zu machen. Die Mutter darf nichts wissen, aber Ihr — Euch bin ich die Wahrheit schuldig.“ Er suchte nach einleitenden, vorbereitenden Worten — er fand keine. „Es steht schlimm mit mir, hoffnungslos! Ich kann das Gut nicht länger halten. Ich muß die ‚Perle‘ verkaufen.“

Ilse sah ängstlich nach Armin hinüber, sie fürchtete seinen leidenschaftlichen Widerspruch. Aber der Knabe schwieg. Angesichts des Vaters, der in gebrochener Haltung dasaß und mit tonloser Stimme einen Entschluß verkündete, der ihm ans Leben gehen mußte, fand er seine kühnen Worte und Vorsätze nicht wieder.

„Ihr sagt nichts, Ihr habt geweint — woher wußtet Ihr?“

„Armin hat die Depesche gelesen, lieber Papa!“ sagte Ilse sanft, da ihr Bruder beharrlich schwieg.



Aus dem wird was!

Nach einem Gemälde von Emanuel Spitzer.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Der Baron fuhr zusammen, und die Hand, die auf der Tischdecke lag, zitterte. Ilse neigte sich über diese zitternde Hand und küßte sie, Armin legte leise einen Arm um seines Vaters Schulter. „Solche Kinder heimatlos machen, sie enterben müssen!“ rief Doßberg, in plötzlich ausbrechendem Jammer. „Solche Kinder!“

„Nein, nein, Papa — nicht so! Nicht so aufgeregt, es schadet Dir! Sag' uns alles! Dir ist ein Käufer vorgeschlagen durch den Justizrat? Wer ist es? Kennst Du ihn?“

Der Baron machte ein verneinendes Zeichen. „Ich war neulich bei Sorau; ich hatte zuvor meine Verhältnisse genau geprüft und wußte, mir war nicht mehr zu helfen. Ich weihte Sorau ein und sagte ihm, er möge sich unter der Hand nach einem Käufer umschauen; allerdings müsse ich meine Bedingungen stellen. Meine Gattin, Eure arme Mutter, dürfe von der bevorstehenden Veränderung nicht betroffen werden, dürfe, wenn es irgend möglich sei, garnichts davon erfahren. Sie müsse daher auf dem Gut bleiben, ihre Zimmer lägen abgesondert von der ganzen Flucht der Hauptgemächer in einem Seitenflügel — und solange Eure Mutter lebe, müsse der neue Besitzer auch uns gestatten, bei ihr zu bleiben. Wir würden mit wenigen Zimmern in demselben Seitenflügel vorlieb nehmen . . .“



Aus dem wird nichts!

Nach einem Gemälde von Emanuel Spitzer.

Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Armin wollte auffahren, Ilse legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm.

„Ich — ich wußte mir nicht anders zu helfen,“ murmelte Doßberg verzweifelnd.

Eine bange Stille. Durch das Epheulaub, das sich in einem vergoldeten Gittergeflecht innen am Fenster emporrankte, fielen tanzende Lichter in das helle freundliche Zimmer, draußen auf dem breiten Fenstersims zwitscherte ein Stieglitz aus heller Kehle, und Ilses Kanarienvogel machte schüchterne Versuche, dem musikalischen Kollegen da draußen zu antworten.

Ilse hatte den Kopf in die Hand gestützt; sie wußte es nicht, daß Thräne um Thräne über ihre Wangen rollte — ihr war unsäglich weh ums Herz. Verstoßen aus der lieben alten Heimat, aus Barmherzigkeit vielleicht geduldet von dem fremden Besitzer, sie selbst samt ihrem Vater in ein unentwirrbares Netz von Ausflüchten und Unwahrheiten verstrickt gegenüber der kranken Mutter, die immer und überall die Ahnungslose bleiben sollte — wie würde ein solches Leben zu ertragen sein? Ach, und das eine noch, das Schwerste — ihr süßes und doch so trauriges Herzensgeheimnis, das nun auf unabsehbare Zeit ein Geheimnis bleiben mußte, da sie die Ihrigen jetzt unmöglich verlassen durfte! Wie sollte sie all das durchkämpfen, wie den ungeduldigen leidenschaftlichen Geliebten beschwichtigen, dem das eine Jahr, das vor ihnen lag, schon ein unerträgliches Hindernis schien, der nach Ablauf dieses Jahres sicherlich jede Schwierigkeit mit Ungestüm aus dem Wege räumen würde, um sich sein „gutes Recht“ zu holen! Welch ein Abschied stand ihr bevor, welch eine Zeit trostloser Oede! Und wenn sie dann an den armen Knaben, ihren Bruder, dachte, dessen ganze Seele an seinem künftigen Beruf, an diesem Besitztum hing, dann wurde ihr das Herz doppelt schwer und ein schwarzer Schatten schien sich langsam und unabwendbar herabzusenken auf ihr junges blühendes Leben.

Zuletzt brach Armin das trostlose Schweigen. „Könnte Onkel Erich nicht helfen, Papa?“

Doßberg schüttelte den Kopf.

„Ist Onkel Leupold nicht reich?“

„Nein, Kind, das ist er nicht. Erich war von Hause aus arm und hat sich allmählich ein Vermögen gesammelt, von dessen Zinsen er anständig leben kann — das ist alles. Hilfe — für die ist es jetzt zu spät. Freilich, ich hatte immer noch Pläne“ — unwillkürlich sah der Baron zu Ilse hinüber — „Pläne, die ich später zu verwirklichen hoffte, aber die Zeit drängt, und Eure arme Mutter — wie könnte ich sie mit Ilse zusammen verlassen?“

„Mit mir zusammen, Papa? Aber warum denn das?“

Doßberg strich mit der Hand kosend über das schöne Goldhaar seiner Tochter. „Ich hatte so meine stolzen Pläne mit Dir, Liebling, in aller Stille. Das ist zu Ende. Wenn es sich bestätigt, daß der Käufer sicher, das heißt zahlungsfähig ist und auf meine sonstigen Bedingungen eingeht, dann — dann muß ich —“

„Vielleicht irrt sich aber der Justizrat!“ fiel Armin hastig ein.

„Das glaube ich nicht. Sorau ist sehr vorsichtig, ein gewiegter erfahrener Geschäftsmann; er würde mir niemals dies Telegramm geschickt haben, wenn er des Käufers nicht sicher wäre.“

„Und Du willst hier auf dem Gut bleiben, Papa, und zusehen, wie ein Fremder hier schaltet und waltet?“ fragte Armin bitter. „Das hältst Du nicht aus, Papa!“

„Ich glaube, ich halte es noch weniger aus, fern von dem

Gut zu sein," erwiderte der Baron mit einem mühsamen Lächeln, das Ilse ins Herz schnitt. Seine Stimme war müde und bebte wie von unterdrückten Thränen.

Da pochte es leise, schüchtern an die Thür — Lina öffnete kaum handbreit, so daß sie nicht ins Zimmer hineinzusehen vermochte, und meldete mit ihrer ruhigen Stimme: „Die Frau Baronin schickt mich — die Herrschaften verzeihen. Die Frau Baronin läßt fragen, ob der Herr Baron nicht bald erscheinen werde."

„Gut, Lina! Gehen Sie voran und sagen Sie, ich folge Ihnen auf dem Fuß!"

Und Doßberg trat vor Ilses hohen Stehspiegel, bürstete sich das Haar, zupfte sich die Kravatte zurecht und suchte eine lächelnde unbefangene Miene anzunehmen, damit seine Frau nichts ahne von dem Sturm, der über ihn hereingebrochen war.

5.

In der denkbar schlechtesten Laune ging Kapitän Leupold in seinem Häuschen von Kabine zu Kabine. Vor etwa zwei Stunden hatte ein Bote einen wohlverschlossenen Brief bei dem Alten abgegeben, in dem nichts als die Worte standen: „Lieber Kapitän! Um sechs Uhr heute abend wird meine Ilse bei Dir sein; eine Viertelstunde später komme ich auch. Besten Gruß! Albrecht."

Diese Zeilen versetzten den Empfänger in einen stillen Grimm. Er bereute es, sich zu solchem „Blödsinn" hergegeben zu haben, es kam ihm dumm und lächerlich vor, daß er, Erich Leupold, die Zusammenkunft eines Liebespaars begünstigen sollte, und die zwei Worte „meine Ilse", die Kamphausen im Gefühl seines Glückes niedergeschrieben hatte, empörten ihn vollends. „Meine Ilse! Hat sich 'was! Wie will er sie denn kriegen? Entführen vielleicht und dem stolzen Herrn Papa, der sterbenskranken Mutter 'ne Nase drehen? Dazu soll ich wohl auch noch herhalten, vielleicht auch den Standesbeamten hierher einladen und in meinem Haus Hochzeit ausrichten? Da soll doch . . . ."

Das waren die menschenfreundlichen Gedanken, die dem Kapitän durch den Kopf gingen, während er jetzt wie ein gereizter Löwe im „Achterdeck" auf und ab ging und hier und da einen zornsprühenden Blick auf seine „büßende Magdalena" warf, wie wenn sie für das ganze Unheil verantwortlich wäre.

Dido, die ihrem Herrn in einem Zärtlichkeitsanfall von rückwärts unversehens auf den Rücken sprang und ihn liebevoll mit den kleinen behaarten Armen umhalste, wurde erbost weggeschleudert, Cato, der einen redseligen Tag hatte, wurde wütend angeschrien, sein „verfluchtes Geschnatter" zu lassen, und Jan Grenboom, der mit einer harmlosen Frage kam, wurde einfach hinausgeworfen. Die Laune des Kapitäns gestaltete sich dadurch nicht besser, daß sich keiner seiner drei Genossen auch nur im mindesten an seinen Zorn kehrte. Dido schnitt despektierliche Gesichter und saß ihm nach fünf Minuten von neuem auf dem Nacken; Cato legte den Kopf auf die Seite, sah den Gebieter frech an und kramte unermüdlich sämtliche Schimpfnamen aus, die Jan Grenboom von seinem Herrn zu hören bekam und die der gelehrige Vogel abgelauscht hatte, und Jan Grenboom sang draußen in der Küche beim Abspülen der Kaffeetassen mit unverwüstlichem Vergnügen: „Freut Euch des Lebens!"

Eine kleine kostbare Stehuhr, die Leupold dereinst in New York eingehandelt hatte, holte zum Schlagen aus und ließ sechs rasche helle Töne hören. Der Kapitän lächelte verächtlich. „Sechs Uhr! Natürlich auch noch unpünktlich wie alle Frauenzimmer! Nicht einmal bei ihren Liebesgeschichten verstehen sie, Wort zu halten!" Im gleichen Augenblick läutete es draußen, und man hörte Jan Grenboom seinen Gesang unterbrechen und irgend etwas knurren, was eine Begrüßung bedeuten sollte. Dann that sich die Stubenthür auf, und Ilse trat ein, in einem knapp sitzenden weißen Wollkleid, einen großen weißen Strohhut über dem Goldhaar, einen frischen Maiblumenstrauß an der Brust. Aber selbst dieser Anblick wirkte nicht besänftigend auf den alten Seebären, trotzdem — oder vielleicht weil es ein so reizender Anblick war.

„Grüß Gott, Onkel Erich!"

„Guten Tag, Ilse!" Der Kapitän hielt das schmale Händchen brummend in seiner breiten Tatze.

„Viele Grüße von Mama!"

„Die weiß also, daß Du zu mir kommst?"

„Ja, das weiß sie!"

„Aber sonst weiß sie nichts?"

„Nein!"

„Natürlich! Deine Mutter ist ihr Lebenlang wie eine Wachspuppe behandelt und mit Handschuhen angefaßt worden, und dabei bleibt's bis an ihr seliges Ende!"

Ilse antwortete nicht. Sie stand dicht neben dem Bilde der Magdalena; der Kapitän sah forschend von ihr hinüber zu dem Gemälde — nein, sie glichen einander nicht!

„Hast Du mir nichts zu sagen?"

„Ich — ja — viel sogar! Es steht traurig bei uns. Papa ist mit mir hierhergefahren, er ist bei Justizrat Sorau. Unser Gut ist nicht mehr zu halten. Onkel Erich, sie wollen die ‚Perle' verkaufen!"

„Hm! Und der Justizrat weiß einen Käufer?"

„Ja — er telegraphierte das an Papa."

„Wenn der Käufer 'was taugt, könnt Ihr von Glück sagen."

„Ach, Onkel! Glück! Unser Glück geht hin mit der ‚Perle'!"

„Dummes Zeug! Solange Ihr das Gut auf dem Halse habt, kommt Ihr Euer Lebtag nicht 'raus aus der Patsche! Aber natürlich seid Ihr nun alle zusammen kreuzunglücklich, Dein Herr Vater und Du und der Junge — was?"

„Ja, sehr unglücklich! Die arme Mama! Sie darf gar nicht transportiert werden — und sie soll nichts wissen. Wir müssen den neuen Besitzer bitten, uns noch auf dem Gut zu dulden, bis — bis die arme Mama —" Ilse konnte nicht zu Ende sprechen.

„Herrgott, so heul' doch nicht!" Leupold machte Anstalt, sich die Ohren zuzuhalten. „Gerechter Himmel! Nicht genug an der einen sentimentalen Geschichte — jetzt kommen sie mir auch noch mit der zweiten!"

Das junge Mädchen erhob den Kopf. „Ich hab' mir das Unglück nicht bestellt! Nun wir mitten drin sind, müssen wir's ertragen, da hast Du recht. Daß es Dir aber schon zuviel ist, bloß davon reden zu hören —"

Der Kapitän zog die Augenbrauen empor und sah seine mutige Nichte groß an. Er nahm ihr das, was sie sagte, nicht übel und fand, daß sie die Wahrheit spreche. „Halt!" entgegnete er gelassen. „Wenn ich so 'was nicht gern hör', so hab' ich meine Gründe dafür. Lebte ich in solchen Verhältnissen, daß ich Euch ordentlich helfen könnte — dann wollt' ich alles haarklein wissen und Du könntest Deine Litanei herbeten von Anfang bis zu Ende. Aber ich kann eben nicht helfen und darum ist mir's zuviel, davon zu hören. Verstanden?"

Ilse nickte.

„Und nun zieh' die Handschuhe aus und nimm Dir das Ding da vom Kopfe. Willst Du 'was zu essen haben?"

„Danke sehr!"

„Dann trink' dies! Echter Madeira — zier' Dich nicht! So 'was bietet Dir kein anderer Mensch an!"

Ilse zierte sich nicht und trank das Gläschen leer. Während dessen besah sich der Kapitän das junge Mädchen mit grimmiger Miene. „Hm — ja! So also sieht 'ne heimliche Braut aus? Schöne Geschichten machen wir hinterm Rücken der Eltern! Sieh mich 'mal an!" Er schob ihr rundes Kinn leicht mit dem Finger empor und sah ihr prüfend in die Augen, in die er tief, tief hineinschauen konnte. „Nun sind wir wohl zum Sterben traurig, wie?"

„Nein, Onkel — glücklich trotz allem und allem!" Um den süßen roten Mund wachte das Lächeln auf und ein warmer Strahl leuchtete in den schönen Augen.

Draußen erklang tiefes dröhnendes Hundegebell, ein rascher Schritt im Vorflur, eine männliche Stimme. Eine heiße Blutwelle schoß verräterisch in das zarte Gesicht bis unter die schimmernden Stirnlocken. Mit einer flinken Bewegung machte Ilse sich von dem Onkel frei, und rasch wie eine Schwalbe schoß sie davon, dem Eintretenden entgegen. Der alte Leupold, der gar nicht weiter beachtet wurde, zog sich samt Cato und Dido in das Vorderzimmer zurück und überließ das „Achterdeck" dem Brautpaar.

(Fortsetzung folgt.)

Liebhaberinnen der deutschen Bühne.
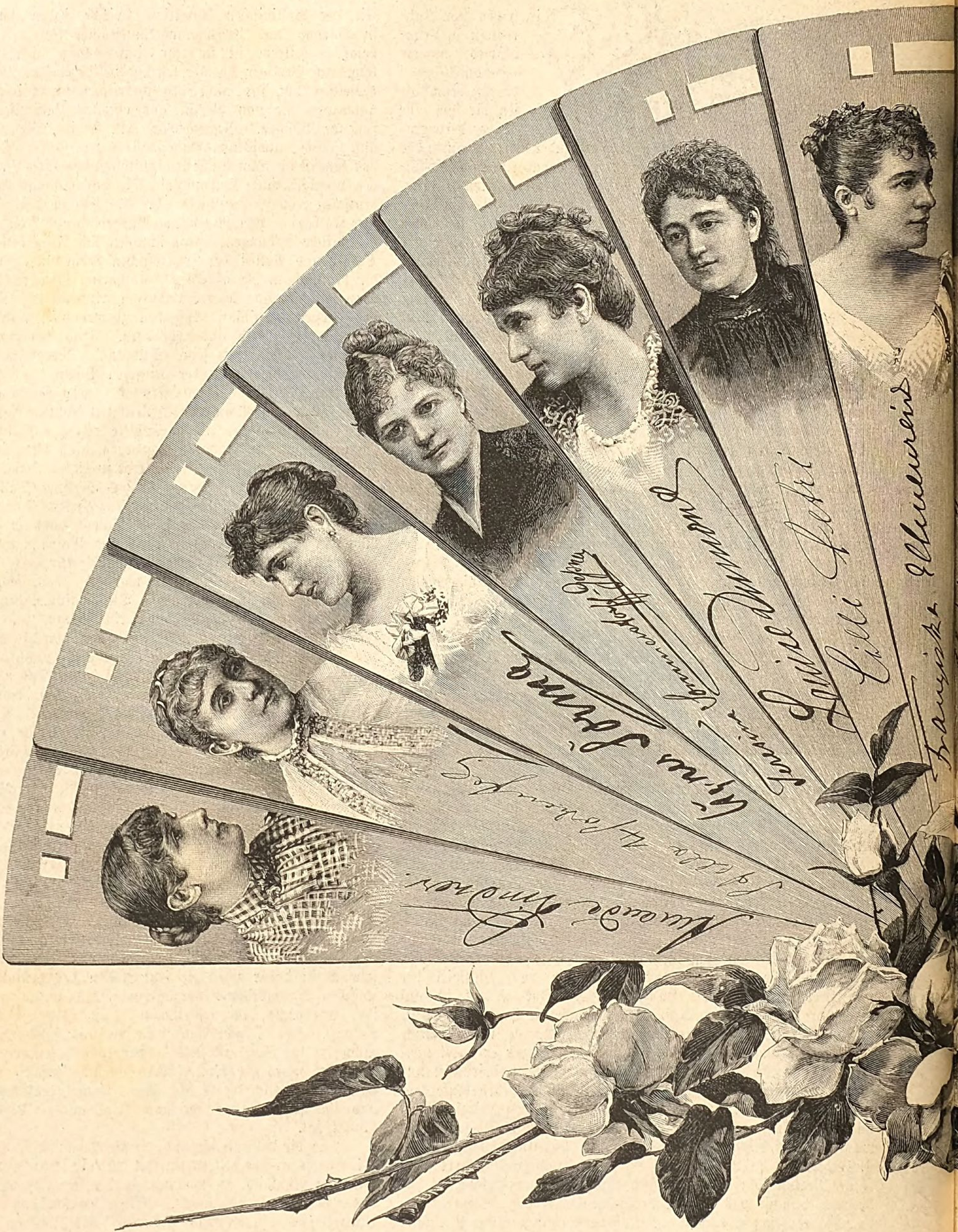


Wir haben vor Jahresfrist ein Gruppenbild unserer Heroinen gebracht; heute lassen wir ihm eine Reihe hervorragender Vertreterinnen des Liebhaberinnenfachs folgen. Die meisten der ersteren sind hervorstechende Berühmtheiten, sie haben zum Teil schon eine abgeschlossene Künstlerlaufbahn hinter sich. Anders verhält es sich bei der Mehrzahl der ersten Liebhaberinnen; da finden sich auch jugendliche Kräfte, welche wohl schöne Erfolge errungen haben, aber noch keinen nationalen Ruhm, der in allen Kreisen des Volkes, in Nord und Süd als vollgültig anerkannt würde. Damit hängt es zusammen, daß das kritische Thürsteheramt, welches den Zutritt in den Kreis der Auserwählten bestimmt, schwierig ist. Es giebt junge Talente, denen die Aufnahme mit gleichem Recht gewährt werden könnte. Doch der Raum gebot Beschränkung für Bild und Text — keineswegs soll man glauben, daß die Blumen, die wir hier nicht zum Kranze gewunden, achtlos von uns beiseite geworfen wären. Sie hätten mit Farbe und Duft, Anmut und Talent diesen Kranz noch reicher gestaltet. Jedenfalls suchten wir die verschiedensten Richtungen darstellender Kunst im Fache der Liebhaberinnen zu berücksichtigen.

Auch nach den Heroinen hin ist die Grenze fließend: es giebt Darstellerinnen, welche beide Fächer beherrschen. Das galt schon von Pauline Ulrich, welche wir den Heldinnen zugerechnet; dies gilt ebenso von Franziska Ellmenreich, welche ihre glänzende Vielseitigkeit neuerdings auch dadurch bekundet hat, daß sie im höchsten Sinn tragische Rollen in ihr Repertoire aufgenommen und mit schönem Gelingen durchgeführt hat. Als wir im Jahrgang 1878 unseres Blattes ihr Bild und ihre Lebensbeschreibung brachten, da mochte sie für eine der hervorragendsten deutschen Lustspieldarstellerinnen gelten, die auch auf dem Gebiete der Tragödie die mittleren Aufgaben, die nicht allzu hoch auf dem Kothurn stehen, mit Glück zu lösen verstand. Jetzt ist sie auf dem ganzen Feld der Tragödie heimisch. Ihr Fleiß, ihre geistige Begabung, welche stets das Richtige erfaßt, befähigten sie zu dieser weitreichenden Herrschaft über verschiedene Kunstgebiete. Zwar die elementare Naturgewalt, durch welche sich einzelne Heldenspielerinnen auszeichnen, war ihr nicht gegeben; doch sie ersetzte dieselbe durch den leidenschaftlichen Zug ihres Wesens. Das Spröde, Schroffe, Grelle ist ihr fremd geblieben; sie kam vom Lustspiel her und verleugnete nie die Lustspielgrazie. Ihr Talent ist auf Harmonie gestimmt; immerhin läßt sie auch die Dissonanz, wo sie durch Charakter und Handlung geboten ist, zu ihrem Rechte kommen. Frau Ellmenreich besitzt viel Geist, aber er wirkt nicht aufdringlich störend auf ihre Kunstleistungen; er befruchtet nur ihr Talent mit neuen Eingebungen. Zum Lebenslaufe der Künstlerin haben wir nachzutragen, daß sie von Leipzig zuerst nach Hamburg und dann an das Dresdener Hoftheater kam, wo sie ein Liebling des Hofes und des Publikums wurde. Am 4. Dezember 1879 heiratete sie den Freiherrn Richard von Fuchs-Nordhoff, einen sächsischen Offizier. Damit hing es zusammen, daß sie das Dresdener Hoftheater verließ. Sie trat nun vier Jahre lang als Gast an größern deutschen Bühnen, später in Nordamerika auf, wo sie die „Maria Stuart“ sogar in englischer Sprache spielte. Sie fand auch jenseit des Oceans bei Kritik und Publikum großen Beifall. Dann gehörte sie noch einmal vier Jahre lang der Hamburger Bühne an; ihre außerordentliche Vielseitigkeit, ihre anmutige nie verkünstelte Spielweise machten sie zur beliebten Hauptvertreterin jener ersten Glanzzeit der Pollinischen Direktion, welche neben der Ellmenreich in Barnay und Friedmann künstlerische Kräfte ersten Ranges besaß. Seitdem ist sie nur einmal kurze Zeit, vier Monate lang, am Berliner Theater fest angestellt gewesen. Das Repertoire desselben bot ihr nicht den ausreichenden Spielraum. Dann unternahm sie von Berlin aus einzelne Gastreisen an hervorragende Bühnen. Gegenwärtig tritt sie im Wiener Volkstheater auf. Wie entwicklungsfähig das Talent dieser Darstellerin ist, das beweist die allmähliche Vervollständigung ihres Repertoires nach den verschiedensten Seiten hin. Sie war anfangs eine Stütze des deutschen feineren Lustspiels; ihre Adelheid in den „Journalisten“, ihre Katharina von Rosen in „Bürgerlich und Romantisch“ waren vorzügliche Leistungen; daran schlossen sich Aufgaben von mittlerer Tragik und Rollen der französischen Rührstücke, Maria Stuart, die Rutland in „Graf Essex“, Katharina Howard, die Kameliendame. Während ihres Hamburger Aufenthalts begann sie sich den großen tragischen Aufgaben zuzuwenden, und so spielt sie jetzt eine Brunhild und Theodora. Und daneben versagt ihr keineswegs der heitere feine Salonton. Jedenfalls ist Franziska Ellmenreich eine Zierde der deutschen Bühne.

Und das gilt auch von Frau Hedwig Niemann-Raabe, welche zwar den Ruhm der Vielseitigkeit nicht in Anspruch nehmen darf, aber dafür in ihrem Gebiete einzig und unerreichbar ist. Hedwig Raabe, in Magdeburg geboren, ging schon in ihrem vierzehnten Jahre zur Bühne. Sie trat zuerst am Hamburger Thaliatheater auf und wurde dann für das Berliner Wallnertheater gewonnen. Hier in Berlin wurde Frau Frieb-Blumauer, die eine lebhafte Teilnahme für das junge Talent empfand, ihre Lehrerin. Nach kurzen Engagements in Prag und Mainz war sie vier Jahre lang Mitglied des St. Petersburger Hoftheaters, und als sie nach Deutschland zurückkehrte, trat sie 1866 mit glänzendem Erfolg als Gast in Leipzig auf. Dies Gastspiel begründete ihren Ruf. Es war ein böses Jahr, ein Kriegs- und Cholerajahr; doch das Haus, das jetzige „Alte Theater“, damals das einzige in der Pleißestadt, war immer gefüllt. Das Publikum zeigte sich geradezu entzückt von der Quellfrische dieses Talentes, das zwar in die Fußstapfen der Friederike Großmann trat, aber doch dabei eine sehr anziehende Eigenart behauptete. Es waren Gestalten von holdseliger Mädchenhaftigkeit, welche Hedwig Raabe damals schuf. Charaktere, die wie ein unbeschriebenes Blatt waren, zeichnete sie meisterhaft; aber auch wo es eine keke Natürlichkeit galt, wie im ersten Akt der „Grille“, wirkte sie mit den ihr eigenen Darstellungsmitteln. Der Ruhm, die erste Naive des deutschen Theaters zu sein, war ihr damals unbestritten. Im Jahre 1871 verheiratete sie sich mit dem gefeierten Sänger Albert Niemann und nahm in Berlin ihren festen Wohnsitz. Eine Zeitlang gehörte sie dem neugegründeten Deutschen Theater an, später tauchte sie auf als einer der Sterne, mit denen Barnay sein Berliner Theater ins Leben einführte. Gegenwärtig giebt sie in der Reichshauptstadt und außerhalb derselben Gastspiele. Natürlich sind die kindlichen Mädchenrollen von ihrem Repertoire verschwunden; dafür spielt sie jetzt Rollen des deutschen und französischen Salondramas vorzüglich; wir brauchen nur ihre Eva, ihre Cyprienne, ihre Hertha in „Ein Tropfen Gift“ zu erwähnen. Ihr Organ hat einen überaus sympathischen weichen Schmelz; ihr Spiel ist stets lebhaft, von bezaubernder Natürlichkeit, und wenn die Wolter ihren unnachahmlichen „Wolterschrei“ hat, so hat auch die Raabe etwas Unnachahmliches: ihr Lachen und ihr Weinen, das ihr noch keine andere Darstellerin abgelauscht hat.

Wie die Ellmenreich und die Raabe an keine Bühne gefesselt, als eine freizügige Künstlerin hat Marie Barkany in Deutschland, in Rußland, in Holland, in der Schweiz und in Amerika viel von sich reden gemacht. Marie Barkany ist ein Kind des Ungarlandes, in Kaschau geboren. Als Zögling des dortigen Ursulinerinnenklosters sah sie „Don Carlos“ und „Maria Stuart“ aufführen, und schon damals fühlte sie sich zur Bühne hingezogen. Als sie dann zur Vollendung ihrer Erziehung nach Wien geschickt wurde, ward sie die eifrigste Besucherin des Burgtheaters und Charlotte Wolter übte auf sie einen mächtigen Zauber aus.



Liebhaberinnen d

Der umrahmende Fächer nach eine



deutschen Bühne.

riginalzeichnung von R. E. Kepler.

Heimlich, ohne Wissen der Eltern, trat sie mit dem Schauspieler La Roche in Verbindung, der ihre Begeisterung für die Kunst nährte und ihren Eltern riet, sie die Theaterschule besuchen zu lassen. Ihre erste Anstellung war in Frankfurt a. M.; dann gehörte sie der Hamburger Bühne an, später dem Königlichen Schauspielhause in Berlin. Nach Hülsens Abgang trat sie von dieser Bühne zurück und begab sich auf Gastspielreisen, die nur noch einmal durch eine kurze Verpflichtung für das Lessingtheater in Berlin unterbrochen wurden. Marie Barkany hat den Typus einer feurigen Südländerin, große dunkle Augen und rabenschwarzes Haar, dabei eine elegante schlanke Erscheinung, die sie durch geschmackvolle und glänzende Toiletten zu heben weiß. Der berühmte Maler Adolf Menzel nannte sie die „redemächtige Muse“; sie beherrscht das Wort mit feinem Verständnis, aber auch die Gebärde ist stets im Einklang mit dem Worte, und ihr Spiel hat etwas Innerliches und Seelenvolles.

Auch Amanda Lindner ist in vielen deutschen und russischen Städten aufgetreten; aber sie hat diese Wanderschaft nicht allein unternommen, sondern als ein Mitglied des Meininger Hoftheaters, jener vielgerühmten Wandergesellschaft, deren Einfluß auf die deutschen Bühnen, besonders auf die Regiethätigkeit derselben, nicht hoch genug geschätzt werden kann. Jetzt freilich ist Fräulein Lindner wie alle die andern Künstlerinnen, die wir noch besprechen werden, fest angestellt und an eine hervorragende Bühne gebunden. Amanda Lindner ist ein Leipziger Kind und aus dem Ballett des Leipziger Theaters hervorgegangen. Die Ballettschulung hat sich für mehrere namhafte Künstlerinnen sehr vorteilhaft erwiesen, besonders was Grazie und Anmut des Gebärdenspiels betrifft. Wer Amanda Lindner als Preciosa, wer ihren Herodiastanz in der „Rose von Tyburn“ gesehen hat, der wird zugeben, daß es Rollen giebt, für welche jene Vorschule von großer Wichtigkeit ist. Von Leipzig kam die Künstlerin nach Koburg und von dort nach Meiningen, wo sie eine ausgezeichnete Lehre durchmachte; der Herzog und seine Gemahlin, welche, selbst früher Künstlerin, den Anfängerinnen die wichtigeren Rollen einzustudieren pflegte, ein Bühnenleiter wie Chronegk förderten die junge strebsame Kraft, die sich an den Triumphen der „Meininger“ bei ihren Gastreisen beteiligte und selbst wesentlich zu ihrem Glanze beitrug. Neben der Jungfrau von Orleans und dem Klärchen im „Egmont“, das besonders in der Marktscene eine hinreißende Wirkung ausübte, spielte sie auch jene zarteren Shakespeareschen Rollen wie Desdemona und Ophelia, Lustspielrollen wie die geistreiche Porzia und die trotzige Katharina in „Der Widerspenstigen Zähmung“, auch Luise in „Kabale und Liebe“, Thekla im „Wallenstein“, sowie die verführerische Magdalena in der „Rose von Tyburn“. Ihre so erfolgreiche Darstellung der Jungfrau von Orleans bei Gelegenheit des Berliner Gastspiels der „Meininger“ hatte die Aufmerksamkeit der Berliner Hoftheaterleitung auf die Künstlerin gelenkt; nachdem die „Meininger“ ihre Rundreisen eingestellt hatten, wurde sie auf eine lange Reihe von Jahren für das Königliche Schauspielhaus gewonnen. Amanda Lindner ist eine durchaus sympathische Künstlerin; ihr Gesicht hat feingeschnittene Züge, ihre Gestalt ist schlank und anmutig, ihr Organ, obschon ursprünglich mehr für das Kräftige als für das Zarte angelegt, ist biegungsfähig und sie weiß damit ebenso das Milde, Weiche, Mädchenhafte auszudrücken wie den begeisterten Aufschwung.

Ebenfalls aus dem Leipziger Ballett ist Anna von Hochenburger hervorgegangen, jetzt wie Amanda Lindner eine Zierde des Berliner Hoftheaters. Dr. Förster entdeckte als Direktor des Leipziger Stadttheaters die Anlagen des Fräulein Jürgens und übernahm die Leitung ihrer ersten schauspielerischen Ausbildung. Sie trat zuerst als Luise in „Kabale und Liebe“ mit vielem Beifall auf und dann in anderen kleineren Rollen. Im Jahre 1883 ging sie an das Deutsche Theater in Berlin und errang sich namentlich als Julia die volle Gunst des Publikums, die ihr auch treu blieb, als sie 1887 an das Königliche Schauspielhaus übersiedelte. Die Anmut ihrer Erscheinung, das sinnlich Frische und doch Seelenhafte ihres Wesens machten sie zu einer hervorragenden Darstellerin der lieblichen Mädchengestalten Shakespeares. Die Julia war und blieb ihr großer Treffer auch am Hoftheater; ihr schlossen sich die Miranda in „Sturm“, die Desdemona in „Othello“ würdig an. Die Hero in „Des Meeres und der Liebe Wellen“, die Sulamith in Heyses „Die Weisheit Salomos“, die Nausikaa in dem Schreyerschen Drama, die Katharina in Dōczis „Letzte Liebe“ fanden ebenfalls viel Beifall. In der letzteren Rolle tritt sie anfangs als junger Ritter auf, und Karl Frenzel rühmt ihr nach, sie habe ausgesehen wie eine von Ariostos Heldinnen, voll Jugendfrische und Lebendigkeit und Schwung in Sprache und Bewegung. Als Vasantasena hat sie dem altindischen Drama gleichen Namens vorzugsweise durch ihr Spiel einen schönen und nachhaltigen Erfolg auf der ersten Bühne des Deutschen Reichs gesichert.

Die Vertreterin des Fachs der ersten Liebhaberin am Stuttgarter Hoftheater, Luise Dumont, stammt aus einer ursprünglich in Italien, später in Südfrankreich ansässigen Familie. Sie wurde 1865 in Köln geboren; schon stand sie im Begriff, den Schleier der Karmeliterinnen zu nehmen, als ein plötzlicher Glückswechsel in ihrer Familie sie zwang, diesen Vorsatz aufzugeben, und sie von der Schwelle des Klosters auf die Bretter des Deutschen Theaters in Berlin führte. Hier sowohl wie in Reichenberg und Graz machte sie ihre ersten Studien, ohne geeignete Beschäftigung zu finden. Das wurde besser, als sie durch Adolf Wilbrandt für das Burgtheater gewonnen worden war; dort konnte, von ihm und Sonnenthal gefördert, ihr Talent sich freier entfalten. Immerhin wurde sie hier von einer Charlotte Wolter und den anderen Größen noch zu sehr in Schatten gestellt. Erst als sie, nach Wilbrandts Rücktritt von der Leitung des Burgtheaters, nach Stuttgart übersiedelte, fand sie einen Spielraum für den ungehinderten Aufschwung ihrer Begabung. Eine glänzende Bühnenerscheinung, ein südliches Temperament, ein das Feuer desselben regelndes gründliches Verständnis ihrer Aufgaben sind die Vorzüge der Künstlerin, die in den Rollen des klassischen Repertoires wie Julia, Maria Stuart, Hero u. a. ebenso hervortreten wie in denen der modernen Dramatik eines Ibsen, Voß, Sardou, Sudermann, denen sie sich mit Vorliebe zuwendet.

Ebenfalls in Süddeutschland, am Münchener Hoftheater, hat eine andere Darstellerin ihr künstlerisches Heim gefunden, Clara Heese. In Dresden am Elbstrom erblickte sie das Licht der Welt als Tochter des verstorbenen Hofschauspielers Rudolf Heese, und nachdem sie die Schule der vortrefflichen Bayer-Bürck besucht, hat sie in Dresden selbst den ersten theatralischen Versuch gemacht. Von dort kam sie nach Hamburg ans Thaliatheater, wo ihr Maurice ein sehr wohlgesinnter liebenswürdiger Direktor war, dem sie sich zu dauerndem Dank verbunden fühlt. Im Jahre 1877 gab sie mit schönem Erfolg ein Gastspiel am Wiener Hofburgtheater, wo sie 1879 angestellt wurde und alsbald sich die Gunst des Publikums erwarb. Doch wurde ihr Vertrag nicht erneuert; sie kehrte 1882 Wien den Rücken, um von da ab dem Münchener Hoftheater anzugehören, dessen Zierde sie noch heute ist. Sie spielt mit Vorliebe Shakespearesche Lustspielrollen, doch ebenso die Claire in Ohnets „Hüttenbesitzer“, eine Dora und Fedora, eine Eva und eine Alexandra in den gleichnamigen Dramen von Sardou und Voß. Ihr letzter großer Erfolg war die Magda in Sudermanns „Heimat“. Die Kritik rühmt ihre herrliche Bühnenerscheinung, ihre Meisterschaft im Mienen- und Gebärdenspiel, die tragische Wucht der Rede, den aus dem Herzensgrunde heraufgeholten Ton der Empfindung.

Kehren wir von der Isar zurück an die Ufer der Spree! Hier finden wir in Teresina Geßner-Sommerstorff eine ebenso begabte wie liebenswürdige Darstellerin, welche seit 1885 dem Deutschen Theater angehört. Teresina Geßner wurde als die Tochter eines österreichischen Offiziers in Oberitalien zu Vicenza geboren; im Alter von zehn Jahren zog sie mit ihren Eltern nach Wien. Bis dahin hatte sie sich mit der deutschen Sprache wenig vertraut gemacht, denn ihre Mutter war eine Italienerin. In Wien erhielt sie eine sorgfältige Erziehung, und da sie Neigung und Talent für die Bühne zeigte, so ließen ihre Eltern sie vom sechzehnten Jahre an die Schauspielschule des Wiener Konservatoriums besuchen. Darauf wurde sie zuerst in Brünn, später in Innsbruck und Graz angestellt, dann für das Deutsche Theater in Berlin gewonnen. Vorher trat sie mehrmals im Hofburgtheater auf, ohne ein Engagement im Auge zu haben, da sie schon in Berlin gebunden war. In Berlin vermählte sie sich 1888 mit dem tüchtigen Darsteller Otto Sommerstorff. Als Künstlerin vereinigt sie Innigkeit des Spiels mit südlicher Glut — Rollen wie Hero in „Des Meeres und der Liebe Wellen“, wie Julia in „Romeo und Julia“, wie Parthenia im „Sohn der Wildnis“ weiß sie mit einem Zauber

zu umkleiden, der etwas durchaus Gewinnendes, Eigenartiges hat. Dabei wird sie von einem klangreichen Organ, einer anmutenden Persönlichkeit unterstützt.

Ebenfalls dem Deutschen Theater gehört Lilli Petri-Anno an, welche längere Zeit Mitglied des Berliner Lessingtheaters war. Vorher hatte sie, nachdem sie die Theaterschule von Kürschner besucht hatte, an den Theatern von Weimar und Leipzig Anstellung gefunden. In Leipzig war sie ein Liebling des Publikums geworden, ihre reizenden Mädchenbilder sind dort noch unvergessen. Da war von Schablone nicht die Rede. Wenn der Darstellerin auch die deutsche Herzinnigkeit ferner lag, so wußte sie doch ihr „Aschenbrödel“ und ähnliche Charaktere stets anziehend zu gestalten durch den Liebreiz ihres Wesens. Ihre eigentlichen Triumphe aber feierte Lilli Petri auf dem Gebiete des modernen Salonstücks, und als Susanne in der „Welt, in der man sich langweilt“ hatte sie einen so nachhaltigen Erfolg, daß dadurch das Stück sich lange auf dem Repertoire erhielt. Ein eigentümlich feiner und würziger Duft lag über diesen und ähnlichen Rollen der Künstlerin, welche sich in Aufgaben der deutschen klassischen Dichtung fast nie versuchte. Nur ihr Götterknabe Euphorion ist den Leipzigern durch seine poesievolle Erscheinung in der Erinnerung geblieben. In Berlin hat sie sich dafür ein neues Gebiet erobert, auf dem sie es zur allgemein anerkannten Meisterschaft brachte: es sind dies die weiblichen Charakterrollen, und gerade die gewagtesten Aufgaben der neufranzösischen und skandinavischen Dramatik hat sie zu Kabinettsstücken ihrer Kunst gemacht. Außer in diesen großen Aufgaben zeigte Lilli Petri auch in kleineren Rollen ihre eigenartige Auffassung und die Gabe, zu charakterisieren, so als Suse in „Freund Fritz“, der sie einen sehr bezeichnenden bäuerischen Beigeschmack gab, so als die launenhafte verwöhnte Signe im „Fallissement“ von Björnson, als übermütige, abenteuerlustige und doch dabei innerlich nicht haltlose Cyprienne in dem Sardouschen Drama dieses Namens. Sie wurzelt ganz in dem Boden des neuen Gesellschaftsstückes; und je schwieriger eine Aufgabe, desto glänzender bewährt sie ihr ursprüngliches Talent in der Lösung derselben.

Eine Berlinerin ist Agnes von Mito-Sorma, welche seit dem September 1891 dem Berliner Theater angehört, nachdem sie von September 1883 bis Anfang 1890 Mitglied des Deutschen Theaters gewesen war. Ihre künstlerische Entwicklung, die sich vor den Augen des hauptstädtischen Publikums vollzog, bewegte sich in aufsteigender Linie. Sie begann mit den Rollen der Hedwig Raabe, als muntere Liebhaberin, gefällig, aber nicht bedeutend, bestechend durch ihr zierlich geschmeidiges Wesen, ihr bewegliches Mienenspiel, ihre glänzenden Augen; sie entwickelte sich aber von Jahr zu Jahr kräftiger und selbständiger. Jetzt ist sie für die Heldinnen des modernen Dramas eine hervorragende Kraft geworden; Ibsens Nora, Sardous Dora spielt sie mit Feuer und fein ausgearbeiteter Charakteristik. Ihre Haltung, ihre Spielweise und Auffassung sind modern realistisch ohne jede Spur eines großen Stils. Mit vielem Geschick weiß sie sich hervorragenden Mustern anzuschmiegen und dem Bilde doch zugleich eigene Züge hinzuzufügen. Sie ist temperamentvoll und wandlungsfähig und weiß die Affektscenen der neueren Dramatik oft in zündender Weise zur Geltung zu bringen.

In Frau Stella Hohenfels vom Wiener Hofburgtheater tritt uns eine sehr gewinnende Darstellerin entgegen, die von Jahr zu Jahr an der Wiener Hofburg festeren Fuß gefaßt hat. Sie ist 1857 zu Florenz geboren, in Paris erzogen und trat zuerst 1873 am Berliner Nationaltheater auf als Käthchen von Heilbronn und Luise in „Kabale und Liebe“. Nachdem sie von August Förster, der sich auf einer Rundreise nach jungen Talenten befand, dem damaligen Direktor des Burgtheaters, Dingelstedt, empfohlen worden war, führte sie sich als Desdemona erfolgreich ein und wurde dort dauernd gefesselt. Anfangs war ihr Wirkungskreis beschränkt; erst Adolf Wilbrandt als Direktor verschaffte ihrem Talent volle Geltung; seit 1887 ist sie mit lebenslänglichem Vertrag an der Burg angestellt. Im Jahre 1889 verheiratete sie sich mit dem damaligen artistischen Sekretär des Burgtheaters Dr. Alfred Freiherrn von Berger. Bezeichnend für die Bedeutung ihres Talents ist es, daß sie mit Nebenrollen Aufsehen zu machen wußte, so mit dem Ariel in Shakespeares „Sturm“ und besonders mit der Katharina in „König Heinrich V.“, die sie mit köstlicher Naivetät spielte. Zarte Mädchencharaktere wie Ophelia und Desdemona weiß sie mit Innigkeit darzustellen; frische Ursprünglichkeit, Heiterkeit, warme Herzenstöne und zugleich leidenschaftliches Spiel in der Eifersuchtsscene zeigte sie als Susanne in der „Welt, in der man sich langweilt“ Aber auch schlichte, deutsche Mädchenrollen wie die Thusnelda in den „Zärtlichen Verwandten“ von Benedix führt sie mit Gemüt und Grazie durch. Die willkommensten Aufgaben fand sie in Wilbrandts Lustspielen, als Helene in „Jugendliebe“, als Marianne im „Unterstaatssekretär“, und einen Triumph feierte sie in der Darstellung der fünf Frauenrollen des „Meisters von Palmyra“, die sie alle höchst charakteristisch durchführte.

Ueber die erste Liebhaberin des Dresdener Hoftheaters, Clara Salbach, haben wir bereits im Jahrgang 1888 (Nr. 6) biographische Mitteilungen gebracht; doch darf diese anmutige Blume im Kranze der gleichstrebenden Künstlerinnen nicht fehlen. Damals gehörte sie dem Leipziger Stadttheater an, zuerst als sentimentale Liebhaberin, die durch das Zarte, Innige, Liebliche ihres Spiels und ihrer Erscheinung die Herzen des Publikums gewann. Man traute ihr anfangs keine Rollen zu, die einen größeren Kraftaufwand verlangen; doch allmählich gewann ihr darstellendes Talent an Energie, ihr Rollenkreis erweiterte sich, und ehe sie Leipzig verließ, spielte sie Rollen, die an das Heroische streifen, mit schönem Erfolg. Und so spielt sie auch an der Dresdener Hofbühne nicht bloß Maria Stuart, sondern auch die Jungfrau von Orleans. Stellt man daneben ihre ausgezeichnete Leistung als Claire im „Hüttenbesitzer“, so sieht man, welchen weiten Kreis von Rollen ihr Talent umschreibt. Und überall ist ihr Wesen, ihr Spiel gleich harmonisch, nicht überwältigend durch dämonische Kraft, aber bestechend durch innigen Ausdruck des Gefühls und durch die künstlerische Haltung der Gesamtleistung.

Als Lustspielliebhaberin des Dresdener Hoftheaters hat die liebenswürdige Charlotte Basté durch ihre graziöse Erscheinung und Spielweise sich ein dankbares Publikum gesichert. Sie stammt aus einer Künstlerfamilie; 1867 wurde sie in St. Petersburg geboren und spielte schon als Kind in Schneiders „Kurmärker und Picarde“ die drollige Französin. Es regnete Bonbondüten und sonstige Geschenke auf die Bühne, und auch ein Lorbeerkranz fehlte nicht; Marie Seebach hatte ihn der jüngsten Debütantin gespendet. Diese bewies ihre künstlerische Pflichttreue dadurch, daß sie über eine platzende Bonbondüte hinweggelangte, ohne sich nach dem verstreuten Inhalt zu bücken; erst als das Stück beendet war und sie hervorgerufen wurde, sammelte sie die süßen, auf der Bühne umherliegenden Gaben ein. Im Alter von 15 Jahren trat sie zuerst am Berliner Hoftheater auf, war darauf zwei Monate in Leipzig, wo sie für die erkrankte Vertreterin ihres Faches einsprang, und wurde dann für St. Petersburg gewonnen, wo sie den Rollenkreis von Goethes Klärchen bis zu den Naiven neuesten Stils beherrschte. In St. Petersburg blieb sie zwei Jahre, dann wurde sie vom Dresdener Hoftheater unter sehr günstigen Bedingungen engagiert. Sie spielt vorzugsweise die Naiven, aber darin geht ihre Kunst nicht auf; sie gebietet auch über einen glücklichen Humor, über einen feinen geistreichen Salonton und hat Rollen wie die Marianne in Wilbrandts „Unterstaatssekretär“ mit glänzendem Erfolg gespielt.

Die jüngste dieser Darstellerinnen, die erste Liebhaberin der Leipziger Bühne, Marie Immisch, hat durch eine sich über das Durchschnittsmaß erhebende Künstlerschaft die einstimmige Anerkennung von Publikum und Kritik gefunden. Geboren 1868 in Weimar, hat sie ihre ersten Studien in Oldenburg unter Otto Devrients Leitung gemacht, war dann zwei Jahre in Danzig und gehört jetzt seit drei Jahren dem Leipziger Stadttheater an. Sie ist eine Darstellerin, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, ihre Rollen mit feinem Verständnis durcharbeitet und die zarteren mit echt poetischem Duft umgiebt; das gilt z. B. von ihrer Thekla, welche der idealen Gestalt des Dichters durchaus entspricht. Vorzüglich ist ihre Julia, ihre Bertha in Grillparzers „Ahnfrau“. Für das Zarte und Schwärmerische trifft sie einen sehr anmutenden Ton; aber sie ist auch hinreißend im Ausdruck einer starken Empfindung. Das schöne Talent dieser Künstlerin wird gewiß noch in weiteren Kreisen von sich reden machen. †

Blätter und Blüthen

Wirren in Kamerun. (Zu dem Bilde S. 53.) Recht düstere Weihnachten haben diesmal unsere deutschen Kolonialbeamten in Kamerun gefeiert. Um die Mitte des Dezember vor. Jahres empörte sich plötzlich ein großer Teil, 60 Mann, der aus Dahomenegern bestehenden schwarzen Polizeitruppe, denen sich 40 bewaffnete Weiber anschlossen. Es gelang den Meuterern nicht nur, den Munitionsschuppen zu erbrechen und sich in den Besitz von Geschützen, Gewehren und reichlicher Munition zu setzen, sondern auch trotz fünfzehnstündiger heftiger Gegenwehr der Regierungsbeamten, des zu Hilfe geeilten Vermessungskommandos, sowie der treugebliebenen schwarzen Soldaten das Regierungsgebäude zu erobern. Erst mit Hilfe des am 21. Dezember von einer Erholungsreise zurückkehrenden Kreuzers „Hyäne“ war es möglich, das Verlorene wiederzugewinnen und die Bande der Aufrührer zu zerstreuen.

Soweit die spärlichen telegraphischen Nachrichten, die in dem Augenblick vorliegen, da diese Nummer zum Druck geht. Unser Bild zeigt dem Leser das auf der Höhe der Joßplatte über dem Kamerunfluß gelegene deutsche Regierungsgebäude, davor, von Palmen überschattet, das schöne von den deutschen Kaufleuten in Westafrika gestiftete Grabdenkmal Gustav Nachtigals, des hochverdienten Forschers, der einst vor zehn Jahren hier die deutsche Flagge gehißt hat, bald darauf aber, am 19. April 1885, ein Opfer seiner treuen Pflichterfüllung geworden ist. Erst wurden seine sterblichen Ueberreste auf dem Kap Palmas bestattet, dann aber zum Beginn des Jahres 1888 nach Kamerun übergeführt und dort in dem prächtigen Parke bei dem Regierungsgebäude aufs neue beigesetzt.



Gehversuche.

Nach einem Gemälde von L. Deschamps.

Zum Todesjahr des Königs Gambrinus. Wer das Bier erfunden hat, das wird ewig dunkel bleiben; die Volkssage will es allerdings wissen, sie schreibt dieses Verdienst einem flandrischen König Gambrinus zu. Die Entstehung dieser Sage verlegen die Geschichtsforscher in das 13. Jahrhundert n. Chr. Damals regierte Johann I. als Herzog von Brabant, in der Volkssprache hieß er Jan und lateinisch nannte man ihn Jan primus. Er war ein Schutzherr der Gewerbe und ließ sich auch bewegen, den Ehrenvorsitz der Brüsseler Brauergilde zu übernehmen. Die dankbaren Brauer haben infolgedessen in ihrem Innungssaale sein Bildnis aufgehängt, auf welchem der Herzog mit einem schäumenden Bierpokale in der Hand dargestellt wurde.

Jan primus wurde nun als der Schutzherr des Bieres gefeiert, um so mehr, als um jene Zeit das Bier in den Weinbauern starke Gegner hatte und vielerorts zum ersten Male die Biersteuer eingeführt wurde. Aus Jan primus wurde das Wort Gambrinus, aus dem Herzog ein König, dem man nicht nur die Beschirmung, sondern auch die Erfindung des Bieres zuschrieb. Jan primus, das Urbild des Gambrinus, starb gerade vor 600 Jahren, im Jahre 1294. Der Todestag ist uns nicht bekannt. — Wir möchten Freunde des Bieres auf dieses Jubiläum aufmerksam machen; es bietet Gelegenheit, dem verdienten Fürsten ein stilles Glas zu weihen.

*

Ein mittelalterlicher Fastnachtsbrauch. (Zu dem Bilde S. 57.) Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Mittelalter reich war an Volksbräuchen, die sich durch eine für unser heutiges Empfinden mehr als befremdliche Derbheit auszeichnen. Das allgemeine Behagen an drastischer Belustigung trieb natürlich die tollsten Blüten zur Zeit der Fastnacht, wo ja auch in der sonst zarter fühlenden Gegenwart noch da und dort „die Bande frommer Scheu“ sich bedenklich lockern. Der Maler unseres Bildes schildert uns nun solch einen mittelalterlichen Fastnachtsbrauch, der auf dem Leipziger Boden zu Hause war. Dort mußte, so wird berichtet, jede Fastnacht ein Hagestolz mit einem Strohkranz um das Haupt einen Pflug lenken, dem alte Jungfern vorgespannt waren. Auch wir Heutigen sind ja geneigt, das ehelose Leben nicht als die idealste Erfüllung der menschlichen Bestimmung zu betrachten; insbesondere bilden die älteren Junggesellen auch heute noch den Zielpunkt manchen schlechten Witzes, sie müssen es sich sogar gefallen lassen, daß man ihnen mit einer eigenen Steuer droht. Aber das sind doch alles sehr harmlose Dinge gegen die grausame Verhöhnung, welche das fünfzehnte Jahrhundert für angebracht hielt. Und die Bitterkeit eines solchen öffentlichen Schimpfs wurde auch damals schon heiß empfunden. Im Jahre 1499, so wird erzählt, stach eine Jungfer den, der sie anspannen wollte, tot.

Fürsorge für sprachlich zurückgebliebene Kinder. Zu den schönen Errungenschaften der Neuzeit gehört es, daß man das Wesen vieler Sprachgebrechen ergründet und Wege gefunden hat, dieselben zu heilen. Am erfreulichsten ist dabei, daß dank der allgemeinen Schulpflicht und der Fürsorge der Behörden die erprobte Hilfe den weitesten Kreisen zu teil wird. Stotternde und stammelnde Kinder sind gegenwärtig noch sehr zahlreich; man rechnet, daß von hundert Kindern, die in die Schule aufgenommen werden, eins mit irgend einem Sprachgebrechen behaftet ist. Die allermeisten dieser Kleinen können recht wohl richtig sprechen lernen, wenn sie in eine zweckmäßige pädagogisch-gymnastische Behandlung kommen. Darum werden in verschiedenen deutschen Staaten Kurse abgehalten, in denen gelehrt wird, wie man mit derartigen Sprachkranken verfahren muß. In Berlin bildet seit dem Jahre 1885 Dr. Gutzmann Lehrer und Aerzte in der geeigneten Heilweise aus, und bis jetzt haben 206 Lehrer, 3 Lehrerinnen und 20 Aerzte von ihm Unterricht erhalten, um in verschiedenen Gegenden segensreich zu wirken. Nach einem neuerdings veröffentlichten Berichte sind von den Schulkindern, welche von diesen Lehrern behandelt worden sind, 80% dauernd von ihrem Uebel befreit worden. In manchen Städten sind die Stotterer und Stammler fast gänzlich verschwunden. Wenn man bedenkt, wie störend ein Sprachgebrechen im praktischen Leben ist, wie oft es den fleißigsten Menschen am Vorwärtskommen hindert, so muß man diese Fürsorge aufs wärmste anerkennen.

Aber wir dürfen auf dem einmal beschrittenen Wege nicht innehalten, sondern müssen rüstig vorwärtsschreiten, damit kein neuer Nachwuchs von Stammlern und Stotterern entstehe. In dieser Hinsicht hat das Haus wichtige Pflichten zu erfüllen. Sprachgebrechen werden um so eher geheilt, je früher sie in zweckmäßige Behandlung kommen. Eltern von Kindern, die mit Sprachgebrechen behaftet sind, sollten darum nicht versäumen, frühzeitig sachverständigen Rat einzuholen. Dies ist auch deshalb notwendig, weil es vorkommen kann, daß Kinder, die sprachlich zurückgeblieben sind, für geistig zurückgeblieben gehalten und in Anstalten gebracht werden, in welchen sie nicht die für sie erreichbare Bildungsstufe erhalten. Auf diesen Umstand wies neuerdings Moritz Weniger in der Flugschrift „Nicht geistig, sondern sprachlich zurückgebliebene Kinder“ (Karl Bauch, Gera) hin. Man findet in dieser Schrift vielfache Belehrung, nur möchten wir nicht empfehlen, auf brieflichem Wege Auskunft über die Natur des Sprachleidens zu suchen; die persönliche Untersuchung durch einen Sachverständigen, sei es Arzt oder Lehrer, ist unbedingt nötig, und einen solchen zu finden, dürfte gegenwärtig nicht mehr schwierig sein; die Leiter der in so vielen Städten bestehenden Heilkurse für sprachleidende Schulkinder werden gern die gewünschte zuverlässige Auskunft geben.

*

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

A. Z. in Ansbach. Besten Dank für Ihre Mitteilung! Die freundliche Gesinnung, die Sie uns aussprechen, beweist am besten, daß derlei Angriffe der „Gartenlaube“ nicht schaden können!

Nr. 1259. Die Antwort auf Ihre Anfragen finden Sie in der Polizeiordnung Ihres Wohnortes. Allgemeingültige derartige Vorschriften giebt es nicht.

Fr. G. in W. Entschuldigen Sie das Versehen in Rücksicht darauf, daß vierundachtzigjährige Männer zwar oft noch sehr gut, aber häufig nicht mehr sehr deutlich schreiben. So konnte es geschehen, daß wir den Namen des Komponisten der Struwwelpeterlieder „Haßla“ statt „Hußla“ lasen.

E. G. in T . . . . r. Die Wörter „Post“ und „Apostel“ haben nichts miteinander zu thun. Das erstere hängt mit dem lateinischen Wort ponere = niederlegen zusammen, das letztere kommt aus dem Griechischen, wo das Zeitwort apostellein „absenden“, das Hauptwort apóstolos „der Abgesandte“ bedeutet.

Hausvater in Schivelbein. Wie man ein Schattentheater macht? Ja, verehrter Freund, das ist nicht mit ein paar Zeilen unseres Briefkastens zu erklären! Doch können wir Ihnen ein kleines Heftchen empfehlen, worin Sie eine gute und praktische Anleitung finden. Es betitelt sich „Ein neues Schattentheater. Anleitung zur Herstellung von Bühne und Figuren nebst dem Schattenspiel ‚Die Bremer Stadtmusikanten‘. Von M. Reymond“ (Hamburg, Richter). Nach dem dort beschriebenen Muster werden Sie, wenn Sie etwas Zeichner sind, mit leichter Mühe auch noch andere Stückchen eigener Erfindung einrichten können.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 5. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(4. Fortsetzung.)

7.

An dem Burgpförtlein über dem Felsensteig hatte Sigenot den hölzernen Hammer gerührt. Ein Knecht Wazes öffnete. „Komm nur, der Herr wartet schon!“

Der Fischer zögerte. „Sind die Buben daheim?“

„Nein. Gestern vor Mittag sind sie nach dem Eismann hinauf ins Gemsgejaid. Ich weiß nicht, ob sie heut' noch heimkommen.“

Sie überschritten den wenig geräumigen Burghof; der Steinwall um das Haus war eng gezogen, nach dem alten Sprichwort: je kürzer die Mauer, so länger die Wehr'. An der Mauer entlang, unter den Pfeilscharten und Auglöchern, lief eine hölzerne Brustwehr mit Wächterhäuschen und kleinen Treppen; aber das Holzwerk war morsch und zerfallen. Wazemanns Haus hatte nie einen Angriff erfahren und schien auch keinen mehr zu befürchten. In die Ecken der Mauer waren Schuppen und Scheuern eingebaut, und die Wächterhäuschen dienten als Trockenkammern für die Wilddecken. Ein paar alte Ulmen standen im Hof, von Holzbänken umzogen und an den Stämmen behängt mit verwitterten Hirschgeweihen und Steinbock- und Gemshörnern, welche zumeist noch auf den weißgebleichten Schädeln saßen. Zwischen den Bäumen erhob sich ein aus dicken Fichtenstangen gefügter Käfig, in welchem ein brauner Bär, ein Wolf und eine Luchskatze einträchtig hausten, träg und schläfrig, mit abgeschundenem Fell. Nicht weit davon, in einer Ausbuchtung der Ringmauer, befand sich der hochvergitterte Hundezwinger, in welchem die Bollbeißer und Saufinder bei Sigenots Eintritt einen tollen Lärm erhoben.

Inmitten des Hofes stand, wie ein plumper riesiger Block, Herrn Wazes Wohnhaus. Der Unterbau war aus unbehauenen Felsbrocken gemauert und umschloß die Küche, die Falkenkammer, die Gesindestübchen, den Keller und die Bußlöcher, von deren zweifelhafter Wohnlichkeit so manch ein Bäuerlein im Gadem



Zur Schlittschuhbahn.
Nach einer Originalzeichnung von L. Dettmann.

erzählen konnte. Der Oberbau, den ein steiles, gebrochen vorspringendes Schindeldach bedeckte, war aus Balken gefügt. Eine hölzerne Freitreppe führte in eine Vorhalle; hier standen zwei lange Tische mit Holzbänken und dreibeinigen Stühlen; Jagdnetze, Schneereifen und eiserne Raubtierfallen hingen an der Wand, Saufedern und Grießbeile lehnten in den Ecken, und an den höheren Balken reihte sich eine Trophäe an die andere: Eberköpfe, Bärenhäupter, Hirschgeweihe und Luchsköpfe. Von dieser Halle führten zwei niedere Thüren in das Haus, und aus der einen, welche offen stand, hörte man zwei Stimmen, rauh und zornig die eine, die andere scheu und stammelnd.

„Der Herr ist drin, geh' nur hinein!“ sagte der Knecht zu Sigenot, nickte und ging davon.

Der Fischer trat über die Schwelle. Der Raum vor ihm, das war die Herrenstube in Wazemanns Haus; sie hatte vier Fenster, aber der Schliem*, mit dem die Fensterrahmen überzogen waren, ließ vom späten Licht des Abends nur noch eine trübe Helle ein. Gebräunte Balken bildeten die Decke, von welcher an Ketten ein eiserner Reif mit aufgesteckten Hirschtalgkerzen niederhing. Darunter ein Tisch mit Stühlen; in einer Ecke der massige Lehmofen. Die von Geweihen starrenden Balkenwände waren rauh mit Mörtel beworfen und geweißt. Entlang der Mauer liefen Holzbänke, unterbrochen von Truhen und drei niederen Thüren. Hier ein Sattelbock, dort ein Gestell mit Waffen und Jagdgerät, und dazwischen in der Wand ein alkovenartiger Ausbau mit dem Spanbett, in welchem Herr Waze die Nachtruh' zu halten pflegte, seit Frau Friderun, sein Eheweib, das Zeitliche auf blutigem Weg gesegnet hatte.

Heute aber schien die Stunde, um welche sich Herr Waze nach Schlaf und Ruhe sehnte, noch lange nicht gekommen. Seine Stimme klang in dem Raum wie Bärengebrüll in der Grube; mit beiden Fäusten hielt er den Bauer, welcher stotternd vor ihm stand, am Bart gefaßt, rüttelte und schüttelte ihn und schrie ihm ins Gesicht: „Wart', Du, wart'! Dir will ich zeigen, wer Dein Herr ist! Du sollst mir den Zinstag merken! Dir will ich's einbläuen!“ Mit der Faust holte er zum Schlag aus.

Da faßte Sigenot seinen Arm. „Aber Herr, lasset doch den Bauer aus! Ihr redet ein lützel gar zu grob! Wenn Ihr ihm das Hirn in die Ohren beutelt ... wie soll er denn hören?“

Herr Waze ließ den Bauer fahren und schrie: „Wer untersteht sich denn . . .“ da verstummte er wieder. Er hatte den Fischer erkannt und schien Ursache zu haben, seinen Zorn gewaltsam zu bezwingen. Er packte die Säume seines langen Hausrockes, schlug sie über dem Leib zusammen und brummte: „Du? So? Du bist da?“

Sigenot wandte sich an den Bauer, in welchem er seinen Nachbar erkannte, den Marderecker. „Was hast denn angestellt?“

„Der Lump und Gauchdieb!“ schrie Herr Waze. „An Sonnwend' hätt' er zinsen sollen — und heut', im halben Augst**, kommt er und heult, ich soll noch warten bis nach der Albenzeit.“

„Aber guter Herr, habet doch Einsicht!“ stammelte der Bauer mit halb erstickter Stimme. „Wie hätt' ich denn käsen sollen? In sechs Wochen hat mir der Bär vier Geiß' gerissen, meine besten Milchgeiß'.“

„Freilich! Steiner frißt halt der Bär nicht.“

„Aber ich kann doch aus Steiner auch kein Schmalz machen!“

„Schau den an!“ schrie Herr Waze. „Spitzwörteln will er auch noch!“ Und wieder wollte er mit beiden Fäusten zugreifen.

Sigenot trat dazwischen. „Lasset ihn doch in Ruh', Herr, der arm' Hascher hat ja eh' keinen Tropfen Blut mehr im Gesicht. Und daheim bei ihm schaut's grausig aus. Eine Kuh ist ihm umgestanden, und sein Weib kann nimmer schaffen.“

Herr Waze that einen langen Fluch, spuckte aus und griff nach der Metbitsche auf dem Tisch. Als er sie leer fand, klapperte er mit dem Deckel und schrie: „Ulla! Ulla!“ Eine greise Magd erschien, um den Krug zu holen.

Inzwischen fragte Sigenot den Bauer: „Wie viel macht Dein Zins?“

„Auf Sonnwend' zwanzig süße Geißkäs'.“

„So komm' halt morgen zu mir. Ich red' mit meiner Mutter — die leiht Dir den Zins. Kannst ihn ja wieder heimgeben, aber Eil' hat's keine. Und wenn's halt gar nimmer sein kann . . . liegt auch nichts dran!“

Der Bauer fand kein Wort des Dankes; aber seine Augen redeten. Herr Waze lachte. „Die Käs', Fischer, die hast gesehen! Aber thu', was Du magst, es geht ja um Dein' Sach', nicht um das meinig'! Und Du“ — das ging den Bauer an — „Du mach', daß Du weiter kommst!“ Ein Tritt, und der Marderecker brauchte die Thür nicht mehr zu suchen.

Die Magd brachte den Krug. „Steck' die Kerzen an!“ brummte Herr Waze und wandte sich wieder zum Fischer. „Was ich sagen will . . . die Ferchen sind sauber gewesen. Was willst denn haben dafür?“

„Stahlstiften könnt' ich wieder brauchen auf Angelhaken.“

„Die sollst haben. Und meine Dirn' hat einen Hirsch geworfen; von dem schick' ich Dir eine Keul'.“

Sigenot schüttelte den Kopf. „Nicht von dem! Ich hab' ihn sterben sehen.“

Herr Waze stieß einen schmerzvollen Laut aus, als hätte er einen Stoß auf den Leib bekommen. „Die Leut' sterben,“ schrie er, „die Hund' verrecken . . . aber der edle Hirsch verendet! Ein Fischer! Soll ein halber Jäger sein und kann nicht einmal reden! Und grausen thut ihm vor Wildpret! Meinetwegen!“ Er schüttelte den Kopf, und um seine Fassung wiederzufinden, griff er nach der Bitsche.

Auf dem Eisenring brannten die Kerzen, und ihr rötlicher zuckender Schein beleuchtete den Trinker. Der lange aus Hirschleder genähte Hausrock umhüllte eine klobige, vom Alter schon etwas gebeugte Gestalt; ein grauer langsträhniger Bart umrahmte die von Zeit und wüstem Leben zerstörten Züge; alles an diesem Gesicht war welk und schlaff, nur die grauen Augen hatten noch Glanz und festen Blick. Straffes Haar hing an den Schläfen und im Nacken; das Oberhaupt war kahl, doch über der Stirne sträubte sich ein vereinsamter Haarbusch, als hätte die Zeit ihn eigens verschont, damit ihn ein zausendes Schicksal doch endlich noch zu fassen bekäme.

Herr Waze hatte einen tiefen Zug gethan und stellte die Bitsche nieder; mit einem Augenwink wies er die Magd aus der Stube. „So, Fischer, jetzt laß uns reden miteinander! Komm' her, hock' Dich nieder!“ Sie setzten sich. „Und fürs erste . . . da, trink!“ Herr Waze schob seinem Gast die Bitsche hin.

„Ich hab' keinen Durst,“ sagte Sigenot und steckte seine Kappe hinter den Gürtel.

Herr Waze schielte den Fischer von der Seite an. „Meinetwegen!“ brummte er; dann legte er die Arme über den Tisch, blickte eine Weile schweigend mit spähendem Blick in Sigenots Gesicht, als prüfe er seinen Mann, und sagte: „Also, jetzt red'! Was meinst denn Du dazu?“

„Wozu? Ich versteh' nicht!“

„Hast sie doch auch schon gesehen heut'!“

„Wen, Herr?“

„Die Kuttenlupfer! Bist ja dazugekommen, wie meine Dirn' mit ihnen zusammengeraten ist.“

Langsam hob Sigenot die Augen; aber keine Miene zuckte in seinem Gesicht. „Wohl wohl!“

„Also! Jetzt red'! Was sagst dazu?“

„Ich? Und sagen? Was gehen denn mich die fremden Leut' an?“

„Fremde Leut'?“ Herr Waze blinzelte. „So? Du bist aber schnell fertig.“ Er lachte und legte die unruhigen Hände um die Bitsche. „Wenn aber der Oberste von ihnen morgen kommt und sagt zu Dir: ‚Du, Fischer, jetzt paß' auf, jetzt bin ich der Herr im Gadem, und Ihr all' seid Kirchenknecht', da giebt's keinen Unterschied — und Fron und Zins und Steuer, alles gehört mir, mein ist der Wildbann, und das Fischrecht über Bach und See, das laß' ich auch nicht aus, her damit!‘ Was sagst denn nachher, Fischer?“

Sigenot lächelte. „Da könnt' ein jeder kommen und könnt' so reden. Es fragt sich nur, wie viel er ausricht' bei mir.“

„Gelt, ja? Gelt?“ lachte Herr Waze. Die Antwort schien ihm zu taugen. „Also? Was wirst denn sagen, wenn er kommt?“

„Da müßt' ich mich erst besinnen. Aber ich mein', ich find' schon die richtige Red'.“

„Hast recht! Laß' Dir nur nichts gefallen! Und wenn

* Dünn gegerbte Netzhaut. ** August.

Dir die Wort' ausgehen, red' nur gleich mit der Faust. Bei Dir giebt's aus . . . wo Du hinhaust, da wachst sieben Jahr' kein Gras nimmer. Und ich, Fischer, ich halt' zu Dir! Dich hab' ich gern, das weißt. Du bist der einzig' im Gadem, den ich stehen hab' lassen wie Herr neben Herr. Das wirst mir zugeben — nie hab' ich mit einem Finger an Dein Sach' und Recht gerührt."

„Das hat wohl einen guten Grund gehabt," sagte der Fischer trocken.

Herr Waze zog die Brauen hoch. „Wieso? Wie meinst Du das?"

„Ich mein', es wär' schiech ausgegangen. Kann sein, für mich . . . für Euch aber auch! Wenn ein Baum fallt, Herr, giebt's Trümmer."

Herr Waze machte zu dieser Rede ein schiefes Gesicht, und dunkle Röte stieg ihm ins Antlitz. Aber er lachte und griff nach der Bitsche. Abermals that er einen tiefen Zug, klappte den Deckel zu und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Schau, Fischer, das gefallt mir, daß Du so redest! Wer was ist, den laß ich gelten! Und drum wär's mir leid, wenn es Dir an den Leib ging'. Aber ich halt' zu Dir."

„Ich mein', ich brauch' keinen Helfer."

„So? Paß' nur auf! Du, freilich, Du bist noch nie hinausgekommen aus dem Gadem. Aber ich, Fischer, ich weiß, wie sie's machen!" Mit hohler Hand strich Herr Waze über die Tischplatte, als lägen goldene Schätze vor ihm, die er einstreifen möchte in seinen Schoß. „Beim Kleinen fangen sie an, schön langsam, und allweil schneller geht's, und beim Großen hören sie auf. Mit Gotteslieb' und Himmelsgnad' aißen* sie die Gruben an, und was drauf hereinfallt, das kommt in den Klostersack. Und der hat kein Loch . . . was da einmal drin ist, das bleibt!"

Sigenot schüttelte den Kopf und lächelte vor sich hin.

„Warum lachst Du?" brummte Herr Waze, während draußen der erste brausende Windstoß um das Haus fuhr.

„Der Ramsauer Pfarrherr ist mir eingefallen, der alte Hiltischalk."

„Was willst mit dem?"

„Der hat mich als Bub getauft . . . das ist der einzig', den ich kenn'. Und wenn die vier, die heut' gekommen sind, dem Ramsauer nachgeraten, so könnt' man allweil hausen mit ihnen. Denn vom Ramsauer hab' ich noch nie gehört, daß er 'was eingestrichen hat in seinen Sack. Ich hör' nur allweil, daß er giebt . . . das letzte Haftl und das letzte Pfaid und Herz und Leib dazu!"

Herr Waze hatte regungslos gesessen, mit funkelnden Augen an dem Munde des Fischers hängend. Jetzt sprang er auf und warf den Stuhl beiseite. „Hol' ihn der Teufel, den er predigt!" schrie er mit zitternden Lippen. „Der gerad', der ist von den Aergsten einer! Der weiß, wie man's machen muß, daß die Roß' nach dem Fuhrmann schlagen! Die ganzen Leut' in der Ramsau hat er mir verdorben in Grund und Boden. Da steht ja einer neben dem andern wie Stein bei Stein in der Mauer!"

Sigenot erhob sich. „Ich mein', Herr Waze, das hat ein anderer fertig gebracht als der Ramsauer Pfarrherr."

Herr Waze hörte diese Worte nicht; der zweite Windstoß rauschte um das Haus, daß alles Gebälk erzitterte; an einem der Fenster riß der dünne Schliem, ein zischender Luftstrom fuhr in die Stube und machte die Kerzen flackern. Mit zorniger Faust stieß Herr Waze den Laden vor. „Und jetzt," so schrie er, „jetzt will sich gleich ein ganzes Bündel festsetzen im Gadem. Und eine Klaus' wollen sie bauen, und aus der hölzernen Klaus' soll ein steinernes Kloster wachsen mit Mauer und Türm' . . . und wie man der Sau das Blut ablaßt, langsam, aber sicher, so soll ich Stückl um Stückl herlassen, was ich halt' in meiner Faust. Aber die sollen den Waze kennenlernen! Wenn ich nur wüßt', wer hinter ihnen steht! Ob der Salzburger? Oder gar noch ein Stärkerer, der mir ans Fleisch kann! Wenn ich nur das wüßt' . . . dann möcht' ich ihnen morgen ein Wörtl sagen, daß ihnen die Zung' in den Hals fallt! Aber so . . ." Herr Waze schluckte die Worte und griff sich mit den Fäusten an die eigene Brust.

Sigenot stand schweigend, mit ernstem Blick. Keuchend trat Herr Waze an den Tisch und hob den Krug. Als er ihn niedersetzte, schnitt er ein Gesicht, als wär' ihm die Zunge bitter geworden. „Was nur das wieder für ein Gesüff ist! Den Met hat der Schönauer gesteuert . . . und hat mir mit Fleiß den Honig verdorben!"

„Nein, Herr!" sagte der Fischer. „So was thut der Schönauer nicht. Aber wenn einer zu oft in den Immstock greifen muß und mehr vom Stock verlangt, als er geben kann, so sind die Immen bald nimmer heikel im Blumensuchen und heimsen auch auf schlechtem Kraut und auf Giftblumen. Das merkt man halt nachher im Met . . . obenauf schmeckt er freilich süß, aber der Satz wird bitter auf die Letzt."

„So? Meinst?" brummte Herr Waze und roch in die offene Bitsche. Er stieß den Krug von sich und schrie: „Was mich am meisten ärgert, was mir alles umdreht im Leib —" die beiden Fäuste schlug er an seine Stirn' — „ich selber bin schuld, daß ich die Schermäus' jetzt im Land hab'!" Er trat vor den Fischer hin und mit fuchtelnden Armen begann er zu erzählen: „Vor Jahr' einmal, da sind der Sulzbacher und seine Gräfin auf den Einfall gekommen, sie möchten Nachschau halten im Gadem. Ohne Troß und Knecht' sind sie draußen weggeritten von der Herrenburg; und unterm Lokistein, wo der Goldenbach in die Achen fließt, sind sie in die Irr geraten. Da haben sie aus dem Sattel steigen müssen und zu Fuß weiter suchen. Und auf einmal, da bricht unter ihnen die Erd' ein, und halb verschüttet sind sie in der brunnentiefen Grub' gelegen, zwei Tag' und eine Nacht. Und was sagst? Da muß mich mein Unstern dazuführen . . ." Herr Waze lachte zornig auf und streckte die Fäuste gegen die Decke.

„Unstern?" Sigenot furchte die Brauen. „Es sind doch Menschen in der Not gewesen, und Eure Herrenleut' dazu!"

„Paß' nur auf, was weiter kommt!" schrie Herr Waze. „Auf der Sauhatz hab' ich die ledigen Roß' gefunden, hab' vom Sattelzeug richtig auf die Reiter geraten und hab' mich mit meinen Leuten ans Suchen gemacht. Und finden hab' ich sie müssen! Finden! Und hab' noch eine Freud' gehabt, weil ich gemeint hab': jetzt, wo mir der Graf und die Gräfin ihr Leben danken müssen, hätt' ich einen rechten Stein im Brett. Und weißt, was geschehen ist?" Mit beiden Händen faßte Herr Waze den Fischer am Wams. „Wie der Graf und die Gräfin wieder daheim waren, hat der Burgpfaff angefangen, der Frau Adelheid ins Ohr zu reden: ihr Unglück und die Rettung . . . hörst, Fischer: die Rettung! . . das wär' ein Vermerk von Gott gewesen, daß Frau Adelheid das alte Gelübd' ihrer Mutter erfüllen müßt' und den Berchtersgadem hingeben an die Kirch'!" Herr Waze schlug die Fäuste auf den Tisch und lachte mit bleichen Lippen. „Und wie schon allweil der Zwölfer fallt, wenn die Schwarzkittel ihre Knöchel werfen . . . so hat's nicht lange gedauert, da kommt das Siechtum über Frau Adelheid und auf dem Totenschragen hat sie den Eid gethan, und zwölf Edelleut' haben mitschwören müssen, daß der Berchtersgadem an das Kloster fallt!"

Sigenot hob den Kopf und zog die Kappe aus dem Gürtel. „So wär' das richtig und wahr? Die Schenkung ist beschworen und gethan?"

„Ja, ja, ja!" schrie Herr Waze. „Und das ist der Dank, den ich hab'! Was sagst, Fischer? Was sagst?"

„So muß ich sagen, daß die Leut' ein Recht haben, wenn sie kommen . . . daß sie die Herren im Gadem sind."

„Was Herr? Wer Herr?" klang die kreischende Antwort. „Ich bin der Spisar im Gadem, und ich bin nicht gefragt worden, ich hab' der Schenkung nicht zugestimmt — und ich thu's auch nimmer!"

„Wer hätt' Euch denn fragen müssen? Wenn ich mein Wesen verschenken will, muß ich denn da mein Gesind' erst fragen?"

Herrn Waze blieb die Antwort in der Kehle stecken; seine Augen erweiterten sich, und ein Zittern befiel seine Knie. Er lachte nur gepreßt und heiser. Mit zuckenden Fäusten zog er die Rocksäume über der Brust zusammen und schritt in der Stube auf und nieder. Draußen kam der Sturm gezogen. Es pfiff und heulte um das Haus, dumpf rauschten die Wipfel der Bäume, man hörte das Krachen brechender Aeste, das Geklapper fallender Schindeln, und in weiter Ferne rollte der erste Donner.

Herr Waze blieb vor Sigenot stehen, mit funkelnden Augen und fahlem Gesicht. „Fischer! Da steh' ich vor Dir . . . und

---

* lödern.

draußen beim Lofistein liegen die Klosterleut' . . . zu wem willst halten?"

„Warum eine solche Frag', Herr? Ich bin doch nur einer — kommt's denn auf einen an?"

„Du gehst für hundert. An Dir hängen die Leut' im Gadem wie die Schaf' am Salz. Zu wem willst halten?"

„Fürs erste halt' ich zu mir selber. Und wenn mich noch ein anderer braucht, so muß das allweil einer sein, bei dem ich ein Recht seh'."

Langsam trat Herr Waze von Sigenot zurück und maß ihn mit stechendem Blick vom Kopf bis zu den Füßen. „Fischer!" Und drohend hob er den Finger. „Fischer, besinn' Dich! Da steh' ich vor Dir, und da draußen sind die andern. Schau fest hin! Auf welcher Seit' . . ."

„Ich seh' nur Euch, Herr!" unterbrach ihn Sigenot mit ruhigem Wort. „Daß ich mir die andern anschau', dazu brauch' ich Zeit!"

Wazemanns Augen blitzten, und ein tückisches Lächeln verzerrte seine Lippen. „Gut, Fischer, so haben wir ausgeredet miteinander . . . für heut'!"

„Wohl wohl, Herr! Und somit gut' Nacht!" Sigenot nickte und schritt der Thüre zu.

Als er im Dunkel der Vorhalle verschwunden war, eilte Herr Waze zu einer der beiden Thüren, welche in das Innere des Hauses führten, riß sie auf und that einen leisen Pfiff.

Ein Knecht kam gesprungen. „Herr?"

Wazemann besann sich; dann schüttelte er den Kopf und drückte die Thüre wieder zu. Er ging zum Tisch zurück; aber da sah er betroffen auf. Sigenot stand auf der Schwelle.

„Hast Dich besonnen, Fischer?" kam es über Wazes Lippen gesprudelt.

Sigenot blickte zu Boden. „Herr — draußen geht ein schieches Unwetter los und mir ist eingefallen . . . Eure Tochter ist außer Haus."

Herr Waze machte ein verblüfftes Gesicht. „Was geht meine Dirn' Dich an? Die wird wohl wissen, wo sie bleibt!" Damit drehte er dem Fischer den Rücken zu. Sigenot stand noch eine Weile; dann zuckte er die Achseln, warf einen zerstreuten Blick durch die Stube und ging.

Wazemann schielte ihm nach und lächelte. „Ich laß Dir freien Weg aus meinem Haus . . . geh', Fischer, geh' nur! Aber ich mein' schier, Du gehst Deinem Vater nach."

Graues Dunkel lag schon über dem Hof, als Sigenot aus der Vorhalle niederstieg. Jagendes Gewölk bedeckte den Himmel. An dem Pförtlein über dem Felsensteig wartete der Knecht, der den Fischer ins Haus geführt hatte. „Willst heimzu nicht lieber den Reitweg nehmen?" fragte er.

Sigenot schüttelte den Kopf. „Ich geh' hinunter, wo ich herauf bin."

„Der Sturm blast aber bös hin an die Wand."

„Mich wirft er nicht! Mach' auf!"

Der Knecht öffnete das Pförtlein und Sigenot betrat den steilen und dunklen Weg.

Von der Bergseite der Mauer her ließ sich wirrer Stimmenlärm vernehmen. Wazemanns Söhne kehrten von der Jagd zurück. Das Gesinde lief zusammen und zwei Knechte kamen mit Windfackeln, deren rußende, vom Sturm gepeitschte Flammen den Burghof mit rötlichem Schein erfüllten. Zwei Jägerknechte, welche mit heimkehrten, trugen ein schweres Stück Fahlwild* an einer Stange. Henning, Sindel, Rimiger und Hartwig, die ältesten von Wazemanns Söhnen, warfen die Gemsböcke nieder, mit denen ihre Rücken beladen waren. Eilbert trug die Stahlbogen und Köcher der älteren Brüder. Gerold und Otloh, die beiden jüngsten, führten in ihrer Mitte einen Buben, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren. Sie alle trugen, mit geringem Unterschied, das gleiche Gewand: die Marderkappe mit der Adlerfeder, das Lederwams, die kurze Berghose und am Gürtel den Wildfänger. Rauhe verwegene Gestalten, denen das wilde zügellose Leben, das sie führten, aus Gesichtern und Augen blickte.

Geschrei und Hundegeheul erfüllte den Hof und übertäubte das Schluchzen des gefesselten Buben, der sich kaum mehr aufrecht zu erhalten vermochte. Herr Waze kam von der Vorhalle herabgestiegen, und während ihm der Sturm den Bart zauste und den Hausrock um den Körper peitschte, musterte er beim Schein der Fackeln das erlegte Wild. Der erste Gemsbock schien ihm zu gefallen. „Der hat den Schuß auf dem rechten Fleck. Wer hat den Schuß gethan?"

„Ich!" sagte Rimiger und stellte sich breit vor den Vater hin. „In voller Flucht ist mir der Bock ckommen und ist hergesaust durch die Latschen . . . ich hab' schon geflucht und hab' gemeint, ich muß ihn durchlassen ohne Schuß . . . aber grad' noch hab' ich ein Gaßl durchs Latscheret gefunden, hab' die Senn' klingen lassen, und wie vom Blitz erschlagen hat's ihn hingehaut."

„Recht so, Bub', Du hast 'was gelernt von mir!"

Beim zweiten und dritten Gemsbock nickte Herr Waze nur. Jetzt aber sah er das Fahlwild und dunkle Zornröte schoß ihm ins Gesicht. „Höll' und Pest! Wer hat mir das gethan! Das ist ja eine Geiß!"

„Ich kann nichts dafür, Vater!" stotterte Eilbert. „Der Nebel ist eingefallen . . . da hat mir das Stückl stärker geschienen, und ich hab' gemeint, es wär' ein Bock."

„Gemeint hast, so, gemeint?" schrie Herr Waze. „Ein Jäger soll nicht meinen, ein Jäger muß wissen! Wo sollen denn die Böck' herkommen, wenn mir so ein Schinder wie Du die Geißen wirft! Da hast einen Merk!" Und ein klatschender Schlag fiel auf Eilberts Wange. Alle andern lachten; Eilbert aber erbleichte bis in die Lippen, schoß einen funkelnden Blick auf den Vater und ging wortlos ins Haus.

Da gewahrte Herr Waze den gefesselten Buben. „Was soll's mit dem?"

„Rühr' Dich, Du!" schrie Otloh und versetzte dem Buben einen Stoß ins Genick, daß er vor Wazemanns Füße taumelte.

Wieder lachten alle, während der Bub sich stöhnend aufrichtete. Er mochte kaum fünfzehn Jahre zählen; sein ganzes Gewand war ein alter Sack, der mit einer Weidenrute um die Hüften gebunden war und drei Löcher für den Kopf und die Arme hatte; das Gesicht war leichenfahl, die Lippen bluteten, und die vor Angst und Erschöpfung schlaffen Wangen waren von Zähren überronnen.

„Was hat der Bub gethan?" fragte Herr Waze. Und Gerold sagte: „Unter der Eismannwand, mitten im besten Wildbogen, ist er uns in die Händ' gelaufen."

Wazemanns Brauen zogen sich zusammen. „Was hast Du auf dem Eismann zu schaffen, Du Rabenaas?"

„Ach, Herre, Herre," schluchzte der Bub, an allen Gliedern zitternd vor Angst, „ich hab' ja nur meine Geißen gehütet, hinter dem Eismann drüben, bei der Oedhütt', und zwei, Herre, zwei haben sich halt verstiegen . . . die hab' ich doch suchen müssen!"

„Weißt Du nicht, daß der Eismann mein Bannberg ist, auf den mir keiner steigen soll und mein Fahlwild scheuchen, bei Leib und Leben?" Der Bub rührte die Lippen, aber es wollte kein Wort mehr von seiner Zunge.

Herr Waze winkte einen Knecht herbei. „Pack' ihn, und hinunter mit ihm ins Bußloch! Und daß ihm für ein andermal die Lust vergeht, auf meinem Bannberg herumzusteigen . . . stich ihm über den Fersen die Sehnen ab!"

„Herre, Herre! Habet doch Barmherzigkeit — ich thu's ja nimmer, nimmer, nimmer!" schrie der Bub in herzzerreißendem Jammer. Aber der Knecht packte ihn, riß ihn mit sich fort, und hinter den dicken Mauern des Unterbaues erstickte das Geschrei des Knaben.

Herr Waze stieg zur Vorhalle hinauf; er mußte auf der Treppe das Geländer fassen, mit so ungestümer Macht fuhr der Sturmwind auf ihn ein. Aus der Halle rief er herunter: „Schauet, daß Ihr bald hereinkommt in die Stub'! Ich hab' mit Euch zu reden."

Gerold und Otloh folgten ihm. „Was meinst denn, daß er hat?" fragte der erstere den Bruder. „Was er hat? Schiech Wetter unter dem Hirndach!" lachte Otloh. Hinter den beiden stiegen Rimiger und Hartwig die Treppe hinauf. Sindel, welcher mit Henning noch bei den Gemsböcken stand, fragte den Bruder mit halblauter Stimme: „Meinst nicht, der Vater hat's mit dem Eilbert ein lützel zu grob gemacht? Was ein Vater darf, hat auch seine Grenz', und der Bub ist doch ein ausgewachsener Mensch."

„Die Maulschell' hat ihm gehört! Warum wirft er eine Geiß!"

* Steinwild



Nach der Redoute.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ebersberger.

„Er muß rein blind gewesen sein, oder er hat schon wieder eine Dirn' im Kopf. Das macht ihn wirblig wie der Drehwurm die Gems. Ich mein' schier, er hat's auf die Fischerdirn' abgesehen."

Henning hob langsam das Gesicht. „Auf das Rötli? Da wird ihm wohl der Schnabel sauer bleiben."

„Warum?"

„Das hat seinen guten Grund!"

Sindel schaute dem Bruder ins Gesicht und lachte. „Deinen Grund, den kann ich mir denken."

Sie gingen der Treppe zu. Da fragte einer der Knechte, welche mit dem erlegten Wild beschäftigt waren, den an seiner Seite Schaffenden: „Wer ist denn der Bub, der da drin gebüßt wird? Kennst ihn Du?"

„Wohl wohl. Huze heißt er und ist dem Schapbacher hörig, dem er die Geißen hütet. Seine Mutter ist die Heilka gewesen, die Sennin, die man aus der Windach gezogen hat."

Sindel blieb auf der Treppe stehen und stieß den Bruder lachend mit dem Ellbogen an. „Hast gehört? Die Heilka ist seine Mutter gewesen."

„Laß mich in Ruh'!" brummte Henning.

„Da solltest den Buben doch laufen lassen!"

„Was geht der Bub mich an! Ich hab' seiner Mutter . . ." Ein tobender Windstoß erstickte die folgenden Worte. Henning und Sindel traten in die Herrenstube, in welcher ihre Brüder schon um den Tisch saßen.

„Jetzt sind wir all' da, Vater!" sagte Hartwig. „Aber wo ist denn die Schwester?"

„Gut, daß sie fort ist. Sie braucht nicht zu hören, was ich mit Euch zu reden hab'." Herr Waze trat an den Tisch und stemmte die Fäuste auf. „Wißt Ihr schon die neueste Botschaft?"

„Heraus damit!" lachte Rimiger.

„Wart' nur, gleich wirst nimmer lachen. Wir haben Gäst' im Gadem. Die Schermäus' sind gekommen. Draußen beim Goldenbach, unterm Lokistein, haben sie die Zelt' geschlagen."

Um den Tisch war lautlose Stille, nur einen Augenblick, dann sprang Henning auf, und sein Faustschlag dröhnte auf der Tischplatte. „Mein Roß her! Das giebt noch eine lustige Hatz auf die Nacht! Die Kutten sollen mir laufen, daß der Wind, der draußen wettert, zurückbleibt hinter ihnen!"

Die Brüder sprangen auf, die Stühle kollerten und wirres Geschrei erfüllte die Stube. Hennings Wort hatte die Meinung aller getroffen. Wie die Wespen aus einem Nest, in das der Fuchs gegriffen, so stoben sie auseinander.

„Ihr Narren! So bleibt doch!" überschrie Herr Waze den Lärm. Ringsum an den Thüren blieben sie stehen und schauten den Vater an. „Her wieder an den Tisch!"

„Vater! Was soll denn das?" rief Rimiger. „Willst gar Du uns die Händ' binden, wo doch der Schlag am besten ausgiebt, wenn er gleich fallt?"

„Her an den Tisch!" befahl Herr Waze, und seine Stirne wurde rot. Zögernd kamen sie und nahmen ihre Plätze wieder ein.

„Und jetzt haltet die Mäuler! Keiner soll mir dazwischen reden!" Herr Waze atmete tief und warf sich auf einen Stuhl. „Gekommen sind sie — und fort müssen sie auch wieder. Aber wie? Mit Gewalt geht's nicht, das hab' ich mir lang gesagt. Sie haben die Kutten an, und wer hinrührt an den schwarzen Rock, der könnt' sich bös die Händ' verbrennen. Das Mittel, das Euch taugen möcht', wär' von allen das schlechteste. Schlagt die Viere nieder, und zehne wachsen nach . . . schlagt die Zehne nieder, und zwanzig stehen auf. Nein, Buben, mit dem Schlagen und Jagen geht's nicht . . . von selber müssen sie wieder gehen."

„Wenn sie nur mögen!" lachte Henning.

„Daß sie mögen, das laß Du meine Sorg' sein! Ich hab' zwei gute Helfer: Hunger und Winter. Euch aber brauch' ich auch dabei. Und so hat's von morgen an ein End' mit dem Gejaid einen Tag um den andern. Drei von Euch mögen hetzen und jagen wie allweil . . . aber viere bleiben all' Tag daheim. Henning, Sindel, Rimiger und Hartwig, Ihr macht für morgen den Anfang. Vor Tag wird gesattelt und Ihr reitet hinaus . . ." Zwei Mägde traten ein, um den Tisch für das Nachtmahl zu bestellen. Herr Waze verstummte und gab seinen Söhnen einen Wink, zu schweigen. Er trat unter die offene Thür der Vorhalle und blickte hinaus in das Stürmen und Toben der sinkenden Nacht. „Henning!" rief er und ging langsam in die Vorhalle. Der Aelteste folgte ihm. „Was willst, Vater?"

„Was meinst wohl, wer wird der Erste sein, der's mit denen da draußen hält?"

„Gieb nur acht, Vater . . . ich leg' meine Hand dafür ins Feuer: der Fischer!"

Herr Waze nickte schweigend.

„Hast am End' schon einen Beweis dafür?" fuhr Henning fort.

„Ich hab' geredet mit ihm. Und wie ich ihn gefragt hab': willst zu mir halten oder nicht, da ist er gestanden wie ein Stock."

Henning lachte. „Das ist der Dank dafür, daß Du alleweil die Hand über ihn gehalten hast!"

„Damit hat's ein End'!" sagte Herr Waze und wollte die Vorhalle verlassen. Aber Henning faßte ihn am Arm. „Vater! Wie soll das gemeint sein?"

„Wenn Du's nicht verstanden hast, so horch ein andermal besser auf!" Herr Waze löste seinen Arm und trat in die Stube. Henning aber stand und blickte durch die rauschenden Bäume hinunter auf das vom Sturm umtobte Fischerhaus. Er lachte und hob die geballte Faust.

Ein greller Blitz zuckte über die Wolken hin, und dumpfer Donner füllte das weite Bergthal. (Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Auf vulkanischem Boden.

Zeitbilder aus Sicilien von **Woldemar Kaden.**

I.

Jede Insel, mag sie Korsika oder Irland, Rügen oder Capri heißen, bildet eine kleine eigenartige Welt für sich.

Sicilien erschien schon den an so viele Weltwunder gewöhnten alten Römern als eine ganz absonderliche Wunderwelt. Trotz ihrer protzigen Selbstherrlichkeit staunten sie die Naturerscheinungen des Landes an, besuchten es seines von dem des Festlandes so verschiedenen milden frühlinghaften Winters wegen, priesen die Schönheit und antike Berühmtheit seiner Städte. Jeder einigermaßen anständige römische Tourist mußte Sicilien besucht haben; noch heute ist es der Endpunkt der Reise unserer Italienfahrer.

Und noch heute ist ja die Sonne Siciliens eine andere als die der sonnigsten Striche des Festlandes, der Boden ist anders in seiner Gestaltung, die Vegetation mächtiger als selbst die Neapels, fast tropisch.

Auf Sicilien ist des Sommers lichtglänzendes, fruchtprangendes Reich, der Winter eilt flüchtigen Fußes über den Aetna hin, nur an den äußersten Hängen seine Stapfen mit Schnee füllend. In den immergrünen Thälern blühen die Rosen ohn' Unterlaß und neben den Rosen reift der feurige Wein, auf den breiten Feldern die goldene Halmfrucht. Orangen, Citronen haben hier ihre eigentliche Heimat, und das Land trieft von Milch, Honig und Oel. Wo Wasser fließen, baut der fleißige Insulaner seine Baumwolle, Mais, Reis und Zuckerrohr. Auf den meilenbreiten hügeligen Weidestrichen des Innern gehen stattliche Pferdeherden, weiden Hunderttausende von Rindern, Ziegen und Schafen, während ein kühnes Fischer- und Schiffervolk den Strand und die Welle mit seinen Barken und Segeln belebt. Der vielbegehrte Thun- und Schwertfisch, die in alle Welt versandte Sardelle sind ihre Beute, wie sie in ihren Netzen auch die purpurnen Schätze der Korallen zu Tage fördern. Die Brüder daheim wühlen in Schächten und Gängen nach dem „Golde Siciliens", dem kostbaren Schwefel, die Frauen und Mädchen betreiben mit Fleiß und Geduld die Zucht des Seidenwurms und haspeln die schimmernden Fäden.

Schöne, vornehme, durch eine bedeutsame geschichtliche Vergangenheit ausgezeichnete Städte, Palermo, Messina, Catania, Syrakus, Girgenti, bilden einen Kranz um die Küsten. Zwischen dem Neuesten, Modernsten malerische Reste altgriechischer, maurischer,

normannischer Vergangenheit. Und über dem Ganzen der tiefblaue segenstreuende Himmel . . .

Auf dieser Insel also könnte das Glück wohnen, das aus aller Welt jetzt geflohen scheint?

Aber nein, auch Sicilien ist unglücklich: die Natur spendet mit so unendlich reichen Händen und die große Masse des Volkes darbt und hungert. Unter den drei Millionen Menschen, denen die Insel frohe Tafel decken könnte, sind nur wenige Tausende, die als Menschen leben, wenige Hunderte, die die Herren machen und schwelgen in Schlössern und Palästen, prunken in seidenen Kleidern, voll Gleichgültigkeit oder gar Hohn für die bleiche Armut ringsum. Diese Armut hat heute die tiefste Stufe erreicht, sie verschwistert sich mit dem Verbrechen, und ihr Gebahren stört bereits den Schlaf der Regierenden. Besondere Gewaltmaßregeln, Belagerungszustand und verstärkte Besatzung der Insel haben sich als nötig erwiesen.

Alles klagt und — droht. Der Kleingrundbesitzer will sein Stückchen Land los sein und gemeiner Feldarbeiter werden. Er hat drei Scheffel Ackerboden und bezahlt jedes Jahr an gemeinen Steuern 127 Lire, an Bodensteuer 100, andere Abgaben 50, mehr als 300 sodann für Wirtschaftsbetrieb, wogegen er im Mittel nicht mehr als 550 bis 600 Lire einnimmt.

Der Feldarbeiter klagt, er habe nur sechs Monate im Jahre Arbeit und verdiene 7 bis 8 Lire die Woche, wenn es nicht regnet. In der arbeitslosen Zeit geht er Grünzeug sammeln an Hecken und Bachrändern („va a erbe“, wie der Volksausdruck lautet) und brüht es, ohne Salz, mit heißem Wasser ab. Für ein schmutziges feuchtes Kämmerchen, das er mit seiner kleinen Familie bewohnt, zahlt er jährlich 70 Lire, Stroh bildet seine Lagerstätte; arbeitet er auf dem Felde, so schläft er unter freiem Himmel; ist er naß, muß ihn der Wind trocknen. Auf das schwarze Brot muß dennoch Verzehrsteuer gezahlt werden. Der Lohn wird in lauter Kupfermünzen, darunter so manche, die keinen Kurs mehr hat, ausbezahlt.

Geben die Besitzer, natürlich immer nur durch die Hand ihrer durchweg spitzbübischen Unterbeamten, einen Vorschuß, so geschieht es in schlechtestem Getreide, sogenannter „Solame“, das sind die auf der Tenne zusammengekehrten, stark mit Kalk und Erde vermischten Körner; bei der Zurückerstattung, die mit mehr als 25 % Zinsen erfolgt, muß aber erste Sorte geliefert werden.

Auch der Bettler ist nicht frei von Steuern, wenn er nicht im Freien schläft. Für das schäbigste Maultier zahlt man jährlich 10 Lire Steuer, für jeden Esel 5. Das veranlaßt die Herren, die deren zwanzig und mehr besitzen, nur drei oder vier anzugeben, und danach kräht kein Hahn.

Ein sicilianischer Menschenfreund, eine Ausnahme, der Baron Mendola, hat mit seinen unglücklichen Bauern gerechnet; er versichert, daß es nicht möglich sei, die Bilanz einer sicilianischen Bauernfamilie zu machen, ohne mit einem Fehlbetrag abzuschließen. Davon erfahren aber die Grundbesitzer nichts, die sind von der undurchdringlichen Mauer ihrer Groß- und Kleinbeamten umgeben, ihre Beziehungen zu den Bauern sind die von Herren zu Sklaven.

Geregelt werden diese Beziehungen durch den dem Padrone zunächst stehenden Oberaufseher, meist einen rohen entschlossenen Menschen, emporgekommen nicht durch Fleiß, Treue, technische Befähigung, sondern durch seinen gewaltthätigen Charakter, seine ausgebreiteten Bekanntschaften in der Maffia*, der er natürlich selbst angehört, und — ein paar für ihn gut ausgegangene Prozesse. Mit den ihm vom Herrn jährlich ausgeworfenen 300 Lire kann er nicht leben, aber er lebt dennoch sehr gut und macht sich reich. Er weiß genau, gegen wen er sich freigebig oder rücksichtsvoll zu bezeigen hat, und entläßt die Gendarmen mit trockenem Munde, während er den Briganten prächtige Tafel hält und die Viehräuber unter seine Fittiche nimmt.

Es folgen, als ihm untergeben, der Magazinverwalter, der Brotmeister, der Pferdeknecht, der Viehaufseher, der Bardonaio (Führer von sieben Maultieren), der Verwalter der Ackergeräte, der Ochsenwärter, der Stutenwärter, eine ganze Schar von „Campieri“, die des Herrn Leibgarde bilden, 2c. Sie sind in die Höhe gekommen, kraft ihrer moralischen und — strafrechtlichen Verdienste, welche die sicilianischen Gepflogenheiten nun einmal verlangen. Mehr als 90 %, behauptet der sicilianische Rechtsschriftsteller Alongi, mehr als 90 % dieser Gesellen haben mit den Strafgesetzen, und mehrfach, zu thun gehabt.

Wie nun sieht es aus in einer solchen Ackerbaugemeinde im Innern der Insel? Scheffel singt:

„Ein Dorf, was ist's? . . . Nur Mist und Rauch —“

und hat damit die Charakteristik der meisten Inseldörfer gegeben. Abgesehen vom Herrenschloß, das noch einigermaßen mittelalterlich anständig aussieht, und vier, fünf anderen Häusern, die noch etwas scheinen wollen, ist für die Baulichkeiten, die den Menschen beherbergen sollen, der Ausdruck „Stall“ viel zu fein gewählt, denn wir könnten dabei an die sauberen Kuh- und Pferdeställe unserer Gutsbesitzer denken. Unförmliche Steinhaufen, schwarz und ohne irgend ein Bindemittel zusammengefügt, mit Dächern aus Scherben, die dem Regen kein Hindernis bieten, ohne Fenster, nur durch einen Eingang als „Wohnung“ gekennzeichnet, einen Eingang, der zugleich als Fenster und Schlot dient — das sind die „Bauernhäuser“.

Hier leben und weben die Weiber und Kinder, von Millionen Fliegen und anderen dem Schmutz entstammenden Insekten umschwärmt. Wir treten ein: einen einzigen Raum enthält das Haus, eine Höhle ohne Fußboden, von Rauch und üblen Gerüchen erfüllt, denn dort in die Ecke hinein ist der Herd gemauert und neben dem erbärmlichen Strohlager der Familie steht in seinem selbstgeschaffenen Sumpfe der Esel, das Maultier, das vielgeliebte Schwein, hocken die Hühner und Tauben. Mit diesem unsauberen Getier zusammen in feuchter verpesteter Luft schläft Mann, Weib und Kind, groß und klein. Auch das Essen ist eine Schmutzerei in dem, wie es bereitet, und in dem, was gegessen wird. Fleisch kommt nur auf den Tisch, wenn man es verstohlenerweise von einem verendeten Stück Vieh auf die Seite bringen kann. Oft fehlt, des teueren Preises wegen (das Kilo $1/2$ Mark), das Salz in diesen Häusern, noch öfter das Trinkwasser.

Auf diesem Boden, in dieser Luft wächst das Kind heran, ungewarnt allen brutalen Instinkten hingegeben. Von Liebe der Eltern ist keine Rede. Der Vater sieht „ein fressendes Maul“ in ihm, die Mutter hat nur für das säugende Kind eine gewisse wilde Zärtlichkeit bedenklichster Art. Das kleine Geschöpf wird mit tollen Küssen überfallen, und die Lippen der Mutter saugen ihm an den Armen, am Halse, an den Wangen gierig das Blut, herzlos und wollüstig beißen die Zähne in das zarte Fleisch. Unbekümmert um das krampfhafte Geschrei des dergestalt mißhandelten Würmchens, ruft sie immer und immer wieder leidenschaftlichsten Tones: „Brigantiellu miu, chi ssi duci, ti mangiu, ti rusicu tuttu.“ („Wie süß bist Du, mein Brigantchen, ich freß' Dich auf, ich nag' Dich ganz ab.“) Soll ein Größeres bestraft werden, so geschieht es in ähnlicher Weise. Die Mutter rast bei irgend einem Vergehen dem Schuldigen auf offener Straße nach, reißt es zu Boden und beißt es in Arme und Wangen, bis aufs Blut, gleich einer tollgewordenen Bestie.

---

* Das Wort „Maffia“ findet sich im italienischen Wörterbuch und bedeutet „Elend, Unglück“. Aber das sicilianische „Maffia“ hat damit nichts zu thun, es ist ein Dialektwort von einer ursprünglich durchaus guten Bedeutung. In Palermo nannte man, ehe die Bedeutung sich so auf die schlimme Seite verschoben, ein nettes, sich in Kleidung, Gang und Haltung auszeichnendes Mädchen „maffiusa, maffiusedda“, ebenso war ein sauberes, freundliches Häuschen, das die Blicke auf sich lenkte, „maffiusedda, ammaffiata“, ja ein in die Augen fallendes hübsches Hausgerät war „maffiusa“, selbst Früchte und Besen wurden auf den Straßen als „maffiusi“ ausgerufen. So erzählt der Sicilianer Luigi Capuana.

So wurde also mit dem Worte „Maffia“ die Idee von etwas Hübschem, sich aus dem Gewöhnlichen Hervorhebenden verbunden, und wandte man es auf den „Mann“ an, so wollte es sagen: „Bewußtsein, Mann zu sein, Sicherheit des Geistes, Kühnheit“, nie aber „Prahlerei, Frechheit, Vermessenheit“ — gerade wie unser „schlecht“ ursprünglich „schlicht, grad, einfach, klar, sanft, freundlich“ bedeutete und erst in seiner Weiterentwicklung den schlimmen Sinn erhielt. So nahm das Wort „Maffia“ von 1860 ab seine böse Bedeutung an und behielt sie nach dem Drama eines gewissen Rizzotto: „I Maffiusi di la vicaria“, das in packend geschriebenen Scenen das Leben und Treiben der palermitanischen Camorristen schilderte.

Bonfadini bestimmt die Maffia von heute so: „Die Maffia ist nicht durchaus eine genau präcisierte Geheimgesellschaft, sondern die Entwicklung und die Vervollkommnung der Gewaltthätigkeit, der das Böse Zweck und Absicht ist. Sie ist die instinktive, brutale, interessierte Solidarität, die zum Schaden des Staates, der Gesetze und der geregelten Organismen alle jene Individuen und socialen Schichten vereint, die es lieben, ihre Existenz und ihr Wohlbehagen nicht aus der Arbeit, sondern aus der Vergewaltigung, dem Betruge und der Einschüchterung zu ziehen.“

Die Maffia steht somit als eine gesetzlose Masse zwischen den großen Grundbesitzern und dem arbeitenden Volke mitten inne, beide gleichermaßen vergewaltigend und aussaugend. Die „fasci dei lavoratori“, die Arbeiter- und Bauernbünde, welche neuerdings auf Sicilien zu so großer Bedeutung gelangt sind, richten ihre Spitze sowohl gegen die Maffia als gegen den Großbodenbesitz, sie sind gleichsam eine Gegen-Maffia.

Wie andre der rote Wein, so berauscht das Blut dies unerzogene Volk, und die Farbe des Blutes ist seine Lieblingsfarbe. Das sind Reste uralter Barbarei und bis heute hat kein Gesetz gegen sie aufkommen können, auch die Kirche hat nichts zu bessern gewußt.

Und doch hat man in diesen ländlichen Behausungen, mit diesen Bauernbarbaren den tiefsten Schlamm, das größte menschliche Elend noch nicht erreicht. Das alles ist noch ein Idyll im Vergleich mit dem Leben und Leiden der Arbeiter in den ausgebeuteten sicilianischen Schwefeldistrikten, mit dem Höllenleben und Höllenleiden der „Zolfatai"!

Wer je eine Einsicht genommen in das Treiben der sicilianischen Schwefelarbeiter, der fühlt noch spät sein Herz sich zusammenziehen. Hier ist die menschliche Geduld, diese arme Sklaventugend, auf die Marterbank gespannt. Unsagbar traurig ist, unglaublich, was in gewissen Bezirken an Menschenentwürdigung geleistet wird. Der verlotterte Grubenbetrieb ist oft in den Händen der rücksichtslosesten Camorristen und Maffiosi, die, von niedrigster Geldgier geleitet, jeder Moral fernstehend, ihre Arbeiter, von denen ihnen einer weniger gilt als eine neue Hacke, hinsterben lassen, oder besser hinmorden, als wären's Fliegen. Wer sich muckt, wird einfach beiseite geräumt, und auch danach kräht kein Hahn.

Die Obrigkeit kümmert sich auch nicht um das nunmehr in allen civilisierten Ländern beseitigte Trucksystem,* das hier noch in voller Blüte steht.

Unter diesem System leiden alle Arbeiter überhaupt, aber auch niedere Beamte. Sind die Löhne schon durch camorristische Vergewaltigung mager genug festgesetzt, so werden sie noch bezahlt mit elendestem, in den Niederlagen verdorbenem Getreide; dieses wird gemahlen verabfolgt, damit es noch bequem weiter gefälscht werden kann, verabfolgt nach falschem Maß und Gewicht. Soviel Mehl jedoch dient den Arbeitern nicht, sie brauchen auch bar Geld. Wer kauft ihnen das überschüssige schlechte Mehl ab? Wer es kauft, zahlt einen elenden Preis dafür, der dem ausbedungenen elenden Lohn lange nicht mehr entspricht. Auch mit Fleisch wird bezahlt, wenn etwa der Fall eintritt, daß dem „Herrn" eine Kuh stürzt. Oder es verdirbt ihm ein Faß Wein: mit Gips wird die Säure gebrochen, die „Zolfatai" erhalten dies Getränk an Lohnesstelle. Fernere Tauschmittel sind ranziges Oel, verschimmelter Käse, muffige Hülsenfrüchte. Sofortige Entlassung steht auf verweigerter Annahme. In den kleinen Gemeinden erhalten die Feldhüter, Schulmeister, Straßenkehrer u. a. ihre monatliche Besoldung von 25—50 Lire vom „Gemeindeschatzmeister" sehr oft in schlechtem Korn ausbezahlt.

Unter den „Carusi", wie die Schwefelminenarbeiter auch genannt werden (carusare, sicil. = den Kopf ganz kahl scheren, caruso = Kahlkopf, mit der Nebenbedeutung: in äußerste Armut verfallen), unter den Carusi sind neunzig von hundert körperlich und moralisch durchaus verkommen, unter ihnen walten die entsetzlichsten Laster. Und Kinder von sechs Jahren an arbeiten in den Schwefelgruben!

Der Dr. med. Alfonso Giordano, ein Menschenfreund der Provinz Girgenti, der die Kinderarbeit in den Gruben seit Jahren bekämpft, findet in Bezug auf die Körperentwicklung zwischen den armen kleinen Carusi und den ebenfalls armen gewöhnlichen Dorfkindern einen gewaltigen Unterschied zu gunsten der letzteren.

Bei den Carusi schlechteste Ernährung in verdorbener Luft, schlechtestes Blut, Mißverhältnis unter den Leibesgliedern, Rückgratsverkrümmungen, arme ausgemergelte, fortwährend mit Fußtritten mißhandelte Kinderleiber, die in der Entwicklung ganz auffallend zurückbleiben. Die aus diesen Bezirken sich stellenden Rekruten haben das Aussehen von 13-, 14jährigen Knaben.

Es kommt oft vor, daß geflohene Züchtlinge, verfolgte Verbrecher sich als Arbeiter in die der Obrigkeit unzugänglichen Gruben verdingen. Nach kurzer Zeit jedoch stellen sie sich wieder, des gräßlichen Maulwurfslebens müde, und erklären, lieber ihr ganzes Leben im Zuchthaus verbringen zu wollen, das mit der Grube verglichen ein Paradies sei.

Um es hier bei 14stündiger täglicher Arbeit auszuhalten, muß man sozusagen in der Grube geboren sein. Giovanni Verga, der Verfasser sehr poetisch behandelter sicilianischer „Dorfgeschichten", hat in seinem „Rosso Malpelo*" auch das Leben eines solchen verkommenen Caruso behandelt, dort lernt man die weiteren Schrecknisse kennen. Kennt man sie aber, so wagt man gewiß nicht, einen Stein gegen die Armen aufzuheben.

Jene Feldarbeiter und diese Carusi sind durchweg besitzlos. Ihnen gegenüber stehen die „proprietari", die „padroni", die „signori" oder Herren, meist Nachkommen jener berüchtigten antiken Barone, die von den Vätern als Erbe die ungemessenen Landstriche bekommen haben, die Latifundien, die schon des alten Rom Verderben waren. Sie haben auch Sicilien so weit heruntergebracht: ökonomisch und sittlich. Durch ein solches Besitztum wandert man tagelang, ohne ein Haus oder eine Hütte zu finden, kein Baum ist zu sehen, kein Kornhalm, kein Brunnen, keine Blume, nichts, was auf das Dasein von Menschen könnte schließen lassen. Diese Latifundien sind aber die ungestörten Zufluchtsorte der Briganten, die Pflanzschulen des gemeinen Straßenräuberwesens. Der ganze Groll des Bauernvolkes, der tiefe Haß, der trotzige Widerstand einzelner und ganzer Verbindungen, vor allem der „fasci", sind gegen diesen nichtsnutzigen Großbodenbesitz gerichtet. Alle Briganten, berühmte und unberühmte, sind aus dem Bauernstande hervorgegangen, ohne Ausnahme. Ohne Ausnahme auch bekennen sie, daß sie „tediati dalla mala vita", überdrüssig ihres Hundelebens, sich nach und nach brigantenmäßige Kleidung und Waffen verschafft und eines schönen Morgens, nach feierlichem Abschied von Verwandten und Freunden, beneidet von diesen, mit Sack und Pack in das feindliche d. h. Räuberlager übergegangen waren, ihre Arme der „rivendicazione sociale", der socialen Vergeltung, zu widmen.

Der auf Sicilien, neuerdings auch in der römischen Provinz, in den Abruzzen u. a. O. wieder sehr im Schwange stehende Brigantaggio ist die am klarsten ausgesprochene Form der vielberufenen Maffia. Freilich der mythische Typus des sicilianischen Briganten, wie ihn auch A. Dumas der Vater mit verlogenen Farben malte, als einen Kämpfer für das Recht der Unterdrückten gegen die Vergewaltigungen des Adels und der reichgewordenen Bürger, als Helfer der Dürftigen, Versorgungsvater armer heiratsfähiger Mädchen, wie ihn selbst Garibaldi in seinem Räuberroman noch hinstellte — dieser Typus hat längst seinen Glanz verloren, und der sicilianische wie der römische Brigant haben sich als ganz gemeine Halunken entpuppt. Denn wenn alle sicilianischen und römischen Hirten, Bauern, Winzer, Wirte, selbst Geistliche sich in den Dienst der „Herren der Campagna" stellen und immer bereit sind, sie den Nachforschungen der Behörden zu entziehen, sie demgemäß in ihren Häusern und Ställen zu verbergen, ihnen schnelle Nachrichten von den Bewegungen ihrer Feinde zukommen zu lassen, sie mit Kleidern, Waffen, Nahrungsmitteln, Reittieren zu versehen, wenn der Brigant durchs ganze Land Vorschub findet, so ist das nicht auf seinen diesen Leuten gezeigten Edelmut zurückzuführen, sondern auf die ganz bedeutenden, nach Tausenden zählenden Löhne und Abfindungssummen, die er ihnen zahlt.

Der sogenannte „Brigantaggio militante", das wohlgeordnete Bandenwesen, der „Malandrinaggio", die gemeine Straßenräuberei, der „Abigeato" oder Viehraub, die „Omerta", das organisierte Falsch-Zeugniswesen, der „Manotengolismo" oder die Hehlerei und alle andern Verbrechergenossenschaften der Insel: aus einer Wurzel stammen sie, aus der Maffia, dieser sicilianischen Camorra. Die Maffia hinwiederum wurzelt in der sicilianischen Geschichte, in den traurigen ökonomischen und politischen Zuständen — und diese Wurzel auszugraben, hat sich noch keine Regierung stark genug erwiesen: heute sitzt sie fester als je zuvor.

Mit den einstigen politischen Geheimbünden Italiens, die vor 1860 wie Pilze aus der Erde schossen, hat die Maffia nichts zu thun. Ich erinnere vorübergehend an jene dereinst der italienischen Idee dienenden, an die mit Katechismen, Satzungen und Ritualen wohlversehenen Carbonari, Calderari, Decisi (Entschlossenen), an „La giovine Italia", wo der Dolch eine große Rolle spielte, an die „Selvaggi" (Wilden), die „Unità Italiana", die ihre Mitglieder auf einen dreischneidigen Dolch schwören ließ und einen „Ausschuß der Erdolcher" niedersetzte, an die „Compagnia di Morte", die Todeskumpanei, deren Mitglieder gemeine Verbrecher waren unter dem Deckmantel der Politik, gerade wie die livornesischen „Ammazzatori", die bolognesischen „Terroristen", die „Sicarii" von Faënza, die „Höllenbrüder" von Sinigaglia. Diese alle — sie waren meist nicht so schlimm

* Truck = Tausch. Der Arbeiter wird nicht in barem Geld, sondern in Naturalien u. a. abgelohnt.

* Deutsch von W. Kaden in „Sonnenbrut", Dresden 1887.



Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

DEMASKIERT

Nach einem Gemälde von J. Wischniowsky

wie ihre Namen — sind längst dahin. Heute faßt man das Verbrecherleben Italiens unter dem Gesamtnamen „Malavita" zusammen.

Ihre Sonderarten sind, wie wir aus allerjüngsten Prozessen erfahren, in Andria „L'infame Legge" (das schimpfliche Recht oder Gesetz), in Barletta die Verbrüderung der „Picciuotti" (Jünglinge), in Bari und Neapel die speziell sogenannte „Malavita", die richtigen Töchter der noch heute durch ganz Süditalien in Ansehen stehenden Camorra oder der sicilianischen Maffia, was schließlich auf eins herauskäme, denn diese wie jene sind Verbindungen oder Genossenschaften zum Zwecke des Verbrechens gegen das Eigentum und gegen die Personen.

Das ist die juridische Begriffsbestimmung, sie paßt auch auf alle Zweigverbindungen, sie mögen heißen, wie sie wollen; diese unterscheiden sich voneinander nur durch ihre Satzungen, deren Hauptgrundzüge aber überall die gleichen sind:

Blinder, rascher, unerschütterlicher Gehorsam gegen die Obern.

Unbedingtes Schweigen über die Mitglieder der Verbindung und über ihre verbrecherischen Unternehmungen.

Körperliche, moralische und pekuniäre Hilfe für die Genossen, besonders die eingekerkerten.

Ueber alles und jedes Benachrichtigung der Obern, unter keiner Bedingung Anrufung der Behörde.

Die Uebertretung einer dieser Hauptvorschriften gilt als Verrat und wird mit dem raschen, sicheren Tode bestraft.

Mitglied kann werden, wer einen „Notfall" zu entschlossener Erledigung bringen will; erst muß er Beweise geben von Unempfindlichkeit, Tollkühnheit und — Unterwerfung worauf er sich einem längeren oder kürzeren Noviziat zu unterziehen hat.

Die Einführungsgebräuche sind in den verschiedenen Provinzen verschieden. Typisch sind die bei den Maffiosi von Girgenti. Hier wird der Neuling den Sektionsvorstehern durch zwei wohlverdiente Mitglieder vorgestellt. In dem Zimmer tritt er vor den Tisch, auf dem irgend ein Heiligenbild liegt. Seine Paten stechen ihn in den Daumen der Rechten und lassen das Blut über das Heiligenbild tröpfeln. Darauf muß der Neuling den folgenden Eid leisten: „Ich schwöre auf meine Ehre, der Brüderschaft treu zu sein, wie die Brüderschaft sich mir treu erweisen wird. Wie man dieses Bild mit meinem Blute verbrennt, so werde ich mein Blut für die Brüderschaft vergießen," und wie diese Asche nicht wieder Papier werden und dieses Blut nicht wieder flüssig werden kann, so kann ich die Brüderschaft nicht wieder lassen."

Hierauf wird das Bild an der angezündeten Kerze verbrannt.



Zwei Orang-Utans von der Insel Borneo.

Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann.

An anderen Orten kommt es vor, daß der neu zu Weihende auf ein Kruzifix einen Schuß abgeben muß, um darzuthun, daß er nicht zögern würde, irgendwelche Person, selbst die ihm teuerste, zu töten.

Die Mitglieder der Malavita in Bari leisteten folgenden Eid: „Mit einem Fuße im Grabe und mit dem andern an der Kette, schwöre ich, Vater und Mutter zu verlassen, um den Zweig der ‚Umiltà' (Demut, Unterwerfung im schlechtesten Sinne) zur Blüte zu bringen und die Sekte der Ehrlosen zu zerstören."

Nach diesem Eide wird der Geweihte als „Gevatter" begrüßt und hat die Ehre, der erste zu sein bei der nächsten von der Hauptversammlung beschlossenen Unternehmung.

Colacino berichtet noch mehr über die „Sprache" der Verbündeten. Ist ein „Bruder" in Gefahr, so ruft er: „Hundert hab' ich durchgemacht und mit diesem hundertundeins!" Hört ihn einer der Brüder, so muß er ihm Hilfe und Schutz angedeihen lassen. Um sich zu erkennen zu geben, dient die an den andern gerichtete Frage: „Habt Ihr ein Cigarrenstümpfchen? Mich schmerzt der Backenzahn." Die Antwort ist: „Ich hab' eins."

Oder das Gespräch nimmt folgenden Verlauf:

„Wie spät habt Ihr?"

„Meine Uhr geht dreißig Minuten nach."

„Seit wann geht sie so?"

„Seit dem 25. März."

„Wo wart Ihr an jenem Tage?"

(Hier wird der Ort genannt, wo er eingeweiht wurde.)

„Wer war da?"

„Schöne Leute."

„Zu wem betet Ihr?"

„Zu Sonne und Mond."

„Wer ist Euer Gott?"

„Aremi" — eigentlich „Oremi", eine „Farbe" im italienischen Kartenspiel, unserem „Schellen" (Carreau) entsprechend.

Die Maffia hat ihre unmittelbaren Oberhäupter und ihre geheimen Beschützer, mittelbare Helfershelfer, die den Großhehlern im Brigantaggio entsprechen. Diese werden zu solchem Amte getrieben teils durch Furcht, teils durch Ehrgeiz, teils durch Bosheit oder durch all diese Gründe zusammengenommen. Sie gehören jener Klasse an, die ihren Einfluß gewinnt aus dem Namen und dem Reichtum, die voll leidenschaftlichen Ehrgeizes danach trachtet, die Uebermacht zu haben, die keine Beleidigung verträgt, sich grausam rächt und dabei auch einen unrechten Gewinn nicht verschmäht.

Wer auf Sicilien seine Ehre und seine Habe respektiert sehen will, muß eine bewaffnete Macht von einiger Bedeutung zur Verfügung haben und wissen und fühlen lassen, daß er sie hat. Dafür einige Beispiele in einem zweiten Artikel.

In welchem Reiche geht die Sonne nicht unter?

„In meinem Reiche geht die Sonne nicht unter" — fürwahr ein stolzes Wort, und zugleich der kühnste Traum aller hoffnungsvollen Kronprinzen. Zum erstenmale scheint der Ausdruck angewendet worden zu sein auf die einstige spanische Weltherrschaft, deren europäisch-amerikanisches Reich in der That eine Ausdehnung gewonnen hatte, die alles bisher Dagewesene in Schatten stellte. Ob aber die Gebietsteile der Spanier wirklich so lagen, daß jederzeit ein spanischer Unterthan die Sonne schauen konnte, wird neuerdings von den Gelehrten bezweifelt oder vielmehr widerlegt. Heutzutage dürften die Engländer die einzigen sein, die sich mit Recht der Unmöglichkeit eines Sonnenuntergangs in ihren Ländern rühmen können, wenn wir absehen von den unbedeutenden Besitzungen der Franzosen, Portugiesen &c., auf die näher einzugehen sich nicht lohnt. Denn wie wir weiterhin sehen werden, ist es unter Umständen ein sehr billiges Vergnügen, sich ewigen Sonnenscheins zu — erfreuen.

Derjenige Herrscher, der augenblicklich die ausgedehnteste zusammenhängende Ländermasse besitzt, ist der Selbstherrscher aller Reussen. Da der Wille des Zaren von der deutsch-russischen Grenze bis zur asiatisch-amerikanischen Meerenge gilt, so fehlt nicht viel, daß die Sonne, wenn sie in Polen untergeht, auf der Tschuktschen-Halbinsel aufgeht und, wenn sie den Tschuktschischen Robbenfängern ihren letzten Abschiedsgruß sendet, den Warschauern das Morgenrot zeigt. Vor einigen Jahrzehnten gehörte den Russen auch noch die nordamerikanische Halbinsel Alaska, die seitdem an die Vereinigten Staaten übergegangen ist. Damals erstreckte sich thatsächlich die russische Herrschaft über mehr als den halben Erdumfang in westöstlicher Richtung, über die Alte und die Neue Welt und durch nicht weniger als drei Weltteile in geschlossener Ländermasse. Aber selbst damals konnte man nicht sagen, daß die Sonne ihre Russen nicht verlasse. Nämlich — die Sache ist nicht so ganz einfach, weil die Sonne in ihrem Laufe zwischen den beiden Wendekreisen wechselt, nicht immer gerade über dem Aequator sich bewegt, oder mit anderen Worten: weil der Tag nicht immer und überall 12 Stunden währt, sondern schon in Deutschland zwischen etwas weniger als 8 und etwas mehr als 16 Stunden schwankt. Schon in der geographischen Breitenlage Deutschlands müßte daher ein Fürst über mindestens zwei Drittel des Erdumfangs (d. i. eines Parallelkreises) verfügen, um auch in den Wintermonaten zur Zeit der kürzesten Tage und längsten Nächte den Schein der Sonne nicht zu verlieren. Daher mußten die Russen selbst damals, als sie noch in Amerika saßen, während des Dezembers und Januars zeitweise auf die Sonne verzichten. Umgekehrt können sie auch heute im Juni noch immer behaupten, daß die Sonne auf irgend einen Russen scheine. Denn dazu gehören offenbar nur 120 Längengrade oder ein Drittel eines Parallelkreises.

Man kann schon daraus sehen, daß der Hauptwert hier weniger auf dem Praktischen als auf dem Theoretischen liegt. In jedem einzelnen Augenblicke beleuchtet die Sonne gerade eine bestimmte Halbkugel von der Erde, während die andere Halbkugel in dem Schatten der Nacht liegt. Faßt man daher zwei Punkte der Erdoberfläche ins Auge, die sich gerade gegenüberliegen, so wird stets der eine davon im Tageslicht, der andere im Nachtdunkel liegen, und wenn für den einen die Sonne untergeht, so geht sie für den andern gerade auf. Daraus ergiebt sich sofort die eigentümliche Thatsache, daß keine besonders ausgedehnten Ländergebiete nötig sind, um den Ruhm immerwährenden Lichtes zu erringen, sondern daß schon zwei Punkte dazu ausreichen. Wer sich zwei kleine Aecker an gerade entgegengesetzten Erdstellen kauft, darf sofort sagen: „Auf meinen Besitzungen geht die Sonne niemals unter!" Denn in der That ist der Tag ununterbrochen, der Morgen der einen „Besitzung" schließt sich unmittelbar an den Abend der zweiten.

Anderseits kann einer fast die halbe Welt besitzen, nämlich nahezu eine ganze Halbkugel, und er muß sich dennoch gefallen lassen, daß die Sonne, wenn auch nur auf kurze Zeit, nicht das mindeste Stückchen seines Reiches bescheint. So z. B. könnte ganz Amerika einen Staat bilden, ohne jenen stolzen Spruch auf sich anwenden zu können. Ja nicht einmal ein Herrscher könnte das, der ganz Europa, ganz Afrika, ganz Australien und fast ganz Asien, nur letzteres mit Ausnahme des kleinen östlichsten Teiles, besäße.

Aber auch damit ist die Zahl der Möglichkeiten oder auch nur der einfachsten Fälle noch nicht erschöpft. Es kann aber einer ein einziges zusammenhängendes Stück Land haben, das nicht einmal den zwanzigsten Teil der Erdoberfläche beträgt, und doch ununterbrochenen Sonnenschein. Dies ist nämlich der Fall, wenn man die Umgebung des Nordpols nimmt und dabei den Polarkreis etwas überschreitet, also etwa Island, Grönland und die nördlichsten Teile von Amerika, Europa und Asien, alles Landstrecken, die nahezu wertlos sind und es voraussichtlich in alle Ewigkeit auch bleiben werden. Auf diesem so umschriebenen Gebiete muß immer ein Fleck Sonne haben, deshalb, weil die Sonne niemals über den Südpol zu stehen kommt, was andere Planeten unseres Sonnensystems wirklich über sich ergehen lassen müssen. Bei einem richtigen Normalplaneten wandelt die Sonne stets nur über dem Aequator, ohne einen Schritt vom Wege nach Norden oder Süden abzuweichen. Dann würde schon das kleinste Grundstück auf nur einem der beiden Pole genügen, um sich unaufhörlich des Anblicks der Sonne erfreuen zu können. Allerdings würde man sie immer nur dicht am Horizonte schauen, so daß man wohl Licht hätte, aber schwerlich Wärme.

Auch Deutschland ist trotz seiner Kolonien in Ostafrika, Westafrika und in den australischen Inselfluren noch kein Reich, in dem die Sonne nicht untergeht. Dazu würden noch Erwerbungen in Amerika nötig sein. Für die deutsche Zunge aber gilt die Wahrheit allerdings, denn sie erklingt in Chile, in Brasilien und in Nordamerika.

Ob England noch auf viele Jahre hin seine Machtstellung über seine Kolonien und damit das Recht, jenes stolze Wort auf sich anzuwenden, wird behaupten können, erscheint sehr fraglich. Denn immer vernehmlicher und nachdrücklicher tönt es dem stolzen Albion entgegen: „Amerika den Amerikanern," wie es die sogenannte Monroe-Doktrin will. Kanadas Abfall scheint in der That nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Dann aber ist für John Bull die Zeit des Sonnenunterganges gekommen.

D. N.

Die Perle.

(4. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Albrecht und Ilse schwiegen beide, als Kapitän Leupold sie allein gelassen hatte. Wenn man einander unendlich viel zu sagen hat, findet man schwer das erste Wort. Womit den Anfang machen? Wie das Uebermaß dessen, was auf unser Herz einstürmt, bewältigen? Sie sollten auf eine Zeit, die ihnen unglaublich lang erschien, Abschied voneinander nehmen; es konnte ein Abschied für immer sein. Die Verhältnisse lagen so ungünstig für sie, daß eine Vereinigung kaum denkbar, nur wie durch ein Wunder möglich erschien . . . und doch, wie glücklich sie aussahen, wie glücklich sie waren, diese beiden! Voll Entzücken ruhten Albrechts Blicke auf dem lieblichen Geschöpf, das er in seinen Armen, an seinem Herzen hielt. Wie viel Herrliches und Schönes hatte er auf seinen weiten Reisen schon gesehen — war sie nicht das Herrlichste, das Schönste? Und war diese wundersame Hülle nicht doch nebensächlich, wenn man ihr Herz kannte, das so treu, so lauter war? Mit einem raschen Kusse erwiderte Ilse seinen Blick. In ihrem starken festen Herzen lebte eine freudige Zuversicht, daß noch alles gut werden müsse, und wenn auch das Unglück ihrer Eltern und der Abschied ihre Seele bedrückten, so wollte sie das doch dem Geliebten nicht zeigen. Wenn sie ihm, der hinaus mußte auf das tückische Meer, in die Fremde, mit Thränen kam, mit Zittern und Bangen — war das nicht selbstsüchtig und feige von ihr? Und so lächelte sie ihn denn an mit ihren sonnigen Augen.

„Wie gut von Onkel Erich, daß er uns erlaubt hat, hierherzukommen! Er muß Dich sehr lieb haben."

„Dich viel mehr, Liebling!"

Ilse schüttelte den Kopf. „Ich glaub' es nicht. Die Frauen sind ihm weiter nichts als ein notwendiges Uebel."

Albrecht warf den Kopf zurück, um anzudeuten, daß es gleichgültig sei, was der sonderbare alte Kauz über die Frauen im allgemeinen und über Ilse im besonderen denke, dann senkte er seine heißen dürstenden Lippen in das Goldhaar seiner Braut.

„Albrecht, wie soll das werden, wenn wir nun auf so lange Zeit voneinander getrennt sind?"

„Ich weiß nicht!" Seine Stirn war gefurcht, er atmete schwer.

Sie strich ihm sanft mit der Hand über die Augen. „Es thut mir weh, Dich so zu sehen."

Ein mühsames Lächeln verzog seine Lippen. „Verzeih', Ilse! Ich will versuchen — versuchen . . . nun aber von Dir! Wie steht es daheim? Keine Aenderung zum Guten?"

„Zum Guten? Ach, wenn Du wüßtest!"

„Alles will ich und muß ich wissen."

„Es geht zu Ende mit uns! Die ‚Perle' muß verkauft werden, die Mama —"

„Ilse — Geliebte . . . nicht weinen!"

„Nein, nein!" Tapfer rang sie die aufsteigenden Thränen nieder. „Aber, Albrecht, sag' — ist es nicht hart? Der arme Papa! Und Armin, der kein anderes Lebensziel, keinen anderen Wunsch hat, als einst die ‚Perle' zu bewirtschaften!"

„Und Du selbst, Ilse!"

„Ich! Bin ich nicht tausendfach glücklicher als sie alle?

Auch ich liebe die ‚Perle‘, aber hundertmal mehr noch hängt mein Herz an Dir!“

Er entgegnete nichts darauf, ihm war das Herz zu voll. Er konnte nur die Lippen und die Augen küssen, die ihm das sagten. „Und Du glaubst nicht,“ nahm er nach einer Weile das Wort, „daß jetzt, gerade jetzt der geeignete Zeitpunkt wäre, vor Deinen Vater zu treten und ihm zu sagen: hier ist ein Mann, der um Ihre Tochter wirbt, kein Millionär und kein Graf, aber einer, der sein Alles dransetzt, sie glücklich zu machen, dem nichts zu schwer und nichts zu viel ist für sie und die Ihrigen! Du glaubst nicht, daß es jetzt gut wäre, so zu sprechen? Du schüttelst den Kopf?“

Bitterlich faltete sie die Hände auf seiner Brust. „Ach, Liebster, wir müssen Geduld haben, müssen abwarten, wie sich alles gestaltet. Das ist sc[illegible] für mich, unendlich viel schwerer noch für Dich, den Mann, der sich sein Schicksal selbst schaffen möchte. Aber um meinetwillen, [illegible] versuch' es um meinetwillen, ruhig und geduldig zu sein! Ich [illegible] es nicht über mich gewinnen, Leid um Leid auf den armen gebrochenen Papa zu häufen, und meine kranke Mama darf ich nicht verlassen, solange sie lebt — sie kann nicht ohne mich sein, ich weiß es! Der Arzt sagt, ihr Leben hänge an einem Faden; wie darf ich da . . . .“

„Sprich nicht weiter, Ilse! Du hast recht, ich muß versuchen, geduldig zu sein — um Deinetwillen! Darf ich doch den unerschütterlichen Glauben an Dich festhalten!“

„Das darfst Du, Albrecht! Ich danke Dir!“

Sie sahen einander tief in die Augen — da schlug die kleine helltönige Stehuhr die siebente Stunde. Ilse fuhr erschrocken zusammen und flüsterte: „Schon?“ Kamphausens Gesicht wurde trübe, seine Hand fuhr in eine Seitentasche seines Uniformrocks und brachte ein Sammettäschchen zum Vorschein, das er in Ilses Rechte legte. Fragend sah sie zu ihm auf.

„Es gehört Dir. Oeffne es nur!“

Innen, auf dem blauen Atlaspolster, lag eine feingegliederte Goldkette, daran ein Medaillon, in dessen Mitte ein einziger großer Brillant wie eine blitzende Thräne funkelte. Mit vorsichtigem Finger drückte Ilse auf den Deckel des Medaillons — Albrechts Züge, die den gewohnten, männlich kühnen Ausdruck trugen, blickten ihr aus der kostbaren Fassung entgegen.

„Albrecht — Du Lieber, Guter, wie soll ich Dir danken! Damit Du siehst, daß auch ich an Dich gedacht —“ sie zog ein Büchlein hervor, außen kunstvoll in Gold und Seide gestickt, die Innenseiten wiesen Ilses Photographie und eine Locke ihres Haares, die sorgsam mit Goldfäden befestigt war.

„Ilse!“ Kamphausen umschlang zärtlich die geliebte Gestalt. Im nächsten Augenblick jedoch ließ ein ingrimmiges Räuspern in der „Nebenkajüte“ die beiden auseinanderfahren. Mit schwerem wiegenden Tritt trat Kapitän Leupold ein. „Bitt' unterthänigst um Vergebung! Komme, um meinem Fräulein Nichte etwas zu zeigen, was sie aller Wahrscheinlichkeit nach interessieren wird. Komm' 'mal her, Prinzeß Ilse, setz' Dich neben mich — so! Ich werd' Dich nicht beißen! — Uff!“

Er hatte einen ganzen Pack Land- und Seekarten unter dem Arm und ließ ihn jetzt schwer auf einen eichenen Arbeitstisch niederfallen — so ziemlich das einzige Möbel im ganzen „Achterdeck“, das kein ausländisches Gepräge an sich trug.

„Damit Du weißt, wo er bleibt, der Herzallerliebste! Da! Ich hab' Dir seinen Kurs eingezeichnet und will Dir alles sagen. Wenn Du willst, schreib' Dir's auf!“

„Ob ich will! Das ist gut von Dir, Onkel!“

„Zu danken brauchst Du nicht, es geschieht bloß der Ordnung wegen; 'ne richtige Seemannsbraut, die muß doch wissen, woher und wohin — sonst taugt sie den Teufel 'was.“

Mit aufmerksamen Blicken folgte Ilse dem deutenden Finger des Alten und seinen Erklärungen. Er hatte alles am Schnürchen, zeigte, kramte allerlei Erinnerungen aus, während Ilse eifrig zuhörte und sich in ihrem kleinen Taschenbuch Notizen machte. Kamphausen warf hin und wieder ein erläuterndes Wort dazwischen, im ganzen war er schweigsam und ließ seinen alten Freund reden. Flüchtig, verstohlen streiften seine Lippen die Hand, das Haar, die Stirn seiner Geliebten. Ein paarmal schaute Leupold zufällig auf, wenn dies geschah, und eine herbe spöttische Grimasse legte Zeugnis von den Empfindungen ab, die ihn bei solchem Anblick bewegten.

Als die Belehrung beendet war und Ilse sich über das „Woher und Wohin“ ihres Verlobten gehörig unterrichtet zeigte, erhob sich der alte Kapitän schwerfällig, mit einem schmerzhaften Zucken des Gesichts — der Rheumatismus zwickte ihn trotz des schönen Frühjahrs tüchtig, was unfehlbar einen Umschlag der Witterung bedeuten mußte — packte seine Karten wieder zusammen und empfahl sich mit einem anzüglichen: „Viel Vergnügen, aber nur bis acht Uhr! Du weißt, Prinzeß Ilse, gleich nach Acht mußt Du pünktlich an Bord . . will sagen, bei Deinem Vater im Gasthof sein.“

Er ging ins Nebenzimmer, holte sich die neueste Reisebeschreibung hervor — er las viel, natürlich nur Bücher, die einigermaßen in sein „Fach“ schlugen — und vertiefte sich mit Eifer in die Seltsamkeiten, die der Verfasser, ein englischer Naturforscher, berichtete. Förmlich erschreckt fuhr er empor, als plötzlich die Thür, die zum „Achterdeck“ führte, ungestüm geöffnet wurde und Albrecht Kamphausen an ihm vorüberstürmte. Des jungen Mannes Gesicht war blaß, die Lippen hatte er fest zusammengepreßt und die Hand geballt. Die Augen glühten ihm wie im höchsten Zorn, und doch kämpfte er nur gegen die Thränen, die heiß aufquellenden Thränen. An seinem alten Freunde lief er vorüber, als sähe er ihn nicht, sein Blick ging wie drohend unter den finster gefurchten Brauen in die Weite. Draußen angekommen, gab er mechanisch seinem „Korsar“ mit der Hand ein Zeichen, ihm zu folgen, und eilte mit fliegenden Schritten davon.

Erich Leupold hatte keinen Versuch gemacht, Kamphausen zurückzuhalten; er wollte ihn ja morgen noch zum Bahnhof begleiten, und daß es heute, nach einem solchen Abschied, den Freund nicht mehr nach einem andern „vernünftigen“ Gespräch verlangte, das konnte sich der alte Seebär denken, wenn er es auch keineswegs billigte. Kopfschüttelnd setzte er sich aufs neue an seine Lektüre und wartete auf „Prinzeß Ilse“.

Es dauerte eine ganze Weile — sie kam nicht. Der Kapitän merkte endlich, daß er weiter und weiter las, ohne den Sinn der Worte zu fassen. Aergerlich warf er das Buch beiseite, horchte zum Nebenzimmer hin und „schlich“ sich dann „auf den Zehen“ zur Thür. Aber was der Kapitän „schleichen“ nannte, war immerhin noch ein so wuchtiger Schritt, daß die Dielen knarrten.

Die Thür zum „Achterdeck“ war halb offen geblieben, und durch den Spalt gewahrte Leupold, wie seine Nichte, hilflos auf einen Stuhl hingesunken, die Arme quer über die Platte des Eichentisches geworfen und das Gesicht darauf gelegt hatte. Goldene Sonnenstrahlen irrten über das schöne Haar und dies Haar zitterte und bebte, denn das Mädchen weinte, weinte leidenschaftlich und bitterlich, jetzt, da der Liebste von ihr gegangen, jetzt, da sie allein war.

Als sie das Kommen des Alten vernahm, richtete sie sich hastig empor, sah verwirrt um sich, wie wenn sie nicht recht wisse, wo sie sich befinde, und sagte dann mühsam, mit dem kläglichen Versuch, tapfer zu sein: „Verzeih' mir, Onkel Erich!“

Der Angeredete hob die Achseln. „Du scheinst mich überhaupt für gar keinen Menschen anzusehen. Da es 'mal so weit kommen mußte, da er nun 'mal Dein Liebster ist und da es für Euch 'ne Trennung giebt, die vielleicht auf immer ist — so ist's am Ende natürlich, daß Du“ — er wollte sagen: „heulst“, besann sich aber noch beizeiten und endigte: „daß Du in Thränen schwimmst. Wenn ich Dich aber daran erinnere, daß Dein Herr Papa im Gasthof sitzt und sich wahrscheinlich sehr über Dich wundert . . . ich möchte nämlich nicht, daß er auf die Suche nach Dir ginge und Dich bei mir fände. Du weißt, mit Deinem Herrn Vater hab' ich nun 'mal nichts im Leben zu teilen!“

Ilse erhob sich rasch. „Ich gehe, Onkel Erich. Du hast recht, wenn Papa Mißtrauen hat, wird uns das bißchen Glück in Zukunft noch viel schwerer gemacht. Also Du hältst Wort und vermittelst unsern Briefwechsel, und wenn Du etwas über Albrecht und das Schicksal der ‚Nixe‘ erfährst, dann läßt Du mich's wissen — nicht wahr?“

„Was bleibt mir anderes übrig? Bin ich der Narr gewesen, solchen Unsinn zu versprechen, muß ich auch der Narr sein, es zu halten.“

„Tausend Dank, Onkel! Seh' ich sehr verweint aus?“

„Und ob! Kein Wunder! Wenn man seinen Thränendrüsen soviel Arbeit giebt, setzt es allemal rote Augen!“

Sie hauchte hastig in ihr Taschentuch und führte es wiederholt an die Augen. Dann, mit einem schweren Seufzer, hielt sie dem Onkel die Hand zum Abschied hin.

„Willst Du das Ding da um den Hals behalten, damit Dein Herr Papa seine Freude dran hat?“ fragte der Kapitän und berührte mit einem Finger die neue Goldkette.



Der neue Bühnenvorhang i

Von Ka



„Malkasten" zu Düsseldorf.

Gehrts.

„Um Gotteswillen, nein!“ Sie nestelte mit aufgeregt zitternden Händen die Kette los und verbarg sie samt dem Medaillon in ihrem Kleide. Einen schwermütigen Rundblick sandte sie noch durch den Raum, in dem er bis vor kurzem geweilt, in dem sie Abschied genommen hatte — dann klang die Thür, und sie war gegangen.

6.

Ein paar stürmische und regnerische Tage waren gekommen ... Kapitän Leupolds Rheumatismus war doch ein guter Wetterprophet gewesen, „besser als irgend ein Laubfrosch“, wie sein Besitzer mit einem gewissen Stolz betonte. Heute zum erstenmal wieder versuchte die Sonne sich durchzukämpfen durch die grauen Schleier, welche das böse Wetter im Gefolge gehabt hatte. Zuweilen gelang es ihr auf einen Augenblick, aber zum rechten entscheidenden Sieg wollte es nicht kommen. Immer von neuem schoben sich Wolkenberge vor das leuchtende Auge der Sonne, das nur mit schüchternem Blinzeln zwischen den zusammengeballten Dunstmassen hervorsah. Die Blumen im Park und im Garten von Schloß „Perle“ ließen, schwer von Feuchtigkeit, die Köpfe hängen.

In den schönen luftigen Zimmern der Baronin sah es trübe aus. Die kranke Dame hatte seit jenem einen günstigen Tage das Bett nicht mehr verlassen; sie war verzagt und verstimmt und quälte ihre Umgebung mit hundert unausführbaren Wünschen und Einfällen.

Doßberg und seine Tochter saßen an ihrem Bett, das so bequem und praktisch wie nur möglich und aufs eleganteste mit blauen Seidenvorhängen, mit Spitzenüberwürfen und Schnitzereien ausgestattet war. Statuen, Büsten und Bilder, wie sie dem Geschmack der Baronin entsprachen, schmückten reichlich den hohen weiten Raum. Der Baron hielt zärtlich die feine schmale Hand der Gattin in seiner kräftigen Rechten und sah in das blasse Gesicht, das ihn dereinst so bezaubert hatte und ihn auch heute noch das Lieblichste auf Erden dünkte.

„Der Regen läßt gerade etwas nach. Was meinst Du, Elli, soll Ilse einmal rasch in den Garten hinunterlaufen und Dir ein paar frische Blumen holen?“

„Du bist merkwürdig, Hans Gottfried! Als ob ich an einem Tage wie heute den Blumenduft aushalten könnte! Immer und immer kommt Ihr mir mit Blumen — beinahe wie um mich damit zu reizen!“

„Verzeih', meine arme Elli!“

„Wie soll ich Dir nicht verzeihen — Du meinst es ja gut! Aber Menschen, die immer gesund sind, die haben klug reden. Ilse, die Erdbeerlimonade!“

Ilse hatte bisher stumm am Kopfende des Bettes gesessen, mit aufgelösten Haaren, wie es ihre Mutter verlangt hatte. Mit einem freundlichen: „Hier, Mama!“ reichte sie jetzt der Kranken das Glas mit der Limonade und hielt es ihr geschickt zum Trinken hin.

„Danke! Nein, nein — ich will nichts mehr. Sieh mich doch an, Kind! Wenn ich nur wüßte, was das mit Dir ist! Und mit Papa auch! Alle beide seid Ihr verändert, alle beide!“

„O Mama, das kommt Dir so vor, weil Du krank bist.“

„Ja, krank bin ich — Gott sei's geklagt, aber darum hab' ich doch noch meinen Verstand! Ich merke ganz gut, daß Ilse ihren Frohsinn verloren hat, und daß Du, Hans Gottfried, sehr verstimmt aussiehst. Was in aller Welt kann Euch begegnet sein? Zwei gesunde, glückliche Menschen wie Ihr, die Ihr keine Krankheit, keine Sorge kennt ... oder wäre es mit mir schlimmer geworden und Ihr wollt es mir nicht sagen?“

„Liebe Elli, welcher Einfall!“

„Kein Gedanke daran, Mama!“

Die kranke Frau ließ beruhigt den erhobenen Kopf sinken. „Aber was ist es sonst, was kann es sein? Macht Armin etwa Dummheiten? Sein letztes Zeugnis war doch recht gut!“

„Armin ist ganz brav. Reg' Dich nicht auf, mein Kind, und sprich nicht so viel!“

„Reden schadet mir gar nichts. Stillliegen und Denken ist viel schlechter. — Apropos, ich hab', um Ilse zu erfreuen, durch Lina von unserem Pariser Lieferanten eines von diesen entzückenden weißen Tuchkleidern verschreiben lassen, wie sie jetzt getragen werden — sie sind in allen drei Modezeitungen, die ich mir halte, zu finden. Wär' ich gesund, gleich schaffte ich mir solch ein Kostüm an; Weiß stand mir ja so gut, nicht wahr, Hans Gottfried? Nun muß Ilse es haben — es wird sie reizend kleiden — mit feiner Goldstickerei. Freilich ist es eine fabelhaft kostbare Mode, aber Papa bezahlt ja gern ein hübsches Kleid für sein Prinzeßchen — nicht so, Liebster?“

„Natürlich, mein Herz!“

Ilse gab ihrem Vater einen Wink mit den Augen, den er verstand. Lina hatte ganz gehorsam auf Wunsch der Baronin und in deren Beisein geschrieben, aber der Brief war nicht abgegangen. Das wurde in den meisten Fällen so gemacht. Die Baronin hatte nur noch ein schlechtes Gedächtnis; sie vergaß oft schon am nächsten Tag, was sie am vorhergehenden gewünscht hatte, und erinnerte sie sich je einmal einer derartigen Sache, so war es nicht schwer, sie zu vertrösten oder irgend eine Ausflucht zu ersinnen, welche die Erfüllung ihres Wunsches in Frage stellte.

„Noch etwas anderes hab' ich mir ausgedacht in der langen schlaflosen Nacht,“ fuhr die Baronin fort. „Ilse reitet schon seit undenklichen Zeiten nie mehr vor meinen Fenstern Parade, und das war doch so hübsch früher, ich sah es so gern, denn es zerstreute mich. Taugt Deine ‚Fatime‘ am Ende nichts mehr, mein Kind? Ist sie steif geworden? Papa wird Dir gewiß ein neues Reitpferd anschaffen, ich denke, eine Rappstute — was meinst Du, lieber Freund? Oder ist ‚Fatime‘ noch zu gebrauchen? Was ist denn aus ihr geworden?“

Ja, was war aus „Fatime“ geworden, aus der reizenden arabischen Schimmelstute mit dem kleinen feingeformten Kopf und der langen Seidenmähne? Sie war tadellos gewesen, ein kluges Tier, das seine junge Herrin an der Stimme kannte, den Kopf herumwarf und die rosafarbenen Nüstern blähte, sobald Ilse es beim Namen rief. Als vor einigen Monaten Baron Doßberg zögernd und traurig zu seiner Tochter gekommen war und ihr gesagt hatte, er müsse sich eine Zeitlang einschränken, und sie alle, mit Ausnahme der „armen Mama“ natürlich, hätten Opfer zu bringen — der Bestand seiner Rassepferde repräsentiere eine hohe Summe und auch für „Fatime“ sei ihm ein schönes Angebot gemacht worden ... da war Ilse äußerlich ganz tapfer gewesen. Sie war dem Papa um den Hals gefallen, hatte ihn gestreichelt und getröstet, bis ein mattes Lächeln auf seinem Gesicht erschienen war. Aber als er nachher in sein Zimmer ging, da sah sich Ilse scheu um, ob sie niemand beobachtete, und schlich sich dann auf Umwegen sachte in den Pferdestall. Dort wieherte „Fatime“ ihr erwartungsvoll entgegen, und das junge Mädchen faßte das edle Tier mit beiden Armen um den Hals und fing bitterlich an zu schluchzen. Sie war eine leidenschaftliche Reiterin, sie kannte kaum ein größeres Vergnügen als das, auf „Fatimes“ Rücken durch Wald und Feld zu schweifen, jetzt in beschaulichem Schritt, in allerlei Zukunftsgedanken versunken, jetzt in schlankem Trab über eine Brücke, ein Stück Landstraße, nun im verwegensten Galopp eine Hecke, einen Graben nehmend — „Fatime“ federkräftig, wie der Pfeil von der Sehne schnellt, hinüberfliegend, die Reiterin mit freudigem Zuruf sich im Sattel hebend, die Brust von Mut und Unternehmungslust geschwellt ... wie schön, o wie schön das war!

All diese Gedanken gingen Ilse blitzschnell durch den Sinn, während sie anscheinend gelassen erwiderte: „Ein neues Reitpferd für mich? Ach nein, Mütterchen, das ist nicht nötig! Der ‚Fatime‘ geht es sehr gut, sie ist noch dasselbe schöne kräftige Tier wie früher!“

Das war keine Lüge, denn einer der Gutsnachbarn Doßbergs hatte die Stute gekauft und hielt sie gut.

„Dann ist's recht, dann kann ich meine Ilse bald wieder als elegante Reiterin bewundern!“

Es klopfte leise an die Thür; Lina meldete, es sei Besuch für den Herrn Baron gekommen. Doßberg erhob sich unruhig und vermied es, Frau und Tochter anzusehen. „Ich bin leider genötigt, Dich zu verlassen, liebste Elli; Du wirst entschuldigen. Es handelt sich um geschäftliche Angelegenheiten —“

„So geh' nur, geh', Hans Gottfried, und komm' mir ums Himmelswillen nicht mit Deinen schrecklichen Geschäftssachen! Und Du kannst Ilse gleich mit Dir nehmen, ich bin doch etwas ermüdet vom Sprechen und kann vielleicht ein Stündchen schlafen. Lina bleibt hier.“

Der Baron und Ilse stiegen stumm nebeneinander die Treppe hinab. Unten wartete Fink, der einzige noch übrige Diener des Hauses, mit einer silbernen Tablette, auf der drei Visitenkarten lagen. „Ich habe die Herren ins Arbeitszimmer geführt, Herr Baron!“

„Ganz recht, Fink!“

Ilse warf einen raschen Blick auf die Karten; zwei davon trugen bekannte Namen: „Sorau, Justizrat“ und „C. F. Melchior,

Landrat". Auf der dritten Karte war eine siebenzackige Krone zu sehen, darunter der Name: „E. de Montrose."

„Wohin gehst Du, Ilse?"

„Ich wollte in den Garten, Papa, um Blumen zu holen für mein Zimmer und für den Speisesaal. Oder wünschest Du, daß ich mich ganz zurückziehe?"

„Behüte, Kind, behüte — mach's, wie Du willst, ganz wie Du willst!" Doßberg sprach erregt und abgebrochen. „Das heißt — ich meine — wir werden wohl ausfahren Sage Fink, er soll den Jagdwagen einstweilen anspannen lassen, und wenn wir zurückkehren, soll ein Frühstück in meinem Zimmer serviert werden — nein, nein, nicht im Speisesaal, bei mir!"

„Schön, Papa!"

„Und Deine Blumen — ja, Kind, wär' es nicht besser, Du ließest sie doch noch einstweilen? Man könnte vielleicht den Garten sehen wollen — und ich, ich weiß nicht —"

„Aber gewiß, das eilt ja gar nicht! Also auf Wiedersehen, liebster Papa — und — und kaltes Blut!"

Doßberg lächelte schmerzlich; Ilse küßte ihn eilig auf die Stirn und verschwand dann in der Tiefe der Vorhalle.

Das Arbeitszimmer des Barons war ein großer Raum mit schön gewölbter Decke, die eichene Ausstattung ernst und gediegen. Der große Gewehrschrank in der Ecke, der früher die kostbarsten Schußwaffen enthalten hatte, war jetzt fast leer; eine aus prachtvollen alten Schilden und Waffen zusammengestellte Trophäe, die früher die Mittelwand geziert hatte, fehlte gleichfalls — ein Sammler hatte bemerkenswert hohe Preise für beides gezahlt.

Von den drei Herren, die den Baron erwarteten, hatte sich's nur ein einziger bequem gemacht; er saß oder lag vielmehr in einem der tiefen braunen Ledersessel, die zu beiden Seiten des großen Sofas standen. Der joviale etwas beleibte Landrat Melchior liebte es nicht, sich zu „strapazieren", die lange Fahrt war ihm nicht gerade gemütlich gewesen, daher dehnte er seine Glieder jetzt in ungeniertester Weise und gähnte ein paarmal herzhaft, worauf er freilich jedesmal ein: „Pardon, meine Herren!" folgen ließ. Justizrat Sorau, ein jüngerer Mann mit üppigem Bart und einem bedenklich gelichteten Haupthaar, klein, beweglich, mit liebenswürdigen Formen, verfehlte dann nie, ein verbindliches: „Bitte, bitte, mein lieber Landrat!" hören zu lassen, während sein Nebenmann sich ganz teilnahmlos verhielt.

Es war dies ein großgewachsener, gewählt gekleideter Herr, anscheinend in der Mitte der Fünfzig, ein wenig hager, ein wenig steif in der Haltung, aber offenbar vornehm und nicht uninteressant aussehend. Haar und Bart, sehr dunkel und nur leicht mit Grau durchsetzt, waren sorgsam gepflegt, desgleichen die auffallend schönen schmalen Hände, von deren einer er den Handschuh abgestreift hatte. Das Gesicht hatte einen kalten und hochmütigen Ausdruck, sobald die Augen gesenkt waren. Hoben sich aber die Lider und entschleierten die grauen Augen, so war der Eindruck ein anderer. Es war ein Paar merkwürdiger Augen, ausdrucksfähig und tief — sie konnten einen Zwang ausüben, den schon mancher als lästig, mancher als fesselnd empfunden hatte; in sie hineinsehen, ohne irgend eine Wirkung dabei zu spüren, das konnte schwerlich jemand. Herr von Montrose hob aber selten die Lider ganz, meistens zeigten seine Augen einen verschleierten Blick, so auch jetzt, da er stumm neben dem Justizrat stand und auf dessen lebhafte Bemerkungen nur ab und zu durch eine leichte Kopfbewegung antwortete. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

Professor Heinrich Hertz †. Das Jahr 1894 hat gleich zu seinem Beginn in die Reihe der deutschen Naturforscher eine schwere Lücke gerissen. Am Neujahrstage starb zu Bonn der Professor der Physik Heinrich Hertz, noch nicht ganz 37 Jahre alt, der Mann, dessen Forschergeist es gelang, das Wesen jener geheimnisvollen Kraft zu erfassen, nach der man so gerne unser Zeitalter zu benennen pflegt, der Elektricität.

Man wußte schon längere Zeit, daß die Licht- und Wärmestrahlen sich in Form von Wellenbewegungen oder Schwingungen einer feinen durch den ganzen Weltraum verteilten Substanz (gewöhnlich „Aether" genannt) fortpflanzen; dem Rätsel der elektrischen und magnetischen Fernwirkungen dagegen stand man noch zweifelnd und tastend gegenüber. Wohl hatte der englische Physiker Maxwell vor 30 Jahren aus theoretischen Erwägungen geschlossen, daß auch die Elektricität auf solchen Schwingungen beruhe, aber es fehlte der Beweis, und Maxwells Lehre fand ebensoviele Gegner wie Anhänger. Hertz ist es gewesen, der die so überaus schwierige Aufgabe gelöst, den Zusammenhang zwischen Licht und Wärme einerseits, Elektricität und Magnetismus anderseits durch Versuche bewiesen und damit die Einheit zweier bisher als verschieden betrachteter Gruppen von Naturerscheinungen dargethan hat.

Durch diese That hat sich Hertz mit einem Schlage in die erste Linie unter den Naturforschern aller Kulturvölker gestellt. Und doch war er damals, als er seine grundlegenden Untersuchungen ans Licht der Oeffentlichkeit brachte, noch nicht einmal ganz 32 Jahre alt! Am 22. Februar 1857 zu Hamburg geboren, hatte er erst dem Baufach sich gewidmet, dann aber mehr und mehr in mathematische und physikalische Studien sich versenkt, so daß er schließlich den praktischen Beruf aufgab, um sich ganz seiner Wissenschaft zu widmen. Nachdem er in Berlin als Assistent von Helmholtz tiefgreifende Anregung erfahren, ließ er sich in Kiel als Privatdocent nieder, wurde dann Professor an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe, von wo er 1889 an die Universität Bonn berufen wurde. Wie viel hätte man von seiner so überaus glänzenden Begabung noch erwarten dürfen! Aber es hat nicht sein sollen! Ein schweres Leiden, das ihn seit langem quälte, hat seinem Wirken ein schmerzlich frühes Ziel gesetzt.



Professor Heinrich Hertz,
gestorben 1. Januar 1894.
Nach einer Photographie von R. Krewaldt in Bonn.

Der neue Bühnenvorhang im „Malkasten" zu Düsseldorf. (Zu dem Bilde S. 80 und 81.) Ende des Jahres 1892 haben die Leser mit uns dem „Malkasten" einen Besuch abgestattet, seinen Garten bewundert und bei einer Festbowle die hervorragenden Mitglieder der Düsseldorfer Künstlervereinigung kennengelernt. Der Festsaal, in welchem jene Bowle und seitdem wohl noch manche andere getrunken ward, besitzt auch eine Bühne für scenische Darstellungen, und für diese Bühne hat Karl Gehrts einen neuen Vorhang gemalt, der, selbst ein Kunstwerk ersten Ranges, würdig ist, ein Künstlerhaus wie den „Malkasten" zu schmücken. Die ideale Frauengestalt in der Mitte ist der Genius der Kunst, der Künstlerpoesie. Mürrische Verdrießlichkeit wird nicht geduldet in ihrem Reich, darauf deutet der mit der Schalksnarrenkappe geschmückte Putto, der einen Kauz mit schwanker Gerte neckt. Ueber dieser Gruppe treibt ein reizvolles Amorettenvölkchen in der Luft sein Spiel mit den Gerätschaften der Malerei. Im Hintergrunde schwebt der Elfenreigen, der bei keinem Gartenfeste des „Malkastens" fehlt. Links in der Ecke ein Paar in vertraulicher Zwiesprach: es ist die Düsselnixe, die einen fleißigen Maler mahnt, des Tages Arbeit zu schließen und sich der frohen Geselligkeit hinzugeben. Ihnen gegenüber wird mit Klarinette und Gießkanne Musik gemacht — zu welcher Zeit auch solche Töne im Malkasten vernommen werden, das verrät die zurückgestülpte Karnevalsmaske auf dem Haupte des einen der lustigen Musikanten. In ihrer Nähe ruft uns ein trinkfröhlicher bierkrugbewaffneter Genius ein kräftiges „Prosit" zu. Die landschaftliche Scenerie des Ganzen aber vergegenwärtigt den berühmten Garten, den Stolz und den sommerlichen Haupttummelplatz der Malkästner, durchströmt von der munteren Düssel. Eine üppige Borte von Blumen und Früchten umrandet diese Gebilde echter Künstlerromantik, darüber grüßt von einem Spruchband die durch ihre sonderbare sprachliche Form auffallende Losung des „Malkastens" „Ich komme doch durch komme ich doch", während unten das Wappen des Vereins mit Bierkrug und Hausschlüssel angebracht ist.

Der Künstlerhumor zeitigt bekanntlich manch glücklichen Bühnenscherz, und die Düsseldorfer Malkästner sind besonders berühmt um ihrer mimischen Leistungen willen. Das ist aber von jetzt an besonders in der Ordnung. Denn ein so schöner Vorhang verpflichtet die Darsteller, vor denen er sich hebt und senkt, zu ganz besonderen Anstrengungen.

Fastnacht. (Zu unserer Kunstbeilage und dem Bilde S. 73.) Die Schellenkappe aufs Haupt und die Maske vors Gesicht, damit man die Lichtungen und die grauen Fäden in deinem Haare nicht sieht und nicht merkt, wie ernst du bist, Welt! Nur einmal weg mit dem ewigen Rechnen und Sorgen und Streben und Grübeln, einmal im Jahr magst du dir's gönnen, so recht von Herzen leichten Sinnes zu sein und dich im Strudel tollen Humors gesund und frisch zu baden! Karneval, lustiger Eintagsprinz,



schüttle dein Scepter, laß die Glöckchen erklingen, daß die Völker verzaubert dir folgen wie die Kinder von Hameln dem pfeifenden Rattenfänger! Bald ist Mitternacht da — und deine nächtliche Sonne neigt zum Untergange. Mit der Losung: „Demaskiert!“ klopft der nahende Aschermittwoch ans Thor, darum nütze die Stunde!

„Demaskiert!“ Erschöpft von so viel Lustigkeit und doch noch erwärmt von dem Feuer unverwüstlicher Heiterkeit, hat die anmutige Pierette, die unsere Kunstbeilage darstellt, in einer stilleren Ecke des Ballsaals auf ein Stühlchen sich niedergelassen und die Halbmaske vom Gesicht genommen. Vergnügt schaut sie uns aus dunklen Schelmenaugen an, als wollte sie fragen: „Bin ich nicht hübsch so?“

Aber noch ist der Strudel des Festes nicht ganz zu Ende. Wem's im Ballsaal zu heiß ward, der sucht sich in irgend einem Café Erholung und — Fortsetzung des karnevalistischen Ulks. Max Ebersberger führt uns mit seinem Bilde „Nach der Redoute“ in die weiten glänzenden Räume des Café Wittelsbach zu München. Dort wie in den andern großen Cafés der Isarstadt ist bis in den Morgen hinein zahlreiches Maskenvolk versammelt, um sich an einem Täßchen Kaffee oder einem stärkeren Getränke zu erlaben. Nur einzelne Herren tragen den steifen ceremoniellen schwarzen Frack; einer von ihnen, dem es passiert ist, daß er nach des Tages Last und Hitze auf seinem Stuhle in sanften Schlummer versank, muß es sich dafür auch gefallen lassen, daß sein wohlfrisiertes Haupt von einem übermütigen Harlekin mit der Clownmütze verziert wird, während der Cylinder auf das Haupt des Hanswursts wandert.

Das ist so Karnevalsrecht und Karnevalssitte, deren oberster Grundsatz also lautet: „Es wird nichts übelgenommen!“

Und die Menschheit führe gar nicht so schlecht dabei, wenn sie von diesem Grundsatz ein bißchen mehr ins graue Leben der Alltäglichkeit hinübernähme.



Immer lustig!

Nach einem Gemälde von L. Meggendorfer.

Zwei Orang-Utans von der Insel Borneo. (Zu dem Bilde S. 77.) Wie oft hatte ich schon lebende Orang-Utans gesehen und wie gut glaubte ich das Tier zu kennen! Aber wie war ich verblüfft, als ich im Dezember vorigen Jahres in Brüssel zwei erwachsene alte Orang-Utans aus Borneo sah, welche dort gezeigt wurden! Diese Größe (1,44 und 1,39 m), solch langzottiges Fell, und vor allem diese mächtigen Köpfe mit den grauschwarzen Gesichtern und den fabelhaften Backenwülsten, das war mir allerdings etwas ganz Ueberraschendes, ein neuer Beweis, wie wenig oft ein junges Tier das Bild des erwachsenen giebt.

Ein Bremer Lloyddampfer hatte diese mächtigen Affen gebracht. Der Schiffsoffizier, der sie in Ostindien erworben, hatte schon von Suez aus an verschiedene Leute die Kunde telegraphiert und daß der Dampfer auf der weiteren Rückreise an einem bestimmten Tage in Genua anlegen werde. Von allen Benachrichtigten war nur Herr Pinkert, der Inhaber des Leipziger Zoologischen Gartens, dort, und jeder, der die Affen gesehen, wird es begreifen, daß er dieselben sofort kaufte. Die Uebernahme wurde für Antwerpen ausgemacht, von dort wanderten die Tiere zunächst nach Brüssel zur Ausstellung in dem Museum Castan, und dorthin wurden auch die großen eisernen Käfige gebracht, welche der Besitzer vorher schon in Leipzig bestellt hatte. Zwei Käfige, denn die gewaltigen Tiere, zwei erwachsene Männchen, von denen besonders das eine als sehr bösartig erkannt war, würden sich in einem Käfig sicher nicht vertragen haben.

Ich gestehe, daß mich ein unheimliches Gefühl beschlich, als ich, von dem Besitzer nach Brüssel eingeladen, dort den dämonischen Gestalten näher trat. Denn in der That, wie stumme, grimme gefangene Dämonen mußten sie dem Beschauer erscheinen. Besonders der jüngere, aber bösartigere Affe hatte, wenn er mit feindseligen Blicken und fletschenden Zähnen nach dem Nahenden sah und dann blitzschnell mit der gewaltigen Hand aus dem Gitter auf denselben losfuhr, etwas Grauenerregendes. Sein gewaltiges, noch gelbweißes Gebiß mit den mächtigen Eckzähnen wäre sicher imstande gewesen, einen menschlichen Arm zu zersplittern. Der andere wurde von dem Brüsseler Naturforscher de Pauw auf wenigstens 50 Jahre geschätzt; er verriet sein großes Alter nicht bloß durch sein schon ganz braunes Gebiß mit schwarzen Rändern, sondern auch durch die mächtigen Backenwülste, die dem Gesicht einen nicht mit Worten zu schildernden Anblick verleihen. Diese Backenwülste sind bei dem anderen Orang erst in der Entwicklung. Sie fehlen ganz dem Orang-Utan von Sumatra, der mit seinen Borneo-Vettern nur die große Brustwamme gemein hat. Noch auf ein Menge beachtenswerter Eigenschaften dieser zwei Tiere wäre hinzuweisen, z. B. auf die bei der übermäßigen Entwicklung des Oberkörpers offenbare Unmöglichkeit, aufrecht zu gehen, auf ihre merkwürdige Behaarung, ihre Nackenentwicklung, ihre Rechtshändigkeit &c.; aber das Gesagte dürfte im Verein mit dem Bild schon hinreichen, diese Affen nach ihrer ganzen absonderlichen Erscheinung als eine der größten nach Europa gekommenen Merkwürdigkeiten aus dem Tierreich zu kennzeichnen.

Leider ist der eine, der ältere von ihnen, vor kurzem in Paris verendet, wohin das Paar zu weiterer Schaustellung gebracht worden war. H. L.

„Die Frauenkleidung vom Standpunkt der Hygieine“. Mit beredten überzeugenden Worten weist die approbierte Aerztin Anna Kuhnow in einer kleinen, diesen Titel führenden Schrift (Hobbing, Leipzig) wieder einmal die Schädlichkeiten der verschiedenen pressenden Kleidungsstücke, vor allem des Korsetts, nach und sucht die Frauen von der unzweifelhaften Thatsache zu überzeugen, daß ein schlanker Wuchs das alles nicht braucht, ein starker aber durch Schnüren nicht schlank wird. Wenn man die Schilderung der vielen Leiden und Verbildungen liest, die alle dem Korsett zuzuschreiben sind, so versucht man unwillkürlich, sich die Frauenwelt einmal ohne dieses unglückselige „Kleidungsstück“ vorzustellen. Schwer würde dessen Abschaffung allerdings durchzusetzen sein, unmöglich aber ist sie nicht. Thatsächlich tragen heute schon viele Mädchen und Frauen, und nicht zum Nachteil ihrer Erscheinung, gar keines oder ein „Reformkorsett“, das den festen Kleidersitz mit Bewegungsfreiheit für die inneren Organe vereinigt. Nähere Auskunft über dieses, von der Verfasserin warm empfohlene Korsett wird auf Anfrage von ihr selbst (Leipzig, Ranstädtersteinweg 13) gern erteilt. Ihr sehr gut und vernünftig geschriebenes Buch sollten Mütter und Erzieherinnen mit besonderer Aufmerksamkeit lesen. Bn.

☞ **Hierzu Kunstbeilage II: Demaskiert. Von J. Wischniowsky.**

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 6. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Straßenbild aus dem alten Pompeji.
Nach einem Gemälde von R. Bompiani.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer**.

(5. Fortsetzung.)

8.

Sigenot überschritt auf dem Heimweg die Achenbrücke. Das Wasser rauschte und klatschte im wogenden Schilf, und der wirbelnde Sturmwind trieb den weißen Schaum über das Ufer. Kein Regen fiel, aber ohne Unterlaß rollte der Donner, und in schneller Folge zuckten die Blitze über das Gewölk. Thal und Berge leuchteten auf in grellem Glanz, um jählings wieder in tiefes Dunkel zu versinken. Zwischen den Bäumen, welche ächzten unter der Wucht des Sturmes, lag, wenn die blendende Blitzhelle erlosch, so schwarze Finsternis, daß Sigenot den Weg nur tastend fand. Als er das Hagthor seines Hauses erreichte, hörte er aus der Nähe des Stalles die kreischende Stimme der Magd. „Wicho! Heidoooh! Wicho!“ Und aus dem Inneren des Hauses klang Mutter Mahtilts schrilles Gelächter. Sigenot erschrak, denn er kannte die Sprache dieses Lachens, und eilte hastig über den Hügel empor. Matter Feuerschein leuchtete aus der offenen Hausthür. Der Fischer trat in eine weite Halle, welche Flur, Wohnstube und Küche in einem war. Die Balken der Decke waren berußt, und quer unter dem offenen Rauchfang hing die Bretterklappe, welche durch einen Kettenzug geschlossen werden konnte, um die Wärme im Raum zurückzuhalten oder dem Eindringen des Windes zu wehren. Eine Thüre führte in Sigenots Kammer, eine zweite in die Schlafstube seiner Mutter und Schwester. Zwischen den beiden Thüren war der niedere offene Herd an die Balkenwand angebaut; über ihm, auf schmalem schwarz berußten Gesims, standen die den Herd beschützenden Alraunen und geschnitzten Feuermännlein. Auf der Herdstatt flackerte, den dampfenden Dreifuß umzüngelnd, eine rauchlose Flamme. Ihr Schein beleuchtete Sigenots Mutter, welche neben dem Herd in dem mit einem Wolfsfell überhängten Lehnstuhl saß. Das Kleid aus gelblichem Hanftuch und die regungslose Ruhe der gelähmten Füße gab ihrem Körper den Anschein eines steinernen Bildes. Aber die Arme waren

dem Sohn entgegengestreckt, Angst und Jammer sprachen aus dem Gesicht, über dessen Wangen vier straff geflochtene graue Zöpfe niederhingen auf die Brust; die weit offenen Augen waren mit Thränen gefüllt und die schwere Zunge lallte. In der Unglücksnacht, in welcher das Wasser Sigenots Vater verschlungen, hatte Mutter Mahtilt die Sprache verloren; nur Lachen und Weinen waren ihr noch geblieben — das Weinen für die Freude, das Lachen für Wunsch und Angst.

„Mutter?" stammelte Sigenot. „Was hast? Was ist denn geschehen?" Das Weib lallte und lachte.

Er schien sie zu verstehen und blickte um sich. „Das Rötli? Wo ist das Rötli?"

Mutter Mahtilt deutete mit den Armen, während ein Windstoß unter dröhnendem Donner das Haus umfuhr. Da erblaßte Sigenot. „Draußen? Auf dem Wasser?" schrie er und stürzte zur Thüre. Auf der Schwelle blieb er stehen, kehrte zurück, faßte die Hände der Mutter und sagte: „Mußt keine Angst haben, Mutterli, ich bring' Dir das Kind!" Mutter Mahtilt klammerte die Finger um seine Hände, blickte zu ihm auf und nickte; ihre Hände zitterten, und glänzende Zähren rollten über ihre Wangen.

Sigenot lächelte und ging zur Thüre. Kaum aber war er hinausgetreten ins Freie, in den tobenden Sturm, da überfiel ihn zitternde Unruhe; mit zuckenden Händen griff er nach einem Ruder. „Wicho! Wicho!" schrie er. Aber es kam nur die Magd gerannt.

„Der muß im Heimgart' sein, ich weiß nicht, wo!" stotterte sie.

Sigenot schwang das Ruder über die Schulter und rannte über den Hügel hinunter, dem Hagthor zu; hinter ihm her die Magd. Als sie die Lände erreichten, über welche jede anrauschende Welle einen schäumenden Wasserguß herausspülte, zuckte ein greller Blitz. In der brennenden Helle sah Sigenot den Einbaum am Ufer liegen. „Ach Du meine Not," stammelte er, „sie hat nur den leichten Gransen!" Er warf das Ruder in den Einbaum und stemmte, auf die Knie gebückt, von Wasserschaum umflattert, die Schulter gegen das schwere Boot. Die Magd wollte ihm helfen, aber sie kam zu spät; ehe sie noch die Hände ausstreckte, schwankte der Nachen schon auf den Wellen, und Sigenot stand darin und zerrte das Ruder durch den Weidenring. Mit wuchtigen Schlägen trieb er den Einbaum, dessen Schnabel auf die ansteigenden Wellen klatschte. Blitz um Blitz erhellte die Finsternis, Sigenot spähte hinaus über den Seeweiher, doch er sah nur das Gewirbel des weißen Wassers.

„Rötli! Rötli!" schrie er mit hallender Stimme; aber sein Ruf erstickte im Brausen des Sturmes, und keine Antwort erklang; nur droben in Wazemanns Haus heulten und kläfften die Hunde.

„Rötli! Rötli!" schrie Sigenot immer wieder und holte mit dem Ruder aus, daß die Stange knirschte. Jeder neue Wellenschlag erschütterte den Einbaum und machte ihn steigen und sinken; aber das Boot hielt feste Fahrt. Nun fuhr es knirschend durch Geröhr, rauschte vorüber an der Insel und vor Sigenot öffnete sich der Weitsee. Brausen, Rauschen, Donner und Echo füllte den nachtschwarzen gewaltigen Felsenkessel.

„Rötli! Rötli!"

Da klang von der Falkenwand herüber ein schluchzender Schrei.

„Ich komm' schon, Rötli!" jauchzte Sigenot und warf sich mit dem ganzen Körper auf die Ruderstange. Jeder Schlag trieb den Einbaum über sprühende Wellenkämme, und immer näher rückte die schwarze Wand. Ein Blitz fuhr nieder über die Berge, und in dem Feuerschein, der über das kochende Wasser floß, sah Sigenot den Gransen an der senkrecht aus dem Wasser steigenden Felswand hängen und anschlagen wider das Gestein — aber zwei Gestalten trug der Nachen, und vier Arme hingen angeklammert an das dürftige Gestrüpp, das in den Runsen der Felswand wurzelte. Ein heißer Schreck durchzuckte Sigenots Herz und über seine Lippen rang sich ein stammelnder Laut. Da lag schon wieder die Finsternis um ihn her. Aber der Einbaum schoß der Felswand zu, die Ruderstange ächzte und der Schaum der gebrochenen Wellen, vom Sturm getrieben, übersprühte Schiff und Schiffer. Wieder flammte ein Blitz — dicht neben dem weißumbrandeten Gransen glitt der Einbaum vorüber — Sigenot ließ das Ruder sinken, griff zu mit beiden Armen, faßte mit eisernem Griff die Tochter Wazes um die Hüften und schwang sie herüber in das Boot. Recka taumelte, ihre Arme klammerten sich um den Hals des Fischers und schwer hing sie an seiner Brust; Sigenot hielt das Mädchen umschlungen, er fühlte ihren bebenden Körper, den Schlag ihres Herzens, den heißen Hauch ihres Mundes — und plötzlich ging es ihm wie strömende Glut durch Leib und Herz, und ein jähes Zittern rann ihm durch die Arme. Da klang durch das Rauschen und Stürmen in schreiender Angst Edelrots Stimme: „Ich sink'! Ich sink'!"

Sigenot erwachte. „Rötli!" rief er mit ersticktem Laut und seine Arme ließen von Recka, welche wankend niederstürzte auf den Boden des Einbaums. „Rötli! Ich komm' schon!"

„Sigenot!" Hart neben dem Einbaum klang der gellende Ruf, nicht mehr an der Felswand, sondern zu Sigenots Füßen, zwischen den Wellen.

Mit heiserem Schrei warf sich der Fischer auf die Knie und griff in der Finsternis mit beiden Händen hinaus über den Einbaum; seine Finger stießen noch an den Rand des sinkenden Gransens. Da kreischte Recka: „Hilf mir, ich hab' sie gehascht!"

„Rötli! Rötli!" Sigenots Hände tauchten in eine steigende Welle, er fühlte einen schlagenden Arm und griff ihn. Im Nu stand er aufrecht im Boot, hob die Schwester mit zitternden Armen empor und ließ sie niedergleiten in Reckas Schoß. Er sprach kein Wort, nur ein Stöhnen rang sich aus seiner schwer atmenden Brust.

Krachend stieß der Spiegel des Schiffes an die Felswand, und eine Welle überschlug den Einbaum. Sigenot wankte — aber seine Hände hatten schon das Ruder gefaßt; er stieß sich von der Felswand ab, und mit weit ausholenden Schlägen trieb er das auf- und niederschwankende Boot durch Sturm und Wellen. Floß die Feuerhelle eines Blitzes über das Wasser, so sah er vor sich im Einbaum Wazemanns Tochter sitzen, mit blassem steinernen Gesicht, das die vom Sturme gelösten Haare umringelten gleich roten Flammen; und vor ihr lag Edelrot auf dem Boden des Einbaums, Reckas Hüfte umklammernd, das Gesicht in ihren Schoß gedrückt, mit ersticktem Schluchzen, umschwankt von dem Wasser, das die Wellen in den Kahn geworfen.

Im Röhricht, welches die Insel umzog, stockte der Einbaum; aber ein Stoß der Ruderstange befreite ihn wieder — und nun wies in der Finsternis die rotleuchtende Thür des Fischerhauses den Weg zur Lände. Die Magd am Ufer, da sie den Nachen klatschen hörte, stieß einen hellen Schrei aus und rannte dem Hause zu.

Knirschend fuhr der Einbaum in den Sand. Sigenot sprang an das Ufer; stammelnd beugte er sich über Edelrot, umschlang sie mit beiden Armen und hob die Schwester, deren Gewand von Nässe troff, empor an seine Brust. Wazes Tochter erhob sich und sprang aus dem Kahn. Sie stand, preßte die Hände auf den Busen und starrte hinaus über den tobenden See. Grell leuchtete ein Blitz.

„Recka!" stotterte Sigenot. „Hast Schmerzen — ist Dir 'was geschehen?"

„Mir? Nein!" klang ihre harte Stimme. „Aber meine Stößer hab' ich verloren. Um die ist mir leider, als mir um mich gewesen wär'." Sie kehrte sich ab, und unter rollendem Donner schritt sie den im Sturmwind rauschenden Bäumen zu.

„Recka!" rief ihr der Fischer nach. „Willst nicht warten, bis ich mit einer Fackel komm'?"

„Ich find' meinen Weg allein!"

Enger klammerten sich Sigenots Arme um die zitternde Schwester, und raschen Ganges trug er sie in das Haus. „Mutterli!" schluchzte Edelrot, als der Bruder sie in der Halle niedergleiten ließ; sie sank vor der Mutter auf die Knie und schmiegte sich an ihre Brust, tief atmend, als fühlte sie sich jetzt erst sicher und gerettet. Mahtilt umschlang ihr Kind, drückte die Wange an Rötlis Köpfchen und weinte in heißer Freude . . .

Sigenot starrte stumm die beiden an; fahle Blässe lag auf seinem Gesicht, und seine Augen brannten. Da faßte die Mutter seine Hand, drückte sie und lächelte zu ihm auf; er aber zog die Hand zurück und schüttelte den Kopf. „Ich hab' Dir das Kind nur heimgetragen . . . geholfen hat ihm Wazemanns Tochter!" Er griff nach einer langen Kienfackel, welche in einer Ecke lehnte, steckte sie am Herdfeuer in Brand und verließ die Stube. Eilenden Ganges gewann er die Achenbrücke. Er mußte die Fackel weit von sich halten, damit ihm der wirbelnde Sturm nicht die lodernde Pechflamme ins Gesicht trieb. Als er den finsteren Wald betrat, sah er beim Schein der Fackel die Tochter Wazes zwischen den

Bäumen schreiten — sie folgte dem Pfad, welcher hinüberführte zum Felsensteig. Er holte sie ein, doch als er an ihrer Seite stand, blickte sie nicht einmal auf. „Recka," sagte er, „über die Wand hinauf, das ist kein Weg für solch eine Nacht!"

„Ich geh', wo ich will."

„Ein andermal — aber heut' nicht!" Mit diesen Worten faßte er ihre Hand.

Da hob sie das Gesicht, und es zuckte um ihre Lippen; sie machte einen Versuch, ihre Hand zu lösen, doch Sigenot hielt fest. Zwischen den Bäumen zog er sie mit sich fort, dem breiten Reitweg zu. Als sie hier eine Strecke gegangen waren und Sigenot fühlte, daß sich Recka nicht länger sträubte, gab er ihre Hand frei. Mit hoch erhobener Fackel schritt er an ihrer Seite. Sie sprachen kein Wort. Die rauchende Pechflamme wehte und loderte, und ihr greller wechselnder Schein zitterte über den Weg und gaukelte zwischen den finsteren Bäumen. Immer brausender wehte der Sturm, immer tiefer sank das treibende Gewölk, doch immer noch wollte der Regen nicht fallen, der die Wucht des Unwetters gebrochen hätte. Reckas Gewand flatterte, und die wehenden Haare züngelten ihr um Hals und Wangen. Häufig wankte sie im Gang, vom Sturm gestoßen und getrieben. Dann hob der Fischer die Hand, als wollte er sie stützen, doch Recka raffte ihr Gewand an sich und kämpfte sich weiter.

Auf der Höhe des Weges tauchte in der Blitzhelle schon die Mauer von Wazemanns Haus empor. Nun hörte Sigenot das Rasseln der fallenden Zugbrücke. Männer mit Fackeln kamen aus dem Thor: Reckas Brüder mit den Knechten; allen anderen voran eilte Henning den Weg einher.

„Ich komme!" rief ihm Recka entgegen.

Geschrei und Gelächter war die Antwort; ein Teil der Männer kehrte in das Thor zurück, und Henning schrie: „Wo bleibst Du nur so lang'? Der Vater flucht schon eine ganze Weil'. Wo warst Du denn?"

„Auf dem Weitsee!"

„Jetzt? Im Sturm?" Da erkannte Henning im Fackelträger seiner Schwester den Fischer. „Was will denn der bei Dir?" Recka schwieg. „Hat der Dich am End' herausgeholt?"

„Ja!" sagte Recka und schritt an dem Bruder vorüber. Sigenot hatte schon den Rückweg angetreten; doch er hörte noch Hennings Lachen und seine höhnenden Worte: „Schäm' Dich, Schwester! Bist Blut von Wazes Blut, und mußt Dir helfen lassen von einem solchen . . ."

Sigenots Faust krampfte sich um den Schaft der Fackel. Dann schritt er heimwärts und ein bitteres Lächeln glitt über seine bleichen Lippen. Immer rascher wurde sein Gang. Aeste, die der Sturm von den Bäumen am Wegsaum brach, fielen ihm vor die Füße. Als er die Achenbrücke erreichte, war die Fackel niedergebrannt; er warf den erlöschenden Stumpf in das Gewirbel des Baches und schritt in der Finsternis weiter. Bald erreichte er seinen Hag und verschloß das Thor mit dem Balken.

Die Stube fand er leer. Mutter und Schwester lagen wohl schon im Schlummer. Nur ein Häuflein Kohlen glostete noch auf dem Herd, und auf dem Steintisch brannte die irdene Butterlampe mit züngelndem Flämmlein; neben die Lampe hatten sie ihm das Nachtmahl hingestellt. Sigenot sah es nicht . . . er ließ sich auf den Herdrand niedersinken, atmete tief und blickte in den roten Schein der Kohlen.

Draußen tobte das Wetter, und durch die Spalten der geschlossenen Thüre, durch die Ritzen der Fensterläden leuchtete der weiße Feuerschein der Blitze.

* * *

Bruder Schweiker hatte die Stelle für die Nachtrast gut gewählt. In den Lüften heulte der Sturm, in der Höhe des Waldes brausten die Bäume, doch in die tiefgesenkte, von dichtem Gestrüpp umhegte Mulde drang der Wind nur mit gebrochener Macht, und selten geschah es, daß ein stärkerer Stoß aus den Lüften niederfuhr und an den beiden Zelten rüttelte. In dem einen teilte sich Schweiker mit Bruder Wampo in den schmalen Raum. Von der Gabelung der Zelthölzer hing ein schwankendes Lämplein nieder und warf seine trübe Helle über das auf einer Stangenbritsche gebettete Mooslager der beiden Brüder. Lang ausgestreckt, den Arm als Kissen unter dem Kopf, lag Schweiker in gesundem Schlaf; ihn weckte kein Donner, kein Brausen des Sturmes. Nur manchmal rührte er sich ein wenig, that einen schüchtern schnarchenden Atemzug und lag dann wieder in stillem Schlummer. Bruder Wampo aber konnte kein Auge schließen. Er saß auf dem Moosbett, die Knie an den Leib gezogen, die Arme um die Beine geschlungen, zuweilen that er wohl im beginnenden Halbschlaf einen kleinen Nicker mit dem Kopf, doch wenn der Donner krachte und rollte, riß er die Augen wieder sperrangelweit auf und brummte vor sich hin: „So ein Wetter! Nein, ist das ein Wetter!" Da raschelte es am Zelttuch. Wampo hob den Kopf und lauschte: „Was ist denn?" rief er.

Einer der Knechte trat in das Zelt, mit einem Span in der Hand, den er über das Lämplein hielt, um ihn anzubrennen. „Wir müssen Feuer machen," sagte er, „die Saumtier' schlagen umeinander und schnaufen . . . Raubzeug muß in der Näh' sein. Aber wenn das Feuer brennt, wird wohl bald Ruh' sein." Mit dem flackernden Spanlicht ging der Knecht davon.

„So, schön! So, schön!" stotterte Wampo. „Da laufen ja die wilden Tier umeinander wie die Hasen im Krautacker! O Du mein lieber Herrgott, ist das eine Gegend!"

Vor dem anderen Zelte, aus dessen Innern der eintönige Laut einer psalmierenden Stimme klang, saß Eberwein auf einer Fichtenwurzel, mit dem Rücken an den Stamm gelehnt, die Hände im Schoß gefaltet, regungslos, fast wie in Schlummer versunken. Ueberfloß ihn die Helle eines Blitzes, so erleuchtete sie ein ruhig lächelndes Gesicht und stille Augen, welche traumverloren hinausblickten in all das Stürmen und Toben.

Die Bilder des vergangenen Tages waren an seinem Geist vorübergezogen, und schwere Sorge hatte ihn bedrückt. Was er an diesem Tag erleben mußte, mit Sigenot, mit Waldram und mit dem Haunsperger . . . hatte nach der heißen Freude, die er auf der steilen Felsenzinne dort oben empfunden, nicht alles geendet mit Verstimmung und Mißklang? War nicht der erste Weg schon, den er mit den Brüdern gegangen, ein Weg in die Irre gewesen? Und wie sollte nun alles weiterkommen? Würde er, ein Fremdling in diesem unwirtbaren Bergthal, wohl auch das Flecklein Erde zu finden und zu wählen wissen, welches die junge Klause am besten trüge? Und wenn die Klause stünde . . . würde in dem zähen und schweren Kampf, der unausbleiblich schien, die Kraft und der hoffende Mut ihn nie verlassen, bis die Sendung erfüllt wäre, die er auf sich genommen? Aber stand er denn allein und ohne Hilfe? War denn mit ihm und seiner heiligen Sache nicht Einer, der Menschen Mildester und Größter, er, dessen Vater mit einem Wimperzucken die Welten lenkt, mit einem Hauch den Sturm erregt und ihn wieder geschweigt mit einem Lächeln? „Ach über mich Furchtsamen und Kleinmütigen, der ich doch nur die Augen schließen darf und meines Führers harren!" Mit diesen Worten war die Ruhe über ihn gekommen, und je länger er saß, hinausblickend in die sturmvolle Nacht, desto heller und stiller ward es ihm in Herz und Seele.

Und wieder dachte er an alles, was dieser Tag gebracht. Und alles gewann nun vor seinem Blick ein anderes Gesicht. War sein Weg denn wirklich in die Irre gegangen . . . der Weg, der ihn und die Brüder hierhergeführt an diesen stillen, vor der Wut des Sturmes wohlgeschützten Ort? Und Friedrich von Haunsperg? Wie durfte er diesem Manne zürnen? Ein Kriegsmann, der die Worte nicht wog, der von derber Art war und aus hartem Holz geschnitten, ein treuer Diener, der immer nur seines Herren dachte und immer nur seines Herren Vorteil zu wahren sucht! Und Waldram? Floß denn seine zornige Strenge und seine düster flammende Art aus anderer Quelle als aus reinem Glauben an Gott, aus heißem Eifer für Gottes Sache? Und wie sollte sich, was aus Gutem kam, nicht wieder zum Guten wenden lassen? Und Sigenot, der Fischer? War Eberwein ihm nicht entgegengetreten, unerwartet, ein Fremder dem Fremden? Wachsen Freundschaft und Vertrauen aus dem ersten Wort, aus dem ersten Blick? Eberwein lächelte. War denn nicht alles, was dieser Tag gebracht, natürlich und selbstverständlich? Wo lag denn ein Mißerfolg, der ihn verstimmen durfte, mit Sorgen bedrücken und kleinmütig machen?

In den Lüften heulte ein Windstoß, und im Innern des Gewölkes flammte ein Blitz; in einer Wolkenkluft, auf finsterem Grund, beleuchtete die rot aufzuckende Helle ein seltsam geformtes, vom Sturm gejagtes Nebelgebild . . . „Wie ein Roß und eine Reiterin mit wehendem Rothaar!" flüsterte Eberwein.

Da lag schon wieder tiefes Dunkel um ihn her, und über die Wolken rollte der Donner hin. Eberwein erhob sich und streifte, tief atmend, mit der Hand über die Stirn. „Ich habe zu lange gewacht. Meine Augen sehen, was nicht ist.“

Er ging dem Zelte zu, aus welchem noch immer Waldrams betende Stimme klang. Da blendete ein grelles Licht seine Augen. Ueber den waldigen Hügel, welcher jenseit der Ache lag, fuhr ein Blitzstrahl nieder und stand in der Luft gleich einem brennenden Riesenbaum, der in den Wolken gipfelte und mit flammenden Aesten nach allen Seiten griff. Himmel und Erde, Berge, Thal und Wälder, alles schien in Feuer zu schwimmen — und ein Donner rasselte, als wäre der Gipfel eines Berges eingestürzt und schüttete seine springenden Trümmer über brechende Bäume.

Jetzt erwachte auch Schweiker in seinem Zelte. „Da hat's eingeschlagen, nicht weit von uns!“ schrie er und kam hervorgestürzt. Bruder Wampo folgte ihm, stotternd und die Hände ringend. Alle beide rannten nach dem andern Zelt.

In der Finsternis, welche auf die blendende Helle folgte, trat ihnen Eberwein entgegen. „Was sucht Ihr?“

„Gott sei Dank! Weil ich nur Eure Stimm' hör'!“ rief Schweiker. „Ich hab' schon gemeint, es müßt' 'was geschehen sein!“

Aus dem Wald klang das Schreien der Knechte; eines der Saumtiere war scheu geworden und hatte sich losgerissen. Schweiker wollte zum Lager der Knechte eilen, aber schon nach wenigen Schritten stand er wieder. „Schauet, Herr,“ rief er und deutete über die Ache hinüber nach der Höhe des finsteren Waldhügels, „der Blitz muß in einen dürren Baum geschlagen und gezündet haben!“

Nahe den beiden Felszacken, welche schwarz aufstiegen aus dem Wald, breitete sich eine rötliche Helle über die Wipfel, und es währte nicht lange, so stieg eine schlanke Feuergarbe in die Nacht empor, schwankend und lodernd im wehenden Sturm.

„Ein Zeichen des Himmels!“ stammelte Eberwein. „Gott rodet den Wald für sein heiliges Haus. Wo jene Flamme brennt, soll unsere Klause stehen.“

Da klang hinter ihm die Stimme Waldrams. „Ja, ein Zeichen des Himmels, das ich erflehte in brünstigem Gebet. Gott erhörte meine Bitte . . . was stehet Ihr noch und staunet das Wunder an! Nieder auf die Knie und preiset den Herrn!“ Mit ausgebreiteten Armen sank er zu Boden und begann mit hallender Stimme den Ambrosischen Lobgesang. Die Brüder knieten nieder und fielen ein in den Gesang; nur Eberwein stand, die Hände auf der wogenden Brust, und blickte schweigend empor in die Nacht der Wolken. Als der Gesang verstummte, sagte er: „Nun wollen wir ruhen und schlummern, bis der Morgen graut, denn der kommende Tag will uns bei Kräften finden!“

Sie traten in die Zelte. Schwere Tropfen begannen zu fallen, es dämpfte sich der Sturm, und in rauschendem Regen löste sich das Ungewitter.

9.

Nach der finsteren Sturmnacht war ein heller Morgen aufgeblüht, schimmernd in aller sommerlichen Schönheit: der Himmel wolkenlos und blau, die Lüfte frisch und ohne Hauch, alle Farben satt und tief, jeder Zweig und jedes Gras behängt mit funkelnden Tropfen, die Berge von blauen Schatten überschleiert oder leuchtend in goldigem Frühschein, sie alle überragt vom König Eismann, dessen steile von ewigem Schnee umgossene Zinne im vollen Licht der Sonne glänzte gleich einer riesigen Silberstufe. Schräge Lichter fielen schon zwischen die Wipfel des dichten Waldes, in welchem der Zug der Saumtiere sich langsam fortbewegte. Nur Waldram und Bruder Wampo hielten den gleichen Weg mit den Knechten. Eberwein und Schweiker waren nach verschiedener Richtung in den Wald gezogen, um die Feuerstätte der vergangenen Nacht zu suchen.

Zwischen den ragenden Urwaldbäumen schritt Eberwein dahin, mit seinem Stab die Stauden und Ranken teilend, welche häufig seinen Weg versperrten. Da klang in der Nähe, vom lichteren Wald her, das Wiehern eines Pferdes. Eberwein blickte auf, und eine Furche des Unmuts grub sich in seine Stirne. „Soll ihr Weg denn immer meine Straße kreuzen!“ So murmelnd, wandte er sich ab und nahm eine andere Richtung. Hinter seinem Rücken ließ sich ein Lachen hören. Aber das war eine Männerstimme. Eberwein blickte zurück und gewahrte einen Reiter, welcher zwischen den Bäumen nur flüchtig auftauchte in schmalen Lücken und auf trabendem Pferd verschwand.

„Wer war das? Einer von ihren Brüdern?“ Eberwein fand nicht Zeit, dieser Frage nachzudenken, denn durch die Bäume her scholl Schweikers lauter langgezogener Ruf: „Hoidoooh! Hoidoooh!“; er mußte die Feuerstatt gefunden haben.

Eilenden Ganges folgte Eberwein dem Ruf; er schritt einer Lichtung zu, welche zwischen den Bäumen schimmerte, und geriet auf einen Fußpfad. Da kam Schweiker ihm schon entgegen, mit lachendem Gesicht. „Kommt, Herr, und schauet nur, was ich gefunden hab'! Der feurige Weiser hat uns gut gewiesen!“ Eberwein führend, eilte er voran, und bald erreichten sie den Waldsaum. Eine weite, von hohen Bäumen umstandene Blöße lag vor ihnen, fast eben, mit Moos und Heidekraut überwachsen — eine stille freundliche Insel inmitten des dunklen Wäldermeeres. Ueber der Lichtung drüben stieg gegen den Untersberg ein bewaldeter Hang empor, über welchen eine in der Sonne blitzende Quelle niederrieselte in einen kleinen schimmernden Teich; zu beiden Seiten des Hanges erhoben sich zwei graue Felszinnen. Inmitten der Lichtung stand der vom Feuer halb verzehrte Baum, einsam, gleich einer schwarzen Säule; nur die Stümpfe der beiden untersten Aeste hafteten noch an dem verkohlten Stamm und ragten seitwärts wie die Arme eines Kreuzes. Asche und Kohlenreste bedeckten den Felsblock, der zwischen den Wurzeln des verbrannten Baumes sich erhob.

„Schauet hin, Herr,“ sagte Schweiker, „das ist ein behauener Block! Ein Heidenstein!“

Raschen Ganges überschritten sie die Lichtung und standen vor dem Felsblock. Mit roher Arbeit war der vorderen Fläche des Steines das Zeichen einer Flamme eingemeißelt. „Ein Stein des Loki!“ sagte Eberwein in tiefer Bewegung. „Hier loderte die Flamme und floß den falschen Göttern das Blut der Opfer. Hier wollen wir die lautere Flamme des wahren Glaubens entzünden und dem Himmel opfern, auf den wir hoffen. Rufe die Brüder, Schweiker — ich will die Messe lesen auf diesem Stein.“

Ueber Schweikers Backen kollerten zwei dicke Zähren; er fuhr mit der Faust über Augen und Nase und rannte davon. Noch eh' er den Waldsaum erreichte, kamen ihm Waldram und Wampo mit den Knechten und Saumtieren schon entgegen. Nun standen sie alle vor dem Stein, dann wanderten sie auf der Lichtung umher; bei der Quelle kosteten sie das Wasser, es schmeckte frisch und erquickend; nur Eberwein wies den Trunk zurück und sagte: „Nach der Messe.“

Mit vergnüglich zwinkernden Augen stand Bruder Wampo vor dem kleinen, von bunten Blumen umblühten Teich. „Lieb schaut sich das Wasserl an,“ meinte er, „es fehlen nur die Ferchen drin, die Karpfen und Hecht'.“

„Geh, Du!“ brummte Schweiker. „Mußt denn allweil an die Schüssel denken — es giebt doch andere Ding' auch noch auf der Welt!“

Man nahm den Saumtieren die Ladung ab, und während Eberwein, Waldram und Wampo mit dem Oeffnen der Ballen beschäftigt waren, säuberte Schweiker den Stein und räumte die Asche fort; zwei Knechte halfen ihm; neben dem Stein errichtete er aus Stangen ein Gerüst für die kleine Glocke, welche eines der Saumtiere als halbe Ladung getragen hatte.

Stunde um Stunde verging in reger Arbeit. Die Sonne stand schon nahe der Mittagshöhe, als Eberwein, bekleidet mit Chorhemd und Stola, den Heidenstein zum Altar Gottes weihte. Dann las er die „stille Messe“, bei welcher Schweiker ministrierte. Waldram saß auf einer Wurzel der halbverkohlten Eiche; Bruder Wampo und die Knechte knieten an seiner Seite. Lautlose Stille lag über der sonnigen Lichtung, nur manchmal zwitscherte ein Vogel am Waldsaum, und gedämpft klang aus dem Thal herauf das Rauschen der Ache. Als Eberwein zur Wandlung den Kelch erhob, zog Schweiker die Glocke. Zitternd schwebten ihre hellen Klänge durch die stille Luft und fanden ein Echo im Wald. Kleine Vögel kamen herbeigeflogen, als hätte der Klang sie neugierig gemacht, und mit erregtem Gezwitscher umflatterten sie den verkohlten Baum. Am Waldsaum erschien ein Reiter; einen kurzen Blick nur warf er über die Lichtung, dann riß er das Pferd herum und verschwand wieder.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Marabut in Verzückung.
Nach einem Gemälde von du Nouy.

Sechzig Jahre!

Ein kurzer Rückblick von Felix Dahn.

Nur mit Zögern willfahre ich der ehrenden Einladung des Herrn Herausgebers dieser Blätter, deren Lesern einen Abriß meines nun zum Abend neigenden Lebens vorzuführen: wird es doch als ein Zeichen von Eitelkeit aufgefaßt werden! Und auch Wohlwollende mögen sagen: „Wozu? Der Verfasser erzählt ja sein Leben breit genug in den vier Bänden seiner Erinnerungen."

Allein der Herr Herausgeber meinte in seinem Aufforderungsschreiben, es sei wünschenswert, daß Gestalt und Leben der Dichter weiten Kreisen unseres Volkes vertraulich nahe treten, auch solchen, die aus gar vielen Gründen eine vierbändige Lebensgeschichte nicht lesen; und er berief sich auf das Vorbild Roseggers, der vor kurzem dem gleichen Wunsche mit schönem Erfolg entsprochen habe.

So sei denn schlicht erzählt, was äußerlich schlicht, innerlich aber oft recht schmerzhaft verwickelt sich abgespielt hat in meinem Leben.

Ich bin geboren in Hamburg am 9. Februar 1834 als der Sohn des Künstlerpaares Friedrich und Constanze Dahn; mein Vater stammte aus einem Berliner Bürgerhause, der Vater meiner Mutter war ein Südfranzose, Le Gay, der, am Hofe König Jeromes zu Kassel als Kapellmeister thätig, eine Hessin, Fräulein Schäfer, geheiratet hatte. Das sechs Wochen alte Kind nahmen die Eltern aus Hamburg mit nach München, wo sie an dem Königlichen Hof- und Nationaltheater drei Jahrzehnte lang unter den dortigen ausgezeichneten Künstlern in allererster Reihe standen. Sie eigneten ein Haus an der Königinstraße (damals Nr. 9, jetzt Nr. 19) gegenüber dem herrlichen „Englischen Garten" — dieser waldgleichen Anlage — und ein großer eigener Garten mit prächtigen alten Bäumen und breiten Wiesen schloß sich an die Rückseite des Gebäudes. Ueber sechzehn Jahre habe ich hier die Natur in Wald, Feld und Garten zu jeder Jahreszeit, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, in jeder ihrer Stimmungen belauscht, tief in ihr Kleinleben eindringend: Vogel und Fisch, Käfer und Schmetterling, Baum und Moos wurden mir genau vertraut. Und da ich später, vom zwölften Jahre ab, die Herbstferien in den bayerischen und tirolischen Bergen verbrachte, monatelang als Bergsteiger, Fischer, Jäger Land und Leute aufs genaueste kennenlernend, stand und stehe ich der Natur und dem Landvolk nicht fremd wie ein Städter — und obenein Büchermensch! — gegenüber.

Jener weite Garten bildete aber auch den Tummelplatz für die wilden und nicht ungefährlichen Kampfspiele, die ich, vom Knaben an für Fechten und Waffenschwingen leidenschaftlich entbrannt, mit einem Rudel gleichgestimmter Genossen bis in mein sechzehntes Jahr betrieb; nicht bloß die Waffen der Neuzeit, auch die des Mittelalters lernten wir wacker führen. In diesen „Ritterspielen" wurden nun auch Reden gehalten, dramatisch bewegte Scenen aufgeführt. Was ich in der Schule gelernt oder in den gierig verschlungenen Büchern — Geschichte, Sage, Dichtung — gelesen hatte, ward alsbald dargestellt: Armin, Widukind, Teja, Roland, die Hohenstaufen, die Kreuzfahrer — sie alle wurden nachgeahmt, ihre Kämpfe nachgekämpft.

Denn früh erwachte die Einbildungskraft, genährt vor allem durch Schiller, in dessen „Jungfrau von Orleans" und „Tell" ich als fünfjähriger Knabe auf den Knien des Vaters lesen lernte.

Bis zum achten Jahr im Haus unterrichtet, trat ich gleich in die „Lateinschule", im zwölften in das Gymnasium ein. Ich war anfänglich ein recht mittelmäßiger Schüler; die Räume der Anstalt waren häßlich, schmutzig, ich sehnte mich daraus hinweg in meinen Garten. Erst die Bekanntschaft mit Homer im zwölften bis dreizehnten Jahr änderte das: unwiderstehlich riß mich die Schönheit der Ilias in Form und Inhalt hin, in wenigen Wochen hatte ich sie sowie die Odyssee zu Hause verschlungen. Zugleich ergriff mich der Eifer für das Fach der Geschichte; ich war hierin stets der Erste, während ich es im „Allgemeinen Fortgang" nie über den Dritten empor brachte.

Im Februar des Jahres 1848 — ich war vierzehn Jahre alt — erweckte ein wunderbar schöner Vorfrühling die ersten dichterischen Regungen, „Frühlingslieder", und bald brachte die deutsche Freiheits- und Einheitsbestrebung mir auch die deutsch-patriotische Begeisterung, die seither nicht mehr in mir erlosch; auch Balladen entstanden damals schon. Gleichzeitig — es war ein früher Fortschritt vom Knaben zum Jüngling! — erfaßte mich die erste „Liebe" meines Lebens. Ich sah an einem Frühlingsabend ein wunderschönes Mädchen von dreizehn Jahren vor seinem Elternhause stehen; die Amsel sang, die Sonne ging zu Gold, heiß schoß mir's in das Herz: ich rannte wie pfeilgetroffen lang, lang in die Einsamkeit des „Englischen Gartens"! Fünf Jahre hindurch habe ich das ahnungslose Kind täglich gesehen, gegrüßt, unzählige Verse an „Didosa" gemacht. Ihr schönes, reines Bild hat mich vor jeder Jugendverirrung bewahrt. Gesprochen hab' ich sie erst nach vierundzwanzig Jahren bei zufälliger flüchtiger Begegnung. Dank und Segen über sie!

Mit sechzehn Jahren bezog ich (1850) die Universität München. Mehr als Geschichte lockte mich damals Philosophie an, ich wollte Privatdocent der Philosophie werden. Den gewaltigsten Einfluß übte auf mich der als Forscher und Lehrer gleich ausgezeichnete Professor der Philosophie Karl von Prantl. Da ich aber kein Vermögen zu erwarten hatte und die Laufbahn eines Privatdocenten der Philosophie höchst zweifelhaft war, beschloß ich, neben der Philosophie die Rechte zu studieren — Rechtsphilosophie sollte mein Hauptfach werden — um mir für alle Fälle Boden unter den Füßen zu sichern.

Außer Prantl wirkte in München am stärksten auf mich der ganz hervorragende Germanist Konrad von Maurer, der unvergleichliche Kenner des Nordgermanischen. Im dritten Studienjahr (1852) besuchte ich die Hochschule Berlin, juristische und philosophische Vorlesungen zu hören. Dort erfolgte eine bedeutende Erweiterung des Gesichtskreises durch das Leben in der Gesellschaft der großen Stadt; ich ward durch Fritz Eggers eingeführt in den „Tunnel über der Spree", einen Verein, dem die hervorragendsten Dichter und Schriftsteller des damaligen Berlin angehörten: Kugler, Fontane, Roquette, Lübke, Scherenberg und andere.

Nach München zurückgekehrt, machte ich 1854 die juristische Prüfung für den Abgang von der Hochschule und trat auf zwei Jahre in die juristische Praxis, um nach bestandenem „Staatskonkurs" (Assessor-Examen) als Privatdocent der Rechte mich in München zu habilitieren. Nachdem ich (1855) als doctor juris promoviert und (1856) den „Staatskonkurs" bestanden hatte, wollte mich der Minister Graf Reigersberg sofort in seinem Ministerium anstellen — ich war in der Prüfung der erste im Kreise, der zweite im Königreich gewesen — aber ich blieb der akademischen Laufbahn treu und habilitierte mich an der Münchener Juristenfakultät, wo ich volle sieben Jahre als Privatdocent ausharren mußte. Da nun ein kleines Honorar, das ich für die Mitleitung der „Bavaria" — einer durch König Max II. veranlaßten Landes- und Volkskunde von Bayern — ein paar Jahre bezogen hatte, erlosch, ward es mir unmöglich, die fast jeder Einnahme entbehrende Stellung als Privatdocent aufrecht zu halten. Ich hatte die letzten drei Jahre jeden Tag viele Stunden Aufsätze in allerlei Zeitschriften und Zeitungen schreiben müssen, das Notwendige zu verdienen. Ich litt hart: ich erkrankte an Lungenentzündung. Mit Mühe hergestellt, mußte ich (1862) nach Meran, in den Süden, die stark angegriffene Brust zu heilen. Nur schwer war das möglich zu machen. Ich ging dann von Meran nach Mailand und Ravenna, in der Bücherei und in dem Archiv zu arbeiten. Als nach der Rückkehr die längst versprochene Anstellung immer noch ausblieb, sah ich mich gezwungen — mit wahrer Verzweiflung im Herzen! — der so heiß, der allein geliebten akademischen Laufbahn zu entsagen und als Concipient bei einem Anwalt einzutreten, ein Beruf, zu dem ich durchaus nicht paßte. Schon hatte ich die einleitenden Schritte gethan, als ich endlich — in allerletzter Stunde! — eine außerordentliche Professur in Würzburg erhielt (1863) und damit die Rettung für meine geistige Eigenart.

In der freundlichen Mainstadt begann nun für mich eine bessere Zeit. Das Leben in ländlicher Umgebung vor dem Sanderthor war heiter und fröhlich. Wie in München las ich deutsches Privat-, Handels- und Wechselrecht, deutsche Rechtsgeschichte, Rechtsphilosophie und — als ein Neues — Völkerrecht. Schon 1865 ward ich ordentlicher Professor; ich führte nun mein in München begonnenes Werk über die älteste Verfassungsgeschichte der Germanen („Die Könige der Germanen" I—VII. 1861—1894) fort und schrieb 1865 meinen Prokopius von Cäsarea. Das Jahr 1866

brachte mir nicht nur die Beschießung durch die Preußen,* sondern auch, wie so vielen Millionen von Süddeutschen, die Wandlung meines bisherigen politischen Standpunkts. Ich war, wie fast alle meine Bekannten, „großdeutsch" gewesen und hatte in Herrn von Bismarck nur den verfassungsfeindlichen Junker erblickt. Die Schutz- und Trutzbündnisse öffneten mir die Augen über die nicht bloß selbstisch-preußische, sondern die Einheit und Größe Alldeutschlands anstrebende Staatskunst dieses großen Mannes, als dessen begeistertesten Verehrer ich mich bekenne. Bald nach 1866 lernte ich meine jetzige liebe Frau Therese, geborene Freiin von Droste-Hülshoff, kennen, eine Nichte der Annette von Droste. Es währte sechs Jahre (1868—1873), bis es nach unschilderbaren Kämpfen gelang, die namenlosen Schwierigkeiten zu überwinden, die von allen Seiten unserer Verbindung entgegenstanden. Diese Dinge können hier nicht verhandelt werden, ich verweise auf den IV. Band der „Erinnerungen", der Weihnachten 1894 erscheinen wird. Als eine Erlösung aus unertragbar gewordenen Verhältnissen begrüßte ich den Ausbruch des Krieges von 1870. „In dieses Schicksal riesengroß flecht' ich des eignen Lebens Los!" schrieb ich damals in mein Tagebuch. Sofort meldete ich mich als Kombattant bei dem bayerischen, hier abgewiesen, ebenso erfolglos bei dem preußischen Kriegsministerium. „Hinein" mußte ich: so schloß ich mich der Nothelferkolonne des hessischen Majors von Grolmann an, die das Recht hatte, dem Kronprinzen von Preußen auf die Schlachtfelder zu folgen. Unser Weg ging über Hagenau vor Straßburg, dann über Saarburg nach Nancy, von da über Bar-Le-Duc nach Beaumont, Mouzon und Sedan. Bei Beaumont und Mouzon trafen wir erst gerade nach dem Kampf ein, aber ich erachte es als das großartigste Glück meines Lebens, daß es mir vergönnt war, die große deutsche Siegesschlacht bei Sedan von morgens 7 Uhr bis zu ihrem Ende in unmittelbarster Teilnahme mitzumachen; auf der Chaussee zwischen Torcy und Bazeilles begleitete ich den Angriff des 6. bayerischen Jägerbataillons auf eine Barrikade und erhielt nach deren Erstürmung den Prellschuß eines Granatsplitters an den linken Arm, der mich in den nahen Straßengraben — auf einen eben gefallenen Franzosen — warf, übrigens nur eine Quetschung bewirkte. Wieder auf die Straße gestiegen, sah ich — wohl einer der allerersten! — die weiße Fahne auf der Bastion von Sedan wehen und wies es unserem Hauptmann. Wie soll man das schildern! Wie den Jubel, als, etwa um 7 Uhr, in dem Städtlein Donchéry, wo wir lagerten, ein Husarenoffizier die Nachricht von der Kapitulation und Kriegsgefangenschaft Napoleons und seines ganzen Heeres verkündete! Weltgeschichte, größte That deutschen Heldentums hatten wir mit erlebt!

In den nächsten Wochen erkrankte ich in Donchéry am „Lazarettfieber" (wohl Typhus) und brach ohnmächtig zusammen. Wiederhergestellt, ward ich von befreundeten Aerzten und unserem Major unverzüglich in die Heimat geschickt; ein nochmaliger Anfall wäre tödlich, hieß es. Im Lazarett zu sterben — das war freilich nicht mein Geschmack. So führte ich eine große Schar von Leichtverwundeten und Genesenden über Belgien und Luxemburg nach Trier und kehrte nach Würzburg zurück, wohin Würzburger Krankenträger, die mich mit blutbespritzten Kleidern im Straßengraben hatten liegen sehen, die Nachricht von meinem Tod gebracht hatten; sie geriet, meine Freunde erschreckend, in die Zeitungen. —

Noch zwei schwere Jahre vergingen, da erhielt ich (im Juni 1872) einen Ruf nach Königsberg. Am 3. August 1873 schloß ich daselbst die Ehe mit meiner geliebten Therese. Sechzehn Jahre — von meinem 38. bis in mein 54. — verbrachte ich in der lieben alten Stadt am Pregel, die mir so ganz ans Herz gewachsen ist: war sie doch die Stätte, da unser unschilderbares Glück erblühte und da meine dichterischen Leistungen die ersten Erfolge errangen; und welch treffliche, treu anhängliche Schüler gewann ich an den Ostpreußen! Im Jahre 1889 im März vertauschte ich Königsberg mit Breslau, das ich sowohl Marburg wie Bonn vorzog. Es hat mich nicht gereut. Die der jüngsten Vergangenheit angehörigen fünf hier verlebten Jahre entziehen sich der Besprechung.

Vielmehr ist nun in Kürze wenigstens Einiges von meiner Entwicklung als Dichter und Gelehrter nachzuholen.

Von Anbeginn hatte die Einbildung des Dichters und den Eifer des Forschers am mächtigsten angezogen die Zeit, da das auftauchende jugendliche Germanentum auf die sinkende Römerwelt und das weltflüchtige Christentum stieß. So haben denn meine rechtsgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Arbeiten fast ausschließlich jene Dinge und Zeiten (bis etwa 814) zum Gegenstand.

Meine Weltanschauung habe ich außer in meinen philosophischen Schriften (z. B. „Die Vernunft im Recht" 1879 und „Bausteine" IV. 1883) auch in meinen Romanen ausgesprochen: so in „Sind Götter?" (1874), „Odhins Trost" (1880), „Odhins Rache" (1891), dann dem König Teja (im „Kampf um Rom") und dem Merovech in „Julian dem Abtrünnigen" in den Mund gelegt.

Was meine Dichtung anlangt, so bekundete gleich meine früheste Veröffentlichung, „Harald und Theano" (1855), jene Neigung zu der Zeit der „Völkerwanderung", der ich bis in den eben erschienenen „Julian" treu geblieben; habe ich doch eine Anzahl kleiner Romane aus der „Völkerwanderung" geschrieben, die aber keineswegs, wie man — unbegreiflichermaßen! — behauptet hat, lediglich das Heldentum-Motiv des „Kampfs um Rom" wiederholen; wo ist in „Felicitas", „Bissula", „Die schlimmen Nonnen von Poitiers", „Fredigundis", diesen Seelenmalereien und (zum Teil) Idyllen, jenes Motiv? Ueber jene Zeit hinab greifen die Erzählungen „Bis zum Tode getreu", „Weltuntergang" und „Die Kreuzfahrer", deren Stoffe der Zeit Karls des Großen, dem Jahre Tausend n. Chr. und den Tagen Friedrichs II. entnommen sind.

Aeußerlich betrachtet, hatte den größten Erfolg der Roman „Ein Kampf um Rom" (1876. 19. Aufl. 1893). Der Stoff erwuchs mir aus meinen Forschungen über das Ostgotenreich in Italien schon 1859. Die Kämpfe, die Oesterreicher, Italiener und Franzosen in jenem Jahre um das schöne Land führten, regten allerlei Vergleiche, besonders aber geschichtsphilosophische Fragen an; vor allem jedoch war der großartige Gegenstand geeignet, meine Weltanschauung, die durchaus nicht pessimistisch ist (das ist mir ein Greuel!), aber tragisch-heroisch, dichterisch zum Ausdruck zu bringen. Lange stockte die Fortführung des Werkes — sie war nur bis zum Tode des Vitiges gediehen — und in Königsberg wollte ich (Winter 1873) die ganze Handschrift ins Feuer werfen. Die Dichtung schien mir zu archäologisch, zu gelehrt; schon kniete ich, die Blätter in der Hand, vor der geöffneten Ofenthür, da fiel mein Blick auf die Schilderung von Teja und Totila; ich stand auf, das meiner lieben Frau vorzulesen — sie kannte das Ganze nicht — bevor es die Flammen verzehrten; sie legte so warme Fürbitte ein, daß ich die Vernichtung aufschob, dann, nachdem ich ihr das gesamte Fertige vorgelesen, ganz aufgab und die Vollendung beschloß. Ist es ein Verdienst, jenes Werk gerettet zu haben, so gebührt der Dank dafür Theresen.

Schon in München hatte ich, ein begeisterter Schüler Jakob Grimms, über die Edda gelesen und auch sonst eifrig in germanischer Mythologie und Heldensage geforscht; nun gab ich eine volkstümliche Darstellung der germanischen Göttersage heraus, der nach vieljähriger selbständiger Arbeit Therese die der Heldensage anfügte („Walhall", 1884). Drei Jahre darauf (1887) veröffentlichte sie ein Buch über Karl den Großen und seine Paladine, in welchem ich nur die geschichtliche Einleitung verfaßte. Meine Erzählung „Rolandin" (1891) ist aber nicht im Zusammenhang mit diesen Roland-Sagen entstanden. Als kleine Späne, wie sie in der Werkstatt bei der Arbeit an breiteren Stücken abfallen, sind anzusehen die dünnen Erzählungen: „Was ist die Liebe?" (1888), „Friggas Ja" (1888), „Skirnir" (1889), „Odhins Rache" (1891), „Die Finnin" (1888 bis 1892), die freilich immer wiederkehrende seelische Fragen in jenem altnordischen Rahmen aufstellen und zu lösen versuchen.

Was meine Lyrik und lyrische Epik anlangt, so ward sie für die Ballade angeregt durch Percys „Reliquien der altenglischen Dichtung", durch Walter Scotts „Gesänge des schottischen Grenzlands", durch Uhland und durch Theodor Fontane. Für die reine Lyrik und für die lehrhaft philosophische wirkte eine Zeitlang sehr stark Rückert, der schon „Harald und Theano" und die erste Gedichtsammlung (1856) warm begrüßt hatte. Er lud den Unbekannten in sein Haus; das wahrhaft schöne Idyll dieses Besuches in seinem Landhaus zu Neuseß bei Koburg mag man in dem III. Band der „Erinnerungen" betrachten. Jenem ersten Bändchen folgten noch vier Sammlungen: II. Sammlung (darunter auch etwa 50 Gedichte von Therese) (3. Auflage 1883), III. Balladen und Lieder 1878, IV. Sammlung (Felix und Therese Dahn) 1892, V. Vaterland 1892. Der schnöde Vorwurf, ich sei erst patriotisch geworden

* Ueber meinem Dache kreuzten sich die habsburgischen und die hohenzollernschen Granaten, unter denen hinweg ich ruhig in die Universität ging, eine angesagte Prüfung abzuhalten, bei der außer mir nur noch 1 Professor und 0 Student erschien.

nach 1871, „da es keine Kunst mehr gewesen", wird widerlegt durch die schon 1849 bis 1866 entstandenen, in die erste Sammlung von 1856 (und in die zweite) aufgenommenen Vaterlandsgedichte. Meine deutsche, liberale, den Partikularismus wie die Ultramontanen bekämpfende Gesinnung war mir in Bayern von 1852 an gar vielfach ein Hemmnis; hielt man doch an entscheidender Stelle die „Könige der Germanen" für eine die Vorherrschaft Preußens empfehlende Arbeit (sie schließt mit dem Jahre 814!). Ebenso falsch ist der Vorwurf, mein Drama „König Roderich" sei ein erst während des „Kulturkampfes" (1874) zu dessen Verherrlichung geschmiedetes Tendenzdrama. Ein Mann, der 1874 schon etwa 15 Jahre vom Studium des Mittelalters hinter sich hatte, brauchte wahrlich nicht erst den Kulturkampf, um auf den echt tragischen Stoff des Kampfes zwischen Staat und Religion aufmerksam zu werden, den ja schon ziemlich früher der selige Sophokles in seiner „Antigone" behandelt hat. König Roderich ist entstanden, als ich 1869 bis 1871 den Untergang des Westgotenstaates studierte, also lange vor jenem Kampf; daß die Aufführung seit 1874 vermöge jener Aufregungen stärkeren Erfolg hatte, ist selbstverständlich. Meine übrigen Dramen, „Markgraf Rüdiger" (1875), „Deutsche Treue" (1875), „Staatskunst der Frauen" (1877), „Sühne" (1879), der „Kurier nach Paris" (1883), „Skaldenkunst" (1882), hatten nicht den gleichen Erfolg wie „König Roderich", der in Berlin, Hamburg, Königsberg und anderwärts zusammen etwa hundertzwanzigmal gegeben ward. Zwar gefielen sie, wo und wann sie aufgeführt wurden, aber sie wurden eben nicht oft aufgeführt! Neben recht vielen äußeren Gründen dieses Nichterfolges wiegt am schwersten der innere, daß meine Stoffe, die Zeit, in der sie spielen, die heutigen Theaterbesucher eher abstoßen als anziehen, und was jene anzieht, dessen ekelt es mich.

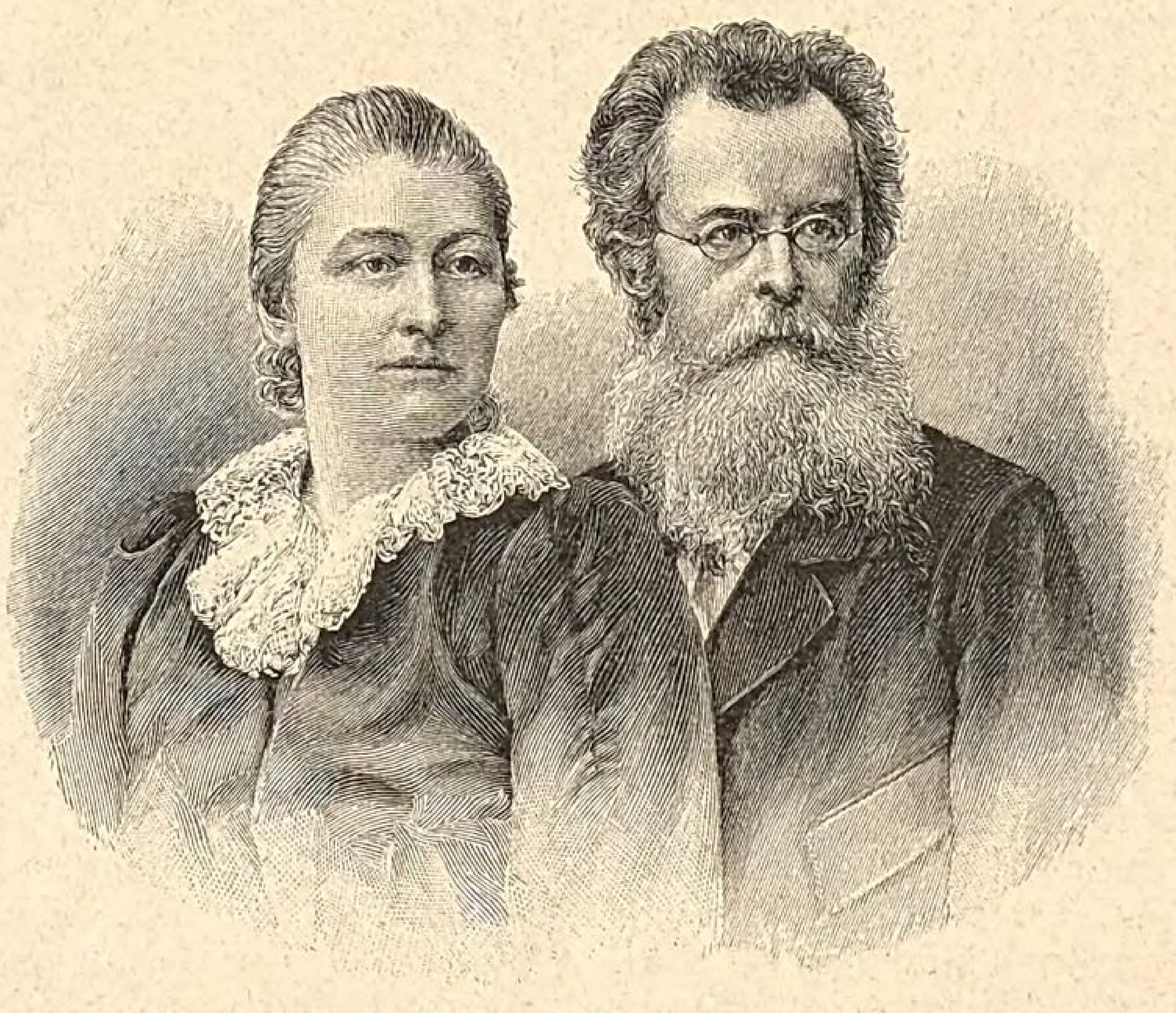
Ganz unmöglich ist es, hier auch nur die Namen alle aufzuzählen der Männer, die als Gelehrte und Dichter (und Freunde wie Scheffel und Steub) auf mich eingewirkt haben: von Rückert, den Berliner Tunnelgenossen, den Münchener „Krokodilen" (Geibel vor allen, dann Wilhelm Hertz) bis zu den Würzburgern, Königsbergern und Breslauern (d. h. den in diesen Städten Lebenden, die aber oft ganz wo anders her waren und sind). Hierfür muß ich auf die „Erinnerungen" verweisen.

Ziehe ich nun die Rechnung meines Lebens, so sahen wir, daß ich in München um Haaresbreite gezwungen ward, die akademische Laufbahn und alle Geistesfreiheit aufzugeben. Die Hauptursachen einer späten und langsamen „Karriere" sind der Mangel an jeder . . . nun, sagen wir Betriebsklugheit in mir und dann das „verfluchte Dichten", das ja den echten und gerechten Professor Kaste verlieren läßt unter seinen Amtsgenossen.

Habe ich also in der praktischen Lebensgestaltung nie Glück gehabt — was ich errang, hab' ich schwer arbeitend errungen — so ward mir doch das unaussprechliche Glück, den Traum meiner Knaben- und Jünglingszeit, die Herstellung des Deutschen Reiches, sogar die Wiedergewinnung der Reichslande zu erleben, ja die großartige dramatische Entscheidung des Kampfes mit Frankreich bei Sedan mit Augen zu sehen. Das allein würde alle nicht geringen Schmerzen meines Lebens voll aufwiegen! Und ich habe das ebenfalls unaussprechliche Glück gehabt, meine Therese gefunden und schließlich erkämpft zu haben; ich glaube nicht, daß es eine glücklichere Ehe geben kann, als die unsere seit nun zwanzig Jahren ist.

Als Dichter ward ich bis auf „König Roderich" und den „Kampf um Rom" überhaupt nicht beachtet, später hat man mich dann wohl auch überschätzt (zumal wegen des „Kampfs um Rom", dem ich aber „Odhins Trost" „Rolandin" und „Sind Götter?" vorziehe). Denn ich bin nur ein Dichter dritten Ranges, wenn Goethe und Schiller ersten, Uhland, Rückert, Platen, Scheffel zweiten Ranges sind. Ich glaube, diese meine aufrichtige Selbsteinschätzung ist nicht eitel und unbescheiden.

Aber eins wird bleiben und nachwirken im deutschen Volke, wann meine Dichtungen vielleicht vergessen sind: das ist der Same von Idealität und Begeisterung, der Same von Enthusiasmus für Wahrheit, für Aufopferung, eben für „Heldentum" im Dienst des Vaterlandes und der Idee, den ich seit nun zweiundsiebzig Semestern in junge Seelen gestreut habe. Ich habe Glück als Lehrer mit den jungen Leuten, weil sie spüren, daß ich ein Herz — ach immer noch ein junges! — für sie habe und daß ich's gut mit ihnen, ernst mit der Wahrheit meine. Es ist eine stattliche Schar von „Gefolgen", von denen ich sagen darf, daß ich entscheidend auf ihre Entwicklung eingewirkt habe. Und diese meine ideale Einwirkung auf deutsche Jünglinge und Männer wird fortdauern, wann vielleicht meine anderen Leistungen tot liegen. So werde ich — unbemerkt und ganz bescheiden — fortleben in meinem Volke.



Felix und Therese Dahn.
Nach einer Aufnahme von R. Raschkow jun., Hofphotograph in Breslau.

Auf vulkanischem Boden.

Zeitbilder aus Sicilien von **Woldemar Kaden.**

II.

Die allgemeine Schilderung der Zustände auf Sicilien, welche wir in unserem ersten Artikel gegeben haben, sei im folgenden durch ein paar aus dem Leben gegriffene Beispiele ergänzt, deren Sprache deutlich genug ist. In Siculiano, einem Bezirksvorort in Kreis und Provinz Girgenti mit etwa 6500 Einwohnern, ist Herr und König, d. h. Besitzer des Gesamtbodens, der Baron Aniello, mehrfacher Millionär, der aus seinem Schlosse hervorgeht genau wie die mittelalterlichen, noch von Manzoni in seinem Roman „Die Verlobten" geschilderten gewaltthätigen Barone: begleitet von zwölf schwerbewaffneten uniformierten „Bravi", könnte man sagen, denn Maffiosi sind sie ohne Ausnahme, aber trotzdem gemeine Vasallen, da sie (wie alle sicilianischen abhängigen Bauern!) gezwungen werden, ihren Bart zu scheren, den erst der freie Brigant wieder wachsen läßt. Das Schloß ist durch eiserne Thore, Fallgitter und Zugbrücken von der Außenwelt abgesperrt, nur eine Person auf einmal hat Zulaß. In ähnlicher Weise halten sich viele Grundbesitzer eine Art von Leibwache. Sicher ist so ein Herr aber doch nie und seine eigenen Kreaturen scheuen den Verrat nicht, wenn es gilt, ihm gehörig zur Ader zu lassen, zu welchem Zwecke dann die Maffia ihre besten Truppen, den Brigantaggio, ins Gefecht führt. Der Feldzugsplan wird stets im Hauptlager entworfen und von diesem geht der Befehl zum Angriff aus.

Hier vorerst ein leichter Fall aus jüngster Zeit.

Der Baron Antonio Spitalieri, ein allbekannter catanesischer Großgrundbesitzer, begab sich am 21. August 1893 in Begleitung seines Sohnes von Catania aus auf eines seiner Grundstücke in der Nähe von Paternò, 21 km von Catania, am Aetna. Der Abend kam, und um der hier herrschenden Malaria auszuweichen, suchte der Baron Nachtquartier im Landhause seiner ihm befreundeten

Nachbarin, der Baronin Ciancio in Poiera, um am nächsten Morgen zur Besichtigung seiner Felder zurückzukehren. Diesmal begleiteten ihn vier bewaffnete Campieri. Er war noch nicht weit gekommen, als ihm sechs Reiter auf trefflichen Tieren den Weg versperrten. Die Campieri waren rasch entwaffnet und geknebelt, der Baron wurde in die Mitte genommen. Er hatte kein Geld bei sich und die Briganten führten ihn kecklich vor das Haus der Baronin Ciancio, die als Loskaufssumme 50 000 Lire zum Fenster hinauswarf. Diese Summe wurde



Nächtlicher Kaffeeschank in Berlin.
Nach einer Originalzeichnung von W. Zehme.

als zu klein befunden, so stürmten die Briganten in das Haus, erbrachen Thüren und Schränke und brachten endlich 110 000 Lire zusammen. Damit erklärten sie sich vorläufig zufriedengestellt, ließen den Baron los und verabschiedeten sich von ihm mit ehrerbietigem Handkuß. Die Ausführung oder richtiger Aufführung hatte von früh 8 bis nachmittags 4 Uhr gedauert und war so ziemlich glatt (sogar mit Frühstück) verlaufen, bis auf einen eigenartigen Zwischenfall. Bei der Baronin zurückgeblieben war der vierzehnjährige Sohn Spitalieris. Als er vom Balkon aus seinen Vater in den Händen der Räuber sah, schoß er unter die Bande — eine kindliche Thorheit, die ihn beinahe teuer zu stehen gekommen wäre, denn fünf Schüsse wurden auf ihn abgegeben, von denen einer ihm die Haare versengte. Uebrigens waren die Briganten selbst über diese That erstaunt und umarmten und küßten später den jugendlichen Helden zum Zeichen der Bewunderung.

Schwerer ist der folgende Fall, der sich in der Provinz Palermo, in der Nähe der schönen Kreisstadt Termini Imerese, zutrug. Er gestattet auch Einblick in den wohlorganisierten „Manutengolismo“, den Helfershelferdienst, dem selbst Priester angehören.

An einem Maientage des Jahres 1892 ging der Kavalier Filippo Arrigo, ein schöner starker und wohlgelittener Mann und Großgrundbesitzer, mit seiner Familie zur Villeggiatura auf sein Landgut. Am 25. Mai stand er um fünf Uhr früh auf, ließ sich durch den Inspektor ein Pferd satteln, um auf eine andere Besitzung zu reiten, und führte, außer dem Inspektor, noch seinen vierzehnjährigen Sohn Francesco auf einem Esel mit. Nach Erledigung der Geschäfte nahm Signor Arrigo, da es die Zeit des Wachtelstrichs war, die Flinte und wanderte ein wenig durch die Saatfelder. Er traf auf zwei andere Jäger, die ihn grüßten und weitergingen, dann stieß er wieder mit seinem Sohne und dem Inspektor zusammen. Da, vor der Oeffnung eines Thälchens, entdeckte der Inspektor plötzlich fünf Carabinieri. Hierbei war freilich nichts Auffälliges, denn bei den unsichern Zeitläufen hatte diese Waffe in zahlreichen Streifwachen die Campagna abzusuchen.

Die Carabinieri kamen langsam näher und der Wachtmeister grüßte höflich: „Guten Tag, Herr Arrigo, wie geht's?“ In diesem Augenblick traten weitere drei Personen an die Gruppe heran, sie hatten durchlöcherte Taschentücher vor dem Gesicht, und nun wußte Herr Arrigo, woran er war: die vermeintlichen Carabinieri waren

Briganten. Dem Inspektor wurden die zwei Gewehre, die er über der Schulter trug, abgenommen, dann ward er geknebelt. Einer der falschen Carabinieri ergriff das Pferd des Herrn beim Zügel, und vorwärts ging's. Der Sohn, der die Lage seines Vaters vollständig begriff, begann bitterlich zu schluchzen. An Flucht war nicht zu denken. Ein Bauer, der seines Weges kam, wurde gleichermaßen geknebelt mitgenommen. Dasselbe Schicksal hatten die beiden Jäger, denen Signor Arrigo kurz vorher begegnet war. Bei einer Strohhütte wurde Halt gemacht. Die drei zuletzt Aufgegriffenen, ferner der Inspektor und Arrigos Sohn mußten eintreten. Diesem hatte der Wachtmeister noch in drohendem Tone gesagt: „Ich bin Giorgio Bruno (ein landein, landaus wohlbekannter Bandenführer), sage Deiner Mutter, daß sie so rasch als möglich dreißigtausend Onzen* flüssig mache und mir schicke; sage ihr aber auch, daß sie das fein stille abmache und nicht etwa die Gewalt aufbiete, da Ihr sonst Euren Vater nicht wiederseht."

Herzzerreißend war der Abschied zwischen Vater und Sohn. Der Vater wurde weiter dem Gebirge zugeführt, bei der Strohhütte blieben als Wache bis zu hereinbrechender Dämmerung jene drei vermummten Bauern zurück. Nach deren Entfernung flohen die Eingeschlossenen nach Termini, wo die Sache bald ruchbar wurde. Die erschreckte Familie Arrigo that, wie es bisher ohne Ausnahme alle gethan, sie schwieg der Obrigkeit gegenüber und begann insgeheim durch Zwischenträger, die sich rasch anboten, mit den Briganten zu unterhandeln. Die Behörden in Anspruch nehmen, würde heißen, das Todesurteil des Gefangenen unterschreiben. Aber auch so ist der Ausgang immerhin zweifelhaft. Denn wenn die „Sequestration" — so nennt man die Aufhebung einer Persönlichkeit durch die Briganten — aus Rache erfolgte, so verliert die Familie das Geld und dazu die geliebte Person. Der Gefangene wird unterdessen aufs strengste bewacht, erfährt aber meist eine rücksichtsvolle Behandlung, die Räuber sind um ihn herum wie treue Diener.

„Ew. Excellenz möchte rauchen? Wir haben hier ‚Minghetti', denn wir wissen, daß Sie nur diese Sorte lieben."

„Eccellenza möchte einen Bissen essen? Es thut uns unendlich leid, daß wir nichts Ihrer Würdiges haben, aber in der Campagna muß man die Dinge nehmen, wie sie sind."

Und doch wird zumeist eine Tafel bereitet, auf der weder das Weißbrot, noch ein wohlgebratenes Huhn, noch ein guter Wein fehlen. Ja, oft giebt es silberne Bestecke und ein feines Kaffeeservice. Die Herren Wächter erlauben sich dabei nicht, mit „Sr. Excellenz" zusammen zu essen, sie verkennen den socialen Abstand durchaus nicht und tragen ihm Rechnung, trotzdem sie eben das Heft in Händen haben.

Alongi erzählt eine Anekdote von einem jungen Baron S., der bei seiner Sequestration gegen 150 Lire in der Tasche hatte. Davon bereiteten die Briganten dem Herrlein ein prächtiges Mahl und übergaben ihm am Schlusse, genau wie in einem Speisehause Neapels oder Palermos, auf einem Teller die Rechnung, in welche natürlich auch das abseits von den Briganten verzehrte Essen einbegriffen war. So gut wurde es dem Cavaliere Arrigo nicht, und zwar aus dem Grunde nicht, weil die Soldaten und Gendarmen den Räubern auf den Fersen waren und ihnen nirgends lange Rast zu machen erlaubten. Oft ward der Gefangene mit verbundenen Augen geführt, oft in Höhlen versteckt, oft fehlte es an einem Bissen Brot. Vier bis fünf Tage lag er unter einem Treppenabsatz in irgend einer Behausung und ward mit dem Tode bedroht, weil Nachrichten von den Seinen ausblieben. Hierauf mußte er einen neuen dringlichen Brief nach Hause schreiben.

Endlich kam einiges Geld (man braucht bei diesen Gelegenheiten die Vorsicht, nur wenig auf einmal zu schicken, um die Mühsal des Herbeischaffens deutlich zu machen), den nächsten Tag mehr, und als 120 000 Lire beisammen waren, wurde der Cavaliere Arrigo eines Abends in die Felder hinabgeführt und seinem Schicksal überlassen. Nach einer Abwesenheit von drei Wochen traf er, schwer an der Gesundheit geschädigt, bei den Seinigen ein. Die Gattin fand er sterbend.

Was hatte die Maffia bei diesem Fall zu thun?

Es ist natürlich, daß ein so gewichtiger Streich wie ein „Sequester" nicht im Handumdrehen gemacht werden kann; er wird von lange her vorbereitet und verlangt die höchste maffiose Technik. Die Briganten sind dabei nichts als der Arm, das Werkzeug, alles andere ist Werk der unbekannten Verbrecher und Hehler. Von diesen studiert eine Gruppe lange und genau die Gewohnheiten des auserlesenen Opfers und der es umgebenden Personen. Zu diesem Zwecke wird einer der Knechte oder Campieri gar leicht gewonnen. Dieser treulosen Diener einer ist es auch immer, der sich zum nachherigen Vermittler beim Loskauf anbietet. Die Familie weiß genau, wes Geistes Kind der Mann ist, der ihr diesen Dienst leistet; sie nimmt aber dennoch gern und dankbar seine Hilfe an. So kommt es, daß der Gefangene draußen in irgend einer Schlucht seine Cigarrensorte, seinen Lieblingswein findet. Ebenso peinlich genau wird der zur Ausführung bestimmte Platz studiert. Eine zweite Gruppe, aus Bauern, Winzern, Hirten, Feldhütern, Hausierern und Bettlern bestehend, bildet die Gegenpolizei. Sie beschäftigt sich mit steter Berichterstattung über die Bewegungen der wirklichen Polizei und bestimmt die Wege der ihr Opfer führenden Briganten.

Zuletzt wird der Bergungsort ausgewählt. Ein Häuschen, ein Stall inmitten der zahlreichen Baulichkeiten eines großen Besitztums, eine von außen nicht sichtbare Höhle, meist in größter Nähe des Schauplatzes der That, oft auch ein Haus mitten in einem Dorfe. Alle diese Orte werden schon vorher reichlich mit Lebensmitteln versehen. Sind diese, wo sich die Dinge in die Länge ziehen, aufgezehrt, so finden sich auf verabredete Zeichen Lieferanten genug, die das Nötige an vorher bestimmten Stellen niederlegen. Verräter kommen hierbei fast nie vor und wenn dennoch, so sind sie früher oder später sicherem Tode verfallen.

Der Befreiung Arrigos folgten zahlreiche Verhaftungen. Der erste, der festgenommen wurde, war der Vermittler zwischen der Familie und der Bande. Der aber schwieg. Ein anderer jedoch, der lange im Kerker gesessen hatte und inzwischen von seinem Weibe verraten worden war, hatte sich, um Rache an diesem und dem Schädiger seiner Ehre zu nehmen, in die Bande Giorgio Brunos aufnehmen lassen; und durch diesen erfuhr man nun, daß Bruno einen großen Streich hatte ausführen wollen, daß die Uniformen seit langem bereit gelegen waren im Hause des Apothekers Pasquale Quattrocchi in Termini Imerese, der zusammen mit seinem Bruder Liborio, Seelsorger der Gemeinde, Haupt und Leiter des Unternehmens gewesen sei.

Inzwischen hatte auch ein auf den Feldern aufgefundener Knopf einer Carabinieri-Uniform Licht in die Dinge gebracht. Der Knopf trug die Firma eines Schneiders von Novara und dieser gab die Adresse des Bestellers in Termini an. Alle Fäden liefen in dem Hause des Seelsorgers Don Liborio Quattrocchi zusammen, der, wie sich im Verlaufe des Prozesses durch Zeugen, durch sein und fast aller Mitschuldigen Geständnis herausstellte, der „Capo assoluto", das gebietende Haupt der Maffia war und bereits gegen acht „Sequestrationen" geleitet hatte. Sein Bruder, der Apotheker, und sein Neffe, Giuseppe Giulio, waren Helfershelfer gewesen. Der Großrat der maffiosen Verbrüderung versammelte sich abends unter dem Vorwand eines Spielchens in dem Laboratorium der Apotheke.

Das Geschäft war einträglich, denn der Kassierer der Maffia zahlte von Arrigos Gelde dem Priester allein 30 000 Lire aus; 10 000 erhielt dieser für gehabte Auslagen, 20 000 als Direktor der Maffia. Der Prozeß konnte wegen Bedrohung der Richter und Geschworenen durch die Maffia nicht auf Sicilien geführt werden, er wurde vor das Tribunal von Trani in Apulien verwiesen.

Bis zu welchem Grade von Frechheit, meinetwegen Tollkühnheit, die Hehler der Maffia gelangen, ist aus folgendem Geschichtchen, das in dem Büchelchen „I Masnadieri Giulianesi" (die Räuber von Giuliana) erzählt wird, zu ersehen.

Ein gewisser Signorelli war von der Bande, die in Giuliana, Kreis Corleone, „ansässig" war, sequestriert worden. Er wurde eifrig gesucht, war aber nirgends aufzufinden. Eines Tages rückt ein Trupp von fünfunddreißig Soldaten unter Führung des Kommandanten von Mazzara dem stark anrüchigen „Gevatter" Castrenze Tamburello vors Haus. Der Kommandant tritt ein und findet den Mann „schwerkrank" zu Bett. „Wie geht's, Gevatter Castrenze?"

„Wie's eben mag, teurer Herr Kommandant. Schlecht, in Monreale hab' ich mir 's Fieber geholt."

„Das thut mir leid, und um so mehr, als ich Euch einen guten Vorschlag zu machen hätte."

„Das ist gleich. Sagen Sie, Herr Kommandant, womit ich Ihnen dienen kann!"

„So hört, Gevatter Castrenze, ich habe einen guten Platz als Flurschütze zu Eurer Verfügung, und das ist nicht alles.

* Onze, eine sicilianische Rechnungseinheit alten Stils = drei neapolitanischen Ducati = 10 Mark unseres Geldes; 30 000 Onzen also = 300 000 Mark.

Ich füge die schöne Summe von 4000 Lire hinzu, wenn Ihr mir den bewußten Dienst erweist. Ihr wißt Näheres von der Sequestration Signorellis, Ihr wißt auch, daß sie ein Werk der Giulianesen ist. Gebt mir nur einen Faden, an dem ich mich halten kann, um die Bande und den Gefangenen zu finden."

Und hier ist zu sagen, daß der arme, schon lange so schmerzlich Gesuchte im Nebenzimmer lag, von den Sprechenden nur durch eine dünne Wand getrennt, behütet von zwei Briganten!!

„Ich bin schwer krank, Herr Kommandant, zu nichts gut. Das Fieber wird mich verbrennen; um aber Ihrem Vertrauen, mit dem Sie mich beehren, entgegenzukommen, nehme ich den Vorschlag an. Sobald ich mich nur einigermaßen wieder rühren kann, werde ich etwas thun und Sie von dem, was ich in Erfahrung bringe, schleunigst, auch telegraphisch, in Kenntnis setzen."

Und der Kommandant, der eine Luft mit den Räubern atmete, solche Frechheit aber nicht ahnte, ging weg, zufrieden, einen „Confidente", einen „Vertrauensmann" gefunden zu haben.

Siebenunddreißig Tage schon lag der Gefesselte in Gevatter Castrenzes dumpfiger Kammer, als an einem Novemberabende das Haus plötzlich und gänzlich unerwartet von einem Trupp Bersaglieri und Carabinieri umstellt wird. Gevatter Castrenze steht auf der Schwelle und schaut, die Hände in den Hosentaschen, dem Vorgange gelassen zu. Das Volk läuft neugierig herbei. Der Offizier tritt kurz auf Castrenze zu und fragt:

„Seid Ihr Castrenze Tamburello?"

„Zu dienen, Herr Lieutenant."

„Gut. Wen habt Ihr im Hause, Tamburello?"

„Niemand."

„Dann öffnet die Thür!"

„Ihnen zu dienen. Ecco!"

„Gut! Oeffnet auch die Thür zu jenem Zimmer!"

„Das thut mir wirklich leid, aber den Schlüssel hat mein Bruder mitgenommen."

„Wenn der Schlüssel fehlt, so ist hier eine Axt, die als Schlüssel dienen kann. Brecht die Thür auf!"

„Trotz des Schadens, der meinem Eigentum zugefügt wird, gehorche ich, Herr Lieutenant."

Durch diese Bereitwilligkeit glaubte er den Offizier zu überzeugen, daß wirklich niemand da drinnen sei, und er hatte sogar die Frechheit, die ersten Schläge gegen die Thür zu thun. Da er aber sah, daß der Lieutenant ruhig wartete, bis die Thür aufspränge, setzte er ab und suchte einen andern Ausweg.

„Ich bin ein ehrlicher Mann," sagte er, „und will mein Gewissen nicht mit dem Schaden belasten, der daraus entstehen könnte. Hören Sie, meine Herren, ich sage Ihnen die Wahrheit... Hier drinnen stecken wirklich die Räuber und ihr Gefangener Signorelli mit ihnen. Wenn Sie mir erlauben — es ist nur, um größeren Schaden zu verhüten — so gehe ich hinein und werde alles thun, die Dinge zu einem friedlichen Abschluß zu bringen."

Und Offizier, Carabinieri und Bersaglieri gingen wiederum auf den Leim. Sie ließen ihn im guten Glauben eintreten, die Thür hinter sich schließen und mit den Briganten unterhandeln.

Die Kapitulation schien gesichert. Gevatter Castrenze aber hatte kaum die Thür fest hinter sich geschlossen, als er den befreundeten Räubern zurief: „Eine Flinte her und geben wir Feuer!"

Sofort wurde das Feuer eröffnet und die überraschte Truppe sah einen der Ihrigen nach dem andern fallen durch die wohlgezielten Schüsse der Verzweifelten, die ihr Leben teuer verkauften, nur mit großer Mühe überwältigt und der Behörde überliefert wurden.

Das sind Fälle des in seiner „Technik" wohlbewanderten, vortrefflich organisierten (vortrefflicher jedenfalls als bisher die öffentliche Gewalt) „Brigantaggio militante". Handwerkspfuscherei, bloßes Dilettantentum ist der gemeine „Malandrinaggio" (Straßenräuberei), der sich schließlich an jedermann vergreift, der auch in seiner jüngsten Ueberhandnahme dem fremden Besucher der Insel verderblich werden könnte.

Hier ein letzter Fall vom 29. Oktober 1893. An diesem Tage erschienen vier lumpige Kerle, mit Hinterladern bewaffnet, vor einer einsamen Meierei der Herzogin Fernandina und sprachen den Campiere Salvatore Albo um Brot an. Albo suchte sie rasch zu bedienen, ging ins Haus und ließ sie allein mit dem Aufseher Ortoleva. Dieser wurde jetzt zu Boden geworfen, gebunden und beraubt. Plündernd drangen die Räuber darauf in die Wohnung ein, raubten 200 Patronen, 4 Kilo Pulver, 3 Flinten und für 500 Lire Geld und Wäsche. Der Campiere Albo entfloh, doch schossen die Räuber ihm nach und töteten ihn. Der am Boden liegende Aufseher erhielt mehrere lebensgefährliche Dolchstiche und blieb hilflos liegen. Die Nacht verbrachten die Burschen auf dem benachbarten Landhaus Montoscuro, wo sie am nächsten Morgen durch eine Abteilung Carabinieri und Bersaglieri umzingelt wurden. Es waren drei polizeilich „Vorgemerkte" aus Alcamo dabei, die schon viel auf dem Kerbholz hatten.

Man spricht von der Schwäche der Behörden und von ihrer Bestechlichkeit, man weiß für seine Sicherheit keinen Rat und unterwirft sich dem mächtigeren Gesetz, dem der Maffia. Es ist wahr, die hierher versetzten, meist oberitalienischen Beamten, Präfekten, Unterpräfekten, Präfekturräte, Justizbeamte, Quästoren und Prätoren kennen die Sitte des Volkes nicht, beleidigen den Stolz und die Eitelkeit der Sicilianer und werden doch von diesen als „Hungerleider" angesehen. Daneben wird tausendfach geklagt, daß die Insel als Strafplatz angesehen werde, daß die, die in den anderen Provinzen „drüben" sich unmöglich gemacht, Bestecher und Bestochene, hierhergeschickt werden. Die Gerichtsbehörden sind überfaul, ihr Ruf ist sehr bedenklich. Ganz öffentlich erzählt man sich entsetzliche Geschichten von ihrer Bestechlichkeit und grausamen Ungerechtigkeit. Auf der andern Seite freilich ist die Arbeit an den Tribunalen und Schwurgerichtshöfen erdrückend groß und nicht zu bewältigen. Mit der überhandnehmenden Not wächst das Verbrechen. So lagen Ende 1893 allein in dem Gefängnisse von Girgenti, das für 375 Gefangene knapp eingerichtet ist, deren 450, und obschon sich die Gerichtshöfe in Dauer erklärt haben, müssen doch viele Gefangene zwei, drei, vier und mehr Jahre warten, ehe die „Reihe" an sie kommt.

Das Volk ist müde und hungrig. Es nimmt den letzten Rest seiner Kraft zusammen, schüttelt die letzte Scheu ab, und was vordem im Finstern rachsüchtig sich der Maffia anschloß, tritt jetzt offen auf den Markt. Wie schon einmal!

Damals, im römischen Altertum, wo die Sklavenkriege das unerträgliche Joch brechen sollten. Das war vor 2000 Jahren. Wie Feuer im Stroh strich der Brand des Aufruhrs über die Insel und 200 000 Sklaven liefen alsbald dem Freiheitsbanner zu. Das machte dem mächtigen Rom viel zu schaffen, fast sechs Jahre lang hielten sich die schlechtbewaffneten Knechte gegen die Kohorten der Römer, den Staat hart bedrohend.

Nur wenig hat sich seit jener Zeit im „Herzen" Siciliens geändert; mag es mit Eisenbahnen, Maschinenfabriken, Telegraphen und elektrischem Licht beglückt worden sein: das Sklavenwesen dauerte an und Moder und Staub des Mittelalters liegt auf allen socialen Verhältnissen und Einrichtungen.

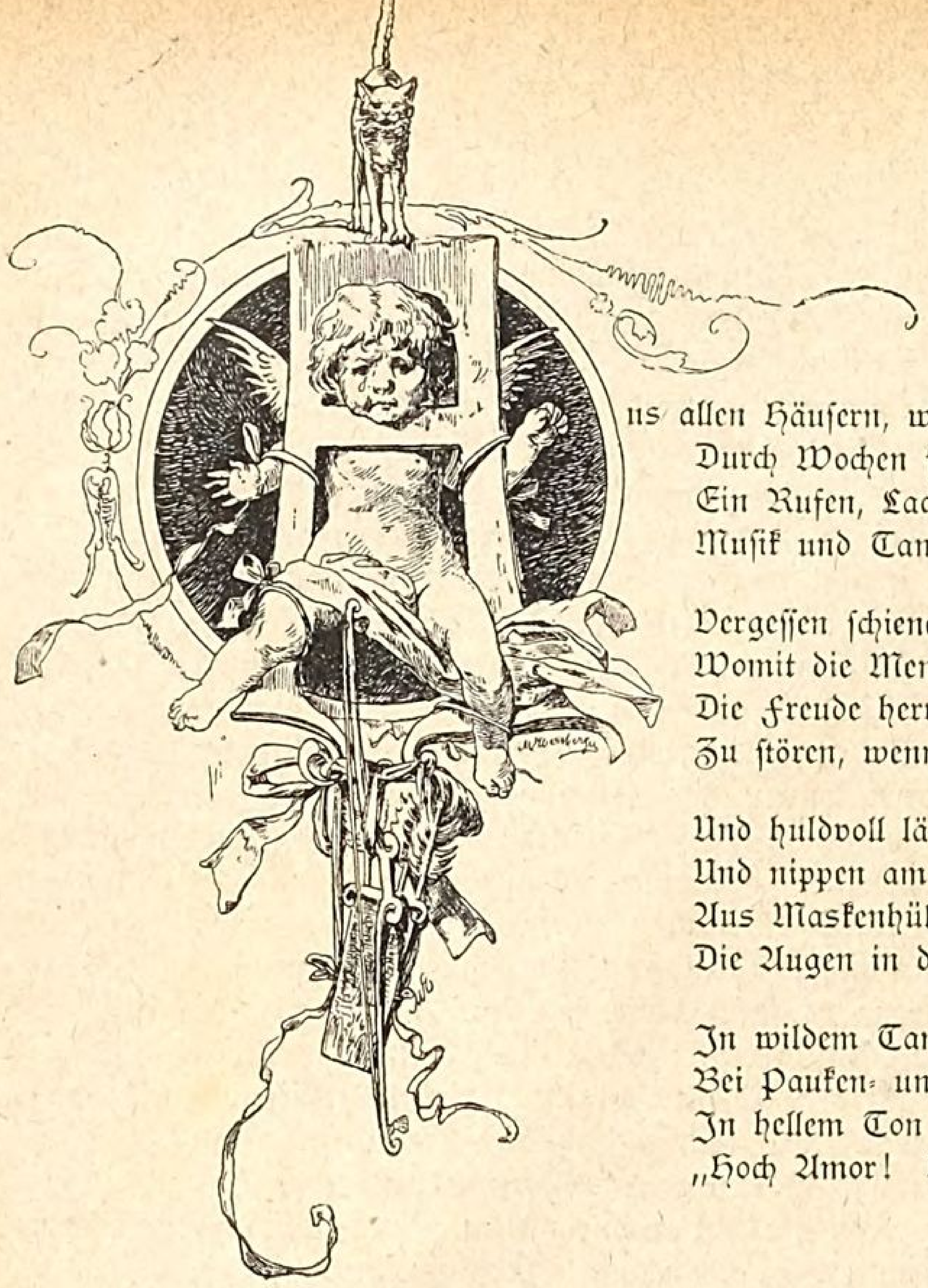
Es sind die Nachkommen jener antiken Sklaven, die sich heute, von wirklicher Not gedrängt, zu Bünden (Fasci), zu einem großen Inselbunde zusammenschlossen, zahlreicher als ihre Vorfahren, denn der lawinenhaft anwachsende Körper zählte Ende letzten Jahres bereits über 350 000 Mitglieder, Männer und Weiber.

Auf den Fahnen des alten deutschen Bundschuhs stand geschrieben: „Nichts als die Gerechtigkeit Gottes!" Mit Gott und Kirche wollen aber die sonst so demutsvollen, religiös fanatischen Bauern und Arbeiter der „Fasci" nichts mehr zu thun haben, sie wollen ihre Wunder selbst verrichten, dazu hat man sie aufgerufen. Ihre Vorsteher huldigen fast alle socialistischen Dogmen; von diesen versteht das tief unwissende Volk nichts, aber man hat ihm gesagt, daß aus der Union eine Revolution, aus dieser eine Verbesserung ihrer Lage hervorgehen werde. Sie folgen ihren Führern, die leider oft genug der Maffia angehören, blindlings, legen Hacke und Schaufel nieder und wollen die Herren aushungern.

Das Volk hat einen neuen Glauben gefunden, läutet die Glocken, schwingt die Fahnen und sein Feldgeschrei lautet: „Abbasso le tasse! pane e lavoro!" „Nieder mit den Steuern! Brot und Arbeit!"

Für den Augenblick scheint es, als ob das Massenaufgebot von Truppen, die man nach Sicilien gesandt hat, den lodernden Brand etwas gedämpft habe. Aber es steht zu fürchten, daß dies nur eine trügerische Ruhe sei, daß unter der scheinbar geglätteten Oberfläche die alten vulkanischen Gewalten weiter kochen, um eines Tages mit erneuter Glut hervorzubrechen, Schrecken und Zerstörung um sich her verbreitend. Nur von einer gründlichen Neugestaltung der verrotteten Zustände auf der Insel — und das wird eine lange, mühevolle, von einem zielbewußten Geiste geleitete Arbeit erfordern — darf man für dieses von der Natur so verschwenderisch ausgestattete Land wirklich bessere Tage erhoffen.

Aschermittwoch.



Aus allen Häusern, welch ein Klingen
Durch Wochen schon, tagaus, tagein —
Ein Rufen, Lachen, Jubeln, Singen,
Musik und Tanz für groß und klein!

Vergessen schienen Not und Plagen,
Womit die Menschheit täglich ringt!
Die Freude herrscht — wer wollte wagen
Zu stören, wenn sie lockend winkt!

Und huldvoll lächeln schöne Frauen
Und nippen am Champagnerglas,
Aus Maskenhüllen blitzend schauen
Die Augen in das goldne Naß.

In wildem Tanze sie sich schwingen
Bei Pauken- und Trompetenschall;
In hellem Ton die Gläser klingen:
„Hoch Amor! Hoch Prinz Karneval!“

So ging die Lust, bis früh am Morgen
Die fahle Dämmerung zog herauf,
Mit seiner Arbeit, seinen Sorgen
Ein neuer Tag begann den Lauf.

Was aber seh' ich heute wallen?
Was zieht so grau die Straße her?
Die Maske will mir nicht gefallen —
Die Züge alt und freudeleer!

Ja, seh' ich recht, daß Kater schleichen
Der Alten nach mit leisem Tritt,
Um wie ein Spuk scheu zu entweichen
Bei eines Menschen festem Schritt?

Sie huschen hin auf leisen Sohlen,
Gespenstern gleich im Dämmerschein,
Sie gleiten lautlos und verstohlen
Mit jedem in das Haus hinein.

Vorüberschleicht mit den Genossen
Die graue Alte; ihr Gewand —
Schon ist's im Nebel grau zerflossen:
Der Aschermittwoch zog ins Land!

Thea Mundt-Mühlbach.

Die Perle.

(5. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Als Doßberg bei den in seinem Arbeitszimmer weilenden Herren eintrat, erhob sich der Landrat aus seiner bequemen Stellung und ging dem Eintretenden mit ausgestreckter Hand entgegen. „Hab' es mir in Ihrem famosen Faulenzer 'n bißchen gemütlich gemacht, lieber Doßberg! Servus, Servus, Freundchen! Bin wie gerädert noch von gestern — scharfe Sitzung im ‚Landsknecht' bis um drei Uhr, nichts mehr für unsereinen! Erlaube mir, vorzustellen: Chevalier de Montrose — Baron Doßberg, hoffe, die Herren werden in nähere Beziehung treten!“

Es sah nicht danach aus. Doßberg warf einen raschen angstvollen Blick auf den Fremden, der gekommen war, ihm seine „Perle“ zu nehmen, und verneigte sich frostig; der andere grüßte höflich zurück und blieb stehen, wo er stand, ganz kühle Zurückhaltung.

Justizrat Sorau fühlte sich nun verpflichtet, einzugreifen. „Wär' es den Herren recht, sofort zu den notwendigen geschäftlichen Verhandlungen zu schreiten? Unser lieber Landrat und ich, Herr von Doßberg, sind bemüht gewesen, Herrn von Montrose einen möglichst klaren Ueberblick über die vorliegenden Verhältnisse zu gewähren; daß dieser aber aus eigener Anschauung zu prüfen und zu entscheiden gedenkt, versteht sich wohl von selbst. Es handelt sich also darum, ob wir zunächst eine Einsicht in die Bücher nehmen oder die Rundfahrt um die Besitzung antreten sollen.“

In Doßbergs Gesicht zuckte und arbeitete es. Er setzte zweimal an, um seiner Stimme Festigkeit zu geben und die wenigen Worte hervorzubringen: „Ich stehe den Herren ganz nach deren Belieben zu Diensten!“

Der Landrat räusperte sich und sah ihn mitleidig von der Seite an. „Armer Kerl!“ dachte er für sich, und seine kleinen gutmütigen Augen zwinkerten hastig. „Fahren wir zuerst?“ schlug er vor und wandte sich an Herrn von Montrose.

„Ja, ich möchte dafür stimmen.“ Montrose wandte sich bei diesen Worten mit einer höflichen Gebärde an alle drei Herren.

„Gut denn, fahren wir! Doßberg, haben Sie das Anspannen bestellt?“

„Gewiß, Philipp kann jeden Augenblick vorfahren.“

„Aber ohne 'ne kleine Herzstärkung geh' ich keinen Schritt!“ rief der joviale Landrat. Teufel auch! Sie waren alle wie die Oelgötzen, man mußte wenigstens versuchen, etwas „Leben in die Bude zu bringen“! Er ging mit langen Schritten auf einen kleinen geschnitzten Schrank in der Tiefe des Zimmers zu. „Da haben wir ja meinen lieben alten Freund, den braven Liqueurschrank! Haben schon manch vertrauliches Wort miteinander geschwatzt, er und ich, das können mir die Herren dreist glauben!“ Er öffnete die Thür und hielt ein paar Flaschen mit Kennermiene gegen das Licht. „Na, da ist noch mancher liebliche Tropfen! Prosit, meine Herren!“

Er führte sich ein Gläschen Cognac zu Gemüt und setzte eifrig für die übrigen Herren Gläser zurecht. Doch nur der Justizrat that ihm Bescheid. Doßberg schüttelte stumm den Kopf und Montrose lehnte höflich ab.

Draußen war inzwischen der Jagdwagen vorgefahren. Der Landrat ließ Montrose und Sorau vorausgehen und hielt den Baron in der Thür beim Aermel fest. „Nehmen Sie sich ein bißchen zusammen!“ flüsterte er hastig. „Harter Bissen für Sie, ich geb's zu, aber 's hilft doch nun 'mal nichts! Der ganze Kerl ist kalt wie 'ne Hundeschnauze, hat aber schwer Geld, das kann ich Ihnen sagen — also machen Sie 'nen schönen Preis und zapfen Sie ihn tüchtig an; viel von der Landwirtschaft soll er ohnehin nicht verstehen. Kopf hoch, und machen wir, daß bei der ganzen Geschichte wenigstens 'was Vernünftiges herauskommt!“

Doßberg nickte nur, ohne zu antworten. Sein schwerer dunkler Blick ging wie abwesend an dem Sprecher vorbei, so daß es zweifelhaft blieb, ob er diesen überhaupt verstanden hatte. Der Landrat schüttelte unmutig den Kopf und nahm seinen Sitz im Wagen ein. Sein scharfes Auge flog musternd über die Fensterreihen des alten Schlosses — er hätte gern als zweite „Herzstärkung“ irgendwo die schöne Ilse erspäht. „Hat sich 'was — es regt sich keine Gardine!“ murmelte er enttäuscht in sich hinein.

Die Fahrt verlief schweigsam. Notgedrungen machte Doßberg hier und da den Erklärer — man stieg aus, ging ein Stück Weges zu Fuß, besichtigte Scheunen und Ställe, stieg wieder in den Wagen, fuhr durch den Wald, hier und da langsamer, um das aufgestapelte Holz, das zum Verkauf kommen sollte, die jungen Schonungen und Anpflanzungen zu prüfen. Man musterte die Felder, fuhr am Waldrand und an den Wiesen entlang, kam zu den Vorwerken Belten und Gnadenstein, die früher zu „Perle“ gehört, jetzt aber abgelöst waren. Jedes Wort, das Doßberg



Aschermittwoch.

Nach einer Originalzeichnung von M. Ebersberger.

zum Lobe seines Gutes, zur Erläuterung seiner Bewirtschaftung sagen mußte, that ihm beinahe körperlich weh, die eigene Stimme klang ihm hohl und fremd. Wie ein Träumender schritt der unglückliche Mann durch den Wald und hörte den Specht klopfen und den Kuckuck rufen wie damals, als er seinen Sohn hier traf, seinen einzigen Sohn, der nie das Erbe seiner Väter antreten sollte! Aus dem feuchten Waldboden quoll würziger Duft, fernher brauste die See mit tiefem ernsten Klang, und das Birkenlaub bebte im flüchtigen Windeshauch. Scheu wandte der Baron sein Haupt: kamen dort nicht in langem Zuge, unhörbar herangleitend auf dem weichen Moosboden, die Ahnen seines Hauses hinter ihm her, den Stammherrn Hans Gottfried in Harnisch und Eisenhut an der Spitze? Er kannte sie ja aus der Ahnengalerie, alle diese Gestalten, die jetzt drohend die Augen auf ihn gerichtet hielten. Weh' Dir, was wagst Du zu thun? Einen Fremden willst Du schalten und walten lassen auf dem Grund und Boden Deiner Väter, und Du lebst noch? Du erträgst dies? Die „Perle" willst Du hingeben, die Dein Urahn, der Stammvater Deines Geschlechts, einst aus der Hand seines Landesfürsten erhielt als ein unvergängliches Zeichen von dessen Huld und Gnade? — Wie mit glühenden Buchstaben geschrieben, verfolgten den Erregten plötzlich die Anfangsworte jener Schenkungsurkunde, die er so oft mit stolzer Freude sich eingeprägt hatte, die ihm nun zur Qual wurden: „Und maßen Du, Hans Gottfried Doßberg, mir hast beygestanden in schwerer Lebensgefahr und hast mich gedecket mit Deinem eigenen Leibe und mich errettet aus großer Todesnoth, darumb also will ich für Dich und Dein nachkommend Geschlecht seyn ein fürsorglicher Landesvater und will geben als fürstliches Gnadengeschenk Dir wie Deiner Sippschaft als meiner großen Huld und Dankbarkeit allewigen Beweys aus meyner Krone Ländern die Perle. Als welche gemeynt sei das Stück Landes ostwärts von Niederdamm bis zum Meer, mit Eynschluß von Wald und Wieswuchs, von Feld und Moor, und was sunsten noch zu benamsetem Länderstrich gehöret. Und soll unser Kanzler Dir festmachen die Schrift sammt Schenkbrief und Insiegel, also daß keines Menschen Hand an dies Dein geschenktes Eigenthum habe zu rühren. Und soll forterben auf Kind und Kindeskind, ein bleibend Angedenken —"

„Soll forterben auf Kind und Kindeskind, ein bleibend Angedenken," wiederholte der Baron flüsternd. Er zog sein Taschentuch heraus, trocknete sich die glühende Stirn und stammelte entschuldigend mitten in eine Auseinandersetzung über den Waldbestand, es sei ihm so schwül und die Luft unter den Bäumen so drückend.

Herr von Montrose war nicht nur ein höflicher, er war auch ein vorsichtiger Herr. Er sprach auch jetzt wenig, verhielt sich nicht zustimmend, aber auch nicht ablehnend und ließ in keiner Weise merken, ob ihm das Gut zusage oder nicht. Er hörte sehr aufmerksam zu, wenn Doßberg oder der Landrat eine Erklärung abgaben, machte sich viele Bemerkungen in sein Taschenbuch und warf ab und zu eine kurze Frage dazwischen, die wohl von Verstand, aber oft von wenig landwirtschaftlicher Erfahrung Zeugnis ablegte.

Der Justizrat langweilte sich beträchtlich während der ganzen Fahrt. Er gab sich zwar das Aussehen eines Sachverständigen und ließ zuweilen eine etwas dunkel klingende Phrase hören, war aber im übrigen bemüht, die Besichtigung möglichst abzukürzen. Endlich konnte er getröstet aufatmen — die Hauptpunkte waren erledigt, man fuhr nach dem Schloß zurück. Doßberg hatte den Herren ein Frühstück auf seinem Zimmer angeboten, ehe man an die Durchsicht der Bücher ginge. Soran sah verstohlen nach der Uhr: gleich halb Zwei — unglaublich, wie eine solche Gutsbesichtigung aufhielt!

Im Schlosse angekommen, setzten sich die Herren um den runden Eichentisch im Arbeitszimmer des Barons, das im Erdgeschoß gelegen war. Selbst der muntere Landrat war verstummt, so hungrig und übermüdet fühlte er sich und so drückend war ihm die ganze Lage der Dinge. Erst der wohlbesetzte Frühstückstisch regte seine erschlafften Lebensgeister wieder an.

„Auf glückliches Zustandekommen unseres Unternehmens!" sagte Soran verbindlich und näherte sein gefülltes Weinglas dem des Herrn von Montrose, der ihm mit seinem ruhigen unbewegten Gesicht Bescheid that.

„Der Teufel soll mich reiten," dachte der Landrat, „wenn ich weiß, ob dieser Halbfranzose nun eigentlich will oder ob er nicht will! Statt eines ehrlichen Menschengesichtes sieht man ein Buch mit sieben Siegeln vor sich, die reine Sphinx!"

Der Fremde hatte seinen Platz dem Fenster gegenüber und ließ den Blick verloren über den Hof schweifen. Plötzlich hob er interessiert den Kopf. Da draußen bot sich ihm ein wunderbares Bild. Von der linken Seite, von dort, wo an der Auffahrt der Weg ein wenig abschüssig angelegt war, kam in vollem Lauf ein kleines drei- bis vierjähriges Mädchen. Es war ländlich gekleidet, aber zierlich und nett — ein hübsches dralles Geschöpfchen. Lachend und jauchzend, die kleinen nackten Arme emporstreckend, sprang es daher, so schnell die Füßchen es nur tragen wollten, die Augen auf ein Ziel geheftet, das zweifelsohne die Ursache seiner Glückseligkeit bildete. Auf den Weg achtete die Kleine nicht im mindesten, und so kam es, daß sie stolperte, taumelte und offenbar zu Fall gekommen wäre, wenn nicht eben jetzt von der andern Seite eine junge Dame erschienen wäre, die sich hastig niederbeugte, die Wankende in ihren Armen auffing und gleich darauf, um sie den Schreck vergessen zu machen, hoch emporhob und küßte. Welch eine Erscheinung, welch ein Gesicht! Das schneeweiße Kleid, das offene, lang herabfallende Goldhaar, durch ein blaues Band im Nacken zusammengefaßt, konnte fast ein wenig theatralisch erscheinen, aber der reizend unbefangene Ausdruck des Gesichtes, das dem Beobachter am Fenster ganz nahe war, hob den phantastischen Eindruck ganz und gar auf.

Ilse war bei der kranken Mutter gewesen, hatte einen langen Brief geschrieben, selbst die Vorbereitungen zu dem Frühstück für die Herren übernommen — und endlich hatte sie an ihre Blumen gedacht und war in den Garten gelaufen, sie zu holen. Es war schön im Freien, die Sonne hatte sich schüchtern hervorgewagt. Da war Ilse tief und tiefer in den Park gegangen, und als sie nun umkehrte, ahnte sie nichts davon, daß die Herren bereits zurück waren und in ihres Vaters Zimmer saßen. Sie sah nur das Töchterchen ihrer Wirtschafterin, einer jungen Witwe, jauchzend auf sich losstürmen — sie liebte das zutrauliche Kind sehr, und die Kleine vergalt ihr das mit ungestümer Zärtlichkeit — Trudchen drohte zu fallen, und so fing Ilse sie rasch in ihren Armen auf, herzte und küßte sie und blieb ahnungslos dicht vor dem Fenster zur „braunen Stube", wie die Leute das Arbeitszimmer des Barons zu nennen pflegten, stehen.

Die Kleine haschte mit den dicken Händchen nach den schönen Haaren, in denen die Sonnenstrahlen ein lustiges Spiel trieben, aber Ilse bog den Kopf zurück und versuchte, ein sehr ernstes Gesicht zu machen. „Das darf man nicht!" Dann wollte Trudchen die Lilien haben, die Ilse gepflückt hatte, und diese schenkte ihr eine und wollte sie das Näschen tief in den Kelch stecken lassen, aber die Kleine wußte ganz gut, was das abgab, und wollte durchaus, daß Ilse zuerst ihre Erfahrungen machen sollte. Endlich setzte Ilse das zappelnde Geschöpfchen auf die Erde — dann eine schnelle Bewegung, ein zufälliger Seitenblick — und das junge Mädchen stand wie angewurzelt, einen heftigen Schreck in den dunklen großen Augen, eine fliegende Röte in dem zarten Gesicht. Achtlos fielen die Lilien zu Boden. Hastig bückte sie sich danach . . . wie ihr die Hände zitterten! Mein Gott, es war doch nichts Besonderes geschehen! Sie hatte nichts Unrechtes gethan — nur mit dem Kinde gespielt und gelacht, freilich so dicht vor dem Fenster — wer sie nicht kannte, der konnte denken, sie habe sich absichtlich dahin gestellt. Ihr war, so flüchtig sie auch hingesehen hatte, das Gesicht des Mannes, der sie beobachtete, merkwürdig vorgekommen — ein Gesicht, wie man es nicht jeden Tag sah. War er derjenige, der die „Perle" kaufen wollte, der neue Herr? Sie sammelte in Hast die Lilien, schüttelte unmutig das Haar zurück und lief mehr, als sie ging, zum Eingang des Schlosses, ohne auch nur den flüchtigsten Blick zurückzuwerfen.

Unterdessen sagte drinnen, im Arbeitszimmer des Barons, Justizrat Soran: „Ich weiß nicht, Herr von Montrose, ob nach gehabter Einsicht in die Bücher Ihre ursprüngliche Absicht irgend welche Wandlung erfahren hat —"

Der Angeredete machte eine höflich ablehnende Gebärde. „Durchaus nicht. Wenn Baron Doßberg es mir gestattet, komme ich bald wieder. Ich bin so gut wie entschlossen."

7.

Es ging heute lebhaft zu im Garten des Offizierskasinos zu St. Fortwährend kam frischer Zuzug, die Offiziere schwärmten ein und aus, die Ordonnanzen liefen mit roten heißen Gesichtern herum. Man hatte eine Erdbeerbowle angesetzt — aber keine so schwache süße, bei der auch Damen mithalten könnten, diese hier war für stärkere Nerven, Baron Mock von Mockshausen hatte sie eigenhändig gemischt, und was der braute — alle Achtung! Ein bißchen heiß machte der „Stoff", und heiß war's ohnehin — na, das that nicht viel zur Sache! Die Uniformröcke wurden aufgeknöpft, die Halsbinden locker gemacht, man war ja „unter sich", und „Ordonnanz, frisches Eis her!" hieß es, sobald in der Kühlwanne der blinkende Wall, der die Bowle umschloß, zu schmelzen begann.

Ein neu in die Garnison versetzter Lieutenant, schon längere Zeit Premier, auf dem Sprung zum Hauptmann, sah sich mit vergnügten Augen im Kreise um und wirbelte unternehmend seinen Schnurrbart, ein wahres Prachtstück von einem Schnurrbart, rotbraun, lang und weich, der reine Staat. Wetter noch eins, hier kann es einem gefallen, dachte der Lieutenant, das hab' ich nicht schlecht getroffen! Daß St. eine angenehme Garnison war und schön lag, das natürlich hatte Kurt von Oesterlitz längst gewußt und war daher recht gern hierher gegangen, aber daß die Kameraden ihm so „passen" würden, daß der ganze Ton so ausbündig „sein eigenstes Genre" sei — nein, das hatte er sich nicht vorgestellt. Wenn es nun hier noch hübsche Mädchen gab — der Sport konnte sich sehen lassen, das hatte er gleich herausgebracht — dann würde das ein verteufelt lustiges Leben geben.

„Hm, Kamerad, hübsch bei uns, nicht?" fragte Baron Mock, genannt „der dicke Mock", sein kupfrig rotes Gesicht nahe zu dem Neuling hinüberbiegend, während sein linkes Auge verschmitzt zwinkerte.

„Denk' ich just!" gab der Angeredete mit Nachdruck zurück, trank sein Glas leer und wischte sich die Weinperlen vom Bart. „Und Sie, Kamerad, sind ein Arrangeur ersten Ranges. Schneid' und Gemütlichkeit, sehen Sie, das ist's! Schneid' und Gemütlichkeit — beides muß zusammengehen, eines ohne das andere ist fauler Zauber. Wenn Sie mich nur noch über einen Punkt beruhigen wollten, der mir nicht wenig am Herzen liegt, dann erklär' ich Ihre Garnison für mein Ideal!"

„Na, los damit! So ein paar Punkte hätten wir heut', sollt' ich denken, schon durchgesprochen —"

„Aber nicht diesen einen! Und, wie gesagt —"

„Mock, was soll das heißen? Kamerad Oesterlitz hat ein leeres Glas vor sich!" — „Darf überhaupt gar nicht vorkommen!" — „Infamer Anblick!" — „Ordonnanz! Ordonnanz!" — „Sparen Sie doch Ihre schöne Stimme, Zeno, da ist ja schon die Ordonnanz und thut ihre heilige Pflicht!" — „Zum Wohl, Kamerad Oesterlitz!"

In dem Durcheinander von Stimmen vernahm niemand sein eigenes Wort. Mock machte einen langen Hals und sah in die Bowle hinein, ob man ihr noch einiges zumuten könne. Er klopfte liebkosend gegen die dicke Wand des mächtigen Gefäßes, wie wenn er ein braves Pferd loben wollte — sie hielt noch aus.

„Sie haben Glück, Kamerad," wandte er sich zu Oesterlitz zurück, „daß Sie so mitten in die Fidelität hineingekommen sind — alle Tage klappt's nicht so schön. Aber jetzt schweben die Beförderungen und der Urlaub in der Luft, das giebt dann so 'ne angenehme Spannung und eine allgemeine Beteiligung. Sie finden heute alles, was bei uns mitzureden hat, in gedrängtem Auszug beisammen —"

„Aber Mock, Mock! Redet der Mensch von ‚gedrängtem Auszug', wenn Montrose und Jagemann fehlen!"

„Also zwei Kameraden?" fragte Oesterlitz dazwischen. „Wollen die Herren mich freundlichst au fait setzen?"

„Natürlich! Zeno — wo ist er hin?" — „Zeno, heran!" — „Kamerad, Sie müssen wissen, dies ist die Scheherezade des Regiments — Zeno, machen Sie Ihren Knix!"

Zeno, ein schmächtiges blasses schwarzes Kerlchen mit einem klugen Fuchsgesicht, zündete sich gleichmütig eine Cigarette an. „Man erhitze sich nicht! Bei dem Gebrüll red' ich keinen Ton."

„Pst, pst! Ruhe!" — „Wind, hör' auf zu säuseln, Blätter, wollt ihr wohl euer Geflüster bleiben lassen, merkt ihr denn nicht: der Zeno will reden!" — „Wohin mit ihm? Keine Tribüne da? Mock, gieb' mal den Ehrensessel her!"

Der Ehrensessel war ein weißangestrichener Gartenstuhl, der etwas breiter und bequemer als die übrigen Sitze gebaut und mit einem rot und schwarz gestreiften Polster belegt war. Zeno nahm ohne weiteres auf diesem Prunksitz Platz, winkte der Ordonnanz, in gemessener Entfernung zu bleiben, und wendete sich verbindlich an Oesterlitz. „Sie wünschen, Herr Kamerad, von mir einiges Nähere über die Herren von Montrose und Jagemann zu hören?"

„Wenn Sie die Freundlichkeit haben wollen!"

„Gern! Da muß ich aber erst ein paar Worte von Montroses Familie sagen, wenigstens, was man sich da so erzählt. Verbürgen kann's keiner, aber geredet wird, Ihnen muß es auch zu Gehör kommen, wie uns allen — besser also, Sie erfahren es durch uns, damit Sie gleich Stellung nehmen können."

„Sehr hübsch, Zeno! Guter Anfang! Das nennt man Stimmung machen!"

Zeno zuckte mit einem kleinen spöttischen Lächeln die Achseln. „Die Montroses sind ein sehr altes Geschlecht — der Kamerad, den wir hier haben, hat so oft erzählt, seine Vorfahren hätten schon unter Heinrich dem Vierten eine Rolle in Frankreich gespielt, daß ich es schon erwähnen muß. Sie führen eine Rose im Wappen; es soll da vor ein paar Jahrhunderten eine bedeutungsvolle Geschichte mit einer schönen Dame und einer Rose gespielt haben —"

„Die Montroses sind überlieferungstreue Leute," fuhr Mock mit einem listigen Augenzwinkern dazwischen. „Noch heutigestags spielen bedeutungsvolle Geschichten mit schönen Damen bei ihnen . . . mit und ohne Rosen."

Oesterlitz hob den Kopf. „Damen? Ein Thema, das mich interessiert. Sie wissen, Herr Kamerad, ich hatte da noch eine Frage —"

Zeno schnitt mit der Hand durch die Luft. „Zu den Damen kommen wir später, für jetzt sind wir bei der Familie. Ja, also, die Familie wanderte aus, als die große Revolution kam, und zog zuerst nach Belgien, dann nach Deutschland. Der Vater des jetzigen Herrn von Montrose, der Großvater unseres Kameraden, war — das ist eine Thatsache — ganz arm nach Belgien gekommen und wurde dort in verhältnismäßig kurzer Zeit reich; hier in Deutschland wurde er noch reicher."

„Sehr nett von ihm, wie hat er denn das gemacht?" kam eine vorwitzige junge Stimme aus dem Hintergrund, von dorther, wo die Bowle stand.

„Ja, mir hat er's nicht anvertraut, lieber Grottwitz," sagte Zeno gelassen, „ich hatte nicht das Vergnügen, diesen interessanten alten Herrn zu kennen. Man sagt von ihm — wofür ich indessen in keiner Weise die Verantwortung übernehme — er sei ein hervorragendes Finanzgenie gewesen und außerordentlich sorglos in der Wahl seiner Mittel. Er wollte Geld machen um jeden Preis, und er machte es; er wollte emporkommen um jeden Preis, und er kam empor — das heißt, mit einer gewissen Einschränkung. Es hat Kreise gegeben, die sich ihm hartnäckig verschlossen hielten, trotzdem er mit einem goldenen Zauberstab anklopfte. Wieder andere öffneten sich ihm langsam und zögernd . . . immerhin, sie öffneten sich! Noch andere nahmen ihn mit offenen Armen auf und folgten errötend den Spuren seiner Spekulationen. So saß er in Berlin schon hübsch fest im Sattel, aber da kam eine dumme Geschichte — ein Manöverchen, wissen Sie, bei dem sich ungeheuer verdienen läßt, wenn man gewisse Bedenken übersieht. Der alte Herr besaß diese Vorurteilslosigkeit und strich einen schönen Gewinn ein, zugleich aber mußte er aus Berlin verschwinden, denn Friedrich Wilhelm der Vierte verstand in manchen Dingen keinen Spaß, und die gute Gesellschaft that es ihm nach und sah den Mann der kühnen Spekulation nicht weiter an. Da ging er denn samt seiner Gattin und dem einzigen Sohn nach Brüssel zurück und machte seine betriebsamen Pläne im stillen. Sehr schlecht war bei der ganzen Geschichte besagter einziger Sohn, eben der Vater unseres Kameraden, davongekommen. Er war zum Diplomaten bestimmt, soll hervorragend begabt und sehr ehrgeizig gewesen sein und hatte seine Laufbahn bereits an einem der ausländischen Höfe aufs beste begonnen; die Finanzthaten seines Herrn Vaters aber brachen dem jungen Mann kurzerhand den ganzen Lebensplan und die schöne Laufbahn entzwei."

(Fortsetzung folgt.)

BLÄTTER UND BLÜTEN.

Der Schillerpreis ist durch die Ereignisse der letzten Zeit der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Gestiftet wurde der Preis bei der Säkularfeier Schillers 1859 durch den damaligen Regenten Prinz Wilhelm von Preußen, den späteren Kaiser Wilhelm I. Nicht wie bei anderen Preisen handelt es sich bei diesem um einen ausgeschriebenen Wettbewerb, sondern der Preis soll — alle drei Jahre — stets dem besten innerhalb dieses Zeitraums veröffentlichten Drama zuerteilt werden. Der Erfolg der Aufführungen soll dabei mitsprechen; doch ist er allein keineswegs maßgebend, und nach den Satzungen kann der Preis auch einem nur durch den Buchhandel veröffentlichten Drama zufallen. Das Prüfungskomitee ist nicht ständig, sondern wird durch den preußischen Kultusminister allemal für drei Jahre von neuem ernannt. Sein Vorschlag unterliegt der Entscheidung des Königs von Preußen. Ist kein Drama vorhanden, das die Auszeichnung verdient, so wird dem Komitee ein gewisser freier Spielraum gewährt; der Preis, bestehend in 3000 Mark und einer goldenen Medaille, kann auch an Dichter verliehen werden, welche sich im allgemeinen und durch frühere Werke um die dramatische Litteratur verdient gemacht haben, ja selbst an solche, deren Talent sich in anderen Dichtgattungen bewährt hat. So ist vor drei Jahren der Preis zwischen Theodor Fontane und Claus Groth geteilt worden, welche beide niemals ein Drama geschrieben haben. Außer diesen haben bisher den Schillerpreis erhalten Friedrich Hebbel für seine „Nibelungen“, Albert Lindner für „Brutus und Collatinus“, Emanuel Geibel für „Sophonisbe“, Franz Nissel für „Agnes von Meran“, außerdem Adolf Wilbrandt, Ernst von Wildenbruch, Paul Heyse, Ludwig Anzengruber. Bei diesen letzteren allen wurde mehr der Nachdruck auf ihr ganzes dramatisches Schaffen gelegt. Seit dem Bestehen des Schillerpreises ist den Entscheidungen der Kommission noch nicht die königliche Bestätigung versagt worden. Dies ist bei Fuldas „Talisman“ zum erstenmal geschehen. †

Ein Marabut in Verzückung. (Zu dem Bilde S. 89.) Die Glut der afrikanischen Sonne zeitigt ungewöhnliche Arten von Frömmigkeit. Das zeigt unser Bild, zu welchem dem Maler ein von ihm geschauter Vorgang in Tanger an der Nordküste von Afrika den Stoff gegeben hat. Zwar die Worte, die in arabischen Schriftzeichen an der Wand stehen, muten auch uns vertraut an, wenn wir sie uns ins Deutsche übersetzen lassen: „Gott möge Dich beschützen. Möge Gott seinen Segen herabsenden auf Dein Haupt!“ Aber die Erregung, die Leidenschaft derer, die auf dem Bilde uns entgegentreten, versetzen uns unter fremden Himmel. Da fallen die Blicke zuerst auf den Mann, der, verzückt und weltentrückt, den Mittelpunkt des seltsamen Kreises bildet. Es ist ein „Marabut“ — so nennen die mohammedanischen Bewohner des nordwestlichen Afrika jene Fanatiker, die Allah zu Ehren ein „heiliges“ Leben führen, indem sie sich mit aller Glut versenken in die heiligen Dinge und ihre Andacht bis zur Verzückung steigern. Dafür wird ihnen unbedingte Verehrung zu teil, man sieht in ihnen Propheten, denen die Zukunft enthüllt sei, Wunderthäter, die in allerlei Not noch eine letzte Hilfe geben können. Wie tritt auf unserem Bild diese Verehrung auf jedem Gesicht hervor! Der eine berührt mit scheuer Gebärde das zerrissene Gewand des Marabut, als wollte er es küssen, ein anderer, der Alte rechts mit dem grauen Bart, streckt betend und segenflehend seine Hände aus, und im Vordergrund hat sich einer im Ueberschwang seines Gefühls zur Erde geworfen, nur die gefalteten Hände über seinem Kopf deuten an, daß andächtige Schauer ihn erfüllen. Selbst die beiden, die aus dem Koran Gebete murmeln, wenden ihre Augen wie gebannt dem „Heiligen“ zu. Der aber verharrt in seiner Unbeweglichkeit, sein Blick bleibt starr nach oben gerichtet, als schaute er seinen Gott in lebendiger Nähe.

Nächtlicher Kaffeeschank in Berlin. (Zu dem Bilde S. 93.) Das nächtliche Leben in einer Großstadt treibt allerlei sonderbare Blüten. So kann man in der Friedrichstraße zu Berlin des Nachts einen Wagen umherfahren sehen mit einem großen Kessel, aus dem ein Mann ein dampfendes Getränk verzapft. Es ist eine fliegende Kaffeeküche, die ihr Erzeugnis zu 10 Pfennig den Topf an die dort viel verkehrenden Zeitungs- und Streichholzhändler, Blumenverkäuferinnen, Droschkenkutscher, Straßenreiniger u. dergl. abgiebt. In kalten Nächten ist der Wagen stets von einer zahlreichen Kundenschar belagert, und wie in Berlin der Volkswitz gern allem und jedem seine scherzhafte Bezeichnung giebt, so hat er auch für diese nächtliche Kaffeeschenke den stolzen Namen „Café Bauer“ erfunden, in ironischer Anlehnung an das benachbarte wirkliche „Café Bauer“. Aber vielleicht wird manche arme durchkältete Seele bei ihrer Tasse Kaffee auf der vom eisigen Windhauch durchfegten Straße mehr Genuß haben als der flotte Nachtschwärmer bei seinem Schälchen „Melange“ in den wohlig durchwärmten Prachträumen.

Straßenbild aus dem alten Pompeji. (Zu dem Bilde S. 85.) Das alte Pompeji, das im Jahre 79 n. Chr. durch einen furchtbaren Ausbruch des Vesuvs verschüttet, dann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder entdeckt und seitdem zu einem großen Teile — und zwar dem wichtigsten — wieder ausgegraben wurde, bietet für uns Kinder einer anderen Zeit das treueste und anschaulichste Bild einer alten griechisch-italienischen Stadt aus der ersten römischen Kaiserzeit. Mit Vorliebe hat darum auch die Kunst dort ihre Studien gemacht, wenn sie das Privatleben der Römer und römischen Unterthanen jener Zeit zu schildern unternahm. Einmal bevölkerten sich sogar die zweitausendjährigen Ruinen wieder mit festlichem Menschengedränge, die alten Trachten, die alten Sitten lebten wieder auf zwischen den gebrochenen Mauern, als wären die glücklichen Tage des Kaisers Titus zurückgekehrt — es war vor zehn Jahren, als zum Besten der vom Erdbeben schwer geschädigten Bewohner der Insel Ischia jenes antike Kostümfest in Pompeji veranstaltet ward, das die „Gartenlaube“ im Jahrgang 1884, Nr. 25 beschrieb. Auch der italienische Maler, dem wir unser Bildchen verdanken, hat mit der Kraft der Phantasie den Trümmern wieder Leben eingehaucht. Durch die wohlgepflasterte Gasse wandelt die schöne Sklavin mit der bauchigen Amphora, das Blumenmädchen weiß ihr ein zärtliches Geheimnis zuzuflüstern, indes der wohl von griechischer Erde stammende Tabellarius oder Sekretär — auch er nach dem Brauch der Zeit ein Sklave — zu einem durstigen Zug aus dem Inhalt des Wasserkruges sich anschickt. Knechte eines Fechterhauses haben sich zu ihnen gesellt, von denen einer mit großen Buchstaben die Ankündigung des nächsten Gladiatorenspiels an die Wand des mit freundlichem „Salvete“ („Willkommen!“) grüßenden Hauses malt. Ein halbwüchsiger Knabe trägt auf seinem Kopfe ein Brett mit den Farbentöpfen, während im Hintergrund der Laden eines Geflügelhändlers sich aufthut. Ja, so mag es wohl ausgeschaut haben in der altberühmten Colonia Venerea Cornelia Pompeji, in der blühenden Stadt der Venus, ehe der Vesuv sie unter der Asche begrub.

Kleiner Briefkasten.

Treue Abonnentin in Dresden. Wir können von Ihrer freundlichen Gedichtsendung leider keinen Gebrauch machen.

H. in A. Sie möchten sich rasch über die wichtigsten Fragen der Gesundheitslehre unterrichten und wünschen, daß wir Ihnen zu diesem Zwecke ein nicht zu umfangreiches Buch empfehlen, da Sie als Kaufmann, mit Geschäften überhäuft, nicht viel Zeit zum „Studieren“ übrig haben. Wir möchten Sie neben dem bekannten Werke von Baas, „Gesundheit und langes Leben“, auf das Buch „Schutz der Gesundheit für Jedermann“ von Dr. J. Ruff (Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt) aufmerksam machen. Es ist ein kleines illustriertes Handbuch der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege, in welchem die brennenden Fragen der Gegenwart berücksichtigt sind.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 7. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(6. Fortsetzung.) Von **Ludwig Ganghofer.**

Die Glocke der Klosterbrüder läutete. Ihre Klänge schwammen über das Thal der Ache hinweg und klangen empor über die Gehänge des Göhl. Auf steiniger Halde saß Hinzula und hütete die Geißen; der Bock lag neben ihr im Gras und scheuerte das Gehörn an dem Stecken der Hirtin. Da klang die Glocke. Hinzula sprang auf, und zitternd stand sie, mit offenem Munde lauschend. Alle Geißen hoben die Köpfe und äugten über das Thal hinweg. „Hörst, Zottli, hörst,“ stammelte das Bartele, „er läutet schon!“ Und über Hals und Kopf sprang sie die steile Halde hinunter, den rufenden Klängen entgegen; hinter ihr hopsten die Geißen; nur der Bock schüttelte den Kopf und ließ sich in seiner Ruhe nicht stören.

Als Hinzula die Ache erreichte, suchte sie nicht lang eine seichte Stelle. Sicheren Fußes sprang sie über die Steine hinweg, welche aus dem schäumenden Wasser hervorragten. Aber die Geißen wagten nicht ihr zu folgen; sie blieben am Ufer stehen und streckten die Köpfe gegen das Wasser; eine begann zu weiden, und nun machten es ihr die andern nach. Hinzula schlüpfte durch die dichten Büsche, kletterte über einen steilen Hang empor und gewann die Höhe des Waldes. Da tauchte zwischen den Bäumen ein Reiter auf. Henning war es, Wazemanns Aeltester. Hinzula duckte sich hinter einen Baum, aber Henning hatte sie schon erspäht. Er kam auf sie zugeritten, hielt das Pferd an und fuchtelte mit der Gerte. „Was machst Du da?“

Die Hirtin brachte kein Wort über die Lippen, zitternd stand sie und starrte mit weit aufgerissenen Augen an dem Reiter empor.

„Wirst Du reden, Du Mistfink! Oder soll ich Dir die Zung' lösen? Wohin willst?“

„Sell hin, Herre,“ stotterte die Hirtin, „sell hin, wo er geläutet hat.“

„Wer?“

Hinzula wußte keine Antwort.

„Und was geht Dich das Läuten an?“ schrie Henning. „Mach', daß Du heim kommst! Hier ist Bannwald von heut' ab.“ Die Hirtin rührte sich nicht. „Wart', Du Schmieramper,“ lachte Henning, „Dir mach' ich Füß'.“ Und ein pfeifender Gertenschlag fiel über Hinzulas Schulter. Sie zuckte zusammen, aber kein Laut glitt über ihre Lippen. Mit einem Blick noch suchte sie die Tiefe des Waldes, dann wandte sie sich ab und schlich davon. Als sie das Thal erreicht und die Ache überschritten hatte, kamen ihr



Vom Einzug des Fürsten Bismarck in Berlin: „Er kommt!“
Nach der Natur gezeichnet von F. Müller-Münster.

die Geißen zugelaufen. Vom Lokistein herüber klang die Glocke. Hinzula stand und lauschte. Ein schluchzender Laut erschütterte ihre Brust, sie sank ins Gras, bewegte unter der Kotze die schmerzende Schulter und brach in bitterliches Weinen aus.

Die Glocke läutete. Ihr Klang schwoll hin über den Hang des Untersberges und hallte wieder im Wald. Vor einer Rindenhütte, inmitten eines Ringes von dem dorrenden Astwerk gefällter Bäume, standen drei rauchende Kohlmeiler. Zwischen ihnen ging Eigel hin und her, in der Hand eine hölzerne von Ruß geschwärzte Schaufel. Stieg aus einem der Meiler ein Rauchfaden an unrechter Stelle auf, so faßte Eigel von der mit Kohlenstaub gemischten Erde die Schaufel voll und sperrte der ausbrechenden Glut die Luft. Da hörte er die Glocke läuten. Er ließ die Schaufel sinken und lauschte; ein paar Schritte that er, als zöge ihn der Hall; aber mit sorgendem Blick streifte er die Meiler, aus denen die Rauchstrahlen summend hervorbrachen. „Meinetwegen, mögen sie hin sein alle drei," murmelte der Alte und warf die Schaufel weg, „ich muß hinunter!" Er ging auf die Rindenhütte zu, faßte das Grießbeil und verließ die Kohlstätte.

Auf ausgetretenem Pfad durchschritt er den Wald. Als er einer Stelle nahe kam, an welcher zwei Fußwege sich kreuzten, blieb er betroffen stehen und trat mit raschem Schritt hinter einen Busch. An der Wegscheide saß Rimiger auf einem Steinblock, den Zügel seines Pferdes um den Arm geschlungen, und spähte über den seitwärts herführenden Pfad hinaus.

„Dem geh' ich lieber aus dem Weg," meinte der Kohlmann und schlich, gedeckt durch die Büsche, zwischen den Bäumen davon. In weitem Bogen schritt er durch den Wald. Dann blieb er stehen. „Ich mein', es müßt' beim Lok'stein gewesen sein!" murmelte er und änderte die Richtung. Er ging nicht lange, da hörte er hinter sich gedämpften Hufschlag, und als er sich umblickte, hielt Sindel vor ihm das Pferd an.

„Was hast Du da zu schaffen im Wald?"

„Ich, Herr? Warum?" fragte der Kohlmann zögernd.

„Weil ich's wissen will!"

„Meiner Arbeit geh' ich nach."

„Welcher Arbeit?"

„Gestern auf den Abend hab' ich Wurzen gegraben, beim Lok'stein drüben. Alle hab' ich nicht schleppen können, und drum hol' ich jetzt das Bündel, das ich gestern hab' liegen lassen."

Sindel maß den Alten mit mißtrauischen Augen. „Hol' Dir Wurzen, wo Du magst, aber nicht beim Lokistein — heut' nicht — und nimmer!"

„So? So?" sagte der Kohlmann und ein kaum merkliches Lächeln zuckte um seine graubärtigen Lippen. „Ihr habt wohl beim Lok'stein einen Saufang gestellt oder eine Bärengrub' ausgeworfen, gelt?"

„Was kümmert's Dich! Mach', daß Du weiter kommst!" Mit einem Schenkeldruck trieb Sindel das Pferd an und ritt auf den Kohlmann ein.

Eigel wich zur Seite. „Ich geh' schon! Und gutes Gejaid, Herr!" Ohne sich noch einmal umzublicken, schritt er in der dem Lokistein entgegengesetzten Richtung durch den Wald davon. Aber der Weg, den er einschlug, war nicht der Weg nach seiner Kohlstatt.

Die Glocke läutete . . .

Ihr Hall schwamm über die stillen Baumwipfel hinaus in das weite Thal, gegen den Untersteiner Forst und gegen die Schönau hin.

Auf weiter Rodung, zwischen Wiesen und Feldern, umgeben von nachbarlichen Gehöften, erhob sich hier das Haus des Schönauers, von hohem Hag umzogen. Das war unter allen Huben der Au die stattlichste, wohl nur ein niederes Blockhaus mit altersmürbem Strohdach, aber umringt von Ställen und Scheunen, von fruchtschweren Obstbäumen und volkreichen Immenständen. Zwei zottige Hunde lagen vor der offenen Hausthür in der Sonne. Hühner und Enten belebten den Hof, und aus einer Scheune klang die singende Stimme einer Magd.

Vor der hölzernen Hausbank standen Rueblieb und sein Vater, eine breitschulterige Mannesgestalt; schwere Arbeit hatte den wuchtigen Rücken gekrümmt; lange graue Haarsträhne hingen um ein furchiges Gesicht mit kurzgeschorenem Bart, mit herben Lippen und kleinen ruhigen Augen, welche von buschigen Brauen überschattet waren. Vor den beiden stand auf der Bank eine hölzerne Kraxe; sie war beladen mit Brotwecken und Käslaiben, mit einem irdenen Honigtopf, mit Rauchfleisch und einem kleinen Metfäßlein. Rueblieb schnürte ein Hanfseil um die Ladung, und der Schönauer prüfte jede Schlinge, die der Bub legte, auf ihre Festigkeit. Da hörten sie die Glocke, gedämpft durch die Ferne, nur noch wie einen klingenden Hauch in den Lüften. Sie lauschten und sahen sich an.

„Von der Ramsau herüber hört man das Glöckl nicht," sagte Rueblieb, „das müssen sie sein, Vater!"

Der Schönauer nickte. „Jetzt brauchst nimmer lang' nach ihnen suchen, Bub'. Geh' nur auf den Lok'stein zu und ich mein', Du bist nimmer weit von ihnen."

Schweigend lauschten sie, bis der leise Hall in den sonnigen Lüften verzitterte. Der Bauer atmete tief auf. „Jetzt nimm die Krax', Bub'. Und sag' halt: das schickt ihnen der Schönauer . . . und sag's ihnen nur grad heraus: wenn sie's gut meinen mit dem Gadem, so sollen sie einen treuen Mann an mir haben."

„Und an mir auch keinen schlechten!" lachte Rueblieb und wollte die Kraxe fassen, um sie auf den Rücken zu schwingen. Da trat ein Bauer in den Hof, eine hager aufgeschossene Gestalt. Das war der Kaganhart. Er fuchtelte mit den Armen und schrie: „Hast gehört, Schönauer, hast das Glöckl gehört?"

Kaum hatte er ausgesprochen, da kam schon ein Zweiter, ein Dritter — einer nach dem andern kamen sie gelaufen, alle die Anrainer der Schönau, alte und junge Männer, grobgefügte wetterharte Gestalten, äußerlich einander gleichend in den rauhen Hanftuchkitteln und grauen Kotzen: der Kirngasser, der Köppelecker, die beiden Brüder vom Winkler Wesen, der Waldhauser, der Schwaiger und Grünsteiner, die Hanetzerbuben, der Kinill und Urstaller, der Bärenlochner und zuletzt der alte Gobl. Sie alle hatten die Glocke gehört, sie alle wußten, was ihr klingender Ruf bedeute. Ging doch die Rede von der Schenkung, welche Frau Adelheid in ihrer Sterbestunde gethan, schon seit dem Frühjahr im ganzen Thal von Hütte zu Hütte. Da hatte man keinen Heimgart gehalten, bei welchem nicht von den erwarteten Klosterleuten gesprochen wurde, bald in Zweifel und Sorgen, bald in scheuer Hoffnung auf bessere Zeiten. Nun waren sie gekommen . . .

„Hast gehört, Schönauer, hast das Glöckl gehört?"

Das war die Rede fast auf den Lippen aller, die gelaufen kamen. Sie standen um den Schönauer her; die einen machten bedenkliche Gesichter und krauten sich hinter den Ohren; die andern schrien erregt und mit wirren Stimmen durcheinander, bis der Schönauer die Hand erhob. „Aber Leut', Leut' — so lärmet doch nicht so!"

Da verstummten die meisten; doch der Waldhauser rief: „Das Maul sollen wir uns auch noch verbieten lassen, wo's hergeht bei uns um Haut und Haar'?"

„Wohl wohl, recht hat er!" fielen mehrere Stimmen ein; und der ältere der Hanetzerbuben schrie: „Die droben in Wazemanns Haus müssen wir füttern! Jetzt kämen die auch noch und möchten schöpfen und abrahmen . . . ja was bleibt denn nachher für uns?" Diese Rede fiel in die erregten Gemüter wie Feuer ins Stroh.

„Aber Leut', Leut'!" mahnte der Schönauer und drängte sich zwischen die Schreier. „So denket doch ein lützel weiter als nur in die Gurgel hinein. Es weiß doch ein jeder von Euch, was die Ramsauer haben von ihrem Gottesmann . . ."

„Wohl wohl!" fiel der Urstaller ein. „Und bei denen, die zu uns kommen, soll auch einer sein, der den Fried' auf der Zung' hat und die Güt' im Aug'. Gestern auf die Nacht noch ist der Eigel zu mir gekommen . . . der ist dabei gewesen, wie der Gottesmann gered't hat mit der Wazemannstochter."

Von allen Lippen schwirrten die Fragen, und der Urstaller erzählte, was der Kohlmann ihm berichtet hatte. „Die Händ' haben dem Eigel gezittert vor lauter Freud'," so schloß er, „völlig lichtscheinig sind ihm die Augen gewesen, und keine andere Red' schier hat er gehabt als allweil die einzig': die bringen uns die gute Zeit, Urstaller, die gute Zeit!"

Lautlose Stille folgte diesen Worten. Nur der alte Gobl, das weißbärtige Kinn auf den Stab gestützt, schüttelte den Kopf und murmelte: „Die gute Zeit? Wo sollt' denn die herkommen auf einmal? Da müßt' sich erst 'was rühren im Berg!" Die halb erloschenen Augen des Greises glitten über das Thal hinweg und suchten den Untersberg.

Noch immer schwiegen die anderen. Ruedlieb, der die Kraxe wieder niedergestellt hatte, trat zu den Leuten; sein Gesicht brannte und seine Stimme bebte. „Die Klosterleut' sind gegen die Wazemannsbuben, hat der Eigel gesagt . . . ich mein', wir müßten den Wald ausschlagen, daß sie freien Weg haben überall im Thal!"

Da nickten sie alle, und der Köppelecker rief: „Keiner von uns Mannerleut' hat die richtige Red' gefunden — ein Bub' hat sie finden müssen!"

Ruedlieb wollte sprechen; aber der Vater schob ihn zurück. „Sei still, Liebli, Du hast noch allweil nicht die Jahr' zum Mitreden."

„Aber die Fäust' hätt' ich zum Dreinschlagen, und dazu wär's schon lang an der Zeit gewesen!" Ruedlieb wandte sich ab und ließ sich neben der Kraxe auf die Hausbank nieder. Die Leute erschraken über diese Rede und der Kinill blickte mit scheuen Augen im Hof umher und gegen das Hagthor, ob nicht ein unberufenes Ohr in der Nähe wäre. Der Waldhauser aber trat vor den Schönauer hin und sagte: „Du bist der Richtmann im Gadem — sag' Du uns, was wir thun sollen."

„Was wir all' thun sollen, das wird ausgeredet in der Thingnacht. Ich für mein' Teil schick' den Buben hin mit Brot und Käs', mit Honig und Met und laß ihnen guten Einstand wünschen im Gadem."

„Natürlich! Nur gleich zinsen am ersten Tag!" schrie der ältere Hanetzer mit rotem Gesicht. „Daß sie nur ja gleich drauf kommen, wie's schmeckt!" Die einen nickten zu dieser Rede, die anderen schüttelten die Köpfe.

„Ich mein', wir können mehr von ihnen haben als sie von uns!" sagte der Schönauer. „Und wer Milch ziehen will von der Kuh, der muß ihr zuerst das Futter legen."

„Wohl wohl! Aber eine Kuh ist etwas anders! Bei der weiß ich, wie ich dran bin. Aber wer die Herrenleut' melken möcht', ich mein', der braucht keinen großen Milchamper." Der Hanetzer schob die Hände unter die Kotze und ging davon; sein Bruder wurde verlegen, aber er folgte dem Aelteren. Die einen lachten und die anderen schalten: das wär' doch keine Sache, die man abthäte mit einem spöttischen Wort.

„Laß' Deinen Buben ein' Weil' noch warten, Schönauer," sagte der Köppelecker, „ich spring' heim und leg' dazu, was ich g'raten* kann!" Er eilte davon.

„Ich gäb' auch gern, wann ich nur 'was hätt'!" sagte der Urstaller. „Aber eh' mein Bub nicht abtragt von der Alben, hab' ich selber schier kein Bröfel mehr im Haus."

„Brauchst was?" fragte der Schönauer. „Ich hilf' Dir schon aus."

Der Urstaller schüttelte den Kopf. „Morgen muß der Bub' kommen." Dann ging er; und mit ihm ging der Grünsteiner, der kein Wort zu reden wußte.

„Ich hab' ein' Stück Fleisch daheim," sagte der Kirngasser, „und auf ein paar süße Käs' kommt's mir auch nimmer an."

„Wohl wohl, ich geh' auch heim und red' mit meinem Weib," stotterte der Bärenlochner, „ich mein', sie wird schon ein lützel 'was hergeben."

„Die Deinig' schon," brummte der Kaganhart und verdrehte die Augen, „aber die meinig' wird ein schieches Gesicht dazu machen."

„Sag' ihr halt, sie soll ihre Zähn' scheren!" lachte einer der Winkler Buben. „Da fallen so viel' Haar' ab, daß die Klosterleut' ein Häs davon kriegen." Er wandte sich zum Schönauer. „Ich bring' von meiner Mutter ein Stückel Hanftuch."

Nun gingen sie alle; der Schwaiger wollte ein Mäßlein Honig bringen, der Waldhauser Eier und Schmalz.

„Da krieg' ich die Krax' voll, daß ich gut zu tragen hab'," meinte Ruedlieb. „Aber es dürft' so schwer wiegen wie ein Kalb . . . ich schlepp' alles hin! Die Klosterleut' sollen Augen machen!" Er begann an der Kraxe den Strick zu lösen, um noch aufpacken zu können, was die andern bringen würden.

„Und Du, Gobl?" wandte sich der Schönauer an den Greis, der, das Kinn auf den Stab gestützt, mit halbgeschlossenen Augen den Gehenden nachblickte. „Warum hast denn Du nicht gered't?"

Der Alte hob langsam das Gesicht. „Weil ich kein Wörtl gewußt hab', das der Müh' wert gewesen wär'."

„Und willst nicht auch 'was dazu geben?"

Ein müdes Lächeln glitt über die dürren Lippen des Greises. „Geben? Warum denn noch geben?" Er schüttelte den Kopf. „Wer 'was will, der kommt schon und nimmt. Ich hab' mein Weib nicht geben brauchen . . . der Krank* hat sie genommen. Ich hab' meine Buben nicht geben brauchen . . . den ein' hat Herr Waze erschlagen, den andern hat die Lahn verschütt't, den letzten haben die Wölf' gerissen. Ich hab' meine Heilka nicht geben brauchen, meine liebe Dirn' . . . die Windach hat sie verschluckt. Warum denn noch geben? Und was denn? Gestern ist meine letzte Geiß verreckt. Mein Hüttl mag keiner . . . da wandern schon die Mäus' und Ratzen aus. Ich halt, ich bin noch übrig. Und der mich nimmt, der kommt schon, wohl wohl, wenn ich auch lang' auf ihn warten muß. Der thut einen Segesschlag** . . . und ich lach' dazu und sag': jetzt hat's ein End'!" Er nickte und schritt dem Hagthor zu.

Der Schönauer ging ihm nach und hielt ihn am Arm zurück. „Gobl! Gobl! Wie Du, so sollt' doch ein Mensch nicht reden!"

„Warum nicht?" Der Alte hob die roten Lider und starren Blickes sah er mit seinen müden Augen dem andern ins Gesicht.

„Schau, Gobl, Dir selber blüht wohl nimmer auf, was von Dir hat abfallen und faulen müssen. Aber denk' an die anderen, Gobl — verschlag' ihnen den Mut nicht mit Deinen Reden! Schau . . . ich hab's vor den Leuten nicht sagen mögen, denn sie reden gleich alles aus und schreien um . . . aber zu Dir sag' ich's: ich halt' viel vom gestrigen Tag, der uns die Klosterleut' gebracht hat. Sie kommen als Herren ins Thal, und das wird denen in Wazemanns Haus droben in die Nas' steigen. Gieb acht, zwischen den beiden hebt ein Raufen und Raiten an. Frißt Herr Waze die Klosterleut' auf, so kann's nicht schlechter kommen, als wie's allweil schon war. Ducken die Klosterleut' den Waze, so kann's nur besser kommen, und die gute Zeit steht ein."

„Gute Zeit? Da müßt' sich erst 'was rühren im Berg!" Der alte Gobl schüttelte den Kopf. „Wir, Schönauer, wir erleben's nimmer. Die Zeit steht in der Halbscheid' . . . das Alt' ist halb und das Neu' ist halb. Mein Stall ist abgebronnen, da hat kein Heilbuschen geholfen . . . und vom Ramsauer Kirchl hat der Blitz das Kreuz geworfen. Die Heilbuschen sind dürr, und das Kirchenkraut hat steinigen Boden. Herr Wute schlaft im Berg und der ander' im Gewölk . . . bis einer aufwacht, müssen die Berg' sich rühren."

„Das ist müdes Gered', Gobl!" sagte der Schönauer.

Der Alte nickte. „Hast recht! Drum laß' mich heimgehen. Wie einer auch red't, so oder so . . . es hat kein Wörtl einen Sinn. Die nimmer reden können, die wissen das Best'. Das ist mir eingefallen unter dem Apfelbaum." Mit tastendem Stabe schritt der Greis dem Hagthor zu.

Da erschien ein junger Bauer im Thor, erregt, das Gesicht vom raschen Lauf gerötet. Es war der Schapbacher, dessen Hube zwischen der Schönau und Ramsau tief im Walde lag. Der alte Gobl blickte auf die Seite, als der Bauer an ihm vorüberlief.

„Schapbacher! Was bringst?" fragte der Richter.

„Ich such' einen guten Rat. Meine Albendirn' ist heimgekommen von der Oedhütt', ganz verweint . . . der Geißbub' geht ab seit gestern Mittag."

„Der Huze?"

Unter dem Thor blieb der alte Gobl stehen; er wandte nicht das Gesicht, doch er lauschte.

„Ein paar Geißen müssen sich verstiegen haben," sagte der Schapbacher. „Die ist er suchen gegangen und ist nimmer heimgekommen. Aber die Dirn' hat nicht den Mut gehabt, daß sie ihm nachsteigt."

„Warum nicht?"

„Der Bub' ist eingestiegen unter die Eismann-Wand."

„In Wazemanns Bannberg!" fiel der Schönauer erschrocken ein. Der alte Gobl wollte den Hof verlassen, aber der Schönauer ging ihm nach und faßte den Greis am Arm. „Hörst nicht, Gobl, hörst denn nicht? Es geht um der Heilka ihren Buben her!"

In dem starren Gesicht des Alten rührte sich kein Zug; aber seine Stimme klang heiser. „Was geht mich der Bub' an! Weswegen red'st denn mit mir von ihm . . . geh' hinauf in Wazemanns Haus! Red' mit dem Henning!" Er riß sich los und verließ den Hag.

„Gobl! Gobl!" mahnte der Schönauer. Doch der Alte hörte nicht mehr; und der junge Schapbacher sagte: „Laß ihn,

* entbehren.

* der Dämon Krankheit. ** Sensenschlag.

Richtmann! Da ist jedes Wort umsonst gered't. Sag' lieber: was kann denn geschehen für den Buben? Man muß ihn doch suchen! Aber auf dem Baunberg umsteigen, das ist eine schieche Sach'. Meinst nicht, ich soll hinauf in Wazemanns Haus und Anfrag' halten?"

Der Schönauer schüttelte den Kopf. „Das wird nichts helfen. Geh' heim und richt' ein paar Kienlichter her! Und auf den Abend halt' Dich fertig, wir suchen die Nacht durch. Bei der Windach wart' auf mich, wenn die Sonn' weg ist!"

„Soll die Dirn' auch mit?"

„Die laß daheim, die kann das Maul nicht halten."

„Geht Dein Bub' mit?"

„Mein Bub'? Das könnt' mir einfallen! Nein, Schapbacher, mein Liebli soll mir bei so 'was aus dem Spiel bleiben. Ich nehm' den Knecht, und der Köppelecker geht wohl auch mit. Unser vier, das reicht schon. So geh' halt heim derweil! Und Zeit lassen!"

„Zeit lassen!" Der Schapbacher verließ den Hof. Draußen vor dem Hag blieb er stehen, blickte über das Feld hinaus, und hastig sich duckend, als sollten die hohen Aehren ihn verbergen, schlich er davon. „Was hat er denn?" murmelte der Schönauer und trat unter das Hagthor. Quer durch die Felder sah er einen Reiter dahersprengen. Es war Herr Waze. Der Schönauer erbleichte; dieser Besuch galt seinem Hof... und der Richter wußte aus Erfahrung, was solche Besuche brachten.

10.

„Vater, was ist denn?" fragte Ruedlieb, als der Schönauer zur Hausbank gesprungen kam.

„Schnell, Bub', schnell, nimm die Krax' und hinein mit ihr ins Haus!"

„Warum denn? Was ist denn auf einmal los?"

Der Schönauer konnte nicht mehr Antwort geben; Herr Waze kam schon in den Hof geritten. Die beiden Hunde sprangen auf und stürzten dem Reiter mit heiserem Gekläff entgegen. Das Pferd scheute, doch mit einem kräftigen Ruck des Zügels bändigte Herr Waze das Tier. „Die Hund' weg!" rief er. „Oder ich schick' ihnen einen Fraß, den sie schlecht verdauen!"

Mit einem finsteren Blick auf den Reiter kam Ruedlieb herbei, faßte die Hunde am zottigen Fell, schob sie in das Haus und schloß die Thür.

„Nichts für ungut, Herr," sagte der Bauer, „sie hüten halt das Haus."

„Vor mir?" lachte Herr Waze. „Das wirst ihnen abgewöhnen. Sie sollen wissen, wer der Herr ist, und sollen wedeln, wenn ich wieder komm'." Er stieg vom Pferd und winkte dem Buben. „Her, Du, und halt' mir das Roß!" Ruedlieb zögerte; aber ein Blick seines Vaters hieß ihn der Weisung folgen. Herr Waze schüttelte die Beine, als wären sie ihm eingeschlafen beim Ritt, und zog das Wams herunter. „Ich hab' mit Dir zu reden, Schönauer."

„Wollen wir hinein in die Stub', Herr?"

„Nein, ich kann den Schmalzgeruch nicht leiden." Er deutete auf die alten Eichen, die in einer Ecke des Gartens standen. „Wir wollen uns dort in den Schatten setzen." Herr Waze durchschritt den Hof, da sah er auf der Hausbank die Kraxe stehen; er kniff die Augen ein und zog die Finger durch den Bart. „Du, Bauer! Wohin soll denn die Krax'?"

„Der Bub' hätt' auftragen sollen."

„Auf die Alben?"

„Wohl wohl!"

Herr Waze schaute den Schönauer an, dann wieder die Kraxe. „Met und Honig, Fleisch und Wecken ... das stimmt. Seit wann aber tragen die Bauern den Käs' auf die Alben hinauf statt herunter?"

Der Schönauer blickte an Herrn Waze vorbei, als er sagte: „Ein paar schlechte Laib', Herr. Ich schick' sie wieder hinauf... für die Albleut' sind sie noch gut genug. Aber zum Zinsen brauch' ich bessere."

„Hast recht, Bauer!" lächelte Herr Waze. „Mach's nur am Käs' wieder gut, was Du am Met verfehlt hast."

„Ich, Herr? Am Met?" stotterte der Schönauer.

„Ja. Schlechten Met hast mir gesteuert an Sonnwend'."

„Nein, Herr, ich hab' den besten gegeben."

„Schon gut!" Herr Waze wandte sich ab und ging mit raschen Schritten auf Ruedlieb zu, der das ungeduldige Pferd im Hof hin und her führte. „Sag' mir, Bub, für wen gehört die Krax'?"

„Für die Gottesleut', die gestern gekommen sind," gab Ruedlieb zur Antwort; dann sah er erst, daß ihm der Vater hinter Wazes Rücken stumme Zeichen machte und hinauf deutete gegen die Alben.

„So? Für die Gottesleut'?" Herr Waze lachte und wandte sich zum Schönauer. „Also, Richtmann, komm', jetzt wollen wir reden miteinander!" Herr Waze ging auf die Eichen zu und setzte sich auf die Steinbank. „Wie ich gemerkt hab', weißt Du schon, daß sie gekommen sind." Dem Schönauer versagte die Stimme; er nickte nur. „Und wie mir scheint, meinst Du, sie wären die Herren im Land, denen man zinsen und steuern muß?" Herrn Wazes Augen funkelten bei dieser Frage. Der Bauer starrte ihn an und rührte wortlos die Lippen. „Red'!" Das Wort klang wie ein Hammerschlag auf Stein. „Red'! Sind sie die Herren?"

„Ich weiß nicht, Herr Waze."

„So? Dann sag' ich Dir: es kann schon sein, daß sie die Herren sind. Es könnt' sogar sein, daß sie es beweisen können mit Pergamenten. Und wenn sie die Herren sind, so muß ihnen der Freibauer zinsen und steuern, und jeder Hörige muß fronen beim Klausenbau. Gelt?"

„Wohl wohl, Herr Waze!" stammelte der Schönauer, seinen Gast mit scheuen Augen streifend.

„Gut! So wirst Du auch wissen, was geschehen muß. Und vergiß nur nicht, daß ich selber das gesagt hab'!" Herr Waze schob die Hände hinter das Schwertgehäng, streckte die Beine und lachte. „Aber die Gottesmänner haben ja gute Herzen. Wenn ich ihnen sag': die Hörigen haben harte Zeit und viel zu schaffen... ich mein', da drucken sie ein Aug' zu und lassen es gut sein mit der Fron'. Meinst nicht auch?"

„Wohl wohl, Herr Waze."

„Da müßt' sich aber von den Hörigen keiner anbieten zur Fron', eh' ihn die Klosterleut' nicht rufen?"

Der Schönauer blickte auf und fragte zögernd: „Soll ich das den Leuten bekannt geben?"

Herr Waze zog verwundert die Brauen in die Höhe. „Bin ich der Richtmann oder Du? Was weiß denn ich, was Du als Richtmann zu thun hast!" Der Bauer atmete tief und strich sich mit zitternder Hand das Haar in die Stirn. Herr Waze sah ihn mit seinen kleinen Augen an und lächelte. Ein raschelnder Windhauch strich durch die sonnigen Eichenwipfel, und flatternd fiel ein welkendes Blatt zur Erde. „Und was meinst, Richtmann... wie sollen es denn die Freibauern halten mit dem Zinsen und Steuern?"

Der Schönauer besann sich; dann sagte er langsam: „Ich mein' halt, so, wie's allweil gewesen ist. Wir tragen Zins und Steuer dem Spisar hin; und der seid Ihr, Herr Waze!"

„Und der bleib' ich auch! An Sonnwend' ist Zahltag gewesen für die erste Halbscheid der Steuer ... die ander' Hälft' ist fällig auf Neujahr. Sechs Mond' lang braucht kein Freibauer ein Bröſel Steuer geben — das ist Gesetz und Recht. Und die Klosterleut' haben gute Herzen ... die verlangen nicht mehr, als was Recht und Brauch ist. Oder meinst nicht auch?"

„Wohl wohl, Herr Waze! Zwischen heut' und Neujahr soll kein Bauer zinsen, kein Bröſel Käs', kein Körndl Traid und keinen Tropfen Met."

Herr Waze schüttelte bedenklich den Kopf. „Bauer! Bauer! Du hast aber ein hartes Herz!"

„Wieso, Herr?" fragte der Schönauer mit einer Stimme, als läge eine würgende Hand an seiner Kehle.

„Denk' nur," lächelte Herr Waze, „was für gute Männer die Gottesleut' sind! Die werden umgehen im Thal, von Hag zu Hag, und werden die traurigen Leut' trösten, werden die Kinder hätscheln und werden Tag und Nacht sitzen bei den Siechen. Für solche Liebthat müßt' man wohl auch ein Uebriges thun, mein' ich, und müßt' ihnen diemal, neben Zins und Steuer, eine Krax' voll Zeug schicken — so eine, wie da drüben steht! Das wär' nur in der Ordnung! Meinst nicht auch?"

„Wohl wohl, Herr Waze!"

„Freilich, freilich! Das kann ich nur gutheißen! Liebthat muß wieder vergolten werden mit Liebthat!" Herr Waze kreuzte die Arme über der Brust und lachte. „Aber da fällt mir grad' ein ... denk' nur, Richtmann, was der Mensch diemal für Zeug träumen kann! Gestern nach Mittag hab' ich mich



1. Weitsprung über Schneehaufen. 2. Reiterkampf. 3. Bocksprung. 4. Sprung über Stühle ohne Anlauf. 5. Meistersprung.

Kunststücke auf dem Eise.

Nach einer Zeichnung von C. Hosang.

schlafen gelegt, und da ist mir im Traum gewesen, als hätt' ich den Köppelecker gesehen, wie er ein Körbl voll Zeug davontragt und hinausgeht nach dem Lokistein . . . und wie ich so steh' und schau' ihm nach, da schlagt auf einmal das Feuer aus seinem Haus. Und das ganze Wesen hab' ich niederbrennen sehen bis auf den Grund. Mir ist leid gewesen um den armen Teufel — alles im Traum, Richtmann — und denk' Dir, derweil das Haus noch brennt, geht der Kaganhart an mir vorbei, mit einem Pack auf dem Buckel. ‚Wohin?‘ frag' ich. ‚Hinaus,‘ sagt er, ‚zum Lok'stein!‘ Und ich sag' zu ihm: ‚Recht so, geh' nur zu!‘ Ich seh' noch, wie er hinübergeht über den Achensteg . . . und da dreht sich auf einmal der Baum überm Wasser und der Kaganhart ist weg. Ich hab' um Hilf' geschrien, aber kein Mensch hat mich hören wollen. Ich schrei' allweil und schrei', und auf einmal kommst Du daher!“

„Ich, Herr?“ stammelte der Bauer mit bleichen Lippen.

„Alles im Traum, Richtmann, natürlich nur im Traum!“ lachte Herr Waze und streckte sich behaglich, als hätt' er seine rechte Freude an dem sonderbaren Traum. „Und schau', die Krax' dort, dieselbig', die auf der Hausbank steht . . . ja, Richtmann, die hast Du auf dem Buckel getragen. Ich hab' natürlich gleich gemerkt, wo Du hin willst mit Deiner Krax', hab' Dich auf die Schulter geklopft und hab' Dein gutes Herz gelobt. So sind wir auseinandergegangen . . . alles noch im Traum, Richtmann . . . und wie ich heimzieh' durch den Untersteiner Wald, lauf' ich an eine Bärengrub' hin. Und was meinst, was ich drin gesehen hab'?“ Der Schönauer schüttelte nur den Kopf; er brachte kein Wort mehr über die Lippen. „Ein Bär ist drin gestanden in der Grub', die helle Roten ist ihm vom Maul und über die Tatzen geronnen, und unter ihm, denk', Bauer, unter ihm ist Dein Bub' gelegen, der Ruedlieb. Mich hat das Grausen gepackt — der arme, schmucke Bub'! — und im Erbarmen um ihn hab' ich an mich selber nimmer gedacht, bin hineingesprungen in die Grub' und hab' zugestoßen mit dem Fänger. Der Bär ist gelegen, aber Deinem Buben hat 's nimmer geholfen. Bei dem war's aus! Ich hab' Dir noch zuschreien wollen: Du sollst umkehren . . . aber da bin ich aufgewacht. Was sagst, Richtmann? Solche Sachen soll ein Mensch träumen können! Da muß man doch lachen, gelt?“ Herr Waze klatschte auf dem Schwertknauf die Hände übereinander und schaute lachend den Bauer an.

Der Schönauer hatte keinen Tropfen Blut mehr im Gesicht; schlaff hingen ihm die Arme nieder, und seine Lippen klafften.

„Was hast denn, Bauer? Du wirst doch nicht erschrocken sein über meinen Traum?“ fragte Herr Waze und erhob sich. Freundlich klopfte er dem Schönauer auf die Schulter. „Schau, es ist ja doch nur ein Traum gewesen; Dein Bub' lebt ja und ist heil und frisch! Freilich“ — Herr Waze zögerte mit dem Wort und hob die Schultern — „das haben meine Träum' so an sich, sie pflegen einzutreffen. Aber mach' Dir keine Sorg'! Mein gestriger Traum, der kann ja nicht eintreffen, da müßtest Du zuerst die Krax' hinaustragen zum Lokistein . . . und die Krax' dort, das hast Du ja selber gesagt, die geht doch zur Alben hinauf. Und ein Richtmann wird doch nicht lügen, gelt?“ Herr Waze nickte dem Bauer zu und ging, um sein Roß zu besteigen. Als er im Sattel saß, blickte er auf Ruedlieb nieder. „Ein schmucker Bub', Richtmann!“ rief er über die Schulter dem Bauer zu, der noch immer drüben bei den Eichen stand. „Ein schmucker Bub'! Ich wünsch' ihm, daß er alt wird!“ Und lachend ritt Herr Waze zum Thor hinaus.

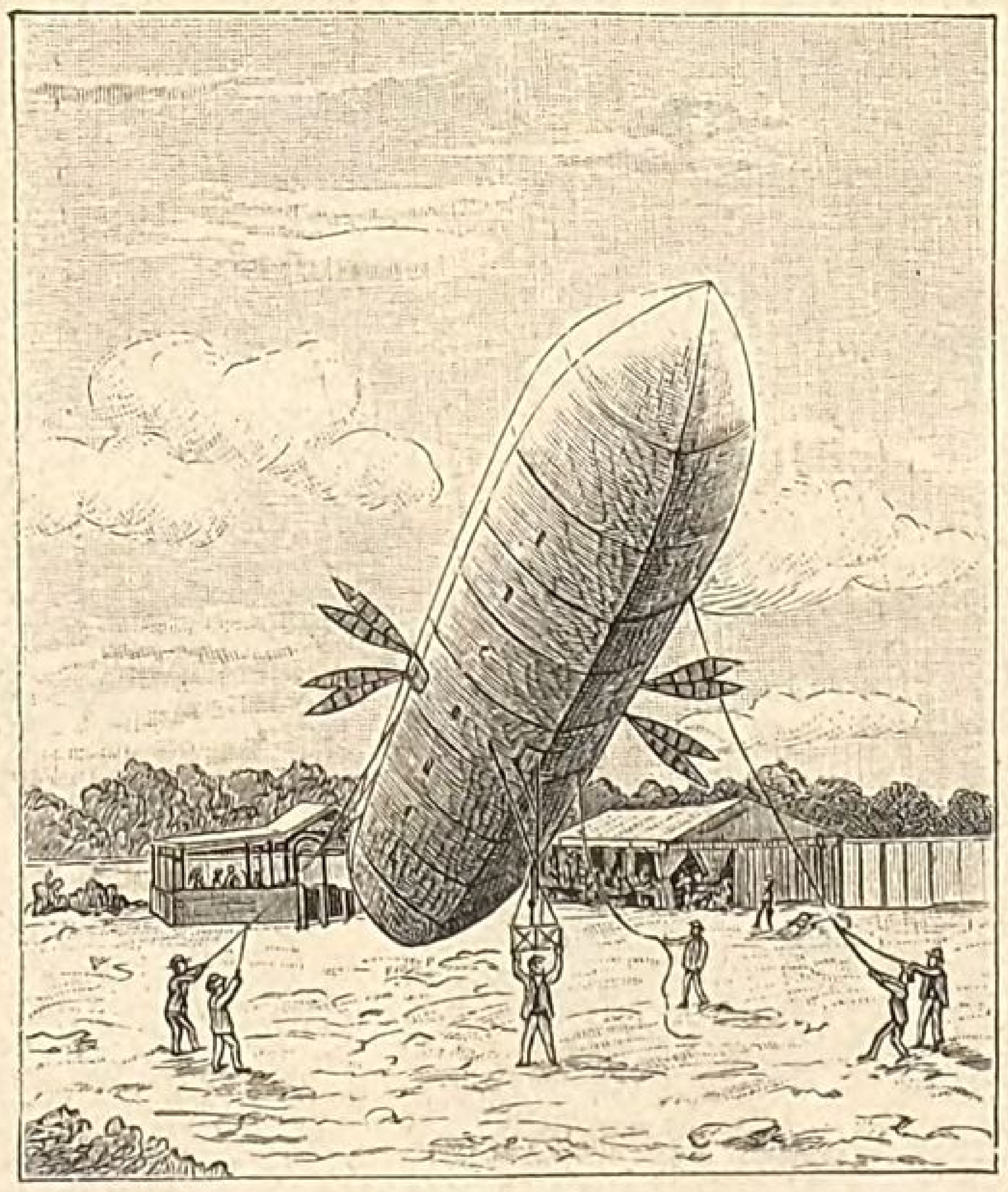
(Fortsetzung folgt.)

Luftballon und Flugmaschine.

Bilder aus dem Reiche der Flugtechnik. Von **W. Berdrow.**

Flugmaschine — lenkbares Luftschiff — wer zuckte nicht vor fünfzehn Jahren noch die Achsel, wenn von dergleichen Plänen die Rede war? Heute beginnt das allmählich anders zu werden; an die Stelle des überlegenen Lächelns gerade unter den Fachleuten in der Mechanik ist das feste Vertrauen auf die fortschreitende Technik, an Stelle des grübelnden Projektenmachers der kühle Experimentator und der wissenschaftliche Forscher getreten.

Am stärksten macht sich diese Entwicklung zum Besseren bemerkbar, wenn man die Versuche der neueren Zeit berücksichtigt, die Aufgabe ohne Unterstützung des Luftballons einfach mit Hilfe mechanischer Vorrichtungen zu lösen. Daß der Flug ohne Ballon möglich sei, beweist uns die Natur täglich an Tausenden von Vögeln und Insekten, und wenn auch auf den ersten Blick die Anwendung eines hebenden Gases als offenbarer Vorteil gegen den Flug aus eigener Kraft erscheint, so lehrt doch die Rechnung und der Versuch, daß dieser Vorteil durch anderweitige Nachteile reichlich aufgewogen wird. Selbst die günstigsten Ballonformen erfahren bei ihrer Bewegung durch die Luft soviel Widerstand, daß man starker Motoren bedarf, um mit ihnen auch nur gegen einen mäßigen Wind ankämpfen zu können, einer kräftigen Brise aber, oder gar einem leichten Sturm wird auch der bestberechnete Ballon unter keinen Umständen Widerstand leisten können. Dazu kommt, daß mit der sehnlichst gewünschten größeren Geschwindigkeit der lenkbaren Luftschiffe auch ihr Kraftbedarf sehr schnell wächst, wodurch größere und schwerere Motoren nötig werden, welche ihrerseits wieder umfangreichere Ballons erfordern. Damit wächst dann wieder der Luftwiderstand und die zur Bewegung nötige Arbeit, und so dreht man sich in einem Kreise, aus dem es keinen Ausweg zu geben scheint.

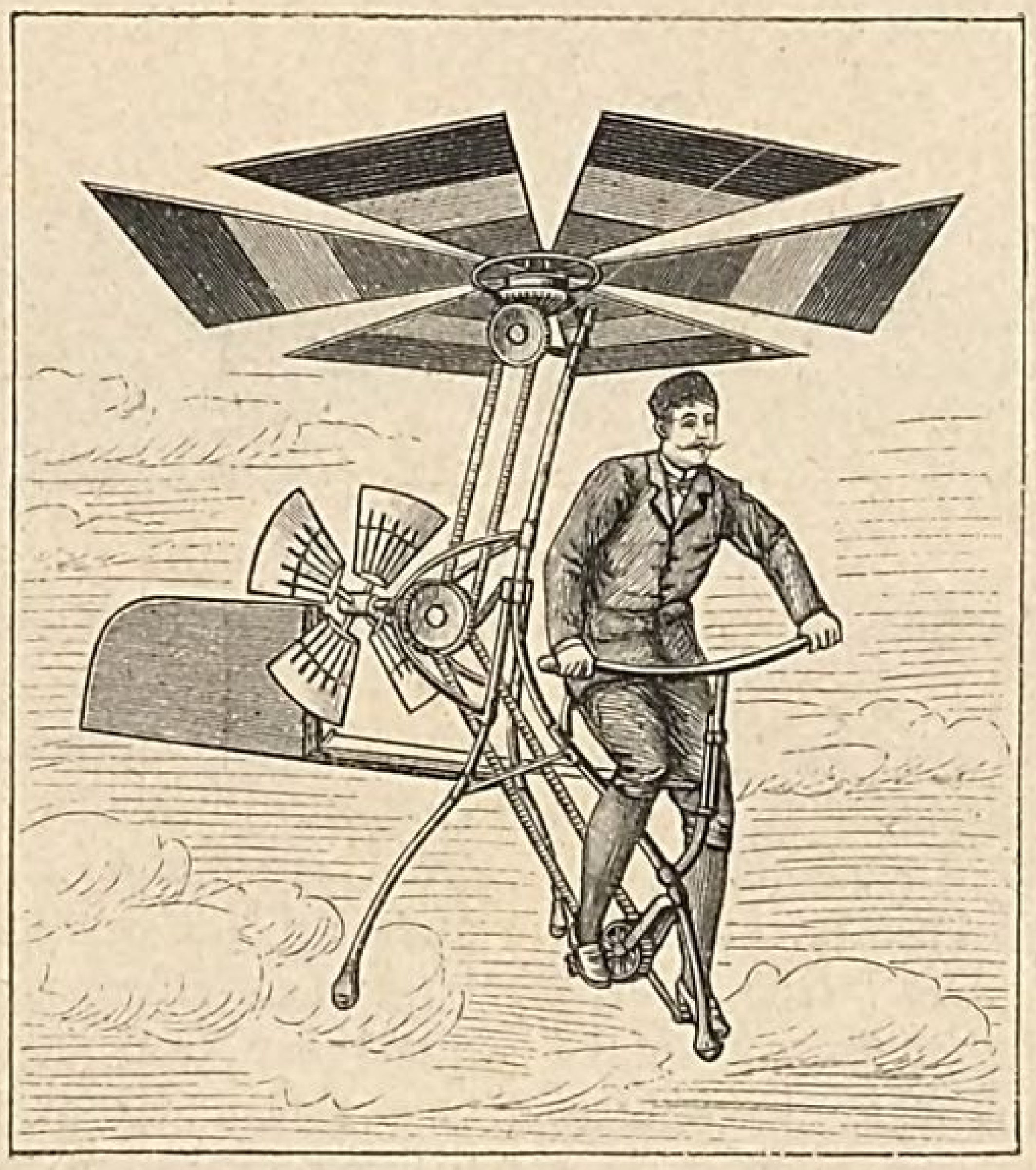


Das Compaguonsche Luftschiff.

Diese und andere Schwierigkeiten waren es, welche neuerdings die meisten Erfinder von der Verfolgung des lenkbaren Ballons abweichen und sich dem Fluge nach Art der Vögel oder wenigstens nach verwandten Prinzipien zuwenden ließen. Besonders in Deutschland und Oesterreich arbeitet man schon seit zehn bis fünfzehn Jahren aufs eifrigste in dieser Richtung, während die Franzosen, als die ersten Erfinder lenkbarer Ballonformen, sich noch immer nicht von diesem Wege trennen können und auch in Amerika von Zeit zu Zeit immer wieder einmal ein neuer Plan eines derartigen Apparates auftaucht.

Wir brauchen hier auf die Geschichte der früheren Versuche mit lenkbaren Luftballons nicht zurückzukommen, da sie erst vor einiger Zeit in der „Gartenlaube“ (Jahrgang 1892, Nr. 46) eine sachgemäße Darstellung gefunden hat. Nur einiger neuerer Erfindungen wollen wir gedenken, mittels deren namentlich der amerikanische Spürsinn der Lösung näher zu kommen sucht. Freilich hat es auch dort drüben nicht an warnenden Beispielen gefehlt! Noch vor wenigen Jahren fand das Luftschiff des Amerikaners C. Campbell in den Fluten des Atlantischen Oceans ein spurloses Ende. Die verhängnisvolle Fahrt begann in New York; der eiförmige Ballon, den der Luftschiffer mittels einer kleinen, durch Armkraft bewegten Schraube dem Winde entgegenzuführen gedachte, trieb vor der sich erhebenden stärkeren Brise widerstandslos her. Augenzeugen folgten der rasenden Fahrt gegen zwei Stunden mit den Augen — dann verschwand das kleine Fahrzeug in der Richtung der offenen See. Die Meldung eines Lotsen, der an demselben Tage einen Ballon in die Fluten des Oceans stürzen und versinken sah, ist die einzige Nachricht, welche seitdem zu den Ohren der Zurückbleibenden gedrungen ist. Daß indessen auch solche Fälle die Hoffnung auf ein schließliches Gelingen nicht zu töten vermochten, zeigen die neuesten Erfindungen auf diesem Gebiete, unter denen wir hier das Luftfahrzeug von Compaguon erwähnen möchten.

Die Eigenart dieser noch jungen Erfindung liegt in der Form ihrer „Propeller". Diese bestehen nämlich weder aus Schrauben noch aus Schaufelrädern, sondern aus acht länglichen Flügeln, denen der Libelle ähnlich, welche paarweise zu beiden Seiten des cylindrischen Flugkörpers angebracht sind. Im Auf- und Abschlagen erzeugen sie, ähnlich den Flügeln der Vögel und Insekten, einen so starken Vorwärtstrieb, daß dadurch nach den Versuchen des Erfinders die Wirkung von Schraubenflügeln um das Dreifache übertroffen werden soll. Bedenkt man, daß die häufig ungeheuren Flugleistungen der Vögel lediglich durch dieselbe Schlagbewegung der Flügel erreicht werden, so liegt durchaus kein Grund vor, an den Angaben Compagnons zu zweifeln, und man darf sich nur darüber wundern, daß dieses Fortbewegungsprinzip erst so spät in die Flugtechnik eingeführt worden ist. Noch günstiger stellt sich die Wirkung der neuen Erfindung dadurch, daß nun zum erstenmal der Antrieb in den Ballon selbst, anstatt in die Gondel verlegt worden ist. Alle früheren Versuche krankten an dem Uebelstande, daß die Schrauben oder Räder ihre Kraft zunächst nur an die Gondel abgaben und der Ballon lediglich mitgezerrt werden mußte. Compagnon vermied diesen Uebelstand dadurch, daß er die gaserfüllte Hülle seines Ballons in der Mitte durch einen freien Raum unterbrach, der, von der Gondel aus erreichbar, den gesamten Antriebsmechanismus enthält. Ein Getriebe von Rädern und Hebeln steht hier im Innern mit den Flügelpaaren in Verbindung und entwickelt hinreichend Kraft, um den Schwingen eine Bewegung von 250 Schlägen in der Minute zu erteilen. Wie die Abbildung S. 106 zeigt, bildet das ganze Luftschiff einen äußerst einfachen, einheitlichen Bewegungskörper, an dem die kleine Gondel lediglich als ein kleines Anhängsel sich ausnimmt.



Delprads Luftvelociped.

Wenn nun auch der Compagnonsche Ballon, trotz der günstigen Ergebnisse, die bei Versuchen damit erzielt worden sind, noch keineswegs als das vollkommene Ideal des lenkbaren Luftschiffes gelten kann, so ist anderseits nicht mehr zu leugnen, daß wir hier vor recht befriedigenden und brauchbaren Erfolgen stehen. Eine andere Frage ist freilich die nach dem praktischen Nutzen der gelungenen Erfindung für die Verkehrszwecke im großen — das Ziel, welches doch schließlich allen Bestrebungen der Luftschiffahrt als höchster Preis vorschwebt — und die Antwort auf diese Frage würde, selbst wenn die Brauchbarkeit des Luftschiffes über allem Zweifel stünde, dennoch ein Achselzucken bleiben müssen. Welchen Wert für den Verkehr könnten jemals diese Luftschiffe erhalten, welche kaum mehr als ein, höchstens einige Dutzend Personen gleichzeitig zu befördern imstande sind. Ein Eisenbahnzug faßt über 1000 Passagiere, 4000 und mehr Centner an Lasten; ein Seeschiff vereinigt in seinem Riesenbauch 1000 Reisende und 20 000 Centner Frachtgüter — und das lenkbare Luftschiff, mit seiner Tragfähigkeit von 50 Centnern, sollte den Verkehr in umwälzender Weise beeinflußen? Man sieht, wenn nicht noch andere Hilfsmittel dazukommen, so ist es mit der langersehnten Verkehrsstraße durch die Luft — noch lange nichts!

Indessen haben andere Forscher und Erfinder ihre Bemühungen in der That dem „aerostatischen", d. h. durch die Tragkraft leichter Gase unterstützten Lastschiff zielbewußt zugewandt. Daß dem bloßen Luftballon, selbst bei vollkommener Lenkbarkeit und Beweglichkeit, diese Aufgabe nie gelingen werde, lehrte die einfachste Rechnung, dagegen bot sich dem Beobachter des Vogelfluges eine gewisse, besonders von den Raub- und Seevögeln ausgeübte Flugart, welche dem ersehnten Ziel näher zu führen schien. Man sieht diese Vögel nämlich häufig, ohne daß sie einen Flügel rühren, in langen Wellenlinien und mit ungeheurer Geschwindigkeit die Luft durchschneiden und muß sich sagen, daß es bei diesem Fluge einzig und allein die Atmosphäre sein kann, welche das Gewicht des Vogelkörpers trägt. Zur Erklärung dieses sogenannten „Segelfluges" nimmt man an, daß der Vogel sich, möglichst gegen den Wind gerichtet, mit seinem vollen Gewicht der Luft entgegenwirft und nun, vermöge der günstigen Form seiner Flügel, förmlich auf dem Winde abwärts gleitet wie ein Wagen auf geneigter Strecke. Am tiefsten Punkte seiner Bahn braucht sich dann der Segler nur etwas aufzurichten, um durch die Schwungkraft des Abwärtssausens und den Luftwiderstand drachenartig wieder emporgetragen zu werden und sich aus der erreichten Höhe von neuem fallen zu lassen.

Auf der Bahn dieses Segelfluges bewegen sich die Bemühungen einer ganzen Anzahl von Luftschiffern, und Proben dieser Art liegen vor in den zwei Flugapparaten von Lippert und Platte. Der Wiener Ingenieur Lippert will die hebende Kraft der Atmosphäre durch ein ganzes System von Segelflächen auffangen, welche durch Schnüre oder Gestänge verbunden sind, an geeigneten Punkten ein oder mehrere Fahrzeuge zur Aufnahme von Menschen oder Lasten enthalten und je nach ihrer Schrägstellung entweder auf dem Winde abwärts gleiten, oder mit kräftigem Schwunge von ihm emporgetragen werden. Vorbehalten bleibt dabei, die Fahrzeuge wenigstens anfänglich durch große, dreiseitige Gassäcke, welche etwa in die Falten der einzelnen Segelflächen mit eingenäht werden können, teilweise zu entlasten, so daß dem Winde nur noch die Hebung des Uebergewichtes zufiele. Eine ähnliche Rolle spielt das Gas beim Platteschen Luftschiff, welches, in riesigen Größenverhältnissen gedacht, zum größten Teile durch einen ringförmigen, die Wandung des Ganzen bildenden gasgefüllten Tragballon entlastet wird, während seine Hauptwirkung darauf beruht, daß es sich wie ein Adler oder Habicht von hochgelegenen Punkten in die Tiefe stürzt und die dabei erlangte lebendige Kraft, im Verein mit der hebenden Wirkung des Windes, in derselben Weise zum Ansteigen benutzt, wie dies auch der Vogel beim Segelflug thut.

Wir brauchen den Leser übrigens kaum zu versichern, daß wir die letztgenannten Erfindungen, trotz ihrer anscheinend ganz vernünftigen Grundlagen, nicht für ernsthafte Lösungen der Luftschiffahrtsfrage halten, und so sei es denn mit dem Platteschen Phantasiestück genug von der Luftschiffahrt unter Benutzung von Gasballons. Wenden wir uns nun den Bestrebungen zu, die Atmosphäre nur mit Hilfe mechanischer Arbeit zu meistern, so finden wir auch da eine nicht geringe Mannigfaltigkeit der Lösungsversuche. Bald mit Maschinenkraft, bald ohne dieselbe und im bloßen Vertrauen auf die menschliche Kraft, bald mit Schraubenflügeln von der verwickeltsten Form, bald mit einfachen Ruderschlägen denkt man sich in der Schwebe zu halten.

Am längsten findet sich die Ansicht verfochten, daß es mittels sich drehender, den Schiffsschrauben ähnlicher Schraubenräder gelingen müsse, sich sowohl in die Luft emporzuheben, als auch in horizontaler Richtung vorzudringen. Jedem Leser sind ohne Zweifel die kleinen als „Schraubenflieger" bezeichneten Kinderspielzeuge bekannt, deren Wirksamkeit darin besteht, daß eine kleine Blechschraube durch das Abziehen einer Schnur in schnelle Umdrehung versetzt wird und sich nun zu beträchtlicher Höhe emporschraubt — ein einfaches und unwiderlegliches Beispiel dafür, daß es keine Unmöglichkeit ist, mittels geeigneter Luftschrauben auch den Menschen zum Aufsteigen in die Luft zu befähigen. An Versuchen hat es nicht gefehlt, und im Jahre 1878 gelang es in der That dem Professor Forlanini in Mailand, das Modell eines Dampfflugapparates herzustellen, das sich mehrmals bis zu 15 Meter emporhob. Indessen auch Forlanini stellte seine Arbeiten bald wieder ein, wahrscheinlich weil er einsah, daß das Fliegen von nur geringem praktischen Wert bliebe, solange zur Beförderung eines einzelnen Menschen eine Maschinenkraft von mehreren Pferdestärken erforderlich sei. Man hat denn auch genugsam versucht, den Schraubenflug lediglich mit den Muskelkräften des Menschen selbst zu bewerkstelligen, und der jüngste derartige Versuch liegt uns in dem Delpradschen „Luftvelociped" vor; indessen ist doch zu befürchten, daß diese Maschine das Schicksal aller ihrer Vorgängerinnen teilen und nach kurzen, mißglückten Versuchen wieder der Vergessenheit anheimfallen werde. Der Erfinder hat seinen Apparat mit allen Mitteln der Neuzeit

zu vervollkommnen gesucht; Stahlrohr und Aluminium haben das Gewicht der ganzen Maschine bis auf 20 Kilogramm erniedrigt, die vollkommensten Hilfsmittel der Mechanik machen den Antrieb der Räder, von denen das große zum Schweben, das kleine zur Horizontalbewegung dient, so leicht wie nur möglich — erinnern wir uns aber daran, daß nach den Berechnungen bewährter Fachleute zum Heben eines Menschen durch Luftschrauben gegen zwei Pferdestärken erforderlich sind, so scheint uns doch jeder Versuch, dasselbe Ziel mit Menschenkraft erreichen zu wollen, nur zu aussichtslos.

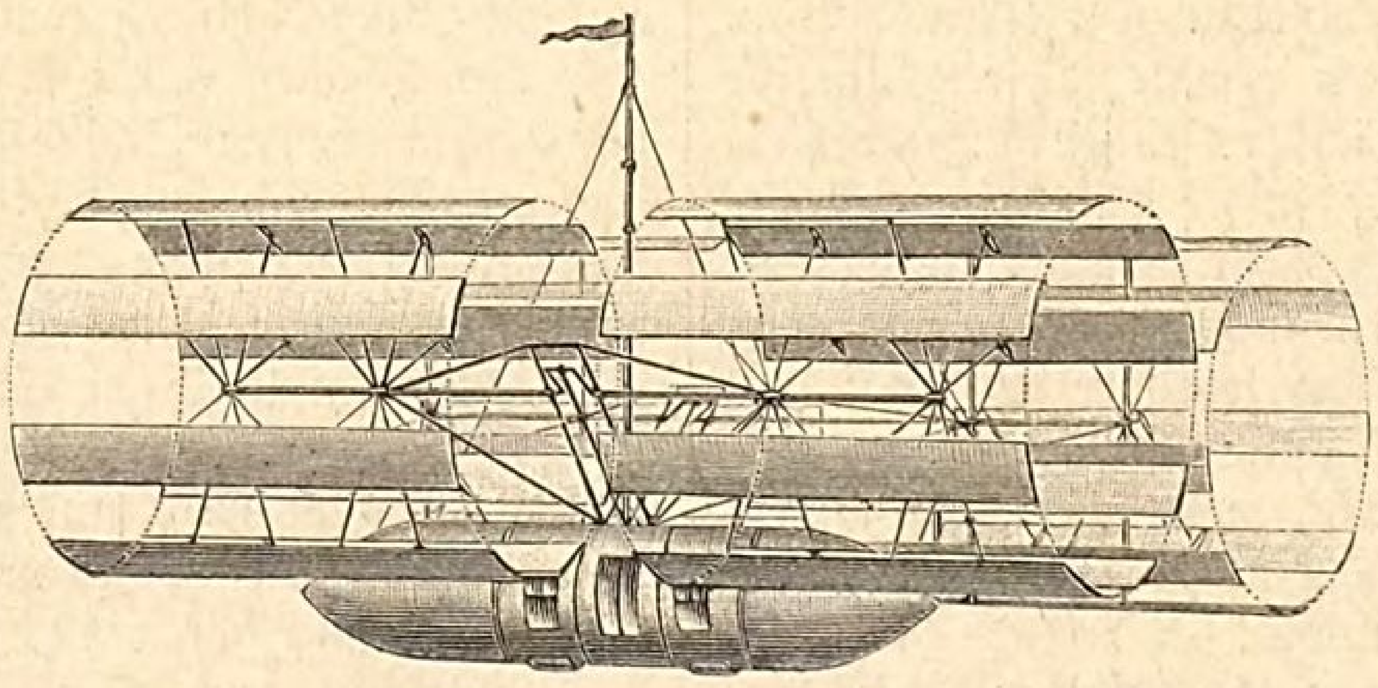
Auf ganz andere Weise, nämlich mittels kräftiger Flügelschläge, sucht der französische Akademiker Gustav Trouvé das Ziel zu erreichen. Sein Modell, dem er den pomphaften Namen „Vogel-Generator-Motor-Propeller" beilegt, hat ein etwas abenteuerliches, zwischen Fledermaus und Drachen die Mitte haltendes Aussehen und erhält seine Antriebskraft durch die Ausdehnung explosiver Gase. Da diese Flugmaschine, wenn auch nur in sehr verkleinertem Maßstabe und ohne Belastung, bereits ihre Flugfähigkeit bewiesen hat, so dürfen wir sie nicht übergehen. Der Sitz der Kraft ist ein hufeisenförmiges elastisches Stahlrohr, an dessen oberen Enden die Flügel befestigt sind. In regelmäßigen Zwischenräumen, dem Flügelschlage des Vogels entsprechend, zuckt dieses Rohr unter dem Einfluß der darin explodierenden Gase heftig zusammen und schlägt dabei jedesmal die Flügel in kräftigem Schwunge nieder, um sie dann langsam wieder zu erheben. Die Kraft dieser Flügelschläge, verstärkt durch die Tragkraft des ausgebreiteten Schwanzes und eines über dem Apparate ausgespannten Segels aus Seide, erhalten das Ganze schwebend und führen das Modell in horizontaler Richtung bereits 80 bis 90 Meter vorwärts. Wie sich diese Verhältnisse ändern, wenn der Apparat entsprechend vergrößert und mit dem Gewichte eines Menschen belastet wird, muß wiederum erst die Zukunft lehren.



Der Lilienthalsche Segelapparat.

Nach einer Augenblicksaufnahme von Ottomar Anschütz in Lissa und Berlin.

Das Ideal eines Flugapparates wäre offenbar eine Vorrichtung, welche uns in stand setzte, es einfach den Vögeln nachzuthun und uns mit Hilfe eines leichten einfachen Mechanismus und unserer eigenen Muskelkraft durchs Reich der Wolken zu befördern. Kein Wunder daher, daß es auch auf diesem Wege nicht an Experimentatoren fehlt, von denen es uns erlaubt sein mag, nur noch zwei anzuführen.



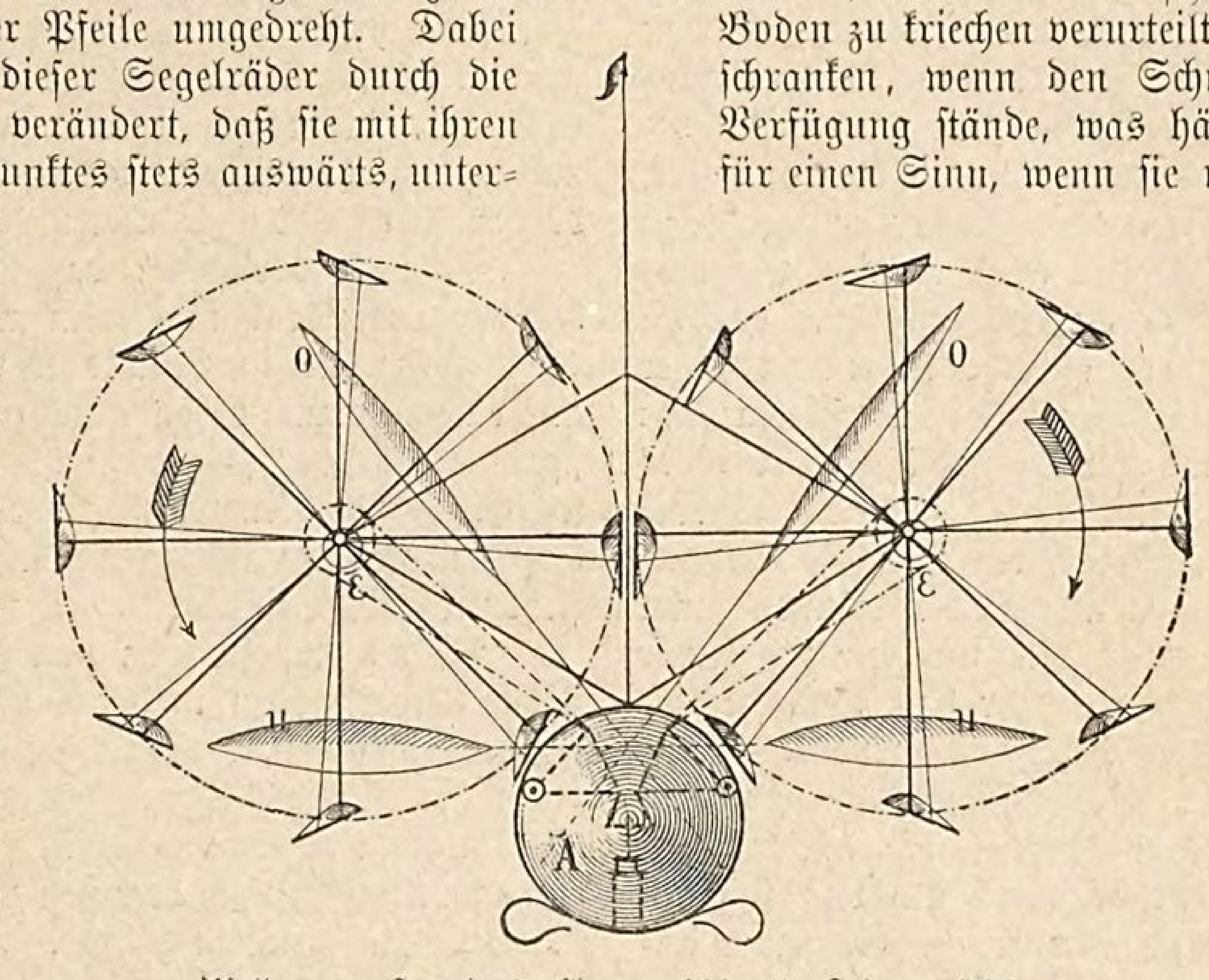
Wellners „Segelrad-Flugmaschine": Seitenansicht.

Bei dem Segelapparat des Berliner Ingenieurs Lilienthal liegt die eigentliche Neuerung in einer geringen Wölbung der beiden fledermausartigen Flügel, in denen der Fliegende, ohne jedweden Mechanismus, einfach mittels seiner Muskelkraft hängt. Die gewölbten Flügel weisen bei der durch den Absprung von erhöhten Punkten erzielten Bewegung durch die Luft eine sehr achtungswerte Tragkraft auf, ein schiffsruderähnliches Steuer sorgt für die Erhaltung der Richtung; und nach einiger Uebung mit diesem einfachen Apparat soll es sehr leicht möglich sein, sich mit ihm von Hügeln oder sonstigen Höhepunkten dem Winde entgegen zu werfen und beträchtliche Strecken von ihm tragen zu lassen, bevor man in sanftem Anprall den Boden gewinnt. Der Konstrukteur selbst, welcher seine Versuche mit diesen Schwebeapparaten bereits vor drei Jahren begann, hat nach langer Uebung eine so völlige Herrschaft über seinen Apparat erlangt, daß er den Absprung selbst von namhaften Höhen nicht mehr zu scheuen hat und neuerdings eine Flugweite bis zu 250 Metern erreichen konnte. Er sieht das Gedeihen der Flugfrage hauptsächlich in der Fortsetzung seiner Versuche durch möglichst viele Teilnehmer und behandelt vorerst den Uebergang von diesem fallschirmartigen Schwebe- zum selbständigen Fliegeapparat noch als eine Zukunftsfrage, die zu lösen seinerzeit nicht allzu schwer fallen könne. Mit Unrecht allerdings, denn gerade bei diesem Uebergang dürften sich die größten Schwierigkeiten erst einstellen, und wenn an dem geneigten Sinken aus gewissen Höhen mittels starrer Flügelflächen auch der größte Skeptiker nicht mehr zweifeln kann, so ist doch von da bis zum Flügelschlage noch ein weiter mühseliger Weg.

Die zweite Lösungsart, welche Buttenstedt, einer der genauesten Kenner unserer Vogelwelt, anstrebt, würde sich ebenfalls der Flugart der großen Schwebevögel stark nähern und soll mit geringem Kraftaufwand ein schnelles und andauerndes Fliegen ermöglichen. Die großen Flügel seines Apparates sind zum Schweben oder Schwimmen auf der Atmosphäre berechnet und haben eine Konstruktion, die es ermöglicht, auch die kleinste Senkung des Fliegers in wagerechte Flugkraft umzuwandeln, so daß also jeder Höhenverlust des Fliegenden keine Kraftverschwendung darstellt. Zwei kleine, von den Beinen des Fliegers bewegte Flügel am hinteren Ende des Apparates, welche in schnellem Auf- und Abschwingen begriffen sind, geben dem ganzen Apparat eine kräftige Vorwärtsbewegung. An Einfachheit läßt diese Flugmaschine jedenfalls nichts zu wünschen übrig, und da sie sich überdies dem bewährten Flugapparat der Vögel ziemlich nähert — auch bei vielen Vögeln wurde im Schwanz eine ähnliche antreibende Fächerbewegung nachgewiesen, wie sie die kleinen Treibflügel der Buttenstedtschen Maschine ausüben — so ließen sich von diesem Apparat bei richtiger Ausführung und genügender Geschicklichkeit des Besitzers recht gute Leistungen erwarten.

Wir glaubten hiermit am Ende der langen Reihe neuerfundener Flugapparate zu stehen, als uns eine Erfindung näher bekannt wurde, welche in den jüngsten Tagen viel von sich reden machte: Professor Wellners „Segelradflugmaschine". Georg Wellner, dem seine Stellung als Professor der Maschinenkunde am Brünner Polytechnikum auch zu schwierigeren Experimentaluntersuchungen Gelegenheit giebt, als sie privaten Erfindern wohl offen stehen, ist — unter den Männern der strengen Wissenschaft eine Ausnahme — von der Möglichkeit des mechanischen Fluges längst überzeugt, und seine Beiträge in der deutschen Vereinszeitschrift für Luftschiffahrt gehörten stets zu den lichtvollsten und besonnensten. Ob darum seine Erfindung, welche vom persönlichen Kunstflug wieder zur komplizierten Maschinerie zurückkehrt, die Lösung bringen werde, ist freilich noch nicht entschieden, aber beachtenswert bleibt sie darum immer als die durchdachte Arbeit eines anerkannten Fachmanns. In der zweiten Hälfte des Jahres 1892 hat sich Professor Wellner das Verdienst erworben, die bisher unkontrollierten Versuche Lilienthals in Bezug auf die Tragfähigkeit gewölbter Flächen im Winde und in der Bewegung mit genauen Apparaten und Berechnungsarten, besonders durch vielfache Fahrten auf der österreichisch-ungarischen Staatsbahn, zu wiederholen; die Ergebnisse bestätigten, mit teilweise noch günstigeren Ziffern, die Behauptung des Berliner Experimentators, daß gewölbte Flächen, schnell bewegt, einen erheblichen

Auftrieb erfahren und sogar in der Richtung ihrer Bewegung fortgezogen werden. Auf diesen so wichtigen Thatsachen aber baut sich merkwürdigerweise Wellners Erfindung nur zum kleinsten Teil auf; sie wirkt in der Hauptsache durch Luftwirbel oder Pressungen, welche von eigentümlich geformten Schaufelrädern unter den schmalen, schiffsartigen Körper des Apparates geschleudert werden und ihn gewissermaßen tragen sollen. Suchen wir uns mit Hilfe der nebenstehenden Abbildung den Hergang klar zu machen. Durch den im Tragkörper befindlichen Motor A werden die Segelräder zu beiden Seiten rasch in der Richtung der Pfeile umgedreht. Dabei werden die einzelnen Schaufeln dieser Segelräder durch die Excenter E so in ihrer Stellung verändert, daß sie mit ihren Vorderkanten oberhalb des Mittelpunktes stets auswärts, unterhalb desselben aber einwärts gedreht werden und so fortwährend die stärkste mögliche Hebekraft entfalten. An der inneren Seite sind sie durch schief zur Flugrichtung gestellte Rippen versteift, die zusammen gleichsam eine große unterbrochene Schraube bilden. Diese Rippen übernehmen die Vorwärtsbewegung. O und U sind vorn oben und rückwärts unten angebrachte drehbare Ruder zum Zweck der Steuerung des Fahrzeugs. Ob der Erfolg der erwartete sein wird, bleibt trotz der rechnungsmäßigen Unterlagen noch zu bezweifeln, da wir mit den Gesetzen der bewegten Luft noch durchaus nicht so innig vertraut sind. Jedenfalls aber würden wir auch in der Segelrad-Flugmaschine vor einer Erfindung stehen, welche bei ihrem Kraftaufwand von 80 bis 100 Pferdestärken für eine Last von wenigen Personen doch wohl nur ein Privilegium für wenige bleiben würde.



Wellners „Segelrad-Flugmaschine": Stirnansicht.

* *
*

Kein entscheidender Haupterfolg, aber ein langsames Vorrücken auf verschiedenen Punkten, das ist der Gesamteindruck, den wir bei einem Rückblick auf die geschilderten Versuche gewinnen. Am fernsten einer Lösung steht noch das Problem einer Massenbeförderung von Menschen und Gütern durch die Luft. Und doch wäre von einer solchen erst jene tiefgreifende Veränderung unserer gesamten Lebens- und Verkehrsverhältnisse zu erwarten, in deren Ausmalung sich zu ergehen für Forscher und Laien ein gleich angenehmes Vergnügen ist. Was fingen der Privatmann noch mit Zaun und Mauer, die Staaten noch mit Wällen und Gräben an, wenn der Mensch nicht mehr dem Wurme gleich am Boden zu kriechen verurteilt wäre? Was würde aus den Zollschranken, wenn den Schmugglern der ganze Luftraum zur Verfügung stände, was hätten Staatengrenzen überhaupt noch für einen Sinn, wenn sie nicht bloß von den eisernen Schienen und dem elektrischen Draht, sondern auch noch von Tausenden von Flugmaschinen überbrückt würden? Breite Ströme und tiefe Thäler, ja das Hochgebirge und selbst die Fluten des Meeres müßten den letzten Rest von verkehrshemmender Wirkung einbüßen, der ihnen heute noch anhaftet. Und wenn es keine Grenzen der Staaten mehr giebt, dann giebt es auch keine Kriege um diese Grenzen mehr, der ewige Völkerfriede wäre das naturnotwendige Endergebnis des vollkommen gelösten Flugproblems! Ist es ein Wunder, daß solche Zukunftsbilder selbst auf nüchtern Denkende einen gewaltigen Reiz ausüben, daß schwärmerisch veranlagte Gemüter durch solche Träume ganz dahingerissen werden, bis zu vollständiger Verkennung des weiten und schwierigen, ja dem menschlichen Vermögen vielleicht ganz verschlossenen Weges, der die Menschheit noch von diesem Ziele trennt!

Wir haben manches gelernt und manches erreicht. Aber die Fabel von Ikarus, der im Uebermute zu hoch flog und sich die Flügel an der Sonne versengte, hat auch für das heutige Geschlecht noch nicht ganz ihre Bedeutung verloren.

Zwei thüringer Volkslieder.

Von Elise Polko.

Wie die weißen flatternden Fäden im Spätsommer — „Mariengarn" nennt sie der Volksmund — so schwirren auch die Töne zu allen Zeiten und Stunden in der Luft umher, drängen sich an Ohr und Herz, wollen festgehalten sein und flüstern geheimnisvoll: „Wir haben dir etwas zu erzählen, wenn du zuzuhören verstehst!" Solch Zuhören aber erscheint mir allezeit leicht und lohnend, denn im Nu reiht sich da Melodie an Melodie, es erhebt sich vor uns ein musikalischer Bau, ein Luftschloß, an dessen Fenstern die verschiedenartigsten Gestalten erscheinen, aus allen Zeiten, und jede von ihnen hat ihre Geschichte, und eine hängt eng mit der andern zusammen. Diesmal waren es lauter thüringer Kinder, alte und junge, die sich von dem mich umspinnenden Tongewebe abhoben, musikalische Charakterköpfe, von denen mir zufällig ein schönes Cello erzählte.

In einem Privatsalon Wiesbadens hatte ich eines Abends ein Kind Thüringens spielen hören, den Kammervirtuosen Oskar Brückner aus Erfurt. Wir saßen nachher noch beisammen in traulicher Unterhaltung und Brückner erzählte von seiner Lehrzeit bei Altmeister Grützmacher in Dresden, von der Art der Unterweisung und Auffassung Grützmachers und gab dazu die interessantesten Beispiele auf seinem schönen Instrument. Es war gleichsam ein Duo: schwieg Oskar Brückner, der Erzähler, nahm das Cello des Künstlers das Wort, und wie melodisch und beredt erschienen dann die Töne! Wir konnten kein Ende finden mit Zuhören. Endlich aber, als das Instrument zu Bett gebracht werden mußte — es war längst nach Mitternacht — und wir an den Aufbruch dachten, neigte Brückner sich noch einmal über sein Cello, und es glitt wie ein Hauch, wie ein Traum von seinen Saiten. Eigentlich war es nur der Schatten einer Melodie, und doch erkannte ich sie sofort: ein Schülerchor hatte sie einst, vor langer, langer Zeit, in Leipzig irgend einem scheidenden Lehrer gesungen. Ich erinnerte mich, daß jenes Lied die Ueberschrift trug „Der Wanderer" Und wie man Worte rascher vergißt als Töne und Klänge, so ist mir vom Text kaum mehr als der Anfang und der Refrain geblieben. Er lautete:

„Wenn ich den Wandrer frage:
Wo willst Du hin? —
Nach Hause, nach Hause!"

Und das klagende Schlußwort hatte sich mir damals ins junge Herz geprägt:

„Hab' keine Heimat mehr!" — —

Aber auch noch andere waren da an jenem Abend, die sich aus der Jugendzeit eben dieses Liedes noch lebhaft erinnerten, das sie selber einst mitgesungen hatten; und so stürmten, als das Cello schwieg, Fragen über Fragen auf den Spieler ein, wie er denn eben jetzt zu jener längst verklungenen Melodie gekommen sei. Der Künstler aber entgegnete lachend: „Nun, weil wir alle jetzt endlich selber ‚nach Hause' wandern müssen, denke ich, und weil kein Geringerer als unser Silcher diese Melodie für Männerchor ausarbeitete, nachdem er hin und her, öffentlich und privatim, nach dem eigentlichen Komponisten geforscht. Der wirkliche Komponist dieser allbekannten Weise aber ist — mein alter Vater in Quedlinburg!"

Und da reihen sich denn verschiedene Bilder aneinander, die an jenem Wandererliede hängen, das einst kein Männergesangverein in seinem Repertoire fehlen lassen durfte — ich versuchte,

sie festzuhalten. Das ursprüngliche Volkslied komponierte der Musikmeister Friedrich Brückner für eine Singstimme in Des-dur, und es erschien 1837 mit Klavierbegleitung bei Meyerheimer in Erfurt. —

Ein allbekanntes Freundespaar lebte damals in dem alten Erfurt: der gelehrte Kantor Johann Ludwig Böhner und der wackere Musikmeister Friedrich Brückner. Der erstere war ein einsamer, alternder Junggeselle, der andere dirigierte dagegen mit seinem Taktstabe, mit dem er seinen Musikchor zusammenhielt, auch sein Nest voll Kinder. Die Jungen waren alle merkwürdig musikalisch und strichen und geigten auf kleinen Instrumenten schon als Kinder drauf los in allen möglichen Winkeln des kleinen Hauses, vom Boden bis zum Keller. Jedes von ihnen hatte da seinen besonderen Lieblingsplatz, den es bis aufs Blut verteidigt haben würde, wenn das nötig gewesen wäre. Die Mutter ertrug diesen musikalischen Lärm, wie eben eine Mutter alles erträgt, wenn es sich um ihre Kinder handelt. Der Vater dagegen stand gar oft wie aus der Erde gewachsen vor dem einen oder andern seiner Sprößlinge und donnerte, den gefürchteten Taktstab schwingend: „Wirst Du wohl auf der Stelle rein spielen, nachlässiger Bube!"

Zuweilen aber erschien nun vor ihnen, statt des Vielbeschäftigten, ein älterer musikalischer Aufseher, ein milderer Mahner, ein gar seltsamer Kauz, den in Erfurt alle Kinder kannten unter dem Namen „der graue Kantor". Vor ihm fürchtete sich keiner jener kleinen Eckenspieler, man nickte vielmehr dem Hausfreunde vertraulich zu, höchstens glitt die Begrüßung „Guten Tag, Onkel Böhner!" von den kindlichen Lippen. Dieser Musikwächter schaute gewöhnlich aus großen melancholischen Augen, die hinter einer Hornbrille und buschigen Brauen hervorsahen, still vor sich hin und rauchte meist ein kurzes Pfeifchen, in seinen Gedanken anscheinend mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Kam aber ein kratzender, falscher Ton — hei! da zuckte es in dem schmalen Gesicht ganz gespenstisch hin und her, und die Finger fuhren unruhig in das etwas wirr in die Höhe stehende Haar. Solche Bewegungen wirkten aber auf die jugendlichen Musikbeflissenen kaum minder als der drohende Taktstab des Vaters. Recht blaß sah der „graue Kantor" aus, nur die starke Nase zeigte eine bedenkliche Röte, um den Mund dagegen lag ein Zug unendlicher Güte, und nichts konnte bedeutender erscheinen als die mächtige Musikerstirn. Der schlichte schwarze Kantoranzug war fast immer verstaubt, und was von weißer Wäsche, wie üblich, sich zeigen mußte,hätte vor dem scharfen Blick einer guten Hausfrau nicht bestehen können. Und doch wohnte in eben dieser unscheinbaren Hülle ein ungewöhnlicher Geist, ein Musikgelehrter und Orgelspieler ersten Ranges, zu dem man von weit und breit pilgerte, um ihn einmal zu hören, und der auf seiner Orgelbank stets alles vergaß, was ihn drückte.

Es drückte ihn aber mancherlei, vor allem eine ewige, armselige Geldsorge, weil er zu allen Stunden bereit war, seine gezählten Groschen zu verschenken, und was etwa übrig blieb, nahm ihm die böse Leidenschaft für den Wein, die ihm und seinen Freunden so viel Not machte, aus der Tasche. Die Getreuen erschraken oft nicht wenig über den Zustand, in welchem Böhner sich bei ihnen blicken ließ.

Zahllose Geschichten raunte man sich in die Ohren von jenem seltsamen Musikgenie. Wenn jener schlimme Dämon ihn gemartert, dann pflegte er nämlich oft wochenlang fast unsichtbar zu werden; „ich brauche eine Milchkur," sagte er dann wohl mit melancholischem Lächeln, „um mich von meinen Sünden rein zu waschen!" Er vertiefte sich zu solchen Zeiten mit doppeltem Eifer in seine musikalischen Studien, und nie spielte er weihevoller, herrlicher als nach jenen bösen Stunden und Tagen, die zur tiefsten Betrübnis derer, die ihn liebten und verehrten, im Laufe der Jahre häufiger und immer häufiger über ihn kamen.

Früher war Böhner in der Residenzstadt Gotha der musikalische Lehrmeister der herzoglichen Kinder gewesen, allein diese vielbeneidete Stellung hatte er sich durch sein eigenartiges Wesen verscherzt, das eben in keine Hofluft paßte. Auch das verschmerzte er auf seiner Orgelbank. Nicht selten schloß er sich mit seinem getreuen Bälgetreter, der für seinen Herrn durch Wasser und Feuer gegangen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte, zur späten Nachtzeit in der Kirche ein, um so recht ungestörte Zwiesprach zu halten mit seinem angebeteten Johann Sebastian Bach. Da versammelten sich, sobald die Kirchenfenster sich erhellten, allerlei Kollegen, alte und junge, vor dem Gotteshause, einer rief den andern herbei. Sie gingen, standen und saßen umher, wie es eben kam, und holten sich Erquickung von diesen mächtigen Feierklängen. Wenn dann aber, stets viel zu früh für die Hörer, alle diese Fugen, Präludien und Phantasien verstummten, wenn ein Lichtfünkchen an den bunten Kirchenfenstern inwendig vorüberkroch, schwere schlurfende Schritte laut wurden und das Rasseln des Riesenschlüsselbundes deutlich zu vernehmen war, dann stoben alle mit Windeseile auseinander, denn der Spieler würde, man kannte zur Genüge diese seine Eigenart, heftig gescholten haben über seine ungebetenen Zuhörer. Selbst sein Freund, der Musikmeister Brückner, hätte sein Teil wie alle andern mitbekommen, denn der saß ja dann auch, nach des Tages Last und Mühe, auf irgend einer Hausbank oder einem Prellstein unter den Lauschenden und ließ sich erquicken. Ob er aber in solchen Stunden ahnte, wie oft, weit hinter ihm im tiefsten Schatten, die Köpfe seiner Jungen vor ihm zu verbergen sich mühten, Kindergesichter, die in doppelter Erregung erglühten, von dem Reiz der späten Stunde und dem Orgelspiel des Onkel Böhner?

Es wird versichert, daß Theodor Amadeus Hoffmann, der Kammergerichtsrat in Berlin und Verfasser der vielbewunderten „Phantasiestücke in Callots Manier", jener seltsame Geisterseher, auf einem sommerlichen Streifzuge nach Thüringen in Erfurt den „grauen Kantor" so spielen hörte und innige Freundschaft mit ihm schloß. Johann Ludwig Böhner soll das Urbild des Hoffmannschen Kapellmeisters Kreisler geworden sein. Ob er das jemals erfahren, steht nirgends geschrieben.

Viele Kompositionen von Bedeutung entstanden während der stillen Reueperioden in der Arbeitszelle mit dem großen Kachelofen, an dem schmalen, brustkranken Klavier, das wußten die Freunde. Auch ein tüchtiger Spaziergänger war Böhner, allein nur in der Frühlings- und Sommerszeit, so lange seine Lieblingsblumen, die Vergißmeinnicht, noch draußen zu finden waren, von denen er große Sträuße zu sammeln pflegte. Wer weiß, in welchem inneren Zusammenhange jene schlichte blaue Blüte mit der Geschichte dieses einsamen Musikerherzens stand! Eines Tages, nach einer besonders vertraulichen Plauderstunde, hat der „graue Kantor" ein Notenblättchen herausgekramt aus dem Wust seines Arbeitstisches und in die Hände seines Freundes Brückner geschoben — vergilbt war's schon und kaum noch zu lesen. „Sieh, lieber Junge," sagte er fast schüchtern mit seiner immer verschleierten Stimme, „das ist und bleibt doch das Beste, das mir je in den Sinn gekommen ist. Du hast es freilich schon tausendmal von alt und jung singen hören, denn gar lang ist's her, seit ich es aufgeschrieben, Du wußtest nur nicht, so wenig wie all die Sänger, wer es gemacht. Nun magst Du's erfahren! Ich sage Dir, was nicht mit Lust und Schmerz aus unserem Herzen heraus geboren wird, das ist und bleibt Plunder, mögen es die Herren Kritiker noch so sehr loben! — Das hier ist ein Vergißmeinnicht, das dereinst auf meinem Grabe noch frisch blühen wird. Denke daran!"

Und es war so: zu allen Tages- und Jahreszeiten hatte Friedrich Brückner dies kleine Lied von jungen und alten Stimmen singen hören und hatte selber mitgesungen; wer es aber erdacht, danach hatte er so wenig gefragt wie irgend ein anderer. Der erste Vers — wer kennt nicht alle folgenden? — lautet:

„Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann!
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!"

Es war eben ein echtes und rechtes Volkslied, wer fragt da jemals danach, von wem es erdacht wurde und wer es zuerst sang?

Kurze Zeit nach jenem Geständnis des „grauen Kantors" soll nun Friedrich Brückner den Freund auch mit einem Liede überrascht haben, das jenem die Thränen in die Augen trieb: es war eben jener „Wanderer". Der wahre echte Volkston muß da auch voll und ganz angeschlagen worden sein, sonst hätte Silcher wahrlich nicht die Hände nach dem Liede ausgestreckt, um es für Männerchor zu setzen, in welcher Fassung es seit Jahren so mächtig wirkte.

Daß aber eben die beiden Lieder einst das Herz eines großen deutschen Musikmeisters tief erschüttern sollten, in einem Augenblick, als er, ein verfolgter Flüchtling, hinauszog in die kalte Fremde, das hätte wohl keiner der Komponisten je geahnt! — Wer aber dabei gewesen, der hat es gewiß bis an sein Lebensende nicht vergessen.

Es war an einem sonnigen Maimorgen des Jahres 1849, als der Musikmeister Brückner in die Arbeitszelle seines gelehrten Freundes stürzte.

„Hört uns niemand?" fragte er halb atemlos.

„Wer sollte uns denn hören? Meine alte Sibylle ist drüben in der Küche."

„Nun denn! Er kommt schon heute abend aus Dresden hier an, und wir sollen ihn in derselben Nacht noch über die Grenze schaffen, sonst nimmt man ihn gefangen!"

„Aber wen denn? Ich verstehe Dich nicht!" —

Und allerlei Notenblätter, hastig beiseite geschoben, flatterten umher, wohin sie eben Lust hatten.

„Daß Du das nicht errätst! Niemand anderes als den seltsamen wunderbaren Menschen und Musiker, den aufgehenden Stern: Richard Wagner! Hier, lies den Brief eines Freundes in Dresden! Wir müssen also ohne Aufsehen für sein Weiterkommen sorgen. Jeder brave Musiker muß sein Teil beitragen und ihn schützen helfen; das ist hier Ehrensache! Er hat dort mitgethan bei dem Aufstande, allerlei Reden an das Volk gehalten, lange Recitative, aber ohne Musikbegleitung!"

„Wir stehen für ihn wie ein Mann!" sagte da der „graue Kantor" strahlenden Blickes. „Er mag getrost kommen, die Heilige Cäcilia wird ihren getreuen Dienern helfen!"

Und er kam wirklich am Abend desselben Tages in Erfurt an, jener Flüchtling, der damals nach Paris eilte. Eine bewegtere und doch zugleich friedlichere Versammlung konnte nicht gedacht werden als die, welche damals in der Wohnung des „grauen Kantors" sich traf. Doch der Bewegteste von allen war der Gast selber, der kleine Mann mit dem blassen scharfgeschnittenen Gesicht. Was aber damals alle jene schlichten Kollegen in den Stunden des Beisammenseins dem Flüchtling anzuthun sich mühten, das sagen keine Worte. Wie einen geliebten scheidenden Sohn oder Bruder behandelte und beschenkte man ihn, und die Taschen des unscheinbaren Fuhrwerks, das da im Freien draußen vor der Stadt hielt, bargen Proviant auf Wochen — in allen Gestalten.

Es war eine laue Mondscheinnacht, die heraufgezogen war. In einzelnen Gruppen wanderte man zur festgesetzten Stunde auf Umwegen hinaus, die letzten mit Richard Wagner selber. Da — in irgend einer Straße tauchten erleuchtete weit geöffnete Fenster auf, und in die Dunkelheit hinaus strömte, wie ein heller Strahl, der Gesang lieblicher Frauenstimmen — das thüringer Lieblingslied:

„Ach, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann!
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!"

Der fremde Gast blieb plötzlich wie festgebannt stehen, zum heimlichen Entsetzen seiner getreuen Begleiter Böhner und Brückner, denen der Boden unter den Füßen brannte. „Ich kenne diese Melodie," sagte er leise, „dies Volkslied singt man überall. Laßt mich hier alle Verse hören! Das ist ein schönes Geleit, das man mir zum Scheiden giebt. Und wie rein das junge Volk singt! — Nein, ängstigt Euch nicht, Ihr bekommt mich nicht von der Stelle, bis der letzte Ton verklungen ist!"

Der ungenannte Komponist jenes Liedes vom „blauen Blümelein" wie auch der Musikmeister Brückner meinten in jenen Augenblicken, der letzte Vers wolle niemals kommen. Ueberall sahen sie verdächtige Gestalten auftauchen, näher schleichen und gespenstische Fangarme ausstrecken nach ihrem Schützling. Nun, zum Glück erklang endlich doch das letzte Wort, der letzte silberhelle Ton — der Flüchtling mußte jetzt wieder an etwas anderes denken! Aber nur zögernd setzte er sich in Bewegung. „Ich wollte, ich hätte das Ding da selber gemacht!" murmelte er im Weitergehen.

Ob der „graue Kantor" nicht eben dieses Wort seines Kollegen später als die größte Genugthuung seines Musikerlebens empfunden haben mag? Vergessen hat er's gewiß nie und nimmer. — — Man war bei der kleinen geschlossenen Kalesche angekommen, wo die Vorausgegangenen schon ungeduldig warteten. Da setzte mit einem Male, Richard Wagner war eben eingestiegen — alle Vorsicht in der Erregung des letzten Händeschüttelns vergessend, irgend eine junge, weiche Stimme ein:

„Wenn ich den Wandrer frage:
Wo willst du hin? —
Nach Hause, nach Hause!"

Und im brausenden Chor erklang es mit ergreifendstem Ausdruck:

„Nach Hause, nach Hause!"

bis zu jener erschütternden Schlußklage, dem Verzweiflungsruf:

„Hab' keine Heimat mehr!"

Eine halb erstickte Stimme aber rief „da capo!"

Dann zogen die Pferde an. Noch immer, nur ferner und immer leiser, zog jene Klage begleitend hinaus in die Mondnacht — aber ein einsam Gewordener drückte sein Gesicht in die Kissen des Wagens, der ihn unaufhaltsam davontrug, und weinte bitterlich:

„Hab' keine Heimat mehr!" — —

Johann Ludwig Böhner ist längst „nach Hause" gegangen, sein jüngerer Freund aber, Friedrich Brückner, jetzt in Quedlinburg, durchblättert als dreiundachtzigjähriger Greis noch, in stiller Zurückgezogenheit, heiter, voll Beschaulichkeit das Buch seines Musikerlebens und verweilt besonders gern auf jenem Blatte, das die Ueberschrift trägt: „Erfurt". Er freut sich seiner tüchtigen, in alle Welt verstreuten Söhne, die seinem erziehenden Taktstab alle Ehre machen, und eines singenden Töchterleins und vor allem des „Kammervirtuosen", des Cellisten Oskar, dessen Cellosaiten meinen Traum von den beiden thüringischen Volksliedern hervorgerufen haben, einen Traum, der doch im Grunde eine wahre Geschichte ist!

Die Perle.

(6. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Zeno machte eine Pause in seiner Erzählung, dann fuhr er mit einem musternden Blick auf seine zuhörenden Kameraden fort: „Seit dem Vater unseres Montrose durch die allzu klugen Finanzkünste seines Herrn Papas die diplomatische Laufbahn abgeschnitten worden war, soll er völlig verändert gewesen sein — anfangs beinah tiefsinnig, so daß sie ihn in eine Nervenheilanstalt bringen mußten. Später verfiel er in eine Art stiller Verzweiflung, die ihn gleichgültig gegen alles machte. Der Vater wünschte, ihn zu verheiraten — der Sohn ließ sich verheiraten. Der Vater wünschte, der Sohn solle nach Südamerika gehen und dort ein Zweiggeschäft der väterlichen Bank begründen — der Sohn gehorchte. Seine Ehe soll die denkbar unglücklichste gewesen sein, und als seine Frau gestorben und der Herr Papa in Brüssel gleichfalls aus dem Leben geschieden war, da kam Herr von Montrose nach Deutschland zurück und brachte seine beiden Kinder mit. Den Sohn steckte er ins Kadettenhaus, die Tochter in ein Pensionat. Er selbst reiste, ruhelos, jahraus jahrein — man hat ihn in allen möglichen und unmöglichen Ländern getroffen, immer mit demselben stillen verschlossenen Gesicht. Ich hab' ihn auch kennengelernt, wie man so sagt — wirklich kennenlernen wird den Mann sobald keiner; sogar die eigenen Kinder haben offenbar keine Ahnung, wie es in ihm aussieht. Er hat ganz sonderbare Augen; sie sehen über einen hinweg und doch in einen hinein . . . beschreiben läßt sich das nicht. Die Kinder scheinen ihm nicht nachzuschlagen — sein Herr Sohn, unser Kamerad, stand in Berlin bei der Garde und hat dort ein so flottes Leben geführt, daß sein Vater ihn hierher nahm, um ihn etwas mehr im Auge zu behalten. Die Tochter, die einzige Tochter —"

„Schön? Hübsch?" warf Oesterlitz gespannt ein.

Zeno verzog die Lippen. „Mein Geschmack ist sie nicht — aber 's ist schließlich alles Ansichtssache!"

„Aber, Zeno, bitte! Darin sind wir denn doch einig! Clémence von Montrose und hübsch! Wird wohl kein einziger sein, der so 'was behaupten möchte!"

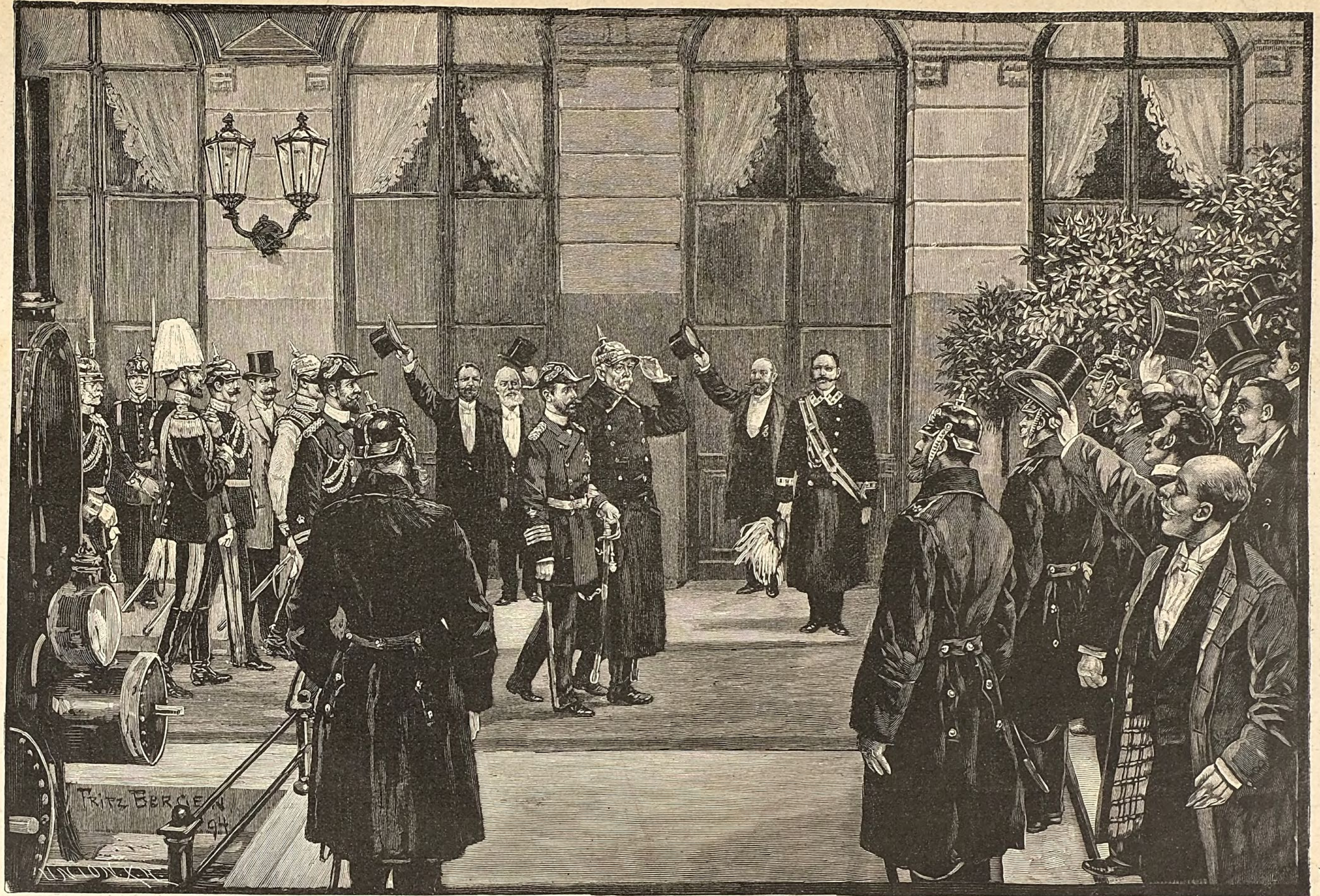
„Ja," fuhr Zeno fort, „und sie ist die Braut unseres Kameraden von Jagemann, des schönen Jagemann. Montrose, der Vater, will sich nun seßhaft machen in hiesiger Gegend, er will die ‚Perle' kaufen."

„Die ‚Perle'? Was ist das?"

„Altes feudales Gut. Ein paar hundert Jahre in ein und derselben Familie — Geschenk des Landesherrn an den Stammvater. Jetziger Besitzer verschuldet über Kopf und Ohren, nicht mehr zu halten. Unheilbar kranke Frau, wunderschöne Tochter."

„Schön? Wahrhaftig? Auf Ihr Wort?" Oesterlitz war ganz Ohr.

Zeno lachte. „Stimmen sammeln!" sagte er kurz. Es war nicht nötig. Es erhob sich ein Lärm ohnegleichen, denn während Zenos Bericht war man um die Bowle herum nicht unthätig



Vom Einzug des Fürsten Bismarck in Berlin: Der Empfang auf dem Lehrter Bahnhof.
Nach Skizzen von E. Thiel gezeichnet von Fritz Bergen.



Vom Einzug des Fürsten Bismarck in Berlin: Unter den Linden.

Nach Skizzen von E. Thiel gezeichnet von Fritz Bergen.

gewesen; die Gemüter waren erregt, die Köpfe glühten. Der Name der schönen Isolde von Doßberg, der Gedanke an ihre blühende Schönheit fiel wie der zündende Funke in ein Pulverfaß. Man hob die gefüllten Gläser und brachte ein Hoch auf sie aus, man versuchte, sie zu schildern, der eine pries ihre Augen, ihr Haar, der andere ihre Gestalt, ihre Haltung. Oesterlitz sollte hierhin, dorthin hören, jeder wollte ihm ein Bild entwerfen, jeder dachte, es am besten zu thun.

„Gut," sagte er endlich und strich sich den Bart mit der Miene eines Mannes, der klar sieht, „daß ich sie kennenlernen muß, steht felsenfest. Aber was mir die Herren da von ‚schwierigen Verhältnissen' sagen, das sehe ich nicht recht ein. Der Baron — wie heißt er doch? Doßberg? — also Doßberg kann sich von seinem Gut nicht trennen, die Familie will nicht fort — also einfach: Kamerad Montrose heiratet die schöne Tochter des verschuldeten Barons, und die Sache ist bestens geordnet!"

Ein schallendes Gelächter aus allen Kehlen folgte diesem „einfachen" Vorschlag.

„Hört, hört — Montrose als Ehemann!" — „Sehen möcht' ich ihn!" — „Na, lieber nicht!" — „Lacht doch den Kameraden nicht aus, wie soll er's denn wissen!" — „Zeno, Schlußwort! Erklären!"

„Ja — also! Ihnen, Kamerad, scheint das eine so einfache Sache zu sein, aber die Geschichte hat ihren Haken. Sehen Sie, wir alle, die wir hier sind, hegen bedeutende Gefühle für die schöne Ilse von Doßberg — ‚teils dieserhalb, teils außerdem', und längst hätte einer von uns diesen süßen Käfer eingefangen, nur leider — 's ist so gar kein Goldkäfer, und dann hängt so viel drum und dran: verschuldetes Gut, komischer Vater, schwerkranke Mutter, Bruder zu erziehen — kurz, um da hineinzuheiraten, dazu gehört neben sehr viel Mut auch kolossal viel Geld, und die Zeiten für den Lieutenant sind schlecht! Ach, der verfluchte Mammon, 's ist doch gleich, um —"

„Zeno, nicht abspringen, bei der Stange bleiben!"

„Nun ist der Kamerad Montrose zwar einer von uns, und unter Kameraden ist ja bekanntlich alles egal — aber zur Steuer der Wahrheit: einen größeren Don Juan als den Kameraden Montrose haben *meine* Augen noch nicht gesehen . . . wessen sonst?"

Es folgte eine Art von Stille auf diese Frage, nur ein unterdrücktes Gemurmel, ein paar halblaute Ausrufe antworteten.

„Jeder Schürze rennt er nach, jedem Mädel sieht er unter den Hut — Grundsätze nicht die Spur, Gewissen nicht vorhanden! Sie werden seinen Ruhm verkünden hören, Kamerad Oesterlitz, ehe Sie drei Tage älter sind. Die Spatzen pfeifen's hier schon auf allen Dächern, daher sag' ich es Ihnen lieber zum voraus, damit —"

„Damit Sie Stellung nehmen!" schob Mock schmunzelnd ein.

„Ganz recht, Mock, dank' schön: damit Sie Stellung nehmen. Daß Montrose sich, sobald er die Perle der ‚Perle' sieht, Hals über Kopf in sie verliebt, steht ja bombenfest, ebenso fest aber, daß diese interessante Thatsache sich mindestens zum fünfhundertneunundneunzigstenmal in seinem ereignisreichen Dasein vollzieht. Und so, selbst wenn das Unerhörte geschähe und er die schöne Ilse in eheliche Fesseln schlagen wollte — sich selbst schlägt er im ganzen Leben nicht in Fesseln, und um *sie* wär's ein Jammer. Kerle von solchem Kaliber wie Montrose, die müssen das Heiraten bleiben lassen!"

„Ja," sagte Oesterlitz nachdenklich und nahm aufs neue seinen Bart zwischen die Finger, „dann weiß ich nicht, wie der jungen Schönheit zu helfen ist. Schade! Wo kann man sie sehen?"

„Das ist nicht leicht zu machen! Neulich war sie hier im Städtchen und besuchte ihren Onkel, 'nen alten verrückten Seemann, der draußen in der Schiffstraße sitzt! Na, Mock, Sie wohnen ja dem Gasthof gegenüber, in dem sie immer absteigt, thun Sie doch ein gutes Werk und nehmen Sie den Kameraden Oesterlitz einmal ins Schlepptau!"

„Werd' nicht ermangeln! Sollen Nachricht haben, Herr Kamerad, sollen 'was zu schauen bekommen! O Gott, diese Ilse von Doßberg! Haben uns alle zusammen gehütet, sie bis jetzt dem Kameraden Montrose zu zeigen. — Giebt's noch 'nen Rest in der Bowle?"

„Hier, Mock! Zwei, drei Gläser wird's noch absetzen! Bescheidenheit ziert den deutschen Soldaten!"

„Wenn ich vorhin eine Bemerkung recht verstanden habe," sagte Oesterlitz, der hartnäckig denselben Gedanken verfolgte, „so sind die beiden Kameraden, von denen ich so viel habe erzählen hören, heute nach dem fraglichen Gut hinausgefahren. Da wird der Kamerad Montrose wohl doch die besagte Schönheit, die Sie ihm bisher so geflissentlich unterschlagen haben, zu sehen bekommen!"

„Natürlich wird er! Kann es nicht hindern!" Mock trank seelenruhig sein Glas aus, dann stand er auf. „Jetzt, Ihr Herren, zum Abbruch der Zelte blasen! Sammeln! Die Tante dort giebt nichts mehr her!" Man schnallte die Säbel fest, schloß die Uniformen und stülpte die Mützen auf. Mock hing sich etwas schwer in des großen stattlichen Oesterlitz' Arm. „Schlepptau, Kamerad!" lachte er, mit den weinseligen Aeuglein blinzelnd.

„Versteht sich!" gab der neue Kamerad zurück und steuerte mit seinem Begleiter dem Ausgang zu.

Das Säbelklappern verlor sich mehr und mehr und verhallte endlich in der Ferne. Die Ordonnanzen räumten die Tische ab, tranken die Reste aus den Weingläsern und stellten die Stühle in Ordnung. Dann lag der Garten wieder still da im warmen Abendsonnenschein.

8.

„Guten Tag, Philipp! Baroneß Ilse zu sprechen?"

„Jawohl, Herr Landrat. Ich sah das gnädige Fräulein soeben in den Garten gehen. Hier kommt auch schon Fink, er kann Sie hinführen."

„Schön, Philipp. Kunze" — das galt seinem Kutscher — „spannen Sie nicht aus, fahren Sie nur unter Dach und tränken Sie den Rappen nach einer Weile — ich bleibe heute nicht lange."

„Sehr wohl, Herr Landrat!"

Fink näherte sich mit seiner gesetzten Bedientenmiene. „Der Herr Baron ist soeben ausgeritten, Herr Landrat!"

„Dacht' ich mir, komme auch gar nicht zum Herrn Baron — können Sie mir sagen, Fink, welchen Weg Baroneß Ilse genommen hat?"

„Die Baroneß ging nach dem Dianatempel."

„Gut — nein, nein, Sie brauchen mich nicht hinzuführen, ich finde mich schon zurecht."

Als alter Freund des Hauses fand Landrat Melchior wirklich den Weg, der am Dianatempel mündete, einem hübschen altertümlichen Steinbau, vor dem die kurzgeschürzte Göttin samt ihrer Hirschkuh Wache hielt. Es war ein träumerisches reizvolles Fleckchen; blühende Akazien standen in Menge umher, die stille Luft war schwer vom Blütenduft, in Scharen schwärmten die Bienen um die reich herabhängenden Dolden. Die Sonne hatte schon allen Morgentau von Gras und Busch fortgetrunken — es wollte offenbar ein sehr heißer Tag werden.

Ilse saß mitten in dem kleinen Tempel auf einer rissigen grauen Steinbank und nähte an einem Kinderkleidchen. Die Baronin liebte es nicht, wenn ihre Tochter für die Dorfkinder arbeitete, aber Ilse hatte sich von Lina unterweisen lassen und that in aller Stille, soviel sie konnte, die Armut im Dorf zu mildern.

Der Landrat musterte das reizende Bild, das sich ihm bot, mit Wohlgefallen, mit rein künstlerischem Wohlgefallen und unverminderter Seelenruhe. Er war ein Mann in gesetzten Jahren, zufriedener Gatte und Familienvater, und selbst in seiner Jugend hatte er keine stürmische Leidenschaft gekannt. Daß er gern hübsche Mädchen und von allen Ilse von Doßberg am liebsten sah, verhehlte er weder sich noch andern — warum hätte er dies sollen?

„Morgen, Fräulein Ilse!" rief er, nachdem er eine Weile den stillen Beobachter gespielt hatte.

Sie sah überrascht, aber nicht erschrocken auf und erhob sich rasch. „So früh, Herr Landrat? Guten Morgen! Hat Fink Ihnen nicht gesagt, daß Papa —"

„Doch, weiß alles. Ich komme zu Ihnen. Bleiben Sie da oben, ich setze mich neben Sie auf diese Bank von Stein! Ein behagliches Plätzchen! Wie stark die Akazien riechen und wie das Bienenvolk schwärmt!"

Sie hatten einander als alte Freunde, die sie waren, die Hand geschüttelt. Ilse ließ ihre Handarbeit in den Schoß sinken.

„Lieber Herr Landrat, es ist gewiß etwas Ernstes, was Sie in dieser Frühe zu mir führt."

„Natürlich ist's das, Kind! Die Zeiten sind ernst für Ihre Familie — da hilft nichts, das muß ausgehalten werden. Zunächst sagen Sie einmal: wie steht's mit Papa, seitdem wir neulich zur Besichtigung da waren?"

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. „Schlecht! Er brennt, wie Fink sagt, bis zwölf, ein Uhr nachts die Lampe auf seinem Zimmer und morgens ist er um vier Uhr außer Bett und sieht dann aus, als ob er überhaupt nicht geschlafen hätte. Dabei ißt er wenig und redet bei den Mahlzeiten kaum ein Wort. Den ganzen Tag reitet er auf dem Gut herum, von einem Ende zum andern, daß die Pferde es kaum aushalten, und als ich ihn bat, das zu unterlassen, da hat er mich groß angesehen. ‚Lassen? Wie ist das möglich? Ich muß doch Abschied nehmen, Abschied von der ‚Perle‘, die mir nicht länger gehören soll.‘ Und vorgestern, als es regnete, da hat er die ganze Zeit im Archiv gestöbert und all die alten Urkunden aufgerollt und gelesen — ich sah durchs Schlüsselloch. Des Nachts, sagt Fink, ist er ein paarmal aufgestanden, mit Licht in den Ahnensaal hinaufgegangen und stundenlang oben geblieben. Ach, Herr Landrat, wenn mein Vater die ‚Perle‘ hingeben, wenn er von ihr fort muß — das überlebt er nicht!“

„Na, na — hm!“ Der Landrat runzelte unmutig die Stirn und klopfte mit der Rechten begütigend auf Ilses Hand. Er war so gern lustig, alle Rührscenen waren ihm zuwider. „Fort von hier?“ wiederholte er nach einer kleinen Pause Ilses Worte. „Ich glaub' auch, er hält das nicht aus. Eben darum müssen wir sorgen, daß er hier bleiben kann.“

„Aber wird — wird der neue Herr das wollen?“ warf Ilse furchtsam dazwischen. Melchior nickte nachdrücklich. „Gewiß wird er wollen, wenn ihn jemand vernünftig drum angeht. Der Jemand darf aber beileibe nicht Ihr Papa sein — der ist viel zu aufgeregt und reizbar, auch zu stolz, würde denken, seiner Würde allerlei zu vergeben. Es muß gesorgt werden, daß er mit der ganzen Sache nichts weiter zu thun bekommt, daß im Gegenteil Herr von Montrose ihn bittet, hier auf dem Gut zu bleiben. Und dazu müssen Sie helfen, Fräulein Ilse — ich bin deswegen hier!“

„Ich? Aber wie soll — wie kann ich auf diesen fremden Herrn irgend einen Einfluß üben?“

„Ruhig Blut, Kind, lassen Sie 'mal Ihren alten Freund ausreden! Keinen Einfluß auf den fremden Herrn, sagen Sie? Na, wenn Sie nicht, wer sonst?“ Der Landrat schmunzelte und sah seiner jungen Nachbarin mit unverstellter Bewunderung ins Gesicht; Ilse schüttelte abwehrend den Kopf. „Na, gut, ich sehe, Sie sind nicht in der Stimmung, angenehme Dinge von mir zu hören. Also zur Sache! Ich weiß, hab' es aus ganz zuverlässiger Quelle erfahren, daß Montrose nicht selbst wirtschaften will, was ich nur billigen kann, denn er hat offenbar von der ganzen Geschichte keine blasse Ahnung. Er sucht einen zuverlässigen Administrator, der die hiesigen Bodenverhältnisse kennt, der die Sache mit Lust und Eifer, und selbstredend auch mit Erfolg, anpackt und die ‚Perle‘ wieder zu dem macht, was sie ursprünglich gewesen ist: zum Prachtstück der ganzen Umgegend. Daß Ihr Vater wirtschaften kann, wissen wir alle, Montrose wird es auch wissen, und jeder, der gerecht denkt, kann es ihm bestätigen. Nur muß Ihr Vater eben in einen vollen Geldsack greifen können, dann bringt er die ‚Perle‘ in die Höhe, so wahr ich hier neben Ihnen sitze! 's ist ja natürlich traurig, daß er das für einen Fremden, nicht für sich selbst und die Seinigen thun kann, aber Heimat bleibt Heimat. Bringen wir ihn fort von hier — ich glaube wahrhaftig, er erträgt es nicht. Sagt Montrose Ja — und warum sollte er es nicht? — dann bleiben Sie alle hier und sehen zu, wie es geht. Ihre Mama soll ja ohnehin nicht transportiert werden — die paar Hundert Schritt bis zum Verwalterhaus aber werden ihr nichts schaden. Schwindelt ihr irgend etwas vor, was ihr diese Uebersiedlung glaubhaft macht: Anbau oder Umbau im Schloß, Schwamm in den Wänden — was weiß ich! Nun also, Fräulein Ilse?“

Sie saß da, tief in Gedanken versunken, und sah von ihm weg in die blaue Luft hinein. Der Landrat, ein „positiver“ Mensch, wie er sich gern selbst zu nennen pflegte, ärgerte sich ein wenig über sie. Was hatte sie denn jetzt so träumerisch vor sich hin zu sinnen? War jetzt die Zeit, zu träumen? Aber er that ihr unrecht. Ilse wußte ganz genau, was der Landrat von ihr wollte, sie war sich der Tragweite der Sache sehr wohl bewußt. Daß sie thun mußte, was in ihren Kräften stand, dem Vater zu helfen, ihm das Peinliche seiner Lage zu erleichtern, das verstand sich von selbst. Aber wenn sie sich das Gesicht des Mannes vergegenwärtigte, das sie vor einigen Tagen plötzlich so nahe sich gegenüber gesehen hatte, dann kam ein Schrecken über sie, eine Scheu, die sie sich gar nicht zu erklären wußte. Deutlich hörte sie eine Stimme in ihrem Innern, die sie warnte: thu's nicht, thu's nicht! Das ließ sie so sinnend vor sich hinsehen — sie versuchte es, klar über sich selbst zu werden, und vermochte es doch nicht.

Als der Landrat neben ihr sich stark räusperte, wandte sie den Kopf und schaute ihm ins Gesicht. „Verzeihen Sie! Was müssen Sie von mir denken! Selbstverständlich geschieht, was Sie wünschen.“ Sie seufzte beklommen.

Melchior klopfte von neuem ermunternd auf ihre Hand. „Aber Fräulein Ilse, wer wird denn dazu einen so tiefen Seufzer herausholen? Was ist's denn schließlich Großes? Der Mann kann doch nicht mehr wie Nein sagen — ich wette indessen, er sagt Ja, wenn Sie so vor ihn hintreten, ihn mit diesen Ihren Sonnenaugen anstrahlen und sagen: ‚Verehrter Herr, so und so liegt die Sache, und mein Papa ist ein tüchtiger Landwirt, fragen Sie die ganze Nachbarschaft!‘ ... na, straf' mich Gott, da müßt' es doch mit dem Bösen zugehen, wenn die Geschichte nicht glatt durchginge und der Vertrag aufgesetzt würde!“

Sie sah ihn dankbar an und lächelte ein wenig über seinen Eifer. „Kennen Sie Herrn — Herrn von Montrose näher?“ fragte sie leise.

„Gott bewahr' mich! Ich bin ein halb Dutzend Mal oder so mit ihm zusammen gewesen, geschäftlich, auch privatim, aber kennen? Keinen Schatten, der ist undurchdringlich! Nun, für Sie hat das weiter nichts auf sich, Fräulein Ilse — ein vornehmer Herr ist er bei alledem und Manieren hat er auch. Also hübsch alles eingefädelt, damit er dem Papa die Stelle auf ‚Perle‘ gleichsam auf dem Präsentierteller anbietet — in einer guten halben Stunde können Sie ihn hier haben!“

„Heute? Jetzt schon? So bald?“

„Je eher, desto besser! Lassen Sie den Papa, wo er ist — zum Abschluß kommt es heute ohnehin nicht. Wie ich mir hab' sagen lassen, will Herr von Montrose heute das Gut seinem Sohn und seiner Tochter samt Bräutigam zeigen — hören Sie, Ilschen, der junge Montrose, das soll ein schlimmer Don Juan sein, der wird schön ins Zeug gehen, wenn er Sie zu sehen bekommt, aber ich hoffe, Sie bleiben feuerfest. So! Das überlegene Lächeln, das Sie jetzt eben hatten, das zeigen Sie dem Junker nur, das wird ihn abkühlen. Adieu, Ilschen!“

Ilse griff unwillkürlich nach seiner Hand. „Sie bleiben nicht hier? Ich soll allein —“

Er lachte gutmütig auf. „Ein schlechter Diplomat wär' ich, wenn ich Ihnen helfen wollte! Davon, daß ich meine Hand im Spiel gehabt habe, soll ja der Herr gar nichts merken. Sie hätten gehört und so weiter und ergriffen nun die Gelegenheit ... aber was soll ich Ihnen denn Vorschriften machen? Sie sprechen ja wie 'n Buch, das weiß ich. Also Glück zu! Bekommt der Onkel Landrat keinen Kuß zum Dank?“

Ilse mußte lachen. „Sie haben eigentlich nichts von einem Onkel an sich!“

„Hab' ich nicht? Aber, Ilschen, ich weiß genau, ich hab' Sie einmal auf dem Arm gehabt, als Sie knapp sechs Jahre alt waren. So lange kennen wir uns schon. Und damals bekam ich meinen Kuß ohne jede Einwendung.“

„Wirklich? Nun also!“ Ilse hob ohne jede Ziererei ihr Gesicht zu ihm auf, und der Landrat küßte sie bedächtig und gemütlich auf den Mund.

„Sehr schön, Ilschen, sehr schön! Sie sollen bedankt sein!“ Er schüttelte ihr herzlich die Hand, und sie stiegen zusammen die Stufen des kleinen Tempels herab. Ilse begleitete den Landrat bis zum Schloßhof und gab Fink den Auftrag, sie von der Ankunft der zu erwartenden Gäste in Kenntnis zu setzen. Melchior, ein paar schöne Rosen in der Hand, die Ilse ihm noch in der Eile für seine Frau mitgegeben hatte, schwenkte fröhlich den Hut beim Abfahren, während Ilse mit gesenktem Kopf in den Garten zurückging.

„Kunze!“ sagte der Landrat zu seinem Kutscher, als der Wagen um die Parkecke bog, „jetzt fahren Sie den Landweg bei Neumühlen herum, 's ist zwar ein nichtswürdiges Fahren dort, und mein armes Kreuz wird es spüren, aber ich hab' meine Gründe dazu.“

Kunze brummte in nicht sehr verbindlichem Ton etwas Unverständliches in den Bart und lenkte rechts ein. Sein Herr lehnte sich beruhigt in die Wagenecke zurück — er wußte, daß er Herrn von Montrose auf diesem Wege nicht begegnen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Bismarck in Berlin.

(Zu den Bildern S. 101, 112 und 113.)

In unser aller Gedächtnis leben noch die Ereignisse, die den Altreichskanzler Fürst Bismarck am Vorabend des kaiserlichen Geburtsfestes aus der Stille seines Sachsenwaldes nach Berlin geführt haben. Dort in der Reichshauptstadt ist ihm ein Empfang bereitet worden, wie er feuriger und großartiger kaum gedacht werden kann, wohl wert, auch im Bilde festgehalten zu werden.

Lange vor der für die Ankunft festgesetzten Zeit flutete eine festliche Menschenmenge durch die Straßen, durch welche der Fürst seinen Weg vom Lehrter Bahnhof zum königlichen Schlosse nehmen sollte. Flaggenschmuck überall, auch an den Staatsgebäuden, ein heller Sonnenschein gießt seine freundlichen Strahlen über das buntbewegte Bild. Auf dem Bahnhof trifft gegen die Mittagsstunde Prinz Heinrich in Marineuniform ein, den Gast in seines kaiserlichen Bruders Namen zu empfangen. Als der Zug in die Halle einfährt, tritt Prinz Heinrich mit einem kleinen Gefolge hinaus auf den Bahnsteig und eilt auf den bereits am Fenster stehenden Fürsten zu. Raschen Schrittes verläßt dieser, in Kürassieruniform mit den Abzeichen eines Generaloberst, seinen Wagen, umarmt in herzlicher Begrüßung den Prinzen und drückt ihm die Hände, worauf beide miteinander, Bismarck auf Prinz Heinrichs linken Arm gestützt, durch die lorbeer- und teppichgeschmückte Halle dem Ausgang zuschreiten, hinter ihnen die Herren des Gefolges, denen sich auch die Begleiter des Fürsten auf seiner Reise, der kaiserliche Adjutant Major v. Moltke, Graf Herbert Bismarck und Professor Schweninger, zugesellt haben.

Immer dichter haben sich unterdessen auf der Strecke vom Lehrter Bahnhof zum Brandenburger Thor und von da über die Straße „Unter den Linden“ bis zum königlichen Schlosse die Massen gestaut. Endlich, endlich ist auch für sie der Augenblick gekommen, da der sehnlichst erwartete Wagenzug mit seinen Gardekürassieren an der Spitze herannaht. „Er kommt! Er kommt!“ Mit fieberhafter Erregung erfüllt das Wort die Hunderttausende; an den Fenstern, auf den Balkonen, selbst auf den Dächern recken sich die Hälse, und die Kanonen an der Königswache werden von kühner Jugend mit stürmender Hand genommen. Freilich der kühle Januarwind hat dem Fürsten die Notwendigkeit auferlegt, im geschlossenen Wagen zu fahren, und so ist es nur wenigen möglich, den großen Mann auf eine kurze Spanne Zeit von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Aber trotzdem umgiebt ihn ein Blumenregen, ein Hurrarufen, ein Grüßen und Hüteschwenken, ein so namenlos stürmischer Jubel, daß tiefe Rührung den Gefeierten wie die Feiernden überwältigt.

Der Wagen hält vor dem königlichen Schlosse. Wie es sonst beim Besuche eines gekrönten Hauptes geschieht, steht dort eine Ehrenkompagnie. Bismarck schreitet mit dem Prinzen Heinrich die Front ab; dann tritt er hinein in das Schloß. Und nun steht Bismarck vor seinem Kaiser. In der herzlichen Begrüßung, mit welcher dieser seinen erlauchten Gast empfängt, finden die Ereignisse dieses historischen Tages ihre Spitze.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die Aufmerksamkeiten, Huldigungen und Ehrenerweisungen im einzelnen schildern, mit denen die Bevölkerung Berlins im Wetteifer mit dem Hof, den anwesenden deutschen Fürstlichkeiten und den obersten Beamten des Reichs den Altreichskanzler an diesem Nachmittage umgaben. Genug, des Jubelns und Grüßens war kein Ende vor den Fenstern von Bismarcks Wohnung, und es steigerte sich noch einmal zu gewaltigen Wogen an, als der Fürst am Abend, vom Kaiser selbst geleitet, nach dem Bahnhof zurückfuhr, um in seinen Sachsenwald heimzukehren.

Ob das Ereignis vom 26. Januar politische Folgen haben werde oder nicht, darüber zerbrechen sich die Politiker nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt die Köpfe, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Darin aber sind alle deutschen Patrioten, welcher Partei sie auch angehören mögen, einig, daß der 26. Januar, der Tag, an welchem das Eis zwischen unserm jungen Kaiser und seinem alten Reichskanzler, dem Begründer der deutschen Einheit, schmolz, für alle Zeiten zu den Freudentagen des deutschen Volkes gezählt werden wird.

Blätter und Blüten.

Farbiges Fühlen. Es giebt Menschen, bei welchen durch Töne Farbenempfindungen geweckt werden. Ein bestimmter Ton oder Laut ruft bei ihnen die Empfindung einer bestimmten Farbe hervor; sie stellen sich das a rot, das c gelb vor ꝛc. Dieses farbige Hören ist schon seit geraumer Zeit bekannt und bildete den Gegenstand weitgehender Untersuchungen. Jüngst ist nun von ärztlicher Seite beobachtet worden, daß auch Tastempfindungen zu Farbenvorstellungen Anlaß geben können. Hysterische Personen leiden zuweilen an Unempfindlichkeit der Haut. Als nun Dr. Dantec bei einer solchen Kranken die betreffenden Hautstellen auf deren Empfindlichkeit prüfte, fand er, daß sie bei Stichen u. dgl. keinen Schmerz fühlte, dafür aber Farben sah. Band man ihr die Augen zu und stach sie, so behauptete sie, grüne Farbe zu sehen. Zwicken setzte sich in blaue, Erhitzen oder Brennen in rote Farbe um. Das Wesen dieser eigenartigen Erscheinung vermag man noch nicht zu deuten, aber unser Wissen ist um die Kenntnis der Thatsache bereichert, daß es neben dem farbigen Hören auch ein farbiges Fühlen giebt. *

Kunststücke auf dem Eise. (Zu dem Bilde S. 105.) Wenn ein scharfer Frost die weiten Wasserflächen in der Umgebung unserer Reichshauptstadt mit spiegelglatter Decke überzieht, dann blüht für die Berliner der Eislauf in allen Formen auf. Und wie der Sport sich jeder körperlichen Uebung bemächtigt, so macht er auch im Gebiete des Schlittschuhlaufens sich geltend; zahlreiche Eislaufvereine haben sich gebildet, welche großartige Wettläufe veranstalten wie die Rudervereine ihre Regatten. Neben den Deutschen sind die in Berlin ansässigen Holländer, Norweger und Engländer besonders eifrige und kunstfertige Teilnehmer an diesen Veranstaltungen. — Sehenswerter und unterhaltender als der gewöhnliche Schnelllauf ist der Kunstlauf auf dem Eise; was darin, besonders von den Norwegern, vollbracht wird, ist geradezu erstaunlich. Unser Zeichner hat auf seinem Bilde einige der hervorragendsten Leistungen zusammengestellt, die es begreiflich machen, daß Schaulustige sich in Massen um die Künstler sammeln. Da setzen diese in weitem flachen Schwung über zusammengeschaufelte Schneewälle weg, sie veranstalten Reiterkämpfe oder ein sogenanntes Bockspringen; da springt einer ohne Anlauf über Stühle, die dicht hintereinander aufgestellt sind, ja die größten Meister bringen es fertig, einem aufrecht stehenden Genossen frischweg über den Kopf zu setzen. Daß es dabei auf dem glatten Element auch einmal nicht „glatt“ abgeht, ist natürlich; doch was erträgt man nicht um des Vergnügens willen und um das prickelnde Gefühl, von einer ehrfürchtig staunenden Menge als ein Meister bewundert zu werden!

Bierleiter. Der übermäßige Trunk ist ein uraltes Nationallaster der Deutschen, dem besonders im 15. und 16. Jahrhundert aufs stärkste gefrönt wurde. Namentlich das Zutrinken war zu einer Landplage geworden, gegen welche die Obrigkeiten zwar einschritten, aber ohne daß sie eine wesentliche Besserung herbeizuführen vermocht hätten. Ja, manchen Ortes war das Zutrinken in ein förmliches System gebracht worden, wie eine kleine Leiter des 16.—17. Jahrhunderts bezeugt, die sich jetzt im Museum zu Breslau befindet. Der Vortrinkende einer Zechgesellschaft steckte sie in sein Trinkgefäß und trank so und so viel Sprossen seinen Kumpanen vor. Jeder derselben mußte ihm das gleiche Quantum nachkommen, und zur Feststellung, daß dies auch wirklich geschehen sei, wurde wieder die Bierleiter benutzt.

Londons Straßenverkehr. Wer London nicht gesehen hat, vermag sich nur schwer einen Begriff von dem Straßenverkehr der Millionenstadt zu machen. Der Mittelpunkt der Stadt, die sogenannte „City“, die vorwiegend Asphalt- und Holzpflaster hat, gehört — abgesehen von den kleineren Fuhrwerken — den Omnibus, die man oft gleich zu dreien neben- und hintereinander fahren sieht, soweit das Auge reicht. Die größte Londoner Omnibusgesellschaft, die „London General Omnibus Co.“ besitzt allein 1000 Fahrzeuge mit 10 000 Pferden. Man schätzt die Zahl der Omnibusreisenden auf 10 Millionen jährlich, wobei etwa 32 Millionen Kilometer durchfahren werden. Sämtliche Wagen haben Verdecksitze, auf denen auch Frauen Platz nehmen.

Nach den äußeren Stadtgegenden hin treten die Pferdebahnen in ihre Rechte, an deren Betrieb dreizehn Gesellschaften beteiligt sind. Die Länge ihres Schienennetzes beläuft sich auf 216 Kilometer, davon sind 56 Kilometer zweigeleisig. Sie befördern jährlich 190 Millionen Reisende und ihre Einnahmen dafür beziffern sich auf etwa 20 Millionen Mark. Die durchschnittliche Tagesleistung eines Pferdes beträgt 19 Kilometer bei $2^1/_2$- bis 3stündigem Dienst. Nach etwa 7 Jahren wird das Pferd dienstunfähig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 8. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(7. Fortsetzung.)

Ruedlieb eilte, als Herr Waze davongeritten war, auf den Vater zu und erschrak bei seinem Anblick. „Was hast, Vater?“ stammelte er. „Hat er Dich gebüßt?“ Der Schönauer atmete tief auf und schüttelte stumm den Kopf. „Aber so red' doch, Vater! Hab' ich am End' was Schieches angerichtet, weil ich ihm gesagt hab', wohin die Krax' gehört?“

Wieder schüttelte der Bauer den Kopf. „Hast ja nur die Wahrheit gered't!“

„Aber was ist denn gewesen?“ fragte der Bub' in wachsender Sorge. „Er hat ja doch so freundlich mit Dir gered't!“

Der Schönauer lachte heiser. „Hast das noch nie gehört je schönere Farben die Natter spielt, so giftiger beißt sie?“

„Vater?“

„Frag' nicht weiter, Liebli! Geh' hinein ins Haus und thu Dich richten zur Albenfahrt!“

„Aber ich muß ja doch die Krax' . . .“



Der Altstadtmarkt zu Braunschweig mit der Martinikirche und dem Rathaus.
Nach einer Originalzeichnung von R. Püttner.

„Laß Du die Krax' in Ruh'!" fiel der Bauer hastig ein. „Die besorg' ich schon selber. Geh', Bub', geh'!"

Ruedlieb fragte nicht mehr; er schaute mit bekümmertem Blick seinem Vater ins Gesicht, dann wandte er sich zögernd ab und ging ins Haus. Als er drinnen in der Flurstube auf dem niederen Herdrand saß und die Riemen der Bergschuhe knüpfte, konnte er durch die offene Thür sehen, daß der Köppelecker den Hof betrat, mit einem Pack auf der Schulter. Der Schönauer redete mit dem Nachbar; dann ging der Köppelecker mit seinem Pack wieder davon. Der Reihe nach kamen auch die andern: der Kirngasser und Bärenlochner, einer der Winklerbuben, der Schwaiger und Waldhauser — der Schönauer redete mit ihnen, und da trug ein jeder wieder heim, was er gebracht hatte. Der Kaganhart blieb aus — er war wohl mit seinem Weib nicht auf gleiche Meinung gekommen. Einer aber erschien, den der Schönauer gar nicht erwartet hatte: Eigel, der Kohlmann.

„Hast gehört, Richtmann, hast das Glöckl gehört?" fragte der Alte mit erregten Worten und deutete mit seinem Stecken gegen den Lokistein.

Der Schönauer nickte. „Deine Kohlstatt liegt nicht weit vom Stein . . . Du bist wohl gleich drauf zugelaufen, gelt?"

„Das kannst Dir denken!"

„Und warum kommst zu mir?"

Der Kohlmann faßte den Schönauer am Arm und dämpfte die Stimme. „Sie haben schon einen Ring gezogen um den Stein."

„Wer?"

„Die Wazemannsbuben. Auf jedem Weg zum Lok'stein ist einer dagestanden vor mir, auf der Untersberger Seit' der Rimiger, hinter dem Kälberstein sein Bruder Sindel . . . und wie ich mich von der Thalseit' hab' hinschleichen wollen, hab' ich den Hartwig reiten sehen im Gehölz. Sie liegen um den Lok'stein herum wie die Wölf' um den Geißstall.

„Hat Dich einer gesehen?"

„Der Sindel."

„Aber ich hoff' doch, Du hast leere Händ' gehabt?"

„Warum?"

„Sei froh! Sonst hätt' Herr Waze heut' nacht geträumt von Dir! Komm, Eigel . . . ich erzähl' Dir 'was!" Sie gingen den Eichen zu und setzten sich auf die Steinbank.

Ruedlieb konnte sehen, daß sein Vater lange Zeit allein sprach; dann erwiderte der Kohlmann mit erregten Gebärden, als möchte er die Meinung bestreiten, die er hörte; aber der Schönauer schüttelte immer wieder den Kopf. Als nun der Bub', für die Bergfahrt gerüstet, zu den Eichen kam, erhob sich der Schönauer und sagte zum Kohlmann: „Laß gut sein, Eigel, das reden wir zwei nicht aus miteinander! Bring' alles vor beim Thing . . . dann wirst ja hören, was die andern sagen." Er wandte sich zu Ruedlieb. „Wart nur bei der Hausthür, Liebli, ich komm' gleich."

Ruedlieb nickte dem Kohlmann einen Gruß zu und ging zur Hausbank. Da zog der Schönauer sein Messer aus dem Gürtel und gab es in Eigels Hand; es hatte einen Griff aus Horn mit eingeritzten Zeichen. „Heut' über drei Nächt', wenn Vollmond einsteht. Kommst aus mit der Zeit?"

„Wohl wohl!" sagte der Kohlmann und verwahrte das Messer. „Heut' lad' ich über die Schönau hinaus in die Ramsau, über Schwarzeck und Winkel zurück ins Engedein. Morgen über Unterstein auf die Alben und über den Jennar und Göhl wieder heimzu bis zum Vorderecker. Und am dritten Tag vom Greinwalder hinaus zum Gernroder, und über die Metzenleit und Aschau herunter in die Strub."

„Lad' nur wortfeste Leut', die Unsicheren laß aus!"

„Wohl wohl!"

„Und in der Ramsau geh' vorbei am Hiltischalk!"

Eigel schaute betroffen auf. „Richtmann! Ich mein' doch, der Hiltischalk müßt' dabei sein zu allererst!"

„Thu', was ich sag'!"

„Wohl wohl, Du bist der Richtmann, Du wirst ja wissen, warum. Heut' über drei Nächt', wenn Vollmond einsteht." Sie reichten sich die Hände und gingen dem Haus zu. Da hörten sie plötzlich ein dumpfes Rollen, es klang wie ferner Donner. Sie blieben stehen und blickten zum Himmel auf. Aber kein Wölklein trübte das reine Blau, und alle Bergspitzen waren nebelfrei. Eine Magd kam aus der Stallthür gelaufen, schaute verwundert umher, schüttelte den Kopf und verschwand wieder.

„Vater," rief der Bub', „was war denn das?"

„Ich weiß nicht. Es hat gedonnert, und ich seh' doch kein Wettergewölk."

Da sagte der Kohlmann mit langsamen Worten: „Richtmann, ich mein', es wär' gar nicht in der Luft gewesen, sondern in der Erd'!"

„Was Dir nicht einfallt!" Der Schönauer schüttelte den Kopf. Nun standen sie alle schweigend und lauschten; doch in den sonnigen Lüften störte kein Laut mehr die Stille. „Es muß wohl hinter dem Eismann ein Wetter liegen . . . und die Tauern haben aus der Fern' her den Donnerhall hereingeworfen ins Thal."

„Meinst?" sagte Eigel. „Dann müßt' das Wetter kommen auf die Nacht. Wir haben Tauernwind*. Der müßt' die Wolken hertreiben über den Eismann. Da darf ich schauen, daß ich den Weg hinter die Füß' krieg'."

„Zeit lassen!" grüßte der Schönauer.

„Zeit lassen auch!" nickte der Kohlmann und ging.

Zwischen Wiesen und Feldern, auf denen der Sommerroggen, reif zum Schnitt, dünn und mit mageren Aehren stand, wanderte Eigel dem nächsten Hag entgegen. Vor dem Thor, inmitten einer Wiese, schwang der Köppelecker die Sense. Eigel ging auf den Bauer zu, zog des Richtmanns Messer aus der Kotze, drückte dem Köppelecker das Heft an die Brust und sagte: „Heut' über drei Nächt', wenn Vollmond einsteht!

Fehl' nicht!
Thu' nach Deiner Mannspflicht!
Laß Dich nicht halten von Wetter und Wind,
Von Weib und Kind,
Laß Dich nur halten von Wassersnot,
Von Feuer und Tod!"

Der Köppelecker legte die Hand an das Messer. „Heut' über drei Nächt', wenn Vollmond einsteht. Ich hab's gehört und schweig'. Fahr' weiter, Thingbot'!" Eigel nickte und ging seiner Wege. Auf schmalem Pfad, zwischen dichten Hecken, kam ihm der ältere der Hanetzerbuben entgegen. Eigel blieb stehen und hob die Hand nach dem Messer; doch er ließ sie wieder sinken. „Zeit lassen, Hanetzer! Wohin so flink?"

„Nach meiner Alben hinauf. Und Du?"

„Meiner Arbeit nach!" sagte Eigel und ging vorüber.

„He, Du!" rief der andere ihm nach. „Hast vor einer Weil' das Brummen nicht gehört?"

„Wohl wohl!"

„Was war denn das?"

„Ein Wetter kommt!"

Der Hanetzer blickte zum blauen Himmel auf und lachte. „Möcht' wissen, woher!"

Der Kohlmann zuckte die Achseln und wanderte weiter. Beim Kaganhart fand er das Hagthor verschlossen. Er lud den Kirngasser und Bärenlochner, die Winklerbuben, den Schwaiger und Waldhauser. Beim Kinill und Grünsteiner ging er vorüber. Als er den Urstaller geladen hatte, stieg er über den Hang eines waldigen Hügels empor und kam zu einem halb zerfallenen Hag. Schief hing das Thor in den Weidenringen und dichtes Unkraut wucherte im Hof. Ein verschobenes, von Lücken klaffendes Strohdach deckte die morsche Hütte, deren faulendes Gebälk schon in allen Fugen gelockert war. Wo einst der Stall gestanden, lag ein wüster Haufe von Asche und halbverbrannten Balken. Neben dem verwahrlosten Gärtlein ragten fünf Eichenstrünke aus der Erde; die jungen Stämme waren mit der Axt gefällt und lagen dürr mit gebrochenen Aesten. Eine einzige Eiche, fast hundertjährig, stand noch zwischen den Strünken; ihr Wipfel war verdorrt, und die von schmarotzendem Moose fast erstickten Aeste trugen nur noch einzelne Büschel braungrünen Laubes; der Baum krankte an den tiefen Kerben, die seinem Stamme eingehauen waren; neben der Eiche, mit einem Hanfseil noch an den Stamm gebunden, lag eine tote, von einem Fliegenschwarm umsummte Ziege.

Inmitten des Hofes stand ein Baum in vollem Grün, ein Apfelbaum mit zahlreichen Mistelbüschen; doch hingen nur wenige Früchte noch an seinen Zweigen — der Sturm der vergangenen Nacht hatte Ernte gehalten und die unreifen Aepfel heruntergeschüttelt in das Unkraut. Im Schatten des Baumes saß der alte Gobl, mit dem Rücken an den Stamm gelehnt, das weißbärtige Kinn auf der Brust, die welken Hände im Schoß. Eigel trat

* Tauernwind = Südwind, der über die Tauern (Berge) kommt.

auf ihn zu und berührte ihn mit dem Messer. „Heut' über drei Nächt', wenn Vollmond einsteht!

Fehl' nicht!
Thu' nach Deiner Mannspflicht!
Laß Dich nicht halten von Wetter und Wind ...“

Weiter kam Eigel nicht mit seinem Spruch. Der Greis hatte den Arm des Kohlmannes zurückgeschoben und sagte: „Ich hab's gehört und schweig'. Geh' an mir vorbei, Thingbot! Ich komm' nicht. Heut' hab' ich den letzten Weg gemacht, und der reut mich schon. Ich mach' keinen andern mehr. Wär' schad' um die Müh'!“

„Gobl, Gobl!“ mahnte der Kohlmann mit einer Stimme, als schliefe der Greis und er müßte ihn wecken. „Hörst denn nicht? Das Thing ruft!“

„Laß rufen!“

„Du bringst Unehr' über Dich!“

„Unehr'?“ Ein Lächeln glitt über die dürren Lippen des Greises. „Die trag' ich so!“ Er pflückte mit seiner zitternden Hand einen Grashalm und legte ihn auf sein Haupt. Unwillig wandte sich Eigel ab; aber schon nach wenigen Schritten kehrte er wieder zurück. „Gobl, es geht um unser aller Wohl und Weh'!“

Langsam hob der Greis die Augen. „Was red'st vom Wohl! Sag': Weh' — das eine Wörtl geht für alles. Und das kommt, wie's will! Wozu denn raten, wo keiner wenden kann?“ Er hob einen wurmstichigen Apfel aus dem Unkraut und hielt ihn dem Kohlmann hin. „Da, nimm! Den kannst Dir braten am Thingfeuer! So hat's doch einen Zweck!“

Eigel hatte den Apfel genommen; er drehte ihn zwischen den Fingern, ließ ihn wieder fallen und wanderte schweigend davon.

* * *

Ruedlieb, mit dem Grießbeil, und der Schönauer, die beladene Kraxe tragend, stiegen durch den Wald hinunter zur Ache. Der Bub' blieb stehen. „Geh', Vater, so thu' mir doch den Willen und laß mich die Krax' tragen!“ Der Schönauer schüttelte den Kopf, und sie gingen weiter. Als sie die Ache erreichten, teilte sich der Pfad. „Jetzt geh', Liebli! Und Zeit lassen!“

„So laß mich doch mit hinaus zum Lok'stein!“

„Ich geh' nicht hinaus.“

Der Bub' machte verwunderte Augen. „Wohin denn? Hast ja doch die Krax' für die Gottesleut'!“

„Frag' nicht! Du sollst nichts wissen!“ Der Schönauer faßte die Hand seines Buben. „Und bleib' auf der Alben, bis ich Dich wieder heimruf'! Und versprich mir's: thu' nichts gegen Wazemanns Will' und Wort; laß keine schieche Red' hören gegen die da droben, steig' in keinen Baumberg ein und laß Dir nicht in den Sinn kommen, daß Du mit einer Hand ans Gewild rührst!“ Eine dunkle Röte flog über Ruedliebs Gesicht; er dachte an die Bärengrube, die er in der Reginwand ausgeworfen. „Versprich mir's, Bub'!“ Ruedlieb nickte. „Halt' Dein Wort, und sie können Dir nichts anhaben. Wenn's aber doch so kommen sollt', daß Dich einer fassen möcht' ...“ die Augen des Richtmanns funkelten, und seine flüsternde Stimme bebte, „dann greif' nach dem Messer und stoß' zu! Dann ist schon alles eins!“

„Vater?“ stammelte der Bub'.

Aber der Schönauer schob ihn gegen den Steg. „Jetzt geh', Liebli! Und Zeit lassen!“

Ruedlieb fand keinen Gegengruß. Wortlos starrte er in das bleiche Gesicht seines Vaters, wandte sich zögernd ab und überschritt den Achensteg. Der Schönauer blickte seinem Buben nach, und als er ihn am andern Ufer der Ache zwischen den Bäumen verschwinden sah, drückte er die Fäuste auf die Brust und atmete tief auf. Langsamen Schrittes folgte er dem Waldpfad und erreichte nach kurzer Weile den Reitweg, welcher hinauf führte zu Wazemanns Haus. Auf dem Falkenstein fand er die Zugbrücke niedergelassen und das Thor offen. Ein Knecht trat ihm entgegen, mit verwundertem Blick.

„Da bring' ich eine Krax' voll Zeug,“ sagte der Schönauer und stellte seine Last nieder. „Ist der Herr daheim?“

„Nein, Richtmann!“

Der Schönauer atmete auf. „Nimm die Krax' und lad' das Zeug ab! Und wenn Herr Waze heimkommt, so sag' ihm: ich hätt' mich besser besonnen, und der Herr sollt' mit dem Zeug machen, was ihm lieb ist!“

Der Knecht trug die Kraxe ins Haus, und vor dem Thor setzte sich der Schönauer auf einen Stein am Wegrain, um auf die leere Kraxe zu warten. Im Zwinger schlugen die Hunde an, welche die Nähe eines Fremden witterten; mit vielstimmigem Echo warfen die nahen Felswände das Geheul zurück.

Ueber die auf steilem Hang sich senkenden Baumwipfel blickte der Schönauer hinunter nach der Seelände. Dort unten leuchtete ein langer weißer Streif im Sand. Es war ein frisch gewebtes Stück Hanftuch, das zum Bleichen in der Sonne lag.

Edelrot stand am Ufer, schöpfte mit einer hölzernen Kanne Wasser aus dem See und besprengte das Tuch. Da hörte sie einen knirschenden Tritt im Sand, und als sie sich umblickte, stand Ruedlieb vor ihr. Sie wollte lächeln, aber sie erschrak vor seinem blassen Gesicht. „Ruedlieb! Was hast denn?“

„Rötli!“ Er vermochte kaum zu sprechen. „Kann's denn wahr sein, was ich gehört hab'?“

„Was?“

„Daß der See Dich schier verschlungen hätt'!“

Sie nickte wortlos. Langsam blickte sie über den stillen sonnglänzenden See hinaus, und ein stockender Atemzug erschütterte ihre junge Brust. „Wer hat's Dir denn gesagt?“

Er hörte ihre Frage nicht. Seine feuchten Augen hingen an ihr, und seine Lippen zitterten. Sie mußte die Frage wiederholen, und da stammelte er: „Jetzt, wie ich hergegangen bin hinter dem Hag, hat's Eure Magd, die Heilwig, mir zugerufen.“ Er faßte ihre Hände. „Weil Du nur lebst, Rötli! Weil Du nur lebst!“

Sie blickte lächelnd zu ihm auf. „Gelt, wenn's anders hätt' sein müssen, das wär' doch zu früh gewesen für mich. Ich leb' so gern! Aber viel hat nimmer gefehlt. Wär' mein Bruder nicht gekommen und hätt' zugegriffen, grad' noch zur rechten Zeit, so wär's hinuntergegangen! Ich hab' schon das Wasser ...“ Mit leisem Schmerzenslaut unterbrach sie ihre Worte. „Geh', druck mir doch nicht die Händ' so fest, thust mir ja weh!“

Erschrocken ließ Ruedlieb ihre Hände fallen und stotterte: „Ich hab' gemeint, ich müßt' Dich halten.“ Eine Weile standen sie schweigend; dann atmete der Bub' tief auf und fragte: „Aber wie hat denn nur so 'was geschehen können?“

„Komm! Ich erzähl' Dir's.“ Sie ging auf den Waldsaum zu und ließ sich im Schatten einer weitästigen Fichte nieder. Ruedlieb setzte sich an ihre Seite. Ein leises Rauschen webte in den Bäumen, über der Lände lag funkelnder Sonnenglanz, wie Perlen schimmerten die Wassertropfen auf dem ausgebreiteten Hanftuch, und in grünlichen Farben spiegelte der stille See den Falkenstein und Wazemanns Haus. Edelrot begann zu erzählen. Kaum hatte sie den Namen Reckas genannt, da ballte Ruedlieb die Fäuste. „Die also ist schuld!“ Seine Augen blitzten hinauf zum Falkenstein. „Allweil und allweil die da droben! Einmal der Alt' und das andermal die Jungen! Wo ein Unheil wachst ... wer hat's ausgesät? Die da droben!“

Beschwichtigend legte ihm Rötli die Hand auf die Lippen. „Mußt die Recka nicht schelten! Die hat mich lieb!“ Und sie fuhr fort in ihrer Erzählung. Mit großen Augen hörte Ruedlieb zu und blickte hinaus über das stille Wasser. Da glitt zwischen dem Schilf der Insel Biblieger, aus dem Weitsee kommend, der Einbaum hervor. Wicho führte das Ruder, und vor dem Knecht saß Recka auf der Bank, in lichtem Gewand, das Gesicht und das den Hals und die Schultern umrieselnde Gelock von einem grauen breitkrämpigen Hut überschattet. Ruedlieb sprang auf, seine Fäuste ballten sich, und finster blickten seine Augen. „Muß denn die schon wieder da sein!“

„Seit dem Morgen ist sie schon draußen auf dem Weitsee,“ flüsterte das Mädchen, „sie hat ihre Stößer gesucht. Hat sie die Vögel, siehst 'was?“

„Wenn sie nur hin wären!“

„Aber geh'! Wie magst denn so reden! Was können denn die Vögel dafür ...“

Da klang über das Wasser her die Stimme der Wazemannstochter: „Rötli!“

„Recka!“ rief Edelrot und eilte auf das Ufer zu.

Ruedlieb stand mit finsterem Gesicht. „Allweil muß eins dazwischen kommen, wenn ich mit dem Rötli zu reden hab'!“ Eine Weile noch blieb er wartend stehen; doch als er sah, wie Edelrot an den landenden Einbaum trat, um der Tochter

Wazemanns beim Aussteigen behilflich zu sein, faßte er sein Grießbeil und verschwand im Wald.

Recka stieg aus dem Nachen, von Rötli gestützt.

„Ich seh' die Stößer nicht. Hast sie denn nimmer finden können?"

„Nein. Alles Suchen und Rufen war umsonst." Recka nahm den Hut ab und schüttelte die Locken in den Nacken. „Sie haben sich nicht in den Wald verflogen . . . sonst hätten sie mich hören müssen. Der Elbiß ist wohl untergetaucht, hat die Stößer, die an seinem Hals verschlagen hingen, mit hinuntergezogen und hat sich festgebissen auf dem Seegrund."

Rötli schüttelte das Köpfchen und flüsterte: „Der ist Luft worden! Das kannst mir glauben!"

„Närrlein!" lächelte Recka und strich mit sanfter Hand über Rötlis Haar.

Edelrots Blicke suchten den Buben. „Ja wo ist er denn?" stammelte sie und spähte nach allen Seiten. Nirgends erblickte sie ihn; doch einen anderen sah sie, ihren Bruder. Auch Recka hatte ihn schon gewahrt; eine heiße Röte flammte über ihre Wangen, und hastig wandte sie sich, um das Federspiel, das sie zum Locken der Stößer mitgenommen hatte, aus dem Einbaum zu holen. Sigenot kam von der Ache hergegangen, die schwankende Angelgerte über der Schulter, das Lägel auf dem Rücken. Sein Gesicht war bleich, und seine Augen hatten einen fremden Blick. Wicho, welcher vom Ufer kam, das lange Ruder schleifend, nickte ihm zu und kniff mit einer vergnügten Grimasse die Augen ein . . . aus ihm lachte die Schadenfreude über Reckas Verlust. Sigenot verstand diese stumme Sprache nicht und verhielt den Schritt. Da lief ihm die Schwester entgegen. „Denk' Dir, sie hat die Stößer nimmer gefunden!"

„Schad' um die Vögel!" sagte der Fischer, ohne einen Blick auf Recka zu werfen. „Sie waren gut abgetragen."

Vom herben Klang seiner Stimme befremdet, blickte Rötli auf. Da gewahrte sie auf ihres Bruders Kappe eine seltsame Zier: neben der Schwanenfeder war ein dünnschäftiger Pfeil mit verbogener Spitze durch das Otterfell gestoßen, fast so, wie man eine langstielige Blume auf die Mütze steckt.

„Ja was hast denn da auf Deinem Kappel?"

Sigenot lehnte die Angelrute an die Schulter, nahm die Mütze ab und zog den Pfeil hervor.

Raschen Schrittes kam Recka herbeigegangen. „Was soll der Pfeil?"

Der Fischer hob langsam die ernsten Augen. „Warum fragst?"

„Weil es ein Pfeil aus Hennings Köcher ist."

„Aus Hennings Köcher!" wiederholte Sigenot mit halblauter Stimme.

„Ich kenn' ihn am Gefieder. Wie kommst Du zu dem Pfeil?"

Sigenot wollte sprechen; da streiften seine Augen das Gesicht der Schwester, und er blickte gegen das Haus hinauf. „Hast nicht gehört, Rötli? Die Mutter hat gelacht."

„Die Mutter? Ich hab' nichts gehört."

„Wohl wohl! Geh' nur!"

Edelrot schüttelte verwundert das Köpfchen; aber sie eilte in den Hag und über den Hügel empor.

Mit fragenden Augen blickte Recka den Fischer an. „Warum schickst Du die Schwester fort?"

„Weil sie nicht zu hören braucht, wie ich zu Deines Bruders Pfeil gekommen bin."

„Ich versteh' Dich nicht. Wo hast Du den Pfeil gefunden?"

„Gefunden?" Ein seltsames Lächeln zuckte um Sigenots Lippen. „Freilich . . . man findet auch diemal, ohne daß man sucht. Da, nimm den Pfeil und bring' ihn Deinem Bruder Henning wieder!" Die Augen mit heißem Blick auf Reckas Antlitz heftend, legte er das gefiederte Rohr in ihre Hand. „Unter dem Lok'stein bin ich an der Ache gestanden und hab' die Angel geworfen, da ist mir der Pfeil von hint' her am Hals vorbei geflogen, daß mich die Feder noch gestreift hat, und ist vor mir ins Wasser gesurrt und auf einen Stein gefahren. So hab' ich ihn gefunden."

Von Reckas Wangen war alle Farbe gewichen. „Ein böser Zufall," sagte sie mit schwankender Stimme und hastigen Worten. „Henning muß nach einem Haselhuhn geschossen haben . . oder nach einem Auerhahn, der durch die Wipfel strich . . . und der Pfeil ging fehl und flog durch die Bäume weiter."

„Wohl wohl, kann schon sein!" sagte der Fischer; doch er wandte die Augen ab.

„Henning ist ein ungestümer Schütze, der wilde Eifer macht ihn blind . . . wär' ein Unheil geschehen, es wär' das erste nicht, das er angerichtet."

„Da hast recht!" Der Fischer nickte einen stummen Gruß, schulterte die Angelrute und wollte in das Hagthor treten.

Recka starrte mit verlorenem Blick auf den Pfeilschaft in ihrer Hand; dann hob sie die Augen und blickte dem Fischer nach. Wie quälende Unruhe schien es ihr Wesen zu befallen; sie that einen Schritt, und mit gepreßtem Laut, als geschäh' es wider ihren Willen, klang Sigenots Name von ihren Lippen.

Er wandte das Gesicht. „Was willst?"

Sie zögerte; dann plötzlich hob sie das schöne stolze Haupt und trat auf den Fischer zu. „Sigenot! Ich werde meines Bruders Unverstand dem Vater klagen. Hätte dieser Zufall bös gespielt, es wär' ein übler Vergelt für die Hilfe gewesen, die Du mir gestern gebracht hast in der Not. Ich bin Dir Dank schuldig. Nimm ihn!" Sie streckte die Hand aus.

Eine dunkle Röte floß über Sigenots Gesicht; seine Hand zuckte und die Angelrute schwankte; doch er schüttelte den Kopf und langsam, mit herbem Klang, lösten sich die Worte von seinen Lippen: „Was ich an Dir gethan hab', das hast Du vergolten an meiner Schwester. Da braucht's keinen Dank. Wir sind auf gleich, und die Sach' ist abgethan! Auch brauchst Deinen Bruder nicht verklagen. Wenn er merkt, wie der Pfeil geflogen ist, kränkt er sich schon von selber genug!" Sigenot lächelte wieder und nickte. „Zeit lassen!" Er wandte sich ab und trat ins Thor.

Reckas Brauen furchten sich, und ein zorniger Blick flammte aus ihren Augen. „Das war der erste Dank, den Du von mir gehört hast . . . aber auch der letzte." Und während sie hastigen Ganges den Bäumen entgegenschritt, zerknickten ihre Hände den dünnen Pfeilschaft.

11.

Als Sigenot das Haus erreichte, kam Rötli aus der Thür. „Gelt, ich hab' recht gehabt!" sagte sie. „Die Mutter hat nichts wollen."

„So hab' ich mich halt verhört!" Er lehnte die Angelrute an die Balkenwand, pfiff dem Knecht und übergab ihm das Lägel, damit er die Ferchen verwahre. Während Rötli hinunterging zum Ufer, um das bleichende Hanftuch zu besprengen, trat Sigenot in das Haus. Mutter Mahtilt nickte ihm lächelnd zu; er ging zu ihrem Stuhl und strich mit der Hand über der Mutter graues Haar. Sie redete mit den bleichen Händen; er verstand die stumme Frage und sagte: „Heut' hab' ich schlechten Fang gehabt."

Sie blickte zu ihm auf. „Warum?" fragte dieser Blick.

Er zuckte die Schultern. „Es geht halt nicht einen Tag wie den andern." Das sagte er wohl mit ruhiger Stimme; doch er wich dem Blick der Mutter aus und trat in seine Kammer.

Mutter Mahtilt erfaßte einen eisernen Zinken und schlug auf den Herdstein, daß er hellen Klang gab. Heilwig kam gelaufen, deckte für Sigenot den Steintisch und rief ihn zum verspäteten Mahl. Er kam und setzte sich an den Tisch, doch er genoß nur wenige Bissen. Lange saß er mit aufgestützten Armen und starrte vor sich hin. Einmal blickte er zur Wand empor, an der seine Waffen hingen, dann hinüber zur Mutter. Und wieder saß er in Gedanken versunken. Freundlicher Art waren diese Gedanken nicht — das verrieten seine Augen und Züge. Tief atmend erhob er sich endlich und nahm mit raschem Griff das Ringhemd von der Wand. Mutter Mahtilt hörte das Klirren und blickte verwundert auf.

„Ich muß die Wehr wieder einmal anschauen," sagte Sigenot und ging der Thür zu, „ich mein', sie rostet."

Vor dem Haus setzte er sich auf die Bank, nahm das eiserne Hemd über die Knie und begann das dichte Gewirr der Ringe zu mustern. Er fand keine Lücke in dem Gewebe, in den Fugen der Ringe kein Flecklein Rost. Zufrieden nickte er, und während er sich erhob, glitten seine Blicke hinauf zu Wazemanns Haus. „Jetzt, Henning . . . jetzt kannst meinethalben ein andermal auch besser zielen!" Er umschritt das Haus und schob das Ringhemd durch das offene Fenster in seine Kammer. Als er zurückkehrte, kam Rötli über den Hag heraufgestiegen. Sie



Othello und Desdemona.

Nach einem Gemälde von A. Muñoz Degrain.

blieb vor dem Bruder stehen. „Was ich fragen hab' wollen... hast um die Mittagszeit das Rollen nicht gehört? Es ist gewesen, wie wenn's ein Donner wär'."

„Wohl wohl, und ich hab' gemeint, ein Wetter käm'; aber es muß sich wieder verzogen haben." Er blickte zum Himmel auf. „Es laßt sich kein Wölkl sehen."

Rötli schüttelte das Köpfchen. „Das ist kein Wetter gewesen . . . ich weiß schon, was es war!" Ihre Stimme dämpfte sich zum Flüstern. „Der Bid ist unmütig geworden drunten in der Seetief' und hat aufgehaut im Zorn. Wie's gerollt hat, bin ich drunten gestanden an der Länd', und da hab' ich gesehen, wie ein Zittern über den See gelaufen ist, grad so wie übers Wasser in einem Schaff, wenn einer dran hinstoßt mit dem Fuß."

Sinnend blickte Sigenot hinunter auf den stillen See, über den schon die ersten Schatten des Abends fielen.

„Weißt, ich hab' gleich was gethan dafür," flüsterte das Mädchen, „ich hab' meine Halskett' genommen . . . sie war mir das Liebst', was ich an mir gehabt hab' . . . und hab' sie weit hinausgeworfen ins Wasser. Sie muß dem Bid gefallen haben. Gleich hat er Ruh' gegeben." Sie atmete tief und wollte ins Haus treten. Doch auf der Schwelle wandte sie sich wieder um. „Noch eins! Hast denn vergessen heut'?"

„Was?"

„Daß Du eine Kerb' in Deinen Jahrbaum schneiden mußt." Lächelnd trat sie auf den Bruder zu und faßte seine Hand. „Heut' ist der Tag, an dem Dich Frau Hul der Mutter gebracht hat. Schau, ich wünsch' Dir an Glück und Freuden so viel', als ich Haar' auf dem Scheitel hab'."

Mit schwermutsvollem Blick schaute Sigenot in das holde Gesicht der Schwester. „Glück und Freuden? Vergelt's, Rötli! Aber ich mein' schier, Du hast zu viel gewunschen." Er gewahrte die Axt, welche neben der Thür an der Balkenmauer lehnte, und faßte sie. „Komm, ich schlag' die Kerb' in meinen Baum."

„Aber was willst denn mit der Axt?" fragte Rötli verwundert. „Hast ja Dein Messer."

„Das hat nicht Schneid' genug für den heutigen Tag."

(Fortsetzung folgt.)

Das kurzsichtige Geschlecht.

Man hat wohl allgemein eingesehen, daß die heutige Schule einseitig wirkt, daß sie zu Mängeln führt, welche die Gesundheit der Jugend schädigen. Der Staat hat auf dem Gebiete der Schulgesundheitspflege bereits viel gethan und ist fortgesetzt mit eingehenden Reformplänen beschäftigt. Aber an all dem Unglück, über das man so sehr klagt, an unserem nervösen blassen kurzsichtigen Geschlecht ist die Schule nicht allein schuld; wir wollen nicht abwägen, wer da mehr sündigt, die Schule oder das Haus — nur das eine wollen wir hervorheben, daß alle staatlichen Reformen nichts oder nur wenig nützen werden, wenn nicht auch das Haus reformiert.

Für heute wollen wir uns auf ein Beispiel beschränken, auf die Kurzsichtigkeit der Schüler.

Das Uebel ist eins der ersten, das man in der modernen Erziehung erkannt hat, und man hat es ganz und gar der Schule in die Schuhe schieben wollen. Die Schulkurzsichtigkeit bildet eine Streitfrage, in der die Meinungen heftig aneinander geraten sind; allein bei diesem Streite ist glücklicherweise soviel Sicheres festgestellt worden, daß wir planmäßig Maßregeln zur Verhütung des Uebels ergreifen können.

Kurzsichtige hat es zu allen Zeiten gegeben, aber die Zahl der brillentragenden Leute hat sich erst während der letzten Jahrzehnte in Deutschland überraschend stark gemehrt. Das kommt nun nicht etwa davon, daß die Brillen billiger, sondern davon, daß die Augen des jüngeren Geschlechts wirklich geschädigt werden.

Die Aerzte unterscheiden zwei Hauptformen von Kurzsichtigkeit: die eine umfaßt die höchsten Grade und ist in der Regel mit inneren Augenerkrankungen (Glaskörpertrübungen, Gefäßhautentzündungen 2c.) verbunden, sie ist oft erblich; die zweite ist eine erworbene, eine Folge übermäßiger Naharbeit, das heißt einer Arbeit, bei der das Auge dem Gegenstand, den es ansieht, zu sehr genähert wird. Gewöhnlich hält sich diese Art der Kurzsichtigkeit in niederen und mittleren Graden, ohne daß innere Augenkrankheiten hinzukommen, sie kann jedoch unter Umständen auch in die erste schwerere Form übergehen.

Aus den vielen Untersuchungen, welche in den Schulen von Fachärzten angestellt wurden, geht unzweifelhaft hervor, daß unsere Kinder vielfach während der Schuljahre kurzsichtig werden; bei den höheren Schulanstalten ist es auch ziffernmäßig erwiesen, daß die Zahl der kurzsichtigen Schüler in den unteren Klassen geringer ist als in den oberen, daß sie von Klasse zu Klasse steigt. Professor Schmidt-Rimpler, der im Auftrag des preußischen Kultusministers die Augen der Schüler an einer Anzahl von Gymnasien untersucht hat, ist dabei zu einem bemerkenswerten Ergebnis gelangt. Er hat zunächst 702 Schüler eines Gymnasiums untersucht und dieselben nach dreieinhalb Jahren einer zweiten Augenprüfung unterzogen; nach dem Maßstab ihrer Leistungen hat er sie hierauf in drei Klassen: die Fleißigeren, die Fauleren und die Faulsten eingeteilt. Nun fand er, daß die Fleißigeren im Durchschnitt etwas häufiger kurzsichtig wurden als die Fauleren; daß aber die faulsten Jünglinge sich mit Erfolg dem Einfluß der Schulschädlichkeiten entzogen hatten, denn von diesen wurde der geringste Prozentsatz kurzsichtig.

Das Schutzmittel der Faulheit entspricht aber weder den Anforderungen der Schule noch den Wünschen der Eltern. Die Schulhygieine muß andere Mittel zur Verfügung stellen, um das Uebel zu bekämpfen. Sie hat zunächst erwiesen, daß die heutige Erziehung der Jugend in der That Kurzsichtige schafft; ferner weiß sie, daß die Kurzsichtigkeit erblich ist, und erblickt darin eine drohende Gefahr für die Nation selbst; daraus leitet sie mit vollem Rechte ab, daß die Forderungen, die sie an die Schule stellt, unbedingt erfüllt werden müssen, selbst wenn die Ausdehnung des Unterrichts darunter leiden sollte; denn es wäre widersinnig, einen gewissen Bildungsgrad des heranwachsenden Geschlechtes durch Schädigung an dessen Gesundheit zu erkaufen. Nun können aber die Vorschriften, die für die Schule zu erlassen sind, nicht wirksam werden ohne ein gleichzeitiges Vorgehen der Eltern. Für diese erwächst die Frage, wie sie zu Hause die Augen ihrer Kinder schützen sollen.

Die nächste Antwort ist die: es muß für richtige Beleuchtung gesorgt werden, und zwar sowohl am Tage, wie abends beim Lampenlicht. Lichtmessungen oder Messungen der Helligkeit eines Arbeitsplatzes werden die Laien nicht ausführen können; für sie muß man ein praktisches Mittel angeben, das eine allgemeine Prüfung der Helligkeit ermöglicht, wenn es auch naturgemäß nicht ganz genau ist. Um also zu entscheiden, ob die Tagesbeleuchtung eines Arbeitsplatzes zu Hause genügend ist, mögen die Eltern, vorausgesetzt, daß sie selbst normalsichtig sind, ein Zeitungsblatt zur Hand nehmen und darin an dem Arbeitsplatz des Kindes einen in kleiner Schrift gedruckten Artikel lesen. Ist das Lesen in einer Entfernung von 30 cm bereits mit Schwierigkeit verbunden, so ist die Beleuchtung ungenügend und man muß einen besseren Arbeitsplatz beschaffen. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß die Tagesbeleuchtung wechselt; ein Platz, der an hellen Tagen noch gut und zweckmäßig erscheint, wird an trüben Tagen nicht mehr den Anforderungen der Hygieine genügen. Am gefährlichsten sind die Abendstunden. „Wenn die Schüler ihre Arbeiten gemacht haben," schreibt Professor Schmidt-Rimpler, „benutzen sie gern die Dämmerung, um sich in ihre Privatlektüre zu vertiefen. Da diese in der Regel aber die jungen Köpfe etwas mehr erregt als die Schularbeiten, so kommt noch zu dem angestrengten Sehen die geistige Anspannung und der dadurch bedingte stärkere Blutandrang nach dem Kopfe hinzu. Es muß daher besonders darauf Gewicht gelegt werden, daß in der Dämmerung jede Augenarbeit überhaupt fortfalle. Man verdunkle nötigenfalls etwas früher und zünde Licht an."

Damit stehen wir vor der Frage der künstlichen Beleuchtung im Hause. Professor Hermann Cohn hat die Bedingungen einer zweckmäßigen künstlichen Beleuchtung dahin zusammengefaßt: das Licht soll nicht blenden, nicht zucken, nicht zu heiß und nicht zu schwach sein. Die Petroleumlampe, wie sie jetzt gebräuchlich ist,

entspricht am besten diesen Anforderungen. Mit Milchglasglocke versehen, blendet sie nicht, sie ist, in richtige Entfernung gestellt, auch nicht zu heiß, ihr Licht zuckt nicht; nur in einer Beziehung muß man auf ihre richtige Verwendung achten: sie muß so gestellt werden, daß sie genügende Helligkeit auf den Arbeitsplatz wirft. Das hängt wieder von der Leuchtkraft der Lampe ab. Zahlreiche Prüfungen der im Handel vorkommenden, für den Familiengebrauch bestimmten Lampen haben nun ergeben, daß eine gute Petroleumlampe in einem halben Meter Entfernung noch genügendes Licht giebt, darüber hinaus sollte man aber nicht gehen; sonst schädigt man das Auge durch eine zu schwache Beleuchtung. Nur bei wenigen Lampen wie z. B. bei den hygieinischen Normallampen oder bei den „Mitrailleusenbrennern" kann man auch bei einer Entfernung des Lichts von 0,75 m und mehr genügende Helligkeit erzielen. Solche Lampen sind darum dort zu empfehlen, wo mehrere Kinder an einem Tische arbeiten. Das Ideal, daß jedes Kind seine eigene Arbeitslampe haben solle, wird sich im praktischen Leben nicht gut durchführen lassen.

Daß das Licht beim Schreiben stets von der linken Seite auf das Heft fallen müsse, ist so bekannt, daß man es hier nur zu erwähnen braucht.

Eine schlechte, namentlich eine zu schwache Beleuchtung übt hauptsächlich darum einen verderblichen Einfluß aus, weil das Auge durch sie gezwungen wird, sich dem Sehgegenstand übermäßig zu nähern, wodurch das Anpassungsvermögen des Auges überangestrengt wird. Diese Ueberanstrengung findet aber auch bei guter Beleuchtung statt, wenn wir unnötigerweise die Augen zu nahe an das Heft oder das Buch bringen. Auch in dieser Beziehung giebt es einen Maßstab für das richtige Verhalten.

Medizinalrat Rembold erklärt, daß eine Annäherung des Sehobjektes um mehr als 25 cm an das normale Auge unter allen Umständen als gefährlich zu bezeichnen ist; geschieht dies dauernd, so kann es zur Entwicklung der Kurzsichtigkeit Veranlassung geben.

Nun ist diese übermäßige Annäherung des Sehobjekts gerade bei Kindern am meisten üblich. Nach den Beobachtungen Rembolds, die sich auf über 500 Schulkinder im Alter von 6 bis 14 Jahren erstreckten, hielt nur ein Drittel derselben beim Schreiben die Augen 25 cm oder mehr von der Federspitze entfernt, zwei Drittel näherten ihre Augen dem Papier in unmittelbar gesundheitsschädlicher Weise. Je jünger die Kinder, desto schlimmer mitunter das Verhältnis; in einer Klasse sechsjähriger Mädchen hielt nicht ein einziges die Entfernung von 25 cm ein, fast alle kamen mit dem Auge auf 15 cm und noch näher heran. Beim Lesen ist es nicht besser: auch hier stecken die Kinder die Köpfchen viel zu tief in die Bücher hinein. So wird schon in den frühesten Jahren der Grund zur Kurzsichtigkeit gelegt.

Zu einem derartigen gesundheitswidrigen Lesen und Schreiben werden die Kinder in erster Linie durch unzweckmäßige Bänke, Stühle und Tische verleitet oder geradezu gezwungen. Darum ist zwischen Tisch und Stuhl eine richtige Uebereinstimmung herzustellen; ein Stuhl, der für ein Erwachsenes paßt, eignet sich nicht als Arbeitssitz für ein Kind. Es giebt nun eine ganze Anzahl von Arbeitstischen, die gleich mit verstellbaren Sitzen verbunden sind und für eine Reihe von Altersstufen ausreichen; aber abgesehen vom Kostenpunkt, lassen sich solche Möbel nicht immer zweckmäßig im Wohnzimmer unterbringen, namentlich da, wo eine kinderreiche Familie mit dem Raume sparen muß. Dagegen giebt es höher und niedriger zu stellende Stühle von so einfacher Einrichtung, daß selbst ein sechsjähriges Kind das Stellen besorgen kann. Dieselben kosten nur wenige Mark und lassen sich leicht in ein richtiges Verhältnis zur Höhe des Familientisches bringen. Einen solchen Stuhl sollte zu Hause ein jedes Kind besitzen.

Ist die Sitzfrage erledigt, so kommt es darauf an, daß das Kind auch dann noch die richtige Haltung bewahrt, daß es sich nicht überbeugt und das Auge so wieder dem Papier oder dem Buche zu sehr nähert. Um das zu verhüten, hat man eine ganze Anzahl Geradehalter, Kinnstützen u. dergl. empfohlen. Wir möchten denselben nicht das Wort reden, nur im äußersten Notfall sollte man zu ihnen greifen. Ebenso dürfte den wenigsten ein Vorschlag Schmidt-Rimplers annehmbar erscheinen, welcher lautet: „Mädchen kann man auch mit ihrem Zopfe an die Stuhllehne binden."

Die Haltung des Körpers hängt ab von der Lage des Heftes und der Art der Schrift. In dieser Beziehung ist nun leider unter den Pädagogen keine Einigkeit zu finden. Bald wird die Schrägschrift, bald die Steilschrift empfohlen, bald wird das Heft so gelegt, daß dessen unterer Rand mit der Tischkante gleich läuft, bald so, daß er mit dieser einen Winkel von etwa 45° bildet.

Mit Rücksicht auf diese Verschiedenheit ist es zweckmäßig, im Hause diejenige Methode zu üben, die in der betreffenden Schule gehandhabt wird. Die Schule ist hier maßgebend, das Haus muß sich ihr unterordnen; denn die Einwirkung auf die Schüler muß einheitlich sein, damit keine Verwirrung entstehe.

Nun hat Professor Schmidt-Rimpler einen Vorschlag zur Bekämpfung der Kurzsichtigkeit gemacht, welcher die höchste und dringendste Beachtung verdient. Er lautet: „Den Eltern ist eine gedruckte Belehrung über gesundheitsgemäßen Sitz und Haltung der Kinder beim Arbeiten, über Subsellien und Beleuchtung zu geben. Es läßt sich das Wichtigste in einige Sätze fassen und es könnten dieselben der Schulordnung, die fast überall bei der Aufnahme den Schülern übergeben wird, beigefügt werden. Die ungünstigen Verhältnisse im elterlichen Hause schädigen sicher oft mehr die Augen als die Arbeit in der Schule; wenn man die Aufmerksamkeit hierauf besonders lenkt und die erforderlichen Maßnahmen angiebt, so wird recht oft der gewünschte Erfolg erreicht werden."

Der Schutz der Augen, den die Eltern im Hause anstreben müssen, soll sich aber auch auf andere Beschäftigungen erstrecken, die mit den Schularbeiten nicht zusammenhängen. Man klagt über das Uebermaß der Arbeit in der Schule und für die Schule, überbürdet aber die Jugend mit verschiedenen Nebenstunden, von denen vor allem der Musikunterricht in Betracht kommt. Dieser sollte nur dann durchgesetzt werden, wenn wirkliche Begabung und Lust vorhanden sind. Auch allerlei Liebhaberkünste, welche die Schüler betreiben, können die Augen übermäßig anstrengen; hier ist ebenso darauf zu achten, daß des Guten nicht zuviel geschehe. Man verlangt, daß die Kinder die Nachmittage frei bekommen; aber diese Zeit soll dann nicht zum Stubenhocken verwendet werden. Die Jugend muß hinaus in die freie Natur, wo sich der Blick erweitert und stärkt, wo er an die Fernsicht gewöhnt wird.

Eine besonders gefährliche Rolle spielt die Privatlektüre der „reiferen" Jugend, die Indianergeschichten und Erzählungen aller Art. Auch sie ist vom augenpolizeilichen Standpunkt zu überwachen. Bücher mit schlechtem Papier, auf dem der Druck von der anderen Seite durchscheint, sollten verbannt sein, ebenso solche mit kleiner Druckschrift. Diese augenmörderischen Erzeugnisse passen nicht für die Jugend; denn wir dürfen nicht vergessen, daß gerade das jugendliche Auge am leichtesten die Kurzsichtigkeit erwerben kann, und diese Empfänglichkeit reicht bis in das fünfzehnte und sechzehnte Lebensjahr, unter Umständen noch darüber hinaus.

Den Müttern gegenüber muß betont werden, daß auch die weiblichen Handarbeiten ebenso behandelt werden müssen wie das Lesen und Schreiben. Die Nähterin oder die Stickerin ist im frühen Alter der Gefahr, kurzsichtig zu werden, in erhöhtem Maße ausgesetzt.

Für die jugendlichen Fabrikarbeiter wird von allen Parteien ohne Ausnahme ein besonderer Schutz angestrebt. Diesen Schutz verdienen die kleinen geistigen Arbeiter um so dringender, denn die geistige Arbeit ist angreifender als die körperliche. Der Staat thut augenblicklich, was in seinen Kräften steht, überall wird die bessernde Hand angelegt, damit ein thatkräftiges, lebensfrohes, mit gesunden Sinnen begabtes Geschlecht herangezogen werde. Den Eltern fällt die dankbare Aufgabe zu, dieses Reformwerk zu Hause zu fördern. Der Gegensatz zwischen Haus und Schule, von dem mitunter so viel gesprochen und geschrieben wird, ist in der Natur der Sache nicht begründet. Schule und Haus müssen sich in ihrem Wirken ergänzen.

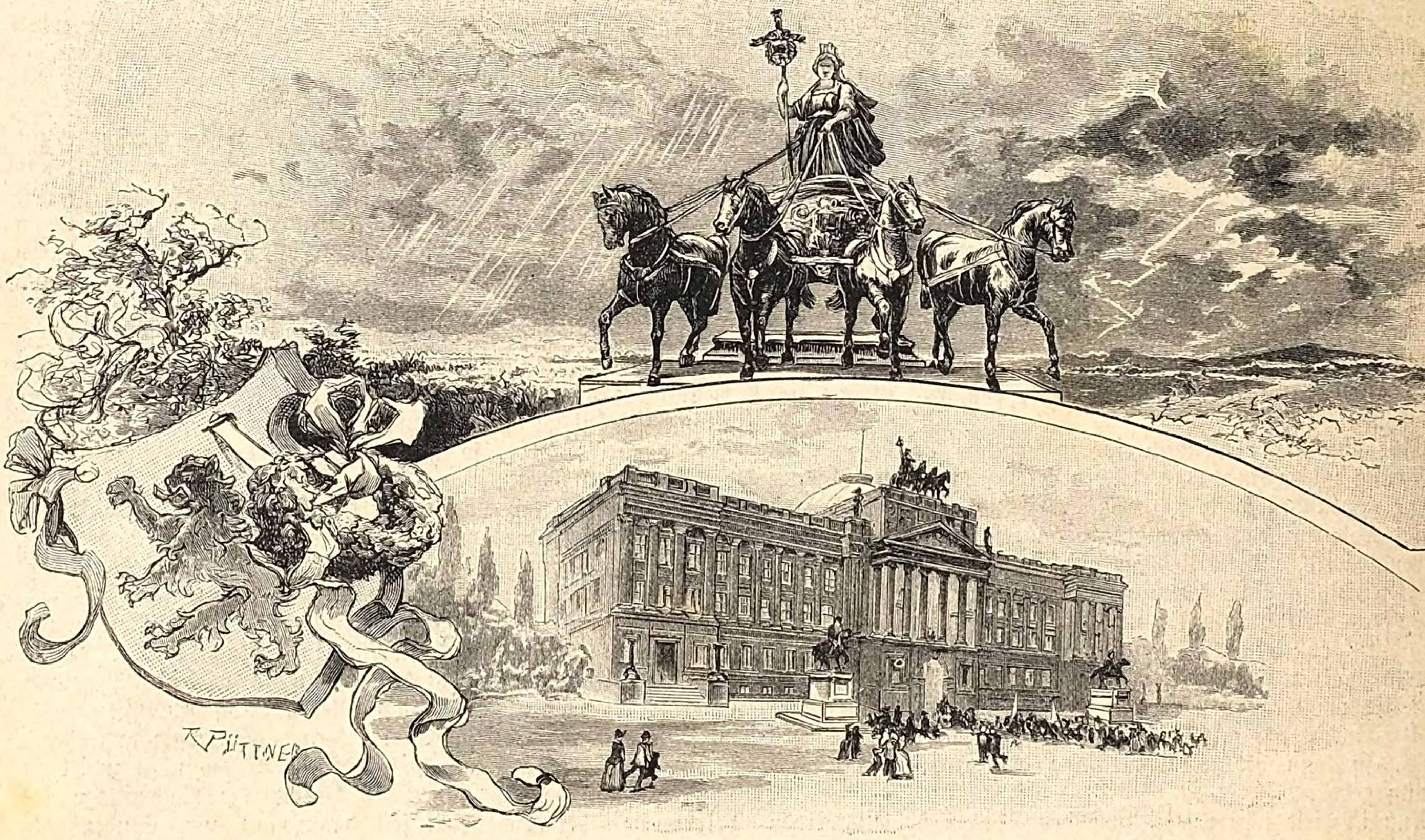
Alle Erfahrungen der hervorragendsten Aerzte haben erwiesen, daß ein Kampf gegen das weitere Umsichgreifen der Schulkurzsichtigkeit auf Erfolg rechnen kann, wenn Staat, Lehrer und Eltern sich zielbewußt vereinigen. „Aber," möchten wir mit den Worten Schmidt-Rimplers schließen, „man stelle dabei auch alle selbstsüchtigen Erwägungen, wer mehr zu leisten habe oder mehr verschulde, hintan und gehe in guter Kameradschaft und Energie dem Feinde zu Leibe!"

C. F.

Deutsche Städtebilder.

Braunschweig.

Von Dr. Eugen Sierke. Mit Zeichnungen von R. Püttner.



Das Residenzschloß mit dem Viergespann.

Es giebt ein altes berühmtes Lied, das von „Bronsewyck, der leiwen Stadt," zwei Dinge zu rühmen weiß, die „Mumme", d. h. ihr Bier, und die Schlackwurst. Für die malerische Pracht und den poetischen Reiz mittelalterlicher Romantik, den die tausendjährigen Baudenkmäler der altehrwürdigen Hanse- und Residenzstadt in überreicher Fülle entfalten, hat der treffliche Sänger kein Wort des Preises. Wie so mancher die Schönheiten seiner Heimat mit einer beinahe an Gleichgültigkeit grenzenden Teilnahmlosigkeit betrachtet, so sind auch manchem weniger ästhetisch angelegten Braunschweiger diese stolzen Zeugen einstiger Bürgermacht und städtischer Selbstherrlichkeit „Wurst". Und doch giebt es außer Nürnberg, Hildesheim und einigen kleineren Orten im Süden, wie z. B. Rothenburg, kaum eine zweite Stadt, die so reich an architektonischen Schätzen und bedeutsamen Erinnerungen an unsere deutsche Vorzeit ist wie gerade Braunschweig.

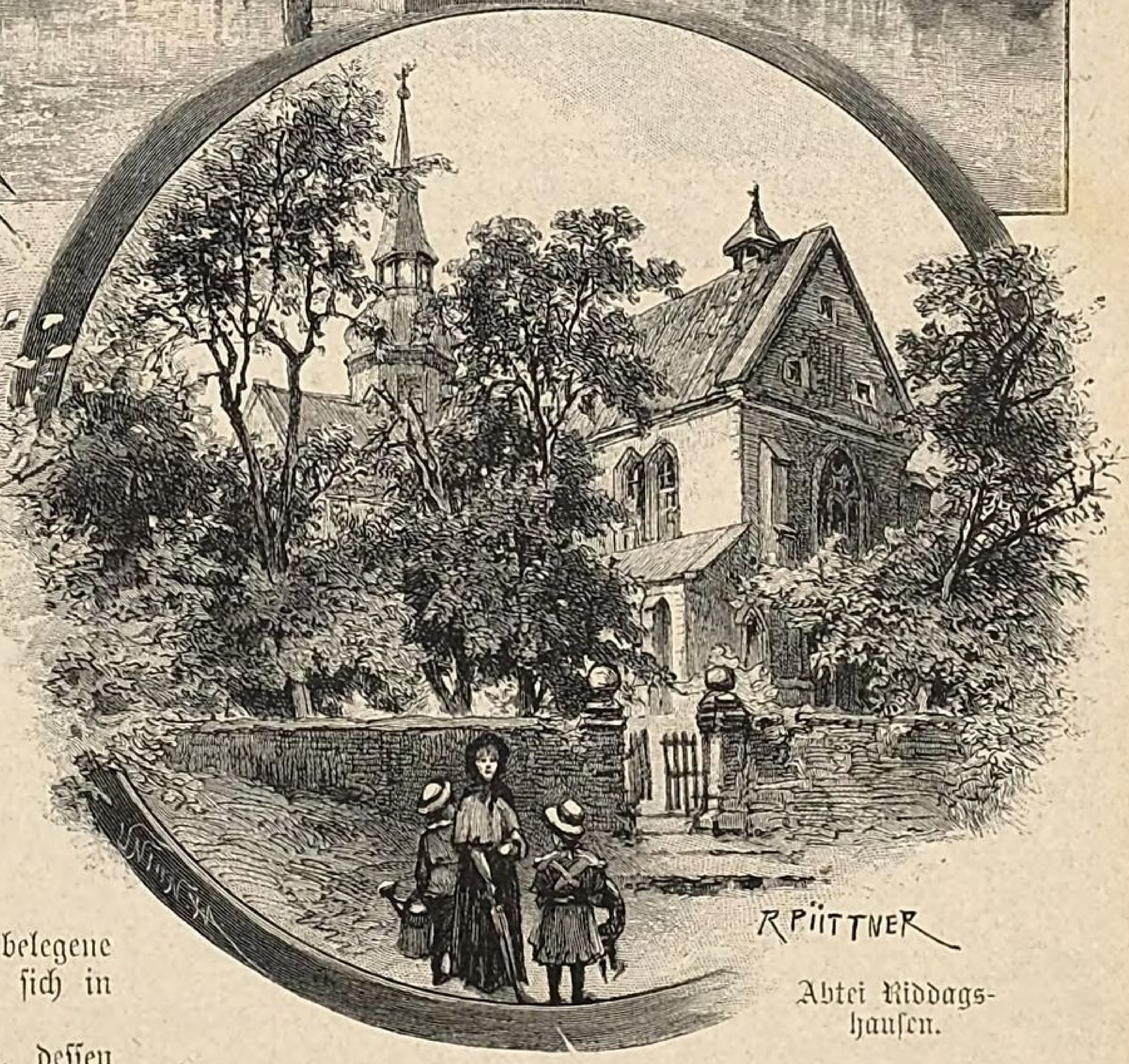
Wer Sinn für Romantik hat und sich gerne in längst vergangene Zeiten zurückträumt, der findet in Braunschweig die üppigste Nahrung für seine in die früheren Jahrhunderte zurückschweifende Phantasie; denn wie von einem Zauberbann gefesselt liegt die Stadt da in ihrer ganzen unveränderten Merkwürdigkeit, in der sie uns der Ausgang des Mittelalters hinterließ. Wie ein seltsamer Widerspruch mutet es uns an, wenn wir in den altertümlichen engen Straßen und Gassen modisch gekleidete Menschen mit großstädtischer Hast dahineilen sehen; und es will uns bedünken, als müßten aus den kleinen Häusern mit ihren treppenartig vorspringenden niedrigen Stockwerken und den klugen, hellen Fensteraugen, die ohne Pfeiler dicht aneinander gereiht die ganze Front einnehmen, in jedem Augenblick ehrbare Matronen mit ihren sauberen Häublein und hochgepufften faltenreichen Gewändern heraustreten, um gottesfürchtigen Sinnes zur Andacht in eine der nahen Kirchen zu wandeln. Die bescheidene Genügsamkeit und das behaglich behäbige Stillleben bürgerlicher Wohlhabenheit mit ihrem stark ausgebildeten Sinne für Bequemlichkeit und handfeste Gediegenheit in allen Lebenseinrichtungen spricht aus diesen Wohnstätten auf Schritt und Tritt zu dem verständnisinnigen Beschauer, aber auch der Hang zu dem zähen Beharren bei dem Altgewohnten und von den Vätern Ueberkommenen, die Liebe zu der Urväter Hausrat und die Pietät für das durch die Jahrhunderte Geweihte.

Daß Braunschweig von jeher ein Sitz bürgerlichen Wohlstandes gewesen ist, das bezeugen die prächtigen Kirchen, die Rats- und Gemeindebauten, wie auch die für damalige Zeiten reiche Zier, mit der man die Fassaden der Häuser schmückte. Bunt bemalte, figurenreiche und mit Holzschnitzerei prunkvoll ausgestattete Häuserfronten waren überall, selbst in den weniger vornehmen Stadtvierteln, gäng und gäbe. Ja gerade dort, wo der kleine Bürger sich anzusiedeln pflegte, zeigte sich eine ausgesprochene Vorliebe für eine stattliche Außenseite. Auch der weniger begüterte Mann durfte es sich erlauben, hierin einen gewissen Luxus zu entfalten, auf den sein Bürgersinn stolz war, denn sein Heim war die Freude seines Herzens. Werfen wir einen Blick auf unser doppelseitiges Bild S. 128 und 129! Die enge Gasse, in deren Hintergrund wir einen der höchsten Türme Deutschlands, den schlank und kühn sich erhebenden Andreasturm, Braunschweigs Feuerwarte, mit dem davorliegenden Gebäude der Alten Wage erblicken, zeigt uns eine Flucht von Häusern mit staffelartig vorspringenden Stockwerken, die ehedem wie auch heute noch von den Kleinbürgern bewohnt sind. Wie einfach auch ihr Aussehen und wie bescheiden auch ihre Größenverhältnisse erscheinen mögen, in ihrem sauberen und gefälligen Aufputz und in ihrem artigen architektonischen Schmuck verkünden sie doch einen gewissen Grad von Wohlbehäbigkeit. Noch deutlicher erkennt man dies aus einer andern, dicht daneben wiedergegebenen Straßenansicht, der Hagenbrücke, die von der herrlichen Katharinenkirche, mit prächtig geschmücktem gotischen Hauptschiff, abgeschlossen wird. Hier hatten kleinere Handwerksmeister ihre Sitze, und sie strebten danach, auch nach außen zu bekunden, daß das Handwerk noch einen goldenen Boden habe.

Den Glanzpunkt und den Stolz des braunschweigischen Gemeinwesens bildete und bildet auch heute noch der malerische Altstadtmarkt (S. 117) mit seinem reich in Maß- und Figurenwerk geschmückten und von schön gewölbten, in reinstem gotischen Stil gehaltenen Arkaden umgebenen Rathause, dessen edle Gliederung



Burg Dankwarderode.



Abtei Riddagshausen.

und schlank aufstrebende Giebel mit ihren zierlichen Fensterwölbungen und kunstvoll durchbrochenen Rosetten im Stil so gut mit der gegenüberliegenden ehrwürdigen Martinikirche harmonieren. Wer diesen wundervollen Platz, dessen Mitte ein mittelalterlicher Brunnen schmückt, betritt, ohne von den andachtsvollen Schauern einer schönheitstrunkenen Stimmung überrieselt zu werden, der ist für den göttlichen Funken, welcher in solcher „gefrorenen Musik“ liegt, nicht empfänglich und mag nur spornstreichs in das auf der andern Längsseite belegene uralte Wirtshaus zu den „Sieben Türmen“ gehen, um sich in ein ehrbares Bierbankgespräch zu vertiefen.

Eines der hervorragendsten Gebäude Braunschweigs, dessen Längsseite von den Gebäuden auf der vierten Seite des Altstadtmarkts verdeckt wird, ist das im Jahre 1590 erbaute Gewandhaus, ein sechs Stockwerke hoher Bau mit außerordentlich reich ausgestatteter Renaissance Vorderseite. In demselben befand sich ehemals das Warenmagazin der Kaufmannsgilde, namentlich der Tuchhändler, die hier ihre Lagerräume hatten, ein beredtes Zeugnis für den Reichtum der Stadt, die es errichten ließ.

Da unsere Altvordern mit großer Lebensklugheit das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wußten so ließen sie es nicht an Stätten ermangeln, wo man einen guten Tropfen trank. Während in den mächtigen Kellergewölben des Gewandhauses die gewaltigen Stückfässer lagerten, die mit dem edlen Rebenblut von den fernen, im Besitz des Rats befindlichen Weinbergen angefüllt waren, hatte man in einem kleinen Anbau zur Seite des Hauptgebäudes eine Weinstube eingerichtet, in welcher die vom nahen Rathaus kommenden Ratsherren und die Patrizier der Stadt eine preisliche Labung fanden. Die Stube war zwar so klein, daß wohl nur 20 Personen daselbst Platz finden konnten, aber da man damals auf langen Bänken an den Wänden zu sitzen pflegte und der Bürger weniger dem Wein und mehr der trefflichen Mumme und dem nicht minder beliebten Broyhan* nachging, so mag sie wohl für ihren Zweck ausgereicht haben. Später soll sie als Wachlokal benutzt worden sein. Heute aber ist sie — „stilvoll“ restauriert — ihrem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben und mit der in den Kellerräumen befindlichen Weinhandlung verbunden, in der man nach Hauffschem Vorgange sich in gar liebliche Träume von dem einstigen Glanze und der Tüchtigkeit der „Guten alten Zeit“ versenken kann. Eine fidele Gesellschaft lebenskluger Zecher, die sich mit philosophischer Heiterkeit über des Lebens Unverstand hinwegzutäuschen weiß, ein Gegenstück zu dem bekannten Berliner Verein „Tunnel über der Spree“ und zur „Grünen Insel“ in Wien, hat hier ihren Stammsitz. Sie führt den originellen Namen „Die Kleiderseller“, nach den braunschweigischen Althändlern, und ihr weiser Nestor ist Wilhelm Raabe. —

Die Braunschweiger waren als Niedersachsen stets ein kräftiger, wehrhafter und auf seine Tüchtigkeit trutzender Volksstamm,

* Eine Art Süßbier.

der den Herzögen viel zu schaffen machte, indem er ihnen oft die Unterwerfung versagte. Viele heftige Fehden sind darob zwischen den Bürgern und den Fürsten entbrannt und manche Erinnerung an diese Kämpfe hat sich bis heute an den öffentlichen und privaten Bauten der Stadt erhalten. Eine der bemerkenswertesten finden wir an der schmucklosen, aber durch ihr hohes Alter ehrwürdigen Magnikirche, der ältesten Braunschweigs, die durch die Ungleichartigkeit ihrer Türme auffällt. Den einen, der jetzt nur einen kümmerlichen Stumpf darstellt, ließ der Herzog Heinrich Julius im Jahre 1615 beschießen. Es sollen innerhalb acht Tagen nicht weniger als 1014 Schüsse auf diesen Punkt abgegeben worden sein, die aber sehr schlecht gezielt gewesen sein müssen, denn erst in den letzten Tagen gelang es, den Turm so zu beschädigen, daß die Hälfte von ihm in Trümmer fiel. Man hat ihn nicht wieder aufgebaut, sondern jenes merkwürdig ungeschlachte Dach darauf gesetzt, welches einer Tischglocke gleicht und in gar seltsamem Gegensatze zu dem Dachstuhl und Glockenhause des andern Turmes steht. Die Kirche wurde im Jahre 1031 vollendet, stürzte aber 1251 ein und mußte dann (1290) wieder aufgebaut werden. — Nach der bereits genannten herrlichen Katharinenkirche, die im Jahre 1252 begonnen und im Jahre 1379 vollendet wurde, ist der Dom das architektonisch bedeutsamste Gotteshaus Braunschweigs; im Jahre 1194 vollendet, ist er ein „Denkmal dauernder als Erz“, welches sich der Herzog Heinrich der Löwe, der Urheber der nachmaligen Größe Braunschweigs als Hansestadt, selbst gesetzt hat. Hier hat der Herzog auch seine letzte Ruhestätte gefunden und neben ihm sind in einem Gewölbe die Gebeine einer ganzen Anzahl von Fürsten und Großen dieser Erde gebettet, deren Namen die Geschichte mit vollem Klange nennt.

In der Mitte des Hauptschiffes befindet sich das Grabmal des Herzogs Ludwig Rudolph und seiner Gemahlin, der Großeltern der Maria Theresia, ein prunkvoller Marmorsarkophag mit den Bildnissen beider in Zinkguß. In der Krypta im Chor sieht man die Särge von 45 braunschweigischen Fürsten nebst ihren Gemahlinnen und Anverwandten. Das Innere der mächtigen Kirche, die von einem gotischen Kreuzgewölbe überdeckt wird, macht einen mächtigen Eindruck durch die Schönheit der kühn sich erhebenden Bogen wie durch die Fülle des Bilderschmucks, den die neuere Zeit hinzugefügt hat.

Mancherlei Merkwürdigkeiten, die angeblich von Heinrich dem Löwen aus dem Morgenlande mitgebracht wurden, werden hier aufbewahrt. Von eigentümlicher Massigkeit ist ein siebenarmiger Leuchter, der nach dem Muster des einst im Salomonischen Tempel befindlichen Urbilds hergestellt worden ist. Reiche gotische Ornamentik ziert auch außen das schöne Bauwerk, bei dem nur zu bedauern ist, daß es zwei unvollendete, das Glockenhaus kaum überragende Türme besitzt, die gar übel zu dem übrigen passen. In dem Glockenhaus sind zwölf Glocken von ausgezeichnetem Klange aufgehängt, darunter eine von gewaltiger Tiefe, deren ernste Harmonie sich an Sonntagen durch die ganze Stadt vernehmbar macht.

Auf der Südseite des Domes erblickt man das traurig stimmende Sinnbild der älteren Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg, die alte Heinrichslinde, der man ein Alter von mehr als 800 Jahren beilegt, ein trübseliger Rest eines mächtigen Baumes, der jetzt im Absterben begriffen ist, einst aber zu den stolzesten seinesgleichen gehörte, denn sein Stamm besitzt einen Umfang von mehr als 5 Metern. Allen Bemühungen zum Trotz schreitet der Verfall so unaufhaltsam fort, daß in diesem Jahre wohl nur noch der blätterlose Stumpf übrig sein wird.

Auf der andern Seite des Domes steht auf hohem, ungeschlacht massigem Steinsockel das Wahr- und Merkzeichen der Stadt Braunschweig, der bronzene Löwe, den Heinrich der Löwe als Zeichen seiner Herrschaft errichtete, ein höchst seltsames Gebild der Metallgießerkunst, von so primitiver Form, daß man es zoologisch nur sehr schwer würde bestimmen können. Der Unterbau ist übrigens jüngeren Ursprungs; er wurde im Jahre 1721 hergestellt und 1858 erneuert. Eigentümlich berührt es, daß der Löwe der Stadt den Rücken wendet und mit dem Gesichte nach der Stätte gekehrt ist, wo einst die alte Burg Heinrichs des Löwen, das Schloß Dankwarderode sich erhob. Auch jetzt noch hat er die Burg vor sich, aber es ist ein Bauwerk, welches erst in den letzten Jahren entstanden ist. Prinz Albrecht, der Regent von Braunschweig, hat es dort errichten lassen, wo bisher nur eine alte verfallene Reitbahn stand, ein abscheuliches kasernenartiges Bauwerk aus dem 17. Jahrhundert, das abgebrochen werden mußte. Einige Reste der alten Burg, die mit diesem Bau verschmolzen sich beim Abbruch vorfanden, und alte Pläne und Beschreibungen dienten dem Architekten als Wegweiser für die Wiederherstellung der Heinrichsburg und setzten ihn in stand, ein Bauwerk zu errichten, das wenigstens im Stil und in der Anlage der alten Burg des Löwenherzogs ähnlich sein dürfte. Dasselbe schließt sich rechtwinkelig an den Dom an, mit dem es durch einen Galeriegang verbunden ist, und soll als Ballei für die Johanniterritter dienen, deren Ordensmeister der Prinz Albrecht ist. Kenner des frühgotischen Stils rühmen von dieser neuen Herzogspfalz die Treue in der Nachahmung und die Strenge, mit der sie im Geiste der alten Zeit gehalten ist. Jedenfalls bildet sie eine architektonische Sehenswürdigkeit Braunschweigs, die ihrem geistigen Urheber, dem Stadtbaurat Winter, zur Ehre und den Braunschweigern zum Stolze gereicht.

Der Burg gegenüber liegt ein mächtiges Gebäude, das einem Herrensitze aus dem Anfang dieses Jahrhunderts ähnlich sieht, ein architektonisch unansehnliches, mit einem mächtigen, von Säulen getragenen Balkon versehenes, altersgraues und mürrisch dreinschauendes Haus, das allenfalls ein Regierungsgebäude vorstellen könnte. Es ist das Stammhaus des bekannten Verlegers Friedr. Vieweg, der, ein Schwiegersohn des nicht minder bekannten Pädagogen und Schriftstellers Joach. Heinr. Campe, hier eine Schulbuchhandlung errichtete und damit den Grundstock zu seinem späteren Reichtum legte. Das dicht daneben belegene Haus mit der mittelalterlichen Fassade und dem behaglichen Risalit, ein malerisches Stückchen Romantik, welches seltsam von dem nüchternen Nachbar absticht, gehört der Familie von Veltheim, und zwar der gräflichen Linie. Es zählt zu den Bauten der Stadt, vor denen der poetisch gestimmte Beschauer in der Regel mit dem stillen Seufzer verweilt: „Ach, wenn du wärst mein eigen!“ so heimisch, so lauschig mutet es an und so freundlich ladet es zum Eintritt ein.

Obschon Braunschweig der bedeutenden Männer eine ganze Zahl hervorgebracht hat, ist es doch merkwürdig arm an monumentalen Bildwerken. Erst in neuerer Zeit hat es mehrere solcher Zierden erhalten, unter denen das Lessingdenkmal von Rietschel eine Schöpfung ersten Ranges ist. Dasselbe verdankt seine Entstehung der Anregung des verdienstvollen Stadtarchivars Dr. Carl Schiller und ist aus freiwilligen Beiträgen entstanden. Lessings scharfer kritischer Geist, seine hohe Denkernatur wie sein Dichtergenius sind in dieser kraftvollen Gestalt, auf deren Stirn der Adel einer freien Gesinnung thront, in gleicher Vollendung zum Ausdruck gelangt. Unweit davon, am Egidienmarkt, liegt ein wohlerhaltenes Haus aus der Zopfzeit, in dem sich jetzt die braunschweigisch-hannoversche Hypothekenbank befindet. Hier hauchte Lessing in einem Zimmer des oberen Stockes seinen Geist aus. Ein anderer Denker, der die Gesetze des Weltalls ergründen half und neue Bahnen in der Welt der Zahlen fand, der große Mathematiker und Astronom Gauß, hat am entgegengesetzten Ende der Stadt ein Erzbild erhalten. An einem der schönsten Punkte der sich um den inneren Kern der Stadt herumziehenden mit Gärten und Villen geschmückten Promenade, vor dem sogenannten „Anatomieberge“, hat das Denkmal, das im Jahre 1880 nach einem Modell von Schaper durch den Erzgießer Howaldt ausgeführt wurde, einen idyllischen Platz gefunden. Auch dieses Standbild ist zur Hälfte aus freiwilligen Beiträgen bestritten worden; die noch fehlende Summe zahlte die Staatskasse. Zwei mächtige Reiterstatuen, die Kolossalbilder der Heldenherzoge Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, die ihr Leben auf dem Felde der Ehre opferten, zieren seit 1874 den großen Schloßhof vor dem mächtigen Monumentalbau des im Jahre 1868 nach einem Brande teilweise wieder neu aufgeführten Residenzschlosses. Sie sind nach Modellen von Hähnel und v. Pönninger von Howaldt, Vater und Sohn, in Kupfer getrieben und gehören zu den vollendetsten Schöpfungen der neueren bildenden Kunst. Das in reinem griechischen Stil gehaltene Residenzschloß ist ein moderner Prachtbau vornehmster Gattung, dessen schöne Verhältnisse und großartige architektonische Gliederung die ungeteilte Bewunderung aller Sachkundigen finden. Eine von der „Brunonia“ geführte Quadriga, ähnlich der auf dem Brandenburger Thor in Berlin, krönt den

prächtigen Palast. Sie ist von Rietschel modelliert und von Howaldt in Kupfer getrieben. Die früher vorhandene ging bei dem Schloßbrande im Jahre 1865 zu Grunde.

So schlecht die Wasserverhältnisse Braunschweigs sind — es wird darüber mit Recht bitterste Klage geführt — so schön sind die Brunnen, deren sehenswertester der freilich erst aus neuester Zeit stammende Heinrichsbrunnen (mit dem Standbilde Heinrichs des Löwen) vor der Katharinenkirche ist, ein Werk der bildenden Kunst, das mit den besten seiner Art sich messen kann. Der Springbrunnen auf dem Kohlmarkt ist eine aus dem Mittelalter stammende „Wasserkunst“, die aber in neuerer Zeit zum größeren Teile umgestaltet worden ist und das Ueberladene der Spätrenaissance zeigt. Ein schönes Denkmal gotischer Kunst ist dagegen der im Anfang des 15. Jahrhunderts errichtete Brunnen auf dem Altstadtmarkte, der in trefflicher Stilharmonie zu dem Altstadtrathause und der Martinikirche steht.

Es ließe sich noch viel von interessanten alten Häusern mit merkwürdigen Bildwerken (auch der cynisch derbe Humor des Mittelalters ist dabei zur Geltung gekommen) erzählen, von der entzückenden Pracht, welche die Mondscheinbeleuchtung in unseren altertümlichen Gassen und Straßen dem empfänglichen Wanderer darbietet. Auch ein Blick in die Umgebung, auf die nur ein halbes Stündchen entfernte alte Cisterzienserabtei Riddagshausen mit ihrer schönen Kirche würde sich lohnen. Allein, was nützen Beschreibungen bei solchen Dingen, die man selbst anschauen und genießen muß, um sie richtig zu würdigen! Man reist jetzt viel, und jedermann glaubt es seiner Bildung schuldig zu sein, auch einmal in Nürnberg gewesen zu sein, um darüber mitreden zu können. Nun wohl, wer dieses Mekka der Romantiker sehen will, der möge auch Medina nicht unbesucht lassen! Auch in Braunschweig giebt es noch Genüsse, die über Honigkuchen, Schlackwurst und Spargel erheblich hinausgehen!

Die Perle.

(7. Fortsetzung.)

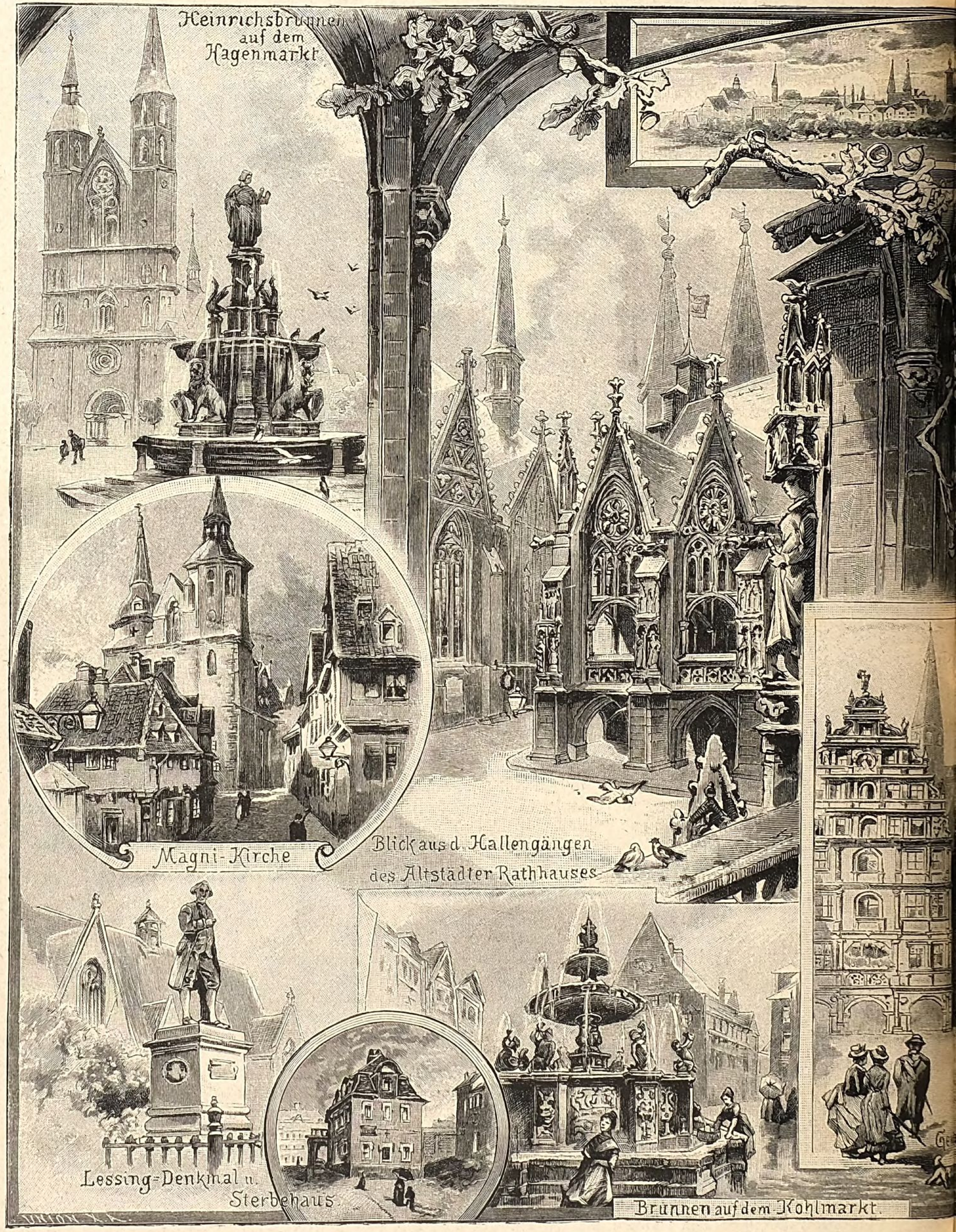
Roman von **Marie Bernhard.**

Der Wagen, der Herrn von Montrose und dessen Angehörige ihrem künftigen Besitz entgegenführte, war eine richtige Stadtequipage, die Pferde zwei feurige Traber, ganz schwarz, ohne Abzeichen, der Kutscher ein graublonder Engländer, der tadellos fuhr und in korrektester Haltung auf seinem hohen Sitz thronte.

Im Fond des Wagens lehnte Herr von Montrose in seiner vornehmen, ein wenig lässigen Weise, die Augen halb gesenkt, gleichwohl die ganze Umgebung beobachtend, nichts außer acht lassend. An seiner rechten Seite saß seine Tochter Clémence, ein etwa zweiundzwanzigjähriges Mädchen, höchst elegant und für eine Fahrt über Land nicht ganz zweckmäßig in helle Seide gekleidet, ein reizendes Spitzenhütchen auf dem Kopf, einen kostbaren Spitzenschirm in der Hand. Trotz ihrer Jugend und Eleganz konnte man aber Clémence von Montrose nicht hübsch nennen, die Offiziere in St. hatten recht. Ein farbloses eckiges Gesicht, unruhige graue Augen, spärliches strohblondes Haar, eine oft bemerkbare Falte zwischen den Brauen und einen Mund, der auf starke Leidenschaftlichkeit deutete. Ihr gegenüber saß ihr Verlobter, der „schöne“ Botho von Jagemann, auch heute, da er sich nicht in Uniform befand, eine auffallend gute männliche Erscheinung, brünett, die Züge groß und regelmäßig geschnitten. In seiner Haltung wie im Ausdruck seiner Augen lag etwas Erzwungenes; er hörte verbindlich seiner Braut zu, die lebhaft auf ihn einsprach, und beantwortete ihre vielfachen Fragen, so gut er konnte. Dann und wann streifte sein Blick scheu über seinen zukünftigen Schwiegervater hin, der sich nicht an dem Gespräch beteiligte. Wie ein glücklicher Bräutigam sah Botho nicht aus.

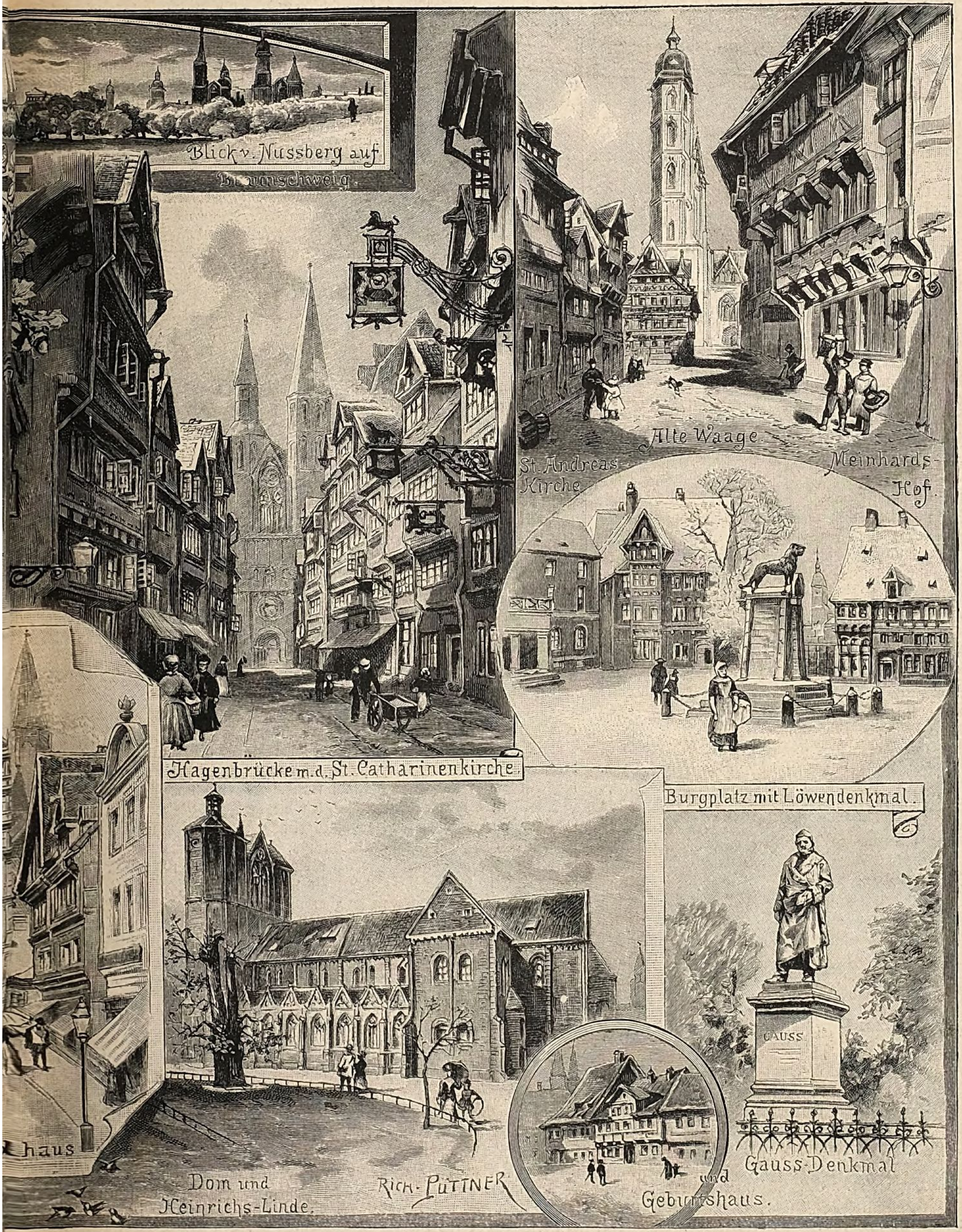
Georges von Montrose, gleichfalls in Zivil, ein hübscher blonder Mann, in dessen Gesicht nur der zudringliche, gleichsam alles in Besitz nehmende Blick der kalten grauen Augen störte, unterhielt sich damit, beim Vorüberfahren Blätter von den Bäumen am Wegrande abzureißen, sie in Fetzen zu zerpflücken und in den Wind zu streuen. An dem Gespräch des Brautpaars beteiligte er sich nur selten durch ein hingeworfenes Wort oder ein Achselzucken. Die ganze Fahrt langweilte ihn — seines Vaters Gutskauf interessierte ihn nicht im geringsten. Erwartete der Alte etwa, daß er fortan jeden Urlaub da draußen zwischen Kartoffelfeldern und Runkelrüben zubringen, daß er gar eines Tages selbst hier seinen Acker pflügen und seinen Kohl bauen sollte? Gräßlicher Gedanke! Aber einstweilen hieß es für Georges, den liebenswürdigen gehorsamen Sohn spielen, denn er war völlig abhängig von seinem Vater und wußte recht gut, daß mit diesem nicht zu scherzen war. Das hatte ihm seine Versetzung von Berlin hierher in dies „Nest“ bewiesen. Herr von Montrose hatte seinem Sohne kurz und trocken geschrieben, daß ein längerer Aufenthalt in der Reichshauptstadt ihm nicht dienlich sei, es fehle ihm die nötige Mäßigung und Selbsterziehung. Darauf war die Versetzung erfolgt, die Montrose für seinen Sohn erbeten hatte. Dieser hatte damals vor ohnmächtiger Wut geschäumt — er fand sich überaus schätzenswert, wenn er mit genauer Not, ohne sich strenge Rügen von seinen Vorgesetzten zuzuziehen, seinen Dienst versah, denn das war wahrlich schon Plage genug! Aber da man am Ende doch etwas „vorstellen“ mußte, ging es so noch am besten. Daneben „amüsierte“ er sich natürlich nach Kräften. Und nun diese Bevormundung, dies tyrannische Verfügen über ihn! Der Vater war doch ohne Zweifel schwer reich — freilich, wie reich, das wußten seine Kinder nicht, er hütete sich wohlweislich, sie einen Einblick in seine Vermögensverhältnisse gewinnen zu lassen! Da konnte es ihm doch auf ein paar tausend Thaler jährlich mehr für seinen einzigen Sohn nicht ankommen! Aber eben, es kam ihm ganz entschieden darauf an, und Georges mußte sich fügen. Daß er dies mit heimlichem Zähneknirschen that, schien sein Vater nicht zu beachten. Der junge Mann hatte sich nun in St. „zur Not“ eingelebt, hatte natürlich auch hier nicht aufgehört, sich zu amüsieren, denn das gehörte nach seiner Meinung notwendig zu seinem Dasein. Neue Schulden waren das Ergebnis gewesen, und Herr von Montrose hatte sie gleichmütig beglichen, mit der kurzen geschäftsmäßigen Bemerkung gegen seinen Sohn, daß er ihm diese Summe von seinem mütterlichen Erbe abgezogen habe. Empörenderweise hatte nämlich die Mutter ihren Gatten zum Vormund der Kinder eingesetzt und ihm den Nießbrauch ihres Vermögens zur freien Verfügung überwiesen — die Kinder waren mithin ganz abhängig vom Vater. Dadurch, daß Herr von Montrose die „Perle“ kaufen wollte, ein Gut, dessen ungefähren Wert man in den militärischen Kreisen recht gut zu schätzen wußte, war Georges in stand gesetzt, auf die väterlichen Verhältnisse einen Rückschluß zu ziehen, der ihn umsomehr mit stummem Ingrimm erfüllte, je weniger er den Vater seinen Ansprüchen geneigt fand.

Zwischen diesem Vater und diesen Kindern hatte es niemals ein inniges, kaum je ein leidlich gutes Verhältnis gegeben. Frau von Montrose war gestorben, als Georges zwölf, Clémence acht Jahre zählte; sie hatte beide Kinder in unvernünftiger Weise verhätschelt und ihnen jede Laune erfüllt, denn sie war eine schwache charakterlose Frau gewesen, die einzige Tochter ihrer in Pernambuco lebenden Eltern und die Erbin eines enormen Vermögens. Sie war gewöhnt, alles zu erhalten, was sie sich nur wünschte, und war daher auch weiter nicht erstaunt, Eugène von Montrose, der ihr über die Maßen gefiel, zum Ehemann zu bekommen. Als sie sich aber außerdem auch noch seine leidenschaftliche Liebe wünschte und mit aller Heftigkeit ihres unerzogenen Naturells auf diesem Wunsch bestand, da mußte sie es erleben, daß dieser Artikel nicht zu erlangen war. Ihr Gatte behandelte sie rücksichtsvoll, umgab sie mit allem Luxus, aber ihrem unermüdlichen Werben um seine Liebe setzte er einen ebenso unermüdlichen Widerstand entgegen. Sie geriet in Verzweiflung, machte ihm die aufregendsten Scenen und verleidete ihm so vollends die Häuslichkeit. Dann kamen auch wieder Stunden der Selbstanklage über die Frau, sie bereute ihre Leidenschaftlichkeit, zerfloß in Thränen und bettelte auf den Knien um ein zärtliches Wort, eine Liebkosung ihres Mannes. Solcher Auftritte entsannen sich die Kinder noch recht wohl; sie wuchsen inmitten dieser Verhältnisse auf, sahen und hörten hundert Dinge, die ihnen noch jahrelang hätten verborgen bleiben müssen, und wußten, daß ihre Eltern in unglücklichster Ehe miteinander



Bilder aus

Nach einer Originalzeic



aunschweig.

g von R. Püttner.

lebten. Im ganzen focht sie das aber wenig an, denn beide waren selbstische Naturen und zufrieden, wenn ihre kindischen Wünsche erfüllt wurden. Nach dem Tode der Mutter blieben sie nur gerade solange in Buenos Aires, als zur Uebergabe und teilweisen Auflösung des Geschäftes notwendig war, dann siedelten sie alle nach Europa über, wo die Kinder sofort in Erziehungsanstalten untergebracht wurden, während der Vater auf Reisen ging. Vater und Kinder sahen einander selten, die Entfremdung wurde immer größer, und obgleich sie jetzt schon längere Zeit zusammen lebten, waren sie doch innerlich einander fern geblieben.

„Sind Dir die Doßbergschen Familienverhältnisse näher bekannt, liebe Clémence?" fragte Botho von Jagemann, der erst seit kurzer Zeit bei den Husaren in St. stand.

„Nur ganz oberflächlich — wir sind ja auch noch nicht lange hier. Soviel ich hörte, hat dieser Baron Doßberg viel Unglück gehabt — Mißernten und dergleichen Geschichten. Er soll sich gewehrt haben wie ein Verzweifelter, sein Gut zu halten. Mehr weiß ich nicht. Das ist für uns alles so Hals über Kopf gekommen. Gestern hörten wir von Papa das erste Wort über seinen beabsichtigten Gutskauf, heute hieß es, wir würden hinausfahren, uns den Besitz anzusehen. Hätte man nicht neulich in einer Gesellschaft zufällig etwas über diesen Doßberg und seine ‚Perle' gesprochen, dann tappte ich jetzt ganz und gar im Dunkeln."

„Ja," sagte Georges mit Betonung, „Papa liebt es überhaupt, uns über seine Pläne und Absichten im Dunkeln zu lassen."

„Allerdings!" gab sein Vater gelassen zurück.

Das Gespräch verstummte hierauf. Beinahe jede Unterhaltung, die Vater und Kinder miteinander hatten, endigte mit einem Mißton.

„Wie schön — sieh, Clémence, dort ist die See!" rief Botho plötzlich und erhob sich ein wenig von seinem Sitz.

Sie waren in einen Waldweg eingebogen; links traten die Bäume auseinander, und für eine kurze Weile blitzte das tiefe Blau des Meeres zu ihnen herüber.

„Wir fahren zunächst nach Gnadenstein," erklärte Herr von Montrose kurz. „Das hat früher zu ‚Perle' gehört, ist aber seit einiger Zeit abgelöst. Ich möchte suchen, es wieder mit dem Hauptgut zu vereinigen. Georges und Botho werden im Gnadensteiner Pächterhause bleiben, während ich mit Clémence nach ‚Perle' hinüberfahre, damit sie sich das Schloß ansieht. In einer guten Stunde etwa könnt Ihr uns zurückerwarten!"

„Ah, Du willst uns nicht mitnehmen?"

„Heute — nein!" Georges faltete finster die Stirn. Dies „zwecklose Herumgekarre" war durchaus nicht nach seinem Sinn. Was zum Teufel sollte er mit Botho auf Gnadenstein anfangen, und warum nahm Papa sie beide nicht ins Schloß mit? War das nichts weiter als eine Laune oder steckte etwas Besonderes dahinter?

„Botho, hast Du Karten in der Tasche?" fragte er mißvergnügt seinen künftigen Schwager. „Mit irgend 'was muß man doch seine Zeit totschlagen!"

Herr von Jagemann fühlte in einer Tasche seines Ueberrocks nach und nickte befriedigt — gottlob, die Tröster waren zur Stelle!

Clémence war ebenfalls unmutig über die Trennung von ihrem Bräutigam. Was Papa mitunter für komische Einfälle hatte! Sie streckte Botho heimlich wie zum Trost die Hand hin — aber dieser sah es gar nicht, sondern blickte gelangweilt, verdrossen gerade aus. Sie nannte leise seinen Namen.

„Du befiehlst?" fragte er, aus seinem Sinnen auffahrend, in verbindlichstem Ton.

Das Mädchen sah ihm mit beredten verlangenden Blicken ins Gesicht — er war so schön in ihren Augen, so schön, — aber wie zerstreut oft! Was mochte ihn beschäftigen? „An was dachtest Du?" flüsterte sie vorsichtig, sich nahe zu ihm neigend.

„Das kannst Du fragen?" gab er ebenso zurück und fing die suchende kleine Hand in der seinigen auf; der Ausdruck seiner Stimme hatte etwas Gemachtes. Ein flüchtiger Seitenblick aus den Augen des Vaters streifte die beiden; Geringschätzung und Mitleid lag darin — wie blind die Menschen oft waren, wie blind!

Der Gnadensteiner Pachthof war in Sicht; man ließ den Wagen ein Stück davon entfernt halten und stieg aus. —

„Wenn der gnädige Herr so gütig sein wollten — unsere Baroneß wünscht, den gnädigen Herrn für eine kleine Weile zu sprechen, sie wartet im Garten!" Fink, der in ehrerbietigster Haltung neben dem Wagen vor dem Portal des Schlosses stand, entledigte sich seines Auftrags mit einer gewissen Gezwungenheit — er kam ihm nicht recht schicklich vor. „Der Herr Baron ist noch über Feld," fuhr er zögernd fort, „die gnädige Frau Baronin ist sehr leidend, immer ans Bett gefesselt, und so hat Baroneß —"

„Also ist doch eine Tochter hier!" unterbrach ihn Clémence.

Fink entgegnete ernsthaft: „Zu Befehl!", aber er machte doch ein erstauntes Gesicht, daß jemand vom Dasein seiner Baroneß, solch einer Baroneß, nichts wußte.

„Es ist gut, ich komme," sagte Herr von Montrose, indem er den Wagenschlag öffnete. „Rufen Sie die Wirtschafterin, sie kann einstweilen meiner Tochter das Schloß zeigen!"

Frau Köhler, die Wirtschafterin, eine junge rüstige Witwe, erschrak nicht wenig, als Fink ihr im Milchkeller, wo sie gerade beschäftigt war, seinen Auftrag ausrichtete. War es denn wirklich schon so weit mit ihrer Herrschaft gekommen, daß sie fremden Leuten das Schloß zeigen mußte? Leise vor sich hinjammernd, wusch sie sich in Eile die Hände, that eine blendend weiße Schürze um und stand eine Minute später knixend, den riesigen Schlüsselbund am Gürtel, neben dem Wagen, in dem noch immer Clémence von Montrose nachlässig lehnte, vor den Augen ein Lorgnon an langem Goldstiel, durch das sie das Schloß und dessen ganze Umgebung mit hochmütiger Miene musterte. Herr von Montrose grüßte die atemlose kleine Frau höflich, winkte seiner Tochter einen Abschiedsgruß zu und schritt, von Fink geführt, nach dem Garten.

Durch die Büsche schimmerte ein weißes Frauenkleid, Fink wollte darauf zugehen und seinen Begleiter melden, allein dieser machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und wartete, bis der Bediente wieder hinter dem Gitter verschwunden war.

Warmer Duft kam Herrn von Montrose entgegen, eine lachende blühende Welt umgab ihn. Weiße Falter gaukelten über den niedrigen Büschen oder hingen regungslos an den Blumenkelchen, die Bienen summten mit einschläferndem Ton. Rosen und Lilien standen in vollem Halbkreis und hauchten ihren schweren süßen Duft in die schwüle Sommerluft hinein. Und mitten in all dieser Pracht die Maienkönigin! Denn so sah Ilse von Doßberg aus, obgleich sie ihr schönes Haar heute nicht frei herabwallen ließ, sondern es, zu einem Krönchen zusammengeflochten, auf dem Scheitel trug. Aber eitles Gold flimmerte um Schläfen, Stirn und Nacken, Goldlichter huschten über das schlichte weiße Kleid und irrten über die zarten Hände, die eben bemüht waren, eine herabhängende blasse Rose höher an den Stock hinaufzubinden. Der Beobachter sah das feine Profil, die sanftgeschwellten Lippen, die sich leise regten — er machte keine Bewegung, um dies Bild nicht zu zerstören. Aber plötzlich wandte Ilse sich um, gewahrte ihn, und in demselben Augenblick lag die herrliche Rose, die sie so behutsam aufband, dicht am Stengel abgeknickt, zu ihren Füßen. Mit zwei Schritten war er neben ihr, hob die Blume auf und reichte sie ihr hin, aber Ilse hatte die Hände schlaff niedersinken lassen und nahm die Rose nicht; sie war jäh erblaßt, mit einem ganz hilflosen Ausdruck sah sie ihm unverwandt ins Gesicht.

Er betrachtete sie ebenso beharrlich, während er ehrerbietig den Hut zog und mit seiner gedämpften Stimme sagte: „Es thut mir leid, Sie erschreckt zu haben, Baroneß, ich brauche Ihnen wohl nicht zu beteuern, daß das nicht in meiner Absicht lag. Sie wissen, wer ich bin?"

Ilse neigte wortlos das Haupt.

„Und Sie haben gewünscht, mich zu sprechen?"

Ja, sie hatte das gewünscht, sie hatte sich alles zurechtgelegt, was sie ihm sagen wollte, soeben noch — und nun plötzlich wußte sie kein einziges Wort mehr davon! Sie hatte die Empfindung, als ob die Gegenwart dieses Mannes, sein Blick sie lähme, als ob sie thun müsse, was er wolle. Ein Gefühl der Unfreiheit war über sie gekommen, von dem sie sich vergebens loszuma[illegible] strebte. Sie atmete hoch auf und setzte zum Sprechen an, aber es kamen ihr ganz andere Gedanken als die, die sie darlegen sollte. Ihr fiel des Landrats Ausspruch ein, Herrn von Montroses Sohn sei ein lockerer Gesell, und wie sie dazu so siegessicher gelächelt hatte — sie dachte, der Sohn werde gewiß dem Vater nicht ähnlich sein, denn zwei Menschen könnten unmöglich solche Augen haben, und warum sie die Rose nicht nehme, die der Gast in der Hand hielt — dazwischen sah sie eine kleine Elfenbeinfigur vor sich, die heute früh für ihre Mama angekommen war, die „Hoffnung", eine reizende Mädchengestalt mit sehnsuchtsvoll

emporgehobenem Köpfchen — und wie sie gestern Mama hatte vorlesen müssen, eine sentimentale Liebesgeschichte aus dem Englischen, die ihr so unglaublich süßlich vorgekommen war — und wie stark die Lilien um sie her dufteten, aber ihre Zeit war nun auch bald vorbei, die Linden fingen ja schon an zu blühen . . .

Aber während sie all das dachte, hastig, ungeordnet, kam kein Wort über ihre Lippen, und sie wartete, daß Herr von Montrose etwas zu ihr sagen sollte. Er stand noch immer neben ihr, den Hut in der Hand — er sah von ihr weg, weil er merkte, daß sein Blick sie verwirrte, und ließ ihr Zeit, sich zu sammeln, aber er selbst fühlte auch, wie dieser schwüle Mittagszauber ihn in seinen Bann schlug. Endlich brachte Ilse stockend hervor: „Wollen wir in die Laube gehen?"

„Gern. Ich stehe zu Ihren Diensten."

Sie schritt ihm voran zwischen den Blumenbeeten hindurch, mit ihrem leichten Gang, der so gut zu dem anmutig getragenen Köpfchen stimmte. In der kleinen, mit wildem Wein überwucherten Laube setzte sie sich wie erschöpft auf eine Holzbank und faltete die Hände leicht im Schoß. Montrose ließ sich in einiger Entfernung von ihr nieder und blickte sie wieder unverwandt an. Sie saß ganz in der grüngoldenen Dämmerung, und die gezackten Schatten der Weinblätter liefen zuweilen in lebendigem Spiel über sie hin. „Ich — ich hab' eine Bitte," fing Ilse endlich an, zugleich hob sie wie verwundert den Kopf: war das wirklich ihre eigene Stimme, die das sagte? „Man — man hat mir gesagt," fuhr sie stockend fort, da er nur eine verbindliche Bewegung aufmerksamen Zuhörens machte, „Sie, Herr von Montrose, wollten unsere Besitzung kaufen, die ‚Perle'."

„Hat Ihr Herr Vater Ihnen das mitgeteilt?"

„Nicht mit dürren Worten. Papa ist — er kann darüber nicht sprechen" — die Worte kamen ihr jetzt williger und rascher — „es liegt wie eine schwere Krankheit über ihm, er kann den Gedanken nicht fassen, von hier fort zu müssen. Und ich weiß nicht, wir alle, die ihn lieben, wissen nicht, wie er das Leben fern von hier ertragen soll. Es giebt gewiß viele, die das gar nicht verstehen, die es lächerlich finden; ich weiß nicht, ob —"

„Nein, nein," sagte er ruhig und lächelte ein wenig, „Sie sollen nicht denken, daß Sie in mir solch einen Verständnislosen vor sich haben. Je älter man wird, je mehr man von Welt und Menschen sieht, desto mehr wird man trachten müssen, alles zu verstehen, auch das Fremde, der eigenen Natur Unbegreifliche. Und das ist hier nicht einmal der Fall. Hätte ich eine Heimat gekannt, ich bin fest überzeugt, daß mir die Trennung von ihr unendlich schwer gefallen wäre."

Mit einem raschen scheuen Blick sah Ilse den Sprecher an; ihre warmen dunklen Augen verrieten deutlich ihr Mitgefühl, aber sie blieben nicht haften auf ihm; wie erschrocken wanderten sie weiter und ruhten beharrlich auf einem blühenden Fliederbusch, der neben dem Eingang der Laube stand.

„Für den Fremden muß es den Anschein haben, als sei Papa kein tüchtiger Landwirt," fuhr Ilse fort, „denn die ‚Perle' ist ein schönes ertragfähiges Gut, und wir können uns doch nicht mehr darauf halten. Aber als mein Vater es bekam, stand es, wie ich jetzt weiß, schon nicht mehr gut damit, und er hätte sehr sparsam leben müssen, um allmählich wieder in die Höhe zu kommen. Das aber konnte er nicht. Für sich selbst brauchte er nicht viel, aber meine arme Mutter . . . Sie wissen davon?" unterbrach sie sich, da Montrose eine zustimmende Bewegung gemacht hatte.

„Ja, ich weiß! Und Sie irren auch, Baroneß, wenn Sie glauben, ich hielte Ihren Vater für einen schlechten Wirtschafter, weil er die ‚Perle' nicht länger halten kann. Ich weiß, daß er Tüchtiges leistet, und setze volles Vertrauen in seine Kraft und Fähigkeit!"

Ilses Lippen zitterten — wie wohl ihr dies Lob ihres Vaters that! Wahrlich, er, zu dem sie sprach, machte es ihr leicht genug, ihre Bitte vorzubringen, . . . und dennoch dieser Alp, der auf ihr lag, dieser unerklärliche Zwang! Eine dumpfe Angst stieg von neuem in ihr auf, ließ ihr das Herz bis in den Hals hinauf schlagen und raubte ihr die Sprache; es blieb wieder eine Weile still zwischen ihnen. „Und Ihre Bitte?" fragte er endlich leise.

Sie zuckte empor — jawohl, die Bitte! Was war sie denn für eine Tochter, daß sie im Grübeln über ihre „dummen unklaren Empfindungen" das Wichtigste vergaß? Eine fliegende Röte kam und ging in ihrem Gesicht. „Es ist mir gesagt worden, Sie, Herr Baron —"

„Bitte," unterbrach er sie rasch, „einfach Montrose!"

„Herr von Montrose" — es fiel ihr schwer, seinen Namen auszusprechen — „man hat mir gesagt, daß Sie die Leitung Ihrer neuen Obliegenheiten nicht selbst übernehmen wollen —"

„Können!" betonte er, wieder mit seinem flüchtigen Lächeln. „Vielleicht würde ich es wollen, wenn ich mich nicht gänzlich unfähig fühlte, diese Aufgabe zu erfüllen. Was versteht ein Bankier von Landbau? Ich würde gern einen tüchtigen Beamten haben, der mir einen Einblick gönnte, mich etwas lernen ließe. Würde Ihr Vater, Baroneß, dieser Beamte sein wollen?"

Da war ihre Bitte nun, und sie selbst hatte es nicht nötig gehabt, sie auszusprechen! Jetzt hätte sie ihm danken müssen für sein Entgegenkommen, das fühlte sie, statt dessen erwiderte sie nur: „Ich weiß das nicht, Papa hat keine Silbe darüber geäußert. Er ist so überaus reizbar, so wund in seiner Seele — ich glaube nicht, daß er an irgend jemand, er sei, wer er sei, eine solche Bitte richten könnte."

„Nun, so will ich ihn bitten," sagte Montrose einfach.

„Sie — ach, wenn Sie das wollten!"

„Warum sollte ich nicht? Es ist der kürzeste Weg. Wollen Sie mir nur sagen, Baroneß, wo und wann ich Ihren Vater in nächster Zeit sprechen kann?"

„Papa führt ein merkwürdiges Dasein jetzt; er kommt nicht mehr regelmäßig zu den Mahlzeiten, wir müssen oft stundenlang auf ihn warten. Wenn ich ihm aber sage, Sie seien hier gewesen und wünschten ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen, so wird er selbstverständlich zu jeder Stunde, die Sie bestimmen, zu Ihrer Verfügung sein!"

„Gut! Sagen wir übermorgen nachmittag um sechs Uhr — meinen Sie, daß es so recht wäre?"

„Ohne Zweifel ist es das."

Montrose erhob sich. „Ich hoffe, die Angelegenheit wird zu Ihrer Zufriedenheit geordnet werden."

Auch Ilse war aufgestanden, sie suchte mühsam nach Worten. Es war ihr bisher nie schwer gefallen, sich zu bedanken, schon als Kind war sie freudig mit ausgebreiteten Aermchen auf jeden losgestürmt, der ihr ein Spielzeug, ein Naschwerk brachte, und auch später war es fast zum geflügelten Wort in ihrem kleinen Kreise geworden: man muß Ilse etwas zuliebe thun, damit sie sich bedanken kann! Warum fiel ihr heute, wo ihres geliebten Vaters Existenz in Frage kam, das so schwer, was ihr sonst ein unabweisbares Herzensbedürfnis gewesen war? Sie kam sich hart und gefühllos vor, sie war nahe daran, in ganz kindische hilflose Thränen auszubrechen; da warf sie den Kopf zurück und das schöne weichgeformte Gesicht nahm ungewollt einen hochmütigen Ausdruck an. „Ich habe Ihnen noch zu danken!" brachte sie endlich heraus. Es klang hart und unverbindlich, sie fühlte das recht wohl, aber sie hätte es nicht anders sagen können, und wenn es um ihr Lebensglück gegangen wäre.

„Ich bitte, Baroneß! Es handelt sich ja auch um meinen Vorteil." Sie traten nebeneinander aus der Laube heraus und schritten dem Gitterthor zu. Als sie am linken Seitenflügel des Schlosses vorüberkamen, öffnete sich die Thür zu einem ziemlich niedrig angebrachten Altan, und Clémence von Montrose, von der Wirtschafterin begleitet, trat heraus. Ihr Gesicht bekam einen Ausdruck beinahe verblüfften Erstaunens, als sie das schöne Mädchen gewahrte, das an ihres Vaters Seite ging. Sie kniff die Augen zusammen, wollte die Lorgnette emporheben und riß ungeduldig an den Spitzen ihres Kleides, in die der goldene Stiel sich verwickelt hatte. Endlich hatte sie das Glas vor den Augen. „Sieh da, Papa! — Meine Liebe, wie heißen Sie doch gleich? — Giebt es da unten nicht irgendwo eine Thür, die hier zu uns heraufführt?"

„Ganz gewiß, gnädigstes Fräulein!" entgegnete Frau Köhler, an welche die letzten Worte gerichtet waren, eifrig und wichtig. „Wir haben hier überall Zugänge. Gleich unten rechts ist eine kleine Pforte, Baroneß Ilse kennt sie ganz genau."

„Sehr schön! Dann also bitte, Papa, komm herauf und laß mich Deine Begleiterin kennenlernen! Ich käme gerne hinunter, aber ich bin noch nicht zu Ende mit meiner Besichtigung, mir fehlt noch dieser Seitenflügel."

Was blieb Ilse übrig, als die kleine Pforte zu öffnen und dem „neuen Herrn", wie sie ihn beharrlich im Geiste nannte, voranzugehen, um auf den Altan zu gelangen!

(Fortsetzung folgt.)

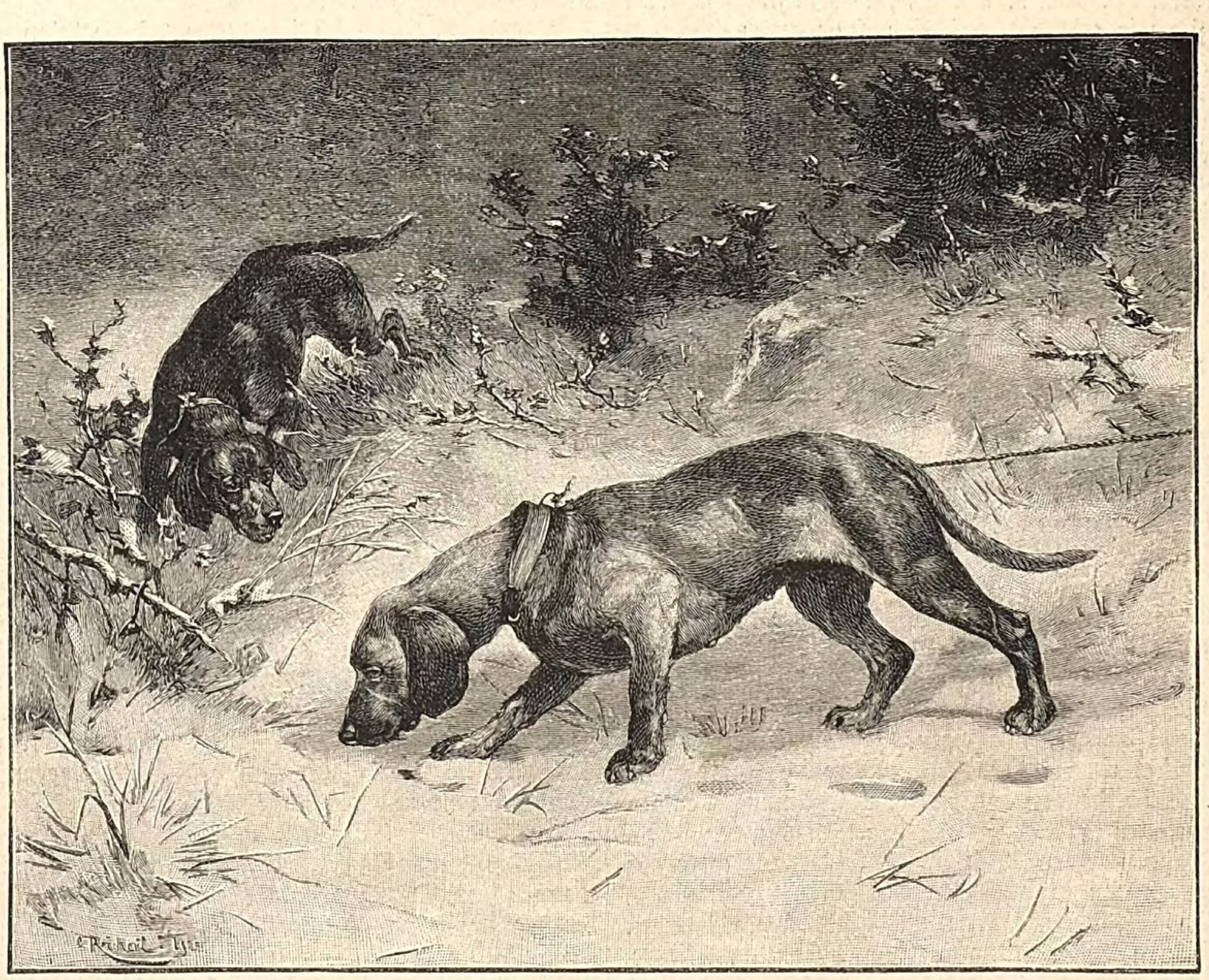
Blätter und Blüten.

Theodor Billroth †. Von Abbazia am Adriatischen Meer brachte der Telegraph am 6. Februar die Trauerkunde, daß dort Professor Theodor Billroth, der berühmte Vertreter der Chirurgie an der Wiener Universität, unerwartet rasch seinem reichen Wirken durch den Tod entrissen wurde. Was der Verstorbene für seine Wissenschaft, für die leidende Menschheit geleistet, das hat Professor von Bergmann mit berufener Hand in Nr. 34 des Jahrgangs 1892 der „Gartenlaube“ ausführlich geschildert. Wir dürfen uns daher an dieser Stelle darauf beschränken, unsere Leser auf jenen Artikel und das Bild, das ihm beigegeben war, zu verweisen. Die medizinische Wissenschaft wird Billroth stets zu ihren leuchtendsten Sternen zählen.

Othello und Desdemona. (Zu dem Bilde S. 121.) Das Bild von Muñoz Degrain stellt uns die Scene dar, welche der Katastrophe des Shakespeareschen Trauerspiels „Othello“ vorausgeht: wir sehen den eifersüchtigen Mohren, wie er die Vorhänge des Bettes seiner Desdemona zurückschlägt, um ans Werk der Strafe, der Rache zu gehen. Hat doch der heimtückische Jago das unschuldige Weib Othellos schmählicher Untreue bezichtigt: das bei Cassio gefundene Schnupftuch war für Othello ein unwidersprechliches Beweisstück, daß Desdemona ihn verraten hatte. Und damit Cassio nicht widersprechen, nicht die Wahrheit enthüllen konnte, hatte Jago dafür gesorgt, daß ihm der Mund auf ewig geschlossen wurde. Othellos Eifersucht hat sich bis zum Wahnsinn gesteigert; er will die Schuldige strafen, wie sie es verdient. Und doch — als er sie so daliegen sieht, friedlich, harmlos mit dem Engelsangesicht, das von keiner Schuld, von keiner Unruhe der Leidenschaft spricht, da bannt ihn der Liebreiz des anmutigen Weibes, und wenn auch sein Entschluß, ein strenges Strafgericht zu halten, nicht erschüttert wird, so ist doch seine Seele auch von weichen Gefühlen bewegt, und indem er Desdemona immer wieder küßt, ruft er aus:

„O würz'ger Hauch, der selbst Gerechtigkeit
Ihr Schwert zu brechen zwingt! — Noch einen! einen!
Sei, wann du tot bist, so, dann töt' ich dich
Und liebe dich nachher — noch einen und den letzten!
So süß war nie so tödlich. Ich muß weinen.
Doch sind's grausame Thränen; dieser Schmerz
Ist wie des Himmels, strafend, wo er liebt.“

Der Maler hat uns diesen inneren Kampf in der Brust des schwarzen Feldherrn, diese plötzliche Hemmung des unerschütterlichen Entschlusses in der Haltung und den Gebärden desselben ebenso anschaulich dargestellt wie die Holdseligkeit und Unschuld der schlummernden Desdemona. †



Auf dem Anschuß.

Nach einem Gemälde von C. Reichert.

Auf dem Anschuß. Es war in der Nacht „eine Neue“ gefallen, ein Ereignis, welches jeder Jäger freudig begrüßt. Frischer Schnee ist für ihn ein interessantes Jagdregister, in das alle Waldgeheimnisse vom Wilde selbst mit leicht von jedem Jägerauge zu entziffernden Fährtenhieroglyphen eingetragen sind. Trotzdem war für mich, als ich mit meinem Freunde beim ersten Morgengrauen durchs Feld dem Walde zuschritt, der frischgefallene Schnee durchaus unerwünscht, weil er uns eine gute Schweißfährte, welcher wir auch ohne Hund leicht zu hätten folgen können, drei Zoll tief bedeckt hatte. Aber mein Freund hatte wie immer guten Mut und erklärte, daß seine Blondine, eine rote Schweißhündin hannoverscher Jägerhofrasse, die Schweißfährte fast genau so gut ausarbeiten und uns zum Hirsche bringen würde, als wenn kein neuer Schnee auf den alten gefallen wäre. Die Geschichte war kurz folgende: Wir waren am vorhergehenden Nachmittag gegen die Dämmerung hin an eine Stelle gekommen, wo ein Hirsch ganz frisch aus hohen Fichten in lichten Wald getreten war, und da ich die Wechsel nicht kannte — ich war zum erstenmal auf diesem Revier — hatte mein Freund sich angestellt und ich folgte der Fährte, um „ihm den Hirsch anzugehen“ (zuzutreiben). So geräuschlos als möglich kroch ich unter den durch Schneeanhang heruntergebeugten und durcheinandergewirrten dünnen Buchenstangen hinweg der Fährte in allen ihren Windungen bergunter und bergauf nach. Jetzt kam ich an einen sehr spärlich mit Buschwerk bewachsenen Heidekopf, und sofort wurde mein Auge von einem grauen großen Felssteine angezogen, der unmittelbar hinter dem Rücken der Anhöhe zu liegen schien. Merkwürdig — es regte sich kein Lüftchen, alle Zweige hingen voll Schnee und trotzdem lag auch nicht der leichteste weiße Schimmer auf dem Felsblock. Ich war stehen geblieben und wollte mir gerade mit dem Glase den wunderbaren Stein genauer betrachten — — da bewegte es sich plötzlich vor demselben in die Höhe und frei vor der graukalten Abendluft hob sich Kopf und Geweih des Hirsches ab — kaum 80 Schritt von mir entfernt. Er stand halb spitz mit den Hinterläufen tiefer als vorn, so daß ich, als er den Kopf wieder zum Aesen gesenkt hatte, über den Heiderücken weiter nichts sehen konnte als das Blatt, welches wie ein fast dreieckiger grauer Fels aus der weißen Schneelandschaft sich abhob. Für mich war's auch genug. Rasch lag der Kolben der Büchsflinte an der Backe und im schneegedämpften Knall flog der Hirsch in hoher Flucht über den Pulverdampf, jagte in wildester Hast der Berglehne entlang und war dann im dichten Gebüsch verschwunden.

Auf dem Anschuß lagen Schnitthaare, und bei der zweiten Flucht war von beiden Seiten der Schweiß weit neben die Fährte gespritzt und leuchtete auf dem Schnee in der vom Weidmann so sehr geliebten rosigen Farbe. Mein Freund war bald zur Stelle, und da es zu dunkeln anfing und es zu spät zur Nachsuche war, wurde beschlossen, erst heute früh der Schweißfährte zu folgen.

Wir waren auf dem Anschuß. Alles verweht — keine Fährte, kein Schweiß. „Such' verwundt, Blondine!“

Die Hündin schwärmte am abgedockten Schweißriemen die Stelle ab, wohin der Hirsch gezogen war, und setzte dann die Nase auf den Schnee, sich fest in den Riemen legend. Mein Freund faßte mit der Linken die Hündin in die Halsung, scharrte den Schnee etwas fort — — da lagen die roten gefrorenen Schweißkügelchen und mit: „Hast recht, Blondine — vorhin!“ gab er ihr Riemen und nun ging's:

„Ueber Felsen und über Herte,
Ueber Dürre und über Gras,
Wohin der Hirz des Nachtes was
Gestrichen und geflohen vor — —“

wie Gottfried von Straßburg in „Tristan und Isolde“ bei ähnlicher Gelegenheit singt — — bis hin zu der Stelle, wo unter einer alten hohlen Eiche, halb in einen jungen Fichtenhorst gedrückt, verendet und steifgefroren, die Kugel mitten auf dem Blatte, der Zehner-Kronenhirsch saß. Karl Brandt.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 9. 1894.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Im Val di Sasso bei Bordighera.

Nach einer Originalzeichnung von H. Nestel.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(8. Fortsetzung.)

Von **Ludwig Ganghofer.**

Sigenot ging mit der Axt auf seinen Jahrbaum zu und Rötli folgte ihm. Dreimal umschritt er den Baum, ihn jedesmal berührend mit der Hand. Dazu murmelte er:

„Der Baum wachst, der Baum lebt, ist gewachsen und steht,
Gradschlächtig und stark, gesund im Mark,
In der Wurzel fest, mit Laub und Aest'.
Heb' Dich und streck' Dich, hüt' Dich und deck' Dich —
Hast Sonn' und Regen, nutz' den Segen!
Wie die Steiner im Bach laufen die Jahr' einander nach —
Eins gewinnst und eins verlierst —
Halt' aus, daß die Kerb' nicht spürst!"

Beim letzten Wort hatte Sigenot die Axt geschwungen, und das blitzende Eisen schlug in den dreißigjährigen Baum, daß der schlanke Stamm erzitterte vom Wipfel bis in die Wurzeln. „Aber was thust denn? Was thust denn?" stotterte Rötli und wollte den Arm des Bruders fassen. Doch da fiel schon der zweite Hieb, die Rindensplitter und Späne sprühten, und weiß, fast bis ins Mark hinein, klaffte am Baum die Kerbe.

„Aber schau doch, schau, Du hast ja Dein Bäuml bis hinein ins Leben geschlagen!" jammerte Edelrot, und die hellen Zähren traten ihr in die Augen. Sigenot ließ die Axt sinken, starrte die klaffende Kerbe an und murmelte: „Wenn's der Baum verwindet, verwind' ich's auch!"

Er wollte gehen; aber Rötli umklammerte seinen Arm. „Ja was hast denn auf einmal? Was ist Dir denn geschehen? Man möcht' ja meinen, Du wärst seit gestern ein anderer worden! Ist Dir denn 'was?"

Wortlos schüttelte Sigenot den Kopf; doch als ihm Rötli den Weg vertrat, warf er die Axt beiseite, umschlang die Schwester und drückte sie mit zitternden Armen an die Brust. Sie war so erregt, so erfüllt von Angst und Sorge, daß sie weinen mußte. „Thu' nicht weinen, Rötli, schau, ich bitt' Dich, nur nicht weinen thu'!" flüsterte er und streichelte ihr Haar. „Sei mir nur Du nicht harb, nur Du nicht! Schau, ein andermal vergeß' ich nimmer, daß ich Dein Bruder bin!"

Sie blickte auf, und als sie ihm in die Augen sah, verstand sie seine Worte; und da lächelte sie unter Thränen, hob sich auf die Fußspitzen und faßte sein Gesicht mit beiden Händen. „Wie magst nur denken, daß ich Dir harb sein könnt'! Hast mich denn nicht heimgeholt aus Wetter und Wasser? Hätt' ich denn nicht versinken müssen ohne Dich? Wir all beid' miteinander . . . ich und die Recka?" Sie wollte weiter sprechen, doch er drückte sie an sich, daß ihr der Atem fast verging, und schloß ihre Lippen mit einem Kuß. Dann ging er auf das Haus zu und nahm den langen fünfzackigen Näbiger* von der Balkenwand.

„Willst denn heut' noch fort?" fragte Rötli. „Schau, es geht ja schon auf den Abend zu."

„Mich leidet's nicht in der Ruh', ich muß schaffen!" sagte er und stieg, den Näbiger auf der Schulter, zum See hinunter.

Mit verlorenem Blick sah ihm die Schwester nach. Langsam streifte sie mit der Hand über die Stirne. „Wenn ich nur wüßt', was er hat! Ich muß doch den Ruedlieb fragen!"

Sigenot erreichte das Ufer und löste den Waldschragen; mit dem einen Fuß das kleine aus Schilf und Stangen gefügte Floß betretend, stieß er mit dem anderen das leichte Fahrzeug von der Lände ab. Fast lautlos glitt der Schragen über das Wasser hin; mit der Stange des Näbigers trieb ihn der Fischer am Saum des Röhrichts entlang, gegen den Ausfluß der Ache hin, immer langsamer und leiser. Mit scharfem Blick spähte er in die klare Flut, deren nicht allzu tiefer Grund von Moos und Algen wirr überwachsen war; die dünnen blaßroten Stengel der Seerosen durchspannen das Wasser, gleich den Fäden eines Netzes. Jetzt verhielt Sigenot durch einen Druck der Stange das Fahrzeug. Langsam und lautlos, den straff gespannten Körper kaum bewegend, hob er den Näbiger und drehte allmählich die eisernen Widerhaken nach unten, daß ihre scharfen Spitzen fast den Seespiegel berührten. Er zielte und warf. Das Wasser spritzte auf, und zischend fuhr der Näbiger in die Flut. Mit jähem Ruck riß Sigenot die Stange wieder in die Höhe — der Wurf war geglückt, am Eisen zappelte ein schwerer Hecht. Mit einem flink und sicher geführten Faustschlag tötete Sigenot den Raubfisch, löste ihn von den Haken und warf ihn hinter sich. Dann trieb er den Schragen weiter . . .

Die Schatten wuchsen, und der rote Schimmer des Abends leuchtete über dem Thal. Edelrot hatte das zum Bleichen ausgelegte Hanftuch ins Haus getragen. Nun stand sie vor ihres Bruders Jahrbaum; sie füllte die tiefe Kerbe, welche Sigenot geschlagen, mit harzvermischtem Wachs und überband die wunde Stelle dicht mit Bast.

Wicho verließ den Hof, das Lägel auf dem Rücken; er trug die Ferchen davon, welche Sigenot am Morgen gefangen — sie waren für den Schönauer bestimmt, als Zahlung für einen Packen Hanf. Noch vor der Dämmerung erreichte Wicho die Schönauer Felder. Da blieb er stehen und lauschte. Ein leiser sanfter Klang kam aus der Ferne her durch die stille Luft geschwommen . . .

Beim Lokistein tönte die Glocke.

Bruder Schweiker zog den Strang und läutete den ersten Feierabend ein. Er trug nicht die Kutte, sondern das Arbeitskleid, den kurzen ärmellosen Leinenjanker, und von allen mochte wohl er selbst des Feierabends und der Ruhe am meisten bedürftig sein. Wie ein Stier, wuchtig und ausdauernd, hatte er geschafft den ganzen langen Tag und mit Hilfe der Knechte ein tüchtiges Stück Arbeit zuwege gebracht. An die dreißig mächtige Fichten lagen am Waldsaum schon gefällt, entästet und zu Balken von jener Länge zerschnitten, wie sie der Klausenbau erforderte. Auch Pater Waldram hatte mitgeholfen bei diesem Werk; doch seinen von Kasteiung und Fasten entkräfteten Körper hatte, lange schon vor dem Abend, die Erschöpfung befallen; beim Schleifen eines Balkens war er ohnmächtig niedergesunken. Man hatte ihn ins Zelt getragen, aufs Moosbett gelegt und mit Trank und Speise gelabt; dann hatte tiefer Schlummer ihn überkommen, aus dem auch der Klang der Abendglocke ihn nicht zu wecken vermochte.

Auch Bruder Wampo hatte nicht gefeiert und manch ein Tröpflein frommen Schweißes vergossen; ihm war es zugefallen, die Zelte aufzurichten, die Mooslager zu rüsten, die Reisighütten für die Knechte und Saumtiere zu bauen, die Ballen auszupacken, ihren Inhalt zu bergen und in trockenem Grund eine Grube auszuwerfen, um darin das Fäßlein mit dem Meßwein und die Mundvorräte zu verwahren. Diese letzte Pflicht seines Amtes hatte er mit der größten Sorgfalt und mit ganz besonderem Eifer erfüllt. Nun stand er zwischen den Zelten beim flackernden Feuer und kochte den Imbiß für den Abend, ein mageres Mahl: Sterz mit Bohnenmus; doppelt mager, denn der Sterz war mit Wasser angerührt. Bruder Wampo hatte es sich und den Seinen wohl besser vermeint; doch als er mit der Kanne durch den Wald davonspringen wollte, hatte ihn Eberwein angerufen: „Wohin, Bruder?"

„Vom Hang dort oben hab' ich eine Bauernhuf' gesehen, die nicht gar weit liegt. Ich will hinüberspringen."

„Weshalb?"

„Um für Gottes Dank ein Kännlein Milch zu begehren. Wir haben Sterz auf den Abend."

„Bleib' nur! Wir alle sind müd' und hungrig von der Arbeit; da wird uns der Sterz auch mit Wasser schmecken!"

„Aber mit Milch ist er besser!"

„Mit Wasser gesünder. Und ich will nicht, daß die Leute im Gadem sagen sollen: Heut' sind sie gekommen — man merkt's, denn sie verlangen schon. Wir wollen geben, Bruder, nicht nehmen."

Bruder Wampo blies die Backen auf und ging mit der Kanne zur Quelle, um Wasser zu schöpfen. „Geben?" brummte er. „Möcht' wissen, von was?" Er warf einen langen Blick zu der Grube hinüber, in welcher die Vorräte geborgen lagen. „Zwei kurze Wochen, und wir haben selber nichts mehr. Dann werden wir halt doch wohl nehmen müssen . . . oder die heilige Zeit geht an!" Er seufzte tief. Als er mit der gefüllten Kanne zu den Zelten zurückkehrte, schien plötzlich auch er, der doch kurz zuvor noch so flink und hurtig gesprungen war, die Müdigkeit zu spüren; denn er ließ das runde Köpflein hängen und schlürfte mit den Füßen. Den Blick zur Seite gewandt, ging er an Eberwein vorüber, der die unterbrochene Arbeit schon wieder aufgenommen.

* Fischspeer, dessen langer Schaft zum Fortbewegen des Flosses diente.

Das erste, was der Pater nach der Messe begonnen hatte, stand lange schon vollendet: über dem zum Altar geweihten Heidenstein erhob sich das weiße Kreuz, in welches Eberwein den halb verbrannten Eichstamm mit der Axt verwandelt. Dann hatte er, Richtscheit und Meßschnur führend, den Grundriß der Klause und des Kirchleins abgesteckt und mit dem Spaten die Mauerfurchen ausgehoben; schwarz zogen sich die breiten Streifen durch den grünen Rasen und zeigten die Einteilung, welche die Klause erhalten sollte — einen größeren Mittelraum und ihm zur Rechten und Linken je zwei kleinere Kammern; an die Rückwand der Klause sollte das Kirchlein sich anlehnen, mit den Balkenmauern seiner länglichen Halle den zum Altar geweihten Heidenstein und das Kreuz umschließend. Als der letzte Stich mit dem Spaten gethan war, hatte Eberwein im Wald einen jungen Ahornstamm gefällt und aus ihm ein mannslanges Stück herausgeschlagen, mit zwei kreuzförmig stehenden Aststümpfen. Auf der Schulter hatte er das schwere Holz zu den Zelten getragen und begonnen, es mit Hammer und Meißel zu behauen. Und als jetzt der Abend dämmerte und Bruder Schweiker die Glocke zog, trat aus dem weißen Holze schon in rauhen Formen das entstehende Bildnis hervor — das Abbild des Gekreuzigten. Beim ersten Glockenton legte Eberwein Hammer und Meißel nieder und faltete die Hände im Schoß; seine Augen streiften die schwarzen Furchen, die er gezogen, das Gewirr der gefällten Bäume am Waldsaum, von welchem die Knechte mit geschulterten Beilen einherkamen, und den Blick zu dem vom letzten Sonnenglanz umflossenen Himmel erhebend, sagte er lächelnden Mundes: „Nisi Dominus aedificaverit domum, in vanum laboraverunt, qui aedificant eam.“*

Die Glocke schwieg; Eberwein erhob sich und trug das begonnene Schnitzwerk unter das Zelt. Als er dann mit den Brüdern den Imbiß genommen hatte, ordnete er für den kommenden Morgen die Arbeit an und begab sich zur Ruhe. Die Knechte schlüpften unter die Reisighütten. Schweiker und Wampo standen noch beim erlöschenden Feuer und spülten die Geschirre.

Die graue Dämmerung kam; am Waldsaum verstummten die letzten Vogelstimmen, und ein zarter Nebel dampfte aus dem Weiher; nahe seinem Ufer trat ein Reh unter den Bäumen hervor. Es stutzte beim Anblick der weißleuchtenden Zelte und des roten Feuerscheines, wandte sich mit langen Sprüngen zur Flucht, und laut schreckend verschwand es im dunkelnden Wald.

„Was war denn das?“ fragte Wampo.

„Ein Reh muß dagewesen sein.“

„So? Das ist aber auch alles, was heut' gekommen ist.“

„Gelt? Ich hab' auch schon dran gedacht!“ flüsterte Schweiker. „Nicht ein einziger hat sich schauen lassen. Wie man die Raitenbucher Klaus' gezimmert hat, da war ich auch dabei, und da sind sie aufs erste Läuten haufenweis gekommen, Männer, Weiberleut' und Kinder. Und heut' keine Seel'! Was sagst?“

„Was ich schon lang' gesagt hab': eine schieche Gegend, das! Paß nur auf, was man da noch alles erleben wird! Es fangt schon gut an heut'!“ Mit unmutigem Griff packte Wampo eine hölzerne Schüssel und scheuerte mit dem nassen Grasbüschel drauf los, als hätte er die ganze böse Gegend unter seinen Händen. „Sterz mit Wasser . . . gleich am ersten Tag!“

Schweiker überhörte die letzten Worte; er starrte in die Kohlen, dann sagte er langsam: „Vielleicht hausen die Leut' so weit auseinander, daß sie das Glöckl nicht haben hören können.“

„Laß mich aus! Das Glöckl ruft eine halbe Stund' weit. Es hat halt keiner kommen mögen. Die Heidenschüppel, die unchristlichen! Denen wird man den Gottesglauben auch mit dem Muslöffel eingeben müssen.“

Schweiker schüttelte den Kopf. „Steht ja der Wald herum wie eine Wand . . . so eine Wehr frißt halt den Hall. Wirst sehen, sie haben das Glöckl nicht gehört. Wie die andern sind, weiß ich nicht, aber eine — wenn die das Glöckl gehört hätt', die wär' gekommen!“

Da lauschten sie alle beide. Ferne Stimmen klangen im Wald; es waren Wazemanns Söhne, die sich anriefen zum Heimritt. „Es müssen doch Leut' in der Näh' sein!“ murmelte Schweiker.

Während sie noch lauschten, tauchte hinter den fernen schwarzragenden Bergen die fast volle Scheibe des Mondes empor und warf einen blassen Schimmer über die Lichtung. „Lug' hin, Bruder, lug' hin,“ stotterte Wampo und deutete mit dem Arm, „sell rührt sich 'was!“

„Wo?“

„Beim Kreuz! Und schleichen thut's wie ein Wolf!“

Schweiker packte die Axt und rannte mit langen Sprüngen hinaus in den Mondschein. Am Waldsaum sah er einen Schatten gleiten, er schwang die Axt zum Wurfe, doch mitten im Schwung hielt er inne, wie versteinert. Hinzula stand vor ihm. „So, schön . . . wenn ich jetzt geworfen hätt'!“ stotterte er. „Ja Dirnlein, sag' nur, wie kommst denn Du daher?“

„Hast ja geläutet!“ lispelte das dünne Stimmlein.

„Aber ich hab' doch auch geläutet zur Meß'. Warum bist denn nicht am Tag gekommen?“

„Da hab' ich nicht her dürfen! Ich hab' warten müssen, bis...“

Er unterbrach sie. „Aber das ist doch jetzt keine Zeit, bei der ein Kindl . . . will sagen: ein Dirnlein wie Du noch umlauft im wüsten Wald.“ Er trat zur Seite, denn sein Schatten fiel schwarz und breit über Hinzulas schmächtige Gestalt; doch auch im vollen Mondschein wurde ihr Gesicht nicht heller; wie ein dunkler Kohlklumpen war es anzusehen — nur die Augen glänzten.

Eine Weile standen sie schweigend voreinander; dann sagte er, einen salbungsvollen Ton versuchend: „Geh' heim, Dirnlein, denn ich muß Dir sagen: es ziemet sich gar nicht für mich, daß wir da bei einander stehen in mondscheiniger Zeit . . . wenn auch gleich die guten Heiligen vom Himmel herunterschauen dürften auf uns all' beid'. Geh' heim! Und komm' ein andermal bei Tag!“

„Thust morgen wieder läuten?“

„Wohl wohl!“

„Nachher komm' ich!“ fuhr es mit flinkem Wort über ihre Lippen. „Ich fürcht' mich nicht . . . und ich find' schon einen Weg.“

Diese Worte waren freilich anders gemeint, als Schweiker sie deutete. „Brav, Dirnlein, brav! Gottes Weg' darfst allweil gehen ohne Furcht! Ja, Dirnlein, komm nur! Dann will ich einmal scharf nachschauen, wie's bestellt ist mit Deinem Seelgerät.“

„Mit was?“ stotterte Hinzula.

„Mit Deinem Seelgerät!“ wiederholte er mit ernstem Ton. „Denn ich mein' schier, es müßt' bei Dir einwendig nicht viel besser ausschauen als auswendig. Wohl wohl, ich hab' schon allweil dran denken müssen. Und daß Du's nur weißt: heut' nacht hab' ich geträumt von Dir.“

„Ich von Dir auch!“

„So? Aber mein Traum wird wohl der besser' gewesen sein! Daß Du's nur weißt: Gott, der liebe Herre, ist mir erschienen im Traum und hat mir aufgegeben als gutes Werk, daß ich Dich weißwaschen soll.“

„Das hab' ich heut' schon von selber thun wollen,“ sagte sie. „Aber die Mutter hat's gemerkt, im hellen Zorn hat sie mich weggerissen vom Brunnen und hat gesagt, sie haut mir alle Knochen im Leib auseinander, wenn ich's thu'.“

Bei der unerwarteten Wendung, welche Hinzulas Rede nahm, schlug Schweiker entsetzt die Hände zusammen und rief: „Dirnlein! Dirnlein! Wenn Deine Mutter den Teufel fürchten möcht', wie sie den Dreck lieb hat, dann müßt' sie eine gute Christin sein!“ Kopfschüttelnd nahm er die Axt wieder auf, die er hatte sinken lassen, und ging davon; nach einigen Schritten rief er über die Schulter zurück. „Geh' weiter, Dirnlein, und mach', daß Du heimkommst, so lang' Dir der Mond noch auf den Weg scheint!“ Und den Zelten entgegenschreitend, murmelte er vor sich hin: „So eine Mutter! Alle Knochen im Leib! Ist das auch noch eine Mutter?“

Hinzula stand regungslos und blickte ihm nach.

Als Schweiker die Feuerstatt erreichte, auf welcher nur wenige Kohlen noch in der Asche glosteten, schlüpfte Bruder Wampo aus dem Zelt, in das er sich geflüchtet hatte. „Es muß doch kein Wolf gewesen sein . . . ich mein', ich hätt' Dich reden hören.“

Schweiker nickte nur.

„Wer ist denn nachher das gewesen?“

„Mein Saubartele!“

„Das Bartele!“ rief Bruder Wampo, als hätte er die freudigste Botschaft vernommen. „Ja warum hast mich denn nicht gleich gerufen?“ Mit hurtigen Händen tappte er auf dem dunklen Rasen umher, und als er einen Span erwischte, stieß er ihn zwischen die Kohlen und blies in die Glut.

„Aber was thust denn?“ fragte Schweiker.

Der Bruder gab keine Antwort; er blies und fauchte, bis

* „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die dran bauen.“



Feiertag
Nach einer Originalzeic



gnügen.
g von Oscar Graef.

ein kleines Flämmlein aufzuckte und knisternd den Span ergriff. Mit der flackernden Leuchte rannte er davon. Schweiker wollte ihn zurückhalten, doch Bruder Wampos Beine waren flinker als Schweikers Arme. Wampo verschwand im Mondschatten des Waldsaumes, wie ein Irrlicht gaukelte das Spanfeuer zwischen den Bäumen, und leis rufend klang seine Stimme: „He! Du! Dirnlein!“

Nach einer Weile kam er wieder, vergnügt die Hände reibend.

„Was hast denn wollen von dem Kind?“ brummte Schweiker.

„Das wirst morgen auf Mittag schon merken, wenn ich die Milchsupp' auftrag' und die Butternocken.“

„Geh, Du Bettelsack! Weißt denn auch, ob dem Kindl seine Leut' gern 'was geben?“

„Was geht denn das mich an! Um so lieber giebt das Dirnlein. Das muß ich sagen: gut stehst angeschrieben bei Deinem Bartele. Wie ich ihr gesagt hab', daß ich Hunger leiden muß, das ist bei ihr gar nicht tief gegangen. Sie hat nur gefragt: ‚Gelt, der ander' aber nicht?‘ Aber wie ich gesagt hab': ‚Wohl wohl, bei dem schreien auch schon die Frösch' im Magen‘ — da hätt'st nur sehen sollen —“

„Das ist aber doch eine Lug gewesen!“ fuhr Schweiker auf.

„Aber eine fromme, Bruder, eine fromme! Und Du hätt'st nur sehen sollen, wie sie gewirkt hat!“

Die Art dieser Wirkung schien in Schweiker keine Spur von Neugier zu erwecken. „Laß mich in Ruh'!“ brummte er, streifte den Bruder mit einem zürnenden Blick und verschwand im Zelt.

12.

Herr Waze hatte mit Recka und seinen drei jüngsten Söhnen den Abendimbiß eingenommen. Als der Tisch abgeräumt wurde, ging Recka in ihre Kammer, ohne Wort und Gruß. Der Vater blickte ihr nach. „Was hat sie denn?“

„Was wird sie haben?“ lachte Otloh. „Sorgen, wo sie einen Mann hernimmt! Sie kommt in die Jahr'.“ Er spaltete einen frisch geschnitzten Pfeilschaft, um ihn mit einer Auerhahnschwinge zu fiedern.

„Sie könnt' doch einen haben!“ brummte Herr Waze. „Der Pfleger von Hall, den wir auf der letzten Sauhatz an der Grenz' getroffen haben, hat Augen auf sie gemacht wie der Fuchs auf die Spielhenn'. Ich mein', der nähm' sie vom Fleck.“

„Der wird sich hüten!“ rief Gerold, welcher hinter dem Lehmofen ausgestreckt auf der Bank lag. „Hast denn nicht gesehen, wie sie ihm mitgespielt hat? Wie er sie küssen hat wollen beim Umtrunk, hat sie ihm die Faust auf die Brust gestoßen, daß er vor ihr einen Fall gethan hat ... aber nicht auf die Knie!“

„Ach was! Er hat doch gelacht dazu!“ meinte Herr Waze. „Wenn er ein Weib kriegen kann wie meine Dirn', so nimmt er schon diemal einen Puff mit in Kauf. Mitgeben kann ich ihr freilich nichts — dafür haben Eure sieben Mäuler gesorgt. Und wenn wir die Kuttenlupfer nicht wieder hinausbringen aus dem Gadem, können wir alle übers Jahr das Maul an den Bindfaden hängen. Wie soll ich da der Dirn' noch 'was mitgeben!“

„Sie hat's in der Faust,“ sagte Otloh, eine Feder zwischen den Zähnen, „wozu braucht sie noch 'was im Sack zu haben?“

„Hast recht!“ lachte Herr Waze und streckte die Arme mit geballten Fäusten. „Die Raff', die Raff' an ihr . . . die schlag' ich auf zwei feste Burgen an.“

Gerold kicherte hinter dem Ofen. „Ich mein', dem Haller möcht' die Leiter ausrutschen, wenn er die Burgen nehmen wollt'.“

Da lachten sie alle, sogar Eilbert, der die ganze Zeit über schweigend an einem der Fenster gestanden hatte, über den vom Mondlicht umfluteten Falkenstein hinunterspähend nach dem Fischerhaus. Jetzt rief ihn der Vater an. „Was stehst denn allweil? Bring' das Brett!“ Er putzte die rauchenden „Räuber“ von den Kerzen, setzte sich an den Tisch und füllte die geleerte Bitsche aus einem mächtigen Zinnkrug.

Mit verdrossenem Gesicht brachte Eilbert das Spielbrett und die Steine. „Was soll das Spiel gelten?“ fragte er, sich setzend.

„Ich will Dir nichts abgewinnen,“ brummte Herr Waze und begann die Steine zu stellen.

„Aber ich Dir! Um gute Wort' spiel' ich nicht; da leg' ich mich lieber schlafen.“ Er stand wieder auf.

„Wirst bleiben oder nicht!“ schrie der Alte mit dunkelrotem Gesicht und schmetterte die Faust auf den Tisch.

Eilberts Augen funkelten. „Willst wieder zuschlagen? Da mußt schon warten, bis ich wieder eine Fahlgeiß heimbring'.“

„So redst Du mit Deinem Vater? Dir will ich!“ Herr Waze stürzte auf seinen Buben zu. Aber Gerold und Otloh sprangen auf und warfen sich zwischen die beiden.

Aus dem Hof herauf klang Stimmenlärm und Pferdegetrappel. „Die Buben kommen!“ rief Herr Waze, und jählings allen Zorn und Streit vergessend, eilte er in die Vorhalle.

Henning, Sindel, Rimiger und Hartwig stiegen von den Rossen. Sie kamen über die Freitreppe empor, auf welcher das helle Licht des Mondes lag, und da standen sie nun in der Halle beisammen, Herr Waze und all seine Buben. Henning erzählte. Keinen Schritt und keinen Beilhieb hatten die Klosterleute gethan, von welchem die vier Späher nicht zu berichten wußten.

„Und wie haben sich die Leut' dazu gestellt?“

„Vier hab' ich heimgeschickt,“ lachte Rimiger, „und mein', das Wiederkommen wird ihnen verleidet sein.“

„Mir ist der Eigel in die Händ' gelaufen,“ sagte Sindel.

„Mir auch!“ fiel Hartwig ein. „Aus der Strub sind die Leut' heraufgestiegen, von der Aschau sind sie herübergekommen — und gefragt haben sie mich auch noch, wo denn das Glöckl geläutet hätt'. Aber ich hab' ihnen Füß' gemacht!“

„Und Du, Henning?“

„Ich hab' dem Greinwalder Schmierfink eins über das Fell gestrichen. Was ich sonst noch gethan hab', das wird sich weisen ... ich mein', der Tag bringt's auf.“ Lachend trat er in die Stube. Da stand seine Schwester Recka vor ihm und warf ihm die beiden Teile eines zerknickten Pfeilschafts vor die Füße.

„Schwester! Was soll das?“

Hinter Henning erschien Herr Waze in der Thür.

„Wenn Dein Aug' die Pfeilbahn nicht messen kann,“ sagte Recka mit kaltem Ton, „so schieß' ein andermal mit Hennenfedern. Die fliegen nicht weiter, als Du sehen kannst!“

Henning starrte die Schwester an; dann hob er den entzweigebrochenen Schaft von der Erde; seine Augen erweiterten sich ... er erkannte seinen Pfeil.

„Soll ich bald wissen, was das bedeutet!“ schrie Herr Waze.

„Unter dem Lokistein, im Wald, hat er den Pfeil geworfen ... ich weiß nicht, auf was. Aber gefehlt hat er, und der Pfeil ist hinuntergeflogen gegen die Ache, dem Fischer am Hals vorbei. Er hat ihn aus dem Wasser geholt, und zum Gespött hat er ihn heimgetragen auf der Kappe.“ Es zuckte um Reckas Lippen, sie wandte sich ab und verließ die Stube.

Herr Waze lachte. „Das hätt' ich mir denken können! Wo Du hingreifst mit Deinen zwei linken Händen, da kommt allweil eine Dummheit heraus!“ Er trat auf Henning zu und dämpfte die Stimme. „Was hast denn gemacht?“

„Er hat geangelt und hätt' mir nicht besser stehen können. Ich hab' gemeint, der Schuß wirft ihn ins Wasser . . . es war eine reißende Stell', das Wasser hätt' ihn fortgetragen . . . und mir ist nach dem Schuß noch gewesen, als hätt' ich ihn fallen sehen.“

„Und da hast Du Reißaus genommen, Du feiner Held? Und derweil ist der Fischer ins Wasser gesprungen und hat den Pfeil gefischt! Schäm' Dich, Henning! Fehlen! Aber ich weiß schon ... auf den Fischer hast gezielt, und seine Schwester hast im Aug' gehabt, an die Du Dich nicht antraust, so lange der Bruder lebt!“

„Gieb mir vier Leut', Vater,“ sagte Henning mit bleichen Lippen, „ich heb' ihn aus in der Nacht!“

„Fällt mir ein! Damit morgen ein Geschrei wär' im ganzen Gadem und die Kuttenlupfer gleich eine Ursach' hätten, die Herren herauszudrehen und sich ins Mittel zu legen? Es geht nimmer auf geradem Weg — wir müssen Umweg' machen. Soll's geschehen, so muß es sein in der Still'. Paß ihn ab, wenn er über die Seewänd' hinsteigt und die Legangeln . . .“

Hennings Brüder traten in die Stube, und Herr Waze verstummte. „Warum redest nicht weiter?“ flüsterte Henning. „Die andern dürfen doch wissen . . .“

Herr Waze schüttelte den Kopf. „Viele Hund' stellen das Wild, aber viele Treiber verschreien die Jagd. Die Hund' wider den da drunten mußt da drin haben.“ Er stieß mit der Faust an Hennings Stirn. „Du hast den Bären scheu gemacht — jetzt plag' Dich auch und spür' ihm die neuen Wechsel ab, die er suchen wird. Und noch eins! Laß die Dirn' auf ihrer Meinung, als wär's ein Zufall gewesen. Sie soll nicht wissen, was vorgeht.“ Ueber Wazes Lippen zuckte ein irres Lächeln, und sein Gesicht wurde düster. „Sie hat manchmal einen Blick, der mich

an ihre Mutter mahnt . . . und es geht mir in die Gedärm', wenn sie mich anschaut mit solchen Augen."

Die alte Ulla trat in die Stube und deckte für die Nachzügler den Tisch. Die Krüge wurden gefüllt und auf den Lichtreif neue Kerzen gesteckt. Lärm und Gelächter füllte die Stube, während draußen die stille Mondnacht ihren schimmernden Zauber wob. Ein zitterndes Leuchten lag über dem See, den der laue Windhauch der Sommernacht mit winzigen Wellen überkräuselte. Manchmal ließ sich das Quaken einer Wildente hören, und im Schilf um den Bidlieger raschelte es zuweilen und plätscherte das Wasser; eine fischende Otter stieg ein und aus — „Der Bid geht um", hätte Rötli gesagt.

Stille Stunden vergingen, und Mitternacht war nahe. Da knirschten Tritte im Sand der Lände, und ein Wanderer mit weitausholendem Stab überschritt den freien Platz. Eigel war es, der als Thingbot' zu den Almen stieg. Auf rauhen Pfaden wanderte er, dem Falkenstein und Wazemanns Haus gegenüber, den steilen Hang der Seeberge empor; mit spärlichen Lichtern fiel der Mondschein durch die Bäume auf seinen Weg.

Es wollte die Nacht sich schon zum Morgen neigen, als Eigel auf der abgeplatteten Höhe des Berges die erste der Almen erreichte. An drei Hütten schritt der Kohlmann vorüber; über eine weite Halde führte der Weg zur nächsten Hütte, darin die beiden Sennen hausten, welche Sigenot, dem Fischer, hörig waren; Kühe lagen im Gras umher und drehten die Köpfe nach dem einsamen Wanderer. Mitten im Almfeld brannte ein loderndes Feuer, das vom Almenwächter die ganze Nacht hindurch geschürt wurde, um die streifenden Raubtiere zu verscheuchen.

Die Sterne begannen zu erlöschen und eine fahle Helle schlich über die östlichen Bergzinnen empor, als Eigel sich der letzten unter allen Hütten näherte. Ein rötlicher Feuerschein leuchtete aus der kleinen Fensterluke.

„Schau, das sind fleißige Leut'!" murmelte der Kohlmann. „Die warten nicht, bis der Tag wecken kommt!" Er beschleunigte seinen Schritt, und bald hörte er aus der Hütte den lauten Klang zweier Stimmen. Aber das war nicht die ruhige Zwiesprach', wie man sie halten mag vor Beginn des Tagwerks, das klang wie Zank und Streit. Je näher Eigel kam, desto deutlicher unterschied er eine kreischende Weiberstimme und die rauhe Kehle eines Mannes, er hörte Schimpfworte, ausgestoßen in keifendem Zorn, er hörte das Rasseln fallender Holzgeschirre und ein Klatschen, als gäb' es Hiebe. Eigel begann zu laufen, doch als er über den letzten Hang emporeilte zur Hütte, that die Thür sich auf. „Schlagen willst? Schlagen? Wart', das vertreib' ich Dir!" klang die kreischende Weiberstimme, und über die vom Herdfeuer rot erleuchtete Schwelle kam ein schwarzer Klumpen herausgeflogen in die graue Dämmerung des Morgens. Die Thür wurde zugeschlagen und der Riegel knarrte, während Eigel den an die Luft Gesetzten mit beiden Armen auffing.

„Zeit lassen, Kaganhart, Zeit lassen!" rief der Kohlmann lachend. „Das ist lieb von Dir, daß Du mir entgegenkommst! Aber gar so tummeln braucht'st Dich nicht!"

Keuchend richtete der Bauer sich auf, hob die Fäuste und schrie gegen die Hütte: „So ein Schandweib! So eine Trud und Nachthex'!"

Eigel drückte ihm die Hand auf den Mund und zog ihn mit sich fort, um aus dem Hörbereich der Hütte zu kommen. Aber es währte lange, bis Kaganhart sich so weit beruhigte, daß er auf Fragen hörte und Antwort gab. Während sie nun auf dem Rand eines ausgehöhlten Baumstammes saßen, in welchem eine spärlich sickernde Quelle zum Trank für die Kühe gesammelt wurde, erzählte der Bauer: „Seit gestern mittag hat der Streit kein End' mehr. Ich bin vom Schönauer heimgelaufen und hab' gemeint, sie sollt' 'was hergeben für die Gottesleut' . . . aber da bin ich schön angekommen! Geschrien hat sie und ist umgefahren im Haus wie eine Schwarzalfin im Feuerloch. Und wie wir heraufgestiegen sind auf die Alben — den ganzen Weg über hat ein Wörtl das ander' gejagt."

„Hast halt auch gebockt und ungut geredet, gelt?"

„Da soll einer stillhalten können! Ein Berg ist gewiß ein guter Kerl, der sich viel gefallen laßt — aber schrei' einen Berg an, er schreit halt auch zurück! Ich sag' Dir, die ganze Nacht war kein Fried' nimmer, und kein Aug' hab' ich zugemacht. Auf die Letzt', wie ich's gar nimmer ausgehalten hab', bin ich aufgesprungen, und daß mir die Zeit vergeht, hab' ich Feuer geschürt. Und da springt sie auch wieder auf und fangt ein Schelten an, weil ich das Holz verbrenn', das man so weit hertragen muß über die Alben . . . und wie sie gar nimmer aufhört, fahrt mir der Zorn in die Fäust' und ich pack' einen Besen . . ."

„Den Stiel aber, mein' ich, hat sie erwischt und hat ihn umgedreht!"

Kaganhart brummte etwas, während der Kohlmann aus vollem Halse lachte. „Nur gut, Bauer, daß ich bei der Hand gewesen bin . . . Steinplatten liegen vor Deiner Hüttenthür, da hätt'st mit Deiner Nas' an einer harten Blum' riechen müssen!"

„Vergelt's, daß Du mich bewahrt hast davor!" dankte der Bauer gutmütig. „Aber was führt Dich denn auf die Alben, mitten in der Nacht?"

Eigels Züge wurden ernst. „Schier mein' ich, ich sollt' eine Ausred' sagen und bei Dir vorbeigehen. Denn wer nicht aufkommt wider sein Weib, wird auch nimmer seinen Mann stellen bei Thing und Rat."

Der Bauer erhob sich. „Als Thingbot' kommst? Thu' mir keine Unehr' an! Stell' mich hin vor zehn Mannerleut' und ich halt' meinen Platz . . . aber gegen die da drin kommt auch ein anderer nicht auf. Da kannst von Wutes Helden einen laden . . . wenn meine Hilmtrud' das Züngel vom Leder zieht, lauft er heim in den Untersberg, daß er die goldenen Panzerschuh' verliert! Lad' mich, Eigel! Thu' mir keine Unehr' an!"

Der Kohlmann zog das Messer aus der Kotze, berührte mit dem Heft die Brust des Bauern und sagte seinen Spruch. Kaganhart legte die Schwurfinger an das Messer. „Heut' über zwei Nächt', wenn Vollmond einsteht! Ich hab's gehört und schweig'. Fahr' weiter, Thingbot'!"

Eigel wollte gehen, doch der Bauer hielt ihn an der Kotze zurück. „Kohlmann, thu' mir eins zulieb! Geh' mit hinein in den Kaser! Wenn ein Dritter dabei ist, halt' sich mein Weib doch ein lützel im Zaum . . und ich komm' über das erste Wörtl weg."

„Meinethalben!"

Und sie gingen der Hütte zu. Kaganhart pochte an die Thür. „Thu' auf, Weib! Thu' auf!" Nur das Geprassel des Herdfeuers ließ sich aus der Hütte vernehmen. Ungeduldig rüttelte der Bauer an den Bohlen. „Weib! Wirst aufthun oder nicht?"

Aber in der Hütte blieb es still, und der Riegel wollte sich nicht rühren. Unter einem zornigen Fluch schmetterte Kaganhart die beiden Fäuste gegen die Thür. In der Hütte polterte ein hölzernes Geschirr, während Eigel flüsternd sagte: „Wenn sie Dich so fluchen hört, thut sie freilich nicht auf. Geh' weg, ich will ihr ein gutes Wörtl geben!" Mit dem Ellbogen schob er den anderen beiseite, trat auf die Schwelle und legte den Mund an einen Spalt der Bohlen; im gleichen Augenblick aber that die Thür sich auf, und ein nasser Hanftuchfetzen, der zum Klären der Milch gedient, flog dem Kohlmann um die Ohren, daß es klatschte. Eigel duckte sich, um einem zweiten Schwertstreich zu entgehen, und die Arme zum Schutz über den Kopf erhebend, humpelte er eilig davon. Da konnte ihm nun der Bauer das Lachen und die Schadenfreude heimzahlen. Kaganhart hielt sich die Rippen, und es wollte ihm fast der Atem vergehen. Als die Bäuerin sein schallendes Gelächter hörte, erschien sie mit verdutztem Gesicht auf der Schwelle; ein festes Weib, noch jung, von stämmigem Wuchs, die niedere Stirn umzogen von dicken Blondzöpfen. Da sie merkte, daß ihre Rache niedergefahren war über ein unschuldig Haupt, begann auch sie zu lachen und zeigte zwischen den dicken Lippen zwei Reihen blinkender Zähne, so kräftig entwickelt wie ein Wolfsgebiß. Kaganhart schnappte nach Luft. „Den hast aber schön ausgezahlt!" Lachend puffte er mit der Faust an den nackten Arm des Weibes.

„Wer war's denn?" fragte Hilmtrud.

„Der Kohlmann."

„Wie kommt denn der auf die Alben? Was hat er denn wollen?" Da stockte dem Bauer das Lachen und er wurde verlegen. „Ich weiß nicht!" stotterte er und drückte sich in die Hütte.

Hilmtrud stemmte die Fäuste auf die breiten Hüften. „Ich möcht' wissen, was er wollen hat von Dir?"

„Hör' auf und frag' nicht weiter, ich sag's nicht!"

„So? Da muß ich Dir halt die Zung' lösen." Und sie warf die Thür zu, als wollte sie ihrem Opfer den Weg zur Flucht versperren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Oesterreichs Reichslanden.

Von Heinrich Renner. Mit Zeichnungen von P. Israel.

Der österreichische Kaiserstaat ist nicht arm an sogenannten „interessanten Ländern", die interessantesten jedoch und dabei wahre Perlen an landschaftlicher Schönheit sind die Provinzen, welche Oesterreich-Ungarn nach dem Beschluß des Berliner Kongresses 1878 militärisch besetzt und in Verwaltung genommen hat, Bosnien und Herzegowina. Im Munde der südslavischen Völker wurde Bosnien schon in alter Zeit die „zlatna Bosna ponosna" (die „goldene glückliche Bosna") genannt, aber fast vierhundert Jahre, während deren das Land unter türkischer Herrschaft stand, war diese Bezeichnung in keiner Weise gerechtfertigt, und erst, als im August 1878 Oesterreichs Doppeladler auf den Mauern der Serajewoer Festung aufgepflanzt wurde, begann eine Zeit der Entwicklung, welche staunenswerte Erfolge gezeitigt hat. Heute ist Bosnien neben Bulgarien das vorgeschrittenste Land des Balkans, und um so anerkennenswerter ist dieser Fortschritt, als noch vor wenig Jahren diese türkischen Provinzen gänzlich abgeschlossen vom Weltverkehr und ebenso unzugänglich waren wie gegenwärtig das Innere von Albanien. Harte Arbeit im Dienste der Kultur wurde hier geleistet; die äußerst geweckte und auffassungsfähige Bevölkerung kam den Bestrebungen der Behörden mit Vertrauen entgegen, und durch die volle Gleichberechtigung aller Religionsgenossenschaften, durch den verständnisvollen Schutz des mohammedanischen Elementes trat bald jene Ruhe und Zufriedenheit ein, welche allein eine gedeihliche Arbeit verbürgt. Heute durchziehen prächtige Kunststraßen und kühne Eisenbahnen das ganze Land, von den nördlichen Savegrenzen bis zu den Felsenbergen Montenegros. Bergwerke sind im ganzen Lande erschlossen, Viehzucht und Ackerbau gehoben, die Tabakkultur ist auf die höchste Stufe gebracht worden. Und daneben sorgen höhere und gewöhnliche Volksschulen in allen Orten für die geistige Erziehung der Jugend.



Bosnisches Café.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, ein vollständiges Bild der gegenwärtigen Zustände in den „occupierten" Provinzen zu geben; nur gestreift sollten dieselben in großen Zügen werden. Haben doch auch Landsleute aus Deutschland einen ganz erklecklichen Teil an Bosniens Entwicklung. Blühende deutsche Kolonien, wie Ober- und Unter-Windthorst, Maglaj am Vrbas — jetzt Rudolfsthal (in der Nähe von Banjaluka), Franz Josefsthal zwischen Gradacac und Brtschka, sind von Hannoveranern, Oldenburgern, Rheinpreußen, Schlesiern, Schwaben und Badensern gegründet worden; neben ihnen haben sich Deutsche aus Ungarn und auch Südtiroler niedergelassen und hochauf ragen heute die stattlichen Gehöfte unserer Deutschen. Schulen und Kirchen bieten deutschen Unterricht und deutsche Predigt und meilenweit breiten sich die blühenden Fluren aus. Geachtet und geschätzt von der Landesregierung, leben die Kolonisten im besten Einvernehmen mit ihren bosnischen Nachbarn.

In den Städten Bosniens kommt die deutsche Sprache schon bedeutend zur Geltung. Daß die Beamten deutsch sprechen, ist selbstverständlich, aber neben der zahlreichen fremden Geschäftswelt weist auch die einheimische Bevölkerung schon ganz anständige Bruchteile Deutschsprechender auf. Ohne jeden Zwang hat sich dies vollzogen, und wenn einige serbische Agitatoren dagegen eiferten, weil das Volk seiner Eigenart entfremdet werden könne, so hat der Erfolg bewiesen, daß dies in keiner Weise der Fall ist. Bosniens Volk ist kerngesund; es entäußert sich nicht seiner Sitten und Gebräuche, es pflegt noch seine malerische Landestracht, und darum bietet Bosnien auch jetzt noch den Eindruck eines ganz orientalischen Landes.

Wenn man mit der Bahn die Hauptstadt Serajewo erreicht, macht diese mit ihren vielen Neubauten in der Ebene allerdings zuerst einen recht europäischen Eindruck, aber die hundert Moscheen mit ihren schlanken Minareten, die bis hoch an die Berglehnen sich hinanziehenden Türkenviertel mit ihren malerischen Häusern inmitten grüner Gärten, das bunte Getümmel auf den Straßen läßt bald erkennen, daß man sich im echten und gerechten Orient befindet. Wohl giebt es ganze Straßen mit hohen europäischen Steinhäusern, mit prächtigen Läden, große Gasthöfe und glänzende Cafés, mächtige Regierungspaläste und Kasernen, eine stolze griechische Kirche und eine gotische katholische Kathedrale. Macht man jedoch nur wenige Schritte seitwärts, so befindet man sich mitten im vollen orientalischen Leben. Das Handelsviertel, die „Tscharschija", hat sich mit seinen sechzig und mehr Gassen noch ziemlich unverfälscht erhalten. Es ist ein malerisches Winkelwerk, so recht für den Stift des Zeichners geschaffen. Nach der Straße zu ist der Geschäftsladen nur eine vorspringende Holzbude, in welcher der Verkäufer mit gekreuzten Beinen hockt, wo aber auch handwerksmäßige Arbeit verrichtet wird. Hier hausen die Mohammedaner, Serben und Spaniolen (Nachkömmlinge der einst aus Spanien vertriebenen Juden) friedlich miteinander und warten auf Käufer; wenn die verlangte Ware in einem der Läden nicht vorhanden sein sollte, wird der Suchende ohne weiteres an den Nachbar gewiesen. Es ist dies noch ein Stück der alten Duldsamkeit, die nun durch die fremden Kaufleute so manchen Riß erleidet. In der Tscharschija erhalten diese aber fast nie einen Laden. Hier

besitzt der „Wakuf“ seine Gründe und im Bazarviertel wie im Besistan — der uralten Verkaufshalle — duldet der mohammedanische Kirchenfonds nicht, daß sich Fremde festsetzen. Da muß jeder Mieter einheimisch sein, die Religion bleibt Nebensache. Der Wakufverwaltung kann dies nicht verdacht werden, denn mindestens in den gedeckten Gassen des bombenfesten Besistan, welcher den Brand der Stadt unter Prinz Eugen und die furchtbare Feuersbrunst 1879 glücklich überdauert hat, muß das heimische Gewerbe, die heimische Industrie, welche auch von der Landesregierung begünstigt wird, einen Schutz finden. Hier muß der Mohammedaner so weit sicher sein, daß er nicht neben sich einen europäischen Nebenbuhler findet, der ihm die Kunden vermöge Schuhe (Paputschen), die weichen gelben Stiefel für die Frauen gefertigt, die weiten Hosen und die mit Stickerei verzierten Jacken genäht, welche einen Hauptbestandteil der Volkstracht bilden. Ein reges Leben, ein Gewühl von Menschen und Tieren herrscht in diesen Gassen. Neben den einheimischen Käufern sieht man solche aus den verschiedensten Teilen des Landes, aus dem Paschalik Novibazar und aus Albanien. Neben der schon halb französisch gekleideten Serbin besorgt die Türkin in langem dunklen Mantel, das Gesicht dicht verschleiert, so daß nur die Augen sichtbar werden, ihre Einkäufe. Frauen von Beamten und Offizieren suchen von den Preisen etwas abzuhandeln; ihre Aufmerksamkeit richtet sich meist auf die berühmte durchsichtige, oft mit Silberfäden durch-



Der Marktplatz von Serajewo.

seiner größeren Beweglichkeit vor der Nase wegschnappt. Für die Europäer ist die Franz Josefstraße, die Kaiser- und Theresien-, zum Teil auch die Tschemaluschaftraße da. Dort grenzt Laden an Laden, und die eingewanderten Geschäftsleute haben alle Gelegenheit, ihre Leistungsfähigkeit in vollem Lichte erstrahlen zu lassen.

Zum Bazarviertel gehören auch jene zahlreichen Gäßchen, in denen je bestimmte Handwerke getrieben und die Erzeugnisse von der Werkstatt weg verkauft werden. Da giebt es, wie in vielen deutschen Städten des Mittelalters, eine Schmiede-, Schuhmacher-, Lederer-, Schneidergasse rc. Hierher muß man seine Schritte lenken, wenn man nationale Arbeit sehen, wenn man gute Einkäufe machen will. Da sieht man die prächtigen verzinnten Kupfergeschirre mit wundervollen Verzierungen, hier werden die schönen Filigranarbeiten, die Cigarrenspitzen, Broschen, Ohrringe und Haarnadeln hergestellt, die auch in unseren Ländern schon teilweise einen Markt gefunden haben, da werden die türkischen wobene bosnische Leinwand, welche in den Harems angefertigt wird und die sich so gut zu duftigen Sommerkleidern eignet. Die Spaniolin ist auch heutzutage noch ganz orientalisch gekleidet; das Gesicht wird wohl nicht mehr verschleiert, doch trägt sie noch immer den grell geblümten Shawl in Form einer Binde um den Kopf, der außerdem mit Reihen von Goldmünzen geschmückt wird. Bosnische Bäuerinnen in weißen, farbig gestickten Leinenanzügen, stets Silberschmuck um den Hals und im Haare tragend, bieten Geflügel oder andere Erzeugnisse ihrer Wirtschaft aus; türkische Mädchen im rot-weiß oder grün-weiß gestreiften kattunenen Umhängetuch drängen sich durch die Menge; ihre frischen meist hübschen Gesichter, die bis zum Eintritt des heiratsfähigen Alters unverschleiert bleiben, bilden eine angenehme Abwechslung. „Kafedschijas“, welche den schwarzen Mokkatrank in kleinen Schalen ihren Kunden in die „Dutschans“ (Läden) bringen, eilen hin und her; Brotverkäufer, das flache Gebäck auf großen Brettern tragend,

rufen ihre Ware und den Preis derselben aus. Und durch das Gewühl winden sich Tragpferde von der kleinen bosnischen Gebirgsrasse, beladen mit Holz oder Holzkohlen.

Nur eine Eigentümlichkeit des alten Serajewo ist fast ganz verschwunden: die zahllosen herrenlosen Hunde, welche sich auf den Straßen aufhielten und die oft blutige Schlachten lieferten, wenn ein anderer Hund sich in eine ihm nicht zustehende Gasse verirrte. Die Einführung eines Abdeckers und die Hundesteuer haben die alte Sanitätspolizei — und diese üben die Hunde ja in der Türkei aus — fast verschwinden gemacht. Nur vereinzelte Exemplare sind noch da und verkriechen sich scheu, wenn sie einen Europäer nahen sehen. Dagegen sind die Katzen das Lieblingstier geworden. In jedem Laden sitzen ein oder zwei Exemplare von oft erstaunlicher Größe.

Der Marktplatz, welchen unsere Abbildung S. 141 zeigt, liegt auf dem alten Wege zur Festungsstadt, die sich hoch über der eigentlichen Stadt erhebt. Hier wird das Grünzeug verkauft, hier befinden sich Fleischbänke und der Fischverkauf. Auch mehrere „Hans“ (Einkehrwirtshäuser) sind in diesem Marktviertel und viele Garküchen. Diese bestehen nur aus einem Raume; darin steht der große Herd, auf dem es in verschiedenen großen Töpfen brodelt. Die bosnische Küche ist schmackhaft, wenn auch manche süß zubereitete türkische Speisen das Wohlgefallen eines europäischen Magens nicht finden.

Die Zahl der türkischen Kaffeehäuser ist Legion. Meist sind es kleine fast finstere Räume, in denen man sich vergeblich nach Tisch oder Sessel umschauen würde. Rings um die Wände ziehen sich hohe hölzerne breite Pritschen, auf denen die Gäste mit untergeschlagenen Beinen sitzen. Eine merkwürdige Ruhe herrscht in einem solchen Kaffeehause. Die Gäste grüßen gewöhnlich nur durch eine Handbewegung, die vom Herzen zum Munde und dann zur Stirn führt. Dieser Gruß wird von allen Anwesenden erwidert und höchstens ein „merhaba“ (sei glücklich!) hinzugefügt. Jeder Gast raucht seinen Tschibuk, zu dem der Wirt bereitwillig mit der Zange die glühende Holzkohle bringt, oder sein Nargileh, seine Wasserpfeife, zu welcher persischer Tabak (Tumbeki), in größere Stücke geschnitten, gehört. Das jüngere Geschlecht hat sich schon an Cigaretten gewöhnt. In diesen Cafés, die im ganzen Lande ziemlich gleich ureinfach sind (vgl. die Abbildung S. 140), herrscht aber an Festtagen, in den von Christen besuchten auch manchmal sonst des Abends, reges Leben. Da treten Sänger auf mit der Gusla — einem eigentümlichen einsaitigen Musikinstrument, das einen dumpfen Ton hervorbringt — und tragen die alten Heldensagen des Volkes vor; dann glänzen die Augen der Zuhörer und reiche Geschenke sind meist des Guslar Lohn.

So oft ich in Serajewo weilte, zog mich mein Herz stets in die alte Stadt, in die Festung. In der türkischen Zeit durfte sich in diesem von Mauern umfriedeten Teil nie ein Christ ansiedeln; auch durchschreiten durfte er ihn nur auf der Hauptstraße. Heute ist dies anders geworden; aber das unverfälschte mohammedanische Gepräge hat der Ort behalten, wenngleich bei einem Kaffeehause deutsch aufgeschrieben steht: „Hier sind Tabak und Cigarren sowie Bier zu haben.“ Da wandert man noch durch die engen Gassen mit dem holprigen Pflaster und weicht den Pfützen aus, die sich vor einzelnen Häusern gebildet. Hin und wieder begegnet man einem Moslim; mit mißtrauischem Blicke mustert er den Eindringling, der sich ohnehin kaum getraut, die Augen auf die mit Holzstäben vergitterten Fenster zu richten, hinter denen vielleicht dunkeläugige Schönen ihr Dasein vertrauern. Selbst die jungen Mädchen ziehen hier das Tuch über das Gesicht, sobald sie dem Fremdling begegnen, der in die Abgeschiedenheit des mohammedanischen Mittelalters sich hineingewagt hat.

Wie heute so muß es hier schon vor Jahrhunderten ausgesehen haben; denn dieser Teil der Stadt blieb vom Brand verschont, damals unter Prinz Eugen und wieder vor 15 Jahren, als die Flammen über der unteren Stadt zusammenschlugen. Einen schönen Anblick von außen bieten diese Häuser nicht, aber im Innern ist man erstaunt über die peinliche Sauberkeit, welche in allen Teilen herrscht. Da begreift man, warum die Stiefel beim Betreten der Stiegen und der Wohnräume ausgezogen werden müssen, und unaufgefordert that ich bei Besuchen dasselbe. Blütenweiß ist alles gescheuert; im „Selamlik“ (Herrengemach) war nicht ein Stäubchen zu entdecken und eine deutsche Hausfrau hätte ein Vergnügen an dieser Reinlichkeit gehabt. Was mich aber an den alten Türkenhäusern der Festungsstadt besonders wohlthuend berührte, das waren die schönen gutgepflegten Gärten, die lauschigen Haine und Hecken, die man nie hinter den verfallenen Mauern vermuten würde. Dazu Vogelgezwitscher überall, in jedem Busch eine Nachtigall, kurz, ein Stillleben, wie es sich die arabischen Dichter nicht besser erträumten ...

Doch bald ist der Fremde wieder ins europäische Dasein versetzt. Oesterreichische Soldaten halten die Thortürme besetzt und an der Einmündung des Vischegrader Thores steht ein Zolleinnehmer, welcher den Bauern das Vieh besteuert. Das ist sehr abendländisch, und wir schauen, daß wir wieder ins Freie kommen. Am Wege liegt ein altes Kaffeehaus, ein Lieblingsort der Muselmanen, in welchem auch die Kronprinzessin Stefanie 1888 einmal ein Täßchen Mokka trank. Eine Veranda hängt förmlich über einem Abgrund und eine vielhundertjährige Linde beschattet den ganzen Platz. Der Blick fällt von hier weit ins Miljackathal — an welchem Flusse auch die Stadt liegt — in die wundervolle Gebirgsgegend an der Kozija-Tschuprija, der kühngebauten Ziegenbrücke. Wie Silberstreifen schlängeln sich die Straßen nach Mokro und nach Rogatica am Bergabhange hin, während unmittelbar in der Tiefe unten ein klarer Gebirgsbach sein Wasser, Hunderte von kleinen Fällen bildend, der Miljacka zuführt.

Auf steilen Ziegenpfaden und dann auf der neuen breiten Festungsstraße kann der Rückweg nach der Unterstadt angetreten werden. Längs der Miljacka trifft man auf zahlreiche türkische Kaffeegärten. Da ist besonders Bendbaschi hochberühmt, wegen seiner lauschigen Gänge und Sommerhäuschen fast über dem Flusse, gerade dort, wo derselbe aus den Felsen hervor sich der Stadt zuwendet. Von hier sieht man eine Menge der prächtigen Steinbrücken, die über die Miljacka führen. In den Ramazannächten, wann die Mohammedaner ausschwärmen, herrscht hier das regste Leben; arabische Musik und Tänzerinnen treten auf, mit bunten Lampen ist der Garten illuminiert. Sobald aber der Muezzin bei Sabah (Morgendämmerung) von den Minareten zum Gebet ruft, verstummt das laute Leben, und auch der albanesische Kafedschija verrichtet in der Moschee seine Morgenandacht.

Bis zum Jahre 1854, wo eine Revolution der bosnischen Begs — der mohammedanischen Großgrundbesitzer — gegen den Sultan wegen Einführung gewisser Reformen durch Omer Pascha blutig niedergeschlagen wurde, residierte der Wali von Bosnien nicht in Serajewo, sondern in **Trawnik**, einer auf der Linie Banjaluka-Serajewo in romantischer Gebirgsgegend gelegenen Stadt von ungefähr 6000 Seelen, die auch heute ein ganz orientalisches Gepräge trägt. Das Bazarviertel, von welchem unsere Abbildung S. 145 einen Teil zeigt, ist nur klein. Das Gebäude zur linken Hand mit dem auf gewöhnlichen Holzbalken ruhenden balkonartigen Vorbau ist ein Han, ein Einkehrwirtshaus. Die unteren Räumlichkeiten werden zu Ställen benutzt; im Oberstock befindet sich stets ein Café; daneben liegen die Zimmer für die Reisenden; diesen wird freilich außer einem Teppich, der auf die „Minderluks“ — die hölzernen Pritschen — gebreitet wird, keine weitere Bequemlichkeit geboten. Bettzeug und Decken mußte der bosnische Reisende bis vor kurzem stets mit sich führen; erst die neueren Gasthäuser, die schon überall vorhanden sind, haben darin Abhilfe geschaffen.

Unverfälschtes bosnisches Leben ist es, welches unsere Bilder zeigen, und es dürfte noch lange währen, bis die eigentümlichen Bauten verschwinden, wie sie in diesem Teile der Balkanhalbinsel gebräuchlich sind. In Bosnien wird sich auch der Mohammedanismus erhalten, denn seine Bekenner werden in jeder Weise geschützt und zeigen sich des in sie gesetzten Vertrauens vollkommen würdig. Serbien und Montenegro haben die meisten ihrer mohammedanischen Unterthanen durch allerlei Chikanen zur Auswanderung gezwungen, in Bulgarien ist die Auswanderung der meisten Türken freiwillig vor sich gegangen, nur in Bosnien behauptet der Islam seine alte Stärke, denn seine Bekenner sind Söhne des gleichen Volksstammes wie die christlichen Bewohner des Landes, sie lieben den Boden ihrer Väter und unter dem Schutze Oesterreichs können sie sich frei entwickeln nach ihren Fähigkeiten. Es giebt mohammedanische Richter, Beamte, Soldaten und auch bereits einzelne Offiziere, ein Beweis, daß die mit der Occupation übernommene Kulturaufgabe nicht in engherzigem Sinne seitens des Kaiserstaates aufgefaßt wird.

Die Ringe der Gräfin von Monteval.

Von Eduard Schulte.

Die Geschichte, die wir erzählen wollen, hat sich in Frankreich im Jahre 1620 wirklich zugetragen. Wir schicken diese Versicherung voraus, weil der Leser auf Einzelheiten stoßen wird, die einer ungezügelten Einbildungskraft entsprungen zu sein scheinen, während sie doch durchaus geschichtlich sind.

Die im mittleren Frankreich auf dem rechten Ufer der Saône gelegene Herrschaft Beaujolais gehörte um jene Zeit einem Grafen von Monteval. Sein Schloß Beaujeu lag auf einer Anhöhe, an die das als Hauptort der Grafschaft geltende Städtchen Beaujeu sich anlehnte. Mit seiner schönen jungen Frau lebte er seit zwei Jahren in glücklichster Ehe; da wurde die Dame von einer schweren Krankheit befallen. Ein Fieber, das mit Ohnmachten und Krämpfen wechselte, verzehrte sie. Sie ertrug die heftigen Schmerzen, welche die Krankheit ihr brachte, mit Geduld und Ergebung; die Trostlosigkeit des Gatten, der ihr seine Besorgnisse um ihr Leben vergebens zu verbergen suchte, schien ihr mehr Kummer zu verursachen als ihr körperliches Leiden. Das Uebel verschlimmerte sich sichtlich, nach einigen besonders qualvollen Tagen traten die Anzeichen des letzten Kampfes ein, der Graf und der Arzt verließen die Kranke nicht mehr, und als diese nach dem erfolglosen Bemühen, sich aufzurichten, endlich regungslos zurücksank, sagte der Arzt zu dem seiner Sinne kaum mächtigen Gatten: „Sie hat ausgelitten.“

Nach drei Tagen wurde die Gräfin, nach der Sitte der Zeit mit einer Blumenkrone auf dem Haupte, in ein seidenes Gewand gehüllt und an der rechten Hand mit kostbaren Ringen geschmückt, unter dem Altar der Kirche von Beaujeu feierlich beigesetzt. Das ungünstige Wetter — man war im Dezember — hielt die Bewohner der Stadt von zahlreicher Beteiligung an der Beerdigungsfeier nicht zurück. War doch die Gräfin als Helferin und Trösterin der Armen und Kranken weit und breit geliebt und verehrt gewesen.

Am späten Abend des Beerdigungstages kehrte der Totengräber, der bei der Einsargung der Gräfin beteiligt gewesen war und dann stundenlang vergeblich versucht hatte, sich durch irgendwelche Arbeit einen Nebenverdienst zu schaffen, in seine vor der Stadt gelegene ärmliche Wohnung zurück. Sein kleines Töchterchen öffnete ihm auf sein Klopfen die Hausthür, indem es ihm klagte, daß es Hunger habe. Als er in das einzige Zimmer trat, das den Wohnraum der Familie bildete, erfuhr er, daß seine Frau einem Kinde das Leben gegeben habe. Diese Kunde fiel dem Armen schwer aufs Herz. Stets mit Nahrungssorgen kämpfend, war er zur Zeit völlig mittellos; er hatte nicht einmal Brot im Hause. In stummem Brüten starrte er eine Weile auf seine Frau, auf den Säugling und auf das heranwachsende Töchterchen. Dann erhob er sich, als wäre er plötzlich zu einem Entschluß gekommen, zündete die Handlaterne an, die ihm gewöhnlich beim abendlichen Graben von Gräbern leuchtete, und verließ das Haus mit der Aeußerung, daß er bald wiederkommen werde.

Der Arme lenkte seine Schritte nach der Stadt und durch die einzige Straße, welche der Ort aufwies. Auf dem Marktplatz von Beaujeu, wo unter Häusern, deren Front auf Pfeilern ruhte, ein dem Marktverkehr dienender hallenartiger Gang sich hinzog, blieb er stehen. Wieder unschlüssig geworden, lehnte er sich hier, wo er gegen den Sturm und Schnee der Winternacht einigen Schutz fand, gegen einen Pfeiler. „Es ist Grabesschändung,“ murmelte er vor sich hin. „Aber Gott wird mir in seiner Barmherzigkeit vergeben. Er weiß, daß ich die That für mich nicht thun würde. Aber daß meine Frau und meine Kinder hungern und gerade jetzt hungern sollen, das kann ich nicht ertragen. Die verstorbene Gräfin war im Leben so gütig. Warum sollte sie mir ihre Diamantringe nicht lassen, die ihr nichts mehr nützen und die meine darbende Familie vor dem Hungertode bewahren werden.“

Er raffte sich auf und ging weiter nach der Kirche zu. Da er bei Aufbahrungen, welche in dem Gotteshause stattfanden, regelmäßig beschäftigt war, so verfügte er über einen Kirchenschlüssel, den er bei sich trug. Auf der Straße war in der vorgerückten Abendstunde und bei dem herrschenden Unwetter niemand zu sehen, und so gelang es ihm, die Thüre aufzuschließen und in die Kirche einzutreten, ohne daß ihn jemand bemerkt hätte. Gespenstisch beleuchtete der schwache Schimmer seiner Laterne den weiten Raum, und obwohl er möglichst geräuschlos vorwärts schritt, hallten seine Schritte doch unheimlich wieder. Einige aufgescheuchte Fledermäuse umschwirrten ihn. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, und als er sich dem Altar näherte, stand er unwillkürlich still. Würde er die Kraft finden, sein Vorhaben auszuführen? Sollte er es nicht lieber noch aufschieben?

Aber was er thun wollte, mußte bald geschehen, denn morgen, das wußte er, sollte das Grab der Gräfin geschlossen und versiegelt werden. So ging er vorwärts. Er trat hinter den Altar, hob die dort angebrachte, in die Familiengruft der Monteval führende Fallthür, stieg die nun sichtbar werdende Treppe hinab und gelangte so in den unterirdischen, von Nischen umgebenen Raum, der die Gruft bildete. Der Sarg der Gräfin war in eine Nische geschoben, die noch offen stand; ein jetzt neben dem Eingang der Nische angelehnter Stein sollte am folgenden Tage vor diesen Eingang gerückt werden und ihn so für immer schließen. Der Totengräber setzte seine Laterne nieder, zog ein großes Einschlagemesser hervor, drehte damit die Schrauben des Sargdeckels auf und hob diesen ab. Dann ergriff er die erkaltete Rechte der Gräfin, um ihr die Ringe abzuziehen. Aber das wollte seinen erstarrten und auch ungeübten Fingern nicht gelingen. Nach kurzem Besinnen nahm er sein Messer und schickte sich an, die Hand der Gräfin vom Körper zu trennen. Da fühlte er, daß diese Hand, die er fest anfaßte und für den Schnitt zurechtbog, in seiner Hand zuckte. Im ersten Augenblick glaubte er, daß er einer Selbsttäuschung unterliege, die durch seine Aufregung veranlaßt sei. Aber er täuschte sich nicht, die Hand zuckte noch einmal, die Lippen der Gräfin bewegten sich, und sie sagte mit leiser, aber vernehmlicher Stimme:

„O mein Gott, wie das schmerzt!“

Dem Totengräber raubte der Schrecken fast die Besinnung, doch er faßte sich schnell. Er sah, daß die Gräfin scheintot gewesen und jetzt unter Einwirkung des auf ihre Hand geübten Druckes von diesem Scheintod erwacht war Hatte er bis jetzt die Stimme seines Gewissens gewaltsam zum Schweigen gebracht, ohne sich doch verhehlen zu können, daß er in der Ausübung eines schweren Verbrechens begriffen war, so redete er sich nun gern ein, daß Gott sich seiner zur Rettung der Gräfin habe bedienen und dem Retter und seiner Familie die dankbare Wohlthätigkeit des Grafen habe sichern wollen, und so erschien ihm vermöge einer Nachsicht, welche das menschliche Herz gegen sich selbst so leicht übt, seine Schuld in milderem Lichte. Er ergriff seine Laterne, verließ schleunigst die Gruft und die Kirche und eilte nach dem Grafenschlosse.

Die Gräfin von Monteval befand sich in dem Zustande eines Fieberkranken, der allmählich aus einem häßlichen wüsten, doch sehr lebhaften Traume erwacht und die Grenze, welche die Traumwelt von der Wirklichkeit scheidet, noch nicht sicher wiedergefunden hat.

Sie empfand, daß der Raum dunkel und kalt war, in dem sie verweilte, und sie hörte Seide rauschen, wenn sie sich bewegte; aber das alles konnte doch nur ein Traum sein! Weshalb sollte man sie, die Kranke, die mit so großer Liebe und Sorgfalt gepflegt wurde, der Kälte aussetzen? Was für einen Anlaß konnte es geben, einer Kranken ein seidenes Kleid anzuziehen? So fragte sie sich vergeblich, indem sie sich aufrichtete. Sie war, wenn auch mit großer Mühe, imstande, sich von ihrem Lager zu erheben; tastend trat sie aus der Nische in die geräumigere Gruftkammer. Die Schneewolken hatten sich inzwischen verzogen, der Mond war aufgegangen und ein schwacher Strahl fiel durch die Chorfenster der Kirche und die geöffnete Fallthür in die Gruft. Diesem Lichtschimmer folgend, stieg die Gräfin, indem sie ihre ganze Kraft zusammennahm, die Treppe hinauf. Hinter dem Altar hervortretend, ließ sie sich erschöpft auf den Seitenstufen desselben nieder. Jetzt erkannte sie, wo sie war, und die Blumenkrone auf ihrem Haupte, die sie zufällig

berührte, erinnerte sie an ein Begräbnis. Aber sie wollte und konnte der dämmernden Erkenntnis noch nicht völlig recht geben. „Welch ein furchtbarer Traum!“ rief sie und wurde noch einmal ohnmächtig.

Indessen war der Totengräber, der beim Verlassen der Kirche die Mitternachtstunde hatte schlagen hören, vor dem Schlosse angekommen. Sein dringendes Begehren nach Einlaß fand Gewährung; der Graf saß, von Kummer und Sehnsucht erfüllt, noch auf und ließ ihn in sein Zimmer treten. Nachdem der Diener sich entfernt hatte, warf sich der Totengräber dem Grafen zu Füßen, eröffnete ihm, was er in der letzten Stunde gethan und erlebt hatte, bat ihn um Verzeihung und forderte ihn auf, ihn zur Kirche zu begleiten.

Jetzt war es an dem Grafen, für einen Traum zu halten, was er erfuhr; die Hoffnung, seine geliebte Frau lebend wiederzusehen, kämpfte in ihm mit der Befürchtung, daß man ihn täuschen wolle. „Wehe Dir, wenn Du mich betrügst!“ rief er dem Totengräber zu. „Aber wenn Susanne“ — so hieß die Gräfin — „mir wiedergegeben wird, dann möge Gott Dir verzeihen und die Wohlthaten segnen, mit denen ich Dich überhäufen will.“

Von einem Diener begleitet, begab sich der Graf mit dem Ueberbringer der seltsamen Botschaft ungesäumt zur Kirche. Niemand sprach ein Wort. Der Diener, den der Schrecken über den nächtlichen Kirchenbesuch fast lähmte, wurde an der Thür zurückgelassen. Ungeduldig schritt der Graf, dem Totengräber, der die Laterne trug, voraneilend, durch das Schiff der Kirche nach dem Chor. Zufällig gingen sie nicht an der Seite des Altars vorüber, wo die Gräfin niedergesunken war, und in der Eile und bei der dürftigen Beleuchtung wurden sie ihrer nicht gewahr. In der Gruft angekommen, entdeckten sie mit Entsetzen, daß der Sarg leer war.

„Susanne!“ rief der Graf, „meine Geliebte, wo bist Du?“

Nur ein dumpfes Echo antwortete.

„Elender, grabschänderischer Schurke!“ wandte sich der Graf nun an den Totengräber, „Du hast mich betrogen!“

„Die Gräfin muß hier sein,“ beteuerte der Totengräber, der aus Furcht vor dem erregten Manne in die Knie gesunken war; „Gott nehme mein Leben auf der Stelle, wenn ich gelogen habe!“

„Der Eid komme auf Dein Haupt!“ anwortete der Graf und durchsuchte dann, seiner Besinnung fast beraubt, immer wieder die Gruft. Neben dem Sarge fand er das Messer, das der Totengräber dort hatte liegen lassen. Ein grimmiges Lächeln irrte über die Züge des Grafen. Er hielt jenem das Messer vor die Augen und sagte: „Sieh, Gott ist gerecht! Dies war das Werkzeug Deiner abscheulichen That, und er giebt es jetzt in meine Hand, damit ich an Dir Rache nehme. Sprich ein letztes Gebet!“ Dann umfaßte er mit der Linken den Knienden und holte mit der Rechten zum Stoße aus.

In diesem Augenblick wurde über ihm ein vernehmlicher Seufzer laut. Er ließ den Arm sinken und näherte sich aufhorchend der Treppe; der Totengräber folgte ihm. Da hörten beide noch einmal ein Aufseufzen, und während sie die Treppe hinaufstiegen, ein drittes Mal. Und nunmehr fanden sie, dem Laute nachgehend, die Gräfin. Der Graf warf sich über sie, und indem er sie umarmte und küßte, entdeckte er, daß sie atmete, daß ihr Herz schlug. In der Ueberschwenglichkeit seiner Empfindung rief er aus: „O mein Gott, habe Mitleid mit mir! Hilf mir, darum flehe ich Dich an, denn ich fühle, daß meines Geistes Kräfte mich verlassen.“ Zu seinem Begleiter sagte er: „Mann, mein Freund, Dir gehört mein Dank, mein Vermögen, mein Leben!... Hier, faß meinen Mantel an! Schnell! Hüllen wir sie ein! Vorsichtig! Geh' leise! Sie schläft. Daß wir sie nicht wecken!“

Die beiden Männer trugen nun die Gräfin aus der Kirche. Als sie mit ihrer Last vor die Thür traten, bekreuzte sich der Diener und wandte sich zur Flucht. Ein befehlendes Wort des Grafen rief ihn zurück. Er mußte die Laterne nehmen und den beiden Trägern auf dem Wege zum Schlosse voranleuchten.

Eine Stunde später lag die Gräfin, von der aufmerksamsten Pflege umgeben, tief schlafend in ihrem Zimmer. Der Graf lauschte ihren Atemzügen. Nach einigen Stunden erwachte sie, und in wenigen Tagen war sie völlig hergestellt.

Vierzehn Tage nach jener Beisetzungsfeier riefen die Glocken von Beaujeu die Bewohner des Städtchens wieder aus einem besonderen Anlaß zur Kirche. Der Graf und die Gräfin hielten das neugeborene Kind des Totengräbers, den die Großmut des Grafen zum wohlhabenden Manne gemacht hatte und der, da der Graf Gerichtsherr war, von jeder gerichtlichen Verfolgung verschont blieb, über die Taufe. Nachher fand auf dem überdeckten Schloßhofe eine Festlichkeit statt, zu der alle Bewohner von Beaujeu geladen waren. Die Kunde aber von dem Scheintod und der Rettung der Gräfin verbreitete sich durch ganz Europa und erregte allgemein begreifliches Aufsehen, obwohl damals der große Krieg, der dreißig schwere Jahre dauern sollte, die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Die Perle.

(8. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Als Ilse die schmale und selten benutzte Thüre öffnete, um mit Herrn von Montrose auf den Altan des Schlosses zu gelangen, schlug ihnen eine dumpfe eingesperrte Luft entgegen und nahm ihnen den Atem. Es war dämmerig hier innen, nur ein mattes Licht kam durch die blinden runden Scheiben, die in die dicken Steinmauern eingelassen waren. Eine schmale Wendeltreppe mit engen Steinstufen führte empor. Da, wo sie das stärkste Knie machte, hörte die schwache Beleuchtung ganz auf.

Ilse sah sich nach ihrem Begleiter um; er tastete sich vorsichtig weiter, aber jetzt blieb er stehen, offenbar fand er sich nicht mehr zurecht. Es blieb ihr nichts übrig, als ihm die Hand zu reichen. „Sie können nichts sehen, es ist finster hier — bitte, kommen Sie!“ Sie biß die Zähne übereinander, damit ihre Hand nicht zittern sollte, und zog ihn nach sich, Stufe für Stufe. Seine Hand war nicht kalt und hielt ihre Rechte nicht fest; dennoch war es ihr, als stiege eine tödliche Kälte in ihrem Arm empor, als hielte eine eiserne Klammer ihre Hand umspannt, der sie sich nie mehr entwinden könnte . . . nie mehr!

Beim ersten matten und trüben Lichtschimmer ließ Ilse die Linke ihres Begleiters los und nahm die wenigen letzten Stufen im Eilschritt. Sie standen vor einer niedrigen eisenbeschlagenen Thür, die sich nur mit einiger Mühe öffnen ließ und widerwillig in ihren Angeln kreischte. In dem halbrunden Turmzimmer, das sie betraten, kam ihnen Clémence entgegen. Sie trat sehr nahe an Ilse heran und musterte sie dreist aus ihren müden, leicht ein wenig zwinkernden Augen.

„Sie gestatten, Baroneß,“ sagte Montrose förmlich, „Ihnen meine Tochter Clémence vorzustellen!“

Ilse verneigte sich höflich, Clémence nickte nachlässig. Papa mit seiner übertriebenen Ritterlichkeit! Brauchte man soviel Umstände zu machen mit der Tochter eines heruntergekommenen Adligen, dem man um einen schönen Preis sein abgewirtschaftetes Gut abkaufen wollte; mit einem Mädchen, das in einem so billigen weißen Kleide einherging? Clémence kniff die Augen wieder ein: ja wahrhaftig, es war Batist, nichts weiter! Freilich, schön war das Mädchen trotz alledem, Clémence mußte das zugeben. Ihre zudringlichen Augen gingen langsam vom Saum besagten weißen Batistkleides aufwärts bis zu dem schimmernden Haar, das wie ein Goldkrönchen auf dem stolzen Kopf geordnet war.

„Gut, daß Sie mit Papa heraufgekommen sind! Ich bin nämlich ein wenig kurzsichtig, da wollte ich sehen, ob Sie in der Nähe auch so — so überraschend ausschauten wie von oben, von dem kleinen Altan dort. Eh bien, Sie haben die Probe bestanden, Sie können's wagen, sich in der Nähe betrachten zu lassen — mon Dieu, das werden Sie ja selbst wissen, j'en suis persuadée!“



Bilder aus Bosnien: Das Bazarviertel in Trawnik.

Nach einer Originalzeichnung von D. Israel.

Clémence liebte es, französische Brocken in ihre Rede einzustreuen, sie spielte sich überhaupt mit Vorliebe auf die Französin hinaus und schwärmte von ihrem Pariser Pensionat, in dem sie „göttliche Zeiten“ verlebt haben wollte.

Ilse errötete und wandte leicht den Kopf ab. „Gefällt Ihnen unser Schloß, gnädiges Fräulein?“ fragte sie dann, einfach zur Tagesordnung übergehend.

„O ja, ein ganz stilvoller alter Bau, manches darin sogar überraschend hübsch. Den Stammbaum solltest Du sehen, Papa, und den Ahnensaal! Aber die Rüstkammer ist leider ganz leer; die muß doch eine Menge von interessanten alten Waffen enthalten haben — wo sind die denn alle geblieben?“

„Mein Vater hat sie verkauft,“ entgegnete Ilse ruhig und sah so stolz dabei aus, als gewährte es ihr ein ganz besonderes Vergnügen, gerade diese Antwort zu geben.

„Ah, vraiment? Sehr schade! Alte Waffen sind eine Specialität von mir!“

„So? Seit wann denn?“ fragte Herr von Montrose trocken.

„Ach, Botho hat mir das Verständnis dafür aufgeschlossen, Botho versteht viel davon, er hat sich ein besonderes Studium daraus gemacht.“

Herr von Montrose trat schweigend an eines der Fenster und hielt einen Rundblick. „Ein schönes Panorama! Darf ich fragen, Baroneß, was die roten Häuser sind, dort hinten, rechts hinüber — man sieht nur die Dächer!“

„Das ist Gnadenstein, eine kleine Besitzung, die früher gleichfalls zu ‚Perle‘ gehört hat, dann aber abgelöst worden ist.“

„Ah!“ machte er überrascht. „Ich dachte nicht, daß man das von hier aus sehen könnte!“

„Gnadenstein?“ rief Clémence dazwischen und hob eifrig das Lorgnon vor die Augen. „Das ist das Gut, wo Du unsere beiden Herren kaltgestellt hast, Papa? Sie müssen nämlich wissen,“ wandte sie sich an Ilse, „daß mein Bruder und mein Verlobter, zwei Husarenoffiziere, mit uns herausgefahren sind; aber Papa hat sie nicht mit hierher genommen, er hat sie einfach in diesem Gnadenstein gelassen.“ Sie hatte die letzten Worte in gereiztem Tone gesprochen und trat nun mit übellaunigem Gesicht an das andere Fenster. „Es giebt noch unendlich viel hier zu erneuern, auszubessern, anzuschaffen!“ sagte sie dann, sich wieder umdrehend. „Vieles hier im Schloß ist ganz altmodisch, absolument nicht zu gebrauchen. Tapezierer und Dekorateur werden vollauf Arbeit bekommen — ich hab' mir schon eine Menge Notizen gemacht, willst Du sie sehen, Papa?“

„Später, später! Wenn es Ihnen recht ist, Baroneß, beenden wir jetzt rasch unseren Rundgang und Clémence wie ich rüsten zur Abfahrt!“

„Ganz wie Sie wünschen!“

Unter den drei Menschen wollte kein Gespräch mehr in Fluß kommen; eine einsilbige und erzwungene Unterhaltung zwischen den jungen Damen wurde nur durch Frau Köhler mühsam zusammengehalten. Es ging alles ruhelos, überhastet — die letzte Besichtigung des Schlosses wie der Abschied. Trotzdem konnte Ilse das Ende dieses Besuches kaum erwarten, und als Vater und Tochter endlich weggefahren waren, da stürmte sie in den Garten mit einer Hast, wie wenn jemand sie verfolgte. Sie mußte eine Weile mit sich allein sein, mußte versuchen, Klarheit in diese verworrene Stimmung zu bringen, mit der sie rang!

Was war ihr nur geschehen? Die „Perle“ sollte einen neuen Besitzer bekommen, sie hatte ihn gesehen, sein Anblick hatte sie frappiert, dies schmale feingeschnittene Gesicht mit den merkwürdigen Augen — und sie hatte sich unwillkürlich davor gefürchtet, dieses Gesicht wiederzusehen. Das aber war nicht zu vermeiden gewesen, sie mußte den Mann aufsuchen, mußte ihn bitten, unter einem Dach mit ihm leben zu dürfen. Er war vornehm und liebenswürdig gewesen, sie konnte das nicht leugnen, er hatte ihr die schwere Aufgabe erleichtert — sie war ihm Dank schuldig! Aber — und das fühlte sie mit der größten Deutlichkeit — sie wollte ihm nicht danken, wollte ihm nichts schuldig sein; alles in ihr bäumte sich dagegen auf. War das etwa Haß? Was hatte der Mann ihr gethan? Unerklärliche Abneigung? Die hatte ihre gesunde klare Natur bisher noch nie gefühlt, sie war bis jetzt immer imstande gewesen, sich Rechenschaft abzulegen über ihr Empfinden. Was konnte es also sein, das sie hier in so unerklärlicher Weise abstieß? Abstieß, und auch wieder anzog! Denn sie mußte unausgesetzt des Mannes denken, der diesen Zwiespalt in ihr heraufbeschwor. Immer sah sie seine Züge vor sich, den trauervollen Ausdruck seiner Augen, die es aufgegeben zu haben schienen, das zu suchen, was sie doch nicht fanden, nicht gefunden hatten in all den langen Jahren. Ilse atmete trotzig auf mit halboffenen Lippen. Was ging das alles sie an! Mochte er suchen und finden oder vermissen, was er wollte! Wie konnten die Gefühle des fremden Mannes Einfluß auf die ihrigen haben? Trug sie nicht den stärksten Talisman bei sich, die treue Liebe zu ihrem Albrecht? Hatte sie nicht erst kürzlich zu Onkel Erich gesagt, und wenn alles noch viel schlimmer und trauriger komme, sie selbst sei glücklich und geborgen in ihrer Liebe? Und war das nicht lautere Wahrheit gewesen? Was also hatte sie zu fürchten?

Und während sie das dachte, fühlte sie plötzlich mit heißer Angst, daß sie sich Albrechts Gesicht nicht deutlich vergegenwärtigen könne.

Sie hätte ihn andern genau zu beschreiben vermocht, seinen hohen Wuchs, das gebräunte Gesicht, die stolz und frei blickenden blauen Augen — aber sie sah das alles nicht wie sonst handgreiflich vor sich, es war etwas Fremdes dabei, sie fand den Gesamteindruck nicht, der ihr das Ganze lebendig machte. Wie angewurzelt stand sie mitten im hastigen Gehen still, knöpfte mit bebenden Fingern ihr Kleid auf und zog das Medaillon hervor, das sie beständig bei sich trug. Ein Druck auf den Deckel . . . Heiße Thränen stürzten ihr aus den Augen, als sie das kleine Bild wieder, immer wieder an den Mund preßte. „Hilf mir, hilf mir!“ stammelte sie und wußte doch nicht, wozu sie seine Hilfe wollte. Es war dunkel, dunkel in ihr!

* * *

Herrn von Montroses englischer Kutscher verhielt die Rappen mit einem kraftvollen Zügeldruck, der ein „Kniff“ von ihm war, unweit des Gnadensteiner Pächterhauses. Clémence blieb im Wagen, ihr Vater stieg aus und wandte sich dem Wohnhause zu.

„Bleibst Du lange, Papa?“

„Nein — zehn Minuten, eine Viertelstunde höchstens!“

„Wenn Du Botho und Georges triffst, dann schick' sie mir, bitte! Wir Drei dürften bei Deiner Unterredung mit dem Besitzer des Hofes über den Kaufschilling und ähnliche interessante Dinge vollkommen übrig sein. Ich will Georges ein wenig den Mund wässern machen, er wird sich ja wie ein Narr in das blonde Wunder auf ‚Perle‘ verlieben!“

Montrose runzelte finster die Stirn, erwiderte aber nichts.

„Augenblicklich hat er freilich die Brünetten in Affektion genommen, eine Prima Ballerina glaub' ich) — in Berlin hatte er auch schon immer Neigungen fürs Ballett.“

„Clémence! Es steht einer jungen Dame sehr schlecht an, eine solche Sprache zu führen!“

„Ach Papa, was Du von den jungen Damen denkst! Die reden oft noch ganz andere Dinge. Sich immer blind und taub stellen und die Unschuld spielen, das ist nichts für Deine Tochter. Um zu glauben, daß Georges ein Heiliger ist, müßte ich wirklich ein Kind sein!“

Herr von Montrose zog seine Hand vom Wagenschlag zurück und ging; er hatte, während seine Tochter sprach, unverwandt in ihr Gesicht gesehen, als wollte er es studieren. Ja, sie war ihre Mutter, Zug um Zug: dünkelhaft, kleinen Geistes, reizlos und malitiös, dieselbe hochfahrende Art, die Augenbrauen emporzuziehen, dieselbe Stimme, die in der Erregung so leicht umschlug, dasselbe Geschick, kleine Nadelstiche scheinbar harmlos auszuteilen . . . aber gottlob nicht dieselbe Macht, ihn zu quälen!

Das hübsche Pächterhaus von Gnadenstein lag friedlich mitten im hellen Sonnenschein. Auf dem roten Dach war ein zierlich gearbeiteter Taubenschlag angebracht, die Tauben trippelten kokett auf den Querstangen umher und ließen ihr werbendes Gurren vernehmen. Aus einem Stall kam eine ältliche Magd mit einem blankgescheuerten Eimer voll schaumiger Milch, den sie langsam, den freien Arm weit von sich gestreckt, über den Hof trug. Aus der niedrigen Gartenpforte, über der

weißblühender Flieder seine Dolden schüttelte, traten die beiden jungen Herren, das Rollen des Wagens hatte sie herbeigezogen. Herr von Montrose hob zwei Finger an den Hutrand zum Gruß und ging dann auf das Wohnhaus zu, aus dessen Thür ihm ein behäbiger Herr in Stulpenstiefeln und Jagdrock geschäftig entgegenkam.

„Na, Gott sei gepriesen, daß Ihr da seid und uns die Aussicht bringt, aus diesem reizenden Idyll fortzukommen!" rief Georges und lüftete einen halben Zoll hoch den Hut zur Begrüßung für Clémence. „Ihr seid unerlaubt lange weggeblieben, Du und Papa! Hier war es einfach zum Auswachsen. Ein dickes ältliches Ehepaar, zwei Jungen, die uns anglotzten wie die Oelgötzen, ein halbwüchsiges Mädel, braungebrannt wie 'ne Kaffeebohne, die Haare mit Stangenpomade nach rückwärts dressiert, saure Milch und Quarkkäse, Fliegen und junge Teckel in ungezählter Menge, kein weibliches Wesen zu erblicken, soweit das Auge, das trostlose, schweifte! Zuletzt flüchteten wir vor des Hausvaters wirtschaftlichen Fragen und dem Quarkkäse der Hausmutter in den Garten und spielten — kostet den Botho rund achtzehn Mark! Glück im Spiel, Unglück in der Liebe — das ist mein Los! So, Clémence, das wären unsere Thaten und Abenteuer — nun erzähl' Du die Deinigen!"

Das Brautpaar hatte indessen seine Begrüßung ausgetauscht. Botho hatte den Handschuh von Clémence leicht mit den Lippen gestreift und ein paar Phrasen zum besten gegeben, seine Braut hatte sich aus dem halboffenen Wagenschlag gebeugt, ihm beide Arme um den Hals geschlungen und seinen dunklen Kopf zärtlich an sich gedrückt. Sie küßte ihn wiederholt, fuhr ihm schmeichelnd mit ihrem weichen Spitzentuch über Augen und Wangen und flüsterte allerlei Koseworte, die der glückliche Bräutigam mit der Miene eines Mannes ertrug, der eine übernommene Verpflichtung in ihrem vollen Umfang begreift und zu erledigen gedenkt.

„So laß doch den armen Kerl los, Kind, willst Du ihn denn bei sechsundzwanzig Grad im Schatten mit Deinen Küssen ersticken? Sag' mir lieber etwas über unser künftiges Eigentum, diese berühmte ‚Perle'!"

Clémence rückte ihr Hütchen zurecht, das sich bei der Umarmung verschoben hatte, und lehnte sich tief aufatmend in die Seidenpolster des Wagens zurück. „O, ich habe allerlei gesehen — ein altes stolzes Ritterschloß, sehr ausbesserungsbedürftig, aber es läßt sich viel daraus machen — Ahnengalerie, Stammbaum, Bankettsaal, alte feudale Erinnerungen auf Schritt und Tritt, Name und Wappen verherrlicht, wo nur immer möglich."

„Schön, schön!" unterbrach Georges sie ungeduldig. „Versteht sich aber alles ganz von selbst!"

„Dann auch noch etwas minder Selbstverständliches," fuhr Clémence langsam fort und sah den Bruder mit einem lächelnden Blick von unten herauf an, was ihren Augen etwas Lauerndes gab, „etwas für Dich, mein Lieber."

„Ah! Etwas Weibliches?" Er warf den Kopf hintenüber und richtete sich straff empor. „Wirklich? Beschreibe 'mal ein bißchen, Clémence!"

„Ein wunderschönes blondes Schloßfräulein."

„Blond? O weh! Im ganzen nicht mein Fall. Wenigstens goldblond?"

„Goldblond!"

„Hübsch gewachsen, was?" Er warf mit einem Ruck das Monocle ins Auge, als sähe er die Betreffende schon vor sich.

„Tannengerade, sehr schlank."

„Hm! Nicht allzu schlank?"

„Mir fällt ein," warf Botho dazwischen, „die Kameraden haben mir mehrfach von einer jungen Schönheit auf ‚Perle' erzählt — soll etwas Entzückendes sein."

„So? Entzückend?" Clémence runzelte die Stirne unter dem künstlich gekräuselten Haar, und ihre Augen zogen sich argwöhnisch zusammen. „Leute wie Du, mein lieber Botho, Leute, die eine Braut ihr eigen nennen, haben sich um andere Damen, gleichviel, ob hübsch, ob häßlich, gar nicht zu bekümmern!"

„Aber, aber, Liebchen!" Der schöne Botho zog von neuem begütigend die behandschuhte Rechte seiner Braut an den Schnurrbart empor. „Ich berichte ja ganz unpersönlich, rein sachlich, was mir die Kameraden —"

„Die läßt man eben schwatzen!" Sie war durchaus noch nicht besänftigt. „Könnt Ihr Offiziere denn von gar nichts anderem reden als von Karten und Damen?"

„Die Pferde nicht zu vergessen!" fiel Georges ein. „Nein, wir können wirklich nicht, auf Ehre! Davon verstehen aber kleine Mädchen nichts. Wie musterhaft übrigens Dein Botho ist, beweist die Thatsache, daß er mir von besagter Goldblondine bisher noch kein Sterbenswort gesagt hat."

„Na!" brummte Jagemann zwischen den Zähnen und wirbelte sein glänzendes schwarzes Seidenbärtchen, „ich hab's ja selbst erst vor ein paar Tagen gehört, und ich wußte doch auch, daß — na — daß Du augenblicklich anderweitig —"

„Mund halten! — Nun weiter, Clémence!"

„Ach, weiter nichts! Was ist da noch zu sagen? Eben ein hübsches Mädchen, das ist alles! Natürlich ein Benehmen wie eine Prinzessin von Geblüt, und Papa Zoll für Zoll Ritter ohne Furcht und Tadel — er ist wirklich manchmal komisch mit seiner überfrorenen Höflichkeit!"

„‚Ueberfroren' ist gut! Ich muß mir übrigens doch nächstens 'mal etwas in ‚Perle' zu schaffen machen, um mit eigenen Augen zu sehen — Damen haben ja bekanntlich über ihresgleichen kein Urteil! Auftrag von Papa oder so etwas; so ein kleiner Vorwand findet sich rasch, wenn man einen edlen Zweck im Auge hat. Ich reite vielleicht hinüber, was meinst Du, Botho — Distanzritt, Du auf dem ‚Standard', ich auf der ‚Prinzeß Cora'?"

„Hast Du Deine ‚Prinzeß Nellie' jetzt plötzlich in ‚Cora' umgetauft?'

„Ja, warum nicht? Ist ‚Cora' nicht ein hübscher Name, was?" Georges zwinkerte seinem künftigen Schwager lustig zu, dieser lachte verständnisinnig, während die Augen von Clémence unruhig und mißtrauisch vom einen zum andern gingen.

„Du kannst Botho bei dem Distanzritt zu Hause lassen!" entschied sie. „Es bedarf übrigens gar keines Vorwandes für Dich, um da hinzukommen. Wie mir Papa unterwegs sagte, will er diesen Bettelbaron Doßberg ersuchen, seinen Administrator zu spielen und mitsamt seiner Familie im Verwalterhause auf ‚Perle' zu bleiben."

Georges stieß einen Pfiff aus. „Das sieht wieder 'mal meinem unberechenbaren Herrn Vater ähnlich! Er hat wirklich ungesunde Ideen, obgleich die Sache auch wieder manches für sich hat! Man kann sich die fragliche Baroneß bequem in der Nähe besehen und den Leuten, wenn sie anfangen, unverschämt zu werden, den Daumen aufs Auge drücken. Na, Kind, Du scheinst mit der Geschichte keineswegs einverstanden zu sein. Mach' ein anderes Gesicht, Clémence, die schmollende Miene steht den wenigsten Weibern. Und sieh nur, wie Dein armer Botho schon den Kopf hängen läßt, gleich der Blume, welcher der Sonnenschein ausgegangen ist! — Unserem geehrten Herrn Papa hat man offenbar im Gutshause gleichfalls saure Milch und Quarkkäse vorgesetzt, die Verhandlung dauert bedenklich lange!"

„Nein," sagte Botho, der sich umgedreht hatte, um den Augen seiner Braut, die unausgesetzt an seinem Gesicht hingen, auszuweichen, „dort kommt er schon!"

Herr von Montrose erschien in der Hausthür, begleitet von dem behäbigen Inhaber des Gutes und einigen Teckeln, die seine Füße beschnupperten. Das runde rote Gesicht des dicken Landmannes strahlte wie ein Vollmond.

„Die sind einig!" bemerkte Georges halblaut, während er dienstfertig für den näherkommenden Vater den Wagenschlag öffnete. „Papa scheint die ganze Gegend hier ankaufen zu wollen. Hm, hm! Was das wohl für 'n Loch in seine Finanzen reißt! — Willkommen, Papa! Alles zur Zufriedenheit erledigt?"

„Vollständig!" Montrose reichte dem Oekonomen, der sich ehrerbietig verbeugte, die Hand zum Abschied und stieg in den Wagen. „Es ist alles nach Wunsch gegangen!"

Im Ton und in den Worten lag nichts Auffälliges, dennoch schauten die Drei, die im Wagen saßen, den Sprecher wie auf Verabredung erstaunt an. Er lehnte nicht wie sonst lässig in den Polstern, er saß aufrecht da, in elastischer Haltung, der ganze Mann sah aus, als habe er einen Verjüngungstrank genossen.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Mithridat und Theriak. Zwei gewiß für viele fremdklingende Namen! Dennoch spielten sie einst eine hochwichtige Rolle und eine wahre Verehrung knüpfte sich daran. Das eine ist aus dem anderen hervorgegangen, beide galten als die weitaus berühmtesten Heilmittel und Jahrhunderte hindurch standen sie in höchstem Ansehen, ja selbst das 19. Jahrhundert zollte ihnen noch seinen Tribut.

Kein Geringerer aber auch als der mächtige König Mithridates von Pontus war es, der dem „Mithridat“ den Namen gab, er selbst war dessen Erfinder. Es kann dies nicht wunder nehmen; ist es doch geschichtlich bezeugt, daß der pontische König eine ungemeine Furcht vor Vergiftung hegte und daß er deshalb der Erforschung der Gifte und Gegengifte eifrigst oblag. An sich selbst zunächst, dann aber auch an Höflingen und Verbrechern erprobte er die Wirkung seiner Mittel, und er soll durch täglichen Gebrauch sich so an Gift gewöhnt haben, daß im entscheidenden Augenblick — als er im Jahre 63 v. Chr., von Pompejus besiegt, von seinem Sohne verraten, sich selbst vergiften wollte — die Giftwirkung versagte. Auf seinen Befehl mußte ein Sklave ihn töten.

Dem glücklichen Sieger Pompejus aber verfiel auch die Vorschrift zu dem damals bereits berühmten Heilmittel, dem „Mithridat“, ein Fund, wie Plinius berichtet, „bedeutender für die Gesellschaft als selbst der Sieg für den Staat“. Das „Mithridat“ zeigte eine äußerst verwickelte Beschaffenheit, über ein halbes Hundert Bestandteile enthielt es, und obwohl im Anfang nur als Gegengift berühmt, galt es doch bald als besonderer Schutz gegen alle ansteckenden Krankheiten.

Dieses „Allheilmittel“ nun suchte ein Jahrhundert später — um 60 n. Chr. — Neros Leibarzt Andromachus dadurch zu verbessern, daß er der latwergenartigen Mischung noch verschiedene andere Dinge, hauptsächlich aber Schlangenfleisch hinzufügte, und von da soll sich die Bezeichnung „Thyriak“, später „Theriak“ — nach der Schlange „Thyrus“ — herleiten. Wie dem auch sei, jedenfalls galt der Theriak bereits den Römern als hochgeschätztes, ja geweihtes Medikament, und durch fast zwei Jahrtausende bewahrte er seinen Ruf. Mit ganz besonderer Sorgfalt, unter obrigkeitlicher Aufsicht und unter Entfaltung großer Feierlichkeiten — Glockengeläute, Musik und militärischen Aufzügen — ward er bereitet, es war eine hochwichtige Staatsaktion, und geraume Zeit vorher schon waren alle Bestandteile dieses Wundermittels im unzerkleinerten Zustand zu jedermanns Einsicht ausgestellt. Die letzte mit allem Pompe umkleidete öffentliche Herstellung des „himmlischen Theriak“, wie er gepriesen wurde, geschah im Jahre 1754 in Nürnberg, und zwar in der noch heute bestehenden Kugelapotheke. Erwähnt auch die Geschichte von da ab keiner besonderen Feier mehr bei seiner Bereitung, so war er nichtsdestoweniger noch immer geschätzt, und die Vorschrift des Andromachus ging in alle Arzneibücher über, ja, die im Jahre 1880 ausgegebene „Pharmacopoea Germanica“, das Deutsche Arzneigesetzbuch, nahm noch Notiz davon, wenn auch nur im Auszug. Die Aerzte von heute aber verwenden das einst mit so wunderbarem Nimbus umgebene Mittel nicht mehr, völlig verschwunden aus dem Arzneischatz der Apotheken ist es jedoch immer noch nicht. Ab und zu verlangt noch ein Bäuerlein nach seiner heilwirkenden Kraft, hat er doch von seinem Großvater gehört, daß „Theriak“, mit Schnaps gemischt, ein vorzügliches Magenmittel sei, und daß er, in Warmbier gegeben, Pferden und Kühen wie überhaupt allen Stallbewohnern die Kolik vertreibe! Fragt ein Wißbegieriger schließlich nach der Zusammensetzung des Theriak, so mag er erfahren, daß er zur Zeit kaum ein Dutzend Bestandteile hat: Angelika, Baldrian, Meerzwiebel, Zimmet, Cardamomen, Myrrhe und Eisen, sowie geringe Mengen Opium; das Schlangenfleisch aber, woher er wie erwähnt seinen Namen erhielt, fehlt.

Schmidt-Beerfelden.

Feiertagsvergnügen. (Zu dem Bilde S. 136 und 137.) Ein Volk von unverwüstlicher Zähigkeit sind sie, die Bewohner des Hochgebirgs. Schwer und mühselig ist ihre Arbeit die Woche über, doch Sonn- und Feiertage finden sie immer noch aufgelegt zu den erklecklichsten Kraftleistungen. Davon wissen die Wirte, die Gendarmen und die Bader unserer Gebirgsdörfer manch heißes Stücklein zu erzählen, und auch unser Bild von Oscar Graef „Feiertagsvergnügen“ liefert dafür einen zum Glück harmloseren Beweis. Zwar die älteren gesetzten Männer ziehen es vor, in ruhiger Beschaulichkeit unter dem Vordach der Almhütte ihre Pfeife zu schmauchen. Die jungen Burschen aber haben sich das Vergnügen des Bockspringens zum Zeitvertreib erkoren, und wie sie mit Herz und Seele dabei sind, das sprüht dem vordersten von ihnen so recht aus den Augen und allen Muskeln seines guten derben Gesichts. Der Lohn für gelungene Leistungen bleibt aber auch nicht aus. Schallender Beifall aus dem Munde des zuschauenden Dirndls schlägt an das Ohr des Springers, und wenn die Reihe wieder an ihn kommt, dann werden seine Beine samt den schwerbenagelten Bergschuhen noch höher fliegen und seine Augen noch lustiger strahlen als diesmal.

Neue Gedichte von Anton Ohorn. Unter dem Titel „Brevier und Fiedel“ hat der unsern Lesern wohlbekannte Dichter Anton Ohorn eine neue Sammlung seiner lyrischen Erzeugnisse herausgegeben (Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge). Sie zerfällt in zwei Abschnitte „Im Festkreis des Jahres“ und „Lieder und Geschichten“. In dem ersteren werden Neujahr, Palmsonntag, Ostern, St. Johannistag, Pfingsten, Weihnachten, Sylvester besungen, und zwar sowohl nach ihrer religiösen Bedeutung, als auch nach den stimmungsvollen Naturbildern, von denen diese Tage gleichsam umrahmt sind. Indessen ist das, was uns Ohorn hier bietet, kein kalendarischer Singsang, es sind alles Lieder, die aus dem Gemüt hervorquellen; besonders gelungen sind die drei Gedichte „St. Johannistag“. In dem zweiten Abschnitt finden sich neben schlichten Liedern auch Gedichte auf die deutschen Kaiser, auf Moltke, auf Uhland und Körner, in denen ein vollerer Ton angeschlagen ist. Sehr anmutig sind die „Troubadourweisen“; sie sind einfach, aber es schwebt darüber ein poetischer Hauch, z. B.:

„Mein Herz ist gewandert jahrelang
Und konnte den Frühling nicht schauen;
Mit einmal kam er mit süßem Drang,
Mit Augen, lachenden, blauen;
Du bist mein Lenz so sonnenhell,
Bist meiner Lieder goldner Quell,
Du lieblichste der Frauen!“

In andern Liedern spricht sich eine tüchtige kernhafte Gesinnung aus, so in dem ersten Gedicht des Abschnitts „Habe Mut!“, das Ohorn seinerzeit für den „Gartenlaubekalender“ gedichtet hat und von welchem wir hier die zwei letzten Strophen mitteilen:

„Scheint in langen Winterwochen
Trostlos die Natur erschlafft,
Unterm Eise ungebrochen
Schlummert ihre Lebenskraft.
Und hält Siechtum dich umfangen,
So daß all dein Wünschen ruht,
Wieder färben sich die Wangen:
Habe Mut!

Jeder Lenz hat seine Blüten,
Die kein Sturm ihm knickt und bricht,
In des ärgsten Winters Wüten
Strahlt der Sonne mildes Licht.
Was des Jahres Lauf auch bringe,
Wechselnd steigt und fällt die Flut;
Stehe mannhaft, hoffe, ringe —
Habe Mut!“

†

Unter den Palmen des Val di Sasso bei Bordighera. (Zu dem Bilde S. 133.) Bei den Dichtern, Malern und Wanderern aller Nationen genießt das durch seine Scheffel- und andere Palmen männiglich bekannte Städtlein Bordighera an der Riviera di Ponente den wohltönenden Namen des „italienischen Palmyra“, d. h. „Palmenstadt“, oder des „ligurischen Jericho“. Es ist schon richtig, man braucht kein besonders phantastisches Hirn zu haben, um sich hier alsbald nach Syrien oder Palästina zu träumen: unzählbare Palmbäume kommen uns zu Hilfe, Palmen, im Freien geboren und erwachsen.

Wie sie da stehen, einzeln, in Gruppen wie das Dutzend Scheffelpalmen um die alte Cisterne her, zu Gebüschen, zu Wäldern zusammengeschlossen, anspruchslos in ihren Standorten, nicht bleichsüchtig oder zimperlich und ausstellungskokett wie ihre warmhausgeborenen Schwestern, hier dicht gegen die Wellen vorschreitend, dort auf dem Hügel über die Oliven hinausragend, unter Orangen und Citronen gemischt, als Alleebaum, als Heckenpflanze, als Handelsartikel in Reih' und — Kübel gepflanzt! Die Landschaft sieht fast nicht mehr italienisch aus; uns ist, als wären wir ins Morgenland versetzt und die bräunlichen Mädchen von Bordighera, die da herabsteigen zu den palmenumschatteten Brunnen, das Wasser zu schöpfen, werden krügetragende Rebekken, zu denen wir als Eleazar aus dem Norden herantreten würden, sie um einen Trunk zu bitten, wenn der köstliche Wein der Küste nicht dem Cisternenwasser vorzuziehen wäre.

Am wirkungsvollsten erscheint die Palme allein und in der Einsamkeit: über eine Klippe meerwärts wie ein Pilger zum Trinken über den Bach geneigt, in den stillen Seitenthälern, wie eine Oase aus dem silbergrauen Meere der Olivenwaldungen hervorragend. Der verständnisinnige Wanderer steigt in die nahen Thäler hinein; bequem in das kleine Thal des Sasso, das östlich von der Stadt eine Strecke in die Hügel hineindringt und sich eine Menge schöner Palmen mitgenommen hat. Seine Schwesterthäler sind Valle Crosia und Valle Nervina. Hundert Maler können nicht in hundert Jahren die Schönheiten malen, die hier sich unter der mächtigen Sonne zusammendrängen.

W. Kaden.

Fortschritte der Lebensversicherung in Deutschland. Nach der von Professor Conrad in Halle herausgegebenen Statistik bezifferte sich der Bestand der in Berechnung gezogenen 38 deutschen Gesellschaften Ende des Jahres 1892 auf 939 462 Policen mit einer Gesamtversicherungssumme von 4104 Millionen Mark. Mit anderen Worten: jeder zehnte Familienvater im Deutschen Reich hat seinen Angehörigen für den Fall seines Todes — oder auch früher — ein Kapital von durchschnittlich 4369 Mark sichergestellt. Das ist immerhin ein schöner Erfolg, wenn man rückblickend die Entwicklung der Lebensversicherung verfolgt.

1827 erscheint der erste schüchterne Versuch; die „Gothaische“ — noch heute mit 632 Millionen Mark Versicherungssumme an der Spitze marschierend — wird von Arnoldi gegründet. 1829 finden wir 2 Anstalten mit 1448 Personen und 8 Millionen Versicherungssumme; zehn Jahre später sind sie auf 6 Anstalten mit 17 978 Personen und nahezu 77 Millionen Mark angewachsen, 1849 haben wir 10 Anstalten, 34 734 Versicherte und 137 Millionen Mark Versicherungskapital. Während so der Bestand an Versicherten und die Gesamtversicherungssumme fortwährend und stetig steigt, zeigt der Durchschnittsbetrag, d. h. die durchschnittliche Einlage eines Versicherten, merkwürdige Schwankungen: vom Jahre 1829 ab, wo sie sich auf 5578 Mark belief, bis zum Jahre 1869, wo sie nur 2876 Mark aufwies, machte sich eine fortwährende Abnahme bemerkbar; von da ab fing sie wiederum an zu steigen, bis sie 1879 auf 3525 Mark, 1889 auf 4182 Mark, 1892 auf 4369 Mark angekommen war. Dies erklärt sich wohl dadurch, daß sich ursprünglich nur die besitzenden Klassen beteiligten, die größere Summen versicherten, später aber auch viele kleinere Leute beitraten; das Sinken des Geldwertes aber drängte dann wieder alle Stufen auf eine Erhöhung der versicherten Summen hin.

Inhalt:

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 10. 1894.



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

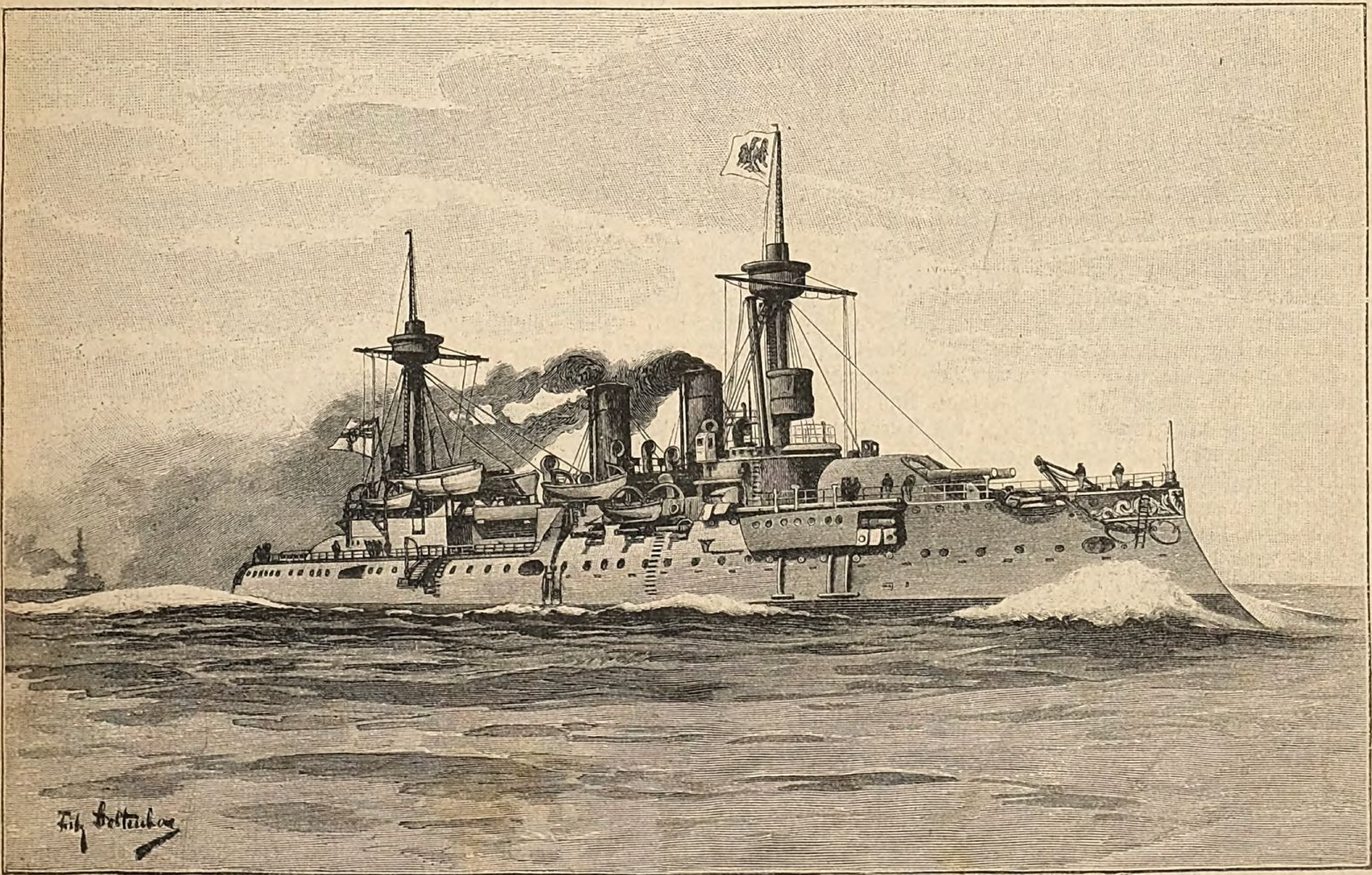
Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(9. Fortsetzung.)

Inzwischen wanderte der Kohlmann im grauen Dämmerlicht des Morgens über das ebene Almenfeld hinweg; wo er ging, hoben sich die Kühe aus dem Gras, machten die Rücken krumm und streckten die Schweife. Ein wüster Urwald nahm den Wanderer auf. Es dunkelte noch zwischen den ragenden Stämmen, und die Feuchte der Nacht, die Modergerüche des faulenden Fallholzes erfüllten die schwül zwischen den Bäumen liegende Luft. Jenseit dieses Waldes, in einem hügeligen, von starrenden Felswänden umzingelten Hochthal, lagen die fruchtbarsten von allen Almen weit umher, die „Reginalben“.

Von den sieben Hütten, welche zerstreut umherstanden, war eine dem Marderecker eigen, eine gehörte zur Hufe der Hanetzer, und in der größten von allen hausten die zwei hörigen Almerinnen des Richtmanns in der Schönau. An diese Hütte schloß sich eine hohe, aus Felsblöcken geschichtete Umwallung, in welcher alles Vieh der „Reginalben“ zusammengetrieben wurde, wenn in stürmischen Nächten der Almwächter seine Feuer gegen die wilden Tiere nicht anzünden konnte; denn über die offene Berghöhe fuhr die entfesselte Windsbraut mit solcher Gewalt, daß sie die brennenden Scheite vom Holzstoß davongetragen und in den Wald geworfen hätte, dessen wirr liegendes Fallholz nur eines Funkens bedurfte, um aufzulodern wie dürres Stroh. Die Hütte selbst umschloß nur den geräumigen Kaser,



Das neue deutsche Panzerschiff „Brandenburg“.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Stoltenberg.

in welchem auch die mit Heu gefüllten Lager der beiden Almerinnen standen. Die Dirnen waren schon munter und kochten die Morgensuppe. Vom Geprassel des Feuers und vom aufquirlenden Rauch wurde Ruedlieb geweckt, der im Dachraum der Hütte auf frisch eingebrachtem Heu geschlafen hatte. Er ließ sich von den Sparren niedergleiten, schüttelte die Heufäden von seinem Gewand und trat ins Freie. Da hörte er schreiende Stimmen und blickte der Richtung zu, aus welcher sie klangen. Ihm zu Füßen senkten sich im Halbkreis die Almgründe in ein schmales, dem See entgegenlaufendes Thal, welches auf der einen Seite von einem steilen Waldhang, auf der anderen Seite von der schroffen, nur mit Gestrüpp bewachsenen und kaum wegsamen Reginwand geschlossen wurde.

Aus diesem Thal herauf klang das wilde Geschrei, das immer kreischender wurde. Stürmenden Laufes eilte Ruedlieb über den Hang hinunter; doch er mußte zur Seite weichen . . . eine Schar flüchtender Kühe sprengte ihm entgegen, brüllend, jedes Tier mit schäumendem Maul und aufgequollenen Augen, im Sprung mit den Hinterfüßen hoch ausschlagend. Nach allen Seiten sah Ruedlieb die Ziegen und Schafe flüchten — und überall, von allen Hütten, sprangen die Senner und Almerinnen dem Thal entgegen, Steinbrocken von der Erde raffend, Prügel schwingend unter gellendem Geschrei. „Der Bär, der Bär! Er hat eine Geiß gerissen! Dort! Der Bär! Dort! Dort! Er nimmt die Wand an! Lauft! Lauft! Erschlagt ihn! Drauf! Erschlagt ihn!“

Ruedlieb riß das Messer aus dem Gürtel, und in langen Sätzen, daß unter seinen Füßen die Steine flogen, sprang er über die steile Halde hinunter. Da sah er schon die Leute am Fuß der Reginwand, Steine werfend und die Prügel schleudernd . . . unter ihnen stand der Marderecker, mit fahlem Gesicht, Zähren in den Augen, auf den bleichen Lippen nur immer das eine Wort: „Meine Geiß! Meine Geiß!“ Ein paar Sprünge noch, und Ruedlieb sah den Bären, der, die Ziege schleifend, in die Felswand einstieg, unbekümmert um das zeternde Geschrei, der Steine und Prügel nicht achtend, die um ihn herprasselten.

„Leut', laßt das Werfen sein!“ schrie Ruedlieb und sprang mit gezücktem Messer über den Schutt empor, welcher besudelt war mit dem Blut der Ziege. Wirres Geschrei begleitete dieses Beginnen; die einen riefen den Buben zurück, die anderen feuerten ihn an mit heiserem Zuruf. Da gewahrte das Raubtier den Verfolger. Einen Augenblick zögerte der Bär, dann ließ er sein Opfer fallen, und während die verendete Ziege mit schlagenden Läufen niederrollte über den steilen Schutt, that der Bär einen mächtigen Sprung und gewann ein Felsenband, auf welchem er hineintrabte in das schroffe Gewänd.

Ruedlieb stand mit geschwungenem Messer und stieß einen klingenden Jauchzer aus. Die Leute unten wußten diesen Ruf nicht zu deuten — und sie wußten auch nicht, was sie denken sollten, da sie den Bären mitten im Gewänd auf einer schmalen Grashalde jählings verschwinden sahen, als hätte ihn die Felswand eingeschluckt. Frohlockend schwang sich Ruedlieb auf das Felsenband, aber nur wenige Schritte war er dem schmalen Pfad gefolgt, da klangen ihm plötzlich die Worte des Vaters im Ohr: „Laß Dir nicht in den Sinn kommen, daß Du mit einer Hand an das Gewild rührst!“ Lachend trat der Bub den Rückweg an; es wurde ihm nicht schwer, die Worte des Vaters zu befolgen — das Raubtier war gut aufgehoben; es bedurfte keiner Hand mehr, um ihm den Garaus zu machen. Als Ruedlieb die Leute erreichte, blieb er vor ihnen stehen, mit brennendem Gesicht, und sagte: „Geht heim, Leut'! Der Braungesell hat heut' die letzte Geiß gerissen.“ Und das Messer in die Scheide stoßend, schritt er davon. Der Marderecker kniete vor seiner zerfleischten Ziege und jammerte, die anderen schrieen — noch immer begriffen sie nicht.

„Ich steig' hinauf!“ kreischte der ältere Hanetzer. „Ich muß wissen, was da geschehen ist!“ Es wurde ihm nicht leicht, das Felsenband zu gewinnen; als er die Stelle erreichte, an welcher der Bär verschwunden war, schrie er den Leuten mit gellender Stimme zu: „Da liegt er in einer Grub'! Seil' her! Seil'! Den müssen wir fangen!“

Die es hörten, begannen zu johlen wie in trunkenem Jubel; die einen rannten den Hütten zu, um Seile zu holen, drei Sennen kletterten in die Felswand ein, die anderen, Almerinnen und Geißbuben, umkreisten die Wand und erstiegen den Grat von der Almenseite. Als sie aus der Höhe niederblickten in die Grube, sahen sie das gefangene Raubtier aufrecht sitzen, mit den kleinen schwarzfunkelnden Augen zornig nach einem Ausweg spähend.

Schimpfworte und Spottreden kreischten von allen Seiten. „Erschlagt ihn! Erschlagt ihn!“ schrie eine der Almerinnen, und eine andere: „Laßt die Felsen über ihn hinunter!“

„Nein! Nein!“ rief der Hanetzer. „Lebendig müssen wir ihn haben! Lebendig!“

Vier Seile wurden über die Felswand herabgelassen, in jedes schlug der Hanetzer eine Schlinge, und ihm und den drei Sennen gelang es ohne Mühe, die vier Tatzen des Bären in die festwürgenden Schlingen einzufangen. Unter wildem Geschrei ein Ruck an den Seilen . . . und der Bär hob sich, rollte aus der Grube und pendelte, ein wehrloser Klumpen, an der Felswand. Gierige Hände griffen von überall her nach den Seilen, während der Hanetzer und die Sennen springend das Thal gewannen. Langsam schwebte der Bär an den Seilen herab, schaukelnd und schwankend in seiner ungestümen und dennoch nutzlosen Gegenwehr, im Kreis sich drehend und anprallend wider alle Steinschrofen. Mit den Haken der Grießbeile schleiften der Hanetzer und die Sennen das gefesselte Tier, als es den Boden berührte, in die Mitte des Thales, packten die Seile und rannten nach vier Seiten auseinander, so daß der Bär auf dem Rücken lag, mit seitwärts gezerrten Tatzen, wehrlos und entkräftet.

Alle, alle kamen sie jetzt herbeigesprungen, schrien und kreischten, johlten und jauchzten, wie befallen von Raserei, von einem Rausch der Grausamkeit. Was hatten sie um dieses Tier nicht alle leiden müssen, ohne Wehr' und Hilfe! Tiefe blutende Wunden hatte es ihrem Dasein gerissen, ihrem kärglichen Besitz; gedarbt und gehungert hatten sie, gezittert und geweint, Not und Jammer getragen um dieses Tieres willen! Jetzt war es in ihre Hand gegeben . . . und sollte büßen! In schreiender Wut bewarfen sie das Tier mit Steinen und stießen ihm die eisenbeschlagenen Schuhe in die Weichen. Der Bär gab keinen Laut, als wäre er zu stolz, den Peinigern seine Qual zu verraten; nur manchmal suchte er den blutigen Kopf zu erheben und drehte die funkelnden Augen nach allen Seiten. Mit Prügeln schlugen sie nach ihm und rissen ihm Fäuste voll Haare aus dem Pelz. Eine Dirne mit vergrämten Zügen spie dem Bären in die Augen und schrie mit schäumenden Lippen: „So wie der, so sollt' ein anderer daliegen vor uns! Ein anderer!“ Wie Feuer schlug dieses Wort in die rasenden Gemüter. „Waze! Waze! Herr Waze!“ schrieen sie den Bären an, und ein Hagel von Steinen ging nieder über das wehrlose Tier.

Ruedlieb, den das Geschrei gerufen hatte, kam herbeigelaufen, und als er gewahrte, was geschah, rief er mit bleichen Lippen: „Aber Leut'! Leut'! Seid denn Ihr noch Menschen? Habt doch Erbarmen und laßt mich hin — ich will ihm den Gnadenstoß geben!“ Aber sie stießen den Buben zurück, und der Hanetzer schrie: „Was thun wir ihm an, daß er leiden muß, recht leiden, recht, recht!“

Da sah er den Kohlmann des Weges kommen. „Eigel! Eigel! Da komm her!“ Mit der Stimme des Hanetzer vermischte sich das Geschrei der anderen: „Da komm her! Sag' Du, was wir ihm anthun sollen! Sag', was das Grausigst' ist!“

Der Kohlmann stand vor dem Bären; langsam blickte er über den Weg zurück, den er gekommen war, und sagte: „Das Grausigst'? Laßt ihn heiraten wie der Kaganhart!“

Einen Augenblick herrschte das Schweigen der Verblüffung, dann brach ein schallendes Gelächter los. Der Bär schien zu fühlen, daß die straff gespannten Seile sich lockerten, jählings machte er eine gewaltsame Anstrengung, überschlug sich und stand auf den Füßen; drei Seile flogen in der Luft, nur der Hanetzer hielt das seine noch fest umklammert. Ein gellendes Geschrei erscholl, die Dirnen flüchteten, die Männer, allen voran der Hanetzer, sprangen auf den Bären ein, aber dumpf brüllend erhob sich das Tier und schlug mit der Tatze. Erbleichend wich der Hanetzer zurück, und während das rote Blut von seinem Schenkel sprudelte, rannte der Bär in jagender Flucht thalabwärts, die Seile schleifend, deren Enden ihn umringelten wie graue Schlangen. Zwischen den Bäumen verschwand er. Wohl stürzten ihm Ruedlieb und die Sennen nach, aber sie bekamen ihn nicht mehr zu Gesicht; nur die Seile fanden sie, welche, da ihre Schlingen sich gelockert hatten, von den Tatzen des flüchtenden Bären abgefallen waren. Als sie die Verfolgung aufgaben, sagte Ruedlieb: „Das gönn' ich Euch!“ Und die Sennen verlassend, stieg er gegen die Reginwand empor, um die Grube zu verschütten, die er ausgeworfen.

Die Sennen begannen miteinander zu hadern, und jeder warf dem anderen vor, daß er zuerst das Seil ausgelassen hätte.

Schließlich gerieten sie sich in die Haare und redeten mit den Fäusten weiter. Den Verwundeten hatte man in die Almhütte getragen, und Eigel legte ihm den Verband an; dann suchte er noch den Marderecker und brachte ihm als Thingbot' die Ladung. Unter der steigenden Sonne zog er weiter. Als er auf dem Rückweg an der Almhütte des Kaganhart vorüberkam, sah er den Fensterladen und die Thür geschlossen. Kaganhart und Hilmtrud holten den in der Nacht versäumten Schlummer nach. Einträchtig lagen sie nebeneinander im Heu, und der Bauer hielt im Schlaf den Arm um den Hals seines Weibes geschlungen. Sie hatten Versöhnung gefeiert, nicht früher freilich, bevor nicht Hilmtrud wußte, was Kaganhart lieber verschwiegen hätte: „Heut' über zwei Nächt', wenn Vollmond einsteht!"

13.

Fleißig hatte seit dem frühen Morgen im Walde beim Lokistein der Schlag der Beile geklungen. Neue Bäume lagen gefällt, und über dem Grundriß, welchen Eberwein gezogen, erhoben sich schon, vier Stämme hoch, mit doppelt gelegten Balken, die Mauern der Klause und des Kirchleins. Vor dem einen der Zelte lag, mit dem weißen Holz in der Sonne schimmernd, das seiner Vollendung nähergerückte Kreuzbild; die grobe Arbeit des Meißels war gethan, und das sachtere Werk des Messers hatte begonnen.

Nun ruhten alle Hände, denn die Mittagsglocke hatte geläutet. Die Knechte hatten sich beim Feuer gelagert, und um den aus Stangen gefügten Tisch saßen Eberwein, Waldram und Schweiker; das Gebet war gesprochen, und Bruder Wampo kam mit der dampfenden Schüssel. Eberwein furchte die Brauen, als er die Speise sah. „Bruder! Du bist meinem Wort entgegen nach Milch gegangen?"

„Nein, lieber Herr, die Milch ist zu mir gekommen!" schmunzelte Wampo. „Heut' vor Tag, wie ich aufgestanden bin, um Feuer zu schüren, bin ich vor dem Zelt schier darüber gestolpert . . . und neben dem Kännlein hat ein Roggenbrot gelegen mit süßen Käslein und ein Butterwecken, gar säuberlich eingewickelt in grüne Lattichblätter!"

„Weißt Du, wer die Gabe gespendet hat?"

„Ich mein' wohl, ich kann mir's denken! Aber wer weiß, vielleicht irr' ich mich . . ." Wampo zwinkerte mit den Augen und blickte auf Schweiker, welcher rot wurde bis unter die Haarwurzeln. „Vielleicht war es gar kein Menschenkind, sondern ein Engelein mit Himmelsbrot und mit köstlicher Milch aus dem gelobten Lande, in welchem ja auch noch Honig fließt. Der war aber nicht dabei!"

„Widerlicher Schwätzer!" schalt Pater Waldram mit finsterem Blick. „Halte Deine Lippen geschlossen, wenn Du sie nicht öffnen kannst, ohne Heiliges zu verletzen mit sündhafter Rede!"

„Ich hab' ja nur gescherzet, Herr!" stotterte der erschrockene Bruder.

„Scherze beim Feuer mit den Knechten, aber nicht vor meinem Ohr, dem Deine Rede ein Greuel ist!"

Wampo wollte erwidern, doch Eberwein winkte ihm mit den Augen, zu schweigen. Als das Mahl genommen und das Gebet gesprochen war, ging Schweiker mit der Axt zum Walde und Bruder Wampo räumte den Tisch ab; auf dem Arm die hölzernen Geschirre tragend, schlich er davon, mit verdrossenem Gesicht und hängender Lippe. Waldram wollte sich erheben, da sagte Eberwein: „Ich habe vor dem Ohr der Brüder Deiner zürnenden Rede nicht widersprochen. Jetzt aber, da wir allein sind, höre meine Mahnung: sei duldsamer, Waldram!"

Dunkle Röte färbte die Stirn des Paters. „Willst Du mir wehren, daß ich Worte schweigen mache, die mein Ohr beleidigen und mein heiligstes Empfinden?"

„Ich meine nur, Du solltest die Rede der dienenden Brüder nicht messen an Deinem eigenen Gefühl. Irdische Sorge füllt ihren Tag, sie haben schwer zu schaffen vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Hüte Dich, durch Ueberstrenge die Unlust in ihren Gemütern zu wecken! Du kannst ihren Mut zu Boden drücken mit einem einzigen unbedachten Wort . . . doch kannst Du ihren verzagenden Herzen nicht auch die Schwingen des Geistes leihen, welche Dich, wenn Dir die Knie brechen, emportragen über den Staub, in den Du niedersinkst."

„Die Schwingen meines Geistes!" Waldram richtete sich auf. „Von allen Worten, die Du sprachest, hat dieses eine nur den Weg zu meinem Ohr gefunden. Elend und gebrechlich ist mein Leib, zitternd nur umschließen meine Finger den Griff der Axt, doch wie ein Adler, mit rauschenden Flügeln, hebt sich mein Geist hinaus über allen Staub der Erde und strebt den Höhen des Himmels zu, seine Heimat suchend vor Gottes Thron und zu der Heiligen Füßen." Waldrams Lippen bebten, und mit zorniger Schärfe klang seine Stimme: „Wahr und ganz erkennst Du wohl meine Art, nicht verborgen ist Dir meine Kraft, mein Eifer im Dienste Gottes. Und so sage ich Dir: übel dienest Du unserer heiligen Sache, da Du mich zwingst, das Beil zu schwingen und das niedere Werk der Knechte zu teilen."

Eberwein erhob sich und sagte ruhigen Wortes: „Ich zwinge Dich nicht zur Arbeit am Bau der Klause. Bist Du müde, so raste!"

„Ich aber will nicht rasten. Nur weiß ich mir bessere Arbeit als jene, zu welcher Du Dich berufen fühlst. Forme Du das tote Holz zu dem Bilde, dessen Du bedarfst für Deine Sinne! Baue Du, schichte die Mauer, wähle die Balken und prüfe ihren Halt — Du scheinst ja kaum die Stunde erwarten zu können, welche Dir die Ruhe bringt unter sicherem Dach. Ich aber will nicht rasten bei Tage, nicht schlummern bei Nacht . . . hinaus will ich ziehen in die Wildnis dieser Thäler, den Weg will ich suchen zu jeder Hütte und mit dem Kreuz in der Hand will ich schlagen an jede Thür, will in heiligem Zorn die Säumigen und Verstockten rufen, welche die Glocke nicht hören und nicht kommen wollen und knien vor ihrem Gott! Ihre Herzen sollen zittern, und ich will sie lehren . . ."

„Zu fürchten, wo sie lieben sollen?" Tiefer Ernst lag auf Eberweins Zügen, als er raschen Schrittes auf Waldram zutrat. „Deine schmähenden Worte wider mich — ich habe sie nicht gehört, sie sind vergeben. Aber nicht stören sollst Du mir das Werk der Liebe, zu welchem Gott mich ausgesendet. Siehe, dorthin führt der Weg ins Thal, und vor diesen Weg strecke ich meine wehrende Hand . . . dieselbe Hand, in welche Du bei der Ausfahrt aus dem Kloster die Deine legtest zum Zeichen des Gehorsams!"

Waldram erbleichte, neigte das Haupt und wandte sich wortlos ab. Doch Eberwein faßte seine Hand. „Ich mußte Dich mahnen an Dein Gelöbnis, Du selbst hast mich gezwungen. Ich that es ungern, Waldram. Und nun bitte ich Dich . . . höre mich an in Ruhe! Ich selbst hab' es mit Kummer gewahrt, daß unsere Glocke nicht einen rief, daß ihr freundlicher Ton verklang, ohne Widerhall zu finden auch nur in einem Herzen! Aber ich will geduldig sein und warten, um so geduldiger, da ich erfahren muß, daß Mißtrauen, Furcht und Widerstand uns begegnen auf allen Wegen. Darin suche die Ursache der Hast, mit der ich den Bau unseres heiligen Hauses betreibe! Ich kenne das Volk der Berge — bin ich doch selbst aus ihm hervorgewachsen — und ich rechne mit dem Fühlen und Denken dieser Menschen. Der Fremde erweckt ihre Scheu, unansehnlich ist ihren Augen der Obdachlose. Bevor ich ihre Herdstätten suche, will ich heimisch werden auf ihrer Scholle; unser Kirchlein will ich ihnen zeigen können, damit ich ihnen sage: sehet, ich hause in Eurer Mitte, Euch allen ein Bruder, und das Dach, unter dem ich herberge, ist Gottes Dach — und Euch alle ruft es in seinen Schutz! Nicht für meine Sinne, Waldram, forme ich jenes heilige Bild, ich sehe Gott, wohin ich blicke. Aber das Auge dieser Menschen hat irdischen Blick. Ihnen will ich dieses heilige Bildnis zeigen können, damit ich ihnen sage: schauet auf zu ihm, den dieses Bildnis meint, schauet auf zu ihm, der aus Liebe zu den Menschen starb in Marter und Schmerz . . . sehet die Wunden, aus denen sein Blut geflossen, jeder Tropfen wie befruchtender Tau auf des Lebens dürre Not! Meinst Du nicht, Waldram, diese Menschen, die unter harter Faust geschmachtet, unter Greueln und herzlosem Druck — diese Menschen, welche in zähem Kampfe ringen wider eine feindliche Natur . . . meinst Du nicht, sie werden das Wort der Liebe williger hören als einen Ruf, der sie zittern und zagen macht? Meinst Du nicht auch?"

Ein kaltes Lächeln glitt über Waldrams bleiche Lippen. „Ich gehorche . . . und meine, was Du meinst!"

Eberweins Brauen furchten sich. Aber rasch, wie ein gleitender Wolkenschatten, schwand dieses Zeichen des Unmuts von seiner Stirne und herzlich klang seine Stimme: „Blick' um Dich her, Waldram! Sieh nur, still und freundlich grünt der Wald, sanft tönt aus dem Thal herauf das Rauschen der Gewässer, und sonnig blicken die Berge auf uns nieder. Mahnt nicht der Wille

des Himmels aus diesem friedlichen Bild? Sturm und zerstörende Wetter tobten über diesem Thal bei unserem Eintritt ... nun aber, da wir bauen an Gottes Haus, ist Frieden eingekehrt und sonnige Ruhe lächelt."

„Wie Honig fließt Dir die Rede von den Lippen und mit Blumen möchtest Du den Weg bestreuen, den Du gehst. Siehe zu, wohin er Dich führen wird!"

Eberwein atmete tief und seine Augen suchten den Himmel. Er wandte sich ab; vor dem halb vollendeten Kreuzbild ließ er sich auf den Holzblock nieder und hob das Schnitzmesser von der Erde. Kaum hatte er in das weiße Holz den ersten Schnitt gethan, da fühlte er eine ungestüme Hand auf seiner Schulter. Waldram stand vor ihm.

„Du siehst, ich beginne die Arbeit!" sagte Eberwein.

„Ich aber habe noch zu rechten mit Dir. Den Mönch und Priester hast Du gemahnt an seinen Gehorsam ... und wider meine bessere Einsicht muß ich schweigen und Dich die Straße gehen lassen, die Du gewählt. Nun aber höre den Bruder Deines Ordens, der gleiche Stimme mit Dir hat im weltlichen Rat!"

Eberwein legte die Hand mit dem Messer in den Schoß. „Sprich!"

„So säumig wie dem Himmel, so säumig dienest Du auch der Macht unseres Heiligen. Nicht als Knechte sind wir gekommen in dieses Land, als die Herren! Zwei Tage und zwei Nächte weilen wir in unserem Land ... wo aber bleibt der Richtmann, wo bleiben die Schöffen? Weshalb erscheinen sie nicht vor uns, in Ehrfurcht und zu schuldigem Gruß? Als ein Knecht unseres Heiligen sitzt ein Spisar im Gadem. Weshalb säumt er, vor uns zu treten, um seines Amtes Bestallung zu empfangen?"

Eberwein zögerte mit der Antwort und fragend ruhte sein Blick auf Waldrams Antlitz, als verstünde er die bebende Erregung nicht, welche zitterte und zuckte in diesen bleichen Zügen. „Richtmann und Schöffen? Nach ihnen verlang' ich nicht. Sie werden wohl kommen zu ihrer Zeit ... und es mag wohl sein, daß sie noch nicht wissen um unsere Ankunft." Eberweins Stirne furchte sich. „Dem Spisar dieses Landes aber hatte ich den ersten meiner Wege zugedacht. Und dennoch, wider mein eigenes Gefühl, besann ich mich anders. Ich mußte mir sagen, daß ich hier stünde an unseres Heiligen Statt, als Herr ... Herr gegenüber diesem einzigen Manne meines Landes. Vor der Schwelle unserer Klause soll Herr Waze erscheinen, er vor uns. Und kommen wird er, denn er weiß, daß wir im Lande sind. Ich habe ihm Botschaft sagen lassen durch den Mund seiner übermütigen Tochter."

„Seine Tochter!" Wie heiseres Lachen klangen die beiden Worte von Waldrams Lippen. „Seine Tochter! Sie! Sie! Und andere Rede weißt Du nicht? Und keinen anderen Boten fandest Du als sie? Und nun hoffst Du wohl, sie möchte auch Botschaft bringen von ihrem Vater! Und kommen! Zu Dir!"

Eine leichte Röte glitt über Eberweins Wangen. „Waldram! Ich fasse Deine Worte nicht ..."

„Ich aber sehe die verräterische Glut auf Deinem Antlitz. Und alles versteh' ich nun, alles, alles! Standest Du doch in jener Stunde vor ihr wie versteinert, mit starrendem Aug' jeden Reiz ihrer teuflischen Schönheit verschlingend, bezaubert von der Höllenglut ihres Blickes, umstrickt von den roten Schlangen ihres Haars!" Schrilles Lachen unterbrach den keuchenden Klang dieser Worte. „Alles, alles versteh' ich nun: Dein Zögern und Deine Langmut, Deine gewandelten Entschlüsse und dieses eine Wort, das immer und immer von Deinen Lippen schreit: Liebe, Liebe, Liebe."

Erbleichend war Eberwein aufgesprungen. Schwer hob sich seine Brust, doch seine Lippen blieben geschlossen. Mit tiefernstem Blick nur hafteten seine Augen an Waldrams verzerrtem Gesicht. Dann wandte er sich ab, um seine Arbeit wieder zu beginnen.

„Du sollst mir Rede stehen!" keuchte Waldram, faßte Eberweins Arm und schüttelte ihn so wild und zornig, daß das Messer der Hand entflog. Im Bogen schwirrte es durch die Luft, und niedersinkend fuhr es mit der Spitze in das Bildnis, an der Stelle des Herzens. Da fiel es über Waldram wie lähmender Schreck. Zitternd stand er, mit entsetzten Augen auf die Klinge starrend. Dann jählings brach ein dumpfes Schluchzen aus seiner Brust, er stürzte in die Knie, und mit beiden Armen das Bildnis umschlingend, schlug er die Stirne auf das Holz. Eberwein aber hob ihn empor. „Steh' auf, Waldram! Noch ist dieses Holz kein heiliges Bild — das fallende Messer konnte nicht verletzen, was erst entstehen soll. Mich nur hast Du verwundet in meinem tiefsten Innern. Mag es Dir Gott verzeihen! Ich kann es nicht in dieser Stunde ... ich bin ein Mensch und fühle den Schmerz des Stiches." Ohne die Augen zu erheben, schlug Waldram die Hände vor das Gesicht und wankte ins Zelt.

Tief atmend ließ Eberwein sich nieder, zog das Messer aus dem Holz und tilgte die Spur des Stiches mit raschem Schnitt. Er arbeitete weiter, doch nicht lange; dann mußte er innehalten, denn seine Hand zitterte. Er legte den Arm aufs Knie und stützte das Haupt, als hätte tiefe Ermüdung ihn befallen. Aus dem Zelt klang Waldrams betende Stimme und das Klatschen der Geißel. Eberwein hörte nicht; seine kummervollen Augen blickten ins Leere.

Bruder Wampo kam herbeigeschlichen und rief mit scheuem Stottern: „Herre!" Er wartete auf Antwort; doch sie kam nicht. „Ich möcht' 'was fragen, Herre!"

Eberwein hob das Gesicht, mit verlorenem Blick; er sah den Bruder an, als wär's ein Fremder, und fragte: „Was willst Du?" Da hörte er aus dem Zelt die Stimme Waldrams. Immer lauter klang sie und wandelte sich zu jauchzendem Gesang, während klatschend die Schläge der Geißel fielen. Erschrocken sprang Eberwein auf und eilte ins Zelt. Waldram lag auf den Knien, mit entblößtem Rücken, auf welchem die Striemen bluteten. Sein Haupt war in den Nacken gesunken, wie im Fieber glühte sein Gesicht, seine starr zur Höhe gerichteten Augen brannten, und während er mit zuckendem Armschwung die Geißel über die Schulter schlug, jauchzten seine Lippen: „Den Himmel teilt er und fährt herab ... und fährt auf dem Cherub und fliegt und rauscht auf den Flügeln des Windes daher. Es zittert vor ihm die Erde, und die Gründe der Berge beben ..."

„Waldram!" stammelte Eberwein und versuchte die Geißel zu fassen.

„Es strahlet die Helle seines Lichtes, und sichtbar werden die Tiefen des Meeres, enthüllt die Gründe der Welt vor seinem Glanz. Siehe, siehe ... aus der Höhe reicht er den Arm und faßt mich und zieht mich aus tiefem Gewässer ... und rettet ... rettet mich ..." In röchelndem Laut erstickte Waldrams Stimme. Schaum trat ihm vor die Lippen, seine Hände, denen Eberwein die Geißel entrissen hatte, griffen ins Leere, stöhnend sank er zu Boden, und die Sinne schwanden ihm.

Mit bleichem Gesicht, die Hände ineinanderschlagend, stand Bruder Wampo unter dem Eingang des Zeltes. „Wasser! Hole Wasser!" rief Eberwein und hob, während der Bruder verschwand, den Bewußtlosen auf das Moosbett.

Wampo kam und brachte Wasser. Scheu und zitternd reichte er die Schüssel. Mit nassem Tuche kühlte Eberwein die Stirne Waldrams; ein tiefer Seufzer rang sich aus dessen Brust und seine Glieder streckten sich. In der Schwäche war der Schlummer über ihn gekommen. Dem Schlafenden wusch Eberwein den wunden Rücken und träufelte ihm Balsam auf die Striemen, welche die Geißel gerissen. Und während dieses stillen Werkes klangen vom Waldsaum her die krachenden Hiebe der Axt, welche Schweiker führte, und die langgezogenen Rufe, unter denen die Knechte die schweren Balken hoben.

Als Schweiker einmal innehielt in der Arbeit, um sich den perlenden Schweiß von der Stirne zu wischen, sah er, daß Bruder Wampo auf ihn zugesprungen kam, mit geschürzter Kutte, flink hinweghüpfend über das wirr auf der Erde liegende Astwerk.

„Ja was hast denn?" fragte Schweiker, als der Bruder blasend und schnaubend vor ihm stand. „Und wie schaust mich denn an? Hast 'was angestellt? Hast am End' gar das Milchkandl umgeworfen?"

„Wie Du nur so 'was reden kannst!" stotterte Wampo atemlos. „Alles zittert an mir! Denk' nur, was geschehen ist, denk' nur ..."

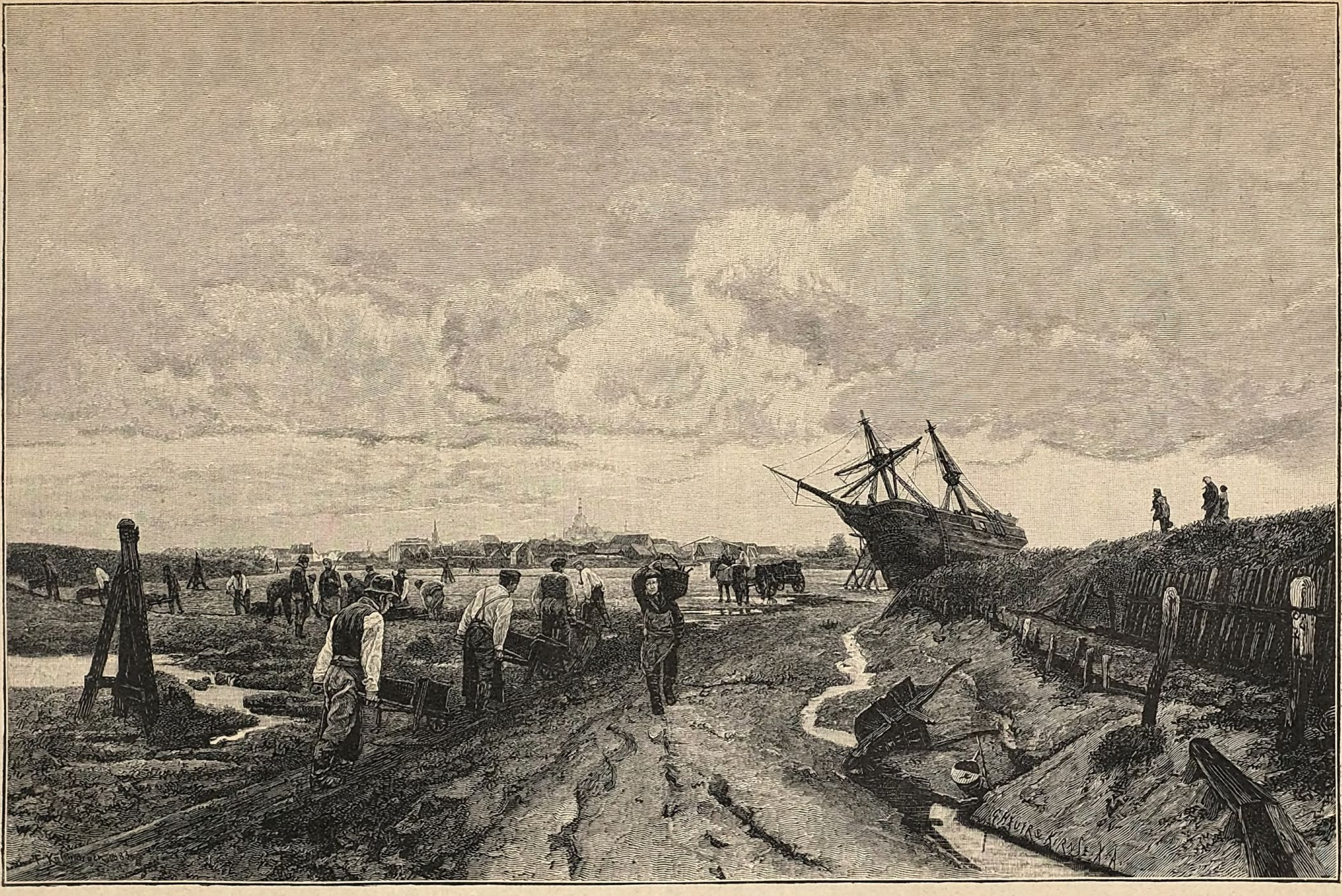
„Aber so red' doch! Was denn?"

„Pater Waldram ist ein Heiliger 'worden!"

Schweiker riß die blauen Augen auf, und vor Schreck und Staunen fiel ihm das Beil aus den Händen.

14.

Um die Mittagsstunde des folgenden Tages stand Edelrot auf dem Lugaus und spähte, die Augen mit der Hand beschattend, über den See hinaus. Früh am Morgen war Sigenot mit dem Einbaum ausgefahren, um von den Legangeln, welche im Weitsee lagen, die Beute der Nacht zu lösen. Er pflegte sonst von solcher Fahrt lange vor Mittag heimzukehren. Nun aber warteten sie



Kanalbau in den Hochmooren Ostfrieslands.

Nach einem Gemälde von F. Kallmorgen.

im Fischerhause schon seit einer Stunde mit dem Mahl auf ihn. Er wollte nicht kommen und Mutter Mahtilt war unruhig geworden.

In der bangen Sehnsucht, mit welcher Edelrot auslugte über den See, hörte sie nicht, daß im Uferwald der Aufschlag eines Grießbeils klirrte. Sie blickte erst auf, als das Klirren schon nah' am Waldsaum klang. Und da huschte eine Röte über ihre Wangen. „Ruedlieb kommt von der Alben," dachte sie, „er muß auf dem Heimweg hergestiegen sein über die Seewänd' — und muß den Einbaum gewahrt haben."

Hastig verließ sie den Lugaus, sprang über den Hügel hinunter und eilte vor das Hagthor. Doch erschrocken verhielt sie den Fuß. Nicht Ruedlieb stand vor ihr, sondern Henning, Wazemanns Aeltester, mit dem Grießbeil in der Hand und dem Eibenbogen über der Schulter. An der Lippe nagend, stand er und musterte die Gestalt des Mädchens mit frechem Blick.

„Bist Du über die Seewänd' hergestiegen?" fragte sie stotternd.

Er hob das Gesicht und seine Züge wurden starr. „Warum fragst Du?"

„Mein Bruder ist ausgefahren am Morgen und sollt' schon lang daheim sein. Hast Du nicht draußen auf dem Weitsee den Einbaum schwimmen sehen?"

Henning lachte. „Ich mein' wohl, daß ich ihn gesehen hab'. Er ist weit vom Land gewesen, und es kann eine lange Weil' noch dauern, bis er heimkehrt." Wieder lachte er. „Wer weiß, vielleicht hat er gefunden, was er nicht gesucht hat . . . und das dürft' ihn länger halten, als ihm lieb ist."

„Ich versteh' Dich nicht! Was soll er denn gefunden haben?" Rötlis Stimme zitterte.

„Schau' nur, wie die Angst aus Deinen Süßaugen reden kann!" Henning neigte das Gesicht und verschlang mit brennendem Blick die holden Züge des Mädchens. „Sorgst Dich denn gar so sehr um Deinen Bruder?" Edelrot nickte wortlos; sie wollte sprechen, doch Hennings Blick erstickte ihr den Laut auf der Zunge. „Hast ihn denn gar so lieb? Wenn Du dem Bruder schon so gut bist . . . wie fest und warm erst müßt' Dein rundes Aermlein drücken können am Hals eines Liebgesellen!" Er streckte die Hand, um ihren Arm zu fassen. Erschrocken wich Rötli zurück.

„Schau', wie das Vöglein sich duckt!" lachte Henning. „Gieb acht, wir werden noch gute Freund', wir beide!" Wieder streckte er die Hand aus, da sah er Wicho unter dem Hagthor stehen, und zurücktretend sagte er mit versteckten Lächeln und freundlich klingendem Ton: „Warum erschrickst Du vor mir? Ich hab' Dir doch die Hand nur bieten wollen zum Gruß . . . und . . . eine Botschaft meiner Schwester hab' ich Dir bringen wollen. Was sie will von Dir, das weiß ich nicht, aber sie läßt Dir sagen, daß Du heut' noch zu ihr hinaufkommen sollst in unser Haus. Heut' noch, hörst Du! Und bald! Meine Schwester wartet nicht gerne."

„Aber ich hab' doch heut' schon mit ihr geredet," stammelte Rötli.

Betroffen blickte Henning auf. „Ich mein', Du irrst Dich."

„Nein, nein! Früh am Morgen ist Recka vorbeigeritten bei unserem Hag, sie selber hat mich angerufen und hat geredet mit mir. Und da hätt' sie mir doch selber sagen können . . ."

Henning zuckte lachend die Schultern. „Was weiß denn ich, was meine Schwester spinnt in ihrem krausen Kopf! Ich kann Dir nur eines sagen: droben im Bergwald bin ich ihr begegnet, und da hat sie mir diese Botschaft aufgetragen für Dich. Jetzt wird sie wohl lang' schon daheim sein. Also red' . . . was soll ich ihr sagen? Kommst Du oder nicht?" Seine Lippen wurden schmal, und lauernd blickten seine Augen.

Rötli zögerte mit der Antwort; dann lispelte sie: „Wenn es Deine Schwester begehrt, so muß ich wohl kommen . . . ich bin ihr gut und möcht' sie nicht gern erzürnen."

Hennings Augen blitzten. „Das will ich ihr sagen!" Und lachend ging er davon, dem Weg zur Ache folgend. Unter den ersten Bäumen blickte er über die Schulter zurück und murmelte: „Komm nur, Du feines Finklein, ich will den Herd stellen. Lang' genug hab' ich zugewartet."

Als er nach einer Weile, über den Felsensteig emporklimmend, seines Vaters Haus erreichte, fragte er den Knecht, der ihm das Pförtlein öffnete: „Ist meine Schwester daheim?"

„Nein, Herr."

„Wann kommt sie heimgeritten?"

„Nicht vor Abend."

„Gut! Jetzt thu' die Ohren auf und merk', was ich sage."

Der Knecht lauschte den Worten, welche Henning ihm zuflüsterte, und nickte schmunzelnd. „An mir soll's nimmer fehlen. Ich stell' mich auf die Mauer und verwend' keinen Blick vom Fischerhaus, und wenn sie kommt . . ."

Henning drückte dem Knechte die Hand auf den Mund, denn er sah vor dem Bärenzwinger seinen Vater sitzen.

Herr Waze war allein zu Hause; Hartwig und Eilbert waren auf die Jagd gezogen, Sindel, Rimiger, Gerold und Otloh hielten die Wache im Lokiwald. Um die Langeweile der Einsamkeit zu verscheuchen, hatte Herr Waze ein seltsames Spiel gewählt. Auf einem Steinblock saß er vor dem Raubtierkäfig, einen langen Stecken in der Hand, und reizte mit derben Stößen die eingesperrten Tiere. Brummend hob sich der Bär auf die Hinterfüße, knurrend fuhr der Wolf von einem Winkel in den anderen, und fauchend sprang der Luchs an den hölzernen Stäben empor und klammerte sich an die Decke des Käfigs. Herr Waze stieß und bohrte mit dem Stecken, bis der scheue Zorn der Tiere zur Wut sich steigerte, so daß sie, um ihren Grimm zu entladen, übereinander herfielen und beißend und schlagend im Knäuel sich balgten. Dann ließ Herr Waze den Stecken sinken, legte die Hände auf den Bauch und lachte, daß ihm die Thränen kamen. Der heulende Lärm im Käfig brachte alles Geflügel des Hofes in Bewegung. Die Hühner stoben gackernd auseinander, scheu umflatterten die Tauben das Dach, auf der Mauer schrie der Pfau und im Zwinger kläfften die Hunde. Nur langsam trat die Ruhe wieder ein, als die Kämpfer im Käfig endlich voneinander gelassen hatten; in einer Ecke lag der Bär und leckte die Tatze, welche der Wolf ihm blutig gebissen, in der anderen Ecke saß die rote Bergkatze an die Stäbe gedrückt und ächzte, während der Wolf, dem das Blut von der Schulter tropfte, mit glühenden Augen auf und nieder trabte und die Schnauze in jede Lücke der Stangen stieß, als möchte er den Ausweg erzwingen.

Herr Waze hatte sich müde gelacht; er hob den Stecken und begann das rohe Spiel aufs neue. Dumpf brummend richtete der Bär sich auf; mit gesträubtem Fell und krumm gezogenem Rücken stand er und hielt die funkelnden Lichter auf seinen Peiniger gerichtet. „Rühr' Dich, Meister Waldhauser! Munter! Munter!" rief Herr Waze und bohrte mit dem Stecken.

Da that der Bär, laut aufbrüllend, einen mächtigen Sprung gegen die Wand seines Kerkers, daß die Stangen sich bogen und der Käfig erzitterte in allen Fugen. Herr Waze erbleichte und fuhr erschrocken zurück, doch als er gewahrte, daß die Stangen hielten und der Bär im Rückprall zu Boden kollerte, schlug er mit dem Stecken und lachte. „Gelt, Waldhauserlein, gelt? So wie Du, so möcht' wohl mancher aufspringen wider mich! Nur gut, daß der Käfig, den ich ihnen gebaut hab', so feste Stangen hat!" Er blickte auf, denn er hatte Hennings Schritt gehört. „Du?" fragte er verwundert. „Warum kommst Du allein?"

„Weil ich mich gesondert hab' von den Brüdern."

„Weshalb?"

„Weil ich gejagt hab' auf eigene Faust!"

Herr Waze maß den Sohn mit forschendem Blick; er hörte aus Hennings Worten einen Ton, der ihn stutzig machte. „Red'! Wo warst Du?"

„Drüben auf dem Seewandlahner, über dem Moospalfen, der hinaushängt übers Wasser."

„Hast Du den guten Hirsch gespürt?"

„Nein, Vater!" Ein dünnes Lächeln zuckte um Hennings Lippen. „Aber der Fischgreifer ist mir zugestrichen, auf den ich wart' seit lang'!"

Herr Waze machte die Augen klein und zog die gekrümmten Finger durch den Bart. „Und?"

„Ueber dem Palfen bin ich gelegen und hab' ein Trumm Stein gehalten. Da ist der Fischgreifer hergestrichen über den See, auf den Palfen zu, und wie er schnurgrad' unter mir war und die Legangel hat heben wollen . . . da hab' ich fallen lassen."

Herr Waze sprang auf. „Er liegt?"

Henning nickte. „Schau' hinaus über den See — da kannst den leeren Einbaum treiben sehen!"

Mit langen Schritten eilte Herr Waze zur Mauer und spähte funkelnden Blickes in die Tiefe. Sonnenduft umflimmerte den See, auf dessen glattem weißgrauschillernden Spiegel, in Pfeilschußweite vom jenseitigen Ufer, der leere Nachen schwamm wie ein braunes Scheit.

„So hast Du's haben wollen!" murmelte Herr Waze. „Ich hab' gemeint, es wär' genug an Deinem Vater . . . und ich hätt' Dich gehalten! Jetzt lieg', wo Du liegst!" Er wandte sich von der Mauer und ging der Freitreppe zu. Da trat ihm Henning in den Weg. „Ich will meinen Dank, Vater!"

„Verlang! Nur nicht mein Roß und meinen Stächlinbogen* oder den Weißfalk . . . die drei Ding' halt' ich, so lang' ich leb'."

„Da wär' ein jedes zu viel begehrt!" sagte Henning mit seinem dünnen Lächeln. „Was ich will, kannst Du leichter geben: laß Dir den Falben satteln und reit' hinaus übers Thal, der Ritt wird Dir wohlthun! Ich mein', Du kannst den Kopf heben und leichter schnaufen . . . jetzt, wo der eine weg ist, der denen da draußen beim Lotistein für Hundert gewogen hätt'!"

Herr Waze schlug die Hand auf Hennings Schulter. „Ja, Bub', ich will reiten," lachte er, „und aufschnaufen! Der eine hat mir Sorgen gemacht — die anderen halt' ich wie die Mäus' im Sack!" Und einem Knecht, der aus den Ställen trat, rief er zu: „Den Falben!" Dann ging er ins Haus, um sich für den Ritt zu kleiden.

Henning gab dem Knecht, der das Pförtlein geöffnet hatte, einen Wink; dann folgte er dem Vater. Der Knecht stieg auf die Mauer, und durch die Pfeilscharte einer Eckzinne spähte er hinunter nach dem Fischerwesen. Den Zugang, die Hofreut und den freien Platz vor dem Hagthor sah er leer; den Ufersaum der Lände verdeckten ihm die Bäume.

(Fortsetzung folgt.)

* Stahlbogen.

Aus Ostfrieslands Hochmooren.

(Hierzu das Bild S. 153.)

Die norddeutsche Tiefebene wird im Westen von einer Niederung eingenommen, die, mit Moor-, Gras- und Heideland abwechselnd bedeckt, ehemals eine große zusammenhängende Wildnis gebildet haben mag, heute aber dank der eingedrungenen Kultur durch die eingeflochtenen Dorfschaften und Ackerfluren ihr einstiges Aussehen völlig verändert hat. Nur in seinem nordwestlichen Teile zwischen Ems und Jade hat das eigentümliche Land noch viele seiner alten charakteristischen Züge bewahrt, und wer heute Ostfriesland von Emden aus durchwandert, der wird in den bis an die Jade reichenden ostfriesischen Moorbezirken noch ganz urwüchsige Zustände treffen. Auf Meilenweite dehnt sich oft ebener Boden, der seine braunen melancholischen Flächen bis unter den Nebel des Horizonts ausbreitet, ein gleichmäßiges düsteres Torfland mit der einzigen Abwechslung üppig wuchernder Sumpfpflanzen, hochstandiger Riedgräser, Binsen und des blütenreichen Schaumkrautes.

Die Dorfschaften sind in den Hochmooren Ostfrieslands nicht zahlreich, und was hier sonst noch die einzige Abwechslung giebt, das sind blinkende Wasserstreifen von Gräben und Kanälen, die sich wie Silberfäden durch den Grund des Landes ziehen, mit ihrem Graswuchs und ihren Schilfbüscheln „dat gräne Land" genannt. Wie die Pioniere der Civilisation im Westen der Vereinigten Staaten mit der Eisenbahn vorgedrungen sind, so haben sich die Bewohner der westdeutschen Hochmoore den Boden mit ihrem Kanalbau unterthan gemacht. Freilich ist diese Kulturarbeit sehr einfacher Art gewesen. Um sich des natürlichen Reichtums des Moorlandes, des Torfes nämlich, zu bemächtigen, haben sie zunächst diese Kanäle in Abzweigungen von den Flüssen angelegt, und hierauf, um die Erde zu entwässern und sie für ihre geringen Bedürfnisse anbaufähig zu machen, diese Kanalanlagen in ein System gebracht, mit den Flüssen und damit mit der übrigen Welt verbunden. Der Torf spielt hier als ein von der Natur freigebig gespendetes Geschenk eine große Rolle. Mehr noch wie die Steinkohle in England ist er in diesen Moordistrikten für die Bewohner ein Gegenstand von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Er ist nicht nur der Brennstoff in allen Dörfern, das vorherrschende Baumaterial für die Stallungen und die für dieses Moorland charakteristischen „Hutten", er glüht nicht nur unter den Kesseln der Lokomotiven auf den ostfriesischen Eisenbahnen, sondern er ist vor allen Dingen auch eine wichtige Handelsware und giebt der friesischen Hausindustrie vielfache Beschäftigung, indem er zu „Torfpapier", „Torftapeten" und anderen Torfartikeln verarbeitet wird. Ja zu noch wichtigeren Diensten sucht man neuerdings diese unerschöpflichen Torflager heranzuziehen, indem man die aufsaugende, bindende Kraft des merkwürdigen Materiales der Landwirtschaft zu nutze macht. Die getrockneten und dann durch Maschinen zu Fasern zerkleinerten Torfstücke liefern dem Landmann eine Stallstreu, welche dem bisher üblichen Stroh unvergleichlich überlegen ist und bei größeren Viehständen sowohl für die Gesundheit der Tiere als für die spätere Ausnutzung zu Düngerzwecken unberechenbare Vorteile gewährt.

Der Torfstich ist eine sehr alte Nutzanwendung des Moorbodens. Schon der Römer Plinius hat davon berichtet, und wenn er an einer Stelle seiner „Naturgeschichte" sagt, daß die Chauken die „brennbare Erde" ihres Landes, mit der „sie ihre Speisen kochten und ihren Leib wärmten, viel mehr mit Hilfe der Winde als der Sonne trockneten", so ersehen wir daraus, daß die Art und Weise des Trocknenlassens der ausgehobenen Torfmassen, von der gleich die Rede sein wird, hier uralt ist.

Die Thätigkeit in den Mooren beginnt schon mit dem Schneeschmelzen im Frühjahr. Die Moorbewohner wandern dann hinaus von ihren Dörfern „wie die Hirten auf die Alm" und beziehen ihre Sommerwohnungen, d. h. die „Hutten", einfache mit niedrigem Strohdach gedeckte Torfgemäuer, welche in ihrem Innern nichts enthalten, was wir sonst mit der Vorstellung von einer menschenwürdigen Häuslichkeit zu verbinden pflegen. Die Arbeit besteht im Abbau der Kanäle. Mit strohumwundenen Füßen wird tief im Morast solange gegraben, bis die reife Torfschicht abgestochen ist. An den Seiten der Kanäle wird der Torfbrei ausgebreitet, zu sogenannten „Petten" glattgetreten und der Luft zum Trocknen überlassen, nachdem mit Hilfe großer Messer die Zerteilung in kleine „Sohlen" vorgenommen worden ist.

Wenn Luft und Sonne dieses Geschäft des Austrocknens besorgt haben, wird zur Ernte geschritten. Die Torfsohlen werden zu diesem Zweck nach den schiffbaren Kanälen zusammengetragen und hier ähnlich wie die Getreiderocken auf den Feldern zu hohen pyramidenförmigen „Ringeln" aufgehäuft. Später werden dann in die Kanäle Kähne bugsiert, welche die Beförderung der braunen Ware nach den Sammelstellen in den Dörfern besorgen. Die Torfarbeit ernährt große Dörfer und Gehöfte, die auf dem abgebauten Moorgrunde entstanden sind und sich in einen ansprechenden Schmuck von schillernden Wiesen, Kornfeldern und Gehölzen zu kleiden verstanden haben.

Die meisten Moorkulturen sind in Ostfriesland sowohl wie auch in den Moordistrikten an beiden Ufern der Ems nach holländischem Muster angelegt. Dieses holländische System, welches am großartigsten in den östlichen Provinzen der Niederlande, in Groningen, Drenthe, Overyssel, zur Ausbildung gelangt ist, besteht der Hauptsache nach darin, daß von den Moorrändern oder von einem Fluße aus ein Kanal — neuerdings auch deren zwei nebeneinander — in das Moor hineingebaut und daß von diesem Hauptkanal wieder Seitenkanäle, sogenannte „Inwieken" d. h. Einlenkungen, rechtwinklig abgezweigt werden. Auf diesen Kanalläufen dringen Ansiedler mit Hacken und Spaten vor, tragen die oberen Moorschichten ab, gewinnen aus den tieferen Schichten den Torf und bereiten den dazwischen liegenden Boden durch Vermengung mit künstlichen Düngmitteln zur Ackererde vor. So haben die Holländer von den Ufern der Yssel aus ihre „Moorkolonien" in das Land vorgeschoben und dadurch, daß sie diese Anfänge des Kanalnetzes weiter ausgedehnt und über die großen Provinzen Overyssel, Drenthe, Groningen und Friesland bis an die Nordseeufer weiter geführt haben, die ganze Gegend dem Ackerbau und der Viehzucht dienstbar gemacht. Die „Holländereien", welche heute in gemächlichen Abständen auf diesen ehemaligen Sumpfflächen angelegt sind, gehören zu den reichsten und behäbigsten Bauernsitzen. Der Segen geht in diesen Fruchtländern hinter dem Pfluge, und große Herden des vorzüglichsten Zuchtviehes grasen auf den grünenden Weiden der einstigen Hochmoore.

Auch in unseren ostfriesischen Marken ist, und zwar seit Jahrhunderten, an der Moorbesiedlung gearbeitet worden. Papenburg, Aurich, Emden, Norden, Leer, die lustigen blühenden

Handels- und Gewerbestädte in dem grünen, kanaldurchsägten Lande zwischen Ems und Jade — sie alle verdanken, wenn sie nicht selbst ehemalige Moorkulturen sind, ihren Wohlstand doch völlig der Urbarmachung, welche die vergangenen Jahrhunderte an den endlosen Mooren Ostfrieslands vollzogen haben. Aber diese Flächen sind zu groß, als daß die Thätigkeit des Einzelnen sie ganz bezwingen könnte, und so dehnen sich auch heute noch zwischen blühenden Ortschaften Tausende von Quadratkilometern, welche dem Auge das Bild des echten, wüstenhaften Hochmoores gewähren. Nur stellenweise werden diesen Einöden kümmerliche Buchweizenernten durch den sogenannten „Moorbrand" abgewonnen, eine primitive Art der Bestellung, welche auf der Verbrennung der obersten, ausgetrockneten Riedschicht beruht und für Westdeutschland den lästigen, das Klima verschlechternden „Haarrauch" oder „Heerauch" im Gefolge hat.

Hier nun setzen die jüngsten Bestrebungen des preußischen Staats ein, welcher seit Friedrich dem Großen selbst Besitzer umfangreicher Moorstrecken in Ostfriesland ist. Ausgedehnte Kanäle sind erforderlich, um in großem Maßstabe die Moorkolonisierung anzugreifen, diese aber kann die Kraft des Einzelnen nicht schaffen, sondern nur staatliches Vorgehen.

Und daran hat es zum Glück seit einigen Jahren nicht mehr gefehlt. Im Westen der Ems ist das früher unzugängliche Moor von Bourtange auf 45 Kilometer Länge vom Süd-Nordkanal durchschnitten, dessen Seitenarme nach Osten zur Hauptader des Landes, zur Ems, nach Westen ins holländische Kanalsystem übergreifen; 50 000 Hektar Landes stehen längs der neugeöffneten Kanäle der Besiedlung frei, ebenfalls große Strecken längs der kräftig geförderten Kanäle rechts der Ems, und 10 000 Hektar nördlich davon, wo ein neuer Kanal das Wiesmoor bei Aurich geöffnet hat. Auch die Art der Moorkultur ist eine andere geworden. Nur auf ziemlich hohen Moorflächen ist die oben geschilderte Torfkultur anwendbar, da in tiefliegenden Mooren die Wasserableitung nicht gelingen kann; auch darf man, nun die Besiedlung in verstärktem Umfange vor sich geht, nicht durch übermäßiges Angebot den älteren Kolonien ihren ohnehin schwierig werdenden Torfabsatz erschweren. Deshalb wird in den jungen Kolonien die erst seit kurzem eingeführte und für den Roggen-, Hülsenfrucht- und Kartoffelbau trefflich bewährte Hoch- oder Dammkultur zur Anwendung gebracht. Ohne Rücksicht auf die Torfgewinnung wird nur die obere Moorschicht gelockert, und durch Vermischung mit Erde oder mit Schlamm, wie ihn die Baggerungen in dem benachbarten Bremerhaven und Wilhelmshaven massenhaft liefern, in Ackerkrume verwandelt. Eine nachfolgende Düngung bringt den Boden schnell zu überraschender Fruchtbarkeit.

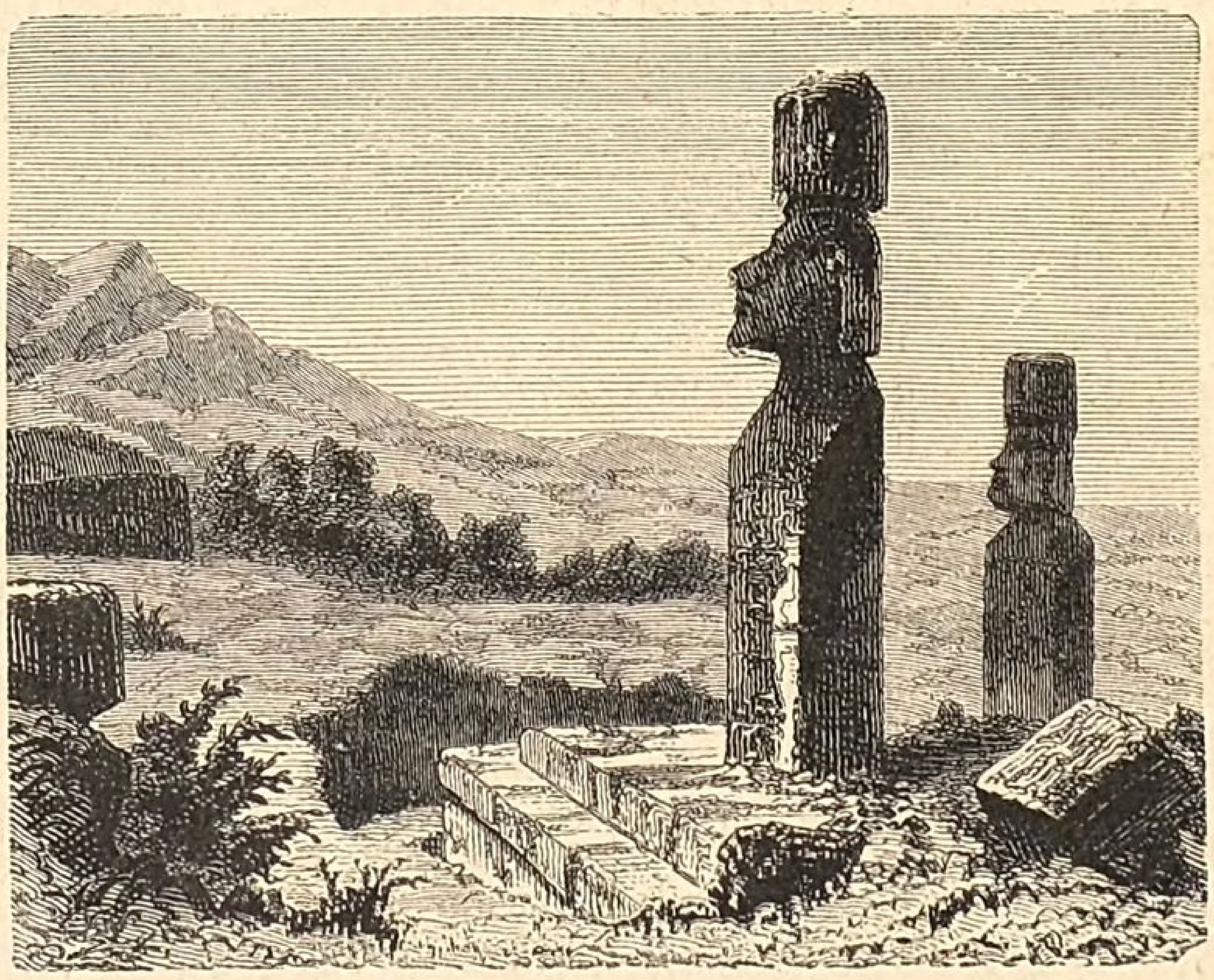
So scheint denn für die ostfriesischen Moore, welche noch zur Aufnahme Hunderttausender von Familien Platz bieten, eine neue, gesegnete Zeit anzubrechen. Ueberall haben die Kolonisierungsarbeiten erfreuliche Fortschritte gemacht. Aus den ehemaligen Torfkolonisten sind wohlhabende Bauern geworden, die Zahl der Moordörfer hat sich schnell vermehrt und vielfach sieht man auch schon mitten im Hochmoor aus dem Rahmen der braunen Oede das freundliche Bild anmutiger Gehöfte hervortreten. In mühevollem Schaffen ist der unfruchtbaren Wildnis Schritt für Schritt der Boden abgerungen worden, und mit hoher Achtung ruht darum das Auge auf den fleißigen Arbeitern, die unsere Abbildung eines solchen Kanalbaues in Ostfrieslands Hochmooren uns vorführt. S. B.

Dunkle Gebiete der Menschheitsgeschichte.

Von Dr. P. Schellhas.

Die Osterinsel.

Die jüngsten Zweige der Wissenschaft vom Menschen, die Urgeschichte und die Völkerkunde, für die in unserer Zeit eine Fülle von Stoff aus allen Gegenden der Erde zusammengebracht worden ist, haben so manche Frage, die sich an die Geschichte der Menschheit, die uralten Wandlungen und Beziehungen des Menschengeschlechts knüpft, glücklich gelöst. Aber anderseits haben uns diese Forschungen auch neue Gebiete eröffnet, ganz fremden Boden, auf dem unserer Erkenntnis enge Grenzen gezogen sind; sie haben uns hier und da vor Rätsel gestellt, deren Lösung für jetzt — und in vielen Fällen wohl für immer — unmöglich ist. Aber gerade das Suchen auf diesen Grenzgebieten hat ein eigenes und fast romantisches Interesse: es eröffnet weite Ausblicke in unbekannte Fernen der Vorzeit, es erfüllt uns mit dem Reiz des Geheimnisvollen und zugleich mit der Hoffnung auf überraschende und ungeahnte Ergebnisse und Entdeckungen. Eins dieser entlegenen Gebiete der Menschheitsgeschichte ist schon bei einer anderen Gelegenheit, in den Aufsätzen „Altamerikanische Kulturbilder" im Jahrgang 1892 der „Gartenlaube" (Nr. 42 und 45) behandelt worden; es ist nicht das einzige.



Steinmale auf der Osterinsel.

Mitten in der Südsee, im östlichen, inselärmeren Teile des gewaltigen Stillen Oceans, liegt, als einer der letzten Vorposten des Südseearchipels, einsam ein Inselchen von nur 118 qkm Flächenraum (also kaum ein Achtel der Größe der Insel Rügen), über 400 Meilen entfernt von dem nächsten Festland, den Küsten Chiles und Perus. Auf allen Seiten umgiebt es der offene, freie Ocean, sein nächster Nachbar ist der 60 Meilen östlich gelegene unbewohnte Felsen Sala y Gomez, der durch das schöne gleichnamige Gedicht Chamissos bekannt ist. Das Inselchen ist die im Jahre 1722 von dem holländischen Seefahrer Roggeveen entdeckte Osterinsel (in der Sprache der Eingeborenen auch „Waihu" oder „Rapanui" genannt), und an sie knüpft sich eine jener dunklen menschheitsgeschichtlichen Fragen.

Es war am Ostermontag, als Roggeveen die Insel entdeckte, und sie erhielt danach ihren Namen. Schon der holländische Seefahrer berichtet von wunderbaren Spuren einer alten Kultur, von einer großen Zahl riesiger Steinfiguren in Menschengestalt und von anderen alten Denkmälern, die er auf der Insel bemerkt hatte. Nach ihm besuchte der Weltreisende Cook im Jahre 1774 das Eiland, dann kamen der Franzose La Pérouse, Kotzebue (1816) und andere, aber erst in unserer Zeit, nachdem die ethnologische Forschung ihre Aufmerksamkeit auf die merkwürdigen Ueberreste einer verschwundenen Kultur auf der einsamen Insel gerichtet hatte, fing man an, eingehendere wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen. So geschah dies in den Jahren 1870 und 1874 durch die französischen Kriegsschiffe „La Flore" und „Saignelay", und im Jahre 1882 besuchte das deutsche Kanonenboot „Hyäne" unter dem Kommando des Kapitänlieutenants Geisler die Insel im besonderen Auftrage der kaiserlichen Admiralität, um Material zu sammeln für die Forschung auf diesem interessanten Gebiet und Altertümer von dort für die ethnologischen

Sammlungen der Museen zu erwerben. Die Ergebnisse dieser Expedition sind veröffentlicht, und im Museum für Völkerkunde in Berlin befinden sich zahlreiche Gegenstände alten und neueren Ursprungs von der Osterinsel, die bei jener Gelegenheit erworben worden sind, vielfach letzte Ueberbleibsel einer entschwindenden Zeit, denn die europäische Kultur überzieht allmählich auch die entlegensten Inseln der Südsee.

Es sind, wie schon angedeutet, die Spuren einer alten, verhältnismäßig hohen Kultur, die auf der Osterinsel unser Erstaunen hervorrufen, und die unlösliche kulturgeschichtliche Frage, vor die uns jene Spuren stellen, ist die: wie erklärt sich der Ursprung und die Herkunft dieser entschwundenen Kultur auf der öden, einsamen Insel, bei ihrer geringen Bevölkerungszahl?



Steinbilder am Krater Rana Roraka.

Die Altertümer auf der Osterinsel sind verschiedener Art. An mehreren Punkten finden sich nicht weit vom Strande des Meeres in der Ebene breite Plattformen, etwa 2 Meter hoch und 20 Meter lang, aus großen Quadersteinen nach den Regeln der Baukunst völlig kunstgerecht ohne Hilfe von Mörtel erbaut. Auf diesen Plattformen (vgl. die Abb. S. 156) standen große rohbehauene Statuen aus grauem Stein bis zu 9 Metern Höhe in der Form der antiken Hermen, viereckige Blöcke, die oben in einen Menschenkopf auslaufen. Auf dem Kopfe trugen diese Statuen mächtige cylinderförmige Aufsätze wie Hüte, aus einem anderen Steinmaterial als die Figuren, einer rötlichen Lava. Jetzt sind diese Hüte sämtlich herabgeworfen und zertrümmert, die Figuren umgestürzt. Alle liegen auffallenderweise mit dem Gesicht nach oben und dem Kopf nach Westen. Wer mag sie umgestürzt haben? Einige dieser Steinkolosse sind nach Paris, andere nach London in das Britische Museum übergeführt und so vor dem gänzlichen Untergang gerettet worden.

Eine zweite, ganz verschiedene und anscheinend jüngere Art von steinernen Bildwerken steht am Abhange des Kraters Rana Roraka, eines erloschenen Vulkans. Dort erheben sich ohne Plattformen, wie aus der Erde gewachsen, große plumpe steinerne Gesichter ohne Körper und Büste und ohne die roten Lavahüte. Sie starren mit eigentümlich unzufriedenem Gesichtsausdruck nach dem Meere und machen einen fast gespensterhaften Eindruck. Die beiden Arten von Steinbildern gehören unzweifelhaft verschiedenen Perioden der unbekannten Geschichte der Insel an. Im ganzen haben frühere Beobachter fast 200 solche Idole auf der Insel gezählt.



Inschrifttafel von der Osterinsel.

Auch die ehemaligen Verfertigungsstätten dieser Bildwerke hat man aufgefunden. Sie waren an den Abhängen der Bergwände gelegen, hier wurden die Statuen aus dem Felsen herausgemeißelt, dann abgetrennt und mit Hilfe von Seilen den Abhang hinabgelassen. Noch jetzt kann man die Herstellung der steinernen Kolosse verfolgen, denn die alten Bildhauer sind mitten in ihrer Thätigkeit auf und davon gegangen. Angefangene und halbfertige Figuren haften noch unabgelöst an der Felswand, in allen Stadien der Ausarbeitung, von den ersten rohen Umrissen bis zur Vollendung. Auch die steinernen Meißel, mit denen die Arbeit ausgeführt wurde, haben die alten Steinmetzen zum Teil liegen gelassen; Kapitänlieutenant Geisler hat zwei dieser Werkzeuge mitgebracht.

Außer diesen Denkmälern hat man Fundamente von ehemaligen Behausungen der Eingeborenen aufgedeckt, ferner zahlreiche Grabmäler und niedrige Steinhäuser, halbverschüttet und im Innern nicht selten mit Einritzungen und farbigen Figuren versehen.

Im Jahre 1870 kam nun die Nachricht einer überraschenden Entdeckung nach Europa, die zu den ausschweifendsten Vermutungen Anlaß geben mußte. Der französische Missionär Roussel entdeckte auf der Osterinsel drei hölzerne Tafeln mit Hieroglyphenschrift! Nirgends deuteten sonst in Australien und bei den Völkern der polynesischen Inselwelt Spuren darauf, daß dort jemals, wie in anderen Erdteilen, eine höhere Gesittung zur Entwicklung gelangt sei, nichts deutete darauf, daß der australische Mensch irgendwo die Grenzen des rohen Wilden überschritten hatte. Die Schrift, jene wichtige Sprosse auf der Leiter zur Kultur, schien bei den Eingeborenen des jüngsten Erdteils gänzlich zu fehlen. Und nun lagen plötzlich die Proben einer solchen von der einsamen und öden Osterinsel vor, deren Steindenkmälern man ohnehin schon so ratlos gegenüberstand. Hier war für abenteuerliche Hypothesen der weiteste Spielraum geöffnet.

Die Funde solcher Holztafeln — die ersten sind jetzt im Museum zu Santjago in Chile — vermehrten sich bald, so daß heute in mehreren europäischen Museen, darunter auch im Berliner Museum für Völkerkunde, Proben dieser alten Reste einer untergegangenen Bildung im Original und in Abgüssen zu sehen sind.

Die Schrift, die sie aufweisen, besteht aus eingegrabenen hieroglyphenartigen Zeichen, ähnlich den ägyptischen, und läuft von rechts nach links und von unten nach oben. Die gleichmäßige Art, wie die Zeichen ausgeführt sind, verrät so große Gewandtheit, daß man an berufsmäßige Schreiber denken muß. Das Holz der Tafeln stammt zum größten Teil von der einzigen auf der Osterinsel vorkommenden Baumart, andere mögen wohl aus angeschwemmten Hölzern verfertigt sein — wenn man nicht zu wunderbaren Deutungen greifen will.

Solche wunderbare Deutungen knüpften sich aber naturgemäß an diese Entdeckung. War die Osterinsel der letzte Rest eines untergegangenen, von Kulturvölkern bewohnten Erdteils, den der Ocean verschlungen hatte wie die sagenhafte Atlantis der Griechen? Oder stand diese Kultur in Zusammenhang mit den alten civilisierten Ländern Amerikas, mit den Bewohnern Perus, mit den Völkern Centralamerikas, von denen die Insel Hunderte von Meilen durch das offene Meer getrennt ist? Bedeutende Kenner der amerikanischen Altertumskunde traten für diese letztere Vermutung ein. Denn darüber konnte kein Zweifel bestehen, daß der Ursprung einer solchen verhältnismäßig hohen Gesittung auf der kleinen vereinzelten Insel nicht zu suchen war. Aber schon Wilhelm von Humboldt hatte nachgewiesen, daß jedenfalls zwischen den Sprachen der polynesischen Inseln und denen Amerikas nicht die entfernteste Verwandtschaft besteht. Dennoch konnten ja in frühen Perioden der Geschichte Keime amerikanischer Kultur nach der Osterinsel gelangt sein, und der berühmte englische Geograph Markham suchte solche Beziehungen zwischen den vorgeschichtlichen Ruinen am Titicacasee in Peru und den Denkmälern der Osterinsel.

Man schätzte erklärlicherweise auch das Alter der Ueberreste auf der Osterinsel gewaltig hoch. Sie mußten die Zeugen einer längst vergessenen, grauen Vorzeit sein, denn die heutigen Eingeborenen

schienen keinerlei Kunde von ihrer Entstehung zu haben, sie konnten die Zeichen auf den Tafeln nicht deuten und standen ohne eine Spur von Verständnis vor den steinernen Bildsäulen. Kein Lichtstrahl schien aus der Vergangenheit zur Erklärung dieser Altertümer in die Gegenwart zu fallen.

Indessen die neueren Untersuchungen haben ergeben, daß das nicht ganz richtig ist. Es war jedenfalls auch eine höchst überraschende Entdeckung, als man wahrnahm, daß die Ueberlieferung doch noch nicht so völlig abgerissen ist, daß vielmehr unter den Eingeborenen der Insel noch heutigestags Reste einer überkommenen Kunde lebendig sind, die sich an die Ueberbleibsel der untergegangenen einheimischen Kultur knüpft. Wenn auch vielleicht daraus, daß die Eingeborenen, wie schon der Weltreisende Cook bemerkte, für die Steinbilder besondere Namen haben und eine gewisse abergläubische Scheu vor ihnen hegen, nicht viel zu schließen sein würde, da dergleichen auch in anderen Ländern mit den Resten längst vergangener und vergessener Kulturperioden geschieht; so kamen doch andere Beobachtungen hinzu, die klar erkennen ließen, daß die Ueberlieferung in der That bis zu den heutigen Eingeborenen herabreicht.

Es wird uns berichtet, daß schon, als die Spanier unter Gonzalez im Jahre 1770 von der Osterinsel Besitz ergriffen, der König oder Häuptling der Insel darüber eine Urkunde mit verschiedenen Figuren und Zeichen aufgenommen habe. Noch heute bezeichnen die Eingeborenen die hölzernen Schrifttafeln in ihrer Sprache mit einem Wort, das „sprechendes Holz“ bedeutet. Besonders wichtige Ergebnisse brachte aber die deutsche Expedition im Jahre 1882. Es wurde ein alter Häuptling gefunden, der noch mitteilen konnte, daß man früher die Geschlechtsregister der angesehenen Familien auf solchen Holztafeln in Hieroglyphenschrift aufgezeichnet habe, und daß die verschiedenen Häuptlinge sich Nachrichten in dieser Schrift zukommen ließen. Die Kenntnis derselben sei auf die alten Könige und Häuptlinge beschränkt gewesen, das niedere Volk habe die Schrift nicht verstanden. Die Könige der Insel sollen auch Brustschilder mit solchen Inschriften getragen haben.

Trotz dieser Angaben ist eine Erklärung der Inschriften auf den Tafeln im einzelnen bis jetzt nicht gelungen; auch die ältesten Eingeborenen der Insel, die nach den Mitteilungen, welche dem Kapitänlieutenant Geisler gemacht wurden, die Bedeutung der Zeichen noch kennen sollten, schienen doch nur oberflächliche Vorstellungen über den Inhalt der Tafeln im allgemeinen zu haben. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Kenntnis der Schrift als solcher untergegangen ist, und daß lediglich unbestimmte Erinnerungen über die Bedeutung der Holztafeln und über den Inhalt dessen, was auf ihnen aufgezeichnet steht, sich erhalten haben. So ist es denn noch immer nicht gelungen, die Zeichen mit Sicherheit zu erklären, und nur einige Figuren, wie die der wichtigsten Gottheit der Eingeborenen, des „Gottes der Seevögeleier“, der auch sonst auf der Osterinsel sich häufig dargestellt findet und daher bekannt ist, lassen sich in ihrer Bedeutung feststellen. In anderen Zeichen vermutet man Zeitangaben, Sinnbilder der Jahreszeiten und Aehnliches.

Es kommt nun aber hinzu, daß die Richtigkeit der Angaben der Eingeborenen über diese Holztafeln angezweifelt wird. Unser großer deutscher Ethnologe Professor Bastian teilt jedenfalls die Ansicht nicht, daß die Tafeln lediglich dürre Geschlechtsregister seien, wenn sie sich auch auf genealogische Dinge beziehen mögen. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die Mannigfaltigkeit der Figuren und ihre Anordnung dagegen spricht, und in der That scheint es, daß der Inhalt der Tafeln verschiedenartiger und reichhaltiger ist, als daß man bloße Aufzeichnungen von Namen und Daten in ihnen sehen könnte. Die Frage kann daher noch nicht als gelöst gelten, und für den Forscher ist hier noch ein interessantes Feld offen.

Ebenso wie über die Holztafeln lernte man auch noch in neuester Zeit Ueberlieferungen kennen, die sich auf die Steinbildwerke auf der Insel beziehen. Mit Hilfe eines auf der Osterinsel seit Jahren ansässigen Mannes, der die Sprache der Eingeborenen verstand, wurde ermittelt, daß die Steinbildwerke von den Vorfahren der jetzigen Bewohner angefertigt seien. Es habe in früheren Zeiten — so wurde erzählt — eine besondere Klasse von Leuten gegeben, welche die Anfertigung solcher Idole verstanden und deswegen besondere Ehre genossen hätte. Die Arbeit soll so schwierig gewesen sein, daß ein „Idolmacher“ in seiner ganzen Lebenszeit oft nur ein bis zwei Bildwerke fertigbrachte, und dem Kapitänlieutenant Geisler wurde noch ein Mann gezeigt, dessen Urgroßvater Idolmacher gewesen sein sollte.

Noch heute hegen die Insulaner — obgleich dem Namen nach Christen — vor den Steinbildwerken, wie schon erwähnt, eine abergläubische Scheu. Man schreibt den Idolen eine große Macht zu, und nur die zertrümmerten werden als machtlos und „tot“ angesehen. Die Sage der Eingeborenen berichtet, daß sie nachts miteinander gekämpft hätten, und daß dabei die Schwächeren unter ihnen umgestürzt und zerschlagen worden seien.

Das ist alles, was sich über die Altertümer der Osterinsel an Ort und Stelle noch hat ermitteln lassen. Und wir müssen uns nun fragen: ist damit das Rätsel gelöst, die Frage vereinfacht? Gewiß nicht! Denn wenn danach auch die frühere Meinung, daß diese Kulturreste uralt und die Kunde davon gänzlich verschollen sei, nicht richtig ist, so bleibt damit doch die Frage nach dem Ursprung dieser Kultur nicht minder dunkel, und dieser Ursprung kann trotzalledem uralt sein. Es steht nichts weiter fest, als daß die letzten Reste der Ueberlieferung sich noch in unserer Zeit lebendig erhalten haben. Auf die eigentliche Frage: woher kam die alte Kultur? erhalten wir keine Antwort. Denn soviel bleibt sicher: sie kann unmöglich auf der Insel selbst entstanden sein. Es ist ganz undenkbar, daß der Mensch auf dem kleinen einsamen Eiland eine so hohe Entwicklungsstufe erreicht, daß die geringe Bevölkerung selbständig die Grenzen des rohen Naturzustandes überschritten haben sollte, denn das wäre ohne Beispiel in der Geschichte der Menschheit. Nur größere reichere Ländergebiete bringen unter den günstigsten Bedingungen eine Kultur im höheren Sinne hervor; es müssen viele Voraussetzungen zusammentreffen. Die alten Kulturgebiete auf der Erde sind im Vergleich zur Landoberfläche spärlich verteilt; ganz Afrika hat beispielsweise nur im Norden, an den Küsten des Mittelmeers und in Aegypten, solche Gebiete. Wir hören zwar, daß die Osterinsel früher reich bevölkert und gut angebaut gewesen sei, wir müssen aber annehmen, daß diese Zustände sich lange vor der Ankunft der Europäer schon geändert hatten. Die Erinnerungen an die Zeiten eines einheimischen selbständigen Gemeinwesens, wie sich solche, jetzt den europäischen Vorbildern angepaßt, ja auf andern Inseln der Südsee, z. B. in Hawaii, bis heute erhalten haben, sind auf der Osterinsel fast gänzlich verschwunden. Könige oder Häuptlinge von irgend welcher Bedeutung giebt es dort nicht mehr. Und die Bevölkerung stirbt unaufhaltsam aus; die Zahl der Sterbefälle übertrifft die der Geburten um das Doppelte. Es macht den Eindruck, als stürbe hier der letzte Rest einer früheren Geschichtsperiode des polynesischen Menschen hinweg, dessen Schicksal schon vor Jahrhunderten entschieden war.

So scheint es denn, als ob das Rätsel der Osterinsel niemals zu lösen sein wird, und man bleibt auf Vermutungen angewiesen, unter denen die Annahme eines untergegangenen Erdteils, dessen letzte Trümmer die Inseln der Südsee bilden, noch immer die wahrscheinlichste bleibt. Die Wissenschaft lehrt ja, daß solche Umwälzungen der Erdoberfläche nichts Seltenes sind, und diese Umwälzung braucht in unserem Falle weder sehr weit zurück zu liegen, noch braucht sie plötzlich, gewaltsam eingetreten zu sein. So mögen denn auf dem ehemaligen Erdteil in der Südsee, den eine allmähliche Senkung des Bodens unter den Wogen des Oceans begraben hat, Völker gelebt haben, die sich einer gewissen Kultur erfreuten. Reste dieser Kultur können auf der Osterinsel erhalten und weiter bewahrt worden sein; sie mußten untergehen, weil sie dort eine lebendige Fortentwicklung nicht finden konnten. Nichts spricht für eine besondere geistige Begabung der Bewohner der Osterinsel, sie stehen nicht höher als die Eingeborenen der übrigen Inseln. Sie übernahmen nur ein altes Erbteil, die Schätze der Vorfahren. Und wer weiß, ob nicht das, was dort gerettet wurde, nur die kümmerlichen Ueberbleibsel einer weit höheren Gesittung waren, deren Träger unter den Wogen der Südsee ruhen? Ein Umstand ist es vor allem, der diese Annahme unterstützt. Vereinzelt finden sich nämlich die Spuren einer alten Kultur, verfallene steinerne Bauwerke, pyramidenförmige Grabdenkmäler und Aehnliches auch auf anderen Inseln der Südsee, so auf der Insel Ascension, auf den Ladronen und den Sandwichinseln. Es sind die Zeugen einer für immer verschollenen Periode der Menschheitsgeschichte, die letzten Andeutungen einer unbekannten Vergangenheit, die hier geheimnisvoll und unverstanden in unsere Zeit hereinragen.

Die Perle.

(9. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard**.

9.

Kalkutta, 5. September 18 . .

„Mein Herz, mein Liebling!

Endlich einmal wieder festen Boden unter den Füßen, endlich ein wenig Muße, Dir zu schreiben! Denn ein Kapitän hat ernste Pflichten, hat keine Zeit zu Liebesbriefen; selbst seine Gedanken muß er zusammenhalten, damit sie nicht ‚verbotene Wege‘ gehen . . . das aber hab' ich nicht immer gekonnt! Wie die Sehnsucht mich anfiel und packte und festhielt in diesen kurzen sternhellen Nächten, die den Himmel in unbeschreiblicher Pracht und Schönheit flimmern ließen! Wie hätte ich schlafen können, erfüllt von Deinem Bilde, von der Liebe zu Dir, die unwandelbar ist, ob auch alles um mich her sich täglich wandelt: die Menschen, ihre Sprache, ihr Thun und Treiben! Ich brauche nicht einmal ein gewisses Büchlein hervorzuziehen, um mir meine Ilse zu vergegenwärtigen — Zug für Zug weiß ich das holde süße Gesichtchen auswendig. Ich sehe Dein Erröten, Dein Lächeln, Dein sonniges Goldhaar und Deine Augen — Liebling, Du Einzige, Du Meine! Das letzte Wort, das ist doch das schönste: mein! Hunderttausende haben das geflüstert und gestammelt und laut hinausgejubelt in die weite Welt, und hier im fernen Kalkutta, mitten in den Wundern der Tropenwelt, sitzt einer, der sagt es sich immer wieder vor, wenn er tausendmal an sein deutsches Liebchen denkt: mein!

Bei Euch, wenn Du diesen Brief erhältst, muß es schon Herbst sein. Deutscher Herbst! Ach wenn er mir seinen kühlen frischen Atem hierher senden würde in diese sengende Glut! Ich habe einen starken Körper, eine gestählte Gesundheit, aber einem beständigen Leben in den Tropen hielte ich nicht stand. Du brauchst darum nicht eine Minute lang in Sorge um mich zu sein, Ilse! Ich lebe vorsichtig und mäßig und erfreue mich andauernden Wohlseins. Freilich, nicht jeder von unserem Schiffsvolk kann dasselbe von sich sagen; die Mannschaft macht mir Sorge, der Schiffsarzt ist in scharfer Thätigkeit. An Bord herrscht musterhafte Mannszucht, doch ‚wehe, wenn sie losgelassen‘! Die ewige Klage über den Seemann am Lande ist durchaus nicht unbegründet.

Meinen kurzen Brief aus Lissabon wirst Du erhalten haben. Den ersten lieben Gruß von Dir fand ich in Aden vor. Laß Dir tausendmal dafür danken! Du hättest mich sehen sollen, als ich den Brief empfing! Aeußerlich ruhig und würdevoll, nahm ich ihn in Empfang und senkte ihn in meine Brusttasche; aber dann ging es davon in einem sehr wenig gesetzten Tempo; ich konnte es nicht abwarten, mit mir allein zu sein. Dein Brief, Du, die Heimat — das war alles, was ich dachte!

Und doch — als ich nun las! Meine Ilse, Du bist mir nicht ruhig, nicht glücklich genug. Mißversteh' mich nicht, mein armes Herz! Ich verlange nicht, daß Du gleichgültig zusiehst, wie Deine arme Mutter leidet, wie Dein Vater sich blutenden Herzens von dem Stück Erde losreißt, das seine Vorfahren seit Jahrhunderten bebaut haben. Liebe die Deinigen, lache und weine mit ihnen, es soll so sein, und mich freut es, daß es so ist, denn eine fühllose Tochter wird schwerlich eine liebevolle hingebende Frau. Aber sprich mir nicht von ‚Haltlosigkeit‘, von ‚dumpfer Angst‘, von ‚unerklärlichem Druck‘, der auf Dir laste, von ‚krankhaftem Gefühl, daß alles, alles gut sein würde, wäre ich nur da, um Dich zu schützen‘! Schützen? Vor wem denn in aller Welt? Wer will Dir etwas anhaben? Solch unklare Redewendungen sind mir ganz neu an Dir! Was mich immer entzückt hat an Dir, das war die gesunde Klarheit Deines Wesens, Dein starkes reines Empfinden. Wie konntest Du lachen, Liebling, so recht aus dem Herzen heraus, jugendlich, kindisch sogar über irgend eine Dummheit, die Du selbst oder ein anderer zuwege gebracht! Ich habe dies Lachen geliebt, selbst wenn ich zum Schein eine ernste Miene aufsetzte und sagte: ‚Aber wie kann man denn so lange über diesen Unsinn lachen?‘ Dann faltetest Du wohl die Händchen über meinem Arm — ich küsse diese Händchen! — sahst mir mit reuevoller Schelmerei in die Augen und sagtest leise: ‚Ja, ich weiß, es ist unrecht von mir, die ich so viel Trauriges daheim erlebe, aber ich kann dem Kummer nicht nachhängen — ich bin zu glücklich durch Dich!‘ Sieh, diesen Gedanken, meine Ilse, den halte Du fest: Dein Glück durch mich, das meine durch Dich — dieses Bewußtsein muß uns hinwegtragen über alles, auch in der Ferne, auch in der Trennung. Denk' doch des ewig alten, ewig neuen Wunders: ein Herz gehört Dir und nur Dir auf dem weiten Erdenrund, es ist Dein mit jedem Schlage! Und dies Wunder soll uns nicht helfen, Widerwärtigkeiten zu besiegen, Trauriges zu überwinden? Eine schwächliche Art von Liebe, die das nicht könnte, nicht meine Art — und auch die Deine nicht, ich weiß es. Kopf hoch, Ilse! Gewiß fühle auch ich eine heiße unbezwingliche Sehnsucht nach Dir, und die sollst Du ganz erwidern, aber sprich nicht mehr von ‚dumpfer Angst‘, von ‚krankhaftem Empfinden‘, sonst muß ich mich um Deine Gesundheit sorgen!

Ist denn inzwischen der Gutsverkauf, von dem Du mir schreibst und dessen auch Onkel Leupold in seinem Brief erwähnte — ein Prachtstück übrigens, dieser Brief: wohlgezählte achtzehn Zeilen lang! — zustande gekommen? Der Name des Käufers ist mir völlig unbekannt; ich hätte gern gewußt, welchen Eindruck der Mann auf Dich gemacht hat, aber davon schreibst Du mir nichts, und doch geht aus Deinem Brief hervor, daß Du ihn bereits kennengelernt hast. Daß er Deinem Vater die Stelle des Administrators antragen will, scheint mir für den Mann zu sprechen. Hart muß es freilich sein, d a gehorchen zu müssen, wo man früher zu befehlen gewohnt war. Allein, wenn der neue Besitzer seinen Vorteil versteht, so wird er nicht viel mit Befehlen kommen, sondern Deinen Vater ruhig gewähren lassen; hat dieser das notwendige Kapital in Händen, so bringt er ohne alle Frage die ‚Perle‘ wieder in die Höhe, das hat mir noch jeder gesagt, der Verständnis für die Sachlage hatte, nicht zuletzt Kapitän Leupold, den wahrlich nicht übergroße Liebe zu seinem Schwager blendet. Onkel Leupold — er ist der Einzige, der von unserer Liebe weiß. Wie lange noch wird er der Einzige sein? Ach, Liebling, wie mich das Geheimnis quält und drückt! Eine Thatsache, die ich stolz aller Welt verkünden möchte, muß ich verschweigen und bemänteln wie eine Schuld! Ich sehe ja ein, daß Du die kranke Mutter, den hartgeprüften Vater schonen mußt, aber ich bäume mich auf unter dem Zwang, den diese Rücksicht uns beiden auferlegt! Frei und offen wie das Element, das ich mir zum Aufenthalt auserkoren, soll mein Leben daliegen, das Stolzeste und Schönste darin Du, die Liebe zu Dir. Verzeih', ich gelobte Dir, als wir damals bei unserem alten Freunde zum letztenmal einander in den Armen hielten, daß ich Dich nie wieder mit meiner Ungeduld, mit meinem Unmut quälen wollte — ach Lieb, ich quäle mich selbst am ärgsten damit!

Zittere nicht um mich und mein Leben! Einem Seemann hast Du Dich verlobt, eines Seemanns Braut muß stark und tapfer sein. Mein Beruf ist mein Stolz, meine Freude, mit Leib und Seele gehör' ich ihm an, und ich danke Gott, daß es so ist. Auf der Kommandobrücke stehen und mein gutes Schiff mit Sturm und Wellen kämpfen sehen wie einen tapfern Ringer, es lenken und leiten nach meinem besten Wissen, die volle Verantwortung fühlen für mich und die Vielen, die mein Los teilen — das ist Leben, und Leben ist Kampf! Ob ich Gefahren zu bestehen, Stürmen zu trotzen hatte? Frag' nicht, mein Herz! Wozu soll ich Dich mit Beschreibungen von Not und Gefahr betrüben? Alles das sollst Du später zu hören bekommen, wenn wir auf immer vereinigt sind. Sitzen wir dann in unserem nordischen Heim, zu Kiel, in einem von diesen hohen schönen Häusern, die ich schon bei meinem letzten Aufenthalt auf diese selige Zukunft hin scharf ins Auge gefaßt habe — im Kamin singt die rote Flamme, und draußen braust der Sturm und ruft mir Erinnerungen wach . . . dann sollst Du von allem hören, was ich erlebte, auch von den Gefahren, denen ich entging.

Du schreibst, Du zitterst, wenn Du den Sturm hörst — Kind, was ist das, was Du einen Sturm nennst, gegen den Orkan auf offenem Meer! Ich hab' oft lachen müssen, wenn ich an Land war und die Leute sagen hörte: heute ist ein solcher Sturm! Sieh zu, wie auf dem Meer der Orkan heulend herankommt und eine Sturzsee um die andere aufwühlt, wie er die Segel gleich Fetzen herunterreißt und die Masten knickt und dann mit einem Ruck die Boote herunterschlägt, auf denen die Mannschaft sich im Notfall retten soll, wie er das Schiff gleich einem Ball

hochnimmt und wirft . . . dann rede von Sturm! Doch darum keine Furcht — meine ‚Nixe‘ ist köstlich gebaut! Mir lacht das Seemannsherz im Leibe, wenn ich sie sehe, wie sie sich im Sturm hält. Schade, daß Du die technischen Ausdrücke nicht kennst, in denen der Seemann zu reden gewohnt ist! Das hast Du alles noch zu lernen, Liebling — Du wirst eine gute Schülerin abgeben! Ein Leben liegt vor uns, ein, will's Gott, langes Leben, um unser Glück zu genießen, um einer am andern zu erstarken, um alles zu teilen, alles. Freue auch Du Dich, Isolde, sei dankbar, sei getrost, laß Deine Seele fröhlich sein! Ich vertraue auf Gott — ich denke immer, es kann keinen Seemann geben, der das nicht thut, denn gewaltig spricht Gott zu ihm im rasenden Sturm, im wütenden Meer, in all den zahllosen Wundern der Natur, die er ihn schauen läßt. Ja, alles sollst Du mit mir teilen, Herzlieb, wenn ich Dich erst habe, nie will ich denken: dies kann sie nicht fassen, jenes wird ihr langweilig sein. Wie sollte das möglich sein, da Du mich liebst? Und auch Du sollst mich Anteil nehmen lassen an Deinem Leben, an jedem, was Dir lieb und wichtig ist. Nie sollst Du meinen: das ist Frauensache, die kann ihn nicht interessieren! Die Angelegenheiten meiner Frau werden mir niemals unwichtig sein. Liegt denn nicht in dem Wort ‚Einssein‘ eben diese unbedingte Gemeinschaft? Wie ersehne ich dies Einssein mit Dir, Du meine Welt, Du mein Alles!

Wie Du staunen würdest mit Deinen lieben schönen Augen, sähest Du mich in meiner jetzigen Umgebung! Wie würdest auch Du, wärest Du hier, Staunen erregen, wie würden die Leute nach Dir schauen, Dein goldenes Haar, Deine feine weiße Haut bewundern! Welch wunderbares Land, dies Indien! Wie anziehend seine Bewohner! Diese Frauen solltest Du sehen mit den weichen dunkeln Gesichtern, den scheuen Gazellenaugen, diese Männer in ihrer malerischen weißen Tracht, mit ihren bunten Turbanen, den gemessenen Bewegungen!

Hinter mir steht, während ich dies schreibe, der Punkha-Wala, eine in Hindostan wichtige unerläßliche Person. Was ist ein Punkha-Wala? Zu deutsch ein Fächerzieher, der durch eine auf Rollen gehende Schnur den Riesenfächer in Bewegung setzt, welcher von der Zimmerdecke herabhängt und die notwendige Kühlung zuweht. Ein unmögliches Dasein ohne den Punkha-Wala! Man vergeht, man zerschmilzt ohne ihn — Tag wie Nacht hat er seines Amtes zu warten. Mit gravitätischem Ernst zieht mein brauner Inder seine Schnur, ahnungslos, daß ich von ihm berichte. Ich bin nicht zum erstenmal hier, ein paar Brocken der Landessprache habe ich aufgeschnappt, und die Leute sind glücklich, wenn ich etwas verstehe und mich ihnen, freilich mit einiger Mühe, verständlich machen kann. Meine Hautfarbe gleicht jetzt der einer gerösteten Kaffeebohne, ich fürchte, Du würdest Dich für den Kuß eines so braunen Liebsten bedanken. Bis zu unserem Wiedersehen hoffe ich indessen schon wieder menschlicher auszusehen! Unser Wiedersehen! Die Zeit fliegt mir rasch dahin, und doch dehnen sich die Monate bis zu diesem einen glückseligen Augenblick endlos, endlos vor mir. Gestern hab' ich hier für Dich eingekauft — ach, das Schönste, das Kostbarste möcht' ich haben und Dir zu Füßen niederlegen! Ob Dir mein Geschmack gefallen wird? Ich wage es zu hoffen, es giebt köstliche Dinge hier, und ein Engländer, den ich in meinem Gasthof traf und der die hiesigen Verhältnisse gut kennt, kam mit mir und erteilte mir seinen Rat.

Ich muß den Brief beenden, mein Herz. Morgen geht es wieder an Bord; unsere Rast in Kalkutta ist nur kurz. In Hongkong hoffe ich Nachricht von Dir zu finden. Was alles hätte ich Dir noch zu sagen, Dich zu bitten! Sei stark und mutig, Geliebteste, finde Trost und freudige Zuversicht in unserer Liebe und sei in Deinem Herzen bei mir, wie ich es jetzt und immer bin!

Dein Albrecht."

10.

Ilse von Doßberg las diesen Brief im „Achterdeck“ Onkel Leupolds. Ein trüber sonnenloser Herbsttag sah zu den kleinen Fensterscheiben herein, ein grauer und kalter Ton lag über all den bunten fremdländischen Herrlichkeiten, die das Zimmer schmückten. Nur die „büßende Magdalena“ strahlte in ihrer farbenglühenden Schönheit aus dem Rahmen des Bildes heraus; die Thränen in ihren reuevollen Augen schienen zu zittern, zu flimmern.

Ilse ließ den Brief langsam in den Schoß sinken und sah zu dem Gemälde hinüber. Kamen die Thränen dort aus einem Herzen, das nur Zerknirschung, nur Reue empfand? Und ihre eigenen Thränen, die jetzt still auf das Blatt in ihrer Hand niedertropften — flossen sie nur aus Bangen und Sehnen um den Geliebten? Wie gut und treu hatte er geschrieben, wie hatte er sich bemüht, ihr Angst und Sorge auszureden . . . war es ihm gelungen? Sie liebte ihn ja, sie liebte nur ihn, und was sonst fremd und unverstanden in ihrem Innern lebte, das war sie bestrebt gewesen, mit aller Kraft zu unterdrücken. Sie wollte nicht über sich selbst nachgrübeln, wollte nicht in ihrem eigenen Innern lesen, und doch — war diese Flucht vor sich selbst das Richtige? Tief seufzte das schöne Mädchen auf.

„Also das und weiter nichts bringt der Brief des Herzallerliebsten zuwege — Thränen und Seufzer? Pfui!“ Breitspurig, die Hände in den Hosentaschen, pflanzte sich Kapitän Leupold, der soeben eingetreten war, vor seiner Nichte auf. Dido, das Aeffchen, hockte auf seiner Schulter, bog den kleinen behaarten Kopf vor und betrachtete das junge Mädchen mit einem ganz menschlich prüfenden Blick.

„Was ist denn los? Sogar meine Dido wundert sich — sieh, wie sie Dich beobachtet! Ist er krank, der Teufelskerl? Hat ihn das Fieber erwischt oder hat er sich in ein schönes Hinduweib, in so 'ne Lotosblume vom Ganges, vergafft und will von Euer Gnaden nichts mehr wissen?“

Ilse schüttelte lächelnd den Kopf. „Nichts von alledem! Er ist gesund und ist mir treu. Aber, Onkel, kannst Du mir's denn wirklich verargen, daß ich — daß ich mich —“

„Na also — was? ‚Daß ich — daß ich —‘ Hübsch zu Ende reden, Prinzeß Ilse!“

„Daß ich mich nach ihm sehne!“

„Ach was, sehnen! Unsinn! Verlobt sich mit 'nem Seemann und sehnt sich nachher! Hat das Sinn und Verstand? Wenn doch in einem einzigen Weib auch nur ein Gran Logik stecken möchte! Du kannst doch Gott danken, solch 'nen Kerl wie den Albrecht Kamphausen zum Mann zu bekommen!“

„Das thu' ich ja auch, Onkel Erich!“

„So? Thust Du auch? Na, Dein Glück scheint nicht sehr groß zu sein! Kein Lüdrian, ein tüchtiger Seemann, kein Dummkopf und 'ne flotte Carriere vor sich — auch nicht häßlich, was bei Euch Weibern ja immer 'ne Rolle spielt — den schönsten Beruf von der Welt, und 'n Kleid auf den Leib und 'n Stück Brot in den Mund wird er Dir auch schaffen können, wenn's auch nicht gleich zu lauter Seiden- und Spitzenfahnen und zu Austern mit Champagner in Paris und Nizza reicht, wie's Dein Herr Vater Deiner Frau Mutter geboten hat! Die Folgen sind ja denn auch demgemäß.“

Ilse erhob sich rasch — ihre Augen blitzten, ihre Brust flog. „Ich muß Dein Haus verlassen, Onkel Erich, wenn Du fortfährst, in dieser Weise über meine Eltern zu sprechen! Mag mein Vater meine arme Mama zu sehr verwöhnt und in Blindheit über unsere Lage gehalten haben — aus Liebe, aus übergroßer Liebe hat er das gethan, und Du hast kein Recht, ihn dafür zu verhöhnen! Er leidet seine Strafe für diese Schwäche so schwer, so bitter, daß Du zufrieden sein kannst! Er muß da den Untergebenen spielen, wo er vor kurzem noch Herr gewesen ist, er muß für einen Fremden die Scholle bebauen, die unserem Stamm und Namen gehören sollte, bis der letzte Doßberg seine Augen geschlossen hat! Ich kann nichts ändern dabei, mit gebundenen Händen muß ich zusehen . . . aber ich will nicht dulden, daß ein Mann, der so tief gedemütigt ist, noch dazu geschmäht wird — von einem Verwandten seines Hauses!“

Die dicken buschigen Augenbrauen des Kapitäns waren bei dieser hastig hervorgesprudelten Rede in zuckender Bewegung auf und niedergegangen. Er war ein heftiger Mann, dem trotz seiner Jahre immer noch die Zunge durchging, aber er sah sein Unrecht, wenn er eines begangen hatte, rasch ein und erblickte nie eine Schande darin, es freimütig zuzugestehen. Er zog jetzt langsam seine breiten Hände, eine nach der andern, aus den Hosentaschen und rieb ihre Flächen mechanisch gegen das Beinkleid. In dem Blick, mit dem er die Nichte ansah, lag ein beinahe komisches Gemisch von Verdrossenheit über das viele „Weibergeschwätz“ und von einer Art bärenhaften Wohlgefallens an dieser „frechen Krabbe“, die ihm so unerschrocken ihre Meinung sagte.

„So! Sieh' 'mal! Verbittest Dir! Verbittest Dir ohne weiteres in meinem Haus, hier in meinem ‚Achterdeck‘, angesichts



Abendstille.

Nach einem Gemälde von Herm. Kaulbach.

von der da!" Er wies mit dem Daumen über seine Schulter nach der „büßenden Magdalena". „Solch ein Frauenzimmer! Angst hast Du wohl keine Spur vor mir, was?"

Ilse schüttelte sehr nachdrücklich den Kopf, mußte aber zugleich lächeln. „Nein, keine Spur!"

„Na, das ist vernünftig! Feige Menschen sind mir in den Tod zuwider. Gegen Deinen Herrn Papa hätt' ich nichts sagen sollen, Du hast ihn Dir nicht ausgesucht, und für sein Thun und Treiben kannst Du nichts. Dir ist ja das Heimlichthun und Lügen ein Greuel, und Verschwendungssucht scheinst Du grad' auch nicht zu besitzen!" Seine raschen Augen musterten Ilses Erscheinung auf und ab, als wollte er ihre Kleidung bei Heller und Pfennig abschätzen. „Na, setz' Dich wieder hin und laß 'n vernünftiges Wort mit Dir reden! Ich hab' ja lange Zeit gar nichts von Euch gesehen und gehört — Dein Schlingel von Bruder läßt sich auch nicht mehr bei mir blicken, seitdem ich ihm 'mal scharf den Kopf hab' waschen müssen. Sein Klassenlehrer hat mich besucht eines Tages — für 'n Bücherwurm 'n ganz anständiger Mensch! — und hat Stein und Bein geklagt über den Bengel. Er wär' bis Ostern 'n guter Schüler gewesen, sei auch begabt und in alten Sprachen tüchtig, 'n fixer Mathematiker, und was sonst noch alles für Zeug — aber jetzt tauge er den Teufel, faulenze so herum und sei dabei trotzig und aufsässig und so weiter. Ich kaufte mir natürlich das Gewächs und hielt ihm 'ne Predigt auf Seemannsmanier, aber der Schlingel setzte seinen Dickkopf auf und sagte: ja, es ist alles wahr — aber er wird und will nichts mehr lernen, ihm ist alles egal, seine Zukunft und sein Beruf sind doch zum Henker, da er die ‚Perle' nicht bekommen soll. Ich kam ihm mit Philosophie — half nichts — ich kam mit gemeinem gesunden Menschenverstand — wieder nichts — zuletzt kam ich ihm mit Grobheit und schmiß ihn 'raus — ich glaub' aber, das hat auch nichts geholfen, denn seitdem hat er sich nicht mehr bei mir sehen lassen."

„Ich weiß," sagte Ilse, „Armin hat mir's geschrieben, daß Ihr Streit miteinander hattet."

„Streit! Zwischen mir und diesem Dreikäsehoch, der noch nicht hinter den Ohren trocken ist? Spricht von Beruf und Zukunft — mit siebzehn Jahren, 's ist zum Lachen!"

„Es müssen sich doch viele junge Menschen noch früher als mit siebzehn Jahren für einen bestimmten Beruf entscheiden, und Du, Onkel Erich, hast jedenfalls in diesem Alter schon ganz genau gewußt, daß Du Seemann werden wolltest."

„Ja, ich! Mir war mein Beruf sozusagen auf den Leib geschrieben!"

„Bei Armin ist es ganz derselbe Fall. Er hat von klein auf nichts anderes gehört und nichts anderes gewollt als die ‚Perle' bewirtschaften."

„Hm, Ihr Doßbergs habt Euch samt und sonders in Eure ‚Perle' so festgebissen, daß es wirklich 'n gehöriges Stück Arbeit ist, Euch die aus den Zähnen zu reißen. Seht zu, was Ihr mit dem Schlingel anfangt — meine Methode hat nicht angeschlagen!"

„Du wolltest mich einiges fragen, Onkel Erich?"

„Ja, gewiß wollt' ich. Bei der Mutter alles beim alten?"

„Nein!" Ilses Gesicht trübte sich. „Seit einiger Zeit geht es schlechter. Bisher hatte sie noch immer Appetit, jetzt muß man oft bitten und betteln, daß sie etwas genießt; sie ist auch müder, gleichgültiger geworden — die Kräfte nehmen ab. Ist das nur der Herbst oder —"

Kapitän Leupold blickte mit ernstem Gesicht vor sich hin.

„Sie zeigte anfangs Interesse, als es hieß, es müsse im Schloß gebaut werden, ihre Zimmer seien nicht gesund für sie und sie werde nun einstweilen ins Verwalterhaus übersiedeln. Der Gedanke beschäftigte sie sehr, wir mußten ihr alles schildern, all die Verbesserungen und Veränderungen im Schloß, die für fremdes Geld unternommen werden, die sie natürlich für Papas Werk ansieht! — Es wird alles wunderschön und kostbar eingerichtet, Onkel Erich, und doch ist nichts Prahlerisches, Uebertriebenes dabei. Die Halle besonders wird herrlich; überall werden riesige gemalte Glasfenster eingelassen, wahre Kunstwerke. Mächtige braungebeizte Eichensitze an den Wänden mit köstlichen Schnitzereien, Vertäfelungen, Kron- und Armleuchter . . . man kann sich kaum satt sehen! Wir haben es ja früher auch schön bei uns gehabt, aber so fürstlich ist's nicht gewesen. Der Speisesaal wird gemalt — Wände und Decke; ein bedeutender Künstler ist schon seit Wochen daran thätig. In die Eckzimmer kommen die schönsten Gobelins, und die Bibliothek —"

„Firlefanz!" knurrte der Alte dazwischen.

„Das ist es eben nicht, Onkel! Ach, mir thut das Herz weh, wenn ich das alles der armen Mama, Stück für Stück, beschreiben muß, und sie denkt, das gehört nun ihr! Seit einiger Zeit darf ich mich aber nicht mehr damit quälen, sie fragt wenig mehr, liegt so still da —"

Das junge Mädchen konnte nicht weitersprechen, die Stimme versagte ihr. Kapitän Leupold ließ merkwürdigerweise diese „Sentimentalität" ungerügt hingehen und fragte nur nach einer Pause: „Und Dein Vater, mein Herr Schwager?"

„Papa ist fast beständig draußen, er reitet und fährt umher und sieht nach allem. In der Bewirtschaftung des Gutes hat er vollkommen freie Hand, keine seiner Anordnungen wird jemals beanstandet; auch darf er stets in einen gefüllten Beutel greifen, das Geld spielt gar keine Rolle. All die Verbesserungen, die seit Jahren schon so dringend notwendig waren, werden jetzt ins Werk gesetzt; es ist den ganzen Sommer über fleißig gebaut worden, ein paar Gebäude sind auch glücklich unter Dach gekommen. Neue Maschinen sind angeschafft, der Viehstand ist ergänzt, und im Roßgarten weiden jetzt wieder schöne edle Pferde. Papa arbeitet eigentlich ununterbrochen, er führt die Bücher alle selbst mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit. Die beiden Vorwerke Velten und Gnadenstein sind wieder mit ‚Perle' vereinigt, wenn auch vorderhand die früheren Gutsleute dort noch nicht abgezogen sind; aber Papa hat auch da schon nach dem Rechten zu sehen und für alles, was geschieht, die Verantwortung zu tragen. Es wurden ihm ein paar Unterbeamte angeboten, aber er bleibt dabei, alles allein mit dem alten Hinz und seinem ehemaligen Rechnungsführer besorgen zu wollen. Todmüde will er sich machen, nicht zur Besinnung gelangen, um nicht nachdenken, nicht fühlen zu müssen — ach, ich kann ihn darin so gut verstehen! Er kommt nur zu den Mahlzeiten nach Hause und spricht dann wenig oder nichts. Bei Mama ist er anscheinend heiter, er tröstet sie, liest ihr vor und redet mit ihr von vergangenen schönen Zeiten. Aber er kommt selten ins Krankenzimmer, und Mama, matt und teilnahmlos, wie sie jetzt ist, fragt auch kaum nach ihm."

„Und wann wollt Ihr sie ins Verwalterhaus bringen?"

„Es soll ein schöner warmer Herbsttag dazu abgewartet werden. In Ordnung ist dort alles. Die Zimmer sind so behaglich wie möglich hergerichtet, und Mamas Möbel und Zimmerschmuck gehen mit hinüber. Sobald wir übergesiedelt sind, treten die neuen Besitzer ihr Eigentum an."

„Ist denn dieser Herr von Montrose . . . ja, was hast Du denn dabei so rot zu werden?"

„Ich, Onkel Erich?" fragte Ilse unsicher und errötete noch tiefer.

„Nu, wer denn sonst? Etwa die gemalte Dame da oder ich oder Dido? Also warum bist Du rot geworden, Prinzeß Ilse?"

Sie bemühte sich, unbefangen zu erscheinen, aber, wie sie recht wohl merkte, mit schlechtem Erfolg. „Ich — das ist zu dumm bei mir; ohne jede Veranlassung kommt mir das, und schließlich kann mir's niemand verdenken, daß es mir peinlich ist, wenn . . . aber sieh doch, Onkel, was Dido anfängt!"

Das Aeffchen hatte sich von seines Herrn Schulter weg mit einem leichten Satz aufs Fensterbrett begeben, nestelte sich jetzt in eine tiefe Gardinenfalte hinein und benutzte sie als Hängematte, indem es sich behende hin und herschaukelte.

„Dido, Du Racker! Willst Du das gleich bleiben lassen! Hierher! 's ist unglaublich, was diese Bestie mir schon für Schaden angerichtet hat! Und wie viel Mühe hab' ich mir mit ihrer Erziehung gegeben — Jan Grenboom desgleichen! Aber erzieh' 'mal einer 'n Frauenzimmer! Reine Zeitverschwendung, verlorene Mühe! Das schadenfrohe Gesicht, mit dem die Kreatur sich schaukelt! Dido! Wirst Du gehorchen, Scheusal!"

Nein, das „Scheusal" blieb, wo es war, es wiegte sich taktmäßig weiter und fletschte seinen Gebieter mit frechem Hohn an.

„Na, lassen wir sie! Ich muß es aufgeben, mich über sie zu ärgern; jemehr ich das thu', um so unverschämter wird sie — sie hat 'nen tückischen Charakter. Wobei waren wir? Richtig, Du wurdest rot und ich wollte wissen, warum?"

„Ach, Onkel, was soll ich darauf antworten — wie kann man darüber Rechenschaft ablegen?"

„Ich denk' mir, man könnt' schon, wenn man nur wollte! Wenn aber 'ne Frauensperson nicht will, na, dann ist's eben aus, dann können sich zwanzig Mannsleute auf die respektiven Köpfe stellen und es geschieht erst recht nicht! Und daß mein Fräulein Nichte jetzt nicht will, das merk' ich ja. Also was ich fragen wollte: ist dieser Herr von Montrose oft bei Euch draußen gewesen?"

„Ja, verschiedenemal; ich hab' ihn aber nicht mehr gesehen und gesprochen, seit —"

„Seit wann? Herrgott, red' Deine Sätze zu End'! Was ist das für'n abgerissenes Gefasel!"

„Seit jenem ersten Mal, als er mit seiner Tochter kam, sich das Schloß anzusehen!"

„Wann war dies berühmte erste Mal?"

„Ach, das ist schon ziemlich lange her — zu Anfang Juni wird's gewesen sein!"

„So! Und als er dann mehrmals wiederkam, da ließest Du Dich nicht sehen?"

„Nein, da ließ ich mich nicht sehen."

„Dazu mußt Du denn doch 'ne Art von Grund gehabt haben." Ilse antwortete nicht. „Wer hat ihn denn da immer empfangen?"

„Papa."

„Kommen die beiden Herren gut miteinander zurecht?"

„Es scheint so."

„Welchen Eindruck macht denn der Mann?"

„Welcher Mann?"

„Na, zum Teufel, der Montrose! Stell' Dich nicht so dumm!"

„Er ist ein vornehmer Herr."

„Vornehmer Herr! Dabei kann einer sich allerlei denken! Alter Herr, was?"

„Nein — ja — ich weiß nicht recht."

„Na, wenn Du das nicht weißt, dann bist Du einfach verrückt, liebes Kind. Da er erwachsene Kinder hat, so ist anzunehmen, daß er denn doch alt ist. Hör' 'mal, der Herr Sohn soll ein höllischer Mädchenjäger sein, hast Du den schon kennengelernt?"

„Ja, ich hab' ihn ein paarmal gesehen."

„Und hast das Gerücht, von dem ich eben sprach, bestätigt gefunden?"

„Ja."

„Und daß der Albrecht Kamphausen Dich fest an der Leine hat, das konntest Du natürlich nicht sagen?"

„Nein."

„Die Tochter soll 'ne dumme Gans sein, übermütig, blind vernarrt in ihren Schatz, der sie bloß des Geldbeutels wegen nimmt. Ich hab' sie 'mal gesehen, ein Bekannter zeigte sie mir auf der Straße — hat so 'ne fade Larve, nicht Fisch, nicht Fleisch! Gefällt die Dir?"

„Nicht besonders."

„Wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Im Frühjahr, glaube ich."

„Schön! Und jetzt wollen wir dies interessante Frag- und Antwortspiel beenden. Schön Dank für gütige Auskunft! Knapper wie Du kann man nicht 'mal vor Gericht antworten — für'n Frauenzimmer alles mögliche! Irgend etwas ist übrigens bei der Geschichte nicht geheuer, das steht fest. Aber verlaß Dich drauf, daß ich dahinterkomme!"

Ilse sah mit einem trüben Lächeln vor sich hin. Wie wollte der alte Seebär hinter etwas kommen, das sie selbst nicht verstand?

Erich Leupold hatte die Hände wieder in die Taschen seines weiten Beinkleids vergraben, er wiegte sich leicht hin und her und besah sich seine Nichte wie eine Kuriosität. Man wurde doch niemals klug aus den Weibern; wer konnte sagen, was alles in dem goldblonden Mädchenkopf da steckte! (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

Ludwig Büchner. Es sind jetzt dreiunddreißig Jahre, seit zum erstenmal ein Beitrag von Ludwig Büchner in den Spalten der „Gartenlaube" erschien, ein Aufsatz: „Das Schlachtfeld der Natur oder der Kampf ums Dasein". Seither hat sich der berühmte Verfasser von „Kraft und Stoff" immer wieder von Zeit zu Zeit, zuletzt noch im vorigen Jahre, in diesen Blättern eingestellt. Ist ja doch gerade das ein wesentlicher Zug seiner Begabung, daß er es mit so großer Meisterschaft versteht, die Ergebnisse der strengen wissenschaftlichen Forschung in einer geistreichen und fesselnden Weise weiteren Kreisen verständlich zu machen! Insofern wies ihn eine starke Ader seines Könnens auf die Mitarbeiterschaft an der „Gartenlaube" hin, und wenn ein Mann wie er das schöne Fest des siebzigjährigen Geburtstages begeht, so darf die „Gartenlaube" unter denen nicht fehlen, die mit einem Glückwunsche sich einstellen.

Am 29. März d. J. ist dieser Tag gekommen, zu dessen Feier wir das Bild des Jubilars unsern Lesern vorführen. Seit Jahren lebt er in Darmstadt seinem medizinischen Berufe und seinen wissenschaftlichen Studien, denen außer jenem seinen Ruf begründenden Werke „Kraft und Stoff" noch eine stattliche Reihe naturwissenschaftlicher und philosophischer Schriften entsproßt ist. Von seinen drei Geschwistern, die sich sämtlich ebenfalls einen hervorragenden Namen gemacht haben, lebt nur noch das jüngste, der Litterarhistoriker Alexander Büchner in Caen. Der älteste Bruder Georg, der Dichter, ist schon in jungen Jahren dahingerafft worden, und die Schwester Luise, die bekannte Vorkämpferin der Frauenbewegung, starb im Jahre 1877. Möge dem mutigen Forscher, dem emsigen Schriftsteller und dem verdienstvollen Arzte ein freundlicher Lebensabend beschieden sein!



Ludwig Büchner.
Nach einer Photographie von G. Brandseph in Darmstadt.

Wohnungsnot in den großen Städten. Immer wieder kommt man in der Oeffentlichkeit zurück auf die traurigen Wohnungsverhältnisse der ärmeren Volksklassen in den großen Städten. So geschieht dies auch neuerdings in einer kleinen, bei Carl Heymann in Berlin erschienenen Schrift, welche Untersuchungen über diese Verhältnisse in Berlin bringt. Es sind drei Aufsätze verschiedener Verfasser, die sich vorzugsweise mit den schlechten Wohnungen in Kellern und unter dem Dache beschäftigen, dabei aber sich wohl bewußt sind, daß sie ihren Stoff hiermit nicht erschöpfen. Denn es giebt eine noch weit größere Anzahl von Wohnungen, in denen es an und für sich nicht an Licht und Luft fehlen würde; erst durch die Uebervölkerung mit Frauen und Kindern, Schlafburschen und Aftermietern wird darin der auf jeden Bewohner entfallende Luftraum auf ein so gesundheitmörderisch kleines Maß herabgedrückt. Aber auch jene Dach- und Kellerwohnungen zeigen, wenngleich sie nicht die Regel bilden, welche unglaublichen Zustände in den Großstädten herrschen; wir erhalten als Beispiel ein wahrhaft abschreckendes Bild einer Kellerwohnung, wie sie von den maßgebenden Behörden nicht geduldet werden sollte. Daß sie wegen der sehr niedrigen Fenster dunkel ist, muß man leider bei den meisten Kellerwohnungen als unvermeidlich hinnehmen; daß in den Räumen — Stube, Kammer und Küche — eine dumpfe Luft alles zum Stocken bringt, ist schlimm. Weit schlimmer aber sind folgende Besonderheiten: in schrägem Winkel zum Kammerfenster steht auf dem Hofe der Asch- und Müllkasten; daraus kriechen im Sommer massenweise Maden in die Wohnung. Nicht weit von den Fenstern ist ein Pferdestall gebaut; bei Regenwetter mischen sich Jauche und Wasser und fließen zu den tiefliegenden Fenstern hinab. Unter den Fensterbrettern im Innern wachsen von Zeit zu Zeit Pilze und an den Wänden ist der Schwamm. Lange war die Wasserleitung schadhaft; da trotz wiederholter Bitten die durchlöcherten Röhren nicht ausgebessert wurden, so suchte man sich, so gut es ging, zu helfen, indem man die Röhren mit Lappen umwickelte. Ist es da zu verwundern, daß die Dielen vor dem Ausguß verfaulten und große Löcher zeigten? Und hier hauste eine Familie von neun Köpfen, Mann und Frau nebst sieben Kindern! Solche Wohnungen sind menschenunwürdig; es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, damit die Wohlfahrtspolizei Hand ans Werk legt und solche entsetzlichen Mißstände beseitigt.

Uebrigens ist in Hessen mit dem 1. Oktober v. J. ein Gesetz über die polizeiliche Beaufsichtigung der Mietswohnungen und Schlafstätten in Kraft getreten. Zur Durchführung einer wirksamen Kontrole der Mietswohnungen haben die Gesundheitsbeamten und Polizeibehörden die Befugnis, Mietswohnungen und Schlafstellen daraufhin zu untersuchen, ob aus der Benutzung Nachteile für die Gesundheit oder Sittlichkeit zu besorgen sind. Für die Städte werden besondere Wohnungsinspektoren bestellt. In allen Gemeinden über 5000 Seelen sind neu zur Vermietung kommende Wohnungen anzumelden, wenn sie, einschließlich der Küche, aus weniger als vier Räumen bestehen oder im Kellergeschoß liegen, bezw. wenn sie nicht unterkellerte Räume enthalten, deren Fußboden nicht mindestens 25 cm über der Erde liegt, oder wenn unmittelbar unter dem Dach befindliche Räume zum Wohnen dienen sollen. Vermieter möblierter Wohnungen sind von der Anzeige befreit, wenn der Mietpreis für das Zimmer 8 Mark monatlich übersteigt. Noch genauer werden Schlafstellen überwacht, bei denen die Anzeigepflicht allgemein — unabhängig von der Einwohnerzahl — gilt. Die Polizeibehörde kann innerhalb zweier Wochen nach der Anzeige die Benutzung einer Wohnung wegen Gesundheitsschädlichkeit untersagen, das Vermieten von Schlafstellen

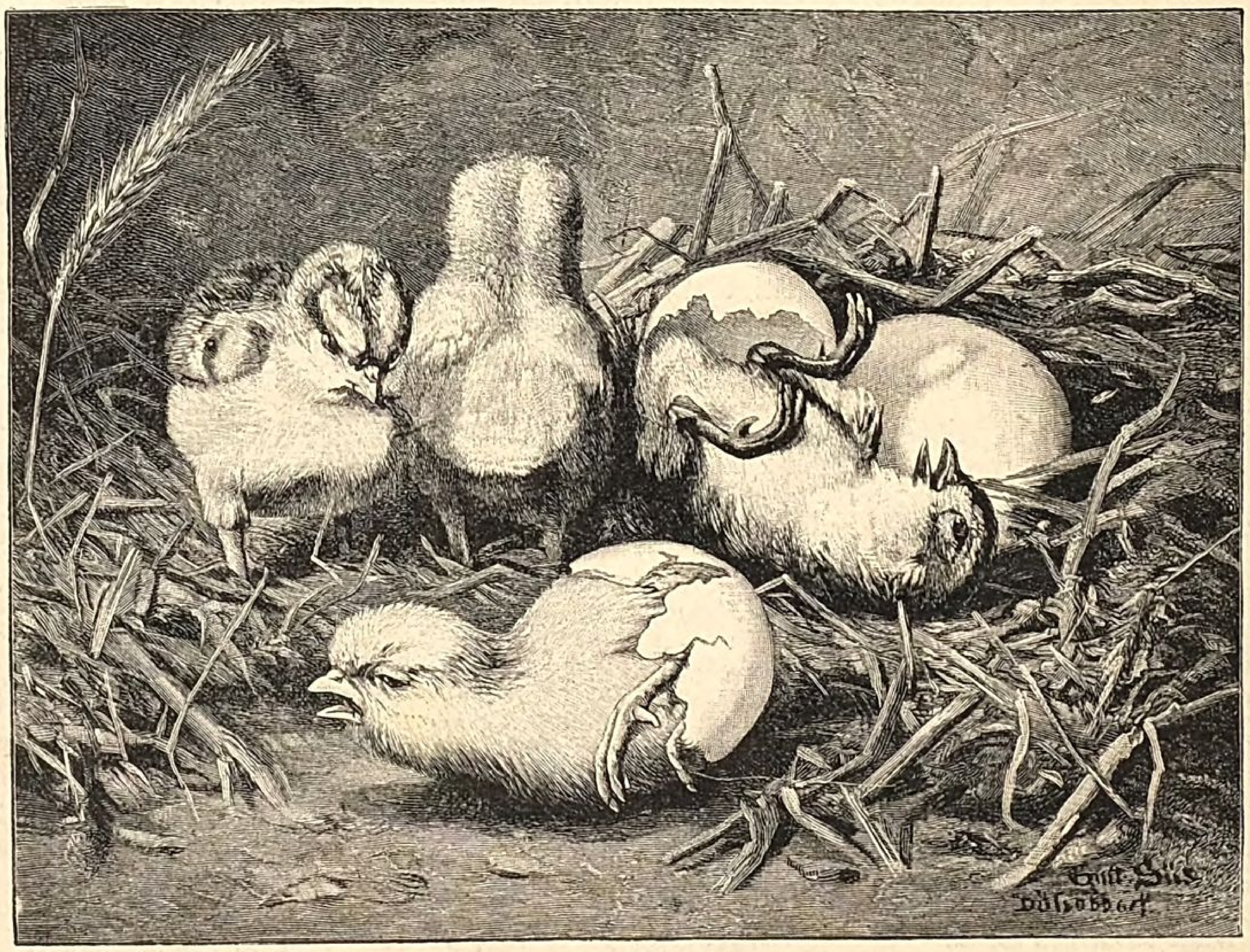
aber jederzeit, wenn Thatsachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß die Aufnahme von Schläfern zu Unsittlichkeiten führen würde. Um auch gegen die Nachteile der Ueberfüllung Sorge zu tragen, kann durch Polizeiverordnung für Mietwohnungen und Schlafstellen ein Mindestmaß von Luftraum für jede Person vorgeschrieben werden.

Prüfet die Blitzableiter! Wieder naht die Jahreszeit, in welcher Gewitter am Himmel aufziehen und der aus den Wolken zuckende Blitzstrahl Leben, Hab' und Gut der Menschen bedroht. Es ist bekannt, daß die Blitzgefahr in Deutschland während der letzten Jahrzehnte erheblich zugenommen hat, und die Statistik lehrt, daß der Schaden, welchen Blitzschläge verursachen, nicht unbeträchtlich ist; sind doch im Jahre 1889 im Königreich Preußen von 22477 Schadenbränden nicht weniger als 1251 durch Blitzschläge verursacht worden!

Allerdings besitzen wir im Blitzableiter ein ausgezeichnetes Mittel, unsere Baulichkeiten vor dieser Gefahr zu schützen; es ist aber dabei nicht zu vergessen, daß dieser Schutz nur dann vollkommen ist, wenn die Anlage in allen ihren Teilen richtig im Stande ist. Die Erfahrung hat leider gelehrt, daß dies oft nicht der Fall ist und daß eine Anlage, die vor kurzer Zeit noch ihrem Zwecke entsprach, durch irgend welche Beschädigung oder auch bauliche Veränderungen ihren schützenden Wert völlig einbüßen kann.

Mit Recht äußerte sich darum Prof. Dr. W. Holtz vom physikalischen Institut zu Greifswald: „Wer einen Blitzableiter besitzt, verlangt einen unbedingten, keinen bedingten Schutz, und er wird zur Erlangung desselben geringen Umständlichkeiten und Kosten gewiß nicht aus dem Wege gehen. Hierhin gehört, daß er in kürzeren Zwischenräumen selbständig untersucht, ob die wesentlichsten Teile keine Beschädigung erlitten haben, und daß er in größeren durch Sachkundige feststellen läßt, ob die Anlage nicht vielleicht änderungsbedürftig sei.“

Nun aber herrschen über die Art und Weise, in welcher diese Prüfungen vorzunehmen sind, vielfach ganz irrige Anschauungen und es bieten sich als Prüfer Leute an, die zu einer so wichtigen und verantwortungsvollen Leistung durchaus nicht befähigt sind. Wer darum sein Haus durch einen Blitzableiter schützen läßt, thut wohl daran, sich ein klares Urteil über das Wesen solcher Anlagen zu verschaffen. An guten Belehrungen fehlt es glücklicherweise nicht. Wir möchten vor allem auf die seitens des Elektrotechnischen Vereins in Berlin herausgegebenen Broschüren „Die Blitzgefahr“ Nr. 1 und 2 (Verlag von Jul. Springer in Berlin) hinweisen, in welchen sehr beachtenswerte Winke und Ratschläge für die Anlage von Blitzableitern gegeben werden. Neuerdings hat auch die im Blitzableiterfache bewanderte Firma Dieterichs und Löffelhardt in Hamburg, Hansaplatz 9, ein Schriftchen über „Die Untersuchung von Blitzableitern“ herausgegeben, das gleichfalls wertvolle Aufschlüsse erteilt. *



Glücklich heraus!

Nach einem Gemälde von G. Süs.

Die Katastrophe auf der „Brandenburg“. (Mit dem Bilde des Schiffs S. 149.) Die Chronik unserer jungen deutschen Marine ist glücklicherweise im Verhältnis nicht eben reich an schwarzen Tagen. Aber jene schweren Unglücksfälle, wie der Untergang des „Großen Kurfürsten“, der Verlust der „Augusta“, die spurlos im Indischen Ocean verschwand, die Vernichtung des „Adler“ und des „Eber“, die ein furchtbarer Orkan bei den Samoainseln zertrümmerte, im letzten Jahr das Zerspringen eines Geschützrohrs auf der „Baden“ . . . das sind ebensoviele schmerzliche Wunden, die das Schicksal nicht bloß der deutschen Marine, nein, dem ganzen deutschen Volke geschlagen hat. Und nun eine neue Unglücksbotschaft, nicht die schrecklichste von allen, aber wahrhaftig grausam genug! Am Vormittage des 16. Februar hat auf dem neuen Panzerschiffe „Brandenburg“ bei Gelegenheit einer Probefahrt in der Kieler Bucht eine Dampfausströmung stattgefunden, die 44 Menschen das Leben gekostet und noch eine Anzahl weiterer schwer verletzt hat.

Wodurch das Unglück veranlaßt wurde, das ist ja begreiflicherweise in einem Falle, wo so gut wie alle Zeugen tot sind, nur schwer mehr festzustellen. Immerhin scheint es, daß die Ursache in einem außerhalb jeder menschlichen Verantwortung stehenden verhängnisvollen Zufalle lag, in dem weiter nicht erklärbaren Abreißen der Befestigung des Dampfsperrventils an der Steuerbordmaschine, wodurch der Dampf aus sämtlichen Kesseln der Maschine einen Weg in den mit Menschen gefüllten Maschinenraum sowie in die benachbarten Gelasse des Schiffes fand, alles, was er traf, unbarmherzig verbrühend.

Die „Brandenburg“ ist eines jener vier großen Panzerschiffe I. Klasse, deren Bau im Jahre 1889 vom Reichstag genehmigt wurde. Sie besitzt ein „Deplacement“ (d. h. eine Wasserverdrängung) von 10 033 Tonnen, eine Maschinenstärke von 9000 Pferdekräften und ihre Besatzung ist auf 552 Mann berechnet. Während sie also an Deplacement und Maschinenkraft das größte seitherige Panzerschiff, den „König Wilhelm“, wesentlich übertrifft, steht sie im Besatzungsetat, der bei diesem auf 732 Köpfe sich beläuft, nicht unbedeutend hinter ihm zurück. Der Bau der „Brandenburg“, der in den Händen des „Vulcan“ bei Stettin lag, wurde vor noch nicht langer Zeit vollendet, und die ersten Versuchsfahrten berechtigten zu den glänzendsten Hoffnungen. Auch das Schwesterschiff „Wörth“ ist bereits fertig und auf Probefahrten begriffen, während die beiden anderen gleichartigen Genossen, der „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ und die „Weißenburg“, sich noch in Arbeit befinden.

Das Mitleid mit den armen Hinterbliebenen jener Braven, die auch ihr Leben im Dienste des Vaterlandes gelassen haben, regt sich allenthalben und bereits sind Sammlungen im Gange, welche wenigstens äußere Not soweit als möglich ihnen fernhalten sollen. Es bedarf wohl nur dieses Hinweises, um auch unsere Leser für eine rege Beteiligung an diesem Werke der Barmherzigkeit zu gewinnen. Der stolzen „Brandenburg“ aber, welcher gleich zum Beginn ihrer Laufbahn ein so unheilvolles Mal aufgedrückt worden ist, möge fernerhin glücklichere Fahrt beschieden sein!

Zunahme des elektrischen Straßenbahnbetriebes. Vermöge ihrer besonderen, von keiner der bekannten Fortbewegungsarten erreichten Vorzüge kommen die elektrischen Straßenbahnen immer mehr in Aufnahme. Der Fortfall des An- und Abspannens, des Vorspanns, des Pferdegetrappels, des Schmutzes, der quälenden Ueberanstrengung der Zugtiere beim Anziehen und auf unebenen Strecken sichert dem elektrischen Betrieb namentlich auf Kosten der eigentlichen Pferdebahn eine große Zukunft; in Nordamerika finden wir eine fortwährende Abnahme der Pferdebahnen und eine Zunahme der elektrischen Straßenbahnen. Eine Gegenüberstellung des Bestandes im Frühjahr 1891 und Ende 1892 ergiebt folgendes Bild:

	Kilometer: Frühjahr 1891:	Ende 1892:
Pferde- und Maultierbetrieb	9200	7176
Seilbetrieb	850	1039
Dampfbetrieb	890	998
Elektrischer Betrieb	4700	9556

In Deutschland findet der elektrische Betrieb gleichfalls immer mehr Freunde. Neben den älteren Betrieben in Frankfurt a. M., Steglitz, Bremen, Halle a. d. S. finden wir jetzt elektrische Straßenbahnen in Gera, Breslau, Dresden, Hannover, Remscheid, Essen a. d. R., Chemnitz; im Bau oder im Entstehen begriffen sind solche in Dortmund, Bochum, Zwickau, Plauen, Lübeck, Hamburg, Barmen (Bergbahn).

Kleiner Briefkasten.

T. in L. Friederike Goßmann, verheiratete Gräfin v. Prokesch-Osten, lebt in Gmunden und tritt nur noch gelegentlich in Wohlthätigkeitsvorstellungen auf. Wie Sie richtig vermuten, muß es auch in dem Artikel über die „Liebhaberinnen der deutschen Bühne“ (S. 63 dieses Jahrgangs) Goßmann statt Großmann heißen.

Abonnentin seit 30 Jahren in Burgsteinfurt. Wenden Sie sich an Herrn Schuldirektor Carl Otto Mehner in Burgstädt!

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 11. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(10. Fortsetzung.)

Von **Ludwig Ganghofer.**

Am Ufer stand Wicho und löste den Waldschragen; er wollte auf Mutter Mahtilts Geheiß hinausfahren in den Weitsee und Umschau nach Sigenot halten. Schon setzte er den Fuß auf den Schragen; da klang aus dem Fichtenwald der Lockruf eines Sperbers. Betroffen lauschte Wicho ... noch zweimal klang der Ruf, und da lief der Knecht den Bäumen zu; denn er wußte, wer sich mit diesem Ruf zu melden pflegte, wenn es Ursache gab, den Laut der Stimme zu meiden. Als Wicho den Schatten des Waldes erreichte, blieb er stehen und spähte umher, doch er gewahrte niemand; leise ahmte er den Ruf des Sperbers nach, und aus dem tieferen Walde kam die Antwort. Wicho sprang über die Fallstämme und moosigen Steinblöcke. Da sah er im tiefsten Schatten seinen Herrn an einen Baum gelehnt, schwer atmend, wie erschöpft von raschem Lauf.

„Aber Herr! Wie kommst Du nur daher in den Wald? Bist doch ausgefahren auf dem Einbaum. Und warum ...“ da stockte dem Knecht die Sprache; er hatte Sigenot erreicht und stand erschrocken bei seinem Anblick. Naß hing das Haar über Sigenots Schläfe, seine Augen lagen tief und brannten, seine Lippen zuckten, und fahle Blässe bedeckte seine Wangen. Sein ganzes Gewand, von den Schuhen bis zum Halse, war schwer von Nässe. Auf der linken Schulter war das Wams zerfetzt und dünnes Blut rann in Fäden über den nackten Arm, an welchem die Haut zerschunden war.

„Herr! Herr!“ jammerte der Knecht und schlug die Hände ineinander. „Was ist denn geschehen ...“

Sigenot streckte die Hand gegen Wichos Mund, und da verstummte der Knecht. Der Fischer richtete sich auf, und leise, mit bebender Stimme sagte er: „Wicho! Ich bin Dein Herr!“



Eine Kindervolksküche in Berlin.
Nach einer Originalzeichnung von F. Müller-Münster.

Flüsternd klang die Antwort: „Und ich Dein Knecht, Dir eigen auf Tod und Leben.“

„Mein ist Dein Leib, Dein Gebein und Haar, mein ist Dein Aug' und Ohr . . . aber ich laß Dir alles und will nur Deine Treu'. Leg den Schweigschwur in meine Hand!“ Wicho berührte mit den Fingern die Lippen und legte die Hand in Sigenots Rechte. „Unsere Händ' liegen ineinander, Wicho, wie Stein in Stein. Steh' Du für mich, wie ich stehen will für Dich!“

„Herr!“ stammelte der Knecht. „Wenn ich Dich anschau', wird mir kalt ums Herz. Was ist denn geschehen?“

Sigenot löste die Hand. „Das sollst Du hören. Jetzt geh' hinein ins Haus. Heut' in der Nacht hab' ich das Schwert meines Vaters von der Wand genommen, und in meiner Kammer hab' ich's geborgen unter der Wolfshaut auf dem Lager. Geh' hinein . . . und daß es Mutter und Schwester nicht merken, schieb' das Schwert zum Fenster hinaus und bring' mir's her!“

Wicho wollte davoneilen; aber er wandte sich wieder um und fragte: „Was soll ich denn sagen im Haus? Sie haben sich gesorgt um Dich!“

„Sag', ich wär' gekommen und hätt' einen Weg . . . zum Richtmann in die Schönau.“

Während der Knecht dem Hagthor zusprang, ließ sich der Fischer auf einen Steinblock nieder, löste einen Ballen Moos vom Grund, faßte eine Handvoll der schwarzen kühlen Erde und drückte sie auf die brennenden Schürfwunden seines Armes. Er wußte kaum, daß er es that; seine Blicke gingen ins Leere, seine Lippen waren herb geschlossen, und zwischen seinen Brauen lag eine Furche, scharf wie ein Messerschnitt.

Als Wicho über die Hofreut emporstieg, eilte ihm Edelrot entgegen. „Kommt er? Kommt er?“

Der Knecht meldete, was Sigenot ihm aufgetragen, und bei dem Jubel, mit welchem Edelrot diese Botschaft ihrer Mutter zutrug, konnte Wicho unbemerkt in die Kammer schlüpfen. Er brachte das Schwert in den Wald. Sigenot zog die breite Klinge, prüfte ihre Schärfe, stieß sie wieder zurück ins Leder und legte das Schwert über den Schoß. „Von Stund' an geht mein Weg unter Eisen!“ Er blickte auf. „Wicho! Sie wollen mir ans Leben!“

Der Knecht erbleichte.

„Komm', setz' Dich zu mir und hör' an! Vor zwei Tagen ist Hennings Pfeil vorbeigeflogen an meinem Hals, und heut' auf dem Weitsee hat der Steinblock mich gestreift, den seine Händ' gelöst haben. Ich bin mit dem Einbaum zugefahren unter den Moospalfen, um die Legangel zu heben. Wie ich die Hand streck', hör' ich ein Rollen über mir . . . ich schau' noch auf und seh' den Block schon niedersausen. Aber da ist einer zu mir gestanden, den ich gerufen hab' in der Not, und der hat mir Kraft gegeben! Wie ein Wolf unter der Baumfall', so hab' ich einen Sprung zur Seit' gethan. Schulter und Arm hat mir der Stein gestreift, und derweil ich hinausflieg' ins Wasser, saust der Fels gegen den Spiegel des Einbaums, daß der Hohlbalken hingesurrt ist über den See wie ein Pfeil. Mich hat der Wasserschwall unter die überhängende Wand geschwemmt . . . schier hätt' mich das Ringhemd, das ich trag' unter dem Wams, hinuntergezogen. Aber zur rechten Zeit noch hab' ich die Angelschnur gefaßt, die am Fuß des Palfens eingeklemmt war in einen Steinriß. Und der Faden hat ausgehalten . . . es war eine feste Schnur, die mein Rötli geflochten! Um zu merken, daß nicht der Zufall den Stein gelöst, hätt' ich nicht erst noch von der Höh' des Palfens herunter Hennings Gelächter hören brauchen. Nur das Gesicht und die Hand noch über dem Wasser, so bin ich gehangen im See und hab' mich still gehalten und gewartet, bis ich von Henning, der hinausgestiegen ist über die Seewand, keinen Tritt und Laut mehr gehört hab'. Dann hab' ich versucht, daß ich zwischen dem steil ins Wasser fallenden Gewänd' ein Flecklein erreich', wo ich aussteigen könnt'. Es ist mir hart geworden, Wicho, gezogen hat's an meinen Füßen, als hätt' mich schon der Bid gefaßt und möcht' mich hinunterreißen, dorthin, wo mein Vater liegt.“ Tief atmend verstummte Sigenot.

Wicho sprang auf und hob die Fäuste gegen den Himmel. „Hauset denn keiner mehr im Gewölk, der den Hammer wirft und die Donnerkeil'? Fahrt denn nicht bald ein Blitz herunter über Wazemanns Haus? Thut nicht die Erd' sich auf und verschlingt die Mordbrut?“

„Laß gut sein, Wicho, und schilt nicht!“

„Ich soll nicht schreien in der Not? Wer hilft uns denn, wenn's die nicht thun, die über uns sind und unter uns? Stehen wir nicht gegen die Wazemannsleut' wie die Geißen gegen die Wölf'? Meinst, sie werden ablassen von Dir? Wer soll Dir denn helfen? Wie willst Dich wehren?“

Sigenots Augen blitzten, und seine Faust umklammerte den Schwertgriff. „Wenn es herging' um mich allein . . . ich wüßt' schon, was ich thät'. Aber an mir hängen Mutter und Schwester, die mich brauchen.“ Seine Stimme verlor sich in Murmeln. „Ein einzigmal hab' ich vergessen, daß ich meiner Schwester Bruder bin . . . und zur Straf', das spür' ich, soll ich keine frohe Stund' mehr haben im Leben.“

„Herr?“ stammelte Wicho.

Da faßte Sigenot die Hände seines Knechtes, und in heißer Qual lösten sich die Worte von seinen Lippen: „Wicho! Wicho! Ich bin wie ein Ferch, der ans Land gesprungen nach einer roten Blum'. Jetzt liegt er im Sand und muß verschmachten und verdursten . . . und kann den Heimweg nimmer finden ins Wasser, dem er zugehört.“

„Ich versteh' Dich nicht. Deine Red' ist wie eine Nuß, die meine Zähn' nicht beißen können. Schlag' sie auf und zeig' mir den Kern!“

Sigenot schüttelte den Kopf und streifte mit der zitternden Hand über die Stirne. Nach einer Weile sagte er: „Weißt Du, warum sie mir ans Leben wollen?“

„Ich denk' mir's.“

„Sie fürchten, ich halt' zu den Klosterleuten, die gekommen sind und Herrenrecht haben an unser Thal.“

„So? Wohl wohl, das kann schon sein! Aber der Grund, den ich mir gedacht hab', liegt noch ein lützel näher. Denk' an Deine Schwester, wie süß und lieb ihr Gesicht ist . . . und nachher denk' an die Wazemannsbuben. Sie wollen das Lamm reißen — da ist ihnen der Hüter im Weg.“

„Wicho!“ Mit zornigem Schrei war Sigenot aufgesprungen.

Hastig erzählte der Knecht, was er gehört und gesehen, als Henning vor dem Hagthor stand.

Sigenots Gesicht war fahl, jeder Zug in seinem Antlitz hart wie Stein. Durch das dunkle Gewirr der Zweige spähten seine Augen hinauf gegen Wazemanns Haus und mit zuckender Hand griff er an seine Brust, als könnte er gewaltsam von sich abreißen, was ihm das Herz bedrückte. „Ein Wasser soll sein zwischen mir und ihnen, ein Wasser, so breit, daß kein Baum gewachsen ist für einen Steg. Nichts anderes will ich, als meiner Schwester Bruder sein und meiner Mutter Sohn!“ Er wandte sich zu dem Knecht. „Wicho! Dein Wort hat Feuer in mich geworfen, aber ich dank' Dir! Jetzt hat der Ferch wieder heimgefunden ins Wasser!“ Tief atmend schlang er das Gehäng des Schwertes um seine Hüfte. „Geh' hinein ins Haus! Schick' die Heilwig zur Alben . . . sie soll das Vieh betreuen und meine Sennen heimschicken. Wir brauchen Männer im Hof. Eh' die Dirn' zur Alben steigt, soll sie auf dem Schragen in den Weitsee fahren und den Einbaum holen. Laß ihn nicht liegen an der Länd', sondern schleif' ihn hinter den Hag. Dann schließ' das Thor und leg' die Sperrbalken ein. Und meine Schwester laß keinen Schritt aus der Hofreut thun . . . hörst Du, keinen Schritt!“

„Keinen Schritt, oder sie müßt' weggehen über mich!“

„Solang' es sein kann, laß die Mutter nichts merken! Ich selber will reden mit ihr, wenn ich heimkomm' zur Nacht! Jetzt geh'!“

„Und Du, Herr? Oder soll ich nicht wissen, wohin Du gehst?“

„Ich geh', wohin ich muß! Wohin das Recht mich ruft, wohin die eigene Not mich treibt, zum Lok'stein! Wahr' mein Haus, Wicho, bis ich wiederkomm'!“

„Verlaß Dich auf mich!“

Ihre Hände faßten sich; dann nickte der Fischer und eilte waldeinwärts, dem Thal der Ache entgegen. Wicho sprang hinaus auf die offene Lände; hier spähte er nach allen Seiten, doch alles war ruhig; nur von Wazemanns Haus herab tönte das Gekläff der Hunde. Als Wicho die Hofreut erreichte, kam Heilwig gerade von den Ställen her. Kopfschüttelnd hörte sie den Auftrag, den der Knecht ihr überbrachte. Sie hätte wohl gerne die Neugier gestillt, die in ihr lebendig wurde, aber Wicho machte sie schweigen mit einem zornigen Wort. Er schob sie vor den Hag hinaus und schloß hinter ihr das Thor.

Da nahm es ihn Wunder, daß Edelrot nicht zu sehen war. „Sie wird im Haus bei der Mutter sein!“ Er eilte über den Hügel empor und trat unter die Thür der Halle. Neben dem Herd saß Mutter Mahtilt im Lehnstuhl und schlummerte; die Nachricht, daß Sigenot zurückgekommen sei, hatte ihre Sorge beschwichtigt, und nach der ruhelosen Nacht, in der dumpfen Schwüle des Nachmittags war in der ersten ruhigen Stunde der Schlaf auf ihre müden Lider gesunken.

„Rötli!“ rief Wicho mit leiser Stimme. Nichts rührte sich in der Halle. Leise schlich sich der Knecht zur Frauenkammer und öffnete die Thüre; die Kammer war leer. Erschrocken eilte er ins Freie und rief den Namen des Mädchens über die Hofreut. Keine Antwort ließ sich hören. Wicho verfärbte sich und griff mit den Händen an die Schläfe. „Ich muß sie finden! Ich muß! Ich muß!“

Er rannte über den Hügel hinunter und riß das Hagthor auf. Gegen das Ufer lief er, gegen den Wald zur Linken, gegen die Ache zur Rechten und schrie mit hallender Stimme: „Rötli! Rötli!“ Doch keine Antwort klang. Nur die Falkenwand schickte den Ruf zurück mit hohlem Echo.

15.

Vor dem Hag des Schönauers schlug eine Faust an das geschlossene Thor und eine Stimme rief: „Thut auf!“ Ein Knecht, der in der Nähe schaffte, lief, um das Thor zu öffnen; er machte verwunderte Augen, als er den Fischer erkannte und ihn gewappnet sah mit langem Schwert, in dem nassen verwüsteten Gewand, mit dem bleichen Gesicht und dem blutbefleckten Arm.

„Wo ist Dein Herr, der Richtmann?“ fragte Sigenot.

„Da drüben unter den Eichen liegt er und schlaft.“

„Schlaft?“ wiederholte der Fischer, als hätte er falsch gehört.

„Er ist außer Haus gewesen die heutige Nacht und die gestrig' auch.“

Sigenot schritt den Eichen zu. Lang ausgestreckt lag der Schönauer im Schatten der Bäume und hielt im Schlummer das Gesicht auf die Arme gedrückt. Als er geweckt wurde, blickte er mit müden Augen auf. „Du, Fischer?“

„Heb' Dich auf, Schönauer, jetzt ist nimmer Schlafenszeit!“

Diese Worte waren wohl anders gemeint, als der Schönauer sie verstand. „Ich hab' zwei Nächt' nicht geschlafen. Wir haben den Huze gesucht, den armen Buben, der dem Schapbacher die Geißen hütet. Er ist eingestiegen in Wazemanns Bannberg und nimmer heimgekommen. Erst haben wir gemeint, der Bub' hätt' sich verstiegen, und haben ihn gesucht zwei Nächt'. Aber heut' am Morgen, wie wir heimgekommen sind, haben wir hören müssen, was geschehen ist mit ihm. Einer von Wazemanns Knechten hat es ausgeredet. Der Bub' ist gefangen worden und liegt unter Wazemanns Haus im Bußloch. Die Flechsen haben sie ihm abgestochen . . .“

Sigenot lachte zornig auf. „Einen besseren Anfang hätt'st nimmer finden können für die Zwiesprach', zu der ich gekommen bin. Herr Waze hat fleißige Händ'. Der Bub' ist abgethan — jetzt hat er mich in der Arbeit, und wart' noch einen Tag, Richtmann, so kommt die Reih' an Dich!“

Erschrocken starrte der Schönauer den Fischer an. „Sigenot,“ stammelte er, „was soll Deine Red'? Und alle guten Mächt', wie siehst Du aus! Red' doch, red', was hat's denn gegeben?“

„Komm ins Haus!“ sagte Sigenot und schritt dem Schönauer voran, der ihm zögernd folgte, mit scheuem Blick und verstörten Zügen.

In goldenem Glanze lag die Nachmittagssonne über Hof und Haus, die Wiesenblumen dufteten und bunte Schmetterlinge gaukelten über den Hag. Eifrig flogen die Schwalben ab und zu, auf dem Dache girrten die weißen Tauben, und manchmal setzte sich eine der Schwalben zu kurzer Rast und zwitscherte ein leises Lied. Blau und leuchtend wölbte sich die Himmelsglocke über die schimmernden Zinnen der Berge, und der sachte Windzug, der die warmen Lüfte rührte, war wie ein Hauch des traulichen Friedens, den die Erde atmete. In diese Stille der Natur klang zuweilen aus dem Hause der Laut einer heftigen Stimme. Es schien erregte Zwiesprach zu sein, welche die beiden Männer hielten. Immer lauter wurden ihre Worte. Der Knecht im Hof ließ die Arbeit ruhen und lauschte, doch nicht lange; denn Sigenot erschien unter der Thür, mit finsterem Gesicht. Der Schönauer kam ihm nachgeeilt und suchte ihn am Arm zurückzuhalten.

„Bleib', Fischer, bleib',“ stammelte er, „und bei allem, was Dir lieb und heilig ist . . . ich bitt' Dich, thu's nicht! Geh' nicht hinaus zum Lok'stein.“

„Ich thu', was ich muß!“ erwiderte Sigenot mit bebender Stimme. „Ich hätt's gethan, auch wenn mir nicht wie jetzt die eigene Not bis an den Hals gestiegen wär'.“

„Thu's nicht, Fischer! Es wird nichts besser damit, nur alles schlimmer!“

„Ob besser oder schlimmer, das frag' ich nicht. Ich weiß nur eins: Herr Waze will mir den Weg zum Lok'stein verwehren — so muß es ein Weg sein, der zum Guten führt.“

„Er wirft seinen Zorn auf Dich und Dein Haus, wie er's mir gedroht hat und meinem Buben. Fischer, Fischer, wie willst Du denn stehen gegen ihn und seine Knecht'?“

„Das laß meine Sorg' sein! Und ob ich steh' oder fall', ich will mich nicht ducken und Umweg suchen wie Du! Wie lang' mein Weg im Licht noch dauert, das weiß wohl keiner . . . aber grad' soll er sein bis zum letzten Schritt. Ich rat' Dir nicht; thu' Du nach Deinem Willen und sorg' nur, daß keine Reu' Dich ankommt! Mir aber laß meinen Weg! Der geht hinaus zum Lok'stein!“

„Sigenot! Sigenot!“ jammerte der Schönauer und umklammerte den Arm des Fischers.

„Laß mich! Ich geh' hinaus! Von ihnen selber muß ich hören, ob sie mit Recht die Herren im Gadem sind. Und sind sie's, so steh' ich zu ihnen mit Leib und Leben. Ob's mir hilft, das frag' ich nicht . . . ich hab' für mich wohl selber noch eine Hilf'“ — er schüttelte die starken Arme — „aber eins weiß ich: den andern wird's zum Guten sein. Merken sie, daß mein Weg der rechte ist, so gehen mir zwanzig nach, einer zieht den andern, hundert stehen zu den Klosterleuten . . . und dann, Herr Waze“ — er hob die Faust und seine blitzenden Augen suchten in der Ferne den Falkenstein — „dann wollen wir sehen, wer Du noch bist mit Deinen Buben!“

„Ich bitt' Dich, red' nicht so laut!“ stammelte der Schönauer und blickte mit scheuen Augen nach dem Knecht, der im Hof arbeitete. „Die Lüft' haben Ohren im Gadem und tragen jedes Wort hinauf in Wazemanns Haus.“

„Fürchtest Du Deinen eigenen Knecht? Richtmann, es ist weit gekommen! Und derselbig' mag wohl recht haben, der den Spruch gefunden:

‚Lützel Treu ist allenthalben,
Tief im Thal und hoch auf Alben.‘

Aber einen, Richtmann, einen muß es doch noch geben, bei dem die Treu' ist und eine starke Hand wider alle Not. Und den einen muß ich suchen. Ob ich ihn find' beim Lok'stein . . . ich weiß nicht. Aber suchen muß ich, denn wär' nicht die Hoffnung in mir, daß ich ihn find' — ich müßt' ja mit eigener Faust die Mutter erschlagen und mein lieb Geschwister, daß ich ihnen die Schand' und den Jammer spar', und müßt hinunterspringen in den See, damit alles ein End' hat. Wären Not und Neid, Untreu' und Unehr' die einzigen, die über uns Macht haben, und gäb's über ihnen keinen Stärkern mehr, so gäb's auch für uns keinen Tag nimmer, der den Schnaufer wert ist.“

Der Schönauer starrte den Fischer an und fand kein Wort.

„Warum schaust mich an wie einen Fremden?“ fragte Sigenot. „Weil Du mich so noch nie hast reden hören? Ich will Dir sagen, wie solche Red' in mich gekommen ist. Schau, Richtmann, an die hundertmal bin ich mit der Angel schon hinaufgestiegen zur Ramsauer Achen. Und da hab' ich wohl diemal zugesprochen beim alten Hiltischalk und er hat zu mir geredet von seinem guten Himmelsherrn, derweil wir auf der Hausbank in der Sonn' gesessen. Und einmal, da hat er mir erzählt, wie sein guter Gottesherr ihn gehoben hätt' aus arger Not. Droben über dem Windacher See hat er eine kranke Alberin heimgesucht, und wie er niedergestiegen ist an der Windach, hat sich der Grund gelöst unter seinen Füßen. Hinunter in die tiefe Klamm ist sein Fall gegangen, das wilde Wasser hat ihn gefaßt, und da war für ihn kein Retten nimmer und keine Hilf'. Das weißt wohl selber, Richtmann . . . die Nachtalfen der Windach haben feste Händ', wenn sie greifen.“

Der Schönauer nickte und murmelte: „Wen die Windacher Alfen fassen, den lassen sie nimmer aus!“

„Der Hiltischalk aber, wie ihn die Alfen schon haben schlingen wollen, hat noch aufgeschrieen im letzten Schnaufer: ‚Mein guter Herre, Du mein Gott!‘ Da hat ihn das Wasser auf einen Stein geworfen, zu dem eine turmhohe Ficht' heruntergefallen war aus der Höh'. Wie mit Armen haben die Aest' ihn aufgefangen, und über den Baum ist der Hiltischalk hinausgestiegen aus der Klamm wie auf einer Leiter. Ich hab' weinen müssen, Richtmann, so hat mich das gepackt in meiner Seel'! Und heut', wie ich den Stein über mir hab' rollen hören, wie ich gesehen hab': jetzt ist kein Ausweg mehr, der Stein erschlagt mich und mit mir die Mutter und mein Geschwister, mein Haus und Heim und alles . . . schau, Richtmann, ich weiß nicht, wie's gekommen ist, aber da hat meine Seel' geschrieen wie der Hiltischalk: ‚Mein guter Herre, Du mein Gott!‘ Und mich hat der Stein nicht erschlagen, mich hat das Wasser nicht geschlungen."

Ueber die Lippen des Schönauers ging ein müdes Lächeln. „Wider den Stein hat Dein Sprung geholfen, wider das Wasser die feste Schnur und Dein starker Arm."

Sigenot schüttelte den Kopf. „Ich hab' geschrieen in der Not, und wohin meine Red' geht, dahin gehen auch meine Füß'. Ich muß zum Lokstein!"

„Ich merk', da ist kein Halten nimmer! So geh' halt! Der Richtmann atmete schwer. Zeit lassen, Fischer!"

„Ich hab' keine Zeit mehr! Jetzt hab' ich Eil'." Sigenot reichte dem Schönauer die Hand und schritt dem Hagthor zu, während der andere ihm nachblickte mit kummervollen Augen.

Der Glanz der Nachmittagssonne hatte schon rötlichen Schein, als Sigenot den Wald beim Lokistein erreichte. Die hallenden Axtschläge wiesen ihm den Weg. Während er dahinschritt zwischen den Bäumen, hörte er seinen Namen schreien, und durch brechendes Gezweig kam ein Reiter auf ihn zugesprengt. Otloh war es, Wazemanns Jüngster. Er verhielt das schnaubende Roß. „Wohin, Fischer?"

Sigenot stand und sah mit finsteren Augen zu dem Knaben auf. „Was kümmert's Dich? Gieb meinen Weg frei!"

„Kehr' um, hier ist kein Weg!"

„Weg ist, wo ich mir einen such'."

„In meines Vaters Namen: kehr' um, hier ist Bannwald!"

„Davon weiß ich nichts. Und Dein Vater mag bannen für seine Knecht' — ich bin ein Freier und steh' nicht unter Deines Vaters Faust."

Dunkle Zornröte färbte Otlohs Gesicht. „Hüt' Deine Zung', Fischer! Oder meinst Du, Deine Keckheit an mir üben zu können, weil ich der Jüngste bin? Irr' Dich nicht in mir!"

An Sigenots Schläfen schwollen die Adern. „Noch einmal: gieb meinen Weg frei!"

„Noch einmal: hier ist kein Weg für Dich!" schrie Otloh. „Und ich will Dir weisen, daß mein Wort so viel gilt, als hätt' mein Vater gesprochen!" Er sah, daß sich die Hand des Fischers an den Schwertgriff legte, und mit kreischender Stimme höhnte er: „Laß doch ein andermal die Wehr daheim! Das thut dem Bauer nicht gut, wenn er geht wie ein Ritter! Die Wehr schlagt Dir blaue Fleck' an die Waden. Oder willst Du Ferchen stechen damit? Oder die Würm' graben für Deine Angel? Sonst wüßt' ich nicht, wozu Du das Eisen brauchst!"

„Frag' Deinen Bruder Henning, wenn Dich die Neugier plagt! Wir zwei haben ausgeredet. Weich', sag' ich, oder ich schaff' mir freien Weg!" Sigenot schritt voran und scheuchte mit erhobenem Arm das Pferd, daß es schnaubend aufbäumte.

Unter zornigem Fluch stieß Otloh dem weichenden Roß den Stachel in die Flanke und riß den Wildfänger aus der Scheide. „Wart', Fischer, Dir verleg' ich den Weg!" Doch er fand nicht Zeit, zum Streiche auszuholen. Blitzschnell hatte Sigenot mit der einen Faust den Reiter an der Brust gefaßt und mit der anderen das Gelenk der bewaffneten Hand umklammert. Otloh stöhnte unter diesem Griff, und da hob ihn auch schon die Faust des Fischers aus dem Sattel. Während das ledige Pferd davonstob durch den Wald, setzte Sigenot den Knaben ins Moos, wand ihm den Fänger aus der Hand und trieb die Klinge mit wuchtigem Stoß in einen Baum.

„Jetzt lauf' Deinem Roß nach, Otloh, daß Du wieder reiten kannst! Bis heim zu Deines Vaters Haus, das wär' ein langer Weg für Deine kurzen Füß'." Mit diesen Worten wandte Sigenot sich ab und schritt durch den Wald davon, dem Lokistein entgegen.

In bebender Wut sprang Otloh auf und suchte den Fänger zu lösen, aber die Klinge haftete im Baum wie festgewachsen; fluchend riß er und zerrte, da brach der Stahl und Otloh taumelte zurück, mit dem Stumpf der Waffe in der Hand.

„Fischer, das sollst Du mir büßen!"

Sigenot hörte die drohenden Worte noch; ohne die Augen zu wenden, verfolgte er seinen Weg. Näher und näher klang ihm der Hall der Aexte, das dumpfe Gepolter der rollenden Bäume, das Krachen der brechenden Aeste und der laute Ruf, mit dem die Knechte die Balken hoben. Unter den Bäumen trat er hervor auf die von rötlichem Sonnenglanz übergossene Lichtung. Er sah die Rastplätze der Saumtiere, die Reisighütten der Knechte und die Feuerstätte, von welcher Bruder Wampo mit einer Kanne hinwegeilte, um Wasser bei der Quelle zu holen. Er sah die beiden Zelte und das wachsende Balkenhaus; übermannshoch erhoben sich schon die Holzmauern der Klause und des Kirchleins, dessen steigende Wände den Heidenstein umschlossen, so daß über den Saum der Mauer das aus der halbverbrannten Eiche gehauene Kreuz nur mit dem Querholz noch hervorragte.

Sigenot betrachtete mit erstaunten Augen das freundliche Bild, und der sonnige Frieden dieser Stätte redete ihm warm ins Herz. Er atmete auf, als wäre ihm leichter um die Seele geworden, und raschen Schrittes ging er den Zelten zu. Den Eingang suchend, umschritt er das eine derselben, doch plötzlich verhielt er den Fuß, gebannt von einem unerwarteten Anblick. Aufrecht, in menschlicher Lebensgröße, stand das vollendete Kreuzbild vor ihm, mit dem Holzpflock, an welchem die Füße noch hafteten, in der Erde befestigt. Die Sonne schimmerte auf den trocknenden Farben des mit schlichter Kunst geschaffenen und rührend wirkenden Bildes; die strenge Nacktheit des bleichen Leibes mit seinen roten Malen redete die stumme Sprache der Schmerzen, doch sanft und freundlich blickte das zur Schulter geneigte Antlitz. Mit ausgebreiteten Armen stand das stille Bild vor Sigenot, als möcht' es ihn grüßend umfangen und sprechen zu ihm: „Bei Dir ist Not, bei mir ist Hilfe! Komm an meine Brust!" Ein Zittern hatte den Fischer befallen und seine Lippen rührten sich unter stummen Worten; langsam hoben sich seine Arme, und während er mit der einen Hand das Haupt entblößte, bekreuzte er mit der anderen die Stirne und den Mund, wie es Hiltischalk, der alte Pfarrherr in der Ramsau, den fünfzehnjährigen Täufling einst gelehrt. Da bewegte sich der Vorhang des Zeltes und Eberwein trat ins Freie; als er den Fischer gewahrte, verwandelte sich der müde Ausdruck, der auf seinen Zügen lag, in jähe Freude, und in stummer Bewegung streckte er zum Gruß beide Hände aus. „Oft in diesen Tagen dachte ich, wann und wo ich Dich wieder finden würde. Nun bist Du gekommen aus freiem Willen . . . und ich grüße Dich!"

Sigenot faßte die Hände des Mönches und nickte einen stummen Gruß; langsam wandte er den Blick über die Schulter und suchte wieder das heilige Bild. „Wie gut er mich anschaut, und er muß doch leiden!" sprach er leise vor sich hin. „Ich glaub' schon selber, das muß ein Gott sein!"

Es leuchtete in Eberweins Augen. „Weshalb glaubst Du das?"

„Leiden müssen und gut sein . . . Herr, das ist eine schwere Sach', das bringt wohl nimmer ein Mensch zuweg."

„Meinst Du nicht, Sigenot, daß Du es lernen könntest von ihm, der auch für Dich gestorben? Sieh' seine Wunden an, sieh', wie die Dornen seine Stirne drücken, und dennoch segnete er im letzten Atemzug seine Peiniger und bat seinen himmlischen Vater: ‚Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!‘ Solltest Du diesem Beispiel nicht folgen können?"

„Das wird sich hart machen, Herr! Ich bin doch nur ein Mensch!" Mit langsamer Hand strich Sigenot das Haar in die Stirne.

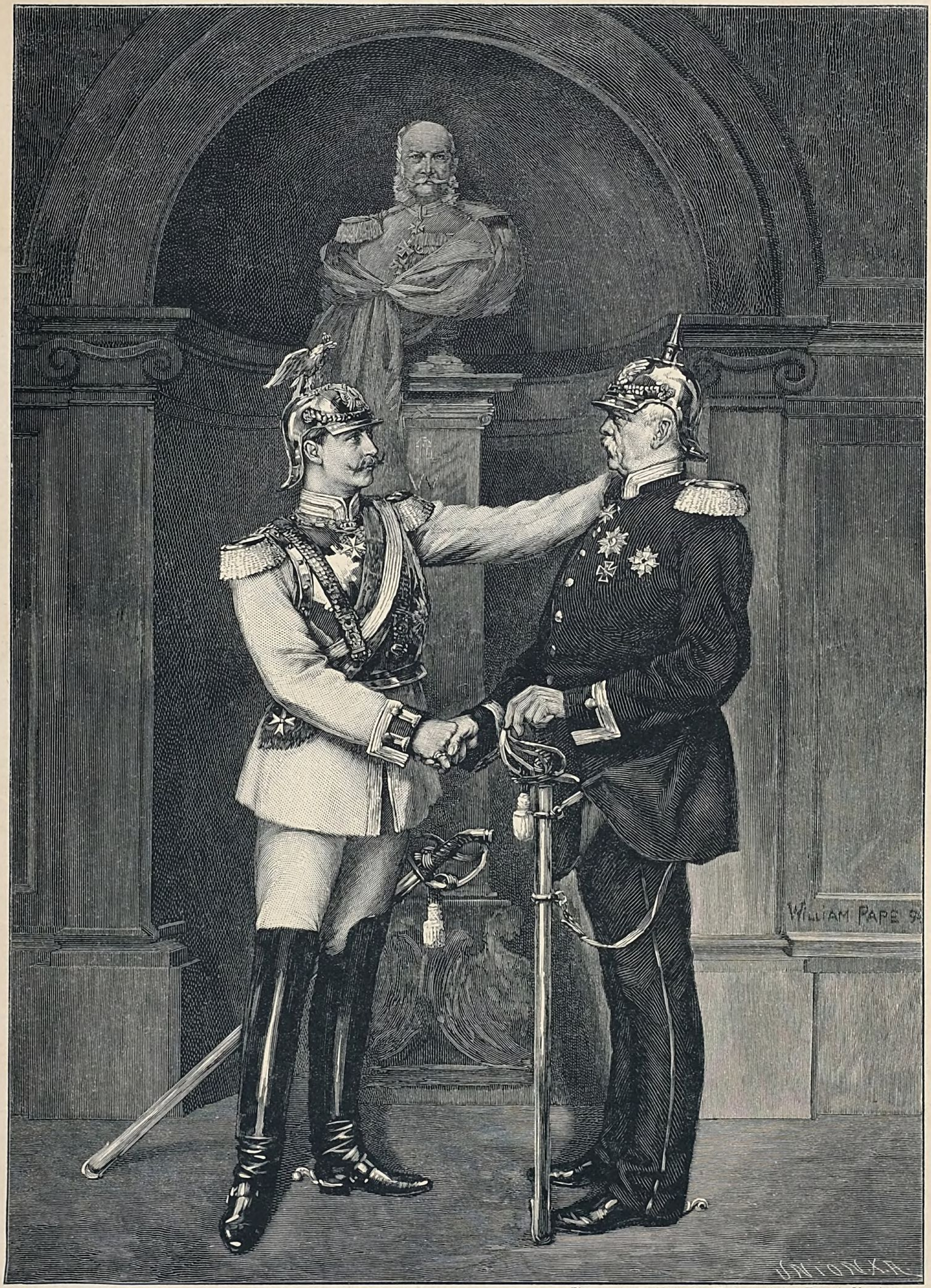
Da gewahrte Eberwein das Blut und die Wunden am Arm des Fischers und fragte erschrocken: „Du bist verletzt? Was ist Dir geschehen?" Und ohne die Antwort abzuwarten, eilte er in das Zelt.

Verwundert blickte Sigenot ihm nach. „Was hat er denn?"

Mit Balsam und Linnen kehrte Eberwein zurück. „Komm, setz' Dich auf diesen Block und reich' mir Deinen Arm, daß ich ihn verbinde!"

„Aber Herr!" Sigenot wurde rot wie ein Mädchen. „Die paar Kratzer und Riß', die spür' ich ja nicht!"

„Ich bitte Dich, dulde meine Hilfe!"



Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

KAISER WILHELM II. UND FÜRST BISMARCK

Ein Gedächtnisblatt zum 26. Januar 1894



Eine Barrikade zu Paris im Juli 1830.
Nach einem Gemälde von Georges Cain.

Da ließ sich der Fischer nieder, streckte den Arm hin und lächelte. Nach einer Weile sagte er: „Du hast eine linde Hand . . . die müßt' auch gut sein und gar arg nicht drücken als Herrenhand."

Eberwein blickte auf. „Wie meinst Du diese Worte?"

„Grad' herausgesagt — ich bin gekommen, weil ich Dich hab' fragen müssen: mit welchem Recht seid Ihr in unser Thal gekommen? Seid Ihr die Herren im Gadem oder nicht?"

„Zuerst Deine Wunde, und dann Deine Frage!" erwiderte Eberwein ruhig und wand das weiße Linnen um Sigenots Arm.

Da kam Bruder Wampo von der Quelle, die gefüllte Kanne schleppend. Schon von weitem gewahrte er den Gast, und als er näher kam und den Fischer erkannte, schoß eine helle Freudenröte in sein rundes Gesicht. In der Vorahnung all des Guten, das dieser Besuch ihm zu verheißen schien, schnalzte er mit der Zunge und spitzte die Lippen. Gerne wäre er geradeswegs auf den Fischer zugeeilt, doch er sah, daß Pater Eberwein sich an Sigenots Seite niederließ und zu reden begann; da wagte er nicht, die Zwiesprach zu stören. Er ging zur Feuerstätte, um sein heißes Werk zu beginnen. Doch immer wieder schielte er hinüber zu den beiden und spähte nach allen Seiten, ob er die Angelrute nicht zu entdecken vermöchte: denn wo die Angel war, da konnte das Lägel nicht weit sein. Eine geraume Weile verstrich und immer noch redeten die Beiden. Ueber der Lichtung erlosch der Sonnenglanz und die Schatten des Abends webten ihren dunklen Teppich auf allem Grunde, nur die Zinnen der Berge leuchteten noch in rotem Gold. Endlich erhob sich der Fischer; sein Antlitz brannte in Erregung und seine Augen glänzten.

„Und das alles, Herr, das alles darf ich den Gademleuten sagen im Thing, auf Treu' und Glauben?"

„Ja, Sigenot! Und was ich versprach, das will ich halten. Ich gelob' es mit Herrenwort in Deine freie Hand."

Ihre Hände faßten sich und der Fischer sagte: „Dir glaub' ich ohne Zeugen und Siegel. Deine Augen sind wie das lichte Wasser . . . ich schau' hinunter und seh': Dein Wort ist Eisen. Wenn bei Dir die Treu' nicht ist, dann ist sie bei keinem mehr. Ich bin der Deinig' auf biegen und brechen. Wenn Thing gehalten ist, so komm' ich."

„Eines noch sage mir! Du hast für die Leute im Thal geredet wie ein rechter Mann; ich habe gehört, was sie hoffen und wünschen . . . warum verschweigst Du, was sie leiden und fürchten? Man hat mir Uebles berichtet von Wazemann und seinem Haus."

Ein Schatten legte sich über Sigenots Gesicht, und leise, mit bebender Stimme, sagte er: „Ich bin zu einer Frag' gekommen, zu keinem Gericht und will nicht Kläger sein. Auch steht mir das Reden nicht zu, eh' nicht das Thing gesprochen hat."

„Ich sehe, Du willst nicht Antwort geben, und ich frage nicht weiter. Doch ein Zweites noch! Für all die anderen hast Du Worte gefunden, nur nicht für Dich. Hast Du allein nichts zu begehren für Dein Haus und Recht?"

Der Fischer schüttelte den Kopf. „Davon ein andermal, Herr! Es muß nicht alles auf einmal sein."

Eberwein legte die Hand auf Sigenots Arm. „Sei nicht verschlossen! Als Du kamst, sah ich Kummer in Deinen Augen und Gram auf Deinen Zügen. Ich bin Dir Freund geworden in dieser Stunde — willst Du mir Dein Herz nicht öffnen?"

Schwer atmend starrte Sigenot vor sich nieder und schwieg. Da klang am Waldsaum das Krachen eines stürzenden Baumes und ein Jauchzer, dann die hallende Stimme Schweikers: „Feierabend, Ihr guten Gottesknecht'!"

Mit verlorenem Blick schaute der Fischer auf und strich mit der Hand über die Stirne.

„Sprich, Sigenot! Zeige mir Deinen Kummer . . . vielleicht, daß ich Dir helfen kann!"

„Helfen? Ich mein', es hilft mir wohl der eigene Arm noch. Wenn der zu schwach ist, Herr, dann wirst auch Du mir nimmer helfen . . . oder es müßten zu Dir schon morgen hundert stehen."

„Zu mir steht einer nur! Doch dieser eine, Sigenot, ist stärker als tausend Männer in Wehr und Eisen. Blick' auf zu ihm!" Und den Arm um die Schulter des Fischers legend, deutete Eberwein auf das heilige Bild.

„Der?" glitt es scheu und leise von Sigenots Lippen.

Mit schwebenden Klängen tönte die Glocke, welche Schweiker zog. Aus dem Wald und von den Bergen kam der Widerhall, als fände die rufende Stimme freudige Antwort auf allen Seiten. In sanften Klang verwandelt war alle Stille des Abends, die Lüfte tönten, die Felsen hallten, jeder Baum des Waldes schien zu klingen, und die Vögel, deren Lied schon geschwiegen, erhoben wieder ihren Schlag und ihr Gezwitscher. Eberwein beugte zum erstenmal das Knie vor dem Bilde, das seine eigenen Hände geschaffen, und betete mit lauter Stimme: „Wieder schwindet ein Tag, o Herr, den Du gegeben. Laß mich danken für alles Gute, das Deine Liebe mir bietet in jeder fließenden Stunde. Ob auch die Nacht sich senket über mich, ich fürchte nicht Böses, denn Du bist bei mir, und Deine Hände decken den Bedrängten, der redlichen Herzens ist. Gegen den Guten bist Du gut, gegen den Treuen bist Du treu, er findet Hilfe bei Dir in aller Not, und gleich einem Schilde umgiebt ihn Dein Wohlgefallen."

An Eberweins Seite war Sigenot niedergesunken, in feuchtem Schimmer hingen seine Augen an dem stillen Bilde, und die zitternden Hände auf die Brust gedrückt, stammelte er das einzige Gebet, das seine Lippen kannten: „Mein guter Herre, Du mein Gott!" Als die Glocke schwieg, erhob er sich und ging wie ein Träumender davon. Bruder Wampo, der, neben dem Feuer knieend, sein Gebet gesprochen, bekreuzte sich, sprang hurtig auf und winkte dem Fischer mit beiden Armen. Doch Sigenot hatte kein Auge für ihn. „Fischer, he, Fischer! Guter Freund!" rief der Bruder halblaut durch die gehöhlten Hände. Doch Sigenot hörte nicht. Bekümmert schüttelte Bruder Wampo das runde Köpflein, stemmte die Arme auf, und während er dem Fischer nachblickte, der im dunkelnden Wald verschwand, murmelte er trübselig vor sich hin: „Eine schieche Gegend! Und schieche Leut'! Auf den Fischer hätt' ich noch ein Zutrauen gehabt . . . jetzt will der auch nichts von uns wissen!"

Im Wald, durch dessen Gezweig nur noch ein spärlicher Schein des erlöschenden Tages schimmerte, folgte Sigenot dem gleichen Pfad, auf dem er gekommen war. Lautlos schritt er dahin, der weiche Moosgrund dämpfte seine Schritte. Da hörte er Eisen klirren, und hinter dichten Büschen klang eine halblaute Stimme: „Wir harren umsonst, er kommt nicht."

„Hab' ich's nicht gleich gesagt?" ließ eine andere Stimme sich vernehmen. „Er wird hinuntergeschlichen sein gegen die Achen und im Thal den Heimweg suchen."

„Den wollen wir ihm verlegen."

Sigenot hörte das Brechen von Aesten und dumpfen Hufschlag. Dann war wieder Stille im Wald; nur in der Ferne klang in Zwischenräumen der wimmernde Ruf eines Nachtvogels.

„Es rufen die Unholden," murmelte Sigenot, „und zählen meine Tag'." Tief atmend blickte er zurück nach der Lichtung, die er verlassen hatte. Dann zog er das Schwert, und den blanken Stahl in der Faust, folgte er seinem dunklen Wege. Immer rascher wurde sein Schritt; als er seinem Heimwesen sich näherte, sank schon die Nacht über See und Lände. Jähe Sorge befiel ihn, da er das Hagthor offen sah. „Wicho!" stammelte er. Doch still und friedlich blickte ihm sein Haus entgegen, und freundlicher Herdschein leuchtete aus Thür und Fenstern. Da schüttelte er die Sorge von sich ab und stieg über den Hügel empor. Vor der Thüre löste er die Waffe von seiner Hüfte und legte sie achtsam auf die Hausbank, damit die Mutter das Eisen nicht möchte klirren hören. Das Haupt entblößend, trat er in die Halle. „Mutter, ich bring' die gute Zeit!"

Ein schrilles Lachen war Mutter Mahtilts Antwort; aus dem Lehnstuhl streckte sie die Arme nach ihrem Sohn, und der flackernde Schein des Herdfeuers erleuchtete ihre bleichen, von Angst und Jammer verzerrten Züge.

„Mutter!" schrie Sigenot erblassend, und seine verstörten Blicke irrten durch die Halle. „Wo ist die Schwester?"

Mutter Mahtilt deutete mit den Armen. Sigenot stand wie erstarrt. „Den ich suchen gegangen . . . wo ist er denn?" stöhnte er mit erstickten Worten. „Derweil ich gebetet hab' und gekniet vor ihm — wo war denn seine Treu', wo war denn seine Hilf'?" Mit zuckenden Händen suchte er an seiner Hüfte die Waffe und fand sie nicht. „Mein Eisen!" schrie er, „mein Eisen!" Und er stürzte in die sinkende Nacht hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Linke.

Von C. Falkenhorst.

Als Krone der Schöpfung steht der Mensch an der Spitze der lebenden Wesen, und die Naturforscher haben in ihren Systemen für ihn eine besondere Ordnung der Zweihänder geschaffen. Aber dieser vernünftige Zweihänder gebraucht die beiden kunstvollen, ihm von der Natur verliehenen Gliedmaßen nicht gleichmäßig, in der Regel bevorzugt er die Rechte, so daß man schon gesagt hat, der „Zweihänder" sei in Wirklichkeit ein „Rechtshänder". Die rechte Hand und der rechte Arm greifen geschickter und kraftvoller in das Getriebe des täglichen Lebens ein, während die Linke ihnen gegenüber schwach und unbehilflich erscheint. Kein Wunder, daß bei allen Völkern die Rechte als das Symbol des Rechts und der Macht gilt, die Linke dagegen als die „ärgere Hand" betrachtet wird und daß mit dem Ausdruck des Linkischen der Begriff eines Tadels verbunden wird.

Allgemein gültig ist jedoch diese Regel nicht, sie wird sogar von recht zahlreichen Ausnahmen durchbrochen; denn auf Schritt und Tritt begegnen wir Menschen, bei welchen die sonst bevorzugte Rechte gänzlich zurücktritt, die Linke dagegen in vollkommenster Weise zu allen möglichen Hantierungen ausgebildet ist. „Linkshänder" nennen wir solche Leute, und wir können bei gerechter Prüfung nicht sagen, daß sie in jeder Beziehung weniger leistungsfähig wären als ihre rechtshändigen Nächsten; man findet unter ihnen sehr geschickte Handwerker und sogar Virtuosen und Künstler. So war z. B. der Klaviervirtuos Dreyschock, berühmt durch seine Oktavengänge, ein Linkshänder, und zu den „Linkischen" hat man neuerdings auch den genialen Künstler und Gelehrten der italienischen Renaissance Leonardo da Vinci gestellt. Dieser hervorragende Mann, der in kühnem Gedankenfluge seiner Zeit so weit vorausgeeilt ist und so viele der stolzen technischen Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts geahnt hat, hinterließ eine unglaubliche Menge von Manuskripten, die zum Teil noch heute eines würdigen Herausgebers harren. Das Lesen und Prüfen dieser Manuskripte bereitet den Forschern viel Mühe, denn die meisten sind von rechts nach links in Spiegelschrift geschrieben. Früher wollte man diese merkwürdige Thatsache durch die Annahme erklären, daß Leonardo da Vinci auf diese Weise seine Manuskripte für Unberufene unleserlich gemacht und die Spiegelschrift als eine Art Geheimschrift benutzt habe. Dem gegenüber muß man aber doch bemerken, daß die Wahl einer derartigen Geheimschrift dem Scharfsinn eines so großen Geistes keine Ehre machen würde. Viel einfacher ist eine andere Erklärung: Leonardo da Vinci war linkshändig; seine amtlichen oder für Fremde bestimmten Briefe und Manuskripte schrieb er in unserer gewöhnlichen Schrift nieder; wenn er aber für sich arbeitete, wenn neue Gedanken in reichster Fülle sich hervordrängten, dann ergriff die geschicktere Linke die Feder und suchte eilig den Gedankenflug auf dem Papier festzuhalten.

Trotz solcher Beispiele berühmter Linkshänder ist man im allgemeinen dennoch geneigt, die Linkshändigkeit als einen Fehler in der Veranlagung des Menschen zu betrachten, und einige Anthropologen glaubten auch, dies durch Vergleichung dieser Erscheinung bei verschiedenen Völkern beweisen zu können.

Bei den hochentwickelten Kulturvölkern — so etwa lehrten sie — sind Linkshänder selten, während man ihnen unter verschiedenen weniger entwickelten Rassen, wie z. B. unter den Anamiten, häufig begegnet; andere Naturvölker, z. B. die Neger Afrikas, sollen sich dadurch auszeichnen, daß bei ihnen die Rechte und die Linke gleichmäßig ausgebildet sind. Es wurde ferner hervorgehoben, daß es unter Idioten und Epileptikern sehr viele Linkshänder gebe — alles Beweise für die Annahme, daß die Linkshändigkeit eine menschliche Unvollkommenheit sei.

Dazu kam noch die Beobachtung der Menschen in verschiedenen Lebensaltern. Delaunay behauptete, daß Neugeborene zuerst linkshändig seien, dann mit gleichem Geschick beide Hände benutzen und daß die Kinder erst später durch Uebung rechtshändig werden; er will auch bemerkt haben, daß im Greisenalter der Mensch nicht mehr in ausgesprochener Weise Rechtshänder sei, sondern beide Hände in gleichem Maße gebrauche, ein Zustand, für den man die Bezeichnung „Ambidexterität", d. h. „Zweirechtshändigkeit", erfunden hat. Aus allen diesen Gründen glaubte man folgenden Entwicklungsgang des Menschengeschlechtes annehmen zu dürfen: unsere Urvorfahren sind ursprünglich Linkshänder gewesen, dann in den Zustand der Ambidexterität getreten und zuletzt Rechtshänder geworden, was wir bis auf den heutigen Tag geblieben sind.

Von dem Gedanken ausgehend, daß von zwei entsprechenden Gliedern dasjenige, welches stärker arbeitet, kräftiger und auch schwerer wird, hat man vorgeschlagen, die Arm- und Handknochen der ausgegrabenen Skelette vorgeschichtlicher Menschen zu wägen und auf diese Weise zu ermitteln, ob die Rassen, die zur Eiszeit Europa bewohnten, rechts- oder linkshändig gewesen seien.

Wie anziehend auch solche Untersuchungen sein mögen, so ist es doch viel wichtiger, zuvörderst das Zahlenverhältnis der Linkshänder zu den Rechtshändern unter den lebenden Menschen zu ermitteln. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung Messungen und Untersuchungen, welche Hasse und Dehner in Breslau an 5141 deutschen Soldaten verschiedener Waffengattungen vorgenommen und deren Ergebnisse sie in einer Abhandlung „Unsere Truppen in körperlicher Beziehung" veröffentlicht haben. Wir erfahren daraus, daß selbst unter dieser Auswahl gesunder und kräftiger junger Männer symmetrisch gebaute Gestalten verhältnismäßig sehr selten sind. In der Mehrzahl der Fälle waren die Beine und Arme ungleich lang, und zwar war gewöhnlich von den Beinen das linke und von den Armen der rechte länger. Gleiche Armlänge war nur bei 18 % der Gemessenen vorhanden. Die Erhebungen zeigten ferner, daß 5083 Mann oder 99 % Rechtshänder, 58 Mann oder 1 % dagegen Linkshänder waren. Bei den Linkshändern war bis auf eine einzige Ausnahme der linke Arm um etwa 1 cm länger als der rechte, während bei den Rechtshändern das Verhältnis sich umkehrte. Auf Grund dieser Thatsachen könnte man die Behauptung aufstellen, daß die Linkshändigen mindestens 1 % unserer Bevölkerung betragen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir unter den Soldaten sozusagen die Blüte unserer männlichen Jugend in körperlicher Beziehung vor uns haben. In der großen Masse des Volkes kommt die Linkshändigkeit sicher häufiger vor, und verschiedene Aerzte, die sich mit dieser Frage eingehender beschäftigt haben, nehmen an, daß von 100 Menschen sogar 2 bis 3 linkshändig sind.

Alle diese Erhebungen beziehen sich auf Erwachsene. Prüfen wir Neugeborene, so finden wir, daß diese in der Regel ganz symmetrisch gebaut, ihre Beine und Arme gleich lang und stark und beide Hände gleich geschickt sind, man merkt in der frühesten Kindheit nichts von einer Bevorzugung der Rechten. Die Scheidung in Rechts- und Linkshänder tritt also erst im Laufe des Lebens ein und in Anbetracht dieser Thatsache muß man wohl nach den Gründen fragen, welche die überwiegende Mehrzahl der Menschen zwingen, Rechtshänder zu werden.

Nach einer in wissenschaftlichen Kreisen weit verbreiteten Annahme beruht die Rechtshändigkeit auf Eigentümlichkeiten des Baues und der Einrichtung des menschlichen Organismus. Unsere Eingeweide sind nicht symmetrisch im Innern des Körpers verteilt und namentlich das verletzlichste unter ihnen, das Herz, ist mehr nach der linken Seite verschoben. Im Gegensatz zu den vierfüßigen Tieren und dem in geduckter Haltung kämpfenden Vierhänder bietet der aufrechtstehende Mensch dem Feinde seine Brust zum Angriff dar, und da ist es wohl naturgemäß, daß er die linke Brust, in welcher das Herz liegt, zu schützen sucht, daß er die Rechte zum Organ des Angriffs macht, die Linke zum Schutze gebraucht, daß er seit jeher in der Linken den Schild trug und mit der Rechten Schwert und Speer handhabte.

Außerdem kommt aber noch eine wichtige Thatsache in Betracht. Infolge der Lage des Herzens befinden sich auch die größten Blutadern des Körpers in dem linken Brustraume. Werden nun die Muskeln der oberen linken Extremität in angestrengtere Thätigkeit versetzt, so übt diese einen störenden Einfluß auf den Blutumlauf. Sanitätsrat Dr. Liersch, der eine besondere Schrift über „Die linke Hand" veröffentlicht hat, bemerkt treffend in dieser Beziehung: „In der That haben mir intelligente linkshändige Menschen wiederholt versichert, daß sie bei angestrengten mechanischen Arbeiten nicht allein Unbehagen, sondern sogar schmerzhafte Empfindungen in der linken Brustseite wahrnehmen."

So erscheint uns die Rechte von Natur aus als die Stärkere, als zum Herrschen Berufene.

Wie kommt es aber, daß trotzdem ein gewisser Teil der Menschen von der Regel abweicht und linkshändig wird? Das Zustandekommen dieser Ausnahmen muß zweifelsohne auf verschiedene Ursachen zurückgeführt werden.

Der römische Jüngling C. Mucius, der den feindlichen König Porsena erstechen wollte, verbrannte sich, um seine Standhaftigkeit zu beweisen, seine rechte Hand; infolgedessen wurde er links und erhielt den Beinamen „Scaevola", d. h. „der Linkser". Solche Fälle kann man im Leben häufig beobachten; Leute, die an der rechten Hand Verletzungen davontragen, bilden ihre linke aus. Es ist nun bekannt, daß Erkrankungen oder Verletzungen der rechten Hand oder des rechten Armes bei Kindern im zartesten Alter zur Bevorzugung der Linken und zur Entstehung der Linkshändigkeit führen. Sehr wichtig ist auch die Macht der Nachahmung; Kinder, die mit Linkshändigen verkehren, werden leicht selber links.

Aus allen diesen Ausführungen ersehen wir, daß Linkshändigkeit ein Fehler ist, den wir in der frühesten Kindheit, zumeist jedoch nach dem ersten Lebensjahre erwerben, und daß es in der Macht der Erzieherinnen und Pflegerinnen liegt, die Ausbildung dieses Fehlers zu verhüten.

Anderseits müssen wir die Frage aufwerfen, ob eine ausschließliche Rechtshändigkeit, eine vollständige Vernachlässigung der linken Hand als Vorteil anzusehen ist, oder ob es nicht besser wäre, wenn der Mensch beide Hände gleich geschickt gebrauchen könnte, ein wirklicher Zweihänder würde. Diese Frage wurde schon oft erörtert, aber erst in unserer Zeit erhielt sie eine besondere praktische Bedeutung. Die Unfallversicherung nötigt uns, bei Verletzungen genau den Wert der einzelnen Teile des menschlichen Körpers abzuschätzen. Der Verlust oder die Beschädigung der Hände bringt ja ein gewisses Maß von Arbeits- und Erwerbsunfähigkeit mit sich, und je nach dem Grade derselben soll dem Arbeiter eine Rente zugesprochen werden; da muß der Wert der Rechten und der Linken genau abgewogen werden.

Von Dr. Becker wurden beispielsweise folgende Sätze vorgeschlagen: den Verlust der rechten Hand sollte man auf 75% der Erwerbsfähigkeit bemessen, den der linken auf 60%; die Baugewerbs-Berufsgenossenschaft gewährt für den Verlust der rechten Hand 70 bis 80%, für den der linken Hand 60 bis 70%; bei der Knappschafts-Berufsgenossenschaft gilt für den Verlust der rechten Hand der Satz von 66⅔%, für den der linken 50 bis 60%.

Diese Zahlen beweisen, daß im praktischen Erwerbsleben die Bedeutung der Linken wohl gewürdigt wird, und es erheben sich Stimmen, welche für den Verlust derselben noch höhere Sätze bewilligt haben möchten. „Das Zusammenwirken beider Hände ist für alle Arbeit durchaus notwendig," sagt Dr. Becker; „eine fehlende Hand kann deshalb nur unvollkommen durch die andere ersetzt werden, und der Verlust einer Hand ist deshalb schwerer zu fühlen als der eines Auges, weil zum gewöhnlichen Sehen im allgemeinen ein Auge ausreicht. Mit dem Verluste einer Hand geht nicht nur die Arbeitsleistung dieser Hand, sondern auch der ganze Effekt des Zusammenwirkens beider Hände verloren. Zu jeder Arbeit ist das Ineinandergreifen beider Hände notwendig, bei jeder Arbeit hält die eine Hand den Gegenstand fest, um die Einwirkung der andern Hand zu sichern, ja selbst beim Schreiben wird die linke Hand zum Festhalten des Papiers gebraucht, wenn die Rechte die Feder führt. Man scheint diesen Umstand vergessen zu haben, wenn man in einigen Entschädigungstarifen den Verlust der rechten Hand auf 60 und den der linken auf 40% schätzt."

Man kann diesen Ausführungen nur beipflichten; zu allen Zeiten wurde ja die Linke als die treue Gehilfin der Rechten anerkannt, aber bis in die neueste Zeit hinein wurde die Würdigung des Anteils, den sie in Wirklichkeit am Schaffen des Menschen hat, mit stiefmütterlichem Maß gemessen. Bricht sich die Erkenntnis von der hohen Bedeutung der Linken mehr Bahn, so wird sicher auch der Wunsch erwachen, die treue Gehilfin der Rechten mehr, als dies bis jetzt der Fall ist, auszubilden.

Von anderer Seite wird außerdem noch hervorgehoben, daß die ausschließliche Rechtshändigkeit mit Gefahren für die Gesundheit verbunden sein kann. Wenn namentlich in der Jugend der leicht zu knickende Körper angestrengt und zwar immer rechtsseitig angestrengt werde, so können wohl in der Entwicklung einzelner Organe Störungen hervorgerufen werden. Sicher begünstige die Rechtshändigkeit die Entstehung von Verkrümmungen des Rückgrats und könne bei anhaltendem Arbeiten zu fehlerhaftem Blutumlauf führen und Anlage zur Bleichsucht erzeugen.

Wir wollen diese Thatsachen nicht leugnen, obwohl man sich auch hüten sollte, deren Tragweite zu übertreiben. Man kann ja auch ohnedies aus allgemeinen gesundheitlichen Gründen für eine harmonische Ausbildung beider Körperhälften, für eine bessere Uebung der Linken eintreten.

Freilich sind der Leistungsfähigkeit der letzteren Schranken gezogen. Die Linke ist, wie wir gesehen haben, nicht durch bloßen Zufall, sondern von Natur aus die „ärgere", die schwächere Hand. Pädagogen und Erzieherinnen müssen daran denken, wenn sie an deren Ausbildung herantreten.

Oft hört man den Vorschlag, man solle die Kinder auch mit der linken Hand schreiben lehren. Damit wird aber an die vielgeplagte Schuljugend eine neue und, wie wir betonen möchten, recht schwierige Anforderung gestellt. Es ist leicht, mit der Linken von innen nach außen, also von rechts nach links zu schreiben, aber alsdann entsteht die Spiegelschrift, die für das praktische Leben unbrauchbar ist. Das Schreiben mit der Linken von links nach rechts in der gewöhnlichen Art ist anstrengend, und man sollte dieses neue Maß von Arbeit den bereits überbürdeten Kindern nicht zumuten wollen. Die Linke hat sich mit anderen geringfügigeren Fertigkeiten zu begnügen. Möge sie z. B. lernen, die Schere ebenso geschickt wie ihre rechte Schwester zu handhaben; das Mädchen wickle zeitweilig das Garn mit der Linken; auch beim Zeichnen kann die Linke einspringen und in der Führung des Stiftes Sicherheit zu erlangen suchen; vor allem sollte sie aber in maßvollen Grenzen beim Turnen und im Spiel mehr zur selbständigen Thätigkeit herangezogen werden.

Schließlich ist noch zu betonen, daß man mit der Uebung der Linken nicht zu früh anfange und die Sache nicht übertreibe; die Kinder können dadurch leicht in den Fehler der Linkshändigkeit verfallen, der wieder schwer oder gar nicht abzugewöhnen ist.

Es steckt gewiß in der vernachlässigten Linken ein Arbeits- und Fertigkeitskapital, das die Menschheit noch ausnutzen kann, aber wir dürfen dabei nicht über das Ziel hinausschießen, dürfen nicht vergessen, daß die fortschreitende Menschheit rechtshändig war und daß in dem veränderten Kampf ums Dasein, den wir inmitten der blühendsten Kultur Tag aus Tag ein führen müssen, nach wie vor die Rechte den siegreichen Ausschlag geben wird.

Die Perle.

(10. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Ilse stand auf und griff nach ihrem Hut, der neben ihr auf einem Lacktischchen des Achterdecks lag.

„Schon fort, Prinzeß Ilse?"

„Ich muß, Onkel Erich! Mir wurde es gar nicht leicht, heute von Papa Fuhrwerk zu bekommen, er giebt es so ungern zu Privatzwecken her, obgleich er, wie ich Dir schon sagte, frei verfügen kann. Aber er sieht jetzt alles von dem Standpunkt an, daß er Verwalter fremden Eigentums ist — damit quält er sich unablässig und legt sich die peinlichste Buße auf. Erst als ich ihm sagte, ich wolle einiges für Mama besorgen, erlaubte er mir, zur Stadt zu fahren — diese Einkäufe muß ich aber gleich machen, damit ich noch vor Abend zurück sein kann."

„Und damit Du sie machen kannst — hier!" Der Alte zog ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche und drückte es seiner Nichte in die Hand.

„Ach, Onkel —"

„Halt' den Mund und mach', daß Du fortkommst! Schreib' mir 'ne Zeile, sobald Ihr im Verwalterhaus seid, ich miete mir dann 'nen Wagen und fahr' auf 'ne Stunde oder so hinaus, nach Deiner Mutter zu sehen. Grüß' mir sie, auch den verrückten



Palmsonntag in den Alpen.

Nach einer Originalzeichnung von R. Püttner.

Jungen, Deinen Bruder, wenn Du ihn siehst! Er soll nur 'mal wieder zu mir kommen, können ja wieder deutsch miteinander reden — 's ist nicht nötig, daß ich ihn allemal hinausschmeiß'. Und halt' Dich stramm!"

„Leb' wohl, Onkel! Vielen Dank für den Brief aus Kalkutta und für —"

„Keine Silbe mehr, bei meinem Zorn! Kann das Mädel die Thür nicht finden? Jan! Jan Grenboom! Bring' 'mal die Dame zum Haus hinaus!"

Ilse schüttelte ihm stumm die Hand, Dido hörte auf, sich zu schaukeln, sah diesem Abschied verständnisvoll zu und hüpfte auf eine Stuhllehne, von wo sie gleichfalls Ilse ihr welkes graues Händchen zum Abschied reichte. In der Thür erschien Jan Grenboom mit seinem brummigen Gesicht, auf seinem glattgeschorenen Kopf saß Cato, der Papagei, offenbar mit diesem seinem Lieblingsplatz überaus zufrieden. Alle vier, Kapitän, Matrose, Affe und Papagei, eskortierten das junge Mädchen zur Hausthür, und Cato rief ihr ein herzliches: „Geh' zum Teufel!" nach, als die Pforte hinter ihr ins Schloß fiel.

Ein leichter Regenschauer empfing die Heraustretende, die Luft wehte kühl und unfreundlich. Ja, es war Herbst geworden um sie und, wie es ihr scheinen wollte, auch in ihr; trüb' und ernst sah alles sie an. Sie dachte an Albrecht, an seinen Brief, an seine große tiefe Liebe. Empfand sie die nicht auch für ihn? Gewiß, aber sie fühlte diese Liebe nicht rein und ungetrübt, es war kein voll erklingender Accord, immer und immer mischte sich etwas hinein, das sie nicht haben wollte, das aber da war — unentrinnbar.

Mit einem innerlichen Ruck, den sie beinahe körperlich empfand, riß sie sich aus diesen Grübeleien heraus und wandte ihre Gedanken den praktischen Dingen der Außenwelt zu. Es machen wie Papa! Arbeiten, sich beschäftigen, immerzu, gar nicht zur Besinnung kommen — und dann abends so müde sein, daß einen der Schlaf überfällt wie ein Gewappneter, daß es zur Unmöglichkeit wird, noch zu denken! Aber dazu bedurfte sie einer Thätigkeit, die ihren Geist in bestimmte Bahnen zwang, die sich den ganzen Menschen zu eigen machte. Und die hatte sie nicht! Welch qualvolle Stunden hatte sie in diesen letzten Monaten am Krankenlager der Mutter verlebt, wie hatte sie sich deren frühere Rastlosigkeit, ihr oft anspruchsvolles vielforderndes Wesen zurückgewünscht. Dann hätte die Tochter die Pflicht gehabt, sich selbst völlig zu vergessen, die Stimmen nicht zu hören, die sich in ihrem Innern „verklagten und entschuldigten". So aber wurde die

Kranke immer stiller, immer teilnahmloser. Und Stunde um Stunde saß dann das junge Geschöpf neben dem Bett, die Handarbeit in den feinen Fingern, und zermarterte sich Kopf und Herz und ging unbarmherzig mit sich selbst ins Gericht, ohne doch einen festen Punkt zu finden, in dem sie sich wirklich schuldig bekennen konnte. Rund um sie her atembeklemmende tiefe ununterbrochene Stille; nur ein leises regelmäßiges Ticken von der Wand, an der die Rokokouhr stand, und ein leises unregelmäßiges Hauchen von dem spitzenbesetzten Kissen her, auf dem das blonde Haupt jetzt so still lag — sich nicht mehr rastlos hin und her warf und Wasser verlangte, Wein, frische Luft, Eis — wunschlos und stumm lag es da, das Gesicht fast durchsichtig weiß. Dann ließ Ilse die Arbeit sinken und starrte mit thränenden Augen auf dies bleiche Antlitz und auf das goldene Haar, das sich auf dem Kissen ringelte. Und vor ihren Augen lag es wie eine dunkle uferlose Flut, in die sie auf schwachem Kahn unaufhaltsam, steuerlos hineintrieb.

11.

Ilse war von Laden zu Laden gegangen, hatte Bestellungen gemacht, einige Dinge gleich mitgenommen; nun waren ihre Einkäufe beendet. Der Regen hatte nachgelassen — eine kurze Weile stäubte es noch fein aus den Wolken herab, dann hörte auch das auf. Ilse stand unschlüssig, als sie an die um diese Zeit sehr belebte Promenade kam — sollte sie wirklich hier gehen? Aber es blieb ihr kaum eine Wahl; wollte sie rasch in ihren Gasthof kommen, wo sie den Wagen fand, so mußte sie diese Straße kreuzen.

Plötzlich, als sie eben mit dem Zusammenrollen ihres Schirmes beschäftigt war, hörte sie ein klirrendes Geräusch, wie von feinen zusammenschlagenden Sporen, und eine etwas schnarrende Stimme sagte: „Meine Gnädigste, Sie hier? Welch reizende Ueberraschung! Sie sehen mich hocherfreut!“

In der That — sie sah ihn hocherfreut, den Premierlieutenant Georges von Montrose, der heute in seiner kleidsamen Husarenuniform noch ungleich vorteilhafter aussah als in dem „Räubercivil“, in welchem er sich auf ländlichen Ausflügen gewöhnlich zeigte. Er war wirklich ein hübscher junger Mann und war sich dieser Thatsache wohl bewußt, bestritt auch gar nicht, daß er eitel war. „Dazu haben mich die Weiber gemacht!“ pflegte er im vertrauten Kameradenkreise zu äußern. „Ich immer hinter ihnen her, sie immer hinter mir — Katz' und Maus, Maus und Katz' — na ja, da bekommt man allmählich 'ne Ahnung, daß man Vorzüge besitzt!“

Augenblicklich hatte der fidele Herr die Brünetten ganz abgeschworen und schwärmte nur noch für die Blonden, von denen ihm „ein ganz auserlesenes Exemplar vor Augen getreten war“. Als er Ilse von Doßberg zum erstenmal zu sehen bekommen hatte — auf „Perle“ war's gewesen, sein Vater hatte mit Baron Doßberg eine eingehende Unterredung, und der Baroneß fiel die Aufgabe zu, ihn und Clémence so lange zu unterhalten — da hatte er nur mit Mühe einen Ausruf des Erstaunens unterdrückt; das Monocle war mit der Geschwindigkeit des Blitzes ins Auge geflogen, die Hacken fuhren wie von selbst zusammen. So sah die aus? Solch ein entzückendes Geschöpf mit soviel Rasse hatte dieser sauertöpfische Baron Doßberg zur Tochter? Teufel, Teufel, Teufel! Und bei jedem „Teufel“ war der leicht entzündliche Lieutenant dem Gegenstand seiner Bewunderung um einen Schritt nähergerückt. Da galt es, heillos rasch mit allen vorgefaßten Meinungen zu räumen und die „blonden Vorurteile“ samt und sonders über Bord zu werfen. Und Herr Georges von Montrose begann zu manövrieren. Als gewiegter Frauenkenner hatte er's in der ersten Minute weg, daß hier nichts mit billigen Schmeicheleien und ödem Süßholzraspeln zu machen sei, noch weniger mit schneidiger Eilschrittmanier; er zog daher die feinen Register der Ritterlichkeit auf, war ganz Takt, ganz Zartgefühl, ganz Verständnis, schoß keine zündenden Blicke und keine schmeichelhaften Redensarten ab, sondern that und blickte so reserviert, daß sogar Clémence an ihm irre wurde und sich innerlich zweifelnd fragte: ob sie ihm wirklich nicht gefällt? Als sie dann aber diese Frage thatsächlich an ihren Bruder richtete, da bekam sie ein so kräftiges: „Ich bin überhaupt weg! Ich bin verrückt!“ zur Antwort, daß sie genug davon hatte.

Leider machte sich das „süße Geschöpf“, wie Georges das Schloßfräulein von „Perle“ fortan in seinen Gedanken nannte, äußerst rar; in der Stadt war sie sehr selten, und geschah es einmal, so wußte „man“ nichts davon und bekam sie nicht zu sehen; und auf dem Gut, für das der junge Montrose plötzlich eine glühende Vorliebe gefaßt hatte, ließ sie sich mehrfach entschuldigen: sie sei der kranken Mutter unentbehrlich. Nur einmal, als die beiden Geschwister ohne ihren Vater kamen, der in Gnadenstein hatte bleiben müssen, hatte Ilse sich den Gästen zwei Stunden gewidmet und die Glut im Herzen ihres Verehrers zu lichterlohen Flammen entfacht. Gerade daß sie ganz unbefangen blieb, keine Spur von Gefallsucht zeigte und ihre junge Schönheit so unbefangen trug wie eine Königin ihr Diadem, das machte sie dem Feinschmecker so anziehend; diese Gattung war ihm völlig neu. Und dann war etwas reizend Geheimnisvolles um sie herum — Georges hätte nicht sagen können, was es war, aber es war da. Kurz, er war „hin“, kopflos verbrannt und „hin“! Papa durfte natürlich keine Ahnung von dieser Thatsache haben — was sollte der auch damit? Der Sohn begnügte sich, ihm sein Vertrauen in Bezug auf Rechnungen und Bankanweisungen zu schenken, alles Weitere war vom Uebel. Aber Clémence wurde seine Vertraute; sie sollte durchaus Ilses „intime Freundin“ werden, wozu bei beiden jungen Damen nicht die mindeste Neigung vorhanden war, und ihrem Bruder Gelegenheit geben, dem Gegenstand seiner Anbetung häufiger nahe zu kommen. Bisher war zu seiner Verzweiflung nichts geschehen, was eine Annäherung seinerseits irgendwie begünstigen konnte; er hatte sich schon halbwegs darein ergeben, all seine Pläne bis zur endgültigen Uebersiedlung seiner Angehörigen nach „Perle“ zu vertagen, als ihm der Gegenstand seiner Sehnsucht an diesem trüben Herbsttag so unerwartet in den Wurf kam.

Sein glänzender Blick überflog die elegante und doch schlichte Kleidung des jungen Mädchens, den knappen lichtgrauen Reiseanzug, den breitgerandeten dunkeln Hut — schick, unglaublich schick! — und blieb dann auf dem Gesicht des „süßen Geschöpfes“ haften. Dies reizende zartrosige Oval, diese vollen weichen Lippen, und solches Haar und solche Augen — die hatte überhaupt kein Mensch weiter auf der Welt! Nur blickten diese Augen verzweifelt unbefangen; überrascht, aber ruhig sahen sie dem Lieutenant geradeswegs ins Gesicht.

„Ich fürchte, ich hatte das Unglück, Sie zu erschrecken, Gnädigste!“ begann Georges, nicht eben geistreich, die Unterhaltung.

„Ich war ein wenig in Gedanken und im Augenblick nicht auf eine Anrede gefaßt — ich bin sonst nicht so schreckhaft!“

„Darf ich fragen, wie es Ihnen in all der Zeit ergangen ist, Baroneß, und welche Veranlassung Sie heute hierher geführt hat? Sie gestatten!“ Damit schlängelte sich Georges um das junge Mädchen herum, so daß er sie zur Rechten hatte, und setzte, wie ganz selbstverständlich, seinen Weg an ihrer Seite fort.

„Danke, Herr von Montrose! Ich bin immer gesund gewesen, seitdem wir einander zum letztenmal begegneten. Heute hatte ich einige Einkäufe für meine kranke Mutter zu erledigen.“

„Und es ist Ihnen auch nicht eine Minute der Gedanke gekommen, bei Ihrem Aufenthalt in St. meine Schwester Clémence zu besuchen, die Sie doch so dringend um diese Gunst gebeten hat?“ fragte der junge Mann in vorwurfsvollem Ton.

Sie sah mit einem freimütigen Blick zu ihm empor. „Wenn ich offen sein soll, nein, Herr von Montrose, mir ist der Gedanke nicht gekommen. Es ist wahr, Ihre Schwester hat mich wiederholt aufgefordert, sie zu besuchen, aber ich glaube nicht, daß sie mein Erscheinen wirklich als eine ‚Gunst‘, wie Sie sich soeben ausdrückten, empfinden würde. Sie hat geglaubt, mir eine schuldige Höflichkeit erweisen zu müssen, als sie mich einlud, weiter nichts, und ich habe es gleichfalls als nichts anderes aufgefaßt.“

„Sie glauben nicht, meine Gnädigste, daß Sie jemals mit Clémence Freundschaft schließen könnten?“

„Das läßt sich nicht vorherbestimmen. Aber so, wie ich unsere Naturen bis jetzt beurteile, glaube ich allerdings nicht, daß Ihre Schwester und ich uns jemals miteinander befreunden werden!“

„Das ist wahrhaft niederschmetternd für mich!“ So ehrlich überzeugt klang das, so sprechend blickten des Lieutenants Augen dabei, daß Ilse lächeln mußte. Die Gegenwart dieses Mannes legte ihr nicht den mindesten Zwang auf, sie fühlte sich ganz frei in seiner Nähe — nichts in seinem Aussehen, seinem Benehmen, seiner Stimme erinnerte daran, daß er seines Vaters Sohn war.

„Wie geht es Ihrer Schwester?“ fragte sie freundlich.

„Ich danke! Wie es verliebten und verlobten Leuten zu gehen pflegt! Botho — das ist nämlich meiner Schwester Bräutigam — bedauerte übrigens lebhaft, Sie bei unseren zwei letzten Besuchen auf ‚Perle‘ nicht gesehen zu haben; er war außergewöhnlich gespannt darauf, Ihre Bekanntschaft zu machen — ich — ich hatte mir erlaubt, Baroneß zu schildern.“

„Meine Mutter war in letzter Zeit so krank, daß es mir schwer fiel, sie zu verlassen!“ Ilse sagte das nicht ohne einige Verlegenheit. Die Kranke hätte sie recht gut entbehren können, zumal Lina zur Stelle war; allein bei jenen zwei Besuchen war auch der alte Herr von Montrose anwesend gewesen, und ihm vor allem wünschte sie auszuweichen, wo immer sie nur konnte.

„O, o, bedaure unendlich! Hoffentlich wird sich nach unserer Uebersiedlung nach ‚Perle‘ alles erfreulicher und günstiger gestalten. Ich denke, es soll ein recht reger heiterer Verkehr zwischen Haus Doßberg und Haus Montrose werden. Mein Kommandeur hat mir Urlaub versprochen, der Herbst kann uns noch die schönsten Tage bringen — der Platz zum Lawn-Tennis ist famos geworden; Clémence und ich haben ihn selbst eingerichtet, und wir können einander dort manche heiße Schlacht liefern, Baroneß!“

„Ich bin keine geübte Spielerin!“

„Werde mir erlauben, Ihren geduldigen Lehrmeister abzugeben. Rechne es mir zu besonders hoher Ehre an, bei Baroneß dies Amt zu versehen, glaube auch, ohne Uebertreibung versichern zu können, daß ich da meinen Mann stehe. Wirklich ein amüsanter Sport und ungeheuer gesund!“

„Ohne Zweifel! Ich werde mich nur um meiner leidenden Mutter willen selten an diesem Vergnügen beteiligen können.“

Der Husarenlieutenant verwünschte innerlich diese kranke Mutter mit Haut und Haaren. War's nicht genug an dem Vater mit dem Unglücksgesicht — mußte dies reizende Wesen auch noch eine leidende Mutter haben, die immer und überall als Vorwand gelten konnte, wenn der schöne Trotzkopf irgend etwas nicht wollte? Ihm kam die schlimme Ahnung, er würde auch auf „Perle“ bedenklich wenig von seinem „süßen Geschöpf“ haben, und es fiel dem flotten Georges nicht leicht, seinen Grimm zu unterdrücken. „Eine so ernste Lebensauffassung, gnädiges Fräulein, bei Ihrer Jugend und — sonstigen Bevorzugung darf mit Recht befremden.“

„Finden Sie? Sie kennen die Schicksale unseres Hauses und mich selbst zu wenig, um ein Urteil zu haben, aber ich sollte meinen, selbst das, was Sie bisher davon erfuhren, könnte Ihnen meine ernste Lebensauffassung erklären. Ich bin bis vor kurzer Zeit allerdings ein sehr sorgloses glückliches Menschenkind gewesen; ich wäre aber mehr als leichtsinnig, ich wäre gewissenlos, wollte ich das jetzt noch immer sein!“

Das klang „verteufelt ernst“ aus so schönem Munde, und Georges Montrose war eigentlich in Verlegenheit, was er darauf erwidern sollte. Er war sehr gewandt, er konnte sogar über ein Nichts „Konversation machen“, aber mit dem Ernst des Lebens mußte man ihm nicht kommen, mit dem wußte er beim besten Willen nichts anzufangen, und die inhaltsreichen jungen Mädchen gar, die selbst denken konnten, waren ihm von jeher unbequem und zuwider gewesen; er erklärte sie für „scheußlich langweilig“, ihre Reden für „albernes Gefasel“, nicht wert, daß man es anhöre! Auch jetzt gefiel ihm das, was Ilse von Doßberg sagte, durchaus nicht — aber war es nicht doch prachtvoll, hier an ihrer Seite über die Promenade zu schlendern, alle zwei Minuten gegrüßt von einem Kameraden, der die junge Schönheit bewundernd musterte, ihn, den Kameraden Montrose, in der Stille beneidete und einen „nichtswürdigen Schwerenöter“ nannte, der ein fabelhaftes Glück habe? Sie sah so zum Tollwerden entzückend aus, mochte sie denn reden, was sie wollte! Es war eine Wonne, sie anzusehen und neben ihr zu gehen, hin und wieder ganz leicht ihr Kleid zu streifen und sich so nahe herunterzuneigen, daß man den schwachen feinen Duft ihres Haars einzuatmen vermochte. Noch viel entzückender mußte es freilich sein, den schönen Mund, der so ernste Dinge verhandelte, mit unzähligen Küssen zu schließen — Georges dachte sich das zu seinem Trost aus, während er ein paar Phrasen zur Antwort murmelte, bei denen er sich nichts dachte. Ilse erwiderte darauf auch nichts, sondern zuckte nur leicht die Achseln.

Es half ihr aber nichts, sie mußte sich richtig noch bis zu ihrem Gasthof von diesem unternehmenden Offizier begleiten, sich von ihm ausdrucksvoll die Hand oberhalb des Handschuhs küssen lassen und ihm allerlei Fragen beantworten, die ihm sehr am Herzen lagen . . . wann er hoffen dürfe, sie wiederzusehen, ob sie bald wieder nach St. kommen würde, ob sie beim nächsten Besuch in „Perle“ von neuem die Grausamkeit besitzen könnte, unsichtbar zu bleiben, und so fort. Sie antwortete kurz und verpflichtete sich zu nichts, ließ alles unbestimmt und schob, wie er in stiller Empörung schon geahnt hatte, wiederum die kranke Mutter vor. Im übrigen behauptete sie, große Eile zu haben, um noch vor Einbruch der Dunkelheit daheim zu sein; er konnte sich ihr nur noch nützlich erweisen, indem er den Kutscher zur Eile antrieb und das Aufstapeln der verschiedenen inzwischen eingetroffenen Pakete und Schachteln in den Wagenecken beschleunigte. Darauf hatte er noch das bittersüße Vergnügen, das schöne Mädchen in den Wagen zu heben und den Schlag zu schließen, von dem er in ehrerbietigster Haltung, die Hacken aneinander, zwei Finger am Mützenrand, zurücktrat. Noch eine leichte Neigung des Köpfchens, und die Stelle, wo eben noch der Wagen gestanden hatte, war leer. Das „süße Geschöpf“ war fort!

Die Pferde, welche Philipp fuhr, den Baron Doßberg als Kutscher beibehalten hatte, waren edle mutige Tiere und erinnerten an die früheren guten Zeiten auf „Perle“. Philipps Kutscherherz lachte vor Freude, wenn er sie im Zügel hatte, obgleich es ihm immer noch einen Stich gab, daß sie nicht mehr seinem alten Herrn gehörten, sondern diesem „neuen“, den eigentlich kein Mensch auf dem Gut bisher so recht zu Gesicht bekommen hatte und der doch mit seinem Gelde, mit seiner Macht bereits unsichtbar über allem schwebte.

Die Luft ging kühl und frisch, die Straße war staubfrei, der leichte Wind sog rasch den eben gefallenen Regen auf. In die Kissen zurückgelehnt, ließ Ilse die Luft über ihre halbgeschlossenen Augen hinwehen; sie dachte gar nicht mehr an Georges von Montrose, die Begegnung mit ihm hatte ihr keinen Eindruck gemacht. Nur ein Satz, den er ausgesprochen, war ihr im Gedächtnis hängen geblieben, den hörte sie immerfort — es war der Satz von dem regen heiteren Verkehr, den es nun bald zwischen Haus Doßberg und Haus Montrose geben sollte. Würde sie sich dem immer entziehen können? Gebot es nicht die Rücksicht auf ihren Vater, daß sie diesen Verkehr aufrecht hielt? Wenn sie aber daran dachte, dann kam die alte heiße Angst wieder und griff ihr ans Herz. Sie beugte sich im Wagen vor und fing ein Gespräch mit Philipp an — nur nicht denken, nicht denken!

„Durch den Wald, gnädiges Fräulein?“ fragte der Kutscher nach einer Weile und verhielt die Pferde an einer Gabelung des Wegs.

„Ja, und wenn wir dorthin kommen, Philipp, wo der Waldweg links zum Belvedere abbiegt, dann halten Sie an! Ich steige aus und komme zu Fuß heim; es ist noch so hell, wir sind rasch gefahren, und ich möchte gern an die See. Zu Hause sagen Sie, ich folge bald!“

„Sehr wohl, gnädiges Fräulein!“ Und Philipp ließ den Pferden die Zügel.

Sie wollte das Meer sehen, das Meer, auf dem *er* zu Hause war! Dort wollte sie seinen Brief noch einmal lesen, an jener Stelle, wo sie sich ihm einst verlobt hatte — dort mußte sie ihre Ruhe, das Gleichgewicht ihrer Seele wiederfinden!

Nun trat der Wald rechts und links an die Straße heran, die sich breit und eben wie ein helles Band hindurchzog. Die Tannen standen in ernstem Grün, nur hin und wider zeigte ein Laubbaum sein buntes Kleid — goldiggelb oder rotgesprenkelt setzte es ein lebhaftes Licht in das tiefe Grün des Nadelholzes. Mit einmal aber hörten die Tannen auf; es kam die schönste Partie des Waldes, der Stolz all der Geschlechter, die auf „Perle“ gehaust — der Eichenforst, an den keine Hand gerührt hatte, seitdem der erste Doßberg den Besitz empfangen. Die Stämme standen nicht zu dicht aneinander; man hatte von Anfang Bedacht darauf genommen, daß sie sich runden, ihre Kronen ausbreiten sollten, ungehindert durch die Nachbarn. Und wahrlich, sie hatten sich ausgebreitet! Aus riesigen Stämmen reckten sich dicke knorrige Aeste gleich weit ausholenden Armen, die ihre Blätterwucht nicht fühlten, sondern sie leicht, wie den schönsten Schmuck, emporhoben und in den Lüften wiegten, wenn der Wind kam und in ihnen sang. Jahrhunderte hindurch hatten diese Wipfel gebraust, sich höher und höher reckend; nun bildeten die herrlichen Kronen ein einziges undurchdringliches Dach, das dem Regen stand hielt, kaum einen

vereinzelten Sonnenstrahl durchließ und in der heißesten Sommerzeit köstlich kühlen Schatten gewährte. Heute webte ein sanftes Halbdunkel um die knorrigen Stämme und Dämmerung umfing das einsame Mädchen, das jetzt lautlos über den weichen Waldboden schritt. Schauernde Andacht hatte Ilse schon als Kind gefühlt, wenn sie vor langen Jahren an des Vaters Hand in diesen Wald eingedrungen war. Baron Doßberg war glücklich, wenn er seinem kleinen Mädchen den Eichenforst zeigen konnte, auf den er unsagbar stolz war. Betrat er, sein Töchterchen an der Hand, diesen seinen geliebten Wald, dann flossen ihm die Ueberlieferungen seines Hauses gleichsam ungewollt von den Lippen, und er berichtete der lauschenden Kleinen davon, lange ehe ihr Verständnis seinen Erzählungen zu folgen vermochte. So knüpften sich für Ilse an diese Eichen Dinge, die wie halbverklungene Sagen, wie seltsame Märchen aus ferner, ferner Zeit zu ihr herüberschallten.

Nun hörte sie es wieder wie schon zu hundert Malen, das stolze Wipfelbrausen über ihrem Haupt, und gewahrte aufschauend das unablässige Regen der Blätter, das majestätische Wiegen der weit ausladenden Aeste. Hierher hatte sie Albrecht Kamphausen damals geführt, und der alte Eichwald, der Anblick des Meeres hatten ihm das Geheimnis seines Herzens entrissen, das er fürs erste noch hatte bewahren wollen.

Je näher man der See kam, um so mehr lichtete sich der Eichenbestand; nur vereinzelte Ausläufer der herrlichen Bäume standen hier noch gleich Vorposten verstreut. Der Wind wehte jetzt vom Meere her und hatte an Heftigkeit zugenommen. Ilse mußte fest ausschreiten und sich ein wenig vorneigen, um gut vorwärts zu kommen. In die Stimmen des Waldes mischte sich schon das Gebrause der See . . . einmal war es dem jungen Mädchen, als habe sie das Schnauben eines Pferdes vernommen, aber das mußte Täuschung sein, Philipp war ja seit mehr als einer halben Stunde nach der entgegengesetzten Richtung verschwunden.

Ilse erstieg noch nicht die Stufen, die zu dem kleinen Ufertempel hinaufführten; von der Anhöhe, auf welcher sie stand, hatte man denselben Blick wie dort vom Belvedere. Gefesselt blieb das junge Mädchen neben einer schlank aufragenden Buche stehen. Blutrot hing der Sonnenball am Rand des Horizontes, bereit, ins Meer hinabzutauchen, das sich bleigrau dehnte; nur dort, wo die Sonne hinuntertauchen wollte, färbte sich das Wasser wie flüssiges Kupfer, und am Strande schäumten die Wellen weiß auf und warfen schneeigen Gischt bis in die Grasbüschel und kümmerlichen Gesträuche, die sich höher hinauf im Sande festgeklammert hatten. Die Brandung donnerte zornig, und unruhig fuhren die Möven drüber hin, ihren schrillen Schrei in den tiefen allgewaltigen Klagelaut des Meeres mischend. Tief auf atmete Ilse. Ihr Auge hing an dem Glutball da drüben, der eben mit seinem äußersten Rande die Wasserfläche berührte. Wie sie es liebte, das weite Meer, das **seine** Heimat war! Ihr Fuß hob sich, um weiterzugehen, und ihre Hand griff in die Tasche des Kleides, um Albrechts Brief hervorzuziehen, als von dem nächsten Baum eine Gestalt sich loslöste und, fürs erste stumm, den Hut in der Hand, mit ehrerbietigem Gruß auf sie zukam.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Welttyrann.

Ein Blick in die Schatzkammern der Erde.

Von W. Berdrow.

Nicht nur Bücher, auch andere Dinge „haben ihre Geschicke". Das lehrt ganz besonders die Geschichte der Edelmetalle. Man könnte heute das verbreitetere unter ihnen, das Silber, mit Recht eine gefallene Größe nennen, während das weit seltenere Gold mehr und mehr Aussicht hat, als unumschränkter, von keinem Nebenbuhler mehr gestörter Alleinherrscher die Schicksale der ganzen Welt zu lenken.

Die Geschichte des Goldes ist so alt wie die Geschichte überhaupt. Schon in den Sagen der alten Kulturvölker spielt das unzerstörbare, blendende, von den Menschen so sehr geliebte gelbe Metall eine Rolle. Alt-Indien, Aegypten wußten Jahrtausende v. Chr. Geburt von gegrabenem und gewaschenem Golde; Nubien und Aethiopien, ja das sagenhafte dunkle Land der Hyperboräer wurden in den Gedanken der Alten durch den Glanz gelben Goldsandes verklärt.

Um den Gebrauch des Goldes und des in der Wertschätzung ihm stets zunächst stehenden Silbers war man nie verlegen. Schon die im Kunstgewerbe noch gänzlich unerfahrenen Völker des Jagd- und Nomadenzustandes haben sich gerne mit rohen Zieraten geschmückt, und was konnte zu solchen geeigneter befunden werden als das weiche, leicht formbare und doch allen Einflüssen der Verwitterung trotzende, funkelnde Gold? Die Goldschmiedekunst sehen wir schon im Altertum in hoher Blüte stehen, als Tauschmittel sind Goldkörner und -barren ebenfalls stets im Gebrauch gewesen, und wenn wir auch geprägte Goldmünzen erst aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. besitzen — und zwar griechischen und kleinasiatischen Ursprungs — so verlegt doch sichere Kunde den Beginn der Goldmünzenprägung in Aegypten um mindestens 1000 Jahre weiter zurück.

Die Benutzung des Goldes als eines gemünzten Zahl- und Tauschmittels ist seitdem mit der vermehrten Goldgewinnung gewachsen, und diese Art der Verwendung spielt auch heutzutage in den Geschicken des roten Metalls eine entscheidende Rolle, wenngleich in dieser Hinsicht durch lange Jahrhunderte das Silber dem Golde an Bedeutung überlegen war. Oft hat sich überhaupt die Wertschätzung des Goldes dem Silber gegenüber verschoben. Vor 1400 bis 1500 Jahren schätzte man das Gold durchschnittlich auf den 12fachen Wert des Silbers, seit 1890 galt das Silber nur noch halb soviel wie zu jener Zeit, dann ist es im Preise von Jahr zu Jahr weiter gesunken, und jetzt, nach den gewaltigen Kursstürzen, welche es im letzten Jahre auszuhalten hatte, wird ein Pfund Silber annähernd 30 mal geringer geschätzt als das gleiche Gewicht Gold, und die jährliche Silbergewinnung der Erde, welche nach dem 1870 gültigen Silberpreise der Goldgewinnung an Wert gleichgekommen wäre, erreicht in Wirklichkeit nur noch die Hälfte derselben. Wie sich diese beispiellose Entwertung des Silbers allmählich vollzogen hat, ist nicht so leicht zu erklären. Die immer zunehmende Neigung aller Nationen, die Silberprägungen einzustellen oder doch das Silber nur als Scheidemünze für den kleinen Geldverkehr beizubehalten und im übrigen alle Zahlungen in Gold zu vermitteln (man nennt das „Goldwährung"), ist in den letzten zwanzig Jahren wohl die Hauptursache gewesen, welche den Wert des Goldes erhöhte und den des Silbers herabdrückte. Weiterhin aber war von wesentlichem Einfluß die jeweilige Höhe der Gold- und Silbererzeugung. So oft die Goldgewinnung, wie z. B. in den ersten fünfzig Jahren nach der Entdeckung Amerikas, im vorigen Jahrhundert nach der Erschließung der brasilianischen und in unserem durch die Ausbeutung der kalifornischen und australischen Goldfelder, den Silberertrag der Erde bedeutend überwog, sanken die Goldpreise und das Silber ward etwas höher geachtet, um in den dazwischen liegenden weit längeren Fristen seiner überwiegenden Gewinnung beständig wieder zu fallen. Beide Gründe aber reichen zur vollen Erklärung der Silberentwertung doch nicht aus; denn trotz der um sich greifenden Neigung zur Goldwährung ist bis jetzt noch nicht die Hälfte des seit der Entdeckung Amerikas überhaupt gewonnenen Goldes als Münze im Umlauf, und in den letzten Jahrzehnten ist die sinkende Bewegung des Silbers von irgend welchen Veränderungen in der Gewinnung überhaupt nicht mehr aufzuhalten gewesen. Der Preisfall ist so groß, daß die in allen Kulturstaaten im Umlauf befindliche Menge von Silbergeld* plötzlich auf die Hälfte ihres Wertes zusammenschmelzen würde, wenn man die Münzen nicht mehr als Prägegeld, hinter dem die Einzelstaaten mit ihrem Kredit stehen, sondern nur noch als einfache Metallbarren in Rechnung zöge.

Nun aber zurück zum Golde, zu seiner Gewinnung und Verwertung und vor allem zu der wichtigen Frage, ob die bekannten

* Nach einer von dem Münzdirektor der Vereinigten Staaten von Nordamerika neuerdings ausgearbeiteten Tabelle beträgt die Gesamtsumme des in Umlauf stehenden Silbergeldes rund 16000 Millionen, die des Goldes 14000 Millionen Mark.



Aus Richard Wagners „Lohengrin“: Ortrud auf den Knien vor Elsa von Brabant.
Nach einem Gemälde von Th. Pixis.

oder noch zu vermutenden Goldschätze der Erde dem wachsenden Bedarf noch länger genügen werden, wenn bei der fortschreitenden Einstellung der Silberprägung der Goldverbrauch der Erde noch weiter wächst.

Wo das Gold zum Gegenstand wirklichen, in die Tiefen der Erde eindringenden Bergbaues gemacht wird, findet es sich meist, mit Silber, auch wohl mit Platin, Kupfer, Eisen oder anderen Metallen vereinigt, in den jüngeren vulkanischen Gesteinen oder in den Quarzgängen einiger Schiefergebirge. In feinen Schuppen oder Blättchen haftet es am Gestein oder ist auch in Gestalt kleiner Körnchen, selten in größeren Stückchen darin eingesprengt. Obwohl wir nun in diesem Vorkommen die eigentliche und ursprüngliche Stätte des Goldes annehmen müssen, so hat man doch kaum den achten Teil des bisher gewonnenen Metalles auf bergmännischem Wege gefunden. Das Wasser, das überall auf der Erdrinde seine Spuren fast umfangreicher und tiefer eingegraben hat als die feurigen Elemente, hat auch hier bereits in den Urzeiten mächtig vorgearbeitet. Regen und Frost haben das Urgestein gesprengt und zersetzt; Eisgeschiebe oder Wasserströmungen führten die Trümmer ins Thal, wo sich neue, sogenannte Alluvialschichten daraus aufbauten, und in ihnen fand der schwere Goldsand von neuem und vielleicht wiederum für Hunderttausende von Jahren eine Stätte. Diese Alluvialschichten liefern seit Jahrhunderten den größten Ertrag an Gold, und selbst jetzt, wo zufällige Entdeckungen in den Weststaaten Nordamerikas einige fast unerschöpflich scheinende Gold-Silberminen in vulkanischen Gesteinen erschlossen haben, denen man jährlich viele Millionen abgewinnt, selbst jetzt ergiebt noch das Schwemmland, dem das meiste Gold von Kalifornien, Australien, Rußland und Afrika entstammt, zwei Dritteile der ganzen Produktion.

Bemerkenswert ist dabei, wie das Verfahren zur Gewinnung bei den großen Betrieben der Neuzeit genau den umgekehrten Weg einschlägt von dem, auf welchem jene Alluvialschichten und ihr Goldgehalt entstanden sind.

Ursprünglich waren allerdings die Werkzeuge des Goldwäschers — und in vielen Teilen der Erde ist man von der ursprünglichen Uebung auch heute noch nicht weit abgewichen — die allereinfachsten von der Welt. Eine Schüssel von Holz oder Blech, je nachdem auch wohl bloß eine Kürbisschale, wurde mit dem mechanisch zerkleinerten Schutt der goldführenden Schichten gefüllt und unter Wasser solange hin und hergeschüttelt und gerüttelt, bis die sandigen Bestandteile sich aufgelöst, Sand, Kies und Lehm sich allmählich über den Rand des Gefäßes in den Waschbach gespült und die Goldblättchen, beinahe zehnmal schwerer als ihre unedle Begleitschaft, sich im Gefäß zu Boden gesetzt hatten. Daß bei dieser Art des Goldwaschens oft bis zu 50 Prozent des ganzen Gehaltes verloren ging, wird man gern glauben, und sicher ist es schon eine ganz hübsche Leistung, wenn ein Mann mit solchen Werkzeugen täglich bis zu acht Centnern goldhaltigen Rohstoff verarbeitete. Doch mit der Zeit stellten sich auch die Verbesserungen ganz von selbst ein. Aus der Schüssel wurde ein Trog, der auf Rollen hin und hergeschaukelt wurde, während der Sand schaufelweise hineingeworfen und ein Wasserstrom darüber hingeleitet ward. Aus dem Trog wurden lange Rinnen, sogenannte „Schleusen“, die sich gar nicht mehr bewegten, sondern, mit Sand gefüllt, nur noch vom Wasser durchströmt wurden und ebenfalls den schweren Goldsand am Boden sich ablagern ließen, wo er durch eingeschüttetes Quecksilber aufgelöst ward. Jetzt konnte man die Arbeitsleistung eines Mannes bereits fünfundvierzigmal höher steigern als bei der Verwendung der einfachen Goldschüssel, aber dem Massenbedarf der letzten Jahrzehnte genügte auch das nicht mehr, und so bildete sich in Kalifornien der hydraulische Abbau aus, mittels dessen heute ein Mann in einem Tage mehr Goldsand auswaschen kann als früher in zwölf Jahren; allerdings gebraucht er dabei täglich eine größere Menge auf 4 bis 5 Atmosphären gepreßten Wassers, als eine Stadt von 30 000 Einwohnern in derselben Zeit aus ihrer Leitung entnimmt. Schon diese Ziffern sprechen für die Großartigkeit, mit welcher der hydraulische Abbau der Goldschichten heutzutage betrieben wird. Um das dazu nötige Druckwasser herbeizuschaffen, sind in den Gebirgen hochgelegene, mächtige Stau-Becken gemauert worden, gewaltige Leitungen führen aus ihnen die Gewässer an den Ort des Verbrauchs, und dort prasseln aus geeignet aufgestellten Röhren die Wasserstrahlen mit derartiger Wucht gegen die geneigte Wand der goldführenden Bergschichten, daß ein jeder Strahl täglich gegen 1000 Kubikmeter oder 30- bis 40 000 Centner Gestein und Lehm zertrümmert und fortspült. Durch tiefe Gräben wird der losgerissene Gesteinsschlamm von den gewaltigen Wassermassen zu großen Schleusen weggeführt, wo, wie früher geschildert, die Lehm- und Gesteinsmassen fortgewaschen werden, während sich das Gold zu Boden senkt. Ein tiefes Thal nimmt endlich die sich bald zu Hügeln und Bergen türmenden Schwemmmassen auf, welche sich nun, ihres Goldes ledig, zu neuen Alluvialschichten aufhäufen, über deren Bedeutung vielleicht wieder spätere Zeiten grübeln.

Die weitere Behandlung des mit feinen Nebenmetallen nunmehr aus dem Gestein losgelösten Goldes müssen wir hier übergehen; nur soviel sei davon erwähnt, daß die Ausscheidung des reinen Goldes zunächst durch kochende Schwefelsäure und dann durch verschiedene andere Prozesse geschieht und seit einigen Jahrzehnten so vervollkommnet ist, daß man jetzt mit Vorteil aus alten, unabsichtlich mit Gold versetzten Silbermünzen das edlere Metall herausziehen kann. So ließ die deutsche Reichsregierung in den Jahren 1873 bis 1879 durch die Roeßlersche Gold- und Silberscheideanstalt zu Frankfurt a. M. nahezu 35 000 Centner silberne Landesmünzen, worunter über 400 Millionen vor 1856 geprägter Thaler, scheiden und gewann daraus etwa 769 Kilogramm oder reichlich 2 Millionen Mark an purem Golde.

Was das Vorkommen des Goldes betrifft, so sind alle fünf Erdteile, wenngleich in sehr verschiedenem Maße, damit gesegnet, Europa allerdings, das Gebiet des größten Goldverbrauchs, das noch heute über zwei Drittel alles gemünzten Goldes der Erde besitzt, weitaus am wenigsten. Oder in Zahlen: von allem bis jetzt auf der Erde gewonnenen Golde — das mögen etwa 12 bis 13 Millionen Kilogramm oder 1000 Eisenbahnwagen voll oder ein Block von $8\frac{1}{2}$ Meter Höhe, Breite und Dicke sein — hat Europa höchstens den fünfundzwanzigsten Teil geliefert, aber mindestens zwei Drittel sich angeeignet und in Gebrauch genommen. Von den übrigen Erdteilen scheint einer so ergiebig wie der andere, wenn auch die jährlichen Ausbeuteziffern oft beträchtlich auf und nieder schwanken. In Asien besitzt Rußland so ergiebige Goldlager, daß im Jahr 1892 der Ertrag der sibirischen Bergwerke mit 100 Millionen Mark beinahe ein Fünftel der Gesamtgewinnung der Erde ausmachte. Allerdings hat Rußland schon weit ertragreichere Jahre gesehen, doch hängt hier das Sinken und Steigen mehr von dem Umfang der fiskalischen Betriebe ab als von dem Reichtum der Goldfelder, die vom Uralgebirge bis zum Großen Ocean reichen und noch ganz unermeßliche Schätze des gelben Metalles bergen. Außer Sibirien kommt in Asien nur noch China als Goldquelle in Betracht, doch sind über den Umfang seiner Gewinnung genauere Zahlen noch nicht bekannt geworden. Afrika besitzt Gold an verschiedenen Stellen seiner Küste und seines Inneren und nur die langdauernde Unbekanntschaft der Kulturstaaten mit diesem Erdteil war schuld daran, daß bis in die achtziger Jahre hinein Afrika nur mit wenigen Prozenten an der Goldausbeute der Erde beteiligt war. Seitdem hat sich indessen, besonders in Natal und Transvaal, die Förderung so schnell gesteigert, daß heute in Afrika fast ebensoviel Gold gewonnen wird wie in Asien. Von dem ganzen bisher der Erde entnommenen Goldvorrat verdanken wir Afrika etwa den zehnten Teil. Was endlich Amerika und Australien betrifft, so brauchen wir nur die Namen Kalifornien und Neu-Süd-Wales oder Viktorialand zu nennen, um die Erinnerung an die märchenhaften Goldströme der fünfziger und sechziger Jahre zu wecken. Allerdings ist der Ertrag beider Goldgebiete seitdem zurückgegangen, doch nicht in dem Maße, wie es zeitweise den Anschein hatte. Wenn in Kalifornien einzelne Minen verarmten, so erschlossen sich dafür beständig andere in den übrigen Staaten des westlichen Nordamerika; Nevada, Colorado, Montana, Neu-Mexiko und vor allem Alaska wachsen mehr und mehr zu gewaltigen Goldlieferern heran und werden das in dieser Beziehung allmählich verarmende Kalifornien, das allerdings vorläufig noch immer den zehnten Teil der ganzen irdischen Goldgewinnung ergiebt, in Zukunft ersetzen. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Australien, das zur Zeit des großen Goldfiebers Jahreserträge bis zu 146 Millionen Mark erreichte, dann in den achtziger Jahren bis auf 110 Millionen fiel und heute bereits wieder 143 Millionen erreicht hat, 1892 sogar an die Spitze aller goldspendenden Länder getreten ist.

Wo bleibt nun diese gewaltige, seit mehr als vier Jahrzehnten

gegen 500 Millionen Mark jährlich an Wert betragende Goldförderung? Vermünzt ist davon das Wenigste, denn wenn auch die seit vierzig Jahren in den Kulturstaaten vollzogene Prägung von Goldmünzen sich sogar noch um 5000 Millionen Mark höher beläuft als die ganze Goldgewinnung in derselben Zeit, so bestehen doch diese Prägungen zum größten Teil in der bloßen Umformung abgegriffener in neue Goldstücke. Thatsächlich vermehrt hat sich der Goldmünzenbestand der Erde zwischen den Jahren 1831, wo er $2\frac{1}{4}$ Milliarden, und 1891, wo er schätzungsweise $15\frac{1}{4}$ Milliarden Mark betrug, nur um 13 Milliarden oder jährlich um 200 Millionen gegen eine mehr als doppelt so starke Goldvermehrung. Für Münzzwecke würden wir also noch lange Gold genug besitzen, selbst wenn alle Länder der Erde die reine Goldwährung einführten und wenn wir die mit dem Umlauf des Goldes verbundene Abnutzung in Betracht ziehen, welche sich jährlich auf rund 1100 Kilogramm Gold oder 3 Millionen Mark beläuft. Ueberdies steht es bei dem in allen Staaten immer weiter um sich greifenden Kreditwesen sehr in Frage, ob die jetzt vorhandene Gesamtsumme gemünzten Geldes — etwa 30 Milliarden an Gold und Silber — sich in Zukunft noch wesentlich vermehren wird.

Indessen hat das Gold für seine Verwendung noch einige andere Abflüsse, welche die Ausmünzung an Masse sogar übersteigen. In jedem Jahre verbrauchen nämlich allein die europäischen Staaten und Nordamerika nahezu für 400 Millionen Mark an Edelmetallen für industrielle Zwecke, für das Kunstgewerbe, für Metallgießerei, Gerätefabrikation, Photographie 2c; und da man nach statistischen Ausweisen nur ein Fünftel dieses Verbrauches auf die Umschmelzung alten Metalles anrechnen darf, so ergiebt sich für die gewerblichen Zwecke der genannten Gebiete ein jährlicher Edelmetall-Bedarf von 320 Millionen Mark, worunter etwa 230 Millionen Gold, also annähernd die Hälfte der ganzen irdischen Goldausbeute!

Der Rest endlich geht verloren in dem beständigen Gold- und Silberabfluß zum Orient, der mit Silber schon seit Jahrhunderten, mit Gold seit etwa 60 Jahren beständig von England und den Vereinigten Staaten versorgt wird. Ostindien sowohl als China und Japan haben von jeher einen starken Bedarf an Silber und neuerdings, seit in Indien die Silberprägung eingeschränkt und zuletzt ganz abgebrochen wurde, auch an Gold gehabt. Indien allein hat seit 60 Jahren aus Amerika und Australien, und zwar meist durch die Vermittelung Englands, mehr als 2 Milliarden Mark in Gold bezogen, um es zu verprägen, gewerblich zu verwenden oder auch einfach aufzuspeichern, und addieren wir diese 30 bis 35 Millionen jährlich zum Bedarf der Kulturnationen, so wissen wir annähernd genau, wo all das viele Gold bleibt und weshalb auch die Jahre der gewaltigsten Ausbeute den Preis des roten Metalles nicht herabzudrücken vermochten, vielmehr dasselbe mehr und mehr zum alleinigen Wertmesser und metallischen Beherrscher der Völker machten.

Und nun endlich noch einige Worte über das Gold des Meeres, dessen Gewinnung ja freilich stets als aussichtslos gegolten hat, durch die chemischen Wirkungen der Elektrizität aber möglicherweise — neuere Erfindungen beschäftigen sich bereits mit dieser Frage — doch einmal dem Menschen zum Teil zugänglich gemacht werden könnte. Daß wir im Meerwasser nachweisbare Spuren von Silber sowohl als von Gold besitzen, ist längst bekannt. Neuere Analysen von C. A. Münster in Norwegen stellten den Edelgehalt eines Kubikmeters Seewasser auf ein Fünftel Gramm Silber und etwa ein Viertel davon an Gold fest Das sind nur Spuren, wenn man das Wasser literweise nimmt; es sind aber märchenhafte Reichtümer, wenn man es kubikkilometerweise in Rechnung bringt. Ein Kubikkilometer Seewasser würde danach einen Goldreichtum von 140 Millionen Mark enthalten; um aber den Goldgehalt aller Weltmeere auszudrücken, wäre eine Zahl mit drei Ziffern und fünfzehn Nullen nötig, denn derselbe geht hoch in die Billionen und übertrifft die ganze bisherige Goldlieferung der Erde mehr als zwölf Millionen mal. Hoffen wir also, daß wir auch von dem „Meergolde" noch etwas zu sehen bekommen!

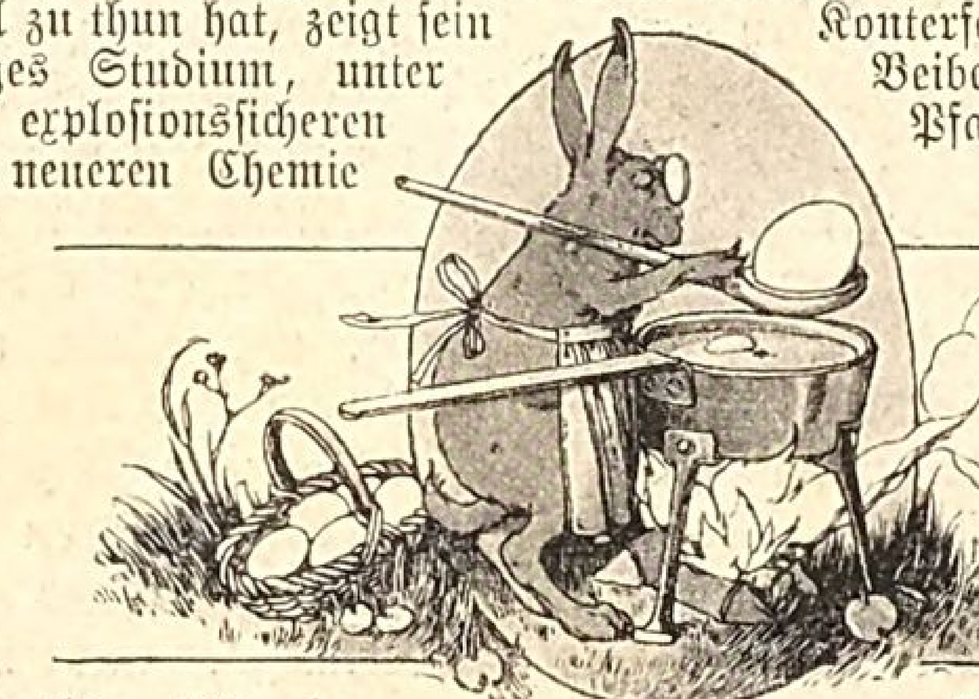
BLÄTTER UND BLÜTEN.

Palmsonntag in den Alpen. (Zu dem Bilde S. 173.) Die Zweige der Salweide, die so früh im Lenz ihre Kätzchen hervortreiben, verdanken dieser glücklichen Naturanlage ein schönes Amt. Sie ersetzen unserem kühleren Norden die Palmen, die nach kirchlichem Brauche bei der Feier des Palmsonntags ihre Rolle zu spielen haben, daher auch die Salweide den Namen „Palmweide" bekommen hat. In der mannigfaltigsten Weise sind durch Sitte und Ueberlieferung die Palmkätzchen in die kirchliche Feier des Festtags eingeflochten worden, und namentlich die Alpenländer sind reich an Beispielen einer sinnigen Verwendung der zartschimmernden Frühlingsboten. Unsere Zeichnung führt uns an einem schönen Palmsonntagmorgen hinaus vor das Dorf, dorthin, wo nahe bei der kleinen Kapelle das Bild des Gekreuzigten und der Maria steht. Zwei Mädchen haben ein reiches Büschel der blühenden Weidenzweige mitgebracht, das Bild damit zu schmücken; weiter im Hintergrunde aber ist ein Mann damit beschäftigt, sich frische Sprößlinge vom Baume zu schneiden, um sie mitzunehmen in die Kirche zur Palmenweihe.

Eine Barrikade zu Paris im Juli 1830. (Zu dem Bilde S. 169.) Es war am 25. Juli 1830, als König Karl X. von Frankreich, Bruder seines Vorgängers Ludwig XVIII. und des in der ersten Revolution hingerichteten Königs Ludwig XVI., jene Ordonnanzen unterzeichnete, welche in offenkundigem Widerspruch standen zur Verfassungsurkunde. Die Preßfreiheit wurde aufgehoben und strenge Censur eingeführt, die Mehrzahl der liberalen Blätter unterdrückt, das Wahlgesetz abgeändert, die Zahl der Wähler vermindert, die direkte Wahl in eine indirekte verwandelt, die noch nicht zusammengetretene Kammer wieder aufgelöst, eine neuzuwählende Kammer einberufen. Kaum waren diese Ordonnanzen am 26. Juli im Amtsblatte der Regierung, dem „Moniteur", erschienen, als der Sturm losbrach. Die Abgeordneten versammelten sich in den Häusern ihrer angesehensten Führer; das Volk wogte durch die Straßen und hinderte die Gendarmen, welche die Pressen der Zeitungen versiegeln wollten. Die Nationalgarde war früher aufgelöst worden; jetzt tauchten wieder die Uniformen der Bürger unter den Arbeitern auf; General Lafayette wurde aufs Stadthaus berufen, um den Befehl über die Nationalgarde zu übernehmen; schon war auf dem Stadthause die dreifarbige Fahne als Protest gegen die Lilien der Bourbons aufgepflanzt worden. General Marmont, der die königstreuen Truppen befehligte, war schwankend und unentschlossen, selbst mit den Ordonnanzen nicht einverstanden, auch durch die geringe Zahl seiner Truppen, die er um die alten Königsschlösser sammelte, auf die Abwehr der Angriffe beschränkt. Einzelne Linienregimenter lösten sich auf, ohne indes zum Volke überzugehen. Nur die Garden blieben treu, vor allem die dem Volk verhaßten Schweizer, gegen welche der heftigste Kampf entbrannte. Drei Tage hindurch dauerte die Julischlacht: die Leiter der Bewegung, vor allem der reiche Banquier Lafitte, knüpften inzwischen Beziehungen zu dem in Neuilly bei Paris lebenden Herzog von Orleans an, der zu Fuß in die Stadt kam, ins Palais Royal, wo er als „Generallieutenant des Königreichs" zunächst die Statthalterschaft annahm, dann aber die Königskrone. General Lafayette und Lafitte nahmen ihn in ihre Mitte, als er sich auf dem Balkon des Stadthauses unter der dreifarbigen Fahne dem versammelten Volke zeigte. Dem greisen König Karl X. gegenüber hatte er ein doppeltes Spiel getrieben und die Maske erst abgeworfen, als er seines Erfolges gewiß war. Der König hatte sich nach Rambouillet zurückgezogen; doch das Volk von Paris nahm seinen Weg dorthin, wie es einst den Weg nach Versailles nahm — und König Karl mußte im Schutze seiner Leibwache den Strand des Meeres zur Flucht nach England zu gewinnen suchen.

Das Bild von Cain zeigt uns die Verteidiger der Barrikaden in voller Arbeit mitten im Pulverdampf. Da sieht man diese seltsam zusammengewürfelte Mannschaft mit ihrer ebenso seltsam zusammengestoppelten Bewaffnung: die Vertreter des Bürgertums neben dem Gassenjungen, der unmittelbar unter der zerfetzten Trikolore seine Pistole gegen die anreitenden Regierungstruppen abschießt; im Hintergrunde rechts eine Gruppe von Arbeitern und Studenten, denen ein kleines Bürschchen, mit einem Papierhelm kriegerisch aufgeputzt, in der Schürze Munition zuträgt. Auch die Uniform der Nationalgarde fehlt nicht. Im Vordergrunde aber schauen wir die unglückseligen Opfer des Bürgerkriegs, greise ehrwürdige Gestalten, die das tödliche Blei getroffen. Ja, bei solchem Anblick mag es wohl der dringenden Mahnung des Anführers bedürfen, der mit gebieterischer Handbewegung Zurückbleibende zum Einspringen in die gerissene Lücke aufzufordern scheint. Wie an dieser Stelle der Kampf geendet, darüber giebt uns das Bild des Malers keinen Aufschluß. Aber den ganzen Jammer des Bürgerkrieges thut es vor uns auf, der ein Volk grausamer zerfleischt als irgend ein anderer Kampf. Gerade die Stadt Paris hat solcher Scenen gar viele geschaut, und das lebende Geschlecht erinnert sich mit Grausen der Verwüstung, welche der Aufstand der Kommune im Jahre 1871 über die französische Hauptstadt gebracht hat. †

Ein Gruß vom Osterhasen! Er läßt sich den verehrten Leserinnen bestens empfehlen und schickt — stets beflissen, mit der Zeit fortzuschreiten — seine und seiner Kinder Photographien zu freundlichem Gedächtnis und geneigter Nutzanwendung. Daß er selbst mit dem Färben der Eier alle Pfoten voll zu thun hat, zeigt sein Konterfei, es kostete ihn kein geringes Studium, unter Beibehaltung der alten erprobten explosionssicheren Pfanne, aber an der Hand der neueren Chemie seine Farbstoffe immer schöner und bunter zu bereiten, deshalb findet er keine Zeit mehr für die künstlerische Ostereier-Malerei und von seinen Kindern hat er keine Unterstützung zu hoffen.



Der von Hause aus sehr talentvolle Aelteste legt wenig Ehrgeiz für die Osterhasen-Laufbahn an den Tag; er hat sich eines zu Schaden gekommenen Eies bemächtigt und benutzt dasselbe als Wetterdach zum beschaulichen Stillleben. Zwei von den jüngeren, stämmige aber höchst materiell gesinnte Burschen, sind unter die Gigerln gegangen. Der Jüngste, ein feuriger Poet mit stets verliebtem Herzen, bringt einem soeben dem Ei entschlüpfenden Hasenfräulein eine zarte Huldigung dar, statt dem alten Vater an die Hand zu gehen. Nur der Zweitälteste, Hans geheißen, ein gutmütiger, aber beschränkter Kerl, der nicht einmal Eier zu legen, geschweige sie zu färben versteht, dieser hat mit gewohnter Dienstfertigkeit die Eilbestellung an die Redaktion übernommen und läuft nun schwerbepackt, was die Beine leisten wollen, um rechtzeitig anzukommen.

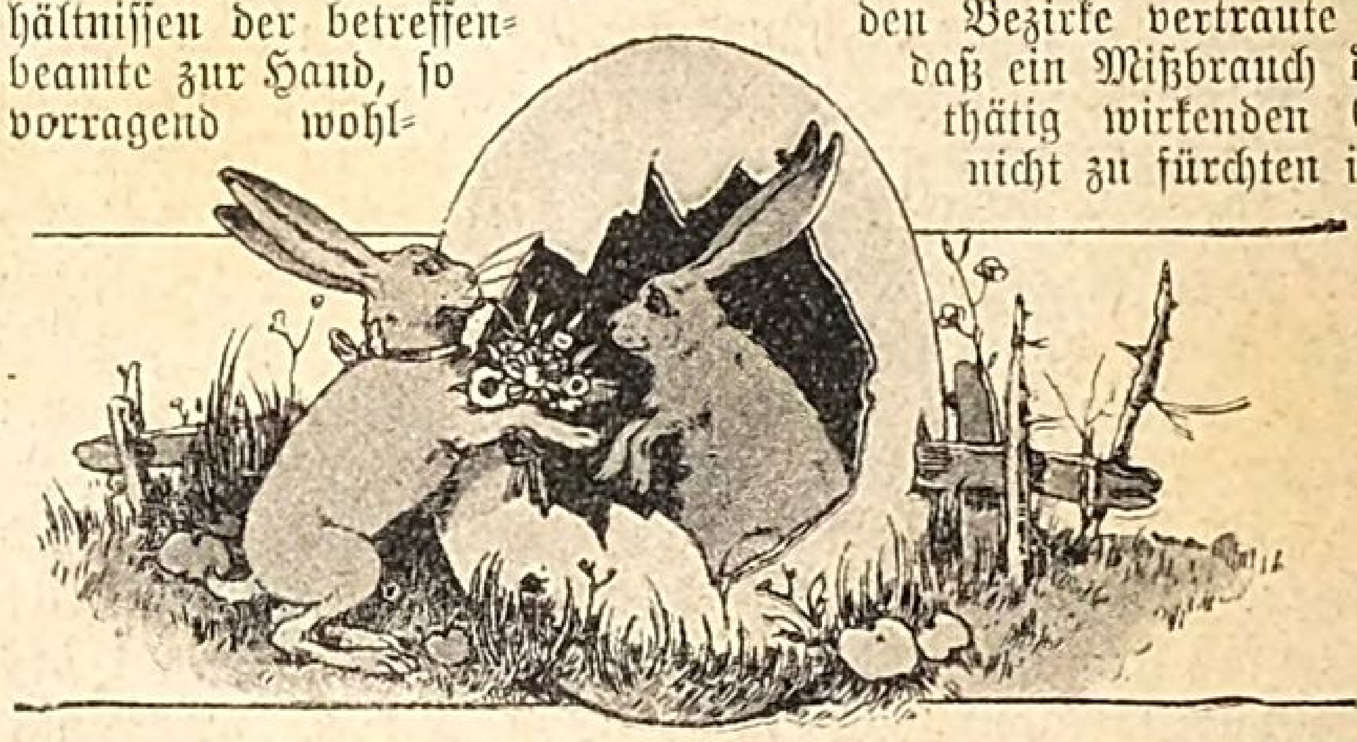


Gerade ist es noch Zeit, daß wir die Hasenbilder unseren künstlerisch begabten Leserinnen zum Schmuck der Ostereier überliefern können! Sie sind auf verschiedene Weise darzustellen: entweder zeichnet man sie mit der Feder auf ein vorher mit Seifenwasser gereinigtes, hartgekochtes Ei, indem man den Hintergrund mit einer lichten Deckfarbe, grün, blau, lila, rosa, gelb, bemalt oder auch mit der schönen überall käuflichen Gold- oder Silbertinktur. Wer sehr geschickt ist, nimmt auch wohl die Oelpalette zur Hand und trägt das ganze Bildchen in Farbe auf. Außerdem läßt es sich — aber dazu gehört gleichfalls eine sichere und geübte Hand! — mit einer in Salzsäure getauchten Feder auf ein in gewöhnlicher Weise gefärbtes Ei zeichnen, wo dann die Striche weiß erscheinen. Beiläufig gesagt: diese Technik eignet sich auch vorzüglich zum Aufschreiben scherzhafter Sprüche.

Zum Schluß geben wir noch ein in den „Liebhaberkünsten" veröffentlichtes Verfahren, um Eier mit reliefartigen Inschriften und Bildern zu versehen. Man schreibt oder zeichnet das Gewünschte mit einer noch unbenutzten Feder, die statt in Tinte in flüssiges Wachs, Fett oder Firnis getaucht wird, auf die Schale eines Eies und legt dieses vier Stunden lang in eine scharfe Säure (etwas verdünnte Salzsäure). Ueberall, wo die isolierende Masse die Schale nicht schützt, wird Kalk darin durch die Säure zersetzt und die Schrift bleibt reliefartig zurück.

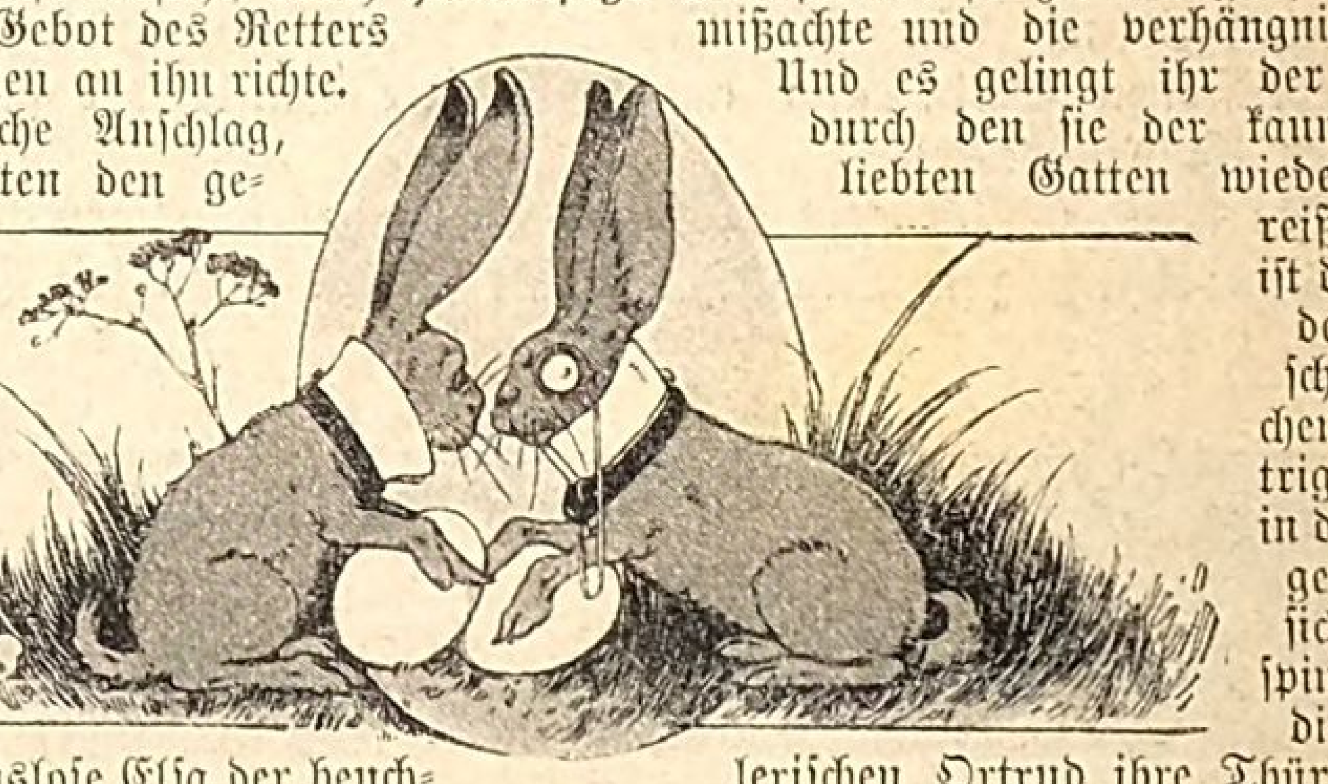
Hoffentlich findet unsere Ostergabe eine freundliche Aufnahme und vielseitige Verwendung bei unsern Leserinnen!

In einer Kindervolksküche zu Berlin. (Zu dem Bilde S. 165.) Ein lukullisches Mahl im feinsten Speisehause kann nicht größere Befriedigung hervorrufen, als sie auf den Gesichtern der Kinder zu lesen steht, die sich allmittäglich in den Berliner Kindervolksküchen zu ihrem Näpfchen Hausmannskost einfinden. Ach, wie viele sind darunter, die ohne diese von mildthätigen Menschen ins Werk gesetzte Beihilfe selten oder nie des Mittags zu einem warmen Bissen kämen! Es fehlt daheim das Geld für Feuerung, oder Vater und Mutter arbeiten irgendwo an weit entfernter Stätte, von der sie über Mittag nicht nach Hause zurückkehren können, und niemand ist da, der den kleinen Würmern ein ordentliches Essen besorgt. Da ist denn in Berlin der „Verein für Kindervolksküchen" in die Lücke getreten. Er hat bis jetzt zwei Kinderspeiseanstalten gegründet, die eine im Herzen der Stadt in der Klosterstraße, die andere im Norden, in der Stralsunderstraße; eine dritte im Osten soll so bald als möglich folgen. Die Anstalt in der Stralsunderstraße, die unserem Zeichner als Vorlage für seine bildliche Darstellung diente, versorgt z. B. täglich etwa 800 Kinder mit Mittagsbrot. Etwa 500 essen in Abteilungen von 40 bis 60 in der Anstalt selbst, und zwar völlig umsonst, die übrigen, die nicht ganz so bedürftig sind, bekommen um einen geringen Preis ihre Portion mit nach Hause. Bei der Auswahl der kleinen Kostgänger gehen dem Vereine die Rektoren der Volksschulen und andere mit den Verhältnissen der betreffenden Bezirke vertraute Gemeindebeamte zur Hand, so daß ein Mißbrauch der so hervorragend wohlthätig wirkenden Einrichtung nicht zu fürchten ist. In der That verdient der Verein eifrigste Förderung seitens der Behörden und aus allen Kreisen der Bevölkerung.

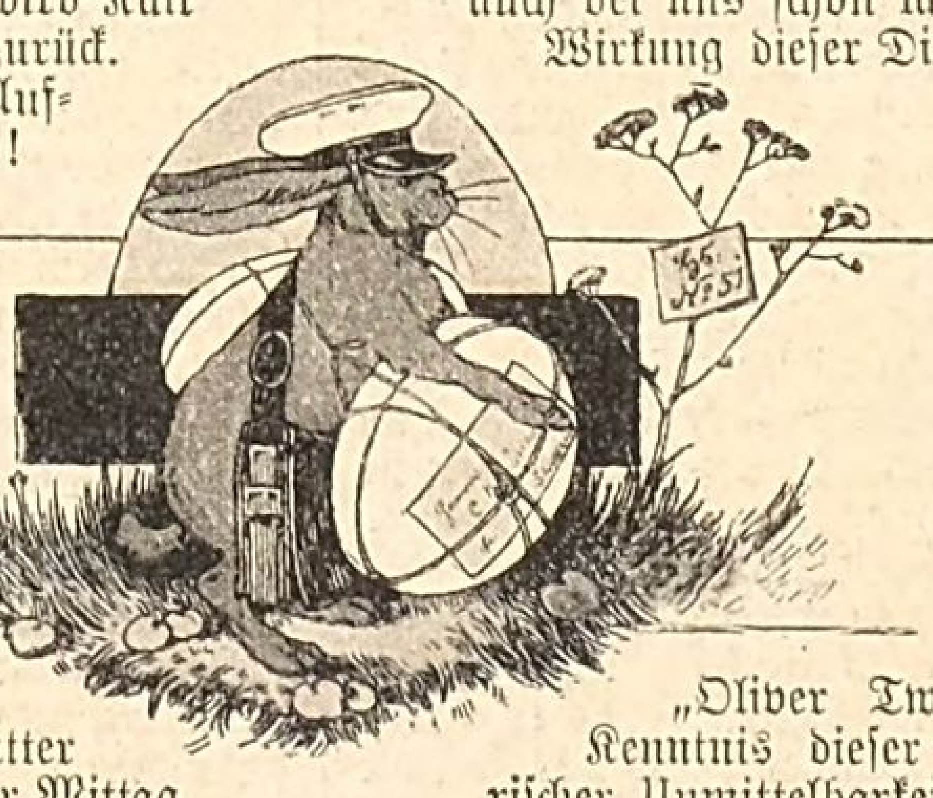


Denn was kann man den armen Kindern Besseres mitgeben für den harten Kampf ums Dasein als einen guten Schulsack und — einen kräftigen Körper. Der aber ist nicht möglich, wenn es an der Grundlage fehlt, einer gesunden ausreichenden Ernährung.

Ortrud auf den Knien vor Elsa von Brabant. (Zu dem Bilde S. 177.) Es ist eine Scene aus Richard Wagners „Lohengrin", welche das Gemälde von Th. Pixis uns vorführt. Wir sehen, wie die holdselige Elsa von Brabant die vor ihr auf den Knien liegende Ortrud hochsinnig zu sich erhebt, um sie dann in die Kemenate zu geleiten. Ortrud ist die Gattin des im Hintergrunde lauernden Grafen Friedrich von Telramund, welcher Elsa vor allem Volke des Brudermordes angeklagt hat und dann beim Gottesgericht, das Elsa in Anspruch genommen, von dem Gralsritter Lohengrin, der zu ihrem Schutz herbeigekommen, überwunden worden ist. Dem Sieger hatte sie ihre Hand versprochen; doch Lohengrin setzt der Geliebten die Bedingung, daß sie niemals danach fragen solle, woher er gekommen und welches sein Geschlecht, sein Name sei. Die zauberkundige Ortrud baut darauf den Plan, sich an der Königstochter zu rächen. Mit geheuchelter Demut fleht sie ihre Gnade an; aber sie hegt die böse Absicht, durch hinterlistige Beredsamkeit sie zu bewegen, daß sie das Gebot des Retters mißachte und die verhängnisvollen Fragen an ihn richte. Und es gelingt ihr der heimtückische Anschlag, durch den sie der kaum Vermählten den geliebten Gatten wieder entreißt. Das ist das Ende der schändlichen Intrigue, die in dem Augenblicke sich anspinnt, da die ahnungslose Elsa der heuchlerischen Ortrud ihre Thür öffnet.



Eine deutsche Gesamtausgabe der Romane von Charles Dickens. Unserem Volke ist Dickens, der große englische Humorist, auf dem Gebiet des Romans fast dasselbe geworden, was Shakespeare als Dramatiker. Die Fülle und Kraft, die heitere Ursprünglichkeit und die dämonische Gewalt seiner Gestalten, die ganze Tiefe und Reinheit des Gemüts, aus der sie entsprungen sind — das alles hat dem gelesensten Schriftsteller Englands auch bei uns schon längst volkstümliche Geltung verschafft. Und die Wirkung dieser Dichtungen ist noch lange nicht erschöpft, es fehlt noch manches, bis sie, wie sie es verdienen, in die weitesten Kreise gedrungen sind. Dankbar muß man es daher begrüßen, daß der Verlag von Albin Schirmer zu Naumburg a. d. S. in billigen Lieferungen eine deutsche Gesamtausgabe der Dickens'schen Romane veranstaltet, die den Vorzug hübscher Ausstattung hat und aus der auch einzelne Romane für sich bezogen werden können. Möge diese neue Ausgabe, von der bis jetzt erschienen sind: „David Copperfield", „Aus zwei Millionenstädten", „Barnaby Rudge", „Oliver Twist" und „Weihnachtsgeschichten", überall die Kenntnis dieser Werke vermehren, die mit der Macht dichterischer Unmittelbarkeit Herz und Geist erfrischen.



Kaiser Wilhelm II. und Fürst Bismarck. (Zu unserer Kunstbeilage.) Die Begegnung Kaiser Wilhelms II. mit dem Fürsten Bismarck zu Berlin am 26. Januar 1894 hat dem Maler William Pape den Gedanken zu einem Bilde eingegeben, welches jenes denkwürdige Ereignis gleichsam in gedrängten Zügen verkörpern soll: der Kaiser und Bismarck, Hand in Hand einander gegenüberstehend. Wir freuen uns, das schöne Bild in besonders sorgfältiger Wiedergabe unsern Lesern vorlegen zu können, zur bleibenden Erinnerung an jenen Tag einer herzerhebenden Freude.

Inhalt:

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 12. 1894.



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Lenz.

Ins Schlafgemach der Sonne tritt
Ihr liebstes Kind,
Der Morgenwind,
Und ruft: „Wacht auf, Frau Sonne!
Besuch ist da,
Der Lenz ist nah
Mit Glanz und Lust und Wonne!“

„So gieb mir her mein bestes Kleid
Mit Blümlein blau
Und Silbertau —
Es liegt dort in der Truhe!
Auch putze flink
Mir blank und blink
Die goldnen Morgenschuhe:

Dann zieh' den Wolkenvorhang fort
Und wisch' mir schnell
Die Fenster hell;
Doch führ' inzwischen immer
Den Junker Lenz
Zur Audienz
Ins gute Vorderzimmer!“

Die Sonne spricht's. Der Morgenwind
Hüpft hin und her
Und eilt sich sehr
Und schmückt die Sonne prächtig.
Ins Spiegelein
Wirft sie hinein
Noch einen Blick bedächtig …

„Ei schönen guten Tag, Herr Lenz,
Ihr kommt fürwahr
Sehr bald dies Jahr
Zur Frühjahrspromenade.“
„O gnädige Frau,
Wald, Flur und Au
Harrt längst schon Eurer Gnade!

Die Veilchen und die Primeln stehn
Geraume Zeit
Empfangsbereit;
Das graue Weidenkätzchen
Schwingt leis und lind
Im Morgenwind
Und macht verliebte Mätzchen.

Die Vögel haben auch im Wald,
Wie sich's gebührt,
Schon einstudiert
Zum Frohwillkomm ihr Liedel.
Storch dirigiert,
Heimchen soufflliert
Und Grille streicht die Fiedel.“

Frau Sonne, als sie dieses hört,
Lacht hell und warm
Und nimmt den Arm
Des Frühlings an mit Neigen.
Sie folgt ihm stumm,
Läßt sich ringsum
Die Frühlingswunder zeigen . .

Heut' früh beim ersten Hahnenschrei
Strich ich daher
Von ungefähr
Auf stillen Waldeswegen.
Da kamen grad'
Auf ihrem Pfad
Die beiden mir entgegen.

Die Knospen sprangen duftend auf,
Die Vöglein all
Mit Jubelschall
Ihr Liedlein klingen ließen.
Rings war erwacht
Glanz, Duft und Pracht
Und Singen und Klingen und Sprießen.

Richard Zoozmann.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(11. Fortsetzung.)

Von **Ludwig Ganghofer.**

Als in der Schwüle des Nachmittags der Schlaf über Mutter Mahtilts Lider gesunken war, hatte sich Edelrot der Botschaft erinnert, die ihr Henning von seiner Schwester Recka gebracht hatte. Wohl klang in ihrem Ohr die Mahnung, welche Sigenot schon mehr als einmal zu ihr gesprochen: „Thu' keinen Schritt in Wazemanns Haus!" Wohl erwachte in ihr, wenn sie der Begegnung mit Henning sich erinnerte, ein dunkles Gefühl der Angst und eine heimlich warnende Stimme. Aber wie hätte sie das Wort der Herrentochter mißachten dürfen und Recka erzürnen, die immer gut und freundlich zu ihr gewesen? Und hatte sie denn der Tochter Wazes nicht noch mehr zu danken als gute Worte und herzliche Blicke? War es nicht Reckas Hand gewesen, die in jener bösen Sturmnacht der Sinkenden die Rettung brachte, als das Wasser schon den letzten Hilfeschrei auf ihren Lippen erstickte? Und jetzt, da Recka nach ihr rief, sollte sie nicht folgen — und wär' es auch nur ein Ruf zu Kurzweil und heiterem Spiel?

„Ich muß zu ihr! Ich muß!" Edelrot hauchte einen Kuß auf das Haar der schlummernden Mutter und schlüpfte lautlos aus der Halle. Der sonnige Wald umfing sie, und leichten Fußes betrat sie den Steg, der die rauschende Ache überspannte. Hellen Auges blickte sie auf das zitternde Spiel der goldenen Lichter, mit welchen die leuchtenden Strahlen, durch alle Lücken des Gezweiges niedergleitend, den Pfad überwoben; sie sah nur das Licht und nicht die Schatten ihres Weges; ihre kindlich reine Seele hatte keinen Blick für den Abgrund, welcher vor ihren Füßen gähnte.

Bald erreichte sie den breiten Reitweg, der in weitem Bogen über den Berghang zu Wazemanns Haus emporführte. Saftig wucherte das Gras am Saum des Pfades, und überall schimmerten aus dem grünen Rasen die bunten Sterne und Glocken der Waldblumen. Ein Liedlein summend, unter gemächlichem Bergwärtsschreiten, pflückte Edelrot eine Blüte um die andere und wand sie mit dünnem Halm für Recka zum Strauß. Schon war sie auf steiler werdendem Hang bis zur Wende des Pfades emporgestiegen, da klang aus dem Thal herauf der Hall einer rufenden Stimme. Edelrot blieb stehen und lauschte. Wohl meinte sie, die Stimme Wichos zu erkennen, aber die gellenden Rufe des Knechtes verschwammen mit dem Echo, das sie weckten, und klangen durch die Ferne gedämpft wie helles Jauchzen. „Was hat er denn," lächelte Rötli, „daß er gar so lustig thut und jauchzt wie ein Hüterbub'?"

Lauschend stand sie, immer wieder klang die hallende, mit dem Echo sich vermischende Stimme, und da schickte sie zur Antwort einen klingenden Jauchzer hinunter ins Thal. Die Rufe des Knechtes verstummten, und leise singend, Blüte um Blüte brechend, wanderte Rötli weiter. Bald tauchte zwischen den Bäumen die graue Burgmauer auf. Die Fallbrücke war niedergelassen, und ein Knecht saß unter dem offenen Thor. Als er das Mädchen kommen sah, eilte er in den Hof zurück; hier stand, von einem Stallburschen am Zügel gehalten, der gesattelte Falbe, und Herr Waze, welchem Henning den Bügel hielt, wollte sich just in den Sattel schwingen.

Henning sah das Zeichen, welches der Knecht ihm machte; er biß sich auf die Lippe, stampfte mit dem Fuß und fragte hastig: „Vater, bist Du heut' schon in der Falkenkammer gewesen?"

„Nein. Warum?"

„Der Weißfalk, den Du im Frühjahr dem Haunsperger abgehandelt hast, will mir seit gestern nimmer gefallen."

„Was soll ihm denn fehlen?" fragte Herr Waze erschrocken, denn er hatte den kostbaren Beizvogel mit schwerem Gold bezahlt; drei Jahre hatten die Bauern zwiefach steuern müssen, bis der rote Haufen beisammen war. „Meinst Du, daß er gichtig wird?"

Henning zuckte die Schultern. „Schau' ihn halt selber einmal an!" Herr Waze löste den Fuß aus dem Bügel, und während er im Unterbau des Hauses verschwand, zischelte Henning dem Knechte zu: „Führ' sie ins Haus und bleib' bei ihr, bis der Alte draußen ist!" Er folgte dem Vater.

Als der Knecht das Thor erreichte, kam Edelrot ihm schon entgegen. „Deine Herrin hat mich gerufen," sagte sie, den Knecht mit freundlichem Lächeln grüßend.

„Wohl wohl, ich weiß, komm nur herein, ich führ' Dich!"

Schon setzte sie den Fuß auf die Brücke, da hörte sie hinter sich mit heller Stimme ihren Namen rufen; sie blickte sich um und machte erstaunte Augen, als sie Recka auf ihrem Rappen den Reitweg einhersprengen sah.

„Mach' weiter, Dirn', komm herein!" brummte der Knecht und faßte ihren Arm. Aber sie riß sich los. „Recka! Recka!" rief sie und eilte der Wazemannstochter entgegen; als diese mit festem Zügelruck das Pferd verhielt, reichte ihr Edelrot die Blumen. „Da bin ich — und schau', das hab' ich Dir gebracht!"

Die Blumen schienen bei Recka nicht sonderlichen Wert zu finden; mit lässiger Hand steckte sie das Sträußlein hinter den Gürtel; unwilligen Blickes ruhten ihre Augen auf Edelrot, und mit rauher Stimme fragte sie: „Was suchst Du im Haus meiner Brüder?"

„Aber wie fragst mich denn?" stotterte Rötli. „Ich komm' doch, weil Du mich gerufen hast."

„Ich? Dich gerufen?"

„Freilich! So besinn' Dich doch! Hast mir ja Botschaft geschickt!"

Reckas Brauen furchten sich. „Botschaft? Durch wen?"

„Durch Deinen Bruder Henning."

Eine dunkle Röte floß über Reckas Gesicht, und hastig glitt sie aus dem Sattel. „Ja, Rötli, ich besinne mich!" sagte sie mit bebender Stimme. „Und ich danke Dir, daß Du gekommen bist. Gieb mir Deine Hand, ich will Dich führen!"

„Recka!" stammelte das Mädchen. „Was ist Dir denn? Deine Hand ist heiß und zittert."

„Der Zügel hat sie müd gemacht! Frag' nicht weiter! Wär' ich minder scharf geritten, es wäre Dir leid gewesen." Und das Mädchen an der einen Hand, an der anderen den Rappen führend, überschritt sie die Fallbrücke.

Scheu und verlegen drückte sich der Knecht an die Mauer. Da sah er auf dem Reitweg einen Menschen dem Thor entgegen rennen, mit so wilder Hast, als wäre der Tod hinter ihm. Mit einem leisen Fluch packte der Knecht die Hebel der Kettenwinde und zog die Brücke auf. Kaum war das Thor geschlossen, da erreichte Wicho den gähnenden Graben, keuchend vor Erschöpfung, mit fahlem Gesicht und aufgequollenen Augen. Einen röchelnden Laut noch stieß er aus und streckte die Arme, dann brachen ihm die Knie, und nach Atem ringend, wälzte er sich auf der Erde.

Als hinter Recka und Edelrot das Thor sich schloß, trat Herr Waze mit Henning gerade aus der Falkenkammer. Beim Anblick der Schwester blitzten Hennings Augen zornig auf, und ein starres Lächeln verzerrte seine Lippen.

„Ich weiß nicht, was Du an dem Vogel findest," brummte Herr Waze, welcher dem Burgthor den Rücken kehrte, „er hat einen frischen Blick und kröpft, als hätt' er ein Jahr lang gehungert." Er hörte den Hufschlag des Rappen, drehte das Gesicht und riß die Augen auf. „Du, Recka? Was führt Dich denn heut' schon heim? Und was soll die Dirn' an Deiner Hand?"

Recka warf dem Knecht die Zügel des Pferdes zu, und ohne den Vater zu grüßen, schritt sie an ihm vorüber und blieb vor ihrem Bruder stehen, welcher, die Augen einkneifend und den Schnurrbart zwirbelnd, langsam zurücktrat.

„Henning!" Reckas Stimme klang hart, und drohend funkelten ihre schönen Augen. „Ich danke Dir, daß Du meine Botschaft so treulich ausgerichtet! Sieh her, das Kind ist gekommen . . . ich halt' es an meiner Hand, ich führ' es in meine Kammer! Und Dir sag' ich: was eingeht unter Dach, ist heilig!" Tief atmend schlang sie den Arm um Edelrots Schulter und flüsterte: „Komm, Rötli, komm zu mir!" Mit scheuen Augen blickte Edelrot zu Recka empor und wieder im Hof umher, auf Herrn Waze und auf Henning; sie wußte kaum, daß Recka sie zur Treppe führte und hinauf zur Halle; alles, was mit ihr geschah, war ihr wie ein beängstigender unbegreiflicher Traum.

Mit verblüfftem Gesicht sah Herr Waze den beiden Mädchen nach; dann wandte er langsam die Augen auf Henning. „He, Du! Mir scheint, jetzt weiß ich, weshalb ich hätt' reiten sollen!" Henning zuckte die Achseln und wollte gehen. „Bleib', sag' ich!" schrie Herr Waze, und seine Stirn wurde dunkelrot vor Aerger. „Du bist mir ein Feiner, das muß ich sagen! Du bist ja einer, vor dem mir selber schon bald grausen könnt'!"

„Ich bin halt, wie Du mich gezogen hast!"

„So redest Du mit mir?" Herr Waze trat mit geballter Faust vor seinen Buben hin, welcher lächelnd stand und keinen Schritt zurückwich. „Ich sag' Dir's noch einmal: mir graust vor Dir. Am Morgen den Bruder und am Abend die Schwester . . . Das ist ein lützel viel für einen Tag!"

„Ich will halt nicht zu kurz kommen!" erwiderte Henning mit rohem Lachen. „Gelt, das hat Dir getaugt, daß ich Dir den andern vom Hals geschafft hab'. Der Bruder ist für Dich gewesen . . . jetzt laß mir die Schwester!"

„Außerhalb der Mauer thu', was Du willst!" murrte Herr Waze. „Aber das Haus sollst Du mir rein halten! Was eingeht unter Dach, ist heilig."

„Hast recht! Die Fischerdirn' soll mir so heilig sein, wie Dir in Deiner jungen Zeit die Salmued gewesen ist. Ich mein' doch, die wär' bei Dir auch eingegangen unter Dach . . . wie das Täubl in den Marderkobel!" Henning lachte. „Und ich bin doch ein Lediger noch. Du aber hast Weib und Kind gehabt! Gegen Dich bin ja ich ein Heiliger!"

Herr Waze war bleich geworden bis in die Lippen. „Du, Du," keuchte er und faßte den Sohn mit beiden Fäusten an der Brust. „Wer hat Dir das gesagt? Wer? Wer?"

„Wahrscheinlich eine, die's weiß!" brummte Henning, schüttelte den Vater von sich ab und trat in die Falkenkammer.

Wie ein angeschossener Eber stürmte Herr Waze über die Freitreppe hinauf und in die Stube. Eine der Thüren riß er auf und brüllte: „Ulla! Ulla!" Die greise Magd erschien, blaß und zitternd; sie wagte kaum, näherzutreten. „Her zu mir, Du Sudelhex', Du alte!" schrie Herr Waze und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß der Hall an den Wänden dröhnte. „Gelt, Zähn' hast Du keine mehr im Maul, aber beißen möchtest noch allweil? Beißen?"

Die Magd rührte die bleichen Lippen, aber sie brachte kein Wort hervor. Herr Waze schüttelte ihren Arm. „Red', sag' ich — wie kommt es, daß Henning von der Salmued weiß?"

Es währte lang, bis Ulla die Sprache fand. „Wann es war, weiß ich nimmer," stotterte sie, „da bin ich mit dem Zeugknecht hinter der Mauer gesessen, und wir haben so geredet von den alten Zeiten . . . und . . . und von Frau Friderun, wie schön und gut sie gewesen ist, und von der Schwermut, die sie getragen hat durch lange Jahr' . . ."

„Und von der Ursach', gelt, von der Ursach'?" schrie Herr Waze in schäumendem Zorn.

„Wie man halt redet, Herre!" stöhnte die Magd. „Und da ist Euer Junker Henning dazugekommen — er muß ein paar Wörtlein aufgefangen haben, denn er hat mich gepackt und hat geschrieen: ‚Da hör' ich eine feine Mär', heraus damit, die muß ich wissen!'"

„Und da hast Du ihm alles gesagt! Dem Buben! Von seinem Vater!"

„Er hat mich ja gezwungen, daß ich red', hat mich geschlagen und am Haar gerissen."

„Du Schandmaul, Du!" schrie Herr Waze und schlug der greisen Magd die Faust ins Gesicht. „Ein andermal schweig'! Und hinaus mit Dir, hinaus!" Ulla humpelte zur Thür; sie schien noch froh zu sein, daß sie so glimpflich davongekommen war.

Herr Waze ging eine Weile mit grimmigen Schritten in der Stube auf und nieder; dann warf er sich beim Fenster in einen Stuhl. „Alles, alles kommt über mich, das Alte und das Neue! Feind' im Haus und Feind' da draußen!" Er stützte mit der Faust das Kinn und starrte finsteren Blickes in die Ferne.

Inzwischen saßen die beiden Mädchen in Reckas Kammer. Das war ein kleiner traulicher Raum, welcher durch die unverwahrten Fenster eines Erkers das goldene Licht der sinkenden Sonne empfing. Nur ein hoher Schrein, ein von zwei hölzernen Säulchen getragener Zinnspiegel und einzelne, hier und dort umherliegende Gewandstücke verrieten, daß dieser Raum die Wohnstätte eines Weibes war. Sonst aber sah es wohl aus wie in einer Junkerstube; Reckas Jagdgeräte, Bogen, Köcher, Wildfänger und kurze Speere, Falknertaschen, Federspiele und Falkenhauben, Zaumzeug und Vogelnetze lagen in allen Ecken und hingen an den Holzmauern, welche bis zur Decke von Geweihen starrten. Und dem Lager eines Mannes glich das niedere plumpgezimmerte Bett, über welches eine schwarze Bärenhaut gebreitet war; statt feiner Leinwand mit bunten Säumen und Stickereien diente zur Stütze des Hauptes eine mit Rehfell überzogene Rolle, zum Schutz wider die Kälte eine Lodenkotze und eine in grobes Hanftuch genähte Hirschdecke mit grauem Winterhaar. Im Erker, von welchem aus der Blick über das weite Waldthal hinausschweifte, saßen Recka und Edelrot an schmalem Tischlein einander gegenüber. Neugierig hatte Rötli das hölzerne, mit Eisen beschlagene Kästlein geöffnet, welches vor ihr auf dem Tische stand. Ein leiser Ruf des Staunens glitt von ihren Lippen, als sie es gefüllt sah mit Ringen, silbernen Kettlein und Spangen, mit funkelnden Gürtelschließen und goldschimmernden Mantelhaken. Es war Geschmeide von roher Arbeit und geringem Wert — aber die Sonne machte das matte Gold und Silber leuchten und weckte farbigen Glanz in den ungeschliffenen Steinen, so daß Rötli den Schatz einer Königin vor sich ausgebreitet wähnte. Freundlich lächelnd, wie eine Mutter auf ihr spielendes Kind, blickte Recka auf das Mädchen, das sich vor Schauen nicht zu fassen wußte und all ihr Staunen in sprudelndem Geplauder ergoß.

„Schau' nur, schau', wie das gleißt und glitzert! Alles Gold und Silber, und ein blitziger Farbstein um den andern! Du! Das muß ja soviel wert sein wie der ganze Gadem mit Wald und Häusern, mit Vieh' und Leut'! Nein, nein, was das für schöne Sachen sind! Warum tragst denn nie 'was von Deinem Geschmeid'? Warum thust Dich denn gar nie schmücken damit?"

„Schmücken? Für wen? Für die Sauen und Hirschen in meinem Wald?" lachte Recka. „Wenn ich ihnen den Fänger zwischen die Rippen stoß', meinst Du, das Verenden möcht' ihnen besser schmecken, wenn sie einen Ring blitzen sehen an meiner Hand oder eine Kett' schimmern an meinem Hals?"

„Aber geh!" schmollte Rötli. „Es giebt doch auch noch Leut', die Dich gern anschauen. Und wenn Du diemal was umlegen möchtest von Deinem Geschmuck, schau', das müßt' Dich ja noch schöner machen!"

„Noch schöner?" klang die lachende Antwort. „Ich, und schön? Wer sagt Dir, daß ich schön bin?"

Mit großen Augen blickte Rötli auf. „Muß mir das einer erst noch sagen? Ich darf Dich doch nur anschauen!" Sie legte die Hand auf Reckas sonnverbrannten Arm und hing an ihr mit glänzendem Blick. „So schön wie Du ist keine mehr! Du bist die Allerschönst' im Gadem! Glaub's nur . . . mein Bruder Sigenot hat's auch gesagt."

Reckas Züge wurden finster, und mit rauher Stimme sagte sie: „Red' mir von Deinem Bruder nicht!"

„Ja warum denn?" stammelte Rötli. „Laß Dir doch sagen . . . schau', das ist so gar lang nicht her . . . da bist Du vorbeigeritten bei unserem Hag, und ich und Sigenot, wir haben Dir nachgeschaut. ‚Gelt,' hab' ich gesagt, ‚gelt, wie sie droben sitzt auf ihrem Roß, recht wie ein Herrenkind so stolz und schön!' Da hat er vor sich hingenickt und hat gesagt, mit einer so linden Stimm', wie er nur zur Mutter redet: ‚Stolz wie eine Eich' da droben auf der Wand, über die kein Fuß hinaufsteigt, und schön wie die rote Sonn' in der Höh', zu der keine Hand hinauflangt.' So hat er gesagt und . . . aber was hast denn?" Recka war aufgesprungen, mit zornigem Lachen. „Was hast denn?" fragte Edelrot noch einmal und streckte die Hand aus, als möchte sie die Ungestüme besänftigen. „Ich hab' ja doch kein Wörtl gesagt, das Dich erzürnen könnt'."

„Schweig'! Ich will nicht hören von ihm!" Und mit der Faust stieß Recka nach dem Kästlein, daß die Ringe, Spangen und Ketten durcheinander klirrten.

„Ja was hat Dir mein Bruder denn gethan?" stotterte Rötli erschrocken. „Denk' nur selber, Recka . . . ich mein' doch, es war keine ungute Hand, die er in der Sturmnacht auf dem Weitsee nach Dir gestreckt hat, zuerst nach Dir!"

„Mahne mich nicht an jene Nacht!" stieß Recka mit bleichen Lippen hervor und verließ den Erker; doch schon nach wenigen Schritten kehrte sie zurück, blieb vor Edelrot stehen und sagte mit bebender Stimme: „Daß Du nicht meinen sollst, ich wär' zu stolz gewesen, um Deinem Bruder den Dank zu bieten, den er um mich verdiente in jener Nacht, so sag' ich Dir: diese Hand hab' ich ihm geboten mit freundlichem Dankwort! Und er? Wie von einer Bauernmagd hat er sich gewendet von mir!"

„Das hätt' mein Bruder gethan?"

„Ja, ja! Dein Bruder! So hat er an mir gethan! Der Knecht an seines Herrn Tochter!"

Edelrot erblaßte; doch ruhig klang ihre Stimme, als sie



Ankunft der Aebtissin Irmingard

Nach einem Gemäl



auf Frauenchiemsee im Jahre 894.

de von K. Raupp.

sagte: „Dein Zorn redet harte Wort'. Ich bin Dir gut von Herzen, aber meinen Bruder laß ich nicht schmähen. Mein Bruder ist nie und nimmer ein Knecht, er sitzt auf einem Freigut als ein freier Mann und hat keinen Herrn über sich. Das weißt Du selber so gut wie ich. Was redest Du so böse Wort' und thust mir weh'?"

Zornig wollte Recka erwidern; aber sie sah eine schimmernde Zähre über Rötlis Wange rollen, und da blieben ihre Lippen stumm. Sie wandte sich ab, ihre Blicke fielen auf einen Wildfänger an der Wand, und als möchte sie prüfen, ob das Eisen nicht roste, zog sie die Klinge halb aus der Scheide und stieß sie wieder zurück. Im Erker war der letzte Sonnenschein erloschen, und die dunklen Schatten des Abends schlichen in die Stube. Rötli hatte sich erhoben, und während sie unbewußt mit der Hand in dem Geschmeide kramte, sprach sie leise, mit zitterndem Stimmlein vor sich hin: „Wenn mein Bruder so an Dir gethan hat, wie Du sagst . . . so thu' ich Dich bitten, Recka, sei ihm nicht harb darum! Er weiß wohl selber nicht, daß er Dir ein Wort zu Leid geredet; er ist nimmer, wie er gewesen. Es muß 'was über ihn gekommen sein, das hat ihn gewandelt wie der Winter den grünen Baum. Sein Aug' hat nimmer Sonn' und sein Gesicht hat nimmer Farb'. Ich thu' mich sorgen um ihn, und die Mutter schaut ihn an mit Angst. Und denk' nur Recka . . . wie er vor zwei Tagen den Jahrbaum hätt' kerben sollen, da hat er nicht das Messer genommen, sondern die Axt, hat hineingehauen in den Baum bis tief ins Mark und hat gesagt: ‚Wenn's der Baum verwindet, verwind' ich's auch.' Es muß ihm 'was ins Herz gegangen sein wie ein Beilhieb . . . und ich sinn' und sinn', wer ihm 'was gethan haben könnt', und komm' nicht drauf. Er hat doch keinen Feind im Gadem, er ist doch so gut und treu — einen Besseren giebt's ja nimmer!" Während Thräne um Thräne über ihre Wangen fiel, sah sie mit verlorenem Blick auf das absonderliche Geschmeide nieder, das ihr in die Hand geraten. Es war die Hälfte eines entzweigesprungenen Beinreifs, plump geschnitten und gelb vor Alter, mit halbverwischten Runenzeichen auf der Innenfläche.

Recka hatte, so lange Rötli gesprochen, mit abgewendetem Gesicht dagestanden, Bläſſe auf den Wangen, die Augen weit offen wie in starrem Lauschen. Nun, als es stille war in der Kammer, atmete sie tief und drückte den nackten Arm über die Augen. Und langsam, als zöge sie eine Gewalt, der sie widerstrebte, ging sie auf Edelrot zu und streckte die Hände aus. Da öffnete sich eine Thür und die alte Ulla stand auf der Schwelle. Man sah durch die offene Thüre hinaus in einen mit Jagdnetzen und Federlappen angefüllten Raum, von welchem eine schmale Treppe in den Unterstock des Hauses führte.

„Ulla, Du? Was willst Du?" fragte Recka; als sie auf die Magd zuging, gewahrte sie, daß Ullas Augen rot waren vom Weinen. „Warum hast Du geweint?"

„Das Leben wird mir sauer in Deines Vaters Haus!" brummte die Alte. „Der eine schlagt mich, daß ich red', der ander' schlagt mich, daß ich schweig'. Da ist schwer auskommen, Reckli, schwer!"

Reckas Brauen furchten sich. „Klag' mir, wer Dich gekränkt hat, und ich will Dir Sühn' schaffen!"

Ulla schüttelte den weißen Kopf. „Laß gut sein! Du machst es nicht besser."

Freundlich strich Recka mit der Hand über den weißen Scheitel der Magd. „Warum bist Du gekommen?"

Ulla warf einen scheuen Blick auf Edelrot und sagte flüsternd: „Draußen vor dem Thor steht Wicho, der Fischerknecht . . . Felsbrocken wirft er wider das Thor und thut wie ein Unsinniger und schreit nach seines Herrn Schwester."

„Geh' hinunter, Ulla!" erwiderte Recka leise. „Sag' ihm: seines Herrn Schwester weilet bei *mir* und steht in *meinem* Schutz!"

Ulla nickte und wollte gehen. Da gewahrte sie das seltsame Geschmeide in Rötlis Hand, stürzte auf das Mädchen zu und entriß ihm das beinerne Reifstück. „Dirn', wie kommt das unselig' Bein in Deine Hand?" Edelrot blickte erschrocken auf und wußte keine Antwort. Recka war nähergetreten und fragte betroffen: „Ulla, was ist Dir? Weshalb erschreckt Dich dieser wertlose Tand?" Sie nahm das Bein aus Ullas Händen.

„Laß Deine Hand davon!" stammelte die Greisin. „Der halbe Reif ist ein gesprungen Glück! Unheil haftet an dem Bein! Wirf's hinunter, Reckli, wirf's hinunter, wo der See am tiefsten ist!"

Recka schüttelte den Kopf. „Es kommt von meiner Mutter Friderun."

„So verwahr' es hinter Holz und Eisen. Wenn es Deinem Vater vor die Augen kommt, ist Unwetter im Haus!"

Auf Reckas Lippen schien eine Frage zu liegen; aber sie blickte auf Rötli und schob die Magd zur Thüre. „Geh' zum Thor," flüsterte sie ihr zu, „und thu', wie ich Dir gesagt hab'."

Zögernd verließ Ulla die Stube; ihr letzter scheuer Blick war noch auf das gelbe Bein in Reckas Hand gerichtet. Langsam kehrte Recka zum Erker zurück; ihre ernsten Augen hafteten an dem seltsamen Geschmeid', das sie zwischen den Fingern drehte, als sollt' es ihr Antwort geben auf die Frage, welche sie vor Rötlis Ohr vermieden hatte.

„Recka! Leg' das Unding aus der Hand!" mahnte Edelrot ängstlich. „Siehst nicht die Hel-Zeichen in dem Bein? Leg' es weg, es ist ein Fluchzahn aus eines wütigen Wolfs Gebiß!"

„Ein Wolfzahn? Nein, Rötli, es ist die Hälfte eines Armrings, wie ihn vor Zeiten die Frauen im Gadem trugen. Aber Weh und Unheil mag wohl haften an diesem Bein. Da ich noch ein Kind war, sah ich es oft in meiner Mutter Hand . . . und dann waren ihre Züge bleich und kummervoll, ihre schönen Augen naß von Zähren." Reckas Stimme schwankte, ein Zittern befiel ihren Leib, aus gestreckter Hand ließ sie den zersprungenen Reif auf das Geschmeide fallen, und wie ein Schrei aus tiefer Qual klang es von ihren zuckenden Lippen: „O meine Mutter Friderun! Wo bist Du, Mutter? Wo hast Du mich gelassen?" Die Hände vor das Antlitz schlagend, sank sie nieder auf die Erkerstufe und brach in dumpfes Schluchzen aus.

Erschrocken, unter Thränen stammelnd, warf sich Edelrot vor Recka auf die Knie, zog ihr die Hände nieder und suchte sie zu trösten mit zärtlichen Worten. Da versiegten Reckas Zähren und mit einem Laut, wie er aus der Brust des Dürstenden quillt, der sich nach labendem Wasser sehnt, schlang sie die Arme um Edelrot und überströmte ihr die Augen und den holden Mund mit heißen Küssen, als könnte das brennende Verlangen nach Liebe, einmal erwacht in ihrem Herzen, sich nimmer stillen. Lippe an Lippe, mit verschlungenen Armen, saßen die beiden, während draußen der Abend dämmerte mit grauem Zwielicht.

Da klang im Unterbau des Hauses ein klagender Vogelschrei. Dicht unter Reckas Stube lag die Falkenkammer, ein niederes Mauergelaß mit vergitterten Fenstern. An der kahlen Wand, mit einem Drahtgeflecht verwahrt, brannte eine Talglampe mit rußender Flamme. Rings an der Mauer hin zog sich ein hölzernes Gestell, auf dessen oberster Stange, in speerlangen Zwischenräumen voneinander, fünf Sperber und vier Wanderfalken saßen, an den „Händen" mit der aus Hirschleder geschnittenen Kurzfessel gebunden. Herrn Wazes Weißfalk saß getrennt von den übrigen Beizvögeln. Von der Decke hingen an Schnüren zwei große Reifen nieder; in jedem saß ein Habicht mit verhaubtem Kopf und gefesselten Schwingen. Ein Bub', der auf einem Schemel hockte, erhielt die Reifen stetig in schwingender Bewegung. Neben ihm stand Henning und ließ sich berichten, wie weit die Zähmung der beiden, vor kurzer Zeit erst eingefangenen Vögel vorgeschritten wäre. Dann ging er an der Stange entlang und blieb vor einem Blaufalk stehen. Das war von allen Falken der schönste, ein stolzer Vogel von seidenem Gefieder und scharfem Blick; „Edilo" war es, der Liebling Reckas.

Henning wollte den Vogel greifen; der Falk aber sträubte das Gefieder und schlug mit der scharfen Hand. Ueber Hennings Lippen glitt ein hämisches Lächeln. „Bist Du auch wider mich wie dieselbig', der Du gehörst?" Seine Augen hoben sich zur Decke — dort oben lag Reckas Kammer. „Wart' nur, Du! Heut' hast Du mir eine Freud' verdorben . . . das zahl' ich Dir heim!" Er griff in den hölzernen Napf, der das Trinkwasser des Falken enthielt, und schrie den Wärter zornig an: „Du Schuft! Die Vögel haben laues Wasser!"

Der Bub' sprang erschrocken auf. „Nein, Herr! Grad' erst, vor einer Weil', hab' ich frisches Wasser aufgegossen."

„Das lügst Du! Hinaus zum Brunnen und frisches Wasser her! Oder ich mach' Dir Füß'!"

Der Bub' antwortete nicht mehr, sondern nahm die Kanne auf und verließ die Kammer. Rasch trat Henning zum Tisch und faßte eine der langen dünnen Nadeln, welche, wenn ein Falk auf der Beizjagd oder in der Kammer eine Schwungfeder gebrochen

hatte, in den geknickten Kiel eingeschoben wurden, um der verletzten Feder wieder Halt zu geben. Langsam ging er auf Reckas Liebling zu, drückte flink, ehe der Falk sich wehren konnte, dem Vogel die eine Hand auf den Rücken und stieß ihm mit der anderen die Nadel in das Eingeweide. „Da hast Du Deinen Teil!“ lachte er und ließ den Falken ledig. Dieser schüttelte das Gefieder, zog den Kopf zwischen die Schultern und rückte unruhig auf der Stange hin und her. Henning warf die Nadel auf den Tisch, und da er den Buben kommen hörte, trat er zu den Reifen und schaukelte die Habichte.

Als der Bub' das frische Wasser in die Holznäpfe goß und zu Edilo kam, rückte der Vogel scheu auf die Seite; doch die Bewegung schien ihn zu schmerzen, er zog den Rücken auf und stieß einen klagenden Schrei aus. Der Schrei klang hinauf in Reckas Kammer, in welche durch die Fenster nur noch ein trüber Schein des entschlummernden Tages schimmerte.

„Hörst Du ihn?“ flüsterte Recka, die Arme von Rötlis Nacken lösend. „Das ist mein Edilo, mein Liebgesell. Er sehnet sich nach mir und klaget, daß ich ihn seit Tagen nicht geschwungen auf meiner Hand, daß er sitzen muß zwischen übler Mauer, derweil ihn hinaus verlangt in Luft und Sonne, zu hohem Flug.“ Ihre Stimme bebte, und wieder umschlangen ihre Arme das Mädchen. „Ach, Rötli! Wie meinem Edilo, so ist auch einem anderen edlen Falk zu Mut. Er möcht' hinaus in lichte Freiheit und den Flug hochauf nehmen ins Gewölk, der warmen Sonne zu . . . und er muß doch sitzen zwischen üblen Mauern, in einer Rabenkammer, darin die unholde Brut um Aas sich rauft!“ Mit einem Laut des Ekels sprang sie auf, schüttelte das Haar in den Nacken und streckte die Arme. „Hinaus! Hinaus!“

„Recka?“ stammelte Edelrot und erhob sich.

Die Wazemannstochter atmete tief und strich mit der Hand über die Augen. „Schau', wie dunkel es worden ist! Komm, Rötli, ich führ' Dich heim!“ Sie nahm von dem Geschmeide, welches in der Dämmerung nur matt noch funkelte, einen Goldring und faßte Rötlis Hand. So traten sie hinaus in die Herrenstube, in welcher auf dem Lichtreif schon die Kerzen brannten. Herr Waze saß noch immer am Fenster, die alte Ulla deckte den Tisch und Henning trat aus der Halle herein in die Stube.

„Rötli,“ sagte Recka mit lauter Stimme und streifte dem überraschten Mädchen den Ring an den Goldfinger der linken Hand, „wir haben Kuß und Lieb' getauscht, und ich will Dich halten und umschließen mit meiner Treu' wie mein Reif Deinen Finger!“

Die Thränen traten in Edelrots Augen. Sie wollte sprechen, doch Recka schloß ihr mit der Hand die Lippen und sagte lächelnd: „Red' nicht! Komm, ich führ' Dich heim — es ist spät geworden!“

An Henning vorüber führte Recka das Mädchen in die Halle hinaus. Auf der Freitreppe kam Eilbert ihnen entgegen; er war mit seinem Bruder Hartwig, der im Hof mit den Knechten schrie, von erfolgloser Jagd zurückgekehrt. Als Eilbert das Mädchen an seiner Schwester Seite erkannte, flammten seine Augen; doch eh' er noch Sprache fand, war Recka mit Edelrot an ihm vorübergeschritten. Da hörte er aus der Stube die Stimme seines Vaters und Hennings zornige Gegenrede. Jedes Wort, welches da drinnen gesprochen wurde, konnte er verstehen. Nach einer Weile trat Henning auf die Schwelle. „Und ob sie eingegangen ist unter Dach, ob meine Schwester Lieb' und Treu' getauscht hat mit ihr oder nicht,“ rief er in die Stube zurück, „die Dirn' ist mein! Das sollst mir Du nicht wehren, Du nicht! Und die Schwester auch nicht!“

„Aber ich!“ klang Eilberts Stimme hinter ihm.

Henning wandte sich um, maß mit funkelnden Augen die von der Dämmerung umflossene Gestalt seines Bruders und stieg lachend die Treppe hinunter. Als er den Hof erreichte, murmelte er: „Es ist Zeit, daß ich greif' nach meinem Gut.“ Er rief den Knecht, der ihm zu Mittag als Späher gedient hatte, und trat mit ihm in den finsteren Schatten der Mauer. „Ich mein', ich kann mich verlassen auf Dich.“ Der Knecht nickte.

„Leg' scharfe Wehr um und halt' Dich fertig, wenn meine Schwester wieder heimkehrt!“

„Wohin geht der Nachtweg?“

„Zu einem Nest, aus dem ich mir einen schmucken Vogel heben will.“

Der Knecht verstand. „Da mein' ich aber schier, daß wir zwei zu wenig sind. Der Fischer hat Fäust' wie Hämmer.“

„Der Fischer?“ lachte Henning, „der Fischer? Um den sorg' Dich nicht! Der hat heut' nacht ein stilles Geschäft im Weitsee draußen. Schlag' nur Du den Wicho nieder . . . den Vogel hol' ich mir schon selber aus dem Nest.“

Während die beiden leise miteinander sprachen, ging am Thor die Fallbrücke nieder und Recka trat mit Edelrot hinaus in die sinkende Nacht. Sie hatten die Brücke noch nicht verlassen, da kam ihnen Wicho schon entgegengestürzt und streckte die Arme aus.

„Wicho, Du?“ lachte Edelrot. „Ja wer hat Dich denn geschickt?“

Recka schob den Stammelnden mit dem Arm beiseite und sagte: „Hörst Du nicht, wie sie lacht? War Dir Wazes Tochter nicht Schutz genug für Deine Herrin?“

Schweigend trat Wicho zurück und folgte den beiden Mädchen, welche Arm in Arm, unter halblautem Geplauder auf dem dunklen Reitweg thalwärts wanderten. Als sie die rauschende Ache erreichten, drückte Recka einen Kuß auf Rötlis Mund.

„Ich bitt' Dich, nimm den Wicho mit auf den Heimweg,“ sagte Edelrot, „es ist dunkle Nacht geworden.“

„Ich finde meinen Weg und bedarf des Knechtes nicht. Geh' heim, meine liebe Gesellin, und eines merk' Dir: betritt nie wieder meines Vaters Haus, es wäre denn, daß ich selbst Dich hole und führe an meiner Hand!“ Zärtlich streifte Recka mit beiden Händen über Rötlis Scheitel, küßte sie auf die Stirn und schritt, zwischen den finsteren Bäumen verschwindend, dem Seeufer und dem steilen Felsenpfad der Falkenwand entgegen.

Edelrot blickte ihr nach. „Wicho,“ fragte sie den Knecht, „ich hab' es doch heut' so lieb und gut bei ihr gehabt, weshalb denn warnet sie mich jetzt?“

„Sie wird wohl wissen, warum,“ murrte Wicho und faßte die Hand des Mädchens. „Komm, laß uns heimgehen!“

Sie überschritten die Brücke und gingen den Hag entlang; als sie die Hofreut betraten, gab Wicho die Hand des Mädchens frei und sperrte das Thor. Leichten Fußes eilte Rötli über den Hügel hinauf; auf halbem Weg aber hielt sie inne, sie hörte aus der Halle, deren offene Thür im roten Schein des Herdfeuers leuchtete, jene Worte Sigenots: „Derweil ich gebetet hab' und gekniet vor ihm — wo war denn seine Treu', wo war denn seine Hilf'?“ Dann hörte sie ihn schreien: „Mein Eisen! Mein Eisen!“ — und schwarz erschien seine Gestalt in der roten Thür.

„Sigenot?“ stammelte sie.

Beim Klang ihrer Stimme stand er einen Augenblick wie erstarrt; dann stürzte er auf die Schwester zu, faßte ihre Hände und zog sie in den hellen Schein der Thüre. „Deine Augen haben reines Licht!“ Er atmete auf, als fiele ein Stein von seiner Brust. „Rötli! Rötli!“ Und seine Arme umschlangen sie. Mit großen Augen blickte sie zu ihm auf, in der bangen Ahnung einer Gefahr, scheu erschreckend wie ein lachendes Kind, welches jählings über einen Abgrund niederblickt in tiefes finsteres Wasser. Nun gab Sigenot die Schwester frei. „Geh' zur Mutter, Rötli, sie sorgt sich um Dich!“

Schweigend betrat Edelrot die Halle und Sigenot hörte den schluchzenden Freudenlaut, mit welchem Mutter Mahtilt ihr Kind empfing. Wicho war über den Hügel emporgestiegen. „Weißt Du, wo sie gewesen ist? In Wazemanns Haus! Und bei aller Treu', die ich Dir in die Hand geschworen, hätt' ich Deiner Schwester nimmer geholfen, wenn nicht . . .“

„Wenn nicht einer geholfen hätt',“ fiel Sigenot mit bebender Stimme ein, „einer, dessen Arm noch stärker ist als tausend Männer in Wehr und Eisen!“

„Einer?“ fragte Wicho und schüttelte den Kopf. „Nein, Herr, es war eine Weiberhand, die so stark gewesen. Besser als ich hat Wazemanns Tochter Deine Schwester gehütet und hat sie heimgeleitet durch die Nacht bis herunter zum Achensteg.“

Mit jähem Griff hatte Sigenot den Arm des Knechtes gefaßt und starrte ihm in das von der Thürhelle erleuchtete Gesicht; dann wandte er sich schweigend ab und ließ sich niedersinken auf die Hausbank. In der Halle klang Rötlis Stimme. Sie erzählte der Mutter von jener Botschaft, die ihr Henning gebracht, und von allem, was sie erlebt in Wazemanns Haus. Sigenot saß und lauschte mit verhaltenem Atem. Seine Blicke waren hinausgerichtet in die Nacht und hingen an der finsteren Höhe der Falkenwand. Da blitzte über den steilen Felsen, im schwarzen Mauerstreif, ein Lichtschein auf. Ueber dem Felsensteig hatte sich das Pförtlein geöffnet, und ein Knecht hielt die lodernde Kienfackel über das Gewänd hinaus, um Reckas Weg zu erhellen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eierspiele der Osterzeit.

Von **Alexander Tille.** Mit Zeichnungen von **O. Herrfurth.**

Die armen Ostereier! Wie schön wäre ihr Los, wenn sie Frieden hätten, sobald sie von kleinen Händchen gefunden, von kleinen Augen rundum beguckt und von kleinen Lippen ein paarmal „versuchsweise" berührt worden sind! Es ist ja wahr, ihre Schalen haben durch das Sieden in Salzwasser sicher an Festigkeit gewonnen — aber etwa nur deswegen, damit man ihnen nun desto ärger mitspielen könne? Am schwersten ist ihr Los ohne Widerrede in denjenigen Gegenden, in denen das Eierschlagen üblich ist. Und dies sind leider sehr viele. Wenn man in der Schweiz mit den Eiern „dupft", in Böhmen „tupft", in Schwaben „bickt", in Vlamingen „tippt" oder „tikkt" und anderwärts „spickt", „kippt", „klippt", so bedeutet dies allerorts dieselbe Fertigkeit, dieselbe schwer zu erlernende Kunst, die schon so manchen reich und schon so manchen arm an — Ostereiern gemacht hat.



Eierschlagen.

Zur Kinderleidenschaft ist das Eierschlagen in Thüringen geworden, wo auf den Dörfern jeder Knabe den andern, sobald er ihn erblickt, anruft: „Komm schlagen! Willst Du? Nicht? Meins ist gar nicht sehr hart. Ich will Dir eins borgen" — u. s. f., bis sich der andere endlich erweichen läßt. Ihren Gipfel erreicht die Eierschlagesucht jedoch in den deutschen Ostseeprovinzen.

Kaum ist Mittag vorüber, so ziehen hier am Ostermontag Knaben, Burschen, ja sogar ältere Männer und selbst Weißbärte durch die Straßen; sie mustern sich wechselseitig mit prüfenden Blicken und suchen vor allem in das Dunkel der strotzenden Taschen der anderen vorzudringen. Ein siegesgewisser Eierschläger klappert laut mit dem Inhalt seiner Tasche. Ein anderer will zeigen, daß er ihm durchaus nichts nachgebe, und beginnt ebenfalls mit seinen Schätzen zu klappern. Jetzt bleiben beide etwas zurück. Sie gehen langsamer und bleiben endlich stehen. Um sie her sammelt sich sofort eine Menge Schaulustiger. Verwundert sehen sie sich um, und jeder versichert einen guten Freund, der gerade dabei steht, sie hätten nicht die mindeste Lust, bereits so früh mit dem Schlagen zu beginnen. Indessen holt der eine doch ein dunkelrot gefärbtes Ei hervor und „pickert" bald mit dem einen, bald mit dem anderen Ende desselben an die Vorderzähne, um aus dem Tone, den es giebt, die Stärke seiner Wölbung zu erlauschen. Es genügt ihm nicht; er steckt es wieder ein; mit einem anderen folgt dieselbe Probe: endlich hat er eins gefunden. Freudig flüstert er seinem Nachbar zu, das werde ihm keiner einschlagen — nicht mit einem stählernen! Alles reckt die Köpfe. Sein Gegner wirft ihm ob seiner Prahlerei einen verächtlichen Blick zu. Aber auch er kann sich nicht mehr halten. Ein Griff in die Tasche, und mit raschem Rucke hält er, ohne erst lange zu wählen, dem anderen ein Ei hin, das er fast ganz mit der schützenden Hand verdeckt, so daß kaum ein Endchen hervorragt. Und jener? Der denkt nicht daran, zuzuschlagen, sondern froh, den Gegner gereizt zu haben, fragt er scheinbar ganz kühl, was er eigentlich von ihm wolle. Nicht als ob das sein Ernst wäre, aber er hält es für vorteilhafter, selbst sein Ei hinzuhalten und den anderen schlagen zu lassen; denn, meint er, das ruhig gehaltene Ei sei immer das widerstandsfähigere. Ueber derartige grundlegende Fragen sind die Meinungen sehr geteilt, aber sein Gegner steht zufällig auf demselben Standpunkt, und so möchte keiner dem anderen den Vorteil überlassen. So stehen sie, und der zweite hält immer noch sein Ei hin, starr den Blick darauf geheftet. Da endlich entschließt sich der erste zum Schlage. Er schlägt — sein eigenes Ei bricht ein. Natürlich hat er das voraus gewußt; denn der Schlagende ist ja immer im Nachteil.



Das „Waleien".

In Thüringen wäre das eingeschlagene Ei unwiderruflich verloren. In den Ostseeprovinzen ist es nicht so. Hat doch ein Ei zwei Spitzen, und ehe nicht auch die andere eingeschlagen ist, bekommt der Gegner das Ei nicht. Der Sieger möchte gern auch diesen Schlag vollbringen. Aber dem anderen scheint dessen Ei verdächtig. Er bittet es sich zur Probe aus, „pickert" einen Augenblick damit und giebt es freudestrahlend zurück; denn er glaubt, einen Fehler daran entdeckt zu haben. Betroffen zögert nun der andere einen Augenblick. Aber schon hält ihm der Gegner sein Ei hin. Er schlägt und gewinnt auch diesmal. Der andere möchte das verlorene Ei wiedergewinnen und besteht auf der Fortsetzung des Kampfes. Jeder Verlust regt ihn mehr auf. Die Umstehenden verfehlen nicht, zu hetzen, zu sticheln und auf Ungehörigkeiten des Gegners aufmerksam zu machen. Eine wahre Eierschlagwut entwickelt sich. Die Zuschauer beteiligen sich gleichfalls am Schlagen, eine Menge kleiner Gruppen bildet sich, ganze Straßen und Plätze sind von Eierschlagenden gesperrt. „Halt! Halt!" „Schlag zu! Schlag zu!" tönt es alle Augenblicke aus dem Gedränge. Hier und da entstehen



Das Eierklauben.

Streitigkeiten, die andere zu schlichten versuchen. Da es keineswegs nur auf den Bau der Eier, sondern ebensogut auch auf die Stärke und Richtung des Schlagens ankommt, so werden bald einzelne, die es zu einer besonderen Geschicklichkeit gebracht haben, zu kleinen Eierkönigen. Man fragt sie um Rat, man leiht Eier bei ihnen, macht ihnen Vorwürfe, wenn diese eingeschlagen werden, und weigert sich, schlechte Ware zurückzuzahlen. Und es soll nicht selten vorkommen, daß man zuletzt auf den Rücken statt auf ein Ei schlägt.

* * *

„Ein jeglich Land hat seine Sitt', Die seinem Landvolk folget mit," sagte schon vor 600 Jahren Hugo von Trimberg, und als gelehrter Schulmeister von Bamberg mußte er es wissen. So weitverbreitet nun der Brauch ist, daß am Osterfest Eier in den Vordergrund treten, so verschieden sind die Spiele, die man mit ihnen anstellt. Neben dem Eierschlagen, das sich wohl der weitesten Beliebtheit erfreut, steht im Osten des deutschen Kulturgebiets das Eierrollen, oder, wie es in der Lausitz heißt, das „Waleien".

In der Niederlausitz bildet es eine Volksbelustigung in größerem Maßstab. Es ist allerdings schon sehr im Schwinden, und nur hier und da wird es noch gespielt. Ein sanft abfallender Platz ist die unerläßliche Vorbedingung für das Spiel, das im Freien vor sich geht. Bereits am Ostersonnabend wird hier mittels Schnur und Hacke ein gleichschenkliges Dreieck abgemessen und eingezeichnet. Seine Spitze liegt auf der Höhe, seine Grundlinie an der tieferen Seite. Der Boden, den die Seiten des Dreiecks einschließen, wird sorgsam geglättet, und man wacht eifersüchtig darüber, daß keinerlei Verschiebung vorkommt. Am ersten Ostertag wird alles sorgfältig noch einmal nachgeprüft; Mütter und Schwestern haben zugleich daheim eifrig zu thun, denn es gilt, für jeden Burschen eine genügende Menge haltbarer und deutlich gezeichneter Eier hartzusieden. Auch Bräute verwenden große Sorgfalt darauf; denn ihre Gaben sind glückbringend. Ganz regelmäßig gebaute, rundliche oder längliche oder sich stark verjüngende Eier werden ausgesucht, damit der Spieler für jeden vorkommenden Fall ein besonders geeignetes Stück zur Hand habe. Mittags beginnt das Spiel.

Der angesehenste Bursche, dem die Herstellung des Dreiecks anvertraut war, setzt seinen Fuß an dessen Spitze, und oberhalb desselben setzt jeder von denen, die sich beteiligen wollen, ein gezeichnetes Ei hin. Es gilt zunächst, die Reihenfolge zu bestimmen, in der gespielt wird. Derjenige beginnt, dessen Ei nach dem Abrollen auf der Grundlinie am weitesten nach links liegt. Die Burschen kennen die Kunstgriffe und wählen sämtlich sich stark verjüngende Eier, deren Spitzen nach links weisen. Und doch läuft manches der äußersten rechten Ecke zu. Der erste Aerger!

Erst jetzt, nachdem sich die Zieleier selbst verteilt haben, beginnt das eigentliche „Waleien" in der „Welt" oder „Walei", wie das Dreieck benannt wird. Der Besitzer des unten am weitesten links liegenden Eies beginnt ein weiteres hinunterlaufen zu lassen. Trifft er eines der Zieleier, so gehört das getroffene ihm und er darf weiter rollen, fehlt er, so ist auch hier das gerollte Ei verloren. Während sich auf beiden Seiten die Zuschauer dicht herandrängen und es an Scherz und Spott nicht fehlen lassen, verfolgt der, welcher eben an der Reihe ist, sein Ei bis zu seiner Ankunft unten mit Körperbewegungen, gleich als ob er dadurch auf den Verlauf seiner Bahn Einfluß ausüben könnte. Geschicklichkeit, Stärke des Stoßes und kluge Wahl vermögen viel zum sicheren Treffen beizutragen, aber doch nicht alles; denn die kleinsten Unebenheiten vermögen ein wohlgezieltes Ei aus seiner Bahn zu bringen, und nicht einmal der Liebeszauber erweist sich in allen Fällen als wirksam.

Auf das Spiel folgt ein gemeinsamer Trunk im Wirtshaus; da sonnen sich dann die Sieger in ihrem Ruhme und die Besiegten haben Gelegenheit, ihren Aerger hinunterzuspülen.

* * *

Wo noch im Volke der Trieb zum Wettbewerb in körperlicher Leistungsfähigkeit vorhanden ist, da giebt es auch in der Osterzeit ein Spiel, bei dem sich Kraft, Ausdauer und Schnelligkeit zeigen können. Es ist das „Eierlaufen" oder „Eierlesen". In Süd- und Westdeutschland ist es heimisch und auch in Tirol wird es vielfach geübt.

Zu Zams am Inn nennt man es „Eierklauben", und hier steht es in so engem Zusammenhang mit der Osterfeier des gesamten Landvolkes der Umgegend, daß es sich wohl lohnt, einmal einen Blick darauf zu werfen.

Im Sonntagsstaat, jeder mit einem großen Korbe bewaffnet, gehen die zwei schnellfüßigsten Burschen der Gemeinde vom Gründonnerstag an von Gehöft zu Gehöft und bitten alle Bäuerinnen um Eier; denn zur Ausführung des Spieles sind nach alter Ueberlieferung nicht weniger als einhundertfünfundsiebzig Stück nötig, und es gelingt ihnen immer, dieselben zusammenzubringen.

Am Nachmittag des ersten Ostertages zieht das Volk scharenweise hinaus und dem Pfade, der den Schauplatz des Wettlaufes bildet.

Im Angesicht der Menge, die sich selbst belustigt, werden die 175 Eier vom Korbe aus in Abständen von fünf Fuß längs des Pfades niedergelegt, und zwar so, daß auf zehn allemal ein gefärbtes kommt. Dann treten die beiden auserkorenen Wettläufer an dem Korbende an und laufen, während alles mit gespannter Aufmerksamkeit zuschaut, einigemal längs der Eierkette hin. Plötzlich stürzt sich der eine in die Volksmenge, die bei seinem Einbrechen Platz macht, und ist nach einer halben Minute verschwunden. Indessen giebt es für den anderen reichliche Arbeit. Er muß sämtliche Eier einzeln auflesen und in den auf seinem Platze verbleibenden Korb tragen und bei jedem einzelnen den Weg um sämtliche Eier beschreiben. Die Strecke wird aber nicht etwa bei Wegnahme jedes Eies kleiner, da der Läufer bei dem ersten, dem Korbe zunächst liegenden Ei beginnen und so fort immer das jeweils dem Korbe nächstliegende Ei aufnehmen muß.

Unterdessen muß der andere über die Zamser Brücke nach Lötz, Perjen, über die Pürschler Brücke nach Landeck und von da wieder zurück nach Zams zum Eierkorbe laufen, ein Weg, der eine gute Stunde beträgt. Wer zuerst seine Aufgabe vollendet, ist Sieger.

An das „Eierklauben" schließt sich dann noch eine kleine Stegreifaufführung, bei welcher alle Ereignisse in der Gemeinde, alle schlechten Witze, Thorheiten und heimlichen Liebschaften zur Sprache kommen, und das Ganze endet mit einem höchst feierlichen Festessen, welches in der Dorfschenke aus den Eiern des Spieles und aus anderweit gelieferten Eßwaren, als da sind Speck, Wurst, Kuchen, hergerichtet wird und bei welchem der Sieger die Hauptrolle spielt.

Die Perle.

(11. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Ilses Fuß blieb am Boden haften, und sie sah Herrn von Montrose an wie eine geisterhafte Erscheinung. Und doch lag nichts Furchterregendes in dessen Aussehen, durchaus nichts. Sein feines schmales Gesicht war blaß, sein melancholischer Blick hatte nichts Aufgeregtes, sondern traf das junge Mädchen mit einer Art stiller Bewunderung, wie wenn er sagen wollte: ich muß Dich schön finden, obschon ich weiß, daß Du nicht für mich bist! „Guten Abend, Baroneß!" sagte seine angenehme, ein wenig bedeckte Stimme. „Ein seltsames Zusammentreffen!"

Ilse neigte nur wie zur Bestätigung seiner Worte den Kopf.

„Ich war auf ‚Perle'," setzte er seine Erklärung fort, „habe im Schloß nachgesehen und bin dann lange mit Ihrem Herrn Vater umhergefahren. Er hat mir vieles gezeigt, vieles erklärt — es ist eigentlich beschämend für mich, so alt geworden zu sein, ohne auch nur die oberflächlichsten Kenntnisse über den Landbau erworben zu haben. Aber der Baron ist ein guter Lehrmeister, hier zumal, wo er jeden Fußbreit Erde kennt. Er wünschte, noch in Velten zu bleiben, und ich fuhr allein hierher, ich wollte so gern ein paar Atemzüge Meeresluft mitnehmen in die dumpfe Stadt!"

„Kommt mein Vater auch hierher?" fragte Ilse unsicher.

„Nein! Er hatte noch zu thun und wollte sich dann ein Pferd geben lassen und geradeswegs von Velten heimreiten."

Sie antwortete nichts darauf, ihr Blick irrte von ihm fort und wandte sich der Sonne zu, die rasch sank. Bis zur Hälfte schon war die strahlende Kugel ins Meer untergetaucht, sie zeigte ein unheimliches düsteres Rot, das in den Wellen verzitterte und dem tiefhängenden Gewölk einen fahlen Feuerschein gab.

„Sie waren in der Stadt, Baroneß?" begann Montrose von neuem.

„Ja, ich hatte dort zu thun. Mein Vater machte Schwierigkeiten wegen der Pferde —"

„Ich bitte Sie, Baroneß, kein Wort davon — Sie bringen mich in Verlegenheit! Ihr Vater weiß, und Sie müssen es auch wissen, daß Sie schalten und walten können auf ‚Perle' wie in früheren Zeiten!"

Sie hätte ein paar Worte der Anerkennung hierauf erwidern müssen, aber sie that es nicht. Sie wollte sich ihm verleiden, ganz verleiden, damit er in Zukunft absichtlich ihre Nähe meide wie sie die seinige. Mochte er sie für hochmütig und abstoßend halten — mochte er!

„Wie geht es Ihrer Frau Mutter?" kam von neuem seine gedämpfte Stimme an sie heran — sie empfand die Stimme wie etwas Körperliches.

„Papa wird es Ihnen gesagt haben — es geht nicht gut, sie ist still und teilnahmlos. Aber am ersten schönen Tag bringen wir sie fort und ziehen selbst hinüber ins Verwalterhaus." Sie setzte das letztere hastig hinzu, als ob seine Frage nur diese Deutung haben könnte.

„Es eilt mir nicht damit, ins Schloß zu kommen," sagte er ohne jede Empfindlichkeit.

„Aber die Ihrigen werden es wünschen. Ich sprach Ihren Sohn in der Stadt — er schien Gewicht darauf zu legen, bald nach ‚Perle' herauszukommen."

„So? Schien er? Schon möglich! Er hat indessen abzuwarten, bis ich den Tag zur Uebersiedlung bestimme! Bis vor kurzem hatte er nicht die geringste Neigung für den Landaufenthalt."

„Er hat mir nicht gesagt, daß ich Sie hier finden würde."

„Er hat es gar nicht gewußt. Unsere Wege trennen sich oft." Es klang so einfach, doch war der doppelte Sinn nicht mißzuverstehen. „Wollen wir zum Belvedere hinauf, Baroneß? Man sieht von dort oben noch besser, und die Sonne wird gleich hinunter sein."

Sie hätte gern Nein gesagt, aber wie konnte sie das, ohne geradezu ungezogen zu sein? Nur als er ihr die Hand bot, um ihr beim Ersteigen der unbequemen Steinstufen behilflich zu sein, zuckte sie zusammen und wich zurück.

Herr von Montrose blieb stehen und sah sie an. „Sie schrecken vor mir zurück, Baroneß, als wenn ich Ihnen ein Leid anthun wollte!" sagte er. „Sie müssen ein starkes Vorurteil gegen mich haben. Freilich, ich mag Ihnen schon zum voraus verleidet gewesen sein, weil ich es bin, der Ihren Vater, Sie alle gewissermaßen aus Ihrer Heimat vertreibt. Oder" — er zögerte einen Augenblick — „ist es etwas anderes, was Ihr Gefühl gegen mich wachruft? Denn eine Antipathie ist da — das werden Sie nicht leugnen wollen!"

„Das — das ist nicht das richtige Wort," begann Ilse stockend; dann verstummte sie hilflos. Was sollte sie zu diesem Mann sprechen, wie ihm erklären, was ihr selbst bis zur Stunde noch unerklärlich geblieben war? Konnte sie ihm sagen: „Ich fühle mich durch Dich angezogen und abgestoßen zu gleicher Zeit — Dein Bild, die Erinnerung an Dich haben mich fort und fort begleitet, obschon ich alles dazu that, beides zu verbannen; Deine Gegenwart macht mich innerlich unfrei und willenlos, mir ist, als gehörte ich nicht mehr mir selbst an, wenn Du da bist, als hättest Du über mich zu bestimmen und ich müßte Dir gehorchen" — konnte sie dem fremden Mann, mit dem sie heute zum zweitenmal in ihrem Leben ins Gespräch gekommen war, das sagen? Schattenhaft, blitzgleich flogen diese Gedanken an ihr vorüber, auch die Erwägung, wie es wäre, wenn sie ihm von ihrem Verlöbnis mit Albrecht Kamphausen Mitteilung machte. Ob ihr dann nicht leichter ums Herz würde, ruhiger? Vielleicht! Aber ihm, dem Fremden, zuerst ein Geheimnis anvertrauen, das ihre eigenen Eltern noch nicht wußten, noch nicht wissen durften? Wie würde er ein solches Geständnis aufnehmen? Was sollte er überhaupt damit? Von Antipathie hatte er gesprochen, sie hatte ihm erwidert, das sei nicht das richtige Wort, und das war es auch nicht — aber fand sie das richtige Wort? Kannte sie es?

„Also nicht Antipathie! Was ist es sonst?" hörte sie ihn fragen.

Sie nahm all ihren Mut zusammen und sah ihm voll ins Gesicht. „Ich weiß es nicht! Ich muß Ihnen launenhaft erscheinen und undankbar — aber ich kann nicht anders sein!" Und während sie das sagte, fühlte sie wieder dies grenzenlose Mitleid mit ihm, da er sie ansah mit seinen traurigen entsagenden Augen, die es aufgegeben hatten, das Glück zu suchen.

Es ließ sich schwer etwas entgegnen auf das, was sie gesagt hatte. Herr von Montrose entgegnete auch nichts, sie schwiegen beide und hatten es vergessen, daß sie den kleinen Tempel ersteigen wollten. „Sehen Sie," sagte dann Herr von Montrose plötzlich, „die Sonne ist hinunter!"

Dort, wo sie eben noch gestanden hatte, leuchtete es auf wie eine zuckende Flamme; die rote Glut in den Wolken erblaßte rasch — ein blasses Gelb färbte den westlichen Horizont.

„Ich muß gehen," sagte Ilse und wandte sich um. „Es ist die höchste Zeit!"

„Darf ich Ihnen meinen Wagen anbieten, Baroneß? Sie kommen vor Dunkelwerden nicht mehr nach Hause!"

„Um keinen Preis! Ich danke! Ich finde den Weg auch im Finstern — ich gehe rasch."

„Sie können es von keinem Mann verlangen, daß er eine Dame zu dieser Zeit ohne Schutz durch den Wald gehen läßt! Da fängt es auch wieder zu regnen an. Sie gestatten." Er nahm ihr den leichten grauen Mantel ab, den sie über dem rechten Arm trug, und legte ihn sorgsam um ihre Schultern; darauf zog er eine kleine Pfeife hervor und setzte sie an die Lippen. „Das Zeichen für meinen Kutscher; er muß hier in der Nähe sein; wir müssen bis zum Ausgang der Lichtung gehen."

Ilse mußte sich fügen. Es half ihr nichts, daß sie ihren Einfall verwünschte, das Meer sehen zu wollen, es half ihr auch nichts, daß sie die Hand in ihre Tasche schob und sie auf dem Brief ruhen ließ, wie wenn er ein Zauber wäre, der sie schützen würde — der Aufruhr in ihr legte sich nicht. Und auch die Natur schien entfesselt. Sturm und Regen entluden sich mit voller Gewalt, Windstöße gingen über den Wald hin, daß die Bäume ächzten. Ilse fühlte sich von der Hand ihres Begleiters ergriffen und vorwärts gezogen. Wie damals auf der dunklen Wendeltreppe, so spürte sie auch heute, wie von dieser Hand, in der die ihrige lag, etwas ausging gleich einem starken elektrischen Strom, dem sie völlig unterthan war. Jetzt versuchte sie nicht mehr, sich frei zu machen, sich zu sträuben; sie ging willenlos mit.

Am Ende der Lichtung wartete Herrn von Montroses Wagen. Der englische Kutscher hatte vorsorglich das Verdeck aufgeschlagen; er war mit einem Satz vom Bock herunter, als er seinen Herrn kommen sah, und half ihm und der jungen Dame gewandt beim Einsteigen. Ilse lehnte mit halbgeschlossenen Augen in der Wagenecke und atmete durstig den herben Duft des nassen Laub- und Nadelholzes. Ihr Begleiter deckte eine weiche bunte Decke über ihre Knie; sie fühlte seinen Blick, ohne ihn anzusehen.

„Nach ‚Perle', so rasch die Pferde können!" rief Herr von Montrose, und mit schwindelnder Eile ging es vorwärts. Das Rauschen des Regens, das Sausen des Windes in den Bäumen und der harte Hufschlag der Pferde auf dem festen Wege machten jedes Gespräch zur Unmöglichkeit. Ohne ein Wort miteinander zu wechseln, fuhren die Zwei durch den stürmenden herbstlichen Wald.

12.

Nun lag die „Perle" tief eingebettet im Schnee. Der Winter hatte die Menschen seinen Ernst fühlen lassen. Zu Anfang Dezember schon hatte der Frost eingesetzt, ein steifer Nordost wehte fort und fort, machte den Boden steinhart, hing ganze Tropfsteingebilde aus Eiszapfen überall an und trieb den Leuten die hellen Thränen in die Augen. Eine bleiche Wintersonne sah vom Himmel herab; die Luft „schnitt" förmlich, so kalt war sie. Die Wälder standen im Rauhreif, silberfunkelnd, blitzend, und das Meer fror ein großes Stück weit zu; kaum konnte man vom Ufer her mit unbewaffnetem Auge den feinen dunklen Streifen erkennen, der das offene Wasser anzeigte. Seit langen Jahren hatte sich dies Ereignis an der Küste nicht vollzogen; von nah und fern strömten die Menschen herbei, das seltene Schauspiel zu genießen.

Endlich war dann der Schnee gekommen, der langersehnte Schnee; er deckte weiche Polster auf Wiesen und Hecken und wickelte den Wald dicht ein in undurchdringliche Flockenwirbel. Als der wilde Tanz vorüber war, da hielt jedes Zweiglein und jedes Aestchen seine Schneelast fest, und der Eichenforst war wie ein riesiger Eispalast anzusehen.

Jetzt stand das Weihnachtsfest vor der Thür.

Längst waren die neuen Besitzer von „Perle" eingezogen in das neu ausgestattete Schloß. Zu Clémence von Montroses Aerger



WINTERS ABSCHIED.

der Bildung der Niederschläge dadurch hat, daß sich an ihm der Wasserdampf verflüssigt.

Man kann geradezu behaupten, daß alles Wasser, welches die Sonnenstrahlen an der Oberfläche des Meeres und des Festlandes verdampfen, sich am Staube wieder verdichtet; daß kein Regentropfen herabfällt, dessen erster Keim nicht ein Staubteilchen gewesen wäre.

Wenn nun von „Wasserdampf" die Rede ist, so muß bemerkt werden, daß damit stets Wasser in Gasgestalt gemeint ist, so durchsichtig und unsichtbar wie alle anderen Gase, nicht der wolkige Dampf, wie man ihn aus dem Kessel einer Lokomotive ausströmen sieht. Dieser ist, wie die Wolken und Nebel, flüssiges Wasser, in unzählige feine Tröpfchen verteilt. Beständen die Wände eines Dampfkessels aus Glas, so würden wir durch den Dampfraum drinnen klar hindurchsehen können; hier haben wir Wasser in Gasform. Strömt der Dampf aber irgendwo aus, in die viel kältere Luft, so verdichtet er sich zu flüssigen Tröpfchen. Genau derselbe Vorgang ist es, wenn der Wasserdampf, den die Sonnenwärme in den unteren warmen Schichten der Atmosphäre angesammelt hat, hinaufsteigt, sich abkühlt und dabei die Wolken bildet.

Man sagt gewöhnlich, die oberen Luftschichten seien kälter als die unteren, weil sie die Sonnenstrahlen vollständig hindurchlassen, also von ihnen nicht erwärmt werden können, daß dagegen die Strahlen die Erdoberfläche erwärmen und diese erst die Luft. Dies ist gewiß so; aber es erklärt nicht, warum nicht auch die oberen Luftschichten im Laufe der langen Zeiten endlich ebenfalls erwärmt worden sind. Daß diese Schichten sich etwa gegen den Weltraum hin stark abkühlen sollten, dafür ist keine Ursache vorhanden, denn ein Körper, der, wie die Luft, wenig Wärmestrahlen verschluckt, sendet nach einem festen Gesetze auch wenig aus. Wäre die Atmosphäre in vollkommener Ruhe, so müßte sie sich in der That vom Erdboden aus vollkommen durchwärmen. Sie ist aber in fortwährender Bewegung und darin liegt die Ursache der ungleichmäßigen Wärmeverteilung. Wenn eine Luftmenge von der Erdoberfläche in die Höhe steigt, so muß sie sich dabei bedeutend ausdehnen, denn der Druck, unter dem sie steht, ist oben viel geringer als unten. So oft aber ein Gas sich ausdehnt, wird es kälter; es entzieht sich ihm die Wärmemenge, welche der Arbeit entspricht, die es während der Ausdehnung im Zurückschieben der Umgebung leistet. Aufsteigende Luft kühlt sich daher ab, herabsinkende wird umgekehrt wärmer. So erklärt es sich, daß bei den fortwährenden Bewegungen in der Atmosphäre das Temperaturgleichgewicht, welches in der gleichmäßigen Durchwärmung aller Schichten bestände, nie zustande kommen kann.

Wenn nun aufsteigende Luftmassen eine genügende Menge von Wasserdampf enthalten, so wird dieser sich in gewisser Höhe zu Tröpfchen, zu Wolken verflüssigen. Wir sagen, die Abkühlung ist die Ursache der Verflüssigung. Es kann nun aber die Behauptung aufgestellt und durch Versuche bewiesen werden, daß Abkühlung allein nicht dazu genügt, daß vielmehr Verflüssigung nur stattfindet an der Oberfläche irgend eines festen oder flüssigen Körpers, nicht in der freien, reinen Luft, wohl aber an der Oberfläche der in ihr verteilten Staubpartikelchen. Jedes Tröpfchen eines Dampfstrahles, einer Wolke, ist ein mit Wasser überzogenes Staubteilchen.

Der beweisende Versuch ist leicht anzustellen. Wir füllen eine große Flasche mit staubfreier Luft, was so geschehen kann, daß wir gewöhnliche Luft durch Watte pressen und dann in die Flasche leiten, so lange, bis alle ursprünglich in ihr enthaltene Luft durch filtrierte ersetzt ist. Die Watte hat alle Staubteilchen zurückgehalten. Lassen wir nun in die staubfreie Luft der Flasche einen Dampfstrahl aus einem Kessel eintreten. Er bleibt vollkommen unsichtbar. Keine Spur von dem gewohnten wolkigen Aussehen ist wahrnehmbar. Das einzige, was wir bemerken, ist, daß die Innenwände der Flasche zu triefen beginnen: der Dampf verdichtet sich an diesen allein, da er keine andere feste Oberfläche vorfindet. Blasen wir aber nunmehr etwas gewöhnliche, staubhaltige Luft in die Flasche, dann erscheint diese sofort mit dichtem wirbelnden Nebel erfüllt. Soviel Staubpartikelchen wir eingelassen haben, aus soviel Tröpfchen besteht dieser Nebel. Lassen wir nur wenig Stäubchen ein, so stürzt aller Dampf auf diese wenigen und beladet sie in kürzester Zeit so sehr mit Wasser, daß sie als schwere Tröpfchen zu Boden sinken. Es regnet dann in unserer Flasche. Sie wird bald wieder klar und der Dampfstrahl unsichtbar wie zuvor.

Ohne Staub also keine Verflüssigung des Dampfes in der Luft. Ohne Staub kein Nebel, keine Wolken, kein Regen, kein Schnee, keine Gewitter. Die einzige Verdichtungsfläche wäre die Oberfläche der Erde selbst. Diese, die Bäume und Sträucher, die Wände der Häuser würden zu triefen beginnen, wenn Abkühlung in der Luft eintritt. Im Winter würde sich alles mit einer dicken Eiskruste überziehen. In dieser Weise müßte all das Wasser zum Vorschein kommen, das wir gewohnt sind, in Regengüssen oder als Schnee herabfallen zu sehen. Beim Hinaustreten ins Freie würden wir sofort fühlen, daß sich unsere Kleider durchnässen; Regenschirme wären nutzlos. Die mit Wasserdampf übersättigte Luft würde auch eindringen ins Innere der Häuser und ihr Wasser an den Oberflächen aller Gegenstände absetzen. Kurz, es ist kaum zu übersehen, wie ganz anders alles sein würde, wenn nicht der Staub seine unermeßlich große Oberfläche allenthalben der Luft darböte. Ihm verdanken wir es, daß die Verdichtung des Wassers von der Erdoberfläche abgewendet wird nach den höheren, kälteren Luftschichten.

Seit man aufmerksam geworden ist auf den großen Anteil des Staubes an den meteorologischen Erscheinungen, hat man begonnen, die Staubpartikelchen in der Luft zu zählen.

Schon Pasteur hat dahingehende Versuche angestellt. Er filtrierte eine abgemessene Luftmenge statt durch gewöhnliche Watte durch Schießbaumwolle. Alle Staubpartikelchen, die in der durchgepreßten Luft enthalten waren, saßen jetzt in der Schießbaumwolle. Die letztere läßt sich in einem Gemisch von Aether und Alkohol klar auflösen und die Lösung zu einer Schicht von klarem und durchsichtigem Kollodium eintrocknen, worin die Partikelchen unter dem Mikroskope beobachtet und auch gezählt werden können. Diese Versuche wurden indessen hauptsächlich in der Absicht angestellt, nach Hefekeimen in der Luft zu fahnden.

Ein besseres Verfahren zur Zählung des Staubes gründet sich auf unseren Versuch mit der staubfreien Flasche; es ist, wie dieser Versuch, von Aitken in Edinburg ersonnen. Lassen wir in die staubfrei gemachte Flasche eine abgemessene Menge der zu prüfenden Luft eintreten, etwa den hundertsten Teil des Inhaltes der Flasche selbst. Es wird durch diese Verdünnung die Zählung erleichtert werden. Die Luft in der Flasche ist durch einige Tropfen Wasser vorher mit Feuchtigkeit gesättigt worden, zugleich hat man sie durch Hineinpressen von etwas staubfreier Luft komprimiert. Wird nun plötzlich ein Hahn geöffnet, so dehnt sich die Luft aus, kühlt sich dabei ab, und der Wasserdampf schlägt sich an all den eingelassenen Staubteilchen nieder, beschwert sie und läßt sie bald zu Boden sinken. Der Boden der Flasche aber ist aus einer blanken Silber- oder Glasplatte gebildet, auf welcher ein Netz von Quadratmillimetern eingeritzt ist. Auf dieses Netz senken sich soviele Wassertröpfchen nieder als Staubteilchen in der Flasche waren, und können hier mit der Lupe gezählt werden.

Die Anzahl der Staubpartikelchen in einem Kubikcentimeter Luft betrug beispielsweise in London, selbst am Rande der Stadt und wenn der Wind von außen her blies, fast eine Viertelmillion. Ungefähr ebensoviel fanden sich in der Pariser Luft; auf der Spitze des Eiffelturmes waren etwa halb soviel zu finden. Bedeutend reiner ist die Luft in den Alpen. Auf dem Gipfel des Rigi ergaben sich etwa 200 Stäubchen im Kubikcentimeter, nach Regenfällen etwas weniger. In der verhältnismäßig reinen Luft der Berggipfel verdichtet sich der Hauch aus dem Munde, auch bei kaltem Wetter, nicht zu sichtbaren Wolken. Steigen wir aber herab und nähern uns einem Dorfe, wo Schornsteine rauchen, so erscheinen die gewohnten Hauchwolken wieder. Ein Dampfstrahl bleibt indessen überall sichtbar; vollkommen staubfreie Luft ist nirgends gefunden worden.

Man bezeichnet oft den Staub als etwas der Erde Eigentümliches. Er findet sich aber auch im Weltenraume. Unser Sonnensystem hat seine Staubatmosphäre, wenn sie auch außerordentlich dünn gesäet ist. Außer den großen Klumpen von Materie, den Meteorsteinen, fällt unaufhörlich meteorischer Staub aus dem Weltraume auf die Erde herab. Man ist darauf zuerst aufmerksam geworden, als im Jahre 1869 bei Upsala ein Meteorit niederfiel und zugleich ein schwarzer Staubregen. Der Staub wurde gesammelt und zeigte ganz dieselbe Zusammensetzung wie der Meteorit: Kohle und Eisen. Seitdem hat man noch mehreremal solche besonders dichte kosmische Staubfälle von ganz gleicher Zusammensetzung beobachtet, auch ohne daß Meteoriten erschienen

prangte aber immer noch das Wappenschild der Doßbergs, die Perle in der offenen Muschelschale, über dem Portal anstatt der Rose, die das Abzeichen der jetzigen Eigentümer bildete. Sie hatte ihren Vater darauf aufmerksam gemacht und ihn gefragt, ob es möglich sei, daß er eine so wichtige Sache übersehen habe. Die Antwort hatte gelautet, das sei durchaus nicht der Fall, es solle aber fürs erste alles beim alten gelassen werden. Mit diesem Bescheid mußte sie sich begnügen, und das Wappen blieb, wo es war.

Längst auch war die Familie Doßberg in das Verwalterhaus übergesiedelt. Es war ein hübscher Bau; aus dem Schloß hatte man alles mit herübergenommen, was die Zimmer irgend geschmackvoll und wohnlich gestalten konnte, und so war ein Ganzes hergestellt worden, das entschieden einen anheimelnden Eindruck machte, aber das Behagen trotzdem nicht auf die Bewohner übertrug. Die Baronin hatte sich in der ersten Zeit nach dem Umzug anscheinend ein wenig erholt. Ihre Lebensgeister flackerten wieder auf, sie hatte besseren Appetit, gewann mehr Kräfte und zeigte neues Interesse am Wohl und Wehe ihrer Umgebung. Ilse war fast immer um ihre Mutter, nur selten gestattete sie, daß die getreue Lina sie ablöse. Aus dem Lawn Tennis-Spiel im Herbst und dem regen Verkehr von Haus zu Haus, den Lieutenant Georges von Montrose so lebhaft gewünscht hatte, war fast nichts geworden. Nur der alte Herr von Montrose hatte das junge Mädchen öfters erblickt. Er kam ziemlich häufig nach dem Verwalterhause herüber, seiner vielen eingehenden Besprechungen mit Doßberg wegen; es war zartfühlend von ihm, seinen Administrator in dessen Haus aufzusuchen, anstatt ihn zu sich nach dem Schloß zu entbieten, wo jeder Schritt den Baron an eine schönere Vergangenheit mahnte.

Es hatte sich eine Art von Freundschaft zwischen den beiden Männern gebildet, freilich eine seltsame Freundschaft. Nie streiften die langen Unterredungen, welche sie miteinander führten, das Gebiet persönlicher Erlebnisse, persönlichen Empfindens; streng sachlich wurde nur das abgehandelt, was zum Wohl und Gedeihen des Gutes erforderlich war, allein es konnte nicht vermieden werden, daß hier und da eine Ansicht über allgemein wichtige Dinge, über die Behandlung der Landbevölkerung, über Politik und volkswirtschaftliche Fragen im Gespräch auftauchte; dabei mußte notwendig einer des anderen Sinnesart, ein Stück seiner Lebensauffassung kennenlernen, und es ergab sich manches Gemeinsame. Dazu kam noch, daß Herr von Montrose das tiefste Mitgefühl für den Baron hatte und auf jede Weise bemüht war, dessen Stellung angenehm zu gestalten; und Doßberg hätte undankbar sein müssen, wenn er nicht den feinen Takt, das fast ängstliche Bemühen Montroses, nie den Herrn zu zeigen, wohlthätig empfunden hätte.

Indessen verlor der Baron dennoch keinen Augenblick das Gefühl seiner Abhängigkeit. Er konnte keine Ausfahrt, keinen Ritt durch die Felder unternehmen, ohne zu denken: vor einem halben Jahr noch war dies alles dein Besitz; er konnte das Aufblühen und Gedeihen des Gutes nicht sehen, ohne sich zu sagen: all das würdest du für dein Eigentum gethan und es dir erhalten haben, wenn du nur über die Mittel verfügt hättest! Jetzt hebst du mit fremdem Gelde das Gut deiner Väter für einen Fremden wieder empor! Oft, wenn er heimkehrte von seinen langen Ritten und Philipp ihm das Pferd abgenommen hatte, lenkte er in Gedanken seine Schritte auf dem altgewohnten Weg dem Schlosse zu, bis es ihm angesichts des Portals einen Ruck gab. „Geh' hin, wohin du gehörst! Du hast hier nichts mehr zu suchen, bist nichts mehr als der bezahlte Verwalter!“ Dann kam er mit trüben Augen, gesenkten Hauptes bei den Seinen an; er vermied es dann, seine kranke Frau aufzusuchen — die bekam immer nur sein freundliches Gesicht, sein Lächeln, das freilich kein richtiges Lächeln war, zu sehen. Aber seine Ilse, seine schöne kluge Tochter, die war seine Vertraute geworden, und obgleich er auch vor ihr nicht klagte, so brauchte er doch hier keine Maske zu tragen, durfte sich nicht den Zwang des Redens auferlegen. Stumm strich er ihr mit der Hand über das Haar, stumm und aufmerksam trug sie ihm sein Frühstück auf, bediente ihn und sorgte dafür, daß er wirklich aß und trank, und wenn sie es für erlaubt hielt, dann plauderte sie auch mit ihm, erzählte von ihrer Lektüre, von den häuslichen Einrichtungen, von Mama, der es doch wieder ein wenig besser gehe, und war froh, wenn er auf das Gespräch einging. Sobald aber der Baron einmal unerwartet Herrn von Montrose um die Frühstückszeit mitbrachte, war Ilses Unbefangenheit dahin. Sie mußte selbstverständlich den Gast begrüßen und für das Behagen der Herren sorgen, aber sie kürzte beides soviel als thunlich. Mit scheuen, bang umherirrenden Augen saß sie den beiden Herren gegenüber, stockend und unfrei kamen die Worte über ihre Lippen, so daß ihr Vater sie einmal gefragt hatte, ob sie etwas gegen Herrn von Montrose habe — dazu liege doch bei dessen rücksichtsvollem Benehmen durchaus keine Veranlassung vor.

Von Albrecht Kamphausen hatte Ilse seither noch einen Brief erhalten, aus Schanghai datiert, voll von Liebe und Sehnsucht, von so großer ungestümer Sehnsucht, daß sie beim Lesen in heiße Thränen ausgebrochen war. Ach, warum mußte er so fern sein, warum war er nicht da, sie zu schützen! Sie hatte ihm keine jener dunklen Andeutungen mehr geschrieben, die ihm damals so befremdlich erschienen waren, hatte sich gezwungen, mutig und vertrauensvoll zu ihm zu sprechen, wie er es liebte, aber bitter und schmerzlich empfand sie es, auch hier sich verstellen zu müssen, ihm gegenüber, mit dem sie eins sein sollte für das ganze Leben.

Das Weihnachtsfest sollte mancherlei bringen. Im Schloß wurden Vorbereitungen zu einem großen Fest getroffen, das am ersten Feiertag stattfinden sollte. Die Montroses hatten in der ganzen Umgegend Besuche gemacht, und nun war die gesamte Nachbarschaft schon wochenlang zuvor feierlich eingeladen; es sollte gleichsam ein Einführungsfest sein, das die neu Angesiedelten den übrigen Grundbesitzern näherbringen würde. Clémence hatte diesen Gedanken gehabt und seine Ausführung nicht ohne einige Mühe bei ihrem Vater durchgesetzt; sie hatte sich dann völlige Freiheit für ihre Anordnungen erbeten und traf nun großartige Vorbereitungen. Täglich fiel ihr etwas Neues ein, das verschrieben und angeschafft werden konnte, ihre Feder war in beständiger Bewegung. Man sollte staunen, was die Montroses für Feste auszurichten verstanden! Besaß man einmal ein altes feudales Rittergut, dann mußte man es auch zu Ehren bringen; jetzt sollte die „Perle“ erst ihren wahren Glanz bekommen! Es war selbstverständlich, daß Georges und Botho zum Fest herüberkamen; sie hatten einen ausgiebigen Urlaub bewilligt erhalten, und Clémence war glücklich, den Bräutigam, der sich nicht oft im Schlosse sehen ließ und ganz merkwürdig kurze Briefe schrieb, endlich einmal auf längere Zeit bei sich zu haben. Herr von Montrose kümmerte sich um alle diese Dinge nicht, sonst würde er dafür gesorgt haben, daß die Vorkehrungen weniger prahlerisch und prunkend ausgefallen wären. Er sah nur sorgsam die Liste der Einzuladenden durch und war sehr befremdet, Baron Doßberg und seine Tochter nicht vermerkt zu finden; er fügte den Namen sofort mit seinem Taschenbleistift bei. Auf Clémences verlegene Ausrede, die würden ja doch der Kranken wegen nicht kommen, entgegnete er mit gelassener Bestimmtheit, er selbst werde alles dazu thun, den Baron zum Erscheinen auf dem Feste zu bewegen, schon um der Nachbarschaft den Beweis zu liefern, welcher Art sein Verhältnis zu dem früheren Eigentümer der „Perle“ sei. Daran knüpfte sich die für Clémence nicht neue Mahnung, den Bewohnern des Verwalterhauses stets die größte Rücksicht angedeihen zu lassen, eine Mahnung, die sie äußerlich mit Ruhe entgegennahm, gegen die sie aber im stillen um so schärfer Widerspruch einlegte. Was Papa wohl einfiel, mit dieser Gesellschaft so besondere Umstände zu machen, als ob es Prinzen von Geblüt wären! Dieser alte Doßberg trug den Kopf immer so stolz im Nacken, als hätte er seine „Perle“ bloß aus Gnade einstweilen hergeliehen, und der „Baroneß“ mit ihrer koketten Schönheit hätte so ein kleiner Denkzettel vollends nichts geschadet. Aber in dem Punkt verstand Papa keinen Spaß, das wußte Clémence und sie hatte allen Grund, ihn günstig zu stimmen. Denn wenn Papa nicht wollte, bekam sie Botho nicht, und um Botho zu bekommen, mußte man erst seine Schulden bezahlen, deren er, wie der zartfühlende Georges einmal der Schwester verraten hatte, „schauderhaft viel“ besaß. Clémence mußte sich also fügen, um so mehr, als sie bei Georges mit Klagen über den „Bettelbaron“ und seine Tochter schon gar nicht ankam. Georges war noch immer bis über beide Ohren vernarrt in das „süße Geschöpf“, zumal der stillschweigende Widerstand Ilses auf den verwöhnten Frauenliebling immer neuen Reiz ausübte. Und Botho? Botho hörte als galanter Bräutigam geduldig zu, wenn Clémence ihrem Groll über „Papas Schwäche“ Luft machte, aber als sie ihn einmal geradezu fragte, ob er denn auch diese Ilse von Doßberg so überwältigend schön finde, da hatte der Lieutenant von Jagemann nur mit großem Ernst und

großer Ueberzeugung das eine Wort: „Entzückend!" ausgesprochen, und Clémence hatte das Thema ein für allemal aufgegeben. —

Heute, am Morgen des vierundzwanzigsten Dezember, war Baron Doßberg im Schlitten nach St. gefahren, um seinen Sohn heimzuholen. Während der Herbstferien war Armin in der Stadt geblieben, da sein Schulzeugnis stark zu wünschen übrig ließ; auch hegte er einen ganz unbezähmbaren Grimm gegen Herrn von Montrose und dessen Familie, so daß zu befürchten stand, der heißblütige Junge möchte sich bei etwaigen Begegnungen zu unartigem Betragen hinreißen lassen. Jetzt hatten die wilden Wogen seiner Empörung sich ein wenig gemildert, seine letzten Briefe lauteten merkwürdig verständig, er sprach von „heilsamen Entschlüssen", die er gefaßt, von „definitiver Entscheidung", welche die nächste Zeit bringen müsse, vom „Wohl und Weh seiner Zukunft", das er den Seinigen demnächst warm ans Herz legen wolle, und so ließ man ihn denn zum Feste nach Hause kommen, zumal auch die kranke Baronin den Wunsch geäußert hatte, den einzigen Sohn wiederzusehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rolle des Staubes in der Natur.

Von Dr. P. Lenard.

Wenn ein Strahl Sonnenlicht durch eine Spalte im Fensterladen in ein verdunkeltes Zimmer fällt, so kann er in seiner ganzen Länge gesehen werden. Was sein Licht nach allen Seiten zerstreut und so auch ins Auge gelangen läßt, ist der Staub der Zimmerluft. Es ist nicht der Sonnenstrahl, den wir sehen, es ist der von ihm beleuchtete Staub. Bei näherer Betrachtung können deutlich einzelne Körperchen beobachtet werden, wie sie den Strahl durchziehen.

Bei ruhiger Zimmerluft macht sich der Staub noch viel besser bemerkbar, indem er sich dann auf alle Gegenstände absetzt. Er fällt außerordentlich langsam zu Boden, obgleich er aus Stoffen besteht, die in größeren Klumpen rasch herabfallen, wie man sehen kann, wenn man abgesetzten Staub zusammenfegt und festballt. Beim Zusammenballen lassen wir eine sehr große Menge freier Oberfläche, welche die Teilchen früher der Luft darboten, verschwinden. Diese große Oberfläche war es, die der Luft genügende Angriffspunkte gab, den Staub im Fallen so sehr aufzuhalten. Je feiner der Staub, um so größer ist seine Oberfläche im Verhältnis zur Masse, um so mehr wird sein Fallen durch die Luft verlangsamt.

Es könnte den Anschein haben, als ob es eine undankbare Aufgabe wäre, von der Rolle dieses Staubes in der Natur zu sprechen. Denn welche wesentliche Wirkungen könnten diesem geringgeschätzten Stoffe zukommen? Indessen es wird sich zeigen, daß wir kein Recht haben, ihn gering zu schätzen.

Der Staub hat den größten Anteil an fast allen Erscheinungen in der Erdatmosphäre. Zunächst ist er es, der den heiteren Himmel blau erscheinen läßt. Wenn wir nach dem blauen Himmelsgewölbe blicken, so sehen wir den von der Sonne erleuchteten Staub in der Atmosphäre. Es ist nichts anderes vor uns, was Licht ins Auge gelangen lassen könnte. Durch alle Gase, welches auch ihre chemische Zusammensetzung sei, geht das Licht unsichtbar, in geraden Linien hindurch. Der Staub fängt es auf, reflektiert es nach allen Seiten und läßt so die ganze Atmosphäre hell erscheinen, in derselben Weise, wie er den Sonnenstrahl im verdunkelten Zimmer sichtbar macht.

Ohne Staub gäbe es kein blaues Firmament. Der Himmel würde so schwarz oder noch schwärzer sein, als wir ihn in den schönsten mondlosen Nächten erschauen. Unvermittelt würde auf diesem schwarzen Hintergrunde die glühende Sonnenscheibe stehen, und derselbe schroffe Gegensatz würde auch auf der beleuchteten Erdoberfläche herrschen: blendendes Licht, wo die Sonnenstrahlen hintreffen, und tiefschwarze Schatten, wo sie fehlen. Nur das Licht des Mondes und der Sterne, die auch bei Tage sichtbar blieben, würde diese Gegensätze etwas mildern können. Die Beleuchtung der Erdoberfläche wäre der ähnlich, die wir durchs Fernrohr an den Mondlandschaften erblicken; denn der Mond besitzt keine Lufthülle, welche Staub schwebend erhalten könnte. Es ist der Staub, dem wir auf der Erde die gleichmäßige, gemilderte Tagesbeleuchtung verdanken, für die unsere Augen nun einmal eingerichtet sind, es ist der Staub, der so viel zur Verschönerung unserer landschaftlichen Scenerien beiträgt.

Aus dem Gesagten geht indessen zunächst nur hervor, daß der Staub das Himmelsgewölbe hell erscheinen läßt; warum aber erscheint es gerade blau? Warum reflektiert der Staub von den verschiedenfarbigen Bestandteilen des weißen Sonnenlichtes am meisten die blauen, weniger die grünen, gelben und roten?

Dies hängt zusammen mit der Größe der Staubpartikelchen. Nur die feinsten Stäubchen sinken so langsam herab, daß sie sich, durch die Luftströmungen überallhin verbreitet, in allen Schichten der Atmosphäre beständig vorfinden, und nur diesen allgemein verbreiteten, feinsten Staubteilchen dürfen wir besondere Bedeutung zuschreiben. Die gröberen sinken ja bald zu Boden. Und nun erinnere man sich an den feinen Mechanismus des Lichtes, an die äußerst kurzen Aetherwellen, die dessen Wesen ausmachen. Diese Wellen, obgleich alle von fast mehr als mikroskopischer Kleinheit, sind doch nicht alle gleich lang. Die kürzesten sind die, welche das blaue Licht geben, alle anderen Farben entsprechen längeren Aetherwellen. Der feine atmosphärische Staub nun enthält viele Partikelchen, die noch groß genug sind, die kurzen blauen Aetherwellen zu reflektieren, weniger Teilchen werden sich finden, die auch Grün und Gelb reflektieren, und noch weniger werden groß genug sein, um die langen roten Aetherwellen zu beeinflussen. Das rote Licht wird daher ziemlich ungehindert hindurchziehen, das blaue wird vorzugsweise zerstreut werden und so ins Auge gelangen. Deshalb erscheint feinster Staub — und damit das Himmelsgewölbe — blau.

Einen ähnlichen Vorgang in größerem Maßstabe kann man an einer Wasseroberfläche beobachten, welche von Wellen verschiedener Länge durchzogen wird und auf welcher Holzstücke schwimmen. Die Holzstücke verhalten sich gegen die Wasserwellen wie die Staubteilchen gegen die Aetherwellen. Die großen, langen Wellen ziehen an den Holzstücken ungestört vorbei, schaukeln sie nur auf und ab; die feinen Kräuselungen der Wasserfläche dagegen werden zurückgeworfen, als wären die Holzstücke feste Wände.

Der feinste Staub sieht also blau aus. Man kann das an dem Rauche sehen, der vom glimmenden Ende einer Cigarre aufsteigt. Er erscheint an einem klaren Tage, wenn also überhaupt viel blaues Licht vorhanden ist, im schönsten Himmelblau. Derjenige Teil des Rauches aber, welcher die Cigarre durchzieht und am anderen Ende zum Vorschein kommt, ist zu gröberen Teilchen zusammengeballt, die groß genug sind, um auch die längsten Aetherwellen, um alle Bestandteile des weißen Lichtes zu reflektieren; er erscheint darum weißlich. Denselben Unterschied finden wir zwischen dem Staub auf dem Lande und in der Stadt. In großen Städten giebt es viel groben Staub, daher ist der Himmel dort oft so weißlich, während aufs Land hinaus nur der feinste, blaue Staub getragen wird. Auch in verschiedenen Höhen über dem Erdboden muß der Staub verschieden verteilt sein. Der gröbste Staub wird sich unten finden, wo er erzeugt wird; hoch oben auf Bergen haben wir den meisten Staub unter uns, die dünne Luft kann nur die allerfeinsten Partikelchen schwebend erhalten. Daher ist der Himmel auf hohen Bergen so rein und tief blau, ja fast schwarz, wie er es ohne Staub sein würde. Nur wenn wir nach den tieferen Schichten, nach dem Horizont hin blicken, geht die Färbung in ein weißliches Blau über.

Warum ist nun aber der Himmel in Italien und in den Tropen so viel tiefer blau als bei uns? Ist dort der Staub etwa feiner? In der That, er ist es wirklich. Nicht daß dort feinerer Staub erzeugt würde, sondern die Sache hat einen anderen Grund. In unseren Breiten können Staubteilchen nicht lange in der Luft schweben, ohne mit Wasser beladen und dadurch gröber gemacht zu werden. In den warmen Gegenden aber behält das Wasser in der Luft Dampfgestalt und verflüssigt sich nicht an dem Staube. Erst wenn es mit den Luftströmungen in höhere Schichten hinaufgeführt und so abgekühlt wird, verdichtet es sich zu Wolken.

Damit sind wir bei der wichtigsten Rolle des Staubes in unserer Atmosphäre angelangt, bei dem Anteil, welchen er an

wären. Die neueren Fortschritte der Photographie des Sternenhimmels haben Bilder äußerst lichtschwacher, im Weltraum schwebender Wolken geliefert. Diese Wolken nehmen nicht, wie alles Irdische, teil an der Drehung um eine Achse, sondern sie bleiben während einer Nacht fast stille zwischen den Sternen stehen. Befinden sie sich in größerer Nähe der Erde, so können sie mit freiem Auge gesehen werden als leuchtende Nachtwolken, lange nach Sonnenuntergang, bis sie der Erdschatten trifft und ihnen die Sonnenbeleuchtung entzieht.

Das Vorhandensein von Staub im planetarischen Raume kann auch nicht verwundern. Steht doch inmitten desselben die Sonne, deren Oberfläche einem ungeheueren Vulkane vergleichbar ist. Es kann nur gefragt werden, wieso sich die Staubwolken der Sonneneruptionen hinausverbreiten können in den Weltraum, entgegen der Anziehung der Sonne. Hierauf erhalten wir eine Antwort von der elektromagnetischen Theorie des Lichtes, eine Antwort, auf die wir Vertrauen haben dürfen, denn diese Theorie hat sich bei allen Prüfungen durch die Erfahrung bewährt. Sie lehrt, daß die Aetherschwingungen des Lichtes elektrischer Natur sind, und als eine Folge davon, daß das Licht auf jeden Körper, den es trifft, einen Druck ausübt. Der beleuchtete Körper wird von der Lichtquelle abgestoßen. Wir erfahren auch die Größe dieses Druckes. Er ist so klein, daß er die Schale der empfindlichsten Wage nicht zum Sinken bringt, wenn voller Sonnenschein von oben auf sie fällt. Aber er wird um so größer, je größer die vom Licht getroffene Oberfläche ist. Denken wir uns nun einen Körper irgendwo im planetarischen Raume sich selbst überlassen. Er ist der allgemeinen Massenanziehung unterworfen und wird nach der Sonne hingezogen. Die Kraft, mit welcher ihn das Licht der Sonne hinwegtreibt, ist klein gegen die Anziehung. Teilen wir nun aber diesen Körper in Gedanken in kleinere und kleinere Stücke. Er bietet dann den Sonnenstrahlen eine größere und größere Oberfläche dar, und im selben Maße wächst die Kraft, mit welcher alle Teile zusammengenommen von der Sonne fortgetrieben werden. Die Anziehung dagegen ist unverändert geblieben, denn sie hängt von der Masse des Körpers ab, an der nichts geändert wurde. Man sieht, daß die Zerkleinerung nur weit genug getrieben zu werden braucht, um schließlich die Abstoßung zum Ueberwiegen zu bringen über die Anziehung. Die Rechnung zeigt, daß dies schon der Fall ist, wenn der Körper in eine Staubwolke von gar nicht allzugroßer Feinheit verwandelt ist. Diese Staubwolke wird nicht mehr gegen die Sonne hin fallen, sie wird vom Lichte der Sonne hinweggetrieben werden. Es erinnert dies an die Kometenschweife, die ja hauptsächlich aus Staub bestehen, der aus dem Kerne ausströmt, und die stets von der Sonne wegweisen.

So hat also auch der unbedeutende und alltägliche Staub seinen wesentlichen Anteil an den Vorgängen in der Natur, und es liegt in ihm ebensoviel Wunderbares und Geheimnisvolles verborgen wie in allen anderen Dingen.

Onkel Karls Verlobung.

Humoreske von Hans Arnold. Illustriert von Fritz Bergen.



Der Onkel Oberst hatte zu Ehren des neuverlobten Paares seinen altbewährten Punsch gebraut, der duftend und dampfend auf dem Tische stand und nach Versicherung des Spenders mindestens ebenso notwendig zu einem Verlobungsfest gehörte wie Braut und Bräutigam.

Die Familie — die beiderseitigen Brauteltern und Geschwister nebst einem kleinen Freundeskreise — saß um den runden Tisch, und die Unterhaltung, ganz begreiflicherweise, drehte sich um Brautpaare — um solche, die es einmal gewesen waren, die es augenblicklich waren, die es noch einmal werden wollten.

Da an der gegenwärtigen Tafelrunde alle diese drei Klassen vertreten waren, so fand das Thema lebhaften Anklang, und schließlich kam es darauf hinaus, daß man sich allgemein von diesem wichtigsten Ereignis im Leben unterhielt, wie es gewesen war oder wie man es sich ausmalte.

„Wenn ich mich 'mal verlobe," sagte Gertrud, ein niedlicher naseweiser Backfisch, zu der neuesten Braut, „da soll es viel poetischer hergehen als bei Dir, Lisa! Der Vollmond muß scheinen und auf die Knie muß ‚er' auch fallen — darunter thue ich's nicht!"

„Na," meinte der Vater, „dann bestelle Dir dies alles nur rechtzeitig und sieh auch im Kalender nach, ob es mit dem Vollmond stimmt!"

„Jawohl!" rief der Bräutigam, „und wenn das nicht der Fall ist, dann sage: ‚Bitte, bemühen Sie sich in acht Tagen noch einmal her!'"

„Aber sei auch sicher, daß er es thut!" warf der Onkel Oberst ein, „man hat Beispiele von Exempeln, daß sich jemand anders besonnen hat — acht Tage sind eine lange Zeit, um zur Vernunft zu kommen!"

„Als ob es mit Vernunft nicht auch möglich wäre, sich zu verloben!" rief Lisa empört.

Ihr Schwiegervater zuckte die Achseln.

„Erleichternd ist es jedenfalls, wenn die Vernunft nicht dabei ist," sagte er, „ich für meine Person habe mir zur Erklärung erst einen kleinen Spitz antrinken müssen, daß weiß ich noch ganz genau."

„Und ich habe es zu Deinem Glück nicht gemerkt," ergänzte seine Frau, „sonst hätte ich wohl gedankt!"

„Um so nüchterner waren wir," nahm die Frau Amtmann das Wort. „Mein Mann sagte nur: ‚Na, Fräulein Hannchen, wir wissen wohl beide ganz genau, wie wir miteinander dran sind — soll ich anbauen oder nicht?'"

„Und sie flüsterte errötend: ‚Anbauen', und ich bestellte die Maurer," sagte der Amtmann, „das war unsere Poesie, Trudchen, und es ist auch ganz gut ausgeschlagen! Machen Sie's 'mal ebenso!"

Gertrud erhob die Augen zum Himmel. „Ich danke!" sagte sie nachdrücklich.

„Nun haben aber beinahe alle gebeichtet!" rief der neugebackene Bräutigam, „nur meine verehrten Schwiegereltern noch nicht! Und deren Verlobungsgeschichte interessiert uns doch am allermeisten — nach unserer eigenen, versteht sich!"

Die Eltern sahen erst sich und dann den Onkel Oberst an, dann lächelten sie alle drei etwas verlegen und sehr vergnügt — aber keiner sprach.

„Na!" sagte der Onkel Oberst und strich sich mit einem pfiffigen Schmunzeln den langen grauen Schnurrbart, „mir scheint, unser lieber Wirt und seine Frau wollen ihre Verlobungsgeschichte nicht zum besten geben — da will ich für sie einspringen und einmal die meinige erzählen, falls niemand etwas dagegen hat!"

„Die Deinige, Onkel Karl?" rief Gertrud lebhaft, „Deine Verlobungsgeschichte? Aber wo hast Du denn Deine Braut hingethan?"

„Das wirst Du gleich hören!" sagte der Onkel. „Bring 'mal erst eine neue Pfeife und einen Aschenbecher — und dann schenk' mir noch einmal ein! So! Nun bitte ich mir aber aus, daß mich keiner unterbricht — das muß ich vorher zugesichert bekommen, sonst fange ich nicht an! Sowie ich ‚Schluß' gesagt habe, könnt Ihr alle Euch verwundern und schreien, soviel Ihr Lust habt, aber solange ich erzähle, antworte ich auf keine Frage — ‚oho!' und ‚o weh!' und ‚aber nein!' mit eingeschlossen. Punktum!

Also — meine Verlobungsgeschichte! Dazu gehört vor allem, daß ich eine allgemeine Bemerkung vorausschicke. Ebenso wie es Leute giebt, die in den Augen ihrer Mitmenschen nie für ‚voll' gelten und bis in ihr Greisenalter der ‚kleine Töffel' bleiben, ebenso giebt es auch Menschenexemplare, die nie zu den ‚jungen Leuten' gerechnet werden, die gewissermaßen die Onkelrolle schon im Steckkissen eingebunden tragen und, nicht immer zu ihrem Vergnügen, von aller Welt frischweg ‚geonkelt' werden. Zu denen gehöre ich. Daß mich, einen alten Junggesellen, der die Fünfzig schon ein ganzes Weilchen hinter sich hat, jetzt jedermann Onkel Oberst nennt, dagegen läßt sich ja gar nichts einwenden. Ich habe dafür auch eine ganze Menge von Rechten und Pflichten, die mir

behagen — ich kann einem leichtsinnigen Schlingel von Neffen die Leviten lesen und brauche ihm doch nicht die Schulden zu bezahlen, ich kann mir von einer niedlichen Nichte Herzenserlebnisse anvertrauen lassen und brauche sie dann doch nicht auszustatten — kurz, die Sache läßt sich hören!

In den zwanziger Jahren aber, wo man doch auch für sich selber Ansprüche macht, und keine kleinen, wo man ein ganz schmucker stattlicher Kerl ist, der sich im Ballsaal so gut zu drehen weiß wie ein anderer und besser als mancher andere — da ist es doch eine fatale Sache, wenn man da schon der Allerweltsonkel sein soll, und wenn da die jungen Damen schon mit einem so sehr schmeichelhaften und ungefährlichen Vertrauen kommen: ‚Onkel, tanzen Sie doch den Kotillon mit mir — ich bin nicht engagiert‘ oder ‚Onkel, nicht wahr, Sie treten dem und jenem den Walzer ab, Ihnen ist es ja gleich!‘ — Na, die Zeit, in der man sich über dergleichen ärgert, ging auch hin, ich war so unversehens mitten in die Dreißig hineingeraten und fing schon an, mir in meiner Rolle ganz gut zu gefallen, um so mehr, da ich das Heiraten eigentlich von jeher verschworen hatte. Ich war als junger Dachs von neunzehn Jahren zu G . . . . in mein Regiment eingetreten und da geblieben — vom Sekondezum Premierlieutenant und jetzt schon zum Rittmeister aufgerückt — da kann man sich wohl denken, daß ich in der Stadt und den Familien der Gesellschaft bekannt war ‚wie ein bunter Hund‘, wie man zu sagen pflegt.



Namentlich in einem Hause ging ich aus und ein, als gehörte ich dazu; es war eine feine, behagliche Familie, meine Kameraden fanden sich dort auch gern und häufig ein. Der Hausherr war — na, sagen wir Präsident!

Die älteste Tochter dieses Hauses hatte ich schon, als sie noch Schulmädel war, an ihren dicken blonden Zöpfen gezogen, wenn sie ihre Weisheit im Ranzen nach Hause schleppte — und war ich damals für sie der ‚Onkel Karl‘ gewesen, so blieb ich's nicht minder, als sie inzwischen vom Schulkind zum Backfischchen und vom Backfischchen zu einem allerliebsten Mädchen herangewachsen war. Ein bildhübsches Ding war es geworden und ein munteres dazu — ich hatte meine väterliche Freude daran, als es nun in die Gesellschaft eingeführt wurde und ich zusah, wie so manche meiner Kameraden sich die Flügel an diesen funkelnden dunkelblauen Augen verbrannten, wie aber das Persönchen so sicher, so unangefochten und triumphierend mit seiner hochgehaltenen kleinen Stumpfnase da hindurchschritt und gar nicht that, als merke sie das Unheil, das sie anrichtete.

Unter den Verehrern, die dies niedliche Mädel umschwärmten, war auch ein guter Freund von mir — wollen ihn Franz nennen! Ein netter Bursche, mit einem Schnurrbart wie ein ungarischer Reitersmann, und ein guter Kerl. Er hatte nur den einen Fehler — er konnte nie zu einem Entschluß kommen.

Na, daß einer beim Pferdekauf sich zwanzigmal besinnt und wieder besinnt und sich den Gaul immer noch ein letztes Mal ansieht und vorreiten läßt, das ist ja ganz gut und verständig. Denn so ein Pferdekauf ist doch immer eine wichtige Sache. Aber daß einer ein Jahr und darüber herumgehen läßt, ohne zu wissen, ob er ein Mädchen lieb genug hat, um sie zur Frau zu begehren — das ist mir doch unbegreiflich. Seht Ihr, wie gut es ist, daß ich mir das Unterbrechen von vornherein verbeten habe? Sonst wären jetzt schon alle Frauen und Mädchen mit Zetergeschrei über mich hergefallen — ob denn ein Pferdekauf wichtiger sei als eine Herzenssache — und ich hätte mich wenigstens zehn Minuten lang entschuldigen müssen: so hätte ich's ja nicht gemeint, und dergleichen mehr, ehe ich mit meiner Geschichte weiter gekommen wäre.

Also kurz und gut — mein Franz war in dem Fall. Als wir beide nun wieder einmal so abends, in unsere Reitermäntel gehüllt bis an die Nasenspitzen, vom Ball nach Hause gingen, da seufzte er so erbärmlich, daß es einem Stein leid thun konnte. Ich hätte ja nun fragen können: ‚Was ist Dir denn?‘ hütete mich aber wohl, denn erstens wußte ich's ganz genau und zweitens hab' ich aus Grundsatz nie einen Verliebten um seinen Herzenskummer befragt. Die Sorte ist zum Sterben langweilig, wenn sie auf ihr Thema kommt, und hört nie wieder auf. Ich habe 'mal das Vergnügen gehabt, mit einem, der sich in diesem Fall befand, bis morgens um halb Fünf in den Straßen auf und ab zu gehen und mir von seiner Angebeteten vorschwärmen zu lassen — immer, wenn ich abschwenken und nach Hause gehen wollte, packte er mich am Rockknopf und drehte mich wieder um: ‚Ach, wenn Du sie so kenntest wie ich!‘ — Wie gesagt, bis um halb Fünf des Morgens, und um Sieben hatte ich Instruktion! Nein, darauf fiel ich nicht zum zweitenmal 'rein! Ich sagte also nichts — aber, o Schreck, er fing von selber an!

‚Karl!‘ seufzte er, ‚kannst Du Dir vorstellen, wie einem Menschen zu Mute ist, der nicht weiß, was er will?‘

‚Nein!‘ sagte ich — weiter nichts. Ich dachte, bin ich kurz, ist er's am Ende auch.

Aber Gott bewahre! Er redete mindestens zwanzig Minuten lang auf mich ein, die — na, nennen wir sie Lisa! — wäre ja so reizend und er könnte kein lieberes und netteres Mädchen finden; aber ob sie auch wirklich so ganz zusammenstimmten und zusammenpaßten und ob sie nicht etwa bei näherer Bekanntschaft herausfänden, daß es nicht so wäre, und wenn man sich dann nun einmal gebunden hätte — und was weiß ich!

Zum Glücke hatte ich ihn, wie er so lebhaft wurde, schlau und unmerklich in meine Straße gebracht, und nun standen wir an meiner Hausthür. Ich steckte rasch den Schlüssel ins Schloß: ‚Franz,‘ sagte ich, ‚wenn Du jetzt in der Nacht um drei Uhr noch nicht weißt, was Du willst, so ist anzunehmen, daß Du es um vier Uhr auch noch nicht weißt — da werde ich inzwischen schlafen gehen!‘

Und weg war ich!

Aber die Geschichte ging mir doch im Kopf herum, um so mehr, als ich zu bemerken geglaubt hatte, daß Franz meiner kleinen Lisel nicht so ganz gleichgültig — zum mindesten derjenige aus ihrer Verehrerschar sei, der ihr am wenigsten gleichgültig wäre. Und noch etwas kam dazu. Seit einiger Zeit verkehrte ein sehr wohlhabender Gutsbesitzer mit unverkennbaren Absichten im Hause von Lisas Eltern. Ein greulich langweiliger Kerl, langsam und gemächlich in Gang und Sprache, dick und fett wie sein bestgenährter Preisochse — mich brachte er zur Verzweiflung. Wenn er in die Thür trat und mit seinem näselnden Organ anfing: ‚Einen schönen guten Morgen, meine Herrschaften, allerseits wohl?‘ so brauchte er zu dem Satze ungefähr soviel Zeit wie ein anderer, um ein Märchen aus ‚Tausend und eine Nacht‘ von Anfang bis zu Ende zu erzählen.

So urteilte ich und so urteilten die jungen Männer und jungen Mädchen seiner Bekanntschaft. Aber die Eltern der heiratsfähigen Töchter urteilten anders und thaten recht daran. Sie sahen in dem Langweiler den guten, anständigen Mann in glänzender Lage, und er hätte wohl überall anklopfen können, bei den Eltern und bei den meisten Töchtern, ohne einen Korb gewärtigen zu müssen. Bei den meisten Töchtern, — aber nicht bei allen — davon sollt' ich mich überzeugen.

Es war kurz nach Weihnachten, ein klarer bissig kalter Wintertag — Schlittenbahn, wie sie nicht schöner sein kann — da fuhr ich mit meinem feinen Schlitten vor das Haus des Präsidenten und bat mir die Kinder, Fräulein Lisa eingeschlossen, zu einer Spazierfahrt aus. Das war wieder einmal ein Augenblick, wo mir meine Onkelrolle sehr zu statten kam, denn mir wurde unbedenklich zugestanden, was jedem anderen verweigert worden wäre.

Dauerte gar nicht lange, so traf meine Gesellschaft ein. Die beiden Jungen saßen hinten auf, und mein Fräulein Lisa kam zu mir auf den Vordersitz — ich kutschierte selber.

‚Donnerwetter!' dacht' ich, als sie in ihrem Husarenjäckchen und ihrer jungenhaften Pelzmütze so neben mir saß und die Winterluft das allerliebste Gesichtchen unter dem Schleier anmalte wie ein Aepfelchen, ‚Donnerwetter — es ist doch ein niedliches Ding! Ich sollte 'mal an Franzens Stelle sein — ich wüßte wohl, was ich thäte!' So dachte ich, und sie mochte auch wohl allerlei denken, denn sie sprach gar nicht. Wir sausten schon aus der Stadt hinaus, über flaches freies schneeflimmerndes Feld, da fiel mir erst ihre ungewohnte Schweigsamkeit auf.

‚Nun, Lisa,' sagte ich — wieder ein Vorrecht meiner Onkelschaft! — ‚Sie sind ja heute sehr nachdenklich!'

‚Hab' auch alle Ursache!' erwiderte sie kurz — und was sah ich? Eine Thräne rollte ihr die Wangen herunter!

‚Potz Blitz!' rufe ich, ‚was ist denn das? Wer hat Ihnen etwas zuleide gethan?'

Sie sah sich ängstlich nach den beiden Buben um, die hinter uns saßen. ‚Pst!' machte sie und legte den Finger auf den Mund.

Mir kam ein Gedanke. ‚Jungen!' rief ich die beiden an, ‚der Schnee backt heute famos — wie wär's, Ihr machtet Euch hier einen Schneemann, und wir fahren immer rund um das Feld und holen Euch in einer halben Stunde wieder ab!'

Die beiden Buben, denen es nicht ums Stillsitzen zu thun sein mochte und die es wohl schon innerlich danach verlangt hatte, sich in den Schneehaufen da drüben tüchtig abzubalgen, waren es wohl zufrieden. Sie stiegen ab, und ich ließ meine Pferde Schritt gehen.



‚So,' sagte ich, ‚nun losgeschossen, Liselchen! Wozu hat man Kummer und wozu hat man einen alten Onkel, wenn man den einen nicht auf den andern abladen will!'

Sie lächelte mich dankbar an, aber gar nicht so fidel wie sonst. ‚Sie sind so gut, Onkel Karl,' sagte sie.

‚So, und wer ist denn nicht so gut?' fragte ich weiter.

‚Ach!' seufzte sie, ‚die Eltern! Sie wollen durchaus, ich soll den Schröder' — so hieß der dicke Gutsbesitzer — ‚heiraten, und ich mag ihn nicht!'

‚Dann thun Sie's lieber nicht!' riet ich, ganz verständig, wie mir schien.

‚Ja, das ist schlimm!' fuhr sie fort. ‚Er hat gestern abend geschrieben und sich Bescheid erbeten, und der Papa sagt, wenn ich keine andere Neigung hätte, dann gebe es gar keinen triftigen Grund, ihn abzuweisen — das sei das Einzige, was er gelten lasse!'

‚Und Sie haben keine andere Neigung?' fragte ich und bückte mich, um ihr ins Gesicht zu sehen.

Sie wurde feuerrot. ‚Nein!' sagte sie hart, ‚nein — ich habe keine!'

‚Armer Franz!' dachte ich bei mir.

‚Denn ich werde doch keinen gern haben,' fuhr sie fort, ‚von dem ich nicht genau weiß, ob er mich gern hat — ja, der es am Ende selber nicht weiß!'

Das ‚armer Franz!' kam mir nach der letzten Bemerkung etwas voreilig vor — aber das war eine dumme Geschichte — er wußte es ja wirklich nicht! Und ihm so die Pistole auf die Brust setzen, das ging doch auch nicht an. Dazu war mir das liebe Mädchen doch zu schade, denn zuzutrauen war's dem unentschlossenen Peter, daß er auch dann noch mit allerlei eingebildeten Bedenken und Bedenklichkeiten kommen werde — und dann?

‚Sie kamen mir heute wie vom Himmel gesandt, Onkel Karl!' sagte meine kleine Freundin und trocknete sich die Augen, ‚denn gegen Abend will Papa schreiben, und ich hatte zu Hause keine Viertelstunde Ruhe — immerfort redeten sie auf mich ein.'

‚Da wundert es mich, daß Sie überhaupt mitfahren durften!'

‚Ja — ich sagte, ich führe so schrecklich gern Schlitten, und wenn sie mich nicht mit ließen, dann sagte ich ganz gewiß Nein!' antwortete sie mit einem so niedlichen Eigensinn in Miene und Ton, daß ich wirklich beinahe dachte: ‚Wenn Franz nicht wäre —'

‚Und wie soll es nun werden?' fuhr sie nach einem kurzen Stillschweigen fort; ‚komm' ich jetzt nach Hause, so muß ich mich entscheiden, und ich kann nicht sagen, daß ich eine andere Neigung habe — ich kann nicht!' Sie brach in lautes Schluchzen aus. ‚Ich habe auch keine!' stieß sie trotzig zwischen den Zähnen hervor, ‚ich kann niemand leiden — niemand!'

Ich zog ihr sanft die Hände vom Gesicht. ‚Auch mich nicht?'

Sie lachte mich durch ihre Thränen an. ‚Ach — Sie!' ‚Sie sind mein alter guter Onkel Karl, Sie meine ich gar nicht mit, wenn ich an — so etwas denke!'

Recht schmeichelhaft, was?

Na, mir kam aber ein Gedanke, und ich war großmütig genug, ihn auszuführen. ‚Hören Sie mich einmal an, Liselchen,' sagte ich, als sie sich etwas beruhigt hatte, ‚ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Zeit gewonnen, alles gewonnen — mir scheint, es kommt im Augenblick hauptsächlich darauf an, den Schröder wegzugraulen!' Sie nickte eifrig.

‚Deshalb schlag' ich vor —'

Hier schnappte ich ab. Donnerwetter, es sagte sich doch nicht so leicht, wie ich gedacht hatte!

‚Nun?' meinte sie und sah mich erwartungsvoll an.

‚Daß — aber Sie dürfen nicht Zeter schreien — können Sie sich's gar nicht denken?'

‚Nein!' sagte sie mit dem ehrlichsten Erstaunen von der Welt.

‚Na — daß Sie sich mit mir verloben!' stieß ich hervor, und dann sah ich rasch zu der anderen Seite des Schlittens hinaus — ich mochte nicht sehen, was sie für ein Gesicht machte.

‚Unsinn!' rief sie rasch.

‚Natürlich Unsinn!' erwiderte ich, ‚aber der Zweck heiligt die Mittel! Wir verloben uns heute abend, diese Nachricht wirkt auf den braven Schröder wie Petersilie auf die Katzen — er schwebt ab, und morgen früh haben Sie sich's anders überlegt, haben Ihr Herz nicht gekannt, oder — das ist das Wahrscheinlichste — Ihre Eltern finden, daß ich eine zu schlechte Partie für Sie sei . . . ich habe meine Schuldigkeit gethan und kann gehen! Nun, wie ist's? Wollen Sie, Lisa? Es wird Zeit, daß wir uns entscheiden — die Jungen sind schon mit ihrem Schneemann fertig!'

Sie atmete ein paarmal tief auf und sah mich dann plötzlich ganz treuherzig an. ‚Ja, ich will!' sagte sie. ‚Aber, Onkel Karl, Sie dürfen mir dann nicht böse sein, daß ich Sie nicht mag!'

‚I bewahre!' sagte ich, ‚das ist ja alles Verabredung — keine Spur von böse!'

‚Und —' Sie stockte.

‚Na?' ermunterte ich.

‚Sie dürfen mir natürlich keinen Kuß geben!' brachte sie mühsam hervor.

‚Darüber können wir ja noch reden,' sagte ich, denn das sah ich eigentlich gar nicht ein. Aber schließlich — na, ich gestand auch das zu. Wir fuhren als neuverlobtes Brautpaar übers Feld, bewunderten den Schneemann, luden uns die Buben wieder in den Schlitten und sausten, beiderseits etwas still und bedrückt, der Stadt entgegen.

Je näher wir der Straße kamen, wo ich meine Ladung abliefern sollte, um so langsamer fuhr ich — es war doch eine verdammte Lage! Bei Vater und Mutter um die Hand der Tochter anhalten, ist schon unter gewöhnlichen Verhältnissen eine Verlegenheit, wie ich mir habe sagen lassen, und nun erst mit dem Bewußtsein dieser Komödie auf der Seele!

‚Liselchen,' begann ich nach einer Weile — halblaut, wegen der

Buben — ‚haben Sie eine Ahnung, was man so sagt — ich meine, was ich in diesem besonderen Falle sagen werde?‘

‚Nein!‘ erwiderte sie, ebenfalls halblaut und bedrückt.

Ich seufzte. ‚Ich auch nicht!‘ sagte ich.

‚Ach, lassen wir's am Ende ganz!‘ fängt sie an. Da, wie wir eben um die Ecke biegen, kommt uns Franz entgegen. Er sieht uns so im halben Dämmerlicht im Schlitten nebeneinander sitzen, stutzt, greift an die Mütze mit einem finsteren Gesicht und geht weiter, ohne, wie es bei der sehr langsamen Gangart unseres Gefährtes ganz gut möglich und angebracht gewesen wäre — ohne stehen zu bleiben und uns ‚Guten Abend!‘ zu sagen.

Ich griff in die Zügel, und wir waren vorbei.

‚Also lassen wir's mit unserem Plane?‘ fragte ich Lisa im Weiterfahren, offen gesagt, ganz erleichtert, erschrak aber, als ich ihr finsteres Gesichtchen sah.

‚Nein!‘ sagte sie und stampfte mit dem kleinen Fuße zornig und fest auf, ‚nein, es bleibt dabei, und wenn ich Sie heiraten soll — mir ist jetzt schon alles ganz egal!‘

Wieder recht schmeichelhaft!

Aber sie war jetzt in der richtigen Stimmung — erregt, gekränkt, wütend über den Philister von Franz, ganz geneigt, ihm zu zeigen, daß ein anderer davontrage, was er verschmähe; und als wir die Klingel zogen, wendete sie ihr von Winterluft und Aufregung glühendes Gesicht entschlossen nach mir herum: ‚Sagen Sie gar nichts, Onkel Karl, gar nichts! Ich werde alles sagen, ich ganz allein!‘ Und sie stürzt vor mir her in die Stube und der Mutter um den Hals. ‚Liebe Mama, ich habe es nicht gewußt — ich habe doch eine andere Neigung — ich habe mich mit Onkel Karl verlobt — und nun schreibt es Herrn Schröder!‘



Tableau!

Mutter und Vater standen da, als wenn der Blitz vor ihnen eingeschlagen hätte — das war das Letzte, was sie sich von der Schlittenfahrt versprochen hatten! Aber was war zu machen? Die Tochter hatte den verlangten Gegenstand der ‚andern Neigung‘ pünktlich zur Stelle geliefert — was derselbige Gegenstand in dem Augenblick für ein schafsdämliches Gesicht gemacht haben mag, das kann ich nicht sagen, sintemal ich keinen Spiegel mir gegenüber hatte.

Ich bekam nicht, wie ich im stillen noch immer hoffte, einen Korb, im Gegenteil — die Mama Präsidentin streckte mir mit Rührungsthränen die Hand hin. ‚Sie sind ja ein lieber braver Mensch, Onkel Karl — wenn Lisel denn will — machen Sie das Kind nur recht glücklich!‘

Alle Wetter — so hatte ich mir die Sache nicht gedacht! Ich fühlte, wie mir ein Würgen, halb Angst, halb Gemütsbewegung, im Halse saß — ich küßte der Schwiegermama, zu der ich auf so überraschende Weise gelangt war, stumm die Hand, der Papa kam auch dazu — beide machten gute Miene zum bösen Spiel!

‚Aber daß Ihr nie 'was habt merken lassen,‘ meinte der Präsident kopfschüttelnd.

‚Ja eben!‘ sagte ich.

Lisa sagte gar nichts. Sie stand am Fenster und sah trotzig in den Abend hinaus, auf die aufflammenden Laternen.

‚Hört, Kinder,‘ begann der Papa nach einer Weile, ‚Ihr seid ein sonderbares Brautpaar, nehmt mir's nicht übel! Eins steht hier, das andere dort — so gebt Euch wenigstens einen Kuß, damit man die Sache glauben lernt!‘

Ich, eingedenk unserer Abmachung, begab mich denn etwas zögernd ans Fenster zu meiner Auserwählten — aber da war diese auch schon an der andern Seite des Zimmers. ‚Nein, nein, das haben Sie mir versprochen, Onkel Karl!‘ rief sie überlaut, und die Eltern sahen wie die Mutter vom Zappelphilipp ‚stumm auf dem ganzen Tisch herum‘ — das war ihnen doch sehr sonderbar, was jeder begreifen wird!

Der Abend verging äußerst peinlich. Die Eltern bemühten sich vergeblich, dieses absonderliche neugebackene Brautpaar zur Fröhlichkeit zu bringen — ich wenigstens kam nicht damit zustande.

Offen gesagt: so niedlich und allerliebst meine kleine Freundin war — die Sache schien mir doch bedenklicher, als ich mir vorgestellt hatte. Erstens war ich überhaupt der geborene und geschworene Junggesell, und die gerührte Schwiegermutter, die das Rauchen nicht vertrug, stand mir schon in den zwei ersten Stunden als bedenklicher Umstand vor der Seele. Und dann — auf Lisas Gesicht stand denn doch zu deutlich zu lesen ‚Aus Aerger‘, und das hat für einen Bräutigam, selbst wenn er bloß ein Scheinbräutigam ist, seine zwei, wo nicht gar drei Seiten.

Als ich mich nun spät abends von den Schwiegereltern verabschiedete — man hatte in Anbetracht unserer stillen und ernsten Stimmung von jeder festlichen Begehung des Ereignisses abgesehen, sogar von der Bowle, die mir nicht unerwünscht gewesen wäre als einzige greifbare Annehmlichkeit meiner neugeknüpften Bande — nachdem ich also meinen Kratzfuß gemacht hatte, begleitete mich mein finsterblickendes Bräutchen auf einen Wink der Mutter noch in den Flur hinaus. Da standen wir und sahen uns eine ganze Weile stumm an.

‚Na, Lisa,‘ fing ich endlich an, ‚soll ich morgen die Ringe bestellen?‘

‚Meinen Sie 's denn im Ernst?‘ fragte sie rasch und ängstlich.

‚Ja — ich sehe nicht recht, wie wir herauskommen werden,‘ sagte ich verlegen und niedergeschlagen.

Sie stand und biß sich mit ihren kleinen weißen Zähnchen auf die Unterlippe — sehr niedlich, das war nicht zu leugnen, aber — aber! Dann warf sie den Kopf zurück. ‚Nun, wenn es nicht anders geht, zanke ich mich morgen fürchterlich mit Ihnen,‘ sagte sie entschlossen. ‚Aber eines müssen Sie mir noch versprechen, nur eines . . ‘

Ich stellte mich in Positur — ich dachte, nun käme doch mindestens als Belohnung für meine Dienste ein verheißungsvolles ‚daß wir trotz alledem gute Freunde bleiben‘, oder ‚daß Sie mich trotzdem lieb behalten‘, und ich war schon ganz gerührt. Ja, prosit Mahlzeit! . . . ‚daß Sie es Ihrem Freunde Franz erzählen, bald — heute noch, jetzt gleich! Das will ich wenigstens davon haben. Schwören Sie, daß Sie's ihm sagen, — heute abend noch!‘

Ich schwur — und ging.

Das war der Schluß meines Verlobungstages, und als ich auf der Straße stand, sagte ich zu mir: ‚Du hast heute eine recht dankbare Rolle gehabt, alter Freund! Ein andermal wirst Du wohl nicht so rasch bereit sein, den Sebaldus Notanker zu spielen!‘

Ein andermal! Ja, vorläufig saß ich mit dem einen Male hübsch drin! Und alle Bedenken, die ich vorher hätte haben müssen und haben sollen und nicht gehabt hatte, kamen jetzt — es war in jedem Falle eine tolle Geschichte! Mußte ich heiraten — ein so junges unfertiges, wenn auch noch so niedliches Kind, halb so alt wie ich selber — so war meine Ruhe, meine Bequemlichkeit, mein Hund, meine gemütlichen vier Pfähle, meine Pfeife . . . alles übern Haufen geworfen! Und ging die Sache nach drei Tagen wieder auseinander — wie peinlich für beide Teile . . . für uns beide, die wir in der kleinen Stadt, in der untereinander so genau bekannten Gesellschaft nicht zwei Schritte thun konnten, ohne uns in den Weg zu laufen; und vorteilhaft ist es doch für ein junges Mädchen nie, wenn sie einmal drei Tage lang verlobt gewesen ist, besonders, da man doch nicht öffentlich anschlagen lassen kann, daß die ganze Sache keinem der Beteiligten Ernst war.

In diesen Gedanken, Selbstbeschuldigungen und Ueberlegungen fiel mir Franz und mein Schwur ein. Das mußte zu allererst besorgt werden.

Ich ging denn in das ‚Bräu‘, in dem wir uns gewöhnlich alle trafen — er war nicht da. Also zu ihm nach Hause!

Es war zwar schon elf Uhr vorbei, indessen Schwur bleibt



Schwur. Die finstere Treppe hinauf und oben an seine Thür geklopft!

‚Der Herr Lieutenant will eben schlafen gehen,‘ sagte der Bursche auf meine Frage, ob sein Herr daheim sei.

‚Na, dann schläft er wenigstens noch nicht,‘ sagte ich und trat ein. Da saß das Wurm in einem Räubercivil schönster Sorte am Tisch und hatte eine Menge Bücher vor sich aufgestapelt, was sonst nie sein Fall war.

‚Guten Abend!‘ sage ich und setze mich. ‚Da Du mich so freundlich zum Platznehmen aufforderst!‘ füge ich hinzu.

Dann schweigen wir eine ganze Weile — auf die Art konnte es ein recht unterhaltender Abend werden!

Ich zünde mir eine Cigarre an.

Dann zeige ich auf seine Bücher. ‚Was machst Du denn mit dem Haufen Gelehrsamkeit?‘

‚Ich will mich zur Kriegsakademie vorbereiten,‘ sagt er — und hatte noch nie davon gesprochen oder daran gedacht!

‚Heute abend noch?‘ frage ich.

‚Ja!‘ schnaubt er mich an.

‚Und wovon hast Du diesen plötzlichen Ehrgeiz bekommen?‘ fang' ich wieder an.

‚Weil ich hier nicht länger bleiben mag,‘ sagt er, ‚und Du wirst wohl wissen, warum!‘

‚Kann sein!‘ sag' ich, und mir wird so recht wohl und leicht ums Herz — auf diesem Haupte seh' ich neue Freiheit grünen, ‚aber da Du mir eine Neuigkeit erzählt hast, will ich Dir doch auch eine erzählen — ich habe mich verlobt!‘

Er schickt mir einen wilden Blick zu. ‚Gratuliere!‘ wirft er mir so hin.

‚Danke!‘ sag' ich.

‚Aber willst Du gar nicht wissen, mit wem?‘

Er nimmt sich ein Buch vor die Nase und liest. ‚Nein!‘ sagt er.

‚Ich will Dir's aber erzählen,‘ fahr' ich fort, so recht liebenswürdig. ‚Mit Fräulein Lisa! Was sagst Du nun?‘

Da steht er auf, ist ganz kreideweiß und sagt nur: ‚Gute Nacht!‘

‚Was?‘ sag' ich.

‚Gute Nacht!‘ wiederholt er nochmals.

Ich stemme die Hände auf meinen Säbelgriff. ‚Was heißt denn das?‘

‚Du sollst nach Hause gehen, heißt das!‘ antwortet er, und ich merke, daß er kaum noch sprechen kann; die Thränen kommen ihm in die Augen, und er beißt sich auf den Schnurrbart und stampft mit dem Fuße.

Da fängt der arme Kerl an mich zu jammern. ‚Aber Franz,‘ sage ich, ‚wie kann Dich das so alterieren? Du hättest sie ja lange haben können, wenn Du sie gewollt hättest!‘

‚Woher willst Du das wissen?‘ fragt er und rollt die Augen.

‚Das habe ich ihr angemerkt, schon lange, aber noch nie so deutlich wie heute abend.‘

‚Wo Du Dich mit ihr verlobt hast!‘ entgegnet er schneidend.

‚Ja, wo ich mich mit ihr verlobt habe! Hast Du noch nie davon gehört, daß sich ein Mädchen aus Aerger verlobt? Bist Du so alt geworden und weißt noch nicht, daß ein Mädchen — ein richtiges stolzes Mädchen — alles lieber thut als sich sagen: da sitz' ich nun und warte, ob der brave Herr — Franz meinethalben — die Gnade haben wird, mir zu sagen, daß er mich lieb hat — denn das hast Du sie doch!‘

‚Das weiß Gott!‘ ruft er aus tiefstem Herzen; und das behagt mir an ihm, nun weiß er doch, was er will.

‚Na,‘ sage ich und gefalle mir so recht in meiner väterlichen Weisheit, ‚da will ich Dir einen Vorschlag machen: ich trete zurück‘ — das klang furchtbar großmütig — ‚und Du kannst morgen früh hingehen —‘

‚Morgen früh?‘ schreit er und fährt schon in den Waffenrock, ‚heute abend, jetzt gleich!‘

‚Hör' 'mal, lieber Sohn!‘ nehm' ich jetzt wieder das Wort, ‚das thu' Du doch lieber nicht! Unangenehmer könntest Du Dich, glaub' ich, beim Präsidenten nicht leicht machen, als wenn Du ihn um Mitternacht aus dem Schlafe trommeltest, um ihm zu sagen, Du hättest anderthalb Jahre gebraucht, um zu wissen, ob Du seine Tochter heiraten möchtest — und nun könntest Du nicht einmal bis zum nächsten Vormittag warten, um ihm das mitzuteilen!‘

‚Vielleicht hast Du recht!‘ antwortete er. ‚Aber Du, alter Freund, Du opferst Dich für mich — kann ich das annehmen?‘

Ich langte meinen Mantel vom Stuhle und hing ihn um. ‚Du kannst's!‘ sagte ich und that, als sei ich von Rührung überwältigt, denn ich war inzwischen nichtswürdig müde geworden. ‚Ich bin zum Onkel geboren und will's bleiben. Die Bräutigams- und Ehemannsrolle überlasse ich anderen — in diesem Falle Dir!‘ Damit ging ich meiner Wege und legte mich sehr zufrieden schlafen. Die Sache war kurz, aber heftig aufgetreten und demgemäß verlaufen.

Und das Ende der ganzen Geschichte? Ich bin so glücklich, dasselbe meinen geduldigen Zuhörern hier persönlich vorstellen zu können — denn Franz und Liselchen sind keine anderen als unsere verehrten Brauteltern von heute abend, die es vielleicht nie geworden wären, wenn ich nicht den schlauen Einfall gehabt hätte, zwei Stunden lang den Bräutigam zu spielen.

Und nun — Schluß! Und wer noch 'was zu bemerken oder zu fragen hat, den bitte ich, jetzt damit loszuschießen. Keiner? Na, dann trinken wir noch eins auf alle glücklichen Brautpaare und Ehepaare und auf alle, die es werden wollen — und dann noch eins auf die alten Junggesellen ... die sind auch nicht zu verachten!“



Blätter und Blüten

Winters Abschied. (Zu dem Bilde S. 193.) Winters Abschied, Frühlings Erwachen — das ist die Zeit, wo die Dichter, in Busch und Schilf versteckt, wehende Nixenschleier schauen und neugierig der philosophischen Zwiesprache lauschen, die da und dort ein sinniges Kollegium von Störchen hält, während auf der letzten Eisscholle der Winter davonsegelt, wo die Maler, wie unser Bild unwiderleglich beweist, das alles den Dichtern getreulich nachmachen. Ja, das ist die Zeit, wo am Ende auch ein gewöhnlicher Sterblicher, der weder malen noch dichten kann, von höherem Drang erfaßt, wenn er am sonnigen Rain die erste Blume sprossen sieht, mit dem Dichter ruft:

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag!“



Die Ankunft der Aebtissin Irmingard auf Frauenchiemsee im Jahre 894. (Zu dem Bilde S. 184 u. 185.) Sollte man es denken, daß die Frau, die hier hochaufgerichtet in dem schwanken Kahne steht, eine Verbannte ist? Und doch ist dem so. Die Irmingard, die hier hinüberfährt nach dem Kloster Frauenchiemsee, war eine Tochter König Ludwigs des Deutschen und eine Enkelin Karls des Großen. Hildegard hatte sie geheißen, ehe sie im Jahre 894 wegen des Verdachtes, Mitwisserin zu sein bei einer Verschwörung gegen König Arnulf, von diesem nach dem fernen bayerischen Kloster verwiesen wurde. Es war eine Verbannung, aber eine Verbannung mit königlichen Ehren. Als gebietende Aebtissin zog sie ein, geleitet von reisigem Kriegsvolk, von Geistlichen, Mönchen und Nonnen, empfangen mit feierlichem Pompe, und die Aebtissinnen von Frauenchiemsee schrieben von ihr das Recht her, eine Krone zu tragen. Sechs Jahre lang bekleidete sie ihre Würde; dann starb sie, und es ward ihr erspart, die Zerstörung zu erleben, welche bald darauf die wilden Hunnenscharen über Frauenchiemsee brachten. Mehr als siebenhundert Jahre nach ihrem Tode (1631) wurde der Marmorsarkophag mit den irdischen Ueberresten Irmingards ausgegraben und in der den zwölf Aposteln geweihten Kapelle der Kirche von Frauenchiemsee beigesetzt, wo ihm noch heute hohe Verehrung zu teil wird; denn die Kirche hat später die verbannte Königstochter heilig gesprochen.

Das Bild von Karl Raupp zeigt uns die Ueberfahrt des Zuges nach dem Kloster, das schön und stattlich emporragt über den von Frühlingsstürmen erregten Chiemsee. Irmingards Schiff, ein mächtiger Einbaum, ist mit Decken und Tüchern geschmückt; neben der neuen Aebtissin sitzt die seitherige Oberin des Klosters, in dem geharnischten Kriegsmann dürfen wir den Vertreter König Arnulfs und Befehlshaber der gewaffneten Begleitmannschaft erblicken. Der Geistliche, der diesem gegenüber sitzt, ist der Beichtvater des Klosters; seine Hand zeigt hinüber nach dem Eiland, nach dem festlichen Gepräge am Ufer, wo der Bischof von Herrenchiemsee mit seinen Chorherren die Nahende erwartet, und Irmingard hat sich gespannt von ihrem kunstreich geschnitzten Armstuhl erhoben, hinüberzuschauen nach dem kleinen Reiche, das sie künftig beherrschen soll. Ein Sonnenstrahl bricht durch das dunkle Gewölk und gießt blinkende Lichter über Dächer und Mauern des Klosters, als wollte er der Verbannten Einzug mit einem freundlichen Scheine verklären.

Verbrennen des Haus- und Straßenkehrichts. Die Fortschaffung des Mülls oder der Abfälle der Hauswirtschaft und des Straßenkehrichts bildet eine der wichtigsten Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege. Die Mittel, die bis in die neueste Zeit zur Beseitigung dieser faulenden, den Grund und Boden verpestenden Massen angewendet werden, sind im allgemeinen kostspielig und mangelhaft. Nur eins hat sich vorteilhaft gezeigt: es ist die Verbrennung, die sich in englischen Städten eingebürgert hat. In eigens eingerichteten Oefen wird der Schmutz und Abfall verbrannt, also gründlich vernichtet, soweit er dem Menschen schädlich werden kann. Aus der Asche des Mülls aber zieht man verschiedenartigen Nutzen; sie ist ein ausgezeichnetes, höchst gesundes Material zum Füllen der Fehlböden bei Neubauten, man formt aus ihr ausgezeichnete Steine, die zum Pflastern der Straßen und Bauen von Häusern verwendet werden, und die Hitze, welche das im Feuer aufgehende Müll liefert, wird als Kraftquelle zur Erzeugung von Dampf benutzt.

In einigen Städten erzeugen die Verbrennungsanstalten riesige Kraftmengen, welche, in Elektricität umgewandelt, zur Straßenbeleuchtung dienen. Diese Art der Müllbeseitigung hat also ihre Feuerprobe bestanden. Im Jahre 1876 wurde in England das Müll nur in einigen wenigen Städten in 14 Oefen verbrannt. Im Herbst des Jahres 1893 waren aber in 55 englischen Städten mit zusammen rund 7 Millionen Einwohnern 570 solcher Oefen in Thätigkeit. Das Verfahren wird in nächster Zukunft auch auf dem europäischen Festlande zur Anwendung kommen; neuerdings hat Berlin 6 Oefen bauen lassen, welche wöchentlich etwa 200 Tonnen Müll verbrennen können. *

Für die vernachlässigten Kanarienvögel. Im Laufe der Zeit ist der Kanarienvogel zu einem Kultur- oder Stubenvogel im vollsten Sinne des Wortes geworden. Unter der sorgsamen Pflege der Menschen hat der unscheinbare Wildling eine Ausbildung nach verschiedenen Richtungen hin erfahren. Die Engländer erzielen mehr oder weniger rot gefärbte Vögel, indem sie dieselben mit Cayennepfeffer füttern. Im Westen von Europa züchteten die Liebhaber Vögel, die sich durch eine besondere, teils schöne, teils mehr sonderbare Gestalt auszeichneten und die wir heute unter dem Namen „Holländer Kanarien“ zusammenfassen. Deutsche Gebirgsbewohner, zuerst die Tiroler und dann die Bergleute im Harz, wandten dagegen ihre Aufmerksamkeit der Ausbildung des Gesanges zu, und namentlich den Harzern ist es gelungen, ausgezeichnete Edelsänger großzuziehen. Von diesen drei Richtungen der veredelten Kanarienzucht hat die letzte sicher den größten Anklang gefunden und es steht ihr noch eine größere Zukunft bevor, da durch die Vogelschutzgesetze verschiedener Länder der Fang einheimischer gefiederter Sänger erschwert wird. Außerdem bildet der Kanarienvogel in der gewöhnlichen Landrasse den Lieblingsvogel weitester Kreise, die auf die höheren Künste der Kanarienzucht nicht eingehen mögen und sich mit einem munteren fröhlichen Singvogel als Hausgenossen begnügen.

Lange Zeit ließ aber die Pflege des Kanarienvogels sehr viel zu wünschen übrig. Die Erfahrungen der älteren Züchter blieben nur der nächsten Umgebung bekannt, denn niemand dachte daran, dieselben niederzuschreiben und dadurch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Der Altmeister Lenz war der erste, der in seiner in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts erschienenen Naturgeschichte der Vögel eine eingehendere Schilderung der Zucht der Harzer Kanarien gegeben hat. Das Eis war gebrochen; es regten sich viele Federn für den Kanarienvogel; eine Fachlitteratur entstand, aus welcher als Musterwerke die Bücher „Der Kanarienvogel“ von Dr. Karl Ruß und „Der Kanarienvogel“ von W. Böcker hervorzuheben sind; es bildeten sich auch Vereine, welche die Wohlfahrt der gelben Hausgenossen sich zum Gegenstand ihrer Sorge nahmen; kurz, die Pflege und Zucht des Fremdlings in Deutschland gestaltete sich immer vollkommener.

Trotzdem ist heute noch das Los zahlloser Vöglein ein bemitleidenswertes. Viele Besitzer, welche der berufsmäßigen Zucht fern stehen, kennen nicht die Bedürfnisse der Tierchen, verpflegen sie falsch und bereiten so ihren Lieblingen aus Unwissenheit ein vorzeitiges und oft qualvolles Ende. Dagegen giebt es nur ein Mittel: wiederholte Selbstbelehrung durch Lektüre zweckmäßig geschriebener Bücher. Wir möchten nun die Besitzer von Kanarienvögeln darauf aufmerksam machen, daß diese Belehrung sehr leicht und für sehr wenig Geld zu erlangen ist. In der bekannten Universalbibliothek von Philipp Reclam ist ein Bändchen „Anleitung zur Pflege, Behandlung und Zucht des Kanarienvogels in allen seinen Rassen“ von Friedrich Arnold erschienen. Der Unerfahrene kann aus demselben das Wissenswürdigste entnehmen und auch sonst vielfache Anregung sich holen; denn das Büchlein ist nicht nur belehrend, sondern auch unterhaltend geschrieben, so daß es den Leser durchaus nicht ermüdet. Wir glauben, daß diese billige und doch gediegene Anleitung vieles zur Verbesserung des Loses vernachlässigter Kanarienvögel beitragen wird. C. F.

KLEINER BRIEFKASTEN.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Alter Abonnent in Riga. Sie thun uns unrecht! Die Orthographie, welche Sie seit Beginn dieses Jahrgangs in der „Gartenlaube“ durchgeführt finden, ist die seit einer Reihe von Jahren in den meisten deutschen Staaten und seit neuestem auch in der deutschen Schweiz zu Recht bestehende. Hat uns die Rücksicht auf die alten Leser längere Zeit zurückgehalten, uns dieser, wie Sie sagen, „neumodischen“ Orthographie vollständig anzuschließen, so trat dem mit der zunehmenden Gültigkeitsdauer der neuen amtlichen Regeln neben rein praktischen Gründen die Rücksicht auf das heranwachsende Geschlecht gleichwertig und schließlich überwiegend gegenüber. Es bleibt uns also nur die Hoffnung übrig, daß auch Sie sich in einiger Zeit „umgewöhnt“ haben werden, wie wir selbst uns dieser Aufgabe unterziehen mußten.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig

Nr. 13. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(12. Fortsetzung.

Von **Ludwig Ganghofer.**

16.

Mutter Mahtilt und Edelrot waren zur Ruhe gegangen. Sigenot saß noch hinter dem Steintisch und Wicho stand vor ihm. „Herr, schaffst Du noch 'was?"

Sigenot erhob sich. „Lösch' das Feuer auf dem Herd!" Während Wicho die Flammen erstickte und den letzten Funken mit Asche verschüttete, nahm Sigenot die Eisenhaube und den Schild seines Vaters von der Wand und verließ die Halle. Als der Knecht nach einer Weile folgte, sah er seinen Herrn im Dunkel auf der Hausbank sitzen, den blanken mattschimmernden Stahl über den Schoß gelegt.

„Wicho! Ich muß Dich um Deine Nachtruh' bringen."

„Macht nichts! Ich hab' die letzte Nacht geschlafen bis in den sonnscheinigen Tag."

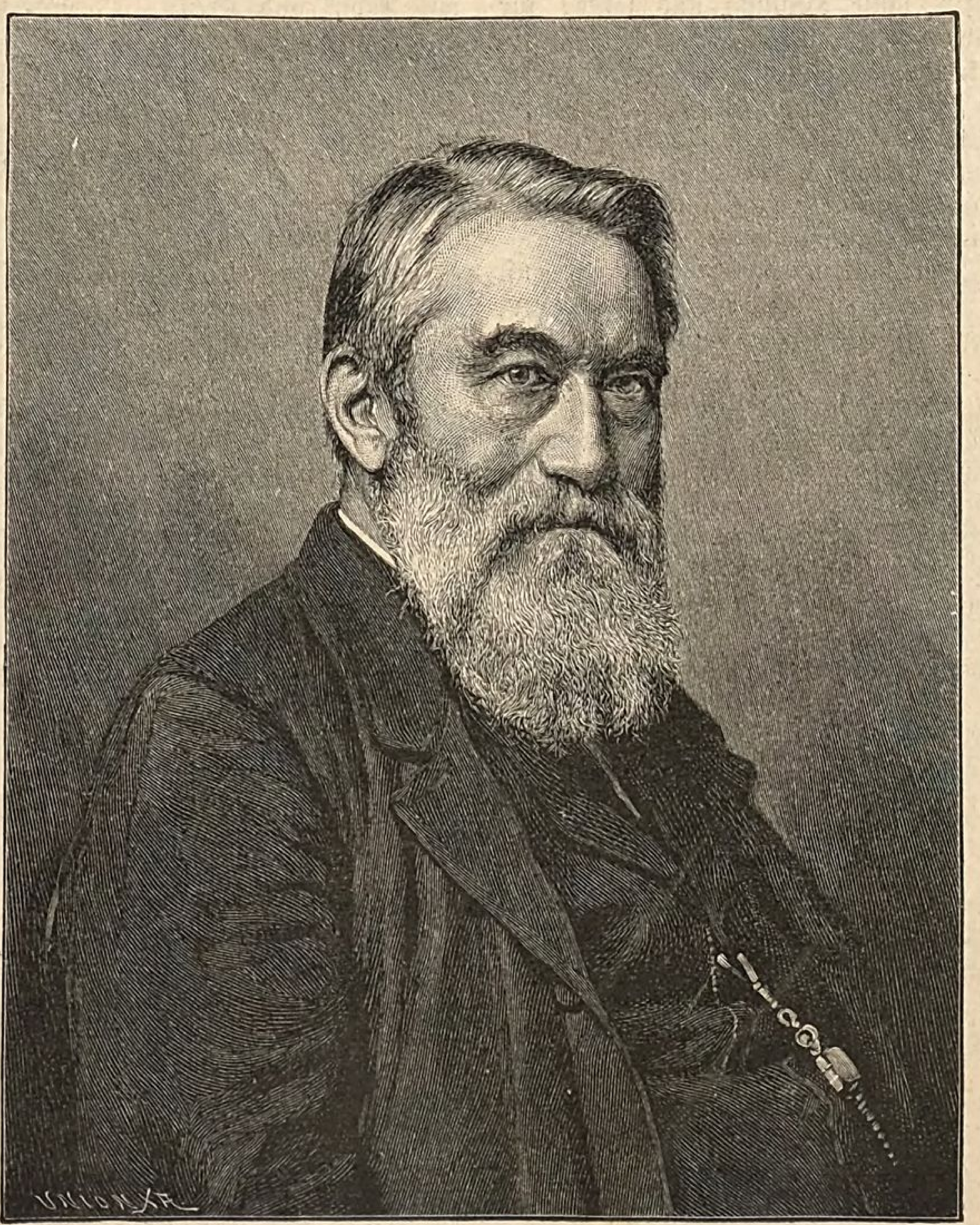
„Sind Fisch' im Kalter?"

Verwundert hörte Wicho diese Frage. „Wohl wohl, Ferchen und Hecht'."

„So nimm das größte Lägel und thu' hinein, was Platz hat!"

„Aber Herr," fuhr es dem Knecht heraus, „Du wirst mich doch in der heutigen Nacht nicht ausschicken wollen zum Fischtragen? Was Du fürchtest, merk' ich doch an Deiner Wehr! Und ich mein', da wär' mein Platz an Deiner Seit'."

„Hier bin ich allein genug! Und hilft mir nicht derselbig', der meiner Schwester den Falk zu Hilf' geschickt wider die Aasraben, so möchten mir Deine zwei Arm' wohl auch nur lützel helfen. Drum geh' und thu' den Weg, den ich Dir ansag'!"



Emil Rittershaus.
Nach einer Aufnahme von Löscher und Petsch, Hofphotographen in Berlin.

Schweigend ging Wicho davon. Sigenot hörte vom Brunnen her das Lägel poltern und das Wasser plätschern. Nach einer Weile kam der Knecht zurück, das triefende Fäßlein auf dem Rücken.

„Wohin also?"

„Geh' hinaus zum Lok'wald . . ."

„Wo die Klosterleut' sitzen?" fragte Wicho mit raschem Wort.

„Dort fließt zwischen dem Lok'stein und dem Kälberstein ein Bächl über den Hang herunter und füllt einen Weiher. Dort leer' das Lägel aus und geh' wieder still davon! Zeit lassen!"

„Zeit lassen auch!" erwiderte der Knecht und schritt den Hügel hinunter zum Hagthor. Als er den Sperrbalken zurückgeschoben hatte, rief er mit halblauter Stimme zum Haus hinauf. „Komm, Herr, und leg' hinter mir den Balken ein!"

Sigenot rührte sich nicht. „Geh' nur! Wenn's not thut, schieb' ich mein Eisen vor . . . das hat besseren Halt als Holz."

Wicho ging, und lautlos schloß sich hinter ihm das Thor. Tiefe Nachtstille lag um das Fischerhaus gebreitet; nur gedämpft klang durch die Bäume einher das Rauschen der Ache. Zuweilen auch ließ sich vom See herauf ein sanftes Plätschern hören, wenn aus dem Weitsee eine Wildente gestrichen kam und zur Aesung einfiel in das Schilf. Droben in Wazemanns Haus leuchteten noch die Fenster der Herrenstube; man sah in der Finsternis weder Dach noch Mauer, und so hing der Lichtschein eines jeden Fensters im

Dunkel wie ein großer strahlender Stern. Allmählich wurde der Himmel heller, über die Berge fiel ein falber Schein, und langsam schlich das Mondlicht über die steilen Wälder nieder in das finstere Thal. In weiter Ferne bellte ein Wolf, und ein anderer gab ihm Antwort. „Die Schneespringer melden sich," murmelte Sigenot, „es wird bald Winter werden."

Ein kühler Hauch kam aus dem See gezogen und milderte die Schwüle der Sommernacht; das Schilf begann zu rascheln, und sanfter Wellenschlag erwachte, leis anrauschend wider das Ufer. Hinter dem Grat des Jennar stieg der Mond empor, wie ein rundes brennendes Gesicht. Silberne Helle floß über das Dach des Fischerhauses und über den stillen Wächter.

Lauschend hob Sigenot den Kopf; von der Ache her war ein Geräusch an sein scharfes Ohr gedrungen. „Er kommt!" Sich aufrichtend, faßte Sigenot mit der Rechten das Schwert, hob mit der Linken den Schild vor die Brust und stieg über den Hügel hinunter zum Thor.

Draußen vor dem Hag trat Henning mit dem Knecht unter den schwarzen Bäumen hervor in den hellen Mondschein. Er trug einen Mantel über dem Arm, und die Faust ruhte am Griff des Wildfängers. „Es ist kein Lichtschein mehr im Haus," flüsterte der Knecht, der mit Dolch und Saufeder bewaffnet war.

Am Hag entlang schleichend, erreichten sie das Thor.

„Herr, sie haben den Balken nicht eingelegt, das Thor giebt nach!"

„Stoß auf!"

Die Thorflügel öffneten sich, Henning zog den Fänger und wollte in die Hofreut stürzen; doch wie versteinert hielt er inne beim ersten Schritt. Vor ihm stand Sigenot, das blitzende Schwert zum Schlag erhoben, umschimmert vom bleichen Mondlicht gleich einer gespenstigen Hünengestalt. Mit gläsernen Augen starrte Henning, befallen von abergläubischem Schreck, die unerwartete Erscheinung an. Der Knecht hatte die Saufeder im Anlauf gefällt, doch ein Schwertstreich Sigenots zersplitterte den Schaft.

„Die Toten stehen auf!" lallte Henning und faßte, zur Flucht sich wendend, den Arm des Knechtes.

„Herr, so steh' doch!" keuchte der Knecht, aber Henning war nicht mehr zu halten; eine Strecke riß er den Knecht mit sich fort, und als er den Schutz der Bäume erreichte, ließ er den Arm des Gesellen fahren und sprang hinein in die Finsternis des Waldes, rannte wider die Stämme, stürzte, raffte sich wieder auf und stürmte bergwärts in sinnloser Flucht.

Sigenot trat vor das Thor und schleuderte mit dem Fuß die Speerstücke hinaus in den Sand der Lände. Mit verächtlichem Lächeln blickte er den Fliehenden nach. „So feig wie schlecht!"

Im Wald klang die schreiende Stimme des Knechtes: „Herr! Herr!" Doch Henning hörte nicht mehr. Keuchend, ohne Atem und totenbleich, erreichte er den Burghof; kaum trugen ihn seine Knie noch hinauf über die Freitreppe, auf welcher ihm das helle Licht der Herrenstube entgegenstrahlte. Als er über die Schwelle taumelte, erhob sich Herr Waze vom Tisch, um welchen Sindel, Rimiger, Gerold und Otloh saßen, die vor kurzem erst heimgekehrt waren aus dem Lokwald. Eilbert saß in der dunklen Ecke hinter dem Ofen, und Hartwig lag auf einer Bank.

Henning sah die Brüder nicht, er sah nur den Vater, und in seiner Erschöpfung fast niederbrechend vor ihm, keuchte er: „Vater . . . hinter mir ist die Höll'! Der Fischer, den ich erschlagen am Morgen . . . ist ein Gespenst geworden und geht um in seinem Hag."

Zornig stieß Herr Waze den Sohn mit der Faust zurück, und am Tisch erhob sich schallendes Gelächter. Rimiger sprang auf und schrie: „Ein Gespenst? Hörst Du, Otloh, der Fischer, der Dich heut' in der hellen Sonn' vom Roß geworfen, ist gar nicht Fleisch und Blut gewesen, sondern ein Butzemännlein, das im Mondschein Mücken fangt und die Kinder schreckt, daß ihnen das Herz in die Hosen fallt!" Seine Stimme erstickte fast unter Lachen. „Armer Otloh, jetzt kommst Du gar um die Sühn', die der Fischer Dir schuldig ist! Heut' am Abend hat er Dich ins Moos gesetzt, aber heut' am Morgen hat ihn der gute Henning schon erschlagen!" Alle lachten, nur Otloh wurde rot vor Zorn, und Henning starrte umher, als wäre er von Sinnen.

„Dummkopf! Verstehst Du noch allweil nicht?" schnauzte der Vater ihn an. „Wie Dein Pfeil, so ist auch der Stein fehlgegangen, den Du gelöst hast über seinem Kopf. Eins aber möcht' ich wissen . . . was hast denn Du jetzt beim Fischerhag zu schaffen gehabt?"

Eilbert war aufgesprungen und näher getreten. „Die Dirn' hat er sich holen wollen," rief er höhnend, „aber wie der Fuchs hat er in den Immstock gegriffen und flink die Pfot' wieder eingezogen!"

Mit einem Fluch stürzte Henning zum Tisch, packte ein Messer und schwang es gegen den Bruder. Aber Herr Waze und Rimiger faßten den Arm des Wütenden, entwanden ihm die Klinge und stießen ihn aus der Stube hinaus in die Kammer. Wirres Geschrei erhob sich um den Tisch, doch alle übrigen Stimmen übertönte die Stimme Otlohs: „Soll der freche Uebermut da drunten noch lange den Streit und Hader unter uns Brüder werfen? Hinunter zu ihm! Ich hab' keine Ruh', eh' nicht die Schand' gelöscht ist, die er mir angethan!"

„Halt' Dein Maul, Du Grasaff'!" rief Herr Waze. „Wärst Du besser im Sattel gesessen, so hätt' er Dich nicht gehoben!" Den Lärm überschreiend, der diesen Worten folgte, schlug er mit den Fäusten auf den Tisch. „Wird Ruh' werden oder nicht? Ich will doch sehen, wer in meinem Haus noch zu reden hat, Ihr oder ich!" Mit funkelnden Augen maß er die Söhne, welche widerwillig verstummten. „Von Stund' an geschieht, was ich will, ich allein! Daß mir keiner wieder dreintappt mit einer Hand, wie sie der Unschick da draußen hat . . . es müßt' denn sein, daß Ihr heut' über ein paar Wochen dastehen wollt ohne Haus und Fraß, ein Gespött für jeden Bauernknecht im Gadem!" Herr Waze schritt durch die Stube und trat wieder zum Tisch. „Der Fischer soll Euch gehören! Die Stund' aber, die ihn wirft, sag' ich selber an. Heut' ist er beim Lok'stein gewesen und hat gesponnen mit den Schwarzen. Thät' er ihnen schon morgen fehlen, sie möchten wohl dran denken, daß er der erste gewesen ist, der zu ihnen gehalten hat, und möchten anrücken wider mich mit Fahn' und Kreuz . . . und das hab' ich erfahren: wider ihre Sipp' und ihre Heiligen ist ein schieches Raufen. Ich will Fried' haben mit ihnen, freilich auf meine Art. Eh' ich einen Streich thu', muß ich wissen, für welche Nacht der Richtmann das Thing geladen hat, muß wissen, was sie beschließen im Thing . . . und muß noch so manches andere wissen. Drum genug für heut'! Rimiger!"

„Ja, Vater!"

„Du reitest morgen wieder hinaus zum Lok'wald. Nimm den Henning, Eilbert und Otloh mit . . . und will einer von ihnen Streit anheben, so hau' ihm eins übers Dach, in meinem Namen! Jetzt weiter . . . und auf die Häut' mit Euch!"

Herr Waze trat in die vom Mond umglänzte Halle hinaus, um kühle Luft zu schöpfen, denn in dicken Perlen rann ihm der Schweiß von den Schläfen; er lehnte sich an die Treppensäule, spähte über das Thal hinweg in die Ferne der schimmernden Mondnacht und schüttelte die Fäuste. „Könnt' ich nur einen Berg fassen und ihn umkehren, daß er hinfallt über sie und ihr hölzernes Nest!" Hinter ihm in der Stube war es still geworden; als Herr Waze nun zurückkehren wollte, blieb er betroffen auf der Schwelle stehen. Vor ihm, inmitten der Stube, stand seine Tochter Recka, in weißem Schlafgewand, das bleiche Gesicht umringelt vom gelösten Rothaar, die finsteren Blicke auf den Vater geheftet.

„Dirn'? Was willst Du noch?"

„Antwort auf eine Frag'!" sagte sie mit bebender Stimme. „Was Henning wider den Fischer that . . . ist es geschehen mit Deinem Willen, auf Dein Geheiß?"

„Du hast gelauscht!" fuhr Herr Waze zornig auf.

„Muß man lauschen bei einem Geschrei, das durch alle Wände geht? Gieb Antwort! Mich kümmert nicht, was Henning thut . . . zwischen ihm und mir liegen Berg und Thal. Du aber bist mein Vater! Gieb mir Antwort: hat Henning wie ein Meuchler den Pfeil geworfen und den Stein gelöst auf Dein Geheiß?"

Reckas brennender Blick schien ein unbehagliches Empfinden in Herrn Waze zu erwecken. „Ich könnt' Nein sagen," brummte er; „was der Lapp gethan hat, muß mir ja eher schaden als nützen, und wie könnt' ich denn meinen eigenen Nachteil wollen?"

Mit halb geschlossenen Augen spähte er in Recka's Gesicht und suchte zu lesen in ihren steinernen Zügen. „Bevor ich aber weiter antwort'," sagte er langsam, „hätt' ich selber eine Frag'. Was kümmert denn Dich der Fischer?"

„Er? Nichts!" erwiderte Recka mit heftigem Wort und wandte sich ab. „Ich sorge mich um seiner Schwester Los, die mir ins Herz gewachsen!"

„So? Die Schwester also?" Herr Waze fing mit der Zunge den Schnurrbart zwischen die Zähne und agte an den grauen Haaren. „Warum hast Du sie denn gar so lieb, die Schwester?"

„Weil sie gut und hold ist und meine Lieb' verdient."

„So? Gut und hold? Die Schwester? Und drum verdient sie Deine Lieb'? Und sonst, sonst hast Du keinen Grund?"

Recka blickte den Vater an. „Einen Grund? Welchen?" Kalt und ruhig klang ihre Stimme, doch in ihre bleichen Wangen schlich eine dünne Röte.

Herr Waze lächelte. „Komm, mein schönes Rotfüchsl, thu' nicht so finster! Komm, setz' Dich her zu mir und laß uns miteinander reden in Ruh'! Schau', ich wüßt' schon einen Weg, auf dem der Fischer ein gutes Leben und Weilen hätt' . . . da wär' dann auch seiner Schwester geholfen, die Du so lieb hast!"

Zögernd ließ sich Recka auf den Sessel nieder, zu welchem der Vater sie gezogen hatte. Ihr gegenüber setzte sich Herr Waze an den Tisch und legte die Arme über die Platte. Langsam, als wöge er jedes Wort, begann er von den Sorgen zu sprechen, welche ihm die Klosterleute bereiteten, und er wählte die Worte glücklich; denn Recka lauschte gespannt, und zornig blitzten ihre Augen, als sie jener ersten Begegnung mit Waldram und Eberwein gedachte.

„Mein Haus und Land wollen sie mir nehmen, und Dir den Wildbann, Dein Roß, die Falken und die freie Luft! Ich hätt' ihnen wohl einen Hag geflochten wider solch' Gelüst', aber dieser Fischer, dieser Sigenot . . ."

„Laß den Fischer aus Deiner Rede!" fuhr Recka in brennendem Unmut auf.

„Ich brauch' ihn aber! Wär' der Fischer für mich, so hätt' ich leichteren Stand. Er geht für hundert, ihm laufen die anderen nach . . . ich muß ihn haben!"

„Und meinst Du, wie Henning um ihn wirbt, das wär' die beste Art, ihn zu gewinnen?"

„Ich hab' ja zuvor auch im guten mit ihm geredet."

„Zuvor?" Reckas Augen blickten starr auf den Vater; dieses eine Wort hatte ihr viel gesagt.

„Ja, ja, ja!" schrie Herr Waze in entfesselter Ungeduld. „Aber dieser Stock hat einen Sinn wie Eisen. Ich hab' ihn nicht halten können, und ich bin doch ein Mann mit Fäust'! Aber ich muß ihn haben, ich muß! Und schau', Dirn', schau', was ein Mann nicht fertig bringt, das wird oft einem Weib so leicht wie Spiel! Runde Arm' und lange Haar' machen feste Schlingen und Netz'."

Recka war aufgesprungen, daß ihr Sessel zu Boden fiel. Mit flammenden Augen maß sie den Vater, und wortlos schritt sie der Thüre zu. „Was rennst Du denn davon auf einmal?" rief der Alte in Verblüffung und Zorn; und als sie keine Antwort gab, sprang er auf und vertrat ihr den Weg. „Bleib', Dirn'!"

„Gieb mir die Thüre frei! Wir haben ausgeredet. Du bist zu Scherzen aufgelegt, wie sie Deinen Buben gefallen mögen, aber mir nicht!"

„Scherz! Scherz! Meinethalben mag aus der Sach' auch Ernst werden! Ich muß den Fischer haben, so oder so! Faß' ihn mir, Füchsl, faß' ihn! Ich mein', es kostet Dich nur einen Blick und ein Wörtl . . ." Von Reckas Lippen klang ein zorniges Lachen. „Und Du selber machst ja auch keinen schlechten Tausch. Vergleich' ihn nur mit dem Pfleger von Hall, der sonst der einzig' ist, den ich weiß für Dich. Steht der Fischer nicht da wie ein Baum in seiner jungen Kraft? Ein freier Mann, ein Herr auf seinem Eigen! Hat Haus und Hof, Sennen und Vieh . . . und sein Fischrecht wiegt wie ein rechtes Herrengut. Was meinst?"

„Ich meine," erwiderte Recka mit halb erstickter Stimme, „ich meine, wenn Dir ein andermal wieder die Laune kommt, mit mir zu reden, so thu' es vor dem Mahl, nicht hinter dem Becher. Ich höre den Met aus Dir."

„Dirn'!" schrie Herr Waze gereizt und hob den Arm. „Daß ich Dir für solche Red' die Faust ins Gesicht schlag' . . . wer hindert mich?"

Das Mädchen richtete sich auf. „Mein Arm! Und eine, die zwischen Dir und mir steht — meine Mutter Friderun!" Am Vater vorüber schritt Recka in ihre Kammer und schlug hinter sich die Thüre zu. Mit erblaßten Lippen und funkelndem Blick, das Gesicht von Wut verzerrt, starrte Herr Waze seiner Tochter nach. „Deine Hand noch hätt' ihn halten können, für Dich und für mich . . . jetzt muß er fallen!"

In der Kammer, welche Recka betreten hatte, brannte eine Leuchte neben dem Zinnspiegel; als sie an ihm vorüberschritt, zeigte ihr das blanke Metall in grellem Licht das von Zorn und Scham gerötete Antlitz. Und als könnte sie den eigenen Anblick nicht mehr ertragen, so stieß sie mit der Faust die Leuchte um; langsam erlosch das qualmende Flämmlein auf der Diele, während Recka sich im Erker niederwarf, durch dessen Fenster das Mondlicht mit bleichen Strahlen in die Kammer fiel. Schwer atmend, das Gesicht in den Armen vergraben, saß sie über den Tisch gebeugt. Das Mondlicht umwebte ihr Haupt mit Schimmer und machte das Geschmeide funkeln, welches noch immer neben dem offenen Kästlein verstreut umherlag. Zwischen dem glitzernden Gold und den farbig glimmenden Edelsteinen leuchtete mit fahlem Weiß der zersprungene Beinreif, wie ein aus dem Grab geworfener Totenknochen, wie der letzte Ueberrest eines vermoderten Lebens, eines versunkenen Glücks.

Draußen in der Mondnacht schrie ein Uhu, der mit lautlosem Flügelschlag von den Seewänden hinausstrich in das waldige Thal, um seinen Raub zu suchen. Ueber dem Fischerhause klang sein häßlicher Schrei und tönte an Sigenots Ohr, der unter seinem krankenden Jahrbaum saß, das Haus bewachend und der Heimkehr seines Knechtes harrend. „Es ruft der Totenvogel!" flüsterte er, spähte durch das Gezweig empor in den bleichen Himmel und sah einen Schatten huschen.

Weiter und weiter ging des Nachtvogels Flug, über den Untersteiner Forst und gegen die Schönau hin. Da hörte ihn der Richtmann, der in schlummerloser Sorge lag und seines Buben dachte. Beklommen lauschte er. „Gilt's mir oder gilt's meinem Liebli?" Immer weiter strich der Schreier in der Nacht, über Felder und Halden hinweg, vorbei an Gehöften und nah' vorüber bei einer Brandstätte und einem zerfallenen Haus. Der alte Gobl erwachte unter dem Apfelbaum; er hörte den Ruf und lächelte: „Schrei nur! Schrei nur! Wie öfter, so lieber hör' ich Dich! Vergelt's der Botschaft, die Du mir anschreist!" Ueber die Ramsauer Ache ging der Flug des Vogels, über die Gehänge der Strub hinauf zum Lokiwald und dem Untersberg entgegen.

Hell lag der Mond über der weiten Lichtung, auf den Zelten der Klosterleute und über dem wachsenden Bau. Wicho, mit dem geleerten Lägel auf dem Rücken, stand vor dem Zelt der dienenden Brüder; die Neugier hatte ihn näher gezogen. Doch als er den Schrei des Nachtvogels hörte, schüttelte ihn ein Grauen, und hastigen Laufes suchte er den Heimweg.

Drinnen im Zelt, durch dessen Ritzen nur ein matter Dämmerschein der Mondnacht quoll, richtete sich Bruder Wampo von seinem harten Mooslager auf. „Schweiker! Schweiker!" Der Schlummernde hörte nicht; er schlief, von der Arbeit müde, den Schlaf des Gerechten. „Schweiker!" Da rührte sich der Bruder und die Stangen seines Lagers ächzten. „Was ist denn schon wieder?" fragte er mit verschlafener Stimme.

„Es hat sich 'was gerührt, draußen, ich hab' schon gemeint, es kommt herein!"

Schweiker erhob sich und trat ins Freie; tiefe Stille herrschte ringsumher, und öde lag die mondhelle Lichtung. „Hast wohl wieder geträumt!" sagte Schweiker, in das Zelt zurückkehrend. „Laß mich doch einmal in Fried' mit Deiner unsinnigen Angst! Dein Fürchten wird schon bald eine Sünd'. Wir stehen doch in Gottesschutz!"

„Angst? Was Angst? Ich hab' mich ja gar nicht gefürchtet!" schmollte Wampo. „Gehört hab' ich halt 'was! Und das hätt' doch 'was Gutes auch sein können! Dein Bartele ist ja selbigsmal mit dem Himmelsbrot auch in der Nacht gekommen!"

Schweiker brummte ein unverständliches Wort und warf sich auf sein Lager. Seufzend ließ sich Bruder Wampo zurücksinken,

und um den Schlummer leichter zu finden, begann er eine Litanei zu beten.

Stille Stunden verrannen, und allmählich wandelte sich die Nacht zum Morgen. Im ersten Grau kam ein Fuchs über den Berghang heruntergeschlichen; langsam schob er sich durch das tauige Heidegras, vorsichtig nach allen Seiten windend. Plötzlich verhoffte er, hob spähend den Kopf und flüchtete mit langen Sprüngen den Felsen zu. Hinzula war aus dem Wald getreten, mit einem Weidenkorb auf dem Rücken und dem Hirtenstecken in der Hand. Zögernd näherte sie sich dem Zelt der Brüder, stellte den Korb zur Erde und begann seinen Inhalt auszukramen: Milch und Honig, Butter und Eier, Käse und Roggenbrot. „Der wird schauen, wenn er aufwacht!" flüsterte sie lächelnd, während sie sich erhob und den Korb wieder über die Schulter schwang. Schon wollte sie gehen, da hörte sie ein Geräusch aus dem Zelte; es klang wie eine große Säge im hohlen Baum . . . Bruder Schweiker schnarchte. Hinzula kicherte und versuchte die Schlummerstimme des Bruders nachzuahmen; doch was sie fertig brachte, klang im Vergleich zu den Lauten da drinnen wie das Zirpen einer Grille gegen eines Bären Gebrumm. Endlich gab sie die vergebliche Mühe auf. „Schnarkel' nur zu! Wer fest schnarkelt, der schlaft gut, und der Schnarkler scheuchet die Truden und Maren!" Lachend sprang sie dem Waldsaum entgegen, während das wachsende Licht über dem vom Tau benäßten Gras den Morgennebel steigen machte.

Bruder Schweiker erhob sich vom Lager. „Jetzt mein' ich aber selber, ich hätt' 'was gehört," murmelte er und lauschte. Da merkte er, daß es Tag wurde. „Freilich, die Arbeit hat nach mir geschrieen!" Und mit gleichen Füßen sprang er auf die Erde. „Auf mit Gott, beim Teufel ist kein Trost!" Sein Anzug war bald in Ordnung gebracht; er hatte in der Wollhose und im Arbeitskittel geschlafen und brauchte nur in die Schuhe zu schlüpfen. Den aus Holzperlen gereihten Rosenkranz, der zu Häupten seines Lagers gehangen, steckte er hinter den Gürtel, denn nach dem Morgenläuten sollte das gemeinsame Gebet gesprochen werden. Als er nun vor das Zelt trat, sah er die freundliche Bescherung auf der Erde. Eine dunkle Röte floß über sein Gesicht, und mit breitem Lachen nickte er vor sich hin. „Schau', schau', das Bartele!"

Ein helles Kichern klang vom Waldsaum herüber. Schweiker blickte auf. „Hinzula?" rief er und eilte mit langen Schritten den Bäumen zu. Aber flink wie ein Reh sprang die Hirtin aus ihrem Versteck und eilte thalwärts durch den Wald, der Ache entgegen. Doch war sie gar weit noch nicht gekommen, da rief ihr eine zornige Stimme zu: „Steh', Dirn'!" Und Henning kam zwischen den Bäumen hervorgeritten, dicht vor dem erschrockenen Mädchen das Pferd verhaltend. „Treff' ich Dich schon wieder auf meinem Weg? Hab' ich Dir nicht gesagt, Du Schmierfink, daß hier Bannwald ist?"

Hinzula ließ den Stecken sinken und während sie mit beiden Händen die Tragbänder des Korbes faßte, blickte sie in Scheu und Angst zu dem bleichen übernächtigen Gesicht des Reiters auf, in dessen Augen alle Wut funkelte, welche an ihm gezehrt hatte in schlafloser Nacht. Henning sah den leeren Korb auf der Schulter des Mädchens. „Wo kommst Du her?" schrie er und riß die mit schwerem Hirschhorngriff versehene Reitpeitsche aus der Satteltasche. „Wo kommst Du her?"

„Von dort, Herre," stotterte das Mädchen, „wo die frommen Brüder bauen."

„Was hattest Du zu schaffen dort?"

„Albengab' hab' ich hingetragen, Milch und Honig, Eier und Butter."

„Das soll der Teufel Dir gesegnen!" fluchte Henning und schwang mit zorniger Wucht den Knauf der Peitsche.

„Herre! Was thust mir denn?" stammelte die Hirtin und wollte fliehen. Doch ehe sie sich zu wenden vermochte, fiel der Schlag und traf die Stirn des Mädchens. Ein bebender Schmerzenslaut rang sich von Hinzulas Lippen; eine Strecke noch, während das rote Blut über ihre Augen und Wangen rann, taumelte sie dahin zwischen den Bäumen . . von ihrem Rücken fiel der Korb und rollte über das Moos . . . dann wankte sie; mit zuckenden Händen, stöhnend, griff sie in die Luft und stürzte zu Boden.

„Hinzula! Hinzula!" klang Schweikers Stimme im Wald. Er hatte den zitternden Weheschrei des Mädchens gehört und kam über die Wurzeln und bemoosten Steine einhergesprungen, mit hohen Sätzen und wehendem Bart, einen Knüppel in der Faust, als gält' es, die Hirtin zu retten vor einem reißenden Tier. „Hinzula! Hinzula!" Der Ruf erstickte auf seinen Lippen; zwischen den Bäumen sah er die Hirtin liegen, regungslos, mit geschlossenen Augen, besudelt von Blut. Der Knüppel fiel aus seiner Hand, er hörte nicht das Brechen der Aeste, hörte nicht den Hufschlag des enteilenden Reiters . . . in Schreck und Jammer schlug er die Hände zusammen und warf sich auf die Knie. „Kindl! Kindl! O mein lieber Himmelsherr, was ist denn da geschehen?" Er hob das von Blut überströmte Köpflein der Hirtin auf seine Arme; ein mattes Stöhnen kam von den Lippen der Ohnmächtigen, und reichlicher blutete die klaffende Wunde an der Stirn'. Mit nassen Augen blickte Schweiker umher, als müßte die ersehnte Hilfe aus den Bäumen treten, aus den Lüften kommen wie ein Wunder. „O Ihr guten Heiligen! Ja was thu' ich denn?" Er drückte die zitternde Hand auf die Wunde, um das Blut zu stillen; doch der rote Quell rann ihm heiß durch die Finger. Von namenloser Angst befallen, schrie er mit gellender Stimme: „Mordio! Mordio!" Mit beiden Armen umschlang er das Mädchen, richtete sich auf und begann mit seiner Last zu laufen. Keuchend erreichte er die von bleicher Morgenhelle übergossene Lichtung, von welcher dünne Nebel aufdampften gegen den Berghang. Wie ein Schleier lag's über den Zelten und über dem Klausenbau.

„Mordio!" hallte Schweikers Stimme.

Da tauchte eine Gestalt im Nebel auf. Eberwein war es. „Schweiker! Was rufest Du Mord? Wer ist in Not?" Er eilte herbei und sah auf des Bruders Armen das blutende Mädchen liegen, mit hängendem Haupt und schlaffen Gliedern, einer Toten gleich.

„Schau', Herre, schau!" jammerte Schweiker, die Stimme halb erstickt von Thränen. „Jetzt haben sie uns das Kindl erschlagen! Unser einzig's, unser einzig's!"

„Spute Dich, Schweiker!" rief Eberwein. „Trage das Mädchen zum Teich, kühle die Wunde mit Wasser . . . ich hole, was ich brauche!" Er sprang davon, im Nebel verschwindend.

Schweiker stand, zitternd und dem Enteilenden nachstarrend mit ratlosem Blick. Da fühlte er, wie ihm das Blut der Hirtin über die Arme rann, wie es an der Brust durch den Kittel quoll und warm an seinen Körper rieselte. Wie ein Schwindel befiel es ihn. „Sie verblutet, sie verblutet ja!" lallte er und rannte dem Teich entgegen. Am Ufer ließ er sich niedersinken, bettete den Kopf des Mädchens in seinen Schoß, schöpfte Wasser mit der hohlen Hand und goß das kalte Naß über die wunde Stirn; mit dem über Hinzulas Haar und Antlitz rinnenden Wasser vermischte sich das Blut und wurde dünner, Schweiker schöpfte und schöpfte . . . und zwischen dem rinnenden Blut erschien mit weißer Haut ein Gesichtlein von kindlichem Liebreiz. Immer weiter öffneten sich Schweikers Augen, immer flinker schöpfte seine zitternde Hand das Wasser und goß und wusch. Da streckte sich Hinzula und ein stockender Atemzug erschütterte ihre Brust. „Kindl, Kindl — liebes Kindl!" stammelte Schweiker und hob mit beiden Armen das Köpflein der Hirtin.

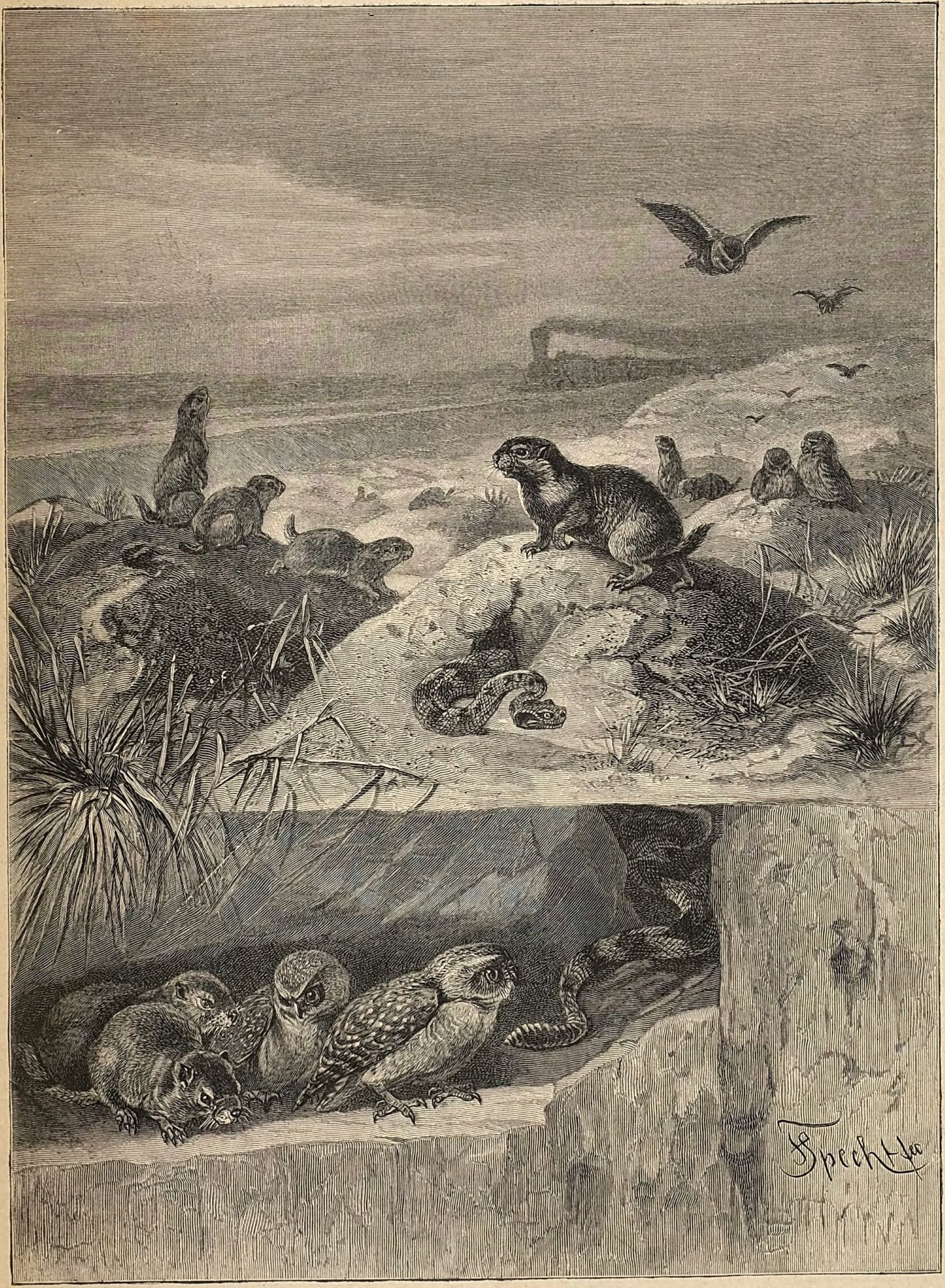
Langsam schlug sie die Augen auf und hing mit starrem Blick an seinem Gesicht. Nun schien sie ihren Retter zu erkennen, denn während ein mattes Lächeln ihren Mund umspielte, hob sie müde die Hand und griff mit gespreizten Fingern in den Flachsbart des Mönches, wie es ein krankes Kind wohl thun mag, wenn es, aus bösem Fieber erwachend, das kummervolle Gesicht des Vaters über sich gebeugt sieht.

Dicke Zähren rollten Schweiker über die bärtigen Wangen. „Sag' doch, Kindl, sag', wie ist Dir denn?"

„Gut!" lispelte Hinzula und lächelte; doch in neu beginnender Schwäche verschwamm ihr schon wieder der Blick unter sinkenden Lidern.

Es wurde lebendig bei den Zelten, man hörte die Stimme Bruder Wampos, und Eberwein kam. „Sie lebet, Herr, sie lebet," rief ihm Schweiker entgegen, „aber sie hat vor Schwäch' schon wieder die Sinn' verloren!"

Neben dem Bruder kniete Eberwein nieder; mit einem Tuche trocknete er die Stirne der Hirtin und begann mit dem Skalpell die Wunde zu untersuchen. Da mußte Schweiker auf die Seite blicken, er konnte nicht sehen, wie das blinkende Eisen in die



Tierfreundschaft in der Prairie.
Nach einer Originalzeichnung von F. Specht.

Wunde tauchte. Während nun auch Wampo und die Knechte herbeigelaufen kamen, bethätigte Eberwein schweigend seine hilfreiche Kunst; als er mit dem Messer einen Knochensplitter aus der Wunde löste, streckte sich Hinzula stöhnend und schlug mit den Händen gegen den Arm des Arztes. „Halte sie fester!“ flüsterte Eberwein.

Schweiker fesselte mit raschem Griff die Hände des Mädchens, aber er wurde bleich bis in die Lippen, und nach einer Weile blickte er mit umflorten Augen zu Wampo auf: „Gieb mir einen Trunk Wasser, Bruder, mir ist übel!“

Wampo riß einem der Knechte die lederne Kappe vom Kopf und schöpfte Wasser, welches Schweiker in langen Zügen trank. Als Wampo, um die Kappe von neuem zu füllen, sich wieder zum Wasser bückte, wurden seine Augen starr; er ließ die Kappe fallen, warf die Arme in die Höhe und schrie: „Herr Du Allmächtiger, ein Wunder! Der Teich, der gestern noch leer gewesen, hat Fisch'! Hat Fisch'!“ Lachend und schreiend sprang er in die seichte Flut und tappte mit beiden Händen nach den scheu durcheinander schießenden Hechten und Ferchen.

Da richtete sich Eberwein auf. „Bruder!“ rief er zornig. „Hier liegt ein armes Geschöpf in Not und Blut! Und Du...?“ Sein zürnender Blick ergänzte, was seine Lippen verschwiegen. Bruder Wampo machte eine scheue Miene und stapfte aus dem Wasser. „Geh' und bring' einen Becher von unserem Meßwein!“

Wortlos schlich Wampo davon; auf halbem Weg schielte er über die Schulter zurück. „Sie kommen mir ja nimmer aus!“ murmelte er, rang das Wasser aus dem triefenden Saum der Kutte und begann zu laufen.

Pater Eberwein legte den Verband um Hinzulas Stirne; dabei erwachte die Hirtin aus ihrer Ohnmacht, und als sie den Pater und die fremden Gesichter der Knechte sah, wollte sie sich erheben. Schweiker aber hielt sie fest in seinen Armen. „Geh', Kindl, schau', thu' Dich still halten — es ist Dir ja zum Guten, was geschieht.“ Sie blickte zu ihm auf, atmete tief und rührte sich nicht mehr. Ein sanfter Wind erwachte, in bläulichen Wölklein kräuselte sich der Nebel über den Berghang empor, die Sonne stieg und ihre Strahlen fielen mit hellem Glanz auf Schweiker und Hinzula. Bruder Wampo brachte den mit Wein gefüllten Becher; Eberwein setzte ihn an die Lippen der Hirtin und flößte ihr den stärkenden Trank bis auf den letzten Tropfen ein. Der Wein erquickte sie, ihre Augen bekamen Glanz, ihre Glieder Kraft, und von Schweiker gestützt, vermochte sie sich zu erheben. Zitternd stand sie, ihr Köpflein ruhte an Schweikers Brust, und der Anblick, den es bot, mußte Rührung erwecken.

„Wer bist Du, Mädchen?“ fragte Eberwein mit bewegter Stimme.

Sie starrte ihn an und wußte kein Wort zu finden. „Hinzula heißt sie,“ sagte Schweiker, „und ihr Vater ist der Greinwalder, der fell drüben über der Ache hauset.“

„Und sie ist die erste gewesen, die auf das Glöckl gehört hat,“ fiel Bruder Wampo eifrig ein, „die erste, die zu uns gekommen ist mit frommer Gab'. Aber sag' nur, Bartele, sag',“ wandte er sich an das Mädchen, „wie ist Dir denn das Unglück zugestoßen? Bist auf einen Stein gefallen?“

Auch Eberwein fragte; doch Hinzula stand schweigend, als hätte sie die Sprache verloren; ihre scheuen Blicke glitten über die fremden Gesichter und blieben mit stummer Bitte an Schweiker haften.

„So red' doch, Kindl! Sag', was willst denn?“

„Heim!“ lispelte sie.

„So komm nur, komm, ich führ' Dich schon, wohl wohl!“

„Weißt Du den Hag ihres Vaters?“ fragte Eberwein den Bruder. „Ich hoffe nur, er liegt nicht weit . . . es ist noch schwach bestellt um ihre Kräfte.“

„Und läg' das Haus einen Tag weit, ich bring' das Kindl heim . . . so lang' ich selber noch Füß' hab', kommt sie schon weiter, da brauchst Dich nicht zu sorgen, Herr! Komm nur, Hinzula, komm!“ Fester schlang er den Arm um die Hirtin und führte sie den Bäumen zu. Bis zum Waldsaum ging Eberwein mit ihnen, dem Bruder Auftrag gebend, welche Pflege Hinzula empfangen sollte. Zum Abschied drückte er die Hand der Hirtin und streichelte ihr Haar. „Gott mit Dir, mein Kind! Ich komme morgen und sehe nach Deiner Wunde.“

Als Eberwein die beiden nun verließ, flüsterte Schweiker dem Mädchen zu: „So sag' ihm doch ein freundlich's Wörtl!“

„Vergelt's, guter Herre!“ rief Hinzula mit mattem Stimmlein. Eberwein blickte sich um und nickte ihr lächelnd zu.

Während Schweiker mit dem Mädchen im Wald verschwand und Eberwein zu den Zelten ging, sprang Bruder Wampo, als hätte er mit Sehnsucht diesen Augenblick erwartet, in flinker Eile zum Teich. Die Sonne lag über dem klaren Wasser und regungslos standen die Hechte und Ferchen auf dem seichten Grund. Die Aeuglein des Bruders glänzten, während er mit deutendem Finger die Fische zählte. Sorglich umschritt er den Teich, doch er fand keine Stelle, die den Fischen einen Fluchtweg geboten hätte. „Ich brauch' keine Angst zu haben, sie können mir nimmer aus!“ Nun stand er und blinzelte vergnügt den größten und fettesten der Hechte an. „Du kommst morgen an die Reih', zur heiligen Sonntagsfeier!“ Er legte die Hände hinter den Rücken, blickte mit hellen Augen hinaus in den leuchtenden Morgen und schmunzelte. „Heut' gefallt mir die Gegend ein lützel besser! Ich mein' doch, sie wär' nicht gar so schiech!“ Eine Weile noch stand er und ließ sich die Sonne auf das Bäuchlein scheinen; dann eilte er, vergnügt die Hände reibend, zur Feuerstätte, um die Morgensuppe zu kochen. Bei der Klause erklangen schon die Rufe und Beilschläge der Knechte, welche über der hölzernen Mauer die Balken zum Dache schränkten.

Inzwischen hatte Schweiker mit Hinzula das Thal erreicht. Langsam und mühselig war die Wanderung durch den Wald gegangen; aber nun, da die Hirtin mit Schweiker allein war, hatte sie die Sprache gefunden und in stockenden Worten erzählt, daß es Henning gewesen, Wazemanns Aeltester, der sie blutig geschlagen im Zorn.

„Ja warum denn?“

„Ich weiß nicht. Er hat gesagt, weil Bannwald ist, wo ich geh'!“

Schweiker hob die geballte Faust. „Käm' er mir nur in den Weg, ich wollt' einen Bann legen um ihn her, daß er den Arm nimmer heben möcht' zu einem Schlag!“

Scheu blickte Hinzula zu ihm auf und stammelte: „Laß Dich mit dem nicht ein, das ist ein Arger!“

„Ich fürcht' ihn nicht! Und wenn er gleich hundertmal stärker wär' und Macht hätt' wie der Teufel . . . ich weiß schon einen, der mir hilft!“

„Wen meinst denn?“

„Schau' hinauf, Kindl! Den mein' ich, der fell droben hauset in der Himmelsburg, der für alle Guten die Hilf' ist und für die Argen ein Schrecken!“

Hinzula hob das Gesichtlein und blickte mit großen Augen zum blauen Himmel auf; dabei übersah sie den Wurzelknorren, der den Pfad überquerte; sie strauchelte und wäre gestürzt, hätte Schweiker sie nicht aufgefangen in seinen Armen.

„Aber Kindl! Warum schaust denn nicht auf den Weg?“

„Hast ja gesagt, ich soll hinaufschauen zur Himmelsburg.“

„Freilich, freilich, aber man muß doch auch einen Blick auf die Erd' hin haben.“

Als die Zwei das Ufer der Ache erreichten, schüttelte der Bruder bedenklich den Kopf. „Kindl, da hinüber tragen Dich Deine Füßlein nicht. Aber wart', da wird gleich geholfen sein.“ Er bückte sich und hob die Hirtin auf seine Arme. Sie lächelte, umschlang seinen Hals und lehnte das Köpflein an seine Schulter. Schweiker stieg in das Wasser, und während die schießenden Wellen ihn umrauschten bis über die Knie, blickte er lachend zu dem Mädchen auf. „Jetzt mein' ich aber schier, ich bin der Christophorus!“

„Wer ist denn das?“ fragte sie.

Da wurde er rot bis über die Ohren, denn er meinte nun doch im stillen, daß es nicht anginge, das Bartele mit dem Christuskinde zu vergleichen, welches Christophorus über den Strom getragen; und er selber war wohl auch noch weit davon entfernt, ein Heiliger zu sein. Als aber Hinzula ihre Frage wiederholte, mußte er Antwort geben, ob er wollte oder nicht. „Der Christophorus, weißt, das ist ein Heiliger . . . wohl wohl. Aber wie er noch ein Heid' gewesen ist, da hat er einmal ein Kindl übers Wasser getragen und hat nicht gewußt, wen er auf seinen Armen hält; auf die Letzt aber hat er doch gemerkt, daß er sein Heil getragen und sein Himmelsbrot verdient hat.“

Mit sinnenden Augen blickte Hinzula auf Schweikers Lippen; die knapp gefaßte und dunkle Geschichte schien ihr nicht völlig einzuleuchten.

Das Ufer war gewonnen, und mit triefenden Füßen schritt Schweiker über die grasige Mulde hinweg, in welcher die Brüder gelagert hatten in jener ersten Sturmnacht. Es war wohl die Erinnerung an jene Nacht, welche ihn vergessen machte, die Hirtin wieder von seinen Armen zu lassen. Und auch Hinzula vergaß, ihn an ihre eigenen Füße zu mahnen. Sie erreichten den schattigen Wald, und Schweiker stieg mit seiner Last über den Hang empor, als wöge sie auf seinen eisernen Armen wie eine Feder. Seitwärts schimmerte eine Lichtung, und da hörten sie ein Getrippel hinter sich. Hinzula blickte über Schweikers Schulter.

„Schau' doch, schau', da kommt mein Zottli daher!" Mit mattem Stimmlein lockte sie das Tier, und der Bock, dem die vier Geißen folgten, kam mit spielenden Sprüngen zwischen den Bäumen hervor. Meckernd blieben die Tiere stehen und lugten zur Hirtin auf; langsam trippelten sie hinter Schweiker her, blieben abermals stehen und folgten aufs neue.

Der Wald wurde eben, die Bäume gingen zu Ende, und Schweiker erreichte eine weite Wiese, in deren Mitte ein hoher Hag sich erhob, das Haus verdeckend; gegen den Berghang zog sich ein Roggenfeld hin, auf welchem ein Mann und ein Weib mit der Sichel die mageren Aehren schnitten. „Schau', dort," flüsterte Hinzula, „der Vater und die Mutter! Mein Bruder ist nicht daheim, der sennet auf der Alben."

Schweiker stand und schöpfte Atem; seine Stirne zog sich in Falten, denn es erwachte in ihm die gruselige Frage: wie muß wohl die Mutter aussehen, die ein Kind hat, das sich vier Jahr' lang nicht gewaschen?

Der Greinwalder und sein Weib hatten den Fremden, der ihren Grund und Boden betreten, schon gewahrt. Sie blickten über den sonnigen Hang herunter, die Hände über die Augen gedeckt, und redeten miteinander. Was sie sahen, mußte freilich ihr Staunen wecken; dieser Fremde in der seltsamen Tracht, ein Mensch wie ein Riese, mit dem wallenden Flachsbart und dem geschorenen Kopf, eine Dirn' auf seinen nackten braunen Armen, und hinter ihm die meckernden Ziegen! Da erkannte die Greinwalderin ihr Kind; mit einem Schreckensruf warf sie die Sichel weg und kam herbeigelaufen, während der Mann ihr zögernd folgte.

Bruder Schweiker riß die blauen Augen auf, als er das freundlich anzusehende Weiblein erblickte, bei aller Aermlichkeit doch sauber gewandet und an Gesicht und Händen tadellos gewaschen. Vor Staunen sanken ihm die Arme, daß Hinzula zur Erde glitt . . . vor Staunen fand er keine Antwort auf die erschrockenen Fragen der beiden Leute. Hinzula selbst mußte der Mutter und dem Vater berichten, was ihr geschehen und wie sie Hilfe gefunden.

Als der Greinwalder hörte, daß Schweiker einer von den Gottesmännern wäre, die ins Thal gekommen, musterte er den Bruder vom Kopf bis zu den Füßen und sagte: „So einen Senn' möcht' ich haben; da hätt' mein Vieh wohl Ruh' vor den Wölf' und Bären und mein Haus vor den Wazemannsbuben auch!"

Schweiker hatte kein Ohr für dieses Lob. Denn er mußte der Greinwalderin, welche unter Seufzen und Zähren ihr Kind in den Hag führte, die Aufträge hersagen, die ihm Pater Eberwein für Hinzulas Pflege erteilt . . . dabei wäre, wie er besonders betonte, Wasser und Reinlichkeit nicht zu vergessen.

„Aber hör'," stotterte das Weiblein, „ich mein' doch, das versteht sich von selber!"

Diese Antwort brachte den Bruder Schweiker wieder um alle Fassung. Seit vier Jahren hatte die Greinwalderin nicht ans Waschen gedacht, und jetzt auf einmal waren ihr diese beiden Dinge eine selbstverständliche Notwendigkeit! Kopfschüttelnd betrat Schweiker das sauber gehaltene Gehöft, darin das kleine Balkenhaus sich erhob, dem man die Liebe ansah, mit welcher es in gutem Stand erhalten wurde. In jeder Fensterluke stand ein hölzernes Tröglein mit blühenden Nelken, zwei weiße krausshaarige Lämmer trippelten im Hof umher, die Hühner scharrten in der Sonne, und zu Hunderten schossen die aus und einziehenden Immen durch die Luft.

Als Hinzula, von der Mutter geführt, das Haus betreten wollte, wandte sie auf der Schwelle das Gesicht, blickte zu Schweiker auf und fragte mit beklommenem Stimmlein: „Gelt, Du bleibst schon noch da?"

„Freilich, Kindl, freilich!" sagte er und nickte ihr lachend zu. Dann ließ er sich auf die Hausbank niedersinken, that einen lauten tiefen Atemzug, streckte die Beine und wischte sich mit beiden Armen den in Bächlein rinnenden Schweiß vom Gesicht. Der Greinwalder trat vor den Bruder hin und bot ihm die Hand. „Vergelt's, Gottesmann, vergelt's für alles, was Du gethan hast für mein Kind!"

„Da braucht's keinen Dank! Ist gern geschehen, wohl wohl!" Schweiker wischte die Hand am Kittel ab und reichte sie dem Bauer.

„Und lohnen will ich's auch, weißt! All Woch' zweimal, wenn mein Bub' abtragt von der Alben, schick' ich Euch ein Körbl voll Zeug hinunter. Jetzt weiß ich doch, wem's zukommt!"

„Das muß nicht sein!" sagte Schweiker; aber da fiel ihm Bruder Wampo ein, und er fügte zögernd bei: „Wenn Du 'was graten kannst, und du giebst es gern . . . meinethalben. Aber sein muß es nicht."

Die Greinwalderin kam aus dem Haus gelaufen, füllte an einem sprudelnden Quell eine hölzerne Kanne und verschwand wieder in der Thür. Schmunzelnd blickte Schweiker ihr nach, und als sich der Greinwalder an seine Seite setzte, sagte er zu ihm: „Wo ich hinschau' . . . alles gefallt mir da. Bist ein rechtschaffener Bauer. Auch Dein Weibel schaut sich gut an und tragt sich sauber im Häs. Aber sag' mir nur, wie kann denn die Mutter ihr Kindl so umlaufen lassen . . . vier Jahr' lang kein Tröpfl Wasser im Gesicht, vier Jahr' lang nimmer gewaschen!"

„Vier Jahr' lang, wohl wohl," nickte der Greinwalder, „weißt, seit wir halt gemerkt haben, daß die Dirn' sich lieb und sauber auswachst."

Schweiker machte große Augen; diese seltsame Logik wollte ihm nicht einleuchten. „Weil sie lieb und sauber ist, darum muß man sie schiech machen, daß einem hätt' grausen können vor ihr?"

„Grausen! Freilich! Wie mehr, so besser! Wenn die Wazemannsbuben meine Dirn' gesehen haben, so haben sie geschrieen: ‚Der Schmierfink!' und sind davongelaufen." Die Augen des Bauern funkelten. „Hätten sie gemerkt, was dahinter versteckt ist, ich hätt' meine Dirn' schon lang einmal suchen dürfen und hätt' sie wohl nimmer so gefunden, wie sie von mir gegangen!"

Nun verstand der Bruder. Eine dunkle Röte floß über sein Gesicht, er ballte die Fäuste und blickte über den Bergwald hinunter nach dem Lokistein. „Laß gut sein, Greinwalder, das Blattl soll sich wenden, und müßt' ich selber drein schlagen mit allen zwei Fäusten! Den Wazemannsbuben soll ein Riegel gelegt werden!"

„Es wär' an der Zeit!" Und um dieses Wort zu bekräftigen, erzählte der Geinwalder, was er und die Seinen von den Wazemannsleuten erduldet hatten seit langen Jahren. „Bei meinem Vater haben sie angefangen," so schloß die böse Litanei, „und jetzt kommen sie über mein Kind. Schau' sell hinüber, Gottesmann!" Er deutete nach einer einsam stehenden Fichte, welche ohne Gipfel war. „Dort steht noch die Ficht', an deren Gipfel die Wazemannsknecht' meinen Vater gebunden haben, weil er sich als Freibauer gewehrt hat wider die Fron'. Den Gipfel hat mein Vater abgeschnitten, und der dürre Stecken harret in meiner Kammer auf den Tag, an dem heimgezahlt wird!"

Die Greinwalderin kam aus der Thür und blickte, als sie die zwei roten Köpfe sah, besorgt von dem einen zum anderen. Dann sagte sie zu Schweiker: „Geh', komm ein lützel herein, meine Dirn' laßt mir keine Ruh' nimmer, allweil verlanget sie nach Dir!"

Mit einem Sprung war Schweiker im Haus. Als der Greinwalder ihm folgen wollte, hielt ihn das Weib am Kittel fest und fragte scheu: „Hast doch nicht gescholten wider die Wazemannsleut'?"

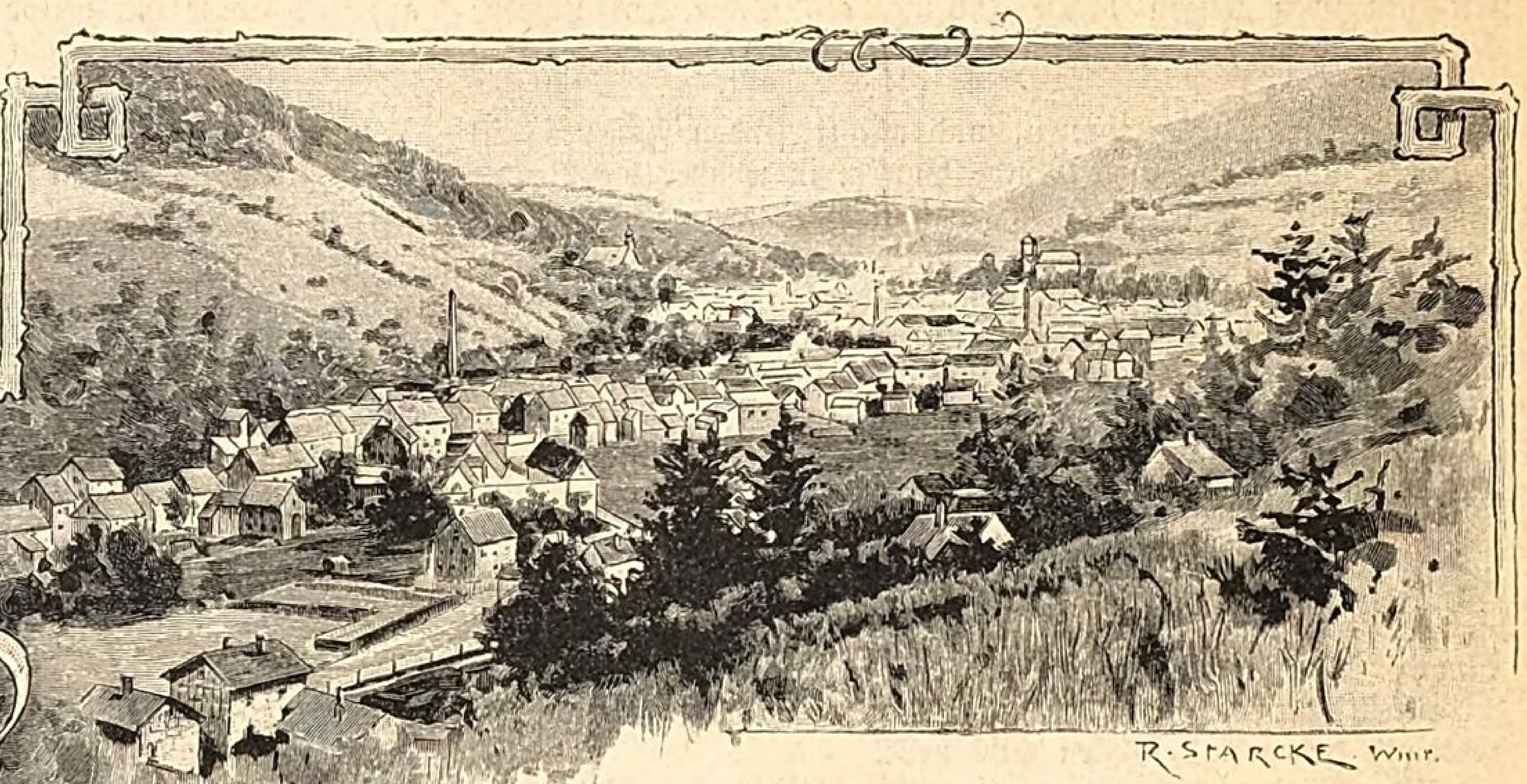
„Und gehörig auch noch!"

„Aber Bauer, Bauer!" stotterte die Greinwalderin erschrocken. „Wenn's der Fremde jetzt weitertragt!"

„Der? Da hab' keine Sorg'!"

(Fortsetzung folgt.)





Ruhla in Thüringen.

Zur Geschichte der Tabakspfeife.

Mit Zeichnungen von R. Starcke und R. Völkel.

Ein großer, wenn nicht der größere Teil des starken Geschlechtes nennt eine Freundin sein eigen, die ihm überaus wert und teuer, zuweilen sogar unentbehrlich, seine Zuflucht in trüben Stunden, sein Trost im Ungemach, die Quelle seiner stillen Freuden, kurz sein Alles ist. Freilich besteht diese Freundin, wie zur Beruhigung aller zur Eifersucht geneigten weiblichen Gemüter sofort bemerkt werden möge, keineswegs aus Fleisch und Blut, sondern ist entweder aus Thon, Gips, Holz, Porzellan, oder bei vornehmen Herren der Schöpfung aus jenem Stoffe, aus welchem dereinst Venus emporgestiegen ist, nämlich aus dem „Schaume des Meeres" hergestellt. Allein dennoch atmet sie Glut und Leben und hält den Mann nicht selten so ganz und gar in ihrem Banne, daß er ohne sie nicht existieren zu können glaubt und ihr alles opfert.

Lessing z. B. war ihr so zugethan, daß er sich, wie seine Wirtschafterin einmal bezeugte, von morgens früh bis abends spät nicht von ihr trennte, und Nikolaus Lenau erklärte jedem, der es hören wollte: „Ich vermöchte keine Zeile zu schreiben ohne meine Tabakspfeife — denn sie ist die Freundin des Mannes, die wir meinen — im Munde zu haben." In demselben Sinne, nur mit anderen Worten, äußerte sich der vor zwei Jahren verstorbene englische Dichter Lord Alfred Tennyson. Tennyson und Tabakspfeife, das waren überhaupt zwei unzertrennliche Begriffe. Er liebte sie unendlich. Sie war alltäglich sein erster und letzter Gedanke und ihm besonders nach dem Essen unentbehrlich. Nur sie durfte ihn in sein Arbeitszimmer begleiten, und je mehr sie dampfte und glühte, desto beschwingter wurde sein Geist.



Rauchrohr der Pampasindianer.

In die Geschichte eines so hervorragend wichtigen Gerätes einmal einen Blick zu werfen, verlohnt gewiß die Mühe, und wenn wir seinen Spuren auch bei den fremden Völkern nachgehen, so werden uns die merkwürdigsten Gebilde menschlicher Kunstfertigkeit und Erfindungsgabe vor Augen treten.

Als die Spanier unter Führung von Christoph Kolumbus zum erstenmal die Antillen besuchten, sahen sie dort zu ihrem größten Erstaunen Männer und Frauen Kräuter rauchen. „Es waren das," wie der Bericht des Entdeckers lautet, „trockene Kräuter, in ein gleichfalls trockenes breites Blatt eingewickelt; sie waren von der Art der kleinen Musketen, deren sich die spanischen Kinder an Pfingsten bedienen. Am einen Ende waren sie angezündet, am anderen Ende saugten die Leute und tranken gewissermaßen durch Einatmung den Rauch. Sie werden dadurch berauscht, sind aber offenbar vor Müdigkeit geschützt. Die Leute heißen diese Art kleiner Musketen tabacos."

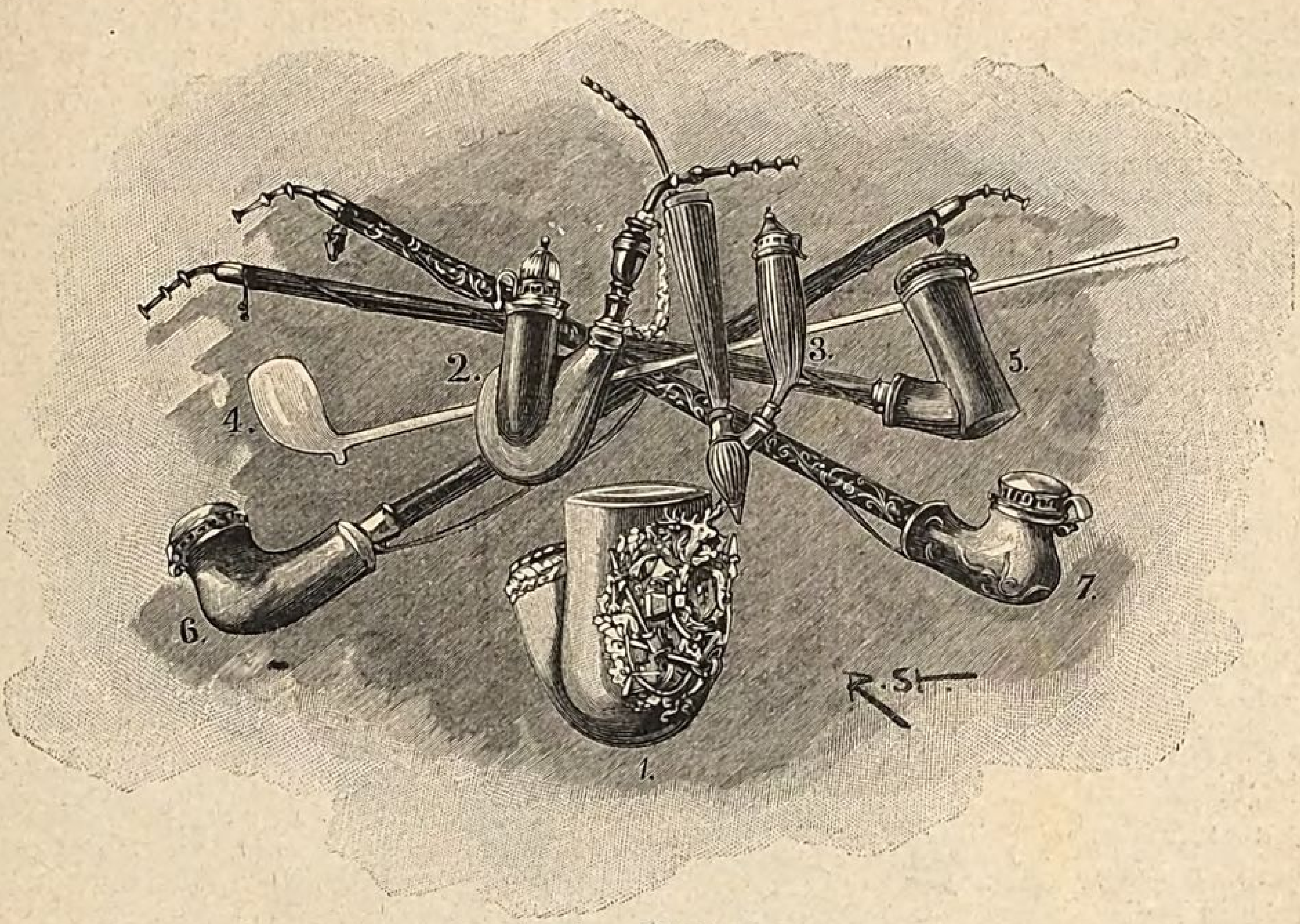
Neben anderen Dingen überreichten die Eingeborenen den Entdeckern diese getrockneten Blätter, die indessen den Spaniern höchst gleichgültig waren. Keiner von ihnen konnte ja ahnen, daß in vierhundert Jahren der Tabak ein Weltbeherrscher sein würde, daß eines Tages in den fünf Weltteilen alljährlich rund eine Milliarde Kilogramm dieser Blätter geerntet und deren Wert nach Hunderten von Millionen Mark geschätzt werden würde!

Kolumbus selbst, der ausgezogen war, um die königlichen Kassen Spaniens mit dem Gold Indiens zu füllen, dachte nicht im Traume daran, daß diese nichtigen Blätter, die er geringschätzig beiseite schob, dereinst von den ewig geldbedürftigen Staatsmännern in ungeahntem Maße ausgebeutet werden sollten, daß der Ertrag von Tabakzöllen, Tabakmonopolen und Tabaksteuern jahraus jahrein Millionen über Millionen einbringen würde!

Die „tabacos" der Antillenbewohner oder die „Cigarren", wie wir heute die zusammengerollten Blätter nennen, blieben in der That eine geraume Zeit ohne Bedeutung für die Völker Europas. Die spanischen Ansiedler und Abenteurer in der Neuen Welt gewöhnten sich wohl zum Teil das Rauchen an, aber die „barbarische Sitte" machte keine bedeutenderen Fortschritte. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts sah man auch Matrosen, die aus Amerika zurückkamen, in den europäischen Hafenstädten rauchen, aber man beeilte sich nicht, ihrem Beispiel zu folgen. Matthias de Lobel hat in einem im Jahre 1576 zu Antwerpen erschienenen Buche einen dieser ersten Cigarrenraucher in Europa verewigt. Ein Blick auf die getreue Wiedergabe jener Abbildung (S. 209 unten, Nr. 1) belehrt uns, daß es sich da um einen Riesenstummel handelte, eine trichterförmige Röhre, welche aus Palmenblättern oder Schilf verfertigt und mit zerschnittenen trockenen Tabakblättern gefüllt war. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob dieser ehrwürdige Raucher vor dem alten Lobel dickthun wollte; so viel steht fest, daß man damals auch annehmbarere Cigarren kannte, die ungefähr Größe und Form einer Kerze hatten. Aber die Cigarre, die heute in der Welt eine so große Rolle spielt, war gar nicht dazu berufen, dem Tabak die Wege in der Alten Welt zu ebnen. Erst als die Tabakspfeife nach Europa gebracht wurde, trat mit einemmal das duftende Kraut seinen stürmischen Siegeslauf um das Erdenrund an.

Im Laufe der Zeit lernten die Europäer in Amerika verschiedene Arten des Tabakrauchens kennen. In Mexiko bedienten sich die Azteken eigenartiger Rauchrohre, über deren Herstellung der Franziskanermönch Bernardino de Sahagun Folgendes berichtet:

„Diejenigen Indianer, welche Rohre zum Einsaugen des Tabakrauches verkaufen, schneiden Schilfrohre und reinigen sie von den Blättern. Dann werden sie mit fein zerriebener, nasser Kohle überstrichen und mit Blumen und Tieren, Adlern, Fischen u. dgl. bemalt. Man hat auch solche, deren Malereien erst sichtbar werden, wenn das Rohr gebraucht und vom Feuer verzehrt wird. Manche sind schön vergoldet. Die Rohre werden mit dem trockenen Kraute des Tabaks und verschiedenen aromatischen Kräutern, Rosenblättern, wohlriechenden Gummiarten, gefüllt und angezündet.“ Diese Rauchrohre, deren Abkömmlinge man vielleicht in den noch heute üblichen, mit weißen Zeichnungen, Messingknöpfen, Spiegeln u. dgl. verzierten Rauchgeräten der Pampasindianer erblicken darf (S. 208), fanden aber in Europa ebensowenig Anklang wie die ersten Cigarren.



Verschiedene Pfeifenformen.

1. Geschnitzter Meerschaumkopf. 2. Ulmer Maserkopf. 3. Schwertpfeife. 4. Holländische Thonpfeife. 5. Göttinger Maserkopf. 6. und 7. Meerschaumpfeifen.

Im Jahre 1512 besuchte der Portugiese Juan Ponce de Leon zum erstenmal das Land Florida. Die Eingeborenen waren dem Tabakrauchen sehr ergeben, aber die Art und Weise, wie sie diesem Genusse frönten, war wieder eine andere. Sie benutzten hohle Gefäße aus gebranntem Thon, in die sie ein Rohr aus Schilf einsetzten. Die Gefäße wurden mit den trockenen Tabakblättern gefüllt, angezündet und der Rauch durch das Rohr eingesogen. Hier lernte man also wirkliche Tabakspfeifen kennen; aber auch sie blieben zunächst unbeachtet.



Holländische Soldatenpfeife aus dem 17. Jahrhundert.

Sechs Jahrzehnte später rüstete der englische Ritter Sir Walter Raleigh eine Expedition aus, um neue Länder in Amerika zu entdecken. Er landete an der Ostküste Nordamerikas, benannte den von ihm in Besitz genommenen Landstrich Virginien, der jungfräulichen Königin Elisabeth zu Ehren, und gründete dort eine Niederlassung. Die englischen Kolonisten traten in nähere Beziehungen zu den Eingeborenen, die ebenso wie die Rothäute in Florida aus thönernen Pfeifen die getrockneten Blätter des Krautes Uppowoc rauchten, nahmen diese Sitte der Wilden an, und ein ehemaliger Lehrer Raleighs, der Mathematiker Thomas Hariot, schrieb aus Virginien die ersten Lobreden auf das Tabakrauchen: der Rauch reinige das Haupt von überflüssigen Feuchtigkeiten, eröffne die Schweißlöcher und andere Gänge des Leibes. Raleighs Kolonie nahm freilich ein frühes Ende, und als im Jahre 1586 der Admiral Francis Drake, von einem Raubzuge in den westindischen Gewässern heimkehrend, sie besuchte, baten ihn die Ansiedler, er möchte sie doch wieder nach England mitnehmen. Am 27. Juli 1586 landeten diese Leute in Plymouth, ein Gegenstand eifrigen Staunens für das Volk, da sie zum erstenmal in England das seltsame Schauspiel des Tabakrauchens aus Pfeifen darboten. An jenem Tage wurde der Bacillus des Tabakrauchens in Europa ausgestreut. Die indianischen Thonpfeifen gefielen; das Beispiel der zurückgekehrten Ansiedler wirkte ansteckend, bald sah man überall in England Leute mit Pfeifen und im Jahre 1598 rauchte man in London bereits in Theatern. Das Kraut selbst wurde aus Amerika bezogen, aber die englischen Töpfer brannten sofort thönerne Pfeifenköpfe im Lande und es entstand alsbald ein Gewerbe der Pfeifenmacher, dem bereits im Jahre 1619 in London Körperschaftsrechte erteilt wurden. Hauptsitz der ersten europäischen Thonpfeifenindustrie wurde die Ortschaft Broseley in Staffordshire, wo man einen geeigneten Thon fand.

Die Verbreitung der Thonpfeife über Albions Grenzen hinaus war zunächst das Werk englischer Studenten, welche die Universität Leiden besuchten. Hier sah man sie bereits um das Jahr 1590 ihre Pfeifen schmauchen, und ihr Beispiel steckte die Holländer an. Schon im Jahre 1610 war der Tabak ein wichtiger Handelsartikel in Holland, und bei Gouda entstand ein neuer Mittelpunkt der Tabakspfeifenindustrie. In der Glanzzeit waren hier an 300 Thonpfeifenfabriken thätig, welche Millionen der einst so sehr beliebten holländischen Thonpfeifen (vergl. die nebenstehende Abbildung Nr. 4) alljährlich in die Welt versandten.

Die Thatsache, daß durch das Tabakrauchen Durst und Hunger vorübergehend betäubt werden, machte die Pfeife bald in den Heeren der damaligen Zeit beliebt, und so wurden englische und holländische Truppen zu weiteren Vorkämpfern der Tabakspfeife; sie waren es, welche während des Dreißigjährigen Krieges die Sitte nach Deutschland trugen. In den Jahren 1620 und 1622 sah man englische und holländische Truppen zum erstenmal in Sachsen und in Süddeutschland rauchen, und bald darauf rauchte man auch in den Lagern von Tilly und Wallenstein.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts „trank“ oder „schmauchte“ man in Deutschland den Tabak nur aus Pfeifen, und zwar aus thönernen nach virginisch-indianischem Muster. In einem gereimten „Lob des Tabaks“ aus jener Zeit wird das Gerät des Rauchers ausführlich geschildert. Es heißt darin:



1. Altes Bild eines Cigarrenrauchers. 2. Indianische Friedenspfeife. 3., 4., 5., 6. Altamerikanische Pfeifenköpfe.

„Brauchet ihr Töpffer die reinesten Erden,
Machet die Pfeiffen, als wär' es Crystall,
Daß sie glatt, eben und kreideweiß werden,
Von Gläser wie das gegossene Metall.
Welchen ihr wollet zum Meister erhöhen,
Laß an den Pfeiffen sein Meisterstück sehen.

Auch so ihr Künstler in Silber und Eisen,
Bringet Erfindung von Stopffern herfür,
Welche von allerhand artigen Weisen,
Feuerschlag, Zangen, Zahnstöcker, Pitschier,
Pfeiffen und Kratzer und mehrerlei Sachen
Müßt ihr bei dieser auffs künstlichste machen."

Tabaksbrüder jener Zeit lehrten in ihren „Tabacologien", d. h. Abhandlungen über den Tabak, von denen eine große Zahl erhalten ist, die Pfeife solle nicht zu kurz oder unter vier Zoll sein; die leichte Zerbrechlichkeit der Thonpfeifen preßte ihnen manchen Stoßseufzer ab, und so riefen sie:

„Machet ihr Meister von Messing und Bleche
Dienliche Futter, die zierlich und schön,
Daß man die Pfeiffen nicht leichtlich zerbreche,
Die aus zerbrechlichem Thone bestehn.
Oder die es noch bequemer verlangen,
Pflegen mit silbernen Pfeiffen zu prangen."

So suchte man, nachdem das Rauchen einmal festen Fuß gefaßt hatte, die Rauchutensilien zu vervollkommnen und den Thonpfeifen, die in Deutschland vorzüglich zu Köln und zu Almerode in Hessen verfertigt wurden, entstanden bald allerhand Nebenbuhlerinnen.

Bevor wir aber auf diese Neuerungen näher eingehen, möchten wir noch ein wenig der Vergangenheit der Pfeife in ihrer Urheimat, in Nordamerika, nachspüren.

Hier war das Tabakrauchen nicht bloß ein sehr beliebtes privates Genußmittel, es bildete auch einen Teil gottesdienstlicher und amtlicher Handlungen. Der Sonne, welche der Indianer verehrte, wurde der Tabak als Opfer dargebracht und der Rauch aus der Pfeife gegen das leuchtende Tagesgestirn geblasen. Die Indianer besaßen Kriegspfeifen, aus welchen die Männer vor Eröffnung eines Feldzuges gemeinschaftlich zu rauchen pflegten und die der Häuptling auf dem „Kriegspfade" bei sich führte; sie besaßen aber auch Friedenspfeifen, die unter dem Namen Calumet bekannt sind (vergl. die Abbildung S. 209 unten, Nr. 2). Das vier bis fünf Fuß lange, aus leichtem Holz verfertigte Calumetrohr wurde mit Schwanzfedern einer Adlerart, mit Bändern, Flechten von Frauenhaar, verschieden gefärbten Kielen von Stachelschweinen, bunten Federn, auch wohl mit weißen Korallenschnüren und Vogelschnäbeln verziert. Jeder Stamm schmückte die Pfeife auf seine Weise, so daß die Indianer beim ersten Blick bestimmen konnten, welcher Nation ein Calumet angehörte. Der Kopf des Calumet war jedoch nicht aus Thon gebrannt, sondern zumeist aus einem eigenartigen Stein, dem „Catlinit" oder roten Pfeifenstein, geschnitten, dessen Brüche sich im Westen Dacotas vorfinden. Noch heute gilt jene Gegend den Resten der Indianer als ein geheiligter Grund und Boden. Wir können uns versagen, länger bei diesem Gegenstand zu verweilen, da dieser berühmte Steinbruch Tchanopa=o=kä, das Heiligtum der Roten Rasse, im Jahrgang 1883 der „Gartenlaube", S. 83, von Rudolf Cronau in Wort und Bild geschildert wurde.

Wie uralt der Gebrauch der Tabakspfeife in Nordamerika ist, darüber geben die vielen in unseren Museen befindlichen nordamerikanischen Pfeifen Aufschluß, deren Ursprung gewiß in vorgeschichtliche Zeiten zurückreicht. In den Thälern des oberen Mississippi, des Missouri und Ohio, sowie an deren Zuflüssen, in Wyoming, Pennsylvanien und den Ländern bis zum St. Lorenzstrome giebt es zahlreiche Grab- und Opferhügel, die man mit dem Namen „Mounds" bezeichnet und die vermutlich von einem Volksstamme herrühren, der noch vor den Indianern jene Gebiete bewohnte. In diesen „Mounds" fand man nun neben vielen anderen Geräten sehr häufig Pfeifenköpfe, die bald aus Thon gebrannt, bald aus verschiedenen Gesteinsarten geschnitzt sind, entweder die Form einfacher Schlote haben, oder Tiere, Vögel und Menschenköpfe darstellen (vergl. Abbildung S. 209 unten, Nr. 3, 4 u. 6). Diese Pfeifenköpfe sind den unserigen aus Thon oft zum Verwechseln ähnlich, Jahrtausende hindurch hat sich dieser Typus erhalten, die Moundsleute vermachten sie den nordamerikanischen Indianern und diese wieder den Europäern. Eigenartig sind aber Pfeifen, welche Menschenköpfe oder welche Tiere darstellen, die auf einer gewölbten Platte befestigt sind. Sie bilden zweifellos die ältesten Formen kurzer Pfeifen. Man vergleiche z. B. den Frosch unten auf unserer Abbildung S. 209. In die Höhlung am Rücken stopfte man Tabak, das vordere Ende der Platte, wo eine mit jener Höhlung in Verbindung stehende Röhre mündete, nahm man an die Lippen, das andere aber diente als Griff.


Indianer mit der Kriegspfeife.

In Mexiko waren zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Spanier die bereits geschilderten Rauchrohre üblich; in ferner zurückliegenden Zeiten war aber auch dort die Tabakspfeife bekannt; denn es wurden an verschiedenen Orten Thonpfeifen ausgegraben, die an virginische erinnern und bald Menschen, bald Tiere darstellen. Dorther stammt das sonderbare Gebilde S. 209 unten, Nr. 5. Am allerbizarrsten nimmt sich eine Pfeife von weichem Thonschiefer aus, die auf der Königin Charlotte=Insel an der Westküste von Nordamerika heimisch ist. Die unten stehende Abbildung giebt sie getreu nach dem im naturhistorischen Hofmuseum zu Wien befindlichen Originale wieder.

Die Zeit der ausschließlichen Herrschaft der Thonpfeife sollte aber in Europa und überhaupt in der Alten Welt nicht lange dauern. Schon im 17. Jahrhundert sann man auf Verbesserung des Rauchgeräts, und zwar nach zwei Richtungen hin; einerseits wollte man den zerbrechlichen Thon durch bessere Stoffe ersetzen, anderseits die Pfeifen zum Rauchen geeigneter machen, durch besondere Vorrichtungen die unangenehmen beißenden Wirkungen des Rauches beseitigen.

Für Deutschland ist besonders beachtenswert die Erfindung der Tabakspfeife mit Mundstück und Abguß oder Schwammdose, die der österreichische Arzt Vilarius im Jahre 1689 gemacht haben soll. Diese Art erfreute sich bald einer überaus großen Verbreitung. Am wichtigsten aber für die neuerstandene Industrie war die Wahl neuer Rohstoffe zur Herstellung unseres Rauchgeräts.


Thonschieferpfeife von der Königin Charlotte-Insel.

Fast gleichzeitig mit den Thonpfeifen erschienen metallene, namentlich silberne Köpfe auf der Bildfläche, fanden aber keinen Anklang. Eine gefährlichere Nebenbuhlerin wurde dagegen die Pfeife aus Holz, deren Herstellung in Süddeutschland, vor allem in Ulm, aber auch im Norden, in Göttingen zu hoher Blüte gelangte (vgl. Abbildung S. 209 oben, Nr. 2 und 5). Man begnügte sich nicht mit einheimischen Holzarten, sondern bezog passende Hölzer aus den verschiedensten Ländern, die Stein- oder Winterheide aus den Pyrenäen, Palysander-, Veilchen- und Campecheholz aus Amerika und Westafrika, wohlriechende türkische Weichsel aus Persien und Cedernholz aus Asien. Die Drechsler hatten viel zu thun und begannen neben Horn auch den Bernstein zu Pfeifenspitzen zu verwenden. Später, gegen Ende des vorigen und namentlich zu Anfang dieses Jahrhunderts, kamen die Porzellanköpfe in Aufnahme und im Thüringer Walde bildete sich ein neuer Sitz dieser Industrie.

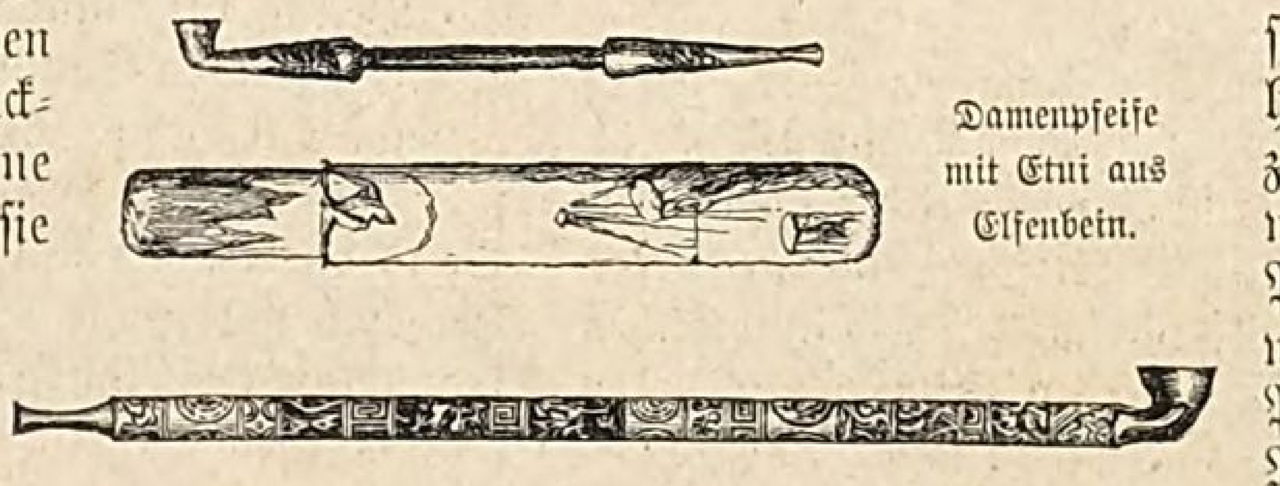
Den begehrtesten und schönsten Rohstoff zur Herstellung von Pfeifenköpfen fand man aber zu Anfang des vorigen Jahr=



Orientale mit der Wasserpfeife.

hunderts in dem Meerschaum.

Im Jahre 1724 lebte in Pest ein Schuhmacher Karl Kovács, der durch seine Geschicklichkeit im Pfeifenschnitzen sich einigen Ruf verschafft und u. a. auch die Gunst eines Grafen Andrassy erworben hatte. Als der Graf im genannten Jahre von einer seiner türkischen Reisen zurückkehrte, brachte er ein großes Stück weißen Materials mit, das man ihm in der Türkei als etwas um seines außerordentlich geringen specifischen Gewichtes willen Seltenes geschenkt hatte. Dem Schuhmacher schien dieser Stoff für Pfeifen verwendbar und er fertigte daraus zwei Pfeifen, die eine für den Grafen, die andere für sich selbst. Wegen seines eigentlichen Handwerks konnte er seine Hände nicht immer rein halten, und so kam es, daß beim Rauchen auf seiner Pfeife mehrere Pechstückchen zurückblieben. Als Kovács diese entfernte, sah er zu seiner Verwunderung, daß der Stoff an den betreffenden Stellen glänzend braun geworden war und keine schmutzigen Flecken zurückgeblieben waren. Um nun der Pfeife eine gleiche Farbe zu verleihen, schmierte er sie ganz mit Pech ein und mit Freude bemerkte er später, nachdem er sie wieder gereinigt hatte, was für eine schöne Farbe die ursprünglich weiße Pfeife bekommen hatte. So wurde Kovács zum Erfinder der Meerschaumpfeifen und zugleich der Kunst des Anrauchens.



Damenpfeife mit Etui aus Elfenbein.

Männerpfeife, in Metall eingelegt.

Japanische Pfeifen.

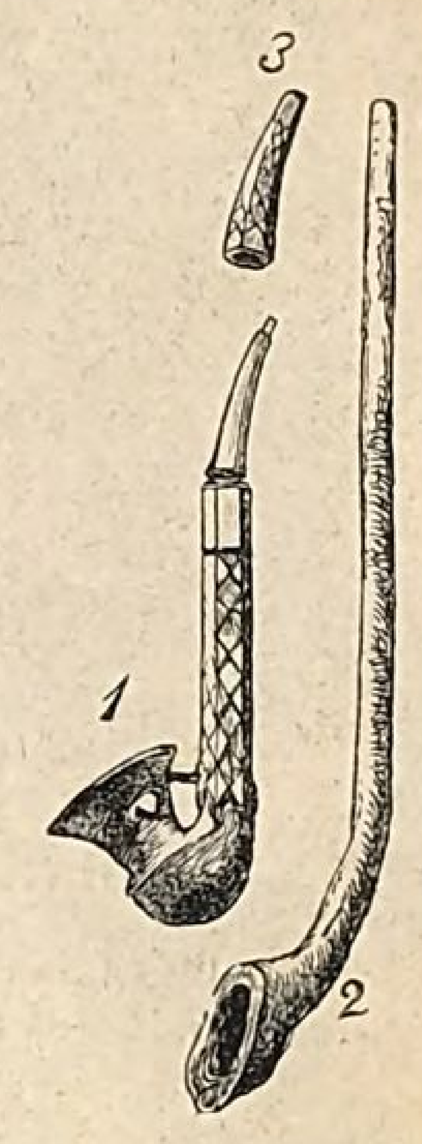
Die Pfeifen gefielen und mehrere reiche Adlige ließen, als sie von den wunderbaren Eigenschaften dieser merkwürdigen Masse erfuhren, große Mengen derselben zum Zwecke der Pfeifenfabrikation kommen.

Wir können nicht mehr feststellen, ob diese Erzählung, die verschieden wiedergegeben wird, auf geschichtlicher Wahrheit beruht, soviel aber geht aus sorgfältigen, namentlich von Alexander Ziegler angestellten Nachforschungen hervor, daß in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Meerschaumköpfe aus der Türkei über Oesterreich und Ungarn eingeführt wurden und daß sich um jene Zeit ein Handel mit rohem Meerschaum entwickelte. In Lemgo und Nürnberg begann man — in welchem Jahre, das ist nicht mehr genau festzustellen — aus diesem Stoffe Pfeifenköpfe zu schnitzen, und von jenen Städten aus pflanzte sich die neue Art der Industrie auch nach dem Thüringer Flecken Ruhla fort. Dort aber wurde um das Jahr 1750 eine Erfindung gemacht, welche sehr viel dazu beitrug, „die Ruhl" zu einem Mittelpunkt der Tabakspfeifenindustrie zu erheben.



Rauchende Japanerin.

Ursprünglich blühte an diesem Orte der Eisenbergbau und die Waffenschmiedekunst; hier hat auch nach jener schönen Sage der „Schmied von Ruhla" den Landgrafen Ludwig den Eisernen „hart" gemacht. Als im Laufe der Zeit die eisernen Harnische und klirrenden Panzer abkamen, wurden die Ruhlaer geschickte Messerschmiede und machten anfangs gute Geschäfte, bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts auch dieser Handel mehr und mehr in Verfall geriet. Da half ein neuer Industriezweig aus der Not: ein gewisser Simon Schenk verpflanzte hierher im Jahre 1739 die Herstellung von Beschlägen für Pfeifenköpfe, was naturgemäß zur Fabrikation der Tabakspfeifen selbst und auch der Meerschaumköpfe führte. Diese letzteren freilich waren ein sehr teurer Artikel, den sich nur reiche Leute kaufen konnten. Da gelang es um 1750 Ruhlaer Meistern, aus Meerschaumabfällen den sogenannten künstlichen Meerschaum und aus diesem die unechten Meerschaumköpfe anzufertigen, und nun konnten die schönen Pfeifen auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Im Kirchenbuche von Ruhla hat der Pfarrer Lechler im Jahre 1790 beim Tode eines Joh. Christoph Dreiß eingetragen, daß dieser der Erfinder der in Ruhla fabrizierten unechten Meerschaumköpfe sei, an welchen andere Geld verdient hätten, während es ihm nicht habe gelingen wollen, aus seiner Erfindung den gehörigen Nutzen zu ziehen.



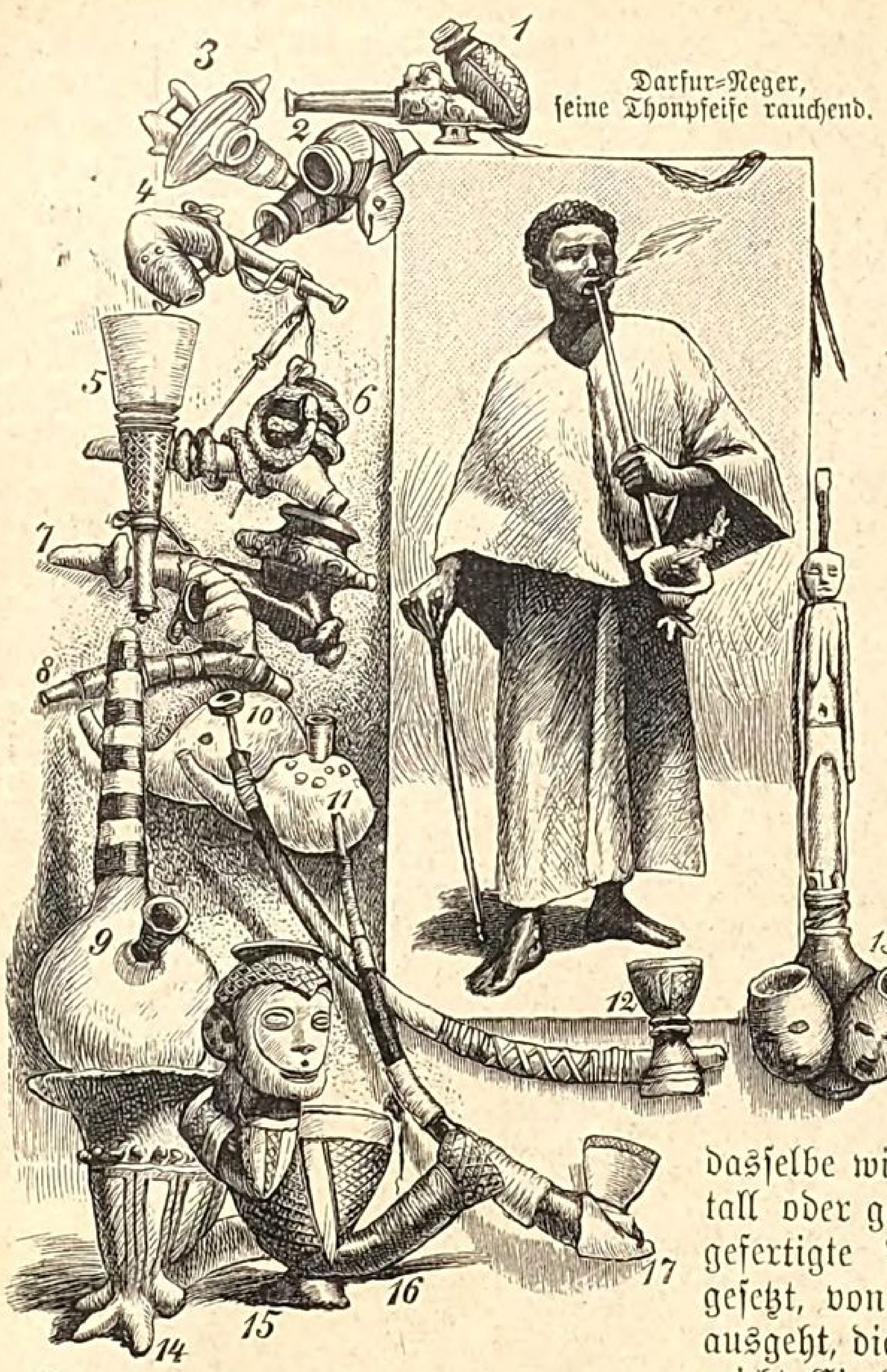
Sibirische Pfeifen.

1. Holzpfeife mit Zinnbeschlag. 2. Pfeife aus einem Wurzelstück. 3. Vorstecker (zum Schutze des Mundstücks von 1.)

Die Ruhlaer Meerschaumköpfe wurden auf die Leipziger Messe gebracht und von hier aus weltbekannt. Das Ansehen des kleinen Ortes stieg und er wurde zur berühmtesten Pfeifenstadt der Welt, obwohl alle Rohmaterialien aus weitester Ferne hergebracht werden müssen: Meerschaum aus Kleinasien, Bernstein von der Ostsee, Weichselröhren aus Baden bei Wien, Harze aus den ostindischen Wäldern, Cedernholz vom Libanon, Heidewurzel aus den Pyrenäen, Birken- und Buchsbaumholz aus Schweden ꝛc.

Die Ruhl, romantisch an dem „Erbstrom" gelegen (s. das Bild S. 208), gehört halb zu Sachsen-Weimar und halb zu Gotha und zählt gegen 5000 Einwohner, aber nach Millionen zählen die Pfeifen, die von hier in alle Weltteile wandern, und die Ausfuhr Ruhlas an Pfeifenwaren bewertet sich nach vielen Millionen von Mark. Ruhla erzeugt durchschnittlich im Jahre eine halbe Million echter und fünfeinhalb Millionen unechter Meerschaumköpfe. Ein einziger echter Meerschaumkopf kostet 20 bis 150 Mark, während man für dasselbe Geld ein ganzes Dutzend unechter erhalten kann. Feingeschnittene Kunstwerke, wie z. B. der auf unserer Abbildung S. 209 oben, Nr. 1, sind natürlich teurer und wurden schon mit 300 bis 400 Mark von Liebhabern bezahlt. Außer den Meerschaumköpfen erzeugt Ruhla vor allem Pfeifenbeschläge, mit welchen es Millionen von Pfeifenköpfen aus Holz und Porzellan versieht. In den großen Geschäften sind Hunderttausende von Pfeifen und Cigarrenspitzen in 10000 verschiedenen Nummern aufgestapelt! Auch die hölzerne „Schwertpfeife" (vgl. Abbildung S. 209 oben, Nr. 3) stammt aus Ruhla, und zwar aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Auf ihrem Siegeszuge durch die Welt hat die Tabakspfeife auch in anderen Ländern vielfache Wandlungen erfahren. Der Türke schwärmt für den Tschibuk mit dem roten Thonkopf, dem Rohr aus Weichselholz oder Jasmin, dem Mundstück aus Bernstein;



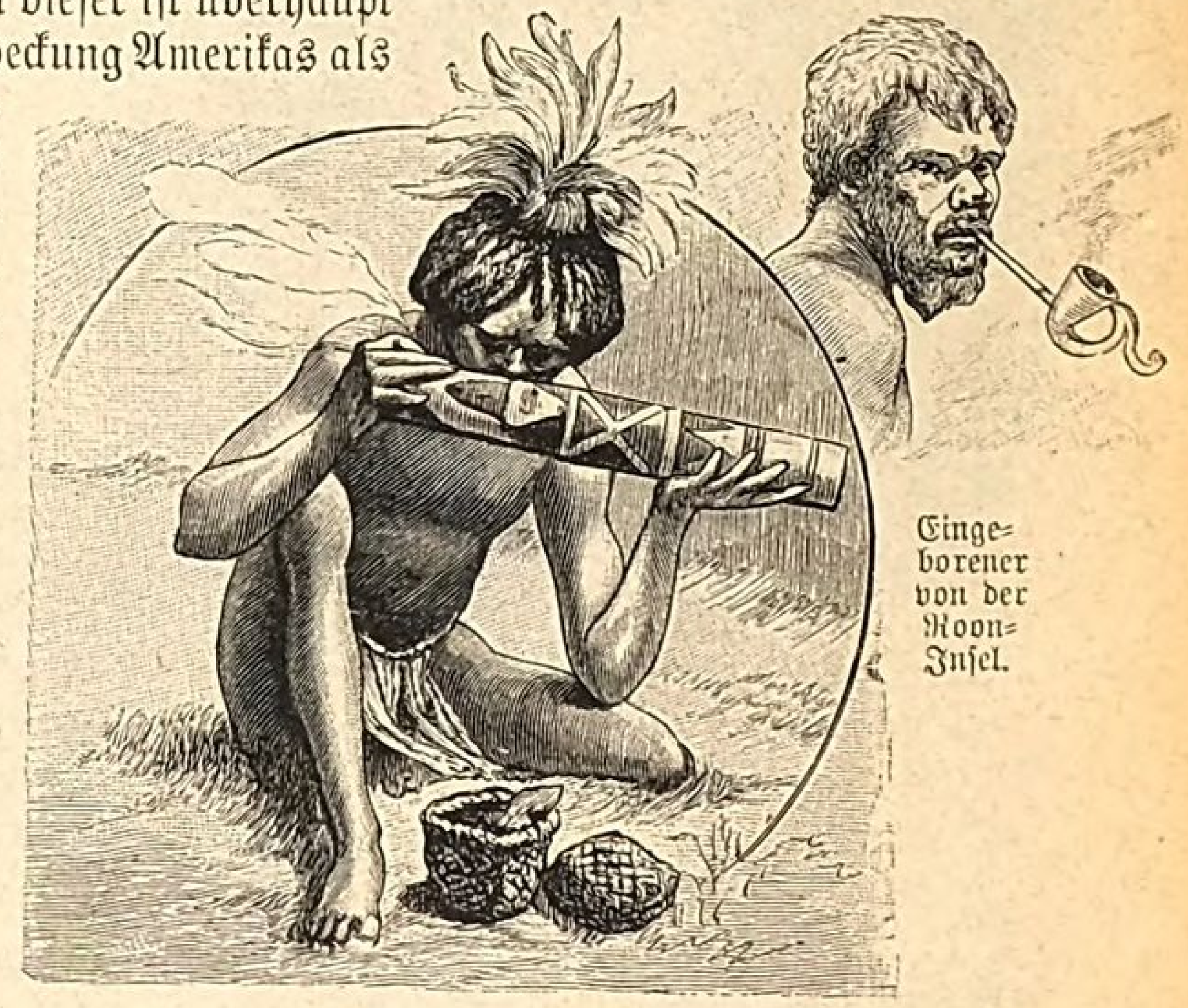
Afrikanische Tabakspfeifen.

1. Timbuktu. 2., 3. Aschanti. 4. Verschiedene westafrikanische Stämme. 5. Trompetenpfeife vom Niassasee. 6. Schlangenpfeife der Bakungo. 7. Pfeife der Mayumbe. 8. Pfeife aus dem Kongogebiet. 9. Kiko, Flaschenkürbispfeife der Makraka. 10., 11. Hölzerne Dachapfeifen der Bayumbe. 12., 14. Tabakspfeifen der Kassai. 13. Niam-Niam. 15., 16. Bjur. 17. Marundscha.

er schmückt ihn mit kostbaren Edelsteinen. Im entlegeneren Orient, in Arabien, Persien und Indien, steht die Wasserpfeife besonders hoch in Gunst. Sie besteht (vgl. die Abbildung S. 211) aus einem Gefäß von Glas, Porzellan oder Metall, welches über die Hälfte mit Wasser gefüllt wird. In dasselbe wird der aus Metall oder gebranntem Thon gefertigte Pfeifenkopf eingesetzt, von dem eine Röhre ausgeht, die bis ins Wasser reicht. Ein langer mit Mundstück versehener Schlauch, bestehend aus Drahtspiralen, die mit Leder überzogen sind, führt in den freien Raum der Flasche oberhalb des Wassers; oft sind auch zwei solcher Schläuche an einem Gefäße angebracht. Infolge dieser Anordnung gelangt der Rauch beim Aufsaugen zuerst ins Wasser, wird hier abgekühlt und verliert sein brenzliges Oel.

Andere Völker, andere Sitten! Bei den Japanern, die, wie ein Kenner von Land und Leuten einmal schrieb, „mehr Rauch als Reis“ verschlingen, rauchen selbst die jungen Mädchen aus reizenden, oft nur fingerhutgroßen Metall- oder Porzellanpfeifchen, die an kurzen bräunlichen Bambusröhrchen mit Metallspitzen stecken und in hübschen Etuis aus Holz oder Elfenbein verwahrt werden. Auch die größeren für Männer bestimmten Tabakspfeifen sind aus Metall und haben nicht selten prächtige, in Metall eingelegte Rohre. (S. die Abbildungen S. 211.) Der Kirgise bohrt in einen Hammelknochen seitwärts ein Loch, füllt die Markröhre mit Tabak und schmaucht aus diesem Apparat; äußerst einfach ist auch die aus einem ausgehöhlten Wurzelstock hergestellte sibirische Pfeife (S. 211, Nr. 2). Neben ihr nimmt sich die andere in Sibirien gebräuchliche, ebenfalls hölzerne Pfeife mit Zinnbeschlag und rohen Schnitzereien (Nr. 1) wie ein Kunstwerk aus. Diese hat auch etwas, was allen anderen Pfeifen fehlt, nämlich einen hölzernen Vorstecker zum Schutze und zur Reinhaltung des beinernen Mundstücks (Nr. 3). Der Jakute, der nicht immer Tabak kaufen kann, füllt seine Pfeife mit Holzspänen, die er mit einigen Tabakblättern würzt. Bei vielen asiatischen Völkerschaften, z. B. bei den Birmanen, beteiligen sich auch Weiber und Kinder eifrig an dem Rauchgeschäft, wie wir dies ja auch von unsern Zigeunern wissen. Von den Tausenden von Frauen, welche den Harem des Königs von Siam bilden sollen, ist angeblich keine der Pfeife abhold, weshalb denn auch Seine siamesische Majestät die Kleinigkeit von 20 000 Pfeifen ihr eigen nennt und eigene Beamte zu ihrer Pflege besoldet. Ferner sind die Koreaner, männlich und weiblich, dem Beispiel ihrer Königin folgend, der „Huhka“ genannten Tabakspfeife (vgl. die Abbildung S. 214, Nr. 4) mit Leib und Seele ergeben.

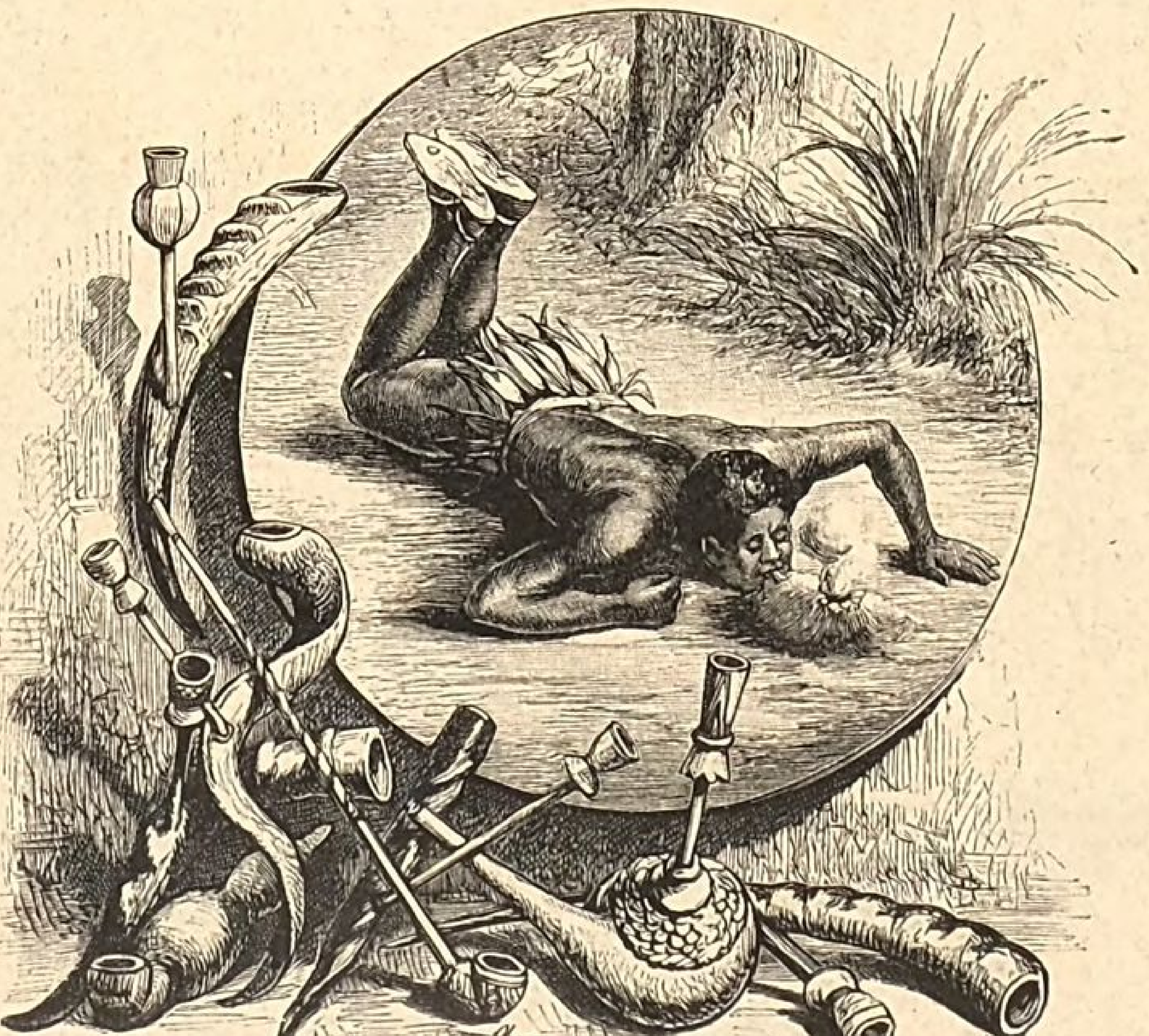
Man behauptet allerdings vielfach, daß nicht alle Tabakspfeifen der asiatischen und afrikanischen Völker aus dem nordamerikanischen Muster hervorgegangen seien, daß vielmehr das Rauchen bei einigen dieser Völker schon vor der Entdeckung Amerikas bekannt war. Es liegen zwar keine sicheren Nachrichten darüber vor, allein verschiedene Umstände berechtigen zu dem Schlusse, daß die Schwarzen viel früher geraucht haben als die Weißen. Allerdings nicht Tabak, denn dieser ist überhaupt erst nach der Entdeckung Amerikas als ein dort einheimisches Gewächs bekannt geworden, sondern gewöhnlichen, bekanntlich berauschenden Hanf und „Dacha“, eine spezifisch afrikanische Hanfart. Aber auch allerlei andere getrocknete Pflanzen mögen schon vor Zeiten dem ungezügelten Schmauchbedürfnisse der Schwarzen gedient haben.



Pfeife aus Neuguinea.

(Bambusrohr mit eingebrannten Verzierungen.)

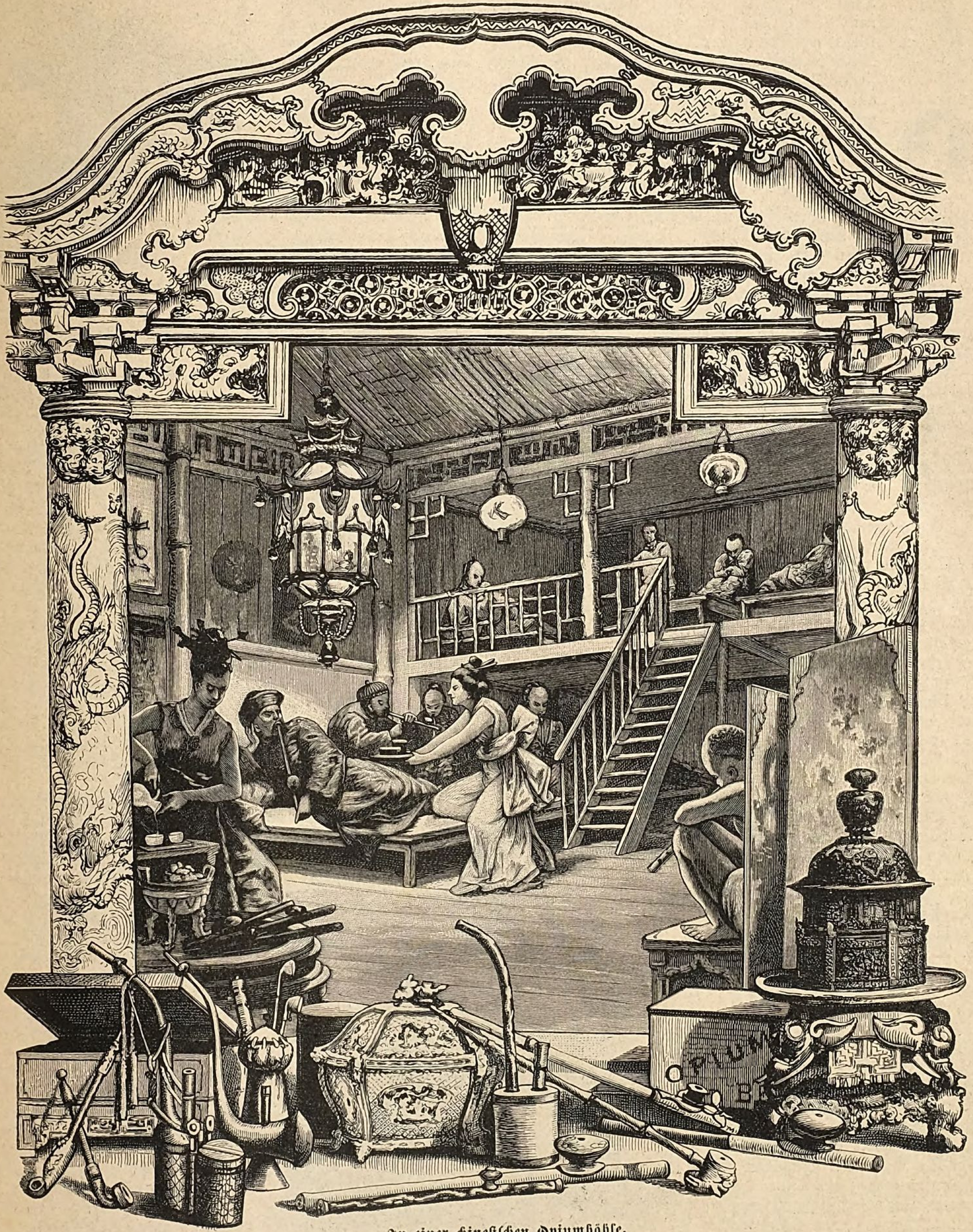
Wie urwüchsig übrigens ihre Art zu rauchen ehedem gewesen sein mag, das kann man noch heute im Betschuana-Lande erfahren. Ein Betschuane konstruiert sich nämlich seine Pfeife in der Weise, daß er einen kleinen Sandhügel mit oben kraterähnlicher Höhlung formt, dieselbe mit Hanf, Dacha, Tabak oder sonst etwas Brennbarem anfüllt, eine Kohle darauf legt und, nachdem er ein Rohr durch den Sand bis an den Rauchstoff geführt hat, auf dem Bauche liegend, zu schmauchen beginnt. Andere südafrikanische Stämme sind, wie die Exemplare am Rande des untenstehenden Betschuanenbildes beweisen, in Sachen der Pfeife allerdings weiter vorgeschritten; ihre grotesken Pfeifen aus Büffel-, Antilopen- und sonstigen Hörnern sind vorzugsweise zum Hanf- oder Dacharauchen bestimmt, besitzen keine Spitze, sondern werden mit der breiten Oeffnung des Hornes an den Mund gesetzt, worauf die eine bedeutende Lungenkraft erfordernde Aufsaugung des Rauches aus den in die Rohre eingesteckten Köpfen beginnt.



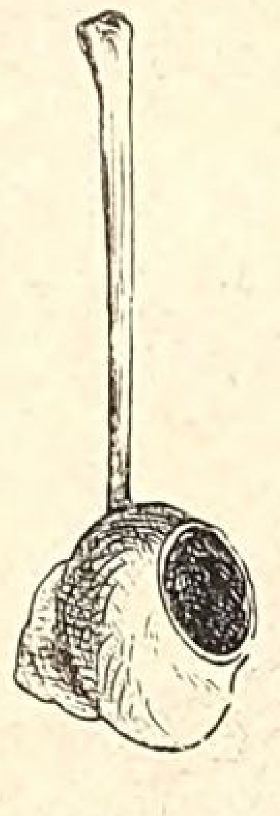
Betschuane, aus einem Sandhaufen rauchend.

(Mit Tabak- und Dachapfeifen. a. Pfeife der Wanjoro.)

Was nun die sonstigen Tabakspfeifen Afrikas anbelangt, so sind zunächst die etwa 30 bis 40 cm langen hölzernen Pfeifen der Niam-Niam deshalb merkwürdig, weil an dem eine menschliche Gestalt darstellenden Rohre zwei Köpfe sitzen (Abbildung oben auf dieser Seite, Nr. 13). Derartige doppelköpfige Pfeifen kommen in verkleinertem Maßstabe auch sonst vor. Werden nun von den afrikanischen Holzschnitzern in der Regel menschliche und tierische Figuren zum Vorbilde oft recht schöner und niedlicher Tabakspfeifen



In einer chinesischen Opiumhöhle.
Nach einer Originalzeichnung von R. Völkel.

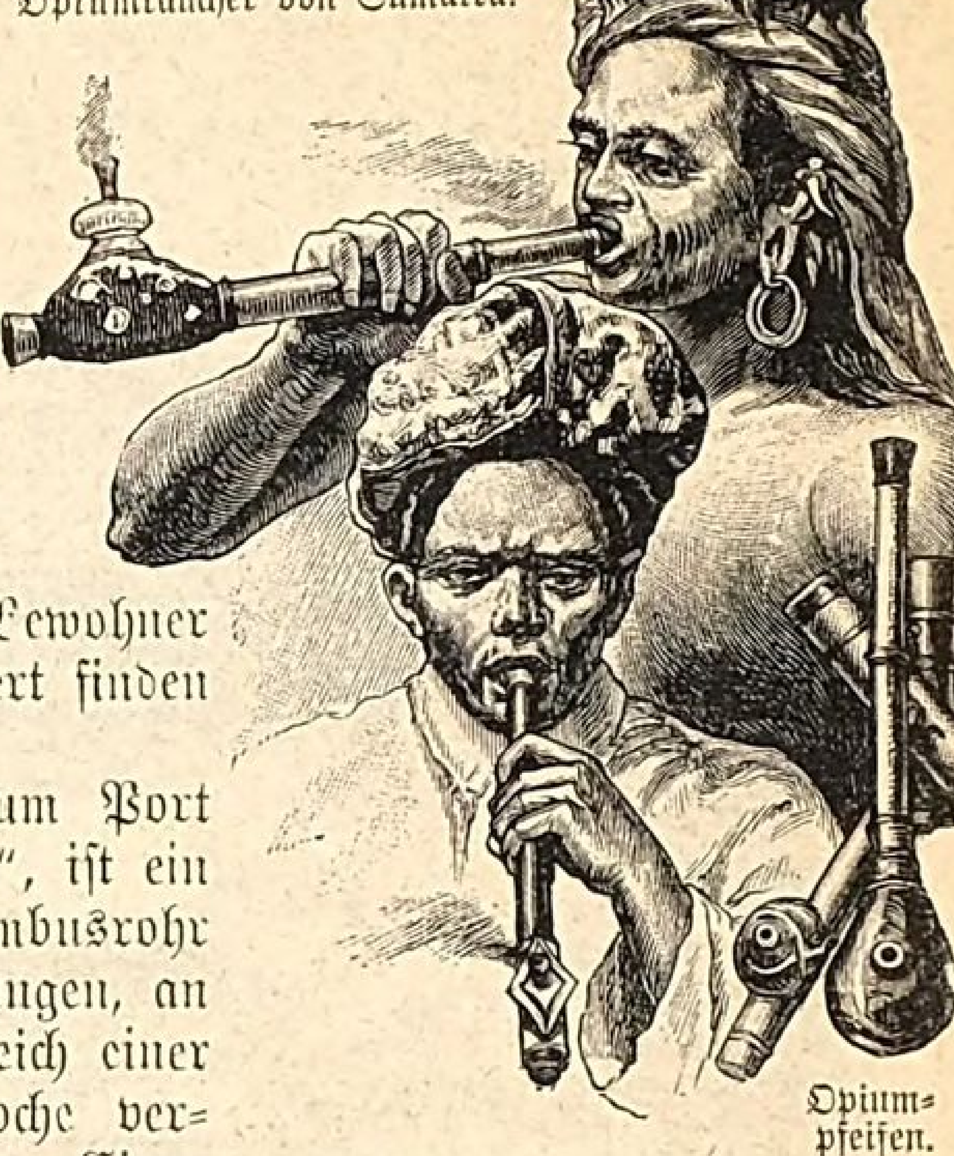

Löffelpfeife aus Neuseeland.

gewählt, so geben ihnen diejenigen, die sich mit der Erzeugung von Pfeifen aus schwarzem oder rotem Thon befassen, die Form aller erdenklichen Gefäße, um die sich bei den Bakungo gewöhnlich eine Schlange ringelt (Abbildung S. 212, Nr. 6). Die zierlichsten Pfeifenköpfe oder vielmehr -köpfchen dieser Art finden sich in Timbuktu (ebenda Nr. 1). Charakteristisch für alle afrikanischen Thonpfeifen, ob schwarz, rot oder gelb, ist der Umstand, daß die vertieften Verzierungen mit einer weißen Masse eingerieben werden, wodurch sie wie bemalt erscheinen. Ein weiteres Kennzeichen der afrikanischen Thonpfeifen ist das Rohr, das sich an Kürze mit dem Rohre europäischer Cigarrenspitzen messen kann. Doch wie überall, so berühren sich auch im Lande der glühenden Sonne die Gegensätze; so haben z. B. die Wanjoro kleine Pfeifenköpfe an sehr dünnen, bis zwei Meter langen Rohren, den längsten der Welt. (Vgl. S. 212 unten bei a.) Erwähnenswert ist ferner die aus einer Kokosnuß hergestellte Tabakspfeife vom unteren Kongogebiet (Abbildung S. 212, Nr. 8) sowie die Pfeife der Kassai (ebenda Nr. 12 u. 14), welche in der Weise konstruiert wird, daß ein langes aus Holz verfertigtes Horn einen becherartigen Pfeifenkopf als Aufsatz erhält. Ebenso fabrizieren die Marundscha (Nr. 17) ihre Pfeifen, nur daß der obere Teil der Rohre aus Holz, der mittlere aus Eisen und der untere aus Messingblech besteht.

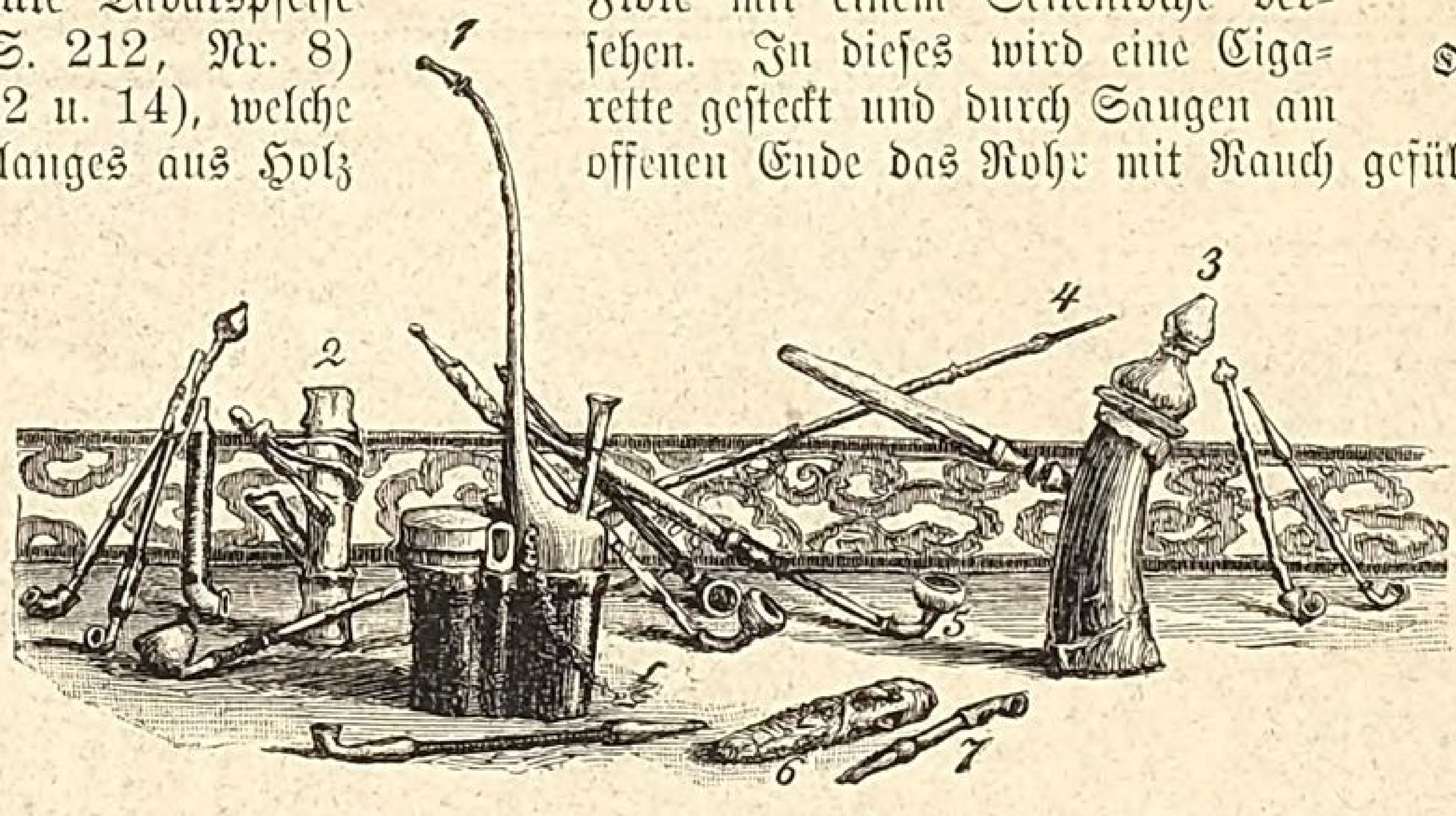
Eine eigentümliche, etwa 30 cm hohe Trompetenpfeife, deren oberer Teil mit Eisendraht umwunden wird, ist bei den Bakunje am Niassasee gebräuchlich (Nr. 5); von anderen Pfeifen könnte man sagen, daß sie in Afrika „wild“ wachsen. Sie heißen gewöhnlich „Kiko“ und bestehen aus einem bauchigen ausgehöhlten Flaschenkürbisse, dem ein Pfeifenkopf aufgesetzt wird (Nr. 9). Den Kürbis füllt man mit Wasser, den Kopf mit Tabak und saugt nun entweder an dem engen Halse des Kürbisses, oder an dem in denselben eingeführten Holzrohre. Noch eine Reihe weiterer seltsamer afrikanischer Pfeifengebilde ist auf unserer Abbildung S. 212 oben zusammengestellt.

Die unheimlichste Erscheinung in der internationalen Pfeifengesellschaft ist zweifellos die Opiumpfeife, deren Heimat unstreitig China ist. Die, man kann ohne weiteres sagen, schreckliche Pfeife beherrscht in den mannigfachsten, auf unseren Bildern S. 213 und 214 veranschaulichten, zumal in Chinesisch-Turkestan recht seltsamen Gestalten einen großen Teil Asiens und der dazu gehörigen Inseln, besonders Java und Sumatra. Unser Bild S. 213 läßt uns einen Blick in eine chinesische Opiumhöhle thun; auf Pritschen und Bänken kauern oder liegen die bezopften Söhne des Reiches der Mitte und schmauchen das betäubende Gift, von schlitzäugigen Kellnerinnen mit Thee bedient. Den unteren Rand der Zeichnung nehmen allerhand Opiumpfeifen und -behälter ein.

Wenden wir nun unsere Blicke nach dem fünften Weltteil hinüber, so finden wir, daß dessen Urbewohner der Tabakspfeife am wenigsten hold sind. Wie die Indier kauen sie Betel und rauchen Cigaretten. Die Wasserpfeife kennen sie gar nicht und der emsigste Forscher wird in Australien und den dazu gehörigen Inseln wenig mehr als die hölzerne Löffelpfeife mit Vogelknochenrohr der Eingeborenen Neu-Seelands und den gleichfalls hölzernen Nasenwärmer der Papuas von der Roon-Insel, sowie das Rauchgerät der Bewohner Neu-Guineas bemerkenswert finden (S. 212).


Opiumraucher von Sumatra.
Opiumbehälter.
Opiumpfeifen.
Opiumraucher von Java.

Das letztere heißt um Port Moresby herum „Bauban“, ist ein mehr als meterlanges Bambusrohr mit eingebrannten Verzierungen, an einem Ende offen und gleich einer Flöte mit einem Seitenloche versehen. In dieses wird eine Cigarette gesteckt und durch Saugen am offenen Ende das Rohr mit Rauch gefüllt, der sodann nach Entfernung der Cigarette aus dem Seitenloche eingesogen wird — ein umständliches, ja das umständlichste Rauchverfahren der Welt.



Chinesisch-turkestanische Opiumpfeifen aus Messing und Leder (1), Bambus (2) und Horn (3). 4. Koreanische Tabakspfeife Hukka aus Metall mit Holzrohr. 5. Metallpfeife aus Tibet. 6. Pfeifenetui. 7 Chinesisches Tabakspfeifchen. — Verschiedene asiatische Pfeifen.

Als bemerkenswerte Thatsache sei hier noch angeführt, daß der Schah von Persien sich rühmen kann, die teuerste Tabakspfeife der Welt zu besitzen — eine Pfeife, die, mit den herrlichsten Edelsteinen geziert, auf nicht weniger als 1 500 000 Mark geschätzt wird. In Brüssel lebt jedoch ein Mann, der seine Sammlung von Pfeifen selbst für dieses Prachtstück nicht hergeben würde, nämlich der bekannte Sammler Kapitän Crabbe. Derselbe hat nicht weniger als 5000 Pfeifen aus allen Zeiten, Ländern und jedem nur denkbaren Material.



Student mit langer Pfeife.

Schließen wir hier unsere geschichtliche und ethnologische Rundschau. Eine sorgfältige Forschung wird noch manche Aufklärung bringen können; soviel steht aber fest, daß das Tabakrauchen als Genußmittel vor der Entdeckung Amerikas in der Alten Welt nicht bekannt war, daß es erst im 16. und 17. Jahrhundert sich ausbreitete. Auf diesem Eroberungszuge begleitete überall die Pfeife die dürren Tabakblätter. In der Neuzeit ist das anders geworden; die Tabakspfeife scheint den Höhepunkt ihrer Bedeutung überschritten zu haben und an ihre Stelle ist vielfach als ein neues Rauchgerät die Cigarrenspitze getreten. Aber diese Vorliebe für Cigarren ist vorläufig nur bei der europäisch-amerikanischen civilisierten Menschheit bemerklich, obwohl auch unter ihr — man denke nur an unsere Studenten und ihre mitunter riesigen Pfeifen — sich noch zahllose Pfeifenliebhaber befinden. Die Millionen der gelben, roten, braunen und schwarzen Menschen jenseit der Berge und Oceane rauchen nach wie vor aus Thon oder Eisen, huldigen der Weltbeherrscherin Tabakspfeife.

F.-M.

Aus meinem Leben.

(Der Todestag meines Vaters, gestorben am 5. März 1885.)

Ein frischer, heller Märztag ging zur Neige;
Scharf pfiff der Ostwind durch die kahlen Zweige.
Schon lag das Thal im fahlen Dämmerdunkel,
Doch auf dem Turmkreuz, das im Lichtgefunkel
Des Abendrotes blinkte, sang der Star,
Der Frühlingsbote. — — — — —
— — — — — Meine Seele war
Von Kummer voll. Es saß an meiner Seite
Der Mann, der mir ins Leben gab Geleite,
Der sanften, milden Sinns erzog den Knaben,
Dem ich, nächst Gott, die allerbesten Gaben
Der Jugend dank', der heißem Blute wehrte,
Der fromm und frei zugleich mich denken lehrte,
Ein müder Greis von mehr als achtzig Jahren. — —
Vom Arzte hatten heimlich wir's erfahren,
Der Tod sei auf dem Weg, ihn abzuholen.
Im Nebenstübchen weinten sie verstohlen,
Mein Weib, die Enkel, das Urenkelein,
Zum Abschiednehmen stellten sie sich ein. —
Daß nah' sein Ende war, er mocht' es wissen.
Die treue Gattin legte ihm die Kissen
Im Sessel, und es sprach mit leisem Ton
Zu mir der Vater, zu dem einz'gen Sohn:
„Mein Söhnlein, laß uns nicht in Thränen reden!
Die Scheidestunde kommt einmal für jeden.
Vielleicht auch werd' ich morgen wieder wach —
Dann singt der Starmatz auf des Hauses Dach.
Daß ich nicht schlafe, Junge, allzulang',
Weckt Sonnenschein mich und der Vogelsang. —
Setz' meine Pfeife weg! Sie schmeckt nicht mehr! —
Nein, nicht geweint! Du machst das Herz mir schwer!
Noch eine Bitte! In dem Pultgefache
Liegt dort ein Brief. Es ist nicht eil'ge Sache,
Doch, wie Du weißt, hab' immer mit Bedacht
Vor Schlafengehn ich reinen Tisch gemacht.
Schreib' Du die Antwort! Bis es ist geschehen,
Will ich zu meinem Gott noch einmal gehen,
Und will es thun, wie ich's seit Jahren that —
Es ist noch nie der Schlummer mir genaht,
Bevor ich, die mir teuer sind hienieden,
Empfohlen habe Gottes Gnad' und Frieden,
Bis ich geprüft, ob in mir rein und frei
Von Haß und Zorn auch meine Seele sei —
Und dann zum Schlusse sprach ich: wohlgesinnt
Bleib' Du, o Herr, auch mir, dem alten Kind,
Das Dir noch mit dem letzten Atemzug
Zu danken hat und dankt doch nie genug! — —
Verzeih'! Geschwätzig ist des Alters Zunge! —
Ich wollt', Du schliefst so gut wie ich, mein Junge!"
(O Gott, „mein Junge" bleibt man immerdar
Fürs Vaterherz auch noch mit grauem Haar!)
— — — — — — — — — — — — — — — —
Ich schrieb den Brief — dann stand ringsum im Kreis
Vereinigt alt und jung auf das Geheiß
Des Greises. Da und hier und hier und dort,
Für jeden gab's ein liebend, segnend Wort,
Für seine Gattin, die ihn treu gepflegt,
Mein Weib, für das er solche Lieb' gehegt
Wie für mich selbst — und endlich zum Beschluß
Für Enkel und Urenkelein den Kuß. — — —
„Und nun hol' Wein, mein Junge!" Rasch gethan
War das Gebot. „Mit allen stoß' ich an!
Gott sei mit Euch!" — Und, als die Reihe ging
An mich und mir im Aug' die Thräne hing,
Mit Lächeln hob der Alte den Pokal:
„Stoß zweimal an! Es ist zum letztenmal! —
Nun helft zu Bett mir! Wache halten sollt
Ihr nicht; die Hände will ich ruhig falten,
Und, wenn Ihr mir noch Lieb' erweisen wollt,
Lest vor: ‚Wer nur den lieben Gott läßt walten'!
Zu danken, danken hab' ich tausendfach."
— — — — — — — — — — — — — — — —
Der Vater schlief — und ward nicht wieder wach.
Am Morgen sang der Star so überlaut,
Der hoch am Giebel hatt' sein Nest gebaut;
Der Sonnenschein umfloß das Angesicht
Des Toten — Sang und Licht erweckt' ihn nicht.
Doch bei der Heimkehr von der Kirchhofstätte,
Was fanden wir? Auf Vaters Sterbebette
Ein Täublein saß, als wär' es ausgesandt,
Botschaft zu bringen aus des Friedens Land!

Emil Rittershaus.

Die Perle.

(12. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

In dem Zimmer, das neben dem der Kranken lag, war Ilse damit beschäftigt, einen Weihnachtsbaum zu schmücken; ihr war wenig danach zu Mut, allein die Mama hatte es gewünscht, und Armin, der in Ilses Augen immer noch ein Kind war — eine Bezeichnung, die ihn jedesmal mit gerechter Entrüstung erfüllte — mußte doch auch seinen Christbaum haben; Herr von Montrose hatte am Abend zuvor seinen Diener mit einer herrlichen Tanne herübergeschickt. Während Ilse Silberketten und kleine Wachsengel mit schimmernden Flügeln an die grünen Aeste hing, gedachte sie der früheren Weihnachtsfeste — wie anders noch im vorigen Jahr alles gewesen war! Und wie würde es im kommenden sein? Wo war Albrecht heute? Feierte er an Bord wohl auch Weihnachten? Ihr fiel ein, daß sie selbst morgen in große Gesellschaft müsse, und ein Schauer ergriff sie. Der Vater forderte es von ihr, auch er brachte ein schweres Opfer, indem er die Einladung annahm, aber er hatte gesagt, er sei das Herrn von Montrose schuldig, der ihrer beider Erscheinen als einen persönlichen Freundschaftsdienst von ihm gefordert habe. Es war das erste Mal, daß der zurückhaltende Herr einen solchen Ausdruck gebraucht hatte — Doßberg hatte sich gefügt und verlangte von der Tochter dasselbe. Ilse that einen langen bebenden Seufzer. Nun, gottlob, es würden viele Menschen versammelt sein, der Hausherr würde keine Zeit finden, sich um sie zu kümmern, sie konnte unbeachtet unter den übrigen Gästen verschwinden.

Da, horch! Schlittengeläute! Sie ließ die Hände sinken und lauschte. Konnten sie das schon sein? Freilich konnten sie — die Pferde waren gut, die Bahn wundervoll — gewiß waren sie es! In Ilses Herzen regte sich ungestüm die geschwisterliche Liebe zu dem „Jungen", mit dem sie seit frühesten Kindertagen redlich alles geteilt hatte — sie ließ ihren Tannenbaum im Stich und lief, der Kälte nicht achtend, so wie sie ging und stand, durch das kleine Vorzimmer über den Flur, durch die Hausthür die drei Stufen hinunter. Da stand sie, zog ihr Tuch heraus und winkte. „Willkommen, willkommen!"

„Ilse, willst Du hinein! Bei der Kälte, in dem Schnee!"

rief Baron Doßberg vom Schlitten herunter und unterstützte seine Worte durch eine höchst nachdrückliche Gebärde. Aber Ilse schüttelte den Kopf und lachte ihn an. „Was soll mir das schaden! Laß doch, Papa — das bißchen Kälte! Ich geh' sofort hinein, sowie ich erst den Jungen — da hab' ich ihn schon!“

Armin hatte die Pelzdecken weggeschleudert, war mit einem Satz vom Schlitten herunter und warf sich ungestüm an den Hals der Schwester. Die Stimme, mit der er sie begrüßte, hatte einen verdächtigen Klang. Inzwischen hatte sich Doßberg ebenfalls aus den Decken geschält und schob nun seine Kinder, die einander noch umfaßt hielten, nachdrücklich gegen die Hausthür. „Hinein mit Euch! Ilse, Du kannst ja den Tod davon haben!“

„Warum nicht gar, Papa! Höchstens den Schnupfen!“

Das sagte sie schon im Hausflur, wo sie sich dicht vor Armin hinstellte und ihn musterte. „Sieh' ihn Dir an, Väterchen! Das Kind ist so groß wie ich — es dauert kein Jahr, dann ist es mir über den Kopf gewachsen! Und was ist dies? Komm doch näher zum Fenster, es ist so dämmerig hier — wahrhaftig, das Kind kriegt Anlage zu einem Schnurrbart!“

„Na, aber bedeutend!“ Armin pflanzte sich herausfordernd vor Vater und Schwester hin und wirbelte mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand unternehmend an etwas herum, das vorläufig bloß als Schatten auf seiner Oberlippe saß. „Uebrigens, Ilse, wenn Du mir immer noch mit dem ‚Kind‘ kommst . . . das muß nun doch 'mal ein Ende nehmen!“

„Wollen sehen, wie Du Dich benimmst, mein Sohn! Nicht da hinein! Mama schläft eben, Lina sitzt bei ihr und wird es uns sofort melden, wenn Mama wach ist. Einstweilen kommt in mein Zimmer! Du auch, Papa! Ich mache Euch auf der Spiritusflamme einen steifen Grog nach der kalten Fahrt — Armin, verträgst Du denn so etwas auch?“ Dieser beantwortete die Frage nur mit verächtlichem Blick und mitleidigem Achselzucken; Ilse lachte laut auf — angesichts des Bruders fühlte sie ihren alten Frohsinn wieder erwachen. Sogar über Herrn von Doßbergs trübes Gesicht ging ein Lächeln, als er den Geschwistern zusah, wie sie Arm in Arm in Ilses Zimmer traten. Es war bedeutend kleiner als das frühere im Schloß, auch fehlte ihm die imposante Höhe, der stolz geschweifte Fensterbogen, die schöne Stuckarbeit der Decke, was alles dem Raum drüben etwas so Vornehmes gegeben hatte. Hübsch war's aber dennoch, dies Mädchenstübchen mit seinen hellgeblümten Möbeln und Vorhängen, den vielen Blumen, dem leise flötenden Kanarienvögelchen im Käfig. Ilse zog Armin an der Hand hinter sich her. „Ist's nicht allerliebst hier bei mir?“

Er machte eine finstere Miene, ließ den Blick rundum schweifen, schaute zur Decke empor, trat dann ans Fenster und sah zu dem alten Schloß hinüber, dessen graues Gemäuer deutlich durch die entlaubten Bäume hindurchschimmerte. „Unerträglich ist das!“ rief er und ballte die Fäuste. „Unerträglich! Wie Du bloß so ruhig sein kannst — und mich noch fragen, ob's nicht allerliebst bei Dir sei! O ja, allerliebst — meine Schwester hier im Verwalterhaus, und drüben steht unser Schloß, unser — unser — sieh mich nicht immer an!“ schloß er plötzlich wütend und stampfte mit dem Fuß auf. „Du brauchst es nicht zu sehen, daß ich heulen muß!“ Die zornigen Thränen schossen ihm aus den Augen und liefen ihm die Wangen herab, während er Ilse unsanft zurückdrängte, um sie gleich darauf wieder an sich zu ziehen. „Nein, nein — sei nicht bös, Ilse, ich bin so — einfach außer mir bin ich!“

„Wenn das nur etwas helfen könnte!“

„Helfen, helfen! So klug bin ich auch, daß ich weiß, es hilft nichts! Aber leichter wird einem doch — freilich können Mädchen das nicht verstehen. Die sind von der Natur zum Leiden und Dulden geschaffen —“

„So? Sind sie das? Eine sehr bequeme Annahme, mein liebes Kind! Wenn das wirklich die Regel sein soll, dann kann ich Dich versichern, daß es auch Ausnahmen giebt!“

„Na, Du kannst zufrieden sein — in Deinen Briefen an mich hast Du nie etwas zu klagen gehabt!“

„Wär' mir auch von besonderem Nutzen gewesen, zu klagen! Und gar Dir gegenüber, der ohnehin schon so eine Brandrakete ist! Das hätte nur Oel ins Feuer gegossen!“

„Na, wie ist er denn?“

„Wer?“

Armin machte eine unwillige Kopfbewegung nach dem Schloß hinüber. „Du weißt ganz gut, wen ich meine! Ich kann den Namen nicht ausstehen!“

„Papa lobt ihn sehr, nennt ihn gerecht, zartfühlend —“

„Ja, das hat er mir unterwegs auch gesagt. Na, und Du?“

„Ich hab' ja nichts mit ihm zu thun!“

„So? Papa sagte doch, er komme ziemlich häufig hier herüber!“ Ilse schwieg. „Also? So red' doch auch ein Wort!“

„Ach, Armin, quäl' mich nicht!“ Ilse machte sich hastig von des Bruders Arm los. „Hörst Du nicht? Papa kommt! Nimm Dich zusammen!“ Baron Doßberg hatte inzwischen den Pelz abgelegt, jetzt trat auch er ins Zimmer; das junge Mädchen schob ihm einen Sessel hin. „Setz' Dich, Papa!“

Der Baron ließ sich etwas schwerfällig nieder. „Dank' Dir, mein Kind! Nun, Du hast es doch Armin bestätigt, daß es mit Mama wenigstens nicht schlechter geht?“

Sie zuckte ein wenig zusammen. „Nicht gerade schlechter, aber doch nicht so gut wie vor einiger Zeit. Da hofften wir doch —“

Doßberg schüttelte trübe den Kopf. „Ich hoffe seit lange nichts mehr!“ Er versank eine kurze Weile in sein gewöhnliches Brüten, dann hob er mit einiger Anstrengung den Kopf. „Und Deine Pläne, Armin, die Du mehrfach in Deinen Briefen angedeutet hast? Laß doch einmal hören!“

Der junge Mensch sah zu Ilse hinüber und zögerte. „Ihr müßt mir aber beide Euer Wort geben, daß Ihr Euch über das, was ich zu sagen habe, nicht ereifern werdet!“

Ein schwaches Lächeln zog schattenhaft über Herrn von Doßbergs Gesicht. „Ein bißchen viel verlangt, mein Sohn! So mit gebundenen Händen sein Wort geben — wer könnte das?“

„Ich hab' auch mehr Ilses wegen Angst als Deinethalben, Papa! Aber Ilse . . . wie ich die kenne, wird sie sich sehr ereifern, und wenn ich das dann auch thue, so steckt von vornherein die ganze Geschichte im Sumpf! Könntest Du mir nicht wenigstens Dein Wort geben, Ilse?“

„Nein, liebes Kind, selbst ich kann das nicht!“

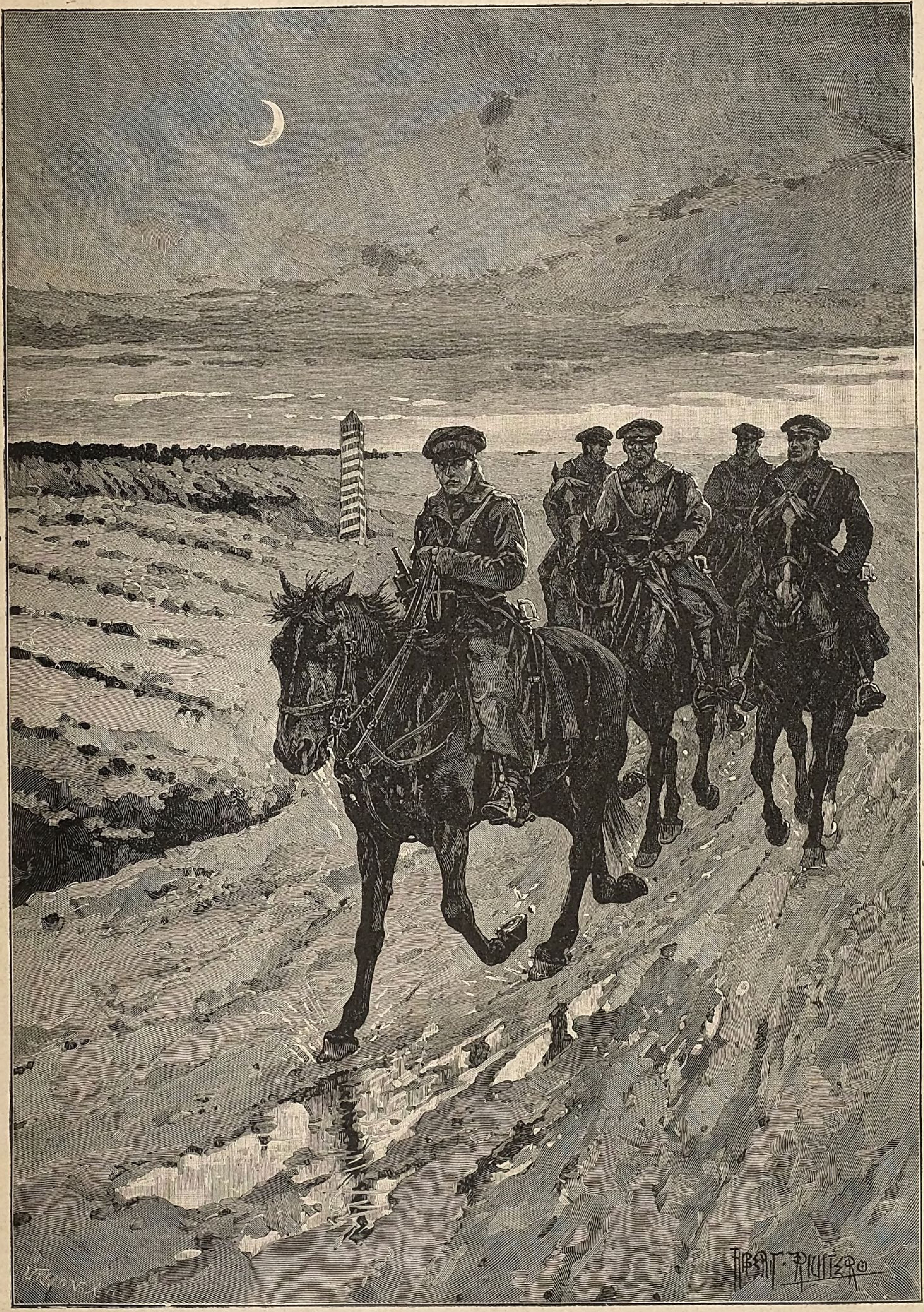
„Dann muß es so heraus!“ Armin nahm förmlich einen innerlichen Anlauf; er schluckte ein paarmal und bewegte nachdrücklich den Kopf, als ob er sich den Nacken steifen wollte. „Sieh, Papa, Du hast Dich unterwegs gewundert — ich hab' Dir's angemerkt — daß ich mich gar nicht nach dem Gut erkundigt hab', nach all den Anschaffungen und Verbesserungen, die notwendig waren. Ja, ich habe die ‚Perle‘ geliebt — wie sehr, das kann ich Euch gar nicht beschreiben . . . mindestens ebenso wie Papa und viel mehr als Du, Ilse — Mädchen können darin überhaupt nicht so empfinden! Aber nun, seitdem das Gut nicht mehr uns gehört, ist alles wie tot in mir, 's ist mir rein egal, was dieser Usurpator, dieser Parvenü —“

„Armin, Du mäßigst Dich!“ fiel Baron Doßberg streng ein. „Herr von Montrose ist so rücksichtsvoll gegen mich, wie ich nur wünschen kann, überdies durchaus kein Parvenü, sondern von nahezu so altem Geschlecht wie wir.“

„Mag er — entschuldige, Papa, ich kann ihn nicht leiden, und wenn er ein Engel wäre! Er hat uns die ‚Perle‘ weggenommen, das kann ich ihm nie verzeihen. Aber ich werde nichts mehr gegen ihn sagen, da Du ihn in Schutz nimmst. Nur müßt Ihr begreifen, daß mir die ‚Perle‘ verleidet ist! Laß' geschehen auf ihr, was da will, laß' sie den zehnfachen Wert bekommen — sie gehört nicht mehr den Doßbergs! Ihr wißt, ich hab' mit Leib und Leben Landmann werden wollen, aber eben als Besitzer von ‚Perle‘ und nur so. Was sollte ich jetzt als Landmann anfangen? Mich irgendwo in die Lehre geben bei fremden Menschen? Denn hier hielt' ich es keine acht Tage aus. Und soll ich dann am Ende irgendwo als Inspektor unterkriechen mit einem lumpigen Gehalt — der letzte Doßberg? Ich thu's nicht, und wenn die ganze Welt sich dagegen verschwört, ich thu's nicht! Und darum“ — Armin dehnte seine Brust, als habe er sich das Herz frei gesprochen — „darum will ich einen andern Beruf ergreifen und will Seemann werden!“

Ilse zuckte zusammen bei dem Wort, Herr von Doßberg furchte die Brauen. „Und Deine Mutter?“ fragte er leise.

„Ach Gott, Mama braucht das ja gar nicht zu wissen!“ meinte Armin leichthin, in Erinnerung an das unentwirrbare



Russische Grenzpatrouille.
Nach einer Originalzeichnung von A. Richter.

Netz von Unwahrheiten und falschen Vorstellungen, in das die kranke Frau seit Jahren schon eingesponnen war. „Man sagt ihr irgend 'was, wenn ich 'mal lange fort bin — landwirtschaftliche Akademie, weite Reise, kleines Erkältungsfieber, das mich am Heimkommen hindert, das findet sich schon! Aber weil ich doch minderjährig bin, muß ich Deine Zustimmung haben, Papa!"

„Wie denkst Du Dir Deine seemännische Laufbahn?" unterbrach ihn sein Vater in etwas scharfem Ton.

„Das ist ziemlich einfach — ich hab' mir schon alles zurechtgelegt. Mit dem Zeugnis für Oberprima komm' ich bei der Marine an — ich hab' ein Langes und Breites mit Onkel Erich darüber geredet. Zu Anfang war er gehörig wütend und sehr grob; der Seemannsberuf sei zehntausendmal zu schade dazu, so nebenher als Notbehelf gewählt zu werden, bloß weil's mit der Landwirtschaft nichts werden könne, und 'n richtiger Seemann sei um fünfzig Prozent besser als ein Landwirt, und was er sonst noch so gesagt hat. Zuletzt aber, als ich gar nicht locker ließ, da hat er vernünftig geredet und mir von seinem Paten allerlei erzählt, das ist ein Kapitän Kamphausen, auch bei der Marine, führt jetzt die ‚Nixe', in China oder da herum. Muß ein sehr tüchtiger Mensch sein, und so einer wie der will ich auch werden. Kennst Du den Kapitän Kamphausen, Papa?"

„Sehr oberflächlich!"

„Mir ist doch so, als hättest Du mir 'was von ihm erzählt — oder war das Ilse? Na, einerlei, auf den also schwört Onkel Erich, und wenn Kamphausen zurückkommt, dann werd' ich mich an ihn machen, und er wird mir helfen, denn das kann er, sagt Onkel Erich. So, und nun wißt Ihr es! Bist Du böse, Papa?"

Herr von Doßberg wiegte kummervoll den Kopf hin und her. In vielem von dem, was sein Sohn soeben gesprochen hatte, lag Wahrheit, er konnte sich's nicht verhehlen. Ein Landwirt ohne Vermögen, das war eine kümmerliche Existenz! Aber nun Seemann — ein so schwieriger, so gefahrvoller Beruf! Ein solches Los hatte er, der Vater, seinem einzigen Sohn bereitet, daß dieser den Weg, den seine Vorfahren in Ehren gegangen waren, verlassen und froh sein mußte, wenn Fremde ihm „halfen", in den neuen Beruf einzutreten! Bitter stieg es empor in dem unglücklichen Mann. Ilse strich sanft mit ihrer weichen Hand über seine Rechte, die, zusammengeballt, schwer auf dem Tisch lag. „Böse kann Papa nicht sein!" sagte sie tröstend, aber mit etwas erzwungener Frische zu Armin, der erschrocken zu seinem Vater hinübersah. „Dazu ist er viel zu einsichtsvoll und zu gerecht; als Landmann wird er Dich selbst nicht gern sehen wollen, nachdem alles sich so anders gestaltet hat. Und wenn Dir jetzt der Beruf eines Seemanns noch am besten gefällt, so wird Papa sich gewiß allmählich in den Gedanken finden, und ich werde es auch! Nicht wahr, Papa, wir werden es beide thun? Das sind wir schließlich doch Armin schuldig, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht wankelmütig ist und seine Pflicht thut. Und wenn Onkel Erich seine Hand über ihn hält — er hat Dir's doch versprochen, nicht wahr?"

„Ja, und er sagte auch, falls es Papa zu schwer würde . . . mit den Kosten, mein' ich . . . so würd' er zusehen, ob sich nicht in seiner Tasche etwas für mich fände!"

„So ist Onkel Erich!" Ilse nickte dem Bruder lebhaft zu. „Er kann herzhaft grob werden, unausstehlich kann er sein . . . schließlich, wenn man seiner bedarf, ist er allemal auf dem Platz."

„Aber die Gefahren dieses Berufs!" warf Doßberg ein.

„Ach, Väterchen, er ist aber doch schön!" Ilses Augen leuchteten, die Stimme klang warm und überzeugend. „Die ganze weite schöne Welt sehen dürfen, all das Neue, Fremdartige genießen, von dem andere ihr Lebtag kaum eine dürftige Ahnung durch Bücher bekommen — sein gutes Schiff sicher durchbringen durch Sturm und Wetter —"

„Ich habe gar nicht gewußt," sagte der Baron langsam und musterte Ilse mit prüfendem Blick, „daß mein Töchterchen ein so begeisterter Anwalt für den Seemannsberuf ist!"

„Aber recht hat sie!" fiel Armin mit seiner heisern Stimme ein, die so drollig zwischen krähendem Diskant und wuchtigem Baß hin und herschwankte.

Inzwischen war Ilse, um ihre Verlegenheit zu verbergen, an den kleinen Seitentisch getreten; sie füllte die Gläser, mischte, prüfte, mischte wieder und trat dann vor den noch immer stumm und unschlüssig dasitzenden Vater hin. „Komm," sagte sie heiter und gab ihm das Glas mit der dampfenden Flüssigkeit in die Hand, „komm, Papa, stärk' Dich! Und das erste Glas auf Armins neuen Beruf!"

Die drei Gläser klangen aneinander; mit einem leichten Kopfschütteln, aber ohne weiteren Widerspruch setzte Herr von Doßberg sein Glas an die Lippen, während Armin, in feuriger Begeisterung für die gute Sache, das seinige fast bis zur Neige leerte.

Es klopfte leise, Lina erschien auf der Schwelle. „Guten Tag, Herr Armin! Die gnädige Frau sind aufgewacht, Herr Baron, und fragen nach dem jungen Herrn!"

„Grüß Gott, Lina! Wir kommen — wir kommen sofort!"

Hinter des Vaters Rücken griff Armin nach Ilses Hand und drückte sie in seiner Dankbarkeit so „männlich", daß das junge Mädchen fast aufgeschrieen hätte. „Bist 'n famoser Kerl, Du!" flüsterte er anerkennend. „Hast Dich einfach großartig benommen — ich vergeß' Dir's nicht. Und wenn Du gelegentlich von mir 'was haben willst . . . na, sollst 'mal sehen!"

Die Drei schritten durch das Vorzimmer, dessen Ausstattung Armin vorhin, ganz erfüllt von seinen Seemannsgedanken, weiter nicht beachtet hatte. Es glich einem Blumengarten. Auf Tischen, Korbgestellen und in gefällig geformten Majolikagefäßen duftete und blühte es hier, am vierundzwanzigsten Dezember, wie am herrlichsten Frühlingstag. „Prachtvoll!" rief Armin, einen Augenblick stehen bleibend, um seine Nase tief in einen ganzen Busch frischer Maiblumen zu vergraben. „Ist ja fabelhaft schön! Wo habt Ihr das her?" Ilse that, als habe sie die Frage nicht gehört, sie ging hastig voran. „Wo habt Ihr das her?" wiederholte Armin.

„Herr von Montrose schickt täglich Blumen aus dem Gewächshaus herüber!" sagte Baron Doßberg.

Armin fuhr von den Maiblümchen zurück, als züngelte ihm daraus plötzlich eine Natter entgegen. Ilse winkte ihm ungeduldig. „So komm doch, Armin, Mama wartet ja!" —

Einige Stunden später brannten neben dem Bett der Baronin die Lichtchen des Weihnachtsbaums. Die Kranke lag still in den hochgetürmten schneeweißen Kissen, die Hände leicht ineinandergelegt, und starrte unverwandt, mit großen Augen, in den Glanz der Kerzen; in ihren weitgeöffneten Augen spiegelte der Lichtschein sich wieder. Sie sprach sehr wenig, aber sie wollte all die kleinen Gaben sehen, die Mann und Kinder einander beschert hatten, und als man sie ihr einzeln ans Bett brachte, nickte sie freundlich. Auch die weiche seidene Decke, das feine Häubchen, das buntgemalte Trinkglas, die für sie bestimmt waren, schienen ihr Freude zu machen, ihre schmale Hand strich leise über die knisternde Seide hin, ihr Mund lächelte dankbar. Armin fand die Mutter im ganzen unverändert, nur daß ihre Stimme anders klang als sonst, fiel ihm auf. Sie sprach mit einem ganz leisen müden Ton wie ein geduldiges Kind.

Armin war sehr vergnügt. Die Sache mit dem Berufswechsel hatte ihm schwer auf der Seele gelegen, jetzt aber mußte alles gut werden. Und auf vierzehn Tage frei von der Schule zu sein, war auch nicht übel! So saß er denn neben dem Bett der Mutter, erzählte allerlei drollige Schulgeschichten, ahmte seine Lehrer nach und brachte die Zuhörer mehr als einmal zu lautem Lachen. Die Lichter am Tannenbaum brannten fort, ein feiner Harzduft schwebte durch den Raum, die großen Wandspiegel warfen den Kerzenglanz leuchtend zurück, dann und wann knisterte ein Zweiglein. Baron Doßberg dachte zurück an den mächtigen Saal im Schloß, in dem sonst die drei riesengroßen Tannenbäume gestanden hatten, die langen Tafeln, die vom einen Ende des weiten Raumes zum andern reichten, belastet mit Geschenken für die Schloßdienerschaft, für die Bewohner des Dorfes. Jetzt baute ihnen ein Fremder die Gaben auf, zum erstenmal seit Jahrhunderten war es kein Doßberg! Heiß stieg es ihm in die Augen, die Lichter des Weihnachtsbaumes flimmerten vor seinem Blick. Leise kam Lina ins Zimmer, sie machte sich etwas in Ilses Nähe zu schaffen und flüsterte dabei: „Fräulein Ilse, bitte, einen Augenblick! Im kleinen Vorzimmer ist — ist — jemand!"

Der Baron sah, wie seine Tochter erblaßte, er hatte Linas Bestellung gehört; es kam ihm in seiner Stimmung gelegen, gleichfalls zu gehen. „Ein paar Minuten nur für mich und Ilse, liebste Elisabeth!" sagte er und küßte die Hand seiner kranken Frau. „Gleich sind wir wieder bei Dir!"

Im Vorzimmer unter den Blumen stand Clémence von Montrose, in einen kostbaren Pelz gehüllt, eine viereckige polnische

Pelzmütze auf dem Kopf. „Ich komme als Papas Abgesandte," begann sie in einem Ton, der trotz einer gewissen Glätte und Verbindlichkeit nicht frei von Zwang war. „Papa wünscht so sehr, dieser erste Weihnachtsabend, fern von den Ihnen lieben Räumen, möge Ihnen nicht allzu schmerzlich sein; er bittet Sie beide durch mich nochmals, uns morgen die Ehre Ihres Besuches zu schenken, und ersucht besonders Baroneß Doßberg, diese bescheidene Weihnachtsgabe freundlichst von ihm entgegenzunehmen."

Die Sprecherin hielt Ilse dabei ein längliches, in Papier gesiegeltes Kästchen entgegen. Es war Clémence nicht leicht geworden, diesen Auftrag „als Papas Abgesandte" auszuführen, sie hatte sich anfangs rundweg weigern wollen. Allein Herr von Montrose besaß eine so eigene Art, solche Dinge zu verlangen und den Betreffenden dabei anzusehen, daß der Widerspruch seiner Tochter in einem unverständlichen Gemurmel erstarb, von dem er gar keine Notiz nahm. Er hatte ihr nur noch aufgetragen, jedenfalls alles wörtlich zu bestellen, und sie hatte an ihren Botho gedacht, der trotz des Weihnachtsfestes eine so gedrückte Miene aufsetzte, was jedenfalls mit Geld zusammenhing, mit Geld, das Papa schaffen mußte . . . also galt es, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und zu diesen Doßbergs hinüberzugehen. Gern hätte Clémence die „bescheidene Weihnachtsgabe", die ihr Vater der schönen Ilse verehrte, gesehen, allein Herr von Montrose hatte ihr das Päckchen versiegelt übergeben, und sie durfte nicht wagen, es ohne weiteres zu öffnen. Sicher irgend ein Schmuckgegenstand, und zwar kein billiger — Papa schenkte nichts Schlechtes. Das fehlte gerade noch, dieser hochmütigen Prinzessin solche Aufmerksamkeiten zu erweisen, damit sie noch eingebildeter wurde, als sie schon war! Wie sie sich nur jetzt wieder benahm! Wurde sie nicht abwechselnd rot und blaß und ließ sie eine ganze Weile mit dem Geschenk in der Hand dastehen, ohne es ihr abzunehmen? Und als sie es endlich that, setzte sie es nicht so eilig wieder hin, als habe sie sich daran verbrannt? Und wie sie dann dankte! So leise, so hastig, daß es kaum zu verstehen war! Und das war Ilse Doßberg, die sie, Clémence, von Georges sich beständig zum Muster aufstellen lassen mußte, die er so entzückend „schick" fand! Benahm sich diese Prinzessin nicht so kindisch und unbeholfen wie ein Schulmädchen? Wenn Georges sie jetzt sehen könnte! Aber nein, der würde auch dies „unendlich reizvoll" finden — die hübsche Larve hatte ihn eben bestochen!

Baron Doßberg nötigte Clémence zum Sitzen und redete ein paar verbindliche Worte. Fräulein von Montrose sah sich indessen mit erstaunten Augen um — sie war lange nicht hier gewesen bei „Papas Verwalter", wie sie den Baron mit Vorliebe nannte; aus eigenem Antrieb kam sie überhaupt nie. Wie das hier aussah! Man saß ja im reinsten Frühlingsgarten! Soviel von den schönsten Blumen schickte Papa hierher — diese Verschwendung! Darum also hatte sie gestern im Gewächshaus, als sie die Blumen zum Zimmer- und Tafelschmuck für das Fest aussuchte, eine so beschränkte Auswahl angetroffen! Was da für Exemplare von Azalien und Kamelien, von Fliederbäumchen und Maiblumenbüschen standen! Wenn es nicht so lächerlich wäre, man könnte wahrhaftig denken . . .

Mechanisch erwiderte Clémence einige Redensarten auf des Barons höfliche Bemerkungen; sie erhob sich sehr bald wieder, um zu gehen. Die Atmosphäre war ihr nicht geheuer hier. Doßberg geleitete den Gast bis zur Hausthür, wo der Bediente seine Herrin erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Behandlung der Diphtherie mit Citronensäure.

In den letzten Jahren ist es den eifrigen Bemühungen der Aerzte gelungen, das früher so rätselhafte Wesen der Diphtherie, des gefürchteten Würgengels unserer Kinderwelt, näher zu ergründen. Professor Löffler in Greifswald hat zuerst zweifellos nachgewiesen, daß die Krankheit durch einen bestimmten Bacillus hervorgerufen wird. Dessen Keime gelangen auf die Schleimhaut im Munde oder Rachen des Kindes, vermehren sich hier und erzeugen zunächst eine örtliche Entzündung. Während aber die Bacillen fortleben, bilden sie giftige Stoffe, welche durch die verletzten Stellen der Schleimhaut in das Blut gelangen und eine schwere mit Fiebererscheinungen verbundene allgemeine Erkrankung des Körpers herbeiführen.

Diese Erkenntnis zeigte dem Arzte die Wege, auf welchen er die Bekämpfung des Leidens anzustreben hatte. Einerseits mußte er suchen, die Diphtheriebacillen in dem Belag der erkrankten Schleimhaut zu vernichten und auf diese Weise deren Giftbildung hintanzuhalten; andererseits mußte er auf Mittel bedacht sein, welche die verderblichen Wirkungen des Diphtheriegiftes im Körper aufheben würden.

Was nun die letztere Aufgabe anbelangt, so ist man seit Jahr und Tag damit beschäftigt, aus dem Blute gegen die Diphtherie immun gemachter Tiere Stoffe zu gewinnen, welche sozusagen als Gegengifte gegen das Diphtheriegift helfen könnten. Was man in dieser Hinsicht bis jetzt erreicht hat, das berechtigt uns wohl zu den besten Hoffnungen für die Zukunft; aber die Forschung ist noch nicht so weit fortgeschritten, daß man ihre Ergebnisse im praktischen Leben beim kranken Menschen anwenden könnte.

Viel günstiger ist dagegen der Arzt gestellt, wenn er an die Bekämpfung der Bacillen selbst geht. Es ist eine ganze Anzahl von Desinfektionsmitteln bekannt, welche Diphtheriebacillen töten. Professor Löffler in Greifswald hat selbst sehr eingehende Untersuchungen darüber angestellt, indem er frische lebenskräftige Diphtheriebacillen mit verschiedenen Flüssigkeiten übergoß, diese Flüssigkeiten 10, 20 bis 30 Sekunden oder länger einwirken ließ und dann prüfte, ob die Bacillen abgetötet waren oder nicht. Diese Versuche ergaben recht wertvolle Fingerzeige. Manches Mittel, das früher als sehr brauchbar gepriesen wurde, erwies sich als gänzlich erfolglos. So zeigte z. B. das so oft verwendete chlorsaure Kali in fünfprozentiger Lösung selbst nach einer Dauer von 60 Sekunden gar keine Wirkung; auch gesättigtes Kalkwasser versagte dem Diphtheriebacillus gegenüber. Dagegen hat eine Reihe anderer Mittel sich trefflich bewährt.

Zwei Quecksilberpräparate, das Sublimat und das Quecksilbercyanid, ferner Chlorkalklösung, Chlor- und Chloroformwasser zeigten in bestimmten Verdünnungen sichere bacillentötende Wirkung selbst in der kurzen Zeit, während der eine Gurgelung ausgeführt wird; es sind dies bei Erwachsenen höchstens 30, bei Kindern höchstens 15 Sekunden. Leider aber waren die wirksamsten Mittel derart beschaffen, daß man sich nicht entschließen konnte, sie für den gewöhnlichen Gebrauch als Vorbeugungsmittel gegen Diphtherie zu Gurgelungen zu empfehlen. Zum Teil waren sie starke Gifte, zum Teil besaßen sie ätzende Eigenschaften; so mußte deren zweckmäßige und vorsichtige Verwendung dem Arzte überlassen werden.

Und doch ist es von hochster Bedeutung, ein Mittel zu kennen, das ohne schädliche Nebenwirkungen imstande wäre, die Diphtheriebacillen zu töten, das man in verdächtigen Erkrankungsfällen sofort anwenden und mit dessen Hilfe man die Entwicklung der Krankheit wenigstens bis zur Ankunft des Arztes zum Stillstand bringen könnte.

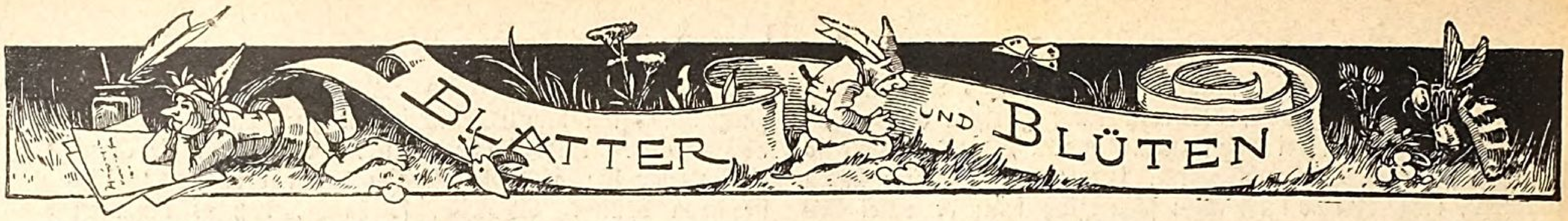
Es war nun seit langer Zeit bekannt, daß verschiedenen Pflanzensäuren und ätherischen Oelen keimtötende Eigenschaften innewohnen. Bis zu einer gewissen Grenze liefert uns die im Haushalt so vielfach verwendete Citrone antiseptische Stoffe. Löffler hat darauf hingewiesen, daß das Citronenöl, das ja so angenehm erregend auf das Nervensystem wirkt, die Entwicklung der Diphtheriebacillen zu hemmen vermag, Abadie und Babès fanden, daß auch die Citronensäure nach längerer Einwirkung den fraglichen Feind der Kinderwelt zu töten pflegt.

Neuerdings hat nun Dr. Hugo Laser im hygieinischen Institut zu Königsberg i. Pr. die Wirkung der Citronensäure auf Diphtheriebacillen genauer untersucht. In ihrer keimtötenden Kraft steht sie den früher erwähnten Mitteln nach, immerhin aber werden durch eine fünfprozentige Citronensäurelösung die Diphtheriebacillen in vier bis fünf Minuten sicher vernichtet.

Dr. Laser stellte noch einige Versuche an Tieren an, und da dieselben günstig ausfielen, so behandelte er auch an Diphtherie erkrankte Menschen mit Citronensäure und Citronensaft. Laut seinem in der „Hygieinischen Rundschau" veröffentlichten Berichte war der Erfolg der Behandlung folgender: von den betreffenden Kranken wurde bei 15 durch bakteriologische Untersuchung zweifellos die Diphtherie festgestellt. Vierzehn dieser Kranken wurden in drei Tagen geheilt, ein Kind erlag seinem Leiden. Außerdem wurden 82 Kranke, die an nicht diphtheritischer Halsentzündung litten, mit Citronensäure behandelt und sämtlich in ein bis zwei Tagen geheilt. Man kann daraus selbstverständlich nicht schließen, daß die Citronensäure ein specifisches Heilmittel gegen Diphtherie sei, aber man muß zugeben, daß sie einen guten Einfluß auf den Verlauf dieser Krankheit, sowie der Halsentzündungen überhaupt ausübt. Die Behandlung ist dabei recht einfach. Dr. Laser ließ eine fünf- bis zehnprozentige Lösung von Citronensäure herstellen, davon einen Eßlöffel in einem Glase Wasser verdünnen und damit die größeren Kinder stündlich gurgeln. Kleinere Kinder, die noch nicht gurgeln konnten, bekamen von der Verdünnung ein- bis zweistündlich einen Theelöffel innerlich einzunehmen. Nebenbei erhielten die Kinder Stückchen von rohen Citronen zu essen. Die Kinder nahmen die Sche'ben in den Mund, kauten sie gründlich durch, verschluckten den Saft mit großem Genuß und spuckten den Rest aus; einige verzehrten bis zu zwei Citronen in vierundzwanzig Stunden, ohne daß danach üble Folgen bemerkt worden wären.

Unter diesen Umständen ist es wohl angebracht, auch die Aufmerksamkeit eines weiteren Leserkreises auf diese Verwendung des Citronensaftes zu lenken. Sicher ist es unbedingt nötig, bei irgendwie verdächtigen Halserkrankungen der Kinder so schnell wie möglich den Arzt herbeizurufen. Bis zu seinem Erscheinen jedoch kann man die kranken Kinder mit Citronenlimonade gurgeln lassen und ihnen Citronenscheiben zu kauen geben. Citronen sind ja überall zu haben, selbst in Orten, wo es keine Apotheke giebt, und so billig, daß sie von jedermann benutzt werden können.

C. Falkenhorst.



Zum sechzigjährigen Geburtstag von Emil Rittershaus. (Mit dem Bildnis S. 201.) Ein Dichter voll gesunder Kraft, voll volkstümlicher Frische der Empfindung ist es, der am 3. April zu Barmen seinen sechzigsten Geburtstag feiert. Nicht vielen ist es vergönnt, auf ein so harmonisches Leben zurückzuschauen wie Emil Rittershaus. Freilich hat auch ihm das Schicksal die Erfüllung manchen Wunsches versagt; vor allem hätte er gerne studiert, und zwar Naturwissenschaften, aber die Vermögensverhältnisse des Vaters ließen diesen Lieblingsgedanken seines einzigen Kindes nicht zur Ausführung kommen. Da zeigte sich denn die innere Tüchtigkeit, die in dieser Natur steckt: Rittershaus versank nicht in weichliche Träumereien über verfehlten Beruf, sondern griff herzhaft die Aufgabe an, die ihm als Kaufmann gestellt war, und indem er die Pflicht mit der Neigung zur Poesie zu vereinigen wußte, gedieh ihm beides, seine tägliche Arbeit und die dichterische Frucht seiner Mußestunden. Ja vielleicht verdankt er das, was er als Dichter geworden ist, nicht zuletzt seiner Stellung mitten im praktischen Leben, die ihm das Verständnis für die Bedürfnisse seiner Zeit und seines Volkes, das herzliche Empfinden für alle Not, den Sinn für das Einfache und Schlichte stets wach erhielt und mehrte. Was Rittershaus durch sein Lied gewirkt und geschaffen hat, das brauchen wir nicht erst zu erweisen durch Aufzählung seiner Dichtungen, von denen das erste Bändchen vor nun bald 40 Jahren, 1855, erschien. Unsere Leser haben in der „Gartenlaube“ Jahr um Jahr an dem Besten sich erfreut, was die Muse des rheinischen Sängers spendete, von jenem erschütternden Ruf an: „Zu Hilfe!“, mit dem die „Gartenlaube“ 1866 ihre Sammlung für die Opfer des Krieges eröffnete, bis zu dem heutigen Gedicht „Aus meinem Leben“, in dem Rittershaus voll rührender Innigkeit den Todestag seines Vaters schildert, der am 3. März 1885 starb. So dürfen wir denn gewiß sein, daß alle unsere Leser von Herzen sich den Glückwünschen anschließen, die wir dem Dichter zu seinem sechzigsten Geburtstag darbringen. Möge es ihm vergönnt sein, noch lange Jahre in rüstiger Schaffensfreude aus dem frischen Borne der Lieder zu schöpfen!

Eine zweideutige Tierfreundschaft. (Zu dem Bilde S. 205.) Der Prairiehund, dessen „Dörfern“ wir einen Besuch abstatten, ist ein Verwandter des Murmeltieres — die ersten Trapper, welche die nordamerikanischen Prairien betraten, nannten ihn „Prairiehund“, da er ähnlich wie ein Hündchen bellt und kläfft; sonst hat dieses Geschöpf mit dem Hunde nichts gemein. Die Naturforscher stellen es in die Ordnung der Nager und in die Familie der Hörnchen.

Der Prairiehund wird nicht viel größer als unser Eichhörnchen, auf der Oberseite ist er licht rötlichbraun, an der Unterseite schmutzig weiß gefärbt, seine äußere Erscheinung ist auf unserem Bilde von Meister F. Specht naturgetreu wiedergegeben. Die baumlose Steppe, die echte Prairie ist seine Heimat. Hier siedelt sich das muntere und aufgeweckte Tier in großen Gesellschaften an. Wo es sich niedergelassen hat, dort sieht man die Prairie wie mit Maulwurfshügeln besät, nur daß diese Hügel bedeutend größer sind und jeder aus einer guten Karrenladung Erde besteht, welche die Tiere beim Bau ihrer unterirdischen Wohnungen ans Tageslicht gefördert haben. Diese Hügel können als Häuser gelten, in denen eine oder zwei Familien wohnen; sie stehen bald dichter beisammen, bald weiter voneinander, in der Regel mag die Entfernung fünf bis sechs Meter betragen; dazwischen sehen wir festgetretene Pfade, die von einem Loch zum andern, von Haus zu Haus führen; oft bedecken solche Hügelgruppen mehrere Morgen Landes. Kein Wunder also, daß die ersten Wanderer in den Prairien diesen Ansiedlungen den Namen „Dörfer“ beigelegt haben!

In diesen Gemeinden herrscht stets ein reges Treiben und ein geselliger Geist; die Nachbarn besuchen sich fortwährend und kläffen und bellen, so lange die schöne Jahreszeit dauert; denn bei Wintersanfang verstopfen diese Dörfler ihre Hausthüren und halten einen halben Winterschlaf. Es ist aber nicht so leicht, das Leben und Treiben dieser kleinen Gesellen zu belauschen, denn sie sind scheu und stellen Wachtposten auf, die von den Zinnen ihrer Burgen herab die Gegend mustern und ihre Mitbürger durch Bellen vor jeder nahenden Gefahr warnen. Prairiewölfe, Füchse, Geier und — Menschen zählen bei ihnen immer zu den gefährlichen Erscheinungen; während sie früher wohlgemut zwischen den Hufen der Büffel hin und her huschten und heute sich dicht an Eisenbahnlinien anbauen, da sie wohl wissen, daß das schnaubende Dampfroß rauch- und dampfspeiend vorübereilt, ohne sich um sie zu bekümmern.

An diese Prairiehunde nun knüpft sich die Sage von einer eigenartigen Freundschaft, die sie mit zwei erbitterten Feinden aller Nager halten sollen.

Trapper wußten davon zu erzählen, daß die Prairiehunde mit Erdeulen und Klapperschlangen auf einem befreundeten Fuße leben. Man war vielfach geneigt, diese Berichte für amerikanisches Jägerlatein zu halten, aber als der bekannte Dichter und Schriftsteller Washington Irving im Jahre 1832 die Prairien besuchte, mußte er die Thatsache bestätigen. In seinem hinreißend geschriebenen Buche „Ein Ausflug in die Prairien“, welches der Welt die Poesie der amerikanischen Steppe zum erstenmal enthüllte, schrieb er:

„Die Prairiehunde sind aber nicht die einzigen Bewohner dieser Dörfer. Eulen und Klapperschlangen sollen unter ihnen hausen, ob aber als geladene oder als zudringliche Gäste, darüber ist man nicht einig. Die Eulen sind von besonderer Art, sehen lebendiger aus, sind hochbeiniger, fliegen rascher als die gewöhnlichen und am hellen Tage. Nach einigen bewohnen sie nur die verfallenen Höhlen der Prairiehunde, welche von letzteren verlassen worden sind, weil ihnen ein Verwandter darin gestorben ist; es soll dem Gefühle dieser sonderbaren kleinen Geschöpfe zuwiderlaufen, an einem Orte zu bleiben, wo sie einen der Ihrigen verloren haben. Andere behaupten, die Eule sei eine Art Haushälterin beim Prairiehund, und da ihr Geschrei fast ganz so klingt wie das seinige, so meint man sogar, sie lehre die Jungen bellen und versehe so das Amt des Hauslehrers. Was die Klapperschlange betrifft, so konnten wir nichts Bestimmtes darüber erfahren, welche Rolle sie im Haushalte der kleinen Gemeinde spielt. Manche erklären sie geradezu für einen Schelm und Verräter und behaupten, sie nehme schnöderweise die braven, leichtgläubigen Prairiehunde zu sich, und daraus, daß man hin und wieder ein junges Mitglied der Gemeinde in ihrem Magen findet, geht sattsam hervor, daß sie sich insgeheim nach etwas Besserem als Aschenbrödelkost umsieht.“

Etwas anderes können heute nach sechzig Jahren die Naturforscher nicht aussagen. Einige meinen, daß an ein friedliches Zusammenleben der drei Bewohner nicht gedacht werden könne. Dr. O. Finsch erklärte dagegen auf eine Anfrage Brehms: „Jeder, welcher mit der Prairie und ihren Bewohnern vertraut ist — und ich erkundigte mich bei sehr verschiedenen durchaus glaubwürdigen Männern — weiß, daß Prairiehunde, Erd- oder Prairieeulen und Klapperschlangen friedlich in einem und demselben Baue beisammenleben. Ausstopfer im fernen Westen wählen das Kleeblatt mit Vorliebe als Vorwurf zu einer Tiergruppe, welche unter dem Namen ‚Die glückliche Familie‘ bei Ausländern nicht wenig Verwunderung erregt. Da ich in die Aussagen meiner Gewährsmänner nicht den leisesten Zweifel setze, stehe ich keinen Augenblick an, dieselben als wahr anzunehmen.“

Diese Erklärung braucht nicht als ein vollgültiger Beweis angesehen zu werden. Viele der sogenannten „Tierfreundschaften“ haben sich infolge genauerer Beobachtung als ein Zusammenleben von Tieren erwiesen, bei dem die Freundschaft nicht weit her ist und bei dem das schwächere Tier zwar seinen Vorteil wahrnimmt, aber stets auf der Hut vor dem stärkeren ist. Die Freundschaft zwischen dem Prairiehund, der Erdeule und der Klapperschlange harrt sonach noch einer annehmbaren Erklärung; vielleicht ist einer der Gartenlaubeleser in den Prairien des fernen Westens in der Lage, uns über diese rätselhafte Erscheinung eine bessere Auskunft zu geben. Auch hat, soviel wir wissen, die Leitung des Berliner Zoologischen Gartens die Absicht, dem Wesen dieser vielumstrittenen Tierfreundschaft durch besondere Versuche auf die Spur zu kommen. *

Tätowierte Lords. Die Sitte der Südseeinsulaner, sich zu tätowieren, hat zunächst bei den Matrosen Eingang gefunden; jetzt aber ist sie auch in höhere Kreise des meerbeherrschenden Albions gedrungen und besonders durch den Herzog von York, den Sohn des Prinzen von Wales, Mode geworden; derselbe hat seine Oberarme mit künstlichen Wappen und Flaggen bedeckt. Es giebt in London einen Professor Williams, der in dieser Malerei Meister ist und für jede derartige künstlerische Verschönerung 50 Pfund Sterling erhält. Auch noch andere englische Prinzen sowie der russische Großfürst Alexei sind tätowiert. Das Beispiel der Prinzen findet natürlich Nachahmung im Hause der Lords und viele derselben tragen jetzt ihre Wappen sowie Adelskronen mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen mit sich herum und können so mit den Fidschiinsulanern und anderen Bewohnern des Südseearchipels wetteifern, nur daß diese in der glücklicheren Lage sind, ungehindert Himmel und Erde und dem versammelten Kriegsvolk die Verzierungen zeigen zu können, mit denen sie ihr „sterblich Teil“ verschönt haben. †

Russische Grenzpatrouille. (Zu dem Bilde S. 217.) Der Zollkrieg mit Rußland und die Verhandlungen über den russischen Handelsvertrag haben in letzter Zeit in besonderem Maß die Aufmerksamkeit auf jene Grenze gelenkt, welche Deutschland vom Reiche des Zaren trennt. Diese Grenze stellt sich äußerlich dar in einem neutralen Weg, welcher die Grenzstationen und Grenzpfähle miteinander verbindet. Auf deutscher Seite wird die Bewachung dieser Linie durch Grenzaufseher und Gendarmerie bewirkt, Rußland aber hat zu demselben Zweck eine ganze kleine Armee herangezogen. In geringen Entfernungen voneinander stehen die russischen Posten, und in entsprechenden Zwischenräumen liegen Grenzwachthäuser, in denen ein Kapitän oder Wachtmeister mit etwa dreißig Mann, darunter sechs bis acht Berittene, stationiert ist. Patrouillen sorgen für Aufrechthaltung des geordneten Dienstes, nötigenfalls auch für Verstärkung der Posten, wenn diese mit den ungemein waghalsigen Schmugglerbanden nicht allein fertig werden. Unser Bild zeigt uns eine solche Grenzpatrouille, von einem Offizier geführt. Haltung und Ausdruck dieser Leute lassen darauf schließen, daß sie ihren Dienst keineswegs als eine Annehmlichkeit betrachten, und in der That ist das Leben für Offiziere und Soldaten äußerst öde und einförmig, das sechs Jahre lang zu ertragen — auf diese Dauer sind gewöhnlich die Abkommandierungen zum Grenzdienst bemessen — keine leichte Aufgabe ist.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 14. 1894.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(13. Fortsetzung.)

Während der Greinwalder und seine Frau noch miteinander redeten, hatte Schweiker die Herdstube betreten. Der niedere Raum zeigte nur armseligen Hausrat, aber der warme Hauch der Wohnlichkeit strömte aus den gebräunten Holzmauern. An den Fenstern waren die Läden vorgeschoben, und nur einzelne Sonnenstrahlen, welche durch die Ritzen fielen, durchspannen wie leuchtende Fäden das in der Stube herrschende Zwielicht. Mit suchenden Augen blickte Schweiker umher Da klang Hinzulas lispelndes Stimmlein: „Siehst mich nicht?“

Neben dem Herde zeigte sich in der Holzmauer eine Vertiefung, welche einem länglichen Kasten ohne Thür glich. In



Am Weiher.

Nach einer Originalzeichnung von W. Leo Arndt.

dieser Vertiefung lag Hinzula auf dem Heubett, den Schoß bedeckt von einer grauen Kotze, auf welcher die Hände ruhten.

Zögernd näherte sich Schweiker; er wollte sprechen, aber nur wortlos rührten sich seine Lippen. Verwundert, fast erschrocken hingen seine blauen Augen an der Hirtin, die ihm, sauber gewaschen und gestrählt, verwandelt schien wie die verwunschene Jungfrau am guten Ende des Märleins. Sie trug ein ärmelloses Kittelchen aus gelblichem Hanftuch; weiß schimmerte das schmale Gesichtlein unter dem Blondhaar und der blutfleckigen Stirnbinde, und nicht minder weiß die nackten Arme, die der Sonnenbrand unter der grauen Hülle, welche sie getragen, nicht hatte bräunen können. Mit schüchternem Lächeln blickte sie zu Schweiker auf. „Gelt, jetzt bleibst noch ein lützel da? Mußt ja doch rasten!"

„Freilich," stotterte er, „freilich!"

„So geh', thu' Dich doch niederlassen!" sagte sie und rückte an die Mauer, damit er Platz hätte auf dem Rand des schmalen Lagers. Er streckte schon die Hand nach der Kante und wollte sich setzen, da klang es leise in den Lüften und quoll durch Thür und Wände mit verschwommenem Hall, kaum hörbar noch, wie ein Ruf aus weiter Ferne.

Schweiker richtete sich auf, und seine Stimme zitterte: „Ich kann nimmer bleiben, Kindl . . . das Glöckl ruft!"

Erschrocken hob sich Hinzula aus dem Heu und griff mit der Hand nach ihm. Aber er schüttelte den Kopf, daß der lange Flachsbart wie eine Welle floß. Der Atem schien ihr zu versagen, und es währte eine Weile, bis sie fragen konnte: „Aber gelt, Du kommst bald wieder und suchst mich heim?"

Er starrte vor sich nieder und murmelte: „Ich weiß nicht!"

Hinzulas Augen füllten sich mit Zähren. Scheu blickte er auf, und als er an ihren Lidern die Perlen schimmern sah, zog es ihm den Kopf gegen die Schulter, als hätte er einen Krampf im Nacken bekommen. Langsam streckte er die Hand aus, machte das Kreuzzeichen über Hinzulas wunde Stirn und flüsterte: „Friede sei mit Dir!" Und als wäre ihm der gewohnte Spruch zu kurz und nicht kräftig genug, so fügte er noch bei: „Der liebe Gott soll Dich hüten und schützen, Kindl!" Dann wandte er sich ab und schritt der Thür zu. Der Bauer und die Bäuerin traten ihm entgegen. „Ja was ist denn, Gottesmann?" fragte der Greinwalder, „willst denn schon wieder fort?" Wortlos schritt der Bruder an ihm vorüber, mit beiden Händen den Rosenkranz umklammernd, der hinter seinem Gürtel steckte. „Ja was hat er denn?" fragte das Weiblein verwundert und starrte ihm nach.

Als Schweiker die freie Wiese erreichte, zog ein schwüler Windhauch über den sonnigen Wald herauf, und heller tönte die Glocke. Immer rascher wurde Schweikers Gang, und als er den Wald betrat, kam er auf dem steilen Hang ins Laufen. Am Ufer der Ache hielt er tief atmend inne. Eine Weile hingen seine Augen mit verlorenem Blick an den schießenden Wellen, dann hob er die Hände und starrte die leeren Arme an. Da gewahrte er die eingetrockneten Blutflecken. Er bückte sich, schöpfte Wasser mit der Hand und begann zu waschen, bis die letzte Spur des Blutes getilgt war. Als wäre er müde geworden von diesem Werk, so ließ er sich am Ufer niedersinken auf einen Stein, stützte die Arme auf und drückte das Gesicht in die Hände. Vor seinen Füßen ließ sich im Wasser ein leises Plätschern hören. Ohne daß Schweiker es merkte, war der Rosenkranz hinter seinem Gürtel hervorgeglitten und in den Bach gerollt. Die hölzernen Perlen schwammen, ein Wirbel ergriff und drehte sie; hier stießen sie wider einen Stein, dort hafteten sie an einem niederhängenden Stäudlein, aber eine leuchtende Welle faßte die Perlen und trug sie gaukelnd davon.

17.

In der Mittagssonne ritt Herr Waze über die Schönauer Felder. Auf einzelnen Aeckern schnitten die Leute das Korn, auf anderen lagen schon die gebundenen Garben und harrten des Erntekarrens. Wo Herr Waze ritt, eilten die Knechte und Mägde auf ihn zu und küßten ihm unter scheuem Gruß den Steigbügel. Ritt er weiter und blickte sich um, so sah er, wie sie beieinander standen und die Köpfe zusammensteckten.

Am Gehöft des Kaganhart führte sein Weg vorüber; das Thor war geschlossen, und lautlose Stille lag über dem Hag. Doch als Herr Waze durch einen Hohlweg niederwärts ritt gegen den Thalwald, begegnete ihm die Hausfrau des Kaganhart mit beladener Kraxe. Scheu blickte sie zu dem Reiter auf und trat seitwärts in die Dornbüsche. Herr Waze musterte das Weib, und ein dünnes Lächeln glitt über seine Lippen. „Woher, Hilmtrud?" fragte er, das Pferd verhaltend.

„Von der Alben, Herr!"

„Wo ist Dein Hauswirt?"

„Der kehrt morgen heim."

„So? Nächtet er auf der Alben oder" — wie zwei Dolche blitzten die Augen des Reiters auf Hilmtrud — „oder hat er vielleicht einen Weg in der heutigen Nacht?"

„Einen Weg, Herr?" stotterte das Weib. „Ich weiß nicht, was Ihr meinet."

Eine Weile schwieg Herr Waze, dann sagte er lächelnd: „Da hast Du aber eine schwere Krax' voll Zeug. Wenn Du abladest daheim, so vergiß nur nicht, daß mir Dein Hauswirt von Sonnwend' her noch die halbe Steuer schuldet." Hilmtrud erblaßte und schlang die beiden Arme rückwärts um die Kraxe. „Schau' doch," lachte Herr Waze, „meine Mahnung treibt Dir ja alles Blut aus dem Gesicht! Ihr braucht Euer Sach' wohl selber, gelt? Freilich, das ist ein schlechter Sommer heuer. Und ich möcht' Deinem Hauswirt die Steuer wohl gern erlassen. Aber ein Dienst, mein' ich, wär' des anderen wert."

„Was müßt' er denn schaffen dafür?" fragte die Bäuerin hastig.

„Nicht viel. Nur heimlich müßt' er mich wissen lassen, für wann er zum Thing auf den Totenmann geladen ist."

Eine dunkle Röte schoß über Hilmtruds Gesicht. „Aber Herr," stammelte sie, „wie kann er denn das? Der Thingbot' ruft doch unter Schwur!"

„Freilich! Da wirst Du halt die Steuer zahlen müssen! Und heut' noch, oder ich müßt' Dich morgen mahnen lassen durch meine Knecht'!" Freundlich grüßte Herr Waze und ritt davon. Er hatte den Wald noch nicht erreicht, da kam die Bäuerin ihm nachgelaufen, ohne Kraxe. Mit beiden Händen faßte sie den Bügel, und Herr Waze verhielt das Roß. „Was willst Du noch?"

„Euch sagen, was ich weiß — ich hab's erlauscht!" raunte das Weib mit bleichen Lippen. „Er ist geladen . . . in der heutigen Nacht, wenn Vollmond einsteht!"

„Heut' schon?" lachte Herr Waze. „Da hab' ich Eil'!" Und er gab dem Pferde den Stachel.

„Herr, Herr!" keuchte Hilmtrud, klammerte sich an den Bügel und ließ sich vom Rosse schleifen. „Euer Wort, Herr, Euer Wort, daß es heimlich bleibt und daß die Steuer . . . die Steuer . . ." Weiter kam sie nicht; um nicht unter die Hufe des sich bäumenden Pferdes zu geraten, mußte sie den Bügel fahren lassen und taumelte rücklings in die Dornbüsche.

In jagender Eile sprengte Herr Waze davon, vor dem niederhängenden Gezweig des Waldes auf den Hals des Pferdes sich bückend. Bald erreichte er die Ache und den breiteren Reitweg, welcher emporführte zu seinem Haus. Bei einer Wendung des Pfades konnte er über die Bäume niederblicken auf das Fischerwesen, von welchem helle Beilschläge zu ihm heraufklangen. Herr Waze verhielt das Pferd und deckte spähend die Hand über die Augen; in Sigenots Hofreut sah er vier Männer bei der Arbeit.

„Er hat seine Sennen gerufen und festet wohl den Hag." Lachend trieb er das Pferd wieder an. „Schlag' nur die Pfähl' und leg' die Balken! Sie sollen mir den Weg nicht sperren, wenn Deine Stund' gekommen ist!"

Als Herr Waze sich dem Burgthor näherte, kam seine Tochter Recka ihm entgegengeritten; bleich wie ein steinernes Bild saß sie auf ihrem Rappen, die beiden weißgefleckten Bracken sprangen ihr voraus, und während sie mit der Linken die Zügel hielt, trug sie auf der Rechten ihren Liebling Edilo, welcher unsicher, mit gesträubtem Gefieder auf dem ledernen Handschuh saß. Finster blickte Herr Waze auf seine Tochter, welche zum Gruß kaum merklich nickte und schweigend vorüberreiten wollte. Dunkle Röte färbte seine Stirn, er riß das Pferd herum und sperrte Reckas Weg. „Betrag' Dich wider mich, wie Dir die Laun' steht, das ist mir alles eins! Aber Narrheit im Weidwerk leid' ich nicht! Unter der heißen Tagsonn', das ist keine Zeit zum hohen Flug."

„Ich reite nicht zu meiner Lust," erwiderte Recka in mühsam bewahrter Ruhe, „ich reit' um des Falken willen. Er krankt seit der heutigen Nacht, Flug und Freiheit werden ihm

wohlthun." Sie hob die Hand mit dem Falken. „Blick' ihn an, wie er trauert!"

„Was sollt' ihm fehlen? Er steht in reichem Futter und in guter Pfleg' und war noch gestern frisch und wohlauf. Nichts fehlt ihm . . . aber ich kenn' den Vogel: stützig ist er, so wie Du!"

Ein müdes Lächeln zuckte um Reckas Lippen; schweigend, mit großen Augen sah sie den Vater an und setzte das Pferd in Gang. Herr Waze starrte ihr nach. „Wie ihre Mutter war! Das gleiche Lächeln und der gleiche Blick!" Zornig stieß er dem Roß die Stachel in die Flanken und sprengte dem offenen Thor entgegen.

Eine Stunde später zogen zwei berittene Knechte aus Wazemanns Haus. Als hinter ihnen die Fallbrücke sich wieder gehoben hatte, fragte der eine mit leisem Wort: „Wohin, Gesell?"

„Ich hol' den Rimiger im Lok'wald. Wir reiten nach der Salzaburg zum Haunsperger. Und Du?"

„Zum Fuchsloch auf dem Totenmann. Ich hab' stille Arbeit heut' nacht." Sie lachten und setzten die Pferde in Trab. Als sie zur Achenbrücke kamen, hörten sie vom Fischerhaus die Beilschläge herüberklingen.

„Was die wohl schaffen mögen?" fragte der eine, und der andere sagte: „Wie Du, so neugierig ist unser Herr auch; ich muß vorbeireiten und Umschau halten."

Sie trennten sich; während der eine dem Lauf der Ache folgte, ritt der andere über die Brücke und der Lände entgegen; als er unter den Bäumen hervorritt, sah er seitlich neben dem offenen Hagthor eine Grube ausgeworfen. Und Sigenot kam aus der Hofreut, auf seiner Schulter zwei schwere, zum Kreuz gefügte Balken schleifend; Wicho mit einer Schaufel und die beiden Sennen mit Beilen und kurzen Pfählen folgten ihm. Sigenot ließ den Kreuzstamm in die Grube gleiten und richtete ihn auf; Wicho schaufelte, und die beiden Sennen trieben rings um das Kreuz die Pfähle in den lockeren Grund. Mit verblüfften Augen sah Wazemanns Knecht den Schaffenden zu. „He, Fischer! Bist denn Du ein Ramsauer worden?" rief er. „Was machst denn da?"

Sigenot blickte auf. „Ich leg' einen Riegel vor mein Thor und stell' vor meine Hofreut einen Wächter."

„Hui, Du," lachte der Knecht, „vor dem werden die Wölf' aber laufen im Schnee!"

Die Sennen blickten dem Knechte nach, welcher lachend davonritt; der eine, dem der Bart schon grau war, kratzte sich hinter dem Ohr, lugte an dem Kreuz hinauf und fragte leise: „Wicho, was meinst denn?"

„Ich mein', was mein Herr meint!" erwiderte Wicho und stampfte mit den Füßen um das Kreuz her die Erde fest. „Was der gered't hat, ist noch allweil Eisen gewesen. Wenn er sagt: das Holz hilft, so hift's auch!"

Sigenot war über den Hügel emporgestiegen und hatte die Halle betreten. Mutter Mahtilt saß im Lehnstuhl, Edelrot vor ihr auf dem Herdrand, neben dem flackernden Feuer; ihre Gesichter waren bleich und ernst . . . seit dem Morgen kannten sie die Gefahr, die über ihren Häuptern schwebte und über dem Dach ihres Hauses. „Mutter, schau' hinaus durchs Fenster," sagte Sigenot, „schau' nur: es stehet schon!"

Mutter Mahtilt aber schüttelte den Kopf und wandte die Augen zur Herdflamme; sie griff nach einem Bündel dürrer Kräuter, welches neben dem Herd in einer Ecke lag, zog eine Himmelbrandstaude hervor und warf sie in das Feuer, zu stummen Worten die Lippen rührend. Sigenot atmete tief, und Kummer sprach aus seinen Zügen. „Was rufst Du noch die guten Holden, Mutter? Schau' hinaus . . . von allen Guten der Best' hat seine Kreuzarm' wehrend ausgestreckt vor meiner Hofreut! Und sein einschichtiger Arm ist stärker als tausend Männer in Wehr und Eisen. Das hat mir einer gesagt, der die Treu' ist und der nicht Lügen redet."

Stumm saß Mutter Mahtilt und legte eine neue Staude in die Flammen, während Sigenot zum Steintisch ging, die Eisenhaube über den Scheitel drückte und mit dem Schwertgurt die Hüften umschloß. Zum Herde zurückkehrend, streifte er mit der Hand über das graue Haar der Mutter und küßte ihre Stirne. „Komm, Rötli!" Er faßte die Hand der Schwester und verließ mit ihr die Halle. Schweigend, Hand in Hand, stiegen sie über den Hügel hinunter und traten vor das Hagthor.

„Schau', da steht es!" sagte Sigenot, die Schwester zum Kreuze führend. „Jetzt leg' Deine Hand an das Heilholz!" Edelrot that es, und über die Hand der Schwester drückte Sigenot die seine. „Jetzt schau' hinauf und sag': ‚Mein guter Herre, Du mein Gott!'"

Edelrots Lippen zitterten. „Mein guter Herre, Du mein Gott!"

Aufatmend legte Sigenot den Arm um Rötlis Schulter. „So, Schwesterlieb, jetzt hast einen festen Hüter! Jetzt geh' hinein zur Mutter und bleib' bei ihr — jetzt thu' ich ohne Sorg' den Weg, auf den der Schwur mich ruft!" Er führte die Schwester zum Hagthor, küßte ihr Haar und schritt der Ache zu.

„Wohin geht er?" fragte der jüngere der Sennen. Und der ältere murmelte: „Ich mein' wohl, daß ich es rat'." Aber Wicho fiel ihm ins Wort: „Wenn Du's weißt, so schweig'!" Der Alte nickte, und seine grauen Augen spähten hinaus in die Ferne, in welcher eine dunkle Waldkuppe aus dem Thal emporstieg, der Totemann.

Sigenot folgte dem Pfad am Ufer der Ache und erreichte den Untersteiner Forst. Da hörte er das Geläut zweier Hunde. Es waren Reckas Bracken, welche die auf weiter Lichtung gelegenen Achensümpfe durchstöberten. Am Rande des Röhrichts hielt die Wazemannstochter auf ihrem Rappen und spähte mit scharfen Augen über das Schilf, auf erhobener Hand den stillen trauernden Falken. Die Hunde jagten; einzelne Stücke Rotwild, die im Sumpfe Kühlung gesucht, flüchteten dem Walde zu, behängt mit Schlamm und triefend von Wasser. Eine Weile war Stille, dann wieder läuteten die Hunde; es rauschte im Schilf, und eine Kette Rohrhühner stob nach allen Seiten auseinander. Recka enthaubte den Falken und schwang ihn unter lautem Ruf: „Holiiih! Holiiih!" Edilo schlug wohl mit den Schwingen, aber nur, um den Halt nicht zu verlieren, und seine Fänge klammerten sich auf dem Handschuh fest. Erschrocken blickte Recka auf ihren Liebling. Er schüttelte das Gefieder, zog den Kopf zwischen die Schwingen, und während er lechzend den Schnabel öffnete, folgte sein unruhiger Blick den entschwindenden Hühnern.

„Edilo! Mein Trautgesell! Was ist Dir?" stammelte Recka, und ihre Augen wurden naß; sie ließ die Zügel sinken, drückte den Falken an ihre Brust und streichelte ihm Kopf und Schwingen; aber so sacht ihre Hand auch glitt, sie schien den Falken zu drücken, denn er sträubte sich wider die Zärtlichkeit seiner Herrin. Die Hunde jagten, und mit ängstlichem Kreischen hoben sich zwei Wildenten über das Röhricht. „Holiiih! Holiiih!" Mit kräftigem Schwung warf Recka den Falken in die Luft. Edilo taumelte, doch er breitete die Schwingen und begann zu schlagen, flatternd hielt er sich einen Augenblick auf der gleichen Stelle, dann klang sein gellender Schrei, und pfeilschnell flog er den kreischenden Enten nach, welche sich über die Baumwipfel erhoben hatten und dem Schönsee entgegenstrebten. „Er gesundet!" jauchzte Recka, und auf jagendem Roß, durch aufspritzendes Wasser und brechendes Röhricht folgte sie ihrem Trautgesellen.

Im Schatten des Hochwaldes wanderte Sigenot; er hatte den Pfad verlassen, um die Lichtung zu vermeiden, auf welcher er die Bracken läuten hörte. Da klang über ihm in den Lüften das klagende Geschrei einer Wildente; er blickte auf . . . es rauschte und knackte in den Wipfeln . . . und wenige Schritte vor ihm stürzten zwei zum Klumpen geballte Vögel mit dumpfem Fall auf den Moosgrund. Die Flügel gespreizt, den Hals mit offenem Schnabel auf die Erde gestreckt, so lag die Ente im Verenden unter dem Falken, der die eine „Hand" in ihren Rücken, die andere in ihren Hals geschlagen hatte; er hielt die Schwingen steil erhoben und hackte langsam und matt mit dem Schnabel nach dem Kopf der Ente. Festgebissen hing er an seiner toten Beute, sein Gefieder blähte sich auf, seine zitternden Schwingen fielen, und lautlos sank er in das Moos, mit den scharfen „Händen" noch verkrampft im Fleische seines Opfers.

„Ihr Liebling!" Sigenot eilte auf den Falken zu. Aber da sprengte Recka zwischen den Bäumen einher, mit dem zornigen Ruf: „Laß Deine Hand von meinem Falken!"

Die Stirn von dunkler Röte übergossen, trat Sigenot zurück, während Recka aus dem Sattel sprang. Nun sah sie den Falken liegen, leblos. „Edilo!" jammerte sie und warf sich auf die Knie. Mit zitternden Händen löste sie die Fänge des Falken und rüttelte ihn, als könnte sie ihn gewaltsam wieder zum Leben erwecken. „Edilo!" Aber die Schwingen des Vogels hingen schlaff, sein Kopf baumelte, und über die erloschenen Augen waren halb die dünnen gelben Lider gefallen. Recka ließ den toten Falken sinken und starrte ihn an. „Mein Einziges, mein Letztes und Liebstes!" Zähren perlten über ihre Wangen.

Ein Zittern befiel den Fischer, als er diese Thränen sah. „Geh', thu' nicht weinen!" sagte er mit schwankender Stimme. „Schau', wenn ich den Falken wieder lebig machen könnt', ich weiß nicht, was ich gäb'!"

Recka hörte nicht, was er sagte, nur der Klang seiner Stimme schlug an ihr Ohr; sie hob die funkelnden Augen, ihr Gesicht verzerrte sich im Zorn und mit geballten Fäusten sprang sie auf. „Fischer, was hast Du meinem Falken gethan?"

„Nichts, Recka!" stammelte Sigenot. „Ich hab' ihn nicht angerührt."

„So hat ihn wohl die Ente zu Tod gestochen mit ihrem stumpfen Schnabel? Oder hat sie ihn erwürgt, da sie schon verendet lag? Er flog und lebte . . . und Deine Hände haben gegriffen nach ihm!" Sie trat vor den Fischer hin, bebend vor Zorn und Erregung. „Was hast Du meinem Falken gethan?"

„Nichts, Recka! Ich hab' es schon einmal gesagt und meine Red' ist Treu' und Wahrheit."

„So treu und wahr, wie daß mein Falk noch lebt!" fiel Recka dem Fischer mit schriller Stimme ins Wort. „Wenn Du ihn schon erschlagen hast, so hab' doch den Mut und sag' mir's ins Gesicht! So sag' es doch frei heraus: das ist die Vergeltung für Hennings Pfeil und Stein!"

„Recka!" Erbleichend war Sigenot zurückgetreten.

„So nimm sie, Deine Buß'!" Mit zuckender Hand hob sie den Falken von der Erde und schleuderte ihn vor die Füße des Fischers. „Hennings Pfeil hat Dich gefehlt, mich aber hast Du getroffen in meinem Einzigen und Liebsten. Und üble Buß' hast Du genommen . . . Henning hat geschlagen wider einen, der in Wehr und Eisen geht, Du aber hast geschlagen wider mein wehrloses Tier . . . noch schlechter als er bist Du!" Zorn und Zähren erstickten ihre Stimme, sie wandte sich ab und ging ihrem Rosse zu, welches mit schleifendem Zügel zwischen den Bäumen graste.

Da vertrat ihr Sigenot den Weg. Fahle Blässe bedeckte seine Züge, seine Augen brannten und seine Stimme klang, als läge eine würgende Hand an seiner Kehle. „Du hast mir gesagt, was keiner, der Mannesnamen hat, mir sagen hätt' dürfen, ohne daß ich ihn niedergeschlagen hätt' mit meiner Faust." Mit heiserem Lachen richtete sich Recka auf, und ihre Hand griff nach dem Messer am Gürtel. „Laß die Hand von Deiner Wehr! Ich brauch' nicht denken, daß Du ein Weib bist, ich denk' nur, was Du gestern gethan hast für meine Schwester . . . und der Schimpf, den Du mir angethan, ist wett gemacht. Noch einmal sag' ich Dir: ich hab' Deinem Vogel an keine Feder gerührt! Ich hab' gesehen, wie er fallt und wie ihm das Leben ausgeht . . . und mir ist leid gewesen um ihn, denn ich hab' gewußt, daß der Vogel Dir lieb ist. Hätt' ich Buß' gesucht für Hennings Pfeil und Stein, ich hätt' wohl anderen Weg genommen als zu Dir und Deinem Vogel!"

Recka wollte sprechen, doch wie ein glühender Strom floß Sigenots Rede. „Ich hab' gar wohl geschieden zwischen Deinem Bruder und Dir! Und hab' ich ihn gehaßt wie der Tag die Nacht . . . Dir bin ich gut gewesen wie der Baum dem Licht. Was schaust mich an? Das Wort ist heraus . . . und weil wir schon raiten miteinander, soll geraitet sein bis auf das letzte Wörtl! Dir bin ich gut gewesen, seit ich denk' . . . und hab' zu Dir aufgeschaut wie die Morgenerd' zur lieben Sonn'. Ich mein', Du hätt'st es merken können auf dem Weitsee in derselbigen Sturmnacht, in der ich untreu mein eigen Blut hab' sinken lassen, weil ich greifen hab' müssen nach D i r!"

Reckas Gesicht verfärbte sich, und mit tastender Hand griff sie nach einem Baum, als bedürfte sie einer Stütze.

„Und seit ich Dich in derselbigen Nacht gehalten hab' an meinem Herzen, derzeit hab' ich hangen müssen an Dir in Weh' und Lieb', derzeit hab' ich denken müssen an Dich in Licht und Finsternis, öfter in jeder Stund', als der streifende Wolf in der Schneenacht die eigene Fährt' überläuft!" Schweratmend verstummte Sigenot und drückte die Fäuste auf seine Brust, als könnte er gewaltsam den Sturm bezwingen, der in seinem Herzen entfesselt war.

„So sprich doch weiter!" stieß Recka mit versagender Stimme hervor. „Red' es doch zu End', was mein Vater begonnen hat in der heutigen Nacht . . . es klingt ja Deine Red' zu der seinigen wie das Echo zum Hall." Sie lachte zornig. „So sag' es doch, daß Du mit ihm eins geworden . . . sag' es doch, daß Du geschachert hast und den Preis bestimmt, für den Du mit ihm gehen willst auf gleichem Weg und zu ihm halten wider die Klosterleut'! Eins aber merk' Dir: eh' D u mit Deiner heiß gewordenen Fischhand rühren sollst an mich, eh' mögen die da draußen beim Lok'stein meines Vaters Dach über mich und meine Brüder werfen!"

Sigenots Arme sanken und seine Augen richteten sich mit festem Blick auf Recka. „Ich weiß nicht, was Du meinst! Doch daß ich zu Deinem Vater und zu Deinen Brüdern halt', daß ich einen Weg geh', auf dem ich Treu' und Recht nicht find', dafür giebt's keinen Preis in der Welt, und möcht' er so schwer auch wiegen, wie Du mir gewogen hast! Ich kann mein Herz nicht umwerfen, wie der Bauer die Erd' mit seinem Pflug . . . aber sterben kann ich an meiner Treu', die meinem Haus und Blut gehört und dem, was recht und gut ist! Schau' her!" Er raffte einen dürren Ast von der Erde. „Schau' den Stecken an! In aller Not, die Deine Brüder sinnen wider mein Haus, nach allem Schimpf noch, den Du mir angethan, hängt meine Lieb' an Dir wie Holz an Holz! Aber so" — mit jähem Ruck zerbrach er den Ast und schleuderte das eine Stück zur Linken, das andere zur Rechten — „so gehen unsere Weg' auseinander! Ich bin, was ich sein muß . . . und Du bist Blut von Wazes Blut! Zwischen Dir und mir ist ein Wasser, das nimmer ausrinnt, zwischen Dir und mir ein Berg, der nimmer fallt und eben wird!"

Mit bleichen Lippen wandte Sigenot sich ab und schritt durch den Wald der Ache zu. Recka stand zitternd, mit fahlem Gesicht und ballte die Faust. „Triff ihn, Henning!" keuchte sie. „Triff ihn . . . und ich will den Streich nicht schelten!" Stöhnend schlug sie die Hände vor das Gesicht und so stand sie lange, an den Baum gelehnt. Endlich ließ sie die Arme sinken; wie versteinert waren ihre Züge. Sie ging auf den Falken zu, hob ihn von der Erde und bestieg das Roß; langsam ritt sie durch den Wald, keinen Zügel führend, dem Pferde die Sorge um den Weg überlassend. Im Schoße hielt sie ihren toten Liebling, und während sie mit starrem Auge auf ihn niederblickte, suchte ihre zitternde Hand das wirre Gefieder zu glätten.

Um die Wildente, welche vergessen im Moose lag, begannen die Fliegen zu summen . . .

Der Abend kam, still und mit goldigem Schimmer. Ein leiser Wind erwachte und von den grünen Buchen flatterte zuweilen ein gelbes Blatt zur Erde; im Sommerleben der Natur erwachte schon die Ahnung des nahenden Winters. Ueber den Feldern der Schönau, hoch in den Lüften, kreiste eine Schwalbenschar, die sich sammelte zur Wanderung in die Ferne.

Im roten Schein der sinkenden Sonne wanderte Sigenot, einem Pfad am Ufer der Ramsauer Ache folgend, über die Halden der Strub, vorüber an kleinen hagumschlossenen Hütten. Von der Höhe des Lokiwaldes klang der Hall der Glocke. Sigenot verhielt die Schritte und seine Augen schweiften mit kummervollem Blick hinauf über das schattige Waldgehänge. „Für alles kann er halt doch nicht helfen!" murmelte er, streifte mit der Hand über die Stirn und wanderte weiter.

Die Glocke klang. Sie läutete den letzten Feierabend der Woche ein und grüßte mit ihrem Hall die vollendete Klause, auf deren mit Reisig, Moos und Rinden gedecktem Dach neben dem hölzernen Kreuzlein ein grünes Tannenbäumchen ragte.

Bruder Wampo kochte am flackernden Feuer das Abschiedsmahl für die Knechte, welche in der Mondnacht mit den Saumtieren heimziehen sollten nach der Salzaburg. Waldram lag im Zelte, gepeinigt vom Schmerz der schwer heilenden Geißelwunden; Eberwein schaffte noch im Zwielicht des Kirchleins, an der hölzernen Platte schnitzend, die er für den steinernen Altar gefertigt hatte. Vom ragenden Kreuze blickte das farbige Bildnis des Erlösers auf ihn nieder.

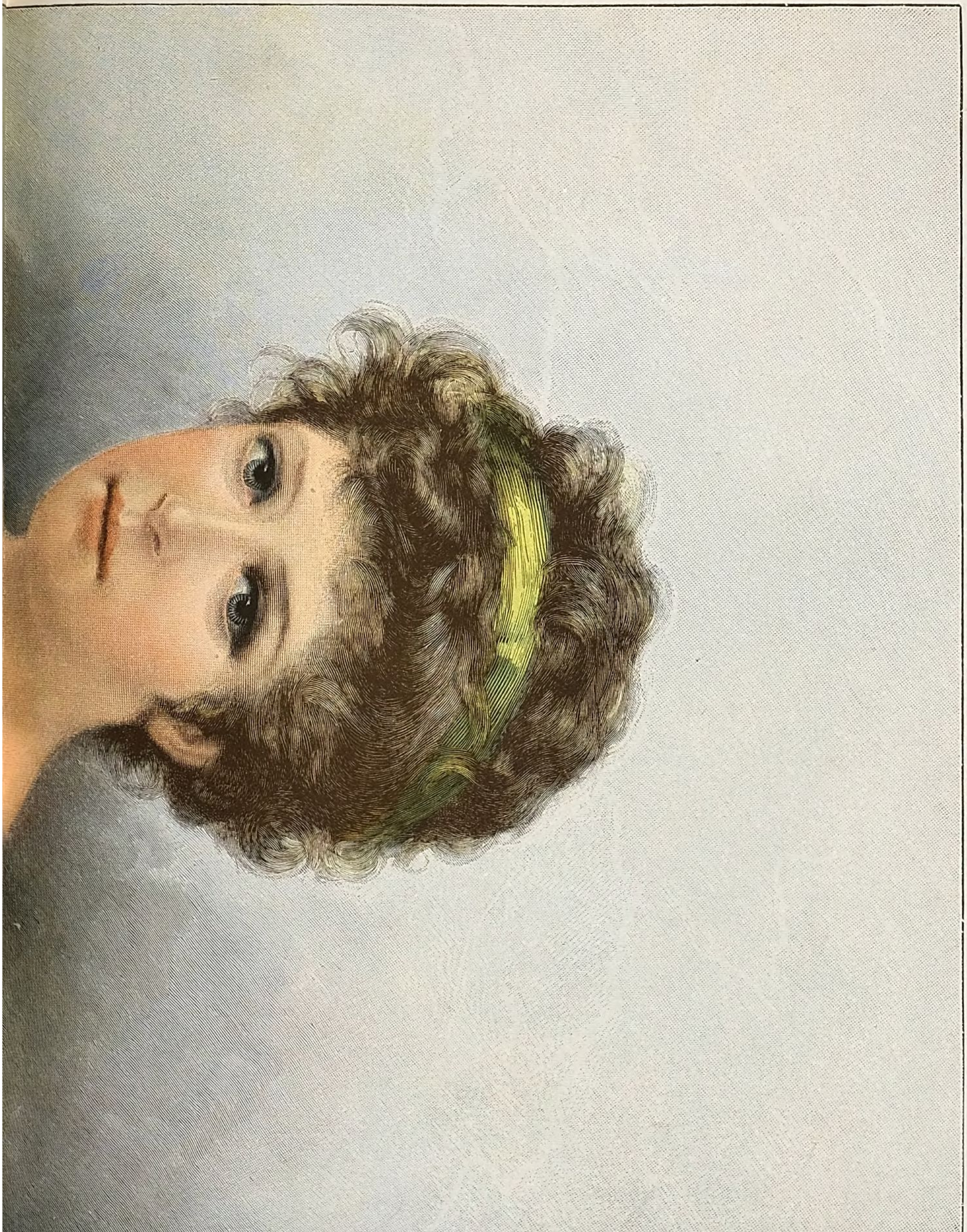
Vom Strang der Glocke hinweg war Bruder Schweiker wieder in die Klause getreten, um die kleinen Kammern zur Not für diese erste Nacht noch wohnlich einzurichten. Sein Gesicht war bleich, seine Augen hatten einen verlorenen Blick, und alle Arbeit that er wie ein Träumender.

Die Knechte hatten ihr Mahl genommen und standen zur Heimfahrt bereit, jeder ein Saumtier führend, jeder ausgerüstet mit einer Kienfackel, deren Flammen in der Nacht die Raubtiere verscheuchen und den Weg erleuchten sollten, bis das Licht des Vollmondes niederfiele in das enge Thal. Mit herzlichen Worten gab Eberwein den Knechten Abschied. Schweiker drückte wortlos ihre schwieligen Hände und klopfte die Saumtiere auf den Hals zum Gesellendank für die Arbeit, welche sie redlich mit ihm



MAIGLÖCKCHEN

Nach einem Aquarell von Paul Heydel





An der Küste von Abbazia.

Nach einer Originalzeichnung von T. Grubhofer.

geteilt hatten in dieser fleißig durchschafften Woche. Seufzend, mit traurigen Augen blickte Bruder Wampo den abziehenden Knechten nach.

Als sie im Dämmerschein des Abends zwischen den Bäumen verschwanden, sagte Eberwein: „So stehen wir allein und wollen vertrauen auf den Schutz des Himmels. Bruder Schweiker, reiche mir die Stola und das heilige Wasser, daß ich unsere Klause weihe, ehe wir zur ersten Nacht unter ihrem jungen Dach die Häupter bergen!"

Schweiker ging zu den Zelten; als er zurückkehrte, küßte er das weiße goldgestickte Band, bevor er dasselbe um die Schultern Eberweins legte. In sinkender Nacht, umgeben von lautloser Stille, schritten sie um das Kirchlein und die Klause. Mit bewegter Stimme sprach Eberwein die Worte der Weihe und taufte die Klause auf den Namen des heiligen Martin. „So wie Du, Martinus, der Du nun wohnest in Gottes Nähe," sprach er, aufblickend zum sternhellen Himmel, „so haben auch wir unser frommes Haus errichtet in Wald und Einöd', zwischen irrenden Menschen und streifendem Getier. Sei diesem Haus, das Deinen Namen trägt, ein Schirm und Schutz!" Die Brüder sprachen das Amen. Im Kirchlein wurde das ewige Licht entzündet und in der Herdstube das erste flackernde Feuer. Waldram, welcher kaum eines sicheren Schrittes mächtig war, wurde von Eberwein in die Klause geführt. Schweiker brach die Zelte ab und verwahrte das heilige Gerät und die Werkzeuge; Bruder Wampo schleppte das kleine Gebinde mit dem Meßwein und die schmal gewordenen Vorräte in eine der Kammern. Dann saßen Eberwein, Wampo und Schweiker auf niederen Holzklötzen um das flackernde Feuer, dessen Flamme den ersten Ruß an die hölzerne Mauer hauchte. Rot leuchtete der Herdschein in die stille Nacht hinaus, denn Thür und Fenster waren noch unverwahrt. Sie besprachen den kommenden Tag.

„Ich will im Morgengrau die Messe lesen," sagte Eberwein, „dann will ich den Stab zur Hand nehmen und hinauswandern über den weiten steinigen Acker, auf dem wir pflügen sollen und Gottes Samen streuen. Unseren Bruder Hiltischalk in der Ramsau will ich grüßen, und von all meinen Wegen der erste soll der armen Hirtin gelten, damit ich nach ihrer Wunde sehe."

Schweiker rückte auf dem Holzpflock und starrte ins Feuer, während Bruder Wampo seufzte: „Jetzt wird das Bartele sobald wohl nimmer kommen! Das ist doch ein schiecher Mensch, der das gethan hat!"

„Er soll es mir sühnen an dem Kinde, so wahr ich Herr dieses Landes bin!" Eberwein sprang auf. „Herr Waze will nicht kommen, so muß ich ihn rufen zum andernmal!"

„Schicket mich, Herr!" fuhr es über Schweikers Lippen. „Ich will denselbigen, der Henning heißt, wohl finden in Wazemanns Haus."

Eberwein schüttelte den Kopf. „Nein, Bruder! Du hast mir zu schnelle Fäuste für solche Botschaft. Ich brauche nur eine Zunge!"

„Da muß halt die meinige herhalten!" meinte Wampo. „Schicket mich nur, Herr! Ich will reden mit diesem Waze und seinen Buben — jedes Wörtlein ein Pfeilschuß! Ich fürcht' mich nicht! Ich will mich schon rüsten mit Kreuz und Rosenkranz, dann sollen sie nur anrücken wider mich!"

Ein freundliches Lächeln ging über Eberweins ernste Züge. „So ziehe morgen hinaus zum Schönsee! Folge nur der Ache, und Du findest den Weg. Und kommst Du in Wazes Haus" — Eberweins Brauen furchten sich und seine Augen blitzten — „so lad' ihn im Namen unseres Heiligen, seines Herren, binnen drei Tagen mit seinem Sohne Henning zu erscheinen vor meinem Aug'. Es ist Gericht, das ihn erwartet!"

„In unseres Heiligen Namen, ich lad' ihn, Herr!"

„Und kommt er nicht," murmelte Schweiker, „so will ich ihn holen!"

„Nun wollen wir den Tag beschließen!" Sie löschten in der Stube das Feuer und gingen zur Ruhe. Eberwein und Waldram schliefen in getrennten Zellen, Schweiker und Wampo gemeinsam in einer Kammer, welche an die Wand des Kirchleins stieß.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Anarchisten Londons.

Ein unheimliches grauenhaftes Gespenst ist es, welches gegen das Ende des Jahrhunderts immer drohender sein von Wahnsinn und Grausamkeit entstelltes Haupt emporhebt: der Anarchismus, die „Weltverbesserung" durch Mord und Brand und Verbrechen aller Art, durch Vernichtung alles Bestehenden, aller seitherigen Ideale der Menschheit. Der verhängnisvolle Irrwahn, durch eine Aera der brutalen Gewalt könne das Zeitalter der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit heraufgeführt werden, ist allerdings nicht neuesten Datums. Aber bis in die letzte Zeit durfte man glauben, daß immer nur einige Wenige sich zu diesem Irrwahn bekennen oder gar durch die That ihn vertreten würden. Die Ereignisse der letzten Jahre, die mehr und mehr sich häufenden anarchistischen Schandthaten lassen diese Ansicht leider als irrig erscheinen. Wir wissen jetzt, daß wir es nicht mit vereinzelten Fanatikern, sondern mit einer weitverzweigten und wohlorganisierten Gemeinschaft zu thun haben, die ihren Hauptsitz in London aufgeschlagen hat. —

Es war in den Tagen nach dem Attentat Vaillants in der französischen Abgeordnetenkammer. Der Schrecken, den der empörende Anschlag überall hervorrief, und die politischen Kommentare, die sich daran knüpften, bewogen mich zur Ausführung eines längst gehegten, aber immer wieder in den Hintergrund gedrängten Planes: eines Besuchs an der Centralstelle aller Anarchisterei der Welt, in dem Londoner „Autonomie-Klub". Ich wollte die Leute einmal von Angesicht zu Angesicht und gleichsam unter sich sehen, die Leute, die verbrecherisch genug sind, der ganzen Welt den Fehdehandschuh in Gestalt von Dynamitbomben hinzuwerfen. Ich erinnerte mich eines kleinen, etwas verwachsenen Franzosen, mit dem mich meine Journalistenlaufbahn einmal in nähere Berührung gebracht hatte und der in dem Rufe stand, mit den Helden des Autonomie-Klubs in Beziehungen zu stehen. Er mußte mir zum Führer dienen. Und in der That war der bewegliche Franzose nach einigen Einwendungen auch bereit, mich zu geleiten.

Am folgenden Abend gegen 10 Uhr standen wir vor dem unansehnlichen Hause Nr. 6 der schmutzigen kleinen Windmill-Street, in der Nähe von Tottenham Court Road, jenem Quartiere mitten in London, wo politische Flüchtlinge und ausländische Verschwörer vielfach ihr Heim aufgeschlagen haben. Groß hoben sich von der Glasscheibe über der niederen schmalen Hausthür die Worte ab: „Club Autonomie"; schon in der sprachlichen Form also trug die Aufschrift des Hauses eine gewisse Internationalität zur Schau. Ob man uns wohl einlassen — und wenn, ob und wie man uns wieder herauslassen würde? Ich gestehe, daß mich in diesem Augenblick doch ein Gefühl des Unbehagens beschlich, und ich erschrak heftig über den lauten Klang des die Stelle der Klingel vertretenden Thürklopfers, den mein Gefährte ungeniert und kräftig in Bewegung setzte.

Es dauerte einige Zeit, bis drinnen der Hüter der Thüre erschien. Mißtrauisch musterte er mich, dem er den fremden Eindringling auf den ersten Blick ansehen mochte, und erst nach einigem Parlamentieren mit meinem Begleiter gab er den Weg frei.

Eine kleine Wendeltreppe führt hinauf zu einem ziemlich geräumigen Saale. Trübe erhellen ihn ein paar qualmende Lampen. Im Hintergrunde eine Art Büffett, wie sie in den englischen Kneipen üblich ist.

Wir nehmen an einem der wackligen, schmierigen Tische Platz, auf denen ein paar Zeitungen und Broschüren in grellbunten Umschlägen herumliegen. Jeder bestellt sich sein Gläschen Whisky und erhält es auch, aber — nur gegen Vorausbezahlung! Da sitzen wir nun und ich höre und lasse die Eindrücke auf mich wirken.

In einer Ecke eine Gruppe von Deutschen, die englisch radebrechen und aus großen Pfeifen dazu rauchen, uns näher vier abgerissene Gestalten, drei Franzosen und ein Belgier, wie mich mein Genosse belehrt, ungefährliche Gesellen, denen ihr Kartenspiel — im Augenblick jedenfalls — wichtiger ist als die Zukunft des Anarchismus.

Ein junger Mensch mit blondem, schon von grauen Fäden durchzogenem Haar tritt auf uns zu und setzt sich zu uns.

„Kein lustiges Leben für die Genossen in London!"

antwortet er auf eine Frage meines Begleiters, der ihn zu kennen scheint. „Das Elend, das traurigste Elend für die meisten — besonders für die Franzosen. Die Deutschen und die Russen finden noch eher Arbeit, aber uns — man könnte meinen, man habe sich gegen uns verschworen, uns nirgends aufkommen zu lassen. Und so müssen wir Hungers sterben.“ Und indem er seine Rede mehr und mehr an mich richtete, fuhr er fort: „Sehen Sie, ich bin Schneider und verdiene zur Not, was ich zum Leben brauche — aber die andern! Man redet ja wohl von den gefüllten Kassen, von den Hilfsquellen der Partei! Ja, guten Morgen, Partei! Es giebt unter den Flüchtlingen kein Gemeinschaftsgefühl. Tiefe Spaltungen trennen die Parteimitglieder, selbst die, welche zu diesem Klub gehören, der doch angeblich nur Freunde beherbergt. Einer wird am andern zum Spion, und wenn die Polizei eine geschicktere Hand hätte, wahrhaftig, sie hätte mit Leichtigkeit verhindern können, was geschehen ist. Wir sollen von hier Geld nach Frankreich geschickt haben. Wir! Geld! Woher sollen wir es denn haben? Um die fünfzehn Franken zusammenzubringen, die der Druck eines Aufrufs kostet, müssen wir wochenlang überall herumbetteln. Zwanzig Genossen kann man den Geldbeutel umdrehen und findet noch kein Pfund Sterling drin!“

So redete sich der Mann immer tiefer in Eifer. Später habe ich erfahren, daß er Martial Bourdin hieß und kein anderer war als jener Bourdin, der im Park von Greenwich das Opfer seines eigenen Anschlags gegen das astronomische Observatorium wurde.

Unterdessen hatte sich der Saal mehr und mehr gefüllt. Leute jeden Alters, Greise, halbreife Burschen, würdig aussehende Männer und abgefeimte Galgengesichter, alles drängte sich durcheinander. In einem Winkel hatte ein sanft und gutmütig dreinschauender Jüngling ein kleines Kind auf den Knien sitzen; die Genossen hatten es adoptiert, nachdem seine Mutter gestorben war. Armes Würmchen! Welches Los harrt deiner, mit welch schrecklichen Lehren werden sie dein Köpfchen füllen, wenn es kaum zu begreifen anfängt!

Die Gespräche, erst auf kleine Gruppen beschränkt, werden lebhafter und allgemeiner. Eifrige Debatten entspinnen sich, Redner treten auf und folgen sich ohne Unterlaß; aber immer weniger vermögen sie den allgemeinen Lärm zu übertäuben, bald sprechen fünf, zehn zugleich und auch ihre Stimme erstickt in den rauhen Tönen der Revolutionslieder, die schließlich dem tollen Wirrwarr die Krone aufsetzen. Dazu der Qualm der Lampen und Pfeifen, der Geruch von verschüttetem Bier und Schnaps . . .

„Kommen Sie, wir wollen gehen,“ mahnte mein Führer, und es bedurfte bei mir keiner weiteren Ueberredung mehr. Mit einiger Ellbogenarbeit gelang es uns, glücklich und wohlbehalten das Freie zu gewinnen.

Es war noch nicht Mitternacht, und da wir einmal auf der „Studienreise“ waren, so erbot sich mein Begleiter, mir noch einen andern „Klub“ zu zeigen, der seit einiger Zeit sich großen Zulaufs erfreue. Ich ging auf den Vorschlag ein, obwohl nach dem eben Erlebten ohne große Begeisterung. Nach einigen Irrfahrten durch die Gassen und Gäßchen der Millionenstadt hielten wir vor dem Hause Nr. 5 der Widfieldstraße. Den Eingang bildete ein großes zweiflügeliges Thor, das fest verschlossen war. Drei Schläge in bestimmt abgemessenen Pausen, und die Flügel des Thors thaten sich zu einer schmalen Spalte auf, hinter der ein rotbärtiger Riese erschien. Wieder kostete es einige Verhandlungen, diesmal unter Begleitung eines Schillingstückes, und man ließ uns ein in einen großen düstern Hof, in welchem Wagen und Fahrzeuge aller Art umherstanden. Von beiden Seiten hörte man Pferde wiehern, und der entsprechende Geruch stieg energisch zur Nase. Aus einer breiten verglasten Oeffnung im Hintergrunde drang ein Lichtstrom heraus in das Dunkel des Hofs. Wir befanden uns vor dem Lokale des Klubs „Ecurie“, zu deutsch „Stall“.

Das Innere war denn auch danach! Als wir eintraten, vermochten wir erst rein nichts zu erkennen vor Qualm und Rauch. Ein durchdringender Bier- und Schnapsdunst quoll uns entgegen, und als wir uns ein wenig akklimatisiert hatten, war der erste Anblick, der sich uns bot, ein Paar abscheulicher alter Weiber, die wütend aufeinander losschimpften. Allmählich unterschieden wir noch ein paar Kartenspieler und ein — Billard, an dem eine Gruppe der abgerissensten Gesellen ihre Partie machte. Zahlreiche Deutsche, Russen, Spanier, Holländer, Franzosen und selbstverständlich auch Engländer saßen da oder schoben sich in dem engen Raume durcheinander, eine wahre internationale Lumpengesellschaft, halb betrunken, streitend, brüllend, kreischend — wahrhaftig, der „Stall“ führte seinen Namen mit Recht: es war ein Augiasstall, der einen tüchtigen Besen verdient hätte.

Ich hatte bald genug von diesem „Studienplatz“. Wir drückten uns rasch wieder hinaus aus der entsetzlichen Höhle; und mit wahrer Wonne sog ich draußen den dicken Nebel ein, der auf den Straßen Londons lag.

Wenige Tage darauf wurde der Autonomie-Klub geschlossen. Es geschah nicht eigentlich, wie fälschlich berichtet wurde, durch die Polizei, nur mittelbar hat diese ihre Hand im Spiele gehabt. Als durch die Bourdinsche Bombe im Park von Greenwich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Londoner Anarchistenherd gelenkt wurde und ein Sturm der Entrüstung sich darüber erhob, daß diese gefährlichsten Feinde aller menschlichen Kultur dort so ungehindert ihr Wesen treiben und ihre Anschläge schmieden durften, glaubte das Ministerium, zum Teil wohl auch einem Druck von seiten der auswärtigen Regierungen gehorchend, wenigstens äußerlich etwas thun zu müssen, was wie ein Vorgehen gegen die Anarchisten aussah. Die Polizei drang am Abend nach jenem Vorfall plötzlich in den Autonomie-Klub ein und erklärte sämtliche Anwesende für verhaftet. Sie hielt dieselben auch wirklich mehrere Stunden lang in den Räumen des Klubs fest, veranstaltete eine sorgfältige Haussuchung, fragte die „Gefangenen“ nach Wohnung und Herkunft und — ließ sie wieder springen. War das alles auch nur ein auf den Eindruck nach außen berechnetes Scheinmanöver, so hatte es doch nebenbei die Wirkung, daß eine Reihe von Mitgliedern, die nicht bloß um ihrer anarchistischen Gesinnung willen, sondern auch wegen gewöhnlicher Uebelthaten Grund hatten, der Polizei aus dem Wege zu gehen, den Staub Londons von ihren Füßen schüttelten. Zugleich machte sich in den Volksmassen eine heftige Erregung gegen den Autonomie-Klub geltend; den Bombenwerfern wurde selbst mit Bomben gedroht und einmal auch schon ein Versuch zur Erstürmung des Hauses in der Windmill-Street gemacht, so daß den übrigen Anarchisten der Boden entschieden zu heiß unter den Füßen wurde. Sie blieben plötzlich weg, und so wurde der Autonomie-Klub „geschlossen“.

Uebrigens hatte das Einschreiten der Polizei — oder wohl schon das Ereignis im Greenwichpark — noch eine andere Folge. Es brachte eine völlige Spaltung zwischen den Anarchisten hervor. Die Engländer, von denen immer nur eine ganz geringe Anzahl ihnen zugehörte, sagten sich mit zwei oder drei Ausnahmen von den „entschlosseneren“ Elementen los, die nunmehr in dem südlichen Londoner Vorstädtchen Kennington — nicht zu verwechseln mit dem vornehmen Kensington — ihre geheimen Zusammenkünfte halten. Unter ihnen spielt ein deutscher Schneider eine hervorragende Rolle. Die übrigen sind zumeist Franzosen, Italiener und Tschechen und ein wohlhabender Engländer liefert ihnen manche Mittel. Zu ihnen gehört auch Luise Michell, die in London ein — Mädchenpensionat errichtet hat. Sie sind die gefährlichste Gruppe. Und wie bislang auf dem europäischen Festland kaum ein Gewaltstreich ausgeführt wurde, der nicht von den „Autonomisten“ geplant und ins Werk gesetzt worden, so dürfte die „Förderung“ solcher „Unternehmungen“ jetzt wohl die Sache der allerdings wesentlich zusammengeschrumpften, aber vielleicht um so entschlosseneren Schar in Kennington werden.

Die Engländer blicken mit Stolz darauf zurück, daß ihr Vaterland seit langem die Zufluchtsstätte politischer Flüchtlinge aus allen möglichen Ländern und allen möglichen Schichten der Bevölkerung gewesen ist. Fürsten haben hier ein ebenso freies Asyl gefunden wie Revolutionäre. Der Ruhm soll England ungeschmälert bleiben. Aber dies Land der Freiheit kann doch nicht die Anarchisten, die Feinde aller Kultur, als eine politische Partei respektieren, kann doch nicht Leute unter den Schutz eines besonderen Asylrechts stellen, die selbst jedem Rechte Hohn sprechen! Eine schärfere Ueberwachung der Anarchisten ist das Allermindeste, was man von der englischen Regierung verlangen muß. Das dürfte vorläufig doch noch praktischer sein als etwa eine Unterstützung jener Bewegung, die jetzt in Frankreich so viel von sich reden macht und die darauf hinausgeht, „den Anarchisten Gelegenheit zu geben, ihre Ideen zu verwirklichen“, indem man sie allesamt — — nach irgend einer fernen Insel sich einschiffen ließe, wo sie dann nach ihren Idealen eine Gesellschaft ohne Gott, Herrscher und Gesetz begründen könnten.

B. L.

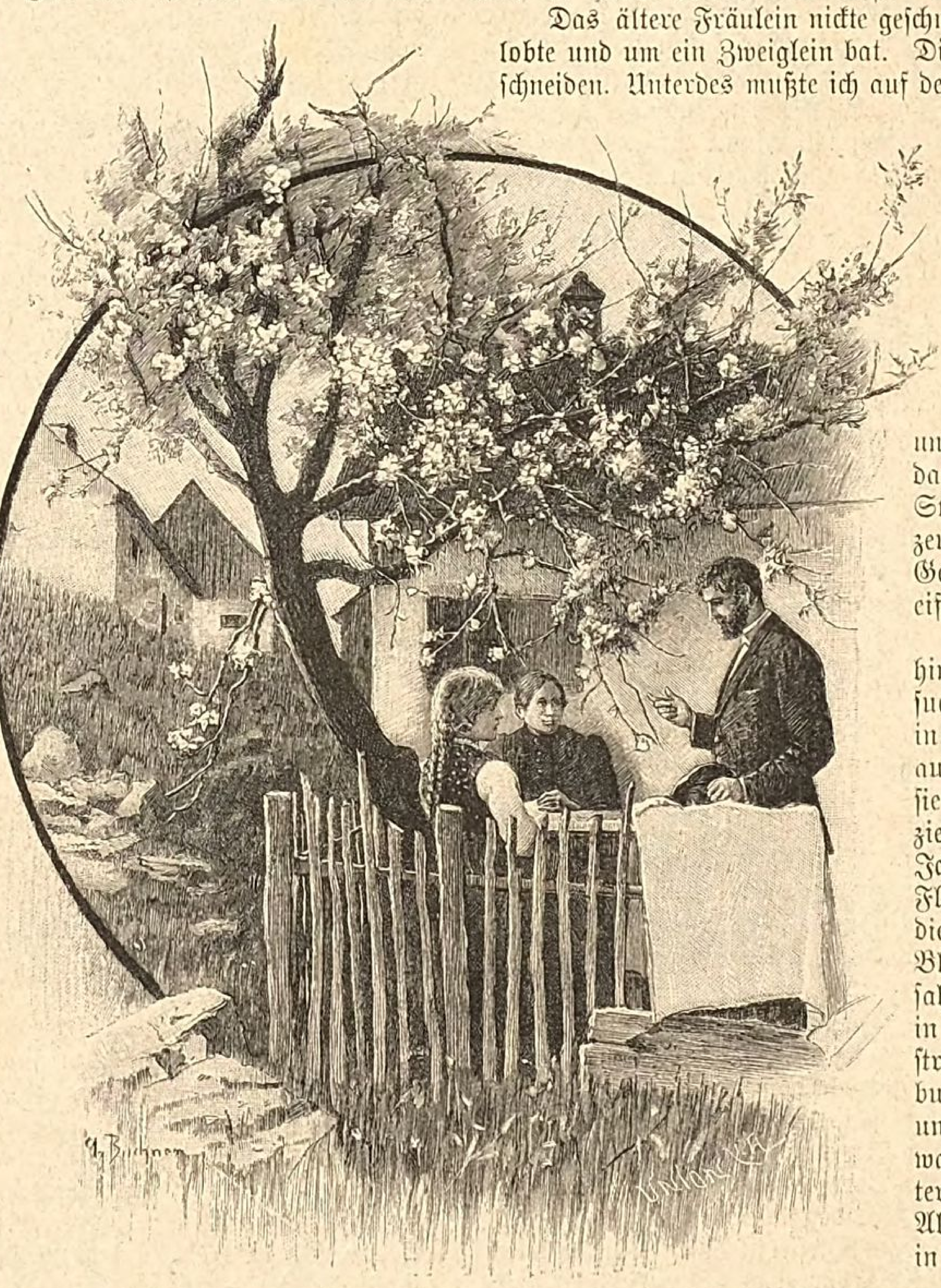
Nur ein Baum.

Ein Nachruf.

Von Ernst Lenbach. Mit Zeichnungen von G. Buchner.

Wenn einer weiß, daß er zum Tode verurteilt ist, so geht er in sich und stellt sich recht still und bußfertig dar. Man sollte es meinen. Den ich aber heut' abend gesehen habe, der schaute überaus fröhlich aus. Sein bestes Festgewand hatte er angelegt, gab große Gesellschaft, und seine Gäste lärmten und sangen, als sollte die Freude gar kein Ende nehmen.

Es war aber freilich kein Mensch, es war nur ein Baum. „Nur ein Baum!" sagen wir Menschen. Wir sollten billig bedenken, daß so ein armes Gewächs mit dem Tode noch ganz anders hin ist als unsereins. Für uns ist der Tod nur ein Uebergang, ein Umsteigen, wenn wir auch über die Richtung des nächsten Zuges nicht ganz einig sind. Aber solch ein Baum — der ist wirklich tot, wenn er gestorben ist. Ganz tot. Und er war doch einst so lebendig, als ich ihn zuerst sah. Das ist jetzt erst vier Jahre her. Damals war er schöner als der schönste Apfelbaum, den sich manche Eva denken könnte. Er stand auf dem „Zuckerweck", und das ist das Merkwürdigste. Denn der „Zuckerweck" trug gewiß mancherlei seltsame Blüten, aber Apfelblüten hätte dort keiner gesucht.



Der „Zuckerweck" war die schmalste, krummste und bauplanwidrigste Gasse der Stadt. Eine alte Festungsmauer war nach und nach so weit verwittert und eingestürzt, daß sie mit ihren Trümmern den dazugehörigen Graben notdürftig ausfüllte. Darüber hatte sich von den zerbröckelnden Steinen etwas Erdreich angesetzt, eilfertige Füße hatten einen Pfad getreten: nach links den Berg hinauf, nach rechts den Berg hinunter, und beiderseits an diesem Pfad hatten arme Leute ihre Hüttchen gebaut, bis allmählich eine ordentliche Straße im Westentaschen-Format daraus geworden war — bergauf, bergab, krumm wie ein Zuckerweck.

Es waren nur sechs oder sieben Häuschen auf jeder Seite. Die in der Mitte standen so hoch, daß man von der Hausthür aus den Bewohnern der untersten aufs Dach husten konnte. Es that's aber keiner; denn die hier wohnten, hielten Frieden. Sie hatten meist gar keine Zeit, sich mit anderen Leuten zu zanken.

Ziemlich zu unterst am inneren Ende, da wo es zur Altstadt hin ging, lag das kleinste Häuschen, und daneben, auf einem neun Quadratfuß großen Gärtchen, wuchs der Apfelbaum. Weiß der Himmel, wer ihn dorthin gepflanzt hatte. Gewiß war es nicht mit Willen geschehen. Auch sah der Baum krumm und krüpplig aus, ganz als ob er um Entschuldigung für sein Dasein bitten wollte. Aber er blühte trotzdem sehr schön und reichlich.

Als ich ihn zuerst sah — ich war gewiß nicht um seinetwillen den „Zuckerweck" hinauf und hinab gestiegen und wußte überhaupt nicht, daß hier ein Baum stand — da that er es mir sogleich dermaßen an, daß ich nicht vorbei mochte. Ein unwiderstehliches Gelüst befiel mich, einen von seinen Zweigen mit den rötlichweißen süßduftenden Blüten mitzunehmen. Also ging ich hinein in den sogenannten Garten, den außer dem Baum ein Tischlein mit zwei Schemeln völlig ausfüllte, und bat um ein blühendes Reis. An dem Tischlein saßen die zwei Bewohnerinnen des Häuschens, eine bucklige Näherin und ihre junge Nichte; das war ein schlankes Mädchen, kaum aus den Kinderschuhen heraus, mit dicken blonden Flechten, blassen zarten Wangen und zwei großen fragenden Augen, von einer Farbe wie Syringenblüten, die lange in der Sonne gestanden haben. Sommersonne bei Frühlingsblüten und dumpfe enge Dämmerung der Armut bei Menschenblumen haben das miteinander gemeinsam, daß sie alles ungeduldige Keimen und Leben in eine trügerische Blässe kleiden. Was im Keller treibt, wird blaß. Es treibt aber doch.

Das ältere Fräulein nickte geschmeichelt, als ich ihren Baum lobte und um ein Zweiglein bat. Die Nichte sollte mir eins abschneiden. Unterdes mußte ich auf dem verlassenen Schemel Platz nehmen. Die Tante erzählte dann, wie still und friedlich sie hier lebten; wie sie gar nichts merkten von der Welt draußen, und wie ihr das besonders lieb sei um ihrer jungen Nichte willen. Denn da draußen lauerten ja tausend Gefahren für ein unerfahrenes Mädchen. Sie trug das alles mit ziemlich klangloser Stimme vor, eintönig und überzeugt, wie ein langgewohntes Gebet, und nähte unterdessen eifrig weiter.

Die Nichte stand derweil hinter dem Stuhl der Redenden, suchte prüfend mit ihrer Schere in der Hand den Zweig für mich aus und ein paarmal bewegte sie die Hand mit der Schere zierlich lebhaft hin und her. Ich dachte, es geschehe, um die Fliegen und Käfer abzuwehren, die sich's in dieser Oase von Blüten wohl sein ließen. Dann sah ich aber jenseit der Mauer in der sonnigen Stadtgrabenstraße einen Studenten mit bunter Mütze stehen, der lächelte und winkte auch herüber. Es war eine wunderliche Erläuterung zu dem Vortrag der Alten. Ich nahm meinen Zweig in Empfang, dankte und ging.

Seitdem haben die Bäume schon viermal wieder Blüten angesetzt und die alte Stadt hat sich merkwürdig rasch verändert. Es ist ein neuer Trieb in sie gefahren, ich habe sie kaum wieder erkannt, als ich aus dem eben erbauten Bahnhof heraustrat. Der Bahnhof liegt diesseit des „Zuckerwecks", in der Neustadt, das alte Sträßlein mit seinem Auf und Ab von baufälligen Hütten hemmte den mächtig anschwellenden Verkehr zwischen Bahn und Stadt. Sonach hat man die Häuslein angekauft und weggerissen, der Hügel wird abgetragen, es soll eine neue, breite, stolze Straße werden.

Einstweilen ist von der neuen Straße noch nicht viel Rühmliches zu sagen: es ist ein lehmiger unebener Pfad zwischen Kalkpfützen und Haufen von Ziegelsteinen. Aber der Durchgang ist schon frei, und von der Bahnhofseite aus sind sogar schon die ersten Geschäftshäuser erbaut und besiedelt. Trockenwohner nennt man in den großen Städten die armen Leute, die um ein Geringes die neuen Villen zuerst ein halbes Jahr einnehmen dürfen, um die Feuchtigkeit und sonstige Krankheitsträger wegzuwohnen. Was sich jetzt zunächst in den ersten Häusern der neuen Geschäftsstraße breitmacht, könnte man Trockenläden nennen. Später kommen dann die wahren Läden nach, mit glänzender Einrichtung,



festen Preisen, lächelnden Ladennymphen und den „neuesten Nouveautés der Saison“.

Gerade bis zu dem alten krüppligen Apfelbaum sind die Neubauten schon vorgerückt. Neben ihm, dort, wo einst das Häuschen der Näherin stand, wird schon der Grund für die Kellermauern eines umfangreichen Geschäftshauses ausgeworfen. Der graue verwitterte Stamm ist von Kalkspritzern entstellt, und als ich heut' abend vorüberging, sah ich, wie ein Palier mit dem Finger an ihm vorbeistrich und sagte: „Morgen muß er dran glauben!“

Der alte Baum aber stand in voller Frühlingspracht. Seine unzähligen duftenden Blüten leuchteten, als wäre ein Teil der rosigen Abendwolken droben vom Himmel auf ihn herabgesunken. Und die Sperlinge und Buchfinken in den Zweigen sangen und zwitscherten, als müßte das ewig so wiederkehren, als wären sie überzeugt, daß die Menschen, wenn sie ihre Städte verschönern wollen, vor allem die Bäume als schönste Zier der Städte stehen und blühen lassen.

Mir machte dies alles einen überaus traurigen Eindruck, und als ich draußen vorm Thor meinen eigenen schönen Garten erreicht hatte, wo in den blühenden Büschen die Nachtigall sang, mußte ich immer wieder an den armen verlorenen Posten drinnen in der Stadt denken. Es trieb mich, ihm ein kleines Wort der Erinnerung zu weihen. Das habe ich denn hiermit gethan, viel eilfertiger als es einem Dichter geziemt. Wie manches hätte ich noch hinzu erfinden können von dem Geschick und Ende der alten Näherin und ihrer jungen Nichte, die in ihrer weltabgeschiedenen Stille doch auch schon die Frucht vom Baume der Erkenntnis zu kosten gewußt! Es ist aber am Ende viel alltäglicher und begreiflicher, daß ein Mägdlein, wo immer es leben mag, Liebe weckt und erwidert, als daß ein Apfelbaum auf dem „Zuckerweck“ stand und blühte jahrzehntelang.

Wenn es erlaubt ist, einem Baume zu wünschen, was wir alle uns einander zudenken, so möchte ich sagen: Gott geb' ihm einen sanften und schnellen Tod!

Mir und manchem anderen, der vorüberschritt, war er in trübseliger Umgebung ein liebliches Bild, armen und redlichen Leuten bot er jahraus jahrein vielleicht die einzige blühende Frühlingsfreude. Er ist gefallen als ein Opfer dessen, was wir die Kultur unserer Zeit nennen, als ein Opfer des Zeitalters des Verkehrs. Behüte der Himmel, daß ich diesen Verkehr, diese Kultur schelte! Wir alle sind ihre Kinder, und wir würden uns sehr unglücklich fühlen in jedem andern Zeitalter, auch in den gepriesensten unter allen Jahrhunderten, die gewesen sind. Ob nicht wieder andere, stillere, rückfällige Zeiten folgen, wer mag das wissen! Aber gewiß, ob und wie die Sitten sich ändern mögen, auch in allen kommenden Zeiten wird mit der Blütezeit jedes Jahres der Lenz in jungen Menschenherzen neu erwachen. Unter den blühenden Bäumen wird sich auch die Blüte der Jünglinge und Mädchen vereinen und mit scheuen Lippen den Schaum vom Kelch der Seligkeiten schlürfen. Und wenn sich dann zwei unter einem duftenden Wipfel zusammenfinden, dessen Ahnenkette zu dem bescheidenen Baume im Armengärtchen auf dem „Zuckerweck“ zurückführt, so sei ihnen im voraus mein Segen gespendet.

Ein Blick auf die Küste von Abbazia.

Von Heinrich Noë. (Mit dem Bilde S. 225.)

In früheren Tagen hatte ich, wenn mein Weg mich die istrische und dalmatische Küste entlang führte, oft im stillen bedauert, daß unsere Deutschen, wenn der Zug nach Süden sie über das große Gebirge und zum blauen Südmeere treibt, immerwährend nach Welschland pilgern, während sie doch in dem stammverwandten Oesterreich unter gleicher Gunst des Himmels sich von mancherlei freundlicher angemutet fühlen müßten als dort, wo sie in den Bannkreis einer zwar uralten, aber doch fremden Kultur und eines völlig verschiedenen Gesellschaftswesens eintreten. Schon der Umstand, daß hier auf österreichischem Boden die Behörden des Deutschen als Amtssprache sich bedienen, daß auch im Verkehr neben der landesüblichen die deutsche Sprache gepflogen wird, daß die Post und so manches andere, was man zur Aufrechthaltung des Zusammenhanges mit der Heimat braucht, deutsch sind, mußte solche Gedanken nahe legen. Die Südlandfahrten sind, wie wir wissen, heutzutage so im Schwange, daß man sich eine Hochzeitsreise ohne Lagunen kaum mehr denken kann und, in Süddeutschland wenigstens, kaum einen wohlhabenderen ehrsamen Bürger findet, der nicht schon den Vesuv rauchen gesehen hat.

Die schöne Landschaft, der milde Himmel, die fremdartige Pflanzenwelt, das blaue Meer, das alles besaß auch die österreichische Adriaküste — aber es fehlte an Gaststätten, denen man die Leute mit den Gepflogenheiten, die sie nun einmal haben, anvertrauen konnte.

Mit den Jahren kam mir allgemach die Lust, bei Gelegenheit von all diesen schönen Dingen zu erzählen. Lange Zeit blieb das ohne Erfolg. Einmal aber — es sind jetzt zwölf Jahre her — traf es sich, daß ich von einer weitverbreiteten Zeitung aufgefordert wurde, eine Uebersicht über die Ziele der Frühlingsreisen zusammenzustellen. In dieser Arbeit kam folgende Stelle vor:

„Jetzt gerate ich auf mein wahres Leib- und Steckenpferd, das ich mir immer wieder hervorhole, wenn von schönen Orten und milden Lüften in Oesterreich die Rede ist. Jeder Aufsatz über diesen Gegenstand muß mit einem Ceterum censeo abschließen. Ceterum censeo, Abbazia am Quarnero sei das Zukunftsziel für Reisen, welche unter dem von mir aufgestellten Zeichen unternommen werden. Dort, in den Lorbeerwäldern, an der Flut am Strande, wo die mächtige Eiche sich zum Oelbaum gesellt, wird einst das Brighton Wiens erstehen. Im Frühling unterscheidet sich die Wärme jener Bucht wenig von der des

ligurischen Strandes. Während man aber dorthin eine fast dreitägige Reise zurückzulegen hat, erreicht der Reisende, der Wien morgens mit dem Eilzuge verläßt, noch am Abend des nämlichen Tages den Strand von Abbazia."

Diese Zeilen kamen einem Manne zu Gesicht, der sich schon vielfache Verdienste um das Verkehrswesen in den deutschen Alpen erworben hatte; er war auch im Besitz jener Machtfülle, die nötig ist, um eine Kolonie, die den Bedürfnissen und Wünschen nordischer Reisender entspricht, ins Leben zu rufen. Es war dies der Generaldirektor der österreichischen Südbahngesellschaft, Friedrich Julius Schüler.

Alsbald wurden zwei große Gasthöfe, nach und nach verschiedene Villen gebaut. Sofort bemächtigte sich auch die Privatspekulation des grünen Strandes. Denn nach dem Vorgange der Südbahn fing man an, alle die Vorzüge dieser Küste einzusehen, von denen früher niemand etwas bemerkt hatte. Villa auf Villa, Pension auf Pension entstand, und seufzend mußten die Dryaden, die so manchen Wipfel des heiligen Lorbeers hüteten, zu Boden steigen, wenn die rodende Axt kam, um den braunrindigen Stamm zu fällen.

Abbazia verschönerte sich. Vielleicht giebt es jedoch manchen, der da glaubt, es sei schöner gewesen, als es noch nicht so schön war. Indessen, derlei ist überall an ähnlichen Orten zu sehen — der Fortschritt will seine Opfer haben. Und Fortschritte sind ja in der That zu verzeichnen. Abbazia ist auf dem besten Wege, sich zum Weltbad zu gestalten, das auf immer weitere Kreise seine Anziehungskraft erstreckt. Der Besuch des deutschen Kaiserpaares in diesem Frühjahr bildet den vorläufigen Höhepunkt dieser Entwicklung.

Das Glück war und ist, daß der große Park eines Herrn Scarpa, in welchem schon damals die Villa Angiolina stand — in ihr sind die Kinder des deutschen Kaiserpaares untergebracht — die erste Erwerbung der Südbahn bildete. Damit ist die größte und in ihrer Pflanzengestaltung schönste Fläche den Baumfällern, Ziegelwagen und Maurern entrückt. Mit größter Sorgfalt werden hier die herrlichen Bäume, die schattendunkeln Gänge und blumengeschmückten Rasen erhalten, und auch sonst ist die Südbahngesellschaft mit Erfolg darauf bedacht, die Wald- und Gartenzierde vor Zerstörung zu bewahren. In dieser Hinsicht hat die Thätigkeit der Gesellschaft Aehnlichkeit mit der Wirksamkeit der geistlichen Herren, denen einst dieser Strand gehörte. Die „Abtei" (Abbazia) hat ihre Hand schützend über den Wald von Lorbeer, Erdbeer- und Myrtenbäumen gehalten; sonst hätte wohl die südländische Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit gegenüber dem wilden Baumwuchs es so weit gebracht, daß es niemals jemand im Traum eingefallen wäre, dort eine so stolze Kolonie erstehen zu lassen.

Die Villa Amalia (so genannt nach der Gemahlin des Generaldirektors Schüler), der Wohnsitz des deutschen Kaiserpaares, ist etwa dreißig Schritte von der erwähnten Villa Angiolina entfernt, steht aber etwas erhöht über dem Grunde, der sich vor der letzteren ausdehnt. Ringsum ist sie von Baumgrün und Blumen umdrängt, gegen Südsüdost aber, in der Entfernung von fünf oder sechs Metern, schlägt das Meer gegen den Felsenstrand. Hier wachsen am Küstensaum in den schmalen Mulden des Geklipps die hohen Pfriemen des Spartium oder Besenginsters, so daß an manchen Stellen mitten zwischen den von Salzstaub überhauchten Felsblöcken das Meerufer sich grün umsäumt anschaut gleich einem Fluß, der zwischen Schilf dahinfließt. Am freundlichsten muten uns aber, gerade den Fenstern der Villa gegenüber, die neben dem niedrigen Badehaus aufragenden hohen Schäfte des Schalmeien- oder Flötenrohrs an. Diese sind eines der sichersten Merkzeichen des Südens. Wir denken dabei an die Idyllendichter der Alten und die Hirtenpfeifen, welche ihre Schäfer aus solchem Röhricht anfertigten.

Die Villa Amalia ist weit stattlicher und prunkvoller als ihre bescheidene Nachbarin, doch gefällt mir die Umgebung dieser letzteren besser. Von den im Erdgeschoß gegen das Meer hin angebrachten großen Flügelthüren begiebt man sich über ein paar Stufen auf eine halbkreisförmige Terrasse, die auf zwei Seiten von dichtem Gebüsch aus Lorbeer, Oleander und Lebensbäumen eingeschlossen ist, während die südöstliche Seite sich in das Meer hinaus vordrängt. Dort, auf dem rundlichen Vorsprung, erhebt sich eine Agave von einer Mächtigkeit wie in den südlicher gelegenen Ländern des Mittelmeerbeckens. Die See bricht sich dort nicht breit und seicht, in stets niedriger werdenden Schaumlinien über der sanft gerippten Dünung einer Schlamm- oder Sandfläche sich verflachend, sondern ihre Wogen arbeiten an Blöcken und Felsstücken, an Riffen und kantigen Steinwällen. Die Salzflut übersprüht dieselben, zwängt sich schäumend zwischen sie hinein, fließt wie ein eiliger Bach gurgelnd wieder zurück, schlägt sich glatte Tunnels durch, verwandelt die Felsen in narbige Kegel, die mit lauter tiefen, nur durch dünne Scheidewände voneinander getrennten Höhlungen bedeckt sind.

Die Adria, wenigstens ihr nördlicher Teil, ist wohl das jüngste und auch eines der flachsten Meere Europas, da die Ueberflutung ihres Grundes erst nach der Eiszeit von der Jonischen See aus erfolgte; von dem früheren Zustand sind heute noch einerseits der Monte Gargano in Apulien und die Tremiti-Inseln, anderseits die äußersten Felseninseln von Dalmatien übrig, gleichsam als Brückenköpfe, zwischen welchen sich eine besonders seichte Stelle hinzieht. Bringt man diese Thatsache in Rechnung, so kann man staunen über die Macht des Wellenschlags, die sich da oft fühlbar macht. Sie läßt sich dadurch erklären, daß man die ganze Längenachse der Adria vor sich hat. Eine gegen Süden gezogene Linie würde, von den Inseln im Quarnero selbst abgesehen, erst in Apulien wieder Festland erreichen. So wurde der Uferrand eben jener Terrasse, hinter welcher den kaiserlichen Kindern ein Spielplatz vorbehalten ist, in einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1881 von den Wellen teilweise überflutet und zerstört.

Hier befindet sich auch, wenige Schritte von der Villa entfernt, jene berühmte Eiche, die man deshalb als ein einziges Schaustück bezeichnen darf, weil es nirgends wieder an den Rändern jenes südlichen Meeres einen mächtigen Waldbaum giebt, der sich in solcher Weise über die Flut hinausbeugt. Unten sind die vom klaren Wasser überwallten Felsen, bedeckt von Algen, namentlich von den grünen Blättern der Ulven. Auf dem Sande treiben sich die apfelgroßen Gestalten der roten Meerigel herum, fünfarmige Seesterne kleben zwischen den Ritzen des Gesteins, die fleischigen Blätter des Meersalates werden vom Salzschaum besprüht — und zwei oder drei Fuß darüber die nordische Eiche! Ein solches Zusammentreffen ist wohl nirgends mehr an der Adria oder am Mittelmeer zu sehen.

Wenige Schritte von den Wurzeln dieser Eiche entfernt ist die Kante eines großen Netzes angebracht, das über die ganze Einbuchtung hingespannt ist und die Badegäste gegen die Besuche der Haifische schützen soll — eine Vorrichtung, die man wohl in der Hauptsache als unnötig und nur auf überängstliche Gemüter berechnet bezeichnen darf, weil sich jene Tiere nicht an so seichte Uferstellen hinwagen. Daß eine deutsche Eiche und ein Haifischnetz nur ein paar Schritte auseinander liegen, das kann man gleichfalls nur in Abbazia sehen.

Wenn man unter dieser Eiche sitzt und ins Meer hinausblickt, so bemerkt man rundliche Schwellungen und Wülste, welche da und dort die glatte Oberfläche unterbrechen. Man macht hier Bekanntschaft mit der Art und Weise, in welcher so viele Wasser des über den Strand aufragenden Hochgebirges ins Meer einströmen. Nicht wie sonstwo als murmelnde Bäche, in Stürzen, als Schleier, die über Felswände niederwehen, kommen diese von den grünen Hängen herab, sondern auf nächtlichen Schleichwegen. Dort unten, tief in der Nacht der Felsen geborgen, finden sie endlich irgendwo eine Schlucht, durch welche sie sich in die Heimat aller Wasser hinein oder hinaufdrängen können. Mancher dieser Ausbruchsschachte oder dieser emporsteigenden Quellen ist fast so groß und breit wie der dreiarmige Fluß Timavus, der bei Triest hervorströmt und schon von Virgil besungen worden ist, andere aber sind klein und unscheinbar; kaum daß sie hier und da einmal weit draußen im Meere den Füßen eines Badenden sich fühlbar machen. Das ganze Ufer entlang steigen diese Quellen im Meere empor. Wäre all ihr Wasser in einem Bette vereinigt, so würde wohl ein großartiger Sturz über die Steilküste herabbrausen. Aber in Wirklichkeit mündet das Bergwasser nicht als Fluß ein, sondern wie durch eine Gießkanne in zahllosen kleinen und vom Meere verdeckten Oeffnungen.

Das Klima ist in Abbazia nicht wärmer als am Gardasee, welch letzteren man als einen über die italienische Ebene hinaus vorgeschobenen Vorposten des Mittelmeerklimas bezeichnen kann.

Selbstverständlich hat die Uebertreibung, die mit allem Neugefundenen zusammenzuhängen pflegt, auch in Bezug auf Abbazia ihr Wesen getrieben. Die Orangengärten, die in den meisten Berichten ihre unvermeidliche Rolle spielen, wird man mit der schärfsten Brille nirgends zu erspähen vermögen. Der Citronenbaum dagegen kommt noch ungeschützt vor, und selbst der Johannisbrotbaum erscheint in nächster Nähe, als nördlichster Vertreter seiner Sippe. Unwahrheiten, welche auf der Absicht der Täuschung oder auch auf Selbsttäuschung beruhen, bewirken meist das Gegenteil von dem, was von ihnen erhofft wird. Darum wird man gut thun, gewisse Ueberschwenglichkeiten abzulehnen und sich zu vergegenwärtigen, daß man sich nur um zwei und nicht um fünfzehn oder zwanzig Breitegrade südlicher als Innsbruck oder Graz befindet. Der Winter liefert (wie dies übrigens in ganz Italien der Fall ist) dem vordringenden Frühling nicht selten noch das eine und andere höchst unwillkommene und unvorhergesehene Rückzugsgefecht — ganz im Stile der Riviera.

Wenn unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen, wie sie etwa Gries bei Bozen oder Gardone-Riviera am Gardasee bieten, Abbazia immerhin an Zuspruch gewinnt und mit einer jedes Jahr sich steigernden Vorliebe aufgesucht wird, so muß man das vornehmlich dem Meere zuschreiben. Und dies nicht nur deshalb, weil es dem Auge so viel bietet, sondern auch wegen des Salzhauches, wegen der Brandung, die eine natürliche Inhalationsvorrichtung darstellt, wegen der mannigfachen Anregung, die von dem Treiben auf dem Wasser ausgeht, wegen der zerstreuenden Wirkung, die dem Spiel der Wellen zukommt.

Und hiermit berühren wir den vornehmsten Schatz von Abbazia. Das ist der Strandweg. Er ist das Ideal eines staublosen Weges. Nur Fußgänger können ihn benutzen. Er zieht sich in einer Länge von etwa fünf Kilometern hart am Ufer hin. An vielen Stellen hat man ihn durch Sprengen den Felsen abgewinnen müssen. Der dichte Pflanzenwuchs auf der einen, das Geflüster der Wellen und der hin und her rollenden Kiesel auf der anderen Seite reden den einsamen Wanderer in einer eigentümlichen Sprache an. Man denkt dabei an jene Verse im „Fegefeuer" von Dante:

„So klingt's, wenn Zweig um Zweige sich bewegen
Im Pinienwalde an Chiassis Meergestad',
Sobald sich des Scirocco Schwingen regen."

Dieser Weg heißt zu Ehren des eingangs erwähnten verdienstvollen Mannes „Friedrich Schüler-Strandweg". Es sei durch diese Bemerkung dem abfälligen Urteil jenes Ungarn entgegengetreten, welcher beim Anblick der betreffenden Wegtafel höhnisch meinte, die „dummen Schwaben" wüßten nicht einmal den Namen ihres größten Dichters orthographisch zu schreiben.

Wer es versteht, sich mit dem Meere zu beschäftigen — ein Verständnis, welches übrigens nicht jeder ohne weiteres mitbringt — kann da, in eine der kleinen Buchtungen zwischen den Klippen hinabsteigend, manche Stunde auf eine Weise hinbringen, die ihn reichlich entschädigt für vieles andere, was an belebteren binnenländischen Kurorten zu sehen ist.

Schon der wechselnden Beleuchtung wegen ist das Meer, ein ewig sich verändernder Spiegel, für den Beobachter ein Gegenstand unerschöpflicher Anregung. Nach einem Scirocco findet sich da auch Gelegenheit, Einblicke in die Wunderwelt des niederen Tierlebens der See zu gewinnen. Abgerissene Aeste vielstrahliger Sternkorallen schauen aus dem angeschwemmten Seegras heraus. Auf smaragdgrünen Polstern liegt die echte Seedattel, auf Sand, der von den winzigen Bruchstücken zerschmetterter Muschelschalen glitzert, der Feigenwulst einer lichtgrünen Actinie. Wo eine Süßwasserquelle aus einer Felsenritze ins Meer hinein vorbricht, halten sich gern Fische auf. Hier haftet auf dem Felsen eine von der Brandung ausgeworfene Hutqualle. Als sie sich, einem aufgespannten Schirme gleich, durch das Wasser dahintrieb, schillerte sie in Seidenglanz, jetzt, ihrem Element entrissen, hängt sie da, ein sulzartiger Fetzen. Wieder an anderer Stelle kleben die kleinen einschaligen Muscheln, „Patelle" genannt. Sie sitzen so fest am Felsen, daß man sie mittels eines Messers nur mühsam losbringt. Die aufsprühende Traufe hält sie am Leben. Bei diesem Anblick mag man sich eines Volksliedes dieser Küste erinnern, in dem es heißt:

„Träumt der rauhe Fels, ihn küß' die Welle,
Schlägt mit Inbrunst dran die weiche Meerflut.
Nicht die fremden Felsen liebt die Welle,
Deckt die Kinder nur vor heißen Strahlen,
Helle Muscheln, eingeborne Kinder."

Am südlichen Ufer fortschreitend hat man zur Rechten meist Oelwälder, hier und dort deuten hohe dunkle Cypressen ein Landhaus an. Ungefähr dort, wo eine bescheidene Schenke auf einem ins Meer vorspringenden Felsen steht, thut sich ein Blick auf, den man fast mit einer Aussicht am Gestade von Sorrent vergleichen könnte. Ueberhaupt läßt sich sagen, daß, vom landschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, die Lage von Abbazia nicht gerade die günstigste an diesem Küstenstriche ist. Unzweifelhaft schöner ist die des sechs Kilometer weiter südlichen Lovrana. Wie erwähnt, mußte jedoch die den Vätern der ehemaligen Abtei zuzuschreibende treffliche Erhaltung des Lorbeerwaldes bei der Auswahl den Ausschlag geben. Schon jetzt macht sich indessen das Bestreben geltend, die Ansiedlung von Abbazia nach jener südlichen Richtung hin auszudehnen, und in Lovrana selbst ist bereits eine vielbesuchte Gaststätte entstanden. Am Wege nach Lovrana liegt auch das kühn am Felsgestade klebende Dörfchen Ika mit seiner hübschen Hafenstraße.

Bei einer Küstengestaltung, die zwischen dem Abfall des Gebirges und dem Meere nur einen sehr schmalen Streifen flachen Landes übrig läßt, ist es begreiflich, daß sich die Gäste die vor ihnen ausgebreitete blaue Wasserfläche zum vornehmsten Tummelplatze ihrer Ausflüge ersehen. In der That nimmt man wahr, daß schon nach wenigen Tagen, wenn die Uferstrecke einigemal flüchtig abgegangen worden ist, entweder die Unruhe, welche die modernen Reisenden kennzeichnet, oder die Wißbegierde oder der Drang, vom Deck eines Dampfers aus Meerluft einzuatmen, die Ankömmlinge veranlaßt, den gegenüberliegenden Küstenstrichen und Inseln einen Besuch abzustatten. Zunächst kommt die Stadt Fiume dran, in deren Hafen man jedes einzelne Schiff von Abbazia aus mit freiem Auge unterscheiden kann. Von Fiume aus führt auch ein schöner Fahrweg am Meere entlang über das malerische, terrassenförmig sich aufbauende Volosca nach Abbazia.

Sodann wendet man sich dem hammerförmigen Fjord von Buccari zu (die Enge, durch welche derselbe mit dem offenen Meere in Verbindung steht, bildet den Stiel des Hammers) und befindet sich alsbald in einer der seltsamsten Landschaften des Mittelmeergebietes. Die Umrandung dieser Bucht, die in ihrer scheinbar vollständigen Abschließung vom Meere einem Bergsee ähnlich ist, sucht an Wildheit ihresgleichen.

Bände ließen sich schreiben über die Schaustücke, welche weiterhin die kroatische Küste, dann die Inseln Veglia, Cherso darbieten. Es ist uns nicht der Raum hierzu gegeben. Doch sei noch eines merkwürdigen Verhältnisses gedacht, welches sonst im ganzen Süden nicht wieder vorkommt.

In vierzehnhundert Meter Höhe gerade über Abbazia steigt der Monte Maggiore, der bis nahe an seine höchste Kuppe hin bewaldet ist. Vierhundert Meter unter seinem Gipfel steht an der Straße, die über den Paß nach dem westlichen Istrien führt, ein trefflich bewirtschaftetes Schutzhaus. Sowohl in der Nähe dieses Hauses, als auch anderweitig auf gleicher Höhe, lehnen sich an den Berg buchenbeschattete Halden an, Flächen mit Quellen, kühlen Lüften und wundervoller Fernsicht über Land und Meer. Eine Zahnradbahn, welche von einer dieser Hochflächen an das Meer hinuntergeführt wäre, würde es ermöglichen, in einer halben Stunde die Entfernung zurückzulegen. Es wäre also die Möglichkeit gegeben, sich in der frischen Luft eines sogenannten Höhenortes aufzuhalten, dort im Walde oder auf Bergwiesen herumzugehen, und — eine halbe Stunde später in den Wellen des Meeres zu baden.

Diese Ansiedlung in der Höhe und das laue Meerbad in der Tiefe würden zusammen einen Kurort bilden, wie es in der Welt keinen zweiten mehr giebt, weil anderwärts entweder die eine oder die andere Bedingung fehlt. Vielleicht daß doch noch einmal sich die Mittel finden werden, diesen Gedanken zum Heile vieler Menschen zu verwirklichen.



Belauscht

Nach einem Gemä



Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Werbung.

von B. Vautier.

Die Perle.

(13. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Als Baron Doßberg Clémence verabschiedet hatte und zu seiner Tochter zurückkehrte, saß diese inmitten der Blumenpracht des Vorzimmers, das Gesicht in die Hände gedrückt, und weinte.

„Kind, um Gotteswillen, was ist denn? Wie kann ein Geschenk, das doch im Grunde nur freundlich gemeint ist und obendrein in wirklich zarter Weise gegeben —“

Ilse richtete sich auf; ihre Augen und Lippen brannten. „Ich will nichts von ihm haben! Ich nehm' es nicht an! Du mußt es ihm zurückgeben, Papa!“

Ihr Vater sah sie befremdet an. „Wie kann ich das, Ilse? Das hieße Herrn von Montrose absichtlich beleidigen, und dazu liegt doch kein Grund vor! Auch wäre meine Stellung hier damit zu Ende! Ich verstehe Deine Erregung gar nicht. Du wirst doch nicht so kindisch sein wie Armin, der sich in einen ganz ungerechtfertigten Haß gegen Herrn von Montrose hineingearbeitet hat?“

„Quäle mich nicht, Papa! Ich kann kein Geschenk von ihm annehmen! Ich kann nicht hingehen und mich bei ihm bedanken! Er soll sich nicht um mich kümmern, ich will keinen Schmuck tragen, der von ihm stammt!“

„Ilse, wenn dies Stolz ist —“

„Nenn' es so!“ rief sie leidenschaftlich. „Denk' von mir, was Du willst — aber ich kann nicht, kann nicht!“

Herr von Doßberg nahm die Hand des Mädchens in die seine. „Was wäre mit mir geschehen, mit uns allen, wenn auch ich hätte sagen wollen: ich kann nicht? Was alles hab' ich lernen, überwinden müssen in dieser letzten Zeit! Aber ich hab' es ertragen um Euretwillen!“

Ilse sah in sein vergrämtes Gesicht, sie küßte die Hand, die die ihre umschlossen hielt, und schwieg.

„Sei verständig, Kind,“ begann Doßberg nach einer kleinen Pause von neuem, „es liegt in diesem Geschenk wirklich nichts, das Dich verletzen könnte. Herr von Montrose ist reich — selbst wenn er Dir ein sehr kostbares Geschenk gemacht hat, wie ich ohne weiteres annehme, so darf Dich das nicht in Verlegenheit setzen. Im übrigen aber — ist Montrose nicht alt genug, um Dein Vater sein zu können?“

Ilse sah an dem Redenden vorüber, ohne zu antworten; ihr Blick hing wie gebannt an den weißen Fliederdolden, die dort in der Ecke des Zimmers so träumerisch von den Stielen herabnickten, aber sie dachte nicht an den Flieder. Sie sah den glutroten Sonnenball langsam ins Meer tauchen, sah die düsteren zusammengeballten Wolkenmassen, die darüber hingen, hörte den Sturmwind in den Bäumen brausen und die Brandung toben — ihr Herz war zusammengeschnürt von unsäglicher Angst wie damals im Herbst, und sie dachte immer dasselbe: „Albrecht, hilf mir!“

Indessen löste der Baron die Siegel, die das Papier festhielten, und öffnete behutsam das schmale Kästchen; eine Schnur vollkommen ebenmäßiger weißer Perlen, tadellos schön in ihrem matten Glanz, kam zum Vorschein — eine Kette, die eine Fürstin hätte tragen können. Doßberg ließ sie bewundernd durch die Finger gleiten und hielt sie Ilse vor die Augen. Sie warf aber nur einen raschen Seitenblick darauf und wandte sich scheu wieder ab.

13.

In der Christnacht war wieder harter Frost eingefallen, Baum und Strauch hatte glitzerndes Silbergeschmeide übergeworfen; nun die Sonne drüber herkam, that es den Augen weh, in die funkelnde Herrlichkeit zu sehen.

Oben auf der Zinne des alten Schlosses zu „Perle“ stieg eine Fahne auf, eine Fahne, die Clémence eigens zu diesem Zweck hatte anfertigen lassen ... natürlich mit dem Wappen der Montroses, der weißen Rose im blutroten Felde. Stolz stieg die große Flagge an ihrem Mast empor, majestätisch rauschend dehnte sie sich im kalten Dezemberwind, und Clémence schlüpfte in ihren Pelz, zog Botho an der Hand nach sich und lief über den Anger, wo ehemals die Zugbrücke gestanden hatte, um sich die Wirkung zu besehen. Sie war zufrieden, es machte sich gut. Papa wußte nichts von der Fahne — mutmaßlich würde er sie gar nicht bemerken, und that er es dennoch — nun gut! Sie selbst würde schon die Folgen ihres Einfalls tragen! Sie war ungeheuer geschäftig heute — eilig mußte sie zurück, um mit eigenen Augen die aufgerichteten Ehrenpforten mit den Tannengewinden und den flatternden bunten Wimpeln, unter denen die Gäste ihren Einzug halten sollten, zu mustern; dann mußte sie die Vorbereitungen für die Fackelbeleuchtung besichtigen, in der das alte Schloß am Abend erstrahlen sollte, mußte die Unterbringung des Musikcorps aus St., die Aufstellung des Büffetts leiten — kurz, sie war heute ganz Schloßherrin, fühlte sich ungeheuer verantwortlich und war nur empfindlich darüber, daß Botho den oberflächlichsten Anteil an dem ganzen Fest nahm, das doch seiner Braut eigenstes Werk war. Er ließ sich zwar geduldig überall hinführen, sagte pflichtschuldigst: „Sehr schön!“ und „Wunderhübsch!“ aber sein Blick war zerstreut, er nahm nervös den Schnurrbart zwischen die Lippen, und wenn Clémence ihm zärtlich den Arm drückte, so schien er das gar nicht zu bemerken.

Georges von Montrose war heiter und gutlaunig und machte schlechte Witze auf Kosten des Brautpaars. Er neckte Clémence unbarmherzig mit ihrer Zärtlichkeit für Botho und fragte diesen freundschaftlich, wo ihn denn der Schuh drücke, da er so gar kein Bräutigamsgesicht aufsetze. Dazu ein verschmitztes Augenzwinkern, das deutlich bewies, Georges wisse ganz genau Bescheid über des schönen Botho Verlegenheiten und könne, wenn er wolle, jederzeit über die unangenehmsten Dinge Farbe bekennen.

Herr von Montrose war in seinem kleinen Jagdschlitten nach Velten hinüber gefahren und hatte gebeten, ohne ihn zu frühstücken; zurückgekehrt, ließ er sich das Menu vorlegen und bestimmte selbst noch ein paar Weinsorten, bei deren Namen Georges mit der Zunge schnalzte und seinen Vater, was nicht oft vorkam, mit einer gewissen Ehrerbietung ansah. Kenner war der Alte, man mußte es ihm lassen, er zeigte es selten, aber er verstand die Sache! Zwischen das alles hinein griff Georges zu seinem Krimstecher und musterte das Verwalterhaus. Einmal erschien drüben ein hübscher blonder Jünglingskopf an einem der Fenster — entschiedene Aehnlichkeit mit dieser „entzückenden Ilse“! Schwacher Trost! Daß er sie übrigens heute abend auffallend auszeichnen würde, verstand sich von selbst, schon um die Regimentskameraden, die, zum Teil mit ihren Damen, aus St. kamen, vor Neid wütend zu machen und besagten Damen ein kleines Licht aufzustecken, wie man aussehen müsse, um Herrn Georges von Montrose zu gefallen. Auch für Clémence, die immer auf die schöne Ilse stichelte, konnte ein tüchtiger Aerger nur gut sein.

Um vier Uhr sollten die Gäste eintreffen, eine Stunde später wollte man zu Tisch gehen. Der kurze Wintertag ging rasch zur Neige, es fiel schon die Dämmerung ein, als die ersten Schlitten anfuhren. Wie der Himmel dunkler wurde, traten nach und nach die Sterne in goldenem Glanz hervor, unten aber flammte das Schloß mit einem Schlag in märchenhaftem Glanz auf. Geschickte Feuerwerker, die Clémence aus St. verschrieben, hatten die Linien des massigen alten Baus mit farbigen Lichtern umgrenzt, dazu gleißten die Magnesiumfackeln in ihrem weißen Licht, und die düsterrot auflodernden Pechpfannen tauchten das Ganze in eine beinahe drohende Glut. Im weiten Umkreise färbte sich der Schnee mit dem wechselnden Schein. Wie gierige rote Zungen leckte es am Schneeboden hin, hier wieder troff es von den Zweigen der Bäume wie fließendes Gold, dort huschte es bläulich matt wie Mondlicht über die weiße Fläche — jeden Augenblick änderte sich das Bild. Nur das Schloß stand regungslos wie ein bunter funkelnder Würfel in der bleichen Winterlandschaft. Und mitten in das feintönige Klingeln der Schlittenglocken klangen Ausrufe der Bewunderung. Wenn die Dinge da drinnen diesem ersten Eindruck entsprachen — alle Achtung!

Und sie entsprachen! Schon die riesige Halle mit ihrem farbenprächtigen und doch so geschmackvollen Schmuck, mit den beiden schöngewundenen Treppen im Hintergrund, den funkelnden Waffentrophäen, den bunten Teppichen und den Prachtgeweihen an den Wänden, alles überflutet von intensiv rotem Licht, das durch gefärbte Gläser fiel, machte einen prächtigen Eindruck; selbst die Damen, denen es eilte, in die Garderobezimmer und in die mitgebrachten Abendtoiletten zu kommen, blieben staunend

unter dem Eingang stehen und ließen bewundernde Blicke umherschweifen. Und nun gar der weite pomphafte Festsaal selbst, vom Goldglanz zahlloser Wachskerzen erhellt, mit schönen alten Gobelins geschmückt, die Decke in Felder von Weiß und Gold geteilt! Im Musiksaal prachtvolle Fresken an den Wänden, der Fußboden in kunstreicher Mosaik ausgelegt, die Decke mit reizenden Genien bevölkert, die Geigen, Klarinetten und Flöten in den kleinen Händen hielten und Miene machten, lachenden Gesichts an den Wänden herabzuklettern, sich unter die Menschen zu mischen, die dort unten froh sein sollten. Wohl war es schön im alten Schloß zu „Perle“, und Clémence hatte die Genugthuung, immer von neuem staunende Blicke aufzufangen, bewundernde Worte zu vernehmen. Sie hatte ein kostbares bläulich schimmerndes Brokatkleid, mit Silber durchwirkt, angelegt, die schwere Schleppe rauschte anspruchsvoll hinter ihr her, im Haar funkelte ein Brillantstern; an einer feinen Spirale angebracht, wiegte er sich wie launisch in dem Blondhaar hin und her, tauchte bei einer Kopfbewegung unter, kam neckend wieder zum Vorschein und warf verschwenderisch seine Strahlengarben hierhin und dorthin. Clémence kam sich überaus reizvoll vor in dieser Toilette; auf regelmäßige Schönheit erhob sie keine Ansprüche, aber sie fand sich apart und pikant — war das nicht mehr wert? Sie hielt ihren Botho fest am Arm und rauschte von einem zum andern, verbindliche Anreden und Begrüßungen austeilend.

Herr von Montrose bewillkommnete seine Gäste mit der ihm eigenen stattlichen Würde. Etwas von der „überfrorenen Höflichkeit“, deren Clémence einmal Erwähnung gethan, kam auch heute wieder zum Vorschein — es durfte sich aber niemand über ihn beklagen. Er wußte anteilvoll zu fragen, verbindlich zuzuhören, neue Ankömmlinge gut unterzubringen, die Gäste untereinander bekannt zu machen, mit einem Wort, er wurde allen gerecht, und Georges, wie er einmal neben Botho vorüberschlüpfte, murmelte diesem ins Ohr, daß „der Alte sich über Erwarten gut mache“.

Er hatte viel zu thun, der Sohn des Hauses. Ueberall sah man seine glänzende Uniform auftauchen, in der die geschmeidige Figur sich so wohlig bewegte. Hier einem Kameraden die Hand drücken, dort einer jungen Dame mit vertraulichem Lächeln ein Kompliment, ein Witzwort zuflüstern, sich da vor irgend einer gebietenden Mama tief verbeugen, die Hacken zusammengenommen, und die Hand der Dame ehrfurchtsvoll an seinen kleinen Schnurrbart führen — dies alles vollbrachte er binnen wenigen Minuten, behielt auch noch Zeit, mit Blicken Unheil anzurichten . . . recht, wie ein Fisch in seinem Element bewegte er sich, und es gefiel ihm gar nicht schlecht, sich von verschiedenen Seiten als künftigen Besitzer von „Perle“ beglückwünschen zu lassen. Es war am Ende doch kein so ganz übler Einfall von Papa gewesen, das Ding zu kaufen! Aber dazwischen quälte ihn immer wieder die prickelnde Ungeduld: wo bleibt „sie“? Die Stunde rückte vor, Gast auf Gast stellte sich ein, und Ilse, die nur wenige Minuten zu gehen hatte, kam immer noch nicht! Schützte sie am Ende im letzten Augenblick wieder die kranke Mutter vor und erschien gar nicht? Nein, diese Beleidigung konnte man dem „Haus Montrose“ nicht anthun, daran war nicht zu denken!

„Ich meine, Georges, es wäre nachgerade Zeit, zu Tisch zu gehen,“ sagte Clémence leise zu ihrem Bruder, als er wieder einmal in ihre Nähe kam.

„Ach, kein Gedanke! Ist ja noch viel zu früh! Fehlen ja noch — hm — allerlei Leute! Ich bitt' Dich, Kind, gieb den Botho endlich frei, er kann sich wirklich nicht ein bißchen entfalten, Deine Schleppe wickelt sich ihm fortgesetzt um die Füße, er kann noch der Länge nach darüber stürzen.“

„Wird auch beim Tanzen später ungeheuer hinderlich sein!“ murmelte Botho gereizt und zerrte an seinem Bart.

„Ich dachte, mein Anzug gefiele Dir!“ Clémence sah kleinlaut auf ihre brokatene Pracht hinunter.

„Bis auf die Schleppe, gewiß! Aber wenn man doch tanzen will —“

„Den Walzer und den Kotillon mit Dir!“ flüsterte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend; dann wieder zu Georges gewendet: „Wer fehlt denn noch? Botho und ich haben eben Rundschau gehalten und sind der Meinung, es sei alles von Belang versammelt.“

„So? Botho ist auch dieser Meinung? Muß mich wunder nehmen. Ich finde — ah!“ Georges hatte den Eingang des Saales im Auge behalten und sah jetzt einen vornehm aussehenden grauhaarigen Herrn eintreten, der ein weißgekleidetes Mädchen am Arm führte. Er war aber nicht der einzige, der das bemerkt hatte. Diejenigen von den Gutsnachbarn der Doßbergs, die heute hier anwesend waren — viel waren es nicht, die meisten hatten abgesagt — hatten teils mit Schadenfreude, teils mit Neugier, einige auch in wirklichem Mitgefühl des Augenblicks geharrt, da der ehemalige Besitzer von „Perle“ samt seiner Tochter hier im Schloß als Gast, als Fremder, als Untergebener erscheinen würde, hier, wo er noch vor kurzem Herr und Gebieter gewesen war. Georges von Montrose flog den beiden entgegen, jeder Zoll liebenswürdiger Kavalier. Wie das „süße Geschöpf“ nur wieder aussah in dem weißen Seidenkleid, das, im Rücken ausgeschnitten, den herrlichen Nacken frei ließ! Nur kleine Maiblumensträuße trug sie an der Brust und im Haar, aber wie dieses Goldgelock geordnet war, wie es im Kerzenlicht schimmerte — da „hörte einfach alles auf“!

Baron Doßberg sah blaß aus, aber er schritt hocherhobenen Hauptes, in stolzer, beinahe etwas herausfordernder Haltung vorwärts wie jemand, der sich kräftig gewappnet hat gegen alles, was über ihn kommen könnte. Seine Augen gingen im Kreise umher — Ilse hielt die ihrigen gesenkt. „Alles auf den Effekt berechnet,“ sagte sich Clémence voller Ingrimm; „sie weiß recht gut, daß sie lange dunkle Wimpern hat und daß die zu dem strahlenden goldblonden Haar einen auffallenden Gegensatz bilden!“ Schwer geärgert blickte sie zu Botho auf, aber Botho sah nicht so aus, als ob er ihre Empfindungen teilte. Und nun mußte auch sie, Clémence, noch die Zuvorkommende spielen und über die Maßen erfreut thun, daß Papas bezahlter Verwalter und dessen Tochter ihnen die große Ehre erwiesen, bei dem heutigen Fest ihre Gäste zu sein! Als Dame des Hauses kam es ihr zu, und überdies trug ihres Vaters Antlitz einen Ausdruck, da er jetzt mit Ilse vor sie trat, den sie nur zu genau kannte: mit diesem Ausdruck in den Augen hatte er seiner Tochter störrische und eigenwillige Natur bis jetzt noch jedesmal gemeistert, so sehr Clémence auch geneigt war, ihm Widerstand zu leisten.

„Willkommen, Baroneß Doßberg!“ sagte sie verbindlich und streckte Ilse die rechte Hand entgegen; mit der linken hielt sie ihren Botho fest.

„Darf ich mich Ihnen in Erinnerung bringen, Gnädigste?“ begann dieser und verbeugte sich so tief, daß die Angeredete seinen tadellosen Scheitel zu bewundern imstande war. „Ich habe nur äußerst selten den Vorzug gehabt und in letzter Zeit so ganz darauf verzichten müssen, Baroneß zu sehen, daß ich mich nicht beklagen dürfte, vollständig in Vergessenheit geraten zu sein!“

„Bewahre, Herr von Jagemann! Sie trauen mir ein schlechtes Gedächtnis zu! Es ist noch gar nicht so lange Zeit her —“

„Mir erscheint es so!“ warf Botho geschickt dazwischen; Clémence sah unruhig zu ihm auf.

„Du gestattest, Clémence! Ich möchte Baroneß Doßberg noch einigen Bekannten und Fremden zuführen — dann giebst Du wohl das Zeichen zu Tisch!“ sagte Herr von Montrose.

„Also richtig! Nur auf die haben wir gewartet!“ flüsterte Clémence, sobald ihr Vater mit Ilse außer Gehörweite war. „Daß die beiden so spät kamen, unser freiherrlicher Verwalter und sein gnädiges Fräulein Tochter, hatte wohl seinen guten Grund — man wollte Aufsehen erregen um jeden Preis! Das ist ihnen ja auch gelungen — sieh nur, sieh, wie sie alle sie angaffen, diesen Doßberg, der hier auftritt, als sei er Reichsfürst, und diese Ilse mit ihren Maiblümchen, die vielleicht andeuten sollen, daß sie all ihren Schmuck zum Wohl des edlen Hauses, dem sie entstammt, geopfert habe! Wenn mir etwas in tiefster Seele zuwider ist, dann ist es dieser Bettelstolz! Und sieh, wie sie alle lachen und freundlich sind! Excellenz Sonneberg katzenbuckelt bedenklich, und der junge Graf Röstem küßt ihr gar die Hand!“

„Sie sind Jugendgespielen!“

„So? Ich möchte doch wissen, woher Du das weißt! Was Dich das wohl angeht! — Wie mütterlich die Baronin Brobant sie umarmt! Ob der Landrat überhaupt noch einmal ihre Hand losläßt! Und Georges macht sich geradezu lächerlich, daß er den beiden auf Schritt und Tritt nachläuft!“

Herr von Jagemann hörte kaum hin. „Kind, weißt Du die Tischordnung?“ fragte er mitten in Clémences gereizte Auseinandersetzungen hinein.

„Nur zum Teil! Was mich besonders interessierte, die Jugend und die Offiziere aus der Stadt, deren Plätze hab' ich bestimmt — das übrige hat Papa sich nicht nehmen lassen, war mir auch gleichgültig!“

„Wo wird Baroneß Doßberg sitzen?“

„Warum?“ Des jungen Mädchens Stimme klang scharf und hart.

„Warum? Sonderbare Frage! Georges' wegen, er ist ja doch offenbar im besten Fahrwasser!“

„Und Du billigst das vielleicht?“

„Meine Billigung oder Mißbilligung würde ihn ohne allen Zweifel ganz kalt lassen. Er wird doch in der Nähe seiner Angebeteten sein wollen.“

„Ist mir gleichgültig. Mir genügt es, zu wissen, daß wir beide, Du und ich, nebeneinander sitzen.“ Ob dies Botho gleichfalls genügte, blieb dahingestellt, jedenfalls antwortete er nicht.

Indessen hatte Ilse sich von Herrn von Montroses Arm frei gemacht und ihre alten Bekannten begrüßt — sie konnte es aber nicht hindern, daß der Herr des Hauses in ihrer Nähe blieb. Unterwegs hatte sie ihrem Vater gelobt, ganz ruhig zu sein — aber sofort, da sie am Arm Montroses einherging, hatte sie wieder dies innerliche Zittern. diese Machtlosigkeit gespürt wie immer in seiner Nähe. Sie gab es auf, darüber zu grübeln, sie nahm es hin wie etwas, dem sie sich eben unterwerfen mußte. Den Begrüßungen mit den alten Bekannten hielt sie tapfer stand. Fast alle waren freundlich und zuvorkommend gegen sie wie gegen ihren Vater — Ilse war freilich klug genug, zu wissen, daß dies bei vielen nur Maske war, daß sie ihr die Demütigung gönnten. Am besten kam sie mit der Herrenwelt zurecht, die bei soviel Jugend und Schönheit jederzeit liebenswürdig zu sein pflegt und es auch heute war. Ihr alter Freund, Landrat Melchior, stand Ilse treu zur Seite, er hatte ihren Vater bereits mehrfach im Verwalterhause besucht, war auf dem Laufenden mit allen Verhältnissen der Doßbergschen Familie und quälte Ilse weder mit taktlosen Fragen, noch mit mitleidigen Blicken, wie es wohl von anderen geschah. Nur nahm der wackere Herr zu seinem ungemessenen Staunen wahr, daß sein Liebling, seine Ilse, die heute das Aussehen und die Haltung einer jungen Königin hatte, merkwürdig unsicher und befangen in Ausdruck und Gebärde wurde, sobald der Herr des Hauses ihr nahe kam oder das Wort an sie richtete. Es fiel dem Landrat ein, daß Ilse sich schon damals so sonderbar betragen hatte, als er sie zu jener Bitte Herrn von Montrose gegenüber veranlassen wollte . . . sollte es denn möglich sein? Aber es war ja nicht zu denken — ein Mann, der erwachsene Kinder hatte, und die schöne junge Ilse, die dieses Mannes Tochter sein könnte! Freilich, der Fall wäre nicht der erste — Ilse war arm, ganz arm, und für Doßberg würden mit einem Schlage alle Schwierigkeiten gelöst sein.

Unbehaglich schob der Landrat seine Schultern hin und her — was ihm auch für ungemütliche Gedanken kamen! Sicher war er der einzige hier, der solch wunderlichen Einfällen nachhing. Anstatt sich der glänzenden Versammlung zu freuen, das Auge an der wirklich großartigen Pracht ringsum zu weiden und im voraus das wahrscheinlich auserlesene Mahl zu würdigen, machte er allerlei gewagte Gedankensprünge. Augenblicklich bot die Situation ja doch gar nichts Bedenkliches! Die Offiziere aus St. umstanden Baroneß Doßberg und baten schon zum voraus um diesen Tanz und jenen Tanz; aber sie zogen lange Gesichter. Wie — Baroneß wollte gar nicht zum Tanz bleiben, wollte gleich nach dem Essen fort, da die Mutter sie entbehre? Das war ja undenkbar, war einfach unmöglich, man gedachte, sich hier bis tief in die Nacht hinein zu amüsieren, und dabei sollte Baroneß fehlen? Da mußte Kamerad Montrose herbei, er mußte helfen bitten, die Gnädige umstimmen! Man wollte eine Massenpetition zur gnädigen Frau Mama hinüberschicken, Mütter seien immer selbstlos, und da doch Baroneß einmal hier sei — — sie redeten einzeln, sie redeten im Chor, aber Ilse schüttelte standhaft den Kopf und blieb bei ihrem Entschluß. Wie sollte sie es diesen Herren begreiflich machen, daß ihre arme Mutter gar nichts von der Existenz eines Hauses Montrose, von einem Besitzwechsel der „Perle“ ahnte und daß Ilse unter dem Vorwand heftiger Kopfschmerzen heute für einige Stunden vom Krankenbett fern blieb?

Horch! Ein Trompetenstoß! Das Zeichen, sich zur Tafel zu begeben! Feierlich wurden die alten schweren Flügelthüren zurückgeschlagen. Oben in der Eingangshalle auf der vergoldeten Galerie, welche die beiden Treppen verband, standen vier in mittelalterliche Tracht gekleidete Herolde und luden die Gäste zu den Freuden der Tafel. Langsam wand sich der bunt gleißende Zug aufwärts und glitt rechts in den Bankettsaal. Hier hatten die hohen Bogenfenster die berühmte Glasmalerei, Wände und Decke waren von kundiger Künstlerhand mit Kindergruppen geschmückt, die Wildbret und Geflügel herbeischleppten, einander ganze Traubenlasten und leuchtende Fruchtgewinde reichten und aus riesigen Humpen Wein einschenkten. Die freudig brausenden Klänge der Musik empfingen die Eintretenden, und Blumen, Blumen grüßten überall; wer mochte an den Winter glauben, an Kälte und Schnee bei solchem Anblick!

Als Ilse von Doßberg, die den jungen Grafen Röstem, ihren Jugendgespielen, zum Tischnachbar hatte, sich nach dem Herrn an ihrer anderen Seite umsah, fand sie — den Gastgeber. Wieder ganz in seine Nähe gebannt und zwar stundenlang! Seine Stimme hören, in seine Augen sehen . . . welche Qual! Und was sie bisher, umringt von so viel Fremden, nicht hatte thun können, sie mußte es jetzt thun: ihm ihren Dank aussprechen für die Gabe, die er ihr gestern gesandt!

Der junge Graf Röstem war ein angenehmer, aber ziemlich unbedeutender junger Mann, kaum zwei Jahre älter als Ilse, der er schon als kleiner Knabe sich blindlings untergeordnet hatte Das geistig wie körperlich ungewöhnlich kräftig entwickelte Mädchen hatte den etwas unbeholfenen gutmütigen Jungen tüchtig herumkommandiert, was er sich gern gefallen ließ, da Ilse ihn bei alledem gern mochte und gut behandelte. Er hatte keine eigenen Gedanken, „ihm fiel nie etwas ein“, wie Ilse schon als achtjähriges Kind klagte, um so lieber fügte er sich in all' die Rollen, die seine Gespielin ihm zuteilte, mit mehr gutem Willen als Geschick; kurz, im großen und ganzen hatten sich die beiden stets vortrefflich miteinander vertragen. Daß sie an Guido keinen sehr beredten Kavalier haben würde, wußte Ilse genau, und richtig, als die üblichen Fragen: „Wie geht es Deiner Mama, Ilse?“ „Ist Deine verheiratete Schwester schon nach dem Süden gegangen, Guido?“ „Ist denn Armin zu den Ferien nicht hergekommen?“ „Geht Dein neues Reitpferd gut?“ und derartige Dinge durchgesprochen waren, geriet die Unterhaltung ins Stocken.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Kossuth.

Am 20. März 1894 ist zu Turin der einstige Diktator von Ungarn, der berühmte Führer der magyarischen Unabhängigkeitspartei, als ein 92jähriger Greis gestorben. Obwohl im Jahre 1867 auch ihm Amnestie zu teil wurde, obwohl wiederholt Abordnungen ihn zur Rückkehr nach Ungarn aufforderten und obwohl sein Herz heiß nach dem geliebten Vaterlande verlangte, hat er es doch nicht über sich vermocht, von der Gnade Gebrauch zu machen, die ihm angeboten wurde.

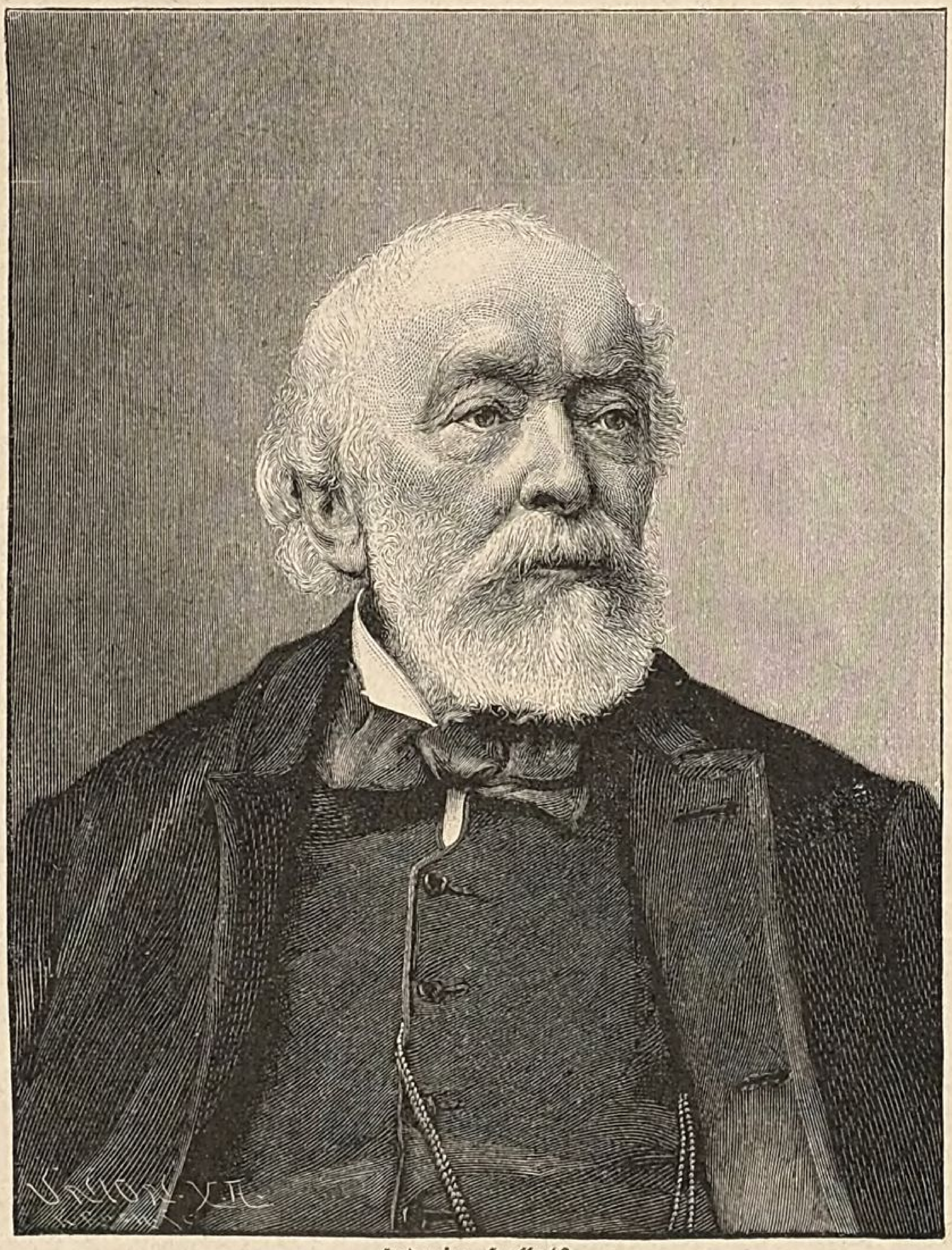
Ludwig Kossuth wurde am 16. September 1802 in Monok im Zempliner Komitat geboren. Sein Vater war ein in geordneten Verhältnissen lebender ungarischer Adliger, seine Mutter, eine Deutsche, war eine edle gemütvolle Frau, und Briefe Kossuths an sie bezeugen, daß er eine innige, ja schwärmerische Verehrung für sie hegte. In den Tagen der Trauer und in den Stunden des Glückes schrieb er ihr, denn sie liebte ihren Sohn über die Maßen und war das einzige Wesen auf Erden, das immer zu seiner Sache hielt.

In seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre kam Kossuth nach der ungarischen Hauptstadt, um hier die Rechte zu hören. Er wurde bald ein gesuchter Advokat in Sátoralja-Ujhely, doch bekam er die kleinen Chicanen, denen er ausgesetzt war, satt und siedelte nach Pest über. Seine glänzenden Fähigkeiten wurden bald bemerkt und er wurde vom Baron Wesselényi nach Preßburg gerufen, wo ihm die Redaktion eines kleinen Blättchens, der „Landtagszeitung“, übertragen wurde. Obwohl dieses „Organ“ in kaum hundert Exemplaren erschien und, nebenbei bemerkt, geschrieben wurde, erregten doch die kurzen politischen Betrachtungen desselben großes Aufsehen. Diese Aufsätze vertraten die liberalen Ideen und waren geistvoll und mutig geschrieben. Die Regierung unterdrückte das kleine Blatt, Kossuth wurde des Hochverrats beschuldigt, 1837 angeklagt und nach einer langwierigen Untersuchung 1839 zu vier Jahren Kerker verurteilt. Fast zwei Jahre blieb er in der Festung Munkacs eingekerkert und in dieser Zeit mag sich wohl der Haß in ihm festgesetzt haben, der ihn Zeit seines Lebens nicht mehr verließ. Schon 1841 begann Kossuth in dem von ihm gegründeten ersten ungarischen Tageblatte „Pesti Hirlap

den erbitterten Kampf gegen Oesterreich. Sein glänzender Stil, das Pathos seiner Worte gewannen ihm einen großen Anhang, die Jugend des Landes stand hinter ihm, und es war ihm ein Leichtes, auch im Reichstage, in den er 1847 als Vertreter des Pester Komitates eintrat, eine führende Rolle zu erlangen. Seine Reden waren Ereignisse, Zeitgenossen erzählen Wunder von der außerordentlichen Macht seiner Beredsamkeit. Er begeisterte die Kühlsten, veranlaßte die Besonnensten zu Ausschreitungen und ermutigte Tausende zu Tollkühnheiten.

Am 3. März 1848 hielt er in Preßburg eine denkwürdige Rede, welche auch den ersten Erfolg seiner Politik bedeutete. Infolge seines Antrages wurde eine Abordnung des ungarischen Reichstages nach Wien entsendet, welche vom Kaiser ein selbständiges ungarisches Ministerium verlangte. Der Kaiser erfüllte den Wunsch und schon am 17. März 1848 war das erste unabhängige ungarische Ministerium gebildet, dessen Finanzportefeuille Kossuth übertragen wurde. Aber diese Zeit des Entgegenkommens war bald vorüber. Im September 1848 löste die Wiener Regierung den ungarischen Reichstag auf, eine tiefe Erregung bemächtigte sich des Landes jenseit der Leitha, Krawalle entstanden hier und dort, dann brach der helle Aufruhr aus. Kossuth trat an die Spitze des „Landesverteidigungsausschusses" und war schon im Oktober 1848 thatsächlich Gouverneur von Ungarn, obwohl dies erst später förmlich ausgesprochen wurde.

Das ungarische Heer erlitt Niederlagen, die Hauptstadt wurde erobert und der Reichstag setzte seine Sitzungen in Debreczin fort. Kossuth zwang den Reichstag mit Gewalt nach seinem Willen. Er ließ keine fremden Zeitungen in die Stadt gelangen und der Taumel einer falschen Siegesnachricht, doch noch mehr eine überwältigende Rede Kossuths bewogen den Reichstag von Debreczin am 14. April 1849, auszusprechen, daß Ungarn unabhängig und das Haus Habsburg des ungarischen Thrones verlustig sei. Kossuth wurde Gouverneur und hielt am 5. Juni seinen Einzug in die vom General Görgey wiedereroberte Hauptstadt. Dieser Tag war wohl der glänzendste seines Lebens. Die Straßen waren bekränzt, von Fenstern und Balkonen ergoß sich ein Blumenregen auf ihn herab und aus allen Kehlen tönten dem Liebling des Volkes jauchzende „Eljen" zu.



Ludwig Kossuth.

Nach einer Photographie von M. Schemböhe in Turin.

Kossuth vertraute auf die Kraft des magyarischen Volkes und auf die Fähigkeiten seiner Generale. Das Volk blieb ihm treu, die Generale verließen ihn, eine Niederlage folgte der anderen und Kossuth — flüchtete. Am 11. August 1849 übertrug er Görgey seine Würde als Gouverneur, vergrub einige Tage später die ungarische Krone und die Kroninsignien in der Nähe von Orsova und ging hinüber in die Türkei, von wo er nach England flüchten wollte. Doch er wurde erkannt, verhaftet und in Widdin, später in der Festung Schumla eingeschlossen. Im August 1851 brachte man ihn nach Kutahia in Kleinasien, woselbst er mit seiner ganzen Familie lebte. Oesterreich forderte seine Auslieferung, doch Frankreich und Nordamerika traten für ihn ein, und schließlich mußte die Türkei infolge eines Drucks von seiten der letztgenannten Mächte Kossuth freilassen, welcher wohl im September 1851 in Pest in effigie gehenkt wurde, doch zur selben Zeit wohlbehalten in England eintraf.

Nun beginnen die Kossuthschen Wanderpredigten. Er traf in England ein, ohne englisch sprechen zu können. Doch in wenigen Wochen hatte er die Sprache in seiner Gewalt und seine Reden begeisterten die Briten, welche sonst nicht allzuleicht zu erregen sind. Die Engländer rühmten nicht nur die makellose Aussprache Kossuths, sondern auch seine poetische Ausdrucksweise, die bei Politikern in England nicht häufig anzutreffen war. In Nordamerika fand Kossuth noch glühendere Verehrer. Es ist Thatsache, daß in zahlreichen Städten der Union dem Verbannten Kinder mit der Bitte entgegengetragen wurden, er möchte sie segnen. 1853 kehrte er nach England zurück und war hier als Schriftsteller für die hervorragendsten englischen Zeitschriften thätig. Kossuth schildert in seinen „Memoiren" den Aufenthalt in London als wenig erfreulich. Seine Freunde behaupten sogar, er habe mit Nahrungssorgen kämpfen müssen. Das letztere ist freilich eine Uebertreibung, die sich aus den Berichten über Kossuths Londoner Aufenthalt im Jahrgang 1868 der „Gartenlaube" leicht widerlegen läßt.

Auch von London aus war Kossuth bemüht, seinen Plänen in Ungarn zur Durchführung zu verhelfen. Er unterhielt Verbindungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, sandte Briefe ins Land und suchte auch Verbündete im Ausland. Sowohl Napoleon III. als auch später Viktor Emanuel versprachen ihm Hilfe — doch beide Monarchen wußten ihre Versprechungen rechtzeitig zurückzuziehen.

Seit einer Reihe von Jahren lebte Kossuth in Turin. In seiner Heimat hat sein Name immer einen romantischen Klang behalten. Die Alten erzählen noch heute den Kindern von der glanzvollen Erscheinung des ehemaligen Diktators, seiner bestrickenden Beredsamkeit und von der Begeisterung, die er allenthalben hervorzurufen verstand, und die Bilder Kossuths, welche in den ungarischen Bauernstuben neben den Heiligenbildern hängen, umgiebt wie diese ein Glorienschein. **W.**

Eiserne Rennpferde.

Eisenbahntechnische Skizze von **W. Berdrow.**

Es gab selbst in den riesenhaften Ausstellungshallen der „Weißen Stadt" von Chicago, auf der größten jemals veranstalteten Schaustellung der Welt, wenige Gegenstände technisch-industrieller Gattung, welche dem Beschauer den Unterschied von „Einst" und „Heute" so eindrucksvoll gezeigt hätten wie die im Verkehrspalast aufgestellte Sammlung von Lokomotiven aller Länder und Zeiten. Hier „Rocket", die Lokomotive Georg Stephensons, welche im Oktober 1829 bei dem berühmten Lokomotiven-Wettstreit der Liverpool-Manchesterbahn den Sieg errang und von derselben Eisenbahn mit 10 000 Mark bezahlt wurde — und ihr gegenüber eine der riesigen Schnellzugslokomotiven der Vereinigten Staaten, wie sie heute gebaut werden, Kolosse, deren sechs Treibräder höher sind als der ganze Aufbau jenes alten Vorfahren der heutigen Dampfrenner. Hier ein dürres winziges Kesselchen, über dem sich zwei lange schmale Cylinder aufrichten und durch allerhand umständliches Gestänge ihre Kraft auf die beiden kleinen Treibräder übertragen; mit neun Schritten mißt man die ganze Länge von Maschine und Tender ab — letzterer besteht aus einem kleinen Holzkarren mit ein paar Centnern Steinkohle und einer Wassertonne — 20 Kilometer in der Stunde war die Geschwindigkeit, 15 bis 20 Tonnen die Last, welche „Rocket", zum Staunen der Zeitgenossen, bewältigte. Und dort die vierfache Länge, die doppelte Breite und Höhe; das Eigengewicht einer neuen Schnellzugsmaschine beträgt viermal mehr, als „Rocket" mit sich zu schleppen vermochte, ihre Leistung aber, wenn man Schnelligkeit und Zugkraft gleichzeitig berücksichtigt, das Fünfzigfache!

Und ist man damit am Ende? Keineswegs! Stand doch nicht weit von jenen Dampfkolossen entfernt bereits das Modell

der elektrischen Eilwagen, die künftig den Verkehr zwischen volkreichen Großstädten mit einer stündlichen Geschwindigkeit von 160 Kilometern vermitteln sollen und die in ihrer Gestalt mit den heutigen Lokomotiven nicht viel mehr Aehnlichkeit haben als diese mit denen der dreißiger Jahre! Vorerst freilich behaupten die Dampfrenner im Fernverkehr noch fast unangefochten ihren Platz, und die kräftigen Anstrengungen, welche unausgesetzt gemacht werden, um ihre Leistungsfähigkeit noch zu erhöhen, machen es sogar wahrscheinlich, daß ihnen dieser Platz noch auf Jahrzehnte gesichert bleibe.

Man glaubt im allgemeinen, daß die Geschwindigkeiten der berühmtesten Kurierzüge, wie sie heute z. B. vom „Flying Scotchman“ zwischen London und Edinburg, vom „State Empire Express“ zwischen New York und Buffalo, von den Aehnliches leistenden Kurierzügen zwischen Berlin und Köln, Berlin und Hamburg, Wien und Bodenbach erzielt werden, annähernd die höchsten Leistungen der Dampflokomotive darstellen; besonders von den Verfechtern der elektrischen Eilbahnen wird der Stand der Eilzugsfrage oft in diesem Sinne dargestellt. Indessen sind solche Leistungen schon vor vielen Jahren erreicht worden, und höhere zählen, wenn man die Geschichte des Eisenbahnwesens der letzten zehn Jahre durchblättert, keineswegs zu den Seltenheiten. Die Durchschnittsgeschwindigkeit jener oben aufgezählten berühmten Züge, 70 bis 80 Kilometer in der Stunde, entspricht einer reinen Geschwindigkeit auf freier Strecke von 90, ja von 100 Kilometern; auch die europäischen Orient-Expreßzüge laufen streckenweise mit dieser Schnelligkeit, aber ihre Lokomotiven, deren 230 Centimeter hohe Treibräder bei jedem Kolbenspiel einen Weg von siebeneinviertel Meter zurücklegen, würden ohne Ueberanstrengung auch 120 Kilometer in der Stunde leisten können. Und daß damit die Schnelligkeit der Dampflokomotive ihr Ende noch nicht erreicht hat, zeigen vielfache Versuche.

Die 702 Kilometer lange Strecke zwischen New York und Buffalo, welche die besseren Personenzüge in 12 bis 14 Stunden zurücklegen, wurde am 14. September 1891 von einem aus drei Pullmannwagen bestehenden Schnellzuge in sieben Stunden zwei Minuten gefahren, was eine mittlere Geschwindigkeit von 100, eine absolute Schnelligkeit von 123 Kilometern in der Stunde bedeutet. Ein Probezug zwischen New York und Philadelphia brachte es gleichzeitig auf 145 Kilometer in der Stunde. Ein Probezug der französischen Mittelmeerbahn fuhr später auf einer besonders verstärkten Geleisstrecke 140 Kilometer, und ganz neuerdings legte wieder auf der Philadelphia-Readingbahn eine Lokomotive in sechs Minuten $14^1/_2$ Kilometer zurück, was eine Stundenleistung von 145 Kilometern ergiebt. Um endlich noch einen Fall aus älterer Zeit vorzuführen, erwähnen wir die im Jahre 1847 für die englische Nordwestbahn gebaute Schnellzugslokomotive „Cornwall“, welche in einer von der heutigen durchaus abweichenden Bauart zwei ungeheure Treibräder von mehr als acht Fuß Höhe besaß und bisweilen Fahrgeschwindigkeiten von 127 Kilometern erreichte.

Als gewichtigster Einwand gegen so hohe Geschwindigkeiten der Dampflokomotiven wurde stets der „oscillierende“ Mechanismus ihrer Maschine betrachtet; ihre beständig hin und her gehenden Teile verursachen fortwährend Stöße, die bei sehr hohen Geschwindigkeiten sowohl die Lokomotive wie den Bahnkörper in heftige Erschütterungen versetzen können. Daß darin ein bedenklicher Uebelstand liegt, ist leicht einzusehen. Eine mit 120 Kilometern in der Stunde fahrende Lokomotive erhält durch das Spiel ihrer beiden Dampfkolben in jeder Sekunde 25 gewaltige Stöße, siebenhundertmal in jeder Minute saust beim Umschwung der Treibräder das mächtige Gegengewicht, welches den Kurbelstangen die Wage hält, auf die Geleise nieder, um ebenso oft mit rasender Geschwindigkeit wieder um zwei Meter emporgerissen zu werden. Daß solche Erschütterungen auf Maschinen und Bahnkörper nicht gerade in günstiger Weise einwirken, läßt sich denken; doch ist soviel bereits erwiesen, daß die oben angeführten Versuche, obwohl sie meistenteils mit Maschinen veranstaltet wurden, welche gar nicht für so hohe Geschwindigkeiten gebaut waren, noch durchaus keine gefahrdrohenden Ergebnisse zeigten. Daß es demnach Lokomotiven, die von vornherein in allen Einzelheiten für den neueren Eilzugsverkehr zugerichtet werden, noch weiter bringen können, erscheint zweifellos.

Der Leser wird nun fragen, weshalb die Bahnen, wenn die Möglichkeit erheblich größerer Fahrgeschwindigkeit bereits seit so langer Zeit festgestellt ist, noch nicht an die Verwirklichung dieses Fortschrittes gegangen sind. Und in der That muß es auffallen, daß die Mehrzahl der in- und ausländischen Schnellzüge eine Durchschnittsleistung von 60, ja der größte Teil der Personenzüge eine solche von 40 Kilometern in der Stunde noch immer nicht übersteigt, während eine Leistung von 80 Kilometern und mehr — wenigstens auf gut gebauten Strecken — als gefahrlos angesehen werden darf. Die Hauptursache liegt wohl darin, daß das Bedürfnis nach erheblicher Vermehrung der Geschwindigkeit noch nicht dringend genug ist, um die höheren Betriebskosten, welche jene mit sich bringen würde, zu rechtfertigen, und daß überdies in den meisten Ländern, wo die Eisenbahnen Staatseigentum sind, der scharfe Wettbewerb fehlt, welcher anderwärts auf Steigerung der Leistungen hindrängt. In England und Amerika, wo der Wettbewerb allerdings im Uebermaß besteht, werden freilich unsere schnellsten Züge auch nicht oder doch nur um wenig übertroffen, doch dürfte es dort immerhin eine größere Anzahl von schnellfahrenden Zügen geben. Amerika scheint es im besonderen vorbehalten zu sein, diese Einrichtung auch für sehr ausgedehnte Strecken in Anwendung zu bringen.

Die großen, fast ohne Wagenwechsel das ganze nordamerikanische Festland durchschneidenden Züge der Pacifischen Eisenbahnen gebrauchten vor wenig Jahren noch sechs Tage, um von New York über Chicago oder St. Louis nach San Francisco zu gelangen — heute vollbringen einige von ihnen die Reise in viereinhalb Tagen und bieten dabei in ihren gewaltigen Palastwagen soviel Bequemlichkeit, daß selbst eine Dame — mögen auch die Phrasen von förmlichen Erholungsreisen auf den amerikanischen Bahnen stark übertrieben sein — die ununterbrochene Fahrt vom Atlantischen zum Stillen Ocean ohne besondere Anstrengung unternehmen kann. Die Durchschnittsgeschwindigkeit bei diesen weit über 5000 Kilometer durchlaufenden Zügen würde dabei immer erst 50 Kilometer in der Stunde betragen, sie sinkt aber für das bedeutendere Stück der Reise noch tiefer, da die Verbindung zwischen New York und Chicago weit über diesem Durchschnitt steht, während die rund 4000 Kilometer lange Fahrt zwischen Chicago und San Francisco selbst mit den schnellsten Zügen dreieinhalb Tage dauert und eine Durchschnittsgeschwindigkeit von nur etwa 47 Kilometern aufweist. Dabei halten diese Züge in den Prairien und Felsengebirgen äußerst selten, haben aber freilich hier auf die gewaltigen Steigungen und auf die nicht immer mustergültige Ausführung des Bahnkörpers Rücksicht zu nehmen. Daß eine schnellere Durchquerung des nordamerikanischen Festlands mittels der Lokomotive möglich ist, lehrte bereits im Jahre 1876 die Reise der Theatergesellschaft von Jarret und Palmer, welche auf besonderem Extrazuge am 1. Juni gegen 1 Uhr nachts New York verließ und am 4. Juni früh neuneinhalb Uhr in San Francisco eintraf, deren Zug also in etwa 81 Stunden einen Weg zurücklegte, der damals für gewöhnlich das Doppelte erforderte und zu welchem auch heute die schnellsten Züge noch fast 30 Stunden mehr brauchen. Die damals erreichte Durchschnittsgeschwindigkeit von 68 Kilometern ist auf so ausgedehnte Entfernungen schwerlich jemals wieder erreicht worden. Bedenkt man aber vollends, daß mehr als 1000 Kilometer dieser gesamten Strecke in den scharfen Steigungen der Alleghanies, der Felsengebirge und der Sierra Nevada liegen und nur äußerst langsam befahren werden können, so erklärt es sich, daß die Stundengeschwindigkeit auf Abschnitten von mittlerer Schwierigkeit auf 100 Kilometer stieg, während sie auf freier Strecke stellenweise 120 Kilometer erreicht hat. Zu längeren Aufenthalten, wie sie die Wasser- und Kohlenaufnahme der Lokomotiven erfordert, war natürlich bei einer solchen Gewaltfahrt selten Zeit genug vorhanden, weshalb dieser denkwürdige Extrazug nicht weniger als achtzehn einander ablösende Lokomotiven mit durchschnittlich vier bis fünfstündiger Dienstzeit erforderte. Im Anfang der Reise versah eine Maschine der Pennsylvaniabahn einen zehnstündigen Dienst und leistete dabei ohne einen einzigen Aufenthalt 733 Kilometer, eine seither schwerlich wiederholte Leistung. Der Kohlenbedarf wurde dabei dem Tender aus einem besonders angehängten Wagen zugetragen, das Wasser dagegen von der Maschine aus jenen langen Schöpfkanälen eingesogen, welche als eine Eigentümlichkeit der amerikanischen Bahnen den Wasserersatz bei voller Fahrt gestatten.

Als Glanzleistung des amerikanischen Schnellzugwesens wurden seit Jahren die Expreßzüge zwischen New York und Chicago angesehen, der Stolz des Amerikaners, der fest davon überzeugt ist, daß eine solche Reisegelegenheit — die „Limited

Expreß" machen die 1600 Kilometer betragende Fahrt in 24 Stunden — in der ganzen Welt nicht noch einmal zu finden sei. Nun beträgt allerdings die Durchschnittsleistung nur etwa 67 Kilometer auf die Stunde, aber der Umstand, daß sie auf eine Strecke eingehalten wird, welche diejenige von Wien bis Konstantinopel noch übertrifft, macht diese Fahrt doch zu einer außerordentlichen. Daß sie nicht unübertrefflich war, bewiesen die Amerikaner plötzlich im Sommer vorigen Jahres gelegentlich der Weltausstellung. Am 28. Mai nämlich ließ die New York-Centralbahn ohne viele Ankündigungen urplötzlich einen Zug ab, der die vielbefahrene Route New York — Chicago in kaum 20 Stunden, die Rückfahrt dagegen am nächsten Tage in noch etwas kürzerer Zeit bewältigte und von da ab in regelmäßiger Folge als zwanzigstündiger „Exposition Flyer" — fliegender Ausstellungszug — seine Fahrten an jedem Nachmittage in den beiden Weltstädten antrat. Seine Leistung, 80 Kilometer im Durchschnitt während 20 Stunden, ist seit dieser Zeit der unbestritten höchste Dauerrekord, der von eisernen Rennpferden je erreicht wurde. Seine Geschwindigkeit erreicht nicht ganz die des schnellsten deutschen Zuges, Berlin-Hamburg, aber sie erstreckt sich über eine fast sechsmal längere Frist. Dabei soll der Zug während der ganzen Fahrt so ruhig über die Geleise gegangen sein, daß ein Unterschied gegen die früheren Fahrten kaum festzustellen war.

Die äußerste Schnelligkeit der Züge wird auch mit diesem Fortschritt noch nicht erreicht sein, wiewohl in der That für den Weltverkehr viel erreicht wäre, wenn es allenthalben Schnellzüge von gleicher Leistungsfähigkeit gäbe. In 70 Stunden würde man alsdann, anstatt in 108 Stunden, von New York nach San Francisco fahren können; von Berlin nach Paris könnte man in 14, nach Wien in 8, nach Petersburg endlich, wohin jetzt die Fahrt 35 Stunden währt, in 21 Stunden gelangen. Aber schon jetzt drängt der Wettbewerb zwischen den Eisenbahnen auf weitere Steigerung hin. Daß sie ausführbar, ja bis 140 und 150 Kilometer bereits ausgeführt ist, wurde im vorstehenden gezeigt, um sie aber in die Alltagspraxis zu übersetzen, sind nicht nur starke Lokomotiven und sichere Geleise, sondern auch, besonders in den Vereinigten Staaten, erhebliche Verbesserungen der Signalvorrichtungen nötig. Man hat es dort zwar mit Hilfe vorzüglicher Bremsen soweit gebracht, daß ein mäßig langer Zug von 80 Kilometern Geschwindigkeit auf die geringe Entfernung von 300 Metern zum Stehen gebracht werden kann, doch würde sich diese Strecke bei Geschwindigkeiten von 100 oder 110 Kilometern sicherlich schon auf das Doppelte bis Dreifache erhöhen, und in demselben Maße würde natürlich auch die Gefahr eines Zusammenstoßes wachsen.

Kehren wir nun noch einmal zu den Ausstellungshallen der „Weißen Stadt" zurück. Was dort am Bau dieser gewaltigen amerikanischen Stahlrenner am meisten auffiel, war die vor kurzem noch ganz unbekannte, heute aber bereits von mehreren Fabriken geübte Anwendung der „Compound"- oder „Verbund"-maschinen auf die Lokomotiven. Nicht mehr zwei, sondern vier Cylinder führen diesen ehernen Riesen ihre Kraft zu, von denen die beiden größeren nur den Dampf nochmals zu verarbeiten haben, welchen die kleineren bereits teilweise ausnutzten. Die Maschinen sollen etwa um 5 Prozent weniger Kohlen verbrauchen als die älteren, was bei den hoch in die Millionen gehenden Kohlenkosten großer Gesellschaften schon recht hübsche Ersparnisse ermöglicht. Die größte bisher auf dem ganzen Erdenrund erreichte Geschwindigkeit hat, wenn wir dem Bericht des amerikanischen Fachblattes „Scientific American" glauben dürfen, die Lokomotive Nr. 999 der New York-Centralbahn erzielt: $112^1/_2$ englische Meilen oder einhundertachtzig Kilometer in der Stunde. Und das mit einem vollen Zuge hinter sich! Die Erbauer hoffen es noch auf 120 Meilen oder 193 Kilometer zu bringen. Derartige Maschinen würden also das Kunststück der geplanten elektrischen Eilbahn von Chicago nach St. Louis, 160 Kilometer im Durchschnitt zu fahren, mit Leichtigkeit ebenfalls vollführen.

Was das Gewicht betrifft, so ist jene Ideallokomotive Nr. 999 trotz ihrer Räder von zweieinviertel Meter Durchmesser noch geradezu leicht zu nennen: sie wiegt nur 57 Tonnen (zu 1000 Kilo). Zum höchsten Gewicht bringen es durchweg nicht die Renner der Eisenwelt, sondern die Gebirgs- und Güterzugslokomotiven. In Europa waren bis vor kurzem die 86 Tonnen schweren Maschinen der Semmeringbahn, in Amerika die $88^1/_2$ Tonnen-Maschinen der berühmten Baldwinschen Werke in Philadelphia die schwersten Maschinen. Neuerdings erhielten die Hydepark-Werke zu Glasgow den Auftrag, für die gewaltigen Steigungen der mexikanischen Vera Cruz-Bahn eine Anzahl von sechsachsigen Maschinen zu bauen, deren Gewicht im Dienst bereits über 90 Tonnen, deren Preis allerdings auch runde 90 000 Mark betragen soll. Und auch damit noch nicht zufrieden, haben in der jüngsten Zeit die Rhode-Island-Werke in Amerika für den Frachtendienst der mexikanischen Centralbahn Maschinen von 130 Tonnen oder 130 000 Kilogramm Dienstgewicht gebaut; das ist bis jetzt der schwerste Lokomotivtypus und dürfte es vorerst auch bleiben, denn solche Kolosse nehmen den Unterbau ihrer Geleise selbst bei langsamer Fahrt entschieden stärker in Anspruch als Lokomotiven von 60 Tonnen bei Geschwindigkeiten von 140 Kilometern und mehr.

Das wären die Fortschritte des eisernen Rennpferdes in 60 Jahren: Hier „Rocket", ein Gewicht von 4500 Kilogramm, eine Schnelligkeit von 20 Kilometern in der Stunde — dort Renner, die 160 Kilometer laufen und von denen noch mehr verlangt wird, Riesen, welche 130 000 Kilogramm wiegen und eine Last von 800 000 Kilo, das Vierzigfache der Leistung von Stephensons Maschine, spielend über das Erdenrund befördern.

BLÄTTER UND BLÜTEN.

Zum Schutz der Waldschnepfe. Die Weidmannspoesie findet ihre schönste Blüte keineswegs in der Erlegung von Hirsch, Reh und Hase, im Kampf mit Bär und Sau, ja nicht einmal in der Ueberlistung Reinekes, sondern zweifellos in der Schnepfenjagd. Im Frühling, wenn die Natur ihre Festfeier begeht, wenn das frischgrüne Laub sich zu entfalten beginnt und die bunten Blüten von Tag zu Tag mannigfaltiger und reicher sich erschließen, dann eilt der Jäger hinaus, um des köstlichsten Genusses teilhaftig zu werden, den sein Beruf mit sich bringt. Und für viele, ja für die meisten Grünröcke steht jetzt der Naturgenuß höher als die Jagd an sich.

Der Naturfreund und mit ihm der „edle" Jäger, der seine Tiere liebt und hegt, der nicht bloß ein Töter, ein Schlächter, sondern ein Beschützer und gleichsam Züchter der Jagdtiere ist — muß er nun aber nicht unwillkürlich an das harte Los gerade des Vogels denken, dem er die schönste Jagd verdankt, der Waldschnepfe? Als Gast, als Wanderer auf dem Durchzuge erliegt sie einer rücksichtslosen Verfolgung!

An verschiedenen Stellen hat man es längst mit schmerzlichem Bedauern wahrgenommen, daß die Anzahl der durchwandernden Schnepfen sowohl auf dem Frühjahrs- wie auf dem Herbstzuge von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich erheblich verringert hat. Bei derartigen Feststellungen läßt sich allerdings nur schwierig eine gewisse Sicherheit erreichen, da ja der Zug infolge wechselnder Witterung außerordentlich unregelmäßig ist. Da aber die Stimmen der Sachverständigen, welche die Abnahme behaupten, immer zahlreicher werden, so läßt sich an der leidigen Thatsache wohl keinesfalls mehr zweifeln.

Doch ganz abgesehen davon — welche unmenschliche Härte liegt doch gerade darin, daß die Waldschnepfe allenthalben dann massenhaft abgeschossen wird, wenn sie unmittelbar vor der Brut steht! Dem harmlosen und überaus wertvollen Vogel gegenüber übt man ein Verfahren, das man sonst nur den schädlichsten Tieren gegenüber anzuwenden pflegt! Und es ist nicht bloß hart, es ist auch unwirtschaftlich, so und so viele dieser kostbaren Vögel unmittelbar vor der beginnenden Brut, überaus häufig sogar mit Eiern im Leibe, zu töten. Die Stimmen der Sachverständigen weisen darauf hin, daß dieser Zugvogel bei entsprechender Schonung bald in vielen Strichen unseres weiten deutschen Vaterlandes ein zahlreich nistender Brutvogel sein würde, da er ja bereits jetzt, trotz der Verfolgung, nicht selten bei uns nistet. Darum ist es ein berechtigtes Verlangen, es möchte der Waldschnepfe und zugleich auch unsern anderen Schnepfen eine Schonzeit vom Beginn ihres Nistens an gewährt werden. Möge man immerhin der Schnepfenjagd den Herbst hindurch freien Spielraum gönnen und meinethalben auch im Frühjahr, hier jedoch nur so lange, bis in jeder einzelnen Gegend festgestellt werden kann, daß die Schnepfen zu nisten oder zu legen beginnen. Dies müßte jedesmal, in ähnlicher Weise wie der Anfang der Hasen- und Rebhühnerjagd, durch eine Kommission von Sachverständigen geschehen, und der Zeitpunkt würde natürlich je nach der Lage eines Landstrichs verschieden sein.

Hätte ich einen bedeutenden Einfluß auf die maßgebenden weiteren Kreise unserer deutschen Jägerschaft, so würde ich sie noch um etwas Größeres bitten, nämlich darum, dem herrlichen Jagdvogel im Frühling einen vollen

Schutz zu gönnen, wenigstens bis auf weiteres, während die Herbstjagd gänzlich unbehindert und frei bleiben könnte. Erst dann, wenn wir keine Schnepfen zur Brutzeit erlegen, keine Kibitzeier aus den Nestern rauben, keine Lerchen und keine Drosseln (Krammetsvögel) mehr verspeisen, erst dann können wir mit vollem Recht verlangen, daß in den Ländern am Mittelmeer auch nicht mehr unsere Nachtigallen, Rotkehlchen Schwalben u. a. zu Hunderttausenden alljährlich im Frühjahr und Herbst weggefangen und verzehrt werden. Dr. Karl Ruß.

„Ausgeblasene“ Kinder. Nach alter Sitte zieht der Berliner am Sonntagnachmittag mit Kind und Kegel aus, um in irgend einem Biergarten seine Erholung zu suchen. Trotz aller elterlicher Warnungen liebt es das kleine Volk, der unmittelbaren Aufsicht zu entwischen, um irgend einem reizvolleren Vergnügen nachzuspüren, als es darin liegt, Vater und Mutter beim Austrinken ihrer Biergläser zuzuschauen. Da lockt ein Hausierer als moderner Rattenfänger von Hameln mit allerlei wunderbarem Tand, dort springen an einer Schießbude geheimnisvolle Thore auf, große Glaskugeln blitzen in der Sonne, kurz, es ist des Neuen und Entzückenden zu viel, als daß ein Kinderherz widerstehen könnte. Weiter strebt es und weiter und „taumelt von Begierde zum Genuß“, bis eines schönen Augenblicks doch das kleine Gewissen schlägt und zur Heimkehr an den elterlichen Stammsitz mahnt. Aber o weh! Grausame Ernüchterung! Ringsum viele Tische mit vielen vielen Menschen, aber lauter fremde Gesichter, ein brausendes Meer ohne Weg und Steg! Dem armen Flüchtling wird wind und weh, und in jammerwürdigem Geheul macht er seinem gepreßten Herzen Luft. Doch der Retter naht. Irgend ein in solchen Zwischenfällen erfahrener Stammgast nimmt den verirrten Mitbürger väterlich auf seine starken Arme und trägt ihn sicher dahin, wo die Musik spielt. Ein schmetterndes Signal — aller Augen wenden sich der Musiktribüne zu; auf den Schranken steht, von einem kräftigen Hoboisten der Menge präsentiert, der heulende Findling, und nicht lange dauert es, da windet sich eine Gestalt mit flatternden Hutbändern eilig durch die Menge — es ist die Mutter, die sich lange schon um den ungetreuen Liebling geängstigt. Mit Thränen in den Augen zieht sie den auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege wiedergefundenen Sohn an ihr Mutterherz. Ob ihn freilich der Vater mit ebenso „zärtlichem Liebesblick“ empfangen wird, das ist nicht so ganz sicher; jedenfalls giebt es sehr viele Väter, deren Erziehungsgrundsätzen dies unbedingt zuwiderlaufen würde.



„Ausgeblasene“ Kinder.

Originalzeichnung von E. Thiel.

Vom Werte der Seide. „Was das Gold unter den Metallen, der Diamant unter den Edelsteinen, das ist die Seide unter den Textilstoffen; der kostbarste, weil der schönste, glänzendste, widerstandsfähigste. Deshalb ist auch die Seide die Königin unter den Fasern. Die Seide bildet ein Glied in jener Trias, welche den begehrtesten Schmuck der Frauen aller Stände und Weltteile abgiebt.“ So rühmt ein Sachverständiger, Professor W. F. Exner, den kostbaren Stoff, den uns der Seidenwurm schenkt. Aber wie alles in der Welt, so schwankt auch die Seide in ihrem Werte. Das wissen namentlich die älteren von unseren Leserinnen aus eigener Erfahrung, und es wird für sie gewiß nicht ohne Interesse sein, die Gestaltung der Seidenpreise im Laufe unseres Jahrhunderts kennenzulernen. Franz Bujatti in Wien, der Verfasser der Schrift „Die Geschichte der Seidenindustrie Oesterreichs“, die als vierte unter den Abhandlungen des „Museums für Geschichte der österreichischen Arbeit“ soeben erschienen ist, hat darin eine sehr lehrreiche Zusammenstellung der Seidenpreise seit dem Jahre 1800 bis zum Jahre 1892 gegeben. Es wurden dabei als Maßstab die Durchschnittspreise der von den besten Cocons gewonnenen Organsinseide in „sublimer Qualität“ gewählt. Ein Kilogramm dieser Seide kostete im Jahre 1800 im Durchschnitt 45 Mark; im Laufe des ersten Jahrzehntes stieg der Preis bis auf 60 Mark und schwankte, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, zwischen den beiden Grenzen. Dann kam eine Zeit, wo der Seidenwert durch verschiedene Ereignisse stark beeinflußt wurde. Die Seide ist ein Luxusartikel und wird als solcher in unruhigen und kriegerischen Zeiten weniger begehrt, was ein Sinken des Preises zur Folge hat. So sehen wir auch, daß die Revolutionsjahre 1830 und 1848 die niedrigsten Seidenpreise von 40 Mark mit sich brachten. Die Krisis wurde aber bald überwunden, und schon im Jahre 1853 betrug der Preis 73 Mark.

Da kam 1854 der Krimkrieg und die Preise sanken wieder auf 50 Mark. Bald darauf, im Jahre 1856, trat eine Katastrophe in der Seidenerzeugung ein, die Raupen wurden von einer epidemischen Krankheit, der Pebrine, ergriffen, die Seide wurde seltener und infolgedessen teurer. 1857 kostete ein Kilo Organsin bereits 88 bis 90 Mark, auch in den folgenden Jahren mehr als 80 Mark, und der Krieg in Amerika vermochte diesen Satz nur bis auf 60 Mark herabzudrücken. Nach dem Friedensschluß im Jahr 1865 wurden aber bereits 94 Mark notiert, und auch im Kriegsjahr 1866 gingen die Preise nur bis 80 Mark hinunter. Im Jahre 1868 aber wurde der höchste Preis dieses Jahrhunderts erreicht. Das Kilo Organsin kostete 112 Mark, fast dreimal soviel wie in den Jahren 1830 und 1848.

Bald jedoch wurden die Preise durch den deutsch-französischen Krieg auf 75 und 72 Mark herabgedrückt. Im Jahre 1872 begannen sie zwar wieder zu steigen, aber sie konnten die frühere Höhe nicht mehr erreichen, denn inzwischen war es dem berühmten Bakteriologen Pasteur gelungen, Mittel zur Bekämpfung der Seidenraupenkrankheit zu entdecken, die alsbald die allgemeinste Verbreitung unter den Seidezüchtern fanden. So bezahlte man im Jahre 1875 nicht mehr als 56 Mark. Im Jahre 1876 stieg der Marktwert noch einmal infolge geringer Ernten in Italien auf 96 Mark, aber von da an wurde ein stetiges Fallen verzeichnet. Im Jahre 1885 wurde mit 37 Mark der niedrigste Preis des Jahrhunderts erzielt und von da an schwankten die Preise bis auf die Gegenwart zwischen 40 und 50 Mark. Nach vielen Wandlungen kostet die Seide am Ende des 19. Jahrhunderts annähernd ebensoviel in Mark ausgedrückt wie am Anfang des Jahrhunderts, aber im Laufe der neunzig Jahre ist der Wert des Geldes ein geringerer geworden, und so können wir mit Recht sagen, daß die Seide billiger geworden ist. *

Belauschte Werbung. (Zu dem Bilde S. 232 und 233.) Soweit wäre alles in Ordnung bei den beiden, die in der alten Schwarzwälderstube am Fenster sitzen — ihre Hände haben sich gefunden wie schon längst ihre Herzen, die Werbung ist geglückt, und die hübsche Braut wäre gern bereit, mit einem Kuß die Sache „richtig zu machen“. Aber die Geschwister! Ihr ist der Eifer verdächtig, mit dem sich die kleine Schwester ins Stricken vertieft, was sonst gar nicht ihre Sache ist, die Versunkenheit, mit der sich der Bruder der alten Bilderbibel widmet. Offenbar sehen sich die Plagegeister als die berechtigten Vertreter der Familie an, die an Stelle der abwesenden Eltern entschieden dabei sein müssen, denn auch durch die verlockendsten Vorschläge haben sie sich nicht bewegen lassen, zu verschwinden. Da heißt es also, vorsichtig sein vor diesen Lauschern und auf etwas so Gewagtes wie einen Kuß verzichten. Es giebt aber ein tröstliches Sprichwort für solche Fälle: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!“

Maiglöckchen. (Zu unserer Kunstbeilage.) Ein Maiglöckchen trägt sie im Gürtel, die holdselige Mädchengestalt, die des Künstlers Pinsel uns vor Augen zaubert. Aber eine Frühlingsblüte ist auch sie selbst, so frisch und rein und duftig wie die zarten Glöckchen des Wonnemonds, ein Maiglöckchen ist sie selbst, dazu geschaffen, Lust und Entzücken rings um sich zu verbreiten. Die Blume an der Brust ist ihr Schmuck und Sinnbild zugleich; sie erhöht den Reiz ihrer Schönheit und giebt zugleich dem Geiste die Richtung auf eine anmutige Deutung. Künstlerischer und symbolischer Zweck vereinigen sich so zu einem harmonischen Ganzen.

☞ Hierzu die farbige Kunstbeilage IV: Maiglöckchen. Von Paul Heydel.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 15. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(14. Fortsetzung.)

Von **Ludwig Ganghofer.**

18.

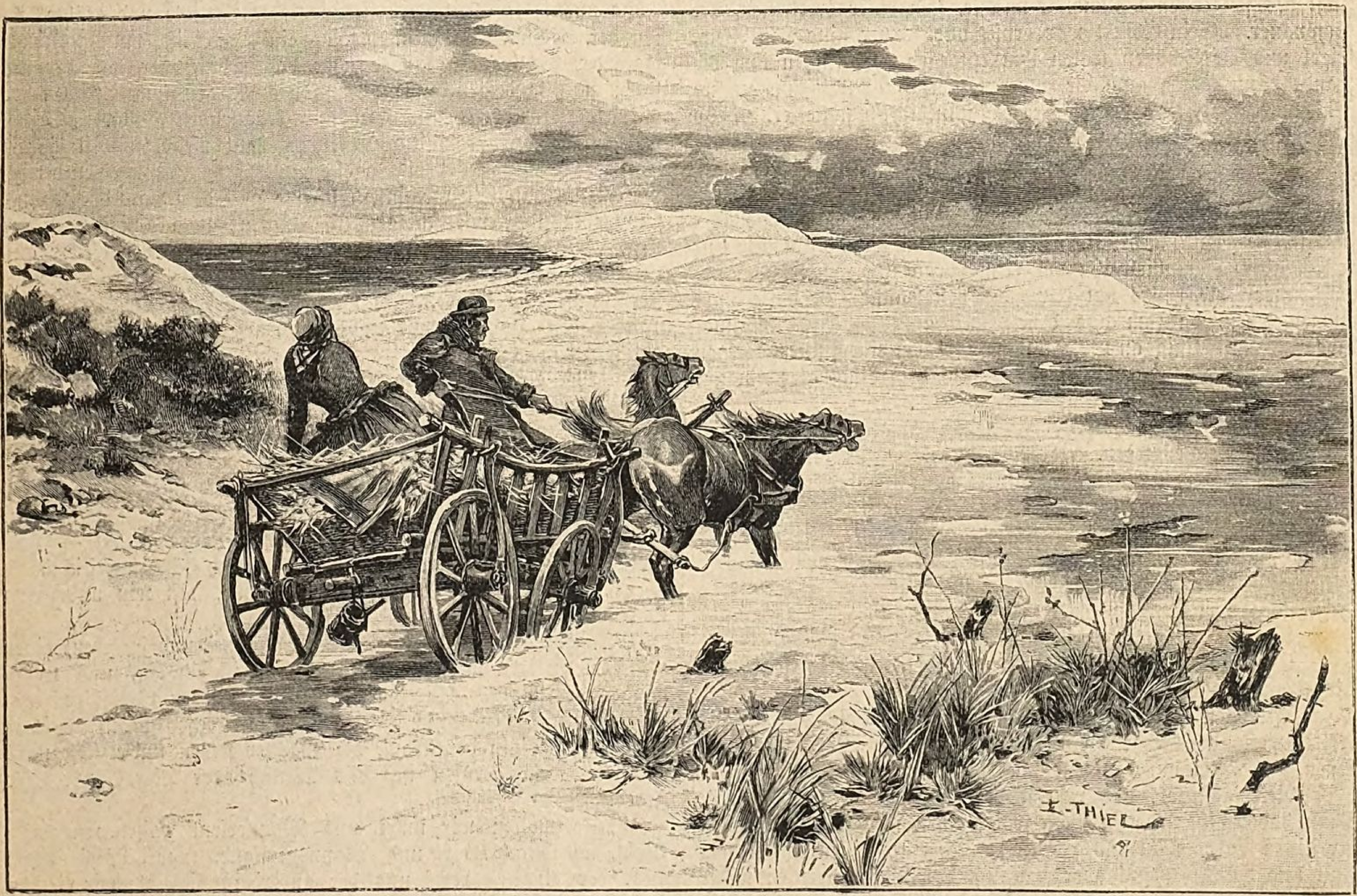
Um die stillgewordene Klause lag die Nacht. Sanft rauschte die Ache im Thal, der kühle Nachtwind machte die Wipfel der Bäume raunen und zahllose Sterne funkelten am Himmel, den der nahende Vollmond über den östlichen Bergen schon zu lichten begann. Aus dem schwarzen Schatten des Waldes trat ein Mann auf die Rodung. Der Anblick des dunklen Balkenhauses und der geheimnisvolle Lichtschein, welcher aus den Fensterluken des Kirchleins schimmerte, bannte seinen Fuß. Lange stand er auf das vorgestreckte Grießbeil gelehnt. Dann wanderte er lautlos über die Lichtung hinweg, im Walde wieder verschwindend. Unter den Bäumen rief ihn eine gedämpfte Stimme an: „Zeitlassen, Nachbar!“

„Zeitlassen auch!“ klang die leise Antwort. „Wohin zur Nacht?“

„Ich mein', wir haben den gleichen Weg.“

„Wohl wohl, komm nur! Wir müssen gut ausschreiten, wollen wir droben sein, bis Vollmond einsteht.“ Schweigend schritten sie weiter auf dem dunklen Pfad.

Und dieser Pfad war nicht der einzige, der sich belebte in



Litauischer Bauer im Triebsand.

Nach einer Originalzeichnung von E. Thiel.

der stillen Nacht. Ueberall in weiter Runde, auf offener Flur und in dichtem Walde klangen Schritte, auf jedem Weg und Steg. Zuweilen tauchte der Schein einer Fackel auf und ging wieder unter in Finsternis. Dunkle Gestalten wanderten, bald einzeln, bald zu dreien und vieren gesellt, und sie alle suchten das gleiche Ziel. Von der Höhe des Totenmannes reckte sich eine Feuerzunge über die schwarzen Wipfel empor. Zu der Stätte, an der sie brannte, war das Thing gerufen, welches entscheiden sollte über Wazemanns Haus und das Geschick der Klause, über die kommende Zeit im Gadem.

Dunkle Gestalten wanderten, und jeder Schritt auf rauhem Stein, der klirrende Aufschlag eines jeden Grießbeils klang in der stillen Thingnacht wie das Rollen eines ehernen Würfels. —

Auf der kahlen, von dichtem Urwald umschlossenen Kuppe des Totenmannes loderte in der stillen Nacht das helle Thingfeuer. Die Flammen beleuchteten eine alte dürre Eiche, zwischen deren Wurzeln ein behauener, von Moos und kümmerndem Epheu umwucherter Stein sich erhob. Mit zuckender Helle fiel der Schein des Feuers über die grasige Lichtung, auf welcher einzeln und in Gruppen die zum Thing erschienenen Männer standen oder lagerten, die einen schweigend, die anderen in halblautem Gespräch. Immer noch tauchten, von allen Seiten kommend, neue Gestalten aus dem finsteren Wald hervor und machten mit leisem Gruß oder wortlosem Händedruck die Runde bei den andern.

Neben dem Feuer stand Eigel, der Thingbote, und von dem dürren Holze, welches andere mit vollen Armen herbeitrugen, legte er Ast um Ast in die fressenden Flammen. Vor dem Stein, auf welchem des Richtmanns Messer und ein Wedel aus Wachholderzweigen lag, saßen die beiden Thingschöffen, Kaganhart und der Köppelecker; zwischen ihnen lag ein Bündel dünner Buchenruten, welche sie in kurze Stäbchen zerschnitten . . . immer eines ließen sie in der dunklen Rinde und das andere schälten sie weiß. Nicht weit von ihnen lag ein an den Füßen gebundener schwarzzottiger Bock im Gras und daneben ein Hahn, an Füßen und Flügeln gefesselt.

Während sich mit dem Schein des Thingfeuers schon das Licht des steigenden Vollmonds mischte, kam einer der letzten, der Schönauer. Sein Gesicht war ernst, und schwer ging sein Atem. Eigel und die Schöffen traten ihm entgegen und reichten ihm die Hand; dann kamen auch die anderen, um den Richtmann zu begrüßen. „Viel' seh' ich, aber einen miss' ich!" sagte er. „Wo ist Sigenot der Fischer?"

„Er war der erst', der gekommen ist," erwiderte Eigel und deutete gegen den Waldsaum. Dort saß der Fischer im Schatten einer tiefästigen Fichte, das Schwert über dem Schoß, das Gesicht in die Hände gedrückt. Der Richtmann wollte auf ihn zutreten, aber Eigel hielt ihn am Arm zurück und flüsterte: „Die Ramsauer fehlen! Es hat mir gleich geschwant." Er hatte kaum ausgesprochen, da kam aus dem Wald ein Zug stiller Männer hervor, wohl dreißig an der Zahl, geführt von einem weißhaarigen Greis; der alte Runot war's, welcher auf dem Lindthaler Zinsgut saß, der Gaumann der Ramsauer.

„Da sind sie!" sagte der Richtmann aufatmend und schritt den Kommenden entgegen. „Ihr säumet lang, Männer! Schon will der Vollmond einstehen zur Mitternacht; luget hin: der Eichschatten schneidet den Blutstein!"

„Beim Hirscheneck haben wir uns gesammelt," erwiderte der Greis, „und haben geharret auf einen, der nicht hat kommen wollen. Und er ist doch der Best' von uns!"

„Wen meinst?"

„Unseren guten Bruder Hiltischalk."

„Es kann nicht kommen, wer nicht geladen ist!" sagte der Richtmann.

Erschrocken legte Runot die Hand auf des Schönauers Arm, während aus der Schar der Ramsauer unmutige Worte sich hören ließen. „Richtmann, das war übel gethan!"

„Nein, Runot, das war gethan nach Recht und Brauch! Wenn das Thing gerufen wird wider einen im Gadem, so laden wir seinen Vater nicht und nicht seinen Bruder, keinen von seinem Blut und Haus. Heut' aber hab' ich das Thing gerufen wider die Klosterleut', die in unser Thal gekommen sind." Eine murmelnde Unruhe ging durch den Kreis der Männer, denn mancher von ihnen hörte mit diesem Wort die erste Botschaft von der Ankunft der Mönche. „Ich hab' den Hiltischalk nicht geladen, denn er ist ein Gottesmann und der Gottesmänner Bruder; so hab' ich gethan nach Recht und Brauch." Der Widerspruch der Ramsauer wollte nicht verstummen; unwillig hob der Schönauer den grauen Kopf. „Wenn Ihr meinet, ich hätt' gefehlt an meinem Amt — über vier Mond' ist Neujahr! Wählet dann einen anderen Richtmann! Heut' aber halt' ich das heilige Messer noch, und wer murren will gegen mich, wider den ruf' ich das Thinggericht." Er schritt zum Stein, über dessen Platte der Mondschatten der Eiche fiel, und faßte das Messer. „Vollmond steht ein! Das Thing ist aufgethan! Gauleut', thut Euch zueinander!"

Während Eigel das lodernde Feuer schürte, sammelten sich die Männer zu getrennten Gruppen. Um den Köppelecker standen die von der Schönau und von Unterstein, um Runot die von der Ramsau, vom Hintersee, vom Schwarzeck und von der Taubenlack, um den Schmied Ilsanker die Männer aus dem Engedein und der Strub, um den Hochgarter die aus der Aschau und dem Loipl, um den Greinwalder die Hochbauern vom Göhl und Untersberg. Sigenot der Fischer stand allein.

„Thingbot'!" rief der Richtmann. „Geh' um und zähl' die Stimmen!" Von einer Gruppe schritt Eigel zur anderen. Als er zum Richtmann zurückkehrte, sagte er: „Hundert und vier hab' ich geladen . . . hundert und drei hab' ich gezählt. Einer fehlt!"

Der Richtmann spie auf die Erde. „Wie er auch Namen hat und wär' er mein eigen Blut, keiner soll ihm Freund sein, jeder soll ihm Feind sein! Fallt er in Not, so löst ihn keiner, liegt er in Weh, so tröst' ihn keiner! Unehr' über ihn!"

„Unehr' über ihn!" klangen hundert Stimmen im Ring.

„Thingbot', thu' seinen Namen kund!"

Eigel zögerte. „Der alte Gobl!"

Ein Gemurmel lief durch die Gruppe der Männer. Im Gauring der Schönau aber sagte der Schapbacher: „Hätt' ich gewußt, daß es der Gobl ist, ich hätt' nicht geflucht wider ihn. Ueber seinen Weißkopf ist so viel Leid gefallen, daß die Unehr' daneben kein Platzl nimmer hat."

Eigel hatte den Hahn von der Erde gehoben und ihm die Füße und Flügel entfesselt. Der Vogel flatterte und krähte, als ihn der Richtmann ergriff. „Was ein Gockel ist, muß gackern!" sagte der Schönauer. „Wer aber das Thingfeuer hat brennen sehen, muß schweigen können, wenn der Morgen kommt." Er hob mit der Linken den flatternden und krächzenden Hahn. „Schau' das Feuer an — und thu' keinen Laut mehr!" Mit jähem Messerhieb schlug er dem Vogel den Kopf vom Rumpfe und warf ihn zu Boden. Ein Brünnlein spritzte aus dem Hals des Hahns, welcher kopflos, mit schlagenden Flügeln, noch einige Sprünge that. Als er tot zur Erde fiel, hob ihn der Köppelecker auf, riß ihm eine Feder aus, reichte den Hahn weiter und steckte die Feder auf seine Kappe. So wie er, that jeder andere. Eigel, welcher den Hahn zuletzt empfing, warf den gerupften Vogel ins Feuer.

„Wer geredet in der Thingnacht, soll schweigen am Tag," rief der Richtmann, „oder eh' der Mond wieder voll wird, soll er heißen, wie der Boden heißt, auf dem wir stehen! Mannerleut', hebet die Hand zum Schwur!"

Alle Schwurhände erhoben sich, nur eine nicht. Eigel war, als er den Hahn ins Feuer warf, der Flamme zu nahe gekommen, und sie hatte einen Zipfel seiner grauen Kotze gefaßt — nun mußte er den Brand des Tuches mit beiden Händen ersticken.

„Thingschöffen," fragte der Richtmann, „ist kein unberufen Ohr im Ring?"

Kaganhart und der Köppelecker traten vor und sprachen, einer mit dem anderen wechselnd: „Die Nacht ist einödig, und unbegangen der Wald. Wir haben gelugt in jeden Gipfel und geschlagen auf jeden Busch. Der Ring ist gezogen auf dreimal hundert Gäng' in der Weit', die Wächter stehen und lassen nicht ein, was nicht gerufen ist, sei's Mensch oder Tier, Haar oder Feder!"

„So wollen wir unter uns Mannerleut' raiten um unser Wohl, mit Mannswort und Mannsverstand. Zwei Weg' gehen aus, der eine ist recht und der ander' ist schlecht; wir wollen meiden den schlechten und suchen den rechten, daß wir hüten vor Schad' und Nöten unser Haus, Weib und Kind, Stall, Vieh und Gesind'. Mannerleut', her zur Heilstätt'!" Während ein enger Ring um Feuer und Eiche sich bildete, hoben die Schöffen den

Bock auf den Blutstein. Da gewahrte der Richtmann, daß die Ramsauer zur Seite stehen blieben in getrennter Gruppe. „Ramsauerleut', her zur Heilstätt'!“

Aber der alte Runot streckte das Grießbeil vor seine Gauleute und schüttelte den Kopf. „Thu' Du mit den Deinen, wie Du meinst, daß es gut und recht ist und Brauch seit alter Zeit. Das soll Euch keiner wehren. Es soll aber auch uns nicht verwehrt sein, daß wir thun nach *unserem* Brauch, wenn's gilt, zu hüten vor Schad' und Nöten unser Haus, Weib und Kind, Stall, Vieh und Gesind'!“ Der Alte stieß das Grießbeil in die Erde, ließ sich auf die Knie nieder und faltete die Hände. Rings um ihn her knieten die Männer der Ramsau, und der helle Feuerschein zuckte auf ihren Gesichtern und glänzte in ihren Augen, welche emporgerichtet waren zum mondlichten Himmel.

Bewegung und Murren ging durch die Reihen der anderen, und die Erregung steigerte sich noch, als Sigenot der Fischer auf die Ramsauer zuging und neben dem alten Runot die Knie beugte. „Fischer!“ stammelte der Richtmann, und es zitterte seine Hand, welche das Messer schon an den Hals des Bockes gelegt.

Der Greinwalder schien dem Fischer folgen zu wollen; auf halbem Weg aber blieb er stehen, kraute sich hinter dem Ohr, schielte zu den Knienden hinüber und drehte die Augen wieder dem Blutstein zu. Eigel, dessen Hände den Bock gefesselt hielten, stieß den Köppelecker mit dem Ellbogen an und sagte mit heiserer Stimme: „Greif' zu, Schöff', daß ich die Händ' ledig krieg' . . . ich hab' einen Weg sell hinüber!“

„Thingbot',“ rief ihn der Richtmann an, „halt' fest!“ Und er führte durch den Hals des Tieres mit rascher Hand den tötenden Schnitt, während die Ramsauer mit halblauten Stimmen ihr frommes Lied begannen:

„Mein guter Herre, Du mein Gott,
Dein Schild ist wider alle Not,
Du hürdest fest und hagest gut,
Herr, nimm uns auf in Deine Hut!“

Gleich einem sprudelnden Quell rann das Bockblut über den Stein. Der Richtmann tauchte den Wachholderwedel in das dampfende Bächlein und sprengte die Tropfen gegen den Eichbaum.

„Das Blut soll rinnen,
Daß uns die Holden Gutes sinnen!“

Wieder netzte er den Wedel.

„Das Blut soll rinnen,
Daß uns die Unholden nichts Uebles spinnen!“

Während der Richtmann zum Feuer trat, klang mit wachsenden Stimmen das Lied der Ramsauer:

„Mein guter Herre, Du mein Gott,
Thu' speisen uns mit Himmelsbrot
Und heb' uns aus dem Leidenthal
Hinauf in Deinen Freudensaal!“

Das Lied verklang, und die Stimme des Richtmanns hallte: „Das Feuer scheinet, das Feuer reinet!“ Er warf den bluttriefenden Wedel in die Glut; es prasselte, eine schwarz aufsteigende Rauchwolke trübte den Schein der Flammen — aber rasch hatte das Feuer die nassen qualmenden Zweige verzehrt und loderte wieder in reiner Helle.

„Jetzt, Mannerleut', lasset uns raiten um unser Wohl!“ Vor dem Blutstein ließ sich der Richtmann auf eine Wurzel der Eiche nieder, und um ihn her im Halbkreis lagerten sich die hundert Männer, während die Schöffen dem verbluteten Bock das Fell abzogen und Eigel neben dem Feuer über einem Haufen glühender Kohlen den Bratspieß rüstete. Die Metkannen gingen um, ihre hölzernen Deckel klapperten, und murmelnder Zuspruch und Dank ließen sich vernehmen.

Mit lauter Stimme begann der Richtmann zu sprechen, langsam, als wöge er jedes Wort. Noch hielt er seine eigene Meinung zurück und schwieg von der Zwiesprach, welche Herr Waze mit ihm gehalten. Er sprach von der Stiftung, welche Frau Adelheid auf ihrem Sterbebett gethan, von der Ankunft der Klosterleute, von ihrem Klausenbau beim Lokistein. „Sie sind nach Brief und Siegel wohl die Herren im Gadem, Herr Waze aber sitzt auf seinem festen Haus und hat die Macht. Er will nicht weichen von seinem Sitz und will den Gadem nicht lassen aus seiner Hand. Für ihn und seine Buben ist Zins und Steuer, was für die Kuh das freie Futter ist. Und so müssen sie stehen wider die Klosterleut' wie der Senn' wider die Wölf'. Sie haben auch schon den Ring gezogen um den Lok'stein und den Wald um die Klaus' her in schweren Bann gelegt.“

Der Greinwalder sprang auf. „Meine arme Dirn', weil sie Albengab' getragen hat zur Klaus', haben sie blutig geschlagen, daß sie schier sterben hätt' müssen.“

Andere Stimmen schrien dazwischen, sie alle, die vor den Wazemannsbuben wieder umgekehrt waren in Scheu und Furcht. Jeden Ruf, der sich vernehmen ließ, schien der Schönauer gerne zu hören, denn er nickte zu jeder Stimme.

„Ihr sehet, Mannerleut', es wird ein schieches Raufen anheben zwischen denen beim Lok'stein und denen in Wazemanns Haus. Zu wem sollen wir halten? Stehen wir zu keinem, so haben wir alle beid' wider uns. Stehen wir zum einen, so ist wider uns der ander'. Jetzt raitet, Mannerleut', wie wir uns hüten mögen vor Not und Schaden! Runot, Du bist der Aeltest' unter uns, thu' Du die erste Red'!“

Der Greis erhob sich. „Ich weiß keine! Und um was denn sollen wir Ramsauer raiten? Wir haben's gut und wollen's nicht besser. Solange Herr Waze der Spisar ist, tragen wir ihm Zins und Steuer hin . . . wenn er mehr will, soll er nur kommen! Unser Herr ist ein anderer, und sein guter Knecht ist Bruder Hiltischalk. Weiter weiß ich keine Red' und keinen Rat. Ich red' nicht wider Wazemann, denn es könnt' für Euch im Gadem zu Not und Schaden sein — ich red' nicht wider die Klosterleut', weil's unseren Bruder Hiltischalk verzürnen könnt'. So raitet halt selber, Ihr Gademer Leut', es geht ja um Euch her! Ich mein' wohl, unser Bruder Hiltischalk hätt' das richtige Wörtl gefunden und den guten Weg gewiesen. Aber Du hast ihn nicht geladen, Richtmann. So haben wir ausgeredet, wir Ramsauer, denn mit ihm ist unsere Stimm' daheim geblieben.“ Wirr schrien im Kreis, als Runot zurücktrat, alle Stimmen durcheinander. Der Schönauer hob das Messer, doch eh' er noch sprechen konnte, war Eigel mit geballten Fäusten in den Ring gesprungen. „Leut', Leut',“ schrie er mit zornigem Gelächter, „ich hätt' gemeint, die Frag', zu wem wir halten sollen, wär' ausgeraitet beim ersten Wort. Wenn ich die Wahl thun muß zwischen Trunk und Durst, zwischen Tag und Nacht, zwischen Lieb' und Haß . . . muß ich mich da denn noch besinnen und raiten? Ist denn einer unter Euch, der den Waze nicht kennt und seine Buben? Einer, der ihm nicht gedoppelt steuern hat müssen Jahr um Jahr? Einer, dem er nicht gerissen von seinem Gut und Vieh? Einer, der seine Buß' nicht geschmeckt hat und nicht weiß, wie seine Ruten brennen? Einer, der vor ihm und seinen Buben nicht gebanget hat um Weib und Tochter? Und da raitet Ihr noch?“ Die Glut seiner Worte faßte die Männer und weckte zornigen Beifall auf allen Seiten. „Not und Unrecht hat er ausgeworfen über uns, so dick wie die Körner fallen aufs Traidfeld, Lieb' hat er gerissen von Lieb' und hat uns geschlagen mit Weh und Jammer! Jetzt aber, jetzt kommt für ihn die zahlende Stund' . . . und für Euch die gute Zeit!“

Der Schönauer war aufgesprungen. „Kohlmann!“ überklang seine Stimme den wachsenden Lärm. „Kohlmann! Du hast sie wohl schon in der Hand, die gute Zeit? Gelt? So schau' doch einmal drauf hin beim Lichtschein, ob's auch die gute ist oder am End' gar die schlechter' noch!“

Stimmen, die zur Ruhe mahnten, mischten sich in den Lärm, der sich mühsam dämpfte. Eigel und der Richtmann standen voreinander, sich messend mit funkelnden Augen.

„Kohlmann, Dein Gesicht brennt! Aus Dir redet die heiße Rach' wider Waze, der Dir die Salmued genommen!“

„Und Dein Gesicht ist weiß! In Dir zittert die Angst um Deinen Buben! Und doch ist die Zeit, die uns die Klosterleut' bringen, die beste, die uns blühen kann . . . Dir wie Deinem Buben! Ich hab' von den Klosterleuten einen geführt . . . das ist der Oeberst' von ihnen, derselb', dem der Gadem gelegt ist in die Herrenhand! Er hat geredet zu mir, und seine Red' ist mir ins Herz gegangen. Ich hab' ihm ins Aug' geschaut, tief hinein, und lichtscheinig hat's mich angeleuchtet wie da droben der Vollmond in der Finsternis! Mit dem ist ein gutes Hausen, Leut'! Und eh' ich mein Hölzl noch in die Bockshaut leg', mag von Euch ein jeder wissen, wie ich los': weiß für die Klosterleut'!“

„Ich auch!“ fiel Kaganhart ein mit hastigem Wort. Während im Ring die Stimmen laut durcheinander schwirrten, faßte Eigel den Kaganhart am Arm. „‚Ich auch‘? Mehr ist Dir nimmer

eingefallen? Um die zwei Bettelwort' wär's nicht der Müh' wert gewesen, daß ich Dich geladen hab'. Dein Weib hätt' das Maul wohl anders aufgethan!"

„Aber so wart' doch, laß mir doch Zeit," brummte der Bauer. „Ich red' schon noch und stell' meinen Mann."

Inzwischen klang über den wachsenden Lärm hinaus die Stimme des Gernroders: „Ich bin den Klosterleuten auch nicht feind! Einer von ihnen ist zu meinem Haus gekommen und hat meinen Kindern Lieb's erwiesen."

„Ohne die Klosterleut' hätt' meine arme Dirn' verbluten müssen," rief der Greinwalder, „ich steh' zu ihnen!" Er ballte die Faust. „Der Fichtengipfel in meiner Kammer wartet auf seinen guten Tag." Und der Marderecker schrie: „Ob für oder wider die Klosterleut', das ist mir alles eins, wenn's nur wider den Waze geht!"

Immer mächtiger wuchs das Gewirr der Stimmen. Der Schönauer hob das blitzende Messer, aber niemand achtete des Zeichens, mit dem er Schweigen forderte. Da sprang der Schmied von Ilsank auf einen Stein, und mit hallender Stimme, die sich Gehör erzwang, schrie er über die Köpfe hinweg: „Mannerleut', was wir fürchten und leiden müssen von Waze und seinen Buben, das wissen wir all'! Wer aber sagt uns denn, was wir hoffen und genießen sollen von denen beim Lok'stein?" Tiefe Stille trat ein. „Das muß uns doch einer sagen, wenn wir raiten sollen!" rief der Ilsanker. „Wer weiß denn das? Wer sagt es uns?"

„Ich, Leut'!" Sigenot war in den Ring getreten. Laute Rufe begrüßten den Fischer, und alle Augen hingen an ihm. Der Spannung, die in allen Gesichtern zuckte, war es anzumerken, wie schwer das Wort dieses Einen wog, wie viel er galt in der Meinung aller. Langsam trat wieder Stille ein, und enger zog sich der Ring um Sigenot, der, die Hände über den Knauf des Schwertes gelegt, hochaufgerichtet stand, das bleiche tiefernste Gesicht überstrahlt vom Schein des lodernden Feuers. „Mannerleut'," sprach er mit klingender Stimme, „ich weiß vom Thingfeuer weg für mich und Euch alle nur eine Straß', die geht zum Lok'stein und zu dem, der jetzt der Herr ist über den Gadem!" Eine stumme Bewegung ging über die Köpfe, und alles drängte noch näher heran. Nur der Schönauer stand regungslos und hing mit bangen Augen an den Lippen des Fischers. „Der Oeberste der Klosterleut' heißt Eberwein. Nach Brief und Recht, durch eidfeste Schenkung hat er im Gadem Herrenmacht über Land und Leut'. Dawider kann nimmer Streit sich heben, und auf der Seit', auf der das Recht ist, müssen wir alle stehen, Schulter bei Schulter und Faust bei Faust."

Unruhiges Gemurmel erhob sich im Ring, und der Ilsanker schrie: „Hut ab vor dem Recht! Aber wissen möcht' ich halt doch, was ich hab' davon?"

„Und wär's auch mehr nicht, Ilsanker: die Ruh' in Deiner Brust! Aber höret mich an! Ich bin beim Lok'stein gewesen und hab' geredet mit dem Herrn und hab' geraitet mit ihm um Leutwohl und Landrecht, und da hab' ich gespürt, daß er eine Hand hat, lind und gut, und daß in seinem Herzen die Lieb' ist wie das Feuer auf dem Winterherd. Und wie er es halten will als Herr im Gadem, das laßt er Euch sagen durch mich: Recht soll hausen bei jedem Hag, und Schirm soll haben jeder Blutstropfen an Mensch und Vieh, jeder Span an Thür und Thor, jeder Halm auf Acker und Wiesgrund. Wer unrecht thut, soll stehen nach altem Brauch unter dem Spruch der Gauleut'. Nimmer in heimlicher Nacht soll das Thing gerufen sein, sondern frei am Tag, in heller Sonn'. Ein jeder soll die Felder hagen dürfen wider Hirsch und Reh, und die Jagd soll frei sein auf alles Raubzeug, das von Schaden ist für Mensch und Tier. Keiner soll rühren an den Bergwald, der gegen die Lahnen steht und gegen die Wildbäch'. Im Thal aber soll jedes Haus seinen Heimwald haben, in dem der Bauer schlagen mag, was er braucht für Herd und Bau. Was überbleibt im Thal an Waldgrund, soll gerodet werden, und die Gauleut' sollen das neue Feld aufteilen unter die Häuser nach gleichem Maß. Und es sollen dem Wild zulieb keine Alben mehr in der Oed' liegen. Wo ein Kaser gestanden in alter Zeit, soll wieder einer stehen, und jeder Bauer soll an freier Albweid' haben, was er braucht für doppelt Vieh. Denn wie die Felder sich mehren sollen, soll der Viehstand wachsen, daß bessere Zeiten einkehren für jeden Bauer im Gadem. Und weil der gute Herr gemeint hat, es läg' an Zins und Steuer zu viel auf jedem Kopf, so laßt er Euch sagen: was Zins und Steuer heißt, soll gemindert sein um das halbe Maß."

Sigenot konnte nicht weiter sprechen; ein jubelndes Geschrei erhob sich, alle drängten auf ihn zu, alle Hände streckten sich nach ihm, und die ihm zunächst standen, faßten sein Gewand, seine Arme, als wäre er nicht der Bote eines anderen, sondern selbst der gute Herr, der die neue bessere Zeit zu verkünden gekommen.

„Richtmann!" überschrie der Ilsanker allen Jubel der anderen, „Richtmann, laß die Stäb' austeilen! Wir wollen losen — weiß für die Klosterleut'!"

Der Schönauer hob das flimmernde Messer mit der vom Opfer noch blutigen Hand. Die Schöffen warfen sich in den schreienden Haufen und drängten die Männer auseinander. „Haltet Ruh', Leut', haltet Ruh'! Das Messer weiset auf Still'!" Allmählich erweiterte sich der Ring und Schweigen trat ein. Da sagte der Richtmann mit heiser klingender Stimme: „Thingbot', trag' die Los' um, ein schwarzes und ein weißes für jeden Mann! Schöffen, thut Met in die Kannen und reichet vom Bockfleisch jedem Mann sein' Teil! Ihr aber, Leut', trinket und esset und haltet Ruh' ein' Weil' und höret, was ich zu raiten hab' mit dem Fischer!" Langsamen Schrittes trat er vor Sigenot hin. „Du hast mit denen beim Lok'stein geraitet um unser Wohl und Landrecht wie ein rechtschaffener Mann und guter Nachbar, und Deine Botschaft ist lichtscheinig wie der Sonnglanz, der die Bergwänd' anfallt vor gutem Tag. Aber ich mein' schier, sie blinket gar zu hell, und das wär' ein Zeichen auf schirch Wetter. Ich will nicht sagen: ‚Viel versprechen und lützel halten, ist neuer Herren Art und Walten'; ich will alles glauben! Aber eine Frag' noch hätt' ich."

„So frag'!" erwiderte Sigenot, während im Ring die Männer auflauschten mit Unruh' und Spannung.

„Viel Gutes hast verkündet. Verschwiegen aber hast, was ich gehört hätt' am allerliebsten. Werden die Klosterleut' dem Gadem einen neuen Spisar setzen oder soll Herr Waze bleiben, was er ist?"

„Das weiß ich nicht."

„Warum denn hast nicht gefragt?"

Sigenots Brauen furchten sich, und eine dunkle Röte floß über seine Stirne. „Das hat seinen Grund, Richtmann, und der gehört nicht vor das Thing!"

„So?" Der Schönauer nickte vor sich hin. „Meinetwegen, verschweig' den Grund halt! Ich weiß — Du hast beim Lok'stein keine Frag' thun wollen wider die Wazemannsleut' . . . und weiß genug!" Die Augen des Richtmanns glitten im Kreis über die verblüfft und erschrocken blickenden Gesichter.

Sigenot schien die Worte des Schönauers nicht gehört zu haben; schwer atmend streifte er mit der Hand über die Stirn und starrte vor sich nieder. Da fragte der Richtmann wieder: „Noch eins, Fischer! Wenn die Klosterleut' halten wollen, was sie versprochen haben, und Herr Waze stemmt sich dagegen und wütet gegen sie und uns mit seinen Buben und Knechten, mit Feuer und Eisen, wer hilft ihnen wider ihn? Wer denn, Fischer, wer?"

Sigenot blickte auf. „Einer, Richtmann," sagte er und hob das Schwertkreuz gegen den Himmel, „Einer, der Arm' hat, stärker als tausend Männer in Wehr und Eisen."

Ein dumpfes Gemurmel ging durch die Reihen der Gademleute, und mancher von ihnen kraute sich hinter dem Ohr und blickte mit scheuen Augen zum mondlichten Himmel auf. Nur die Ramsauer winkten dem Fischer Beifall zu; und der alte Runot, als er das müde Lächeln sah, das dem Schönauer um die bleichen Lippen zuckte, hob das Grießbeil und rief: „Gieb acht, Richtmann, daß Dir das Lachen nicht vergeht!"

Eigel war in den Ring gesprungen; er hatte das blutige Bocksfell um die Lenden gebunden und zum Sack geschürzt, in welchem die noch unverteilten Lose lagen. „Wer ihnen helfen soll wider ihn? Ja wer denn sonst als wir? Wir alle miteinand', Schulter an Schulter und Faust an Faust!"

„Wohl wohl! Recht hat er, der Kohlmann!" schrie Kaganhart und schwang den gespitzten Stecken, an dem er ein dampfendes Stück Bockfleisch umgetragen. „Wir sind hundert gegen die zwanzig in Wazemanns Haus! Auf, Mannerleut', auf! Gleich vom Thingfeuer weg ziehen wir hinaus zum Falkenstein und werfen die Bränd' über Haus und Ställ' und brennen das Blutnest nieder mit dem alten Gauch und seiner Brut, mit seinen Schandbuben und seiner rothaarigen Wetterhex'!"

Lautes Geschrei erhob sich, gemischt aus zornigem Beifall und



Lustiges Volk.
Nach einem Gemälde von A. A. Lesrel.

erschrockenem Widerspruch, während sich Kaganhart zu Eigel wandte. „Das wird wohl eine Red' gewesen sein, eine richtige Mannsred'!"

Da packte eine Faust ihn an der Brust. „Mordbrenner!" Der Bauer starrte den Fischer an, welcher vor ihm stand mit funkelnden Augen und fahlem Gesicht.

„Thingfrieden!" rief der Schönauer und streckte den Arm mit dem Messer zwischen die beiden. „Was einer auch raten mag, jedes Wort ist frei!" Und als der Fischer schweigend zurücktrat, sich mühsam zur Ruhe zwingend, rief der Richtmann, mit hallender Stimme den Lärm übertönend: „Ich mein' wohl, der Kaganhart hat heißer gekocht, als er essen möcht'. Aber sag', Fischer . . . wenn wir thäten, was der da geraten hat, und wir kämen morgen zum Lok'stein und möchten sagen: ‚Herr Waze liegt erschlagen mit Buben, Dirn' und Knecht', und sein Haus ist Feuer und Rauch geworden' — was meinst wohl, daß er sagen möcht', Dein Herr?"

Mit zuckenden Lippen erwiderte Sigenot: „Was er sagen muß nach heiligem Recht: wer Feuer wirft, soll die Händ' verlieren, wer Blut vergießt, soll stehen unter Strick und Messer!"

Der Schönauer nickte und lächelte, während der Schmied von Ilsank mit seiner Bärenstimme den wilden Lärm überschrie: „Ja höret doch, Männer, so höret doch! Wenn wir den Wazemannsleuten ein Härlein sengen und einen Finger brechen, so müssen wir gar noch Gericht beim Lok'stein fürchten!"

Unter dem wirren Geschrei, das diesen Worten folgte, sprang der Richtmann zum Blutstein und hob das Messer. „Höret, nur eins noch höret, was ich sagen muß! Und Du, Nachbar Kaganhart, Du dank' allen guten Mächten, daß Deine Stimm' nicht hinaushallt über den eidfesten Ring! Sonst möcht' Herr Waze von Dir noch träumen in der heutigen Nacht!" Das seltsame Wort, das mit hallendem Klang an alle Ohren schlug, machte die Schreier verstummen und lauschen. „Höret, Mannerleut'! Der Fischer hat Euch Botschaft getragen vom Lok'stein . . . so muß ich Euch Botschaft bringen von der andern Seit'. Der Fischer hat es gut gemeint und ist zum Lok'stein gegangen. Herr Waze aber ist zu mir gekommen und hat mir das Messer an den Hals gelegt und hat das Eisen gehoben über meines Buben Kopf. Mannerleut'" — wie drängende Wellen über das Gebälk der engen Schleuse, so stürzten in treibendem Schwall die Worte von den Lippen des Richtmanns — „Mannerleut', ich scheu' mich nicht, vor Euch allen sag' ich's grad' heraus . . . in mir zittert die Angst um meinen Buben, der mein Alles ist, meine ganze Lieb' und meine einzige Freud'!" Lautlose Stille herrschte im Ring, während der Schönauer von Wazes Besuch in seinem Hof erzählte. Jedes Wort, das Herr Waze gesprochen, hatte die Angst und der Kummer in ihm festgehalten. Und er brauchte den lauschenden Männern Wazemanns „Träume" nicht zu deuten, ein jeder verstand, wie sie gemeint waren. Wie der trübe Schlamm, den der Wildbach nach einem Unwetter aus seinem zerrissenen Bett hinauswälzt in den klaren See, von einer Welle in die andere quillt, so floß die dunkle Angst, welche aus den bebenden Worten des Richtmanns redete, in die Herzen der Lauschenden über, und jeder dachte der eigenen Kinder und sah sie fallen unter dem ersten Schlag, den Herr Waze zu führen drohte. Die Hoffnung der besseren Zukunft, welche Sigenots Botschaft geweckt, ging ihnen unter in der Furcht der Gegenwart, in der Angst vor der Not des kommenden Tages.

„So hat Herr Waze geredet," rief der Schönauer, „und was er mir und meinem Buben vermeint hat, das gilt Euch allen! Und schier ein jeder von Euch hat einen Buben oder Kinder, an denen er hänget mit Leib und Seel'. Und ich mein' doch, es wär' einem jeden sein Kind, was dem Baum sein Mark ist, das er haget mit Holz und Rind', mit Aest und Blättern. Lasset den Waze doch thun, wie er mag, soll er doch reißen von unserem Hab und Gut! Wenn er mit keiner Hand nur rührt an unsere Kinder! Oder saget, Mannerleut', saget, will einer von Euch morgen heimkehren in seinen Hag . . . und will er seinen Buben oder sein Kindl im Blut und im letzten Schnaufer finden, und wenn sein Liebl, sein armes, ihn anschaut und seufzet: ‚Vater, Vater, was hast Du gerufen über mich!' . . . wer will dann sagen von Euch: ‚Meinetwegen, sei hin — aber ich muß von Neujahr an nur halbe Steuer legen!'"

Da kam es von allen Lippen wie ein einziger Schrei; sie streckten die Hände aus, als möchten sie den Mund verschließen, der solche Worte sprach; und der Marderecker sprang auf den Schönauer zu und rüttelte seinen Arm. „Drei Kinder hab' ich, Richtmann, drei! Eines lieber wie's ander'! Ja sag' doch, sag', was thu' ich denn, daß ich meine Kinder hüt'?"

Der alte Eigel stand, mit dem blutigen Bocksfell um die Lenden, und schüttelte den Kopf, während Sigenots Augen mit verlorenem Blick über die erregten, vom zuckenden Feuerschein erhellten Gesichter hinschweiften, als könnte er nicht fassen, was hier geschah. Da hob sich die Stimme des Schönauers über den Lärm. „Mannerleut', weil Ihr mich fraget, was ich rat', so höret! Wir all' müssen den Weg gehen, den die Not uns weiset. Wir all' müssen stehen zu Wazemann, so lang' er Spisar ist im Land. Ihm tragen wir Zins und Steuer hin, ihm bieten wir die Fron, und außer ihm geht uns kein anderer was an. Keiner von uns soll sich einlassen mit den Klosterleuten, keiner von uns soll Albengab' tragen zur Klaus'!"

„Richtmann!" rief Sigenot erschrocken und faßte die Hand des Schönauers, „Du hast üblen Rat!"

Aber im Ring schrien die Männer: „Red' weiter, Richtmann! Weiter!"

„Mein Rat ist, wie die harte Stund' ihn fordert. Noch allweil ist Wazemann der Herr. Blüht einmal andere Zeit und kommen die Klosterleut' obenauf . . Du selber, Fischer, hast ja gesagt, wie gut ihr Herz ist und wie stark ihre Lieb' . . . wenn sie gar so gut und liebreich sind, so müssen sie auch einsehen, daß wir heut' nicht anders können, und sie dürfen uns auch in einer kommenden Zeit nimmer harb drum sein, weil heut' der einzige Weg, auf dem wir unsere Kinder hüten, um den Lok'stein herumgeht und dem Wazemann zu!"

„Richtmann, Richtmann!" mahnte Sigenot mit bebender Stimme. „Dein Rat hat krummen Weg, Du gehst dem Unrecht zu! Richtmann, thu' die Augen auf, Du hast die Wahl zwischen Tag und Nacht . . . an Deinen Buben denk' und reiß' ihn nicht hinaus auf den Nachtweg! Laß ihn stehen bei Licht und Recht!"

Doch Sigenots Worte erstickten unter dem wirren Geschrei, mit welchem der Rat des Richtmanns aufgenommen wurde. Und alle anderen überschrie der Schmied von Ilsank: „Wir wissen genug! Das Raiten hat ein End'! Richtmann, laß die Los' werfen . . . schwarz wider die Klosterleut'!"

Der Thingbot' brauchte nicht im Ring zu gehen, um die Stäbe zu sammeln; haufenweise drängten sich die Männer um ihn her und warfen die dunklen Lose in das Bocksfell. Da schrie der Marderecker mit kreischender Stimme: „Richtmann, die Ramsauer losen nicht!" Tumult erhob sich, und laute Rufe schwirrten durcheinander. „Das ist wider Brauch und Recht! Sie müssen losen!"

„Wer will uns zwingen?" fragte der alte Runot und streckte das Grießbeil vor sich und die Seinen hin. „Wir losen nicht! Wir haben all' nur eine Stimm', und die ist daheimgeblieben."

„Das ist eine Ausred'," klang's aus dem Haufen. „Sie wollen sich lösen aus dem Schwurbann und wollen ihrem Kuttenbruder zutragen, was wir geraitet haben in der Thingnacht!"

Die Ramsauer hoben die Fäuste gegen den Schmäher, aber der alte Gaumann hielt das Grießbeil fest. „Gebet Ruh', Leut'! Was die Lügenzung' geredet hat, das fallt auf unser' Ehr' und Treu' wie ein Stäubl ins Wasser. Nach einer solchen Red' aber, mein' ich, haben wir Ramsauer auf der Thingstätt' nichts weiter mehr zu schaffen! Kommet, Leut', wir gehen heim!" Ohne Gruß ging der Alte dem Walde zu, und die Ramsauer folgten ihm.

Mit zornigem Geschrei drängte der Haufe ihnen nach. Aber da stand der Fischer vor den Schreiern und hob die geballten Fäuste. „Die Ramsauer haben freien Weg . . . wer ihnen nach will, muß weg über mich! Wollt Ihr raufen im Thing wie Buben in der Hofreut . . . nur her auf mich! Ich mein', ich steh' noch wider Euch alle!" Vor seinen eisernen Armen und seinen blitzenden Augen wandelte sich die Streitlust in den erhitzten Köpfen zu raschem Frieden.

Inzwischen war Eigel auf den Schönauer zugetreten und hatte das Bocksfell mit den Stäben auf die Erde geworfen; zwei weiße Lose hielt er in der Hand. „Da brauchst nimmer zählen, Richtmann!" sagte er mit zornigem Lachen. „All' sind schwarz . . . bis auf die zwei in meiner Hand! Das erst' hat der Fischer geworfen und das ander' ich!" Da gewahrte er den Kaganhart. „Du! Wo ist denn das Deinig'?"

„Such' nur, es muß schon dabei sein!" brummte der Bauer und drängte sich zwischen die anderen.

Der Schönauer blickte auf die dunklen Lose nieder und atmete auf, als wäre ein drückender Stein von seiner Brust gefallen. Er faßte die Hand des Marderecker's, der an seiner Seite stand, und flüsterte: „Nachbar, wenn Du zur Alben kommst, so sag' meinem Liebli: ich wart' auf ihn . . . er kann wieder heim!" Dann hob er das Messer und sprach mit hallender Stimme: „Mannerleut'! Das Thing hat den Spruch gethan: für Wazemann und wider die Klosterleut'! Wir stehen unter Schwur, das ist ein Weiser für alle!"

„Nicht für alle! Einen nimm aus!" Mit bleichem Gesicht trat Sigenot vor den Blutstein.

„Fischer!" stammelte der Schönauer, während die anderen sich erschrocken und lärmend herbeidrängten.

„Was ich sag', das braucht in keinem die Angst erwecken. Den Schweigschwur halt' ich und geh' von der Thingstätt' unter der Hahnfeder. Aber ich kann nicht stehen, wo ich Unrecht seh' und krumme Furcht. Und weil ich gehen müßt' mit Euch, solang' ich zur Gemein' gehör'," er riß ein brennendes Scheit aus dem Feuerstoß, löschte mit einem Schlag auf den Blutstein die rauchende Flamme und schleuderte das glimmende Holz hinaus über den Ring der Männer, „so reiß' ich mich los von Euch und Eurer Gemein' und will von Stund' an nimmer teilen mit Euch weder Rat noch That, weder Gut noch Blut, weder Leid noch Freud', und will als Einschichtiger den Weg gehen, den ich für den rechten halt'!"

Ehe der Schönauer, der bis an die Lippen erblaßt war, ein Wort erwidern konnte, hatte Sigenot sich abgewendet und war den Bäumen zugeschritten. Totenstille war hinter ihm, nur das versinkende Thingfeuer rauschte und knisterte. Doch als er den Wald betrat, erhob sich beim Blutstein ein wüster Lärm . . .

Mit raschen Schritten folgte Sigenot dem schmalen Waldpfad, auf welchen die sinkende Mondhelle nur mit spärlichen Lichtern niederblickte. Er war nicht weit gekommen, da hörte er klappernde Sprünge hinter sich. „Fischer! Fischer!" Eigel war es, der Kohlmann.

„Was willst? Keiner wird wenden, was ich gethan hab'! Auch Du nicht!"

„Wenden?" lachte der Alte. „Ich hab' Dir's nachgethan und bin Thingbot' gewesen zum letztenmal. Die Narrensupp', die man da droben gekocht hat, schmeckt mir nicht. Jetzt merk' ich's: der einzig' Gescheite von uns allen ist der gewesen, der nicht gekommen ist, der alte Gobl. Aber Verstand muß Unehr' heißen. Hätt' ich mir nur den Apfel mitgenommen!" Wieder lachte der Kohlmann. „Aber wie schon alles geworden ist . . . da steh' ich lieber zu Dir als zu den andern. So nimm mich halt mit in die Einschicht und laß mich hausen in Deinem Hag!"

Sigenot zögerte mit der Antwort. „Ich könnt' Dich brauchen, Kohlmann, aber ich muß Dir sagen: meine Hofreut hat einen heißen Boden."

„Warum?"

„Mein Weg geht unter Eisen, ich steh' in Fehd' wider Wazemanns Haus!"

„Wider Wazemann? Ich könnt' ein besseres Wort nicht hören! Da hast meine Hand . . . so lieber geb' ich mich!"

„So komm!"

Sie tauschten einen Händedruck; dann stiegen sie thalwärts durch die Nacht. Als sie auf vorspringender Bergrippe eine kleine Blöße erreichten, blieben sie erschrocken und lauschend stehen.

Ein dumpfes Rollen wie Donner in der Tiefe ging unter ihren Füßen hin, und noch eh' es verstummte, lief ein Stoßen und Zittern über den festen Grund. Die Bäume ächzten im Wald, für einen Augenblick erlosch im Thal das Rauschen der Ache, und überall auf dem Berghang kollerte das lose Gestein. „Fischer!" schrie der Kohlmann und faßte den Arm des Gefährten. „Es rührt sich im Berg'! Ob die da droben beim Feuer wollen oder nicht . . . die gute Zeit steht ein!" Die beiden Fäuste streckte er gegen den Untersberg, der fern in der Nacht sich schwarz emporhob aus dem Thal, die Zinnen umflimmert vom letzten Duft des erlöschenden Mondlichts. „Rühr' Dich, Herr Wute, rühr' Dich! Die hundert Jahr' sind um, und der Birnbaum harret!"

Es rollte in der Erde und wieder bebte der Grund. „Mein guter Herre, Du mein Gott!" stammelte Sigenot. „Meine Mutter! Mein Haus!" Und mit jagenden Sprüngen stürmte er den steilen Berghang niederwärts, daß ihm der Kohlmann nicht mehr zu folgen vermochte. —

Droben auf der Thingstätte waren die Männer, die sich mit den Metkannen um das Feuer gelagert hatten, erschrocken aufgesprungen, als jählings im Beben der Erde der glühende Holzstoß zusammenfiel. Bleich und lallend standen sie und starrten einander an, und als zum zweitenmal der Grund erzitterte, faßten sie schreiend, was ein jeder zu greifen fand in seiner Nähe, der eine sein Grießbeil, der andere eine rollende Metkanne, der dritte ein halbverkohltes Scheit, der vierte die Kappe, die seinem Nachbar entfallen, der fünfte einen hüpfenden Stein . . keiner sah, wonach seine Hände griffen . . . ein jeder wollte in sinnloser Angst nur bergen und retten, ein jeder faßte, was ihm vor die Füße kollerte, und so stürzten sie vom Feuer weg und rannten schreiend davon nach allen Seiten.

Oede und schweigend lag die Thingstätte. Da raschelte es im Stamm eines vor Alter morschen Baumes, als wäre rührsames Leben in seinem hohlen Holz; dann knackten die Zweige, und eine Gestalt glitt an der Rinde nieder; sie huschte über die Thingstätte, rannte thalwärts und verschwand im Wald. Nach einer Weile klangen auf tieferem Hang die Hufschläge eines Pferdes über kiesigen Grund.

Ueberall im Thal ertönte Geschrei der Menschen, wer geschlummert hatte unter Dach, war aufgesprungen und aus der Hütte gerannt. Die einen standen, geschüttelt von Angst, und starrten hinaus in die Nacht, die anderen liefen um die hölzernen Mauern, ob sie noch stünden und hielten in ihren Fugen. Von den Almen tönte, halb erstickt durch die Ferne, das Gebrüll der scheu gewordenen Kühe, und hoch in den Felsen dröhnten und knatterten die Steinlawinen, welche niedergingen über die steilen Wände. Im Gadem zündeten sie die Feuer an auf dem bedrohten Herd und warfen die dürren Heilbuschen in die Flammen . . . in der Ramsau sanken sie auf die Knie und beteten, oder sie rannten zum Kirchlein, dessen Glocke sich gerührt hatte, ohne daß eine Hand den Strang gezogen. Und manch einer, der die Hände in christlichem Gebet gefaltet hielt, schielte nach den Alraunen und Feuermännlein im rußigen Winkel der Herdstatt, und manch einem, der die Heilbuschen in die Flammen legen wollte, zögerte die Hand und seine Augen suchten mit zweifelndem Blick die Höhe . . .

In der Schönau war der alte Gobl unter dem Apfelbaum erwacht, im nassen, zerlegenen Gras, zwischen Schutt und faulenden Aepfeln. Halb richtete er sich auf und lächelte müde: „Schau', jetzt rührt sich richtig der Berg! . . . Gute Zeit? . . . Komm oder komm nicht . . . mir ist alles eins!" Er legte sich wieder nieder und wollte die Augen schließen. Da bebte der zweite Erdstoß durch den Grund. Ein paar Aepfel klatschten durch die Zweige herab, am brüchigen Hause ächzten die Balken, das Dach begann sich zu bewegen, die morschen Mauern wichen auseinander, und langsam fiel die Hütte in sich zusammen. Das machte keinen großen Lärm; ein träges, kurzes Gepolter — und alles war wieder stille. Gobl hob nur ein wenig den Kopf „Hätt' ich drin geschlafen heut' nacht . . . nicht einmal erschlagen hätt's mich!" Er seufzte und drehte sich auf die Seite. — —

Ueber dem Falkenstein zitterte trüber Lichtschein; er kam aus Recas Kammer, in welcher die Leuchte neben dem Spiegel brannte; schlummerlos lag Reca auf ihrem Lager, ihre nackten Arme schimmerten, und in wirren Strähnen hing das gelöste Rothaar über das Bärenfell auf die Diele nieder. Als der Stoß durch das feste Haus gegangen war, hatte sie die Arme zur Decke gehoben und gestöhnt: „Fall' doch! Fall'! Dann hab' ich Ruh'!" Und schluchzend war sie hingesunken über das Lager.

Ihren Vater und ihre Brüder hatte das Rollen in der Tiefe und der Erdstoß nicht geweckt; sie lagen im Metrausch und in dumpfem Schlaf. Aber die Knechte und Mägde waren schreiend aus dem Steingeschoß des Hauses und aus den Ställen geflüchtet. Lärm erfüllte den Burghof, und unter den Mauern schwankte der in seinen Tiefen erregte See mit rauschenden Wellen, welche klatschend durch das Röhricht an die Lände schlugen und über den Sand hinausspülten bis an den Fuß des Kreuzes. Matt schimmerten dessen frisch behauene Balken in der Nacht, während am Fischerhause roter Feuerschein aus der offenen Thür und aus allen Fenstern leuchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Wiener Bettlerwesen.

Von V. Chiavacci. Mit Zeichnungen von W. Gause.



An der Kirchenthüre.

Das Leben einer Großstadt ist ebenso reich an Stürmen und Schiffbrüchen wie der wildbewegte Ocean. Das stolze Lebensschiff des Reichbegüterten ist seinen unberechenbaren Launen ebenso ausgesetzt wie die gebrechliche Barke des Armen, der sich täglich aufs neue dem trügerischen Elemente anvertraut, um den Bedarf des Tages zu erbeuten. Tausend scheinbar festgegründete Existenzen werden von seinem Wirbel erfaßt und in die Tiefe gezogen, tausend hoffnungsfreudige und kampfesmutige Seelen stranden an seinen tückischen Klippen, und während die Unglücklichen einen aussichtslosen Kampf mit den Wellen kämpfen, balgen sich die am Ufer Stehenden, statt ihnen hilfreiche Hand zu bieten, um das angeschwemmte Strandgut.

Zu oft wiederholt sich dies klägliche Schauspiel, als daß es einen mächtigeren Eindruck auf diejenigen ausübte, die vom Schicksal verschont geblieben sind. Der jähe Schicksalswechsel, das Ringen des Opfers mit dem ungewohnten Element, das Aufbrauchen der letzten Mittel, das Anklammern an letzte Hoffnungen und der unaufhaltsame Sturz in die Tiefe — wie oft erlebt man es in nächster Nähe, wie oft ist es geschildert worden!

Der Dämon Geld, der dem Begüterten in so williger, höfischer Weise gehorcht, zeigt nach dem Sturze plötzlich seine abschreckende, grauenerregende Gestalt. Die Tausender und Hunderter, welche ihren Herrn bisher so weltmännisch fein bedient, die alle seine Wünsche stumm und widerspruchslos erfüllt haben, sind plötzlich verschwunden. An ihrer Stelle haust jetzt ein widerwärtiger Tyrann, ein brutaler Geselle — der Kreuzer. So ohnmächtig sein Können ist, so stolz und unerbittlich ist er im Gewähren. Anfangs wird er noch verachtet, mit Füßen getreten; aber seine Herrschaft wächst mit jedem Tage. Bald ist er der einzige Herr und füllt die Gedanken und Sorgen seines Sklaven aus. Er fordert in seinem Dienste Schweiß, Mühe, Entsagung und Kummer und gewährt dafür ein dürftiges Dasein in Schmutz, Elend und Siechtum. Er ist der Welttyrann, der unumschränkte Herrscher über die ungezählten Millionen, die ihm in harter Fron dienen, ihm huldigen, ihn halten wollen; aber immer wieder entschwindet er ihren Händen, flieht aus den armseligen Hütten und geht als befruchtender Regen über den Palästen der Reichen nieder. Hier und da greift er einen heraus aus der Menge und überschüttet ihn mit seinen Gaben. Je willkürlicher, grausamer und launenhafter er seine Herrschaft übt, desto gefesteter wird sein Ansehen, desto emsiger buhlt man um seine Gunst.

Auf der untersten Stufe seines hierarchischen Gebäudes hat der Götze eine Pariakaste geschaffen, den Bettler.

In jeder Weltstadt hat das Bettlerwesen infolge der Charaktereigenschaften ihrer Bewohner, des Erwerbssinnes oder der Schlaffheit der unteren Volksschichten, des Wohlthätigkeitstriebes der Begüterten, der staatlichen Fürsorge und der öffentlichen Einrichtungen ein eigenartiges Gepräge. Der starrende Schmutz, das herzzerreißende Elend, das uns in London und in den großen Städten Italiens auf der Straße entgegentritt, ist allerdings in Wien ebenso wenig zu sehen wie in den großen Städten Deutschlands. Die öffentliche Mildthätigkeit ist groß; die Gemeinde giebt jährlich Millionen aus, um dem Elend zu steuern, den Siechen ein Obdach zu geben, die Waisen zu versorgen. Der Verein gegen Verarmung und Bettelei, zahlreiche Asyle, Siechenhäuser, Rekonvalescentenheime, Volksküchen, Schlafstätten für Obdachlose, Wärmestuben, Wohlthätigkeitsvereine zur Bekleidung armer Kinder und eine Unzahl privater Wohlthäter treten wirksam gegen Elend und Not in die Schranken. Es ist ein stattliches Samariterheer, das jahraus, jahrein den Kampf gegen den grimmigen Feind mit mehr oder weniger Erfolg führt. Und dennoch reichen die Schutzdämme nicht aus, um die überall hereinflutende Not mit vollem Erfolg zu bekämpfen. Gegen das Ueberhandnehmen des Straßenbettels tritt das Vagabundengesetz mit unnachsichtlicher Strenge auf. Hierdurch wird der Bevölkerung viel arbeitsscheues Gesindel, das gelegentlich auch nach unerlaubtem Erwerb ausspäht, vom Halse geschafft; anderseits erleben wir aber im Gerichtssaale oft wahrhaft erschütternde, das menschliche Elend und die Ohnmacht der Gesellschaft grell beleuchtende Scenen.

Trotz der ungeheuren Summen, welche die Armenpflege der Stadt Wien alljährlich verschlingt, und trotz der werkthätigen Hilfe der Bevölkerung wird der Wert dieser Hilfeleistungen so lange zweifelhaft sein, bis nicht eine streng gegliederte Organisation dafür sorgt, daß das Geld in die richtigen Hände gelangt; denn neben der wirklichen Dürftigkeit, dem hilfeheischenden, herzbewegenden Jammer wuchert eine weitverzweigte Bettlerindustrie mit großer Dreistigkeit und mit einem Erfolge, der nur in der Gutmütigkeit der Bevölkerung seine Erklärung findet.

Das hilfeflehende Weib, das, abgerissen und barfuß, vor der Kirchenthür steht, die blinde Frau, die an der Brust eine Tafel trägt mit der Erklärung „Blind von Geburt“, der krüppelhafte Arbeiter, dem die Fabrikmaschine ein Glied fortgerissen, das blasse Weib, das eben aus dem Spital entlassen wurde, der Taubstumme, der mit flehender Gebärde unartikulierte Töne ausstößt, das sind Typen, welche eine jede Großstadt aufweist und deren Würdigkeit wohl selten angezweifelt wird.

Mehr Vorsicht und eine schärfere Unterscheidung ist bei den sogenannten „Schnallendruckern“ („Schnalle“ ist ein in Oesterreich vielfach gebrauchter Ausdruck für „Thürklinke“) zu üben, die in den Häusern von Thüre zu Thüre wandern und unter den verschiedensten



Die Blinde.

Vorwänden das Mitleid der Hausbewohner anrufen. Abgesehen davon, daß sich hier vielfach der berufsmäßige Bettel breit macht, dient das „Schnallendrucken“ gar manchen nur als Vorwand, um die Gelegenheit zu einem Diebstahl auszuspionieren.

Es ist Freitag, der große Zahltag der vielen Hausarmen, denen von seiten der mildthätigen Hausfrauen das Almosen als eine Art Rente verabfolgt wird. Es läutet! „G'wiß wieder ein Bettler,“ sagt die Hausfrau verdrießlich, da sie eben bei einer wichtigen Hantierung in der Küche ist. Bald darauf läutet es stärker. Aergerlich eilt sie hinaus und öffnet. Ein alter Mann mit schneeweißem Haar und Bart steht vor ihr. Es ist ein Hausarmer, der schon seit zehn Jahren jeden Freitag sein Almosen von ihr empfängt. „Ein armer, alter Mann thät' gar schön bitten“, lautet die Formel. Die Frau giebt ihm das Almosen. Ein krampfhafter Hustenanfall bei dem Greise veranlaßt die mitleidige Hausfrau, ihm eine Schale Suppe zu bringen. „Vergelt's Gott, vergelt's Gott tausendmal; i wir fleißi beten,“ sagt er und schlürft mit Behagen das warme Getränk. „Ihner Suppen is die beste in der ganzen Gegend, Euer Gnaden,“ fährt er dann gemütlich fort. „I hätt' schon längst die Kundschaft auf'geb'n, denn Ihnere drei Stöck' werd'n m'r schon sauer; aber i g'freu' mi allemal schon auf die Supp'n. Delikat, wirklich delikat!“ Man sieht, er steht auf vertrautem Fuß mit seiner Wohlthäterin. Diese betrachtet den treuherzigen Alten, der den Bettel wie ein Geschäft behandelt, als ein Hausmöbel und plaudert mit ihm wie mit einem guten Bekannten. Er will die Gabe einstecken, besinnt sich aber und sagt ganz offenherzig: „I krieg' no zwa Kreuzer vom vorigen Mal. Wissen S', Sie hab'n ka klans Geld g'habt und hab'n g'sagt, 's nächste Mal wir' i Ihna schon zahl'n.“



Die Frau sucht in ihrer Tasche nach Kleingeld. Der Alte wehrt jedoch ab und sagt: „Muß ja net glei sein; es is nur weg'n der Ordnung, daß ma net vergißt. Sie laufen mir ja net davon. Hätt' i nur a Million z' fordern von Ihnen; mir wär' net bang, daß i zu mein' Geld kommet.“ Die Frau lacht über die Ungeniertheit des Alten und dieser fährt fort: „Wissen S' was, i kumm von jetzt an nur alle Monat. Lassen m'r das Geld z'sammkommen. Mir is das viele Stieg'nsteig'n z'wider und Ihnen is das Thüraufmachen z'wider. Is uns allen beiden g'holfen. Mei Suppen geb'n S' halt an' Armen.“ Der Alte trollt sich in der Ueberzeugung, seiner Wohlthäterin einen Dienst geleistet zu haben.

Beim Hausthor treffen zwei Weiber zusammen. Die eine trägt ein krüppelhaftes Kind auf dem Arm, die andere hat ein eingebundenes Gesicht. Sie nicken einander verständnisinnig zu.

„Is was los?“ fragt die mit dem Kinde.

„Im ersten Stock krieg'n S' zwa Kreuzer,“ antwortet die andere. „Die Vergolderin im zweiten Stock giebt Ihnen a alt's G'wand für's Kind; aber da müssen S' das Umhängtuch wegthun, daß 's Kind recht erfroren ausschaut. Wo haben S' denn den Fratzen her?“

„Von der Poschin; denken S' Ihnen, vierzig Kreuzer verlangt die Person im Tag dafür.“

„Na ja, das is aber auch a selten's Kind, den schön' Buckel, den's hat, und nur a Aug'. Was gut is, is teuer. Da können S' schon was verdienen damit.“

„Schaut nur so schön aus. Der Racker will ja net weinen. Was ich schon alles probiert hab', er weint halt net! Das Doppelte könnt' i verdienen, wann der Fratz weinen wollt'.“

Die würdigen Damen empfehlen sich und jede geht ihren Geschäften nach.

Oft kann man unter den Hausthoren ganze Gruppen von Bettlern aller Art beisammen finden, welche ihre Erfahrungen über die Mildthätigkeit der verschiedenen Parteien im Hause austauschen.

Es läutet irgendwo im ersten Stock. Draußen steht ein junger Mensch, schüchtern und zaghaft. Er hat ein dünnes Röckchen an und zittert vor Kälte. Ganz leise bringt er nur einige abgerissene Worte hervor. Er sei Student. Fürs Essen wäre gesorgt; man hat ihm Marken für die Volksküche zugeteilt. Auch hat er eine Lektion gefunden Er kann sich aber in seinem fadenscheinigen Röckchen nicht vorstellen. Wenn er eins bekommen könnte, das auch nur ein bißchen besser ausschaute, das könnte ihn retten. Der junge Mensch ist so bescheiden; es wird ihm so schwer, die Bitte über die Lippen zu bringen. Der gutherzigen jungen Frau treten die Thränen in die Augen. Nach kurzer Beratschlagung mit ihrem Manne kommt sie mit einem ganzen Anzug zurück. Der junge Mensch schluchzt ein paar unverständliche Worte des Dankes und entfernt sich freudestrahlend. In der nächsten Gasse steht ein Hausierer, der die Kleidungsstücke sorgfältig prüft. Der schüchterne Student scheint sich sehr gut auf den Handel zu verstehen. Er zankt sich tüchtig mit dem Hausierer herum, bis dieser nachgiebt und ihm drei Gulden fünfzig Kreuzer auf die Hand zählt. Kein schlechtes Geschäft!



Der „Student“ beim Empfang und Verkauf einer Spende.

Das alte Weibchen, das zögernd vor dem Fenster des Bäckers steht, wird schon längere Zeit von einem Sicherheitswachmann scharf beobachtet. Sie entschließt sich endlich, einzutreten: „Ein armes altes Weib thät schön bitten um a bisserl was.“ Sie erhält einen Kreuzer. Vor der Thür tritt ihr der Wachmann entgegen mit dem Befehl: „Sie haben gebettelt, folgen Sie mir!“ Der Alten versagen die Knie vor Scham und Verzweiflung. „Aber i bitt', ich bin ja für g'wöhnlich ka Bettlerin. Ich arbeit' ja und geh' ins Waschen und Fensterputzen, wann i was kriag; aber mein Enkerl is krank, und ka Brot in Haus. Mein Gott und Herr, wann i net z'Haus' komm', was thut denn das Kind? Lassen

S' mi fort, lieber Herr, i werd's g'wiß nimmer thun; i verlier' ja sonst meine Pfründen; oder sie geb'n mich ins Versorgungshaus! Was soll denn dann mit dem armen Kind g'schehn?" Mittlerweile hat sich eine große Menschenmenge angesammelt. Man sucht den Wachmann zu überreden, das Weiblein freizulassen. „Ich darf nicht, meine Herren," sagt dieser achselzuckend. „Mir thut's ja selber leid; aber ich hab' strengen Auftrag. Paragraph 2 des Vagabundengesetzes. Kommen S' nur mit, Frauerl! Es g'schieht Ihnen net viel. Sie können ja gleich wieder nach Haus geh'n." Die Alte fügt sich zitternd und jammernd ins Unvermeidliche und wird auf dem Polizeikommissariate nach der Protokollsaufnahme „vorläufig" entlassen.

Wenn auch die Behörde ein wachsames Auge auf den Straßenbettel hat, so gelingt es besonders den Berufsbettlern noch häufig genug, der Polizei ein Schnippchen zu schlagen.

Ahnungslos wandelt da ein Mann auf einer der belebtesten Straßen dahin. Er bleibt vor einer Auslage stehen. Auf einmal hat er einen Begleiter an seiner Seite, der mit ihm geht und ihm eine rührende Geschichte erzählt. Bald ist ihm sein armes Weib gestorben, bald liegen seine Kinder krank danieder; er selbst ist meistens erst aus dem Spital entlassen, schwach und hinfällig und hat den ganzen Tag oder noch länger keinen Löffel Suppe genossen. Der andere kauft sich endlich von der Fortsetzung der immer schauerlicher werdenden Familientragödie durch ein paar Kreuzer los. Der Bettler lüftet den Hut und empfiehlt sich wie ein Bekannter.

In der Nähe der Aspernbrücke geht ein blasses Weib mit einem kleinen Kinde. Mitten in der Straße stürzt sie plötzlich mit einem schrillen Aufschrei zusammen. Dem Kutscher einer Equipage, welche eben daherfährt, gelingt es gerade noch, die Pferde zum Stehen zu bringen. Die Frau, die sich in epileptischen Krämpfen windet, ist nach rückwärts gestürzt, sonst wäre das Kind auf ihrem Arme von der Wucht des Sturzes zermalmt worden. Das arme Kleine fängt fürchterlich zu schreien an, wirft sich auf die Bewußtlose und ruft: „Mutterl, Mutterl!" Es ist eine herzzerreißende Scene. Eine große Menschenmenge hat sich alsbald versammelt; aus der Equipage steigt eine Dame, welcher der Jammer dieser Hilflosen sehr zu Herzen geht. Sie zieht eine Banknote aus ihrer Geldbörse und giebt sie dem Kind. Die Umstehenden folgen dem wackeren Beispiel, und bald ist eine nicht unansehnliche Summe beisammen. Jetzt erwacht auch das Weib aus der Ohnmacht. Verstört und als ob sie sich erst besinnen müßte, wo sie sei, blickt sie um sich. Doch plötzlich scheint sie wieder ihren Verstand beisammen zu haben. Sie faßt ihr Kind und drängt sich, einen kurzen Dank stammelnd, fluchtartig durch die Menge. „Sie kommen mit!" ruft ein Sicherheitswachmann sie barsch an. Das Weib blickt hilfesuchend zu ihren Wohlthätern hinüber. „Sie hat nicht gebettelt," versichert ein Herr das behördliche Organ, und als dieser das Weib an der Hand faßt und mit sich nehmen will, werden Stimmen des Unmuts laut und einige Anwesende erbieten sich freiwillig, Zeugnis dafür abzulegen, daß das Weib nicht gebettelt hat. „Stören Sie die Amtshandlung nicht!" sagt die Wache. „Ich kenne meine Leute. Das ist eine abgefeimte Betrügerin. Was Sie gesehen haben, ist simuliert. Sie versucht ihr Glück in jedem Bezirke. Marsch fort!" Das Kind schreit und die enttäuschte Menge bricht jetzt über die Betrügerin in Verwünschungen aus.

„Da soll der Mensch ein Mitleid haben!" sagt ein Mann im Arbeiterkittel. „Mein letzt's Sechserl hab' ich hergegeb'n für die Gaunerin, weil mir das Elend ans Herz 'gangen is. I gieb aber kan'r mehr 'was, das weiß i."

„Aber i bitt' Ihnen, Herr Nachbar," sagt eine robuste Marktfrau, „es is immer noch g'scheiter, man laßt sich zehnmal betrüg'n, als man laßt einmal ein' Hungrigen von der Thür geh'n."

Die typischen Fälle alle aufzuzählen, mit denen die Bettlerindustrie, dieser gefräßige Parasit der wirklichen Armut, ihre Geschäfte macht, würde hier zu weit führen. Unter den verschiedensten Masken drängen sie sich heran, und was dem unterstützungswürdigen Elend, das sich nicht hervorzudrängen weiß, entzogen wird, das ergattern diese Gäuche durch List und freche Aufdringlichkeit.

Ein Gast tritt aus einem Kaffeehause. Der Marqueur empfiehlt sich und nennt, wie das üblich, den Namen des Herrn. Nach einigen Schritten auf der Straße tupft diesen jemand auf die Schulter. Er sieht sich um und blickt in ein völlig fremdes Antlitz. „Grüß' Dich Gott, Meier," sagt der Fremde in vertraulichem Ton, „mir scheint, Du kennst mich nimmer. Wir sind ja miteinander in die Schul' gegangen."

Der Angeredete lächelt verlegen, thut, als ob er den Unbekannten kenne, und spricht, nur um etwas zu sagen, von der Schule, von den Lehrern und Mitschülern. Der vermeintliche Mitschüler wird vertraulicher und erzählt dem Kameraden seine Lebensgeschichte, die im Verlaufe immer trauriger und trostloser wird. Dem Angeredeten wird bei der Erzählung immer schwüler und unheimlicher zu Mute. Er fühlt sich umstrickt; er merkt, wo das hinaus will, und getraut sich doch nicht, seine Taktik zu ändern; denn er hat den Begleiter ja in der ersten Verlegenheit als Kameraden anerkannt. Jetzt platzt die Bombe. Der „arme Kamerad" ist gegenwärtig ohne Stellung, seine Mutter — „Du kennst sie ja" — ist bei Verwandten in Steiermark untergebracht. Eben hat er einen Brief erhalten. Seine Stimme umflort sich. Sie liegt im Sterben. „Mein armes Mütterchen," schluchzt er — „und ich soll sie nimmer sehen wegen lumpiger zwei Gulden, die mir noch auf das Reisegeld fehlen!" Der „Kamerad" giebt die zwei Gulden her, um die saubere Bekanntschaft los zu werden. Er ist überzeugt, daß er beschwindelt wird; aber er weiß keinen andern Ausweg.

Der Wirtshausbettler zeigt wieder eine andere Physiognomie. Es sind zumeist wirklich Bedürftige, welche in den kleineren Vorstadtgasthäusern von Tisch zu Tisch um milde Gaben gehen, Blinde in Begleitung eines Kindes, Krüppelhafte aller Art, hilflose Greise und alte Mütterchen. Die Kontrolle übt hier der Wirt. Manchmal nimmt der Bettel in diesen Lokalen das Mäntelchen eines Gewerbes um. Der blinde Bettler hat eine kleine Spielorgel umgehängt, die einige Takte klimpert, worauf der Gast den Kunstgenuß mit einem Kreuzer entlohnt. Ein anderes nicht zu billigendes Bettelgewerbe ist das Anbieten von „Planeten" durch kleine Kinder. „I bitt', kaufen S' m'r ein' Planeten ab! Steh'n drei Numero d'rauf, die g'wiß kommen." Mit diesen Worten bietet der kleine Knirps seine Ware an. Die „Planeten" sind



Bettler in einem Thorweg, ihre Erfahrungen austauschend.



Die „Epileptische“.

kleine bedruckte Zettel, auf denen eine alberne, aber meist sehr erfreuliche Prophezeiung zu lesen ist, die mit der Versicherung schließt: „Mit den Nummern 23, 65, 80 werden Sie Ihr Glück begründen.“

In den Praterwirtshäusern, beim Heurigen und in den Vorstadtlokalen nimmt der Bettel die verschiedensten Gestalten an. Das Ausspielen von „Kipfeln“, das Anbieten von wertlosen Blumen, der Handel mit Zündhölzchen gehören zu diesem verschämten Bettel.

Die Speisung Armer wird nicht nur in vielen Familien gepflegt, es ist fast in jedem Gasthause Uebung, daß die Ueberreste des Tages an einzelne Hausarme verteilt werden. Größere Wirtschaften liefern diese Ueberbleibsel an die Kapuziner und Franziskaner ab. Und hier, vor der Klosterpforte der Franziskaner, kann man um die Mittagszeit die mannigfachsten Typen des menschlichen Elends beisammen sehen.

Die listigen Gaunerstückchen, mit denen wohlthätige Menschen zuweilen von arbeitsscheuen Geschöpfen in der oben geschilderten Weise geprellt werden, können mit einigem Humor verschmerzt werden, zumal der einmal Geprellte nicht leicht wieder in die Falle geht. Das allgemeine Mißtrauen aber schadet wieder häufig den wirklich Dürftigen. Viel ernster wird die Sache, wenn es sich um verkommene Existenzen handelt, welche die Maske des Bettlers nur so lange tragen, bis sich eine günstige Gelegenheit zu Gewaltakten findet. Und in dieser Beziehung hat die Wiener Chronik leider einige tragische Fälle aufzuweisen. Vor wenigen Jahren erst wurde ein angesehener Wiener Bürger in einem der belebtesten Stadtteile Wiens von einem Bettler in brüsker Weise angesprochen und, als ihm jener das Almosen verweigerte, von dem Strolch mit Messerstichen ermordet. In abgelegenen Straßen und auf großen, menschenleeren Plätzen ist es schon oftmals vorgekommen, daß ein Vorübergehender von einem zerlumpten und verwegen aussehenden Burschen in drohendem Tone aufgefordert wurde, einen größeren Betrag herzugeben. Wer läßt es in einem solchen Falle auf einen Messerstich ankommen! Man kauft sich los und ist froh, Gesundheit und Leben gerettet zu haben.

Ein ganz anderes Gesicht zeigt die Bettlerindustrie im großen. Das sind Leute, welche ihr Geschäft mit kaufmännischer Umsicht und Betriebsamkeit führen. Sie haben ihren Klientenkreis, der streng verbucht ist und dessen Eigenheiten und Wohlthätigkeitsneigungen aufs sorgfältigste geprüft werden. Mit den „Geschäftsfreunden“ stehen sie in lebhaftem Verkehr. Sie teilen ihnen die Adressen der Wohlthäter mit und empfangen dafür andere. Der Mann schreibt Bittgesuche an hohe und höchste Herrschaften, an Großkaufleute und bekannte Wohlthäter. Diese Gesuche sind oft Meisterstücke eines raffinierten Lügengewebes. Die Frau geht, anständig in Schwarz gekleidet, in die vornehmsten Häuser. Gelingt es ihr nur, vorgelassen zu werden, so ist sie ihres Erfolges sicher. Bei dem General ist sie eine Offizierswitwe und erzählt bis ins kleinste hinein die Schlacht, in der ihr „armer Mann“ fürs Vaterland gefallen ist. Bei der frommen Aristokratin ist sie ein Muster von Demut und Frömmigkeit, welches die von Gott auferlegte Prüfung mit Ergebung trägt. Baronin M. hat ihren einzigen Sohn verloren. Ihr erzählt das Weib eine herzergreifende Geschichte von ihrer einzigen Tochter, die durch ihre Künstlerhände Mutter und Geschwister erhält. Aber das schwache Kind droht den Anstrengungen zu erliegen. Sie ist blaß und hinfällig und hustet die ganze Nacht. Der Arzt schüttelt den Kopf. Nur ein Aufenthalt im Süden könnte sie retten. Das ist für so arme Leute ein Todesurteil. Das arme Kind muß sterben! Schluchzend sinkt sie auf die Knie und umklammert die Füße der Wohlthäterin. Die Mutter spricht zu dem Mutterherzen! Wer könnte in einem solchen Augenblicke hart sein? —

In einem Vorstadthaus wohnt ein armer Tagschreiber mit fünf Kindern im größten Elend. Aber er bettelt nicht. Seinen Zimmermieter scheint das Elend zu rühren; er wendet sich an

bekannte Wohlthäter, die aber die Gewohnheit haben, sich von der Dürftigkeit und Würdigkeit des Bittstellers zu überzeugen. So oft nun ein Wohlthäter kommt, ist nur der Zimmermieter mit den Kindern zu Hause. Der Augenschein spricht für das größte Elend und der Einmieter nimmt die milden Gaben in Empfang. Der, dem sie zugedacht sind, ist im Amt und der „Zimmerherr“ hütet sich wohl, dessen Stolz durch die Ausfolgung der Almosen zu verletzen.

Zwei barmherzige Schwestern im Nonnengewand gehen von Haus zu Haus, von Thür zu Thür und zeigen ein Büchlein vor, in welchem sie ermächtigt erscheinen, für das Kinderspital auf der Wieden milde Gaben einzusammeln. Da stehen ganz hübsche Summen mit den Namen wohlbekannter Personen verzeichnet. Niemand weigert sich, ein so wohlthätiges Werk zu unterstützen, und weniger als zehn Kreuzer wagt keiner zu geben. Die „frommen Schwestern“ ziehen aber nachmittags ihre Masken aus und fahren im Fiaker zum „Heurigen“ hinaus.

Die schmutzigen Bettlerherbergen, wie sie Eugen Sue und Viktor Hugo in ihren Romanen mit verwegener Phantasie und grellen Farben schildern, würde man in Wien vergebens suchen. Doch sind die Bettler keineswegs selten in den Spelunken entfernter Vororte beisammen zu finden, wo sie nach des Tages „Mühen“ in ihrer Weise recht vergnügt und üppig zu leben verstehen. Sie zahlen natürlich nur in kleiner Münze; aber an dieser haben sie selten Mangel. Die Krüppel und Lahmen sind dort die „Honoratioren“. Mancher hätte es nicht mehr nötig, vor der Kirchenthür zu stehen oder von Haus zu Haus zu wandern; aber er thut es, weil er die süße Gewohnheit des Bettelns nicht mehr lassen kann. Auch in diesen Kreisen äußert der Dämon des Geldes seine herrische Gewalt. Der „Glückliche“, den die Natur mit allem ausgestattet, was zum Betteln gehört, steht in hohem Ansehen bei den übrigen, die von der Mutter Natur stiefmütterlich, etwa nur mit einem kleinen Buckel, bedacht sind.



Bettlerkneipe.

Erst kürzlich ging eine Notiz durch die Zeitungen über einen Bettler, der seit zwanzig Jahren unermüdlich vor der Kirchenthüre in Währing und in den Gasthäusern Almosen einsammelte. Er starb als reicher Mann mit einem Vermögen von 40 000 Gulden. Sein Testament enthielt die Bestimmung, ihn sechsspännig zu begraben. Merkwürdigerweise ist „eine schöne Leich’“ für so viele aus der niederen Volksschicht „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen“.

Von einem anderen Bettler wird erzählt, daß er sein Einkommen dazu verwendet habe, seinen Kindern eine gute Erziehung angedeihen zu lassen. Sie sind nun verheiratet, angesehen und in guten Stellungen. Zu ihrer tiefen Beschämung gelingt es ihnen aber nicht, ihren Vater zu bestimmen, daß er das Betteln aufgebe. Er bettelt nach wie vor und begegnet manchmal in einem Gasthause einem seiner Kinder, an dem er jedoch still vorübergeht. Die Stammgäste stecken dann wohl die Köpfe zusammen und flüstern einander zu: „Das ist der alte Högel, der Vater von dem Ignaz Högel, der dort am Tische sitzt.“

Vor vielen Jahren konnte man in den Straßen von Wien ein Weib sehen, das ein blasses, schwächliches und äußerst verkrüppeltes Kind auf ihrem Rücken trug. Es war ein Knabe mit einem großen Höcker, die lahmen Beine hatte er von sich gestreckt und die Mutter bereitete ihm mit den rückwärts gekreuzten Händen einen Sitz. Die großen dunklen Kinderaugen blickten schwermütig in die Welt und wenige gingen an dem Jammerbilde vorüber, ohne der Mutter ein Almosen einzuhändigen. So sah man die beiden rastlos durch die Straßen und offenen Märkte wandern, Jahr um Jahr. Der Knabe wurde immer größer und ist nun schon ein Mann, dessen fahles Antlitz ein Bart umrahmt. Das Weib trägt aber ihre Last noch immer so leicht und behende wie damals, als sie noch das kleine Kind auf dem Rücken trug, und noch immer blickt der Krüppel über den Kopf der Mutter in die Welt. Das Weib ist trotz ihrer Jahre noch stämmig und frisch; ihre Muskeln haben sich wohl allmählich an die wachsende Last gewöhnt. Es ist ein bekanntes Straßenbild, das den meisten Wienern schon aufgefallen sein wird. Der Krüppel ist wie verwachsen mit seiner Trägerin und hat das Gefühl, als ob er sich seiner eigenen Füße bediente. Mitleidig sieht ihnen mancher nach und stellt sich die Frage: was wird aus dem Aermsten, wenn seine Mutter, von Alter und Krankheit gebeugt, die schwere Last nicht mehr tragen kann? Dann wird er plötzlich inne, was ihm bisher nicht bewußt gewesen, daß es nicht seine Beine waren, die ihn durch die Welt getragen haben.

In den letzten Jahren hat das Bettlerwesen in den Straßen und Häusern Wiens infolge der strengen Handhabung des Vagabundengesetzes bedeutend abgenommen. Der Bettelindustrie und dem Bettlerunwesen ist leider viel schwerer beizukommen, und hätte die Stadtverwaltung die ungeheuren Summen zur Verfügung, welche alljährlich von Gaunern und Industrierittern der gutherzigen Bevölkerung abgeschwindelt werden, so gäbe es vielleicht in Wien keinen Bettler mehr.

Die Perle.

(14. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard**.

Herr von Montrose hatte die Gattin des Regierungspräsidenten aus St. zur Tischnachbarin; sie war eine starke Dame mit einem hochrot gefärbten Gesicht, schon ältlich, hörte schwer; mehr ließ sich beim besten Willen nicht von ihr sagen. Sie lächelte freundlich, wenn Herr von Montrose zu ihr sprach, allein ihre Antworten bewiesen, daß sie ihn häufig gar nicht oder nur sehr mangelhaft verstanden habe, und da sie an ihrer andern Seite die zuvor von Clémence erwähnte Excellenz Sonneberg hatte, einen weißköpfigen alten Herrn, der eine Stimme wie eine Trompete besaß und überdies die Präsidentin schon seit Jahren kannte, so zog die Dame es vor, sich lieber diesem bequemen Verkehr hinzugeben, anstatt dem Herrn des Hauses so viel Mühe und sich selbst Verlegenheit zu bereiten.

Herr von Montrose lächelte ein klein wenig und wandte sich Ilse zu. Sie sah, wie sein Blick auf dem Maiblumensträußchen haftete, das sie an der Brust trug, und eine helle Röte flog über ihr Gesicht. „Ich — ich habe Ihnen noch nicht danken können,“ begann sie unvermittelt, in dem gewappneten Ton, in dem sie fast immer zu ihm sprach. „Es war unhöflich von mir, aber ich konnte nicht, es waren zuviel andere dabei! Ich — Sie — Sie sind vielleicht befremdet, daß ich die Kette nicht trage — aber ich werde sie niemals tragen!“

„Und warum nicht?“ fragte Herr von Montrose ruhig.

„Sie ist viel zu kostbar für mich!“

„Ich finde nicht.“ Seine tiefen Augen fanden die ihrigen und hielten sie fest. „Ich hoffe,“ sagte er dann, so leise, daß



Kletterübungen der deutschen Infanterie.
Nach einer Originalzeichnung von A. Wald.

kaum sie, für die seine Worte bestimmt waren, diese verstehen konnte, „ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, wo Sie dennoch diese Kette tragen werden!“

„Ich darf Dir doch Sekt eingießen lassen, Ilse?“ fragte Graf Röstems Stimme jetzt von der andern Seite, und das junge Mädchen wandte hastig den Kopf zu ihm. „Ich bitte, lieber Guido!“

Sie leerte den Inhalt ihres Glases beinahe auf einen Zug, was den jungen Mann zu der Bemerkung veranlaßte: „Ich finde es so vernünftig, die Diners und Soupers gleich mit Sekt zu eröffnen, es giebt entschieden Stimmung. Du scheinst auch meiner Ansicht, Du hast einen ganz achtungswerten Zug gethan. Liebst Du den Sekt so sehr oder bist Du so durstig?“

„Beides!“ entgegnete Ilse in halber Gedankenlosigkeit und erlaubte, daß er ihr Glas von neuem füllen ließ. Sie sah hinüber zu ihrem Vater, der unweit von ihr an der andern Seite der Tafel neben der Gräfin Röstem, einer schönen alten Dame, saß. Sie sprach eifrig auf Doßberg ein und sah ihm wohlwollend ins Gesicht — sie wie ihr Gatte schätzten den langjährigen Freund sehr, hatten ihm mehrmals nach besten Kräften geholfen und würden ihm gern die „Perle“ erhalten haben, wenn ihre eigenen Mittel es gestattet hätten.

„Dein Papa und meine Mama scheinen sich sehr gut miteinander zu unterhalten!“ sagte Graf Guido, der Ilses Blick gefolgt war. „Es war ein glücklicher Gedanke, die beiden zusammenzusetzen. Aber hör’ ’mal, Ilse,“ fuhr er, durch den Sekt angeregt, lebhaft fort, „das ist ja auffallend, wie Dich der junge Montrose anstarrt — da links von meiner Mama sitzt er! Der läßt ja kein Auge von Dir, und seine Dame giebt sich soviel Mühe um ihn! Er mag schön wütend sein, daß er Dich nicht zur Nachbarin bekommen hat. Du, nimm Dich doch vor dem gefälligst in acht, der steht in einem gefährlichen Ruf!“

„Ich weiß, Guido.“

„So! Auch schon! Das ist doch seit unseren Kinderjahren so geblieben, daß Du immer alles weißt. Und der Botho Jagemann, der guckt auch in einemfort nach Dir — sollte sich schämen! Hat ja ’ne Braut, wenn sie auch nicht sehr reizend ist.“

Nach diesem ganz ungewöhnlichen Aufwand von Beredsamkeit versank der junge Graf Röstem wiederum in Schweigen.

Was konnten Montroses Worte von vorhin bedeutet haben? fragte sich Ilse. Es werde die Zeit kommen, da sie jenen Schmuck dennoch tragen werde? Sie sann und sann, ohne eine Antwort zu finden. Ach, wäre das Fest erst vorüber, dürfte sie erst wieder in ihrem schlichten dunklen Hauskleid da sitzen, wohin sie gehörte — am Krankenbett ihrer Mutter! Sie wandte sich von neuem dem Grafen zu und suchte ihn in ein Gespräch zu verwickeln, das war aber nicht leicht. Guido setzte ihr die Vorzüge seiner beiden Pferde, die beim nächsten Rennen eine Rolle spielen sollten, mit Eifer und soviel fachmännischen Ausdrücken auseinander, als habe er einen gewiegten Sportsmann an seiner Seite, nicht aber eine elegante junge Dame. Gleichviel! Sie hörte ihm zu oder that wenigstens so und brauchte auf diese Weise nicht mit dem Nachbar zur Rechten zu sprechen.

Es kamen aber die unvermeidlichen Trinksprüche, es kam das Anstoßen, und als Ilse sich umwandte, neigte Herr von Montrose den feingeschliffenen Glaskelch, den er in der Hand hielt, dem ihrigen entgegen und sagte leise: „Sie wissen es wohl, Baroneß, daß man beim Glase Wein an geheime Wünsche denkt, die uns in nüchterner Alltagsstimmung unerhört vermessen erscheinen. Wollen Sie mir auf solch einen kühnen Wunsch Bescheid thun?“

Nein, sie wollte nicht — aber sie mußte! Mußte es, weil so viele Blicke auf sie gerichtet waren, die sahen, wie der Herr des Hauses ihr sein Glas entgegenhielt, mußte es vor allem unter dem Bann dieser Augen.

Georges von Montrose, der gerade lebhaft auf seine Dame einsprach, wurde unruhig, blieb mitten in seinen Worten stecken und sprach sie schließlich ziemlich verwirrt zu Ende; es war ihm auch ganz gleichgültig, was aus seinem angefangenen Satz wurde. Der Teufel hole die ganze Tischunterhaltung, wenn man so etwas ruhig mit ansehen soll! Was hatte denn sein Vater für ein Gesicht, als er jetzt dem „süßen Geschöpf“ zutrank — und sie, und sie! Georges reckte sich auf seinem Platz und machte einen langen Hals, um besser beobachten zu können. Wahrhaftig, sie sah ganz sonderbar aus, wie magnetisiert! Was in aller Welt hatte er mit ihr angestellt, daß sie ihn so ansah! Georges blickte nach Clémence hinüber — hatte sie es auch bemerkt? Nein, sie konnte von ihrem Platz aus schwerlich die beiden sehen, außerdem war sie eben in ein eifriges Geflüster mit Botho vertieft — das heißt, sie flüsterte, und Botho hörte zu. Hm, hm! Der Husarenoffizier fing an, sich allerlei „verrückte“ Gedanken zu machen, die er schließlich auf den Wein schob. So ’was war ja einfach unmöglich!

Aber als dann die Tafel aufgehoben war, ereignete sich das Unerhörte, daß, da die Frau Regierungspräsidentin sich an den Arm ihres alten Freundes Sonneberg hing, der Herr des Hauses Baroneß Doßberg den Arm bot, unbekümmert darum, was aus dem jungen Röstem wurde. Es war, dank den vortrefflichen Weinen und den ausgezeichneten Tafelgenüssen, eine außerordentlich heitere zwanglose Stimmung bei dem größten Teil der Tischgesellschaft durchgebrochen, irgend jemand hatte der Musik zugerufen: „Polonaise!“, was lebhaften Beifall von allen Seiten fand, und so eröffnete denn der Gastgeber mit Ilse von Doßberg am Arm einen Rundgang durch die lichtdurchfluteten Räume, die zum heutigen Fest geöffnet worden waren. Wie im Traum schritt Ilse durch die Zimmer und Säle, die sie so zahllose Male als jubelndes Kind, als heiteres unbefangenes Mädchen betreten hatte — waren es noch dieselben Räume? War sie selbst dieselbe noch? Fremd, wie alles um sie her sie anblickte, sah es auch in ihrem Innern aus!

Die Polonaise war beendet; Ilse suchte ihren Vater, sie wollte gehen. Aber Baron Doßberg war nicht zu finden, und die jungen Mädchen umringten sie, die Offiziere erklärten lärmend, sie ließen Ilse nicht durch, und bildeten eine lebendige Mauer vor dem Flüchtling. Georges von Montrose stand dicht neben Ilse, er blickte sie unverwandt und so eigen forschend an, daß sie eine überlebhafte Unterhaltung mit einer ihrer Freundinnen begann, um diesem Blick auszuweichen. Da spielte die Musik einen einschmeichelnden Walzer, und plötzlich sah Ilse sich davongetragen in Georges’ Armen, fühlte, wie er sie leidenschaftlich an sich preßte, und hörte ihn etwas murmeln, was sie nicht verstand. Dem ersten Paar folgten viele andere, auch Clémence fegte mit ihrer majestätischen Schleppe über das spiegelnde Parkett. Als Georges endlich seine Tänzerin losließ, drängten seine Kameraden ungestüm heran, aber Ilse blieb unerbittlich. Sie wollte und sie mußte fort! Sie hatte ihren Vater entdeckt, der am Eingang des Tanzsaals stand und sie mit den Augen suchte; sie winkte ihn heran, und an seinem Arm ging sie quer durch den Saal, sich da und dort verabschiedend. Clémence sprach höflich ihr Bedauern aus, daß Ilse so früh schon das Fest verlasse; Herr von Montrose brachte von den kostbaren Cotillonsträußen den schönsten für Ilse herbei; die Offiziere bildeten ehrfurchtsvoll Spalier, und der Herr des Hauses ließ es sich nicht nehmen, das junge Mädchen bis zur Halle zu begleiten, dem herbeieilenden Diener Pelzmantel und Shawl abzunehmen und eigenhändig seinen Gast einzuhüllen. Baron Doßberg stand daneben und sah dies mit an, sah die Erregung in Montroses Gesicht, dachte an die Perlenkette und seine beschwichtigenden Worte: „Ist Montrose nicht alt genug, um Dein Vater sein zu können?“ Worte, die ihm plötzlich gar keinen Sinn mehr zu haben schienen.

Sie traten beide zum Schloßportal hinaus, froh, den kurzen Heimweg durch die sternklare Winternacht noch vor sich zu haben. Wie auf Verabredung blieben Vater und Tochter stehen, als sie den freien Platz vor dem Schloß erreicht hatten, und blickten zurück. Die Fackeln brannten ruhig in der stillen dunkeln Luft — wie ein riesiger Goldwürfel lag das alte stolze Schloß inmitten seiner totenhaft stillen Umgebung. Gleich bleichen Gespenstern reckten sich die hohen Bäume um all den buntschimmernden Glanz empor — gedämpft klang die Tanzmusik in das feierliche Schweigen der nordischen Winternacht, und am tiefschwarzen Himmel standen in ruhevollem Glanz die Sterne. Mit ihren heißen bangen Augen blickte Ilse empor zum Himmel . . . konnte boch dieser klare Glanz keinen Trost in ihre wild erregte, von verworrenen Empfindungen erfüllte Seele bringen? Hoch atmete sie auf, aber der lastende Druck blieb.

Im Verwalterhause waren ein paar Fenster hell — das konnte nicht befremden, Ilse hatte angeordnet, daß eine Lampe zu ihrem Empfang im Vorzimmer brennen sollte, und die kranke Baronin hatte oft die ganze Nacht hindurch in ihrem Zimmer Licht. Als Baron Doßberg, der, tief in seinen eigenen Gedanken

befangen, unterwegs kein Wort mit Ilse getauscht hatte, die Hausthür aufschloß, huschte ein dunkler Schatten an einem der erleuchteten Fenster entlang, und gleich darauf fühlte Ilse sich eng von zwei zitternden Armen umschlungen.

„Armin, Du? Wie Du mich erschreckt hast! Warum bist Du noch auf? Es — es — ist doch nichts vorgefallen?"

„Ach, vorgefallen — das gerade nicht, aber — aber — ich bin so froh, daß Du wieder da bist und Papa auch! Ich weiß gar nicht recht, was das ist, mir erscheint Mama so sonderbar —"

Mit einer hastigen Bewegung riß Ilse Pelzmantel und Tücher herunter und eilte Armin voraus ins Krankenzimmer, ohne zu bedenken, was die Mutter zu dem Aufputz, in welchem sie sich befand, sagen würde. Die Baronin blickte ihr aus fiebergländenden Augen entgegen und schien sich über die Erscheinung des jungen Mädchens keineswegs zu wundern. Sie richtete sich lebhaft auf, was sie lange Zeit nicht mehr ohne Hilfe hatte thun können, und streckte ihrem Gatten, der dicht hinter Ilse eingetreten war, die Hand entgegen.

„Nur gut, daß Du kommst, Hans Gottfried! Ich hab' mich sehr über Dich gewundert. Du bist doch sonst die Pünktlichkeit selbst, hast mich niemals warten lassen, und nun gar bei solch wichtiger Gelegenheit! Aber jetzt bist Du ja da, und auch schon im festlichen Anzug, da will ich nicht weiter schelten. Nur ich, ich bin noch nicht — oder doch?" Ihr Blick fiel auf Ilse, sie nickte mit einem träumerischen Lächeln vor sich hin. „Ja, ja, ich bin immer gern in Weiß gegangen. Wann trug ich doch zuletzt dieses Kleid? Wann hab' ich das Kleid doch zuletzt getragen?" Ihre schmale heiße Hand betastete unsicher die goldenen Verschnürungen, die Ilses Gewand am Mieder und an den Aermeln zeigte. „Ich weiß es gar nicht mehr . . . weißt Du es nicht, Hans Gottfried?"

„Liebe, liebe Elisabeth! Mein Herz!" Die Stimme wollte ihm nicht recht gehorchen, er bedeckte ihre Hand mit stürmischen Küssen.

Ilse faßte die leichte Gestalt der Kranken in ihre Arme und legte sie sanft in die Kissen zurück, dann wandte sie sich an Lina. „Haben Sie der Frau Baronin nicht die beruhigenden Tropfen gegeben, die der Doktor das letzte Mal verschrieb?"

„Doch, auch schon zwei von den Pulvern. Die Frau Baronin begannen bald, nachdem die Herrschaften fort waren, unruhig zu werden; sie haben keine Minute geschlafen, und die Mittel haben gar keine Wirkung gehabt!"

„Hat sie viel nach Papa und nach mir gefragt?"

„Ein paarmal ja, aber schon in der nächsten Minute war das vergessen, und die Frau Baronin sprachen von anderen Dingen. Immer so, als wenn Frau Baronin sich trauen lassen müßten."

Die Kranke fing das Wort auf. „Trauen! Natürlich! Lina ist wieder die einzige von allen, die daran denkt. Und es ist die höchste Zeit. Ich muß mir ja noch die Haare auflösen!" Aber anstatt das eigene Haar anzurühren, begann sie, mühsam die schwachen Hände hebend, Ilses Blumen abzunehmen und ihr die Schildpattnadeln aus dem Haar zu ziehen. In bebender Angst half diese nach, und bald sank der weiche goldene Schleier bis fast zu den Knien herab.

„Bin ich nun nicht schön, Hans Gottfried?" Die Baronin sah mit leuchtenden Augen auf Ilse, es war, als blickte sie in einen lebendigen Spiegel.

„Sehr schön, meine Elisabeth, das Schönste auf der ganzen Welt!"

Die Baronin lächelte befriedigt. „Ja, das haben sie immer alle zu mir gesagt, meine Eltern, meine Freunde, alle! Wer ist das?" fragte sie plötzlich neugierig und zeigte auf Armin, der neben Ilse stand.

„Armin, Dein Sohn — kennst Du ihn nicht?"

„Armin, mein Sohn?" sie sprach es ungläubig nach. „Wie kann das doch kommen — ich hab' ihn ja noch nie gesehen!"

„Mama!" rief Armin und sank schluchzend neben dem Bett in die Knie.

„Ach, nun weint er! Warum denn? Hab' ich ihm wehgethan? Ich wollte es nicht. Bitte, nein, weine nicht — Hans Gottfried hat nie erlaubt, daß ich eine Thräne weine!"

Ilse gab Lina einen Wink. „Noch einmal die Tropfen!" Die Kranke wandte den Kopf. „Ich will nichts mehr einnehmen, nichts mehr, nichts mehr! Ich weiß recht gut, Ihr wollt mich betäuben, damit ich nicht mehr in die Kirche kann, aber ich thu' es nicht, nein, nein!" Sie wehrte mit der Hand den Löffel ab, den Ilse ihr reichte, und biß fest die Zähne aufeinander. „Nichts einnehmen! Nicht betäuben! Hans Gottfried, laß Du es nicht zu!"

„Gewiß nicht, mein Herz, sei ruhig, es soll Dir nichts geschehen!"

„Ja, so ist es gut! Keine Tropfen — keine Thränen! Den Kranz — aber es ist ein Kranz von Orangenblüten, kein Myrtenkranz — und wo ist der Schleier?" Die Augen der sterbenden Frau weiteten sich, sahen mit einem Blick an den Anwesenden vorüber, weiter, immer weiter, wie in endlose Ferne.

Es trat eine bange Stille ein. Baron Doßberg schaute mit thränenden Augen auf seine Gattin. Gewiß, er hatte sie sanft durchs Leben getragen, sie hatte die Wahrheit gesprochen: nie hatte er erlaubt, daß sie eine Thräne weine.

„Warum kann ich denn nicht knien?" fing die matte hohle Stimme von neuem an. „Wenn man den Segen empfangen will, muß man doch niederknien . . . und ich stehe doch immer!" Offenbar sah sie sich selbst in Ilse, die neben dem Kopfende des Bettes stand. Jetzt sank diese neben Armin in die Knie.

„Ja, so ist es recht . . . aber noch immer keine Myrten, — Orangenblüten sind da! Nicht so laut die Orgel, nicht so laut — ich will doch die Stimme hören! Was sagt sie? Die Liebe Gottes — die Liebe —" Das hastige Sprechen verlor sich in ein undeutliches Gemurmel, ein kurzes zuckendes Atmen ließ sich hören, setzte aus, begann von neuem — und plötzlich waren die Augen gebrochen. Eine fremde Starrheit kam in die trotz der Krankheit immer noch so lieblichen Züge, ein seufzender Hauch ging über die Lippen — das Leben war erloschen.

14.

Ohne von der im Verwalterhause eingetretenen Katastrophe eine Ahnung zu haben, schlummerten die Montroses bis in den hellen Tag hinein. Sie hatten viel nachzuholen — die letzten Gäste waren erst gegen vier Uhr morgens aufgebrochen, ein gutes Zeichen für die allgemeine Stimmung. Der Kotillon hatte sich, dank dem erfinderischen Geist der anordnenden Herren, die immer neue Touren ausführen ließen, unendlich lange hingezogen, ihm war eine muntere Damenpolka gefolgt, zuletzt, als alles „Weibliche" sich entfernt hatte, hatten die Offiziere noch in Georges' und Bothos Zimmern ein Spielchen gemacht: es war nicht viel dabei herausgekommen, man war eigentlich schon zu müde gewesen, nur Jagemann hatte wie gewöhnlich Pech gehabt, Mock ein unverdientes Glück.

Kurt von Oesterlitz, der Neuling, hatte sich in die Verhältnisse von St. und Umgegend schon hübsch eingelebt, er war rasch beliebt geworden bei den Kameraden, stand mit Zeno auf Du und Du, hatte sich in „Perle" ausgezeichnet unterhalten und erklärte nur immer wieder, es sei eine Schande fürs ganze Regiment, daß man diese Isolde von Doßberg nicht für die Dauer des ganzen Festes habe halten können, denn die sei doch die Krone des Ganzen gewesen. Er und Zeno citierten begeistert ganze Stellen aus Wagners „Tristan und Isolde", während sie in eifrigem Spiel Coeurdame mit einem Goldstück belegten.

Der Tag nach einem großen Fest pflegt nie besonders gemütlich zu verlaufen. Zwar die Dienerschaft auf „Perle" war gut geschult und hatte das Einräumen und Ordnen bereits beendet, als die Bewohner des Schlosses zum Vorschein kamen, allein die blassen Gesichter und übernächtigen Mienen verhießen keine besonders genußreichen Stunden. Clémence hatte grauen Teint und trübe Augen, sah folglich sehr unvorteilhaft aus, der schöne Botho empfand einige Gewissensbisse wegen seines leichtsinnigen Spiels, Aerger über seinen Verlust und über seine namentlich in letzter Zeit rasend angewachsene Schuldenlast; er blinzelte verdrossen in den hellen Wintertag hinein, „gleich einer lichtscheuen Eule", wie Georges sich ausdrückte. Dieser selbst hatte nur einen bittern Galgenhumor zur Verfügung, ihm war gestern einiges nicht so ganz geheuer erschienen, und es war seine Absicht, das gelegentlich zur Sprache zu bringen, ein außerordentlich ungemütlicher Gedanke, da ihm jede sogenannte Familienscene ein Greuel war.

Die drei saßen einsilbig bei einander und thaten dem vortrefflichen Gabelfrühstück, das vor ihnen stand, wenig Ehre an. Clémence ließ die Damen des gestrigen Festes Revue passieren und übte eine wenig wohlwollende Kritik an deren Toilette und Erscheinung, Georges lehnte mit halbgeschlossenen Augen in einem tiefen Sessel, klopfte taktmäßig mit einem silbernen Messerchen auf die Stuhllehne und pfiff leise dazu, und Botho schnitzelte gedankenlos an einem Kork herum, mit seinen Gedanken offenbar weitab von den Auseinandersetzungen seiner Braut. Die schweren graublauen Sammetvorhänge an den Fenstern waren halb zugezogen, die helle Wintersonne und der leuchtend weiße Schnee blendeten den Blick.

„Aber jetzt endlich 'mal genug von Kleidern und solchem Firlefanz!" unterbrach zuletzt Georges sein Pfeifen und warf das silberne Messer auf den Tisch. „Ist Dir gestern sonst nichts aufgefallen, Clémence? Und Dir, Botho?"

Clémence rückte unbehaglich ihren Sessel weiter zurück, ein aufdringlicher Sonnenstrahl hatte sie getroffen. „Ach, meinst Du Papa?" fragte sie verdrossen.

„Natürlich mein' ich ihn! Ist's nicht toll, wie er sich gestern benommen hat?"

„Ich sagte Dir's immer: er steckt voll übertriebener Rücksichten und mittelalterlicher Galanterien diesen Doßbergs gegenüber, er geht in seinem sogenannten Takt- und Zartgefühl so weit —"

„Aber das war gestern ja tausendmal mehr als Rücksicht und Zartgefühl und derartiges Zeug!" fuhr Georges aufgeregt dazwischen. „Offenbare Courmacherei war's, ich hab's mit diesen meinen Augen gesehen, und ich kenn' mich aus in dergleichen! Ich sag' Euch, die Geschichte wird noch ein ganz ernsthaftes Gesicht bekommen, denkt an mein Wort! Papa sah diese Ilse mit ganz unverhüllten Liebhaberblicken an — sie ist freilich ein Juwel, diese süße Ilse, war entschieden die Krone der ganzen gestern hier versammelten Weiblichkeit . . . thu' mir die Liebe an und widersprich mir hierin nicht, Clémence, Du blamierst Dich einfach, wenn Du mir nicht recht giebst! Aber, aber — sie am Ende zur Stiefmutter zu bekommen —"

„Georges!" Die Verlobten stießen gleichzeitig denselben entrüsteten Ruf aus.

„Ja, schreit nur! Das ändert an der ganzen Geschichte kein Jota. Mir ist nie im Leben der Einfall gekommen, unser verehrlicher Herr Papa könnte jemals eine zweite Ehe schließen, der Gedanke erschien mir ebenso ungeheuerlich wie der, ich selbst könnte mich verheiraten — aber jetzt liegen ganz schwerwiegende Anzeichen vor, und wir müssen uns auf alles gefaßt machen. Was ziehst Du für'n Gesicht, Clémence, an was denkst Du?"

„An die Blumen, die ich neulich bei ihr sah, als ich sie einladen mußte — unser halbes Treibhaus hat er ihr hinübergeschickt."

„Siehst Du!"

„Aber nein, Georges, nein — es ist nicht möglich, Du mußt Dich irren! Wenn ich denke, diese elende Person sollte berechnend genug sein —"

„Halt, meine Teure, erlaub' 'mal, daß ich die ‚elende Person' ein wenig in meinen Schutz nehme, und mäßige Deine Zunge! Ich glaube nicht, daß sie ihre Netze nach einem so bejahrten Freier auswirft, sie ist überhaupt leider nicht die Spur kokett. Ich hab' schon denken müssen, ob diese süße Ilse nicht am Ende irgendwo in aller Stille ein festes Verhältnis angebandelt hat, sie hat oft so eine eigene sichere Art, nette Leute, die sich ihr in der angenehmsten Absicht nähern, ohne weiteres abfallen zu lassen. Nein, wie sie gestern unsern unternehmungslustigen Herrn Vater anstarrte, das hatte so 'was vom Vogel mit der Klapperschlange . . . entschuldiget das abgedroschene Gleichnis, mir will kein anderes beikommen, der Schädel brummt mir wie verrückt. Wenn nun aber freilich die Klapperschlange Ernst macht, dann glaub' ich allerdings, daß der schöne scheue Vogel klug genug sein wird, sich in den goldenen Käfig sperren zu lassen, und das —"

„Das darf nicht sein!"

„Georges, das kann nicht geschehen!"

„Das möchte ich allerdings mit allen Mitteln, die mir zu Gebot stehen, verhindern, nur daß leider mir die Mittel fehlen und er sie hat!"

Clémence war erregt aufgesprungen. „Wie Du in solcher Lage noch den Mut zu schlechten Witzen haben kannst! Wenn Du nicht im Irrtum bist, was ich immer noch hoffe —"

„Bin ich nicht, liebes Kind, bin ich nicht! Verlaß Dich fest darauf!"

„Dann müssen wir drei uns zusammenthun, müssen Front machen gegen diesen abenteuerlichen Gedanken! Das können wir nicht dulden!"

„Sehr schön, liebe Clémence, sehr heroisch gesprochen! Erlaube mir nur, zu fragen: mit welchem Recht dürfen wir es nicht dulden?"

Sie trat zornig mit dem Fuß auf. „Also bist Du gesonnen, es zu leiden?" In Georges von Montroses spöttische Augen trat ein Ausdruck kalter Entschlossenheit. „Nein!" sagte er hart. „Ich bin nicht gewillt, irgend etwas zu ‚leiden', ich hasse das Wort, es hat nichts mit einem Menschen wie ich zu thun. Ich werde, da kannst Du ruhig sein, alles aufbieten, damit diese Verrücktheit nicht zustande komme. Ich werde, wenn mir der Zeitpunkt dafür geeignet erscheint, mit unserem Herrn Papa reden, werde mir erlauben, ihm das Lächerliche dieses Schrittes, seine Pflichten gegen uns wie gegen sich selbst vor Augen zu führen, und wenn . . . was wollen Sie, Merwig?"

Merwig, Herrn von Montroses langjähriger Kammerdiener, ein ältlicher schweigsamer Mann von zuverlässiger Treue und musterhaften Manieren, war nach bescheidenem Anklopfen eingetreten und blieb nun knapp neben der geöffneten Thür stehen.

„Erlaube mir, den Herrschaften ergebenst im Auftrag des gnädigen Herrn zu melden, daß Frau Baronin von Doßberg gestern abend verschieden ist. Der gnädige Herr beabsichtigt, sich in einer halben Stunde zur Beileidsbezeigung hinüberzubegeben, und ersucht das gnädige Fräulein, die Toilette zu wechseln und ihn auf seinem Gange zu begleiten."

Die drei sahen einander verständnisvoll an.

„Es ist gut, Merwig, sagen Sie meinem Vater, ich werde mich bereit halten!" erwiderte Clémence.

Georges wartete, bis der Kammerdiener das Zimmer verlassen hatte. „Jetzt dürfte der Zeitpunkt nicht geeignet sein," sagte er mit seinem kalten Lächeln, „wir müssen die angenehme Auseinandersetzung etwas hinausschieben!" (Fortsetzung folgt.)

Die Führerinnen der Frauenbewegung in Deutschland.

Von R. Artaria.

Von Zeit zu Zeit erlebt es die Gesellschaft immer wieder, daß ein neuer Gedanke plötzlich an vielen Orten zugleich auftaucht und die Geister bewegt. Man pflegt dann zu sagen: „Er liegt in der Luft!" und denkt nicht daran, daß ein sehr realer Untergrund von Thatsachen, Zu- und Uebelständen die Wurzel dieses Gedankens ernährte. Lange ehe er in das allgemeine Bewußtsein fällt, haben sich aber einzelne klarsehende Köpfe mit jenen Zuständen beschäftigt und die „Frage" formuliert, zur Entrüstung oder zum Gelächter ihrer Zeitgenossen, bis dann nach ein paar Jahrzehnten das Kommende zum Gegenwärtigen geworden und als solches auch dem kurzsichtigen Auge erkennbar ist.

Genau so ging es auch mit der „Frauenfrage". Die ersten Vertreterinnen der „Emancipation" mußten sich als überspannte Schwärmerinnen verlachen lassen, und heute hat sich aus dem gewaltigen Umschwung der Zeiten, aus veränderten Erwerbsverhältnissen, aus gesteigerten Anforderungen an Bildung und Charakter eine sehr ernste Frauenbewegung mit sehr bemerkenswerten Erfolgen entwickelt, welche mit den alten Schlagworten durchaus nicht mehr abzuthun ist. Die Not- und Brotfrage klopft vernehmlich an die vielen Thüren des Mittelstandes, wo einige unversorgte Töchter ohne Kenntnisse und Erwerbsfähigkeit einer ungewissen Zukunft entgegenharren; die Bildungsfrage sowohl im Sinne einer vertieften und veredelten Geisteskultur für die künftigen Mütter des nachwachsenden Geschlechts, als im Sinne



Luise Otto-Peters. Mathilde Weber. Henriette Goldschmidt. Lina Morgenstern.
Marie Loeper-Housselle. Auguste Schmidt. Helene Lange.
Luise Büchner. Bertha von Marenholtz-Bülow. Marie Calm.

Die Führerinnen der Frauenbewegung in Deutschland.

der Freiheit des wissenschaftlichen Studiums für künftige Frauenärztinnen und Lehrerinnen erwächst mit Notwendigkeit aus den Anforderungen des sozialen Lebens. Zum größten Teil aber entstammt die Bewegung dem gestiegenen sittlichen und geistigen Wert weiter Frauenkreise, die ihren Anteil an der Kulturarbeit der Zeit verlangen, zum Wohl der Gesamtheit und zur Erlösung für die Einzelnen aus der Kleinheit des Genußlebens, das so arm ist an edlen Genüssen und so reich an Enttäuschung und Langerweile!

Wenn also auch Zeitbedürfnisse aller Art fördernd auf die Frauenfrage einwirkten, so würde sie, bei der lange währenden Mißachtung durch Staats- und Gemeindelenker, noch in ihren ersten Anfängen stehen, hätten die begeisterten Frauen, welche dereinst den Mut hatten, sie aufzuwerfen, nicht auch die Thatkraft besessen, gleich mit der Lösung Ernst zu machen. In aufopfernder, unermüdlicher Arbeit, im Kampfe mit männlichem Vorurteil und weiblicher Gleichgültigkeit haben erst einzelne durch Rede und Schrift gewirkt, Frauenvereine und Kindergärten gegründet, bis im Jahre 1865 der von Luise Otto-Peters und Auguste Schmidt in Leipzig begründete Frauenbildungsverein sich zum „Allgemeinen deutschen Frauenverein“ umwandelte. Von dort an hatten die Einzelbestrebungen Fühlung untereinander und eine bestimmte Richtung gewonnen, welcher der Verein in den 28 Jahren seines Bestehens unentwegt treu geblieben ist. Der leitende Grundgedanke, dem weiblichen Geschlechte zu helfen durch eigene weibliche Kraft, ist überall erkennbar in den Zwecken: Hebung des Interesses für geistige Bildung, Eröffnung von Anstalten aller Art zu Erziehung und Unterricht, Frauenerwerb, Schutz und Hilfe für Dienstboten und Arbeiterinnen. Ein eigenes Vereinsorgan, die „Neuen Bahnen“, von L. Otto-Peters und A. Schmidt vortrefflich geleitet, vertritt seit 1865 rastlos die Frauensache und hat ihr zahlreiche Anhänger geworben. Die Hauptwirkung aber übten von jeher und üben noch die alle zwei Jahre wiederkehrenden Wanderversammlungen, welchen mehr als einmal der Erfolg beschieden war, eine bisher ganz teilnahmlose Stadt sozusagen im Sturm zu nehmen und eine bedeutende Wandlung in den Anschauungen der pflichtgemäß, aber nicht gerade freudig erschienenen Bürgermeister, Schulräte und Kultusbeamten hervorzubringen.

Freilich ist das kein Wunder angesichts der ganz hervorragenden Rednergabe der Führerinnen, die samt und sonders durch ihre Person den Beweis liefern, daß klare Logik und bewußte Ueberzeugungstreue nicht unvereinbar sind mit den

Forderungen edler Weiblichkeit, sondern ganz im Gegenteil derselben erst zu ihrem rechten und vollen Wert verhelfen. Als eindrucksvollste Persönlichkeit der Versammlungen hält neuerdings in Vertretung der hochbetagten ersten Präsidentin, Frau Otto-Peters, die zweite Vorsitzende, Fräulein Auguste Schmidt, die Eröffnungsrede. Zweimal schon (1871 Nr. 49, 1883 Nr. 44) hat die „Gartenlaube" die Verdienste dieser seltenen Frau und die geistvolle, warm zu Herzen dringende Beredsamkeit geschildert, womit sie schon oft eine Zuhörerschaft, die zum großen Teil aus Männern bestand, hingerissen hat. Etwas von den militärischen Eigenschaften des Vaters, eines Breslauer Offiziers, muß auf die 1833 geborene Tochter übergegangen sein, denn mit einer in damaliger Zeit für Mädchen ihres Standes sehr ungewöhnlichen Entschlossenheit erwählte sie, von dem Bedürfnis nach ernster Thätigkeit getrieben, den Lehrberuf, den sie erst als Erzieherin, dann als Lehrerin in Breslau und schließlich als Leiterin eines eigenen Instituts in Leipzig ausgeübt hat. Daß eine an Kopf, Herz und Charakter gleichmäßig starke Frauennatur gerade auf diesem Feld das Höchste zu leisten vermag, das beweist die begeisterte Verehrung von Generationen ihrer Schülerinnen. Dabei behielt sie, trotz anstrengendsten Berufsdienstes, Frische und Freudigkeit für die Aufgaben des Frauenvereins, welche sie noch kürzlich (Oktober 1893) in Nürnberg in einer prächtigen Rede entwickelte. Die Schlußworte lauteten: „Nicht im Genießen, in ernster Arbeit werden die Tugenden des Weibes, der Mutter geboren. Nicht im Dilettantismus, in der strengen Schulung reift die Einsicht. Auch die Töchter der bevorzugtesten Klassen sollen sich in Reih und Glied mit der arbeitenden Menschheit stellen, an Arbeit in den Kindergärten, Mädchenhorten ꝛc. wird es nicht fehlen, und würdiger als im Ballsaal lernen sie hier das Leben kennen . . . Wir brauchen studierte Lehrerinnen für die Oberklassen der höheren Mädchenschulen, wir brauchen tüchtige Aerztinnen . . ." Sie führte dann eine Reihe von Humanitätsaufgaben auch für die Frauen und Familienmütter an und schloß: „In diesem Sinne will der Allgemeine deutsche Frauenverein reformieren. Nicht entfremden will er die Frau dem Hause, er will sie dem Mann als erprobte Gefährtin zur Seite stellen. ‚Frauenarbeit und Frauenbildung' hat er auf sein Panier geschrieben. In den Dienst humaner Bestrebungen will er das eigene Geschlecht stellen".

Die aus diesen Worten klingende Idealität kennzeichnet von jeher den Geist des Allgemeinen deutschen Frauenvereins. Dieser Geist lebte schon früher in Luise Otto (geboren 1819 in Meißen), die als Urheberin der Frauenbewegung in Deutschland anzusehen ist. Ihre feurige Seele begeisterte sich zuerst an der Freiheitsbewegung des Jahres 1848, sie gründete eine Frauenzeitung, um ihr Geschlecht aus der geistigen Dumpfheit zu erwecken. Das Blatt wurde freilich von der Reaktion wieder unterdrückt. Aber der mutige, für moralische und rechtliche Freiheit der Frauen kämpfende Geist der „Bürgerin Otto", wie ihre Freunde sie nannten, war nicht zu unterdrücken. Von schweren persönlichen Schicksalsschlägen* richtete sie sich an der Wirksamkeit fürs Allgemeine wieder auf und verfolgte festen Fußes das schon in der Jugend erwählte Ziel, die Veredlung ihres Geschlechtes mit allen Mitteln, welche die liberalere Zeitrichtung und die Vereinigung der Gleichstrebenden im Frauenvereine boten. Seit 1865 leitete sie als Vorsitzende dessen Versammlungen und wirkte durch die „Neuen Bahnen" unermüdlich für seine Zwecke. Sie lebt heute zu Leipzig-Reudnitz. Ueber die dichterischen Leistungen von Luise Otto-Peters kann in dem kurzen Raum dieser Spalten nicht ausführlich gesprochen werden; ihre zahlreichen Schriften zur Frauenfrage, Gedichte, Romane und Aufsätze (darunter auch manche in den früheren Jahrgängen der „Gartenlaube") haben ihr einen geachteten litterarischen Namen erworben. Die Hauptgenugthuung ihres Lebens aber muß die große Wandlung sein, die sich in der Stellung der deutschen Frau während der letzten fünf Jahrzehnte unter ihren Augen und durch ihre Hilfe vollzogen hat. Was zu ihrer Jugendzeit undenkbar war: weibliche Berufsthätigkeiten, weibliche Aerzte, Frauen in Versammlungen öffentlich und gut sprechend, Organisationen einführend, deren Wirkungen sich weithin erstrecken — das ist fast alles heute selbstverständlich geworden, dank den mutigen Kämpferinnen für die Selbständigkeit der Frau!

* Sie verlor 1864 nach kurzer glücklicher Ehe ihren Gatten, den Schriftsteller August Peters, der 1850 wegen Teilnahme an den Revolutionskämpfen erst zum Tod verurteilt, dann zum Zuchthaus begnadigt worden war und dem sie sich eben dort in selbstloser Liebe verlobt und nach seiner Befreiung 1858 vermählt hatte.

Zu ihnen gehören auch die drei Verstorbenen: Luise Büchner, Marie Calm und Bertha von Marenholtz-Bülow.

Die erste, geboren 1821 in Darmstadt und Schwester der begabten Brüder Büchner, übte schon in den fünfziger Jahren durch ihr vortreffliches Buch „Die Frauen und ihr Beruf" eine lebhafte Wirkung auf das heranwachsende Geschlecht. Ihre ausgezeichneten Geschichts- und Litteraturvorträge erregten bald die Aufmerksamkeit der Großherzogin Alice von Hessen, der Förderin aller weiblichen Interessen, und in nahem Zusammenwirken schufen die edle Fürstin und die schlichte, stark denkende und warm fühlende Schriftstellerin die ausgezeichneten Anstalten: den Alice-Bazar, das Alice-Lyceum und eine Industrieschule für Mädchen. Aus reichem Wirken nahm sie 1877 der Tod hinweg. Ihr Andenken aber bleibt eng verbunden mit der deutschen Frauenbewegung.

Ebenso dasjenige der begabten und bekannten Schriftstellerin Marie Calm (geboren 1832 zu Arolsen), die ihre durch wiederholten Aufenthalt in England erworbene Kenntnis der dortigen kräftigen und erfolgreichen Frauenbewegung durch Rede und Schrift für die erst im Beginn stehende deutsche nutzbar machte und bald nach 1865 schon eine führende Stellung in dem neuen Verein einnahm. Sie war eine geistvolle und gewinnende Rednerin; die bescheidene Liebenswürdigkeit bildete einen solchen Grundzug ihres Wesens, daß man sie in Zeiten, wo den Frauenvereinstagen noch der Schrecken vor den „Emanzipierten" vorausging, gewöhnlich als erste voraussandte, um die Bildung eines Lokalkomitees zu erreichen. Wie Darmstadt um Luise Büchner, so trauerte Cassel um die in reicher Thätigkeit als Vereinsvorsteherin und Gründerin von Schulen hochverdiente Mitbürgerin, als sie 1887 aus dem Leben schied.

Bertha Freifrau von Marenholtz-Bülow, geboren 1811 in Braunschweig, verkörperte eine andere Seite der großen Erziehungsfrage. Sie war der begeisterte Apostel Friedrich Fröbels und wirkte nach dessen frühem Tode unausgesetzt für sein auf Pestalozzis Lehre begründetes Streben nach naturgemäßer Erziehung der Jugend in Volkskindergärten. Weder Vorurteil, noch Spott, noch förmliches ministerielles Verbot der als gefährlich betrachteten Neuerung schreckte sie ab, sie ging ins Ausland und redete und schrieb dort für die ihr heilige Sache, bis 1861 das Verbot in Preußen aufgehoben wurde und nun der durch ihre Wandervorträge überallhin verbreitete Gedanke rasch zur That werden konnte. An allen Orten entstanden Kindergärten nach Fröbels Plan, bewährten sich ausgezeichnet und die edle Frau erlebte die Genugthuung, das Werk ihres Lebens noch in voller Blüte zu sehen, ehe sie im Januar 1893 ihre Augen schlossen.

Erbin ihres begeisterten Strebens und Ausgestalterin desselben ist Frau Henriette Goldschmidt, geborene Benas, aus der preußischen Provinz Posen. Auch sie besitzt eine vorzügliche Redegabe und weiß auf den Frauentagen durch ihre geistvolle, klare und maßvolle Darstellungsweise die Zuhörer zu fesseln und zu überzeugen. Die Gründung und Ueberwachung von vier Volkskindergärten und einer Lehrerinnenanstalt ist ihr gelungen. Die Vorstandschaft eines Leipziger „Vereins für Familien- und Volkserziehung" würde eine andere Arbeitskraft vollauf in Anspruch nehmen; Frau Goldschmidt aber, in der festen Ueberzeugung, daß Fröbels Erscheinung vorbedeutend für die naturgemäße und wissenschaftliche Bildung der weiblichen Jugend war, hat mit ernsten und gelehrten Männern zusammen in Leipzig auch ein Lyceum gegründet, um darin die künftige Frau, die Mutter nachwachsender Geschlechter, für ihre große Erziehungsaufgabe vorzubereiten. Zugleich soll dieses Lyceum in Verbindung mit den Volkskindergärten die Vorbereitungsstätte für Töchter vermögender Familien abgeben, zum Dienst für die Allgemeinheit. Ein „Dienstjahr im Volkskindergarten" für solche Töchter hat Frau Goldschmidt bereits vor 25 Jahren gefordert, und hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo dieser vortreffliche Gedanke zur allgemeinen Uebung wird! An Hindernissen und Kämpfen aller Art hat es auch dieser idealgesinnten Frau nicht gefehlt, sie hat sie überwunden mit der stillen Beharrlichkeit der Ueberzeugung und steht heute neben Luise Otto-Peters und Auguste Schmidt unter den Häuptern des Frauenvereins.

Der gegenwärtige Kreis derselben würde unvollständig sein, wenn nicht neben den Erziehungsbestrebungen auch der eigentlich praktische Hausfrauenberuf darin vertreten wäre. Er ist es auf ausgezeichnete Weise sowohl für Nord- als für Süddeutschland, für letzteres durch Frau Professor Mathilde Weber, geboren 1829 bei Ellwangen, das Urbild einer heiteren, gemütvollen, energisch tüchtigen Hausfrau; sie verfügt über eine ebenso natürliche

wie eindringliche Beredsamkeit, die, mit manchem kraftvollen schwäbischen Ausdruck gewürzt, überall ihres Erfolges sicher ist. Wie alle in diesen Zeilen geschilderten Frauen — es ist das kein Zufall! — genoß sie den Segen eines liebevollen, echten Familienlebens und dankt verehrten Eltern ihre geistige Richtung. Eine in den glücklichsten Verhältnissen auf dem Lande verlebte Jugend gab ihrer thatkräftigen, stets hilfsbereiten Natur den praktischen Sinn, die 1851 geschlossene Ehe mit dem landwirtschaftlichen Beamten, späteren Professor an der Tübinger Hochschule Heinrich Weber den weiteren geistigen Ausblick und der Eintritt in den Allgemeinen deutschen Frauenverein, zu dessen Vorstand sie heute gehört, die bestimmte Richtung für ihre stets dem Wohl der Mitmenschen gewidmete Thatkraft. Die Armen, Unwissenden, Schlechtbelehrten sind es vor allem, die ihr am Herzen liegen, sie gründete, von den städtischen Behörden unterstützt, zahlreiche Arbeitsschulen, Nähvereine, Sonntagsheime für Dienstboten und Arbeiterinnen; sie war und ist unermüdlich, das Stück der sozialen Frage, das gelöst werden könnte, wenn alle Besitzenden von gutem Willen durchdrungen wären, für ihr Teil zu fördern und andere ebenfalls herbeizuziehen mit Ernst oder Humor, je nach Umständen. Einen großen Dienst hat die vortreffliche Frau auch der Sache des Frauenstudiums geleistet durch ihr vorzügliches Buch „Aerztinnen", worin der Nachweis von der Notwendigkeit weiblicher Aerzte für die verschwiegenen Frauenleiden mit soviel Logik, weiblicher Würde und Mäßigung geführt wird, daß viele Gegner, welche schärferen Streitschriften gegenüber sich ablehnend verhielten, gerade durch dieses Buch anderer Ansicht wurden.

Eine äußerlich noch umfassendere Wirkung übt die Gründerin des Berliner Hausfrauenvereins, Frau Lina Morgenstern, geboren 1830 in Breslau. Bereits als Mädchen für das Wohl armer Schulkinder thätig, entfaltete sie seit ihrer 1854 erfolgten Verheiratung mit Theodor Morgenstern in Berlin eine großartig zu nennende Wirksamkeit. Schon 1866 hatte dort der Präsident A. Lette den Verein zur Förderung der weiblichen Erwerbsthätigkeit gegründet, dessen Vorsteherin heute seine hochverdiente Tochter Frau Schepeler-Lette ist. Dieser Verein verfolgt in erster Linie praktische Zwecke und hat hervorragende Erfolge mit seinen Fachschulen aller Art erzielt, er ist heute das Haupt aller Frauenerwerbsvereine, besitzt ein eigenes Haus und glänzend eingerichtete Anstalten. Mit dem Allgemeinen deutschen Frauenverein hat er sich nicht verschmolzen, aber die beiden stehen Schulter an Schulter. Unabhängig vom Letteverein nun errichtete Frau Lina Morgenstern Kochschulen und Volksküchen, gründete die große Hausfrauengenossenschaft, eine Akademie zur wissenschaftlichen Fortbildung und zahlreiche andere dem Gemeinwohl dienende Vereine. Außer vielen Schriften zur Frauenfrage und vortrefflichen hauswirtschaftlichen Büchern verfaßte sie einige größere Werke. Dabei leitet die unermüdliche Frau die bis heute bestehende „Hausfrauenzeitung". Ihr Name bleibt mit dem großen Aufschwung der Berliner Frauenthätigkeit unzertrennlich verbunden.

Den Grundsatz, daß jedes Erziehungsbestreben für das weibliche Geschlecht von besserer Vorbildung der Lehrerinnen ausgehen muß, daß diese wissenschaftlich befähigt werden müssen, den gesamten höheren Mädchenunterricht zu erteilen, weil Frauen besser als Männer zur Erziehung heranwachsender Mädchen geeignet sind, diesen Grundsatz im Einverständnis mit Gleichgesinnten im Jahre 1884 aufgestellt und seitdem unermüdlich mit den Waffen eines ungewöhnlichen Geistes in Reden, Eingaben und Schriften verfochten zu haben, ist das Verdienst der hervorragendsten unter den Jüngeren, Fräulein Helene Lange in Berlin. Was auf einem früheren Frauentag einmal angesichts des spärlichen Nachwuchses sorgenvoll gerufen wurde: „Ablösung vor!" — es braucht heute nicht wiederholt zu werden, denn in Helene Lange (geboren 1848 in Oldenburg) ist der deutschen Frauenbewegung eine Vorkämpferin erstanden, deren litterarische Wirksamkeit ebenso bedeutend ist wie ihre persönliche in der Lehrthätigkeit und als Vorstand des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins. Der äußere Gang ihres Lebens ist einfach: mit 16 Jahren verlor sie den Vater, dessen Einfluß auf das ernst denkende Mädchen sehr bedeutend war, die Mutter hat sie kaum gekannt. So fand sie sich unter Verwandten und Fremden auf sich selbst gestellt und entfloh zeitig dem üblichen Leben der Kaffeekränzchen und Bälle, um sich zur Lehrerin zu bilden und einen die ganze Persönlichkeit fordernden Beruf zu haben. Bei ihrer Befähigung gelang ihr dies leicht — sie machte im Jahr 1872 ihr Lehrerinnenexamen, wurde schon 1876 als Leiterin eines Seminars in Berlin angestellt und vertauschte diese Stellung 1890 mit der Oberleitung der zur Vorbereitung auf die Maturitätsprüfung bestimmten Realkurse für Frauen, die sich seit Herbst 1893 in eigentliche Gymnasialkurse verwandelt haben und zu den besten Erwartungen berechtigen.

Geradezu überraschend ist die Bedeutung des 1890 unter dem Präsidium von Fräulein A. Schmidt durch Frau Marie Loeper-Housselle und Fräulein Helene Lange gegründeten großen Lehrerinnenvereins. Frau Loeper-Housselle, geboren 1837 bei Marienburg in Westpreußen, hatte in einer früh ergriffenen Lehrerinnenlaufbahn oft Gelegenheit, zu sehen, wo die Fehler des in Leistung und Ansehen damals so niedrig stehenden Lehrerinnenberufs steckten: in dem Mangel an Bildung und Gemeinschaftsgefühl. So faßte die begabte, durch warme Herzensgüte ausgezeichnete Frau den Entschluß, ein Organ zu gründen, um die vielen einzeln im Leben stehenden Mädchen zu einem Ganzen, zu einem Stande zu verbinden, in dem jedes Glied sich verantwortlich fühlt für die Pflichterfüllung aller. Das Unternehmen glückte über Erwarten. Seit 1884 ist die von Frau Loeper-Housselle redigierte „Lehrerin für Schule und Haus" ein angesehenes Centralorgan, haben sich die in ganz Deutschland zerstreuten Lehrerinnen zu einem heute 6000 Mitglieder zählenden Verband zusammengeschlossen, dessen Einfluß auf die einzelnen von hoher idealer und wertvoller praktischer Bedeutung ist. Denn der Verein vermittelt auch Stellen in Deutschland, Frankreich und England (dort im Einvernehmen mit dem durch Fräulein Adelmann begründeten und trefflich organisierten deutschen Verein in London) und hat überall seine Vertretungen, die aufs gewissenhafteste das Wohl der Stellesuchenden wahrnehmen.

Frau Loeper-Housselle gehört durch ihre gewinnende, von poetischer Empfindung getragene Redegabe auch zu den beliebtesten Sprecherinnen der Frauenversammlungen. Sie entfaltet an der städtischen Schule zu Ispringen in Baden eine gesegnete Thätigkeit und ist die Vertraute von unzähligen Kolleginnen, die in ihr den trostvollen Mittelpunkt der großen Gemeinschaft sehen.

So ist denn die deutsche Frauenbewegung, die hier nur im flüchtigsten Umriß gezeichnet werden konnte und noch viele, vorstehend nicht erwähnte Namen und Leistungen umfaßt, zu etwas ganz anderem geworden, als ihre Feinde anfangs vermeinten. Der stets neu verkündete gründliche Umsturz aller Sitte und Weiblichkeit ist nie eingetreten, es hat sich nur eine langsame Anpassung an veränderte Verhältnisse vollzogen, deren Fortschreiten jetzt eine schnellere Bewegung annimmt, weil eine ganz gewaltige Menge von Anstalten bereits ihre Wirkungen fühlbar macht. Der Allgemeine deutsche Frauenverein verfügt über ein großes Vermögen und hat in den letzten Jahren mehrfache Stipendien für das Studium in Zürich ausgesetzt, bis zu dem von ihm erhofften Tage, wo auch deutsche Universitäten sich den Gymnasial-Abiturientinnen öffnen werden. Die praktische Probe über männliche und weibliche Befähigung wird dann gemacht werden, was jedenfalls den bis jetzt nur theoretisch entwickelten Gründen Für und Wider vorzuziehen ist. Das beste, was dafür und für die ganze Bewegung gesagt werden kann, hat Helene Lange ausgesprochen, zum letztenmal in der Vorrede der von ihr herausgegebenen neuen Zeitschrift „Die Frau", wo es zum Schlusse heißt: „Wir hoffen, unter den deutschen Männern der Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß es sich in der Frauenbewegung um einen Fortschritt der Menschheitsentwicklung handle, wie er noch immer zu verzeichnen war, wo gehemmte edle Kräfte zur Entfaltung gelangten. Wir hoffen, unter den Frauen die Lauen und Trägen aufzurütteln zu dem Bewußtsein, daß die Frau die ihr durch die äußeren Verhältnisse gewordene Muße mit etwas anderem auszufüllen hat als dem Tand des Tages, daß es gilt, innerlich zu reifen, aus dem Gattungswesen zur freien Individualität sich zu entwickeln, um nach Maßgabe dieser Kräfte auf die Umwelt zu wirken."

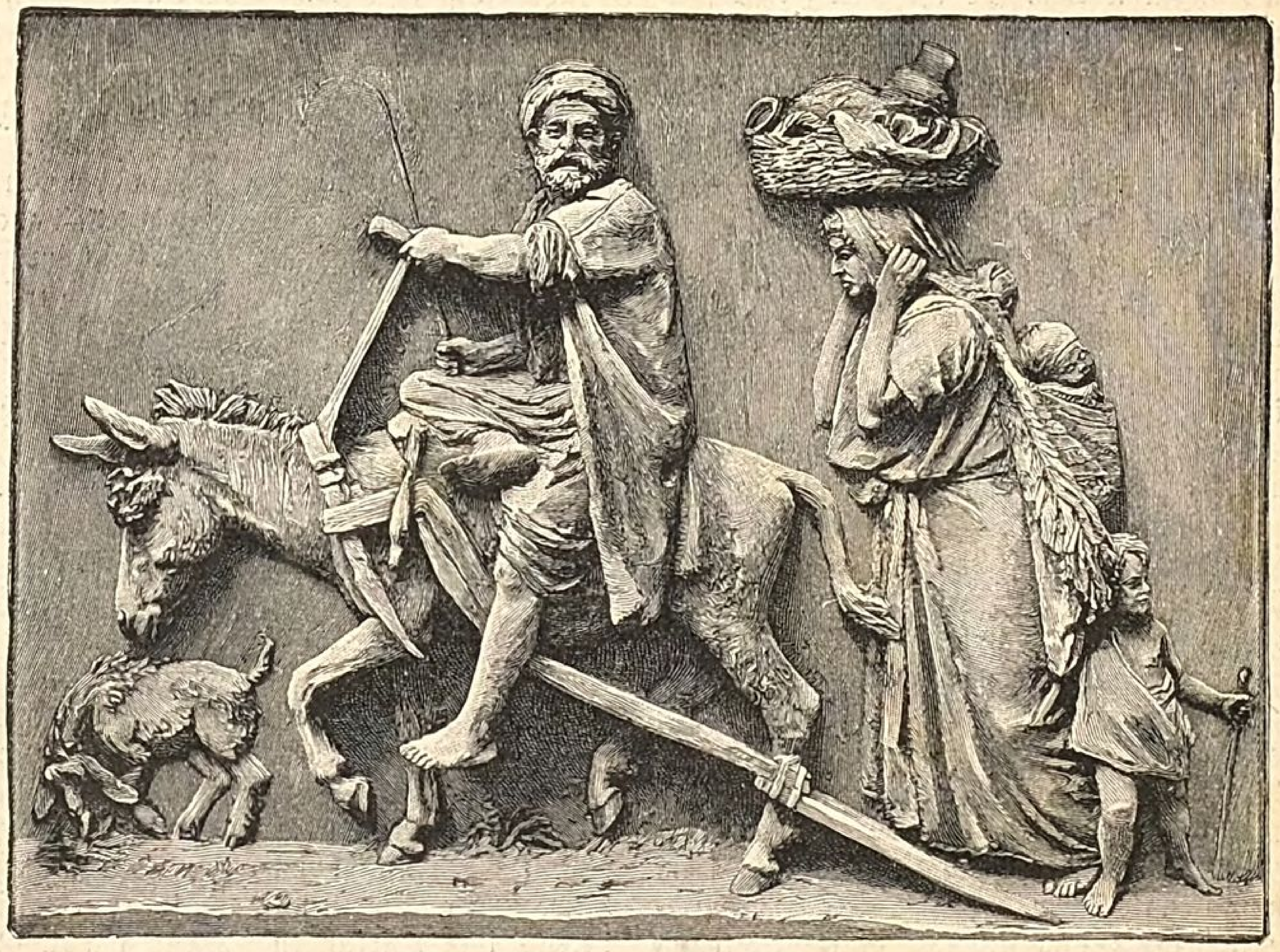
Mag es auch vielleicht in manchem anders kommen, als die hochsinnige Schreiberin dieser Zeilen meint, mag der Prozentsatz der zu freier Individualität sich Entwickelnden von der Natur weniger reichlich bemessen sein, als sie hofft — alles dies fällt nicht ins Gewicht gegen die Thatsache, daß jetzt langsam die Bahn sich öffnet, auf welcher die menschliche Tüchtigkeit, sei es des weiblichen oder männlichen Geschlechtes, den Erfolg erringen kann. Daß wir soweit sind, ist zum großen Teil das Verdienst der zehn, in unserem Bild den Lesern vorgeführten Frauen, die zugleich als lebendige Beispiele des von ihnen als möglich Dargestellten ihrem Geschlechte voranleuchten.

Blätter und Blüten

Litauischer Bauer im Triebsand. (Zu dem Bilde S. 241.) Kennst Du, lieber Leser, jene weitgedehnte schmale Landzunge, welche im äußersten Norden des Deutschen Reiches die Scheide bildet zwischen dem Kurischen Haff und der benachbarten Ostsee? Abseits von der großen Verkehrsstraße gelegen, ist es der „Kurischen Nehrung“ noch nicht gelungen, die Beachtung weiterer Kreise zu gewinnen, und selbst in ihrer näheren Nachbarschaft giebt es nicht gar zu viele, welche dieses seltsame Gebilde der Natur aus eigener Anschauung kennen. In die Sahara versetzt könnte sich derjenige glauben, der diese etwa 100 Kilometer lange und bis 3 Kilometer breite Halbinsel zu durchwandern hat, denn Sand, nichts als lockerer Sand ist es, worauf sein Fuß tritt, Sand, der sich in der Mitte zu einem Bergzuge aufgetürmt hat, dessen wellenförmiger Rücken sich bis zu einer Höhe von etwa 60 bis 70 Meter emporhebt.Auf dieser Halbinsel nun, welche durch den Unverstand unserer Altvorderen aus einem Waldlande in eine Wüstenei verwandelt worden ist, giebt es gleich Oasen einige wenige Ortschaften, deren Bewohner sich meist vom Fischfange nähren und nebenher dem sandigen Boden mühsam einige Früchte abringen. Zwischen ihnen wird der Verkehr, der übrigens sehr geringfügig ist, vorzugsweise auf dem Wasserwege unterhalten, weil der Landweg beschwerlich und nicht ohne Gefahren ist. Wie schon erwähnt, tritt der Fuß hier überall auf Sand, welchen das Meer unausgesetzt ans Land spült und der, von der Sonne und der Luft schnell getrocknet, eine lockere Decke bildet, in welche der Wanderer bei jedem Schritte tief einsinkt. Wohl ihm, wenn er dabei immer festen Grund findet, denn gar zu leicht kann es geschehen, daß er eine jener Stellen betritt, wo der Sand einen tiefen Abgrund verhüllt und wo der Schreitende rettungslos versinkt, wenn ihm nicht schnelle Hilfe wird. Der lose Sand ist nämlich leicht genug, um von einem kräftigen Winde fortbewegt zu werden, ein Umstand, welcher ihn zu einer schweren Gefahr werden läßt; von diesem Triebsande, zu dem sich dann noch der leichtere, höher steigende Flugsand gesellt, sind auf der Nehrung schon mehrfach ganze Ansiedlungen vollständig begraben worden. Wenn nun gar ein Wirbelsturm über das Sandgefilde dahinbraust, dann geschieht es oft, daß er mit Riesenkraft einen tiefen Kessel in den Sandboden hineinbohrt, der jedem Verderben bringt, der in seinen Bannkreis tritt. Der wie ein Kreisel sich bewegende Triebsand umschlingt sein Opfer und zieht es immer tiefer hinab, um es schließlich ganz zu begraben, ohne daß eine Spur die Stätte anzeigt, wo das Unheil geschehen ist. Solch einem Triebsandkessel scheint der Litauer mit seinem Weibe auf unserem Bilde entgegenzufahren. Wohl hat er selbst die drohende Gefahr nicht zu erkennen vermocht, allein die Pferde haben das Unheimliche gewittert und durch ihr ängstliches Schnauben dem Wagenlenker zu erkennen gegeben, daß da vorn etwas nicht in Ordnung sei. Rasch reißt der vorsichtige, von einer bösen Ahnung ergriffene Nehrungsbewohner die stutzigen Tiere zurück. Ein Glück für ihn, wenn es noch rechtzeitig geschehen ist! Andernfalls würde er rettungslos mit seinem ganzen Gefährt versinken und sein Hilferuf müßte in der öden Einsamkeit ungehört verhallen.

Kletterübungen der deutschen Infanterie. (Zu dem Bilde S. 253.) „Einigkeit macht stark“, das könnte man eigentlich als Motto über unser Bild von A. Wald schreiben. Denn was einem Einzelnen nach klaren physischen Gesetzen unmöglich wäre, nämlich eine weit über mannshohe glatte Wand ohne künstliche Hilfsmittel zu erklettern, das machen die geschickt vereinigten Kräfte vieler möglich. Ist es nur erst gelungen, durch Bildung eines „Turmes“ von zwei, drei menschlichen Stockwerken einen auf die Höhe der oberen Kante zu bringen, dann haben die übrigen leichtes Spiel: jener hilft von oben, andere schieben von unten, und so nimmt einer um den andern das unübersteiglich scheinende Hindernis. Des letzten freilich harrt wieder eine schwierige Aufgabe, denn ihm fehlt ja die hebende Kraft von unten. Aber auch für ihn wird Rat geschafft. Ein oder zwei Gewehre strecken sich ihm von oben entgegen, ein paar kräftige Züge — und oben sind sie mit ihrer lebendigen Last. Bei der deutschen Infanterie werden solche Uebungen, welche das höchste Maß von körperlicher Gewandtheit und erfinderischer Schlauheit in der Benutzung der Umstände erfordern, regelmäßig an eigens hierfür errichteten Gerüsten ausgeführt, selbst mit feldmarschmäßiger Packung. Nur läßt man dabei das gute Gewehr M 88 natürlich zu Hause und bewaffnet die übenden Mannschaften dafür mit dem Bajonettiergewehr, dem die derben Stöße nichts schaden können, weil nichts daran zu verderben ist.

Lustiges Volk. (Zu dem Bilde S. 245.) Eine Truppe von fahrenden „Künstlern“ ist auf einen prunkvollen flandrischen Herrschaftssitz des 17. Jahrhunderts gekommen. Ueberall, wohin man blickt, die Anzeichen fürstlichen Reichtums: feine Fayence-Arbeiten, Gobelins, Teppiche, Waffen u. dgl. Selbst die Kette des Hofhundes ist ein kunstgewerbliches Prachtstück. Die „venetianische Tänzerin“, wie sie sich vielversprechend betitelt, übt in einer Halle des Erdgeschosses mit der sie begleitenden Musikbande die Programmnummern ein, mit denen sie am Abend die Schloßherrschaft und ihre Gäste in Entzücken zu setzen hofft; die schrille Musik von Cello und Mandoline, Trompete, Flöte und Trommel aber ist dem Hofhund durch Mark und Bein gegangen, so daß ihn der stämmige Diener kaum von gewaltthätiger Störung der sonderbaren Tanzübung zurückzuhalten vermag. Im Hintergrunde wird ein feister Rehbock ausgeweidet — ob aber der Braten für die Herrschaft oder für die Musikanten und die schöne pistolenbewaffnete Terpsichore bestimmt ist, das muß vorläufig im Dunkeln bleiben.



Die Heimkehr des Fellahs.

Nach einem Relief von Bildhauer Chr. Paulus.

Die Heimkehr des Fellahs. Schräg fallen die Abendsonnenstrahlen über die Fluren, da bindet der Fellah den Esel von dem Pfluge los, hängt diesen in den hölzernen Haken an der Seite des Tieres und schwingt sich in den Sattel, wodurch das Zeichen zur Heimkehr vom Felde gegeben ist. Das Weib nimmt die in ihr Arbeitsgebiet gehörigen Gegenstände zusammen, den Sack mit dem Säugling und den Korb mit den noch übrigen Lebensmitteln, Brot, Oliven, Ziegenkäse und einigen irdenen Krügen mit Milch und Wasser. Der dreijährige Knabe wird herbeigerufen und der Zug setzt sich in Bewegung. Sobald die Sonne hinunter ist, tritt die Nacht ein, fast ohne den Uebergang der Dämmerung, darum ist Eile nötig; mit den letzten Sonnenstrahlen muß das Dorf erreicht sein, um keinen Preis möchte der Fellah nach eingetretener Nacht noch auf dem Felde sein, denn er fürchtet die Kobolde und Feldgeister, deren Macht mit dem Beginn der Dunkelheit zu wirken beginnt.

Das ist der Vorgang, der sich auf dem von uns abgebildeten Terracotta-Relief von Bildhauer Christoph Paulus abspielt. Dasselbe war im Verein mit 53 anderen vor einigen Jahren auf der Berliner Jubiläumskunstausstellung zu sehen und hat dem Künstler viel Anerkennung eingetragen vermöge der unverkennbaren Naturwahrheit, welche es auszeichnet. Paulus hat dieses Relief auch ganz vor dem lebenden Modell gefertigt. Die erforderlichen Personen fanden sich leicht unter der Landbevölkerung um Jerusalem, und für das Studium der Tiere, der Esel und Kamele besonders, hatte sich Paulus einen eigenen zusammenlegbaren Modellierstuhl anfertigen lassen, mit dem er hinauszog ins Freie oder in die „Chans“, die Einkehrhäuser mit ihren großen Stallungen und Höfen.

Christoph Paulus ist der Sohn eines jener Männer, die sich durch die Gründung der deutschen Kolonien in Palästina (vgl. Nr. 23 d. Jahrg. 1893) einen Namen gemacht haben, des kürzlich verstorbenen Christoph Paulus des Aelteren. Geboren am 11. April 1848 auf dem Salon bei Ludwigsburg, war er früh zum Bildhauer bestimmt worden und hatte an der Kgl. Kunstschule in Stuttgart, dann durch Hähnel in Dresden seine Ausbildung erhalten. 1875 kam er nach Palästina, wo er am Lyceum „Tempelstift“ zu Jaffa hauptsächlich als Zeichenlehrer wirkte, gleichzeitig aber eine künstlerische Thätigkeit entfaltete, deren Früchte in einer Reihe von Porträt Denkmalen und in eben jener Sammlung von Terracotta-Reliefs vorliegen, aus der wir eine Probe herausgegriffen haben. 1889 kehrte Paulus nach Europa zurück und ließ sich in Stuttgart nieder, von wo er neuerdings seine Schritte nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gelenkt hat.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.

Nr. 16. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(15. Fortsetzung.)

Mutter Mahtilt und Edelrot hatten die Nacht beim flackernden Herdfeuer zugebracht, während Wicho und die Sennen auf der Hausbank die Wache hielten. Als die Erde dröhnte und die Felsen zitterten, waren die Männer erschrocken in die Halle gesprungen, um Mutter Mahtilt mit dem Lehnstuhl unter freien Himmel zu tragen; aber sie hatte die Knechte von sich gewiesen und die stummen Lippen bewegend, hatte sie Salz auf die glühenden Kohlen geworfen und die Heilbuschen in das Feuer gelegt. Mit Wicho war Rötli vor das Hagthor geeilt, und ihre bebende Stimme klang in der Nacht: „Sigenot! Sigenot!“

Als das Echo des Rufes von der Falkenwand zurückfiel, rann zum andernmal das Beben durch die Erde. Schluchzend vor Angst, klammerte sich Rötli an Wichos Arm. Hoch über dem See mußte sich ein mächtiger Felsblock gelöst haben; mit Dröhnen und Gepolter ging sein Sturz über die steilen Wände nieder, und der schwere Fall ins Wasser klang in der Nacht aus dem Weitsee



Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Ringelreihen.
Nach einem Gemälde von A. Skaga.

heraus bis an die Lände. „Der Bid! Der Bid!" stammelte Rötli und umschlang mit beiden Armen den Stamm des Kreuzes. Auch Wicho griff mit hastiger Hand nach dem heiligen Holz.

Nun war wieder Stille; nur der See rauschte und klatschte im Röhricht und warf im Dunkel seinen Schaum über die Lände. „Ich hab' mir gleich gedacht, daß 'was geschehen muß," flüsterte der Knecht, tief atmend. „Der Bid hat das Heilholz gesehen, und das hat ihm nicht getaugt. Und vor Wut ist er heruntergesprungen in den See aus aller Höh'."

„Er wird doch nicht auf den Alben gewesen sein!" stotterte Rötli in bebender Angst. „Sell ist der Ruedlieb droben!"

Noch schlummerte die Liebe in diesem jungen Mädchenherzen; doch ihre Sorge wurde wach und lebendig in der Stunde der Gefahr und flog auf den Schwingen zärtlicher Angst empor durch die Nacht, den fernen Knaben suchend. Und in der gleichen Stunde geschah es, daß Ruedlieb auf der Reginalm aus der Hütte stürzte. Das Geschrei der Sennen und Alberinnen umgab ihn, das Gebrüll der rasenden Kühe, das Dröhnen der fallenden Steinlawinen . . . und er preßte die Hände an die Schläfe, starrte in die finstere Tiefe und lallte: „All Ihr guten Mächt'! Es wird doch dem Rötli nichts geschehen!" . . .

Wie in der Ramsau, so hatte auch in der Martinsklause die Glocke geläutet, ohne daß eine Hand ihren Strang gezogen hätte. Eberwein und die Brüder waren vom Lager gesprungen, und während Schweiker das Feuer entzündete, lag Wampo auf den Knien und betete mit lallender Stimme. Eberwein wollte in Waldrams Zelle eilen; doch auf der Schwelle trat ihm Waldram entgegen, mit bleichem Gesicht, das kleine Holzkreuz in der erhobenen Hand. „Die Zeichen mehren sich! Und Gottes Stimme mahnet in der Nacht wie Donner! Will Dein Auge noch immer nicht sehen, Dein Ohr noch immer nicht hören?"

„Ich höre, wie die Mächte der Finsternis sich sammeln zum Streite gegen zitternde Menschen, und werde sehen, wie Gottes Macht die Geister der Vernichtung bändigt, wie Gottes Liebe sich erweist an seinen Kindern!" Eberwein trat mit den Brüdern hinaus in die Nacht; da machte unter dumpfem Rollen der zweite Stoß den Grund erzittern, und die Glocke wimmerte. Auf dem Berghang über dem Teich löste sich eine Schuttlawine; die Finsternis deckte ihren Fall, aber ihr Rauschen und Gepolter hallte in der Nacht, und hüpfende Steine sprangen über die Rodung, kollerten um die Füße der Mönche und schlugen an die hölzerne Mauer der Klause. Bruder Wampos Knie brachen vor Angst, bleich stand Schweiker, eine lodernde Fackel erhebend; seine Augen starrten in Angst und Sorge hinweg über die schwarzen Wipfel der Bäume, einer fernen Höhe zu, und leise stammelten seine Lippen einen Namen.

Eberwein hatte die Arme erhoben, und zu den Sternen aufblickend, deren Glanz in der weichenden Mondhelle wuchs, sprach er mit fester hallender Stimme die Worte eines Psalms; da fühlte er seinen Arm erfaßt mit heftigem Griff, Waldram stand vor ihm.

„Was willst Du?"

„Folge mir und sieh mit eigenen Augen, was geschehen ist!" Er zog ihn am Arm hinter sich her in das Kirchlein, welches der Schein der ewigen Lampe matt erleuchtete. „Blick' auf zu ihm!" rief Waldram und deutete nach dem Kreuzbild; aus den Händen des Bildes hatten sich die Nägel gelöst, und vorgeneigt, nur mit den Füßen noch haftend, hing es am Kreuz, als wollt' es mit jedem Augenblick zur Erde stürzen. „Verstehst Du die Sprache dieses Zeichens?"

„Ja, Waldram!" erwiderte Eberwein mit ruhigem Wort. „Sie sagt mir, daß ich morsches Holz für die Nägel wählte." Er löste seinen Arm und ging in die Klause, um den Hammer zu holen. Nach einer Weile hallten die Schläge. Weithin klangen sie in der Nacht . . .

Der Reiter, welcher auf keuchendem Pferd über die Felder der Strub jagte, hob lauschend den Kopf. „Die haben es aber nötig! In solch einer Nacht noch schaffen sie!" Er duckte sich wieder und schlug dem Roß die Gerte über den Schenkel. Ueber die Schönau ging sein Weg, zum Falkenstein. Die Weiber, welche den Hufschlag hörten, stammelten zitternd: „Die Untersberger reiten."

Fackelschein leuchtete in Wazemanns Burghof, und der Reiter fand das Thor geöffnet und die Brücke gesenkt. In Gruppen standen die Knechte und Mägde umher, während droben in der erhellten Halle Herr Waze saß, nur vom Hausrock umhüllt, mit nackten Beinen; seine Leute hatten ihn aus Bett und Stube herausgezerrt in die Halle; hier war er wieder eingeschlafen im Rausch und schnarchte mit offenem Mund. Der Knecht, der aus dem Sattel gesprungen war, stolperte über die Treppe hinauf und weckte den Schläfer. „Auf, Herr, auf, auf!"

Herr Waze hob den Kopf, glotzte in das Gesicht des Knechtes und erkannte ihn; er wollte sich aufrichten, doch seine Füße trugen ihn nicht, und fluchend fiel er wieder zurück auf die Holzbank.

„Auf, Herr, auf! Wer kann denn schlafen in einer solchen Nacht! Habt Ihr denn nicht gehört ... es hat die Erd' gerumpelt!"

„Laß rumpeln," lallte der Berauschte, „und erzähl'! Wie war's beim Thing?"

„Das Thing hat für Euch gesprochen, wider die Klosterleut'!"

Mit gröhlendem Lachen schlug Herr Waze die Fäuste über den Tisch.

„Der Käfig, den ich ihnen gebaut hab', hat gute Stangen! Jetzt sollen sie springen, die Kutten! Erzähl', Bub', erzähl' . . . wer hat wider mich geredet?"

„Der Fischer."

„Den Tod an seinen Hals!"

„Und Eigel, der Kohlmann."

„Wart', Rußiger, ich such' Dich heim an Deiner Kohlstatt! Ich weiß Dir ein heißes Bett in Deinem Meiler. — Wer noch? Wer noch?"

„Der Kaganhart! Der hat geraten, den Pechbrand in Euer Haus zu werfen."

Herr Waze sprang taumelnd auf. „Zacho! Heripot!" schrie er mit kreischender Stimme. Zwei Knechte kamen gesprungen. „Hinunter! Hinunter, sag' ich, hinunter zu der Hilmtrud Haus! Den roten Hahn aufs Dach! Ich will das Aug' nicht wieder schließen, eh' ich die Keuch' nicht brennen seh'. Weiter! Weiter! Soll ich Euch Füß' machen?" Herr Waze hob die Fäuste zum Schlag, doch er taumelte und fiel mit halbem Leib über den Tisch hin.

Die Knechte eilten davon, und der zuckende Schein der Fackeln, welche sie trugen, glitt niederwärts durch den Bergwald. Als sie der Achenbrücke sich näherten, hörten sie den hellen Schrei einer Mädchenstimme. Es war der Freudenschrei, den Edelrot ausgestoßen bei ihres Bruders Heimkehr. Am Waldsaum vor der Schönau mußten die Knechte hinter Gebüsch sich bergen. In allen Höfen war es lebendig; überall klangen in der Nacht die schrillen Stimmen der Weiber, die heiseren Rufe der heimkehrenden Männer. Einer rannte über die Halden, keuchend und stolpernd; kaum trugen ihn seine Füße noch; sein Weib, das im Dunkel harrte, hatte ihn schon gewahrt und schrie: „Bauer, Bauer!"

„Hilmtrud!" klang die halb erstickte Antwort.

Sie lief ihm entgegen, umfaßte mit ihren derben Armen den Wankenden und schleppte ihn zum Hagthor. „Dank allen Gutholden! Weil Du nur wieder daheim bist!"

„Steht unser Haus noch?" keuchte er mit erlöschendem Atem. „Steht's noch?"

„Wohl, wohl! Schau' hin: noch alleweil steht's!"

Er taumelte in der Finsternis auf die hölzerne Mauer zu und griff nach ihr mit zitternden Händen, lachend und schluchzend. Da faßte das Weib seinen Arm, und bebende Angst klang aus der heiseren Stimme. „Sag', Bauer, sag' . . . gelt, Du hast im Thing nicht geredet wider Wazemann?"

Kaganhart zögerte mit der Antwort; dann stotterte er, nach Atem ringend: „Was Dir aber einfallt! Kein Wörtl hab' ich geredet, kein einzigs Wörtl!" Und mit scheuen Augen schielte er im Dunkel nach dem Gesicht seines Weibes.

Tief atmete Hilmtrud auf. „So ist alles gut!"

„Was ist gut? Ich versteh' Dich nicht!"

Das Weib schüttelte den Kopf und stieß mit dem Ellbogen die Hausthür auf.

„Aber so red' doch!"

„Laß mich in Ruh'! Wenn Du schon merkst, daß ich nicht reden will, was fragst denn noch?"

„Ja muß denn da schon wieder gescholten sein, weil ich auch einmal das Maul aufthu' zu einer Frag'!"

„Wirst nicht Ruh' geben?" klang die drohende Stimme des Weibes aus der Thür. „Wirst nicht herein kommen?"

„G'rad nicht, jetzt g'rad nicht! So 'was! Das könnt' mir

taugen! Ich lauf' heim in Sorg' und Aengsten, daß mich kaum die Füß' mehr tragen, daß ich schier keinen Schnaufer nimmer hab'..."

„Hätt'st Dir halt Zeit gelassen! Meinetwegen hätt'st noch ausbleiben können, bis der Kuhmist Butter wird!"

„So? So?" schrie der Bauer. „Ja ist denn keiner da? Ja hört denn das keiner, was das für ein Weib ist? So ein Weib! Die Erd' rumpelt und bidmet, daß die Berg' schier einfallen ... und noch alleweil giebt das Weib keine Ruh'!"

„Jetzt wirst aber still sein, gelt?" Bei diesen Worten griff Hilmtruds Hand aus der Thür und faßte den Mann beim Kragen.

„Wirst auslassen oder nicht? Auslassen!" zeterte Kaganhart; doch eh' er mit diesem Machtwort noch zu Ende war, stand er schon, von der Faust seines Weibes geschwungen, in der Stube und stolperte wider den Herd, daß die Geschirre durcheinander klapperten. Die Thür wurde zugeschlagen, und mit kreischendem Schelten mischten sich im Haus die beiden Stimmen.

Beim Hagthor klang ein leises Kichern: „Wirf! Thust ihnen einen Gefallen damit — die zwei, die haben gern heiß!"

In hohem Bogen, zischend, wirbelte ein Feuerbrand über den Hag, grell leuchtend in der Nacht, und klatschte auf das Moosdach. Flink, wie die kleinen Wellen bei jähem Windstoß über das Wasser, liefen die gelben Flammenzungen nach allen Seiten über das dürre Moos und Stroh. Lachend rannten die beiden Knechte dem Wald entgegen; als sie die Ache erreichten und rückwärts blickten, sahen sie schon die funkensprühende Lohe in die Lüfte schlagen. Ein rötlicher Schein fiel über die Waldberge und an die Falkenwand, die sich mit blutigem Schimmer im Seeweiher spiegelte.

Sigenot, welcher mit Wicho in flüsterndem Gespräch auf dem finsteren Lugaus saß, gewahrte den Schimmer, und als er aufblickte, sah er die Röte am Himmel und sah in der Ferne die Funken stieben. „Feuerjo! Das muß in der Schönau sein! O die armen Leut', die armen!" rief er, und ehe Wicho ihn halten konnte, war er vom Lugaus über den Hag hinuntergesprungen auf den Sand.

„Laß brennen, was brennt!" schrie Wicho. „Wahr' Dein eigen Haus!"

„Leut' in Not und ich sollt' nicht helfen?" klang die Stimme des Enteilenden. Er rannte und rannte. Als er die freien Halden der Schönau erreichte, meinte er zu träumen; wohl sah er die Flammen lodern, aber Stille war ringsumher in der grell erleuchteten Nacht, keine Stimme klang, kein Schrei, kein Feuerruf. Nur die Hunde kläfften in den zerstreuten Höfen. Von den Nachbarn des brennenden Hauses war keiner zur Hilfe herbeigeeilt; die Furcht dieser Nacht, das zitternde Bangen vor dem Ungewissen hatte sie festgehalten im eigenen Hag, unter dem eigenen Dach.

Die Zähren traten in Sigenots Augen, als er nach keuchendem Laufe vor der Brandstätte den Fuß verhielt. Er sah, hier war nicht mehr zu helfen noch zu retten; bis auf den Grund schon brannten die Mauern des Hauses und der Scheune, und von den rauschenden Flammen und dem glostenden Gebälk ging eine schwelende Hitze aus, welche das Nähertreten wehrte.

Mitten in der Hofreut, vom Feuer rot beleuchtet, stand Hilmtrud, regungslos wie ein steinernes Bild; der Bauer hockte neben ihr auf der Erde, klagend und schluchzend, mit den Armen eine rußige Pfanne umklammernd ... sie war von all seinem Hab und Gut das einzige Stücklein, das er gerettet hatte in der wirren Angst. Wie der Mann, so hatte auch das Weib gejammert und geweint und in Verzweiflung die Hände gerungen. Doch als der Bauer in seinem Jammer geschrieen: „Jetzt hab' ich selber, was ich dem Wazemann beim Thing gewunschen ... sein Haus hab' ich brennen wollen, jetzt brennt das meinig'!" — da hatte Hilmtrud ihren Mann mit glasigen Augen angestiert und kein Laut mehr war über ihre Lippen gekommen.

Als Sigenot — zu sprechen vermochte er nicht — die zitternde Hand auf ihre Schulter legte, blickte sie hastig auf, starrte ihn an wie einen Fremden und wandte die verstörten Augen wieder dem Feuer zu. Der Bauer aber ließ die Pfanne sinken und warf sich schluchzend vor Sigenots Füße. „Mein Häusl, Fischer, mein liebes, einzigs Häusl, in dem ich gelachet hab' als Büebli, bei Mutter und Vater, in dem ich gehauset hab' in Glück und Fried!" Aller Zwietracht und aller üblen Stunden hatte er vergessen in seinem Jammer, und nur der guten Stunden noch dachte er, die er genossen unter dem in Glut und Asche sinkenden Dach.

Sigenot hob den Schluchzenden auf. „Ich weiß Dir keinen Trost, Nachbar, als nur den einzigen: da hat Dein Haus gestanden, und schau', da wird's auch wieder stehen, neu und fest! Bist doch ein Mann! Schau', streck' Dich! Und wenn die Glut verkaltet ist, so heb' das Bauen an! Mich und meine Leut' kannst haben zur Hilf' in jeder Stund'. Und bis Dein eigen Dach wieder hast, bis selbhin sollst mit Deinem Weib ein gutes Hausen haben an meinem Herd."

Krachend stürzten die brennenden Balken in einem rauchenden Gluthaufen zusammen. Ein zitternder Schrei löste sich von Hilmtruds Lippen und schluchzend streckte Kaganhart die Arme wie ein hungerndes Kind, dem eine grausame Hand das Brot entrissen. Sigenot suchte die beiden mit sich fortzuziehen, denn er sah, daß jeder Blick in die Glut ihren Jammer erneuerte und mehrte; aber es dauerte lange, bis Hilmtrud auf die Worte des Fischers hörte. Endlich nickte sie und drückte wortlos Sigenots Hand; dann schlang sie den Arm um ihres Mannes Hals und sagte mit tonloser Stimme: „Thu' nicht weinen, Hartli — ich hab' Dein Haus verbronnen, ich bau's wieder auf!"

Er achtete dieser Worte nicht, er schluchzte nur, raffte die brüchige Pfanne von der Erde und ließ sich willenlos zum Hagthor führen; hier blickte Hilmtrud ein letztes Mal zurück auf den glühenden Trümmerhaufen; ihr Gesicht verzerrte sich, mit geballter Faust erhob sie den nackten Arm und schrie in die Nacht hinaus: „Wazemann! Wazemann!"

Mit nassen Augen blickte Kaganhart zu ihr auf; doch er fand keine Frage.

So verließen sie die Stätte, die ihr Haus getragen; bis weit hinunter ins Thal verfolgte sie der Brandgeruch; als sie den See erreichten und Sigenot mit herzlichem Zuspruch seinen Hag vor ihnen öffnete, graute der Morgen schon und über die Schneekuppe des König Eismann fiel die erste Röte des nahenden Tages.

19.

Das war ein seltsamer Morgen, still und ohne Lufthauch; sogar die Bäche schienen leiser zu rauschen und kaum eine Vogelstimme ließ sich vernehmen; es war in der Nacht kein Tau gefallen und dennoch deckte ein zarter grauer Duft alle Gräser, alles Grün der Bäume ... Staub war es, dünner fein zerteilter Staub. Alle Wege und Pfade im Gadem waren steinig oder grün bewachsen ... woher nur war dieser Staub gekommen? Kein Wölklein schwebte am Himmel, aus den Wäldern flatterte kein Nebelstreif, die Luft war schwül und trocken ... und dennoch füllte ein grauer Dunst das Thal und alle Höhen, so daß die Berge verschleiert erschienen wie vor einem anziehenden Ungewitter. Und zuweilen sah man in der Luft ein Flimmern und Glitzern wie von feinem Sand, auf den die Sonne scheint. Und überall war ein Geruch zu spüren ... es war nicht der Brandgeruch des in Asche gefallenen Hauses, es war wie jener Geruch, welcher auftritt, wenn sich die Mahlsteine ohne Korn aneinander reiben.

Es war ein seltsamer Morgen, ein Morgen wie ein Geheimnis, wie das Schweigen auf eine leidenschaftliche Frage.

Still lag die Martinsklause inmitten des stummen Waldes. Im Morgengrau war Eberwein ausgezogen, und Waldram, den nach der Erregung der vergangenen Nacht die Schwäche wieder befallen hatte, hütete das Lager. Heute, am Tage des Herrn, durfte Schweiker das Beil nicht schwingen; aber es litt ihn nicht in der Ruhe, obwohl ihm eine dumpfe Müdigkeit wie Blei in allen Gliedern lag. Langsam ging er auf der Lichtung umher und sammelte die Steine und Felsbrocken, welche die vom Berghang niedergefahrene Schuttlawine über die Rodung und bis vor die Mauern der Klause geworfen hatte. Bei jedem Steine, den Schweiker in die geschürzte Kutte legte, seufzte er tief; und immer wieder glitten seine verlorenen Blicke über das Thal der Ache hinweg und empor über den jenseitigen Berghang.

Am Rand der Lichtung, vor dem grauen Schuttkegel, der die jungen Bäume auf dem Hang erdrückt, den Lauf der Quelle verändert und den Teich verschüttet hatte, stand Bruder Wampo; schlaff hingen seine Arme und dicke Zähren rollten aus seinen Augen, welche traurig niederstarrten auf den wüsten Schutt, unter dem die schönen Ferchen und Hechte begraben lagen. „Und ich

hab' mich heut' schon gefreut auf den ersten!" Trübselig schüttelte er das runde kahle Köpflein, schlug die Hände ineinander und blickte mit scheuen Augen zum Himmel auf. „Herre, Herre! Schau', das ist aber doch nicht gut und recht . . . Deinen armen Knechten die Fastenspeis' verderben!"

Schweiker war zum Waldrand gegangen und hatte die Steine aus seiner Kutte geschüttet. Als er zur Klause zurückging und wieder hinüberspähte nach dem Berghang, sah er Eberwein über die Halde niedersteigen, auf welcher Hinzula ihre Ziegen zu hüten pflegte. Eine zitternde Erregung befiel ihn und er verwandte kein Auge mehr von der Stelle, an welcher Eberwein bei der Heimkehr aus dem Walde treten mußte. Doch er wartete umsonst.

Eberwein war im Thal dem Lauf der Ache gefolgt, hatte den Lokiwald umgangen und suchte einen Pfad, der ihn zur Ramsau führen möchte. Zwischen wirren Büschen fand er einen betretenen Steig und überließ sich ihm. Schatten lagen um seine Augen und sein Antlitz hatte einen kummervollen Zug. Die Ereignisse der vergangenen Nacht hatten ihn mit banger Sorge erfüllt . . . und was er vor den Brüdern nicht hatte zeigen wollen, nagte in ihm mit doppelter Schärfe, jetzt, da er einsam war. Bei solcher Stimmung hatte auch die befremdende Erfahrung, die er soeben gemacht, tiefer auf ihn gewirkt, als es sonst wohl geschehen wäre: beim Hag des Greinwalders, zu dem die Sorge um die arme mißhandelte Hirtin ihn geführt, hatte er stehen müssen vor geschlossenem Thor; er hatte gepocht und gerufen, aber niemand war gekommen, ihm zu öffnen, und er hatte doch in der Hofreut Schritte gehört, es war ihm gewesen, als klänge ein ersticktes Schluchzen aus dem Haus, und der Herdrauch war ihm aufgefallen, der in blauen Fäden aus dem Moosdach quoll. Man wollte nicht öffnen, ihm nicht öffnen! Weshalb nicht? Welche Ursach' konnten sie haben in jenem Haus, das Thor vor der Hilfe zu sperren, vor dem Freund? Diese Frage wühlte in ihm und er fand keine Antwort.

Aus den Büschen führte ihn der Pfad in dichten Wald und unter den Bäumen hervor auf eine weite Lichtung. Es waren die Halden der Strub, welche vor ihm aufstiegen in welligem Hügelland; gemähte Wiesen wechselten mit geräumten Feldern, auf steileren Gehängen lag der Hanf zum Trocknen in der Sonne. Zwischen den Feldern, weit zerstreut, standen einzelne Gehöfte, niedere Hütten und Scheunen, von hohem Hag umzogen. Bei ihrem Anblick wich die Schwermut aus Eberweins Augen. Ihm schwoll vor Freude das Herz bei dem Gedanken, wie viel es hier für ihn zu schaffen gab, zu raten und zu nützen. Er sah es gleich; hier lebte und wirtschaftete das Volk noch, wie es draußen vor den Bergen die Leute getrieben hatten vor hundert Jahren. Das sollte anders werden! Er wollte sie lehren, den Lein zu bauen an Stelle des rauhen Hanfes. Und wie übel die Felder anzusehen waren! Da galt es, besseren Pflug zu führen . . . und sie sollten lernen, die Steine aus den Furchen zu sammeln und rings um den Acker aufzuschichten zur Schutzmauer, auf welcher sich die Dornenhecke wider das Hochwild flechten ließ. Und diese armseligen Hütten! Das sollte sich wandeln! Er wollte sie lehren, mit steinernem Sockel zu bauen, mit Fachwerk in der Mauer und mit geschindeltem Dach. Und so übel, wie von außen, waren die Hütten wohl auch anzusehen in ihrem Innern. Da sollten trauliche Stuben entstehen und wohnsame Kammern . . . und wenn der lange Winter käme, dann sollten die Männer und Buben das hohle Eisen und das kurze Messer führen lernen, um handliches Holzgerät zu fertigen und freundliches Schnitzwerk.

Eberweins Wangen brannten, und leuchtend blickten seine träumenden Augen in die kommende Zeit. Raschen Ganges folgte er dem Pfad, der einem Hag entgegenführte. Blauer Rauch wirbelte aus dem Hüttendach, Stimmen klangen in der Hofreut, und das Thor stand offen. Auf der Schwelle der Hausthür saß ein Weib, den Hanfrocken unter dem Arm, in der Hand die tanzende Spindel; zwei nackte Kinder tummelten sich lachend im Hof und der junge Bauer hielt ein drittes auf dem Arm. Als Eberwein vor dem Thor erschien, fuhr ein zottiger Hund auf ihn los und kläffte. Der Bauer wandte das Gesicht, und den Mönch gewahrend, stand er einen Augenblick erschrocken und unschlüssig; dann setzte er hastig das Kind auf die Erde, sprang zum Hag, schleuderte mit dem Fuß den Hund zurück, schlug das Thor zu und legte den Balken ein.

Mit trübem Lächeln wandte sich Eberwein ab und folgte einem schmalen Felsweg, hügelab und hügelauf. Nach einer Weile kam er zu einem zweiten Gehöft. Im offenen Hagthor stand ein alter Bauer, welcher verschwand, als er den Mönch des Weges kommen sah. Und wieder fand Eberwein das Thor geschlossen. Eine dunkle Röte stieg ihm in die Stirn, und es zuckte seine Faust, als möchte sie den Eingang erzwingen; doch er fand die Ruhe wieder und rief: „Mann, thu' mir auf! Gottes Gruß Deinem Haus!"

„Wer will ein zu mir?"

„Dein bester Freund!"

„Der bin ich selber und brauch' keinen andern."

In aufflammendem Zorn schlug Eberwein den Stab an das Thor. „So öffne Deinem Herrn!"

„Was Herr? Wer Herr?" klang die rauhe Stimme zurück. „Meines Herrn Stimm' kenn' ich . . . die Deinig' ist mir fremd! Ich thu' nicht auf!" Und klappernde Schritte entfernten sich.

Eberwein stand ratlos und streifte mit zitternder Hand über die Stirn. „Was ich erlebe, ist wie ein Rätsel . . . Bruder Hiltischalk in der Ramsau soll es mir lösen!"

Er wanderte in drängender Eile über die Halden, ohne Wahl jedem Pfade folgend, den seine Füße fanden. Bald hier, bald dort sah er Leute laufen und in den Gehöften verschwinden. Einmal blieb er stehen und rief mit bebender Stimme: „Bin ich denn noch, der ich gewesen . . . oder bin ich ein reißendes Tier geworden, daß die Menschen vor meinem Anblick fliehen wie die Schafe vor dem Wolf!" Als er an einen Bach gelangte, dessen Lauf zu einem stillen Tümpel sich ausbuchtete, beugte er sich über das Wasser und starrte auf sein Spiegelbild. Aufatmend wandte er sich ab und übersprang den Bach. In Gedanken versunken, achtete er des Weges nicht und geriet in dicht verwachsenen Wald. Bald aufwärts steigend, bald wieder niederwärts, folgte er den schmalen, häufig sich kreuzenden Wildpfaden; bald hörte er das Rauschen eines Wassers, bald wieder war tiefe Stille um ihn her. Ueber niedere Felswände mußte er klimmen, durch wirres Gebüsch sich kämpfen, über Schluchten sich schwingen, unter gestürzten Bäumen hindurchschlüpfen, mannshohe Hecken von verflochtenen Wurzeln überwinden . . . Stunde um Stunde verging ihm auf so mühsamer Wanderung, und noch immer wollte der Wald kein Ende nehmen, noch immer zwischen den ragenden Bäumen kein Ausblick sich zeigen, der ihn gewiesen hätte. Schon war ihm in beginnender Erschöpfung zu Mut, als sollte er niemals wieder dieser Wildnis entrinnen, da klang ihm, freundlich und hell, der Schall eines Glöckleins durch den Wald entgegen. Seine Augen wurden naß, in jäher Freude streckte er die Arme und rief: „Klinge, klinge, Du holde Stimme, Du führest den Irrenden auf guten Weg!" Und mit erneuten Kräften kämpfte er sich durch die Wirrnis des Urwaldes, der Richtung zu, aus welcher die Glocke tönte. Er kam in lichteren Wald, in welchem die Spuren der Axt zu erkennen waren, und fand einen Pfad, der ihn ins Freie führte.

Ihm zu Füßen, zwischen grasigen Halden und steilem Bergwald, lag ein enges langgestrecktes Thal, in dessen Tiefe ein reißender Bach durch grauen Schutt seine Straße grub; überall an seinen Ufern sah man die Zeichen der Zerstörung, die er angerichtet in wilden Tagen. In weiter Ferne, wo die Berge sich schlossen, schimmerte ein kleiner grüner See. Friedliche Sonntagsstille lag über dem Thal; nur die Ache rauschte und das Glöcklein tönte. Zwischen den mächtigen Kronen alter Ulmen und Linden sah Eberwein das plumpe hölzerne Türmlein ragen, in dessen Luken die Glocke sich schwang. Das Turmdach zeigte die Spuren eines Brandes, und ein neues weißes Holzkreuz schimmerte auf der Zinne.

„Hier wohnet Gott und mein Bruder, hier will ich frohe Einkehr finden!" Geradeswegs stieg Eberwein über die steilen Halden hinunter.

Aus einem nahen Gehöfte liefen ihm zwei Kinder entgegen, ein Bub' und ein Dirnlein, in hanfene Kittelchen gekleidet, gestrählt und sauber gewaschen. Als sie näher kamen, blieben sie stehen und schauten einander an. „Das ist er ja nicht!" lispelte das Dirnlein. „Das ist ein junger!"

„Aber schwarzhäset ist er auch!" meinte das Bübchen und lugte mit schiefem Köpflein zu Eberwein auf, der den Stab in die Erde stieß und mit gestreckten Händen sich den Kindern näherte.

„Gott grüß' Euch, Ihr lieben Kinder!"



Zur Trauung.

Aus R. Reinickes „Spiegelbildern aus dem Leben“. Verlag von F. A. Ackermann in München.

Zutraulich faßten sie seine Hände, und ihre hellen Stimmlein klangen: „Gott grüß' Dich auch!"

Da warf sich Eberwein auf die Knie, umschlang die Kinder und drückte ihre linden warmen Körperchen an seine Brust. „Die ersten, die ich halte! Die ersten, die mir freundlich sind!" Zähren erstickten seine Worte.

Mit scheuen Augen beugte sich das Dirnlein zurück und rührte mit dem Händchen an Eberweins Wange. „Manne, was weinest denn? Thut Dich hungern oder dursten?"

Er mußte unter Thränen lächeln. „Ach ja, mein Dirnlein! Wie mich hungert und dürstet nach Eurer Liebe! Aber sag', mein kleines Schätzel, wie heißt Du denn?"

„Moidi*!" erwiderte das Dirnlein stolz. „Wie die liebe Gottesmutter!"

„Und Du, mein kleiner Mann?"

Das Bürschlein nahm das ganze Mäulchen voll. „Ich heiß', wie Gott Vater heißt: Seppeli — wohl wohl!"

Eberwein hörte in tiefer Bewegung die christlichen Namen und hatte seine helle Freude an dem kleinen Kirchengelehrten, der in seiner fünfjährigen Weisheit Gott Vater selbst mit dem braven Zimmermann von Nazareth verwechselte. Da rief hinter dem Hag des nahen Gehöftes eine Frauenstimme die Namen der beiden Kinder, mit dem wirkungsvollen Zusatz: „Kommet zum Mus!" und nun konnte Eberwein das Pärchen nicht mehr halten; er griff an den Gürtel und fand seine Tasche nicht . . . er wollte schenken, und seine Hände waren leer. „Ich will den Trost vergelten, den ich von Euch gewonnen!" sagte er und küßte die Kinder auf die roten Wangen.

Dann stieg er die Halde hinunter, erquickt in seinem Herzen und wie neu belebt. Noch eh' er das Thal erreichte, sperrte zwischen Bäumen und welkenden Büschen eine hohe Hecke seinen Weg. Das Glöcklein war verstummt, doch aus dem Kirchhof, von welchem die Hecke ihn schied, hörte er Stimmen. Durch eine Lücke sah er zur Rechten die Holzmauern des Kirchleins, welches von Grabhügeln umgeben war, und zur Linken ein niederes Balkenhaus, der Hütte eines Bauern gleichend; neben der Thür erhob sich eine alte Linde, welche mit ihren Aesten das Moosdach überspannte. Ihren mächtigen Stamm umzog eine Steinbank, auf welcher Hiltischalk saß, der Ramsauer Leutpriester; er hatte wohl achtzig Winter schon gesehen, denn schneeweiß fielen ihm die dünnen Haarsträhnen auf die Schultern. Eine lange schwarze Lodenkutte, an der Hüfte mit einem Stricklein festgebunden, umhüllte den hageren gebeugten Leib; der Bart war geschoren, und die weißen Stoppeln deckten das halbe Gesicht. Freundliche Augen lugten unter den weißen Dächlein der Brauen hervor, und herzlich klang seine sanfte langsame Stimme. „Jetzt gehet heim zu Weib und Kind," sagte er zu einigen Männern, welche vor ihm standen mit sorgenvollen Gesichtern, die Kappen in der Hand, „gehet heim und sorget Euch nimmer! Ich weiß Euch besseren Trost nicht als allweil den einen: bauet auf den Himmel, vertrauet auf Gott! So kann Euch kein Unheil ankommen und keine Not kann fallen über Euch!"

„Wohl wohl!" sagte einer der Männer kleinlaut und strich die Hand über das struppige Haar. „Aber der alte Runot ist doch auch ein guter Christ, und der best' schier von uns allen . . . und heut' in der Nacht, derweil er fern gewesen ist, hat doch der Bidem** sein Haus geworfen!"

„Wohl wohl," fiel der Pfarrherr ein und hob die zitternde Hand, „das hast Du aber gut gesagt: derweil er fern gewesen ist! Freilich, freilich, das Häusl ist gefallen! Aber es ist ein altes Häusl gewesen . . . und schauet, Mannerleut', was alt ist, geht seinem letzten Stündl zu, Mensch oder Haus, Vieh oder Baum, Berg oder Thal. Das Häusl ist alt gewesen und hat fallen müssen. Und jetzt schauet, Mannerleut': was Gott gethan hat, weil der Runot sich allezeit gehalten hat als guter Christ — er hat das alte Häusl fallen lassen, derweil der Runot fern gewesen ist! Freilich, freilich, das Häusl liegt, aber der Runot steht gesund und lebig und kann seine Buben rufen von der Alben und kann ein neues Häusl bauen. Und wir all', Mannerleut', gelt, wir all' helfen dazu um Gottes Lieb'?"

Da nickten die Männer.

„Ja, ja, ich sag's halt alleweil: nur auf den Himmel bauen, nur auf den lieben Gott vertrauen! Haltet nur Ihr fest . . . der liebe Gott laßt nicht aus! Drum gehet jetzt nur heim, Mannerleut', und sorget Euch nimmer! Sie soll nur bidmen, die Erd', sie soll nur bidmen! Ich weiß schon einen, der fest halt't! Ich hab' schon gerufen zu ihm aus tiefstem Herzen . . . und das hat noch alleweil geholfen! Wohl wohl, da hab' ich gar keine Sorg'!" Er faltete die Hände im Schoß und suchte mit langsamen Augen den Himmel. „Eine einzige Sorg' noch hab' ich gehabt in meinem Leben, und die hat mein guter Herr jetzt auch von mir genommen."

Fragend blickten ihn die Männer an, und einer sagte: „Eine Sorg'? Was wär' denn das für eine?"

„Schauet mich doch an, Mannerleut'! Bin ich nicht alt, wie dem Runot sein Häusl gewesen ist? Und was alt ist, geht seinem jüngsten Stündl zu. Aber wenn ich einmal nimmer bin, wer wird denn sein an meiner Stell', wer wird Euch denn halten beim Guten und Rechten? Wer wird denn rufen für Euch in Not und Fahr? So hab' ich alleweil denken müssen in Tag und Nacht. Aber derzeit ich gehört hab' gestern, daß die frommen Brüder gekommen sind ins Gademer Land, derzeit ist auch die letzte Sorg' von mir gefallen!"

Eine Bewegung der Unruh' ging über die Männer, und sie blickten einander an mit stumm redenden Augen.

„So eine Freud'! Was saget Ihr, Mannerleut' . . . so eine Freud' hat mein guter Herr mich noch genießen lassen auf meinen Abend! Ueber die vierzig Jahr' lang hab' ich keinen mehr gesehen, der das heilige Häs getragen hat. Vierzig Jahr', Mannerleut'! Aber heut' noch muß ich hinaus, heut' noch! Freilich, der Weg ist schiech und weit für meine müden Füß' . . ."

„Ich will ihn Dir sparen, mein guter Bruder!" klang die bewegte Stimme Eberweins; er hatte die Hecke geteilt und war über den brüchigen Erdwall in den Kirchhof niedergestiegen. Scheu traten die Männer auseinander, und der greise Pfarrherr starrte auf Eberwein wie auf ein frohes Wunder. Stammelnd richtete er sich auf, und wie ein Vater, der den ersehnten Sohn begrüßt, eilte er mit offenen Armen auf Eberwein zu und warf sich an seine Brust. „Sei gegrüßt, sei gegrüßt, Du mein lieber Bruder, tausend und tausendmal!" Und als wäre für ihn die Freude zu groß, um sie allein zu tragen, so rief er: „Mannerleut', so kommet doch her . . ." Betroffen verstummte er und riß die Augen auf — die Männer waren verschwunden. „Schau', jetzt sind sie heimgegangen, jetzt, derweil sie doch hätten bleiben sollen! Freilich, freilich, ich hab' ja gesagt zu ihnen: gehet heim!" Und wieder schlang er die Arme um Eberwein. „Gelt, mein lieber Bruder, gelt, jetzt weilest Du ein lützel bei mir und thust Dich setzen an meinen Tisch . . . und . . . und . . ." Er riß sich los und humpelte in geschäftiger Eile, mit fuchtelnden Händen dem Hause zu. In der Thür verschwand er, und seine zitternde Stimme klang: „Hilti, Hilti! Jetzt thu' Dich aber tummeln, jetzt schaff' nur, schaff' . . . wir haben einen Gast!"

Mit glücklichem Lächeln hatte Eberwein dem Greise nachgeblickt. Tief atmend hob er die Augen zum Himmel: „Ja, Herr, hier wohnest Du!"

* * *

Seit einer Stunde saß Eberwein mit Hiltischalk auf der Steinbank unter der Linde. Kopfschüttelnd hörte der Greis, was ihm Eberwein von seinen Erlebnissen am Morgen erzählte.

„Die Gademer sind rauhe Leut'," sagte der Alte, „und der Unglauben hauset noch in ihrem Herzen wie die Mäus' in der leeren Stub'. Wie ich jung gewesen bin, da war's noch ein lützel besser, da bin ich all' Woch' ein paarmal hinaus zu ihnen. Aber meine alten Füß' vermögen den Weg nimmer, und zu mir kommen sie halt nicht . . . freilich, der Weg ist weit, und sie haben viel zu schaffen! Doch das muß ich sagen: geschlossene Thor' hab' ich bei ihnen nie gefunden. Da muß 'was dahinterstecken, mein' ich, da muß was dahinterstecken!"

„Meinst Du nicht, es könnte die böse Nacht die Leute so sehr geängstet haben, daß sie in blinder Furcht ihr Haus verschließen — vor mir, wie vor jedem andern?"

Der Greis schüttelte den Kopf. „In der Angst, Bruder, schreien die Leut', und jede Hand sucht einen Halt und Stecken — die Not macht alle Thüren auf, nicht zu! Glaub' mir, eh' der Tag noch gekommen ist, haben die meisten den Nachtschrecken schon halb wieder vergessen gehabt. Wenn es anders wär', wenn sie nicht ein so kurzes Gemerk hätten, sie könnten ja nimmer leben! Schau' die Berg' an: da steckt in jedem Steinl ein Tod; und eine Not in jedem Wässerlein. Da muß man schnell vergessen

* Marie. ** Das Erdbeben.

können, oder der eine Schmerz fallt auf den anderen hin wie Schnee auf Schnee im langen Winter. Nein, nein, Bruder — das muß was anders sein. Aber wart' nur, wir kommen schon dahinter, wir Zwei! Und derweil mußt halt Geduld haben, und wenn Du Honig begehrest von ihnen und sie bieten Dir Salz, da mußt halt schlucken! — Aber gelt, mein guter Bruder, gelt, jetzt thust mir doch die Lieb' und schaust mein Kirchl an?"

Eberwein stand auf. „Führe mich!" sagte er, mit herzlichem Blick an dem Antlitz des Greises hängend. Sie traten in die kühle Halle des Kirchleins. Plumpe Betstühle füllten den schmucklosen Raum, und armselige Geräte zierten den steinernen Altar; aber jedes Stücklein streichelte der Greis mit zärtlicher Hand, von jedem Stücklein wußte er eine lange Geschichte zu erzählen. Die Betstühle hatte er selbst gezimmert, das steinerne Taufbecken mit eigener Hand gemeißelt. Kummervoll aber blickten seine Augen, als er aus einer Wandnische einen hölzernen Buchdeckel mit eisernen Schließen hervornahm . . . nur einige Fetzen beschriebenen Pergaments umschloß der Deckel noch. „Schau' nur, Bruder, schau' . . . das ist einmal mein heilig Meßbuch gewesen, aber die Mäus' sind mir drüber gekommen. Ja, ja, die Mäus', wenn die nur nagen können! Die haben nicht einmal Scheu vor dem Heiligsten! Ueber mein Evangelienbuch im Haus drüben sind sie mir auch schon gekommen!"

„Aber wie kannst Du ohne Buch die Messe lesen?" fragte Eberwein erschrocken.

„Hab' sie doch vierzig Jahr' lang mit dem Buch gelesen!" lächelte Hiltischalk. „Weißt, da ist schon 'was hängen geblieben in meinem Gemerk, wohl wohl . . . und wenn's einmal auslaßt, in Gottesnamen, so red' ich halt mit meinem lieben Herrn, wie's das Herz mir eingiebt." Er blickte in Eberweins Augen und fragte zögernd: „Das wird doch wohl kein Unrecht sein, gelt?"

„Nein, Bruder Hiltischalk!" Tiefe Rührung sprach aus Eberweins Worten. „Doch wenn der lange Winter kommt, dann will ich Dir ein neues Meßbuch schreiben." Der Greis nahm dieses Versprechen auf wie die Verheißung reicher Schätze.

Diesem ersten Schreck, den Eberwein überstanden, folgte rasch ein zweiter: seit Jahren las Hiltischalk die Messe nicht nur ohne Buch, auch ohne Wein. In früheren Zeiten hatte wohl jahraus und ein das gefüllte Fäßlein in der Kellergrube gelegen. Eines Tages aber waren Wazemanns Knechte im Pfarrhof eingekehrt, durstig von der Jagd . . . sie hatten den Wein gesucht und hatten ihn gefunden. Die Bauern steuerten dem Kirchlein Honig, Butter und Käse, trugen die frommen Gaben nach Hall und tauschten dafür ein neues Fäßlein ein . . . und bald ein drittes und viertes. Doch wo der Wein auch immer verborgen wurde — Wazemanns Knechte fanden ihn wie die Mäuse das Meßbuch.

„Und schau', mein lieber Bruder, da hab' ich mir sagen müssen: wie darf ich denn alleweil den Schweiß meiner armen Leut' in die schiechen Gurgeln rinnen lassen? Die Meß' aber hab' ich doch lesen müssen. So hab' ich halt gemeint, es geht mit Wasser auch. Und schau', der, welcher zu Kana das Wasser in Wein verwandelt hat, der hat sich das Wasser gern gefallen lassen, wohl wohl, und hat's gewandelt . . . wenn ich den Kelch gehoben hab' und hab' gebetet und hab' getrunken, da hat's mir nie wie Wasser geschmeckt, alleweil wie der rechte heilige Himmelstrank!" Lächelnd blickte der Greis zum Altarkreuz auf und nickte dem Bilde zu wie einem guten Freund, der sich bewährt in aller Not.

„Selig, die festen Glaubens sind!" flüsterte Eberwein. Er legte die Hand auf die Schulter des Greises. „Aber Du sollst nicht weiter Gottes Allmacht auf die Probe stellen. Ich werde Dir Meßwein senden und will dafür sorgen, daß böse Hände nicht wieder rühren an das Gut Deiner Kirche."

Da rief eine Stimme den Namen des Priesters. „Das ist unsere Mätzel," sagte Hiltischalk, „ich mein', sie rufet zum Tisch." Im Thor erschien eine Magd von abschreckender Häßlichkeit, mit dem Ausdruck des Blödsinns in den rotgeränderten Augen. „Geh' nur, meine gute Mätzel," rief der Greis ihr zu, „wir kommen schon!" Und als die Magd verschwunden war, sagte er: „Thu' Dich an ihr nicht scheuen, lieber Bruder . . . weißt, einwendig ist sie sauber und lieblich! Ist eine fromme treue Magd, wohl wohl! Ihre Mutter ist tot . . . die hat gesennet, und wer ihr Vater ist, weiß niemand. Keiner im Thal hat sie nehmen mögen, so haben halt wir sie genommen und haben's nie bereut! Wohl wohl, die Mätzel ist eine gute brave Magd."

Langsam gingen sie dem Hause zu; Eberwein hatte keinen Blick für den Weg und strauchelte auf der Schwelle. Mit beiden Armen stützte ihn der Greis und meinte lächelnd: „Ach, Du mein lieber Bruder, Du wirst mir doch kein Unheil tragen in meine Stub'!"

Da schüttelte Eberwein den Kopf. „Welches Haus noch wäre sicher wenn nicht das Deine?"

Sie traten in die Herdstube; das war ein kleiner Raum, nicht besser ausgestattet als die Stube eines Bauern; aber die Armut, welche hier wohnte, hatte ein lächelndes Antlitz, und der mit gebleichtem Hanftuch überdeckte Holztisch schien dem Gaste sagen zu wollen: „Komm, ich gebe, was ich habe." Ueber dem Tisch im Winkel hing ein großes Holzkreuz, geschmückt mit den letzten Blumen des Herbstes; auf einem Wandgesimse stand der zinnerne Kelch zwischen anderem Altargerät, ein frisch gewaschenes Chorhemd hing an hölzernem Nagel und rührte sich im leisen Windzug, der durch die unverwahrten Fensterluken in die Stube strich.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Roquette.

Ein Gedenkblatt zu seinem 70. Geburtstag.

Siebzig Jahre! Wer die mit frischem Geist erlebt, der kann manches erzählen von innerem und äußerem Erfahren, vom Wandel der Zeiten, und zumal, wenn er ein Dichter ist mit tiefem Gefühl, mit aufgeschlossenem Sinn für eigene und fremde Entwicklung. So sind denn die Erinnerungen, die der Sänger von „Waldmeisters Brautfahrt" zu seinem 70. Geburtstag am 19. April unter dem Titel „Siebzig Jahre" veröffentlicht hat, eine willkommene Gabe, die uns Wesen und Leben des Dichters schlicht und herzlich nahe bringt. Die Werke, die den Namen Otto Roquettes seit nun über vier Jahrzehnten dem deutschen Volke stets aufs neue lieb gemacht haben, sind einem langen Wanderleben entsprossen, das spät erst seinen Ruhepunkt fand, und Roquette selbst führt einmal von sich das Wort an, er habe keine Heimat, nur ein Vaterland. Aber wenn er viel entbehren mußte an behaglichem Sicheinleben und Verweilen, wie es die Heimat bietet, auf der anderen Seite hat er doch fast noch mehr gewonnen an Kenntnis der verschiedensten Menschen und Verhältnisse, und wer so im stillen Winkel sitzen muß, während die Welt und die Menschen draußen ihren großen Weg gehen, den könnte beinah etwas wie Neid anwandeln diesem Dichterdasein gegenüber, dem von überall her reiche Anregung zuströmte.

Die Familie, der Roquette angehört, stammt aus dem südlichen Frankreich, von wo sie durch die Hugenottenverfolgungen Ludwigs XIV., des „allerchristlichsten" Königs, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts vertrieben wurde. Die Nachkommen fanden zu Strasburg in der Uckermark und später in Frankfurt a. d. O. eine neue Stätte für ihr bescheidenes Glück und wandelten sich von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr zu einer deutschen Familie um. Roquettes Vater vollends, der 1815 als preußischer Husar in Paris einzog, ließ die französischen Ueberlieferungen der Familie ganz auf sich beruhen. Es ist ein gewinnendes Bild, das uns der Sohn von diesem Vater entwirft. Von ungewöhnlichen Kenntnissen, tüchtig in seinem Beruf als Jurist, mannhaft und lebensfroh — so tritt er uns entgegen, wie geschaffen dazu, einem Sohn, der als Mensch und Dichter seine eigenen Pfade suchte, ein treuer Erzieher und ein vertrauter Freund zu sein. Auch die Mutter Roquettes stammte von französischen Flüchtlingen ab, und wie auch sie fest eingewurzelt war auf deutschem Boden, so verband sie muntere graziöse Laune und charaktervolle Innigkeit als das Erbteil der alten und der neuen Heimat. Ihre poetische Begabung, die sie bei allerhand geselligen Festen mit nie versiegendem Humor bethätigte, hat sie dem ältesten Sohne vererbt, der am 19. April 1824 zu Krotoschin in der Provinz Posen geboren wurde.

Nicht lange dauerte die Zeit, die der Landgerichtsrat Roquette mit den Seinen an diesem damaligen Grenzpunkt deutscher Kultur zubrachte, wo nur diejenigen geistigen Genüsse zu haben waren, die sich die Beamten selbst zu schaffen wußten. Nach kurzer Zwischenstation in Gnesen fand endlich die Familie in Bromberg ein dauerndes Bleiben und bald wurde sie der Mittelpunkt eines gesellig bewegten und geistig reichen Kreises, aus dem der heranwachsende älteste Sohn nur zu bald gerissen wurde. Das Bromberger Gymnasium befand sich damals in einem Zustand völliger Unordnung, unter dem Otto Roquette doppelt schwer litt, da er eine zarte Gesundheit hatte, von welcher der Hausarzt einmal meinte: „Es ist erstaunlich, daß der Junge immer die seltensten und gelehrtesten Krankheiten bekommt, gegen die man an ihm selbst erst die Studien zu machen hat." Natürlich war der letztere Umstand für Heilung und Genesung nicht eben förderlich. So beschlossen die Eltern, ihren ältesten Sohn zu dem Großvater Roquette, einem angesehenen Geistlichen, nach Frankfurt a. d. O. zu schicken. Dort blieb Otto, bis er die Universität bezog. Es war ein genügsames Stillleben, das er in dem alten Pfarrhause

führte, wo ihm, wie er mit guter Laune erzählt, eine nie mehr verschwindende Vorliebe für das Einheizen der Oefen und eine solche Fertigkeit darin eingepflanzt wurde, daß er sich rühmen kann, wenn nichts Besseres, so sei er doch einer der besten Ofenheizer seiner Zeit geworden. Nun, das Schicksal sorgte dafür, daß er auch noch etwas anderes wurde. Schon hier in Frankfurt a. d. O. schrieb er ein Märchen, das in der Folge die Grundlage für „Waldmeisters Brautfahrt" wurde, und mehr und mehr erwachte seine Neigung zur Dichtkunst, zur Litteratur. Es war daher vorauszusehen, daß er auf der Universität Berlin, die er zunächst bezog, rasch von seinem Vorsatz abkommen würde, gleich seinem Vater die Rechte zu studieren. Bald führte ihn der Ruhm der Heidelberger Geschichtslehrer, eines Schlosser, Gervinus und Häusser, in die herrliche Neckarstadt. Er brauchte es nicht zu bereuen. Neben der wissenschaftlichen Förderung, die ihm zu teil wurde, kam hier seine poetische Begabung zu schöner Blüte, und nach einer köstlichen Wanderung den Rhein hinunter entstand nächst einer Reihe neuer Lieder der größte Teil von „Waldmeisters Brautfahrt", jenem munteren Sang, in dem alle Jugendlust und aller Uebermut des Studentenlebens, in dem die sonnige Schönheit des rebenumkränzten Rheins so frisch und fröhlich wiederklingen.

Auch ein freundliches Idyll voll harmlosen Scherzes spann sich dem werdenden Dichter hier an. In dem der Stadt benachbarten Handschuchsheim hatte der Ochsenwirt eine vielbesuchte Schenke und darin zwei Töchter, von denen die ältere wegen ihres männlichen Wesens allgemein „die Felix" hieß und sich eines ungeschmälerten Ansehens rühmen durfte, trotzdem sie „wiescht" war, wie sie selber sagte. Das vielgesungene Lied von der „Mareth am Thore" hat Roquette auf sie gedichtet. Mitten unter fleißigen Studien und fröhlichen Streichen fand er endlich noch Zeit, ein Drama zu vollenden, das er nach langem Schwanken dem Buchhändler Bassermann in Mannheim brachte, der das Theater dort leitete. Der aber war kurz angebunden. „Nehmen Sie das Manuskript nur gleich wieder mit, von Studenten verfaßte Stücke führe ich nicht auf" — mit diesem gröblichen Bescheid war Roquette entlassen, kaum daß er das Zimmer des Gebietenden betreten hatte.

Die Wellen, welche die Pariser Februarrevolution nach Deutschland herüberwarf und die naturgemäß zuerst im Südwesten ihre Kreise zogen, vertrieben Roquette aus Heidelberg; er ging im Frühjahr 1848 nach Berlin, wo er sich ein ruhiges Studium versprach. Aber gerade dort entwickelte sich der wildeste Strudel, und als Mitglied der Studentenwehr, der „Rotte Tell", hatte er zwar Gelegenheit, viel zu sehen, aber nicht die, viel zu lernen. Immerhin war das Kriegsspiel nicht so aufregend, daß sich nicht zarte Lyrik hätte dazwischen wagen dürfen. Wenn die „Rotte Tell" die Wache bezog, versammelten sich häufig diejenigen der Mannschaft, die ein dichterisches Können in sich fühlten, darunter auch Roquette und Heyse, zu einem Wettspiel in Versen. Endlich wurde Roquette durch das unruhige Leben auch aus Berlin vertrieben. In Halle fand er, was er suchte: geistig lebendigen Umgang und Stille zur Arbeit. „Waldmeisters Brautfahrt" wurde vollendet und von dem Verfasser nicht ohne ziemliches Herzklopfen an die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung geschickt. Zu seiner eigenen Ueberraschung kam ein bejahender Bescheid, und im April 1851 lag das Büchlein gedruckt vor, von allen Seiten dankbar begrüßt. Von allen Seiten — das ist übrigens zu viel gesagt. Als Professor Leo, der bekannte Historiker und Vorkämpfer der Reaktion, von der Veröffentlichung Roquettes hörte, der eben den „Doktor" bei ihm machen mußte, da polterte er nicht wenig über diese „Unverschämtheit". „Gedichte! Es ist ja vorauszusehen," sagte er, „daß der Mensch in einigen Jahren irgend ein belletristisches Blättchen oder gar eine liberale politische Zeitung redigieren wird." Andere freilich dachten anders, und als der Dichter nach Jahren Frau Charlotte Birch-Pfeiffer kennen lernte, da begrüßte sie ihn in ihrer gemütlichen, noch halb schwäbischen Redeweise mit den Worten: „Ach, sind Sie's, der das goldige Büchle gschriebe hat?"

Wir können dem Wanderleben des Dichters, dessen Name nun mit einem Mal in ganz Deutschland bekannt war, nicht im einzelnen folgen. Von Halle ging er wieder nach Berlin, wo ihm der Umgang mit den Kunsthistorikern Kugler und Lübke, mit den Dichtern Fontane und Heyse Genuß und Förderung brachte, von Berlin nach Dresden, wo er als Lehrer am Blochmannschen Gymnasium wirkte. Aber nach kaum einem Jahr entführte ihn von da der Tod seines Vaters. Der kraftvolle Mann wurde ganz plötzlich dahingerafft, und leider zeigte sich, daß er seine Angehörigen nicht in auskömmlichen Verhältnissen hatte zurücklassen können. Es fand sich kein Testament, und da man die Wertpapiere in einer vielfach verschlossenen eisernen Truhe vermutete, die im Arbeitszimmer des Verstorbenen stand, so begab sich Otto mit seiner Mutter dorthin. Es fiel ein Schloß nach dem andern, und in feierlichster Stimmung wurde der schwere Deckel gehoben. Aber was erblickte man! Sechs alte Strohhüte! Wie mit dem Geld, so war der Verstorbene auch mit seinen Kleidern freigebig gewesen, nur mit seinen alten Gartenstrohhüten nicht, die ihm trotz ihrer Häßlichkeit bequem waren und die er vor den Händen seiner Frau hier geborgen hatte. Sonst aber fand sich nicht viel, und so lag ein großer Teil der Sorge für die Zukunft der Seinen nun auf dem ältesten Sohn. Er nahm seine Mutter und deren zwei unverheiratete Töchter mit sich nach Berlin. Journalistischer Erwerb, der Roman „Heinrich Falk" und die Lebensbeschreibung des unglücklichen schlesischen Dichters Christian Günther füllten seine Zeit aus, bald auch die Beschäftigung mit seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" und mit seinen Vorlesungen am Berliner Polytechnikum, wo er sich als Privatdocent niedergelassen hatte. Arbeit über Arbeit häufte sich ihm, und doch wollte sich nirgends eine dauernde Stellung zeigen, nachdem sein Unterricht an der Berliner Kriegsakademie infolge politischer Verdächtigung ein rasches Ende genommen hatte. Da endlich im Jahre 1869 erging an ihn der Ruf, in Darmstadt am Polytechnikum als Professor der Geschichte und Litteratur einzutreten. Er folgte und ist dort bis heute geblieben, erst unter weniger erquicklichen, dann unter freundlichen Verhältnissen. Sein Erscheinen brachte fast eine kleine Beamtenrevolution zuwege, denn er hatte sich bei seiner Ernennung Freiheit ausbedungen von der Uniform, welche damals noch sämtliche hessische Beamte tragen mußten — Degen und mausgrauer „Paletot", hinten mit einem Gurt, am grauen Sammetkragen mit zwei Litzen und einem Knopf versehen. Nun aber, als er im selbstgewählten Ueberrock umherging, wollten auch andere den ihnen lästigen Zwang aufgehoben wissen, wieder andere ärgerten sich über die Aussicht, den langen Mantel zu verlieren, der so bequem und so erhaben über jede Mode und jede Jahreszeit war, der jeden Fehler und jedes Alter der sonstigen Garderobe so mitleidig und vollkommen verdeckte. Erst ganz allmählich legte sich dieser Sturm im Wasserglase.



Otto Roquette.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Karl Backofen in Darmstadt.

Trotzdem so der Eintritt Roquettes mit manchen Schwierigkeiten verbunden war, lebte dieser sich doch ein, vor allem unter den erhebenden und verbindenden Erfahrungen des Jahres 1870/71. Seine Befriedigung fand er im Unterricht, in neuen dichterischen Plänen, die sich hier mehr und mehr dem Drama zuwandten, daneben der Novelle. Als endlich seine jüngste Schwester zu ihm ziehen konnte, da wurde ihm am Abend seines Lebens ein freundliches Heim geschaffen, wie er es so lange hatte entbehren müssen. Zwar war die Liebe dem Sänger, der sie so oft im Liede gepriesen, nicht nur einmal genaht, aber stets hatten widrige Verhältnisse sein Glück vereitelt. So ist er allein durchs Leben gegangen und doch nicht einsam — die Gestalten seiner Dichtungen, die er auch von der Bühne herab wirken sehen durfte, die Freunde, die er sich gewonnen, haben ihn getreulich begleitet bis ins Alter und dürfen es hoffentlich noch lange thun. Roquette hat im Jahre 1876 einen „Rebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit" gewunden — hoffen wir, daß er noch den goldenen flechten wird. Damit wäre ihm nach seinem eigenen Geständnis der schönste Lebensabend geschenkt, denn, sagt er am Schlusse seiner Erinnerungen, „das beste, was mir geblieben, ist nicht nur der Trieb, sondern auch die Fähigkeit, künstlerisch zu bilden und meiner dichterischen Welt immer Neues abzugewinnen. In ihr lebe ich noch wie in den ersten Schaffensjahren meiner Jugend und empfinde darin das höchste Glück des Daseins. Dieses Glück bis zum letzten Atemzuge zu bewahren, ist mein höchster Wunsch". **M. A.**

Die Bauten der Termiten.

Von C. Falkenhorst. Mit Zeichnungen von E. Schmidt und Franz Leuschner.

Der Forschungsreisende Max Buchner giebt uns eine klare Anleitung, wie wir uns das Bild der innerafrikanischen Savanne vergegenwärtigen können: „Man streue zuerst überall, soweit die Oberfläche ziegelrot ist, einige Millionen gleichfalls ziegelroter Termitenhügel, unregelmäßige Pyramiden von mehreren Metern Höhe, so dicht, daß auf jedes Hektar mindestens fünf kommen. Dann nehme man die vierfache Quantität Bäume und pflanze sie so auseinander, daß ihrer auf ein Hektar bald mehr, bald weniger als zwanzig kommen. Desgleichen verfahre man mit einer ähnlichen Anzahl Gebüschindividuen. Schließlich fülle man alle Zwischenräume mit hohem derbhalmigen Grase aus, doch so, daß rings um die mächtigen Büschel noch immer etwas nackte rote Erde unbedeckt bleibt, und die Savanne Innerafrikas, jener ewige lichte Wald ohne Schatten, noch nicht sehr beeinträchtigt von der zerstörenden Thätigkeit des Menschen, ist fertig."

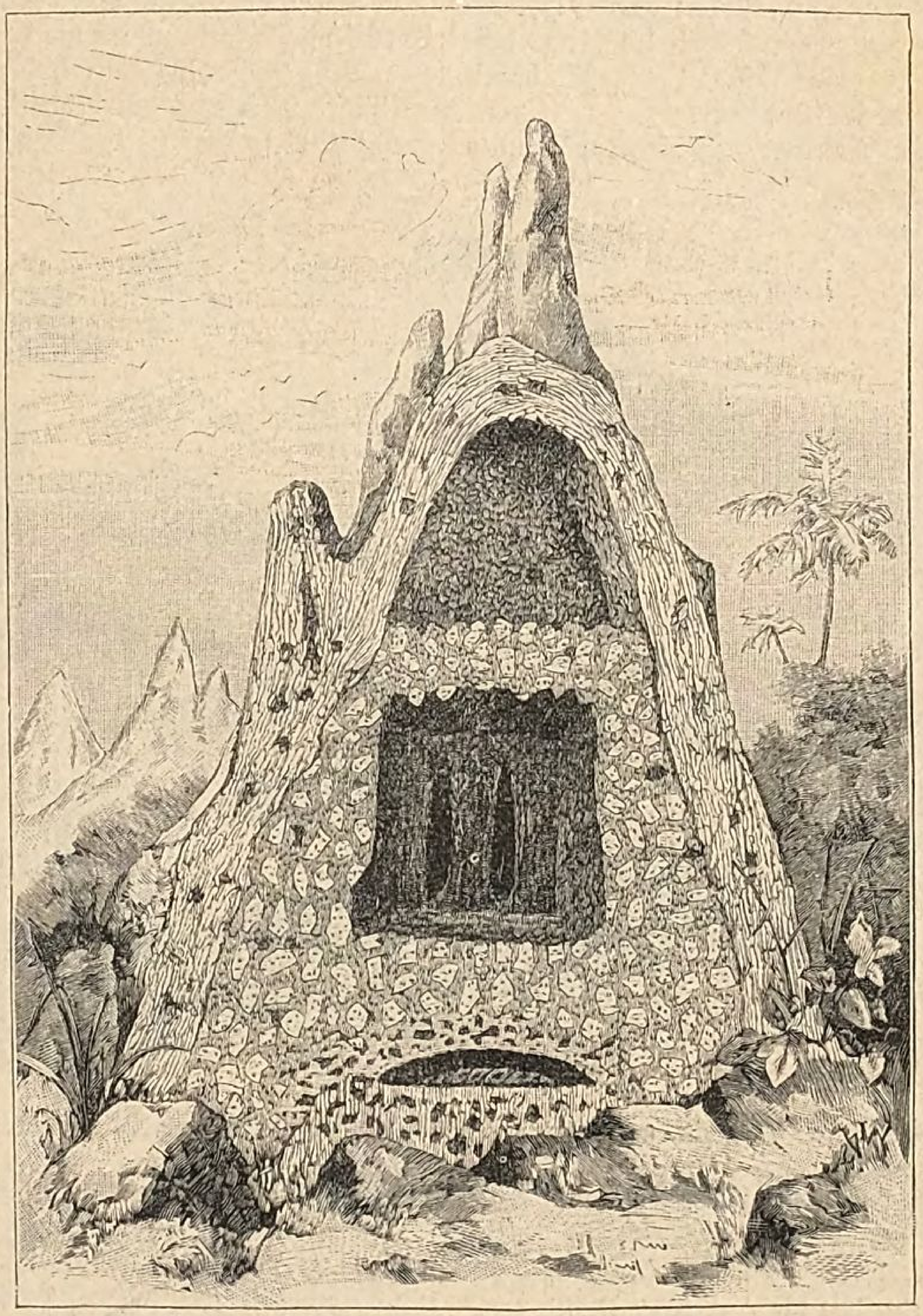
So erscheinen die Termitenhügel als charakteristische Merkmale der afrikanischen Landschaft, und sie sind es, was dem Reisenden beim Betreten Innerafrikas zuerst auffällt — diese Hügel, die, teils niedrig und massenweise über die Ebene hingestreut, dieser ein kirchhofartiges Aussehen verleihen, teils einzeln obeliskenförmig aufragen. Gespenstig tauchen sie aus dem hohen Grase empor und sehen namentlich bei Abend oder in der Mondbeleuchtung ganz unheimlich aus.

Die Erbauer dieser Hügel, die „Termiten" oder die weißen Ameisen, sind kleine Insekten mit aufgeschwelltem, gelblich weißem Leib und länglicher, verhältnismäßig großer Brust von fettig brauner Farbe. Sie sind übrigens in Wirklichkeit keine Ameisen, sondern gehören zu der weit geringeren Familie der Termitiden, und wie ihr Ansehen nicht verlockend ist, so sind auch ihre Thaten auf den ersten Blick verabscheuungswürdig, sie werden, wie kaum ein anderes Insekt, von dem Menschen gehaßt — und mit vollem Rechte.

„Man kann wahrhaftig sagen," schreibt ein Reisender, „daß es Gegenden in Afrika giebt, wo einer mit einem hölzernen Bein sich schlafen legen und dasselbe am nächsten Morgen in Sägemehl verwandelt sehen könnte." Das besorgen über Nacht die Termiten. Sie zernagen alles, Balken und Pfosten der Häuser, Tische, Stühle und Schränke, eine starke Holzkiste kann in einer einzigen Nacht durch und durch gefressen werden; Bücher, Leder, Tuch, alles fällt ihnen zum Opfer — nur Eisenblech ist vor diesem Raubgesindel sicher, und merkwürdigerweise auch, nach dem Zeugnis Franz Leuschners, das europäische Kiefern- und Fichtenholz, das zu Bauzwecken nach Afrika gebracht worden war.

Die Zerstörungswerke sind überall zu finden, aber die Zerstörer selbst sind nur selten sichtbar. Sie gehen verstohlen, heimtückisch an ihre Arbeit. Sie sind blind, nur die Königin und der König haben Augen; mit Ausnahme der Soldaten, die nur 1 bis 2 Prozent der Bevölkerung betragen, sind sie auch wehrlos, und darum lassen sie sich nicht blicken. Und doch müssen sie ihre unterirdische Wohnung verlassen und totes Holz aufsuchen, wenn sie nicht verhungern wollen.

Gelingt es einmal, ein solches Insekt auf seinen Raubzügen zu beobachten, so ist das ein höchst merkwürdiger Anblick. Es dringt langsam, aber stetig vor. Hier ist eine Oeffnung in der Erde. Ein kleiner Kopf erscheint in ihr mit einem Klümpchen Erde in dem Mund. Das Klümpchen wird niedergelegt und bald erscheint ein neuer Kopf mit einem neuen Baustein, der mit einer klebrigen Ausscheidung des Insektes überzogen ist. Er wird an den ersten gekittet; so bauen die Arbeiterinnen unermüdlich eine Erdröhre, während vor der Oeffnung desselben die Soldaten Wache halten und andere feindliche Insekten abwehren. Der Gang wird aufs Geratewohl fortgeleitet, bis er auf ein abgestorbenes Holzstück stößt; dann dringen die Termiten in dasselbe ein und zerstören es im Innern, während es an der Oberfläche unversehrt bleibt.



Durchschnitt eines Termitenhügels.

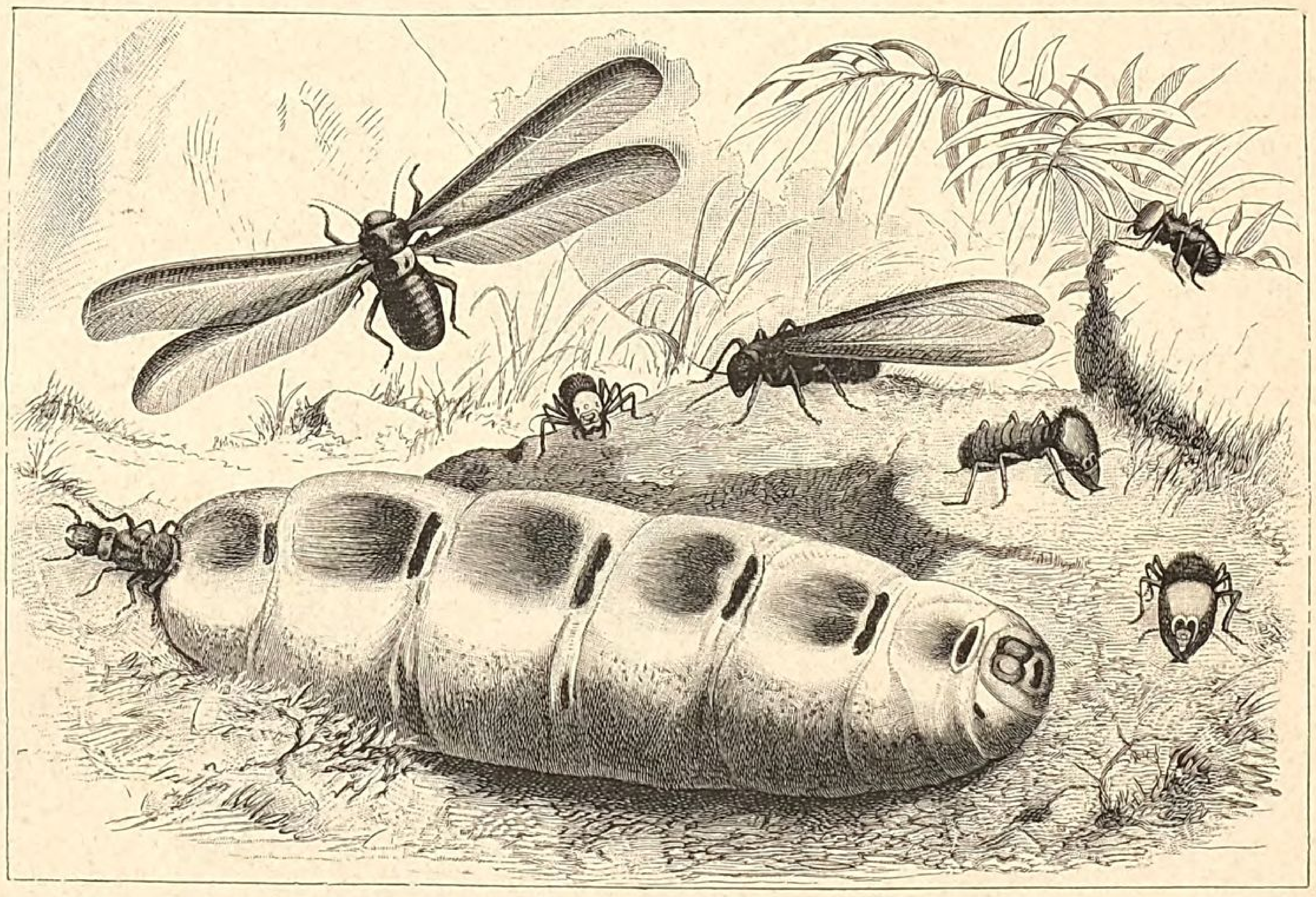
Diese Röhrengänge der Termiten sind noch wunderbarer als ihre Hügelbauten. Sie sind vom Durchmesser einer schwachen Gasröhre und ziehen sich an Baumstämmen bis in die hohen Zweige hinauf, um nach vielen Zickzackwindungen einen abgestorbenen Ast zu erreichen. In manchen Gegenden, wie auf der Hochebene zwischen dem Njassasee und dem Tanganjika, kann man durch die lichten Wälder stundenlang wandern und dabei jeden Baum mit diesen Gängen überzogen sehen.

Ja, die Termiten halten auf Ordnung in der Natur. Eine gewisse Sauberkeit fällt einem in den lichten Parklandschaften Innerafrikas sofort auf, es sieht alles so gekehrt und gefegt aus, daß man sich unwillkürlich fragt, ob es denn hier Heinzelmännchen gebe, die so hübsch Ordnung halten. Und es giebt in der That solche. Waldkehrer der verschiedensten Art sind fortwährend damit beschäftigt, alle Tierreste fortzuschaffen, vom gefallenen Elefanten an bis zur toten Mücke, und was ihnen nicht als Nahrung dient, das schaffen sie bei Seite und begraben es in der reinigenden Erde. Denselben Dienst leisten Millionen Termiten der Pflanzenwelt, indem sie alle Pflanzen und Bäume, alle Stämme, Aeste, jedwedes Pflanzengewebe vernichten, sobald die Hand des Todes daran gerührt hat. Wie oft in diesen Wäldern glaubt man Stöcke, Aeste oder Bündel von Reisholz am Boden liegen zu sehen, und wenn man näher zuschaut, sind's Scheingestalten voll Erde!

Doch kehren wir zu den Termitenhügeln zurück! Ihr Inneres, welches die obenstehende Abbildung veranschaulicht, ist von zahllosen Gängen und Kammern durchzogen; da finden wir Vorratsräume und Bruträume, in denen unter sorgsamer Pflege das junge Geschlecht der Termiten heranreift, und tief zu unterst, oft in der Erde selbst, liegt die Hauptkammer, die Wohnung der Königin. Die Termiten bilden ja so zu sagen ein Königreich und ihr Staat setzt sich aus verschiedenen Ständen zusammen. (Vergl. die Abbildung S. 270.) Da sind zunächst diejenigen zu nennen, die für die Erhaltung der Art Sorge tragen. Es sind dies Männchen und Weibchen, mit leicht vergänglichen Flügeln versehen, welche sich zu „Königs-

paaren" vereinigen. Allerdings wird in jedem Neste nur eine Königin geduldet, die überschüssigen fliegen fort, um neue Reiche zu gründen. Die befruchtete Königin wird zu einem einige Centimeter langen walzenförmigen Geschöpf, das nur durch den Kopf an die Termitenherkunft erinnert. Sie wird von ihren Unterthanen bewacht und sorgsam gefüttert und liefert Eier über Eier, viele Tausende an einem einzigen Tage, und das monatelang fort. Auf unserer Abbildung sind auch die anderen Glieder des Termitenreiches dargestellt. Da ist zuerst der Wehrstand, oder die Soldaten, auffällig durch die gewaltigen, fast viereckigen Köpfe, die mit mächtigen Zangen bewehrt sind. Diese Soldaten sammeln nicht und bauen nicht, stehen aber jeder Zeit zur Abwehr feindlicher Angriffe bereit. Durch die kleinen runden Köpfe zeichnen sich die Arbeiter aus, fleißige, emsige Geschöpfe, welche die Brut ernähren und die Nymphen so zu füttern wissen, daß sie aus Arbeiterinnen in Notfällen eine Ersatzkönigin heranziehen, wenn die wirkliche aus dem Dasein geschieden ist. Sie sind es auch, welche fleißig die hohen Hügel, die Burgen des Termitenreichs, auftürmen.

In diesen Bauten trotzt die Termite den niederströmenden Wassermassen der Regenzeit wie den häufigen Grasbränden. Auch dem Menschen sind die Termitenhügel in manchen Beziehungen von Nutzen. Sie bieten ihm Deckung beim Beschleichen des Wildes, ohne sie würde in vielen Gebieten die Jagd völlig unmöglich sein. Oft aber reißt auch der Mensch die mühevoll Körnchen um Körnchen aufgeführten Bauwerke ein, um aus diesem Material Häuser für sich aufzuführen.



Termiten: Königin, geflügelte Männchen und Weibchen, Soldaten, Arbeiter.

Franz Leuschner schreibt uns darüber nach seinen Erfahrungen im Togoland: „Durch ihre riesigen Bauten liefern die Termiten den oft sehr tief liegenden Lehm herauf, welcher von den Schwarzen mit Vorliebe zum Häuserbau verwendet wird; denn dieser Lehm ist ziemlich hart und mit kleinen Grasteilchen und Holzstückchen ganz durchsetzt und so mit dem Speichel der Termite durchknetet, daß er eine große Haltbarkeit besitzt. Da nun ein Termitenbau oft bis 7 Meter hoch wird, so liefert er für viele Hütten das Baumaterial." Dem Beispiel der Neger sind da und dort auch Europäer gefolgt. Die Backsteinhäuser der schottischen Missionsstation am Njassasee sind aus einem einzigen Termitennest entstanden. Ja, Leuschner erzählt sogar, seine Begleiter hätten öfters auf der Reise die Termitenbauten als Backöfen benutzt, wozu er sie jedem Afrikareisenden warm empfehlen könne, denn das darin gebackene Maisbrot habe ganz vortrefflich gemundet. Auch im Süden von Afrika wurden die dortigen Ameisenhügel von den englischen Truppen in Backöfen verwandelt, nachdem das Innere ausgehöhlt und die Höhlung mit Lehm zugestrichen war.

Ist ein Termitenbau bewohnt, so kann man ihn wachsen sehen und von Tag zu Tag die Zunahme bald dieser, bald jener Spitze beobachten. Als Buchholz bei Akkra an der Goldküste die Spitze eines Termitenhügels durch einige Schläge öffnete, stürzten sogleich die Soldaten hervor, um den Bau zu verteidigen, während die kleinen Arbeiter sich zurückzogen. Als dann Buchholz nach einer Stunde zurückkehrte, fand er eine Menge Arbeiter damit beschäftigt, die Löcher zuzumauern, welche Arbeit am folgenden Tage vollendet wurde.

Auch verlassene Termitenhügel sind für den Naturforscher von Interesse, denn sie bieten die schönsten Schlupfwinkel für alle möglichen Tiere dar. So fand Buchholz in ihnen große und sehr kleine schwarze Ameisen, Raubwespen und Bienen verschiedener Arten mit ihren Nestern, eine prachtvolle Schlange u. s. w.

Nur nebenbei sei erwähnt, daß bei dem alles verzehrenden Neger neben Raupen auch Termiten auf dem Speisezettel stehen. In der von Wißmann auf seiner Kassai-Expedition gegründeten Luluaburg kostete z. B. ein Liter Termiten zehn Messingnägel, während ein Liter Reis oder Bohnen nur mit acht Messingnägeln bezahlt wurde*, wobei jene zehn Messingnägel den Wert von sieben Pfennig darstellten.

Bei aller Schädlichkeit ist die Termite doch auch nicht ohne Verdienste in dem Haushalt der tropischen Landschaft.

Die Natur läßt den Boden alljährlich durch Millionen kleiner fleißiger Ackerleute umpflügen. Bei uns in der gemäßigten Zone besorgt diese Arbeit der Regenwurm, der sich durch die Erde frißt und so allmählich die tieferen Schichten nach oben bringt. „Beim Anblick einer schönen großen Rasenfläche," sagt Darwin, „müssen wir uns erinnern, daß ihre sammetartige Beschaffenheit, die eben ihre Schönheit ausmacht, hauptsächlich den Würmern zu verdanken ist, die alle Unebenheiten langsam ausgeglichen haben. Es ist in der That ein wunderbarer Gedanke, daß die ganze Oberschicht eines solchen Grasbodens durch Wurmleiber gegangen ist, und daß sich das alle paar Jahre wiederholt. Der Pflug gehört zu den ältesten und wichtigsten menschlichen Erfindungen, aber lange ehe er vorhanden war, wurde das Erdreich ordnungsmäßig von Regenwürmern umgepflügt. Es ist eine Frage, ob es viele andere Tiere giebt, die in der Geschichte des Erdkörpers eine so wichtige Rolle spielen als diese niedrig organisierten Geschöpfe."

In dem tropischen Afrika kann der Wurm während des größten Teils des Jahres nicht arbeiten. Sein weicher Körper kann sich durch den in der Trockenzeit steinhart gewordenen Boden keinen Durchgang erzwingen. Dies gilt namentlich für die Savannengebiete und hier wird dann die Rolle des Pflügers von der Termite übernommen. Aus den Tiefen der Erde holt sie das Material zum Bau ihrer Nester und Erdtunnel, in denen sie fortkriecht. Sie wendet den Boden um und um, trägt ihn sogar in die Kronen der Bäume, wo er von den Regengüssen des Sommers abgewaschen wird, um wieder zur Erde zu gelangen. Die Bedeutung dieser Minierarbeit wird uns klar, wenn wir uns erinnern, in welch riesigen Mengen die Termitenhügel über das Gebiet der innerafrikanischen Savanne verbreitet sind. Der Erdstaub, den die Termiten schaffen, wird vom Regen weggewaschen und durch Bäche und Ströme in Thälern abgesetzt. Die fruchtbaren Niederungen sind zu einem achtenswerten Teile ein Geschenk der vielgeschmähten Termiten.

* Ebenso viel kostete ein Liter Raupen.

Der Diakonissenberuf.*

In Nr. 51 des vorigen Jahrgangs der „Gartenlaube“ befindet sich ein Aufsatz über die Diakonissenfrage, dessen Ausführungen nicht auf alle Mutterhäuser Anwendung finden. Es sei mir daher gegenüber den Schäden, die dort von manchen Anstalten behauptet werden, ein Hinweis auf bessere Zustände gestattet, eine Schilderung, wie sich das Leben der Diakonisse in normalen Verhältnissen schön und friedlich abspielt, frei von Not und Sorge im geschützten Heim.

Es ist ein trauriges Vorurteil vieler Eltern, daß sie ihre Töchter lieber in geschäftigem Nichtsthun ihre Tage verbringen lassen, als daß sie ihnen den Eintritt ins Diakonissenhaus gestatten. Selbst da, wo die Notwendigkeit des Erwerbes an das junge Mädchen herantritt, wird jeder andere Beruf lieber ergriffen als jener der Diakonisse, der doch so viel innere Befriedigung gewährt. Wie unselig ist dagegen oft das Leben z. B. für die, welche sich als „Stütze der Hausfrau“ ihr Brot verdienen müssen, was verlangt man da nicht alles, von dem so ein Mädchen gar nichts versteht, nichts verstehen kann! Und wie sicher und freundlich wird die Krankenpflegerin für ihr Amt vorgebildet! Freilich, das soll nicht bestritten werden, daß junge und etwas verwöhnte Damen, die aus der schützenden Pflege des Elternhauses in die Anstalt eintreten, den Unterschied von Familie und Anstalt manchmal schwer empfinden, namentlich im Anfang. Aber ist nicht der Eintritt in jedes andere Amt, in jeden Erwerb schwierig und bedarf ernster Ueberwindung, um das Begonnene durchzuführen? Wenn die Diakonisse nur über die genügende Ausdauer verfügt und einer tüchtig und vernünftig geleiteten Anstalt dient, so gestaltet sich ihr Dasein bald freundlich und befriedigend, und selbst das, was sehr viele besonders abschreckt, das streng geregelte Anstaltsleben, die Forderung unbedingten Gehorsams, wird ihr nicht schwer werden in dem Gedanken, daß ein großes Gemeinwesen, das die verschiedensten Kräfte und Persönlichkeiten zu gemeinsamem Zwecke vereint, eben unbedingt streng geregelt sein muß. Was nicht durch diesen notwendigen Zweck geboten ist, das allerdings sollte vermieden werden, um die Schwestern nicht zu sehr zu belasten, das geschieht aber auch, wo es irgend geht. Jedenfalls in dem Berliner Diakonissenhaus „Bethanien“ und in der Anstalt zu Stettin, die ich kenne, sind die Schäden alle vermieden, die in dem früheren Artikel der „Gartenlaube“ von Mutterhäusern behauptet wurden: Belastung mit grober Arbeit und übermäßigem Nachtwachen, Mangel an Urlaub. In den genannten Anstalten wird die grobe Arbeit, wie das Scheuern der Treppen u. s. w., nicht mehr von den Schwestern verrichtet, sondern von besonders dazu angestellten Dienstmädchen. Dadurch wird die Kraft der Diakonissen für ihren eigentlichen Beruf gespart. Jedes junge Mädchen, welches nach Einsendung der erforderlichen Papiere in eines jener Diakonissenhäuser eintritt, wird zunächst Probeschwester; als solche wird sie einer erfahrenen Diakonisse zur Ausbildung zugeteilt. Sie beginnt ihre Lehrzeit auf der Kinderstation und geht nach und nach zu den andern Abteilungen über, bis sie so im Laufe eines Jahres den ganzen Kreis ihrer künftigen Pflichten durchlaufen hat. Falls sie nun den Erwartungen entsprochen und sich zur Krankenpflegerin geeignet gezeigt hat, wird sie Novize und erhält die Anstaltskleidung, während die Probeschwestern selbst für ihre Kleidung zu sorgen haben. Nach einigen Jahren wird die Novize durch feierliche Einsegnung in die Gemeinschaft der Schwestern aufgenommen. Von jetzt an sorgt das Haus für alle ihre Bedürfnisse, und zwar in einer Weise, daß man auch von Belastung mit übermäßigem Nachtwachen und von Mangel an Erholungszeit nicht reden kann. In Betreff der Nachtwachen herrscht großer Irrtum im Publikum. Diejenigen Schwestern, welche den Tag über in den Krankensälen arbeiteten, wachen überhaupt nicht; um sieben Uhr schließt der Arbeitstag dieser Diakonissen, sie begeben sich dann zum gemeinsamen Abendbrot, später zur Hausandacht und haben nun ihre Zeit für sich bis zum Schlafengehen. Um neun Uhr beginnt die Nachtwache auf allen Stationen und dazu werden die Schwestern der Reihe nach bestimmt. Dabei wachen dieselben Schwestern immer 3 bis 4 Wochen hintereinander, denn man hat gefunden, daß auf diese Art der Nachtdienst am leichtesten und für die Gesundheit am zuträglichsten ist. Unmittelbar vor Beginn der Nachtwache erhält die Schwester ein gutes reichliches Essen, bestehend aus Fleischbrühe, Braten und Zubehör; auch steht ihr die ganze Nacht warmer Kaffee mit Butterbrot zur Verfügung. Morgens sechs Uhr giebt sie die Station wieder an eine andere Schwester ab; sie frühstückt, legt sich schlafen und hat bis abends ein halb sieben Uhr, wo sie wieder ihr Essen erhält, nichts mehr zu thun. Da ist also doch gehörig Zeit, sich auszuruhen, bis der neue Wachdienst beginnt. Wenn die Schwester will, kann sie ihre Erholung in einem schönen großen Garten suchen, der mit der Anstalt verbunden ist. Ueberhaupt ist für die Erholung gut gesorgt. Jedes Jahr geht ein Teil der Diakonissen in die Sommerfrische auf Kosten der Anstalt „Bethanien“, die dazu ein eigenes großes Haus in dem Ostseebad Heringsdorf besitzt. Monatelang ist dieses Heim jedes Jahr von erholungsbedürftigen Schwestern besetzt. Auch wird jedes andere Bad, das der Arzt verordnet, auf Kosten der Anstalt gewährt.

Sind die Schwestern alt, krank oder sonst dauernd arbeitsunfähig, so werden sie im „Feierabendhause“ zeitlebens aufs beste verpflegt, sie haben den schönen Anstaltsgarten zur Benutzung, Geselligkeit im Kreise der Schwestern und für einsame Stunden eine gute Bibliothek.

Ich meine, das sind doch keine schlechten Aussichten für ein alleinstehendes erwerbsbedürftiges Mädchen, Aussichten, wie sie sich in nicht vielen anderen Stellungen bieten. Allerdings ist die Krankenpflege, ist das ganze gemeinsame Leben in so großem Kreise etwas, das man erst lernen muß, um sich darin behaglich zu fühlen, aber Gewohnheit und guter Wille thun auch hier unglaublich viel. Im übrigen steht es allen Schwestern frei, jederzeit wieder auszutreten; indessen geschieht dies freiwillig äußerst selten, wohl aber können ungeschickte oder nicht zuverlässige, also unbrauchbare Schwestern nach wiederholter Warnung entlassen werden. Jedoch begegnet das nur den Probeschwestern oder Novizen, die eingesegneten Schwestern sind Mitglieder der Gemeinschaft geworden und können wohl freiwillig austreten, aber nicht mehr fortgeschickt werden. —

Nach allen meinen Erfahrungen darf ich mit Recht sagen: es giebt keinen schöneren Beruf als den der Diakonisse, und dieser Beruf ist zugleich gesichert gegen Verlassenheit und Not. Darum sollten immer mehr von den Mädchen, die einen Arbeitskreis suchen und sich ihre Zukunft nützlich und sicher gestalten wollen, dem Diakonissenberuf sich zuwenden.

A. E.

Die Perle.

(15. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard**.

Seitab im Park zu „Perle“ lag die sogenannte Familiengruft der Doßbergs, ein weites Stück Land, von einer dicken grauen Steinmauer umgrenzt. Ein hohes Portal bildete den Eingang, dessen Spitzbogen das Wappen des Geschlechtes zeigte. Seitdem das erste Begräbnis der Familie, die Wolframskapelle drüben, sich als zu klein erwiesen hatte, um alle Särge zu fassen, seit etwa achtzig oder neunzig Jahren wurden die Doßbergs hier im Park beerdigt. Ein schöner stiller Platz war’s; hier sang im Frühling ein ganzer Chor von Nachtigallen sein schwermütig süßes Lied, hier wuchsen wilde Blumen in Menge, hier wiegten sich im Sonnenschein die Häupter prachtvoller Linden und Kastanien. Heute lag Schnee auf den Bäumen, aber Sonnenschein war doch da; wehmütig bleiches Wintersonnenlicht lag auf den im weißen Schmuck strahlenden Zweigen, kein Windhauch spielte in ihnen, eine weiche stille Luft gab ein trügerisches Vorspiel des Frühlings, der doch noch so fern war, so fern. Die hohen Flügel des Portals waren weit zurückgeschlagen, Tannengewinde darum geschlungen. Hohe Tannenbäume waren in regelmäßigen Abständen in die Erde gegraben, sie bezeichneten den Weg nach dem offenen Grabe, neben dem ein Teil der Schloßdienerschaft stand. Aus dem Treibhaus waren alle Lorbeer-, Orange- und Myrtenbäume hierhergeschafft worden, die Palmen bildeten einen kleinen Wald für sich. Der Obergärtner wußte genau, daß ihm von den zarten empfindlichen Palmenarten viele eingehen würden, trotzdem es heute gelindes Wetter war, aber er hatte gemessenen Befehl erhalten, alles zu schicken und später die etwa verdorbenen Exemplare durch neue zu ersetzen. Die Dorfbewohner hatten Zutritt zum Park, in weitem Bogen umstanden sie in ihren Sonntagskleidern die Gruft und staunten über die pomphaften Vorkehrungen; sie waren der Meinung, keine Königin könne herrlicher beerdigt werden als ihre „Gnädige“, die sie so selten und in den letzten Jahren nie mehr zu Gesicht bekommen hatten. Seitwärts stand der Lehrer mit seinen Schulkindern; er war ein musikalischer Herr, hielt seinen Chor tüchtig zusammen und freute sich, heute einmal Gelegenheit zu finden, den Herrschaften sein Können zu beweisen. Sein strenger Blick musterte die Reihen der Schüler und rügte jede vorwitzige Bewegung, jedes Hüsteln oder Flüstern.

Im Wirtschaftshof der „Perle“ stand eine wahre Wagen- und Schlittenburg, die von einer Viertelstunde zur andern wuchs.

---

* Wir geben in Anbetracht der Wichtigkeit der von uns in Nr. 51 des vorigen Jahrgangs angeregten Diakonissenfrage gern auch einer Vertreterin der bestehenden Zustände Raum zur Entgegnung. Ihre Ausführungen kommen uns ganz gelegen, denn was sie namentlich von dem Hause in Berlin berichtet und was, wie uns mitgeteilt wird, zugleich von einer Reihe anderer Anstalten gilt, das sollte auch dort eingeführt werden, wo es noch keine Aushilfe für die grobe Arbeit, keine Feierabendhäuser und keine Ferien für die „Schwestern“ giebt. Gegenüber von manchen uns auch sonst anläßlich jenes Artikels zugekommenen Briefen legen wir Wert darauf, zu erklären, daß die Absicht bei seiner Veröffentlichung nicht entfernt die war, vor dem Diakonissenberuf zu warnen, sondern ganz im Gegenteil, durch Aufdeckung der Schäden, welche ihm hin und wieder anhaften, den so wünschenswerten Eintritt recht vieler Mädchen aus gebildeten Kreisen zu ermöglichen und zu veranlassen.

Die Redaktion.

Viele von denen, welche die Montrosesche Einladung zum Fest abgelehnt hatten, waren heute erschienen; es galt, der armen Baronin Doßberg das letzte Geleit zu geben, da schloß sich niemand aus. Die beschränkten Räume des Verwalterhauses waren kaum imstande, das ganze Trauergefolge zu fassen.

Horch! Tiefe feierliche Glockenklänge kamen durch die stille Luft. Mit den Tönen des Geläuts der Dorfkirche mischten sich die der Wolframskapelle, tiefer und voller, es war, wie wenn zwei Stimmen miteinander Zwiesprach hielten. Und nun setzte sich unter den beschneiten Bäumen hin der lange Trauerzug in Bewegung. Der hochgetragene Sarg mit seiner Blumenfülle schien durch die klare Winterluft langsam hinzuschweben. Dicht hinter dem Sarge ging Baron Doßberg mit seinen beiden Kindern. Die Leute aus dem Dorf stießen einander an und hatten mitleidige Gesichter, die Frauen zogen die sorgsam gefalteten Taschentücher hervor. Du lieber Gott, wie alt war der Herr Baron geworden, wie grau! War auch hart für ihn — das schöne Gut abgeben und nun die Frau verlieren, die er so über alles geliebt hatte! Und der Junker Armin sah ganz verweint aus, die Baroneß bildschön in ihren schwarzen langschleppenden Trauergewändern, ganz die verstorbene Mutter, nur rosiger, gesunder! Ihre Baroneß Ilse, die kannten die Leute am besten, die war ihnen allen am vertrautesten; die Gesichter hellten sich auf, als sie kam. Und hinterher, da kamen diese „Neuen“, die man noch so wenig gesehen hatte. Neugierig drängten die Dörfler nach vorn, um besser beobachten zu können. Den vornehmen großen Herrn mit dem feinen Gesicht kannten wohl die meisten; das war er selbst, „der Franzos“, wie sie ihn kurzweg nannten, der das Gut gekauft hatte, der immer mit dem Baron im kleinen Jagdwagen herumfuhr. Mußte schwer Geld haben, sollte auch soweit leidlich sein, der alte Hinz lobte ihn immer. Aber die Tochter, die mußte bös hochmütig sein, und die beiden Offiziere, der Sohn und der Bräutigam der Tochter, ebenso! Was die für hochfahrende Mienen aufsetzten, denen sah man den Stolz schon auf hundert Schritte an!

Der Geistliche, ein würdiger Herr mit einem milden menschenfreundlichen Gesicht, stellte sich an dem offenen Grabe auf, und jetzt begannen die Kinder ihren Choral. Die hellen Knaben- und Mädchenstimmen mischten sich mit den Glockenklängen und hallten feierlich nach in der reinen Dezemberluft. Als der letzte Ton verklungen war, wurde es ganz still, bis die Stimme des Geistlichen sich erhob. Da und dort begleitete ein halb unterdrücktes Schluchzen, ein tiefes Aufseufzen die schlichten warmen Worte, die er sprach, und als dann der Sarg in der offenen Gruft verschwand, da brach Baron Doßberg in ein verzweifeltes thränenloses Schluchzen aus. Sein Dasein sah ihn so öde, so ziel- und zwecklos an ohne sie, die nun hier für immer ruhen sollte; ihn dünkte, seine Lebensaufgabe sei gethan, nun er nicht mehr um sie zu sorgen, sie zu behüten hätte. Da trat eine breitschulterige gedrungene Männergestalt, der man auf den ersten Blick den Seemann ansah, neben den Schmerzgebeugten, legte ihm die Hand auf die Schulter und ermahnte ihn, an seine Kinder zu denken, an die Pflichten, die er gegen sie zu erfüllen habe. Ilse nickte dem Onkel dankbar zu und schlang ihren Arm um den Hals des Vaters, Armin faßte zaghaft dessen Hand.

Leupolds scharfe Seemannsaugen musterten durchdringend die „französische Gesellschaft“, ohne sich im mindesten durch die hochmütig gemessenen Blicke der beiden Offiziere einschüchtern zu lassen. Am besten gefiel ihm von der „Sippschaft“ der alte Montrose. Es war 'was drin in dem Gesicht, der Mann konnte unmöglich eine niedrige Gesinnung hegen. Aber wie der alte Herr Ilse ansah — hm, hm, hatte doch schon graue Haare, erwachsene Kinder — nicht sehr anmutend anzuschauen, diese Sprößlinge! — und dennoch! Der alte Leupold konnte die Weiber nicht leiden, aber er war nicht so thöricht, sich's ableugnen zu wollen, welche Rolle sie im Leben spielten. Er wußte, daß sie aus ernsten besonnenen Männern heißblütige Knaben machen konnten. Ilse war nun freilich verlobt mit Albrecht Kamphausen, diesem Prachtkerl — so nannte der alte Kapitän in der Stille sein Patenkind — aber wenn er sich entsann, wie sie damals errötete und verlegen wurde, als Montroses Name genannt wurde, und nicht mit der Sprache herausging — wer wollte sagen, was die Leidenschaft da wieder für 'nen Brei zusammenrührte! Wer konnte auf ein Weib bauen, wer vermochte, ihrer sicher zu sein?

Als das Grab mit den herrlichsten Kränzen und Palmzweigen bedeckt wurde, trat Herr von Montrose entblößten Hauptes zu den Doßbergs hin. Er schüttelte dem Baron die Rechte und küßte Ilses Hand, während er sie bat, bei jeder sich bietenden Gelegenheit über ihn und die Seinigen zu verfügen; er kenne keinen wärmeren Wunsch, keine größere Ehre als das Verlangen, teil zu haben an ihrem Schmerz, sich in Freude wie in Leid zu ihren Freunden zählen zu dürfen. So wie diese Worte gesprochen wurden, waren sie, zusammen mit der ganzen Haltung des Redenden, eine deutliche Demonstration, und es blieb kein Zweifel, daß sie von sämtlichen Anwesenden als solche empfunden wurden.

Man verabschiedete sich allgemach von den Doßbergs. Gut gemeinte Trostreden, Küsse, Umarmungen, Händedrücke — alles wurde den Leidtragenden reichlich zu teil. Onkel Erich Leupold, den die wenigsten der Gutsnachbarn persönlich kannten, hatte mit unerschütterlichem Gleichmut diese Scenen mit angeschaut und blieb zuletzt allein bei seinen Angehörigen zurück.

Bei den Montroses sprach noch einer oder der andere der entfernter wohnenden Besitzer zu einem Glase Wein vor, keiner von ihnen aber blieb lange, und gegen zwei Uhr nachmittags war die Familie wieder unter sich. Man war in einem der unteren Seitenzimmer versammelt, das an den Billardsaal stieß. Es fehlte noch eine Stunde bis zum Diner. Georges und Botho hatten mit dem jungen Grafen Röstem, der soeben als letzter abgefahren war, eine Partie Billard gemacht, dann die Bälle zwecklos eine Weile hin und hergestoßen, jetzt kamen sie beide in das Nebenzimmer, in welchem Clémence mit einem Stickrahmen am Fenster saß. Sie nähte in Gold und Seide eine kleine Tischdecke für ihren Verlobten. Herr von Montrose las in einer Zeitschrift und rauchte eine Cigarette dazu.

Als Georges über die Schwelle trat, warf er seiner Schwester einen bedeutsamen Blick zu, den sie sofort richtig deutete. Sie stickte nur noch zum Schein weiter, und die Nadel zitterte in ihrer Hand. Botho von Jagemann zündete sich gleich Herrn von Montrose eine Cigarette an, seine Hand war aber unsicher, und über dem rechten Augenlid hatte er ein nervöses Zucken.

Georges räusperte sich leicht. „Hättest Du einige Minuten Zeit für mich übrig, Papa?“ begann er endlich.

Herr von Montrose blickte auf, legte das Heft, das er hielt, vor sich auf den Tisch und nahm sich frisches Feuer für seine Cigarette. „Bitte!“

„Ich habe in letzter Zeit einige Beobachtungen gemacht,“ begann Georges in seinem gewöhnlichen leichten, ein wenig spöttischen Ton, „die mich, gelinde gesagt, in nicht geringes Staunen versetzt haben. Nicht ich allein übrigens hatte mich zu verwundern — Clémence und Botho haben die gleichen Wahrnehmungen machen können und befinden sich durchaus auf meinem Standpunkt.“

Herr von Montrose sah von seinem Sohn zu den beiden Bezeichneten hinüber; er blickte allen dreien ruhig ins Gesicht wie jemand, der kaltblütig abwarten möchte, wo der andere hinaus will.

„Es will uns nämlich scheinen,“ fuhr Georges, durch diese kühle Ruhe geärgert, in etwas schärferem Ton fort, „als wenn Du an diese Familie Doßberg, namentlich an die Tochter des Hauses, etwas zuviel — wie soll ich es nennen? — etwas zuviel Liebenswürdigkeit und persönliches Entgegenkommen verschwendetest —“

„Möchtet Ihr Euch nicht derartige Auseinandersetzungen ersparen?“ fragte Montrose gelassen und streifte die Asche von seiner Cigarette ab. „Eine Kritik an dieser Stelle, bei dieser Gelegenheit erscheint mir mehr als überflüssig.“

„Hättest Du nur über Deine eigene Person bestimmt, Papa, so würden wir uns vielleicht bemüßigt gefühlt haben, einstweilen zu schweigen und den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten. Du hast es aber für gut befunden, heute, bei Gelegenheit der Begräbnisfeier, nicht nur Dich selbst, sondern auch Deine Familie diesen — diesen Leuten ganz und gar zur Verfügung zu stellen, und ich erlaube mir die Bemerkung, daß es entschieden vorteilhafter gewesen wäre, uns von dieser Maßnahme zuvor zu verständigen.“

„Zu welchem Zweck hätte ich das thun sollen?“

„Vielleicht zu dem Zweck, Dich unserer Einwilligung bei gedachter Gelegenheit zu versichern — einer Einwilligung, die wir allerdings verweigert haben würden.“

Herr von Montrose zog ein wenig die Brauen hoch und schloß halb die Augenlider. Clémence kannte dies „unerträglich



Termitenbau im Togolande.
Nach einer Originalzeichnung von Franz Leuschner.

hochmütige Gesicht", es bedeutete nichts Gutes. „Wenn ich gehandelt habe, wie ich es that, so geschah es mit vollem Vorbedacht. Der Einwilligung von Persönlichkeiten, die von mir abhängig sind, bedarf ich nicht."

„Es ist gerade kein sehr nobler Zug von Dir, uns beständig an unsere Abhängigkeit zu mahnen!"

„Beständig? Laß doch sehen, wann that ich es wohl zuletzt? Es geschah, als ich Dich von Berlin fortnahm und Du hierherkamst. Damals sagte ich Dir, Dein mütterliches Erbteil, das ich mit peinlichster Gewissenhaftigkeit für Dich verwaltet habe, sei durch Deine Art von Lebensführung bedenklich zusammengeschmolzen, es sei kaum ein Drittel mehr davon vorhanden. Ich ließ Dich Einsicht in die betreffenden Papiere nehmen, um Dir für meine Worte den Beweis zu liefern. Die Ueberbleibsel Deines mütterlichen Vermögens reichen nicht aus, Dir eine Existenz zu ermöglichen, wie Du sie gewöhnt bist; ich sagte Dir daher damals und wiederhole es Dir jetzt, daß Du abhängig von mir bist und meiner Einwilligung bei Deinem Thun und Lassen bedarfst, nicht aber ich die Deinige nachzusuchen habe."

„Wenn Kinder ein Alter erreicht haben wie wir, so sollte man sie nicht in Abhängigkeit lassen und es als selbstverständlich ansehen, wenn sie die Handlungen der Eltern mit eigenen kritischen Augen prüfen."

„Meinst Du? Ich sollte denken, es käme dabei ein wenig auf die Beschaffenheit besagter Kinder an. Glaubst Du, ich hätte Euch nicht beobachtet, Clémence und Dich, hätte Euch urteilslos ohne weiteres auf den Platz gestellt, den ich Euch angewiesen? Würde ich eine richtige Wertschätzung des Geldes, eine nur einigermaßen vernünftige Verwendung desselben bei Euch gefunden haben, ich hätte Euch so selbständig gemacht, wie Ihr es nur irgend wünschen könntet. Ich gewahrte aber, daß Ihr mich für eine unerschöpfliche Goldquelle ansaht, einzig dazu da, Eurer maßlosen Genußsucht zu dienen. Darauf hin ist mir die Lust vergangen, Euch unabhängig zu machen. Einem Spieler, einer unsinnig verschwenderischen Modedame, die für Juwelen jährlich ein Vermögen anlegen würde — denen giebt man das Geld nicht in die Hand, das man sich durch jahrelange Mühen im fremden Lande erworben hat!"

Georges, der sich zornig auf die Lippe gebissen hatte, sah seinem Vater jetzt mit einem grausamen und spöttischen Lächeln ins Gesicht. „Ich denke, Papa, unser Großvater hat dafür gesorgt, daß Du Dich nicht allzu sehr mit dem Erwerb zu quälen brauchtest — wenn auch seine Art des Geldverdienens nach manchen Ehrbegriffen vielleicht nicht die makelloseste genannt werden kann!"

Montrose erhob sich langsam; sein für gewöhnlich schon blasses Gesicht erschien gänzlich entfärbt. „Das Wort ‚Ehrbegriff' in Deinem Munde und in dieser Zusammenstellung nimmt sich seltsam aus!" sagte er tonlos. „Schwerlich werden wir beide für dieses viel gebrauchte und noch öfter mißbrauchte Wort dieselbe Auffassung haben. Die meinige verbot es mir, von meinem väterlichen Erbteil auch nur einen Heller anzurühren. Was ich bin und habe, verdanke ich mir selbst. Glaubst Du, ich hätte Dich des Königs Rock anziehen lassen, wenn sich dies mit meinen ‚Ehrbegriffen' nicht vertragen haben würde?"

Georges und Clémence sahen mehr überrascht als beschämt auf ihren Vater. Einer so romantisch unpraktischen Handlungsweise hatten sie ihn nicht für fähig gehalten.

„In — der — That!" sagte endlich Georges langsam, einen leichten Anflug von Verlegenheit erfolgreich niederkämpfend, „ich habe das nicht gewußt — es ist dies, wie du ganz richtig sagtest, Ansichtssache. Es läßt sich aber hieraus folgern, daß doch auch Du die Handlungsweise Deines Vaters Deiner Kritik unterworfen hast —"

„Allerdings!" bemerkte Montrose schneidend.

„— Dich mithin nicht wundern darfst, wenn wir dasselbe thun. Der erwachsene Mensch hat das Recht, den Maßstab seines Urteils an die Handlungsweise eines jeden zu legen."

„Sicher hat er das; glücklicherweise ist nicht jeder genötigt, sich dadurch irgendwie beeinflussen zu lassen."

Georges hob ungeduldig die Schultern. Seine spöttische Ruhe begann ihn zu verlassen.

„Du hast Dich in der letzten Zeit der Baroneß Doßberg in einer Weise genähert, welche die junge Dame stark bloßstellen wird, da es doch wohl nicht Deine Absicht sein kann, ihr Deine Hand anzubieten."

„Und wenn das nun meine Absicht wäre?"

„So würden wir, Botho, Clémence und ich, uns derselben aus allen Kräften widersetzen. Es wäre das ein Affront, Deiner ganzen Familie angethan —"

„Ein Affront, wenn ich mich mit einer Dame aus vornehmem Adelsgeschlecht, dem letzten Sproß eines alten Hauses verbinden wollte?"

„Eine Lächerlichkeit bei Deinen Jahren, für den Vater erwachsener Kinder —"

„Ich muß Dich ersuchen, diese Kinder gänzlich beiseite zu lassen. Sie haben mir bei den verschiedensten Gelegenheiten nicht die geringste Rücksicht bewiesen, haben sich ihr Leben ausschließlich nach eigenem Belieben zurechtgelegt" — ein flüchtiger Seitenblick streifte Botho von Jagemann, der mit finsterer Miene dasaß und den Mund nicht aufthat — „darum ist es durchaus überflüssig, mich an die Rücksicht auf sie zu mahnen. Was den Altersunterschied betrifft, so ist die junge Dame die einzige, die hierbei Bedenken zu überwinden hätte. Ihrer Entscheidung, und nur dieser, würde ich mich zu unterwerfen haben!"

„Papa!" rief Clémence und brach in Thränen aus, „Du willst doch damit nicht sagen, daß Du mir eine Stiefmutter geben willst, die zwei Jahre jünger ist als ich?"

„Allerdings will ich das sagen. Deine Frage setzt mich übrigens um so mehr in Erstaunen, als Du selbst bei Gelegenheit Deiner Verlobung den Grundsatz aussprachst, nur die Stimme des Herzens dürfe uns bei der Wahl des Lebensgefährten leiten — alles übrige sei ohne jeden Belang."

„Gewiß hab' ich das gesagt — aber ich bin jung, ich trete erst ins Leben hinaus, es ist mein gutes Recht, mir meinen Anspruch auf Glück zu sichern."

„Hat nur der, der erst ins Leben hinaustritt, dieses Recht? Wie, wenn uns die Jugend nun um unser Glück bestiehlt, wenn sie es uns vorenthält — sollen wir darum für immer darauf verzichten?"

Clémence sah zornig und trotzig durch ihre Thränen zu ihrem Vater auf. „Du hast die arme Mama nie geliebt!" rief sie vorwurfsvoll. „Sie hätte keine Ruhe im Grabe, wüßte sie, welch unerhörten Plan Du hast. Es darf nicht geschehen, soll nicht — ich bleibe keine Stunde länger im Hause, wenn Du dies Mädchen, diese hochmütige Bettelpr —"

„Clémence!" Es war ein Ton, wie sie alle ihn noch nie von dem stets gelassenen Mann gehört hatten. „Noch einmal dies Wort, und Du wirst allerdings keine Stunde länger in diesem Hause geduldet. Uebrigens steht es Dir jederzeit frei, den Tag Deiner Hochzeit zu bestimmen, vorausgesetzt, daß —" Montrose sah prüfend ihrem Bräutigam ins Gesicht, in dem eine verzweifelte Entschlossenheit arbeitete.

Der Lieutenant sprang auf und that einen tiefen Athemzug, ehe er zu reden begann. „Gestatten Sie mir, ein Wort unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen!" Seine Stimme klang heiser, in seinen dunklen Augen flackerte es unruhig.

„Ich stehe zu Diensten." Montrose, der sich noch nicht wieder gesetzt hatte, ging nach dem Billardsaal — jenseit desselben lag sein Arbeitszimmer.

„Botho!" schrie Clémence auf und warf sich ungestüm in die Arme des Offiziers.

Ein Gemisch von Mitleid und Verachtung zuckte um ihres Vaters Lippen, als er dies sah. „Gieb ihn frei, Clémence!" sagte er ruhig. „Ich will sehen, was ich für Dich thun kann. Georges, halte sie hier zurück!"

Ohne sich nach den Geschwistern weiter umzusehen, durchschritten die beiden den Billardsaal und traten in das Zimmer des Hausherrn. Ihr Verhältnis zueinander war von Anfang an schlecht gewesen. Bald nach der Uebersiedlung der Familie Montrose nach St. hatte man auf einem Ball bei dem Obersten des Regiments die Bekanntschaft des „schönen" Botho von Jagemann gemacht, und Clémence mit ihrem ungezügelten Temperament hatte noch an demselben Abend eine heftige Leidenschaft für den jungen Offizier gefaßt. Sie hatte nicht die Kraft besessen oder besitzen wollen, ihr Gefühl zu verbergen, und da das reizlose Mädchen für die Erbin eines sehr bedeutenden Vermögens galt, so zögerte der stark verschuldete Lebemann nicht, sofort als ihr erklärter Bewerber aufzutreten. Montrose, dem Jagemanns Wesen nicht die geringste Achtung einflößte, versuchte umsonst, seine Tochter vor diesem

Freier zu warnen — sie ließ sich blindlings von ihrer Leidenschaft beherrschen und trat dem Vater schon nach kürzester Frist mit der Thatsache der vollzogenen Verlobung entgegen. Wohl oder übel mußte sich Montrose nun fügen, wollte er nicht einen Skandal entfesseln; er hörte aber darum nicht auf, den künftigen Schwiegersohn mit Abneigung und Mißtrauen zu betrachten.

„Sie werden es mir nicht verargen," begann Botho jetzt, Montroses einladende Handbewegung zum Niedersetzen mit einer Verbeugung ablehnend, „wenn ich unter den obwaltenden Umständen ganz offen zu Ihnen spreche. Als ich mich um die Hand Ihrer Tochter bewarb, war ich der festen Ueberzeugung, neben Georges in ihr die alleinige Erbin Ihres Vermögens zu sehen; als mittelloser Offizier, nicht zum besten in meinen Besitzverhältnissen arrangiert, sah ich mich genötigt, auch die materielle Seite meiner ehelichen Verbindung ins Auge zu fassen. Die Möglichkeit einer neuen Heirat Ihrerseits ist mir, offen gestanden, nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen."

„Das will ich Ihnen glauben. Diese Möglichkeit lag damals auch ganz fern."

„Sie werden mir zugeben müssen, daß dieser Plan den Dingen eine ganz andere Wendung giebt."

„Kaum. Clémence ist die berechtigte Erbin ihres mütterlichen Vermögens. Alles Uebrige freilich bleibt einzig und allein meiner freien Entschließung vorbehalten; ich würde mich da nie zu einem bindenden Zugeständnis verpflichten."

„Wenn Sie indessen zu einer zweiten Vermählung schreiten und andere Erben hinzutreten, so würde eine neue Ordnung der Sache unvermeidlich sein —"

„Im Fall meines Todes, gewiß!" Herr von Montrose zeigte ein kühles geringschätziges Lächeln. „Doch würden Georges und Clémence selbst ohne die neue Wendung der Dinge, die übrigens noch lange keine vollzogene Thatsache ist, vor unliebsamen Ueberraschungen meinerseits nicht sicher sein. Es könnten jederzeit Umstände eintreten — und nach der Unterredung eben halte ich dies sogar für recht wahrscheinlich — die mich bestimmen, in meinem Testament öffentliche Stiftungen zu bedenken und meinem Sohn wie meiner Tochter nur den Pflichtteil dessen zuzuwenden, was ich mir lediglich durch eigenes Können erworben, über was ich folglich die freie Verfügung habe. Doch ist das mütterliche Erbteil meiner Tochter, sollte ich meinen, ansehnlich genug, auch weitgehenden Ansprüchen zu genügen, und um ihr das, was sie als ihr Glück ansieht, zu erhalten, würde ich ihr die Zinsen des von mir erwähnten Pflichtteils schon jetzt ausfolgen." Die letzten Worte kamen Montrose mit sichtlicher Anstrengung über die Lippen, aber er gedachte seines Versprechens von vorhin.

Botho von Jagemann zögerte einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick. Die Eröffnungen Montroses hatten ihn mit unglaublicher Enttäuschung erfüllt. Also selbst im Fall Montrose den verrückten Gedanken einer neuen Ehe aufgab oder aufgeben mußte, standen Georges und Clémence nicht als alleinige Erben da! Er, Botho von Jagemann, sollte sich mit einem Almosen abspeisen lassen, wo er fürstlich zu schwelgen gedacht hatte? Ihn lockte nur der Genuß, und zwar der ungehemmte, schrankenlose, den ihm seine knappen Verhältnisse bisher nur bedingungsweise gestattet hatten — was sollte ihm da ein „wohlhabendes" Mädchen? Wozu hatte man denn seinen alten Namen, sein schönes elegantes Aeußere, als um einen wirklichen schweren Goldfisch damit zu födern? In blitzschneller Aufeinanderfolge ging ihm diese Gedankenreihe durch den Kopf, und sein Entschluß war gefaßt.

„Sie haben es selbst vor kaum einer halben Stunde betont," begann er mit gesenktem Blick, denn Montroses Augen waren ihm unbequem, „daß Clémence sehr verwöhnt ist und bedeutende Ansprüche erhebt. Um derartigen Bedürfnissen genügen zu können und selbst standesgemäß aufzutreten, dazu ist bei den heutigen Verhältnissen ein großes, sehr großes Vermögen erforderlich, und ich fürchte —"

„Sie fürchten, daß ich Ihren Ansprüchen nicht genügen werde, trotzdem ich mich soeben noch bereit erklärte, die — die" — Montrose suchte einen Augenblick nach einem andern Ausdruck, schleuderte dann aber seinem Gegenüber das erste Wort, das ihm in den Sinn gekommen war, mit verächtlicher Nachdrücklichkeit ins Gesicht — „die Kaufsumme zu erhöhen. Es kostete mich einen Kampf, denn ich finde, ehrlich gesagt, den Preis des Einsatzes nicht wert. Aber Clémence wird sehr unglücklich sein, und ich kann nicht umhin, einiges Mitleid mit ihr zu haben. Ihre Befürchtungen in betreff Ihrer beiderseitigen Ansprüche an mich sind vollauf berechtigt und ich spreche Ihnen meine Genugthuung aus, daß Sie mich noch beizeiten einen Einblick in Ihre Berechnungen gewinnen ließen. Es bleibt für Sie nur noch übrig, mir den Ring, der Sie bis zur Stunde noch an den Gegenstand Ihrer Spekulation knüpft, zurückzugeben — ich werde Sorge tragen, daß Sie heute abend noch im Besitz der Dinge sein sollen, die meine Tochter von Ihnen erhalten hat."

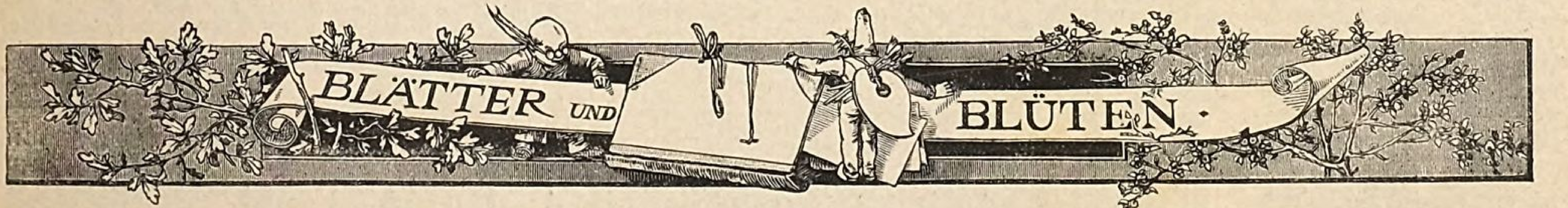
Der schöne Botho war rot geworden und kniff die Lippen zusammen; als er aber Miene machte, noch etwas zu erwidern, schnitt ihm Herr von Montrose mit einer nachdrücklichen Bewegung das Wort ab. „Bitte, wir sind fertig miteinander — was könnten Sie mir noch zu sagen haben?" Er nahm von einem nahestehenden Rauchtischchen eine kleine kupferne Schale und stellte sie mit einem ausdrucksvollen Blick vor den Offizier hin. „Bitte!"

Mit zornig funkelnden Augen zog der junge Mann den Ring vom Finger und legte ihn in die Schale. Herr von Montrose nickte bestätigend, dann drückte er so kräftig auf den Knopf der elektrischen Leitung, daß ein schriller Ton allarmierend durchs Haus lief. Merwig trat geräuschlos ein und blieb in wartender Haltung an der Thür stehen.

„Den Jagdschlitten für Herrn von Jagemann zur Bahn!"

Und ohne noch Wort oder Blick an den neben dem Tisch Stehenden zu wenden, ging Montrose an ihm vorüber, zur Thür hinaus, die ihm Merwig mit tiefer Verbeugung offen hielt.

(Fortsetzung folgt.)



Ein erfreulicher Fortschritt der Desinfektion. Es ist bekannt, daß unsere bisherigen Desinfektionsarten nach verschiedenen Richtungen zu wünschen übrig lassen. Lederwaren und Bücher leiden, wenn sie der feuchten Hitze ausgesetzt werden, und während der letzten Choleraepidemie hat sich gezeigt, daß die Desinfektion vielfach der Vernichtung eines Teils des Gepäcks der Reisenden gleichkam. In Kreisen der Chemiker und Hygieiniker war man darum schon lange bestrebt, Mittel zu finden, welche den Anforderungen der Hygieine und der Volkswirtschaft in gleichem Maße gerecht würden, welche an den verschiedenen Gebrauchsgegenständen die Krankheitskeime sicher zerstörten, die Gegenstände selbst aber unbeschädigt ließen.

Was nun Lederwaren, Bücher, Pelze und Kleidungsstücke anbelangt, so ist durch Untersuchungen von Prof. K. B. Lehmann in Würzburg ein derartiges Mittel gefunden worden. Es besteht in einer 40prozentigen Lösung von Formaldehyd, welche unter dem Namen Formalin in den Handel gebracht wird und von der ein Liter gegenwärtig drei Mark sechzig Pfennig kostet. Dieser Stoff verdunstet an der Luft und seine Dämpfe haben eine sehr hohe keimtötende Kraft, greifen dabei aber die Gebrauchsgegenstände wie Leder, Kleidungsstücke, Pelzwaren ꝛc. nicht an.

Im Laboratorium des Professors Lehmann wurden die zu desinfizierenden Gegenstände in Tücher eingewickelt, die man mit Formalin beträufelt hatte, und dann in einer Kiste verschlossen. Es zeigte sich, daß dreißig Gramm Formalin, die etwa elf Pfennig kosten, genügten, um einen Männeranzug in vierundzwanzig Stunden selbst von so widerstandsfähigen Keimen wie die Milzbrandsporen völlig zu befreien. Bücher konnten, ohne beschädigt zu werden, durch Anwendung sehr geringer Mengen Formalins in wenigen Stunden sicher desinfiziert werden. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß wir endlich ein Mittel entdeckt haben, um die Bücher der Leihbibliotheken hinsichtlich der Verschleppung von ansteckenden Krankheiten weniger gefährlich oder vielleicht völlig unschädlich zu machen.

Sehr wichtig ist aber die Anwendung des Formalins zur Desinfektion von Bürsten und Kämmen. Daß durch diese in Friseurläden zahlreiche Haar- und Hautkrankheiten verbreitet werden, ist längst erwiesen. Die Friseure sind nicht geneigt, ihr Handwerkszeug gründlich zu desinfizieren, weil es durch die bekannten Desinfektionsarten angegriffen und beschädigt wird. Professor Lehmann teilt nun mit, daß Bürsten, in Tücher eingewickelt, die mit Formalin beträufelt worden waren, nach vierundzwanzig

Stunden völlig steril waren und dabei unbeschädigt blieben; nicht einmal die Politur hatte gelitten.

Das Formalin dürfte auch bei der Desinfizierung von Wohnräumen die schweflige Säure und das Chlor ersetzen, Stoffe, die bekanntlich so vieles angreifen, und vielleicht eignet es sich auch zur Mottenbekämpfung.

Es hat allerdings wie alle Desinfektionsmittel seine Schattenseiten. Zwar läßt der üble Geruch sich durch nachträgliches Besprengen mit Ammoniak (Salmiakgeist) leicht beseitigen, aber es ist zugleich giftig und wirkt ähnlich wie die schweflige Säure reizend auf die Schleimhäute des menschlichen Körpers. Bevor man daher in Privathäusern zur Benutzung dieses Mittels schreiten kann, muß noch das Ergebnis weiterer Versuche, die im Gange sind, abgewartet werden. Alsdann werden auch Verhaltungsmaßregeln für den Gebrauch des Formalins von seiten der Laien gegeben werden können. Immerhin müssen wir schon heute die Entdeckung jener Eigenschaften des Formalins als einen erfreulichen Fortschritt in der Desinfektionslehre begrüßen. In kleineren Ortschaften, die über große Dampfdesinfektionsanstalten nicht verfügen und solche auch nicht zu bauen vermögen, wird es sich wahrscheinlich sehr nützlich erweisen, und in den großen Anstalten wird man mit seiner Hilfe Lederwaren und andere Gebrauchsgegenstände, die den heißen Dampf nicht vertragen, sicher und auf ökonomische Weise desinfizieren können. *

Zur Trauung. (Mit Bild S. 265.) Nun ist er da, der große Augenblick, da die junge Braut mit dem ihr standesamtlich bereits vermählten Bräutigam zur Kirche zu fahren sich anschickt. Der Vater hat sie zum Wagen geleitet und das Dienstmädchen ist sorgsam beim Einsteigen behilflich, damit die lange blütenreine Schleppe nicht vorzeitigen Schaden erleide. Auf dem Fuße folgen der Bräutigam, sowie Verwandte des Hauses — alle in feierlich festtäglichem Gewande. An ihnen vorbei rauscht das Getriebe des Alltags, nüchtern und grau — ein neugieriger Blick auf die blendende Erscheinung im langen weißen Schleier, auf die blanken Cylinder der Herren, und weiter ziehen diese Männer und Frauen ihrem Berufe nach und denken nach wenigen Minuten nicht mehr daran, daß sie da eben einem blühenden Menschenkind auf dem wichtigsten Gang seines Lebens begegnet sind.

Ein Schreibmaterial aus alter Zeit. Vor der Erfindung des Papieres, das heute in riesigen Massen hergestellt wird, war der Stoff, auf den man schrieb, viel kostbarer als heutzutage, und es war ein Glück, daß die Leute in den vergangenen Jahrhunderten nicht so schreiblustig waren wie in der Gegenwart. Zu den ältesten Schreibmaterialien gehören die Wachstafeln, Tafeln aus Holz oder Elfenbein, die in einer geringen Vertiefung eine Fläche von Wachs enthielten, auf welche mit einem spitzen Griffel, gewöhnlich von Bein, Notizen aller Art, Rechnungen, Konzepte, Schulübungen, aber auch Briefe und Urkunden eingezeichnet wurden. Brauchte man diese Aufzeichnungen oder richtiger Eingrabungen nicht mehr, so wurden die Wachsflächen mit einem besonderen Geräte wieder geglättet und man konnte sie von neuem benutzen.

Bei den Griechen und Römern waren die Wachstafeln in allgemeinem Gebrauche. Der römische Dichter Properz beklagt in einer hübschen Elegie den Verlust seiner Wachstafeln, die, mit zärtlichen Liebesversicherungen beschrieben, so oft zwischen ihm und seiner Geliebten hin und her gewandert sind; er fürchtet, daß sie einem Geizhalse in die Hände gefallen seien, der nun seine wucherischen Rechnungen darauf schreibe. Unserem Jahrhundert, das so viele Schätze des Altertums ans Licht gezogen hat, war es vorbehalten, auch altrömische Wachstafeln, die man vordem nur nach den alten Beschreibungen kannte, im Original wieder aufzufinden, und zwar in den Goldbergwerken Siebenbürgens, die von Römern betrieben worden waren, aber auch in Aegypten und an anderen Orten. Die aufgefundenen Tafeln enthalten meist Kaufverträge und Schuldverschreibungen; sie sind ganz schmucklos und einfach.

Kostbar ausgestattet waren dagegen die aus zwei durch Scharniere verbundenen Elfenbeintafeln bestehenden „Diptycha“, welche die römischen Konsuln in der späteren Kaiserzeit beim Antritt ihres Amtes zu verschenken pflegten und die außen mit reichem Schnitzwerk verziert waren. Viele dieser geschnitzten Tafeln, die im Mittelalter zu kostbaren Einbänden von Büchern verwendet wurden, sind auf unsere Zeit gekommen.

Von den Römern haben die Germanen die Wachstafeln als Schreibgerät überkommen; sie waren im Mittelalter allgemein in Gebrauch, namentlich auch als Schreibtafeln für die Schüler. In Lübeck sind solche des 15. Jahrhunderts, noch mit Schülerschriften versehen, in den sechziger Jahren gefunden worden. Wachstafeln mit Rechnungen, mit Zins- und Steuerverzeichnissen sind viel häufiger und finden sich in den verschiedensten Sammlungen.

Gegen 1500 wurden die Wachstafeln durch die Ausbreitung der Papierfabrikation so ziemlich verdrängt, ganz gelang es dem Papier aber doch nicht, das altehrwürdige Schreibmaterial zu beseitigen; an einigen Orten hat es sich bis in unser Jahrhundert erhalten. In dem Salzwerk zu Halle a. d. Saale waren die Wachstafeln als Grundbuch für die Anteile an den Salzbornen bis 1783 in Gebrauch, in welchem Jahre sie durch königliche Verordnung abgeschafft wurden. In Schwäbisch Hall machte ihnen erst 1812 der Staat den Garaus; hier wurde das Holz, das auf dem Kocher für die Salzsieder angeflößt wurde, auf ihnen verzeichnet. Am längsten aber hielten sich die Wachstafeln auf dem Fischmarkt zu Rouen, woselbst noch vor zwanzig Jahren das Ergebnis der Versteigerung der übrig gebliebenen Fische darauf eingetragen wurde. Der größte Feind des Papiers, das Wasser, hatte hier dem Jahrtausende alten Schreibgerät im Kampfe gegen das Papier beigestanden.

Wägungen und Messungen der Kinder. In unserer fortgeschrittenen Zeit pflegen viele Eltern ihre neugeborenen Sprößlinge sorgfältig zu beobachten und durch regelmäßige Wägungen und Messungen deren gedeihliche Entwicklung zu kontrollieren. Diese Aufzeichnungen sind auch für die Wissenschaft von Wert. Leider aber wurden sie bis jetzt nicht gesammelt. Die „Gesellschaft für Kinderheilkunde“ hat nun einen Aufruf erlassen, Eltern, die solche Aufzeichnungen besitzen, möchten dieselben der Gesellschaft zur Verfügung stellen. Erforderlich sind dabei einige Angaben, wie Name und Geburtsdatum des Kindes, Auskunft über verschiedene Arten der Ernährung (Mutter- oder Ammenmilch, reine künstliche oder gemischte Ernährung) nebst Nennung des Tages, an welchem eine jede derselben begonnen hat. Mitteilungen über Zahndurchbruch sind gleichfalls erwünscht.

Bei kranken Kindern sind Natur und Verlauf der betreffenden Krankheiten mitzuteilen. Die Berichte über normale Kinder sind an Dr. Camerer in Urach (Württemberg), diejenigen über Kinder, welche länger krank gewesen sind, an Dr. Biedert in Hagenau i. E. zu senden. Da diese Sammelforschung voraussichtlich längere Zeit hindurch veranstaltet wird, so dürfen Eltern, die gegenwärtig im glücklichen Besitze eines neu angekommenen Weltbürgers sind, gut thun, wenn sie ihre Aufzeichnungen gleich nach den obenerwähnten Grundsätzen einrichten wollten. *

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Leserin in Siebenbürgen. Der Autor der „Martinsklause“ dankt Ihnen für Ihre herzliche Anerkennung. Das von Ihnen besprochene Motiv ist eine geschichtliche Thatsache; in Wirklichkeit war die Sache allerdings noch viel schlimmer, aber mit Rücksicht auf den modernen Geschmack sah sich der Autor genötigt, die Darstellung dieser traurigen Verhältnisse soviel als möglich zu mildern.

H. A., Nürnberg. Merkwürdig, über was man alles wetten kann! Derjenige, welcher auf „Lassen Sie es mich wissen“ gewettet hat, hat nicht bloß gewonnen, sondern kann auch besser deutsch als sein Gegner, der sich für „Lassen Sie es mir wissen“ ins Zeug legte.

Jenny F. Das ist eine sehr verwickelte Rechtsfrage, deren Beantwortung Ihnen nur ein Rechtsanwalt wird liefern können.

H. P. 1000. Bevensen. Ja, wo ist er, der geniale Mensch, der einmal die Gesetze des Grüßens schriebe, fest und unabänderlich und für alle Welt gleich verbindlich! Hier ist Sitte, was dort Unsitte, hier erlaubt, was dort verpönt, hier Grobheit, was dort Höflichkeit. Wir sind also außer stande, Ihnen eine durchweg gültige Richtschnur zu geben: nur soviel vermögen wir zu sagen, daß im allgemeinen ein wiederholtes Grüßen durch Hutabnehmen innerhalb einer Frist von wenigen Minuten nach dem ersten Gruße nicht verlangt zu werden pflegt. Ob man dann aber kühl vorüberzugehen hat, als wäre der andere gar nicht da, oder ob man die ausfallende Hutabnahme durch ein Nicken des Kopfes ersetzen darf — das entscheidet sich danach, wer der andere ist, und nach den Beziehungen, in welchen man zu ihm steht.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 17. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(16. Fortsetzung.)

Mätzel kniete neben dem Herd und überwachte eine Pfanne, während eine greise Frau die dampfende Milchsuppe in hölzerner Schüssel zum Tische trug. Sie war, wie Hiltischalk, in eine lange schwarze Lodenkutte gekleidet, deren weite Aermel die welken Arme zeigten; zwei dünne weiße Zöpfe hingen über die Brust der Greisin, und tief in Stirn und Wangen des stillen freundlichen Faltengesichtes reichte das aus Garn geklöppelte Häubchen, welches den Scheitel bedeckte. „Schau', mein lieber Bruder," sagte Hiltischalk zu Eberwein, „schau', das ist meine gute brave Hiltidin." Er humpelte auf die Greisin zu und faßte sie am Aermel. „Komm, Hilti, komm, thu' unseren Gast begrüßen und dank' der Freud', die er gebracht hat in unser Haus!"

Eine dünne Röte glitt über die Wangen der alten Frau, als sie die Hand dem Mönche zum Gruße bot. „Gesegnet sei Dein Eingang, Herre, in unserem Haus!" Ihre Stimme klang weich und leise wie das Plaudern einer Quelle.

Hiltischalks Antlitz leuchtete vor Freude, als er sah, wie das Auge seines Gastes mit herzlichem Blick auf Hiltidin ruhte. „Ich danke Deinem Gruß!" sagte Eberwein zu der Greisin. Und zu Hiltischalk gewendet: „Deine Schwester, Bruder? Ich sehe, sie gleichet Dir."

Mit fröhlichem Kichern rieb der Greis die Hände. „Freilich, freilich gleichen wir uns. Sind wir doch ein Herz und eine Seel' seit zweiundfünfzig Jährlein! Nimm zwei Felsen, Bruder, und laß sie herunterrollen über den ganzen Berg, von der höchsten Höh' bis tief ins Thal . . . wenn sie drunten sind und das letzte Hupferlein machen, schaut einer wie der ander' aus . . . da hat ein jeder die Ecken abgestoßen. Freilich, freilich gleichen wir uns . . . aber meine Schwester ist die Hilti nicht!"

„Deine Magd?" klang Eberweins erstaunte Frage.

Lächelnd schüttelte die Greisin den weißen Kopf, während die frohe Laune Hiltischalks zu hellem Lachen wuchs. „Freilich, freilich eine Magd . . . eine gute fromme Gottesmagd. Aber meine Magd? Der liebe Herre soll mich bewahren, daß ich sie je gehalten hätt' wie eine Magd. Nein, nein, mein lieber Bruder, die Hilti ist mein gutes braves Weib!"

Erschrocken trat Eberwein zurück und jähe Blässe rann über sein Antlitz. Der Greis gewahrte die Wirkung seiner Worte nicht. Er hatte Hiltidins Hand erfaßt und streichelte zärtlich ihre dürren Finger. „Zweiundfünfzig Jährlein! Und alleweil harren wir noch auf den ersten Streit, den wir haben sollen. Wohl wohl, recht und treu haben wir zusammengehalten wie zwei rechte Christenleut' in gottesfürchtiger Eh'. Und hat es uns der gute Herr im Himmel nicht gelohnt? Hat er uns nicht alle Lieb' und Freud' genießen lassen, bis auf eine? Und die hat er uns versagt in seiner Weisheit! Wir haben ja hundert Kinder gehabt um unser Haus her . . ." Er wandte sich zu Eberwein. „Und das kannst mir glauben, mein lieber Bruder, die Hilti ist ihnen eine gute Mutter gewesen, und so



Zum Gruße.
Nach einem Gemälde von W. Hasemann.
Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

[illegible] hab' ducken können in Güt' [illegible] Hilti vor dem Kreuz gebeugt mit [illegible] schau' nur, schau' . . . das Süppl will [illegible] Komm, jetzt wollen wir uns nieder= [illegible] wir auch noch! Freilich, freilich, das [illegible] erste sein!"

[illegible] zum Tisch und faltete die Hände. In frommer [illegible] seine Augen am Kreuz, und mit seinen betenden [illegible] sich die sanfte leise Stimme der Greisin. „Amen!" [illegible] Hiltischalk und rieb die Hände. „Komm, lieber Bruder, [illegible] Dich auf den Ehrenplatz!" Da gewahrte er die Verwandlung in Eberweins Zügen und stammelte erschrocken: „Ja lieber Bruder, ja was ist Dir denn?"

Eberwein trat auf ihn zu, mit nassen Augen und bebender Stimme. „Hiltischalk, ich darf nicht zehren an Deinem Tisch!"

Zitternd stand der Greis. „Ja warum denn nicht?" Hiltidin war an seine Seite getreten, als fühlte sie, daß eine Gefahr ihn bedrohe.

Eberwein drückte die beiden Hände auf Brust und Stirne; dann atmete er tief und richtete sich auf. „Hiltischalk! Weise die Frauen aus der Stube, ich habe mit Dir zu sprechen!"

Der Priester starrte auf den Mönch, als hätte er seine Worte nicht verstanden. Hiltidin aber ging lautlos zum Herd, faßte Mätzel bei der Hand und zog sie zur Thür. „Ihr könnet laut reden," sagte sie, „wir gehen weit vom Haus."

Hiltischalk blickte ihr nach, während sie die Stube verließ; dann sah er wieder auf den Mönch, rührte die Lippen und fand kein Wort. Eberwein schlug die Hände zusammen, und wie der Aufschrei eines Verzweifelnden klang seine Stimme: „Hiltischalk, Hiltischalk! Was hast Du mir angethan!"

„Ich, lieber Bruder? Was denn?" stotterte der Greis.

„Ich bin getreten in Dein Haus, als wär's in eine Kirche; Gottes Nähe meinte ich zu fühlen an Deiner Seite. Nun wirfst Du Feuer über mich und weckest Zwietracht zwischen meinem Herzen und heiliger Pflicht."

Der Greis zitterte, daß ihn die alten Knie kaum mehr trugen. „So 'was hätt' ich gethan? Ich? Ja wieso denn?"

„Du kannst noch fragen?" Helles Entsetzen klang aus Eberweins Stimme. „Hast Du denn nicht ein Weib?"

„Wohl wohl, lieber Bruder!"

„Ein Weib! Du — ein Priester!"

„Wohl wohl! Aber laß das jetzt . . . komm doch drauf: was hab' ich denn gethan? So red' doch einmal . . . was hab' ich denn gethan?"

Eberwein griff an seinen Kopf, als wüßte er sich nimmer Rat noch Hilfe. „Ja Mensch, wie redest Du? Mitten in Flammen stehst Du, Deine Kleider und Haare lodern, und Du fragst: wo brennt es, wo denn, wo? Ja weißt Du denn nicht, daß es Dir als Priester verwehrt ist, ein Weib zu nehmen, daß Du in schwerer Sünde lebst wider der Kirche heiligstes Gebot?"

Mit beiden Händen griff Hiltischalk nach der Tischkante und sank auf die Holzbank nieder. Zitternd saß er und strich sich über das Gesicht, als müßte er einen bösen Traum verscheuchen. Dann schüttelte er Kopf und Hände, und beinahe heftig stammelte er: „Mein lieber Bruder, jetzt muß ich Dir aber doch sagen: Du thust Dich irren! Wenn ich kein Weib haben dürft', wie hätt' es denn nachher sein können, daß vor zweiundfünfzig Jährlein der hochwürdigste Herr Bischof in der Salzaburg meine Hilti und mich zusammengegeben hat? Vierzig Denar' hab' ich gezahlt zur Sportel . . . ich hab' sie aufgebracht mit Müh' und Not . . ." In ratlosem Jammer hatte Hiltischalk sich von der Bank erhoben. Seine Blicke fielen auf das Kreuz, er streckte die zitternden Hände aus, und da schien es über ihn zu kommen wie Trost und Ruhe. „Nein, Bruder, nein, Du mußt Dich irren! Ich sollt' meine Hilti nicht haben dürfen? Ja, warum denn nicht? Ich bin ja kein Ordensbruder wie Du! Dich bindet ein heilig' Gelübd', aber ich, Bruder, ich bin ja doch ein niedriger Leutpriester wie tausend andere. Wie ich noch ein junger Klerikus gewesen und umgezogen bin da draußen im tiefen Land, da hab' ich doch überall den Pfarrherrn sitzen sehen mit seiner guten Pfarrin, und wie sie mich dahergeschickt haben in die Einöd' . . . alles hat mir fehlgeschlagen bei den harten Köpfen, ich hab' schon gemeint, ich muß verzweifeln . . . aber da hat mich der liebe Himmelsherr die Hilti finden lassen, und sie ist mein Trost geworden und meine Hilf' zu allem Guten. Und wenn ich sie genommen hab', so hab' ich ja nur gethan, was draußen im Land viel tausend andere thun!"

„Was jene thaten, es war ein Greuel, sagt die Kirche!"

Der Greis schüttelte den Kopf. „Nein, lieber Bruder, nein, wie könnt' eine fromme Eh' vor Gott ein Greuel sein! Nein, das kann die Kirch' nicht sagen! Ich weiß schon, wohl wohl . . . wie ich noch ein junger Klerikus gewesen bin, da hab' ich oft gehört, daß über den Bergen soll drüben im welschen Land ein paar hitzige Köpf' so reden, als wär' die fromme Priesterch' ein Greuel . . ."

„Nein, Hiltischalk, nein! So hat der Papst entschieden, der Papst!" rief Eberwein, wie in Qual und Marter. „Auf heiligem Konzil, umgeben von allen Bischöfen der christlichen Welt!"

„Ach Du mein lieber Herr im Himmel droben!" lallte der Greis, bis in die Lippen erbleichend. Schweigend und schwer atmend, standen sie voreinander, als wäre der eine gleiche Jammer in ihnen beiden. In die dumpfe Stille klang von einer nahen Halde her der fröhliche Gesang zweier Stimmen; dort oben wandelte ein Bursch mit seinem Mädchen in der Sonne, und die beiden Herzen, die sich gefunden, jubelten ihr Glück dem Himmel zu.

„Ja sag' nur, Bruder, sag' . . . davon hör' ich ja heut' das erste Wörtlein!" sagte Hiltischalk mit tonloser Stimme, „wann wär' denn das gewesen?"

„Vor vierzig Jahren!"

„Aber schau' doch, wie hätt' ich denn das wissen sollen! Ueber die vierzig Jahr' lang bin ich nimmer hinausgekommen aus meinem einödigen Sitz, über die vierzig Jahr' lang hab' ich keinen mehr gesehen, der das heilige Häs getragen hat. Wer hätt' mir's denn sagen sollen? Und schau' doch, schau' . . . was wär' denn anders geworden, wenn ich's gewußt hätt'?" Ein Gedanke des Trostes fiel in sein Herz wie Sternschein in die Nacht. „Ich und die Hilti, wir sind ja schon über die fünfzig Jahr' lang Mann und Weib! So kann's ja doch für uns nicht gelten!"

„Das Wort des Papstes hat gelöset, was gebunden war," stammelte Eberwein. „Wer Priester bleiben wollte, mußte lassen von seinem Weibe. Das ist gegangen durch alle Lande wie ein Sturm, und nur an Deinen Herd hat keine Welle geschlagen? Land auf und nieder sitzet kein beweibter Priester mehr, nur Du noch, Du!"

„Ich, der Einzig'!" Hiltischalks Hände griffen in die Luft, und wie ein Schwindel überkam es den Greis. Mit beiden Armen umfing ihn Eberwein, ließ ihn auf die Holzbank niedersinken, setzte sich an seine Seite und hielt ihn umschlungen an seiner Brust. „Wär' ich doch nie gekommen, hätt' ich dieses stille reine Haus doch nie betreten!" rang es sich in heißer Qual von seinen Lippen. „Glück will ich säen und muß doch Unheil streuen, wohin ich schreite!"

Hiltischalk richtete sich auf und löste sich aus Eberweins Armen. „Du mußt Dich irren, Bruder — es kann nicht sein, ich kann's nicht glauben . . . oder schau', ich müßt' [illegible]ersterben dran! Wie meine Hilti und ich gehauset haben miteinander — vor einer Stund' noch hab' ich gemeint, es müßt' [illegible] liebe Herr im Himmel seine Freud' dran haben! Und jetzt auf einmal soll . . ." Das Wort erstickte ihm, als würde sein Hals zugeschnürt. Er schüttelte Kopf und Hände. „Nein, Bruder, nein! Alles in schuldigen Ehren . . . aber wie könnt' denn ein Konzilium sprechen wider das Heilige Buch?" Mit beiden Händen faßte er Eberweins Arm und keuchte: „Oder steht denn nicht geschrieben, daß die Apostel Weib und Kind gehabt . . . der heilige Petrus selber! Heißt es nicht bei Paulus an die Korinther: ‚Haben wir nicht, so wie wir essen und trinken, auch das Recht, von einer christlichen Frau uns begleiten zu lassen wie die Apostel, wie die Brüder des Herrn und Kephas?' Und eins noch, Bruder, eins noch . . . heißt es nicht bei Paulus an Timotheus: ‚Darum muß ein Priester unbescholten sein, eines Weibes Mann, der seinem Haus gut vorstehet, denn wie könnt' er sonst in allem ein gutes Beispiel geben seiner Gemein'?' Wart' nur, Bruder . . . die Stell', die muß ich Dir zeigen . . ." Er humpelte davon und stolperte über die Schwelle einer Kammer. Die schlaffen Hände im Schoß, mit nassen Augen, starrte Eberwein ihm nach.

Einen plumpen Pergamentband auf den Armen schleppend, kehrte Hiltischalk zurück. „Komm nur, komm . . . die Stell', die muß ich Dir zeigen!" Er legte das Buch auf den Tisch, die Schüssel zurückstoßend, daß die erkaltete Suppe den Rand überschwankte; rote Flecken erschienen auf seinen bleichen Wangen;

immer wieder fuhr er mit dem Aermel über die Augen, um die Zähren fortzuwischen — und bei dem zitternden Eifer, mit welchem er den ersten Brief an Timotheus suchte, fielen einzelne Blätter aus dem Bande, vergilbt und brüchig, mit halb erloschener Schrift, an Kanten und Ecken übel zugerichtet von den Zähnen der Mäuse und der Zeit. „Gleich muß es kommen . . .“ Er warf die Blätter um und suchte: „An Timotheus, drittes Kapitel, zweiter Vers . . . da schau' her, da muß es stehen . . .“ Er wollte mit dem Finger deuten; aber da stand er wie entgeistert und starrte auf das Pergament, welches bis über die Mitte zu Fasern und Fetzen zerbissen war. „Jetzt haben mir die Mäus' das heilige Wort gefressen . . .“ Lallend sank er in die Knie, fiel mit Gesicht und Armen über das Buch und brach in bitterliches Schluchzen aus.

Eberwein erhob sich, mühsam, als hätte er nicht mehr die Kraft, zu stehen. In seinen Zügen spiegelte sich der Kampf, der ihm das Herz erfüllte: sein reines menschliches Empfinden und Erbarmen auf der einen Seite, auf der anderen die beschworene Pflicht seines kirchlichen Amtes. Er legte die Hand auf die Schulter des schluchzenden Greises, doch er fand kein Wort des Trostes, kein Wort des Rates, weder für Hiltischalks Jammer, noch für die eigene Pein. „Ich kann ihn nicht weinen sehen,“ stammelte er, „ich ertrag' es nicht!“ Und die Hände vor die Augen schlagend, taumelte er aus dem Hause.

Hiltischalk richtete sich wankend auf, und seine nassen verstörten Augen irrten in der leeren Stube umher. „Fort ist er! Fort! Hat mich geworfen in Not und in der Not verläßt er mich!“ Mit ausgestreckten Händen lief er zur Thür. „Bruder, mein lieber Bruder!“ Als er den Hof erreichte, sah er Eberwein unter dem Kirchhof, am Ufer der reißenden Ache, auf schmalem Karrenweg dahineilen, mit flatterndem Gewand und vorgebeugtem Haupte wie einer, der in tobendem Sturme schreitet.

Hiltidiu kam mit Mätzel vom Kirchlein gelaufen. „Warum ist er denn fort? Was hat er?“ Die Sprache versagte ihr, als sie das verstörte Gesicht des Greises und seine nassen Augen sah.

„Ja wo lauft er denn hin?“ jammerte Hiltischalk, als wäre die vergangene Stunde jählings vergessen und nur der Weg noch, welchen Eberwein genommen, seine einzige Sorge. „Er will ja doch zum Lokiwald und lauft der Windach zu! Er muß sich ja verirren! Es kann ihm ja 'was geschehen! Mätzel, komm doch, komm und lauf' und zeig' ihm den rechten Weg!“

Aber Mätzel stand und rührte sich nicht; ihre Augen hingen an ihrem Herrn und am ganzen Körper begann sie zu zittern, als fiele ihr jede Zähre, die sie über seine weißen Bartstoppeln niedertropfen sah, wie ein heißer Schmerz in die treue Seele.

„So lauf' doch, Mätzel, lauf' — oder ich lauf' halt selber und führ' ihn!“ Hiltischalk wollte zum Hagthor eilen, da aber hielt ihn Mätzel kreischend zurück, faßte einen dürren Stecken, der neben der Thür an der Holzwand lehnte, und schoß zum Hof hinaus, mit langen Sprüngen dem Wege folgend, auf welchem Eberwein verschwunden war.

„Was sagst, Hilti, was sagst! Der wär' jetzt hineingelaufen in die Windachklamm!“ Mit diesen Worten wandte sich Hiltischalk zu seinem Weibe, das schweigend und bleich dastand, von dunkler Angst bedrückt. „In die Windachklamm . . .“ wiederholte er noch, dann ging ihm die Sprache aus. Seine verstörten Blicke glitten über die Greisin, ein schluchzender Wehlaut erschütterte seine Brust, und in ratlosem Jammer die Hände ringend, wankte er der Steinbank unter der Linde zu. Erschrocken eilte ihm Hiltidiu nach. „Ja lieber Herr im Himmel, was ist denn? So red' doch!“

Sie wollte ihn stützen, doch er wich zurück und stammelte: „Thu' nicht rühren an mich!“ Im nächsten Augenblick aber streckte er selbst die Hände aus, warf sich an die Brust der Greisin, umschlang sie, drückte sie an sich mit all der müden Kraft seiner alten Arme und weinte wie ein Kind. Sie sprach kein Wort; nur ihre Blicke suchten den Himmel. Den Wankenden zärtlich stützend, ließ sie ihn auf die Steinbank sinken, hielt sein Haupt an ihrer Brust, streichelte mit linder Hand sein weißes Haar und harrte geduldig, bis er sprechen würde.

Als Hiltischalk in seinen Thränen endlich Worte fand, flüsterte er scheu und leise: „Weißt, was er gesagt hat, Hilti? Er hat gesagt: wir zwei, wir wären nicht Mann und Weib!“

Hiltidiu schüttelte den Kopf — sie verstand nicht. „Wir zwei nicht Mann und Weib? Ja was denn sonst?“

„Ich weiß nicht!“ schluchzte der Greis und griff mit zuckenden Händen an seine Brust, an seine Schläfe. Taumelnd erhob er sich. „Komm, Hilti, komm!“ Er umklammerte ihren Arm. „Komm, komm — das reden wir zwei nicht aus, wir zwei allein . . . da muß noch ein anderer dabei sein, ein anderer!“ Und er zog die Sprachlose hinter sich her durch den Friedhof, zum Thor des Kirchleins. Sie traten ein . . .

In der leeren Stube erlosch der Schein des vergessenen Herdfeuers. Stille lag um die hölzernen Mauern und über den Gräbern; nur manchmal raschelte es leise . . . von der Linde fiel das welke Laub.

20.

In der Morgenstille zog Recka durch den Untersteiner Forst. Wohl führte sie die Zügel, doch ihr Rappe suchte die Pfade, wie er wollte. Mit verlorenen Blicken starrte sie vor sich nieder; zuweilen, unter einem stockenden Atemzuge, hob sie die Augen und sah umher, als fände sie sich in fremder, nie gesehener Gegend. Dann wieder versank sie in ihr Brüten und Sinnen. Ein Rehbock, den der Hufschlag aufgescheucht, flüchtete vor dem Pferde vorüber; da erinnerte sich Recka, daß sie zum Weidwerk ausgezogen war, und griff nach dem Bogen; doch sie merkte, daß sie einen leeren Köcher an den Sattel gehängt. Seufzend ließ sie die Hände sinken, und ein müdes Lächeln ging über ihre Lippen.

Im Weiterreiten gewahrte sie nicht, daß der Rappe den Heimweg suchte; sie blickte erst auf, als das Pferd unter den Bäumen hinaustrat auf die Seelände. Beim Anblick des Fischerhauses floß eine dunkle Röte über ihr Gesicht, und sie spannte mit so heftigem Ruck den Zügel, daß der Rappe sich bäumte. Sie wollte wenden, aber da ließ sie die Zügel wieder sinken und raunte mit zuckenden Lippen: „Fürcht' ich mich schon vor ihm?“ Zornig auflachend, stieß sie dem Pferde den Stachel in die Flanke, daß es mit tollen Sprüngen hinwegjagte über den Sand.

Edelrot, welche mit Hilmtrud auf der Hausbank saß, gewahrte die Wazemannstochter. „Recka! Recka!“ rief sie und eilte zum Hagthor. Doch als sie auf die Lände trat, war die Reiterin schon im Uferwald verschwunden. „Recka! Recka!“ Und mit flatterndem Röcklein lief Edelrot der Ache zu; vor der Brücke holte sie die Wazemannstochter ein. „Recka, so hör' mich doch, oder kennst Du die Stimm' Deiner Gesellin nimmer?“

Langsam wandte Recka das Gesicht und blickte mit halbgeschlossenen Augen auf das Mädchen nieder. „Wer bist Du?“

Erschrocken und sprachlos starrte Edelrot zu der Reiterin auf. Als aber Recka sich abkehrte und den Rappen auf die Brücke lenkte, lief ihr das Mädchen nach und klammerte sich mit beiden Händen an ihr Kleid. „Ja was hast denn? So schau' mich doch an! Ich bin's ja, ich, Deine Treugesellin!“

„Laß Deine Hände von mir!“ rief die Wazemannstochter in aufwallendem Zorn. „Du bist Deines Bruders Schwester, mehr weiß ich nicht von Dir!“

Erblassend trat Edelrot zurück, und ihre Augen wurden naß, während sie den Goldring, den sie von Recka empfangen, von ihrem Finger streifte. „Wenn Du um meines Bruders willen mich nimmer kennen magst,“ sagte sie mit schwankender Stimme, „so nimm auch den Reif wieder, den Du mir gegeben hast auf Lieb' und Treu'.“ Sie legte den Ring in Reckas Hand. „Thu', wie Du magst, löſ' Deine Lieb' von mir . . . die meine soll Dir bleiben, solang' ich leb'!“

Recka starrte auf das Ringlein in ihrer Hand, dann hob sie tief atmend die Augen; der Ausdruck ihrer Züge wandelte sich, und in tiefer Bewegung stammelte sie: „Rötli, Rötli!“

Hastige Schritte erklangen im Wald, und Sigenot kam unter den Bäumen hervorgestürzt. Als sähe er die Tochter Wazes nicht, so stellte er sich mit dem Rücken gegen sie, faßte die Hand des Mädchens und sagte, halb atemlos: „Schwester, wie hast Du vergessen können, was ich Dich geheißen hab'? Du sollst nicht weilen außer Thor! Winter liegt her um unseren Hag und die Wölf' gehen um!“

„Aber so schau' doch,“ flüsterte Edelrot, „ich bin ja nicht allein!“

„Ich seh' nur Dich!“

Da lachte Recka; sie senkte die Hand, das Ringlein kollerte über ihren Schoß, fiel nieder auf einen Stein, sprang klingend in



Schultheiß Wengi verhindert den

Nach einem Gemälde vo



...eligionskrieg in Solothurn 1533.
...Walter von Vigier.

die Höhe und verschwand im schießenden Wasser der Ache. Schluchzend hatte Rötli das Kleinod noch haschen wollen; aber Sigenot hielt die Schwester fest und führte sie mit sich fort. Recka sprengte über die Brücke und den Reitweg empor, daß ihr Rappe zu schnauben und zu schäumen begann; wie versteinert waren die Züge ihres Gesichtes, doch ihre Augen schimmerten feucht. Als sie das Thor erreichte, hörte sie aus dem Burghof lautes Johlen und schallendes Gelächter. Mit jähem Ruck verhielt sie das Pferd. „Sie lachen und ich möchte schreien in Schmerz und Zorn!" Ungestüm wandte sie den Rappen und nahm den Weg wieder thalwärts. Hinter ihr schallte das Geschrei und das johlende Gelächter, über welches eine kreischende Stimme sich hinaushob.

Mitten unter Wazemanns Knechten und Mägden stand Bruder Wampo, welcher gekommen war, um Eberweins Weisung zu erfüllen und Waze mit seinem Sohne Henning vor den Herrensitz im Lokiwald zu laden. Gedrückten Mutes, hungrig und müde, hatte der Bruder Wazemanns Haus erreicht; mehrmals auf dem Wege war er gar übel in die Irre geraten, und hatte er einen Hag gefunden, so war trotz all seines Rufens das Thor geschlossen geblieben. Das hatte ihn mit böser Ahnung erfüllt. „Geschieht mir so von den Knechten, wie werden sie mit mir umspringen im Herrenhaus!" Klopfenden Herzens und den Blick der Sorge in den kleinen Aeuglein, hatte er, endlich an seinem Ziele angelangt, den Burghof betreten; als die Knechte und Mägde zusammenliefen und ihn unter lachenden Reden beguckten wie ein drolliges Wundertier, lehnte er schweigend den Stab an die Mauer, wickelte den Rosenkranz um die Linke, als wäre die geweihte Perlenschnur sein Schild, und zog gleich einem Schwerte das hölzerne Kreuzlein aus dem Gürtel. „So, jetzt kommet nur an, jetzt bin ich gewappnet!" Er trat den Lachenden entgegen, doch seine Stimme schwankte ein wenig, als er nach dem Herrn des Hauses fragte. Kaum aber hörte er, daß Herr Waze mit seinen Söhnen ins Gejaid gezogen wäre, da richtete er das runde Köpflein auf, und es wuchs ihm der Mut wie dem Hasen im Kleefeld, das der Bauer mit der Sense verläßt. Mit hohen Worten verkündete er die Wichtigkeit seiner Sendung. „Und ich rat' Euch, erweiset mir alle Freundlichkeit und Ehrfurcht, auf daß Ihr Eurem Herrn einen guten Fürsprech' an mir gewinnet! Denn ich sag' Euch: er kann ihn brauchen. Sonst möcht' ihn wohl das Grausen ankommen vor dem Gericht, das ihn erwartet!" Die Mägde nahmen diese Rede mit Verblüffung auf, die Knechte mit Schreien und Gelächter. „Was lacht Ihr und sperrt die Mäuler auf?" rief Bruder Wampo mit aller Würde, die er sich zu geben vermochte. „Führet mich in das Haus, daß ich Euren Herrn in Ruh' erwarte. Und ich sag' Euch: in die beste Stub', darin das Tischlein gedeckt ist und der Krug gefüllt, wie es einem fürnehmen Gaste zukommt . . ."

Unter dem Gelächter der anderen warf sich eine Magd auf die Knie. „So fürnehmen Herrn muß man grüßen mit Fingerkuß!"

Freundlich blickte der Bruder auf sie nieder und reichte ihr die Hand. „Deine Demut soll Dir vergolten werden mit reichem Lohn!" Als aber die Magd nicht seine Hand, sondern die eigene küßte und lachend aufsprang, wurde seine Stirne dunkelrot, und zornig rief er: „Wartet nur, hinter mir wird einer kommen, der wird es Euch verleiden, Gespött zu treiben mit einem frommen Mann! Ich sag' Euch zum letztenmal: jetzt führet mich ins Haus! Ich bin nur ein bescheidener Gottesknecht und für mich selber möcht' ich keinen Tropfen und kein Bröselein begehren. Aber ich bin gekommen an meines Herrn Statt, und seinetwegen will ich kein Härlein von der Ehr' vermissen, die ihm zukommt! Gebet Gott, was Gottes ist, oder es könnt' geschehen, daß der Teufel an Euch sein Recht begehrt!"

Die Mägde lachten, die Knechte wurden grob, und einer schrie: „Aber so führet ihn doch zum Mahl, es ist ja schon aufgetragen, schnell, schnell, sonst fressen ihm die anderen alles weg!" Er faßte Wampos Arm, zerrte den Verblüfften zu einem Schuppen und öffnete vor ihm das Thürlein des Schweinestalles. „Da, fang' nur gleich an! Und tummel' Dich, daß Du nicht zu kurz kommst!"

Es fehlte nicht viel, so hätte Bruder Wampo in seinem Zorn dem Knechte das Kreuz auf den Kopf geschlagen; doch ehe sein Arm noch fiel, besann er sich. Unter dem dröhnenden Gelächter, das ihn umgab, küßte er das Kreuz und verbarg es mit dem Rosenkranz unter seiner Kutte, an der Stelle des Herzens. Zwei dicke Zähren rollten über seine zitternden Backen, während er die Augen zum Himmel hob: „Thu' mir nicht zürnen, Du Allgütiger, weil ich Deine heiligen Zeichen an einen solchen Ort getragen hab'!" Dann ballte er die Fäuste, und kreischend hob sich seine Stimme: „Nur her auf mich! Meint Ihr, daß ich Furcht hab' vor Euch? Ihr Unfläter, Ihr Stallbrüder von denen da drinnen! Und ob Ihr mich auch zerreißet, ich will keinen Schrei wider Euch zum Himmel thun. Denn Gottes Hand ist mir viel zu gut und heilig, als daß ich sie anrufen möcht' zur Hilf' gegen Euch! Ihr Teufelsbraten übereinander! Grausen thut mir vor Euch! Und möchtet Ihr mich gleich zu einem Mahl führen, wie es der Kaiser hat, nicht hinrühren thät' ich mit einem Finger! Euch aber, wartet nur, Euch wird eine Schüssel aufgetragen werden mit einer brenzligen Supp', von der ein übler Geruch ausgeht und ein heißer Dampf!"

Diese Prophezeiung trug dem Bruder einen Puff ein, der ihn wanken machte. Aber nicht schweigen! Wie ein mutiger Jagdhund inmitten der Wolfsmeute, so stand er und biß um sich mit den scharfen Worten seines Grimmes. Die Adern schwollen ihm an Hals und Schläfen, in dunkler Röte brannte sein Gesicht, und der Schweiß rann ihm in hellen Bächlein über den Kahlkopf und die Backen. Jedes saftige Schmähwort, das sie ihm zuschrien, jeder Stoß, der ihm an die Rippen fuhr, mehrte noch seine Tapferkeit. „Schimpfet nur und schlaget mich, es kommt schon die zahlende Stund'! Wie der Sturmwind über das Getreidefeld wird der Teufel herfahren über Eure Köpf'! Es hat schon gerumpelt heut' nacht — da hat er sein Schürhakl aus dem Feuer gerissen! Aber wartet nur, wenn er ausfahrt aus dem Berg, mit glühenden Hörnern und feuriger Zung' . . ." Allein seine Stimme, ob sie auch schmetterte wie eine Trompete, ging unter in dem Geschrei und Gelächter, in dem Höllenlärm, der ihn umringte . . . denn das Geschrei im Hofe hatte auch alle Stimmen in den Ställen geweckt, die Hunde im Zwinger kläfften wie toll, im Käfig brummte der Bär, und der Wolf saß auf den Hinterbeinen und heulte gradauf in die Luft.

Sie spielten dem Bruder so übel mit, daß in einer der Mägde das Erbarmen erwachte; sie riß ihn aus dem Knäuel und lachte. „Jetzt laßt ihn aber endlich in Ruh'! Schauet ihn nur an; er schwitzt ja schon!"

„Jawohl, ich schwitz', jawohl!" schrie Bruder Wampo atemlos. „Und jedes Tröpflein, das ich vergieß', ist eine Ehr' für mich. Denn ich gleich' dem schwitzenden Philosophen, dem eines Tages ein Freund begegnet ist. ‚Warum schwitzest Du?' hat ihn der Freund gefragt. Und der Philosoph hat erwidert: ‚Weil ich mich herumgeschlagen habe mit Unflätern und Dummköpfen!'"

Ein Dutzend Hände griffen nach ihm, und da der Bruder merkte, daß die Reise vor die Mauer beginne, rief er mit kreischender Stimme: „Nur zu, nur zu! Und ich bitt' Euch, gebet mir nur einen festen Schwung! Denn mein Wohlthäter ist ein jeder, der mich hinauswirft aus einem solchen Haus. Eurem schiechen Hauswirt aber saget, daß er geladen ist vor Gericht, zwischen heut' und dem dritten Tag! Stehen soll er vor meinem Herrn wie das Wölflein vor dem Löwen . . ."

Bruder Wampo fand nicht Zeit, seine Rede zu vollenden; seine Bitte, ihm einen „festen" Schwung zu geben, wurde flink und redlich erfüllt. Aber nicht das Fallthor hatten sie für ihn geöffnet, sondern das schmale Pförtlein über dem Felsensteig, und da war es ein Glück, daß Bruder Wampos Bäuchlein in dem Thürloch einen harten Durchlaß fand, dessen Reibung die Kraft des Schwunges linderte, sonst wär' es ihm wohl kaum gelungen, mit den Händen noch das Seil zu haschen, das an der steilen Felswand befestigt war. Ein Schwindel befiel ihn fast, als er von der knappen Stufe niederblickte in die Seetiefe, und doch verließ ihn der Mut nicht. „Bin ich denen da drin entronnen, so komm' ich wohl auch noch heil da hinunter." Unter einem Stoßgebetlein begann er den Abstieg. Das war für ihn ein doppelt bedenklicher Weg, denn die Stufen waren schmäler als die Breite seines Leibes, und er mußte sich krampfhaft an die Felswand drücken, um das Uebergewicht seines irdischen Teils nach Möglichkeit zu mindern. Während er sich mit zitterndem Fuß von Stufe zu Stufe tastete, klang über ihm das Geschrei der Wazemannsleute, deren Köpfe auf der Mauer erschienen waren. Es regnete üble Scherzworte auf ihn nieder und auch sonst noch mancherlei Dinge, für deren nähere Betrachtung dem Bruder auf seinem bösen Wege keine Zeit verblieb.

(Fortsetzung folgt.)

Schwerhörige Kinder.

Ein Wort an Eltern und Lehrer.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Kulturmensch im Vergleich zu seinen Vorfahren und den Naturvölkern an Schärfe der Sinne abgenommen hat. Diese Schwäche ist vielfach erblich geworden und tritt bereits bei Kindern zum Vorschein. Die Schulgesundheitspflege hat darum die wichtige Aufgabe, den Sinnesorganen der Schulkinder eine sorgfältige Aufmerksamkeit zuzuwenden, unnötige Schäden zu vermeiden und durch Anleitung zur zweckmäßigen Pflege den Rückgang in der Entwicklung hintanzuhalten. Das kann wohl erreicht werden, wenn außer den Aerzten und Lehrern auch die Eltern gleiche Ziele verfolgen; darum sind Fragen der Schulgesundheitspflege zugleich Fragen der Haushygieine.

Wir möchten heute auf ein sehr stiefmütterlich gepflegtes Sinnesorgan, auf das Ohr hinweisen. Das Gehör der Schulkinder ist in früheren Jahren wiederholt planmäßig untersucht worden, und zwar einerseits von Ohrenärzten, anderseits im Auftrage der Regierungen von Lehrern. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen wichen sehr weit voneinander ab: während die Aerzte feststellten, daß von den untersuchten Kindern durchschnittlich 20% schwerhörig wären, behaupteten die Lehrer, unter ihren Schülern nur etwas über 2% Schwerhörige gefunden zu haben. Man war darum geneigt, anzunehmen, daß die Spezialisten in ihren Erhebungen zu streng vorgegangen wären und Kinder mit nur geringfügig geschwächtem Hörvermögen unter die Schwerhörigen gerechnet hätten, und man zog daraus die weitere Folgerung, daß besondere Maßregeln zum Schutze der schwerhörigen Schulkinder nicht erforderlich seien. In der That ist es nicht so leicht, zu sagen, wann und wo der Begriff der Schwerhörigkeit beginnt. Im allgemeinen hat man sich dahin geeinigt, daß als ein normal hörendes Ohr nur dasjenige gelten darf, welches mäßig laut gesprochene Worte mindestens in 20 Metern Entfernung versteht; ein solches Ohr allein besitzt volle Gehörschärfe des Kulturmenschen. Aber wir können nicht alle, welchen diese volle Gehörschärfe fehlt, als schwerhörig bezeichnen. In der Schule vollends wird das Gehör auf 20 Meter Entfernung niemals oder nur ganz ausnahmsweise gebraucht; ein Kind also, das auf 16 Meter mäßig laut gesprochene Worte noch versteht, kann vom Standpunkt der Schule aus nicht als schwerhörig gelten. Die Untersuchung des Hörvermögens der Schulkinder muß darum nach Grundsätzen geregelt werden, welche den Anforderungen der Schule, den Bedürfnissen des Unterrichtes angepaßt sind.

Kreisphysikus Dr. Richter in Groß-Wartenberg hat nun in dankenswerter Weise 700 Schulkinder von diesem Gesichtspunkte aus auf ihre Gehörschärfe geprüft und ist so zu Ergebnissen gelangt, welche für Lehrer und Eltern sehr beachtenswert sind. Richter teilte die Kinder, welche die volle Gehörschärfe nicht besaßen, in zwei Gruppen, in solche mit geschwächtem Gehör, die erst unter 16 Metern Entfernung Flüstersprache verstanden, und in Schwerhörige, bei denen die Hörfähigkeit für dieselben Laute erst unter 8 Metern begann. Da stellte es sich heraus, daß 12,4% der Kinder ein geschwächtes Gehör besaßen und 3,3% wirklich schwerhörig waren. Die letzteren konnten zweifelsohne dem Schulunterricht nicht gut folgen. Als aber Dr. Richter weiter nachforschte, machte er die überraschende Entdeckung, daß die Hälfte der schwerhörigen Kinder ihren Fehler gar nicht kannte. Oft gaben sie an, sie hätten geglaubt, es läge an zu leisem Sprechen, wenn sie jemand nicht verstanden. Die Lehrer kannten nur ein Drittel der wirklich schwerhörigen Kinder als solche. Die Mehrzahl derselben galt ihnen für unaufmerksam oder leicht zerstreut. Oft sagten die Lehrer Dr. Richter, sie hätten wohl die Empfindung gehabt, daß etwas mit den Kindern „nicht richtig“ sei, aber sie wären nicht darauf verfallen, daß diese schwerhörig sein könnten, da sie, einmal aufgerüttelt, dem Unterrichte wieder zu folgen vermocht hätten. Natürlich! So lange nämlich, als die mit Anstrengung zusammengenommene Aufmerksamkeit vorhalten konnte!

Sehr wichtig erscheint ferner die Ergründung der Ursachen der Schwerhörigkeit. Da ist nun vor allem hervorzuheben, daß die Schule selbst an dem Zustandekommen dieses Leidens nicht die geringste Schuld trägt. Die Schwerhörigkeit wird außerhalb der Schule erworben, und zwar wird sie durch zwei Ursachen bedingt: durch Verschmutzungen des Ohres und durch Krankheiten. Bei fast einem Drittel der nicht normal hörenden Ohren lag der Grund in mangelhafter oder unzweckmäßiger Ohrpflege. Als Ursachen der Erkrankungen, welche schließlich zur Beeinträchtigung des Hörvermögens geführt hatten, wurden am häufigsten Erkältungen und Infektionskrankheiten des kindlichen Alters, Masern, Scharlach u. s. w., festgestellt. Auch waren die meisten schwerhörigen Kinder schwächlich, skrophulös oder blutarm. So zeigte sich die Schwächlichkeit als die Gesamtgrundlage, auf welcher die Schwerhörigkeit sich entwickeln konnte, sobald noch eine Gelegenheitsursache, wie Unreinlichkeit, Erkältung oder Infektionskrankheit, hinzutrat. Betrübend war die Thatsache, daß von den sämtlichen von Dr. Richter untersuchten schwerhörigen Kindern kein einziges sich in ärztlicher Behandlung befand.

Aus diesem Grunde bezeichnet Dr. Richter die schon so oft geforderte Anstellung von Schulärzten als dringend wünschenswert, damit unaufmerksam scheinende und zurückgebliebene Kinder untersucht und, falls sie ohrenleidend und zugleich unbemittelt sind, unentgeltlich behandelt werden können. Sicher ist das ein erstrebenswertes Ziel; die Schule kann mit der Zeit unter sorgfältiger und planmäßiger ärztlicher Aufsicht viele körperliche Gebrechen im frühen Alter unterdrücken helfen und so auch zur physischen Verbesserung des heranwachsenden Geschlechtes beitragen.

Vorderhand müssen wir uns mit dem begnügen, was Schule und Haus aus eigenen Kräften erreichen können. Was die Schule anbelangt, so müssen die Lehrer eingedenk sein, daß viele anscheinend unaufmerksame Kinder schwerhörig sind. Es müßten darum die weniger fortgeschrittenen Kinder, unter welchen sich die Mehrzahl der schwerhörigen befinden wird, grundsätzlich nach vorn gesetzt werden. Dies geschieht bereits vielfach, aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, noch nicht in genügendem Maße.

Wichtiger aber sind die Pflichten, welche das Haus zu erfüllen hat. Es ist berufen, die Schwerhörigkeit zu verhüten, indem es vor allem zwei Ursachen derselben bekämpft: die Verschmutzungen und die Erkältungen.

Was nun die Reinhaltung des Ohres anbelangt, so wird in dieser Hinsicht häufiger durch reinigende Eingriffe als durch Nichtsthun geschadet. Das normale Ohr reinigt sich von selbst, indem das Schmalz durch Kaubewegungen nach außen gedrängt wird, im äußeren Gehörgang eintrocknet und herausfällt. Es genügt auch unter normalen Umständen völlig, nur den äußeren Gehörgang zu reinigen, soweit man eben in denselben mit dem Finger eindringen kann. Durch Einträufeln von Wasser ins Ohr, durch Benutzung von Ohrlöffeln wird nur die Bildung von Pfröpfen befördert, indem dadurch das erweichte Schmalz in tiefere Partien des Ohres zurückgestößt oder gewaltsam zurückgedrängt wird. Neigt das Ohr infolge seines Baues zur Bildung von Pfröpfen, so muß von Zeit zu Zeit eine gründliche Reinigung vorgenommen werden, über die man sich am besten mit dem Arzte verständigt; wie ja überhaupt bei Ohrenleiden ärztliche sachverständige Hilfe möglichst frühzeitig angerufen werden sollte. In dieser Hinsicht wird vielfach gefehlt, der Arzt wird oft erst dann gerufen, wenn das Hörvermögen ernstlich gelitten hat, die Krankheit fortgeschritten und eine gründliche Abhilfe nicht mehr möglich ist.

Daß Erkältungen des Ohres so häufig vorkommen, beruht auf falscher Anwendung des hygieinischen Grundsatzes, den Kopf kühl, die Füße warm zu halten. Was einem kräftigen erwachsenen Menschen frommt, ist nicht immer für das zartere Kind von Nutzen, am allerwenigsten schickt es sich für ein schwächliches Kind. Man muß diesem gegenüber in der Anwendung der Abhärtungsmittel sehr vorsichtig sein. Eltern und Erziehern kann nicht dringend genug anempfohlen werden, den schwächeren Kindern bei kalter und nasser Witterung die Ohren zu verwahren. Dieselbe Vorsicht soll man aber auch bei Kindern anwenden, die eben eine schwerere Krankheit, wie z. B. Masern oder Scharlach, überstanden haben; denn obschon scheinbar wieder völlig hergestellt, sind sie doch noch monatelang gegen äußere schädliche Einflüsse höchst empfindlich, und während dieser Zeit ist auch ihr Ohr für verschiedene Erkrankungen besonders empfänglich.

Schwerhörigkeit ist ein unerquickliches Leiden; sie läßt den Menschen, den sie trifft, nicht das Leben in gleichem Maße wie den Normalhörenden genießen und ausnutzen; der Schwerhörige fühlt sich bedrückt in der Gesellschaft und die Ausübung vieler Berufe wird ihm erschwert oder gar unmöglich gemacht. Aber dieses Leiden läßt sich einschränken. In Deutschland werden gegenwärtig die Sprachgebrechen der Kinder in erfreulichster Weise durch Sprachkurse geheilt und Stotterer und Stammler werden unter uns seltener werden. In England konnte man in den letzten Jahrzehnten eine Abnahme der Blinden feststellen, dank den Bemühungen, welche auf die Hygieine des Auges im frühesten Kindesalter gerichtet werden. Das sind erfreuliche, thatsächliche Errungenschaften, die uns ermuntern, in gleichem Sinne unermüdlich auch gegen andere verbreitete und vielfach durch Nachlässigkeit verschuldete Gebrechen vorzugehen. J.

Havarien.

Randglossen zum „Ems“-Unfall. Von W. Berdrow.

Es ist wohl noch in aller Gedächtnis, wie jüngst über dem Schicksal des Norddeutschen-Lloyddampfers „Ems“ und seiner Passagiere eine ganze Woche lang das peinlichste Dunkel schwebte. Einer der großen prächtigen Oceanriesen, die, mit dem Aufwande von Millionen erbaut, unserer Handelsmarine einen nicht unbeträchtlichen Teil ihres Weltrufes verschafft haben, von denen es, so oft man auf einem von ihnen sich den Wellen des Atlantischen Meeres anvertraut, heißt: „Sie sind allen Geschicken des Meeres gewachsen, sie können wohl in ihrer Fahrt durch Nebel und Sturm eine Weile verzögert, aber nicht besiegt werden“ — einer von ihnen blieb in New York sieben Tage über die angemessene Zeit aus und keine Nachricht über sein Schicksal gelangte an die Reeder und an die Angehörigen der Menschen, deren Geschick mit dem dieses Schiffes verknüpft war. Gerüchte, wie sie einen derartigen Fall stets begleiten, tauchten auf, man wollte die „Ems“ im Schlepptau des gleichfalls bereits überfälligen „Roland“ vom Bremer Lloyd vor New York gesehen haben, aber der „Roland“ traf mit mäßiger Verspätung in New York ein, von der „Ems“ kam keine Kunde. Endlich — anders verstreicht die Zeit dem müßigen Zuschauer, anders dem Vater, der den Sohn, der Gattin, die den Mann auf

dem betroffenen Schiffe weiß — endlich die erste Kunde: bei den Azoren, weit über tausend Kilometer außerhalb ihres Kurses, traf die „Ems“ ein, im Schlepptau eines englischen Dampfers, nach dem Bruch des Schraubenrahmens ein willenloses Wrack. Das also vermag ein wilder Aequinoktialsturm selbst aus einem dieser riesenhaften, aus Stahl und Eisen zusammengeschweißten Schnelldampfer zu machen; die Maschine, das Steuer, der Panzer, alles kann fest und unverletzt sein, und dennoch dürfen Sturm und See den Riesendampfer 10 bis 12 Tage ohne Widerstand vor sich hertreiben.

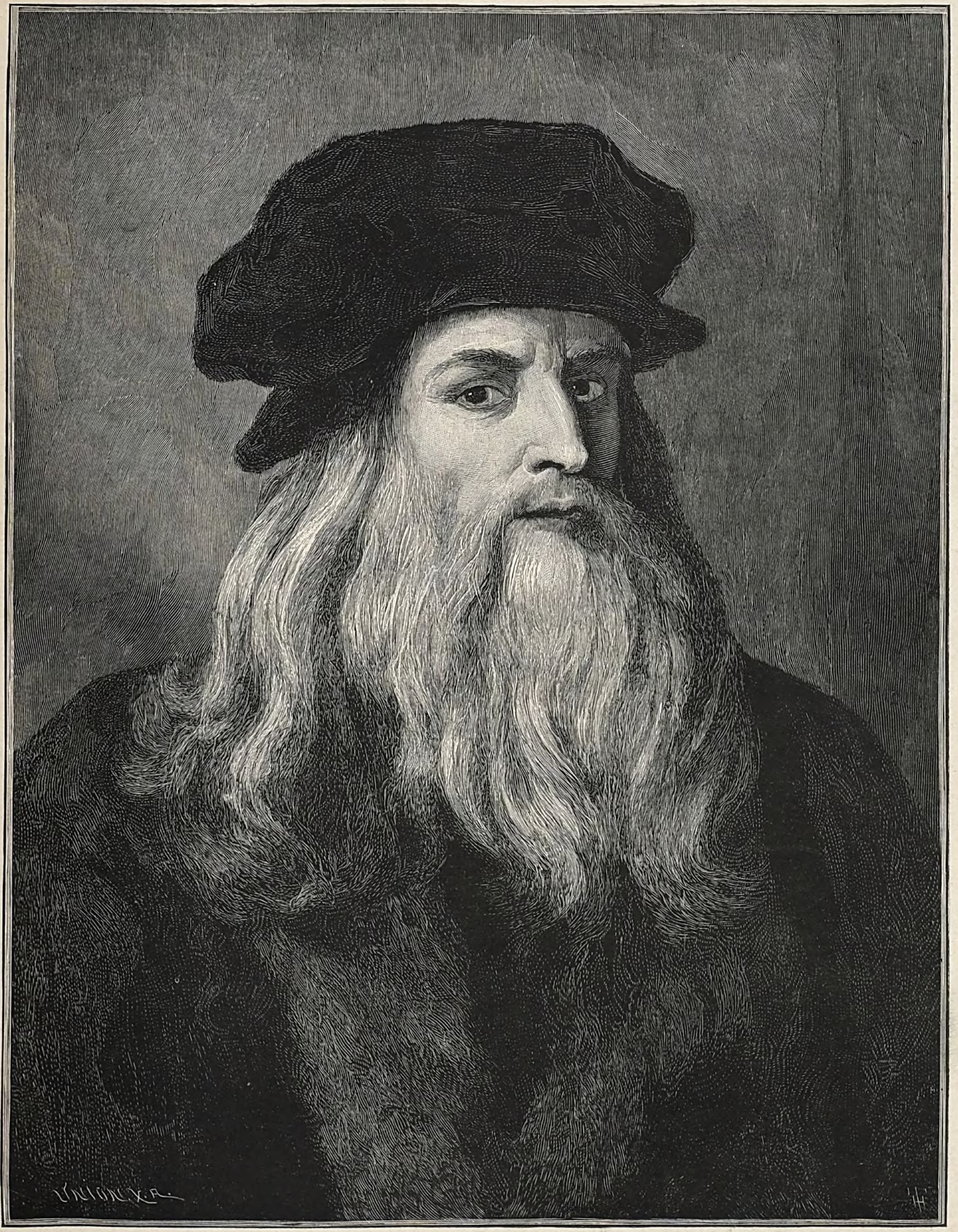
Natürlich war die erste Frage die nach Mannschaft und Passagieren. Beide sind, wie gemeldet wird, wohlbehalten, und wenn auch die Fahrgäste, denen nach der Bergung der „Ems“ eine nochmalige Durchquerung des Oceans auf dem Ersatzdampfer winkte, den Eintausch einer im ganzen 25tägigen Seefahrt für eine zehntägige nicht eben angenehm finden werden, so dürfen sie doch gewiß froh sein, bei ihrer Havarie so leichten Kaufes davongekommen zu sein. Mit Sorgen aber fragt sich ein jeder, der entweder selbst die Reise über das Weltmeer machen oder eins seiner Lieben zeitweilig dem Ocean anvertrauen muß, ob sich nicht solche Havarien wiederholen, ob sie nicht auch schwerer verlaufen können. Die „Ems“ wurde, dem Bericht eines Passagiers zufolge, am 27. März, also nach vier langen, für ihre Passagiere bangen Tagen, vom „Wild Flower“ aufgefunden, aber das Meer ist weit, und wer beobachtet hat, wie selten sich selbst in den befahrensten Strichen des Atlantischen Oceans Schiffe begegnen, kann sich vorstellen, daß der „Ems“, die nach vier Tagen steuerlosen Treibens entdeckt wurde, mit dieser Frist eher ein Glücksfall als das Gegenteil begegnet ist. Kann nicht ein der Trieb- oder Steuerkraft beraubtes, weit aus dem Kurse gedrängtes Schiff auch lange Wochen auf der See treiben, ohne von dienstbereiten Helfern aufgefunden zu werden? Kann es nicht, nachdem ein erster Sturm es steuerlos gemacht hat, als unfähiges Wrack noch einem zweiten Orkan zum Opfer fallen? Und wenn dem so ist — giebt es nicht Mittel, solchen Möglichkeiten wenigstens auf den großen, mit Menschen meist vollgepfropften Passagierdampfern der befahrensten Strecken noch sicherer als bisher vorzubeugen? Solchen Fragen und ihrer Beantwortung sind die folgenden Zeilen gewidmet.

Von Havarien, teilweis äußerst bedenklicher Art, sind schon viele große Oceandampfer betroffen worden; daß dieselben nur selten böse Folgen für Passagiere und Bemannung nach sich zogen, ist der beste Beweis für die Sorgfalt, die auf den Bau dieser Seeriesen verwendet wird. Die Geschichte des ersten und riesigsten der großen neueren Schnelldampfer, des 1860 in Betrieb gesetzten „Great Eastern“, ist eine einzige Reihe schwerer Havarien. Auf der ersten Probefahrt verunglückten zehn Menschen durch eine Dampfexplosion; bei der zweiten Reise geriet das Schiff auf die Felsenriffe von Montauk-Point und trug einen 26 Meter langen klaffenden Riß im Doppelboden davon; trotzdem blieb es in der Lage, die Passagiere wohlbehalten in New York abzuliefern. Während der dritten, im Frühjahr 1861 ausgeführten Reise rächte sich der große Fehler, den man damit begangen hatte, einen so großen Oceandampfer mit Schaufelrädern zu versehen: eine schwere See ruinierte die letzteren vollständig. Noch war der „Great Eastern“ imstande, sich mittels seiner von einer besonderen Maschine getriebenen Schraube weiterzuhelfen, als aber bald darauf auch der Rudersteven zerbrach, trieb das Schiff tagelang hilflos auf hoher See; ein findiger Kopf stellte schließlich ein Notsteuer her, mit dessen Hilfe man den Hafen erreichte; dafür hatten die Reeder des Dampfers dem Helfer in der Not 60000 Mark (400000 hatte er beansprucht) zu bezahlen. Auch anderen jüngeren Dampfern ist es schlecht ergangen. Im Herbst 1879 rannte z. B. der Postdampfer „Arizona“ bei Neufundland während der Nacht so heftig auf einen ungeheueren Eisberg auf, daß das Schiff etwa auf den zwölften Teil seiner Länge völlig zersplittert wurde, und im Winter 1890 kollidierte die „Champagne“ vor dem Hafen von New York so unglücklich mit einem zweiten Schiff, daß ihr Bug ein Loch aufwies, durch das ein Wagen hätte einfahren können. Beide Dampfer konnten trotzdem unter eigenem Dampf langsam weiterfahren. Brüche der sogenannten Schäfte, der ungeheueren hohlen Stahlwellen, welche die Schraube tragen und häufig die Energie von 10000 und mehr Maschinenpferdekräften auszuhalten haben, Kurbelbrüche, schwere Beschädigungen der Steuerruder sind, trotzdem alle diese Teile aus fast unzerstörbarem Material gefertigt und vor dem Antritt jeder Reise peinlich genau untersucht werden, nicht gerade selten; man muß eben bei ihrer Beurteilung die ungeheuren Leistungen in Betracht ziehen, denen diese Maschinerien gewachsen sein sollen. Eine Lokomotive hat selten länger als 6, 8, höchstens 10 bis 12 Stunden ohne Unterbrechung zu arbeiten, eine 10- bis 15mal stärkere Schiffsmaschine aber muß, durch hohen Seegang oft aufs furchtbarste geschüttelt, ihre Leistung 180, 200, ja 300 Stunden lang ohne eine Sekunde der Ruhe ausüben, und das bedingt in den Ansprüchen an das Material einen großen Unterschied. Die Zufälle aber, die in der langen Frist von 7 bis 12 Tagen eine Havarie herbeiführen können, sind fast unübersehbar. An den Kesseln, an den Dampfleitungen, an der Maschine selbst kann ein Schaden eintreten, und wenn es auch fast undenkbar scheint, daß die ganze Kesselbatterie oder die ganze Maschine eines tüchtigen Dampfers durch eine Havarie lahmgelegt wird, so kann es doch Stunden und selbst Tage dauern, bevor die beschädigten Teile ausgeschaltet sind und die unbeschädigten für sich allein weiterarbeiten können. Schlimmer ist es, wenn die Schraubenwelle, die Schraube selbst, das Steuerruder oder einer der Teile, welche Ruder und Schraube festhalten, (wie z. B. neulich der Schraubenrahmen* auf der „Ems“) ernstlichen Schaden erleiden, denn in allen diesen Fällen ist auch der stolzeste Dampfer nicht mehr als ein Wrack. Ein Schraubendampfer ohne Steuer ist bei völliger Erhaltung der Schraube, Maschine &c. genau so unfähig zum Fahren wie ein solcher mit Steuer, aber ohne Schraube; beide sind sie darauf angewiesen, nach einem fremden Schiffe auszuschauen, das sie ins Schlepptau nimmt.

Das sind die Gefahren, welche einem Oceandampfer, auch wenn er noch so groß und stark ist, auf sturmbewegter See noch immer drohen. Freilich selten ereignen sich so schwere Stürme wie die diesjährigen, von denen alle Dampfer zu erzählen wissen, aber sie können eintreffen, und im Winter und Frühling ist man vor ihnen nie ganz sicher. Uebersehen wir nun die Mittel, durch welche die moderne Schiffsbaukunst jenen bösen Zwischenfällen entgegenarbeitet.

Zunächst — für ängstliche Gemüter dürfte das der stärkste Trost sein — können die großen eisernen Schnelldampfer bei guter Führung fast nicht sinken. Das bewies schon der „Great Eastern“, das bewiesen die „Alaska“, die „Champagne“, die „Eider“ und andere Schiffe, die mit Löchern von 100 bis 150 Quadratfuß Größe nicht nur nicht sanken, sondern zum Teil sogar ihre Fahrt selbstthätig fortsetzten. Der Grund dafür liegt zunächst in den eisernen Doppelböden dieser Dampfer, von denen die innere Wand häufig unbeschädigt bleibt, wenn auch die äußere durchbrochen wird; dann aber hauptsächlich in der Anordnung der wasserdichten eisernen Quer- und Längsschotten, die das Schiff von Wand zu Wand durchziehen und in viele einzelne Räume teilen, von denen immerhin einige mit Wasser gefüllt sein dürfen, ohne die übrigen zu gefährden. Schnelldampfer wie die „Ems“, „Lahn“ und andere in der Größe von 5000 bis 7000 Tonnen haben 8 bis 10 wasserdichte Abteilungen, „Augusta Viktoria“ und „Columbia“ von der „Hamburger Paketfahrt“ haben 13, die Riesenschiffe „Paris“ und „New York“ 16 wasserdichte Abteilungen, und auf den neuesten englischen Schnelldampfern wie auch auf den großen Panzerschiffen ist die Zahl derselben noch um vieles gesteigert. Freilich sind auch schon Panzerschiffe — wir erinnern an die englische „Viktoria“ und ihr schreckliches Ende im letzten Sommer — trotz ihrer weitgehenden Schotteinteilung gesunken, aber dann hat es sich herausgestellt, daß auf ihnen eben fahrlässigerweise die schmalen wasserdichten Verbindungsthüren zwischen den Einzelabteilungen offengestanden haben. Im Sturm werden die Schottthüren, wie der Verfasser auf Hamburger Schnelldampfern selbst beobachtete, stets geschlossen gehalten, und bei Probefahrten, Manövern &c. wird es nach den schlimmen Lehren, welche die Havarien der „Viktoria“, „Brandenburg“ und anderer Schiffe gegeben, nunmehr zweifellos ebenso gehalten werden. Untergehen wird man also mit einem der großen eisernen Schnelldampfer nicht, auch der ängstlichste Seefahrer darf dessen versichert sein; daß aber Wind und Wogenberge, mögen sie auch die Ausrüstung der Dampfer während der furchtbaren Winterstürme oft arg mitnehmen, mit den Schiffen selbst und ihrem Inhalt nicht zu grausam umgehen, dafür sorgt das Gewicht dieser ehernen Kolosse: mit Eisenmassen von 200000 bis 250000 Centnern Gewicht spielen selbst schwere Sturmwogen nicht mehr wie mit „Nußschalen“, wie der für die Schilderung von Meeresstürmen so beliebte Ausdruck sagt.

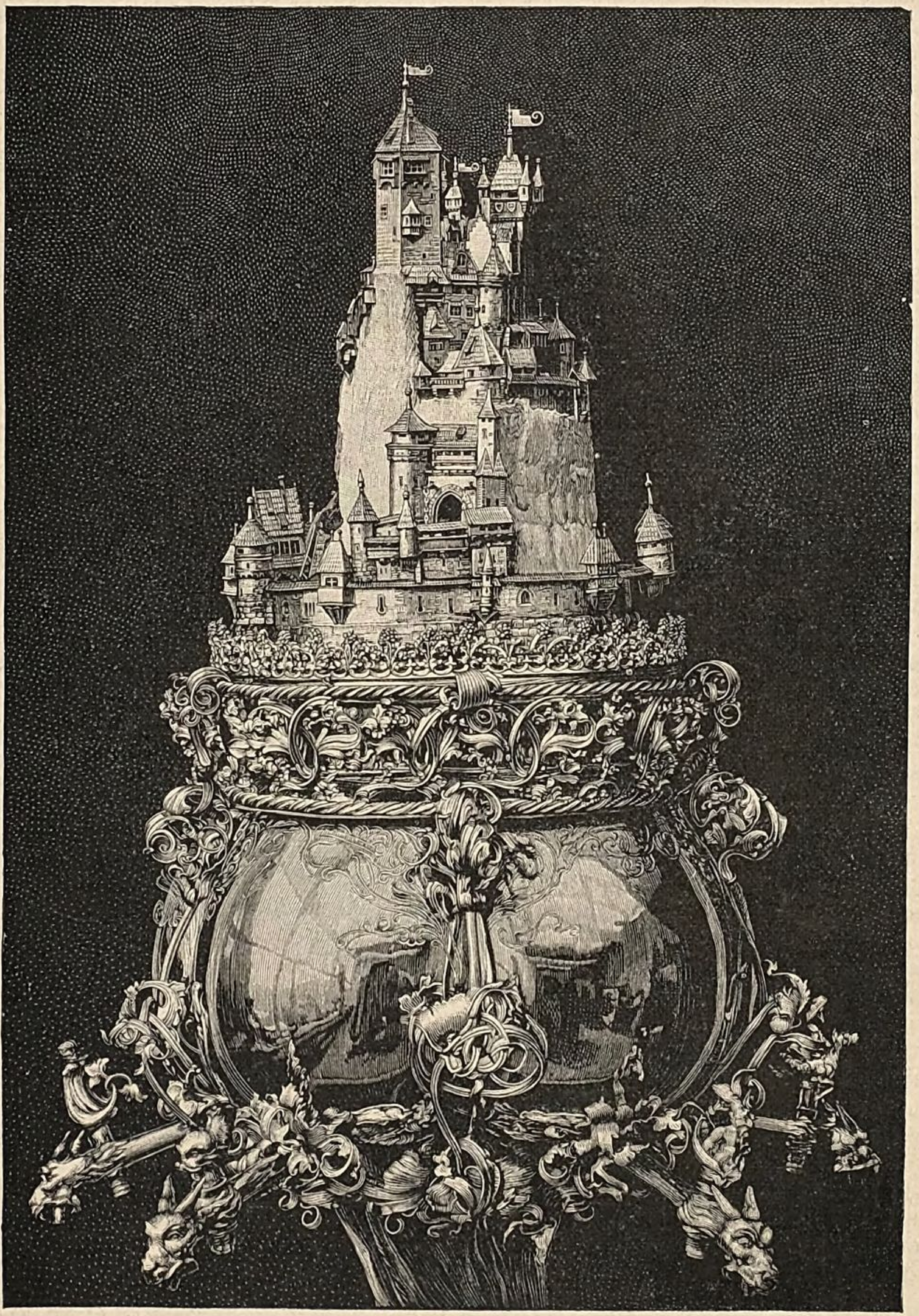
* Nach anderen Berichterstattern die Schraubenwelle.



LEONARDO DA VINCI

Selbstbildnis

Etwas anderes ist es mit jenen obengeschilderten Havarien, die den Dampfer auf hoher See steueruntüchtig machen und ihn zwingen, willenlos auf den Wellen zu treiben, bis ein glücklicher Zufall ihm Hilfe schickt. Ganz zu vermeiden sind diese Unfälle für Einschraubendampfer, d. h. für neun Zehntel der Schnelldampfer aller Völker, nicht. Wer sich zur Zeit der schweren Stürme, im Winter oder zur Aequinoktialzeit, aufs Meer begiebt, kann in die Lage kommen, mit ihnen rechnen zu müssen, wiewohl auf hundert Schnelldampfer mit glücklicher Fahrt vielleicht kaum einer kommt, dem es geht wie der „Ems“ oder der „Eider“, die vor zwei Jahren im Kanal strandete. Ernstliche Gefahren für Leib und Leben der Passagiere sind bei Unfällen, wie die „Ems“ sie hatte, nicht zu befürchten; die schlimmsten Gäste, welche die Besatzung eines auf dem Meere treibenden Dampfers heimsuchen können, sind Hunger und Durst, und ihnen ist auf unseren großen Passagierdampfern gründlich vorgebeugt. Für den Durst helfen die mitgeführten Getränke, das Wasser und die Destillierapparate, mit denen sich im Notfalle auch das Meerwasser trinkbar machen läßt, und was den Hunger anlangt, so wird ein Blick auf die Menge der von einem großen Schnelldampfer geführten Lebensmittel alle Befürchtungen schnell vertreiben. Ein solcher Dampfer nimmt im vollbesetzten Zustande gegen 1500 hungrige Mägen an Passagieren und Besatzung auf, die mitgeführten Viktualien aber belaufen sich auf annähernd 55 000 Kilo feste Lebensmittel und 10000 Liter Bier, Wein, Milch ꝛc. Gegen 370 Centner Fleisch jeder Art, 600 Centner Mehl, Brot, Kartoffeln und Hülsenfrüchte bilden neben unermeßlichen Schätzen an Butter, Zucker, Kaffee, Kakao, Eiern, Konserven und so hinauf bis zu den erlesensten Zungengenüssen den Grundstock dieser Reserve an Lebensmitteln, die es gestatten würde, selbst bei vierwöchigem Umhertreiben auf hoher See jeden Kopf an Bord täglich mit 400 Gramm Fleisch, 400 Gramm Kartoffeln oder Gemüse und 250 Gramm Mehl überreichlich abzuspeisen. Die Getränke an Bier, Wein, Kaffee, Thee, Kakao ꝛc. dürften noch länger vorhalten. Den Hunger hat also der Schnelldampferpassagier selbst im ungünstigsten Falle nach schwerer Havarie sicherlich nicht zu fürchten, wohl aber die Langeweile, zum großen Teil die Seekrankheit und endlich den Zeitverlust, Uebelstände, die immerhin schwer genug wiegen, um die Frage zu rechtfertigen, ob es denn in der That kein Mittel



Silberner Tafelaufsatz.
Entworfen und ausgeführt von Juwelier Karl Winterhalter.

giebt, die verhängnisvollen Schrauben- und Steuerhavarien ganz zur Unmöglichkeit zu machen oder doch zu einem gewissen Grade von Unschädlichkeit zu bringen.

Bei den gewöhnlichen Einschraubendampfern giebt es, wie schon erwähnt, wenig oder gar keine Abhilfe, aber seit einer Reihe von Jahren ist man auch schon über das System des von einer Schraube betriebenen Dampfers hinausgegangen, man baut Dampfer mit zwei nebeneinander liegenden und von völlig getrennter Maschinerie getriebenen Schrauben. Die Vorzüge dieser Anordnung sind unverkennbar. Zunächst ist es schon ein Gewinn, daß sie die Trennung der Betriebskraft in zwei gesonderte Maschinen zuläßt, denn 13 000- bis 14 000 pferdige Dampfkolosse, wie sie die größten Einschraubendampfer der Welt, „Havel“ und „Spree“ vom „Norddeutschen Lloyd“, in sich beherbergen, gehen bereits über das Maß des wirtschaftlich Zulässigen hinaus. Ihre in ungeheuerer Bewegung befindlichen Massen nehmen bereits allzu große Ausdehnungen an, die Uebersicht des Getriebes und die Unterbringung der 45 Fuß hohen Maschine wird gleichmäßig erschwert, und endlich liegt auch die Gefahr eines Kurbel-, Schaft- oder Schraubenbruches näher, wenn die ganze Kraft von 14000 Pferdestärken auf eine Welle sich entlädt, als wenn zwei 7000- bis 8000 pferdige Maschinen zwei Wellen mit entsprechend kleineren Schrauben bewegen. Der Uebelstand, daß zwei kleinere Maschinen etwas mehr Dampf, mithin mehr Kohlen verbrauchen als eine von doppelter Größe, wiegt diese Vorteile nicht auf. Aber auch die Sicherheit und Lenkbarkeit des Schiffes wird durch das Zweischraubensystem in unvergleichlichem Maße gefördert, denn die beiden Schrauben vermögen durch ihre gegenseitige Beeinflussung bei verschieden schnellem Antrieb völlig die Wirkung des Steuerruders zu ersetzen. Der einfache Schraubendampfer ist hilflos, sobald seine Maschine, Schraube oder das Steuer versagt, der Doppelschraubendampfer in keinem dieser Fälle; auch nach Verlust des Steuers bleibt er durch die beiden Maschinen noch völlig in der Gewalt seiner Führer. Auch die Reserve, welche ihm bei der Verletzung einer Maschine, Welle oder Schraube durch die zweite Maschine geboten wird, ist ein unschätzbarer Vorteil, den man leider beim modernen Schiffsbau noch nicht hinreichend zu würdigen scheint. Als die „Paris“ von der „Inman-Linie“ in ihrem ersten Betriebsjahre 1889 auf einer der ersten Reisen von einer schweren Havarie ihrer

Steuerbordmaschine betroffen wurde, konnte das Schiff, indem man den Dampf aller Kessel zur Backbordmaschine leitete, mit der einen Schraube noch immer eine Fahrt von 15 bis 16 Knoten einhalten, und man erzählt sich, daß die Passagiere von dem Stillstand der einen Maschine überhaupt nichts erfahren haben. Auch die Stetigkeit des Laufes wird, besonders bei hoher See, durch die Anwendung zweier Schrauben sehr begünstigt, da dieselben etwas kleiner gehalten sein können und deshalb bei starkem Wogenschlag weniger Gefahr laufen, aus dem Wasser zu geraten.

Nur einen Nachteil hat der Doppelschraubendampfer gegenüber seinem Vorgänger, den etwas höherer Bau- und Betriebskosten, und das ist auch wohl der Grund, der die Anwendung des Systems nicht bei allen unseren großen Gesellschaften gestattet hat. So sind es von den zwischen Europa und den Vereinigten Staaten verkehrenden Dampfern nur sechs oder sieben englische, sowie die jüngsten Schnelldampfer der „Hamburger Paketfahrt-Aktiengesellschaft“ und des „Norddeutschen Lloyd“ in Bremen, die zwei Schrauben besitzen; aber nachdem die Baukosten dieser Riesenschiffe sich einmal bis auf sechs Millionen und darüber gesteigert haben, wird der Kostenunterschied bald nicht mehr so ins Gewicht fallen, daß man nicht beim ferneren Bau von Schnelldampfern allenthalben zum System der Doppelschraube übergeht. Im Interesse der Sicherheit wäre das jedenfalls zu wünschen und schon heute sollte, wer einer zeitraubenden Havarie mit der größten möglichen Sicherheit ausweichen will, wenigstens im Winter die atlantische Ueberfahrt auf einem Doppelschraubendampfer machen.

Die Perle.

(16. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard**.

15.

Wie hart war der Winter gewesen! Mit eiserner Faust hatte er das Regiment geführt und es festgehalten weit über seine Zeit. Eine kurze Pause hatte er den Menschen zum Aufatmen gegönnt — nach dem Weihnachtsfest war's gewesen — dann aber hatte er aufs neue den blinkenden Eisharnisch angethan und seinen frostigen Atem über See und Land gehaucht. Der März noch hatte seine unerbittliche Hand gefühlt. Schneewehen und eisige Kälte waren bis in die ersten Tage des April an der Tagesordnung. Dann aber kam ein gewaltiger Sturm, ein eiliger Regenschauer — und nun schlich schüchtern, auf leisen zögernden Sohlen der Frühling ins Land, ließ die Schneeglöckchen wie zaghafte Boten auftauchen, und als sie ein zuversichtliches Läuten anhoben, da schickte er die Lerchen und schickte die Veilchen, hing kleine flaumige Weidenkätzchen an die Bäume und tupfte auf alle kahlen Aeste winzige lichtgrüne Spuren. Dazu ging ein Hauch durch die Luft, warm und liebkosend, wie ein Kuß von geliebten Lippen.

Wie geschäftig die Schwalben um das alte Schloß zu „Perle“ flogen, wie emsig sie das Nesterbauen betrieben, mit schwirrendem Laut um die Zinnen kreisend, deren Wetterfahnen goldig im Sonnenlicht blinkten! Wie das weite blaue Meer funkelte und wohlig atmete im Sonnenschein! Die ernsten Tannen trieben feine hellgrüne Spitzchen, und aus dem Gewirr der uralten Eichenäste, die bisher so schwarz und kahl gen Himmel gestarrt, wand sich's allmählich hervor in blaßbräunlichem Schimmer — die ersten Blättchen, noch scheu aneinander geklebt, ängstlich zusammengeduckt, aber von Tag zu Tag kräftiger sich entwickelnd, der Wärme, dem Licht entgegen.

Im Park war der Obergärtner mit seinen Gehilfen thätig. Er ersann neue Zusammenstellungen zu den Teppichbeeten, ließ die überwinterten Pflanzen herausbringen und war vom Morgen bis zum Abend bei der Arbeit; ein sehr geschickter Mann, in seinem Fach ein Künstler. Er bedauerte nur, mit seiner Kunst bei den Herrschaften so wenig Anerkennung zu finden. Der Herr Lieutenant kam sehr selten nach „Perle“ heraus, und wenn es geschah, dann sah er über alle neu angelegten Plätze und Beete hinweg, als wären sie Luft. Und auch das gnädige Fräulein war wie umgewandelt seit der Auflösung ihrer Verlobung, von welcher der Obergärtner ebenso wie das übrige Schloßpersonal sofort nach vollzogener Thatsache Kunde bekommen hatte. Sie, die sich sonst um alles und jedes kümmerte und von jeder Sache etwas zu verstehen meinte, ging jetzt still und gedrückt einher, gleichgültig gegen die ganze Welt, und die Versuche ihres Vaters, sie auf andere Gedanken zu bringen, schlugen fehl. Merwig, der immer alles in Erfahrung brachte, wußte, daß Herr von Montrose seiner Tochter vorgeschlagen hatte, eine Reise zu unternehmen, für den Winter und Frühling nach dem Süden zu gehen — die Baronin Norter ging mit ihrer Tochter, einer jungen Dame in Clémences Alter, nach Capri, später an die Riviera, das hätte den besten Anschluß abgegeben . . . umsonst! Clémence weigerte sich eigensinnig, irgend etwas zu unternehmen, vergrub sich hartnäckig in ihren Kummer und sprach unaufgefordert kein Wort mit dem Vater. Wahrlich, der gnädige Herr konnte einem leid thun! Sie standen alle auf seiner Seite, von Merwig an bis herunter zum Küchenjungen — sie fanden es ganz in der Ordnung, daß er dem hochmütigen Lieutenant, der sich ja doch aus dem gnädigen Fräulein nichts machte und sich offenbar nur des Geldes wegen mit ihr verlobt hatte, so kräftig heimgegeigt hatte. Im übrigen kamen dem Obergärtner zuweilen seine eigenen Gedanken, wenn er den Blumenflor, der ins Verwalterhaus hinüberwanderte, so regelmäßig erneuern und die Grabstätte der verstorbenen Baronin Doßberg mit dem Schönsten schmücken mußte, was Treibhaus und Garten irgend hergaben. War es denkbar, daß der gnädige Herr ein Auge auf die junge Baroneß geworfen hatte? Es war allerdings nicht wahrzunehmen, daß die junge Baroneß den großmütigen Geber all dieser zarten Spenden irgendwie ermutigte, eher das Gegenteil. Der Obergärtner, dessen Wohnung so gelegen war, daß er ein großes Stück des Parkes überschauen konnte, darunter auch den Eingang zur Doßbergschen Familiengruft, sah die junge Dame im Winter oft durch den beschneiten Park ihren Weg dorthin nehmen, regelmäßig zehn Minuten später, nachdem Herrn von Montroses Schlitten davongeklingelt war. Sie mußte aus seinen Inspektionsfahrten und seinen Besuchen in die Nachbarschaft ein förmliches Studium gemacht haben. Freilich konnte ihr Vater ihr darüber den besten Bescheid geben, die beiden Herren fuhren nach wie vor, anscheinend im besten Einvernehmen, miteinander aus, wenn es galt, die Vorwerke zu besuchen und die Felder zu besichtigen; dann hatte Baroneß Doßberg freie Bahn. Schön war sie, wenn sie so eilig durch den winterlich ruhenden Park daherkam. Der Obergärtner öffnete zuweilen trotz der eindringenden Kälte sein Fenster, um sie besser sehen zu können, die feine biegsame Gestalt mit dem Gesichtchen, das so weiß und rosig unter dem breitrandigen Hut mit dem zurückgeschlagenen Trauerschleier hervorschaute. Und wenn sie gelegentlich für einen Gruß dankte und lächelte, dann war sie wirklich, wie sich der Obergärtner sagte, unwiderstehlich. Zwar kam dies Lächeln selten, meistens blickte sie ernst drein, sie mußte die Mutter wohl tief betrauern, hatte auch sonst offenbar noch allerlei stille Kümmernisse. Warum lief sie dem Postboten beinahe täglich entgegen, ließ ihn seine Tasche öffnen und ging dann traurig, mit enttäuschtem Gesicht, zum Verwalterhause zurück? Man hatte wohl gehört, der junge Herr, ihr Bruder, wolle zur See gehen, aber damit hatte es doch noch gute Wege; der saß fürs erste wohlgeborgen in Kiel, um zu lernen, und das mußte er noch eine ganze Zeit lang thun, ehe er aufs Schiff kam — also dem konnte ihre Sorge nicht gelten. Wem aber sonst?

Jetzt, da der Park sich mit neuem Grün schmückte, jubelnde Vogellaute aus Baum und Hecke klangen und die Blumen nach einem warmen Regen eilig aus der dunkeln Erde emporsproßten, kam Ilse von Doßberg noch häufiger als früher in den Park zur Grabstätte. Herr von Montrose ritt jetzt viel aus, allein oder mit seinem Verwalter. Er hatte sich ein neues Reitpferd angeschafft, einen wunderschönen Goldfuchs, „Mazeppa“ geheißen, den ritt er sich zu. „Mazeppa“ war schön und ungebärdig, die Stallknechte wußten von ihm zu sagen. Tückisch konnte man ihn nicht nennen; wenn er einmal stand — „wie ein Lamm“ — so blieb es auch dabei, aber bis es dahin kam! Das ganze Personal versammelte sich, sobald Philipp das Pferd vorführte und Herr von Montrose aufsaß; die Männer liefen vor die Thür, die Frauenzimmer ans Fenster. Auch Baron Doßberg kam gewöhnlich dazu, er teilte das allgemeine Interesse für „Mazeppa“ und hatte trotz seiner großen

Einsilbigkeit auch seiner Tochter von dem schönen Tier erzählt, mit dem Zusatz, Herr von Montrose sei merkwürdigerweise ein tollkühner Reiter, zwar sehr geübt und sicher in der Hand wie im Sitz, aber doch eben waghalsig, und er, Doßberg, könne sich nie eines gewissen Bangens erwehren, sobald Montrose an „Mazeppa" seine Erziehungskünste versuche.

Auch heute, an einem lauen feuchtwarmen Maiabend, hatte Philipp vor der Rampe des Schlosses den Goldfuchs am Zügel. Der erfahrene Kutscher, dem das teuere und seltene Pferd zu besonderer Pflege anvertraut war, sprach beruhigend in „Mazeppa" hinein, hauchte ihm in die Nüstern, klopfte ihm den spiegelblanken Hals und „machte ihm die Cour," wie er es selbst lachend nannte. Der Fuchs ließ sich das alles gnädig gefallen, er rieb seine schlanke Nase vertraulich an Philipps Schulter und scharrte mit dem zierlichen Vorderhuf graziös im Sande, aber dabei schielte er argwöhnisch seitwärts. Da! Eine Thür klang — „Mazeppa" warf den Kopf herum und biß in die Kinnkette, daß der Schaum herabtroff, während Philipp ihm nach Kräften schmeichelte. Herr von Montrose kam die Freitreppe herunter, die Reitpeitsche unter den Arm geklemmt. Er hielt dem Pferd ein Stück Zucker hin und noch eines — dieses zerbiß die willkommene Gabe, ließ aber keine Sekunde davon ab, den Geber aus dem Augenwinkel zu beobachten. Sowie dann Montrose den Fuß hob, um in den Bügel zu kommen, machte der Fuchs eine drehende Bewegung, versuchte zu steigen und feuerte dann hinten aus, daß Kies und Funken den Nächststehenden nur so um die Ohren spritzten.

Herr von Montrose lächelte und Philipp auch; die übrigen Zuschauer sahen besorgt aus. „Mazeppa" fuhr fort, sich wie ein Tänzer zu drehen und den Kopf zu werfen, dadurch verlor er aber den Vorteil des Beobachtens, und dieser Umstand wurde selbstverständlich benutzt. Herr von Montrose folgte jeder Bewegung des aufgeregten Tieres mit achtsamem Auge — ein Ruck, und er hatte den Fuß im Steigbügel und war in der nächsten Sekunde im Sattel. Philipp ließ los — und wie ein Wetter stob das Pferd davon. Philipp sah der wilden Jagd nach und nickte beifällig.

„Meinen Sie, er bleibt oben, Philipp?" fragte der Obergärtner zweifelnd.

„Na und ob! Dem passiert nichts! Was der für'n Sitz hat und für Schenkel und Hände! Sieht ihm kein Mensch an! Wenn der Herr in den Sattel kommt, ist er mit eins seine zwanzig Jahre jünger."

Drüben an einem Fenster des Verwalterhauses stand Baron Doßberg mit Ilse. Sie hatten die ganze Scene mit angesehen. Ilses Arm lehnte gegen ihres Vaters Schulter, und er fühlte zu seinem Staunen, daß dieser Arm leise zitterte. Er sah ihr ins Gesicht, das einen erschöpften ängstlichen Ausdruck trug. „Kind, hat Dich der Anblick aufgeregt?" fragte er besorgt und zog das feine Köpfchen an seine Brust.

„Es — es sah doch so bedenklich aus!"

„Ja, der ‚Mazeppa' ist 'ne eigenwillige Kreatur, aber Montrose ist ihm schon gewachsen — es wäre nur gut, wenn er nicht so tollkühn sein wollte. Der Mann wird buchstäblich ein anderer Mensch, sobald er zu Pferde sitzt. Hat er das Tier erst einmal gemeistert, dann unternimmt er ein Wagestück um das andere. Es reize ihn unwiderstehlich, hat er mir selbst gesagt, und als ich ihm erwiderte, wie leicht er dabei verunglücken könnte, meinte er, das glaube er nicht, schon darum nicht, weil niemand da sei, ihn zu betrauern. Für den Vater zweier Kinder ein merkwürdiger Ausspruch!"

Ilse wandte ihr Gesicht weg. „Kommst Du mit in den Park, Papa? Wir können ja jetzt hinein. Fräulein von Montrose ist zu Röstems hinübergefahren."

„Hat sie Dich nicht aufgefordert, sie dorthin zu begleiten, da sie doch um unsere alte Freundschaft zu den Röstems weiß?"

„Nein. Wir sehen einander fast nie, Clémence und ich, und wenn es geschieht, dann tauschen wir nur einen steifen Gruß. Es ist nicht meine Schuld, daß wir uns so feindlich gegenüberstehen."

„Und die Ursache ihres Benehmens, Kind?"

„Ich glaube, den Grund zu kennen, habe aber alles gethan, was in meinen Kräften stand, ihrem Argwohn keine Nahrung weiter zu geben."

Ilse begegnete ihres Vaters forschendem Blick und schlug dann rasch die Augen nieder. „Können wir gehen?" fragte sie hastig und unvermittelt. „Darf ich mir meinen Hut holen?"

Er nickte, und einige Minuten später schritten Vater und Tochter Arm in Arm die wohlbekannte breite Lindenallee hinab, die den Eingang in den Park bildete. Sie gingen eine Weile stumm nebeneinander her. Ilse dachte an Albrecht Kamphausen, dessen Bild fern, fern vor ihr dahinschwebte, unerreichbar wie eine Fata Morgana; sie rief sich ihr kurzes flüchtiges Liebesglück zurück und berechnete wieder — zum wievielten Mal schon! — wie lange, wie unbegreiflich lange sie nichts mehr von ihm gehört. Onkel Leupold hatte sie ihrer Angst wegen gescholten und auch getröstet, anfangs zuversichtlich und nachdrücklich, nach und nach immer kleinlauter und mit abnehmender Überzeugungskraft. Er mußte zugeben, es sei sonderbar, daß so lange keine Nachricht komme und daß überhaupt jede Kunde über den Verbleib der „Nixe" fehle. Ach, die langen lichtlosen Winternächte, wenn der Sturm heulend um das Haus flog und wie mit Geisterhänden an die Fensterläden klopfte . . . wie oft sie da mit leisem Aufschrei aus dem Schlaf erwacht war und sich zitternd aufgesetzt hatte, um zu lauschen! Und immer sah sie das Schiff, wie es, vom Sturm gejagt, über die tobenden Wassermassen flog, die Segel in Fetzen, die Masten geknickt — und ihn auf der Kommandobrücke, bleich und ernst, den Tod vor Augen ... ihn, an den ihre geängstigte Seele sich klammerte wie an einen letzten Rettungsanker, der sie schützen sollte gegen all die dunkeln Mächte, die in ihrer Seele rangen. Ach, nur Nachricht, Nachricht von Albrecht, und wenn es bloß eine Zeile gewesen wäre, damit sie aufatmen, dies drückende Geheimnis von ihrer Seele wälzen und ihrem Vater endlich sagen könnte, wie es um sie stand. Die zarte schwache Mutter hatte es nicht erfahren dürfen, daß ihre Ilse die Braut eines ihr unbekannten Seemanns ohne Vermögen war, und unmittelbar nach ihrem Tode hatte Ilse auch den Vater schonen wollen. Jetzt aber, wo sie fest entschlossen war, zu sprechen, jetzt, da seit dem Heimgang der Mutter fünf volle Monate verflossen waren, jetzt wußte sie nicht einmal, ob Albrecht lebe — wie konnte sie da ihr Geheimnis preisgeben!

Sie fuhren beide, Vater und Tochter, wie aus einem Traum empor, als einer der Bedienten vom Schloß ihnen entgegenkam und ehrerbietig grüßte. . Mit einem Schlage waren sie in die Gegenwart zurückversetzt.

„Es wäre mir lieb, Ilse," begann Doßberg nach einer kleinen Pause zögernd, mit sichtlicher Anstrengung, „es wäre mir lieb, wenn Du trachten wolltest, das gespannte Verhältnis zwischen Dir und Clémence von Montrose nicht zu verschlimmern, ja wenn irgend thunlich, zu verbessern. Ich weiß wohl, daß Herr von Montrose wenig Gewicht auf die Meinung seiner Tochter legt, dennoch könnte er jetzt, da er ihre Verlobung aufgelöst hat und offenbar Mitleid mit ihr empfindet, eher dazu geneigt sein als sonst, und das würde vielleicht nicht ohne Einfluß auf meine Stellung sein. Du bist mein geliebtes Kind und thust alles, mir das Dasein erträglich zu machen — aber seit Deiner Mutter Tod bin ich ein gebrochener Mann, und ich denke, ich lebe nur darum noch, weil ich mich um die ‚Perle' bemühen, weil ich die Luft meiner Heimat atmen darf!"

Die Lippen zitterten ihm, er war außer stande, mehr zu sagen. Ilse sah ihn von der Seite an, ihr schmolz das Herz in Liebe und Mitleid. Wie alt er geworden war, wie weiß sein Haar, wie gebeugt seine Haltung! War dieser in sich zusammengesunkene Mann ihr schöner stattlicher Vater, zu dem sie so stolz und freudig emporgeblickt hatte? Die Thränen schossen ihr in die Augen, als sie sich tief über die Hand neigte, die auf ihrem Arm lag. „Es soll alles sein, wie Du es haben willst," sagte sie mit einer Stimme, die sich umsonst mühte, heiter und gefaßt zu klingen.

„Dank Dir, mein Kind! Es ist ein Opfer, das Du mir bringen mußt —"

„Nein, Papa, nein, das ist es nicht!"

„Doch, Ilse! Aber ich nehme es an, denn ich habe noch zu leben für Dich und für Armin und weiß, daß die Wurzeln meines Lebens hier in ‚Perle' festgewachsen sind."

Schweigend legten beide den Weg bis zu der Doßbergschen Familiengruft zurück; daß diese das Ziel ihres Ganges sei, hatten Vater und Tochter in stillschweigendem Einverständnis angenommen. Vor kaum einer Stunde war ein warmer Mairegen gefallen, dankbar strömte das junge Blattwerk an Baum und Busch seinen herbkräftigen Atem in die weiche Abendluft. Die Gräber lagen da wie ein stilles Heiligtum, das letzte in der Reihe geschmückt mit dem Blütenflor der schönsten Frühlingsblumen. Ringsumher schimmerte der Rasen smaragden in den schmalen Streiflichtern,

welche die Sonne durch die Laubmassen warf; kein Hälmchen war umgebogen, keine Blume welk oder geknickt.

Ilse seufzte tief auf. „Mir ist das gar nicht recht,“ wandte sie sich an ihren Vater. „Wie gern würde ich selbst etwas für Mamas Grab thun, es wäre so schön, es zu pflegen, zu schmücken! Komme ich aber hierher, so finde ich alles gethan, kaum entdecke ich ein kleines Plätzchen für meine Blumen, die ich bei uns im Gärtchen ziehe.“ Mit vorsichtiger Hand bog sie da und dort einen Zweig zur Seite, um Raum für eine blaßgelbe selbstgezogene Marschall Nielrose zu gewinnen, die sie mitgebracht hatte.

„Möchtest Du nicht einen Kranz von diesen wilden Blumen für das Grab flechten?“ fragte Doßberg und deutete auf die Maßliebchen und Glockenblumen, die in überreicher Fülle auf den Grasflächen wucherten. „Mama hatte gerade diese Blumen so besonders gern!“

Ilse nickte und machte sich sofort emsig ans Pflücken. Dann setzte sie sich, den Schoß voller Blumen, auf die neben dem Grabe stehende Bank und begann ihr Werk, während der Baron neben ihr Platz nahm und mit trübem Blick auf die geschäftigen weißen Hände sah.

Hinter dem dichten Wall der Kastanien und Linden ging das Gitter hin, welches den Park von der Landstraße schied — die Familiengruft lag ganz am Ende des Parkes. Wer besonders aufmerksam von der Straße hereinspähte, der konnte immerhin die innerhalb des umfriedigten Raumes Befindlichen unterscheiden. Nach einer guten Weile — der Kranz, den Ilse flocht, war etwa zur Hälfte fertig — hörten die beiden, die in Gedanken versunken dasaßen, eine wohlbekannte Stimme mit breitem Accent. „Herr Baron! Ich irr' mich doch wohl nicht, und Sie sitzen da drin. Können Sie denn nicht 'mal 'n bißchen durchs kleine Gitterthor zu mir 'raus kommen?“

Doßberg lächelte. „Das ist Hinz! Wie wär's, alter Freund,“ fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „wenn ich Ihnen das kleine Gitterthor aufmachte, und Sie kämen zu mir herein?“

„Kann ich nicht, Herr Baron! Hilft zu gar nichts! 's ist nicht 'was zu erzählen, was ich hab' . . . 'was zu zeigen ist es. Herr Baron müssen man selbst kommen und sich die Bescherung ansehen. Bei der Sommerung an der Belter Grenz', da ist 'was passiert! Ich hab' gesagt, sie sollen da wegen dem Regen Faschinen legen, damit uns der Boden da nicht mir nichts dir nichts fortgespült werden kann, und der Herr Baron haben 's auch gesagt . . . aber nu haben sie das so hingemuddelt und haben sich gedacht: I, das hat ja noch Zeit, und dies ist nötiger und jenes ist nötiger . . . na ja, aber der letzte Gewitterregen, den wir hatten, der hat danach nicht gefragt und hat die ganze Geschichte unterspült und 'n gutes Stück weggerissen oben am Berg, und nu haben wir die Pastete!“

„Ich komme sofort!“ Baron Doßberg hatte sich schon erhoben. „Ich bin bald wieder zurück, Kind, Du weißt ja, das ist kein weiter Weg! Willst Du hier bleiben und auf mich warten?“

„Ich denke, ja, Papa! Der Abend ist wundervoll, und mein Kranz ist nicht so bald fertig.“

„Schön! Ich hole Dich also hier wieder ab.“ Doßberg ging zu der kleinen Gitterpforte, die sich von innen öffnen ließ, und verschwand mit Hinz. Die Thür blieb angelehnt.

Die Sonne sank tiefer und tiefer und warf purpurne Streifen durch die Bäume. Die Goldbuchstaben auf dem weißen Marmorkreuz glühten auf, sehnsuchtsvoll schlug die Nachtigall im nahen Busch. Goldener Abendfrieden lag träumerisch auf dem stillen Fleckchen Erde, wo die Toten ausruhten von des Lebens Kampf und Mühsal, und in dem jungen, bis vor kurzem noch so lebensfrohen Herzen Ilse von Doßbergs wachte die Sehnsucht auf, auch so leidlos und traumlos zu schlummern wie die da unten . . .

Sie erschrak, als sich jetzt in ihrer Nähe Hufschlag vernehmen ließ; durch die Lücken im Gebüsch sah sie einen Reiter herankommen und wußte sofort, wer es war. Sie rührte sich nicht — Herr von Montrose würde sie hier nicht vermuten, nicht entdecken — und während sie dies dachte, vernahm sie seinen Pfiff, sah einen Schatten geschwind am Gitter hinlaufen und hörte einen Befehl erteilen, dann klang die kleine Pforte und Herr von Montrose kam rasch auf sie zu. Sein Gesicht war nicht so kühl und blaß wie sonst — vermutlich hatte es einen harten Strauß mit „Mazeppa“ abgesetzt. Der englische Reitanzug kleidete ihn gut und ließ seine Gestalt auffallend geschmeidig und schlank erscheinen; in den Augen lebte ein ihnen sonst fremder Ausdruck von Entschlossenheit.

Ilse neigte zu seinem Gruß stumm den Kopf, ihre Hand, welche die blauen Glockenblumen auf ihren Knien zerwühlte, streckte sich ihm nicht zum Gruß entgegen.

„Ich bin dem Schicksal sehr dankbar, daß es mir endlich dies Zusammentreffen mit Ihnen gönnt,“ begann Montrose. „O, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, Baroneß“ — Ilse hatte eine Bewegung gemacht, als ob sie ihn unterbrechen wollte — „Sie meinen, wir hätten einander häufig genug gesehen. Aber das geschah nie ohne Zeugen. Ich habe mich hundertmal bemüht, Sie allein zu treffen, es ist mir nie gelungen. Jetzt eben traf ich Ihren Vater mit dem alten Inspektor drüben an der Belter Grenze, und da ich nach Ihnen fragte, mußte er mir sagen, daß Sie hier wären. Sie können mir nun nicht mehr ausweichen!“

Nein, sie konnte nicht — und sie wollte es auch nicht. Sie wußte, was kommen würde — aber einmal mußte es ja sein, und wenn sie es dann endlich überwunden hatte, dann mußte auch diese unerträgliche Bangigkeit von ihr weichen, sie mußte ihr früheres Selbst, das zielbewußte unbefangene Wesen wiedergewinnen. Mochte er denn sprechen!

„Wollen Sie Platz nehmen?“ fragte sie und rückte ein wenig zur Seite. Diese höfliche Frage in ihrer nüchternen Förmlichkeit that ihr ordentlich wohl.

Montrose setzte sich und sah Ilse unverwandt ins Gesicht. Sie wollte den Blick nicht erwidern, aber sie konnte nicht anders.

„Sie mußten es schon damals im Winter bei dem Fest im Schloß wissen, daß ich Ihnen Wichtiges zu sagen hätte, Baroneß — mir schwebte eine Erklärung auf den Lippen. Nur widerstand es mir, sie Ihnen mitten im Lärm eines Festes, im Kreise so vieler fremder Menschen zu geben. Dann kam der Tod Ihrer Mutter — ich wünschte, Ihren Schmerz zu ehren, Ihnen Zeit zu lassen, die erste Heftigkeit des Kummers zu überwinden — so bezwang ich mich denn, aber es wurde mir unsagbar schwer.“

In die eingetretene Pause schallte der werbende Gesang einer Nachtigall in unmittelbarster Nähe, sehnsüchtig und klagend.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, Baroneß, wird Ihnen eine ungeheuere Vermessenheit scheinen, und dennoch muß ich sprechen, weil ich nicht anders kann, weil ich in Ihren Augen gelesen habe, daß Sie Teilnahme für mich haben, Mitgefühl! Lassen Sie sich's nicht gereuen, mir das gezeigt zu haben — ich hoffe dessen nicht ganz unwert zu sein. Mitgefühl! Ich hab' es von so wenigen Menschen begehrt, ja ich hab' es immer abgewiesen — ich bin stolz, ich wollte es nicht . . . bei Ihnen hat's mich beseligt, so wie Sie sind, wie ich Sie kenne. Das Mitgefühl ist im Herzen einer Frau die goldene Stufe, auf der sich später vielleicht ein Höheres, Schöneres erhebt — und weil ich dies in Ihrem Blick sah, darum meine Vermessenheit!“

Montrose stockte, er faßte Ilses Rechte und drückte seine bebenden Lippen darauf, wieder und wieder, bis sie ihm die Hand entzog.

„Ich bin sehr arm bis jetzt durchs Leben gegangen, Ilse, — bettelarm! Das hab' ich bisher noch keinem gestanden. Ich bin eine ehrgeizige Natur gewesen — schon in früher Kindheit hat sich das gezeigt. Als mir meine Laufbahn, in die ich mit den kühnsten Plänen eingetreten war, zerschlagen wurde, als mein Name in den Staub getreten war — vielleicht haben Sie gehört, durch wen — da hab' ich mir das Leben nehmen wollen, und als das mißlang, blieb ich jahrelang so menschenscheu, daß ich nur bei Nacht, wenn alles schlief, mein Zimmer verließ und mich im Freien erging. Diese ‚Freiheit‘ war ein großer Anstaltsgarten, in welchem ich aufs sorgsamste überwacht wurde — ich hätte ja wieder Hand an mich legen und mein kostbares Dasein gefährden können! Als ich dann endlich als ‚geheilt‘ entlassen wurde, war mein Wille wieder erstarkt — meine Seele war krank geblieben. Ich ließ mich weit fortschicken, dorthin, wo kein Mensch meinen Namen kannte, mein Schicksal wußte. Und da der Ehrgeiz nun einmal die Triebfeder meines Handelns war, so setzte ich in meiner neuen Umgebung alles daran, ein tüchtiger Geschäftsmann zu werden, und das gelang mir. Es gewährte mir eine Art von Genugthuung, zu sehen, wie meine kühnsten Pläne einschlugen, wie meine Unternehmungen sich weiter und weiter ausbreiteten, mein Name in der neuen Welt, die ich mir geschaffen, einen immer bessern Klang gewann. Was sonst mit mir wurde, war mir gleichgültig, so gleichgültig, daß ich mich sogar ohne weiteres



Im alten Klostergarten.

Nach einer Originalzeichnung von R. Püttner.

verheiraten ließ, als mein sterbender Vater es wünschte und eine mir offen entgegengebrachte Neigung es mir nahelegte. Vielleicht hoffte ich auch, Liebe könne Gegenliebe erwecken. Es war ein Experiment, das ich unternahm, und ich hatte nur, was ich verdiente, als es fehlschlug. Ich klage daher die Verstorbene nicht an — sie folgte ihrer Eigenart, ich der meinen. Wir paßten eben nicht zusammen und waren sehr unglücklich miteinander, sie vielleicht weniger als ich, da sie das Gesellschaftsleben liebte und in vollen Zügen genoß, auch die Kinder hatte, die ihrem Herzen Ersatz boten. Ich habe mich redlich bemüht, diese Kinder zu lieben, habe um ihre Liebe geworben wie nie in meinem Leben um die Liebe einer Frau; aber ihre Mutter faßte dies als einen Wettkampf auf und that ihrerseits alles, mir zuvorzukommen, und das gelang ihr. Was in den beiden an Herz vorhanden war, gehörte ihrer Mutter, mir waren und sind sie fremd. Darum gab ich sie fort, als meine Gattin gestorben war — sie entbehrten mich nicht, und auch in mir verstummte mehr und mehr die Stimme, die mich gemahnt hatte, meiner Pflicht als Vater zu gedenken. Ich bin dann durch die weite Welt gegangen, ich suchte kein Glück mehr für mich und glaubte, verzichtet zu haben — Sie seufzen, Ilse — Sie haben Mitleid mit mir . . ."

Das Mädchen wandte sich ab, um ihn ihre feuchten Augen, ihre zitternden Lippen nicht sehen zu lassen.

„Ich las das schon beim ersten Mal, als wir uns sahen, aus Ihren Augen, dies sanfte zärtliche Mitleid. Ilse — Sie so jung und schön . . . ich stehe vor Ihnen wie ein Bettler, Sie haben die Macht, mich überselig zu machen aus Ihrem Reichtum — Ilse, ach, Ilse, geben Sie mir das Glück! Ich sage ja nicht: lieben Sie mich, wie ich Sie liebe, das wäre Verblendung — aber nur ein wenig versuchen Sie es, nur ein wenig! Lassen Sie dies Mitgefühl weiter in Ihrem Herzen für mich sprechen, geben Sie uns allen die Heimat wieder, Ihrem Vater, sich selbst, dem Bruder — mir, der es seit seinen Kindertagen nicht mehr weiß, was es heißt: eine Heimat haben! Sagen Sie mir heute noch nichts, nehmen Sie sich Bedenkzeit — ich werde geduldig sein, werde warten, lange warten. Alles soll sein, wie Sie es wollen —"

„Nein! Nein!" Ilse rief es leidenschaftlich und sprang auf, so ungestüm, daß Kranz und Blumen zur Erde niederfielen. Sie konnte es nicht länger mit anhören, dies flehentliche Bitten, diesen Ton, der sie bis in die tiefste Seele hinein erschütterte. Sie mußte ein Ende machen, gleich und für immer, und dazu gab es für sie nur einen Weg.

„Sie dürfen nicht weiter so zu mir sprechen, ich kann nicht . . . bin nicht wert . . ." Die Worte wollten ihr nicht gehorchen, überstürzten sich ihr in atemloser Hast. „Ich hab' es keinem sagen dürfen bis jetzt, es war mein Geheimnis, meines allein — aber Sie sollen, Sie müssen es wissen: ich bin verlobt, seit einem Jahr schon, mit Kapitän Kamphausen — und ich liebe ihn, liebe ihn — und bitte Sie: sehen Sie mich nie mehr, sprechen Sie nie mehr mit mir! Ich ertrag' es nicht länger, ich kann —"

In den Goldstreifen, den die untergehende Sonne auf den Weg warf, fiel ein schwarzer Schatten — Ilses Augen irrten erschrocken zur Seite, — Baron Doßberg stand dort, weiß wie ein Tuch; ohne Regung starrte er zu ihr herüber.

Eine bange beklommene Stille, durch die das Jubilieren der Vögel wie Hohn klang; als Doßberg endlich einen Schritt näher kam, ermannte sich auch Herr von Montrose. Er nahm seinen Hut, der neben ihm auf der Bank gelegen hatte, und erhob sich. „Verzeihen Sie!" sagte er leise zu Ilse, dann grüßte er sie wie ihren Vater mit einer leichten Verneigung und ging unter den blühenden Kastanienbäumen in die Tiefe des Parkes.

Vater und Tochter sahen einander stumm in die Augen.

„Ilse, wir müssen fort!" sagte Doßberg endlich mit einer heisern tonlosen Stimme.

Sie raffte sich auf. „Ja, ja — gewiß, wir müssen — es wird spät und kühl —"

Er machte eine abwehrende Bewegung. „Ich meine nicht das! Fort von ‚Perle' müssen wir!"

„Papa!"

„Ja, das müssen wir, das müssen wir!" wiederholte er und nickte schwerfällig vor sich hin. „Ich habe alles gehört, ich stand dort" — er wies nach dem kleinen Gitterthor — „als er Dir seine Hand anbot und eine — eine Heimat für uns alle — und daß Du heimlich mit einem andern verlobt bist. Und nun können wir hier nicht mehr bleiben, es ist aus. Komm, Ilse, komm!"

Er schauderte zusammen — wie ein Mensch, der den Tod vor Augen sieht, zog seiner Tochter Arm durch den seinigen und verließ mit ihr den Begräbnisplatz.

16.

In seinem „Achterdeck" saß Erich Leupold am Tisch, beide Wangen in die Fäuste vergraben, vor sich ein ausgebreitetes Zeitungsblatt, in dem er las und las . . . . .

Die Mittagssonne — eine stechende Julisonne war's — brannte ihm heiß auf den Scheitel, denn am Fenster war kein Vorhang vorgezogen. Der Kapitän achtete dessen nicht — er las. Die „büßende Magdalena" war wie in Flammen getaucht, gleich flüssigem Kupfer leuchtete das goldene Haar im Sonnenschein — der Besitzer des schönen Bildes sah sich kein einziges Mal mit seinem grimmigen Hohnlächeln danach um, wie er es sonst so oft zu thun pflegte — er las!

Jan Grenboom hatte sich hereingeschlichen und zum Mittagessen bitten wollen — als er das Gesicht und die Stellung seines Kapitäns sah, schlich er wieder davon, ohne eine Wort zu sagen, nahm in der Küche seine Töpfe vom Feuer, schnitt sich ein frisches Priemchen zurecht und hatte seine Gedanken.

Es war ein ziemlich ausführlicher Zeitungsartikel, den Leupold vor sich hatte, unter dem Titel „Schiffsunfälle". Der Kapitän schien ihn auswendig lernen zu wollen, er mußte ihn wenigstens schon viermal hintereinander gelesen haben. Endlich erhob er sich. Er reckte die beiden geballten Fäuste, daß sie fast an die niedrige Zimmerdecke stießen, und seine festen Zähne knirschten aufeinander. Zwischen den buschigen Brauen und um den eigensinnigen Mund herum wetterte und zuckte es, die Augen blickten starr und drohend. Ein paarmal schluckte er krampfhaft und räusperte sich nachdrücklich, um die Stimme frei zu bekommen. Es glückte ihm, und nun rief er hinaus: „Jan! Jan Grenboom!"

„Kapitän?" Der Gerufene humpelte herein und pflanzte sich breit vor seinem Gebieter auf.

Dieser sagte zunächst nichts.

„Was ist los, Kapitän?" fragte der langjährige Vertraute endlich.

„Was los ist? Der Teufel natürlich, altes Nilpferd! Die ‚Nixe' ist hin — und der Albrecht Kamphausen ist auch hin!"

Der alte Matrose that einen Fluch, um seine Teilnahme an den Tag zu legen. Soweit in ihm der Begriff „Liebe" ausgebildet war, liebte er seines Herrn Pflegesohn, Albrecht Kamphausen, wirklich. „Steht's da drin, Kapitän?" fragte er nach einer kleinen Weile und deutete mit dem Finger nach dem Zeitungsblatt.

„Ja! Hör' zu — setz' Dich!"

Jan gehorchte und Leupold las: „Endlich sind wir in der Lage, unsern Lesern näheres über den Verbleib der schon seit längerer Zeit vermißten Korvette ‚Nixe' (Kapitän Kamphausen) zu berichten. Das Schiff verließ im Mai des letzten Jahres den deutschen Hafen, um sich auf verschiedenen Umwegen nach den chinesischen Gewässern zu begeben. Seit sieben Monaten fehlte jede Nachricht über die ‚Nixe'. Zuletzt hat ein dänischer Dampfer bei Formosa mit ihr Grüße ausgetauscht — das ist Anfang Januar gewesen. Heute geht uns die Nachricht zu vom sichern Untergang der Korvette, der allerdings längst zu befürchten war, aus der Feder des Matrosen Rolf Görnemann, des einzigen, der bei der Katastrophe, die in der Nähe der Philippinen stattgefunden hat, mit dem Leben davongekommen ist. Ein spanisches Schiff hat den Halbtoten, der sich an der Sitzbank eines Rettungsbotes festgeklammert hatte, an Bord genommen. Dort ist er in eine schwere Krankheit verfallen, so daß der spanische Schiffsarzt wenig für sein Leben gegeben hat. In einem Londoner Hospital hat man dann den jungen Mann abgeliefert, bei dem ein Typhus ausbrach, der ihn monatelang ans Krankenlager fesselte. Endlich konnte er die Heimreise antreten. Gegenwärtig weilt Rolf Görnemann in seiner Heimat, der Fabrikstadt G. Dort hat er einen Rückfall zu überwinden gehabt und ist jetzt endlich soweit hergestellt, daß er schon in der nächsten Woche imstande sein dürfte, uns einen ausführlichen Bericht über den Untergang der ‚Nixe' zu liefern. Wir dürfen diesem Bericht mit um so größerer

Spannung entgegensehen, als der junge Görnemann gebildeten Kreisen angehört und nur durch eigenartige Verhältnisse in die Laufbahn eines Matrosen getrieben wurde, daher sehr wohl in der Lage ist, seine Schilderung interessant zu gestalten.“

Leupold verstummte und ließ das Zeitungsblatt sinken, er sah wie fragend zum alten Grenboom hinüber. Sonst besaß er kein allzu großes Mitteilungsbedürfnis — heute hatte es ihn zu hart angepackt. Er mußte jemand haben, zu dem er reden, der ihm zuhören konnte, er vermochte das Alleinsein nicht zu ertragen.

Jan Grenboom schnitt ein schauderhaftes Gesicht, das sein Mitgefühl ausdrücken sollte; er streichelte Dido, die ihm auf den Schoß sprang, mit seiner breiten behaarten „Tatze“ und wälzte das Priemchen unruhig im Munde hin und her. Endlich lieh er seinen Gedanken Worte.

„Ja — aber, Kapitän, wir haben's doch all lang' gedacht, daß die ‚Nixe‘ zum Deiwel ist. Und wenn das Schiff hin ist, ist uns' Kapitän Albrecht auch hin!“ philosophierte Grenboom weiter. „Der hat seine ‚Nixe‘ nicht verlassen, der nicht! Der hätt' 'mal können Admiral oder so 'was werden — gelernt war er, und zu hantieren wußt' er auch!“

Der alte Leupold nickte schwerfällig.

„Ob sie wohl — das junge Fräulein mein' ich — das schon gelesen hat?“

„Weiß ich's?“ Leupold fuhr aus seinem Brüten auf. „Muß auch das noch über sie kommen — auch das noch!“

Er hatte schwere Sorge um Ilse, der alte Weiberfeind. Er wollte sich's nicht eingestehen, aber sie hatte sich in sein Herz gestohlen, er hielt viel auf sie und war im stillen immer aufs neue verwundert, wie diese Eltern dies Kind haben konnten. Und nun, seit sie ganz in St. wohnte und er sie häufig sah, war sie ihm vollends lieb geworden. Ilse hatte ihrem Onkel nicht gesagt, weshalb sie vor etwa zwei Monaten, Ende Mai war es gewesen, so plötzlich samt ihrem Vater „Perle“ verlassen hatte und ganz nach St. übergesiedelt war, aber der Kapitän konnte sich's ungefähr denken. Wenn sein Schwager Doßberg die „Perle“ verließ, dann war ein bitteres Muß dahinter, und das konnte ihm nur die Prinzeß Ilse, freilich ohne ihren Willen, eingebrockt haben. Sie hatte offenbar mit ihrem Gesicht Unheil gestiftet, entweder bei Montrose Vater oder Sohn; das Ergebnis war die freiwillige Verbannung der Doßbergs gewesen.

Der alte Leupold hatte keinen kleinen Schreck bekommen, als seine Nichte eines Tages mit der Kunde zu ihm eintrat, sie hätten eine Wohnung in der Stadt gemietet und wollten da bleiben. Er hatte nicht gefragt: wie wird Dein Vater das ertragen? aber er hatte es sorgenvoll gedacht, und jetzt, nach zwei Monaten, konnte er sehen, daß Doßberg es überhaupt nicht ertrug, sondern daß er hinschwand, ausging wie ein Licht. Der Kapitän hatte für seinen „hochgeborenen Herrn Schwager“ nie viel Zuneigung gefühlt, aber er hätte herzlos sein müssen, wenn ihm der Mann jetzt nicht in der Seele leid gethan hätte. Still und teilnahmlos, doch immer freundlich und sanft, wenn man ihn um etwas fragte, ohne Klage, ohne ein Wort von Heimweh zu äußern, welkte Doßberg hin von einem Tage zum andern. Und daneben Ilse, die sich in Leid und Jammer um ihn verzehrte und doch nicht helfen konnte, die sich ihm gegenüber schuldig fühlte und sich doch sagen mußte, sie habe nicht anders handeln können, als sie gethan! Ach, was war aus dem heitern schönen Mädchen geworden! Wo war das perlende Lachen geblieben und das warme Leuchten der dunkeln Augen!

Erich Leupold hatte sich seines Schwagers angenommen nach besten Kräften. Er holte ihn täglich zum Spaziergang nach dem Hafen ab, nannte ihm die ein- und auslaufenden Schiffe, stellte ihn seinen alten Freunden vor, den Kapitänen und Reedern, und lieh ihm seine besten Bücher, in dem Glauben, der Baron müsse doch jetzt endlich Interesse am Seemannsberuf nehmen, da sein einziger Sohn sich denselben erwählt hatte. Aber das war ein Irrtum. Doßberg hatte für nichts in der Welt mehr Interesse. Er ging willig mit, wenn der Schwager kam, ihn abzuholen, er richtete auch seine Augen auf die Schiffe, die dieser ihm zeigte, und antwortete höflich auf die Fragen und Bemerkungen der Kapitäne, aber sein Herz war nicht dabei.

Wie nun Ilse das neue Unglück beibringen? Sie las freilich Zeitungen, aber diese hier, ein kleineres Blatt, das Leupold sich hielt, weil es viele überseeische Berichte brachte, würde ihr wohl nicht zu Gesicht kommen. Mit Recht hielt sich der alte Kapitän für einen sehr schlechten Diplomaten — er sah schon bei seinen ersten Worten die Nichte umsinken, sich selbst daneben, vergebens nach einem Trost suchend. Gab es denn für Ilse überhaupt einen Trost? Wie hatte sogar ihn, den wetterfesten starken Seemann, die Unglücksbotschaft getroffen! Sein Albrecht, sein Stolz, sein Liebling! Ja, heute gestand er sich das „weichliche“ Wort zu: sein Liebling!

Jan Grenboom weckte seinen Herrn aus tiefer Versunkenheit. „Wie wär's mit'm Mittag, Kapitän?“

Leupold schüttelte den Kopf. „Heut' nicht! Könnt' nichts 'runterwürgen. Iß Du, und mir bring' 'n Schluck Portwein — mir ist miserabel zu Mut — hundselend!“

Jan entfernte sich brummend und kam nach einer Minute mit einem Theebrett wieder, auf dem ein großes Wasserglas stand, randvoll mit Portwein. Der alte Leupold nahm diesen „Schluck“ mit einer Schnelligkeit zu sich, die auf bedeutende Übung schließen ließ.

„Mehr?“ fragte Jan.

„Nein! Nimm den Vogel und den Affen mit!“

Der Matrose machte Kehrt, prallte aber mit einem lauten: „Ahoi!“ von der Thür zurück, denn Ilse von Doßberg lief ihm beinahe in die Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

E. Werner, die beliebte Erzählerin der „Gartenlaube“, hat sich vergangenen Winter in Aegypten aufgehalten und ist jetzt mit der Ausarbeitung eines neuen Romans beschäftigt, welcher im nächsten Jahrgang der „Gartenlaube“ erscheinen soll. Der Roman spielt zum Teil in Aegypten und entwickelt anziehende, farbenreiche Bilder aus dem Lande der Pharaonen. Selbstverständlich sind es aber auch dort Deutsche, welche als die hauptsächlichen Träger der Handlung auftreten; die fremdartige Landschaft und Staffage geben nur den reizvollen Hintergrund ab für die Gestalten und Geschicke des Romans. Wir freuen uns, den Lesern schon heute diese Mitteilungen über das entstehende Werk machen zu können, und hoffen, daß es der gefeierten Schriftstellerin vergönnt sei, ihre Arbeit in ungetrübter Schaffenskraft zu einem glücklichen Ende zu führen.

Steigerung der Kartoffelerträge. Wie viele Menschen giebt es wohl, die nur ein kleines Kartoffelfeld besitzen und diesem eine möglichst reiche Ernte abgewinnen möchten! Auch eine große Anzahl von Lesern und Leserinnen der „Gartenlaube“ dürfte sich in dieser Lage befinden. Darum einige Worte über Versuche, die jüngst vom Oekonomiekommissar Dr. Strecker angestellt wurden! Er ließ die Kartoffeln in verschiedenen Abständen von 35, 40 und 45 cm pflanzen, und da zeigte es sich, daß die engste Pflanzung den höchsten Ertrag lieferte. Die Mehreinnahme betrug 30 bis 38%, oder je nach der Kartoffelsorte 53 bis 87 Mark für den Morgen, dabei war der Mehraufwand an Geld und Arbeit bei der Pflanzung geradezu verschwindend klein. Bei der gartenmäßigen Kultur, wo die Behäufelung mit der Handhacke ausgeführt wird, kann man die Kartoffeln auch in Reihen, die nur bis 35 cm voneinander entfernt sind, anbauen und gewinnt dadurch noch mehr. Möchte dieser Wink in weiteren Kreisen Beachtung finden! *

Schultheiß Wengi verhindert den Religionskrieg in Solothurn. (Zu dem Bilde Seite 280 u. 281.) Die Schlacht bei Kappel war geschlagen, die durch Ulrich Zwinglis Tod der Sache der Evangelischen in der Schweiz einen schweren Verlust gebracht hatte. Und ihre Gegner waren eifrig, diesen Vorteil auszunutzen, überall suchten sie die Reformierten aus den eroberten Gebieten wieder hinauszudrängen. Auch in Solothurn waren die Dinge dahin geraten, daß im Oktober 1533 die Evangelischen beschlossen, mit den Waffen in der Hand die Freiheit ihres Glaubens zu verteidigen. Noch einmal gelang es der Ueberredungskunst des kraftvollen Schultheißen Wengi, die Gemüter zu besänftigen; als aber die Reformierten sich in den Stadtteil jenseit der Aare zurückzogen, die Brücke hinter sich abbrachen und sich drüben förmlich verschanzten, da erbrachen die Katholiken das Zeughaus und pflanzten ein Geschütz am Ufer des Flusses auf, um den Kampf doch noch zu eröffnen. Schon war alles bereit — da eilte Wengi herbei, stellte sich selbst vor die Mündung der Kanone und rief: „Brüder, wenn Ihr Bürgerblut vergießen wollt, so fließe das meine zuerst!“ Das brachte die Erregten zur Besinnung, der Kampf unterblieb. Ein granitnes Denkmal in der Nähe der Stadt, der Wengistein, erinnert heute an den kühnen Mann, der in entscheidender Stunde Solothurn vor den Greueln des Bürgerkriegs bewahrte.

Duett. Aus dem künstlerischen Nachlaß des leider zu früh verstorbenen humorvollen Tierzeichners Gustav Süs ist der „Gartenlaube" von der Witwe des Künstlers die beifolgende Zeichnung zur Veröffentlichung übergeben worden. Wir hoffen, daß auch die größten Verehrer Mendelssohns unter unseren Lesern und Leserinnen sich der komischen Wirkung dieses Blattes nicht entziehen und dem Humoristen mit dem Zeichenstifte nicht ernstlich grollen werden.

Tafelaufsatz von Karl Winterhalter. (Zu dem Bilde S. 285.) Unter den Erzeugnissen des deutschen Kunstgewerbes, die auf der Weltausstellung zu Chicago zu sehen waren, nahm ein fast einen Meter hoher, silberner, zur Aufnahme von Liqueuren bestimmter Tafelaufsatz von Juwelier Karl Winterhalter in München eine hervorragende Stelle ein. Auf vielfach gebuckeltem Fuß erhebt sich ein schlanker Schaft, dessen aus Laubwerk gebildeter Knauf das fünfteilige, etwa kopfgroße Gefäß trägt; frei getriebene Ranken und Blumen umspinnen das letztere, und dazwischen strecken die fünf durchweg verschieden gestalteten Hähne ihre langen Hälse hervor. Der Kern des Deckels besteht aus der Wurzel eines Elefantenzahnes, dessen merkwürdige Verwachsungen und Durchlöcherungen der Phantasie des Meisters die Anregung gaben, ihn zu einer Felskuppe zu gestalten; auf dieser Kuppe erhebt sich, wiederum aus Silber, eine ganze mittelalterliche Burg mit Türmen und Thoren, Mauern und Erkern, mit Zugbrücke, Brunnen und Kapelle. Wir geben den Oberteil dieses Tafelaufsatzes nach der Abbildung in dem Werke „Das deutsche Kunstgewerbe zur Zeit der Weltausstellung in Chicago 1893", das Professor Leopold Gmelin im Auftrag des bayerischen Kunstgewerbevereins bearbeitet hat (München, M. Schorß). Der stattliche Prachtband ist geeignet, uns mit Stolz über die glänzende Leistungsfähigkeit des heutigen deutschen Kunstgewerbes zu erfüllen.



Duett.
Humoreske von G. Süs.

Im alten Klostergarten. (Zu dem Bilde S. 289.) Wie weitete er mir das Herz, der Sonnenschein dieser maiduftigen Sonntagsfrühe, als ich bergan stieg in den Rebengeländen des Moselthales! Junges Grün die Fülle, wohin der Blick sich wandte, Vogelstimmen an allen Enden, dazwischen das Geläute ferner Glocken.

Und dort das spitzgieblige, von Baumkronen halb verdeckte Gemäuer mit dem blitzenden Sonnenglanz auf den turmgeschmückten Schieferdächern? Seine Mauern sind zerbröckelt, wuchernder Ephen deckt die Fenster und kriecht an dem eingefallenen Dach entlang. In friedlicher Stille liegt es da wie ausgestorben, nur zahllose Bienen schwärmen in dem Blütenmeere der verwachsenen Bäume und Gesträuche und ein paar Stare schwirren geschäftig umher, ihre Nester in den aufgesteckten Starenhäuschen bereitend.

Lange saß ich da mit meinem Skizzenbuche, ganz verloren in den Reiz dieses kleinen verwilderten Idylls. Endlich erweckten mich fröhliche Kinderstimmen. Zwei kleine Mädchen kamen die Stufen vor dem Hause herabgetrippelt, einer Katze nach, die in munteren Sprüngen vorauseilte. Als die Kinder meiner ansichtig wurden, kauerten sie still sich nieder am Wasserbecken nahe dem alten verwetterten Ziehbrunnen, mit wilden Rosen sich schmückend und dazwischen mich mit neugierigen Blicken musternd — eine reizende Staffage! Mein Bild war fertig.

„Wem gehört dies Haus und der Garten?" frug ich später die rüstige Alte, die gekommen war, die Kinder zu holen. Und von ihr erfuhr ich dann hinter einem Glase Moselwein die Geschichte des seltsam romantisch dreinschauenden Hauses. Vor langen Jahren hatten es sich die geistlichen Herren von dem Kloster im Thal hier oben als Sommerhaus gebaut. Als unter den Drangsalen der Franzosenzeit Gebäude und Liegenschaften des Klosters gebrandschatzt und verschleudert wurden, da geriet auch unser Sommerhaus in fremden Besitz, wanderte von Hand zu Hand, bis es eines wackeren Wirtes Eigentum ward. Damals ging's lustig zu im Hause. Im Sommer und Herbst kamen die Maler und die Studenten und Wanderfreunde aus aller Herren Ländern, durch die mondhellen Nächte hallten die Lieder von der Höhe ins Thal — was aber den Leuten die Herzen so warm und die Gedanken so fröhlich machte, das war nicht bloß des Wirtes goldener Wein, das war auch des Wirtes goldblondes Töchterlein. Und eines Tages geschah's, daß solch ein fremder Gast von weit her wiederkam und das blonde Kind zum Weibe sich erbat. Mit schwerem Herzen fügte sich der Vater, sein Liebling zog mit dem Manne hinüber übers Meer, begleitet von heißen Segenswünschen. Sie sollten an ihr nicht in Erfüllung gehen! Krankheit kam und Unglück — und von bitterem Heimweh verzehrt, starb das arme Geschöpf fern von der Heimat im fremden Lande. Der Vater hat den Schlag nicht mehr verwunden. Sein Haus zerfiel, sein Garten verwilderte, seine Habe schmolz zusammen — er merkte es nicht und wehrte sich nicht; vor ein paar Jahren hat ihn der Tod erlöst von seinem Kummer. „Da haben wir uns denn vor einem Monat das alte Gerümpel gekauft" — schloß die Frau ihren Bericht — „und wenn es gut geht mit der Wirtschaft und der Wein gerät im Mosellande, dann soll's auch hier wieder besser werden und lustiger."

Ich aber hatte im Herzen den Wunsch, es möchte alles so bleiben, wie ich es an diesem herrlichen Sonntagmorgen geschaut, das ganze träumerisch schöne Bild vom verlassenen Klostergarten! R. P.

Leonardo da Vincis Selbstbildnis. (Zu unserer Kunstbeilage). In der berühmten Galerie der Uffizien zu Florenz befinden sich zwei Säle, die ganz mit Künstlerbildnissen angefüllt sind, und zwar meist mit Selbstbildnissen. Zu den berühmtesten Stücken dieser Sammlung gehört auch das Porträt Leonardo da Vincis, das unsere heutige Kunstbeilage wiedergiebt. Es zeigt uns den berühmten Florentiner, der unter den vielseitigen Genies der Renaissance das vielseitigste war, der als Maler schon allein durch die Schöpfung des „Heiligen Abendmahls" in dem Refektorium von Santa Maria delle Grazie in Mailand sich die Unsterblichkeit erwarb und zugleich als Plastiker und Baumeister, als Ingenieur, Mathematiker und Naturforscher, als Sänger und Lautenspieler, als Dichter und Improvisator sich auszeichnete und durch Schönheit, Kraft, Gewandtheit, Geist und Witz alle Zeitgenossen bezauberte, die in den Bannkreis seiner Persönlichkeit gerieten. Daß das Bild von Leonardo selbst gemalt sei, wird zwar von einigen Gelehrten bestritten; alte Ueberlieferung aber bezeichnet es als Selbstbildnis, und jedenfalls wird daran nicht gezweifelt, daß es die Züge des genialen Mannes der Wahrheit getreu wiedergebe.

☛ Hierzu Kunstbeilage V: Leonardo da Vincis Selbstbildnis.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig. 31



Photographie im Verlag von Braun, Clément & Cie. in Dornach

DER WASSERFALL

Nach dem Gemälde von Jakob van Ruisdael

Nr. 18. 1894.



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(17. Fortsetzung.)

Von **Ludwig Ganghofer.**

Als Bruder Wampo glücklich den ebenen Waldgrund erreichte, that er einen brunnentiefen Atemzug und schüttelte den Staub von sich ab, den sie von der Mauer auf ihn niedergeworfen. „So ein Teufelsnest!“ schalt er und hob die geballten Fäuste gegen Wazemanns Haus. „Aber gelt, hingesagt hab' ich's Euch! Aber schon gehörig! Wartet nur, wenn wir wieder einmal zusammenkommen, dann sollt Ihr noch schärfere Wörtlein hören!“ Wieder schüttelte er die Kutte, und als er, langsam dem Pfade folgend, zum Ufer gelangte, blickte ihn der klare See so kühl und verlockend an, daß der nach Erfrischung Lechzende nicht zu widerstehen vermochte. „Kalt wird's sein, aber gut!“ Ein Busch, in welchem er sich zum Bad entkleiden konnte, war bald gefunden. Als er mit Armen und Schultern aus der Kutte schlüpfte, machte er sorgenvolle Augen zu seinem eigenen Anblick. „Fein haben sie mich zugerichtet, das muß ich sagen. Ausschauen thu' ich wie ein Ferch: blau und grün schillerig, mit roten Tupfen!“

Er sprang ins Wasser, vor Kälte prustend und mit den Zähnen schnatternd. Aber wie ein Fisch, der an der Angel zappelt, schlug er um sich, und dabei wurde ihm warm, so daß ihm das Bad gar wohl behagte. Nicht weit vom Ufer sah er die stille Insel ... sie lockte ihn. Auf dem Rücken liegend, schwamm er dem Röhricht entgegen, und wenn ihm Wasser in den Mund geriet, blies er die Backen auf und spritzte aus den Lippen ein dünnes Brünnlein in die Höhe. Als er die Insel erreichte und zwischen dem Schilf umherwatete im weichen warmen Schlamm, hörte er auf dem jenseitigen Waldhang die frische helle Stimme eines Burschen klingen.

Fröhlich hallte das Albenlied im Wald, und die jauchzenden Jodelrufe weckten das Echo an der Falkenwand.

Edelrot erschien in der offenen Thür des Fischerhauses; sie lauschte, und eine zarte Röte huschte über ihre schmalen Wangen. „Der Ruedlieb!“ Mit leuchtenden Augen spähte sie gegen den Wald; aber noch konnte sie den Heimkehrenden nicht gewahren, sie hörte nur sein klingendes Lied. Und obgleich sie die Worte nicht verstehen konnte, so wußte sie doch, was das Liedlein sagen wollte: „Rötli, hab' acht ... ich komm'!“

Es zog sie zum Thor, aber sie dachte der Mahnung ihres Bruders. Nach allen Seiten blickte sie, doch die Hofreut war leer — Hilmtrud saß bei Mutter Mahtilt in der Herdstube, und Sigenot war mit den Knechten, mit Eigel und Kaganhart hinter dem Hause, wo sie an den Pfählen zimmerten, mit denen Sigenot den Hag zu höhen und das



Das Goethe-Willemer-Häuschen bei Frankfurt a. M.
Originalzeichnung von H. Junker.

Thor zu festigen gedachte. Edelrot wollte den Bruder suchen; schon lief sie am Haus entlang, da hörte sie, wie das Lied des Burschen jählings verstummte mit heiserem Schreckenslaut.

„Was hat er denn?" stammelte sie, von banger Sorge befallen; ihr Röcklein flatterte, so hastig lief sie über den Hügel hinunter zum Thor; kaum gelang es ihren schwachen Kräften, den schweren Sperrbalken aus der eisernen Oese zu heben. Als sie den Thorflügel aufstieß, hörte sie den Buben schon über die Lände einherspringen, mit keuchendem Atem.

Nun stand er vor ihr, und bei seinem Anblick faßte sie ein Schreck, der ihr die Sprache nahm. Er war ohne Hut und Grießbeil, Leichenblässe deckte seine Züge, die Augen starrten in Angst, und kaum trugen ihn noch die zitternden Knie. Edelrot wußte: er war ein mutiger Bub', der nicht Wolf und Bären fürchtete, nicht Feuer und Wasser — es mußte ihm Entsetzliches widerfahren sein. Sprechen konnte sie nicht, nur die Hände streckte sie ihm entgegen, und da fiel er auf die Knie vor ihr, umschlang sie mit den Armen und drückte das Gesicht in ihren Schoß. Mit zitternden Händen versuchte sie ihn aufzuheben; sie wollte nach Hilfe schreien, aber der Laut erstickte auf ihren Lippen. Seine starren Augen blickten zu ihr auf. „Sag', Rötli, sag', ist das wahr, daß einer sterben muß, der den Bid gesehen hat?"

„All' Ihr guten Mächt'! Ruedlieb!" lallte sie und klammerte die Arme um seinen Hals. Thränen stürzten über ihre Wangen. „Sigenot! Sigenot!" wollte sie schreien. Aber der Bub' sprang auf und drückte die Hand auf ihre Lippen. „Thu' nicht rufen, Rötli! Wer's ausredet, der macht's noch ärger!"

Zitternd hielten sie sich umfangen, und als sie langsam hinaufstiegen zum Lugaus, suchte eins das andere zu stützen und zu führen. Nun saßen sie auf der Bank, aneinander gelehnt, mit verschlungenen Händen. Zitternde Sonnenlichter spielten um sie her, und im Laub der Eichen raunte der sachte Wind. In saftigem Grün stand Edelrots Bäumchen; es war an ihm kein Blatt noch welk geworden, während an Sigenots krankendem Jahrbaum alle Blätter müd' und lechzend hingen wie nach langer Dürre.

Schwer atmend hob Edelrot das Köpfchen und blickte mit angstvollen Augen hinaus über den stillen schimmernden See, in welchem die kleine Insel lag, umgeben vom blaugrünen unbewegten Röhricht. Diese Ruhe berührte ihre bangende Seele wie Trost. „Gelt, nein?" lispelte sie. „Gelt, Du hast ihn nicht gesehen?"

Scheu blickte Ruedlieb um sich und begann zu flüstern. „Durch den Seewald bin ich hergestiegen und hab' gesungen in meiner Freud', weil ich nur Dich wieder sehen soll. Denn weißt, in der letzten Nacht . . . oder hat man's am End' bei Euch herunten gar nicht gespürt, wie die Erd' gebidmet hat?"

Sie nickte nur und deckte die Hände vor die Augen; Grauen befiel sie bei der Erinnerung dessen, was sie gehört und erfahren in der verwichenen Nacht.

„Wie es gerumpelt hat und die Steinlahnen sind niedergegangen über alle Wänd' . . . schau', Rötli, da hab' ich in meiner Angst nur alleweil an Dich denken müssen, und drum ist mir so leicht und freudig ums Herz 'worden, wie nach der schiechen Nacht ein so stiller und schöner Tag aufgestanden ist und der Vater mir hat sagen lassen, daß ich heim darf. Wie ich vom Seewald aus Euer Dach gesehen hab', da hab' ich singen müssen und meine Freud' hinausschreien. Aber wie ich herkomm' ans Ufer und schau' zum Bidlieger hinaus . . ." Die Worte stockten ihm.

Lautlos die Lippen rührend, umklammerte Rötli seinen Arm.

„Ich hab' gemeint vor Schreck, ich müßt' tot umfallen auf der Stell'!"

„Gesehen hast ihn? Gesehen!"

„Aus dem Schilf ist er aufgestiegen, ein grauslicher Unhold, keinen Hals hat er und keinen Leib, nur einen endsgroßen runden Kopf, schier zehnmal größer als ein richtiger Mannskopf . . . und gleich am Kopf hängen die schwarzen Füß', und wo die Menschenleut' die Ohren haben, hat er die Arm', und keine Nas' hat er im roten Gesicht, und Haar' hat er auch nicht . . . er muß geschuppet sein wie ein Fisch! Rötli, ich hab' den Bid gesehen! Jetzt muß ich sterben!"

„All' Ihr guten Mächt'! O all' Ihr guten Mächt'!" jammerte das Mädchen und rang die Hände.

Er blickte sie an, während die Zähren über seine Lippen kollerten. „Ich thät' mich vor dem Sterben nicht fürchten . . . aber schau', ich hab' Dich lieb!"

„Und ich Dich auch!"

Schluchzend umschlang sie ihn, schmiegte ihre Wange an die seine, und so saßen sie wortlos, und ihre Thränen flossen ineinander.

Als Ruedlieb einmal aufblickte und scheu hinausspähte über den See, faßte ihn neuer Schreck. „Rötli, thu' nicht aufschauen!" stammelte er und wollte die Hände über ihre Augen drücken. „Ich seh' ihn wieder!"

Edelrot sprang auf und riß die Hände des Buben von ihrem Gesicht. „Hast Du ihn sehen müssen, so fürcht' ich mich auch nimmer und schau' ihn an!"

„Rötli! Rötli!" jammerte Ruedlieb und suchte sie vom Lugaus hinwegzureißen. Aber Edelrots Blicke waren schon hinausgeglitten über den Seeweiher. Zwischen der Insel und dem waldigen Ufer unter der Falkenwand trieb eine große, runde, rotschillernde Kugel über die Flut, vergleichbar einem riesigen, halb in das Wasser versunkenen Kürbis . . . es war der „Kopf" des Bid. Weiße Wellen umschwankten ihn, manchmal tauchte etwas auf wie eine rote Floße, und dann spritzte ein Wasserstrahl in die Höhe, der in glitzernde Tropfen zerfiel. Im Röhricht des Ufers verschwand der Unhold. . . . Schwer atmend stand das Mädchen und strich mit den zitternden Fingern über das blasse Gesicht.

„Rötli, was hast gethan!" klagte der Bub' in ratlosem Kummer. „Wär 's nicht an mir genug gewesen? Jetzt hab' ich Dich auch noch in den Tod gerissen!"

Da faßte Edelrot sein Gesicht mit beiden Händen und flüsterte in selig verlorenem Lächeln: „Ich hab's ja so wollen! Thu' Dich trösten, mein Liebgesell . . . . jetzt sterben wir miteinander!" Mit verschlungenen Armen sanken sie auf die Bank, im ersten Kusse hingen ihre Lippen aneinander, und ihre Sinne gingen unter im süßen Vergessen junger Liebe.

Still und schimmernd lag der See, auf dem Dache gurrten die Tauben, hinter dem Hause klang der Schlag der Beile, und aus dem Walde herüber tönte wie eine Rätselstimme der Natur das Rauschen der Ache . . . . Rötli und Ruedlieb hörten nicht.

Hinter dem Hause kam Wicho hervor; er sah das Hagthor offen, schüttelte befremdet den Kopf und ging, das Thor zu schließen. Als er den Sperrbalken eingelegt hatte und wieder emporsteigen wollte über den Hügel, gewahrte er das Pärchen auf dem Lugaus. „Schau' nur," sagte er lächelnd, „da ist heimlich ein Blümel aufgeblüht in aller Not!" Ein dumpfes Dröhnen, das wie der Widerhall fernen Donners klang, machte ihn lauschen und aufblicken. „Ist denn noch alleweil keine Ruh'? Die ganzen Berg' sind roglig*!" murmelte er und spähte mit sorgenvollen Augen zur Höhe. Unter den höchsten Felswänden des Jennar sah er, winzig klein in der Ferne, eine Staubwolke aufsteigen. Eine Schuttlawine war niedergegangen, und wie ein tiefer stöhnender Seufzer der Natur lief das Echo über die Berge hin. War es ein verspäteter Nachklang der vergangenen Nacht? War es eine Mahnung an kommende Schrecken? Das Echo rollte.... Rötli und Ruedlieb hörten nicht. Sie merkten auch nicht, daß am Hagthor gerüttelt wurde und eine fremde Stimme rief: „In des lieben Himmels Namen: gebet Einlaß einem frommen Gottesmann!" Sie blickten erst auf und lösten die Arme, als es lebendig wurde in der Hofreut. Sigenot kam mit den Sennen, mit Eigel und Kaganhart hinter dem Haus hervor und Hilmtrud erschien in der offenen Thür.

Als der Hag geöffnet wurde und Bruder Wampo den Fischer erkannte, breitete er in heller Freude die Arme. „Ich hab' mir aber gleich gedacht, daß mir das liebe Kreuz da draußen ein guter Weiser sein wird!" Sigenot mußte sich die mit einiger Schwierigkeit sich vollziehende Umarmung des Bruders und zwei schnalzende Küsse gefallen lassen. Dann setzte sich Wampos Zünglein in Bewegung. Das erste, was er zu berichten hatte, war das traurige Schicksal, welches die Ferchen und Hechte im Lokiteich gefunden.

„Wär' das die einzige Not, die aus der heutigen Nacht gewachsen," meinte Sigenot, „wider die wär' bald geholfen!" Er führte den Bruder zum Haus und wollte schon hinter ihm in die Thüre treten, da sah er den Sohn des Richtmanns stehen, Hand in Hand mit Rötli. In Freude und zugleich mit Kummer be-

* In Bewegung.

trachtete er das Paar, denn er merkte wohl, wie es stand um diese jungen Herzen, und es währte lange, bis er fragen konnte: „Ruedlieb, weiß Dein Vater, daß Du in meinem Hag weilest?“ Der Bub' schüttelte den Kopf; sprechen konnte er nicht. „So muß ich Dich weisen aus meiner Hofreut,“ sagte der Fischer mit gepreßter Stimme. „Ich thu' es ungern, denn ich hab' Dich lieb, aber Dein Vater könnt' mit Sorg' und Unmut hören, wo Du gewesen bist.“

Rötli und Ruedlieb standen wie versteinert. Sigenot legte den Arm um die Schwester und reichte dem Knaben die Hand. „Ich mein', das spüret Ihr alle beid', daß ich Eurem Glück ein Haus bauen möcht', lieber heut' als morgen. Aber zwiespältige Zeit ist eingefallen, die dem Glück feind ist wie der Winter den Blumen. Fehd' liegt über dem Gadem; ich steh', wo ich stehen muß, und Dein Vater, Bub', steht auf der anderen Seit'.“ Ruedlieb wollte sprechen, doch Sigenot streifte ihm die Lippen mit der Hand. „Thu' keine Frag' — ich hab' schon geredet bis zu dem Fleckl, auf dem das Schweigen anfangt. Und sei gescheit, Liebli, geh' heim! Denn schau': der Bub' muß stehen, wo der Vater steht.... von aller Treu' und Lieb' die erst', das muß die Treu' für Haus und Blut sein!“ Sigenot atmete tief, und mit verlorenem Blick schweiften seine Augen über den See hinweg zur Höhe der Falkenwand. „Geh' heim, Liebli, es kommt wieder gute Zeit.... Dir, mein' ich, bleibt sie nicht aus.... nachher wird wohl der Weg, der Deinem Herzen lieb ist, auch Deinem Vater taugen. Eine weiß ich, die wartet auf Dich! Gelt, Rötli?“ Zärtlich strich er mit der Hand über das Haar der Schwester, welche schluchzend das Gesicht an seiner Brust verbarg.

Unter stammelnden Lauten streckte der Bub' die Hände; doch als der Fischer den wehrenden Arm zwischen ihn und die Schwester legte, wandte sich Ruedlieb und taumelte über den Hügel hinunter. Am Pfosten des Hagthors mußte er eine Stütze suchen. Und schluchzend schrie er: „Ich komm' wieder, Rötli! Ich komm', ich komm'!“

Da riß sich Edelrot aus ihres Bruders Armen, und die bleichen Wangen von Zähren überronnen, rief sie in heißem Schmerz: „Und kommst auch nimmer und nimmer, wir zwei, wir müssen uns finden, so bald der Mond wieder voll wird!“ Sie meinte die Nacht, in welcher Ruedliebs Leben und das ihre dem Bid verfallen war.

Hilmtrud, die auf der Hausbank saß und Ruedlieb scheiden sah, verschlang die Hände im Schoß und murmelte: „Not über Not! Schau' einer hin, wo er mag... überall brennt ein Haus, überall schreien die Leut'!“ Da setzte sich Kaganhart an ihre Seite. Scheu und Unruhe sprachen aus seinen Augen. „Was willst?“ fragte Hilmtrud.

„Laß Dir im Guten raten,“ flüsterte er, „und bleib' dem Schwarzkittel aus der Näh'. Herr Waze ist wider die Klosterleut'... und wenn wir bauen wollen, müssen wir alleweil wieder hinauf zu ihm und um Schlagrecht für das Bauholz bitten.“

Das Weib sprang auf, wilden Haß in den lodernden Augen. „Mann, das sag' ich Dir: nicht ehnder wird der erste Baum zu unserem Haus geschlagen, eh' der da droben nicht den letzten Schnaufer thut!“ Sie trat ins Haus.

Der Bauer folgte ihr. „So ein Weib! Ist das ein Weib!“ murmelte er und strich mit der Hand über das Haar. „Ich mein' schier, sie will mit dem da droben auch noch zanken und raufen!“

Nach einer Weile saßen sie alle in der Herdstube um den gedeckten Tisch; nur Mutter Mahtilt wollte das Mahl nicht teilen, und Rötli blieb bei der Mutter am Herd. Bruder Wampo hatte den Ehrenplatz eingenommen, und er sorgte dafür, daß die Suppe nicht kalt wurde wie auf dem Tisch im Ramsauer Pfarrhaus. Jeden Bissen würzte er mit Schnurren und Späßen, so daß sich manchmal helles Gelächter um den Tisch erhob und zuweilen sogar über Sigenots Lippen ein Lächeln huschte. Es schien, als hätte sich der drohende Schatten, der über den Köpfen dieser Menschen hing, für ein Stündlein in freundliche Helle verwandelt. Am lautesten unter allen lachte Kaganhart, und um gedoppelten Trost zu haben, griff er so mutig in die Schüssel, daß Bruder Wampo, den Entsetzten spielend, die Arme wie zum Schutz vor die anderen streckte und mit dem alten Sprichwort rief: „Habet acht! Ein Bayer frißt... da werden wir all' mitgefressen!“

Als das Mahl zu Ende war und die Männer die Herdstube verlassen wollten, stellte sich Bruder Wampo vor die Thüre. „Holla! Jetzt wird noch geblieben ein' Weil'! Vor dem Mahl haben wir all' im Hunger das Beten vergessen, das wird aber jetzt fein säuberlich nachgeholt! Wartet nur, Ihr Heidenschüppel, ich will Euch schon Christentum predigen. Draußen vor dem Hag wird der Herr aufgestellt und Euer Haus soll er hüten — gelt, das thät' Euch schmecken? Aber beten und danken will keiner! Her da zum Tisch und nachgebetet, was ich vorsag'!“

Bruder Wampo faltete die Hände und sprach mit tönender Stimme das Gebet, Zeile um Zeile. Sigenot fiel als der erste ein, und da wurden auch die Stimmen der anderen laut. Nur Mutter Mahtilts stumme Lippen rührten sich nicht; den betenden Mönch mit finsterem Blicke streifend, legte sie ein dürres Kraut ins Feuer, und die verbrennende Staude füllte die Stube mit schwerem Duft. Sigenot gewahrte das Gebaren der Mutter, und seine Stimme wurde leiser. Nach dem Gebet verließen die Männer wortlos die Stube. Bruder Wampo wollte auf der sonnigen Hausbank die Mittagsruhe halten, doch Edelrot faßte ihn beim Kuttenärmel und zog ihn unter die Eichen. „Ich muß Dich 'was fragen, Gottesmann!“

Er sah den Ausdruck tiefen Kummers in ihrem lieblichen Gesicht und ließ sich erschrocken führen, wohin sie wollte. Im Schatten der Bäume hielt Rötli tiefatmend inne und sagte mit bebendem Stimmlein: „Es geht die Red', Ihr wisset viel, Ihr Gottesleut'.“

„Freilich, Dirnlein, ein guter Gottesmann weiß alles.“

„So sag' mir... ist das wahr mit dem Bid?“

Bruder Wampo machte ein verdutztes Gesicht. „Mit wem? Mit was?“

„Mit dem Bid!“

„Bid, Bid? Den kenn' ich nicht! Wer soll denn das sein?“

Scheu, mit stockenden Worten, erklärte Rötli dem Bruder, wer der Bid wäre, wo er hause und welches Schicksal aus seinem Anblick erwachse. Da schüttelte Wampo lachend den Kopf. „Papperlapapp, Dirnlein, das ist Narretei und schiecher Aberglauben! Einen solchen Kerl giebt's nicht. Und das wird gleich bewiesen sein! Außer Menschen und Getier und außer den leblosen Dingen der Welt giebt's nur zwei Sachen noch: das ist der liebe Gott mit seinen Engelein und Heiligen, die im Himmel wohnen, und das ist der Teufel mit seinen schwefligen Heerscharen, die in der Höll' hausen. So schau'... da bleibt ja fürs Wasser nichts übrig als nur die liebe Gottesgab' der Fisch' und Krebse. Nein, Dirnlein, einen solchen Kerl giebt's nicht! Sag' nur: ich hab's gesagt!“

„Wenn ihn aber doch einer schon gesehen hat, den Bid?“ kam es zitternd von den Lippen des Mädchens, in dessen Augen schon ein Fünklein von Hoffnung glomm.

„Gesehen? Ja wie soll er denn ausschauen?“

„Grauslich! Einen weltsgroßen roten Kopf hat er, mit glitzrigen Schuppen wie ein Ferch, keine Nas' und keine Augen im Gesicht... und wo die Leut' die Ohren haben, da hat er lange Flossen!“

„Pfui Teufel, der schaut aber gut aus!“ lachte Bruder Wampo, dann aber stockte er und schien sich zu besinnen. „Freilich, freilich... er weiß gar mancherlei Künst', der schieche Feind, und diemal schreckt er die Menschen in grauslicher Gestalt! Da können die lieben Heiligen davon erzählen! Aber da muß man sich noch lang nicht fürchten, Dirnlein. Sei nur gut und fromm, so hat er keine Macht über Dich! Und wenn er Dir einmal erscheinen sollt'... ich wünsch' Dir's nicht... aber nachher schlag' nur gleich das Kreuzzeichen, thu' Dein Stoßgebetlein und wirst sehen: weg ist er! Weg, wie fortgeblasen! Aber ein Geruch bleibt hinter ihm... Du, da gehört eine gute Nas' dazu!“

Mit beiden Händen umklammerte Rötli die Hand des Mönches und stammelte mit zuckenden Lippen: „Ach Du guter Gottesmann, schau', ich thu' Dich bitten; zeig' mir's doch, zeig' mir's, wie ich's machen muß!“

„Wohl wohl, Dirnlein, komm nur und setz' Dich her zu mir, komm nur!“

Sie saßen auf dem Lugaus in warmer Sonne, umgeben vom leisen Fall der welkenden Blätter. Als Bruder Wampo nach einem Stündlein Abschied nahm vom Fischerhause, geleitet von Wicho, der das schwere Lägel trug, da war aus Edelrot eine gute Christin geworden, freilich eine „gute Christin“ nach der Meinung Bruder Wampos. Sie hatte gezittert in Angst und

Not, und da war ihr der Glaube gar leicht geworden, der den lieben Gott im Himmel walten und daneben den Teufel bestehen ließ, bei starker Hilfe wider seine üblen Künste. Ein Stündlein hatte Bruder Wampo reden müssen, um die Angst aus diesem zitternden Kind zu lösen. Vielleicht wäre ihm diese Liebesmühe rascher und leichter gelungen, wenn es ihm in den Sinn gekommen wäre, zu erzählen: „Ich habe gebadet im See . . .“ Da hätte wohl Nötli hellauf gelacht, und vielleicht hätte sie für kommende Zeiten die Lehre gewonnen, daß es um so manche Furcht des Lebens bestellt ist wie um den Bid des Ruedlieb: blick' hin mit verwirrten Sinnen, und Schreck und Grauen erfaßt Dich... blick' hin mit klarem, sehendem Aug' und die Posse macht Dich lachen!

21.

Auf beschwerlichem Pfade wanderte Eberwein, von Mätzel geführt, durch dichtverwachsenen schattendunklen Fichtenwald. Sein Gesicht war bleich, seine Augen hingen mit verlorenem Blick an der Erde, und manchmal bewegten sich seine Lippen wie in raunendem Selbstgespräch. Er hörte das dumpfe Rauschen nicht, das ihm durch den Wald entgegenscholl, und blickte erst auf, als er den aus einem mächtigen Baumstamm gebildeten Steg erreichte, welcher die Schlucht der Windach überspannte. Ein eiskalter Luftstrom fuhr ihm entgegen und peitschte sein Gewand. Mätzel hatte den Steg betreten, dem eine morsche Stange als Geländer diente; mitten auf dem Balken blieb sie stehen und deutete in die Tiefe der Schlucht. Eberwein sah, daß ihre Lippen sich bewegten — sie schien ihm etwas sagen zu wollen — doch das Rauschen und Brausen, welches aus der Tiefe quoll, verschlang den Hall ihrer Stimme. Zögernd betrat Eberwein den Balken, welcher zitterte und schwankte wie ein Mühlbrett über den Mahlsteinen. Steil und wirr geklüftet, stürzten vor seinem Blick die Felsen niederwärts, Wasser rann und sickerte über alles Gestein, in mächtigen Fetzen, noch von Wurzeln durchflochten, hing die zerrissene Erde über alle Kanten der Felsen, auf allen Seiten bröckelte und kollerte das Erdreich. Gewaltige Felsblöcke hingen eingekeilt zwischen den Wänden der Schlucht, in deren grauem Zwielicht der weißschäumende Wildbach hauste wie ein gefesselter, in seinen Banden tobender Riese. Aus dem Brausen und Rauschen klang noch das dumpfe Poltern des Gesteins, welches der Bach auf seinem Grund wälzte und zerrieb, und bis zur Höhe des Steges sprühte der kalte Wasserstaub, an Eberweins Antlitz hauchend wie der eisige Atem der Vernichtung.

Wieder deutete Mätzel unter kreischenden Worten in die Tiefe. So laut die Magd auch schrie — Eberwein verstand sie nicht. Und dennoch schien er zu wissen, was sie sagen wollte. Seine Hände griffen nach dem schwankenden Geländer, als befiele ein Grauen seine Sinne, und aus gepreßtem Herzen schrie er auf: „Aus den Schrecken dieser Tiefe, aus diesem Höllenrachen hat ihn Gott gehoben mit barmherziger Hand! Und ich soll ihn stürzen in Jammer, der noch tiefer ist und grauenvoller? Was Eid und Pflicht mir gebieten... ist es nicht wider Gott?“ Als könnte er den Anblick der finsteren Tiefe nicht länger ertragen, so legte er die eine Hand über die Augen; und mit der anderen am Geländer sich weitertastend, verließ er den Steg.

Erschrocken, mit glotzenden Blicken, starrte die Magd ihn an; und kaum vermochte sie ihm zu folgen, so hastig eilte er auf dem steinigen Pfad dahin. In jedem Zug seines Gesichtes spiegelte sich der Kampf, der seine Seele stürmisch erfüllte. Geschah es doch zum erstenmal, daß sein Herz in schreiendem Widerspruch geriet mit den Gesetzen der Kirche, deren treuester Sohn er allezeit gewesen. Zwiespalt war jeder Gedanke, den er dachte, Pein und Marter jede Regung, die er empfand. Wie sollte er sich lösen aus diesem Streit? Wie sollte er das Rechte finden? Waren diese beiden Menschen, Mann und Weib, ihm nicht entgegengetreten — zwei Körper und doch eine Seele nur, und diese Seele rein und fromm, gläubig und liebreich, ein Wohlgefallen für Gottes Augen? Wie zwei treue Gärtner des Himmels waren sie Hand in Hand durch ein langes Leben gewandert, und kein Tag war ihnen vergangen, an dem sie nicht den Samen des Guten ausgestreut, nicht ein Flecklein steinigen Grundes gewandelt hatten in fruchtbares Erdreich! Welch' eine Ehe ward im Himmel geschlossen, wenn nicht diese? Mußte ihm diese Ehe nicht erscheinen wie die lautere Erfüllung aller edelsten Bestimmung menschlichen Lebens, mehr noch: wie reiner Gottesdienst?... Aber sein Eid! Seine Pflicht! Wie Glut aus der Asche bricht, so tauchte immer wieder, wenn seine Gedanken ruhiger wurden, diese brennende Mahnung in ihm auf. Streng und unerbittlich lautete das Gesetz der Kirche, das er beschworen bei seiner Weihe und zum andernmal bei seinem Auszug nach dem Land, in welchem er walten und richten sollte als Kirchenfürst. Daß jene Ehe rein war, fromm und heilig, daß diese beiden Menschen nach einem fast schon vollendeten Leben nicht mehr zu zählen waren als Mann und Weib, nur noch als Bruder und Schwester im weißen Haar — solche Ausnahme kannte das Gesetz nicht. Streng und ehern klangen seine Worte: jeder beweibte Priester ist verlustig seines Amts und seiner Pfründe; jeder beweibte Priester, der die Sakramente verwaltet, jeder Laie, der aus eines solchen Priesters Hand das Sakrament empfängt, verfällt dem Bann und ewiger Verdammnis!

„Das Gesetz ist wider mein Herz! Wie soll ich wählen? Wer weiset mich?“

Da ging der Wald zu Ende, und vor Eberweins verstörten Blicken lag hügeliges Weideland, eine Halde der Schönau. Von der Höhe eines Hügels tönte eine freundlich klingende Stimme: ein junger Hirte lockte seine Schafe, er griff in die Ledertasche und bot den Tieren, die ihn umdrängten, mit vollen Händen das Mied. Der Hirt verschwand mit seiner kleinen Herde . . . für Eberweins Augen aber war der Hügel nicht leer. Vor seinen Blicken stieg es auf wie ein Gesicht: die dunklen Wogen der Wälder erschienen ihm wie ein weitgedehntes Meer, der niedere Hügel verwandelte sich in ragenden Berg, Tausende von Männern, Weibern und Kindern waren auf dem Hang gelagert, und auf der Höhe des Berges sah er den „Mildesten der Menschen“ stehen, im Kreise seiner Jünger, umflossen von einem Schimmer der Verklärung, und weithin klangen mit sanfter glockenweicher Stimme die Worte der Bergpredigt: „Ich sage Euch, wenn Eure Gerechtigkeit nicht besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Wie Erleuchtung drang die Mahnung dieser Worte in Eberweins Seele; er atmete tief und strich mit der Hand über die Augen. Und lächelnd, erlöst von allem Sturm seines Herzens, blickte er hinaus in das sonnige Thal. Rings um seine Füße standen die Heideblumen noch in später Blüte, und das silberige Laub einer einsamen Birke flüsterte im leisen Wind. Vom Stamm des Baumes löste Eberwein ein Stück der Rinde und ritzte auf das weiße Blatt mit spitzigem Stein die Worte: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!“

Er pflückte von den Blumen, wickelte das Birkenblatt um das Sträußlein und band es fest mit langer Schmehle. Mätzel sah zu mit aufgerissenen Augen. Er reichte ihr die Blumen und sagte: „Bringe sie Deiner guten Herrin und sag' ihr, daß ich mit Sehnsucht der Stunde harre, in der ich wieder weilen darf an ihrem freundlichen Herd. Ich komme, wenn die Woche vergangen ist . . . nein, gute Mätzel, sage nur: morgen, schon morgen!“

Die Magd verstand nur halb; eines aber fühlte sie: es war gute Botschaft, welche sie tragen durfte. Röte und Blässe wechselten auf ihrem häßlichen Gesicht, das Wasser schoß ihr in die Augen, mit zuckender Hand, wie ein Falk seine Beute greift, haschte sie das Sträußlein und rannte davon. Eberwein blickte ihr lächelnd nach, bis sie im Wald verschwunden war. Dann wanderte er über die Halden und erreichte auf bewaldetem Hügel einen halb zerfallenen Hag. Er sah das offene Thor — und es wurde nicht geschlossen, als er sich näherte. Erschrocken aber verhielt er den Fuß, da er die traurige Verwüstung gewahrte, welche der morsche Hag umschloß: die Reste der niedergebrannten Scheune, die Trümmer des gestürzten Hauses und den von Unkraut überwucherten Garten. Im spärlichen Schatten eines Apfelbaumes sah er einen schlafenden Greis auf der Erde liegen, das Gesicht in die Arme vergraben; er wollte nähertreten, doch der üble Geruch, der den Hofraum erfüllte, benahm ihm fast den Atem. Ein summender Fliegenschwarm lenkte seine Blicke auf die halbverweste Ziege, deren Aasgeruch die Luft verpestete. Unter dem Gerümpel, welches im Unkraut umherlag, gewahrte er einen Spaten. Er hob ihn auf, schritt an dem schlafenden Greis vorüber, und seinen Ekel überwindend, schaufelte er in einem Winkel der Hofreut eine Grube und versenkte den Leichnam des Tieres. Während er die Grube wieder mit Erde füllte, erschien ein Dirnlein von etwa



Maienzeit.

Maienzeit, o sel'ge Tage,
Weiß von Blüten Strauch und Baum —
Du mein süßes Mädchen, sage:
Scheint Dir's nicht ein holder Traum?

Hoch vom Himmel Lerchenlieder,
Rings die Erde sabbatstill,
Und ich sinke vor Dir nieder —
Ahnst Du, was das werden will?

Selig schweift Dein Blick ins Blaue,
Trunken halt' ich Deine Hand . . .
Lenz und Lust, soweit ich schaue,
Maienzeit in Herz und Land!

Anton Ohorn.

Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

neun Jahren im offenen Thor; das Kind hatte verweinte Augen, und zögernd schlich es zum Apfelbaum. „Gobl-Ähni!“ Das lispelnde Stimmlein weckte den Schläfer nicht. „Gobl-Ähni!“ Schüchtern griff das Kind nach der Lodenkotze des Schlummernden und zupfte. Da erwachte der Greis, halb richtete er sich auf und hob die müden Augen. „Was willst?“

„Ich such' den Huzebuben!“ stotterte das Dirnlein unter rinnenden Zähren. „Hast ihn nicht gesehen?“

„Was geht mich der Bub' an!“ murrte der Alte. „Lauf' hinauf in Wazemanns Haus und frag'! Laß mich schlafen . . . und schau', daß Du weiter kommst!“ Er streckte sich wieder hin.

Eine Weile noch stand das Kind, stumm und zitternd, dann verließ es schluchzend die Hofreut. Seufzend drehte sich der Greis auf die Seite. Da hörte er Schritte hinter dem Baum, blickte auf und gewahrte den Mönch. Weder Neugier noch Staunen sprach aus seinem Blick; nur ein mattes Lächeln ging über seine Lippen.

„Dein Haar ist weiß, und bei dem Alter sollte die Milde wohnen,“ sagte Eberwein, „aber Dein Herz ist hart. Du hast übel geredet mit diesem Kind. Fürchtest Du nicht, daß Dich einer straft, der die Thränen der Kinder zählt?“

„Fürchten?“ lächelte Gobl. „Es giebt keinen, den ich fürcht' . . . nur einen noch, auf den ich wart'! Zu mir kommt er heut' oder morgen, zu Dir ein andermal. Zu allen kommt er, denn alle hat er lieb wie der gute Hirt seine Geißen . . . laß sie nur laufen, wohin sie mögen, einer jeden steigt er nach, einer jeden bringt er das Mied zum guten Heimweg in den kühlen Stall!“

In tiefer Bewegung beugte Eberwein das Knie und faßte die Hand des Greises. „Du rufst den Tod . . . ich aber will Dich zu Jenem führen, der das Leben ist.“

Da lachte Gobl. „Den kenn' ich nicht! Und wüßt' ich auch, wo er hauset . . . ich thät' keinen Schritt nach ihm. Das Leben noch suchen, wo ich doch wart' auf das Stündl, das mich erlöst von ihm!“

„Mensch, wie redest Du? Glimmt in Deinem Herzen kein Funke der Liebe mehr? Denkst Du nicht Deiner Kinder?“

Mit starrem Blick hafteten die halb erloschenen Augen des Greises auf Eberwein. „Schau' mein Haus an, dort liegt's! Such' meine Kinder . . . wo die liegen, weiß ich nicht. Drei Buben hab' ich gehabt, gewachsen wie Bäum' — den einen hat die Lahn geschlungen, den anderen haben die Wölf' gefressen, und den letzten hat der Teufel geholt, der Wazemann heißt! Eine Dirn' hab' ich gehabt, lichtscheinig und gut“ . . . Gobl ballte die Fäuste, und seine Stimme wurde zum Keuchen, „frag' beim Henning an, wo meine Heilka geblieben ist! Zur Windach ist sie gelaufen . . . heimgekommen aber ist sie nimmer, und nur Hennings Bub' ist noch übrig von ihr.“ Zitternd an allen Gliedern hob der Greis sich auf die Füße. „Wo haust er denn, der Deinig', der das Leben ist? Sell oder sell?“ Er deutete mit zuckenden Armen. „Sag' mir's, daß ich's weiß — oder ich könnt' am End' den Weg verfehlen, den ich such', den Weg nach der anderen Seit'!“

In die Stille, welche diesen Worten folgte, klang vom Hagthor her das Schluchzen des Kindes. Eberwein stand auf und ging dem Greise nach bis zu den Trümmern des Hauses. „Schwere Not hast Du erfahren, Unheil und Unrecht sind über Dein Herz gefallen wie die Wölfe über das Lamm. Und ich sage Dir doch . . .“

Da fiel ihm Gobl ins Wort: „Hörst denn nicht: sell draußen weint das Kind! Mein Herz wär' hart? Hast recht! Aber das Deinig' ist härter noch. Mich laß in Ruh', mir hilft keiner mehr als der einzig', auf den ich wart'. Aber dem Kind da draußen kannst ein Wort sagen, das einen Trost hat. So thu's doch! Ich mein', das wär' gescheiter, als daß Du mich um den Schlaf bringst, in dem ich ein leichteres Warten hab'!“ Der Greis wandte sich ab, zog aus dem Wust der Trümmer ein zerschmettertes Stücklein Hausrat hervor, betrachtete es von allen Seiten und ließ es wieder fallen.

Eberwein stand in schwerem Kampfe. Heißes Erbarmen hielt ihn fest an der Seite des Greises, und tiefes Mitleid trieb ihn zu dem Kinde. Wer war der Hilfe bedürftiger? Dieser sinkende Stamm oder jenes zitternde Ständlein, dem der erste Schmerz an die Wurzel seines jungen Lebens rührte? Mit feuchten Augen blickte er dem Greise nach, der ihm den Rücken kehrte, unter dem Apfelbaum sich niederstreckte in das Kraut und das Gesicht in den Armen barg. „Schlafe nur! Einer wird kommen und wird Dich wecken! Noch lebst Du, und wie die Schmerzen des Lebens nimmer enden, so enden auch nimmer seine Freuden. Ich seh' es kommen, daß Du den Tod, den Du so heiß gerufen, mit Stammeln und Zähren bitten wirst: warte noch ein Weilchen, laß mir nur dieses letzte Stündlein noch! Dann wirst Du Jenen suchen, der das Leben ist!“

Der alte Gobl lachte, ohne das Gesicht zu heben; aber sein Lachen klang, als wär' es Schluchzen.

Eberwein hatte nicht weit zu gehen; nah vor dem Hagthor, im Schatten eines welkenden Dornstrauchs, fand er das weinende Kind. Er setzte sich an die Seite des Dirnleins und umschlang es mit den Armen. Das Kind hob die nassen Augen, starrte erschrocken auf den fremden Mann im schwarzen Kleid, dann ließ es das Köpflein wieder sinken und weinte noch lauter.

„Sag' mir, Kindlein, warum weinst Du?“

„Um meinen Huzebuben muß ich weinen.“

„Wer ist denn Dein Huzebub'?“

„Ach, so ein lieber guter Bub'! Meinem Vater hat er die Geißen gehütet hinter dem Eismann droben. Und all' Woch' hab' ich mich gefreut, bis er heimgekommen ist. Blümlein hat er mir alleweil gebracht und die schönsten Farbstein', rot und grün und gelb . . . und auf den Abend alleweil ist er bei mir gesessen und hat mir Liedlein gesungen und hat gehäuselt mit mir . . .“ Die Worte des Kindes erstickten in bitterlichem Schluchzen.

Eberwein hob das Dirnlein auf seinen Schoß und stellte Frage um Frage. Als er hörte, welch' einer grausamen Strafe der arme Bub' verfallen war, stieg ihm dunkle Röte in die Stirn. Das Kind zur Erde stellend, sprang er auf, und seine blitzenden Augen suchten in der Ferne den Falkenstein. „Herr Waze,“ rief er und hob die Faust, „das soll Deiner Sünden Abend sein!“ Und zu dem Kinde sich wendend, sagte er: „Ich löse Deinen Spielgesellen und kehre nicht heim aus Wazemanns Haus, ohne daß ich an meiner Hand den Knaben führe.“ Unter Zähren starrte das Kind zu ihm auf; es verstand den Sinn seiner Worte nicht und hörte nur seinen Zorn, vor dem es erschrak. Da beugte sich Eberwein nieder, streichelte dem Kinde das Haar und flüsterte: „Mußt nimmer weinen, Dirnlein, ich bring' Dir Deinen Huzebuben.“

Es ging wie Sonnenschein über das Gesicht des Kindes. „Aber gelt, recht bald? Und thu' ihn nur gleich grüßen von mir!“

„Ja, mein Dirnlein, das will ich nicht vergessen.“

Eberwein küßte das Kind, dann faßte er seinen Stab und wanderte seewärts. Als nach einer Weile der Pfad sich teilte und Eberwein zögernd stehen blieb, klang hinter ihm ein dünnes Stimmlein: „Sell hin geht's, Herre, sell hin!“ Das Kind war ihm nachgelaufen und wies ihm nun den Weg. Eberwein ließ das Dirnlein zu sich herankommen und redete ihm zu, nach Hause zu gehen; das Kind nickte wohl und blieb zurück, doch es währte nicht lange, so hörte er hinter sich schon wieder die trippelnden Schrittlein; wenn er sich umblickte, blieb das Dirnlein stehen — schritt er weiter, so lief es hinter ihm her. Als er die Achenbrücke erreichte und wieder die Augen wandte, sah er das Kind nicht mehr.

Auf dem Reitweg kam einer von Wazemanns Knechten herabgestiegen; die Erinnerung an Bruder Wampo machte ihn lachen, als er den Mönch gewahrte; aber das Lachen verging ihm, da er in Eberweins Augen sah. An der Kleidung erkannte Eberwein den Troßknecht. „Führt dieser Weg zu Deines Herren Haus?“

„Wohl wohl!“ sagte der Knecht und griff mit zögernder Hand nach der Kappe. Scheu blickte er dem Mönche nach und that, als Eberwein zwischen den Bäumen verschwand, einen leisen Pfiff vor sich hin. Hastig verließ er den Reitweg, rannte quer durch den Wald, dem nahen Felsenpfad entgegen und sprang über die steilen Stufen empor. Mit der Faust schlug er an das Pförtlein. Als ihm aufgethan wurde, fragte er keuchend: „Wo ist der Herr?“ Und ohne die Antwort abzuwarten, rannte er über den Hof, an dem Gesind' vorüber, welches mit dem erlegten Wild beschäftigt war, das Herr Waze und seine Buben von glücklicher Jagd nach Hause gebracht. „Herr, Herr!“ schrie der Knecht, noch auf der Freitreppe, und stolperte über die Schwelle.

(Fortsetzung folgt.)

Volkstümliche Klassikeraufführungen.

Von Dr. **Burckhard**, Direktor des Hofburgtheaters in Wien.

Mit vollem Rechte wird in unserer Zeit immer dringlicher die Forderung nach „Kunst für das Volk“ erhoben, und in der That ist auf dem Gebiete der volkstümlichen Verbreitung der geistigen Genüsse gerade in den letzten Jahren viel geschehen; aber wenn wir es mit dem vergleichen, was leicht hätte geschehen können, ist es doch noch wenig.

Freilich, wir dürfen uns heute nicht träumen lassen, es könnte uns gelingen, der Kunst wieder jenen volkstümlichen Charakter zuzudekretieren, den sie in früheren Entwicklungsstufen besessen hat, und die Bevölkerung zu ihrem Genusse in jener Weise heranzuziehen, wie es z. B. bei den dramatischen Vorführungen in Griechenland, bei den geistlichen und weltlichen Spielen des Mittelalters der Fall war. Und doch — wie viel kann für jene geschehen, denen ihre Geldmittel und ihre Zeit nicht gestatten, auch nur gelegentlich die gewöhnlichen Vorstellungen der Theater zu besuchen, denen die großen Klassiker kaum dem Namen nach bekannt sind, denen eine gediegene Aufführung eines wirklichen Kunstwerkes eine neue Welt erschließt! Der freundlichen Einladung der Redaktion der „Gartenlaube“ entsprechend, will ich im folgenden über den Versuch berichten, der seit einigen Jahren am Wiener Hofburgtheater gemacht wird, durch Veranstaltung von sonntäglichen Nachmittagsvorstellungen dramatische Kunstwerke einem Publikum vorzuführen, das zum großen Teile sonst vom Besuche des Theaters überhaupt oder doch vom Genusse der Werke der dramatischen Klassiker ausgeschlossen war.

Der Zweck dieser Zeilen ist nicht, irgend ein Verdienst hierbei für meine Person in Anspruch zu nehmen; dieses gebührt vielmehr zunächst den Hoftheaterbehörden, welche unbekümmert um bestehende Vorurteile auf die von manchen für gewagt und bedenklich erachtete Neuerung eingingen, ferner den Darstellern, welche neue Lasten arbeitsfreudig auf sich nahmen, und nicht zuletzt der Presse, welche vom ersten Augenblick an sich dem neuen Unternehmen gegenüber anregend und fördernd verhielt. Der Zweck dieser Zeilen ist vielmehr, die gemachten Erfahrungen mitzuteilen, zu zeigen, auf welche Weise man versuchte, die Schwierigkeiten zu lösen, und so vielleicht die Anregung zu geben zur Nachahmung und verbessernden Ausbildung des neuen Gedankens.

Die willkommene Gelegenheit zu einem Vorversuche bot die Jahrhundertfeier des Geburtstages von Grillparzer im Jahre 1891. Es wurden an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen, am 25. Januar, 1. und 8. Februar nachmittags, drei Dramen Grillparzers zu außerordentlich ermäßigten Preisen in der ausgesprochenen Absicht zur Aufführung gebracht, den Besuch einem Publikum zu ermöglichen, welches sonst vom Besuche der Vorstellungen des Burgtheaters durch äußere Umstände ausgeschlossen ist. Diese Umstände sind nicht nur der normale Preis der Eintrittskarten, sondern auch die Zeit der gewöhnlichen Aufführungen.

Die Vorstellungen in den meisten Theatern beginnen um sieben Uhr. Nicht nur der arbeitenden Bevölkerung im engeren Sinne, auch einem großen Teil der Gewerbetreibenden ist es unmöglich, an Wochentagen um diese Stunde im Theater zu sein. Wollte man also diesen Teil der Bevölkerung berücksichtigen, so mußte man, da die Sonntagabende vom Standpunkte der Finanzgebahrung aus hierfür nicht wohl in Frage kommen konnten, auf die Nachmittage von Sonntagen das Augenmerk richten.

Aber eben mit Rücksicht auf den Zweck der Vorstellungen ergab sich da sofort eine große Schwierigkeit. Für die Plätze der niederen Preisstufen war ein außerordentlicher Andrang zu gewärtigen, und die Erfahrung bestätigte auch diese Voraussetzung. Wie ließ es sich bewerkstelligen, daß thatsächlich das Unternehmen jenen zugute kam, welche man heranziehen wollte? Die übliche Art des Verkaufes der Karten an der Kasse mußte, ganz abgesehen von dem damit voraussichtlich verbundenen Gedränge, sich für den angedeuteten Zweck als ungeeignet darstellen.

Gerade dem arbeitenden Teile der Bevölkerung fehlt die Zeit zu einem stundenlangen Kampfe um Eintrittskarten, bei dem schließlich doch nur Ausdauer, Rücksichtslosigkeit und Zufall entscheiden. Es handelte sich darum, einen Weg zu finden, welcher Gewähr dafür bot, daß die billigen Plätze wirklich Angehörigen jener Klassen zugute kämen, denen sie zugedacht waren. Welche bestimmten Personen die Karten erhielten, mochte dann als nebensächlich erscheinen.

Da bot nun die Organisation einzelner Gesellschaftsklassen selbst einen willkommenen Anknüpfungspunkt. Die Schüler zunächst sind in Unterrichtsanstalten vereint, die Gewerbetreibenden sind genossenschaftlich organisiert, die Arbeiter haben ein sehr entwickeltes Vereinsleben. Die Schulen, gewerblichen Genossenschaften und Arbeiterverbände wurden daher eingeladen, ihre Wünsche hinsichtlich der Zuweisung von Karten schriftlich geltend zu machen, und die Sitze und Stehplätze der Galerien wurden für diese Anmeldungen vorbehalten. Gewiß wäre auch eine Rücksichtnahme auf den Stand der subalternen Beamten und manche andere Berufskreise wünschenswert gewesen, allein der bureaukratische Apparat arbeitet viel schwerer als der freier Vereinigungen, und anderwärts wieder mangelte eine einheitliche Organisation, mit der man in geschäftliche Verbindung treten, der man die Verteilung einer zugewiesenen Anzahl von Karten an die einzelnen Personen hätte überlassen können. So mußte man sich von vornherein in der angedeuteten Weise Beschränkungen auferlegen, nur auf einzelne Gruppen Bedacht nehmen.

Die Zahl der aus diesen Kreisen einlaufenden Zuschriften war groß, die Zahl der in ihnen verlangten Karten ungeheuer. Nicht Tausende, Zehntausende wurden von jeder einzelnen der billigen Preisstufen verlangt. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die ganz außerordentlich entwickelte Organisation des Arbeiterstandes.

Den einzelnen Schulen, den einzelnen genossenschaftlichen Verbänden der Gewerbetreibenden wurde nach einem den thatsächlichen Verhältnissen möglichst angepaßten Maßstabe je eine bestimmte Zahl von Karten zugewiesen. Für die zahlreichen Arbeiterbildungs-, Arbeiterunterstützungs- ꝛc. Vereine trat ein einziger Verein ein, welcher nicht rechtlich, aber in der That eine Art Centralverband ist. Ein Abgesandter der Arbeiter, welcher zugleich Vertreter der Krankenkasse und des Allgemeinen Arbeiterbildungsvereins war, erschien in der Direktionskanzlei. Auf die Frage, für wie viel Karten er Verwendung habe, erklärte er, er wäre bereit, sämtliche Plätze im Theater für alle drei Vorstellungen zu erstehen, und als ihm bedeutet wurde, als Höchstes könnten ihm einige hundert Karten für jede Vorstellung angewiesen werden, bedurfte es nur mehr der Mitteilung, wann er die Karten beheben könne und wie viel er für sie zu erlegen habe — und die Angelegenheit war erledigt. Und es kann hinzugefügt werden, daß der gleiche Vorgang beibehalten wurde, als die Nachmittagsvorstellungen zu einer ständigen Einrichtung im Burgtheater gemacht wurden, daß sich nie der geringste Anstand und nie eine Klage aus den Kreisen der Arbeiter ergab. Zu jeder Nachmittagsvorstellung erhalten Angehörige des Arbeiterstandes 90 Karten zu 10 Kr., 40 Karten zu 30 Kr., 80 Karten zu 50 Kr., 30 Karten zu 80 Kr., 20 Karten zu 1 Fl., 3 Karten zu 1 Fl. 50 Kr. Auf die weitere Verteilung hat die Theaterleitung keinen Einfluß. Die Karten werden pünktlich behoben und bezahlt und ein einfach aber festtäglich gekleidetes Publikum aus Arbeiterkreisen, Männer und Frauen, das mit gespannter Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne folgt und sich in jeder Richtung musterhaft benimmt, erfüllt jedesmal einen Teil der Galerien, sich mit Schülern der verschiedensten Anstalten und anderen Besuchern einträchtig vermischend.

Die drei Vorstellungen aus Anlaß der Grillparzerfeier hatten gezeigt, welches Bedürfnis nach volkstümlichen Vorstellungen in allen Schichten der Bevölkerung bestehe, daß es möglich sei, demselben entgegenzukommen, und daß die gelegentlich geäußerten Besorgnisse, ein Teil des so herangezogenen Publikums könnte unliebsame Störungen veranlassen oder doch den gebotenen Aufführungen nicht das erforderliche Verständnis und Interesse entgegenbringen, unbegründet waren.

Gerade in letzterer Richtung hatte schon die erste Vorstellung Gelegenheit zu sehr beachtenswerten Wahrnehmungen gegeben. Mit Absicht war ein Stück gewählt worden, welches nicht durch äußeres Gepränge, lebhafte Volksscenen, erregende Zwischenfälle die Sinne fesselt, sondern dessen Wirkung in der seelischen Ver-

tiefung der Charaktere, einer einfachen rein menschlichen Handlung, in der Schönheit der Sprache liegt. Es wurde „Sappho“ gegeben. Im Hause herrschte atemloses Lauschen; aber daß die Stille nicht etwa die Wirkung ängstlicher Befangenheit war, daß jeder verständnisvoll der Entwicklung folgte, das zeigte sich, als Phaon die Melitta unter dem blühenden Rosenstrauche umarmte und in diesem Augenblicke Sappho im Hintergrunde erschien. Ein leiser Ruf des Schreckens zitterte durch das Haus, das innigste Mitgefühl mit den jungen Liebenden und das vollste Verständnis für die Seelenzustände der beteiligten Personen verratend.

Auf „Sappho“ folgte „Medea“, auf diese der „Traum ein Leben“. Hiermit war der erste Versuch abgeschlossen.

Es handelte sich nun darum, das, was zunächst der festliche Anlaß gerechtfertigt hatte, der Organisation des Ganzen dauernd einzufügen. Auf der einen Seite sollten die billigen Preise festgehalten werden, auf der anderen Seite galt es, die Nachmittagsvorstellungen, welche für die darstellenden Künstler eine erhebliche Mehrbelastung bedeuteten, diesen nicht von oben herab aufzudrängen.

Die von der obersten Theaterleitung in fürsorglicher Weise eingeleitete Gründung eines Pensionsvereins für die Mitglieder des Theaters bot den erwünschten Anknüpfungspunkt.

Die unentgeltliche Mitwirkung der Künstler und des übrigen Personals ermöglichte es, die Preise für die Mehrzahl der Plätze sehr niedrig zu stellen, die Zuwendung des Erträgnisses an den Pensionsverein machte die ganze Einrichtung von Anfang an zu einer unmittelbaren Angelegenheit der mit ihrer Arbeit Beteiligten. Traten diese so dem Unternehmen von Anfang an wohlwollend gegenüber, so mußte der seltsame Reiz, die Stücke der alten Klassiker einem naiven, höchst empfänglichen Publikum gleichsam als Neuheiten vorzuführen, die innere Anteilnahme der Künstler noch steigern; und so ward es möglich, was anfangs kaum glaubhaft erschienen war, die Dramen unserer Klassiker dem Nachmittagspublikum in derselben Besetzung vorzuführen, in welcher sie in den Abendvorstellungen zur Aufführung gelangen, und keiner der Künstler hat sich je diesen volkstümlichen Vorstellungen zu entziehen gesucht.

Die Verteilungsart, welche anläßlich der Grillparzerfeier gewählt worden war, wäre auf die Dauer schon darum nicht möglich gewesen, weil die Arbeitslast nicht hätte bewältigt werden können. Es wurden daher schriftliche Anmeldungen in der Form von Korrespondenzkarten eingeführt. Diese Karten enthalten auf der Rückseite eine kurze „Gebrauchsanweisung“ und ein Schema der verschiedenen Preise der Plätze, in welchem der Besteller die Anzahl der gewünschten Karten eines bestimmten Preissatzes bezeichnet. Auf die Vorderseite schreibt der Anmeldende seine Adresse und hinterlegt die Karte in einen am Theater angebrachten Einwurfkasten. Die Karten schichten sich dort in der Reihenfolge, in der sie eingeworfen werden, erhalten ihre Nummer und werden streng nach derselben erledigt, indem die Zahl der angewiesenen Karten in das Schema eingetragen und dieses durch die Post dem Adressaten zugesandt wird. Jeden Freitag können die Theaterbillets unter Vorweisung der Korrespondenzkarte an der Kasse erhoben werden. Außerdem beziehen die Rektorate der Hochschulen eine feste Anzahl von Eintrittskarten in das Stehparterre zu jeder Vorstellung und ebenso verfügen die Militärbehörden für Zöglinge von Militärschulen über die Zuweisung der Eintrittskarten in die bei Abendvorstellungen den Offizieren vorbehaltene Abteilung des Stehparterres.

Ein Verzeichnis der auf die einzelnen Nummern der Korrespondenzkarten angewiesenen Zahl von Theaterkarten ermöglicht eine Ueberwachung gegenüber etwaigen mißbräuchlichen Verwendungen der Formulare. Ueberzählige oder nicht erhobene Karten werden am Samstag an der Kasse verkauft.

Für die Arbeitervereine wird, wie erwähnt, eine Anzahl von Karten zu jeder Vorstellung vorweg genommen; ein ähnliches Verfahren konnte neuerdings dank dem Eingehen des Landesschulrates auf die Absichten der Theaterleitung auch hinsichtlich der Schulen eingeführt werden. Einige hundert Karten wurden den Mittelschulen zugewiesen und unter diese nach der Anzahl der Schüler und nach anderen sachlichen Gesichtspunkten in der Weise verteilt, daß jede Schule eine Saisonkarte ausgefertigt erhielt, auf Grund deren sie zu jeder Vorstellung eine bestimmte Anzahl Theaterkarten von der Kasse bezieht, während die Verteilung unter die Schüler die Leitung der Anstalt selbst besorgt.

So ist wenigstens zwei großen Gruppen von Berücksichtigungswürdigen, Schülern und Angehörigen des Arbeiterstandes, eine bestimmte Anzahl von Karten zu jeder Vorstellung gesichert und eine gewisse Gewähr für eine zweckmäßige und insbesondere gleichmäßig wechselnde Verteilung innerhalb dieser Gruppen geschaffen.

Freilich ergiebt sich hieraus ein anderer Uebelstand. Die Zahl der vorhandenen Plätze steht an sich in keinem Verhältnis zu der Nachfrage. Durch die Ausscheidung von einigen hundert Karten für die genannten Gruppen vermindert sie sich noch wesentlich, so daß von den allgemeinen Anmeldungen zu den billigen Plätzen nur ein verschwindender Bruchteil Berücksichtigung finden kann.

Zu der ersten regelmäßigen Nachmittagsvorstellung wurden über 5000 Korrespondenzkarten in den Anmeldungskasten geworfen! In der ersten Zeit hatte ich an der Durcharbeitung dieser Masse regelmäßig einen Tag in der Woche von zehn Uhr abends bis vier Uhr früh zu arbeiten. Und wie viele Tausende haben die freiwillig übernommene Mühe jedesmal mit Verwünschungen gelohnt! Der ganz Vernünftige läßt sich die Abweisung vielleicht ein-, zwei-, dreimal gefallen, ja noch öfter — aber auch für ihn kommt der Augenblick, wo er aufhört, nachzurechnen, und sagt: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu“, „wieder so eine Protektionsgeschichte!“ Er sieht ein, daß nicht alle Karten erhalten können, aber er sieht nicht ein, warum gerade er keine bekommt.

Haben sich der Natur der Sache nach die Anmeldungen für die billigen Plätze im Laufe dieser zwei Jahre wesentlich vermindert, so stehen sie doch noch immer in keinem Verhältnis zum verfügbaren Vorrat, und wenn trotz der gemachten Erfahrungen bisher davon Umgang genommen wurde, für die Karten der niederen Preisstufen die allgemeine Anmeldung einzustellen und diese Karten ganz den Schülern und Vereinen zuzuwenden, so konnte die Rechtfertigung hierfür nur in dem Gedanken liegen, daß gewisse Kreise der Bevölkerung dann eben ganz von den Vorteilen der Nachmittagsvorstellungen ausgeschlossen wären, und daß der Nutzen und die Freude der wenigen, die den anderen den Vorrang ablaufen, doch vielleicht die vergebliche Mühe und den Verdruß der Abgewiesenen aufwiege.

Seit 16. Oktober 1892 sind im Hofburgtheater nachmittags in nachstehender Reihenfolge zur Aufführung gelangt:

Schiller, Die Räuber; Kabale und Liebe; Don Carlos; Maria Stuart; Wilhelm Tell; Wallensteins Lager; Die Piccolomini; Wallensteins Tod; Die Jungfrau von Orleans.

Goethe, Die Geschwister; Clavigo; Egmont; Götz.

Lessing, Emilia Galotti.

Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen; Sappho; Die Jüdin von Toledo; Weh' dem, der lügt; Der Traum ein Leben; Medea; König Ottokars Glück und Ende; Die Ahnfrau.

Otto Ludwig, Der Erbförster.

Kleist, Das Käthchen von Heilbronn.

Shakespeare, König Richard II.; König Heinrich IV. 1. und 2. Teil; König Heinrich V.; König Heinrich VI. 1. und 2. Teil; König Richard III.; Julius Cäsar; Ein Wintermärchen; Hamlet; Othello; Macbeth; Romeo und Julia; Was ihr wollt; Die Zähmung der Widerspenstigen; Viel Lärm um nichts.

Ibsen, Ein Volksfeind; Die Kronprätendenten.

Calderon, Der Richter von Zalamea.

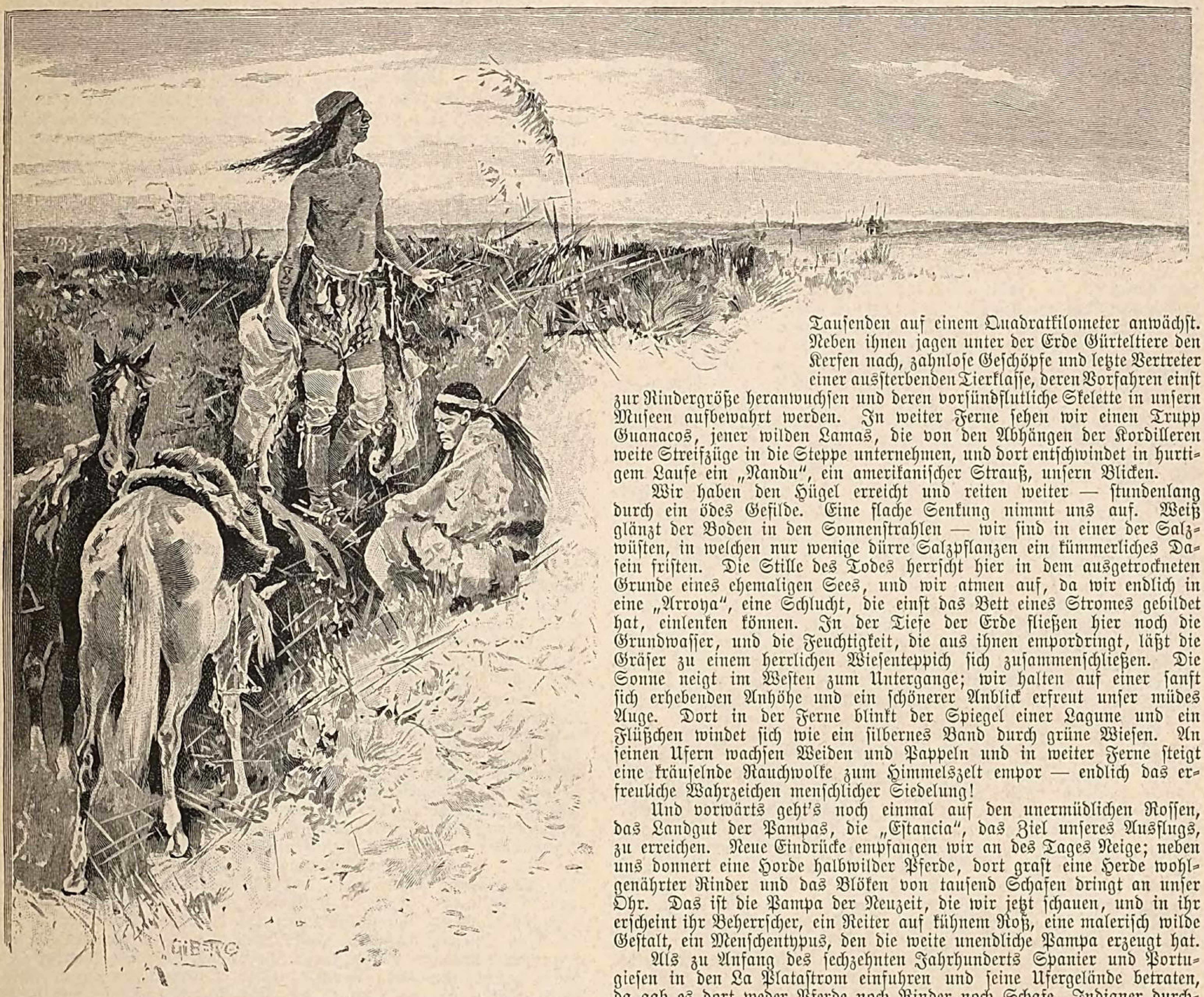
Hebbel, Die Nibelungen.

Diese Zusammenstellung zeigt, daß der Spielplan leicht zu einem zweijährigen Turnus ausgestaltet werden kann und auf diese Weise die Möglichkeit hintangehalten wird, daß die Nachmittagsvorstellungen, welche übrigens ein ganz anderes Publikum haben als die des Abends, die Zugkraft der Werke der Klassiker für die regelmäßigen Abendvorstellungen schädigen.

Den bei einem größeren Theater verhältnismäßig kleinen Aufwand an Arbeit und Mühe aber, den sie verursachen, kann der Gedanke allein schon reichlich lohnen, welche erziehliche Wirkung das Gebotene für die heranwachsende Jugend hat und für jene Hunderte, die ohne derartige Aufführungen niemals zum eigentlichen Genusse der Meisterwerke unserer großen Dichter gelangen würden.

Die Pampas Argentiniens.

Von C. Forst. Mit Zeichnungen von Alb. Richter.



Das Wiehern der Rosse weckt uns aus dem erfrischenden Schlafe. Wir springen auf und schauen uns um in dem weiten Schlafgemache. Das majestätische Himmelsgewölbe ist sein Riesendach, dessen östlicher Rand von flammender Morgenröte erglüht. Wir haben von der Heimat geträumt, von Bergen, die himmelhoch anstreben, und von majestätischen Wäldern, die im Winde rauschen — und nun? Welch ein Gegensatz die Wirklichkeit! Wir fühlen den festen Boden unter den Füßen, aber es dünkt uns, als ob wir auf den Wogen des unendlichen Meeres schaukelten, denn überall, wohin wir auch blicken, schweift das Auge frei bis zu dem fernsten Rande des Horizontes. Siegreich durchbricht die leuchtende Sonnenscheibe die Dunstwolke im fernen Osten, Tageslicht flutet über der Erde, aber eintönig, abwechslungslos bleibt das Landschaftsbild; überall die endlose Ebene, nur hier und dort scheint in der Ferne der Boden in mäßigen Wellen emporzusteigen. Grünes struppiges Gras und gelber Lehm wechseln miteinander ab, kein Baum, kein Strauch erfreut das Auge, nur in einer flachen Mulde, an deren Rande wir unser Lager aufgeschlagen haben, schöpft die durstige Pflanzenwelt aus den tieferen Wasservorräten des Bodens. Hier streben Schilfgräser höher empor und über allen leuchtet auf mannshohen Halmen die wie Silber erglänzende Blumenrispe der Totoras (Gynerium argenteum), das Wahrzeichen der Pampa, der „Ebene“, die von den Anden Argentiniens bis an die Küste des Atlantischen Oceans sich erstreckt; die herrliche Blumenrispe, die wir aus diesen öden Flächen als Ziergras in unsere europäischen Gärten verpflanzt haben.

Auf flinken Rossen eilen wir einer der sanften Hügelwellen zu; wir sind allein inmitten der unermeßlichen Steppennatur, welche nirgends die Spur der menschlichen Thätigkeit aufweist und uns den Morgengruß in demselben Gewande entbietet, das sie trug, als die ersten Europäer diese Gefilde betraten. Nach und nach zeigen sich auch die Ureinwohner der Pampas unseren Blicken. Die weiten Grasfluren sind ihre Weidegründe, aber die meisten haben unter der Erde ihre Wohnungen aufgeschlagen; es sind kleinere und größere, hasen-, kaninchen- und meerschweinchenartige Nager, Springhasen, Tucutucu, Viscachas, die den Boden mit ihren Gängen völlig unterwühlt haben und deren Zahl in günstigen Strichen zu vielen Tausenden auf einem Quadratkilometer anwächst. Neben ihnen jagen unter der Erde Gürteltiere den Kerfen nach, zahnlose Geschöpfe und letzte Vertreter einer aussterbenden Tierklasse, deren Vorfahren einst zur Rindergröße heranwuchsen und deren vorsündflutliche Skelette in unsern Museen aufbewahrt werden. In weiter Ferne sehen wir einen Trupp Guanacos, jener wilden Lamas, die von den Abhängen der Kordilleren weite Streifzüge in die Steppe unternehmen, und dort entschwindet in hurtigem Laufe ein „Nandu“, ein amerikanischer Strauß, unsern Blicken.

Wir haben den Hügel erreicht und reiten weiter — stundenlang durch ein ödes Gefilde. Eine flache Senkung nimmt uns auf. Weiß glänzt der Boden in den Sonnenstrahlen — wir sind in einer der Salzwüsten, in welchen nur wenige dürre Salzpflanzen ein kümmerliches Dasein fristen. Die Stille des Todes herrscht hier in dem ausgetrockneten Grunde eines ehemaligen Sees, und wir atmen auf, da wir endlich in eine „Arroya“, eine Schlucht, die einst das Bett eines Stromes gebildet hat, einlenken können. In der Tiefe der Erde fließen hier noch die Grundwasser, und die Feuchtigkeit, die aus ihnen empordringt, läßt die Gräser zu einem herrlichen Wiesenteppich sich zusammenschließen. Die Sonne neigt im Westen zum Untergange; wir halten auf einer sanft sich erhebenden Anhöhe und ein schönerer Anblick erfreut unser müdes Auge. Dort in der Ferne blinkt der Spiegel einer Lagune und ein Flüßchen windet sich wie ein silbernes Band durch grüne Wiesen. An seinen Ufern wachsen Weiden und Pappeln und in weiter Ferne steigt eine kräuselnde Rauchwolke zum Himmelszelt empor — endlich das erfreuliche Wahrzeichen menschlicher Siedelung!

Und vorwärts geht's noch einmal auf den unermüdlichen Rossen, das Landgut der Pampas, die „Estancia“, das Ziel unseres Ausflugs, zu erreichen. Neue Eindrücke empfangen wir an des Tages Neige; neben uns donnert eine Horde halbwilder Pferde, dort grast eine Herde wohlgenährter Rinder und das Blöken von tausend Schafen dringt an unser Ohr. Das ist die Pampa der Neuzeit, die wir jetzt schauen, und in ihr erscheint ihr Beherrscher, ein Reiter auf kühnem Roß, eine malerisch wilde Gestalt, ein Menschentypus, den die weite unendliche Pampa erzeugt hat.

Als zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Spanier und Portugiesen in den La Platastrom einfuhren und seine Ufergelände betraten, da gab es dort weder Pferde noch Rinder noch Schafe. Indianer durchstreiften zu Fuß die Steppe, um von der Jagd zu leben. Speere mit steinernen Spitzen waren ihre Waffe; was sie aber zu Herren über die damalige Tierwelt der Pampas machte, was ihnen das flüchtige Guanaco und den hurtigen Strauß in die Hände lieferte, war die „Bola“, aus Riemen bestehend, an deren Enden zwei bis drei schwere Steine befestigt waren. Mit wunderbarem Geschick verstand der Indianer diese Schlinge dem Strauß und dem Guanaco um die flüchtigen Füße zu werfen und das Wild zu Falle zu bringen.

Es waren kriegerische Jägervölker, diese zu Fuß die Steppe durchziehenden Nomaden; aber Schritt für Schritt wußten ihnen die Europäer ihre weite Heimat zu entreißen. Den weißen Männern erschienen die Grasfluren der Pampas als treffliche Weideplätze für europäisches Vieh. Die ersten Ansiedler brachten Rinder und Schafe mit, die Krieger Streitrosse; einige dieser Haustiere verloren sich in der Prairiewildnis, vermehrten sich zu unzähligen Herden, und die Pampas erhielten neben der alten eine neue Tierwelt. Pferd und Rind, das Geschenk der Alten Welt, wirkten umgestaltend auf die Lebensgewohnheiten der Pampasvölker ein. Der Indianer schwang sich auf das wilde Roß, nun wurde er erst recht zu einem Nomaden, nun verdiente er erst recht den Namen „Guaykuru“, d. h. „Schnellläufer“, der ihm von den Bewohnern der waldigen Nachbarländer gegeben worden war.

Die zahllosen Scharen verwilderter Pferde und Rinder lockten aber auch die europäischen Ansiedler in die weite Steppe hinaus. Hundert Jahre nach der Einführung der ersten Rinder in den La Plataländern wurde aus dem Hafen von Buenos-Aires eine Million Häute jährlich nach Europa gebracht; nur der Häute wegen jagte und schlachtete man die Rinder, das Fleisch ließ man damals unverwertet liegen. Ein eigenartiges Treiben entwickelte sich nunmehr in den Pampas. Wie auf den Prairien Nordamerikas die Büffeljäger jahrzehntelang sich breitmachten, so wurden auch die Pampas Argentiniens den Indianern von einer eigenartigen Menschenklasse streitig gemacht, von den „Gauchos“, Mischlingen der europäischen Eindringlinge und der indianischen Urbewohner.

Sie hatten dem Indianer bald seine Listen abgelauscht, lernten ebenso geschickt wie er die Bola schwingen, sparten auf der Jagd Pulver

und Blei, das sie im Kampfe mit den Rothäuten besser gebrauchen konnten. Viele Bedürfnisse hatten sie nicht. Ein „Rancho“, eine aus leichten Fellen errichtete Hütte, genügte zur Wohnung; eine grobe Jacke und grobe Hosen waren ihre Kleidung und einfach war auch ihr Mantel, der „Poncho“, ein rotes oder blaues Tuch mit einem Loch in der Mitte, durch das sie den Kopf stecken konnten. Genügsam in Wohnung und Kleidung, hielten sie viel auf ihre Waffen; die Steine an der indianischen Bola ersetzten sie durch eiserne oder bleierne Kugeln, scharf geschliffen war stets ihr 30 bis 40 cm langes Seitenmesser und ihr Stolz waren mächtige silberne Sporen.

In den Grenzbezirken der kultivierten Pampa führen sie noch heute das ungebundene Leben und jagen nicht nur Guanaco und Strauß, sondern auch den Silberlöwen oder die „Puma“, die grimmige Katze Südamerikas, wozu sie nur ihre Bola, ihr scharfes Messer und eine Koppel starker Rüden brauchen. Sie hüten auch eigene Rinderherden oder die größerer Besitzer, aber dem echten Gaucho geht das Pferd über alles in der Welt. Es steht ihm ja auch ein ausgezeichnetes Material zur Verfügung, das sich rudelweise in der Steppe in wildem Zustande umhertreibt. Braucht er ein neues Pferd, so reitet er hinaus in die Pampa und nähert sich der Herde. Vielleicht gelingt es ihm, dem Auserkorenen rasch einen Lasso um den Hals zu werfen; oft aber merken die an Freiheit gewöhnten jungen Rosse die Absicht des Reiters und ergreifen die Flucht; dann geht es vorwärts in sausendem Lauf, dicht auf ihren Fersen der Verfolger. Nun schwingt er über dem Kopfe die niemals fehlende Bola — die Kugeln fliegen dahin, in einem Augenblick wickelt sich der Riemen um die Hinterbeine des flüchtigen Rosses, und wehrlos bricht es zusammen!

Wild, ungehorsam ist jedoch der gefangene Steppenrenner. Sein stolzer Freiheitssinn muß erst gebrochen werden, er muß lernen, geduldig den Sattel zu tragen und dem Druck des Zügels zu gehorchen. Wie sehr er sich sträubt, der Gaucho kennt keine Schonung und versteht es meisterhaft, den Widerspenstigen zu zähmen. Eine Decke wird dem Pferde über den Kopf geworfen; des Gesichtes beraubt, zittert es am ganzen Leibe, derweil ihm flinke Hände die Schaffelle auf den Rücken und auf diese den Sattel legen. Dann wird die Decke vom Kopfe entfernt, und ehe sich das Tier dessen versieht, fühlt es den Zaum im Maule. Nun schwingt sich der Reiter in den Sattel und vorwärts geht es in die Pampa hinaus. Eine tolle, grausame Jagd . . . sie dauert, bis das Roß erschöpft zusammenbricht und sich in sein Schicksal ergiebt. Wohl regt sich hie und da noch einmal die alte Wildheit, aber sein Meister ist ein unbarmherziger Reiter. Ohne auch nur einen Augenblick im Sattel zu wanken, läßt er das erregte Thier in den tollsten Kapriolen sich austoben, gegen Mauern ansprengen, an denen es sich steil emporbäumt, und das Ende vom Liede ist schließlich doch wieder williger Gehorsam.

Mit den gebändigten Rossen, den erbeuteten Straußenfedern und Fellen wendet sich der Gaucho dem Pampamarkte zu. Dort ist ein äußerst einfacher Kaufladen, in welchem allerlei Tand und manches brauchbare eiserne Gerät zum Kaufe ausliegen. In einer Lehmhütte, an die sich eine weite Veranda lehnt, wird ein feuriges Getränk ausgeschenkt; dort tönt die Guitarre, erschallen lustige Lieder und funkeln schwarze Mädchenaugen. In dem Gasthause der Steppe begegnet man manchmal auch einem Reiter aus der entlegenen civilisierten Welt, der Kunde bringt von den Vorgängen in den Hauptstädten der Vereinigten Republiken Argentiniens, und was es da zu berichten giebt, das sind oft gar aufregende Dinge. Denn Argentinien ist von jeher, besonders aber in unserem Jahrhundert, mit inneren Unruhen reich gesegnet gewesen. —

Auf die ersten Zeiten schäumender Gährung folgten jedoch auch wieder ruhigere Jahre und ein Strom von Einwanderern ergoß sich damals in die Pampas. Sie kamen daher gezogen mit Planwagen, die mit langen Ochsenreihen bespannt wurden; sie hatten von der Regierung Land in der herrenlosen Pampa erworben und ließen sich an verschiedenen Orten nieder. Das waren ruhigere Leute, die nicht so sehr für Pferde schwärmten, lieber Rinder züchteten und Tausende von Schafen hielten auf Weiden, die mit Eisendraht umzäunt wurden. Zum Schutze dieser Ansiedler, die auch Ackerbau zu treiben versuchten und den Boden künstlich bewässerten, kamen reguläre Truppen ins Land; denn die Pampas waren noch immer unsicher, von Nord und Süd, aus der Wildnis des Gran Chaco und aus den Nachbarbezirken Patagoniens brachen die Horden der rothäutigen Puelche, Tehuelche und Ranqueles hervor und hausten gar schlimm unter den Ansiedlern.

Amerika hat keine wilderen, hochfahrenderen Krieger als diese Indianer, die bis heute ihren Nacken vor der Civilisation nicht gebeugt haben, im Gegensatz zu ihren friedlicheren, Ackerbau treibenden Stammverwandten im Norden. Ihre Horden gingen nicht nur auf Viehraub aus, sie fielen auch über die Estancias her, plünderten sie aus und brannten sie nieder, mordeten die Männer und schleppten Frauen und Kinder in die harte Sklaverei fort. Es war ihnen schwierig beizukommen, denn sie hatten zumeist keine festen Wohnsitze; ruhelos schweiften sie durch die Pampas, Rudeln wilder Pferde gleich. Von frühester Jugend an sind sie mit ihren Rossen verwachsen, alles ist noch heute bei ihnen beritten, Mann, Weib und Kind, und man sagt, daß die Sprößlinge dieser Indianer eher reiten als laufen lernen.

Jedes Kind besitzt sein Pferd, jeder Knabe spielt mit der Bola, fängt mit ihr die Hunde, die der Horde folgen, wirft den Lasso und übt sich in der Handhabung des Messers. So wächst er zum Feinde der Weißen heran, wird wetterfest wie die Tiere der Steppe, und wenn von den Hängen der Anden der stürmische „Pampero“ eiskalt durch die Ebene weht, so läßt der Sohn der Pampa seinen Fellmantel auf dem Rücken flattern und bietet dem Sturmwinde die nackte Brust. Dieses Volk kennt keine Schranken der Zeit und des Raumes; ein „Schnellläufer“ in des Wortes vollster Bedeutung, unternimmt es Expeditionen auf 1000 Kilometer weite Entfernungen. Dabei stellen diese Indianer keine Ansprüche an eine besondere Verpflegung, ein Stück rohen Fleisches genügt ihnen als Nahrung, die sie sich durch eine Mischung von Ochsen- und Pferdefett lecker machen. Gegen die Weißen kennen die Pampasindianer keine Liebe; ein unauslöschlicher Haß glimmt in ihrer Brust; denn sie meinen, Gott habe ihnen die Pampas zur Heimat angewiesen, ihnen das Guanaco und den Strauß gegeben, sie wollen nicht einsehen, daß Europa ihnen das leichtfüßige Pferd und die Rinder- und Schafherden geschenkt hat, sie wollen allein in den Pampas herrschen. Wie wechselvoll auch die Kämpfe gewesen sind, wie sehr auch ihre Schar durch Pulver und Blei, durch Cholera und Pocken zusammengeschmolzen ist, sie rühmen sich noch heute, niemals gänzlich bezwungen worden zu sein.

Gegen diese „Indios bravos“, wie die kriegerischen Stämme im allgemeinen genannt werden, unternahmen die Regierungstruppen regelrechte Feldzüge. Am entscheidendsten war der Feldzug des Jahres 1879/80, der seinem Urheber, Generallieutenant Roca, dem damaligen Präsidenten, für immer eine der hervorragendsten Stellen in der argentinischen Geschichte sichert. Die noch vorhandenen Indianer sind nunmehr in die Gebirgsschluchten der patagonischen Kordilleren zurückgedrängt, wo sie von den regulären Truppen der argentinischen Armee auf Büchsenschußweite bewacht werden. Tausende von Quadratkilometern Landes sind dadurch den Händen der Wilden entrissen und der Viehzucht und dem Ackerbau zugänglich gemacht worden. Eine große Zahl von Gefangenen wurde befreit und ihrem heimatlichen Herde wiedergegeben.

In den geschützten Pampas mehrten sich die Estancias, denn man konnte in jener Zeit ein Hektar Landes für drei Mark erwerben, und dabei pflegten sich in normalen Zeiten die Kuh- und Schafherden alle drei, die Pferdeherden dagegen alle fünf Jahre zu verdoppeln. Einen großartigen Aufschwung hat namentlich die Schafzucht genommen, seitdem Deutsche und Engländer sich um dieselbe bemüht haben. Zu Anfang der sechziger Jahre betrug der Wert der Ausfuhr an Wolle nicht mehr als 20 Millionen Mark, gegenwärtig ist die Wolle der Hauptausfuhrartikel Argentiniens, das für das Vließ seiner Schafe jährlich über 200 Millionen Mark einnimmt. Im Oktober des Jahres 1888 veranstaltete man eine Viehschätzung Argentiniens, und es ergab sich, daß in dem Lande etwa 66 Millionen Schafe, 2 Millionen Ziegen, 22 Millionen Rinder, 4 Millionen Pferde und 430 000 Esel und Maultiere vorhanden waren.

Kein Wunder, daß unter diesen Umständen die Karawanen der mit Zugochsen bespannten Wagen immer länger und zahlreicher wurden. Ob dieses Treiben den echten Gauchos gefiel? Es veränderte sich so vieles. Wohl trieben sich die Rinder- und Pferdeherden nach wie vor in der Steppe umher, aber die Weidebezirke wurden enger abgegrenzt und das scheinbar freie Vieh trug auf dem Felle den Stempel des Eigentümers. Die Bedeutung des Pferdes sank, je mehr der Wert der Schafe und der Rinder stieg. Die Viehzucht wurde immer mehr in geordnete Bahnen gelenkt und der Gaucho, früher der Herr der Pampas, wurde zum berittenen Kuhknechte im Dienste eines reicheren Besitzers.

Die indianischen „Schnellläufer“ sind verschwunden, die Gauchos werden „civilisiert“; durch die weiten Gefilde laufen die Schienenstränge der südamerikanischen Ueberlandbahn, auf ihr schnaubt das gewaltige Dampfroß und trägt den Reisenden in raschem Fluge von Buenos Aires an den Ufern des Atlantischen Oceans über die flache Ebene und über die steile Kordillere an das Gestade des Stillen Oceans. Das Dampfroß ist ein Städtegründer ersten Ranges und erfüllt die Pampas mit neuem Leben. Hoffentlich bringt es auch die nötige Beständigkeit in die wirtschaftliche Entwicklung des Landes!

Die Perle.

(17. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Ilse mußte halb sinnlos vor Schreck und Aufregung aus ihrer Wohnung fortgestürzt sein; das schwarze Spitzenhütchen hing ihr fast im Nacken, sie hatte nur einen Handschuh angezogen und trotz der Juliglut keinen Sonnenschirm. In der unbedeckten Rechten hielt sie ein halb zusammengeballtes Zeitungsblatt. Dem alten Leupold zog sich das Herz zusammen bei diesem Anblick. Also sie wußte! Er warf Jan Grenboom einen flammenden Zornesblick zu — was stand der Mensch denn noch immer da wie ein Menageriefführer, den Papagei auf dem Kopf, das Aeffchen auf der Schulter? Nun, gottlob, er hatte begriffen, er ging!

„Onkel Erich, muß das wahr sein?“ fragte Ilse atemlos, heiser und hielt ihm das Zeitungsblatt hin.

„Nun, Kind, es kann ja — aber da setz' Dich 'mal — ich — ja, weiß der Teufel, 's ist, um verrückt zu werden! So setz' Dich doch, zeig' 'mal, daß Du was Besseres bist als so die meisten von Deinem jämmerlichen Geschlecht! Bist ja soweit vernünftig — bist auch nicht dumm —“

„Muß das wahr sein, Onkel Erich?"

„Ich hab's auch gelesen, vor kaum 'ner halben Stunde, ich — wahr wird's schon sein — Matrose auf der ‚Nixe', Augenzeuge — und diese ganze Ewigkeit keine Nachricht von dem Schiff! Ich wollt' es Dir bloß nicht sagen, mir war längst nicht wohl dabei. Mädel, sieh mich nicht so an, das ist nicht zum aushalten — schrei' los in drei Teufelsnamen! Wein' Dich aus!"

Aber Ilse schrie nicht und weinte sich auch nicht aus. „Das ist ganz unmöglich," fragte sie leise und eindringlich, „daß er sich geirrt hat, der Augenzeuge? Er ist selbst in Todesnot und Gefahr gewesen .... kann er sich nicht geirrt haben?"

Der alte Leupold schüttelte den Kopf. „Sieh 'mal, Kind, was 'n richtiger Kapitän ist, der läßt sein Fahrzeug nicht im Stich. Geht das Schiff zu Grund, geht er mit zu Grund. Wenn die ‚Nixe' untergegangen ist mit Mann und Maus, dann war er drauf, da setz' ich meinen Kopf zum Pfand!"

Ilse preßte die Handflächen aneinander und sah zu Boden. Plötzlich hob sie den Kopf. „Kannst Du mir Geld geben, Onkel Erich? Etwas Geld?"

„Was willst Du haben, Kind?" Er sah sie ängstlich an, er fürchtete, sie könnte krank sein.

„Etwas Geld möchte ich! Papa könnte es mir vielleicht auch geben, aber ich weiß es nicht genau. Und ich möchte —"

„Was Du möchtest, sollst Du Dir kaufen — ich geb' Dir's natürlich, ich geb' Dir's! Aber vielleicht sagst Du mir . . ."

„Ich will nichts kaufen. Nach G. möcht' ich fahren und diesen — diesen Rolf Görnemann sehen und sprechen. Sag' nichts dagegen!" rief sie flehend, als Leupold Miene machte, zu sprechen. „Es ist das einzige, um was ich Dich bitte, das einzige und das letzte! Der Bericht kann noch eine Woche, er kann auch noch länger auf sich warten lassen .... ich hab' das Gefühl, ich muß sterben, wenn ich so lange warten soll — Onkel, Onkel Erich —"

„Zum Donnerwetter, Mädel, laß' mich doch reden, laß' mich doch zu Wort kommen! Ja und zehnmal ja, Du sollst das Geld haben! Und ich fahr' selbst mit Dir hinüber nach G., ich will diesen verteufelten Rolf Görnemann auch sprechen, will auch hören, wie mein Junge, unser Albrecht — — wir fahren noch heut'! In zwei, drei Stunden, denk' ich, haben wir den nächsten Zug, morgen früh können wir an Ort und Stelle sein. Jan! Jan Greenboom! Wo steckt das alte Walroß wieder? Das Kursbuch bring' her, das Kursbuch!"

* * *

Durch die kurze schwüle Sommernacht sauste der Zug, der den alten Leupold und seine Nichte nach G. bringen sollte. Ilse hatte nicht in den Schlafwagen gehen wollen, sondern hatte leise gebeten: „Laß' mich doch bei Dir bleiben, Onkel Erich!" und sie war geblieben. Sie fiel ihm nicht zur Last mit Jammern und Thränen, sie saß da, still in ihre Ecke gedrückt, dann und wann, sobald sie sah, daß der Onkel sorgenvoll den Blick auf sie richtete, nickte sie ihm beruhigend zu. Das Fenster war niedergelassen, die weiche Nachtluft strömte herein. Der dunkle Himmel funkelte goldübersät von zahllosen Sternen; spät ging der Mond auf, sein bleiches Licht tauchte die schlafende Landschaft in Silberfluten. Klirrend, rasselnd flog der Zug weiter und weiter. Dann begannen die Sterne blaß zu werden, kühle Morgenluft wehte, ein fahler Dämmerschein spann sich um Bäume und Büsche, der Wald, den der Zug durchkeuchte, erschauerte im frischen Wind — die Sonne ging auf.

Um sieben Uhr früh fuhr der Zug in G. ein. Eine geschäftige menschenwimmelnde Fabrikstadt! Die Maschinen waren schon alle in Thätigkeit, die hohen Schlote spien mächtige Dampfwolken aus, die den blauen Sommerhimmel verdüsterten, in den Straßen ein Lärm, der Ilses verstörten Nerven förmlich weh that.

Die beiden fuhren zunächst in einen Gasthof, um ein paar Stunden zu ruhen. Ermüdet warf sich Ilse aufs Sofa des ihr angewiesenen Zimmers und schloß die Augen. Aber vor ihr jagte eine wirre tolle Flucht von Bildern vorüber, daß sie schreckhaft die Augen wieder öffnete und lieber die Wände des Zimmers ansah. Ein Seestück hing da unter den Bildern, irgend ein Hafen, in den ein Schiff mit vollgeblähten Segeln einlief. Ilse sah das Bild unverwandt an. Dies Schiff kommt in Sicherheit, die paar Brandungswellen sind bald überwunden, dann liegt es vor Anker, ist geborgen samt allen, die darauf sind. Andere Schiffe haben es so gut nicht, die verschlingt das Meer .... es ging wie ein Riß durch ihr Herz. Sie zerrte ihre Uhr hervor .... konnten sie denn noch nicht zu Rolf Görnemann? Kaum Acht — noch volle drei Stunden! Denn der junge Mann war noch Rekonvaleszent, hatte Onkel Leupold geltend gemacht, man würde vor elf Uhr Besuch überhaupt nicht zu ihm lassen.

Eine Zeitung lag auf dem Tisch. Ilse griff mit bebenden Händen danach. Stand nichts von dem Schiff drin, von der „Nixe" und von Rolf Görnemann? Ihre Augen flogen angstvoll von Spalte zu Spalte — Politik, Stadtneuigkeiten, Anzeigen, Anpreisungen seitenlang .... sonst nichts! Sie stellte sich ans Fenster, sah auf die Straße hinaus, verfolgte die rasselnden Milchwagen, die hin und hereilenden Dienstboten, die Kinder, die zur Schule gingen. Halb neun Uhr! Wie die Zeit schlich!

Und so zwischen ruhelosem Umhergehen im Zimmer, dem Versuche, zu schlafen oder zu lesen, verbrachte sie den Vormittag. Langsam kroch der Zeiger auf der Uhr weiter, und endlich, endlich war's Elf. Mit dem Glockenschlag öffnete Erich Leupold die Thür, schaute stumm seine Nichte an, schüttelte mißbilligend den Kopf, sagte aber nichts und gab ihr dann den Arm, um sie die Treppe hinunterzuführen. Vor der Thür unten hielt ein Wagen, sie stiegen ein und fuhren durch die laute Fabrikstadt; das Haus, in dem Rolf Görnemann wohnte, hatte der Kapitän im Adreßbuch gefunden.

Es war ein stattliches Gebäude, vor dem sie hielten. Ilse sprang aus dem Wagen und eilte so rasch die lange halbdunkle Treppe empor, daß Leupold kaum zu folgen vermochte. Oben fragten sie ein Dienstmädchen nach Herrn Rolf Görnemann.

„Ich weiß nicht, ob er zu sprechen ist, ich muß zuerst Madame fragen. Bitte, einzutreten!"

Ein großes, mit hübschem Geschmack ausgestattetes Zimmer, aber unfreundlich, sonnenlos. Eine kleine alte Dame mit einem sanften bekümmerten Gesicht trat leise durch eine Tapetenthür ein.

„Sie wünschen meinen Sohn zu sprechen — darf ich fragen, zu welchem Zweck? Er ist noch leidend und soll geschont werden."

„Ich bin Kapitän Leupold aus St., dies ist meine Nichte. Ich bin der Vormund des Kapitän Kamphausen, der mit der ‚Nixe' untergegangen sein soll. Wir lasen gestern den Bericht Ihres Sohnes und sind persönlich von St. herübergekommen, um Ihren Sohn selbst zu sprechen, aus seinem Munde eine Schilderung des Schiffbruchs zu hören."

Die alte Dame wiegte zweifelnd den Kopf. „Das wird ihn sehr aufregen, und Aufregung thut ihm gar nicht gut, sagt der Arzt, der noch fast täglich kommt. Es geht meinem Sohn keineswegs nach Wunsch, sein Körper ist durch die lange Krankheit noch sehr geschwächt. Wir wollten auch gar nicht, daß die Notiz schon jetzt in die Zeitung komme, aber er ließ sich ja nicht halten, und immer widersprechen mag man auch nicht."

Der alte Leupold hatte während dieser Rede, die ihm viel zu lange dauerte, taktmäßig mit seiner Stiefelspitze auf den Fußboden geklopft — jetzt sah er die alte Dame mit seinen scharfen Augen durchdringend an. „Es liegt uns sehr viel daran, Madame, Ihren Sohn selbst zu sprechen, wir sind eigens deshalb hierher gekommen!"

„O Gott, ja, mein Herr — gewiß — solch eine weite Reise — ich glaube schon gern, daß Ihnen viel daran liegt. Und die junge Dame — ach lieber Gott, ich ahne schon! Rolf ist aber eben erst aufgestanden, und dies würde ihn wirklich sehr aufregen, er hat Herrn Kapitän Kamphausen so außerordentlich verehrt und geliebt . . . ich werde meinen Sohn holen!" Die letzte überraschende Wendung war durch einen flehentlichen Blick aus Ilses Augen hervorgerufen worden. Die alte Frau fühlte all ihre mütterlichen Bedenken um den Sohn schwinden angesichts dieses jungen Wesens, in das sie sich auf den ersten Blick verliebt hatte. Sie konnte es sich so leicht zusammenreimen — das arme Geschöpf war natürlich des ertrunkenen Kapitäns Braut. Wie traurig! Die Augen wurden ihr feucht, sie streichelte mit sanfter Hand das liebliche Gesicht, und als Ilse sich über diese Hand neigte und sie küßte, da war Frau Görnemann vollends überwunden und ging nach einem beruhigenden Kopfnicken zur Thür hinaus.

„So sind diese Weibsbilder!" murmelte Erich Leupold vor sich hin. „Unsereiner redet und thut das Menschenmögliche, und 's ist alles umsonst! Wenn aber eine ihresgleichen kommt und nur 'n Paar Augen macht — da, hast du nicht gesehen, sind sie der reine Zucker. Na, setz' Dich hin, Mädel — ich setz' mich auch!"

Eine Pause von einigen Minuten, während deren Ilses Herz-

schlag sich zu verdoppeln schien — dann öffnete sich abermals die Tapetenthür, und ein sehr großer überschlanker junger Mensch trat ein. Aus dem blassen eingefallenen Gesicht schaute ein Paar kluger Augen; der junge Mann, der allem Anscheine nach kaum zwanzig Jahre alt war, warf beim Eintreten einen teilnehmenden und zugleich neugierigen Blick auf Ilse, von der ihm seine Mutter soeben eine begeisterte Schilderung entworfen hatte. „Ich muß um Verzeihung bitten" — begann er dann höflich, aber Kapitän Leupold unterbrach ihn sofort: „Ach, das thun Sie lieber nicht! Wer fragt denn jetzt nach allerlei Kram! Sie wissen ja, weshalb wir hierhergekommen sind!"

„Ja, meine Mutter hat es mir gesagt. Sie wünschen meine Erlebnisse vom zwölften Januar zu hören."

„Also damals war es! So lange her schon! Also am zwölften — wie war es da? Ging die Fahrt bis dahin gut? War Albrecht — Ihr Kapitän, mein' ich — zufrieden?"

„Im ganzen ja und das mit Recht!" Der junge Mann, etwas verwirrt durch diesen plötzlichen Ansturm, setzte sich so, daß er sowohl den alten Leupold als auch Ilse voll ansehen konnte. „Ein paarmal hatten wir wohl Sturm gehabt," fuhr er dann fort, „aber immer waren wir durchgeschlüpft, wenn auch unsere Fahrt sehr verzögert wurde. Es war Glück dabei, aber doch auch Verdienst, Verdienst vor allem von dem, der die ‚Nixe' befehligte. Unser Kapitän, das war einer — ja, das war einer!"

Die Augen des Sprechenden glänzten, sein Gesicht belebte sich. Leupold nickte ihm bestätigend zu; wenn auch ein solcher Grünschnabel von einem Matrosen keine Ahnung von der Aufgabe eines Kapitäns haben konnte . . . das begeisterte Lob that dem Alten doch wohl. Ilse hielt die gefalteten Hände auf den Knien, ihre Augen hingen an Rolf Görnemanns Lippen mit einem ergreifenden Ausdruck von Seelenangst und Spannung.

„Wir befanden uns auf der Rückfahrt von Schanghai nach Hongkong bei der Insel Formosa," setzte Rolf seinen Bericht fort. „Alle an Bord waren heiter und guter Dinge, in der Aussicht, bald an Land zu kommen, was wir lange nicht geschmeckt hatten. Die See war ein wenig trüb und träge, aber das ist ja dort oft so. Daß in diesen Gewässern der Taifun sein Spiel hat, wußten wir wohl, hatten jedoch keine Sorge deshalb. Sie sind wohl auch im Chinesischen Meer gewesen, Herr Kapitän?"

„O ja!" erwiderte Leupold trocken. „Ich kenne die Gegend."

„Das dachte ich mir. Also, wie gesagt, alles war bei guter Laune. Mir fiel nur auf, daß der Kapitän so viel mit dem ersten Lieutenant redete, und daß sie beide so aufmerksam durchs Fernrohr sahen. Gegen mich war unser Kapitän immer sehr gütig, er kannte meine Familienverhältnisse" — hier wurde Rolf Görnemann rot — „und bewies mir viel Interesse. An jenem zwölften Januar nun hatte ich eben nichts besonderes mehr zu thun, ich bat daher unsern zweiten Lieutenant, der ein ganz prachtvolles Taschenfernrohr besaß, es mir einmal zu geben; er holte es hervor, schraubte es zurecht und sagte: ‚Was wollen Sie jetzt dadurch sehen, Görnemann? Himmel und Wasser schauen ganz gleichmäßig langweilig aus, und nach Land können Sie noch lange Augen machen!' Ich gab irgend eine Antwort und sah durch das Glas — in demselben Augenblick hörte ich den Befehl: ‚Alle Mann auf Deck!' und konnte nur noch fern, fern am Horizont ein Etwas sehen, eine Wolke, einen Schatten — aber nun wußte ich auch schon: das war der Taifun! Einen blitzgeschwinden Rundblick warf ich noch durch das Fernrohr, mir war, als sähe ich ganz ferne auch ein, zwei Schiffe — aber das weiß ich nicht mehr so genau, ich fühlte nur noch, wie mir der zweite Lieutenant das Glas aus der Hand riß, und stand in der nächsten Minute an meinem Platz auf Deck." Rolf atmete ein paarmal tief auf. „Ich brauche Ihnen, Herr Kapitän, keinen Taifun zu beschreiben, ich könnte es auch nicht. Es kam alles so unbegreiflich, so entsetzlich schnell — man verliert den Kopf in solcher Gefahr, kann nicht beobachten. Es geschah, was notwendig war, um dem Unglück zu begegnen, mit wirklich fabelhafter Geschwindigkeit, aber der Taifun war noch geschwinder. Die Wolke kam heran, wuchs, wuchs so grauenhaft schnell, daß plötzlich alles dunkel wurde, und ehe wir noch die Luken geschlossen, alle Rettungsboote bereit gemacht hatten — wir arbeiteten, daß uns der Schweiß vom Gesicht troff — war schon der Taifun heran. Das ist kein Sturm wie ein anderer, der das Schiff nur auf eine Seite legt, dem man beikommen kann! Dieser packt sein Opfer von allen Seiten zugleich, öffnet einen kochenden Strudel gleich einem ungeheuren Trichter und schlingt das Schiff hinunter wie ein Haifisch die Beute. Eine teuflische Wut ist in ihm, ein Brüllen, ein Heulen in den Lüften, ein Toben in den Wassern, daß man taub zu werden meint. Ich erinnere mich, daß ich einmal etwas wie einen Kanonenschuß hörte und wieder einen — aber so weit her, so gedämpft — es konnten Schiffe in Not sein, ich konnte mich aber auch geirrt haben. Auch die ‚Nixe' löste einen Schuß. Soviel ich beurteilen kann, thaten alle unsere Leute musterhaft ihre Schuldigkeit. Einmal in all dem Chaos sah ich unsern Kapitän; er stand auf der Kommandobrücke, blaß wie der Tod, aber so ruhig, mit einem Ausdruck im Gesicht, den ich nie vergessen werde. Die eine Hand hatte er auf die Brust gedrückt, als halte er da etwas fest — ich sah ihn ja nur einen kurzen flüchtigen Augenblick, aber das Bild hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Dann ein fürchterliches Krachen — ich hörte den Ruf: „In die Boote! Die Boote los! Das Schiff ist leck!" und nun wußte ich, daß wir wahrscheinlich alle umkommen würden, sicher aber der Kapitän selbst, der so unerschütterlich auf seinem Posten stand. Die Leute verloren den Kopf, keiner dachte mehr an den andern, jeder nur an sich selbst. Die Rettungsgürtel anzulegen, dazu war keine Zeit — der stürzende Gischt begrub das Schiff, und die wütende See fegte die Leute, die zu den Rettungsbooten liefen, hinweg gleich loser Spreu. Man hörte sie nicht schreien — was hörte man überhaupt in diesem rasenden Tumult! Zu einem unentwirrbaren Knäuel zusammengeballt, wälzte, stürzte sich alles vorwärts — ich wurde mitgerissen, fiel auf die Knie, lag platt zu Boden, taumelte wieder auf, bekam eine eiserne Stange zu fassen und hielt mich daran mit aller Kraft meiner Hände. Da schlug eine neue Sturzsee herein und riß zwei von den Rettungsbooten herunter, im Nu waren die Trümmer in der Tiefe verschwunden. Die Menschen waren nun wie wahnsinnig. Ich hielt mich mit blutenden Händen am Eisen fest. Wohin? Wohin? In das einzige Rettungsboot dort unten, das hundert und mehr Menschen in sich aufnehmen sollte? Wie ich dazu kam, mich über den Schiffsrand zu werfen und etwas zu packen, was da herabhing, das weiß ich heute nicht mehr. Ein Stück ließ ich mich mechanisch abwärts gleiten, ich wurde hin und her geschleudert, glitt wieder, ließ mich dann herabfallen wie einen Sack — und fand mich im Boot, wo ich mich mit Händen und Füßen an eine Sitzbank anklammerte — erschöpft, halbtot."

Hier machte Rolf Görnemann eine Pause und rang nach Atem. Die Schilderung hatte ihn aufs neue erregt — sein von der schweren Krankheit geschwächter Körper zitterte, das Gesicht war fahl. Der alte Leupold nickte ernst zu ihm hinüber und klopfte ihn aufmunternd aufs Knie.

„Ja, ja — so 'was will erlebt sein! Na, nur Mut, nur Mut! Haben Sie nicht 'n Glas Wein zur Hand?"

Der junge Mensch nickte und versuchte zu lächeln. Er ging zu einem kleinen Schrank, holte eine Flasche und drei Gläser heraus und goß einen blutrot funkelnden Wein ein. Ilse machte eine ablehnende Bewegung. „Du trinkst!" befahl Kapitän Leupold kurz, und sie gehorchte zögernd.

„Ein guter Tropfen! Thut wohl! Trinken Sie noch 'n Glas, Kamerad, Sie haben's nötig! So! Und nun — wenn Sie weiter können —"

„Ich hoffe!" Rolf trocknete sich die Stirn und schöpfte tief Atem, dann fuhr er fort: „Unmittelbar nach mir sprangen und fielen noch andere ins Boot, es war zuvor schon halb gefüllt gewesen; jetzt war es so besetzt, daß es bis zum Rande sank. Der erste Lieutenant war auch dabei, ich glaube nicht, daß er freiwillig ins Boot gesprungen war, sie werden ihn mitgerissen haben, denn er gebärdete sich wie ein Unsinniger, focht mit den Armen und wollte mit Gewalt zurück auf das sinkende Schiff. Dazu schrie er dicht neben mir aus voller Kraft seiner Kehle: „Rettet den Kapitän! Rettet den Kapitän!" Natürlich dachte niemand daran, ihm den Willen zu thun — wie wär' es auch möglich gewesen! Und wieder neue Leute vom Schiff ins Boot; sie sprangen uns andern geradeswegs auf die Köpfe, wälzten sich über uns hinweg — abermals eine neue Sturzsee, und alle die zuletzt Gekommenen waren fortgeschwemmt. Dann trieb unser Boot plötzlich weg von dem Schiff, und das war unser Glück, denn die ‚Nixe' sank. Ein einziges Mal noch wandte ich den Kopf zurück und sah, wie das Schiff sich mehr und mehr neigte, ein schwerfälliger Koloß, der den Todesstoß erwartete; auch den Kapitän glaubte ich zu erblicken, flüchtig wie im Leuchten eines Blitzes,



Bilder aus den Pampas Argentiniens.

Nach einer Originalzeichnung von Alb. Richter.

Einwandererzug. — Tolle Jagd. — Gefangen! — Des Widerspenstigen Zähmung. — An der Pampaschenke.

auf der Kommandobrücke — zwei, drei Männer in seiner Nähe. Und dann fühlte ich unser Boot gleiten — gleiten in eine unermeßliche Tiefe, ein furchtbarer Wasserschwall prallte gegen uns an — ein Wehgeschrei aus hundert Kehlen zugleich, so schrill, so durchdringend, daß es mir heute noch durch Mark und Bein gellt — mein Kopf schlug gegen etwas Hartes — Wasser überall — ein Gefühl des Erstickens und ich verlor die Besinnung. — Das erste, was ich empfand, als ich wieder einigermaßen zum Bewußtsein kam, war ein schneidender Schmerz um die Brust, und nun merkte ich, daß er von einem Strick herkam, mit dem ich um den Oberkörper fest umwickelt war, und daß ein paar Männer mich hoben und stützten. Um uns brandete und brauste es immer noch, das Boot flog wie ein Ball hin und her. Ich war so kraftlos wie ein Kind, eine grenzenlose Gleichgültigkeit gegen mich selbst und gegen mein Dasein erfüllte mich. Ich hatte wohl einen Augenblick die Empfindung: Du bist vielleicht von den Hunderten auf der ‚Nixe' der einzige, der mit dem Leben davongekommen ist, aber es ließ mich ganz kalt, mich, der immer so gern gelebt hatte! Was mit mir wurde, wer sich um mich bemühte und mit welchem Erfolg — es berührte mich nicht. Die Männer in meiner Nähe hoben mich auf und hißten mich empor, so gut es gehen wollte. Natürlich ging es schlecht, da ich wie ohne Glieder war und gar nicht mithelfen konnte. Aber ich wurde doch an Bord eines Schiffes gezogen und sank dort hilflos zusammen, ein Wrack von einem Menschen. Ein Dutzend fremder Gesichter neigte sich teilnehmend über mich, Cognacflaschen erschienen von allen Seiten — ich schluckte mühsam und fühlte mich besser. Als ich wieder ganz zu mir selber kam, merkte ich, daß der Orkan etwas nachgelassen hatte. Mühsam richtete ich mich auf und spähte und spähte. Kein Schiff zu sehen, so weit das Auge reichte — die ‚Nixe' war untergegangen mit allen, allen, die darauf gewesen waren — außer mir, dem Einzigen!"

Rolf Görnemann seufzte tief auf — er war mit seiner Erzählung am Ende. Der alte Leupold preßte ihm stumm die Hand, daß sie schmerzte; Ilse sagte kein Wort. Der Kapitän machte dem jungen Menschen ein Zeichen, er möge dies ihrem Schmerz zugute halten, es ihr nicht übelnehmen. Langsam, wie ein gebrochener Mann, erhob er sich von seinem Sitz. „Komm, mein Mädel! Sag' dem jungen Herrn Deinen Dank — er verdient's!"

„O, Herr Kapitän, ich bitte Sie! Gnädiges Fräulein — ich —"

Ilse aber hob gehorsam die Hand, reichte sie Rolf Görnemann und sagte mechanisch: „Ich danke Ihnen!"

Dem jungen Menschen stiegen die Thränen in die Augen, als er die schmale Hand küßte; stumm geleitete er seine Gäste bis zur Thür. Was hätte er ihnen zum Trost sagen können? — —

Oheim und Nichte traten den Rückweg in ihren Gasthof an.

17.

„Jan Grenboom, Du gehst gleich zu meinem Schwager, dem Herrn Baron von Doßberg — Du weißt doch, wo er wohnt?"

„Hm!"

„Und sagst ihm mit 'nem schönen Gruß von mir — aber gut aufpassen, verstanden?"

„Hm!"

„Du sagst ihm also, ich wär' mit seinem Mädel, der Ilse, glücklich wieder aus G. zurück — das heißt, heil und gesund, glücklich nicht! Denn die verdammte Zeitung hat die Wahrheit gesagt, die ‚Nixe' ist hin mitsamt ihrem Kapitän — na, da kann sich ja mein Herr Schwager selbst 'n Vers drauf machen! Und nun wär' sein Mädel 'n bißchen kaputt — und schlafen hätt' sie so gut wie gar nicht können, und weil sie den Herrn Papa doch bloß immer aufheitern und ihm Komödie vorspielen muß — nein, halt' 'mal, das sag' lieber nicht! Bloß, sie hielt' es einfach jetzt nicht aus, sich da zu ihm hinzusetzen und ihm in aller Vergnüglichkeit um den Bart zu gehen; deshalb behalt' ich sie hier bei mir bis zum Abend und dann bring' sie ihm selbst ins Haus. Und er soll sich's nicht beikommen lassen, sie irgend 'was zu fragen. Da ist nichts zu fragen — Schiff und Kapitän sind verloren, Punktum! Sie kann nichts reden, sie soll in Ruh' gelassen werden, drum bleibt sie den Tag über bei mir. Alles verstanden?"

„Ob!"

„Alles gehörig an den Mann bringen?"

„Ob!"

„Na, dann troll' Dich und halt' das Maul und sag', was Du zu sagen hast! Die Dido läßt Du zu Hause — Du kannst doch nicht wie 'n Eulenspiegel durch die Gassen laufen! Komm her, Frauenzimmer!"

Das Aeffchen that einen behenden Satz von Jan Grenbooms Arm zu Kapitän Leupolds Schulter; eifrig griff sein Händchen in eine von seines Herrn Rocktaschen und brachte ein paar Nüsse zum Vorschein, die es hurtig aufknackte.

„Wart', Du unverschämte Kreatur! Wer heißt Dich ohne Erlaubnis Nüsse holen? An die Kette mit Dir!" In der Nähe von Catos Bauer, in dem dieser gerade die waghalsigsten Turnübungen anstellte, wurde Dido an die Kette gelegt, eine Prozedur, die der Papagei mit einem schmetternden Hohngelächter begleitete.

Der alte Leupold trat zu Ilse ins „Achterdeck". Das junge Mädchen saß da, ein Schmuckkästchen von edelster maurischer Arbeit und eine feine venetianische Goldkette im Schoß, die sie scheinbar mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Es waren Geschenke ihres Onkels, Reiseerinnerungen, die er eben seiner Nichte verehrt hatte, und das war viel von ihm, der auf diese Dinge jederzeit so großen Wert gelegt und bisher noch kein einziges Stück von seinen ausländischen Einkäufen weggegeben hatte. Ilse sah auf, als Leupold hereinkam und sich neben sie setzte.

„Möchtest gewiß wissen, wie ich alter Weiberfeind 'mal dazu gekommen bin, mir allerlei Frauenzimmertand in fremden Ländern auf den Hals zu laden, was?"

Ilse merkte die gute Absicht, sie zu zerstreuen, und nickte mit einem schwachen Lächeln.

„Ja, damals, als ich das Zeug kaufte, war ich noch kein alter Weiberfeind, sondern ein junger Weiberfreund! Sonderbar, das jetzt von mir zu denken, hm?"

„Eigentlich nicht, Onkel! Du kannst doch nicht immer so gewesen sein, wie Du jetzt bist."

„Nein, natürlich nicht! Lang' her freilich, daß ich auf Schmuckkram für Weiber Jagd machte! Hing mit der zusammen!" Er deutete rückwärts mit dem Daumen nach der „büßenden Magdalena". „Hast Du Dir nie — aber aufrichtig sein, Prinzeß Ilse! — den Kopf drüber zerbrochen, wer sie" — wieder die Bewegung mit dem Daumen — „gewesen ist?"

„O ja, Onkel, das hab' ich gethan."

„Na, versteht sich! Alle Frauenzimmer sind neugierig wie die Nachtigallen! Dann hast Du wohl auch die Geschichte nicht geglaubt, die ich allen Leuten auf die Nase band, daß mir das Bild in Florenz gefiel und ich mir's deswegen hab' kopieren lassen?"

„Nein!"

„Ist auch kein wahres Wort dran. Von Anfang bis zu End' gelogen! So eine wie die da hat's nämlich gegeben — ganz genau so eine! Wo ich sie gefunden hab'? Zu Aberdeen in Schottland ist's gewesen. Wir hatten Unglück gehabt auf dem ‚Albatros', so hieß damals mein Schiff, und 'n gutes Schiff war's und 'n williges Schiff, haben viel zusammen durchgemacht, der ‚Albatros' und ich! Also nun kaputt, und mit Müh' und Not in den Hafen geschleppt und in die Docks gebracht zum Ausbessern. Na, das dauerte lange, und unterdessen konnt' ich sehen, wie ich mir die Zeit vertrieb. Und ich hab' sie mir vertrieben, wunderschön sogar, die Tage und Wochen flogen. Auf der Straße, wo ich herumlungerte, bekam ich sie zu sehen — und gleich wie 'n Verrückter, weg in derselben Minute — Blitz und Schlag! Also ihr nachgestiegen und gesehen, wo sie wohnte, ausgekundschaftet, wie sie hieß, ob sie noch zu haben war — na, und was ich sonst noch brauchte. Am andern Tag ihre Bekanntschaft gemacht — ja, so 'n Teufelskerl war ich damals — griff mir schlankweg das schönste Mädel aus ganz Aberdeen und dachte: das gehört sich nicht anders, und das allerschönste ist für mich gerade gut genug. Das Wunderliche dabei war, daß ich ihr gut genug war. Keine acht Tage, da waren wir verlobt und ich rein wie besessen, wie toll — überhaupt keinen andern Gedanken als sie, und bei jeder Erinnerung an Trennung schwach wie 'ne geknickte Lilie! Fort mußt' ich aber schließlich doch, in 'nem halben Jahr indessen, da sollt' ich wiederkommen und sie gleich mitnehmen nach Siam, so war's verabredet worden, und sie freute sich mächtig auf die Seereise und auf Siam und auf mich — ja, auch auf mich, sagte sie. Ich also unterwegs für sie eingekauft, was meine Augen sahen — sie war arm, aber ich saß schon ganz hübsch in der Wolle, und konnte ich's besser anlegen als so? Allerhand Krimskrams handelte ich ein,

auch das Zeug, das Du da jetzt auf dem Schoß hältst, und die Kajüten in meinem alten ‚Albatros‘ ließ ich fein machen mit Teppichen und Bildern und Vorhängen wie für 'ne Prinzessin. Und dazwischen schrieb ich Briefe auf Briefe und seufzte und bangte mich wie 'n Schmachtlappen. Ich sag' Dir aber auch: 's war der Mühe wert! Meine Augen haben manches Schöne gesehen und sehen es auch heut' noch" — Kapitän Leupold neigte seinen kurzen derben Nacken ein wenig gegen seine Nichte, um anzudeuten, das solle ein Kompliment für sie sein — „aber gegen jene aus Aberdeen kommt sobald nichts auf. Wenn die ihre rote Mähne schüttelte und die Augen so spielen ließ — hei, wie konnten die Mannsleute da des Teufels sein! Und als dann alles in Bereitschaft war, Schmucksachen und Kajüte und schöne Kleider, da fuhr ich hin, nach Aberdeen, sie zu holen, mitzunehmen .... wer aber nicht in Bereitschaft war, das war sie. Einfach auf und davon mit 'nem flotten Spanier, der noch mehr Geld gehabt und ihr am Ende noch besser gefallen hatte als der simple Schiffskapitän. Mich hatten die Leute schon manchmal gewarnt und zumeist der Julius Kamphausen, Albrechts Vater. Der hatte immer gesagt: trau' nicht! Wie mir zu Mut gewesen ist, das kann ich nicht beschreiben und will es auch nicht. Nur gut, daß mir keiner sagen konnte, wohin sie sich eigentlich gewendet hatte, und daß sie auch weiter verschollen blieb. Ich war 'ne Zeit lang in solcher Berserkerwut, ich hätt' sie totgeschlagen, wenn ich sie gefunden hätt'! Aber sie war längst fort, und die Welt ist groß. Also setzte ich mich denn allein in meine Prachtkajüte und fuhr nach Siam und spiegelte mich in all den Herrlichkeiten, die ich ihr zulieb in meiner Verrücktheit aufgespeichert hatte. Eine reizende Hochzeitsreise war's und prachtvolle Flitterwochen hab' ich gehabt. Sonst war ich kein schlimmer Kapitän, und meine Mannschaft hat mit mir zufrieden sein können — aber die damals mit mir auf dem ‚Albatros‘ nach Siam gefahren sind, die haben des Glaubens sein müssen, sie hätten den leibhaftigen Teufel an Bord statt 'nes gewöhnlichen Kapitäns. Ich wollte mit Gewalt aus meiner Haut 'raus, na, und das gab 'nen bösen Tanz ab. So nach und nach, da wurd' ich mit mir fertig, aber mit den Weibern auch; ich hab' 'nen Strich gezogen, 'nen harten Strich, da darf mir kein Frauenzimmer 'rüber. Den Artikel ‚Herz‘, den hab' ich abgeschafft, für den hatt' ich keine Verwendung mehr. Wie ich dann nach 'n paar Jahren 'mal nach Florenz gekommen bin und mir zu meinem Zeitvertreib auch im Palazzo Pitti die Bilder besehen hab' — ich seh' gern gute Malereien an — da mußt' ich beinah' laut auflachen, als ich die „büßende Magdalena" da hängen sah! Die? Das ist ja Deine schöne schottische Freundin, wie sie leibt und lebt! Solch 'ne weiße Haut hat die auch gehabt und solch rotes Haar in wilden Locken — und auch ebenso schöne sündige Augen, die ganz so, ganz so durch helle Thränen zu mir auffahen, als sie von mir Abschied nahm .... bloß daß sie sich kurze Zeit darauf ganz munter und, versteht sich, ohne Thränen in der Welt umsahen, ob nicht einer käme, der diesen Augen am Ende noch besser gefiele als der verliebte Seemann. Die dort in Florenz, die hat ein Mann gemalt, der schon ein paar Jahrhunderte tot ist — meine Schottin kann ihm also nicht Modell gesessen haben. Aber weil ich gern 'ne Erinnerung haben wollte an die größte Verrücktheit meines Lebens und auch 'ne Warnung, obgleich ich mich für ganz geheilt hielt, so ließ ich mir das Ding kopieren, und 'n schönes Stück Geld hat's mich gekostet. Gut ist's aber geraten, so gut, wie 'ne Kopie werden kann. Da hängt sie nun und büßt und weint auf ihre Art, und ich seh' sie nie an, ohne daß mir allerlei Gedanken kommen. Das eine aber sag' ich Dir, Prinzeß Ilse: kein Mensch auf der Welt kennt diese Geschichte außer Dir, und sagst Du irgend einem ein Sterbenswort davon, dann sind wir geschiedene Leute! So schlecht aber denk' ich nicht von Dir — wenn einem Frauenzimmer auf Erden, dann trau' ich Dir. Und weil Dir das Meer den Liebsten genommen hat, darum hab' ich Dir dies Kapitel von der ‚büßenden Magdalena‘ erzählt.... Glaub' mir, der ist noch übler dran als Du, dem das Leben das Liebste raubt! Das Meer — dabei ist Gottes That, und Gott kann geben und nehmen, aber des Menschen eigene Treulosigkeit und Schlechtigkeit, die macht uns das Herz im Leib tot, und um solch 'n Menschenherz ist's doch manchmal schade — ja, manchmal schade!"

Ilse sagte kein Wort zu Leupolds Erzählung, aber sie hatte zugehört, die Genugthuung wurde ihm — ihre Augen bewiesen es. Er nahm ihre Rechte und klopfte mit seiner Hand darauf, sehr sanft und zart, wie er meinte. Aber Erich Leupold hatte es verlernt, Liebkosungen auszuteilen, es war gar zu lange her, daß er sich darin geübt hatte. Eine feine Mädchenhand, die verstand er nicht mehr zu behandeln, wohl aber eine wunde Mädchenseele — Ilse fühlte, wie ihr die Nähe dieses seltsamen alten „Weiberfeindes" merkwürdig gut that. Der Alte wäre sehr erstaunt gewesen, wenn er dies gewußt hätte, er, der mit dem Artikel „Herz" schon so lange, lange Jahre gänzlich aufgeräumt zu haben glaubte.

„Mädel," fragte er endlich in die lange Stille herein, „hast Du Dir in der Nacht, wo Du gar nicht geschlafen hast in Deinem Unverstand, irgend 'was über Deine Zukunft zurechtgelegt? Ich mein' bloß ... so wie ich Dich kenn' — immer neben dem Herrn Papa dasitzen —"

„Nein, nein, Onkel Erich!" Zum erstenmal blickte und sprach Ilse ein wenig lebhafter. „Das möchte ich nicht, das halt' ich nicht aus! Etwas zu thun muß sich für mich finden, muß, sag' ich Dir, wenn ich nicht kläglich an mir selbst zu Grunde gehen soll; irgend eine Aufgabe muß da sein, an die ich meine ganze Kraft setzen kann —"

Leupold nickte befriedigt. „Recht so! Na, da hab' ich mich 'mal nicht in 'nem Menschen getäuscht, obgleich der Mensch 'n Frauenzimmer ist. Natürlich, 'ne Aufgabe! Aber welche?"

„Ich kann mich von Papa nicht trennen, Onkel!"

„Hm!"

„Das ist unmöglich! Er, der ohnehin kaum halb mehr lebt, und ich fort von ihm .... nein, niemals!"

„Hm! Aber wenn nun — sieh 'mal, ich mein' ja bloß so — aber wenn nun — der Mensch soll lieber gleich an alles denken — na, wen bringt uns der alte verrückte Tapir, der Jan Grenboom, denn da zum Haus geschleppt?"

„Ich kann jetzt niemand sehen, Onkel!"

„Versteht sich! Was solltest Du jetzt mit Menschen? Aber das Nilpferd muß seinen letzten Rest von Verstand eingebüßt haben, weiß, wie hier die Sachen stehen, und bringt 'nen Fremden .... nein, 's ist doch kein Fremder! Ueberwind' Dich 'mal, Prinzeß, sieh zum Fenster hinaus! Ist das nicht Euer Doktor Morschewsky?"

„Um Gotteswillen, es wird doch nichts mit Papa" — das junge Mädchen war aufgesprungen und an die Thür geeilt. Ehe sie diese erreicht hatte, öffnete Jan Grenboom sie schon von außen und schob mit ein paar völlig unverständlichen Knurrlauten, die vielleicht eine Ankündigung, vielleicht eine Entschuldigung bedeuten sollten, seinen Begleiter über die Schwelle.

Doktor Morschewsky, Pole von Geburt, war ein' feiner ältlicher Herr, noch sehr hübsch und beträchtlich eitel, was ihn aber nicht hinderte, zugleich ein vortrefflicher Arzt zu sein, der ein bewundernswert sicheres Auge, eine feste und doch leichte Hand besaß und somit das Zutrauen seiner zahlreichen Kranken vollauf rechtfertigte. Mit den Doßbergs war er seit langen Jahren in Verbindung und hatte sich dort im Hause allgemach die Stellung und Rechte eines Freundes erworben.

Mit einem freien und leichten Anstand, der den vornehmen schlanken Mann gut kleidete, verneigte er sich vor Ilse und dann vor Kapitän Leupold. „Verzeihen Sie gütigst mein Eindringen, Herr Kapitän. Ich weiß, Sie sind kein Freund von unerwarteten und ungebetenen Besuchen. Schieben Sie den meinigen auf die Dringlichkeit der Sache, die den Anlaß zu meinem Erscheinen giebt!"

Der Kapitän nahm die dargereichte frauenhaft zarte Männerhand und drückte sie mit seiner braunen „Tatze" kräftig, dann rückte er dem Gast einen Stuhl zurecht.

„Setzen Sie sich hin, Doktor, und reden Sie los!"

Der Arzt nahm zunächst Ilses Hand und küßte sie. „Ich war bei Ihrem Vater, liebe Isolde, als der Bote des Herrn Kapitäns kam. Ich weiß nicht, was Ihnen geschehen ist, Ihr Vater hat es mir nicht gesagt. Wird das, was ich Ihnen jetzt mitzuteilen für meine Pflicht halte, als Arzt wie als Freund, einen neuen Kummer, eine neue Sorge hinzufügen .... dann, bitte, vergeben Sie mir! Wir Menschen können nur nach unserem besten Ermessen handeln, unser Wissen ist Stückwerk, und einer höhern Macht bleibt es vorbehalten, was wir in unserer Kurzsichtigkeit schauen, zu durchkreuzen oder zum glücklichen Ende zu führen."

Kapitän Leupold ließ ein ungeduldiges Räuspern hören. Was sollten all' die schönen Redensarten?

„Ich komme zur Sache!"

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

In eigener Sache. Vor einiger Zeit ging uns aus unserem Leserkreis die von Äußerungen lebhafter Entrüstung begleitete Mitteilung zu, daß der Herr Pfarrer Eichhorn in Ansbach von der Kanzel herab vor dem Lesen der „Gartenlaube“ gewarnt habe. Der Fall ist ja an sich nicht der erste seiner Art, sogar nicht einmal der schlimmste. Haben wir doch erst kürzlich von einem anderen Seelsorger in der Würzburger Gegend erfahren, daß er, nicht damit zufrieden, die „Gartenlaube“ von der Kanzel herab zu verdammen, sogar Mittel und Wege gefunden habe, wider Recht und Befugnis Einblick in die Postabonnentenliste seines Ortes zu erhalten — doch wohl zu keinem andern Zwecke, als um die Leser der verfemten „Gartenlaube“ in seiner Gemeinde bei Gelegenheit ihre Unthat entgelten zu lassen. Wir hätten also auch jenen Ansbacher Angriff gelassen übergehen können, in dem Bewußtsein, daß er uns ebensowenig schaden würde wie die andern. Weil aber aus den Zuschriften unserer Leser eine so lebhafte Erregung und Beunruhigung sprach, so baten wir den Herrn Pfarrer Eichhorn um Aufklärung über den Sachverhalt und über die Gründe, die ihn zu seinem Vorgehen bestimmt hätten.

Die Antwort, die wir daraufhin erhielten, bestätigte zunächst die Thatsache jenes Angriffs, und zwar führte der Herr Pfarrer näher aus, daß er die „Gartenlaube“ genannt habe als Typus einer Lektüre, die „den Weltsinn stärke und von Gott abziehe — auch ohne direkte Polemik gegen den christlichen Glauben durch den gottentfremdeten Geist, aus dem sie stamme“. Allerdings könne er „in Bezug auf die letzten zwanzig Jahre aus eigener Erfahrung nicht sprechen, da er in dieser Zeit selten mehr ein illustriertes Blatt zur Hand genommen habe“.

Das ist nun die Kampfweise! Man verdammt, ohne zu hören, man verwirft, ohne zu prüfen!

Wenn man über die „Gartenlaube“ öffentlich zu Gericht sitzen will, dann ist es doch die nächste und einfachste Forderung der Billigkeit, daß man auch wisse, was darin steht, und daß man nicht auf Grund von beiläufigen Erinnerungen aus früheren Jahren sein Urteil fälle.

Hätte der Herr Pfarrer die „Gartenlaube“ wirklich gelesen, unparteiisch und ohne Vorurteil, dann wäre ihm vielleicht eine Ahnung davon aufgegangen, daß sie doch auch eine sittliche Aufgabe in der Welt zu erfüllen hat und erfüllt, daß der Same von Bildung und Wissen, den sie jahraus jahrein in Millionen von Exemplaren ausstreut, Früchte trägt, die kein Einsichtiger und Billigdenkender, welches Glaubens er auch sein möge, verachten wird. Herr Pfarrer Eichhorn würde, wenn er die „Gartenlaube“ gelesen hätte, auch davon etwas bemerkt haben, daß dieses „gottentfremdete“ Blatt zur Linderung von Not und Elend auf der Welt schon gar viel beigetragen, manchem Verkannten die gebührende Anerkennung verschafft, manchen Verlorenen der Heimat und den Seinen wieder zugeführt hat! Und wir dürfen hoffen, daß er dann minder eilig gewesen wäre mit seinem Verdammungsurteil.

Das Goethehäuschen bei Frankfurt a. M. (Zu dem Bilde S. 293.) Auf der Höhe hinter Sachsenhausen, an einem der ländlichen Wege, die sich durch das Gartengelände des Mühlbergs ziehen, liegt ein schlichtes, vieleckiges, schieferverkleidetes Bauwerk, ein Türmchen mit einer Art Galerie, auf die man aus einem freundlichen Zimmerchen hinaustritt. Ein herrlicher Ausblick eröffnet sich da oben auf das Thal und die Stadt und darüber hinweg auf die Berge des Taunus — aber nicht dies allein ist es, was dem Häuschen seine Bedeutung giebt und was es zu einem Gegenstande der Verehrung für das lebende Geschlecht macht. Erinnerung spinnt ihre Silberfäden um das bescheidene Gemäuer und umhüllt es mit verklärendem Scheine.

Noch leben wir in einer Zeit, da man gehobenen Sinnes eine Stätte betritt, die durch Goethe geweiht ist.

Es waren nur wenige Stunden, die Goethe in dem Weinberghäuschen zugebracht hat. Aber es waren für ihn Stunden weihevoller Erhebung, Stunden, die sich seinem Gedächtnis tief eingruben, in denen wohl die erste Ahnung jenes wunderbaren Herzensfrühlings in ihm keimte, der in den Liedern Hatems und Suleikas im „Westöstlichen Divan“ sein ewig dauerndes Denkmal gefunden hat. Die Frau, der er ihn verdankte, war Marianne von Willemer.

Kurz vor Weihnachten 1798 war in Frankfurt ein Balletmeister Traub mit seiner Truppe eingetroffen; in Begleitung desselben befand sich auch die Witwe des Instrumentenmachers Mathias Jung aus Linz in Oberösterreich mit ihrer damals vierzehnjährigen Tocher Marianne. Die reizende Erscheinung, der lebhafte Geist und die über das Maß ihres Standes weit hinausgehende Bildung des jungen Mädchens zeitigten in dem Bankier und Geheimerat Johann Jakob Willemer, einem um Kunst und Wissenschaft hochverdienten Manne, der eben damals (1800) auch in die Oberdirektion des Frankfurter Nationaltheaters eingetreten war, den hochherzigen Entschluß, Marianne den Gefahren der Bühne zu entziehen und sie in seinem Hause mit seinen Töchtern erziehen zu lassen. Die Mutter wurde für die Vorteile, welche sie aus der Bühnenthätigkeit ihrer Tochter gezogen hatte, durch die Auszahlung einer Summe von 2000 Gulden entschädigt, blieb aber bis in ihr hohes Alter in innigem Verkehr mit der Tochter.

Dank den reichen Mitteln und dem vielseitig anregenden Verkehr im Hause des Senators entwickelten sich Mariannens glückliche Gaben zu reizender Blüte, immer schöner und freier trat ihr Talent für künstlerische Ausschmückung des Daseins hervor. Sie erwarb sich eine anmutige Fertigkeit im Zeichnen, ihr Gesang entfaltete sich zu künstlerischer Vollendung — was ihr aber den höchsten Zauber lieh, das war ein ungewöhnlich zartes dichterisches Empfinden und das Vermögen, diesem Empfinden die feinste Form zu geben. So stand dieses gottbegnadete Menschenkind glücklich und beglückend unter ihren Mitmenschen, in dem Kreise, der sie aufgenommen, und ihrem Zauber gab sich gefangen, wer diesen Kreis betrat.

Es ist begreiflich, daß der Aufenthalt Mariannens im Hause Willemers, der bei ihrem Eintritt 40 Jahre alt und seit 4 Jahren Witwer war, klatscheifrigen Zungen Gelegenheit zu boshaften Bemerkungen gab; man spottete über des Hausherrn pädagogische Vorliebe für schöne Gegenstände. Und doch waren beide über jeden niedrigen Verdacht weit erhaben! Die reinste Neigung zu seiner Schutzbefohlenen gab ihm erst nach Jahren den Gedanken ein, sie als dritte Gattin zum Altare zu führen. Das geschah am 27. September 1814. Wenige Tage vorher war Goethe, der mit Willemer schon von lange her in brieflichem Verkehre gestanden hatte, zum erstenmal in den Familienkreis auf der Gerbermühle — Willemers Landsitz bei Oberrad — zu flüchtigem Besuche eingetreten. Als er im Oktober von Heidelberg zurückkehrte, wo er mit Sulpiz Boisserée über allerlei Fragen der deutschen Kunst sich beraten, verkehrte er viel mit dem neuvermählten Paare — und in diese Tage, da das gegenseitige Verhältnis der Freunde fühlbar an Wärme und Innigkeit gewann, fällt auch der Besuch Goethes und Mariannens in jenem Weinberghäuschen auf dem Mühlberg.

Es war am 18. Oktober. In Frankfurt wurde wie fast überall im deutschen Vaterlande der erste Jahrestag der Schlacht bei Leipzig mit Glockenläuten und Chorälen von den Kirchentürmen, des Abends dank einer Anregung von Ernst Moritz Arndt durch Anzünden von Freudenfeuern auf den Berghöhen festlich begangen. Das erhebende patriotische Schauspiel dieser Feuergrüße mitanzusehen, fuhr Goethe mit Willemer und seiner Frau hinaus nach dem Weinberghäuschen. Eine Karte der Umgebung Frankfurts ward aufgelegt, auf welcher Marianne die erleuchteten Stellen mit roten Tüpfchen bezeichnete. Sodann reichte sie Goethe einen sorgfältig gespitzten Bleistift, womit er auf einem Fensterpfosten die Worte einzeichnete: „Goethe den 18. Oktober 1814.“ Daß er einen Vers beigeschrieben habe, wird von mehreren Verwandten angegeben; Marianne selbst hat späteren Freunden nichts davon berichtet. Die Inschrift selbst wurde nach Jahren infolge von Unachtsamkeit zu Mariannens tiefem Verdruß übertüncht.

Auf Goethe hat dieser Herbstabend mit seinen Flammenzeichen einen tiefen Eindruck gemacht, dessen Spuren wiederholt in seinen Briefen wiederkehren. Der ideale Herzensbund der beiden kam aber erst im folgenden Jahre zur vollen Entfaltung, und nicht das schlichte Weinberghäuschen, sondern die Ruinen des Heidelberger Schlosses durften Zeugen seiner höchsten Weihe sein. Dort haben sich Goethe und Marianne Willemer auch zum letztenmal gesehen, am 26. September 1815; aber die Fäden, die sich angesponnen, hielten fest fürs Leben, wofür der schöne Briefwechsel, der uns erhalten ist, ein redend Zeugnis bildet. In jenem schönen geistigen Sinne, der diesem ganzen Liebesverhältnis eigen ist, gelten von Marianne die Worte, die sie einst auf dem Höhepunkt ihres Glückes gedichtet:

„Nimmer will ich Dich verlieren!
Liebe giebt der Liebe Kraft.
Magst Du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.
Ach, wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist:
Denn das Leben ist die Liebe
Und des Lebens Leben Geist.“

Am 6. Dezember 1860 ging sie zur ewigen Ruhe ein; und ihre Gruft schmückt ein schlichtes graues Kreuz mit den Worten:

„Die Liebe höret nimmer auf.“

Das Goethe-Willemer-Häuschen auf dem Mühlberge will die Stadt Frankfurt unter ihre besondere Obhut nehmen, um es noch für lange Zeiten zu erhalten, als eines der vielen Andenken an ihren größten Sohn.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Alter Abonnent in Gr. Sie haben ganz recht. Die Verschmelzung von „Schorers Familienblatt“ mit der „Gartenlaube“ ist in der Weise erfolgt, daß den Abonnenten von „Schorers Familienblatt“ vom 1. April d. J. ab die „Gartenlaube“, unter dem Titel „Schorers Familienblatt, vereinigt mit Gartenlaube“, als Ersatz angeboten wird. Auf den Inhalt der „Gartenlaube“ hat diese Verschmelzung durchaus keinen Einfluß.

W. B. in Wien. Sie reimen hintereinander „Kehle“ auf „Geselle“, „Freud'“ auf „Maid“, „starren“ auf „Jahren“ und bieten in solchen Versen auch noch „der Menschheit ganzen Jammer“ — das ist zu viel des Guten.

R. R. in Halle a. d. S. Im Paragraph 89, Ziff. 6 der „Deutschen Wehrordnung“ finden Sie alles, was auf Ihren Fall Bezug hat.

C. A. Finnland. Vielleicht kommen wir einmal auf das Thema zurück. Aber einen unserer alten Artikel einfach noch einmal abzudrucken, das geht nicht an.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 19. 1894.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(18. Fortsetzung.) Von Ludwig Ganghofer.

Ulla und zwei Dirnen deckten in der Stube den Tisch, und Herr Waze saß auf seinem Spanbett, als der Knecht hereinstürzte. „Herr, Herr!“ rief dieser atemlos.

„Was schreist Du denn wie ein Jochgeier! Halt Dein Maul!“

„Einer kommt, einer von den Kuttenleuten,“ keuchte der Knecht, „und es muß der Oeberste von ihnen sein, denn er hat mich angeschaut mit Herrenaugen. Der bringt nichts Gutes!“

Herr Waze wurde blaß und rot. „Hol' ihn der Teufel!“ stotterte er und sprang zornig auf. „Das hab' ich jetzt von dem heillosen Unsinn, den Ihr getrieben heut' am Morgen!“ Er hob die Faust, doch er schlug nicht. „Das Kreuz, das Kreuz — wo ist das Kreuz, das über Frau Frideruns Bett gehangen?“

„Ich weiß nicht,“ stammelte der Knecht.

„Keiner hat's haben mögen,“ sagte die alte Magd mit scheuen Worten, „so hab' ich's in meine Kammer gehängt.“

„Her in die Stub' damit!“ kreischte Herr Waze, „neben dem Ofen muß es hängen . . . da sieht er es gleich!“ Die Mägde eilten aus der Stube. „Und Du, hinaus in die Kammer! Die Buben sollen Ruh' halten, und keiner soll sich blicken lassen, eh' ich nicht selber nach ihnen ruf'!“ Der Knecht rannte davon.

Mit beiden Händen griff sich Herr Waze an den Kopf; alles wirbelte in ihm. „Wär' nur Rimiger schon daheim von der Salzaburg, so wüßt' ich doch, wie ich dran bin!“ Da hörte er das Knarren der Fallbrücke, und im Zwinger schlugen die Hunde an; nur kurz, dann verstummten sie wieder. Herr Waze stand, wie befallen von abergläubischem Schreck. „Die Hund' schweigen? Als käm' einer, der zum Haus gehört, oder einer, den sie fürchten?“ so lallte er vor sich hin. „Fürchten? Fürchten? Wen soll ich denn fürchten, in meinem Haus, mitten unter meinen Knechten?“ Er wollte lachen, doch das Lachen gelang ihm nicht. Seine Augen starrten ins Leere, und er drückte die Hände über die Ohren, denn ihm war, als klänge von irgendwo eine gellende Weiberstimme: „Hab' nur acht, Du, hab' nur acht! Einer wird noch kommen über Dich . . . der soll vergelten, was Du an mir gethan!“

Herr Waze schüttelte den Kopf und wehrte mit der Hand; aber das Bild, das aus vergangenen Zeiten vor ihm aufgestiegen, wollte nimmer weichen. Ihm war, als stünde er im Hof, lachend, im vollen Haar noch und schwarz gebartet . . . und vor ihm die Salmued, mit gefesselten Händen, Verzweiflung in den Augen und Schaum auf den verzerrten Lippen, welche schrien: „Hab' nur acht! Einer wird noch kommen über Dich . . . der soll vergelten, was Du an mir gethan!“ „Wirf sie auf



Diensteifer.
Nach einem Gemälde von Karl Müller.

Deinen Karren!“ rief Herr Waze dem fahrenden Händler zu. „Hundert Denar' hast Du genommen: einen für jede Wegstund', die Du legen sollst zwischen mich und die Narrendirn'! Fort mit ihr!“ Der Händler und die Knechte griffen zu; mit der Kraft der Verzweiflung wehrte sich die Gefesselte, und ihr gellendes Geschrei erfüllte den Hof: „Eigel, Eigel! Hilf, mein Bub'! Hilf mir doch! Hilf'! Hilf'!“ „Gebt ihr den Knebel!“ rief Herr Waze; da streiften seine Augen das offene Thor, und Röte und Bläſſe flogen über sein Gesicht. Unter dem Thor stand Frau Friderun, mit ihren beiden Knaben, dem vierjährigen Henning und dem dreijährigen Sindel. Früher, als Herr Waze erwartet hatte, war sie heimgekehrt aus dem Fischerhaus, in welchem sie mit der jungen Frau Mahtilt, dem Weib des Gelfrat, zu plaudern liebte. Ihr Antlitz wurde fahl und ihre Augen erweiterten sich, als sie das gefesselte Mädchen sah; ein paar wankende Schritte that sie, dann blieb sie stehen, ein steinernes Bild, die Gesichter der Knaben in ihren Schoß drückend, die starren Blicke auf ihren Mann gerichtet, der mit geballten Fäusten dastand, an der Lippe nagend und mit der Ferse trommelnd. Es klirrte vor ihren Füßen . . . unter der wilden Kraft, mit welcher die Gefesselte sich wehrte und im Ringen alle Muskeln spannte, war der beinerne Reif zersprungen, den sie am nackten Arm getragen; wie eine Klammer haftete die eine Hälfte noch an den geschwellten Muskeln, die andere Hälfte war klirrend über die Steine gehüpft, bis vor die Füße des bleichen Weibes. Der kleine Henning hob das Bein von der Erde, doch seine Mutter riß es ihm aus der Hand. Und die Stimme der Salmued gellte: „Halt' es fest oder nicht . . . es soll nimmer lassen von Dir! Hör' meinen Fluch . . .“ Der Knebel erstickte ihre Stimme. Frau Friderun ging auf ihren Gatten zu, sie sprach kein Wort, sie hielt ihm nur das zersprungene Bein vor die Augen; dann barg sie das böse Erbe der Salmued an ihrer Brust, faßte die Hände der Knaben und schritt ins Haus. Mit funkelnden Blicken sah Herr Waze dem Weibe nach. „Macht ein Ende!“ schrie er den Knechten zu und stampfte mit dem Fuß. Als die Gefesselte auf den Karren gehoben wurde, schossen ihre Augen noch einen Blick, bei dessen stummer Sprache Herr Waze ein kaltes Grauen empfand. Er atmete auf, als der Händler mit der Peitsche auf seine Mähre losschlug und der Karren, den vier Knechte geleiteten, sich in Bewegung setzte. Knarrend hob sich die Fallbrücke und schloß das Thor . . .

Das Bild der Vergangenheit zerrann vor Wazemanns Augen im Nebel. „Narretei, Narretei!“ lallte er und fuhr mit den Fäusten über die Augen. „Soll ein Weiberfluch mich schrecken?“ Und wieder sah er ein Bild: eine steile Felswand über dem See, und der Wand zu Füßen, auf blutigem Geröll, lag Frau Friderun mit zerschmettertem Haupt, die Augen noch offen im Tod . . .

Und als flösse ihm das eine Bild in das andere, so hörte er wieder das Knarren der Fallbrücke. Aber nein, er hörte ihr Aechzen wirklich und wahrhaftig. Es schloß sich die Brücke nicht hinter dem Karren, der die Salmued davonführte, sie hob sich hinter Eberwein, der den Hof betreten hatte. Herr Waze lauschte. Aus dem stillen Hof herauf klang eine hallende Stimme: „Führt mich zu Eurem Herrn!“

Da faßte er mit beiden Fäusten die eigene Brust, als müßte er seine taumelnden Sinne aufrütteln zu wachem Leben. Er ging zum Tisch, auf welchem schon die Metkrüge standen, und that einen langen Trunk. „So, jetzt komm nur!“ murmelte er, richtete sich lächelnd auf und schritt hinaus in die Halle. Noch eh' er die Freitreppe erreichte, klangen Hammerschläge hinter ihm in der Stube. Der Knecht nagelte das Kreuz, welches Ulla gebracht hatte, neben dem Ofen an die weiß getünchte Wand.

22.

In Wazemanns Hof waren die Knechte und Mägde zusammengelaufen, aber sie lachten und schrien nicht wie am Morgen bei Bruder Wampos Ankunft; flüsternd standen sie, mit scheuen Augen aufblickend zu der hohen stolzen Gestalt des Mönches; durch ihre Gasse schritt Eberwein, von einem der Knechte geführt, zur Freitreppe. Noch hatte er die Stufen nicht erreicht, als Herr Waze in der Halle erschien. Wie in Ueberraschung und freudigem Staunen breitete er die Arme und rief: „Täuschen mich meine Augen oder seh' ich recht? Ein Gottesmann!“ Er humpelte über die Treppe herab, als läge ihm das Alter schwer in den Knien. „Seid mir gegrüßt, frommer Vater, gegrüßt in meinem Haus! Es hat in der Nacht die Erd' gebidmet, und Unheil hat mir geschwant, aber schau': da kehret die Gottesfreud' ein unter meinem Dach!“ Er machte Miene, seinem Gaste um den Hals zu fallen, doch aus Eberweins Augen traf ihn ein flammender Blick. Herr Waze stutzte. Wo hatte er nur diese Augen schon gesehen? Diesen Blick? Wo nur, wo? Schnell wie ein huschender Wolkenschatten flog diese Frage durch seine Sinne. Aber seine süßlichen Worte stockten nicht. „Es hat die Erd' gebidmet, und der große Lärm hat große Freud' verkündet! Kommt, frommer Vater, kommt! Zu guter Stunde seid Ihr eingekehrt, es steht die Tafel gedeckt, als hätt' sie Euch erwartet . . . . kommt nur, kommt und streckt den geweihten Fuß unter meinen schlechten Tisch!“

Herr Waze wollte die Hand des Mönches fassen; doch Eberwein streckte den Stab zwischen ihn und sich, und seine Stimme klang wie Hammerschlag: „Ich komme nicht zum Mahl, nicht Trank und Speise such' ich in Deinem Haus! Knecht Waze, ich komme, um mit Dir zu rechten als Dein Herr!“

Dunkle Röte schoß über Wazes Gesicht. „Du? Mein Herr?“ fuhr es ihm über die Lippen, dann verstummte er wieder; er hatte seine Maske verloren und suchte mühsam seine Fassung zu gewinnen. Da sah er die Knechte und Mägde stehen. „Was gafft Ihr?“ Das Gesinde stob auseinander wie ein Hühnerschwarm, in den der Fuchs gefahren. Der Hof war leer und still — nur im Zwinger winselten die Hunde und im Stangenkäfig trabten die gefangenen Raubtiere hinter dem Gitter auf und nieder. Herr Waze wandte sich mit gekränkter Miene zu Eberwein: „Frommer Vater, Ihr bietet mir üblen Gruß!“

„Den Gruß, den Du geworben von Deinem Herrn! Denn gewaltet hast Du in meinem Lande als ein schlechter Knecht.“

„Ein schlechter Knecht!“ Herr Waze nickte und lächelte. „Schlecht und niedrig, niedrig vor Euch! Ich hab' es ja gleich aus Eurem Aug' gelesen, daß Ihr es sein müßt, dem der Gadem in die Herrenhand gelegt ist. So müßt Ihr Eberwein heißen, denn Euer Nam' ist hergegangen vor Euch wie Rauch vor dem Feuer. Und keinem Besseren, so hat es geheißen, keinem Besseren könnt' das Ländlein übergeben sein, das Frau Adelheid . . selig mag sie ruhen im Himmel! . . . zu frommer Stiftung an die Kirch' gegeben. So grüß' ich Euch, der Knecht den Herrn!“ Das war so bieder gesprochen und klang so ehrlich, daß Eberwein um sich blickte, als müßte er sich überzeugen, ob er auch wirklich in dem Hause sich befände, das er im Zorne gesucht. Doch als Herr Waze das Knie vor ihm beugte und nach dem Aermel der Kutte griff, um ihn zu küssen, trat Eberwein mit gefurchter Stirn zurück. „Ich höre Dich blöken wie ein Lamm und weiß doch: Du bist der Wolf! Rühre nicht an den Saum meines Kleides! Nach Deinem Gruße verlangt mich nicht. Du warst nicht eilig, ihn zu bieten. Eine Woche schon weil' ich in meinem Land, Du hörtest die Botschaft, daß ich gekommen, aber Dein übles Gewissen hat mein Auge gemieden.“

„Frommer Vater, Herr — was denket Ihr von mir!“ Herr Waze schien von diesem Vorwurf tief getroffen in seinem schuldlosen Herzen. Wie ein Bächlein sprudelte ihm die Rede von den Lippen. Mit heller Freude hätte er die Botschaft begrüßt, welche Recka, sein „gutes Kind“, ihm gebracht; er hätte ein Mahl gerüstet und gewartet auf die willkommenen Gäste. Und als sie zu seinem Staunen nicht erschienen wären, hätte er Tag um Tag mit Söhnen und Knechten das Thal durchsucht. „Umsonst! Ich hab' Euch nicht gefunden und hab' schon gefürchtet, Ihr hättet wieder das Land verlassen. Das wär' mir leid gewesen, denn ich sag' Euch, frommer Vater, wir brauchen Euch im Thal wie das liebe Brot. Die Leut' im Gadem sind dicke Heidenschädel . . . es wird eine Weil' wohl dauern, bis Euer frommes Wort offene Ohren findet und Euer Fuß auch überall ein offenes Thor.“

Eberwein streifte mit der Hand über die Stirne, und seine Augen blickten in das ferne Thal; diese letzten Worte hatte Herr Waze gut gewählt: sie weckten in Eberwein die Erinnerung dessen, was er beim Auszug am Morgen hatte erleben müssen. Und hatte die Glocke nicht Tag für Tag umsonst geklungen?

Mit scharfem Aug' erspähte Herr Waze den verwandelten Ausdruck in Eberweins Zügen, und er benutzte diese Stimmung, um seinen Gast unter freundlichen Worten, welche Eberwein kaum hörte, über die Freitreppe emporzuführen. In der Halle erwachte Eberwein wie aus einem Traum; dunkle Röte floß über sein Gesicht, und seine Stimme bebte. „Ich will die Wahrheit nicht suchen

in Deinen Worten. Magst Du ehrlich reden oder nicht . . . ich kam nicht, um Deine Gesinnung wider mich zu erkunden. Sei mir Feind — es soll mich nicht betrüben und ich will Dich nicht büßen darum, denn es ist die Art des Wolfes, daß er wider den Hirten steht. Mich hat anderes zu Dir geführt!" Seine Stimme wurde fest und seine Augen brannten. „Seit ich mein Land betreten, hab' ich keinen Schritt gethan, ohne Blut zu finden, das Du vergossen, ohne auf die Asche eines Lebens zu stoßen, das Du vernichtet, ohne Thränen fließen zu sehen, die Du erpreßt! Waze! Wie hast Du gewaltet in diesem Land!"

„Ich, ich? Ja hör' ich denn recht?" Herr Waze schlug erschrocken die Hände über dem Kopf zusammen. „Und Ihr, frommer Vater, Ihr glaubet von mir . . ." Er faßte Eberweins Arm. „Aber tretet doch in die Stub', ich bitt' Euch! Wie mögt Ihr so böse Wort' wider mich rufen unter freiem Himmel, vor meinem lauschenden Gesind'!"

Eberwein löste den Arm. „Mag das Gesinde lauschen, es hört aus meinem Munde nichts Neues. Was Du gethan, ist ausgeschrieen zwischen allen Bergen!"

„Nein, nein, frommer Vater, man muß mich verlästert haben bei Euch! Und ich mag mir auch denken, wer es gethan: der Fischer! Glaubet ihm nicht, er ist mir feind und widersässig . . ."

„Nein, Waze! Kein Wort der Klage kam über Sigenots Lippen. Wider Dich schreien die Steine!"

„Ja was denn, was? So redet doch, frommer Vater! Bei Eurem mächtigen Heiligen, der mich schützen und gnaden mög'... ich bin mir keiner Schuld bewußt. Sollt' ich aber wider Wissen gefehlt haben, so redet . . . ich will ja mein Unrecht einsehen und will es zum Guten wenden!"

„Zum Guten wenden? Kannst Du Tote wieder lebendig machen, vergossenes Blut zurückgießen in die leeren Pulse? Verzweiflung in Freude wandeln und Schmach in Ehre? Aber bei meinem Gott, der gerecht ist und Deine Thaten sah, Du wirst der Strafe nicht entgehen! Waze, Waze, mich faßt Erbarmen, wenn ich denke, wie Du stehen wirst vor dem ewigen Richter! Noch aber lebst Du, und ich komme, Dein Herr, und sage Dir: jeden Halm sollst Du mir wieder aufrichten, den Deine Faust nur gebeugt hat, noch nicht gebrochen! Gieb mir den armen Knaben heraus, den Du grausam gebüßt um geringe Schuld!"

Mit scheuen Augen hatte Herr Waze zu dem flammenden Antlitz des Mönches aufgeblickt; jetzt lief eine dünne Röte über seine zerstörten Züge, und staunend fragte er: „Welchen Knaben?" Er lachte. „Ihr meint doch nicht den Huze, frommer Vater, den Geißhirt?"

„Gieb mir den Knaben!"

„Ja wie soll ich ihn denn geben? Der Bub' ist lang schon wieder über alle Berg'. Gegen mein Gebot ist er eingestiegen in meinen Bannberg, so hab' ich ihn — es muß doch Ordnung sein — zur Straf' eine Nacht ins Loch gesteckt und hab' ihn am andern Morgen wieder laufen lassen. Er ist gesprungen wie ein Gemskitz. Und deshalb kommt Ihr, frommer Vater, und . . ."

„Der Knabe ist nicht heimgekehrt."

„Nicht heimgekehrt?" Herr Waze machte verblüffte Augen. „So wird er wohl auf dem Berg bei seinen Geißen sein! Wo sonst? Nein, die Leut', die Leut' — wie die Leut' nur reden! Aber ich kenn' sie! Nur gleich über den Herrn schimpfen! Eine Schwalb' laß ich fliegen . . . und da heißt es am anderen Tag im ganzen Thal, ich hätt' einen Geier streichen lassen . . . und bis der Geier hinausfliegt zum Untersberg, ist schon ein Drach' aus ihm geworden. So reden die Leut'! Kaum einen weiß ich, der das Wort wägt, sobald es ans Reden wider den Spisar geht, dem sie die Steuer erlegen müssen. Aber der Fischer, ja, der Fischer! Er ist mir feind und widersässig . . . aber ich muß sagen von ihm: er hat eine redliche Zung'! Hätt' er eine Klag' gefunden wider mich, er hätt' sie gethan!" Herr Waze blickte zu Eberwein auf. „Und nach allem, was ich sag' . . . noch alleweil' seh' ich Unglauben in Eurem Aug'? So folgt mir in die Stub' . . . dort hängt das liebe Kreuz, vor dem ich bet' all' Morgen und Abend', ich leg' die Hand darauf . . . und wollt Ihr noch alleweil' nicht glauben . . . wartet, ich ruf' meine Knecht'." Er wollte zur Treppe eilen.

Da legte Eberwein die Hand auf seinen Arm. „Laß das, Waze! Du hast beim Kreuz geschworen . . . ich glaube Dir! Und ich bin nicht lüstern nach dem Anblick Deiner Knechte, die das fromme Haus des Hiltischalk zur Schenke machten und nach dem Meßwein griffen!"

„Wildes Volk, frommer Vater! Aber wart' nur, ich will sie lehren, Wasser zu saufen! Und jeden jag' ich aus dem Haus, der mir den braven Hiltischalk . . ."

„Verjage die schlechten und werbe Dir gute Knechte," fiel ihm Eberwein ins Wort, „das böse Beispiel Deiner Söhne wird sie doch verderben. Rufe mir Deinen Aeltesten, welcher Henning heißt!"

Es zuckte über Wazemanns Gesicht. „Der weilt noch im Gejaid!" Jammernd hob er die Hände. „Hätt' ich den Buben nur jetzt daheim, daß ich ihn herführen könnt' vor Euch, mein frommer Vater, daß Ihr ihm ins Gewissen reden möchtet! Ach, dieser Bub'! Ist ein Mann schier an die vierzig Jahr', und ich muß mich noch sorgen mit ihm wie mit einem zahnenden Kind. Jeder Tag bringt einen neuen Streich! Und nicht viel besser als er sind die andern. Freilich, wär's ein Wunder! Vor fünfzehn Jahren, kaum, daß der Jüngste geboren war, haben sie ihre gute Mutter verloren und sind aufgewachsen wie die Wildling' im Wald! Schauet hinüber, frommer Vater" — Herr Waze deutete über den See und ließ die Stimme zittern — „dort auf der Rabenwand ist ihre Mutter Friderun über die Felsen gestürzt, und noch heut' weiß keiner, wie das Unglück hat geschehen können! Jetzt denket: sieben Buben — und keine Mutter!"

„Keine Mutter!" Leise klangen die beiden Worte von Eberweins Lippen. Schwer atmend richtete er sich auf, schüttelte den Kopf und strich mit der Hand über die Augen, als müßte er sich gewaltsam der weichen Regung erwehren. „Schweres Los ist Deinen Söhnen gefallen, da sie die Mutter verloren, und es wär' ihnen die üble Zucht und der wilde Mut wohl zu verzeihen, doch nicht das Laster und alles schreiende Unrecht. Henning, Dein ältester Sohn, soll stehen unter meinem Gericht! Blutschuld hat er auf sich geladen!"

Die Demut begann Herrn Waze schwer zu werden; er biß sich auf die Lippen, und seine Augen schossen einen Blitz. Um seine Wallung zu verbergen, neigte er das Gesicht, und als er wieder aufblickte, zeigte er eine betrübte Miene und kummervolle Augen. „Blutschuld! Ja, frommer Vater, schwere Blutschuld. Ich weiß schon, wen Ihr meint: die Dirn' des Greinwalders! Ich selber bin erschrocken. Wohl hat sie lästerlich geredet wider meinen Buben, und es war auch der Streich nicht so grob gemessen, als er ausgefallen ist, aber Blut ist Blut! Es soll geschehen nach Eurem Willen!"

„Nicht nach meinem Willen, nach dem Recht! Dein Sohn wird Buße leiden, und vor meinen Augen soll er bittend die Hand auf die Stirne legen, die er blutig schlug. Und dem Vater des Mädchens wirst Du Wehrgeld zahlen, nach dem Gesetz!"

Herr Waze zögerte mit der Antwort. „Ja, frommer Vater, ja, ja! Was Ihr wollt, und darüber noch! Der Bauer soll nur verlangen! Es wär' nicht das erste Pflaster, das ich auf Wunden leg', die der wilde Bub' geschlagen!"

„So sage mir: was legtest Du auf die Wunden der Heilka, die den Weg zur Windach ging?"

Da verlor Herr Waze die Geduld, und er platzte heraus: „Frommer Vater, jetzt muß ich aber sagen: da hab' ich ein hartes Reden mit Euch. Meine Söhn' sind gewachsene Buben, ich kann sie nicht hindern, dumme Streiche zu machen. Und geht so ein heimliches Stückl schief aus ... natürlich, so muß der Vater leiden, und ein Geschrei geht an . . ."

„Waze!" klang Eberweins Stimme in heller Empörung. „Das erste, was ich an Dir begreife: daß Du dem Laster Deiner Söhne zuliebe redest, Du, der Du ihnen das Beispiel gabst, wie man der Unschuld und Ehre die Gruben legt, Du, der Du dem Eigel die Salmued nahmst. Was ist geworden aus ihr? Steigt nicht der Schatten dieses Mädchens vor Dir auf? Sieht Dich ihr Auge nicht an mit drohendem Blick?"

Herr Waze stand mit klaffenden Lippen. Er hörte nicht, er starrte nur in Eberweins Augen. Dieser Blick des Mönches! Wo hatte er diesen Blick nur schon gesehen? Wo nur? Wo?

„Zitterst Du, weil einer kam, der Deiner Sünden Dich mahnt und Rechenschaft von Dir begehrt? Wahrlich, ich will meine Herde erlösen von dem reißenden Wolf! Du bist der Spisar in diesem Land gewesen!"

Herr Waze streckte die Fäuste aus, als wollte er dem Mönch an die Kehle springen; doch jählings wandelte sich der Ausdruck seiner fahlen Züge. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen, fuhr sich in die dünnen Haare und schrie: „Ja, ja, ja, ich hab' gesündigt, hundertmal in jedem Tag! Einschichtig bin ich

gestanden in meiner Oed', ohne Freund und frommen Rat, ohne Mahnung und geistlichen Zuspruch . . . da ist der Teufel stärker worden in mir als mein himmlisch' Teil! Und jetzt, wo die Reu' mich packt vor meinem nahen End', jetzt wollt Ihr mich niederstoßen ins höllische Feuer!" Er stürzte auf die Knie und umklammerte Eberweins Schoß. „Kann Euch meine heiße Reu' nicht rühren — wer soll mich denn lösen, wenn Ihr mich verdammt? Wer soll mir denn helfen zum ewigen Heil, wenn Ihr mich verlaßt?" Verstummend drückte er das Gesicht in die Kutte des Mönches und schluchzte.

Mit bleichem Antlitz stand Eberwein, erschreckt und erschüttert von diesem wilden Ausbruch. Thränen wogen ihm schwer; er selbst hatte ja in seinem Leben noch keine Zähre vergossen außer in tiefstem Weh oder in höchster Freude. Er hörte das Schluchzen des Greises, und das blinde Kinderherz in diesem dreißigjährigen Manne schmolz hin wie Wachs. Er glaubte an die Reue, die er schreien hörte zu seinen Füßen — und Reue war ihm heilig. Sein Zorn wich dem Erbarmen, und da war auch sein Mitleid schon geschäftig, alles Schwarze in milderes Grau zu wandeln. Einsam hatte dieser Mann gestanden, seinem wilden Blut überlassen, wie er gesagt: ohne Freund und frommen Rat, ohne Mahnung und Zuspruch. Er hatte schwere Schuld auf sich geladen; aber wohl so manche seiner Sünden wäre verhütet worden, wenn ein treuer Mahner sich gefunden hätte zu guter Stunde. Durfte er von dem Sinkenden sich wenden, den Reuigen verstoßen, der aus seiner Tiefe die beiden Arme streckte nach der ewigen Güte?

Eberweins Augen wurden feucht, als er die Hand auf Wazes Scheitel legte. „Ihr sollt zu Gottes Liebe nicht umsonst gerufen haben. Doch stehet auf, Herr Waze — hier ist der Ort nicht, daß ich den Mittler mache zwischen Euch und dem Himmel. Morgen, in meinem stillen Kirchlein . . ." Er verstummte.

Die Fallbrücke war niedergegangen und Recka sprengte auf ihrem Rappen in den Hof. Herr Waze hob das Gesicht; seine Zähren mußten rasch getrocknet sein, denn auf seinen Wangen zeigte sich keine feuchte Spur; doch demütig klang seine Stimme: „Da kommt meine gute Tochter! Ich bitt' Euch, frommer Vater, redet vor dem Kind nicht übel wider den Vater!"

Eberwein errötete. „Es hätte solcher Mahnung nicht bedurft." Und während Herr Waze über die Freitreppe hinunter eilte, ruhten die Augen des Mönches auf Recka, welche aus dem Sattel glitt und den Gurt des Pferdes lockerte. „Eine wilde Taube unter Krähen!" flüsterte er.

Herr Waze war zu seiner Tochter getreten, welche mit staunendem Aug' den Gast in der Halle gewahrte. Mit eisernem Griff umklammerte er ihre Hand, und während ein Knecht, der gesprungen kam, das schweißbedeckte Roß nach den Ställen führte, raunte er mit zischenden Worten: „Wenn Du mich und Deine Brüder nicht verderben willst, so gieb dem Pfaffen ein freundlich Wort. Ich muß ihn im Guten halten, bis Rimiger kommt. Es wird gespielt um unser Haus, mehr noch, um mein Leben!"

Recka starrte ihn an. „Du bist mein Vater! Ich kann Deinen Tod nicht wollen."

Lächelnd führte Herr Waze seine Tochter empor über die Freitreppe. Vor Eberwein blieb er stehen. „Seht, frommer Vater, das ist das beste Reis auf meinem Stamm, gesund und in der Blüt'. Seid gut mit ihr, und ich hoff', sie soll Euch eine liebe Schwester werden."



De

Nach einem Ge

Ungestüm löste Recka ihre Hand aus der des Vaters, und seine Worte unterbrechend, sagte sie: „Wir haben scharf widereinander geredet, da sich beim Albenbach unsere Wege kreuzten. Nun find' ich Euch wieder als Gast in meines Vaters Haus, und wir wollen Frieden halten. Hört nicht auf meines Vaters Lob . . . ich bin nicht, wie er sagt. Ich bin, wie ich bin, nicht gut, nicht schlecht. So biet' ich Euch meine Hand. Wollt Ihr sie nehmen?"

Wazemanns Augen funkelten vor Zorn, und an seiner Stirne schwollen die Adern. Mit Verblüffung aber sah er, wie Reckas Worte wirkten. „Ja, ich will!" sagte Eberwein lächelnd und faßte die Hand des Mädchens. Der Gruß, welchen Recka ihm bot, hatte

rauhen Klang, doch dieser Klang war echt. Und ihm war, als fände er an dieser Hand eine Stütze, deren er bedurfte in diesem Haus. Hatte er doch im Gadem noch kein Wort gehört, welches übel redete von Wazemanns Tochter — nur der alte Kohlmann hatte gescholten wider ihren tollen Wagemut, der beim Weidwerk in den Bergen keine Höhe scheute und keine Tiefe. So faßte er die Hand des Mädchens wie ein Wanderer im pfadlosen Sumpf den grünen Zweig, der zu ihm niederwinkt.

Mit dem Ellbogen stieß Herr Waze an Neckas Arm und sagte lachend: „So führe doch Deinen Gast ins Haus!“

„Laßt Euch geleiten, Herr!“



...nz.
...n R. Rößler.

Eberwein blickte erschrocken auf und zögerte. Da furchten sich Neckas Brauen. „Scheint Euch der Tisch, an dem ich sitze, zu schlecht für Eure Würde?“

Wortlos schüttelte Eberwein den Kopf und folgte. Als er auf die Schwelle trat und die weite Herrenstube mit der gedeckten Tafel sah, mußte er an das Stübchen in der Ramsau denken. Hatte er jenen frommen Tisch verlassen, um hier zu sitzen? Er war geflohen, wo er hätte weilen sollen, und sollte nun bleiben, wo er fliehen mußte! Wie eine Strafe erschien es ihm, was dieser Gedanke sagte. Schon zuckte seine Hand, als möchte sie sich lösen und nach dem Stabe greifen; da trafen ihn Neckas Augen, und er mußte bleiben . . .

Herr Waze holte die Söhne; schweigend hörte Eberwein ihre Namen und streifte mit irrendem Blick die trotzigen Gesichter. Nimiger und Henning fehlten — der letztere saß in der Kammer hinter der Thür und lauschte jedem Wort, das in der Stube gesprochen wurde. Mit verblüfften Augen sahen die Buben sich an, als Herr Waze vor das Kreuz trat, sich auf die Knie warf und zum Tischgebet die Hände faltete; eine Weile zögerten sie, dann folgte einer nach dem anderen dem Beispiel des Vaters; nur Necka furchte die Stirn und wandte sich ab; Eberwein stand und rührte weder Hand noch Lippe . . . er konnte nicht beten.

Lärmend trat Herr Waze mit den Söhnen zum gedeckten Tisch und wies seinem eigenen Stuhl gegenüber dem Gaste den Platz an zwischen Necka und Otloh. Ein Bärenschinken wurde aufgetragen. Herr Waze faßte ein langes Messer und stieß es in die braune Schwarte; dann hob er die Metbitsche und sagte mit heiserem Lachen: „So biet' ich meinem edlen Gast die Minne und trink' ihm zu als meinem Herrn! Auf Eure Gesundheit, frommer Vater!“ Er setzte die Kanne an die Lippen; sie hob und hob sich . . . es war ein Trunk, der nimmer enden wollte. Und es wäre wohl das letzte Tröpflein aus der Bitsche geronnen, hätte Eberwein nicht über den Tisch gegriffen und Wazes Arm mitsamt der Bitsche niedergezogen. „Meiner Gesundheit dienet Ihr auch mit minderem Trunk — und noch mehr der Eurigen.“

Herr Waze strich mit dem Aermel über den tropfenden Bart. „Nein, frommer Vater — meine sündige Seel' mögt Ihr kampeln, so viel Ihr wollt — aber die langen Züg', die müßt Ihr mir lassen. Bei mir muß alles tief sein, Reu' und Durst, Lieb' oder Haß. Mein Los ist so gefallen, weil meine Mutter mich geboren hat im Zeichen der Venus und des Wassermann: mein Herz ist allzeit heiß gewesen und meine Gurgel schreit nach Feuchtigkeit wie die Frösch' um nasses Wetter.“ Herr Waze verstummte, und während die Söhne lachten, erweiterten sich seine Augen in starrem Lauschen. Heller Hufschlag klang im Hof und die Stimme Nimigers: „Wo ist der Vater?“

Die Buben sprangen auf, aber Herr Waze, dessen Züge sich mit fahler Blässe überzogen hatten, schrie ihnen zu: „Bleibt sitzen!“ Seine Augen richteten sich auf Eberwein, funkelnd, mit stechendem Blick; es schien, als läge ein Wort auf seiner Zunge. Doch er sprach nicht, er lachte nur heiser vor sich hin, stieß mit der Faust den Sessel zurück, daß er umfiel, und eilte nach der Halle. Betroffen erhob sich Eberwein. Doch Necka faßte, wie vor Scham errötend, seine Hand. „Verzeihet meinem Vater seine Art . . . er hat durch Jahre keinen Gast in seinem Haus gesehen.“

Auf der Freitreppe kam Nimiger seinem Vater entgegen, und Herr Waze griff nach dem Arm des Sohnes, zitternd vor Erregung. „Was bringst Du?“

„Zwielicht!“ sagte Rimiger und zuckte die Achsel. „Ob es Tag bedeutet oder Nacht — ich weiß nicht.“

„Red', daß ich versteh'! Es muß auf eine Frag' doch Antwort sein! Hast Du den Haunsperger nicht gesprochen?“

„Wohl, Vater! Er hat mich angehört und hat gelacht, aber geredet hat er nicht. Beim Frühmahl hab' ich sitzen dürfen an der Tafel des Bischofs, und der große Herr ist freundlich zu mir gewesen, und bei jeder Anred' hat er mich seinen ‚guten Sohn‘ geheißen. Für unsere Sach' aber hat er kein einzig Wort gehabt.“

„Kein einzig Wort?“ wiederholte Herr Waze mit zuckenden Lippen. „Aber ich weiß doch, wie er selbigsmal vor Wut sich verfärbt hat bei der Botschaft, daß Frau Adelheid den Gadem an das Kloster und nicht an seine Kirch' gegeben hat! Sag's noch einmal: kein einzig' Wort?“

„Kein Wort! Aber wie ich schon im Sattel gesessen bin, ist der Haunsperger lachend auf mich zugetreten und hat mir ein Streiflein Pergament gereicht —“ Rimiger zog eine kleine Rolle aus dem Wams hervor — „und dabei hat er gesagt: unser Schalksnarr hat ein neues Lied gesungen, das bring' Deinem Vater mit meinem Gruß.“

(Fortsetzung folgt.)

Ohne Führer.

Von Heinrich Noë.

Im Thale von Tiers, welches sich östlich von Bozen durch das rotbraune verwitterte Porphyrgestein gegen den „Rosengarten“ hineinzieht, steht die anmutige und bescheidene Herberge „Zur Rose“. Man befindet sich hier an einer der ergreifendsten Stellen des Landes Tirol. Schaut man zu den Fenstern hinaus, so erblickt man nicht nur in nächster Nähe die starren, bleichen Dolomite, sondern erkennt auch fern am westlichen Himmel den Langgrubenferner und die Weißkugel der Oetzthaler Gletscherwelt. Will man die Wirksamkeit dieses Eindrucks noch steigern, so mag man sich daran erinnern, daß vor vielen Jahrtausenden hier blaues Meer flutete; Schaumstreifen umgaben damals runde Riffe, aus der Tiefe empor ästelte sich das Gewirre der Korallen, Polypen strebten gegen die Oberfläche der Salzwellen. Da waren Inseln, wie die „Atolls“ der Südsee, in welche zum Teil von der Flut Sturmlücken eingebrochen waren. Auf Kalkschlamm und glasigen Bruchstücken der Madreporen hingen triefende Algen und hoben und senkten sich mit den Wellen.

Dieses Schaustück boten einmal die nämlichen Dolomite, welche jetzt im Abendglanz wie glühende Kohlen leuchten.

Von der Gesellschaft, welche an einem Sommerabend dort versammelt war, hatten nur wenige — und das waren vorzugsweise die älteren — eine wirkliche Fähigkeit, sich in den Geist zu versenken, der hier weht. Die einen schwiegen, indem sie die Wolkenkronen um den nahen „Rosengarten“ und das ferne Eis betrachteten, die andern aber sprachen von allerlei Muskelkunststücken, so daß man sich in die Vorhalle eines Cirkus hätte versetzt fühlen können. Der eine hatte die Fünffingerspitze bei Schneesturm „gemacht“, der andere allein eine Nebelnacht auf einem Zacken von dreitausend Metern zugebracht und wäre ohne Zweifel später erfroren oder verhungert, wenn sich der Nebel nicht am nächsten Tage verzogen hätte. Die Fünffingerspitze ist gewiß hoch, aber nicht so hoch wie die Höhe, von welcher jene „Fachmänner“ auf mich jämmerlichen Dutzendmenschen und Laien herabgeschaut hätten, wenn ihnen meine Gedanken geoffenbart worden wären. Da wurden Firnschneiden unter den rechten Arm genommen, während die Schuhe nur mit den Spitzen im pulverigen Schnee hafteten und als nächster Stützpunkt nur ein schwarzer Felsfleck von der Größe einer Flintenkugel winkte. Es war sehr interessant! Der nervöse Trieb nach dem Aufsehen Erregenden, der Amerikanismus maßloser Muskelmeierei trat hier als „leib-, geist- und herzstählender Alpinismus“ auf. Was den Geist anbelangt, so mußte dieser allerdings von eigentümlicher Beschaffenheit gewesen sein. Die beschauliche Seite trat nirgends hervor; jedenfalls hatte dieser Geist keine Gelegenheit gefunden, mit dem Geist in der Natur Zwiesprache zu pflegen. Man hörte nur von Runsen, Spalten, Kaminen und Felsröhren, von unendlichen Steinschlägen, von überhängenden Felsplatten, unter welchen man auf dem Bauch hindurchrutschen mußte 2c. 2c.

Alle diese Dinge waren für mich nichts Neues, und es wäre mir niemals in den Sinn gekommen, solchem Treiben mit irgend welcher Bemerkung entgegenzutreten. Hier aber konnte ich eine gewisse Bewegung doch nicht überwinden. Mein Blick fiel zufällig auf eine mit dem Zeichen des Edelweißes geschmückte Tafel, welche die Inschrift „Studentenherberge“ trug. Dies bedeutet, daß junge Leute hier zu sehr billigen Preisen verpflegt werden, wodurch es solch jugendlichen Ferienreisenden ermöglicht ist, auch mit einem knapp bestellten Geldbeutel Alpenreisen zu unternehmen. Jeder Menschenfreund wird sich darüber freuen. Allein durch eine Gedankenverbindung, die sich in mir in dem Augenblick regte, wo das metallene Edelweiß blutrot in den letzten Strahlen der Abendsonne glänzte, wurde mir ein anderes Bild vorgeführt. Kaum einige Wochen waren vergangen, seit ich an dem nämlichen Tische, an welchem jetzt die alpinen Fexen sich unterhielten, einen hübschen jungen Mann von einnehmenden, offenen Zügen sitzen gesehen hatte. Es war offenbar ein Student gewesen. Er hatte sich nach dem Preise eines Führers auf einen der benachbarten „Zähne“ erkundigt, dessen Gefährlichkeit ihm nach den Berichten in den „Fachzeitungen“ im verlockendsten Lichte der Romantik erschien.

Ich strengte mich an, ihm von derlei abzureden, aber der Erfolg war gering. Eine enttäuschte Miene, welche seinen Verzicht auf jenes Unternehmen zu bedeuten schien, nahm ich erst dann wahr, als er die Höhe der Führertaxe erfahren hatte. Offenbar reiste er, gewiß zum Teil auch im Vertrauen auf die Studentenherbergen, mit den bescheidensten Mitteln. Die Bezahlung des Führers hätte mindestens so viel erfordert als eine fünftägige Wanderung auf anspruchsloseren Pfaden, die ihm aber mehr Genuß geboten haben würde. Ich hatte ihm noch gesagt, daß er, von der Gefahr abgesehen, gar keine Zeit und Gelegenheit für den Naturgenuß übrig behalten würde, weil es sich da nur um Tritte und Griffe handle. Indessen, die Legende vom „Kampf gegen die Naturgewalten“ hatte ihn in ihrer berückenden Abenteuerlichkeit festgehalten, denn ich erfuhr am nächsten Tage, daß er nicht auf einem der gewöhnlichen Wege nach den bequemen Päßen der Umgegend mit ihren wundervollen Bildern, sondern in der Richtung gegen den von ihm bezeichneten mürben Obelisken fortgegangen sei.

In welchem Zusammenhang ein derartiges Unternehmen mit der Wohlfeilheit der Studentenherbergen stehen kann, gebe ich dem geneigten Leser zur Ueberlegung anheim.

Wenige Tage später las ich in den Zeitungen, daß ein junger Mann aus Tiers aufgebrochen sei und ohne Führer die fragliche Zinne merkwürdigerweise erreicht habe — er war von einem benachbarten bequemen Aussichtsberge mit Fernrohren beobachtet worden. Seither hatte man ihn nirgends mehr gesehen. Eltern und Geschwister desselben waren, wie die Zeitungen weitermeldeten, in die benachbarten Thäler gekommen und hatten Nachforschungen anstellen lassen — aber ohne Erfolg. So mußte man annehmen, daß der junge Mensch verunglückt sei und daß sein Leichnam, wenn nicht hier, so doch irgendwo sonst in dieser Bergwelt verborgen liege und vielleicht einmal durch einen Zufall, wahrscheinlich aber niemals wieder zum Vorschein kommen würde.

An jenem Abend in der „Rose“ blieben die Kletterdramen, die da von verschiedenen Koryphäen erzählt wurden, nicht ohne tadelnden und warnenden Chor im Hintergrund. Am bemerkenswertesten erschien mir die Auseinandersetzung eines Mannes, welcher auf die dem Körper ungewohnten Verhältnisse hinwies, unter denen sich der weitaus größere Teil aller schwierigeren Bergersteigungen vollziehen muß. Zuerst die Mühsal einer langen Thalwanderung, sodann die unruhige oder auch ganz schlaflose Nacht in einer Schutzhütte, die Unregelmäßigkeit im Aufnehmen von Nahrung und Getränke, die vor Sonnenaufgang abermals beginnende Anstrengung und Ueberreizung der Nerven — das alles könnte nicht besser zusammengesucht werden, wenn es sich darum handelte, einen Menschen mit möglichst wenig Genußfähigkeit auf der vielbesprochenen Spitze ankommen zu lassen. Ist die Kletterei gefährlich gewesen, so wird der Rest von Genußfähigkeit, falls ein solcher vorhanden war, noch verschlungen durch die Sorge, wie

und ob der Abstieg gelingen werde, der immer schwieriger ist als das Heraufkommen. Das alles aber wird aufs erheblichste gesteigert, wenn die stützende Hand und die in jeder Hinsicht hilfreiche Anwesenheit des Führers mangelt. Der Einzelne kann an Stellen dem Verderben anheimfallen, wo er mit einem Genossen nur geringe Schwierigkeiten findet.

Diese Auseinandersetzung fand den Beifall eines Anwesenden, und er unterstützte sie durch Mitteilung einer Geschichte, die sich vor wenigen Tagen auf dem vielbetretenen Uebergange von der Brennerstraße ins Tuxer Thal abgespielt hatte.

Ein Student war gegen Abend von Hintertux fortgegangen, um die Brennerbahn zu erreichen. Das Tuxer Joch, ein begraster Wall, wird unter diejenigen Uebergänge gerechnet, denen man in der Regel ein „Führer entbehrlich" beisetzt. Der Student war auch ohne Schwierigkeit bereits auf der westlichen Abdachung des Joches angekommen, als er von einem Grasbande abrutschte und einige Schritte weit gegen einen Felsblock stürzte. In der Anstrengung, sich zu helfen, zog er sich weiter gar nichts als eine einfache Muskelzerrung am Fußknöchel zu. Bald fing dieselbe an zu schmerzen und er setzte sich nieder, um zu rasten. Er zog den Schuh aus, um die Art der Verletzung zu betrachten, konnte ihn aber nicht wieder anziehen, da der Fuß rasch anschwoll. Die beginnende Dämmerung und die Schmerzen in dem nur mit dem Strumpfe bekleideten Fuße machten den Gang unsicher. Bald mußte er sich abermals niederlassen. Jetzt rief er in die beginnende Nacht hinein, damit ihn vielleicht ein Ochsenhirt höre und Hilfe bringe, aber nur das Geräusch der Wildwasser gab ihm Antwort. Er versuchte nun, mit Aufbietung der letzten Kraft thalwärts zu kommen; indessen die Dunkelheit oder der Schmerz verwirrten ihm das Unterscheidungsvermögen, er geriet, anstatt in die Nähe der Ochsenhütte, weiter aufwärts an eine brüchige Stelle, über welche er in den Thalbach hinabrutschte. Dieser war nicht tief, aber die Wellen durchnäßten den ganzen Körper. Gleichwohl gelang es dem Unglücklichen, wieder über die Rutschfläche hinauszukommen, aber nur, um abermals in den Bach hinabzugleiten, wo er nun, zwischen zwei Blöcken eingekeilt; festsaß. Jetzt half das Schreien gar nichts mehr, denn das Tosen des Baches hätte auch eine noch viel stärkere Stimme völlig übertönt.

So verging die Nacht, es verging aber auch der größte Teil des nächsten Tages. Denn erst gegen Abend kam über das Joch ein Reisender mit einem Führer, der das jetzt sehr schwach gewordene Rufen vernahm. Die Ferienfreude des armen jungen Menschen war dahin und er darf sich noch beglückwünschen, wenn er nicht eine schwere und dauernde Schädigung seiner Gesundheit davongetragen hat. Mit einer kleinen Ausgabe für einen Führer wäre er diesem Abenteuer entronnen.

„Lassen wir die Bezeichnung ‚Führer' fallen," nahm nunmehr ein Mann das Wort, den ich während dieses Abends schon öfter mit Verwunderung betrachtet hatte. Ich kann sein Gesicht nicht besser schildern, als indem ich es — von seiner Magerkeit abgesehen — mit einer Mondkarte vergleiche. Da waren Risse und Rillen, zerschundene Stellen, allenthalben Furchen und Vertiefungen. „Wenn man sich an das Wort ‚führen' hält," bemerkte er, „so kann wirklich in vielen Fällen von einem solchen Mann ganz abgesehen werden. Handelt es sich bloß um das Finden des Wegs, so giebt es viele Berge, bei denen das jeder selbst vermag. Wiederum giebt es ganz außerordentliche Spitzen, auf welche es kein Führen giebt, weil noch niemand droben war. Setzen wir aber statt Führer ‚Begleiter', so kommen wir für solche Gänge wie den des eben erwähnten Studenten dem Sachverhalt näher. Gefunden hat er den Weg auch allein. Hätte er aber einen Begleiter zur Seite gehabt, so hätte das wenig bedeutende Vorkommnis einer Verstauchung eine ganz andere Wendung genommen. Pfade, welche in die Bergwelt führen, sollte man darum niemals allein beschreiten. Die Unglückschronik, welche uns die Fälle von einsamem Sterben und Verderben erzählt, ist so umfangreich, daß jene weit grausigeren und mehr besprochenen Katastrophen, in welchen Wanderer und Führer den Untergang finden, an Anzahl dagegen verschwinden. Diese letzteren finden ihren Wiederhall in allen Zeitungen. Die ungleich häufigeren Fälle aber, in denen ein einsamer Wanderer gleichsam ‚in der Stille' verunglückt, gehen zumeist unbeachtet vorüber. Erstlich fällt das Verschwinden eines solchen regelmäßig erst nach einiger Zeit auf. Dann heißt es, dieser oder jener wird ‚vermißt'. Findet man ihn irgendwo, so ist oft schon so viel Zeit darüber hingegangen, daß man sich an die frühere Nachricht nicht mehr erinnert, und kommt er nicht zum Vorschein, so wird überhaupt nicht mehr davon gesprochen. Ungezählte Leichname liegen noch heute da und dort in den Wildnissen der Eiswelt. — Einsam herumgehen bleibt immer bedenklich. Diese Lehre finden Sie auch in meinem Gesicht eingegraben. Und ich kann es fast ein Wunder nennen, daß sie nicht von meinem Leichenstein erzählt wird. Hätte ich einen Menschen neben mir gehabt, so wäre mir diese lästige Auszeichnung erspart geblieben."

Wie jedes Beispiel, das den Augen leibhaftig entgegentritt, mehr erregt als ein anderes, so geschah es auch hier. Alles wollte wissen, was da vorgegangen war. Wir erfuhren es alsbald.

„Der Hauptantrieb zu verwegenen Unternehmungen ist die Eitelkeit. Der eine will seine Kletterthaten in Fachzeitschriften gepriesen sehen, ein zweiter klettert, um andere durch seine Leistungen zu verblüffen, ein Dritter, weil irgend einer an seiner Fähigkeit zweifelt, dies oder jenes durchzuführen. So erging es mir, als es sich auf der Veranda des Bärenbads im Stubai eines Tages um die ‚Sonnenmauer' handelte. Als ich vorüberging, hörte ich sagen: ‚Da kommt ja einer der ärgsten Bergfexen. Von dem können wir erfahren, ob es möglich ist, auf die Sonnenmauer hinaufzukommen.' Ich entnahm aus dieser Aeußerung, daß sich das Gespräch vorher um jene unerstiegene Spitze, welche stets die Blicke der Gäste des Bärenbades anzieht, gehandelt hatte. Als ich die Veranda betrat, wurde das Gespräch noch immer fortgesetzt. Schließlich nahm ich daran teil, indem ich behauptete, daß ich es nicht gerade für unmöglich hielte, die Spitze zu erreichen. Meine Worte erregten allgemeinen Widerspruch. Nur ein einziger gab sie bedingt zu, indem er meinte, die Sache ließe sich möglicherweise durchführen, doch nur unter der Voraussetzung, daß vorher an den schlimmsten Stellen Haken, Ringe, Drahtseile, Leitern u. dgl. angebracht würden. Von diesem Augenblicke an war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte zeigen, was ein verwegener Wille vermag. Schon am nächsten Tage mußte ich, das stand bei mir fest, die Unternehmung wagen, damit noch die nämlichen Gäste, die heute gegenwärtig gewesen, ihren Irrtum widerlegt sehen könnten. Niemand erfuhr etwas von meiner Absicht. Als ich am nächsten Morgen den Weg antrat, schienen mir die Stimmen der Berglerchen, die sich in den Wänden der Sonnenmauer herumtrieben, von glücklicher Vorbedeutung. Ich will die Gesellschaft nicht mit der Erzählung davon langweilen, wie ich da über die lotrechten Absätze und Wände hinaufkam. Ich kann nur sagen, daß vier bis fünf Stunden lang jeder Fehlgriff mit der Hand mich Hunderte von Metern hinabgestürzt hätte. Ich bin nicht kopfscheu, aber einmal wäre ich doch beinahe dem Schwindel zum Opfer gefallen, als eine vom Wind getriebene Wolke rasch unter mir hindurchjagte und es mir einen Augenblick lang schien, als ob die Wolke stillstände und der Berg sich in der entgegengesetzten Richtung bewegte. Als ich oben ankam, erblickte ich in der furchtbaren Tiefe einige bewegliche dunkle Punkte. Zugleich hörte ich verwehten Glockenschall. Die Feldarbeiter wurden zum Mittagessen gerufen. Dann baute ich aus den losen Trümmern einen Steinmann und trat den Rückweg an. Es war dies übrigens an jenem Tage nicht das letzte Mal, daß ich den Gipfel betrat. Ich mußte noch sechs- oder siebenmal auf ihn zurückkehren, um nach einer anderen Möglichkeit des Abstieges zu suchen, da ich in der einen und anderen von mir eingehaltenen Richtung nicht mehr weiterzukommen vermochte. Noch jetzt bricht mir bei der Erinnerung an jene Stunden fast der Angstschweiß aus. Oft genug mußte ich den Rücken fest an die Wand drücken und mit den Füßen an den glatten Felsennadeln, auf welche selbst ich nicht hinabblicken konnte oder durfte, nach einem Stützpunkt herumtasten. Die Schuhe hatte ich schon längst zurücklassen müssen. Einige Zeit lang hatte ich sie noch auf dem Rücken getragen, dann aber war ich genötigt, sie auch von dort zu entfernen und hinabzuwerfen. Schließlich gelangte ich vor einen hervortretenden, buckelig unterhöhlten Felswulst. In seinem Schutz mochte sich wohl zu anderer Jahreszeit unten eine mächtige Ansammlung von Schnee erhalten. Damals aber war diese schon soweit hinweggeschmolzen, daß ihr äußerster Rand nur noch in einiger Entfernung von dem Felsbuckel zu sehen war. Hätte ich nun einen Genossen gehabt, so hätte er mich oder ich ihn soweit zu halten oder zu stützen vermocht, daß er auf jenes Schneefeld hinabgekommen wäre und dann den Nachfolgenden hätte auffangen können. Unter den vorhandenen Umständen aber blieb mir nichts

übrig, als allein den Sprung auf das Schneefeld hinab zu wagen. Er gelang, aber seine Gewalt warf mich im Abprall über das Schneefeld hinaus mitten unter die scharfen Steintrümmer hinein. Das war also das!“

Und dabei deutete er auf sein von Narben durchfurchtes und entstelltes Gesicht.

„Die Thorheit, so etwas allein zu unternehmen, hat sich verhältnismäßig noch gelinde gerächt. Es waren zehn Wahrscheinlichkeiten gegen eine, daß ich nicht mehr lebendig herabkam.“

Ein Herr aus der Gesellschaft fragte den Erzähler, ob die Aussicht von der Spitze nach seiner Meinung im Verhältnis zu den überstandenen Gefahren genußreich gewesen sei. Der kühne Bergsteiger verneinte das und sagte, er müsse aufrichtig gestehen, daß von der benachbarten leicht zugänglichen Kuhalp aus sich ein anziehenderes und lehrreicheres Bild biete als von jenem Zacken. „Uebrigens dürfte schwerlich jemals ein Besteiger dieses letzteren zu der Stimmung kommen, solche Eindrücke auf sich wirken zu lassen. Er hat, wenn er einmal dort oben ist, an anderes zu denken. Meine Belohnung war lediglich die Verblüffung der Badegäste, als sie am nächsten Tage den Steinmann erblickten.“

Es wurde noch allerlei über ähnliche Unternehmungen gesprochen und so mancher Fall berichtet, in welchem das Leben eines Reisenden um jämmerlicher Kleinigkeiten willen verloren gegangen war. Eine Muskelzerrung, ein an sich ganz unbedeutendes Unwohlsein, ein Abirren vom Wege, irgend eine Witterungslaune können die schlimmsten Folgen nach sich ziehen, wenn nicht ein Genosse zur Seite geht.

An jenem Abend ahnten wir alle nicht, wie rasch sich dafür eine weitere ergreifende Bestätigung finden sollte.

Etwa acht Tage später befand ich mich mit zwei Genossen, die damals mit in der „Rose“ zu Tiers gewesen waren, auf einem bequemen, vielfach beschrittenen Uebergang zwischen jenen weißen Bergen, die man von der Schwelle der „Rose“ aus sieht. Wir rasteten eben vor einer behaglich eingerichteten Hütte, die dort den Wanderern als Obdach dient. Vor der Hütte brechen Quellen aus dem Moosboden und flechtenbehangene Bergtannen schneiden schöne Bilder aus dem nahen Ferner aus. Hoch oben erscheinen weiße Zelte, von Wolken umzogen. Manchmal donnerte es herab von Eislawinen, welche die Wärme des Mittags löste. Es war ein Alpenbild, wie man es schöner und gewaltiger nicht wünschen kann.

Mit einmal kam ein Hirt, welcher nach verlaufenen Hämmeln gesucht hatte, und berichtete, unten beim Weißen Bach habe er eine gestürzte Kuh liegen gesehen. Sie liege gerade unter dem Palfen, auf dem das viele Edelweiß wachse.

Da wir, obwohl es noch früh am Nachmittag war, der schönen Aussicht und der bequemen Unterkunft halber in diesem Berghause zu übernachten beschlossen hatten, so lagen immerhin noch ein paar Stunden vor uns, die wir mit Herumschlendern auf diesem Almenboden zubringen konnten. Es lockte uns das Wort „Edelweiß“, und wir beschlossen, jenem Palfen einen Besuch abzustatten. Der Schafhirt diente uns als Begleiter und Führer. Nachdem wir lange Zeit auf einem ebenen mit Speik und Edelraute bedeckten Boden dahingegangen waren, senkte sich der Grund etwas und wir hörten alsbald das Rauschen eines Wasserfalles aus einer Tiefe herauf, deren Rand augenscheinlich ganz nahe sein mußte. In der That brach die geneigte Weidefläche jäh ab und wir blickten urplötzlich auf eine um etwa vier- oder fünfhundert Meter tiefere Thalstufe, zu welcher diese unsere Wiese in einer einzigen fast lotrechten Wand abstürzte. Als wir so weit gekommen waren, daß wir den untersten Teil des Wasserfalles schauen konnten, deutete der Hirt auf einen schwärzlichen Gegenstand, der, wie es schien, halb im Wasser lag, und sagte: „Dort liegt die Kuh.“ Ich richtete mein Fernrohr auf die Stelle, trat aber nach wenigen Augenblicken erschrocken einen Schritt zurück. Das war kein Tier, sondern offenbar ein Mensch.

Uns verging der Gedanke an Edelweiß; wir umschritten auf immer noch bequemem Pfade den Absturz und gelangten bald an die Stelle. Bei unserer Annäherung flatterten einige Raben auf und verloren sich zwischen den Bergerlen. Und dann bot sich uns ein Bild von entsetzlicher Schauerlichkeit; niemals werde ich den Anblick des zur Hälfte im Wasser liegenden, grausam zerschundenen und entstellten Toten vergessen.

Ich sorgte zunächst dafür, daß er ganz aus dem Wasser herausgezogen wurde, ließ ihn mit einem kleinen Hügel von Steinen überdecken und schickte den Hirten ins Thal hinab, damit er die bei solchen Gelegenheiten notwendigen obrigkeitlichen Personen herbeihole. Es war offenbar, daß der Verunglückte entweder in der Dunkelheit oder bei schlechtem Wetter sich durch die Bequemlichkeit des Wiesenpfades hatte verführen lassen, ihn für den richtigen Thalweg zu halten, und dann unversehens an den Rand der Wand gelangt und über dieselbe unmittelbar oder auch in mehreren Abstürzen hinabgefallen war. Das letztere erschien als das Wahrscheinlichere. Es war keine Spur von einer Reisetasche oder sonstigen Habseligkeiten zu entdecken, kein Hut, kein Stock, nichts von dem, was auch die am bescheidensten ausgestatteten Wanderer an oder mit sich zu tragen pflegen. Das alles mußte ihm auf den staffelweisen Abstürzen entfallen sein.

Wir machten deshalb nicht mehr den gleichen Weg zurück, sondern schlugen den Hirtensteig ein, der sich in ziemlich steilen Windungen in der unmittelbaren Nähe jener Wand hinaufzieht. Unsere Vermutung erwies sich als richtig. Bald sahen wir die Fetzen eines Kleidungsstückes an einem Felsblock hängen. Weiter hinauf fand sich ein halb vermoderter Hut zwischen Steinen eingekeilt. Gerade unter dem Rand aber erblickten wir einen Gegenstand, der wie ein schwarz eingebundenes Buch aussah. Der unternehmendste von uns stieg hinüber und brachte eine lederne Brieftasche mit.

Wie groß war mein Entsetzen, als ich in Briefen sofort den nämlichen Namen fand, der mir mehrmals in Zeitungen vorgekommen war, den Namen des jungen Mannes, welcher damals nach seiner tollkühnen Besteigung von Tiers aus spurlos verschollen war. Er hatte also nicht die Verwegenheit jener Besteigung mit seinem Leben gebüßt, sondern diesen einfachen Gang, von welchem gesagt wird, daß ihn Kinder unternehmen können. Und abermals war es also eine „leichte Partie“ gewesen, welche das Unglück herbeigeführt hatte.* War noch ein Zweifel übrig, so schwand er beim Anblick der Tagebuchblätter, welche die Tasche enthielt. Es fanden sich Bleistiftnotizen darin vor, welche bis zur Ankunft im Berghause fortgesetzt waren. Aus ihnen ging hervor, daß der Verunglückte nach dem Verlassen jener Zinne eine ganz andere Richtung als die vermutete eingeschlagen und sich sofort in Eilmärschen nach diesem Teile des Gebirges gewendet hatte, wo wir ihn jetzt gefunden. Es konnte also der Tag festgestellt werden, an dem er oben in der Hütte vorgesprochen haben mußte. Dadurch wurde alles übrige aufgeklärt, denn die Leute auf dem Berghause erinnerten sich, daß an dem bezeichneten Tage — es war ein Feiertag gewesen — ein junger Mensch von dem von mir beschriebenen Aeußeren dagewesen sei. Es herrschte damals schlechtes und dunkles Wetter, „beim Joch war's finster,“ bemerkte der Wirt des Berghauses. Man hatte dem Wanderer, als er weiter wollte, zugeredet, hier über Nacht zu bleiben oder sich von einem der Männer, welche an diesem Tage feierten, begleiten zu lassen. Er hatte das abgelehnt — und war in den Tod gegangen.

Am nächsten Tag kamen die Diener des Gesetzes und wir fanden uns wieder an der Unglücksstätte ein. Alles geschah in der vorhergesehenen Ordnung. Die Ueberreste wurden auf ein von uns herbeigeschafftes Brett geschnallt und der Zug bewegte sich nach der Höhe. Außer uns waren aber noch andere Zuschauer da — zwei Adler, die unverwandt von einem unzugänglichen Zacken herabschauten. Als wir weiter oben ins Alpenrosengestrüpp gerieten, pflückten wir Zweige mit den brennroten Blüten und flochten die ganze Gestalt des Armen damit ein, damit das entsetzliche Schaustück den Augen der Müßigen entzogen bleibe.

So kehrte der junge Mensch zu dem Hause zurück, von welchem er vor Wochen ausgegangen war. Derjenige, an den der Vater seine Hoffnung, die Mutter und die Geschwister ihre Sorgen verschwendet hatten, zog nun als eine stille Last auf den Schultern armer Hirten durch die wolkentragenden Berge. Um seine zerfallende irdische Hülle schlangen sich die Blumen, die in der Farbe der Liebe glühen. Aber wir empfanden doch den Stachel, der in dem frühen Ende dieses jungen Mannes lag, und durch alles Mitgefühl ließ sich die Anklage nicht übertäuben: „Durch eigene Schuld!“

* Dr. W. Schultze, der in den „Mitteilungen des D. u. Ö. Alpenvereins“ die alpinen Unglücksfälle des Jahres 1893 einer Betrachtung unterzieht, kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, daß die leichten Touren verhältnismäßig am meisten Opfer fordern, deshalb, weil sie von Anfängern und Ungeübten unterschätzt werden. Von den 30 Unglücksfällen in dem genannten Jahre fielen 18 (= 60%) auf führerlose Touristen, darunter 12 auf durchaus leichte Touren. Die Redaktion.

Das „Sechseläuten“ in Zürich.

Mit einer Zeichnung von J. Weber.



Das „Sechseläuten“ ist das Frühlingsfest der Züricher, eines der schönsten und glänzendsten Volksfeste der an Festen so reichen Schweiz.

Als das Zunftwesen noch in Blüte stand und in Zürich auch eine politische Bedeutung hatte, verkündete den Sommer hindurch abends um sechs Uhr die zweitgrößte Glocke des Großmünsters allen Werkstätten den Feierabend, und zwar wurde sie je am ersten Montag nach der Frühjahrstag- und Nachtgleiche zum erstenmal geläutet. Diesen Tag beging seit Jahrhunderten alles Volk in karnevalsähnlicher Lust, und so wird er heute noch, wenn auch unter veränderten Verhältnissen, gefeiert. Die „Zünfte“, gegenwärtig nur noch Privatvereinigungen ohne politische Bedeutung, versammeln sich um Mittag auf ihren Zunftstuben zu festlicher Mahlzeit. Viele, besonders die jungen Zünfter, erscheinen kostümiert, und nach dem Mahle bewegen sich Umzüge, die gemeinsam veranstaltet werden, durch die Stadt. Während früher meistens Begebenheiten aus der Züricher Geschichte dargestellt wurden, greift man in neuerer Zeit weiter aus und bringt, oft in geradezu großartiger Weise, weltgeschichtliche oder ethnographische Bilder zur Anschauung. Die besten künstlerischen und litterarischen Kräfte der Stadt arbeiten unter lebhafter Teilnahme aller Stände mit patriotischem Eifer an der Ausstattung dieser Umzüge mit und gelangen hierdurch zu einer Volkstümlichkeit, die ebenso wohlverdient wie festgegründet ist. Durch seine erfolgreiche Thätigkeit auf diesem Gebiete hat sich unter andern der künstlerisch und poetisch angelegte Metzgermeister Heinrich Cramer einen in weiteren Kreisen geachteten Namen gemacht.

Das „Sechseläuten“ des Jahres 1894 war das erste nach der Vereinigung der elf Außengemeinden mit der Stadt und wurde daher mit vermehrten Kräften und unter ganz besonderem Aufwand von Glanz und Pracht gefeiert. Der Festumzug brachte das „Reisen“ in den verschiedenen Zeiten zur Darstellung; dieser Grundgedanke bot natürlich reiche Gelegenheit, Kriegszüge, Raubzüge, Meerfahrten, Reisen zu Konzilien ꝛc., Triumphzüge, Bergfahrten, kurz, alles nur Mögliche aus Vergangenheit und Gegenwart heranzuziehen und dem Ernst sowohl wie dem Humor seine Stelle anzuweisen. Wochen-, ja monatelang bereiteten sich die Teilnehmer auf die Darstellung vor; jede der verschiedenen Zünfte übernahm eine bestimmte Gruppe, und es entspann sich ein gegenseitiger Wetteifer in geschichtlich genauer Herstellung der Kostüme und in stofflich gediegener Ausstattung. Das Ganze unterstand der Leitung eines Ausschusses der Zünfte. Das Züricher „Sechseläuten“ steht unter dem erfreulichen Vorurteil, vom Wetter stets begünstigt zu sein. Diesmal jedenfalls behielt dieses Vorurteil glänzend recht, ein strahlender Frühlingshimmel wölbte sich am 9. April über Stadt und Landschaft und eine geradezu sommerliche Glut stellte die Ausdauer der zum Teil recht warm gekleideten Mitwirkenden auf eine harte Probe. Von Tagesbeginn ab flatterte von den altersgrauen Türmen des Großmünsters das blauweiße Stadtbanner, eine freundliche Einladung an die Bewohner, auch ihrerseits mit Flaggen- und Farbenschmuck der Häuser nicht zurückzubleiben. Tausend geschäftige Hände waren emsig am Werke, dieser Aufforderung nachzukommen; denn an diesem Tage ruht alle Arbeit, soweit sie nicht unmittelbar dem Feste dient.

Am Nachmittag um zwei Uhr setzte sich der Zug von der Umgebung der Tonhalle aus in Bewegung, um die verschiedenen Quartiere der Stadt zu durchziehen. An die hunderttausend Zuschauer von außen hatten sich den ungefähr hunderttausend städtischen Zuschauern beigesellt. Trotz dieses riesigen Zudranges und der Abwesenheit jeglicher militärischen Macht herrschte überall die größte Ordnung. Mit beinahe andächtigem Ernst und mit dem regsten Anteil sah das Volk die lange Reihe der geschichtlichen Gruppen vorüberziehen: Alexander den Großen mit seiner glänzenden kriegerischen Umgebung auf seinem Zug nach Indien, den römischen Kaiser Hadrian, der, seine Gemahlin zur Seite, auf prächtigem Staatswagen mit reisigem Gefolge durch die ägyptische Provinz dahinfährt; Attila mit seinen Hunnenscharen, der auf plumpem Gefährt sogar seinen Harem mit sich schleppt. Bilder aus der Völkerwanderung folgen, weiterhin Wikinger auf hochbordigem Drachenschiffe, Hansabrüder, und als Vertreter des im Punkte des

Reisens ganz besonders unternehmenden Zeitalters der Entdeckungen Kolumbus auf treu nachgeahmter Karavelle. Still und ernst zieht Huß zum Konzil von Konstanz, umgeben vom kaiserlichen Freigeleite, das ihn doch nicht vor dem Märtyrertode schützen sollte. Und plötzlich sind wir wieder in den Prairien Nordamerikas und verfolgen einen Indianerstamm, der mit Weib und Kind neue Jagdgründe aufsucht, oder in dem heißen Sande der Sahara, durch den das „Schiff der Wüste“ mit seinem Beduinenscheich der fernen Oase zustrebt. Dann aber findet auch die Gegenwart ihr Recht mit ihren Reisenden aller Art, den protzigen Engländern, den Handwerksgesellen „auf der Walz“, den „Commis Voyageurs“, den Orgeldrehern, Bärenführern, Savoyardenknaben, Bettelmönchen, Hochzeitsreise-Pärchen, den Säumern der Gebirgspfade, Alpenfexen und -fexinnen. An komisch zur Jungfrau gestaltetem Fels pustet ein in einem vollbesetzten Bahnwagen endigender Vogel Greif zur Spitze hinan, von der die Schweizer Fahne wirklich herabgrüßt, und dahinter werden die phantasievollen Luftreisen der Zukunft mit gutem Humor verspottet.

Hunderte von köstlichen Figuren ließen sich da herausgreifen; wir müssen uns beschränken und erwähnen nur die vorzügliche Vertretung des Pfarrers Sebastian Kneipp von Wörishofen, der auf seiner Romfahrt, ohne im mindesten karikiert zu sein, freundlich und würdig nach links und rechts grüßte; der Humor der Figur lag in dem Rüstzeug, mit dem der würdige Herr der Krankheit und dem Tode zu Leibe geht, der blechernen Gießkanne, die er in der einen Hand trug. Kostümierte Musikkorps waren in die Gruppen eingereiht und zum Gesangsfest ziehende Männer- und gemischte Chöre ließen ihre Gesänge erschallen. Ueber tausend „Zunftgenossen“ hatten sich in den Dienst der gemeinsamen Sache gestellt und die glücklicherweise wohl situierten Zunftkassen sollen an die zweimalhunderttausend Franken geopfert haben, um alles recht schön und gediegen zu machen.

Gegen 6 Uhr kehrte der Zug auf den herrlich gelegenen Platz bei der Brücke am See-Ende zurück, wo nach alter Uebung von den Knaben der Stadt auf einem haushohen Scheiterhaufen der „Bögg“, eine den Winter vorstellende Fratze, verbrannt wurde. Als die kostümierten Gruppen sich auflösten, und Hunnen, Römer, Indianer, Ritter und Handwerksgesellen, Engländer und Zigeuner sich unter das Volk mischten, als die Flamme emporlohte, den Winter ergriff, so daß das Feuerwerk, mit dem er gefüllt war, ihn knallend und zischend auseinander riß, und als in den Jubel des Volkes hinein Schlag sechs die Glocke des Münsters ertönte, da hatte das Fest seinen Höhepunkt erreicht. Blickte man dann hinaus auf den blauen See, wo die Gondeln sich wiegten, und hinauf ins Gebirge, dessen schneeige Gipfel im Schimmer der scheidenden Sonne erglänzten, so mußte Teilnehmer und Zuschauer die Empfindung ergreifen: „Welch ein herrliches Frühlingsfest, der Frühling feiert selber mit!“ J. H.

Die Perle.

(18. Fortsetzung.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Doktor Morschewsky warf auf den alten Kapitän einen Seitenblick, als wollte er ihm seine Ungeduld verweisen, und fuhr dann fort: „Ich habe schon lange mit Ihnen sprechen wollen, liebe Isolde, es trieb mich, Ihnen meinen Rat, meine unmaßgebliche Meinung zu übermitteln.“

„Ja, und was meinen Sie denn nun eigentlich?“ warf Leupold dazwischen.

„Ich meine als Arzt wie als alter Freund des Herrn Barons, daß dessen Leben gefährdet ist, wenn er noch länger in einer Lage bleibt, die für eine Natur, einen Charakter wie den seinigen geradezu Gift ist: fern von der Heimat, ohne Thätigkeit, seinen quälenden Grübeleien überlassen, die Seele krank von einem Heimweh, das schon Menschen getötet hat, die stärker waren als er!“

„Aber Doktor, Doktor, das scheint mir denn doch bedeutend übertrieben!“

„Menschen getötet hat, die stärker waren als er!“ wiederholte der Arzt unbeirrt. „Ich habe in meiner eigenen Praxis Belege dafür gehabt. Die Sache mit dem gebrochenen Herzen ist nicht immer eine sentimentale Redensart — ich sage Ihnen, es giebt Leute, die an gebrochenem Herzen sterben, und es giebt auch Leute, die an Heimweh zu Grunde gehen, zuerst langsam, langsam . . . dann mit einem Mal ist's zu Ende, und der Arzt, um dem Ding einen Namen zu geben, setzt sich hin und schreibt irgend etwas Lateinisches in den Totenschein. Ich habe nun, wie gesagt, schon lange mit Fräulein Isolde reden wollen — allein natürlich! Aber ich habe sie immer nur mit ihrem Vater zusammen gesehen. Eine gute Tochter sind Sie, mein teures Kind, eine sehr gute Tochter! Nun, da habe ich denn auf meine eigene Verantwortung einen Schritt gethan — schrecken Sie nicht so zusammen, liebste Isolde, Ihr Vater weiß noch nichts davon, und es steht bei Ihnen, bei Ihnen ganz allein, ob Sie den Plan gutheißen und ihm mitteilen wollen oder nicht. Ich weiß, wie der Baron an der ‚Perle‘ hängt, ich sehe es, er kann ohne die ‚Perle‘ nicht leben. So müssen wir also versuchen, sie ihm wieder zu verschaffen, er muß wieder in seiner alten Heimat leben dürfen.“

Ilse lehnte sich in den Sessel zurück; ihre Augen waren unnatürlich groß, aus ihrem Gesicht war alle Farbe gewichen.

„Ich habe mich rechts und links bei meinen zahlreichen Kranken nach dem jetzigen Besitzer der ‚Perle‘, diesem Herrn von Montrose, erkundigt,“ fuhr der Arzt fort. „Er soll nicht leicht zugänglich sein. Alle aber kamen doch darin überein, er sei ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes. Ich hörte, er sei auch mit Doßberg als Administrator gut zurechtgekommen, das Verhältnis sei das beste gewesen, während der Nachfolger des Barons sich nicht behaupten könne. Da habe ich mir denn erlaubt, eigenmächtig in die Verhältnisse einzugreifen, liebste Isolde; ich habe an Herrn von Montrose geschrieben und ihn gebeten, Ihren Vater wieder nach ‚Perle‘ zurückzunehmen. Hier ist die Antwort auf meinen Brief — sie traf während Ihrer Abwesenheit bei mir ein.“

Doktor Morschewsky griff in seine Brusttasche und reichte Ilse einen Brief, dessen Umschlag das Wappen der Montroses, die weiße Rose im roten Felde, trug. Ilse zuckte zurück, als habe sie glühendes Eisen berührt. Kapitän Leupold nahm dem Arzt den Brief aus der Hand und hielt ihn ihr geöffnet hin, damit sie mit ihm zugleich hineinsehen konnte. Es war ein kurzgefaßtes Schreiben in einer festen charaktervollen Handschrift:

„Hochgeehrter Herr Doktor!

Indem ich Ihnen für Ihr Schreiben und das mir bewiesene Vertrauen verbindlichst danke, teile ich Ihnen mit, daß es mir jederzeit eine Ehre und eine Freude sein wird, Baron Doßberg bei mir wieder aufzunehmen, daß ich aber ihm selbst sowie seinem Fräulein Tochter die Entscheidung in dieser Angelegenheit anheimstellen muß, da es mir leider verwehrt ist, irgend welchen weiteren Schritt zu thun. Sowie Baron Doßberg sich bereit erklärt, nach ‚Perle‘ zurückzukehren, trete ich am andern Tage meine schon seit längerer Zeit geplante Reise ins Ausland an. — Wollen Sie die Güte haben, dem Baron sowie Baroneß Ilse diesen meinen Entschluß zu übermitteln?

Mit bestem Dank Ihr sehr ergebener

Montrose.“

Ilses Augen irrten über die Zeilen hin, sie fing mechanisch immer von neuem zu lesen an. Der alte Leupold atmete kurz und gepreßt, ihm war außerordentlich unbehaglich bei der ganzen Sache. Wenn doch nur um Gotteswillen die Prinzeß Ilse keinen dummen Streich begehen möchte! Sie sah so merkwürdig verzweifelt aus, und aus Verzweiflung hat schon so manche ihr Schicksal besiegelt und dann lebenslang daran zu tragen gehabt.

„Doktor, Sie sind also davon durchdrungen, daß das da“ — Kapitän Leupold schlug nachdrücklich mit der flachen Hand auf den Brief — „meinem Schwager Doßberg das Leben wiedergiebt?“

Der Arzt hob die Schultern. „Ich sagte es ja: wir Menschen sind alle dem Irrtum unterworfen; aber soweit ich den vorliegenden Fall übersehen kann, ist Baron Doßberg auf dem besten Wege, am Heimweh zu Grunde zu gehen, und ich halte seine schleunige Rückkehr nach ‚Perle‘ für das einzige Mittel, dem vorzubeugen.“

Ilse stand von ihrem Sitz auf, sie wollte sprechen. Dem alten Leupold schnürte sich bei ihrem Anblick angstvoll das Herz zusammen. „Du sagst nichts!“ rief er gebieterisch und drückte sie in ihren Sessel zurück. „Du darfst nicht, ich erlaub' es Dir nicht! Du sagst kein einziges Wort!“

Sie sagte auch kein Wort. Lautlos sank sie neben dem Sessel zu Boden.

18.

Soeben war der Berliner Zug in St. eingetroffen, zwölf Uhr fünf Minuten mittags. Ein zweiter Zug, der schon auf dem Nebengeleise bereit stand, sollte binnen kurzem in entgegengesetzter Richtung abgehen. Diejenigen aus dem Berliner Zug, die nicht in fliegender Eile ans Büffett stürmten, standen einen Augenblick still oder wandten im Weiterschreiten den Kopf zurück, um lächelnd eine Gruppe von Offizieren zu betrachten, die auf dem Bahnsteig

standen, offenbar zur Reise gerüstet und in der heitersten Stimmung. Die Burschen mit den Handkoffern und Mänteln standen ein wenig beiseite. Ein dienstfertiger Kellner trug ein Brett mit kleinen gefüllten Cognacgläsern heran, den „Steigbügeltrunk“, der mit fabelhafter Geschwindigkeit erledigt wurde.

„Mock, verschlucken Sie sich nicht, Sie sind schon rot genug!“ — „Möchte wissen, wen das was angeht, mein Gesicht!“ — „Na, na!“ — „Sehen Sie, Zeno, das hat er jetzt übelgenommen! Fängt gut an!“ — „Noch schöner! Wer heut’ ’was übelnimmt, der —“

„Einsteigen, meine Herren! Es läutet ab!“

Unter gewaltigem Lärm wurde ein Coupé in Beschlag genommen.

„Bis wie weit, meine Herren?“ fragte der Schaffner.

„Keine Idee, wie das Nest von Station heißt! Wer hat denn eigentlich die Fahrkarten genommen?“

„Zeno natürlich, wer sonst!“ — „Zeno, wie heißt doch gleich das Ding, wohin wir fahren, drei Stationen vor ‚Perle‘?“ — „Altwerder! Zwei, vier, sechs Fahrkarten! Hier, Sie Biedermann!“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Der kleine Zeno saß da, weit vornübergebeugt, den Säbel zwischen die Knie geklemmt, die Cigarette im Munde, heftig dampfend. Sein mageres brünettes Gesicht sah beinahe finster aus, seine um die Knie verschränkten Hände trieben ein unruhiges Spiel.

„Nun seht den Kleinen an!“ — „Reden Sie auch ’n Ton, Zeno?“ — „Wo fehlt’s denn?“ — „Sitzt da wie ’ne männliche Kassandra!“ — „Er macht sich Sorgen ums ausgelegte Geld!“

Zeno zuckte bloß die Achseln. Oesterlitz, der sich im Lauf der Zeit mit ihm befreundet hatte und neben ihm saß, neigte sich zu ihm herab und sagte leise: „Was ist denn los?“

„Ach, nichts!“ brummte der Gefragte zurück. „Kann bloß nicht in einem fort so mithalten und Blech reden. So kindisch zu sein, alle zusammen!“

„Na, lassen Sie! Fahren ja doch zur Hochzeit!“

„Ist’s eben! Hochzeit! Als ob das so eine wär’, wie sie alle Tage sind! Ich — wenn man so weiß, wie alles gekommen ist…“

„Sie hat’s eben ihrem Alten zulieb gethan, natürlich! Ob das aber wirklich wahr ist, daß sie sich Montrose selbst angetragen hat — ich war ja nicht hier, weiß nichts Näheres.“

„Angetragen — das ist ein bißchen viel gesagt. Denn als sie mit ihrem Vater so Knall und Fall von ‚Perle‘ wegging und hierher nach St. zog, da hatte Montrose schon ’mal um sie geworben. Aber sie — damals nahm sie ihn noch nicht; schließlich konnte sie auch nicht wissen, daß dem alten Doßberg die Trennung von ‚Perle gleich ans Leben gehen würde.“

„Hören Sie ’mal, Zeno, glauben Sie denn das in allem Ernst?“

„Ja, das thu’ ich! Ich hab’ denselben Arzt wie die Doßbergs, seit Jahren schon, Morschewsky, respektabler Mensch, der sagt’s, und der spaßt mit solchen Geschichten nicht. Und da hat denn die schöne Ilse —“

„Keine Geheimnisse hier!“ rief ein Kamerad die beiden Freunde zur Ordnung.

„Wenn ich Geheimnisse haben will, dann hab’ ich sie!“ gab Zeno mit einem scharfen Blick zurück.

„Na, na! Nur nicht ungemütlich!“ rief der dicke Mock dazwischen. „Laßt doch die zwei zusammen tuscheln, wenn’s ihnen Spaß macht! Wollen uns unterdessen schon die Zeit vertreiben. Hat keiner von den Kameraden zufällig ’n paar Würfelchen bei sich? Hier meine Reisetasche dient als Tisch.“

Widerspruch und Gelächter wurde laut, die beiden in ihrer Ecke konnten ihr Gespräch unbehelligt fortsetzen.

„Also die schöne Ilse?“ fragte Oesterlitz.

„Ja, sie hat mit Montrose eine lange Unterredung gehabt, des Vaters wegen. Was sich die beiden dabei gesagt haben, weiß natürlich keiner, obgleich ich was drum gegeben hätte, dabei zu sein. Das Ende vom Lied war die Verlobung, die wie ’ne Bombe in die ganze Stadt fiel, besonders ins Regiment.“

„Was wohl Georges Montrose für Augen dazu gemacht hat?“

„Hat niemand gesehen! Er war ja verreist — Sie wissen, er wollte dieser unangenehmen Geschichte mit der kleinen ungarischen Sängerin aus dem Weg gehen. Hatte es stark getrieben in dem letzten halben Jahr. War wie verrückt in die schöne Ilse verliebt. Na, sie hat ihn kaum angesehen, und der eigene Alte kam ihm ins Gehege. Da ist er denn fuchsteufelswild geworden, und die kleine Ungarin hat helfen müssen — trösten!“

„Ja, erlauben Sie: mit Spielhölle und allem, das ist denn doch ein etwas ausgiebiger Trost!“

„Gewiß! Das fand der Kommandeur auch und hat Montrose zu seinem Urlaub noch eine Ermahnung mit in Kauf gegeben, die nicht von gestern gewesen sein wird. Sie kennen ja den Oberst! Der fackelt nicht lange, da heißt es einfach: ‚Kommen mir noch einmal solche Geschichten zu Ohren, mein Lieber, dann dankt mein Regiment für die Ehre und Sie können sich ’mal die überseeischen Gegenden besehen, wenn Sie wollen.‘ Das hat der Alte gesagt, darauf können Sie sich verlassen! Und zu dem allen spielt das Schicksal dem Montrose jetzt noch den Geniestreich und giebt ihm die schöne Ilse Doßberg zur Stiefmutter!“

„Meinen Sie, daß er bei der Hochzeit anwesend sein wird?“

„Muß, ob er will oder nicht! Clémence ebenso, die sich gleich nach ihres Vaters Verlobung darauf besann, daß Paris doch eigentlich eine reizende Stadt sei, und Knall und Fall dorthin abreiste. Aber der alte Montrose hat seine Sprößlinge fest am Zügel, denn er hat das Geld, sie brauchen es — also hat er sie buchstäblich in der Tasche. Sie kommen, kommen beide zur Hochzeit, ich weiß es bestimmt. Glauben Sie denn, das Regiment wäre mit sechs Einladungen zu diesem Fest bedacht worden, wenn unser lieber Georges nicht dabei wäre?“

„Ja, natürlich, ist schon richtig! Aber wird der ’ne Wut haben!“

„Und ob! Zumal .... man munkelt da dies und jenes: daß Montrose ein Testament gemacht, seine Kinder mit Geld abgefunden und, falls Erben aus dieser seiner zweiten Ehe hervorgehen, ihnen die ‚Perle‘ verschrieben haben soll. Wenn das den jungen Montroses zu Ohren kommt — ich steh’ für nichts!“

„Sie machen sich nichts aus dem Kameraden Montrose, Zeno?“

„Nein, thu’ ich nicht! Sehen Sie, Oesterlitz, flottes Wesen und Schneid’, so ’was lass’ ich allemal gelten, und wenn einer damit ein bißchen über die Schnur haut, da drückt man schon ein Auge zu. Aber der Georges Montrose — so ein reiner Genußmensch und weiter gar nichts, und dann diese Leidenschaft für den Mammon ... setzt Ehre und Selbstachtung und alles aufs Spiel, bloß ums Geld — pfui Teufel!“

„Na, recht haben Sie schon! Was ist übrigens aus dem schönen Botho geworden, seit er sich nach M. versetzen ließ? Hat er ’mal an irgend einen hier geschrieben?“

„Wird sich hüten! Was soll er schreiben? Daß er dort fortfährt, Schulden zu machen, ebenso wie hier? Oder daß er sich um eine reiche getaufte Jüdin bewirbt, wie mir der schwarze Hasko neulich aus M. berichtete?“

„Hören Sie, Zeno, noch eins! Hat man denn in St. viel von dem sonderbaren Brautpaar, ich meine Montrose und die schöne Isolde, gesehen? Ich bin eben erst aus dem Urlaub zurück…“

„Sehr wenig hat man von ihnen gesehen. Der alte Doßberg siedelte sofort nach der Verlobung nach ‚Perle‘ über, nahm seine früheren Pflichten wieder auf und soll von morgens bis abends fieberhaft thätig sein. Die schöne Ilse zog zu dem verrückten Kerl, dem alten Leupold, in seine Kajütenwohnung, und dort hat sie ihr Bräutigam — kurios, sich den alten Montrose als Bräutigam vorzustellen — des öfteren aufgesucht, aber beobachtet hat sie dabei keiner. Sehen Sie ’mal, ich glaube, der Mock hat zwölf Augen geworfen!“

Mock sorgte selbst dafür, daß dies Ereignis bekannt wurde; er vollführte einen gewaltigen Lärm und säckelte seelenvergnügt seinen Gewinn ein.

Rasselnd, keuchend sauste der Zug in die goldene Herbstlandschaft hinein. Ein prangender Oktobertag war’s, der in den Sommer zurücktäuschte.

Zwei Equipagen und ein Wagen für die Gepäckstücke erwarteten die Offiziere in Altwerder — von dort hatte man noch eine knappe Stunde bis „Perle“ zu fahren. Die Herren standen mit Kennermiene bei den Pferden und waren alsbald mit den Kutschern im sachgemäßen Gespräch. Montroses Marstall fing an, berühmt zu werden, er konnte sich mit Ehren sehen lassen. Zeno that wenig mit, er hatte die edlen Pferde mit raschem Blick gemustert — nun mahnte er zur Abfahrt; um drei Uhr sollte die Trauung stattfinden, und man hatte sich noch umzukleiden. — —

In der Wolframskapelle läuteten die Glocken; sie hatten manchem Doßberg den ersten Willkommgruß, den Segenswunsch für den Ehebund, den letzten Abschied aus Welt und Leben verkündet. Ihre ehernen Stimmen schwebten feierlich durch die klare Luft, und langsam wand sich der Zug, der die Wagen verlassen

hatte, den Hügel hinan, auf dem die alte Kapelle stand. Es war kein großer Zug — eine stille kleine Hochzeit sollte es sein, hatte die Braut gewünscht, die noch um ihre Mutter trauerte, und man hatte das erklärlich gefunden. Niemand von den Gästen hatte sie bisher zu sehen bekommen; sie war unmittelbar aus ihrem Ankleidezimmer durch eine Seitenpforte in den harrenden Wagen gestiegen — jetzt kam sie am Arm ihres Gatten heran.

Diejenigen, die sich die schöne Ilse von Doßberg als Opferlamm vorgestellt hatten, und das war weitaus die Mehrzahl der Hochzeitsgesellschaft, fanden sich schwer enttäuscht. Nichts von einer sanft ergebenen Duldermiene, nichts von einem entsagenden tragischen Blick! Es war ein neuer Ausdruck in dies reizende Gesicht gekommen, der es eigenartig verwandelte, ein Zug von Schwärmerei um Augen und Lippen. In den warmen dunkeln Augen lag ein feuchter verklärter Glanz, der liebliche Mund zeigte ein gerührtes Lächeln. So trat die schöne Gestalt in den weißen langschleppenden Brokatgewändern, den Myrtenkranz mit dem duftigen Schleier über dem Goldhaar, in den dämmerigen kühlen Raum der Wolframskapelle.

Die Töne der kleinen alten Orgel verhallten in langsamem Ausklingen. Das Sonnengold, das durch die bunten Malereien der Fenster hereinsah, verzitterte in mattroten und violetten Lichtern auf dem teppichbelegten Fußboden. Steife vergoldete Engel mit langen Flügeln sahen wie verwundert von der Höhe der Decke auf die beiden herab, die jetzt an den Stufen des Altars nebeneinander standen. Dem grauhaarigen Geistlichen bebte die Stimme, als er den Eingangsgruß sprach. Er kannte Ilse von Doßberg seit ihrer frühesten Jugend, er hatte ihr den ersten Unterricht erteilt, hatte sie eingesegnet und ihr Geschick mit herzlicher Teilnahme verfolgt. In banger Frage streifte sein Blick die Braut und dann Herrn von Montrose. Er konnte gegen den Bräutigam nichts sagen, es gab im Gegenteil recht viel, was für ihn sprach. Alle Verbesserungen, die der arme Baron Doßberg geplant und aus Mangel an Mitteln hatte fallen lassen müssen, hatte der neue Besitzer der „Perle“ ins Leben gerufen. Das alte Schulhaus war umgebaut, eine Darlehenskasse errichtet worden, die Schulkinder hatten einen schönen Spielplatz, sowie eine hübsche Bibliothek bekommen, demnächst sollte ein Krankenhaus in Angriff genommen werden — ohne allen Zweifel ein wohlwollender, ein gütiger Herr, mit offener Hand und hellem Verstand . . . aber doch, aber doch! Die junge schöne Ilse — konnte sie denn zu ihm stimmen? Das fragte sich innerlich auch, ebenso wie der alte Pfarrer, der Landrat Melchior, der unausgesetzt seine Blicke zwischen dem Paar hin und her gehen ließ und, ohne sich dessen bewußt zu sein, einmal ums andere den Kopf schüttelte bei dem Gedanken, was das wohl für eine Ehe abgeben werde . . . . und der alte Leupold fragte sich's zu allermeist. Seine hellen Augen verschwanden fast unter den breiten gesträubten Brauen, die Stirn lag in grimmigen Falten, und grimmig war dem Kapitän zu Sinn, als er auf seinen Schwager Doßberg blickte und dann auf das Paar, wie wenn er sagen wollte: „Da sieh, was Du angerichtet hast! Dein Werk ist diese Ehe, Du bist schuld daran!“

Schuldbewußt sah er drein, der arme Baron! Schneeweiß geworden, das Haupt tief gebeugt, als wollte er nichts sehen und hören von allem, was um ihn vorging, mit seiner nervösen zitternden Hand unaufhörlich den Hut glättend, den er in der Linken hielt . . . . man erkannte ihn kaum wieder.

Bleich bis in die Lippen, den Kopf im Nacken, ein mühsam erzwungenes Lächeln um den Mund, stand Clémence von Montrose in starrem raschelnden Damast neben Mock. Dem gutherzigen und leichtlebigen Offizier war gar nicht wohl an der Seite dieser Dame, er musterte sie immer von neuem, halb besorgt, halb mißbilligend, und äußerte später gegen Zeno, ihm sei ganz bange gewesen in der Kirche: diese Clémence habe ausgesehen, als sei sie randvoll mit Wut geladen, und das kleinste Fünkchen könnte eine bedenkliche Explosion herbeiführen. Und, guter Gott, wie sah der Kamerad Montrose aus! Er mußte seinen langen Urlaub benutzt haben, um verteufelt rasch zu genießen; jedenfalls gewährte er den Anblick eines Menschen, der mit voller Rücksichtslosigkeit auf sich eingestürmt hat und mit seiner Gesundheit nahezu fertig ist. Sein Gesicht, das nie besonders wohlwollend im Ausdruck gewesen war, trug einen so ausgesprochen hämischen Zug und in seinen Augen lag so viel kalte Bosheit, daß Oesterlitz den kleinen Zeno heimlich am Arm faßte und ihm zuraunte: „Wissen Sie, der Montrose sieht heillos ungemütlich aus! Schlecht mit ihm Kirschen essen! Ich mein', der macht's nicht mehr lange!“ Zeno nickte, sagte aber kein Wort; ihm war elegisch zu Mut, sehr elegisch. Der kleine braune Lieutenant, der so rasch mit der Zunge war, besaß bedeutend mehr Gemüt, als er zu zeigen für gut fand. Für Ilse von Doßberg hatte er immer eine Art platonischer Schwärmerei empfunden; es war ihm nie beigekommen, um das schöne Mädchen zu werben, er hatte ihr nicht einmal den Hof gemacht, aber er konnte sich nicht helfen, sie stimmte ihn allemal poetisch, und wenn er sich in den verschwiegensten Tiefen seines Busens ein Ideal bewahrt hatte, so trug es ohne Zweifel Ilses Züge. Und nun sah er sie hier am Altar stehen, an eines alten Mannes Seite, als Stiefmutter dieser beiden unliebenswürdigen Montroses, ein Opfer ihrer Kindesliebe! Es war schön, es war edel von ihr, das stand ja fest, aber dem kleinen Zeno schnitt es tief ins Herz.

Der alte Pfarrer sprach einfach und herzlich. Von der Heimat redete er, die jeder suchen und finden müsse, von der droben, dann von der anderen hienieden auf Erden; welch köstliches Ding es für so ein armes Menschenkind sei, sich sagen zu können: hier bist Du daheim! Und er legte es der jungen Braut ans Herz, es mit Dankbarkeit zu empfinden, daß der Gatte ihr und den Ihrigen die alte Heimat wiedergegeben, und flehte, es möchte allen zum Segen gereichen. Und zuletzt strömte des alten Mannes Herz über in Liebe zu der, die er als schönes glückliches Kind gekannt, und er sagte ihrem Gatten, heute habe er einen Schatz gehoben, edler und reicher als alle Güter dieser Welt: ein reines Frauenherz; er möge diese Gabe hoch halten vor allen andern und seinem jungen Weibe die schönste und sicherste Heimat gewähren, die es je finden könne: die Heimat an seinem Herzen! Dann kam die Trauung, die Stimme der alten Orgel ertönte von neuem, feierlich und ernst, und die Feier war vorüber.

Als die neue Frau von Montrose zu ihrem Vater herantrat, da zitterte der arme Baron von Kopf bis zu Fuß. Aber Ilse legte ihre weichen Arme um seinen gebeugten Nacken und küßte ihn und sah ihm lächelnd in die Augen, und es war kein müdes hoffnungsarmes Lächeln, es lag etwas Stolzes, Freudiges darin. Sie hatte dem alten Mann das Leben, die Heimat erhalten, sie fühlte sich beseelt von dem besten redlichsten Willen, glücklich zu machen . . . . mußte sie dann nicht auch glücklich sein? — — —

Ein luxuriöses Mahl im Bankettsaal des Schlosses, Trinksprüche in Prosa und Versen . . . . dann, während die Hochzeitsgesellschaft noch beisammen blieb, ein hastiger Aufbruch des neuen Ehepaares. Sie wollten sofort ihre geplante Reise nach dem Süden antreten, die sie monatelang der alten Heimat fernhalten sollte.

Liebreizend, ein wenig blaß und befangen, erschien die junge Frau in ihren dunkeln Reisekleidern. Armin, der schlank und hoch aufgeschossene junge Mensch in der flotten Marineuniform, hatte dem Sekt tüchtig zugesprochen und nahm nun einen so feurigen Abschied von Ilse, daß er sie gar nicht wieder aus den Armen lassen wollte; seine ganze begeisterte Liebe für die Schwester kam zum Durchbruch. Die Offiziere küßten nacheinander Ilses Hand, Zeno mit sehr ernstem Gesicht. Georges von Montrose streifte kaum mit dem Rand der Lippen die dargereichte Rechte seiner neuen Stiefmutter. Sie sah ihn wie bittend, wie überredend aus ihren schönen Augen an — ein schneidendes Lächeln ging über seine Züge, seine flackernden Augen irrten unruhig über die anmutige Gestalt, dann trat er zurück, und Clémence berührte mit eisig kalten Lippen für eine Sekunde Ilses goldenes Stirnhaar. Der neue Gatte stand mit wachsamem Blick daneben; jetzt reichte er Ilse den Arm, um sie die Freitreppe hinunterzuführen — noch ein letztes Lebewohl für den Vater, und der Wagen entführte die Neuvermählten.

19.

„Nein, nein, Mama, Du kannst mir's glauben, eben hab' ich's im Fremdenbuch gefunden: Chevalier E. de Montrose nebst Gemahlin von Rom.“

Die alte Dame im braunen Seidenkleid hob Augen und Hände gen Himmel. „Aber das ist ja ein Skandal, das ist — ich finde einfach den Ausdruck nicht, um zu sagen, was das ist! Für mich ist es geradezu widerwärtig, das zu sehen — auch ist es eine Blamage für mich, denn hab' ich nicht gestern abend zu diesem süßen Geschöpf gesagt: ‚Gnädiges Fräulein, Ihr Herr Papa erwartet Sie draußen‘!“



Dienstbotenmarkt im Elsaß.
Nach einem Gemälde von Marchal.

„Und sie, Mama, was hat sie gesagt?"

„Sie neigte den Kopf gegen mich, mit einer Anmut, wie Du sie leider nie besessen hast, Kamilla, und sagte: ‚Besten Dank, Frau Direktor!' Sie also wußte, wer ich war, und ich nannte ihren Mann ihren Herrn Vater — es ist ja, um in die Erde zu versinken! Wie soll ich ihr denn an der Tafel unter die Augen treten?"

„Ach Gott, Mama, glaub' mir, das ist ihr sicher schon sehr oft begegnet — an solche Irrtümer wird sie gewöhnt sein!"

„Meinst Du, Kamilla? Es wäre mir ein Trost. Aber Du sagst so etwas nur hin, damit ich mich beruhige. Mein Trost ist nur, daß sie mir verzeihen wird. Mit solchem Gesicht muß sich ein edles Herz verbinden — diese Züge können nicht lügen! Aber diesen alten Herrn zu heiraten!"

„Findest Du nicht, Mama, daß der alte Herr recht klug und vornehm aussieht? Er scheint auch seine Frau über alles zu lieben."

„Nun, das fehlte noch, daß er sie nicht liebte! Wenn sie das ungeheuere Opfer gebracht hat, ihn zu nehmen . . ."

„Dort kommen sie, Mama!"

„Wo denn, wo? Meine Lorgnette, Kamilla — ich möchte nur wissen, wo sie immer ist, wenn man sie braucht — nie ist sie da! Endlich! Sie machen Halt auf der Terrasse, er schiebt ihr den Schaukelstuhl hin, nimmt ihr den Sonnenschirm und den Hut ab — gut, daß man sie von hier aus so bequem beobachten kann! Nun sieh' das Haar, sieh' dieses Kleid aus weißem Wollstoff mit diesen himmlischen Spitzen! Wie schick, wie schick! Ich könnte Dir das auch kaufen, Kamilla, aber ob es Dir gut stehen würde?"

„Nein, Mama, ich glaube es nicht!"

„Du glaubst es nicht? Nun, ehrlich gesagt, ich auch nicht. Sieh', wie er sich über sie beugt, der alte Herr! Kann er ihr die Hand geküßt haben, was meinst Du?"

„Warum sollte er nicht?"

„Da er ihr Mann ist, willst Du sagen! Leider, leider! Ich empfinde diese Thatsache wie eine Beleidigung!"

Dies Gespräch fand statt im Hotel d'Italie zu Mentone. Frau Bankdirektor Lössen aus Stettin war mit ihrer Tochter Kamilla, die ein wenig schwach auf der Brust war und den Winter in Capri zugebracht hatte, vor zwei Tagen nach Mentone gekommen, um hier noch eine Woche zu verweilen. Die etwas oberflächlich gebildete und ungemein sensationslüsterne Dame hatte sofort bei ihrer Ankunft ein Paar bemerkt, das ihr wert schien, Gegenstand unausgesetzter und eingehender Beobachtung zu werden — einen älteren vornehmen Herrn und ein reizendes goldblondes Mädchen, natürlich seine Tochter! Und nun sollte es seine Frau sein! War es zu denken?

Kamilla, ein schmächtiges blasses Mädchen mit einem angenehmen Gesicht, mußte ins Haus hinein, den Krimstecher zu holen. Die Lorgnette trug nicht weit genug, durch den Krimstecher aber sah man alles ganz genau. Frau Direktor Lössen stellte mit dem neuen Glase zunächst fest, daß der „alte Herr", wie sie ihn beharrlich nannte, seinen niedrigen Sessel nahe neben den Schaukelstuhl schob, einen verschlossenen Brief aus der Tasche zog und hastig erbrach — er mußte ihm wohl unterwegs eingehändigt worden sein. Er legte seinen Arm um die Stuhllehne der jungen Frau und ließ sie mit hineinsehen. Sie lasen nicht lange, es mußte ein kurzes Schreiben sein — sie sprach eifrig in ihn hinein, er wiegte unschlüssig den Kopf hin und her, schließlich neigte er sich über ihre Hand und küßte sie, als sei er mit ihrem Vorschlag einverstanden.

Leider konnte Frau Lössen nicht lesen, was in dem Brief stand, so ausgezeichnet auch der Krimstecher war. Es war ein Schreiben vom alten Leupold, das die beiden auf der Terrasse lasen. „Liebe Prinzeß Ilse!" schrieb er, „ich habe Dir zu melden, daß Dein Herr Stiefsohn, Georges von Montrose, gestern einen bösen Blutsturz gehabt hat. Morschewsky giebt keinen Heller mehr für sein Leben. Wer lebt wie'n Verrückter, kann sich nicht wundern, wenn er den Blutsturz kriegt. Dies braucht Dein Mann nicht zu lesen — das heißt, ich überlass' es Deinem Gutdünken. Was meinst Du, wenn Du nach Hause kämest? Hätte Dir allerlei zu melden, was brieflich nicht gut angeht — das ‚Achterdeck' ist ein geeigneterer Platz dafür. Hast Dich ja lang' genug in der Welt herumgetrieben, ist schon Anfang März! Bäume und Büsche bei uns kahl wie Besen, aber die Luft warm, verspricht ein gutes Frühjahr. Der Alte ist gesund, wirtschaftet wie'n Berserker auf ‚Perle' herum. Ob Dein sogenannter Herr Sohn sich freuen wird, Dich und seinen Vater zu sehen, lass' ich dahingestellt — aber ich denk' mir so, Du wirst's für'n Stück Pflicht halten, zu kommen. Grüß' Deinen Mann! Auf Wiedersehen! Dein alter Erich Leupold."

„Und Du willst wirklich heute noch . . . ."

„Heut' mit dem Nachtzug, ja! Vielleicht finden wir ihn noch lebend; am liebsten reiste ich in dieser Stunde!"

„Rege Dich nicht auf, Liebling, ich bitte Dich!"

„Wie sollte ich nicht! Ich hätte kein Herz, wenn ich es nicht thäte. Ein Sterbender! Onkel Leupold übertreibt nicht, und Morschewsky ebensowenig, ich weiß das. Sieh nicht so gelassen aus, Eugen, um Gotteswillen! Kann es wirklich einen Vater geben, dem es gleichgültig ist, wenn man ihm meldet, daß sein Kind stirbt?"

Montrose that einen tiefen Atemzug. „Du weißt nicht, was alles geschehen mußte, bis es soweit kam, wie es gekommen ist. Ich habe meinen Sohn geliebt, ich schwöre es Dir, aber er hat sich mir mit Absicht entfremdet, und dann ist er Wege gegangen, Wege, die — — genug! Ich habe mir das Wort gegeben, Dir das nicht zu sagen, und ich werde es halten."

„Aber Du wirst ihm verzeihen, was er an Dir und sich selbst gesündigt hat, nicht wahr, Eugen, das wirst Du?"

„Wenn Georges meine Verzeihung verlangt, soll er sie haben — aber ich fürchte, er wird nicht daran denken."

Die junge Frau seufzte beklommen.

„Liebling, ist es denn möglich, daß Du, gerade Du mich für gefühllos hältst?"

Sie sah rasch zu ihm auf. „Nein, Eugen! Das wäre eine schreiende Ungerechtigkeit von mir — Ungerechtigkeit und Undankbarkeit. Aber ich fürchte — soll ich sagen, was ich fürchte?"

„Alles sollst Du mir sagen!"

„Also, ich fürchte, daß Du auf der ganzen großen weiten Welt niemand weiter lieb hast als mich!"

„Ganz recht! Niemand weiter als Dich!"

„Ist das gut, Eugen, ist das richtig?"

„Gut! Richtig! Kind, was ist in eines Menschen Gefühl gut oder richtig? Wer will seinem eigenen Herzen etwas verbieten? Wer hat Macht darüber? Soll ich mich und Dich belügen und Dir Gefühle heucheln, die ich nicht empfinde?"

„Und Du thust doch so unendlich viel Gutes!"

„So viel ich kann, gewiß! Ich habe Mitleid mit den Menschen, ich helfe ihnen nach besten Kräften —"

„Aber Du liebst niemand!"

„Dich!" Er neigte sich über sie und sah sie unverwandt an mit seinen rätselhaften Augen. Die junge Frau errötete unter diesem Blick wie so oft, wenn ihr Gatte sie anschaute. Nun war sie monatelang schon sein, und er gab sich ihr mit der ganzen Inbrunst eines Mannes, der sein höchstes Ziel erreicht, der sein Ein und Alles in dem geliebten Wesen gefunden hat. Nichts, was er nicht mit ihr teilte, ihr zugänglich zu machen suchte! Und wie zart faßte er sein Kleinod an! Wie mühte er sich, nicht mit unvorsichtiger Hand den Schmetterlingsstaub von dieser Seele zu streifen, nicht mit all den Erfahrungen seines langen Lebens, die sein Herz kalt und bitter gemacht hatten, dies junge Wesen zu betrüben!

War Ilse glücklich dabei? Und hatte sie Albrecht Kamphausen vergessen? Das eine nicht und das andere nicht. Sie mühte sich, glücklich zu sein, mühte sich tapfer und redlich. Es kam kein Tag, da sie nicht die besten Vorsätze faßte, und sie führte sie auch aus. Sie war ihrem Gatten so dankbar, sie achtete, bewunderte ihn — aber das seltsame Gefühl inneren Fremdseins, das sie als seine Braut schon durchschauert hatte, dies Gefühl, von dem sie bestimmt gehofft hatte, es werde sich wandeln, sobald sie erst sein Weib sei . . . . es wollte nicht weichen. Sie konnte mit ihm nicht von Albrecht Kamphausen, von der kurzen glückseligen Zeit ihres Liebestraumes sprechen, so oft sie es auch versuchte. Er wußte, daß Albrecht tot war, sie hatte es ihm selbst gesagt, damals, in jener merkwürdigen Unterredung, als sie ihn bat, ihren Vater wieder nach „Perle" zu nehmen. Diese Unterredung hatte damit geendet, daß sie Montroses Braut wurde, und seitdem war Albrechts Name zwischen ihnen nicht mehr genannt worden. Aber sie sah Albrecht, sah ihn hundertmal des Nachts in ihren Träumen und tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie wenigstens unbeschränkten Kultus mit seinem Andenken treiben dürfe — mit dem Andenken eines Toten! Sie hatte es ihrem Gatten ja offen gestanden, daß sie ihn nicht lieben könne, wie sie Albrecht Kamphausen geliebt. Er hatte

es damit aufnehmen wollen, hatte gehofft, eine Liebe wie die seinige werde es lernen, alles zu überwinden. Aber er hatte nicht die stille gewaltige Macht bedacht, die ein Toter besitzt, eine Macht, die stärker ist als die jedes Lebenden.

Als jetzt Montrose das eine Wort „Dich!“ aussprach und seiner jungen Gemahlin dazu in die Augen sah, mit seinem tiefen zwingenden Blick, da errötete das liebliche Gesicht wie schuldbewußt — sie gedachte ihrer Träume, in denen Albrecht Kamphausen und nicht ihr Gemahl herrschte.

Ein neckisches Lüftchen, weich und kosend, kam gezogen und hob die goldflimmernden Löckchen um Stirn und Nacken der jungen Frau. Drüben lag das Meer, es dehnte sich ruhevoll, in so tiefer satter Bläue, wie die Ostsee, an der Ilse heimisch war, sie niemals gezeigt, aber das war doch die heimische See gewesen, und hier, so schön und berückend es war, blieb doch immer die Fremde! Obgleich die Veranlassung so traurig war, die sie heimrief — Ilse wollte fast dankbar dafür sein. Ihr Gatte hatte beabsichtigt, mit ihr langsam die Riviera entlang zu reisen und dann in bequemen Etappen nordwärts zu fahren — nun sollte sie heute abend schon der Schnellzug nach der Heimat führen! Ilses Herzschlag ging rascher bei diesem Gedanken; sie sehnte sich nach dem Vater, nach dem alten wunderlichen Onkel Erich und seinen „Kajüten“, in denen sie jedes Stück an ihr kurzes Glück erinnerte, sehnte sich auch nach der „Perle“, die ihr teuer geworden war wie ein lebendes Wesen. Hatte sie doch um der „Perle“ willen das schwerste Opfer ihres Lebens gebracht, und wir lieben immer, wenn auch oft mit bitteren Schmerzen, was unserem Herz ein Opfer gekostet.

Durch die Gebüsche und Bäume leuchtete es hell; dort zog sich eine Promenade hin, die um diese Stunde — es war vier Uhr nachmittags — sehr belebt war. Zuweilen klang das Stimmengewirr, dazwischen ein Ausruf oder ein helles Kinderlachen zu den beiden herauf, die jetzt stumm, jedes in seine eigenen Gedanken vertieft, nebeneinander auf der Terrasse saßen.

Plötzlich scholl von der Straße her ein Hundebellen, in tiefen und dröhnenden Brustlauten. Das Tier war nicht zu sehen, die Bäume und Büsche entzogen es dem Blick, aber es war offenbar ganz in der Nähe der Terrasse. Herr von Montrose sah erstaunt auf, als Ilse eine rasche Bewegung machte. Alles Blut schien ihr zum Herzen geströmt zu sein, ihr Gesicht war weiß geworden wie ihr Kleid. Ihr Gatte betrachtete sie voll Besorgnis, und sein Erstaunen wuchs, als sie sich weit im Schaukelstuhl vorneigte, dessen Lehnen mit beiden Händen umklammerte, wie um sich daran festzuhalten, und mit lauter Stimme: „Korsar! Korsar!“ rief. Da kam es in mächtigem Satz über die Brüstung, welche die Anlagen und die Terrasse von der Promenade trennte — ein riesiger schwarzweißer Leonberger mit langem Behang und buschigem Schweif. Hinter ihm her ertönte Kindergeschrei — hatte er in seinem ungestümen Lauf ein Kind umgerissen? Vorwärts schoß er in langen Sprüngen, ein paar junge Gebüsche knickend, und nun, die Stufen, die zu der Terrasse emporführten, in wildem Anlauf nehmend, warf er sich in wuchtigem Anprall gegen Ilse.

Wie sich dann der Leonberger ihr zu Füßen schmiegte und leise winselnde Laute ausstieß, die beinahe menschlich klangen, wie sie sich zu ihm niederbeugte und mit ihrer zitternden Rechten den klugen Kopf des schönen Tieres streichelte, da war sie so fassungslos, daß sie auf Montroses wiederholte besorgte und dringende Fragen immer und immer nur die eine Antwort fand: „Korsar! Korsar!“ Und der Hund gebärdete sich wie sinnlos vor Freude — jetzt platt am Boden liegend, wie um seine demütige Unterwerfung zu zeigen, nun wieder emporspringend, mit lautem Gebell die junge Frau umkreisend, und nun plötzlich aufhorchend, fest auf den Füßen stehend, den Kopf seitwärts gewendet, unruhig den Schweif bewegend, als wollte er sagen: „Hast Du denn nicht gehört?“ Ja, sie hatte gehört — eine laute gebietende Männerstimme, die aus ziemlicher Nähe wiederholt rief: „Korsar! Hierher, Korsar! Zu mir!“

Aber Korsar gehorchte nicht. Zweimal gab er Antwort mit seinem dröhnenden tiefen Bellen, zum Zeichen, wo er zu finden sei, im übrigen blieb er, wo er war. Jetzt bog ein hochgewachsener Mann in dunkler Kleidung um eine Gruppe von Pinien und näherte sich langsam der Terrasse; Ilse stand plötzlich auf, wie von unsichtbaren Händen in die Höhe gezogen, und ging dem Näherkommenden ein paar Schritte entgegen. Er kam unbefangen auf sie zu, den Hut in der Hand, bereit, die fremde Dame für Korsars ungehöriges Betragen um Verzeihung zu bitten — als er die Gestalt im weißen Kleide und das Gesicht näher ins Auge faßte, blieb er wie in den Erdboden gewurzelt stehen.

Auch Montrose war aufgestanden, mit einem jäh erwachten Schreck starrte er dem Fremden ins Gesicht. Es waren edelgeschnittene Züge, aber auffallend bleich. Die Augen lagen tief und hohl, die Wangen waren eingefallen, um den Mund zogen sich schmerzlich bittere Falten; die Haltung der hochgewachsenen Gestalt hatte etwas Müdes, Kraftloses. Korsar wandte den klugen Kopf von einem zum andern, ging dann die drei Stufen der Terrasse herab und rieb sich gegen seines Herrn Knie, als wollte er vermitteln.

Sein Herr ermannte sich endlich und sprach. Es kostete ihn eine gewaltsame Anstrengung, und die Stimme hatte keinen Klang, aber er sprach. „Verzeihen Sie, bitte, verzeihen Sie mir! Ich konnte nicht ahnen, wen ich hier finden würde — ich wollte Ihnen nie wieder begegnen, da ich wußte, wußte —“ Er brach ab, der Schweiß trat ihm auf die Stirn, sein Atem fing an, hörbar zu gehen.

„Albrecht!“ sagte Ilse ganz leise, wie aus einem Traum heraus. Er schien das nicht zu hören oder nicht hören zu wollen; er sah immer nur Herrn von Montrose an. „Ich — ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig,“ wandte er sich an diesen. „Wollen Sie sie anhören oder soll ich gehen und Ihnen später schreiben?“

Montrose suchte nach einer Antwort. Endlich wandte er sich zu Ilse. „Dies ist Kapitän Kamphausen?“ fragte er. Ilse nickte stumm. „Und willst Du ihn hören? Du hast zu entscheiden!“

Sie sah mit einem wirren Blick um sich, als wähnte sie, zu träumen. Konnte denn, konnte dies Wirklichkeit sein? Aber sie fühlte ja Korsars weiche heiße Zunge an ihrer Hand, und dort stand Albrecht — Albrecht, den sie so inbrünstig geliebt und betrauert ....

Voller Angst hob sie ihre Hände empor und drückte sie gegen die Schläfen. Wild wirbelten ihr die Gedanken durcheinander, — wunderbare Rettungen Schiffbrüchiger, von denen sie gehört und gelesen, fuhren ihr durch den Sinn. Also zu denen gehörte Albrechts Schicksal nun auch! Und nun war alles, alles zu spät, alles vorbei! Sie war eines andern Gattin, es gab keine Hilfe für sie und Albrecht Kamphausen!

Montrose umfaßte sie und geleitete sie zu ihrem Schaukelstuhl zurück, ganz mechanisch setzte sie sich nieder. Dann fragte ihr Gatte sie von neuem: „Willst Du ihn hören? Du hast zu entscheiden!“

Ihr klang das letzte Wort wie Hohn. Sie und entscheiden! Sie hatte ja schon entschieden, hatte selbst mit fester Hand die Würfel ihres Lebens geworfen; was war jetzt noch zu thun? Aber sie hatte die Frage verstanden und mußte sie beantworten, sie nickte also und suchte in Albrechts Auge zu lesen, aber er schaute beharrlich von ihr fort. Montrose schob ihm einen Stuhl hin und er ließ sich darauf nieder wie ein völlig erschöpfter Mann. Korsar hatte noch eine Weile fragend zu Ilse aufgesehen, jetzt aber streckte er sich zu seines Herrn Füßen und ließ den Kopf hängen, als verdiente er Schelte, als wüßte er, was er angestiftet.

Eine bange Pause. Zuletzt fing Kamphausen an, zu sprechen. Sein umdüsterter Blick hatte lange auf Montrose gehaftet, als wollte er sich dessen Bild einprägen für alle Zeiten, jetzt sah er von ihm fort und zum Meer hinüber, wie wenn er dem seine Erlebnisse berichten müßte. Seine Stimme hatte gegen früher einen ganz veränderten Klang, es lag etwas Eintöniges, absichtlich Kaltes und Nüchternes darin, er sprach so, als ob er die Geschichte eines fremden Mannes nacherzählte.

„Ich kann mich kurz fassen, es ist nicht viel zu sagen. Ich muß nur von neuem betonen, daß es keinen Augenblick in meiner Absicht lag, hier wie ein Romanheld, wie ein Gespenst aus dem Grabe aufzutauchen. Ich habe jede Begegnung vermeiden wollen. Ich hörte, Sie seien in Rom, und dorthin habe ich geschrieben, um Ihnen zu sagen, daß ich lebe, daß ich *absichtlich* nie Ihren Weg kreuzen würde, daß aber der Zufall Ihnen Kenntnis von meinem Dasein geben könnte und daß ich dem zuvorzukommen wünschte. Das steht in meinem Brief an Sie, es sind nur wenige Zeilen — man wird sie ohne Zweifel Ihnen aus Rom nachsenden.“

Albrecht hatte während des letzten Satzes vom Meer weggeblickt und Montrose angesehen, zum Zeichen, daß er jenen kurzen Brief an ihn gerichtet. Montrose verneigte sich und Kamphausen wandte seine Augen wieder der See zu. „Was mit mir geschehen ist, nach dem Schiffbruch, davon kann ich selbst kein Wort sagen, ich muß es andern nacherzählen, jenen, die mich fanden und aufnahmen.“

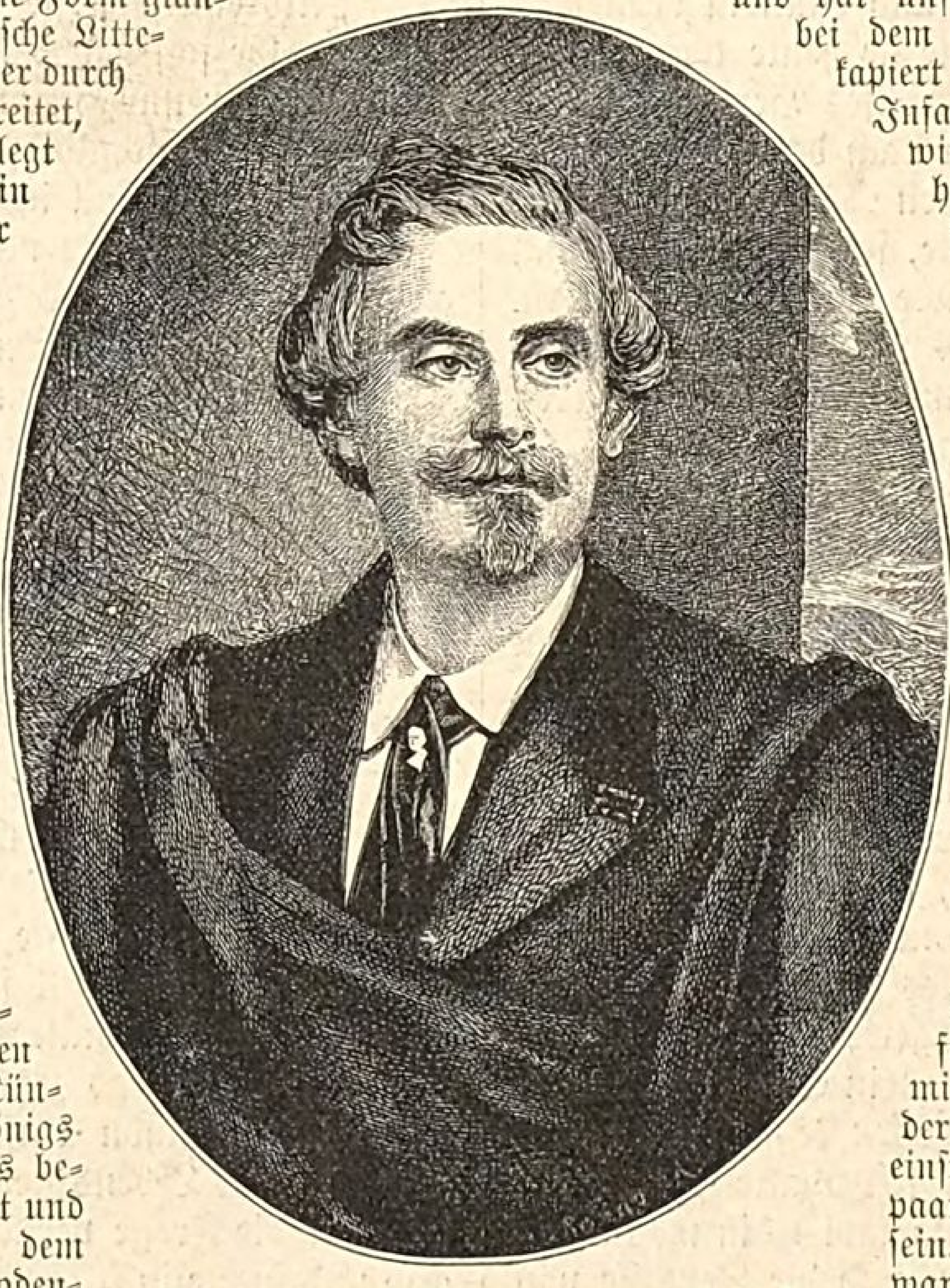
(Schluß folgt.)

Blätter und Blüten

Adolf Friedrich Graf von Schack. Wollte man versuchen, vom Standpunkte des Humanisten aus ein ideales Leben auszusinnen, es könnte sich nicht viel von dem unterscheiden, das dem Grafen Adolf Friedrich von Schack in glücklicher Wirklichkeit zu teil ward. Ausgestattet mit den beneidenswertesten geistigen Fähigkeiten, mit klarem Verstande, vielseitiger Empfänglichkeit, ungewöhnlicher Gestaltungskraft, mit tiefem Empfindungsvermögen für das Schöne in Kunst und Dichtung, im heimischen wie im fremden Gewande, verfügte dieser Mann zugleich über materielle Güter in solcher Fülle, daß er alle in ihm liegenden Keime zu voller Reife gedeihen lassen, seinem auf alles Hohe und Edle gerichteten Geiste ohne Unterlaß die reichste Nahrung zuführen und sich eine Universalbildung aneignen konnte, die unmittelbar an Goethe erinnert. Dazu lebte in ihm eine warme hochherzige Menschenliebe, ein Drang, zu helfen und zu fördern, wo irgend es not that, eine heiße vaterländische Begeisterung und ein unerschütterlicher Freiheitssinn. Als fruchtbarer und gedankenreicher Dichter, als feinsinniger, die Form glänzend beherrschender Uebersetzer hat er die deutsche Litteratur mit wertvollen Gaben bereichert, als Forscher durch sicheres reifes Urteil vielfach neues Licht verbreitet, und was er für die bildende Kunst war, davon legt allein schon seine berühmte Gemäldesammlung in München, die er letztwillig dem deutschen Kaiser vermacht hat, die aber der Isarstadt verbleiben wird, Zeugnis ab. Wie oft hat er verkannten Künstlern, wie Genelli und Schwind, zu dem ihnen gebührenden Recht auf Anerkennung verholfen, wie vielen, die später zu hohem Ruhme gelangten — einem Anselm Feuerbach, Arnold Böcklin, Franz Lenbach — hat er auf ihren ersten Gängen die stützende Hand gereicht!

Adolf Friedrich von Schack — den Grafentitel hat ihm 1876 Kaiser Wilhelm I. verliehen — war von Hause aus Mecklenburger, am 2. August 1815 hat er zu Schwerin das Licht der Welt erblickt. Neigung und Schicksal haben sein Leben früh zu einem Wanderleben gestaltet; seiner amtlichen Laufbahn als mecklenburgischer Legationsrat hat er 1852 nach dem Tode seines Vaters selbst ein Ziel gesetzt. Den ganzen europäischen Süden, aber auch Aegypten und Syrien hat er als aufmerksamer Beobachter durchstreift und namentlich im Orient und in Spanien ist seine Phantasie heimisch geworden. Nach München führte ihn 1854 die Einladung des Königs Max, der eben damals jenen berühmten Kreis bedeutender deutscher Männer in seiner Hauptstadt und um seine Person versammelte, jenen Kreis, dem Namen wie Geibel, Heyse, Riehl, Sybel, Bodenstedt einen dauernden Glanz verleihen. Zuletzt hatte sich bei Schack eine gewisse regelmäßige Reihenfolge des jährlichen Wohnens herausgebildet: der Sommer gehörte Deutschland, der Winter dem geliebten Rom, der ewigen Stadt — und dort ist er nun auch am 14. April zur ewigen Ruhe eingegangen, eine Herzlähmung hat seinem gesegneten Dasein ein Ende gemacht.

Wohl war auch sein Glück nicht ganz vollkommen! Ihm hat keine liebende Gattin zur Seite gestanden, unvermählt ist er gestorben, nachdem eine heiße Jugendliebe ihre Erfüllung nicht gefunden. Und in den letzten Jahren trat zu manchen anderen körperlichen Beschwerden eine fortschreitende Abnahme seiner Sehkraft, so daß er schließlich in fast völliger Blindheit dahinlebte. Aber sein lebhafter Geist ließ sich nicht beengen durch die Nacht, die ihn umgab. Unermüdlich blieb er an der Arbeit, mit eiserner Thatkraft alle Schwierigkeiten überwindend, die sich dem auf fremde Hände und fremde Augen Angewiesenen entgegenstellten. So hat er ausgeharrt bis zuletzt, bis die Lider über den getrübten Sternen sich zum letzten und ewigen Schlafe niedersenkten.



Adolf Friedrich Graf von Schack.
Nach dem Gemälde von Franz Lenbach.

Waldmeisterduft. Ueber die „Wirkung“ des Maitrankes sind die Ansichten der Zecher geteilt. Die einen loben sich den Duft des Waldmeisters, die anderen sind ihm nicht hold und meinen, daß er Kopfschmerzen verursache. Die „Erfahrungen“, die man beim Becherklange sammelt, sind bekanntlich nicht „rein“; es ist schwer, nach einer Maitranksitzung zu sagen, wie viel von den nachträglichen Kopfschmerzen auf den Wein und wie viel auf den Waldmeisterduft zu schieben ist. Darum einige Worte über die reine Wirkung des Waldmeisterduftes! Er gehört zu denjenigen, welche von den Menschen gefangen worden sind und sich sogar künstlich herstellen lassen. „Kumarin“ heißt der Stoff, der diesen Duft giebt; er bildet kleine farblose Krystalle, von denen 1 Kilo im Großhandel etwa 160 Mark kostet. Er kommt nicht nur im Waldmeister, sondern noch in einer Anzahl anderer Pflanzen vor, unter anderem auch im Steinklee (Melilotus officinalis). Mit der letzteren Pflanze hat man wiederholt trübe Erfahrungen gemacht, da Pferde und Schafe, die davon gefressen hatten, unter Lähmungserscheinungen zu Grunde gingen. Auch mit dem reinen Kumarin wurden an Warm- und Kaltblütern Versuche angestellt, und da zeigte es sich, daß es die Thätigkeit des Gehirns herabsetzt, das Zentralnervensystem lähmt. So dürfte der häufig auftretende Kopfschmerz, der nach reichlichem Maitrankgenuß sehr lange anzuhalten pflegt, wohl auf den Waldmeisterduft zurückzuführen sein. Aus diesem Grunde erklärt sich auch die Abneigung bewährter Kenner gegen Maitrankessenzen, die mit Kumarin bereitet sind. Diese enthalten stets größere Mengen des Duftstoffes und die Folgen bleiben dann nicht aus. Für die Zugabe des Waldmeisters zum Maitrank gelte also der Grundsatz: „Mit Liebe — aber wenig.“ *

Diensteifer. (Zu dem Bilde S. 309.) Die erste Gewehrinstruktion ist vorüber. Zum erstenmal haben sich vor den Augen des staunenden Rekruten die Geheimnisse von Lauf, Schaft und Schloß aufgethan und in seinem Kopfe schwirrt's von Abzugsbügel, Kammerleitschiene, Schlößchen, Schlagbolzen und Verschlußkopf. Aber interessant war's doch; und hat unser junger Vaterlandsverteidiger auch manches bei dem schnarrenden Vortrag des Unteroffiziers nicht kapiert — wozu hat man seinen „Dienstunterricht für Infanterie“ im Kasten, wo alles, was der Soldat wissen soll, fein säuberlich gedruckt steht! Also heraus damit und noch einmal von vorne angefangen! Und so sitzt der Wackere und studiert, daß ihm der Kopf „raucht“, und wenn's hinter der vor Anstrengung gefurchten Stirne auch noch nicht ganz hell geworden, so ist doch hier und da ein kleines Lichtlein aufgegangen, als Frucht solch lobenswerten Diensteifers.

Verlobung vor der Geburt. Im Mittelalter war es bekanntlich vielfach Sitte, Prinzen und Prinzessinnen schon als Kinder im zartesten Alter zu verloben und zu verheiraten. Daß man aber auch über noch nicht geborene fürstliche Kinder in gleicher Weise verfügte, dürfte denn doch nur ausnahmsweise vorgekommen sein. Ein solcher Fall ereignete sich im Jahre 1368, als dem Kaiser Karl IV. der Prinz Siegmund geboren wurde, der bei der Taufe mit Katharina, der Tochter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, verlobt wurde. Bei dieser Gelegenheit ward nämlich gleichzeitig bestimmt, daß eine Tochter Karls IV., die ihm innerhalb fünf Jahren seine Gemahlin schenken sollte, sich mit dem Sohne des Burggrafen, der innerhalb derselben Zeit das Licht der Welt erblicken würde, einstmals vermählen sollte. Ein jüngeres Brautpaar als dieses dürfte kaum jemals vorgekommen sein. Aber „gekriegt“ haben sie sich doch, denn 1373 ward dem Kaiser Karl IV. eine Tochter, Margaretha, geboren, die nachmals die Gemahlin Johannes III., Burggrafen von Nürnberg, wurde. Nicht zusammengekommen ist aber das 1368 verlobte Paar Siegmund und Katharina; ersterer, nachmals römischer Kaiser, heiratete zuerst Maria von Ungarn, in zweiter Ehe Barbara Gräfin von Cilli, während Katharina ins Kloster ging und 1409 als Aebtissin zu St. Clara in Hof starb.

Dienstbotenmarkt im Elsaß. (Zu dem Bilde S. 321.) Wer das Elsaß in seiner Eigenart, seiner innersten Natur kennenlernen will, der muß in die Berge ziehen, dort wo ein paar Meilen hinter Straßburg um den sagengekrönten Odilienberg das alte Gebiet des Tannenforstes sich öffnet und über Höhen und Thäler, an keltischen Mauerresten und mittelalterlichen Burgen sich hinzieht in seiner Märchenpracht. Bis auf gar nicht ferne Jahre hatten sich in den an diese Berge und Burgruinen sich anlehnenden Ortschaften die alten Trachten und Gebräuche der Vorzeit erhalten; leider verschwinden die einen wie die andern unter der alles einebenden Macht der Neuzeit. Von den in dem Bilde von Marchal veranschaulichten bäuerlichen Trachten des alten Elsaß ist heutzutage wenig mehr übrig; die Männer haben die Jacke mit der Blouse oder dem Jackett, die kurzen Beinkleider und weißen Strümpfe mit der langen Hose und den aufgekrempten braunen Hut mit der Mütze oder dem runden Stadthut vertauscht; noch bleiben aber, wenngleich verschwindend, die Frauenanzüge, das Mützchen mit den Schmetterlingsschleifen, das buntglitzernde Vorsteckmieder und der farbige Rock, grün für die protestantischen, rot für die katholischen Mädchen.

Ein Dienstbotenmarkt, wie der in dem Bilde wiedergegebene, dürfte kaum mehr mit anzusehen sein — leider! denn ein bunteres, lieblicheres Bild findet man schwerlich! Von den umliegenden Dörfern und Flecken haben sich dienstsuchende Mädchen in ihrer Sonntagstracht versammelt; die Bauern, alte, aber auch junge, treten heran, halten Musterung und besprechen die Bedingungen. Jenes Mädchen beim altertümlichen Brunnen aber, das die Zärtlichkeiten des jungen Burschen nur leicht abwehrt, mag wohl verraten, daß auf diesem Markte nicht immer nur Dienstmägde, sondern hier und da auch Lebensgefährtinnen gesucht und gefunden wurden.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 20. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(19. Fortsetzung.)

Herr Waze faßte mit jähem Griff das Pergament, auf dem das Lied des bischöflichen Narren verzeichnet stand, während Nimiger brummte: „Eine solche Narretei! Um Schelmenlieder sollen wir uns kümmern, wo es hergeht um unsere Haut.“

„Der Narr ist des Bischofs liebster Gesell — er muß wissen um seines Herren Meinung, Bub'! Ich schwör' darauf: es steht 'was in dem Lied!“ Herr Waze starrte auf die Rolle in seiner zitternden Hand und griff nach seinem kahlen Scheitel. „Es muß 'was stehen in dem Lied — aber wer liest mir's denn? Ich müßt' ja rein zum Hiltischalk in die Ramsau schicken! Doch wenn er gelesen hat . . . wie schließ' ich ihm das Maul?“

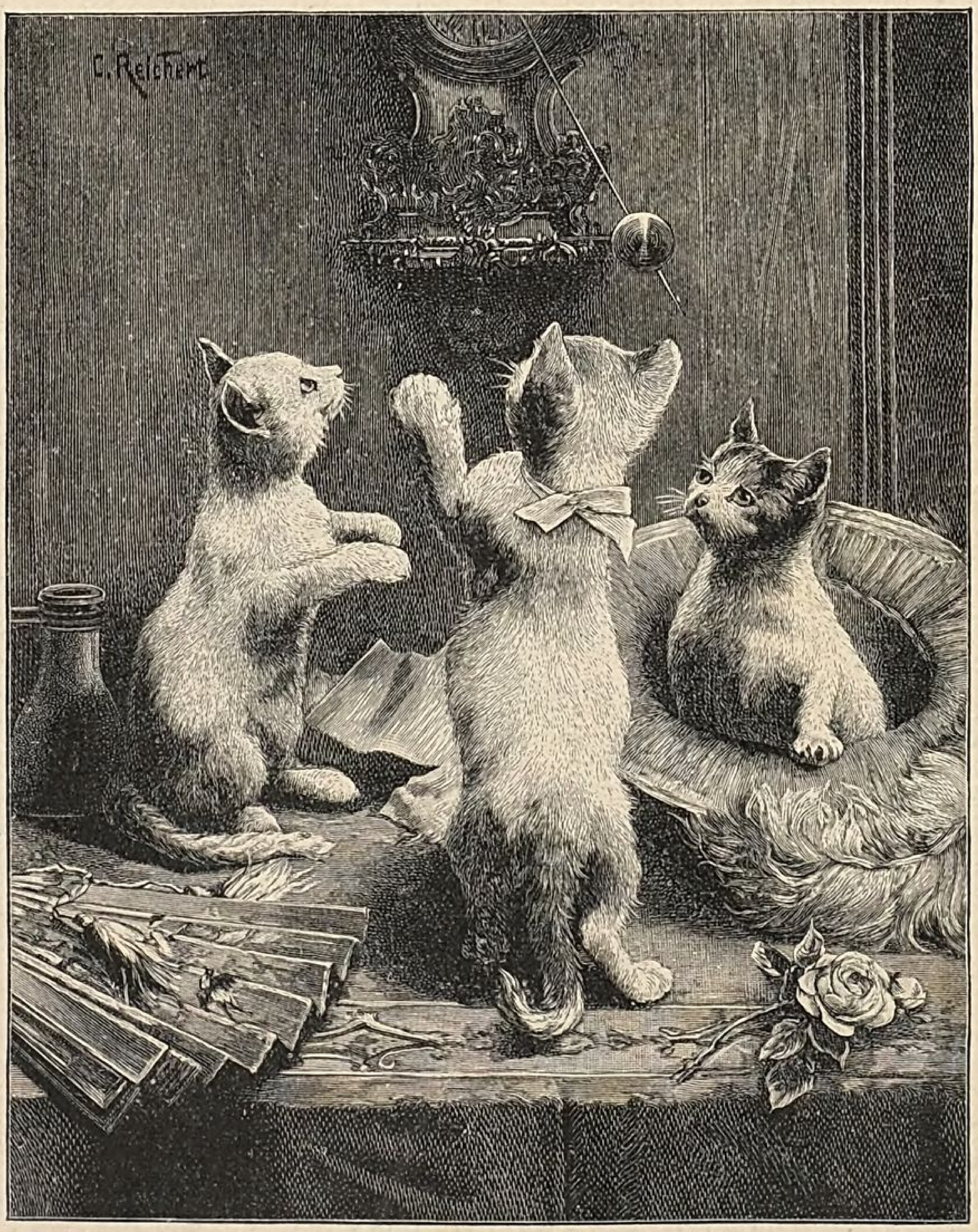
„Der Haunsperger hat gemeint, Du hättest ja vier gute Freund' im Gadem, die sich wohl aufs Lesen verstehen!“

Verblüfft sah Herr Waze seinen Buben an; dann schüttelte er den Kopf und entfaltete das Pergament. In zierlicher Schrift stand Zeile unter Zeile; doch Herr Waze verstand nur eines: das kleine in bunten Farben ausgeführte Bildchen, welches der erste Buchstabe umschloß. Auf dem Wipfel einer Fichte war ein Nest zu sehen, welches vier Raben umflatterten; um den Fuß des Baumes drängte sich ein Häuflein seltsamer Tiere — sie waren rot gemalt, und man konnte sie wohl als Füchse deuten; über dem Baum, in blauer Luft stand ein Adler mit gebreiteten Schwingen. Herr Waze lachte. „Komm!“ sagte er. „Jetzt mag der Würfel fallen, wie er will!“ Er stieg zur Halle hinauf. Lautes Gelächter tönte aus der Stube, und die Stimme Sindels klang: „Nimm Dich in acht, Otloh, der Pater sitzt neben Dir . . . wenn Du noch einmal so übel scherzest, fahrt er Dir mit einem Sprüchlein über den Schnabel, das Dir schmecken wird wie eine Kratzbürst'!“

„Was hat er denn so Arges gesagt?“ verteidigte Eilbert den jüngeren Bruder. „Es ist doch die Wahrheit, daß sich der Pater um die Bauern sorgt wie eine Bruthenn' um ihre Küchlein! Und das muß er thun, schon seinem Namen zu lieb! Wer Eberwein heißt, der muß gut Freund sein mit den Säuen.“

Johlendes Gelächter erhob sich, während Recka zornig aufsprang. „Eilbert!“ Sie wollte den Arm des Bruders fassen, doch Eberwein vertrat ihr den Weg; sein Gesicht war bleich, und seine Stimme bebte. „Laßt ihn! Wenn Eure Brüder die Gegenwart der Schwester nicht achten, wie soll ich erwarten, daß sie Ehrfurcht zeigen vor meinem Kleid und vor dem Gast ihres Vaters!“ Da trat Herr Waze in die Stube; der Ausdruck seines Gesichtes und der Anblick Nimigers machten die Lachenden verstummen; sie wußten, was dieser Augenblick für sie bedeutete; aus der Kammer ließ sich ein Geräusch vernehmen, als wäre ein Stuhl gefallen, und die Thüre öffnete sich um eine schmale Spalte.

„Seht her, frommer Vater,“ rief Herr Waze mit gepreßter Stimme, „seht her, was mein Nimiger



Zeitvertreib.
Nach einem Gemälde von C. Reichert.

gefunden hat. Das Pergament muß Euch gehören, es lag auf Eurem Weg — Ihr müßt es verloren haben."

„Nein, Herr Waze, das Blatt gehört mir nicht!" Eberwein nahm den Streif und rollte ihn auf. „Auch keinem meiner Brüder. Ein Fahrender, der Euer Haus gesucht, mag wohl das Blatt verloren haben . . . es ist ein weltlich Lied." Und mit halblauter Stimme las er:

„Es schwebt der fürstliche Aar im Blau,
Den Blick gerichtet zur Ferne,
Ihn lockt Frau Sonne, ihn kümmern nicht
Die kleinen Knechte, die Sterne.
Sein Blick späht über die Berge hin,
Sucht nimmer Thal und Halde,
Ihn kümmert das Nest der Raben nicht,
Das sie bauten im finsteren Walde.
Es mag bestehen, es mag vergeh'n
Und fallen den sausenden Winden,
Es mögen die Füchse schleichen und späh'n
Und ihre Beute finden.
Der fürstliche Aar nimmt hohen Flug,
Die Blicke fernab gewendet,
Und nimmer frägt er, wie der Streit
Im tiefen Wald sich endet."

„Ein Meisterlied!" schrie Herr Waze wie von Sinnen, „ein Meisterlied!" und faßte die schwere frischgefüllte Bitsche. „Dem unbekannten Sänger einen festen Trunk zur Minne! Er meint es gut mit den Füchsen!" Sein heiseres Lachen erstickte in der Kanne.

Eberwein ließ die Rolle sinken und blickte befremdet, von peinlicher Empfindung erfaßt, an der Tafel umher. Ueberall sah er funkelnde Augen und brennende Gesichter. Ihm war, als stünde er inmitten eines tollen Traumes. Herr Waze stieß die geleerte Kanne auf den Tisch, lachend, und kreischte: „Setzt Euch doch, mein lieber fürstlicher Herr! Euch zu Ehren will ich schmausen und zechen... und ich mein', es hat mir im Leben noch kein Mahl geschmeckt, wie es heut' mir schmecken soll! Euch zu Ehren! Nur Euch zu Ehren! Ihr seid ja mein Herr! Mein Herr!" Seine Worte gingen unter im Geschrei und Gelächter seiner Söhne.

Eberwein strich mit der Hand über die Stirne und ließ sich nieder. Seine Sinne taumelten, er wußte nicht, was er that. Er hörte nicht, daß die Thür der Kammer sich öffnete, aus welcher Henning trat, einen hochstämmigen Rüden am Halsband führend... er sah nicht, daß Recka, bleich bis in die Lippen und mit blitzenden Augen ihren Vater streifend, von der Tafel wich und den Saal verließ, als wollte sie nicht teilhaben an dieser Stunde. Mit zitternden Händen griff er nach einem Brot, segnete es und brach es entzwei. „Nehmt, Herr Waze!" Er reichte die Hälfte des Brotes über den Tisch. Da griff eine Hand über seine Schulter. „Mir die ander' Hälft' . . . meinen Hirschmann hungert!"

Schallendes Gelächter erhob sich um den Tisch. Eberwein sprang auf und sah, wie Henning das gesegnete Brot dem Hunde zuwarf, der es mit klaffendem Rachen haschte. Glühende Zornröte fuhr über das Gesicht des Mönches. Mit beiden Händen faßte er die Tafel an der Kante und stürzte sie um, daß Herr Waze mit dem Sessel wankte, daß die hölzernen Teller, die zinnernen Schüsseln und die Metkannen klirrend und polternd über den Estrich rollten. „So end' ich dieses Mahl," klang seine Stimme mit schrillem Hall, „und nichts mehr hab' ich gemein mit Euch!"

Schreiend vor Wut, mit geballten Fäusten und verzerrtem Gesicht sprang Herr Waze auf; seine Söhne aber starrten auf die Lippen des Mönches... er war es doch gewesen, der diese Worte gerufen, und dennoch schien es ihnen, als hätten sie ihren Vater gehört. So klang seine Stimme im Zorn. „Faßt ihn! Faßt ihn!" schrie Herr Waze. „Er hat mein Haus geschändet—das soll er büßen!"

Henning war der erste, dessen Fäuste nach Eberwein griffen. Da sah auch der Hund in dem Mönche einen Feind seines Herrn und stürzte heulend auf ihn los. Mit einem Faustschlag streckte Eberwein das Tier zu Boden. „Feinde über mir!" klang seine schmetternde Stimme, und eine Metkanne von der Erde raffend, schwang er sie zum Schlage wider Henning. Doch er schlug nicht; aus erhobenem Arm ließ er die Kanne sinken, und zwei der Wazemannssöhne beiseite schleudernd, gewann er mit mächtigem Sprung das an der Mauer hängende Kreuz, griff nach ihm mit beiden Händen und rief: „Vergieb, o Herr, die Sünde meines heißen Blutes! Bei Dir ist die Rache, bei Dir die Hilfe!"

Da faßten sie seine Arme, seine Brust, seinen Hals . . . er stand und wehrte sich nicht, während sie an ihm hingen wie die Hunde am gestellten Hirsch. Geifernd, die geballten Fäuste vor Eberweins Augen streckend, leerte Herr Waze in unflätigen Worten die Schale seiner Wut über ihn aus. Ein bitteres Lächeln zuckte um Eberweins bleiche Lippen. „Knecht Waze, nun kenn' ich Dich! Nun zeigst Du mir Dein wahres Gesicht!"

„Fort mit ihm! Hinunter in meinen tiefsten Keller!"

Ueber das Geschrei der Söhne, die den Gefangenen zur Thüre stießen, hob sich Eberweins Stimme: „Waze, ich warne Dich! Da Du Gott nicht fürchtest, so fürchte den Kaiser, vor dessen Gericht ich Dich berufe, der Fürst seinen ungetreuen Knecht!"

„Der Kaiser!" höhnte Herr Waze mit schallendem Gelächter. „Wo ist er denn, Dein Kaiser? In vierzig Jahren hab' ich ihn nicht gesehen, hab' keinen Ruf von ihm gehört, hab' keinen Mann zu seinem Heer geschickt. Schrei' doch, schrei', ob er Dich hört, ob er kommt! Ich mein', er wird den Käfig so leicht nicht finden, in dem ich Dich bergen will. Packt ihn, meine Füchslein, hinunter mit ihm!"

Schreiend stießen sie ihn aus dem Saal und über eine steile Treppe hinunter; eine schwere Thüre wurde vor ihm aufgerissen, er taumelte in Finsternis und kalte Moderluft, hinter ihm dröhnten die Bohlen, und der eiserne Riegel klirrte. Draußen Gelächter, das sich entfernte, Geschrei, welches unterging wie in weiter Ferne... dann dumpfe Stille.

Eberwein streckte im Dunkel die Arme aus; seine Hände griffen den nassen Fels der Mauer und einen eisernen Ring. Ein kalter Schauer rann ihm durch die Glieder, und die Knie brachen ihm. Die Arme schlug er über die Brust, als möchte er gewaltsam den Sturm seiner Seele bezwingen, und aus heißem Herzen sprach er laut ein Gebet. Plötzlich aber verstummte er, denn ein Geräusch war an sein Ohr gedrungen. Mattes Stöhnen klang aus einem Winkel des finsteren Raumes. Erschrocken sprang Eberwein auf. „Wer teilt meinen Kerker? Bist Du ein Mensch, so rede!" Das Stöhnen wurde zum Wimmern, eine wortlose Sprache des Schmerzes, welche Eberweins Herz erzittern machte. „Gott des Erbarmens!" stammelte er, warf sich zu Boden, und über die Fliesen kriechend, tastete er mit den Händen vor sich her. Er fühlte halb verfaultes Stroh und jetzt einen menschlichen Körper, fast nackt, mit schlaffen Armen und steifen Fingern, mit bartlosem Gesicht und kurzgeschorenem Haar. „Der Knabe, den ich suchen kam!... Wazemann, Wazemann!" Mit beiden Armen griff er zu und hob das Haupt des Knaben an seine Brust, dessen Zunge lallte: „Wer ist bei mir?"

„Einer, der es mit Dir gut meint!"

Da klang es wie der schluchzende Aufschrei eines Verzweifelnden: „Giebt's denn noch einen, der gut ist?"

„Ja, ja, ja!" rief Eberwein, die Stimme halb erstickt von Zähren. „Allgütiger im Himmel, wie blind war meine Seele! Ich wähnte, daß ich irre ging, von Dir verlassen . . . nun seh' ich: es war der Weg Deiner Liebe, die mich hierhergeführt, um dieses Kind zu finden!" Er fühlte, wie die Hände des Knaben an ihm emportasteten, wie die kalten zitternden Finger sein Antlitz berührten, welches naß von Thränen war.

„Er weint . . . einer, der weint um den armen Huzebuben! Bist auch ein Geißhirt, hat er Dich auch gebüßt?" Und wie der Sinkende den Balken, den eine mitleidige Welle ihm zugeworfen, so umklammerte der Bub' mit beiden Armen seinen Gesellen und schmiegte sich an ihn unter strömendem Schluchzen. Aus der Höhe des Hauses klang ein dumpfer Lärm hernieder — das Johlen der Wazemannssöhne, welche die gestürzte Tafel wieder aufgerichtet hatten und die Kannen leerten auf das Glück ihrer kommenden Zeit.

Eberwein tastete in der Finsternis umher, und seine Hand fand an der Mauer einen vorspringenden Stein; er setzte sich und hob den Knaben auf seinen Schoß; der Bub' wimmerte, denn die Bewegung mehrte seine Schmerzen, und auf Eberweins Frage begann er, von Schluchzen unterbrochen, zu erzählen, was er verschuldet hatte, welche Strafe er gelitten, welche Qual und Marter er in diesem finsteren Verließ ertragen; seine Sprache war arm an Worten, und sie sagte doch mehr, als Eberweins Herz zu ertragen vermochte. Er drückte das Gesicht des Knaben an seine Brust, um ihn verstummen zu machen, und während er ihm mit zärtlicher Hand die struppigen Haare streichelte, flüsterte er, die heimatliche Sprache seiner Berge redend: „Mußt nimmer weinen, Büebli! Schau', es hebt für Dich die gute Zeit wieder an. Ich thu' Dich pflegen, daß Du gesunden sollst, und will Dich lieb haben all mein Leben lang. Und weißt, meine Arm', die tragen Dich schon, bis Du wieder laufen kannst auf Deinen Füßen. Wohl wohl, hab' nur acht, wenn die Thür sich aufthut, wie ich Dich hinauftrag' in die liebe Sonn'!"

Langsam hatte der Bub' den Kopf erhoben. „Du mußt mehr sein als ein Geißhirt! Wer bist denn Du?"

„Ich bin ein Gottesmann! Weißt Du, was das ist?"

„Wohl wohl, so einer wie der Hiltischalk. Den hab' ich einmal gesehen — der hat ein schwarzes Häs."

„Mehr weißt Du nicht von ihm?"

„Wohl wohl: und weiße Haar' hat er, weil er alt ist."

„Und ein Kirchlein hat er, in dem das Glöcklein läutet. Und einen lieben Vater im Himmel! Hast nie von dem gehört?"

„Wohl wohl, ich mein' schon, ich hätt' so 'was reden hören!" Stöhnend griff der Knabe nach seinen schmerzenden Füßen.

„Schau', mein Büebli," sagte Eberwein, die Arme fester um den Knaben schlingend, „schau', das ist ein treuer Vater, dem alle guten Menschen liebe Kinder sind. Wer leiden muß, den tröstet er, und wer in Not gefallen, dem bringt er Hilf' . . ."

„Mir auch?" klang scheu und zitternd die Stimme des Knaben.

„Freilich, Büebli! Denn alles weiß er und alles kann er. Er hat Dich gesehen in Deinen Schmerzen und hat zu mir gesagt: geh' hin und hilf dem Huzebuben — und wie ich gegangen bin, Dich suchen, hat er mir ein kleines Dirnlein geschickt, das mir den Weg gewiesen, ein Dirnlein, das Dich lieb hat! Gelt, Du weißt schon, wen ich mein'?"

„Ach Du guter Mann!" rief der Knabe, lachend in seinen Schmerzen. „Es wird doch nicht das Trudli gewesen sein?"

„Das Dirnlein des Bauern, dem Du die Geißen hütest!"

„Das Trudli, das Trudli!" Der Name des Kindes war das einzige Wort, das der Knabe fand in Weh und Freude.

Eine stumme Weile verging, dann begann Eberwein wieder zu sprechen; es lag ihm das Herz auf den Lippen, und leuchtend öffnete sich die ganze Tiefe seines reinen hoffenden Glaubens, so wie ein Fels in geheimnisvoller Stunde die verschlossenen Schätze zeigt. Der Knabe that keine Frage mehr; er lauschte nur und schien im Lauschen seiner Schmerzen vergessen zu haben; nur manchmal zuckte sein Körper unter halb erstricktem Schluchzen, und seine Arme klammerten sich fester um den Hals des Mönches. Eberwein sprach — und wie guter Same, der schon keimt, da er die Erde berührt, fiel jedes seiner Worte in das Herz des Knaben.

Wüster Lärm klang aus der Höhe. Die Berauschten sangen und schlugen die Tafel mit den Fäusten. Die Mägde weigerten sich, den Saal zu betreten — es mußten die Knechte bedienen und die Metkrüge schleppen. Draußen dämmerte schon der Abend, und das Zechen wollte kein Ende nehmen. Den ganzen Bau des Hauses durchschütterte das johlende Geschrei und das Poltern der stürzenden Krüge und Sessel.

In Reckas Kammer, in welcher schon die Leuchte brannte, hallte der Lärm, daß die Wände zitterten. Vom gelösten Haar umringelt, im weißen Schlafgewand, lag Recka im Erker, das Gesicht in die Arme vergraben. Sie hörte nicht, daß die Thüre der Zeugkammer sich öffnete; es war der Bub', der die Falken pflegte; in seiner Hand trug er das Federkleid, das er dem verendeten Liebling Reckas abgestreift. Scheu trat er zum Erker. „Herrin!"

Recka fuhr auf; als sie den Balg des Vogels sah, griff sie nach ihm, breitete auf ihrem Schoß das Gefieder aus und strich mit zitternden Händen über die Schwingen. Ihre Augen wurden naß. Der Bub' ging zur Thüre; dort blieb er zögernd stehen. „Herrin! Ich mein', daß ich weiß, wie Dein Falk hat umkommen müssen. Willst mich nicht verraten, wenn ich red'?"

Recka hatte sich erhoben. „Sprich!"

„Ich sag's, weil mir leid ist, denn ich hab' den Vogel lieb gehabt." Der Bub' faßte den Balg und deutete auf eine Stelle der Innenseite. „Schau' her, da hat die Haut einen Stich wie von einer Nadel . . ." Er griff in das Wams. „Und schau' die Spulnadel an: sie ist rostig von Blut. Durch das ganze Geweid' ist der Stich gegangen. Den Tag, 'vor Du ausgeritten bist, auf den Abend, da ist Dein Falk noch frisch und gesund gewesen — ich bin um Wasser gegangen, und wie ich wiederkomm', hat der Vogel getrauert."

Mit zornigem Griff umklammerte Recka das Handgelenk des Buben. „Wer war in der Kammer?"

Scheu blickte der Knabe gegen den Saal, aus welchem das Geschrei der Zechenden hallte. Er wollte sprechen, doch Recka schob ihn ungestüm zurück. „Schweig! Ich könnte, wenn der Zorn mich faßt, den Namen nicht wahren." Sie öffnete das auf dem Erkertisch stehende Kästlein und reichte dem Buben eine silberne Spange. „Nimm!" Er schüttelte den Kopf und legte die Hände hinter den Rücken. „Ich hab' nicht um Lohn geredet!"

„Nimm!" wiederholte Recka zornig; dann atmete sie tief auf und sagte leis: „Nimm nur! Ich weiß, Du bist dem Vogel gut gewesen!" Sie drückte dem Buben die Spange in die Hand.

Als er gegangen war, hefteten sich ihre funkelnden Blicke auf die Saalthür, und die Fäuste auf den Busen drückend, rief sie mit bebender Stimme: „Wann kommt die Reih' an mich?" Zum Erker wankend umschlang sie stöhnend ihr Haupt mit den Armen. „Hol' mich, Mutter, hol' mich! Bei Dir wär' Glück und Ruh'!" Sie sank auf den Sessel und griff nach dem Federkleid des Falken; doch ihre Blicke glitten darüber hinweg, durch das offene Fenster und nieder über den abenddämmerigen See zum Fischerhause, dessen Thüre rot leuchtete vom Wiederschein des Herdfeuers. „Ich that ihm Unrecht!" flüsterte sie und drückte das Gefieder des Falken über die brennenden Augen. Raschelnd strich der Abendwind durch die welkenden Bäume, die sich zum Erker erhoben. In der Tiefe murmelte der See, der in sachten Wellen ging, und leise Stimmen zischelten durch das schwankende Röhricht.

In der stillen Hofreut des Fischerhauses stand Sigenot, durch die Dämmerung emporspähend nach Wazemanns Haus. Wicho trat zu ihm: „Hörst, wie sie lärmen?"

„Sie zechen. Die Nacht über werden sie liegen im Rausch, und mein Haus ist sicher vor ihnen bis zum Morgen. Trag' das Netz in den Einbaum und mach' die Pechpfann' fertig, wir ziehen auf die Fischweid. Der Kalter ist leer und das Haus hat Leut'!"

Während Wicho ging, um alles für die Fahrt zu rüsten, schritt Sigenot zum Lugaus. Im schwarzen Abendschatten der Eichen saß Edelrot, die Hände im Schoß, versunken in ihre Träume, die sich webten aus banger Sorge und süßer Lust. Seufzend hob sie die Augen, als der Bruder sich an ihre Seite setzte. Er schlang den Arm um die Schwester, Rötli lehnte das Köpfchen an seine Brust und so saßen sie wortlos . . .

Eine Stunde später, als der stahlblaue Himmel schon übersät war mit blitzenden Sternen, fuhr Sigenot mit Wicho zum Fischfang aus. Plätschernd schlugen die sachten Wellen an den Einbaum, der am Fuß der Falkenwand vorüberglitt. Vor einer Ecke des Felsens stockte das Ruder in Sigenots Hand — es war die Stelle, an welcher er in jener Sturmnacht den Grausen gefunden. „Soll ich zünden?" fragte Wicho. Ohne Antwort zu geben, trieb Sigenot den Einbaum weiter. In tiefer Schwärze lag der weite Seekessel vor ihm, und der Wind trug das dumpfe Rauschen eines Wildbachs über das Wasser her. Gegen die Mündung dieses Baches steuerte Sigenot den Kahn. In der Nähe des Ufers hielt er, hob das Ruder und ließ sich im Spiegel des Schiffes nieder. Lautlos schwankte der Einbaum auf den linden Wellen, während Sigenot empor spähte zum Falkenstein. Fast eine Stunde verging; dann schwieg auch der letzte Laut in Wazemanns Haus, die Hunde schliefen und alle Fenster waren dunkel.

„Zünd' die Pfann'!"

Wicho schlug Feuer und warf den glimmenden Schwefelfaden auf die mit Pech getränkten Späne. Lodernd wuchs die Flamme, ihr greller Schein fiel über den See und lockte die Fische aus der Tiefe. Der Knecht warf die Schwimmer aus und ließ die Maschen gleiten, während Sigenot im Bogen fuhr. Als sie das Netz hoben, war es schwer; überall im Garne zappelten die Hechte, die Salmen und Ferchen. „Solchen Zug haben wir nicht oft gethan!" rief Wicho lachend.

„Ich weiß, wer das Netz so schwer gemacht," sagte der Fischer ernst, „denn ich hab' den ersten Zug den Klosterleuten zugelobt."

„Den ganzen Zug? Da wird der dicke Bruder lachen! Wenn er wüßt', was ihm zusteht, er möcht' wohl springen vor Freud'!"

Bruder Wampo hatte wohl keine Ahnung, daß seiner gedacht wurde beim Fischfang in stiller Nacht. Und dennoch sprang er um diese Stunde, aber nicht vor Freude. Schreck und Sorge hatte die Brüder befallen, als die Nacht erschien, ohne daß Eberwein heimkehrte zur Klause. Da sie meinten, er hätte sich auf dem Rückweg im pfadlosen Wald vergangen, zogen sie die Glocke, damit ihr Hall ihn rufe. Laut, wie klagend, tönte die eherne Stimme in der stillen Nacht — doch Eberwein kam nicht. Stunde um Stunde verging, er kam nicht. Nun beschlossen sie, Pater Waldram sollte bleiben, denn seine Kräfte waren schwach, und von Zeit zu Zeit die Glocke rühren, während Schweiker und Wampo mit Spanlichtern ausziehen wollten, um Eberweins Namen durch den Wald zu rufen. Schweiker stieg zur Ache nieder; Bruder Wampo nahm die Richtung gegen die Ramsau. Er zitterte an allen Gliedern,

während er mit erhobener Fackel dahinstolperte durch den finsteren Wald, und seine Stimme klang so gepreßt, daß es gar weit nicht hallen konnte, wenn er Eberweins Namen rief. Manchmal, wenn ein Tannenzapfen durch die Aeste fiel oder der Sprung eines flüchtenden Wildes sich hören ließ, schrak er zusammen, daß es eine Weile dauerte, bis er die Kraft seiner Glieder wieder fand. Seine Stangenbritsche in der Klause war hart, doch mit heißer Sehnsucht dachte er jetzt an die gute Stätte unter Dach. Aber bei allem Jammer, den er mit stammelnden Worten zwischen seine Stoßgebete mischte, schritt er weiter und weiter, denn größer als seine Angst war noch die Sorge um den geliebten Herrn. Er schrie und schrie ... Plötzlich wich der Grund unter seinen Füßen. Kreischend nach einem Halt suchend, ließ er die Fackel sinken, und während sie erlosch, stürzte er, wie er meinte, in bodenlose Tiefe. Es that einen lauten Klatsch, als Bruder Wampo festen Boden erreichte. Ein Wust von Reisig fiel hinter ihm her und überschüttete ihn. Stammelnd raffte er sich auf, warf die stachligen Reiser von sich ab und fühlte nach seinen Gliedern; sie waren ganz und heil. „Ein Glück, daß ich gute Polster hab'!" meinte er und begann in der Finsternis mit gestreckten Händen umherzutappen. Ueberall griff er steile glatte Erdwände, nirgends fand er einen Halt, an dem er sich hätte emporziehen können — und ob er sich auch auf die Fußspitzen reckte, er konnte den Rand der Grube nicht erreichen. Er tappte und tastete . . . und da geriet ihm etwas unter die Hände. Fest griff er zu, doch mit einem Schrei des Entsetzens wich er zurück . . . seine Hände hatten struppiges Haar gegriffen. Und da fuhr auch schon ein unsichtbares Etwas im Kreis um ihn her wie der ledige Teufel. Bruder Wampo sah nichts, er fühlte nur die Püffe, die er bekam, hörte ein Schnauben, Springen und Scharren ... das währte eine Weile ... dann wieder war Stille um ihn her; nur hoch über ihm rauschten die Bäume leis im Nachtwind. Er taumelte, geriet in eine Ecke und kauerte auf die Erde, mit lallender Stimme betend. Seine Glieder waren wie gelähmt, er wagte keinen Finger mehr zu rühren und starrte mit aufgerissenen Augen auf die beiden runden glimmenden Lichter, die er nah' vor sich in der Finsternis erblickte. Und wenn ihm die betende Stimme erlosch, hörte er den fliegenden Gang lechzender Atemzüge, wie ein Jagdhund atmet nach der Hetze. Das Grausen machte seine Sinne wirbeln, und die schweißtreibende Angst malte ihm das Bild eines Ungeheuers vor Augen, mit Drachenflügeln und aufgesperrtem Rachen, groß genug, um einen Berg zu schlingen, geschweige denn das winzige Bröcklein, welches Bruder Wampo hieß.

Fern, im Thal der Ache, klang die rufende Stimme Schweikers und die Berge warfen ihren Hall zurück. In Zwischenräumen ertönte beim Lokistein die Glocke. Weit drangen ihre Klänge in der stillen Nacht, über die Gehänge des Göhl empor, hinaus über die Halden der Strub und das Thal entlang bis zum Schönsee und zu Wazemanns Haus, an welchem ein einsames Fenster in mattem Licht erschimmerte. Es war das Erkerfenster in Reckas Kammer. Neben dem Spiegel flackerte die Leuchte. Mitternacht war lange vorüber, und noch immer stand das Lager unberührt. Recka saß, mit dem nackten Arm über die Brüstung des Fensters gelehnt. Lautlose Stille herrschte draußen im Saal, im ganzen Hause, nur aus dem Hof herauf drang manchmal ein Geräusch: die gefangenen Raubtiere wachten in ihrem Käfig. Recka spähte nach dem Himmel. Ein bleicher Schein begann über den östlichen Bergen das Firmament zu erhellen und die Sterne zu löschen. Als hätte sie auf diese Helle gewartet, so nickte sie vor sich hin und erhob sich. Inmitten der Kammer stand sie noch einmal lauschend stille; dann streifte sie die Schuhe von den Füßen, nahm die Leuchte und schlich auf nackten Sohlen in die Herrenstube. Als sie zurückkehrte, mit einem Schlüssel in der Hand, stand sie und schüttelte sich, als möchte sie die Erinnerung des häßlichen Bildes, das sie gesehen, von sich abwerfen. Lautlos schritt sie hinaus in die Zeugkammer; der Zugwind rührte die Flamme der Leuchte, und die Jagdnetze, die Saufpeere und eiserne Raubtierfallen warfen ein zuckendes Gewirr von Schatten über die Wände. Recka erreichte den Unterstock des Hauses, über eine zweite Treppe ging es nieder, und nun hielt sie vor der niederen Thüre des Bußloches. Sie öffnete das Hängeschloß und schob den Riegel zurück. Als die Thüre sich aufthat und der Schein der Leuchte in den Kerker fiel, stand Recka überrascht und ergriffen im innersten Herzen. Einen Verzweifelnden wähnte sie zu finden — und sah zwei Menschen, schlummernd in stillem Frieden. Eberwein saß auf dem Steinblock, an die Mauer gelehnt; von seinen Armen umschlungen, ruhte ihm der Knabe an der Brust; so schliefen sie, Wange an Wange. Recka berührte die Schulter des Mönches. Als Eberwein erwachte und die vom Lichtschein umzitterte weiße Gestalt erblickte, welche vor ihm stand, wie herausgetreten aus seinen wundersamen Träumen, stammelte er: „Gott sandte seinen Engel..." Da erkannte er Recka und verstummte, tief errötend.

Huze schlug die Augen auf und erzitterte beim Anblick der Wazemannstochter. „Schweige, Kind!" flüsterte Eberwein und drückte ihm die Hand auf die Lippen. Der Schein der Lampe fiel über das leichenfahle Gesicht des Knaben mit den hohl liegenden Augen, über die abgezehrten, von Lumpen umhüllten Glieder und über die mit geronnenem Blut bedeckten Füße mit ihren Wunden. Ein Grauen schüttelte Reckas Nacken. „Wer ist der Bub'?"

„Ein Opfer Deiner Brüder. Blick' her, wie sie an ihm thaten um geringe Schuld!"

„Das wußt' ich nicht!" stammelte Recka.

„Ich glaube Dir, denn Dein Herz ist gut! Und kamst Du, um mir die Freiheit zu bringen, ich danke sie Dir um dieses Knaben willen."

Eine Weile stand Recka schweigend; sie mußte die Augen von dem Knaben wenden, denn sie ertrug den Anblick seiner Wunden nicht. Zur Thüre lauschend, sagte sie flüsternd: „Löset Eure Schuhe von den Füßen." Eberwein ließ den Knaben auf den Steinblock nieder, löste die Sandalen und knüpfte sie an seinen Gürtel.

„Folgt mir!" Recka erhob die Leuchte und schritt zur Thür. Eberwein nahm den Knaben auf seine Arme und flüsterte ihm zu: „Fürchte Dich nicht!" Da schüttelte der Bub' den Kopf, und seine Augen glänzten. „Fürchten? Es ist doch der gute Vater mit uns!"

Fester umschlang ihn Eberwein, als er die Schwelle des Kerkers überschritt. Recka schloß die Thüre, schob den Riegel vor und drehte den Schlüssel um. Lautlos stiegen sie die Treppe hinauf; sie erreichten die Zeugkammer und Recka öffnete die Thüre ihres Gemachs. Auf der Schwelle zögerte Eberwein; er schien zu erkennen, welchen Raum er betrat, und die Stirn von dunkler Röte übergossen, sagte er mit gepreßter Stimme: „Führet mich anderen Weg... um Euretwillen!"

„Anderen weiß ich nicht! Tretet ein! Rasch!"

Als sie zur Saalthür kamen, flüsterte Eberwein: „Ich bitt' Euch, reichet mir Zeug, daß ich die Wunden des Knaben verbinde."

Recka zog die Hirschdecke von ihrem Lager, riß von dem Hanftuch, welches über die Haut geschlagen war, einen Streifen ab und schob ihn hinter den Gürtel des Mönches. Dann löschte sie die Leuchte und faßte Eberweins Arm. „Laßt Euch führen und seid ohne Sorge . . . sie liegen im Rausch."

Nun traten sie hinaus in die Herrenstube. Bleiches Mondlicht fiel durch die offene Hallenthür und alle Fenster. Gestürzte Sessel lagen umher, auf dem verwüsteten Tisch und auf dem Estrich schimmerten die zinnernen Kannen, in lang ausgeronnenen Lachen spiegelte sich der Mondschein, und der verschüttete Met erfüllte den ganzen Raum mit widerlich süßem Geruch. Henning und Otloh lagen wie Klötze unter dem Tisch; vor der Thür, welche zur Kammer der Buben führte, war Eilbert niedergesunken, und Herr Waze lag in den Kleidern auf seinem Spanbett, schnarchend, mit Kopf und Armen niederhängend über die Kante. Eberweins Schritte stockten, doch Recka zog ihn mit sich fort, in die Halle hinaus und hinunter in den Hof. Als sie dem Zwinger sich näherten, schlugen die Hunde an; doch mit leisem Lockruf machte Recka sie verstummen. An der Mauer öffnete sie eine Pforte, welche gegen die Höhe des Berges führte. „Nach hundert Gängen teilt sich der Pfad," flüsterte sie, „Ihr müßt zur Rechten schreiten und die Mauer umgehen. So gelangt Ihr auf den Reitweg, der Euch zur Ache führt und" — ihre Worte zögerten und klangen heiser — „und zum Haus des Fischers. Unter seinem Dache seid Ihr sicher, er ist ein starker und redlicher Mann!"

Schwer atmend rückte Eberwein den Knaben höher an die Brust. „Ich kann Euch zum Dank die Hand nicht bieten . . . mag Gott Euch diese Stunde lohnen! Ihr habt gethan an mir wie eine Schwester an ihrem Bruder."

„Ihr, mein Bruder?" klang Reckas rauhe Antwort. „Ihr mahnet mich zur Unzeit, daß ich Brüder habe und einen Vater." Und von Eberwein sich wendend, schloß sie mit ungestümer Hand die Pforte. Sie wollte zum Hause schreiten; doch ihre Knie wankten, und neben dem Zwinger sank sie nieder auf die Steine. Winselnd streckten die Hunde ihre Schnauzen durch die Lücken der Stangen und fuhren mit den heißen Zungen nach Reckas Gesicht und Händen.

(Fortsetzung folgt.)



Photographie im Verlag von Ad. Braun & Co. in Dornach, Vertr. H. Grosser in Leipzig.

HERZKIRSCHEN

Nach einem Gemälde von John Russel.



Die „Rabenklint“.
St. Drotten.
St. Katharina.

Ansichten von Wisby.

Nach einer Originalzeichnung von O. Günther-Naumburg.

Blick von der See auf Marienkirche und Apotheke.
Silberhut.
Nördliche Stadtmauer von außen.
Stadtmauer von innen.

Die „Schweningerkur.“

Von Dr. Jul. Weiß.

Was ist die „Schweningerkur“? Danach hat schon mancher und manche nicht bloß aus müßiger Neugier, sondern aus des Leibes eigenem Bedürfnis gefragt. Schweninger selbst hat erst jüngst in einem Aufsatze, der in der „Bibliothek der gesamten medizinischen Wissenschaften“ erschienen ist, eine überraschend drastische Antwort auf diese Frage gegeben: „Eine Merkwürdigkeit unter den Kuren bleibt die sogenannte Schweningerkur. Sie ist in jeder Beziehung ein raffinierter Betrug. Man hat eben hier nur läuten, aber nicht schlagen gehört; die ‚Entdecker‘ dieser ‚Kur‘ haben aus einigen individuell gegebenen Verordnungen gewisse Lehren, Schablonen, Prinzipien erdichtet, diese dann zusammengestellt und dem erzielten Gebräu den Namen der ‚Schweningerkur‘ gegeben. Diese Lehre oder die Identificierung mit der Oertelkur wurde des weiteren sogar in wissenschaftlich medizinischen Werken vorgetragen. Schweninger selbst* hat mit dieser ‚Kur‘ nicht das Geringste zu thun. Er ist ein solcher Feind jeder Schablone, daß er während seiner ganzen ärztlichen Thätigkeit niemals, am wenigsten aber seinem vornehmsten Kranken eine sogenannte ‚Kur‘ verordnet hat, über welche die haarsträubendsten Kurfabeln verbreitet worden sind, während darüber thatsächlich keine authentischen Aeußerungen bis jetzt vorliegen . . .“

Diese Aeußerungen sind nun jüngst von seiten Schweningers in einer Schrift, betitelt „Die Fettsucht“**, nachgeholt worden. Alle, die es angeht, dürften die wahrhaft volkstümlich abgefaßte Schrift mit sichtlichem Vergnügen und zum eigenen Nutzen und Frommen lesen.

„Die Behandlung der Fettsüchtigen“ — sagt Schweninger — „ist seit alters auf verschiedenen Wegen versucht und mit verschiedenen Mitteln erreicht worden. Aber alle Behandlungsmethoden, die bis auf den heutigen Tag versucht worden sind, litten und leiden an der Schablone, Kurzsichtigkeit, Engherzigkeit (nicht immer der Autoren, sondern mehr der Nachbeter), an mangelnder Individualisierung und legen nicht genug Wert auf eingehende und nach Zeit, Umständen und Bedürfnissen abwechselnde Verordnungen.“

Riesiges Aufsehen hat es seinerzeit erregt, als der englische Rentier Banting die ihm von seinem Arzte Harvey verordnete ausschließliche Fleischdiät als diejenige Kur empfahl, welche allen Fettsüchtigen sicheren Erfolg gewährleiste. Daß diese Empfehlung nicht für alle Fälle passe, hat der Göttinger Professor Ebstein bewiesen, indem er gerade durch die Gestattung von Fetten und kohlenhydrathaltigen Speisen (Butter, Mehlspeisen, Brot 2c.) und durch die Einschränkung der Fleischkost die besten Erfolge erzielte. Jüngst hat endlich Professor Oertel in München darauf hingewiesen, daß die möglichste Einschränkung der Flüssigkeitszufuhr das Wesen jeder Fettsuchtbehandlung ausmache. Danach wäre im Oertelschen Sinne die berühmte „Semmelkur“ in Lindewiese eine der besten Behandlungsarten der Fettleibigen. Schweninger verurteilt alle diese Verfahren, welche nur einzelnen Gesichtspunkten Rechnung tragen. Für jede einzelne fettleibige Person müssen unter Berücksichtigung aller aus dem Vorleben, der Untersuchung und Beobachtung gewonnenen Anhalte besondere Verordnungen gegeben und nach der Art der sichtbaren Wirkung später abgeändert werden. „Der Mensch ist zum Teil das Produkt seiner Lebensweise und daher wird die Fettentziehungskur zum Teil in der Bekämpfung althergebrachter, namentlich übler Gewohnheiten ihr Ziel erreichen.“ Schweninger hält es für notwendig, nicht nur Essen und Trinken, sondern auch geistige Thätigkeit, Bewegung, Ruhe, Lagerung, Bekleidung, Wohnung des Fettsüchtigen genau zu überwachen. Der Erfolg der Behandlung muß genau geprüft werden, was insbesondere durch wiederholte Messungen von Brust- und Leibumfang, sowie des Körpergewichtes zu geschehen hat. Schweninger zählt eine Reihe von Vorschriften für Fettleibige auf, wobei er aber ausdrücklich betont, daß dieselben nur unter strengster Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse und der je nach Bedürfnis notwendigen Abänderungen befolgt werden dürfen.

Alles, was den Kreislauf des Blutes hemmt, verlangsamt und damit zu Stockungen führt, muß aus der Kleidung des Patienten entfernt werden. Zu den einengenden und einschnürenden Kleidungsstücken sind vor allem zu rechnen: das unheilvolle Mieder, die um das Bein gelegten Strumpfbänder, enge Kragen oder Aermel, stramm angeschnallte Hosen oder Säbelgürtel, Bauchriemen, enggebundene Röcke 2c. Den Damen wäre zu empfehlen, selbst die Fischbeine und Stahlstangen aus den Taillen zu entfernen. Wie genau Schweninger jede Einzelheit in der Lebensweise der Kranken zu erwägen weiß, zeigt das Verbot des Ringetragens. Man sehe nur die Finger an, an denen fortdauernd enganliegende Ringe getragen werden! Da findet man unmittelbar dem Ring entlang einen Wulst von abgelagertem Fett, das eben als Folge von verlangsamtem Blutumlauf durch den Druck des Ringes entstanden ist.

Allgemeine kalte Abreibungen oder Bäder widerrät Schweninger den Fettleibigen dringend, da sie bei der vorhandenen Schwäche ihres Herzens und Gefäßsystems geradezu gefährlich sind, dagegen empfiehlt er häufige Waschungen einzelner Körperstellen mit heißem sowohl als mit kaltem Wasser. Dem Laien könnte dies als ein Widerspruch erscheinen; in Wahrheit aber wird sowohl durch örtliche kalte Abwaschungen als durch örtliche heiße Bäder ein und dasselbe erstrebt und erreicht: Anregung des Stoffwechsels, bessere Blutverteilung, Steigerung des Verbrennungsprozesses im Körper und folglich Verbrauch des überflüssigen Fettes.

Einen Gegensatz zwischen Kälte und Wärme giebt es in der Heilkunst ebensowenig wie in der Physik; beide bedeuten nur Gradunterschiede, und in der Praxis soll nicht die Hauptfrage sein, ob Kälte oder Wärme, sondern: wann, wo, wieviel, wie lange, wie oft, in welcher Zusammenstellung und Abwechslung. So empfiehlt Schweninger seinen Patienten einerseits, täglich abwechselnd Brust und Bauch, oder beide Arme oder beide Beine mit kaltem Wasser abzureiben, anderseits beide Hände und Arme bis über die Ellbogen in möglichst heißes Wasser zu stecken. Das Abreiben und Abwaschen soll der Leidende selbst besorgen, nicht etwa, wie das so üblich, durch einen Badediener vornehmen lassen, denn er bedarf der Muskelthätigkeit. Desgleichen rät Schweninger, daß der Kranke sich selbst massiere. Der „geprüfte“ Masseur ist unnötig, meist wird einzig und allein der Patient selbst genügen, der — wie Schweninger treffend sagt — „seine Hände stets bei sich trägt und jeden passenden Augenblick benutzen kann, um einen Bruchteil seines Auftrages auszuführen, den der Arzt ihm zuvor in allen seinen Einzelheiten vorgemacht hat.“ Es ist dabei auch die seelische Anregung nicht zu unterschätzen, die darin liegt, daß der Kranke selber durch eigene Thätigkeit zu seiner Gesundung beizutragen lernt. Bei der Massage, dem üblichen Streichen, Drücken, Kneten, Hacken, Zwacken und Kneifen, soll ganz besonders der Bauch berücksichtigt werden, nicht nur, weil er in den meisten Fällen der Hauptsitz der Fettablagerung ist, sondern weil gleichzeitig hierdurch auf die bei Fettleibigen meist träge Darmthätigkeit eine Anregung ausgeübt wird.

Wenn Schweninger aber im allgemeinen Muskelthätigkeit und Bewegung anempfiehlt, so warnt er doch anderseits vor Ueberanstrengung. Es herrscht beim Publikum der Glaube, als könne der Fettleibige sich durch viel Bewegung des übermäßigen Fettes entledigen, und so wird auch dicken Menschen geraten, große Fußwanderungen zu unternehmen, alle Berge zu besteigen, den ganzen Tag zu rudern oder Schlittschuh zu laufen u. a. dgl. Anstrengungen auf sich zu nehmen. Leider kommt nur zu oft der Mißerfolg, wenn nichts Schlimmeres als Folge dieses thörichten Handelns sich einstellt. „Ueberanstrengung“ — sagt Schweninger — „heißt Stockung, Lähmung; mäßige Bewegung bedeutet Anregung, Belebung.“ Besondere Beachtung verdient, was Schweninger über die „Lagerung“ sagt. Er nennt das Sitzen eigentlich keine richtige Ruhe nach dem Gehen, da die Beine herunterhängen; einige Minuten in wagerechter Lage verbracht, gewähren nach einem Gange größere Erholung als ein längeres Sitzen; auch die Bauchlage bezeichnet Schweninger als zuträglich, „sie müßte eigentlich unsere übliche Lage sein und ist uns vielleicht nur infolge der Kultur und Civilisation abhanden gekommen.“

Der wichtigste Teil der Schweningerschen Schrift betrifft die Ernährungsfrage. Ueber die Theoretiker auf dem Gebiete der Ernährungslehre urteilt Schweninger ziemlich scharf. Ihr Hauptfehler besteht nach ihm darin, daß man vergessen hat, der Mensch lebe nicht von dem, was er ißt und trinkt, sondern von dem, was und wie er verdaut und ausnutzt. Bei der Wahl der zu erlaubenden

* Schweninger schreibt von sich in der dritten Person.
** Sammlung medizinischer Abhandlungen. Wien, Max Merlin. 1894.

Speisen und Getränke legt Schweninger zunächst Wert darauf, den Wünschen des Patienten soviel als möglich Rechnung zu tragen, trotzdem es oft notwendig ist, mit tief eingewurzelten Gewohnheiten zu brechen. Die Hauptnahrung der Fettleibigen soll bestehen aus Fleisch (jede Sorte, auch fettes Fleisch, kalt oder warm), aus Fischen, Austern, Kaviar, Krebsen, Hummern, Eiern, Käse. Als Nebennahrung dürfen Brot, Obst, Kompott, Spinat, Spargel, Kohlarten, Sauerkraut, Gurken, grüner Salat genossen werden.

Als Getränk wird Wasser und Weißwein nebst Sodawasser und Sauerbrunnen anzuraten sein. Selbstverständlich kann man unbemittelten Leuten nicht Austern, Kaviar und Hummern zu essen empfehlen; ihnen dienen als Ersatz Häringe und geräucherte Flundern, oder statt des feinen Kompotts gedünstete Pflaumen, lauter Sachen, die mit den bescheidensten Mitteln zu bestreiten sind. Als verboten sind dagegen zu betrachten: Suppen, Kartoffeln, Rüben, Maccaroni, Reis, Mehlspeisen, Butter und Fette (soweit sie nicht zur Zubereitung der Fleischgerichte und der Gemüse gehören). Von den Getränken sind streng verboten: Bier, Rotwein, Milch, Kaffee, Thee, Chokolade, Kakao und Schnäpse. Da Schweninger hiermit alle die Getränke verbietet, die sonst zum ersten Frühstück genommen zu werden pflegen, so fühlt er sich bewogen, die naheliegende Frage zu beantworten: „Was soll denn der Fettsüchtige zum Frühstück genießen?" Dabei wird dann die englische Sitte befürwortet, frühmorgens eine ordentliche Mahlzeit aus etwas Fleisch, Fisch, Ei, Käse zu nehmen.

Das, was Schweninger die „Hauptnahrung" nennt — es sind dies, wie aus dem Vorangehenden zu ersehen, die Eiweißstoffe — soll vier Fünftel der Gesamtnahrung betragen, während ein Fünftel auf die als „Nebennahrung" bezeichneten Speisen, vorzüglich die Kohlenhydrate, zu entfallen hat.

Das Eigentümliche der Schweningerschen Diätvorschriften besteht aber darin, daß er die großen Mahlzeiten vollständig verbietet und statt dessen kleine und häufige Speiserationen empfiehlt. Er verwahrt sich dagegen, daß man seine Art der Fettsuchtbehandlung als Suppen-, beziehungsweise Wasserentziehungskur beschreibt und sie als Plagiat der Oertelschen Kur verschreit, während er in der That seine Patienten ganz nach Bedürfnis trinken läßt und ihnen nur empfiehlt, das Essen vom Trinken zu trennen. Erst eine Stunde nach dem Essen sollen sie in kleinen Mengen trinken, und zwar nur solche Flüssigkeiten, wie sie oben genannt wurden.

Die täglich notwendige Darmentleerung wäre vor allem durch gewisse Nahrungsmittel, die in dieser Hinsicht befördernd wirken, zu versuchen. Man gebe dem Patienten Obst, Fruchtsäfte, Honig, saure Milch 2c., und zwar allein für sich, nicht zu den Mahlzeiten. Nur wenn dies nichts hilft, soll der Arzt mit stärkeren Mitteln eingreifen. Schweninger ist auch der Meinung, daß die Behandlung der Fettsucht in Kurorten keineswegs notwendig sei; nicht wohin man geht, sondern was und wie man es thut, ist das allein Maßgebende. Schweninger tröstet die Unbemittelten, indem er sagt: „Gesund kann ein jeder werden überall." Keineswegs darf es aber einem Kranken einfallen, sich selbst heilen zu wollen durch Befolgung dieser oder jener Vorschrift. Da die Beurteilung des Einzelfalles der wichtigste Grundsatz der Fettsuchtbehandlung ist, so muß natürlich jemand da sein, der diese Beurteilung vornimmt — der Arzt. Dieser hat aber auch genau zu prüfen, welche Fortschritte die Behandlung macht, er muß mit Nachdruck nicht nur den Kranken selbst, sondern auch seinen „guten Freunden und Bekannten" entgegentreten. Diese letzteren sind es gar oft, die das Vertrauen zum Arzt erschüttern, namentlich wenn während der Fettentziehungskur das Schwinden des überschüssigen Fettes sich im Gesichte geltend macht und dieses einen oft „leidenden" Ausdruck annimmt; da kommen dann diese „guten Freunde" und begrüßen den Patienten mit den Worten: „Wie elend sehen Sie aus!" „Nehmen Sie sich in acht vor solchen Kuren!" Hier muß der Arzt oft seinen ganzen Einfluß aufbieten, um alle Zweifel zu beseitigen, den schwankenden Mut wieder zu heben. Ist nach einer gewissen Zeit die Entfettung durchgeführt, dann darf der Uebergang zur gewöhnlichen Lebensweise kein schroffer sein, sondern muß ganz allmählich bewerkstelligt werden. Gewisse Erleichterungen werden gestattet, bald dieses, bald jenes Speiseverbot wird aufgehoben — es kann aber auch vorkommen, daß, wenn sich wieder eine Zunahme der Fettbildung zeigt, die ganze Strenge der früheren Lebensweise wiederhergestellt wird.

So genau und bestimmt nun auch die einzelnen Vorschriften lauten, so sehr betont der Verfasser in seiner Schrift, daß es eben nur Vorschriften in gewissen Richtungen sind, welche keineswegs für den Einzelfall die Zahl der Möglichkeiten und Nützlichkeiten erschöpfen. Diese Vorschriften als „Schweningerkur" zu bezeichnen, darf nur der Kürze des Ausdruckes halber geschehen. Eine „Kur", die in gewisser schablonenmäßiger Weise vom Arzte angeordnet und vom Patienten besorgt werden kann, ist nicht vorhanden — in diesem Sinne giebt es keine „Schweningerkur".

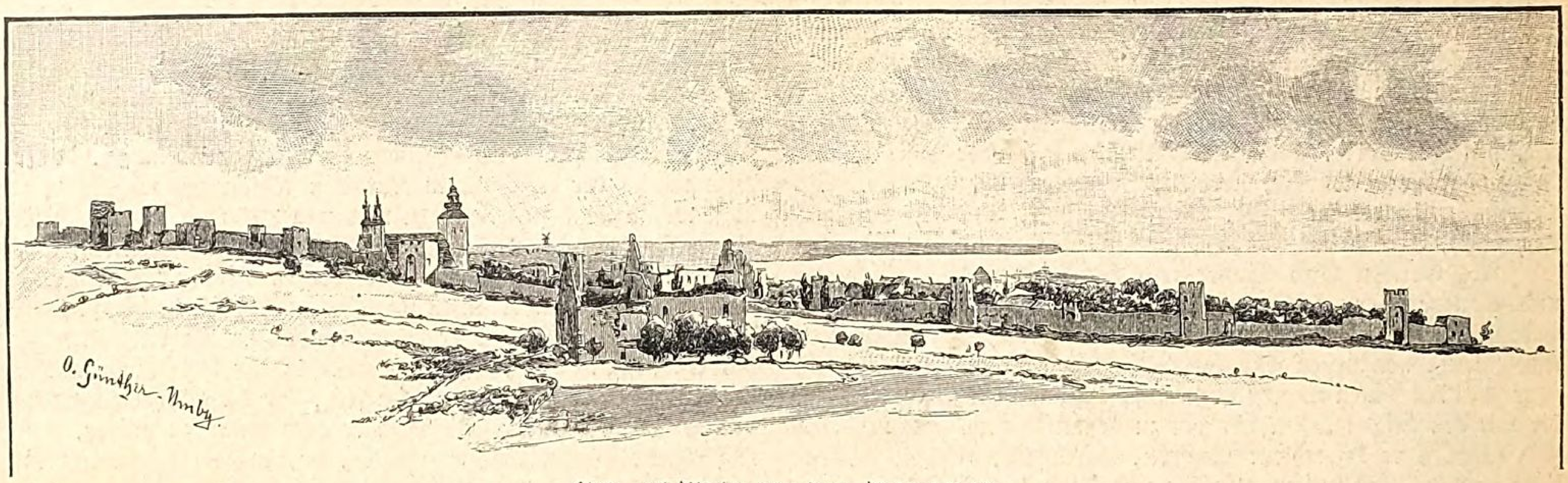
Wisby.

Von **Otto Rüdiger.** Mit Zeichnungen von **O. Günther-Naumburg.**

Es ist noch nicht lange her, daß nur einige Fachleute Genaueres von Wisby wußten. Wohl hatten viele seinen Namen gehört, aber er klang ungefähr so dunkel und geheimnisvoll an ihr Ohr wie der des versunkenen Vineta. Erst durch Passarge erhielten wir 1867 genauere Kunde von den herrlichen Ueberresten mittelalterlicher Baukunst, welche diese deutsche Kolonialstadt auf der fernen schwedischen Insel Gotland barg. Der hansische Geschichtsverein ließ es sein erstes sein, 1871 eine Preisaufgabe über den großen Hansakrieg um Wisby zu stellen, welche Dietrich Schäfer, heute Professor der Geschichte in Tübingen, damals noch ein unbekannter Lehrer in Bremen, löste. Und je mehr sich das Dunkel der Geschichte lichtete, das über Wisbys großer Vergangenheit lag, um so mehr wuchs in vielen die Sehnsucht, diese Herrlichkeiten einmal mit eigenen Augen zu schauen. Ein hamburgischer Kaufmann, J. D. Hinsch, faßte 1881 den kühnen Entschluß, ein eigenes Schiff zu gemeinsamer Fahrt nach Wisby auszurüsten. Es waren begeisterte Geschichtsfreunde aus den Seestädten und Norddeutschland, 70 an der Zahl, mit etwa 10 Damen, die von Lübeck über Bornholm, Kalmar, Oeland nach Gotland fuhren. Eine Reihe von Reiseberichten in öffentlichen Blättern, ein eigenes Buch von Karl Braun und schließlich das sogenannte Generalstabswerk von einigen Architekten und Gelehrten der Reisegesellschaft wirkten zusammen, den Ruhm Wisbys in die weitesten Kreise zu tragen. Hurtig folgten die Dichter und beuteten den dankbaren Stoff aus: der Däne Ewald und zwei Deutsche, W. Jensen und Hans Hoffmann, verwerteten ihn in Romanen, Richard Voß bearbeitete ihn für die Bühne. Ueberall bildete, wie in Schäfers geschichtlicher Darstellung, Wisbys Eroberung durch Waldemar Atterdag den Mittelpunkt. Und ungefähr gleichzeitig verherrlichte der schwedische Maler Hellqvist „Wisbys Brandschatzung durch Waldemar" in einem gewaltigen Gemälde.

Trotz allem, was neuerdings über Gotland geschrieben worden, ist es noch immer ein geheimnisvolles Wunderland. Die geschichtlichen Ueberlieferungen sind sehr lückenhaft oder noch nicht genügend durchdrungen worden. Stimmungsvolle Sagen müssen uns häufig aushelfen, lassen uns aber um so mehr der Wunder und Rätsel ahnen. Gotland war in uralter Zeit — so erzählt die eigene Schöpfungssage der Eingeborenen — nicht fest, sondern schwamm auf dem Meere und war so niedrig und dunkel, daß es bei Tage versank und nur nachts aus dem Meere emportauchte. Da kam ein Mensch dahin, Thjelvar geheißen, d. h. „der Arbeitende", der machte Feuer darauf, und alsobald war die Insel fest. Thjelvar und seine Nachkommen machten das Land urbar, und es lohnte wohl der Mühe, denn es war fruchtbar und gab reichen Ertrag.

Die Erdforschung hat die Sage in manchen Zügen bestätigt, denn Gotland ist eine einzige große Kalksteinhochebene, bestehend aus vielen Millionen kleiner Schaltiere, die man noch jetzt massenhaft im gotländischen Kalkstein findet. Im Laufe vieler Jahrtausende muß die Insel allmählich emporgewachsen sein. Den steilen Felsrand der Insel nennt man die „Klint", die hier und da bis zu 50 und mehr Meter Höhe ansteigt. An vielen Stellen ist etwas, aber nicht gar zu viel Vorland vorhanden. Eine der malerischsten Klintpartien liegt eine gute Stunde südlich von Wisby, „Högklint" genannt. Nicht weniger malerisch ist die Klint nördlich von Wisby, in unmittelbarer Nähe der Stadt. Sie heißt der



Blick auf Wisby von der „Rabenklint“.

„Galgenberg“ oder die „Rabenklint“. Noch stehen die drei Kalksteinpfosten, an deren Querbalken man einst die Diebe hing. Die Lage der Insel inmitten der Ostsee brachte es mit sich, daß die Bewohner sich bald nicht mehr an Viehzucht und Ackerbau genügen ließen, sondern als kühne Wikinger, d. h. zugleich als Räuber und als Kaufleute, hinausfuhren, um Schätze zu sammeln. Mancher tapfere Seekönig liegt in Gotlands Hünengräbern gebettet. Arabische Münzen, die man zu Tausenden in Gotlands Erde fand, zeugen von dem uralten Handelsverkehr Gotlands über Großnowgorod und Byzanz nach dem Morgenlande. Und als das Christentum eingeführt war, da zogen die nordischen Pilger am liebsten über Gotland und Rußland zu den heiligen Stätten Palästinas. Selbst als durch die Kreuzzüge der Handel in andere Bahnen gelenkt worden war, blieb Großnowgorod noch immer der Stapelplatz für die Waren des Westens und Ostens und Wisby die unvermeidliche Zwischenstation, da man noch ängstlich von Landspitze zu Landspitze fuhr, um den Weg nicht zu verfehlen.

Die Stadt Wisby, an einer Einsenkung vor der Klint liegend, war die einzige auf Gotland und bald der Mittelpunkt des Ostseehandels und der deutschen Hansa. Die unternehmenden westfälischen Städte, wie Soest und Dortmund, und die neuen Ostseestädte, wie Lübeck, finden sich schon zu der Zeit Kaiser Lothars im Anfang des 12. Jahrhunderts durch wagende Männer dort vertreten. Von allen Küsten der Ostsee strömten die Kaufleute zusammen, auch die Russen. Jedes Volk hatte seine Kirche, aber die zahlreichen Deutschen hatten deren viele. An achtzehn Kirchen zählte Wisby in seiner Glanzzeit, von denen einige jetzt bis auf die letzte Spur verschwunden sind, neun in majestätischen Ruinen daliegen und nur noch eine einzige von der heute etwa 7000 Seelen starken Einwohnerschaft benutzt wird. Wegen der Vielheit der Zungen und Völker gab es manchen Zwist, und man bat seinerzeit Heinrich den Löwen um einen Vogt. Aber trotz des dauernden Uebergewichts der Deutschen wußte sich die gotländische Bauernschaft vor der Germanisierung klug zu bewahren. In Wisby war ein gotischer und ein deutscher Vogt, die eine Hälfte des Rats bestand aus Deutschen, die andere aus Goten. Jede Gemeinde führte ein eigenes Siegel, die deutsche die Lilie, die gotische das Lamm. Noch heute ist das Lamm Wisbys in Gotlands Wappen, denn Gotlands Schafzucht war von alters her berühmt, erst die christliche Symbolik deutete dies Wahrzeichen in das „Lamm Gottes“ um. In Wisby war der Wechsel der Bevölkerung früher so stark, daß jeder in den Rat gewählt werden konnte, der ein Jahr Bürger war! Aber gotische Bauerngüter durfte nur der erwerben, dessen Familie durch drei Geschlechter auf Gotland ansässig gewesen war.



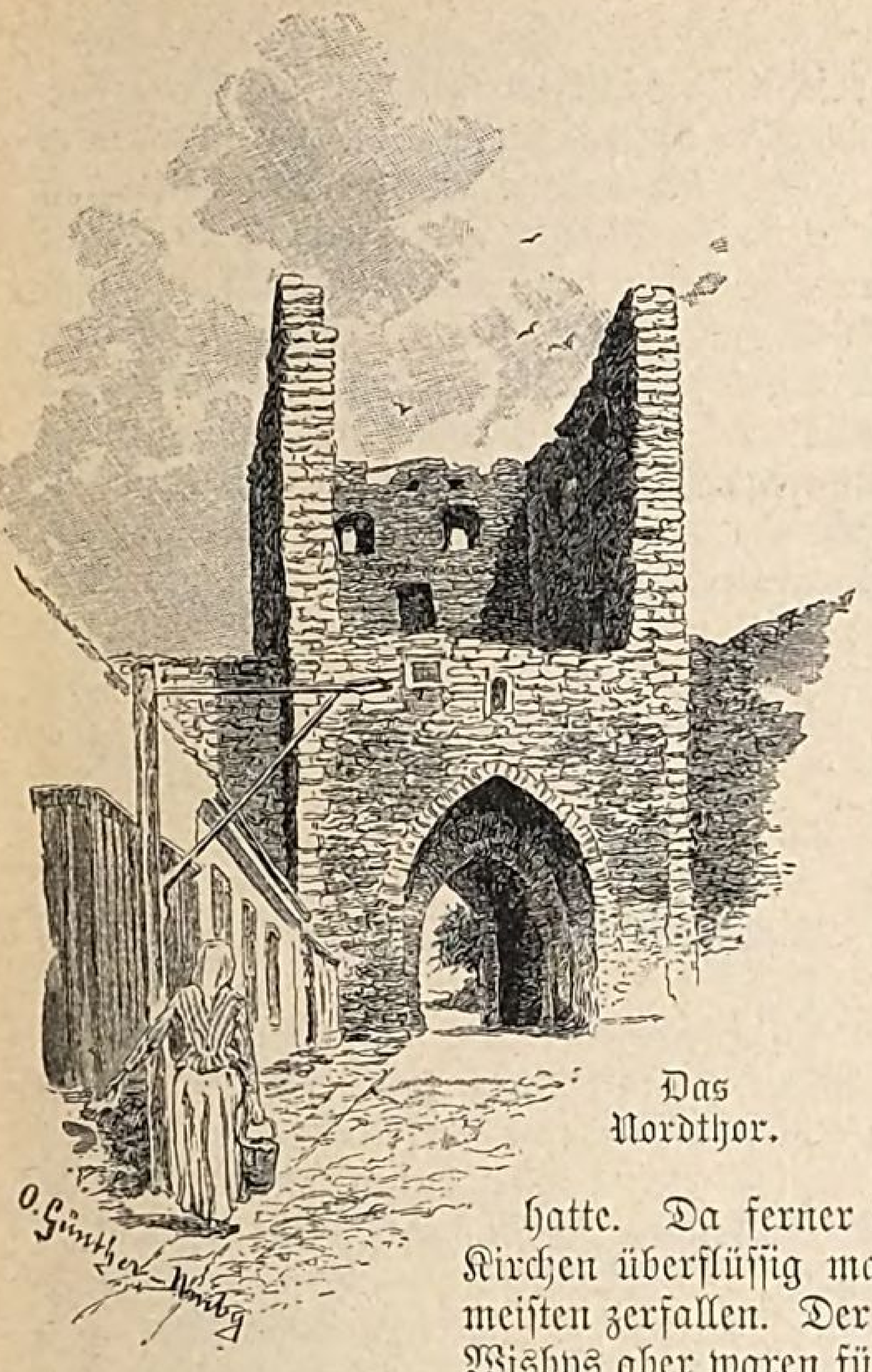
Die „Högklint“.

Der Gegensatz zwischen Stadt und Land führte zu manchem Strauß. So baute man im 13. Jahrhundert rasch eine leichte Stadtmauer, die den ersten Anprall einer feindlichen Schar aushalten konnte; erst später verdickte und erhöhte man sie, und noch heute zeigen die Spitzbögen der Innenseite diese Flickarbeit. Dann wurde die Mauer mit achtundvierzig Türmen versehen, die fast sämtlich, selbst die über den Thoren, nach innen offen sind, also sogenannte „Schildtürme“ bilden. In ihrer Gesamtheit macht die fast vollständig erhaltene Befestigung noch heute einen großartigen Eindruck. Die östliche Mauer auf dem hohen Klintrand überragt mit ihren Türmen alle Häuser und Kirchen zu ihren Füßen, im einzelnen aber bemerkt man überall Spuren der Eile, mit der diese Befestigung einst aufgeführt wurde. Nur einzelne Türme haben vier Wände, wie der „Silberhut“, der einst als Münze diente.

Schöner sind die Kirchen, selbst noch in ihren Ruinen. Zwar zeigen sie nicht so zierlich durchbrochenes Maßwerk wie die rheinischen Backsteinkirchen, aber dennoch bieten sie eine überraschende Fülle reizvoller Formen, besonders im Vergleich mit dem übrigen Norden. Zu den merkwürdigsten gehört die Georgskirche, welche sich auf obenstehender Gesamtansicht der Stadt im Vordergrunde zeigt. Wie alle Georgskirchen des Mittelalters steht sie vor der Stadt und war für die Aussätzigen bestimmt. Heute dient sie den Schiffern als Seezeichen: decken sich die beiden Giebel und die Zwischenmauer vollständig, so kann man geradeaus in den Hafen steuern. Die schönste Ruine ist die von St. Katharina am großen Markt (siehe S. 329). Ihr Inneres mit den wohlerhaltenen Gurtbögen bildet das Entzücken aller Reisenden. Höchst eigenartig ist die St. Drottenkirche. Ihr riesiger Turm soll bis in die mauerlose Zeit Wisbys zurückreichen und einst als Bergfried gedient haben. Der Leser kann den Turm noch deutlicher links auf dem Bilde der Marienkirche sehen; und rechts neben der Marienkirche mit dem später aufgeklebten Laternenturm, sowie neben der Apotheke mit dem Treppengiebel erblickt er den ebenfalls bergfriedartigen Turm von St. Lars. Die beiden Kirchen sind nur durch eine schmale Straße getrennt und heißen die „Schwesterkirchen“, denn die Sage erzählt, zwei Schwestern hätten sich so wenig miteinander vertragen können, daß die eine sich eine eigene Kirche neben die Pfarrkirche gebaut habe, um nur nicht mit ihrer Schwester in dieselbe Kirche gehen zu müssen. Solche kleinen Scherze konnte man sich in Wisby schon erlauben, denn, wie ein altes Volkslied meldet:

„Mit Zentnern wägen die Goten das Gold
Und würfeln um Edelsteine,
Goldspindeln haben die Frauen hold
Und silberne Tröge die Schweine.“

Ist es da so wunderbar, daß die reiche Stadt Waldemar Atterdag, den Dänenkönig, reizte? Uneinig wie immer, kämpften zuerst die Bauern allein gegen ihn und unterlagen zweimal; nicht besser erging es den Bauern und Bürgern, als sie sich am 27. Juli 1361 vereinigt unter Wisbys Thoren gegen den fremden Eroberer schlugen. Und diesmal war Waldemars Sieg entscheidend. Die Sage erzählt, König Waldemar



Das Nordthor.

habe Wisby so ausgeplündert, daß es sich niemals wieder von diesem Schlage habe erholen können. Das ist in diesem Umfang nicht richtig. Wohl hat er es wacker gebrandschatzt, aber da er das ganze Land behielt, so blieb die Stadt selbst unversehrt. Erst 160 Jahre später, 1525, fügte es ein tragisches Verhängnis, daß Lübeck, Wisbys Nachfolgerin als Vorort der Hanse, mit seinen Geschützen die Stadt so traurig zurichten mußte, weil sie wieder einmal Freibeutern als Stützpunkt gedient hatte. Da ferner die Reformation viele Kirchen überflüssig machte, so ließ man die meisten zerfallen. Der Glanz und der Handel Wisbys aber waren für immer dahin, der alte Hafen versandete ganz und gar, und erst in diesem Jahrhundert wurde durch Dammbauten dem Meer ein neuer Hafen abgerungen. Das untenstehende Bild zeigt uns den gewaltigen Wellenbrecher, über den nur ein kleines Türmchen schüchtern sein Dach zu strecken wagt.

Weder die Stadt- noch die Landbevölkerung Gotlands hat jemals wieder die alte Thatkraft erlangt. Heiter und vergnügt lebt das Volk dahin, spielt seine herrlichen, uralten gymnastischen Spiele, woran zuweilen Mädchen und oft Greise teilnehmen, und pflegt seine Erinnerungen an die große Vorzeit des wunderbaren Eilands. Die schönen Schatzsagen Gotlands bekommen immer wieder neue Nahrung durch glückliche Funde, die dieser und jener in der jüngsten Zeit wirklich und wahrhaftig gethan hat. Warum sollen da die alten Sagen nicht auch wahr sein? Zum Beispiel die Geschichte von dem Schustergesellen Hans Turitz aus Salzwedel, der um die Zeit der Reformation ausgewanderte Wisbyer Geistliche zu Rom in ihrer plattdeutsch geführten Unterhaltung belauschte und von der goldenen Gans und ihren 24 Jungen zu St. Klemens hörte. Er zog heim nach Wisby, hob den Schatz und wurde endlich Bürgermeister, wie noch klar und deutlich auf seiner Grabtafel zu lesen.



Am Wellenbrecher.

Besonders grübelte man viel darüber nach, wie es möglich war, daß Gotland so leicht eine Beute Waldemars werden konnte. Es mußte natürlich Verrat im Spiele gewesen sein, und geschäftig spann die Sage diesen Faden aus. Der dänische Goldschmied Niels, so hieß es, hatte dem König viel von dem Reichtum der Stadt erzählt; in dessen Hause lebte Waldemar eine Zeit lang als Geselle, und von der schönen Goldschmiedstochter erfuhr er noch mehr Geheimnisse. Auch des reichen Bauern Unghanses Tochter hielt es mit dem Feinde. Noch bis auf den heutigen Tag zeigt man an der Meerseite der Stadtmauer den sogenannten „Jungfrauenturm“, in den die Verräterin lebendig eingemauert worden sein soll.

Aber die Krone aller gotländischen Sagen bilden doch die Karfunkelsagen. Am Giebel der Marienkirche oder, wie andere lieber wollen, inmitten der Giebelrosetten der Nikolaikirche waren zwei gewaltige Karfunkelsteine eingesetzt, die gaben des Nachts so hellen Schein von sich, daß die Schiffer sich nach ihnen wie nach zwei Leuchtfeuern richten konnten. Als nun König Waldemar Wisby plünderte, da brach er auch die Karfunkel aus und wollte sie mit sich nach Dänemark führen. Aber das Schiff mit den schönsten Schätzen und den Karfunkeln ging südlich von Wisby bei den Karlsinseln unter; die kostbaren Steine ruhen seitdem auf dem Grunde des Meeres, und nur zuweilen, wenn die See recht still ist, dann kann derjenige, der ein Sonntagskind ist, an dem rötlichen Glanz des Wassers die Stelle erkennen, wo sie gesunken sind. Zu heben aber vermag sie nur der, welcher Zwillingskälber aufzieht, ohne daß sie einen Tropfen Wasser genießen. Ein gotländischer Bauer machte den Versuch, und es glückte ihm wirklich, wie er meinte. So fischte er denn mit dem Netz nach den Karfunkelsteinen. Schon wollte er sie über Bord heben, da erscholl eine dumpfe Geisterstimme aus der Tiefe des Meeres: „Das eine Kalb hat doch einmal Wasser getrunken!“ Und plötzlich sanken die Karfunkel wieder in die Tiefe, um dort zu ruhen bis zum jüngsten Tage. Noch in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts wußte jemand ganz genau die Stelle, wo die Karfunkel von St. Nikolaus liegen sollten. Es war der Schiffer Kastmann aus Ronehamn auf Gotland. Als der einst von Stockholm nach Gotland zurücksegelte, wurde er durch den Sturm nach der großen Karlsinsel verschlagen. Wie er nun so das Steuerrad hielt, sah er plötzlich, wie sich die Magnetnadel mehreremal im Kreise herumdrehte. „Halt!“ dachte der findige Seemann, „hier müssen große Metallschätze in der Tiefe verborgen sein, die solche Kraft auf die Magnetnadel üben, hier müssen auch die Karfunkel liegen!“ Er merkte sich auf seiner Seekarte die Stelle mit einem Punkt an, ließ wohl hier und da ein Wörtchen davon fallen, daß er wisse, wo die Schätze liegen, hütete sich aber weislich, jemand den Ort zu verraten. Indessen, bevor er noch dazu kam, die Schätze selbst zu suchen, versank in einem Sturm sein Schiff, der Schiffer dazu und leider auch — die Seekarte! Und nun weiß wiederum niemand, wo die Karfunkel liegen.

Auch über die Herkunft der Steine weiß man Wunderbares zu erzählen. In alten Zeiten sah man von der Südspitze Gotlands allnächtlich ein merkwürdiges Tier aus dem Grunde des Meeres emporsteigen und mit einem wunderbaren Stein spielen, der selbst in der Nacht leuchtete mit überirdischer Helligkeit. Zuweilen warf das Ungetüm den Stein hoch in die Luft und fing ihn dann wieder auf. Aber dabei fiel einst der Stein hart auf das Land nieder und brach mitten durch. Die Strandbewohner bemächtigten sich der beiden Hälften und setzten die strahlenden Steine in die Mauer der Kirche von Sundre. Nach vielen Jahren wurden sie von dort nach Wisby gebracht, um hier den Giebel von St. Nikolaus zu zieren, während an der Stelle der Kirche zu Sundre, wo einst die Karfunkel gesessen hatten, zwei Mühlsteine eingesetzt wurden. In der That sind zwei Mühlsteine in der südlichen Mauer der Kirche noch bis auf den heutigen Tag zu sehen.

Dieser Mythus wird so gedeutet: die Karfunkelsteine bedeuten den großen Reichtum Gotlands in alter Zeit. Der Reichtum kam vom Meere, und das Meer nahm ihn wieder in sich auf, als

Waldemars Schiffe mit den geraubten Schätzen bei den Karlsinseln untergingen. Wie die beiden Steine anfänglich ein Ganzes bildeten und erst später sich trennten, so wurde der gotländische Freistaat, der zuerst einig war, durch Zwistigkeiten gespalten in Stadt und Land. Der Reichtum gehörte zuerst dem ganzen Lande, aber der Handel zog den Reichtum in die Stadt. Als räuberische Hände der Stadt Wisby, dem Liebling des Meeres, die Schätze entrissen, da versanken sie wieder ins Meer, woher sie stammten. — So bekommt die Sage von den Karfunkelsteinen einen tiefen Sinn.

Selbst die Historiker, die doch den Poeten gegenüber die geborenen Zweifler sind, stehen ehrfurchtsvoll still vor dieser Sage. Nicht alle von ihnen verwerfen das Karfunkelleuchtfeuer schlechthin, indem sie meinen, die klugen Mönche von St. Nikolaus hätten auf irgend eine natürliche Weise rotes Licht am Giebel ihrer Kirche angebracht, es mit einem gewissen geheimnisvollen Nimbus umgeben und den naiven Glauben der Menge begünstigt. Merkwürdigerweise hat von den Dichtern, welche sich in neuerer Zeit an den wunderbar poetischen Stoff von Wisbys Fall herangewagt haben, keiner die Sage von den Karfunkeln benutzt, nicht einmal als begleitenden Umstand. Ja, ja, selbst für die Dichter ist es schwer, die Stelle zu finden, wo die Karfunkel liegen, und sie zu heben!

Die Perle.

(Schluß.)

Roman von **Marie Bernhard.**

Kamphausen begann zu erzählen. „Ein portugiesischer Schoner nahm mich auf. Der junge Görnemann, den ein spanisches Schiff rettete, hat die Nachricht von meinem Tode verbreitet — er konnte nichts anderes annehmen, als daß ich verloren war. Er ist ja Augenzeuge davon gewesen, wie die ‚Nixe‘ in die Tiefe gerissen wurde und ich mit ihr. Und niemand auf dem Schoner hat wissen können, wer ich war, die Uniform hatte ich im letzten Augenblick vor der Katastrophe abgeworfen. Die portugiesischen Seeleute haben einen Körper in den Wellen treiben sehen, den ein Hund vorn an der Brust gepackt hielt und mit aller Anstrengung seiner Kräfte vor dem Untersinken bewahrte — das waren Korsar und ich!“

Der Leonberger hob aufmerksam den Kopf, als er seinen Namen hörte.

„Ja, ja, Du hast's gethan, es ist von Dir die Rede!“ Ein schwaches Lächeln, bei dem die Augen ebenso trübe und schwermütig blickten wie zuvor, spielte um Kamphausens Lippen. „Sie haben mich vom Rettungsboot aus mit Schiffshaken herangezogen; mich hielten sie für tot, aber der schöne tapfere Hund dauerte sie, den wollten sie retten. Er hat mich nicht losgelassen, in die Reste von Kleidungsstücken, die ich noch an mir hatte, hatte er sich festgebissen — sie haben ihn mit mir zugleich an Bord heben müssen. Ich weiß nichts von allem, was mit mir geschah, nichts. Ein hitziges Fieber ergriff mich, und zwar so schwer, daß der Schiffsarzt meinen Fall hoffnungslos nannte. Trotzdem brachten sie mich noch nach Lissabon und dort in ein Lazarett .... es hatten sich schwere innere Verletzungen herausgestellt, die der Schiffsarzt entweder nicht erkannt oder zu oberflächlich behandelt hatte. Im Lazarett operierten und kurierten sie an mir herum .... endlich blieb meine starke Natur Siegerin. Dabei aber erkannte ich niemand; niemand wußte, wer ich war. Nach langer langer Zeit kam ich dann zum Bewußtsein, erfuhr, wo ich war, und konnte sagen, wer ich sei. Es war unbedingte Ruhe für mich notwendig und mein Geist noch unsäglich schwach; ich schlief tagelang vor Mattigkeit, und war ich wach, dann konnte ich nicht denken, mir nichts zusammenreimen. Endlich war ich so weit, um an meinen Freund Leupold schreiben zu können, wenige Zeilen nur, die mich namenlos angriffen und aufregten. Aber heimlich hatte der Arzt gleichfalls geschrieben und gebeten, mir jede aufregende Mitteilung zu verschweigen, das Fieber sei mit unendlicher Mühe gebändigt und jede neue Erregung könne die bedenklichsten Folgen haben. So sagte mir die Nachricht, als sie endlich kam, nichts von dem, was für mich die Hauptsache war. Und da packte mich die Unruhe so gewaltig —“

Kamphausen hielt inne, offenbar in der Furcht, zuviel zu sagen. Niemand unterbrach die bange Stille, die nun eintrat, man vernahm nur das Summen und Schwirren und den Kinderjubel von der Promenade her.

„Man sah nun wohl ein, daß dieser Zustand gleichfalls nicht das Richtige für mich war,“ fuhr der Kapitän fort, „man gestattete daher, daß ich noch einmal schrieb. Jetzt endlich erhielt ich Aufklärung — es war inzwischen Winter geworden.“

Ein neues Stocken, eine neue Pause, länger als zuvor. Was war jetzt eigentlich noch zu sagen? Kamphausen hätte noch hinzufügen können, daß des alten Leupold Brief, der die Nachricht von Ilses Heirat enthielt, seinen Zustand bedeutend verschlimmerte und den schon Genesenden wiederum an den Rand des Grabes brachte. Selbstverständlich verschwieg er das. Was sollen sie damit? dachte er bitter. Kann mein jammervolles Los ihnen irgendwie wichtig sein?

„Da ich immer noch zu schwach war, um allein reisen zu können, so blieb ich einstweilen in Lissabon, bis ich stark genug war, die Fahrt nach Kairo anzutreten; mein Arzt hielt einen längeren Aufenthalt daselbst für unumgänglich notwendig, da meine Lungen seit der langen Krankheit nicht mehr die stärksten waren. Ich ging also nach Ägypten, von dort hierher — bis es in Deutschland Sommer wird, soll ich mich an der Riviera aufhalten. Ich hoffe dann auf eine Stelle an der Kaiserlichen Marineakademie in Kiel, denn ich fürchte doch, ich werde nicht mehr imstande sein, ein Schiff zu führen. Das sind meine Schicksale gewesen. Ich habe mehr von mir und meinen Erlebnissen sprechen müssen, als ich dachte und wollte — verzeihen Sie mir! Die Hauptsache bleibt: ich wollte Ihnen beweisen, daß ich ahnungslos hierhergekommen bin; ich glaubte Sie in Rom und habe es absichtlich vermieden, diese Stadt auf meiner Reise zu berühren, weil ich fürchtete, der Zufall könnte ein Wiedersehen herbeiführen.“

Er sagte das alles zu Montrose gewandt. Immer noch keinen Blick, kein Wort für Ilse! Dann erhob er sich rasch. „Ich darf die Gewißheit mit mir nehmen, daß ich nicht mißverstanden worden bin?“ fragte er leise.

„Wie wäre das möglich, Herr Kapitän! Ist es nicht selbstverständlich, daß Sie dies peinliche Zusammentreffen aus allen Kräften zu vermeiden bemüht waren? Wir würden uns Ihre Verzeihung erbitten, wenn wir uns nicht sagen müßten ....“

„Kein Wort weiter, Herr von Montrose! Wir haben uns Gottes Willen zu unterwerfen.“ Kamphausens Haltung war stolz, als er dies sagte, und seine Stimme klang fest. Er war eine schlichte Natur, alles Theatralische war ihm verhaßt — er wollte keinen pathetischen Abschied nehmen. „Ich wünsche Ihnen beiden eine glückliche Heimreise und eine segensreiche Zukunft!“

Montrose hielt ihm die Hand hin, mit einem bittenden Blick auf Ilse — hatte er denn gar kein Mitleid mit ihr? Es zuckte in Albrechts Mienen, aber er überwand sich. Er legte seine Hand in Montroses dargereichte Rechte und berührte Ilses Finger für einen flüchtigen Augenblick. Dann lüftete er noch einmal den Hut und ging die Stufen hinunter, ohne sich umzusehen. Aber am Fuß der Terrasse mußte er stehen bleiben, denn er wurde gewahr, daß ihm Korsar nicht folgte. Mit seinem leisen bittenden Winseln schmiegte sich das Tier an Ilse und sah mit seinem klugen Blick zu ihr empor. Doch die junge Frau drängte mit beiden Händen Korsars Kopf zurück und sah von ihm fort in die Luft — sie konnte diesen treuen bittenden Blick nicht ertragen.

Ein kurzer Pfiff Kamphausens und der Hund schlich zögernd seinem Herrn nach. Noch einmal kam er zurück, bellte laut auf und sprang stürmisch an Ilse in die Höhe, da erscholl ein herrisches: „Korsar! Zu mir!“ und jetzt gehorchte das Tier. Es warf den Kopf zurück und stieß einen langen Klagelaut aus, aber es folgte seinem Herrn, während Montrose sich besorgt über Ilse beugte und ihre kalten zitternden Hände in die seinen nahm.

20.

Eine freundliche Frühjahrssonne lugte goldäugig durch Kapitän Leupolds blanke kleine Fensterscheiben. Es hatte sich im Innern des seltsamen kleinen Häuschens nichts geändert, trotzdem mehr als vier

Jahre nach den zuletzt erzählten Ereignissen hingegangen waren. Die „Kajüten" waren alle in musterhafter Ordnung, die überseeischen Seltenheiten hingen und standen an den Wänden umher. Hinten im Gärtchen, das Jan Grenboom sorgsam bestellt hatte, blühten Aurikeln und Maiglöckchen auf. Ein süßer frühlingstrunkener Hauch lag in der Luft.

Im „Achterdeck" leuchtete die „büßende Magdalena" verführerischer denn je; Sonnenstrahlen lagen auf ihrem rotgoldenen Haar, auf ihrer weißen Brust. Auf dem Fensterbrett hockte Dido mit mürrischer Miene und ballte eine kleine Faust, sowie jemand von der Straße ins Zimmer sah. Sie wurde alt und war meistens schlechter Laune — „wenn Frauenzimmer alt werden," philosophierte Kapitän Leupold zuweilen bei Didos Anblick, „dann taugen sie erst recht nichts!" Heute besaß aber der Kapitän keine Lust, zu philosophieren. Nicht weniger schlecht gelaunt als Dido, saß er im „Achterdeck" und warf, sowie Jan Grenboom sich blicken ließ, diesen zur Thür hinaus, bei ihm allemal ein Zeichen innerer Aufregung. Endlich gegen Mittag läutete es Sturm aus dem „Achterdeck". Jan, der in der Küche Weinflaschen spülte, nahm sich kaum Zeit, die nassen Hände abzutrocknen, und humpelte hastig nach hinten.

„Wo steckst Du denn, alter Pottfisch? Dauert ja 'ne Ewigkeit, bis Du zu erscheinen geruhst!"

Der „Pottfisch" blieb auf diese ungerechte Anklage die Antwort schuldig.

„Na, also! Die Uhr ist gleich elf — gegen halb Zwölf kann er da sein! Frühstück auftragen!"

„Frühstück?"

„Ja, Frühstück, Frühstück! Sind wir etwa plötzlich taub geworden? Den Xeres holst Du aus'm Keller, den alten Spanier, links hinten, Du weißt's ja, und servierst auf dem chinesischen Porzellan — gegen halb Zwölf kann er da sein."

„Wer?"

„Der Kaiser von China! Verstanden? Wird die alte Teerjacke noch neugierig! Wer! 's ist doch zum .... Der Albrecht Kamphausen — damit der Herr Premierminister es wissen! Ja, nun kann er grinsen von einem Ohr bis zum andern!"

Jan grinste in der That.

„Und noch eins! Wenn er Dich etwa draußen zuerst abfängt und Dich fragt, wie es mir jetzt geht, dann kannst Du sagen: besser, 'n gut' Teil besser, aber 's wär 'ne Zeit lang miserabel gewesen mit mir. Ich hab' ihm nämlich geschrieben, ich sei krank."

„Krank?"

„Ja! Krank, du verrücktes altes Echo!" brüllte der Kapitän mit Donnerstimme. „Dazu hab' ich meine Gründe gehabt! Zum Vergnügen hab' ich ihm das nicht geschrieben — ich hab' ihn hierher haben wollen, und anders wär' er mir nicht gekommen! Wenn ich lüg', dann weiß ich wenigstens, wofür! Verstanden? Und nun fort und 'was Anständiges angezogen! Siehst ja aus wie'n altes Waschweib!"

Jan Grenboom besah seine nasse Schürze und nickte. Ja, das sah er ein, wenn Kapitän Kamphausen kam, dann mußte alles „vom besten Ende" sein, das Essen, das Trinken und auch der Anzug. Aber daß sein „Alter" so log! Und wozu log er? Davon hatte Jan Grenboom keine blasse Ahnung.

„Fix, fix! Wird's bald? Steht da und glotzt mich an! Soll ich Dir vielleicht Beine machen? Hab' selbst alle Hände voll zu thun, weiß nicht, wo mir der Kopf steht!" Damit fing Leupold an, im Zimmer herumzuwirtschaften, als wollte er das Unterste zu oberst kehren. Jan sah ihm eine Weile in phlegmatischem Erstaunen zu und trollte dann mit einem dumpfen Gebrumm von dannen.

„So!" sagte Erich Leupold, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte. „Den wären wir glücklich los! Neugierig ist der Kerl wie 'ne Nachtigall und geschwatzt hat er heut' wie 'ne Elster. Wenn der wüßte! Na, das fehlte bloß noch, wo ich selber so 'ne Hundeangst hab', daß die ganze Geschichte fehl geht!" Er holte eine feine türkische Decke aus einer altdeutschen Truhe und legte sie über den Tisch. „So, das sieht hübsch aus! Und dies Bild muß hierher, das andere daneben — recht augenfällig, damit er's ja nicht übersehen kann. Was er dazu sagen wird? Und ob er überhaupt was sagt?" Er setzte zwei große Photographien in metallenen Stehrahmen auf den Tisch. Die eine zeigte einen bildhübschen jungen Marineoffizier, die andere eine schöne Frau in Trauerkleidung, ein lachendes Kind auf den Knien haltend. Der Kapitän nickte diesem letzteren Bilde ermutigend zu. „Ein heilloses Wagestück ist's, kann so ausfallen, daß ich an der Hälfte genug krieg' — kann aber auch zwei Menschen glücklich machen. Und darum lohnt's doch! Sie hat ihn ja immer liebgehabt und nie 'ne Stunde vergessen, so brav sie auch gegen ihren Mann war. Denn der Albrecht, das war doch der Rechte und der Einzige für sie — das hat sie mir ja selbst zugegeben, zugeben müssen, ob sie wollte oder nicht, wie ich sie gefragt hab'. Und immer rosenrot übers ganze Gesicht, sobald ich seinen Namen nenne! Sie nimmt ihn, nimmt ihn wahr und wahrhaftig — bloß, er muß sie haben wollen, um sie werben! Sie kann doch nicht kommen und sich ihm, paff, mit Kind und Kegel an den Hals werfen, er muß doch anfangen! So gehört sich's! Er muß anfangen!"

Der Kapitän ging zu einem japanischen Schränkchen und nahm feine bunte Weingläser heraus. Dann schritt er, die Hände in den Hosentaschen, um den Tisch herum und blieb von neuem vor dem Bilde der jungen Frau stehen. „Mancher Mann sagt ja", nahm er seinen unterbrochenen Monolog wieder auf, „er will keine Witwe. Aber wenn's nur die richtige Liebe ist .... ob Witwe oder nicht .... dann ist alles ein Teufel!"

Jan Grenboom erschien mit dem Frühstück. Leupold goß zwei Weingläser voll und stieß mit Jan Grenboom an. „Trink', alte Wasserratte! Auf glückliches Gelingen meines Planes — austrinken!" Der alte Matrose besorgte das gewissenhaft und leckte sich beifällig die Lippen.

„Läutet's da nicht? Auf Deinen Posten, Jan, und Du sagst, was ich Dir eingebläut hab'! Ich muß doch meine Rolle als 'n Halbkranker spielen! Den Lehnsessel her und die indische Decke! Weg mit Euch, Dido und Cato — will das infame Geziefer wohl gleich gehorchen! Ich bin so aufgeregt, daß mir lauter schwarze Kugeln vor den Augen tanzen. So! Nun laß' ihn in drei Teufelsnamen kommen!"

Draußen hörte man Albrecht Kamphausens wohlklingende Stimme. „Guten Tag, Jan! Wie steht's mit dem Kapitän? Ist der Arzt bei ihm? Es ist doch nicht schlimmer geworden?"

Jan brummte etwas von „miserabel" vor sich hin, seiner Anweisung getreu, und der alte Leupold zog drinnen im Zimmer die Decke fester um sich und murmelte ingrimmig: „Niederträchtige Komödie!"

„Aber ich darf ihn doch sehen? Ich darf doch zu ihm? Ist er ganz allein?"

Jan mußte wohl genickt haben, denn gleich darauf pochte es an die Thür. Der Kapitän räusperte sich; das „Herein!" wollte ihm beinahe in der Kehle stecken bleiben. Im nächsten Augenblick trat Albrecht Kamphausen ein. Er sah nicht mehr so krank und angegriffen aus wie vor vier Jahren. Sein kraftvoller Körper hatte den Stoß, der manchen andern zu Boden gestreckt hätte, mannhaft ausgehalten, und wenn er eine kleine Schwäche in den Lungen zurückbehalten hatte, so sah man ihm davon nichts an. Er war jetzt wieder der schöne stattliche Mann, der vor Jahren Ilse von Doßbergs Herz im Sturm erobert hatte — nur ein wenig ernst und streng sah er aus.

Mit drei Schritten war er neben seinem alten Freund, beugte sich zu ihm herab und nahm seine Rechte liebevoll in beide Hände. „Was machst Du mir denn für Streiche, Kapitän? Ich hab' keinen kleinen Schreck bekommen, als ich Deinen Brief las. Krank zu werden! Was fehlt Dir denn? Dein altes Leiden?"

Dem alten Leupold war wirklich miserabel zu Mut unter dem forschenden Blick dieser treuen blauen Augen. Er verstand es erbärmlich schlecht, zu lügen, und hatte sich in der Theorie die ganze Sache sehr viel leichter gedacht. In der Praxis fand er sie fast unmöglich, er war drauf und dran, aufzuspringen, Kamphausen zu umarmen und auszurufen: „Junge, ich hab' Dir Wind vorgemacht, ich bin ebenso gesund wie Du, 's ist alles gelogen!" Zum Glück besann er sich, daß das seinen schönen Plan rettungslos verderben hieße, und so entschloß er sich mit einem schweren Seufzer, dem Verhängnis seinen Lauf zu lassen.

„Ach, Kapitän, mach' nicht soviel Wesens davon!" sagte er mit schwacher Stimme — seine Aufregung brachte das ganz natürlich zuwege — „was wird's denn groß sein? So allerlei — dies und das —"

„Aber Du siehst wirklich angegriffen und verändert aus!"

„Thu' ich das?" fragte der alte Leupold schuldbewußt.

„Ja, gewiß, und sprichst auch anders als sonst!"

„Wahrhaftig? Ja, siehst Du, Kapitän, 's ist mir auch in

diesem Augenblick hundsmiserabel. Na, setz' Dich und gieß' für Dich und mich 'n Glas Xeres ein. Edler Tropfen, kann ich dir sagen!"

„Du darfst also Wein trinken?"

„Und ob! Ohne Wein kein Leben für mich!"

„Was sagt denn Morschewsky? Wie beurteilt er Deinen Zustand?"

„Ach — na, was soll der sagen? Was heißt Zustand beurteilen! 's ist ja nichts!"

„Unsinn! Du mußt Dich pflegen und schonen, Kapitän, Du darfst bei Deiner Krankheit —"

„So hör' doch endlich 'mal mit meiner Krankheit auf!"

„Aber deshalb bin ich doch hergekommen!"

„Bloß deshalb? Sonst gar kein Verlangen, mich zu sehen nach so langer Zeit? Hm!"

„Das schon, Kapitän, aber Du weißt, vielmehr, Du wirst Dir's denken können, daß ich ohne zwingende Veranlassung nicht hierhergekommen wäre."

„Sehr schön von Dir, doch zu kommen. Nimm's nur nicht übel, daß ich jetzt nicht gleich sterbe — man kann das wirklich nicht so genau berechnen!"

Albrecht lächelte. „Nein, ich nehm' es nicht übel. Es ist mir so doch am Ende lieber!"

„Mein Testament ist beim Gericht hinterlegt — alles bis aufs Tüpfelchen geordnet. Nun setz' Dich endlich her und red' von Dir!"

„Du darfst Dich also unterhalten?"

„Ja, zum Teufel! Darf, darf! Hat sich 'was! Also red' von Dir!"

„Da ist nicht viel zu sagen. Es geht mir gut."

„Hm! Das hör' ich gern! Ganz gut?"

„Dienstlich, gewiß! Ich gebe Unterricht — Du weißt ja — an der Marineakademie in Kiel. Zu Anfang wollte es mit dem Stubensitzen und Stundengeben nicht so recht vom Fleck, mir fehlte das Meer, das Kommando, kurz, der ganze Seekapitän. Aber als ich meine Vernunft zu Hilfe nahm und mir sagte: das muß sein, da wurde es denn auch, und ich kann nicht anders sagen: jetzt macht mir's Freude, und ich hab' auch Erfolg, bin kein schlechter Lehrer. Die jungen Leute hängen an mir, und ich nehme viel Anteil an ihnen. Und doch — ein Heimweh nach der See und nach den Schiffsplanken unter meinen Füßen, das wird mir, fürcht' ich, bleiben bis an mein Lebensende."

„Glaub' ich Dir, Kapitän! Was meint denn der Arzt? Will er Dich nicht wieder aktiv werden lassen?"

„Nein! Ich hab' zur Sicherheit mehrere gefragt, in Kiel, in Hamburg, tüchtige bedeutende Männer, Spezialisten . . . sie kamen alle darin überein: mit dem Kapitänsein ist's zu Ende, die Lungen sind nicht mehr taktfest — aber was red' ich Dir denn das alles vor, Kapitän? Ich hab' Dir ja immer ausführlich von allem geschrieben, zum Lohn für Deine berühmten Episteln im Telegrammstil!"

„Was? Telegrammstil? Warum?"

„Kann man Deine Briefe anders bezeichnen? ‚Bin gesund' oder ‚bin krank — das und das ist passiert!' Punktum. Aus ist's!"

„Ja, was wolltest Du denn sonst noch von mir wissen, Kapitän?"

Albrecht strich langsam seinen braunen Schnurrbart. „Nun, doch so allerlei! Wenn man auch für seine eigene Person an — an manche Menschen keinerlei Ansprüche mehr erhebt und darauf verzichtet hat, in irgendwelche Beziehungen zu ihnen zu treten — wissen möchte man am Ende doch, wie sie leben, wie es ihnen geht, und so wär' es denn von Dir — ah!" Er hatte während des Sprechens eine rasche Bewegung gemacht und sah nun erst die beiden großen Photographien.

Kapitän Leupold, der mit innerer Spannung auf diesen Augenblick gelauert hatte, mühte sich, ganz unbefangen auszusehen. „Ach so, die Bilder! Ja, die hab' ich immer da stehen."

Kamphausen nahm eine der Photographien in die Hand und betrachtete sie schweigend. Seine starken Brauen waren zusammengezogen, um den Mund bildete sich ein finsterer Zug. „Das ist sie!" sagte er endlich und setzte das Bild vorsichtig wieder hin.

„Die Prinzeß Ilse, ja!" entgegnete Leupold gleichmütig. „Und das ist ihr Junge, der Erbe von ‚Perle'."

„Ein schönes Kind."

„Ach was, immer sagen sie alle: schön! Na ja, 's ist wahr, er gleicht seiner Mutter aufs Haar, 's ist förmlich zum Lachen, und von den Montroses hat er nichts abgekriegt. Aber die Hauptsache bleibt doch: gesund ist die Krabbe und klug ist sie! Sieh' Dir auch 'mal den Bengel, den Armin an! Hübsch breit ausgelegt und gut im Stand, was? Und 'n tüchtiger Offizier zur See, alles, was wahr ist!"

Kamphausen nickte zerstreut. Es kam eine Stockung in das Gespräch.

„Wolltest Du nicht vor 'ner Weile 'was zu mir sagen, Kapitän, als von meinen kurzen Briefen die Rede war? Du fingst 'nen Satz an —"

„Ganz recht!" Es schien Albrecht lieb zu sein, daß der alte Leupold darauf zurückkam. „Ich wollte Dir sagen, daß Du mir wohl etwas weniger sparsame Mitteilungen hättest liefern können in Bezug auf — auf sie!" Er sah nach dem Bilde hin.

„Ja, mein Sohn, wie sollt' ich das wohl, nachdem sie" — der alte Leupold sah ebenfalls nach dem Bilde — „nachdem sie mir gesagt, Du hättest sie damals in Mentone wie 'ne Verbrecherin behandelt."

„Das hat sie gesagt? Wörtlich?"

„Na, ob nun wörtlich oder nicht — 'was Aehnliches war's, was sie sagte! Sie hat dazumal steif und fest geglaubt, Du wärest tot — und ich, nimm mir's nicht übel, hab' das ebenfalls geglaubt. Und so hielt sie sich für verpflichtet, dem Alten, mit dem es ganz nach Matthäi am letzten aussah, das Leben zu retten, und da nahm sie diesen Montrose. Was sie das gekostet hat, sieh 'mal, das weiß ich und ich hab' Dir's damals auch, so gut ich konnte, geschrieben. Du aber gehst hin und behandelst das arme Ding in Mentone so! Und da sollt' ich die Courage haben, Dir allerlei Geschichten aus ihrem Leben zu erzählen?"

Kamphausen blickte finster zu Boden und atmete schwer. „Ich konnte es nicht aushalten, sie an eines andern Mannes Seite zu sehen!" sagte er in gepreßtem Ton.

„Das nehm' ich Dir nicht übel; 'n vergnüglicher Anblick kann das nicht für Dich sein. Aber nun denk' Dir 'mal aus: wie wird ihr zu Mute gewesen sein? Und was hat sie wohl empfunden, als Du da mit einem Mal auftauchtest?"

„Hat sie es Dir gesagt?"

„Die? Mir? Wird sich hüten! Die hat den Leupoldschen Charakter: tragen, was nicht mehr zu ändern ist, ohne lange Redereien und ohne Geschrei und Geheul! Das hat sie von mir, ganz offenbar, nicht von ihren Herren Eltern. Aber ich kenn' sie — ich hab' lesen können in dem Gesicht, also, ich weiß, was ich weiß."

„Als Du mich vor ein paar Jahren in Kiel besuchtest, Kapitän, da hast Du ihren Namen kein einziges Mal genannt."

„Wie soll ich das wohl, wenn Du damit nicht den Anfang machst! Damals lebte ja auch Montrose noch, war eben der Stammhalter und Erbe der ‚Perle' geboren, alles eitel Glück und Seligkeit — so von außen mein' ich, so obenhin! Und da sollt' ich kommen und Dir solche Sachen erzählen, Dir, der 'n Gesicht hatte wie 'ne Wetterwolke, wenn ich bloß 'mal gelegentlich den Namen Doßberg aussprach?"

Kamphausen blieb die Antwort auf diese Frage schuldig. Es entstand ein neues Schweigen, nur Cato, der auf seiner Stange hockte, sprach tiefsinnig in sich hinein: „Verrückte Welt! Verrückte Welt!"

„Jetzt aber," fing Albrecht zuletzt von neuem an, „jetzt, Kapitän, könntest Du mir wohl einiges Nähere mitteilen — das heißt, nein, Du hast schon so viel und so lebhaft gesprochen, ich habe Deine Krankheit ganz vergessen, es könnte Dir schaden. Soll ich am Ende jetzt gehen und lieber gegen Abend wiederkommen?"

„Na, das fehlte noch! Ums Himmelswillen, Mensch, bleib' sitzen und red' keinen Unsinn!" Leupold packte seinen Gast beim Aermel, um ihn nötigenfalls mit Gewalt festzuhalten. „Ist ja alles dummes Zeug — das heißt, ich mein', man muß nichts übertreiben. Bin ja keine Prinzessin, aus Mondschein und Liliendust gewoben, sondern 'ne wetterfeste alte Teerjacke. Die hält schon 'was aus! Das Reden thut mir gut. Ich — ich hab' heut' 'nen günstigen Tag. Also — was soll ich Dir erzählen?"

„Alles, was seither geschehen ist. Zunächst — wie war eigentlich die Ehe? Es war doch ein ungleiches Paar! Hieltest Du die beiden für glücklich?"

Leupold zog die buschigen Augenbrauen zusammen. „Glücklich — glücklich, lieber Kerl, das ist so 'n eigener Begriff, davon hat, möcht' ich sagen, jeder seine besondere Auffassung. Was für den einen 'n wahrer Segen ist, wird für den andern zum Fluch. Er war glücklich, soweit ich das Verhältnis durchschauen konnte.



Der Umzug des Pfingstochsen in Mecklenburg.
Nach einer Originalzeichnung von F. Müller-Münster.

Er hatte entschieden vorher schon einmal um Ilse geworben — sie hat mir kein Sterbenswort davon gesagt, aber diese plötzliche Uebersiedelung von ihr und dem Alten hierher, während sie doch wußte, der Alte könne eigentlich ohne seine ‚Perle‘ nicht leben — na, es war nicht schwer, sich 'nen Vers drauf zu machen. Damals natürlich lauerte sie noch auf Dich, und wenn der Selbstherrscher aller Reußen dazumal um sie gefreit hätt', er würd' sich 'nen Korb geholt haben. Als aber dann die Nachricht vom Untergang der ‚Nixe‘ kam und der gottverdammte Schlingel, der Rolf Görnemann, uns beiden Deinen Tod sozusagen verbriefte und versiegelte und nun noch Morschewsky mit seiner Weisheit dazukam und dem Alten Leib und Leben absprach, wenn er nicht schleunigst nach ‚Perle‘ zurückkäm' — ja, da war kein Halten mehr. Eigentlich weißt Du das aber schon alles, denn das hab' ich Dir damals geschrieben, als Du Dich schriftlich bei mir gemeldet und Dich zu den Lebenden bekannt hattest."

Albrecht nickte.

„Trink' 'nen Schluck Xeres drauf und gieb mir auch 'nen Tropfen — so! Du bist immer noch kein richtiger Weintrinker, wirst auch jetzt schwerlich mehr einer werden. Also ja, sie nahm ihn, und das kann ich Dir sagen, wenn etwas im Leben rührend anzusehen war, dann war es das Glück dieses Mannes. Er ging umher wie verklärt, gab, gab mit vollen Händen, war freundlich geworden, gesprächig, liebenswürdig — der Mann war wie ausgetauscht! Ilse durfte gar nichts dazu thun, weder streicheln, noch schmeicheln — das that sie auch nie — sie brauchte bloß dazusein, dann war ihm schon alles gut und schön."

„Und sie? Glaubst Du, daß sie glücklich gewesen ist?"

„Ich glaube, sie hat sich zu Zeiten eingebildet, es zu sein. In so 'ner großen Gefühlsaufwallung hatte sie ihn genommen, und Gefühlsaufwallungen hat sie noch manchmal gehabt, und da hat sie sich dann vorgeredet, glücklich zu sein. Wenn sie von all der Liebe und Anbetung ihres Mannes nicht wäre gerührt worden, hätt' sie auch kein Herz im Leibe gehabt. Und als nun der ‚Kronprinz‘ erschien, da sah ja die Sache vollends wie eitel Glück aus. Und doch, Kapitän, hab' ich gemerkt, daß sie nicht im innersten Herzen glücklich war. Sie war immer gut und rücksichtsvoll gegen ihn, o ja, daran hat's nie gefehlt, aber konnte sie, mit ihren einundzwanzig Jahren, 'nen Sechziger lieben? Ich hab's gesehen, wenn sie ihn begrüßte, auch dann gesehen, wenn sie sich beide ganz allein miteinander glaubten — ihren Papa hätt' sie nicht kindlicher begrüßen können als diesen ihren Ehemann!"

Kamphausen sagte kein Wort. Er saß tief in Gedanken da; der alte Kapitän sah ihn von der Seite an und nippte von seinem Xeres.

„Die Tochter ist verheiratet, nicht wahr?" fragte Albrecht endlich zerstreut.

„Jawohl, an so 'nen holländischen Mynheer — der wird recht seine Freude an ihr haben! Sie hat ihn in Paris aufgegabelt und bald nach ihres Vaters Hochzeit feierte sie ihre eigene. Man hört selten von ihr, schadet auch nichts — meine Liebe war sie nie. Nach ihres Vaters Tode hat sie ihr Erbteil ausbezahlt bekommen — 'n hübscher Posten war's — und damit Holla! Ihr lieber Bruder hat eine Unmasse Schulden hinterlassen und liegt im Park zu ‚Perle‘ in dem pompösen neuerbauten Mausoleum der Montrose begraben."

„Und der kleine Knabe entwickelt sich gut?"

„Bis jetzt brillant, der Wahrheit die Ehre! Die Ilse, seitdem sie Witwe geworden ist, zieht ihm die Zügel straffer. Ich hab's ihr gesagt, und sie hat's eingesehen: aus 'nem verzogenen Bengel wird nichts Rechtes. Jetzt gehorcht er auf den Wink. Nur der alte Doßberg verwöhnt ihn hier und da — der ist bis über die Ohren verliebt in den Enkel. Uebrigens die ‚Perle‘ bewirtschaftet er für ihn — alle Achtung! Jetzt ist's wieder ein Gut ersten Ranges. Der Alte hat aber nicht eher Ruhe gegeben, als bis der Junge von unserem Landesherrn die Erlaubnis bekommen hat, dermaleinst sich von Montrose-Doßberg zu nennen und seinem eigenen Familienwappen das der Doßbergs hinzuzufügen."

„Und wie war es mit — mit Montroses plötzlichem Tode? Du schriebst mir darüber nur in Deiner bekannten Kürze, und in der hiesigen Zeitung, die ich mir in Kiel halte, war der Unfall auch nur mit wenigen Worten erwähnt: ‚mit dem Pferde gestürzt‘, aber keine weiteren Einzelheiten."

„Das hat die Ilse so gewollt, ihr widerstrebte es, die Sache in die Oeffentlichkeit gezerrt zu wissen. Ich war damals gerade in ‚Perle‘ draußen und hab' die ganze Unglücksgeschichte mit erlebt."

„Willst Du sie mir mitteilen? Das heißt — sollte es Dich nicht zu sehr angreifen?"

„Schon wieder mit Deinem ewigen Angreifen! Nein, zum Donnerwetter! Also: Montrose war 'n verwegener Reiter. Ich versteh' mich nicht auf Pferde, aber 'n hübscher Anblick war's, wenn er auf seinem ‚Mazeppa‘ ankam. Ilse saß ja früher auch gut zu Pferde, aber seit der Kleine da war, wurde sie immer so in Anspruch genommen von der Krabbe, daß ihr zum Reiten wenig Zeit blieb. Einmal beklagte sie sich darüber mir gegenüber: sie würde so gern mit ihrem Mann ausreiten, denn dann sei er nicht so waghalsig, dann nehme er Rücksicht auf sie — aber ohne sie mache er die tollsten Geschichten, und sie könne ihn nie fortreiten sehen, ohne Angst um ihn zu haben. ‚Na,‘ sagt' ich darauf, ‚den ‚Mazeppa‘ hat doch Dein Mann schon jahrelang, die zwei müssen sich doch aneinander gewöhnt haben!‘ Sie meinte aber, ‚Mazeppa‘ sei 'ne unberechenbare Bestie und überaus scheu und empfindlich, das kleinste Geräusch oder ein unerwarteter Anblick rege ihn so auf, daß man ihn kaum 'ne Sekunde außer acht lassen könne. Ich mach' noch meine Witze darüber, daß heutzutag' alles nervös sein müsse, die Frauen, die Männer, die Kinder, nun auch die Pferde. Vielleicht zwei, drei Wochen drauf bin ich wieder in ‚Perle‘ — es werden bald zwei Jahre — war 'n milder schöner Juniabend, der Kronprinz war 'n bißchen unruhig von wegen der Zähne, Ilse hatte die Nacht mit ihm herumgetanzt und sah 'n wenig blaß aus. Montrose natürlich that gleich, als wär' sie totkrank, sah ihr in einemfort ins Gesicht, faßte ihre Hand, ob sie nicht Fieber hätte, kurz, war schrecklich ängstlich, und sie lachte ihn aus. Schließlich, da er sich den Tag über nicht von Frau und Kind weggerührt hatte und der Abend so schön war, beschließt er, nach Gnadenstein zu reiten, um da 'was zu bereden, und es dauert nicht lange, so wird ‚Mazeppa‘ vorgeführt. Die Ilse geht noch mit dem Jungen auf dem Arm die Freitreppe hinunter und giebt dem Pferd Zucker, und ich hör', wie sie so im Scherz sagt: ‚Mazeppa, bring' Deinen Herrn wieder gut nach Haus, hörst Du?‘ Und Fink, der alte Kammerdiener, macht noch die Bemerkung, der gnädige Herr sei so lange nicht mehr geritten, ‚Mazeppa‘ hab' immerzu gestanden, der Herr möge nur gut zusehen. Darauf bittet Ilse ihren Mann, heut' lieber nicht zu reiten, einer von den Leuten könne ja dem Pferd Bewegung machen. Aber Montrose lacht dazu, küßt sie und den Jungen und sitzt auf. Und dann reitet er ab, in so 'nem hübschen schlanken Trab, daß ich bei mir noch denk': da hat's gute Wege — das Pferd ist ja folgsam wie 'n Lamm! Wir sitzen nun noch auf der Terrasse und schwatzen dies und das — der Hans Günther macht Gehversuche und läßt sich ganz brav dabei an, dann kommt der Sandmann, und Ilse zieht mit dem Balg ab. Es dauert lange, bis sie wiederkommt, das Kind ist wieder sehr unruhig geworden, hat nicht einschlafen wollen, endlich hat sie's denn eingesungen. Als sie sich wieder zu mir setzt und nach der Uhr sieht, erschrickt sie — es ist schon sehr spät, ihr Mann müßt' längst von Gnadenstein zurück sein. Ich tröst' sie natürlich und sag' ihr, er kann noch 'nen andern Ritt gemacht, kann jemand getroffen haben, der ihn aufgehalten hat, aber sie will nichts davon glauben. Inzwischen kommt Doßberg in seinem Einspänner nach Haus, dem erzählt sie's auch und fragt, ob er ihren Mann unterwegs nicht getroffen habe. Nein, der Alte hat ihn nicht getroffen. Mit Müh' und Not kriegen wir sie so weit, daß sie sich mit uns zu Tisch setzt, aber sie rührt das Essen kaum an, und Doßberg, der das sieht, schickt 'nen reitenden Boten nach Gnadenstein, rein aus Vorsicht und bloß, um sie zu beruhigen. Die Ilse muß nun wieder ins Kinderzimmer, denn die Wärterin kommt ganz ängstlich und meldet, der Kleine sei wieder wach und schreie, was er könne — dem armen Kerl machen die Zähne zu schaffen. ‚Gottlob,‘ sagen Doßberg und ich, ‚daß sie noch um 'was anderes zu sorgen hat.‘ Nach 'ner guten Weile kommt der Gnadensteiner Bote zurück: der gnädige Herr sei gar nicht dort gewesen. Na, nun war aber wirklich guter Rat teuer — wo konnt' er geblieben sein, wo sollte man ihn suchen? Denn daß man ihn suchen mußte, das leuchtete uns jetzt nur zu sehr ein. Ilse hat das Pferdegetrappel gehört und kommt gelaufen, man hört durch die offenen Thüren das Kind schreien — da müssen wir ihr's denn sagen, was bleibt

übrig? So gut es geht in der Aufregung, machen wir uns 'nen Plan zurecht — der eine fährt hier, der andere fährt da, und Leute mit Laternen sollen mit, noch ist's ein wenig hell, vielleicht halb zehn Uhr, aber lange dauert das nicht mehr. Und wie wir da noch so zusammenstehen und alles bereden, kommt wieder Hufschlag, und wir fahren alle freudig in die Höhe: das muß er sein! Aber 's sind zwei Pferde, die da kommen, auf dem einen sitzt der alte Hinz, ganz krumm und klein, mit so 'nem richtigen Unglücksgesicht, und das andere Pferd hat er mit 'nem Strick festgebunden — die Zügel schleifen zerrissen nebenher, und die Bestie, der ‚Mazeppa‘, schnauft und zittert und bockt und ist mit Schaum bespritzt von oben bis unten. Und wo ist der Reiter?"

Kapitän Leupold nahm einen neuen Schluck Xeres; Albrecht legte ihm besorgt die Hand auf die Schulter. „Sprich nicht weiter, Kapitän, es regt Dich auf! Ich hätte Dich nicht bitten sollen!"

„Na, jetzt ist nicht mehr viel zu sagen, jetzt laß Du mich nur zu End' erzählen. Bei der Gnadensteiner Brücke hat der alte Hinz das Unglücksvieh eingefangen, Müh' genug hat's ihm gemacht, und ich wundere mich heut' noch, daß er es fertig gebracht hat. Später haben wir's dann gehört: es sind 'n paar Zigeuner des Wegs gekommen, um da in der Nähe zu rasten, die haben zwei Bären bei sich gehabt und Pauken und Schellen und solch verrücktes Zeug, und wie mein ‚Mazeppa‘ den Spektakel hört und sieht die zwei Bären, da — heidi — setzt er wie rasend übers Brückengeländer, der Reiter kopfüber, und das Vieh quer über Feld und dann waldeinwärts und in 'nem weiten Bogen zurück nach dem Unglücksschauplatz, von wo das Zigeunerpack inzwischen verschwunden ist, und da hat der alte Hinz den ‚Mazeppa‘ gegriffen und hat seinen Herrn unten an der Brücke gefunden, schon ganz kalt und steif. Schädelbruch — er muß auf der Stelle tot gewesen sein. Und nun stell' Dir vor, Kapitän, wir alle um den Unglücksmenschen, den Hinz, herum — Ilse, Doßberg, ich, Fink, die Weibsleute — unsere bleichen entsetzten Gesichter, Totenstille, die zuerst immer auf so 'nen Bericht folgt, und bloß das klägliche Weinen und Schreien des Kindes, das grad' so klingt, als wüßt' es das Geschehene und klagte um seinen Vater!" Der alte Kapitän seufzte tief auf.

„Sie war sehr unglücklich?" fragte Kamphausen mit gedämpfter Stimme.

„Sehr! Arme Kreatur, wie sollt' sie nicht? Solch' ein jäher Tod, und dazu der Junge sterbenskrank, Tag und Nacht in Krämpfen — böse Zeit! Na, sie hat's überwunden, aber ist's nicht ein Jammer, daß so ein Geschöpf wie Prinzeß Ilse, von der Natur wie extra zum Glück und zur Liebe geschaffen — daß die bis jetzt von Glück und Liebe so gut wie nichts zu sehen bekommen hat?"

„Sie hat ihr Kind."

„Ach, geh' mir mit dem Kind! Sie liebt es gewiß und pflegt es und giebt sich Mühe mit der Erziehung, und das — wie soll ich sagen — das mütterliche Element in ihr, das kommt zum Wort, das findet sein Recht; 's ist aber noch 'was anderes in ihr, 'n weiches, zärtliches, leidenschaftliches Frauenherz, und das liegt brach, und um das ist's ein Jammer, und wenn Du mich immer und immer nicht verstehen willst, dann thut's mir leid um Dich und um sie — und um mich auch!"

Albrechts gebräuntes Gesicht war erblaßt, er konnte nicht mehr ruhig neben dem Tisch sitzen bleiben. „Du — Du meinst, Kapitän?" stieß er hervor.

„Ja, ich meine!"

„Du irrst Dich, mußt Dich irren! Das ist unmöglich!"

„So? Muß mich irren? Unmöglich? Ja, wenn ich mich vielleicht in Dir geirrt haben sollte —"

„In mir? Warum in mir?"

„Daß Du sie vielleicht nicht mehr liebst, nicht mehr willst —"

„Ich, Kapitän? Treibst Du Deinen Spott mit mir? Kennst Du mich wirklich nicht besser? Du weißt es, weißt recht gut, daß Ilse von Doßberg die einzige Liebe meines ganzen Lebens ist."

„Auch als Ilse von Montrose?"

„Auch als die! Aber nein, Kapitän" — Kamphausen stieß seinen Stuhl zurück und fing an, mit starken ungleichen Schritten, im „Achterdeck" auf und abzugehen — „spiel' mir nicht den Versucher! Deine Vorliebe für mich läßt Dich hier nicht klar sehen, Du bist parteiisch, nicht unbefangen genug. Ich hab' in meiner Einsamkeit, als der erste Trotz und Zorn, daß sie einem andern gehören konnte, in mir niedergezwungen war, mich auf mich selbst besonnen, mein Herz war noch mein Herz, gehörte mir noch, gehörte ihr — aber sie! Sie durfte an mich nicht mehr denken, bei ihr war's eine Sünde, und, so wie ich sie kenne, hat sie die bekämpft bis aufs äußerste. Und dann ist so viel über sie gekommen — wär's ein Wunder, wenn die erste Liebe in ihr gestorben wäre?"

„Nicht gestorben, Albrecht, nur niedergehalten, unterdrückt!"

„Wie willst Du das wissen? Sie kann es Dir nie gesagt haben —"

„Gesagt, nein! Aber ich weiß es bestimmt."

Albrecht blieb wie angewurzelt vor dem Alten stehen. Ein plötzlicher Argwohn war in ihm erwacht. „Du hast mich deshalb herkommen lassen, Kapitän? Um mir das zu sagen? Deine ganze Krankheit ist nichts weiter als ein Vorwand?"

Der alte Leupold sah in die blitzenden blauen Augen empor, die in seiner Seele zu lesen schienen, und dann mit einem hilflosen Seitenblick nach der Stehuhr auf dem Kamin. Herrgott, welch ungemütliche Lage! Er hatte sich doch das alles so wunderschön ausgedacht und zurechtgelegt! Um diese Zeit hätte sie längst hier sein müssen, es war schon eine halbe Stunde über die festgesetzte Frist. Daß Weiber doch niemals pünktlich sein können! Warum mußte er, Erich Leupold, sich auch in anderer Leute Liebesgeschichten mischen! Das kam davon!

„Du sollst mir antworten, Kapitän!" Kamphausens Stimme klang beinahe drohend.

Ein leichtes Rascheln an der Thür des Nebenzimmers, ein helles Kinderstimmchen — endlich!

„Ich hab's nicht nötig, Dir zu antworten," sagte der alte Leupold barsch und trotzig. „Hol' Du Dir die Antwort wo anders!"

Damit warf er die Decke ab, schob den Lehnsessel beiseite und ging als ein gesunder Mann, den Kopf steif im Nacken, zur Thür hinaus, die in den Garten führte. Draußen blieb er stehen und lauschte. Zunächst hörte er nichts, dann einen schwachen Schreckenslaut von Ilses Lippen. Leupold biß die Zähne zusammen — aus seiner Seele rang sich etwas empor wie ein trotziges Gebet: „Nun hilf, Herr und Gott! Für mich selbst will ich nichts, bitt' ich nichts. Aber die beiden laß glücklich werden, die beiden! Es ist das einzige, was ich zu bitten hab'!"

Jetzt hörte er Ilse reden, erst stockend, dann schneller und schneller. Es widerstand ihm, den Lauscher zu spielen, er schüttelte unwillig den Kopf und trat von der Thür zurück, die er nur angelehnt hatte. Da, ein paar helle Kinderlaute, eine kleine Faust, welche die Thür halb zurückschob. „Onkel Kapitän! Onkel Kapi — tän! Wo bist Du?"

„Ilse, hast Du mich noch lieb?" Es war Albrechts Stimme, die das drinnen fragte, laut und stürmisch. Der alte Leupold mußte die Frage hören, ob er wollte oder nicht.

Es kam keine Antwort, es blieb alles still. War das ein schlechtes Zeichen — oder? Der Kapitän stellte sich vor ein Blumenbeet, steckte die Hände in die Taschen und that ungeheuer gleichgültig. Das Herz hämmerte ihm aber bis in den Hals herauf.

„Mama, Mama!" ertönte wieder das Kinderstimmchen, diesmal von drinnen, denn der Kleine war vorhin auf halbem Wege wieder umgekehrt. „Mama, hab' doch Hans Günther auch so lieb!"

Das klang ermutigend! Der alte Leupold ermannte sich, ging zur Thür, öffnete sie noch ein wenig und sah Albrecht Kamphausen im „Achterdeck" stehen, sein schönes goldenes Glück im Arm, selig darauf niederschauend, blind und taub für die ganze übrige Welt . . .

Und das Kind gaukelt in seinem weißen Kleidchen wie ein großer Schmetterling dem Eintretenden entgegen und sieht mit erstaunten Augen auf die beiden und ruft: „Onkel Kapitän! Sieh doch, sieh!"

„Ja, mein Kind, ich sehe!" entgegnet der Alte trocken.

Da beugt Ilse sich herab, hebt den Kleinen auf ihren Arm und fragt: „Wirst Du ihn liebhaben, Albrecht?"

Er kann nicht antworten, er weiß, daß ihm die Stimme nicht gehorchen wird; stürmisch reißt er das kleine Geschöpf an sich und bedeckt sein Gesichtchen mit Küssen. Der alte Leupold weiß nicht, wie ihm geschieht. Er fühlt sich von Ilses Armen umschlungen, er fühlt ihre glücklichen Thränen auf seinem Gesicht, hört, wie sie versucht, ihm zu danken.

„Kind, Mädel — wofür denn?" Er bringt es stammelnd heraus. „Ich hab' ja nur dazu helfen wollen, daß der Albrecht Kamphausen auch seine ‚Perle‘ bekommt!"

Blätter und Blüten.

Amélie Linz-Godin. Eine hochgeachtete deutsche Schriftstellerin und zugleich eine der treuesten Mitarbeiterinnen der „Gartenlaube“ feiert am 22. Mai ihren 70. Geburtstag, Amélie Linz, in den weitesten Kreisen unseres Volkes bekannt unter ihrem Autornamen A. Godin. Schon 1854 erschien eine Erzählung von ihr, „Manuela“, in der damals noch sehr jungen „Gartenlaube“, und seither ist der Name „Godin“ immer wieder in den Spalten unseres Blattes erschienen, das dem Leben und Wirken der Dichterin im Jahrgang 1882, Nr. 10, eine eingehende Darstellung widmete. Wir freuen uns, auch demnächst wieder den Lesern eine Probe von der unerschöpflichen Schaffenslust und Schaffenskraft der 70jährigen Jubilarin vorlegen zu können.

Eine Bitte. Beim Durchlesen des Artikels „Ein Invalidenheim“ in Nr. 1 dieses Jahrganges der „Gartenlaube“ tauchte vor mir eine Erinnerung aus früher Kindheit auf. Meine Großmutter, eine wackere Pfarrerswitwe, erzählte den lauschenden Knaben — deren einer heute 82 Jahre zählt — von einem Obersten v. Cronegk, der als Krüppel den Lebensunterhalt sich erbetteln mußte. Da verfaßte der krüppelhafte Oberst ein Lied, das er, die Straßen auf und ab wandelnd, sang und womit er die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Zur Verantwortung gezogen, fand er nicht bloß für sich eine Versorgung, sondern verschaffte auch andern Kriegs- und Leidensgenossen Hilfe.

Von dem Liede, das die Großmutter den Enkelknaben vorsang, habe ich bloß die nachstehenden Strophen behalten:

„Gesegnet sei die schlanke Fichte,
Aus der man dich geschnitzt,
Gesegnet von dem lahmen Wichte,
Dem du sein Alles bist!
Wie stand sie nicht voll Kraft und Fülle,
So frisch und stark wie ich!
Wir fielen, ich im Schlachtgebrülle
Und sie im Hain für mich!
Nun ist sie eines Helden Krücke,
Sie, die im Sturme stand,
Des Helden, dem sein Mißgeschicke
Statt Lorbeern Dornen wand!
Gesegnet sei die milde Gabe
Und jeder Bissen Brot,
Den segnend mir von fremder Habe
Das karge Mitleid bot! — —“

Ich frage nun: Haben wir es mit einer geschichtlichen Thatsache zu thun oder mit einer Sage? Wer weiß etwas von einem Invaliden Obersten v. Cronegk? Wo hat er gelebt und gesungen? In Wien oder in Berlin? Was war sein Schicksal, wo starb er? Kennt noch jemand das Lied und wie lautet dasselbe vollständig?

Meine Großmutter hat sicher ihre zuverlässige Quelle gehabt; ob Sage, ob geschichtliche Thatsache, das möchte ich noch gern in Erfahrung bringen. So bitte ich denn, durch Vermittelung der „Gartenlaube“, die schon so vieles ans Tageslicht gefördert hat, freundliche Auskunft an mich gelangen zu lassen.

Ein 82jähriger Siebenbürger Leser.
M. A. S.

Der Umzug des Pfingstochsen. (Zu dem Bilde S. 337.) Jedermann kennt die sprichwörtliche Redensart „geputzt wie ein Pfingstochse“. Sie gründet sich auf eine eigentümliche Pfingstsitte, die in einem bescheidenen Rest noch heute in manchen Gegenden Mecklenburgs geübt wird. Der erste Fleischer des Ortes läßt am Donnerstag oder Freitag vor dem Fest einen kräftigen Ochsen von seinen Leuten mit mächtigen Kränzen schmücken, dann durch den Altgesellen vor die Häuser seiner Kunden führen, die dem begleitenden jüngsten Burschen Bänder zur weiteren Verzierung des Festtieres sowie ein Trinkgeld für die Zustellung des Fleisches während des Jahres einhändigen. Auf das Fest wird dann der Ochse geschlachtet.

Ursprünglich handelte es sich, wie wir aus Borchardts „Sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde“ (2. völlig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von G. Wustmann. Leipzig, Brockhaus) entnehmen, bei dem „Pfingstochsen“ um einen allgemeinen landwirtschaftlichen Brauch. Wenn gegen Pfingsten die Gemeindeweide aufgethan werden sollte, bekränzte man den schönsten Ochsen und führte ihn im Zuge als ersten auf das junge Wiesenland. Noch heute bekränzen zu Pfingsten die Bauern in verschiedenen Gegenden Deutschlands ihr Herdenvieh, ein Zeichen für die Bedeutung, die der Anfang des Sommers gerade für die Herde hat. Auch in Siebenbürgen wird der alte Brauch noch jetzt beobachtet. Mit einer merkwürdigen zeitlichen Verschiebung tritt uns eine verwandte Sitte in Paris entgegen. Dort wird in den letzten Tagen der Fastnacht ein aufgeputzter Mastochse von Fleischergesellen durch die Straßen geführt, und darum kommt der Franzose daher, aufgeputzt nicht wie ein „Pfingst-“, sondern wie ein „Faschingsochse“.

Grundsätze für richtige Aufbewahrung der Eier. Die Aufbewahrung der Eier für die Winterzeit bereitet im Sommer vielen Besitzern oder Vorsteherinnen von Hühnerhöfen schlimme Sorgen; denn es werden so viele Aufbewahrungsarten empfohlen und es ist so schwierig, das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden! Allerdings tappten wir bis vor kurzem so ziemlich im Dunklen, wenn wir über die Ursachen der Eierverderbnis Betrachtungen anstellten und aus diesen auf die Zweckmäßigkeit dieser oder jener Aufbewahrungsart Schlüsse ziehen wollten. In jüngster Zeit hat sich jedoch unsere Lage wesentlich gebessert, die Wissenschaft hat die faulen Eier gründlich untersucht und das Treiben der Eierfeinde entlarvt. Diese Feinde sind besondere Bakterien, etwa 16 Arten; sie teilen sich in zwei Gruppen, von denen die eine die Eigenschaft besitzt, beim Verderben der Eier den übelriechenden Schwefelwasserstoff zu erzeugen, während die andere einen anderen Geruch und einen grünen Farbstoff erzeugt und so die Eier in eine nur den Chinesen wohlschmeckende „Mayonnaise“ verwandelt. Die unverletzte Eischale und die Eihäute schützen das Ei nicht; ihre Poren sind groß genug, um den Spaltpilzen freien Durchgang zu gewähren.

Durch wiederholte und mühevolle Untersuchungen wurde zuletzt von Dr. Zörkendörfer festgestellt, daß alle diese Eierfeinde zu ihrer Entwicklung unbedingt sauerstoffhaltige Luft brauchen. Wird ihnen diese entzogen, so können sie nicht wachsen und können die Eier nicht verderben. Auf Grund dieser Ermittlung stellte Zörkendörfer folgenden Versuch an: er impfte eine Anzahl frischgelegter Eier mit den gefährlichen Eierbakterien; die eine Hälfte, die er einfach an einem kühlen Ort liegen ließ, verdarb in kurzer Zeit, denn die meisten der Eierbakterien wachsen noch unter beinahe 0° C. Die andere Hälfte der geimpften Eier wurde dagegen mit einem Firnis- oder Lacküberzug versehen und so liegen gelassen. Als man sie nach Monaten öffnete, waren sie völlig unverdorben, was leicht zu erklären ist. Durch Firnis oder Lack wurden die Poren der Schale luftdicht verschlossen; es konnte keine sauerstoffhaltige Luft in das Innere der Eier dringen und die Bakterien mußten ruhen, da ihnen ihr wichtigstes Lebenselement fehlte.

Damit ist uns nun gezeigt, was wir thun müssen, wenn wir Eier für längere Zeit aufbewahren wollen. Wir müssen frische Eier nehmen und die Poren der Schale luftdicht verschließen, dann werden sich die Eier unbegrenzte Zeit halten. Aber für das praktische Leben sind noch besondere Rücksichten zu nehmen, auf die bei einem Laboratoriumversuch nicht geachtet zu werden braucht.

Die Verschlußmittel der Poren müssen so beschaffen sein, daß sie den reinen Geschmack der Eier nicht verderben und vor dem Gebrauch sich wieder ablösen lassen, damit das aufbewahrte Ei gleich einem frischgelegten zu allen Küchenzwecken verwendet werden und ebenso als weich- oder hartgesotten auf die Tafel kommen kann. Der Firnis aber würde den Eiern einen recht schlechten Geschmack verleihen und die meisten billigeren Lacke haben dieselbe Schattenseite. Die weit verbreitete Sitte, die Eier in Kalk aufzubewahren, ist aus diesem Grunde gleichfalls zu verurteilen. Die Kalkmasse verschließt zwar die Poren, aber sie giebt dem Ei einen schlechten Beigeschmack. Seit lange wird das Ueberstreichen der Eier mit Fett empfohlen; auch dieses Mittel kann nützen, so lange das Fett die Poren der Schale verstopft, aber es ist nicht zuverlässig. In einem Haushalte habe ich eine hübsche Aufbewahrungsart kennen gelernt. Dort wurden die Eier in eine Lösung von Gummiarabikum getaucht, getrocknet und dann in Kohlenpulver gelegt. Sie hielten sich bei dieser Behandlung jahrelang; im Lichte der neuesten Wissenschaft erscheint dieses Verfahren durchaus begründet, aber seitdem der Mahdi im Sudan wirtschaftet, dürfte das Gummiarabikum für diesen Zweck doch zu teuer geworden sein. Man konserviert die Eier auch, indem man sie in Sägespäne, Häcksel oder fein gesiebte Asche u. dergl. legt. Manchmal halten sie sich auch darin längere Zeit, manchmal aber nicht. Wir wissen jetzt, warum. Durch diese Mittel wird der Luftzutritt nur zum Teil, aber nicht ganz versperrt.

Als ein sehr zweckmäßiges und bereits vielfach erprobtes Verschlußmittel, das die Eier frisch und schmackhaft erhält, möchten wir das Wasserglas nennen. Man bereitet davon eine mäßig koncentrierte Lösung, taucht die Eier darein und läßt sie trocknen, wiederholt das Verfahren mehrmals hintereinander und läßt die so mit einer luftdichten Wasserglasschicht versehenen Eier an einem trockenen frostfreien Orte liegen. Man kann sie auch in feine Sägespäne u. dergl. verpacken und versenden. Will man die Eier ganz kochen und auf den Tisch bringen, so wäscht man das Wasserglas vor dem Kochen ab. Sonst lassen sich diese Eier ebenso wie frische zerschlagen, wenn sie für Kochzwecke roh geöffnet werden müssen.

Vielleicht trägt die Verbreitung der bakteriologischen Errungenschaften auch einmal dazu bei, daß Millionen nahrhafter Eier alljährlich vom Verderben gerettet werden.
*

Herzkirschen. (Zu unserer Kunstbeilage.) Ist es Zufall, ist es Absicht, daß das frische kleine Mädchen auf unserem Bild ein Körbchen mit „Herzkirschen“ in der Hand hat, daß das blühende Kind uns ein Paar der saftigen Früchte so recht lockend vor Augen hält? Ist es nicht, als hätte der Künstler damit dem lieblichen Menschenkinde zugleich ein Sinnbild seines Wesens beigeben wollen, ein Sinnbild seines rosig schimmernden schwellenden Lebens? Nicht umsonst haben die kleinen Leckermäulchen die Kirschen so gern!

John Russel, der Schöpfer unserer Kunstbeilage, war einer der hervorragendsten englischen Porträtmaler, zu seiner Zeit der Liebling der vornehmen Londoner Gesellschaft. Er starb 1806. Das Bild, welches wir heute wiedergeben, befindet sich jetzt im Louvremuseum zu Paris.

☞ Hierzu Kunstbeilage VI: Herzkirschen. Von John Russel.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 21. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Unterwegs.
Nach einem Gemälde von Ed. Grützner.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer**.

(20. Fortsetzung.)

23.

Unter dichten Bäumen, durch welche der von rasch ziehenden Wölklein häufig verschleierte Mond nur mit spärlichen Lichtern niederblickte, folgte Eberwein dem Pfad. Schwül und feucht wehte ihm der Nachtwind in das brennende Gesicht, und welkes Laub raschelte um seine Füße. Bei dem Wirbel der Gedanken und Empfindungen, die ihn erfüllten, und in dem mit Finsternis wechselnden Zwielicht übersah er die Zweigung des Pfades und schritt zur Linken weiter. Als er eine kleine mondhelle Lichtung erreichte, mußte er rasten, denn seine Arme zitterten schon unter der Last des Knaben. Er setzte sich auf einen gestürzten Baum, und nun zum erstenmal, im Licht des Mondes, sah Huze das Antlitz seines Retters; leuchtend traf ihn der Blick dieser stillen Augen, und mit bebenden Armen den Mönch umschlingend, seufzte der Knabe wie einer, der nach üblen Wegen die sichere Ruhstatt fand.

Nach einer Weile erhob sich Eberwein; er hatte die Sandalen wieder angelegt, und mit neugestärkter Kraft seinen Schützling tragend, folgte er dem Pfad, der sich nach kurzer Strecke teilte. Zu spät der Weisung Reckas gedenkend, wandte sich Eberwein nun zur Rechten; über steile Stufen ging es nieder; eine Wolke deckte den Mond — doch aus der Tiefe klang ein sachtes Rauschen, und durch die Nacht her leuchtete ein rötlicher Schein wie der Glanz eines Herdfeuers bei offener Thür. Das mußte die Ache sein und der Herdschein des Fischerhauses, dessen Bewohner sich — denn der Morgen war nahe — vor der Dämmerung schon zum Tagewerk erhoben hatten. So meinte Eberwein. Doch als er den Niederstieg über den steilen von Büschen überwachsenen Pfad mühsam vollendet hatte und ebenen Grund erreichte, gewahrte er im auftauchenden Mondlicht, daß er auf engem, von Felswänden eingehegtem Raume stand, während vor ihm der See sich dehnte, in weitem Kreis umschlossen von den schwarzen Mauern der Berge. Schreck und Sorge befielen ihn. Wie sollte es seinen erschöpften Kräften gelingen, den Knaben wieder

empor zu tragen über den steilen Hang? Da leuchtete weit draußen im See der Feuerschein, und ein hoffender Gedanke zuckte in Eberwein auf: das mußte Sigenot sein, der bei Fackelhelle die Netze warf.

„Sigenot!" hallte der Ruf des Mönches in die weichende Nacht. Keine Antwort kam; nur das Echo wiederholte dumpf die letzte Silbe des Namens: „Not!" Doch meinte Eberwein zu gewahren, daß die Fackel näher käme. Auf einer Steinstufe saß er, den Knaben auf seinem Schoß, und harrte . . .

Der Himmel wurde bleich, es graute der Morgen über dem See, und der Feuerschein erlosch. In Eberwein verstummten alle Sorgen dieser Stunde vor der ungeahnten überwältigenden Schönheit des Bildes, welches die schwindende Dämmerung vor seinen staunenden Augen entschleierte. In sachten Wellen schwankend, durchsichtig grün wie ein Smaragd, eine geheimnisvolle Flut, welche mit jedem Wellenschlag das Lied der eigenen Schönheit rauschte, so dehnte der See sich hin in stundenweite Ferne. Die Ufer schienen keinen Pfad zu dulden; als hätte die Natur diese herrlichste ihrer Stätten geheiligt vor dem Fuß der Menschen, so stiegen die im Rund geschlossenen Berge steil aus der Flut und wuchsen zum Himmel. Dunkle Fichtenwälder und Laubgehölze, die im Welken alle Farben spielten, bekleideten die ragenden Gehänge, wie bunte Festgewänder die Großen schmücken, wenn sie den Thron umstehen. „Wahrlich, ein Thron der Schönheit," rief Eberwein, „ein königlicher See! Er soll den Namen führen, der ihm gebührt!"

Immer herrlicher traten alle Formen und Farben aus dem Duft des Morgens hervor, neue Schönheit wuchs hinter jedem weichenden Schatten, und die Gießbäche schimmerten, als gössen geheimnisvolle Hände flüssiges Silber über die Wände nieder in den See. Ein schwindelnd hoher Felsgrat und der weiße Schnee, der die höchsten Kuppen deckte, begannen schon zu leuchten im ersten Glanz des nahenden Tages. Rot säumten sich die Wolken, welche hoch durch die Lüfte jagten, wie geflügelte Boten. Träumenden Auges blickte Eberwein zu ihnen auf . . . wie hätte er bei ihrem rosigen Schimmer ahnen mögen, daß sie die Boten der Vernichtung waren, welche aufstieg aus dem Schoß der Nacht, um diese Stätte der Schönheit heimzusuchen. Er sah die leuchtende Strahlengarbe, welche von Osten her über alle Höhen loderte, und ihm war, als hätte der Himmel sich aufgethan und eine Stimme riefe: „Preise die Größe meiner Allmacht! Genieße, was ich schuf zur Freude der Menschen!"

Aus seiner Versunkenheit riß ihn ein leiser Wehlaut des Knaben. „Hast Du Schmerzen?" fragte er erschrocken. Der Bub' schüttelte den Kopf und lächelte; doch es sprachen die Furchen auf seiner Stirn. Hastig trug ihn Eberwein zum Ufer und ließ ihn zwischen Büschen auf weichen Rasen nieder. Mit dem Tuche, das er am Gürtel fand, wusch er ihm die von Blut überronnenen Füße und verband die Wunden. Lächelnd, mit verträumten Augen zur Höhe blickend, saß der Knabe und lispelte: „Wie das kühlet, wie das wohl thut!" Und nach einer Weile fragte er: „Gelt, das alles thust an mir, weil's der gute Vater so will?"

Eberwein konnte nicht sprechen; die Prüfung der Wunden hatte ihm gesagt, daß der Knabe an den Füßen gelähmt sein würde für sein ganzes Leben. Huze aber sah nicht, was in den Zügen des Mönches redete; er blickte zum leuchtenden Himmel auf und flüsterte: „So viel gut, wie der ist, so gut ist keiner mehr!"

Und als die Binden geschlossen waren, sagte er: „Ich mein', ich müßt' schon laufen können!" Er zog sich an Eberwein in die Höhe, und der Glaube gab ihm Kraft. Er konnte stehen, und schlurfend, mit klunkernden Füßen, that er ein paar kleine Schritte; dann sank er auf einen Stein. „Es geht schon, wohl wohl, es geht schon wieder! Ein lützel hinken werd' ich halt müssen. Aber das thut nichts! Wer schnell hinket, kommt auch vom Fleck! Gelt? Freilich, hinauf . . ." seine Augen suchten die Alben und wurden feucht, „hinauf werd' ich wohl nimmer können. Aber herunten ist auch ein gutes Weilen!"

In wortloser Bewegung streifte Eberwein mit den Händen über das Haar des Knaben.

Da deutete Huze: „Und schau' nur: sell schickt uns der gute Vater auch schon das Schiffl her!"

Eberwein blickte auf und sah den Einbaum schwimmen, noch ferne von ihnen, doch nahe dem gleichen Ufer, und der Kahn schien in gerader Fahrt sich zu nähern. Aber nein, nun lenkte er jählings zur Seite und drohte hinter einer Biegung der Felswand zu verschwinden. Eberwein wollte rufen; da hörte er zu seinen Häupten die Stimme Reckas: „Ulla! Hier! Nimm den Mantel und bring' ihn mir hinunter an das Ufer." Auf einer vorspringenden Felsplatte erschien sie, von einem weißen Mantel umhüllt. Durch die Lücken des Buschwerks blickte Eberwein empor und sah, wie Reckas entblößte Schultern sich aus der Hülle hoben. Im Schreck umschlang er den Knaben und deckte die Augen mit der Hand. Doch ob er die Lider auch geschlossen hielt, er konnte das Bild des Weibes nicht mehr aus seiner Seele scheuchen, er sah den Mantel niedergleiten, sah den schimmernden Körper von der Höhe stürzen, umflattert vom Goldhaar, und niedertauchen in die Flut. Als das Wasser rauschte, riß Eberwein den Knaben auf seine Arme und eilte durch die Büsche am Ufer hin, bis die Felswand seine fliehenden Schritte hemmte. Auf den Knien liegend, mit hämmernden Pulsen, zitternd an allen Gliedern, drückte er den Knaben an sich. Er mußte jedes Wort vernehmen, welches Recka aus den Wellen rief, jedes Wort, das die alte Magd erwiederte, und hörte das Wasser plätschern, als die Badende an das Ufer stieg und nach der Hülle verlangte.

„Schau' nur, wie Du zitterst!" jammerte die Magd. „Baden! Bei solchem Wetter!"

„Es war wie Eis! Aber diese Nacht ist weggespült!"

Die Stimmen entfernten sich und verklangen auf der Höhe des Felsenpfades; durch die Büsche nieder schimmerte noch der weiße Mantel.

Da rang es sich von Eberweins Lippen: „Hiltischalk! Vergieb mir!"

Scheu blickte Huze in das brennende Gesicht des Mönches. „Was hast denn, Gottesmann! Warum denn thust Dich fürchten vor ihr? Sie hat uns doch geholfen in der Not und wird doch jetzt wider uns nicht feindlich thun?"

Gedämpfte Stimmen klangen, und der Schlag eines Ruders ließ sich vernehmen. Eberwein sprang auf und trug den Knaben durch die Büsche ans Ufer. Als seine heißen Augen niederblickten in die klare Flut, gewahrte er ein wundersames Bild: in der Tiefe des Wassers, auf grünem Moosgrund, hing mit gebreiteten Schwingen ein verendeter Schwan im Kraut verbissen; sacht bewegte der Wellengang das schneeige Gefieder und rührte die Leichname zweier Falken, welche im Tod noch ihre Fänge um den Hals des Schwans geschlagen hielten.

„Wer sendet mir diesen Anblick?" stammelte Eberwein. „Wie die Falken an diesem Schwan, so hängt der Zweifel und die Sünde an meinem Herzen! Herr! Laß mich niedertauchen in die Tiefen Deiner rettenden Liebe!"

An der Biegung der Felswand glitt der rauschende Einbaum unter den Büschen hervor. In Schreck und Freude erkannte Sigenot den Mönch und trieb mit klatschendem Ruderschlag den Kahn zum Ufer. Eberwein begrüßte den Fischer mit einem stummen Händedruck und ließ sich mit dem Knaben in den Einbaum heben, wußte aber kaum, wohin die Füße stellen; denn der Boden des Kahns war bedeckt mit den Fischen, welche in der an einem Weidenseil nachschwimmenden Kufe nicht mehr Platz gefunden hatten. Immer dem Fuß der Felswand folgend, trieb Sigenot mit wuchtigen Ruderschlägen das Boot. Den Knaben auf seinem Schoß, saß Eberwein schwer atmend und mit gesenkten Augen; seine Lippen blieben geschlossen, er schien nicht zu sehen, nicht zu hören. Doch Huze gab Antwort auf die drängenden Fragen der beiden Fischer, und in tiefer Bewegung hörte Sigenot, was der Knabe erzählte von seinem Leiden, von dem Wunder seiner Rettung. Hinter dem gleitenden Nachen schloß sich der Weitsee. Still, vom Duft des Morgens umflossen, lag die Lände und das Fischerhaus, aus dessen Moosdach sich der Herdrauch kräuselte. Dünne Nebel dampften aus dem Röhricht und hoben sich in die weißen Lüfte, als trügen sie den immer dichter ziehenden Wolken Kunde aus der Tiefe zu.

Der Einbaum fuhr in den Sand, und es wurde lebendig im Hag. Eigel und die beiden Sennen kamen gelaufen. Hilmtrud wollte ihnen folgen; doch Kaganhart faßte sie am Arm und zog sie unter leisem Schelten um die Hausecke. Als der Mönch aus dem Nachen stieg, fiel der Kohlmann vor ihm nieder und küßte den Saum seines Kleides. Doch Eberwein sah ihn nicht; seine Augen hingen an dem ragenden Kreuz. Mit gestreckten Armen eilte er dem heiligen Zeichen entgegen, beugte die Knie, umklammerte den Stamm mit beiden Armen und preßte die Stirne an das Holz.

„Er redet mit seinem guten Helfer!" flüsterte Sigenot. „Laßt ihn allein! Tragt den armen Buben ins Haus!"

Doch Huze wollte sich nicht tragen lassen. „Die Händ' von mir! Ich geh' schon, wohl wohl . . . mir hilft schon einer!" Seinen Schmerz verbeißend, richtete er sich auf und duldete kaum, daß Wicho und Eigel ihn stützten, als er Schrittlein um Schrittlein dem Hagthor entgegenhinkte.

Es währte lange, bis Eberwein sich erhob. Unter dem Thor trat Sigenot vor ihn hin und sprach: „Eh' Du den ersten Schritt in meine Hofreut thust, laß raiten mit Dir. Wie ich selbigsmal von Dir gegangen bin, hab' ich gemeint, ich könnt' wiederkommen mit hundert hinter mir. Ich kann mein Wort nicht lösen — frag' nicht, warum! Aber mich nimm ganz, mich und meine Leut'! Und wo der Mann ist, muß sein Haus sein!" Er zog das Messer vom Gürtel, schlug vom Pfosten des Hagthors einen Span und legte ihn in Eberweins Hand. „So nimm mein Haus mit allem Recht und Eigen! Thu' mit ihm nach Deinem Willen, laß mir die Nießung oder gieb sie einem andern . . . Du bist der Herr!"

„Was Du bietest, soll gelegt sein in Gottes Hand!" erwiderte Eberwein mit bebender Stimme. „Du aber schalte in Deinem Haus als freier Mann, und mögen Dir Tage des Glückes und der Ruhe blühen unter seinem Dach!"

„Glück, Herr?" Schwer hob sich die Brust des Fischers. „Hätt' ich die Ruh' allein, ich wär' zufrieden!"

„Sigenot, was bedrückt Dich? Sprich!"

Da klang es wie ein Schrei aus tiefer Qual: „In mich ist Feuer gefallen, bei lebigem Leib verbrennt mein Herz! Wo ich hassen müßt' . . ." Sigenot verstummte und drückte die Fäuste auf seine Brust, mit heißen Augen ausblickend über den See, zur Höhe der Falkenwand.

Eberwein sah diesen Blick. „Sigenot!" stammelte er und umschlang den Fischer mit ungestümen Armen. —

In Wazemanns Haus kläfften die Hunde, denen der Zwingerknecht das Futter zutrug. Von dem Lärm und Geheul, das sie erhoben, erwachte Herr Waze aus Schlaf und Rausch. Lallend stierte er im Saal umher und fuhr mit beiden Händen nach dem Gürtel; als er den Schlüssel griff, der an ledernem Riemen hing, lachte er heiser, fiel wieder zurück auf die Polster und schloß die Augen.

Es stieg der Morgen. Im Thal der Ache hoben sich schwere Dünste aus allen Sümpfen und zogen wie schleichende Gespenster durch den Wald und über die Halden. Sie stiegen in die Lüfte und verschwammen mit dem Gewölk, das seinen Lauf zu hemmen schien. Wolke schloß sich an Wolke, und immer dichter breitete sich die graue Wand zwischen Erde und Himmel. Als hinter den Bergen die Sonne stieg, fanden ihre Strahlen keinen Weg in das Thal mehr offen.

Fahles Zwielicht wie an einem düsteren Wintermorgen lag über dem Lokiwald. Und nur eine spärliche Helle fiel in die tiefe Wolfsgrube, in welcher Bruder Wampo gefangen saß. Noch immer kauerte er in der gleichen Ecke, die aufgezogenen Knie mit den Armen umschlungen haltend, die schlotternden Backen überronnen von kaltem Angstschweiß . . . und ihm gegenüber, in einen Winkel gedrückt, hockte der Wolf wie ein Hund auf den Hinterbeinen. Die lechzende Zunge hing ihm zwischen den Zähnen hervor, und seine Augen waren unverwandt auf den Gesellen in der Grube gerichtet, der dem Wolfe nicht minder schrecklich erschien als der Wolf dem Bruder. Da fürchtete einer den andern. Wampo redete mit keuchender Stimme; seit das erste Grau des Tages in die Grube gefallen, hatte er die Zunge nicht ruhen lassen; verstummte er und ging ihm der Atem aus, so wurde das Tier unruhig — sprach er aber, so saß der Wolf mit schiefem Kopf und äugte nach den tönenden Lippen, halb in Scheu und halb wie in Neugier. Alle Gebete, die er wußte, alle Lieder und Litaneien, deutsch und lateinisch, hatte Bruder Wampo schon hergesagt. Auf die Psalmen Davids waren Salomonis Sprüche gefolgt. Er hatte dem Wolfe die schöne Geschichte der holden Ruth erzählt und war von der Königin Esther auf Hiob geraten. Da hielt er nun im siebenten Kapitel, als fern im Wald die rufende Stimme Schweikers klang. Ein Zittern befiel den Bruder, brennende Röte schoß ihm in das bleiche Gesicht, doch er wagte weder zu schweigen, noch zu schreien; nur langsam hob sich seine erschöpfte Stimme. Näher klang das Rufen Schweikers, der Wolf wurde unruhig und spitzte die Lauscher, seine Haare sträubten sich und mit funkelnden Augen streckte er den Hals. Schritte ließen sich hören: Schweiker kam durch den Wald einhergegangen.

„Nicht wehren will ich meinem Munde," scholl die Klage Hiobs in der Grube, „ich will reden von der Bedrängnis meines Herzens und will heraus sagen von der Betrübnis meiner Seele . . ."

Schweiker erkannte die Stimme. „Bruder!" schrie er und spähte nach allen Seiten in den leeren Wald.

„Bin ich denn ein Meer oder Walfisch, daß Du mich so verwahrest?" klang es aus der Erde. „Wenn ich gedacht . . ."

„Bruder, wo bist Du?" In langen Sprüngen folgte Schweiker dem Hall dieses Jammers und fand die Grube. „Allmächtiger!" stammelte er und griff nach dem Beil, das er im Gürtel trug. Da erloschen plötzlich die betenden Worte unter lautem Gezeter. Denn mit tollem Satz war der Wolf auf Wampo losgesprungen, und des Bruders Schultern und Glatze als Schemel benutzend, schwang sich das Tier zum Rand der Grube. Schon aber wirbelte Schweiker das Beil und warf. Einen Sprung noch that der Wolf, dann stürzte er blutend ins Moos. Ein wuchtiger Hieb endete sein Leben. „So soll es jedem ergehen, der wider uns anspringt!"

Bruder Wampo hüpfte wie ein Frosch, um die Hände zu fassen, mit denen Schweiker in die Grube niedergriff. Das kostete ein festes Ziehen, denn das Bäuchlein wog, obwohl es in dieser Nacht um einige Pfunde minder geworden.

„Bruder! Das soll Dir Gott vergelten mit reichem Himmelsbrot!" stöhnte der Erlöste, als er ebenen Grund betrat; er fühlte nach seiner Glatze, ob sie nicht blute, wischte den Angstschweiß vom Gesicht und taumelte ins Moos, alle Viere streckend.

Schweiker warf sich neben ihm auf die Knie und umschlang ihn. „Dich hab' ich! Aber wo ist der Herr?"

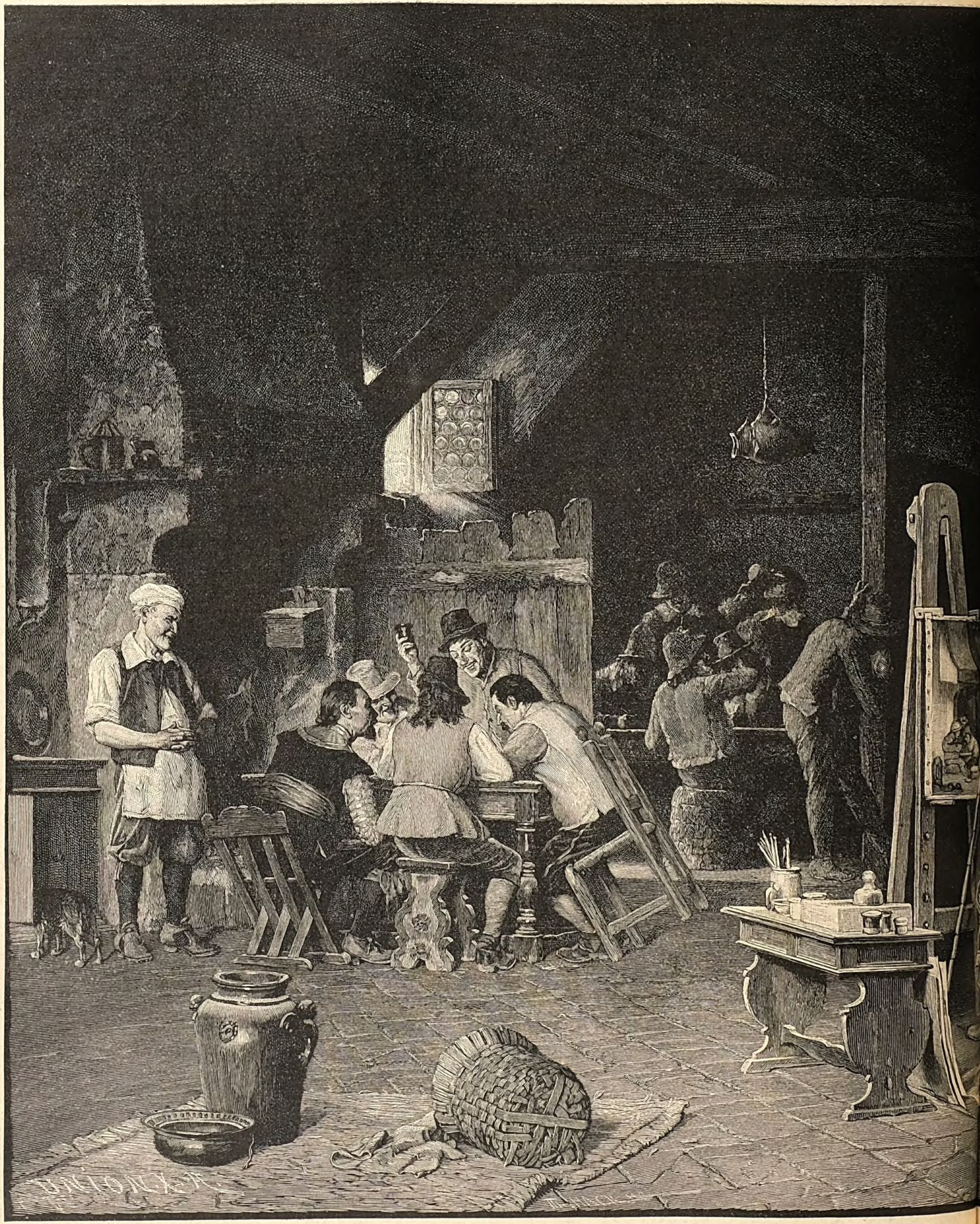
„Ich weiß nicht! Laß mich nur erst mich selber finden!" Bruder Wampo war so erschöpft, daß ihm die Sinne zu schwinden drohten. Aber der Anblick des erlegten Raubtiers machte ihn wieder lebendig. „Schweiker," rief er, „das Fell muß ich haben für mein Bett! Ich mein', ich hab's verdient!" — —

Eine Stunde später war Bruder Wampo an Leib und Seele gestärkt und neu gekräftigt. Der Sterz mit Wasser hatte ihm all sein Leben lang noch nie so köstlich gemundet wie an diesem Morgen. Nun lag er im Halbschlaf auf seiner Stangenbritsche — wie weich ihn das Moosbett dünkte! — und seine Ruhe störte kein Laut. Er war allein. Waldram und Schweiker waren ausgezogen, um nach Eberwein zu forschen.

„Er hat den Bruder in der Ramsau aufgesucht, dort will ich fragen nach ihm!" hatte Waldram gesagt und war hinausgewandert gegen die Strub.

„Er muß bei dem kranken Kindl gewesen sein, dort will ich suchen!" meinte Schweiker und stieg über die Gehänge des Göhl empor. Als er die Höhe erreichte und vom Waldsaum aus den Hag des Greinwalders erblickte, hämmerte sein Herz, daß ihm die Adern am Hals wie Striemen schwollen. Er meinte, das käme vom raschen Gang. Freilich, es stockte ihm fast der Atem . . . und da begann er nun gar noch zu laufen: so große Eile hatte er, Kunde von seinem Herrn zu hören. Mit Faust und Grießbeil schlug er an das geschlossene Thor. „Thut auf in Gottes Namen!" Er hörte flüsternde Stimmen im Hof, dann gedämpfte Schritte; doch niemand kam, um das Thor zu öffnen.

Schweiker pochte und rief, aber hinter dem Hag blieb alles still. Er wurde blaß und rot, mit beiden Fäusten trommelte er auf den Bohlen und schrie, daß in der Runde der Wald erschallte: „Thut auf! Aber Leut', so thut doch auf!" Als er wieder einmal mit verhaltenem Atem lauschte, war es ihm, als klänge vom Hause her ersticktes Weinen an sein Ohr. Das konnte der Bauer nicht sein, auch nicht die Bäuerin. Kalt wie Eis fuhr ihm ein Schreck in alle Glieder. „Da muß ein Unheil geschehen sein!" stammelte er, und vor seinen Augen stand ein Bild: Wazemanns Söhne waren in den Hag gefallen, sie hatten den Bauer und die Bäuerin niedergeschlagen oder gefesselt, hatten um die Hände des wunden Mädchens die Stricke geschlungen und . . . doch weiter dachte er nicht. „Hinzula!" schrie er, warf das Grießbeil nieder, verschlang die Arme über der Brust und rannte mit der klobigen Schulter wie ein Sturmbock gegen das Thor. Alle Bohlen krachten, der Riegel splitterte, und Bruder Schweiker hatte freien Weg. Er raffte einen Prügel von der Erde und stürzte dem Hause zu. Unter der Thüre trat ihm die Bäuerin entgegen, bleich, mit aufgerissenen Augen; sie knickte fast zu Boden bei Schweikers Anblick, der



Rubens in der W

Nach einem Gemä



...stätt Brouwers.

...von A. Glisenti.

den Knotenstock schwang mit hallendem Ruf: „Wo sind die Buben? Wo sind sie?"

„Buben? Was für Buben?" stotterte sie. „Ich hab' nur einen einzigen! Und der ist auf der Alben!"

Schweiker ließ den Prügel fallen und griff mit beiden Händen an seinen Kopf, in dem er einen Wirbel spürte, als wären seine Gedanken ein Häuflein Blätter, die der Wind gefaßt. Hinter dem Stall kam der Greinwalder hervorgeschlichen. „Da hört sich doch alles auf!" brummte er. „Gleich ein Loch in den Hag rennen! So ein Unfirm!" Er ging zum Thor, kraute sich hinter den Ohren und besah den Schaden.

„Warum habt Ihr denn das Thor nicht aufgethan? Ich hab' doch gerufen!" stammelte Schweiker.

„Gerufen, gerufen!" Das Weib wurde rot bis über die Ohren und schielte nach ihrem Mann. „So 'was muß man doch hören, eh' man aufthun kann! Was willst denn eigentlich?"

Da mußte sich Schweiker besinnen; nach einer stummen Weile fiel es ihm ein: „Meinen Herrn hab' ich suchen wollen. Ist er nicht dagewesen?"

„Nein, nein, hab' nichts gesehen, hab' nichts gehört."

„Aber er muß doch dagewesen sein! Ich hab' doch gesehen, wie er über die Halden heruntergestiegen ist. Wo sollt' er denn gewesen sein, wenn nicht bei Deinem Kindl?"

Verlegen suchte die Bäuerin nach Worten; doch sie fand nur wieder die alte Rede: „Nein, nein, hab' nichts gehört, hab' nichts gesehen!"

Schweiker schüttelte den Kopf und machte ein paar Schritte gegen das Thor. Schwer atmend blieb er wieder stehen und fragte: „Wie geht's ihr denn?"

„Gut, gut!" lautete die hastige Antwort. „Da brauchst Dich nimmer sorgen! Kannst schon gehen! Wohl wohl! Sie wird bald wieder hüten können."

„Der liebe Gott sei drum gelobt!" Ein tiefer Seufzer, und Schweiker ging zum Thor; doch wieder kehrte er um, und seine Stimme schwankte: „Sag' ihr . . . sag' ihr, ich thu' sie grüßen lassen! Gelt, sag' ihr das!"

Er wollte gehen; da klang es mit zitterndem Ruf aus der Stube: „Gottesmann!"

Mit einem Sprung war Schweiker bei der Thüre; stotternd wollte ihm die Bäuerin den Weg verlegen, aber den das Thor nicht aufgehalten, den hielten auch die Hände des Weibes nicht. Im Halbdunkel der Stube leuchtete ihm vom Bett das Gesichtlein der Hirtin und die weiße Binde entgegen. „Kindl! Kindl!" Mehr brachte er nicht über die Lippen.

Wortlos streckte Hinzula die Hände nach ihm. Als er zögernd nähertrat, sah er ihre verweinten Augen und die Spur der Zähren auf ihren schmächtigen Wangen. „Gelt, so hab' ich doch recht gehört!" stammelte er. „Was ist denn geschehen, Kindl? Sag' doch, sag', warum denn hast Du geweint?"

„Weil, weil . . ." da gewahrte Hinzula die Zeichen, die ihr die Mutter hinter dem Rücken des Mönches machte. Sie senkte die Augen und lispelte: „Weil ich Schmerzen hab'."

Erschrocken faßte er ihre Hände, setzte sich auf die Kante des Lagers und starrte mit kummervollen Augen auf ihre blassen Züge. Sie schien die Sprache seiner Blicke zu verstehen. „Mir ist schon wieder ein lützel besser," flüsterte sie mit scheuem Lächeln und ließ sich auf das Heupolster zurücksinken. „Thu' nur meine Händ' nicht auslassen!"

Bruder Schweiker hielt fest. Nach einer Weile aber wurde er unruhig und drehte immer wieder das Gesicht zur Thüre.

„Was schaust denn alleweil'?" fragte sie.

Er zögerte mit der Antwort. „Ich mein', ich werd' wohl fort müssen." Sie hob sich erschrocken auf und ihre zitternden Finger umklammerten seine Hände. „So schau' doch, Kindl," jammerte er, „ich muß ja meinen Herrn suchen!"

Sie ließ das Köpflein sinken. Weshalb er gehen mußte, das kümmerte sie nicht — sie hörte nur, daß er nicht bleiben konnte, und seufzte: „So gut ist mir, wenn Deine Händ' mich halten! Schier völlig gesunden hätt' ich können . . . jetzt muß ich halt wieder liegen in Schmerzen!"

Bei dem fassungslosen Zwiespalt, in welchen Bruder Schweiker durch diese Worte geriet, fiel es ihm gar nicht auf, daß dem Druck seiner Hände eine so wundersame Heilkraft innewohnte. Was sollte er thun? Konnte er gehen? Durfte er bleiben? Im Wirbel dieser Fragen kam ihm wie eine Erleuchtung die Erinnerung, daß Eberwein einst zu ihm gesprochen: „Findest Du ein Menschenkind in Not und Schmerzen, so denke nicht Deiner selbst, nicht Deiner Brüder und des Klosters; Not hat kein Gebot als nur das einzige des Erbarmens!" Und es war doch sein Herz des „Erbarmens" so voll, daß es ihm fast zerspringen wollte.

„Ja, Kindl, ja, Du bist in Not und Schmerzen, da muß ich bleiben! Das hat er selber gesagt!"

Ueber die Züge der Hirtin ging ein Lächeln, so hell wie Sonnenschein . . .

Draußen aber leuchtete kein Strahl. Grau hing das dicht geschlossene Gewölk über dem Thal, alle Spitzen der Berge verhüllend. Kein Windhauch regte sich, und das trübe Zwielicht verschleierte die Farben. Es hatte sich über alles Leben der Erde gesenkt wie eine dumpfe trostlose Stimmung. Lautlos dehnte sich der welkende Bergwald, und es schien, als stünde jeder halb entblätterte Strauch und jeder fröstelnde Baum in Furcht und Scheu vor einem nahenden Feind. Dunkler und dunkler sammelten sich die Wolken. Aus allen Bergscharten tauchten sie auf, glitten die Gehänge entlang und drängten sich über dem Thal zu Hauf, als wäre in den Lüften ein „Thing" berufen, welches entscheiden sollte über die kommende Zeit. In schwärzlichem Blau wälzte sich ein gesonderter Wolkenzug, zwischen dem Totenmann und Steinberg, über das Ramsauer Thal einher.

Die ziehenden Schwaden streiften den steilen Bergwald, durch welchen der alte Runot von den Alben niederstieg. Er hatte seine Buben gerufen, um mit ihrer Hilfe sein in Trümmer gefallenes Haus neu wieder aufzurichten. Als er das Thal erreichte und am Kirchlein vorüberschritt, sah er das greise Paar auf der Steinbank unter der Linde sitzen; um den Baum her war die Erde gelb von gefallenen Blättern. Der Bauer lüftete zum Gruß das lederne Käpplein und deutete nach der Höhe. „Schau' hinauf, die tragen den weißen Winter im grauen Kittel."

„Wohl wohl," nickte Hiltischalk, „tummel' Dich nur, daß Du Dein Häusl unter Dach bringst, 'vor der Schnee am Hag hinaufwachst."

„Ich mein', es wird sich machen. Bieten doch alle Nachbarsleut' die Händ' zum Schaffen."

„Recht so, recht, nur alleweil' fest zusammenhalten! Bei solchem Bund ist Gottes Segen. Geh' nur, geh' und versäum' kein Stündl!"

Der Bauer grüßte und wanderte weiter.

„Ist ein guter braver Mann!" nickte der Greis. „Gott hat sich sichtlich an ihm erwiesen und wird ihm das neue Haus behüten."

„Ja, das wird er!" sagte Hiltidiu mit ihrer leisen Stimme und blickte mit verträumtem Lächeln auf das Sträußlein in ihren Händen. Es waren welkende Heideblumen ... die Blüten, die ihr Eberwein gesandt. Nach einer Weile suchten ihre Augen den Weg, der neben dem Kirchhof vorüberzog und am Ufer der Ache unter Bäumen verschwand. „Meinst, er kommt wohl heut' noch?"

„Freilich, freilich, er hat es ja durch die Mätzel sagen lassen!" Hiltischalk griff an seiner Kutte umher. „Wo hab' ich nur das Birkenblättlein?" Er zog aus einer Tasche die weiße Rinde hervor und las: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!" Er faßte die welken Hände der Greisin und wortlos schmiegten sie die faltigen Wangen aneinander. Um sie her fielen die Blätter, und hoch in den Lüften, fast im Gewölk, eilte eine Schwalbenschar der Ferne zu, wie auf hastiger Flucht . . .

Die Greisin fuhr auf, zitternd, und deutete gegen das Thal der Ache. „Er kommt! Er kommt! Schau' nur: zwischen den Bäumen seh' ich das schwarze Häs!"

„Wohl wohl, das ist er schon!" rief Hiltischalk. So schnell, als ihre alten Füße sie trugen, eilten sie zum Thor der aus Felsbrocken aufgeschichteten Umfriedung.

„Willkommen, willkommen!" rief der Greis in bebender Erregung, „willkommen in Gott, Du mein guter Bruder . . ." Er verstummte und blickte erschrocken auf den Mönch, welcher wankenden Ganges den Hof betrat. Pater Waldram war es; kaum trugen ihn die Füße noch, und keuchend ging sein Atem; seine bleiche Wange war blutig geschunden wie von einem Sturz, und übel hatten die Dornen des Weges und die dürren Aeste des Urwalds seine Kutte zugerichtet. Und was er sonst noch auf diesem Wege erfahren, redete aus dem heiseren gereizten Klang seiner ersten Worte: „Ein Thor, das dem Diener Gottes offen steht? Wo sind die Hunde, um mich zu jagen? Wo die Steine, die mich treffen sollen?" Seine Hände, die den Stab verloren, griffen nach einer Stütze, und taumelnd sank er auf die Steinbank nieder.

Stotternd in Schreck und Sorge umschlang ihn Hiltischalk mit beiden Armen. „Lauf, Hilti, lauf, bring' Speis' und Trank, daß wir den Müden laben! Schau' nur, der gute Bruder ist völlig von Kräften!"

Die Greisin eilte ins Haus. Bei Hiltischalks letzten Worten hatte Waldram sich aufgerichtet. „Ohne Kraft ist nur, wen Gott nicht stärket!" Er stand und hob die Arme. „Ich stehe auf Gottes geweihter Erde, und mir ist wohl!"

„Freilich, freilich, mein guter Bruder, freilich: wohl ums fromme Herz . . . aber schau', der schwache irdische Leib, das ist eine andere Sach'!"

„Rede nicht unnütz! Bist Du Hiltischalk, der Leutpriester in der Ramsau?"

„Wohl wohl, mein lieber Bruder, der bin ich. Und Du bist von den Gademer Brüdern einer? Gelt? Der gute Herr hat wohl selber nicht kommen können, so hat er wohl Dich geschickt, um mir die Ruh' zu bringen . . ."

„Mich hat die Sorge geführt. Eberwein, mein Herr und Propst, ist gestern mit dem Morgen ausgezogen und zur Nacht nicht heimgekehrt."

„Nicht heimgekehrt!" Erschrocken schlug Hiltischalk die Hände ineinander. „O Du allgütiger Gott im Himmel! Es wird ihm doch kein Unheil widerfahren sein?"

„Er war bei Dir?"

„Freilich, und meine Magd hat ihn hinausgeführt bis in die Schönau und hat das Sträußlein von ihm gebracht und das Birkenblatt und hat mir ausgerichtet: heut' will er wiederkommen. Stund' um Stund' schon warten wir auf ihn mit Schmerzen . . . denn wenn mir der liebe Bruder auch gleich das Birkenblatt geschickt hat und das Sträußlein für mein gutes Weib, so hätt' ich halt doch gern . . ." Der Greis verstummte.

Wie vor einem Aussätzigen war der Mönch vor ihm zurückgewichen. „Dein Weib! Du sagst: Dein Weib, und es öffnet sich unter Deinen Füßen nicht die Hölle!"

„Aber mein lieber Bruder," stammelte Hiltischalk, „tausendmal thu' ich Dich bitten: laß doch reden mit Dir in Ruh'!" Seine Stimme dämpfte sich zu zitterndem Flehen. „Schau' nur, da kommt meine gute Hilti . . ."

Die Greisin kam aus dem Haus, achtsam ein Kännlein Milch in den Händen tragend; Mätzel folgte ihr mit Brot und Käse. „Nehmet, lieber Gast," sagte Hiltidiu, „und genießet der Gottesgab' . . ."

„Lästere nicht den Himmel mit diesem Wort!" klang Waldrams schrille Stimme. „Eh' soll der Hunger mich töten, eh' meine Lippe kostet, was solche Hand mir bietet. Des Teufels ist, was Du berührtest mit verfluchten Händen!" Und mit zuckender Faust schlug Waldram die Kanne aus der Hand der Greisin. Bleich und zitternd stand Hiltischalk, zu Tod erschrocken sein Weib. Mätzel ließ die hölzerne Schüssel fallen, rannte kreischend aus dem Hof und durch das Thal hin klang ihr zeterndes Geschrei um Hilfe.

„Herr, Herr," keuchte der Greis, während seine Blässe mit dunkler Röte wechselte, „übel thust Du an meinem Weib!" Er trat vor Hiltidiu hin und breitete schützend die Arme.

„Bangest Du um die Gesellin Deiner Sünde? Rufe zu ihrem Schutz die Hölle an, sie wird erscheinen, denn Jubel und Freude habt Ihr dem Teufel bereitet!"

„Herr, Herr," schrie Hiltischalk in wachsendem Zorn; doch die Greisin zog ihn an sich, drückte ihm die Hand auf die Lippen und sagte zu Waldram: „Redet nicht so böse Wort'! Blicket her auf unser weißes Haar und habet Ehrfurcht vor dem Alter!"

Unbewegt, mit einem Antlitz, in dessen Zügen der Zorn versteinert schien, stand der Mönch. „Ich kenne nur eine Ehrfurcht: die Ehre, die ich dem Himmel gebe, die Furcht vor Gott. Wider den Himmel habt Ihr gefrevelt, und Gottes Wohnhaus habt Ihr entweiht zur Stätte des Lasters! Es sandte mich der Herr, sein heiliges Haus zu reinigen und Gericht zu halten über Euch. Wollt Ihr der Hölle nicht ewig verfallen sein, verstoßen aus dem Schoß der Kirche, wollt Ihr nach schreiender Sünde noch Buße gewinnen, so zerreißet ohne Zögern den verruchten Bund, den der Teufel gesegnet! Löset Eure Hände! Tretet auseinander! Ihr sollt geschieden sein wie Tag und Nacht, und Meer und Berge sollen liegen zwischen Euren Herzen!"

Die flammende Kraft dieser Worte versagte auf das greise Paar die Wirkung nicht. Wohl lagen ihre Hände ineinander wie festgeschmiedet, doch zitternd standen sie, mit bleichen Gesichtern und starren Augen.

„Hört Ihr das Geheiß der Kirche nicht? Mit jedem Atemzug, den Ihr noch Seite an Seite schöpfet, mehrt Ihr Eure Sünde! Tretet auseinander! Löset Eure Hände! Verflucht ist jeder Blick, den Ihr Aug' in Auge tauscht!"

„Aber Bruder, Bruder!" stammelte Hiltischalk und holte aus seiner Tasche mit schlotternder Hand das Birkenblatt hervor. „Lies doch, lies, welch eine Botschaft uns Dein Herr und Propst gesendet!"

Waldram las und wie in Entsetzen schleuderte er das Blatt von sich. „Er sandte Dir diese Worte? Er? Und er wußte, daß Du in Buhlschaft lebst?"

Hiltidiu schlug die Hände vor das Gesicht, der Greis aber richtete sich auf, als wäre seinen Gliedern Kraft und Jugend wiedergekehrt. „Sag' das Wort nicht wieder!" klang seine bebende Stimme. „Ich und meine Hilti, wir leben in frommer gottesfürchtiger Eh'. Und was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden! Der mir die Wort' geschickt hat, dem glaub' ich mehr als Dir!"

„Er wußte um Deine Sünde und mißbrauchte das heilige Wort! Er hat gehandelt wider Eid und Pflicht, hat die Treue gebrochen, die er der Mutter Kirche zugeschworen . . . und ich frage noch, weshalb er nicht heimgekehrt? Geh' doch, geh', suche die Tiefe, in die ihn Gott gestürzt zur Strafe seines Treubruchs!"

Hiltischalk drückte das thränenüberströmte Gesicht seines Weibes an die Brust und umschlang sie mit zitternden Armen. „Laß ihn reden, Hilti," sagte er schluchzend, „laß ihn reden! Wir zwei, wir können nimmer voneinander. Gewachsen sind wir und gestanden Seit' an Seit', zwei gute feste Bäum'. Die Aest', die sind verflochten, daß keiner mehr die Blätter scheidet, und aneinander sind die Stämm' gewachsen, daß zwischen ihnen nimmer Platz ist für den Beilhieb. Uns zwei, uns löset keiner mehr. Laß gut sein, Hilti, laß gut sein . . . es giebt kein Beil, das solche Schneid' hat!" Zärtlich faßte er mit beiden Händen das Haupt der Greisin und küßte ihr weißes Haar.

Zögernd stand der Mönch, als wäre ihm ein menschliches Rühren in das starre Herz geschlichen; doch seine Hände griffen nach dem Kreuz an seinem Gürtel, und schrill hob sich seine Stimme: „Wagt sich die Hölle schon heran an mich? Weichet von mir, Ihr Geister der Verführung! Mit mir ist Gott!" Er schwang das Kreuz gleich einem Schwerte und faßte den Arm des Greises. „Ihr wollt das Wort der Kirche nicht hören ... so leg' ich zwischen Euch das Kreuz . . ."

Da stürzte Mätzel schreiend in den Hof; ihr folgte ein lärmender Haufe, Männer, Weiber und Kinder; sie umringten das greise Paar, drohende Blicke richteten sich auf den Mönch, die Weiber griffen nach Steinen, die Männer hoben die geballten Fäuste, und ihr Geschrei erfüllte den Kirchhof. Waldram wich zurück, doch wenige Schritte nur; brennende Röte flammte auf seinem Gesicht, und seine Augen glühten. „Wollt Ihr den Diener Gottes morden, verführt von diesem falschen Hirten? Schwinget die Steine doch! Lasset die Fäuste fallen auf mein Haupt . . . Ihr seht, ich rühre keinen Arm zu meinem Schutz und fessele meine Hände!" Das Kreuz umklammernd, streckte er die Hände, als wären sie gebunden, den Schreienden entgegen. Da wurden sie still, ließen die Fäuste sinken und die Steine fallen und starrten mit scheuen Augen auf den Mönch; man hörte nur noch das Rauschen der Ache und das Schluchzen der Magd, welche zu Hiltidius Füßen kauerte. Waldram richtete sich auf und hob das Kreuz. „Fühlt Ihr, daß ich ohne Waffen stärker bin als Ihr mit Euren Steinen und Fäusten? Kommt die Furcht Euch an vor jenem, der über den Wolken wohnt als meine Hilfe? Ein Hauch aus seinem Munde, und Ihr seid wie Blätter vor dem Winde, preisgegeben der Vernichtung! Doch Gott der Herr will Euer Elend nicht und Euren Untergang, er hat mich ausgesandt, um Euch zu retten. Höret mich, Ihr Armen und Betrogenen! Wenn Ihr nicht sinken wollt in ewiges Verderben, so löset Euch von diesem Manne, der als ein falscher Hirte unter Euch gestanden, ein Wolf in Eurer Herde!"

Alle Augen wandten sich auf Hiltischalk und einer der Männer stammelte: „So red' doch, Bruder Hiltischalk, so red' doch! Wie darfst Du denn so 'was sagen lassen wider Dich? Du, der alleweil' zu uns gewesen ist wie ein Vater zu seinen Kindern!"

Lallend bewegte Hiltischalk die Zunge und blickte mit verstörten Augen um sich her.

„Sehet, wie Gott mit Stummheit seine Zunge schlägt und die Lüge erstickt auf seinen Lippen!" Jähen Schrittes, daß die Weiber und Männer erschrocken vor ihm wichen, trat Waldram

auf den greisen Priester zu, mit steinernem Antlitz und flammenden Augen, wie ein Dämon der Rache und des Zornes. „So lös' ich von Dir das heilige Zeichen, das Du geschändet!" rief er und riß das hölzerne Kreuzlein von der Brust des Greises. „Und höre Dein Gericht nach dem Gesetz der Kirche: Du bist dem Bann verfallen, verlustig Deines Amtes und Deiner priesterlichen Würde! Die Weihe sei getilgt von Deinem Haupt — was Du gebunden, sei gelöst, was Du gesegnet, sei verflucht!" Er wandte sich zu einem Weibe. „Hat er Dein Kind getauft? So hat er es der Hölle übergeben! Reiß es hinweg von ihm, sei Deinem Kinde eine Mutter, trag' es in Gottes Haus und leg' es auf den Altar... ich will Dir helfen, will zum Himmel schreien, daß Gott Deines Kindes sich erbarme!" Bleich und zitternd hob das Weib ihren Knaben an die Brust und taumelte in die Kirche, während Waldram den Arm eines Mannes faßte. „Vergab er Deine Sünden? Reichte er Deinen Lippen das Sakrament? Unseliger! Dein Herz ist schwer von Schuld, und Brot der Hölle hast Du genossen! Thue Buße, wirf Dich auf die Knie und bete, daß Gott Dir gnädig sei!" Da folgte der Mann dem Weibe, das greise Paar noch streifend mit einem scheuen Blick.

Ein paar murrende Stimmen ließen sich hören, doch mit hallender Kraft übertönte sie die Rede des Mönches. „Folget mir, Ihr alle, die dieser falsche Hirte von Gott gewendet und der Hölle zugeführt. Kniet nieder und schreiet zum Himmel um Gnade! Oder es könnte geschehen, daß Gottes Langmut ein Ende nimmt und daß er im Zorne sein Feuer wirft auf das entweihte Haus!"

„Es hat ja der Blitz schon in die Kirch' geschlagen," kreischte eine Weiberstimme, „und hat das Kreuz geworfen und das Dach verbronnen!" Und wieder lichtete sich der Kreis um Hiltischalk. Wie Keulenschläge fielen die Worte des Mönches, und das zehrende Feuer, das in seinem Herzen brannte und von seinen Lippen schlug, erfaßte diese zitternden Menschen. Hiltischalk und Hiltidiu hatten aus den Leuten der Ramsau allzu gläubige Christen gemacht, als daß der Himmel und die Hölle, welche Waldram vor ihnen beschwor, ihre Gemüter nicht hätten erfüllen sollen mit scheuer Ehrfurcht und drückendem Bangen. Sie sahen den Himmel verschlossen und die Hölle offen, und da streckten sie in Angst die Arme nach der Hilfe. Das kleine Kirchlein füllte sich, und es wurde einsam um das greise Paar, das verloren dastand in sprachlosem Jammer, um sich herstarrend wie in eine stürzende Welt. (Fortsetzung folgt.)

Die Straußenfeder.

Jüngst trat unser Dienstmädchen in das Wohnzimmer, um Abschied zu nehmen, da es seinen Ausgangssonntag hatte. Ich blickte auf: das brave und fleißige Mädchen stand da in seinem schmucken Sonntagsstaate und den weißen Hut schmückte eine mächtige Straußenfeder! Ich mußte lächeln . . . nicht über das Mädchen, denn warum soll sich eine junge fleißige Magd am Sonntag nicht schmücken? Nein, über die Straußenfeder — denn es fiel mir ein, welche Wandlungen sie im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat. Einst hat sie das Haupt der Pharaonen geschmückt — auf alten ägyptischen Bildern tritt sie als echt königlicher Schmuck uns entgegen; als Zeichen fürstlicher Würde wurde sie Jahrhunderte hindurch Asiens Selbstherrschern vorangetragen; dann gab es eine Zeit, wo in Europa nur Edelfräulein und Ritter sich einen derartigen Federbusch erlauben konnten — und nun?

Man sieht sie überall; sie ist billig — und gewöhnlich geworden.

Wenn ich in meiner Jugend eine Straußenfeder ansah, so weckte ihr Anblick in mir gar lebhafte Vorstellungen. Sie berührte mich ähnlich wie ein Hirschgeweih an der mit Waffen geschmückten Wand eines Jagdschlosses — sie war mir eine Jagdtrophäe. Da tauchten vor meinen Augen die unendlichen Gefilde der sonnverbrannten Wüste auf und ein Trupp Beduinen, der auf flinken Rossen hinter dem mächtigen Vogel herstürmte, bis er in den Sand gestreckt war. Erbeutet waren in der That die Straußenfedern, mit denen sich unsere Eltern schmückten, auf mühevollen Wegen durch die Wüste waren sie nach den Häfen Afrikas gebracht. Heute ist das anders; es werden in Afrika wohl noch immer Strauße gejagt, aber in der freien Wüste sind sie äußerst selten geworden, und was heute die Damenhüte schmückt oder zu Fächern zusammengesetzt wird, das sind zumeist — gerupfte Federn, in derselben friedlichen Art gewonnen wie die Gänsefedern, die unsere Betten füllen.

Der Strauß ist kein so wilder Vogel; wird er gut behandelt, so gewöhnt er sich an den Menschen, und viele Negerstämme haben ihn seit lange zu zähmen gewußt. Afrikanische Wüstenreisende waren oft Zeugen des seltsamen Schauspiels, daß zahme Strauße den Karawanen folgten und mit dem Vieh zur Tränke oder auf die Weide getrieben wurden.

Aber die trägen Eingeborenen Afrikas schlugen aus dieser Eigenschaft des Vogels kein Kapital; ihre Straußenzucht blieb beschränkt, verschwindend klein, bedeutungslos für den Welthandel. Was der Strauß einbringen kann, darauf sind erst die Engländer gekommen oder haben es wenigstens zuerst der Welt praktisch bewiesen.

Man hat wohl schon früher in Aegypten und später in Algerien Versuche mit Straußenzucht gemacht, doch erlangten sie keine Bedeutung und verliefen meist im Sande. Sachverständig ist man dagegen im Kapland vorgegangen, wo man ja die Straußenbehandlung von den Wilden erlernen konnte. In den sechziger Jahren begannen dort Europäer Strauße zu halten, und die Statistik berichtet aus dem Jahre 1865, daß es damals in der Kapkolonie 80 Stück zahmer Strauße gegeben habe. Wie haben sich nun diese Vögel von Jahr zu Jahr vermehrt! Nach zehn Jahren, 1875, wurden bereits 32 247 Stück gezählt, im Jahre 1885 nicht weniger als 152 415 Stück, und im Jahre 1893 wurde der Bestand dieses größten Hausgeflügels in der Kapkolonie auf etwa 200 000 Stück geschätzt.

Kein Wunder, daß die Kapkolonie die Welt mit dem prächtigen Gefieder überschwemmte! In dem Jahrzehnt von 1880 bis 1890 betrug die Ausfuhr an Straußenfedern über eine Million Kilo und stellte einen Wert von rund 150 Millionen Mark vor. Die Straußenzucht wurde in der That zu einer Goldgrube. Aber in dem Maße, als sie wuchs, sank auch der Wert der Straußenfeder. Ausgesucht schöne Federn, sogenannte „Kapitalfedern" aus den Flügeln des Vogels, werden noch heute mit Liebhaberpreisen bezahlt, wenn sie mindestens 34 bis 35 g wiegen, 10 cm breit und gegen 35 cm lang und rein weiß oder von sattschwarzer Farbe sind; aber der für den Welthandel maßgebende Durchschnittswert der Ware ist bedeutend zurückgegangen. Im Jahre 1860 wurde noch ein englisches Pfund (zu 453 g) mit 170 Mark bezahlt; 1870 konnten nur 61 Mark erzielt werden; der Preis stieg vorübergehend wieder auf 100 Mark, sank dann aber stetig, und seit 1888 beträgt er im Großhandel nur 20 Mark und darunter! In ähnlicher Weise ist der Wert des Vogels selbst zurückgegangen. Zu Anfang der Zucht im Kaplande kostete z. B. ein Brutpärchen bis 5000 Mark, 1888 nicht mehr als 800 bis 1000 Mark, gegenwärtig sind die Preise noch niedriger, und junge Vögel kann man schon für 20 bis 80 Mark erstehen.

Die Erfolge der Kapländer erregten den Neid anderer Völker und Kolonisten, deren Gebiete sich gleichfalls für Straußenzucht eigneten. Bei Buenos Aires und Montevideo, in Australien, auf Neu-Seeland und Mauritius wurde Straußenzucht ins Leben gerufen, so daß die Kapregierung sich schließlich veranlaßt sah, auf die Ausfuhr lebender Strauße einen hohen Zoll zu legen, 2000 Mark auf jeden Vogel und 100 Mark für je ein Ei. Das ist zweifelsohne der höchste Geflügel- und Eierzoll, den es jemals auf der weiten Erde gegeben hat.

Trotz dieser Abwehr wächst der Wettbewerb in verschiedenen Weltteilen und die schönen Straußenfedern werden wohl noch billiger werden, sehr zum Schaden der zahmen Strauße; denn die Züchter legen sich bereits die Frage vor, ob denn dieser große Vogel nur des Gefieders wegen gepflegt zu werden braucht. Das Straußenweibchen legt bekanntlich recht große Eier, von denen jedes im Durchschnitt 1,25 Kilogramm, also $2\frac{1}{2}$ Pfund, wiegt. Die Eier geben wohlschmeckende Speisen, wenn man sie zu bereiten versteht. Das Eiweiß der Straußeneier ist nämlich im Vergleich zum Eigelb unverhältnismäßig stark entwickelt; man muß darum bei der Verwendung in der Küche etwas Eiweiß beiseite thun, dann erhält man aus dem Straußenei Eierspeisen, die denen aus dem Hühnerei gar nicht nachstehen. Die Straußenhenne ist außerdem ein guter Legevogel. In guten Gehegen Südafrikas legt sie jährlich 25 bis 30, manchmal sogar 45 bis 50 Eier. Die Menschen könnten natürlich alle diese Eier nicht aufessen, ein Teil müßte dem Vogel zum Brüten belassen werden; man hat aber berechnet, daß alsdann beim regelrechten Betriebe der Straußenzucht immer noch von jeder Henne eine Eiermasse zu gewinnen wäre, die 600 Hühnereiern entsprechen würde. Während wir aber die Schalen unserer Geflügeleier wegwerfen, hat beim Straußenei selbst diese noch einen nicht zu verachtenden Wert. Die Eingeborenen bereiten aus ihr Gefäße und auch unsere Industrie verarbeitet sie zu allerlei Schmucksachen; also würde ein Straußeneierhandel lohnen. Entfernungen bedeuten heutzutage gar nichts. Am Kap der Guten Hoffnung reift der Obstsegen, wenn wir Frühjahr haben, und seit einigen Jahren sendet die Kapkolonie viele Centner frischen Obstes um jene Zeit nach London; warum sollte man nicht auch frische Straußeneier nach London senden können? Dorthin müßten sie ja nicht verzollt werden!

Ja, man geht noch weiter. Das Fleisch des Straußes ist wohlschmeckend, viel besser als Kaninchenfleisch; es ist zwar nicht so zart wie das des Truthahns, aber dafür nahrhaft und kräftig, dem Rindfleisch ähnlich. Wer weiß, welche Vorzüge es noch zeigen würde, wenn man eine richtige Straußenmast einführte und die Wüstenrenner zu einer beschaulicheren Lebensart veranlaßte!

Es giebt natürlich Leute, die über solche Pläne lachen; das ist ein billiges Vergnügen, das sich auch viele bereitet haben, als in der Kapkolonie vor dreißig Jahren mit einem Dutzend Strauße die ersten Zuchtversuche angestellt wurden. Heute tummeln sich dort 200 000 menschenfreundliche Straußenvögel und die Kapländer haben in den dreißig Jahren mit den Federn gegen 200 Millionen Mark verdient.

Ja, das „dunkle" Afrika wird uns noch viele Ueberraschungen bringen, wenn auf seinen weiten Steppen und Wüsten europäischer Unternehmungsgeist sich breit machen wird! Wer weiß, ob nicht einmal unsere Söhne für deutsch-südwestafrikanische Straußenleberpasteten schwärmen werden? Ob dann auf feinen Damenhüten noch Straußenfedern prangen werden? Wer weiß es? Es kann wohl sein, daß dann der stolze Pharaonenschmuck nicht mehr wert ist — als die bunte Hahnenfeder!

J.

Papiergeld und Papiergeldfälschungen.

Von **Eduard Grosse.**

Im zweiten Teile seines „Faust“ giebt Goethe eine recht erbauliche Schilderung von der Einführung des Papiergeldes. Der Erfinder ist dort kein Geringerer als Mephistopheles selbst, „der Geist, der stets verneint“, der Beherrscher des nordischen Hexen- und Geisterreiches. Er befindet sich mit Faust am kaiserlichen Hofe, allwo großer Geldmangel herrscht, und tritt hier als Retter aus der Not auf, indem er das volksbeglückende Zahlungsmittel der Kassenscheine ausfindig macht. Heermeister, Schatzmeister und Marschalk treten fröhlich vor den geldbedürftigen Kaiser, der ob dieser Fröhlichkeit verwundert dreinschaut, bis ihm der würdige Kanzler einen Kassenschein vorzeigt und ihn dabei belehrt:

„So hört und schaut das schicksalschwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.
(Er liest.) ‚Zu wissen sei es jedem, der's begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.
Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.‘“

Dem Kaiser kommt die Sache verdächtig vor, und er braust zürnend auf: „Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!“ Allein er wird begütigt und wundert sich nur noch, daß der Zettel seinen Leuten für gutes Geld gilt. Aber warum sollte er das nicht? Mephistopheles und Faust haben ja die unschätzbare Entdeckung gemacht, daß in der Erde viel verborgenes Gold liegt; das kann doch als genügende Bürgschaft gelten, man braucht es eben nur auszugraben! Und dann:

„Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Ist so bequem, man weiß doch, was man hat; —
Will man Metall, ein Wechsler ist bereit,
Und fehlt es da, so gräbt man eine Zeit.
Pokal und Kette wird verauktioniert,
Und das Papier, sogleich amortisiert,
Beschämt den Zweifler, der uns frech verhöhnt.
Man will nichts anders, ist daran gewöhnt.“



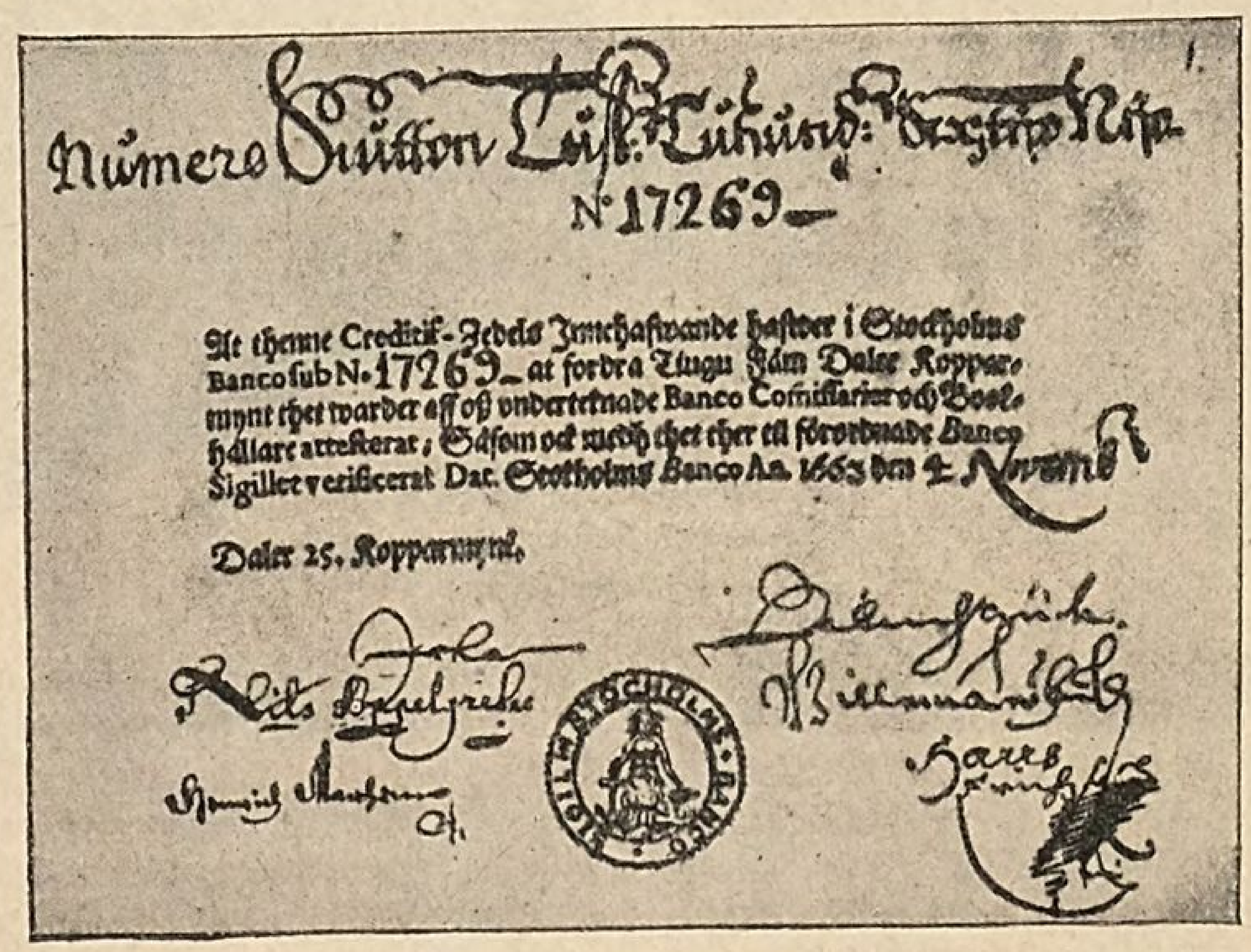
Oesterreichischer Einlösungsschein vom Jahre 1811.

Die Satire, welche in Goethes Versen liegt, hat einen tiefen Sinn. Denn das Papiergeld — so ungefährlich es bei vorsichtiger Finanzwirtschaft ist — hat doch schon großes Unglück angerichtet und ganze Völker in unsägliches Elend gestürzt. Etwas Teuflisches hängt ihm an, und hinter seiner scheinbaren Harmlosigkeit grinst das satanische Auge Mephistos.

Uebrigens hat Goethe seinem Faust und Mephisto etwas in die Schuhe geschoben, woran sie unschuldig sind. Nicht zu Fausts Zeiten und nicht in Europa wurde das Papiergeld erfunden, sondern schon viel früher im fernen Reiche der bezopften Chinesen. Dort ereignete es sich angeblich um das Jahr 119 v. Chr., daß die Staatseinnahmen mit den Staatsausgaben nicht mehr gleichen Schritt hielten, wodurch die Regierung in große Geldverlegenheit geriet. Um Geld zu schaffen, ließ man Hirschhäute in fußgroße Stücke zerschneiden, mit Schrift und Ornamenten bemalen und gab sie sozusagen als Staatsschuldscheine in Zahlung. Die Großen des Reiches zahlten dafür bereitwillig die geforderten Summen, verkauften die Staatsscheine wieder an andere, und so wurde der erste Schritt zu der Schuldschein- und Papiergeld- (oder eigentlich Ledergeld-) Wirtschaft gethan. — Das wirkliche Papiergeld kam erst viel später, ungefähr um das Jahr 1000, in Aufnahme. Ein chinesischer Minister hatte den klugen Einfall, das schwere Metallgeld durch bedruckte Papierscheine zu ersetzen, die man „Tchitsi“ nannte. Sie wurden, da die Chinesen schon damals den Holztafeldruck kannten, in großen Massen gedruckt und bildeten die ersten Umlaufsnoten. Später führte man Papierscheine ein, die „Kiao-tsu“ hießen und eine Umlaufzeit von drei Jahren hatten, worauf sie vom Staat eingelöst und durch neue Scheine ersetzt wurden.

Das Volk scheint aber an dem Papiergeld nicht viel Freude gehabt zu haben, denn viele weigerten sich, ihr gutes Metallgeld gegen die verdächtigen Papierzettel herzugeben. Da druckten die Staatslenker einfach auf die Banknoten: „Es wird angeordnet, daß Papiergeld mit dem kaiserlichen Siegel ebenso in Zahlung zu nehmen ist wie Kupfergeld; wer nicht gehorcht, der wird geköpft.“ Das war deutlich, und da jedermann lieber sein Kupfergeld als seinen Kopf hergab, so kamen die Papierzettel zur allgemeinen Anerkennung, und China genießt die Ehre, das erste Papiergeld besessen zu haben.

Während der dreijährigen Umlaufzeit gingen naturgemäß viele Banknoten teils durch Unfälle, teils durch die Unachtsamkeit der zeitweiligen Besitzer verloren. Die Regierung konnte selbstverständlich nur die vorhandenen Banknoten wieder einlösen, die Einlösungssumme für die verlorengegangenen Noten verblieb ihr als willkommener Gewinn, und so war für sie im Papiergelde eine ergiebige Goldgrube entdeckt. Doch wie den Entdeckern von Goldlagern stets Freibeuter nachfolgen, die an der glücklichen Entdeckung teilhaben wollen, so folgten hier die Papiergeldfälscher. Was die Regierungsdrucker machen konnten, das konnten auch die Privatdrucker machen, und bald kamen findige Holztafeldrucker auf den Einfall, die Papierzettel der Regierung nachzumachen und die Nachahmungen als Geld in Umlauf zu setzen. So hatte China neben seinem ersten Papiergeld zugleich die ersten Papiergeldfälscher, mit denen die Regierung schon harte Kämpfe bestand, bevor man noch in Europa etwas von der neuen Herrlichkeit wußte.



Schwedisches Papiergeld vom Jahre 1663.

Die europäischen Staaten entschlossen sich erst viel später zur Einführung des Papiergeldes. Allerdings ließ schon Kaiser Friedrich II. während der Belagerung von Faënza ein Notgeld aus Leder herstellen, um seinen Soldaten die Löhnung zahlen zu können, und ebenso ließ die belagerte Stadt Leiden im Jahre 1574 Gulden aus Pappe prägen; auch in Rußland wurden schon Notrubel aus Leder ausgegeben, doch hatte dieses Geld immer nur den Zweck, in Zeiten der Kriegsnot einen augenblicklichen Ersatz für das fehlende Metallgeld zu bieten.

Das erste, eigentliche Papiergeld kam in Schweden zur Verwendung. Die schwedische Regierung erteilte im Jahre 1656 dem Finanzmanne Johann Palmstruck die Erlaubnis zur Ausgabe von Banknoten, worauf vom Jahre 1661 an durch die Stockholmer

Bank sogenannte „Transportzettel" ausgegeben wurden. Dem dünnen Papier schenkte man damals noch wenig Vertrauen, man druckte die Scheine auf starke Pappe, wodurch sie allerdings haltbarer wurden, aber auch sehr viel Platz brauchten und gegen das Metallgeld keine erhebliche Verkehrserleichterung gewährten. Die Scheine sind — wie die Abbildung einer Banknote von 1663 auf S. 349 erkennen läßt — sehr einfach mittels Buchdrucks hergestellt, die Nummern und Namen geschrieben. Dem Vorgange Schwedens folgte im Jahre 1694 die Bank von England, 1695 Norwegen, 1713 Dänemark, 1718 Frankreich, wo der Schotte Law eine Staatsbank errichtete und durch übermäßige Ausgabe von Banknoten zum erstenmal das Teufelchen weckte, das verborgen in den Papiernoten lauert; Rußland ließ sich natürlich die neue Errungenschaft auch nicht entgehen und gab vom Jahre 1768 an Papiergeld aus, Oesterreich war ihm 1762 schon vorangeschritten, Sachsen folgte zu Ende des 18. Jahrhunderts, und in Preußen wurde das erste Papiergeld 1805 unter dem Freiherrn v. Stein in den Verkehr gebracht.

Die schlimmsten Erfahrungen mit den heimtückischen Wertpapieren machte Frankreich. Hatte schon der oben erwähnte Schotte Law durch Mißbrauch der bequemen Einrichtung Verwirrung in die französischen Finanzen gebracht, so erreichte die Papiergeldwirtschaft ihren Höhepunkt während der Revolution. Die Güter des Adels waren eingezogen und sollten verkauft werden; da der Verkauf aber nur langsam vorwärts schritt und der Konvent Geld brauchte, so beschloß man, im Werte der in Beschlag genommenen Güter Staatspapiergeld, sogenannte „Assignaten", auszugeben. Die Güter sollten demnach als Unterpfand oder Deckungswert der ausgegebenen Assignaten gelten.

Doch eine Revolution kostet sehr viel Geld, und die Regierung sah sich gezwungen, immer mehr und mehr Assignaten drucken zu lassen, und stellte auch diese Druckthätigkeit nicht ein, nachdem der Nennwert der Assignaten den Taxwert der Güter längst überschritten hatte. Fehlte es an Geld, so druckte man ganz munter Assignaten, und da diese sehr leicht nachzuahmen waren, so fanden sich auch bald Falschmünzer, welche nach Kräften bei der Papiergelderzeugung mithalfen. Besonders gaben sich die Herren Engländer große Mühe, möglichst viel gefälschtes Papiergeld in Frankreich einzuführen. Den vereinten Anstrengungen der Regierung und der Fälscher gelang das fast Unglaubliche, den Gesamtbetrag der umlaufenden Assignaten auf nahezu 250 Milliarden Franken zu bringen. Und nun kam der unvermeidliche Rückschlag. Frankreich war mit Papiergeld überschwemmt, die Regierung nicht in der Lage, das Papiergeld jemals wieder einzulösen, dieses verlor schnell an Wert, die Preise der Waren dagegen stiegen ebenso reißend, und endlich kam es so weit, daß die Assignaten ganz entwertet wurden. Niemand wollte die Scheine mehr in Zahlung nehmen, und wer solche besaß, gab seine Mißachtung dadurch zu erkennen, daß er damit einen Ort tapezierte, den man nicht gern öffentlich nennt. Die Folge aber war, daß Tausende um ihr Vermögen kamen und viele Familien ins Elend gestürzt wurden. Dieser große französische Staatsbankrott zeigt so recht das Teuflische, das dem Papiergelde anhängt, und an ihn dachte wohl auch Goethe, als er seine Satire auf die Papiergelderfindung schrieb. Wir wollen nicht unterlassen, hier die Abbildung einiger solcher französischen Unglückspapiere zu geben.



Französische Assignaten
aus den Jahren 1791 bis 1794.
(Verkleinert.)

Nicht ganz so schlimm, aber schlimm genug, erging es dem österreichischen Volke. Oesterreich war durch die napoleonischen Kriege tiefer und tiefer in Schulden geraten, und es half sich — wie vor ihm Frankreich — mit dem verlockenden Mittel des Papiergeldes. Die Anfertigung wurde ins Ungeheuerliche gesteigert, und im Jahre 1811 war infolgedessen der Wert des Papiergeldes so tief gesunken, daß man für 100 Gulden Silber 1800 Gulden Papiergeld zahlte. Das im Umlauf befindliche Papiergeld betrug in diesem Jahre 1 060 000 000 Gulden, und da die Regierung keine Möglichkeit sah, alle diese Scheine jemals voll einlösen zu können, so war sie genötigt, sie außer Kurs zu setzen und mit den Besitzern eine Art Zwangsvergleich zu schließen. Sie druckte neues Papiergeld, die sogenannten „Einlösungsscheine", von denen oben S. 349 einer abgebildet ist, und löste damit das alte Papiergeld auf die Weise ein, daß für je fünf Gulden altes Geld ein Einlösungsschein von einem Gulden gezahlt wurde. Die Besitzer von alten Kassenscheinen büßten demnach vier Fünftel ihrer Habe ein.

Wo Papiergeld ist, da sind auch Fälscher. Denn das Papiergeld lockt förmlich zur Fälschung, da die Stoffe, aus denen es besteht, durchaus minderwertig sind, eine glückliche Fälschung von hohen Banknoten aber stattliche Summen einbringen kann. Und vor der Nachahmung auch der kunstvollsten Banknote schreckt ein geschickter Fälscher nicht zurück, denn er sagt sich: „Was Menschen machen, das können auch Menschen nachmachen!"

Die erfahrenen, geschäftskundigen Fälscher gehen mit großer Schlauheit vor, sie arbeiten niemals allein, sondern vereinigen sich zu größeren Banden, die in verschiedenen Ländern ihre Verbindungen haben. Ihr oberster Grundsatz ist, das Geld niemals da auszugeben, wo es angefertigt worden ist. Von diesem Grundsatze weichen nur Stümper ab, und diese werden meist sehr schnell von der Behörde entdeckt. Die erfahrenen Sünder dagegen suchen sich durch ein Gewebe vorgeschobener Personen zu decken, das falsche

Geld läuft erst durch verschiedene Hände, bevor es unter das Publikum gelangt, und das erschwert die Entdeckung der Fälscher ungemein. Denn während beispielsweise das Geld in Rußland ausgegeben wird, sitzen die Herren Fälscher wohlgeborgen in London oder Paris, und wird einer der Helfershelfer bei der Ausgabe falscher Scheine ertappt, so ist der Weg bis zu den Fälschern so weit und das Gewebe der vorgeschobenen Personen meist so undurchdringlich, daß es nur selten gelingt, die Fälscherbande selbst aufzuheben.

Die Lieblingsstadt der Falschmünzer ist London, wo falsches Papiergeld in ungeheuren Massen hergestellt wurde und noch wird. Das am meisten von den Fälschern geschädigte Land aber ist Rußland, wo es nach der Aussage erfahrener Finanzleute nahezu ebenso viel falsches Papiergeld geben soll wie echtes. Ist das wohl auch übertrieben, so steht doch fest, daß ganz ungeheure Summen gefälschter russischer Banknoten im Umlauf sind. Die Londoner Fälscher geben sich nicht mit Kleinigkeiten ab, sie machen ihre Geschäfte im großen und bringen Hunderttausende nachgemachter Noten in den Verkehr. So wurde vor einiger Zeit eine Sendung von Gesang- und Gebetbüchern aufgehoben, in denen, sauber zwischen den Blättern verpackt, 80 000 Stück falsche Rubelnoten enthalten waren, jede einzelne derselben im Werte von fünf bis zu fünfzig Rubeln.

Thatsache ist, daß die Fälschungen meist ganz vorzüglich ausgeführt sind und daß es selbst Kennern nicht leicht fällt, die Falsifikate sofort zu ermitteln. Je mehr sich die Staatsanstalten anstrengen, das Papiergeld zu vervollkommnen, desto größere Anstrengungen machen auch die Fälscher, und wenn die Finanzleiter glauben, ein Mittel entdeckt zu haben, das die Nachahmung bis zur Unmöglichkeit erschwert, so werden sie meist sehr bald aus diesem süßen Traume aufgerüttelt.

Daß den Fälschern nichts unmöglich ist, das wurde jüngst der Bank von Frankreich recht eindringlich durch einen Chemiker bewiesen, der durch seine etwas absonderliche Beweisführung großes Aufsehen und berechtigte Heiterkeit erregte. Eine Fälscherbande hatte es für gut befunden, die französische Bank bei der Herstellung der 500-Franknoten emsig zu unterstützen, und bald waren so viel täuschend nachgemachte Noten in Umlauf, daß sich die Bank von Frankreich entschließen mußte, die Noten einzuziehen und neue anzufertigen. Da den Fälschern bei ihren Nachahmungen die Photographie große Dienste leistet, so war man bestrebt, die neuen Noten mit Farben zu drucken, die sich schwer photographieren und bei der Aufnahme nicht voneinander trennen lassen. Man glaubte dies zu erreichen, indem man auf einen blauen Unterdruck einen rosafarbenen Ueberdruck machte, wodurch ein violetter Schein entstand. So gesichert, gab man sich der angenehmen Erwartung hin, nunmehr Ruhe vor den Fälschern gefunden zu haben.

Diese ließen auch nichts von sich hören; dagegen teilte eines Tags ein Pariser Chemiker Namens Schlumberger den Leitern der Bank von Frankreich mit, daß es eine Kleinigkeit sei, ihre neuen Scheine nachzubilden, und machte sich anheischig, den Beweis durch die That zu liefern. Zugleich bot er ein von ihm erfundenes Verfahren, welches jede Fälschung unmöglich machen sollte, zum Kauf an. Die Leiter der Bank gingen weder auf den einen, noch auf den andern Vorschlag ein und waren so vorsichtig, Schlumberger das Nachmachen der neuen Scheine zu verbieten. Dieser ließ sich jedoch durch das Verbot nicht einschüchtern, ging unbekümmert an die Arbeit und stellte einen vorzüglich gelungenen Nachdruck der Noten her, dem zugleich Abdrücke der blauen und roten Platte beigefügt waren. Er machte — um sträflichen Gebrauch der Falsifikate auszuschließen — die Abdrücke auf dickes Papier und änderte die Hauptzeile „500 Francs“ in „500 Liards“ um. Die Abdrücke legte er dem Fachblatt „Le Moniteur industriel“ bei, und so hatte das französische Volk die eigentümliche Ueberraschung, schon kurze Zeit nach der Ausgabe der neuen, für unnachahmbar gehaltenen Noten eine täuschende Nachahmung in 30 000 Abdrücken verbreitet zu sehen.

Schlumberger erlebte die Freude, die Lacher auf seiner Seite zu haben. Aber der Vorhang über dieser Fälschungskomödie war noch nicht gefallen. Der findige Chemiker wurde wegen seines gutgemeinten jedoch eigenmächtigen Vorgehens in Anklagezustand versetzt und mußte das Kunststück, die französischen Banknoten nachgebildet zu haben, mit 500 Frank Strafe bezahlen; sein Mitverschworener, der Redakteur des „Moniteur industriel“, kam mit 100 Frank Buße davon.

Das deutsche Papiergeld wird unter strenger Ueberwachung in der Reichsdruckerei zu Berlin gedruckt. Die Zeichnungen, mit denen das Papiergeld bedruckt ist, wurden von verschiedenen Künstlern entworfen und gingen aus einer zu diesem Zweck ausgeschriebenen Preisbewerbung hervor. Der Entwurf zu den 1000-Markscheinen stammt von Professor Luthmer in Frankfurt a. M. und von Maler Otto Knille in Berlin, der Entwurf zu den 100-Markscheinen von Professor Paul Thumann, und die Entwürfe zu den 50-, 20- und 5-Markscheinen rühren von Professor Sohn in Düsseldorf her. Die Druckplatten wurden von den Professoren Meyer, Eilers und Forberg sowie von den Künstlern der Reichsdruckerei gestochen. Der Druck der Scheine erfolgt nicht unmittelbar von den Originalplatten, sondern von verstählten galvanischen Niederschlägen, deren jeder ungefähr 150 000 Abdrücke aushält.

Als Schutz gegen Fälschungen sind in das Papier der deutschen Kassenscheine bekanntlich dunkelgefärbte, lokalisierte Fasern eingebettet, die besonders an den 50-Markscheinen deutlich zu erkennen sind. Das Papier wird unter strenger staatlicher Aufsicht gefertigt und darf zu keinen anderen Zwecken abgegeben werden. Da man sich auf den Schutz der Druckfarben und Zeichnungen nicht mehr verlassen konnte, so griff man zu dem Schutz der eingebetteten Fasern und glaubte damit ziemlich sicher zu sein, weil zur Nachahmung des Papiers die Einrichtung einer vollständigen Papierfabrik erforderlich ist. Früher glaubte man dasselbe auch von den Wasserzeichen, die aber doch von den Fälschern vorzüglich nachgeahmt wurden. Ebenso machen diese unternehmenden Herren jetzt große Anstrengungen, die lokalisierten Fasern nachzuahmen, und es sind schon einigemal gelungene Falsifikate aufgetaucht. Man sieht, den Fälschern ist nichts heilig, sie schrecken vor keinem Hindernisse zurück, und wie sich die Regierungen auch anstrengen, die Nachahmung zu erschweren, die Fälscher finden immer wieder Mittel, die Hindernisse zu überwinden und ihr unsauberes Geschäft weiter zu treiben. So lange es Papiergeld giebt, wird es wohl auch Papiergeldfälscher geben.

Die verlorene Tochter.

Humoreske von Ernst Wichert.

„Kutscherchen, der Braune spitzt immer so verdächtig die Ohren. Sehen Sie doch einmal nach, was ihm fehlt!“

„Dem Braunen fehlt gar nischt, Madamken, er hat bloß de Fliegen zu viel.“

„Aber wenn ein Pferd die Ohren spitzt . . . man sagt doch, das sei ein Zeichen, daß es durchgehen will.“

„Der Braune geht nich durch, Sie können ihm noch en gutes Wort geben. Er is stockblind — es liegt nich in seine Gewohnheiten.“

„Blind! Aber dann sieht er ja gar nicht!“

„Wat braucht er auf de glatte Schossee zu sehen? Hüh!“

„Schlagen Sie ihn doch nicht!“

„Ik kitzele ihm man de Fliegen weg. Haben Sie keene Sorge.“

„Ich bin so ängstlich beim Fahren!“

Diese Unterredung wurde zwischen einer ältlichen Dame, die auf dem mittleren Sitz eines Kremsers zwischen zwei jüngeren Damen saß, und dem Rosselenker gepflogen, der vorn rechts die Schulter gegen die Verdeckstange lehnte und das Bein über das Querbrett des Wagenkastens ausgestreckt hatte, während die Zügel lose in seiner linken Hand hingen und die Peitsche in seiner rechten von Zeit zu Zeit über die knochigen Rücken der beiden „Andalusier“ hintupfte. Sie sahen nicht danach aus, als ob sie der Haber stäche, im Uebermut mehr als notdürftig ihre Pflicht zu thun. Es wäre bei dieser Julihitze nachmittags zwischen drei und vier Uhr auch selbst für einen Pferdeverstand zu unvernünftig gewesen. Aber die alte Dame — man konnte sie trotz der frischen Farben ihres gutmütigen Gesichts schon eine alte Dame nennen — verfolgte doch, etwas nach vorn gebeugt, mit gespannter Aufmerksamkeit jeden Schritt und hob gleich ängstlich die Hand, wie um in den Zügel zu fallen, wenn der blinde Gaul einmal stolperte oder der andere bei zu lebhafter Abwehr der abscheulichen Stechfliegen die Leine unter den Schwanz klemmte. So breit die noch neue Chaussee

war, schien es ihr doch jedesmal Unbehagen zu verursachen, wenn ein Fuhrwerk entgegenkam, dem ausgewichen werden mußte. Schon hundert Schritte vorher machte sie durch ein „Kutscherchen, Kutscherchen!“ auf die drohende Gefahr aufmerksam. Sie saß wie jeden Augenblick zum Sprunge bereit, wenn doch das Unglück unabwendbar sein und der Wagen auf einen Stein auffahren oder in den Graben fallen sollte. Uebrigens hatte sie, obgleich die Sonne auf das Verdeck brannte und die jungen Bäumchen zu beiden Seiten durch keinen Lufthauch aus dem Schlaf geschüttelt wurden, ein Taschentuch um den Hut geknüpft. „Die rasche Bewegung verursacht immer Zugwind,“ behauptete sie, „und man muß die Ohren schützen, um sich vor Zahnweh zu bewahren.“

Neben dem Kutscher hatte ein junger Mann seinen Platz — eigentlich nicht neben dem Kutscher, sondern möglichst weit von ihm getrennt in der anderen Ecke des Vordersitzes. Er saß meist quer, das rechte Bein auf das Polster hinaufgezogen, um der hübschen jungen Dame hinter sich bei der Unterhaltung in die Augen sehen zu können. Auch das schien die ängstliche Frau zu beunruhigen. „Wenn Sie doch lieber auf die Gegend achten möchten, lieber Herr Opitz,“ sagte sie. „Bekommt der Wagen einen Ruck, so fallen Sie hinunter und geraten unter die Räder. Mir wird schon bei dem Gedanken ganz heiß.“

„Da ist gar nichts zu befürchten, Frau Sekretär,“ antwortete er lachend, „die Anziehungskraft von Frau Ida ist zu groß — ich kann beim besten Willen nicht verloren gehen.“

„Sie müssen auch immer Ihren Spaß machen,“ schalt die Hübsche nicht ungnädig, aber doch etwas spitz verweisend. „Es ist gar nicht meine Art, einen anzuziehen, und meinetwegen können Sie die Chausseebäume rechts und links bis zum ‚Eulenkrug‘ zählen.“

„Aber Sie können ja nichts dafür, Frau Ida,“ entschuldigte er. „Es ist eine angeborene Gabe. Jedenfalls hoffe ich, in Ihrer Gunst genügend fest zu sitzen. Dagegen wird die Frau Sekretär nichts haben können. Was?“

„Störe doch die verehrte Frau Sekretär nicht, Schwager,“ ließ sich eine fette Stimme vom hintersten Sitz her vernehmen, „sie muß ja kutschieren.“

Dieser Witz wurde durch ein fröhliches Lachen belohnt, in das auch Frau Sekretär Streckebein einstimmte. „Spotten Sie nur, Herr Schöneberg,“ sagte sie, ohne doch das runde Kinn mehr als einen knappen Zoll seitwärts zu drehen. „Es ist immer gut, wenn einer aufpaßt, und Vorbedacht, behauptet man, hat noch keinem Leid gebracht. Mein seliger zweiter Mann lachte mich auch immer aus, bis einmal . . . aber das erzähle ich Ihnen lieber, wenn wir gemütlich beim Kaffee sitzen und sicheren Boden unter den Füßen haben. Beugt sich Lieschen auch nicht aus dem Wagen heraus, Frau Schöneberg?“

„Das Kind sitzt ganz artig zwischen uns,“ versicherte die wohlbeleibte Dame hinter ihr schmunzelnd.

„Aber das ist recht langweilig, Großmama,“ äußerte die Kleine unzufrieden. „Ich möchte lieber zum Kutscher.“

„Daß ich keine Minute Ruhe hätte! Nein, Du bleibst, wo Du bist. Und wenn wir ankommen, wartest Du ab, bis die andern ausgestiegen sind. Herr Opitz wird die Freundlichkeit haben, Dir die Hand zu reichen.“

„Lieschen ist doch ein bißchen zu jung für mich,“ plänkelte er, den Hut aus der Stirn schiebend, auf der große Schweißtropfen standen, „sonst . . .“

„Mein Bruder hat nur immer Heiratsgedanken,“ ließ sich Frau Schöneberg vernehmen. „Das kommt dann so unpassend heraus.“

„Es wäre ganz in der Ordnung, wenn er endlich einmal Ernst machen wollte,“ meinte ihr Mann. „Er muß unter strengere Zucht genommen werden, sonst schlägt er ganz aus.“

„Na, na! Verleumde mich nicht,“ wendete Opitz ein. „Ich denke, einen solideren Menschen zwischen dreißig und vierzig als mich kann es gar nicht geben. Was sagen Sie dazu, Frau Ida?“

„Ihr Herr Schwager muß Sie doch kennen,“ bemerkte sie kichernd.

„Da hast Du's,“ sagte Schöneberg. Er schob seinen gelben Staubrock ein wenig zur Seite und zog die Uhr an der dicken goldenen Kette aus der prall anschließenden weißen Piquéweste. „Weit vom Ziel können wir übrigens nicht mehr sein.“

„Meinst Du?“ fragte Opitz anzüglich, mit einem Blick auf Ida. „Ach so —“ berichtigte er sich, „Du siehst nach der Uhr.“

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde,“ citierte Schöneberg. „Na — ich für meine Person könnt's noch ganz gut auch zwei aushalten. Ueberhaupt so eine Landpartie mit dem Kremser, das ist doch erst das richtige Vergnügen. Nicht, Alte?“

„Wenn du mich meinst . . .“

Er klopfte ihr über Lieschen hinweg auf die runde Schulter. „Natürlich meine ich Dich, Rosinchen. Herr Gott, meine Frau will noch immer nicht alt werden! Ich denke, wenn man eine erwachsene Tochter hat —“

„Ach! Martha ist noch das reine Kind. Warum sprichst Du denn eigentlich gar kein Wort, Martha?“ Sie stieß das junge Mädchen an, das vor ihr neben Frau Sekretär Streckebein saß, den Kopf mit dem großen gelben Strohhut gesenkt hatte und vor sich hin träumte.

„Es ist so heiß, Mama,“ antwortete sie.

„Ja, heiß ist es,“ bestätigte Schöneberg, „aber das gehört dazu. Was ich sagen wollte: so eine Kremserfahrt, Kinder — das ist 'was! Die Eisenbahn kann man ja eine recht gute Erfindung nennen, aber zum Spazierenfahren taugt sie herzlich wenig. Wie schwer bekommt man ein Coupé für sich! Die Gesellschaft muß sich trennen. Und dann dritter Klasse mit Krethi und Plethi zusammensitzen — zweiter sieht doch zu protzig aus. Paßt mir nicht. Ich möchte auch 'mal wissen, wie's kommt, daß die Eisenbahn gerade immer an den großen ungemütlichen Restaurants vorüberführt. Sonntags bekommt man keinen Platz und alltags ist man da oft unter Tausenden von Stühlen die einzig fühlende Brust. Und dann die Drängelei bei der Abfahrt! Es wird ja manchmal lebensgefährlich. Hat man nur einen auf den Schoß zu nehmen, so kann man von Glück sagen. Mit dem Kremser — da bin ich mein eigener Herr. So und so viel gehen auf den Wagen herauf — gut! Und nachher: Kutscher, spann' an! Hat man's mit dem Hinkommen nicht so eilig, so trifft man auch noch immer ein reelles Wirtshaus vom alten Schlage. Hast Du 'was dagegen, Opitz?“

„I — ich?“ rief der junge Mann. „Sie müssen mir's bezeugen, Frau Ida, daß ich während der ganzen langen Rede nicht gemuckst habe. Uebrigens, wenn ich meine Meinung sagen soll — mir kommt es mehrstenteils auf die Gesellschaft an. Ist die danach, so laß ich mir für mein Vergnügen viel gefallen.“

„Und der Kremser hat doch auch seine Schattenseiten,“ gab die Frau Sekretär zu bedenken. „Wenn nicht die Pferde vorgespannt wären! Und es kann doch auch ein Rad abfallen“ — eben wurde einer von den Steinen gestreift, die im Zickzack auf die neue Chaussee gelegt waren, um den Fuhrwerken eine bestimmte Linie vorzuschreiben. „Uh!“ schrie die ängstliche Dame auf, als ob das Unglück schon eingetreten wäre.

„Aber wer wird sich denn alle Möglichkeiten schwarz ausmalen!“ bemerkte Schöneberg.

„Mama hat eine so lebhafte Phantasie,“ sagte Ida lächelnd, indem sie der alten Dame das bei der Bewegung verschobene Tuch unter dem Kinn zurechtrückte.

„Was meinen Sie, Männeken,“ wendete Opitz sich an den Kutscher, „wenn wir uns einen Tobak anstecken? Beim Rauchen schläft man nicht so leicht ein.“

„Det kann stimmen,“ antwortete der Rosselenker, steckte die Peitsche in die Lederscheide und griff in die ihm vorgehaltene Cigarrentasche. Nun aber erhielt die Frau Sekretär neuen Grund zur Beunruhigung. Um die Cigarre anzuzünden, nahm der Kutscher die Leine zwischen die Knie und rieb Streichhölzchen an, die er lose aus der Westentasche hervorholte und deren ausgesprochene Neigung es war, immer wieder auszugehen, obschon er beide Hände vorhielt. Ihr wurde ganz heiß. „Geben Sie mir doch lieber die Leine,“ bat sie wiederholt. Aber Piesecke meinte bei jedem neuen Versuch „es geht schon“ und setzte endlich auch sein Stück durch. Daß er nun wie eine Dampfmaschine paffte und die Luft hinter sich verräucherte, konnte für das erträglichere Uebel gelten.

Endlich näherte man sich dem Ziel. Erst im letzten Jahr war dieser Teil des großen Forstes durch die neue Chaussee erschlossen und der „Eulenkrug“ gewissermaßen entdeckt worden, ein Wirtshaus ältesten Stils, mitten im Walde gelegen und auch jetzt von der Kultur noch so wenig beleckt, daß hier sogar Familien



Heuernte.

Nach einer Originalzeichnung von F. Leuschner.

Kaffee kochen konnten, was denn auch durch ein geschriebenes Plakat an der Ortstafel angezeigt war. Dem Vergnügen der Gäste boten sich eine zwischen zwei alten Kiefern aufgehängte Strickschaukel und ein Ringspiel nicht weit von dem einstöckigen, mit einer Einfahrt versehenen Hause. Tische und Bänke unter den Bäumen waren aufs einfachste durch vier in den Boden geschlagene Pfähle und ein darüber genageltes Brett hergestellt. Wer idyllische Zustände liebte, fand sie hier vollauf.

Rentier Schöneberg pflegte von sich selbst zu sagen: „Ich bin nun einmal so ein Mensch." Sein Vater war Bauer in einem später zur Stadt gezogenen Vorort gewesen und hatte vorteilhaft verkauft. Noch lange nicht so vorteilhaft freilich als zehn Jahre darauf mancher Nachbar, aber er konnte seinen Kindern doch ein recht hübsches Vermögen hinterlassen. Sein ältester Sohn hatte keine besondere Schulbildung genossen, ein Handwerk gelernt, eine kleine Fabrik begründet und ein wohlhabendes Mädchen seines Standes geheiratet, sich dann nach der Erbschaft früh zur Ruhe gesetzt, ein Haus gekauft und fortan recht anständig von seinen Zinsen und Mieten gelebt. Er that sich auf seine vernünftigen Lebensanschauungen etwas zu gute und konnte wirklich als das Muster eines wohlsituierten Bürgers gelten, den nicht der Ehrgeiz plagte, über seine Verhältnisse zu gehen, während er andererseits seine Wohnung hübsch eingerichtet hatte, sein Gärtchen pflegte, den Kegelklub nicht versäumte, auch nach dem eigenen, nicht anspruchsvollen Geschmack Theater und Konzerte besuchte und mitunter auch Vergnüglichkeiten mitmachte, bei denen es „auf die Kosten nicht ankommen" durfte. Was ihm eine unbequeme Verpflichtung auflegte, schob er von sich ab, und er wählte danach auch seinen Umgangskreis. Er mußte „sich gehen lassen" können, wollte „nicht geniert sein". Die Frau paßte gut zu ihm, nur daß sie einen kleinen Stich ins Vornehmere hatte und auf würdige Repräsentation achtete. Man sollte doch jederzeit wissen, mit wem man's zu thun hätte. Martha war das einzige Kind, jetzt eben siebzehn Jahre alt geworden, bis zur Einsegnung im vorigen Sommer in einer höheren Mädchenschule unterrichtet, deren zweite Klasse sie aber nur erreicht hatte. Selbstverständlich erhielt sie auch Musikstunden und klimperte ganz geläufig einige Tänze; ein Journal-Lesezirkel wurde für sie gehalten, dessen illustrierte Zeitschriften wenigstens sich auch der Beachtung der Eltern erfreuten. Die Mama hielt darauf, daß Martha auch in der Wirtschaft half und sich auf ihren Beruf als Hausfrau vorbereitete. Sie sollte, wenn auch den Anforderungen der Neuzeit entsprechend, so „solide" erzogen werden, daß sich ein „gebildeter solider Mann" zu ihr finden könnte, der nicht nach einer Modepuppe verlangte und durch sich selbst etwas hätte und wäre. Das stand freilich für ihre Gedanken noch in ziemlich weiter Ferne. Man hatte bisher mit dem Kinde noch nicht einmal einen richtigen Ball besucht; das sollte nächsten Winter kommen. Schönebergs Liebhaberei war, kleine „gemütliche" Landpartien zu veranstalten. Mit seiner sonst trockenen Sinnesweise vertrug sich's ganz gut, daß er gern grüne Bäume, Felder und Wiesen sah — das mochte ihm so angeboren sein — und am liebsten ein stilles Plätzchen im Walde oder am Wasser aufsuchte, wo man sich behaglich einrichten konnte. Kündigte sich so eins in den Zeitungen an, so gehörte er gewöhnlich zu den ersten, die den Versuch wagten. Hermann Opitz, der jüngere Bruder seiner Frau, mußte stets mit von der Partie sein, schon damit er jemand zu necken und zu hänseln hätte, der's ihm nicht übelnahm. Nur war dieser an den Wochentagen von seinem Agenturgeschäft schwer abkömmlich. Auch andere gute Bekannte wurden zugezogen. Zu ihnen gehörten seit etwa einem halben Jahre die Modistin Ida Döbler, eine junge Witwe, die im Schönebergschen Hause den einen Laden gemietet hatte, und deren Mutter, die Frau Steueramtssekretär Streckebein, welche die dazu gehörige Wohnung mit ihr teilte, die Wirtschaft führte und das kleine Lieschen beaufsichtigte, liebe bescheidene Menschen, mit denen sich's bequem verkehren ließ. Leider waren auch sie immer viel beschäftigt. Heute, an einem Donnerstag, hatten sie sich nur ausnahmsweise freigemacht, weil Lieschens Geburtstag gefeiert werden sollte.

Der hinterste Wagensitz war für allerhand Gepäck bestimmt worden. Trotz des schönen Wetters hatte Frau Streckebein darauf gedrungen, daß Mäntel, Tücher und Regenschirme mitgenommen würden. Man könnte doch nicht wissen! Nun beim Aussteigen wollte Schöneberg sie auf dem Wagen lassen. Aber die alte Dame stellte nachdrücklich vor, das wäre doch sehr leichtsinnig gehandelt. Man behielte ja das Fuhrwerk hinter dem Hause nicht unter den Augen, und auf den Kutscher sei kein Verlaß, wenn er erst in die Wirtsstube gegangen sei. Die Sachen wurden deshalb abgeladen und in den Garten mitgenommen. Nachdem man einen Tisch aufgefunden hatte, der für die Gesellschaft ausreichte, fanden sie ihren Platz auf dem benachbarten Gestell und wurden von der Frau Sekretär wohl geordnet. Ihren Kober mit Eßwaren ließ sie nicht von der Hand. Frau Schöneberg nahm aus dem unter dem Sitz stehenden Korbe nur ein Päckchen mit Kuchen und das Säckchen mit gemahlenem Kaffee. „Die Wirtin erschrickt sonst," meinte sie, „wenn wir gleich alles auspacken."

Sie begab sich dann ins Haus und in die Küche, um ihre Anordnungen zu treffen. Man hatte auf den Kaffee ziemlich lange zu warten, was aber nur den Appetit steigerte. Dann erschien er in einer großen braunen Kanne, die von der Frau Wirtin nebst dem erforderlichen Geschirr eigenhändig herangetragen wurde. Sie hatte zu Ehren der Gäste eiligst noch eine reine Schürze vorgebunden und ein buntes Tüchelchen umgesteckt.

Indessen hatte man sich's in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, an dem langen Tisch so bequem gemacht, als die harten Holzbänke ohne Lehne es erlaubten. Schöneberg gehörte zu den Menschen, die sich, wenn ihnen einmal der Wille geschehen ist, in einen Zustand von glücklichem Behagen hineinzureden vermögen. Opitz saß der wirklich sehr hübschen jungen Witwe gegenüber und konnte ihr nun in die Augen sehen, ohne sich den Körper verrenken zu dürfen, und Frau Sekretär Streckebein ruhte von ihren Anstrengungen aus und sammelte neuen Stoff zu Besorgnissen. Auf zwei Teller, die Frau Schöneberg vorsorglich selbst aus der Küche mitgebracht hatte, wurden die Kuchen abgeladen. Das kleine Lieschen, zu Ehren des Geburtstages in einem weißen Kleidchen mit breiter Schärpe von rosa Seide, durfte von jedem Teller ein „Schmeckstückchen" wählen und noch ein zweites Mal zugreifen.

„Nein, aber ist das ein Wetterchen!" rief Schöneberg.

„Unberufen, Herr Schöneberg, unberufen!" fiel die Frau Sekretär eifrig ein.

„Na! Oben das reinste Azur-Ultramarin-Blau."

„Man kann nie wissen. Hier im Walde sieht man nicht den Horizont."

„Das ist ja gerade das beste dran. Nichts als grüne Bäume rundum und oben blauer Himmel. Es wird einem ganz grün und blau vor Augen."

„Und ums Herz," setzte Frau Ida mit einem leisen Anflug von Schwärmerei hinzu. „Wenn man so heraus ist ‚aus der Straßen quetschender Enge', wie unser Schiller so schön sagt —"

„Ja," bestätigte Opitz, „obgleich es eigentlich nicht auf Berlin paßt."

„Man hat ein bißchen Natur um sich und fühlt sich wieder als ein Mensch. Es ist eine rechte Verrücktheit, daß man sich so ein Vergnügen nicht öfter gönnt."

„Ja, Du kannst gut reden," neckte sein Schwager. „So ein Rentier, der bloß Coupons abzuschneiden hat! Aber wir im Geschäft . . . was, Frau Ida? Aber die Partie ist gelungen."

„Na, na, nicht den Tag vor dem Abend loben," mahnte die Frau Sekretär. „Als wir fuhren, lag unten ein breiter Dunststreifen. Und die Sonne stach so! Daraus entwickelt sich leicht etwas. Es ist doch gut, daß wir die Regenschirme mitgenommen haben."

„Mama ist immer so vorsorglich," sagte Ida lachend.

„Lieber sich zehnmal unnütz schleppen als einmal naß werden."

„Heute kommt nichts mehr," versicherte Frau Schöneberg. Sie handhabte die große Kanne mit viel Geschick und goß rundum wieder und wieder ein. „Darf ich um Ihre Tasse bitten, Frau Steueramtssekretär?"

Die alte Dame reichte sie ihr etwas zaghaft. „Aber auf den Grund verzichte ich, liebe Frau Schöneberg," lispelte sie. „So ein ländlicher Kaffee . . ."

„Er ist recht gut, finde ich," bemerkte Frau Rosine ein wenig gekränkt. „Was man an seinen eigenen Bohnen hat, weiß man doch."

„Ach, ach, ach!" meckerte die Frau Sekretär. „Sie haben ja doch nicht am Herde gestanden. Was da wirklich in den Topf hineinkommt —"

„Mit Cichorie lasse ich mir kein X für ein U machen, meine Liebe," versicherte Frau Schöneberg.

Ihr Mann goß den Rest aus seiner Tasse ins Gras. „Das letzte war wirklich schon dick," sagte er.

„Dort kommt auch schon die zweite Portion," begütigte Rosine, nach dem Hause zeigend.

Martha, die kaum ihre erste Tasse ausgetrunken hatte, war schon aufgestanden und an das Ringspiel getreten. Sie schien sich aber keine besondere Mühe zu geben, den Ring in den Haken zu werfen, sondern ließ ihn nur hin und her pendeln. Lieschen war ihr gefolgt und sah aufmerksam zu. „Laß mich auch einmal werfen — ja?" bat sie.

„Du triffst nicht."

„Du triffst auch nicht."

„Die Schnur ist zu kurz. Nun — versuch's doch." Sie gab ihr den Ring in die kleine Hand, wartete nun aber nicht auf den Treffer, sondern ging von einem Baume zum andern bis in die Nähe der Chaussee und blickte diese entlang, als ob sie jemand erwartete. Sie erwartete auch wirklich jemand, an den sonst keiner dachte.

Lieschen kam ihr bald nachgelaufen. „Warum guckst Du denn immer dorthin?" fragte sie.

„Das geht Dich nichts an!"

„Ich will's ja auch bloß wissen," schmollte die Kleine. Da Martha sie gar nicht beachtete, gab sie ihr einen Schlag auf den Rücken — „den letzten" — und lief nach dem Tisch zurück. Dort kletterte sie auf die Bank und sprach kniend dem Kuchen zu. Die Großmama zupfte das Kleidchen zurecht.

Die Wirtin hatte an der zweiten Kanne nicht leicht zu tragen. „Wohl bekomm's den Herrschaften," sagte sie.

„Na, wenn das nicht ausreicht!" rief Schöneberg. Seine Frau hob den Deckel auf und sah hinein. „Und ganz voll!" sagte sie verwundert. „Sie haben doch das zweite Mal nicht —"

„Das Wasser kostet ja nichts," meinte die Wirtin ganz vergnügt.

„Ein schöner Trost," zischelte Opitz zu Frau Ida hinüber.

„Trinkt unser Kutscher auch nicht zu viel, liebe Frau Wirtin?" fragte die Frau Sekretär besorgt.

„Wasser? Ne, das is nie nicht seine Leidenschaft — ich kenn' ihn. Ach so!" Sie merkte, was das Kopfwiegen der alten Dame bedeuten sollte. „Ja, die Herren haben ihn doch aufgemuntert, auch 'mal ein Glas zu trinken. Viel bitten läßt so einer sich nicht."

„Wenn's nur nicht zu viel wird! Man muß doch auch an die Rückfahrt denken."

„Jetzt schon?" rief Schöneberg lachend.

Die Wirtin blickte über den Tisch hin. „Kann ich den Herrschaften mit sonst etwas dienen? Schöne frische Butter —"

„Nachher," unterbrach Frau Schöneberg. Sie goß wieder Kaffee ein. „Den Wein haben Sie doch kalt gestellt?"

„Im Brunneneimer."

„Ich komme hinein."

„Wird mir eine große Ehre sein." Die Wirtin knixte und entfernte sich.

Opitz schien die neue Auflage sehr gut zu munden. „Von unserem Kuchen haben Sie sich noch gar nicht bedient," sagte Ida, ihm den Teller hinhaltend. „Darf ich Sie auf diesen Windbeutel aufmerksam machen?"

„Wenn das nicht eine Anspielung ist, schöne Frau —"

„O, was denken Sie! Mit richtiger Schlagsahne."

Lieschen hatte beide Hände voll. „Aber so laß doch das Kind sich nicht mit dem Kuchen vollstopfen, Ida!" warnte Frau Streckebein. „Es ist schon das fünfte Stück."

„Das vierte, Großmama!"

„Du wirst Dich an Deinem Geburtstag noch krank essen."

„So eine Kremserfahrt macht hungrig, Frau Steueramtssekretär," entschuldigte Opitz.

Schöneberg hatte seine Tochter vermißt. „Aber was thut das Mädel denn dort?" fragte er. „Martha!"

Martha kehrte sich erschreckt um. Eben glaubte sie in weiter Ferne mit ihren scharfen Augen etwas entdeckt zu haben. „Papa?"

„Setz' Dich doch zu uns an den Tisch! Die Chaussee ist ja langweilig."

Während sie langsam heranschlenderte, meinte Ida: „Junge Mädchen schwärmen gern recht weit mit ihren Gedanken aus. Ich weiß das aus meiner Jugend." Opitz schnitt dazu eine Grimasse. „So eine Chaussee hat eine endlose Perspektive."

„Du bist ja so still, Martha. Fehlt Dir etwas?" erkundigte sich Frau Schöneberg nach einer kleinen Weile.

„Ach, nichts, Mama!"

„Ich schlug Dir vor, Bethmanns Laura aufzufordern, damit Du Gesellschaft hättest. Du wolltest ja nicht. Merkwürdig! Immer am liebsten allein."

„Ich unterhalte mich mit Lieschen sehr gut," versicherte Martha und rückte zu ihr.

„Iß nicht mehr, Lieschen!" befahl die Frau Sekretär und zog ihr den Teller fort.

Im nächsten Augenblick wurde ihre Aufmerksamkeit durch eine schreckhafte Erscheinung abgelenkt. Ein Bettler hatte sich vom Walde her dem Tisch genähert, nach dem langen schwarzen Haar und den dunkeln Augen zu schließen, ein Zigeuner. Er hielt, dicht hinter ihr, den breitkrämpigen Filzhut vor sich hin und bat um eine milde Gabe. Sie rückte eiligst fort. „Was ist denn das für ein Mensch?"

„Armes Zigeuner — bitten um eine milde Gabe, gnädige Herrschaften."

„Hier wird nicht gebettelt," wies Schöneberg ihn ab.

„Haben Mitleid mit armes Zigeuner. Frau und Kinder hungern sehr."

„Zigeuner im Walde!" rief Ida. „Das ist ja romantisch. Könnt Ihr auch wahrsagen?"

„Laß ihn doch!" bat Frau Streckebein ängstlich.

Der Zigeuner blinzelte in seinen Hut. „Kann ich wohl wahrsagen, gnädigstes Fräulein," sagte er, „aber weiß ich doch nicht, ob zutrifft. Gnädige Herrschaften sein zu klug — glauben doch nicht armes Zigeuner."

Ida ließ sich so nicht vertrösten. „Es kommt darauf an. Hier meine Hand — nun?"

„Aber nicht doch, Ida!"

Der Zigeuner sah in die ausgestreckte Hand. „Kann ich gnädiges Fräulein versprechen eine schöne junge Mann, serr reich, serr fein —"

„O weh!" rief Opitz.

„Weshalb?" fragte Schöneberg.

„Ich hoffe, er lügt." Opitz warf eine Silbermünze in den Hut. „Für das schöne Fräulein!"

„Er vertrinkt's doch nur," meinte Schöneberg, fügte aber doch einen Nickel hinzu. „Nun macht aber, daß Ihr fortkommt!"

Der Zigeuner zog sich mit lebhaften Dankbezeigungen zurück.

Die Frau Sekretär stand sogleich auf und trat an den Tisch, auf dem die Sachen lagen. Sie hob Mäntel, Tücher und Schirme einzeln auf.

„Was suchst Du, Mama?" fragte Ida.

„Ich sehe nur nach, ob nichts fehlt," antwortete die vorsorgliche Dame. „Wenn ein so verdächtiger Mensch in der Nähe ..." Sie kehrte weiter Stück für Stück um.

„Aber er ist gar nicht an den andern Tisch getreten."

„Wir können vorher nicht aufgepaßt haben. Zigeuner sind Diebe, das ist bekannt. Hast Du Deinen Sonnenschirm, Ida?"

„Ja, Mama!"

„Aber Lieschens Handschuhe — ach, da stecken sie im Mäntelchen. Es scheint alles da zu sein." Sie setzte sich wieder.

Indessen hatte sich auf der Chaussee ein Radfahrer genähert. Vor dem Wirtshause sprang er geschickt ab, leitete sein blitzendes Zweirad zu Fuß um das Haus herum bis zur hinteren Thür und stellte es dort an die Wand. Er trug das bekannte Kostüm der Radfahrer: kleine Schirmmütze, blaues enganschließendes Wams mit Außentaschen, Kniehosen, Strümpfe und Schnürstiefel. Er war mittelgroß und wohlgewachsen, das schwarze, an den Spitzen aufgedrehte Bärtchen gab ihm ein keckes Aussehen. Mit einem Taschentuch klopfte er sorgfältig den Staub von den Kleidern ab.

Martha hatte ihn sogleich bemerkt und ein leises: „Ach, da ist er!" nicht unterdrücken können.

„Wer?" fragte Schöneberg, sich umsehend. „Ein Radfahrer! Die Kerls machen auch alle Straßen unsicher."

(Fortsetzung folgt.)

Zum Freiligrathfest am 19. Mai 1894 in der „Krone" zu Aßmannshausen.*

Von Emil Rittershaus.

Hier ist der Ort! Im jungen Laub am Rheinstein Nachtigallen schlugen.
Maiglockenduft und Buchenduft die Winde auf den Flügeln trugen.
Es ging wie Auferstehungsweh'n durch Blumen und durch Menschenherzen.
Der Frühling gab ein großes Fest. Es flammten die Kastanienkerzen;
Es funkelte das Ginstergold herunter von den Bergeshängen
Und murmelnd aus den Wellen klang's herauf gleich leisen Nixensängen.—
Frühstund' am Rhein! — Im Maienhauch kam's von der Lorelei gezogen;
Mit Sausen und mit Pfeifen kam's vom Wisperthal herangeflogen.
Der Wisperwind, er blies beiseit' den Nebel, der im Thale rauchte,
Daß goldne Sonnenherrlichkeit in Gluten Strom und Berge tauchte.
Hurra, das war der Wisperwind, der wach schon vor dem Morgenrote,
Der Nebelfeind, der Sonnenfreund, des Rheingaus erster Frühlichtsbote!
In eines Dichters Seele drang der Rheingeist auf gewalt'gen Schwingen
Und ließ den deutschen Singemund der Freiheit helles „Credo" singen!
— — — — — — — — — — — — — — — —
Hier ist der Ort, hier ist das Haus! Hier steht der Weinstock noch in Blättern,
Aus dessen Zweigen frisch erklang ein mächtiges Trompetenschmettern!—
Vor fünfzig Jahren — anders war's wohl damals in den deutschen Gauen,
Da lagen Wolken dumpf und schwer rings auf der deutschen Männer Brauen,
Da war das Vaterland zerstückt, da trug das freie Wort die Bande —
Da, horch, ein heller Weckeruf ertönt' vom Rhein in alle Lande,
Da hat ein Dichter laut bekannt: Deutschland und Freiheit über alles —
Und dieser Ruf ein Echo fand in tausend Herzen vollen Schalles! —
Wer sang von jener Wunderblum', der schönsten an den Weltenbäumen?
Wer sah der deutschen Flotte Ruhm voraus in seinen Dichterträumen?--
Er, der der Freiheit „Credo" sang und dem es ward von Gott gegeben,
Daß er mit ungebrochner Kraft noch Deutschlands Größe durft' erleben,
Daß im „Hurra, Germania!" er fand die schönste aller Weisen,
Um Deutschlands hohen Siegestag mit freudetrunkner Brust zu preisen! —
Schau' her, du steinern Dichterhaupt! Wir ehren unsre Schlachtenmeister,
Doch jene auch, die Führer sind und Wecker in dem Kampf der Geister,
Die unverzagt und stolzen Muts der Freiheit Banner hoch erhoben,
Als noch für jede trotz'ge Stirn der Kranz von Dornen ward gewoben!—
Zum Rheine schau', du steinern Haupt! Dir gelten dieses Tages Ehren,
Der uns die Treu' zum Vaterland, die Treu' zur Freiheit wußt' zu lehren!
Es mög' in jenes Kämmerlein, wo du geweilt, die Jugend kommen,
Wird's um der Freiheit Kampf und Sieg in schwülen Zeiten ihr beklommen;
Es mög', wo du den Becher schwangst, in Weinlaub alt und jung sich einen
Und deines starken Geists ein Strahl leuchtend in alle Seelen scheinen —
Und also mög's auch heute sein! — Laßt von dem Werk die Hülle fallen,
Und laßt aus allen Kehlen dann den Jubelruf begeistert schallen:
Er, der der Freiheit „Credo" sang in diesem Gau, im Land der Reben,
Er lebe hoch, der deutsche Mann! Hoch soll der deutsche Dichter leben!
Hoch Freiligrath!

* Im Frühling 1844 begab sich Freiligrath nach Aßmannshausen, um in der Stille jene Zeitgedichte zu vollenden, in denen er seiner freien politischen Anschauung machtvollen Ausdruck gab. Im Mai schrieb er dort im Gasthof zur „Krone" zu seiner Sammlung, die bald darauf unter dem Titel „Ein Glaubensbekenntnis" erschien, als Schlußgedicht die frischen Zeilen:

„Zu Aßmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht,
Da macht' ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht!
Ich schrieb es ab bei Rebenschein,
Weinlaub ums Haus und saft'ge Reiser!
Drum, wollt Ihr rechte Täufer sein,
Tauft's: Vierundvierz'ger Aßmannshäuser!"

Das Erscheinen des Buches war ein frohes Ereignis für die deutschen Patrioten, ein weniger erfreuliches allerdings für den Dichter selbst: er mußte vor der drohenden Verfolgung sein Vaterland verlassen und erst das Jahr 1848 führte ihn nach Deutschland zurück. — Der jetzige Besitzer der Aßmannshäuser „Krone" hat nun zum Gedächtnis an jene Maitage vor 50 Jahren seinen Gasthof mit einer Büste Freiligraths und einer Gedenktafel schmücken lassen, die am 19. Mai in Gegenwart der Angehörigen und vieler Freunde Freiligraths enthüllt worden ist. Zugleich wurde das Zimmer, in dem der Dichter 1844 gewohnt hat, genau in seinem damaligen Zustand wiederhergestellt. Zu der Feier selbst hat Emil Rittershaus die markigen Verse verfaßt, die wir hier veröffentlichen.
Die Redaktion.

Blätter und Blüten.

Rubens in der Werkstatt Brouwers. (Zu dem Bilde S. 344 und 345.) Wenn uns nicht Adriaen Brouwers eigene Gemälde erzählten, welches lebenslustige Kneipgenie ihr Schöpfer war, so würden wir es aus dem ansprechenden Bild von Glisenti erfahren. Rubens, der königliche Künstler, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand und nebenbei als hochangesehener Gesandter zwischen den Regenten der Niederlande, Englands und Spaniens hin und herging, erachtete es nicht unter seiner Würde, den Fuß in die räucherige Schenke zu setzen, wo Brouwer seine Originale frisch vom Wirtstisch und der nachfolgenden Prügelei weg auf die Leinwand malte. Rubens achtete in dem unordentlichen Genie den großen Künstler und war ein ganz so liebevoller Betrachter und Bewunderer von Brouwers Bildern, wie ihn hier Glisenti darstellt, in der kostbaren Sammetkleidung auf dem fragwürdigen Tonnensessel vor der Staffelei sitzend. Die zechenden Bauern im Hintergrund ahnen nicht, welch hohe Persönlichkeit hier unter ihnen weilt, sie schreien unbekümmert weiter, während Rubens sich an ihrer bildlichen Darstellung ergötzt, und der sonst so tolle Brouwer ehrfurchtsvoll und mit zweifelnder Bescheidenheit die Lobsprüche des großen Mannes empfängt.

Ein paar von den besseren Elementen des Ateliers haben sich herbeigemacht und horchen, neben dem alten Reitknecht stehend, aufmerksam der interessanten Unterhaltung, die Musikanten im Hintergrund aber ziehen entschieden vor, mit der hübschen Kellnerin weiter zu schäkern — und das große Weinfaß im Vordergrund bietet tröstliche Aussichten für alle.

Es ist ein echtes Stückchen altniederländischer Lebenslust, das hier der Künstler darbietet; wer jemals in den großen Galerien Brouwers Bauern- und Soldatenbilder mit Vergnügen betrachtet hat, der wird auch hieran seine Freude haben. Bn.

In der Heuernte. (Zu dem Bilde S. 353.) Die Tage der Heuernte sind gekommen, und es sind glücklicherweise dieses Jahr für weite Striche unseres deutschen Vaterlandes freudigere Tage, als sie es im vergangenen Jahre waren, wo eine anhaltende Trockenheit den Schmuck der Wiesen so vielfach verdorren und verkümmern ließ. Mit Behagen ruht darum auch unser Auge auf dem Bilde von Franz Leuschner, das uns mitten hinein versetzt in die heiße Arbeit des Frühsommers und uns eine Gruppe von Mägden beim Zusammenharken und Aufhäufen des Heus zeigt. Ein fast wolkenloser Himmel wölbt sich über der Wiese am See, aber daß die wackeren Mähderinnen nicht allzusehr dürsten müssen, dafür sorgt der handfeste Krug, den wir im Vordergrunde erblicken, und auch bei dem Topf, um dessen Inhalt sich das kleine mithelfende Mädchen so angelegentlich kümmert, scheint es sich um irgend eine angenehme Herzstärkung zu handeln. Und wenn dann der Feierabend gekommen ist, dann wird die fleißige Gesellschaft Rast machen und im Schatten der mächtigen Bäume sich ausruhen von des Tages Last und Hitze.

Unterwegs. (Zu dem Bilde S. 341.) Meister Grützner ist sonst allenthalben bekannt als launiger Schilderer des Mönchslebens, und auch den Shakespeare-Helden Falstaff hat er gern zum Gegenstande seiner Kunst gemacht. Das Bildchen, das wir heute von ihm bringen, führt uns hinein ins schöne Land Tirol, vor das Fenster irgend einer frischen fleißigen „Vroni" oder „Kathi" oder „Annamirl", in die Gesellschaft eines stämmigen „Jagaburschen", der auf der Bank vor diesem Fenster erst noch einen behaglichen Schwatz halten muß, ehe er mit Hund, Büchse und Grießbeil einsteigt in die Berge. Und wenn er heimkehrt, dann wird er wohl auch an diesem Fenster nicht vorübergehen, es wird sich im wesentlichen derselbe Vorgang wiederholen, höchstens daß dann in der Ecke bei der Büchse ein feister Rehbock lehnt oder daß statt des Fensterflügels die Hausthüre sich dem glücklichen Jäger aufthut.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 22. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

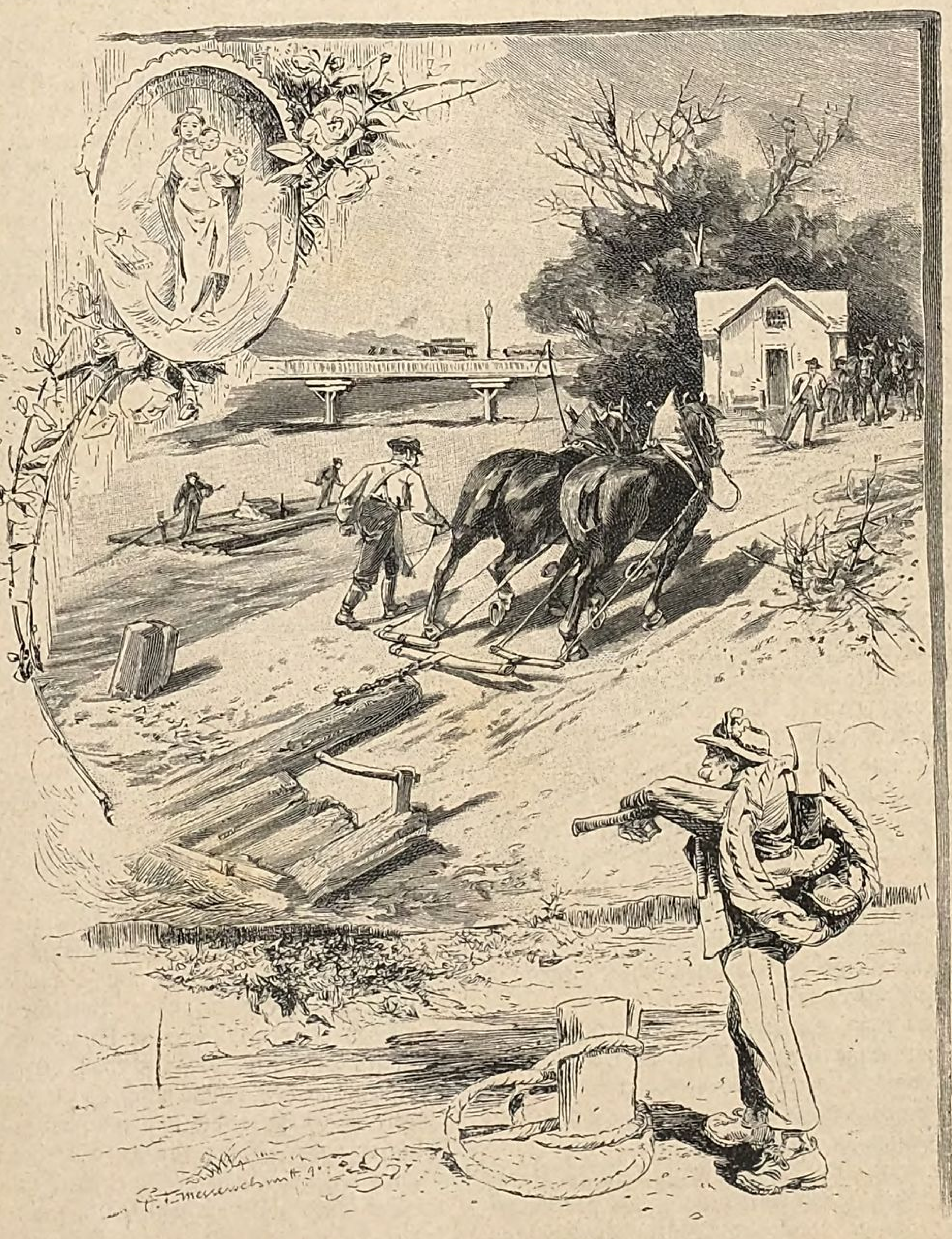
Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(21. Fortsetzung.)

Von allen, die um Hiltischalk und Hiltidin gestanden, war eine einzige nur geblieben, die Magd. Die Hände verkrampft, mit verzerrtem Gesicht und aufgerissenen Augen, kauerte sie auf der Erde. „Willst Du allein dem Himmel nicht folgen?“ schrie Waldram und faßte ihren Arm. „So will ich Dich der Hölle mit Gewalt entreißen!“ Keuchend wehrte sich die Magd; doch Waldram schleifte sie zur Kirche und stieß sie in das offene Thor.

Mit zitternden Händen griff Hiltischalk nach seinen Augen, als müßte er eine Binde niederreißen, die ihm das Sehen wehrte. „Hilti, Hilti!“ lallte er. „Komm! Jetzt müssen wir rufen zu Ihm! Er muß uns hören! Er muß!“ Mit versagenden Knien taumelte er der Kirche zu. Doch Waldram stand vor dem Thor und streckte wehrend die Arme. „Weiche von dieser Schwelle, die Dein Fuß entweiht! Hier wohnt Gott — wo Du bist, brennt die Hölle!“ Das Kreuz erhebend, trat er rücklings in das Dämmerlicht der Kirche. Dröhnend schloß sich das Thor, und der eiserne Riegel klirrte.



An der Unteren Lände in München.
Nach einer Originalzeichnung von P. F. Messerschmitt.

Hiltischalks Hände griffen zuckend ins Leere; er drohte niederzustürzen, doch Hiltidin eilte herbei und stützte ihn; mühsam bezwang sie ihre Thränen und redete zu ihm mit ihrer sanften leisen Stimme, aber was sie auch sagte . . . er schüttelte den Kopf und wehrte zornig mit den Händen. Wie hätte er auf Worte hören sollen? Er sah die Welt zertrümmert, die sein reiner Glaube und die Liebe ihm erbaut hatten in seinem Herzen, er sah das Haus zerstört, darin er gewohnt in Glück und Frieden. Er hatte gesät durch sechzig Jahre . . . und wie lag die Ernte jetzt vor ihm? Verwüstet in einer kurzen Stunde! Wovon nun sollte er zehren? Wie sollte er noch leben können?

Mit verstörten Augen blickte er sein Kirchlein an, sein Haus, die welkende Linde und die Gräber; dann hoben sich seine Blicke empor zum grauen treibenden Gewölk, und keuchend rang es sich aus seiner Brust: „Rufen muß ich! Rufen! Rufen! Hat er mich nie gehört . . . heut' muß er mich hören! Und darf ich auch nimmer hinein in das heilige Haus — komm, Hilti, komm, ich weiß schon ein Platzl, wo ich rufen kann, ein Fleckl, wo er mich hören muß!“

Er faßte den Arm der Greisin und riß sie hinter sich her, zum Kirchhof hinaus, hinunter auf den Karrenweg am Ufer der rauschenden Ache, dem stillen Wald entgegen und der Windach zu.

24.

Es ging auf die Mittagsstunde; doch tiefe Ruhe herrschte in Wazemanns Haus. Das Geflügel war in die Ställe gesperrt, und im Zwinger saß ein Rüdenknecht, um die Hunde bei Ruhe zu erhalten. Das Gesinde, welches im Hof und im Unterbau des Hauses beschäftigt war, vermied jedes Geräusch; denn nach einer Nacht wie der vergangenen pflegten Wazemann und seine Söhne dem Lärm nicht hold zu sein.

Herr Waze lag in den Kleidern auf seinem Spanbett, einen nassen Bund um die Stirn, und kaute Schlehen, um den bitteren Pelz auf seiner Zunge mit Bitterkeit zu lösen. Zuweilen grub er das Gesicht in die Bärenhaut und drückte stöhnend die Fäuste an seine Schläfe. Herr Waze litt an Haarweh; wohl hatte er nicht viele Haare mehr, doch die wenigen schmerzten ihn doppelt.

Es war ein hartes Stündlein für die alte Ulla, als sie zur Not die Herrenstube in Ordnung bringen mußte, um für Mittag die Tafel decken zu können. Bei dem leisesten Geräusch, das sie verursachte, flog eins von den Dingen, die in Herrn Wazes Armbereich nicht niet- und nagelfest waren, ihr an den Kopf oder um die Füße, begleitet von einem Fluch. Als sie die schwere Metbitsche brachte, drückte Herr Waze die Hände an den Kopf und kreischte: „Hinaus mit dem Gesüff! Mir graust! Und Ruh' will ich haben, Ruh', Ruh'! Man soll noch warten mit dem Mahl! Solang' mich selber nicht hungert, braucht kein anderer zu fressen! Wo sind die Buben?"

„Sie liegen noch," flüsterte die Magd.

„So laß sie liegen! Und Recka?"

„Sie ist vor Tag zu Berg geritten."

„Schon wieder! Einen Tag um den andern! Was stehst Du noch? Hinaus mit Dir!"

Ulla zögerte und fragte scheu: „Herr, soll man Zehrung in das Bußloch tragen?"

„Hinaus, hinaus!" Alle Geschosse hatte Herr Waze schon versandt; nur der hölzerne Schemel vor dem Spanbett war noch übrig; doch eh' ihn Herr Waze mit tappender Hand zu fassen bekam, hatte sich Ulla aus der Stube geflüchtet. „Zehrung in das Bußloch?" Herr Waze saß halb aufgerichtet, stierte vor sich hin, griff nach dem Schlüssel an seinem Gürtel und lachte. „Zehrung? Wozu denn? Der Pfaff ist ja ans Fasten gewöhnt! Knurren soll er, mürb' soll er werden, eh' ich raiten will mit ihm! Und giebt er mir den Gadem nicht zu Lehen mit Brief und Siegel, mit einem Schwur bei seinem Heiligen, so soll er den Tag nicht wieder sehen! Ich will . . ." Seine Worte erloschen in einem Grinsen. Stöhnend drückte er die Fäuste an seinen brummenden Schädel und ließ sich zurücksinken auf die Bärenhaut. Nach einer Weile fiel er in Schlaf und schnarchte.

Um die gleiche Stunde verließ Eberwein das Fischerhaus, von Sigenot geleitet; der alte Senn' und Wicho trugen eine Stangenbahre, auf welcher Huze ruhte. Als sie die Ache erreichten, faßte Eberwein die Hand des Fischers. „Weiter sollst Du nicht gehen mit mir. Kehr' um und wahre Dein eigen Haus!"

„Das muß ein anderer wahren, der stärker ist als ich!"

Eberwein atmete tief, und eine matte Röte schlich über seine bleichen kummervollen Züge. „Ja, Sigenot, bei Gott ist alle Hilfe! Doch wir dürfen die Hände nicht in den Schoß legen und thatlos harren und rufen: jetzt zeige, Gott, wie stark Du bist! Wir müssen auch der eigenen Kraft vertrauen und müssen sinnen auf Schirm und Schutz vor unseren Feinden. Weißt Du mir einen sicheren Boten?"

„Wohin soll er Botschaft tragen?"

„Weit hinaus ins ebene Land, an den Hof des Bayernherzogs."

„Mein Jungsenn' hat lange Füß' und ist ein treuer Bub'. Ich schick' ihn Dir zum Lok'stein, wenn die beiden wieder heimkehren." Sie schieden. Sigenot stand und blickte ihnen nach, bis sie unter den Bäumen verschwunden waren.

Gesenkten Hauptes, versunken in den heißen Streit seiner Empfindungen und Gedanken, schritt Eberwein hinter der Bahre her. Er blickte nicht auf, als sie nahe den Halden der Schönau vorüberkamen, auf denen die Leute in Hast die letzten Garben von den Feldern räumten.

Reges Leben herrschte rings um den Hag des Richtmanns; doch die Knechte und Mägde sprachen nicht, sie rührten nur die Arme und warfen zuweilen sorgenvolle Blicke hinauf in das finster treibende Gewölk. Der Schönauer überwachte die Ladung der Karren und zählte die Garben; und jeden Karren, der in den Hag gezogen wurde, geleitete er bis zum Thor; dort stand er immer eine Weile und blickte mit kummervollen Augen nach seinem Buben. Ruedlieb saß auf der Steinbank unter den Eichen, die Arme um seine Knie geschlungen, regungslos ins Leere starrend. Einmal rief ihn der Vater an: „Liebli, willst nicht auch ein lützel mit zugreifen?"

Der Bub' schüttelte nur den Kopf; seufzend kehrte der Richtmann auf die Felder zurück, doch es währte nicht lange, so trieb es ihn wieder in die Hofreut. Er ging auf Ruedlieb zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn. „Wach' auf, Liebli, wach' auf! Das ist ja kein Leben nimmer seit gestern. Mag daraus werden, was will — das kann ich nimmer länger mit anschauen! Und wenn Dir die Arm' so tot sind, daß Dich kein Schaffen freut . . . schau', ich weiß Dir einen Gang: geh' ein lützel in Heimgart zum Rötli und sag' der lieben Dirn', daß ich sie grüßen lass'!"

Ruedlieb sprang auf, und die Zähren schossen ihm in die Augen, während er die Hände seines Vaters drückte.

„Aber wenn Du gescheit bist," sagte der Richtmann, „so thust Dich noch gedulden bis auf den Abend. Der Tag ist unser Feind, die Nacht hat bessere Weg'."

Da nickte der Bub', und unter einem stockenden Atemzug dehnte sich seine Brust. „Weis' mir Arbeit an, Vater! Die Zeit vergeht mir flinker, wenn ich schaff'!"

„Ja, Liebli, komm!"

Als sie zum Hagthor gingen, fuhr ein kalter Windstoß vom Untersberg einher über die Halden der Schönau. Der Richtmann und Ruedlieb lauschten: auf dem Winde kam vom Lokiwald ein verwehter Hall der Glocke über das Thal geflogen. Bruder Wampo hatte den Strang gerührt. Als er aus seinem langen Schlaf erwacht war und sich noch immer einsam in der Klause fand, befielen ihn Angst und Sorge; doch er wagte die hölzernen Mauern nicht zu verlassen; unter der Thüre stand er und schrie den Namen Schweikers in die Stille hinaus; aber keine Antwort kam — es rauschte nur der Wald, wenn ein Windstoß, welcher plötzlich erwachte und rasch verwehte, für kurze Weile die dumpfe Ruhe der Lüfte störte. Auch klangen Bruder Wampos Rufe nicht weit; denn seine Stimme war heiser von der langen Zwiesprach', die er in der Nacht mit seinem unheimlichen Gesellen in der Grube gehalten. Die Glocke, meinte er schließlich, würde besser rufen. Als er im Läuten einmal aussetzte und über die Lichtung spähte, glaubte er Stimmen im Wald zu hören. „Schweiker!" rief er und eilte den Bäumen zu, doch er fand nur den stillen öden Wald; eine kleine Strecke wagte er sich noch weiter, dann aber schüttelte er bedenklich das runde Köpflein und kehrte wieder um. Ein Summen machte ihn aufblicken, und was er gewahrte, ließ ihn plötzlich alle Furcht und alle Sorge um die Brüder vergessen. An einem morschen Baum, in ziemlicher Höhe, sah er ein Loch, welches in die Höhlung des Stammes führte, der ein Bienennest zu bergen schien, denn zahlreich und emsig flogen die wilden Immen aus und ein. „Schau', schau'! So kann man in dem schiechen Wald doch auch 'was Liebes finden!" lachte Bruder Wampo, der den süßen Honig schon auf der Zunge spürte. Er musterte den Baum und meinte, daß er ohne allzugroße Mühe das Nest ersteigen könnte, denn die Stümpfe dürrer Aeste ragten wie Leitersprossen aus dem Stamm. Er griff nach Schwefelfaden und Feuerstein in seiner Kutte, nahm zwei kleine Moosbüschel, die er hinter den Gürtel steckte, und begann über die Sprossen emporzuklimmen. Aber er hatte diese Mühe doch zu leicht geschätzt; freilich, der Baum erhob keine Schwierigkeiten, um so größere jedoch Bruder Wampos Bäuchlein, das eine besondere Vorliebe bezeigte, mit jedem Zweig und jedem Rindensplitter eine längere Auseinandersetzung zu halten. Manches Tröpflein Schweiß war vergossen, als Bruder Wampo endlich neben dem Immenloch auf luftigem Aste saß. Während er schwere Mühe hatte, die ihn umschwärmenden Immen abzuwehren, schlug er hurtig Feuer, brachte das eine der Moosbüschel in glimmenden Brand, schob den dick rauchenden Wisch in die Höhlung des Stammes und verstopfte mit dem anderen das Loch. Flink ließ er sich auf die Erde gleiten und rannte davon, mit schlagenden Armen die Immen scheuchend. In einiger Ferne blieb er lachend stehen und schnalzte mit der Zunge.

„Jetzt soll Euch der Rauch einen Tag lang beißen! Dann komm' ich wieder und heb' den süßen Schatz!"

Ein Wehlaut schloß diese Worte, und mit beiden Händen griff Bruder Wampo nach seiner Glatze; er spürte zwischen den Fingern noch die Biene, die ihn gestochen hatte; kreischend schüttelte er sich, rannte der Lichtung zu, raffte im Laufe einen Klumpen Erde auf und drückte ihn stöhnend über sein Köpflein. „Schweiker! Schweiker!" schrie er mit seiner heiseren Stimme. Doch hätte Bruder Wampo auch einen Ruf gethan so mächtig wie das Gebrüll eines Löwen — es wäre wohl kaum zu Schweikers Ohr gedrungen.

Hoch oben auf dem Hang des Göhl saß Schweiker noch immer in der Stube des Greinwalders und hielt die Hände der Hirtin fest, damit ihre bösen Schmerzen nicht wiederkehren möchten. Er hatte sich seines Traumes in jener ersten Nacht erinnert, und da begann er nun zu forschen, wie es um das „Seelgerät" der Hirtin bestellt wäre. Erschrocken über das zweifelhafte Ergebnis seiner Fragen rief er: „Kindl, Kindl! Sauber und gewaschen liegst vor mir, aber einwendig schaut's bei Dir noch aus, daß einem grausen könnt'!" Während draußen im Hof die Beilschläge des Greinwalders klangen, der das zertrümmerte Thor wieder zusammenflickte, fing Bruder Schweiker zu sprechen an und predigte der lauschenden Hirtin den Himmel . . . seinen Himmel. Es war ein Himmel, den man greifen konnte mit Händen. Um zu beweisen, wie schön es im Himmel wäre und welche Wonne man von der ewigen Seligkeit zu erwarten hätte, schilderte er die Qualen, welche die Heiligen und Märtyrer auf Erden erduldet hatten, um all dieser himmlischen Freuden teilhaftig zu werden. Er wählte die Geschichten seiner Lieblingsheiligen . . . das waren jene Märtyrer, für welche die „wüsten Heiden" die grausamsten Leiden ersonnen hatten.

Hinzula zitterte an allen Gliedern, und ihre Augen wurden feucht, als sie hörte, wie standhaft die Heiligen all ihre furchtbare Marter ertragen hatten. „Ja sag' nur, sag' . . . und das alles ist wahr?"

„Freilich, mein liebes Kindl, so wahr, wie daß ich bei Dir sitz'!"

„Aber wie kann denn ein Mensch solche Leiden nur aushalten?"

„Das kann freilich nur ein Heiliger, weißt, den der liebe Gott gekräftiget hat und gespeiset mit Himmelsbrot!"

„Himmelsbrot? Was ist denn das für eins?"

„Das ist von allem das best'! Das backen die guten Engel im Himmel, und wer so fromm ist, daß ihm Gott ein Bröcklein schickt davon, der fühlt in Leid und Schmerzen sein Herz erhoben zu reiner Freud' und Süßigkeit, der spüret nimmer Schmerz und Kummer, und seine Seel' thut jauchzen und ist voll von all dem Glück, das ihr der liebe Gott gegeben. Gelt, für so ein Himmelsbrot, da möcht' doch ein jeder gern leiden bis aufs Blut? Meinst nicht auch?"

Hinzula nickte. „Freilich, da möcht' mir auch ein Bröcklein schmecken!" Mit träumendem Lächeln blickte sie zu Schweiker auf — und nun schwiegen sie alle beide und hingen Aug' in Auge.

„Wohl wohl!" stotterte Schweiker nach einer Weile, aus seiner Verlorenheit erwachend. „Was hab' ich denn sagen wollen? Richtig, ja . . . alleweil' in der höchsten Not, wenn die Kräft' die Heiligen schier haben verlassen wollen, hat ihnen der liebe Gott einen Engel geschickt mit Himmelsbrot. Schau' nur, wie's dem heiligen Laurenzi gegangen ist . . ."

„Hat der auch so viel leiden müssen?"

„Wohl wohl! Paß nur schön auf, ich erzähl' Dir alles . . ." Während Schweiker die Legende begann, trat draußen in der Hofreut die Bäuerin zu ihrem Mann. „Ja sag' nur, was ich thun soll? Jetzt hockt er noch alleweil' drin! Es muß schon lang' über Mittag sein . . . ich muß ja Feuer schüren und kochen."

Der Greinwalder kratzte sich hinter den Ohren. „Ich weiß mir selber keinen Rat. Hinauswerfen . . . das wird sich hart machen. Der Unfirm möcht' mir ja alle Knochen im Leib brechen. Meinetwegen, setz' die Supp' halt zu! Jetzt ist er da — soll er halt mitessen!"

Durch die offenen Fenster klang Schweikers Stimme: „Und richtig, wie es ihm der heilige Vater Sixtus, der ihm vorangegangen ist im Martertod, vorhergesagt hat . . . drei Tag' später, da haben ihn die heidnischen Schergen gepackt und haben verlangt von ihm, daß er die heiligen Kirchenschätz' den Richtern ausliefern soll."

„Solche schieche Leut'!" stammelte Hinzula.

„Da hast recht! Und was hat der heilige Laurenzi gesagt? Wohl wohl, hat er gesagt, kommet nur morgen, und alle Schätze meiner Kirche will ich Euch zeigen . . . hat er gesagt!"

„Geh', das ist aber doch nicht recht von ihm gewesen!"

„Wart' nur, wie's weiterkommt, wart' nur! Am andern Tag haben sich die Schergen wieder eingestellt, und da hat der heilige Laurenzi die Kirch' vor ihnen aufgethan, und die ganze Kirch' ist voll gewesen mit Kranken, mit armen notbeladenen Leuten. Schauet hin, hat er gesagt, schauet hin, das sind die Schätze meiner Kirche."

Schweikers Stimme schwankte vor Rührung, und Hinzulas Augen füllten sich mit Thränen. „So ein guter guter Mann!"

„Und weißt, was sie ihm gethan haben? Einen eisernen Rost haben sie hergeschleift, haben einen ganzen Haufen heißer Kohlen drunter ausgebreitet, und wie der Rost über und über geglüht hat, haben sie den heiligen Laurenzi lebendigen Leibes draufgelegt."

„All Ihr guten Mächt'," rang es sich mit erstickten Lauten von Hinzulas Lippen, „wie kann man denn einem guten Menschen so 'was thun!"

„Gezischt und geprasselt hat's, und Rauch und Feuer ist aufgegangen von seinem schönen Lockenhaar. Der heilige Laurenzi aber ist standhaft geblieben und hat nach einer Weil' gerufen: ‚Schauet her, die eine Seite ist genug gebraten, jetzt wendet mich auf die andere!'"

„Hör' auf, hör' auf, ich kann's nimmer hören!" flehte Hinzula und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Erschrocken sprang Schweiker auf, und während ihm selbst die dicken Zähren über die Backen kollerten, suchte er das Mädchen mit stotternden Worten zu trösten. Doch Hinzula hörte nicht, sie schluchzte und schluchzte. „Kindl, Kindl!" rief er in heller Verzweiflung. „So hör' doch auf, das Weinen muß Dir ja schaden!"

Unter herzzerbrechendem Schluchzen jammerte die Hirtin: „So viel leiden hat er müssen, so viel leiden!"

„So thu' doch nimmer weinen! Das ist ja doch viele hundert Jahr' schon her, und schau' . . . wer weiß, ob's wahr ist!" Der Jammer und sein zitterndes Erbarmen hatten ihm diese bedenklichen Trostworte auf die Zunge gelegt; er selbst erschrak, als sie gesprochen waren, und griff mit beiden Händen an seine Stirn, als ginge ihm alle Besinnung aus den Fugen.

Die Bäuerin trat in die Stube, ein Bündel dürren Holzes auf den Armen. Als sie das Schluchzen ihres Kindes hörte, warf sie das Holz auf den Herd und eilte zum Bett. „Ja was thust denn?" fuhr sie den Bruder an und beugte sich über die Schluchzende. „Jetzt macht' er mir die sieche Dirn' noch weinen!"

Schweiker brachte kein Wort über die bleichen Lippen. Hinzula aber bezwang ihr Schluchzen und stammelte: „Mutter, Mutter — so thu' doch ihn nicht schelten! Er hat doch keine Schuld . . . ich selber . . . und . . . der heilige Laurenzi!" Brummend ging die Greinwalderin zum Herd, und während sie Feuer schlug, rief sie über die Schulter zurück: „Der Bauer hat gesagt, Du kannst mitessen! Hörst!"

„Mitessen?" fragte Schweiker. „Hat denn das Kindl noch kein Frühmahl gehabt?"

„Frühmahl? Ja bist denn Du gescheit? Es geht doch schon bald auf den Abend zu."

„Auf den Abend?" Dem Bruder fuhr der Schreck in alle Glieder. „Allmächtiger Gott, wo bin ich denn gewesen! Mein Herr! Mein guter guter Herr!" Er stürzte zur Thüre; als er den schluchzenden Ruf der Hirtin hörte, drückte er die Hände über die Ohren, dennoch hielt es ihn fest auf der Schwelle. Mit verstörten Blicken hing er an dem Mädchen, dann schüttelte er den Kopf, wehrte mit den Armen und taumelte aus dem Hause. Mit langen Sprüngen gewann er das Thor, rannte in seiner blinden Eile den Bauer nieder und war schon im Wald verschwunden, noch ehe der Greinwalder wieder auf die Füße zu stehen kam. Keuchend und erschöpft erreichte Schweiker die Klause. Auf der Thürschwelle saß Bruder Wampo, der ein Stück Rasen über seinen Kahlkopf gebunden hatte, um den Schmerz des Bienenstiches zu lindern. Schweiker hatte kein Auge für den drolligen Anblick dieser seltsamen Kappe; nach Atem ringend, stieß er die Frage hervor: „Ist unser Herr daheim?"

„Nein, nein."

„Hat ihn der Pater nicht gefunden?"

„Ich weiß nicht . . ."



Pelikane am Strand.

Nach einer Originalzeichnung von K. Ahrendts.



Pelikanjagd.

Nach einer Originalzeichnung von F. Schlegel.

Was Bruder Wampo noch weiter sagte, hörte Schweiker nicht mehr; keuchend rannte er wieder davon. Wohin er wollte, das wußte er nicht; kreuz und quer durchirrte er den Wald und schrie den Namen Eberweins hinaus in die dumpfe Stille. Durch wirre Gebüsche schlug er sich und geriet in das Thal der Ramsauer Ache. Auf schmalem Pfad kam ihm die Tochter Wazes auf ihrem Rappen entgegengeritten. Sie wollte wenden, als sie den Mönch erblickte, doch mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft sprang Schweiker auf Recka zu, faßte den Zügel des Pferdes und keuchte: „Mein Herr, mein Herr . . . hast Du meinen Herrn nicht gesehen?“ Das Pferd bäumte sich, aber Schweiker hielt fest und ließ sich schleifen.

In jähem Zorn hatte Recka die Gerte gehoben; da traf sie ein Blick aus Schweikers Augen, angstvoll und verzweifelt; sie ließ die Gerte sinken und konnte die Antwort nicht versagen: „Sorge Dich nicht — Dein Herr weilet unter sicherem Dach, bei Sigenot, dem Fischer.“

Schweikers Arme ließen los, und während Recka davonritt, drückte der Bruder seine zitternden Fäuste auf die atemlose Brust. „Unter sicherem Dach!“ keuchte er, dann warf er sich zu Boden und preßte schluchzend das Gesicht ins Moos.

Dem Lauf der Ache aufwärts folgend, ritt Wazes Tochter unter den Halden der Strub vorüber und kam in das enge Waldthal, dessen Gehänge wiederhallten vom klingenden Hammerschlag der Ilsanker Schmiede. Nach kurzem Ritt erreichte sie die Stelle, an welcher die Windach ihre schäumenden Wellen in die Ramsauer Ache goß. Sie setzte über den rauschenden Bach und ritt in den dunklen Hochwald ein, um nach einer Bärengrube zu sehen, welche am Fuß einer den Wald durchschneidenden Felswand ausgeworfen war. Noch hatte sie das Ziel ihres Rittes nicht erreicht, als sie das Pferd verhielt und gegen die Höhe lauschte. Ihr war, als hätte sie vom Gewänd der Windach hernieder den angstvoll klingenden Schrei einer weiblichen Stimme vernommen. Lange lauschte sie, doch sie hörte nichts mehr als das dumpfe Rauschen des Wassers. Eine quälende Erinnerung befiel sie, und kaltes Grauen schlich ihr in das zerrissene Gemüt . . . der Schatten der armen Heilka war vor ihr aufgestiegen.

„Die Lebendigen und die Toten, alles schreit um mich her und klagt wider meine Brüder und meines Vaters Haus! Könnt' ich doch nimmer hören! Müßt' ich doch nimmer sehen! Hätt' nur alles schon ein End'! Ein End'!“ Mit pfeifendem Gertenschlage trieb sie das Roß und verschwand im Dunkel des Gehölzes.

Da klang der Schrei in der Höhe wieder. Hoch über dem Geklüft der Windach, wo nah' dem Absturz zwischen Felsen und Gestrüpp ein Albensteig emporführte gegen den König Eismann, rangen zwei Menschen miteinander. Ihre lauten Stimmen mischten sich, ihre schwarzen Gewänder und ihre weißen Haare flatterten in dem eisigen Luftstrom, der dem Sturz der Windach thalwärts folgte. Hiltidiu lag auf den Knien vor Hiltischalk und hielt ihn umklammert mit ihren dürren Armen; das sonst so milde sanfte Antlitz war verwandelt zu einem Schreckbild, jeder Zug verzerrt von Entsetzen und Todesangst. Um Hilfe schreiend, umkrampfte sie den zitternden Körper des Greises, der sich loszureißen suchte. Hiltischalks Augen glühten wie im Wahnsinn und schrill und heiser klang seine Stimme: „Laß mich, Hilti, laß mich! Jetzt muß ich rufen zu ihm, da ist das Fleckl, wo er mich hören muß! Hat er mich selbigsmal nicht auch gehört, wie ich da drunten geschrieen hab' zu ihm: ‚Mein guter Herre, Du mein Gott‘? Hat er mich nicht gehoben aus Not und Tod? Jetzt muß er mich wieder hören, jetzt muß er mich lohnen für die Treu', mit der ich gestanden zu ihm . . .“

„So hör' mich doch! Um Gotteswillen, laß Dir sagen . . .“ jammerte das Weib.

Doch Hiltischalk hörte nicht. „Ein Urtel muß ich haben! Recht muß er sprechen nach seiner ewigen Gerechtigkeit!“

„Mann, Mann!“ schrie die Greisin mit halb erstickter Stimme. „Ja bist denn Du ein anderer geworden! Du, der allzeit Gute, der allzeit Fromme — Du willst Gott versuchen und Dich versündigen an ihm?“

„Laß mich, Hilti, laß mich! Ein Urtel muß ich haben! Wissen muß ich, ob ich fromm gelebt hab' oder ein Verfluchter bin, ob ich Gott gedient hab' oder der Höll'!“

„Denk' schon nimmer an mich und meine Lieb' . . . nur laß Dich bitten: versuch' den Himmel nicht . . .“

„Ein Urtel muß ich haben! Ich muß! Ich muß! Laß Deine Händ' von mir . . . und hab' nur keine Sorg' . . . er wird mich heben aus Not und Schmerzen! Hab' nur acht, wie er demselbigen zeigen wird: was Gott vereinet, können Menschen nimmer trennen! Laß Deine Händ' von mir! Ich muß! Ich muß! . . .“

Er riß sich los und taumelte zum Rand der Felsen. Gellend hob sein Ruf sich zu den Wolken: „Mein guter Herre, Du mein Gott!“ Und mit ausgebreiteten Armen, brennenden Blicks die grau verschleierte Höhe suchend, trat er hinaus ins Leere. Unter herzzerreißendem Schrei hatte Hiltidiu sich aufgerafft und wankte ihm nach mit brechenden Knien. Ihre Hände haschten noch sein flatterndes Gewand, sie wollte nicht lassen von ihm und stürzte, von seinem Fall gezogen, mit ihm hinunter in die dunkel gähnende Tiefe . . .

Dumpf rauschte die Windach, ihre grauen Wasserdämpfe stiegen auf, und in der Tiefe rollten ihre Wellen den immer gleichen Weg, die fallenden Steine verschlingend, den weichenden Erdgrund fressend und alles Wachstum mordend, das ihr zu nahe kam. Sie gab nicht wieder, was sie genommen. Ein Urteil war gefallen, und es lautete, wie Hiltischalk gehofft: nun war er ledig aller Not und Schmerzen und war vereint mit seinem Weib für alle Zeiten.

Dumpf rauschte die Windach; ihre tobenden Wellen erschütterten den Felsengrund und machten den Steg erzittern, der die finstere Kluft überspannte. Da schwankte der Balken unter dem festen Schritt eines Mannes. Pater Waldram suchte den Heimweg. Ohne Grauen blickte er nieder in die finstere Tiefe, furchtlos überschritt er die Kluft. Er wußte sich in Gottes Hut! Hatte er nicht das stolzeste Werk seines Lebens an diesem Tag vollführt? War ihm heute der Dank des Himmels nicht doppelt gewiß, da er Gottes Haus gesäubert von Laster und Aussatz, eine ganze Gemeine mit hundert Seelen gerettet hatte vor ewigem Verderben? Sicher trug ihn der Steg.

Als er die Blöße des Ufers überschritten hatte und in den von Dorngestrüpp umwachsenen Hochwald trat, vernahm er einen jauchzenden Ruf, der das Rauschen des Wassers übertönte. Ueber ihm, in der Weite eines Bogenschusses, hielt Recka auf ihrem Pferd vor dem Absturz der Felsen. Sie hatte in die Tiefe geblickt, dann mit den Augen den Pfad im Thal gesucht. „Ist denn mein Leben noch den Umweg wert?“ Lachend hatte sie das Roß zum Sprung getrieben. „Heilka, jetzt ruf' die Alfen der Windach auf . . . laß sie greifen nach Hennings Schwester!“ Und mit dem jauchzenden Schrei, welchen Waldram gehört, hatte sie den Anlauf zum Sprung genommen. Doch vor dem Absturz der Felsen stockte das Pferd im Lauf mit vorgeschobenen Hufen und scheute zurück. „Willst Du nicht?“ lachte Recka. „Ich sag' Dir aber: Du mußt!“ Sie lenkte rückwärts und begann von neuem den Anlauf, die Flanke des Pferdes mit der Gerte peitschend. Nun sprang das Roß, vorgestreckten Halses, mit wehender Mähne flog es über die Kluft. Seine Hufe gewannen das Ufer, wohl brach unter ihm der hohle Rasen, doch es schnellte sich vorwärts und stand auf fester Erde, zitternd an allen Gliedern.

„Gott schütze Dich!“ hatte Waldram geschrieen und wie in heißer Angst um dieses Weib die Arme ausgestreckt.

Recka sah ihn nicht und hörte keinen Laut seines Rufes. Das schöne Antlitz von tiefer Blässe überzogen, blickte sie mit verlorenem Lächeln rückwärts in die Tiefe. „Den Himmel find' ich nimmer, die Höll' begehrt mich nicht . . . wohin denn jetzt? Wieder heim in meiner Brüder Haus!“ Sie streichelte den Hals des Pferdes und ließ es mit hängendem Zügel in den Hochwald treten.

Als sie verschwunden war, schien Waldram wie aus einem Traum zu erwachen. Brennende Röte schoß ihm in Stirn und Wangen, während er die beiden Fäuste auf seine Augen schlug. „Teufelin! Hat Dich zum anderenmal die Hölle geschickt, mich zu versuchen?“ Mit zuckenden Händen faßte er seine Brust. „Sündiges Fleisch, erbärmliches Gefäß du einer gottgeweihten Seele . . . ich will dich züchtigen!“ Gestreckten Leibes warf er sich in einen Dornbusch und wälzte sich auf den stachligen Ranken.

25.

Dem trüben Tage folgte ein grauer lichtloser Abend. In einem der hölzernen Wächtertürmchen, welche die Ecken der um Wazemanns Haus gezogenen Mauer krönten, stand Henning bei seinem vertrauten Knechte. Sie redeten mit gedämpften Stimmen.

„Das weißt Du gewiß, daß er seit Tagen nicht mehr ausgefahren ist zur Fischweid?“

„Ja, Herr, das schwör' ich. Was drunten im Hof geschieht, weiß ich nicht — die Bäum' decken den halben Hag; aber der See liegt offen unter mir. Ich hätt' ihn sehen müssen, wenn er gefahren wär'."

„Er braucht aber Fisch'!" Henning lachte. „Die Leut', die er gesammelt hat in seinem Hag, wollen zu beißen haben. Bei Taglicht hält er das Thor geschlossen, so muß er fahren in der Nacht und fischen bei der Fackel. Schleich' Dich hinunter, bevor es dunkel wird, und steig' auf einen Baum! Merkst Du, daß er die Netz' zur Ausfahrt richtet, so komm gelaufen. Und eh' Du gehst, sprich mit Deinen Kammergesellen Zacho und Heripot . . . versprich ihnen, was Du willst! Sie wagen ja nicht viel. Wenn die vier besten Fäust' auf der Fischweid sind, so greifen wir die Dirn' halb wie im Spiel. Und sag' ihnen . . ."

Ein Blick des Knechtes machte ihn verstummen; unter dem Wächterhäuschen ließ sich ein Schritt vernehmen, und Henning lächelte spöttisch. Mit lauter Stimme begann er von dem bösen Wetter zu reden, das die schweren Wolken erwarten ließen. Dann flüsterte er: „Thu', wie ich Dir gesagt hab'!" und verließ das Wächterhäuschen. Da stand sein Bruder Eilbert vor ihm, mit schmalen Lippen und eingekniffenen Augen. „So? Grob' Wetter wird kommen? Meinst Du?"

„Ich denk'!"

„Dann bleib' nur schön in Deiner Kammer heut' nacht. Sonst könnt' Dir das Wetter grob in die Knochen fahren!" Eilbert wandte sich und ging dem Hause zu.

Henning ballte die Fäuste, aber sein Zorn verrauchte schnell, und lächelnd eilte er dem Bruder nach. „Laß reden mit Dir! Ich merk', Du hast gelauscht. Gut also . . . Dir sticht die Dirn' in die Augen, mir auch. Müssen wir aber deshalb gegen einander stehen? Laß uns zusammenhalten, wir sind ja Brüder! Dem Vater brummt der Schädel, und die schwarzen Schermäus' haben wir nimmer zu fürchten . . . so kommt uns gute Stund', wenn der Fischer in der Nacht mit seinem Knecht zum Fang ausfahrt. Wir wollen zusammenhalten als gute Gesellen und . . . um die Dirn' spielen wir. Willst oder nicht?"

Eilbert besann sich. „Gut, ich stell' das Brett auf. Komm!" Lächelnd stieg er über die Freitreppe empor . . . er hoffte zu gewinnen, denn er war der bessere Spieler. Doch Henning war der bessere Trinker. Er ging in den Unterbau des Hauses und rief die alte Ulla. „Bring' einen Krug vom schwersten Met hinauf in meine Kammer!"

Während die beiden Brüder beim gefüllten Becher und beim Brettspiel saßen und bei jedem Stein, der geschlagen wurde, der Schwester Sigenots die Minne tranken, stieg Hennings Knecht über den Felsenpfad hinunter zum Ufer. Als er sich unter den Bäumen in die Nähe des Fischerhages schlich, sah er Rötli auf dem Lugaus sitzen. In heißer Sehnsucht spähte sie gegen den Achensteg, denn sie wußte, daß Ruedlieb kommen würde. Wicho und der Altsenn' waren vor kurzer Weile aus dem Lokiwald heimgekehrt; als sie unter den Halden der Schönau vorübergezogen waren, hatte Ruedlieb, der auf dem Felde schaffte, den Knecht des Fischers erkannt und war auf ihn zugesprungen. Bei der Heimkehr hatte Wicho das Mädchen mit Sigenot auf dem Lugaus gefunden und hatte ihr lächelnd die Botschaft zugeflüstert: „Auf den Abend kommt Dein Bub' . . . und sein Vater mit ihm!" Erblassend und zitternd war Edelrot aufgesprungen, mit bangem Blick an ihrem Bruder hängend. Doch Sigenot hatte die Schwester an sich gezogen und ihr zärtlich das Haar gestreichelt. „Freu' Dich nur! Hast ja gehört: er kommt mit seinem Vater. Harte Zeit liegt über uns allen, aber ich weiß ein Blüml, das blüht auch unter dem Schnee. Der Richtmann und ich, wir wollen heut' vergessen, daß ein jeder von uns auf anderen Wegen geht, und treulich wollen wir raiten um Euer Glück."

Schluchzend vor Freude hatte Rötli den Bruder umschlungen, und seit er mit dem Knecht ins Haus getreten, saß sie auf dem Lugaus, in heiß quellender Sehnsucht ihres Buben harrend. Doch bei aller Sehnsucht war die Gewißheit des Wiedersehens nicht ihre tiefste Freude, sie konnte kaum den Augenblick erwarten, daß sie ihm sagen durfte: „Du sollst nicht sterben müssen! Leben sollst Du! Es giebt keinen Bid — das hat ein Gottesmann gesagt, der alles weiß. Und hat Dich der böse Feind geschreckt und sollt' er wiederkommen, ich weiß ein Mittel wider ihn, da muß er weichen. Er muß! Er muß!" Mit zitternder Hand bekreuzte sie das Gesicht und stammelte das Stoßgebetlein, welches Bruder Wampo ihr vorgesprochen. Da klang, weit über die Ache her, der helle Jauchzer, mit welchem Ruedlieb sein Kommen meldete. Rötli sprang auf, schluchzend und lachend . . . der Weg zum Thor war ihr zu weit und das Thor stand ja geschlossen; sie schwang sich auf die Bank, auf den Tisch und sprang vom hohen Hag auf den Weg hinunter. Mit flatterndem Röcklein und fliegenden Haaren eilte sie der Ache zu und kam an dem Busch vorüber, hinter welchem Hennings Knecht verborgen lag. Der machte große Augen, als er das Mädchen gewahrte. „Die Dirn' allein? Um und um kein Mensch? Bessere Stund' kann nimmer kommen — ich will mir schweren Dank von meinem Herrn verdienen!" Im Schatten der Bäume glitt er am Weg entlang und sah, wie Edelrot hinwegeilte über den Achensteg. Er sprang ihr nach; am Waldsaum, wo die Wege sich teilten, erreichte er sie und schlug die Hände um ihre Kehle. Mit gellendem Schrei brach Edelrot in die Knie. „Wart', ich will Dich schweigen machen!" raunte der Knecht, riß die lederne Kappe vom Kopf und schloß mit ihr den schreienden Mund. „Komm nur, komm, ich trag' Dich ein lützel, daß Dir die kleinen Füßlein nicht müd' werden." Mit groben Fäusten riß er das Mädchen in die Höhe . . . aber da sanken ihm jählings die Arme, und während Rötli mit halb erloschenen Sinnen zu Boden glitt, taumelte der Knecht und stürzte lautlos über den Weg. Ein dicker Blutstrom quoll ihm aus der linken Schulter.

Als Edelrot mit verstörten Augen aufblickte, sah sie vor sich ihren Buben stehen; sein Gesicht war totenbleich, er hielt das blutige Messer in der Hand und starrte nieder auf den entseelten Knecht.

„Ruedlieb!"

Ein Zittern befiel ihn beim Klang dieser Stimme. Rötli wollte sich in seine Arme werfen, doch vor seinen Füßen sank sie schluchzend zur Erde und barg das Gesicht.

Der Schönauer kam, entsetzt die Hände ringend. „Bub', Bub' — um aller guten Mächt' willen, was hast denn gethan?"

„Was ich thun hab' müssen! Hast Du nicht selber gesagt: wenn's zum Aergsten kommt, so greif' zum Messer und stoß'! Und was könnt' ärger sein, als was dem Rötli geblüht hat?"

„Liebli, mein armer Bub', Du hast den Tod über Dich gerufen!"

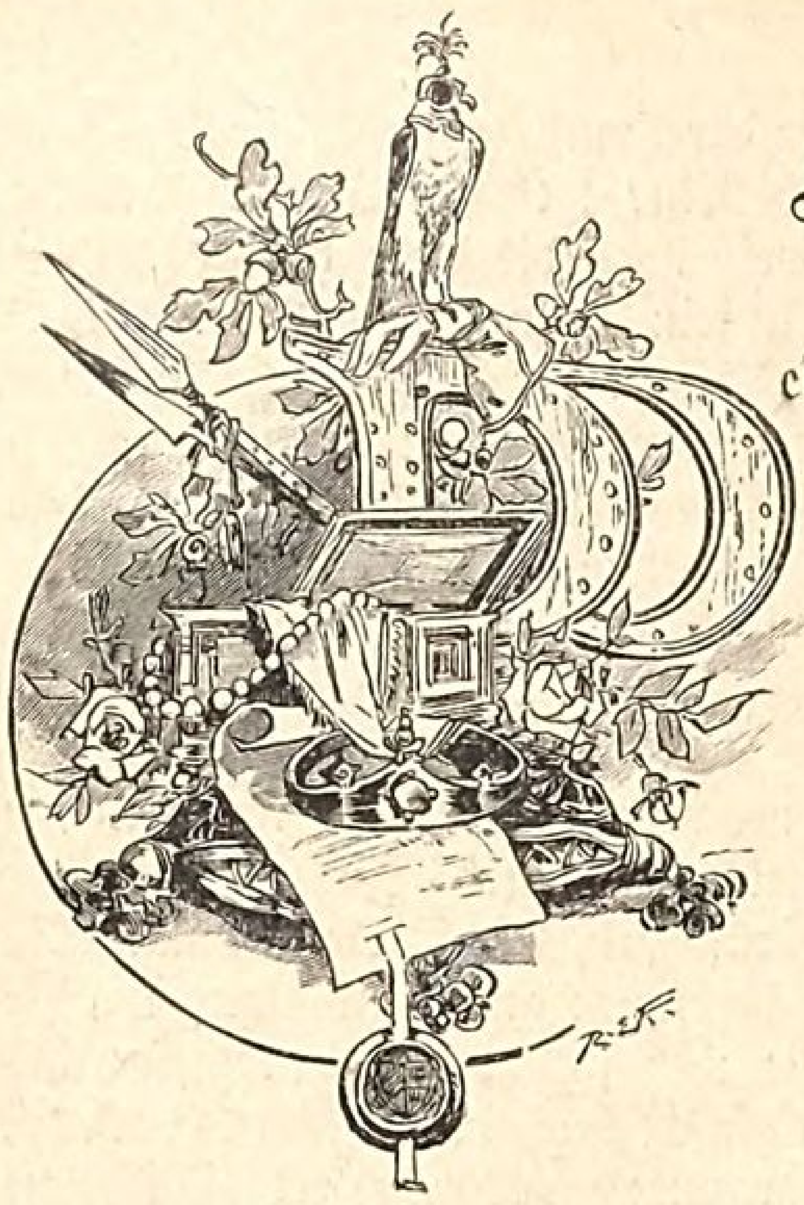
„Tod oder Leben — aber von denen da droben soll mir keiner an das Rötli rühren!"

Unter schluchzenden Worten hatte Edelrot sich aufgerafft und umklammerte den Geliebten mit zitternden Armen. Das Messer fiel aus Ruedliebs Hand, er faßte das Haupt des Mädchens, bog es zurück, um ihre Augen zu sehen, und sagte mit tonloser Stimme: „Rötli, Du meine liebe Dirn'! Schau', jetzt hab' ich Dir die Blutblumen ins Haar gelegt! Gelt, der Bid hat schnelle Füß'?" Sie schüttelte den Kopf und rührte die Lippen, doch die Sprache versagte ihr; kaum vermochte sie noch die Hand zu heben, um das rettende Zeichen über Ruedliebs Stirn und Lippen zu schlagen.

„Fort, fort! Schau', daß Du mit ihr den Hag gewinnst!" keuchte der Richtmann und drängte die beiden mit ungestümen Armen der Ache zu. „Fort! Fort!" Er schob sie hinaus auf den Steg.

Mit verlorenen Sinnen, eines das andere umschlingend, überschritten sie im Zwielicht des sinkenden Abends den rauschenden Bach; als sie unter den Bäumen gingen, sahen sie nicht, daß ein junger Bauer ihnen entgegenkam, und hörten nicht, daß er zu ihnen redete. Es war der Haneßer, der mit halb geheilter Wunde von den Alben gestiegen kam. Lachend blickte er den beiden nach. „Die Zwei hat das Lieb'sglück blind und taub gemacht!" Er wanderte zur Ache; unter den letzten Bäumen stockte ihm der Schritt. Drüben am anderen Ufer schleifte der Richtmann einen stillen Mann zur Böschung und ließ ihn niederrollen in die schießenden Wellen. Das gelbe Wams des Knechtes leuchtete noch aus dem weißen Wasserschaum — dann verschwand es. Schwer atmend, richtete sich der Schönauer auf, eilte zum Seeufer, warf sich auf die Knie und stieß die roten Hände in den Wasserschwall. Mühsam erhob er sich und mußte, als er den Steg überschritt, das Geländer fassen. Bei dem ersten Schritt ans Ufer erstarrte ihm der Schreck alle Glieder . . . einer stand vor ihm.

(Fortsetzung folgt.)



Herzogin Hadwig, die Heldin des „Ekkehard“.

Von R. Artaria.

enige Namen des deutschen Mittelalters sind heute dem großen Publikum so vertraut wie der der Herzogin Hadwig von Schwaben, trotzdem die verbürgte Geschichte gerade von dieser Fürstin viel weniger berichtet als von den anderen erlauchten Frauengestalten der Ottonenzeit. Der Grund ist allbekannt: Frau Hadwig, von deren Leben vor dem Jahr 1855 nur geschichtskundige Gelehrte etwas wußten, hat ihren Dichter gefunden, der aus den alten Ueberlieferungen das lebendige Bild ihrer Persönlichkeit zu erwecken verstand, so daß es jetzt in unverwelklicher Frische aus den Blättern des tausendfach gelesenen „Ekkehard“ leuchtet. Verhältnismäßig nur wenige Figuren der ganzen Weltgeschichte sind, trotz der unzähligen Romane und Dramen, auf diese Weise der Volksseele nahe gebracht worden, denn es gehört zu ihrer Wiedererweckung eine hohe dichterische Gestaltungskraft; und auch diese bedarf zu ihrem Schaffen nicht bloß der allgemeinen geschichtlichen Ueberlieferung, sondern noch eines besonderen Schatzes von persönlichen Charakterzügen, wie sie nur eben hie und da, dank einem günstigen Geschick, in eigenen Aufzeichnungen oder in denen von Zeitgenossen erhalten sind. Aus solchen Quellen hat Walter Scott für seine großen Romane geschöpft, er hätte z. B. ohne die ausführlichen Nachrichten von Comines über Ludwig XI. die unvergleichliche Figur dieses Königs nicht mit einer solchen Fülle persönlichster Züge ausstatten können, wie sie in „Quentin Durward“ dem Leser leibhaftig entgegentritt.

Ebenso würde Scheffel nicht imstande gewesen sein, ein so menschlich anmutendes, ergötzliches, in Licht und Schatten völlig getreues Bild aus dem fernen 10. Jahrhundert zu geben ohne die ausführliche, von ihm selbst mit einer glänzenden Perlenschnur verglichene St. Gallener Klosterchronik des jüngeren Ekkehard IV.* Sie liefert auch Farben in Fülle, um das dürftige Umrißbild der Herzogin Hadwig zu ergänzen, welches der sächsische Chronist Widukind von Corvey nur in kurzen Worten zeichnet, sie bringt von ihr eine Anzahl so lebendiger Charakterzüge, daß es für einen Dichter wie Scheffel eine Lust gewesen sein muß, das Bild „der gestrengen hohen Frau, die sich den jugendschönen Lehrer aus des heiligen Gallus Klosterfrieden entführte, um auf ihrem Basaltfelsen am Bodensee klassischen Dichtern eine Stätte sinniger Pflege zu bereiten“ — dieses Bild zum Mittelpunkt der Geschichte zu nehmen, die ihm in der Bücherei des heiligen Gallus und später zwischen den einsamen Burgtrümmern von Hohentwiel in voller Deutlichkeit vor der Seele aufging. Er hat der Herzogin keinen Zug gegeben, dessen Möglichkeit nach den geschichtlichen Berichten ausgeschlossen wäre. Allerdings ist bei Ekkehard IV. von der Hauptsache des Romans nichts zu spüren, nicht die leiseste Andeutung eines „Neigens von Herzen zu Herzen“, welches im zehnten Jahrhundert sich in so gefährlicher Nähe vermutlich ebenso leicht vollzog als im neunzehnten. Sein großer Oheim, Ekkehard II., stand ihm offenbar turmhoch über solchem Verdacht, und auch die Schilderung der Herzogin deutet auf nichts weniger als auf liebende weibliche Herzensschwächen. Er gedenkt ihrer folgendermaßen:

„Auf Duellium (Hohentwiel) wohnte Hadwig, Tochter des Herzogs Heinrich,** nach dem Tod ihres Gemahles Burkard verwitwete Herzogin von Schwaben; sie war eine sehr schöne Frau, aber gegen ihre Leute gar zu hart und deshalb weit und breit dem Land ein Schrecken. Als kleines Kind war sie dem Griechenkönig Konstantin*** verlobt und wurde in griechischer Wissenschaft gar sehr unterrichtet durch Lehrer, welche deshalb geschickt waren. Aber als einer davon, der Maler war, sie ganz genau ansah, um das Bild der Jungfrau ganz ähnlich abzumalen und seinem Herrn zu schicken, da war ihr die Vermählung so verhaßt, daß sie den Mund und die Augen verzerrte. Sie verschmähte den Griechen hartnäckig, dann lernte sie lateinische Wissenschaft und Herzog Burkard heiratete sie mit ihrem reichen Schatz . . .“

Dieser Burkard, ein treuer Freund und Gefolgsmann des Sachsenkaisers Otto I., brachte sein Leben im Harnisch und auf Fehdezügen aller Art zu. In Schwaben fürchteten sie ihn als einen rauhen Zwingherrn und die sächsischen Mönche nannten ihn in ihren Chroniken „einen kaum zu ertragenden Kriegsmann“. Es wird also ziemlich der Wahrheit entsprechen, wenn der Verfasser des „Ekkehard“ schreibt:

„Darum hatte Frau Hadwig den alten Herzog in Schwaben genommen, ihrem Vater zu Gefallen, hatte ihn auch gehegt und gepflegt, wie es einem grauen Haupte zukam, aber wie der Alte zu sterben ging (973), hat ihr der Kummer das Herz nicht gebrochen.“

Sie konnte ganz im Gegenteil jetzt mit großen Hoffnungen ins Leben sehen. Einer Frau von so männlichem Geist, kühnem Herzen und klassischer Bildung durfte man wohl als Landesverweserin das Herzogtum Schwaben dauernd übertragen. So dachte sie wenigstens, nachdem in den ersten Zeiten der junge Kaiser Otto II. die Zügel in ihrer Hand lassen zu wollen schien. Der Hohentwiel war ihre Residenz, sie gebot über das Hegau, samt dem Hochstift Konstanz und den Klöstern am See. Bald freilich besann sich der Kaiser anders und verlieh das Herzogtum Schwaben seinem Neffen und Jugendgenossen Otto, zum großen Zorn Heinrichs von Bayern, der Herzogin Hadwigs Bruder war. Sie aber nahm nicht teil an dessen Kämpfen gegen Kaiser und Herzog, sondern blieb auf ihrem Witwensitz Hohentwiel im Genuß von allerhand Rechten und Befugnissen, die ihr der Kaiser verliehen hatte, und es ist wohl denkbar, daß in solchem Stillleben die aus dem ersten Kapitel des „Ekkehard“ bekannte Stimmung der Langeweile über sie kam und die folgenschwere Fahrt zum St. Galler Kloster veranlaßte.

„Als diese Witwe,“ fährt Ekkehard IV. fort, „einst den heiligen Gallus aufsuchte, um zu beten, nahm sie unser Abt Burkard als seine Nichte festlich auf und wollte ihr Geschenke machen; sie aber sagte, sie wolle kein anderes Geschenk haben, als daß er ihr den Ekkehard auf einige Zeit als Lehrer nach Hohentwiel überlasse.“

Einige Seiten früher sagt er von seiner Absicht, diesen Ekkehard zu schildern: „Ich beginne damit ein schweres Werk, denn ich fürchte, man wird mir nicht glauben, weil es jetzt gar keine solchen Männer giebt oder doch nur sehr wenige. Er war so schön von Angesicht, daß die Leute, welche ihn ansahen, um seinetwillen stehen blieben, wie auch König Otto der Rote von Sachsen* über ihn sagte: ‚Niemals hat einem die Kutte des heiligen Benedikt vornehmer gesessen.‘ Er war von hoher Gestalt, einem Kriegsmann ähnlich, von gleichmäßigem Wuchs und funkelnden Augen . . . Weisheit und Beredsamkeit hatte er wie der Beste seiner Zeit. In blühender Jugend freute ihn mehr der Ruhm als die Demut . . . aber später war das nicht so, denn die Zucht, welche keinen Stolz leidet, wurde an ihm sehenswert. Er war ein guter und strenger Lehrer, denn als er bei dem heiligen Gallus beiden Schulen vorstand, wagte niemand außer den kleinen Bürschchen, mit den Gespielen ein anderes Wort zu sprechen als nur Latein, und die er zu ungeschickt für das Studium fand, beschäftigte er mit Abschreiben und Buchstabenzeichnen. In beidem war er selbst sehr geschickt, besonders in großen Anfangsbuchstaben und in der Vergoldung. In der Wissenschaft aber unterrichtete er gleich sorgfältig die aus dem Mittelstand und die Vornehmen. Mehrere seiner Schüler sah er selbst noch als Bischöfe, wie einst zu Mainz im Concilium,

* Es waren Verschiedene dieses Namens nacheinander in St. Gallen.

** von Bayern.

*** Konstantin Porphyrogennetus ist hier gemeint. Indessen widersprechen dem die Thatsachen seines Lebens zu sehr. Es könnte nun sein Sohn Romanus gewesen sein, allein von einer Absicht desselben auf Hadwig von Bayern ist nichts bekannt. Solche ziemlich starke Ungenauigkeiten haben dem guten Chronisten Ekkehard IV. das Mißtrauen einer strengen Geschichtskritik eingetragen. Faßt man aber ins Auge, daß er erst nach dem Jahre 1040, also 50 Jahre nach Frau Hadwigs Tode schrieb, so wird man ihm die chronologischen und sonstigen Irrtümer nicht allzu hoch anrechnen dürfen. In der Hauptsache wird ihn die Klosterüberlieferung wohl zutreffend berichtet haben.

* Kaiser Otto II.

wo sechs Bischöfe bei seinem Eintritt aufstanden und ihn als Lehrer grüßten."

Es war also sehr begreiflich, daß Frau Hadwig den Wunsch hegte, solchen Unterrichts auch teilhaftig zu werden, und Ekkehard dafür zu gewinnen suchte. Es gelang ihr; sie hatte sich, ehe die Oberen davon wußten, seines guten Willens versichert.

„Dies gab der Abt ungern zu . . . aber Ekkehard setzte es doch durch, worum er gebeten war. Er kam am verabredeten Tage nach Hohentwiel, ungeduldig erwartet, sie nahm ihn höher auf, als er selbst wollte, und führte ihren Lehrer, wie sie sagte, an der Hand in das Gemach, welches zunächst dem ihrigen war. Dort trat sie bei Tag und Nacht mit einer vertrauten Dienerin ein, um zu lesen, doch standen immer die Thüren offen, damit niemand Grund zum Argwohn hätte, wenn er sich solcher Gedanken unterfangen wollte. Oft fanden dort Dienstmannen und Ritter, auch die Vornehmen des Landes, beide zusammen über den Büchern oder im gelehrten Rat. Durch ihre harte und wilde Art aber empörte sie den Mann oft und vielmals wäre ihm wohler zu Hause gewesen, als bei ihr zu wohnen. So hatte er selbst aus Demut geboten, das Rückentuch und den Vorhang seines Bettes wegzunehmen, sie aber befahl, den zu züchtigen, der es weggenommen hatte, und wurde kaum durch große Bitten ihres Lehrers abgehalten, diesem Menschen Haut und Haare vom Kopf ziehen zu lassen."

Es ist ferner die Rede von reichen Geschenken, welche Hadwig nimmer müde wurde, dem verehrten Manne oder dem heiligen Gallus darzubringen: seidene Mäntel, Oberkleider und Stolen (auf einer derselben war die im „Ekkehard" erwähnte Hochzeit des Mercurius und der Philologie mit Gold eingestickt). Und einen großen Raum nimmt in diesen Aufzeichnungen das nächtliche Einschleichen des bösen Rudimann in das Kloster des heiligen Gallus ein, seine persönliche Feindschaft gegen Ekkehard und das entschiedene Eintreten der Herzogin für denselben, bis endlich die den Klosterfrieden aufs tiefste aufwühlende Unthat durch gesetzmäßige Buße gesühnt und allerseits Versöhnung geschlossen wurde.

Ein sehr lebhaftes Interesse für ihren berühmten Lehrer war also bei der Herzogin entschieden vorhanden. Wie weit dasselbe ging und ob in dem nahen Zusammenleben nicht doch dann und wann ein verschwiegenes Sehnen ihr stolzes Herz bewegte — diese Frage verhallt gegenüber einem vielhundertjährigen Schweigen. Aber das Recht, sie zu beantworten, hat der Dichter, dessen schöpferischer Phantasie es gegeben ist, „indem er die alten Gebeine ausgräbt, sie zugleich auch mit dem Atemzug einer lebendigen Seele anzuhauchen", und er hat im vorliegenden Fall aufs glücklichste seines Amtes gewaltet. Die herben Züge der geschichtlichen Hadwig sind nicht gefälscht, nur von einem Gefühl verklärt, das sie gerade so empfunden haben kann, wenn uns auch nichts darüber berichtet ist.

Der anfangs so scheue und später so leidenschaftdurchglühte Ekkehard des Romans freilich hat nur das Pförtneramt des heiligen Gallus und die körperliche Schönheit mit seinem Urbild gemein, nicht einmal die Autorschaft des Waltariliedes. Auch das gute Schwert des seligen Herrn Burkard kann er nicht gegen die Ungarn geschwungen haben, weil deren Einbruch ins Hegau lange vor seiner Zeit stattfand.

Aber alles, was jener feindlichen Springflut damals vorausging — der Eintritt des wilden Heeres in das von seinen Insassen verlassene Kloster Reichenau und der Empfang durch den blödsinnigen Heribald, die Geschichte der Klausnerin Wendelgard, die Verschanzung der St. Galler Brüder im Wald über dem Kloster, alles dies und noch viel mehr steht ausführlich in der Chronik des jüngeren Ekkehard, welche Gustav Freytag in seinen prächtigen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" der allgemeinen Kenntnis zugänglich gemacht hat.

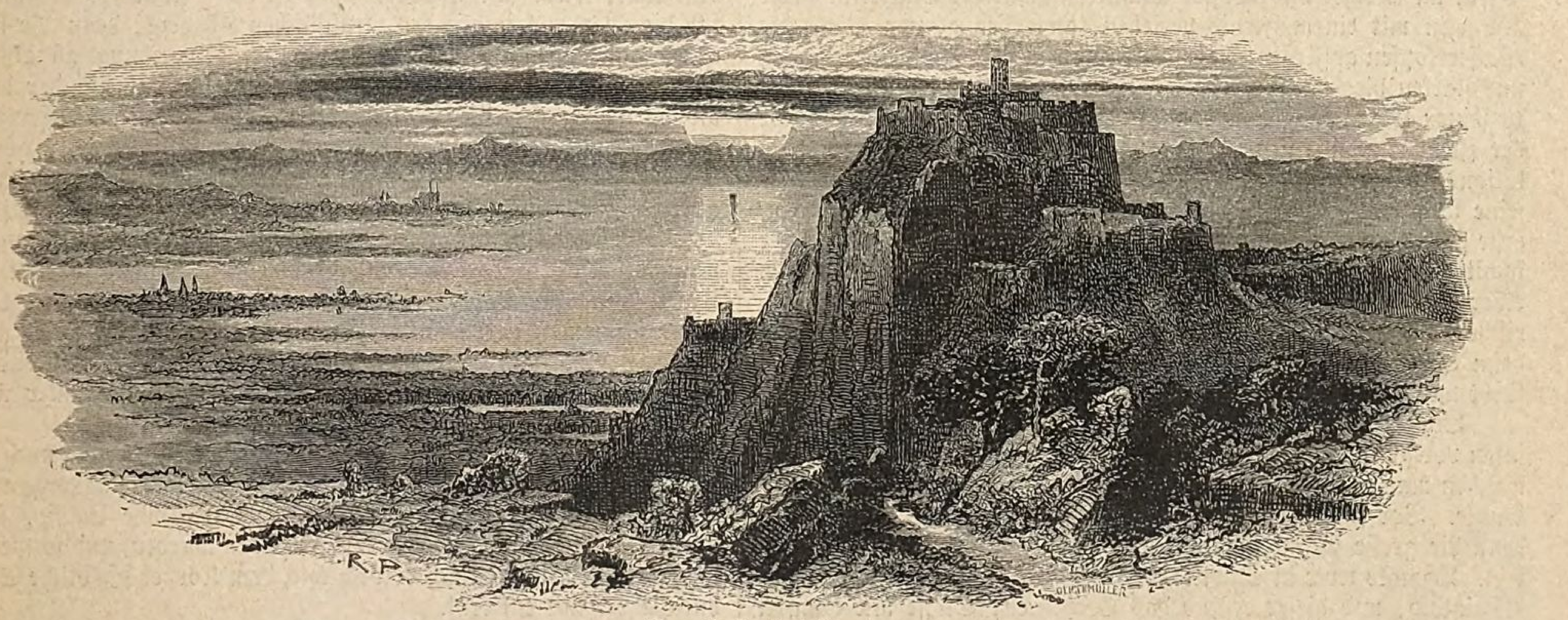
Diese Chronik enthält auch zum Schluß des von Ekkehard II. handelnden Kapitels den Vermerk: „Unterdes wurde Ekkehard auf Betrieb der Hadwig an den Hof der Ottonen, des Vaters und Sohnes, gezogen, als kaiserlicher Kaplan, als Lehrer des jungen Königs (Ottos III.) und als Helfer bei den wichtigsten Geschäften. Dort zeigte er sich in kurzem so tüchtig, daß alle sagten, er habe eines der höchsten Bischofsämter zu erwarten. Denn auch die Königin Adelheid (Gemahlin Ottos I. und Mutter Ottos II.), die jetzt heilig gesprochen ist, liebte ihn ausnehmend."

Die späteren Lebensschicksale Ekkehards aber sind in der Geschichte wie im Roman ungewiß. Sein Name verschwindet wieder aus den Aufzeichnungen; neueren Forschungen zufolge starb er als Propst zu Mainz 990.

Frau Hadwig überlebte ihn und baute in ihrer beschaulichen Witweneinsamkeit ein Frauenkloster auf dem Hohentwiel. Dort starb sie am 28. oder 29. August 994.

Die späterhin zur starken Festung umgeschaffene Burg auf dem Bergkegel hat noch mancherlei Schicksale erlebt. Im Dreißigjährigen Krieg hielt sie ihr tapferer Kommandant Wiederhold siegreich gegen fünfmaligen Ansturm, auch im Spanischen Erbfolgekrieg 1703 vermochten die Franzosen nicht, sie mit Gewalt zu nehmen. Aber 1800 übergab sich ihnen die schwache Besatzung selbst und General Vandamme ließ die Mauern und Türme zerstören.

. . . Heute überwuchert üppiges Grün die altersgrauen Trümmer, zu welchen jahraus jahrein Unzählige emporsteigen, um die Stätte zu sehen, wo vor 900 Jahren Frau Hadwig lebte und starb. Der Blick fliegt heute wie damals von der Mauerbrüstung frei hinaus über das Hegauer Land mit seiner fruchtbaren Ebene und seinem Kranz von kühnen, stolz aufragenden Bergen, über den leuchtenden Bodensee und die fernen Alpengipfel, er senkt sich auch mit einem dankbar wehmütigen Gedächtnis nach dem Städtlein Radolfzell hinab, wo derjenige am liebsten weilte, dessen Dichterphantasie der Herzogin Hadwig zur Unsterblichkeit verholfen hat.



Der Hohentwiel.

Wasserdicht.

Hygieinische Skizze von Dr. Lorenz.

Wetterfest sollte der Mensch sein; er sollte Wind und Wetter trotzen können, ohne sich gleich Rheumatismus zu holen oder am Schnupfen zu leiden. Das ist eine Forderung, welche die Erzieher aller Zeiten auf ihre Fahne geschrieben haben; aber mächtiger als alle Schulen erwies sich die fortschreitende Kultur, welche den Menschen zarter, weichlicher gemacht und ihm trotzdem Mittel an die Hand gegeben hat, der Unbill der Witterung zu trotzen. Der civilisierte Mensch ist nicht so abgehärtet wie der Neger von Angola, der beinahe nackt im Lauf eines Tages Temperaturen von + 5° bis + 30°* erträgt, er ist empfindlicher gegen die Kälte als der Feuerländer oder der Eskimo, aber doch leistet er mehr als der Neger oder der Wilde der kalten Regionen und erobert Schritt für Schritt die Erde. Der Kulturmensch zieht eben eine andere Haut an und trägt sein Klima zum großen Teil mit sich herum. Die Abhärtung, die er infolge seiner veränderten Lebensweise nicht so gut wie der Naturmensch erlangen kann, ersetzt er durch seine Kleidung.

Darum ist eine zweckmäßige Kleidung von höchster hygieinischer Bedeutung. Das ist der Menschheit unserer Tage mehr denn einem früheren Geschlecht zum Bewußtsein gekommen. Die Kleidungsfrage ist in den letzten Jahrzehnten zu einer brennenden geworden, und es giebt ganze Heerlager, die in Wolle für Wolle oder in Leinwand für Leinwand streiten. Wenn man eine hygieinische Ausstellung der Neuzeit besucht, so nehmen die Manufakturwaren, die Tuch- und Wäschestoffe in dieser keinen geringfügigen Raum ein.

Ein Rundgang durch ein solches Musterlager ist höchst lehrreich; denn man sieht da, was der Mensch dem Schafe und dem Kamel entlehnen kann, wie er sich in Baumwolle einspinnt oder in Linnen wickelt, und es wird einem schwer, sich in diesem überreichen Angebot zurechtzufinden und die Spreu vom Weizen zu scheiden, denn die Bekleidungsfrage ist nicht mehr allein ein Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung, sondern auch die Grundlage spekulativer Unternehmungen. Wenn man also über Kleidungsstoffe sprechen will, so muß man sich darauf gefaßt machen, daß man „in ein Wespennest sticht". Trotzdem wagen wir, einer Kleidungsfrage näher zu treten, wollen versuchen, den Wert von Stoffen zu besprechen, die uns vor der empfindlichen Nässe des Regens schützen sollen. Anscheinend gehen wir dabei der Kardinalfrage: Wolle, Baumwolle oder Leinwand aus dem Wege. Und doch, wer weiß, ob wir nicht da aus dem Regen unter die Traufe geraten!

Durchnäßte Kleider sind nicht angenehm und auch nicht gesund. Die Erfahrung lehrt, daß man sich in solchen Kleidern besonders leicht erkältet. Die künstliche Haut, die der Mensch mit so vieler Mühe herstellt, ist in dieser Beziehung viel mangelhafter als das Kleid vieler anderer lebender Wesen. Die gütige Natur hat die Federn der meisten Wasservögel und das Haar so vieler Tiere, die dem Regen ausgesetzt sind, mit einer Fettschicht überzogen, an welcher das Wasser abläuft; sie hat die Blätter so vieler Pflanzen mit einem Firnis versehen, an dessen glatter Fläche die Wassertropfen abfließen; diese Wesen können also schon einen langen und starken Regenguß ertragen. Der Mensch aber, der die Fäden zu seinen Kleidungsstoffen von Tieren und Pflanzen auf dem Wege der Zwangsanleihe nimmt, beraubt diese Fäden bei seinen Fabrikationsarten des Fettes und des Firnisses und verschlechtert so seine künstliche Haut. Dem war allerdings nicht immer so. Der erste Mensch, der Wolle spann, ließ an ihr das Fett und hatte somit ein warmes und auch in hohem Maße wasserdichtes Kleid. Aber in solchen Kleidern gehen heute nur noch die Hirten barbarischer Völker oder ganz zurückgebliebene Kulturmenschen umher, denn Stoffe dieser Art haben keine „Appretur", können nicht gefärbt werden, sind nicht schön und nicht fein.

Vom Schönen trennt sich der Mensch nicht gern, und so entstand schon vor geraumer Zeit in ihm der Wunsch, Mittel zu erfinden, mit welchen man den schön gewobenen Stoffen Wasserdichtigkeit verleihen könnte. Vor siebzig Jahren, es war Anno 1823, jubelte man auf; denn die große Erfindung schien in der That gemacht worden zu sein. Damals lebte in Schottland ein geistreicher Chemiker, Charles Macintosh, und dieser erfand das Verfahren, Stoffe mit Gummi wasserdicht zu machen. Man begann Gummimäntel zu tragen, wurde auch in ihnen von außen nicht naß, da der Gummi keinen Regen durchließ, dafür aber von innen; man schwitzte in ihnen, weil die Mäntel nicht nur kein Wasser, sondern auch keine Luft durchließen. Man überzeugte sich, daß diese Erfindung, auf den Menschen angewandt, doch ihren Haken hatte, und später, als die Wissenschaft fortschritt, da war auch die Hygieine in der Lage, zu erklären, warum diese Macintoshmäntel nicht gesundheitsgemäß seien und welche Forderung man an einen hygieinischen wasserdichten Stoff stellen müsse. Wir müssen diesen Entwicklungsgang der Fabrikation wasserdichter Stoffe in unserer Darstellung berücksichtigen und den Leser bitten, sich ein wenig in das Kapitel von der menschlichen Eigenwärme vertiefen zu wollen.

Dieses Kapitel wird in volkstümlichen Büchern zumeist sehr kurz erledigt. Man sagt, daß die Temperatur des menschlichen Blutes bei gesunden Menschen stets 37,5° betrage, und daß der Neger im tropischen Afrika, der Europäer im gemäßigten Klima und der Eskimo am Nordpol stets dieselbe Eigenwärme besitzen, die im Laufe desselben Tages nur um wenige Zehntel auf und absteige. Das ist im allgemeinen ja auch ganz zutreffend. Der Mensch besitzt eben einen Wärmeregulierungsapparat, der die von außen an den Körper herantretende Abkühlung und Erhitzung stets ausgleicht. Die Regel hat aber auch ihre Ausnahmen, und gerade diese Ausnahmen sind für das Verständnis der Fragen, die uns hier beschäftigen, von hoher Bedeutung. Denn nicht unter allen Umständen ist der Wärmeregulierungsapparat imstande, die Eigenwärme des Menschen auf der normalen Höhe zu erhalten. Nun wissen wir, daß Menschen erfrieren, wenn ihre Blutwärme auf etwa + 25° sinkt, und auch sterben müssen, wenn sie auf + 42,6° steigt. Solche Schwankungen der Eigenwärme kommen allerdings nur unter außergewöhnlichen Umständen vor, aber diese Betrachtung lehrt uns, daß das Leben an recht enge Grenzen der Blutwärme gebunden ist, sie legt uns den Schluß nahe, daß auch schon geringere Schwankungen der Blutwärme der Gesundheit nicht zuträglich sein können. Und thatsächlich werden solche Schwankungen schon durch anscheinend geringfügige Umstände hervorgerufen.

Im kalten Bade erniedrigt sich unsere Wärme; wenn wir uns ausziehen und eine Stunde in einem Zimmer von + 24° sitzen, so sinkt unsere Körpertemperatur um etwa 1°. Der nackte Wilde ist abgehärteter, er behält seine normale Eigenwärme bei verschiedenen Temperaturen. Es kommt eben darauf an, wie der Wärmeregulierungsapparat des Menschen beschaffen ist.

Das wichtigste Entwärmungsorgan des Menschen ist die Haut. Sie ist von vielen Blutgefäßen durchzogen, die gegen Temperatureinflüsse empfindlich sind, die in der Kälte sich zusammenziehen und in der Wärme sich ausdehnen. Die Folge davon ist, daß die Haut in der Kälte bleicher, blutarmer, in der Wärme dagegen röter, blutreicher wird. Diese Einrichtung ist von besonderer Wichtigkeit für die Wärmeökonomie des menschlichen Körpers, denn die blutarme Haut giebt weniger Wärme an die Umgebung ab als die blutreiche; die warme Haut erzeugt außerdem Schweiß, der durch die Verdunstung wieder dem Körper Wärme entzieht. Dieser Vorgang, der uns in der Hitze abkühlt und in der Kälte einen zu großen Wärmeverlust verhütet, ist aber auch von einem großen Einfluß auf die Verteilung des Blutes in den inneren Organen. Zieht sich das Blut von der Haut zurück, so überflutet es die inneren Organe; geschieht der Andrang in zu hohem Maße, so tritt eine Ueberhitzung der inneren Organe ein, die schädlich werden kann. Im allgemeinen darf man den Satz aufstellen, daß durch eine übermäßige Abkühlung des Blutes das Erfrieren eintritt, während die sogenannten Erkältungskrankheiten zumeist die Folge einer übermäßigen Erhitzung der inneren Organe sind.

Der Haut kommt aber außer der Wärmeregulierung noch eine andere wichtige Aufgabe zu: sie ist ein Ausscheidungsorgan des Körpers. Es ist nachgewiesen, daß krankmachende Stoffe, selbst Bakterien, durch den Schweiß ausgeschieden wurden, und so werden im gesunden Zustand auch verbrauchte, dem Körper schädliche Stoffe durch die Haut entfernt.

Aus allen diesen Gründen muß man an eine gesundheitsgemäße Kleidung die Anforderung stellen, daß sie, während sie uns gegen äußere Einflüsse schützt, die Thätigkeit der Haut nicht unterbricht.

* Alle Temperaturangaben dieses Artikels erfolgen in Graden des hundertteiligen Celsiusthermometers.

Unter anderem muß also die Kleidung unbedingt porös sein, d. h. die Luft muß, wenn auch langsam, durchdringen, der menschliche Körper muß auch durch die künstliche Schutzhaut ausdünsten können. So sind aber die Macintoshmäntel nicht beschaffen. Sie sind zwar wasser-, aber auch vollkommen luftdicht, erschweren dadurch die Verdunstung und führen leicht eine innere Ueberhitzung des Körpers herbei. Durchnäßte Kleider sind aber nicht minder schädlich. Das Wasser verstopft die Poren des Stoffes und macht ihn für die Luft undurchlässig, außerdem entzieht die Feuchtigkeit dem Körper viel Wärme. Wie groß die Verluste des Körpers dabei sind, ergiebt sich aus der Berechnung Pettenkofers, wonach das Wasser von nur 50 g durchnäßter Wolle der Fußbekleidung so viel Wärme zu seiner Verdunstung erfordert, daß man damit 250 g Wasser von 0° bis zum Sieden erhitzen könnte.

Da nun so viele Menschen in Wind und Wetter arbeiten müssen und der Durchnässung ausgesetzt sind, ging man mit Feuereifer daran, wasserdichte und zugleich poröse Stoffe zu erfinden. Das hygieinische Handwerk hat noch immer einen goldenen Boden, wenn die Neuerung einschlägt; so wuchs auch schnell die Zahl der Erfinder und auch die der Fabrikanten. Man versuchte durch Tränken der Gewebe mit Fetten, Paraffin, Teer und Salzlösungen, namentlich mit essigsaurer Thonerde, die erwünschte Wasserdichtigkeit zu erzielen; aber eine vollständige richtige Lösung der schwierigen Aufgabe wurde bis heute nicht gefunden und der „große Preis" ist noch immer zu gewinnen. Im Grunde genommen sind alle vorgeschlagenen Verfahren, die wir hier nicht sämtlich einzeln beschreiben können, kein schwieriges Kunststück und unter Umständen vermag jedermann seine Kleider porös wasserdicht zu machen, soweit dies eben nach dem Stande der heutigen Technik möglich ist.

Als Beispiel möchten wir nur das Hillersche Verfahren für leinene Gewebe mitteilen. Man beizt sie mit heißer zweiprozentiger Alaunlösung 15 Minuten, spült sie im Wasser ab, taucht sie dann eine Viertelstunde in eine heiße Lösung von 3 Teilen Natronseife und 100 Teilen Wasser, spült sie in reinem Wasser ab, trocknet und rollt sie. Einige Vorsicht ist jedoch bei hellen und empfindlichen Farben nötig, da, wenn der Alaun nicht völlig rein ist, die Farben leicht angegriffen werden. Ueberhaupt ist es viel zweckmäßiger, derartige wasserdichte Stoffe vom Fabrikanten zu beziehen, da dieser, mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft ausgerüstet, die Arbeit sicherer und besser besorgen kann, was vor allem für Tuche gilt.

Prüft man die nach besseren Verfahren gefertigten porös wasserdichten Stoffe auf ihre Brauchbarkeit, so gelangt man zu folgenden Ergebnissen: die Stoffe halten jeden Sprühregen sowie einen Landregen von zwei bis drei Stunden aus, ohne an der Innenseite naß zu werden. Gegen einen nicht zu wuchtigen Platzregen dürften sie etwa eine halbe Stunde lang Schutz gewähren. Eng anliegende und gespannte Stellen werden leichter durchnäßt als lose hängende Teile der Kleidung. Die Wasserdichtigkeit ist somit nicht vollkommen, aber doch wesentlich und vorteilhaft.

Was die Luftdurchlässigkeit solcher Stoffe anbelangt, so fehlen leider genauere Untersuchungen, aber man darf annehmen, daß sie um ein Geringes vermindert ist. Man schwitzt bei gutem Wetter in Röcken aus porös wasserdichten Stoffen leichter als in den aus gewöhnlichem Tuch gefertigten. Dagegen bleibt im Regen der porös wasserdichte Anzug mehr luftdurchlässig als der gewöhnliche, und das ist ein sehr großer Vorteil; denn er erhitzt infolgedessen während des Regens weniger und kühlt nach dem Regen weniger ab, da er geringere Mengen Wasser in sich aufgenommen hat.

Die Vermehrung des Stoffgewichts durch das Verfahren ist so geringfügig, daß sie gar nicht in Betracht kommen kann, ebenso ist die Verteuerung nicht nennenswert. Dagegen sind derartig zubereitete Stoffe häufig dauerhafter als gewöhnliche und in gewisser Hinsicht stock- und mottensicher. Durch Waschen werden die meisten ihre Wasserdichtigkeit einbüßen, aber man wäscht ja Tuchanzüge selten, und dann lassen sie sich immer nach dem Waschen von neuem wasserdicht machen.

Es scheint somit die Behauptung berechtigt, daß in hygieinischer Beziehung die Vorteile bei den porös wasserdichten Stoffen überwiegen, und das Tragen derselben dürfte sich für Leute empfehlen, die viel im Freien zu thun haben. Allerdings sind weitere genaue Untersuchungen nach dieser Richtung hin sehr wünschenswert, und sie werden wohl mit der Zeit ausgeführt werden. Die Hygieine der Kleidung ist ja bekanntlich noch ein sehr dunkles Gebiet.

Das Ideal eines porös wasserdichten Anzuges würde dann erreicht werden, wenn es gelingen sollte, eine Faser zu erhalten, die kein Wasser aufsaugt. Wolle, Seide, Baumwolle, Leinen nehmen Wasser auf, die einen leichter, die anderen schwerer. Vielleicht befinden wir uns schon auf dem Wege zur Herstellung einer wasserdichten Faser. Man hat jetzt in Frankreich angefangen, künstliche Seide aus Holzstoff zu fabrizieren. Dabei wird der Holzstoff vermittelst Salpeter- und Schwefelsäure in eine Art Schießbaumwolle, diese in verschiedenen Lösungen in eine schleimige kollodiumartige Masse verwandelt, aus der man unter Wasser glänzende „Seidenfäden" spinnt. Ueber den Wert dieses neuen Fabrikats wollen wir vorderhand kein endgültiges Urteil aussprechen; aber es ist nicht ausgeschlossen, daß aus den Retorten der Chemiker dereinst eine Faser hervorgehen wird, die zur Anfertigung porös wasserdichter Stoffe sich eignet.

Die verlorene Tochter.

(Fortsetzung.)

Humoreske von Ernst Wichert.

Frau Schöneberg hielt ihr Augenglas über die Nase und sah nach dem Radfahrer aus, der schon ganz nahe war. „Ist das nicht — wahrhaftig! Sieh doch einmal, Martha! Der junge Maler, der uns gegenüber das Atelier hat."

„Meinst Du, Mama?" fragte Martha, schüchtern sich abwendend. Sie war feuerrot geworden.

„I, da ist doch kein Zweifel! Er hat uns ja schon ein paarmal unaufgefordert seinen Besuch gemacht."

Nun erkannte ihn auch Schöneberg. „Mich hat er neulich ganz dreist angesprochen," sagte er, „und gefragt, ob ich Dich nicht malen lassen will. Du lieber Himmel, wo man jetzt die schönsten Photographien für billiges Geld haben kann!"

„Nu — es zeugt doch von gutem Willen," meinte seine Frau geschmeichelt. „Uns fehlt auch eigentlich noch ein großes buntes Bild über dem grünen Plüschsofa. Uebrigens ein ganz netter Mensch."

Martha wendete sich rasch zurück. „Nicht wahr, Mama?"

„Er hat Absichten," sagte Schöneberg.

Rosine zuckte die Achseln. „Auf wen?"

„Na!"

„Ach, Unsinn!"

„Thun wir so, Kinder," sagte er, „als ob wir ihn gar nicht bemerkt hätten. Vielleicht steigt er wieder aufs Roß und reitet ab."

„Aber es schadet doch nichts," meinte sie, „wenn wir ihm —"

„Es hilft auch nichts mehr," unterbrach Opitz lachend. „Er steuert hierher."

Wirklich näherte sich der Radfahrer auf geradestem Wege, zog die Mütze ab und rief sehr vergnügt: „Sehe ich recht, meine verehrten Herrschaften — sind Sie's? Herr Schöneberg — gnädige Frau — Fräulein Martha . . ." Er reichte ihnen nach der Reihe die Hand. „Ist das aber ein glücklicher Zufall, der mich in den ‚Eulenkrug' dirigiert hat! Wollte mich einmal einen Nachmittag gründlich von der Arbeit ausruhen, im Freien erholen und denke mir: wo fährst Du hin? Natürlich dem großen Häuserhaufen möglichst aus dem Wege. Da fällt mir ein, daß kürzlich hier die neue Zweigchaussee eröffnet ist. Wie geschaffen für mein Zweirad — noch glatt wie der Tisch. Ich also hierher, wo ich heut' am Wochentage keinen Menschen zu treffen erwarten kann, und — finde Sie. Das nenn' ich Glück haben!"

„Na, wie man's nehmen will!" knurrte der Rentier.

Frau Schöneberg empfand dieses zufällige Zusammentreffen gar nicht so lästig, war durch die „gnädige Frau" geschmeichelt und zeigte dem ungebetenen Gast das freundlichste Gesicht. „Wollen Sie sich nicht zu uns . . ."

Schöneberg zupfte sie am Rock. „Du wirst doch nicht?"

„Aber wir haben ja so viel Kaffee übrig," zischelte sie ihm zu.

Der Gast überließ es den Eheleuten, sich über die schwierige Frage zu einigen, und wendete sich dem andern Teil der Gesellschaft zu. „Ah, Herr Opitz — hatte schon das Vergnügen. Darf ich Sie bitten, mich Ihren Damen vorzustellen?"

Opitz verneigte sich wiederholt etwas linkisch. „Gern, gern. Herr Vanhusen, wenn ich nicht irre, Maler und Lackierer —"

„Entschuldigen Sie, akademischer Maler.“

„Frau Steueramtssekretär Streckebein —“

„Sehr angenehm,“ versicherte die alte Dame.

„Frau Ida Döbler, ihre Tochter,“ fuhr Opitz fort. Er hielt die Hand vor den Mund und flüsterte beiseite: „Witwe.“

„So jung! Ist's möglich?“ antwortete Vanhusen ebenso.

„Hm, hm — die Partie hat sich so gemacht!“

Der Maler verstand Opitz falsch, weil dieser verliebt zu Ida hinüberschielte. „Gratuliere.“

Opitz wurde ganz verlegen. „Ach nein, so . . . die Landpartie mein' ich.“

Indessen hatte Frau Schöneberg die Bedenken ihres Mannes beseitigt. „Wollen Sie nicht ein Täßchen Kaffee mit uns trinken, Herr Vanhusen?“ fragte sie.

Er setzte sich sogleich neben Martha. „Aber ich beraube Sie, gnädige Frau.“

„Durchaus nicht.“ Sie stieß ihren Mann an, um ihn zu einem freundlichen Wort zu nötigen.

„Wir haben noch eine ganze Menge übrig,“ brummte er denn auch, „bleibt doch nur stehen.“

Vanhusen nahm die Tasse. „Wenn Sie denn so liebenswürdig einladen — danke bestens.“

„Martha, reiche dem Herrn Maler den Kuchen!“ sagte die Mama. Martha gehorchte sofort. Sie war plötzlich ganz munter geworden, ihr hübsches Gesicht hatte sich belebt. Indem sie den Teller hinreichte, flüsterte sie: „Das ist aber reizend, daß Sie gekommen sind!“

„Verstand sich ja von selbst,“ versicherte er leise, „nachdem ich von Ihnen einen Wink —“

„St!“ machte sie und errötete wieder. „Wollen Sie dieses Herz —“

„Mit dem größten Vergnügen. Wenn Sie das andere da nebenbei —“

„Ich bin eigentlich schon ganz satt, aber Ihnen zur Gesellschaft esse ich —“

Der Mama schien die Auswahl etwas lange zu dauern. „Es ist alles von demselben Konditor,“ bemerkte sie.

Der Maler und Martha verzehrten die beiden süßen Herzen mit innigstem Behagen, wie von ihren Gesichtern abzulesen. Was ließ sich nicht alles dabei denken!

Schöneberg meinte, eine Unterhaltung beginnen zu müssen; zugleich wünschte er seiner Ueberlegenheit einen launigen Ausdruck zu geben. „Na, wie geht's denn so im allgemeinen mit der Pinselei, wenn ich fragen darf?“ warf er von oben her hin.

„Das kommt auf den Pinsel an,“ antwortete Vanhusen schlagfertig. „Wenn der Pinsel kein Pinsel ist —“

„Ha, ha, ha!“ lachte Opitz. „Da hast Du's.“

„Schwärmen Sie auch für Freilicht?“ mischte Ida sich ein. Es war ihr lieb, mit ihrer Bildung glänzen zu können.

Schöneberg nahm den Ausdruck wörtlich. „Warum soll er nicht?“ fragte er. „Wenn er's haben kann —“

„Die Sonne scheint ja zum Glück noch immer umsonst,“ bemerkte der Maler trocken.

Ida kicherte in ihr Tuch. Frau Schöneberg merkte, daß da etwas nicht in Ordnung sei. Sie stieß wieder ihren Mann an und flüsterte ihm zu: „Du blamierst Dich.“

Vanhusen sprang mitleidig ab. „Waren die Damen schon in der Ausstellung?“ fragte er. Sie schüttelten den Kopf. „Sie müssen sich 'mal meinen ‚Verlorenen Sohn‘ ansehen.“

„Den aus der Bibel?“ erkundigte sich die Frau Sekretär.

„Gewissermaßen. In moderner Auffassung natürlich. Vater Millionär, Geheimer Kommerzienrat, Ritter hoher Orden — Mutter im Vorstand von einem Dutzend Wohlthätigkeitsvereinen — sehr respektable Leute. Der Herr Sohn ein blutjunger Mensch, der schon mit liederlichem Volk ein Vermögen durchgebracht, Wechsel gefälscht, Ehrenscheine verbummelt hat, jetzt verstoßen, gänzlich abgebrannt —“

Frau Streckebein nickte zustimmend. „Ja, ja — und nährt sich nun von den Träbern.“

Der Maler zuckte lächelnd mit der Lippe. „Gerade das! Merken Sie auf! Asyl für Obdachlose, Volksküche, zwei Gänge für fünfzehn Pfennig, Jammergestalten im Halbdunkel, schattenhaft — alles genau nach der Natur. Durch die vordere Thür links tritt eben der verlorene Sohn, den eingedrückten Cylinder schief auf dem Kopf, elegant schäbig, Ruine eines Stutzers — kolossal wirksam, versichere ich Sie. Die eine Figur, nichts weiter —“

In diesem Augenblick schrie die Frau Sekretär laut auf und hielt sich die Augen zu. Die ganze Gesellschaft fuhr erschreckt zusammen. „Was giebt's, was giebt's?“

„Lieschen!“

„Aber was denn?“

„Sie ist an der Schaukel. Komm fort da, Lieschen!“

„Aber lassen Sie das Kind doch ein bißchen schaukeln,“ sagte Schöneberg. Die alte Dame winkte immer. „Es ist dabei schon so viel Unglück vorgekommen! Die Stricke sind gewiß alt und die Ringe durchgescheuert. Und nichts als ein kahles Brett! Wenn das Kind schwindlig wird!“ Sie stand auf und ging nach der Schaukel.

Ida folgte. „Aengstige die Großmama nicht, Lieschen!“ sagte sie. Auch Frau Schöneberg und Opitz erhoben sich und begaben sich dorthin. „Komm, spielen wir ‚greifen‘,“ sagte er. Man beschäftigte sich mit dem Kinde. Schöneberg hatte sich auf der Bank umgekehrt und sah zu. Diese günstige Gelegenheit benutzte Vanhusen, mit Martha ein heimliches Gespräch anzuknüpfen. „Wir müssen einen Spaziergang in den Wald machen,“ flüsterte er.

„Ach, das wird nicht gehen,“ antwortete sie, offenbar freudig erschrocken.

„Ich hab' Ihnen so viel zu sagen, liebste Martha.“

„Ich Ihnen auch. Aber wie kann ich?“

„Wenn Sie nur wollen! Wir müssen etwas wagen. Ich werde verschwinden und dort hinter dem Gebüsch auf Sie warten.“

„Die Mama läßt mich nicht allein —“

„Wir fragen sie gar nicht. Nur ein Viertelstündchen! So eine Gunst des Geschicks kehrt nicht so bald wieder. In meinem Atelier wollen Sie mich doch nicht besuchen. Und immer nur die zwei Worte auf der Straße und im Pferdebahnwagen . . . man muß zu einem Entschluß kommen, so oder so.“

„So oder so . . . was heißt das?“

„Wenn die Alten merken, daß es doch nicht anders geht . . . man stellt sie vor eine vollendete Thatsache.“

„Vor eine vollendete . . . aber wie?“

„Das wollen wir eben beraten. Wir finden gewiß ein lauschiges Plätzchen —“

„Nein, nein!“

„Oder bleiben auch auf dem Waldwege. Es ist ja gar nichts dabei.“

„Das meinen Sie so!“

„Aber bedenken Sie doch nur, was wir einander alles zu sagen haben, liebste Martha!“ Er faßte ihre Hand und drückte sie zärtlich.

„Sie sind so unvorsichtig,“ schalt sie, rückte ihm aber doch näher.

„Sie wissen ja, daß ich die ehrlichsten Absichten —“

„Ach Gott!“ Martha zog ihre Hand fort, da der Papa Anstalten machte, sich wieder zurückzuwenden.

„Ja, wenn Sie mir nicht trauen —“

Martha war in großer Unruhe. „Ich werde sehen. Verschwinden Sie denn . . .“

„Engel!“

„St!“

Frau Schöneberg näherte sich wieder dem Tisch. „Nimm Dich einmal Lieschens an, Martha!“ sagte sie.

Martha stand sogleich auf. „Ja, Mama.“ Sie nahm Lieschen an der Hand und spazierte mit ihr herum, den Maler immer im Auge behaltend. Dieser schlürfte seinen Kaffee aus und zog die Cigarrentasche hervor.

„Eine Cigarre!“ rief Schöneberg, „ganz mein Gedanke. Hast Du etwas dagegen, Schwager?“

Opitz holte auch seine Tasche heraus. „Na“ — mit einem Blick auf Ida — „der Mücken wegen, wenn Sie erlauben.“

„Darf ich Feuer . . .“

„Danke, danke! Immer versorgt.“

Die drei Herren saßen noch eine kleine Weile zusammen und bliesen den Rauch in die Luft. Dann stand Vanhusen auf, ging langsam um den Tisch herum, sagte jeder von den Damen etwas Verbindliches und war verschwunden, ehe man's merkte. Er hatte freilich nur wenig Schritte bis zu dem Gebüsch, das den Waldweg einfaßte. Es stand da eine Tafel mit der lockenden Aufschrift: „Nach dem Schwarzen See und der Schönen Aussicht.“ Hier ging er, der Gesellschaft unsichtbar, auf und ab.

Die beiden alten Damen beschäftigten sich damit, das Kaffeegeschirr zusammenzusuchen. „Haben Sie schon an den Kutscher gedacht?“ fragte die Frau Sekretär.

„Der trinkt lieber Bier,“ meinte Frau Schöneberg.



Der Landarzt.
Nach einer Originalzeichnung von P. Scoppetta.

„Kaffee ist ihm viel gesünder. Erlauben Sie, daß ich hier in den Milchtopf . . ." Sie hob vorsichtig die Kaffeekanne, um den Grund nicht aufzurühren, und klärte den Rest in den Topf ab, der noch nicht leer war. „Ich pflege bei Landpartien dem Kutscher immer Kaffee zu geben," bemerkte sie. „Er fühlt sich so mehr zur Familie gehörig und paßt hinterher besser auf." Sie warf Zucker hinein, rührte mit dem Löffel um, der kaum den Boden fand, und schmeckte. „Hübsch süß, das lieben die Leute!" Dann legte sie auf einen Teller mehrere Stücke Kuchen. „So — das will ich ihm selbst in die Krugstube bringen. Man spricht bei der Gelegenheit gleich ein verständiges Wörtchen wegen der Rückfahrt."

In der einen Hand den fast bis zum Rande gefüllten Kaffeetopf, in der andern den Teller mit dem Gebäck, machte sie sich in ganz kleinen Schritten auf den Weg, immer bedacht, dem Schwanken des graubraunen Trankes und dem Herabgleiten des Kuchens rechtzeitig Einhalt zu thun. Frau Schöneberg ging ihr nach. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen helfe!"

„Danke, danke, es geht schon."

Während sie mit gebeugtem Rücken und weit vorgestreckten Armen weiter trippelte, teilte Frau Schöneberg ihr mit, daß sie die Wirtin zur Abräumung des Geschirrs herausschicken und dann gleich die Bowle zurechtmachen, auch etwas zum Abendessen bestellen wolle. Sie hätten ja den Korb auf dem Wagen, meinte Frau Streckebein.

„Etwas müssen wir nehmen," entgegnete ihre Begleiterin. „Ich denke an Rührei und Schinken, oder vielleicht . . ." Sie traten ins Haus ein und setzten dort ihre Beratungen fort.

Martha hatte sie nicht aus den Augen gelassen. Es war ihr von großer Bedeutung, diese beiden gefährlichsten Aufpasser los zu sein. Mit Lieschen sang sie deren Schullieder, schwenkte sie an den Armen herum, jagte sich mit ihr am Tisch vorbei. Sie schien sehr lustig zu sein. Endlich machten sie wieder am Ringspiel Halt. Von dort konnte man ein Stück in den Waldweg hineinsehen. Martha kehrte ihm, während Lieschen den Ring in Bewegung setzte, halb den Rücken zu, blickte aber öfters über die Schulter. Mit allen ihren Gedanken war sie bei dem hübschen jungen Maler, der sie immer mit so verliebten Augen ansah. Diese Augen! Martha gestand sich, es seien gefährliche Augen. Sie hatten ihr's gleich bei der ersten Begegnung angethan. Es traf sich so zufällig, daß er immer, wenn sie aus der Klavierstunde oder vom Gesanglehrer kam, auch nach Hause ging oder ihren Weg kreuzte. Das war ihr nun eines Tages so komisch vorgekommen, daß sie lachte. Und darauf hatte er sie keck angesprochen und sich erkundigt, ob ihr sein großer, oben eingedrückter Schlapphut Spaß mache. Das nächste Mal hatte er schon wie ein alter Bekannter gethan und dann im Hause Besuch gemacht. Sie erfuhr von ihm, daß sie die längsten und stärksten Zöpfe habe, die er noch je bewundert, und in den Augen so etwas Unsagbares . . . er möchte sie für sein Leben gern zu malen versuchen. Viel fehlte gar nicht, daß sie seiner Aufforderung folgte, sich doch einmal sein Atelier anzusehen. Ein kleines Bild — Selbstporträt von ihm — ließ sie sich in die Musikmappe schieben, um dann in großen Sorgen zu sein, wie sie es vor der Mama sicher genug verstecken könne. Da er immerfort bat, schenkte sie ihm ihre Photographie; er mußte aber versprechen, sie keinem Menschen zu zeigen. Und dann hatte sie ihm heute früh ganz beiläufig gesagt: „Wir fahren nach dem ‚Eulenkrug'." Wenn die Eltern das alles wüßten! Und nun sollte sie gar mit ihm allein in den Wald! Ihr schlug doch ängstlich das Herz. Nun stand er da im Gebüsch und winkte. Sie nickte und traute sich doch nicht. Es schickte sich gewiß gar nicht . . . aber es wär' doch so schön gewesen!

Lieschen zupfte sie am Rock. „Du — Großmama ist fort. Komm, wir wollen schaukeln!"

„Es ist verboten," antwortete sie mit einer recht schulmeisterlichen Miene. Aber richtig war's doch: die Großmama war fort und die Mama auch, und eben kam die Wirtin, das Kaffeegeschirr abzunehmen, und die beiden Herren spaßten mit ihr. Wenn sie nur einen zur Begleitung hätte mitnehmen können — natürlich einen, der nicht störte, aber doch da war und den Maler hinderte, zu dreist zu werden. Da ging ihr's plötzlich wie ein Licht auf: Lieschen! Und ohne sich weiter zu besinnen, fragte sie: „Wollen wir einmal Blumen pflücken, Lieschen?"

Das Kind war sofort bereit. „Ach ja, Blumen pflücken, das ist hübsch!" Lieschen hing sich an ihre Hand und hüpfte vor Vergnügen. „Du versprichst aber, sehr artig zu sein, ja? Und plauderst auch gar nichts aus?"

„Was soll ich nicht ausplaudern?"

Martha merkte, daß sie sich selbst schon verplaudert hätte. „Komm nur," sagte sie, „dort wachsen die schönsten Blumen!"

Eben ging die Wirtin mit dem Kaffeebrett voll Sachen hinter ihr dem Hause zu. Jetzt mußte es geschehen. „Greife mich!" rief sie und lief dem Gebüsch zu, Lieschen lachend hinterdrein.

Vanhusen ließ sie vorüber und holte sie dann bald ein. An der nächsten Biegung des Weges bot er Martha den Arm. Sie zögerte, aber nur ein kleines Weilchen. Die Kleine war selig, Blumen pflücken zu können, wo es ihr gefiel. —

Am Tisch saßen Schöneberg und Opitz, ihnen gegenüber Ida. „Ein ganz sauberes Weibchen," sagte ersterer, der Wirtin nachschauend.

„Versieh Dir nicht die Augen," riet Opitz ganz ernst. „Du bist verheiratet."

„Spaßvogel!"

Opitz schielte zu der schönen Frau hinüber und warf ihr von Zeit zu Zeit auch ein paar Worte zu, die wenig zu bedeuten hatten und mit einer gleich nichtssagenden Redensart beantwortet wurden. Seine Gedanken beschäftigten sich ganz anders mit ihr. Sie gefiel ihm längst schon, aber er konnte immer noch nicht mit sich einig werden, ob ein Antrag zu wagen sei. Das heißt zu wagen . . . es schien eigentlich kein großes Wagnis. Eine Witwe — und das Kind! Und in glänzenden Verhältnissen lebte sie durchaus nicht. Das Putzgeschäft ging ganz gut, aber sie mußte doch den ganzen Tag fleißig arbeiten und ersparte gewiß wenig. Die Alte lebte von einer kleinen Pension, Vermögen war nicht da. Er selbst stand nicht mehr in den Jahren, wo man sich einen verliebten Streich leicht verzeiht. Er hatte sein gutes Auskommen, lebte recht bequem als Junggeselle und war ein bißchen verwöhnt. Seine Schwester hänselte ihn oft genug, daß er doch noch die rechte Zeit verpassen werde. Nun meinte er wohl, sie sei gekommen, hatte aber doch keinen Mut, zuzugreifen. Und es war auch noch nicht so gewiß, ob Ida ihn möchte. Er wußte, daß sich ihr schon manche gute Partie geboten hatte und daß sie jede bisher ausgeschlagen. Heute hatte er sich mit dem Gedanken auf den Wagen gesetzt, es müsse zur Entscheidung kommen. In Gottes freier Natur würde sich doch wohl die Gelegenheit finden, ein Wörtchen unter vier Augen . . . Und nun hätte sich's schon so einrichten lassen, wenn Schöneberg nicht gerade einer zu viel gewesen wäre. Wie ließ er sich fortschaffen?

Diese Erwägungen machten ihn nicht unterhaltender. Der Rentier sah nach der Uhr, pfiff sich etwas vor und unterdrückte nur mit Mühe ein Gähnen. Endlich griff er entschlossen in die Tasche und zog ein Spiel Karten hervor. „Wie wär's mit einer Partie Skat," rief er. „Hast Du 'was dagegen, Hermann?"

Das paßte Opitz jetzt gar nicht. „In Gottes freier Natur!" antwortete er vorwurfsvoll.

„Ist ja nichts Böses," meinte Schöneberg.

„Na, aber . . . was meinen Sie, Frau Ida?"

Sie packte aus einem kleinen zierlichen Täschchen eine Handarbeit aus. „Ach, von mir kann ja gar nicht die Rede sein. Ich spiele so schlecht —"

„Um so mehr gewinnen wir," ermutigte Schöneberg.

„Das könnte Ihnen gefallen," sagte Ida schmollend, indem sie mit den spitzen Fingern ein Röllchen Spitzen aufwickelte. „Eine arme Witwe ausziehen —"

„Wir können ja meinetwegen den Point einen Viertelpfennig spielen."

„Es läßt schon tief blicken, daß Du Dir zu dieser Landpartie die Karten in die Tasche gesteckt hast."

„Aber zum Zeitvertreib —"

„Wie ein richtiger Bauernfänger. Wir sind hier, uns von der warmen Sonne bescheinen zu lassen, frische Luft zu schnappen, überhaupt ein ländliches Vergnügen zu genießen. Habe ich nicht recht, Frau Ida?"

Sie lächelte. „Aber ich begreife nicht, weshalb Sie sich so ereifern."

„Ich kann mir nicht helfen, es gehört mir nun 'mal nicht in die Situation. Wenn man so viel besseren Zeitvertreib hat . . ." Er winkte ihr mit den Augen.

Schöneberg wurde ärgerlich. „Na, dann lassen wir's doch!" Er

steckte die Karten wieder ein. „Ich kann ja warten, bis meine Alte fertig ist und die Frau Sekretär etwa zum dritten Mann Lust hat."

Ida sah rasch auf. „Wenn das eine Anspielung darauf sein soll, Herr Schöneberg, daß meine Mutter schon zweimal verheiratet gewesen ist —"

Er blickte sie eine Weile ganz verdutzt an, ehe er sie verstand. „Nun wird's gut!" rief er und legte die Hand schwer auf den Tisch. „Ich soll anspielen, bevor noch Karten gegeben sind."

„Es klang doch ein bißchen spitz," meinte Ida.

„Ja, wenn mir durchaus etwas untergelegt werden soll —"

„Nimm meinen alten Plaid," fiel Opitz trocken ein, „der hält's aus." Nun lachte die schöne Frau. Das war Schöneberg denn doch zu viel. „Du — wenn das ein Witz sein soll —"

Opitz verzog keine Miene. „Na, ganz im Ernst," sagte er treuherzig, „falls Dir die Bank zu hart ist!"

Schöneberg hob das runde Kinn aus der Krawatte. „Rücke 'mal ein bißchen aus der Sonne," spöttelte er, „sie sticht heute bedenklich."

„Aber meine Herren!"

Opitz warf Ida eine Kußhand zu. „Bleiben Sie ganz ruhig, schöne Frau, ich nehme meinem Schwager nichts übel." Er reichte ihm die Hand. „Na — vertragen wir uns."

„Dummes Zeug," knurrte Schöneberg.

Es war Opitz nicht gelungen, ihn fortzuärgern. Er sann auf ein anderes Mittel. „Hast Du eigentlich heute schon die Zeitung gelesen?" fragte er. Schöneberg fürchtete eine neue Hänselei. „Wieso meinst Du?" fragte er etwas borstig.

„Na — Deine Frau hat den Kuchen darin eingewickelt. Da liegt sie noch." Auf dem Tisch lag wirklich ein großes Zeitungspapier, an einigen Stellen durchfettet. Schöneberg nahm es auf und prüfte das Datum. „Wirklich das heutige Morgenblatt! Darum konnt' ich's nicht finden. Die Weiber haben gar keinen Respekt vor so etwas." Er blickte sogleich hinein. „Sauregurkenzeit freilich, aber man will doch auf dem Laufenden bleiben. Telegraphische Depeschen wenigstens, und die Unglücksfälle ... Na ja, da haben sie in Frankreich wieder einen harmlosen Reisenden als Spion abgefaßt!" Er überflog den Inhalt weiter. „Sieh, sieh, sieh — Blaselwitz und Neureiter pleite! Mit denen hab' ich auch einmal Geschäfte gemacht, als ich noch die Fabrik hatte." Er wollte sich bequem hinsetzen, vergaß dabei aber, daß der Bank die Lehne fehlte, und verlor das Gleichgewicht.

Opitz schlug ihm vor, sich's auf dem Rasen bequem zu machen. Unter der Eiche zeige sich ein prächtiges Naturkanapee. „Und wenn Du meinen alten Plaid —"

„Fängst Du schon wieder an?" brummte Schöneberg, streckte sich aber doch auf der Rasenbank aus und fand es sehr behaglich, so im Liegen die Zeitung zu lesen und seine Cigarre dazu zu dampfen. Er wurde wieder gemütlich. „Weißt Du, wenn man sich nun noch den Rock ausziehen könnte . . ."

„Genieren Sie sich meinetwegen gar nicht," bat Ida, „ich sehe nichts."

„Anerkennenswert liberal! Na, wenn Sie gütigst erlauben..." Er stand wieder auf. Sein Schwager half ihm beim Ausziehen des Rockes, rollte ihn zusammen und legte ihn ihm unter den Kopf. Dann kehrte er zum Tisch zurück. Nun meinte er, bald so weit zu sein, mit der schönen Frau ein ernstes Wort sprechen zu können. Er setzte sich ihr gegenüber und stützte die Ellbogen auf. „Sie sollten aber doch nicht so schrecklich fleißig sein, verehrteste Frau," begann er nach einer Weile.

„Es ist nur, daß man etwas in der Hand hat. Sie haben ja die Cigarre."

„Ich lege sie fort, wenn Sie mir versprechen —"

„Nein, rauchen Sie nur!"

Er blies dicke Rauchwolken in die Luft, steil an seiner Nase vorbei. Wieder vergingen einige Minuten. „Wissen Sie — hm, hm," stotterte er, „daß ich mir vorgenommen hatte, Ihnen heute eine Gewissensfrage vorzulegen?"

„Ach!"

Schöneberg ließ ihm nicht das Wort. Er fing plötzlich an zu schnaufen. „Wieder ein Zusammenstoß auf der Eisenbahn! Die Maschine und zwei Wagen kaput!"

Opitz fügte sich. „Falsche Weichenstellung, was? Ja, die Leute haben im Dienst nicht genug Ruhe." Er meinte ihn befriedigt zu haben. „Wenn ich wagen dürfte, Frau Ida —"

Aber nun zeigte sie Lust, die Unterhaltung mit Schöneberg fortzusetzen. „Doch kein Mensch verunglückt?" fragte sie.

„Drei Ochsen gänzlich zermalmt," antwortete er. Ida bedauerte. Opitz sprach etwas von Lebensreisen, Entgleisungen, Dampfgeben und dergleichen.

„Wollen Sie zur Eisenbahn?" fragte sie verwundert.

„Ach, ich mein's nur so bildlich!" entgegnete er. „Es wird wirklich Zeit für mich, zu heiraten. Worauf soll ich warten? Wenn man in die Jahre kommt und hat sich etwas erarbeitet und das Geschäft geht gut, so steht eigentlich gar nichts im Wege." (Schluß folgt.)

Blätter und Blüten.

Der Pelikan und die Pelikanjagd. (Zu den Bildern S. 360 u. 361.) Der gemeine Pelikan bewohnt vorzugsweise Nordafrika, ist in Egypten und auf dem Roten Meere in solchen Massen vorhanden, daß das Auge oft nicht imstande ist, die Scharen zu überblicken, findet sich aber auch schon häufig in Südungarn und Griechenland, in sehr großer Anzahl am Schwarzen Meere. Oft verfliegen sich Exemplare nach Deutschland, wie z. B. vor einer Reihe von Jahren eine Herde von 130 Stück am Bodensee erschien. Wie alle Scharben maßlos gefräßig, ist der große Vogel in kultivierten Ländern der Fischzucht so schädlich, daß er verfolgt werden muß; dem Reichtume der Meere, des Nils und der afrikanischen Seen freilich thun auch die Pelikane keinen Abbruch.

Ihre Fischzüge betreiben die verständigen, unter sich sehr verträglichen Vögel nach einer ganz bestimmten Ordnung. Sie können nicht tauchen, sondern müssen von der Oberfläche des Wassers aus fischen. Deshalb sind sie gezwungen, ihre Nahrung in ziemlich seichtem Wasser — süßem oder salzigem — zu suchen. Um ihr Jagdgebiet möglichst auszubeuten, verteilen sie sich in der Form eines weiten Halbmondes und schwimmen dann gegen das Ufer zu, den eingeschlossenen Wasserraum buchstäblich ausfischend.

Die Morgenstunden sowie den Nachmittag benutzen sie zu dieser Jagd. Die Mittagsstunden sind der Verdauung gewidmet und dem Putzen des Gefieders. Das „Mittagsschläfchen" hält jeder Vogel in der ihm bequemsten Stellung ab, wodurch ein außerordentlich bizarres Bild entsteht. Sehr gerne schlafen sie auf Bäumen, viele lieben es aber auch, sich platt auf den Bauch zu legen, wieder andere schlafen auf einem Beine stehend, wie man dies bei den Gänsen häufig sieht.

Für den Ornithologen ist das sumpfige Delta, welches die Naréнta in Dalmatien vor ihrem Ausfluß ins Adriatische Meer bildet, ein wahres Paradies, überreich an allerlei Wassergeflügel und so auch an Pelikanen. In neuester Zeit freilich werden diese „glücklichen Jagdgründe" inmitten eines Kulturlandes mehr und mehr beschränkt, da die österreichische Regierung jetzt die Entsumpfung des Naréntathales und die Regulierung des unteren Laufes der Narénta ausführt. Die Pelikanjagd ist nun aber ein sehr mühseliges und oft erfolgloses Beginnen, wie ich aus den Erzählungen eines befreundeten Naturforschers entnehme, der einmal dort zu jagen Gelegenheit hatte.

In den mächtigen Sümpfen hatten sich die Pelikane zu ihrer Brutansiedlung Stellen ausgewählt, die jeder Möglichkeit, bis zu ihnen durchzudringen, zu trotzen schienen. Mehrmals wurde der Versuch gemacht, mit Kähnen in Schußnähe zu kommen. Allein die Klugheit der Vögel spottete jeder menschlichen List. Wohl sah man überall die prachtvoll weißen Geschöpfe mit einer Leichtigkeit, als wären es Spielzeuge aus Kork, auf dem Wasserspiegel dahinschwimmen, aber dem Boote wichen sie mit der größten Sorgfalt aus.

Nach einem Tage vergeblicher Anstrengung wurde beschlossen, dennoch auf eine der Inseln, wo die Niederlassungen der Pelikane waren, vorzudringen. Die Schwierigkeiten dieses Ausfluges müssen grenzenlos gewesen sein. Nur durch ein Meer von scharfem schneidenden Schilf und Rohr konnten sich die Jäger den Weg bahnen, durch und über höchst bedenkliche Sumpfstellen mußte der Marsch gewagt werden. Ein gräßlicher verpestender Gestank, hervorgerufen durch den die ganze Insel düngenden Unrat der Vögel und unzählige faulende Fische, erhöhte die Unannehmlichkeiten. Die ärgste Qual aber wurde durch Tausende und Abertausende von Stechmücken bereitet. Endlich lohnte der Erfolg.

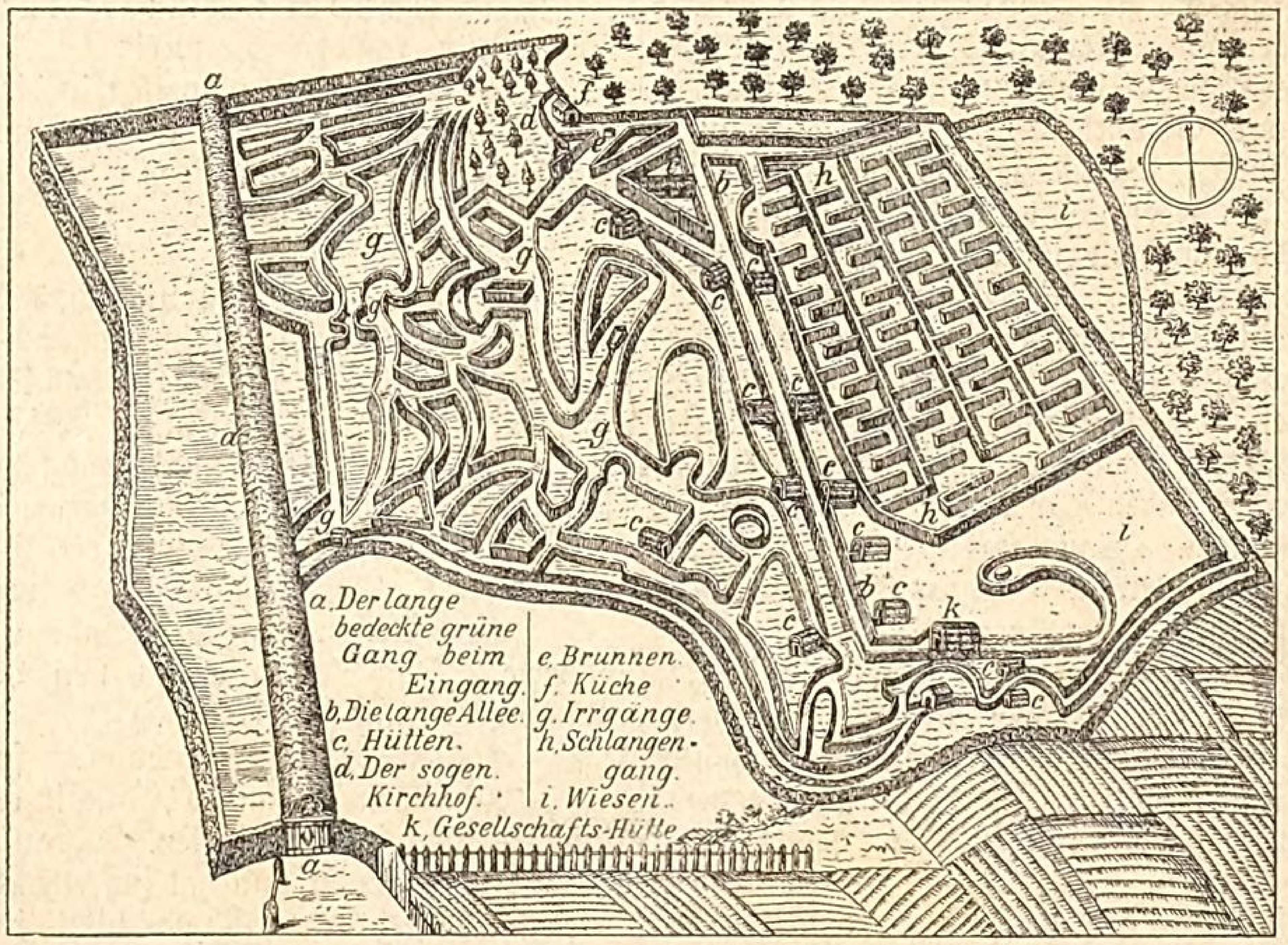
Eine Reihe feuchter, aus Rohr und Schilf zusammengetretener Nester mit reicher Eierausbeute bot sich den kühnen Eindringlingen, und fast vor den Füßen der Jäger erst konnten sich die getreuen Mütter zum Abfliegen entschließen. Der Pelikan fliegt wahrhaft schön. Den Hals Sförmig gebogen, schwebt er gleitend einige Meter weit dahin und schraubt sich dann kreisend in höhere Luftschichten empor. Wohl durch das dichte Luftpolster, welches unter der Haut des Vogels liegt und die wunderbare Leichtigkeit seines Schwimmens bedingt, ist fast jede Verwundung durch Schußwaffen von sofortiger verheerender und tödlicher Wirkung. Auch mein Freund schildert lebhaft den überraschenden Eindruck seines ersten Schusses: „Der Pelikan zuckte zusammen; die Flügel wurden sofort schlaff, er sauste nieder und stürzte klatschend auf die Wasserfläche. Obwohl ihn mein vorzüglicher Wasserhund fast augenblicklich apportierte, war der große Vogel schon ohne jedes Lebenszeichen, als ich ihn erhielt."

„Und dennoch", meinte mein Freund, „so erfolgreich unsere Jagd

auch war, lieber, viel lieber noch hätte ich tagelang Beobachtungen in dieser so jäh und grausam gestörten Pelikan-Kolonie gesammelt, trotz der Mücken und inmitten des greulichen Geruches." A. F.

Die 250jährige Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg. Unsägliches Unglück hatte der Dreißigjährige Krieg über unser Vaterland gebracht. Was Jahrhunderte geschaffen, ward im Laufe einiger Jahrzehnte vernichtet, und es schien, als ob sogar unsere Muttersprache dem Andrange der welschen Horden erliegen, unter der Nachäffung französischer Sitte und Sprache ersticken sollte. In dem stillen Kämmerlein der Gelehrten und Dichter aber erwuchs ungestört von dem Kriegsgetümmel eine mächtige Waffe in diesem Streite: die deutschen Sprachgesellschaften, die sich das schöne Ziel der Reinerhaltung deutscher Sprache und Gesittung steckten. Der Nürnberger Patrizier Georg Philipp Harsdörfer (1607 bis 1658), welcher sich durch Studien und weite Reisen eine gediegene wissenschaftliche und weltmännische Bildung angeeignet hatte, rief im Jahre 1644 einen ähnlichen Verein, den „Pegnesischen Blumenorden" in Nürnberg, dem Stapelplatz süddeutschen Handels, ins Leben. Harsdörfer, der selbst eine fruchtbare litterarische Thätigkeit entfaltete — am bekanntesten ist sein „Poetischer Trichter", der unter dem Namen „Nürnberger Trichter" sprichwörtlich geworden ist — bezeichnete als Zweck der Gesellschaft, „unsere Muttersprache mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen in Aufnahme zu bringen." Die Wege, welche der Blumenorden einschlug, um die edle Dichtkunst zu pflegen und die Poesie vor allem auch zur Belebung der Geselligkeit zu verwerten, die Freude an geschmacklosen Sinnbildern, fade Schäferspiele und Reimereien, eine schwülstige Redeweise entsprachen allerdings dem Geschmacke der Zeit, förderten aber nicht die Gesellschaft. Und doch hat auch sie ihre Verdienste; schon ihre Gründung in der Zeit des Ueberwucherns alles Französischen ist als eine patriotische That zu betrachten.

Manche Wandlungen hat der Blumenorden durchgemacht; oft glaubte man, er würde ob der hier und da eingetretenen Verknöcherung selig entschlafen, aber noch grünt das von Harsdörfer gesteckte Reis und treibt reiche Blüten. Unter der Leitung des derzeitigen Vorstandes, des Oberarztes Dr. Wilh. Beckh, werden allmonatlich öffentliche Versammlungen abgehalten, finden allwöchentlich kleinere Vereinigungen der Angehörigen des Ordens statt, worin man sich an dem Besten und Gediegensten, was Deutschlands Dichter und Denker von der ältesten bis auf die allerneueste Zeit geschaffen, erquickt. In zwangloser Weise werden die Meinungen ausgetauscht und eigene Arbeiten Freunden bekannt gegeben. Zwei Bände „Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden", die in den letzten Jahren erschienen sind, bezeugen die ungeschwächte Lebenskraft des „Pegnesischen", der in seltener Rüstigkeit am 27. Juni des Jahres seinen 250jährigen Geburtstag in festlicher Weise begehen will.



Der alte Irrhain des Pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg.

Bei dieser Jubelfeier wird ein Wäldchen, $1^1/_2$ Stunden nördlich von Nürnberg bei dem Dorfe Kraftshof gelegen, eine ganz besondere Rolle spielen. Im Jahre 1676 kam der Pegnitzschäfer Myrtillus II., d. i. Pfarrer Martin Limburger zu Kraftshof, auf den Einfall, dieses Wäldchen zum Versammlungsort des Ordens einzurichten. Das Einrichten verstand er aber dahin, daß er das Wäldchen ebenso unnatürlich zustutzte, wie der deutschen Sprache Zwang angethan wurde in den Gedichten, welche die Pegnitzschäfer machten. Es wurden verschlungene Gänge durch das Wäldchen angelegt, mit steif zugeschnittenen Heckenwänden eingeschlossen, an einzelnen Plätzen Hütten erbaut und überhaupt von dem deutschen Vereine ganz in französischem Geschmacke ein Irrgarten oder „Irrhain" angelegt, welch letzteren Namen das Wäldchen jetzt noch trägt. Ein Irrgarten ist es heute jedoch nicht mehr; die zugestutzten Laubgänge sind verschwunden, die Natur ist wieder zu ihrem Rechte gelangt. Zahlreiche Denkmale erinnern an dahingegangene verdienstvolle Mitglieder des Ordens.

Alljährlich im Hochsommer entfaltet sich in dem schattigen Haine ein buntes Leben und Treiben. Der Blumenorden hält hier sein Sommerfest ab, belebt von einem reichen Kranze schöner Damen. Hier führt die Jugend den Herrscherstab. In Scharen findet sich die Erlanger Studentenschaft ein, um den hübschen Nürnbergerinnen angelegentlich den Hof zu machen. Nach dem Festspiele, das nie fehlt und worin gar oft alte Ordensgenossen heraufbeschworen werden, die vor Jahrhunderten hier gewandelt, nach mancherlei ernsten und heiteren Vorträgen wird Terpsichoren gehuldigt und viel Lust und Freude herrscht in dem Haine. Der Mond sendet sein mildes Licht auf die fröhlichen Menschen herab, und wenn er nicht so verschwiegen wäre, könnte er von manchem zärtlichen Worte berichten, das unter dem Schatten hoher Eichen geflüstert, von manchem Bunde, der hier für das ganze Leben geschlossen wurde. Und wie gesund ist der Aufenthalt im Irrhaine! Die jungen Leute, die im Jahre 1844 beim 200jährigen Jubelfeste des Ordens dort ein Menuett tanzten, sie leben — wenn auch alt und grau geworden und in alle Weltgegenden zerstreut — beinahe alle heute noch. Gewiß eine Seltenheit! Möge auch ferner ein günstiger Stern über dem Blumenorden walten, damit er 1944 in gleicher Frische auch seinen 300jährigen Geburtstag festlich begehen kann! H. B.

Der Landarzt. (Zu dem Bilde S. 369.) Ein Bild aus dem italienischen Volksleben ist es, das der Maler uns vorführt, ein Bild, das freilich mit geringen Aenderungen auch vielfach auf die ländlichen Zustände in unserer deutschen Heimat zutreffen würde. Der Herr Doktor befindet sich auf der Landpraxis! Nach einem abseits gelegenen Bergnest ist er gerufen, aber er kann seinen ohnedies beschwerlichen Weg nicht ohne mannigfachen Aufenthalt zurücklegen. Denn während er auf seinem biederen Grautier mühsam die steilen Pfade hinanklimmt, eilen die benachbarten Bauersleute von allen Seiten herzu, um sich Rats zu erholen für alle Leiden und Körperschäden, die sich seit Wochen oder Monaten angesammelt haben. Und der gute Doktor hört mit Engelsgeduld die umständlichsten und haarsträubendsten Krankheitsgeschichten an, fühlt willig den Puls, betrachtet gedankenvoll die ihm gezeigte Zunge, giebt einen guten Rat, wo er einen weiß, einen guten Trost, wo der Rat zu Ende — und reitet weiter seines Wegs, der Wiederholung desselben Schauspiels entgegen. Und sein Honorar? Ja, du lieber Himmel! „Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren", sagt das Sprichwort; wie sollte da ein bescheidener Landarzt seines finden? An dem freundlichen Doktor, der ein so weiches Herz hat, lassen es die armen Leute zuerst ausgehen; von dem wissen sie, daß er nicht kommt und fordert und droht wie der Steuereinnehmer oder der Padrone, dem man den Pachtzins schuldet; daß ihr getreuer Helfer gemeinhin auch nicht viel reicher ist als sie selber, das wissen die Leute freilich nicht.

An der Unteren Lände zu München. (Zu dem Bilde S. 357.) Schön ist die Reichenbachbrücke nicht, und es giebt Leute, die ihr sogar Baufälligkeit nachreden; dafür bietet sie zu Zeiten guten Wasserstandes der Isar ein gar unterhaltendes Bild: die Ankunft der Flöße aus dem Oberland an der Unteren Lände zu München. Und just nächst der Brücke, beim Muffatwehr, ist ein sogenannter „Schuß", ein Wehr mit schöner Brandung, durch welche die Flöße im starken Gefälle hindurch müssen, so daß die Fluten das Floß überspülen. Allemal an dieser Stelle hüpfen die stämmigen Flößer je nach der Ladung auf erhöhte Plätzchen ihrer Flöße, um dem Naßwerden zu entfliehen. Geht es aber nicht, dann geniert diese wetterharten Gestalten, die eine geschlossene Gilde unter sich bilden, das „bisserl Wasser" auch nicht. Müssen sie ja doch oft genug auf der Fahrt von Mittenwald, wo die junge lichtgrüne Isar flößbar wird, keck und ohne langes Besinnen ins kalte Wasser springen, wenn das Floß aufgefahren ist und durch Schieben, Stoßen und allerlei andere Anstrengungen wieder flottgemacht werden muß. Beil und Seil und die graue Hose mit dem Lenggrieser grünen Streifen kennzeichnen auf den ersten Blick den Flößer aus dem Isarwinkel. Ist ein Floß gelandet und liegt es am Kabel der Unteren Lände zu München, so wird seitens der Floßmannschaft das wenige Geschäftliche mit dem Ländmeister abgemacht, im Gasthaus zur „Unteren Länd'" wohl auch noch eines getrunken, und abends fahren die Flößer „per Bahn" wieder heim nach Tölz und so weiter.

Um möglichst Ländgeld für die Flöße am Kabel zu sparen, beeilt sich jeder Floßbesitzer mit dem Auseinandernehmen der angefahrenen Flöße. Die Blöcke werden voneinander gelöst und nun Stück für Stück, nachdem ein schwerer Eisenhaken mit daranhängender Kette eingeschlagen ist, von den Ländpferden und dem Ländknecht aus dem Wasser über den Triftweg auf den Damm gezogen. Diese Arbeit sieht sich recht leicht und anziehend an, verlangt aber Rüstigkeit und Verständnis. Die Pferde kennen ihre Arbeit durch lange Uebung und wissen oft, wie weit sie die schwere Last ziehen müssen. Sind die Blöcke alle auf dem Straßendamm, dann beginnt das Aufladen auf den Wagen, wobei wieder Pferde und lange eiserne Ketten, die eine Art einfachen Flaschenzuges bilden, nötig sind. Für die Münchener bietet diese Arbeit immer ein gern gesehenes Schauspiel. A. A.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 23. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Abend am See.

Von V. Del-Pero.

Auf die sturmesmüde Welle
Senkt sich Friede sanft und hold,
Und des Tages letzte Helle
Streut darauf ihr bestes Gold.

Aus dem tiefen klaren Grunde,
Eine zweite Wunderwelt,
Winkt der Berge goldne Runde
Und das blaue Himmelszelt.

Traumverloren blickst du nieder
Zu dem stillen Märchenglück,
Und dein Auge strahlt es wieder,
Strahlt es tausendfach zurück.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(22. Fortsetzung.)

Eine stumme Weile hingen die Augen des Richtmanns und des Hanetzer ineinander, dann sagte der Hanetzer mit heiser klingender Stimme: „Du, Richtmann?“

„Wohl wohl. Guten Weg auf den Abend!“ Der Schönauer wollte vorübergehen.

Da vertrat ihm der andere den Weg. „Schau' doch, Richtmann, schau' doch! Einer, der beim Thing gewesen, hat mich merken lassen, Du wärst für die Wazemannsleut'! Mußt Dich aber doch wohl anders besonnen haben, oder hast am End' gar aus lauter Lieb' und Freundschaft einem von denen da droben zur letzten Ruh' verholfen?“

Der Schönauer wankte und stammelnd streckte er die beiden Hände nach den Lippen des Bauern. „Schweig' ... schweig'!“

„So? Gelt? Jetzt soll ich Maul und Wort halten? Aber ich bin ja keiner von den Wortfesten. Das mußt Du doch selber wissen ... hast mich ja nicht zum Thing gerufen!“ Ehe der

Richtmann noch erwidern konnte, hatte der Hanetzer den Steg überschritten und war im Dunkel des Abends verschwunden . . .

Um die gleiche Zeit trat Sigenot mit dem Jungsennen aus der Thür des Fischerhauses, schritt mit ihm über die Hofreut hinunter und öffnete das Thor. „Jetzt geh' halt, Bub'," sagte er und legte die Hände auf die Schultern des Burschen, „und thu' Dich nicht fürchten. Einer geht mit Dir, bei dem die Hilf' ist und die Stärk'! Einen weiten Weg mußt laufen, und tief wird der Schnee schon auf den Bergen liegen, bis Du heimkehrst. Aber denk': an Deinen Füßen hängt unser aller Wohl und Weh! So geh' halt und zeig', daß Du der Bub' bist, für den ich Dich gehalten hab'."

„Wohl wohl, da wird nichts fehlen!"

„Und halt' dem Herren, von dem Du Botschaft tragst, so feste Treu', wie Du allzeit meinem Haus gehalten!"

„Fest wie Eisen! Da soll kommen, was mag!"

Sigenot faßte die Hand des Burschen und trat mit ihm vor das Kreuz. „Mein guter Herre, Du mein Gott! Thu' mir den Buben hüten, gelt?"

Scheu zog der junge Senn' das lederne Käpplein von seinem Flachshaar und hob die Augen zum Kreuz; dann schied er von seinem Herrn mit wortlosem Händedruck. Sigenot wollte in den Hag zurückkehren, da sah er die Schwester mit Ruedlieb von der Ache kommen. „Schau' nur, nicht erwarten hat sie's können! Lieb' geht durch geschlossene Thor' und springt über jeden Hag." Lächelnd ging er dem Paar entgegen und streckte die Hände. Doch der Anblick ihrer Gesichter und die Sprache ihrer Augen jagte ihm kalten Schreck in das Herz. Mit scheuer Frage faßte er den Arm der Schwester, aber die Stimme versagte ihr; auch Ruedlieb brachte keinen Laut über die Lippen, er hob nur die Faust und ließ sie fallen, als hielte seine Hand noch das Messer. Keuchend kam der Schönauer unter den Bäumen hervorgesprungen, drängte sie alle in den Hag, warf das Thor zu und legte den Balken ein.

Nun hörte Sigenot, was geschehen war. Der Atem stockte ihm; doch als er den Richtmann jammern und klagen hörte, sagte er mit fester Stimme: „Rait' nicht wider Deinen Buben! Ich steh' zu ihm, er hat's gethan um meine Schwester. Wär' ich an seiner Stell' gewesen — mein Messer wär' rot geworden wie das seinig'! Laß das Klagen, Richtmann! Alle Klag' lauft hinter dem Unheil her, wir aber müssen den Vorsprung haben mit der Hilf'." Laut rief er: „Wicho!"

Der Knecht kam von der Scheune gelaufen. „Was giebt's?"

„Wachsende Not! Führ' die Kinder in Deine Kammer — die Mutter soll nichts erfahren, eh' wir nicht wissen, was geschehen muß. Dann hol' den Kohlmann aus der Stub' und komm mit ihm zur Tenn'!"

Eine Weile später saßen die vier Männer in der Scheune, hinter geschlossenem Thor, durch dessen Fugen nur noch ein matter Dämmerschein des Abends flimmerte. Wicho hielt die Butterlampe auf dem Schoß und wahrte mit hohler Hand das kleine flackernde Licht, dessen rötliche Helle über die bleichen Gesichter zuckte. Der Richtmann erzählte mit schwankender Stimme, wie alles gekommen. Schweigend hörten sie ihn an; doch als der Schönauer von der Begegnung mit dem Hanetzer sprach, stotterte Wicho: „Das ist von allem noch das Leidigst'! Den kenn' ich! Laßt ihm Herr Waze nur einen einzigen Käs von der Steuer nach, so wird er das Maul nicht halten und verkauft uns alle!"

„Und den Kerl hab' ich so gut verbinden müssen, daß er heut' schon wieder lauft!" schalt der Kohlmann. „Aber was jetzt? Morgen müssen sie den Knecht vermissen und die Hatz geht an. Wo wird sie ein End' haben?"

„Wo mein Elend anfangt!" klang die tonlose Stimme des Richtmanns. „Sie werden den Blutbann werfen auf mein Haus... wie soll ihm mein armer Bub' entrinnen!"

Sigenot legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sei gutes Muts! Ich führ' ihn zu unserem Herrn hinaus in den Lokiwald..."

Der Richtmann schüttelte den Kopf. „Der Weg zur Klaus' ist meinem Buben verlegt. Ich hab' geschworen im Thing!"

Die Scheune hallte wieder von Eigels zornigem Gelächter. „Richtmann, Richtmann — merkst Du's jetzt am eigenen Löffel, was Du für eine Supp' hast kochen helfen auf dem Totenmann? Wären wir all' vom Thingfeuer weg zur Klaus' gezogen, wohin uns das Recht gerufen hat . . . die Wazemannsleut' hätten ihre Köpf' gar tief geduckt und ihre Fäng' wohl eingezogen wie die Katz' vor dem Igel . . . und Dein Bub' hätt' heut' das Messer nicht schwingen müssen für die Ehr' seiner Liebgesellin. Richtmann! Richtmann! Ich sag' Dir . . ."

Sigenot unterbrach den Kohlmann: „Laß gut sein, Eigel, mach' ihm das Herz nicht schwerer noch!"

Der Schönauer strich mit der zitternden Hand über die Stirn. „Ich hab' gethan, wie ich thun hab' müssen aus Lieb' zu meinem Buben. Ein jeder kennt nur die Stund', in der man schnauft . . . keiner mißt den Tag aus, den die schwarze Mutter Nacht im Schoß tragt. Thu' das Gute, thu' das Schlechte, geh' zur Rechten, geh' zur Linken . . . keiner weiß, wo der Weg ihn hinführt . . . alles kommt, wie's mag!" Stöhnend schlug er die Hände vor das bleiche Gesicht. „Gobl, Gobl! Ich fürcht', ich muß noch sitzen unter Deinem Apfelbaum!"

„Ich denk' wohl anders," sagte der Fischer und zog ihm die Hände nieder, „aber ich will nicht raiten wider Deine Angst. Wir wollen denken auf Hilf'. Dein Bub' muß fort, und Du mit ihm!"

„Fort? Mein Haus verlassen? Wer hütet meines Buben Haus, wenn sie kommen?"

„Laß Dein Haus fahren, halt' Deinen Buben fest!"

Der Richtmann griff mit den Händen ins Leere und nickte vor sich hin. „Fort! Wohin aber? Ueberall wird er ihn finden!"

„So birg' ihn, wo er ihn am letzten sucht — auf Wazemanns Bannberg! Droben wird Schnee fallen in der heutigen Nacht . . . da hat's mit dem Gejaid ein End', und es steigt sobald wohl keiner hinauf. In der verlassenen Albhütt' hinter dem Eismann habt Ihr ein gutes Weilen. Holz zum Feuer steht nicht weit, und Zehrung laß ich Euch tragen in jeder vierten Nacht. Hätt' ich die Mutter nicht . . . ich selber ging' mit Euch."

Die Männer hatten den Kopf geschüttelt zu diesem Rat; nach allem Reden aber fanden sie, daß es der beste war. „Jetzt harret eine Weil'," sagte Sigenot, „bis ich mit meiner armen Mutter geredet hab'. Denn ich mein' schier, das Rötli wird den Buben allein nicht ziehen lassen. Feste Lieb' hat feste Ketten!" Er drückte die Fäuste auf seine Brust, als spräche ihm das eigene Herz zu laut, und verließ die Scheune.

Graue Nacht lag über dem Hag, und ein kalter Wind kam von den Bergen niedergezogen. Während Sigenot dem Haus entgegenschritt, blickte er der Richtung zu, die der junge Senn' genommen. „Lauf', Bub', lauf'!" —

Finster ragte in der Ferne der Untersberg, und wie ein schwarzer See lag ihm der Lokiwald zu Füßen. Aus der offenen Thür der Klause strahlte der Herdschein über die Lichtung. Bruder Wampo schaffte beim Feuer, neben welchem die über Stangen gespreizte Wolfshaut zum Trocknen aufgestellt war. Schweiker saß in einem Winkel, mit hängendem Kopf, die Hände im Schoß. Als er bei seiner Rückkehr Eberwein in der Klause gefunden, war er vor ihm niedergefallen, mit Zähren in den Augen, und hatte den Saum seines Gewandes geküßt. „Herr, Herr! Ich hab' Dich schlecht gesucht!" Dann war kein Wort mehr über Schweikers Lippen gekommen. Auch Pater Waldrams Heimkehr rüttelte ihn nicht auf aus seinem dumpfen Brüten. Bruder Wampo aber brach in hellen Jammer aus bei Waldrams Anblick: kaum trugen ihn die Füße noch; sein Gesicht und seine Hände bluteten, und in Fetzen hing das Gewand von ihm nieder. Eberwein kam aus seiner Zelle, in welcher er den Knaben auf dem eigenen Lager gebettet hatte, und eilte erschrocken auf Waldram zu. Der Mönch aber streckte den dürren Stecken vor und rief mit halb erloschener Stimme: „Du lebst noch? Weiche von mir, Meineidiger, der Du dem Himmel die Treue brachst!" Eine brennende Röte flog über Eberweins Gesicht, und während Waldram an ihm vorüber in das Kirchlein wankte, stand er und blickte mit irrenden Augen ins Leere. Aus seiner Versunkenheit weckte ihn Bruder Wampos Stimme; als er dem Rufe folgte, fand er Waldram bewußtlos zu Füßen des Kreuzes hingestreckt. Sie trugen ihn zu seinem Lager, und mit zitternden Händen wusch ihm Eberwein das Blut vom Antlitz; dann mußte er für Huze sorgen, der seit Waldrams Heimkehr mit halbgelöstem Verbande lag.

So war die Nacht gekommen. Aus Waldrams Zelle klangen von Zeit zu Zeit die lallenden Worte, mit denen der unruhig Schlummernde in Traum und Fieber redete. Eine Kienfackel erleuchtete die Zelle Eberweins; Huze lag, die gefalteten Hände unter der Wange, und blickte lächelnd, mit glänzenden Augen auf den Mönch, der bei der Fackel auf niederem Holzpflock saß, das Schreibrohr in der Hand, ein Pergamentblatt auf dem Schoß.

Eberwein schrieb die Botschaft an den Bayernherzog, welche der Jungsenn' tragen sollte. Doch häufig stockte ihm die gleitende Feder. Wie hätte seine Hand die drückende Schwere nicht fühlen sollen, die auf seinem Herzen lag, doppelt drückend, da ihm der Trost versagt war, seine Sorge auszusprechen. Wenn er die Brüder nicht entmutigen wollte, mußte er verschweigen, was ihm in Wazemanns Haus widerfahren. Ohne zu wissen, wie auf dem Totenmann das Thing gesprochen, ahnte er, daß nur die Furcht vor Waze alle Thore vor ihm schloß und alle Ohren taub machte für den Hall der Glocke. Böse Tage sah er kommen für seine junge Klause — und unter dem Druck dieser Sorge, bangend und schwankend, hatte er sich entschlossen, die Hilfe seines herzoglichen Freundes anzurufen. Er schrieb — und zögerte nach jedem Wort. Denn jeder Laut seiner Klage erschien ihm wie ein Zweifel an der Gerechtigkeit des Himmels und an Gottes Macht. „Unrecht thust Du, jage den Zweifel und das Bangen aus Deinem Herzen, halte fest an Gott und an Dir selbst!“ so schrie eine Stimme in seiner gemarterten Seele — und dennoch mußte er schreiben. Er sah die Hütten mit den geschlossenen Thoren, hörte Seufzer aus jedem Hag, laute Klage von allen Lippen — und eine andere Stimme in seinem Innern rief: „Nicht mir die Hilfe, nur diesen Armen und Gedrückten!“ Er schrieb und schrieb . . . und zögerte wieder. Zu all dieser Sorge redete noch eine andere. Das stille Pfarrhaus in der Ramsau stieg vor seinen Blicken auf — er hatte das Wort nicht lösen können, das er gegeben, und er wußte: Waldram hatte, als die Brüder nach dem Vermißten suchten, die Richtung gegen die Ramsau genommen! Eine quälende Ahnung beschlich ihn . . . wäre er ledig gewesen der Pflicht, die ihn festhielt in der Klause, er hätte inmitten der finsteren Nacht den Stab gefaßt und wäre ausgezogen, um die Wunde zu schließen, die er wider Willen einem frommen gottesfreudigen Glück geschlagen. Hier hielt ihn eine Pflicht . . . dort zog ihn eine andere! Welche mußte ihm heiliger sein? Er wollte aufspringen und saß doch wie gelähmt; es rieselte ihm heiß und kalt durch alle Glieder; ihm war, als stiegen aus seinem Herzen die quälenden Bilder heraus an die Luft: nebelhaft verschwommen standen Hiltischalk und Hiltidin vor ihm, mit verschlungenen Händen, mit stummen Lippen und redenden Augen. Er streckte die Arme nach ihnen; da versank ihr Bild in grauer Nacht. Doch ein anderes stieg vor ihm auf, in weißem Mantel und mit wehendem Rothaar — und ob er auch die Hände vor die Augen schlug — er konnte dieses Bild nicht scheuchen.

Erschrocken richtete sich Huze vom Lager auf. „Guter Herre, was ist Dir denn?“ Eberwein ließ Pergament und Schreibrohr fallen, eilte auf den Knaben zu und umschlang ihn mit beiden Armen.

Bruder Wampo trat in die Zelle. „Herr, ein Bursch' ist draußen, den der Fischer geschickt hat.“

„Laß ihn warten beim Feuer!“ Aufatmend strich Eberwein mit der Hand über das struppige Haar des Knaben. „Du solltest schlafen, Huze!“

„Weißt, ich hab' Dich halt so viel gern angeschaut. Jetzt mach' ich aber gleich die Augen zu, wohl wohl!“ Der Bub' streckte sich und schloß die Lider. Sorglich hüllte ihn Eberwein in die warme Kotze; dann nahm er das Pergament wieder auf und begann zu schreiben.

In der Herdstube saß der Jungsenn' neben dem Feuer; er hörte nicht, was Bruder Wampo leise jammerte und schwatzte — seine Gedanken weilten im Fischerhaus, an der trauten Stätte, die er so bald nicht wieder sehen sollte. Dort saßen sie wohl alle jetzt beim Herdschein um den steinernen Tisch, mit ernsten Reden und freundlichem Zutrunk. So meinte der junge Senn'; doch die Wirklichkeit zeigte ein anderes Bild. Wohl erfüllte die flackernde Herdflamme die Halle mit ihrem zuckenden Licht und ernste Worte wurden gesprochen; aber niemand dachte des abendlichen Umtrunks. Wicho, Hilmtrud und Kaganhart standen vor dem Steintisch und beluden zwei Kraxen mit Kleidungsstücken, mit Gerät und Zehrung. Eigel stand bei der offenen Thür und lauschte hinaus in die Nacht, während der Richtmann auf dem Herdrand saß und wortlos immer wieder mit schwerer Hand das Haar in die Stirne strich. Mutter Mahtilt saß wie versteinert in ihrem Lehnstuhl, die Hände im Schoß, schimmernde Zähren auf ihren bleichen Wangen; mit Schmerz und Sorge hingen ihre Augen an Rötli, welche schluchzend ihren Buben umfangen hielt. Sigenot legte die Hand auf die Schulter des Mädchens. „Hör' mich an, Schwester! Schau', mit Weinen ist nichts gethan! Jetzt mußt Du reden. Der arme Bub' steht unter Blutschuld aus Lieb' zu Dir. Jetzt sag' es frei heraus: soll er ziehen allein . . . oder willst stehen bei ihm und aushalten an seiner Seit' in Not und Gefahr?“

„Alleweil', alleweil'! Und nimmer lassen von ihm!“ Enger noch klammerten sich Rötlis Arme um den Hals Ruedliebs.

„So geh', Bub'“ — Sigenots Stimme schwankte — „bitt' die Mutter um ihr Kind!“

Der Richtmann erhob sich, und während die anderen herbeitraten, fielen Ruedlieb und Rötli vor Mutter Mahtilt nieder. Lallend umschlang sie die Kinder, drückte sie an ihre Brust und neigte das Gesicht auf ihre Häupter; nach einer stummen Weile richtete sie sich auf, streifte einen silbernen Reif von ihrem Finger und reichte ihn Ruedlieb. Der Richtmann zog das Messer und gab es in die Hand des Sohnes. Auf die blanke Klinge legte Ruedlieb den Reif und bot ihn seiner Braut, während Thränen seine Stimme fast erstickten.

„So nimm von meiner Lieb' und Treu' den Reif als Pfand;
Den sollst Du tragen an Deiner lieben Hand.
Fest und ohne End', wie der Reif gewunden,
Ist Treu' an Treu' in guter Eh' gebunden.
Fest muß sie halten in Glück und Freuden,
Hundertmal fester noch in Not und Leiden.
Des müssen wir gedenken in aller Zeit:
Treu' haben wir gelobt über scharfer Schneid'!“

Während Ruedlieb sprach, hob Mutter Mahtilt eine Staude aus dem Herdwinkel, streifte das dürre Laub ins Feuer, brach zwei Stäbe von der Gerte und warf sie auf die Steine; Seite an Seite kamen sie zu liegen, nach dem Herd gerichtet. Ein freudiges Lächeln glitt über die thränenfeuchten Lippen der stummen Mutter . . . freundlich hatten die Lose für ihres Kindes Glück gesprochen. Sigenot hob die Schwester von der Erde. „Schwesterlieb! Deine Mutter hat nimmer Sprach', Dein Vater weilet, ich weiß nicht, wo. So muß Dir der Bruder das letzte Heimwort sagen. Bist eine brave Tochter und Magd gewesen . . . sei kein schlechtes Weib! So zieh' halt fort vom Mutterherd . . .“ die Stimme versagte ihm, und unter gepreßtem Schluchzen hing die Schwester an seinem Hals. Es währte lange, bis Sigenot wieder sprechen konnte. Zärtlich streichelte er das zuckende Gesicht des Mädchens und flüsterte: „Ich muß Dir eine trübe Hochzeit rüsten, gelt? Kann Dir kein Veiglein ins Haar legen, Blutblumen müssen Dein Kränzl sein; kann Dir die Kunkel nicht wickeln mit rotem Band. Hast keinen lustigen Brautlauf in lichter Sonn', über Halden und Blumenklee . . . Dein Brautlauf geht in schiecher Nacht über Blut und Not, über Stein' und tiefe Gründ'. Aber schau', rechte Lieb' hat einen lichten Schein in aller Nacht, und feste Treu' macht alle Weg' und Gruben eben. Jetzt thu' nimmer weinen, Schätzel! Wir müssen ein End' machen. So komm halt her, Bub', und nimm Dein Bräutlein! Viel nimmst uns weg, aber halt' mir nur die Schwester gut, nachher ist alles recht. Und eins versprich mir! Kommt wieder sonnscheinige Zeit, daß Ihr heimkehren dürft und hausen an gutem Herd — versprich mir's, Bub': so geh' in der ersten Stund' mit Deinem Weib hinaus zum Lokstein, daß der gute Herr Eure Händ' ineinanderlegt.“

„Wohl wohl!“ Mehr brachte Ruedlieb nicht über die Lippen.

„So, und jetzt gehet miteinander! Einer, der starke Arm' hat, wird schauen auf Euch!“

Unter heißen Thränen warf sich Rötli zum Abschied an der Mutter Hals. Der Richtmann legte die Hände auf die Schultern seines Buben, sah ihm in die Augen und rüttelte ihn, sprechen konnte er nicht. Dann kamen die anderen der Reihe nach und drückten Ruedliebs Hand. Sigenot mußte die Schwester aus den Armen der Mutter lösen und führte die Wankende zur Thüre. „Wicho! Schwing' der Haustochter den Herdbrand.“

Mit feierlichem Ernst zog der Knecht ein flackerndes Scheit aus dem Feuer und trug es vor der scheidenden Braut hinaus in die finstere Nacht. Prasselnd loderte die Flamme im kalt ziehenden Wind. Dreimal umschritt der Knecht die Braut, den Brand über ihrem Haupte schwingend, dann warf er das brennende Scheit auf ihren Weg. Edelrot faßte Ruedliebs Hand und stieß den Brand mit dem Fuß beiseite; sie war gelöst vom elterlichen Herd. Sigenot brachte ihnen die Grießbeile, welche sie nötig hatten auf ihrem Weg, und öffnete vor ihnen das Hagthor. Der Richtmann und Wicho folgten mit den beladenen Kraxen.

„Gieb mir Dein Messer und nimm das meine,“ sagte der Richtmann zum Fischer, „zeig' es meinen Leuten, und sie hören auf Dein Wort!“ Sie tauschten die Messer.

„Bruder! Bruder!" stammelte Edelrot und streckte die Arme nach ihm. Er küßte ihren Mund. „Jetzt muß geschieden sein!" Die Stimme brach ihm; hastig löste er sich aus Rötlis Armen, sprang in die Hofreut und schloß das Thor. Schluchzend warf sich Edelrot gegen die Bohlen; doch Ruedlieb umschlang sie, und zitternd hing sie an ihm, der sie unter zärtlichen Worten hinauszog auf den finsteren Weg.

Der Richtmann stand noch und starrte über den schwarzen See hinweg zur Höhe der Falkenwand. An Wazemanns Haus leuchteten alle Fenster. Die Hunde rumorten, und Stimmenlärm klang aus der Halle.

Herr Waze saß bei der Tafel, fünf seiner Söhne um ihn her; er trug wohl noch die kalte Binde um den Kopf, doch hatte er das Grausen vor dem Met schon überwunden. „Wo bleiben die beiden Buben?" schrie er in zorniger Ungeduld. „Ich hab' zu reden mit Euch. Wir müssen beschließen, was morgen geschehen soll. Sie sollen kommen . . . wo sind sie?"

„Noch alleweil' sitzen sie über dem Spielbrett," lachte Rimiger, „einer rauschiger als der andere!"

„Hol' sie! Und wenn sie nicht kommen wollen . . ."

Da klang Geschrei aus der Kammer, das Klappern des fallenden Spielbretts und das Poltern eines umgeworfenen Sessels. Henning taumelte in den Saal, und Eilbert stürzte hinter ihm her, die zinnerne Metkanne nach ihm schleudernd. Lärmend warfen sich die anderen zwischen die beiden. „Laßt mich, laßt mich!" lallte Eilbert. „Ich muß ihm an den Hals! Er hat betrogen im Spiel... hat mir den Becher gereicht und mit dem Ellbogen einen Stein geschoben!"

„Das lügst Du!" kreischte Henning. „Komm nur, komm, ich will Dir das Hirndach dreschen!"

Mit Mühe konnten die Brüder die Berauschten voneinander halten. Recka war auf der Schwelle ihrer Kammer erschienen, hatte sich wieder abgewandt und die Thüre zugeworfen.

In keifendem Zorn schalt Herr Waze auf die Berauschten los. „Laß ihnen den Pfaffen heraufholen!" lachte Rimiger. „Der soll ihnen eine Predigt halten über Bruderlieb' und Ehrlichkeit!"

Lautes Gelächter erhob sich und Herr Waze nickte. „Recht hast, Bub', so hat der Pfaff' doch einen Zweck." Er löste den Schlüssel von seinem Gürtel. „Hol' ihn, und will er mucksen, so fahr' ihm an die Rippen."

Rimiger und Otloh eilten davon, während Herr Waze wieder sein Schelten begann. Die Stimme wurde ihm heiser, stöhnend griff er nach seinem Kopf, trat zur Tafel und hob die Bitsche. Da stürzte Otloh in den Saal. „Vater, Vater! Die Thür' war gut geschlossen, aber das Loch ist leer gewesen."

Herr Waze spuckte den Trunk wieder aus, den er genommen hatte, und starrte den Boten an. Dann schüttelte er den Kopf, riß eine flackernde Kerze vom Lichtreif und sprang zur Thüre. Wie ein Rudel Wölfe rannten die Söhne hinter ihm her, auch Henning und Eilbert, als wären sie jählings nüchtern geworden. Sie erreichten den Kellerbau. In der offenen Thür des Bußloches stand Rimiger, bleich, und stotterte: „Der Pfaff' und der Bub' . . . all' beid' sind fort, wie durch die Wänd' geflogen!"

Herr Waze stieß ihn beiseite und leuchtete in den Raum; doch er sah nur die kahlen Wände und das faule Stroh. „Sein Heiliger," lallte er, „sein Heiliger hat ihm geholfen!" Und das Wunder machte ihn zittern.

Ein dumpfes Rauschen ging um das Haus. War es ein Windstoß, oder war es der Regen, der zu fallen begann? Ueber Thal und See, über alle Berge fiel es nieder durch die Nacht in unsichtbaren Strömen. Ein rauher Wind, bald stockend, bald wieder im Wirbel jagend, peitschte den gießenden Regen.

Auf einem Karrenweg, der über den Halden der Schönau am Saum des Bergwaldes hinführte, wanderten die vier Menschen, welche das Fischerhaus verlassen hatten. Wicho schritt voran; Ruedlieb hatte sein Lodenwams abgenommen und das warme Tuch um Rötlis Haupt und Schultern geschlungen; sie schien den Regen nicht zu fühlen, im Schreiten lag sie an Ruedlieb angeschmiegt, der sie hob und stützte bei jeder rauhen Stelle des Weges. Der Schönauer war zurückgeblieben; durch die Finsternis spähte er über die schwarzen Halden hinunter nach seinem Hag und Haus. Der Regen schlug ihm ins Gesicht, und seufzend wandte er sich ab. „Du mein liebes Heim, schier muß ich fürchten, ich seh' Dich nimmer wieder!"

Als sie den Schapbacher Forst erreichten, zündete Wicho die Fackel an, die er mitgenommen. Nun hatten sie ein besseres Wandern; sie waren geschützt wider Wind und Regen, doch häufig mußten sie durch Bäche waten, welche den Pfad überrannen. Der Weg begann zu steigen, und eine Stunde ging es bergan. Als sie eine weite Blöße überschritten, hörten sie von den Alben herunter das Gebrüll der Rinder. „Droben muß der Schnee schon fallen," meinte der Schönauer, „die Küh' begehren auf."

„Wohl wohl," nickte Wicho, „morgen wird mancher an den Heimtrieb denken." Schweigend stiegen sie weiter. Durch ein langes Waldthal ging der Weg, dann quer über einen steilen Berghang. Da hörten sie aus den Lüften einen seltsamen Klang, mächtig und doch wie klagend fast . . . als wäre eine baumdicke Saite gesprungen. Lauschend standen sie still, aber sie hörten nichts mehr; nur der Regen plätscherte, und rauschend fuhr der Wind durch die Wipfel der Bäume.

„Was muß denn das gewesen sein?" fragte Wicho. Und der Schönauer sagte langsam: „Ich mein', es hat ein Berg geschrieen; das hab' ich einmal gehört als Bub' . . . selbigsmal hat sich über dem Göhl eine Fragel* aufgethan, und eine ganze Wand ist niedergegangen über die schönsten Alben."

Sie stiegen weiter. Nach einer Weile senkte sich der Pfad und führte hinunter in das stundenlange Thal, zwischen dessen Felswänden der Windbacher See gebettet lag. In murrendem Wellengang schwankte das öde unheimliche Wasser. Mit schneidender Kälte blies der Wind, und die Nacht wurde grau, denn Flocken begannen sich in den fallenden Regen zu mischen. Zwei Stunden dauerte die Wanderung am See entlang. Als der Pfad dann wieder stieg und über Steingeländ emporführte, begann der Grund unter den Füßen der Wandernden sich licht zu färben, und bald umhüllte sie gleich einem Schleier das Gewirbel der weißen Flocken.

26.

Spät erwachte über dem Lokiwald der Morgen. Kaum auf Steinwurfweite drang der Blick, alle Luft war grau vom strömenden Regen, schattenhaft zog sich der Waldsaum mit seinen Bäumen um die Rodung her, und während der kalte Wind den Regen durch Thür und Fensterluken in die Klause peitschte, rauschten auf allen Berggehängen ringsumher die angeschwollenen Bäche. Zuweilen klang durch das dichte Gewölk ein dumpfes Rollen von den Höhen nieder — dort oben lösten sich Massen des Gesteins, welche das Erdbeben gelockert hatte und das strömende, in alle Fugen und Risse sich zwängende Wasser ihres letzten Haltes beraubte. Schwieg für kurze Weile der sausende Wind und dämpfte sich das Rauschen des Regens und der Bäche, so tönte bald von hier und bald von dort aus steilem Bergwald nieder das Gebrüll der Rinder, ein verschwommenes Geläut der Schellen und das ferne Geschrei der Hirten, welche unter Gefahr und Not vor dem auf den Alben fallenden Schnee mit ihren Herden in die Thäler flüchteten.

Am Waldsaum der Rodung mischte sich Beilschlag und das Knirschen einer Säge in das Geplätscher des Regens. Eberwein und Schweiker, im Arbeitskleid und triefend vor Nässe, zimmerten die Läden für die Fensterluken und die Thüren für das Kirchlein und die Klause. Sie wechselten nur ab und zu ein paar Worte, welche die Arbeit erforderte. Schweiker führte jeden Hieb, als schlüge er nicht auf wehrlose Blöcke los, sondern in Zorn und Ingrimm auf einen verhaßten Feind. Die von ihm gespaltenen Bohlen fügte Eberwein mit Querlatten und Holznägeln aneinander; rastlos zog er die Säge und schwang den Hammer; von seinem blonden Haarkranz rann das Wasser wie von einer Traufe, und naß klebte ihm der lichte Bart an der Brust. Die schwere Arbeit schien ihm Erquickung und Trost zu sein, denn gesunde Röte brannte auf seinen Wangen und seine Augen blickten ruhig. Und er hatte doch in der Nacht, an dem Lager des Knaben sitzend, kaum für eine Stunde die Lider geschlossen.

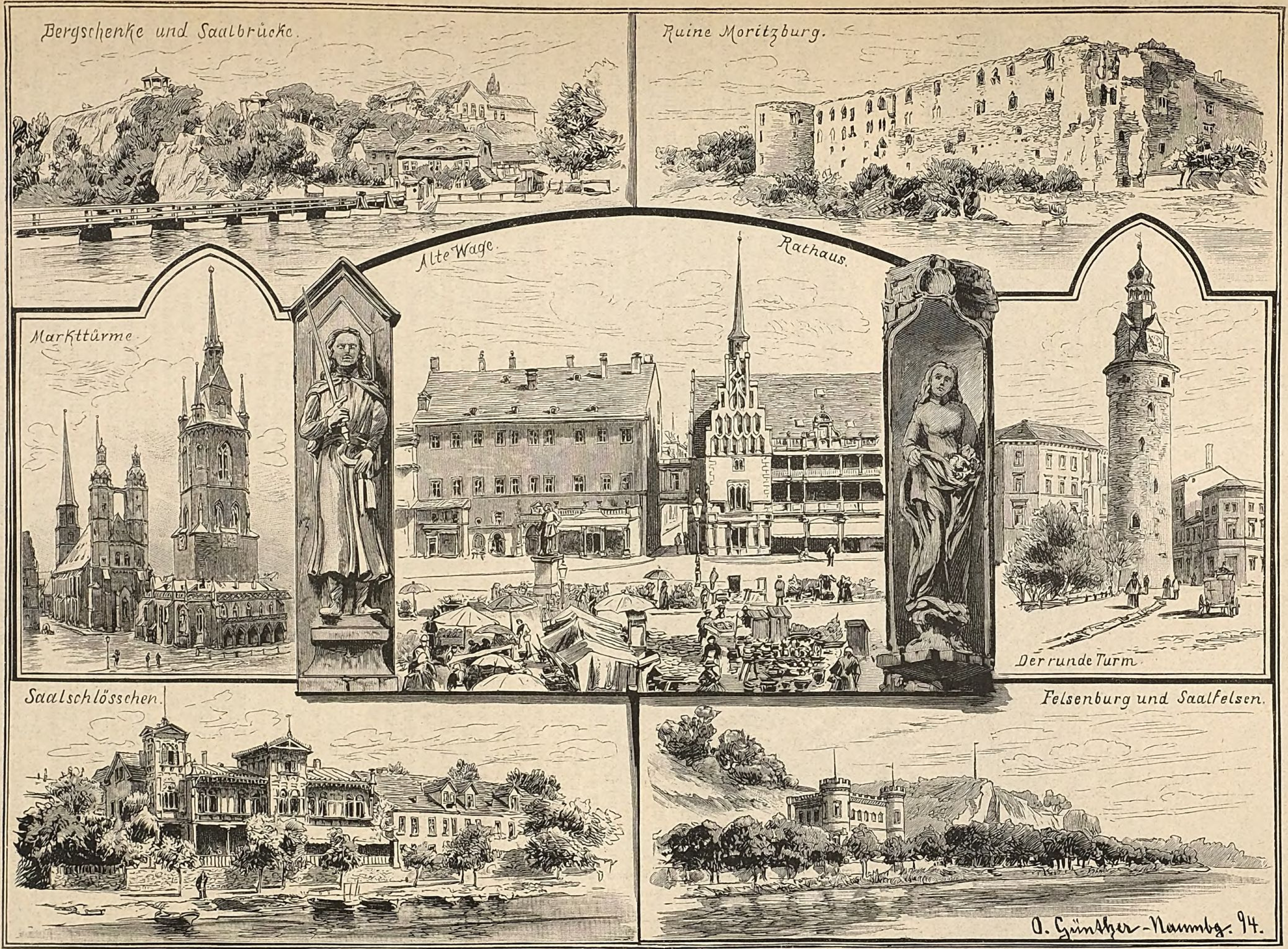
Stunden vergingen; gegen Mittag standen die Thüren gezimmert und die Läden gefügt. Noch einmal prüfte Eberwein seine Arbeit, dann legte er den Hammer nieder. „Bedarfst Du meiner Hände noch?"

„Nein, Herr! Mit allem anderen komm' ich schon allein so weit, daß Thüren und Fenster gut verwahrt sind bis zur Nacht. Vergönn' Dir ein Stündlein Ruh'!"

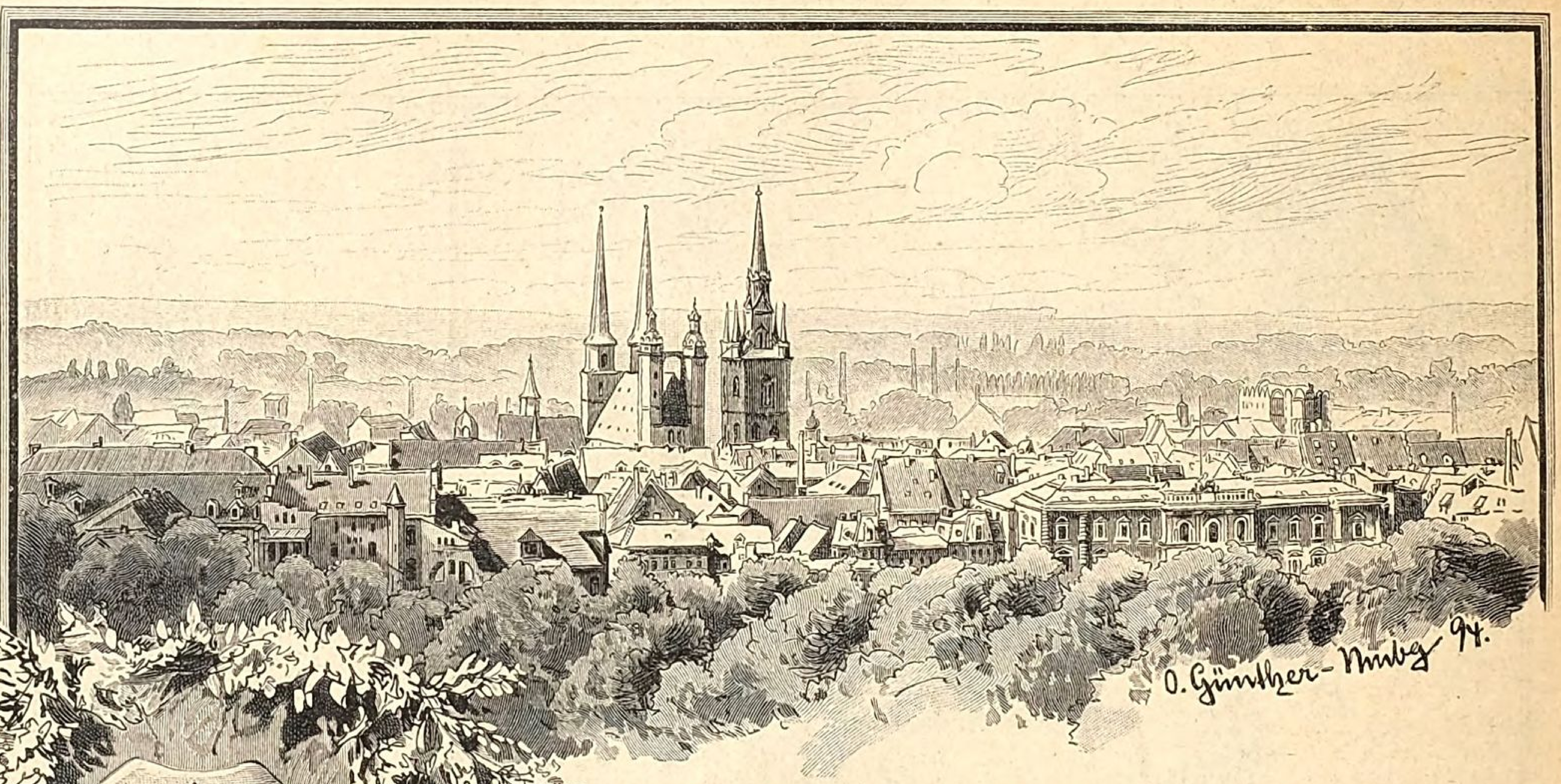
„Ruhe?" Eberwein schüttelte den Kopf. „Ich ende die Arbeit, weil ein Weg mich ruft." Er schritt der Klause zu, um das Gewand zu tauschen.

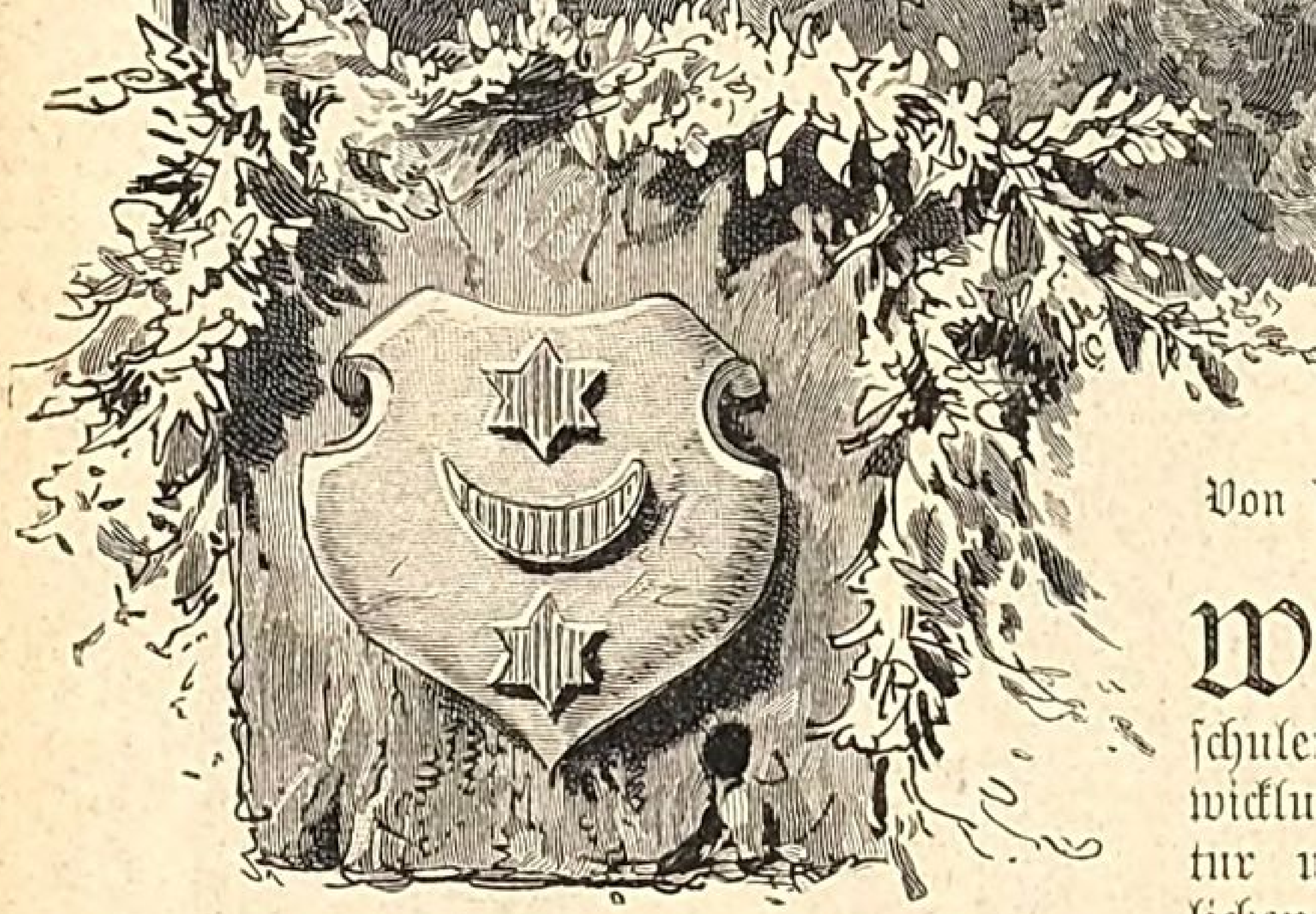
(Fortsetzung folgt.)

* Spalte, Erdriß.



Ansichten von Halle a. d. Saale.
Nach einer Originalzeichnung von O. Günther-Naumburg.





Halle vom neuen Wasserturm aus gesehen.

Die Jubelfeier der Universität Halle.

Von Rudolf von Gottschall. Mit Zeichnungen von O. Günther-Naumburg.

Welchen Anteil die deutschen Hochschulen an der Entwicklung unserer Kultur und des öffentlichen Geistes gehabt haben, darüber erteilt besonders die Geschichte unseres Jahrhunderts Auskunft. Und wenn dieser Anteil in der neuesten Zeit, in welcher Handel, Wirtschaft und vor allem der Krieg das entscheidende Gewicht in die Wagschale der nationalen Entwicklung warfen, etwas geringer geworden ist, so bleibt sich doch unsere Nation stets mit Stolz der hohen Bedeutung ihrer Universitäten bewußt. So erscheint bei uns die Jubelfeier einer Universität nicht als ein Fest, das nur in abgeschlossenen Kreisen gefeiert zu werden verdient; sie gewinnt mehr oder weniger das Gepräge eines volkstümlichen Festes, und wenn auch im Laufe der Jahrhunderte in den Universitätshallen viel Staub und Moder aufgewühlt worden ist und viele gelehrte Perücken auf unfähigen Köpfen gesessen haben, so berichtet doch auch die Chronik der Hochschulen davon, wie lebhaft die Geister hier aufeinander geplatzt sind im Kampf um die höchsten Güter der Menschheit und wie die Leuchten der Wissenschaft weit hinein ins Volk ein segensreiches Licht getragen haben.

Die Hallenser Universität, die am 12. Juli dieses Jahres ihr zweihundertjähriges Jubiläum feiert, hat stets zu denen gehört, an welchen sich ein reges geistiges Leben entfaltet hat; schon ihre Gründer zählten zu den freien Geistern deutscher Nation, die ihre eigenen Wege gingen und von der strengen Gelehrsamkeit, die besonders an der Pleiße ihren Sitz hatte, in Acht und Bann gethan worden waren. Thomasius und Francke bauten die Universität Halle auf im Kampfe mit der engherzigen Fakultätsweisheit, die sie von Leipzig vertrieben hatte.

Christian Thomasius, der Sohn des Rektors der Leipziger Thomasschule, geboren am 1. Januar 1655, studierte anfangs Philosophie, später die Rechte. Er erregte Anstoß durch die von ihm verfolgte freiere Richtung, durch seine Vorlesung über den damals in Sachsen verbotenen Pufendorf, durch die deutsche Ankündigung seiner Vorlesung 1687, durch die Herausgabe deutscher Monatsgespräche, „Freimüthige, Lustige und Ernsthaffte, jedoch Vernunfft- und Gesetzmäßige Gedanken“ und durch seine rückhaltlose Verurteilung des verzopften Universitätswesens. „Es herrschte,“ sagte er später einmal, „auf denen evangelischen Universitäten folgender Zustand des Vorurtheils menschlicher Autorität: z. E. in der Philosophie anstatt der Logik eine grobe Zankkunst, anstatt der natürlichen Gotteslehre tumme, aber dabey tollkühne und ketzermacherische Grillen; anstatt einer ächten Sitten- und Regimentslehre unnütze Pedantereyen, damit man nicht einen Hund hätte aus dem Ofen locken können, oder handgreifliche Jesuitische Lehren, die denen Regenten zwar schmeichelten, aber ihnen das Regiment aus der Hand zu drehen trachteten.“ Ueberall bezeichnete er die Mängel der Universitäten in rückhaltloser Weise. Seine Hauptgegner waren der Leipziger Theologe Joh. Ben. Carpzow und dessen Bruder, der Oberhofprediger Samuel B. Carpzow; der letztere nannte ihn in einem Schreiben an den Kurfürsten einen „bösen Menschen“, ja einen „notorischen Erzbösewicht“. Thomasius wurden anfangs die Privatvorlesungen, dann die öffentlichen untersagt, und als er die lutherisch-reformierte Mischehe des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen mit Maria Amalie, der Tochter des Großen Kurfürsten von Brandenburg, verteidigt hatte gegen lutherische Unduldsamkeit, wurde er beim sächsischen Hofe in hohem Maße mißliebig. Es wurde ihm verboten, in Sachsen zu lehren und zu schreiben, ja er sollte verhaftet und vor Gericht gestellt werden, aber durch schleunige Abreise von Leipzig entzog er sich der Untersuchung. Er begab sich nach Berlin, um die schon schriftlich nachgesuchte Aufnahme in den brandenburgischen Dienst durchzusetzen. Dort war er seiner Richtung wegen sehr willkommen und wurde 1690 zum kurfürstlichen Rat und Professor des gesamten Rechts an der 1688 umgestalteten Ritterakademie nach Halle berufen.

Auch einem anderen jungen Docenten war die Berechtigung, in Leipzig Vorlesungen zu halten, entzogen worden, es war dies August Hermann Francke, geboren am 22. März 1663 zu Lübeck, der 1685 in Leipzig Magister geworden war. Ein Jünger des damals in Dresden lebenden Theologen Spener, stellte er der engherzigen Glaubenslehre, die an den Universitäten herrschte, den lebendigen Glauben entgegen, der im religiösen Gefühl wurzelt und dessen Früchte Demut, Geduld und alle christlichen Tugenden seien. Er fand indes eine ebenso erbitterte Gegnerschaft wie Thomasius, der, als gegen Francke ein Verhör und Untersuchung stattfand, in einem gründlichen Gutachten die Rechtswidrigkeit des ganzen Verfahrens nachwies. Gleichwohl wurden Francke die Vorlesungen verboten. Nach kurzem geistlichen Wirken in Erfurt, von wo ihn wiederum die Gegner seiner religiösen Richtung vertrieben, begab auch er sich nach Berlin, und der damalige Minister von Danckelmann stellte ihn 1692 in Glaucha bei Halle als Pfarrer und zugleich als Professor der hebräischen und griechischen Sprache für Halle an.

Das waren die beiden Männer, die gleichsam an der Wiege der Haller Universität standen, und diese erschien von Hause aus

als eine Freistatt der von Leipzig Verbannten; an der Saale erstand das Heim einer freieren Wissenschaft, die an der Pleiße in Acht erklärt worden war.

Unmerklich wuchs aus der Ritterakademie, zu welcher außer Thomasius und Francke auch andere Lehrkräfte herangezogen wurden, die Universität heraus. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, nachher als Friedrich I. erster König von Preußen, Gemahl der geistvollen Königin Sophie Charlotte, war bei aller körperlichen Schwächlichkeit doch ein geistig hochstrebender Fürst, der nicht bloß nach äußerem Prunk und Glanz, sondern auch nach dem Ruhm strebte, ein Förderer der Wissenschaft zu sein. Die Gründung einer Universität in Halle lag schon längere Zeit in der Luft; der Große Kurfürst dachte wenigstens an die Errichtung einer allgemeinen Landesschule; als Friedrich III. mit dem Plane Ernst machte, kam ihm die bestehende Ritterakademie, die einen Stamm von Lehrern und Schülern hatte, sehr zu statten. Als Friedrich 1691, von Karlsbad zurückkehrend, von berittenen Zöglingen der Akademie eingeholt wurde, bestärkte ihn dies in seinem Vorhaben und er sprach alsbald in einem Erlaß seine Absicht aus. Zur Seite stand ihm dabei der später mit so schnödem Undank belohnte Minister Eberhard von Danckelmann, ein stolzer düsterer Herr, aber hochverdient um den Staat durch die eifrige Fürsorge für alle wichtigen Angelegenheiten, auch die wissenschaftlichen Anstalten. Ein zweiter Erlaß bestimmte die ersten Berufungen der Professoren, ihre Gehälter sowie die Summe zur Unterstützung bedürftiger Studenten, die Einrichtung eines theologischen Seminars; er setzte ferner fest, daß den juristischen Studenten zu ihrer praktischen Ausbildung der Zutritt zu den dortigen Gerichts- und Verwaltungsbehörden gestattet werden solle. Die allgemeine Leitung übertrug Friedrich dem zum Kanzler ernannten Veit Ludwig von Seckendorff, einem durch Gelehrsamkeit und edle Gesinnung gleich ausgezeichneten Manne, der aber schon gegen Ende desselben Jahres 1692, in welchem er sein Amt angetreten hatte, verstarb. Kleinliche Intriguen traten der Gründung der Universität und den Anfängen ihres Wirkens entgegen; die Konsistorien nahmen die Bevormundung der Theologen, der Professoren und Studenten, für sich in Anspruch; merkwürdigerweise begrüßte auch die Stadt Halle die Anlage der Universität keineswegs mit freudiger Zustimmung. Schon 1690 hatte sie über die Hergabe städtischer Gebäude, namentlich des geräumigen und für öffentliche Feste benutzten Wagehauses, zu Lehrzwecken heftigen Streit geführt; sie fürchtete die Kosten, welche die neue Anstalt verursachen würde, und legte im November 1693 Einspruch gegen deren Sonderrechte ein. Doch Friedrich ließ sich durch keinerlei Widerstand beirren; es gelang ihm, am 19. Oktober 1693 die kaiserliche Bestätigung für seine Stiftung zu erhalten, und am 1. Juli* 1694 fand die feierliche Einweihung derselben statt.

Derartige Feste waren ganz nach dem Geschmack des Kurfürsten: noch auf ihrem Sterbebette tröstete die geniale Kurfürstin sich und andere mit dem Gedanken, daß sie ihrem Gatten Gelegenheit gebe, ein prunkvolles Leichenbegängnis zu veranstalten und mitanzusehen. So lag ihm auch eine glänzende Feier bei der Einweihung der Halleschen Universität besonders am Herzen. Die Stände des Herzogtums Magdeburg, die fremden und die übrigen inländischen Universitäten wurden besonders eingeladen.

* Alten Stils. Der Gregorianische Kalender wurde im evangelischen Deutschland erst 1700 eingeführt. Auf den neuen Stil berechnet ist es der 12. Juli.



Christian Thomasius. Aug. Herm. Francke. Christian Wolff.

Der Kurfürst traf am 30. Juni in Trotha bei Halle ein; der schon in der Stadt weilende Hofstaat zog ihm entgegen, ebenso 150 Studenten zu Pferde und die Halloren. Dreyhaupt liefert in seinen ehrwürdigen Folianten, welche die Geschichte des Saalkreises behandeln, von dem Einzug in die Stadt, sowie von allen darauffolgenden Feierlichkeiten eine genaue Beschreibung, welche uns von der Prachtliebe des Fürsten und den geschickten Anordnungen seines Ceremonienmeisters von Besser ein anschauliches Bild giebt. Den Einzug eröffneten Jäger zu Pferde, dann folgten zwei Kompagnien Halloren und drei Kompagnien kurfürstlicher Trabanten in ihren prächtigen Röcken, die eine auf weißen, die andere auf schwarzen, die dritte auf braunen Pferden; dann kamen die Kutschen der Landstände, dreißig an der Zahl, die Pagen, die Studenten, wohlgekleidet und wohlberitten, die Degen in der Hand, die Pauker und Trompeter, die Hofkavaliere; der Stadtrat schloß sich am Thor der äußeren Vorstadt dem Zuge an, die Professoren am innern Stadtthor; der Kurfürst und sein Bruder, Markgraf Philipp, der Statthalter von Magdeburg, fuhren in einer über und über vergoldeten Chaise, von sechs isabellenfarbenen Pferden gezogen und von 24 Trabanten mit vergoldeten Hellebarden umgeben. Die Bürgerschaft der drei Städte Halle, Glaucha und Neumarkt stand vom äußersten Thor bis an die Residenz im Gewehr. An einer prachtvollen Ehrenpforte, reich mit Sinnbildern und Statuen und den Bildnissen der vier Kurfürsten geschmückt, welche die vier brandenburgischen Universitäten Halle, Duisburg, Frankfurt an der Oder und Königsberg gegründet hatten, hielt der Student v. Rochow die Begrüßungsrede. Am Tage der Einweihung selbst begab sich der Kurfürst mit seinem Gefolge in die „Alte Wage“ auf dem Marktplatze, übergab den Professoren den mit Bildern geschmückten, für akademische Feierlichkeiten bestimmten Festsaal und die Hörsäle. Von hier bewegte sich der Festzug nach der Domkirche; es beteiligten sich daran etwa 2000 Studenten, von denen 700 damals in Halle studierten. Die Professoren erschienen in langen Talaren oder Chorröcken von verschiedenfarbigem Tuch je nach den Fakultäten; der Hut und Mantel des Rektors waren von feinstem Sammet, mit goldnen Posamenten besetzt. Die Professoren wurden an diesem Ehrentage der jungen Universität von je zwei kurfürstlichen Räten begleitet. Acht Grafen, welche auf der Universität studierten, trugen die Insignien derselben auf acht karmoisinroten, mit goldenen Franzen besetzten Sammetkissen; die zahlreichen Herolde, welche die einzelnen Gruppen des Zuges leiteten, waren Hallesche Bürger von ansehnlicher, gleicher Größe, in gold- und silbergestickten Wappenröcken, auf jedem das Wappen einer Provinz, mit gekrönten, silbernen achtpfündigen Heroldstäben in den Händen und Federbüschen auf den Hüten. Bürger in Waffen bildeten Spalier und alle Glocken läuteten; zudem waren Einrichtungen getroffen, um auf den Estraden allen Abstufungen des Ranges von den Fürstlichkeiten abwärts gerecht zu werden. Nach der Predigt hielt der Geheime Rat von Fuchs die lateinische Festrede und verkündete die Namen der neuangestellten Professoren der „Friedrichsuniversität“, denen dann von dem Staatssekretär Ilgen der Eid abgenommen wurde. Volksbelustigungen beschlossen den festlichen Tag.

Fast alle, welche über die Geschichte der deutschen Wissenschaften geschrieben haben, heben die Bedeutung der Halleschen Universität hervor, die, nach einem Ausspruch Giesebrechts, einen Einfluß auf die Nation ausgeübt, wie man ihn seit der Blütezeit Wittenbergs keiner anderen Universität habe nachrühmen können.

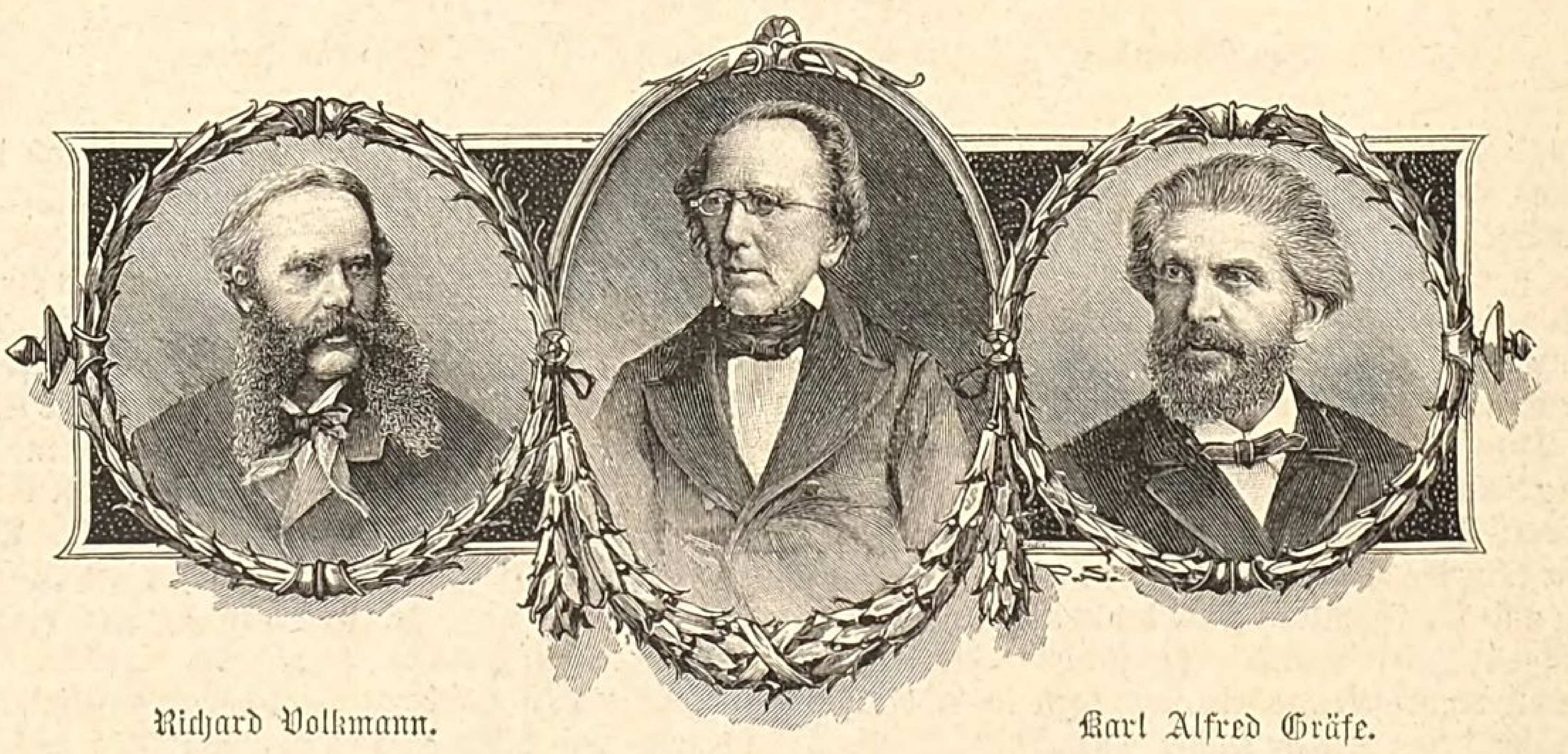
Einen unschätzbaren Dienst hat besonders Thomasius den deutschen Universitäten erwiesen, indem durch ihn nicht allein die deutsche Sprache in der gelehrten Litteratur wieder in Uebung gebracht, sondern auch die alleinige Geltung des Lateins auf dem Katheder beseitigt worden ist. Unvergängliche Verdienste hat er sich auch durch seinen Kampf gegen die Folter und die empörenden Hexenprozesse erworben, Verdienste, die auch Friedrich der Große anerkannte, wenn er Thomasius und Leibniz zu den Gelehrten rechnete, welche der deutschen Nation zur Zierde gereichten. Mit dem andern Opfer der Leipziger Achterklärung, mit Francke, geriet Thomasius in Streitigkeiten; denn die geächtete Gefühlsreligion des letzteren verwandelte sich, wenigstens bei seinen Anhängern, immer mehr in Unduldsamkeit und Kopfhängerei. Franckes Verdienste liegen weniger im Bereich der Fakultät, als auf dem Gebiete menschenfreundlicher und erzieherischer Thätigkeit. Die Gründung des Waisenhauses, des Pädagogiums, der Bürgerschule und Lateinischen Schule, des Missionsinstituts für Ostindien sind seine großen Ruhmestitel. Von allen Seiten liefen ihm Unterstützungen für diese jetzt noch blühenden Stiftungen zu, und er selbst wußte durch allerlei geschäftliche Unternehmungen, wie eine Apotheke und eine Buchhandlung, die Mittel für seine guten Zwecke zu vermehren. Neben Thomasius wirkte Stryk als gerühmter Lehrer des römischen Rechts, während jener mehr Naturrecht und Staatsrecht vortrug.



J. A. L. Wegscheider. August Tholuck.

Wesentlich zum Aufschwung der Universität trug es aber bei, daß sie in Christian Wolff eine bedeutende geistige Kraft gewann, welche dem Zeitalter ihr Gepräge fast in gleichem Maße aufzudrücken verstand wie später Hegel dem seinigen. Christian Wolff, am 24. Januar 1679 als Sohn eines Gerbers in Breslau geboren, zeigte schon auf dem Gymnasium das Bestreben, Mathematik und Theologie zu vereinigen. In Jena und Leipzig hat er noch gepredigt, sich aber dann der Philosophie und Mathematik zugewendet; 1706 wurde er ordentlicher Professor beider Fächer in Halle. Sein klarer freier Vortrag in deutscher Sprache sicherte ihm eine stets wachsende Hörerschaft; seine Schriften, in denen er besonders im Anschluß an Leibniz die ganze Weltweisheit in ein System brachte, verschafften ihm einen großen Ruf in den weitesten Kreisen, er gehörte zu den anerkannten Leuchten der deutschen Wissenschaft. Doch dies entwaffnete nicht den Haß seiner Gegner. Die Schüler Franckes waren allmählich eine mächtige und herrschende Partei geworden, und einer derselben, Professor Joachim Lange, wandte sich an zwei Generale in der Umgebung des Königs Friedrich Wilhelm I. und klagte Wolff des Atheismus an. Diese gaben den Rat, Wolff von Halle zu entfernen; sie kannten die empfindlichste Seite des Soldatenkönigs und stellten ihm vor, daß die Wolffsche Lehre vom Fatum, dem Verhängnis, die großen Grenadiere in Potsdam durchzugehen zwinge. Wolff beweise, daß sie dem Fatum nicht widerstehen könnten und der König also unrecht thue, sie deshalb zu bestrafen. Weil diesem nun damals eben viele seiner blauen Riesen durchgegangen waren, so unterzeichnete er die berühmte strenge Ordre vom 8. November 1723, wonach Wolff als ein Unchrist binnen achtundvierzig Stunden bei Strafe des Stranges Halle zu verlassen habe. Wolffs Bücher wurden wegen ihrer Gottlosigkeit bei Karrenstrafe verboten.

Als der König bei einer Hoftafel die lieblose Gesinnung des Anklägers Lange kennenlernte, ließ er die Schriften Wolffs durch einen Ausschuß von vier lutherischen und reformierten Theologen prüfen; diese erklärten, die gefährlichen Irrtümer, welche Lange darin gefunden, ständen nicht in Wolffs Schriften. Nun bot er Wolff 1739 eine Professur und später das Vicekanzleramt der Universität in Halle an. Doch Wolff, der inzwischen eine Stellung an der Universität in Marburg gefunden hatte, lehnte ab und folgte erst 1740 einem Rufe Friedrichs II., der ihn gleich nach seiner Thronbesteigung als Geheimen Rat und Vicekanzler wieder an der Halleschen Universität anstellte. Später wurde er noch Kanzler (1743) und in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er starb 1754.

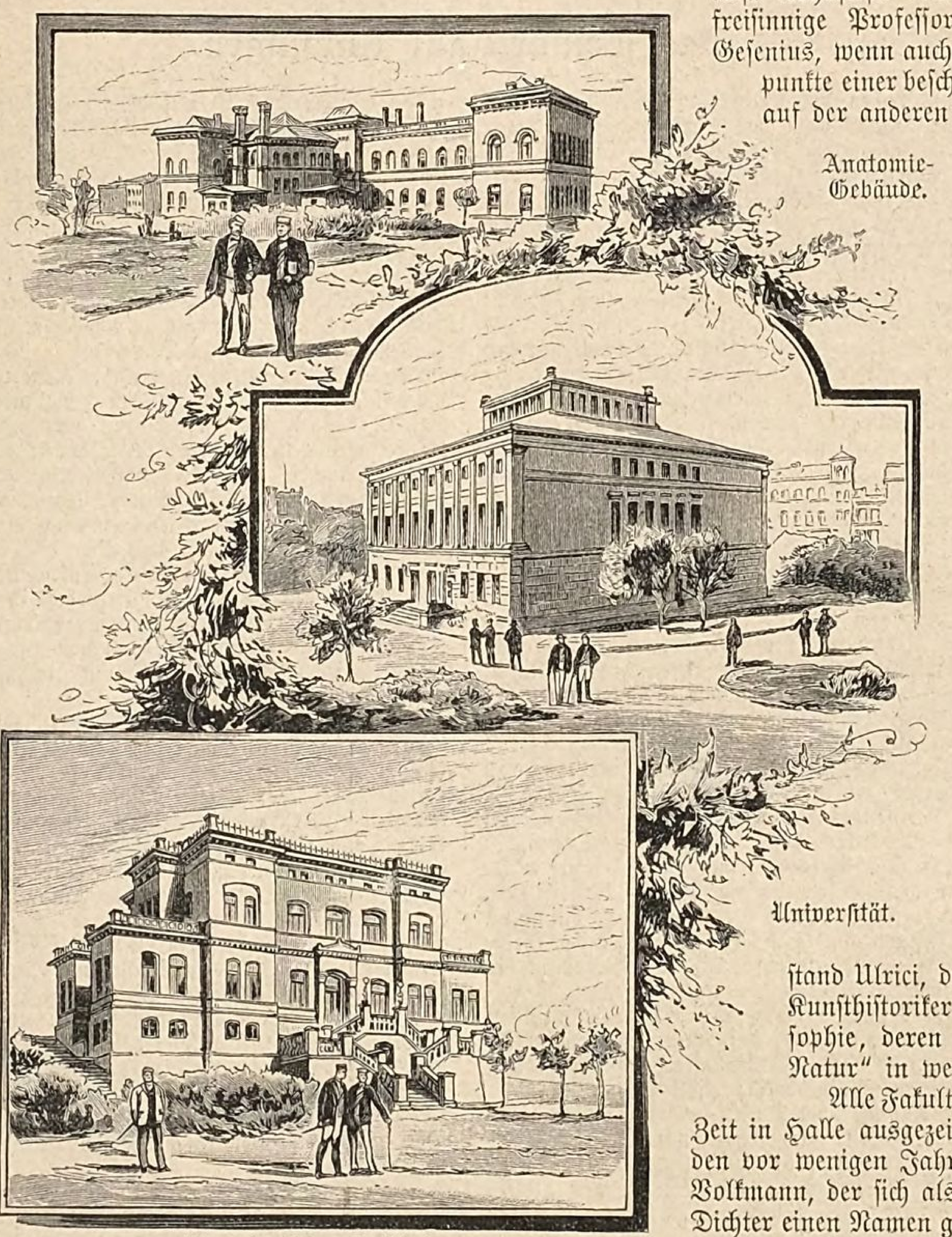


Richard Volkmann. Hermann Ulrici. Karl Alfred Gräfe.

Gleichen Ruhm hat kein nachfolgender Lehrer der Halleschen Hochschule errungen; aber die Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit hat noch eine lange Reihe von Namen in dem vorigen Jahrhundert und in diesem zu verzeichnen, welche der Friedrichsuniversität zur Zierde gereichten; nur waren es großenteils Fachgelehrte, von denen nicht unmittelbar eine große Wirkung auf die allgemeine Bildung ausging. In unserer klassischen Epoche war es besonders der große Altertumsforscher Friedrich August Wolf, seit 1783 Professor in Halle, der mit Goethe in Beziehungen stand, damals der ausgezeichnetste unter seinen Fachgenossen. Nicht bloß durch die meisterhafte Kritik, die er bei Herausgabe der Klassiker übte, nicht bloß durch seine bahnbrechende, wenn auch vielfach angegriffene Theorie von den Homeriden, nach welcher die Homerischen Gesänge „Ilias“ und „Odyssee“ nicht das Werk eines Dichters, sondern Sammlungen von Gesängen mehrerer Rhapsoden darstellen sollten — mehr noch durch seine hohe Auffassung der Altertumswissenschaft überhaupt, die sich nicht auf die Betrachtung der Sprache und der Sprachdenkmäler der Griechen und Römer beschränken, sondern alle Thaten ihres Lebens im Zusammenhang und als ein lebendiges Ganze erfassen solle, kann er als der Schöpfer einer neuen echt wissenschaftlichen Philologie betrachtet werden. Halle wurde durch Friedrich August Wolf auf diesem Gebiete ebenso tonangebend wie durch Christian Wolff auf dem Gebiete der Philosophie. Daneben her gingen die Kämpfe innerhalb der Theologie; die pietistische Richtung vermochte sich gegen den von Johann Semler und den beiden Niemeyer vertretenen Rationalismus nicht zu behaupten, wenn auch einer der flachsten Aufklärer, Bahrdt „mit der eisernen Stirne“, eine Zeit lang in diesen Hallen der Wissenschaft sein Wesen trieb, eine durch litterarischen und sonstigen Skandal berüchtigte Persönlichkeit.

Das Wöllnersche Religionsedikt vom Jahre 1788, das jede Abweichung von den Lehren der Symbolischen Bücher mit bürgerlichen Strafen und Amtsentsetzung bedrohte und der akademischen Lehr- und Lernfreiheit den schwersten Schaden bereitete, stieß in Halle auf den heftigsten Widerstand; mit seinen Maßregelungen anders denkender Professoren vermochte der derbe und herrschsüchtige Gewalthaber nicht durchzudringen.

Verhängnisvoller als das innere engherzige Zwangsregiment Wöllners wurde für die Universität die Herrschaft des siegreichen äußeren Feindes, diejenige Napoleons, als er durch die Schlacht bei Jena die Macht Preußens niedergeworfen hatte. Sein Haß richtete sich mit besonderer Heftigkeit gegen die Universitäten als die Brutstätten des rebellischen Geistes. Die milden Anordnungen Bernadottes betreffs der Universität Halle hob Napoleon selbst 1806 auf. Die Universität wurde geschlossen, 1807 aber nach Begründung des Westfälischen Königtums wieder eröffnet und der Staatsverwaltung Jeromes unterstellt. Von namhaften Lehrern wanderte Schleiermacher damals nach Berlin aus. Steffens aber, dem glänzenden Beispiel Fichtes in Berlin nacheifernd, blieb und hielt patriotische Vorträge, durch welche die vaterländische Gesinnung, der sittliche Ernst der studierenden Jugend mächtig erregt wurde, ohne daß sie der Staatsgewalt Anlaß zum Einschreiten gegeben hätten. Abermals im Jahre 1813 wurde die Universität auf Napoleons Geheiß geschlossen, doch nach dessen Sturz vom König von Preußen wieder eröffnet und am 6. März 1816 mit der Universität Wittenberg vereinigt unter dem Namen „Vereinigte Friedrichsuniversität Halle-Wittenberg“.



Anatomie-Gebäude. Universität. Physiologisches Institut.

Was die äußeren Schicksale derselben im Laufe dieses Jahrhunderts betrifft, so ist das wichtigste wohl die Uebersiedlung aus der „Alten Wage“ in das neuerbaute Universitätsgebäude, dessen Einweihung am 31. Oktober 1834 vollzogen wurde. Dies neue Gebäude ist auf dem Platze errichtet, wo früher das Schauspielhaus stand und der städtische Trockenplatz sich befand. Die Wissenschaft hatte bisher fast nur zur Miete gewohnt — jetzt war ihr ein neues selbständiges Heim gegründet; doch wurde der ursprüngliche von Schinkel entworfene Plan nur unvollständig ausgeführt, denn die beiden Seitenflügel, welche dem Hauptbau beigefügt werden sollten, fehlen bis heute; sie waren für die Bibliothek und die Verwaltung der Universität bestimmt und für beides mußte durch selbständige Bauten gesorgt werden. Im Jahre 1842 wurde eine allen wissenschaftlichen Anforderungen genügende Klinik errichtet; doch erst in den Jahren 1874 bis 1886 erstanden auf der von der Regierung angekauften sogenannten Maillenbreite jene Kliniken, welche zusammen mit anderen wissenschaftlichen Anlagen ein großartiges Gebäudeviertel bilden: die chirurgische Klinik mit fünf, die medizinische mit vier Blocks und einem Isolierhause, die geburtshilfliche Klinik, die Augen- und Ohrenklinik, die Anatomie, die physiologische und pathologische Anstalt. Abgesondert von diesen wurde 1892 eine Pflegestätte für die Nerven- und Geisteskranken geschaffen, ein aufs reichlichste ausgestatteter Bau wie kaum ein anderer an den preußischen Universitäten. Ein neues Bibliothekgebäude wurde 1878 bis 1882 gebaut. Das seit 1865 bestehende landwirtschaftliche Institut wurde 1876 bis 1879 durch neue Wirtschaftsgebäude erweitert; zahlreiche andere Bauten für Sammlungen und Verwaltungszwecke schlossen sich an.

Mit dieser äußeren glanzvollen Entwicklung, durch welche gerade in den letzten Jahrzehnten die Hallesche Universität vor mancher Schwesterakademie den Vorsprung gewann, ging Hand in Hand ein reges geistiges Leben. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts waren es die theologischen Kämpfe, welche die Geister aufs lebhafteste bewegten: auf der einen Seite freisinnige Professoren, ein Wegscheider und Gesenius, wenn auch zum Teil auf dem Standpunkte einer beschränkten Aufklärung stehend, auf der anderen Seite ein Tholuck als Vertreter „gläubiger“ Anschauungen, die er mit Geist und Ironie verfocht. Heinrich Leo, der Geschichtschreiber der italienischen Freistaaten, der eine Weltgeschichte verfaßte vom Standpunkte der äußersten Rechten, war ein Poltergeist, der jahrzehntelang durch seine Kraftausdrücke und neuerfundenen Stichwörter Aufsehen erregte. Im schroffsten Gegensatz zu ihm stand der junge Privatdocent Arnold Ruge, der hier 1838 die einflußreichen „Halleschen Jahrbücher“ gründete. Auch die ältere Hegelsche Richtung gab bis in die neueste Zeit hervorragende Vertreter in Hinrichs, Schaller, Erdmann und Haym, einem geistvollen Litterarhistoriker. Abseits stand Ulrici, der Erläuterer Shakespeares, Kunsthistoriker und Schöpfer einer Philosophie, deren Hauptwerk „Gott und die Natur“ in weiten Kreisen Anklang fand.

Alle Fakultäten hatten bis in die neueste Zeit in Halle ausgezeichnete Kräfte: wir nennen den vor wenigen Jahren verstorbenen Chirurgen Volkmann, der sich als Richard Leander auch als Dichter einen Namen gemacht hat; den Vetter des berühmten Albrecht von Gräfe, den vortrefflichen Augenarzt Karl Alfred Gräfe, der sich allerdings seit Jahren von der Universität zurückgezogen hat; den hervorragenden Strafrechtslehrer v. Liszt, den trefflichen Pandektisten Fitting — wir müßten tiefer eingreifen in die Geschichte der Wissenschaften, als es uns hier möglich ist, um alle die Namen aufzuführen, die der Friedrichsuniversität, deren Frequenz in diesem Semester 1528 Studierende beträgt, zur Zierde gereichten und noch gereichen.

Allen denen aber, die einst an den Quellen der Alma mater Fridericiana ihren Wissensdurst gestillt haben, wird in den Jubeltagen dieses Sommers* das Bild der lieben alten Saalestadt in besonderem Glanze vor der Seele schweben, und gerne werden sie bei den Ausschnitten aus diesem Bilde verweilen, welche die „Gartenlaube“ ihnen vor Augen führt (S. 377). Da thut er sich auf, der geräumige Marktplatz mit der schon genannten „Alten Wage“ und dem Rathaus, mit den kühn zum Himmel emporstrebenden Markttürmen; es sind dies die Türme der Marienkirche und dann der „Rote Turm“, an dessen Fuß das alte Sinnbild der Marktfreiheit und des Gerichtsbanns, eine Rolandsäule, über den weiten Platz

* Die öffentlichen Festlichkeiten zur Feier des Jubiläums finden in den ersten Tagen des August statt.

mit seinem Siegesbrunnen und seinem Händeldenkmal hinwegschaut. Da erscheinen sie wieder, die reizenden Ansichten am Strom entlang, die Bergschenke gegenüber Giebichenstein, das Saaleschlößchen, die Felsenburg bei den Saalefelsen und wie die lieblichen, meist auch „trinkbaren“ Stätten alle heißen. Als eine Erinnerung aus alten Tagen ragt der „runde“ oder „Leipziger Turm“ in die Gegenwart herein; ein besonders stattliches Denkmal der Vergangenheit aber, die künstlerisch und geschichtlich gleich bedeutsame Moritzburg, wird nicht nur bei der Jubelfeier selbst von festlichem Getriebe widerhallen, sie ist auch berufen, künftig mehr als bisher in den Dienst der akademischen Jugend gezogen zu werden. Die Magdalenenkapelle, die alte Burgkirche, wird zu einem Universitätsgotteshause hergerichtet und innerhalb der Burg sollen Reit-, Turn- und Fechthallen angelegt werden, dem ganzen Bau zugleich Sicherheit für seine würdige Erhaltung gewährend. So wird die heilige Elisabeth mit den Rosen, deren Bild über dem Haupteingang zur Moritzburg thront, wieder wie einst dem Klingen und Klirren ritterlicher Spiele lauschen.

Der Halleschen Hochschule aber wünschen wir, daß sie noch lange blühen möge als ein Hort deutschen Geisteslebens, als eine jener befruchtenden Quellen, von denen der Segen ausströmt auf die jüngeren und älteren Zeitgenossen und die kommenden Geschlechter.

Das Trinken auf Ausflügen.

In dem Steuerjahre 1892/93 haben die Deutschen 5 Milliarden 456 Millionen Liter Bier getrunken. Gegen das Vorjahr hat der Bierverbrauch zugenommen, und diese Zunahme war in einigen Staaten recht bedeutend, betrug sie doch in Württemberg 14,3 und in Bayern 7,9 Liter auf den Kopf der Bevölkerung. Wir haben keinen Grund, über diese Erfolge des Königs Gambrinus uns zu freuen. Als im vorigen Herbste die deutschen Naturforscher und Aerzte in Nürnberg tagten, hielt Professor Adolf Strümpell einen überaus lehrreichen Vortrag über die Alkoholfrage und wies dabei mit besonderem Nachdruck auf die Gefahren hin, welche ein übermäßiger Biergenuß der Gesundheit bereitet.

Nichts ist vom ärztlichen Standpunkt aus falscher, so etwa lauteten die Ausführungen des erfahrenen Arztes, als zu glauben, daß die zunehmende Verdrängung anderer alkoholischer Getränke durch das Bier den verderblichen Einfluß des Alkoholismus vermindern werde, daß letzterer seine Opfer vorzugsweise nur in denjenigen Ländern finde, wo der Branntwein einem auf niedriger Kulturstufe stehenden Volke helfen soll, seine Armut und seine Not zu vergessen. Nein, unter der täuschenden Maske eines scheinbar wohlschmeckenden und dabei noch nahrhaften Genußmittels hat der Alkohol seinen verderblichen Eingang gefunden in Kreise, die ihm sonst vielleicht ganz verschlossen geblieben wären.

Während schon das Wort „Schnaps“ in guter Gesellschaft ungern genannt wird, während man mit dem Begriff eines Branntweintrinkers überall den Gedanken an einen sittlich verkommenen, seinem geistigen und körperlichen Verfall sich unaufhaltsam nähernden Menschen verbindet, herrschen über den Biergenuß fast allgemein Ansichten, welche jeder vernünftigen und vorurteilslosen ärztlichen Ansicht zuwiderlaufen.

Was einen überreichlichen Biergenuß gesundheitsschädlich macht, ist nicht allein die dem Körper zugeführte Menge des Alkoholgiftes. Durch das Biertrinken wird der Körper mit verhältnismäßig großen Massen von Flüssigkeit überschwemmt. Die Blutmenge eines gesunden Erwachsenen beträgt etwa 5 kg oder 5 Liter; daraus erhellt aber, wie ungemein der Körper bei einem Biergelage mit überflüssigen Wassermassen belastet wird. Zwei Organe müssen vor allem das gestörte Gleichgewicht wiederherstellen, das Herz und die Niere, und beide sind auf die Dauer nicht imstande, die ihnen zugemutete Arbeitsleistung ohne Schaden zu bewältigen; beide erkranken, und „Bierherzen“ sowie „Biernieren“ kommen leider unter der biertrinkenden Bevölkerung immer häufiger vor.

Namentlich die Belastung des Herzens muß zu ernsten Besorgnissen Anlaß geben, denn immer mehr wird es klar, daß unser Kulturleben die Entstehung von Herzleiden, namentlich aber die krankhafte Herzvergrößerung ungemein begünstigt. Schon die angestrengte körperliche Arbeit, die Aufregungen, die mit dem scharfen Kampfe ums Dasein verbunden sind, legen den Grund zu diesem schlimmen Leiden, und ebenso wird es durch das Gegenteil, durch zu viel Ruhe des Körpers, durch sitzende Lebensweise gefördert. Darum werden von der Krankheit alle Stände des Volkes befallen und mit Recht hat man sie auf dem jüngsten medizinischen Kongreß in Rom eine „Kulturkrankheit unserer Zeit“ genannt.

Es ist schwierig, ja oft unmöglich, ein krankes Herz wieder gesund zu machen; wir sollten darum mit aller Kraft dafür sorgen, daß die Herzschwächung nicht eintritt oder wenigstens keine weiteren Fortschritte macht. Allerdings ist auf diesem Gebiete in wissenschaftlicher Beziehung noch viel nachzuholen, denn die Hygieine des Herzens ist gegenüber derjenigen anderer Organe wie z. B. der Lungen und der Sinneswerkzeuge noch sehr vernachlässigt. Um so wichtiger ist es deshalb, daß die bereits bekannt gewordenen Schädigungen des Herzens vermieden werden.

Für die große Zahl der Stadtmenschen, die mehr oder weniger zur sitzenden Lebensweise verurteilt sind, bilden körperliche Uebungen und Ausflüge ein treffliches Mittel zur Beseitigung aller Blutstockungen und zur Stärkung des Herzens. Leider aber werden kürzere Spaziergänge und längere Ausflüge nur zu häufig mit einem unmäßigen Trinken verbunden, gestalten sich zu Bierreisen in die umliegenden Dörfer. Das Bier bildet bei dieser Gelegenheit nicht allein ein Genußmittel, sondern es ist einfach als Mittel zum Löschen des Durstes an Stelle des Wassers getreten. Durch die Verbreitung der bakteriologischen Lehren über die Uebertragung verschiedener Krankheiten durch schlechtes Trinkwasser sind viele Menschen geradezu wasserscheu geworden und hüten sich wohl, namentlich in kleinen Ortschaften, Wasser aus fremden Brunnen zu trinken. So sehen sie sich auf Ausflügen nach einem anderen Getränk um, und überall drängt sich ihnen das Bier auf. Bier ist überall, selbst in der kleinsten Dorfschenke, zu haben, während der Kaffee nicht immer bereit dasteht und auf Bestellung nur zu oft in recht unzulänglicher Beschaffenheit verabreicht wird, Mineralwässer dagegen infolge ihres Gehaltes an Kohlensäure nicht immer gut bekommen und außerdem verhältnismäßig teuer sind. Es ist nicht anders: man ist auf Ausflügen geradezu auf das Bier angewiesen.

Dabei löscht das Bier den Durst sehr unvollkommen; man könnte eher sagen, daß es ihn erregt, und so sieht man sich genötigt, wenn man einmal angefangen hat, dem einen Glase ein zweites und diesem ein drittes oder noch weitere folgen zu lassen. Bei einer derartigen fortgesetzten Ueberschwemmung des Körpers mit Flüssigkeit wird jede Entlastung und Stärkung des Herzens durch die Bewegung im Freien wieder völlig aufgewogen. Leider schließt sich auch die Jugend dem Beispiel der Erwachsenen an, und sommerliche Ausflüge werden für sie zur Vorschule des Biertrinkens.

Und doch giebt es ein einfaches Mittel, durch das wir uns von der Tyrannei des Bieres auf längeren Ausflügen befreien können. Man führt eben eine Feldflasche mit, die zu Hause mit gutem Trinkwasser, das mit etwas Citronensäure versetzt ist, oder mit leichtem Kaffee gefüllt wird. Das sind Getränke, die in ausgezeichneter Weise den Durst löschen; oft genügt ja auch eine Ausspülung des Mundes mit Wasser, um das Durstgefühl für lange Zeit zu bannen. Kehrt man alsdann im Wirtshaus oder Biergarten ein, so trinkt man sein Glas Bier als Genußmittel, fühlt aber kein Bedürfnis, seinen Körper unmäßig mit Flüssigkeit zu beladen.

Leider erscheint das Mittel vielen zu einfach, so daß sie davon keinen Gebrauch zu machen belieben. Wer aber ein wenig nachdenkt, der wird auf Ausflügen sicher weniger trinken, um durch die Bewegung im Freien nicht nur den Stoffwechsel anzuregen, der Lunge frische Luft zuzuführen, sondern auch das fleißige, Tag und Nacht arbeitende Herz zu entlasten.

C. F.

Die verlorene Tochter.

(Schluß.)

Humoreske von Ernst Wichert.

Schöneberg ahnte nicht, wie sehr er seinen Schwager und Frau Ida durch seine Zeitungsneuigkeiten störte. „Wieder in einer Woche fünf Selbstmorde,“ rief er. „Die reine Epidemie!“

Opitz nickte nur. Dann seufzte er. „Man wird das Junggesellenleben satt. Alles muß seine Zeit haben. Können Sie mir das verdenken?“

„Was, Herr Opitz?“ fragte Ida.

„Ich sagte es ja. Die Freiheit ist ganz schön, aber immer allein . . . und ich bin im Grunde ein Mensch, der sich gern anschließt. Fragen Sie meine Schwester!“

„Ach — Sie denken wirklich ans Heiraten?“

„In der Hagenbeckschen Menagerie ist ein Löwe ausgebrochen,“ teilte Schöneberg mit. „Sie haben ihn aber wieder,“ fügte er zur Beruhigung hinzu.

„Freut mich,“ bemerkte Opitz ärgerlich. „Nicht so wild ’rein, Frau Ida, wie ein junger Sausewind, sondern nach gehöriger Erwägung und Herzensprüfung.“

„So haben Sie schon eine Wahl getroffen? Da bin ich doch neugierig.“

„Werde Ihnen schwerlich ’was Neues erzählen, Frau Ida — ha, ha!“

Sie sah lächelnd von der Arbeit auf. „Neulich standen Sie so lange vor meinem Schaufenster. Da suchten Sie wohl schon etwas für die Künftige aus.“

„Das macht meine Künftige sich selbst," schmunzelte er. „Ein reizendes Schaufenster, das muß wahr sein. Alle die allerliebsten Sächelchen, aus Gaze, Spitzen, Federn und Blumen wie zusammengehaucht! Ich bleibe da allemal gern stehen, wenn ich zu meinem Schwager gehe, und denke an die zierlichen Fingerchen, die so wundersam geschickt sind, und bemühe mich auch, durch das große Spiegelglas zu gucken, ob ich einen Blick von den schönen Augen erhasche —"

„Aber Herr Opitz!" fiel sie verschämt ein.

„Wieder zwei Häuser eingestürzt!" rief Schöneberg. „Das kommt von dem unsoliden Bauen her."

Ida wendete das Köpfchen ein wenig zurück. „Sie scheinen sich nur für Unglücksfälle zu interessieren, Herr Schöneberg," bemerkte sie spitzig.

„Pah! Wenn einem so wohl ist!" erklärte er.

„Lassen Sie ihn," bat Opitz. „Was geht es uns an! Hier handelt es sich um einen Glücksfall, Frau Ida. Nämlich, wenn Sie . . . ich glaube, es wäre ein ganz solider Bau."

Sie lächelte ihre Handarbeit an. „Wovon sprechen Sie?" fragte sie sehr hold.

Er bemühte sich, ihr das auf allerhand Umwegen zu erklären, und rückte endlich näher. „Ich habe zum Beispiel an eine junge Witwe gedacht — verstehen Sie?"

„Ich weiß nicht . . ."

„Und wenn sie mir etwa ein kleines Mädel mitbrächte, das sollt' es bei mir nicht schlecht haben."

„Herr Opitz!" Sie ließ jetzt ein Weilchen die Hände ruhen und schenkte ihm einen dankbaren Blick.

„Ja, ja, ja!" zischelte er ganz entzückt, „das ist meine Meinung, Frau Ida, so ein Mensch bin ich nun einmal."

Es schien nur noch ein ganz kleiner allerletzter Schritt zu gegenseitigem vollen Verständnis zu fehlen. Hätte Schöneberg seinem Schwager noch eine Minute Zeit gelassen! Aber da fiel sein Auge gerade auf eine ihn besonders interessierende Nachricht, die ihm denn auch die schläfrigen Lider nochmals hob. „Du, Hermann," sagte er, „das ist 'was für Dich."

„Will ich meinen," antwortete Opitz, der in diesem Augenblick nur an Ida dachte.

„Soldatenschinderei! Natürlich freigesprochen! Du bist ja auch Unteroffizier gewesen und verstehst etwas davon."

„Laß die dummen Witze!"

„Du hast wohl auch immer ohne Schmerzgefühl gehauen?"

„Ich dachte, Du schliefest lange."

Schöneberg gähnte. „Das könnte Dir gefallen. Ich muß doch auf Dich aufpassen. Mit einer schönen jungen Frau — man kennt Dich." Wieder ein herzliches Gähnen. „Aber wahrhaftig — wenn mir 'was Menschliches begegnen sollte . . . nehmen Sie mir's nicht übel, Frau Döbler — nur ein Viertelstündchen!"

„Sie waren Soldat?" fragte Ida.

„Bei der Feldartillerie," antwortete er. „Aber Schöneberg zieht mich auf: ich hab's bloß bis zum Gefreiten gebracht. Wozu hätt' ich auch länger dienen sollen? Ich konnte ja mein eigenes Brot essen. Und das reicht auch für zwei und drei, Frau Ida. Was Sie aus dem Putzgeschäft erübrigen, wenn Sie's nicht eingehen lassen wollen — na, das ist für sich. Sie müssen sich doch auch manchmal recht einsam fühlen, nicht wahr?"

Ida seufzte kaum hörbar. „Natürlich — wie es sein könnte . . . Man muß vorlieb nehmen."

„Aber das haben Sie doch nicht nötig, Frau Ida!" Er schielte nach seinem Schwager hin. Dem war die Zeitung über das Gesicht gefallen, und die schnarchenden Töne, die darunter vordrangen, lieferten den vollen Beweis, daß er endlich eingeschlafen war. Diese Gewißheit gab Opitz den Mut, der jungen Witwe die Hand über den Tisch hinzustrecken.

„Ja, was wollen Sie denn?" fragte sie verschämt.

„Ihre Hand."

„Sie sind närrisch."

„Schlankweg Ihre Hand, Frau Ida."

„Wenn man uns beobachtet —"

„Das thut nichts. Ich mein's ganz reell." Er blickte sie bittend an. „Na — geben Sie mir Ihre Hand!"

Sie that's, aber mit der schalkhaften Frage: „Können Sie besser wahrsagen als der Zigeuner?"

„Ja, Frau Ida. Einen jungen schönen feinen Mann kann ich Ihnen nicht versprechen, aber . . ." Er wendete ihre Hand, streckte sie auf der seinen aus und streichelte sie. „Ach Gott, eine so allerliebste weiche kleine Hand!" Aufstehend beugte er sich über den Tisch und küßte sie eifrig. Dann blickte er auf. „Kann ich die nun behalten?"

Ida suchte sich loszumachen, ohne doch viel Kraft anzuwenden. „Ach gehen Sie!"

„Wenn ich Ihnen aber sage, Frau Ida, daß ich ganz toll verliebt in Sie bin —"

„Es ist ja dummes Zeug."

„Wozu aber? Wenn Sie wollen, ist es ganz vernünftiges Zeug. Und so ganz gleichgültig bin ich Ihnen doch auch nicht gewesen. Bekennen Sie nur!"

„Lassen Sie mich los!"

„Nun erst recht nicht!" Er schwang sich über den Tisch und setzte sich zu ihr.

„Was soll Herr Schöneberg davon denken?"

„Ach, der schläft." Er umfaßte sie. „Frau Ida!"

„Sie sind so stürmisch."

„Heut' oder nie! Sehen Sie mir 'mal in die Augen! Da liegt Herz drin — was? Fest in die Augen!"

Sie that ihm den Gefallen. „Ich kann noch immer nicht glauben —"

„Geben Sie mir einen Kuß, Idachen, und die Sache ist abgemacht." Er zog sie an sich.

Sie wehrte sich schwach. „Nein, nein —"

„Ja, ja!" Er küßte sie. „Abgemacht!"

Sie hatten nicht bemerkt, daß Frau Schöneberg und Frau Streckebein sich vom Hause her näherten und jetzt verwundert zuschauten. „Was geht hier vor?" riefen die beiden Damen wie aus einem Munde, und die Frau Sekretär fügte ein vorwurfsvolles „Ida!" hinzu.

Ida war aufgesprungen. „Ach — Herr Opitz ist ganz närrisch," sagte sie.

„Mein schüchterner Bruder scheint sich endlich ein Herz gefaßt zu haben," bemerkte Frau Schöneberg. „Na, seid Ihr einig?"

„Einig? Was soll das heißen?"

Opitz trat heran. „Frau Sekretär, wenn Sie nichts dagegen haben . . ." Er faßte Idas Hand.

Sie ließ es geschehen. „Was sagst Du nun dazu, Mama?" fragte sie.

Frau Streckebein begriff endlich. Sie wurde sehr gerührt. „Kinder," wisperte sie, „mir kann's ja schon recht sein. Aber so überraschend . . . wenn nur nichts nachkommt!"

„Und mein Alter schläft den Schlaf des Gerechten," rief Rosine, die Hände zusammenschlagend. Sie nahm ihm das Zeitungsblatt vom Gesicht und rüttelte ihn am Arm. „Du, Schöneberg, wach auf! Du verschläfst die Verlobung!"

Er raffte sich auf. „Die Verlobung — was, was, was?" Eben hatte er etwas sehr Schreckhaftes von seiner Tochter geträumt. „Aber da soll doch —"

„Zieh' den Rock an und gratuliere," sagte seine Frau, über seine Verschlafenheit lachend. Sie half ihm. Schöneberg sah Opitz und Ida Hand in Hand stehen. Nun erst wachte er recht auf. „Ach, Ihr beide. Ich dachte schon . . . Seht doch einmal! Man kann Euch nicht zehn Minuten aus den Augen lassen. Na — meinen Segen habt Ihr."

Frau Streckebein hatte sich indessen überall umgesehen. „Wo ist denn Lieschen?" fragte sie.

Nun blickte auch Ida nach allen Seiten. „Lieschen?"

„Ja, die geht's doch eigentlich auch an. Wenn das Kind einen neuen Vater bekommen soll . . ." Sie rief nach dem Hause hin: „Lieschen!"

„Die Kleine war doch eben noch hier," meinte Schöneberg.

Seine Frau gab ihm einen Schlag auf die Schulter. „Du hast ja geschlafen."

Die Frau Sekretär wurde sichtlich unruhiger. „Ihr müßt doch aber von dem Kinde wissen," wendete sie sich zu dem Paar.

„Ich glaubte, Lieschen sei mit Dir ins Haus gegangen," entschuldigte sich Ida.

„I, Gott im Himmel," rief die alte Dame, „wie kann man so etwas glauben! Man hat doch Augen, zu sehen. Vielleicht ist sie im Stall bei den Pferden — oder am Brunnen . . . man kann's gar nicht ausdenken." Sie hielt denn auch die Hand vor die Augen und rief wieder: „Lieschen!"

„So lange wir hier am Tisch sitzen —" sagte Opitz, der eigentlich nicht recht wußte, was er sagen sollte.

„Ich kann mir ja ungefähr denken," fiel sie ihm erregt ins Wort, „daß Sie Ihre Gedanken anderswo gehabt haben. Aber daß eine Mutter so ganz und gar ihr Kind außer acht läßt . . ."

Opitz war schon fortgeeilt. Er öffnete die Stallthür und sah am Brunnen nach. Vergeblich. Als er zurückkam, gingen die Wogen schon hoch. Die Frau Sekretär lief hin und her. „Aber wo ist Lieschen nur? Lieschen! Lieschen!"

„Aengstige Dich doch nicht," bat Ida.

„Nicht ängstigen! Mich wundert, daß Du Dich nicht ängstigst. So ein unmündiges Kind! Lieschen ist ja doch nirgends zu sehen, und auf meinen Ruf antwortet sie nicht. Lieschen!"

Opitz erbot sich, ein Stück in den Wald hineinzugehen und nach ihr zu suchen. Die Frau Sekretär wollte wissen, daß er eine Meile lang und breit sei. „Wenn das Kind sich verlaufen hat, weiß man ja gar nicht, in welcher Richtung! Ach das arme Dingelchen!"

„Aber Liese wird sich doch nicht so weit entfernen," meinte Frau Schöneberg. „Gewiß pflückt sie mit Martha Blumen."

Frau Streckebein hörte nur das letzte Wort. „Blumen! Und ein paar Minuten von hier ist ein Sumpf, wie mir die Wirtin erzählt hat. Wer da hineingerät, ist verloren. Und weiter der Schwarze See, ganz auf Moorgrund! An Sümpfen wachsen die schönsten Blumen, das weiß jedes Kind — die Vergißmeinnicht stehen immer halb im Wasser. Wenn man mit den Füßen einsinkt, kann man nicht mehr heraus. Sie mag auch beim Bücken mit dem Kopf . . ." Ein kalter Schauer überlief sie. „O, mein Himmel!"

„Das sind doch aber alles bloß Vermutungen," meinte Schöneberg. „Und wenn Martha mit ist —"

„Wenn!"

„Wo liegt denn der schreckliche Sumpf?" fragte Rosine. „Jetzt im Sommer ist er gewiß auch ausgetrocknet."

„Solche Waldsümpfe trocknen niemals aus," versicherte die Frau Sekretär. „Es bildet sich aber eine Moosdecke darüber, die man für ganz vertrausam hält. Und was hat so ein Würmchen für Erfahrung! Wenn sie eingesunken ist und Martha hat ihr helfen wollen, können sie beide . . . o, Herr Opitz, laufen Sie und schreien Sie fortwährend! Ich möchte ja selbst, aber mir zittern die Knie." Sie ließ sich ganz aufgelöst auf die Bank nieder. „Ich weiß gar nicht mehr, wo ich meine Gedanken habe."

Opitz wollte sich nur noch bei der Wirtin genauer nach der Richtung erkundigen. Das that er und eilte dann in den Wald. Ida, die nun auch unruhig geworden war, suchte das Gebüsch ab.

„Neulich war so ein Fall mitgeteilt," wimmerte Frau Streckebein, „wo eine Schule spazieren geht und ein Mädchen bleibt zurück und pflückt Blumen am Teich, und wie sich die andern umsehen, ist es verschwunden."

Schöneberg schlug mit der Hand in die Luft. „In der nächsten Nummer stand ja, daß kein Wort davon wahr gewesen sei!"

„Aber es hätte doch können . . ." Plötzlich sprang die alte Dame auf und stieß einen Schrei aus.

„Na?" knurrte Schöneberg. „Man wird ganz nervös."

„Der Zigeuner! Es sind Zigeuner im Walde. Sie haben das Kind gestohlen."

„Aber ich bitte Sie —"

„Ist das etwa nicht möglich? Man liest alle Tage in den Zeitungen von gestohlenen Kindern. Die Zigeuner verstecken sie, bis sie weit fort sind, und richten sie dann zu Kunststücken und zum Betteln ab. Der Kerl, der sich erst hier herumtrieb, sah ganz so aus. Gewiß hat er das hübsche Kind bemerkt und in den Wald gelockt. Mein Lieschen auf dem Seil — ach Gott, ach Gott!" Ida wollte etwas einwenden aber ihre Mutter fuhr sie gleich an: „Du rede nur gar nicht! Wenn ich so wenig auf Dich aufgepaßt hätte, als mir mein letzter seliger Mann einen Antrag machte —"

„Mama!"

„Man muß sogleich zur Polizei. Sie soll den Wald absperren, das Zigeunervolk nicht herauslassen. Wenn unser Kutscher sich aufs Pferd setzt und nachreitet, holt er vielleicht die Räuber noch ein. Ganz nüchtern freilich war er nicht mehr."

Inzwischen war die Wirtin aus dem Hause gekommen und herangetreten. Das Lamentieren der alten Dame machte ihr sichtlich Spaß. „Aber meine Herrschaften," sagte sie nun lachend, „machen Sie sich doch des Kindes wegen nur gar keine bange Gedanken. Als ich das Geschirr abräumte, sah ich das kleine Fräulein mit dem großen Fräulein dort in den Wald gehen."

„Na, da haben wir's," rief Schöneberg. „Vielleicht ist unsre Martha auch von den Zigeunern gestohlen."

Frau Streckebein fühlte sich ein klein wenig erleichtert. „Spotten Sie nur," sagte sie, sich mit dem Tuch Kühlung zufächelnd. „Man kann noch nicht wissen —"

„Wo Martha sich mit dem Kinde eigentlich herumtreibt," fiel Frau Schöneberg ein. „Um Erlaubnis, fortgehen zu dürfen, hat sie mich nicht gebeten."

Die Wirtin kicherte. „I, wo wird sie auch! Der junge Herr, der mit dem Zweirad angekommen ist, hat ihr ja so lange gewinkt, bis sie ihm auf dem Wege dort nachgegangen ist."

„Was, was? Herr Vanhusen?"

„Ich weiß nicht, wie er heißt."

„Aber er empfahl sich doch längst," sagte Schöneberg ganz verblüfft.

„Unerhört!" rief seine Frau. „Ist das Mädel toll? Mit einem wildfremden Menschen!"

Schöneberg richtete sich auf. „Glaubst Du mir nun, daß der anbandelt, Rosine?"

Er imponierte ihr aber gar nicht. „Das kommt von Deinem unzeitigen Schlafen her," schalt sie. „Wenn Du hübsch aufgepaßt hättest —"

Er duckte den Kopf. „Nun geht's gegen mich los!"

Frau Streckebein trocknete den Schweiß von der Stirn. „Mir ist doch ganz wohl, daß wenigstens ein Mann dabei war," sagte sie.

Nun war aber Frau Schöneberg ganz aufgeregt. „Du mußt ihnen sogleich nachgehen," rief sie ihrem Mann zu, „so etwas schickt sich doch nicht. Ich bin gewiß nachsichtig — aber so etwas schickt sich doch nicht."

Darin stand die Frau Sekretär ganz auf ihrer Seite. „Ja, junge Leute miteinander allein zu lassen, ist immer bedenklich," meinte sie. „Meine Cousine Fritze hatte eine Tochter —"

„Geh doch nur," sagte die besorgte Mutter. „Es ist ja Unsinn, aber —"

„Da kommen sie schon wieder," zischelte die Wirtin, die hinter das Gebüsch getreten war und ein wenig ausgespäht hatte. „Na, die Schelte!"

Vanhusen und Martha schlenderten wirklich Arm in Arm den Waldweg entlang. Er trug um den Hut einen Kranz von zusammengesteckten Lindenblättern, eine ebensolche Schärpe über der Schulter. Auch Martha hatte sich mit Laub geschmückt und sah wunderhübsch aus. Das verkannte der junge Maler gewiß nicht, der seine Hand auf die ihrige gelegt hatte — der Handschuh war abgezogen — und sie von der Seite her aus möglichster Nähe mit verliebten Blicken betrachtete. Seine kühnsten Erwartungen hatten sich erfüllt; es war ihm gelungen, Martha zu überzeugen, daß man sich keinen größeren Gefallen thun könne, als den Schatten einer alten Linde aufzusuchen, die nicht weit vom Wege und doch durch Gebüsch gegen denselben gedeckt auf einer kleinen Waldwiese stand. Er hatte für sie von den tief herabreichenden Aesten Laub gepflückt und sie durch die Arbeit des Kranzflechtens seßhaft gemacht. Er konnte sich dann neben ihr ins Gras niederlassen und sein Herz erleichtern. Sie lauschte mit willigem Ohr und glaubte nur zu gern seinen Liebesbeteuerungen: wie es ihm gleich bei der ersten Begegnung zur Gewißheit geworden sei, sie oder keine andere, und wie er nun nicht ruhen wolle, bis er sie ganz sein eigen nennen dürfe. Sie hatte ihm gestehen müssen, daß sie ihm sehr gut sei und sich das Leben ohne ihn gar nicht mehr recht denken könne. Und als sie dann seinen Hut bekränzte, war sie kaum sehr erschrocken darüber gewesen, daß er nicht nur ihre Hände, sondern auch ihren Mund küßte und sie in die Arme schloß und gar nicht mehr freigeben wollte. Dann waren sie einig geworden, daß ihre Liebe nicht länger Geheimnis bleiben dürfe; Martha wollte sich noch denselben Abend der Mama entdecken, und Albrecht sollte am andern Tage mit dem Papa sprechen. Der Himmel hing ihnen voller Geigen; am liebsten hätten sie noch ein paar Stunden unter der alten Linde gesessen und der wundersamen Musik zugehört. Nun hatten sie nur zu bedauern, daß der Heimweg so gar kurz sei. Schon wurde das Dach des „Eulenkruges" zwischen den Stämmen sichtbar. Martha versuchte ihre Hand fortzuziehen. Mit einem zärtlichen Blick sagte sie: „Ich kann Dir meinen Arm nicht länger lassen — wir sind gleich am Hause."



Original im Besitz von J. Wild in München.

Das verlassene Mägdlein.

Nach einem Gemälde von F. Leeke.

Er seufzte. „Wir sollten noch einmal umkehren —"

„Nein, nein! Wir sind gewiß schon sehr lange fortgeblieben. Die Zeit vergeht so rasch . . ."

Er umfaßte sie. „Dann schnell noch eine herzliche Umarmung —"

Sie wehrte nicht ernstlich ab. „Aber Du versprachst ja, ganz artig zu sein, bis die Eltern von allem wüßten."

„Meinetwegen können sie sogleich erfahren —"

„Das geht doch nicht — der andern wegen. Es ist vielleicht besser, wir trennen uns jetzt, und Du — und Sie gehen von der anderen Seite um das Haus herum, damit man gar nicht merkt —"

Zu spät! Eben traten Schöneberg und Frau mit erhitzten Gesichtern hinter dem Gebüsch hervor und auf das Paar zu.

„Aber Martha!"

„Bombenelement! Was soll das bedeuten?"

Sie hatte sich erschrocken losgemacht und stand nun ganz feuerrot da, den Blick zur Erde senkend; der Maler faßte sich rasch. Eigentlich war es ihm ganz lieb, daß diese Ueberraschung zu einem Aussprechen auf der Stelle nötigte. Er lächelte, zupfte das Bärtchen, nickte Martha vergnügt zu und verbeugte sich vor den beiden Alten. „Herr Schöneberg —"

„Papperlapapp! Herr Schöneberg!" fiel der aber zornig ein. „Sie sind ein hinterlistiger Mensch, Sie! Ich lasse meine Frau nicht malen und meine Tochter nicht umarmen — verstehen Sie?"

Vanhusen ließ sich nicht einschüchtern. „Aber wenn ich Ihnen sage —"

„Schweigen Sie und schämen Sie sich!" rief der Rentier, indem er seine weiße Weste ruckweise über das runde Bäuchlein hinabzog. „Wie kommen Sie dazu, meine Tochter in den Wald zu entführen?"

„Das will ich Ihnen ja eben erklären, mein werter Herr."

„Erklären! Sie wollen mir erklären? Sie mir? Das ist impertinent. Was sagst Du dazu, Rosine? Er will mir erklären —"

„Aber so schrei' doch nicht so!" mahnte sie. Es war ihr, als ob die spitze Nase der Frau Sekretär schon um das Gebüsch lugte.

Martha warf sich an ihre Brust. „Ach, Mama, wir lieben einander so sehr," rief sie.

Vanhusen trat vor. „Ja, Herr Schöneberg," bestätigte er, „ich liebe Fräulein Martha."

„Das sollen Sie nicht, Herr!" schrie der Alte ihn an. „Verstehen Sie mich? Lieben! Das kann jeder. Sie brauchen wohl zu Ihrem verlorenen Sohn noch eine verlorene Tochter? Was? Ist hier nicht zu haben — können Sie sich auch malen!"

Martha brach in Thränen aus. „Aber wir wollen uns doch heiraten," schluchzte sie.

Schöneberg faßte sie am Arm und schüttelte sie, als ob er sie aufwecken wollte. Dabei grinste er höhnisch. „Wollt Ihr? Das ist hübsch von Euch. Dazu gehör' ich gewissermaßen aber doch auch noch, und die Mutter —"

„Na ja, ja!" bedeutete die kluge Frau, „aber lärme doch nicht! Man kann's ja in aller Ruhe . . ." Martha streichelte ihr fortwährend das Kinn und die Schulter.

„Es war meine Absicht, Herr Schöneberg," sagte der Maler, „morgen bei Ihnen feierlich um die Hand Ihres Fräulein Tochter anzuhalten. Meine Verhältnisse —"

„Das werden nette Verhältnisse sein," unterbrach Schöneberg ihn, leiser, aber nicht weniger grimmig. „Ein Maler, ein —"

Es kam nicht zur weiteren Auseinandersetzung, denn in diesem Augenblick rief Frau Streckebein, die sich neugierig genähert hatte: „Aber wo ist denn nun Lieschen?"

Martha zuckte merklich zusammen. „Lieschen?"

Auch Vanhusen sah sich ganz verblüfft um. „Lieschen?"

„Herr Gott, ja! Wo ist denn Lieschen?" wiederholte die Frau Sekretär dringlicher. „Man wird von alledem so baff . . ."

„Wo ist Lieschen?" fragte nun auch Frau Schöneberg.

„Sie haben das Kind in den Wald mitgenommen," sagte Ida, die sich nun ebenfalls herangefunden hatte.

Martha stand ganz verwirrt da. „Ich — ich — ich —" stotterte sie. Lieschen war wirklich nirgends zu sehen.

„Leugnen Sie nicht!" donnerte die alte Dame. „Die Frau Wirtin hat es bemerkt. Mein Gott, und wir hofften schon —"

„Ja, ja — ich bat Lieschen, weil ich doch nicht allein —"

„Wo ist sie nun?" riefen Schönebergs wie aus einem Munde.

„Ach — sie kam mit uns, und ich hatte sie eine Weile an der Hand, bis Albrecht —"

„Wer ist Albrecht?" schrie Schöneberg sie wieder an.

„Herr Vanhusen, wollt' ich sagen. Und dann setzten wir uns unter die alte Linde und flochten Kränze, und Lieschen pflückte Blumen —"

„Am Sumpf?" fiel Frau Streckebein ein.

„Nein, auf der Wiese dicht nebenan. Und ich habe sie doch noch ganz zuletzt gesehen —"

„Ja, sie konnte sich gar nicht weit entfernt haben," versicherte der Maler. „Uebrigens dürfen wir ja nur die paar Hundert Schritte —"

„Wir haben unser Lieschen verloren," jammerte Frau Streckebein. „Jetzt ist sie wirklich fort!" Sie stützte sich auf Ida, die schon gar nicht mehr einen Einwand wagte.

In den nächsten Minuten herrschte eine beklommene Stimmung. Endlich rief Ida: „Da kommt Herr Opitz zurück."

„Hat er sie?" fragte ihre Mutter.

Ida zögerte mit der Antwort. „Nein — er kommt allein."

„Allein?"

„Leider."

Opitz kam ganz außer Atem angelaufen. Er hatte Lieschens Strohhut in der Hand. „Alles Suchen — in der Nähe — vergeblich," keuchte er. „Aber eine Spur wenigstens —"

Ida ging ihm entgegen. „Lieschens Hut!"

„Lieschens Hut . . ." wiederholte die alte Dame fast tonlos. Jakob konnte nicht erschrockener gewesen sein, als man ihm Josephs bunten Rock brachte. Sie war einer Ohnmacht nahe.

„Wo fanden Sie den Hut?" fragte Ida.

Opitz atmete stark. „Unter einer alten Linde. Es waren viele Blätter abgerissen — und auf dem Grase verstreut. Lassen Sie mich nur erst — zu Atem kommen — ich bin so gelaufen, Ihnen die Nachricht zu bringen. Man weiß nun doch, in welcher Richtung . . . Ich gehe gleich wieder — und ruhe nicht eher, als bis ich" — er sah Ida zärtlich an — „bis ich unsere Tochter gefunden habe."

„Sie guter Mensch!" lohnte ihm's Ida.

Er legte die Hand aufs Herz. „Ach, Frau Ida! Was mir beim Suchen so alles durch den Kopf gegangen ist — und durchs Herz . . ."

„Wir können ja mitgehen," meinte Vanhusen, „und von der Linde aus nachforschen." Er wendete sich an Schöneberg. „Wenn Sie erlauben, daß Fräulein Martha mich begleitet —"

Der aber fauchte: „So eine Dreistigkeit — da hört alles auf! Nein, Martha bleibt hier und nimmt das Grünkraut ab. Wenn Sie damit nach der Stadt radfahren wollen, hab' ich nichts dagegen. Gar nichts! Aber kommen Sie keinem Schutzmann zu nahe, rate ich Ihnen."

Martha schluchzte laut: „Ach Gott! Ich habe das ganze Unheil angerichtet."

„Ja," sagte Schöneberg, „mir ist das Kremservergnügen gründlich verdorben."

Eben hatten die Männer einen Plan festgestellt, wie man den Wald absuchen wollte, als die Wirtin vom Hause her rief: „Der Zigeuner!"

Dieses Wort versetzte Frau Streckebein wieder in die schlimmste Aufregung. Sie eilte der Frau entgegen. „Der Zigeuner? Wo? Haltet ihn, bindet ihn! Er soll sagen —"

„Aber er bringt ja das Kind," beruhigte die Wirtin.

„Er bringt das Kind — der Zigeuner . . ." Alles atmete auf.

Vom Walde her kam wirklich der Zigeuner. Er hatte Lieschen an der Hand. Frau Streckebein, Ida, Opitz, Frau Schöneberg liefen auf ihn zu und nahmen ihm das Kind ab. „Lieschen, bist Du's wirklich — wo hast Du gesteckt — Lieschen, mein liebes Lieschen!" Die Kleine flog aus einem Arm in den andern und wurde so lange stürmisch geherzt und geküßt, bis sie zu weinen anfing.

„Bring' ich gnädige Herrschaften wieder kleines Fräulein," sagte der Zigeuner, mit dem ganzen Gesicht lachend. „Hat sich verlaufen in Wald und sehr geängstigen. Bin ich gekommen vorbei ganz zufällit und haben gleich gemerken, daß gehören hierher. Hat kleines Fräulein nicht wollen mitkommen, weil sich fürchten vor häßliches Zigeuner, aber gut zugereden und genommen an Hand und bringen hierher zu gnädige Herrschaften."

Ida reichte ihm bewegt die Hand. „Dank, tausend Dank, braver Mann!"

Der Zigeuner hatte erwartet, daß sie ihm etwas zustecken

würde, und fand sich getäuscht. „Hatt' ich gehofft, daß einiges Nickel . . ." schmunzelte er.

„Ein Wunder, daß er das Kind nicht gestohlen hat," rief die Frau Sekretär.

„Ja, seine Ehrlichkeit soll belohnt werden," sagte Opitz und zog seine Börse heraus.

„Ach, mein gnädigstes Frau Madam," grinste der Zigeuner, sich mit aufgehaltenem Hut nähernd, „was soll armes Zigeuner anfangen mit so großes Gör? Hat selbst knapp zu essen. Ja, wenn gewesen wär' eine ganz kleine Kind, wo noch nicht kann sprechen..." Einige Münzen fielen in seinen Hut. „Danke schön, danke. Armes Zigeuner immer ehrlich." Von allen Seiten regnete es Geldmünzen. „Danke, danke, meine gnädigsten Herrschaften. Bin ich so glücklich." Er hielt immer wieder den Hut auf, endlich auch vor Frau Streckebein, die noch im Rückstande war. Sie hatte ein Markstück aus ihrem Täschchen genommen, hielt sich aber in einiger Entfernung und wich jetzt zurück. „Geben Sie ihm das, lieber Opitz," flüsterte sie, „es ist mir so ängstlich . . . Lieschen, komm hierher!" Sie nahm die Kleine an die Hand.

Der Zigeuner ließ das Geld im Hut tanzen. „Nun seien armes Zigeuner reich," rief er. „Hoiaho! Wann 'mal wieder kommen in Wald — können ruhig Kind verlieren — bringen immer zurück. Hoiaho!" Lustig sprang er fort.

Man kehrte an den Tisch zurück. „Sie sollten doch gleich anspannen lassen, Herr Schöneberg," sagte Frau Streckebein nach einer kleinen Weile. „Wer weiß . . ."

„Aber nun ist ja alles gut," meinte er wieder bei besserem Humor.

„Alles, Herr Schöneberg?" fragte Vanhusen pfiffig. Er hatte mit der künftigen Schwiegermama viel gezischelt.

„Ach, die verlorene Tochter ist wieder da, das genügt."

„Und wir können nun doch die Verlobung feiern," bemerkte Opitz.

Martha fiel ihm um den Hals. „Die Verlobung — ach ja!"

„Du weißt ja noch gar nicht —"

Sie nickte dem Maler zu und wollte ihm die Hand reichen. Der Papa trat aber dazwischen. „Willst Du wohl! Vom Onkel Opitz und Frau Ida ist die Rede."

Martha zog ein Mäulchen. „Ach so . . . Onkel Hermann und . . ." sie nickte Ida wehmütig freundlich zu. „Ich gönn's Ihnen von Herzen, aber ich hätte doch auch so gern . . . Und was die Feier betrifft, es wäre schon in Einem hin gegangen!"

Frau Schöneberg sprach davon, daß sie ins Haus gehen und die Bowle bereiten wollte. Nach all dem Schreck und Aerger werde ein Gläschen von dem kühlen süßen Wein gewiß schmecken. Vanhusen bot ihr seine Dienste an — „Wahrhaftig, ganz uneigennützig," versicherte er. „Ich bin heute Egoist; wenn ich nicht auf mein eigenes Wohl anstoßen kann, trinke ich keinen Tropfen." Er behauptete, sich auf das Brauen von Bowlen zu verstehen. Frau Schöneberg meinte zwar, es sei nicht nötig, daß er sich bemühe, wies ihn jedoch so sanft ab, daß er's wohl meinte wagen zu dürfen, ihr ins Haus nachzugehen. Sie litt dann auch, daß er die Flaschen entkorkte und zusammengoß, während sie den Zucker auflöste. Dabei fiel denn ein Wörtchen hier und ein Wörtchen da, und nach kurzer Zeit war man bei dem Thema, das beide nun doch am nächsten anging.

„Ihr Herr Gemahl scheint mir wirklich recht böse zu sein."

„Na — Sie haben es auch ehrlich verdient."

„Wirklich?" fragte er und sah sie dabei bittend an.

„Es müssen da schon allerhand Heimlichkeiten vorangegangen sein."

„Ja, wie soll man denn dahinter kommen, ob man Hoffnung hat —"

„In einem gut bürgerlichen Hause macht sich so etwas doch anders."

„Ich bin ein Künstler, verehrteste Frau, und habe heißes Blut, dem Sie schon etwas zu gute halten müssen. Ich würde mir sehr lächerlich vorgekommen sein, wenn ich in Frack und weißer Binde angetreten wäre, mich den lieben Eltern als Heiratskandidaten vorzustellen und gehorsamst anzufragen, ob ich's nach den Umständen wagen dürfe, mich um des Fräuleins Neigung zu bemühen. Erst mußte ich sicher sein, des Mädchens Herz zu besitzen, das ich liebe. Jetzt weiß ich's. Worauf sonst hätte ich auch meine Werbung stützen können, als auf das Einverständnis gegenseitiger Neigung?"

„Na ja, das läßt sich ja hören," gab sie unwirsch zu. „Aber so ein junges Ding verleiten, sich gleich hinter dem Rücken der Eltern zu versprechen . . ."

„Es ist nun einmal geschehen. Wollen Sie wirklich so grausam sein, gnädige Frau, uns zu trennen? Und gewaltsam trennen müßten Sie uns jetzt. Ich will Ihre Güte nicht für mich anrufen, aber daß Sie es übers Herz bringen könnten, Ihr Kind unglücklich zu machen, werde ich nicht glauben."

„Ach, das geht bei Martha nicht so tief."

„Es geht so tief, verlassen Sie sich darauf."

Frau Schöneberg rührte die Bowle um. „Aber es ist doch keine Vernunft darin. Worauf wollen Sie heiraten?"

„Es braucht ja nicht gleich in sechs Wochen die Hochzeit zu sein. Wir sind beide noch jung —"

„Ja, sehr jung, Martha wenigstens. Ein langer Brautstand ist gar nicht nach unseren Wünschen. Und wenn wir allenfalls auch vermögend genug wären — hm, hm . . . so ein Maler steht doch eigentlich nie auf eigenen Füßen."

Er klopfte die Ananas aus dem langen Glase. „Erlauben Sie, meine verehrte Frau Schöneberg, auch die Kunst nährt unter Umständen ihren Mann, und nach dem Aufsehen zu schließen, das mein ‚Verlorener Sohn' erregt . . . Sie sollten sich's wirklich doch überlegen. Eine so ganz verächtliche Partie bin ich am Ende nicht."

Frau Schöneberg goß aus dem großen Löffel in ein Glas ein, schmeckte und reichte es ihrem Gehilfen. „Ich denke, wir können mit unserem Gebräu zufrieden sein."

Er leerte das Glas. „Auf Ihr Wohl, gnädige Frau!"

Sie nickte ganz freundlich und rief die Wirtin herbei, um von ihr die Terrine mit dem edlen Naß hinaustragen zu lassen. Sie selbst folgte ihr auf dem Fuße, ohne sich um den Maler weiter zu bekümmern. Vanhusen sah ihr durchs Fenster nach. Er bemerkte, daß sie, am Tisch angelangt, sehr bald ihren Mann beiseite nahm und eifrig auf ihn einredete. Aha! dachte er, das gilt mir. Er meinte, jedenfalls nicht ohne Abschied wegfahren zu dürfen, und begab sich deshalb nochmals zur Gesellschaft zurück.

Er hatte richtig vermutet. Frau Schöneberg führte ihm bei ihrem noch immer sehr bocksteifen Manne das Wort. „Was kommt da heraus, wenn wir uns auf die Hinterbeine setzen?" meinte sie. „Etwas Vernünftiges schwerlich. Einsperren können wir Martha doch nicht. Und wer weiß, was da weiter heimlich geschieht. Herr Vanhusen ist ja auch immer ein Mensch, mit dem sich rechnen läßt. Hat er ein bißchen Glück, so kann er's zum Professor bringen. Einmal muß man ja doch seine Tochter verlieren. Und weil Martha doch unser einziges Kind ist — und es uns aufs Geld nicht ankommt... Na, was meinst Du, Alter? Zu bedenken wär's am Ende."

„So schwach sind die Weiber," seufzte er, doch eigentlich ganz froh, nachgeben zu dürfen. Er konnte es ja schon gar nicht mehr ansehen, daß Martha abseits an einem Tisch saß, die Arme aufgestützt hatte und in ihr Tuch weinte.

Als nun Vanhusen kam, sich zu verabschieden, sah er ihn prüfend von oben bis unten an, gab seinem Kopf eine wackelnde Bewegung, zog den Mund schief und wieder gerade und prustete. „So ein Maler ist doch ein kurioser Kerl," sagte er. „Sie denken also wirklich in allem Ernst daran... na, still jetzt! Wir wollen nächstens 'mal Ihre — Verhältnisse besprechen. Heute trinken wir in aller Gemütlichkeit unsere Bowle. Du hast doch nichts dagegen, Opitz?"

„Und ich darf mittrinken?" fragte Vanhusen rasch.

„Meinetwegen," sagte Schöneberg, „aber —" Martha war aufgesprungen und hatte sich genähert — „par distance, wenn ich bitten darf." Martha flog ihm an den Hals und drohte ihn mit ihren Küssen zu ersticken. „Schon gut — schon gut — schon gut," wehrte er ab.

„Und abends fährt Albrecht mit auf unserm Wagen nach Hause," schmeichelte sie. „Das Zweirad kann ja aufgebunden werden. Nicht wahr, Papachen?"

„Das wollen wir uns noch überlegen," antwortete er schmunzelnd.

Opitz hatte auf einen Wink seiner Schwester die Gläser gefüllt.

„Also — an die Gewehre!" rief Schöneberg wieder bei bester Laune. „Kinder — ich will keine Rede halten; aber so eine Kremserfahrt ist doch etwas. Und wenn auch . . . na, trinken wir erst 'mal auf die ‚verlorene Tochter'!"

„Du rührst Dich nicht von meinem Schoß, Lieschen," sagte Frau Sekretär Streckebein, sie fest im Arm haltend.

Blätter und Blüten.



An der Elbemündung. (Mit Zeichnungen von H. Amberg.) Hart am äußersten südlichen Ende der Elbemündung liegt die aufblühende hamburgische Stadt Cuxhaven. Mächtig streckt sich die „Alte Liebe“, die Landestelle für die aus- und einfahrenden Dampfer, mit ihrem Holzbau ins Wasser vor und bei Nacht wirft neben ihr der Leuchtturm seine glänzenden Strahlengarben hinaus über die Strommündung und das Meer. Durch die Vereinigung mit dem nahen landeinwärts gelegenen Ritzebüttel, die 1872 erfolgte, ist Cuxhaven mit einer großen geschichtlichen Vergangenheit zusammengewachsen, denn Schloß und Amt Ritzebüttel haben schon vor fünf Jahrhunderten eine Rolle in der Politik der benachbarten Fürsten und vor allem in der Hamburgs gespielt. Gerade für die Hamburger und ihren Handel war der Besitz der Elbemündung von größter Wichtigkeit; schon zu einer Zeit, da das Amt Ritzebüttel noch im selbständigen Besitz der Herren von Lappe war, errichteten sie daher auf der Insel Neuwerk einen steinernen Leuchtturm, der zugleich als Bollwerk dienen mußte. Den Herren von Lappe war wegen ihrer Räubereien diese Nachbarschaft sehr ungemütlich und sie suchten sich durch allerlei Uebergriffe und Streitigkeiten davon zu befreien. Allein Geldverlegenheiten zwangen sie bald, klein beizugeben und sogar Pfandverträge auf ihre Besitzung mit den Hamburgern abzuschließen. Im Jahre 1393 kam es zu neuen Zwistigkeiten, in deren Verlauf Schloß Ritzebüttel von den Hamburgern erstürmt wurde. Nun war es mit der Herrschaft derer von Lappe vorbei; sie mußten 1394 mit Hamburg einen Vertrag schließen, durch den gegen eine Abfindung in Geld Schloß und Dorfschaften in den Besitz der Hansestadt übergingen. Diese hielt fest, was ihr gehörte. Zwar war sie genötigt, ihr Eigentum noch lange Zeit gegen die Freibeutereien der Nachbarn mit dem Schwerte zu verteidigen, zwar ließen die Stürme des 30jährigen Kriegs auch diesen Fleck der deutschen Erde nicht unbehelligt und zu Anfang unseres Jahrhunderts herrschte hier ein Jahrzehnt lang französische Willkür — aber durch alle diese Fährlichkeiten hindurch wußten die Hamburger das Wohl dieses ihres Besitzes immer wieder zu fördern. So blühten die beiden nun zusammengehörigen Orte Ritzebüttel und Cuxhaven fröhlich empor, und wenn dort heuer am 14. und 15. Juli das Gedenkfest der 500jährigen Vereinigung Ritzebüttels mit Hamburg gefeiert wird, so mag das in dem Gefühl geschehen, daß für die aufstrebende Stadt an eine tüchtige Gegenwart eine schönere Zukunft sich knüpfen wird. Möge das Schloß von Ritzebüttel, das, im 14. Jahrhundert entstanden, eine der ältesten weltlichen Bauten im nördlichen Deutschland ist, noch lange mit seinen hohen Giebeln in diese Zukunft hineinschauen!

Das verlassene Mägdlein. (Zu dem Bilde S. 385.) Es ist ein herzergreifendes Gedicht Eduard Mörikes, das unsrem Künstler die Anregung zu seinem Bilde gegeben hat, ein Gedicht, in welchem Mörike den keuschen Reiz des Volkslieds mit künstlerisch vollendeter Form zu einem köstlichen Ganzen zu verbinden gewußt hat. Wir lassen die Strophen hier folgen:

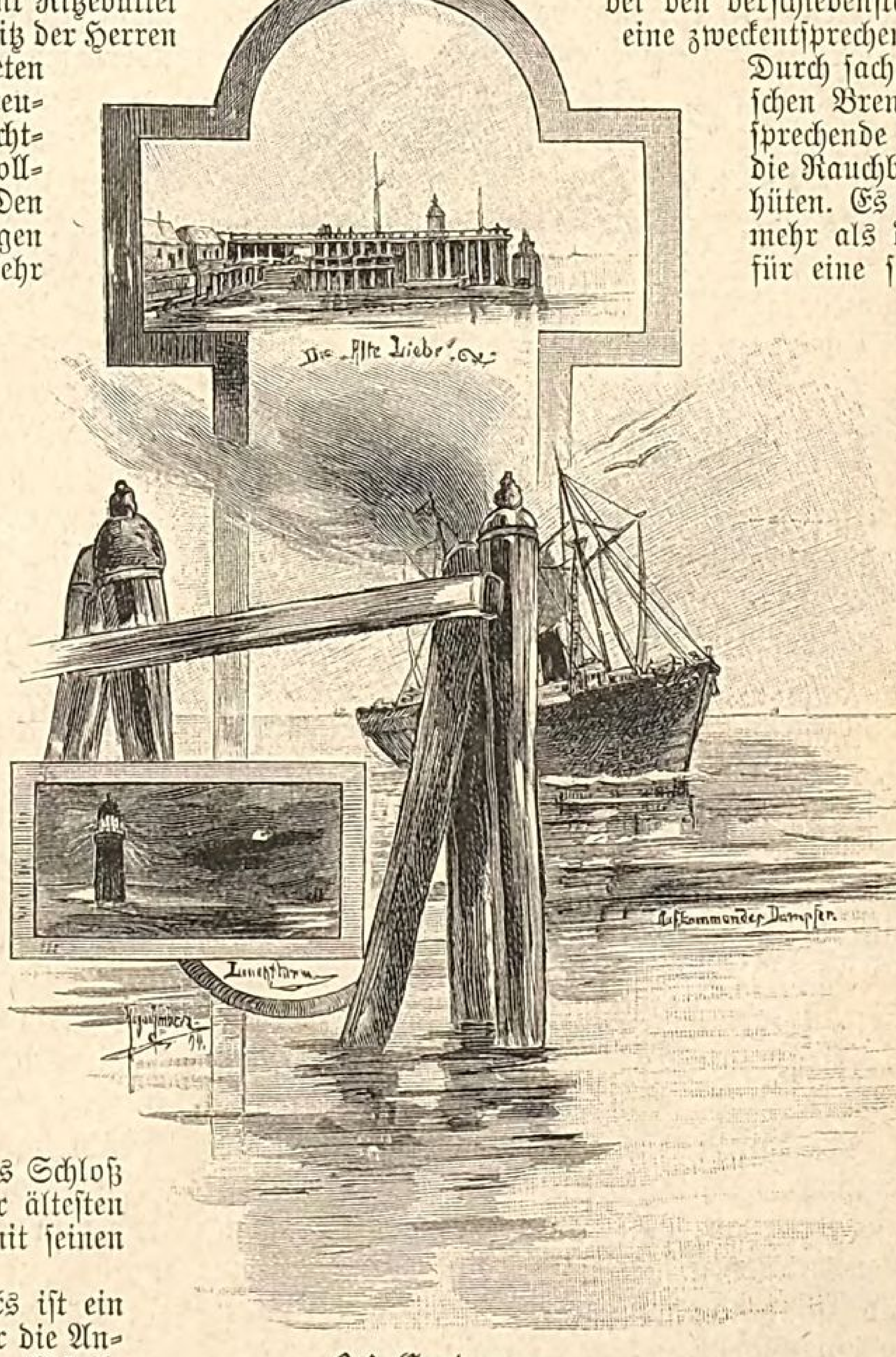
„Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!“

Gegen die Rußplage wird seit Jahrzehnten mit verschiedenen Mitteln angekämpft. Wie viele Apparate aber auch ersonnen wurden, keiner derselben kann den Anspruch erheben, eine volle Abhilfe zu schaffen. So muß man sich damit begnügen, Mittel anzuwenden, welche den Uebelstand wenigstens in erheblicher Weise mildern. Wie die Erfahrung gelehrt hat, verdient unter anderm „Löfflers selbstthätiger Ruß- und Funkenfänger“, der von der Firma Paul Lechler in Stuttgart vertrieben wird, eine besondere Beachtung. Er zählt zur Klasse derjenigen Apparate, in welchen die Rauchgase innerhalb eines geschlossenen Raumes über eine möglichst große Ablagerungsfläche geleitet werden. Dabei entledigen sie sich ihrer schweren festen Bestandteile, wie grober Rußflocken und Funken. Dem Löfflerschen Rußfänger wird nachgerühmt, daß er eine Verminderung des Zuges der Feuerung nicht bewirke, was bei anderen ähnlichen Apparaten der Fall war. Der Rußfänger wird auf den Schornstein aufgesetzt. Der Rauch muß infolgedessen durch eine Anzahl von Blechabschnitten kreisen, an welchen er seine schwersten Bestandteile absetzt, so daß er in gereinigtem Zustande ins Freie gelangt. Der auf den Wellblechen abgelagerte Ruß fällt indessen in einen Trichter und von diesem in ein unten am Schornstein angebrachtes Sammelgefäß, aus dem er in regelmäßigen Fristen entfernt wird. Der Apparat kann auf jedem Schornstein angebracht werden, und als Funkenfänger ist er auch geeignet, die Feuersgefahr zu vermindern, vor allem bei Lokomobilen und Lokomotiven im Dienst der Landwirtschaft und bei Feuerungen der Sägewerke, wo vielfach mit Sägespänen geheizt wird. Selbstverständlich kann durch eine solche Einrichtung nur eine Milderung der Rauch- und Rußplage erzielt werden, die aber bei stark qualmenden Schloten von der nächsten Umgebung schon als eine große Wohlthat empfunden werden wird. Derselbe Erfolg kann jedoch auch ohne besondere Apparate und bei den verschiedensten Rostkonstruktionen durch eine zweckentsprechende Heizung erreicht werden. Durch sachgemäßes Nachlegen des frischen Brennmaterials und dessen entsprechende Verteilung kann der Heizer die Rauchbildung in hohem Maße verhüten. Es dürfte sich darum empfehlen, mehr als dies bis jetzt der Fall war, für eine sachgemäße Ausbildung der Heizer zu sorgen, die Fabrikschornsteine zu beobachten und die Heizer, deren Feuerungen nur einen leichten Rauch zeigen, zu belohnen. Die Erfahrungen, die man bei einem solchen Vorgehen in Leipzig seitens der dortigen Polytechnischen Gesellschaft gesammelt hat, sind sehr erfreulich gewesen. Wünschenswert wäre es nur, daß weitere Kreise einem derartigen gemeinnützigen Vorgehen sich anschließen möchten. *



Bei Cuxhaven.

Liebes ornithologische Schriften. Ein Werk, welches nicht nur die Ornithologen, sondern auch die Freunde der Natur, insbesondere der Vogelwelt, mit Freuden begrüßten, liegt nun in seiner Vollendung vor. (Leipzig, W. Malende.) Der Herausgeber, Dr. med. Karl Hennicke, ging bei der Sammlung von Liebes zerstreut erschienenen Aufsätzen von der richtigen Ueberzeugung aus, daß diese Schriften wahre Perlen der Forschung und Beobachtung enthalten, die eine weite Verbreitung verdienen. Liebe tritt uns in dem Buche als ein Mann entgegen, der mit strengem Berufsernst alles sachlich abwägt, der erst seiner Sache gewiß sein will, ehe er sein Urteil feststellt. Er verfügt über eine ganz vorzügliche Beobachtungsgabe und über ein kritisches Sichtungsvermögen, welches fast instinktiv das Wahre trifft. Freilich wäre dies nicht möglich ohne tiefe und weitgehende Kenntnis des Lebens, der Eigentümlichkeiten, Bedürfnisse und Ernährungsweisen der Vögel, ihres nützlichen oder schädlichen Verhältnisses im Haushalte der Natur. Man darf dem Herausgeber aufrichtig dankbar sein für den Dienst, den er den Freunden der Vogelwelt, den Forschern und dem Autor erwiesen hat. Adolf und Karl Müller.

Kleiner Briefkasten.

J. G. in Venlo. Die Torgauer „Geharnischten“, welche dieses Jahr ihre 550jährige Jubelfeier begangen haben, finden Sie im Jahrgang 1884 der „Gartenlaube“ ausführlich in Wort und Bild behandelt.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 24. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Florival im „Sonntagskind“. Schuster Weigel in „Mein Leopold“. Adam im „Vogelhändler“. Zsupan im „Zigeunerbaron“. Kassim Pascha in „Fürstin Ninetta“. Valentin im „Verschwender“.

Alexander Girardi.

Nach Photographien von Rudolf Krziwanek in Wien und Ischl.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(23. Fortsetzung.)

Von **Ludwig Ganghofer.**

Eberwein ging, sich für den Weg nach der Ramsau zu rüsten. Starr blickte ihm Schweiker nach und murmelte: „Wenn er sich nur wieder verirren thät' ... nur daß ich ihn suchen und finden könnt'!" Er strich mit den Händen über Haar und Bart und schleuderte das Wasser von den Fingern, dann hob er die Axt; doch ohne zu schlagen, ließ er sie wieder sinken, träumte mit aufgerissenen Augen vor sich hin und stammelte: „So ein Teufelsbraten, wie ich einer bin! So ein schlechter Kerl!" Wie in Grausen vor sich selber spuckte er aus, packte das Beil und drosch auf einen Baumblock los, daß die Späne flogen. Was er dabei zuwege bringen wollte, das wußte er nicht... er schlug und schlug, bis der ganze Block in Splitter ging. Dann warf er das Beil zu Boden, blies die Backen auf, hob vier der schweren Fensterläden auf seine Schulter und trug sie dem Kirchlein zu.

Vor der Klause trat ihm Bruder Wampo entgegen, hustend und die Augen reibend; der Herdrauch hatte ihn aus der Stube hinausgebissen. „Bruder, Bruder," jammerte er, „die schieche Zeit hebt an! Heraußen gießt es, als käm' die Sündflut, und drinnen raucht es, als hätt' die Höll' sich aufgethan! Da soll man kochen! Und was! Wassersterz mit Bohnenmus! Und zwei Tag' noch, so hat das auch ein End'! Der Mehlsack schlottert, und das Bohnensäcklein hat den Schwund!"

„Laß mich in Ruh'!" murrte Schweiker. „Hast ja Fisch'!"

„Fisch', Fisch'!" Bruder Wampo verdrehte die vom Herdrauch brennenden Augen. „All' Tag' dreimal Fisch' ... da kriegt einer auf die Läng' auch genug dran! Käm' nur bald die gute Hinzula wieder mit ihrem Himmelsbrot ..."

„Schweig' mir von der Dirn'!" fuhr Schweiker auf, daß der andere erschrocken vor ihm zurückwich. Die Fensterläden wackelten auf seiner Schulter, während er mit speerlangen Schritten die Thüre des Kirchleins suchte; ein Zittern war ihm in die Arme gekommen, und dicke Tropfen kollerten ihm über die Backen. Das war kein Regenwasser. Als er die Kirche betrat, blickte er scheu an dem stillen Kreuzbild empor und stellte schwer atmend die Läden nieder. In unruhiger Hast begann er zu arbeiten und befestigte an der Balkenmauer die hölzernen Schienen, zwischen denen die Läden laufen sollten. Da verdunkelte sich die Thüre, und aufblickend sah Schweiker auf der Schwelle einen jungen Bauer stehen, dem eine triefende Lodenkotze von den Schultern niederhing. Es war der Hanetzer.

„Was willst Du?"

Neugierig umherspähend trat der Bauer in die Kirche und lachte. „Ich muß mir die Leut' doch auch ein lützel anschauen, für die der Richtmann heimlichen Weg geht und rote Arbeit macht."

Schweiker hörte nur das rohe Gelächter, und seine Stirn wurde rot. „Hier ist kein Ort zum Lachen, hier ist ..." Da sah er, daß der Hanetzer die Lammfellkappe auf dem Kopfe trug. Mit einem Sprunge stand er vor dem Bauer und hob in aufwallendem Zorn den Arm. „Du Schuft! Trittst Du so in Gottes Haus? Ich will Dir Ehrfurcht weisen!" Und auf des Hanetzers Backe klatschte eine Ohrfeige, so ausgiebig und gewichtig, daß ihr Hall das Kirchlein füllte und der Bauer an die Mauer taumelte. „Das wirst Dir merken für ein andermal!" sagte Schweiker und atmete auf, als hätte sich all die drückende Gewitterschwüle, welche sein Inneres erfüllte, mit diesem Schlag entladen.

Während der Hanetzer seine fünf locker gewordenen Sinne wieder zusammensuchte, die Lammfellmütze von der Erde raffte und mit heiserem Fluch aus dem Kirchlein wich, klang hinter dem Bruder, der das Hochgefühl seiner guten That genoß, eine bebende Stimme: „Schweiker! Schweiker!" Eberwein stand vor ihm, in der einen Hand das Grießbeil, in der anderen den schwarzen breitgeränderten Filzhut, wegfertig für die Wanderung nach der Ramsau. Vor dem Blick seines Herrn überkam den Bruder jählings ein Gefühl, als wäre seine That doch nicht so gut und fromm gewesen, wie er meinte.

„Schweiker! Schweiker! Glaubst Du, dieser eine wird wiederkommen, wenn Du die Glocke ziehst und ihn rufst um der Liebe Gottes willen?"

Schweiker verfärbte sich und stotterte: „Mit der Kapp' ist er eingetreten in den heiligen Raum ... der Unchrist!"

„So? Den Splitter in Deines Bruders Aug' erkennst Du, aber nicht den Balken in Deinem eigenen Aug'? Hast nicht Du den heiligen Raum noch mehr entweiht? Hat Christus Dich gelehrt, mit Schlägen für sein Reich zu werben? Sagte er in seiner Liebe: Wenn Dein Bruder gefehlt hat, so zürne ihm und schlage nach seiner Wange?"

In Zerknirschung schüttelte Schweiker den dicken Kopf und stammelte: „Nein, Herr! Ich mein', er hat gesagt: Haut Dich einer hinter's rechte Ohr, so ..." Weiter kam er nicht mit diesem Bibelspruch, für den er seine eigene Fassung hatte. Ein Gedanke war ihm in seine langsamen Sinne gefahren, er schoß zur Thür hinaus, und als er den Hanetzer nahe dem Waldsaum erblickte, rannte er ihm mit langen Sprüngen nach. „He, Du! Halt ein lützel!"

Der Hanetzer blickte sich um, und da er den rennenden Mönch gewahrte und von des Bruders schwieliger Hand eine neue Belehrung fürchten mochte, fing er zu laufen an, was ihn seine Füße trugen. Für Schweikers lange Beine aber war der Bauer, der den Tatzenschlag des Bären noch spürte, nicht flink genug. Unter den triefenden Bäumen haschte ihn der Bruder bei der Lodenkotze. Schreiend suchte der Hanetzer sich loszureißen, doch Schweiker hielt fest und keuchte: „Verzeih' mir, guter Mann, um Christi willen ... und thu' mir aus Nächstenlieb' nur grad' den einzigen Gefallen und gieb mir die Tachtel wieder heim! Hau' zu, ich wehr' mich nicht!" Der Bauer riß Mund und Augen auf; aber Schweiker bat so rührend um die Heimzahlung, daß der Hanetzer auf die Dauer nicht widerstehen konnte; er trat einen Schritt zurück, strich mit den Fingern der rechten Hand über die nasse Lippe und zog aus ... Lachend empfing der Bruder den klatschenden Schlag, nickte dem Bauer dankbar und freundlich zu und rannte nach dem Kirchlein; kopfschüttelnd blickte ihm der Hanetzer nach. „Einen solchen Narren hab' ich doch all meiner Lebtag' nicht gesehen! Könnt' aus mir ein Mus machen mit seinen Fäusten ... und laßt sich hauen!"

Als Schweiker das Kirchlein erreichte, sah er Eberwein auf der Altarstufe sitzen. „Herr, jetzt hab' ich sie wieder ... er hat sie mir heimgezahlt!" Es hätte wohl dieser Meldung nicht bedurft, denn deutlich sah man auf Schweikers Wange die fünf Finger des Hanetzers abgezeichnet. „Das ist eine gewesen aus einer gesunden Mutter Hand ... aber ich fürcht' halt doch, die meinige hat fester gewogen!"

Eberwein mußte lächeln; und es war ihm anzusehen, daß ihm bei aller Sorge, die ihn drückte, der Anblick dieses ungeschlachten Menschen wohlthat wie ein warmer Sonnenblick bei trübem Wetter. „Das nenn' ich flinke Sühne! Ein andermal aber denke der Güte und Duldung, bevor Du schlägst."

„Wohl wohl, Herr! Aber es giebt halt Menschen, weißt ... da steigt einem die Gall' auf, man weiß nicht wie!"

„Gegen die Guten gut sein, das ist ja kein Verdienst, mein lieber Bruder."

„Freilich, freilich. Aber gegen die Schiechen freundlich sein... das muß halt einer können! Du, freilich, Du kannst es ... bist doch auch gut zu mir, und ich bin doch so ein grauslicher Kerl! Du hast es halt gelernt, das Gutsein!"

„Gelernt? Meinst Du?" Ein wehmütiges Lächeln glitt um Eberweins Lippen. „Ich will Dir sagen, in welcher Schule. Komm!" Er faßte Schweikers Hand und zog ihn an seine Seite. Der Regen prasselte auf dem Dach des Kirchleins, und rings um die Balkenmauern plätscherte die Traufe; fuhr ein Windstoß gegen die Wände, so trieb er durch die Fensterluken den Wasserstaub herein und wehte ihn über die beiden, welche dem Altar zu Füßen saßen.

„Nicht wahr, das weißt Du, daß ich nicht Vater noch Mutter habe?"

Schweiker nickte. „Meine Mutter ist eine Alberin gewesen, aber Vater hab' ich auch keinen. Wird halt ein Senn gewesen sein oder ein Jägerknecht .. ich weiß nicht. Die mich ins Kloster genommen, die haben mir nie geredet davon."

„Erst wenige Tage war ich alt, als der Fischer vom Eibinsee mich fand, weit von hier, auf der Romstraße bei der Partenkirche, mitten im Wald. In der Grafenburg auf dem Wertofels, unter

Eigenleuten, bin ich aufgewachsen und ein Bub' geworden, der auf dem Karwendel die Geißen gehütet hat."

„Ein Geißhirt!" Schweiker seufzte und seine träumenden Augen blickten, er wußte selbst wohl nicht, wohin. „Selbigsmal mußt Du es aber gut gehabt haben, gelt?"

„Als ich in das Kloster kam, hab' ich in meiner kleinen Zelle wohl manche stille Zähre vergossen, wenn mein Aug' die hohen Berge suchte. Aber mir wurde in dem frommen Haus mit jedem Tage froher ums Herz, und ich bin fleißiger Scholar geworden. Die Arbeit war mir Freude, und durfte ich über einem Buche sitzen, so war mir wohl. Nur eines störte das ruhige Gleichmaß meines Lebens: wenn die Väter und Brüder der jüngeren Mönche in das Kloster kamen oder wenn meine Schulgenossen zu hohen Feiertagen heimzogen in das elterliche Haus, das waren bittere Stunden für mich. Dann wurden meine Augen naß, und in heißer Sehnsucht schwoll mein Herz der Mutter zu, die ich nicht kannte, dem Vater, dessen Namen ich nicht nennen konnte. Hundert Gedanken, süß und dennoch schmerzlich, zogen in solcher Stunde durch meine Seele. Wo sollte meine Sehnsucht die Eltern suchen? Waren sie heimisch in jenem Thal, in dem ich gefunden wurde? Oder saßen sie im fernen Land? Hatte eine böse Hand mich ihnen geraubt oder Mißgeschick und Zufall mich von ihrem Herzen gerissen? Beweinten sie mich als verloren und tot oder hofften sie, ihr Kind im Leben noch einmal wiederzusehen? Trugen sie Weh und Schmerzen um mich oder hatten sie Trost gefunden in der Liebe zu Kindern, die ihnen verblieben waren? Hatte ich Brüder? Oder eine Schwester?" Matte Röte floß über Eberweins Züge, seine feuchten Augen glänzten, und leise bebte seine Stimme. „Eine Schwester! Das hab' ich oft gedacht und habe ihr trautes Bild mir vorgemalt: jung und hold, gut und liebenswert." Er streckte in tiefer Bewegung die Arme, als könnte er mit Händen greifen, was er sah in seinem Herzen.

Offenen Mundes und mit Augen, aus denen dicke Zähren kollerten, hing Schweiker an seines Herrn Antlitz. Es währte eine Weile, bis Eberwein wieder zu sprechen begann: „Zwanzig Jahre zählt' ich, da ich als jung geweihter Priester aus dem Kloster zog. Doch eh' ich hinauswanderte in das ferne Land, trieb es mich zum Eibinsee, zum Fischer Ostalar, der mich gefunden. Wohl war der Himmelsherr mein guter Vater geworden, die Kirche meine treue Mutter . . . doch in einem Winkel meines tiefsten Herzens brannte noch immer die Sehnsucht nach den Meinen. Es war eine helle laue Mondnacht, als ich den öden See erreichte, der zwischen schwarzem Wald und schwindelnd hohen Felsen gebettet liegt. In armseliger Hütte fand ich den alten Fischer. Er schlief und ich mußte ihn wecken. Nun saßen wir in der stillen Nacht, Mond und Sterne zu unseren Häupten, vor uns das schwarze regungslose Wasser. Zitternde Hoffnung in meinem Herzen, stellte ich Frage um Frage. Doch er schüttelte den weißen Kopf und sagte: ‚Laß das Fragen sein, ich kann Dir mehr nicht künden, als was Du lang' schon weißt.' Ich merkte aber wohl an seinem Ton, daß er nicht die Wahrheit sprach. Und als ich mit Fragen nicht nachließ, ging er in die Hütte, brachte mir ein wertloses Stück Geschmeide und sagte: ‚Nimm, das hab' ich nicht weit von dem Platz gefunden, an dem Du gelegen hast . . . ob es Dir gehört oder einem anderen, das weiß ich nicht!' Mit nassen Augen starrte ich das stumme Rätsel an. Wenn es doch reden könnte! Ach, Schweiker . . . wohl zu tausend Malen seit jener Stunde hat meine ziellose Sehnsucht jene Worte gesprochen: wenn es doch reden könnte! Ist es mein Eigen? Stammt es aus dem Hause der Meinen? Ich weiß es nicht. Seit jener Stunde aber trag' ich das Kleinod an meinem Herzen; mag es auch so wertlos sein, daß es kein Bettler von der Straße nähme . . . meinem Herzen macht es der Glaube teuer, daß es ein Glied der gesprungenen Kette ist, die mich an die Meinen knüpfte." Eberwein drückte die Hände auf seine Brust, an welcher er das ungelöste Rätsel seiner Herkunft unter der Kutte verwahrt trug, mit dem Zeichen seiner priesterlichen Weihe, dem Kreuz, zusammen an eine Schnur gebunden.

„Es dämmerte der Morgen, als ich den stillen See verließ. Eine Strecke gab mir der alte Fischer das Geleit, und als ich von ihm scheiden wollte, legte er die Hand auf meine Schulter und sprach: ‚Eines noch muß ich Dir sagen! Was ich dem Knaben allzeit verschwiegen hab', das wird der Mann, der Du geworden bist, wohl hören können!' Ach, Schweiker, erschütternde Kunde war es, die ich vernehmen mußte! Nicht weit von der Stelle, an welcher der alte Fischer das wimmernde Kind auf seine Arme gehoben, hatte er den zerfleischten Leichnam eines Weibes gefunden, das Opfer der hauenden Schweine, deren Zähnen wohl auch das wehrlose Kind verfallen wäre, hätte nicht der Schrei des mutigen Mannes sie verscheucht. Wer war dieses Weib? Meine Mutter? Wie der Tag sich scheidet von der Nacht, so drängte ich diesen grauenvollen Gedanken aus meiner Seele. Wer war dieses Weib?"

„Vielleicht Deine Hüterin, Herr?" fiel Schweiker mit stammelnden Worten ein, „oder ein fahrendes Weib, das Dich gestohlen hat!"

„So dachte auch ich! Denn in meinem Herzen schrie eine Stimme: Deine Mutter lebt . . . suche, suche! Wohin aber meine Schritte wenden? Ich wußte es nicht. Ziellos wanderte ich im grauen Morgen auf der Straße dahin, Feuer in meinem Herzen, einen Wirbel in meiner Seele. Es ging der Wald zu Ende und Felder kamen. Am Rande des Gehölzes sah ich eine arme Frau, die sich schleppte mit einem schweren Reisigbündel, keuchend und seufzend. Was kümmerte mich das fremde Weib und seine Bürde . . . trug ich nicht selbst auf meinem Herzen eine Last, noch drückender und schwerer? Ich eilte an der Armen vorüber, doch das Bild ihrer Mühsal wollte mich nimmer verlassen. Und quälend erwachte ein Gedanke in mir. Du suchst Deine Heimat, schrie es in meiner Seele, und willst in der Ferne suchen? Wer weiß, ob Dir nicht nahe liegt, was Du suchen gehst, näher, als Du ahnen magst. Wer weiß, ob nicht dieses Weib Dir Kunde geben könnte! Und ist Dir dieses Weib denn wirklich eine Fremde? Kannst Du denn wissen, ob sie nicht zu Deiner Sippe gehört, ob nicht Blut von ihrem Blut in Deinen Adern rinnt? Und Du zogst vorüber an ihr und ließest sie seufzen unter Mühsal und Bürde . . . kehr' um, kehr' um! So rief es in mir, und ich eilte zurück, hob die Last der Armen auf meine Schulter und trug ihr das schwere Bündel bis zum Hagthor. Sie hatte nicht Antwort auf meine Fragen und wußte von keinem verlorenen Kind; ihr Dank aber hatte warmen Klang; freundlich sahen ihre Augen mich an, und ich zog meiner Wege, als hätt' ich Trost empfangen, als wäre die Bürde meines Herzens leichter geworden um gute Pfunde. Und sieh, Schweiker: wie mit diesem armen Weibe, so ist es mir von Stund' an mit jedem Menschen ergangen, den ich schwanken und seufzen sah unter einer Bürde des Lebens. Hilf', hilf', Du hilfst den Deinen — rief immer wieder die Stimme in mir, und ich mußte lieben, die ich leiden sah, und konnte jenen nicht zürnen, die mir Uebles thaten. Oft wallte mir das Blut in heißem Zorn, denn mehr als einmal hab' ich Undank erfahren, wo ich Wohlthat übte, und Spott empfangen, wo ich Liebe gab — aber je heißer mein Zorn erwachte, so lauter rief die Stimme in mir: Vergieb, es könnte Dein Bruder sein, wider den Du stehen willst in Zorn und Streit!"

„Und nie, Herr, nie hast Du 'was erfahren von den Deinen?"

„Ich weiß auch heute nicht mehr von ihnen als in jener Stunde, in der ich den alten Fischer verließ. Und längst schon hab' ich das Suchen aufgegeben, meine Sehnsucht wurde stiller von Jahr zu Jahr, denn ich meinte, Gottes Willen zu erkennen. Er hat mich berufen zu seinem Dienst und hat mir die Meinen genommen, um meiner Liebe tausend Brüder und Schwestern zu geben."

„Alle Menschen? Gelt, Herr? Und keiner soll ausgeschieden sein von Deinem Herzen?"

Eberwein schüttelte den Kopf und wollte sprechen. Da kam Bruder Wampo in das Kirchlein und rief: „Ich bitt' Dich, guter Herr, komm doch ein lützel, der arme Bub' verlangt nach Dir. Er hat gemeint, er könnt' schon wieder laufen . . . und jetzt rinnt ihm das Blut unter dem Leinen heraus."

Eberwein war aufgesprungen. „Wazemann!" klang es in aufflammendem Zorn von seinen Lippen. „Ja, Schweiker! Dieser einzige von allen, er und seine Söhne . . . sie sollen geschieden sein von meiner Liebe! Ich will diesem Thal ein treuer Hirte sein . . . wie dürft' ich die Wölfe lieben, die meine Lämmer schlagen!"

„Recht, Herr, recht hast Du!" fiel Schweiker ein, während dunkle Röte sein Gesicht übergoß. „Und derselbig' von ihnen, den sie Henning nennen, der soll aufgehoben sein für meine Fäust'!" Eberwein hörte diese Worte nicht mehr, er hatte mit Wampo die Klause betreten. Schweiker packte den Hammer, begann seine Arbeit wieder und hämmerte drauf los, als fiele jeder Schlag, mit dem er die hölzernen Nägel in die Balken trieb, auf Hennings Schädel. Dazu redete er mit halblauter Stimme: „Wart' nur! Ich will Nächstenlieb' üben, rechte und feste Nächstenlieb'! Aber einer . . ."

ein krachender Hammerschlag begleitete dieses Wort, „einer soll ausgenommen sein! Wart' nur! Lauf mir nur über den Weg! Hui!" Der Hammer fiel, daß die Balken dröhnten. „Spürst den Hieb? Gelt, der hat ausgegeben? Du wirst mir das Dirndl in Ruh' lassen, Du!" Jählings verstummte er in seinem Selbstgespräch. Er blickte scheu um sich und nahm die Arbeit wieder auf; doch schon nach kurzer Weile ließ er den Hammer sinken, starrte vor sich hin und murmelte: „Es ist doch Nächstenlieb'! Nur Nächstenlieb'! Kein Bröselein drüber!" Er nahm einen Laden auf und schob ihn zwischen die festgenagelten Leisten. „Wie mein Herr seine Mutter, so muß ich ja meinen Vater suchen . . . und wer kann's denn wissen, es könnt' ja Blut in ihr sein von meines Vaters Blut . . . weil ich ihr doch so gut sein muß, als wär' sie meine Schwester!" Er blies die Backen auf und schüttelte bedenklich den Kopf. Der Gedanke, der ihm da gekommen war, schien ihm nicht zu gefallen. Seufzend trat er zu einem anderen Fenster und begann zu hämmern. „Sie ist in Not gewesen, ich bin ihr beigesprungen, aber jetzt muß alles aus sein! Aus und gar!" Er schlug und klopfte, daß der Hall das Kirchlein füllte. Doch plötzlich hielt er erschrocken inne — durch das Rauschen des Regens hörte er eine schluchzende Mädchenstimme. Der Hammer flog aus seiner Hand, und mit langem Sprunge gewann er die Thür. Mit verblüfften Augen stand er im strömenden Regen und sah vor der Klause ein häßliches Geschöpf zu Eberweins Füßen liegen, ein Bild des Jammers, schluchzend und Worte stammelnd, die er nur halb zu deuten wußte.

Doch Eberwein schien zu verstehen, was dieser Schmerz ihm sagen wollte, und es mußte böse Kunde sein, die er hörte, denn seine Augen blickten entsetzt, und fahle Blässe deckte seine Züge. In Sorgen eilte Schweiker auf ihn zu. „Herr, was ist Dir?"

„Waldram!" stammelte Eberwein, riß sich los aus den Armen der Magd und stürzte in die Klause.

Während Schweiker die Schluchzende von der Erde hob, hörte er durch das offene Fenster die bebende Stimme seines Herrn: „Waldram! Was thatest Du in der Ramsau?"

„Was meines Amtes war!" klang mit zorniger Schärfe die Antwort.

„Wo ist Hiltischalk?" Schweigen folgte, dann hob sich die Stimme Eberweins: „Steh' mir Rede, ich frage Dich als Dein Herr!"

„Ich gehorche der Kirche, der Du die Treue brachst, nicht Dir! Du bist mein Herr nicht mehr!"

„Darüber rechten wir ein andermal! So frag' ich Dich jetzt als Mensch: was ist aus Hiltischalk und seinem Weib geworden? Rede!"

„Ich weiß es nicht! Und was fragst Du mich? Bin ich bestellt, Verdammte zu hüten? Frage bei der Hölle an, der sie verfallen waren!"

„Waldram, Waldram! Und Du, Du nennst Dich einen Priester!"

Dumpfe Stille folgte diesen Worten; verstört und bleich erschien Eberwein in der Thür der Klause, hinter ihm Bruder Wampo mit erschrockenem Gesicht. Eberwein faßte die Hand der weinenden Magd. „Folge mir, Mäßel, komm, wir wollen suchen! Komm nur und weine nicht . . . wir werden sie finden!" Und durch den strömenden Regen zog er die Schluchzende dem Wald entgegen.

„Ja sag' nur, Bruder," stotterte Wampo, „was ist denn geschehen?"

„Ich weiß nicht! Eins aber weiß ich: daß ich meinen guten Herrn nimmer allein laß! Ich geh' mit ihm, und wär's durch Feuer und Wasser!" Mit diesen Worten raffte Schweiker einen Stecken auf und rannte den beiden nach, die schon im Wald verschwunden waren.

27.

Immer tiefer senkte sich das gießende Gewölk und hing über dem Thal wie eine weißgraue Decke; Schneefall mischte sich in den vom kalten Wind gepeitschten Regen, doch die Flocken schmolzen, ehe sie zur Erde fielen. In das Rauschen des Regens tönte das Brausen der geschwellten Bäche und das dumpfe Gepolter der Steine, welche die Fluten trieben.

Mittag war vorüber, als Wicho, heimkehrend von seinem nächtlichen Weg, den Schapbacher Forst verließ und die Halden der Schönau erreichte; das Gewand klebte an seinem Leib, und in dicken Fäden rann das Wasser von ihm nieder. Oft mußte er, seinem Wege folgend, durch schmutzig braune Bäche waten, welche von den Berghängen sich niedergossen, die Felder überschwemmten und mit Geröll die Löcher füllten, aus denen sie das fruchtbare Erdreich losgerissen. Kam der Knecht an einem Hag vorüber, so hörte er das Geschrei der Leute, welche das den Hofraum überflutende Wasser zu stauen und abzuleiten suchten. In einem einzigen Gehöft nur herrschte Stille. Kopfschüttelnd blickte Wicho auf die traurige Stätte, die der halb zerfallene Hag umschloß, und auf den Greis, der über den Trümmern der gestürzten Hütte aus morschen Bohlenstücken ein niederes Dächlein schichtete zu seinem Unterschlupf. Der alte Gobl hatte spüren müssen, daß er noch lebte, es hatte ihm der üble Tag das Sitzen unter dem Apfelbaum verleidet, denn rings um den Baum her stand eine gelbe Lache. Aus den Trümmern seiner Hütte, deren wüster Haufe sich gleich einer Insel über das angesammelte Wasser erhob, hatte Gobl einen Heusack hervorgezogen, hatte ihn zu oberst über die Trümmer gelegt und baute nun über diesem Lager das schützende Dächlein.

„Ja Gobl, was ist denn mit Deinem Haus geschehen?" rief der Knecht. „Hat es der Bidem geworfen?"

Der Alte blickte über die Schulter zurück, und ein müdes Lachen war seine ganze Antwort. Er riß von dem zerfallenen Hausdach ein großes Stück der faulen Moosdecke los und warf es über die kleine Hütte.

„So red' doch! Kann ich Dir helfen?"

„Geh' heim und hilf Dir selber!" brummte der Greis. „Ich mein' schier, der heutige Tag bringt schieche Zeiten." Er kroch in seinen Schlupf und streckte sich auf den Heusack; grämlich blickte er hinaus in den strömenden Regen und murrte: „Schau' nur, schau', ich hätt' gemeint, mich könnt' der Tod nimmer jagen von meinem Fleckel, und jetzt hat mich ein lützel Näß' vertrieben! Schau' nur, schau', ich hab' ja gar schon wieder ein Haus!"

Eine Weile noch stand der Knecht, dann ging er seiner Wege. „Der arme Schlucker!"

Als Wicho den Thalwald erreichte, begann für ihn ein übles Wandern; die Ache war ausgetreten und hatte den ganzen Waldgrund in einen Sumpf verwandelt. Von den Gehöften im Untersteiner Forste scholl dem Knecht ein wirres Geschrei entgegen, und als er die Rodung betrat, sah er ein Häuflein Menschen, erregt durcheinanderkreischend, am seicht überschwemmten Ufer der Ache stehen; er erkannte den Untersteiner mit Weib und Kindern, die Winklerbuben, den Kirngasser und Bärenlochner, den Grünsteiner und ein paar andere Bauern der Schönau. Einige Worte, die er verstehen konnte, machten ihn betroffen; hastig wollte er auf einen Seitenpfad einlenken, doch einer der Winklerbuben kam auf ihn zugelaufen, packte ihn am Arm und zerrte ihn zum Ufer: „Da schau' her! Die Wazemannsknecht' sind weniger 'worden um einen! Der Bach hat ihn ausgespieen . . . wie ein Ferch den Brocken, der ihm nicht geschmeckt hat."

Schweigend, mit finsteren Augen, betrachtete Wicho die angeschwemmte Leiche, welche das Wildwasser übel zugerichtet und halb der Kleider beraubt hatte. Die Leute, welche sie umringten, dachten nicht anders, als daß der Knecht ertrunken wäre; zitternd standen die Kinder, und kreischend jammerte die Bäuerin, doch der Untersteiner rüttelte sie am Arm. „Hör' auf, Weib! Wie kannst denn klagen um einen von denen da droben! Und gar um den da! Am letzten Zinstag hat er mir die Faust ins Gesicht geschlagen! Schau' den Bach an . . . all' Jahr' noch hat er mir ein Trumm von meinem Feld gerissen . . . heut' aber ist er mir lieb worden, heut' hat er mir die erste Gutthat erwiesen!"

„So red' doch nicht so laut!" stotterte das Weib und suchte den Bauer gegen den Hag zu ziehen.

Aus dem Lärm der anderen schrie der Grünsteiner: „Es müßt' doch einer hinaufsteigen zu Wazemanns Haus und Botschaft tragen!"

„Da könnt' sich einer schlechten Dank holen!" fiel Wicho hastig ein.

„Wohl wohl," nickte der Kirngasser, „wenn Du gar so gescheit bist, so geh' halt selber!" Aber da schüttelte der Grünsteiner den Kopf und schlich davon.

Lautes Gelächter machte die anderen aufblicken, und Wicho erblaßte, als er den Hanetzer gewahrte, der auf dem Heimweg von der Klause aus dem Wald getreten war. „Wo ist denn der Richtmann?" lachte er. „Da wär' wieder ein Stückl Arbeit für ihn!" Mit dem Fuße stieß er nach der Leiche.

Keiner der anderen erbarmte sich des Toten, und dennoch



Photographie im Verlag von Ad. Braun & Co. in Dornach, Vertr. H. Grosser in Leipzig.

DIE VESTALIN

Nach einem Gemälde von Angelica Kauffmann.



Kaiser Karl V. und Barbara Blomberg in Regensburg.

Nach einem Gemälde von W. Geets.

schalten sie über diese Roheit. Und was hätte der Richtmann mit dem Ertrunkenen zu schaffen?

„Ertrunken? So? Ich mein' aber schier: der hat keinen Laut mehr gethan, noch eh' er hat Wasser schlucken müssen . . ."

Mit eisernem Griff umklammerte Wicho den Arm des Schwätzers.

„Ach so? Weißt Du auch schon davon? Und ich soll den Schnabel halten, gelt?" lachte der Hanetzer. „Aber wenn ich schweigen könnt', hätt' er mich ja zum Thing gerufen, der gute Richtmann! Jetzt, ja, jetzt soll ich auf einmal wortfest sein! Meintwegen . . . so lang' ich nicht reden muß!" Er riß sich los und ging seiner Wege. Die Leute schüttelten die Köpfe und sahen sich mit scheuen Augen an. Einer um den andern schlich davon, und Wicho stand einsam bei der Leiche; er streckte die Hände, als wollte er den Toten wieder zurückschleudern in das Wasser, das ihn ausgeworfen; aber ein Grauen faßte ihn, und den Arm vor die Augen drückend, wandte er sich ab.

Keuchenden Laufes erreichte er die Seelände und hörte von weitem schon die Beilschläge, die aus der Hofreut des Fischerhauses klangen. Der See war über die Ufer getreten und reichte bis zum Thor. Sigenot, Eigel, Kaganhart und der alte Senn schlugen neben dem Lugaus die Pfähle, um in doppelter Wand den Hag zu erhöhen; der Regen störte sie nicht bei der Arbeit. Unter dem vorspringenden Hausdach saß Hilmtrud und entblätterte die Buchenruten für das Flechtwerk.

Als Sigenot den Knecht erblickte, sprang er vom Lugaus nieder und riß das Hagthor auf. Wicho nickte nur einen stummen Gruß und schöpfte Atem. Eigel und Kaganhart wollten die Arbeit verlassen, doch Sigenot winkte ihnen zu, daß sie bleiben möchten. „Wie seid Ihr hinaufgekommen?" fragte er leise.

„Nicht gut, nicht schlecht. Es war ein schiecher Weg durch Nacht und Schnee. Und unter dem Eismann hat der Bidem eine Fragel* aufgerissen, klafterbreit . . . wir haben sie weit umgehen müssen. Deiner Schwester ist das Steigen hart geworden, aber der Ruedlieb hat sie gestützt und gehoben in rechter Lieb', und alleweil' noch, in Not und Müh', hat sie ihm zugelacht."

Sigenot atmete auf. „Sie ist in treuer Hut! Wüßt' ich nur auch die Mutter an sicherem Platz, so hätt' ich keine Sorg' mehr. Aber sie will ihren Herd nicht lassen . . ." seine Blicke suchten das Kreuz, „und will kein rechtes Vertrauen haben zu dem guten starken Helfer." Er legte die Hand auf die Schulter des Knechtes. „Den heutigen Nachtweg will ich Dir vergelten. Laß uns festhalten am guten Recht der Klosterleut' . . . und kehrt die Ruh' wieder ein, so sollst Du ein freier Mann sein, und ich selber bau' Dir das Haus, in dem Du sitzen sollst am eigenen Herd."

Eine brennende Röte flog über das Gesicht des Knechtes, und seine Augen leuchteten; doch er schüttelte den Kopf. „Ich bleib' bei Dir! Und fortjagen wirst mich nicht!"

Sigenot lächelte. „Wir reden noch drüber, mein' ich. Jetzt geh' in Deine Kammer, leg' trockenes Häs an und laß Dir die Ruh' gut schmecken!"

„Ruh', Herr? Ein andermal, aber heut' nimmer. Blut lauft um, und das Wasser hat einen Schrei wider uns gethan!" Mit hastigem Flüstern erzählte Wicho, was er im Untersteiner Forst gesehen und gehört.

Sigenot nickte vor sich hin. „Heut' oder morgen . . . Blut will sein Recht haben! Die Red', die der Hanetzer gethan, wird umgehen und wachsen, bis ihr Hall hineinschreit in Wazemanns Fenster." Mit ernsten Augen blickte er durch den grauen Regen empor zur Höhe der Falkenwand und faßte den Griff des Messers. „Schließ' hinter mir das Thor, Wicho, ich hol' die Richtmannsleut' in meinen Hag!" Wie er war, ohne Mantel und Kappe, nur mit dem Messer bewaffnet, verließ er die Hofreut.

Als Wicho zum Lugaus kam, umdrängten ihn die Männer in Neugier und Sorge. Er berichtete, was geschehen; der alte Senn brummte ein paar Worte in seinen Bart, Kaganhart stand mit offenem Mund und scheuen Augen, Eigel aber griff zur Arbeit und lachte wie ein junger Bursch, dem der Vater sagt: „Schaff', Bub', und bist Du fertig, so geh' zum Tanz!" Wicho streifte mit beiden Händen die Nässe von seinem Gewand und faßte Sigenots Beil. Dumpf klangen im Rauschen des Regens die wuchtigen Schläge, mit denen die Männer die schweren Pfähle in den Grund trieben.

Nach einer Weile verließ Kaganhart den Lugaus; er that, als müßte er seinem Weib bei der Arbeit helfen. Aber Hilmtrud sah ihn verwundert an. „Geh' weiter und schaff'," sagte sie, „ich werd' mit den Ruten schon selber fertig." Er schüttelte den Kopf, griff nach einem Ast, und während er die Blätter abstreifte, flüsterte er: „Trudli! Da wird uns der Boden heiß unter den Füßen. Ich mein', auf ebenem Feld wär' bald ein besseres Weilen als unter dem Dach da!"

Sie gab keine Antwort, nur ihre funkelnden Augen glitten an ihm auf und nieder; doch als er Wichos Botschaft wiederholte, sprang sie auf und ballte die Fäuste. „Recht so! Geht's endlich an ein Raiten! Lieber heut' als morgen!"

„Aber Weib, Weib!" stotterte er und suchte sie niederzudrücken auf die Hausbank. „So nimm doch Verstand an und laß Dir sagen . . ."

Sie schüttelte ihn von sich ab. „Bist Du auch noch ein Mannsbild? Du? So geh' doch hinein zum Feuer, Büebli, und koch' Dir ein Mus . . . ich such' mir derweil einen Prügel aus für den da droben, der soll ihm heiß machen, heißer, als mir gewesen, wie mein Haus in Glut gefallen ist!" Mit ungestümen Händen wühlte sie in dem Haufen der Aeste und zog einen knorrigen Strunk hervor.

Seufzend kratzte sich Kaganhart hinter den Ohren und schlich zum Lugaus zurück. Unwillig griff er bei der Arbeit zu, und immer glitten seine furchtsamen Augen hinauf zum Falkenstein.

Wie ein grauer Schleier hing der Regen vor Wazemanns Haus. Im Burghof ließ sich kein Laut vernehmen; das Geflügel saß unter den Vorsprüngen der Stalldächer, die Hunde lagen in ihren Hütten, ein Pfau hatte sich in die Vorhalle geflüchtet und putzte die nassen Federn. Nur die Raubtiere, die im Stangenkäfig dem Regen schutzlos preisgegeben waren, trabten in ihrem Verließ auf und nieder, schüttelten die triefenden Felle und knurrten.

Rimiger, der mit Otloh aus der Falkenkammer trat, spähte durch den Regen empor nach den umnebelten Berghöhen. „Willst Du mit?" fragte er.

„Wohin?"

„Ich steig' zu Berg. Ich kann's nimmer mit ansehen, wie der Vater sitzt mit langem Gesicht und Fliegen fangt, statt daß er Fäust' macht und dreinschlagt."

„Ich kann's ihm nicht verdenken," meinte Otloh, und seine Stimme hatte scheuen Klang. „Wider einen Heiligen, der geschlossene Thüren aufblast und durch Mauern geht, ist ein übles Streiten."

Rimiger lachte. „Ich mein', ich kenn' den Heiligen, der die Vögel hat fliegen lassen."

Erschrocken blickte Otloh den Bruder an. „Rimiger!"

„Schweig'! Ich red' nicht weiter. Ich will unter unserem Dach keinen Streit wecken, von dem ich nicht weiß, welch ein End' er nimmt. Ich steig' zu Berg . . . so hab' ich den Aerger los und muß den Vater nicht sehen, wie er im Teig sitzt! Willst Du mit?"

„Kennst Du des Vaters Spruch nicht: Naß Gejaid hat lützel Freud'?"

„Schau' hinauf, es lichtet in der Höh'! Droben muß Schnee liegen . . . der treibt die guten Böck' aus dem Gewänd'. Ich mein', wir werfen ein paar."

„Meinethalben, so geh' ich mit."

Sie suchten ihre Kammer, und eine Weile später verließen sie, um gegen den König Eismann aufzusteigen, durch die hintere Mauerpforte den Burghof, in dicke Kotzen gehüllt, die Bogen und Federeisen in ledernen Scheiden verwahrt. Als der Knecht, der die Pforte geöffnet, hinter ihnen die schwere Thüre zuwarf, erschienen, wie von diesem Lärm gerufen, Henning und Eilbert in der Vorhalle.

„Ist der Knecht heimgekommen?" rief Henning mit halblauter Stimme über die Freitreppe herunter.

Der Gefragte schüttelte den Kopf und sagte, daß die Brüder zu Berg gestiegen wären. Henning nagte an seinem Schnurrbart und ballte die Fäuste. „Ich kann mir anderes nimmer denken . . . er hat zu viel gewagt und ist dem Fischer in die Händ' gefallen."

„Dann ist er Fischfutter worden!" lachte Eilbert.

„Da hilft kein Schweigen mehr, jetzt müssen wir es dem Vater sagen."

Eilbert zuckte die Achseln. „Mit dem ist heut' ein schlechtes Reden, ich verbrenn' mir das Maul nicht." Und gähnend trat er ins Haus.

Wie grauer Dunst füllte das Zwielicht des Regentages die

* Spalt.

Herrenstube. Ueberall lag Gerät umher, als hätt' es eine zornige Hand durcheinander geworfen, und auf dem Spanbett waren die Polster und Decken zerknüllt. Bei einem der Fenster saß Herr Waze mit aufgestütztem Arm, das blaurote Gesicht auf die Fäuste gestützt, ins Leere stierend. Neben dem Sessel stand eine zinnerne Kanne auf dem Boden, dicke Mettropfen hingen an Wazes grauem Bart, und sein verwüstetes Gewand war übel anzusehen.

Henning trat auf ihn zu. „Vater . . ."

„Ruh' will ich haben!" schrie Herr Waze und sprang auf; dabei stieß er die Kanne um, daß der Met über die Dielen rann. Zornig schleuderte er sie mit dem Fuß von sich, durchmaß die Stube und warf sich auf das Spanbett. Eilbert, der hinter dem Ofen saß, lachte vor sich hin, und Henning stand unschlüssig, was er thun sollte. Nach einer Weile ging er zum Bett, packte seinen Vater am Arm und rief, als hätte er einen Tauben vor sich: „Hör' oder hör' nicht . . . aber sagen muß ich Dir's: der Fischer hat uns einen Knecht geworfen!"

Da schoß Herr Waze in die Höhe, als wäre Feuer auf seinem Lager, und in wilder Freude schrie er: „Bub', das ist gute Botschaft! Mag der Knecht hin sein . . . aber jetzt hab' ich doch einen, an dem ich meine Gall' auslassen kann! Wart', Fischer, wart'! Ich will mir Sühn' holen für meinen Knecht! Das ist Recht und Gesetz, da kann sich auch der Pfaff und sein Heiliger nicht dagegen stellen . . . das ist Recht und Gesetz, daß ich Buß' verlang' für meinen Knecht! Den Blutbann über das Fischerhaus! Red', Bub', red' — wie war's mit dem Knecht?" Seine Freude erhielt einen Dämpfer, als er hörte, was Henning zu sagen wußte. Aber seine Lebensgeister waren aufgerüttelt; das bekam als erster Henning zu fühlen, über den die Schimpfworte niedergingen wie draußen über das Dach der Regen. Dann kam Eilbert an die Reihe, welchem Henning die Schuld gab, daß der Vater nicht am Morgen schon von der Sache erfahren hätte. „Hätt' ich's am Morgen gehört, so hätt' ich jetzt schon den Beweis in meiner Hand!" schrie Herr Waze, daß die Thüren zitterten vom Hall seiner Stimme. „Aber ich muß ihn haben, noch eh' der Tag vergeht! Rimiger! Wo ist Rimiger? Her mit ihm!" Als er hörte, daß Rimiger mit Otloh zur Jagd gezogen wäre, schlug er in schäumendem Zorn die Fäuste auf den Tisch. „Der einzig', auf den ich mich verlassen kann! Und der lauft davon, jetzt, wo ich ihn brauch'! Jahr aus und ein liegt mir das ganze Rudel an der Schüssel . . . und brauch' ich einen, so geht der Gauch seine eigenen Weg'!"

Weder Henning noch Eilbert noch einer der drei anderen Brüder, die das Geschrei aus der Kammer gerufen hatte, wagte ein Wort zu erwidern. Herr Waze, dem der Atem ausgegangen, warf sich auf einen Stuhl und schob die Fäuste über den Tisch. Mit heiseren Lauten sprach er vor sich hin: „Der Knecht ist weg und abgethan, sonst wär' er heimgekehrt! Wer hat ihn geworfen? Wer sonst als der Fischer? Er muß es gethan haben, er muß! Ich will ihn haben! Ich will! Aber ich muß den Rechtweg gehen . . . ich spür' eine Faust im Genick, die keiner sieht!" Schwer atmend schielte er nach dem Kreuz, das an der Mauer hing. Lange schwieg er. Endlich erhob er sich, schnallte den Ledergurt an seiner Hüfte fester, riß einen Wildfänger von der Wand und schob ihn in das Gehäng des Gürtels. „Henning!"

„Ja, Vater."

„Nimm zwei Knecht' und zieh' gegen den Untersteiner Forst. Eilbert und Gerold . . . gegen die Grünsteiner Halden. Sindel mit Hartwig und einem Knecht . . . gegen die Schönau. Haltet Umfrag' nach dem verlorenen Mann, und findet ihr einen, der nur ein einzig Wort wider den Fischer zu reden weiß, so schafft mir den Zeugen her in mein Haus! Bei dem Fischer halt' ich selber Anfrag'. Also weiter!"

Die Brüder verließen die Stube. Sindel, der als letzter ging, hörte noch die Frage: „Wo ist Recka?"

„Ich weiß nicht!"

Herr Waze ging auf Reckas Kammer zu und wollte eintreten; doch von innen war der Riegel vorgeschoben. „Mach' auf!" schrie er und stieß mit dem Fuß an die Thüre. Recka öffnete. Mit einem Antlitz, fast so bleich wie das weiße Gewand, das sie trug, stand sie auf der Schwelle und sah den Vater an.

„Was sperrst Du Dich ein vor mir?"

„Nicht vor Dir! Vor jedem! Ich will allein sein, wenn ich Heimgart halt' mit meiner Mutter."

Zornig lachte Herr Waze; doch sein Lachen erstickte, als er in Reckas Hand den zerbrochenen Beinreif sah, den er erkannte, obwohl er ihn nicht mehr gesehen hatte seit Frau Friderúns letzten Tagen. Er wich zurück, und fahle Blässe rann über sein Gesicht. „Wie kommst Du zu dem verwünschten Knochen?"

„Ich hab' gekramt in meiner Mutter Geschmeid' und hab' wieder sinnen müssen, warum meine Mutter wohl geweint hat, so oft ich das Bein in ihrer Hand gesehen hab'."

„Das ist kein Kram für Dich, her damit!" keuchte Herr Waze und streckte die Hand.

Mit gefurchten Brauen trat Recka zurück. „Du bist mein Vater! Nimm mir, was ich hab' von Dir, und wär's das Leben! Doch was ich hab' von meiner Mutter, das halt' ich!" Sie legte die Hand mit dem Bein an ihre Brust.

Wazes Lippen verzerrten sich, und mit funkelnden Augen maß er die Tochter; doch er konnte ihren Blick nicht ertragen und wandte sich wortlos ab. Die Thüre schloß sich, und er hörte den Riegel klirren, während er der Vorhalle zuschritt. Vor der Schwelle blieb er zögernd stehen und murmelte: „Ich sollt' nicht gehen heut' . . . ich hab' das Bein vor meinem Weg gesehen!" Da hörte er das Wiehern und den Hufschlag seines Pferdes, das ein Knecht vor die Freitreppe führte. Er schüttelte sich und wischte mit der Hand über die Stirne. Der Wind peitschte ihm den Regen ins Gesicht, als er über die Stufen niederstieg, auf denen das Wasser rann.

Die Brüder hatten den Burghof schon verlassen. Als sie über den in einen Bach verwandelten Reitweg niederstiegen, hörten sie von der Seelände schreiende Stimmen und Rindergebrüll. „Sein Vieh ist von den Alben heimgekehrt," lachte Henning, „zu guter Zeit für uns! Er soll für den Knecht ein Wehrgeld zahlen, das ihn mehr noch kostet als den letzten Kuhschweif!"

Unweit der Achenbrücke trennten sich die Brüder. Henning folgte mit den beiden Knechten dem Lauf des Wassers . . .

Um die gleiche Zeit stand Sigenot in der Stube des Richtmanns, um ihn her das Gesinde, die beiden Mägde bleich und zitternd, die vier Knechte mit ernsten Gesichtern. Sie hatten erfahren, was in der Nacht geschehen war und daß dem Haus ihres Herrn der Blutbann drohe. Sorgende Furcht hatte sie befallen, doch Sigenots Anblick und seine Ruhe gab ihnen Hoffnung und Zuversicht, und willig legten sie die Hände zum Treugelöbnis in seine Rechte. Rasch vollzog sich alle nötige Arbeit. Von den Vorräten, die sich im Hause fanden, wurden zwei Kraxen beladen, welche die Mägde tragen sollten; denn Sigenot meinte: „Wir Männerleut' brauchen freie Händ' auf dem heutigen Weg." Die paar Stücklein Vieh, welche in Heimweide standen, um den Bedarf an Milch für das Haus zu decken, wurden im nachbarlichen Gehöft des Köppeleckers untergebracht und sollten nach Einbruch der Dunkelheit zum Fischerhaus getrieben werden. Der heimkehrenden Almenherde des Richtmanns war Sigenot auf dem Weg begegnet und hatte sie nach seinem Hag gewiesen. An Haus und Ställen wurden alle Thüren vernagelt und verpflöckt, dann nahmen die Mägde die Kraxen auf, die Knechte verteilten unter sich, was sie im Haus an Waffen und Aexten gefunden, und so verließen sie die Hofreut. Sie sprachen kein Wort, aber der zottige Hund, der ihnen voransprang, bellte lustig — er war der einzige, dem der Auszug Freude machte. Sigenot schloß von innen das Thor, legte die Sperrbalken ein und schwang sich auf den Hag. Eh' er niedersprang, glitten seine Augen über das stille Gehöft. „Der starke Herr soll Dich schützen, Du verlassener Herd, und soll Dich wahren für Deine Leut' und meine gute Schwester!"

Unter strömendem Regen wanderten sie über die sumpfigen Aecker. Als sie am Hag des Köppeleckers vorüberkamen, huschte der Bauer aus dem Thor und flüsterte dem Fischer zu: „Such' anderen Weg! Die Wazemannsleut' gehen um in der Schönau . . . beim Waldhauser sind sie gewesen, und zuletzt hab' ich sie beim Hag der Hanetzerbuben gesehen."

Sigenot nickte vor sich hin, als käme ihm diese Botschaft nicht unerwartet, und nahm den Weg mit seinen Leuten thalwärts gegen die Ache. So hatte er wohl die Begegnung mit Sindel und Hartwig vermieden, welche in der Schönau nach dem Vermißten forschten; doch im Thal der Ache traf er mit Henning zusammen, dessen beide Knechte die von einer Kotze bedeckte Leiche auf den Speerhölzern getragen brachten, bis über die Knöchel in dem gelben Wasser watend, das die Ache über ihre Ufer goß.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands jüngste Stadt.

Von **F. Heine.** Mit Zeichnungen von **Fritz Stoltenberg.**

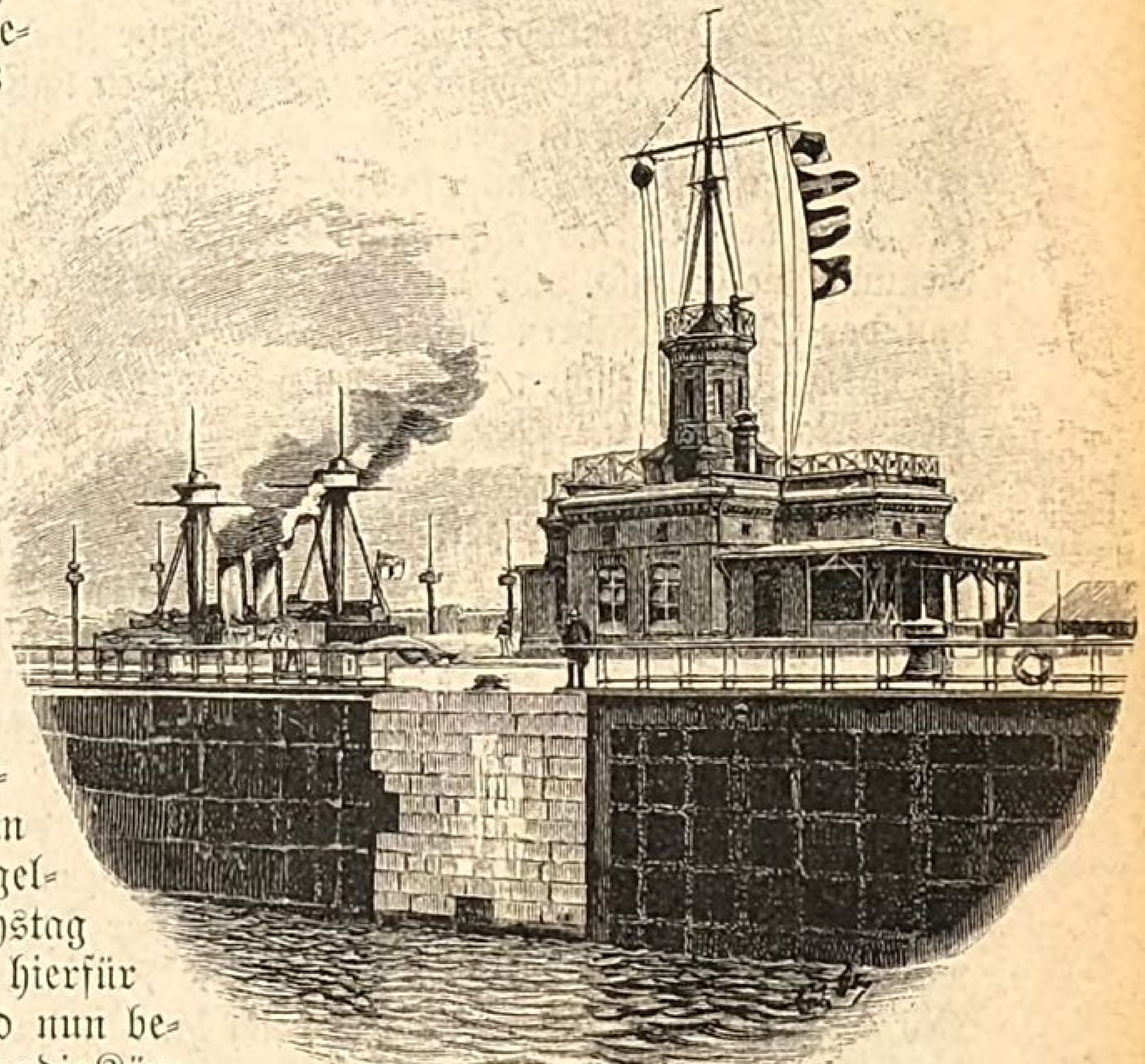


Wasserturm und Park.

Der 17. Juni ist der fünfundzwanzigste Jahrestag der Eröffnung des ersten deutschen Kriegshafens und der damit verbundenen Taufe der jüngsten Stadt Deutschlands — der Taufe von Wilhelmshaven. Die Notwendigkeit, einen befestigten Hafen an der heimischen Küste anzulegen, konnte nach der 1848 erfolgten Gründung der preußischen Marine nicht mehr von der Hand gewiesen werden. In richtiger Erkenntnis, von welcher Wichtigkeit der Besitz einer Seemacht für ein meerbespültes Land sei, hatte Kaiser Wilhelms I. Bruder Prinz Adalbert des Großen Kurfürsten Pläne wieder aufgenommen und sich die Schaffung einer preußischen Flotte zur Aufgabe gemacht. Auch für den nötigen Hafen sorgte der Prinz, indem er das Augenmerk seines königlichen Bruders auf das schon von Napoleon I. in seiner strategischen Bedeutung erkannte Gebiet der Jade hinlenkte. Dies in der Nähe des oldenburgischen Dorfes Heppens an der Westküste des Jadebusens gelegene Gelände trat Oldenburg am 20. Juli 1853 für $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark an Preußen behufs Erbauung eines Kriegshafens ab. Nach Ausarbeitung der Pläne begann der einer besonderen Kommission übertragene Bau des Hafens unter unsäglichen Mühen und Schwierigkeiten. Weder eine Eisenbahn noch eine ordentliche Straße verband das unwirtliche, nur 4 ärmliche Bauerngehöfte tragende Gebiet mit dem Hinterland. In aller Eile gezimmerte Baracken mußten den massenweise aus allen Gauen Deutschlands zuströmenden Arbeitern die notdürftigste Unterkunft bieten, während die Beamten nur mit Mühe und unter Verzicht auf jede Bequemlichkeit in dem für Bureauzwecke errichteten sogenannten „Kommissionshaus" Aufnahme finden konnten und gezwungen waren, unter Entbehrungen aller Art ihren keineswegs leichten Auftrag zu erfüllen. Wege gab es anfangs nicht. In hohen Wasserstiefeln bis über die Knie im Schlamme watend, legten die wackeren Pioniere den Weg zur Baugrube zurück, und nicht selten geschah es, daß das Sumpffieber unter ihnen seine Opfer forderte. Dazu war die Beschaffenheit der aus allen vier Richtungen der Windrose zusammengewürfelten, vom schnellen Erwerb angelockten Arbeiter nicht die beste, so daß die in der Entstehung begriffene Marinekolonie sich anfangs allerlei boshafte Bemerkungen gefallen lassen mußte.

Im Jahre 1859 konnte die vom preußischen Staat nach dem Hafengebiet erbaute Straße Sande-Heppens dem Verkehr übergeben werden. An ihr wuchsen unweit der Hafengruben die ersten Ansiedlungen aus dem Boden, und so entstand die heutige Bismarckstraße. Der Segen einer Eisenbahnverbindung wurde der jungen Kolonie erst im Herbst 1867 zu teil. Inzwischen hatte auch der Fiskus, zunächst um seinen Beamten Wohnstätten zu schaffen, das südlich der zukünftigen Werftanlagen liegende Gebiet zur Bebauung in Aussicht genommen und einen regelrechten Plan ausgearbeitet, nach welchem wenigstens die Anfänge des heutigen Stadtteils Wilhelmshaven angelegt wurden. Behufs Bekämpfung des Fiebers mußte auf luftige und hochliegende Räume Bedacht genommen werden. Dazu war eine bedeutende Erhöhung des Geländes erforderlich, zu welcher das nahe Jeverland in täglich 10 Sandzügen den nötigen Boden hergab.

Endlich im Frühjahr 1869 war das Riesenwerk vollbracht, das noch heute die Bewunderung und das Staunen der Besucher hervorruft. Die deutsche Nordseeküste hatte einen den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Kriegshafen. Die feierliche Einweihung erfolgte am 17. Juni 1869 in Gegenwart des Königs Wilhelm, der bei diesem Anlaß dem Hafen und der werdenden Stadt seinen Namen verlieh. Am Nachmittag wohnte der königliche Taufpate der Grundsteinlegung zur Garnisonkirche (Elisabethkirche) bei.



Die Flaggenstation bei der neuen Hafeneinfahrt.

Die junge Gemeinde wuchs zusehends heran, gleichen Schritt haltend mit den gewaltig sich entwickelnden Marineanstalten aller Art. Handel und Verkehr begannen sich zu regen, und bald machte sich das Bedürfnis nach einem Handelshafen geltend. Der Reichstag bewilligte auch hierfür die Mittel, und nun begannen aufs neue die Kämpfe der Wasserbaumeister mit den schwierigen Stromverhältnissen und den Unbilden des Klimas, wenn auch unter weit günstigeren Umständen als bei der ersten Anlage. Der Bau des zweiten Hafens wurde unter Leitung des Baurats Rechtern so eifrig gefördert, daß am 13. November 1886 in Gegenwart des damaligen Chefs der Admiralität General v. Caprivi die Eröffnung vorgenommen werden konnte. Die überaus schnelle Ausdehnung der kaiserlichen Marine ist indessen die Veranlassung geworden, daß auch dieser zweite Hafen, dessen Signal-, bezw. Flaggenstation wir unsern Lesern im Bilde vorführen, fast ausschließlich für die Zwecke der Kriegsmarine benutzt wird.

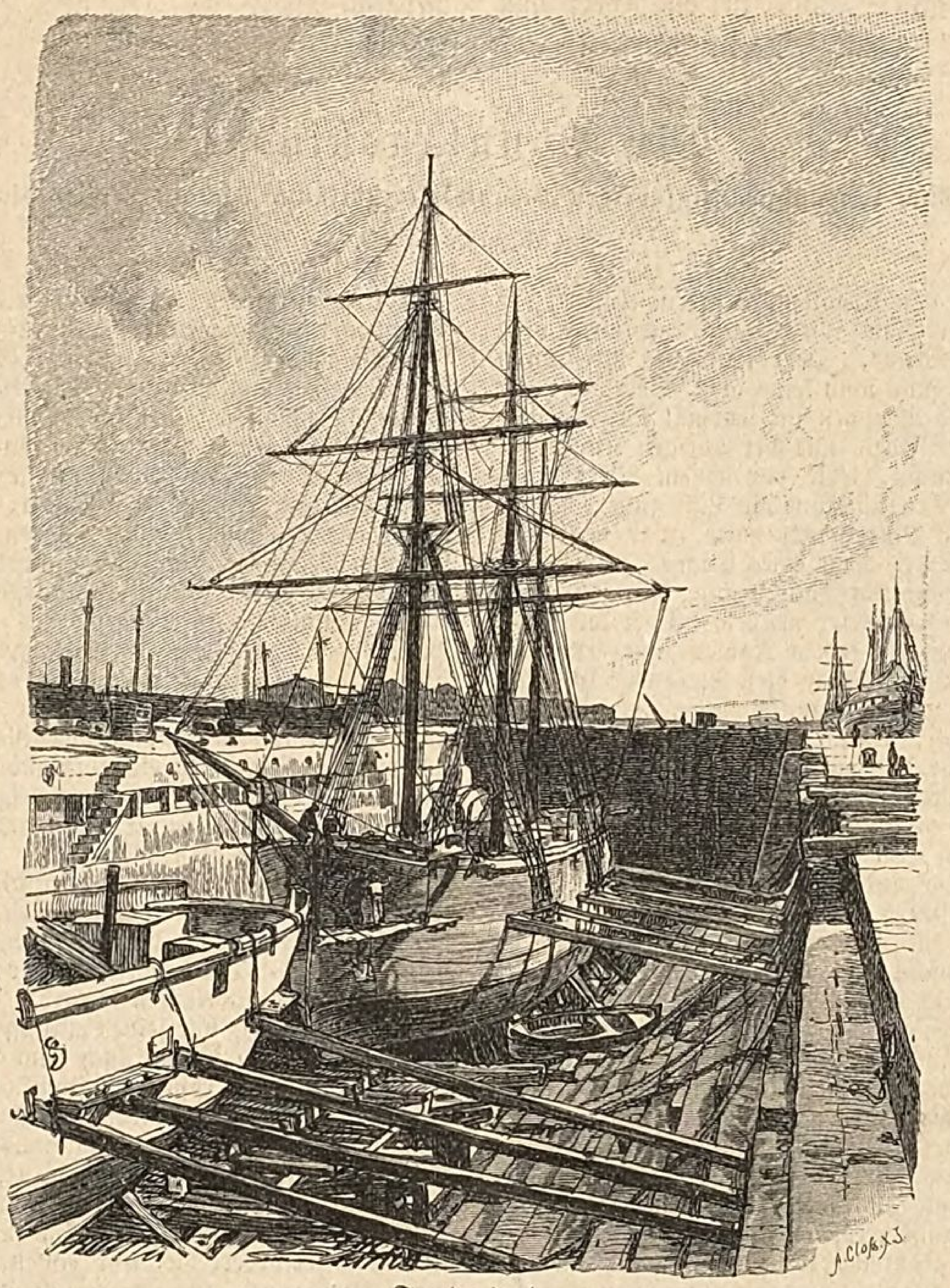


Die Adalbertstraße.

Die innere Entwicklung der Stadt hat sich naturgemäß dem Fortschreiten der Marineanlagen anpassen müssen. Von einer Verwaltung im heutigen Sinne konnte in den ersten Jahren

so gut wie keine Rede sein. Die wenig umfangreichen Verwaltungsgeschäfte der Kolonie versah das Admiralitätskommissariat für das Jadegebiet, eine eigens für die Zeit des Hafenbaus geschaffene Behörde. Bezüglich der kirchlichen und Schulangelegenheiten waren die ersten Ansiedler auf die Nachbardörfer angewiesen. Postwesen und Justizpflege wurden von dem nahen Kiebitzstädtchen Jever aus besorgt.

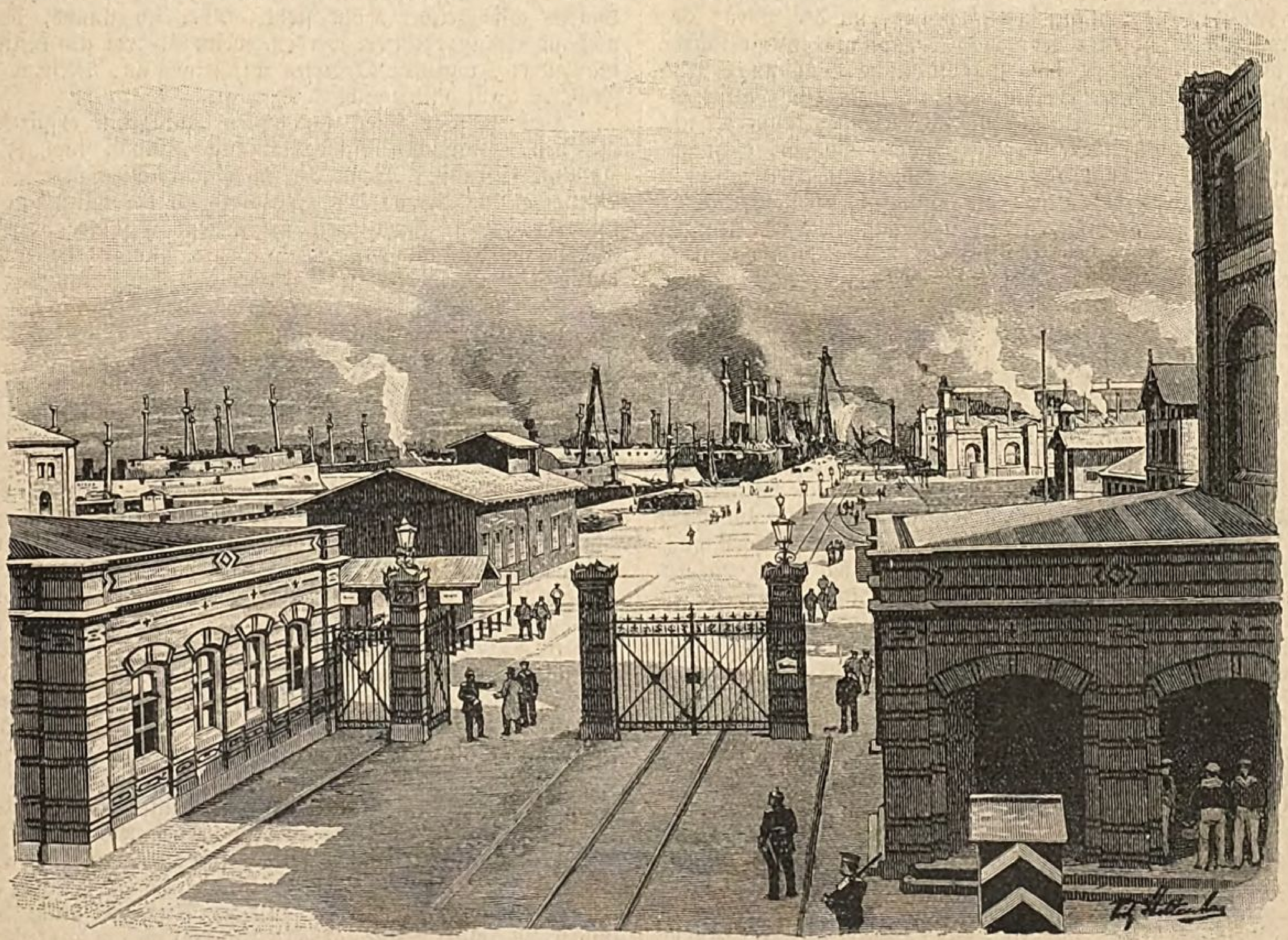
Erst am 1. April 1873 erhielt Wilhelmshaven nach Einverleibung der an die Stadt grenzenden oldenburgischen Vorstädte „Elsaß“ und „Lothringen“ städtische Verfassung. Ein im wesentlichen der hannoverschen Städteordnung folgendes Verfassungsstatut dient als Richtschnur für die städtische Verwaltung, die aus dem Bürgermeister und vier Ratsherren besteht, denen sich wiederum zwölf Bürgervorsteher zugesellen. Die Stadt wurde dem Amt (Kreis) Wittmund bezw. dem Regierungsbezirk Aurich zugeteilt.



Trockendock.

Heute hat die jüngste Stadt Deutschlands gar viele ihrer älteren Nachbarinnen um ein Bedeutendes überflügelt. Wer jetzt Wilhelmshaven betritt, glaubt sich in eine Großstadt versetzt. Durch die breiten, sauberen, geradlinigen Straßen, denen im Sommer saftiggrüne Alleen kühlenden Schatten spenden, flutet fast unablässig ein ansehnlicher Menschenstrom, der sich bald in die reich ausgestatteten Läden der Roonstraße, bald in die hübschen, in schmucke Gärten gebetteten Landhäuser der Adalbertstraße, bald auch in die drei oldenburgischen Arbeitervororte Bant, Heppens und Neuende ergießt. Mit diesen darf Wilhelmshaven, das heute über 20000 Seelen zählt, seine Einwohnerzahl auf beinahe 50000 beziffern. Das Herz der Stadt bildet die nach Osten mit dem Jadebusen in Verbindung stehende Werft, mit ihren großartigen Schwimm- und Trockendocks und ihren zahllosen Werkstätten. Im Westen breitet sich vor der Werft der schönste Schmuckplatz aus, der Friedrich Wilhelmsplatz, umsäumt von einem Kranze stattlicher Bauten: dem Amtsgericht, dem Landratsamt, dem Gasthof zur Burg Hohenzollern, dem Gymnasium, der Elisabethkirche, der Ratsapotheke, dem Postgebäude und daran anstoßend weiter zurück dem erst vor Jahresfrist bezogenen, stilvollen Rathaus. Nach Norden öffnet sich der Platz zur vornehmsten Straße, der Adalbertstraße, mit dem Denkmal des Prinzen Adalbert am Eingang und dem Stationschefgebäude (Kommandantur) im Hintergrund. Jenseit des letzteren dehnt sich der weite, gleichfalls vom Staat für seine Offiziere und Beamten geschaffene, jetzt aber allgemein zugängliche Park nebst Wasserturm. Der letztere liefert das Wasser für die staatliche Leitung, deren Mitbenutzung den Bürgern im Frieden gegen ein geringes Entgelt gestattet wird. Zwischen Park und Hafen ziehen der Werft entlang zwei Straßenzüge, die lediglich aus staatlichen Arbeiter- oder Beamtenhäusern bestehen. Vier bis zwölf Familien wohnen hier vereint in freundlichen, sauberen, alle Bequemlichkeiten gewährenden billigen Räumen. In der Verlängerung der beiden Straßen nach dem Hafen zu ragen die Kasernen für die Matrosendivision, und vor ihr die sogenannte „Tausend-Mann-Kaserne“, in welcher die Matrosenartillerie und das Seebataillon untergebracht sind, aus dem Häusermeer empor. Jenseit der Werft, zwischen dieser und der Jade, ist der Stadtteil Wilhelmshaven nach den Plänen der Admiralität erbaut.

Hier finden sich hervorragende Prachtbauten, die jeder Großstadt zur Zierde gereichen würden. In den Nebenstraßen begegnet man wieder staatlichen Bauten. Trotz der regen Bauthätigkeit der letzten Jahre übertreffen diese noch immer an Zahl die Privatbauten. Nach Westen wird die Stadt durch die früher oldenburgischen Viertel „Elsaß“ und „Lothringen“ abgegrenzt, die beide unmittelbar und ohne äußerlich erkennbare Grenze in das zum größten Teil aus staatlichen Arbeiter-Einfamilienhäusern bestehende oldenburgische Dorf Bant mit 9000 Seelen übergehen. Auch nach Norden berührt die oldenburgische Landesgrenze das Weichbild Wilhelmshavens. Dieses zählt heute zu den gesündesten und saubersten Städten im Deutschen Reich, und man



Blick auf die Werft.

sollte es nicht für möglich halten, daß das alles in dem überaus kurzen Zeitraum eines einzigen Vierteljahrhunderts aus trostlos ödem Sumpf und Sand erstanden ist. Die Gründung und das Wachstum von Deutschlands jüngster Stadt ist ein Werk von zielbewußter Kühnheit und zugleich ein Beispiel von zäher Ausdauer unter unerhörten Schwierigkeiten, ein Beispiel, welches wohl verdient, vom deutschen Volke im Gedächtnis behalten zu werden.

Ein Sonntagskind.

Zum fünfundzwanzigjährigen Schauspielerjubiläum Alexander Girardis.

(Mit Bildnissen S. 389.)

Im Süden der Steiermark, unweit von Kroatien, liegt ein Kurort, der heißt Rohitsch-Sauerbrunn, oder, wie ihn Sanitätsrat Dr. Hoisel gern nennen hört, das „steirische Karlsbad". Dort stand vor 25 Jahren noch kein Theater und heute steht gleichfalls noch keins dort. Aber wie heute gaben schon vor 25 Jahren wandernde Truppen im Kursaal ihre Vorstellungen — zur Kurzweil eines „hohen Adels und der übrigen Kurgäste".

In Graz, der steirischen Hauptstadt, lebte vor einem Vierteljahrhundert ein junger Schlossergeselle. Den überkam die Lust zum Theater. Nachdem er auf einer Liebhaberbühne Blut geleckt hatte, war seine Begierde nicht mehr zu stillen. So verließ er denn eines Tages Hammer und Ambos und wanderte südwärts. In Rohitsch-Sauerbrunn, dem steirischen Karlsbad, durfte er sich schon Berufsschauspieler nennen. Dort las er — am 12. Juni 1869 — mit stiller Seligkeit seinen Namen zum erstenmal auf einem wirklichen Theaterzettel. Dieser Name hieß Alexander Girardi.

Der nächste Sommer fand den jungen Komiker schon im richtigen, im „böhmischen" Karlsbad, und nach kurzem Aufenthalte in Salzburg und Ischl wurde er im Jahre 1871 für das damalige Strampfertheater in Wien angeworben. Josephine Gallmeyer, Felix Schweighofer und Alexander Girardi wirkten nun hier als ein lustiges Kleeblatt; aber während sich Schweighofer seine Erfolge von jeher durch bewußte künstlerische Arbeit verdient hat, brauchten die Gallmeyer und Girardi nur zu kommen und gesehen zu werden, um zu siegen. Die geniale „Pepi" hat sich von ihren Erfolgen völlig berauschen lassen. Mit tollem Uebermut ist sie lachend durchs Leben getanzt, gleichsam der Welt die Zunge herausstreckend — Girardi besitzt ein Bild von ihr in dieser Stellung — und sie hat es so lange getrieben in ihrem genialischen Leichtsinn, bis sie tragisch zu Grunde ging. Der lustige „Xandl" hingegen hat den Bogen nie zu straff gespannt, ist einfach geblieben in seinen Sitten, hat seine Vergangenheit als Schlosserlehrling niemals verleugnet; ohne sich damit zu brüsten, war er stets hilfreich gegen arme Freunde, stets dankbar gegen seine Gönner, hat seine Pflichten als Sohn, als Bürger und als Künstler allezeit erfüllt, hat mit der Volksgunst nie gespielt und hat sie deshalb nicht verscherzt.

Seit zwanzig Jahren gehört Alexander Girardi dem „Theater an der Wien" als Mitglied an; seit zwanzig Jahren verbürgt sein Name auf dem Zettel ein gut besuchtes Haus. Seit mehr als zwanzig Jahren ist Girardi ein Liebling der Wiener; seit jeher ist er ein Sonntagskind. Und wenn er anfangs etwa nur als stimmbegabter Spaßmacher gelten durfte, gebührt ihm heute als einem echten, wahrhaftigen Künstler unsere Bewunderung.

Als ich vor etwa zwölf Jahren Girardi kennenlernte, bewohnte er mit seinem alten Mütterchen ein paar niedrige, schmucklose Zimmer in einem Wiener Vorstadtgasthofe. Erst als er nach dem Abgange des Direktors Steiner selbst in die Leitung des „Theaters an der Wien" berufen wurde — eine Würde, die er sehr bald darauf als lästige Bürde wieder von sich warf — bezog er eine großstädtische Wohnung. Und heute, nachdem er sich die berühmte Schauspielerin Odilon zur Gattin erwählt, bewohnt Girardi ein Künstlerheim, wie es reizender kaum gedacht werden kann. An den Wänden seines Arbeitszimmers hängen, dicht gedrängt, Maskenbilder der Komiker Nestroy, Scholz und Beckmann in ihren hervorragendsten Charakteren. Und die Bildnisse berühmter Tragöden unserer Zeit mit ihren Widmungen beweisen, daß diese den heiteren Berufsgenossen voll zu schätzen wissen. Der Wiener Lustspieldichter Eduard v. Bauernfeld schrieb unserem Künstler mit zitternder Hand das Verslein:

„Ein guter Komiker ist rar,
So ein Charakteristiker nun gar!"

Noch andere Ritter vom Geiste sind in Girardis Bildergalerie vertreten: zahlreiche Schriftsteller und Tondichter, deren Werken er zum Siege verholfen hat, von Rubinstein finden wir ein karikiertes Bildnis mit eigenhändiger Widmung. Eine andere Karikatur erregt besondere Aufmerksamkeit; sie entstammt der Meisterhand des Walzerkönigs Johann Strauß.

Aber in so viel heitere Erinnerungen mischen sich auch wehmütige. Solche werden vor allem wachgerufen durch ein Reliefbild von Girardis Mutter, bei dessen Anblick der Künstler Trost in dem Gedanken schöpfen mag, daß er bis ans Ende alles gethan hat, was in seinen Kräften stand, um der guten alten Frau das Leben zu verschönern. Wehmütige Erinnerungen knüpfen sich auch an die Reliquien von Ferdinand Raimund und an ein Bildnis des Komikers Matras, das dieser seiner Freundin Gallmeyer zum Geschenk machte, als sein Geist schon umnachtet war. Eine der besten Rollen des verewigten Matras war der Schuster Weigel in dem Volksstück „Mein Leopold" — ein Charakter, den seither auch Girardi meisterhaft dargestellt hat — und ergreifend wußte Matras das kleine Couplet vorzutragen mit dem Refrain „So einfach und bescheiden!" Dessen gedachte nun der Arme, als er, des Verstandes beraubt, sich mühte, eine Widmung auf sein Bild zu schreiben. In stolpernder Schrift, mit mehrfacher Verbesserung finden wir ein paar gänzlich sinnlose Zeilen hingekritzelt, dann aber zum Schluß: „So einfach und bescheid . . ."

Mitten im Worte bricht die Widmung ab.

Es scheint mir bezeichnend für Girardis menschliche Eigenart, daß er neben zahllosen Zeichen seiner Triumphe auch einem solchen Memento in seinem Arbeitszimmer Platz gewährt: einer Mahnung, über die glanzvolle Gegenwart der ungewissen Zukunft nicht zu vergessen. Das Alter wird ihn wohlgerüstet finden, und als Greis wird er noch Freude haben an den Beweisen von Liebe und von Bewunderung, die heute schon in seiner Wohnung zuhauf gestapelt sind. Dem Kunstgewerbe hat der einstige Schlossergeselle Arbeit genug vermittelt. Girardis Masken gaben den Vorwurf zu reizvollen Werken der Kleinkunst in Terrakotta, in Gold und in Silber. Sein Bildnis ziert allerlei Dosen; selbst auf Wandschüsseln finden wir seine Züge verewigt. Einen eigenen Kasten füllen die Cigarrentaschen, die ihm von Mitgliedern des Kaiserhauses, sowie von zahlreichen Freunden verehrt worden sind. Künstlerisch ausgestattete Adressen und silberne Lorbeerkränze ergänzen das Museum des Künstlers. Eine Fülle reichgezierter Bandschleifen zeugt von der Leistungsfähigkeit des Wiener Stickereigewerbes. Die Goldschmiedekunst ist vertreten durch vielgestaltiges Schmuckgerät, auch durch die Orden, die dem Komiker verliehen worden sind und denen sich nunmehr die goldene Salvatormedaille der Stadt Wien zugesellt hat. Mitten unter diesen Trophäen einer ruhmvollen Künstlerlaufbahn finden wir die Mütze, die Girardi als Schlosserlehrling getragen, den Ambos, auf dem er gehämmert, und eine Eisenstange, die er geschmiedet hat.

Um den Wienern die Freude zu gewähren, ihren Lieblingskomiker auch einmal in der Schlosserwerkstatt zu sehen, hat man vor Jahren eine Operette verfaßt, die den Titel „Der Schlosserkönig" führt. Girardi spielt darin einen Schlosser, der mit theatralischer Geschwindigkeit zum König befördert wird. Das entbehrte zwar nicht eines persönlichen Reizes, aber zu den großen Künstlerthaten Girardis darf die Operettenfigur nicht gerechnet werden, so wenig, wie seine Leistung im „Sonntagskind"; doch da er selber ein Sonntagskind ist, sei auch seine Maske aus jener Operette vorgeführt.

Zu Girardis großen Kunstleistungen gehört vor allem der Valentin im „Verschwender". Das unvergänglich schöne Zaubermärchen Ferdinand Raimunds wurde auch bei der Jubiläumsvorstellung am 31. Mai zu gunsten des Wiener Schriftsteller- und Journalistenvereins „Concordia" aufgeführt. Diese Wahl ehrt unseren Künstler. Denn die Rolle des Valentin bietet keine Gelegenheit, die schauspielerische Wirkung in billigen Kunstgriffen zu suchen, sie erfordert vielmehr echten Humor, künstlerische Einfachheit und weise Mäßigung. Girardi erfüllt diese Forderungen. Seine Darstellung ist die eines wahrhaftigen Volksschauspielers im besten Sinne des Wortes. Gleiches gilt von seinem Schuster Weigel in „Mein Leopold" von L'Arronge. Das Protzentum des unwissenden Emporkömmlings vermittelt er uns ebenso glaubwürdig wie die Reue des schwer geprüften Greises.

Wer den Künstler in derartigen Charakterrollen gesehen und bewundert hat, mag es kaum für möglich halten, daß er als jugendlicher Gesangskomiker auf gleicher Höhe steht. Aber ich glaube, der verbissenste Hypochonder muß erheitert werden, wenn Girardi als lustiger „Vogelhändler" in Zellers sanglicher Operette mit seiner aus tiefstem Innern quellenden Frohlust „alle miteinander" begrüßt.

Den größten Sieg im letzten Jahrzehnt erspielte sich der Jubilar mit dem ungarischen Schweinezüchter Zsupan im „Zigeunerbaron" von Johann Strauß. Wenn die melodienreiche Operette mehr als hundert Mal über die Bretter des „Theaters an der Wien" gegangen ist, so hat Girardi seinen guten Teil an diesem Erfolge. Seine groteskkomische Maske wurde glaubhaft durch ebenso humorvolle als naturtreue Darstellung. Auch die jüngste Operette des Walzerkönigs, „Fürstin Ninetta", gab unserem Komiker wieder Gelegenheit, sich in der ganz eigenartigen Figur des Kassim Pascha auszuzeichnen, dessen Maske wir gleichfalls vorführen. Von andern Operettencharakteren sind noch „Der arme Jonathan", „Rip-Rip" und der „Hofnarr" hervorzuheben. In den beiden letztgenannten Operetten fand unser Komiker auch tragische Accente. Als Hofnarr zeigte er den Meister der Deklamation; als Rip-Rip stellte er eine König Lear-Gestalt auf die Bühne.

Daß Girardi gute Masken zu machen versteht, erkannte man recht deutlich, als er in dem Potpourri „Die Wienerstadt in Wort und Bild" fünf verschiedene Rollen spielte: einen Kraftmeier, einen Gigerl, einen Wiener „Pülcher" (Wegelagerer, Strolch, mit dem Nebenbegriff der Ungefährlichkeit), einen Sicherheitswachmann und einen alten Offizier. Neben mir saß ein biederer Provinzler, der in jedem Bilde die Frage an mich richtete: „Wer ist denn dieser Schauspieler?" Er wurde grob, als meine Antwort immer wieder lautete: „Girardi".

Den Wienern freilich ist der jugendliche Jubilar vornehmlich deshalb so lieb und wert, weil er trotz aller Verwandlungsfähigkeit, trotz allen Eindringens in verschiedene Charaktere doch seine Natürlichkeit und seine Eigenart nicht preisgiebt. Und darin liegt das Kennzeichen für eine starke schauspielerische Persönlichkeit, daß der Künstler die Wirkungen des Scheines erreicht, ohne sein eigenes Ich zu verleugnen. Girardi verirrt sich nicht in leerer Künstelei; immer wieder schöpft er aus den Quellen der Natur, wie sie sich im Wienerischen Volkstum offenbart. Wer also diesen Komiker nicht begreift, der hat das Wiener Volkstum nicht begriffen. Mag es immerhin solche Leute geben: Girardi sei und bleibe ein Liebling der Wiener — ein echtes Sonntagskind.

Gerhard Ramberg.

Buchstaben und Nerven.

Hygieinische Skizze von C. Falkenhorst.

Mit der Zunahme der Volksbildung sind Lesen und Schreiben zu unentbehrlichen, ja selbstverständlichen Fertigkeiten des Kulturmenschen geworden. Die Zahl der „Analphabeten", d. h. derer, die diese Fertigkeiten nicht besitzen, schmilzt von Jahr zu Jahr zusammen, jedes Kind muß lesen und schreiben lernen. Das ist ein großer Kulturfortschritt, der tausendfachen Segen mit sich bringt; aber wie alles in der Welt, hat er auch seine Schattenseiten.

Wie leicht auch Lesen und Schreiben nach einmal gewonnener Uebung erscheinen mögen, sie sind doch eine Arbeit, welche Auge und Gehirn, ja den gesamten Menschen in hohem Maße anstrengt. Die Schäden des Lesens und Schreibens sind auch nicht spurlos an den Menschen vorübergegangen: ihnen haben wir in erster Linie die Zunahme der Kurzsichtigkeit, der Verkrümmungen der Wirbelsäule und die Vermehrung verschiedener nervöser Leiden zuzuschreiben. Die Gesundheitslehre hat darum seit geraumer Zeit auf diese so wichtigen Thätigkeiten des heutigen Menschen ihre Aufmerksamkeit gelenkt, eine Physiologie des Lesens und Schreibens zu schaffen gesucht. Durch Erteilen guter Ratschläge ist sie eifrig bestrebt, namentlich in der Schule zweckmäßige Schreib- und Lesemethoden einzuführen und so die gesundheitlichen Schäden zu mildern. Soweit der Schutz des Auges und des Rückgrats in Frage kommt, ist auf diesem Gebiete viel geleistet worden. Geklärt sind aber die Ansichten noch keineswegs, denn gerade gegenwärtig streitet man über die Vorzüge der Steilschrift im Vergleich zu der allgemein üblichen Schrägschrift.

Gar wenig erforscht sind aber bis jetzt die Wirkungen des Lesens und Schreibens auf das Nervensystem, und doch ist es notwendig, nicht nur das Auge, das Rückgrat und die Hand, sondern auch das Gehirn vor Ueberanstrengung zu schützen — notwendig namentlich in einer Zeit, in welcher über die Zunahme nervöser Leiden so viel geklagt wird.

Leute, die nur zum Vergnügen, zu ihrer Erholung lesen, werden vielleicht darüber lächeln, daß man von der „schweren Arbeit" des Lesens spricht; Menschen, die berufsmäßig lesen und studieren müssen, wissen dagegen aus Erfahrung, daß durch diese Thätigkeit nicht nur das Auge, sondern auch der Geist ermüdet wird, und zwar in weit höherem Maße als durch das Schreiben. Kein Wunder! In wenigen Minuten durchfliegen wir die Spalte einer Zeitung; sie mag einen dürftigen Inhalt aufweisen, der wenig zu denken giebt, und doch haben wir in diesen wenigen Minuten eine höchst verwickelte, bei näherem Nachdenken staunenerregende Arbeitsleistung vollbracht. Auf dieser Spalte stehen Tausende von Buchstaben, die in ihren Gruppen Worte und fernerhin Sätze ergeben. Wir haben diese Buchstaben sehen und unterscheiden müssen, bevor wir den Sinn auffassen konnten. Tausende von Eindrücken sind in dieser kurzen Zeit durch das Auge in unser Gehirn gestürmt und diese „Lesereize" haben dort Tausende von Vorstellungen geweckt, die wir zu Sätzen, zu Gedanken geordnet haben.

Man hat wiederholt versucht, festzustellen, wie rasch wir lesen können. Der berühmte Physiologe Preyer hat gefunden, daß er von einem in seiner Muttersprache gedruckten Buche beim schnellsten Lesen in einer Sekunde 30 bis 31 Buchstaben aufzufassen vermochte, eine Wahrnehmung, die auch von Grashey und Wernicke bestätigt wurde, indem sie ermittelten, daß beim schnellsten Lesen auf je einen Buchstaben im Durchschnitt die Zeit von $^3/_{100}$ Sekunden verwendet wurde. Diese Geschwindigkeit gilt aber nur für das Lesen in der Muttersprache; als Preyer Englisch las, faßte er nur 28 Buchstaben auf, im Französischen brachte er es auf 22, von der altgriechischen Schrift endlich vermochte er nur 15 Buchstaben in der Sekunde zu bewältigen.

Die Leichtigkeit, mit der wir zu lesen vermögen, wird aber auch durch die äußere Form der Buchstaben in hohem Maße beeinflußt; denn die Lesbarkeit der einzelnen Buchstaben ist sehr verschieden.

Dem Amerikaner James Mac Keen Catell gebührt das Verdienst, diese hochwichtige Frage durch eine Reihe mühevoller, 15000 Einzelbeobachtungen umfassender Versuche im Laboratorium von Professor Wundt in Leipzig in sehr lehrreicher Weise beleuchtet zu haben. Unter Zuhilfenahme sinnreicher Einrichtungen wurden einzelne Buchstaben dem Leser $^1/_{100}$ Sekunde lang sichtbar gemacht — selbstverständlich, ohne daß dieser wußte, welcher Buchstabe ihm erscheinen würde; er sah hin, gab an, was er gesehen und erkannt hatte; seine Treffer und Fehler wurden aufgeschrieben und so entstanden Listen für die Lesbarkeit der Buchstaben verschiedener Alphabete.

Am ausführlichsten wurden die großen lateinischen Buchstaben geprüft und es stellte sich heraus, daß unter 270 Versuchen W 241 mal, E dagegen nur 63 mal richtig erkannt wurde. W, Z, M, D waren die vier lesbarsten, F, U, J, E die vier am wenigsten lesbaren Buchstaben. Aehnliche Ergebnisse lieferten die Proben mit den kleinen lateinischen Buchstaben; unter 100 Versuchen wurde d 87 mal, k 84 mal, m 79 mal richtig gelesen, während dies bei c nur 34 mal und bei s nur 28 mal der Fall war. Sehr unlesbar erwies sich die deutsche Schrift. Von den kleinen Buchstaben erzielte w die meisten Treffer, denn es wurde unter hundert Fällen 42 mal richtig gelesen; bei f war dies nur 10 mal, bei i sogar nur 6 mal der Fall. Was die Lesbarkeit der einzelnen Buchstaben beeinträchtigt, ist nicht nur ihre Form, sondern auch die Aehnlichkeit mit anderen Buchstaben. So wurden die lateinischen Buchstaben O, Q, G und C oft miteinander verwechselt, während das deutsche i 11 mal als l, 10 mal als t, 5 mal als k und je 3 mal als x, f oder r gelesen und t 10 mal als k, 7 mal als l und 3 mal als r aufgefaßt wurde. Zu ähnlichen Verwechslungen gab auch die Gruppe der schlanken kleinen lateinischen Buchstaben i j l f t Anlaß.

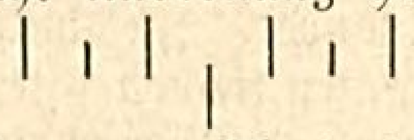
Diese Fehler und Verwechslungen begehen wir tagtäglich beim Lesen, nur berichtigen wir sie schleunigst im Geiste, wenn wir merken, daß die herausgebrachten Worte keinen Sinn ergeben. Zunächst vollziehen sich die Richtigstellungen mit blitzartiger Geschwindigkeit, so daß sie uns gar nicht zum klaren Bewußtsein kommen; aber das Lesen wird infolgedessen doch anstrengender. Diese Berichtigungen nehmen verschwindend kleine Zeiträume in Anspruch, wenn wir aber die Tausendstel und Hundertstel von Sekunden zusammenrechnen wollten, so würden wir über die Größe der Zeit staunen, die wir tagtäglich vergeuden müssen, um uns in einem mangelhaften Alphabet zurechtzufinden. Und nicht nur die Zeit kommt dabei in Betracht! Wir verschwenden auch eine große Summe geistiger Kraft, strengen das Gehirn an, um zwischen den Fallen durchzuschlüpfen, die uns von den leicht zu verwechselnden Buchstaben gestellt werden.

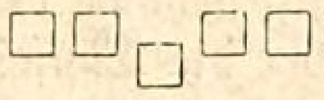
Diese Fallen sind darum besonders lästig, weil wir in der Regel nicht buchstabierend, sondern erratend lesen. Hat der Blinde seine betastbare Schrift vor sich, so eilt er mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand voraus, um die Worte abzugrenzen, während die entsprechenden Finger der linken Hand über die Punkte gleiten und buchstabieren; aber nur ein Teil der Buchstaben wird dabei betastet, der Rest wird erraten. Ebenso gleitet das Auge des Sehenden über die Schriftzeichen hin, greift die auffallendsten Buchstaben heraus und aus diesen Eindrücken sucht der Geist das Wort zu ergänzen. Je mehr verwechselbare Buchstaben in einer Schrift vorhanden sind, desto mehr Irrtümern sind wir bei dem Raten ausgesetzt, desto mehr unnötige Arbeit muß unser Gehirn verrichten, und das ergiebt ein Mehr von Leistung, eine Summe von Vergeudung an nervöser Kraft, die in einer Zeit, wo an das Nervensystem die höchsten Anforderungen gestellt werden, schwer ins Gewicht fällt. Es wäre gewiß von unberechenbarem Vorteil, wenn man diesen Teil der Lesearbeit vereinfachen, die Fehlerquellen verringern könnte.

Mit Recht dringt man darauf, daß die Schrift eine bestimmte Größe habe, daß der Druck klar sich vom Papier abhebe; nun steht man vor der wichtigen Frage, ob man auch eine Aenderung der gegenwärtig gebräuchlichen Alphabete zum Heile des überbürdeten Gehirnes fordern solle. Das ist eine schwerwiegende, tief eingreifende Frage, die nicht in einigen Jahren und nicht in einigen Jahrzehnten gelöst werden kann, aber schließlich doch im Sinne der Reform gelöst werden wird.

Die Lautsinnbilder, welche die Menschen als Schriftzeichen benutzen, sind mangelhaft. Das ist durchaus nicht wunderbar, denn wir benutzen noch immer uralte Schriftzeichen. Die Erfinder der alten Alphabete hatten die erste Schwierigkeit besiegt, indem sie überhaupt Lautsinnbilder erfanden. Dieselben waren ursprünglich nur das geistige Gut eines auserlesenen Kreises, Lesen und Schreiben zählten nicht zum täglichen Handwerk. Jetzt ist das

anders geworden; nachdem das Lesen im Laufe der Zeit zum gewöhnlichen täglichen Bedürfnis geworden ist, wird auch der Wunsch rege, es leichter zu gestalten. Den alten Alphabeten fehlen leitende Gesichtspunkte, sie sind ein reines Werk der Willkür; die Lautzeichen der Zukunft werden sich den Gesetzen anpassen, nach welchen wir überhaupt Zeichen mit dem Gesichtssinne wahrnehmen und auffassen. Betrachten wir diese Gesetze näher, so enthüllen sich uns von selbst die Grundlinien eines Alphabets der Zukunft.

Vor einiger Zeit haben Goldscheider und Müller in Berlin sehr lehrreiche Beiträge zur „Physiologie des Lesens" veröffentlicht. In ihren Versuchen machten sie verschiedene Zeichen und Buchstaben gleichfalls $^1/_{100}$ Sekunde lang den Blicken des Lesers sichtbar. Zunächst richteten sie ihre Beobachtungen auf die Wahrnehmbarkeit gerader Striche, und es stellte sich heraus, daß vier Striche, die in beliebiger Anordnung zu einander gestellt waren, bei einmaliger Betrachtung in der Zeit von $^1/_{100}$ Sekunde richtig erkannt wurden. Wurden fünf Striche vorgeführt, so konnte der Leser sie nicht sofort erkennen; in seinen Angaben über das, was er gesehen, machte er nach der erstmaligen Beobachtung Fehler, die er erst bei der zweiten oder dritten Beobachtung verbessern konnte. Die Unsicherheit der Auffassung wuchs mit der Zunahme der Zahl der Striche; es ist aber hervorzuheben, daß mehr als vier Striche auf den ersten Blick von $^1/_{100}$ Sekunde Dauer richtig erkannt werden konnten, sobald sie eine symmetrische Anordnung hatten, wie z. B. die nachfolgenden sieben Striche: 

Quadrate von gleicher Größe waren schwieriger als Striche zu erkennen, indem bei einmaliger Beobachtung nur 2 bis 3 Quadrate sofort in ihrer Zahl und gegenseitigen Anordnung richtig aufgefaßt wurden. Mehr Quadrate konnten erst nach mehrmaliger Beobachtung richtig erkannt werden, wohl aber sofort auf den ersten Blick, wenn sie in eine symmetrische Anordnung gebracht wurden, wie z. B. die nachfolgenden 5 Quadrate: 

Wir erfahren daraus, daß das Gesicht ähnlich auf Eindrücke reagiert wie das Gehör: mehr als 4 bis 5 Schalleindrücke kann man nicht richtig schätzen, wenn sie in sehr kleinen gleichmäßigen Zwischenpausen aufeinanderfolgen; wohl aber gelingt uns dies, wie Wundt nachgewiesen hat, selbst bei 40 aufeinanderfolgenden Glockenschlägen, sobald sie symmetrisch geordnet werden oder rhythmische Gruppen bilden.

Diese Thatsachen sind sehr beachtenswert.

Wir bedienen uns heute des Rhythmus nur in der Kunst, in der Poesie; im täglichen Leben hat er keine praktische Bedeutung. Und doch hat er einmal eine solche gehabt, in der alten Vorzeit, da die Schrift noch nicht erfunden oder noch nicht volkstümlich geworden war. Vor der Erfindung der Schrift mußte das Gedächtnis mehr als heute in Anspruch genommen werden; was wir heute in Büchern für spätere Geschlechter niederlegen, mußte früher im Gedächtnis der Menschen fortleben. Da erwies sich die rhythmisch gebundene Sprache als ein großes, bewundernswertes Hilfsmittel. In rhythmischen Gesängen pflanzten sich Volkssagen und Heldengeschichten von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, bis sie niedergeschrieben und schließlich gedruckt werden konnten. Heute hat der Schiffskapitän ein geschriebenes Verzeichnis der Waren, die er auf seinem Schiffe führt; die ältesten Händler im Mittelländischen Meere pflegten das Warenverzeichnis im Kopfe zu tragen; sie, die nicht schreiben konnten, dichteten für die Handelsfahrt das Verzeichnis in der ihnen geläufigsten rhythmischen Form. Diese Hilfsmittel sind überflüssig geworden, seitdem die Menschen sich auf ihre Bücher und Zettel verlassen können, die sie in feuersicheren Schränken aufbewahren oder durch den Druck vervielfältigen.

Die lesende Menschheit erstrebt indessen eine höhere Kulturstufe; immer größer wird der Gesichtskreis, der sich ihrem Geiste eröffnet, immer höher werden die Ansprüche, welche an das Gehirn, an die geistige Thätigkeit gestellt werden, und so entsteht der Wunsch, die häufigsten geistigen Bethätigungen einfacher, weniger mühevoll zu gestalten.

Betrachten wir nun von diesem Standpunkte unsere Buchstaben, unsere Lautsinnbilder. Wie schon gesagt, sind sie durch kein einheitliches Gesetz geordnet, vielmehr reine Erzeugnisse der Willkür. Im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende hat man sie geändert, aber beileibe nicht verbessert. Betrachten wir nur die lateinische Schrift! Wie wissenschaftliche Versuche lehren, erkennen wir die Buchstaben wesentlich an den dicken Linien. Das alte Alphabet der Römer hatte lauter dicke Linien — wir haben die Schriftzeichen vielfach zierlicher gemacht und wenden beim Druck Zusammenstellungen von dicken und dünnen Linien an, aber dadurch erschweren wir dem Auge das Erkennen der Buchstaben und machen uns das Lesen schwerer. Man hat im Mittelalter das lateinische Alphabet verschönern wollen und hat die deutsche Frakturschrift geschaffen, die im gesundheitlichen und praktischen Sinne einen Rückschritt bedeutet. Da wir mehr als unsere Vorfahren lesen müssen, so empfinden wir jetzt die Uebelstände der Schrift und möchten sie, kurzsichtig und nervös geworden, verbessern, möchten das Auge und das Gehirn von aller unnötigen Arbeit entlasten.

Man hat vorgeschlagen, die schwer lesbaren und leicht zu verwechselnden Buchstaben durch andere, deutlichere zu ersetzen.

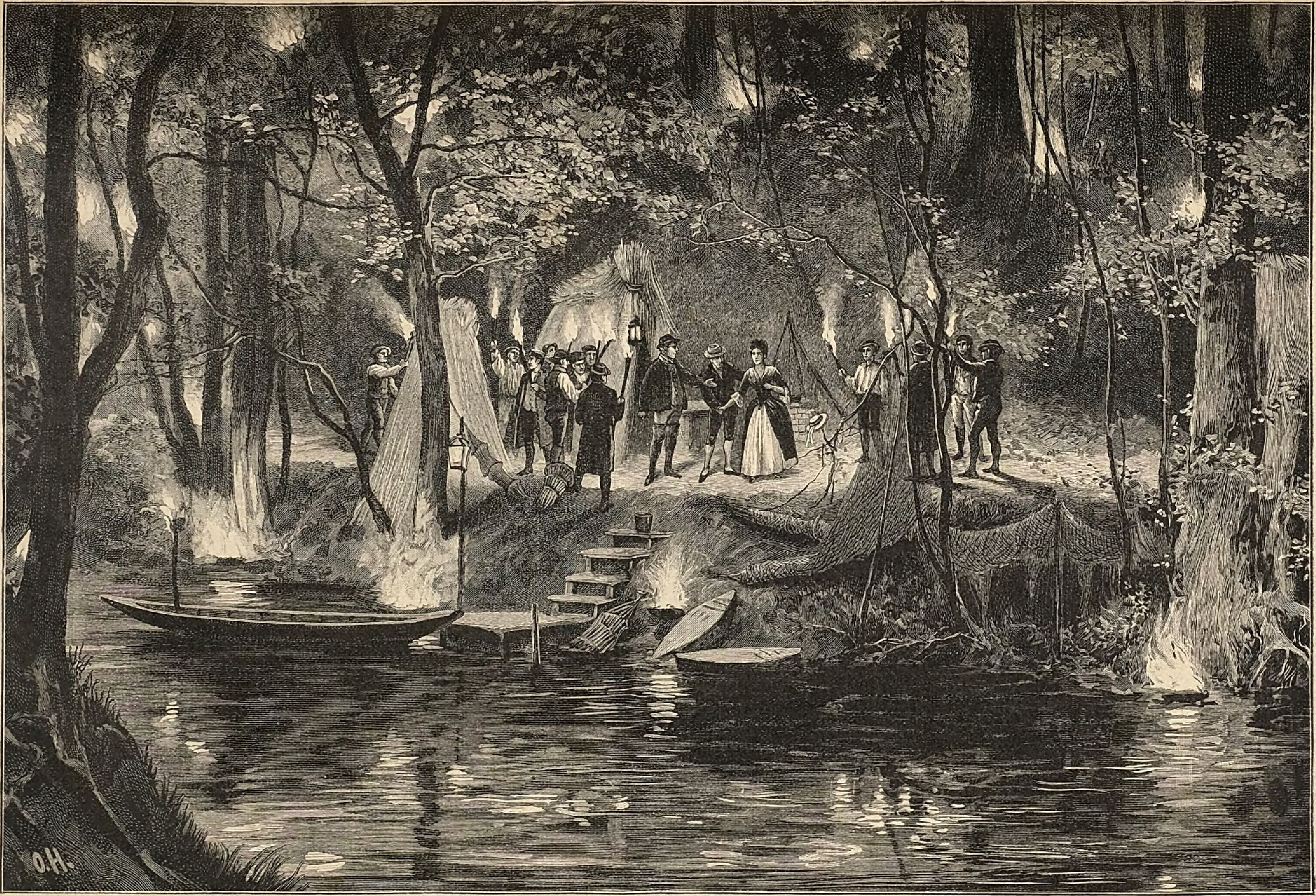
In welcher Weise müßte dies geschehen? Durch willkürliche Abänderungen wird wenig erreicht. Wie die Urvölker die Sprache in rhythmische Formen zu zwingen wußten, so werden wir in die regellosen Buchstaben Symmetrie hineinbringen müssen; denn die neueren Forschungen haben, wie oben ausgeführt, das Gesetz enthüllt, daß durch Symmetrie die Auffassung vielfacher und verwickelter Gesichtseindrücke erleichtert wird. Auch die Verlängerung der Buchstaben über oder unter die Schriftlinie dürfte in einem verbesserten Alphabet nicht so regellos und willkürlich sein, wie dies in dem heutigen der Fall ist.

Bevor aber solche Aenderungen mit Aussicht auf Erfolg vorgeschlagen werden, muß die noch vielfach dunkle Wissenschaft von der Natur des Lesens weiter ausgebaut werden; dann wird ihr wohl auch mit der Zeit eine Lösung der Frage gelingen. Wir glauben nicht, daß die Mitlebenden die vollen Früchte dieser Arbeit ernten werden, die alten Alphabete werden uns und unsere Kinder überdauern; aber unsterblich sind die heute herrschenden Buchstaben nicht; sie haben ihre Vorgänger gehabt und sie werden einmal dem vollendeteren praktischeren symmetrischen Alphabet der Zukunft weichen müssen.

Aber wir sollten nicht vergessen, daß im Rahmen der heute gegebenen Schrift sich manche Verbesserung anbringen ließe, welche beim Lesen eine Ersparnis an Nerven- und Geisteskraft zur Folge haben würde. Wir lassen die Ersetzung der deutschen Schrift durch die leserlichere lateinische unerörtert, die Frage ist oft besprochen, aber leider nicht immer von rein gesundheitlichem und praktischem Standpunkte entschieden worden. Aber man sollte wenigstens beachten, daß der Gebrauch zweier Arten von Buchstaben, großer und kleiner, Auge und Gehirn eher anstrengt als entlastet, man sollte nicht vergessen, daß alle Verzierungen und Schnörkel der Auffassung in hohem Grade hinderlich sind, ebenso, daß dünne Linien das Erkennen der Buchstaben erschweren. Auch einer zweckmäßigen Abänderung der leicht zu verwechselnden Buchstaben würde nichts im Wege stehen. O und Q werden so oft verwechselt; wenn wir anstatt Q als neues Zeichen **Φ** wählen würden, würde die Verwechslung mit O, C und G geradezu ausgeschlossen sein, und doch würde es sich dabei nur um eine zweckmäßige Verlegung des Querstriches in dem Buchstaben Q handeln. A wird, wie die Versuche von Catell ergaben, sehr häufig mit X, V und N verwechselt. Daran ist der Umstand schuld, daß diese vier Buchstaben eine gleich geneigte dicke Linie haben, die am meisten auffällt, während die dünnen Linien übersehen werden. Diese Irrungen würden vermieden werden, wenn man den Buchstaben mit zwei dicken Schenkeln **A** drucken wollte, denn dann würde der Eindruck des dem A eigentümlichen Winkels beim ersten Blick vorwiegen.

Es kommt aber nicht nur auf die Gestalt der Buchstaben, sondern auch auf deren Gruppierung zu Wörtern an. Goldscheider und Müller stellten fest, daß man vier Buchstaben bei einmaliger Betrachtung von $^1/_{100}$ Sekunde Dauer richtig erkennen konnte, selbst wenn sie keinen Sinn ergaben, wie z. B. m r i n. Sollten fünf Buchstaben in derselben Zeit gelesen werden, so wurden bereits Fehler gemacht, selbst wenn die Buchstaben ein Wort ergaben. Je länger das Wort war, desto größer wurden die Schwierigkeiten des Erkennens. Das Wort erblich wurde bei der ersten Betrachtung erblio, bei der zweiten erblic und erst bei der dritten richtig gelesen.

Beim Lesen von Wörtergruppen oder Sätzen wurde die Beobachtungszeit auf $^3/_{100}$ Sekunden erweitert. „Eintritt streng verboten" wurde von sämtlichen Versuchspersonen beim ersten Male richtig gelesen, also konnten 22 Buchstaben in $^3/_{100}$ Sekunden erkannt werden. In Wirklichkeit aber wurde das Ganze erraten;



Die Aufführung von Goethes „Fischerin“ im Park zu Tiefurt am 18. Mai 1894.

Nach der Natur gezeichnet von O. Herrfurth.

denn eine der Versuchspersonen sah z. B. nur „streng“ deutlich; „verboten“ wurde annähernd erkannt und „Eintritt“ ergänzt.

Es ist bekannt, wie leicht Druckfehler übersehen werden, wenn man den Schriftsatz nach dem Sinne liest.

So wurde auch in einem der Versuche Goldscheiders das Bild

Brot- und
Kucken-
Bäckerei

auf $^{3}/_{100}$ Sekunden zu lesen gegeben. Alle lasen „Brot- und Kuchen-Bäckerei“ und fanden den Druckfehler erst beim achten Male heraus, als sie besonders aufmerksam gemacht wurden, daß sie nicht richtig gelesen hätten.

Vorwort
zur viert
Auftape

lautete eine andere Leseprobe. Gleich auf den ersten Blick lasen die Herren, mit denen die Probe vorgenommen wurde, richtig „Vorwort zur vierten Auflage“. Gefragt, was er gesehen habe, erklärte der eine, er habe ganz genau die Worte „Vorwort“ und „vierten“, von der dritten Zeile nur die Buchstaben A und l gesehen, daraus habe er „Auflage“ erraten und das Wörtchen „zur“ ergänzt. Er sah also in „vierten“ die Buchstaben en, die nicht da waren, und las l anstatt t.

Wir lernen daraus, daß beim Lesen unser Gehirn sich schöpferisch verhält, den ersten unvollkommenen Leseeindrücken wirft es sozusagen die Erinnerungsbilder der Wörter und ganzer bekannter Sätze entgegen und glaubt schon den Sinn erfaßt zu haben, wenn nur einige wichtige Punkte des Eindruckes oder Lesereizes und des Erinnerungsbildes sich decken.

Diese Versuche beweisen wieder, von welcher Bedeutung die Lesbarkeit der einzelnen Buchstaben für die Gehirnarbeit ist, aber sie lehren ferner, daß die Worte um so leichter aufgefaßt werden, je kürzer sie sind. Dies spricht wieder für die Vorzüge einer möglichst einfachen Rechtschreibung und für die Trennung zusammengesetzter Worte durch Bindestriche.

Doch das sollen nur Beispiele sein, wie man ohne tiefer gehende Eingriffe schon heute unsere Buchstaben und unsere Schreibweise verbessern, sie den Gesetzen der Wahrnehmung und Auffassung durch den Gesichtssinn anpassen könnte. Die Tragweite einer solchen zielbewußten Reform liegt auf der Hand; denn sie bedeutet für die lesende, ermüdete und nervöse Menschheit . . . Zeitersparnis und Entlastung des überbürdeten Gehirns.

Die Aufführung von Goethes „Fischerin“ im Park zu Tiefurt.

(Zu dem Bilde S. 401.)

Am Ausgange unseres Jahrhunderts hat Weimar ein anderes Gesicht als zu Anfang desselben. Damals war es die Stadt der Dichter — jetzt ist es längst die der Dichterforscher geworden. Sie ist der Sitz der Goethe- und Shakespearegesellschaft und der Schillerstiftung. Es werden in ihr stattliche Bauten aufgeführt für den schriftlichen Nachlaß der Dichterheroen, in denen später auch das winzigste mit Goethes, Schillers, Herders oder Wielands Schrift bedeckte Blättchen seinen würdigen Ruheort erhalten wird. In den Pfingstwochen namentlich scheint Weimar selbst die nahe Universitätsstadt Jena an wissenschaftlicher Bedeutung zu übertreffen. Da geben die Verwaltungen der Archive und Museen den von nah und fern herbeigeströmten Gästen Bericht über deren Stand. Es hebt ein mannhaft „Tagen“ an, die Luft ist mit Gelehrsamkeit förmlich gesättigt, nur an „des Lebens ernstes Führen“ wird geglaubt — wann ließe je strenge Philologie Frohnatur aufkommen?

Aber es lebt in Weimars Mauern noch ein anderes Völkchen, Maler, Musiker, Mitglieder der Bühne. In ihnen hat sich die Ueberlieferung der „Lustigen von Weimar“ fortgepflanzt. In ihren Kreisen kümmert man sich nicht um die meterlangen kritischen Sonden, die in die Shakespeare-, Goethe- und Schillerdramen versenkt werden. Zu gleicher Zeit, als Paul Heyse in geistsprühendem Vortrage tiefsinnige Erwägungen über die „Bühnenwirksamkeit“ der dramatischen Dichtungen Goethes anstellt und in Bezug auf die kleineren Dichtungen zu verneinenden Ergebnissen kommt, trifft man dort Vorbereitungen zu einem Plan, der nichts Geringeres bezweckt, als auf der geschichtlichen Stelle, wo Goethe mit Corona Schröter vor mehr als hundert Jahren die Fischerin aufführte, eine Wiederholung dieser Aufführung zu veranstalten und sie mit einem Festzuge einzuleiten.

Festzüge und Naturtheater — zwei echt Goethesche Gedanken decken sich mit diesen Worten. Es war für Goethe immer ein besonderes Vergnügen, große kostümierte „Kavalkaden“ zu erfinden und zu leiten; Weimar, Belvedere und Tiefurt waren Zeugen solcher Spiele. In Belvedere besaß man ein Naturtheater, dessen Coulissen aus grünen, beschnittenen Hecken bestanden, in Tiefurt mußte die Natur selbst die Scene für Liederspiele abgeben.

Es war in der Nacht vom 22. auf den 23. Juli 1782, in der Goethes „Fischerin“, das „Wald- und Wasserdrama“, wie es auf dem Titel der damals erschienenen Ausgabe genannt ist, zum erstenmal aufgeführt wurde. Die Handlung spielte sich am Ufer der Ilm ab. Diese durchfließt den Park in einem Bogen. Diesseit desselben dehnen sich die Parkanlagen aus, jenseits erhebt sich, unmittelbar aus dem Flußbette aufsteigend, ein steiler bewaldeter Bergrücken. Hier nun, etwa in der Mitte des Bogens, hatte man zur damaligen Zeit Fischerhütten errichtet und einen Herd mit allerlei Hausrat aufgestellt. Der ansteigende Hintergrund und das noch weit verfolgbare Flußufer dienten zum „wohlmotivierten Rembrandtschen Beleuchtungseffekt“. Eine Mooshütte, deren Wand gegen das Wasser zu ausgebrochen war, hatte man zum Aufenthalt der fürstlichen Gäste bestimmt. Die nicht eingeladenen Zuschauer mußten mit einem Standplatz oberhalb der Scene fürlieb nehmen. Freilich brach bei dieser Gelegenheit die dichtbesetzte, über die Ilm an dieser Stelle führende Brücke zusammen und verhalf vielen zu einem unfreiwilligen Bade. Ein Chronist hat uns auch die Kosten des Festes überliefert. Sie betrugen 113 Thaler 13 Groschen und 7 Pfennig, allerdings eine verschwindende Summe gegen die, deren man heutzutage bedarf, um ein Fest, wie es die Weimarer Künstlerwelt geplant hatte, ins Werk zu setzen.

Wie Frl. v. Göchhausen rühmt, war dem damaligen Fest das Wetter ganz besonders hold. Als der Festzug sich am Nachmittage des 18. Mai 1894 nach Tiefurt zu bewegte, lachten ebenfalls Wald und Flur im Sonnenschein. Der Festzug war nicht sehr umfangreich, aber für eine Nachfeier zum Goethetag sehr passend. Es ziehen König Mai auf und die Frühlingsgöttin, es folgen Gestalten aus Goethes „Faust“, Hauptleute, Offiziere und Knechte der Reichsarmee aus „Götz von Berlichingen“, Marodeure und Bundschuher, ferner in unübertrefflich realistischer Ausführung der Zug der Vertriebenen, wie sie ihre armselige Habe mitführen, aus „Hermann und Dorothea“. Man erblickt Figuren aus Goethes Schäferspielen in reizvollen Rokoko-Kostümen, es werden Mönche, Musiker, Bettler, Quacksalber sichtbar, in Kleidung und Haltung so echt, als seien sie geradeswegs aus dem siebzehnten Jahrhundert herübergekommen. So bewegt sich der Zug dem Tiefurter Parke zu.

Gewiß giebt es größere und anspruchsvollere Parkanlagen. Der Park zu Tiefurt mit der leise dahinrauschenden Ilm, seinen altehrwürdigen Bäumen, die schon zur Zeit Schillers und Goethes Riesen waren, mit seinen geheimnisvollen Denkmalen, deren Beziehung die heutige Zeit fast vergessen hat, ist ein Idyll, wie es nur einmal vorkommt. Und jetzt hat der Lenz seine ganze Blütenfülle über den Park ergossen, Ströme von Goldregen und Flieder wallen überall nieder, es glüht von den Zweigen der Rotdorn, der sich in diesem Jahr besonders reich geschmückt hat. Auf den Rasenflächen zwischen diesen blühenden Riesensträußen lagert nun die Gesellschaft, und die Träger und Trägerinnen der geschichtlichen Gewänder mischen sich unter die neuzeitlich gekleideten Zuschauer. Dadurch entsteht ein ungemein fesselndes Bild. Ein Parodietheater und andere Begleiterscheinungen eines Volksfestes sorgen für die Unterhaltung.

So vergeht in Fröhlichkeit der Tag, die Nacht zieht herauf und hüllt die Farben der Gewänder und Blumen in eintöniges Grau. Ueber dem Bergesrücken steigt der Vollmond empor. Man strömt nach der Stätte hin, wo die „Fischerin“ zur Aufführung gelangen wird. So etwas wie eine weihevolle Stimmung hat die vielköpfige Versammlung erfaßt. Noch ehe die Klänge der Corona Schröterschen Musik erschallen, herrscht am dicht besetzten Ufer tiefes Schweigen. Der Mond ist höher gestiegen. Zu unseren Füßen rauscht leise das jetzt unheimlich schwarz aussehende Wasser. Es huscht hin und wieder ein Lichtstrahl darüber hin, der durch die dichtbelaubten Bäume dringt. Jetzt erschallen die ersten Töne der Musik, die Musiker selbst sind hinter den Büschen aufgestellt. Am jenseitigen Ufer glüht das Feuer unter dem Kessel; Dortchen, „die Fischerin“, tritt aus der Hütte, singt in ihrer Einsamkeit die Ballade vom „Erlkönig“, langweilt sich, schmält auf die so überlange Ausbleibenden und faßt den Plan, sich zu rächen. Schon rudert's singend den Fluß herauf. Rasch stellt sie den Eimer auf das äußerste Ende des Steges, hängt ihr Hütchen am Gebüsch auf und versteckt sich. Sie will beim Vater und Geliebten den Glauben erwecken, sie sei ins Wasser gefallen und ertrunken. Nur zu gut gelingt der Anschlag. Der Kahn landet, die Kette rasselt nieder, der reiche Fang wird geborgen. Das Rufen der beiden nach Dortchen bleibt unbeantwortet, und man verzehrt das einfache, halb verbrannte Mahl. Aber Lust und Fröhlichkeit wollen nicht aufkommen. Niklas, der Geliebte, ahnt zuerst ein Unglück. Er entdeckt Hütchen und Eimer und das Hilfegeschrei der Suchenden erfüllt die Nacht. Jetzt flammt es überall am jenseitigen Ufer auf. Fackeln werden sichtbar. Sie werden von den zu Hilfe kommenden Fischern getragen. Auf hervorspringenden Erdzungen loht Feuer und giebt mit Schein und Widerschein den Dingen die größte Deutlichkeit. Flußabwärts, aufwärts und am Bergeshang sprühen feurige Garben in die Nacht. Nun tritt Dortchen hervor, erhält Verzeihung und ihren Niklas zum Bräutigam. Die ganze Scene erstrahlt im bengalischen Licht, dann erstirbt der Feuerschein, das Bild wird undeutlicher, es versinkt in Nacht. Die Zuschauer zerstreuen sich, und noch lange herrscht Fröhlichkeit auf dem weiten Plan. Mancher aber nimmt erntere Gedanken mit auf den Heimweg. Langsam wandert er an dem Ilmfluß entlang dem nahen Weimar zu und immerwährend hört er's neben sich leise, doch eindringlich durch die Büsche rauschen:

„Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.“

Max Hasse.

Ein Brief.

Novelle von A. Godin.

„Gott befohlen, Mister Armstrong, und werden Sie uns nicht ganz abtrünnig dort unten in Ihrem Südkarolina!" sagte eine elegante sehr hübsche Dame, indem sie dem vor ihr stehenden Herrn des Hauses, dem amerikanischen Handelsherrn Gerhard Armstrong, noch einmal die Hand drückte. „Wir wollen Ihre Frau indessen nach Möglichkeit zerstreuen, sie soll auf der Insel eine gute Nachbarin an mir haben — wenn es ihr genehm ist!"

Ihr rascher Seitenblick begegnete halb zugedrückten Augen, die keine Antwort gaben. Die junge Hausfrau war, als der Besuch sich erhoben hatte, neben ihrem Sessel stehen geblieben und entgegnete erst nach merklichem Zögern mit wohlklingender, etwas nachlässiger Stimme in gutem, wenngleich etwas fremd betontem Englisch: „Wie sollten Sie Zeit finden, Frau Anny!"

„Ein Korb!" Das Lachen der Dame klang nicht ganz frei.

„Meine Frau weiß vielleicht besser, daß die Gesellschaft eine ihrer Zierden auch nicht für eine Stunde entbehren kann, als Sie wissen, welcher unverbesserlichen Hausschnecke Sie Zerstreuung anbieten," fiel Armstrong ein, indem er der schönen Frau das Geleite gab. Diese neigte ihren Kopf etwas spöttisch zum Gruße, streifte gleichgültig die im Hintergrunde des Empfangzimmers stehende Gestalt eines jungen Mannes, dessen Verbeugung sie nur mit einer flüchtigen Bewegung berücksichtigte, und durchschritt in stolzer Haltung die große Halle, in welche die Räume des Erdgeschosses mündeten. Armstrong unterhielt sie mit vollendeter Artigkeit, während er sie über die von außen in das Haus führende Treppe und durch den Garten begleitete, vor dessen Pforte ihr Wagen hielt.

Die beiden im Zimmer Zurückgebliebenen hatten inzwischen auch Worte getauscht. Der junge Mann verließ seinen zurückgezogenen Standpunkt und nahm der Hausfrau gegenüber an dem kleinen Sofatische Platz, mit der Sicherheit eines Menschen, der sich zu Hause fühlt, ohne doch von dem Rechte zur Vertraulichkeit Gebrauch machen zu wollen. Er mochte das dreißigste Jahr noch nicht erreicht haben, die leichten Bewegungen seiner schlanken Gestalt waren ebenso jugendlich wie das feine Kolorit des lebenskräftigen Gesichtes, dessen Züge geistige Reife, nicht ohne Selbstbewußtsein, verrieten. Vielleicht spielte etwas von dieser Ueberlegenheit in dem Lächeln, womit er nun sagte: „Frau Anny scheint nicht in Gnaden bei Ihnen zu stehen, Frau Armstrong?"

Er sprach deutsch, und deutsch war auch die kurze Antwort, die er erhielt: „Nein!"

„Und weshalb nicht, wenn man fragen darf?"

Sie hob leicht die Schultern, griff nach einer Stickerei, die während des Besuches weggelegt worden war, und begann zu arbeiten, ohne das Gespräch fortzusetzen. Ihr Gegenüber folgte zerstreut den Bewegungen ihrer wohlgebildeten Hände. Die feinen geschickten Finger, die Grübchen der kinderhaft weichen Hand paßten gut zu Johanna Armstrongs Erscheinung, obgleich sie kaum eine schöne Frau genannt werden konnte. Ueber den keineswegs regelmäßigen Zügen lag ein Hauch von Unberührtheit, der merkwürdig anziehend war. Ihr dichtes kastanienbraunes Haar wuchs tief in die Stirn herab und stimmte hübsch zu den dunkelblauen ruhigen Augen. Alle Bewegungen ihrer etwas vollen Gestalt waren weich und langsam; nicht gerade Lässigkeit, doch leise Gebundenheit sprach sich darin aus.

Armstrong kehrte zurück, ehe das Schweigen der beiden wieder gebrochen war. Zugleich mit ihm erschien der Diener mit der Meldung, daß das Essen bereit stehe. Der Hausher bot seiner Frau den Arm und winkte dem Gaste freundschaftlich zu. Wenige Augenblicke später saß die kleine Gesellschaft in dem gediegen ausgestatteten Speisezimmer um den nach amerikanischem Brauch gedeckten, reich mit Silbergerät besetzten Tisch.

„Schade!" war Armstrongs erstes Wort.

„Um die verlorene Stunde, meinst Du?" entgegnete Johanna. „Wir hätten heut' unsere Thüre schließen müssen. Nur der eine Abend noch! Und davon ein ganzes Stück an diese Frau verlieren — wie unlieb!"

„Du hast es merken lassen, Hanna — fast zu sehr!" sagte ihr Mann mit seinem ruhigen Lächeln.

„Was ich nicht bedauere —"

„Ein Gast!" warf Armstrong hin, doch ohne Tadel im Ton. „Ein ungeladener! Welcher Gedanke, daß ich mich in Deiner Abwesenheit von ihr sollte bemuttern lassen — von einer geschiedenen Frau!"

„So streng?" sagte der Tischgast mit lachendem Blick auf Johannas entrüstetes Gesicht. „Ist die Dame so schlimm? Ich sah sie heut' zum erstenmal."

„Nicht so schlimm," antwortete Armstrong statt seiner Frau. „Daß Sie ihr noch nicht begegneten, Mister Ruhdorf, erklärt sich nur durch Ihr eingezogenes Leben. Man trifft sie so ziemlich überall. Wenn ich sie mir auch nicht gerade zur nächsten Gesellschafterin meiner Frau wählen würde, liegt doch nichts vor, was sie zu loserem Verkehr ungeeignet machte. Sie ist nicht weniger und nicht mehr als eine Weltdame, deren Gedanken sich ausschließlich um Aeußerlichkeiten drehen. Daß sie von ihrem Manne geschieden ist, darf ihr kaum angerechnet werden, die beiden paßten durchaus nicht zusammen, warum also einander plagen bis zum Ende der Dinge, bei kinderloser Ehe? Wenn ein paar Menschen sich im Zusammenleben gegenseitig weder besser noch glücklicher machen, thun sie wohl daran, auseinander zu gehen."

„Denkst Du so über die Ehe?" rief Johanna, lebhaft errötend. „Das ist mir neu."

„Finden Sie diese Ansicht Herrn Armstrongs etwa falsch?" fragte Ernst Ruhdorf erstaunt.

Die Wangen der jungen Frau färbten sich noch tiefer. „Thun Sie das nicht, Herr Ruhdorf? Doch ich vergaß, Sie sind Junggeselle, da urteilt man über beschworene Treue, ohne sie zu kennen."

„Nun, nun," meinte der Hausherr, „ein Bräutigam ist nur noch halb ein Junggeselle und dürfte über Ehebande doch schon ein wenig nachgedacht haben. Uebrigens wundert mich Dein Mißfallen, Hanna. Du kennst meine Ansichten doch zur Genüge, während der sechs Jahre unseres Beisammenseins ist das Thema nicht so selten zu Worte gekommen, und ich denke, wir stimmen überein. Sobald es Treue gilt, handelt es sich in jedem Verhältnis der Menschen zu einander um das Wichtigste, Unentbehrlichste, und die gewissenlose Frivolität, womit das allzu oft mißachtet wird, gehört entschieden zu dem, was ich als die Sünde wider den heiligen Geist verstehe."

„Also!" warf Johanna ein; „Du widersprichst Dir!"

„Kein Widerspruch! Im erwähnten Fall handelte es sich nach meinen Begriffen um keine wirkliche Ehe, ich nehme also nichts zurück. Muß ich aber sehen und hören, wie Mütter ihre kleinen Kinder verlassen, Frauen und Männer ihr Heim, ihre Pflichten hinwerfen unter dem Vorwand, daß ihre *Gefühle* den Gegenstand gewechselt haben, so möchte ich nicht nur am Menschenwert dieser Leute, sondern ebenso an ihrem gesunden Menschenverstande zweifeln. Was immer aufgebaut wird, fordert feste Grundlage, und gerade die Ehe, das Gebäude, auf dem das Leben der einzelnen nicht nur, sondern ebenso das Gedeihen des staatlichen Lebens beruht, soll auf der schwankendsten aller Grundlagen stehen, auf Gefühlen, auf augenblicklichen Bedürfnissen des Herzens oder gar der Sinne? Unsinn! Höre ich manche heutigen Vertreterinnen des ‚Frauenrechts' von diesem Standpunkt aus über Sittlichkeit und Unsittlichkeit der Ehen deklamieren, weiß ich nie, ob ich lachen oder weinen soll; diesen Frauen, welche Mannesrechte für sich vom Staate fordern, fällt es gar nicht ein, den großen Widerspruch zu begreifen, dem sie verfallen, wenn sie sich in demselben Atem für berechtigt erklären, ihre unmittelbarste Pflicht als Staatsbürgerinnen: die Hut der Familie, ohne weiteres fortzuwerfen, weil ihre Liebe für den einen Mann verflogen ist."

Er hatte das alles mit starkem Nachdruck gesprochen, sein groß geschnittenes männliches Gesicht war belebt, ohne daß er in Eifer geriet. Nun, bei einer Bewegung seiner Frau, hielt er inne und sah sie mit den hellen festen Augen erwartend an. Johanna war offenbar im Begriff, etwas zu äußern, wechselte aber nur die Farbe und schwieg, mit unwillkürlichem Blick auf Ruhdorf, als hielte dessen Gegenwart sie ab, frei zu sprechen.

Vielleicht spürte dieser, daß die junge Frau seinetwegen nicht mit der Sprache herauswolle, dachte sich in die von ihr unterdrückten Einwendungen hinein oder fühlte sich selbst zum Widerspruche gereizt. Mit der vollen Lebhaftigkeit, die dann und wann das absichtliche Zurückhalten seines Naturells durchbrach, sagte er

nun: „Sie sprachen vorhin, als Gegensatz, von Ehen, die keine wirklichen seien. Lassen Sie aber eine wahre Ehe noch gelten, wenn die Liebe bewußt ein Ende hat? Mir scheint doch, Sie gehen in Ihrer Verurteilung zu weit, Herr Armstrong! Verdammen Sie denn jede Lösung eines vielleicht übereilt geschlossenen Bundes, wenn die Voraussetzung, unter der er geschlossen wurde, die Liebe zwischen Mann und Weib, nicht mehr zutrifft?"

„Ich verdamme überhaupt nichts und niemand — dafür hat jeder, der die Augen offen hält, mit vierzig Jahren schon viel zu viel Widersprechendes in sich selbst wie durch andere erfahren. Erinnern Sie sich übrigens meines Wortes, daß ich es für richtig halte, wenn Menschen auseinandergehen, die einander nicht mehr zu fördern vermögen. Das ist der entscheidende Punkt. Es mag schwer sein, sowohl im Fieber einer Leidenschaft als auch im Unmut augenblicklicher Mißverständnisse diesen Punkt fest im Auge zu behalten — ein rechter Mensch wird das aber vermögen. Was auch Mann und Frau eine Zeit lang trennen und die Wage niederziehen mag, wirkliche Lebensgemeinschaft wiegt am Ende doch schwerer, wenn ihre große befruchtende Macht von den Beteiligten je begriffen wurde, und wer seine Pflichten liebt, dem bringen sie Entschädigung für die größten Entbehrungen. Darin allein liegt das Entscheidende! In diesem Sinn stehe ich nicht an, zu sagen, daß ich eine Frau, deren Charakter mir die Bürgschaft dieser Erkenntnis giebt, sofort freigeben würde, sobald sie glaubte, ihre Lebensziele an der Seite eines anderen sicherer zu erreichen. Immer vorausgesetzt, daß keine Kinder da sind, denn in solchem Falle ist, nach meiner Ansicht, überhaupt kein Abkommen möglich; die Familie als solche hat unumstößliche Rechte, die nicht angetastet werden dürfen."

„O!" machte Johanna, und dann, die Augen etwas zudrückend: „Das ist also Dein Glaubensbekenntnis. Mit Vorbehalt der Gegenseitigkeit, natürlich —"

„Das will ich nicht behaupten. Als Mann wäre ich mir der stärkeren Verantwortlichkeit bewußt. Doch hat es wohl keine Gefahr."

Er blickte Johanna liebreich an, erhob sein Glas und ließ es an das ihrige klingen. „Sprechen wir von wahrscheinlicheren Dingen: auf ein frohes Wiedersehen!"

„Auf frühes Wiedersehen!" sagte sie bewegt. Müssen es denn wirklich Monate sein? Noch kommt mir das unglaublich vor."

„Ist nicht zu ändern, Kind. Von Jahr zu Jahr habe ich den Besuch meiner Plantagen hinausgeschoben, das darf nicht länger versäumt werden und läßt sich nicht in wenigen Wochen abmachen. Ich hoffe, es soll Dir nicht allzu schwer fallen, den Sommer hinzubringen. Deine Schwester wird nächste Woche eintreffen, ich denke, die Rücksicht auf ihre Unterhaltung soll Dich bewegen, nicht gar so abgeschlossen zu leben. Mister Ruhdorf hat mir zugesagt, sich treulich nach Dir umzusehen, in jedem außergewöhnlichen Fall statt meiner einzutreten, also wird es Dir auch an Schutz und Rat nicht fehlen."

Johanna blieb wortkarg, bis sie sich, nachdem der letzte Gang abgetragen war, zurückzog. Die Männer saßen noch ein Stündchen beim Glase Wein. Armstrong gab seinem Geschäftsführer die letzten Weisungen für längere Vertretung und schloß mit den Worten: „Wir arbeiten nun seit zwei Jahren miteinander, Mister Ruhdorf, und ich denke, wir haben uns genügend kennengelernt. Nach meiner Heimkehr beabsichtige ich, mein Geschäft zu erweitern, und habe dann eine selbständigere Stellung mit entsprechendem Gewinnanteil für Sie im Sinne. Dies vorläufig für den Fall, daß Sie die Gründung Ihrer eigenen Häuslichkeit an diese Aussicht knüpfen wollten."

„Das steht noch in weitem Felde," sagte der junge Mann ablenkend, dankte seinem Chef mit voller Wärme und verabschiedete sich dann für heute. Am nächsten Morgen sollten sich beide vor Armstrongs Abreise nach Südkarolina noch im Comptoir sprechen.

Armstrong arbeitete noch eine Stunde oder zwei in seinem Zimmer und suchte dann seine Frau auf. Johanna hatte geweint. Was die meisten Frauen entstellt, kleidete sie; ihre vollen etwas blassen Wangen waren leicht gerötet, gleich den Augenlidern, unter denen die feuchten Augen in vertiefter Färbung schimmerten. Als ihr Mann eintrat, legte sie, ohne sein Wort abzuwarten, beide Hände auf seine Schultern und bat mit ihrer wohlklingenden Stimme: „Nimm mich mit, Gerhard, noch ist es Zeit, ich rüste leicht über Nacht."

„Es kann nicht sein, Hanna, Du weißt es. Nach den erhaltenen Nachrichten giebt es dort viel zu schlichten, das meine völlige Freiheit bedingt. Und davon abgesehen, setze ich Dich in keinem Falle den schädlichen Einflüssen des südlichen Klimas aus."

Sie wußte, daß jedes weitere Wort vergeblich sei, wenn er sie mit diesem festen Blicke ansah. Als sich neue Tropfen von den dunkeln Wimpern lösten, strich er ihr leicht über den Scheitel. „Mach' uns das Herz nicht schwer, Hanna! Die Frau eines amerikanischen Kaufmannes muß stets auf zeitweise Trennung gefaßt sein. Ich weiß Dich wohlgeborgen, also — Kopf in die Höhe!"

„Warum hast Du Mister Ruhdorf so ausdrücklich verpflichtet, sich um mich zu bekümmern?" sagte Johanna nach kurzer Pause. „Das ist mir nicht angenehm."

„Ich sah es Dir an, ohne recht zu begreifen, was Du gegen diesen doch selbstverständlichen Wunsch haben kannst. Dein Vorurteil ist mir überhaupt kaum erklärlich. Mister Ruhdorf ist nicht nur ein verläßiger, er ist ein durch und durch anständiger Mensch, dazu Dein Landsmann. Das sollte ihn Dir näher bringen. Statt dessen bist Du in seiner Gegenwart merkwürdig wortkarg. So häufig er auch bei uns aus- und eingeht, möchte ich doch sagen, daß er Dich noch gar nicht kennt, denn Du verstummst sofort, wenn er da ist. Woher diese Abneigung?"

„Keine Abneigung, Gerhard. Mister Ruhdorf würde mir im Gegenteil recht gut gefallen, wäre er nicht so — ich habe es nie aussprechen mögen, um nicht von Dir ausgelacht oder für empfindlich eitel gehalten zu werden, aber Du mußt doch selbst bemerkt haben, daß dieser Herr eine ziemlich geringe Meinung von meinem Verstande hat. Du schildertest ihn mir von Anfang an als einen besonders gescheiten, vielseitig gebildeten Mann, seine Unterhaltungen mit Dir bestätigen das auch; für wie unbedeutend er mich hält, geht aber aus seiner ganzen Art und Weise deutlich hervor. Das machte mich von vornherein scheu, Du weißt, ich habe Fremden gegenüber stets die angeborene Schüchternheit zu überwinden."

Armstrong lachte. „Ursache und Wirkung! Weil Du jederzeit scheu warst und bliebst, ist er nun wieder der Meinung, Dir unangenehm zu sein, das verriet mir manches Wort. Nun, ich hoffe, Ihr werdet Euch dennoch vertragen, und bitte Dich, mach' es dem Manne, der mein volles Vertrauen hat, nicht allzu schwer, seinen Auftrag auch hier im Hause zu erfüllen. Ein wenig Freundlichkeit — ich bürge dafür, Du wirst es nicht zu bereuen haben."

Die erste Woche nach der Abreise ihres Mannes füllte sich für Johanna durch Uebersiedelung des Hausstandes nach dem an der Inselbucht gelegenen Landhaus, das alljährlich bezogen wurde, sobald der heute frostige, morgen schwüle Mai zu Ende ging und damit das dort so plötzliche Hereinbrechen der Sommerhitze vor der Thüre stand. Armstrongs geräumige Villa bot bei herrlicher Lage jede Bequemlichkeit. Sich dort wieder einzurichten, war dem vorwiegend häuslichen Sinne der jungen Frau um so erwünschter, als sie in den nächsten Tagen dem Eintreffen ihrer jüngeren Schwester entgegensah, die zugesagt hatte, ihr bis zu Armstrongs Rückkehr Gesellschaft zu leisten — eine erfreuliche Aussicht, denn von der Nähe einer Tante ihres Mannes, die, halb als Ehrendame, halb zum eigenen Behagen, mit ihr hierher übersiedelte, durfte sie sich wenig Anregung versprechen. Die alte Dame sprach und verstand nur Englisch und gehörte zur weltbekannten Sippe der komischen guten Tanten. Zur großen Enttäuschung Johannas traf statt der sehnlich erwarteten Schwester eine Absage ein; unvorhergesehene Hindernisse hielten sie noch für unbestimmte Zeit daheim zurück. Es galt, sich zu bescheiden. Johanna nahm ihre Zuflucht zu ihrem Flügel, zu Büchern, ließ sich aber, obgleich sie dann und wann einen Besuch empfing, ebenso wenig hier wie in der Stadt zu regerem geselligen Verkehr verlocken, wozu es nicht an Aufforderungen fehlte. Die nächste Nachbarin, Frau Anny, war trotz der früheren Ablehnung hierin am hartnäckigsten, sie hatte sich in den Kopf gesetzt, die Einsiedlerin „aufzumuntern", deren „Grille" ihrem eigenen Vergnügungsbedürfnis völlig unbegreiflich war. Doch zog auch diese sich bald geärgert von der „langweiligen Deutschen" zurück. Es war kein Eigensinn, der Johanna ihren Entschluß so unbeirrt durchführen ließ. Sie hatte während der ersten Jahre ihrer Ehe die Erfahrung gemacht, in welches ruhelose Getriebe jede Frau unrettbar verfiel, die sich der unter den tonangebenden Familien der großen Handelsstadt üblichen Geselligkeit überließ, und wie wenig diese Jagd nach

Zerstreuungen, diese hohle Eleganz ihrem Sinne zusagte. Was sie seit ihrer Verheiratung in und außer dem Hause insgeheim vermißte, den Hauch geistig angeregten Lebens, der die Häuslichkeit ihrer Eltern durchweht hatte — das fand sie in diesem Kreise nicht. Armstrong ließ sie gewähren, als sie sich mehr und mehr zurückzog, und forderte von ihr nur die Berücksichtigung gewisser Ansprüche, die an jedes wohlhabende Haus gestellt werden und sich durch ein paar Gesellschaften jährlich abthun ließen.

Das Stillleben der Frauen, das sich in der Villa Woche um Woche in gleicher Folge abspann, wurde fast nur durch Ernst Ruhdorfs regelmäßiges Erscheinen unterbrochen. Seiner Zusage getreu, fuhr er so ziemlich jeden Tag, nachdem das Geschäft geschlossen war, nach der Insel, um zu hören, ob die Damen nichts vermißten oder ihm aufzutragen hatten, und wenn er auch nur kurz zu verweilen pflegte, gehörte sein Besuch doch bald gleichsam organisch in den Tag herein. Sonntags pflegte er draußen zu speisen und den Abend dort zuzubringen.

Johanna war in überraschend kurzer Zeit von ihrem Vorurteil gegen den jungen Mann zurückgekommen. Sie wußte nicht, ob etwa Armstrong mit dem Takte, der ihn auszeichnete, seinem Beauftragten einen Wink gegeben oder ob Ruhdorfs eigenes Taktgefühl ihm, nun er der Frau seines Chefs allein gegenüberstand, eine andere Tonart als die frühere nahelegte — so viel war gewiß, weder in seiner Miene, noch in seinen Worten zeigte sich mehr eine Spur dessen, was sie als Ueberhebung und Geringschätzung ihrer Fähigkeiten betrachtet hatte. Er gab sich einfach und liebenswürdig, immer bestrebt, der jungen Frau jede kleine Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, ihr von jeder Nachricht, die aus Südkarolina an das Geschäft gelangte, sofort Kunde zu bringen, für ihre Unterhaltung zu sorgen, soweit dies in seinem Bereiche lag. So wurde dieser Verkehr für Johanna nicht nur angenehm, sie fühlte sich sogar erfreulich angeregt; während die große Lücke der Abwesenheit ihres Mannes stets ihrem Bewußtsein gegenwärtig blieb, schloß sich unmerklich eine andere, kaum eingestandene, trotzdem entschieden vorhandene. Während der sonntäglichen Stunden hatte sich eine Gemeinsamkeit des Geschmackes, der persönlichen Liebhabereien zwischen ihr und Ernst Ruhdorf ergeben, die bisher nicht zu Worte gekommen war. Schon das ward ihr zur Lust, mit ihm in ihrer Muttersprache von allem reden zu können, was ihre Gedanken beschäftigte. Ihr Mann sprach und verstand Deutsch ebensogut, als sie selbst des Englischen mächtig war, doch liebte er nicht, im Hause eine andere Sprache als seine heimische zu gebrauchen, und, sonderbar, im Verkehr mit ihm, der ihr so nahestand, dem sie so herzlich zugethan war, hatte sie die Muttersprache selten vermißt, während ihr jetzt, wo selbstverständlich in Gegenwart der Tante zunächst nur englisch gesprochen wurde, zuweilen der rechte Ausdruck fehlte und sie es als das größte befreiende Vergnügen empfand, wenn sie zum Deutschen übergehen konnte. Sie wußte recht gut, das lag am Thema. Armstrongs Gespräche behandelten keineswegs Alltagsdinge, er besaß den weitesten Blick für das Allgemeine, für alles Menschliche und hob, was immer er berührte, in die klare Region seines bedeutenden Verstandes und gütigen Herzens. Die Gegenstände aber, die Johanna im Vaterhause vor allem beschäftigt hatten: Litteratur und ernste Musik, lagen dem vielbeschäftigten Manne ferner. Zum Lesen blieb ihm selten Zeit, in der Musik gab er dem Leichten, Heiteren den Vorzug.

Johanna hatte sich im Laufe der Zeit daran gewöhnt, diese ihre Lieblingsneigungen allein zu pflegen, doch überwand sie niemals völlig das immer wiederkehrende Gefühl des Bedauerns, über ihre geliebten Bücher nicht nach Herzensbedürfnis mit dem Lebensgefährten sprechen, ihm nicht ihren Beethoven, ihren Bach vortragen zu dürfen. Versuchte sie das dann und wann, so traf sie zwar nie auf Ablehnung, fühlte aber, daß ihr nur aus Gefälligkeit standgehalten wurde. Das gestaltete sich nun Ruhdorf gegenüber ganz anders. Er war ein lebhafter Bücherfreund, weit belesener, weit sicherer in seinem Urteil als sie selbst; ihn vorlesen zu hören, wurde ihr zu ebenso großem Genuß, als es ihn sichtlich erfreute, ihrem Spiel zu lauschen. Die Anregung, die hieraus für Johanna erwuchs, machte sich allmählich in ihrem ganzen Wesen, sogar in ihrer Erscheinung fühlbar. Die etwas müden Bewegungen wurden lebhafter, ihr Schritt elastischer, schöne Heiterkeit beseelte ihre Züge vom Morgen bis zum Abend. Sie schrieb ihrem Mann erfreut, daß er in Beurteilung seines jungen Freundes wirklich recht und sie unrecht gehabt habe. Der Briefwechsel des Ehepaares wurde ihrerseits weit häufiger und regelmäßiger geführt als von seiten Armstrongs, der durch seine Geschäfte stark in Anspruch genommen war. Seine Mitteilungen führten aus, wie dringend nötig sein persönliches Eingreifen und daß es die höchste Zeit gewesen sei, seine Interessen an Ort und Stelle wahrzunehmen; voraussichtlich könne er vor dem Herbst nicht zurückkehren. Das betrübte Johanna, ohne sie doch zu bedrücken. Sie gedachte des Gatten frei und froh und lebte seiner Rückkehr in stiller Heiterkeit entgegen.



Gottfried August Bürger.

So ging der Sommer hin. Seine volle Höhe war bereits überschritten, doch lag noch glühende Hitze über Stadt und Landschaft. Auf der hochüberdachten, mit Weinlaub umrankten Veranda der Villa Armstrong war es aber gut sein. Die köstliche salzige Luft des Meeres, dessen blaue Fläche sich ruhig weithin ausbreitete, regte alle Lebensgeister an; der Ausblick auf die zauberhaft schöne Bai, die heitere Küstenstrecke bot dem Auge herrliche Weide. Die tiefe Sonntagsstille, in der alles ruhte und feierte, wurde durch den Klang vorgelesener Verse nicht eigentlich gebrochen. Deren melodischer Rhythmus stimmte mit dem Eindruck, zu dem sich Himmel, Meer und Strand verbanden, so überein, als hätte die stumme Harmonie nur Ton gewonnen.

Johanna saß in ihren Schaukelstuhl zurückgelehnt, hielt nach ihrer Weise die Augen halb geschlossen und lauschte dem letzten Gesang von Heyses „Thekla“. Die Flügelthüren des großen Empfangzimmers, an das die Veranda sich unmittelbar schloß, waren weit geöffnet und ließen die behäbige Gestalt der Tante erkennen, die sich, auf dem Diwan ruhend, ein Schläfchen gönnte.

Die Sonne war im Untergehen, ihre letzten feurigen Strahlen färbten Himmel und Meer mit tiefem Purpur, der sich langsam zu dem zarten Rot dämpfte, wie es im Innern großer Seemuscheln blüht. Aus dem terrassenförmig angelegten Garten strömte köstlicher Blütenduft.

Ruhdorf schloß das Buch, nach dem Johanna die Hand ausstreckte. Ihre Finger strichen wie liebkosend über den Band hin. „Befriedigt also bis zum Schluß?“ fragte Ruhdorf lächelnd.

„Ganz erfüllt!“ sprach sie gedankenvoll. „Wie groß und wie zutraulich doch — man meint, die Welt müsse nur solche Wesen hervorbringen. O, dies Werk giebt einen Maßstab für Menschenwert, unter den man das eigene Leben nie herabsinken lassen möchte.“ Sie schwieg; nach einer Pause fuhr sie plötzlich fort: „Erzählen Sie mir etwas von Ihrer Braut, Herr Ruhdorf! Ich wollte Sie schon manchmal darum bitten, getraute mich aber nicht, da Sie in diesem Punkte merkwürdig verschlossen sind. Aber Sie wissen, daß ich nicht aus Neugier frage. Gleicht sie Heyses Thekla? Gönnen Sie es mir doch, etwas von ihr zu erfahren!“

„Meine Braut?“ wiederholte Ernst betroffen. „Ich bin nicht so glücklich, eine Braut zu besitzen.“

Johanna richtete sich schnell auf. „Mein Mann sagte mir doch — nein, ich irre nicht, er nannte Sie in meiner Gegenwart Bräutigam, und Sie haben nicht widersprochen.“

„Also muß geschwiegen werden,“ sagte der junge Mann lächelnd. „Das Wort trifft nur halb zu. Ich äußerte wohl einmal gegen Ihren Gatten, ich hätte Europa in der Hoffnung verlassen, hier rascher etwas zu erreichen, eine Grundlage für meinen späteren Hausstand zu gewinnen — das ist aber auch alles!“ Er hielt

inne, dann, in stillerem Ton: „Ja, ich habe daheim ein Mädchen liebgewonnen, das auch mir gut ist, dessen Hand zu erhalten ich aber keine Aussicht hatte. Sie weiß, daß ich ging, um neue Möglichkeiten zu schaffen; verlobt sind wir nicht, weder öffentlich, noch geheim. Meine Lage war und ist viel zu ungewiß, als daß ich hätte verantworten können, jemand zu binden. Ob die Zuneigung eines sehr jungen Mädchens jahrelang standhalten wird, ist um so unsicherer, als keinerlei Verbindung zwischen uns besteht und ihre Eltern ganz andere Pläne hegen. Sie sehen also, wie wenig Recht ich auf den Titel eines Bräutigams habe, und wenn ich damals nicht widersprach, so geschah es nur, um von dem Wort kein Aufheben zu machen." Wieder lächelte er; sein kühngeschnittenes Profil zeichnete sich klar von der golddurchfluteten Luft ab.

„Mehr soll ich also nicht erfahren?"

„Eine Thekla ist sie nicht," entgegnete er heiter.

„Sie besitzen eine Photographie?"

Ernst sah die junge Frau an. Ihr angenehmes Gesicht war leicht gerötet, die tiefen Augen blickten ihm erwartungsvoll entgegen. Er nahm seine Brieftasche hervor und gab ihr ein in deren Seitenfach verwahrtes Bild. Johanna blieb minutenlang in Betrachtung des entzückenden Köpfchens versenkt. „Welche Lebenspracht!" rief sie dann. „Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Ruhdorf."

„Zu früh," sagte er gedämpft. Seine dunkeln Augen hafteten mit langem Blick auf ihrem noch immer zu dem Bildchen vorgeneigten Gesicht. Als sie ihm die Photographie zurückgegeben hatte, stand er schnell auf und verabschiedete sich.

Johanna nahm ihren Sitz wieder ein. Lässig ruhten ihre Hände auf dem Schoße. Woran sie dachte, worüber sie träumte, hätte sie später nicht zu sagen gewußt. Als die Stimme der Tante sie aus diesem seelischen Halbschlummer weckte, war der letzte Tagesschein bereits verglommen. Wie von ferne her drang die verdrießliche Klage der alten Dame an ihr Ohr; diese beschwerte sich, daß Herr Ruhdorf fortgegangen sei, ohne sich bei ihr zu verabschieden, viel zu früh, da sie darauf gerechnet habe, noch eine Partie Schach mit ihm zu spielen. Johanna strich ihre Haare zurück und erklärte sich zum Partner der Tante bereit. Doch zögerte sie noch minutenlang, ehe sie sich erhob. Ihre Augen hingen wie gebannt an der graublauen Fläche des Meeres, auf dessen leicht bewegten Wogenkämmen schon das silberne Licht des Mondes glänzte. Zahllose Leuchtkäfer durchschwirrten die Büsche des Gartens, tauchten auf wie geisterhafte Funken, schwanden wieder, um andere Stellen zu durchblitzen. Funkelnde geheimnisvolle Schönheit überall, ein Flüstern, Klagen, ein kaum vernehmliches Schwirren — die Stimmen der Nacht zwischen dem Laub, auf den Wogen.

„Bitte, komm!" rief die Tante so ärgerlich, als ihre Gutmütigkeit es erlaubte. Johanna erhob sich und wendete den Kopf. Das Empfangzimmer war hell erleuchtet. Die junge Frau ließ, wie ermüdet, beide Arme schlaff an sich niedersinken, that einige Schritte der Thüre zu, kehrte wieder um, nahm den auf dem Verandatisch liegenden Band von Heyse und ging dann ganz langsam in das erhellte Gemach, wo sie schweigend vor dem Schachtischchen Platz nahm, an dem die sehnlich harrende Spielerin bereits saß.

Schon brausten die ersten Herbstwinde über das Meer und noch war Armstrong nicht zurückgekehrt. Doch war sein Aufbruch von Charleston für die nächste Zeit angekündigt. Johanna hatte ihren Aufenthalt in der wohlgeschützten Villa über die gewohnte Zeit hinaus ausgedehnt; sie wünschte, erst kurz vor Heimkehr ihres Mannes in das Stadthaus überzusiedeln, gegen den Rat des zuweilen vorsprechenden Hausarztes, der sie nervös und ihr Aussehen nicht befriedigend fand. Doch versicherte sie stets, ganz wohl zu sein.

Das Leben der beiden Frauen hatte sich noch einförmiger gestaltet, seit auch Ernst Ruhdorf ein seltener Gast geworden war. Viel Arbeit, die noch vor Rückkehr des Chefs zu erledigen sei, mußte dafür als Grund gelten. Ruhdorf kam fast nur dann hinaus, wenn er eine an ihn gelangte Mitteilung Armstrongs zu berichten hatte. Dies war heute, am ersten Sonntag des Oktober, der Fall. Weisungen für das Geschäft, mit Beischluß eines Briefes an Johanna, dessen Inhalt Armstrongs Ankunft bis Mitte Oktober hinausschob, waren am Vorabend eingetroffen. Johanna wurde verstimmt und wortkarg, nachdem sie das gelesen. Als die Tante Ruhdorf aufforderte, doch heute endlich wieder zu Tische hier zu bleiben, widersprach sie nicht, fügte aber kein eigenes Wort der Zurede bei, und noch stand der junge Mann unschlüssig, ob er bleiben oder gehen solle, als Besuch gemeldet wurde.

Frau Anny kam, um sich zu verabschieden, als eine der letzten, die dem Sommeraufenthalt Lebewohl sagten. Graziös, in geschmackvoller Herbsttoilette, von feinem Duft umgeben, glitt sie herein, ihr pikantes Gesicht war ganz Lächeln und Liebenswürdigkeit, und gleich nach der ersten Begrüßung lud sie sich für den Mittag zu Gast, um, wie sie lachend äußerte, dem Staub des Aufbruchs im eigenen Hause zu entrinnen. Johanna nahm sich zusammen, ihr entging nicht, daß die Augen der Dame vor Uebermut blitzten, sie wußte genau, daß der vorgebrachte Grund dieses Ueberfalles völlig aus der Luft gegriffen sei, konnte sich jedoch nicht vorstellen, welche Laune dies Weltkind veranlaßt haben mochte, heute in das stille Haus einzudringen, das sie seit Monaten nicht mehr betreten hatte. Eines Dritten Anwesenheit war Johanna nun sehr erwünscht, sie warf ein Wort hin, das Ruhdorf als Tischgast bezeichnete, und gab sich Mühe, ihre Unlust über die Sache unter artigen Formen zu verstecken. Frau Anny machte ihr das nicht schwer, plauderte in ihrer gewandten, leicht spöttelnden Weise über tausend Dinge und begann mit Ernst Ruhdorf, der bei früheren Begegnungen im Stadthause von ihr hochmütig oder gleichgültig übersehen worden war, ganz unverhohlen zu kokettieren. Er ging schlagfertig und geistreich auf ihre Plänkeleien ein, zum sichtlichen Ergötzen der Tante, die froh war, eine Unterbrechung des Alltags zu erleben. So vergingen ein paar Stunden ganz angeregt, niemand schien zu bemerken, wie schweigsam die Hausfrau geworden war.

Als Frau Anny sich nach dem auf der Veranda eingenommenen Kaffee verabschiedete, ließ sie einen ihrer ausdrucksvollsten Blicke zu dem jungen Mann hinüberfliegen und lud ihn ein, sie in der Stadt zu besuchen. Johanna gab der Dame, wie sie bei jedem Gast pflegte, das Geleite durch den Garten. Auf der zweiten Terrasse angelangt, die nach dem Alleeweg hinabführte, blieb sie stehen und wünschte der schönen Frau gute Heimfahrt.

„Und Sie?" fragte diese. „Mir scheint, Sie wollen als letzte Insulanerin allen Stürmen trotzen. Je nun, unter so gutem Schutz, wie ich Sie heute traf, läßt sich schon etwas wagen. Seit ich mir Ihren Ritter, der auf dem Wege hierher so oft an meinem Landhaus vorbeikam, etwas näher angesehen habe, begreife ich vollkommen Ihre Vorliebe für Einsamkeit zu — Dreien."

Das wurde, mit anmutiger Handbewegung nach der Villa zu, leicht hingeworfen, ein bohrender, sehr beredter Blick, der dem flüchtigen Wort eine ganz andere Bedeutung gab, trieb aber Johanna das Blut bis in die Schläfen.

„Sie, Frau Anny, begreifen vielleicht manches, worauf ich mich nicht verstehe," erwiderte sie kalt, verbeugte sich sehr förmlich und blickte mit weitgeöffneten Augen der Dame nach, die lachend die Schultern hob und bald aus ihrem Gesichtskreis verschwand.

Johanna war es zu Mut, als hätte ein Schlag sie in das Gesicht getroffen. Mechanisch wendete sie sich und ging dem Hause zu. Bei der ersten Terrasse angelangt, ließ sie sich plötzlich wie kraftlos auf einen der Sitze fallen, die ein großer Essigbaum beschattete, schlug beide Hände vor das brennende Gesicht und schluchzte unaufhaltsam. Wie lange sie so fassungslos gesessen, wußte sie nicht, als sie mit einem Male ihre Hände ergriffen und sanft niedergezogen fühlte. Ernst Ruhdorfs Augen leuchteten sie an, er zog die zuckenden Hände heftig gegen seine Brust und sagte leis und fest: „Jetzt, Johanna, wissen auch Sie, daß wir uns lieben."

„Nein, nein!" wollte sie rufen, eine berauschende, nie gekannte Wonne erstickte aber das Wort in ihrer Kehle. Dieser flammende Blick tauchte tief, so tief in ihre Augen, ihre Seele — ohne Atem fast lauschte sie der Stimme, die leise Worte sprach, vor denen alles verschwand, was je zuvor in ihr gelebt hatte.

„Sie wissen es, Johanna — Sie wußten es längst! Was hat es geholfen, daß ich Sie mied? Nur immer mächtiger wuchs die Ueberzeugung, daß wir zueinander gehören. Sie müssen doch auch bei jedem Wiedersehen gefühlt haben, wie das wuchs und wuchs — und jetzt, Johanna, haben Sie sich das eingestanden. Und das ist gut! Denn, frei heraus, ich kam heute mit dem Entschluß, zu sprechen, dem elenden Zustande, der uns zu Grunde richtet, ein Ende zu machen —"

„Sie wollen fort?" stammelte Johanna.

„Nein — wenigstens nicht so, wie Sie denken!“ Er hatte sich auf den Sitz neben sie geworfen, umschloß von neuem ihre Hände, die er hielt, als habe er sein Eigentum ergriffen, das er nie wieder fahren lassen wollte. „Du sollst mir gehören!“ sagte er fest.

Johanna warf sich zurück: „Sie sind wahnsinnig!“

„Ich bin sehr bei Sinnen,“ sagte Ernst mit plötzlicher Ruhe. „Was ich denke und will, ist nicht von heute. Wir beide sind nicht von dem Schlage, Lug und Trug zu üben, doch vertraue ich, daß wir auch nicht zu feige sind, das Erreichbare zu wollen, sobald wir wissen, daß es ums Leben geht. Mir, Johanna, geht es ums Leben!“ Wieder drängten sich die Worte stürmisch aus hochatmender Brust. „Ich habe alles, was nicht Du bist, hinter mir gelassen, ich will nicht auf Dich verzichten, und Du kannst das ebensowenig, denn auch Du bist aus den Fugen, kein Gestern kann uns mehr gelten. Entsinne Dich des letzten Gesprächs vor Deines — vor seiner Abreise. Entsinne Dich des Nachdruckes, mit dem er versicherte, daß er die Frau, die ihre Freiheit von ihm forderte, niemals halten würde. Und nun sage mir, bei allem, was Dir heilig ist, glaubst Du, daß er aus wirklicher Ueberzeugung so sprach?“

Johanna erblaßte. „Ich glaube es — er sprach so nicht zum erstenmal.“

„Ich glaub' es auch! Und damit ist unser aller Zukunft entschieden. Dieser Mann verdient Offenheit; gegen ihn, der groß denkt, klein zu handeln, wäre Verbrechen an uns, an ihm. Du antwortest nicht, Johanna? Aber liebst Du denn nicht? Könntest Du mit ihm so weiter leben, magst Du nun verschweigen oder gestehen? Sieh' mir in die Augen und wage zu sagen, daß Du es kannst!“ Er ließ sie los, sprang auf, umfaßte plötzlich ihr weiches Gesicht mit beiden Händen und preßte seine Lippen heiß und fest auf die ihren, nur einen Augenblick.

„Jetzt bist Du mein!“ rief er, „und jetzt gelobe ich Dir, Dich nicht wiederzusehen, ehe sein Wort Dich frei macht. Ehrlich müssen wir bleiben. Auch täuschen will ich Dich nicht, Johanna: die Zukunft, der Du mit mir entgegen gehst, hat keinen so prächtigen Rahmen wie Deine Gegenwart.“

„Was läge daran!“

„Du willigst ein!“ jubelte er auf, und dann, sehr bestimmt: „So laß uns handeln! Ich schreibe ihm noch heute nacht und spreche von Mann zu Mann, wie ich es verantworten kann. Die Entscheidung liegt in seiner Hand. Soweit ich ihn kenne, ist entschieden, sobald er unser Bekenntnis gelesen hat. Du wirst gleichfalls sprechen, Johanna — zugleich muß er uns hören, wir können ihm seine schwere Stunde nicht ersparen, er wird sie, fern von uns, eher überwinden, behält Zeit, zu beschließen. Unser Vertrauen mildert den Schlag —“

„Vertrauen!“ wiederholte Johanna und sah ihn an.

Ruhdorfs Stirn verdunkelte sich. „Wir dürfen die Augen vor ihm aufschlagen,“ sagte er fast heftig, „es ist ein großer Schmerz, eine Schmach ist es nicht. Mut, Johanna! Es gilt Stehen oder Fallen, lassen können wir uns nicht mehr.“ Er ging schnellen Schrittes auf dem Kieswege hin und her und sagte dann, immer noch mit verfinstertem Ausdruck: „Ich sende morgen früh jemand, Deinen Brief abzuholen, um ihn dem meinigen beizuschließen.“

„Nein, nein! Nicht Sie — von meiner Hand! — sonst geschieht ihm noch weher.“

Ernst blickte sie eine Sekunde verständnislos an, der Zug von Unzufriedenheit in seinem Gesicht verschärfte sich. „Wie Sie wollen, Johanna. Nur muß ich darauf bestehen, daß unser Wort zugleich an ihn gelangt. Legen Sie Wert darauf, die Adresse selbst zu schreiben, gut, so erhalten Sie meinen Brief zum Beischluß.“

Johanna sah furchtsam zu ihm auf und stimmte nur mit einer Kopfbewegung bei. Etwas Hilfloses, Ergreifendes drückte sich in ihrer Haltung, ihrer Miene aus. Ruhdorf machte eine rasche Bewegung, als wollte er sie an sich ziehen, ließ die Arme jedoch wieder sinken und sagte in gedämpfter Leidenschaftlichkeit: „Ich bin in Deiner Gewalt!“

Dann eilte er abwärts, der Straße zu. — (Schluß folgt.)

Blätter und Blüten

Gottfried August Bürger. (Mit Bildnis S. 405.) So manchem deutschen Dichter ist schon das Los widerfahren, daß die Nachwelt an ihm gutmachen mußte, was die Zeitgenossen an ihm gesündigt hatten. Freilich, an Gottfried August Bürger, dessen Todestag auf den 8. Juni 1794 fällt, hat niemand mehr gesündigt als der Dichter selbst; aber diese Versündigungen waren mit seinem Genie so eng verknüpft, daß wir ohne den gährenden Most seines Lebens nie den herrlichen Wein seiner Dichtung erhalten hätten.

Wir erinnern uns daran, wie er, eines Pfarrers Sohn, 1747 zu Molmerswende geboren, auf der Universität in Halle ein wüstes Leben führte, das er anfangs in Göttingen fortsetzte, bis er durch seine Freunde vom Göttinger Dichterbunde in ruhigere Bahnen gelenkt wurde, wie er fast immer mit des Lebens-Not zu kämpfen hatte, als kleiner Justizamtmann, der auf den hannoverschen Dörfern wechselnde Stellen bekleidete, durch eine unglückliche Spekulation mit einer Pachtung sein kleines Vermögen verlor, infolge verleumderischer Anklagen und Zwistigkeiten mit der Regierung aus dem Justizdienst austrat, dann Privatdocent und unbesoldeter außerordentlicher Professor in Göttingen wurde — lauter dürftige Anstellungen, die ihn nötigten, rastlos mit der Feder zu arbeiten und durch Uebersetzungen sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Und mit dem zunehmenden Alter nahm des Lebens Not zu, und in fortwährender Bedrängnis, die noch durch die Angst und die Beklemmungen eines Brustleidens gesteigert wurde, ging er einem frühen Tod entgegen.

Wir erinnern uns, welche Kämpfe innerer Leidenschaften er in seinem Liebes- und Eheleben durchzumachen hatte, wie seine anfangs glückliche Ehe mit Dorette Leonhart zerrüttet wurde durch seine Liebe zu seiner Schwägerin Auguste, der er als seiner „Molly“ so begeisterte dichterische Huldigungen darbrachte. Und als er nach Dorettes Tod Molly geheiratet hatte, starb auch diese bald darauf, und in einer dritten Ehe mit dem überspannten „Schwabenmädchen“ Elise Hahn, die ihm ihre Bewunderung in einem Gedicht ausgesprochen, wurde er so unglücklich, daß er bald auf Scheidung antragen mußte. Sie aber, die dritte Frau Bürger, dichtete und schrieb Romane und ging noch lange nach Bürgers Tod als Deklamatorin durch das Land.

Wir erinnern uns, wie Schillers scharfe Kritik der Bürgerschen Gedichte den vielgequälten Poeten niederschmetterte, wie die Verteidigung derselben durch A. W. von Schlegel ihnen kaum günstiger war als die Schillersche Anklage, wie selbst Goethe, dessen „Götz von Berlichingen“ den Göttinger Dichter zu einigen Strophen seiner „Lenore“ begeistert hatte, sich sehr hart über ihn und die Verschlechterung des Geschmacks aussprach, die durch seine Gedichte hervorgerufen worden sei.

Welch eine Summe von persönlichem Leid und Weh, bitterer Kränkung, unseliger Zerrüttung, die sich in diesem Dichterleben zusammendrängt! Und doch — aus diesem Knäuel von Wirrsalen spann sich ein Faden heraus, der in die Zukunft reichte; aus diesem überwuchernden Unkraut von Mißgeschicken blühte doch eine Blume der Dichtung hervor, deren Duft noch die Nachwelt entzückte!

An der Jahrhundertfeier von Bürgers Todestage gedenkt unser Volk des unglücklichen Volksdichters; der Sänger der „Lenore“ bleibt ihm unvergeßlich!

In der That, selten hat ein einzelnes Gedicht einen Dichter berühmt gemacht — mit „Lenore“ war dies der Fall! Alles, was sonst der Göttinger Dichterbund geschaffen, lebt nur noch in den Herbarien der Litteraturgeschichte. „Lenore“ blüht mit einigen anderen Bürgerschen Gedichten frisch und unverwelklich fort.

„Lenore“ ist eine der besten deutschen Balladen. „Um der Lenore willen allein,“ sagte Schlegel, „würde Bürger unsterblich sein.“ Und gerade an diese Ballade knüpft sich noch heutigestags in erster Linie Bürgers Volkstümlichkeit. Hier folgte er, wie ein anderes Urteil sagt, am kühnsten und übermütigsten dem blinden Zuge des Genius und scheint der Shakespeareschen Natur und Urkraft nahezukommen.

Die „Lenore“ hat Bürgers Ruhm begründet; aber sie erschöpft ihn nicht; auch andere seiner Gedichte leben im Volke fort. Und was ihre Vorzüge betrifft, so hat sie niemand mit treffenderen Worten anerkannt als Schiller gerade in jener bösen Kritik, in welcher er dem Dichter Mangel an Reife und an Vollendung vorwirft; er erkennt indes an, daß in der Balladendichtung nicht leicht ein deutscher Dichter es Bürger zuvorthun werde, er rühmt die Fülle poetischer Malerei, die glühende energische Herzensprache, den bald prächtig wogenden, bald lieblich flötenden Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheide, endlich das biedere Herz, „das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht“.

So urteilt Schiller, ein Gegner der Volksdichtung, die ja manches aufnimmt, was nach seiner Ansicht an das Platte und Gemeine streift. Und wenn wir neben der „Lenore“ die rührende Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ erwähnen, das „Lied vom braven Mann“, das in der That hoch wie Orgelton und Glockenklang klingt, die köstliche Anekdote „Der Kaiser und der Abt“ und das stürmische Lied vom „Wilden Jäger“, so genügt dies wohl, um zu beweisen, mit welchen dauernden Gaben Bürger den Hausschatz unserer Poesie bereichert hat.

Mit stiller Rührung aber wird man des armen Poeten gedenken, dessen Genius im Kampf mit Armut und Not nicht verkümmerte. Ja, Bürger ist zeitlebens ein armer Poet geblieben; das Schicksal gab ihm

statt des Brotes einen Stein; aber er wußte dem Stein Funken zu entlocken, die eine weitleuchtende Flamme der Dichtung anzündeten! Darum Ehre auch an seinem späten Festtage dem Angedenken des braven biedern Bürger!

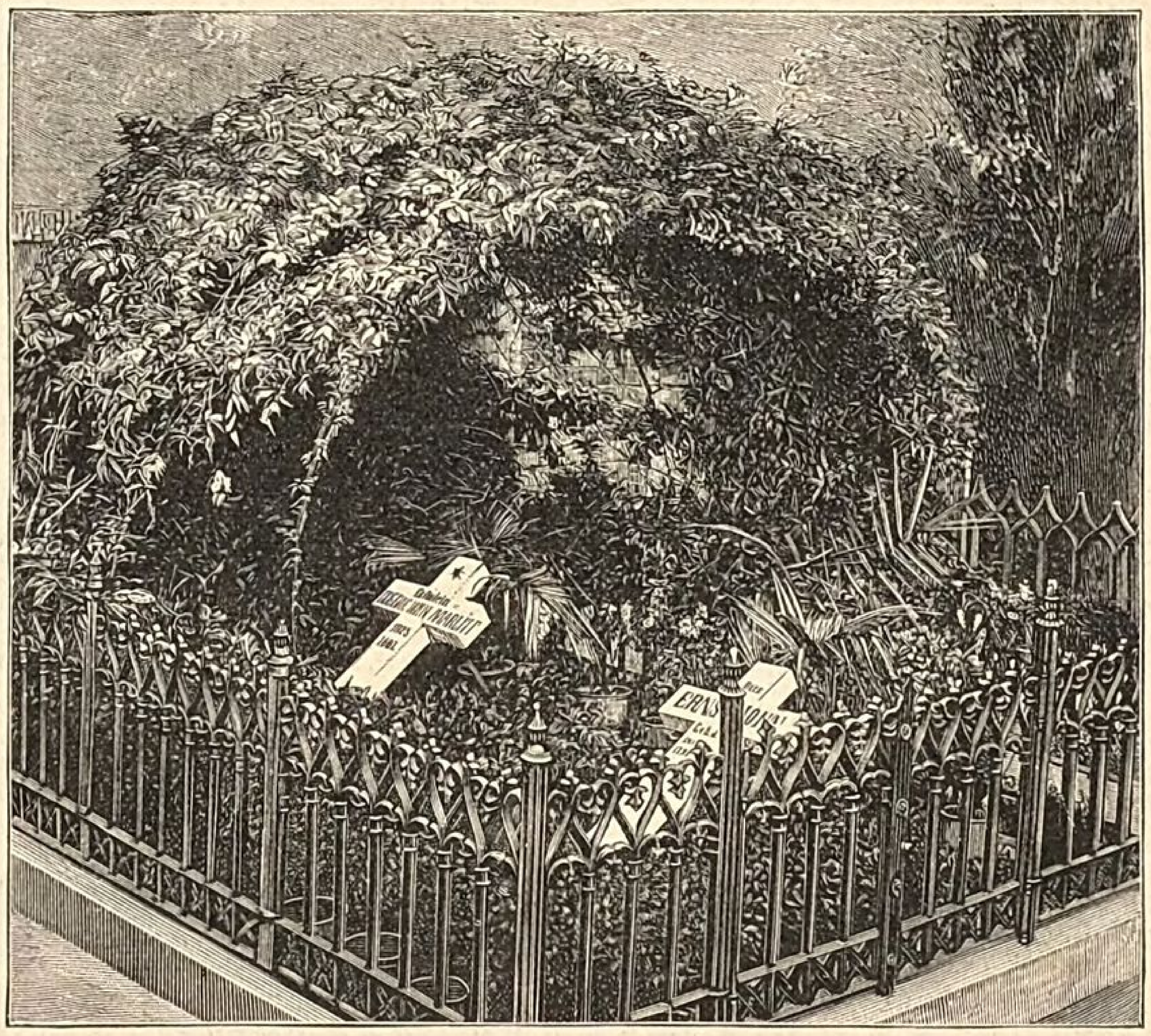
„So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.“

Karl V. und Barbara Blomberg. (Zu dem Bilde S. 393.) Auf Kaiser Karl V. lastete ein schweres Vermächtnis: das Erbteil seiner Mutter Johanna, die in der Geschichte den Beinamen der Wahnsinnigen erhalten hat. Wohl war Karl ein scharfdenkender und willenskräftiger Fürst, aber das konnte er nicht verhindern, daß ihn unter dem Eindruck seelischer Erregungen und körperlicher Leiden oft eine tiefe Schwermut überfiel. Von früh auf litt er an Gicht und Asthma, er war überhaupt nicht starken Körpers und keine ärztliche Mahnung konnte ihn zu weiser Schonung seiner Kräfte bewegen. Mit fünfzig Jahren schon bot er nach zeitgenössischen Berichten vollkommen den Anblick eines Greises, und als Greis erscheint er auch auf dem Bilde von W. Geets, das wir unsern Lesern vorführen, obwohl er in den Tagen, da er zu Regensburg dem Zauber der schönen Barbara Blomberg sich hingab, erst 46 Jahre zählte.

Es war in den schwülen Zeiten vor dem Ausbruch des Schmalkaldischen Kriegs, im Jahre 1546. Karl, der sich vor dem ewig unzuverlässigen König Franz von Frankreich wieder einmal Ruhe verschafft, die Türken besiegt, die tunesischen Raubstaaten gezüchtigt, in Gent einen Aufstand in Strömen von Blut erstickt und den Papst endlich zur Berufung eines Konzils vermocht hatte, gedachte nun mit Nachdruck an die Lösung der religiösen Frage in Deutschland zu gehen, gewaltsam die Einheit des Glaubens wiederherzustellen. Auf dem Regensburger Reichstag 1546 ward es deutlich offenbar, daß der Kaiser nicht gesonnen war, die notgedrungene Duldung gegen die protestantischen Reichsstände auch ferner zu üben. Damals in Regensburg war es auch, wo er mit seinen düster melancholischen Stimmungen zu ringen hatte, bis er die anmutige Bürgerstochter Barbara Blomberg kennenlernte, die ihm mit ihrem lieblichen Gesang und Lautenspiel Trost und Erheiterung gewährte. Im Hause des Bernhard Kraft „auf der Heid“ hat der Kaiser gewohnt, und dorthin dürfen wir wohl auch die Scene verlegen, die dem Maler unseres Bildes vorgeschwebt hat.

Durch das geöffnete Fenster schweift der Blick aus dem prächtig ausgestatteten Gemach hinaus auf die Giebel und Türme der alten Reichsstadt, vom milden Licht des Abends umflossen ist das holde Köpfchen der Sängerin und der gealterte Kaiser, der müde und matt in seinem Lehnstuhl ruht, als hätte er es aufgegeben, nach seinem Wahlspruch „Plus ultra“ — oder verdeutscht: „Noch weiter“ — zu leben. Und selbst wer für Kaiser Karls politische Wirksamkeit keine Empfindung des Dankes haben kann, wird nicht ohne Bewegung das Auge auf diesem Gegensatz von früh gebrochener Kraft und strahlender Mädchenschöne ruhen lassen.

Die weiteren Schicksale Barbaras haben sich freilich nicht so ideal entwickelt, wie man es gern aus den Zügen des zarten Mädchenantlitzes lesen möchte. Nachdem sie am 24. Februar 1547 dem seit Jahren verwitweten Kaiser einen Sohn geboren hatte, der unter dem Namen „Johann von Oesterreich“ oder „Don Juan d'Austria“ die Welt mit seinem Schlachtenruhm erfüllen sollte, verheiratete sie sich mit einem kleinen Beamten in den Niederlanden, der indessen 1559, ein Jahr nach Kaiser Karl, starb. Nunmehr übernahm es König Philipp von Spanien, für die Mutter seines Halbbruders zu sorgen, was nicht immer sehr leicht gewesen sein mag, denn der mit der Ausführung der königlichen Befehle beauftragte Herzog Alba beklagt sich sehr über ihren Eigensinn und ihren Hang zur Verschwendung. Um sie besser unter Aufsicht zu haben, wollte man sie zur Uebersiedlung nach Spanien veranlassen. Allein sie weigerte sich dessen entschieden, und erst viel später gelang es dem, der ihr am nächsten stand, ihren Widerstand zu überwinden. Im Jahr 1574 traf sie mit Don Juan, der damals Statthalter in den Niederlanden war, zu Luxemburg zusammen und ward von ihm mit List oder Güte vermocht, dem Wunsche des Königs zu folgen. Das war zugleich das erste und einzige Mal seit jenen Regensburger Tagen, daß Barbara ihren Sohn von Angesicht zu Angesicht sah. Sie hat ihn um volle zwei Jahrzehnte überlebt — 1598 starb sie in einem kleinen spanischen Städtchen, das ihr König Philipp zum Aufenthaltsort angewiesen hatte.



Das Grab der Marlitt auf dem Friedhofe von Arnstadt.

Das Grab der Marlitt. Sieben Jahre sind es her, seit Eugenie John, dem deutschen Volke und vorab den Lesern der „Gartenlaube“ unter dem Namen „E. Marlitt“ in unvergeßlichem Angedenken, auf dem Friedhofe von Arnstadt an der Seite ihres Vaters die letzte Ruhestätte gefunden hat. Schlicht und einfach ist das Grab, ganz so anspruchslos, wie seine stille Bewohnerin es im Leben gewesen; ein Eisengitter umgiebt es und auf einem weißen Marmorkreuz stehen kurz Namen, Geburts- und Todesjahr der Entschlafenen verzeichnet.

Durch eine seltsame Ungunst der Verhältnisse war diesem Plätzchen Jahre hindurch der freundliche Schmuck grünen Pflanzenwuchses versagt geblieben, denn es stößt hart an eine Mauer, von der die Strahlen der Mittagssonne so glühend zurückgeworfen werden, daß es nicht gelingen wollte, Gras, Ephen oder Immergrün aufzubringen. Auch die den Hügel umsäumenden selbstgezogenen Lieblingsrosen der Dahingeschiedenen sind trotz aller Nachpflanzungen bis auf zwei kleine Exemplare zu Grunde gegangen. Da griff der Bruder der Entschlafenen, dem wir diese Mitteilungen verdanken, infolge einer Anregung des Friedhofswärters zu dem Auskunftsmittel, eine Laube aus wildem Wein über dem Hügel zu errichten; sie gedieh, und unter ihrem Schutze werden, das steht zu hoffen, nun auch die lieblichen Kinder Floras wachsen und blühen können, damit dem Grab der Dichterin die Poesie des Blumenschmuckes nicht mehr fehle. So ist es gekommen, daß E. Marlitt, die im Leben ihre unvergleichliche Begabung ganz in den Dienst der „Gartenlaube“ gestellt hatte, nun unter einer „Gartenlaube“ den ewigen Schlaf schläft.

Die Vestalin. (Zu unserer Kunstbeilage.) Angelika Kauffmann, die Schöpferin des Bildes, welches unsere heutige Kunstbeilage wiedergiebt, steht am Anfang einer neuen Blüte der Malerei, welche sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorbereitete. Die Antike und die klassischen Meister der italienischen Renaissance wurden ihre Leitsterne, Winckelmann hat sie beeinflußt, und so sind ihre Bilder neben denen eines Raphael Mengs und eines Tischbein Marksteine einer neuen Epoche der Kunstgeschichte. Goethe hat sie bewundert und sein eigenes Kunstideal war ganz dem ihrigen verwandt. Als Goethe auf seiner zweiten italienischen Reise sie kennenlernte, da lebte sie in Rom, und ihr gastliches Haus diente einem anregenden Kreise von Künstlern und Gelehrten zum Mittelpunkt. Ein schicksalsreiches Leben lag hinter ihr. Geboren 1741 in Chur, wurde sie von ihrem selbst malerisch begabten Vater früh zu ihrer Ausbildung nach Italien geführt, dorthin kehrte sie nach kurzem Verweilen in der elterlichen Heimat Schwarzenberg zurück, und dort hat sie auch die letzten Jahre ihres Lebens zugebracht. Nur eine größere Unterbrechung erfuhr ihr italienischer Aufenthalt — und diese ward für sie von folgenschwerster Bedeutung. Sie siedelte im Jahre 1765 nach London über. Dort lernte sie einen Menschen kennen, der sich als ein schwedischer Graf Horn ausgab. Durch einschmeichelndes Wesen und allerlei Verführungskünste wußte er die vom englischen Hofe und von der gesamten englischen Gesellschaft bewunderte und verhätschelte Künstlerin zu einer heimlichen Ehe zu bewegen, und wenn auch das Band wieder gelöst wurde, als der Betrug an den Tag kam, so war Angelika Kauffmann doch um einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens geschädigt und ihr Gemüt tief verbittert. Sie vermählte sich später mit dem nicht eben bedeutenden, aber achtungswerten Maler Antonio Zucchi, mit welchem sie 1781 nach Italien zurückkehrte. Am 5. November 1807 starb sie zu Rom. — Die „Vestalin“, wohl das bekannteste Werk der Künstlerin, bildet heute eine Zierde der Dresdener Gemäldegalerie.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

K. H. in Berlin. Für Ihre poetische Zustimmungserklärung zu unserem Artikel „In eigener Sache“ verbindlichen Dank! Doch würden wir durch Veröffentlichung Ihrer begeisterten Verse zu sehr in den Verdacht des Selbstlobs geraten, möchten also auf Abdruck derselben lieber verzichten.

☛ Hierzu Kunstbeilage VII: Die Vestalin. Von Angelika Kauffmann.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 25. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(24. Fortsetzung.)

Als Sigenot, mit seinen Leuten über den von welken Büschen bewachsenen Hang niedersteigend, in der Thalsohle Henning und seine Genossen gewahrte, hieß er die Mägde voranschreiten und flüsterte den Knechten zu: „Schweiget, wenn er uns anruft. Muß geredet sein, so red' ich allein!“ Auf einen Speerwurf waren die Wazemannsleute hinter ihm, als er, den Zug der Seinen schließend, den überschwemmten Thalweg erreichte. Da klang schon die Stimme Hennings: „Zeit lassen, Fischer!“

Sigenot blickte über die Schulter zurück und schritt weiter.

„Steh, Fischer! Oder hast Du Angst in den Füßen?“

Sigenot verhielt den Schritt und wandte sich; auch die Knechte des Richtmanns blieben stehen, während die Mägde ihren Gang beschleunigten. Henning und die beiden Knechte mit ihrer stillen Last kamen näher.

„Was willst Du von mir?“ fragte Sigenot.

„Schau' her, was wir gefunden haben!“ Henning riß die Kotze von der Leiche. „Kennst Du den Mann?“

„Wohl, Henning! Es ist Dein Knecht, den Du auf Weg' geschickt hast, für die Dein eigener Mut nicht gereicht hat.“

Henning lachte heiser. „Sieh' doch! Wie gut Du weißt, welchen Weg mein Knecht gegangen ist in seiner letzten Nacht! Da wundert mich nimmer, daß Dein Fischknecht, wie ich gehört hab', gar so erschrocken gethan hat beim Untersteiner Hag.“

„Wenn Du Dich nimmer wunderst . . . was fragst Du noch?“



Auf dem Gipfel der Zugspitze.
Nach einer Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

„Ist Dir vielleicht um die Antwort bang? Ich mein' schier, man könnt' von Dir erfragen, wer meinen Knecht erschlagen hat.“

Sigenot schwieg.

„Bleibt Dir die Red' in der Gurgel stecken? So red' Dich doch aus auf Deinen Knecht . . . sag' doch: der Wicho hat's gethan!“

Um einen Schritt trat Sigenot näher. „Die Wahrheit will ich Dir hehlen . . . und lügen kann ich nicht. Denk' Dir: ich hab's gethan, so brauchst Du nicht weiter zu fragen!“

„Er hat gestanden,“ schrie Henning seinen Knechten zu, „faßt ihn, mein Vater will es!“

Die Knechte ließen die Leiche in die Pfütze gleiten, um ihre Speere frei zu bekommen; doch als sie sahen, daß Sigenot einem seiner Leute die Axt entriß, blickten sie zögernd auf Henning.

„Es wird sich hart machen mit dem Fassen!“ rief Sigenot, dessen klingende Stimme das dumpfe Rauschen der vorüberschießenden Ache hell übertönte. „Deine Helfer, Henning, fürcht' ich nicht. Und Du? Du zählst ja nicht! Du hast ja nur Mut, wenn Du

den Pfeil werfen kannst aus dickem Busch oder den Stein lösen auf sicherem Gewänd'."

In bleicher Wut riß Henning das Messer vom Gürtel und schwang es zum Wurf; erschrocken fiel ihm einer der Knechte in den Arm; Henning wollte sich losreißen, auf dem durchweichten Boden glitten ihm die Füße aus; er taumelte und fiel, kollerte über die Leiche, und ehe die erschrockenen Knechte ihn zu haschen vermochten, hatte er in dem über das Ufer getretenen Wasser den Grund verloren und verschwand mit gurgelndem Schrei in den Wirbeln der Ache. Kreischend und ratlos standen die Knechte; aber Sigenot hatte schon die Axt von sich geschleudert, in jagender Eile rannte er durch das aufspritzende Wasser am Ufer dahin, und als er in einem schäumenden Wirbel zwischen Felsblöcken Hennings Arm auftauchen sah, sprang er mit weitem Satz in die Wellen. Den Treibenden am Genick fassend, schwang sich der Fischer, der auf dem Grund der Ache jeden Stein und jede Untiefe kannte, auf einen von den Wellen überspülten Block. Und ehe die schreienden Knechte noch zur Stelle kamen, hatte Sigenot mit dem Geretteten schon das jenseitige Ufer gewonnen. Halb von Sinnen taumelte Henning zu Boden, als der Fischer ihn aus seinen Händen ließ.

Sigenot schüttelte das Wasser von sich und schöpfte Atem. Ein müdes Lächeln huschte über seine Lippen. „Sag', Henning, denkst Du noch der Wort', die Du in jener Sturmnacht Deiner Schwester zugerufen, weil sie in meinem Geleit den Heimweg gefunden hat? Jetzt nimm die Wort' zurück: Schäm' Dich, Henning, bist Blut von Wazes Blut und mußt Dir helfen lassen von einem, wie ich bin!" Er wandte sich ab und schritt unter den Bäumen am Ufer entlang.

28.

Wilder Lärm füllte die Hofreut des Fischerhauses. Mit heiseren Stimmen schrien die Almerinnen und laut brüllten die Rinder, welche scheu umherrannten, die Umfriedung des Gärtleins niederdrückten und nach allen Richtungen ihre Wege nahmen, die einen auf der Suche nach dem Stall, die anderen nach einem Ausweg. Die Männer mußten die Arbeit verlassen und den Dirnen zu Hilfe kommen. Nur schwer gelang es, die Rinder Sigenots von der Herde des Richtmanns zu scheiden und im Stall zu bergen. Die Scheune, so geräumig sie war, vermochte die fremde Herde nicht zu fassen. Man mußte an die Errichtung eines Schuppens denken, um den noch übrigen Tieren Schutz vor dem strömenden Regen zu bieten. Während die Männer Pfähle und Bohlen herbeischleppten, hörte Wicho laute Schläge am Hagthor. „Da kommt der Herr mit guter Hilf'!" rief er und eilte, um zu öffnen.

„Schau' erst über den Hag, eh' Du aufthust!" mahnte Eigel.

Wicho stieg auf den Lugaus und warf einen Blick nach der Lände; erschrocken fuhr er zurück: Herr Waze zu Roß und zwei Knechte mit Sauspeeren hielten vor dem Thor.

„Was ziehst Du den Kopf zurück?" rief Herr Waze. „Kennst Du mich nicht?"

Wicho winkte den Männern in der Hofreut; doch sie hatten die Stimme vor dem Hag bereits erkannt, Eigel und der alte Senn faßten ihre Aexte und rannten zum Thor. Hilmtrud, über deren Gesicht ein jähes Erblassen ging, wollte ihnen folgen, aber Kaganhart packte sein Weib am Arm und stotterte: „So bleib' doch; bleib' . . . wir müssen nicht überall dabei sein!"

Wicho hatte die Arme über das erhöhte Flechtwerk des Hags gelegt und auf Wazemanns Frage die Antwort gegeben: „Wohl wohl, Herr, ich kenn' Dich schon."

„So rühr' Dich! Siehst Du nicht, daß ich Einlaß will?"

„Wohl wohl, das seh' ich!" nickte Wicho, ohne von der Stelle zu weichen.

Herrn Wazes Stirne wurde rot. „Du Schuft! Thu' mir das Thor auf, oder Du sollst für die Säumnis zahlen!"

„Schuft? He, Du!" rief Wicho einem der Wazemannsleute zu. „Hörst du nicht, Dein Herr hat Dich gerufen! Mich kann er ja nicht gemeint haben, denn ich heiß' Wicho! Tummel' Dich und zeig' ihm den Heimweg . . . es macht grob Wetter heut' . . . schau' nur, das Wasser lauft ihm ja schon beim Stiefel heraus."

Herr Waze ritt dicht an den Hag heran und hob die Augen mit stechendem Blick zu Wicho. „Ruf' mir Deinen Herrn!"

„Mein Herr ist im Haus und kann nicht kommen," entgegnete Wicho und ließ keinen Blick von der Hand des Spisars, denn er sah, daß Herr Waze an dem Riemen nestelte, mit welchem der kurze Jagdspeer an den Sattel gefesselt war.

„Nicht kommen? Warum nicht?"

„Er hat ein neues Häs an, und das hat heiklige Farben, die den Regen schlecht vertragen! Da müßt Ihr wohl . . ." Wicho verstummte, denn er sah seinen Herrn mit des Richtmanns Leuten auf der Lände erscheinen. Mit langen Sprüngen stürzte er zum Haus, riß den fünfzackigen Näbiger von der Wand, eilte über den Hügel hinunter und keuchte: „Das Thor auf!"

Als Herr Waze den Fischer erblickte, öffnete sich schon der Hag, und Wicho stellte sich mit Eigel und dem Altsenn an Sigenots Seite, während die zwei Mägde des Richtmanns mit ihren Kraxen in das Thor flüchteten.

Ueber Wazemanns Lippen huschte ein dünnes Lächeln; er hatte rasch die Fäuste gezählt, welche wider ihn und seine beiden Knechte waren, und merkte wohl, daß für Zorn und Gewalt nicht die rechte Stunde wäre. Mit einem stummen Wink hieß er seine Knechte zurücktreten und rief den Fischer an: „Du mußt ein übles Gewissen haben, denn ich seh', Du rufst mehr Leut' um Dich her, als Du füttern kannst an Deinem Tisch!"

Sigenot wollte Antwort geben, doch Eigel kam ihm zuvor und schrie: „Wenn Du meinst, ein gutes Gewissen müßt' allein stehen . . . warum denn hat man Dich im Gadem noch niemals ohne Knecht' gesehen! Aber steck' Dich hinter all' Deine Knecht' . . . es wird doch eine nach Dir greifen! Schau' Dich um, sie steht schon hinter Dir und hebt die Fäust'!"

Herr Waze warf einen scheuen Blick über die Schulter; doch er sah nur seine Knechte. „Was will der Narr?"

„So schau' sie doch an! Oder kennst Du die Salmued nimmer . . ."

Sigenot legte die Hand auf Eigels Arm und zog ihn zurück; ruhig fragte er: „Herr Waze, was wollt Ihr bei meinem Haus?"

Langsam wandte der Spisar die funkelnden Augen von dem Kohlmann und sah den Fischer an. „Die Neugier hat mich hergetrieben. Ich möcht' wohl wissen, warum Dein Hag Dir auf einmal zu nieder scheint, daß Du ihn höhen und festen mußt?"

„Es steht der Winter vor meinem Thor, der Schnee wird steigen und die Wölf' haben hohen Sprung."

„So? Und Du fürchtest die Wölf'?"

„Nein, Herr, aber man hütet sich vor ihnen."

„So? Dann laß Deinen Hag nur gehörig wachsen, eh' sie springen. Und eine andere Frag' noch hab' ich an Dich. Mir fehlt ein Knecht, weißt Du mir keine Kund' von ihm?"

„Wohl, Herr! Vor kurzer Weil' erst hab' ich ihn gesehen. Reitet nur heim . . . Euer Henning bringt ihn mit seinen Knechten getragen auf dem Speerholz."

„Wer hat ihn erschlagen?" schrillte die Stimme Wazes. „Du?"

„Ob ich's gethan hab', wird sich weisen im Gericht."

„Du wirst Dich stellen?" fuhr es hastig über die Lippen des Spisars, und seine Augen schossen einen Blitz.

„Ja, Herr! Aber nicht in Eurem Haus, sondern vor dem Sitz der Klosterleut', die nach Recht die Herren sind im Gadem. Ich hab' mein Leben und Haus in ihre Hand gelegt. Schauet her, Herr Waze . . ." er deutete nach dem Kreuz, „da steht ihr Herrenzeichen vor meinem Hag!"

Herr Waze würgte an einem Wort, doch es wollte ihm nicht von der Zunge; kalkige Blässe bedeckte sein Gesicht, und der Zügel schwankte in seiner zitternden Faust. Sigenot wandte sich zu den Seinen. „Geht ins Haus, Ihr Leut', wir wollen das Thor schließen . . . denn ich mein', Herr Waze und ich, wir haben zu End' geredet." Zögernd folgten die Leute dem Geheiß des Fischers, der die Hofreut als der letzte betrat.

Wie versteinert saß Herr Waze im Sattel; doch als die Thorflügel sich schlossen, reckte er die Faust und knirschte: „Auf morgen, Fischer!" Er warf das Pferd herum und ritt am Hag entlang. Da sah er Hilmtrud auf dem Lugaus stehen; sie hielt mit der einen Hand den Knüttel umfaßt und stieß mit der anderen ihren Mann zurück, der sie vom Hag hinwegreißen wollte.

„Du?" lachte Herr Waze. „Hast Du Dich auch zu ihm gesellt? Gieb acht . . . Dir soll in des Fischers Haus noch heißer werden als unter Deinem eigenen Dach!"

Erbleichend taumelte Hilmtrud, als hätte ein Faustschlag ihr Gesicht getroffen. „Mordbrenner, Mordbrenner!" kreischte sie wie von Sinnen und wollte den Knüttel schleudern. Schreiend klammerte sich Kaganhart an ihren Arm, aber sie riß sich los und schwang sich

über den Hag; der Länge nach stürzte sie in die Pfütze, raffte sich auf — „Mordbrenner!“ keuchte sie, und während Kaganhart mit jammerndem Gezeter zum Hagthor eilte, rannte sie mit geschwungenem Knüttel dem Spisar nach. Unter den Bäumen, nahe der Achenbrücke, erreichte sie ihn, faßte das Roß am Schweif und schlug. Herr Waze hatte den Jagdspeer vom Sattel gerissen und fing den Streich auf, der nun mit Wucht auf den Rücken des Pferdes fiel. Das Tier schlug aus; stöhnend taumelte Hilmtrud, vom Huf am Arm getroffen, ließ den Knüttel sinken, und gleich einer Wahnsinnigen sprang sie an dem Spisar hinauf, die eine Hand um seinen bewehrten Arm, die andere an seine Hüfte klammernd. „Mein Haus . . . Du Mordbrenner . . . gieb mir mein Haus wieder!“ Sie riß und zerrte, daß Herr Waze im Sattel wankte. Die Knechte sprangen ihm zu Hilfe, während vom Thor her die Rufe der näher eilenden Männer klangen.

„Macht mich ledig von der Katz'!“ schrie Herr Waze, der auf dem scheuenden Pferd nur mühsam noch den Halt bewahrte.

„Mein Haus . . . mein Haus . . .“ keuchte Hilmtrud, und während sie, am Spisar hängend, vom Pferde geschleift wurde, riß sie den Wildfänger von Wazemanns Gürtel. „Wart', Du Mordbrenner . . . jetzt raiten wir, Du sollst mir zahlen . . .“ Da erloschen ihre Worte in röchelndem Laut; einer der Knechte hatte ihr den Jagdspeer in den Rücken gestoßen; den blanken Stahl noch in der geschwungenen Faust, stürzte sie blutend auf den überschwemmten Grund, und über sie hinweg gingen die Hufe des Pferdes. Als Sigenot mit den Seinen zwischen den Bäumen herbeisprang, verschwand Herr Waze schon jenseit der Achenbrücke, und seine Knechte warfen sich in das bergende Gebüsch.

„Trudli, Trudli!“ jammerte Kaganhart und streckte die Arme; da sah er auf dem Rücken des Weibes, das mit dem Gesicht auf der Erde lag, den sprudelnden Blutquell. „Wazemann!“ Im Rauschen des Regens weckte sein gellender Schrei das Echo an der Falkenwand. Einen Augenblick stand er mit aschfarbenem Gesicht, vom Entsetzen wie versteinert; dann riß er die Axt aus Eigels Hand und stürzte über die Achenbrücke dem Reitweg zu. „Wazemann!“ schrie er und starrte nach allen Seiten; doch öde lag der triefende Wald um ihn her, und grau verschleierte der Regen die Höhe des leeren Pfades. Jähes Schluchzen erschütterte seine Brust, und seiner zitternden Hand entfiel die Axt. Zwei von des Richtmanns Knechten kamen ihm nachgeeilt; sie mußten ihn stützen und führen, denn seine Knie schlotterten, und bei jedem Schritte drohte er niederzusinken. Sein Schluchzen wurde zu lautem Weinen und Jammern, als er sah, wie Sigenot das todwunde Weib auf die Arme hob und zum Hause trug. Der Fischer brachte die Sterbende in Wichos Kammer; dort legte er sie auf das Heubett und löste den blanken Stahl aus den krampfhaft geschlossenen Fingern.

Während die Männer und Dirnen sich in das enge Stüblein drängten, das schon im Zwielicht des sinkenden Abends lag, fiel Kaganhart vor dem Lager auf die Knie.

„Sag', Herr,“ flüsterte Wicho, „was soll denn geschehen mit ihr?“

„Da ist nimmer Hilf',“ erwiederte Sigenot mit schwankender Stimme, „der Stoß ist tief ins Leben gegangen.“ Er trat zum Lager und suchte den Verzweifelten aufzurichten.

Mit den Fäusten stieß ihn Kaganhart von sich. „Du! Du bist schuld an allem! Hättest Du uns nicht hergezerrt in Dein Bluthaus, so thät' sie noch leben! Du! Du bist schuld an allem . . .“

„Hör', Bauer,“ unterbrach ihn Wicho zornig, „das ist übler Dank . . .“

Sigenot schob den Unwilligen beiseite. „Laß' ihn schelten, ich kann ihm nicht unrecht geben. Ich hab' sein Weib unter mein Dach und in meinen Schutz gerufen — schau' her . . .“ er deutete auf Hilmtrud, „so viel ist mein Schutz noch wert!“ Die Stimme schlug ihm um, und seine Augen wurden feucht. „So will ich keinen mehr halten bei mir . . . ein jeder von Euch kann gehen, wie er mag. Ich halt' Euch Treu', aber keiner braucht sie mir zu bieten!“ Einen Blick noch warf er auf das sterbende Weib und verließ die Kammer.

Draußen stand er im strömenden Regen, und der kalte Wind wehte ihm die triefenden Haarsträhne in das bleiche Gesicht. Seine Augen suchten den Falkenstein und Wazes Haus. „Recka! Recka!“ schrie es in seiner Seele, „in derselbigen Stund', in der ich Dich gehalten hab' an meinem Herzen, hat meine Not begonnen! Wie das Laub von einem kranken Baum, so ist die Kraft von mir gefallen. Hätt' ich nicht allweil' denken müssen an Dich . . . es wär' Deinem Bruder Henning nimmer Zeit geblieben, den Knecht in meiner Schwester Weg zu schicken, Dein Vater Waze hätt' nimmer die Stund' erlebt, in der das arme Weib verbluten muß! Ich hab's ja gewußt: ich soll keine frohe Stund' nimmer haben im Leben, seit ich untreu worden bin an meinem eigenen Blut!“ Er strich mit dem Arm über die Stirne und trat ins Haus. In der Halle saß der Kohlmann auf dem Herdrand zu Mutter Mahtilts Füßen. Mit steinernen Zügen ruhte sie in ihrem Sessel und hob nur die Augen, als Sigenot in der Thür erschien. Er ging auf die Mutter zu und legte den Arm um ihre Schulter.

„Wie geht's ihr?“ fragte Eigel.

„Schlecht.“

„Und nimmer Hilf'?“

Sigenot schüttelte den Kopf. Da klang das schrille Lachen seiner Mutter, und zu ihm aufblickend, streckte sie die zitternde Hand und deutete durch das Fenster nach dem Kreuz. Sigenot wandte sich ab und drückte den Arm über die Augen.

„Fischer!“ Der Kohlmann sprang auf, ein Scheit in der Hand. „Du, der einzige Mann im Gadem — laß nur Du den Mut nicht sinken! Halt' fest an Dir selber! Und sag', was soll geschehen jetzt?“

„Frag' die andern . . . es geht nicht um mich allein!“

Das zornige Lachen des Kohlmanns hallte zwischen den Wänden. „Ging's nach meinem Willen, ich wüßt' schon, was ich thät'! Ich möcht' die Händ' eintauchen in der Hilmtrud Blut und umlaufen im Gadem . . . und einem jeden möcht' ich die blutigen Finger hinstrecken vor die Nas' und schreien: jetzt riech', Bauer . . . Blutschmack hat die Supp', die Ihr gekocht habt auf dem Totenmann!“ Er warf das Scheit in das Herdfeuer und verließ die Stube. Als er Wichos Kammer erreichte, sah er die Leute um das Lager gedrängt und hörte Kaganharts Stimme: „Schauet nur, sie thut die Augen auf!“

„So lupf' ihr doch den Kopf,“ stammelte Heilwig, „siehst denn nicht . . . sie möcht' in die Höh'.“

„Ja, Trudli, ja, komm nur, komm, ich thu' Dich heben!“ Kaganhart schob den Arm unter das schwere Haupt seines Weibes.

Seufzend richtete Hilmtrud sich auf und fuhr mit den Fingern über das Gesicht, als hingen ihr Haare in die Augen; die Blicke waren verschwommen, nur langsam schien sie die Leute vor ihrem Lager zu erkennen, zuletzt ihren Mann. Eine Weile hingen ihre Augen an ihm, dann rührten sich flüsternd die bleichen Lippen: „Hartli? . . . Bin ich allein hin? . . . Oder hat er auch seinen Treff?“

„Freilich, freilich!“ schluchzte der Bauer, der mit dieser Lüge seinem Weib eine Wohlthat zu erweisen meinte.

Tief atmete Hilmtrud, und ein mattes Lächeln huschte um ihre Lippen. Sie schloß die Augen, als wäre sie müde und möchte schlafen nach schwerer Arbeit. Schwerfällig winkte sie mit der Hand. „Leut' . . . geht hinaus!“ Sie thaten ihr den Willen; als sich die Kammer geleert hatte, rückte Hilmtrud ihre Wange an das zuckende Haupt des Bauern und streichelte ihm das nasse Haar. „Hartli . . . ich hab' Dich lieb gehabt!“

„Wohl wohl, Trudli . . . schau', ich Dich auch . . . und fest!“

„Thust mir verzeihen?“

„Freilich, Trudli, freilich!“ Er weinte zu diesen Worten wie ein Kind. „All' die unguten Reden, alle, die mir gegeben hast, alle . . . hast es ja allweil' gut gemeint!“

Sie schüttelte den Kopf. „Die mein' ich nicht . . . da sind wir allweil' auf gleich gewesen. Ich mein' 'was anderes . . . unser Haus . . . ich, Hartli, ich bin schuld . . .“ Zitternde Schwäche befiel sie, und ein roter Tropfen sickerte von ihren Lippen.

Kaganhart hörte auf zu schluchzen und starrte in das Gesicht seines Weibes.

„Ich bin schuld . . . ich hab's ihm verraten, Hartli, von der Thingnacht . . .“

„All' Ihr guten Mächt'!“ Erschrocken schlug der Bauer die Hände ineinander. „Ja Weib, ja wie hast denn so 'was thun können!“ Er fuhr sich in die Haare. „Und ich hab' schiech geredet wider ihn im Thing!“

„Drum hat er Feuer geworfen in unser Haus . . . der Mordbrenner!“ Sie ballte die Fäuste.

„Ja Weib! Ja Weib!“ jammerte der Bauer. „Unser Haus! Ja wie hast denn so 'was thun können!“

„Er hat mich auf der Straß' gestellt . . .“

„Ja muß man denn da gleich alles ausreden?"

Unwillig hob sich die Stimme des Weibes. „Hast ja Du auch nicht geschwiegen . . . und bist doch ein Mannsbild!"

„So? So? Hast Du es nicht aus mir herausgedruckt mit Schelten und Streiten?"

„Hättst mich streiten lassen, Du Lapp . . ."

„Ja! Weil bei Dir schon einer aufkommt, Du ungute Dingin Du!"

„Den schau' an! Schelten will er auch noch! Schwören kann er, schwören ... aber den Schwur halten? Wie die Henn' das Gackern!"

„So ein Weib! Ja hör' nur einer das Weib an! Im letzten Schnaufer noch muß sie raiten und raffeln!"

„Raffeln? Wer raffelt? Wart', die Raffel zahl' ich Dir heim . . ."

Draußen vor der Thüre standen die Leute und hörten mit hellem Staunen die kreischenden Stimmen aus der Kammer. „Es muß ihr doch nicht gar so schlecht sein," stotterte Heilwig, „sie zanket ja schon wieder."

Wicho öffnete die Thür, und hinter ihm drängten sich die anderen in das Stübchen. Auf dem Heubett sahen sie Hilmtrud halb aufgerichtet knien, mit den Händen in der Luft; doch kraftlos fielen ihr in der nächsten Sekunde die Arme nieder, und stöhnend sank sie über das Heu. Erschrocken sprangen die Leute zum Lager, und stotternd streckte Kaganhart die Arme nach seinem Weib. Noch einmal suchte Hilmtrud sich aufzurichten. „Hartli, mein guter Hartli . . ." klang es seufzend von ihren Lippen, dann fiel sie zurück, und ihre Glieder streckten sich.

„Trudli! Trudli! Ja was ist Dir denn? So red' doch!" jammerte der Bauer.

Da erkannte er den Tod im Antlitz seines Weibes.

„All' Ihr guten Mächt'!" schrie er und warf sich mit bitterlichem Schluchzen über den Leichnam.

Vom Bergwald herüber, durch das Rauschen des strömenden Regens, klang das Geläut einer heimkehrenden Herde, und ein Hüterbub' jauchzte zum Hall der Schellen, als wäre Sonnenschein und Frühling über ihm, nicht gießendes Gewölk und sinkender Winter.

29.

Auf dem Herd der Klause saß Bruder Wampo in trüben Sorgen. Er hatte ein Feuer angeschürt, um sich zu wärmen und die nassen Gewandstücke zu trocknen. Während er mit kummervollen Mienen vor sich hin grübelte, knisterte die Flamme, und aus der Zelle nebenan klang die psalmierende Stimme Waldrams. Bruder Wampo hörte sie nicht, er war versunken in seinen Schmerz. Vor kurzer Weile hatte er die Vorräte in der Kammer gemustert und hatte das Mehlsäcklein durchweicht gefunden von dem Regenwasser, das der Wind durch die offene Fensterluke hereingetrieben. Das Mehl war unbrauchbar geworden, und auch die Hälfte der Bohnen war verdorben. Der karge Rest, den Bruder Wampo gerettet hatte, reichte kaum für die Mahlzeiten des kommenden Tages. Und war die letzte Bohne verzehrt, was dann? Mancherlei waghalsige Pläne kreuzten sich in seinem runden Köpflein, und schließlich fiel ihm der wilde Immstock ein. Honig! Das wäre wohl kein Futter für den Hunger, aber doch ein süßer Trost für die Zunge, so meinte Bruder Wampo.

Hurtig eilte er zur Thür und spähte hinaus. Es rieselte in Fäden, und Schnee fiel zwischen dem Regen; aber die Nässe hätte den Bruder nicht abgeschreckt . . . wäre nur der Abend nicht so nah' gewesen! Seit dem letzten Abenteuer empfand er ein gelindes Grauen, so oft er an den dunklen Bergwald dachte. Das hinderte aber nicht, daß ihm beim Gedanken an den Honig das Wasser im Mund zusammenlief. „Ich muß ihn holen! Ich muß!"

Er lief zum Herd, knüpfte einen hölzernen Napf an den Gürtel und barg ein Bündel Kienspäne in der Kutte, um sie vor dem Regen zu schützen. Einen Blick noch warf er in Eberweins Zelle, nickte freundlich lächelnd dem Knaben zu, der auf dem Lager ruhte, und eilte davon.

Huze hatte sich aufgerichtet, denn er war der Meinung, daß der Bruder käme, um mit ihm zu plaudern. Als er ihn verschwinden sah, streckte er sich wieder auf das Moos und schob die Hände unter die Wange. Draußen plätscherte die Traufe, und durch die Holzwand klang dumpf die Stimme Waldrams. Der Knabe schlief ein, und lächelnd rührte er im Traum die Lippen; er flüsterte den Ruf, mit dem er die Geißen zu locken pflegte, und lispelte den Namen des kleinen Dirnleins im Schapbacher Wald . . .

Nach einer Weile fuhr er aus dem Schlummer auf und lauschte erschrocken. Er hörte eine gellende Stimme schreien: „Weiche von mir! Denn sieh', ich bin gewaffnet wider Dich mit Gottes Schild! Reiße mir Wunden, brenne mein Fleisch, doch meine Seele will ich retten aus Deinen Klauen! Unterliegen sollst Du! Den Fuß will ich setzen auf Deinen Nacken! Nieder mit Dir! Nieder!" Und klatschende Schläge fielen.

„Zu Hilf'! Zu Hilf'! Sie morden den Herrn! Zu Hilf'!" schrie Huze in Schreck und Angst. Seiner wunden Füße vergessend, sprang er vom Lager, brach in die Knie, raffte sich wieder auf, und Eberweins Beil ergreifend, schleppte er sich hinkend zur Zelle des Paters, den er von einem Mörder überfallen wähnte. Mit erhobenem Beil erreichte er die Thüre. Da sah er Waldram auf der Erde knien, in der Hand die schwirrende Geißel, mit halb entblößtem, von Blut überronnenem Körper.

„All' Ihr Gutholden . . . er ist närrisch worden!" kreischte der Knabe; Entsetzen faßte ihn, das Beil entfiel seiner Hand, und schreiend flüchtete er aus der Klause. Jeden Schritt, den er that, empfand er mit stechendem Schmerz, aber die zitternde Angst vor dem Wahnsinn, den er gesehen, trieb ihn weiter. Er hielt nicht inne, als er den Wald erreichte. Mit klunkernden Füßen, stöhnend bei jedem Schritt, schleppte er sich zwischen den Bäumen dahin. Bald hörte er im nahen Thal die Ramsauer Ache rauschen; doch eh' er sie erreichte, verließen ihn die Kräfte, und halb bewußtlos sank er zu Boden —

Läutende Schellen näherten sich im Thal, Kühe zogen vorüber, und erregte Stimmen ließen sich vernehmen.

„Hör' auf! Hör' auf! Wie soll man denn so 'was glauben können! So 'was!" klang eine Männerstimme. Und eine Dirne kreischte: „So frag' den Hüterbuben! Der hat's auch gesehen!"

„Wohl wohl," fiel die Stimme eines Knaben ein, „wie ein Lampl* ist das Untier vor ihm gestanden und hat ihm die Hand geleckt und ist ihm nachgelaufen wie ein Hundl."

„Gelt! Gelt! Jetzt hörst es! Hätt' ich's nicht selber gesehen, meiner Lebtag' hätt' ich das Wunder nimmer glauben mögen!"

„Das muß man dem Richtmann sagen, dem Richtmann!" schrie die Männerstimme. „Gegen Gottesleut', die so 'was können . . . gegen solche Leut' trau' ich mich nimmer feind sein! Geschworen oder nicht . . . ich thu' von morgen an . . ." Im Rauschen der Ache und des Regens erstickte die sich entfernende Stimme.

„Leut'! Leut'!" So hatte Huze ein um das andere Mal mit schluchzenden Lauten gerufen, doch niemand hörte ihn. Das Geläut der Schellen klang ferner und verstummte, um nach einer Weile jenseit der Ache auf bewaldetem Hang wieder laut zu werden.

Die kleine Herde zog dem Gehöft des Urstallers entgegen, nahe vorüber am zerfallenen Hag des alten Gobl. Der Greis, der unter seinem Dächlein auf dem Heusack kauerte, hörte den Schellenklang und die kreischenden Stimmen. Er hob den Kopf und lachte. „Ziehet heim ins Thal oder steiget zu Berg' . . . es gehen doch alle Weg' dem gleichen Fleckl zu!" Nickend saß er, hielt die Knie mit den Armen umschlungen und blickte hinaus in den grauen Regen. Trübe Dämmerung fiel über die Halden, und der Abend kam. Je tiefer das Dunkel sank, desto leiser wurde das Rieseln um die Hütte her, bis es ganz verstummte. Der alte Gobl streckte die Hand durch die Luke hinaus; leicht und kalt fiel es auf seine Finger . . . es waren Flocken.

Laute Stimmen näherten sich. Ein paar Männer, von einem Haufen schreiender Weiber umgeben, eilten am Hag vorüber. Der Greis hörte sie von einem Wunder schreien, das im Lokiwald geschehen wäre. Was er vernahm, störte seine Ruhe nicht. Gähnend streckte er sich auf den Heusack und schloß die Augen; doch er fröstelte und konnte den Schlaf nicht finden. Einmal war es ihm, als klänge durch die stille Nacht ein wimmernder Ruf. Lauschend saß er, schüttelte den Kopf und streckte sich wieder. Näher klang der matte Ruf, und nach einer Weile hörte der Greis ein schmerzvolles Stöhnen. Er kroch vor die Hütte, sah beim Hagthor auf der Erde einen schwarzen Klumpen sich bewegen und rief: „Du Bröckl Elend dort! Wer bist? Was willst von mir?" Ein klagender Wehlaut war die Antwort. Der Alte lachte. „Schau' nur, schau', jetzt sucht gar einer noch Hilf' beim Gobl! Oder muß Elend

* Lamm.



Das Wetterloch bei der Zugspitze.
Nach einer Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

zum Elend laufen wie Wasser zum Wasser?" Er stieg über die Trümmer seines Hauses nieder und watete durch die Pfützen zum Hagthor. Neben dem Pfosten sah er einen Buben liegen, faßte ihn beim Arm und rüttelte ihn. „He, Du! Was ist denn mit Dir?" Doch keine Antwort kam. „So red' doch! Wer bist Du denn?" Der Knabe blieb stumm, und sein Arm, den der Alte aus den Händen ließ, fiel schwer herab. „Er muß dämlig sein!" murmelte Gobl und beugte sich über den Knaben; in der Finsternis vermochte er das Gesicht nicht zu erkennen. „So komm halt . . . morgen werden Deine Leut' schon schreien nach Dir!" Mit seinen müden Kräften hob er den Bewußtlosen auf und schleppte ihn unter das Dächlein. Als er merkte, daß der Knabe vor Frost und Nässe zitterte, riß er den Heusack auf und höhlte für den stillen Kameraden ein warmes Nest. Dann saß er im Dunkel an seiner Seite, und immer wieder griff er mit der Hand ins Heu, um zu fühlen, ob der Frierende auch warm würde.

Einmal lachte er hell auf. „Schau' nur, schau' . . . mein Haus hat wieder Leut', und sorgen thu' ich mich auch schon drum!" Bald hörte er den stillen Schläfer in tiefen Zügen atmen, und ein feuchtwarmer Dunst begann aus dem Heu zu quellen. Dem Greise wurden die Lider schwer; neben dem Haupt des Knaben legte er den müden Kopf aufs Heu und fiel in Schlummer . . .

Still lag die Nacht um das Dächlein und um die Trümmer des zerfallenen Hauses her; der Wind hatte sich gelegt, lautlos fiel der Schnee, und nur leise murmelte zuweilen das auf der Erde verrinnende Wasser. Fern draußen aber auf den Halden der Schönau war es lebendig in allen Gehöften; Leute eilten von Hag zu Hag, schreiende Stimmen klangen, und Feuerschein leuchtete aus offenen Thüren.

Auf dem Karrenweg, der von des Richtmanns Hag thalwärts gegen die Ache führte, wanderte ein Einsamer hastigen Ganges, die lodernde Fackel in der Hand; es war einer von des Richtmanns Knechten, und sein Weg ging dem Fischerhaus entgegen. Als er die Achenbrücke erreichte, löschte er die Fackel aus und spähte durch die Nacht hinauf gegen den Falkenstein. In rötlicher Helle hob sich Wazemanns Haus aus dem Dunkel, als stünden brennende Pechpfannen im Burghof. „Was die da droben schaffen in der Nacht, das wird uns heiß machen am Tag!" murmelte der Knecht und begann zu laufen. Beim Hag des Fischerhauses angelangt, pochte er leise, worauf das Thor sich lautlos öffnete, um hinter ihm sich wieder zu schließen. „Was bringst Du?" klang die flüsternde Stimme des Kohlmanns.

„Ich mein', wir könnten Hilf' kriegen mit dem Morgen."

„Hilf'? Woher?"

„In der Schönau sind alle Leut' lebendig . . . mit Laufen und Schreien tragen sie die Red' um: einer von den Gottesleuten hätt' ein Wunder gethan im Lokiwald. Die Urstaller Dirn' hat mit ihrem Hüterbuben abgetrieben von der Alben und wie sie nicht weit von der Klauf' durchs Holz gezogen sind, da haben auf einmal die Rinder ein wüstes Brüllen angefangen und sind scheu geworden und davongesaust, als hätt' man ihnen Feuer an die Schwänz' gehängt. Die Dirn' und der Bub' stehen nur allweil' und schauen . . . und da sehen sie einen Gottesmann und sehen, wie ein Bär auf ihn zuspringt. Aber der Gottesmann . . . ich weiß nicht, hat er eins von seinen heiligen Bannzeichen gemacht, oder hat er einen baumstarken Bärensegen gerufen . . . kurz und gut, ich sag' Dir: der Bub' und die Dirn' haben gesehen, daß der Bär auf einmal vor dem Gottesmann gestanden ist, so zahm wie ein Lampl, und hat ihm die Händ' geleckt und ist ihm wie ein Hundl nachgelaufen bis zur Klauf'. Der Bub' sagt noch, das Untier hätt' dem Gottesmann im Maul 'was nachgetragen . . . ich glaub', er hat gesagt: ein Körbl . . . aber das leugnet die Dirn', das will sie nimmer gesehen haben."

„Und das glauben die Leut'?" stotterte der Kohlmann.

„Wohl wohl! Es muß doch 'was dran sein! Der Bub' und die Dirn' schwören ja Stein und Bein. Bei der Ramsauer Ache, wo sie ihr Vieh wieder gefunden haben, ist ihnen der Schmied von Ilsank in den Weg gelaufen. Dem haben sie gleich alles erzählt . . . und der Schmied ist der erst' gewesen, der geschrieen hat: er traut sich nimmer feind sein wider die Gottesleut'. Mit der Dirn' ist er umgelaufen von einem Hag zum andern, und da kannst Dir denken, wie die Leut' lebendig worden sind! Das wär' freilich nicht schlecht, wenn man den Bärensegen lernen könnt' von den Gottesleuten . . . da hätt' das Vieh gute Zeit, und es wär' ein leichtes Hausen auf der Alben. Und schau', ich mein' halt auch wie die Schönauer Leut': wer so stark ist wider die Untier', der müßt' auch aufkommen gegen die Wazemannsbuben. Die haben heut' in der Schönau wieder schieche Arbeit gemacht . . . den Hanetzer haben sie schier krumm geschlagen, bis er ihnen genug geredet hat, und von ihm weg sind sie zu unserem Hag gezogen; der Köppelecker hat's gesehen, wie sie das Thor eingeschlagen haben und alle Thüren aufgebrochen."

„Komm, das muß der Fischer hören!" rief Eigel und zog den Knecht hinter sich her in das Haus. Als sie eingetreten waren, schloß sich die Thür, und an den Fensterluken wurden die Läden vorgeschoben.

Nur aus Wichos Kammer strahlte noch rötliches Licht. Ein flackerndes Spanfeuer erleuchtete den kleinen Raum. Neben Hilmtruds Totenlager saß Kaganhart auf der Erde und murmelte die Klage, während er von den Fingern der Leiche die Nägel schnitt. Bei jedem Nagelspänlein, welches niederfiel, nannte er unter Thränen eine gute Eigenschaft seines Weibes. Der unsichtbare Geselle, der gekommen war, um die Hilmtrud einzuführen in sein dunkles Reich, hörte so viel des Lobes, daß er glauben mußte, er hätte dem Leben niemals ein besseres Weib entrissen . . .

Das war nicht die einzige Totenklage, welche gehalten wurde in dieser Nacht. In stundenweiter Ferne vom Fischerhaus, im Kirchhof der Ramsau, klang eine schluchzende Stimme. Finster stand das Kirchlein, denn das „ewige Licht", dessen Lampe Hiltischalk an jedem Morgen mit frischem Oel gefüllt, war ausgebrannt, und finster lag auch das Haus mit seinem kalten Herd. Nur die Dächer, auf denen der fallende Schnee schon zu haften begann, schimmerten grau in der Nacht. In das dumpfe Rauschen der Ache mischte sich die Klage der Magd. Laut weinend irrte Mätzel in Haus und Hof umher; unter der Linde fiel sie auf die Steinbank nieder und barg ihr Gesicht in den Händen . . .

Im Thal der Ache, fern am Waldsaum, wo der Karrenweg zwischen die Bäume lenkte, gaukelte der Schein einer Fackel. Schweiker trug sie, der mit Eberwein den Heimweg suchte. Bei jeder schlechten Stelle des Pfades senkte er die Flamme, um den Weg vor den Füßen seines Herrn besser zu erleuchten; zuckend fiel der Fackelschein über das bleiche verstörte Antlitz Eberweins, das um Jahre gealtert schien. Schweigend wanderten die beiden; während der fallende Schnee auf der nassen Erde zerschmolz, blieb er an ihren Kleidern haften; ihre Arme und Schultern wurden weiß.

Als Schweiker wieder einmal aufblickte in Eberweins Gesicht, sah er seine Lippen zucken und seine Augen in Thränen schwimmen. „Ja Herr, ja guter Herr," stammelte er, „wie magst Dich denn so viel kränken! Schau' nur, wie alt sie gewesen sind! Mit jedem nächsten Stündl dem Tod verfallen! Und schau', man kann noch allweil' nicht sicher wissen, ob sie nicht doch noch leben! Wenn's aber schon so wär', daß sie einen schiechen Tritt gethan haben und hinuntergefallen sind . . . schau', so sind sie bei den guten Heiligen im Himmel."

Stöhnend, als wäre ihm jedes dieser Worte eine Qual, streckte Eberwein die Hände gegen Schweikers Lippen und winkte ihm, zu schweigen. Sie wanderten weiter; immer langsamer wurden Eberweins Schritte, denn seine Kräfte waren erschöpft.

Fast Uebermenschliches hatte er geleistet, seit er mit Schweiker und Mätzel bei der Ache den alten Runot mit seinen Söhnen und anderen Männern der Ramsau auf der Suche nach dem verschwundenen Paar getroffen. Als Eberwein hörte, was bei Waldrams Ankunft vor dem Kirchlein in der Ramsau geschehen, stand er bleich und wortlos wie vor einem Unheil, bei dem es nicht Rat noch Hilfe giebt. Schreiend riß die Magd an seinem Gewand, und mit schmähenden Worten hoben die Männer ihre Fäuste gegen ihn. Unter der finsteren Gewalt, mit welcher Waldram sie gefesselt, hatten sie den Greis verlassen . . . jetzt schrien sie nach ihm wie nach einem Vater, den sie verloren, und sahen in Eberwein und Schweiker nur die Gesellen jenes anderen, der sie zu Waisen gemacht. In hellem Zorn wollte Schweiker die Schmäher zur Ruhe weisen, doch Eberwein wehrte es ihm: „Schweige! Laß ihrem Groll und Jammer sein Recht! Waldram hat gesät, und wir müssen ernten. Könnt' ich, was geschehen, mit meinem Leben ändern, ich gäb' es gern dahin!"

Diese Worte und der tiefe Kummer, der aus der Stimme des Mönches und aus seinen Augen redete, machte die Schreier verstummen. Wohl folgten sie zuerst nur zögernd den Weisungen

Eberweins, doch immer williger gehorchten sie, je mehr sie den schmerzvollen Eifer erkannten, mit welchem Eberwein nach dem Weg der Verschwundenen zu forschen begann. Auf durchweichter Erde fanden sie die halb verwaschenen Spuren, welche zur Höhe der Windach führten. Da meinten sie, daß Hiltischalk und Hiltidiu sich zu den Almen am Windachersee geflüchtet hätten, denn die Almerin, welche dort oben hauste, war eine Blutsverwandte der Greisin. Doch die Dirne, welche ihre Herde zu Thal trieb, begegnete den Suchenden und wußte keine Antwort. Man forschte weiter und fand das weiße Häubchen der Greisin, zertreten und mit Schmutz bedeckt, fand am Absturz der Felsen den zerwühlten Rasen und sah in der Schlucht der Windach, an einer vorspringenden Steinschrofe, einen Fetzen des schwarzen Gewandes flattern. Von der Stelle führte keine Spur gegen den höheren Weg, keine Spur zurück ins Thal. Bleicher Schreck befiel die Männer, während das jammernde Geschrei der Magd von den Felsen hallte. Hier war nicht Hoffnung mehr, nicht Hilfe! Dennoch wagte Eberwein das Aeußerste. Ob es ihm auch die anderen mit Gewalt zu wehren suchten, ob auch Schweiker mit beiden Armen ihn umklammerte . . . er riß sich los und wagte mit Gefahr seines Lebens den Niederstieg, bis das schießende Wasser und die glatten Felsen ihm den Weg versperrten. Als er mit erschöpften Kräften wieder am Rand der Schlucht erschien und die Arme, die sich ihm entgegenstreckten, ihn emporrissen auf festen Grund, waren seine Züge verwandelt zu einem Anblick des Entsetzens.

Scheu trat der alte Runot vor ihm zurück, und den Arm seines Aeltesten fassend, flüsterte er: „Schau' das Gesicht an, Bub'! Das hab' ich schon einmal gesehen . . . so hat Herr Waze geschaut am selbigen Tag, an dem man Frau Friderun gefunden hat unter der Rabenwand!"

Mühsam atmend, in sich versunken, ruhte Eberwein auf dem Stein, zu dem ihn Schweiker geführt. Er hörte nicht den Jammer der Magd, nicht die Reden der Männer um ihn her; er sah nicht die Sorge Schweikers und sah nicht, was stumm aus den Augen der anderen redete: daß er sie alle, die vor kurzem noch die Fäuste wider ihn gehoben, in dieser Stunde für sich geworben hatte zu treuen Freunden. Kein Laut kam über seine bleichen Lippen. Als Schweiker und Runot seine Arme faßten, um ihn aufzurichten, ließ er sich führen. Er hatte kein Auge für den Weg, sein Blick ging verloren ins Leere. Zuweilen, während des Niederstieges, verhielt er seufzend die Schritte und schloß die Lider, denn immer wieder stand vor seinen Augen, was er in der Tiefe der Schlucht an den Felsen geschaut: die blutige Spur des Weges, den Hiltischalk und Hiltidiu genommen.

Auch jetzt, da er in finsterer Nacht mit Schweiker den Heimweg suchte unter fallendem Schnee, zwischen Gestein und triefenden Bäumen, stand er immer wieder und bedeckte die Augen mit der Hand. Immer schwerer wurden seine Schritte, wankend sein Gang. Wollte Schweiker ihn stützen, so wies er ihn stumm von sich.

Mühsam war der Anstieg durch den Lokiwald, denn Eberwein vermochte sich kaum mehr aufrecht zu erhalten. Endlich gewannen sie den Waldsaum, und Schweiker hätte jauchzen mögen, als er in der Finsternis das weiße Dächlein liegen sah. Doch vor der Klause hob er verwundert die Fackel: er fand die Thüre mit Balken und Pflöcken verrammelt. Rasch aber wußte er freien Weg zu schaffen; es polterten die Balken, die er beiseite schleuderte, und seine rufende Stimme klang; doch es rührte sich nichts in der Klause und niemand trat den Heimkehrenden entgegen; in der Stube, die er leer fand, steckte er über dem erkalteten Herd die Fackel in den Ring. Als er sah, daß Eberwein zur Zelle des Paters wankte, sprang er ihm in den Weg und stammelte: „Ich bitt' Dich, guter Herr, schau', ich bitt' Dich, nur heut' red' nimmer mit ihm! Nur heut' nimmer!"

In der finsteren Zelle knarrten die Stangen des Lagers, Schritte klangen, und Waldram erschien auf der Schwelle, das Antlitz von gespenstiger Blässe, die Augen brennend wie im Fieber. An Eberwein vorüber blickte er auf Schweiker. „Wehrest Du ihn ab von mir, da Du weißt, daß er mein Auge zu fürchten hat?"

Da stürzte Eberwein auf ihn zu und faßte ihn mit zuckenden Händen an der Brust. „Waldram! Gieb mir diese Menschen wieder . . . meine besten, die ich hatte!" Seine Stimme erstickte.

Es kostete dem Pater nur geringe Mühe, den Entkräfteten von sich abzuschütteln. „Weiche von mir! Du hast mit diesem Wort das Urteil über Dich gesprochen! Zwischen Dir und mir sollen Berge und Meere liegen!"

„Ja, Waldram, ja . . ." nur wie ein Hauch klang Eberweins Stimme, „hohe Berge . . . tiefe Meere . . ." Schwer stützte er sich auf Schweiker, der ihn unter stammelnden Worten in die Zelle führte, in welche die Fackel einen matten Schimmer warf. Eberwein sah das leere Lager und blickte suchend umher . . . die Sprache versagte ihm. Schweiker verstand den Blick. „Thu' Dich nicht sorgen, guter Herr . . . der Bruder wird den Buben in unsere Kammer geführt haben, damit Du ruhen kannst in der heutigen Nacht!"

Stumm nickte Eberwein und ließ sich auf den Rand des Lagers sinken. Ohne Wehren duldete er, daß ihm Schweiker das triefende Gewand mit trockenem Kleid vertauschte, das Moos zu weichem Polster aufschüttelte und die zitternden Glieder mit wärmender Kotze bedeckte. Als ihm Schweiker einen Becher brachte, schlürfte er den Trunk in tiefen Zügen, ohne zu merken, was er trank. Der Bruder atmete erleichtert auf, als der Becher geleert war bis auf den letzten Tropfen des Meßweins. Er steckte eine frische Fackel in Brand, und dann saß er neben dem Lager, regungslos. Eberwein stöhnte und murmelte im Halbschlaf; doch immer tiefer wurde sein Atem, und es währte nicht lange, so lag er in bleiernem Schlummer.

Auf den Zehen schlich Schweiker aus der Zelle, steckte einen Span in Brand, löschte die Fackel aus und trat in seine Kammer. Schnuppernd hob er die Nase — zwischen den vier Wänden roch es nach Wachs und Honig, als wäre die Zelle ein Immenstand. Auf dem einen Bett lag Bruder Wampo wie ein Klotz, mit hängenden Armen. Seine ganze Kutte, von der Brust bis nieder zum Saum, war fleckig, als hätte man sie durch einen Honigtiegel gezogen. Kopfschüttelnd stand Schweiker und betrachtete den Schnarchenden. Da sah er, daß das andere Lager leer war. Er rüttelte den Schläfer, doch Bruder Wampo wollte nicht erwachen. An den Armen zog ihn Schweiker in die Höhe. „He, Bruder! Wo ist denn der Bub'?"

„Der Bär . . . der Bär . . ." lallte Wampo, riß die Augen auf und fuchtelte mit den Händen, zwischen deren Fingern der Honig klebrige Fäden spann.

„Ich frag', wo der Bub' ist!" brummte Schweiker, der den Bären auf sich bezog.

„Der Bub'? Pater Waldram . . . Waldram . . ." Dem Bruder fielen die Augen wieder zu, und lallend sank er auf die Wolfshaut zurück.

Schweiker gab sich zufrieden; er hatte verstanden, daß Huze bei Pater Waldram in der Zelle wäre. Seufzend blies er das Spanlicht aus, warf die nasse Kutte ab und wühlte sich ins Moos.

Tiefe Stille war in der Klause. Um die Mauern her versiegte die Traufe, und lautlos fiel der Schnee in schweigender Nacht . . .

30.

In Wazemanns Burghof, den die Pechpfannen erleuchteten, unterbrachen die Knechte ihre Arbeit und lauschten.

„Was ist denn nur das schon wieder gewesen?" fragte einer. Und ein zweiter stotterte: „Ich mein', es hat der Boden gebidmet." Ein dritter schüttelte den Kopf. „Ich hab' nichts gespürt . . . nur den Rumpler hab' ich gehört. Es muß wo eine schwere Lahn gegangen sein."

„Eine Lahn? So, meinst? Eine Lahn?" murmelte ein grauköpfiger Alter. „Ich sag' Euch, Leut', mir grauset schon die ganzen Tag' her! Wie ich noch ein kleiner Bub' gewesen bin, ist vom Göhl eine ganze Wand niedergebrochen und hat die schönsten Alben zugedeckt. Selbigsmal ist alles g'rad' so gewesen wie die letzten Tag' her. Ich sag' Euch, Leut': es ist 'was ledig worden im Gesteinet . . . es muß 'was kommen!"

„Laß kommen, was mag! Uns trifft's nicht!" lachte einer der jüngeren Knechte. „Und schlagt's ein paar Bauernköpf' zu Mus . . . was liegt denn dran? Die wachsen ja wieder nach wie der Schimmel am Käs'." Die anderen lachten und nahmen die Arbeit wieder auf. „Thut nicht so laut," mahnte der Alte, „die Herrenleut' schlafen . . . und ein Toter liegt auch im Haus."

„Laß ihn liegen! Morgen auf die Nacht soll er sein Erbmahl haben, zu dem der Fischer die Ferchen giebt und der Richtmann den Met. Pech her! Dem Fischer soll heiß werden, daß er Blut schwitzt!" Lachend tauchte der Knecht den fertig gewundenen Hanfkranz in das zerlassene Pech.

Der Alte schüttelte den Kopf. „Wenn der Fischer den Richtmann gutwillig herausgiebt, hat die ganze Sach' ein End'!" Er redete nach, was er in der Herrenstube erlauscht hatte.

Seit dem Abend wußte Herr Waze, daß er die Sühne für den erschlagenen Knecht nicht von Sigenot, sondern von dem Richtmann zu fordern hatte. Wohl blieb es ihm ein Rätsel, was den Mann, der im Thing wider die Klosterleute und für den Spisar gesprochen, zu dieser Gewaltthat getrieben hatte, doch die Aussage, die der Hanetzer gethan, sprach zu deutlich. Und hatten nicht die Knechte, welche den Richtmann greifen sollten, seinen Hag verlassen und alle Thüren versperrt gefunden? Wohin er mit seinen Leuten geflüchtet wäre, diese Frage war nach Wazes Meinung leicht gelöst: in den Hag des Fischers. Mit dem Morgen wollte er den Schuldigen fordern; er hoffte, daß ihm Sigenot diese Forderung verweigern möchte, und fürchtete zugleich, daß der Fischer sie erfüllen könnte. „Er muß sich ja denken, daß ich dem Richtmann nicht zu hart ans Fleisch geh' . . . ich bin doch der Narr nicht, daß ich die beste Milchkuh' niederschlag', die ich hab' in meinem Land! Und giebt er ihn heraus . . . was thu' ich dann? Den Fischer will ich, den Fischer! Und hab' kein Recht mehr wider ihn!"

Recht! In all seinem Leben hatte Herr Waze dieses Wort nicht so oft im Munde geführt als seit der Stunde, in welcher er das Bußloch leer gefunden. Seine gährende Wut drängte nach einem wilden Ausbruch, doch die abergläubische Furcht, die ihn jäh befallen, war um seine Kraft und seine Sinne gelegt wie ein eiserner Reif. Den Zwiespalt, der in ihm tobte, löste der Met. Schwer trunken sank er in später Nacht auf das Spanbett und schnarchte mit offenem Mund, während draußen im grell erleuchteten Burghof die Knechte unter den vorspringenden Dächern der Ställe saßen, die Pechkränze flochten, das Kienholz für die Fackeln schlissen und die Reisigbündel fertigten, welche den Hag des Fischers in Asche legen sollten.

Noch ehe der Morgen graute, versiegte der Fall der Flocken. Weiß schimmerten im Zwielicht der weichenden Nacht alle Dächer um den Burghof her, und der steigende Bergwald war mit Schnee behangen. In den Lüften wallte das Gewölk, die grauen Massen teilten sich, und durch die Klüfte der ziehenden Nebel schimmerten mit sanftem Glanz die erlöschenden Sterne nieder.

Das Schneelicht warf einen matten Dämmerschein in die Herrenstube. Da wurde Herr Waze geweckt. Stöhnend richtete er sich vom Spanbett auf und hörte einen Hahnenschrei. „Verfluchtes Vieh! Hab' ich denn keinen Morgen Ruh' vor Dir!" Aber da merkte er, daß nicht der Hahn ihn geweckt. „Auf, auf!" klang die Stimme Hennings, der vor dem Lager seines Vaters stand und ihn am Arme rüttelte.

Mit stumpfem Blick hob Herr Waze die Augen. „Was soll's? Was willst Du?"

„Fragen will ich, ob ein Heiliger, der in der Nacht durch Mauern geht, die Weiber weckt," rief Henning mit heiserem Lachen, während seine Brüder lärmend aus ihren Stuben kamen. „Fragen will ich, ob ein Heiliger, der doch fliegen kann, über Treppen steigen muß und durch die Zeugkammer schleichen."

„Treppen . . . Zeugkammer . . ." stotterte Herr Waze. „Was soll der Unsinn?"

„Unsinn? So frag' die Knecht' . . . ich mein' schier, sie wissen, wer der Heilige gewesen ist, der dem Pfaffen alle Thüren aufgethan."

„Einer vom Gesind' muß es gewesen sein!" kreischte Eilbert aus dem Lärm der Brüder.

Herr Waze griff sich an die Stirne, schüttelte den Kopf und tastete nach der Hüfte, als trüge er am Gürtel noch den Schlüssel verwahrt. Henning packte ihn an der Brust und rüttelte ihn. „Schlafst Du noch allweil'? Wach' auf, wach' auf und hör' mich an! Jetzt gerad' . . . ich bin aufgewacht und hab' am Fenster den Laden aufgezogen . . . da hab' ich die alte Hex', die Ulla, im Hof gesehen. Sie hat den Knechten die Schüssel mit der Morgensupp' zugetragen und ist gestanden und hat geredet mit ihnen . . . vom selbigen Wunder, von Deinem Heiligen! Sie wär' aus dem Schlaf gekommen in selbiger Nacht und hätt' gehört, als gingen Leut' an der Thür' vorbei, bloßfüßig über die Trepp' hinauf, gegen die Zeugkammer . . ."

Weiter kam Henning nicht. Herr Waze war aufgesprungen und hatte ihn mit der Faust von sich gestoßen. Halb bekleidet, wie er sich vom Lager erhoben, stürzte er gegen die Halle; doch als ihm auf der Schwelle die Kälte an die nackten Beine fuhr, hielt er inne und griff mit zuckenden Händen in die Luft. „Das Weibsbild her! Das Weibsbild her!"

Henning und Sindel eilten aus der Stube und in den Unterstock des Hauses; als sie an Ullas Kammer die Thür aufrissen, saß die alte Magd bei der Fensterluke, durch welche ein trüber Schein des erwachenden Morgens fiel. Henning und Sindel packten sie mit groben Fäusten und rissen sie mit fort. Unter der Thür der Herrenstube stürzte Herr Waze ihr entgegen, völlig angekleidet, mit dem Fänger umgürtet. Vor Wut der Sprache kaum mächtig, packte er die Magd und zerrte sie über die Schwelle. „Geschwiegen hast Du, geschwiegen! Bis heut'! Warum denn, warum? Red', sag' ich . . . wie war's in jener Nacht? Red', oder ich lös' Dir die Zung!" Herr Waze wollte nach ihr greifen, doch eine Hand faßte seinen Arm. Recka, von dem Lärm aus ihrer Kammer gerufen, stand vor ihm, die Haare gelöst, im weißen Schlafgewand. „Was hat die Magd Dir gethan, Vater?" fragte sie mit bebender Stimme. Wirr durcheinander schreiend, gaben die Brüder Antwort, und Herr Waze kreischte: „Soll ich mich viel um das Weibsbild kümmern, wo es hergeht um alles, was ich hab' und bin? Tag und Nacht bin ich gelegen wie gebunden an Händen und Füßen! Bei jedem Schnaufer hat mich das Grausen vor dem Wunder geschüttelt, an das ich glauben hab' müssen! Und das Weibsbild hat gehört in der Nacht, wie der Pfaff mit seinem Helfer davon ist, und hat geschwiegen! Geschwiegen!" Er streckte die Fäuste nach der Magd. „Red', sag' ich, red' . . ."

Da trat ihm Recka in den Weg. Mühsam bekämpfte Erregung sprach aus jedem Zug ihres bleichen Gesichtes; sie schien zu wissen, daß sie eine böse Stunde über sich beschwor, aber sie sah die zitternde Angst der alten Magd und konnte nicht schweigen. „Willst Du wissen, wer den Priester aus Deinem Haus geleitet hat, so frage mich!"

In Schreck und Zorn, fast wie ein einziger Schrei, klang Reckas Name von den Lippen der Brüder; nur Henning lachte. „Das hätt' ich mir denken müssen!"

Mit geballten Fäusten trat Herr Waze vor seine Tochter hin. „Dirn'!" keuchte er. „Dirn'!"

Stolz richtete das Mädchen sich auf. „Ich habe den Gast an meiner Hand unter Dach geführt . . . wenn er Euch nicht heilig war, er ist es mir gewesen!"

„Dirn'! Soll das heißen, daß Du den Schlüssel von meinem Gurt gelöst, während ich im Rausch gelegen, daß Du dem Pfaffen und dem Buben Schloß und Thüren aufgethan?"

„Ja, Vater!"

Da traf ein Faustschlag ihre Wange. Als hätten die Brüder nur gewartet auf solch ein Zeichen, stürzten sie unter Geschrei und zornigen Flüchen auf die Schwester zu, rissen ihr das Gewand von der Schulter und schlugen, wohin sie trafen. Mit stöhnendem Laut, wie eine Bärin die Hunde von sich abschüttelt, machte Recka sich frei, und zum Spanbett springend, faßte sie den Jagdspeer ihres Vaters und schwang das Eisen gegen Henning, der ihr am nächsten stand. Schreiend wichen die Brüder zurück, und jeder suchte nach einer Waffe. Herr Waze aber schrie: „Was lauft Ihr nach Wehr und Eisen? Ich mein', ich zwing' sie noch mit der leeren Hand!" Er sprang auf Recka zu und streckte die Hand, um den Speer zu greifen; doch als er den Blick ihrer Augen sah, trat er scheu zurück. Hochaufgerichtet stand sie vor ihm, in dem leichenblassen Antlitz das rote Mal, das der Schlag seiner Faust entzündet. „Stoß zu, so stoß doch zu!" rief er mit heiserem Lachen. „Mich plagt die Neugier, wieviel ein Kind zuweg bringt wider den Vater. Stoß zu! Hast ja den Feind, den ich eingesponnen, aus meinem Netz gerissen, hast ja das gute Pfand, das ich gehalten, aus meiner Hand geschlagen! Stoß zu! Es ist ja nicht Deines Vaters Blut, das Du schauen wirst! Du bist ja mein Kind nicht, Du Wechselbalg! Stoß zu! Stoß zu!"

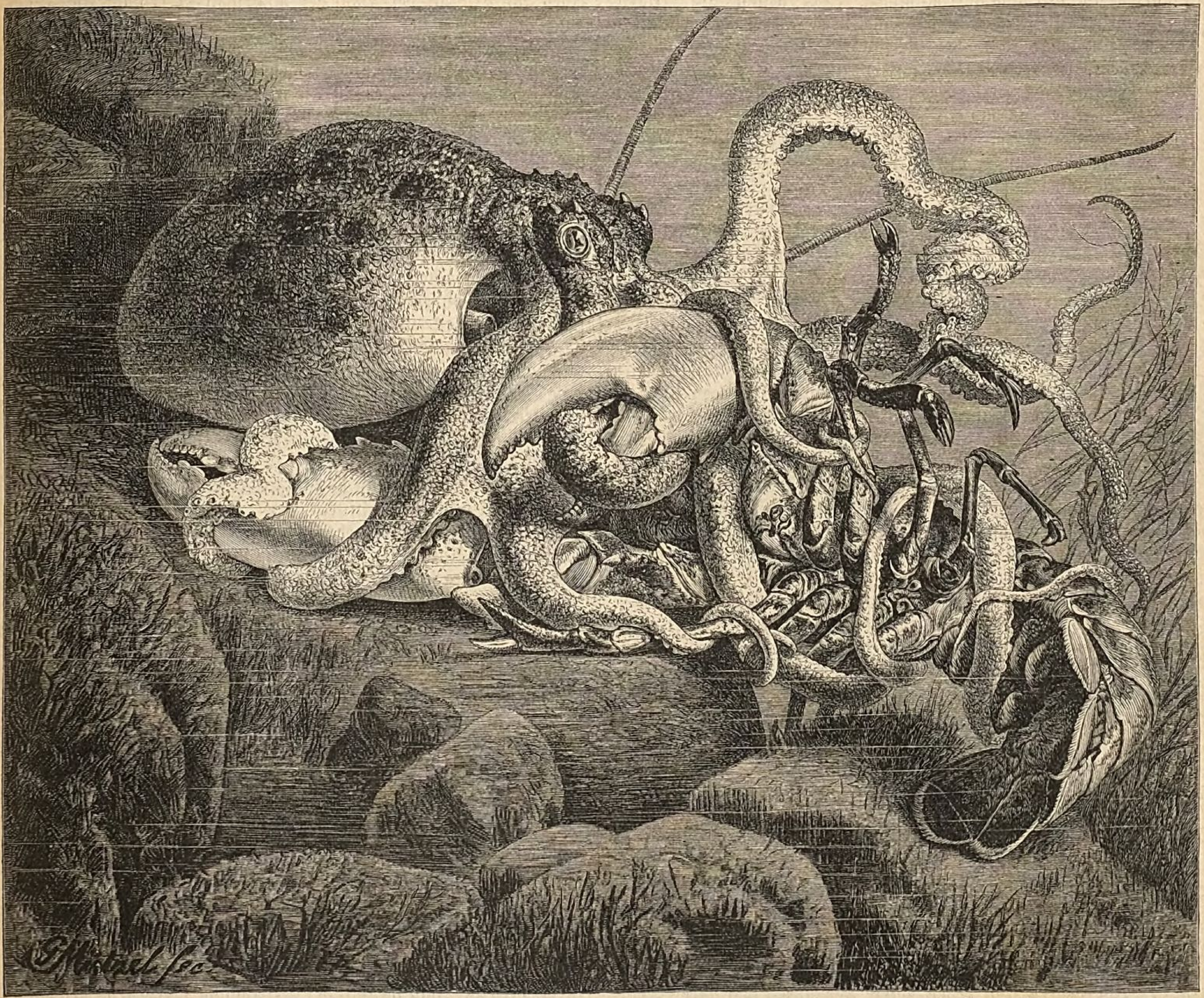
Reckas Finger öffneten sich, und klirrend fiel die Waffe zu Boden. Mit zitternden Händen raffte sie die Haarsträhne und die Fetzen ihres Gewandes über die entblößten Schultern, und mit verlorenem Blick den Vater und die Brüder streifend, schritt sie taumelnden Ganges zur Thür der Halle. (Fortsetzung folgt.)

Das Urbild eines Fabelwesens.

Polyp und Seeschlange.

In alten Sagen und Dichtungen, auch in alten naturwissenschaftlichen Beschreibungen begegnet uns der Polyp als ein schlimmes Ungeheuer, und bei weniger geschulten Geistern ist noch heute das Wort „Polyp" mit rätselhaften Begriffen verbunden. Polypen tummeln sich noch hier und dort gar abenteuerlich in der volkstümlichen Phantasie. Mit jenen Fabelwesen hat zunächst der einfache Polyp, der in unseren Teichen und Gräben lebt, nichts zu thun; ihn kennt wohl ein jeder, wenn nicht vom Augenschein, so doch vom Hörensagen, denn er ist ja das Wundertier, das man in Stücke zerhacken kann, wobei aus jedem Stück ein neuer Polyp wächst. an langen Spiralfedern mit Gift gefüllte Bläschen liegen. Der Polyp wendet sie an, um andere Tiere, die er erbeuten will, zu lähmen. Er ist auch ein gefräßiges Tier, und mitunter geschieht es, daß ein Polyp den anderen, mit dem er zugleich ein Beutestück erfaßt hat, verschlingt und buchstäblich aussaugt.

Alle diese Eigenschaften reichen jedoch nicht hin, um den Polypen zu einem gefürchteten Ungeheuer zu machen, und selbst wenn wir das Meer aufsuchen, so müssen wir die Polypen eher bewundern, denn für schreckliche Wesen ansehen; sie arbeiten dort an jenen Wunderbauten, die unter dem Namen „Korallen" bekannt sind.



Kampf zwischen Krake und Hummer.

Nach einer Originalzeichnung von G. Mützel.

Unser Süßwasserpolyp ist in der That ein höchst merkwürdiges Geschöpf, das von Wasserpflanzen, namentlich Wasserlinsen lebt und leicht in einem einfachen Süßwasseraquarium beobachtet werden kann. Sein Körper ist schlauchförmig, etwa 2 cm groß, von grüner Farbe. Mit dem scheibenartig abgeplatteten Ende sitzt er an einem Blatte fest; an dem freien Ende befindet sich der Mund, von einem Kranze von Fühlfäden umgeben. Der Körper des Polypen kann alle möglichen Formen annehmen, bald rollt er sich zu einer Kugel zusammen, bald dehnt er sich zu einem Faden aus. Der Polyp ist sehr einfach organisiert, er hat nur eine Höhle im Körper, welche mit ihrer inneren Wand, dem „Entoderm", die Nahrung verdaut und wahrscheinlicherweise auch atmet. Die äußere Wand besitzt aber noch die sogenannten Nesselorgane, kleine Kapseln, in denen

So ist wohl der Polyp der Alten nur ein Phantasiegebilde? Durchaus nicht! Im Laufe der Jahrhunderte ist nur, wenn man so sagen darf, den echten Polypen der Name gestohlen und den soeben erwähnten Hohltierchen gegeben worden. Dies geschah im Anfang vorigen Jahrhunderts durch den berühmten Forscher Réaumur. Die Alten verstanden unter den Polypen ganz andere Tiere. „Polypus", d. h. wörtlich „Vielfuß", nannte Aristoteles das Seetier, welches uns heute unter dem Namen „Tintenfisch" bekannt ist. Diese Mollusken, Kraken und Sepien, sind in der That so grausame Bestien, daß man bei ihrer näheren Betrachtung die Volksphantasie, die den Polypen mit so vielen unheimlichen Zügen ausgestattet hat, gern entschuldigen wird. Die Kraken erscheinen hier als jene wunderbaren Inseln, von denen schon in der

Legende von der Wunderfahrt des heiligen Brandanus die Rede ist. „Kaum waren sie im Meer," heißt es in derselben, „so wartete ihrer ein seltsames Abenteuer. Sie fuhren eine Insel an, wo kein Kraut wuchs, nur spärliche Gesträucher, auch erblickten sie am Ufer keinen schlammigen Rand. Ehe sie dieses erreicht, stand das Fahrzeug schon fest. St. Brandan ließ nun mit Tauen das Schiff ans Land binden. Er selbst blieb in der Nacht an Bord, weil er die Gefahr kannte. Am Morgen, nachdem die Brüder am Lande die Messe celebriert, trugen sie Fleisch und Fische aus dem Fahrzeug und schürten ein Feuer unter ihrem Kochgeschirr an. Kaum begannen die Kohlen zu glühen, so wurde der Boden unter ihnen lebendig wie eine flüssige Welle. St. Brandan half den erschreckten Brüdern rasch in das Schiff steigen, jene Insel aber trieb hinaus ins Meer und noch bis auf zwei Meilen Entfernung sahen sie ihr Kochfeuer an ihrem Rande glimmen. Der heilige Abt erklärte aber seinen Begleitern, Gott habe ihm in der Nacht das Geheimnis der Insel offenbart, denn was sie für eine Insel gehalten, sei nur ein großer Fisch gewesen, der immer mit dem Kopf nach seinem Schweif hasche, aber ihn nie erreichen könne, so lang sei er. Der Fisch aber heiße Jasconius."

Die Neuzeit säuberte das Meer von allen ähnlichen Ungeheuern, bis auf die Seeschlange, die sich noch mitunter zeigt und auf die wir weiter unten noch des näheren zu sprechen kommen werden. In der Neuzeit konnte auch der Polypus des Aristoteles wieder zu Ehren kommen. Mit dem heutigen Polypen hat der des Aristoteles, der Tintenfisch, nur das äußere Kennzeichen gemein, daß er am Munde eine Anzahl (8 bis 10) Fangarme besitzt, in denen eine ungeheure Muskelkraft aufgespeichert ist, so daß er sie nicht nur als Greif-, sondern auch als Fortbewegungswerkzeuge benutzt und oft gewaltige Sprünge damit macht. Von berühmten Forschern wie James Roß wird berichtet, daß Sepien selbst auf das Deck eines 5 Meter über den Meeresspiegel emporragenden Schiffes sprangen.

Die Lebensgewohnheiten der achtfüßigen Kraken und zehnfüßigen Sepien wurden in der neueren Zeit in den Seeaquarien aufs eingehendste studiert. Hier wie in der Freiheit treten die Kraken als echte Seeräuber auf, indem sie Steine zu einer Umwallung herbeischleppen und sich einen Schlupfwinkel bauen, worin sie auf die vorbeischwimmende Beute lauern. Krebse oder Fische werden von den muskulösen Armen wie von Schlangen umschlungen und zerquetscht. Ja, es wurde beobachtet, daß ein Krake mit seinen weichen Armen einen großen Hummer in der Mitte entzweiriß. Als man im Aquarium der Zoologischen Station zu Neapel einen Hummer, um ihn gegen die Angriffe der gierigen Kraken zu schützen, in ein Nachbarbecken setzte, übersprang der Krake die trennende Mauer, um sich auf sein Opfer zu stürzen.

Ebenso verfahren die Sepien, die sich in den Sand einwühlen und so auf die vorbeischwimmenden Fische lauern.

Seitdem es gelungen ist, Seewasser künstlich so herzustellen, daß Seetiere und Seepflanzen darin fortkommen, kann man die Urbilder des „Polypen" auch in vielen Städten des Festlandes beobachten. Solche Wandlungen hat der Polypus des Aristoteles in den Anschauungen der Menschen durchmachen müssen! Einst als Ungeheuer gefürchtet, wird er jetzt zur belehrenden Unterhaltung gezüchtet.

C. F.

* * *

Es ist oben davon die Rede gewesen, daß von all den fabelhaften Ungeheuern, mit denen unsere Vorfahren das Meer bevölkerten, nur die „Seeschlange" der Neuzeit standgehalten habe. Allerdings giebt es viele, welche das Dasein dieses Wesens auf die Zeitungsspalten beschränken möchten, durch die es sich mangels anderer aufregender Ereignisse während der „Sauregurkenzeit" hindurchzuschlängeln liebe. Das ist indessen doch nicht so ganz richtig. Wir verdanken über die Frage der Seeschlange dem Marinepfarrer a. D. Heims Ausführungen, die wir im folgenden unsern Lesern mitteilen. Heims schreibt:

So ganz leicht abgethan ist die Frage nach der Seeschlange denn aber doch nicht. Es ist nach der heutigen Lage der Forschung jedenfalls unwissenschaftlicher, ihrem Dasein ein einfaches absprechendes „Nein" entgegenzusetzen, als sie durch ein bedingtes „Ja" zu bestätigen.

Daß etwas wie eine „Seeschlange" oft gesehen worden ist, dürfte überhaupt nicht zu bezweifeln oder anzufechten sein. Die Zeugnisse für das Vorkommen eines Ungeheuers der Tiefe, dessen Erscheinungsform man als „Seeschlange" bezeichnet hat, sind zu zahlreich und zu beweiskräftig, auf dem beruhend, was unbefangene und wissenschaftlich gebildete Leute gesehen und dienstlich und eidlich bekräftigt haben. Es würde hier zu weit führen, die einzelnen Berichte wiederzugeben. Nur einige, die von Kriegsschiffkommandanten an ihre vorgesetzte Behörde erstattet wurden, seien hervorgehoben, um an ihnen zu untersuchen, was die Beobachter eigentlich gesehen haben können.

Zunächst scheinen alle diejenigen Berichte wertlos zu sein, die von einer Riesenschlange reden, welche in auf und abgehenden Windungen sich vorwärts bewegt haben soll. Das thut keine Schlange; alle Seeschlangen — es giebt deren ja in kleinerem Format genug im Indischen Ocean — machen wagerechte, aber keine senkrechten Windungen, d. h. sie schwimmen nach der Art eines Aales, und der Bau der Rückenwirbel erlaubt ihnen gar keine andere Art der Fortbewegung, weder im Wasser noch am Lande. Bei solchen Schilderungen werden wir es etwa mit einer kurz oder lang auseinander gezogenen Kette von Tümmlern oder Delphinen zu thun haben, die in fröhlicher Meerfahrt, genau Abstand haltend, hintereinander herziehen, wie man das auf See so oft beobachten kann, und dabei den runden, glänzenden Rücken ins Wasser senken und wieder aus der See auftauchen.

Bezeichnend ist zunächst in allen in Betracht kommenden Berichten aus älterer und neuerer Zeit die „Mähne", welche den aus dem Wasser ragenden Kopf des Tieres bekleidet, zum Teil „in Schulterhöhe", und ebenso besonders die Stelle aus dem Bericht des Kommandanten des englischen Kriegsdampfers „Dädalus" (1848), daß von der ganzen Länge des Leibes der erschauten Seeschlange kein Teil zur Fortbewegung benutzt wurde, während das Tier nicht im allergeringsten von seinem geraden Kurse abwich; und dann noch eine Stelle aus dem Bericht des „Castilian" (1857): „Das Wasser war" — bei einer Erscheinung, die der eben erwähnten ganz ähnlich war — „auf mehrere hundert Fuß vom Kopf ab gefärbt," so daß der Kapitän, nahe bei St. Helena, das Gefühl hatte, in flachem Wasser zu sein. Das Tier zeigte Hals und Kopf etwa zwölf Fuß (3 bis 4 Meter) oberhalb des Wassers, zwanzig Ellen vom Schiff entfernt. Der Kopf war mit einem „Wulst loser Haut" umgeben, der hier die sonst geschaute „Mähne" vertritt. Das Untier war „wenigstens 200 Fuß (60 Meter) lang". Solche Schätzungen sind indessen immer mit großer Vorsicht aufzunehmen, jedenfalls war diese Seeschlange keine „Schlange". Und so oft das Ungeheuer überhaupt sich sonst sehen ließ, war's ebenfalls kein Reptil. Auch die berühmte „Seeschlange" des Hans Egede (1730) nicht. Er selbst spricht auch gar nicht von einer „Schlange", nur von einem „Ungeheuer", das eine lange, scharfe Schnauze hatte: es „blies Wasser wie ein Wal und hatte sehr große flügelartige Ohren. Der untere Teil war wie eine Schlange gebildet. Nach einiger Zeit tauchte das Tier rückwärts ins Wasser und steckte dann seinen Schwanz übers Wasser, eine Schiffslänge vom Kopf entfernt".

Egede hat, bis auf eine Verwechslung, sehr genau gesehen und sehr gewissenhaft berichtet. Was er sah, war ein Riesenkalmar, ein Architeutes, ein Riesentintenfisch, gemeinhin: ein „Krake", der aller Wahrscheinlichkeit nach in allen beglaubigten Berichten das geschaute Urbild der „Seeschlange" darstellt. Daß es Riesenexemplare davon giebt, ist nach den schnell hintereinander gemachten Funden von Neufundland im Jahre 1873 nicht mehr zu bezweifeln. Nach sorgfältiger Berechnung wurden die Ausmaße des einen gestrandeten Riesen auf 3 Meter Körperlänge angegeben, der Durchmesser auf 76 Centimeter. Die Länge der Fühler betrug $9\frac{1}{2}$ Meter, die des Kopfes 60 Centimeter; die Gesamtlänge des gestreckten Tieres $12\frac{1}{2}$ Meter.

Der französische Kriegsaviso „Alecton" machte 1861 den vergeblichen Versuch, ein noch größeres Exemplar zu fangen, einen Polypen der beschriebenen Art, dessen Körper ohne die Arme 5 bis 6 Meter lang war. Leider wurde der zu weiche Rumpf von der ihm glücklich umgeworfenen Schlinge hinter den Schwanzflossen durchschnitten. Das Gewicht des ganzen Ungeheuers wurde auf 2000 Kilogramm geschätzt. Aus dem getrübten Wasser verbreitete sich starker Moschusgeruch.

Wie macht dies Ungeheuer es aber möglich, als „Seeschlange" auf der Bildfläche zu erscheinen? Die Sache ist einfach genug!

Die längliche, torpedoartige Gestalt des Leibes gestattet den Tieren, mit großer Geschwindigkeit rückwärts durch das Wasser

zu schießen vermöge der Wirkung des Wasserstrahls, den sie durch ein Spritzloch in der Stirn mit besonders großer Gewalt ausstoßen. Die Kraft, welche dadurch ausgeübt wird, ist oft so groß, daß die Tiere jene Bewegung nach rückwärts mit der Richtung des Körperendes nach oben so steigern, daß dieses im Winkel aus dem Wasser hervorragt.

Das würde der „Kopf" der Seeschlange sein, dem auch die Mähne nicht fehlt, denn die Riesentintenfische haben an beiden Seiten dieses torpedoartig glatt und spitz zulaufenden Hinterkörpers eine Art Flossen, die nach dem Körper zu sich verbreitern. Auch sie ragen bei der rückwärtig schnellen Bewegung hoch aus dem Wasser auf, jene „Mähne" oder „den Wulst loser Haut" darstellend, von denen in den Berichten die Rede war. Die riesenlangen, aneinander gelegten Arme des Tieres schleifen bei dem Rückwärtsgehen durchs Wasser lang und elastisch nach und kommen dabei stellenweis wellenförmig zu Gesicht, das Kielwasser des Tieres in hastiger Bewegung aufregend und so seine Länge scheinbar ins Ungeheuere steigernd: das ist der schlangenartige Leib, der zu dem mähnenumwogten „Kopf" des Polypen gehört — und die „Seeschlange" ist fertig, wesentlich gleich bedeutend mit einem in Bewegung befindlichen Riesentintenfisch, der als „Sepia" eine Tintenblase besitzt, durch deren Entleerung das Wasser trüb gefärbt wird, wie beim Vorbeigehen der „Seeschlange" am Heck des „Castilian". Nun verstehen wir auch, weshalb die „Seeschlange" des „Dädalus" ohne wagerechte oder senkrechte Bewegung des Leibes so schnell vorwärts kam und ihren Kurs so steif innehielt; und auch daß Egede sie „Wasser blasen" sah, nur daß dieser in der Eile der Beobachtung den Wasserstrahl, den das von der See gehobene Tier von sich gab, mit dem Kopf und den „flügelartigen Ohren" zusammensah.

Nach dem heutigen Stande der Forschung möchte die Frage nach der Seeschlange sich damit annähernd beantworten. Daß aber auch noch andere Erscheinungen, wie Wale, Fische u. s. w., als „Seeschlange" bezeichnet worden sind, dürfte nicht ausgeschlossen sein.

Die Kindermilch im Hause.

Ein Trostwort für unbemittelte Mütter.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß eine große Zahl ausgezeichneter ärztlicher Errungenschaften wenig Nutzen zu stiften vermag, weil ihre Anwendung für weite Volkskreise zu kostspielig ist. So verhält es sich auch mit den Fortschritten, welche die Wissenschaft in der Lehre von der künstlichen Ernährung der Säuglinge gemacht hat. Jahrzehnte ernsten und redlichen Mühens liegen hinter uns, und wir können doch keinen Erfolg verzeichnen, wenn wir die Allgemeinheit ins Auge fassen; denn im dritten und vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts starben in Europa von 1000 Lebendgeborenen 188 im ersten Lebensjahr und im achten und neunten Jahrzehnt betrug die Zahl dieser kleinen Toten 194 auf 1000 Lebendgeborene.

Die Ursachen dieser großen Kindersterblichkeit sind sehr mannigfach; aber das steht fest, daß etwa zwei Drittel dieser Säuglinge durch Ernährungskrankheiten dahingerafft werden. Namentlich im Sommer während der heißen Jahreszeit, in den Monaten Juni, Juli, August und September, fordert der Brechdurchfall unter den künstlich ernährten Kindern zahllose Opfer. Einen wichtigen Anteil an der Entstehung dieser Krankheit hat zweifellos das Darreichen verdorbener Milch. Nun ist es in letzter Zeit gelungen, dieses so überaus leicht zersetzliche Nahrungsmittel durch zweckmäßiges Abkochen haltbar zu machen oder zu „sterilisieren", und wir besitzen ausgezeichnete Apparate, wie z. B. den von Prof. Soxhlet in München, mit deren Hilfe die junge Mutter gute Milch zu Hause haltbar zu machen und aufzubewahren vermag. Aber diese Apparate kosten Geld, und wie billig sie diesem oder jenem erscheinen mögen, für sehr viele sind sie unerschwinglich. Daraus erhellt, daß durch diese Apparate in den bemittelten Kreisen Segen gestiftet wird, daß sie aber auf die Kindersterblichkeit weiter Kreise, auf die Volkssterblichkeit überhaupt keinen Einfluß haben können.

Aber keine arme Mutter braucht darum den Kopf hängen zu lassen.

Es wäre auch traurig, wenn die Errungenschaften der hygieinischen Wissenschaft nur den Reichen zugute kommen sollten! Sie sind glücklicherweise derart, daß sie jedem Nutzen bringen können, der sich ein wenig Mühe giebt, die Grundsätze zu lernen und sie im Leben praktisch zu bethätigen. So kann man die Säuglingsmilch auch ohne einen kostspieligen Sterilisierungsapparat zweckmäßig aufbewahren — man braucht dazu weiter nichts als einen reinen irdenen Topf mit einem Deckel, der in jedem Hausstande zu haben ist.

Was die Milch verdirbt, das sind Pilzkeime, die in sie von außen gelangen. Jede rohe Milch, die wir aus einer, selbst der besten Milchwirtschaft beziehen, enthält schon diese Keime, und indem sie sich in der Milch vermehren, zersetzen sie dieselbe, bilden in ihr Stoffe, die ein Erwachsener wohl vertragen kann, die aber dem zarten Säugling ungemein schädlich sind. Diese Pilzkeime werden durch die Siedehitze abgetötet, und wenn dies geschehen ist, dann hält sich die Milch längere Zeit. Das ist den Hausfrauen wohl bekannt, aber es muß dabei noch auf einige besondere Eigenschaften der unsichtbaren Keime geachtet werden, wenn die Milch in einem für die Säuglinge tadellosen Zustande erhalten werden soll. Einige der in der Milch vorkommenden Bakterien werden erst nach sehr langem Kochen abgetötet und darum soll man die für Säuglinge bestimmte Milch etwa eine halbe Stunde lang kochen; ferner kann die abgekochte Milch durch neue Keime, die von außen in dieselbe gelangen, von neuem verunreinigt werden. Der Verschluß des Soxhletschen Apparates verhütet eben das Eindringen der neuen Keime in ausgezeichneter Weise. Aber es ist nicht der Verschluß allein, der die Vorzüge des Apparates ausmacht, sondern auch der Umstand, daß bei seiner Benutzung die Milch stets in demselben Gefäße verbleibt, in welchem sie abgekocht wurde. Der letztere Umstand ist der bei weitem wichtigere, wie wir kurz auseinandersetzen wollen.

Bakterien, Pilzkeime 2c. schweben in der Luft, sie setzen sich aus derselben mit dem Staube ab, und wenn sie in die Milch hinabfallen, so verderben sie diese. Das ist wahr, aber über die Zahl der gewöhnlich in der Luft schwebenden Keime herrschen sehr übertriebene Ansichten. Durch vielfache Versuche wurde erwiesen, daß die Zahl der Keime, die sich während einer kurzen Zeit, also während einiger Sekunden oder einer halben Minute, auf einer kleinen Fläche wie der Oeffnung eines Milchtopfes absetzen, sehr geringfügig ist.

Anders aber liegt die Sache, wenn wir die Milch mit Gegenständen in Berührung bringen, die zwar gereinigt wurden, aber dann lange Zeit stehen blieben; an den Wandungen solcher Töpfe haben sich inzwischen viele Bakterien niederlassen können, und wenn sie in Massen in die Milch gelangen, so können sie dieselbe schnell verderben. Dies geschieht immer, wenn wir die Milch aus dem Topfe, in welchem sie abgekocht wurde, in einen anderen, den man nicht gerade in demselben Augenblick ausgekocht hat, gießen.

Auf Grund dieser Thatsachen lassen sich folgende Regeln für die Behandlung der für Säuglinge bestimmten Milch im Hause aufstellen.

Die Mutter suche möglichst gute und möglichst frische Milch zu beschaffen. Sofort nach Empfang wird die Milch in einem mit einem passenden Deckel versehenen Topfe eine halbe Stunde lang abgekocht, wobei der Anfang der halben Stunde vom Eintritt des Siedens an zu rechnen ist. In diesem Topfe wird nun die Milch als Vorrat, zugedeckt mit demselben Deckel, an einem kühlen Orte aufbewahrt. Will man dem Kinde Nahrung geben, so gießt man die nötige Menge in einen kleineren Topf ab, hält dabei den Deckel so, daß er mit einem festen Körper, wie z. B. Tischplatte, Kleidung 2c., nicht in Berührung kommt, und setzt ihn, nachdem das Abgießen besorgt worden ist, wieder auf den Topf. Der Milchvorrat ist nur für die Dauer von wenigen Sekunden mit der Luft in Berührung gekommen und es sind in ihn nur einige wenige Keime hineingefallen.

Die in den kleinen Topf abgegossene Milch mischt man in entsprechendem Verhältnis mit heißem, vorher abgekochtem Wasser, kocht sie noch einmal auf, bis sie aufwallt, und füllt sie in die Saugflasche, die natürlich peinlich sauber gehalten werden muß, zu deren Reinigung man gleichfalls heißes vorher abgekochtes Wasser benutzt hat. Die entsprechend abgekühlte Milch wird dem Kinde gereicht.

Ebenso verfährt man bei der Entnahme der zweiten, dritten 2c. Portion aus dem Milchvorrat.

Kann man frische Milch nur einmal in 24 Stunden erhalten, so empfiehlt es sich, den Vorrat nach 12 Stunden noch einmal abzukochen; bei warmer Witterung ist dies sogar dringend notwendig.

Das ist ein Verfahren, das schon früher in ähnlicher Weise geübt wurde; nur ist es heute besser begründet und die Bedeutung der einzelnen Handgriffe klar.

Ein ausgezeichneter Kenner der Säuglingspflege, Dr. Biedert, hat ein sehr verdienstliches Werk über „Die Kinderernährung" (Zweite, ganz neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, Ferdinand Enke) herausgegeben, in welchem er diese Art der Milchbehandlung im Hause warm empfiehlt. Seine Assistenten haben verschiedenartig aufbewahrte Milch auf deren Gehalt an Keimen geprüft, und sie fanden in je einem Kubikcentimeter Milch 24 Stunden nach dem Abkochen:

in einer Soxhletflasche 21 Keime;

in der Milch aus zugedecktem Topfe, die nach den oben gegebenen Regeln behandelt wurde, 38 bis 500 Keime;

in abgekochter Milch, die nicht im Kochtopf geblieben war, 4 Millionen bis 400 Millionen Keime.

Wir ersehen daraus, daß unser Verfahren nahezu die Zuverlässigkeit eines Sterilisierapparates erreicht. Wer sich darum einen solchen Apparat nicht beschaffen und sterilisierte Milch nicht kaufen kann, und in dieser Lage befinden sich wohl die meisten Mütter, kann dennoch bei gutem Willen, peinlicher Sauberkeit und einiger Geschicklichkeit annähernd dasselbe Ziel erreichen.



Die letzten Augenblick[...]

Nach dem Gemälde [...]



eines Stierkämpfers.

n José Villegas.

Ein Brief.

(Schluß.)

Novelle von **R. Godin.**

Johanna war seit Stunden in ihrem Schlafzimmer, ohne sich auszukleiden, ohne das ruhelose Auf- und Niedergehen zu unterbrechen, das sonst so gar nicht in ihrer Art lag. Ihre Stirn glühte, ihre Pulse hämmerten, sie fühlte sich keines klaren Gedankens fähig. Nur zwei Sätze schwirrten, einander unablässig ablösend, durch ihr Gehirn, quälten und marterten sie. Eine Erinnerung, ein Wort Goethes stand ihr plötzlich unbegreiflich im Sinn: „Denn so ist die Liebe beschaffen, daß sie nur allein Rechte zu haben glaubt," und dann ein anderes Wort: „Ich bin in Deiner Gewalt." Dies letzte aber nicht als Echo der Stimme, die sie heute so weit fortgerissen hatte, nein, es war ihr eigenes Herz, das fortwährend schrie: ich bin in Deiner Gewalt! Sie war es, sie selbst, die in fremder Gewalt stand. Wie ein Stein kam sie sich vor, den ein entschlossener Fuß unwiderstehlich ins Rollen gebracht hatte — wohin? Sie preßte ihre kalten Hände gegen die pochenden Schläfen, hielt mit einem Male den Schritt an und blieb vor Armstrongs Brustbild stehen, das im vollen Schein der Hängelampe wie lebend aus dem Rahmen blickte. Ja, das war er — seine breite Stirne mit dem schlicht darüber liegenden dunkelblonden Haar, die ruhigen grauen Augen, der feste Mund, dessen Güte voll zum Ausdruck kam, sobald er sprach, und sich in den Winkeln dieses entschlossenen Mundes schon verriet.

Man sagt, in der Stunde des Scheidens ziehe am inneren Blick eines Sterbenden der Inhalt seines ganzen Lebens vorüber. Aehnliches vielleicht glitt jetzt durch die hochgespannte Seele der jungen Frau — Bild um Bild: die erste Begegnung in ihres Vaters Hause in Boston, Armstrongs Wiederkommen, seine Werbung, die sie völlig überrascht, doch ebenso erfreut hatte, das Ja, das ihr freies Herz willig gab, dann der Einzug in sein Haus, dessen Wohlstand ihre Erwartungen weit übertraf. All das stand deutlich vor ihrem Erinnern, deutlicher als die darauf folgenden Jahre. Glückliche Jahre? Gewiß, wenn Seelenfriede, wenn ein edelgesinnter Gefährte, wenn schöne Freiheit ein Weib glücklich zu machen vermögen. Hatte sie an seiner Seite je etwas vermißt? O, doch! Sie hatte entbehrt als eine Natur, der es nicht gewährt ist, sich voll auszugeben, die immer spürt, daß etwas in ihr brach liegt, das niemand begehrt. Ob Armstrong, der sein Weib innig und treu liebte, der so weit zu blicken verstand, diese Lücke je wahrgenommen hatte, wußte sie nicht einmal. Gut und liebreich war er allezeit gewesen, voll Fürsorge und Aufmerksamkeit für jeden ihrer Wünsche, und so herzlich vertrauend. Und sein Lohn dafür sollte sein, daß sie nun von ihm ging, ihn treulos allein ließ? Widersinnig, völlig unmöglich kam ihr das in diesem Augenblick vor. Sie sollte ihm schreiben — ja, was? Wie das alles gekommen sei — wie war es nur über sie gekommen? Ihre Gedanken irrten zurück bis zum Tage, da Gerhard schied. Wie still war es damals in ihr, wie fern stand sie dem andern noch, der sie nun aus sicherem Hafen auf stürmendes Meer drängte! Ganz tiefsinnig stand sie da, sann der Zeit, den Tagen und Monaten nach, und als sie sich so grübelnd daran verlor, stand plötzlich ein zwingendes Bild zwischen ihr und der Vergangenheit, die vor ihr zerrann. Sie fühlte ihre Hände von starken Händen gefangen, sie fühlte den heißen, besitzergreifenden Kuß auf ihren Lippen. Wonniger Schauer durchrieselte sie: „Ich bin in Deiner Gewalt!" Auf die Lehne eines Sessels gestützt, schloß sie die Augen — dies Feuer in ihr mußte flammen — es ersticken, war Tod.

Johanna blieb eine kurze Weile regungslos, trat dann entschlossenen Schrittes in das anstoßende Zimmer und zündete Licht an. Ohne Hast, mit sicherem Hand rückte sie eine auf dem Schreibtisch liegende Mappe zurecht und begann zu schreiben. Bogen um Bogen füllte sich mit der Beichte all ihrer Gedanken, Worte und Werke. Sie verschwieg keine Regung und klagte sich doch nicht an — sie schrieb, als löse in der That eine unbezwingliche Macht, gleich der des Todes, sie vom gestrigen Leben. Sie schrieb im Vollgefühl des Schmerzes um ihn, den sie verlassen wollte, von dem sie mit gleicher Trauer Abschied genommen hätte, wäre ihr letzter Augenblick wirklich da gewesen, im Gefühl, daß doch kein Sträuben etwas ändern könne, daß sie ebenso willenlos aus diesem Leben scheiden müsse, wie man willenlos in das Leben tritt.

Ohne die Blätter zu überlesen, schloß Johanna sie ein. Es schlug zwei Uhr morgens — der Tag, an dem dieser Brief seinen verhängnisvollen Weg antreten sollte, war bereits angebrochen. Einen Augenblick durchzuckte sie der erlösende Gedanke, daß sie ja nur zu wollen brauche, um noch in dieser Nacht aller Seelennot für ewig zu entrinnen, sie brauchte ja nur zu gehen, dorthin, wo es still ist und kühl. Lockend, versuchend trat die Vorstellung ihr nahe, ganz nahe. Doch nein, das war ein feiger Gedanke, das durfte nicht sein!

Wenige Tage nach Absendung des schicksalschweren Briefes erkrankte die Tante und verlangte dringend nach ihrer eigenen Wohnung. Der gerufene Arzt stellte ein Fieber fest, über dessen weitere Entwicklung sich zur Zeit noch nichts sagen lasse, und riet zu sofortiger Uebersiedlung. Unter diesen Umständen blieb Johanna nichts übrig, als gleichfalls in ihr Stadthaus zurückzukehren. Noch auf der Insel zu bleiben, wäre jetzt ebenso auffallend als lieblos gewesen. Doch fügte sie sich diesem Zwang äußerst ungern. In der Stadt ließ sich die Abrede, bis zum Eintreffen von ihres Mannes Antwort jede Begegnung mit Ruhdorf zu vermeiden, kaum durchführen. Das Comptoir befand sich im Hause selbst.

Mit schwerem Herzen fuhr die junge Frau, nachdem sie die Kranke in deren Wohnung untergebracht und versorgt hatte, nach dem eigenen, in einer stillen Seitenstraße gelegenen Hause. Dieses glich in keiner Weise den stolzen Palästen vieler Kaufherren der großen Handelsstadt; mehr im Stil eines altenglischen Landhauses erbaut, lag es etwas zurück von der Straße in einem schattigen Garten. Die mit Purpurblättern umrankten Säulen des Portals sahen, in der vollen Beleuchtung der Oktobersonne, gleichsam festlich aus; ihr farbiger Schimmer that Johanna wehe, so wenig ihre Augen und Gedanken auf Aeußerliches gerichtet waren.

In der Halle trat ihr Ruhdorf nebst einigen Bediensteten begrüßend entgegen; sie erwiderte, indem sie sich sehr zusammennahm, gelassen seinen Gruß, vermied aber seinen Blick. Den größten Teil der folgenden Tage brachte Johanna im Hause der Tante zu, deren Zustand sich indessen rasch besserte. Am vierten Tag, als die junge Frau gegen Mittag abgespannt in ihrem Zimmer saß, ließ Ruhdorf sich melden und folgte dem Diener fast auf dem Fuße. Auf den ersten Blick sah Johanna Briefschaften in seiner Hand. Sie fuhr zusammen, jeder Blutstropfen wich aus ihrem Gesicht. Da war die Entscheidung — rascher fast, als sie gehofft, gefürchtet. Ihre Füße wankten, unbewußt setzte sie sich und sah mit seltsamem Ausdruck nach Ruhdorf hin, der ihr in diesem Augenblick ganz fremd vorkam.

„Nicht, was Sie denken," sagte er und trat dicht neben sie. „Das Heutige meldet im Gegenteil früheren Aufbruch von Charleston, um eine Geschäftsreise anzuschließen. Der Brief ist kurz vor dem Aufbruch geschrieben, mehr als wahrscheinlich also, daß der unsrige Herrn Armstrong dort nicht mehr traf."

Johanna sah ihn erschrocken an.

„Es handelt sich nur um kurze Verzögerung — selbstverständlich wird alles Einlaufende nachgeschickt."

Der Ton dieser Worte klang beruhigend, doch verriet Ruhdorfs Miene, daß quälende Aufregung auch in ihm wühle. Erst jetzt blickten beide einander voll an, und beide gewahrten, wie sehr die Woche, die seit ihrer letzten Unterredung in der Villa verlaufen war, an ihnen gezehrt hatte.

Plötzlicher Schreck überfiel Ernst. „Johanna!" rief er heftig, „bereust Du schon?"

Sie schüttelte den Kopf, ihr bleiches Gesicht färbte sich unter seinem Blick. „Nein," sagte sie nach einer Pause, entzog ihm aber fast ungestüm die Hand, die seine Lippen streiften.

In diesem Augenblick wurde es draußen in der Halle laut von Stimmen und Tritten. Johanna fuhr in die Höhe. Die Thür des Empfangzimmers öffnete sich, Armstrongs Gestalt erschien auf der Schwelle. Sein offenes Gesicht leuchtete in schöner Freude. Mit zwei Schritten war er neben seiner Frau, schloß sie in die Arme und sagte aus voller Brust: „Daheim!"

Johanna wußte nicht, wie ihr geschah. Fast leblos hing sie in den Armen des Mannes, der schon im nächsten Augenblick

bestürzt rief: „Du bist nicht wohl?“ Indem er sie stützte, strich er mit der Rechten leise über ihren Scheitel.

„Es ist nichts —“ stammelte Johanna.

„Zu überraschen taugt nicht, wie ich merke,“ meinte Armstrong lächelnd. „Doch wußte ich bis heute nicht, daß Frau Hanna Nerven hat. — Guten Tag, Herr Ruhdorf!“ Er folgte dem jungen Mann, den er durch ein Kopfnicken schon begrüßt hatte, zur Schwelle, wohin dieser sich zurückzog, und schüttelte kräftig dessen schlaffe Hand. „Wir sprechen uns heute noch, ich habe Ihnen viel zu sagen, mein veränderter Kurs geht Sie ganz besonders an.“

Indem Ruhdorfs Finger schon auf dem Thürgriff lagen, kreuzten seine Augen die Johannas. „Er weiß nichts! Was nun?“ stand darin zu lesen.

Armstrong drang in seine Frau mit Fragen über ihre Gesundheit. Sein liebreicher Blick erkannte rasch, daß anderes als augenblickliche Erregung diese tiefen Linien um Mund und Augen gegraben haben mußte. Sie lenkte ab, sprach von der Krankheit der Tante, stellte hundert abgerissene Fragen an ihn; ihre Wimpern flogen, die Farbe ihrer Wangen ging und kam, sie beunruhigte Armstrong sehr. Daß der Fieberzustand der von ihr Gepflegten auf sie selbst übergegangen sei, schien ihm außer Zweifel.

Etwa nach einer Stunde begab er sich in das Comptoir, berief Ruhdorf in sein Arbeitszimmer und ließ sich alles Geschäftliche von Belang vortragen. „Und nun zu Persönlichem,“ schloß er mit freundlicher Ruhe; „Sie entsinnen sich unseres Gespräches am Abend vor meiner Abreise?“

Ernst behielt kaum die unumgängliche Fassung. War der Brief dennoch in Armstrongs Händen? Aber dann vermochte dieser Uebermenschliches, um in solchem Ton darüber zu sprechen!

„Ich äußerte die Absicht, Ihnen nach meiner Rückkehr größere Selbständigkeit und entsprechenden Gewinnanteil zu sichern,“ fuhr er fort. „Bestimmteres wäre damals verfrüht gewesen, ich wünschte, die Verhältnisse persönlich zu prüfen und einzuleiten. Das ist geschehen; ich komme von B., wo ich eine Filiale zu gründen und deren Leitung Ihnen zu übertragen beabsichtige. Die Bedingungen werden Sie, wie ich hoffe, zufriedenstellen. Einverstanden, Herr Ruhdorf? Ich freue mich, Ihnen, der das Wohl meines Hauses stets und in jüngster Zeit mit besonderem Eifer wahrgenommen hat, zu beweisen, daß mir Ihr Wohl gleichfalls nahe liegt.“

Ruhdorf war sehr betreten. Es fehlte ihm nicht an dem Selbstgefühl, daß er für seinen Chef eine tüchtige Stütze sei, in diesem Sinne kam ihm jede Berücksichtigung zu. Die Herzlichkeit aber, mit der Armstrong seine Mitteilung vorbrachte, dessen sicheres Zutrauen benahmen ihm den Atem. Sein erster Gedanke war volle sofortige Aussprache. Indessen — durfte er Johanna vorgreifen, sie in die Lage versetzen, gleichsam als bereits Ueberführte ihre schwere Beichte abzulegen? Er war ihr schuldig, zu schweigen, bis er von ihr benachrichtigt war.

Beklommen dankte er seinem Chef für die gute Gesinnung, fügte dann nach kurzem Zögern bei, daß auch er Mitteilungen zu machen habe, über die er sich bald näher äußern würde, da die sich aber die geäußerten Absichten verschieben dürften, da persönliche Angelegenheiten ihn nötigten, sich in nächster Zeit Urlaub für eine Reise nach Deutschland zu erbitten.

Armstrong, der die unverkennbare Befangenheit des jungen Mannes auf diese Aeußerung zurückführte, entgegnete, daß sich im gegebenen Falle Privates und Geschäftliches ganz wohl vereinigen ließe, da er ohnehin beabsichtige, ihn in der besprochenen Angelegenheit nach Deutschland und Frankreich zu senden, und der Plan erst nach seiner Rückkehr wirklich in Kraft treten solle. „Rüsten Sie also immerhin zu baldigem Aufbruch. Morgen ist Ruhetag, Montag sprechen wir weiter.“

Armstrongs Besorgnis wegen des üblen Aussehens seiner Frau veranlaßte ihn, trotz ihrer Abwehr, noch denselben Abend nach dem Arzt zu senden, dessen Verordnung sich auf das Gebot völliger Ruhe beschränkte. Am folgenden Morgen erschien sie zur gewohnten Zeit, um den Thee zu bereiten. Ihr Mann begrüßte sie mit der beruhigten Versicherung, daß sie heute, wenn auch noch bleich und angegriffen, doch wieder sich selbst gleichsehe. Es war Sonntag, das Geschäft geschlossen. Er freute sich der sicheren Stille des eigenen Hauses. „Dieser Tag soll uns ein Fest sein!“ sagte er froh zu Johanna. „Wie oft habe ich mich nach solcher Ruhe gesehnt in der langen unerquicklichen Zeit. Heute wollen wir jede Stunde zusammen verleben, vor Besuchen die Thüre schließen, alles, was stört, soll draußen bleiben.“

Sie erhob ihre Augen. Ganz seltsam kam es ihr vor, daß sie ihn anzusehen vermochte, als läge kein Abgrund zwischen ihm und ihr. Ein Fest! Das freilich klang schrill in ihr Bewußtsein. Eins war ihr aber unumstößlich klar: Ruhe sollte der Ahnungslose genießen diesen einen letzten Tag. Morgen mußte gesprochen werden, heute wollte sie ihm und sich gönnen, noch einmal in Frieden beisammen zu sein. Ja, in Frieden! Denn — ihr selbst unbegreiflich — ihr war wohl in seiner Nähe, in diesem vertrauten Zusammensein. Mit jeder Stunde des still vorrückenden Tages fühlte sie sich mehr und mehr von dem alten Gefühl der Geborgenheit überschattet wie unter Zweigen eines Baumes nach sengender Glut. Er ging mit ihr um, wie man es mit Kranken oder Leidenden pflegt, schonend, in liebreich heiterer Art. Sie verstand sehr wohl, daß er sie wirklich für körperlich leidend hielt, daß auch nicht einer seiner Gedanken die Wahrheit erriet, und doch war ihr, als läge ihre Seele ihm offen und er habe bereits verziehen. Ein traumhafter Zustand, der ihr namenlos wohl that nach aller Qual der vorausgegangenen Tage. Viel Gemeinsames wurde besprochen, was Haus und Dienerschaft, Hilfsbedürftige und Zugehörige betraf, er fragte nach allem, machte Vorschläge, plante Einrichtungen, die recht nach Johannas Sinne waren. Seine schöne Menschenfreundlichkeit durchleuchtete alles, sprach auch aus den Berichten über die im Süden verlebte Zeit, die nicht selten Strenge geboten hatte. Photographien, Aufzeichnungen, die er mitgebracht, interessierten Johanna durch die Erläuterungen, die er daran knüpfte. So ging der Tag hin, ein echter Sonntag, still und doch bewegt. Bald nach dem spät eingenommenen Mittagsmahl bat Armstrong seine Frau, nun zur Ruhe zu gehen, Johanna zögerte. Ihr war, als müsse diesem Tage noch eine, eine Stunde abgewonnen werden, schon war in ihr das Bewußtsein wach, daß es ihr letzter friedlicher Tag sei auf lange, lange hinaus, vielleicht bis zum Ende. Doch fügte sie sich und ging in ihr Schlafzimmer.

Das erste, was ihr dort in die Augen fiel, war ein auf dem Seitentischchen liegendes Paket.

„Bücher,“ sagte ihr Mädchen, „Herr Ruhdorf hat sie geschickt; weil die Herrschaft ungestört bleiben wollte, habe ich das Päckchen hierher gelegt.“

Johanna fühlte, wie ihr kalt wurde. Sie entließ die Dienerin und barg ihr Gesicht zwischen den Händen. Wie ein Gespenst stieg vor ihr auf, was war. Erst nach langer Zeit entschloß sie sich, das Siegel, das die Schnur des Päckchens hielt, zu lösen. Das Erwartete lag zwischen zwei Büchern, nur wenige Zeilen. „Ich vertraue, daß Sie diesen Zustand beenden. Kein zweites Zusammentreffen könnte ich bestehen.“

Sie nickte vor sich hin. Ja, morgen mußte das geschehen. Mechanisch kleidete sie sich aus und legte sich zur Ruhe, ohne doch Ruhe zu finden. Mit weit offenen Augen blickte sie in das Dämmer, das im matten Schein der dicht verhangenen Nachtlampe dem Umriß der Gegenstände um sie her etwas Schwankendes gab. Von Zeit wußte sie nichts, also auch nicht die Stunde, in der sie Armstrongs vorsichtigen Schritt vernahm, als er sein Schlafzimmer betrat; dieses war von dem ihrigen durch das Kabinett getrennt, in dem sie vor acht Tagen an ihn geschrieben hatte. Sie erschrak, denn sie vernahm, daß er herüberkam. Mit festgeschlossenen Augen hielt sie den Atem an; durch die Lider glaubte sie zu spüren, daß er vor ihrem Lager stand und sie betrachtete, gleich darauf entfernte sein leiser Schritt sich wieder. Fester als je stand ihr fest, daß morgen gesprochen werden müsse.

Im Tagesgrauen schlief Johanna endlich ein und erwachte erst, als es bereits völlig hell war. Sie kleidete sich, gegen ihre Gewohnheit, für das Frühstück mit fliegender Hast vollständig an wie für einen Ausgang. Als sie das Eßzimmer betrat, saß Armstrong bereits am Theetische.

„Gestiefelt und gespornt?“ scherzte er. „Was hast Du vor?“

„Nichts!“ Sie legte ihm mit bebender Hand Zucker in die Schale.

„Das ist mir lieb, denn ich wollte Dir vorschlagen, gleich nach dem Frühstück mit mir nach der Insel zu fahren. Nach dem, was Du sagtest, sind bauliche Veränderungen an der Villa erforderlich; ich möchte nachsehen und vielleicht noch arbeiten lassen, ehe Frost eintritt. Ist es Dir recht?“

„Gewiß — fahren wir!“ sagte sie zerstreut; sie dachte daran,

daß nun Zeit genug vor ihr läge, daß sie dort alles sagen könnte. Da wurden, wie üblich, die eben eingelaufenen Morgenzeitungen und Privatbriefe hereingebracht. Armstrong stand auf, sie durchzusehen: „O, noch ein Brief von Dir, Hanna," sagte er lächelnd. „Und welch ein Aktenstück! Davon hast Du mir ja gar nichts gesagt."

Johanna sah den Brief in seiner Hand. In der nächsten Sekunde, wie durch übernatürliche Kraft emporgeschnellt, flog sie auf, umschlang ihren Mann mit beiden Armen und rief in erschütterndem Ton: „Ich bin Dein Weib!"

„Was ist Dir?" sagte er bestürzt.

Ihre Arme glitten nieder. „Gieb mir den Brief," sagte sie kaum hörbar. „Wir lesen ihn zusammen — später."

„Hanna!"

„Habe Geduld mit mir, habe Vertrauen, gieb mir den Brief!"

Er sah sie schweigend an und legte den Brief in ihre Hand. „Ich vertraue Dir," sagte er nach einer Weile. „In allem, immer."

Johanna neigte sich, schwere Tropfen fielen auf seine Hand, die ihre Lippen streiften, ehe er es wehren konnte. Stumm verließ sie das Zimmer.

Ernst Ruhdorfs Augen hatten sich in der verwichenen Nacht ebensowenig geschlossen als die Johannas. Die Botschaft, der er den Sonntag über in steigender Unruhe entgegenharrte, war ausgeblieben. Auch Montag früh brachte die erste Post keine Antwort auf seinen gestrigen Brief. Schon war die Stunde nahe, zu der er sich im Comptoir einzufinden hatte, und nichts — nichts! Der Gedanke, Armstrong ein zweites Mal gegenüberzustehen, abermals das quälende Schweigen bewahren zu müssen, war ihm unerträglich. Sie wußte doch, daß solches Zusammentreffen heute unausweichlich war, daß jetzt alles von ihr abhing. Hatte sie gesprochen? Würde er das dort erfahren? Seine Lage erschien ihm peinvoller noch als die ihrige, die Reihe von Zufällen, die eine Aufklärung Armstrongs vor dessen Heimkehr verhindert hatte, dünkte ihm ausgesuchte Grausamkeit des Geschickes. Er hatte seither jedes Schuldbewußtsein nachdrücklich von sich gewiesen. War er etwa ein frivoler Verführer, der keck und leichtfertig den Hausfrieden brach? Wider sein Wissen und Wollen war diese Leidenschaft groß gewachsen. Armstrong war ein freidenkender Mann, oft hatte er ihn von der Unfreiheit des menschlichen Willens voll Nachdruck sprechen hören. Hatten doch seine eigenen Worte seine Frau im voraus entsündigt, ihr Freiheit zugesagt für den Fall eines zwingenden Konflikts. Durften also sie beide nicht die Augen aufschlagen? Und doch verdunkelten sich die seinigen, so oft er seit der Wiederbegegnung Armstrongs dachte. Im voraus wappnete er sich dem Worte gegenüber, das ihn vielleicht zur Rechenschaft ziehen würde, und fühlte doch einen noch weit stärkeren Druck bei der Vorstellung, nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden. Johanna brachte ihm große Opfer — aber brachte er ihr keine? Wenn sie Haus und Gatten für ihn opferte, so hatte er um sie die holde Jugendliebe fahren lassen, die Zukunftsträume, denen zulieb er aus der Heimat gegangen war. Auch dort wurden heiße Thränen geweint.

Er warf das Haar aus der Stirn zurück und machte sich auf den Weg. Die Sache mußte zu Ende gebracht werden. Als er etwas verspätet im Bureau eintraf, bestellte ihm der Buchhalter im Auftrage des Chefs, dieser sei mit seiner Frau soeben nach der Insel gefahren und würde vor Schluß des Geschäfts schwerlich zurück sein. Ruhdorf setzte sich an sein Pult und arbeitete, was ihm nur mit der größten Anstrengung möglich war. Als er mittags das Comptoir verließ, trat ihm in der Halle Johannas Mädchen entgegen und übergab ihm einen Brief. Obgleich während des letzten Halbjahres durch dasselbe Mädchen manche harmlose Botschaft an ihn gelangt war, sah er ihr forschend in das Gesicht. Sie war völlig unbefangen.

„Wie befindet sich Frau Armstrong?" fragte er.

„Nicht sehr gut!" war die bedauernde Antwort. „Die gnädige Frau sieht übel aus, sie hat sich bei der Frau Tante wohl zuviel zugemutet oder gar etwas geholt. Die Fahrt wird ihr aber gut thun, heut' ist's ja so warm wie im Sommer."

Ernst eilte seiner Wohnung zu. Der Brief, der ihm sagen würde, ob schon gesprochen sei, ob es vielleicht in diesem Augenblicke geschah, brannte auf seiner Brust. Kaum in das Zimmer getreten, verschloß er die Thüre, warf sich auf den nächsten Sitz, löste das Siegel und las:

„Verzeihen Sie mir, Ernst, ich sage Ihnen Lebewohl. Vielleicht werden Sie mich darum hassen, geringschätzen sogar. Das muß ich tragen bis zur Stunde, wo Sie einst durch sich selbst erfahren, was mich zwingt. Nicht Feigheit ist's, nicht ein schwankendes Gemüt, das sich hin und her treiben läßt von jedem letzten Eindruck. Was mich heute bezwingt, liegt weit, weit zurück. Und doch hat ein Tag, ein einziger genügt, mich des schuldvollen Irrtums zu überführen. Wir schöpften den Glauben an die Berechtigung unseres Thuns aus einem Worte Armstrongs — er hat damals noch ein anderes Wort gesprochen, über das wir weghörten, das ich erst seit gestern voll begriffen habe, von dem ich ganz durchdrungen bin: lange Lebensgemeinschaft muß stärker in die Wagschale fallen als Aufwallungen des Gefühls. Ich wollte nicht hören, als dieses Wort mir wieder und wieder einfiel, ich wollte nur hören, was mich von dannen zog, und kam heute zu ihm mit dem Entschluß, ihm das zu sagen. Statt dessen — Gott weiß, wie mir geschah! Vor der einfachen Empfindung, daß tausend Fasern Mann und Weib aneinander binden, wich alles. Ich weiß nun, daß ich nimmer von ihm gehen kann, wenn auch aller Glanz dahin ist aus den Tagen, wenn auch der Riß in mir nie vernarben wird. Vergeben Sie mir alle Bitterkeit, die jetzt in Ihnen gährt, um der Schmerzen willen, von denen nichts mich lossprechen kann. Ich habe kein Glück mehr, das ich Ihnen zu geben vermöchte. Unser Brief ist in meinen Händen.

Leben Sie wohl! Johanna."

Der große Dampfer, dessen Lauf nach Hamburg ging, hatte das letzte Zeichen gegeben, die Wolken seines Rauches stiegen hoch in die klarblaue Luft. Auf dem Quai des Hafens drängte sich die bunteste Menge in dem Gewühl, das jede Ankunft oder Abfahrt dieser Riesenschiffe zu begleiten pflegt.

„Leben Sie wohl, Herr Ruhdorf, und auf Wiedersehen!" sagte Armstrong zu dem Scheidenden, der die Landungsbrücke schon betreten hatte. „Lassen Sie von sich hören und nehmen Sie sich Zeit, nicht nur soviel davon erforderlich, sondern soviel Ihnen erwünscht ist. Nichts drängt. Wir wünschen für Sie jeden Erfolg, jedes günstige Gedeihen, meine Frau wie ich, davon seien Sie überzeugt. Meine Frau bedauert gewiß sehr, sich nicht persönlich von Ihnen verabschiedet zu haben, ihre Gesundheit ist aber wirklich augenblicklich recht angegriffen, und ich selbst bestand darauf, daß sie die Verordnung vollständiger Ruhe nicht durchbreche, so lange das Wetter ein Verweilen in der Villa noch ermöglicht."

Ruhdorfs Auge haftete auf dem ruhigen Gesicht des Sprechenden so eindringend, als müsse er Verborgenes in diesen Zügen enträtseln. Armstrong hatte, wie ihm zuweilen eigen war, während er sprach, in das Weite geschaut. Jetzt begegnete sein Blick dem des jungen Mannes voll und fest.

Ein Leidenszug, der sich um Ernsts Mund geprägt hatte, verschwand nicht unter dem bitteren Lächeln, womit er nun erwiderte: „Gutes Wetter also für Bleibende und Fahrende! Empfehlen Sie mich Ihrer Frau mit den besten Wünschen für ihr Ergehen!" Dann, indem er die ihm gebotene Hand mit festem Druck ergriff und wieder losließ: „Leben Sie wohl, Herr Armstrong, und — haben Sie Dank!"

Armstrong stand noch mit verschränkten Armen auf dem alten Platz, als das stolze Fahrzeug schon die Wogen brausend teilte. Ein Schiff trägt den Scheidenden gleichsam in das Unabsehbare. Ist es dem Gesichtskreis entschwunden, so weckt das grenzenlose Meer, mit der ewig wogenden, ewig wechselnden Fläche, ein ganz anderes Abschiedsgefühl, als wenn ein Geleitsmann vom Bahnhofe nach Hause kehrt. Ernsten Blickes sah Armstrong den Dampfer kleiner und kleiner werden, bis er nur als goldener Punkt ferne auf den Wellen tanzte. Der gepreßte Ton der letzten Worte Ruhdorfs klang noch im Ohr des Mannes, das war das Dankeswort eines, der die ganze Summe des Erlebten zusammenfaßt, eines Scheidenden, der nicht wiederzukehren gedenkt. Ein Seufzer hob seine Brust. Was er geahnt, war ihm in diesem letzten Augenblick zur Gewißheit geworden.

So stand er minutenlang und sann, dann hob sein Haupt sich frei und sicher. Welche hohe Woge auch über sein Haus hingegangen sein mochte, sie hatte nichts verschlungen, was sein war, nichts, was den unvergeßbaren Naturlaut zu übertönen vermochte: „Ich bin Dein Weib!"

Die Lotte, die Lotte.



Just, wenn ich bei der Arbeit bin,
Gedankenerz zu schürfen,
Mir vielerlei huscht durch den Sinn
Von Plänen und Entwürfen,
Kaum daß ich noch mein Buch aufschlug,
Kaum that ich einen Federzug,
So kommt mein Kind, die Lotte;
So geht es draußen trippetrapp
Und an der Thüre klippeklapp —
Husch! fliegt herein die Lotte!

Sie hüpft im Nu mir auf den Schoß
Und streichelt mir die Wangen;
Die braunen Augen, klug und groß,
Die lachen vor Verlangen.
Am Ohr mir und am Barte zupft,
Mit Rotstift aufs Geschrieb'ne tupft
Mein wildes Kind, die Lotte.
Auf meinem Schreibtisch kreuz und quer
Wirft sie die Bücher hin und her,
Die Lotte, die Lotte!

Sie bettet ihre Puppen fein
In meinem Bücherschranke —
Von Arbeit und Gesammeltsein
Ist nunmehr kein Gedanke.
Statt, daß ich tüchtig schelten soll,
Treib' ich es selber nun wie toll
Mit meiner süßen Lotte.
Durch Flur und Zimmer, trallalla,
Hüpft lustig immer, Hoppsassa,
Papa mit seiner Lotte!

Als Hottepferd lauf' ich dahin
Mit Tändelei und Necken;
Und wenn ich außer Atem bin,
So spielen wir Verstecken.
Macht ihr auch dies nicht Freude mehr,
Schleppt sie ein Bilderbuch daher,
Die wißbegier'ge Lotte.
Und nun erklär' ich: eins-zwei-drei,
Die bunten Bilder nach der Reih'
Der Lotte, der Lotte!

Sie lacht — das klingt so frisch und hell!
Und ach, wie nett sie plappert!
Der Brummbär tanzt, der Pulcinell,
Die Klappermühle klappert! —
Wie sieht's in meinem Zimmer aus!
Drunter und drüber, wirr und kraus
Warf alles meine Lotte.
Am Ende aber, Hopphopphopp,
Tanz' ich mit ihr hinaus Galopp
Und bring' ins Bett die Lotte!

Nun hab' ich endlich Ruh' im Haus
Und greif' zur Feder wieder;
Doch mit der Sammlung ist es aus —
Nichts Kluges schreib' ich nieder.
Vor meinen Augen mit Gesumm'
Schwirrt immer noch und spielt herum
Mein Kind, die wilde Lotte.
Und daß ich heut' nichts schreiben kann:
Die Schuld hat ganz allein daran
Die Lotte, die Lotte!

Richard Zoozmann.

Das Ende eines königlichen Abenteurers.

Von Eduard Schulte.

Als Napoleon im April des Jahres 1814 zur Abdankung gezwungen wurde, waren die Königsthrone, welche er für seine Verwandten errichtet hatte, längst zusammengebrochen. Nur der Gemahl seiner Schwester Karoline, Joachim Murat, behauptete sich noch über ein Jahr lang auf dem Thron von Neapel.

Freilich war dies letzte Regierungsjahr Murats zunächst nur eine Gnadenfrist, die er sich von den gegen Napoleon verbündeten Mächten dadurch erkauft hatte, daß er sich ihnen im Kampf gegen Frankreich angeschlossen; er ließ sich schon im Januar 1814 von Vertretern der österreichischen Regierung zusagen, daß die Verbündeten ihn dauernd als König von Neapel anerkennen würden, wenn er die französische Herrschaft in Mittel- und Oberitalien stürzen helfe, und er sandte nun eine Kriegserklärung an den Stellvertreter Napoleons in Italien, den in Mailand herrschenden Vizekönig Eugen. Der Wunsch, den Thron sich und seinen Kindern auch nach dem Sturze Napoleons zu erhalten, mußte in Murats Augen den Uebertritt zu den Verbündeten rechtfertigen oder wenigstens entschuldigen, aber wohl war ihm bei der Sache doch nicht. Der Schritt, den er nun gethan hatte, war ein Verrat an dem Kaiser, seinem Wohlthäter, und konnte nicht geeignet sein, das Mißtrauen zu entwaffnen, das seine neuen Verbündeten gegen ihn hegten. Er empfand das Unnatürliche seiner Lage, und das lähmte seine Entschließungen. Lässig, schwankend und zweideutig in der Erfüllung der von den Verbündeten ihm zugewiesenen Aufgabe und seinerseits von ihnen mit merklicher Kühle behandelt, trat er wieder auf die Seite Napoleons zurück, als die Kunde kam, daß dieser von Elba her an der französischen Küste gelandet sei und an der Spitze seiner alten Soldaten das Kaiserreich wieder aufrichte. Großer Pläne voll, rief Murat, der Rom und Florenz besetzt hatte, zu Ende März 1815 die Italiener auf, sich als ein einiges Volk zu erheben und ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen.

Unleugbar war dieser Aufruf eine weltgeschichtliche That. Zum

erstenmal trat der Fürst eines italienischen Landes, den Sehnsuchtsträumen der großen Italiener aus den vergangenen Jahrhunderten entsprechend, für ein einiges und unabhängiges Italien ein, und sein Einigungsruf verhallte nicht wieder; er war wie eine Weissagung, die einst in Erfüllung gehen sollte. Aber der Wert der That war nicht in allen Punkten zweifelsfrei; der Fürst, der sich zu ihr entschloß, war selbst ein Fremder, dem Lande, das er regierte, von außen her aufgedrungen, und sein Auftreten glich mehr dem eines verzweifelten Spielers als dem eines fürstlichen Staatsmannes. Noch war die Zeit nicht reif. Der Haß der Italiener untereinander und der Mehrzahl von ihnen gegen einen aus der Revolution emporgestiegenen Fürsten war noch zu groß, die Abneigung der europäischen Herrscherfamilien gegen einen Emporkömmling, der einen bourbonischen Thron für sich in Anspruch nahm, noch zu tief, die Ueberlegenheit der in Italien alt hergebrachten Fremdherrschaft, die jetzt und für die nächsten Jahrzehnte durch Oesterreich ausgeübt wurde, noch zu beträchtlich. Der König Joachim wurde am 2. Mai 1815 von den Oesterreichern bei Tolentino geschlagen und kehrte als ein Mann, der sein Spiel verloren hat, in seine Hauptstadt nur zurück, um sich von der Königin, die er zur Regentin eingesetzt, zu verabschieden und sein Heil in der Flucht zu suchen. Er schiffte sich mit seinem Gefolge nach Frankreich ein, während die Königin sich mit ihren Kindern nach Triest begab. Die engherzige und kurzsichtige Herrschaft der Bourbonen wurde hergestellt, König Ferdinand zog in Neapel wieder ein, und jede Spur von König Joachims Regierungszeit, die wenigstens eine gerechtere Verteilung der Staatslasten und eine verständige Rechtspflege gebracht hatte, wurde nach Möglichkeit ausgetilgt.

Murat landete gegen Ende des Monats Mai in aller Stille in Cannes und hielt sich dann meist in Toulon auf, wo ein Verwandter von ihm wohnte, ein Fregattenkapitän Bonafoux. Bei diesem konnte er, wie er meinte, ohne Gefahr den Bescheid auf seine an Napoleon gerichtete Bitte um Verzeihung abwarten. In der Zurückgezogenheit beschäftigte er sich damit, die gegen seine Politik erhobenen Vorwürfe in Zeitungen abzuwehren, ohne persönlich hervorzutreten. Auch das Gefolge hielt sich möglichst unauffällig und nahm hier und da ebenfalls in Toulon Wohnung. Zuweilen wechselte Murat seinen Aufenthalt, um der Verhaftung zu entgehen, falls Napoleon eine solche anordnen sollte. Es traf sich, daß am 18. Juni, an demselben Tage, wo bei Waterloo gekämpft wurde, bei dem im Bezirk von Toulon befehligenden Marschall Brune wirklich ein kaiserlicher Erlaß einlief, Murat zu verhaften. Brune scheute vor einem solchen Vorgehen gegen seinen alten Waffengefährten zurück. Er ermittelte sein Versteck und kam noch an demselben Tage heimlich zu ihm, um ihm von dem Befehl Kenntnis zu geben und sofortige Flucht anzuraten. Murat bat um einen Paß, damit er zur französischen Armee ins Feld eilen und durch tapferes Mitkämpfen das Vertrauen des Kaisers wiedergewinnen könne, aber Brune meinte, angesichts des Haftbefehls die Bitte nicht erfüllen zu dürfen. Der Kapitän Bonafoux, in dessen Hause der Flüchtling nun nicht mehr sicher war, vermittelte diesem darauf ein Unterkommen auf dem nicht weit von der Küste gelegenen Landhause einer Familie Marouin. Murat fand in seinem Zimmer eine jener schrankähnlichen, zweckmäßig versteckten Mauernischen, wie sie während der Revolutionszeit in vielen Häusern angebracht worden waren, um als letzte Zufluchtsstätte gegen Verfolgungen zu dienen.

Als die Nachricht kam, daß der Kaiser zum zweitenmal abgedankt und König Ludwig XVIII. die Regierung wieder angetreten habe, beschloß Murat, der bis dahin immer noch auf die Versöhnlichkeit Napoleons gehofft hatte, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika auszuwandern, ehe die Häscher der neuen Regierung auf ihn fahndeten und sein Versteck erspähten. Es wurde eine Brigg gemietet, und Murats Gefolge, das man unter der Hand von der bevorstehenden Abfahrt verständigte, ging am 31. Juli an Bord; in der Frühe des 1. August sollte Murat selbst sich einschiffen.

In der Nacht vor dem Tage der Abfahrt übergab Murat Herrn Marouin, seinem Wirt, der sich zur Königin nach Triest begeben wollte, ein kleines französisches Buch, in das er auf eine nicht ganz bedruckte Seite die Worte geschrieben hatte: „Beruhige Dich, meine teure Karoline; obwohl sehr unglücklich, bin ich frei. Ich reise, ohne zu wissen, wohin; aber wohin ich auch gehe, mein Herz gehört Dir und meinen Kindern. J. M."

Am Morgen des Abfahrtstages wartete Murat vergeblich auf das Boot, das von der Brigg ans Land geschickt werden sollte, um ihn abzuholen. Die Brigg befand sich auf offenem Meere in nicht unbeträchtlicher Entfernung vom Strande, da sie der Behörden wegen das Auslaufen von einem Hafen aus vermeiden mußte und durch die Seichtigkeit des Wassers an größerer Annäherung gehindert wurde. Es ergab sich später, daß das abgeschickte Boot sich in den tief ins Land schneidenden Einbuchtungen der Küste verirrt hatte und nach vergeblichem Suchen zur Brigg zurückgekehrt war. Marouin und sein Bruder, die ihren Schützling bis an die Küste begleitet hatten, beauftragten nun einen Fischer, ihn bis zur Brigg zu rudern. Als Murat bereits in den Fischerkahn gestiegen war, ließ er sich von Marouin noch ein Paar Pistolen zuwerfen, die er am Ufer vergessen hatte und die ihm als Geschenk seiner Gattin besonders wert waren.

Dieser Augenblick entschied über Murats ferneres Schicksal. Der Fischer schloß aus den reichen und kostbaren Verzierungen, womit die Waffen geschmückt waren, daß er eine hochgestellte Persönlichkeit, ja wahrscheinlich den Exkönig von Neapel im Boot habe, der, wie er wußte, von der Polizei gesucht wurde. Er beschloß, aus dieser Entdeckung Nutzen zu ziehen, ruderte eine weite Strecke in das Meer hinein, erklärte dann, daß ein Sturm herannahe, der ihn nötige, umzukehren, und fuhr an die Küste zurück. Des Wirtes Bruder, der allein noch an der Küste geblieben war, führte den König, da ein anderes Boot sich nicht fand, wieder in das Landhaus zurück und gab ihm den dringenden Rat, sich versteckt zu halten, da Verrat zu gewärtigen sei. In der That brachte der Fischer die Gendarmen auf Murats Spur, und sie hielten in der Villa Haussuchung; die Mauernische entzog ihn jedoch ihren Nachforschungen. Als sie sich entfernt hatten, am Morgen des 2. August, eilte Murat mit Herrn Marouin, der für ein Boot gesorgt hatte, noch einmal an die Küste. Aber der Kapitän der Brigg, der zu dem Schluß gekommen war, daß Murat entweder auf die Einschiffung verzichtet habe oder an der Einschiffung verhindert worden sei, und der aus Furcht vor französischen Küstenwächtern und Kreuzern nicht wagte, länger zu warten, war mit dem Gefolge bereits abgesegelt. Für Murat bedeutete die Abfahrt der Brigg neben aller andern Verlegenheit einen erheblichen Geldverlust, da er einen gegen 100 Pfund wiegenden Sack mit Goldstücken an Bord gegeben hatte. Freilich verfügte er auch so noch über bedeutende Mittel; in einem Gürtel, den er beständig trug, befanden sich Diamanten im Wert von vier Millionen Franken.

Inzwischen war ein Preis von 40 000 Franken für denjenigen ausgesetzt worden, der die Verhaftung Murats herbeiführen werde. Zwar ließen die Behörden verlauten, daß Murat sich der Ehre und Milde des französischen Königs unbesorgt anvertrauen könne; aber der Entthronte mußte, wenn er sich ergab, mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß man ihn ähnlich wie den gestürzten Kaiser an einen sehr entfernten Verbannungsort schaffen und dort in dauernder Haft halten würde. Zudem ließ sich gerade in diesen Monaten, die dem zweiten Zusammenbruch des Kaiserreichs folgten, die heißblütige Bevölkerung der französischen Südprovinzen in ihrem Hasse gegen die Vertreter des Kaiserreichs zu mancherlei Greuelthaten hinreißen, wie denn der oben erwähnte Marschall Brune zu Avignon von einer Pöbelrotte ermordet wurde, an demselben Tage, an dem Murat zum letztenmal versuchte, sich nach Amerika einzuschiffen.

Nach wochenlangem Zuwarten und Beraten verabredete Murat mit drei kühnen französischen Seeoffizieren, den mit Kapitän Bonafoux befreundeten Herren Donadieu, Blancard und Langlade, daß sie persönlich ihn in einem Segelboot nach Korsika führen sollten. Korsika lag von allen Zufluchtsstätten, die in Betracht kommen konnten, am wenigsten weit entfernt. Wurde die Insel glücklich erreicht, so durfte er, wenn sie auch unter französischer Herrschaft stand, doch hoffen, in den schwer zugänglichen korsischen Gebirgen so lange ein Unterkommen zu finden, bis die Zukunft sich günstiger für ihn gestaltet hatte und etwa durch seine Gemahlin irgendwo ein Niederlassungsrecht für ihn ausgewirkt war.

Die drei Seeoffiziere mußten bei Beschaffung eines Segelbootes große Vorsicht anwenden, um keinen Verdacht zu erregen, und so waren sie in der Auswahl beschränkt; scheinbar durfte es sich um nichts weiter als um eine Spazierfahrt handeln; nur ein kleines und ziemlich altes Fahrzeug vermochten sie aufzutreiben. Am 22. August abends um zehn Uhr gingen sie unter Donadieus

Führung in Toulon unter Segel und holten Murat von einem einsamen Punkte der Küste ab. Sie steuerten nach dem korsischen Hafen Bastia, der von Toulon in der Luftlinie 300 Kilometer entfernt ist. Gegen Morgen erhob sich ein mit Gewitter verbundener Sturm, man kam nur mit Mühe und bei starkem Kreuzen von der Stelle, die Wellen schlugen in das Schiff, und Murat, der bei der Bedienung des Segelwerks nicht mithelfen konnte, mußte stundenlang das eingedrungene Wasser mit seinem Hute ausschöpfen. Alle an Bord genommenen Lebensmittel mit Ausnahme von einigen Flaschen Wein und einigen Tafeln Chokolade wurden durch das Seewasser unbrauchbar. Nach vierundzwanzigstündiger Fahrt entstand im Boden des Fahrzeugs ein Leck, das man vorläufig mit allen vorhandenen Taschentüchern noch verstopfen konnte, aber wenn nicht binnen einer gemessenen Zahl von Stunden Hilfe kam, so war der Untergang unvermeidlich. Nachdem die zweite Nacht vergangen war, begegnete das Boot einem Handelsschiff, das nach Toulon segelte. Murat rief den Kapitän an und versprach ihm eine Belohnung, wenn er ihn und seine Gefährten aufnehmen und nach Korsika bringen wolle. Der Kapitän antwortete mit einer Wendung seines Schiffes, welche geeignet war, das Boot in den Grund zu bohren. Donadieu, der das Steuer hielt, wußte eben noch zu rechter Zeit auszubiegen. Das Verhalten des Handelsschiffskapitäns ließ nur die Erklärung zu, daß er die vier Männer in dem kleinen Boot für Seeräuber hielt, wahrscheinlich deshalb, weil Murat Pistolen im Gürtel trug. Ergrimmt drückte Murat mit dem Rufe „Verräter“ eine Pistole auf den Kapitän ab, aber der Schuß versagte, da das Pulver feucht geworden war.

Glücklicher verlief die Begegnung mit einem zwischen Toulon und Bastia fahrenden, jetzt nach Bastia segelnden französischen Postschiff. Von diesem wurden die vier Insassen des Bootes, die bereits bis an die Knie im Wasser standen, nach sechsunddreißigstündiger Fahrt aufgenommen. Donadieu verließ das Boot zuletzt, und unmittelbar darauf versank es in den Wellen.

An Bord des Postschiffes befanden sich mehrere angesehene Männer, die nach Korsika flüchteten, weil sie als frühere Anhänger und Beamte des Kaiserreichs in den französischen Südprovinzen ihres Lebens nicht mehr sicher waren; auch ein Mameluck mit Namen Othello, der unter Murat gedient hatte, war auf dem Schiffe. Sie alle begrüßten Murat als König, unter lauten Kundgebungen ihrer Freude, ihn wiederzusehen. Das Schiff landete am 25. August in Bastia, und die drei französischen Seeoffiziere kehrten in der Stille nach Toulon zurück. Murat nahm beim Landen den Namen eines Grafen von Campo Melle an, aber es wäre ein vergebliches Bemühen gewesen, das Inkognito zu wahren; die Nachricht, daß er angekommen sei, verbreitete sich mit Windeseile über die Insel. Die französischen Bourbonen, die nun wieder über Korsika herrschten, waren bei den Korsen wenig beliebt, und so hatten sowohl Anhänger des Kaiserreichs von Frankreich aus als besonders Parteigänger Murats von Neapel aus gerade diese Insel als Zufluchtsstätte ausersehen, wo sie vor den Verfolgungen der neuen heimischen Regierungen verhältnismäßig besser geschützt waren als irgendwo sonst in Frankreich oder Italien. Hunderte von Offizieren und Soldaten aus den Armeen Napoleons und Murats lebten auf der Insel, sie jubelten dem gestürzten König entgegen, wo er sich zeigte, und die Korsen stimmten in diese Jubelrufe ein, ohne daß die königlich französischen Behörden es wagten, der allgemeinen Begeisterung für König Joachim entgegenzutreten. Der General Franceschetti, der jahrelang unter Murats Befehlen gestanden hatte und den dieser in Vescovato bei Bastia aufsuchte, stellte sich sofort wieder unter seine Befehle und war fortan sein vornehmster Berater. Viele andere frühere Offiziere und Soldaten strömten nach Vescovato und boten dem Könige ihre Dienste an. Es galt ihnen als selbstverständlich, daß Murat sein Königreich Neapel sich wiedererobern müsse.

Murat trat dem Landungsplane, den er längst erwogen hatte, nunmehr näher. Der erwähnte Mameluck Othello, der sich seinem Gefolge angeschlossen, hatte in Castellamare bei Neapel einen Verwandten, seinen Schwiegervater, und so beauftragte ihn Murat, nach Castellamare zu reisen, bei seinem Schwiegervater abzusteigen und möglichst unauffällig die Briefe zu bestellen, die er ihm einhändigte. Murat wandte sich in diesen Briefen an einige ihm aus seiner Regierungszeit her bekannte Personen, auf deren Anhänglichkeit er zählen zu dürfen meinte, und eröffnete ihnen, daß er in einem Hafen der Küste von Neapel eine bewaffnete Landung versuchen wolle; sie möchten ihn bei der Wahl des Hafens mit ihren Ratschlägen unterstützen. Nach Othellos Abreise begab er sich nach Ajaccio, wo er wie im Triumph einzog; man trug ihn auf den Armen in den von ihm gewählten Gasthof. Von dem freudigen Empfange hingerissen, sagte er zu dem General Franceschetti: „Wenn die Korsen mich so aufnehmen, was werden erst die Neapolitaner für mich thun!“ Er verschaffte sich durch den Verkauf mehrerer Diamanten die Verfügung über ansehnliche Geldmittel und betrieb nun die erforderlichen Vorbereitungen. Unter seinen alten Offizieren, die ihm wieder dienen wollten, traf er eine Auswahl. Von den älteren und jüngeren Soldaten, die sich zu seiner Fahne drängten, ließ er 250 Mann anwerben; sie sollten als Landungstruppe Verwendung finden. Zu schwerem Nachteil gereichte es ihm, daß es in Korsika nicht möglich war, größere Schiffe zu mieten. An fremde Hafenplätze hätte er sich nicht wenden dürfen, ohne Aufsehen und Verdacht hervorzurufen, und die Zeit drängte, denn er konnte in Ajaccio nicht länger den König und künftigen Eroberer spielen, ohne daß man von Frankreich aus gegen ihn eingeschritten wäre. Es gelang ihm nur, sich zehn kleine Fahrzeuge zu verschaffen, die, nachdem sie mit den nötigen Matrosen bemannt worden waren, zusammen nicht einmal für jene 250 Mann Raum boten; nur 160 Mann konnte er einschiffen. Die ganze Ausrüstung wurde in wenigen Tagen vollendet, und alle Beteiligten hielten sich bereit, auf den ersten Befehl an Bord zu gehen und abzusegeln. Es waren jetzt nur noch die Antworten auf die durch den Mamelucken bestellten Briefe abzuwarten. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüten.

Karl Reinecke, der langjährige Leiter der Leipziger Gewandhauskonzerte, der hochverdiente Lehrer am Konservatorium daselbst, feiert am 23. Juni seinen siebzigsten Geburtstag. Gleich bewundert und geehrt als ausübender Künstler, als Komponist und Lehrer wie in seiner Eigenschaft als Dirigent, bildet er heute den Mittelpunkt in dem blühenden Musikleben Leipzigs und prägt ihm den Stempel seiner Eigenart auf. Künstlerleben bedeutet meist Wanderleben — auch Karl Reinecke hat das in der ersten Hälfte seiner Jahre durchgekostet. Seit vierunddreißig Jahren aber ist er Leipzig treu geblieben, dort hat er die Fülle des Wirkens gefunden. Als er 1885 sein fünfundzwanzigjähriges Jubelfest als Leiter der Gewandhauskonzerte feierte, hat die „Gartenlaube“ seinem Entwicklungsgang eine ausführliche Darstellung, begleitet von seinem Bildnis, gewidmet. Heute möge es uns gestattet sein, die zahlreichen Verehrer des Mannes in der Pleißestadt und draußen in der Welt auf jene Blätter* zu verweisen und daran nur noch den Wunsch zu knüpfen, daß das Bewußtsein eines reichgesegneten Daseins die ferneren Tage des Jubilars durchdringen möge mit immer neu belebender Kraft!

Des Deutschen Reiches höchste Zinne. (Zu den Bildern S. 409 und 413.) Ehe es ein Deutsch-Ostafrika gab, hatte unbestrittenen Anspruch auf den Ehrentitel als „des Deutschen Reiches höchste Zinne“ die Zugspitze (2968 m), die höchste Erhebung des Wettersteingebirges in den bayerischen Alpen. Nachdem freilich der Grund und Boden, auf dem der Kilimandscharo mit seinen 6000 Metern sich auftürmt, dem deutschen Schutzgebiete in Ostafrika einverleibt worden ist, hat die Zugspitze einen übermächtigen Nebenbuhler erhalten; nicht sie, sondern der die höchste Kuppe des Kilimandscharo darstellende „Kibo“ sollte von nun ab „des Deutschen Reiches höchste Zinne“ sein. Indessen ist der afrikanische Riese doch nur in weiterem Sinne ein „deutscher“ Berg, und wenn wir darum von ihm und seinen Landsleuten absehen, so bleibt der Zugspitze ihr alter Ruhm gewahrt — noch immer bezeichnet das mächtige goldene Kreuz, das wir dem Leser auf S. 409 vorführen, in der That „des Deutschen Reiches höchste Zinne“.

Noch im Anfange unseres Jahrhunderts galt die Zugspitze als „unersteiglich“; aber schon im Jahre 1820 wurde dieser Glaube durch die That widerlegt und drei Jahrzehnte später wurde sogar ein weithin sichtbares vergoldetes Kreuz gleichsam als Siegesdenkmal auf dem Scheitel des überwundenen Berges errichtet. Die Zugspitze hat zwei nahe beieinander liegende Gipfel. Man erreicht zuerst den um etwa zwei Meter niedrigeren Westgipfel, erst von diesem aus gelangt man über einen schmalen zerrissenen Grat zum höheren Ostgipfel. Die schwierige Begehbarkeit dieses Grates war der Grund, weshalb man 1851 das Kreuz auf den niedrigeren Gipfel stellte. Im Jahre 1882 brachte man es zu Thal, um es frisch vergolden zu lassen. Inzwischen war nun der Uebergang über jenen Grat durch Anbringung eines Drahtseils wesentlich leichter und gefahrloser gestaltet worden, und so konnte man 1883 das in neuem Glanze erstrahlende Kreuz auf dem Ostgipfel, auf der in Wahrheit höchsten Zinne des Deutschen

* Jahrgang 1885, Nr. 38. Inzwischen ist auch eine ansprechende Biographie Reineckes aus der Feder des Musikdirektors und Musikschriftstellers W. J. v. Wasielewsky bei J. H. Zimmermann in Leipzig erschienen.

Reiches, errichten, wo es heute noch steht. Das Kreuz ist fünf Meter hoch und von der Kugel an aufwärts im Feuer vergoldet.

Der südliche Nachbar der Zugspitze ist der Schneefernerkopf (2869 m). Wer von dem an die Südseite des Zugspitzstockes sich anlehnenden Plattachferner nicht nach der Zugspitze selbst, sondern auf den Schneefernerkopf will, den führt der Weg an einem Naturschauspiel von überraschender Großartigkeit vorüber, an dem sogenannten „Wetterloch“, das unser Bild S. 413 zeigt. Durch die Oeffnungen, welche die gegeneinander gestürzten Felsen gelassen haben, thut sich ein wunderschöner Blick nach der Thalebene von Lermoos und Ehrwald auf, gegen die das Bergmassiv des Zugspitzstockes in nahezu 2000 Meter hohen Steilwänden abfällt.

Wilhelm Roscher †. Als ob einer hohen Geisteskraft die Fähigkeit innewohnte, auch das körperliche Leben stärkend zu durchfluten und ihm über das gewöhnliche Durchschnittsmaß der Menschen hinaus nicht Dauer bloß, sondern auch Arbeitsfrische zu erhalten, hat die deutsche Gelehrtenwelt der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit eine Reihe von Größen aufzuweisen, die bis in ein ungewöhnlich hohes Alter im Dienste ihrer Wissenschaft thätig geblieben sind. Auch Wilhelm Roscher, der hervorragende Nationalökonom, der am 4. Juni zu Leipzig starb, gehörte zu diesen Auserwählten. Fast 77 Jahre hat er vollendet, 56 Jahre sind verflossen, seit er mit seiner Doktorschrift in die wissenschaftliche Welt sich einführte, und 54, seit er die akademische Lehrkanzel bestieg. Mehr als ein halbes Jahrhundert lang hat er als Forscher, Lehrer und Schriftsteller gewirkt und die fruchtbarsten Anregungen unter seinen Schülern wie Lesern ausgestreut.



Professor Wilhelm Roscher.
Nach einer Photographie von Georg Brokesch in Leipzig.

Wilhelm Roscher wurde am 21. Oktober 1817 zu Hannover als Sohn eines höheren Justizbeamten geboren. In üblicher Weise durchlief er die Schulen seiner Vaterstadt, um dann von 1835 bis 1839 zu Göttingen und Berlin Geschichte und Staatswissenschaften zu studieren. Göttingen sah damals bewegte Tage: es war die Zeit des hannoverschen Verfassungsbruchs und des bekannten Protests der „Sieben“; zu zweien derselben, zu Dahlmann und Gervinus, stand der junge Roscher in näheren Beziehungen, während in Berlin vor allem Ranke tieferen Einfluß auf ihn gewann. Dank den Anregungen dieser Männer, dank seiner eigenen Begabung und seinem eisernen Fleiße schuf sich Roscher rasch eine geachtete Stellung in der deutschen Gelehrtenwelt. Nachdem er sich 1840 in Göttingen habilitiert hatte, 1843 zum außerordentlichen, 1844 zum ordentlichen Professor vorgerückt war, folgte er 1848 einem Ruf nach Leipzig, dessen Hochschule ihn von da ab, trotz wiederholter lockender Anerbietungen von außen, dauernd den ihren nennen durfte. Wie viele Geschlechter von Studierenden sind in dieser Zeit an ihm vorübergezogen, aus seinem Hörsaal den tiefen Eindruck seines Wissens wie seiner Persönlichkeit mit sich hinausnehmend ins Leben! Nicht durch blendende Rednerkunst fesselte Roscher; aber er verfügte über einen klaren fließenden Vortrag, regte an durch die Reichhaltigkeit der Gesichtspunkte und gewann durch die Unparteilichkeit der Darstellung.

Groß ist die Zahl der wissenschaftlichen Werke, die aus seiner nimmermüden Feder hervorgingen. Als die Bekrönung und Zusammenfassung seiner Lehre darf man sein fünfbändiges „System der Volkswirtschaft“ betrachten, ein Werk, an dem Roscher über 40 Jahre gearbeitet hat, das ins Französische, Englische, Italienische, Russische und andere Sprachen übersetzt worden und von dessen erstem Bande, den „Grundlagen der Nationalökonomie“, vor wenig Wochen die 21. Auflage erschienen ist, während der Schlußband, enthaltend das „System der Armenpolitik“, wenige Tage vor des Gelehrten Tode vollendet wurde. Neben dem „System der Volkswirtschaft“ ist noch die „Politik“ zu erwähnen, die erst vor zwei Jahren in zwei rasch aufeinanderfolgenden Auflagen herauskam, eine „geschichtliche Naturlehre“ der Monarchie, Aristokratie und Demokratie. — Roscher vertrat unter den Nationalökonomen die sogenannte „historische“, oder, wie er sie auch nennt, die „physiologische“ Richtung. Er befand sich damit im Gegensatz zu der „idealistischen Methode“. Fragt diese: „Was soll sein?“ und sucht dem entsprechend ein Ideal von Volkswirtschaft aufzubauen, so stellte sich Roscher auf den realeren Standpunkt: „Was ist? und wie ist es geworden?“ Er wollte geben eine „einfache Schilderung zuerst der wirtschaftlichen Natur und Bedürfnisse des Volkes; zweitens der Gesetze und Anstalten, welche zur Befriedigung der letzteren bestimmt sind; endlich des größeren oder geringeren Erfolgs, den sie gehabt haben. Also gleichsam die Anatomie und Physiologie der Volkswirtschaft!“

Roschers Hingang bedeutet einen schweren Verlust für die deutsche Wissenschaft, im besonderen für die blühende Leipziger Hochschule. Aber er lebt fort in seinen Werken und in seinen Schülern. An diesen ist es nun, das Erbe ihres Meisters zu wahren und zu mehren!

Die letzten Augenblicke eines Stierkämpfers. (Zu dem Bilde S. 420 und 421.) Wiederum hat das grausame Nationalvergnügen der Spanier seine Opfer gefordert. In Murcia wie in Madrid haben in den letzten Wochen Stierkämpfer unter den Hörnern der gereizten Tiere ihr Leben lassen müssen, und ganz Spanien trauert um sie, als wären sie den Heldentod fürs Vaterland gefallen. Espartero, der zu Madrid auftrat, war ein besonderer Liebling des hauptstädtischen Publikums; sein Name auf dem Programm genügte, die weiten Ringe der Arena bis auf den letzten Platz zu füllen, und verschwenderischer Beifall folgte seinen Leistungen — bis einmal auch für ihn der Augenblick kam, wo das tobende Beifallsgeschrei sich jäh in beklommene Stille verwandelte, wo alle Gewandtheit des Körpers, alle Sicherheit von Hand und Auge zu Schanden wurde vor der ungebändigten Wut eines andalusischen Wildlings. Vier Pferde hatte der Stier getötet, da griff der Espada Espartero in den Kampf ein, mit seinem Degen die Entscheidung zu bringen. Ob der Gefeierte wohl zu lange mit den Verbeugungen zum Danke für schmeichelhaften Empfang sich aufhielt? Genug, ehe er sich dessen versah, war er von dem ungestüm auf ihn eindringenden Stier zu Boden geschleudert. Aber wie der Blitz ist er wieder auf den Füßen — jetzt gilt’s die kleine Scharte auszuwetzen! Ein Stoß mit dem nie fehlenden Degen zwischen des Stieres Nackenwirbel, sonst der fast augenblickliche Tod des Tieres! Aber diesem verleiht die Wut Kräfte, die auch die Todeswunde überdauern — mit zwei letzten Stößen seiner Hörner trifft der Andalusier den sich vielleicht schon sicher fühlenden Espada, und mit gräßlich verstümmeltem Körper bricht dieser auf der Wahlstatt zusammen, das menschliche neben dem tierischen Opfer einer rohen Volksleidenschaft. Man trägt ihn hinaus — und das „Spiel“ nimmt seinen Fortgang. Es stehen ja noch so und so viele andere „Toros“ auf dem Programm, und nicht das gräßlichste Blutvergießen kann die fanatischen Zuschauer zum Verzicht auf Fortsetzung und Schluß ihres Schauerdramas bewegen.

Solche Vorgänge wiederholen sich mit einer verhängnisvollen Regelmäßigkeit in den Arenen des „schönen Spaniens“. Darf es uns darum wundern, daß das prächtige Gemälde, das José Villegas vor einigen Jahren schon malte, fast bis in Einzelheiten hinein auf den Fall paßt, der heute zufällig der neueste ist.

Den todwunden Torero hat man in einen Anbau hinter der Arena gebracht, der zu einer Kapelle eingerichtet ist. Dort pflegt sich vor Beginn der Kämpfe die gesamte Stierfechtertruppe, die „Cuadrilla“, zu versammeln, um für ihr Leben zu beten; hier ist jetzt der Priester um den Sterbenden bemüht, ihm die letzten Tröstungen der Religion zu spenden. Die Braut, deren Stolz der Gefallene noch vor einer Stunde gewesen, hat sich in verzweifeltem Schmerz an der Bahre niedergeworfen — auch Espartero hatte eine Braut, mit der er bald Hochzeit machen wollte — die Genossen aber haben die kurze Pause, während draußen der Platz frisch hergerichtet wird, benutzt, um von dem Verscheidenden Abschied zu nehmen. Alle stellen sich in der Kapelle ein; entblößten Hauptes, die Blicke auf den Sterbenden gewandt, lauschen sie den Worten des Priesters. Die Majestät des Todes ist ihnen allen verständlich; ergriffen beugt sich der eine nieder, ernst sinnend steht der andere da. Nur einige wenige, die der Tod nicht schreckt, bleiben kalt — sie haben Aehnliches schon zu oft gesehen! Der Diener aber sammelt schon die abgenommene Prunkkleidung des Espada, der im letzten schlichten Kleide eben friedvoll seinen Atem aushaucht. Die ganze Tragik dieses blutigen Schauspiels, der Gegensatz zwischen dem glänzenden Flittergewand des Lebens und dem starren Tode, die Naturwahrheit der Gestalten, welche die Kapelle füllen, von dem ruhig seines Amtes waltenden Priester bis zu den Arena-Wächtern im Hintergrunde, die sich leise ihre Betrachtungen über den Vorfall mitteilen — das alles ist auf dem Gemälde von Villegas sprechend wiedergegeben.

Inhalt:

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil’s Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 26. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(25. Fortsetzung.)

Henning sprang seiner Schwester in den Weg, und schmähend umringten sie die Brüder. „Wohin willst Du?“ Wortlos stand sie, und schreiend wiederholte Henning seine Frage: „Wohin willst Du?“

„Meine Heimat suchen!“ erwiderte Recka mit dumpfer Stimme. „Ich find' sie wohl bei meiner Mutter!“

„Oder näher noch! Beim Fischer! Gelt, es möcht' Dir taugen bei ihm? Weg von der Thür ... Du bleibst!“

„So gieb ihr den Weg doch frei!“ klang Eilberts Stimme aus dem Geschrei der Brüder. „Lieber sitzt sie mir am Tisch des Fischers als mit uns vor der gleichen Schüssel. Gieb ihr den Weg doch frei ... er wird ja lachen, wenn sie kommt.“

„Ich sag', sie bleibt!“ schrie Henning und schleuderte die Schwester von der Thür zurück. „Sie bleibt, so lange des Fischers Haus noch steht. Oder soll sie es halten mit ihm ... wider uns?“

Taumelnd unter dem Stoß, welchen Henning ihr versetzte, war Recka neben dem Tisch auf einen Sessel gefallen. Sie versuchte nicht, sich wieder aufzurichten; zitternd an allen Gliedern saß sie und hielt das Gesicht mit den Händen bedeckt. Henning trat zu ihr und schüttelte sie am Arm. Doch Herr Waze, der das Haupt bedeckt und einen Mantel umgeworfen hatte, schob ihn zurück. „Jetzt macht ein End' mit dem Geschrei! Kehr' ich heim zur Nacht, so will ich raiten mit ihr. Jetzt aber haben wir Besseres zu schaffen! Fort mit Euch! Die Wehr' an jeden Gurt, den Sattel auf jedes Roß! Wir reiten!“

„Wohin, Vater, wohin?“ schrien die Brüder durcheinander.

„Das fragt Ihr noch?“ Herr Waze lachte. Hell und scharf klang seine Stimme, sein ganzes Wesen war verwandelt, und die Faust, die er hob, schien wie aus Erz gegossen. „Den Vogel fang' ich wieder ein, dem Euere Schwester den Käfig aufgethan! Jetzt weiß ich: hätt' ihm nicht die Dirn' geholfen ... er hätt' wohl lang' gewartet auf einen Heiligen! Jetzt wird er laufen wollen und Klag' tragen zum Herzog oder zum Reich. Ich will ihm den Weg verlegen ... und wie der Würfel fallt, so mag er fallen. Jetzt weiß ich: ich hab' nur Menschen wider mich, ich bin auf meine gute Kraft gestellt, und so lang' ich noch eine Faust hab', schlag' ich zu! Der Salzburger soll lachen zu der Arbeit, die ich mach'. Was steht Ihr noch all'weil'? Fort mit Euch! Fort!“

Während die Brüder lärmend in ihre Stuben eilten, hob Herr Waze den Jagdspeer von der Erde, stieß die alte Magd mit einem Fußtritt aus seinem Weg und blieb vor Recka stehen. „Dirn'! Schier mein' ich, ich müßt' Dir noch danken für das Wort, das Du heut' geredet hast. Es hat mir den Nebel aus dem Hirn geblasen und hat mir die Knochen zu Eisen gemacht!“ Er puffte mit der Faust an Reckas Schulter, und lachend schritt er in die Halle hinaus.

Ueber dem Burghof lag schon der weiße Morgen. Eintönig rauschten in aller Runde die Bäche, kein Lufthauch rührte sich, und wolkenlos dehnte sich der Himmel über die mit silberigem Schnee behangenen Berge, deren höchste Zinnen im rosigen Glanz erschimmerten. Immer tiefer glitt auf den Bergspitzen der rote Glanz, und wachsende Helle goß sich über den Himmel aus; zuweilen



Emanuel Lasker und Wilhelm Steinitz.

Adolf Anderssen. Paul Morphy. Joh. Herm. Bukertort. Louis Paulsen.

Meister des Schachspiels.

drangen dumpfe Geräusche von den fernen Höhen nieder, und in dem weißen Schnee der steilen Gehänge erschienen dunkle Striche: die Furchen fallender Blöcke, die Gassen der Lawinen . . .

Um diese Morgenstunde saß der alte Gobl neben dem Dächlein, das er über den Trümmern seines Hauses errichtet hatte. Schwer atmend strich er mit der Hand über die Stirn, streifte mit irrem Blick die kleine Hütte und lachte. Im ersten Grau des Tages hatte er den Gast erkannt, den die Nacht ihm zugeführt.

Unter dem Dächlein raschelte das Heu, und zitternd klang die Stimme des Knaben: „Gobl-Aehni! Gobl-Aehni!" Zornig schüttelte der Greis den Kopf und drückte die Fäuste über die Ohren.

Eine Weile war Stille; dann wieder klang in der Hütte der wimmernde Ruf: „Gobl-Aehni! . . . Gobl-Aehni!" und erstickte in leisem Schluchzen. Der Alte sprang auf, als möchte er dem Laut dieser Stimme entfliehen. Doch jeder Schritt war ihm eine Mühsal, in allen Gliedern lag ihm die Kälte der Nacht. Mitten in der Hofreut blieb er stehen, und ob er wollte oder nicht, seine Augen suchten die Hütte. „Es muß ihn ja der Hunger plagen," murmelte er, „mir krachen ja selber alle Rippen!" Ein Zittern befiel die Hände des Alten. Durch die Pfützen watend, eilte er zum Apfelbaum und suchte im Schlamm nach den gefallenen Früchten; nur wenige fand er, und die waren faul. Er spähte in das halb entblätterte Gezweig. Drei Aepfel sah er noch hängen und schüttelte an dem Baum, bis auch der letzte fiel. Er hob sie von der Erde und säuberte sie an seiner Kotze. Zwei Aepfel warf er unter das Dächlein; den dritten behielt er und hob ihn an die Lippen; doch er ließ ihn wieder sinken, und nach kurzem Zögern warf er ihn den andern nach. „So nimm' halt . . . mehr hab' ich nimmer!" Seufzend ließ er sich auf die Trümmer nieder und nahm den weißen Kopf zwischen die Fäuste.

31.

Der rote Frühglanz fiel auf die Felsgehänge des Untersberges, als Bruder Schweiker im kurzen Arbeitskittel aus der Thür der Klause trat. Eberwein lag noch in tiefem Schlaf — und daß auch Bruder Wampo noch schlummerte, konnte man hören. Nur Waldram wachte; aus dem Kirchlein quoll der eintönige Klang seiner betenden Stimme. Schweiker stand und blickte mit großen Augen umher: die weite Rodung war ein grauer Sumpf, und bis zum Fuß der Berggehänge reichte der Schnee hernieder. „Ja schau' nur einer! Ist denn das auch noch eine Gegend!" stotterte er. „Vor zwei Tag' noch Sommer, und heut' springt uns der Winter in die Fenster! Jetzt heißt's aber schaffen und die Pfähl' schlagen zum Hag!" Er suchte die Axt und fand sie mit Rost bedeckt auf der Stelle liegen, an welcher er sie am verwichenen Mittag aus der Hand geworfen. „Freilich, von denen zwei da drinnen hat sie keiner aufgehoben!" brummte er. „Unheil stiften der ein' und fressen der ander' . . . sonst können sie alle zwei nichts!" Er schulterte die Axt und wollte zum Waldsaum schreiten.

Da hörte er ein leises Stimmlein seinen Namen rufen; wie jäher Schreck fuhr es ihm in alle Glieder, und krebsrot färbte sich sein Gesicht. Ein paar Sprünge machte er, als wäre die Hölle hinter ihm; dann blieb er stehen und blickte langsam über die Schulter. Bei der Klause stand die Hirtin, das weiße Tüchlein um den Kopf, am Arm den schwer beladenen Weidenkorb. Mit glücklichem verlegenen Lächeln blickte sie zu Schweiker auf, welcher zögernd näher kam. Nicht die Stimme, die ihn gerufen, und nicht die fromme Gabe, sondern das Staunen zog ihn näher. Wie eine graue Raupe in den bunten Schmetterling, so hatte Hinzula sich verwandelt. Ein brennend rotes Röcklein floß um ihren schlanken Leib, und unter dem grün gefärbten Mieder aus Lammfell quoll das säuberlich gebleichte Hanftuchkittelchen hervor, dessen faltige Aermel mit grellfarbiger Wolle gesäumt waren. Sie stellte den Korb zu Boden und lüftete den Deckel.

„Schau' her, was ich gebracht hab'!"

Er sah den Korb nicht, seine Augen hingen an der Hirtin. Eine Weile schwieg sie; als aber der Bruder die Sprache nicht finden wollte, lispelte sie: „Was sagst: wie die Berg' ausschauen! Heut' in der Nacht hat's Not über Not gegeben auf den Alben. Der Vater und die Mutter sind lange vor Tag schon aufgestiegen, wohl wohl, und wie ich so allein gelegen bin, da ist mir die Zeit gar lang geworden . . . und schau', so hab' ich halt ein lützel 'was ins Körbl gethan und bin heruntergelaufen. Du! Sell droben bei uns, da liegt der Schnee aber schiech!" Sie hob ein wenig das Röcklein und lugte auf ihre Schuhe und Strümpfe, an denen der Schnee in halbzerflossenen Klumpen hing; auch der Saum ihres Kleides war schwer von Nässe.

„Ja, Kindl, wie hast denn einen solchen Weg thun können!" stotterte Schweiker in Vorwurf und Sorge. „Ja sag' nur, bist denn schon wieder völlig gesundet?"

Sie sah ihn mit glänzenden Augen an, griff nach der verbundenen Stirn und lachte. „Ein lützel brummen thut mir das Köpfl schon noch! Aber das wird schon aufhören! Gelt?"

Er streckte die Hand und zog sie wieder zurück; schweigend stand er, mit finsterem Blick, und da er die Lippen aufeinanderdrückte, als müßte er sich gewaltsam zum Schweigen zwingen, blies ihm der Atem laut durch die Nase. Und immer größer wurden seine Augen und rollten wie zwei Räder im Lauf. Verwundert blickte Hinzula zu ihm auf.

„Ja was hast denn? Warum thust denn so zornig?" stammelte sie und griff nach dem Korb. „So schau' doch her . . . und nimm . . ."

„Leg' das Zeug' nur vor die Thür hin . . . da wird's der ander' schon finden!" platzte Schweiker los mit einer Stimme, so heiser und krächzend, als wäre ihm eine Fliege in den Hals geraten. „Ich will nichts haben davon! Kein Bröckl rühr' ich an! Ueberhaupt . . . es muß ein End' haben! Ein End'! So oder so! Und schaffen muß ich auch! Wohl wohl! Ich kann nicht dahierstehen und plauschen!" Er warf die Axt über die Schulter, drehte dem Mädchen den Rücken und schritt zum Waldsaum.

Zitternd stand die Hirtin, mit kreideblassem Gesicht, und blickte ihm nach; ihre Lippen zuckten und Thränen kugelten ihr über die Wangen. Als sie sah, daß Schweiker die Arbeit begann, nahm sie den Korb auf, schüttete seinen Inhalt vor die Thür der Klause und schlich in entgegengesetzter Richtung den Bäumen zu.

Während sie schluchzend den Wald betrat, klang in der Klause Bruder Wampos jammernde Stimme. Schweiker horchte auf und lief herbei. „Ja was ist denn schon wieder?" brummte er und sprang über den kleinen Berg von Butter, Brot und Käse hinweg, den Hinzula vor der Schwelle abgeladen. Wampos Klagetöne kamen aus der Vorratskammer; als Schweiker auf die Schwelle trat, sah er den Bruder in seiner von Honig glitzernden Kutte auf der Erde knien und verzweifelt die Hände ringen.

„Schau' nur, ja schau' nur das Unglück an . . . das Aergst', was noch geschehen hätt' können!"

„Aber so red' doch, was ist denn los?"

„Der ganze Meßwein ist ausgeronnen in der Nacht!"

Schweiker erschrak und wurde rot — er hatte in der Eile, als er den Trunk für Eberwein geholt, den Hahn zu schließen vergessen. Mit den Fingern klopfte er das Fäßlein ab, von oben bis unten . . . es hatte hohlen Klang. Und doch begriff er die Sache nicht; auf dem festgestampften Lehmgrund konnte der Wein nicht in die Erde sickern, die ganze Kammer hätte überschwemmt sein müssen, aber auf dem Boden stand nur eine kleine Lache. „Es muß doch noch 'was im Fäßl sein! Das ist doch meiner Lebtag' nicht der ganze Wein! Die paar Kännlein für die Meß' all' Tag' . . . sonst hat ja doch keiner davon genommen! Es müßt' doch das Fäßl über die Hälft' noch voll sein!"

Jetzt wurde Bruder Wampo rot bis über die Ohren. Aber statt seine heimlichen Sünden zu bekennen, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte: „Ja sag' nur, Bruder, sag', was thun wir denn jetzt? Kein Tröpfl Wein mehr! Kein Tröpfl! Jetzt dürfen wir gleich zusperren und Amen sagen, jetzt hat alles ein End' . . . oder die Welt geht unter! So eine Gegend, wie das ist!" Unter Seufzen und Schelten begann er alles Mißgeschick und Unheil aufzuzählen, welches ihm und den Brüdern von der ersten Stunde an im Gadem widerfahren. „Und gestern," schloß er, „was mir gestern schon wieder geschehen ist, das weißt Du noch gar nicht! Ich sag' Dir, die Haar' möchten einem zu Berg stehen!"

Schweiker schielte nach Wampos Glatze.

Seufzend strich der Bruder mit der Hand über einen der schimmernden Honigflecken auf seiner Brust und roch an den Fingern. „So ein Honig, wie das gewesen wär' . . . süß wie

die Seligkeit und duftig wie ein Blümelgarten! Da, riech' nur!" Er hob die Hand. In sprudelnden Worten erzählte er von dem wilden Immenstock, den er im Wald gefunden, und von dem Wege, den er am verwichenen Abend gethan, um den Honig auszuheben.

„Ich hab' den Baum leicht wieder gefunden. So 'was merk' ich mir schon. Aber wie ich dort steh' vor dem Baum, bin ich völlig erschrocken, denn auf und auf ist die ganze Rind' verkratzt gewesen, als wär' einer mit Nägelschuh' dran auf und nieder gestiegen. Um aller Heiligen willen, hat's geschrieen in mir, es wird mir doch kein anderer über den Immstock gekommen sein! Aber wie ich hinaufschau', seh' ich die Immen klumpenweis' am verstopften Einflug hängen. Da hat noch keiner hingerührt, hab' ich mir gedacht und hab' lachen müssen vor lauter Freud'. Jetzt freilich . . ." Bruder Wampo schnitt eine jammernde Grimasse und nahm sein Köpflein in beide Hände, als säß' es ihm nach dem überstandenen Schreck noch immer nicht richtig auf den Schultern, „jetzt freilich weiß ich, wer meinen Immstock heimgesucht hat!"

„Wer denn?"

„Wirst schon sehen, wart' nur ein' Weil'!" Bruder Wampo schöpfte Atem und blies die Backen auf. „Also, daß ich erzähl' . . . ich hab' gleich an einem Stecken den Kienspan angezunden und hab' die Immen abgebrannt vom Loch. Nachher bin ich hinaufgestiegen . . . es hat ein lützel Beißen gekostet! Wie ich droben gesessen bin auf dem Ast, hab' ich mich schön langsam ausgeschnauft und hab' mir aus Reisern ein Dachl über den Kopf gemacht, weil mir der Regen über den Buckel geronnen ist, als thät' man aus dem Schaffl gießen. Nachher hab' ich den Holztiegel vom Gurt genommen und hab' angefangen." Er schnaufte und fuhr mit der Zunge über die Finger. „Ich sag' Dir, Bruder, der ganze Baum ist hohl gewesen, kein Sumserlein hat sich mehr im Stock gerührt, und wie ich hineingreif', spür' ich, daß eine Waben neben der andern hängt, dick und fett. Einen Schnalzer hab' ich mit der Zung' gethan vor lichter Freud' und hab' geschafft, daß ich schwitzen hab' müssen. Eine Waben um die ander' hab' ich gehoben und hab' den Honig ausgedruckt, daß der Tiegel bald übergelaufen wär'! Aber wie ich in der besten Arbeit bin . . . Bruder, da hör' ich auf einmal unter mir ein Tappen und Kraspeln. Wer kommt denn da? denk' ich und schau' hinunter . . . aber ich hab' gemeint, es fallt mir vor lauter Schreck die Zung' in den Hals!"

„Ja warum denn?"

„Unter mir, denk', Bruder, unter mir steht ein Endstrumm Bär, ein Kerl wie ein Ochs, und schaut so schief herauf zu mir, als möcht' er sagen: gehst herunter oder nicht!"

„Ich mein' aber schier, Du bist droben geblieben?" fiel Schweiker ein, halb in Sorge und halb erheitert; er sah ja den Bruder heil und gerettet vor sich auf der Erde sitzen.

„Droben geblieben? Wohl wohl, aber gar nicht lang'!" Immer flinker sprudelte Wampos Rede, jede Empfindung, die er bei dem Abenteuer durchlebt, malte sich in seinem beweglichen Gesicht, und seine Hände arbeiteten so hastig, daß er zwanzig Finger zu haben schien. „Ich hab' Dir Augen gemacht, Augen, Bruder . . . und all'weil' hab' ich hinuntergeschaut auf das wüste Vieh wie die arme Seel' auf den Teufel, der mit dem Hackl kommt. Ich weiß nicht, hat's einen Schnaufer lang gedauert oder eine Ewigkeit . . . aber nicht weg ist er gegangen und einen Brummer nach dem andern hat er gethan. Ausgeschaut hat er, ausgeschaut! Das ganze Fell verzauft, als hätt' man ihm die Haar' schüppelweis' aus dem Pelz gerissen. Den ganzen Grind hat er voll blutiger Schrammen gehabt, und um alle vier Tatzen herum ist er schäbig gewesen, als hätt' er schon einmal merken müssen, was Schlingen sind! Und so steht er und brummt herauf zu mir . . . und auf einmal hebt er sich in die Höh' und packt den Baum an!"

„O Du gütiger Himmel!" stotterte Schweiker. „Was hast Du denn da gethan?"

Bruder Wampo mußte schlucken, um die Sprache wieder zu finden; der Atem war ihm ausgegangen. „Was ich gethan hab'? Das weiß ich heut' selber nimmer! Ich weiß nur noch: es hat jählings unter mir einen Krach gethan, der Ast ist wurzweg vom Baum gebrochen, und mit mir ist's hinuntergegangen wie ein Sauser. Aufgefallen bin ich . . . Bruder! . . . das hat einen Plumpser gemacht, als hätt' der Bidem ein Trumm Stein vom Berg geworfen! Aber hinfallen und aufspringen, das ist eins gewesen. Alle Heiligen und Gottes Gerechtigkeit hab' ich angerufen, hab' meinen Honigtiegel festgehalten, als wär' meine Seel' drin, und hab' ein Laufen angefangen, ein Laufen, Bruder, daß mir meine Füß' so geflogen sind! Und wie ich lauf' und lauf', hör' ich auf einmal Küh' brüllen im Wald und hör' Leut' schreien — ich schau' mich um, und da lauft der Bär hinter mir nach, und wo ich ein Tröpfl Honig verschüttet hab', macht er mit der Zung' einen Schlecker über den Boden . . . ich will wieder rennen, aber meine Kräft' haben ausgelassen, und auf die letzt' bin ich dagestanden wie angewachsen und hab' geschnackelt an Händen und Füßen . . ."

„Ja warum hast denn nicht um Hilf' geschrieen, wenn doch Leut' in der Näh' gewesen sind?"

„Hilf' schreien! Hilf' schreien! So 'was!" schalt Bruder Wampo in hellem Aerger. „Schrei' Du um Hilf', wenn Dir kein Schnaufer mehr aus dem Hals will! Und eh' ich mich recht besonnen hab', ist ja der Bär schon dagewesen . . ."

Erschrocken schlug Schweiker die Hände zusammen. „Er hat Dich doch um Gotteswillen nicht angepackt?"

„Angepackt? Ja, schön! Bei den Füßen hat er zu schlecken angefangen und hat an mir heraufgeschleckt, bis er zum Tiegel gekommen ist! Ein ganzes Loch hat er mir aus der Kutt' gefressen . . . da schau' her!"

Schweiker brach in helles Gelächter aus, während Bruder Wampo den fransig ausgeknusperten Saum der Kutte hob.

„Jetzt ist mir die Sach' aber doch zu dick geworden! Was ich geschrieen und gebetet hab', weiß ich nimmer . . . aber ich hab' den Honigtiegel gehoben und hab' ihn dem wüsten Vieh auf den Schädel gehauen, daß es nur so gescheppert hat! Mit all zwei Tatzen hat der Bär den Hafen gepackt und ist hineingefahren mit der Schnauz' . . . ich aber hab' wieder zu laufen angefangen, bin halbtot zur Klaus' gekommen und hab' in meiner Angst vor die Thür hingeworfen, was mir in die Händ' geraten ist! Der Schnaufer ist mir ausgegangen . . . wie ein Stückl Holz bin ich hingefallen übers Bett und hab' keinen Rührer mehr gethan."

Schweiker lachte, daß ihm die Thränen kamen; doch plötzlich verstummte er. Eberwein stand auf der Schwelle. Bruder Wampos jammernde Stimme hatte ihn geweckt, und durch die offenen Thüren hatte er jedes Wort vernommen; aber das wunderliche Abenteuer konnte ihn nicht lächeln machen. Wie mit scharfem Griffel war ihm die stumme Sprache schmerzvoller Bitternis in das Antlitz geschrieben, seine Züge waren müde und bleich, und dunkle Ringe lagen um seine brennenden Augen.

„Guter Herr!" stammelte Schweiker bei Eberweins Anblick in Schreck und Sorge, während Bruder Wampo sich scheu erhob und mit dem Aermel die Honigflecken auf seiner Brust zu verwischen suchte. Schweiker streckte die Hände nach seinem Herrn, doch Eberwein wies ihn von sich. „Wo ist der Knabe?"

„Der Bub'? Ich weiß nicht," stotterte Wampo.

Schweiker faßte den Bruder am Arm.

„Aber Du hast mir doch in der Nacht gesagt, er wär' beim Pater in der Zell'!"

„Ich? In der Nacht? Sterben will ich . . . aber davon weiß ich kein Wörtl! Seit dem Abend hab' ich den Buben mit keinem Aug' mehr gesehen."

Sie eilten in Waldrams Zelle und fanden sie leer; auf der Erde lag die Geißel, blutfleckig an Griff und Strängen. Mit bebender Stimme rief Eberwein den Namen des Knaben. Während sie nach dem Kirchlein eilten, fiel draußen vor der Klause eine schwere Masse mit dumpfem Klatsch zu Boden. Der nasse Schnee, der auf dem steilen Dach gelegen, war in Bewegung geraten und hatte im Niederfallen die Gabe der Hirtin verschüttet . . .

* * *

Goldleuchtend, in jedem hängenden Tropfen hellen Schimmer weckend, lag die Morgensonne über allen Wäldern. Das welke Laub hatte flammende Farben, als wäre es in Brand geraten, und von den weißen Bergen ging ein Glanz aus, der die Augen blendete. Strahlend stand die Sonne am reinen Himmel, ihr Licht verstreuend in verschwenderischer Fülle; sogar die Schatten, welche sie warf, erschienen nicht wie Dunkel, sondern wie bläulicher Rauch, hinter welchem Feuer leuchtete.

Auf der Höhe des Falkensteines füllte wirrer Lärm den Burghof. Die gewappneten Knechte beluden sich mit den Pechkränzen

und Reisigbündeln, die Mägde trugen die Metkannen um, und Herr Waze stand mit fünf Söhnen am Fuß der Freitreppe, der Pferde harrend, die man aus den Ställen führte. Einer der Knechte ließ am Thor die Brücke nieder, und als sie gefallen war, erhob sich Ulla, die alte Magd, aus einem Winkel, in dem sie auf das Fallen der Brücke gelauert hatte. Lautlos huschte sie zum Thor hinaus, und niemand achtete ihres Weges.

Schon wollte Herr Waze den Fuß in den Bügel setzen, da dröhnten schwere Schläge an der Mauerpforte, welche gegen die Bergseite führte. Man lief und öffnete. Bis über die Hüften mit Schnee behangen, trat Rimiger in den Burghof. Dunkle Zornröte schlug über Wazes Stirn, als er den Sohn erblickte, und böser Willkomm schien ihm auf der Zunge zu liegen. Doch Rimiger schnitt ihm die Rede ab mit dem keuchenden Ruf: „Vater, Dein Wort und Verbot ist Wind geworden im Gadem! Auf Deinem Bannberg hausen Leut' . . ." er lachte heiser, „und kochen sich das Mus am Feuer!"

„Laß sie kochen!" schrie Henning. „Wir haben andere Sorg'!"

Herr Waze hatte das Roß von sich geschoben und war auf Rimiger zugetreten. „Leut' auf meinem Bannberg?"

„Hinter dem Eismann droben, auf der öden Albhütt'! Und rat' nur: wer! Der Richtmann mit seinem Buben und Sigenots Schwester!"

„Das Rötli?" klang Eilberts Stimme aus dem Lärm der anderen. Der schrille Hall dieses Namens flog in die Herrenstube und weckte die Tochter Wazes aus ihrem starren Brüten. Langsam hob sie das bleiche Gesicht, atmete tief und lauschte. Sie hörte das wirre Geschrei, zornige Worte ihres Vaters, dann in lautloser Stille die Stimme Rimigers: „Schon wie wir über die erste Schneid' gestiegen sind, noch hell am gestrigen Tag', haben wir Schnee gehabt. Da ist kein Weg mehr über die Wänd' gewesen. Otloh wär' am liebsten heimgekehrt, aber ich hab' ihn gehalten, denn ich hab' mir gute Jagd versprochen vom Morgen. Das Fahlwild, das hinter dem Eismann steht, ist mir im Sinn gelegen. So sind wir über die Alben aus und hinuntergestiegen gegen den Windacher See. Noch eh' wir im Seethal ans End' gekommen sind, ist der Abend eingefallen. Otloh wär' gern in der Albhütt' am See geblieben, aber ich hab' gemeint, wir sollten noch aufsteigen bis zur Oedhütt' und droben nächten. Die Hütt' liegt ja kaum einen Pfeilschuß von dem Wechsel, über den das Fahlwild niederzieht, wenn Schnee gefallen. Da hätten wir gute Rast gehabt und am Morgen leichten Weg. Also gut, wir steigen weiter und kommen in schneeheller Nacht zur Hütt'. Schon von weitem ist mir immer gewesen, als käm' aus der Hütt' ein Lichtschein. Und richtig, wie ich näher komm', geht vom Dach der Rauch auf, und ich hör' im Feuer das Holz krachen! Wilddieb'! Das ist das erst' gewesen, was ich denken hab' müssen! Aber wie ich näher schleich', hör' ich aus der verschlossenen Hütt' die Stimm' einer Dirn'. Und die Stimm' kenn' ich!" Hennings Lachen unterbrach die fliegenden Worte Rimigers. „Und gleich darauf hör' ich eine zweite Stimm': den Richtmann! Und eine dritte noch: seinen Buben! Und rat', was ich gehört hab' aus ihrem Reden! Vater! Sie haben Dir einen Knecht erschlagen, weil er die Fischerdirn' hat fassen wollen . . ."

Die Stimme Rimigers ging wieder unter in Geschrei. Starr lauschte Recka. Abgerissene Worte drangen an ihr Ohr; sie hörte, wie Rimiger von seinem Heimweg berichtete, und hörte ihn sagen, daß Otloh in sicherem Versteck zurückgeblieben, um die Hütte im Auge zu halten.

„Rühr' Dich, Vater, und hinauf!" schrie Henning. „Hinauf! Oder willst Du zum Gespött werden im Gadem und stillsitzen, wenn Dir das Bauernpack Dein Fahlwild scheucht? Der Fischer hütet seinen Hag . . . die Kutten hüten ihre Klaus' . . . die bleiben Dir all'weil' noch! Hinauf, Vater, hinauf!"

Aus dem Lärm, der diesen Worten folgte, hob sich schrill die Stimme Wazes: „Vier Knecht' mit uns! Die Hetzhund' an die Riemen! Und nehmt die Knöchel mit, Ihr Buben: als Einsatz geb' ich Euch die Dirn'!"

Tumult und Gelächter, Pferdegetrappel und das Gebell der Hunde füllte den Burghof. Im öden Herrensaal stand Recka, zitternd an allen Gliedern. Ein mattes Lächeln ging über ihre bleichen Lippen, ihre Gestalt streckte sich und die Finger schlossen sich zu Fäusten. „Rötli! Auf Tod und Leben . . . ich halt' Dir meine Treu'!"

Fliegenden Schrittes eilte sie in ihre Kammer, und während sie sich rüstete wie zu Ritt und Jagd, ging ein Schreien und Rennen durch alle Räume des Hauses: die Knechte liefen nach den Schneereifen und Grießbeilen. Als Recka den Wildfänger um ihre Hüfte gürtete, wurde an ihrer Kammer die Thüre aufgerissen. Henning erschien auf der Schwelle, maß die Schwester mit spöttischem Blick und lachte. Ohne ein Wort zu sprechen, trat er wieder zurück, warf die Thüre zu — und draußen klirrte der Riegel.

Recka war gefangen. Sie lächelte nur — und koppelte den Köcher an ihren Gürtel. An jedem Pfeil, den sie im Köcher verwahrte, prüfte sie die Fiederung, den Schaft und die Spitze; den Eibenbogen nahm sie auf den Rücken und faßte den Jagdspeer. Nun stand sie und lauschte. Im Burghof dämpfte sich der Lärm, und als der Hufschlag der Pferde und das Gekläff der Meute gegen die Bergseite hin verklang, eilte Recka zum Fenster und schwang sich auf die Brüstung. Sie sah nicht, daß von dem wankenden Tischlein der kleine Schrein mit dem Geschmeid ihrer Mutter zu Boden stürzte . . . sie sprang.

Auf den Dielen zersplitterte der Schrein, die goldenen Schaumünzen, die silbernen Ketten, die Ringe und Spangen fielen klirrend durcheinander, und aus dem schimmernden Geschmeide hüpfte der halbe Beinreif der Salmued heraus und kollerte über den Estrich gegen die Thüre.

32.

Auf dem Lugaus des Fischerhauses stand Wicho mit dem Kohlmann; sie lauschten dem Gekläff der Meute, welches hinter Wazemanns Haus im Bergwald verklang. „Ich mein', sie kommen!" flüsterte Eigel.

Wicho schüttelte den Kopf. „Die Hund' läuten gegen die Berg' hin. Wir haben heut' noch Ruh', sie ziehen ins Gejaid!"

„Gieb acht, dahinter steckt ein Schlich! Sorglos will er uns machen und schickt die lauten Hund' zu Berg . . . und eh' wir uns umschauen, ist er da und brennt ein Loch in den Hag! Ich schaff', solang' noch Zeit ist!" Er griff nach einem der Rutenbündel, die auf dem Lugaus aufgeschichtet lagen. Wicho trat zu ihm, und schweigend begannen sie die Arbeit. Rute um Rute flochten sie um die frischgeschlagenen Pfähle, und immer höher wuchs unter ihren Händen die hölzerne Mauer. Ein dünnes Lachen machte sie aufblicken. Unter dem Hag stand Ulla. „Ihr Narren übereinander!" rief sie mit verzerrten Lippen. „Was schaffet Ihr und schwitzet? Fürchtet Ihr den da droben? Narrenleut'! Narrenleut'! Meint Ihr, der selb' da droben hätt' Zeit für Euch?" Ihr Lachen hob sich mit schrillem Klang. „Der muß ja raufen mit seinem Fluch!"

„Meiner Seel', das Weibsbild ist närrisch!" lachte der Kohlmann.

„Sie ist aus Wazemanns Haus!" flüsterte Wicho ihm zu.

Mit starrem Blick hingen Ullas Augen an dem Kohlmann, und ihre welke zitternde Hand streckte sich gegen ihn. „Du! Weißbartiger! Bist nicht Du derselbig', dem die Salmued lieb gewesen?"

Dem Kohlmann fielen die Ruten aus der Hand, und ein Blick des Hasses sprühte aus seinen Augen. „Weib, ich sag' Dir, wahr' Deine Zung'!"

Ulla lachte. „Hast nie gesucht nach Deiner Dirn'? Freilich, einen weiten Weg hättst laufen müssen! Wenn der Tandelmann mit seinem Karren wieder kommt, so frag' ihn doch, wo Deine Dirn' geblieben ist. Zahl' ihn gut oder greif' ihm an die Gurgel! Wer weiß, vielleicht hörst von ihm die gleiche Botschaft, die er dem da droben gebracht hat: die wilden Säu' sind über die Salmued und ihr Kind gekommen! Gelacht hat der da droben, Kohlmann, gelacht, und hat gemeint, jetzt hätt' er Ruh' vor ihr! Aber schau' hinauf zu ihm . . . die Tote hat wieder heimgefunden und hauset unter seinem Dach!"

„Eigel! Eigel!" stammelte Wicho und hielt mit beiden Armen den Kohlmann fest, der über den Hag auf die Lände springen wollte. Vom Hall der Stimmen gerufen, eilte Sigenot zum Lugaus.

„Du Narr! Was schlägst denn umeinander mit Händ' und Füßen?" kreischte die Magd. „Bleib' hocken in aller Ruh' . . . die Salmued wird schon allein noch fertig mit ihm! Sie rührt



Photographie im Verlag von Jos. Albert in München.

Sein Bild.
Nach einem Gemälde von Emanuel Spitzer.

die Fäust' in seinem Haus und schlagt auf alles, was lebig ist! Ihr Fluch geht um! Frau Friderun ist hin . . . und die anderen müssen ihr nach."

„Frau Friderun!" keuchte der Kohlmann, von Wichos Armen umklammert. „Frau Friderun? So? Der Salmued Fluch hätt' sie erschlagen? Meinst? So lauf' hinauf und sag' ihm: der Kohlmann ist's gewesen, der auf dem Steig in der Rabenwand die Mausfall' aufgestellt hat! Sag's ihm! Und sag' auch gleich: ihm selber war's vermeint! Sein Weib ist eingegangen in die Fall' statt seiner! Ich hab' gelacht dazu, sag's ihm, gelacht! Sein Weib für meine Dirn' . . ."

„Eigel!" Mit eisernem Griff umspannte Sigenot den Arm des Kohlmanns. „Unschuldig Blut an Deiner Hand! Und Du, Du hast gesessen an meinem Tisch und hast geweilt in meinem Haus! Wicho! Das Hagthor auf. Ich hab' kein Dach für einen . . ."

Da klang es von der Ache her mit gellendem Ruf: „Sigenot! Sigenot!" Und jagende Hufschläge kamen näher. Unter heiserem Gelächter riß sich der Kohlmann von der Hand des Fischers los, welcher lauschend stand, mit erstarrtem Antlitz. „Sigenot! Sigenot!" klang es unter den Bäumen.

Mit beiden Händen griff Eigel nach seiner Stirn. „Ja steht denn mein Kopf noch?" Er starrte den Fischer an. „Ja giebt's denn in der Welt noch einen, wie der ist! Die Untreu' lauft ihm davon, das Wasser rinnt ihm schon ins Maul . . . und er stoßt auch die Treu' noch aus seinem Hag!"

„Sigenot! Sigenot!" schrillte die Stimme Reckas. Auf schäumendem Roß kam sie unter den Bäumen hervorgejagt. „Deine Schwester in Not! Meine Brüder steigen zu Berg und suchen die Oedhütt' hinter dem Eismann!"

Sigenot taumelte, als brächen ihm die Knie. Mit zuckenden Händen griff er ins Leere. „Wicho! Mein Eisen!" Da sah er auf dem Lugaus eine Axt vor seinen Füßen liegen; er faßte sie und schwang sich über den Hag auf die Lände.

Fahle Blässe deckte sein Gesicht, und mit brennendem Blick hingen seine Augen an der Tochter Wazes. „Recka! Deine Botschaft ist mein Leben wert! Eins noch sag' mir: wo geht Deiner Brüder Weg?"

„Gegen den Windacher See! Sie reiten!" erwiderte Recka tonlos, mit kämpfendem Atem. „Spring' auf zu mir! Mein Roß hat Kraft und wird uns tragen alle beid' . . . wir holen sie ein!"

Sigenot wehrte mit der Hand. Er wußte besseren Weg: über den See und durch die Schluchten hinter dem Eismann empor. Ein gefährlicher Pfad, doppelt gefährlich an solchem Tag, unter hängendem Schnee und drohenden Lawinen — doch um die Hälfte näher als der sichere Weg, den Waze und seine Söhne genommen.

Wicho hatte das Hagthor aufgerissen, und Ulla aus seinem Weg stoßend, sprang er auf den Fischer zu, bleich und stammelnd: „Herr . . . Herr . . ."

Sigenot schob ihn von sich. „Bleib', Wicho! Jetzt hilft nur einer noch!" Seine Augen streiften das Kreuz, und seine Stimme bebte. „Bleib' und denk' meiner armen Mutter!" Einen Blick noch warf er über Hag und Haus, dann eilte er zum Ufer, stieß den Einbaum in das Wasser, warf das Beil in den Nachen und sprang ihm nach.

„Sigenot!" rief Recka; doch der Fischer hörte sie nicht, er tauchte schon das Ruder und legte sich auf die Stange. Da ließ sich Recka aus dem Sattel gleiten, und durch die Untiefe watend, erreichte sie den abstoßenden Einbaum und schwang sich in den Nachen. Dem Fischer stockte das Ruder, und flammende Röte schlug ihm ins Gesicht.

„Fahr' zu! Deine Schwester in Not! Ich steh' zu Dir!"

„Recka!"

Das Ruder rauschte, und von wuchtigen Schlägen getrieben, schoß der Einbaum über die stille Flut.

Die Männer am Ufer standen wie versteinert. Eigel war der erste, welcher Worte fand. „Wicho," rief er, „schick' den Altsenn und den Knecht in die Schönau und laß sie schreien vor jedem Hag: Not, Not über Not! Ich lauf' zum Lok'wald und such' den Herrn!" Er eilte davon.

Kichernd stand die alte Magd und streckte die Hand gegen den See. „Schauet! So schauet nur hin, was die Salmued schafft! Die Schwester wider die Brüder und für den Fischer, dem derselb' da droben den Vater erschlagen! Blut wider Blut . . . so will's die Salmued haben!"

Wicho sprang auf Ulla zu und packte sie mit beiden Fäusten. „Den Vater erschlagen? Wer?"

Sie lachte. „Die Alfen, gelt, die Alfen haben Sigenots Vater, den Gelfrat, in den See gezogen? Freilich, die Alfen, ich hab's ja selber gesehen! Und zehn auf einmal sind über ihn gekommen . . . grad' so viel, als der da droben Finger an den Händen hat. Spring' doch hinunter in den See und such' den Gelfrat . . . ich mein', es steckt ihm der Pfeil noch im Hals, den derselb' da droben von der Mauer geworfen hat, wie er den Fischer in Sturm und Not hat hängen sehen an der Falkenwand! Zu stark ist ihm der Gelfrat geworden, zu stark . . . da hat der ander' zeigen müssen, daß er stärker ist! Aber laß nur gut sein! Noch stärker als er, mein' ich, noch stärker ist die Salmued. Sie rührt die Fäust' und wirft das Fluchbein um. Frau Friderun ist hin! Eins ums ander'! Ich hüt' mich, daß ich die nächste bin!" Lachend stieß sie den Knecht von sich, dem alle Kraft aus den Fäusten geschwunden war, und humpelte am Hag entlang den Bäumen zu. Am Waldsaum wandte sie noch einmal das verzerrte Gesicht und hob die Hand gegen Wazemanns Haus . . .

Hinter den weißen Bergen tauchte die Sonne empor und leuchtende Strahlen fielen über den See. Schimmer und Glanz lag ausgegossen über den weiten Felsenkessel, über die spiegelglatte Flut und all die steilen Gehänge. In der wachsenden Wärme tauchten die bunten Farben des welken Bergwalds unter dem weichenden Schnee hervor, ein Flimmern und Blitzen überall, und wo die Sonne den nassen Waldgrund fand, kräuselten dünne Nebel sich empor, schwebten langsam in die Höhe und zerrannen spurlos in den blauen Lüften. Funkelnd wie Silber stürzten von allen Wänden die Gießbäche nieder, und ihr Rauschen füllte den gewaltigen Felsenkessel wie mit dem eintönigen Gesang einer machtvollen Stimme. So laut war diese Stimme, daß aus den Lüften auch kein leiser Ton herniederdrang, wenn auf dem höheren Gewänd der Schnee sich löste und die Steine über den Bergwald stürzten.

Schon war der Einbaum dem steilen Ufer nahe, dem er entgegensteuerte. Da rann ein Zittern über das Wasser, als wäre jählings ein Windstoß auf den See gefallen. Doch es rührte sich kein Hauch in den Lüften. Rings an den Ufern entlang blitzte ein weißer Schaumstreif auf, und während die kleinen Wellen sachte sich wieder glätteten, lief über das steile schwindelnd hohe Gewänd des König Eismann eine weiß zerstiebende Wolke nieder, als hätte die Riesin des Berges ihren Schleier in die Tiefe flattern lassen.

Sigenot und Recka sahen nicht, was rings um sie geschah. Still hingen ihre Blicke ineinander.

Als der Einbaum an das Ufer stieß, atmeten sie beide auf wie im Erwachen. Recka sprang zuerst ans Land. Sigenot folgte, stieß den Beilschaft hinter den Gurt und schleifte den Einbaum auf das Kiesbett, welches der rauschend niederstürzende Wildbach aufgelagert hatte. Seitwärts vom Geklüft des Baches führte ein Jägersteig zur Höhe. Sigenot wollte den Anstieg beginnen, doch er zögerte. Scheu glitten seine Augen über die Tochter Wazes, dann zum Einbaum.

„Recka! Es ist böser Weg, den ich beginn'. Kehr' um!"

„Er führt zu meiner Gesellin, der ich Treu' geschworen! Steig' an!"

„Der Weg führt wider Deine Brüder!"

Reckas Augen blitzten und ihre Lippen zuckten. „Deine Schwester in Not! Steig' an!"

Wortlos wandte Sigenot sich ab und begann den mühsamen Pfad emporzuklimmen. Rascher und rascher stieg er, daß sein Atem keuchend ging. Und immer blieb Recka dicht hinter ihm, als wäre eines Mannes Kraft in ihren Gliedern. Noch ehe sie die Höhe der bewaldeten Wand erreichten, begann der Schnee. Sigenot verließ den Pfad und sagte: „Steig' voran! Es könnt' Dich der Schnee überwerfen, der sich löst unter meinem Fuß!" Recka nickte und stieg an ihm vorüber. Ehe Sigenot ihr folgte, warf er einen Blick über den See hinaus ins weite Thal. Tief unter ihm lag in der Ferne sein Haus und Hag, winzig wie ein Spielzeug. Zwei feinen weißen Strichen gleich hob sich das in der Sonne schimmernde Kreuz von der dunklen Erde ab. Sigenot atmete auf und eilte bergan, als hätte dieser Blick ihm

Hoffnung und neue Kraft gegeben. Er fürchtete nicht mehr um die Schwester ... er wußte, daß er sie retten würde. War doch Einer mit ihm, Einer, stärker als tausend Arme in Wehr und Eisen! Wer sonst als dieser Eine hatte ihm die treue Gesellin geschickt, die ihm feind gewesen bis zur Stunde, die ihm freund geworden um der Schwester willen! Mit raschen Sprüngen holte er Recka ein, und heiße Röte schlug bei ihrem Anblick über seine Wangen ...

Um die gleiche Stunde geschah es, daß Wicho, der mit dem Schwerte seines Herrn bewaffnet vor dem Fischerhaus die Wache hielt, den sorgenden Blick zum Kreuz erhob und murmelte: „Jetzt muß er weisen, ob er gar so stark ist, wie die da draußen sagen!" Das Eisen im Arm, schritt er zum Lugaus und spähte über den Weg, der von der Ache kam. Er harrte des Sennen und des Knechtes, die er nach Eigels Rat in die Schönau gesandt.

Doch die beiden dachten nicht der Heimkehr. Beim Hag des Richtmanns standen sie in einem Haufen schreiender Männer und Weiber, die sich um Ulla drängten. Mit kreischendem Hohn weckte die Magd in den Männern die Erinnerung an jede Unbill, die Herr Waze ihnen zugefügt, in den Weibern das Gedenken an jede Schmach, die ihnen gedroht oder die sie erlitten von Wazemanns Söhnen. Lachend zog Ulla weiter und suchte sich neue Lauscher, während hinter ihr der schreiende Haufe blieb. Wirr klangen die heiseren Stimmen durcheinander; einer schürte die Wut des anderen, sie hoben die geballten Fäuste und schrien laut am Tage, was zu anderer Zeit kaum einer im stillen zu denken gewagt. Und über alles Geschrei hinaus hob sich noch die Stimme des Hanetzer, der in seinem verschwollenen Gesicht die blauen und grünen Male der Faustschläge trug, die er von Sindel und Hartwig beim Verhör empfangen. Fast mit den gleichen Worten wie damals auf der Reginalbe vor dem in Schlingen liegenden Bären schrie er auch jetzt: „Raitet! Raitet! Was thun wir ihm an? Ihm und seinen Buben!"

„Raitet, Mannerleut', raitet!" schrillte eine Weiberstimme. „Und thut, was Fäust' vermögen! Soll geschehen, was mag ... ich weiß, was ich thu': ich lauf' zum Lok'wald, auf der Stell', ich geh' zu den Gottesleuten!" Um die Schreiende drängten sich mit lautem Zuruf alle anderen Weiber, und der kreischende Haufe wälzte sich über die Halden und wuchs bei jedem Hag.

Bruder Wampos „Wunder" und der Salmued Fluch, den die verstörte Magd als zweites Wort auf den Lippen geführt: diese zwei Dinge übten stärkeren Zug auf diese Menschen aus als die Botschaft der ewigen Liebe und der fromme Ruf der Glocke, den sie seit Tagen mit verschlossenen Ohren hörten — und tiefere Macht als die schreiende Not des Nächsten und die mahnende Stimme des Rechtes, welche Sigenot im Thing erhoben! Jetzt freilich, als sie durch die reine sonnige Morgenluft vom Lokwald die Glocke tönen hörten, fiel es in ihre Gemüter wie Raserei, und schreiend rannten sie dem Hall entgegen.

Die Glocke klang. Sanft schwoll ihre freundliche Stimme über die stillen Wälder hin und brach sich an den weißen Bergen. Auch ein Einsamer hörte sie, der in atemloser Hast von der Ache durch den Lokwald emporeilte über den steilen Hang: der Kohlmann. Geradeswegs eilte er der Klause zu, welche durch die Bäume schimmerte. Als er die Rodung erreichte, hörte er Beilschläge; Bruder Schweiker zimmerte am Waldsaum die Pfähle für den Hag. Der Kohlmann sprang zur Klause; auf der Thürschwelle saß Bruder Wampo in der Sonne und schabte mit einem Holzspan die Honigflecken von seiner Kutte.

„He, Du, wo ist Dein Herr?"

Mit verdrießlichen Augen blickte Wampo auf. „Herr? Welcher?"

„Der Flachsbartige! Der mit den guten Augen!"

„Der ist fort vor einer Weil'!"

Eigel erschrak. „Fort? Wohin?"

„In die Ramsau!"

„Welchen Weg hat er genommen?"

„Sell hinunter!" Und Bruder Wampo deutete mit dem Arm.

Ohne Wort und Gruß eilte der Kohlmann davon; in wenigen Augenblicken war er im Wald verschwunden. Er folgte der Richtung, welche der Bruder ihm angezeigt. Auf kotigem Pfad fand er die frische Trittspur einer Sandale. „Herr! Herr!" schrie er mit keuchender Stimme, doch keine Antwort kam. Er eilte weiter, und immer wieder fand er die Spur des Weges, den Eberwein genommen. Als er das Thal der Ache erreichte und gegen die Halden der Strub sich wenden wollte, scholl ihm von dem waldigen Hang, welcher jenseit der Ache sich erhob, ein Gewirr von heiseren Stimmen entgegen. Zwischen den Bäumen tauchte eine Schar kreischender Weiber auf, über dreißig an der Zahl, nur wenige Männer unter ihnen: der Hanetzer, die Winklerbuben, der Waldhauser und Urstaller, der Schmied von Ilsank — und der Köppelecker, welcher dem zur Klause eilenden Haufen begegnet war und sich ihm angeschlossen hatte.

Eigel blieb stehen; er lachte und seine Augen funkelten, als er aus dem hallenden Geschrei vernahm, wohin der Weg dieser Menschen ging. „Ihr lauft mir gut in den Weg! Nur her zu mir! Ich will Euch Feuer in die Strohköpf' werfen!"

Das weißbärtige Kinn auf den Stecken gelegt, so stand er und harrte. Als sie kamen, rief er sie an: „Wohin, Leut'?"

„Zum Lok'wald! Zu den Gottesmännern!" schrien ihm die wirren Stimmen entgegen.

Er lachte hell auf. „Zum Lok'wald? Zu den Gottesmännern? So?" Wieder lachte er. „Laufet nur zu! Ich mein' aber schier, Ihr werdet schieche Köpf' machen zu dem Gruß, der bei der Klaus' auf Euch wartet!"

Wilder Lärm erhob sich, der Hanetzer packte den Kohlmann an der Brust, doch der Köppelecker stieß ihn zurück und schrie: „Red', Eigel, red'! Was hast im Sinn?"

„Reden? Mit Euch?" Die Augen des Kohlmanns glitten hinauf gegen den König Eismann, dann warf er einen wägenden Blick über die kleine Zahl der Männer und ihre waffenlosen Fäuste; er schüttelte den Kopf, als müßte er einen Gedanken, der in ihm aufgetaucht, von sich abwehren. „Reden? Mit Euch? Wozu denn sollt' bei Euch das Reden noch helfen? Ihr habt ja noch all'weil' saure Milch im Leib! Noch all'weil' kein Blut!" Zu greller Schärfe hob sich seine Stimme. „In der Ramsau aber hausen noch Mannerleut'! Zu denen geh' ich! Zu denen sag' ich: Herr Waze ist mit seinen Buben zu Berg gestiegen, sein Haus steht leer und wär' so leicht zu werfen wie ein Strohdach. Und haben die Füchs' erst ihren Bau verloren, so bleibt für die Jagdhund' leichte Hatz'!" Die Augen des Alten sprühten, und der Stecken zitterte in seiner Faust. „Das will ich den Mannerleuten in der Ramsau sagen, und ich mein' schier, daß ich weiß, was ich zur Antwort hör'. Merket auf, Ihr Milchblüter ... ich mein', es giebt noch 'was zu schauen, 'vor der Tag ein End' hat! Und kommt nur morgen zur Klaus', wenn die Ramsauer ihren Dank holen von den Gottesleuten!" Lachend schritt er davon.

Tobendes Geschrei erhob sich hinter ihm, und das Kreischen der Weiber mischte sich mit den heiseren Stimmen der Männer. Im raschen Weiterschreiten lauschte der Kohlmann, und jedes Wort, das aus dem Lärm an seine Ohren schlug, weckte in seinem Gesicht den Ausdruck wilder Freude. Noch eh' er den Waldsaum erreichte, sah er den schreienden Haufen über die Ache zurückweichen, und von dem Hang hernieder, das Kreischen der Weiber übertönend, klangen die Stimmen des Köppelecker und des Schmiedes von Ilsank:

„Zu Wazemanns Haus! Was die Ramsauer können, bringen wir auch noch fertig! Feuer in das Fuchsloch!"

Eigels Blicke suchten die weißen Schneefelder des König Eismann; er hob die Faust und schüttelte den dürren Stecken. „Holt Dich und Deine Buben auch keine wehrende Hand mehr ein auf Deinem heutigen Weg ... kehr' wieder heim, und Du findest einen Gruß vom selbigen, dem Du die Salmued genommen!" Jenseit der Ache, auf der Höhe des Hanges, verhallte der Lärm in dichtem Gehölz. „Meinem Fluch sind Füß' gewachsen ... gieb acht, Herr Waze, er lauft Dir in die Stub'!" Eilenden Schrittes folgte Eigel dem Pfad.

Bei einer Furt, welche an seichter Stelle durch die Ache zog, fand er wieder die Trittspuren Eberweins. Sie führten zum Gehöft des Schapbachers. Vor dem Hagthor sah er eine Dirne und rief sie an: „Ist nicht ein Gottesmann vorbeigekommen? Ein Flachsbartiger?"

„Wohl wohl! Der ist bei uns gewesen und hat am Thor gelärmt, bis ihm der Bauer aufgethan hat. Nach dem Huzebuben hat er gefragt und ist weiter gezogen gegen die Windach zu."

Der Kohlmann eilte davon. Durch dichtes Gehölz führte sein Weg, und schon von weitem hörte er das dumpfe Rauschen des hoch angewachsenen Wildwassers. Als er die Lichtung gewann,

sah er den Mönch über das Felsenufer der Windach aufwärts steigen. „Herr, Herr!“ schrie er, doch das Rauschen der Gewässer verschlang den Ruf. Er klomm über den steilen Hang empor, und als er den Mönch erreichte, griff er nach seiner Kutte. Eberwein wandte das Gesicht. Wie vor dem Anblick eines Gespenstes fuhr der Kohlmann zurück und starrte auf die bleichen Züge, die der Schmerz verwandelt hatte, wie das Erlöschen der Sonne den freundlichen Tag verwandelt in dunklen Schatten. Doch was den Greis in seiner innersten Seele erregte, war nicht der Kummer allein, der aus Eberweins Antlitz sprach. Unter lallenden Worten streckte er die Hände. Eberwein verstand ihn nicht; er faßte den Arm des Kohlmanns und zog ihn vom Ufer hinweg gegen den Waldsaum. „Eigel! Es steht auf Deinem Gesicht zu lesen . . . Du bringst mir üble Botschaft!“

Der Kohlmann begann zu sprechen: von dem erschlagenen Knecht, von Ruedlieb und Rötli, von ihrer Flucht mit dem Richtmann, von aller Not im Fischerhaus, vom Auszug der Wazemannssöhne und von Sigenots Bergfahrt — doch er schien nicht zu wissen, was er sprach. Wie gebannt hingen seine Blicke an den Zügen des Mönches. Immer wieder strich er mit der Hand über seine Stirn, als möchte er seine Gedanken zur Ruhe bringen und festhalten, was verworren vor ihm aufstieg und wieder versank in die Dämmerung vergangener Zeiten . . .

Eberwein rüttelte den Arm des Kohlmanns. „Solche Botschaft bringst Du,“ rief er mit bebender Stimme, „und stehst vor mir wie auf steinernen Füßen? Auf! Und führe mich! Oder hast Du Furcht . . . so weise mir den Weg zum Eismann und bleibe!“

„Furcht?“ Eigel erwachte. „Furcht? Soll geschehen mit mir, was mag . . . eh' ich hin bin, bleibt mir wohl noch Zeit zu einem Streich! Und der soll ausgeben!“ Noch einmal streiften seine Augen das Gesicht des Mönches. Schwer atmend schüttelte er den Kopf und an Eberwein vorüber eilte er quer durch den Wald einem Pfad entgegen.

Als vor Eberwein und Eigel im Wald sich eine Gasse öffnete, griff der Kohlmann erschrocken nach dem Arm des Mönches. „Herr! Sell schau' hinauf!“ Und mit dem Stecken deutete er nach der fernen Höhe.

Wie ein weißer Silberguß ging der Fall der Windach über die Felsen nieder, so reich an Wasser wie auch sonst nach schwerem Regen; doch dem Fall zur Seite hatte der See, aus dem sie strömte, sich einen zweiten Ausfluß durch die Felsen gebrochen: in der Steinmauer klaffte eine Spalte, durch welche ein mächtiger Wasserstrahl gleich der blitzenden Klinge eines riesigen Krummschwertes in weitem Bogen mit zischendem Brausen hinausschoß in die Luft, um die Tiefe unter ihm, alle Felsblöcke, Bäume und Moosgehänge, mit wirbelndem Wasser zu überschütten.

„So schau' nur,“ stammelte Eigel, „der Bidem hat eine Fragel in die Wand gerissen!“

Doch Eberwein hörte nicht. „Was stehst Du? Wir haben Eile!“ Er schwang sich über einen Felsblock, der den Pfad versperrte, und stieg zwischen den Bäumen empor, während Eigel ihm keuchend zu folgen suchte.

33.

Die Sonne stand in Mittagshöhe, als Herr Waze mit seinem Geleit sich dem Ende des Windacher Seethals näherte. Nur kümmerlicher Baumwuchs deckte zwischen dem See und den steilen Wänden das steinige, von zahllosen Schluchten durchrissene Gehäng. Und dennoch bot das öde unfruchtbare Felsthal einen freundlichen Anblick, denn die Sonne übergoß es mit ihrem Glanz; sogar der See und seine sonst so finstere Flut war in ein schimmerndes Bild verwandelt: leuchtend spiegelte das regungslose Wasser den Silberglanz der beschneiten Höhen und das lichte Blau des Himmels.

Lautlose Ruhe herrschte ringsumher auf allen Bergen; hoch im Gewände war das Poltern der fallenden Steine verstummt, und nirgends verriet mehr eine aufstäubende Schneewolke den Sturz einer Lawine. War der Aufruhr, welcher die Natur befallen hatte, zum Schweigen gebracht? Oder sammelten die dunklen Gewalten nur Kraft und Atem zu neuer Empörung?

Wie eine dumpfe Stimme, fern aus dem stundenlangen Thal herauf, klang in die den See umlagernde Stille das seltsame Rauschen der Windach. Herr Waze und seine Söhne, die unter lachenden Reden auf schmalem Pfad am Seeufer dahinritten, achteten der dunklen Mahnung nicht, welche hinter ihnen tönte. Nur die Knechte, die, dem Zug der Rosse folgend, die ungestümen Hunde an den Riemen führten, blieben zuweilen stehen, blickten lauschend nach rückwärts und schüttelten die Köpfe.

Als der See zu Ende ging und der Wald begann, stiegen die Reiter aus dem Sattel. Zwei Knechte übernahmen die Hunde, denen die ledernen Zwingen an die Schnauzen gelegt wurden, um sie stumm zu machen, und während die beiden anderen Knechte zur Bewachung der angekoppelten Pferde am Seeufer zurückblieben, begann Herr Waze mit seinem Geleit den Anstieg über den waldigen Hang.

Als der Wald ein Ende nahm und die verschneiten Halden begannen, hörten die Steigenden leisen Steinfall aus der Höhe. Ueber weißem Grat erschien ein Rudel Gemsen. Schwarz hoben sich die zierlichen Gestalten der Tiere vom Schneegrund ab, und immer neue Köpfe tauchten über den Grat empor. Eine Weile standen die Gemsen regungslos und äugten gegen die höheren Wände des König Eismann. Dann plötzlich begannen sie thalwärts zu flüchten, in dicht gedrängter Schar. Gleich einer schwarzbraunen ins Gleiten geratenen Erdscholle kam das Rudel über den steilen Schneehang niedergefahren. Die Hunde, welche das Wild erspäht hatten, zerrten an den Riemen und winselten unter dem Leder, das ihre Schnauzen schloß. Mitten auf dem Hang hielten die Gemsen inne in der Flucht und äugten auf den Trupp der Leute nieder. Aber nur wenige Augenblicke standen sie; dann wieder begannen sie, ohne die Richtung zu ändern, ihre wilde Flucht, und das Thal auf geradem Wege suchend, stoben sie nah an Wazemann und seinen Leuten vorüber, als wäre in ihnen nicht die Angst vor Menschen und Hunden, sondern andere Furcht. Herr Waze blickte dem verschwindenden Rudel nach und schüttelte den Kopf. „Das versteh' ich nicht . . .“

Henning lachte. „Hinter dem Eismann hausen Leut' und schüren Feuer in der Oedhütt' . . . und Du verstehst nicht, was die Gemsen laufen macht! Wart' nur: wie sie Dir die Gemsen scheuchen, so treiben sie Dir auf Deinem Bannberg auch noch das Fahlwild aus!“

„Eher schlag' ich ihnen die Köpf' in Scherben!“ fuhr Herr Waze auf, dem sein Fahlwild über alles ging.

„Ich seh' den Otloh!“ fiel Rimiger ein. „Dort oben hockt er und späht über den Grat hinunter nach der Oedhütt'!“

„Hinauf!“ Ansteigend stieß Herr Waze den Eisenstachel des Grießbeils auf eine Felsplatte; sie brach entzwei, und die Splitter stoben auseinander, als hätte ein Zauber den festen Stein in sprödes Glas verwandelt. Das gewahrten die Knechte, welche hinter dem Spisar die winselnden Hunde führten. Einer von ihnen stieß mit dem Schuh an eine Scholle des zerborstenen Gesteins, und da flogen ihm die Splitter bis an die Brust empor und ins Gesicht. „He, Du,“ rief er seinen Gesellen an, „schau' nur, was für ein närrischer Stein das ist!“ Er wollte zu Boden greifen, doch die Hunde rissen ihn vorwärts. Unter der Stelle, die der Knecht verlassen hatte, ließ sich ein mattes Knirschen vernehmen. Langsam hoben sich die Brocken des zertrümmerten Steines aus dem Grund hervor, es bildete sich im Boden ein Riß, welcher schleichend in die Breite wuchs, und ein schwarzer Erdwulst legte sich wie zäher Teig über den Schnee heraus . . .

Herr Waze und seine Söhne stiegen höher und höher. Sie wunderten sich, daß Otloh, der sie doch lange schon gewahrt haben mußte, so still und regungslos dort oben saß. „Der Bub' muß heißes Blut haben,“ meinte Sindel, „sonst möcht' er sich wohl rühren im Schnee und die Arm' schlagen!“

„Er wird die Hütt' nicht aus den Augen lassen,“ sagte Rimiger.

Henning lachte. „Jetzt laufen sie uns wohl nimmer davon! Schauet nur: der Rauch steigt aus dem Albenthal über den Grat herauf . . . sie kochen ihr Mahl.“

„Die Supp' soll ihnen versalzen werden!“ keuchte Herr Waze, dem schon der Atem zu Ende ging. Und zu kurzer Rast auf das Grießbeil sich stützend, spähte er nach den dünnen bläulichen Wölklein, welche sich über den weißen Grat emporkräuselten in die klaren sonnigen Lüfte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schachspiel und seine Meister.

Von **Rudolf von Gottschall**. Mit Zeichnungen von **A. Liebing**.

„Komm, die schattige Laube hält
Fern dem sinnenden Geist jedes Geräusch der Welt,
Streut nur selten ein fliegend Blatt
Aufs gewürfelte Brett — komm, vom Gespräche matt,
Das ein modischer Kreis dort pflegt,
Das nur Nichtiges rühmt, Geist nicht und Herz bewegt,
Fliehend leerer Gesellschaft Zwang,
Bannen wir an dies Brett ernsten Gedankengang!“



So konnte ich vor mehr als dreißig Jahren eine Ode an das Schach beginnen; denn es war damals noch die Zeit der Schachidyllen, wo man das „Königliche Spiel“ in aller Ruhe und Stille pflegte, wo der Name eines tüchtigen Schachspielers an seinem Wohnort bekannt war und gelegentlich auch, bei der Begegnung mit einem auswärtigen Spieler, in weiteren Kreisen genannt wurde. Im vorigen Jahrhundert konnte sogar Heinse in seinem Romane „Anastasia und das Schachspiel“ dies Spiel in einen Liebesroman verflechten. Wohl hatte man damals schon zahlreiche Lehrbücher und Musterspiele, und in dem Heinseschen Roman findet sich sogar die eingehende Zergliederung einer Spielweise, des sogenannten giuoco piano, der einfachsten und regelmäßigsten Spieleröffnung. Italiener und Franzosen waren aber in Bezug auf diese Lehrbücher und gesammelten Spielproben von Meistern den Deutschen bedeutend überlegen. Das Schachspiel war im ganzen ein häuslicher Genuß; es wurde auf Schlössern wie in Bürgerhäusern, im Familienkreise, gelegentlich wohl auch in Gasthäusern gespielt, immer aber nur zur Unterhaltung und ohne daß ein weiterer Kreis sich daran beteiligt hätte. Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts dauerte diese Schachidylle, und wenn sich hier und dort einzelne Schachklubs bildeten, so ging der idyllische Reiz des Spiels, das nur zuweilen ein mehr wissenschaftliches Gepräge annahm, nicht verloren.

Seitdem ist aber eine große Wandlung eingetreten; das Schachspiel, außerordentlich vervollkommnet durch hervorragende Meister und eine fortschreitende Theorie, ist ein internationaler Sport geworden; ehrgeizige Ritter turnieren jetzt um Zeitungsruhm und hohe Geldpreise, und das Schachspiel in der stillen Laube gehört zu den patriarchalischen Vergnügungen einer längst verschollenen Zeit.

Man trete jetzt in einen größeren Schachklub — da wird man allerlei hören und erfahren, was selbst einen neuauferstandenen Philidor und andere Größen des vorigen Jahrhunderts aufs höchste befremden würde. Auch unser großes Publikum liest ja in den Schachspalten der illustrierten Blätter und der politischen Zeitungen vielerlei, worauf es sich keinen Vers zu machen weiß. Das Schachtreiben hat eben eine ganz andere Gestalt angenommen, und auch denjenigen, die nur gelegentlich von seinen Genüssen gekostet oder einen Blick in seine tieferen Rätsel gethan haben, wird es willkommen sein, etwas Näheres über diese Wandlung zu erfahren.

Aus dem Tabaksgewölk, das in der Regel über einer Schachgemeinde schwebt, lösen sich verschiedene Gruppenbilder ab, die man in jedem Klub beobachten kann. Da giebt es zunächst noch einige Duellanten der alten Schule, die zufrieden sind, wenn sie irgend einen Spieler am Schachbrett sich gegenüber haben und sich um alles andere, was in der Schachwelt vorgeht, nicht im entferntesten kümmern. In der Regel ist es ein bevorzugter Gegner, denn es sind Paare, die immerfort gleichsam zusammengewachsen sind; sie sind sehr eifrig in ihr Spiel vertieft, nicht weniger als die Meisterspieler, von denen ja auch der Lichtwersche Vers gilt:

„Wenn sie nicht hören, sehen, fühlen,
Mein Gott, was thun sie denn? Sie spielen.“



Im Schachklub.

Das Blindlingsspiel.

Jeder kennt die Redensarten des anderen auswendig; denn wie der eifrige Skatspieler, so hat auch der Schachspieler einen Hausschatz von geflügelten Worten, die er gewohnheitsmäßig in das Spiel einstreut. Die Gegner gehören oft den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten an; wie Klopstock von einer Gelehrtenrepublik sprach, so kann man auch von einer Schachrepublik sprechen. Vor einigen Jahrzehnten

spielte in Leipzig allabendlich ein Graf aus einer der ersten sächsischen Familien, der auch Vorsitzender der Schachgesellschaft „Augustea" war, mit einem Markthelfer. Im Klub giebt es nur eine Rangordnung, die der guten und der schlechten Spieler.

Neben diesen harmlosen Schachkämpfern sieht man andere sich gegenübersitzen, welche mit dem Bleistift in der Hand jeden Zug, den sie selbst oder der Gegner gemacht haben, auf ein zur Seite liegendes Blatt notieren. Es sind die Mitspieler im Winterturnier, das der Klub alljährlich zu veranstalten pflegt. Da giebt es allerlei Bedingungen, denen sich die Mitspieler fügen müssen, und Preise für diejenigen, welche die meisten Partien gewinnen. Hier herrscht ein gewisser ehrgeiziger Eifer; über jeden Zug wird lange nachgesonnen und meist die Zeit nach der Uhr zugemessen. Das Spiel hat einen ernsteren Charakter; denn es handelt sich um eine Geldfrage, und in Geldsachen hört bekanntlich die Gemütlichkeit auf. Die „Kibitze", die es beim Schachspiel wie beim Skatspiel giebt, enthalten sich hier des Hineinredens, geben nur gelegentlich durch einen halb unterdrückten Ausruf, durch ein leises Mienen- und Gebärdenspiel den kritischen Erwägungen Ausdruck, zu denen sie der eine oder der andere Zug veranlaßt hat. Die eifrigsten Zuschauer gehen an einen anderen Tisch, stellen dort die Partie auf, wie sie zuletzt stand, und beweisen im Flüsterton einigen anderen mit überlegener Einsicht, wie Schwarz oder Weiß hätte ziehen müssen, um die Partie zu gewinnen.

In einer anderen Gruppe geht es etwas lauter zu — da findet ein lebhaftes Gespräch über ein großes Meisterturnier statt, welches gerade im Gange ist; da wird gezählt und gerechnet; man erwägt die Aussichten, die der eine oder der andere berühmte Spieler hat; man gerät darüber in lebhaften Streit, und wenn man bei uns noch nicht auf einen oder den anderen wettet, wie auf die Pferde der Rennbahn, so beweist dies nur, daß der Schachsport glücklicherweise noch nicht ganz die Höhe der Entwicklung erreicht hat, zu welcher er sich noch emporschwingen kann.

Einsiedlerisch neben diesen Gruppen sitzen hier und dort einzelne in die Lektüre der Schachblätter, in das Nachspielen von Partien, in die Lösung von Problemen vertieft, oft stundenlang unbeweglich wie die Säulenheiligen und nur bisweilen einen mißvergnügten Blick auf einen unliebsamen Störer werfend, der ihnen das Licht absperrt.

Zu den großen Veranstaltungen der Neuzeit auf dem Gebiete des Schachs gehören die internationalen Meisterturniere, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Zahl und Bedeutung gewonnen haben. Es war im Jahre 1851, als ein Deutscher, der Gymnasiallehrer Adolf Anderssen, in einem solchen Turnier in London den ersten Preis gewann und seitdem als der erste der deutschen Schachspieler galt, denn auch in einem späteren Londoner Turnier 1862 und in dem großen internationalen Turnier zu Baden-Baden 1870 war er der erste Preisträger. Bis zur Gegenwart ehrt ihn die ganze deutsche Schachgemeinde mit allen ihren neuauftauchenden Größen als den Meister. Professor Anderssen ruht schon seit 1879 auf dem Breslauer Friedhof, aber die Pietät der Nachstrebenden feiert sein Angedenken; in fast allen Klubzimmern hängt sein Bildnis. Der biedere, kurzangebundene, etwas barsche Mathematiker war ritterlich im Schachspiel wie die höflichsten Meister der Neuzeit und allgemein beliebt. Im Jahre 1877 veranstaltete der Leipziger Schachklub „Augustea" zur Feier der 50jährigen Wirksamkeit des Meisters eine Anderssenfeier*, bei welcher die namhaftesten Spieler sich in einem großen Turnier bekämpften. Zwei Jahre darauf, 1879, wurde in Leipzig der Deutsche Schachbund gegründet, der auch in der Gegenwart noch fortbesteht, bis vor kurzem unter der thatkräftigen Leitung des schon damals zum Generalsekretär erwählten Hermann Zwanzig, dessen Tod wir leider zu Anfang dieses Jahres unsern Lesern melden mußten. Es gab schon früher einzelne landschaftlich beschränkte Schachverbindungen, einen westdeutschen, einen mitteldeutschen Schachbund u. a.; aber erst auf dem Leipziger Rütli versammelten sich die Vereine zum Bunde, wurde die große Eidgenossenschaft der deutschen Schachspieler ins Leben gerufen.

Der Deutsche Schachbund umfaßt gegenwärtig ungefähr 85 Schachklubs; er hat seine Satzungen, denen sich auch die ausländischen Meister unterwerfen müssen, wenn sie zu seinen Turnieren kommen. Durch ihn hat das Schachleben in Deutschland großen Aufschwung genommen; freilich hat es auch immer mehr sein früheres häusliches Gepräge verloren und ist an die Oeffentlichkeit gedrängt worden. Der Schachbund veranstaltet alle zwei Jahre an diesem oder jenem Vorort große Turniere, mit welchen Generalversammlungen verbunden sind. Die Turniere bestehen aus einem Meisterturnier, einem Hauptturnier und kleineren Nebenturnieren.

Zum Meisterturnier werden die bisher anerkannten Schachspieler aus Deutschland und dem Ausland zugelassen; ferner ist zur Teilnahme an demselben derjenige berechtigt, der im letzten Hauptturnier den ersten Preis gewonnen hat; in zweifelhaften Fällen entscheidet der Ausspruch des Komitees. Es hat sich also allmählich eine gewisse Schachhierarchie herausgebildet und man muß eine Art von Examen bestehen, um die höheren Weihen als Schachmeister zu erhalten. Im Meisterturnier spielt jeder mit jedem; im Hauptturnier wird in Gruppen gespielt und die Sieger der einzelnen Gruppen kämpfen dann miteinander um die Preise. Für jeden Zug ist eine bestimmte Zeit festgesetzt (zwanzig Züge in der Stunde); sie wird durch die sogenannten Schachuhren geregelt; die ersparte Zeit kommt den anderen Zügen zugute; Zeitüberschreitung zieht den Verlust der Partie nach sich. Die Frage wird in streitigen Fällen von erwählten Schiedsrichtern entschieden. Die Spielregeln sind genau festgestellt; es werden keinerlei besondere Abmachungen geduldet. Solche Turniere haben in Leipzig, Berlin, Nürnberg, Hamburg, Frankfurt a. M., Breslau, Dresden stattgefunden und in einigen Städten hat sich ein zahlreiches Publikum dazu gedrängt. Die ausländischen Meister, namentlich die berühmten englischen Schachspieler, sind dabei in letzter Zeit von den jüngeren deutschen Kräften geschlagen worden. Neuerdings hat man beschlossen, in den Jahren zwischen den internationalen Turnieren nationale einzuschieben, bei denen nur deutsche Spieler Zutritt finden; das erste derartige Turnier hat im August vorigen Jahres in Kiel stattgefunden. Auch die einzelnen Schachklubs veranstalten bei Jubiläumsfesten und sonstigen Anlässen Turniere. Die Lanzen splittern daher gehörig in deutschen Landen und von Jahr zu Jahr mehren sich die preisgekrönten Häupter. Nun giebt es aber auch im Ausland, besonders in England und Amerika, häufige Turniere, und deutsche Kämpen haben besonders in England schon mehrfach erste Preise davongetragen.

Neben den Turnieren beschäftigen aber auch die Matchspiele die Aufmerksamkeit der Schachfreunde; es sind dies Wettkämpfe von zwei Gegnern, bei denen eine bestimmte Zahl gewonnener oder zuerst gewonnener Partien den Ausschlag giebt. In der Regel sind die Preise, welche von Schachklubs oder Schachmillionären gestiftet oder durch Sammlungen aufgebracht sind, sehr hoch. In diesen Matchspielen prägt sich die Eigenheit der Spieler noch schärfer aus als bei den Turnieren; sie haben sich gegenseitig die beliebtesten Fechterstellungen abgelauscht und suchen sich in dieser oder jener Weise die Paraden zu durchhauen. Es kommt dabei sehr viel auf die Spielweise an. Schon bei den Turnieren zeigt es sich oft, daß der eine gegen einen andern niemals aufkommen kann, während er doch die Sieger über denselben zu besiegen pflegt. Die Persönlichkeit der Feldherren entscheidet ja auch oft im Kriege, und einem Fabius Cunctator gewinnt ein Hannibal, der sonst die Feinde über den Haufen stürmt, keinen Sieg ab. Die Matchspiele berühmter Schachmeister gehören zu den großen Sensationsstücken des Schachspiels. Solches Aufsehen erregte 1858 der Wettkampf des deutschen Meisters Anderssen gegen den jungen genialen Amerikaner Morphy in Paris, bei welchem der Deutsche unterlag. Vor einigen Jahren (1886) erregte der große Match zwischen Steinitz und Zukertort, der in Nordamerika ausgefochten wurde und bei dem der letztere die Waffen strecken mußte, die allgemeinste Teilnahme und erst in den letzten Tagen hielt der Wettkampf zwischen Steinitz und Lasker die Schachwelt in Spannung. Die Schachmeister sind jetzt mehr oder weniger zu Weltreisenden geworden, die von einem Festland zum andern hinüberschiffen. Für die internationale Bedeutung des Schachspiels ist es bezeichnend, daß der Schachklub zu Habana auf der Insel Kuba jetzt ein Mittelpunkt der Matchspiele geworden ist und von ihm Einladungen an russische Meister wie Tschigorin und an jüngere deutsche Schachspieler ausgegangen sind.

Eine eigentümliche Abart, die das Schach neuerdings gezeitigt hat, ist das Blindlingsspiel. Wer einer solchen Schaustellung beiwohnt, der wird schon durch die Einrichtung des Spielraums einen befremdenden Eindruck erhalten. An einem langen Tische sitzen die Spieler, welche sich bereit erklärt haben, Partien gegen den Blindlingsspieler zu übernehmen; sie haben die Schachbretter vor

* Vgl. „Gartenlaube" 1877, Nr. 31.

sich. Aber der Partner scheint zu fehlen, sie scheinen mit Geistern zu kämpfen, die in der leeren Luft hausen. Doch in einem Winkel, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, sitzt der Meister, der, ohne auf irgend ein Brett zu sehen, alle diese Partien spielt und in der Regel die große Mehrzahl derselben gewinnt.

Die Bretter sind numeriert, und von dem einen zum andern gehend, sagt irgend ein Mitglied des Klubs die Züge auf denselben an, worauf der Blindlingsspieler den Gegenzug nach kürzerem oder längerem Besinnen angiebt. Es ist klar, daß diese Art zu spielen einen großen geistigen Kraftaufwand verlangt, eine gesammelte Thätigkeit der inneren Anschauung; dem Blindlingsspieler müssen alle diese Partiestellungen in jedem Augenblick gegenwärtig sein und er darf sich durch den kaleidoskopischen Wechsel derselben nie verblüffen lassen. Ein hoher Grad von Geistesgegenwart und nicht zu verwirrender Ruhe und Klarheit gehört dazu, um alle diese Spiele in ihrem jedesmaligen Stand, im bisherigen Entwicklungsgang und in den sich darbietenden Möglichkeiten der Weiterführung zu beherrschen — man bedenke nur, wie manche Fehler und Mißgriffe, ja Zerstreutheiten sich selbst Meister zu Schulden kommen lassen, welche das Schachbrett vor Augen haben und einem einzigen Gegner gegenübersitzen! Von vielen Blindlingsspielern ist bekannt, daß sie sich am Tage der Vorstellung geistig „trainieren“, um am Abend recht sattelfest zu sein. Ein vorzüglicher Blindlingsspieler war der Deutsche Louis Paulsen, der in Amerika mit seiner Kunst Triumphe feierte, und auch Zukertort hat darin oft seine siegreiche Meisterschaft bewiesen. Es ist natürlich, daß die Gegner des Blindlingsspielers nicht gleichstehende erste Schachhelden sein können, eine Regel, die auch bei einer andern Kraftleistung der Schachmeister gilt, bei dem Simultanspiel, welches darin besteht, daß ein einzelner gleichzeitig eine Mehrzahl von Partien, aber sehenden Auges spielt. Diese Zahl kann eine weit größere sein als beim Blindlingsspiel; hier werden höchstens zwölf, dort in der Regel mehr als zwanzig Partien in Betracht kommen. Der Geistesgegenwart bedarf auch der Simultanspieler; doch ihm genügt meistens der rasche Blick, mit dem er sich den Charakter der Partie und der Stellung stets frisch vergegenwärtigt. Der Simultanspieler geht von einer Partie zur andern und macht die Gegenzüge selbst.

Sehr verbreitet sind gegenwärtig auch die Korrespondenzpartien, welche zwischen verschiedenen Klubs, bisweilen auch zwischen einzelnen Meistern gespielt werden. Hier übermittelt die Post die geschehenen Züge und die Bedenkzeit beläuft sich auf mehrere Tage. Eine größere Vertiefung des Spiels als bei den Meisterturnieren, eine genauere Durchprüfung aller Möglichkeiten wird durch die längere Zeitdauer ermöglicht. In der Regel wählen die Klubs Spielkomitees, die sich gegenübertreten, und wenn in den Klubs selbst bisweilen sogenannte „Konsultationspartien“ veranstaltet werden, bei denen auf beiden Seiten sich mehrere Spieler über die Züge beraten, so haben die Korrespondenzpartien denselben Charakter, nur daß bei ihnen die Einheit von Zeit und Ort nicht gewahrt ist und die Post in Mitleidenschaft gezogen werden muß.

Neben der praktischen Partie, welche vorzugsweise in den Klubs und bei den Kongressen gepflegt wird, spielt das Problem im Schachleben der Gegenwart eine große Rolle, eine viel größere als früher. In der Form des Problems wird das edle Schach insbesondere von den illustrierten Zeitschriften und so auch von der „Gartenlaube“ gepflegt. Diese Schachaufgaben zu lösen, ist eine willkommene Beschäftigung für ländliche Einsamkeit, für müßige Stunden, für die stillen Denker, die sich vom Lärm der Welt zurückgezogen haben; es giebt aber auch geübte Leser, welche den gordischen Knoten der Probleme sehr rasch zu zerhauen wissen. Das Problem hat man mit Recht die Poesie des Schachspiels genannt; hier herrscht die freie geniale Erfindung, das Ueberraschende, Blendende, während die Partien sich längere Zeit in einem durch die Theorie vorgezeichneten Gang bewegen und auch später das Streben nach strenger Regel jedes kühnere, irgendwie zweifelhafte Wagnis ausschließt. Bei den großen Meisterturnieren wird die Spielweise um so leichter ins Nüchterne verfallen, als der Hauptzweck, den Preis zu erlangen, ebenso durch kleine, allmählich eingeheimste Vorteile wie durch glänzendes Spiel erreicht werden kann. In der That findet man, wenn man die Partien der Meisterturniere durchspielt, recht viel dürre Heide, während sich geniale Wendungen häufig in den Spielen einzelner junger Kräfte zeigen, die man aber trotz mancher glänzend gespielter Partien nicht in den Reihen der ersten Preisträger trifft. Um so mehr tritt das Problem in sein Recht, das Epigramm des Schachspiels. Es ist ein künstlich zusammengestelltes Endspiel, das in einer bestimmten Zahl von Zügen, zwei, drei, vier, selten mehr, zum Abschluß, zum „Matt“ führen soll. Es ist natürlich, daß diese Züge nicht auf der Hand liegen dürfen, sondern daß der Scharfsinn herausgefordert wird, sie herauszufinden. Je nach den Zügen des Gegners muß auch der Anziehende verschiedene Züge machen, die aber den Abschluß in der von Hause aus bestimmten Zahl erreichen müssen. Das macht den Reichtum der sogenannten Varianten aus; je mannigfacher und überraschender sie sind, desto mehr glänzt das Genie des Erfinders. Durch labyrinthische Verschlingungen, die ein kühner Zug entwirrt, durch gewagtes Opfern von Figuren üben viele Probleme auf die Phantasie der Schachfreunde eine ebenso anregende wie befriedigende Wirkung aus. Dem Wesen der Zeit gemäß findet auch auf dem Gebiete des Problems großer Wettkampf und eifrige Preisjagd statt. Die Problemturniere sind noch häufiger als die Meisterturniere, mit denen sie in der Regel verbunden werden. Ueber die Preisverteilung entscheiden mehrere Preisrichter, die durch Kenntnis des Problemwesens oder auch als Schöpfer auf diesem Gebiete ihre Berechtigung dazu erwiesen haben. Die Problemkunst hat nicht nur ihre Regeln, sondern auch ihre verschiedenen Richtungen, so daß hier bei den Preisverteilungen die Sicherheit fehlt, mit welcher bei gespielten Partien die Preise an die unzweifelhaften Gewinner vergeben werden; aus diesem Grunde können auch die Urteile höchst unparteiischer Preisrichter von der einen oder andern Seite angefochten werden. Bei den Schachkongressen findet in der Regel auch ein kleines Lösungsturnier statt — den Preis erhält dabei derjenige, welcher ein zu diesem Zweck ausgewähltes Problem am raschesten mit vollständiger Angabe aller Varianten löst.

Das Schachleben steht, wie wir sehen, in voller Blüte, überall Klubs und Turniere, und die Probleme wuchern in allen Zeitungsspalten. Die Namen berühmter Schachspieler liest man fast so oft in den Blättern wie die Namen berühmter Schauspieler, und allerlei Auswüchse, welche mit dem Streben nach Tagesruhm verbunden sind, lassen sich von den einen so wenig fernhalten wie von den anderen. Sie hängen auch damit zusammen, daß das Schachspiel nicht bloß ein Sport, sondern auch ein Erwerbszweig geworden ist — weniger in Deutschland, wo die älteren Schachmeister auch in bürgerlichen Stellungen ihre Tüchtigkeit bewährten, als in England und Amerika, wo es schon seit längerer Zeit Kongreßreisende giebt, die bald auf der einen, bald auf der andern Halbkugel auftauchen, wo nur irgend ein Preis in Sicht ist, und die, wenn sie keine Preise gewinnen, bisweilen in großer Verlegenheit sind, wie sie sich wieder nach Hause finden sollen.

Durch den bisherigen Charakter unserer Schachklubs sind die Frauen ausgeschlossen; keineswegs durch den Charakter des Spiels und ihre eigene Fähigkeit für dasselbe. Die jetzige Frauenbewegung wird allmählich auch das „Königliche Spiel“ in ihre Kreise ziehen. Namhafte Problemdichterinnen giebt es in England, aber auch in Deutschland, und es haben auch schon Frauenschachturniere in Berlin und London stattgefunden. Die reiche Phantasie, welche sich in den Werken der schriftstellernden Frauen kundthut, kann auch im Schachspiel zur Geltung kommen, und die kleinen Listen der versteckten Pläne und maskierten Züge darf man den Frauen im Schachspiel wohl zutrauen.

Fragen wir nach den Namen der berühmten Schachmeister der neueren Zeit, so haben so viele hier und dort Erfolge errungen, erste Preise gewonnen und Zeitungsstaub aufgewirbelt, daß nur ein langes Namenregister allen diesen Preisträgern gerecht werden könnte. Hier gilt es, einige Namen hervorzuheben, deren Ruf unbestreitbar ist. Am hellsten leuchtet das Doppelgestirn Anderssen-Morphy, und die geniale Spielweise dieser beiden Meister ist bis auf den heutigen Tag kaum übertroffen worden. Adolf Anderssen (1818 bis 1879), wie schon erwähnt, Oberlehrer in Breslau, unterlag 1858 im Wettkampf gegen den jungen amerikanischen Juristen Morphy, in einer Weise, die seinen Weltruhm gefährdete; doch stellte er denselben durch zwei gewonnene erste Preise in großen Meisterturnieren wieder her. Paul Morphy (1837 bis 1884), in New Orleans geboren, glich einem glänzenden Meteor: so rasch, wie es emporstieg, so rasch erlosch es auch wieder. Der zwanzigjährige Jüngling errang beim Kongreß zu New York den ersten Preis, und zwar ließ er alle Mitspieler weit

hinter sich. In Europa schlug er nacheinander in Zweikämpfen Harrwitz, Löwenthal und Anderssen — und nachdem er durch diesen letzten Sieg den Zenith seines Schachruhms erreicht hatte, zog er sich auf einmal gänzlich vom Schachspiel zurück und widmete sich seiner Advokatenpraxis. Er hatte kaum den Schachthron bestiegen, als er schon Krone und Scepter wieder niederlegte. Man hörte nur noch einmal von ihm, als er Ende der sechziger Jahre in eine schwere Krankheit verfiel, von welcher er sich nicht wieder erholte; er starb in geistiger Umnachtung.

Wie Anderssen und Morphy, so haben später zwei andere Meister, Zukertort und Steinitz, in Amerika um den Ruhm gekämpft, die ersten Schachmeister der Welt zu sein. Zukertort (1842 bis 1888) gehörte der Schule Anderssens an und hatte in Breslau, wo er Medizin studierte, vielfach mit dem Meister gespielt. Als freiwilliger Arzt beteiligte er sich an dem Feldzug von 1866, begab sich dann 1867 nach Breslau, wo er als Schachlitterat lebte, und 1872 nach London, wo er dauernd seinen Wohnsitz nahm. Bei verschiedenen Meisterturnieren hatte er erste Preise gewonnen, besonders glänzend in London 1883, und in zahlreichen Wettkämpfen erste Meister besiegt. Steinitz, den er in dem Londoner Turnier in vier Gewinnpartien überholt hatte, forderte jenen 1886 zu einem großen Match nach Amerika, wo Zukertort gänzlich geschlagen wurde; er konnte dies nie ganz verwinden und starb einige Jahre darauf. Er war schon kränklich gewesen in letzter Zeit und dies mag auch zum Teil an seiner letzten Niederlage schuld gewesen sein. Der Sieger, der über ein Vierteljahrhundert lang allgemein für den ersten Schachmeister der Welt galt, Wilhelm Steinitz, ist 1837 zu Prag geboren, machte schon nach 1860 in der Wiener Schachgesellschaft von sich reden, kam 1862 nach London und 1884 nach New York. Wie er Zukertort schlug, so hat er auch später den Russen Tschigorin, den stärksten Spieler des Czarenreichs, in zwei Wettkämpfen 1889 und 1892 geschlagen. Und erst in den letzten Tagen hat der Meister seinen Meister gefunden in dem noch nicht sechsundzwanzigjährigen Neumärker Emanuel Lasker, gegen den er in einem gewaltigen Match zu New York, Philadelphia und Montreal unterlag. Lasker, geboren am 24. Dezember 1868 zu Berlinchen, ist von Beruf Mathematiker und hat außer diesem jüngsten und glänzendsten bereits eine ganze Reihe von Erfolgen auf dem Schachbrett errungen.

Von älteren Schachmeistern erwähnen wir noch den stillen bescheidenen Louis Paulsen (1833 bis 1891), der seit 1854 in Amerika lebte, seit 1861 in Nassengrund, Lippe-Detmold; er war Sieger in zahlreichen Turnieren und Wettspielen, auch mit Anderssen, und ein ausgezeichneter Blindlingsspieler, als welcher er besonders in Amerika Aufsehen erregte.

Von der nachstrebenden begabten Jugend hat sich außer Lasker Siegfried Tarrasch, geboren 1862 zu Breslau, jetzt Arzt in Nürnberg, großen Ruf erworben, da er in drei Turnieren hintereinander, in Breslau 1889, in Manchester 1890 (beide Male ohne Verlustpartie) und in Dresden 1892, den ersten Preis errang. Doch auch andere Namen jüngerer Meister verdienten hier genannt zu werden; denn alljährlich tauchen neue Talente auf und die auswärtigen Meister gehen jetzt mit Zagen zu einem deutschen Turnier, wo ihnen stets neue, hochbegabte und oft siegreiche Spieler entgegentreten.

Skizzen aus dem häuslichen Leben.

Von Hans Arnold.

Unsere Flora.

„Diese Flora ist jedenfalls eine Herbstflora!" hatte der Hausherr mit etwas schmerzlich verzogenem Gesicht gesagt, als unsere damals „neue" Köchin von ihm bei Gelegenheit der polizeilichen Anmeldung beaugenscheinigt wurde.

Wir übrigen Anwesenden waren mit dem Familienhaupte darüber einig, daß Flora dem Auge nichts Bestechendes darbot. Sie war so über Lebensgröße geraten, daß wir sämtlich das Gefühl hatten, sie thäte besser, in Lieferungen zu erscheinen, und ihre Gesichtszüge waren, der ganzen Erscheinung entsprechend, auch so groß und auseinandergezerrt, daß man zunächst auf den Gedanken kam, sie mache nur Spaß und werde ihr richtiges, ernstgemeintes Gesicht bei passender Gelegenheit erst zum Vorschein bringen.

Jung war Flora auch nicht mehr — wenn auch jedenfalls jünger als jene Dame meiner Bekanntschaft, der von ihren Zeitgenossinnen aus Anlaß ihrer späten Verlobung der Vorwurf gemacht wurde: „Sie spielt sich auf die Vierundfünfzigjährige."

Nach kurzer Zeit machten wir die Entdeckung, daß unsere Flora — sie hieß übrigens Flora Gewölke, wie ich den Lesern nicht vorenthalten will — also daß unsere Flora eigentlich zur Fauna gehörte, indem sie nämlich ein Drache war. Der kräftige Zug in ihrem Wesen wirkte aber insofern wohlthuend, als ihre Vorgängerin an den entgegengesetzten Eigenschaften gelitten hatte. Diese hatte sich beständig in Thränen und Seufzern aufgelöst — hatte mit unberechtigtem Pessimismus erklärt: „Wenn ich meinen Sonntag habe, regnet es immer!" und konnte beim Anblick der ihr zum Reinigen überlieferten Wäsche mit einem dumpfen Wehelaut zusammenbrechen: „Ach — was Wäsche!"

Nach dieser trauernden Muse war, wie gesagt, die frische Unternehmungslust unserer Flora sehr angenehm. Sie bezeichnete ihre Eigenart bereits beim Dienstantritt selbst mit den Worten: „Ich bin ein Russe und arbeite wie ein Pferd," berechtigte also zu den schönsten Hoffnungen. Da sie nebenbei — oder nicht nebenbei — vorzüglich kochte, so lebte die Familie alsbald sehr glücklich mit ihr. Allerdings konnte dies, der Wahrheit die Ehre, nur durch ein gänzliches Aufgeben der eigenen Selbständigkeit seitens der Hausfrau ermöglicht werden. Flora arbeitete wie ein Pferd, war aber auch eigensinnig wie ein solches und riß das Hausregiment, soweit es ihre Küche betraf, mit beispielloser Herrschsucht an sich. Sie kaufte alles ein, sie bestimmte den Küchenzettel und tobte bei Versuchen, ihr mild und vorsichtig „drein zu reden", wie ein riesiges Unwetter in der Küche umher. Als die Hausfrau, mit einem letzten, schüchternen Versuch, ihre rechtliche Stellung zu wahren, die Dreistigkeit begangen hatte, ein Suppenhuhn eigenhändig zu erstehen, stieg Floras Empörung ins Maßlose, und sie erklärte das Huhn für bucklig, da sie außer stande war, ihm sonstige Schlechtigkeiten aufzubürden. Die Gegenvorstellung, daß es bei einem Huhn mehr auf zartes Fleisch wie auf tadellosen Wuchs ankäme, prallte wirkungslos ab, und die Hausfrau konnte nur durch das feierliche Gelübde, „es nie wieder zu thun", unsere Flora wieder in einen erträglichen Zustand versetzen.

Flora war Witwe. Wie ihr Ehestand gewesen, ob sie den seligen Gewölke geprügelt hatte oder er sie, darüber brachten wir nichts in Erfahrung. Flora erzählte nur der Hausfrau beim gemeinsamen Bereiten eines Kartoffelsalats — eine Beschäftigung, die für Köchinnen so sicher das Signal zu Vertrauensergüssen ist wie für Backfische ein Spaziergang im Mondschein — also bei dieser häuslichen Beschäftigung erzählte Flora der Hausfrau von ihrer Hochzeit und fügte die Versicherung bei: „Ich war die schönste Braut, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe," was wegen mangelnden Gegenbeweises natürlich blind geglaubt werden mußte.

Jedenfalls hatte der selige Gewölke nie über schlechtes Essen zu klagen gehabt, was ja die erste Grundbedingung zu einer glücklichen Ehe sein soll — und so konnten wir denn annehmen, daß Gewölkes eine Musterehe geführt hatten, um so mehr, da Flora wirklich ein grundbraves Geschöpf war. Eine der besten Seiten unserer Flora war ihre blinde und zärtliche Liebe zu den Kindern des Hauses. Vom „jungen Herrn", dem Sekundaner, an, dem sie den Scheitel machen mußte, bis zum Kleinsten, dem sie Anisknchen buk, liebte sie die ganze Kinderschar glühend, und diese Neigung wurde von deren Gegenständen aufs leidenschaftlichste erwidert. Gingen die Eltern in Gesellschaft, so war es das größte Fest für die Kinder, wenn Flora sich zu ihnen gesellte und mit ihnen „Glock' und Hammer" um Backpflaumen spielte oder mit ihnen tanzte, wobei sie vermöge ihrer riesigen Körperkräfte stundenlang zugleich Orchester und Tänzerin war und mit brüllender Stimme, ohne zu ermatten, den Walzer vom „Mann mit dem Koks" ertönen ließ. Diese Freuden waren für die Kinder so entzückend,



Die Habenschadenfeier der Münchener Künstler auf Burg Schwaneck.

Nach der Natur gezeichnet von Fritz Bergen.

daß sie, nach einem besonders reizvollen Abend mit Flora, sich schmeichelhafterweise bei den Eltern erkundigten: „Geht Ihr nicht bald 'mal wieder aus?"

Im ganzen war Flora überhaupt stets gut gelaunt, außer wenn sie von den geheimnisvollen Besuchen des „Mah" zu leiden hatte. Der „Mah" war ein ostpreußischer Dämon von sonderbaren Gewohnheiten, die ungefähr denen des internationalen „Alp" entsprachen, d. h. er wälzte sich im Schlaf auf die Menschen und drückte ihnen die Kehle zu. Von Zeit zu Zeit machte der „Mah" denn auch Würgeversuche an der Flora, die, wie gesagt, eine namenlos üble Laune bei ihr hervorriefen. Nach Floras Versicherung hatten nur Sonntagskinder die Aussicht, von den angenehmen Beziehungen zum „Mah" verschont zu bleiben, und da der Storch so rücksichtslos gewesen war, Flora an einem Mittwoch in dieses Jammerthal zu setzen, so sah der „Mah" selbstredend nicht ein, warum er ihr eine bevorzugte Stellung einräumen sollte.

Diese Scharmützel mit dem „Mah" blieben übrigens lange Zeit Floras einzige gesellige Zerstreuung. Sie ging nie aus. Sie putzte sich sonntäglich allerdings sehr schön, aber nur, um nachmittags in der Kirche zu sitzen, dann in ihrem unsäglich zerfetzten Traumbuch zu lesen oder an einer sehr häßlichen, handbreiten Spitze zu häkeln, über deren Bestimmung sie sich selbst nicht klar schien, die sie aber meterweise zu Tage förderte.

Um so überraschender wirkte es, als Flora eines Sonnabends erschien und um die Erlaubnis bat, am folgenden Sonntag nicht allein ausgehen, sondern sogar den Hausschlüssel mitnehmen zu dürfen, da „Portiers", mit denen sie sich für gewöhnlich ungefähr so gut vertrug wie Brunhild mit Chriemhild, sie zu einem „Vergnügen" eingeladen hätten. Natürlich wurde dieses Verlangen anstandslos bewilligt. Flora wanderte am nächsten Nachmittag ab, in einem kornblumenblauen Gewande, einen großen Rembrandthut schräg auf dem Kopf und mit weißen Handschuhen, einem Geschenk des Hausherrn, welches Flora mit unsäglichem Stöhnen und geradezu übermenschlicher Kraftanstrengung über ihre Riesenhände gezogen hatte.

Die Kinder staunten die königliche Erscheinung der Flora mit offenem Munde an und besprengten sie mit Parfüm aus ihren Riechfläschchen, um sie vollends zur Weltdame zu stempeln. Duftend und farbenprächtig zog denn Flora ab, und es sollte sich — fast hätte ich gesagt „leider!" — zeigen, daß sie nicht umsonst so unwiderstehlich ausgesehen hatte.

Etwa drei Wochen nach diesem folgenschweren Sonntage trat Flora zu ungewohnter Zeit bei der Hausfrau ein, schlug die Augen nieder, zupfte an ihrer Schürze und gebärdete sich wie ein verschämtes Mammut, das ein Geständnis zu machen hat.

Zur Aussprache ermutigt, gab Flora die Erklärung ab, sie habe auf dem „Vergnügen" mit Portiers einen „jungen Menschen" kennengelernt, der sich um sie zu bewerben geneigt sei. Da sich bei näherem Befragen ergab, daß der „junge Mensch" achtundvierzig Lenze erblickt habe und „an der Bahn" sei, so trug die Sache ein solides Gepräge, und es ließ sich den beabsichtigten Besuchen des Freiers nichts entgegensetzen.

„Ein sehr ordentlicher junger Mensch!" versicherte Flora. „Wie er mir Guten Abend sagte, schlug er so mit dem Fuß aus, daß ich dachte, er wollte mich verscharren," ein Zeugnis für die Salonmanieren des „Scholz" — so hieß der Glückliche — das einen Mann von feinsten Umgangsformen zu verheißen schien.

Wir waren natürlich alle sehr gespannt, die persönliche Bekanntschaft des Scholz zu machen, doch dauerte es ziemlich lange, bis uns das zu teil ward. Vorläufig wurde Flora von heftiger Vergnügungssucht ergriffen und erklärte in ihrer wunderbaren Ausdrucksweise, sie sähe nicht ein, warum sie „ihr bißchen Jugend verknattern sollte".

Wir sahen das auch nicht ein, und Flora wanderte allsonntäglich mit unverknatterter Jugend ab und traf sich irgendwo mit dem Scholz, so daß er für uns eine mythische Figur bleiben zu wollen schien.

An einem Sonntag aber war entsetzliches Wetter, der „Mah" hatte die Flora gewürgt, und sie blieb zu Hause. Wir hofften schon im stillen auf ein Zerwürfnis mit dem „jungen Menschen", es war aber nichts.

Wie der Geist im Märchen sein Erscheinen durch eine Wolke von Wohlgeruch anzukündigen pflegt, so meldete sich abends der Scholz durch einen entsetzlichen Tabaksqualm an, der aus der Küche im Erdgeschoß drang und sich mitteilsam durch die ganze Wohnung verbreitete. Die Kinder, mit der ihnen eignen Findigkeit, errieten sofort den Grund dieses Uebelstandes, stürzten mit mühsam unterdrücktem Jubel nach der Küchentreppe, pufften sich gegenseitig bis in die Nähe der Thür und wichen quiekend zurück, bis sie endlich, sich überstürzend und überschreiend, ins Wohnzimmer drangen.

„Der Scholz ist da! Wir haben ihn gesehen!"

Die Hausfrau ertrug die Qualen der Neugier nun auch nicht länger. „Sagt ihr doch, sie soll ihn einmal heraufbringen!" befahl sie.

Nach wenig Minuten trat denn auch unsere Flora an — anscheinend allein. Erst bei genauerem Hinsehen entdeckte man in ihrem Schatten ein kleines, sehr kleines, blondes, verhungert aussehendes Männchen, etwa einundeinenhalben Kopf kleiner als seine riesige Erwählte und entschieden etwas überwältigt von seinem Glück.

Flora schubste mit der ihr eignen Zartheit an dem Scholz herum und brachte ihn in den Vordergrund. Die Hoffnung, er werde sich auch vor uns so verbeugen, als wenn er uns verscharren wollte, trog leider; das schien er sich nur für Eroberungsversuche aufzubewahren. Er lächelte stumm und verlegen und schien sehr erleichtert, als er sich wieder empfehlen durfte. Bei uns hieß er von dem Tage an nur „Floras Spazierstöckchen", denn den Eindruck machte er durchaus, wenn er mit seiner Riesin zu sonntäglichen Belustigungen abwanderte.

Wie vorauszusehen, kündigte unsere Flora uns binnen kurzem an, sie würde nun heiraten und uns verlassen. Da der „junge Mensch" achtundvierzig Jahre und die Braut, sagen wir, nicht jünger war, so lag ja auch kein Grund vor, warum beide „ihr bißchen Jugend verknattern" sollten, und die Hochzeit wurde auf eine nahe Frist festgesetzt.

Die Thränen der Kinder versiegten bei der Aussicht, daß Floras Ehrentag bei uns gefeiert werden sollte und die gesamte Jugend des Hauses dabei sein dürfte.

Flora begann nun mit wahrem Feuereifer für ihre Häuslichkeit mit dem „Spazierstöckchen" Vorräte zu sammeln, die furchtbare Spitze erwies sich als für Vorhänge durchaus geeignet, wir alle schenkten natürlich auch Kleinigkeiten in die junge Wirtschaft. Schließlich erstand Flora noch auf einer Versteigerung sogar ein Klavier — für drei Thaler! — daher man sich von dem Kunstwerk und der Klangfarbe des Instruments ungefähr eine Vorstellung machen kann. Auf die erstaunte Erkundigung der Hausfrau: „Aber Flora, was wollen Sie denn mit dem Klavier?" erwiderte die Befragte seelenruhig: „Wenn es nichts anderes ist, ist es ein Tisch" — wogegen sich ja nichts einwenden ließ.

Die Hochzeit verlief aber nun wirklich prunkend, und sogar mit einem unerwarteten Schlußeffekt, den ich meinen Lesern nicht vorenthalten will.

Der große Tag fiel in den Mai, und der Scholz hatte schüchtern, wie es ihm zukam, den Vorschlag gemacht, nach der Trauung eine Landpartie zu unternehmen.

„Er denkt sich das so schön, mit mir unter grünen Bäumen herumzusäuseln," sagte die zarte Braut. „Ich werde ihm was säuseln! Hübsch zu Hause geblieben wird und ‚Schloklade' getrunken!"

Flora sagte aus unbekannten Gründen immer „Schloklade" statt „Chokolade", „Appelrosinen" statt „Apfelsinen" und „Pöpelfleisch" statt „Pökelfleisch".

Also ein Hochzeitsmahl mit „Schloklade" wurde beliebt, zu dem Flora eigenhändig ein sehr schönes und sehr fettes Gebäck, „Räderkuchen", gebacken hatte, in dem sie besonders stark war.

Der Hausherr ließ es sich nicht nehmen, der „Schloklade" noch eine Bowle beizufügen, und wir alle, die Kinder, Portiers und einige Kollegen vom Scholz, saßen um den festlich geschmückten Hochzeitstisch. Die Flora war natürlich auch dieses Mal die schönste Braut, die sie in ihrem ganzen Leben gesehen hatte, und nahm die allgemeinen Huldigungen herablassend entgegen. Zunächst sprach fast niemand ein Wort, wie das bei so verschieden zusammengesetzten Gesellschaften so leicht kommt. Alle tranken taubstumm und freundlich ihre „Schloklade", und selbst die Bowle vermochte die Zungen nicht zu lösen. Nur der glückliche Bräutigam trug insofern etwas zur Unterhaltung bei, als er allen Anwesenden und vielleicht auch sich selbst zur Ueberraschung plötzlich in bittere Thränen ausbrach, von denen es bis zur Zeit unaufgeklärt blieb, ob sie der Bowle oder der Seelenangst vor seinem neuen Glück und dessen riesiger Vertreterin zuzuschreiben waren.

Die Kinder, von diesem Verfahren ermutigt — Weinen und

Lachen steckt bekanntlich so leicht an wie Masern — begannen jetzt auch zu schluchzen, da die Stunde herannahte, wo sie ihre Flora hergeben sollten.

Da erhob die Braut ihre Stimme und sprach die denkwürdigen Worte: „Weint nicht erst, Kinder! Man weiß ja nie, wie's im Leben kommt! Der liebe Gott kann ja einen von uns beiden 'mal bald zu sich nehmen — und dann ziehe ich wieder zu Euch! Nicht wahr, Scholz?"

Daß der Bräutigam diesem heiteren Zukunftsplan nicht gerade mit Jauchzen und Begeisterung zustimmte, sondern sich mit der zu nichts verpflichtenden Bemerkung begnügte: „Wir werden ja sehen!" wird ihm wohl niemand verdenken können.

Wir andern saßen natürlich „zu Statuen entgeistert" um den Hochzeitstisch, und der eigentümliche Toast, durch den Flora diese feierliche Stille hervorgerufen hatte, diente zugleich als Zeichen für das Aufheben der Tafel.

Als dann unsere Flora mit ihrem Scholz abgeschwebt war, sahen wir dem kleinen Ehemann ungefähr mit den Empfindungen des alten Kinderliedes nach, in dem es heißt: „Putthöneken, Putthöneken, wie ward et Dir ergahn!"

Einige Wochen nach der Hochzeit schrieb Flora einen Stadtpostbrief und lud unsere Kinder sämtlich zum Kaffee ein. Die Aufregung war ungeheuer, wie man sich denken kann! Mit Vorräten an Würsten, Butter und Semmeln beladen, um den Scholzschen Haushalt durch ihren Masseneinfall nicht zu schwer zu schädigen, zog die Gesellschaft ab und kam erst ziemlich spät wieder heim, im höchsten Grade befriedigt von den gewonnenen Eindrücken.

Bei Scholzens war es „reizend" gewesen! Sie hatten an dem gedeckten Klavier, was richtig zum Tisch herabgewürdigt war, Kaffee getrunken. Die Flora hatte Räderkuchen in ungeheuren Mengen gebacken, und alle Kinder schwärmten für den Scholz, der Reuters Werke besaß und sich als liebenswürdigster Wirt gezeigt hatte. „Und das Beste ist," berichtete unser Aeltester, „die Flora fürchtet sich vor dem Scholz! Der Scholz kommandiert sie wie ein Feldwebel; und als wir weggingen, mußte sie ihm die Pantoffeln anziehen."

Und so war es! Durch welche geheimnisvollen Eigenschaften der Scholz sich ein so beispielloses moralisches Uebergewicht über seine riesige Lebensgefährtin verschafft hatte, blieb unaufgeklärt, aber die Thatsache ist nicht wegzuleugnen, daß die große Flora ganz gehörig unter dem Pantoffel stand und auf den Wink des „Spazierstöckchens" wie ein Apportierhündchen hin und her laufen mußte.

Ob sie angesichts dieser Verhältnisse es beklagte, daß sie ihre Selbständigkeit bei uns mit den Rosenketten der Ehe vertauscht hatte, das weiß ich nicht zu sagen. Ich glaube es aber nicht, denn Scholzens machen einen sehr zufriedenen Eindruck, so daß es scheint, als hätte Flora doch zu sanfter Unterwürfigkeit mehr Talent, als wir an ihr bemerkt hatten.

Ihre schönen Ausdrücke hat sie übrigens noch beibehalten; neulich trennte sie sich von uns mit den Worten: „Jetzt muß ich aber machen, daß ich nach Hause komme, denn wenn der Scholz sein Abendbrot zu spät kriegt, macht er ein Gesicht so lang wie ein Ausziehtisch zu vierundzwanzig Personen."

Und da hat ja der Scholz ganz recht!

Flora hat ihn übrigens vermöge ihrer vorzüglichen Küche so herausgefüttert, daß er aufblüht wie eine Rose. Und obwohl damit für uns die Aussichten auf Floras Wiederkehr geringer werden, so freuen wir uns doch seines Wohlergehens — man muß ja kein Egoist sein!

Das Ende eines königlichen Abenteurers.

(Schluß.)

Von Eduard Schulte.

In Castellamare angekommen, hatte Othello, noch ehe er seine Briefe abgab, mit seinem Schwiegervater über seine Aufträge gesprochen. Dieser aber wurde zum Verräter und erstattete der Polizei Anzeige. In der nächsten Nacht drang die Polizei in das Haus, nahm die Briefe in Beschlag und verhaftete den Mamelucken. Die durch die Aufschriften als Empfänger bezeichneten Personen wurden ebenfalls verhaftet und angewiesen, dem Verfasser der Briefe so zu antworten, als wenn sie auf freiem Fuße wären, ihren Antworten aber den Wortlaut zu geben, den der Polizeiminister in Neapel dafür festgesetzt hatte und der dahin ging, daß ein Landungsversuch alle Aussicht auf Gelingen habe und daß dafür Salerno zweifellos der geeignetste Hafen sei. Zwei der Briefempfänger, ein aus Spanien stammendes Brüderpaar, weigerten sich, diesem Befehle nachzukommen; sie wurden in Haft behalten. Die übrigen, fünf an der Zahl, erkauften ihre Freiheit durch Befolgung des Polizeibefehls. Mit der Ueberbringung der Briefe an Murat wurde vom Minister ein gewisser Luigi beauftragt, der in Diensten der Polizei stand. Luigi kam am 28. September früh in Ajaccio an, stellte sich dem König Joachim als Bote Othellos vor, der noch in Castellamare bleiben wolle, überreichte die Briefe und spielte vor dem Könige den begeisterten Parteigänger. Murat ahnte nicht im entferntesten, daß er einen Verräter vor sich hatte, der ihm gefälschte Briefe überbrachte. In der Freude über die günstigen Berichte, die er mündlich und schriftlich empfangen, gab er seinen Offizieren ein großes Fest, ließ den Soldaten doppelte Löhnung auszahlen und ordnete den Aufbruch des Geschwaders für den Abend desselben Tages an.

König Murat saß noch an der Tafel, da meldete man ihm einen Herrn von Maceroni, der im Auftrage des Kaisers Franz von Oesterreich kam. Murat empfing den Abgesandten in einem Nebenzimmer und nahm aus seinen Händen ein unter dem 1. September erlassenes kaiserliches Schreiben entgegen, worin Kaiser Franz ihm eine Zufluchtsstätte auf österreichischem Gebiet anbot, jedoch nur unter der Bedingung, daß er fortan den Königstitel ablege, als Privatmann lebe und das österreichische Staatsgebiet ohne Erlaubnis des Kaisers nicht verlasse. Murat beendete lächelnd die Lesung dieses Briefes und trat mit dem Boten auf die Terrasse des Gasthofs. Dort sah man Murats Königsbanner wehen, man blickte auf sein im Hafen liegendes Geschwader und auf die die Straße füllende Menschenmenge, die beim Erscheinen Murats zu den Klängen seiner Militärkapelle rief: „Es lebe König Joachim!" Staunend betrachtete der Bote das alles. Nun führte Murat ihn in den Salon, wo Offiziere Murats in glänzenden Uniformen versammelt waren, wie während der vorhergehenden Jahre in den Königsschlössern zu Neapel und Caserta. Von dem Gesehenen etwas eingeschüchtert, fragte der Bote: „Welchen Bescheid habe ich dem Kaiser von Oesterreich zu überbringen?" Stolz antwortete Murat: „Sagen Sie meinem Bruder Franz, was Sie gehört und gesehen haben, und dann bestellen Sie ihm, daß ich noch heute abend ein Schiff besteige, um mir mein Königreich wiederzuerobern." Einige Stunden später ging Murat mit seinem Geschwader, an dessen Spitze er einen aus Malta stammenden Kapitän mit Namen Barbara gestellt hatte, unter Segel.

In welcher Selbsttäuschung befand sich doch der leichtlebige, hoffnungsfreudige, sorglose Murat! Mit den Vorbedingungen für ein Gelingen seines Unternehmens stand es so mißlich wie nur möglich. In den von Luigi überbrachten gefälschten Briefen hatte König Ferdinands Polizeiminister ihm deshalb Salerno als Landungsplatz bezeichnen lassen, weil von dem österreichischen Heere, das die Truppen Murats besiegt hatte, dort 3000 Mann standen. Die Anwesenheit der Oesterreicher im Königreich Neapel reichte bei der Ueberlegenheit der österreichischen Soldaten über die neapolitanischen allein hin, um eine erfolgreiche Schilderhebung zu gunsten Murats zu verhindern, und von dieser Anwesenheit mußte Murat Kenntnis haben, wenn er auch nicht für jede Stunde wissen konnte, an welchen Punkten sie standen. Erst nach dem Abzug der Oesterreicher hätte das Gelingen des Eroberungszuges einige Wahrscheinlichkeit für sich gehabt. Im neapolitanischen Heere hatte Murat wohl noch einige Anhänger, und es ist bezeichnend, daß König Ferdinand ihm lieber österreichische als neapolitanische Soldaten entgegenstellen wollte. Aber alle Offiziere, die als Parteigänger Murats bekannt waren, hatte König Ferdinand längst abgesetzt und in die Verbannung geschickt. Immerhin hätte Murat beim Eindringen in das Land einige Bataillone seines alten Heeres um sich versammeln können, wenn er selbst nur, wie Napoleon es that, mit einigen hundert Mann hinter sich gelandet wäre; aber so viele hatte er nicht, und auch nur mit denen zu landen, die er hatte, wurde ihm zum Teil durch Verrat unmöglich gemacht. Fast

alle seine Schiffskapitäne, Barbara nicht ausgeschlossen, sind, vielleicht durch Luigi gewonnen, der Verräterei dringend verdächtig, und überwiegend durch ihre Schuld wurde Murats Unternehmen einem kläglichen Ausgang zugeführt.

Nachdem das Geschwader Murats die Wasserstraße durchsegelt hatte, welche Korsika von Sardinien trennt, wurde er bald durch widrige Winde von der Richtung nach Salerno abgedrängt und südwärts getrieben. Das war, wenn man will, nur ein Glück für ihn, denn so lief er den Oesterreichern, welche ihn erwarteten, nicht geradezu in die Arme. Aber nun veranlaßte auch entweder der Wind oder das verräterische Verhalten der Kapitäne oder beides, daß die Schiffe nicht zusammenblieben. Murat, der auf dem vom Kapitän Barbara befehligten Schiffe fuhr, sah ein Fahrzeug nach dem anderen in der Ferne verschwinden; am 7. Oktober hielten sich in der Nähe seines Schiffes nur noch zwei andere. Als auch eines von diesen verdächtige Bewegungen ausführte, ließ es Murat ins Schlepptau nehmen, aber sein Kapitän kappte das Tau in einem unbewachten Augenblicke, befahl seinen Leuten, die Ruder anzuwenden, und entkam. So hatte Murat jetzt außer dem eigenen, auf dem er fuhr, nur noch ein einziges Schiff zur Seite, und nur 28 Soldaten waren noch verfügbar. Der getreue Franceschetti riet dem Könige, von der Landung abzustehen, durch die Straße von Messina nach Triest zu fahren und den bereits zugesagten Schutz des Kaisers von Oesterreich anzunehmen, und Murat war auch nicht abgeneigt, diesen Rat zu befolgen. Aber als man nun, an der Küste von Kalabrien südwärts hinsegelnd, am Morgen des 8. Oktober auf der Höhe von Pizzo angekommen war, behauptete der Kapitän Barbara, er müsse landen, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Wahrscheinlich wollte Barbara den König in einem der letzten Häfen, die für eine Landung überhaupt noch in Betracht kommen konnten, zu landen zwingen, damit er sich nicht nach Oesterreich rettete. Das kleine Gefolge war ja kaum noch gefährlich, und ohnehin hatte Murat in seinem früheren Königreiche nirgends entschlossenere Gegner als in Kalabrien, das dem König Ferdinand die eifrigsten Vorkämpfer „für Thron und Altar“ schon gestellt hatte, als Murat noch regierte. Anfangs widersetzte sich Murat der Landung, aber dann wurde ihm der Gedanke unerträglich, daß er, der den Gefahren der Schlacht so oft getrotzt, für die Wiedereroberung seiner Krone gar nichts wagen und daß er eine Fahrt, die er als Triumphator begonnen, als Schutzflehender beenden sollte. So befahl er, daß die beiden Schiffe vor Anker gingen.



Abschied in der Tierpension.
Nach einer Originalzeichnung von H. Krause.

Auf dem Kirchturm von Pizzo schlug es 10 Uhr, als Murat in Generalsuniform und mit Federhut, zwei Pistolen im Gürtel und eine Fahne unter dem Arme, das Ufer betrat. Mit ihm landeten einige Offiziere, darunter der General Franceschetti und der Adjutant Campana, die 28 Soldaten und einige Diener, unter ihnen der Verräter Luigi. Murat stieg, seinem Gefolge voranschreitend, den steilen, treppenartigen Zugang zu der kleinen Stadt Pizzo hinauf, die auf einer etwa 100 Schritt vom Ufer entfernten und 10 Meter über das Meer emporragenden Anhöhe liegt. Dem Wege folgend, betrat er den Markt- und Kirchplatz des Ortes. Es war eben Sonntag, und viele der Einwohner standen auf dem Platze versammelt, um beim Beginn der Messe in die Kirche einzutreten. Staunend schaute die Menge auf die in glänzende Uniformen gekleideten Fremden. Murat erkannte unter den Leuten einen Mann wieder, der bei seiner Garde in Neapel als Sergeant gestanden hatte. „Tavella,“ sagte er, ihn bei Namen rufend, „kennst Du mich nicht?“ Da jener schwieg, fuhr er fort: „Ich bin Joachim Murat; ich bin Dein König; Du sollst die Ehre haben, zuerst zu rufen: Es lebe Joachim!“ Das Gefolge wiederholte diesen Ruf mit lauter Stimme, aber der Angeredete und die übrigen Umstehenden verharrten in Schweigen, ja es wurde bald ein Gemurmel des Unwillens bemerkbar. Murat begriff, daß hier nicht der Punkt war, wo er den Hebel einsetzen konnte. Er beschloß, sich nach der nächstgelegenen größeren Stadt, nach dem eine Meile entfernten Monteleone zu begeben. „Wenn Du mich doch nicht hochleben lassen willst,“ wandte er sich weiter an Tavella, „dann verschaffe mir wenigstens ein Pferd, und ich will Dich dafür zum Kapitän ernennen.“

Tavella jedoch entfernte sich schweigend und ließ sich nicht wieder sehen. „Nach Monteleone!" rief Murat seinem Gefolge zu und schlug den Weg dahin, der in südlicher Richtung unfern der Küste hinlief, in Ermangelung eines Pferdes zu Fuß ein.

Inzwischen war einer der auf dem Platze versammelten Männer, Pellegrino mit Namen, in sein Haus gegangen, hatte seine Flinte zur Hand genommen und erhob nun auf dem Platze den Ruf: „Zu den Waffen!" Während die meisten Männer, diesem Rufe folgend, ebenfalls ihre Flinten holten, benachrichtigte Pellegrino den Kapitän Capelli, den Vorsteher der nächsten Gendarmeriestation, der zufällig in Pizzo weilte, und diese beiden Männer nahmen nun an der Spitze von etwa 200 bewaffneten Bürgern und Bauern die Verfolgung Murats auf. Nach zehn Minuten schon hatten sie ihn eingeholt. Murat wandte sich zu ihnen zurück, blieb mit den Seinigen stehen und kam der Anrede Capellis, der mit dem Degen in der Hand auf ihn zuschritt, mit den Worten zuvor: „Wollen Sie, mein Herr, Ihre Kapitänsepauletten mit Generalsepauletten vertauschen, so rufen Sie ‚Es lebe Joachim' und folgen Sie mir mit diesen tapferen Leuten nach Monteleone!"

„Sire," antwortete Capelli, „wir sind treue Unterthanen des Königs Ferdinand, und wir kommen, um Sie zu bekämpfen, nicht, um Sie zu begleiten; ergeben Sie sich, wenn Sie Blutvergießen vermeiden wollen."

Murat winkte ihm zu, sich zu entfernen, und legte die Hand auf den Griff einer seiner Pistolen. Capelli trat zurück, Pellegrino aber, der die Bewegung Murats beobachtet hatte, schoß seine Flinte auf diesen ab; die Kugel streifte das Haar Murats. Nun wollte der General Franceschetti die paar mitgekommenen Soldaten feuern lassen, aber Murat wehrte ab und suchte, indem er mit seinem Taschentuche winkte, auch die Gegner von weiteren Feindseligkeiten abzuhalten. Er winkte jedoch vergebens, die Gegner schossen, und von Murats Gefolge fielen ein Offizier und mehrere Soldaten. Nun gab Murat das Spiel verloren. Er wandte sich, um sein Schiff wieder zu erreichen, in eiligem Laufe von der Landstraße ab der nahen Küste zu, und an der Kante des die Stadt tragenden felsigen Höhenzuges angekommen, wagte er den Sprung auf den wohl 10 Meter unter ihm liegenden Meeresstrand. Der hier aufgehäufte tiefe Sand schützte ihn vor Verletzungen, obwohl er zu Falle kam, und auch die beiden einzigen Begleiter, die ihm bei seinem Laufe gefolgt waren, der General Franceschetti und der Lieutenant Campana, führten den Sprung glücklich aus. Auf dem Wege zum Ufer hatten die drei Flüchtlinge ein kleines Gehölz zu durchschreiten, das sie auf kurze Zeit den Blicken der an der Kante der Anhöhe zunächst stillstehenden Verfolger entzog. Aber als sie das Gehölz verließen, wurde wieder nach ihnen geschossen, ohne daß jedoch jemand getroffen wurde. Mit Schrecken entdeckten sie nun, daß die beiden Kapitäne, die bis auf weiteres am Ufer hatten warten sollen, mit ihren Schiffen treuloserweise wieder in See gegangen waren. Als einziges Rettungsmittel bot sich ihnen ein Fischerkahn dar, der mit der einen Hälfte im Wasser, mit der anderen auf einem zum Trocknen ausgebreiteten Netze am Strande lag, und sie bemühten sich nun, den Kahn ganz ins Wasser zu bringen. Indessen hatten die Verfolger, die hier ortskundig waren, einen Abstieg von der Höhe gefunden und gaben noch einmal aus nächster Nähe eine Salve auf die Flüchtlinge ab. Durch die Brust getroffen, sank Campana tot nieder. Franceschetti sprang in das Boot, das endlich ganz ins Wasser geschoben war, und Murat wollte nach einem letzten Abstoß vom Lande folgen, aber seine Sporen verwickelten sich in das Netz, während das Fahrzeug seinen Händen entglitt. Er fiel nieder, und ehe er Zeit hatte, sich zu erheben, stürzten sich die Verfolger, zu denen sich auch Frauen gesellt hatten, über ihn her, nahmen ihm seine Fahne, rissen ihm die Epauletten ab, zogen ihm seinen Rock aus, und eine der Frauen raufte sogar seinen Bart. Die wütende Menge würde ihn getötet haben, wenn ihn Capelli und Pellegrino nicht geschützt hätten. Eine Stunde nach der Landung wurde Murat, getrennt von allen seinen Gefährten, in das Gefängnis geführt, das sich im Schlosse zu Pizzo befand und das er mit Dieben, Räubern und Mördern teilen mußte. Der Kommandant des Schlosses, der ihn bald nach der Verhaftung



Wiedersehen in der Tierpension.
Nach einer Originalzeichnung von H. Krause.

aufsuchte, erfüllte seine Bitte, ihm einen anderen Raum anzuweisen; er wurde in einem zur Pförtnerwohnung gehörenden Zimmer untergebracht. Die übrigen Teilnehmer des Zuges wurden ebenfalls sämtlich gefangen genommen und später zum Tode oder zu Kerkerstrafen verurteilt.

Der optische Telegraph, der damals noch in Gebrauch war, um wichtige Nachrichten in die Ferne gelangen zu lassen, und der übrigens nur den Regierungen zur Verfügung stand, meldete Murats Landung und Verhaftung nach den nächsten Militärstationen und nach der Hauptstadt. Der Befehlshaber in Kalabrien, General Nunziante, der, einige Stunden von Pizzo, in Tropea stand, traf nach einem Eilmarsch noch am Nachmittage mit mehreren Regimentern in Pizzo ein. Nunziante hatte früher unter König Joachim gedient, inzwischen aber dem König Ferdinand Treue geschworen. Als er sich dem Gefangenen vorstellte, mochte dieser im ersten Augenblick wohl noch einige Hoffnung hegen, den alten Waffengefährten auf seine Seite zu ziehen. Aber schon nach Nunziantes ersten Worten erkannte Murat, daß er einen General König Ferdinands vor sich habe. Nunziante hielt, wenn auch in Form eines Gespräches, eine Art Verhör mit ihm ab. Der Gefangene erklärte unbefangen, daß er mit einem vom Kaiser Franz ausgestellten Passe — so bezeichnete er den oben erwähnten Brief des österreichischen Kaisers — von Korsika nach Triest reise und daß widrige Winde und der Mangel an Lebensmitteln ihn gezwungen hätten, bei Pizzo an Land zu gehen. Er wußte vermutlich nicht, daß ein von ihm erlassener Aufruf an die Neapolitaner und andere Schriftstücke, die das Festhalten seiner Ansprüche auf den Thron bewiesen, bei seinen Gefährten aufgefunden und mit Beschlag belegt worden waren. Weitere Fragen ließ er unbeantwortet, und Nunziante grüßte und ging.

Murat täuschte sich vollkommen über den Ernst seiner Lage, wenn er sich einredete, daß die Darstellung des Geschehenen, die er dem General Nunziante gegeben hatte, Anklang finden werde. Aber falls König Ferdinand sie nicht glaubte, so sollte wenigstens der Befehlshaber der österreichischen Truppen in Neapel und der englische Gesandte daselbst sie insoweit glauben können, daß sie ihm zu sofortiger Befreiung aus der Haft behilflich wären. An diese Persönlichkeiten schrieb er also im Sinne der von ihm dem General Nunziante erteilten Auskunft; auch seine in Triest weilende Gemahlin benachrichtigte er. Als er nach Beendigung der Briefe an das Fenster trat, sah er, daß man den bei der Landung gefallenen Lieutenant Campana nicht weit vom Schlosse begrub. Der General Nunziante, der jetzt wieder eintrat, traf den Gefangenen in ernster Stimmung, aber ohne Besorgnisse für sich selbst. „Campana, Campana," äußerte Murat, „wenn ich den Thron je wieder besteige, so lasse ich Dir ein königliches Grabmal bauen!" Die Gefälligkeiten, die man dem Gefangenen erwies — man bereitete ihm ein Bad, verschaffte ihm eine neue Uniform und umgab ihn mit den kleinen Annehmlichkeiten des Lebens — mochten mit dazu beitragen, ihn, den allezeit Hoffenden, in der Meinung zu bestärken, daß man ihn bald in Freiheit setzen werde. Der General Nunziante speiste mit ihm zu Abend und ließ ihn dann allein.

Am folgenden Tage, dem 9. Oktober, erhielt Nunziante morgens ein Telegramm aus Neapel, welches ihn anwies, den Gefangenen als einen mit bewaffneter Hand in das Land eingedrungenen Friedensbrecher und Staatsfeind vor ein Kriegsgericht zu stellen. Er begab sich darauf zu Murat, um ihn auf sein Schicksal vorzubereiten, das nun nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Aber da er ihn, der noch über einen mit Goldstücken gefüllten Geldbeutel verfügte, dabei beschäftigt fand, zwei Schneidern wegen einiger neuer Anzüge Weisungen zu geben, konnte er sich nicht entschließen, seine Absicht auszuführen und die ahnungslose Lebensfreudigkeit des an schöne Kleider denkenden Gefangenen zu stören. Er nahm es auf sich, mit allen weiteren Schritten so lange zu warten, bis das Telegramm durch ein amtliches Schreiben bestätigt sein würde. Erst am 12. Oktober früh kam dieses Schreiben, das am 9. von Neapel abgegangen war, in Pizzo an. Es enthielt eine königliche Verfügung, welche so lautete:

„Wir Ferdinand von Gottes Gnaden König 2c. haben beschlossen, was folgt:

Artikel 1. Der General Murat wird vor ein Kriegsgericht gestellt, dessen Mitglieder von unserem Kriegsminister ernannt werden.

Artikel 2. Dem Verurteilten wird zum Empfange der Tröstungen der Religion nur eine halbe Stunde bewilligt.

Ferdinand."

Beigefügt war ein Schreiben des Kriegsministers, welches den Vorsitzenden, die sechs Beisitzer, den mit dem Vortrage über den Thatbestand beauftragten Berichterstatter und den Protokollführer des Kriegsgerichts, sowie den Ankläger und den Verteidiger des Gefangenen mit Namen bezeichnete.

Am frühen Morgen des 13. Oktober trat das Kriegsgericht im Schlosse zu Pizzo zusammen. Um sechs Uhr begab sich der mit der Verteidigung betraute Kapitän Starace in das Zimmer Murats. Da dieser, der von den Befehlen König Ferdinands nichts ahnte, noch ruhig schlief, so gewann es der Kapitän nicht über sich, ihn zu wecken. Indem er sich entfernen wollte, stieß er unwillkürlich an einen Stuhl, und Murat erwachte. „Was wünschen Sie?" fragte er.

Dem Kapitän, der wie die meisten Teilnehmer an dem Kriegsgericht noch unter Murat gedient hatte, versagte die Stimme.

„Sie haben wohl Nachrichten aus Neapel?" fragte Murat weiter, der nun erst seine Lage zu begreifen anfing.

„Ja, Sire," murmelte der Kapitän.

„Was besagen diese Nachrichten?"

„Sie sollen vor ein Kriegsgericht gestellt werden."

„Wer soll dann aber als Richter auftreten?" wandte Murat ein, indem er sich an die letzte Hoffnung klammerte. „Wie will man Männer meines Ranges finden, die allein mich würden richten können? Gelte ich als König, dann muß ein Gerichtshof von Königen gebildet werden; gelte ich als Marschall, dann müssen sich Marschälle versammeln; gelte ich als General, und weniger bin ich doch nicht, dann müssen Generale über mich richten."

„Sire, Sie sind für einen Staatsfeind erklärt, und so können Sie vor ein gewöhnliches Kriegsgericht gestellt werden; das haben Sie früher selbst bestimmt."

„Meine Verfügung war gegen Räuber gerichtet, nicht gegen gekrönte Häupter," erwiderte Murat verächtlich. „Nun denn, wenn man mich morden will, ich bin bereit. Ich hätte den König Ferdinand einer solchen Handlung nicht für fähig gehalten."

Abbrechend fragte der Kapitän den Gefangenen, ob er die Namen der Richter zu erfahren wünsche. Murat bejahte. Nachdem sie ihm vorgelesen waren, schlug der Kapitän vor, Murat selbst möge seine Sache vor Gericht vertreten. „Nichts davon," antwortete er. „Zu viele Seiten Geschichte müßten zerrissen werden, wenn ich die Richter anerkennen wollte, die man mir gesetzt hat. Dieser Gerichtshof ist unzuständig, und ich würde mich schämen, vor ihm zu erscheinen. Ich weiß, daß ich mein Leben nicht mehr retten kann — lassen Sie mich wenigstens die königliche Würde retten."

Das Kriegsgericht beruhigte sich bei der Weigerung Murats, sich in Person zu stellen, und erzwang sein Erscheinen nicht. Dafür trat der mit der Berichterstattung vor Gericht beauftragte Lieutenant Froio bei ihm ein und fragte ihn nach Namen, Alter und Geburtsort. Ungeduldig antwortete Murat mit erhobener Stimme: „Ich bin Joachim Napoleon, König von Neapel, und ich fordere Sie auf, mein Zimmer zu verlassen." Der Offizier ging, und die Sitzung des Kriegsgerichts begann.

Murat schrieb indes an seine Gemahlin folgenden Brief: „Teure Frau! Die verhängnisvolle Stunde ist da, ich stehe vor der Hinrichtung. In einer Stunde hast Du keinen Gatten, haben unsere Kinder keinen Vater mehr. Denkt an mich und vergeßt mich nicht! Ich sterbe unschuldig, und das Leben wird mir durch ein ungerechtes Urteil genommen. Adieu, Achilles; adieu, Lätitia; adieu, Lucian; adieu, Louisa. Zeigt Euch meiner würdig! Ich lasse Euch auf einer Erde und in einem Lande, wo ich viele Feinde habe. Zeigt Euch dem Unglück überlegen und haltet Euch nicht, an vergangenes Glück denkend, für mehr, als Ihr seid! Lebt wohl, ich segne Euch. Flucht meinem Andenken nicht! Erinnert Euch, daß bei meinem Tode mein größter Schmerz ist, fern von meinen Kindern und von meiner Frau zu sterben und niemand zu haben, der mir die Augen zudrückt. Adieu, meine Karoline, adieu, meine Kinder! Empfangt meinen väterlichen Segen, meine Sehnsuchtsthränen und meine letzten Küsse! Lebt wohl und vergeßt Euren unglücklichen Vater nicht!

Pizzo, den 13. Oktober 1815. Joachim Murat."

Nach einer längeren Weile — es war zehn Uhr geworden — trat der General Nunziante schweigend und mit bekümmerter Miene wieder ein. Murat verstand ihn; es war ein Todesurteil gefällt worden. Er ließ sich von Nunziante versprechen, die Besorgung des Abschiedsbriefes zu übernehmen, und sagte dann, als

wenn er den Gerichtsherrn trösten müßte, in heiterem Ton: „Mut, mein lieber General, wir sind Soldaten, wir wissen, was es heißt, in den Tod zu gehen. Sie erlauben mir doch, daß ich selbst kommandiere?“ Nunziante gab seine Zustimmung. Bald darauf kam der Lieutenant Froio mit einem Schriftstück in der Hand; es war das inzwischen niedergeschriebene Urteil. „Lesen Sie!“ sagte Murat und hörte gleichmütig zu. Dann fragte er den General, wann die Erschießung stattfinden solle. Trotz des oben mitgeteilten zur Eile antreibenden königlichen Befehles überließ es Nunziante dem Verurteilten, den Zeitpunkt der Hinrichtung selbst zu bestimmen. Murat setzte sie auf vier Uhr nachmittags fest, und die Offiziere verabschiedeten sich.

„Sehe ich Sie nicht mehr?“ rief Murat dem General nach.

„Ich habe Befehl, bei Ihrem Tode zugegen zu sein, aber ich werde die Kraft dazu nicht haben.“

„Gut, ersparen Sie sich das, aber ich möchte Ihnen doch noch einmal Lebewohl sagen.“

„Sie werden mich auf Ihrem Wege finden. Hier vor der Thür warten zwei Geistliche auf Sie. Wollen Sie sie empfangen?“

„Ja, lassen Sie sie eintreten!“ — —

Als es vier Uhr schlug, trat Murat aus seinem Zimmer. Vor der Thür erwarteten ihn der General Nunziante und ein Offizier. Nunziante warf sich dem Könige weinend in die Arme und verließ dann eiligst das Schloß. Murat durchschritt den Hausgang der Pförtnerwohnung, in der er seine letzten Lebenstage zugebracht hatte, und gelangte dann auf den großen, einem Saale gleichenden Flur des Schlosses; hier sah er die zum Vollzug der Hinrichtung bestimmten zwölf Soldaten aufgestellt. Er trat auf die erste Stufe eines Treppenaufgangs und rief, indem er seinen Rock über der Brust öffnete, mit lauter Stimme: „Feuer!“ Von acht Kugeln getroffen, sank er lautlos nieder. Man ließ dann die vor dem Thore wartende Volksmenge ein, damit sie sich von dem Tode Murats überzeuge.

In Pizzo erhielt sich das vielleicht nicht unbegründete Gerücht, daß die Leiche Joachims ohne Kopf begraben worden sei und daß der Geheimpolizist Luigi, der sich auf dem Landungszuge im Gefolge Murats befunden hatte, aus Neapel den Befehl erhalten habe, im Einverständnis mit dem Schloßkommandanten den Kopf abzutrennen und nach der Hauptstadt zu bringen. Es hieß, man habe sich auf diese Weise am besten gegen die Möglichkeit zu sichern gemeint, daß irgend ein Abenteurer, der sich für den König Joachim ausgeben könnte, Anhänger finde, denn dessen Unechtheit wäre durch den in Neapel verwahrten Kopf von vornherein verbürgt gewesen.

BLÄTTER UND BLÜTEN

Ein Frauenheim. Seit etwas mehr als Jahresfrist hat in der schönen, romantisch gelegenen Stadt Hirschberg in Schlesien ein Haus seine Pforten aufgethan, das in der Kette der gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten unseres Vaterlandes ein wichtiges Glied bildet und darum in den weitesten Kreisen freundliche Beachtung und thatkräftige Unterstützung verdient. Es ist das ein „Frauenheim“, gegründet von Fräulein Marie Brückner, dessen Bestimmung es ist, unbemittelten Witwen, unversorgten alleinstehenden arbeitsunfähigen Damen um geringes Entgelt eine trauliche Heimat zu bieten. Wer es erfahren hat, wie schwer es für vermögenslose Frauen und Mädchen gerade des Mittelstandes ist, ein auch nur annähernd ihrer gewohnten Lebenshaltung entsprechendes Unterkommen zu finden, wie unsäglich hart auf ihnen oft die Sorge um des Lebens Notdurft lastet, der wird das hochherzige Unternehmen der mutigen Schlesierin mit Freuden begrüßen und gern dazu mitwirken, es im Geiste seiner Bestimmung weiter auszubilden. Zu dieser Ausbildung gehört u. a. wesentlich auch die Gründung von halben oder ganzen Freistellen. Bis jetzt wird den Bewohnerinnen des Heims ein mäßiger Pensionspreis von 600 Mark im Jahre berechnet, wofür sie in der Regel ein besonderes (unmöbliertes) Zimmer, Anteil an dem für das Zusammenleben bestimmten Raume, gute Hausmannskost, Heizung, Bedienung ꝛc. genießen. Die Begründerin hofft aber, daß es ihr mit der Zeit, wenn erst die auf dem Gebäude lastenden Hypothekenschulden oder deren Zinsen durch einmalige oder jährliche Beiträge freigebiger Menschenfreunde gedeckt sein würden, gelingen werde, neun bis zwölf Freistellen zu errichten. Außerdem hat sie die Einrichtung getroffen, daß sich Damen um den Betrag von 3000 Mark ein für allemal einkaufen können, um für Lebenszeit dauernd Wohnung zu besitzen, wobei das Kapital nach dem Ableben der Pensionärin an die Anstalt verfällt. Ueber alles Nähere giebt Fräulein Marie Brückner zu Hirschberg in Schlesien Auskunft, wie sie auch zur Entgegennahme von milden Stiftungen, einmaligen oder jährlichen, gern bereit ist. Das Heim liegt, von Garten umgeben, an einer ruhigen friedlichen Straße und gewährt einen herrlichen Ausblick auf das nahe Gebirge. Möge ihm eine glückliche Zukunft und eine segensreiche Wirksamkeit beschieden sein!

Sein Bild. Es ist ein lauschiges Plätzchen, recht geschaffen zum Träumen und Sinnieren, das der Maler auf dem Bilde S. 433 dargestellt hat. Auch das hübsche Mädchen, das mit seiner Näharbeit sich hierher gemacht hat, empfindet offenbar den Zauber der Oertlichkeit. Eines schönen Augenblicks sinkt ihr das Kleid, an dem sie gestichelt hat, in den Schoß, die Hand greift in die geheimste Tasche, um Brief und Bild des Geliebten hervorzuziehen. Zum wievielten Male sie wohl so sitzen und schauen mag? Und wäre es auch das hundertste Mal, es wird nicht das letzte sein!

Wie findet man seinen Platz im Bahnwagen? Diese schon oft gestellte Frage ist nicht so einfach zu beantworten, wie man glaubt. Wer viel in direkten schnellfahrenden Zügen verkehrt, weiß, wie schwierig es ist, unterwegs nach Einnahme einer Herzstärkung in der Bahnhofswirtschaft einer Zwischenstation unter den vielen einander aufs Haar gleichenden Wagen des Zuges den richtigen herauszufinden. Manchem ist es schon begegnet, daß er im Packwagen Platz nehmen mußte, weil er sich schlechterdings nicht zurechtfinden konnte. Bekannt ist die Geschichte von dem Reisenden, der unter Benutzung eines beliebten Hilfsmittels der Gedächtniskunst die Nummer seines Wagens dadurch festzuhalten suchte, daß er sich ein darauf bezügliches weltgeschichtliches Ereignis merkte. Er vergaß die Nummer und wollte diese nun mit Hilfe der Geschichtszahl feststellen, kam aber dadurch in die viel schlimmere Lage, für geisteskrank gehalten zu werden, weil er mit allen Zeichen der Erregung aus dem Stationsvorstande herauszubringen versuchte, wann Gottfried von Bouillon Jerusalem erobert habe.

Ein französischer Techniker suchte dem oft gefühlten Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß er die einzelnen Wagen in auffälliger Weise mit Tiergestalten bezeichnete, z. B. mit einem Hund, einem Fisch, einem Krebs. Neuerdings hat die österreichische Kaiser Ferdinands-Nordbahn in den einzelnen Wagen Zettelblöcke angebracht, deren Blätter auf der Vorderseite mit der Firma der Bahn und der Nummer des Wagens versehen sind und von dem reisenden Publikum leicht abgetrennt werden können. Durch diese Einrichtung wird es dem Reisenden beim Aussteigen unterwegs ermöglicht, den zuerst benutzten Wagen, der sein Handgepäck, seinen Hut ꝛc. enthält, ohne weiteres wieder aufzufinden, wenn ihm dessen Nummer aus dem Gedächtnis entschlüpft sein sollte.

Speisereste im Sommer. In der warmen Jahreszeit verderben unsere Speisen besonders leicht, und es ist keine geringe Verantwortung für die Hausfrau, in der Leitung der Wirtschaft diesem Umstand gerecht zu werden. Vor allem ist die Schädigung der Gesundheit durch verdorbene Speisen in Betracht zu ziehen. Durch die Zersetzung der Nahrungsmittel bilden sich in denselben Gifte, welche sehr schwere Erkrankungen und unter Umständen selbst den Tod verursachen können.

Als leicht verderblich und im Sommer besonders gefährlich sind zunächst die Fischgerichte hervorzuheben. Ein frisch geschlachteter und sofort zubereiteter Fisch bildet eine gesunde Nahrung; aber nicht bloß das rohe, auch das gekochte oder gebratene Fischfleisch zersetzt sich rasch. An warmem Orte kann es schon in 24 Stunden die schlimmsten Eigenschaften annehmen, und es sollte darum als Regel gelten, Fischreste, die vom Mittag übrig geblieben sind, noch am Abend desselben Tages zu verzehren. Noch leichter verderben Krebse. Gekochte und längere Zeit stehen gebliebene Krebse haben oft zu Erkrankungen Anlaß gegeben, so daß selbst Behörden sich veranlaßt sahen, warnend auf diesen Umstand hinzuweisen.

Durch besondere Neigung zu raschem Verderben zeichnen sich ferner die Büchsenkonserven aus, nachdem die Büchse geöffnet worden ist. Namentlich bei Sardinen in Oel sollte man vorsichtig sein und in einer einmal geöffneten Büchse während des Sommers nichts für den folgenden Tag aufheben. Dasselbe Verfahren ist auch beim Hummer zu beobachten.

Was die übrigen Speisen anbelangt, so sollte es die Hausfrau sich angelegen sein lassen, daß Reste von gekochtem und gebratenem Fleisch, von Milchspeisen u. dergl. möglichst kurz aufbewahrt werden. Je rascher man sie verbraucht, desto besser ist es. Verdorbene Speisen verursachen nicht immer so schwere Vergiftungen, daß allgemeines Aufsehen erregt wird, wohl aber führen sie häufig Störungen der Verdauungsthätigkeit herbei, die namentlich in der heißen Jahreszeit stets etwas Bedenkliches haben. Dies muß die Hausfrau als Vorstand der Küche zu verhüten suchen, und die Familie kann nur gewinnen, wenn die gesundheitlichen Grundsätze während des heißen Sommers möglichst streng gehandhabt werden.

Speisen und Speisereste, die verdächtig aussehen oder riechen, muß man unbedingt vernichten. Es herrscht vielfach die Unsitte, daß solche verdächtige Nahrungsmittel anderen Personen, Aufwartungen, weniger bemittelten Leuten aus der Bekanntschaft zur beliebigen Verwendung umsonst überlassen werden. Das ist eine sehr gefährliche Art von Wohlthätigkeit, und wir möchten die Hausfrauen darauf aufmerksam machen, daß eine solche Handlung unter Umständen eine gerichtliche Bestrafung der „wohlmeinenden“ Geberin nach sich ziehen kann. Alle diese Unannehmlichkeiten sind jedoch zu vermeiden, wenn die Hausfrau beim Einkaufen und Kochen im Sommer stets einen möglichst raschen Verbrauch der Speisen im Auge behält.

Die Habenschadenfeier auf Burg Schwaneck. Wer unser Bild Seite 441 aufschlägt, ohne zufällig mit der Münchener Künstlergeschichte genauer vertraut zu sein, der wird zunächst ratlos vor dem seltsamen Ausdruck „Habenschaden“ stehen bleiben. Was ist „Habenschaden“? Ist es ein volkstümlicher Rest uralten Heidenbrauchs, hat es gar mit dem berüchtigten „Haberfeldtreiben“ etwas gemein? Oder ist’s eine scherzhafte Wortbildung, ein Anklang an das bekannte Sprichwort, daß, wer den „Schaden hat“, für den Spott nicht zu sorgen braucht? — Nichts von alledem! „Habenschaden“ ist ein Name, und ihn trug u. a. einst auch ein wackerer Münchener Künstler, Sebastian Habenschaden, der im Jahre der Leipziger Völkerschlacht geboren ward und später als Maler und Bildner anmutiger Landschaften und Tierstücke sich einen geachteten Ruf erwarb. Heute noch wirkt sein künstlerisches Erbe fort in den Berchtesgadener Bildschnitzern, die vielfach nach Modellen von Habenschaden arbeiten, heute noch gedenkt man alljährlich seiner bei der — Habenschadenfeier. Vor etwa einem Vierteljahrhundert nämlich hatte Habenschaden dem Münchener Künstlerunterstützungsverein ein Kapital von 10 000 Gulden (17 000 Mark) ausgeworfen unter der testamentarischen Bestimmung, daß alljährlich im Mai für ihn zu Pullach (eine Stunde südlich von München) eine Messe gelesen und dann der Tag von den anwesenden Künstlern mit Gesang und Tanz gefeiert werde. Da nun dieses Jahr zugleich das fünfzigjährige Jubelfest des Künstlerunterstützungsvereins zu begehen war, so begnügte man sich nicht mit diesem einfachen Zuschnitt, sondern erweiterte den Gedanken zu einem richtigen prächtigen Künstlerfest, das, nach wiederholten Verschiebungen infolge der Ungunst der Witterung, endlich am 31. Mai von statten ging, leider wiederum nicht ohne reichliche, gänzlich programmwidrige Festgrüße aus des Himmels Wolkenschleusen.

Auf der nahe bei Pullach gelegenen Burg Schwaneck, dem reizenden Bau Schwanthalers, der unsern Lesern aus Nr. 39 des Jahrgangs 1892 bekannt ist, fand das Fest statt, dessen Mittelpunkt ein schön erdachtes Festspiel bildete. Vor den Thoren des Schlosses erscheint ein Herold mit dem Bannerträger der Künstler und verlangt nach dem Burgherrn. Schwanthaler erscheint, umgeben von Freunden und Genossen, darunter Habenschaden selbst. Nachdem der Herold das Begehren der Ankömmlinge vorgetragen, den 50. Jahrtag des Künstlerunterstützungsvereins in den Mauern der Burg zu feiern, wird ihnen zum Willkomm das Künstlerbanner gehißt, und ein buntes farbenprächtiges Leben mit Gesang und scenischen Darstellungen aller Art entwickelt sich auf dem Wiesenplane vor der Burg. Ein Trupp von Landsknechten und von Bauernbündlern des 16. Jahrhunderts mit dem Bundschuh in der Fahne zieht auf und ein Pfaffe hält ihnen eine lustige Kapuzinerpredigt. Die Gestalten des Märchens von den Sieben Raben und dem treuen Schwesterlein schweben vorüber, und endlich erscheinen die Isarnixen auf den Zinnen der Burgmauer, lassen die grünlichen Schleier wehen und singen ein weiches träumerisches Lied; nachdem sie geendet, schreiten sie herab und mischen sich, Blumen spendend, unter die profane Menge der irdischen Menschen. Die Zeichnung unseres Künstlers giebt einen Begriff von der reichen Schar malerischer Erscheinungen, die sich hier zusammendrängten. Manches Schöne, was noch weiter geplant war, ging unter in den unerbittlichen Regenfluten, die sich, nach einer rücksichtsvollen Pause während der Dauer des Festspiels, bald von neuem über Burg Schwaneck und seine launige Künstlerbevölkerung ergossen. Und vielleicht ward der Name „Habenschaden“ an diesem Nachmittage doch noch von unheilvoller Bedeutung; denn gar manche Festtoilette wurde in kläglicher Verfassung nach Hause getragen.

Leiden und Freuden in der Tierpension. (Zu den Bildern S. 444 u. 445.) Nun nahen sie sich wieder, die holden Tage der Rosen und der Sommerferien! Am häuslichen Herde beansprucht das Thema des sommerlichen Landaufenthalts mehr und mehr eine bevorzugte Stellung und die Stammtische im Wirtshaus wie die Kaffeevisiten werden gleichsam zu ebensovielen Sommerfrischenbörsen, an denen über Wert oder Unwert der einzelnen Plätze nach Maßgabe der vorjährigen Erfahrungen abgeurteilt wird.

Eine Schwierigkeit wirft vielfach bängliche Schatten über das fröhliche Planen und Rüsten — was wird aus dem „Karo“, den man doch nicht von Berlin auf den Ortler, aus Mieze, die man nicht von Königsberg nach Ilmenau, aus „Joko“, dem Papagei, den man doch nicht samt seinem großen Käfig von Frankfurt ins Seebad schleppen kann. Wohin mit all den zwei- oder vierfüßigen, geflügelten oder ungeflügelten Lieblingen, die man doch ebensowenig allein in den verlassenen Räumen der Stadtwohnung ihrem Schicksal überlassen darf? Glücklich noch der, dem ein guter Freund, ein gefälliger Nachbar, eine aufopferungsvolle Familientante die Sorge für Hund, Vogel oder Katze abnimmt — aber nicht jedermann verfügt über so bequeme Hilfstruppen; und vielleicht hat schon manche freundlich lächelnde Luftkurhoffnung um eines nichtsahnenden Köters oder Kanarienvogels willen unter stillen Seufzern über die Unvollkommenheit des menschlichen Erdenloses begraben werden müssen.

Indessen, es ist eine alte Erfahrungsthatsache: Bedürfnisse schaffen Erwerbszweige. Aus dem Zusammendrängen der Menschen in Großstädten entstand das Bedürfnis nach einem Gegengewicht, einem Aufatmen in reiner Luft, und aus dem Bedürfnis der reinen Luft entstand die Sommerfrischenindustrie; als Nebenerscheinung dieser Vorgänge entwickelten sich aus dem Bedürfnis einer sommerlichen Unterkunft für die verlassenen tierischen Hausgenossen die „Tierpensionen“. Zünftige Tierzüchter oder unternehmende Liebhaber erboten sich, gegen ein entsprechendes Entgelt die zum Dableiben verurteilten Haustiere in „Kost und Logis“ zu nehmen und für eine zweckmäßige Wartung während der Abwesenheit der verehrlichen Herrschaften Sorge zu tragen. Derartige Tierpensionen bestehen zum Beispiel in Berlin, zweifellos auch in anderen Großstädten, und sie finden, was in Anbetracht der Verhältnisse nicht wundernehmen kann, lebhaften Zuspruch.

In eine solche Tierpension führen uns die Bilder von H. Krause. Auf dem einen nimmt eine vornehme Dame mit einem letzten „zärtlichen Liebesblick“ Abschied von ihrem prächtigen Kakadu, einem rechten Luxusvogel, den der stattliche Livreediener im großen Käfig zur Stelle gebracht hat, während ein kleines Mädchen noch liebevoll das gelbe Gefieder seines Kanarienvögelchens streichelt, ehe auch dieses von dem Herrn Pensionsbesitzer ihr abgenommen und in das „Fremdenbuch“ eingetragen wird. Auf dem zweiten Bilde äußert sich die Freude des Wiedersehens nach wochenlanger Trennung bei Menschen und Tieren in der mannigfachsten Weise. Am freudigsten mag wohl die junge Dame überrascht sein, die bei ihrer Rückkehr ihre schöne Leonberger Hündin als glückliche Mutter von vier hoffnungsvollen Leonbergerchen wiederfindet.

Aufruf

zur Wiederaufrichtung des Denkmals für Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland.

Ein frisches Loblied hellen Schalles
Für jenen deutschen Sänger klang,
Der „Deutschland, Deutschland über alles“
Vor mehr denn fünfzig Jahren sang.
Am Strand der Helgoländer Küste,
Welch’ buntes Leben war es da,
Als stolz des deutschen Dichters Büste
Auf schaumgekrönte Wogen sah!

Da dachten wir: Nun mögen blasen
Die Stürme nur in tollem Weh’n!
Vor ihrem Toben, ihrem Rasen
Granit und Erz bleibt ruhig steh’n.
Ein Wintertag hat’s uns bewiesen,
Daß nicht auf Sand sich bauen läßt.
Granit und Erz und mächt’ge Fliesen,
Nur auf dem Felsen steh’n sie fest. —

Des Meisters Bildwerk hat behütet
Vor Schaden wack’rer Männer Kraft,
Doch weh, wie hat der Sturm gewütet
An Fundament und Säulenschaft! —
Wohlan denn! Nochmals deine Spenden,
Du deutsches Volk! — So soll’s gescheh’n:
Hoch auf der Insel Felsenwänden
Soll fest das Ehrenzeichen steh’n.

Da soll es nicht den Wogen weichen
Und nicht der Winde wildem Spiel —
Und nimmt einst dieses Ehrenzeichen —
Verhüt’ es Gott! — ein Feind zum Ziel,
Dann mag’s die Kugel nur zerschmettern!
Wenn’s Deutschland gilt, nur dran und drauf!
Wir wissen’s ja: Aus Kriegeswettern
Blüht’s dann noch zehnmal schöner auf!

Dann werden wir nicht Frieden schließen
Vor uns’res letzten Feindes Fall,
Bis wir den alten Hoffmann gießen
Neu aus erobertem Metall!
Doch geb’ in Gnaden Friedensegen
Uns Gott und Glückes Sonnenschein.
Deutschland hält seine Hand am Degen,
Doch, wenn’s nicht sein muß, schlägt’s nicht drein!

Wohlan! Der Markstein deutscher Ehre,
Auf Felsengrund sei er gestellt
Dort, wo des Deutschen Reiches Wehre
In Treue ihre Nordwacht hält.
Da soll das Erzbild niederschauen! —
Du deutsches Volk, thu’ auf die Hand!
Du gabst die Spende zum Erbauen,
Nun gieb die Spende zum Bestand!

Emil Rittershaus.

Den herzbezwingenden Worten des Dichters ist nur wenig hinzuzufügen. Die Leser wissen, daß die gewaltige Sturmflut des Monats Februar das Fundament des Hoffmann-Denkmals gänzlich zerstört hat, und nur den aufopferungsvollen Bemühungen der Helgoländer ist es zu danken, daß die Büste selbst gerettet wurde. Nunmehr hat die Regierung die Aufstellung des Denkmals auf der Südspitze des Oberlandes genehmigt, und es gilt jetzt, die Kosten für die Wiedererrichtung an der neuen Stätte aufzubringen. An alle Freunde und Verehrer des deutschen Dichters Hoffmann von Fallersleben ergeht die herzliche Bitte, durch freiwillige Gaben dieses Werk zu unterstützen. Geheimer Regierungsrat Robert Fischer in Gera ist wie früher bereit, die Spenden in Empfang zu nehmen, über welche seinerzeit in der „Gartenlaube“ Quittung erteilt werden wird.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil’s Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube.
2. Beilage zu Nr. 26. 1894.

Baden-Baden.

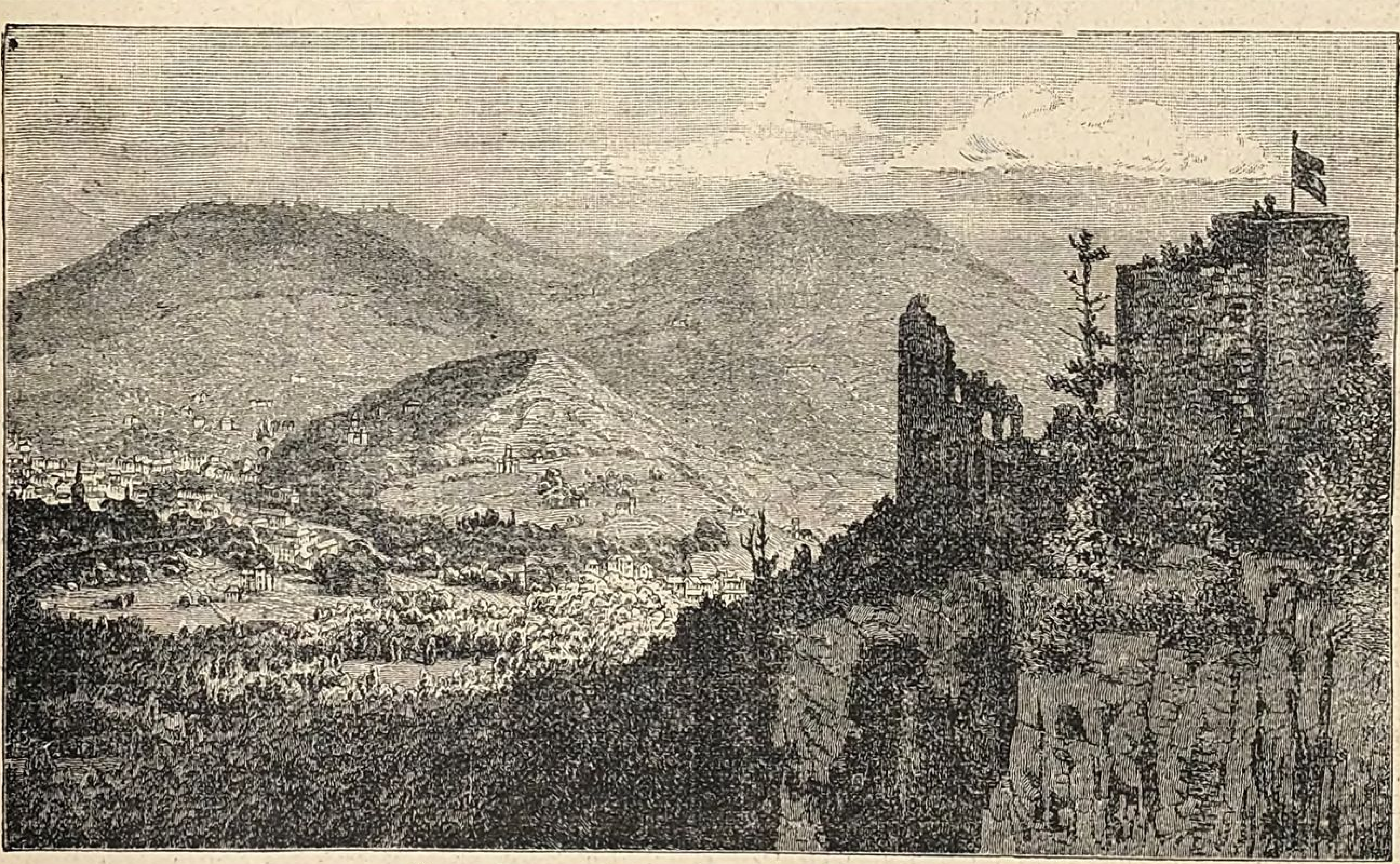
Es liegt ein eigener Zauber in diesem Worte — es setzt sofort die Phantasie in Thätigkeit. — Wir sehen vor uns ein immergrünes, lachendes Thal inmitten weicher, schwellender Bergformen. Das ganze Thal gleicht einem einzigen großen Garten, der sich nach und nach in die dunklen, üppigen Wälder, auf die lichten Höhen verliert, ohne eine Grenze zu finden. Man kann dort tagelang einsam wandeln, wie Johannes Brahms es gethan, als er hier seine Symphonie, seine Quartette komponirte; man kann der Welt aus dem Wege gehen und Gesundheit in der Tannenluft athmen. Aber das kann man überall auf dem Schwarzwalde.

Was man aber nirgends anderswo vermag, das ist, sich dann wieder plötzlich in den Strom der großen Welt zu werfen, in glänzenden Sälen, in vornehmer Gesellschaft sich zu bewegen, in den edelsten Kunstgenüssen zu schwelgen, die berühmtesten Größen der Politik, der Kunst, der Litteratur zu sehen und das üppige Leben der europäischen Großstädte zu genießen — und dies Alles in einem immergrünen Schwarzwaldthale.

Dieser zauberhafte Kontrast ist es, der Baden-Baden so einzig in seiner Art macht. Er ist es, der die Tausende und Abertausende, welche das Oosthal alljährlich besuchen, hierher zieht und hier festhält; der für die verwöhnten Franzosen des Kaiserreichs ebenso zum Magnet geworden war, wie für die russische hohe Gesellschaft, für die Crême von Nord und Süd, von West und Ost, vor Allen aber für unsere deutschen Fürstenhäuser, die Großherzoglich Badische Familie an der Spitze, die hier ein historisch berühmtes Residenzschloß besitzt, welches von ihr in jedem Frühjahre auf mehrere Wochen, im Herbst aber Monate lang, bis in den Winter hinein, bewohnt wird.

Schon der Vater des jetzt regierenden Großherzogs Friedrich, der höchstselige Großherzog Leopold, bevorzugte Baden-Baden vor allen Perlen seines herrlichen Landes; ihm verdankt die reizende Bäderstadt ihren ersten großen Aufschwung, ihren Weltruf. Deshalb setzte ihm die dankbare Bürgerschaft auch ein Denkmal auf dem Leopoldplatze. Aber sein erlauchter Sohn hat die edle Mission seines Vaters in größtem Style fortgesetzt und in seiner jetzt schon mehr als 40jährigen Regierungszeit Baden-Baden in früher ungewohnter Weise vergrößert, verschönert und zum vornehmsten Badeorte umgeschaffen. Denn früher war es nur ein Vergnügungsort, ein Luxusbad; jetzt aber ist es zu einer Heilstätte ersten Ranges geworden, mit Musteranstalten ohne Gleichen, ohne daß die Vergnügungen darunter gelitten haben.

Es sind auch schöne persönliche Erinnerungen, welche Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise an Baden fesseln. Vom Jahre 1850 bis an ihr Lebensende hatte die höchstselige Kaiserin Augusta, diese feine Kennerin von Kunst und Natur, diese hochfürstliche Wohlthäterin der leidenden Menschheit, diese Schützerin der Wissenschaft, hier ihren ständigen Sommeraufenthalt. Ihre Anwesenheit gab naturgemäß Veranlassung zum Besuche hoher und höchster Persönlichkeiten, vor Allen des höchstseligen Kaisers Wilhelm, welcher in keinem Sommer versäumte, seine hohe Gemahlin hier zu besuchen, oft in Begleitung des damaligen Kronprinzen Friedrich und höchstdessen Söhnen, unseres jetzigen Kaisers Wilhelms und dessen Bruders Prinzen Heinrich. Hier wurde der Geburtstag der Kaiserin Augusta alljährlich im Familienkreise gefeiert, und um diese Festzeit bot Baden-Baden das Bild einer preußischen Sommer-Residenz. Hier war es denn auch, wo Großherzog Friedrich, als junger Regent, mit der Prinzessin Luise von Preußen sich verlobte, wo der Bund des edelsten Fürstenpaares zum Segen des Landes geschlossen wurde.



Altes Schloß mit dem Blick auf Baden-Baden

Dem Vorgange des ersten deutschen Kaiserpaares folgten die befreundeten und verwandten Fürstenhöfe von Mecklenburg-Schwerin, Hohenzollern, Braunschweig, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg,

Anhalt, der Landgraf von Hessen ꝛc., ferner der Kronprinz von Schweden und Norwegen mit Gemahlin, der Tochter des Großherzogs von Baden, mehrere russische Großfürsten, vor Allen Großfürst Michael mit Gemahlin, einer Schwester des Großherzogs von Baden, Fürst Hohenlohe, der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst und Prinzessin zu Fürstenberg, welche hier ein Palais besitzt, Prinz Herrmann zu Sachsen-Weimar, Fürst Solms, Herzog von Ujest und viele andere Fürstlichkeiten.

Besonders in der Periode der großen Iffezheimer Rennen, der Glanzzeit Baden-Badens, ist hier das Rendez-vous der vornehmen Sportswelt, die im internationalen Club ihren Mittelpunkt hat — ein Club, wie ihn kein anderer Badeort der Welt besitzt. Auch hierin ist Baden-Baden einzig. Die Clubfeste in der Herbstsaison, die damit in Verbindung stehenden Blumen-Corsos, Bals parés, und vor Allen die internationalen Flachrennen, Steeple-Chases und Trabrennen in Iffezheim haben auch ihres Gleichen in Deutschland nicht, weil Baden-Baden der einzige Ort ist, wo nicht nur die Sportsmen von Oesterreich-Ungarn, England, Italien sich zusammen finden, sondern wohin auch die Franzosen wieder kommen, weil sie ihre alte Liebe nicht vergessen können. In solchen Tagen muß man nach Baden-Baden kommen, wenn man sein high life kennen lernen will.

Wenn man aber die Naturreize des lieblichen Thales in seiner ganzen Frische sehen und genießen will, dann muß man im Mai oder Juni hier sein. Da gleicht das lachende und leuchtende Oosthal einer geschmückten Braut im vollen Jugendreize. Diese Frische des Grüns in allen Schattirungen, welche sich bis auf die höchsten Berge fortsetzen, diese Blüthenpracht, dieser Blumenduft, diese erquickende Waldluft, dieses Quellenrieseln in Busch und Hain — man muß es selbst sehen und genießen, denn beschreiben läßt es sich nicht. Wie viele Dichter haben Baden-Baden gefeiert, wie viele Musiker haben hier gesungen: Nikolaus Lenau, Max Waldau („Nach der Natur“), Justinus Kerner, Karl Gutzkow, Berthold Auerbach, Georg Ebers, Iwan Turgénieff, Jukowsky, Emil Girardin, August Lewald, Schreiber, Spindler, Chezy — Wer nennt sie Alle? Und C. M. v. Weber, Meyerbeer, Reyer, Berlioz, Liszt, Litolff, Klara Schumann, Johannes Brahms, Rubinstein, H. v. Bülow, Pauline Viardot, Jacques Rosenhain (vor Kurzem erst in seiner Villa hier gestorben), und viele, viele Andere haben hier ganze Sommer hindurch geschaffen, auch eigene Villen hier besessen. — Auch die bildende Kunst hat hier eine Heimstätte. Früher lebten hier die Hofmaler Grund und Saal, Winterhalter, später kamen Amberger (im Künstlerhaus), Corrodi, Schrödel, Welsch, Puhonny, Jutz, der Bildhauer Kopf (der Schöpfer der hiesigen Denkmale für Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta).

Baden-Baden besitzt jetzt nicht weniger als drei Kunstausstellungen: die des Badener Kunstvereins; den Badener Salon unter Direktion von Schall (eine neue Schöpfung im Konversationshause) und eine Gemäldesammlung von Gebrüder Redwitz; ferner eine Sammlung der plastischen Kunstwerke von Professor Kopf in dessen Atelier, in unmittelbarer Nähe des Konversationshauses. Auch reiche Private besitzen hervorragende Gemäldesammlungen.

Den gesellschaftlichen Mittelpunkt aller Besucher Badens bildet naturgemäß das Konversationshaus mit seinen prachtvollen Sälen. Aeußerlich präsentirt es sich einfach und schlicht; es ist im nüchternen, antikisirenden Style von Weinbrenner gebaut, wie das Wiesbadener auch. Aber im Innern zeigt sich fürstliche Pracht, namentlich in den Neuen Sälen. Hier treten wir zuerst in einen Wintergarten im Styl Louis XVI. Daran schließt sich ein rother Saal im Versailler Style Louis XIV., ein Boudoir im Style der Pompadour, und den Schluß macht ein Ballsaal mit Gobelins im Style Louis XIII. Diese vier Säle, mit Palmen und Blumen dekorirt, mit unzähligen Kerzen erleuchtet, machen einen großartigen Gesammteindruck; man glaubt, in einem Königsschlosse zu sein.

Die früher erbauten Säle im Mittelbau sind auch schön: der Landschaftssaal mit großen Wandgemälden (der ehemalige Roulette-Saal), der daran stoßende Spielsaal, ehemals für Trente et Quarante, jetzt für solides Whist, Schach und Billard; der Salon Medicis für kleine Musikkreise, der Blumensaal für Tanzunterhaltungen, der Cinque-Cento-Saal, der „Badener Salon“ mit der permanenten Kunstausstellung des Herrn Direktors Schall und schließlich der große Konzert-Saal im Style des Empire. Zur Rechten dieser Säle-Reihe befindet sich das Restaurant mit großem Speise-Saal, 5 kleineren Salons und einem Billard-Saal; zur Linken des Hauptbaues sind die 3 Lese-Säle für Litteratur. Man kann den ganzen Tag in diesen Räumen verbringen: lesend, spielend, essend und hörend. Denn das vorzüglich organisirte städtische Kurorchester unter Direktion von Kapellmeister Hein giebt am Nachmittag und Abend Konzerte, bei kühler Witterung im großen Saale, bei heiterer Witterung in dem dicht vor dem Konversationshause erbauten prachtvollen türkischen Kiosk, dessen Musik man von der Terrasse der Restauration, wie in den vorderen Sälen des Mittelbaues trefflich hört. Die meisten Besucher des Kurgartens ziehen es aber vor, um den Kiosk zu promeniren. Die Konzerte des Kurorchesters (in denen sich auch vortreffliche Instrumental-Solisten hören lassen) wechseln ab mit Militär-Konzerten; oft finden auch Doppel-Konzerte vom Kurorchester und einer Militärkapelle statt. An solchen Abenden ist der Kurgarten meist festlich illuminirt mit Gaslinien, bunten Ballons und Glaslampions. Bei größeren Festlichkeiten erheben sich große hellstrahlende und buntleuchtende Fronten auf der Wiese; zu hohen Festen werden großartige Feuerwerke abgebrannt. An Luftballon-Auffahrten fehlt es auch nicht — kurz, es ist für Unterhaltungen aller Art gesorgt, um das große Publikum, das sich allabendlich hier zusammenfindet, zu fesseln. In den Neuen Sälen finden allwöchentlich Reunions-Bälle statt, die sich mit der Höhe der Saison zu Bals parés erweitern; selbst für die Unterhaltung der Kinderwelt ist Sorge getragen durch reizend arrangirte Kinderfeste. Die Glanzleistungen des aus 52 Mann bestehenden Kurorchesters sind die Künstler-Konzerte im großen Saale unter Mitwirkung berühmter auswärtiger Künstler, die Symphonie-Konzerte, die Soireen für Kammermusik. Die meisten dieser Konzerte sind gratis für die Kurtaxe-Abonnenten. Aber es finden auch Konzerte von berühmten „Sternen“ auf eigene Rechnung statt.

Die Chronik der Badener Konzerte weist die glänzendsten Namen auf. Hier dirigirten Berlioz, Félicien David, Reyer, Saint-Saëns, Felix Mottl, Lassen, Levi, Dessoff, Hans von Bülow, Johann Strauß, Johannes Brahms, Rubinstein; hier sangen die Patti, die Nilsson, die Lucca, die Trebelli, Artôt, Viardot, Faure, van Dyk, Wachtel und unzählige andere Größen; hier spielten Bülow, Rubinstein, Klara Schumann, Sophie Menter, Sivori, Sarasate, fast alle berühmten Pianisten und Geiger der Gegenwart; ehedem haben auch Paganini und Liszt hier konzertirt, das Florentiner Quartett von J. Becker u. s. f. Die Kunstpflege steht in Baden-Baden auf solcher Höhe, daß Mittelmäßigkeiten hier nicht auf Erfolg rechnen können. Es müssen Künstler ersten Ranges sein, wenn sie auf allgemeine Beachtung hoffen wollen.

Dicht neben dem Konversationshaus, zur Seite des Hotel Meßmer — ehemals die Sommer-Residenz der Kaiserin Augusta — erhebt sich das neue, glänzend ausgestattete Theater, in welchem abwechselnd die Mitglieder des Großherzoglichen Hoftheaters von Karlsruhe und im Sommer eine vom jetzigen Intendanten des Großherzoglichen Hoftheaters von Mannheim, Prasch, engagirtes Ensemble spielen. Früher gastirten hier auch Mitglieder der Pariser Großen Oper, der Opéra comique, der Italienischen Oper und des Théâtre français. An Gastspielen von Operetten-Gesellschaften fehlt es auch jetzt nicht. So finden wir hier stete Abwechslung in den Kunstgenüssen, die dem verwöhntesten Geschmacke des Publikums der Großstädte entsprechen.

Auf gleicher tonangebender Höhe stehen neben den Kunstanstalten die Heilanstalten. Sie sind in jeder Hinsicht mustergiltig, ja imponirend in ihren Einrichtungen. Das Großherzogliche Friedrichsbad besitzt eine europäische Berühmtheit. Es hat Millionen gekostet, ist architektonisch schön (von Dernfeld) erbaut, künstlerisch reich und schön ausgestattet, luxuriös und praktisch zugleich. Alle nur denkbaren Arten von Bädern finden sich in diesem kolossalen Gebäude vereinigt: Wannenbäder in reichster Ausstattung, elektrische Bäder, russische Dampfbäder, römisch-irische Bäder, Wildbäder mit beständig ab- und zuströmendem Thermalwasser, Piscinen und Schwimmbäder, Anstalt für Kaltwasserbehandlung, Halle für Inhalationen von zerstäubtem Mineralwasser und Gurgelduschen, Duschen in allen Formen und Temperaturen, pneumatische Apparate. Hierzu kommt noch eine prachtvolle Halle (Wintergarten), in welcher eine große Kollektion von mit Dampf getriebenen Apparaten der schwedischen Heilgymnastik aufgestellt ist. Mit diesen Apparaten werden alle nur denkbaren Körperbewegungen, Erschütterungen, Klopfungen, Reibungen ꝛc. ausgeführt. Die Heilwirkung dieser Apparate ist eine außerordentliche; natürlich ist ärztliche Ueberwachung dabei Bedingung. Bei Gicht, bei Lähmungen, Verkrümmungen, Herz- und Lungenleiden, Unterleibsleiden ꝛc. werden außerordentliche Heilungen erzielt; es ist eine streng geregelte, theils durch Bewegungsmaschinen hervorgerufene, theils durch Selbstthätigkeit bewirkte Gymnastik von einzelnen Körpertheilen, beziehungsweise auch des ganzen Organismus. Massagekuren kommen hinzu, um die Heilwirkung zu vollenden.

Dicht neben dem Friedrichsbad, dessen Entstehung direkt der Entschließung des Großherzogs Friedrich selbst zu verdanken ist, erhebt sich das neu eröffnete Kaiserin Augustabad mit ganz denselben Apparaten und Badeanstalten, speziell für Frauen bestimmt und mit noch größerem Luxus ausgestattet (von Bau-Direktor Durm in Karlsruhe erbaut). Ursprünglich enthielt das Friedrichsbad besondere Abtheilungen für Frauen. Da aber in der hohen Badesaison der Raum sich bald als zu klein erwies, um dem Andrange des heilungsuchenden Publikums zu genügen, mußte ein besonderes Bad für Frauen errichtet werden — ein sprechender Beweis für den großartigen Erfolg des Friedrichsbades. Eine von Professor Moest in Marmor ausgeführte Büste der Kaiserin Augusta, ein Kunstwerk ersten Ranges, ziert das vornehme Treppenhaus dieser neuen, prachtvollen Badeanstalt, die an sich schon eine Sehenswürdigkeit ist, auch wenn man von ihr sonst keinen Gebrauch machen will.

Die dritte große Badeanstalt ist das Großherzogliche Landesbad, für Heilbedürftige des ganzen badischen Landes bestimmt, welche darin zugleich Aufnahme und Verpflegung finden. Diese sehr praktisch angelegte Badeanstalt ist namentlich für weniger Bemittelte bestimmt, welche theilweise mit Unterstützung ihrer Gemeinden hierher kommen, um die Wohlthaten der Badener heißen Quellen zu genießen.

Die Badener Thermen sind alkalische Kochsalzquellen von 44 Grad bis 69 Grad Celsius mit starkem Gehalt von Chlorlithium und Arsenik. Sie liefern zusammen in 24 Stunden circa 750,000 Liter. Wenn sie auch besonders stark zu Bädern benutzt werden — als Heilmittel gegen Gicht und Rheumatismus, bei Gelenkleiden, Hautkrankheiten, Wunden, Lähmungen, Neuralgien, allgemeiner Schwäche und Rekonvalescenz nach schweren Krankheiten — so wirken sie doch auch bei innerlichem Gebrauche, als Trinkkur, sehr wohlthätig, namentlich bei katarrhalischen Leiden, bei Verdauungsstörungen, chronischen Magen-Katarrhen und bei Scrophulose. Die Lithiumquellen sind besonders heilsam gegen Gicht und Rheumatismus; die Aufsaugung gichtischer Kalkablagerungen wird durch Lithium wesentlich gefördert. Vielfach wird das Badener Thermalwasser mit Karlsbader Salz vermischt getrunken. Es giebt dies eine künstliche Karlsbader Wasserkur.

Den Mittelpunkt für alle Trinkkuren bildet die prachtvolle Trinkhalle in der Nähe des Konversationshauses, ein vornehmer Bau, von Hübsch ausgeführt. Die hohe Säulenhalle, zum Spaziergang während der Kurstunden bestimmt, ist mit einer Reihe von Fresken von Götzenberger geschmückt, worin die poetischen Sagen des Schwarzwaldes künstlerisch vollendet dargestellt sind. An diese große Galerie schließt sich der eigentliche großartige Trinksaal, wo nicht nur das Badener Thermalwasser von der Quelle weg getrunken wird, sondern auch alle möglichen anderen natürlichen Mineralwasser in Flaschen oder Krügen abgegeben werden. Während der Kurstunden konzertirt eine Abtheilung des Kurorchesters in dem in der Nähe der Trinkhalle neu erbauten zweiten Kiosk.

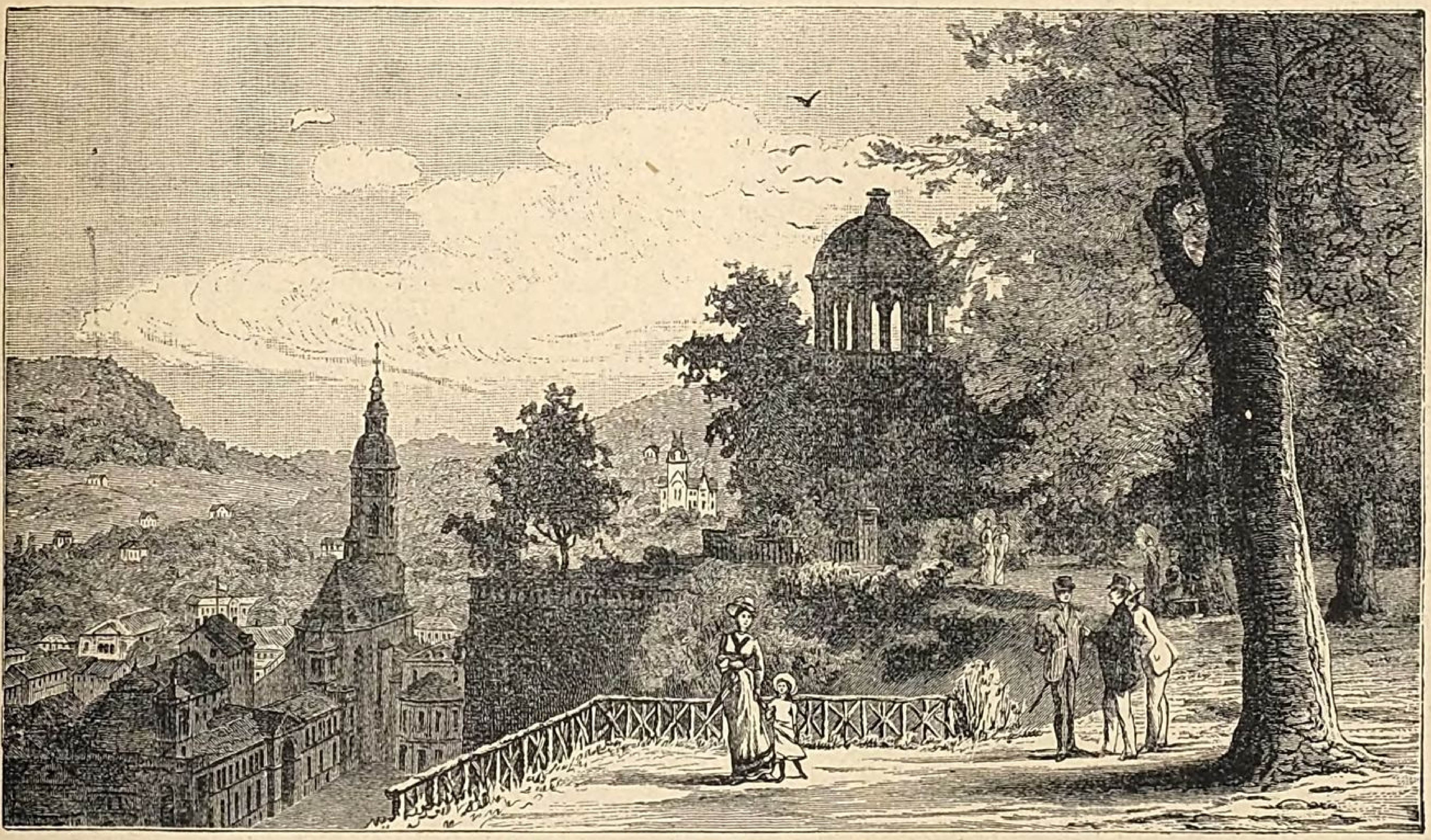
Am Friedrichsbad befindet sich eine Trinkquelle mit besonders starkem Lithiumgehalt; auch in den Hauptstraßen der Stadt fließen mehrere warme Quellen zum allgemeinen Gebrauch. In den altrenommirten Hotels „Hirsch“, „Darmstädter Hof“, „Badischer Hof“, „Zähringer Hof“, „Stahlbad“ und „Baldreit“ sind Badekabinette mit Thermalwasser, die von Jedermann, nicht nur von Bewohnern des Hotels, benutzt werden können.

Dem Rufe Baden-Badens als Heilort entsprechend, finden wir in der Stadt noch eine Reihe von Heilanstalten, die sich im Privatbetrieb befinden: eine große pneumatische Anstalt, von Dr. Schliep und Dr. Baumgärtner dirigirt; zwei Sanatorien mit allen möglichen Hilfsapparaten, zugleich mit Pension, zwei Frauenkliniken (Quisisana von Dr. Baumgärtner und Klinik von Dr. Zilles), eine Klinik für Nervenkranke (Dr. Emmerich), eine für Augenkranke (Dr. v. Hoffmann) u. s. f. Die schwedische Massagekur wird durch Professor von Cederskiöld, Kelgreen und Andern ausgeübt. Das herrliche milde Klima von Baden-Baden in seiner Gleichmäßigkeit, die reine, staubfreie und ozonreiche Luft, die geschützte Lage, das absolut kalkfreie Trinkwasser, die musterhafte Reinlichkeit der Straßen, die in Ausführung begriffene systematische Kanalisation, der rasche Abfluß der atmosphärischen Niederschläge durch den in starkem Gefälle dahin eilenden Oosbach — dies Alles wirkt zusammen, um Baden-Baden zu einem ebenso angenehmen, als gesunden und kräftigenden Aufenthalt zu machen.

Wenn früher die Stadt nur im Sommer von Fremden besucht wurde und Winterkuren nicht gemacht wurden, so ist dies anders geworden, seitdem das Friedrichsbad, die Trinkhalle, wie das Konversationshaus den ganzen Winter hindurch geöffnet sind und die Wintervergnügungen eine Fortsetzung der Sommerunterhaltungen bilden, mit Abonnements-Konzerten, Reunions, kostümirten und Maskenbällen, mit Theatervorstellungen, wissenschaftlichen Vorträgen ꝛc. Da auch die Hotels im Winter Pension mit reduzirten Preisen geben, so hat sich Baden-Baden zu einer Winterstation entwickelt, die mehr und mehr besucht wird. Viele Fremde siedeln auch für das ganze Jahr hierher über. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 8.97 Grad Celsius. Der mittlere Luftdruck ist 743.70 Millimeter, der Dunstdruck 7.5, die relative Feuchtigkeit im Mittel 79 Procent. Die Mittelwerthe der Temperatur nach zehnjähriger Beobachtung sind: für Januar 0.50, Februar 2.11, März 4.89, April 8.91, Mai 11.56, Juni 16.03, Juli 17.96, August 17.52, September 14.28, Oktober 9.11, November 4.19, Dezember 0.32. — Auf der drei Stunden von der Stadt entfernten 1004 Meter hohen Badener Höhe bestehen seit einigen Jahren einige sehr besuchte Luftkurorte, wie Sand, Plättig, Wiedenfelsen und Hundseck, inmitten der schönsten Tannenwaldungen. In den heißen Sommermonaten sind sie voll besetzt. Omnibusse vermitteln regelmäßig den Verkehr mit Baden-Baden.

Für Spaziergänge, nahe wie ferne, ist in Baden-Baden in der umfassendsten Weise Sorge getragen. Das Charakteristische dabei ist, daß jeder Ausflug, sei er nun klein oder groß, zu neuen Aussichten führt und überraschende Umblicke gewährt. Die hierdurch gebotene Mannigfaltigkeit ist in der That über alle Erwartung groß. Man kann wochenlang in Baden-Baden verweilen und täglich einen anderen Ausflug machen. Zudem führen bis zu den höchsten Punkten und bis in die weiteste Ferne sehr bequem ansteigende und solid gebaute Fahrstraßen; für Fußgänger sind Wegweiser in Menge angebracht, an den Aussichtspunkten Ruhebänke. Auf den drei höchsten Punkten um Baden, auf dem Merkur, dem Fremersberg und der Badener Höhe sind hohe Thürme errichtet, um die sich darbietenden großartigen Panoramen ganz zu überschauen: auf dem Merkur für das Oos- und Murgthal, auf dem Fremersberg für das Rheinthal, auf der Badener Höhe für den ganzen Gau.

Der erste Spaziergang wird immer in die berühmte Lichtenthaler Allee sein, die vom Kurgarten bis nach Lichtenthal (eine halbe Stunde) an der Oos entlang führt. Es sind nicht nur die schönen alten Eichen, welche uns hier fesseln, sondern es sind auch die malerischen Parkanlagen, die im Style des großen Gartenkünstlers Grafen Pückler-Muskau vom Hofgarten-Inspektor Eyth angelegt sind und durch ihre kulissenartige, auf perspektivische Wirkungen berechnete Anordnung frappiren. An dieser Allee liegt zunächst, gegenüber der Kaskade, das Haus mit Garten des Internationalen Clubs; auf der daran stoßenden Wiese erhebt sich das von Kopf geschaffene Denkmal der Kaiserin Augusta; hinter demselben, in einem Gebüsch verborgen, steht ein schlichter Erinnerungsstein an den ersten Besuch der Kaiserin in Baden-Baden. Weiter oben steht auf dem Wiesenplan die Schillerlinde, die zum 100jährigen Jubiläum der Geburt



Schloßgarten mit Dagoberts-Thurm

Schillers (1859) von der Stadt gepflanzt wurde, neben einem Gedenkstein. Nicht weit davon beginnt der große, vom Gemeinnützigen Verein höchst elegant hergerichtete Spielplatz für Lawntennis und andere Spiele im Freien. Hier werden auch Volksfeste abgehalten; im Winter wird der ganze Platz überschwemmt und zum Schlittschuhweiher umgestaltet, auf dem auch Eisfeste stattfinden. Dahinter, jenseits der Oos, an der Schillerbrücke, ist das städtische Schwimmbad. Eine Anzahl der größten und schönsten Hotels mit prächtigen Parkanlagen zieht sich der Oos entlang. Schön angelegte Villen vermitteln den Anschluß an Lichtenthal so unmerklich, daß man nicht unterscheiden kann, wo Baden-Baden aufhört und Lichtenthal beginnt. Im Dorfe wird man den Besuch des historisch merkwürdigen Klosters mit der Grabstätte von Mitgliedern des Badischen Fürstenhauses nicht versäumen, auch wohl den unmittelbar hinter dem Kloster sich erhebenden Cäcilienberg besteigen. Hinter dem Dorfe theilt sich der Weg; er führt rechts nach dem in stiller Verborgenheit herrlich grünenden Geroldsauer Thal, einem weltentrückten idyllischen Grunde, der bis zum Geroldsauer Wasserfall hinaufführt, der vielfach besucht wird und wo auch eine kleine Restauration sich etablirt hat.

Der zweite, links gelegene Weg führt von Lichtenthal aus nach Oberbeuern, an dem Gasthaus zum Waldhorn vorüber, wo das Portrait des früheren Wirthes von dem Pariser Bildhauer Dantan in Hochrelief ausgeführt, über dem Eingang uns entgegen lacht. Dort war der Lieblingsaufenthalt der französischen Künstler und Schriftsteller. Verfolgt man den Weg noch weiter, so gelangt man zu der malerisch gelegenen Fischkultur-Anstalt mit rationell betriebener Fischzucht und einem Parke mit reichen Wasseranlagen. Hier befindet sich eine ausgezeichnete Restauration, wo man Forellen, Aale, Krebse ꝛc. gleichsam an der Quelle verspeisen kann — ein Rendezvous-Platz der feinen Welt.

Wenn dieser kleine Ausflug nach Süden hin sich lediglich auf Fahrwege beschränkt, bewegt sich ein anderer, nach Westen zu, mehr auf Fußwegen durch den Wald. Wir gehen vom Konversationshause aus, zunächst an dem Atelier von Kopf vorbei, an dessen Eingang eine herrliche Marmorbüste des Kaisers Wilhelm I. thront. Die Büste steht schrägüber dem Meßmer'schen Hause und schaut nach dem historischen Eckfenster, wo der Kaiser seinen Schreibtisch hatte, wenn er zum Besuch der Kaiserin Augusta hier wohnte. Wir steigen nach der Höhe, am Palais Vitzthum (jetzt vom Geheim. Kommerzienrath Krupp in Essen gekauft) vorüber und sind überrascht von dem herrlichen Rundblick, der sich hier öffnet. Dann biegen wir ein in den Kaiserin Augusta-Weg am Waldrande, wo ein Gedenkstein daran erinnert, daß die Kaiserin täglich hier ihren Spaziergang machte. Nun steigen wir rechts in ein kleines, enges Thal hinab, an der Friesenquelle vorbei und gelangen an den malerisch angelegten Waldsee, eine Schwarzwald-Idylle. Von hier führen viele Wege zur Stadt zurück. Der weiteste und schönste ist der über die drei Eichen, wo wir wieder ein prächtiges Panorama des Oosthales vor uns sehen. Von dort geht es zu der von Klenze erbauten griechischen Kapelle mit ihrer goldenen Kuppel und ihrem mit orientalischem Luxus, Fresken und Statuen geschmückten Innern, die Begräbnißkapelle des Fürsten Sturdza. Rechts davon winken die Thürme und Erker der stolzen Burg Solms, die im altgothischen Styl erbaut ist; von da steigen wir den Hügel hinab zum Konversationshaus. Einen einstündigen Spaziergang, der eine solche Fülle von Bildern, eine solche Abwechslung bietet, wird man anderswo schwerlich wiederfinden.

Nun aber lockt es uns nach Norden, aus dem Thale den Bergen zu. Wir machen die erste Station bei dem Großherzoglichen Residenzschloß, dem sogenannten Neuen Schloß. Es ist im Innern prachtvoll ausgestattet, birgt auch viele Kunstwerke; seine unterirdischen Gänge (das sogenannte Vehmgericht) sind auch sehenswerth. Der das Schloß umschließende Park ist malerisch angelegt und des Besuches werth. Dann machen wir einen kleinen Abstecher nach dem sogenannten Echo, wo der Fürst zu Fürstenberg zur Erinnerung an die Lebensrettung seines Sohnes einen kleinen Tempel in griechischem Style mit einem Schutzengel errichten ließ. Nun steigen wir aufwärts zu der Waldhütte (Sophienruhe), die am Aufgang zu den Ruinen des Alten Schlosses Hohenbaden liegt. Hier umfängt uns die ganze Poesie des malerischen, sagenreichen Schwarzwaldes. Hundertjährige Edeltannen streben wie Riesensäulen zum Himmel auf. Wir kommen an dem kleinen Eber-Brunnen vorbei und sehen bald die altersgrauen Mauern der Ruine des Stammschlosses der Markgrafen von Baden vor uns. Es sind eigentlich zwei Schlösser, die nach einander hier erbaut wurden; wir betreten zuerst den großen Rittersaal des jüngeren Schlosses, das bis zu seiner Zerstörung durch die Franzosen den Wittwensitz der Markgräfinnen war. Durch die Fenster der Galerie genießen wir entzückende Ausblicke auf das Oosthal und die Stadt, wie auf die umgebenden Höhenzüge. Dann steigen wir höher hinauf zu der älteren Burg und dem alten Vertheidigungsthurm. Hier ist der Umblick noch großartiger; man überschaut auch das Rheinthal bis weit über Karlsruhe hinaus, die Vogesen und den Hardtwald. Zauberhaft ist die Wirkung dieser Ruine inmitten des herrlichen Waldes bei Mondscheinbeleuchtung.

Man versäume nicht, von hier aus noch höher hinauf, auf die Felsen zu steigen. Der Eindruck ist ein ganz überraschender. Vielfach gespalten, Säulengruppen mit fantastischen Formen bildend, erinnern uns diese Felsen an die der sächsischen Schweiz, obgleich letztere aus Sandstein, die Badener aus Porphyr bestehen. Unterirdische Gewalten haben hier offenbar mächtige Erschütterungen hervorgerufen, vermuthlich zu der Zeit, als die heißen Quellen entstanden sind. Von der Felsenbrücke aus überschaut man die Zerstörung am besten. Dann steige man die Felsenstiege hinab und gehe weiter zur Engelskanzel und Teufelskanzel, wo ein Gedenkstein an den letzten Besuch des Kaisers Wilhelm I. erinnert. Ist man nicht zu sehr ermüdet, so mache man noch einen Abstecher nach der in der Tiefe liegenden Wolfsschlucht mit ihren geheimnißvollen Schlupfwinkeln, die an den Teufelsspuk im „Freischütz" erinnern.

Von hier ist es nicht weit zur Ruine der Burg Alteberstein. Die Aussicht nach dem Rheinthal und Murgthal ist wieder eine sehr lohnende, der Blick auf die riesigen Waldungen am Fuße der Burg ist überraschend.

Wer das Emporsteigen nicht scheut, verbinde mit dieser Tour den Besuch des Merkur, des höchsten Berges (672 Meter), der das Oosthal und Murgthal scheidet. Dort oben fand man einen römischen Altar des Merkur. Vom hohen Aussichtsthurm aus überblickt man den ganzen Gau in einem prachtvollen Panorama, dessen Einzelnheiten ein käuflicher Orientirungsplan erläutert.

Dem Rivalen des Merkur, dem Fremersberge, versäume man auch nicht, einen Besuch zu machen. Auch hier erleichtert ein Aussichtsthurm mit Orientirungstafel den Ueberblick. Man besteigt den Fremersberg am besten vom Waldsee aus und wendet sich beim Heruntergehen entweder nach dem altrenommirten Jagdhaus mit dem Hubertus-Pavillon, oder am Fremersberger Hof vorbei nach dem Korbmattfelsen, einem hübschen Aussichtspunkt, der ohne Mühe zu erreichen ist. Von da geht man zur Molkenkur hinab und entweder zur Leopoldshöhe, welche zum Gunzenbacher Thal, einem anheimelnden kleinen Seitenthale, oder zum Hof Sauersberg und über den anmuthigen Verbindungsweg durch den Wald nach Lichtenthal führt, eine Reihe reizender Partieen, die dicht neben einander liegen und doch alle verschieden im Charakter sind. Man kann über Baden-Badens Naturschönheiten erst dann einen Ueberblick und damit ein Urtheil gewinnen, wenn man Wochen lang sich hier aufhält und alle diese Touren unternommen hat, von denen keine anstrengend ist.

Für weitere Touren stehen überall elegante Landauer mit fester Fahrtaxe zu Diensten. Da ist zunächst die sagenreiche Ruine Yburg mit ihrem alten Thurme, von wo aus man wiederum einen prächtigen Rundblick genießt; dann Steinbach, zu Füßen der Yburg mit dem Denkmal für den berühmtesten Sohn des Städtchens, Erwin von Steinbach, den Erbauer des Straßburger Münsters. Nicht weit davon liegt Neuweier mit seinem renommirten Mauerwein und seinen Forellen. Nicht weniger geschätzt ist der Affenthaler Rothwein, der in der Nachbarschaft von Bühlerthal wächst, dem Ausgangspunkt zu dem romantischen Gertelbachthal mit seinen herrlichen Wasserfällen in steiler Schlucht. Von dort macht man einen Ausflug nach der Ruine Windeck, nach Sasbach (Denkmal Turenne's) und Erlenbad. — Eine andere Tour von großen Reizen ist die nach dem Forsthaus Plättig, nach dem Luftkurort Sand, zur Badener Höhe (Aussichtsthurm) und der idyllischen Kolonie Herrenwies, die hoch oben in einem Wiesengrunde eingebettet ist. Hat man einen ganzen Tag zur Disposition, so fahre man durch das Murgthal zurück, durch die wildromantische Rauhmünzach über das malerisch gelegene Forbach nach dem Städtchen Gernsbach an der Murg, über welchem das stattliche Großherzogliche Jagdschloß Eberstein, mit Park und Weinbergen (Eberblut) thront, oder nach dem kleinen Bad Rothenfels, den Eisenwerken in Gaggenau und über das historisch berühmte, vielerlei Kuriositäten enthaltende Lustschloß Favorite, einst der Sitz der lebensfrohen Markgräfin Sybille, nach Baden zurück — die sogenannte große Murgthaltour, welche eine Fülle von Abwechslung bietet.

Eine ebenso große und ebenso lohnende Tagestour ist die nach Achern zum sagenreichen Mummelsee, zur poetischen Klosterruine und den höchst malerischen Wasserfällen von Allerheiligen, und durch das fruchtbare Renchthal zurück. Diese unvergleichlich schöne Tour nach Allerheiligen kann man auch mit der Eisenbahn über Appenweier und Oberkirch machen. — Will man überhaupt die Eisenbahn benutzen, so bietet sich eine Fülle von weiteren Touren dar in das Kinzigthal, auf der Schwarzwaldbahn nach Triberg, nach Straßburg, nach Freiburg und das Höllenthal u. s. f.

Und am Abend kann man, wenn man will, immer wieder in Baden-Baden sein und auf dem Platze vor dem Konversationshause, oder in diesem selbst, alle Zerstreuungen und Vergnügungen der großen Welt genießen.

Das ist der Zauber,
Der dich umschließt:
Baden, du Einzige,
Sei mir gegrüßt!

Druck von Rudolf Mosse. — Für den Anzeigentheil verantwortlich: Leo von Waligorski in Berlin.

Nr. 27. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

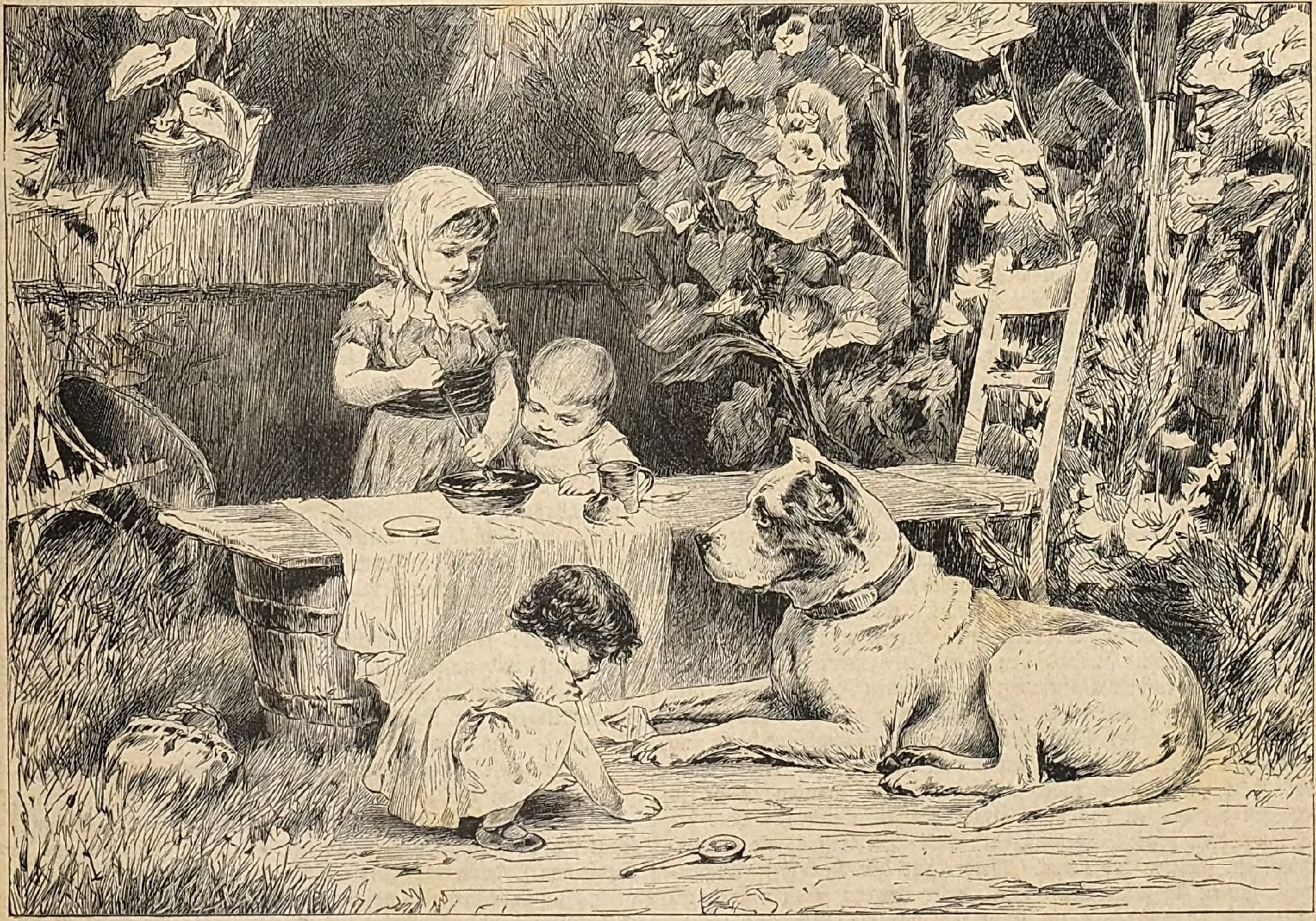
Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Brüder.

Roman von **Klaus Zehren.**

Es ist am Abend des achtzehnten August 1870. Glutrot im Dunste des Pulverdampfs und des durch Menschenfüße und Pferdehufe aufgewühlten Staubes ist die Sonne zur Rüste gegangen auch über diesem Tag, und die Dämmerung sinkt nun wie eine riesige alles verhüllende Totenhand auf die Wahlstatt herab. Von fernher, ersterbend, in Pausen schwächer und schwächer werdend, Gewehrfeuer, das dumpfe Dröhnen eines Kanonenschusses, welches in langsamen Schallwellen über die sanft geneigte Landschaft zu kriechen scheint. Rings am Horizont züngelnde Flammen, brennende Dörfer, aus kohlendem Gebälk aufsteigender schwarzer Rauch. Ein Stöhnen und Aechzen schwebt durch die Luft, der Sterbeseufzer Gefallener, vermischt mit den wimmernden Klagelauten der Verwundeten. Biwakfeuer glimmen auf; hier und da tönt der Klang deutscher Soldatenlieder hinein in den Blutdunst, der von der Erde sich erhebt. Einzelne Schüsse knattern bald nahe, bald fern, Schüsse, mit denen die Verwundeten die Aufmerksamkeit der Krankenträger auf sich zu lenken suchen.

Ein einzelner Ordonnanzoffizier reitet langsam über das Schlachtfeld von St. Privat.



Neros Gastmahl.
Nach einer Originalzeichnung von K. Fröschl.

„Hier waren sie, als ich den Bruder zuletzt sah," murmelt er, mit den Augen scharf die unregelmäßig verstreuten Leiber der Gefallenen musternd, während sein abgehetztes Pferd mit gesenktem langgestreckten Halse dahinschreitet; behutsam hebt das edle Tier die Füße über reglose Körper hinweg, windet sich hindurch, weicht schnaubend zurück vor einem Sterbenden zu seinen Füßen.

Hier war es, wo die preußischen Garden zum Sturm vorgingen auf St. Privat, todesmutig, unter brausendem Hurra heranbrandend in dem vernichtenden Gewehrfeuer, das ihnen aus jeder Hecke, hinter jeder Steinmauer des Dorfes hervor entgegenprasselte. Reihenweise hat sie der Tod niedergemäht.

Etwas abseits von einer solchen todesstarren Gruppe liegt lang hingestreckt am Boden die mächtige Gestalt eines Offiziers, das Antlitz, auf den verschränkten Armen ruhend, zur Erde gekehrt.

Langsam, den Kopf weit vorgebeugt, kommt der Reiter näher, und als sich ihm die Umrisse jenes Körpers aus dem Dämmerlicht loszulösen beginnen, zieht fahle Blässe über das Gesicht des Suchenden. „Bruder!" stöhnt er und gleitet aus dem Sattel, an der Seite jenes Gefallenen niederknieend.

Sein Gaul senkt schnaufend die Nüstern zu einigen niedergetretenen Haferähren hinab, während die Hände seines Reiters den Körper des Hingestreckten betasten. „Bruno! Bruder!" Er hält die eigenen Finger dicht vor die Augen, nach Spuren von Blut forschend.

Kein Laut, der dem Rufenden Antwort giebt. Oder doch? Ist es nicht, als ob ein Zittern durch den Körper da vor ihm gehe, als ob ein ersticktes Wimmern vernehmbar sei? „Bruno, wo bist Du verwundet? Kannst Du den Kopf nicht heben?" Und wieder beginnt er mit den Händen zu tasten. Kein Tropfen Blut, nicht eine defekte Stelle in dem die breite Gestalt umschließenden blauen Waffenrock! Da — kein Zweifel! Ein krampfhaftes Zucken der Glieder ist fühlbar. Entschlossen hebt Hermann von Weßnitz das Haupt des Bruders empor, faßt ihn an den Schultern und schwerfällig dreht sich der Körper auf den Rücken.

„Was ist Dir, Bruder? So sieh mich doch an!"

Langsam öffnet Bruno die Augen, wie jemand, der sich fürchtet, durch das Sehen wieder die Außenwelt auf sich wirken zu lassen. Ein verstörtes ausdrucksloses Gesicht, zwei glanzlose stumpf starrende Augen! Aber das ist nicht der Blick eines schwer Verwundeten oder Sterbenden!

Die Brüder hängen mit ihren Blicken aneinander wie gebannt; der eine forschend, suchend, der andere mit einem Zucken in den Augenlidern, einem unruhigen Hin- und Herflackern. Dann schlägt Bruno beide Hände vor das Antlitz. „Was willst Du von mir? Geh, geh — laß die Hände weg! Fort von mir, sag' ich! Doch nein, nein, bleib! Rasch einen Revolver! Ich verlor den meinen . . . . Was starrst Du mich an? So thu' es doch! Schieß' Deinem Bruder eine mitleidige Kugel vor die Stirne!"

Hermann prallt zurück. Seine Blicke irren entsetzt, verständnislos umher. Ist er wahnsinnig oder der Bruder? Eine unnennbare Vorstellung, eine unklare atemraubende Ahnung von etwas Schrecklichem, Undenkbarem zuckt ihm durchs Gehirn. Er stützt sich wie nach einem Halt suchend mit beiden Händen auf den Boden; seine Finger krampfen sich in das Erdreich.

Nun klingen wieder Worte an sein Ohr, abgerissen, stockend, hervorgestoßen aus einer ächzenden Menschenbrust. „So tritt mich doch mit den Füßen! Ein Weßnitz ein Feigling! Schlage mich, wenn Dir eine ehrliche Kugel zu gut dünkt! Ganz recht, Du willst nicht hersehen! Hier liegt Dein Bruder, Blut von Deinem Blut, haha — — pst! Ruhig! Duck' Dich!" Er versucht den Bruder zu sich herabzuzerren, während seine Augen mit dem Ausdruck eines geschlagenen Hundes den Gestalten zweier Krankenträger folgen, die in einiger Entfernung vorübergehen. „Daß sie uns hier nicht zusammen sehen! — O, im Anfang war das alles gar nichts! Man steckte so in der Masse drin, man hörte Kommandorufe und es ging vorwärts, man sah kaum rechts noch links. Aber dann ein Halt, weil wir nicht mehr vorwärts konnten, auch zu schießen vermochten wir nicht hinter dem Grabenwall. Nur die Verwundeten schrien. Jetzt wieder auf! Die Ersten, die heraussprangen, stürzten tot zurück. Wieder an der Deckung! Reihenweise sanken sie zusammen. Den Vetter Ungern schossen sie durch den Kopf, er rollte wie ein Klotz mir vor die Füße und ich — nun ich stürzte über ihn weg — dort, dicht hinter mir, er liegt noch da. O, er kann wohl so ruhig daliegen! Ein ehrlicher Toter!"

Erschöpft hält der Sprecher inne und wischt mit dem Rücken der rechten Hand den Schweiß von der Stirne.

„Du hast irgendwo eine matte Kugel, einen Prellschuß bekommen," sagt Hermann von Weßnitz in einem Ton, als klammere er sich an diese Möglichkeit fest.

Der Bruder schüttelt den Kopf. „So glaubte ich selbst im Anfang! Ein dumpfes lähmendes Gefühl im Kopf, als hielten mich tausend Hände an den Kleidern auf dem Boden fest. Dann kam das zweite Bataillon dicht an uns vorbei; irgend einer sagte ganz laut: ‚Da liegt Weßnitz, armer Kerl!' O, hätte er wahr gesprochen! Kurz darauf betastete jemand meinen Körper. Eine Stimme schrie herüber: ‚Nicht den! Dem ist nicht mehr zu helfen, hier, nehmt diesen Offizier!' Dann war ich wieder allein. Ich kannte jene Stimme, es war die unseres Bataillonsarztes."

„Noch war es nicht zu spät —"

„So, glaubst Du? Sollte ich hinterherlaufen und schreien: mir fehlt nichts, gar nichts, ich habe nur einen kleinen Nervenschauer gehabt! So antworte doch! Hermann!" schreit er auf, „sieh mich nicht so an! So nicht! Genau wie der Vater! Nur der graue Bart fehlt und die schneeweißen Haare! Ja, ja, es ist gut, daß sein Haar schon weiß ist! Ein Weßnitz ein Feigling in seines Königs Rock!" In namenloser Scham wirft sich Bruno wieder herum und wühlt das Gesicht in die Erde.

Tiefe Stille, es ist fast Nacht geworden. Unheimlich dröhnt von St. Privat das Prasseln zusammenstürzender Häuser herüber.

Hermann ist aufgestanden. Die Arme über der Brust gekreuzt, blickt er unbeweglich zu dem Bruder hinab. Tiefe Falten legen sich ihm um Mund und Augen; Schmerz, Groll, Schamgefühl graben scharfe Linien in sein junges Gesicht, rascher und härter, als Jahre es könnten.

Da tönen Stimmen herüber zu den beiden. Scheu fahren sie zusammen.

„Hermann, wenn jemand uns hier so fände! Geh, geh! Wo ist Dein Revolver? Rasch, ich beschwöre Dich! Der Vater, die Kameraden . . ."

Eine Sekunde zögert Hermann, dann zerrt er den Revolver aus der Satteltasche und drückt ihn dem Bruder in die feuchtkalte erdige Rechte. „O Bruder!" ruft er stöhnend.

„So — danke Dir! Leb' wohl! Und grüß' die Lore — und . . ."

Das andere hört Hermann nicht mehr; halb besinnungslos, kaum die Bügel berührend, schwingt er sich in den Sattel und giebt dem Pferde die Sporen; in aufgeschreckten Sprüngen stürmt es davon. Plötzlich ein heftiger Ruck an den Zügeln — er hält. Ein entsetzlicher Gedanke hat ihn erfaßt und macht ihm das Blut in den Adern erstarren: „Warum hast Du die That nicht verhindert? Mörder! Brudermörder!" Er reißt das Pferd herum und will zurück. Da — ein kurzer Knall aus jener Richtung. Der Reiter zuckt zusammen und fährt langsam mit der Hand unter die Helmblende. „Zu spät! Es ist geschehen! Leb' wohl, Bruno!" kommt es heiser von seinen Lippen.

Winkt dort nicht im Schein mehrerer brennender Laternen ein rotes Kreuz auf weißem Grunde? Mechanisch wendet er sein Pferd dorthin.

Eine Verbandstelle. Mehrere Aerzte sind an der Arbeit, den einen davon kennt er persönlich.

„Herr Stabsarzt! Bitte, dort, an jenem kleinen Strauch — er hebt sich gegen den Feuerschein ab — dort muß mein Bruder liegen. Ich habe keine Sekunde Zeit — Meldung an das Generalkommando —"

„Werde sogleich hinschicken, selbstverständlich! Eine tolle Wirtschaft, und nun die Nacht dazu! Sie schleppen alles heran, Tote und Sterbende, und die anderen, denen noch zu helfen wäre, bleiben liegen. He, Krankenträger! Dort drüben — sie sehen den Strauch — ein verwundeter Offizier!"

„Ich danke Ihnen," preßt Hermann hervor und reitet davon. —

In einem halbzerschossenen Hause findet er seinen General.

„Was ist aus Ihrem Bruder geworden, lieber Weßnitz?" fragt ihn der Vorgesetzte, unter den buschigen Augenbrauen hervor seinen Ordonnanzoffizier anblickend.

„Ich habe ihn nicht gefunden", antwortet Weßnitz und wendet sein Gesicht von dem dürftigen Lichtschein einer wackligen Stalllaterne weg, die fast das einzige Mobiliar dieses Quartiers ausmacht.

„Na, es wird nicht so schlimm sein! Verdammt! Nach diesem

Tag nichts als Wasser und das elende französische Weißbrod! Langen Sie zu, Weßnitz, in der Not frißt der Teufel Fliegen!"

„Ich danke gehorsamst, Herr General, ich kann nicht essen, ich habe nur den Wunsch, zu schlafen."

„Glaub's schon. Dort auf der Tenne hab' ich Stroh zusammentragen lassen."

Langsam geht Hermann hinaus. Der General blickt ihm sinnend nach. „Ein braver Kerl; nur zu still und zu bescheiden, um rasch seinen Weg zu machen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage später!

Hermann hatte seinen Bruder besucht im Feldlazarett.

„Kann von Glück sagen, Ihr Bruder," hatte derselbe Stabsarzt gemeint, dessen Fürsorge Hermann am Abend des achtzehnten August angerufen hatte. „Einen Centimeter mehr links, dann war alles aus."

Nachher war Hermann an Brunos Lager getreten. Sie sprachen nicht viel zusammen. Wie ein feindlicher Schatten stand die Erinnerung an jene Scene auf dem Schlachtfelde zwischen ihnen.

Ein kurzer flüchtiger Händedruck.

„Ich soll nach der Heimat gebracht werden — hast Du etwas zu bestellen?" fragt Bruno mit matter Stimme.

„Nein, nichts!"

„Auch nicht Grüße an Vater und Mutter?"

„Ja so — gewiß!"

„Und an die Lore?"

„Auch an die natürlich!"

„Hermann!" Es lag ein unsagbar trauriger hoffnungsloser Ton in der Stimme des Verwundeten, ein beinahe frauenhaft weiches Flehen.

„Leb' wohl, Bruno! Gute Besserung!" Das klang fast gerührt, war aber halb im Fortgehen gesagt. —

Am nächsten Abend lag Hermann von Weßnitz, in eine Pferdedecke gehüllt, am Biwakfeuer. Rings in der Runde im flackernden gespenstischen Schein der brennenden Holzscheite die schlafenden Gestalten der Kriegsgefährten, deren todmüde Glieder auf einigen Schütten Stroh ausgestreckt ruhten; hoch über ihm die Sterne in hellem Geflimmer. Er konnte die Augen nicht schließen, ein Gedanke hielt sie wach, ein unablässiges schmerzhaftes Grübeln, ein Wägen zwischen Herz, Verstand und deutscher Soldatenehre.

Zuerst hatte er eine unbändige Freude darüber empfunden, den Bruder noch lebend zu wissen, befreit zu sein von dem dumpfen bleiernen Gefühl, ihm selbst die tödliche Waffe in die Hand gedrückt zu haben. Aber eine kurze Freude war's. Gleich nachher der häßliche quälende Gedanke: wie kommt's, daß er nur verwundet ist? Kann das Zufall sein oder hat auch da noch seine Hand gezittert, aus Feigheit gezittert?

Er schauderte frierend zusammen und stieß mit dem Fuß einen Holzklotz tiefer in die Flammen. Gewaltsam suchte er sich seinen Grübeleien zu entreißen. Was wäre denn besser geworden, wenn die Kugel einen Centimeter weiter links gegangen wäre? Konnte der Tod des Bruders die Sache anders machen? Ja doch — das wäre Sühne gewesen mit dem Leben, das er zu lieb gehabt hatte. Sühne? Wofür denn Sühne? Für eine natürliche menschliche Schwäche? Für das Versagen der Nerven, für eines der mächtigsten Gefühle einer jungen Brust, für den Wunsch, das Leben zu retten . . . . . . Und trotzdem —

Hermanns Blick haftete nachdenklich auf der Brust eines Husarenoffiziers ihm zur Seite; auf dem lichtblauen Tuch des Rockes bewegte sich mit dem Atmen des Schläfers ein schlichtes schwarzes Kreuz auf und nieder, regelmäßig, taktmäßig. Er konnte den Blick nicht davon trennen. Man hatte erzählt, die verwundeten Offiziere würden fast alle mit dem Eisernen Kreuz geschmückt werden, mit diesem Ehrenzeichen, das so schmucklos und stolz zugleich auf der Brust getragen wurde, mit dem der König die Besten zu ehren gedachte. Die Besten!

Er richtete sich auf und starrte glanzlosen Auges ins Feuer; aber die Stimme in ihm kam nicht zur Ruhe. Dann bist also du schuld, daß dein König dies Zeichen einem Unwürdigen an die Brust heftet! Und alle werden achtungsvoll das Kreuz betrachten, alle, alle! Der Vater und die Lore mit dem Goldhaar und den braunen großen Augen! Mit zitternden Fingern griff er sich an die Stirn. Würde Bruno es tragen können, dies Ehrenzeichen für seine Schande, ohne wahnsinnig zu werden? Würde es ihn nicht tausendmal überkommen: lieber erschossen, gesühnt, gebüßt, als mit dem elenden Bewußtsein, mit dem Ekel vor sich selbst, sich von anderen ehren lassen für das, was man nie gethan, nie hat vollbringen können?

Krachend schlug ein Scheit Holz um — eine Funkengarbe sprühte knisternd empor, den Sternen zu, die so geduldig und stetig aus weltentlegenen Fernen über der Erde flimmerten, über all den unruhigen armen Menschenkindern.

„Sie können wohl auch nicht schlafen, Weßnitz?" sagte der Husarenoffizier und rutschte auf dem Stroh näher ans Feuer. „Es wird verdammt kühl! Aber Sie sind ein junger Kerl und brauchen um nichts zu sorgen. Unsereinen plagt der Gedanke an die Frau, die man zurückließ, kaum ein Jahr nach der Hochzeit. Der Soldat sollte nicht heiraten."

Hermann blickte fragend in das hübsche Gesicht seines Kriegskameraden. „Treptow, ich habe nicht gewußt, daß Sie so weich sein können."

„Pah," meinte dieser und biß die Spitze einer Cigarre ab, „weil ich immer lustig bin und kein Kopfhänger? Sehen Sie, Weßnitz, wenn man erst erfahren hat, was eine Frau bedeutet, so ein Menschenkind, das nur für uns lebt und atmet, na, Sie verstehen mich — und schließlich — wenn einen solch eine verdammte Kugel hinüberbefördert, das ist doch keine Kleinigkeit! Man ist so festgehalten an der Erde, es fehlt einem ganz das Gefühl völliger Gleichgültigkeit, das Sie gewiß haben, wenn die Kugeln pfeifen."

Weßnitz blickte antwortlos vor sich nieder.

„Freilich, Sie haben ja auch Eltern und Geschwister, aber das ist doch etwas anderes, und dann — ich muß jemand haben, dem ich es sage: mein Weib soll mir ein Kind schenken. Ich sage Ihnen, diese Angst ist schlimmer als in eine Batterie reiten! Man hat oft so verrückte Gedanken. Als ich mit der Schwadron am Achtzehnten die Batterie nahm — wir waren noch etwa zweihundert Schritt davon entfernt und in einem ganz anständigen Tempo, ich ritt den Vollblutfuchs und der Gaul lag in den Zügeln wie besessen — da fuhr es mir durch den Sinn: Donnerwetter, wenn gerade jetzt zu Hause ein kleiner Husar ankäme, und ich, der Vater, würde hier totgeschossen! Himmelelement — so soll der Junge wenigstens stolz sein, dachte ich, und ließ meinen Fuchs fliegen, ohne hinter mich zu sehen. Das war die Ursache, weshalb ich so weit vor der Schwadron hineinkam und den französischen Batteriechef herunterholte! Man kommt zu Ehren, man weiß nicht wie, aber gefreut hat es mich doch, und wenn kleine Hände einmal mit diesem Kreuz spielen, wenn es auch die eines Mädels sind — nun, dann werde ich an die Geschichte gern zurückdenken."

Der Offizier schaute nachdenklich mit einem hoffnungsfrohen Blick in das Feuer. Hermann sah ihn von der Seite an. Wie schlicht der Mann das alles erzählt hatte! Unwillkürlich streckte er dem Kameraden die Hand hin. Dieser nickte ihm freundlich zu, dankbar, daß er jemand gefunden hatte, der mit ihm fühlte.

„Solch eine Frau hat eigentlich mehr Mut als wir. Sie weiß genau, daß ihr des Kindes Dasein vielleicht das Leben kostet, und lächelt doch bei dem Gedanken. Und schließlich, wenn sie stirbt, ihr Tod ist so ehrenvoll wie der unsere durch den Feind — gestorben für die Zukunft! Ja, ja, an solche Dinge denkt man nicht als Junggeselle! Na, es wird ja noch alles gut gehen! Was hilft das Grübeln!" Er warf die Cigarre in die Holzglut. „Miserables Kraut!" Sich von neuem in seine Decke wickelnd, schob er seinen Körper dicht ans Feuer, und nach wenigen Minuten ging das Kreuz auf blauem Tuch mit den Atemzügen des Schlafenden wieder regelmäßig auf und ab.

* * *

„Markenstein! Aussteigen! Zwei Minuten Aufenthalt!" ertönte die Stimme des Schaffners.

„Verdammt langweilig! Ich muß hier eine Stunde auf meinen Zug warten," sagte ein Husarenoffizier zu einem Kameraden von der Infanterie, der neben ihm stand.

„Ja, wir haben das Warten satt bekommen in den letzten Monaten," meinte dieser und drückte dem Aussteigenden die Hand. „Leben Sie wohl, Treptow! Na, die Freude Ihrer Frau, wenn Sie ankommen, und noch dazu der Junge, den sie Ihnen entgegenbringt!"

Ueber das hübsche Gesicht des Husaren zog es wie heller Sonnenschein. „Nun, Ihre Alten werden auch vergnügt sein,



Auf der Fahrt durc

Nach dem Gemälde v



Photographie im Verlage der Kunsthandlung von R. Wagner in Berlin.

…n die schöne Natur.

…von Adolf Menzel.

beide Jungens wieder heil und gesund bei sich zu haben. Leben Sie wohl, Kamerad! Grüßen Sie Ihren Bruder, den lustigen Kerl!"

„Fertig!" schrien die Schaffner und pfeifend, stöhnend setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Der im Wagen Zurückgebliebene wischte mit dem Fensterriemen die beschlagene Scheibe ab und blickte eine Weile nachdenklich hinaus in die Landschaft.

Heide, braune Heide, so weit das Auge reichte, darüber ein schmutzig grauer Himmel! Schnee und Regen, vor dem pfeifenden Novemberwind aus niedrigen Wolken über die Ebene jagend! Hier und da huschten kleine verkrüppelte Fichten vorüber, die Aeste nur nach einer Seite streckend, wie es der rauhe Nordwest ihnen geboten, seit sie den ersten Schößling auf sandigem Boden getrieben.

Hermann von Weßnitz kannte diese Gegend; er war ja darin aufgewachsen, und diese endlose Heide war ihm nicht weniger lieb wie dem Schweizer sein Hochgebirge. Alte Erinnerungen tauchten vor ihm auf. Wie oft er mit seinem jüngeren Bruder auf flinken kleinen Pferden die Einöde durchstreifte! Wie oft sie in heißen Sommertagen an der sanften Böschung eines Hügels im duftenden Heidekraut lagen! Ringsum summten die Bienen und die Grillen zirpten, während er stundenlang träumen konnte zu dem blauen Himmel hinauf. Bruno war anders. Der vermochte nicht so lange ruhig zu bleiben. Sein leichtes wildes Blut ging zu hastig; er fing Käfer und anderes Getier, neckte den Bruder mit Grashalmen oder trieb sonst allerhand Kurzweil.

Bruno war stets der lebhaftere der beiden Brüder gewesen. Ein schöner unbändiger Junge mit sehnigem Körper, stets begierig nach Neuem, nach Genußreichem, und dann wieder so bald satt und weiterdrängend zu anderem Zeitvertreib, während Hermann stets etwas Stilles, Zurückhaltendes in seinem Wesen hatte. Starrköpfig führte er aus, was er sich vornahm, schon als Kind ein Mensch, den Widerwärtigkeiten anzogen, um sie zu bekämpfen; dabei verschlossen, schwer zugänglich für Fremde. Vielleicht gerade wegen dieser Gegensätze hingen die Brüder so fest aneinander, obgleich der jüngere stets bevorzugt wurde, sogar vom eigenen Vater. Wie manches harte Wort hatte Hermann für die tollen Streiche seines Bruders hingenommen, um diesen vor einer Strafe zu bewahren! Und es freute ihn manchmal, daß man ihm solche Streiche zutrauen konnte.

Zwischen den beiden wuchs als treue Spielgefährtin, wenn auch an Jahren jünger, eine Kousine auf — die lustige Lore, ein früh verwaistes Kind, das von den Verwandten erzogen wurde.

Hermann lächelte leise vor sich hin. Wie sie mit den Knaben tobte in der Schulstube, in Scheune und Keller, im Wald und auf der weiten Heide! Und wie die Brüder sich überboten, der kleinen Prinzeß jeden Wunsch zu erfüllen! Wie ihr Goldhaar flatterte, wenn sie um den runden Rasenplatz vor dem Hause auf flüchtigen Füßen dahinflog!

Donnernd fuhr jetzt der Eisenbahnzug über eine kleine Brücke. Ein Flüßchen schlängelte sich zwischen Erlengebüsch und Wiesenstreifen durch die Ebene. Das Gesicht des einsamen Reisenden wurde ernst, während seine Augen den entschwindenden Schlangenlinien des Gewässers folgten. Langsam strich er mit der Rechten über die Augen, als wollte er eine Erinnerung fortwischen. Vor seinen Augen tauchte immer wieder das süße Mädchenantlitz auf — die Lore, wie er sie gekannt vor dem Krieg. Ein schwerer Abschied! Die Eltern waren mit der Pflegetochter in seine Garnison gekommen, um ihm Lebewohl zu sagen. Hermann freute sich auf den Krieg wie jeder junge Offizier. Gewiß war er bewegt, als er der Mutter Thränen auf seinem Gesicht fühlte, als sie ihn in die Arme schloß, aber erst, als er vor der Lore stand und ihr die Hand reichte, als diese kleine Hand zitternd in der seinen lag, als das Mädchen sich schluchzend an seine Brust warf und er seine Lippen leicht auf ihren goldigen Scheitel senkte, erst da wurde ihm das Herz schwer — und doch zugleich so hoffnungsfreudig. Blitzartig rang sich damals in ihm die Liebe zu diesem Mädchen empor, eine plötzliche klare Empfindung, daß er sie nicht nur als Schwester liebe.

„Behalte mich lieb, Lore!"

Sie lachte unter Thränen und nickte mit dem Kopf. „Natürlich, Hermann! Dem Bruno haben wir gestern Lebewohl gesagt. Er machte Witze, so daß wir lachen mußten trotz aller Angst!"

„Ja, Witze kann ich nicht machen, Lore," hatte er einfach erwidert und war aus dem Zimmer gestürmt, weil er fürchtete, daß ihm das Herz zu weich würde.

„Natürlich, Hermann!" Die Worte hatte er im Gedächtnis behalten, aber das war ihm entfallen, daß sie gleich darauf von Bruno gesprochen hatte.

Hermann konnte den Gedanken an jenen Abschied nicht loswerden. An keinem Abend hatte er seither die oft todmüden Glieder zur Ruhe gestreckt, ohne daß ihm Lores Antlitz vor der Seele geschwebt, ohne daß er ihren Namen geflüstert hätte. Wie oft am flackernden Biwakfeuer hatte er sich ausgemalt, wie herrlich, wie schön es sein müsse, wenn sie die Seine würde mit ihrem hellen fröhlichen Lachen, ihren blitzenden Augen!

Der Wind warf prasselnd Schnee und Regen gegen die Fenster des Wagens.

Wie würde das Wiedersehen sein mit Vater und Mutter und mit Lore? O, diese weichen Mädchenhaare wieder an seinem Halse zu fühlen! Und Bruno? Er zog fröstelnd den Mantel fester um den Körper. Das lastete auf ihm wie ein trüber Schatten, wie ein Alpdruck. Der arme, arme Bruder! Für eine Stunde, für eine Minute, da die Nerven ihren Dienst versagt hatten, ein Leben lang unglücklich sein müssen! Aber nie sollte Bruno wissen, daß er selbst noch an jenes Wiedersehen denke. Durch ein ganzes pflichtgetreues Leben ließ sich ja jene Schande sühnen, und er wollte dem guten sonst so kecken Kerl redlich dazu helfen. Merkwürdig, als Student brachte Bruno in jeden Ferien neue Schmisse mit nach Hause.

„Welch ein Unsinn!" hatte Hermann ihn oft verspottet.

„Das stählt den Mut!" pflegte dann Bruno zu sagen.

Du lieber Gott, in Binden und Bandagen verpackt, sich die Haut ritzen lassen und fest stehen im Kampfe mit Schwert und Blei — das sind verschiedene Dinge! —

Es war Hermann schwer geworden, damals nach dem Friedensschluß noch mit der Okkupationsarmee in Feindesland bleiben zu müssen, während die andern in die Heimat zogen. Aber das war ja nun auch vorüber!

Abgespannt von der langen Fahrt, lehnte er den Kopf an das Wagenpolster. Aus dem Halbschlaf fuhr er plötzlich auf. Ein Stoß und Ruck, der Zug hielt.

„Halingbrock!" rief der Schaffner und riß die Thüre auf.

Schlaftrunken taumelte Hermann in die Höhe und raffte sein Gepäck zusammen. Der alte Diener seines Vaters stand auf dem Bahnsteig und grüßte leuchtenden Auges, in ehrerbietiger Haltung, den lackierten Hut in der Hand.

„Guten Tag, alter Jochen! Setzen Sie nur den Hut wieder auf, sonst erkälten Sie sich noch!" Der Offizier streckte dem greisen Diener freundschaftlich die Hand entgegen, die dieser mit zitternden Fingern umschloß.

„Nee, die Freude!" sagte er nur und griff nach dem Handgepäck. „Die Herrschaften wollten den Herrn Lieutenant lieber zu Hause erwarten," fügte er hinzu, eilig neben Hermann zum Wagen schreitend.

„Willkommen to Hus," grüßte der Kutscher und zügelte nur mühsam die beiden Braunen vor dem leichten Jagdwagen.

Wie das alles heimatlich anmutete! Alles unverändert! Dieselben Gesichter — dort, rechts am Bahnsteig noch derselbe alte knorrige Apfelbaum mit dem Nistkasten in dem kahlen Wipfel! Alles unverändert, und doch, wie war die Zeit mit eisernem Rad über das Geschick zweier Völker dahingerollt!

Es gehe alles gut, berichtete Jochen auf Hermanns Fragen, auch dem Herrn Bruder seit acht Tagen. Das letzte sagte der Diener mit abgewandtem Gesicht und stieß dabei den Kutscher mit dem Ellbogen in die Seite. Hermann bemerkte es nicht. Der Wagen bog in die lange gerade Allee zum Gutshof ein.

Der junge Offizier fühlte, wie ihm das Herz schlug. „Fahr' zu!" befahl er dem Kutscher.

Wiedersehen mit Eltern und Bruder und Lore! Schon von weitem winkten sie von der Sandsteintreppe herab, die zum alten schmucklosen viereckigen Gutsgebäude hinanführte. Dort standen sie — der Vater, dessen grauer Vollbart im Winde flatterte, die Mutter, in ein altmodisches Tuch gehüllt, und dahinter Bruno in Uniform mit der Lore. Ein letzter Gruß der Wintersonne flog blitzartig über die Erde und fing sich in des Mädchens rotblonden leuchtenden Locken.

Mit einem Satze sprang Hermann vom Wagen und warf sich in die zitternden treuen Mutterarme, an die breite Brust des Vaters. Dann streckte er die Hand den beiden anderen entgegen,

stumm, nur ein Zittern der Mundwinkel unter dem blonden Schnurrbart verriet seine innere Bewegung.

Lore, noch immer am Arm des Bruders, schmiegte sich fest an diesen an; das liebliche Gesicht wurde in raschem Wechsel rot und blaß. „Bruder! Lieber Hermann!" rief sie endlich und riß sich von Bruno los, beide Hände dem Ankommenden entgegenstreckend. „Hier sind wir, der Bruno und ich! Schau', so sehen zwei Verlobte aus!" Sie sprudelte das fast atemlos heraus, lachend, schluchzend, in holder Verwirrung.

Hermann stand einen Augenblick wortlos, die beiden anstarrend. Langsam sank seine Rechte herab. Dann richtete er sich auf und reichte den Zweien mit einem Ruck die eiskalte Hand.

„Wie er erstaunt ist, ganz anders als sonst, und wie der Vollbart ihn alt macht!" rief Lore.

Ein Versuch zum Lächeln irrte um seine Lippen. „Welches Glück!" murmelte er hastig und ging den anderen voraus in das Wohnzimmer.

„Der Vater wollte durchaus, daß ich Uniform anlegte," flüsterte Bruno dem Bruder zu und hüstelte dabei.

„Ja, ja!" Geistesabwesend starrte Hermann einen Augenblick in die Runde. Wie anders hatte er sich das alles gedacht, sich ausgemalt auf der langen Reise! Dann überkam ihn eine unnatürliche Lustigkeit; er begann beim Abendessen aus dem Feldzuge zu erzählen, alles hastig, ununterbrochen, als fürchtete er, daß ihm der Faden entfiele.

„Warum hast Du denn Dein Eisernes Kreuz nicht angelegt?" fragte nach dem Essen der alte Weßnitz, sich Bruno zuwendend.

Ein hastiger qualvoller Blick, den vier Augen wechselten.

„O, ich vergaß es in der Eile, lieber Vater!"

„Wie kann ein Soldat ein solches Ehrenzeichen vergessen!" meinte der Alte, das graue Haupt langsam hin und herbewegend. „Donnerwetter, ich bin stolz, daß wenigstens einer meiner Söhne es mit nach Hause gebracht hat."

Die Augen des Vaters schweiften zu Hermann hinüber, über das schlichte dunkelblaue Uniformtuch, das die kraftvolle Gestalt seines Erstgeborenen umschloß.

„Man hat mit dem Eisernen Kreuz kolossal um sich geworfen," sagte Bruno leise und zerrte an den Fransen der Tischdecke.

„Nun ja! Aber ich denke, die Offiziere in den Stäben — Du warst doch während des ganzen Feldzuges Ordonnanzoffizier, Hermann!"

„Sie thaten alle ihre Pflicht," platzte Bruno heraus, in der Verwirrung das Taktloseste vorbringend.

Eine Sekunde herrschte Schweigen, eine verlegene abscheuliche Stille. Der Vater bemerkte, daß er durch seine Fragen vielleicht Hermann verletzt habe, ohne es zu wollen. „Es ist gut, daß Du wieder da bist, Hermann, und mit gesunden Knochen!"

Der Aelteste nickte ihm freundlich zu und versuchte zu lächeln, konnte es aber nicht, als sein Blick auf Bruno fiel.

Der Mutter Augen wanderten forschend vom einen zum andern. Lore, die nichts verstand, nichts verstehen konnte, wollte durchaus das Schweigen brechen.

„O," sagte sie und lehnte sich an Brunos Schulter, „ich weiß, wo es hingehört, das Eiserne Kreuz! Gerade hier über ein tapferes Herz!" Und fast kindlich neigte sie den schlanken Körper und drückte die Wange liebkosend an die Brust ihres Verlobten.

Er ward bleich. In nervöser Hast drängte er sie mit beiden Händen zurück und sprang vom Stuhle auf.

„Laß das, Lore! Das ist — — es ist entsetzlich heiß hier! Ich will ein Glas Wasser bestellen." Rasch ging er hinaus.

„Er ist so merkwürdig heute," sagte Lore, tapfer eine Thräne hinunterschluckend, und stieß in der Verlegenheit eine Tasse vom Tisch herunter. Klirrend zerschellte diese auf dem Fußboden.

Als man sich zur Nachtruhe trennte, hielt die Mutter lange die Hand ihres Aeltesten zwischen den ihren.

„Deine Hand ist eisig. Hast Du Dich vielleicht erkältet?"

Er wandte den Blick ab.

„Sieh mich an, Hermann!"

Er that es, voll, groß, ruhig. Liebkosend streichelte sie seine Hand. „Bist mein guter starker Hermann," flüsterte sie leise. „Gute Nacht!"

Sorgenvoll begab sie sich zur Ruhe und lange noch lag sie grübelnd in den Kissen. Mutteraugen sehen scharf. Sie hatte die Wunde gefunden, die durch des Sohnes Herz ging, und wußte nun, weshalb sie sich über des Jüngsten Verlobung nicht recht von Herzen freuen konnte.

Langsam hatte Hermann sein Schlafzimmer aufgesucht, ein großes Gemach, einst das Spielzimmer der beiden Brüder und der Kousine. Gedankenlos begann er sich auszukleiden, zog gewohnheitsmäßig die Taschenuhr auf und schauderte fröstelnd zusammen bei dem klirrenden Geräusch, das die niedergleitende Uhrkette auf der Marmorplatte des Betttischchens machte.

Der Wind fuhr brausend durch die alten Eichen vor dem Hause. Er setzte sich auf den Bettrand und klappte langsam den Deckel eines kleinen Etuis auf und zu, das er seiner Reisetasche entnommen hatte und in dessen Innerem ein schlichter goldener Reif mit einem großen Türkis ruhte.

„Träumer!" murmelte er leise.

Was hatte er sich eigentlich gedacht? Was berechtigte ihn, so fest daran zu glauben, daß er einst diesen Ring über Lores Finger streifen würde? Nichts, gar nichts in der Welt! Weshalb sollte die Lore denn den Bruder nicht lieben? Dem waren ja von jeher alle Menschen gut gewesen — und er selbst? Nun, er hatte den Bruder ja auch geliebt. Hatte! hatte! Also jetzt nicht mehr? Was konnte denn der Bruder dafür, daß ihm des Mädchens Herz zugefallen war? Wie konnte er, Hermann, über eine Liebe trauern, die ihm nie gehört, die ihm also auch niemand geraubt hatte!

Und doch schnürte es ihm die Brust zusammen, nicht anders, als wäre ihm das Mädchen als sein Eigentum entrissen worden. Wenn nun Bruno nicht nach Hause gekommen wäre? Wenn er bei St. Privat den Tod gefunden hätte? Er schauderte zusammen vor den häßlichen Gedanken, die sich ihm aufdrängten.

Wie schön sie war mit ihrer süßen Gestalt, wie die Augen noch größer, noch dunkler erschienen unter den feinen Brauen!

Er sprang auf, sein Blut kochte. Das Mädchen in seines Bruders Armen! Wird er sie glücklich machen, der . . . der Feigling! Wie konnte ein Mann, der nie einer war, die Lore glücklich machen!

Es klopfte jemand. Mit weit geöffneten Augen blickte Hermann auf. „Wer ist da?"

Langsam öffnete sich die Thür. Bruno! Die Haare unordentlich in die Stirn fallend, die Gesichtszüge schlaff und bleich, die großen braunen Augen fieberhaft glänzend, so stand er da.

„Hermann," sagte er leise und tastete mit der Hand an dem Hemdkragen, als sei ihm der zu eng. „Ich kann es nicht mehr ertragen — den Ekel vor mir selbst! Ich glaubte, es sei überwunden, aber nun ich Dich wiedersehe, quillt alles neu in mir auf, als sollte ich ersticken!"

Hermann sah den Bruder stumm an, dann senkte er den Blick. Gegenüber dieser Seelenqual schwand alles, was er selbst eben noch empfunden hatte. Sein Edelmut regte sich. Er faßte Bruno an beiden Händen und zog ihn auf einen Stuhl. „Du mußt es überwinden. Du mußt darüber hinweg, und wenn es noch so schwer ist. Das Leben liegt vor Dir und hat Arbeit für Dich. An die klammere Dich an! Mir ist es, als sei ich zehn Jahre älter als Du. Kopf hoch! Du konntest doch früher das Leben heiter nehmen."

Bruno schüttelte den Kopf. „Du meinst, ich sollte durch Arbeit sühnen. Sühnen? Ein Ammenmärchen! Hast Du einen Zaubertrank gegen Flecken der Seele?"

„Ja; die Zeit und ein ehrliches festes Wollen! Und im übrigen —"

„Ja, im übrigen weiß ja kein Mensch davon," fiel Bruno ein und strich sich die wirren Haare aus der Stirn.

Hermann blickte grübelnd zu Boden. Das also war Brunos Trost! Wohl ihm! Von alledem, was er selbst durchgekämpft hatte damals am Lagerfeuer, empfand jener nichts!

„Und dann," sagte Bruno, während sein früheres lustiges Gesicht sich allmählich aus den trübseligen Falten herausarbeitete, „dann hab' ich ja sie, die Lore, meine Braut!"

„Ja, die hast Du," murmelte Hermann und trat ans Fenster, in die Nacht spähend.

„Wie glücklich ich bin! Sie war zu reizend, zu süß an meinem Krankenlager! Sie hat mich so rührend gepflegt und unterhalten, Du weißt, sie kann sehr vergnüglich plaudern. Sie besitzt wirklich Geist. Als ich dann zum erstenmal im Zimmer umherging, vor vierzehn Tagen, nun, da kam das so ganz von selbst. Ich küßte ihr die Hand, sie verbat sich den Unsinn, und da küßte ich sie auf

den Mund. Es war prachtvoll, zu sehen, wie sie selbst erst jetzt bemerkte, daß sie mich lieb hätte. Sagtest Du etwas, Bruder?"

„Nein, nein, nur der Novemberwind braust in den Bäumen."

„Ach ja, der Winter beginnt."

„Ja, der Winter beginnt."

„Es ist kalt hier," meinte Bruno und fröstelte zusammen. „Du solltest noch einige Scheite Holz auflegen; ich fühle mich doch noch etwas schwach. Sie sagten damals, ich hätte sehr viel Blut verloren."

„Hast Du Deiner Braut etwas von der Sache gesagt?" fragte Hermann und wandte dem Bruder sein ernstes festes Gesicht zu.

„Der Lore das sagen?" klang es fast angstvoll zurück.

„Du würdest dann vielleicht Ruhe finden. Ein Weib, das liebt —"

„Aber sie würde mich —" Er brach ab und sprang auf. „Doch wenn Du meinst — Du kennst ja die Lore! Gut, es soll sein, sie mag entscheiden! Obgleich — es ist eine mißliche Sache, sich selbst in den Schmutz zu ziehen — aber wenn Du mir rätst . . . ."

„Ich rate es Dir. Gute Nacht, Bruno! Es ist Mitternacht vorüber!"

„Gute Nacht!"

Hermann folgte dem langsam Hinausgehenden mit den Blicken. Eine unbezähmbare Aufregung bemächtigte sich seiner. Sein Blick fiel auf das kleine Etui; hastig öffnete er es, nahm den Ring heraus und schleuderte ihn zu Boden. In Sprüngen rollte derselbe davon, drehte sich im Kreis und fiel klirrend auf die Eisenplatte vor dem Ofen. Hermann war ihm gefolgt; er setzte den Absatz darauf; knirschend splitterte der Stein ab. Aber der Reif ließ sich nicht zermalmen. Im Ofen war noch Feuer; rasch warf er den Ring auf eine Schaufel und legte sie auf die glühenden Kohlen. Das Gold begann zu schmelzen, es zitterte in der Schaufel — er stieß sie in die Asche.

„Vorbei!"

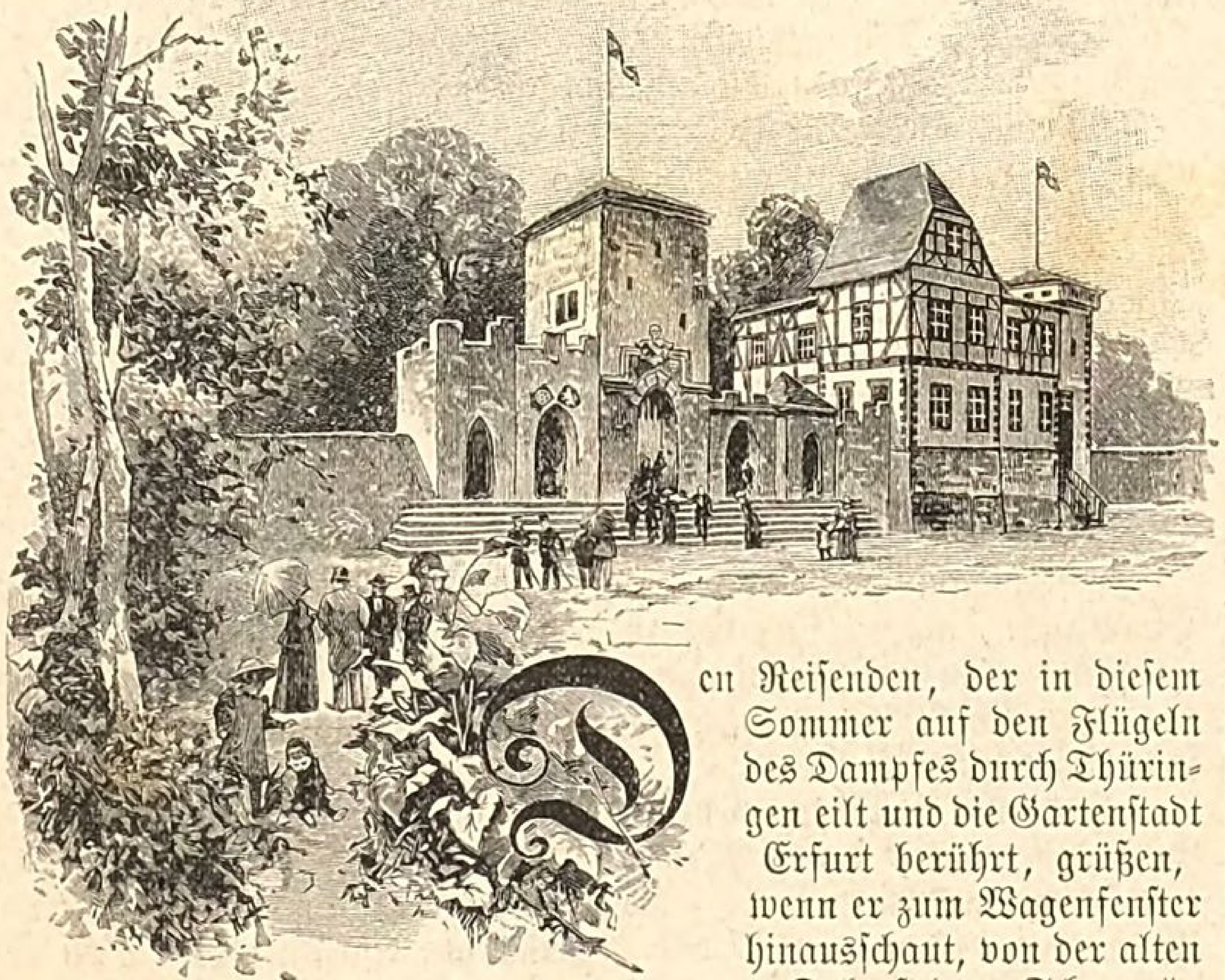
Mühsam richtete er sich auf und kleidete sich vollends aus. Dann, während er die Lampe auslöschte, murmelte er: „Narr, kindischer Narr, der ich bin!"

Im Hofe schlug ein Hund an, dann war es ganz still; auch der Sturm draußen schien schwächer zu werden. Ob er es der Lore sagen wird? — —

(Fortsetzung folgt.)

Thüringens Gewerbfleiß.

Von C. Forst. Mit Zeichnungen von W. Hoffmann.



Das Eingangsthor der Thüringer Ausstellung.

Den Reisenden, der in diesem Sommer auf den Flügeln des Dampfes durch Thüringen eilt und die Gartenstadt Erfurt berührt, grüßen, wenn er zum Wagenfenster hinausschaut, von der alten „Daberstedter Schanze" die vielfarbigen Fahnen der Thüringer Staaten. Stolz flattern sie im Winde von Türmen und Kuppeln luftiger Gebäude, der großen Hallen und der schmucken Pavillons, die inmitten reizender Gartenanlagen die „Thüringer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung" beherbergen. Einladend winken sie dem Fremden entgegen und mahnend scheinen sie zu rufen: „Hemme deinen Lauf, eiliger Wanderer! Steige zu uns herauf durch das altertümliche Portal: schenke uns einen Tag, um Thüringens Schätze aus alter und neuer Zeit, des Waldlandes Gewerbfleiß zu schauen. Du wirst dieses ‚Opfer' sicher nicht bereuen; reich beschenkt wirst du heimwärts ziehen!"

Thüringens Gewerbfleiß! Welch eine Flut menschlichen Sinnens und Trachtens, welch eine ungeheure Summe rastlosen Arbeitens und Ringens umfassen diese zwei kurzen Worte! Wohin wandern nicht die Werke, die des Thüringers feste Hand geschaffen hat? Man kennt sie in Nord und Süd, vom Fels zum Meer, in allen Gauen des deutschen Vaterlandes; das Dampfroß trägt sie hinaus in alle Länder Europas und auf Schiffen ziehen sie über die Oceane nach den vier anderen Weltteilen. Millionen Kinder jauchzen alljährlich einem Teil dieser Erzeugnisse entgegen; denn Thüringen ist das echte und rechte Spielwarenland, in dem das Christkind seine schönsten Gaben sammelt. Vor zwei Jahrhunderten war es, da Sonneberg in Thüringen die Erbschaft Nürnbergs antrat und in der Erzeugung der Spielwaren die Führung übernahm, und trotz aller Wandlungen der Zeiten behauptet es noch heute den hohen Rang.

Für die Sonneberger Ausfuhrfirmen, deren es etwa 60 giebt, ist die ganze Umgebung mit über 30 Ortschaften thätig, und kaum wird in Deutschland ein zweiter Raum von etwa 5 Quadratmeilen Ausdehnung gefunden werden, welcher die Zweige der Spielwarenfabrikation in derartiger Ausdehnung und Mannigfaltigkeit pflegt, von der größten Schieferplatte bis zum einfachsten Griffel, von der leichten Holzschachtel bis zu den feinsten Werken der Modellierkunst. Treffend ist gesagt worden: „Mit den Sonneberger Waren spielen unsere Kinder, mit ihnen schmückt sich der indianische Häuptling, der Malaie des Stillen Meeres, der Neger des sonnenverbrannten Afrika. Kein Palast und keine Hütte ist ihnen verschlossen."

Berühmt sind die Sonneberger Puppen. Manche Firmen erzeugen jährlich je 20000 bis 30000 Dutzend Puppen oder Puppenköpfe. Und welche Fortschritte hat hier das uralte Mädchenspielzeug gemacht! Auf der Londoner Weltausstellung 1851 erregten die „Schreipuppen" zum erstenmal Aufsehen, bald darauf hatten die Puppen „Papa" und „Mama" rufen gelernt, jetzt sprechen sie und singen Lieder. Wie wurde in Sonneberg der „Teint" der Puppenköpfe verbessert, bis die zarten Gesichtchen waschbar und wetterfest wurden, in der Tropenhitze nicht erweichten und in der frostigen Kälte des Nordens keine Sprünge bekamen! Die Thüringer Fabrikanten wetteiferten auch erfolgreich mit den Ausländern in dem Bestreben, Leben in den starren Puppenleib hineinzubringen, bis unter ihren sorgsamen Händen die Gelenke beweglich wurden und die Puppen sogar gehen lernten.

Außerdem entstand in Waltershausen ein zweiter bedeutender Mittelpunkt der Puppen- und Spielwarenfabrikation, und an vielen anderen Orten regen sich zahlreiche fleißige Hände, um Spielzeug zu schaffen. Berühmt ist Ruhla auf diesem Gebiete durch eine Besonderheit: erzeugt doch hier eine einzige Firma in jedem Jahre gegen 15 Millionen Stück Kinderuhren, darunter auch Stand- und Wanduhren für Puppenstuben, welche, wenn sie in der Regel auch nicht gehen, doch an Naturtreue nichts zu wünschen übrig lassen!

Doch verlassen wir die Stätten, in welchen allerlei Tand für arme und reiche Kinder bereitet wird! Seit Jahrhunderten standen die Thüringer Schmiede in hohem Ansehen: es waren naturgemäß kleine Meister, die in der Neuzeit durch die in anderen, günstiger gelegenen Gebieten erwachsenen Fabriken überflügelt wurden. Trotzdem wirken in Thüringen noch heute Tausende von Kleinfeuerarbeitern und fertigen allerlei Kurzwaren, die sich durch geschmackvolle und zierliche Arbeit, durch schöne Politur und Reinheit auszeichnen. In Schmalkalden, Zella, Mehlis und Suhl giebt es Großhändler, welche illustrierte Kataloge über 2000 und mehr verschiedene Gegenstände aus den Werkstätten dieser Schmiede dem Handel zur Verfügung stellen und Musterlager nicht nur in

den bedeutendsten Städten Europas, sondern auch in Amerika, China, Japan und Aegypten unterhalten. Dieser Zweig der Hausindustrie wird wohl freilich mit der Zeit verschwinden und dem Großbetriebe den Platz einräumen, wie es zum Teil schon geschehen ist.

In der Nähe von Arnstadt liegt der Marktflecken Ichtershausen. In ihm hat die deutsche Industrie einen hervorragenden Sieg errungen. Die Deutschen waren es, die einst die Fabrikation der Nähnadel ins Leben riefen, und die Nürnberger und Schwabacher Ware erfreute sich eines Weltrufes. In neuerer Zeit wurde jedoch Deutschland von England überflügelt; wohl suchte man seit 60 Jahren in Aachen, Altona und Iserlohn es den Engländern gleichzuthun, aber die englische Ware beherrschte dennoch den Weltmarkt. Da wurde im Jahre 1862 in Ichtershausen von Wilhelm Wolff und August Knippenberg eine Nadelfabrik gegründet. Bald überholte diese dank der Vervollkommnung der Anfertigungsweise unsere Nebenbuhler jenseit des Kanals und eroberte der deutschen Ware den verlorenen Boden. Gegen 50 verschiedene mechanische Arbeiten werden verrichtet, um Nähnadeln aus dem Rohmaterial herzustellen; gegen 5000 Sorten verschiedener Nadeln können hier erzeugt werden und die Fabrik vermag täglich über 2 Millionen Nähnadeln zu liefern — sie ist vermutlich die größte und leistungsfähigste Nadelfabrik der Erde. Mit Thüringer Nadeln nähen heute Millionen fleißiger Frauenhände, und Thüringer Nadeln schwingen in zahllosen Nähmaschinen.



Kunsthalle. Hauptausstellungsgebäude. Gartenbauhalle. Thüringer Bauernhaus.

Bilder von der Thüringer Gewerbe- und Industrieausstellung.

Aber nicht nur für Kinder und Frauen sorgt der Thüringer Gewerbfleiß. Die Thüringer waren auch Waffenschmiede, berühmte Panzerer, Plattner und Harnischschmiede. Namentlich das Suhler Eisen eignete sich ausgezeichnet für Harnische und Schwerter, in den Thüringer Thälern blühte das Waffenhandwerk und Suhl hieß das „deutsche Damaskus“. Da kam die Zeit, wo der Panzer vor den Feuerwaffen verschwand, und die Suhler wurden berühmte Büchsenmacher. Beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges sandte Thüringen seine Musketen in alle Weltgegenden und es hieß „Deutschlands Zeughaus“, bis es in barbarischer Weise durch den kaiserlichen „Brandmeister“ Isolani im Jahre 1634 zerstört wurde. Erst in neuerer Zeit kam dieser Zweig der Industrie in Thüringen von neuem empor: im Jahre 1827 erfand der Sohn eines Thüringer Schlossermeisters, J. N. Dreyse, das Zündnadelgewehr, das anfangs noch von vorn geladen wurde. 1836 wandelte er es in einen Hinterlader um. 1840 wurde dasselbe in Preußen angenommen; nun fertigte wieder Thüringen die hervorragendsten deutschen Waffen; bis zum Jahre 1874 wurde der größte Teil der preußischen Militärgewehre in Thüringen hergestellt, und man kann wohl sagen, daß die Kriege von 1864, 1866 und 1870 zum großen Teil mit Sömmerdaer Waffen ausgefochten wurden. In der letzten Zeit sind Staatsaufträge in Thüringen seltener geworden, aber das Waffengewerbe blüht noch im Lande fort und liefert ausgezeichnete Jagd- und Luxuswaffen, wie die „Gartenlaube“ dies im Jahrgang 1892, Nr. 17 beschrieben hat.

Die Pfeife ist seit dem Dreißigjährigen Kriege zur Genossin und Freundin des Soldaten geworden. Auch die Pfeifenfabrikation blüht im Thüringer Lande und Ruhla ist weit und breit als die Pfeifenstadt, die Metropole der Pfeifenerzeugung berühmt (vgl. Seite 211 dieses Jahrgangs). Außer den Pfeifen werden hier noch alle anderen „Rauchinstrumente“ hergestellt und außerdem spielt die Verarbeitung des Bernsteins gegenwärtig eine so große Rolle, daß sie an Bedeutung wohl bald die Meerschaumfabrikation überflügeln wird.

Um das Jahr 1500 kam aus China das Porzellan zum erstenmal nach Europa. Ein Thüringer von Geburt, der Alchimist Joh. Friedrich Böttger, hat das Geheimnis seiner Herstellung im Jahre 1709 in Meißen entdeckt. 1711 kam das erste Meißener Porzellan auf die Leipziger Messe und 1759 wurde die erste Thüringer Porzellanfabrik in Katzhütte eröffnet. Seit jener Zeit blüht die keramische Industrie in Thüringen und bildet die eigentliche Lebensader vieler Waldorte. Namentlich die Thüringischen Porzellanpuppenköpfe und Nippfiguren sind weltbeliebte Modeartikel geworden, die jährlich zu vielen Tausenden von Centnern in die weite Welt wandern. Thüringen besitzt gegenwärtig an keramischen Fabriken, die außer Porzellan noch Steingut, Fayence, Majoliken, Terrakotten und ähnliches erzeugen, die stattliche Zahl von 115. Und ein Drittel von ihnen beschäftigt je über 200 Arbeiter!

Im nächsten Jahre wird die Glasindustrie in Thüringen ihr dreihundertjähriges Jubiläum feiern können, denn 1595 gelangte sie dorthin, nachdem sie in Venedig und Böhmen schon früher aufgeblüht war. Ihres Glaubens wegen verfolgte Protestanten, der „Schwabenhans“, Hans Greiner, und Christoph Müller aus Böhmen, gründeten damals in Lauscha die erste Glashütte Thüringens. Lauscha ist noch heute der Hauptsitz dieses Zweiges des Thüringer Gewerbfleißes. Hier wird leuchtender Christbaumschmuck und gefälliges Trinkgerät hergestellt. Trefflich sind seine mattweißen Fischperlen, denen der Glanz der echten Perlen durch eine aus den Schuppen des Uklei gewonnene Essenz verliehen wird, ferner die künstlichen Tier- und Menschenaugen, die hier gefertigt werden.

Ja, berühmt, weltberühmt ist das Thüringer Glas! Nunmehr ist es auch zu einer der schneidigsten Waffen der Wissenschaft geworden in den Mikroskopen. Frankreich hatte einst in der Herstellung von diesem wunderbaren Werkzeug der Forscher die Führung innegehabt. Da gründete im Jahre 1846 Karl Zeiß in Jena ein optisches Institut und setzte Mikroskope zusammen, die schon im Jahre 1857 selbst die berühmten Pariser übertrafen. Er ruhte aber nicht auf diesen Lorbeeren aus; in den 1860er Jahren trat er mit einem Thüringer, dem 1840 in Eisenach geborenen Dr. Ernst Abbe,

in Verbindung, um für den Bau der Mikroskope die sichere wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen. Dieses Ziel wurde in mühevollen, jahrelangen Arbeiten erreicht und das „glastechnische Laboratorium in Jena“ von Schott und Genossen ins Leben gerufen, auch eine staatliche Unterstützung dafür erwirkt. (Vergl. „Gartenlaube 1888, Nr. 8.) Nunmehr steht Deutschland in der Herstellung wissenschaftlicher Instrumente vom Auslande völlig unabhängig da; die Anstalt von Karl Zeiß aber ist das größte, den Bau rein wissenschaftlicher Mikroskope betreibende Unternehmen der Welt.

Außer dieser Musteranstalt, die zu den jüngsten Fortschritten der Wissenschaft so ungemein viel beigetragen hat, besitzt Thüringen noch viele Geschäfte, die meteorologische und andere Instrumente für den gewöhnlichen praktischen Gebrauch liefern. Von Thüringen aus wird z. B. die halbe Welt mit Thermometern versorgt; den Mittelpunkt dieser Industrie bilden namentlich Ilmenau, Stützerbach und die benachbarten Orte.

Das sind die hervorragendsten Beispiele des so verschiedenartige Zweige umfassenden emsigen Fleißes der Thüringer. Wir könnten noch viele andere anführen, die berühmten Paraffinfabriken des Thüringer Vorlandes, die Gerbereien von Weißenfels, unmöglich aber ist es, die Thüringer Blumengärtnerei und den Gartenbau mit Stillschweigen zu übergehen. Erfurt gebührt in dieser Hinsicht die führende Stelle, Erfurt, das durch seinen eigenartigen Feldbau schon in längst vergangenen Zeiten berühmt war; verdankt doch die Stadt ihre einstige Macht und Blüte dem Anbau der nordischen, den Indigofarbstoff spendenden Pflanze, des Färberwaids! Im 15. Jahrhundert war Erfurt der Mittelpunkt des deutschen Waidbaus und Waidhandels. Der Waid baute den Erfurtern ihre Paläste, und so oft die „Waidjunker“ eine Raubburg erobert und zerstört hatten, pflegten sie dort Waidsamen auszustreuen, um der Nachwelt zu zeigen, daß die streitbaren Erfurter diese Zerstörung vollbracht.

Die Einfuhr des Indigo aus Ostindien, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgte, legte diesen Zweig des Feldbaus völlig lahm. Inzwischen entwickelte sich aber am Dreienbrunnen vor den Thoren Erfurts ein schwunghafter Gemüsebau. Man zog hier Brunnenkresse, den schwarzen Winterrettig, von dem 5 bis 6 Stück bisweilen einen Centner wogen, Kohlrabi und Blumenkohl, der um das Jahr 1660 von der Insel Cypern eingeführt wurde. Seit dem vorigen Jahrhundert kam die Zucht der Blumen in Erfurt in Aufnahme, und namentlich sind es die Levkojen, welche den Erfurter Blumensamenhandel berühmt gemacht haben. Im Anfang unseres Jahrhunderts hatte Erfurt seinen „Levkojenkönig“, Christoph Lorenz. Vor fünfzig Jahren wurde die Georginenkultur durch Erfurt gehoben; heute ist es in Bezug auf Blumenzucht und Handel mit Blumensämereien einer der wichtigsten Mittelpunkte des Weltverkehrs. Ein einziges Haus hat ein Preisverzeichnis von 8000 Nummern und setzt jährlich gegen 20000 Centner Blumen- und Gemüsesamen ab, ein anderes beschäftigt 1000 Arbeiter. Von Erfurt breitete sich der Gartenbau über viele andere Orte Thüringens aus.

Schließlich hat Thüringen seine herrlichen schattigen Laubforste und duftenden Nadelwälder; alljährlich öffnet es dieselben den zahllosen Fremden, die aus dem Lärm der Städte, aus der eintönigen Tiefebene ins Gebirge eilen, um dort ihren Leib und ihre Seele zu erfrischen. Tausende und Abertausende dieser Sommergäste reisen gegenwärtig über Erfurt, an der Ausstellung vorbei. Ob diese Ausstellung des Besuches wert ist? Ist sie nicht lediglich eine provinziale Ausstellung? Sicher, sie umfaßt nur ein kleines Gebiet, aber wir haben angedeutet, wie groß und mannigfaltig Thüringens Gewerbfleiß ist und welche Früchte er gezeitigt hat!

Und wenn auch dieser und jener hervorragende Fabrikant und Meister mit seinen Werken zu Hause geblieben ist, es versäumt hat, die an der Heerstraße des Touristenverkehrs liegende Ausstellung zu beschicken, so bietet doch das, was auf der Daberstedter Schanze zusammengetragen worden ist, ein erschöpfendes, fesselndes und höchst lehrreiches Gesamtbild der hohen Blüte der Thüringer Industrie. Dabei ist der Aufenthalt in der Ausstellung selbst durchaus angenehm und erquickend. Der Raum ist weit, und inmitten schöner anmutiger Gartenanlagen, an Springbrunnen und Teichen vorbei wandert man von Halle zu Halle. Gegenüber dem schmucken Hauptausstellungsgebäude erhebt sich der Kunstpavillon, in dem namentlich wertvolle Kunstaltertümer die Bewunderung der Besucher erregen. Hinter ihm steht ein „Thüringer Bauernhaus“ aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, mit der breiten Thoreinfahrt, mit Stall und Scheune. Die goldenen Gaben der Ceres finden wir in der letzteren nicht, oft aber eine fröhliche Schar, die König Gambrinus huldigt. In dem Wohnhause selbst sind die Wohnstube und der Alkoven mit echtem alten Hausrat ausgestattet, während die oberen Räume in ein kleines Museum für Thüringer Trachten, Tiere und Pflanzen und alte Kräuterbücher verwandelt sind. Ein Gegenstück zu diesem Bauernhaus bildet in der Nähe der Pavillon für Frauenarbeit und Hausfleiß; hier ist die neuzeitliche Kunstfertigkeit der Thüringer Frauen und Jungfrauen vertreten; hier bietet sich jedem, der Sinn für Schönes und Geschmackvolles besitzt, Gelegenheit, reizende und auch teure, aber wirklich wertvolle Andenken an die Ausstellung zu erwerben. Durch schöne Gartenanlagen führt der Weg zur Gartenbauhalle, in welcher die seltensten Blumen das Auge des Beschauers erfreuen und die bunten Blattpflanzen mit diesen Blüten aus allen Weltteilen in der Farbenpracht wetteifern.

Von hohem Interesse ist die Abteilung für Forstwirtschaft. Da fallen zunächst die mächtigen Scheiben von starken Stämmen ins Auge, an deren Jahresringen man das Wachstum des Holzes in verschiedenen Waldbeständen zu erkennen vermag. Da sehen wir verschiedene Mißbildungen der Nutzbäume, Verwachsungen von Fichten infolge von Verletzungen der jüngeren Pflanzen, sowie Stamm- und Wurzelverwachsungen von Buchen und Tannen mit Buchen. Auf Tischen stehen kleine Modelle von Thüringer Pechhütten und Teeröfen; die Gewinnung von Pech- und Kienruß blüht ja noch immer in Thüringen und „Meiningen hat das meiste Pech“, wie der Volkswitz sagt. Dicht daneben befindet sich eine künstliche Brutanstalt, welche den Brutprozeß von Forellen veranschaulicht. Der Anblick der kleinen Fischlein erfüllt den Touristen gewiß mit Freuden; ist er doch eine Verheißung kulinarischer Genüsse, die seiner in irgend einem Thüringer Mühlengrunde harren. Aber auch an Ort und Stelle, auf dem Ausstellungsplatze selbst ist in liebenswürdiger Weise für die leiblichen Bedürfnisse des Wanderers gesorgt. Vielerorts kann man dort in schmucken Bauten den Durst löschen, und wer Lust hat, zu steigen, dem winkt der hohe Aussichtsturm entgegen, von dessen Höhen man über die Ausstellung und das turmreiche Erfurt weit in die Thüringer Lande hinausschauen kann. Aber — wir wollen keinen „Führer“ durch die Ausstellung schreiben, sie verfügt bereits über einen ausgezeichneten, äußerst lehrreichen Wegweiser. Es ist der offizielle Katalog. Einer der trefflichsten Kenner Thüringens, Dr. Fritz Regel, Professor der Geographie an der Universität Jena, hat als Einleitung zu dem Katalog eine zwölf Druckbogen umfassende Abhandlung über „Die wirtschaftlichen und industriellen Verhältnisse Thüringens“ geschrieben. Er war dazu berufen wie kaum ein anderer und wird dafür gewiß den Dank vieler Tausende ernten. Diese Schrift bietet bei weitem mehr als den Schlüssel zu dem sonst für den Laien so schwierigen Verstehen einer Ausstellung; sie führt uns in das herrliche grüne Thüringer Land ein; sie ist ein kundiger Wegweiser für jeden, der nicht nur Berge und Thäler schauen, sondern auch die Menschen in ihrem nützlichen Wirken, in ihrer rastlosen Arbeit kennenlernen will; sie enthüllt uns die schönsten Seiten des genügsamen und fleißigen Thüringers, und indem wir uns in diese Schilderungen vertiefen, lernen wir Thüringens Gewerbfleiß hochschätzen.



Der Aussichtsturm.

Kleine Leiden der Fußwanderer.

Zu den kleinen Uebeln, welche den Menschen, wenn nicht das Leben, so doch das Gehen verbittern können, zählt jene unbehagliche Folgeerscheinung eines unzweckmäßigen Schuhwerks, das Hühnerauge. Die Aerzte haben sich in früheren Zeiten mit dieser Kleinigkeit wenig befaßt, um so mehr widmeten fragwürdige Heilkünstler dem lästigen Gebilde ihre Aufmerksamkeit. Hühneraugenoperateure machten keine üblen Geschäfte, obwohl man sagte, daß diese kleine Operation sogar das Leben gefährden könne. Und diese letztere Behauptung ist gewiß wahr! Die kleine Wunde, die bei ungeschicktem Schnitt entstehen kann, ist an und für sich nicht gefährlicher als jede andere Wunde; aber eine Wunde am Fuß ist besonders leicht der Verunreinigung ausgesetzt. Dringen nun in dieselbe bestimmte krankheiterzeugende Bakterien ein, so wird die Wunde schlecht und kann Anlaß zur Blutvergiftung, ja zum Starrkrampf geben. Es sind thatsächlich Fälle bekannt, in welchen Hühneraugenoperationen ein solch trauriges Ende nahmen. Und doch schneiden noch recht viele Menschen an ihren Hühneraugen herum! Es ist darum angebracht, ganz besonders hervorzuheben, daß es geradezu ein Unsinn ist, mit Messer und Schere das Hühnerauge zu behandeln, während wir doch andere zuverlässigere und dabei gefahrlose Mittel zu dessen Entfernung kennen.

Es giebt viele Stoffe, welche die Eigenschaft besitzen, die Oberhaut derart aufzuweichen, daß sie sich von der Unterhaut von selbst ablöst. Nur wirken diese Stoffe nicht augenblicklich, sondern langsam, zumeist erst in einigen Tagen. Man nennt solche Mittel „dermatolytische“, oder „hautlösende“, und zu ihnen zählen das Seifenpflaster und die Essigsäure, die schon seit geraumer Zeit zum Erweichen der Hühneraugen empfohlen werden. Am wirksamsten ist aber die Salicylsäure; sie beseitigt auch die schlimmsten Hornbildungen.

Ihre Anwendung kann verschieden sein.

Vielfach wird eine Mischung von 1 Teil Salicylsäure und 10 Teilen Kollodium empfohlen; man pinselt dieses Salicylsäurekollodium drei bis vier Tage lang morgens und abends auf das Hühnerauge, läßt das Kollodium eintrocknen und wartet, bis das Horngebilde erweicht ist, worauf man es mit dem Nagel während eines Fußbades abheben kann. In den Apotheken werden Hühneraugentinkturen verkauft, die in der Hauptsache aus Kollodium und Salicylsäure bestehen und denen noch andere Bestandteile, wie z. B. Essigsäure und Hanfextrakt, beigemischt sind. Letzterer soll etwa nach der Bepinselung eintretende Schmerzen lindern.

Dieses Salicylsäurekollodium befriedigt jedoch nicht immer; es kann bei empfindlicher Haut recht unangenehme Schmerzen bereiten, und auch die Ablösung des erweichten Hühnerauges gestaltet sich nicht immer vorschriftsmäßig. Man hat darum Salicylsäurepflaster bereitet, die einfach auf das Hühnerauge gelegt werden. Man erneuert sie 6 bis 8 Tage lang, und in dieser Zeit wird das Hühnerauge derart aufgeweicht, daß man es in der oben angegebenen Weise abzuheben vermag.

Schließlich kann man auch die reine Salicylsäure anwenden. Zu diesem Zwecke nimmt man von aufgestrichenem Heftpflaster, am besten amerikanischem Gummiheftpflaster, ein Stück, das so groß ist, daß es reichlich das Hühnerauge bedeckt, schneidet es an den Rändern ein, schüttet in die Mitte eine kleine Messerspitze voll Salicylsäure und klebt das Ganze auf die zu behandelnde Stelle des Fußes. Dieses Verfahren erneuert man im Laufe einiger Tage, und zwar so lange, bis das Hühnerauge derart erweicht ist, daß man es mit dem Fingernagel entfernen kann. Gewaltsames Reißen ist jedoch zu unterlassen; giebt die abzulösende Hautschicht nicht nach, so lege man lieber das Pflaster wieder auf und warte, bis die Erweichung vollständig geworden ist. Sollten sich Schmerzen einstellen, so setzt man die Behandlung für einen bis zwei Tage aus. Dies ist ein Vorzug des Pflasters gegenüber dem Salicylsäurekollodium, das, einmal auf die Haut gebracht, sich nicht entfernen läßt, bis die Erweichung erfolgt ist.

Auf diese Weise kann man durch die Salicylsäure die lästigsten und ältesten Hühneraugen bei etwas Geduld in einigen Tagen beseitigen. Man muß sich aber, selbst wenn das Schuhwerk zweckmäßig abgeändert wurde, auf einen Rückfall gefaßt machen. Die frische Haut an Stelle des Hühnerauges ist zart und rot; sie befand sich schon während der Bildung des Leichdorns in gereiztem Zustande und hat die Neigung, in Ueberfülle neue Oberhaut zu bilden. Man muß darum bestrebt sein, diese junge Haut anfangs durch Auflegen von Watte zu schützen. Es wird sich aber in der Regel trotzdem auf ihr ein neues Hühnerauge bilden; nur wartet man nicht so lange, bis es Beschwerden macht, sondern legt wieder ein etwas kleineres Salicylsäurepflaster auf. Die Erweichung geht nun leichter vor sich. Die Rückfälle werden schwächer und schwächer; die Hautstelle wird nach und nach normal und die Heilung eine dauernde.

Im Anschluß daran möchten wir noch einige Worte über die Fürsorge für kleine Wunden an den Füßen sagen. Die Wundbehandlung ist Sache des Arztes, aber wegen eines Ritzes, einer Hautabschürfung am Fuße sucht kaum ein Mensch den Arzt auf. Und doch können die geringfügigsten Verletzungen, wie wir schon früher bemerkt haben, sehr schlimme Folgen nach sich ziehen. Wie soll man diesen vorbeugen?

Es handelt sich bei kleinen so gut wie bei großen Verwundungen zunächst darum, daß schädliche Stoffe, die in die verletzte Stelle vielleicht bereits eingedrungen sind, unschädlich gemacht werden und daß man die Wunde bis zur erfolgten Heilung vor neuen Verunreinigungen verwahrt. Dies ist bei kleinen Verletzungen ungemein leicht zu erreichen. Man wäscht sie mit reinem Wasser, oder noch besser mit zweiprozentigem Karbolwasser ab, nimmt dann etwas reine Verbandwatte, legt diese auf die wunde Stelle und betupft die Watte zwei- bis dreimal mit Collodium elasticum. Es bildet sich alsdann über der Wunde ein wasser- und luftdichter Verschluß, unter dem die Heilung ohne irgendwelche Schwellung oder Eiterung vor sich geht. Den Verschluß befestigt man im Laufe des ersten Tages durch nochmaliges Auftragen von Collodium und läßt ihn liegen, bis er von selbst abfällt. Collodium elasticum erhält man in jeder Apotheke; es ist dies das gewöhnliche Kollodium, dem etwas Ricinusöl zugesetzt wurde; es spannt nach dem Eintrocknen weniger als das reine Kollodium.

Dieser Verschluß hat bei Fußwunden, namentlich bei Hautabschürfungen, durchgescheuerter Haut auf dem Marsche 2c., vor den sonst üblichen mit antiseptischen Salben bestrichenen Läppchen den Vorteil, daß er unverrückbar festsitzt; er schützt die Stelle vor weiterem Druck, und selbst, wenn man weiter wandert, wird eine Vergrößerung der Abschürfung vermieden und der Schmerz in der Regel behoben. Je eher man den Kollodiumverschluß anbringt, desto besser ist es.

In derselben Weise können auch kleine Verletzungen an Fingern und Händen aufs zweckmäßigste behandelt werden; auch bei ihnen ist die Gefahr der Verunreinigung besonders groß, und wenn eine solche nur selten zur Blutvergiftung führt, so giebt sie doch ungemein häufig Anlaß zu eitrigen Entzündungen, die bei kochenden, scheuernden und aufwaschenden Frauen und Mädchen leider so oft an den Fingern vorkommen.

Auf dem Lande steht der Leim in besonderem Rufe als Verschließungsmittel für kleine Wunden. Sein Ruf ist nicht unbegründet; frisch gekochter Tischlerleim ist aseptisch, frei von allen Keimen, und wenn er erhärtet, so verschließt er die Wunde wenigstens so lange, bis die Gefahr einer Ansteckung vermieden ist. Das Kollodium aber, das in Wasser unlöslich ist, läßt sich reinlicher handhaben und steht jeden Augenblick zum Gebrauch bereit da. Eins aber ist zu beachten: das Kollodium ist leicht brennbar, und deshalb darf man damit nicht in der Nähe einer offenen Flamme hantieren. Immerhin ist die Entzündbarkeit der flüssigen und verdunstenden Masse keineswegs so groß wie die des Benzins und auch geringer als die des Aethers. *

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(26. Fortsetzung.)

Von **Ludwig Ganghofer.**

Hinter jenem Grat, auf dessen Höhe Otloh so still und regungslos die Wache hielt, senkte sich der überschneite Steingrund zu einer weiten Mulde. Gute Weide war es, welche hier der tiefliegende Schnee bedeckte; denn ehe Herr Waze, um seinem Fahlwild Ruhe und reiche Aesung zu sichern, die Gehänge des König Eismann mit seinem Bann umhegte, hatte dieses Bergthal als die beste Albe des Gadems und der Ramsau gegolten. Aus jener Zeit noch stammte die Hütte, die sich inmitten des kesselförmigen Thals erhob. Der Schnee, welcher über das Dach gefallen, war hinweggeschmolzen, und durch die Balken quoll der Rauch des Feuers, das auf der Herdstatt brannte. Sein zitternder Schein beleuchtete ein stilles Glück, das zwischen diesen morschen Balken ein Heim in der Oede gefunden und nach allen Schrecken der vergangenen Tage, bei aller Gefahr und Sorge, von der es bedroht war, so freundlich blühte wie die Bergrose im Schnee und von so reiner Helle war wie ein Stern in dunkler Nacht. Rötlis geschickte Hände hatten dem unwirtlichen Raum ein fast trauliches Ansehen verliehen. Nun stand sie vor dem Herd, das liebliche, nur etwas schmal und bleich gewordene Gesichtchen vom rötlichen Feuerschein überstrahlt, und behütete als junges Hausmütterchen mit sorgendem Eifer die Pfanne. Freilich wurde ihre Achtsamkeit gar oft gestört; doch ehe sie noch schmollen konnte, schloß ihr schon ein warmer Mund die Lippen. Dann lehnte sie wohl das Köpfchen an Ruedliebs Brust, und während er sie umschlungen hielt mit festem Arm, blickten sie schweigend in die züngelnden Flammen und träumten von kommender Zeit, von dem traulichen Herd, der ihrer wartete im Thal. Einmal seufzte Rötli aus tiefem Herzen.

„Schätzli, was ist Dir?“ fragte Ruedlieb und strich mit der Hand über ihr Braunhaar.

Sie hob die feuchten Augen. „Was meinst wohl, wie es meiner Mutter geht und meinem Bruder?“

„Gut! Wie denn anders! Dein Bruder steht wie ein Baum; an den trauen sich die Maulwürf' nimmer an! Uns hat er in sichere Hut geschickt, und sich selber weiß er zu wahren!“

„Aber wenn die Wazemannsleut' . . .“ Rötli konnte nicht weiter sprechen, denn zum besten Trost hatte ihr Ruedlieb mit den

Lippen den Mund geschlossen. Dieser stille Trost hatte so lange Dauer, daß der Brei in der Pfanne in verdächtiges Brodeln geriet. Erschrocken löste Rötli sich aus den Armen, die sie umschlungen hielten, und stammelte: „So, schön, jetzt hätt' ich schier noch unser Mahl verbrennen lassen! Geh' nur flink und ruf' den Vater, daß wir mahlzeiten miteinander!"

Ruedlieb eilte zur Thür, doch vor der Schwelle blieb er stehen, blickte in lachender Freude auf sein Weib zurück und hatte sein helles Wohlgefallen an dem ernsten Eifer, mit welchem Edelrot beim Feuer schaltete. Draußen vor der Thüre saß der Richtmann auf einem Steinblock. Vor Stunden schon hatte er die Hütte verlassen, denn er wollte das stille Glück seiner Kinder nicht durch den Anblick der Sorge verkümmern, die aus seinen bleichen vergrämten Zügen redete. Er hatte die ganze Nacht hindurch kein Auge geschlossen und nur immer dem Murren der Lawinen gelauscht und dem Gepolter der Steine, welche von den Wänden niedergingen und ihren Weg an der Hütte vorübernahmen. Auch sonst noch hatte er in der unheimlichen Nacht gar seltsame Geräusche und Stimmen vernommen, die er nicht zu deuten wußte und die ihn mit banger Angst erfüllten.

Nun saß er schon seit Stunden einsam vor der Hütte und spähte mit forschenden Blicken empor zum steilen Gipfel des König Eismann. Da klang von der Hüttenthür die Stimme Ruedliebs: „Komm, Vater! Das Rötli hat uns aufgekocht, wir wollen gute Mahlzeit halten!"

Schwer seufzend wandte der Schönauer das bleiche Gesicht und winkte den Sohn herbei. Als Ruedlieb kam, faßte ihn der Vater bei der Hand und flüsterte: „Ich hab' vor der lieben Dirn' nicht reden mögen, aber jetzt hör' mich an, Liebli: wir müssen fort auf die Nacht! Mir grauset! Der Berg ist nimmer sicher!"

Ruedlieb erschrak. „Meinst, Herr Waze hätt' erfahren ...?"

Der Richtmann schüttelte den Kopf. „Ich fürcht' den Berg."

„Die Stein' und Lahnen?" Ruedlieb lächelte schon wieder. „So schau' doch auf! Es ist ja wieder sonnscheinige Zeit, und der Schnee liegt still und fest."

„Ich kenn' die Berg', Liebli, ich bin älter als Du. Aber ich mein' schier, es müßt' 'was kommen, was ich selber noch nie gesehen hab'. Alles ist lebendig in der Rund', und zur Nachtzeit hab' ich die Steinalfen schreien hören wie in Schmerz und Not. Mir grauset, Bub'! Der Bidem steckt im Berg wie die Scheermaus unter dem Traidfeld. Wir haben wohl gute Ruh' vor Wazemanns Leut'... aber ich mein' schier, der Berg möcht' Fäust' kriegen und schlagen nach uns. Wir müssen fort zur Nacht! Sag's der lieben Dirn'... sie hört's von Dir leichter. Die Nacht ist lang und reicht wohl aus, daß wir durch die Ramsau flüchten und das Haller Thal gewinnen."

Aus der Hütte klang Rötlis helle Stimme: „Aber so kommt doch!" Mit einem Sprunge war Ruedlieb bei der Thüre. Als der Richtmann ihm folgen wollte, hörte er von der Höhe des weißen Grates einen Laut. Betroffen lauschte er. War es eine menschliche Stimme gewesen? Oder der winselnde Laut eines Hundes? „Ich muß es wissen!" murmelte er, von banger Ahnung erfüllt. Mit der einen Hand fühlte er, ob er das Messer am Gürtel trüge, mit der anderen faßte er einen der schweren Latschenäste, die vor der Hütte lagen, und eilte gegen den Hang.

„Vater! So komm doch!" mahnte in der Hütte die Stimme Ruedliebs.

„Ich komm' gleich! Esset nur derweil'! Mir schmeckt der Brei so lieber, wenn er verkühlet hat." Die Worte des Richtmanns klangen rauh und heiser. Er atmete schwer, und mit irrem Blick wandte er noch einmal die Augen nach der Hütte. „Liebli..." Wie ein Seufzer glitt ihm der Name seines Buben von den Lippen. Dann richtete er sich auf, seine bleichen Züge verschärften sich, mit funkelnden Augen spähte er nach der Höhe und begann durch den klebrigen Schnee emporzuwaten. Als er nach schwerer Mühe den Grat erreichte, stand er vor Entsetzen wie versteinert. Auf blutgetränktem Schnee, mit zerschmettertem Hinterkopf, lag eine Leiche vor ihm, deren starre Totenhand noch den Eibenbogen umklammert hielt: Otloh, Wazemanns Jüngster. Ein stürzender Fels, dessen Weg eine tiefe Furche im Schnee bezeichnete, war über ihn hinweggegangen. Mit verstörtem Blick hing der Richtmann an dem blutigen Bild; er faßte nicht, was er sah, und griff sich an die Stirne. Da hörte er vom jenseitigen Hang herauf die Stimmen der Wazemannsleute und das Gewinsel der Hunde; einen Schritt noch that er — dann sah er sie kommen. Auf die Weite eines Pfeilwurfs waren sie unter ihm. Sie hatten ihn schon erblickt und auch erkannt — das verriet ihm ihr Geschrei und der Pfeilschaft, welcher nahe vor seinen Füßen im Schnee versank. Einen Augenblick stand er ratlos, mit verzerrtem Gesicht und zitternd an allen Gliedern. Dann jählings faßte er die Leiche, schleifte sie über den Grat hinaus und gab ihr einen Stoß, daß sie über den steilen Hang hinunter und den Emporsteigenden entgegenrollte, von Schnee überwirbelt, umprasselt von nachstürzendem Geröll.

„Verget Eueren Toten... ich wahr' die Meinen, so lang sie noch leben!" Er sprang über den Grat zurück, und das Messer aus der Scheide reißend, stand er und schickte einen gellenden Notschrei hinunter in das stille Bergthal. Der hallende Ruf weckte das Echo an allen Wänden. Es rieselte der Schnee, Steine rollten, und überall in den Felsen schrie es, als wären zwanzig Stimmen mit einmal lebendig geworden in der Oede.

Ruedlieb und Edelrot kamen aus der Hütte gesprungen. Von der Höhe des Grates sahen sie den Vater herabeilen und wußten nicht, was sie denken sollten.

Da schrillte von der Höhe der Ruf des Richtmanns: „Laufet! Laufet! Hinter mir die Wazemannsleut'!"

Rötli erblaßte und ihre Knie wankten; auch aus Ruedliebs Wangen jagte der jähe Schreck alles Blut; doch seine Hand griff nach dem Messer. Gestalten tauchten über den Grat empor: Herr Waze, Henning, Rimiger und Sindel, und hinter ihnen die Knechte mit den Hunden. Zitternd klammerte sich Edelrot an Ruedliebs Brust und barg an seiner Schulter das von Angst und Entsetzen verstörte Gesicht. „Der Unfirm... und seine Hund'..."

„Laß ihn kommen!" Ruedlieb richtete sich auf. „Solang' ich noch Arm' hab', soll Dir nimmer geschehen, wie dem Rösli geschehen ist, aus deren Blut die Albenros' gewachsen. Leben sollst Du... oder ich sterb' mit Dir!" Ein paar Schritte riß er die Wankende durch den Schnee mit sich fort, dann wieder stand er und rief mit tonloser Stimme: „Vater! Komm!"

Der Richtmann hörte wohl den Ruf seines Buben, ein Schwanken ging über alle seine Glieder, dann blieb er plötzlich stehen, in der Linken den Latschenast, in der Rechten das blanke Messer zum Wurf bereit, die brennenden Augen nach der Höhe gerichtet. Den Söhnen und Knechten voran überklomm Herr Waze den verschneiten Grat. Sein Gewand und seine Hände waren rot vom Blute Otlohs, dessen rollende Leiche er aufgefangen. Er hatte den Hut verloren, und seine dünnen Haarsträhne klebten an dem schweißtriefenden Gesicht, dessen Züge verzerrt waren, daß sie nicht mehr dem Abbild eines Menschen glichen, sondern der Fratze eines verwundeten Raubtiers, das sich zum Sprunge duckt. Heiser kreischte seine Stimme: „Dort steht er, dort, der mir den Sohn erschlagen! Faßt ihn! Ich will ihn haben! Lebendig!"

Rimiger und Sindel sprangen über den Schneehang nieder und auf den Richtmann zu. Henning aber hob den Bogen und spannte die Sehne. Da flog das Messer des Richtmanns, und mit lautem Wehschrei ließ Henning die Waffe sinken — das Messer hatte seinen Arm durchbohrt.

„Die Hund' von den Riemen!" schrie Herr Waze in schäumender Wut. „Die Hund' über ihn!"

Die Knechte lösten die Fesseln, und gleich einem Bündel abgeschnellter Pfeile schossen die heulenden Rüden thalwärts.

Da rann unter dumpfem Knirschen ein Zittern durch den Felsgrund, das verschneite Steinfeld hob sich langsam wie die Brust eines atmenden Riesen, ringsumher auf dem weiten Berghang stäubten kleine Schneewolken auf, und durch die Lüfte ging ein Murren — wie fernes Echo klang es und dennoch wie ein naher Laut, dicht vor den Ohren der Lauschenden.

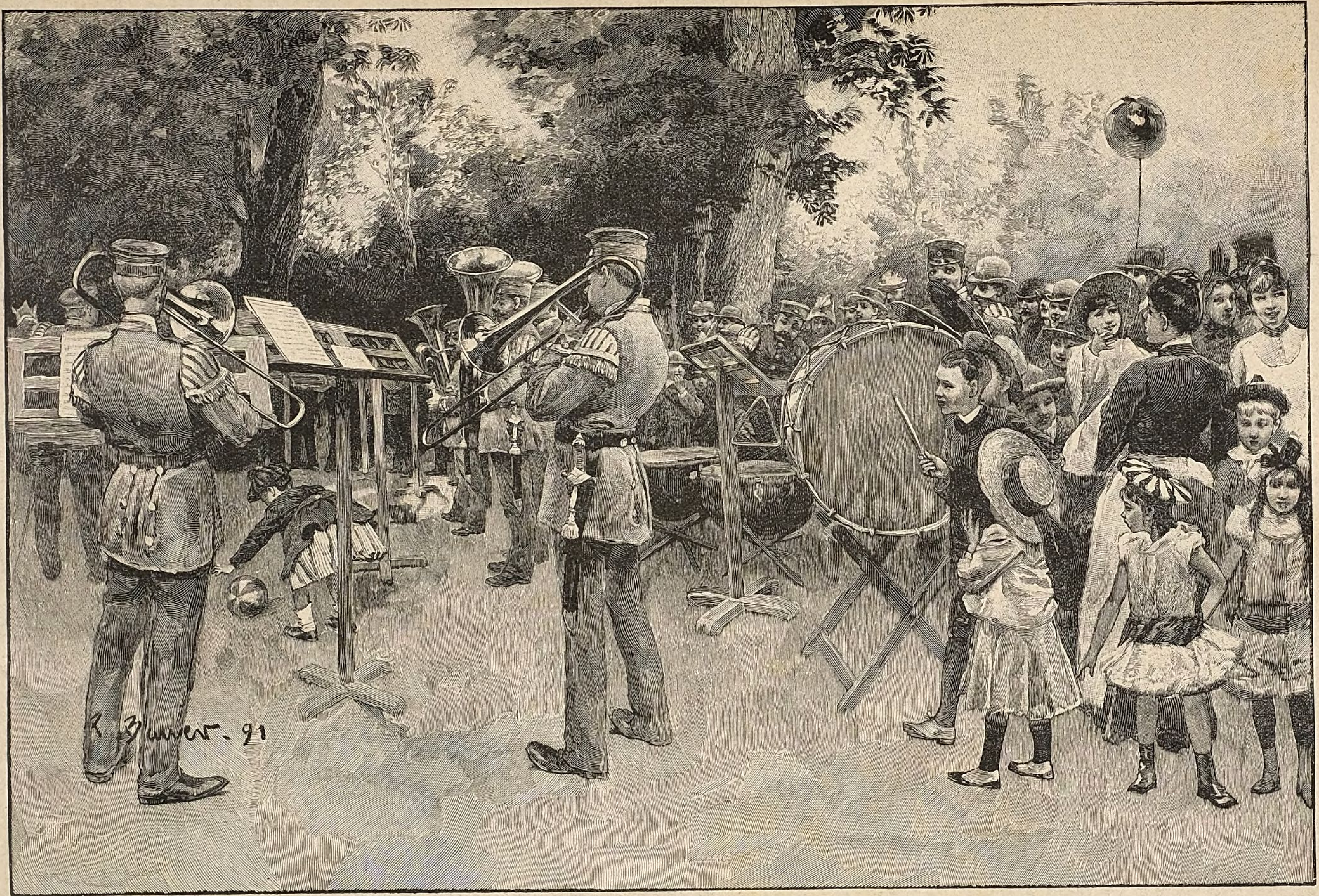
Herr Waze auf dem Grat, Rimiger und Sindel, Henning mit dem blutenden Arm, die beiden Knechte, die verstummten Hunde und der Richtmann, der sich schon wieder zur Flucht gewendet hatte... sie alle standen jählings wie versteinert, wie angewachsen auf der Scholle, welche sie trug. Hinter dem Grat hatte Eilbert, der die Leiche Otlohs in den Armen gehalten, den blutigen Körper fallen lassen, und die beiden Brüder, welche vor dem Erschlagenen auf den Knien im Schnee gelegen, waren aufgesprungen mit schreckensbleichen Gesichtern. Irrenden Blickes starrten sie umher — sie alle fühlten die Nähe einer dunklen grauenhaften Gefahr. Von welcher Seite aber drohte sie? In den Lüften oder im Grund der Felsen? In der Höhe oder im Thal? Diese Ungewißheit mehrte noch das Bangen und Entsetzen. Von Hennings Lippen löste sich der



Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

DIE LANDKOKETTE

Nach dem Gemälde von R. Beyschlag.



Bei der Musik im Münchener Hofgarten.

Nach einer Originalzeichnung von P. Bauer.

erste Laut. Und als hätte dieses kreischende Lallen jäh erwachter Todesfurcht die anderen aus ihrer Betäubung aufgeschreckt, so erhob sich plötzlich ein wirres Angstgeschrei in die von dumpfem Gesumm erfüllten Lüfte.

Von Wand zu Wand hin rollte das Echo dieser Stimmen — und ein verworrener Laut noch drang hinunter in die Bergschlucht, durch welche Sigenot und Recka den Weg zur Oedhütte suchten, erschöpft, mit keuchendem Atem, bis über die Hüften mit Schnee behangen. Aufhorchend faßte Wazes Tochter den Arm des Fischers. „Ich höre Stimmen . . . sie schreien um Hilf'!"

Sigenot riß das Beil aus seinem Gürtel und lauschte; er hörte nur ein leises Murren in ferner Höhe und schüttelte den Kopf. „Hinter dem Eismann geht ein Lahn!" Um dem zähen Schnee zu entrinnen, kämpfte er sich auf den steilen Berghang zu, auf dessen dünner beschneitem Gestein er festeren Weg zu finden hoffte. Recka blieb hinter ihm zurück, umklammert vom nassen Schnee, in den sie halb versank. Als Sigenot ihre Mühsal gewahrte, zögerte er und streckte die Hand nach ihr. Doch sie rief ihm mit bebender Stimme zu: „Sorg' Dich nimmer um mich! Deine Schwester in Not! Ich folg' Dir!"

Er wandte sich ab, begann zu klimmen und schwang sich von Stein zu Stein. Nun machte die Bergschlucht eine Wendung, und zwischen halbverdorrten Zirben fand Sigenot leichteren Pfad. Doch jählings stockte ihm der Fuß, denn er sah vor sich den gähnenden Absturz einer Felskluft, welche zu beiden Seiten von den steilen Wänden niederlief, an der einen Felswand eine finstere Höhle bildete und die Bergschlucht quer durchriß, zu tief und steil für den Niederstieg, zu breit für jeden Sprung. Mit verstörten Augen starrte Sigenot in die Tiefe, die sich vor ihm geöffnet. Es war nicht das erste Mal, daß er auf diesem Wege zum König Eismann emporstieg — doch er kannte diese Spalte nicht; ihre Wände waren gelb wie frisch gebrochenes Gestein. Als verließe ihn beim Anblick dieser Schranke seine letzte Kraft, so stützte er sich mit zitternder Hand an den Stamm einer Zirbe.

Recka holte ihn ein: „Was stehst Du?"

„Unser Weg hat ein End'! Schau' her — der Bidem hat eine Fragel vor uns aufgerissen."

„Schlag' die Zirbe nieder, sie schafft uns einen Steg!"

Noch hatte Recka nicht ausgesprochen, da schwang der Fischer schon das Beil und alle Kraft schien ihm wiedergekehrt. Recka wankte zur Höhle, die sich neben der Zirbe in die Felswand senkte, und ließ sich auf einen Steinblock fallen.

Sigenot führte Schlag um Schlag und jeder Hieb machte den Stamm der Zirbe erbeben und hallte von den Wänden. Dumpfe Geräusche quollen von der Höhe des König Eismann nieder, Steine fielen, und über allen Felsen rieselte und glitt der Schnee, als wären die steilen Gehänge belebt von tausend und abertausend weißen winzigen Tierchen . . .

Recka griff nach ihrem Bogen, und als sie gewahrte, daß die Sehne sich von der Feuchtigkeit des Schnees gelockert hatte, legte sie, um den Strang zu spannen, eine Schlinge über die Bogenkerbe; dann nahm sie den Köcher in ihren Schoß. Ein leises Aechzen ging unter Sigenots Schlägen durch den erzitternden Baum, und Recka hob die Augen. „Der Gipfel neigt sich schon . . . schlag' zu!" Sie ließ die Pfeile halb aus dem Köcher gleiten. „Einen hab' ich verloren im Schnee." Ueber ihre bleichen Lippen ging ein irres Lächeln. „Aber wenn es zum ärgsten kommen soll . . . sieben Schäft' noch hat mein Köcher, ich mein', sie reichen!" Im letzten Wort klang ihre Stimme schrill wie eine springende Saite.

„Recka!" stammelte Sigenot, und der Schwung des Beiles stockte in seinen Händen.

„Schlag' zu! Deine Schwester in Not! Der Baum muß fallen!" Wieder krachten die Schläge, und schon begann der Wipfel zu schwanken. Recka saß wie mit versteinertem Antlitz, doch ihre Augen flammten. Und mit schmalen Lippen raunte sie vor sich hin: „Wie Feuer brennt in meinem Gesicht das Mal von meines Vaters Faust! Jeder Schlag der Brüder liegt wie Glut auf meinem Leib! Zeit meines Lebens haben sie Schmach und Ekel um mich her gehäuft, daß mir zu Mut' war in ihrem Haus wie dem kranken Falken im Geierneſt — und nach solchem Leben diese letzte Stund'! Sie haben mich geschlagen und geschmäht wie der Bauer im Metrausch seine Magd." Bebend an allen Gliedern sprang sie auf und schüttelte das Haar in den Nacken. „Ich bin gelöst von ihrem Haus! Haß wider Haß . . . und Lieb' um Lieb'! Mir sind nur noch zwei Ding' im Leben heilig: meine Mutter, die mir lieb gewesen, und die Treu' für Deine Schwester, die mir hold geworden . . ."

Da verstummte der Beilschlag, und ächzend neigte sich die Zirbe. Reckas Blick begegnete den Augen Sigenots; sie senkte das Antlitz, zwei helle Tropfen fielen von ihren Wimpern, und ihre Stimme schwankte. „Für Deine Schwester will ich stehen und frag' nicht, wider wen! Ich thu', was ich muß . . . und sollt' ich drum im Leben auch nimmer Herd und Heimat haben!"

Unter dem stürzenden Baum hinweg war Sigenot auf Recka zugesprungen. „Nimmer Herd und Heimat?" Fast versagte ihm die Stimme. „So magst Du reden, derweil ich noch leb'? Du? Und nimmer Herd und Heimat? Recka!" Er streckte die Arme und wie ein Taumel überkam es ihn. Zitternd stand die Tochter Wazes, sie wollte sprechen, doch die Worte erloschen ihr auf den Lippen; es zuckte und kämpfte in ihrem Antlitz, und über ihre bleichen Lippen fiel es wie rosiger Sonnenglanz.

Auge in Auge standen sie, und mehr als alle Sprache hätte reden können, sagte dieser stumme Blick, der den Inhalt zweier Leben erschöpfte. Wie Feuer zu Feuer fliegt, so trieb es diese beiden zueinander. Hatte Sigenot die Geliebte an sich gerissen . . . hatte Recka sich an seine Brust geworfen? Sie lagen Herz an Herz, umschlangen sich mit pressenden Armen wie in jener Sturmnacht auf dem See und in dürstendem Kusse fanden sich ihre Lippen.

Krachend fiel die Zirbe und warf ihren Stamm und ihr Gezweige über die gähnende Kluft.

War das dumpfe Brausen, welches durch die Lüfte ging, ein Echo ihres Falles? Hatte ihr Sturz die schlafenden Riesen im Gestein geweckt und sie gelöst aus tausendjährigem Bann? Wie das Rauschen eines nahenden Sturmes quoll es hernieder aus unsichtbarer Höhe, wuchs zu mächtigem Gerassel und fand ein donnerndes Echo an den gegenüberliegenden Wänden . . .

Recka und Sigenot erwachten aus ihrer taumelnden Wonne und blickten um sich her mit traumverlorenen Augen. Es zitterte die Erde unter ihren Füßen, ein sausender Luftstrom peitschte ihnen Gewand und Haar, ächzend bogen sich die hundertjährigen Zirben, und brüllende Schneewolken füllten die Bergschlucht. Reckas Augen glitten zur Höhe und jäh erblaßte ihr Gesicht. Sie sah das Verderben über die Felsen niederstürmen: eine weiße Riesenwolke, von braunem Rauch umflattert. Von ihren Lippen löste sich ein gellender Schrei, und die Angst des Todes sprach aus ihren erstarrten Zügen; doch nicht das eigene Leben war es, um welches sie bangte . . .

„Recka!" stammelte Sigenot und wollte die Geliebte mit den Armen schützend umschlingen, wollte sie decken mit seinem eigenen Leib. Doch sie, den einzigen Schutz erkennend, auf den in dieser stürzenden Not noch eine Hoffnung zu setzen war, stieß den geliebten Mann mit aller Wucht ihrer wilden Kraft dem Berghang zu, daß er rücklings in die Höhle taumelte. Mit hellem Aufschrei wollte sie ihm folgen, aber da fiel es schon wie weiße Sturzflut auf sie nieder, und die Steine prasselten.

Stöhnend hatte Sigenot sich aufgerafft, einen Schritt noch that er, wie durch weiße fließende Schleier sah er noch Reckas Haupt, ihr wehendes Rothaar und die winkenden Arme, hörte aus allem Donner und Toben noch ihren jauchzenden Ruf: „Ich liebe Dich!" . . . dann brach es vor ihm nieder mit schwarzer Nacht.

Die stürzenden Massen erfüllten die ganze Breite der Schlucht, und von allen Wänden lösten sich neue Lawinen. — —

Hoch über dem Albenthal, dessen Hütte Herr Waze und seine Söhne, der Richtmann und die Knechte in jagender Flucht zu erreichen suchten, geriet der ganze Berghang in rinnende Bewegung. Aus dem aufdampfenden Schneegewölk flogen braune Punkte hervor, erst wie springende Kiesel erscheinend, doch schon im nächsten Augenblick als mächtige Felsblöcke; in weitem Bogen wurden sie über steile Wände hinausgeworfen oder liefen wie kreisende Scheiben mit Windesschnelle über die Gehänge nieder, um jählings in tausend Splitter auseinanderzufahren.

Die Kräfte der Fliehenden gingen zu Ende, und schon rollte die sich dunkel färbende Lawinenwolke gegen das Albenthal. Knatternd fiel ein Regen von Steinen über den Grat hernieder, und lauter noch als das Kreischen der Angst erhob sich das Wehgeschrei der vom Steinschlag Getroffenen. Wen nicht eine springende Scholle zu Boden warf, der stürzte, da ihm der beißende Staub, aus Schnee und Sand gemischt, die Augen fast erblinden machte. Stöhnend rafften die Gestürzten sich wieder auf und suchten Rettung in neuer Flucht. Keiner hörte das Wehgeschrei, welches neben oder hinter ihm

erscholl, halb erstickt von dem die Lüfte erfüllenden Toben. Keiner dachte des anderen, jeder nur an das eigene Leben. Der Bruder kannte nicht mehr den Bruder, der Sohn den Vater nicht, und für die Knechte gab es keinen Herrn. Wer zu Boden lag, griff mit zuckenden Händen nach jedem Fliehenden, dessen Weg an ihm vorüberführte — und wer eine klammernde Hand an seinem Leibe fühlte, stieß mit den Füßen, riß und zerrte, bis er sich frei gemacht.

Immer dichter fielen die Steine, und die Stimmen der Lüfte und der brechenden Felsen verschmolzen sich zu schwebendem Gedröhn.

Allen Fliehenden voran war der Richtmann schon der Hütte nahegekommen, als eine springende Steinscholle seinen Schenkel traf. Stöhnend brach er zu Boden, wollte sich wieder aufraffen, doch die zerschmetterten Knochen versagten den Dienst. Er wußte, daß er verloren war — und wie nach einem bösen Sturmtag unter dem fernen Gewölk einher noch eine letzte schöne Röte der sinkenden Sonne schimmert, so sah der Sterbende vor seinen Augen als leuchtendes Bild, was seinem Leben teuer gewesen. „Liebli, mein guter Bub'! Mein Haus und Herd!" Er schluchzte laut und bedeckte mit zitternden Händen das Gesicht.

Da tönte aus dem jammernden Geschrei, das auf dem halb schon überschütteten Hang sich noch vernehmen ließ, eine keuchende Stimme an des Richtmanns Ohr. „Der Heilige . . . der Heilige hinter mir . . . und sie lassen mich allein . . . die Söhn' den Vater . . . die verfluchte Brut . . ." Ein Wehlaut unterbrach die röchelnden Worte. „Helfet! Helfet! Her zu Eurem Herrn, Ihr ungetreuen Knecht'!" Mit heiserem Schrei erlosch die Stimme, und durch den Schleier des wirbelnden Staubes, durch den Hagel der Steine sah der Richtmann einen Klumpen Leben sich nähern; ein Lächeln des befriedigten Hasses überzuckte sein fahles Antlitz, er hob sich auf das unverletzte Knie und faßte die schwere Scholle, die ihn getroffen.

„Helfet, Helfet!" klang es wieder in winselnder Angst. „Du gütiger Himmelsherr, so schau' doch nieder auf meine Reu' und hab' Erbarmen! Ihr guten Heiligen, nehmet alles, was ich hab', den ganzen Gadem, mein Roß und meinen Weißfalk . . . höret, Ihr Heiligen, ich gelob's . . . ich laß' Euer Kloster bauen aus festem Stein . . . nur helfet, helfet . . ." Der Jammernde stürzte, rollte vor des Richtmanns Füße und versuchte sich wieder aufzurichten; die Kotze des Bauern geriet ihm unter die tappenden Hände, er klammerte sich an, zerrte sich in die Höhe und kreischte: „Helfet . . . helfet . . . ich zahl' mit Gold und Spangen . . ."

„Ich thu's umsonst!" klang mit heiserem Gelächter die Antwort, und die Faust des Richtmanns mit der schweren Scholle fiel. Ein gurgelnder Laut, ein starrer Blick noch in das Gesicht des Bauern, und Herr Waze überschlug sich auf dem steilen Hang, das zerschmetterte Haupt von Blut überronnen . . .

Mit Getöse stürzten die dichten Massen des niederfahrenden Gesteins über den Grat einher, und eine mächtige Staubwolke, dem Sturz der Felsen vorangleitend, verhüllte den Todeskampf der wenigen, die noch lebten. Schon sausten die ersten Blöcke gegen die Hütte im Thal und brachen die morschen Balken. Springende Steine fuhren über das Schneefeld hin und flogen vorüber an dem flüchtenden Paar, das mit letzter Kraft durch den angewehten Schnee sich weiterkämpfte. Von blindem Grauen befallen, hatte Ruedlieb die Geliebte mit sich fortgerissen, des Weges nicht achtend, den er nahm. Nun stand er zitternd und starrte über die steile Felswand, welche sich niedersenkte zum Windacher See; sein irrender Blick sah in der Tiefe das weite Wasser, am Ufer zwei rennende Menschen und Pferde in rasender Flucht. Vor ihm der Abgrund, hinter ihm der stürzende Tod, der ihm den Vater schon genommen — da gab es nimmer Weg noch Rettung! Wohl versuchte er noch die Flucht am Rande der Felsen hin; doch Rötlis Kräfte waren zu Ende, und lautlos sank sie an Ruedliebs Seite in den Schnee. Schluchzend griff er nach ihr, riß sie empor an seine Brust und hielt die Taumelnde umschlungen. „Jetzt holt der Bid, was ihm verfallen ist!" Er drückte die Lippen auf Rötlis Haar und schloß die Augen, den Tod erwartend, der unter Donner und Tosen auf springenden Felsen geritten kam. Wie ein grauenvolles Ungetüm schoß die den Sturz verhüllende Wolke über den Hang hernieder; aus ihrem Dunkel wurden mächtige Blöcke hervorgewirbelt wie Asche aus einem Schlot und ihr voran, gleich dem Brausen eines gewaltigen Sturmes, jagte die vom Sturz der Felsen angestaute Luft. Der sausende Windstrom faßte das Dach der halb zertrümmerten Hütte und wehte die Balken davon wie leichte Schindeln, die im Schnee versunkenen Latschenbüsche blies er von der Erde weg, und als er die beiden Menschen erreichte, die sich zitternd umschlungen hielten, ergriff er sie und trug sie wie auf unsichtbaren Händen in weitem Fluge über den Abgrund hinaus, daß ihnen Atem und Bewußtsein schwand . . .

Unter dem donnernden Widerhall, welcher rings im weiten Thal über alle Wände rollte, stürzten die Massen der gebrochenen und zu Geröll zerschmetterten Felsen in den Windacher See, dessen aufgewühlte Fluten haushoch über die Ufer schwankten. Mit dröhnendem Klang zerbarst die Felswand über den Schluchten der Windach, und der aus seiner tausendjährigen Haft befreite See ergoß sich mit tosendem Rauschen über das Thal.

Eberwein und Eigel, welche dem Ausfluß der Windach nahe waren, sahen die Felswand auseinanderfallen und das Wasser kommen. Mit bleichen Gesichtern standen sie und gedachten erst der eigenen Rettung, als die niederbrausenden Fluten schon die Schlucht der Windach in ihrer ganzen Breite füllten und brüllend näherschossen. „Wahr' Dich, Herr!" stammelte Eigel, faßte den Arm des Mönches und riß ihn gegen den Berghang. Keuchend klommen sie zwischen den Bäumen empor, um dem Weg der fallenden Gewässer zu entrinnen. Schon hatten sie gesicherten Grund erreicht — da wich unter einem Tritt des Kohlmanns die Moosdecke, er stürzte und kam auf dem vom Regen durchweichten Hang ins Gleiten.

„Barmherziger Gott!" schrie Eberwein und sprang, der eigenen Gefahr nicht achtend, auf den Stürzenden zu. Doch es brausten schon die Fluten heran, und eine über den Hang emporspülende Welle erfaßte den Greis und schleuderte ihn an einen Baum. Lautlos kollerte Eigel über das Netz der Wurzeln, aber ehe das schießende Wasser ihn verschlingen konnte, hielt ihn Eberwein schon umklammert mit beiden Armen; von einer springenden Welle übergossen, gewann er mit seiner Last den sicheren Grund und bettete das Haupt des Kohlmanns in seinem Schoß. Da sah er, daß von Eigels Schläfe das Blut in dicken Tropfen durch die grauen Haare sickerte . . . es war ein Sterbender, den er gerettet.

Kaum eines Wortes mächtig, beugte sich Eberwein über den Kohlmann und nestelte am Hals aus seiner Kutte eine Schnur hervor, an welcher ein Kreuzlein hing. Er wollte das heilige Zeichen dem Sterbenden zum Kusse bieten. „Der Gott der Liebe wird Dir gnädig sein . . . blick' auf zu ihm!" Da lief ein Zittern über die Glieder des Greises, seine Augen wurden starr, er kämpfte, als wollte er sich erheben, als möchte er sprechen, und faßte mit gierigem Griff — nicht das Kreuz — sondern die seltsame Reliquie, welche mit dem heiligen Zeichen an die gleiche Schnur gebunden war: die Hälfte eines entzweigesprungenen Beinreifs, braun vor Alter, mit halb verwischten Runenzeichen. „Salmued!" Dieses eine Wort nur rang sich von den Lippen des Sterbenden, und das Brausen der thalwärts stürzenden Gewässer verschlang den zitternden Laut. Eigels knöcherne Finger, die den Reif umklammert hielten, zuckten wie im Krampf, und seine Glieder streckten sich. Ein umflorter Blick noch suchte die Augen des Mönches, und flüsternd hauchte der erbleichende Mund: „Die gute Zeit . . ."

Eberwein verstand den letzten Seufzer dieses erlöschenden Lebens nicht. Er sah die Augen des Greises brechen, drückte mit zitternden Armen den Erlösten an sich und küßte die kalte Stirne. Er wollte beten, doch die Worte versagten ihm. Tosend rauschten zu seinen Füßen in endlos wachsendem Schwall die entfesselten Fluten vorüber, den Wald und die Felsen brechend, die Zerstörung niederwälzend auf bewohnte Stätten. Vor seinen irrenden Blicken erschien das weite Thal der Ramsau, er sah die einsame Kirche und das verödete Pfarrhaus, die stillen Hütten rings umher und ihre Menschen. Er sah im Geiste schon die Dächer stürzen und hörte das Angstgeschrei der bedrohten Geschöpfe. Zitterndes Grauen befiel ihn, und aus seinem gemarterten Herzen rang sich der bange Aufschrei: „Gott der Liebe! Wo bist Du?"

Nur der Donner über den Bergen, nur das Rauschen und Toben der stürzenden Fluten gab die Antwort . . .

Wie von den bleichen Lippen des Mönches, so flog in dieser Stunde der Vernichtung auch aus der Seele eines anderen in Zweifel und Jammer ein Gebet zum Himmel auf. Hinter dem König Eismann, in der schwarzen Finsternis der verschütteten Höhle, taumelte Sigenot zwischen den erzitternden Felsen umher und schrie: „Du Starker, Du! Ich hab' gehalten zu Dir! Jetzt halt' zu mir! Jetzt thu' mir den Weg auf! Laß mich zu ihr!

Zu ihr!“ Doch seine schreiende Stimme erstickte der dumpfe Donner, der ihn umrollte. In Qual und Verzweiflung riß er mit den Händen am Gestein und zerrte an dem wirren, von Schnee und Geröll durchsetzten Astwerk, welches den Ausgang der Höhle verschloß. Da begann der Steingrund unter seinen Füßen sich zu bewegen gleich einer Wiege, und aus der Tiefe des Berges kam ein Klang, der mit Messerschärfe in Sigenots Ohren fuhr. Jähe Helle fiel ihm in die Augen, und langsam wichen vor ihm die Felsen auseinander wie die Flügel eines Thores. Aufschreiend that er einen Sprung ins Freie, doch eh' er noch wußte, wo er stand und wohin er sich wenden sollte, verging ihm Hören und Sehen. Eine Schneewelle hob ihn empor, spülte ihn aufwärts gegen die höhere Schlucht, und während er zwischen Gestein und Schnee bewußtlos lag, fuhr ein Riß, bei der die Schlucht durchquerenden Spalte beginnend, über die kahlen Felsen hinauf, und die vom Stock des Berges losgetrennte Steinwand neigte sich vornüber. Donnernd stürzten die gewaltigen Massen über den See. Ihr Fall zerteilte die Flut, zwei weiße Wassermauern hoben sich turmhoch auseinander, und während die eine zur Linken in den Kessel der Berge rollte, wälzte sich die andere zur Rechten gegen das Thal der Ache. Mit Schäumen und Brausen wuchs und stieg die laufende Mauer noch, je mehr das Seethal sich verengte, und auf ihrem Wege spülte die riesige Welle den Wald vom Berghang weg wie einen Haufen Späne…

Im Fischerhause hatten sie den Donner des fallenden Gesteins vernommen. Sie sahen über dem Kessel des Weitsees eine Wolke dampfen und hörten das Sausen und Rauschen des kommenden Wassers. Die Magd stand vor der Hausthür und rang die Hände, bleich und zitternd kam Kaganhart, die Leiche seines Weibes verlassend, aus der Kammer des Knechtes gerannt, und Wicho stand auf dem Lugaus, mit verstörtem Gesicht, die Finger in das Haar geklammert. Immer näher kam das Toben und Brausen; ein sausender Wind, weißen Schaum in die Lüfte peitschend, flog über den See einher, und die turmhohe rollende Wassermauer tauchte um die Falkenwand, auf der einen Seite den steigenden Bergwald mit Fluten überschüttend, auf der anderen Seite ihre Springwellen emporschlendernd bis zu der um Wazemanns Haus gezogenen Ringmauer.

Das Geschrei der Mägde und die heulenden Stimmen der gefangenen Raubtiere tönten vom Falkenstein hernieder, während Heilwig und Kaganhart in rasender Hast über die Lände gegen den waldigen Berghang flüchteten. Wicho sprang vom Lugaus nieder und stürzte in das Haus. „Mutter Mahtilt! Mutter Mahtilt!“ Schrill klang seine Stimme; doch andere Worte brachte er nicht mehr über die Lippen, er lallte nur und deutete mit den Armen. Starr sah ihm das bleiche Gesicht der Greisin entgegen. Er wollte sie umschlingen, aber sie wehrte sich und lachte, mit beiden Händen sich anklammernd an die Lehnen ihres Sessels. Gewaltsam riß er sie empor und hob sie auf die Arme, und während er keuchend mit seiner Last die Thüre suchte, streckte Mutter Mahtilt unter gellendem Gelächter noch die Hände nach dem Herd. Wohl erreichte Wicho das Freie. Doch über die Lände wälzte sich schon, doppelt so hoch als der Hügel mit dem Haus des Fischers, der brausende Wasserberg heran, mächtige Felsblöcke wie leichte Kiesel vor sich herschwemmend und einen Wust von gebrochenen Bäumen ausschleudernd nach allen Seiten.

Wichos Knie versagten, zitternd stand er und klammerte die Arme um die Mutter seines Herrn, während in das Brausen der stürzenden Flut das Gebrüll der Rinder sich mischte, die zwischen den Wänden ihres Stalles die Nähe einer Gefahr erkannten. Kalkige Bläße deckte das Gesicht des Knechtes, doch über Mutter Mahtilts bleiche Züge ging es wie ein Leuchten. Sie hob die Arme, und mit heller Stimme klang es von ihren Lippen: „Gelfrat! Gelfrat!“ Die Nähe des Todes hatte ihre stumme Zunge gelöst. Noch einmal rief sie den Namen des geliebten Mannes, den ihr der See genommen, und streckte die Hände den anrauschenden Wellen entgegen. Brausend stürzte sich die Wassermauer über den Hügel hin — ein Krachen und Dröhnen von brechendem Gebälk — und die tobende Flut verschlang, was Sigenots Hag umschlossen hatte.

Immer weiter wälzte sich die zerstörende Riesenwelle, und ihr Rauschen quoll über das Thal hinaus und fand das Ohr der Menschen, welche in bleichem Schreck aus ihren Hütten rannten. Thal auf und nieder flog das Gespenst der Furcht und faßte alle Gemüter. Aus der stundenlangen Waldschlucht hervor, in welcher die Schmiede des Ilsankers lag, bis zu den Halden der Strub hin hörte man schon das ferne Brausen der Gewässer, welche die Ramsau überschwemmten. An den Wänden des Untersberges erwachte ein summendes Echo, während vom König Eismann über den Gadem einher ein leises Brummen, bald stockend, bald wieder anschwellend, bis zum Lokiwald durch die Lüfte quoll.

Bruder Wampo trat aus der Klause und blickte nach allen Seiten. Schweiker, das Beil in der Hand, kam zögernd vom Waldsaum herangeschritten.

„Was ist denn schon wieder?“ fragte Wampo. „Hörst denn nicht?“

„Wohl wohl!“ nickte Schweiker und blieb lauschend stehen.

„Es kann doch kein Unwetter aufziehen! Ist ja der ganze Himmel blau!“ Bruder Wampo verstummte, denn er sah, daß Pater Waldram aus der Kirche trat, gegürtet und mit dem Stab in der Hand. Erst machte der Bruder erstaunte Augen, dann eilte er auf den Pater zu. „Herr?“ Waldram wandte das Gesicht; seine Züge waren bleich wie das Antlitz eines Toten, doch gleich zwei Flammen brannten seine Augen; was aus ihnen leuchtete, war wie das lodernde Feuer im Blick des Kriegers, der den Ruf zur Schlacht vernommen. Der Bruder fühlte die flammende Kraft dieses Blickes, und scheu vor dem Pater zurücktretend, fragte er: „Herr, wohin gehst Du?“

„Wohin die Stimme Gottes ruft! Leget Ihr anderen die Hände in den Schoß und sehet zu, wie des Herrn Zorn die Berge stürzt . . . ich aber folge seinem Ruf, denn meine Stunde kam!“ Weit ausholend mit dem Stabe, schritt er dahin, vom Sonnenglanz des zur Neige sich wendenden Tages umwoben.

Die Brüder standen schweigend, und einer suchte den Blick des anderen. Als Waldram unter den Bäumen verschwunden war, atmeten sie auf, und Bruder Wampo schüttelte den Kopf. „Er könnt' einem Angst machen!“ Ein Schauer rüttelte ihn, und hastig bekreuzte er Gesicht und Brust; dann wieder lauschte er dem fernen Murren und dem summenden Echo.

Schweiker hatte die Hand über die Augen gedeckt und spähte in die Weite. „Schau' doch einmal . . . ich weiß nicht, was ich seh' da draußen. Ueber den Schönsee ziehen Nebel her . . . aber sie schauen sich braun und grauslich an.“

Kaum hatte Bruder Wampo in die Ferne geblickt, da schlug er die Hände über dem Kopf zusammen. „O Gottes Wunder! Zu Wazemanns Bannberg schau' hinauf . . . der Heidenkönig Eismann ist christlich worden und schlagt ein Kreuz!“

Auf den silberweißen, in heller Sonne glänzenden Schneegehängen des steil in die blauen Lüfte ragenden Bergriesen erschienen zwei dunkle, schräg sich kreuzende Striche. Noch ein Augenblick der Ruhe — und vor den entsetzten Sinnen der beiden Brüder vollzog sich ein Zerstörungswerk, gewaltig und furchtbar. Immer dunkler, in die Breite wachsend, erschienen auf dem hochliegenden Schneegehäng des König Eismann die quer durcheinander laufenden Rinnen. Während über ihnen der Gipfel des Berges noch sein unverändertes Bild bewahrte, überwälzte sich unterhalb dieser gleitenden Risse der Schnee auf weite Flächen, und aus dem zerfetzten weißen Kleide tauchte die nackte graue Brust des steinernen Riesen hervor. Zugleich auf allen Seiten begann ein Spalten und Auseinanderklaffen, ein Brechen und Stürzen des gewaltigen Felsenhauptes. Es schien, als wären die finsteren Mächte, welche Jahrtausende lang in diesem Gestein geschlummert, jählings zum Leben erwacht, als hätten sie sich verbündet zu einer unerhörten That. Mit rasender Schnelle stürmten sie dem Thal entgegen; nur wenige Augenblicke, und auf dem weiten Unterstock des fallenden Berges waren lange Thäler zugeschüttet und über ihnen neue Felsenhügel aufgeworfen, über welche hinweg die stürmende Todesjagd der ungeheuren Massen thalwärts ging. Die ganze Höhe war verwandelt in ein wirbelndes Chaos, und immer trüber verhüllte sich der rasende Wechsel all der schaudervollen Bilder; denn wie auf einer Brandstatt der aus Thür und Fensterhöhlen strömende Rauch zu dicker Schwade über dem Dach sich sammelt, so flossen die von den auseinanderfahrenden Trümmerströmen aufdampfenden Staubwirbel zu einer ungeheuren Wolke ineinander, deren züngelnde Ränder im Schein der Sonne mit Flammenröte sich färbten, während den finsteren Kern des rollenden Ungetüms ein fahles Leuchten durchlief wie von zuckenden Blitzen.

Nun kam es über den weiten Gadem zum Lokiwald gezogen — erst wie ein dumpfes Tönen nur, darauf ein Aechzen und ohrzerreißendes Knirschen, ein Knattern und Gerassel, das zu Krachen und Sausen wuchs, zu dröhnendem Donner. Unter dem Sturmwind, welcher einherflog über den Gadem, beugten sich alle Wälder,

es brachen die Bäume, und der jagende Wind trug aus dem Thal das Angstgeschrei der Menschen bis zur Klause. Schweiker und Wampo, welche auf den Knien lagen, mit erhobenen Händen und in lautem Gebet, vernahmen aus dem Thal eine Männerstimme wie das Gebrüll eines Stieres: „Es kommt der Berg! Laufet! Laufet! Es kommt der Berg!“ Die Brüder sprangen auf, betäubt und wie von Sinnen.

„Das jüngste Gericht! Das End' der Welt! O guter Herre, sei gnädig dem armen Sünder!“ lallte Bruder Wampo, ins schlammige Moos gedrückt.

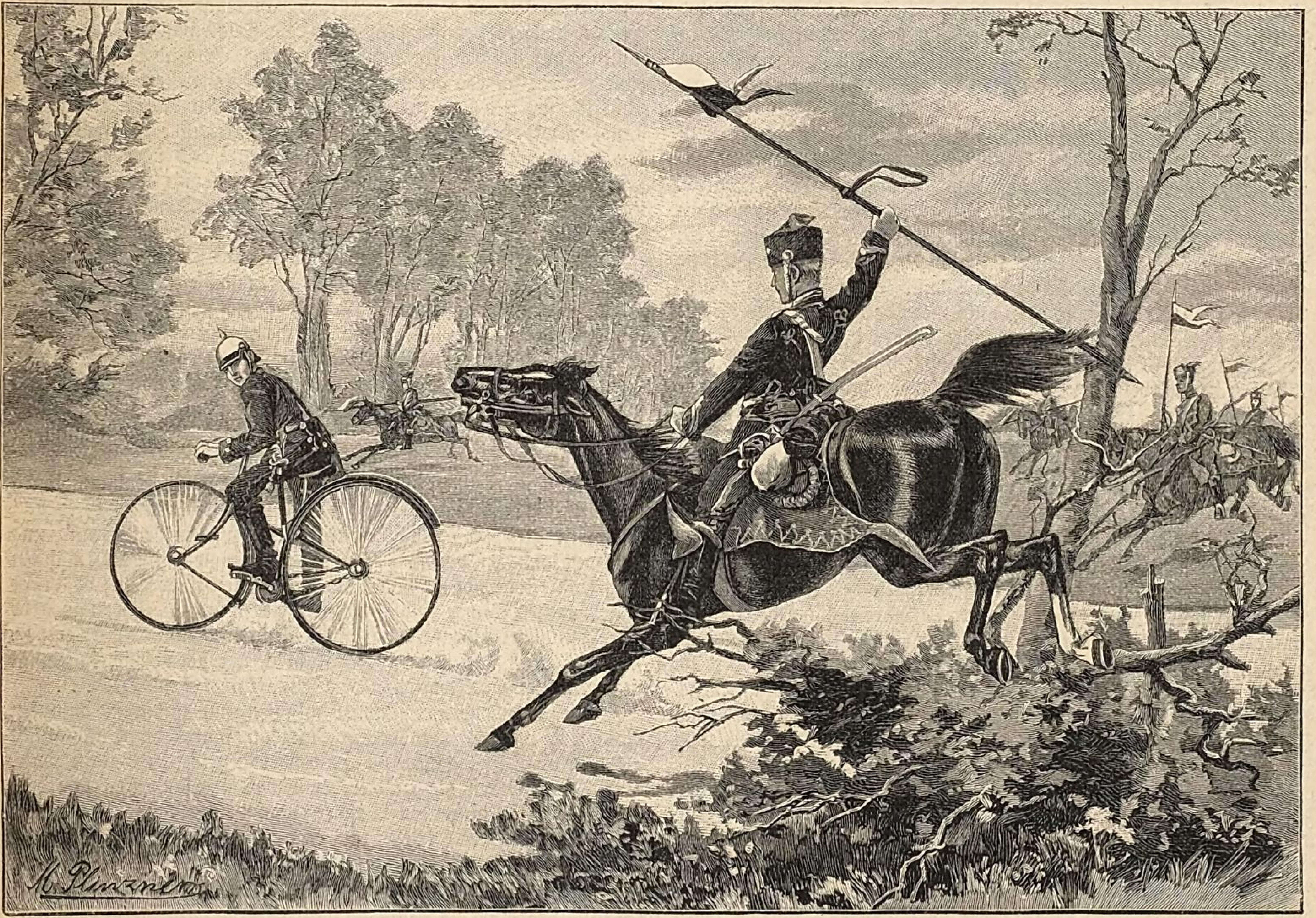
Schweiker taumelte und seine verstörten Augen suchten die Gehänge des Göhl. Eine Staubwolke sah er niedergleiten über die Wände, und ihre Straße ging den Halden zu. „Hinzula!“ Und wie ein Hirsch, der schon den Pfeil des Jägers nach seinem Herzen fliegen sieht, sprang Schweiker über die Lichtung hin, dem gebrochenen Wald entgegen.

„Bruder, ach, Bruder, verlaß mich nicht! Wir wollen selbander zum Himmel fahren!“ kreischte Wampo; er raffte sich auf und begann, dem schon Verschwundenen folgend, mit schlotternden Knien die Flucht, Gebete lallend und strauchelnd bei jedem Sprung.

34.

Durch das schöne Thal hin schritt der Tod, Hand in Hand mit seiner Schwester, der Zerstörung. Auf jeder Stelle weilten sie und waren allgegenwärtig an allen Ecken. Auf den Fluren der Ramsau schritten sie den brausenden Fluten voran, welche die Häuser brachen und die wehrlosen Menschen verschlangen . . . auf den Halden im Gadem folgte ihrem Fuß das stürzende Gestein und der alles erstickende Schutt des gebrochenen Berges. Hoch über dem Falkenstein, an einer scharfkantigen Bergrippe, teilte sich der sausende Wust der mit zahllosen zersplitterten Bäumen durchmischten Trümmer, und während der eine Strom zum Schönsee niederfuhr, jagte der andere gegen die Halden der Schönau. Wazemanns Haus blieb unversehrt; nur verirrte Steinschläge prasselten über Dach und Mauern, und die gleitende Staubwolke hüllte Haus und Hof in schwärzliches Dunkel. Der Hag des Grünsteiners, mit Menschen und Vieh, und das Gehöft der Hanetzer Buben fielen als die ersten Opfer; Hütte um Hütte verschwand in der rollenden Wolke, und ihrem Wege voran ging ein Gewirbel von Dachteilen, Balken, Heu, Getreidegarben, und wie fliegende Boten des Verderbens sausten ihr einzelne Felsen voraus, alles zermalmend, was sie trafen auf ihrem Pfad.

Auf freier Halde stand eine Schar betäubter Menschen, unter ihnen der Hanetzer, der Schmied von Ilsank und der Köppelecker. Der stürzende Berg hatte sie aufgehalten auf dem Wege zu Wazemanns Haus. Als sie nach lähmendem Schreck ihrer Sinne und Glieder wieder mächtig wurden, begannen sie zu fliehen wie ein Rudel verscheuchten Wildes; sie wandten sich bald zur Rechten und bald zur Linken, standen und starrten umher und flohen wieder. Von allen Hütten kamen die Flüchtenden, die einen mit armseliger Habe beladen, die anderen ihre Kinder schleifend. Die Ermatteten, denen die Glieder versagten, warfen sich mit dem Gesicht zu Boden, stumpf das Ende erwartend. Andere sanken auf die Knie und begannen mit erhobenen Armen zu beten — sie lallten und wußten nicht, was sie beteten, und wußten nicht, zu wem. Die Stunde der höchsten Not und der Hauch des Todes, den sie schon fühlten auf ihren bleichen Wangen, trieben mit Gewalt in ihre zitternden Herzen den Glauben: es müsse doch einer sein, welcher stark sei wider alle Not, auch stark noch wider stürzende Berge. Und während sie lallten in Todesangst und nicht wußten, wo sie diesen Einen suchen sollten, hörten sie durch den Hagel des Gesteins und durch die Schleier des dampfenden Staubes eine klingende Stimme: „Heran zu mir! Ihr alle, nach denen der Tod die Hände streckt! Heran zu mir! Bei mir ist Gott! Bei mir der Himmel und die Hilfe! Heran zu mir!“ Sie lauschten mit



Konkurrenten.

Nach einer Originalzeichnung von M. Plinzner.

Zittern, sie sprangen auf, sie streckten die Arme, und schluchzend rannten sie, um den Gott zu suchen, bei dem die Hilfe wäre.

Hinter Waldrams Schritten wuchs die Schar. Zitternd nach allen Seiten starrend, begannen sie die Worte nachzureden, die er mit hallender Stimme betete. Und je länger sie sahen, wie dieser Mönch, durch keine Gefahr beirrt, leuchtenden Auges jedem Unheil entgegenschritt, desto mehr befiel es die Herzen dieser Menschen wie ein Rausch der Hoffnung; immer lauter wurden ihre Stimmen, und die lallenden Gebete hoben sich zu trunkenem Geschrei. Häuser stürzten, und sie sahen es nicht — Menschen fielen, und über die zerschmetterten Körper schritten die Verzückten hinweg . . .

Immer dünner wurde der Hagel des Gesteins, und schwächer rollte schon über den Bergen das donnernde Echo. Nur vereinzelte Blöcke kamen noch aus der Höhe und schwangen sich in weiten Sprüngen über den zermalmten Schutt. Ein Fels, wie ein Haus so groß, wälzte sich durch den Hag des Richtmanns und drückte die leeren Ställe nieder; schon hatte der Lauf des Blockes sich gemindert, doch auf geneigter Halde kam er wieder ins Rollen. Gegen die Trümmerstätte, die einst das Haus des alten Gobl getragen, nahm er seinen Weg.

Vor dem zerfallenen Dächlein saß der Alte; mit den dürren Armen hielt er auf seinem Schoß den zitternden Knaben umschlungen, der das Gesicht in Gobls zerlumpte Kotze vergrub. Als der Sturz begonnen, hatte der Greis den schlummernden Buben vom Heusack aufgerissen, um mit ihm zu flüchten; doch nach wenigen Schritten schon hatte die Last seine mürben Knie niedergedrückt. „Jetzt, Büebli, jetzt kommt er, auf den ich wart'!" Doch er fand bei diesen Worten nicht mehr das alte Lachen. Seine Stimme schwankte, und mit Kopf und Armen deckte er das Haupt des Knaben, als der steinerne Hagel durch die Lüfte ging. Da löste sich der wirbelnde Staub und das Gedröhn der Berge begann zu verstummen. Gobl atmete auf und streichelte mit zitternder Hand das Haar des Knaben: „Schnauf', Büebli, schnauf' . . . die Berg' haben ausgerumpelt, und all'weil leben wir noch!"

Da tauchte über sinkenden Büschen jener Felsblock auf wie ein steinernes Ungetüm; doch die Kraft seines Laufes war schon gebrochen; kollernd wälzte er sich über die faulen Reste des Hags, zerquetschte den Apfelbaum und hob sich noch ein letztes Mal auf die Kante — fiel er, so lag die Trümmerstätte des Hauses mit den beiden Menschen unter ihm begraben. Schreiend hatte Gobl sich aufgerafft, und da er die Kraft nicht mehr besaß, den Knaben zu tragen, versetzte er ihm einen Stoß, daß Huze seitwärts niederrollte über die schiefen Balken und Moosfladen des zerfallenen Daches. Unter der Wucht des Stoßes kam der Alte selbst zu Fall und kollerte dem Block entgegen. Schon fiel der Block — da wich unter seiner Last die durchweichte Erde, im Fallen drehte sich der Fels und, halb in den Grund versinkend, legte er sich seitwärts nieder. Dicht neben Gobl drückte sich eine Kante des Blockes in den Boden und zog die Kotze des Greises mit sich hinunter. Der Alte riß und zerrte wie ein junger Hund, der zum erstenmal die Schlinge des Riemens an seinem Halse spürt; dabei keuchte er den regungslosen Felsblock an: „He, Du! Hast mich selber übrig gelassen, so laß auch meinen Kittel aus!" Doch der Stein hielt fest. Gobl mußte aus den Aermeln schlüpfen und den Rock im Stiche lassen. Da hinkte und kroch ihm schon der Bub' entgegen. „Gobl-Aehni! Gobl-Aehni!"

„Büebli! Mein gutes Büebli Du!" Mit den Armen umschlang der Greis den Knaben und herzte ihn unter Lachen und Weinen.

„Gelt, Aehni, gelt, der gute Vater im Himmel hat geholfen?" schluchzte der Bub'.

„Wohl wohl!" Die nassen Augen des Greises suchten den hinter dampfendem Staub verdeckten Himmel. „Es muß doch ein Guter und Starker sein, der sell da droben!" Er drückte den Knaben an sich, während ihm die Zähren in den Bart rollten ....

Auf den Bergen war es still geworden; nur in Zwischenräumen ließ sich von den Höhen hernieder noch dumpfes Gepolter vernehmen, welches das Rauschen der Gewässer übertönte. Ein unruhig wechselnder Wind trieb die Staubwolken, und wo der braune Schleier auseinanderriß, enthüllte er Bild um Bild der grauenvollen Zerstörung. Doch was die Ueberlebenden auch immer an Unheil gewahren konnten — der wehende Staub und das sinkende Licht des Tages waren barmherzig und verhüllten den Blick ins Weite: es erwachte in den Menschen keine Ahnung der ganzen Vernichtung, welche über das Thal und seine Bewohner gefallen war.

Allmählich nur erholten sich die Geretteten aus ihrer Betäubung und lähmenden Todesangst. Geschrei ertönte auf allen Seiten, herzzerreißendes Klagen, nur selten ein Ruf der Freude und ein Jauchzen des Wiedersehens. Auf freier halb von Geröll übergossener Halde lag Waldram auf den Knien, die Arme zum Himmel gestreckt, die Augen in Verzückung leuchtend, und betete mit hallender Stimme. Aber die Schar, die ihn umdrängte, wurde immer kleiner. Jeden trieb es, nach den Menschen zu suchen, die ihm teuer waren, jeden zog es zu seinem Haus und Herd. Ein wirres Laufen und Rennen begann, und einer schrie den anderen an: „Hast meinen Vater nicht gesehen, mein Weib, meine Kinder? Steht mein Haus noch oder liegt's?" Sie rannten und suchten, und mancher war, welcher suchte und nimmer finden konnte. Je näher sich die Schönau gegen den Stock des König Eismann hinzog, desto furchtbarer zeigte sich das Bild der Zerstörung, desto lauter schallten die Klagen der den Schutt Durchirrenden. Mit kalkweißem Gesicht kletterte der Hanetzer über die Felstrümmer, die Stätte suchend, auf welcher sein Haus gestanden. Er fand sie nicht; doch seine Brüder kamen, die sich durch Flucht gerettet. Er hatte keinen Blick für sie, kein Ohr für ihren Jammer. Mit verzerrtem Antlitz stand er und starrte durch den wehenden Staub empor zur Höhe der Falkenwand, von welcher Wazemanns Haus über gebrochene Wipfel niederblickte. „Das meinig' liegt . . . und das seinig' steht noch all'weil!" keuchte er, faßte die Brüder am Arm und schüttelte sie. „Mir nach! Nimmer leben will ich . . . oder sein Haus muß fallen!" Er riß einen zermalmten Holzstrunk aus dem Schutt und stürzte dem nächsten Gehöft entgegen, dessen Haus in Trümmern lag, mit rauchenden Balken; das Herdfeuer hatte das zerschmetterte Dach entzündet, und vor dem glostenden Haufen stand der junge Bauer mit seinem Weib in wortlosem Jammer. Der Hanetzer packte ihn an der Brust. „Liegt das Deinig' auch? So schau' hinauf: das seinig' steht noch! Aber nimmer leben will ich, oder es muß sein Haus noch fallen vor der Nacht!" Mit glasigen Augen stierte ihn der Bauer an; sein Weib aber riß aus dem Trümmerhaufen einen glühenden Storren hervor, schwang ihn durch die Luft, daß die Flamme erwachte, und kreischte: „Brauchst Feuer?"

Mit heiserem Gelächter faßte der Hanetzer den Brand und eilte den anderen voran. Von einer Trümmerstätte zur nächsten trug er die lodernde Flamme und den Schrei seiner Wut; es wuchs der Trupp, Männer und Weiber gesellten sich zu ihm, und über die Schutthügel stürmte der Haufe gegen Wazemanns Haus empor. Die heiße Luft, den alten Haß zu kühlen, überfiel sie wie ein Labsal in ihrem Jammer, wie eine Betäubung ihres Schmerzes . . .

Die kreischenden Stimmen mischten sich mit dem dumpfen Rauschen, welches von der zur Ramsau führenden Waldschlucht ausging und mit wachsendem Hall über den weiten Gadem tönte.

Schon waren die Halden der Strub überschwemmt von dem brausend dahinschießenden Wasser; entwurzelte Bäume, Hausgerät und behauene Balken trieben auf den schlammigen Wellen. Tosend nahmen sie durch das Thal hin ihren Weg, und aus allem Rauschen tönte das hohle Gepolter der Felsblöcke, welche sie rollten auf ihrem Grund. Den weiten Lokiwald umkreiste die Flut und vereinigte sich mit den hochgestiegenen Wellen der aus dem Schönsee kommenden Ache. Schon war die Stätte überschwemmt, auf welcher die Brüder in jener ersten Nacht gelagert hatten, und mit Toben strömten die Gewässer in das enge Waldthal ein, das hinausführte zur fernen Salzaburg ...

Weit draußen in der Waldschlucht tönte eine jammernde Stimme: „Bruder Schweiker! Bruder Schweiker!" Erschöpft und atemlos, von Todesangst in allen Knochen geschüttelt, suchte Wampo zwischen Gestein und Büschen den Weg, auf welchem, wie er meinte, Bruder Schweiker geflohen wäre. „Bruder Schweiker! Bruder Schweiker!" klang der schluchzende Ruf, den das näher und näher tönende Brausen schon halb übertäubte. „Schweiker, Schweiker! Ja hörst denn nicht? Bist Du denn auch noch ein Bruder nach Christi Wort? Schweiker! Schweiker!"

So bang der Rufende auch lauschen mochte, er hörte keine Antwort; stöhnend und unter Stoßgebeten kämpfte er sich weiter durch das wirre Gestrüpp, dann wieder stand er zitternd und starrte mit entsetzten Augen rückwärts über das Thal. Er hörte das dumpfe Rauschen und sah über das welke Laub der Büsche graue Buckel auf- und niedertauchen gleich springenden Mäusen. Und bevor in seinem wirren Kopf noch ein Gedanke erwachen konnte, waren die kleinen Mäuse schon gewachsen und schossen

durch das brechende Gebüsch einher mit klotzigen Rücken. Da kam dem Bruder in seiner blinden Betäubung und schlotternden Angst nichts anderes zu Sinn als jenes Abenteuer des ersten Tages. „Allmächtiger Gott! Hinter mir die wilden Säu'!" So kreischte er und begann zu springen. Der neue Schreck verlieh ihm neue Kräfte, und mit schlagenden Armen warf er sich durch die Büsche, während hinter ihm ein Brechen und Rauschen sich näherte, als hätten in dem engen Waldthal sich die Wildschweinherden aller Welt gesammelt. Schon ging dem Bruder der Atem aus, als er nah' vor sich einen die Büsche überragenden Felsblock gewahrte. Schreiend faßte er das niederhängende Gezweig, gab sich einen verzweifelten Schwung und erreichte glücklich eine Stufe des Blockes. Doch als er die Hände streckte, um die Höhe des Felsens zu erklettern, fuhr ihm etwas zwischen die Beine, naß und kalt — und das war kein wildes Ferkel. „Schweiker!" keuchte der Bruder noch, dann flog er mit einem Purzelbaum über den Block hinweg. Doch er fiel nicht hart; schon hatten unter ihm die schießenden Fluten den Fels umrauscht, eine hohe Welle fing ihn auf, und von der gebauschten Kutte wie von einem Luftsack über Wasser gehalten, segelte Bruder Wampo mit jagender Eile durch das Waldthal hin. Hätte er auch den schnellsten Renner aus des Kaisers Stall zwischen den Knien gehabt, er hätte der „schiechen Gegend" nicht flinker entrinnen können.

Wohl verging ihm Hören und Sehen vor Todesangst, aber dennoch behielt er so viel Bewußtsein, um zum erstenmal in seinem Leben dem Himmel aus ehrlichem Herzen für das wohlgemessene Bröcklein Fett zu danken, das ihm eine allgütige Vorsicht zwischen Haut und Knochen gelegt. Er konnte nicht sinken! Und als er trotz dieses beruhigenden Trostes in verzweifelter Angst zu zappeln und um sich zu schlagen begann, daß die Luftblasen aus der Kutte wichen und das Wasser ihn umgurgelte bis zum Hals, da fegte ihn eine auf der Flut einhergaukelnde Tanne mit ihrem dichten Gezweig aus den Wellen heraus, als wäre sein rundes Erdengewicht nur ein Flöcklein Wolle. Triefend und zitternd, mit unglaublicher Schnelligkeit klomm er über die schwimmenden Aeste empor, und als er sich in den Zweigen eingenistet hatte, erquickte ihn ein schüchterner Atemzug der Hoffnung. Er hielt sich an die Zweige festgeklammert und regte sich nicht; nur manchmal versuchte er mit bleichen Lippen einen Ruf. „Schweiker . . . Schweiker . . ." Der Laut ging unter im Gebraus der Wellen. Aber hätte Bruder Wampo in seiner Kehle auch die Stimme eines Riesen getragen — es hätte der Ruf doch nimmer Schweikers Ohr erreicht.

Hoch über dem Thal, das die tobenden Fluten füllten, keuchte Schweiker im halb zerstörten Bergwald über den steilen Hang empor. Sein Atem war wie ein Röcheln, und in dicken Tropfen rann ihm der Schweiß über das Gesicht, auf dessen fahlen Wangen rote Flecken brannten. Taumelnden Schrittes, mit zitternden Händen jeden Halt erfassend, gewann er den Waldsaum. Auf der freien Halde, auf welcher sonst kein Stein gelegen, gewahrte er mächtige Felsblöcke, grauen Schnee und zerstreutes Geröll — und über der Halde sah er wohl des Greinwalders Hag, von Lücken klaffend, doch hinter dem Hag kein Haus und Dach. Mit dumpfem Schrei warf er die Arme in die Luft und begann von neuem zu rennen. Als er wankend das Thor erreichte, sah er den Balkenwust, zu welchem das Haus zerfallen war. Die Bäuerin lag auf den Knien, hielt das Gesicht mit den Händen bedeckt und schluchzte, während der Bauer einen Dachsparren vom Trümmerhaufen hinwegzuzerren versuchte und mit jammernder Stimme immer wieder den Namen seines Kindes schrie. Schweiker stand wie gelähmt; dann plötzlich ging ein Ruck durch seinen Körper, er spuckte in die Hände, stürzte auf die Trümmer des Hauses zu und faßte einen Balken. Mit schier übermenschlicher Kraft hob er das schwere Holz und warf es zur Seite — und so löste er Sparren um Sparren vom Haufen des Gebälks. Als der Bauer und sein Weib den Bruder solche Riesenarbeit leisten sahen, verstummte ihr Jammer; schweigend griffen sie zu, und jeden Balken, den Schweiker hinter sich warf, schleiften sie von der Stelle, um Raum zu schaffen für den nächsten. Schon zeigte sich im Wust der Trümmer eine dunkle Höhlung. Zitternd beugte sich Schweiker vor und keuchte: „Hinzula? Lebst noch?"

„Wohl wohl!" klang aus dem Gebälk und Schutt hervor das matte Stimmlein der Hirtin.

Unter Schluchzen und Lachen griff Schweiker nach einem Balken und hob ihn achtsam, damit nur ja kein Splitter und kein Bröselein des Schuttes sich bewegen möchte. Dabei sprach er mit Worten rührender Zärtlichkeit in die dunkle Grube hinunter und mahnte die Verschüttete, tapfer auszuhalten und kein Fingerlein zu rühren. „Ich helf' Dir schon, wohl wohl, thu' Dich nur nimmer bangen!"

„Mir banget nimmer . . . ich seh' Dich ja schon!" klang es matt unter den Balken hervor.

Schweiker schluckte, und die Zähren tropften ihm über den Bart. Er hob die Balken, daß ihm an Hals und Schläfen die Adern zu dicken Striemen schwollen, und grub mit den Händen im Schutt, daß ihm alle Nägel brachen. Schon konnte er das bleiche Gesichtchen der Hirtin erkennen, welche mit zuckendem Lächeln zu ihm aufblickte. Aufrecht stehend war sie bis an den Hals zwischen Schutt und Balken eingemauert. Je näher Schweiker der Verschütteten kam, desto emsiger flogen seine Hände . . . und endlich hatte er sie herausgeschält, so daß er sie mit den Armen umschlingen konnte und emporheben aus dem zerfallenden Schutt. Er hielt sie an seine Brust gedrückt und taumelte über die Balken nieder auf ebenen Grund. Seine Knie trugen ihn nicht länger. Er sank zu Boden, und auf der Erde sitzend, umklammerte er auf seinem Schoß die Hirtin mit zitternden Armen und bedeckte unter zärtlichem Stammeln ihr Haar, ihre Augen und ihren Mund mit heißen Küssen. Hinzula regte sich kaum; erst nach einer Weile konnte sie die gequetschten Glieder rühren und bewegen . . . und da schlug sie die Arme um Schweikers Hals, daß ihm die Stimme erlosch.

Die beiden hielten sich umschlungen, als wollten sie nimmer und nimmer voneinander lassen, als hätte die Erde und der Himmel keine Macht mehr, die mit dem Kitt der höchsten Todesangst und tiefsten Lebensfreude gebundenen Herzen wieder zu lösen. Doch als die wortlose Seligkeit der beiden gar kein Ende nehmen wollte, stieß die Bäuerin den Ellbogen an den Arm ihres Mannes und murrte: „Alles, was recht ist . . . aber jetzt könnt' er uns die Dirn' doch auch ein lützel hergeben. Ich möcht' ihr doch auch wieder in die Augen schauen. Geh', red' mit ihm!"

„Reden? So?" Der Greinwalder kratzte sich hinter dem Ohr. „Wenn ich ein Wörtl sag', das ihm nicht taugt . . . der Kerl haut ja gleich zu! Red' selber mit ihm! Ich kann's schon noch erwarten, und merken thu' ich auch, daß ihr nichts geschehen ist: sie busselt ja, als hätt' sie aller Lebtag' nichts anderes getrieben! Schau' nur hin und lus' . . . es schmatzget nur so!"

Der Bauer wandte sich zu den Trümmern seines Hauses; die Augen wurden ihm naß, und er seufzte. Als könnte er den wüsten Anblick nicht länger ertragen, so kehrte er sich ab, und seine Blicke suchten das ferne Thal. „Weib! Sell schau' hinunter!" stammelte er entsetzt über die Verwüstung, die seinen Blicken sich bot. „Mir grauset völlig!"

„Und sell schau' hin, zum Schönsee hinaus!" stotterte das Weib und deutete in die Ferne. „Zu allem steinigen Elend auch noch Feuersnot!"

Ueber dem Falkenstein loderte eine hohe Feuergarbe. „Wazemanns Haus!" schrie der Greinwalder, und in seinen Augen funkelte die Freude des Hasses. „Da trag' ich auch noch ein Scheit zur Glut!" Er zerrte einen zersplitterten Sparren aus dem Trümmerhaufen seines Hauses und eilte thalwärts; doch kreischend lief ihm die Bäuerin nach und hielt ihn an der Kotze zurück.

Schweiker erwachte aus seiner trunkenen Seligkeit. Wie ein Träumender blickte er rings umher, atmete tief und stammelte: „Wie ist mir denn? Ja sag' nur, liebe Dirn', wie ist mir denn?"

„Gut halt! Wie mir!" lispelte Hinzula, ohne das Köpfchen von Schweikers Brust zu heben.

Er streichelte mit zitternden Händen ihr Haar. „Vor einem Stündl noch ist Todesangst und Not in mir gewesen. Und jetzt ist mir Leib und Seel' so voller Süßigkeit und Freud', als könnt' über mich in aller Lebenszeit nimmer Sorg' und Herzeleid kommen . . . schau', liebe Dirn', mir ist ja völlig, als hätt' ich Himmelsbrot gegessen . . ." Und wieder hing er an den Lippen der Hirtin.

Als der Bauer mit seinem Weib zurückkehrte und den Sparren, den er davongetragen, wieder zum Haufen warf, ließ Schweiker das Mädchen aus seinen Armen. Flink erhob er sich und reckte die Glieder. „Komm, Vater Greinwalder, jetzt müssen wir bauen! Die gute Dirn' braucht eine Ruhstatt für die Nacht!" Der Bauer nickte nur; und während die Bäuerin nun endlich ihr gerettetes Kind umhalsen und herzen konnte, begannen die beiden Männer schon die Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

Vorrichtung zum Anzeigen „Schlagender Wetter“. Wiederum hat ein furchtbares Grubenunglück die Welt in Schrecken gesetzt. In den Kohlenbergwerken bei Karwin in Oesterreichisch-Schlesien sind durch eine Explosion „Schlagender Wetter“, die vielleicht durch Unvorsichtigkeit eines Arbeiters hervorgerufen wurde, etwa 230 Menschen dem Tode zum Opfer gefallen, und namenloser Jammer erfüllt die ganze Gegend.

Vor zwei Jahren, aus Anlaß der großen Katastrophe von Anderlues in Belgien, ist in der „Gartenlaube“ auseinandergesetzt worden, was für eine Bewandtnis es mit dieser unheimlichen Erscheinung der schlagenden Wetter hat. Der Bergmann versteht darunter die Gasgemenge, die sich in den Räumen des Bergwerkes bilden und die, wenn sie sich entzünden, mit großer Heftigkeit explodieren. Da diese Gase sich dem Geruchssinne nicht bemerkbar machen, so war es trotz aller Sorgfalt bisher nicht möglich, sie immer zeitig zu entdecken und zu entfernen. Mehrere Apparate, die bestimmt waren, die Gase aufzufinden, bewährten sich nicht, und so wiederholen sich von Zeit zu Zeit die Explosionen mit ihren verderblichen Wirkungen. Angesichts dessen verdient ein neuer Versuch des französischen Gelehrten Hardy Beachtung, der vielleicht berufen ist, eine Besserung zu schaffen. Hardy gründet seine Erfindung, die er Formenephon* nennt, auf einen ganz neuen Grundgedanken: er will die bösen Feinde zwingen, sich durch das Gehör zu verraten!

Es ist unseren Lesern wohl bekannt, daß zwei auf genau gleiche Höhe gestimmte Toninstrumente den Ton ganz gleichmäßig abgeben. Ist aber ein geringer Unterschied in der Tonhöhe vorhanden, so fängt der Gesamtton an zu schwingen, er wird abwechselnd stärker und wieder schwächer. Der Physiker nennt diese Erscheinung „Schwebungen“ oder „Stöße“. Bei geringem Unterschiede sind die einzelnen Schwebungen lang, mit wachsendem Tonunterschiede werden sie kürzer. Zur Wahrnehmung dieser Schwebungen ist durchaus kein musikalisches Gehör erforderlich, es bemerkt sie jeder, der überhaupt hören kann.

Es ist gar nicht schwierig, z. B. zwei Orgelpfeifen genau auf dieselbe Höhe abzustimmen. Nun ist aber von dem Erfinder noch eine zweite, vielleicht weniger bekannte Erscheinung zu Hilfe genommen worden; es ist die, daß der Ton einer Pfeife sich ändert, sobald eine Luft von anderer Schwere, also z. B. eine mit Grubengas vermengte und dadurch leichter gewordene Luft sie zum Ertönen bringt.

Die letzterwähnte Erscheinung ist nun in folgender Weise benutzt worden: in zwei getrennten Apparaten befindet sich je eine Orgelpfeife von genau derselben Tonhöhe. Der erste Apparat ist mit reiner Luft gefüllt, die luftdicht abgeschlossen ist. Mittels einer gasometerartigen Glocke oder eines Blasebalges kann man den Inhalt cirkulieren lassen, wobei die Pfeife den Ton angiebt, auf den sie abgestimmt ist. Der zweite Apparat ist ganz ähnlich eingerichtet, nur ist er nicht luftdicht abgeschlossen, sondern wird von der zu untersuchenden Luft durchstrichen. Ist diese nun rein, so ist der Ton der Pfeifen gleichmäßig, ist sie durch Grubengas verunreinigt, so treten sofort jene Schwebungen ein und die Anwesenheit der gefährlichen Gase hat sich verraten. Je kürzer die Schwingungen sind, je größer ist die Gefahr. Macht man die Apparate selbstthätig und überträgt den Ton mittels Telephon in die Stube des Aufsichtsbeamten, so ist dieser jederzeit von der Beschaffenheit der Wetter unterrichtet und kann danach seine Wettermaschinen regeln.

Konkurrenten. (Zu dem Bilde S. 465.) Ein richtiger Kavallerist ist so stolz auf seine Waffe wie des Friedländers Kürassiere in „Wallensteins Lager“ und meint, wenn er hoch zu Rosse dahinsaust, in jeder Beziehung auf die zu Fuße gehenden „Sandhasen“ herabblicken zu können. Unsere heutige Infanterie mit ihrer vervollkommneten Bewaffnung fürchtet aber bekanntlich keine Kavallerie; daß sie neuerdings jedoch unter Umständen auch an Schnelligkeit der Bewegung mit der Reiterei in Wettbewerb zu treten vermag, zeigt unsere Abbildung.

Die großartige Verbreitung und Entwicklung des Radfahrsports und die immer zunehmende Verwendung des Fahrrades zu praktischen Zwecken mußte sehr bald die Frage nahe legen, ob es denn nicht möglich sei, die Dienste der Radfahrer auch für das Kriegswesen nutzbar zu machen. Es war gegen Ende der siebziger Jahre, als man in Italien zuerst mit Versuchen begann, die alsbald auch von den Verwaltungen der übrigen Heere aufgenommen wurden und so günstige Ergebnisse lieferten, daß heute wohl keine Armee mehr auf den Gebrauch des Fahrrades verzichten wird.

Ueberall, wo gebahnte Wege zur Verfügung stehen, lassen sich die Fahrräder zur Befehls- und Nachrichtenübermittlung mit großem Vorteil benutzen. Im deutschen Heere sind folgende Grundsätze für die Verwertung des neuen Beförderungsmittels aufgestellt worden: Auf dem Marsch dient das Fahrrad zur Verbindung zwischen einzelnen Gliedern der Marschsicherung; bei den Vorposten tritt der Radfahrer an Stelle der Meldereiter zur Uebermittelung von Meldungen und Befehlen zwischen einzelnen Gliedern der Vorposten; im Quartier ist derselbe zu jeder Art von Ordonnanzdienst bestimmt; im Relais- und Etappendienst ist das Fahrrad besonders verwendbar und wird die Kavallerie bedeutend entlasten; in den großen Festungen hat der Radfahrer den Meldedienst vollständig zu übernehmen und die Kavallerie hierfür entbehrlich zu machen. Jedes Infanterie- und Jägerbataillon erhält zwei Fahrräder; als Maschine ist das Niederrad mit Rahmengestell, Vorderradbremse und staubfreien Kugellagern zu verwenden, welches sich bei den verschiedenen Versuchen am besten bewährt hat.

Somit werden jetzt bei größeren Felddiensten und während der Manöver stets Mannschaften der Fußtruppen in der militärischen Benutzung des Fahrrades geübt, und gar oft kann man dabei Scenen wie die auf unserem Bilde zur Anschauung gebrachte wahrnehmen, daß nämlich Kavalleriepatrouillen auf eine Radfahrerordonnanz Jagd machen.

Auf der Fahrt durch die schöne Natur. (Zu dem Bilde S. 452 und 453.) Das einfache Motiv einer „Fahrt durch die schöne Natur“ hat dem Künstler Gelegenheit gegeben, seine ungewöhnliche Gabe für scharfe Charakteristik in hellem Lichte erstrahlen zu lassen. Welche Gegensätze der Empfindung in diesen paar Typen, die sich in dem Wagenabteil zusammen gefunden haben! Am stärksten malt sich die Erregung auf dem Gesichte des Bankiers im Hintergrunde, der es nicht fassen kann, wie der ihm gegenübersitzende Freund eine Stelle verschlafen kann, die doch im Bädeker zwei Sternchen aufweist! Etwas gelassener, doch mit merklicher Spannung mustert die schwarzgelockte Nachbarin des Bankiers durch das Glas die vorüberfliegenden Schönheiten. Auch die andere Dame würde dies wohl gerne thun, wenn nicht ein unhöflicher und selbstsüchtiger Reisegefährte ihr mit seinem breiten Rücken den besten Teil der Aussicht verdeckte. So begnügt sie sich, entsagungsvoll zu dem Himmel aufzublicken, der über der versagten Herrlichkeit sich wölbt. Auch dem etwas struppigen Professor im Vordergrunde geht's nicht ganz nach Wunsch. Mit gewohnter Gründlichkeit möchte er alles Merkenswerte an den von ihm berührten Punkten einer sorgfältigen Betrachtung unterziehen, aber — der Kuckuck soll es holen — es will ihm nicht gelingen, sein Opernglas auf die richtige Sehschärfe einzustellen. Er dreht und dreht, und darüber rollt der Zug in rasender Eile weiter und der arme Professor hat das Nachsehen. — Nur zwei Personen sind von der Fahrt durch die schöne Natur nicht in Mitleidenschaft gezogen; das ist einmal der Schaffner, der ruhig und gelassen seines Amtes waltet, und dann das kleine Töchterlein neben der um die Aussicht betrogenen Mama: es schläft den Schlaf des Gerechten, unbekümmert um alle Bädekersternchen der Welt!

Bei der Musik im Münchener Hofgarten. (Zu dem Bilde S. 461.) Sonnabend nachmittag und Hofgartenmusik! Zwei gleich entzückende Freuden, welche die sämtlichen „Münchener Kindln“ aufs gründlichste zu genießen verstehen. Scheuen doch auch die jeweiligen Gretis und Wallys selbst einen weiten Weg nicht, um ihre Pflegebefohlenen hier in den Schatten der grünen Bäume zu bringen, zu welchen das Blau der Uniformen einen so erfreulichen Farbengegensatz bildet! Und nun blasen sie, daß es eine Pracht ist, die stämmigen Musikanten, um welche der Strom der Zuhörenden sich drängt. Ein Verwegener aus der ersten Lateinklasse wagt es, die große Trommel vorsichtig mit dem Stöckchen zu berühren, sein Schwesterlein zittert über ein solches Unterfangen, und selbst die künftige kleine Salondame im kurzen Puppenröckchen wendet sich um, voll Spannung, wie das ablaufen wird. Aber da droht keine Gefahr — wir sind im Lande der Gemütlichkeit. Selbst dem verlorenen Ball darf die Kleine dort unter den Musikpulten nachkriechen. Bn.

Neros Gastmahl. (Zu dem Bilde S. 449.) Mit hausfraulicher Würde steht klein Annchen da und rührt den köstlichen Brei aus Wasser und Erde, zu dem das ältere der beiden Brüderchen noch eifrig Materialien herbeischafft, während das jüngere sich darauf beschränkt, in staunender Bewunderung solcher Kochkunst zu verharren. Wie erfahren sie thut, die fünfjährige Köchin, und wie getreu sie in Haltung und Führung des Löffels das Vorbild der Erwachsenen nachzuahmen versteht! Und auch der würdige Freund ist schon da, dem dies fürstliche Mahl zugedacht ist, Nero, die stattliche Dogge, der Kinder Reittier, Wächter und Spielgefährte. Er ist es wert, um seiner vielen Verdienste willen glänzend regaliert zu werden. Der Begünstigte selbst freilich sieht dem Kommenden mit äußerst gelassener Ruhe entgegen. Sein Hundeverstand reicht glücklicherweise nicht soweit, daß er den tieferen Sinn dieser festlichen Veranstaltung erfaßte, sonst hätte Nero höchst wahrscheinlich die freundliche Einladung mit verbindlichstem Danke für die ihm zugedachte Ehre abgelehnt. So läßt er vorläufig seine kleinen Schutzbefohlenen ruhig auf dem seligen Glauben, daß sie ihrem Nero ein Gastmahl bereiten.

Die Landkokette. (Zu unserer Kunstbeilage.) Leuchtend in goldgelber Pracht dehnt sich das wogende Kornfeld, der Sichel des Schnitters gewärtig. Durch die nickenden grüßenden Halme wandert schön Lieschen heim mit Rechen und Krug und leerem Eßkorb, frohmutig ein Liedchen singend mit den trillernden Lerchen um die Wette. Die Zukunft liegt vor ihr im rosigsten Scheine, dieweil ein gewisser Irgendwer, dessen Namen sie um keinen Preis der Welt verrät, sie auf den lachenden Mund geküßt und sie seinen „lieben Schatz“ genannt hat. Sonderbar, daß sie daran jetzt immer denken muß! Und weil sie der Weg nun doch einmal an seinem Acker vorbeiführt, denkt sie weiter, so könnten ein paar Mohnblumen auf dem großen gelben Strohhut nichts schaden! Es macht sich so hübsch und steht ihr so gut und muß ihm auch gefallen. Also rasch ans Werk, die Blumen sind ja in Hülle und Fülle bereit! Nun steht sie da, bewundernd das Werk ihrer Hände, und ist fest überzeugt, so einen schönen Hut giebt's nicht mehr in der Welt — soweit die Welt nämlich in dem Gesichtskreis jenes unbekannten Irgendwer liegt. Und darauf kommt es in diesem Falle gerade an!

* Formen = Grubengas.

☞ **Hierzu Kunstbeilage VIII: Die Landkokette. Von R. Beyschlag.**

y

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 28. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Brüder.

(1. Fortsetzung.)

Roman von **Klaus Zehren.**

Nach wenigen Tagen reiste Hermann wieder in seine Garnison zurück, früher als er verpflichtet gewesen wäre. Er hielt es daheim nicht länger aus, das ging über seine Kräfte. Auch wollte er Bruno Platz machen, der sichtlich unter seiner Anwesenheit litt.

Mit Lore hatte er kurz vorher noch ein Gespräch über Bruno.

„Sieh, Hermann, ich weiß, daß er leichtsinnig war, vielleicht auch ein wenig charakterschwach, aber ich glaube, ein Mann, der dem Tod ins Antlitz geschaut hat, der muß doch gefestigt sein und ernster werden. Nicht wahr?“ Hermann hatte nur mit dem Kopfe dazu genickt.

„Ich will ihn ja so lieb haben,“ hatte sie ihren Gedankengang fortgesetzt und dann zu lachen begonnen. „Wie dumm man sich das stets ausmalt, verlobt zu sein und einen Mann zu lieben! Als ich jünger war, dachte ich immer, ein Mann müsse so sein wie Du: ruhig, ernst, eine feste Stütze für ein Mädchen, und dabei so großmütig, so freundlich, selbst wenn man etwas Dummes sagt oder thut. Und man müsse riesigen Respekt vor einem solchen Gatten haben! Weißt Du noch, damals, die Geschichte mit dem wütenden Stier?“

Hermann winkte abwehrend mit der Hand.

„O, ich weiß es noch genau; der junge Jagdhund war daran schuld, der das Tier reizte. Ich sehe noch den mächtigen Bullen herankommen. Bruno und ich liefen schreiend davon, nur Du bliebst stehen, nahmst die Jagdflinte von der Schulter und schossest dem Stier auf zehn Schritt die Ladung vor die Stirn, ihm beide Augen blendend. So wurden wir gerettet! Wie alt warst Du damals, Hermann?“

„Ungefähr fünfzehn Jahre.“

„Richtig, Ihr wart noch auf dem Gymnasium. Ich habe so oft daran zurückgedacht, immer mit dem Gedanken, daß mein einstiger Mann solch ein furchtloser kaltblütiger Recke sein müßte. Mädchenträume!“ Sie schüttelte leise den Kopf.

„Ich wollte zuerst auch fortlaufen,“ sagte Hermann. „Aber dann sah ich in weitem Umkreise keinen Graben, keine Hecke, keinen Baum, der uns schützen konnte.“



Die Großmutter.
Nach einem Gemälde von Max Liebermann.

„Und nun ist das ganz anders gekommen," fuhr Lore fort. „Zuweilen wünsche ich, daß Bruno ruhiger, ernster wäre, aber er ist jetzt noch nervös von seiner Verwundung. Gestern legte er seinen Kopf in meinen Schoß und redete allerlei wunderbare Sachen: er sei meiner Liebe nicht wert, sei ein Schwächling, ich müsse Nachsicht mit ihm haben und ihm beistehen, ein starker Mann zu werden. Ich lachte ihn aus. Dann sah ich, daß er Thränen in den Augen hatte, und er schaute mich so flehend an, daß ich selbst etwas die Fassung verlor. ‚Würdest Du mich auch lieben, wenn ich irgend etwas thäte, was gemein wäre, Lore?' rief er plötzlich. ‚Das ist unmöglich!' erwiderte ich und küßte ihn. Er riß sich los von mir und ging stumm hinaus. Er muß doch noch sehr leidend sein."

„Ja, das ist er noch. Du mußt ihn sehr lieb haben, Lore."

Dann fragte sie, die Hand fest auf Hermanns Schulter legend: „Nicht wahr, wenn ich für ihn und für mich einen Freund, einen Bruder brauche, Dich finde ich immer?"

„Ja, immer!" Langsam ließ Hermann ein Knäuel Garn aus seiner Mutter Arbeitskorb durch die Finger gleiten. „Weißt Du noch, Lore, wie Du immer zum Geburtstag ein ‚Wunderknäuel' bekamst?" fragte er dann.

Sie nickte lebhaft und das alte liebe Kindergesicht verdrängte den Ernst aus ihren Zügen. „O ja! Man konnte es nicht erwarten, was hinter dem Garn versteckt wäre, und wickelte heimlich das ganze Knäuel auf."

„Ja, Lore! Und fand immer schönere Sachen darin. So geht es nicht im Leben. Man wickelt und wickelt und findet vielleicht schließlich eine hohle Nuß. Ich wollte, ich könnte noch einmal wieder ein solches Wunderknäuel bekommen."

Sie schaute ihn sinnend an und wiegte den feinen Kopf hin und her, dann sagte sie plötzlich, ihm beide Hände hinstreckend: „Ich kenne doch keinen Menschen, den ich so lieb hätte wie Dich."

Hastig war er aufgesprungen. Ein heißer Blick aus seinen Augen, der über sie hinirrte, warmes quellendes Blut, das ihm im Herzen pochte! Doch nur einen Augenblick. Er lächelte, konnte lächeln und verstand selbst nicht, wie er es konnte.

„Und Bruno?"

Sie wurde rot. „O, das ist ja ganz anders, ganz anders, weißt Du. Ich zittere oft, wenn er mich küßt. Er ist so leidenschaftlich!"

Wie unbefangen sie das herausgeplaudert hatte!

Am nächsten Tage war Hermann abgereist. Bruno hatte ihr also doch nichts gesagt! Dazu war er wieder zu — — o, nein, nein, vielleicht that er es noch, wenn der Bruder fort war!

Hermann kämpfte gegen seine Liebe; er fand ein grausames Behagen daran, sich selbst zu bezwingen, die widerspenstigen Wünsche und Gedanken zu unterdrücken, aber dieser Kampf machte ihn ernst und alt.

„Wie ich mich freue, Dich wiederzusehen!"

Wenige schlichte Worte, doch wie viel uneingestandene Sehnsucht lag darin! Das sagten ihre Augen, diese lichtbraunen Augen, und das leise Zittern der frauenhaften weichen Hand, die sie ihm entgegenstreckte.

Ja, sie war schön, die Lore von Weßnitz, noch schöner, als sie einst zu werden versprochen hatte. Ihre Gestalt hatte sich aus den jungfräulichen Formen zur vollen Weiblichkeit entfaltet, ohne die Grenzen der Schlankheit zu überschreiten; nur das Gesicht, das feine kluge Gesicht war dasselbe geblieben, wenn auch etwas mehr von dem Selbstbewußtsein der eigenen Persönlichkeit darin lag.

Hermann hatte ihre Hand an die Lippen geführt.

„So lange nicht gesehen! Warte," sie zählte an den schlanken Fingern, „ein, zwei, drei Jahre nicht!"

„Ja," meinte Hermann, immer noch ihre Hand in der seinen haltend, „drei Jahre nicht!" Er wunderte sich, daß in drei Jahren ein Mensch so viel schöner werden konnte. „Wie geht es Bruno?"

„Danke — gut wie immer. Er wird erst in einigen Tagen hierherkommen, weil ihn noch seine diplomatischen Geschäfte in Paris fesseln. Ich hielt es nicht aus; die Sehnsucht nach dem lieben alten Weßnitz hatte mich gepackt, und so reiste ich mit meinem Kinde voraus. Freilich, die Mutter" — sie strich langsam mit der Hand einige Falten aus dem schwarzen Seidenkleid. „Sie war für mich wie eine wirkliche Mutter; nun ist sie schon seit zwei Jahren tot."

Er nickte stumm.

„Du kannst Dir denken, Hermann, wie unglücklich ich war — willst Du Dich nicht gemütlich hinsetzen? — aber mein Kleiner war kurz vorher zur Welt gekommen, und die Aerzte verboten mir die Reise. Auch Bruno litt es nicht, obgleich er selbst unmöglich kommen konnte. Schließlich gab ich nach; eine Mutter gehört doch den Lebenden und nicht den Toten."

Wie einfach sie das sagte! Das war keine Redensart, das war selbst gedacht, empfunden — ein Aussprechen ohne die geringste Scheu, mißverstanden zu werden.

„Ist es nicht herrlich", fuhr sie fort, „daß wir nun nach Berlin kommen? Bruno scheint rasch vorwärts zu gelangen. Freilich, ihm wird der Abschied vom Pariser Leben etwas schwer; seine Stellung bei der deutschen Gesandtschaft dort war sehr angenehm, und dann — er findet Berlin so philisterhaft. Ich freue mich riesig! Eine schlechte Gattin, nicht wahr? Besonders freue ich mich, weil Du gerade jetzt nach Berlin kommandiert bist."

„Ihr nach Berlin?" Hermann sprang wieder auf und blickte sie fast erschrocken an. „Der Vater sagte mir noch nichts davon."

„Er hat es wohl beim Empfang auf dem Bahnhof in der Wiedersehensfreude vergessen."

Hermann fühlte, daß er etwas erwidern mußte; sie sah ihn so forschend an bei den letzten Worten. „O, ich freue mich sehr, unendlich darüber; es wird ein gemütliches Zusammenleben werden."

Lore schüttelte leise den Kopf und begann zu lachen. „Wir wollen es hoffen. Weißt Du, Bruno ist ein schrecklich unruhiger Mensch. Es ist ja durch seine Stellung bedingt, daß wir uns der Geselligkeit nicht entziehen können, obgleich es nicht mein Geschmack ist. Schließlich lernt man alles! In Paris ist er oft einen Monat lang keinen Abend ruhig mit mir zusammen gewesen; immer Gäste oder auswärts Bälle, Gesellschaften, Aufführungen. Oder er hatte Klubverpflichtungen und dergleichen. Er wird von allen verzogen, auch von den Frauen." Sie versuchte bei diesen Worten harmlos zu lächeln. „Das legt Verpflichtungen auf. Vielleicht werden wir in Berlin etwas stiller leben. — A propos, Du hattest soeben eine Unterredung mit dem Vater. Wie geht es ihm heute?"

„Er ist alt geworden, seit die Mutter starb, und sieht alles grau in grau."

Lore schaute auf. Mit einem eigentümlich gespannten Ausdruck in den Augen folgte sie der im Zimmer auf und ab wandelnden Gestalt des Schwagers.

„Du — Hermann!"

Er blieb vor ihr stehen, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

„Ich muß Dich etwas fragen. Ich glaube, Bruno hat sehr viel Geld gebraucht, obgleich ich überall zu sparen suchte. Besitzt er überhaupt so viel? Er hat niemals mit mir davon gesprochen."

„Wir haben jeder das Erbteil unserer Mutter, fünfzigtausend Mark. Es ist nicht sehr viel, aber für mich reicht es aus, und das Gut bringt auch etwas ein, da der Vater so einfach lebt."

„Dann haben wir vom Kapital gelebt?"

„Ja, das ist nicht anders möglich, Lore, bei dem Beruf Deines Mannes."

„Und was das Gut einbringt?"

„Das ist es, worin Vater so sonderbar ist. Er will das zwischen uns teilen. Ein Unsinn! Ich habe keine Bedürfnisse. Mach' Dir also keine Sorgen, wenn der Vater auch behauptet, es ginge so nicht fort, Ihr müßtet Euch mehr einschränken."

Er bemerkte, daß ihre Augen den gespannten, fast verängstigten Ausdruck nicht verloren. „Laß nur, Lore, mach' Dir keine Sorgen!" wiederholte er noch einmal.

„Aber das Geld gehört eigentlich Dir?"

„Eben deshalb kann es verbraucht werden, wie ich es wünsche. Ich heirate ja doch nie, und Weßnitz fällt Euch zu oder Euren Kindern. Ich habe den Vater gebeten, meinen Anteil nicht zu berücksichtigen."

„Für wen thust Du das, Hermann? Für Bruno? Er ist so sorglos, das weiß ich, und Du bist zu jung, um auf alles zu verzichten."

„Für wen?" fragte er langsam und blickte sie sekundenlang an, um sich dann rasch abzuwenden.

Hatte sie ihn verstanden? Ahnte die Frau mit Blitzesschnelle, was das Mädchen nie verstehen konnte?

„Hermann!" rief sie und fuhr hastig vom Sessel empor.

Auch er zuckte zusammen. Es lag etwas im Ton ihrer

Stimme, was ihm das Blut zum Herzen drängte, etwas von einem Verzicht auf ein schönes Geschenk.

„Für mich, Hermann? Du?" Thränen traten ihr in die Augen. Ein kurzes Aufschluchzen, dann eilte sie an ihm vorüber zur Thüre hinaus, als fürchtete sie seine Gegenwart.

Er blieb unbeweglich stehen, ein abscheulich dumpfes Gefühl im Kopf. Was hatte sie nur? „Ja, für Dein Glück, Lore! Alles, alles für Dich und Dein Glück! — Glück, was heißt Glück?" Er setzte seine Wanderung durch das Zimmer wieder fort. „Ich muß mich doch getäuscht haben auf dem Lehrter Bahnhof," murmelte er leise. „Und doch! Es war sein Gang, seine Haltung, seine Art, den Hut weit zurück zu setzen. Ein grauer moderner Hut mit auffallend breitem schwarzen Bande. Unsinn! Die Lore sagt, er sei in Paris geblieben. Dann würde er auf dem nächsten Wege hierher reisen. Und die Dame, die er führte, eine schöne Person in unglaublich eleganter Kleidung? Das konnte ich noch sehen, als der Zug die Bahnhofshalle verließ, während der betreffende Herr mir den Rücken zuwandte." —

Am andern Morgen kam Bruno an, ohne vorherige Anmeldung. Er liebte das nicht, in dem Wunsche, sich stets ungebunden zu fühlen. Hermann stand in seinem Schlafzimmer am Fenster, noch mit dem Ankleiden beschäftigt, und sah den Bruder aus dem Mietwagen steigen. Es war ziemlich früh und Lore wahrscheinlich noch nicht aufgestanden. Sein Blick verfolgte die Gestalt des die Treppe Hinaufeilenden. Er sah nichts als den grauen Hut mit schwarzem Bande und den hechtgrauen langen Mantel — genau wie der Fremde auf dem Lehrter Bahnhof! Merkwürdig! Aber vielleicht hatte Bruno den Umweg über Berlin gemacht, um dort eine Wohnung zu suchen. Und die Dame? Wohl eine Bekannte! Er lächelte über seine Logik. Natürlich, eine Bekannte! Sonst würde Bruno sie doch nicht am Arme geführt haben. — Er stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf, weil er den goldenen Knopf nicht durch die gestärkte Manschette bringen konnte.

Ueber ihm war Lores Zimmer. Er hörte den Bruder die Treppe hinaufeilen, die Thüre sich öffnen und schließen, einen leichten Schrei der Verwunderung und Freude, dann undeutliches Gemurmel zweier Stimmen.

Jetzt, jetzt legte sie die Arme um seinen Hals!

Hermann riß das Fenster auf und lehnte sich weit hinaus. Ihm war so heiß, und wohlthätig empfand er die eiskalte Winterluft an Wangen und Schläfen. Nach einer Weile ging er ins Eßzimmer und fand Vater und Geschwister am Frühstückstisch.

„Guten Tag, Bruno! Ich sah Dich ankommen." Er ging eilig auf den Bruder zu; ein Schimmer seiner einstigen schwärmerischen Kinderliebe zu Bruno ging über seine ernsten Züge.

„Guten Tag, Hermann!" Es klang etwas frostig. „Wie ich höre, bist Du unter die Streber gegangen und büffelst auf der Akademie. Na, da werden wir uns ja oft sehen in Berlin. Du weißt es schon, nicht wahr, daß auch wir da sein werden? Teufel! Ist das kalt heute!" Er hielt die Hände an die warmen Kacheln des Ofens.

„Früh um sechs Uhr hatten wir zehn Grad," meinte der alte Weßnitz, über seine Zeitung hinweg seinem Aeltesten den Morgengruß zunickend.

„Du kommst geradeswegs aus Paris? Ich bin auch erst gestern hier eingetroffen," warf Hermann hin und ließ sich von Lore eine Tasse Kaffee einschenken.

Bruno wandte sich kurz um. „Nicht ganz geradeswegs — ich war vierundzwanzig Stunden in Berlin, um eine Wohnung zu suchen."

„Davon hast Du mir noch nichts gesagt!" Lore blickte erstaunt auf.

Bruno lachte sorglos und trat dicht an ihre Seite. „Brauchen die Frauen denn alles in den ersten Minuten des Wiedersehens zu wissen? Als guter Familienvater sorgte ich für das Nächstliegende. In vierzehn Tagen muß ich meinen Posten antreten; vorläufig habe ich einige Wohnungspläne mitgebracht. Uebrigens, Hermann, Du bist wohl gestern morgen halb zehn Uhr aus Berlin abgefahren?"

Es lag eine gewisse Spannung in dem Ton seiner Stimme, trotzdem er völlig gleichgültig schien und mit der Rechten nachlässig in der Brusttasche seines Rockes umhersuchte.

„Ja. Neun Uhr fünfundzwanzig Minuten," antwortete Hermann.

„So! — Aha, hier sind die Pläne! Eine reizende Wohnung in der Tiergartenstraße, ich sage Dir, Lore, ein Boudoir, ein Schmollwinkel mit Butzenscheiben! Unwillkürlich stand mir in der Phantasie Dein liebes Bild vor Augen. Das Zimmer liegt nach Westen, also Abendsonne. Dein Haar in der glutroten untergehenden Abendsonne, Lore, und dazu Dein lichtblaues Pariser Negligee . . . ."

Er faßte sie unter das Kinn und blickte ihr in die Augen. Sie war rot geworden. „Schmeichler!" rief sie, mit dem Finger drohend, aber ein seliges Lächeln ging über ihr Gesicht.

Ein Stuhl ward heftig zurückgeschoben. „Ich vergaß meine Uhr im Schlafzimmer," sagte Hermann und ging hinaus.

„Er ist doch ein steifer langweiliger Philister geblieben," meinte Bruno, sich eine Cigarre anzündend.

„Weiß nicht," erwiderte Lore. „Mag sein — aber es giebt keinen so zuverlässigen Menschen sonst auf der Welt."

„So? Und wo bleibe ich denn, Lore?" rief Bruno. Sie sah ihn an, ohne zu antworten. Er faltete nervös das Zeitungsblatt zusammen, das vor ihm lag. Die Frau hat sich eine abscheuliche Art angewöhnt, mich anzusehen! dachte er. — —

„Du hast mich gestern auf dem Lehrter Bahnhof gesehen, Hermann?" fragte Bruno diesen am Abend, als sie allein waren.

„Ja."

„Mit jener Dame?"

„Ja!" Hermann trommelte scheinbar gleichmütig mit den Fingern auf der Tischplatte.

Bruno fühlte sich gereizt. „Zum mindesten war es nicht sehr kavaliermäßig, mich heute morgen so in die Enge zu treiben. Du konntest doch warten, bis ich selbst anfing, davon zu sprechen."

„Wolltest Du es geheim halten?"

„Welche Frage! Ich wußte nicht, ob Du meiner Frau erzählt hattest, daß Du mich in Begleitung einer Dame gesehen. Frauen sind eifersüchtig, wittern überall etwas, und besonders Lore ist ein weiblicher Othello. Mein Gott, eine unschuldige Bekanntschaft! Eine Pariser Sängerin, der ich meinen Reiseschutz nach Berlin angeboten, weiter nichts!"

„Ich habe auch keine Vermutungen angestellt," meinte Hermann nachlässig. Bruno stampfte leise mit dem Fuße auf. In diesem Augenblick kam Lore mit ihrem Jungen ins Zimmer. —

In den nächsten Tagen vermieden es die Brüder, allein miteinander zu sein. Besonders Bruno verschloß sich gegen Hermann immer mehr, und dieser verstand das Gefühl, das jenen trieb. War er doch dem Bruder stets eine lebendige Erinnerung an jenen achtzehnten August! Welcher Mann könnte den Umgang desjenigen ertragen, der ihn im schwächsten Augenblick seines Lebens erblickte, der die Wunde offen sah, die jetzt kaum vernarbt war!

Lore aber zermarterte sich den Kopf über dies Verhalten der beiden. Sie fühlte die Spannung heraus. Wie verschieden die beiden Brüder waren! Das äußerte sich in jedem gemeinsamen Gespräch, mochte es sich nun um Politik oder um diese oder jene allgemeinen Lebensanschauungen handeln. Hermann starr und fest, mit keinem Blick nach rechts oder links vom geraden Wege abweichend, durch und durch preußischer Offizier, erfüllt von den „verbrieften" Rechten und Pflichten des Adels. Bruno leichtlebig, abgeschliffen in der großen Welt, klug, geistvoll, aber schmiegsam in seiner Meinung, jedes Extrem vermeidend; eine gewisse Gleichgültigkeit gegen alles in seinem ganzen Denken.

* * *

„Zum erstenmal in meinem Heim!" rief Lore aufspringend, während sie mit der ihr eigentümlichen anmutigen Bewegung dem Schwager beide Hände entgegenstreckte. Hermann, der eben ins Zimmer getreten war, beugte sich über ihre Hände und hob dann den kleinen Edgar empor, der an seinen Knien emporstrebte. „Wie schwer der Junge ist!" rief er, wie in Verlegenheit.

„Ja, das Kerlchen wächst riesig." Sie drückte den blonden Kopf des Kindes an sich und strich ihm liebkosend über das Haar.

Ein schönes Bild: die hübsche Frau, das weiche zarte Gesicht herabgebeugt zu dem Knaben, der sich verlegen in den Falten ihres Kleides zu verstecken suchte. Mutterglück — Menschenglück! Eine ganze Welt von Glück in diesem Bilde. Hermann konnte sich an dem lieblichen Anblick nicht satt sehen. Ja, er liebte diese Frau noch immer, aber die Leidenschaft, das Begehren des heißen Jünglingsherzens war durch Zeit und Selbstbeherrschung erloschen; auch schien sie so glücklich, so zufrieden in ihrer Mutterfreude, in der traulichen Umgebung ihres eigenen Heims.

„Es ist hübsch hier bei Euch, sehr hübsch. Ist Bruno zu Hause?"

„Er ist zu einem Essen eingeladen. Aber nimm Platz! Dort,

jener Stuhl ist bequem; Bruno pflegt da zu sitzen, wenn er wirklich einmal Zeit findet zu einem gemütlichen Plauderstündchen." Ohne zu bemerken, daß Hermann einen andern Sessel wählte, fuhr sie fort: „Du trinkst doch eine Tasse Thee, nicht wahr, und rauchst eine Cigarre? Es plaudert sich behaglicher. Gott sei Dank, daß Du Cigaretten nicht liebst! Seit unserm Pariser Aufenthalt hasse ich ihren Geruch, diesen Geruch, der gerade so süßlich aufdringlich ist wie die französischen Salonherren . . . obgleich — nun, amüsant können sie sein! Edgar, es ist Zeit für Dich . . . geh' zu Bett!"

Sie klingelte nach dem Kindermädchen.

„Daß die Franzosen noch mehr können, als amüsant sein, haben wir 1870 erfahren," meinte Hermann.

„Gewiß, ich weiß! Ich meine aber vorzüglich die Spielart von ihnen, die man in den Pariser Salons trifft."

„Sollte die Sorte nicht international sein und überall zu finden?"

„Nicht so ganz, Hermann. Die andern bleiben doch im Grunde noch Männer. Nimmt man jedoch einer solchen Pariser Preisausgabe für Modezeitungen den äußeren Ausputz, so bleibt gar nichts übrig, kein Charakter, kein Gemüt, keine Liebe, höchstens etwas Eitelkeit und Vergnügungssucht."

Lore plauderte das alles leicht hervor, während sie geschäftig die Tassen füllte und dem Diener einen Auftrag erteilte.

Hermann folgte ihren geschmeidigen Bewegungen mit den Augen. Eigentümlich, wie gut sie das Plaudern noch immer verstand! Es paßte alles zusammen — das gedämpfte Licht der Dämmerung, selbst ihre Toilette, die für ein Plauderstündchen unter guten Bekannten wie gemacht zu sein schien; nicht gerade elegant, aber doch sorgfältig genug, um den Besucher zu erinnern, daß er sich in Gesellschaft einer Dame der großen Welt befinde.

Jetzt kauerte sie selbst vor dem Kamin nieder und fachte dessen Glut mit einigen Holzscheiten wieder an. „Zu herrlich! Endlich wieder ein deutscher Winter und ein wohldurchwärmtes Zimmer mit einem guten Ofen, der uns zugleich die Illusion des Kaminfeuers läßt! Fühlst Du Dich behaglich, Hermann?" Die Hände aneinander reibend, kam sie zurück und setzte sich ihm gegenüber.

„Riesig," sagte er nur.

Sie lachte vergnügt. „Das könnte kein Franzose so sagen."

„Nun, Lore, erzähle mir von Euerem Leben in Paris! Du sprachst mir in Weßnitz nie davon."

„Eigentlich war es abscheulich. Ueberall, wo man uns als Deutsche erkannte, finstere Gesichter. Immerhin gab es viele angenehme Kreise. Ich habe mich trotzdem nie recht heimisch gefühlt. Doch was half es? Auf Brunos Wunsch zwang ich mich in die ungewohnten Verhältnisse hinein. Bruno war entzückt von Paris; Du kennst ja seine Fähigkeit, selbst mit einem Gegner ein angeregtes, alle Klippen vermeidendes Gespräch zu führen."

Sie machte eine Pause, als erwartete sie eine Antwort, aber ihr Zuhörer saß bewegungslos, stumm da und hob nicht einmal den Blick vom Muster des Teppichs.

„Ich bin viel allein gewesen in der ersten Zeit. Dann wurde unser Kleiner geboren, und später gewöhnte ich mich daran, kein Heim im deutschen Sinne zu haben, und ging jeden Abend aus, mit oder ohne Bruno."

Sie schwieg wieder. Er sah sie an mit einem langen Blick, wie jemand, der von einer lieben Heimat Abschied nimmt, in der er glücklich gewesen ist.

„Hast Du keine Freunde gefunden, Lore?"

Ihre weißen Finger glitten langsam über die glänzenden, wie poliert erscheinenden Blätter eines Gummibaums neben ihrem Sitze. „Nicht daß ich wüßte! Oder doch! Ich habe einen Schatten, doch keinen wesenlosen, nein, einen Schatten von Fleisch und Blut; er ist aber ebenso beharrlich wie der schwärzliche Bruder des Lichts. Sieh mich nicht so an, Hermann, als witterst Du irgend einen pikanten Pariser Roman! Mein Schatten nennt sich Prinz Nicolai Sarchentiwitsch und so weiter, russische Durchlaucht mit einem unaussprechlichen Namen, weshalb er von guten Bekannten Prinz Sissi genannt wurde. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre in der Steppe unter Kosaken aufgewachsen, dann plötzlich in die Treibhausluft der Großstädte Petersburg, Wien, Paris verschlagen, ein Viertel Kind, ein Viertel Barbar und zur Hälfte ein Schwärmer. Er schriftstellert, macht Verse, schreibt Steppennovellen, die von Pariser Damen verschlungen werden, und spricht deutsch wie seine Muttersprache. Kurz, er ist ein Mensch, der schwer zu beschreiben ist."

„Also, was man so eine gute Romanfigur nennt?"

„Nein, das nicht. Kein Mensch aus dem Dutzendbündel. Sehr reich, weiß er nicht, was er mit seinem vielen Gelde anfangen soll. Er giebt einem Bettler heimlich hundert Rubel und ist imstande, einen ganzen Tag das Essen zu vergessen, am Abend eine Brotrinde zu kauen und den nächsten Tag drei Diners hintereinander einzunehmen. Er war erst wenige Tage in Paris, als ich ihn in einer größeren Gesellschaft kennenlernte. Mir fiel seine Persönlichkeit auf, während er lange Zeit am Thürpfosten lehnte mit einem halb naiven, halb spöttischen Lächeln auf den Zügen. Seine großen grauen schwermütigen Augen gingen achtlos über das Gewimmel der Menschen weg. Er interessierte mich, daher fragte ich Bruno nach seinem Namen. ‚O, Du meinst Prinz Sissi?‘ sagte er. ‚Ein guter Bekannter von mir.‘ Kurz darauf stand er vor mir mit einer tadellosen Verbeugung, eine französische Höflichkeit auf den Lippen. Weshalb er so ernst dort am Thürpfosten lehne? Ob er noch unbekannt sei? fragte ich ihn. ‚Haben Sie das bemerkt, gnädige Frau?‘ fragte er zurück. Es war beinahe eine Ungezogenheit, aber man konnte ihm nichts übelnehmen. Ich bot ihm einen Platz neben mir an und nach einer Viertelstunde waren wir die besten Freunde, weil — nun weil ich ihn nach seiner Mutter fragte, die er nie gekannt hatte. Ich sei der erste Mensch, der sich teilnehmend nach seiner Mutter erkundigt hätte. Nun, und nachher wurde ich ihn nicht wieder los. Bruno fand nichts in unserem Verkehr, obgleich wir hier und da der Klatschsucht etwas zu thun gaben. Als wir vor einigen Monaten Abschied nahmen, sah er aus wie ein Junge, der aus den Ferien wieder in die Schule geschickt wird. Ich habe ihm befohlen, zwei Jahre zu leben, ohne mich zu sehen, aber er hat es nicht versprochen und ich fürchte, mein Schatten mit dem Tatarengesicht wird sich über kurz oder lang wieder melden."

Sie schwieg sinnend und Hermann warf scheu einen Blick zu ihr hinüber. Lores leichter Plauderton und dann dieser Russe! Sein deutsches Gehirn konnte das nicht so rasch verarbeiten.

„So, genug von mir, Hermann! Was treibst Du eigentlich? Kriegsgeschichte? Ist das nicht entsetzlich langweilig für jemand, der mit dem Säbel in der Faust selbst geholfen hat, Geschichte zu machen? Willst Du hier in der Gesellschaft verkehren?"

Hermann drehte langsam die Cigarre zwischen Zeigefinger und Daumen. „Ich werde wohl müssen, besonders da ich jetzt zu einem Garderegiment versetzt worden bin."

„Ah! Darf man Dich beglückwünschen?"

„Es gilt für eine Auszeichnung; mir aber legt es nur Pflichten auf. Ich hasse jede Art von großer Geselligkeit. Mit Fruchteis verdirbt man sich den Magen und mit den Gesprächen Kopf und Herz."

„Was von beiden ist Dir mehr wert?"

Er zuckte mit den Achseln. „Ein verdorbener Magen läßt sich in Kissingen kurieren, aber von Heilstätten für triviale Köpfe habe ich nie etwas gehört."

„O doch! Irgend eine große Leidenschaft."

„Zu einem Weibe?"

„Ja!"

Es war dämmerig geworden und Hermann konnte ihre Gesichtszüge nicht mehr erkennen.

„Ich habe immer gehört, daß verliebte Männer noch unzurechnungsfähiger seien als der größte Dummkopf."

„Aber nicht herzloser."

Hermann schwieg, weil er nichts darauf zu erwidern wußte.

„Hast Du nie ein Mädchen gefunden, das Dich interessiert hätte?"

„Nein, niemals. Außer einer Luftturnerin in meiner Gymnasiastenzeit."

Er versuchte absichtlich einen scherzhaften Ton, aber Lore machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung. Er kannte diese Gewohnheit, die sie schon als Kind besaß, wenn jemand ihr nicht ernsthaft zuhören wollte. Sein ganzes Wesen, die Absichtlichkeit, mit der er einer Antwort auswich, reizte sie. Ein unbezwinglicher Wunsch, in dies Männerherz einen Blick thun zu können, stieg in ihr auf. Sie dachte an das letzte Zusammensein in Weßnitz, auch sein eigentümliches Benehmen damals beim Abschied vor dem Feldzug fiel ihr plötzlich ein. Hatte dieser Mann wirklich einmal für sie gefühlt? An die Spielgefährtin der Jugendjahre in anderer Weise gedacht als an eine Schwester? (Fortsetzung folgt.)



Aus dem Festzug: Gruppe Arnold Walpods und des Rheinischen Städtebundes. Der Elefant auf dem Festplatz.

Vom XI. deutschen Bundesschießen zu Mainz.

Nach dem Leben gezeichnet von A. Wagner.

Aus dem Lande der Kanäle.

Niederländische Bilder von Herbert Franz.

Niet rooken!“ — Das waren die ersten holländischen Worte, welche bald hinter Zevenaar an mein erstauntes Ohr drangen. Ein Schaffner, der in der behaglichen Ruhe seines Wesens recht charakteristisch sich abhob von der geschäftigen Schneidigkeit, mit der bei uns zu Lande diese Beamten auftreten, sprach die denkwürdigen Worte aus, und er erläuterte sie durch den Hinweis auf die im Eisenbahnwagen befindliche Papptafel, auf der es noch außerdem in drei Sprachen prangte, das internationale Rauchverbot. Seufzend mußten wir uns drein ergeben: die Cigarren und Cigaretten, während der langweiligen Zollmusterung erst ganz kürzlich in Brand gesetzt, flogen hinaus zum Fenster auf die halb von Nebelschleiern verhüllten Wiesen. Es war im Spätherbst und empfindlich kühl; aus den behaglich durchwärmten Wagen des deutschen Zuges waren wir plötzlich in die recht kalten des niederländischen geraten, deren Fußboden lange schmale Wärmflaschen, sogenannte „stoovjes“, zierten, an denen man sich nun zunächst die Stiefelsohlen versengte. Die Stimmung wurde dadurch nicht eben gehoben, und in der unangenehmen Verfassung, die sich im Laufe einer längeren Eisenbahnfahrt unweigerlich einzustellen pflegt, war man geneigt, in dem fremden Lande alles schlecht und abscheulich zu finden und sich zurückzusehnen nach den leichtsinnig verlassenen Fleischtöpfen der Heimat. Warum waren wir auch nicht wenigstens einen Tag länger in dem lieblichen Cleve mit seiner romantischen Schwanenburg und den sagenhaften Erinnerungen an die Römerzeit und den Gralsboten Lohengrin geblieben? Warum? Ja, weil man eben heute überhaupt nie und nirgends mehr Zeit hat oder sich nimmt, einen Eindruck behaglich zu genießen, weil immer im unrechten Augenblick der Kurierzug wartet, um einen fortzuführen, wenn man eben heimisch zu werden beginnt!

Aber fort mit den melancholischen Gedanken, eben fährt der Zug in Arnheim ein. Viele Lichter, ein lebhaftes Treiben in den Straßen — mehr ist augenblicklich nicht zu entdecken. Erst bei einem späteren Aufenthalt habe ich die reiche Stadt — das „Goldene Arnheim“ nennt man sie gern — einigermaßen kennengelernt. Man hat Arnheim oft mit unserem Wiesbaden verglichen, weil Pensionäre und Rentiers sich mit Vorliebe in dieser Villenstadt zur Ruhe setzen; außer diesem einen Umstand aber bieten sich kaum Vergleichspunkte. Trotz der anmutigen Lage am Rhein ist die Umgegend nicht sonderlich reizvoll und am allerwenigsten kann sie sich messen mit den überreichen landschaftlichen Vorzügen der Weltkurstadt am Taunus. Seltsamerweise hört man in Arnheim fast ebensoviel deutsch sprechen wie in Wiesbaden holländisch, während man in den meisten übrigen Städten der Niederlande eher noch mit dem Französischen sich durchzuhelfen vermag als mit der eigenen Muttersprache.

Die erste große Stadt des Königreiches, welche ich kennenlernte, war Amsterdam, und von allen erscheint sie mir noch heute als die schönste und eigenartigste. Wohl ist der Haag („s'Gravenhage“ lautet der amtliche Name der Residenz) vornehmer, schöner gebaut, und die mächtige Allee, die nach dem berühmten Seebad Scheveningen führt, findet kaum irgendwo ihresgleichen; wohl heimelt Rotterdam mit seinem gewaltigen Handel, seinem überseeischen Schiffsverkehr den Deutschen zunächst mehr an, aber schließlich nimmt man doch die fesselndsten Eindrücke mit aus der Stadt Rembrandts und Spinozas, in welcher die eigentlich holländische Lebensart zum reinsten Ausdruck kommt, trotz der Unzahl von Fremden aus aller Herren Ländern, die man dort überall antrifft.

Ein ernsthafter und gediegener Menschenschlag ist es, der in den Niederlanden haust; auferzogen in beständiger Nachbarschaft des Meeres, oft zum hartnäckigen Kampf mit dem empörten Element gezwungen, hat der Holländer eine zähe, stille Art angenommen, die dem oberflächlichen Blick leicht als Phlegma oder Gleichgültigkeit erscheint. Wer länger im Lande verweilt und Gelegenheit hat, Bekanntschaften in den gebildeten Ständen anzuknüpfen, der kommt bald von diesem Irrwahn zurück. Freilich ist dem Holländer das lebhafte Temperament, die reiche Phantasie und die unerschöpfliche Unterhaltungsgabe der Romanen versagt; selbst im Vergleich zu den stammverwandten Hochdeutschen giebt er sich schwerfällig, und nach langem Ueberlegen erst äußert er eine Ansicht oder ein Urteil. Die Vorzüge aber dieser Fehler, wofern es solche sind, eignen dem Niederländer in vollstem Maße: ein unermüdlicher Arbeiter ist er, und wen er einmal liebgewonnen hat, der mag auf ihn bauen in jeglicher Fährlichkeit. Nicht leicht wird einem der Eintritt in die engen Wohnhäuser gemacht; ist man aber einmal über die steile Stiege emporgeklettert in das reiche Familiengemach, so wird man eine Bewirtung und Aufnahme finden, wie sie so gastlich nur selten sich einstellt.

Die Tageseinteilung entspricht ungefähr der in England üblichen, mit dem Unterschied, daß der Tag viel später beginnt und dementsprechend später schließt. Nach elf Uhr abends findet man in Amsterdam noch die meisten kleinen Geschäfte geöffnet, von Zeit zu Zeit klappert wohl auch noch ein verspätetes Dienstmädchen in bauchigen Holzschuhen, mit bloßen Armen und der bekannten malerischen Haube, über die Straße, um beim benachbarten Fleischer („vleeshouwer“) den stattlichen Bedarf für den kommenden Tag einzuholen. Die öffentlichen Lokale, in denen übrigens Damen seltene Erscheinungen bilden, bleiben fast ausnahmslos bis zwei Uhr nachts geöffnet, und ebenso lange fast herrscht in den Straßen ein lebhaftes Treiben. Nicht allzu selten schließen ja die Theater erst gegen Mitternacht. Unter diesen Verhältnissen ist es nur natürlich, wenn der Tag erst um neun Uhr morgens beginnt. Eine tüchtige Mahlzeit aus Kakao oder Thee, Eiern und den landesüblichen „beshuiten“ (einer Art runden Zwiebacks) dient als Grundlage; zwischen zwölf und eins folgt dann ein umständliches Frühstück und etwa um sechs Uhr die Hauptmahlzeit. Vorher aber und auch wohl nachher wird beinahe unaufhörlich Thee getrunken, und zwar in gleichmäßig unheimlicher Menge und Güte. Es ist unglaublich, wieviel von dem starken, schwarzen Trank die Holländer und besonders auch die Holländerinnen bewältigen können, wenn auch allerdings das eigentümlich feuchtkühle Klima eine beständige Zuführung wärmender Getränke beinahe zur Notwendigkeit macht. Dadurch erklärt sich auch der sehr beträchtliche Bedarf an Spirituosen; in den großen Kaffeehäusern sitzen die schweigsamen Männer meist vor einem kleinen Gläschen Genever, Cognac oder Wermut, welches in angemessenen Zwischenräumen neu gefüllt zu werden pflegt, oder sie schlürfen bedächtig ein Glas kalten Grogs. Obwohl es nicht an echten und „stilvoll“ nach deutschem Muster eingerichteten Bierstuben fehlt, spielt der Gerstensaft doch nicht annähernd die wichtige Rolle im täglichen Leben der Holländer wie bei uns; nirgends aber habe ich eine so reichhaltige Auswahl von Liqueuren und alkoholischen Trankmischungen angetroffen. Dabei ist der Niederländer von Natur ein mäßiger Mensch, der meist ganz genau weiß, was er vertragen kann.

Die holländische Küche verdiente ein eigenes Kapitel. Viele Deutsche, die in der Fremde immer nur den einheimischen Maßstab anlegen und tief unglücklich sind, wenn sie nicht überall Eisbein und Sauerkohl zu essen bekommen, habe ich wacker schelten hören auf die fette und überkräftige Speisenbereitung, die allerdings unserem Geschmack zunächst wenig zusagt. Abgesehen aber davon, daß man in allen besseren Gasthöfen und Wirtshäusern gut und schmackhaft ißt, hat auch die häusliche Küche zwei nicht zu unterschätzende Vorzüge: ausgezeichnetes Fleisch und prächtige, selbst im Winter frische Gemüse, unter denen als bevorzugtes Nationalgericht unser Rosenkohl („spruitjes“) am häufigsten auf den Tisch kommt.

Es mag auffällig erscheinen, daß hier zunächst von den materiellen Lebensbedingungen die Rede war; aber der Niederländer ist, wie es zu allen Zeiten auch seine Künstler waren, in erster Linie Realist, er liebt sein häusliches Behagen und giebt nur ungern und selten den festen Boden des realen Lebens auf. Der hohe Flug der Phantasie ist dem Holländer nicht gegeben, ein vorwiegend praktischer Nützlichkeitssinn erfüllt das Volk der wasserreichen Ebene. Eines aber hat es sich in allen Zeiten seiner wechselvollen Landesgeschichte zu erhalten gewußt: die volle, uneingeschränkte Freiheit des Gewissens. Als sich der Abfall der Niederlande von dem damals übermächtigen Spanien vollzog, den Schiller so glücklich mit dem Satze kennzeichnet: . . . „Dieser Krieg, der einem friedfertigen Volk ein vorübergehendes Heldentum aufnötigte“, da galt es, in erster Reihe der religiösen Unduldsamkeit ein Ende zu bereiten und die Henkersknechte der spanischen Inqui-

sition zu vertreiben aus den verwüsteten Provinzen. Und da die kleine Zahl nach schwerem Ringen Sieger blieb, so fühlte sie sich auch stark genug, in Zukunft selbst die Leitung ihrer Geschicke in die Hand zu nehmen.

Das Gesetz („de Grondwet“) ist der eigentliche Herrscher in den Niederlanden, ihm beugt sich ohne Widerstreben der Höchste wie der Geringste. Die Oranier, denen seit den Tagen der nationalen Erhebung die Herzen des Volkes in warmer, ehrlicher Zuneigung entgegenschlagen, haben von jeher danach gestrebt, dem Volke zu geben, was ihm gebührt, und nichts konnte ihnen ferner liegen als ein Bruch der Verfassung. Der Inhaber der königlichen Gewalt ist unverletzlich, er kann nicht unrecht thun, denn die volle Verantwortlichkeit verbleibt dem Minister, ohne dessen Gegenzeichnung keine Gesetzesmaßregel vollzugskräftig wird. Die Wahlen zu den zwei Kammern der Generalstaaten vollziehen sich in vollster Freiheit, wie auch die Presse vielleicht nirgends so völliger Selbständigkeit und Unabhängigkeit sich erfreut.

Als ich vor einigen Jahren die großen Aufzüge und Zusammenrottungen der Socialisten in Amsterdam sah, als ich beobachten konnte, wie das berüchtigte Blatt der Socialdemokraten „Het recht voor allen“ („Recht für alle“) auf allen öffentlichen Plätzen und in den Lokalen von Hunderten gekauft wurde, obwohl es die gröblichsten Schmähungen der Königsfamilie enthielt, da schien mir der monarchische Sinn der Holländer nicht sonderlich lebenskräftig. Erst wenn man sich eingelebt hat in die den unseren vielfach geradezu entgegengesetzten Verhältnisse, in denen nichts verboten und alles erlaubt ist, gewinnt man den richtigen Maßstab auch für die Beurteilung der socialen und politischen Zustände des Landes. Die Königstreue der Holländer ist eine andere, eine nüchternere, als es sich mit der uns lieb gewordenen Auffassung verträgt; frei von der Leber weg wird alles behandelt, was das Königshaus betrifft, die ehrerbietige Scheu verschließt die Lippe nicht.

Das Königsschloß in Amsterdam ist ein altes, unscheinbares Gebäude, in dem so selten nur höfisches Leben erwacht; im Haag wohnt die Königsfamilie sicherlich angenehmer; dort ist das Schloß moderner und freundlicher anzusehen. Ueberhaupt ist Amsterdam nicht eben reich an schönen Bauwerken; die Holländer haben sich erst seit den fünfziger Jahren etwa frei zu machen gestrebt von dem rein praktischen Kasernenstil, ohne aber bisher über ein gährendes Vielerlei hinaus zu einem eigenen Baustil gelangen zu können. Die eigentümlichen Schwierigkeiten der Bodenverhältnisse zwingen zu einer außerordentlichen Sparsamkeit in Bezug auf den Raumverbrauch, denn erst, nachdem die gehörige Anzahl von Pfählen in den nicht sehr festen Boden eingetrieben ist, wird derselbe tragfähig. Die natürliche Folge davon ist, daß man möglichst tief und hoch baut, während die Fassade schmal und unansehnlich bleibt. Dasselbe Sparsystem pflanzt sich bei der inneren Einrichtung naturgemäß fort; um die mangelhafte Breite gehörig auszunutzen, wird jeder Vorraum, jedes Nebengelaß so eng als möglich ausgeführt, und die Treppen haben eine gefährliche Aehnlichkeit mit dörflichen Hühnerstallstiegen. Von der glänzenden Einrichtung der Wohnräume stechen diese langen, schmalen und wenig geschmückten Häuserfronten auffällig ab; doch muß man berücksichtigen, daß bei dem völligen Mangel an natürlichem Baumaterial die Architekten meist auf verputzten und unverputzten Backstein sich angewiesen sehen, wollen sie die Baukosten nicht ins Ungemessene steigern.

Mit alleiniger Ausnahme der bevorzugten „Grachten“ sind alle Straßen eng; wer zum erstenmal, gleich hinter dem Schloß, in die weltberühmte „Kalverstraat“ gerät, der ist nicht wenig enttäuscht, wenn er gezwungen ist, von dem kaum mannsbreiten Bürgersteig auf den Fahrdamm abzubiegen und selbst hier noch nicht vor Püffen und Stößen sicher ist. Denn ein nie rastendes Treiben durchflutet diesen Teil der alten Handelsstadt, und bei der Abwesenheit beaufsichtigender Polizisten ist jeder genötigt, für seine eigene Sicherheit Sorge zu tragen. Doppelt belohnt aber für alle Mühsale und Enttäuschungen wird man durch einen Blick auf die glanzerfüllten Schaufenster; hier erst bemerkt man, daß man in einer reichen Stadt, nicht nur, nein, daß man im Paradies der Diamanten angelangt ist. In jeder Größe, gefaßt und ungefaßt, liegen die kostbaren Edelsteine da zur Schau, wahllos durcheinander gestreut wie von der Hand eines schätzereichen Schahs. Eine Promenade durch die Kalverstraat ist nicht ungefährlich für Frauenherzen, das Feuer der prächtigen Steine hat schon so manche versengt und dem Heimatlande abspenstig gemacht, um eine „brillante“ Partie in Holland einzugehen!

Ein gänzlich anderes Gepräge trägt der malerisch schönste Teil der Stadt, jenes enge Viertel, welches vom Amstelstrom in ungezählten Sträßchen und Gäßchen sich fast bis zur sogenannten „Plantage“ erstreckt. Wohl beginnt auch hier die Neuzeit einzudringen mit ihren Bauten modernsten Stils. Aber auf dem größten Teil dieses Gewinkels lagert noch eine tausendjährige Patina. Eine kleine Welt für sich läuft und schreit hier in buntfarbigem Gewimmel durcheinander. Dazu türmen sich auf den Straßen saftige Südfrüchte, goldfarbige Orangen, Citronen, Quitten, Datteln, Feigen; Gemüsehändler rufen ihre leckere Ware aus, der Milchmann setzt die Hausklingeln in Bewegung und ruft sein „melk, versche melk“ in die Thüren hinein; Kinder stolpern und fallen übereinander, daneben wird gefeilscht, gestritten, geliebt, gehaßt, gehandelt und gebetet. Dort die nahe Synagoge mit der grünlich schimmernden Kuppel ist die geschichtliche und sagenhafte Stätte, wo Baruch Spinozas Lehrer, Uriel Acosta, seine revolutionären Thesen widerrief, um seinen Geist dem stürmisch mahnenden Herzen zu opfern.

Ueberreich ist der Stoff und allzu knapp nur bemessen der Raum; wir müssen uns daher hier einen Ueberblick über das geistige und künstlerische Leben der Niederlande versagen. Wohl sind die Zeiten der Rembrandt und Rubens, der Franz Hals und Wouverman lange vorüber, und die führende Rolle der niederländischen Meister in der bildenden Kunst ist ausgespielt. Aber die unvergänglichen Schätze eines großen Zeitalters sind zum größten Teil dem Königreich erhalten geblieben. Die Galerie im Haag, vor allem aber das großartige „Rijksmuseum“ in Amsterdam bewahren sie der staunenden Nachwelt auf.

Ballhäuser und Spielhallen.



Wenn wir heute von Ballhäusern sprechen, so verstehen wir darunter Häuser, in welchen getanzt wird. Die wenigsten unserer Zeitgenossen wissen, daß es einst Ballhäuser gegeben hat, in welchen ein anderes Bewegungsspiel fleißig geübt wurde, weite Hallen, in welchen jung und alt mit Ballwerfen und Ballschlagen sich vergnügte. Diese alten Ballhäuser sind heute fast spurlos verschwunden; aber es dürfte gerade in unseren Tagen von Belang sein, wieder einmal an die alten Einrichtungen zu erinnern. Geht doch ein frischer Zug durch unsere Städte; man hat den Wert der Bewegungsspiele für die Gesundheit wieder erkannt, und zahlreiche Vereine suchen die vergessene Vorliebe für Spiele im Freien im deutschen Volke wieder wachzurufen. Da wird vieles empfohlen und versucht, was einst ehrsame Bürger und die frohe Jugend belustigt hat: Wettlauf, Speerwerfen, Steinstoßen, Reigen u. dergl. Vor allem aber erwirbt sich das Ballspiel in seinen verschiedenen Formen zahlreiche Freunde.

Kein Wunder! Das Ballspiel ist ein uraltes Belustigungsmittel. Zu Odysseus' sagenhaften Zeiten vertrieb sich die schöne Nausikaa mit dem Balle die Zeit. Die Kulturvölker des Altertums pflegten eifrig das Ballwerfen, und nicht anders war es in den rauheren Ländern des europäischen Nordens. Die alten Germanen hielten ihre Ball- und Kugelspiele oft mit festlichem Gepränge ab, namentlich in der holden Frühlingszeit erfreute sich dieses Spiel bei dem Landvolke einer großen Beliebtheit. Als die Zeit kam, wo Städte in großer Zahl gegründet wurden, da folgte die altgewohnte Spiellust dem Bürger hinter Wall und Graben; und was wir heute erstreben, öffentliche Spielplätze, das konnten die meisten Städte des Mittelalters aufweisen. Sie verfügten über besondere „Wiesen“ und „Plätze“, die vorsorglich mit allem versehen waren, was die Abhaltung der gemeinsamen Spiele erleichtern konnte. Hier kamen des Abends die Bewohner der Stadt zusammen und vergnügten sich mit Speerwerfen und Steinstoßen, Reigen und Wettlauf, Kegel- und Ballspiel.

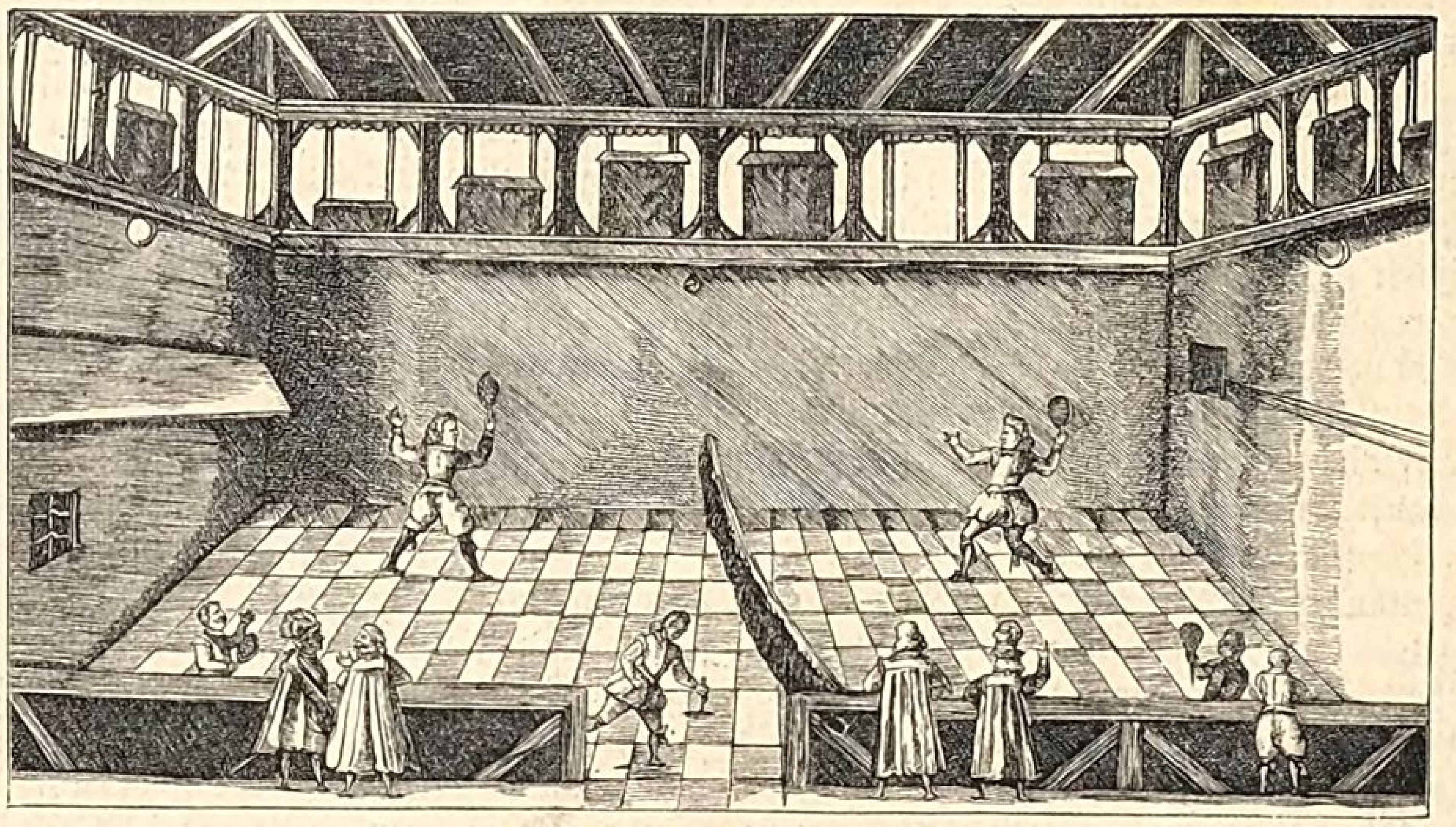
In einer alten Schrift über die Leibesübungen der akademischen Jugend wird von dem Ballspiel gerühmt: „Es trägt bei zur Gesundheit, vermehrt die Kraft und Behendigkeit des Körpers, erhöht die Gelenkigkeit der Glieder; es tritt dem Dickwerden entgegen, bringt Augen, Kopf, Hände

und Füße in schnelle geschickte Bewegung und übt gleichmäßig den ganzen Körper. Sogar der Verstand, besonders der Studiosen, wird durch das Ballspiel gefördert!"

Bei einer solchen Wertschätzung dieser nützlichen Belustigung war es durchaus natürlich, daß man den Wunsch empfand, sie auch bei ungünstiger Witterung ausüben zu können, man wollte Spielhallen haben, wie solche einst den Griechen und Römern zur Verfügung gestanden hatten. Dieser Wunsch fand in den „Ballhäusern" Erfüllung. Zur Verbreitung derselben trug sehr viel der Umstand bei, daß man Ballspiele ersann, die für geschlossene Räume besonders geeignet waren.

Die Entstehung der Ballhäuser reicht vermutlich in den Anfang des 15. Jahrhunderts zurück. Pascal berichtet darüber in seinen „Recherches sur la France" etwa folgendes:

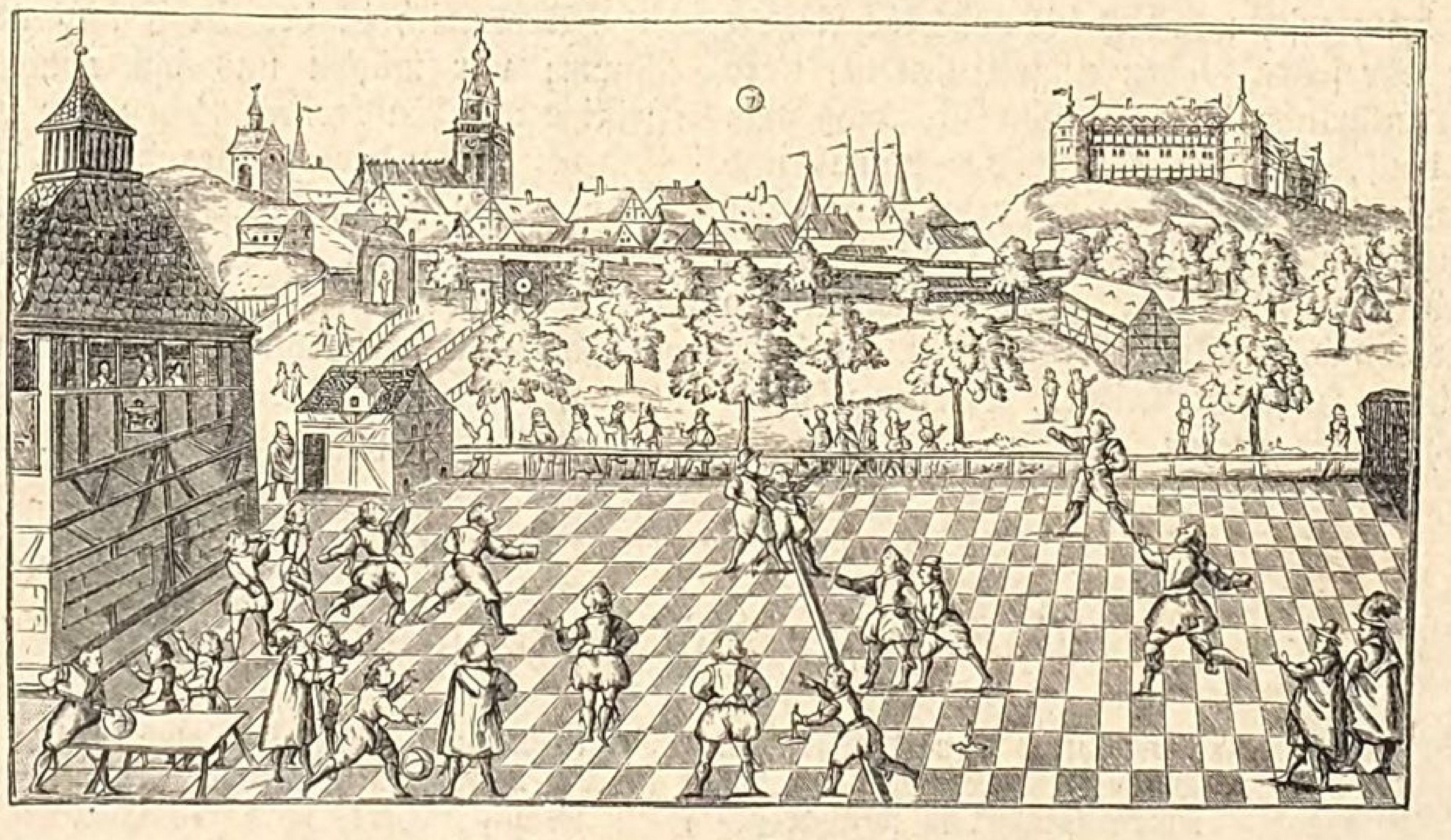
„Um jene Zeit schlug man in Frankreich mit der flachen Hand einander die Bälle zu. Da kam im Jahre 1424 ein gewisses Fräulein Margot, das ausgezeichnet den Ball schlug, aus dem Hennegau nach Paris. Sie errichtete sich ein kleines Spielhaus (tripot) an der Straße Grenier de St. Lazare und nahm es hier mit den stärksten Spielern auf. Man ging dahin, um sie als etwas Seltenes zu sehen. Einige der Spieler zogen jedoch, um sich nicht wehe zu thun, Handschuhe an, andere verfielen darauf, an diesen Handschuhen Saiten und Sehnen anzubringen, welche durch ihre Elasticität den Ball viel höher und weiter trieben. Dies war der erste Schritt zur Erfindung der ‚Raketten‘ (Schlagnetze in Holzrahmen), welche bald darauf aufkamen und allgemein angenommen wurden."



Inneres eines alten Ballhauses.

Der Gedanke, in bedeckten Hallen den Ball zu schlagen, fand Anklang. Fast in allen Städten Europas wurden Ballhäuser errichtet, zu deren Veranschaulichung wir eine Abbildung des alten Tübinger Ballhauses und des dazu gehörigen Spielplatzes geben. Es entspricht zwar nicht in allen Einzelheiten, aber doch in wesentlichen Stücken der Beschreibung eines mustergültigen Ballhauses, welche Ullrich Anton Vieth in seiner 1794 bis 1818 erschienenen „Encyclopädie der Leibesübungen" hinterlassen hat.

Das Ballhaus bildete nach Vieth ein genau rechtwinkliges vierseitiges Gebäude, das im Lichten etwa 25 Fuß breit und 100 Fuß lang, bis an das Dach etwa 28 bis 30 Fuß hoch war. Der Fußboden war genau wagerecht und eben, mit Steinplatten, jede 1 Quadratfuß groß, gepflastert; die Decke ebenfalls wagerecht und eben, mit fichtenen Brettern verkleidet. Die kurzen Giebelmauern waren bis an die Decke massiv, die langen Seitenmauern da, wo sie an die kurzen oder Giebelmauern anstießen, auf etwa 23 Fuß nach der Mitte zu, ebenfalls bis an die Decke hinauf massiv, dann aber nur etwa 14 bis 15 Fuß hoch, so daß also oben ein etwa 54 Fuß langer und 14 bis 15 Fuß hoher offener Raum blieb, durch welchen gleichförmiges Licht in das Gebäude fiel. Dieser Raum wurde durch Säulen in sechs Oeffnungen abgeteilt, die mit Netzen und Vorhängen versehen waren. Jene dienten dazu, das Hinausfliegen der Bälle zu verhindern, diese, wenn es nötig war, die Sonnenstrahlen abzuhalten und das Licht zu mäßigen.



Ballhaus und Spielplatz.

Alle Wände im Inneren des Ballhauses waren schwarz oder wenigstens dunkel angestrichen, damit man den Flug des weißen Balles besser sehen konnte. Auch der Fußboden zeigte eine Reihe von Linien in schwarzer Farbe, welche für das Spiel von Bedeutung waren.

Auf die Spielregeln können wir hier nicht näher eingehen. Nur einige allgemeine Bemerkungen mögen genügen, die dem Kenner des von England neuerdings zu uns herübergekommenen „Lawn-Tennis" eine nahe Verwandtschaft dieses Spiels mit dem unserer Vorfahren darthun werden. Die „Raketten", das Rüstzeug der Spieler, bestanden aus einem zusammengebogenen Stabe von biegsamem Holze, dessen mittlerer Teil einen ovalen Reif von etwa 8 Zoll Länge und 5 Zoll mittlerer Breite bildete und dessen Enden mit einem dazwischen eingeklemmten Stück Holz zu einem etwa 15 Zoll langen Griffe zusammengefügt waren. Der Reif war mit einem Netze von Darmsaiten überstrickt. Die Bälle maßen 2 Zoll im Durchmesser, waren aus Tuchstücken gefertigt und mit weißem Tuche überzogen. Die Partie wurde gewöhnlich von zwei oder vier Personen gespielt. Wenn vier Spieler da waren, hatte jeder in einem der vier durch Mittel- und Querlinie bezeichneten Spielräume gewisse darin befindliche Stellen oder „Löcher" zu „verteidigen", d. h. dafür zu sorgen, daß der Ball nicht dahin gespielt wurde. Als allgemeinen Charakter dieses Spiels giebt Vieth an: es sei ein fortgesetztes Bemühen jedes Spielers, den Ball in das Gebiet seines Gegners zu schlagen und von seinem eigenen Gebiete abzuwehren, ein lebhafter Kampf beider Teile, den Ball nicht bei sich zum zweiten Sprunge kommen zu lassen, wodurch Augenmaß, Biegsamkeit und Schnelligkeit vortrefflich geübt und nicht nur die Kräfte des Körpers, sondern auch die des Geistes in Thätigkeit gesetzt werden.

Wer sich über die Einzelheiten des in den Ballhäusern gepflegten Spieles näher unterrichten möchte, den verweisen wir auf eine Abhandlung, die Fritz Iselin im Jahrgang 1869 der „Deutschen Turnzeitung" veröffentlicht hat.

Die Blütezeit der Ballhäuser fällt in das 17. Jahrhundert. Paris hatte um jene Zeit gegen 300 solcher Anstalten und eine besondere Zunft von „paumiers" oder Ballmeistern, welche das Vorrecht hatten, Ballhäuser zu unterhalten, Geräte zum Ballspiel anzufertigen 2c. Sehr frühzeitig befaßten sich aber die Ballmeister auch mit der Einführung des seit dem 16. Jahrhundert bekannt gewordenen Billardspieles, welches später zu einem gefährlichen Nebenbuhler des Ballspieles wurde. In Deutschland verschwand die Vorliebe für das Ballspiel in Ballhäusern gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Frankreich wurde sie durch die Wirren der Revolution vernichtet. In der Zeit ihres Niederganges gaben die Ballhäuser Anlaß zu verschiedenen berechtigten Klagen. „Die Ballenhäuser seind liederlich" liest man hin und wieder in alten Berichten. In der That hielten sich bei den Ballmeistern häufig übelberufene Personen auf; außerdem benutzte man die geräumigen Hallen gern zu Zunftmahlzeiten und Tänzen, vermietete sie an fahrende Schauspielertruppen, Seiltänzer u. dergl., bis sie schließlich ganz in Wirtshäuser, Tanzböden oder — Wagenschuppen verwandelt wurden.

Die Geschichte der Ballhäuser ist lehrreich. Sie zeigt uns, wie Leibesübungen, die bloß zum Spiel getrieben werden, keinen dauernden Bestand haben, wie sie mit der Mode kommen und gehen, nach einer kurzen Blüte verfallen und verschwinden. Sicher war der Gedanke, geräumige Hallen für das Ballspiel zu schaffen, ein guter, denn dadurch wurde es möglich, eine gesunde Körperbewegung auch bei ungünstigem Wetter zu treiben; aber man vergaß die sittliche und gesundheitliche Bedeutung des Spiels und entzog ihm dadurch das Lebensmark.

Der Vorschlag, neben Spielplätzen im Freien, auch gedeckte Spielhallen zu schaffen, ist neuerdings wieder angeregt worden, und es ist zweifellos, daß solche Hallen für unsere Großstädte von sehr großem Wert sein könnten, wie es die Turnhallen schon sind. Die schwächeren Knaben und Mädchen, die der Leibesübung am meisten bedürfen, und die wenig abgehärteten älteren Stadtbewohner können doch nur während des geringeren Teils des Jahres im Freien spielen, und auch für die kräftigen Knaben bildet das Wetter sehr oft ein Hindernis. Dadurch haftet den Volks- und Jugendspielen etwas Zufälliges, Unbestimmtes an, das wieder deren Einbürgerung in weiteren Kreisen beeinträchtigt. Es wäre darum mit Freuden zu begrüßen, wenn die alten Ballhäuser in einer den ernsten Zielen und Bedürfnissen der Neuzeit angepaßten Gestalt ihre Wiedergeburt feiern dürften.

C. F.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(27. Fortsetzung.)

35.

Im Dämmerlicht des Abends irrte Eberwein am Ufer der die Ramsau überschwemmenden Seeflut auf und nieder. Mit gemartertem Herzen hatte er die Leiche des Kohlmanns verlassen. Durfte er thatlose Wache bei einem Entseelten halten, da er auf brechenden Bergen und im überfluteten Thal die Lebenden in Gefahr und Nöten wußte? Doch wohin sich wenden? Nach der Höhe? Der Schwester Sigenots, dem Richtmann und seinem Sohn zu Hilfe? Jetzt, da ihm der Führer genommen war? Wie sollte er die Wege finden, die er nie betreten! In brennender Qual erkannte er, daß jeder Schritt zur Höhe nutzlos wäre. Und so eilte er dem bedrohten Thal entgegen, der körperlichen Schmerzen nicht achtend, die der ungefüge Weg ihm bereitete. Als fern im Gadem der Sturz des König Eismann niederging, spürte Eberwein das Zittern und Wanken des Grundes; doch das ohrbetäubende Brausen der Gewässer, welche ihm zur Linken gegen die Thäler stürzten, übertönte das dumpfe Gedröhn und seinen Widerhall. Eberwein konnte nicht wissen, nicht ahnen, was in der Ferne geschah — und dennoch umklammerte ihm ein dunkles Grauen die Seele und machte seinen Herzschlag stocken. Quälende Angst beflügelte seine Schritte, und als er dem Thal sich näherte, sah er schon die gestürzten Bäume und zwischen allen Gehängen die breit ergossene Flut, die ihm jeden Weg zu den bewohnten Stätten versperrte. Ein heißer Aufschrei löste sich von seinen Lippen. Seine Herde fiel, und er, der Hirte, mußte thatlos stehen, und seiner Ohnmacht Teil war nur ein schreiendes Gebet, das keinen Gott und keinen Himmel fand, der es erhören wollte. Zitternd bedeckte er das Gesicht mit den Händen. Dann wieder irrte er am Rand der strömenden Fluten entlang, getrieben von der Hoffnung, daß ein Hügel sich finden ließe, ein über den Weg der Wellen hinausgebauter Fels, von welchem er das andere Ufer springend erreichen könnte. Doch je weiter er thalwärts kam, desto breiter dehnte sich das Wasser, und seine suchenden Blicke fanden nicht Fels noch Steg, nur treibenden Wust von Trümmern und gaukelndes Hausgerät, das die schlammigen Wellen entführten.



Bergzebra, von einem Leoparden überfallen.

Nach einer Originalzeichnung von Alb. Kull.

Erschöpft ließ er sich auf einen Felsblock nieder, und seine verstörten Augen suchten in der Ferne den von braunem Rauch umschleierten Lokiwald. „Waldram! Ich schaue Deinen Gott!" Schwer seufzend erhob er sich und taumelte am Rand der Fluten entlang. Er sah nicht, wohin er ging, und hörte das Gebraus der Wellen nicht mehr. Einmal hielt er inne, zitternd an allen Gliedern, und schlug die Hände vor das Gesicht. „Hiltischalk! Hiltischalk! Steig' auf aus Deiner Tiefe, Du Christ der Christen ... reiche mir den Himmel, der in Deinem Herzen wohnte, zeige mir den Gott, an den Du glaubtest!" Und wieder schwankte er weiter. Er merkte nicht, daß ein Mensch am Rande des Wassers ihm entgegenirrte. Es war der Schmied von Ilsank. Als er den Mönch gewahrte, befiel ihn jäher Schreck, und mit zuckenden Händen griff er nach dem Hals. Es schien, als wollte er fliehen und brächte den Fuß nicht von der Stelle. Zögernd breitete er die Arme aus, stürzte auf Eberwein zu, fiel vor ihm auf die Knie und umklammerte die Füße des Mönches. „Verzeih'! Verzeih'! Ich hab' geschworen wider Euch auf dem Totenmann! Ich hab' meinen Hag verschlossen vor Dir! Mein Haus ist hin, mein Weib und Kind! Sieh meine Reu' und laß mich leben!"

Mit verlorenen Blicken starrte Eberwein auf den zitternden Mann. Er hörte die Worte und verstand sie nicht — er sah nur den Zug des Leidens in dem bleichen Gesicht und streifte mit der Hand über das Haupt des Knienden. „Harte Straf' ist über uns gekommen!" stammelte der Mann, dem noch die Todesangst der vergangenen Stunde in allen Gliedern bebte. „Der ganze Gadem liegt verschüttet unter dem Eismann, den Dein starker Himmelsherr im Zorn auf uns geworfen hat!"

Eberwein erschrak nicht mehr. Nur ein dumpfes Stöhnen quoll aus seiner Brust. Er löste die Arme des Mannes von seinem Leib und wollte an ihm vorüberschreiten. Da sah er in der trüben Helle des Abends ein kleines Fahrzeug auf den grauen Wellen gleiten — gleich einem winzigen Einbaum war es anzusehen. „Eine Wieg', Herr," stammelte der Schmied, „und in der Wieg' ein lebiges Kind!"

„Es soll nicht sterben!“ klang es mit gellender Stimme von Eberweins Lippen.

Erschrocken streckte der Schmied die Arme, doch er konnte die verzweifelte That des Mönches nicht mehr hindern. Mit mächtigem Sprung hatte sich Eberwein auf ein im Wasser treibendes Dach geschwungen, mit dem zweiten Sprung gewann er eine schwimmende Tanne, lief auf ihrem Stamm entlang und stürzte sich in die Wellen. All seine letzte Kraft erschöpfend, erreichte er die Wiege und hörte das weinende Stimmlein des Kindes. Von den reißenden Wellen fortgetrieben und wider sie ankämpfend mit erlöschender Kraft, stieß er die Wiege vor sich her und dem anderen Ufer zu. Je weiter ihn die Fluten thalwärts trugen, desto mehr erlosch die dämmerige Helle vor seinen Augen, denn ein trüber Rauch begann sich über das Wasser und seine Ufer zu legen. Während er mit der einen Hand die Wellen zu teilen suchte, hielt er mit der anderen die Wiege fest — und plötzlich fühlte er Grund unter seinen Füßen. Keuchend richtete er sich auf, riß das schreiende Kind an sich, das mit nackten Aermlein seinen Hals umklammerte, und von den schäumenden Wellen bis an die Brust umspült, gewann er das Ufer. Schwankend stieg er noch eine Strecke über den waldigen Hang empor, dann sank er entkräftet zu Boden, und es schwand ihm das Bewußtsein.

Finster senkte sich die Nacht über den Besinnungslosen und über die weiten Stätten der Verheerung. Nirgends leuchtete die Flamme eines Herdes, und rings um alle Hütten, welche der Zerstörung entgangen waren, lag dumpfes Schweigen gebreitet. Nur die flutenden Gewässer rauschten, und in Zwischenräumen tönte von den Bergen ein kurzes dumpfes Gepolter nieder.

Auf einer einzigen Stätte nur war es laut und lebendig in der Nacht, und rings um sie her verscheuchte eine lodernde Flammensäule das Dunkel. Der rote Schein, welcher ausging von Wazemanns brennendem Haus, leuchtete weit empor über den verschütteten Bergwald und nieder auf den rauschenden See und die verödete Lände. Zuckende Lichter fielen durch das offene Thor hinaus auf den von Geröll und zersplitterten Bäumen übersäten Weg, auf dem die Leiche eines erschlagenen Menschen lag, das gelbe Wams von Blut überronnen — es war einer der Wazemannsknechte, der sich am Windacher See auf ein lediges Roß geschwungen hatte und dem stürzenden Felsen entronnen war. Von Grausen gejagt und beim Anblick der Verwüstung im Gadem von neuem Schreck befallen, hatte er den Weg nach seines Herrn Haus gesucht. Das lahm gewordene Roß am Zügel führend, war er bei sinkendem Dunkel über die Trümmerfelder emporgeklettert, während aus Wazemanns Haus schon die Flammen schlugen. Als er dem offenen Thor sich näherte, kam ein kreischender Haufe ihm entgegen, Männer und Weiber — der Hanetzer mit seiner Schar. Sie hatten das Haus verödet gefunden, verlassen von den Knechten und Mägden, welche bei Beginn des Bergsturzes geflohen waren. Beim Anblick der Pechkränze und Reisigbündel, welche im Burghof umherlagen, hatte der Hanetzer geschrien: „Schauet, Ihr Leut', Herr Waze selber hat uns Zeug geliefert zu flinkem Feuer!“ Auf alle Dächer, in alle Thüren und Fenster waren die brennenden Kränze geflogen, und mit johlendem Geschrei begrüßte der Haufe die erwachenden Flammen. Aber bei aller Wut, die sie erfüllte, bei allem Haß, der in ihnen gährte, fürchteten sie doch die Heimkehr des Spisars und seiner Söhne. Zuerst begannen die Weiber zu laufen, und die Männer folgten ihnen. Als der Trupp sich durch das Thor hinausdrängte, kam jener Knecht mit seinem Roß.

Im sinkenden Dunkel, das die Flammen erst halb zerstreuten, hielt der Knecht den fliehenden Haufen für das Gesinde des Hauses, und keuchend schrie er ihnen die Botschaft zu: „Not über uns! Der Herr liegt unter seinem Berg, all' seine Buben sind erschlagen!“ Ein kurzes Schweigen — als könnte solche Botschaft von diesen Menschen nicht begriffen werden im ersten Atemzug und Hören — dann jählings ein Geschrei, nicht wie von menschlichen Stimmen, sondern wie aus den Kehlen gequälter Tiere, deren Käfig, darin sie durch Jahr und Tag alle Marter gelitten, mit einem Schlag zerbrochen wird. „Such' Deinen Herrn wieder,“ brüllte der Hanetzer und raffte einen Buchenast von der Erde, „wir lassen ihn grüßen!“ Krachend fiel das schwere Holz auf die Stirne des von Entsetzen gelähmten Knechtes, und lautlos brach der Mann zusammen, während das scheue Roß über den Weg hinaus in die Tiefe sprang.

Wie vom Wahnsinn der Freude befallen, unter jauchzendem Geschrei, wandten sich die Männer und Weiber in den schon taghell erleuchteten Burghof zurück, und ihr furchtlos gewordener Haß berauschte sich in einer Orgie der Zerstörung. Sie rissen den Stangenkäfig nieder und erschlugen die Raubtiere, welche dem Spisar zu Spiel und Kurzweil gedient. In der Vorhalle fanden sie die Saufänger und Jagdspeere und erstachen im Zwinger die Hunde, welche die letzte Bergfahrt ihres Herrn nicht geteilt. An den brennenden Ställen erbrachen sie die Thüren und metzelten die gemästeten Rinder nieder, köpften die Ziegen und Schafe und erwürgten das Geflügel. In den Kellerhöhlen zerschlugen sie die Metfässer und vernichteten, was sie an Vorrat aufgespeichert fanden. Mit keinem Gedanken dachten sie, daß sie Gut zerstörten, das sie selbst von ihrem Schweiß gesteuert und gezinst . . . im Rausch der Wut und des Hasses erschien ihnen alles und jedes zwischen diesen Mauern wie ein Teil des Mannes, der das Mark aus ihren Knochen gezogen und das Blut aus ihren Adern gepreßt. Die wachsenden Flammen nicht scheuend, drangen sie in alle Kammern des Hauses, zerschlugen die Sessel und Tische, brachen die Waffen entzwei, zerschmetterten alles Gerät und rissen in Fetzen, was an Gewand in ihre wühlenden Hände fiel. Die Trümmer und Scherben und was der Vernichtung widerstand, warfen sie durch die Fenster in den Burghof und hielten in solcher Zerstörung nicht eher inne, als bis die fallende Glut des Gebälks sie aus dem brennenden Hause trieb.

Nur einer zögerte noch. In Reckas Kammer hatte der Hanetzer das über die Dielen zerstreute Geschmeid gefunden, und die Habsucht war in ihm erwacht. Im Burghof schrieen seine Brüder: „Heraus, heraus oder das Dach geht nieder über Dich!“ Doch er hörte die warnenden Stimmen nicht. Halb erstickt vom wallenden Rauch und fast versengt von der schwelenden Hitze, kroch er auf den Bohlen umher, tastete nach den Spangen, Ketten und Ringen und raffte in seine Kotze, was er fand. Jetzt griff er nur die leeren Dielen noch und wollte sich schon erheben; da fühlte er ein letztes Stücklein — es wog nicht schwer wie Gold und Silber, doch war es anzufühlen wie die Hälfte einer Spange. Er warf sie in die geschürzte Kotze und aus der Kammer flüchtend, faßte er nach einem Jagdspeer — denn was er gewonnen, wollte er auch bewahren. Während er sich durch die von Rauch und Flammen erfüllte Herrenstube kämpfte, verstummte jählings im Burghof das wirre Geschrei, und eine Stimme tönte in bebendem Zorn: „Die Berge erschütterte mein Gott und Herr, um seine Stärke zu weisen vor Euerem bangenden Blick! Die Geschosse seiner Felsen warf er auf die Brust der Sünder und Verstockten! Unter ewigen Hügeln begrub er seine Feinde und löschte ihr flackerndes Leben wie der Sturm das Licht! Eure Hütten brach er und deckte mit Gestein die Halden und Euren Schweiß! Und Ihr erkennt seine Größe nicht? Ihr lieget nicht auf den Knien in Zerknirschung und Gebet? Ihr schlaget nicht an die Brust und schreiet: Du Starker, sei uns gnädig!“ Zur Buße ruft Euch der zürnende Himmel — was aber sind Eure Werke? Mord, Raub und Brand!“

Taumelnd hatte der Hanetzer die Vorhalle erreicht, schüttelte die Funken von seinem Leib und rang nach Atem. Als er schwankend die Stufen betrat, tönte ihm mit schneidendem Klang jene Stimme entgegen: „Nieder den Raub aus Deinen verfluchten Händen!“ Vom zuckenden Schein der Flamme erleuchtet, stand vor ihm die hagere Gestalt eines Mönches, mit bleichem Antlitz und brennenden Augen, in erhobener Faust den Stab: „Nieder den Raub!“

„Was mein ist, wahr' ich!“ murrte der Bauer mit noch halb erstickter Stimme.

„Gott befiehlt es!“ Der fallende Stab des Mönches traf den Arm des Bauern, daß die geschürzte Kotze sich öffnete und das blinkende Geschmeid über die Stufen rollte.

Von den Lippen des Hanetzer zischte ein Fluch, es zuckte der Speer in seiner Faust — und Waldram taumelte mit durchbohrter Brust. Die Männer erblaßten, die Weiber schrieen und erschrocken streckten sich zwanzig Hände, um den Sinkenden aufzufangen; doch Waldram bedurfte keiner Stütze. Hoch aufgerichtet stand er, nur der Stab war ihm entfallen. Mit der einen Hand die quellende Wunde deckend, mit der anderen zum Himmel weisend, hob er die Augen mit einem Blick, vor welchem der Mörder scheu zurückwich in die brennende Halle. Und ohne Zorn, in feierlichem Ernste, klangen die Worte des Mönches: „Du sendest mich zu meinem Gott und ich möchte Dir danken! Doch meine Wunde muß reden wider Dich vor des Richters Thron, denn geweihtes Blut hast Du vergossen! Bete, Sünder! Bereue!“

Ein dumpfes Krachen, ein Aufschrei aus allen Kehlen, ein stürzendes Gewirbel von Flammen, Rauch und Funken — und über der Stelle, die vor einem Atemzug den Mörder noch getragen, lag der glühende Trümmerhaufen, zu welchem Wazemanns Haus zerfallen war.

„Zu spät Deine Reue!“ stammelte der Mönch wie in heißem Erbarmen und sank zurück.

Sie fingen ihn auf, sie trugen ihn aus der Nähe der Glut und schleppten Kotzen und Felle herbei, um den Sterbenden weich zu betten. Doch Waldram wälzte sich auf die kahle Erde. „Mein Erlöser ist nicht auf weichen Fellen gestorben, auf hartem Holz! Leget ein Scheit unter meinen Nacken!“ Sie thaten ihm den Willen — und er lächelte wie ein Müder auf weichem Pfühl. Seine Hände suchten das Kreuz am Gürtel und das heilige Zeichen an die Wange schmiegend, lag er ausgestreckt und sang mit erlöschender Stimme den Ambrosianischen Lobgesang. Lautlose Stille war um ihn her, die bangen Blicke der Männer und Weiber hingen an seinen Augen, die in Verklärung leuchteten. Mit mattem Stammeln endete er das Lied, und als könnte er den seligen Augenblick des Todes nicht erwarten, so hob er sich mit zitternden Kräften auf die Knie, entblößte seine Wunde und hauchte lächelnd: „Was zauderst Du, meine Seele . . . fürchte Dich nicht, der Weg zu Deinem Heil steht offen!“ Reichlicher strömte sein Blut, die brechenden Augen noch emporgerichtet zu den verschleierten Sternen, fiel er zurück und seufzte.

Rings um den Toten lagen sie alle auf den Knien, und in das Rauschen der versinkenden Flammen mischte sich das Schluchzen der Frauen; die Männer knieten bleich und wortlos. Die wilden Herzen, welche der Lebende wohl nie gewonnen hätte, erschütterte dieser gottesfreudige Tod bis tief ins Innerste. Eines der Weiber küßte die Sohlen des Toten und schluchzte: „Hebet ihn auf, Ihr Mannerleut', traget ihn zu seinem heiligen Haus!“ Die Männer folgten dem Wort, und während im Ring der verödeten Mauern die letzten Flammen in Glut und Asche sanken, stieg durch die Nacht ein stiller Zug über die Trümmerfelder nieder ins Thal, umgaukelt vom Lichtschein zweier Fackeln.

* * *

In der gleichen Stunde, in welcher Waldram den letzten Seufzer that, war Eberwein das Bewußtsein zurückgekehrt. Das Weinen des Kindes war der erste Laut, den er vernahm — und da füllte kein anderer Gedanke sein erwachendes Leben, kein anderes Bangen mehr seine Seele als nur noch die Sorge für dieses zitternde Geschöpfchen, das an seinen Hals geklammert hing und andere Sprache noch nicht hatte als Lallen und Thränen. Mit beiden Armen hielt er an seiner Brust das Kind umfangen — und ihm war, als hätte er das ganze Leben seiner Thäler dem Verderben abgerungen, als trüge er mit diesem Kind die neu ersprossende Zukunft seines zerstörten Landes auf den Armen und am Herzen. Mühsam mußte er in der dunklen Nacht zwischen einem Wirrsal gestürzter Bäume jeden Schritt seines Weges erkämpfen. Er wußte nicht, wo er sich befand; rings um ihn her zerstörter Wald, nirgends ein Lichtschein, kein Zeichen des Lebens. Er schrie mit allem Aufgebot der Stimme, doch alles blieb still in der Nacht. Endlich erreichte er eine freie Stätte und erkannte mit Freude und zugleich mit Schreck die Rodung, auf welcher die Klause stand. Vor seinen spähenden Blicken tauchte ein schwarzer Klumpen aus der Nacht: die ihres Daches beraubte Klause. Wankend erreichte er die Herdstube, in welcher die Kohlen noch unter der Asche glommen. Er schrie die Namen der Brüder, doch keine Antwort ertönte; er eilte von Zelle zu Zelle und fürchtete bei jedem Schritt, auf eine Leiche zu stoßen. Er fand kein Leben zwischen den öden Balken, doch auch kein Zeichen des Todes, und wie tröstende Hoffnung erwachte in ihm der Gedanke, daß die Brüder dem Verderben entgangen und ausgezogen wären, um Hilfe zu bringen, wo Hilfe noch möglich war. Zitternd trat er in seine Zelle zurück, streifte dem Kinde das nasse Kittelein ab und hüllte das schauernde Körperchen in die Decken seines Lagers. Dann saß er im Dunkel neben dem Kinde, dessen winzige Händlein einen seiner Finger umklammert hielten. Er konnte seinen Pflegling nicht sehen, so finster war es um ihn her; nur den leisen Druck der unruhigen Fingerchen spürte er und hörte von Zeit zu Zeit jenes stockende halbe Schluchzen, wie es nach überstandenem Schreck und Schmerz noch aus einer Kindesbrust sich ringt, wenn die Zähren schon gestillt sind. Die Händchen des Kindes begannen sich zu wärmen, immer ruhiger wurde sein Atem, und nach einer Weile entschlief es.

Eberwein saß in sich versunken, regungslos, erfüllt von wirrer Qual und kreisenden Gedanken, bis die kleinere Not des Lebens die größere seines Herzens übertäubte. Es fror ihn in der triefenden Kutte, all seine Glieder waren wie zerschlagen, und der Hunger mahnte. Seufzend erhob er sich, entzündete eine Fackel, tauschte das Gewand und suchte nach Speise. Nur ein Häuflein roher Bohnen fand er, trug eine Hand voll zum Lager des Kindes und zernagte die trockenen Kerne. Alles that er wie im Schlaf.

Der Schein der Fackel fiel über den Schemel, auf welchem das Heilige Buch lag. Eberweins Augen hingen an ihm mit verlorenem Blick. Dann plötzlich ergriff er das Buch, schlug es auf und begann mit murmelnder Stimme zu lesen, wie Hiob in Vorwurf rechtete mit seinem Gott. Doch bald erlosch ihm die Stimme wieder. Das Buch auf dem Schoße, saß er regungslos, mit schlaff hängenden Armen, und starrte ins Leere. Mit leisem Hauche strich der Nachtwind in die Zelle und legte die Blätter des Buches um. Als Eberwein die Augen senkte, lag ein Lied des Jesaia vor ihm aufgeschlagen, und sein Blick fiel auf die Worte: „Es mögen die Berge weichen und die Felsen stürzen, doch meine Gnade soll nimmer weichen von Dir und der Bund meiner Liebe nicht zerbrechen, spricht der Herr, Dein Erbarmer.“ Ein heißer Schauer rann ihm durch Leib und Seele. „Der Herr, Dein Erbarmer?“ Als möchte er sich gewaltsam aus dem Streit der Seele reißen, so sprang er auf, drückte die Fäuste an seine Stirn und stammelte: „Denke nicht über Gott, denn Dein Hirn ist Staub . . . fühl' ihn, wenn es Dein Herz vermag, und hoffe!“

Der Hall seiner Stimme hatte den Schlaf des Kindes gestört. Durch das zarte Körperchen fuhr es wie jäher Schreck. Es zappelte mit Händen und Füßen und schlug die Augen auf — sie waren blau und glänzten. Das Mäulchen verzog sich, als wollt' es weinen. In Sorge beugte sich Eberwein über das Lager, und da richteten sich die Augen des Kindes auf sein Antlitz, groß und scheu. Dann glitt wie traulicher Sonnenschein ein Lächeln über das runde Gesichtlein, und lallend griff das Kind — es hatte wohl einen flachsbärtigen Vater — mit beiden Händen in den Bart des Mönches. Diese süße Zärtlichkeit und der reine Glanz dieser unschuldsvollen Kinderaugen erweckte in Eberweins Seele ein Gefühl, so heiß und überwältigend, wie es der Sinkende wohl empfinden mag, den im Gebraus der Wellen die starken Arme des Retters umschlingen. „Herr! Herr! Nicht dem Greuel dieses Tages . . . ich glaube dem Wunder dieser Augen! Deine Liebe redet zu mir — ich fühle sie!“ Vor Freude weinend schloß er das kleine zappelnde Stücklein Leben an seine Brust und küßte in heißer Inbrunst die warmen Lippen des Kindes.

36.

Der Morgen graute. Hoch über den starrenden Ruinen des König Eismann stand am erbleichenden Himmel noch der zur Sichel schrumpfende Mond. Sein Schimmer, halb gebrochen durch das fahle Grau des erwachenden Tages, umwebte die neu entstandenen Zinnen und überspann die mit Eisblöcken und Felsenklötzen wirr besäten Trümmerstätten. Lautlose Stille lag über dem steinernen Leichenfeld. Nur zuweilen, auf den tieferen Schuttgehängen, klang das leise Kollern kleiner Steine — das vor dem Sturz entflohene Fahlwild und die verscheuchten Gemsen stiegen schon wieder zu Berg, und ruhelos klommen die Tiere im zertrümmerten Gestein umher, ihre Heimstände und die gewohnten Aesungsplätze suchend. So fest wie in den Menschen des Hochlands wohnt auch in den Tieren der Berge das treue Hängen an der rauhen Scholle, auf der sie geboren wurden. Die höchste Gefahr nur macht sie fliehen — Felsen stürzen und begraben die liebe Stätte — kaum hat sich der Staub verzogen, so kehren die Entflohenen schon wieder zurück, um das neue Lager über den Trümmern zu wählen, die das alte bedecken. Und wie an der alten, so hangen sie wieder an der neuen Wohnstatt mit treuem ungebrochenem Vertrauen.

Neben dem sachten Geriesel des Schuttes, der sich unter den Tritten des ziehenden Wildes löste, neben diesem schüchternen Zeichen des wiederkehrenden Lebens unterbrach die Stille noch ein anderer Laut: ein Klirren wie vom Schritt eines eisenbeschlagenen Schuhes. Im Gewirr der Felsblöcke irrte ein Mensch umher, bald

verschwindend in schwarzem Schatten, bald wieder auftauchend im grauen Zwielicht. Mühselig, schwer und langsam war sein Gang. Als er die Kuppe eines Trümmerhügels erreichte, stand er bewegungslos und starrte im Dämmerschein über das weite Schuttfeld, unter welchem die Oedhütte mit dem ganzen Albenthal begraben lag. Von seinen Lippen rang sich ein Schrei, der Laut eines Namens; heiser und keuchend klang der Ruf und verhallte in der Stille. „Rötli! Rötli!" Keine Antwort kam, nichts regte sich zwischen den Trümmern. Lange stand der Einsame, an einen Felsblock gelehnt, als vermöchte er sich ohne Stütze nicht aufrecht zu erhalten. Immer wieder schrie er den Namen, immer wieder strich er mit den Händen über die Augen, als möchte er gewaltsam seine Blicke sehend machen für das Leben, das er suchte und nimmer fand. Schwer atmend wandte er sich endlich ab und stieg der Tiefe zu, aus welcher er gekommen. Dann wieder kehrte er zurück, stand und wandte sich von neuem — als wären zwei Gewalten in ihm, von denen die eine ihn festhielt an der Stätte, während die andere ihn niederzog in die Tiefe der verschütteten Schlucht.

Schon begann das fahle Grau über den Felsen sich zu lichten, und immer tiefer stieg der Einsame zwischen den Wänden. Lange stand er vor einer Fläche grau bestäubten Schnees, in welchem sich eine weiße Mulde zeigte, als hätte hier, während der Staub gefallen, durch lange Stunden ein Mensch gelegen. Einen Steinwurf tiefer zog sich eine Felsspalte quer durch die Schlucht, halb verschüttet, und aus Geröll und Schnee ragte der Wipfel einer Zirbe hervor. Langsam glitten die Augen des Mannes über das grüne Gezweig, über eine weit geöffnete Höhle, über die kahle Bruchfläche des Berges und über die wirren Massen der zerschlagenen Felsen, welche die tiefer ziehende Schlucht erfüllten. Ein dumpfes Stöhnen erschütterte seine Brust, und schwankend betrat er das Gewirr der Trümmer. Während er tiefer und tiefer stieg, haftete sein brennender Blick an jeder Scholle des Gesteins, an jeden Felsblock rührten seine zitternden Hände, als möchte er ihn heben und von der Stelle rücken; scheu und zögernd setzte er den Fuß, als fürchtete er die Erde zu drücken, als wäre ihm jeder Schritt eine Qual und namenlose Marter. Ein steiler Abbruch sperrte ihm den Weg; in der Tiefe gewahrte er den See, mit regungslosem Wasser, doch von Schaum bedeckt, so weiß wie Milch; der erstarrte Schuttstrom lag vom Fuß der Felsen hinweg wie ein graues Eiland weit in die Flut hinausgebaut — als hätten die Dämonen des Gesteins dem stolzen Mädchenherzen, das sie zerdrückt im ersten Jauchzen seines Glückes, einen ewig dauernden Leichenhügel errichten wollen, gewaltiger, als noch je ein Hügel über dem Grab eines gefallenen Helden sich erhob.

Zitternd, mit vorgebeugtem Antlitz, stand der Einsame am Rand der Felsen und starrte in die Tiefe. Röchelnd ging sein Atem, in seinen Zügen wühlte der Schmerz, doch seine rotgeränderten, vom Staub entzündeten Augen hatten keine Thränen. „Ich hab's berufen . . . jetzt liegen zwischen ihr und mir die Berg'!" Er streckte die Arme ins Leere, und des Todes nicht achtend, der ihm drohte, begann er den Niederstieg. Wohin er trat, löste sich das Geröll und der graue Schnee. Immer tiefer stieg er und hatte fast den Grund erreicht, als eine Platte mit ihm ins Gleiten kam. Rasselnd trug ihn das steinerne Fahrzeug und landete ihn auf der Böschung des Schuttes. Mit heiserem Lachen richtete er sich auf, klomm über das Geröll empor und faßte das harte Gestein des Berges wie die Brust eines Feindes. „Mein alles hast Du genommen! Nur mich nicht! Warum denn? Oder wär' ich für den Tod zu schlecht?" Er wankte, und das Gesicht mit den blutig zerschundenen Händen bedeckend, sank er zu Boden.

Schon fiel das Frühlicht mit rosigem Schein über alle Höhen, als er mühsam sich erhob und hinausblickte über den weißen See. „Mutter! Mutter! Wie kehr' ich Dir wieder heim! Was sag' ich, wenn Dein Aug' mich fragt . . .?"

Der neuentstandenen Felswand folgend, begann er über das Schuttfeld niederzusteigen. Als er den Saum der grauen Halde erreichte, wandte er noch einmal die Blicke. Seine ganze Gestalt erzitterte, und ohne Thränen schluchzend, umklammerte er einen Steinblock und drückte das Antlitz an den kalten Fels, als hielte er umschlungen, was unter dem Schutt begraben lag.

Wie ein Träumender taumelte er davon. Ohne zu wissen, was er that, suchte er die Stelle, an welcher der Einbaum gelegen — sie war verändert, verschwunden mit dem Kahn. Doch über den See war eine Brücke gebaut: eine Felswand, welche tiefer im Kessel niedergebrochen, hatte ihren Trümmerhaufen bis zum andern Ufer geworfen und einen kleineren See vom Weitsee losgetrennt, wie eine Stunde des Unheils und der Not das Kind von der Brust der Mutter reißt. Ueber diese Brücke, welche noch keines Menschen Fuß betreten hatte, ging der Weg des Einsamen, dann am Ufer entlang und heimwärts über das Waldgehäng, welches bis zur Höhe eines Pfeilwurfs kahlgeschwemmt war von den aufgebäumten Fluten; die gebrochenen Stämme schwammen im See und streckten ihr Gezweig aus dem weißen Schaum.

Schon fiel das helle Licht des Morgens in den Kessel, doch die bunten Farben der herbstlichen Bäume wollten nicht erwachen. Wie versteinert war der Bergwald anzusehen unter dem grauen Kleid, mit welchem der dicke Staub alle Bäume und allen Grund überzogen hatte. Stumpf glitten die Blicke des einsamen Wanderers über die trüben Bilder seines Weges. Er sah in ferner Höhe das veränderte Gesicht des gebrochenen Berges und erkannte am jenseitigen Ufer auf allem Felsgehäng die Straßen, welche die Schuttströme genommen hatten; er sah den Falkenstein, doch über ihm kein Dach mehr, keinen Giebel und keine gefensterte Mauer — nur dünne Rauchsäulen, welche langsam in die Höhe wirbelten und in der Luft zerflossen. Er sah in der Ferne die zuhöchst liegenden Halden der Schönau, ohne Wald, ohne Hütten, einer grauen Wüste gleich. Er sah, wie auf dem See das schwimmende Bild der Trümmer sich verwandelte: zwischen die gebrochenen Fichten und Buchen mischten sich entwurzelte Fruchtbäume, Gebälk und Bohlen, die Reste eines Daches, zerschlagenes Hausgerät, eine Hundehütte und Immenkörbe, Gewandstücke und hölzernes Geschirr — und manchmal tauchte nah dem Ufer aus dem sacht schwankenden Schaum ein brauner Fleck hervor: die schwimmende Leiche eines Rindes.

Das alles sah er — und über seinen Weg auch, der zu Ende ging, lagen die Zeugen der Verwüstung ausgestreut: Gerätstücke, die sein Auge erkennen mußte, eine behauene Steinplatte, die dem Tisch seiner Herdstube glich, und lange Fetzen eines Fischernetzes. Das alles sah er. Doch keine Frage erwachte in ihm, er suchte nach keiner Antwort. Seine betäubten Sinne schienen unempfänglich für neuen Schreck, sein gebrochenes Herz nicht fähig mehr eines neuen größeren Schmerzes. Als er die letzte Waldhöhe erreichte und die Lände mit dem verwüsteten Hügel zu seinen Füßen lag, griff er nur mit den Händen an Stirn und Augen und starrte umher, langsam das entstellte Gesicht nach allen Seiten wendend. Kein Hag und Lugaus mehr, kein Haus und Stall. Verschwunden der Immenstand, das Gärtlein und der Brunnenstock. Nur einzelne Balken und Fetzen des Haggeflechtes lagen zerstreut umher, zerschmettertes Hausgerät und Rinderleichen füllten alle Pfützen der Lände. Die Eichen waren gebrochen und ihre Kronen davongeschwemmt, nur ein einziges dünnes Bäumlein hatte dem Schwall der Fluten widerstanden, und auf dem kahl gewaschenen Hügel selbst war nur der Baumstrunk noch geblieben, der die steinerne Tischplatte getragen, und ein mit Schlamm bedeckter Rest des gemauerten Herdes. Doch auf der Stelle, an welcher das Hagthor gestanden, erhob sich noch das Kreuz, nur gelockert in seinem Halt, zerfetzt an allen Rändern und bis über das Querholz hinauf mit grauem Schlamm behangen.

Zwischen den Stümpfen der gebrochenen Eichen kauerte Heilwig, die Magd des Fischers. Als sie den Kommenden gewahrte, sprang sie auf und eilte ihm entgegen. Sie wollte ihren schreienden Jammer beginnen, doch der Anblick des Mannes lähmte ihre Zunge. Das Gewand verwüstet und mit Staub bedeckt, an Händen, Armen und Knien zerschunden und blutig, das Antlitz fahl und entstellt, die Augen fieberhaft brennend und von roten Ringen umzogen, eisgrau an Bart und Haaren — so stand er vor den entsetzten Blicken der Magd. War es ihr Herr? War es Sigenot, der Fischer? Oder ein gespenstiges Schreckbild, das sie zu ängstigen kam nach allem Greuel, den sie überstanden hatte? „Heilwig . . . wo ist die Mutter?" Auch seine Stimme war verwandelt und klang ihr ins Ohr wie fremder Laut. „Wo ist die Mutter?"

Sie konnte nicht sprechen, nur deuten. Lange starrte er sie an; dann sank ihm das Kinn auf die Brust, und schwer atmend strich er mit den Händen über das Haar: „Mein Glück und meine Schwester, mein Haus und Hof . . . und auch die Mutter noch!"

Zögernd schritt ihm die Magd voran und immer nach einigen Schritten wartete sie, ob er auch käme. Bei den Stümpfen der Eichen blieb sie stehen; die hundertjährigen Stämme waren über den Wurzeln abgedreht und Sigenots Baum an der letzten Kerbe



In der Ramsau.

Nach einem Gemälde von J. G. Steffan.

gebrochen; dem einzig noch stehenden Bäumlein zu Füßen lagen die beiden Leichen. Mutter Mahtilt, noch umklammert von den Armen des entseelten Knechtes. Sigenot wankte und griff, um sich zu stützen, nach seinem gebrochenen Baum. Seine irrenden Blicke suchten das Kreuz, dann streckte er die Hände nach dem Knecht: „Der ist treu gewesen . . . und ich kann's ihm nimmer lohnen!"

Heilwig mußte ihm helfen, die starren Arme Wichos zu lösen, der die Mutter seines Herrn nicht lassen wollte. Während die Magd mit stammelnden Worten erzählte, was sie erlebt und erfahren, hielt Sigenot die Leiche der Mutter in den Armen und hing mit verlorenem Blick an den bleichen Zügen, die dem Antlitz einer Schlummernden glichen. Nur einmal hob er die Augen — aus dem zerschlagenen Schilf des Ufers hatte eine jammernde Stimme sein Ohr getroffen.

„Der Kaganhart, der arme Hascher," schluchzte die Magd, „er muß die Hilmtrud suchen . . . das Wasser hat sie davongetragen mit dem Haus."

„Not über allem, was lebt!" Sigenot drückte das stille Haupt der Mutter an die Brust und streichelte ihr feuchtes Haar. „Mütterlein, Dir ist wohl! Komm . . . ich will Dich zum Vater bringen!"

Er bettete die Tote im Schoß der Magd; dann stieg er zur Lände nieder, schleppte die zerstreuten Balken ans Ufer und flocht sie mit Ruten zu einem Floß; alle Reste seiner Netze sammelte er und füllte sie mit schweren Steinen.

Nun holte er die Mutter; als er sie auf die Arme gehoben hatte, haftete sein Blick an der Leiche des Knechtes. „Willst auch mit, Wicho? Freilich, so treu wie im Leben, so treu im Tod! Wart' nur ein lützel, mein guter Wicho . . . ich hol' Dich gleich! Sollst von Deiner Herrin nicht lassen müssen." Sigenots Stimme brach; wankend stieg er mit seiner Last über den Hügel nieder und kehrte nach einer Weile zurück.

Zitternd fragte die Magd: „Herr? Soll ich mit Dir fahren?"

Er schüttelte den Kopf und trug den treuen Knecht zum Floß. Dem grauen Fährmann des Todes gleich, stand er auf dem schwankenden Fahrzeug und trieb es mit langer Stange durch den Trümmerwust, der den See bedeckte. Hinter der Insel sah ihn die Magd verschwinden. Sie stand am Ufer, erfüllt von kaltem Grauen und banger Sorge. Lange Zeit verging. Einmal hörte sie aus dem See heraus den verschwommenen Hall einer Stimme. War es ein Wehschrei? War es der letzte schluchzende Gruß, den der Sohn seiner Mutter bot? Dann wieder Schweigen — nur hinter dem Hügel das dumpfe Rauschen der Ache.

Lange harrte die Magd. In wachsender Sorge lief sie zur Stätte des verschwundenen Hauses empor, um weiteren Ausblick über den See zu finden. Endlich sah sie das entlastete Fahrzeug mit seinem Fährmann aus dem zerwühlten Schilf der Insel hervortauchen. Mit müden Stößen, tief gebeugt, trieb Sigenot die Balken dem Ufer zu. Als sie an die Lände stießen, löste sich das Band der Ruten, und von dem zerfallenden Fahrzeug schwang Sigenot mit der Stange sich ans Ufer. Schwer atmend richtete er sich auf und ließ die Stange fallen. Die kalkweißen Züge seines Gesichtes waren wie versteinert; langsam hob er die Arme, und seine Fäuste ballend, blickte er mit brennenden Augen über die öde Stätte der Verwüstung. Die bleichen Lippen rührten sich, als vermöchte er nur mühsam die Sprache zu finden . . . dann quoll es aus seiner keuchenden Brust, Wort um Wort: „Jetzt hab' ich ausgesorgt um Mutter und Schwester . . . jetzt banget mich nimmer um Glück und Lieb' . . . jetzt steh' ich allein für mich . . . jetzt will ich raiten mit allen, die mir gelogen haben und die Treu' gebrochen!"

Erschrocken wich die Magd vor ihm zurück, denn sie dachte des Augenblicks, in dem sie vor dem rollenden Wasser geflohen war und in verzweifelter Todesfurcht das Haus und seine Herrin treulos verlassen hatte.

Durch die trüben Pfützen, über alle Trümmer hinweg, schritt er dem Kreuz entgegen, während die Magd entfloh. Mit geballten Fäusten stand er vor dem grauen Balken und sprach ihn an, als hätte er einen Feind vor sich, der ihn hören, mit dem er rechten könnte in Worten. „Ich hab' gehangen an Dir in Treu' und Glauben! Mein Alles hab' ich gestellt auf Deine Händ'. Derweil Dir alle feind gewesen, hab' ich mein Knie gebeugt, hab' meine Freiheit hingelegt vor Deine Füß' und hab' gerufen zu Dir: Mein guter Herre, Du mein Gott! . . . Und Du? Und Du? Ich will nicht raiten mit Dir um meine Mutter: sie hat nicht gerufen, nicht gefragt nach Dir — wer Treu' nicht giebt, kann Treu' auch nimmer heischen. Ich darf nicht raiten um mein Glück: ich selber hab's verrufen und geschmäht und hab' das Wasser und die Berg' geworfen zwischen meine Lieb' und mich. Ich rait' nicht um dieselbig', die den Tod gefunden in der Lieb' zu mir . . ." Der Klang seiner Stimme riß, und mühsam rang er nach Worten. „Sie hätt' verdient, zu leben . . . stark und mutig ist sie gewesen, rechtlich an Sinn und Herz, schön und lichtscheinig wie die Sonn' am Tag, und treu . . . treu . . . so, wie Du untreu bist! Aber sie ist ihres Vaters Blut gewesen . . . und Wazemanns Haus hat wider Dich gestanden. Haß wider Haß, das muß ich gelten lassen! Aber hörst nicht, Du . . . es heißt auch: Treu' um Treu'!" Mit beiden Fäusten faßte er den Stamm des Kreuzes und rüttelte an dem Holz. „So sag' mir, Du . . . sag' mir, wo die Schwester ist! Auf ihr hat nimmer Fehl und Schuld gelegen! Wie das Lamm vor dem Schäfer ist sie gestanden vor Dir und hat vertraut auf Deine Hut! Hat gehoffet auf Dich in gläubiger Treu'! Und Du? Und Du? Stark bist Du, stärker als tausend Männer in Wehr und Eisen! Kannst ja die Berg' werfen und die tiefsten Wasser heben! — und das einzig' schuldlose Leben hast nicht lösen mögen aus der Not! Wo ist denn Deine Treu', von der mir derselbig' im Lokiwald gelogen hat? So red' doch: wo ist denn Deine Treu'? Hast gar kein Wort? So red' doch, red' . . . wir raiten miteinander! Und wenn Du meinst, daß fallen muß, was treu und schuldlos ist . . . so sag' ich Dir: es soll auch nimmer stehen, was ich untreu find'!" Mit erhobenen Armen, mit der ganzen Wucht seines Körpers warf er sich gegen den Balken. In der Erde knirschten die Pflöcke, der Grund begann sich zu heben und langsam neigte sich das Kreuz. Fast lautlos fiel es auf den mit Schlamm bedeckten Hang des Hügels.

Unter tiefem Atemzug drückte Sigenot die zitternden Fäuste auf seine Brust, als wäre ihm wohler geworden, als hätte in seinem Herzen ein Tropfen Balsam den Schmerz der klaffenden Wunde gelindert. „Du liegst! Und jetzt zu Deinem Knecht im Lokiwald!" Er wandte sich gegen die Ache. Doch wenige Schritte nur that er; dann stand er wie gelähmt, an Leib und Seele befallen von allen Schauern eines Schrecks, so jeden Nerv durchzuckend und so furchtbar, wie er ihn auch in der Stunde nicht empfunden hatte, als die Berge stürzten und den Tod durch die Lüfte warfen, als die Erde sich öffnete und alles Leben verschlang. Mit entgeisterten Augen sah er, was ihm erscheinen mußte wie ein Wunder, welches der starke Gott in diesem Augenblick gewirkt, um an dem Zweifler, der mit ihm gerechtet, auch seine Treue zu erweisen. Von der Ache her, zwischen dem verwüsteten Hügel und dem Wirrsal der Trümmer und gestürzten Bäume, kam langsamen Schrittes ein junges Paar gegangen, zwei stille blasse Menschenkinder, welche zu wandeln schienen wie im Traum. Wange an Wange gelehnt, hielten sie sich umschlungen, als müßte eines das andere stützen. Sigenots Hände griffen ins Leere. Er sah die Schwester und wandte die Augen von ihr — er sah das liegende Kreuz und streckte die Arme. Was er fühlte, erschütterte ihn an Herz und Gliedern wie ein Sturm den Baum. Stöhnend schlug er die Fäuste an seine Brust: „Ich . . . ich . . . ich selber bin der Untreu'!" Und mit einem herzzerreißenden Schrei warf er sich über die Balken des Kreuzes . . .

Hinter den Bergen der Reginalbe stieg die Sonne empor. Weithin über das verwüstete Thal, in welchem die sinkenden Bäche schon leiser rauschten, flutete der warme Glanz. In den mit Schlamm bedeckten und versumpften Gründen der Thäler weckte die steigende Wärme den Nebel wie nach schwerem Regen. Ueberall kräuselten sich die weißen Wölklein über den Wust der Trümmer empor, von der Sonne durchleuchtet — wie Bilder menschlicher Hoffnung, welche nach aller Nacht und Kälte des Lebens doch immer wieder die Heimstatt des Lichtes und der Wärme sucht.

Aus dem Thal der Ramsauer Ache, in welchem der breite Strom der Gewässer schon gesunken war und zu versiegen begann, dampften die zarten Nebel langsam über den Lokiwald. Zwischen den gebrochenen Bäumen suchte Eberwein einen Ausweg nach den Halden der Strub, das schlummernde Kind auf seinen Armen. Jeden Schritt mußte er mühsam erkämpfen. Die rastlose Sorge, mit welcher er das Gesichtchen des Kindes vor dem schlagenden Gezweig und den stachligen Aesten zu bewahren suchte, erfüllte ihn so sehr, daß die Bilder all seines anderen Kummers nur verschwommen in ihm auftauchten, obwohl die Zerstörung rings um seine Füße gebreitet lag. Tote Vögel sah er im Gezweige hängen, und an Wildleichen führte sein Weg vorüber. Unter einem mächtigen Baumstamm lag ein erschlagener Bär mit zerzaustem Fell und gebrochenen Zähnen im klaffenden Gebiß — der braune Honigfreund, welcher mitgeholfen an Bruder Wampos „Wunder".

Der Wald und seine Trümmer gingen zu Ende, und eine menschliche Stimme schlug an Eberweins Ohr. Er schrie, begann zu laufen und erreichte das Thal der Ramsauer Ache. Der erste Blick, den er über die verschlammten Gehänge warf, weckte in ihm wieder alle Greuel des vergangenen Tages. Am Rande des tief gesunkenen Wassers näherten sich zwei Menschen, welche im Schlamm nach verlorenem Gut zu suchen schienen, ein Greis und ein Weib mit gelösten Haaren. Eberwein rief die beiden an, und kaum hatte das Weib ihn gewahrt, so kam es schon mit gellendem Freudenschrei und gestreckten Händen auf ihn zugerannt, riß ihm das Kind aus den Armen und eilte mit ihrem wiedergefundenen Kleinod davon — wie in wahnsinniger Angst, als wäre Eberwein nicht der Retter, sondern der Räuber des Kindes.

Der Alte blieb stehen, Zähren auf den runzligen Wangen, und blickte dem fliehenden Weibe nach. Eberwein erkannte ihn; es war ein Ramsauer Bauer, der mit dem alten Runot zur Windach

gekommen war, um nach Hiltischalk und Hiltidiu zu suchen. „Herr?" fragte der Greis mit müder Stimme. „Hast Du das Kind aus der Flut gehoben? So mußt Du der Mutter auch verzeihen, daß sie den Dank vergessen hat. Drei Kinder hat ihr das Wasser genommen . . . und nur ein einziges hat sie lebend wiedergefunden. Die anderen zwei, die liegen sell draußen im Schapbacher Wald . . ."

Während Eberwein schweigend stand, von tiefer Bewegung erfüllt, sprach der Alte mit langsamen Worten von der Verwüstung, welche die jäh erscheinende Sturzflut im Thal der Ramsau angerichtet. „An die zwanzig Häuser liegen, das Pfarrhaus auch, und die Kirch' dazu . . . und viel Leut', Herr, viel Leut' gehen ab. Mein ältester Bub' ist auch dabei, sein Weib und alle fünf Kinder . . . sieben Leut' auf einmal!" Die Stimme des Alten zitterte. „Da käm' ich wohl nimmer drüber weg, wenn ich nicht sagen müßt wie Bruder Hiltischalk: giebt der liebe Gott mit der einen Hand, so wird er wohl mit der anderen auch nehmen dürfen! Wohl wohl . . . ich hab' um den frommen Bruder recht getrauert, aber schau', Herr, dem hat's der liebe Gott gar gut vermeint, daß er ihn die heutige Not hat nimmer schauen lassen! . . . Jetzt muß ich aber gehen — schau' nur, wie die unsinnige Mutter noch allweil rennt . . . sie wird doch an keinen Baum hinlaufen! Am End' fallt sie gar noch mit dem Kind in eine Grub'!" Mit lauter Stimme rief er: „He, Du! So halt' doch ein lützel!" und eilte, so schnell ihn seine alten Knie trugen, dem Weibe nach.

Eberwein stand mit nassen Augen. „Bruder Hiltischalk! Wo Dein verlorenes Grab auch immer liegen mag, unter Fluten oder Felsen, es verlanget nach keinem Kreuzlein und ehrenden Zeichen! Im Herzen dieses Christen sah ich Dein Denkmal stehen!"

Weit über das Thal her, von den grauen Halden der Schönau, tönte ein Gewirr von Stimmen. Freudig erschrocken lauschte Eberwein. „Dort leben noch Menschen!" In Hast stieg er nieder über das schlammige Gehäng. Seine Augen spähten nach einer Stelle, an welcher er den sinkenden Strom der Gewässer übersetzen könnte. Ueber Felsblöcke und angestaute Bäume springend, gewann er das andere Ufer und eilte über den Waldhang empor, daß ihm der Atem fast verging. Zwischen verwüsteten Büschen sah er schon die steinernen Schollen liegen, welche wie Hagel aus den Lüften gefallen. Seine Schritte beflügelnd, erreichte er einen zerstörten Hag, in dessen Mitte ein Felsblock lag, von der Größe eines Hauses; doch er hörte keinen Laut des Jammers, nur den Hall eines emsig schlagenden Beils und eine freudige Knabenstimme: „Ja schau' doch, Gobl-Aehni, schau', da kommt der Herr, der gute Herr!"

Die Schläge verstummten nicht, als hätte der fleißig Schaffende kein Ohr. Durch eine Lücke des Hages sah Eberwein den Greis bei der Arbeit stehen: nackten Leibes, die Hüfte von einem Lumpen umwunden, schwang er das Beil mit der Kraft und dem Eifer eines Jünglings. Nicht weit von dem Alten, beim zerfallenen Hagthor, saß Huze in der warmen Sonne, die wunden Füße von grauen Fetzen klumpig umwickelt. Und an der Seite des Knaben kauerte, lächelnd und stillvergnügt, das kleine Dirnlein aus dem Schapbacher Wald. Beim Anblick des Mönches richtete Huze sich auf und versuchte in heller Freude ein paar hinkende Schritte; doch Eberwein eilte dem Knaben entgegen und umschlang ihn, keines Wortes mächtig. „Gelt, Herre, gelt?" lächelte der Bub' zu ihm auf. „Was sagst: was der liebe Vater im Himmel alles an mir gethan hat! Schau' nur den Aehni an! Wie er schaffet an unserem neuen Haus! Du! Wie der mich lieb hat! Und alles, alles hat der Vater sell droben gemacht! So gut, wie der ist, so gut ist keiner mehr!"

Eberwein konnte sich der Thränen nicht erwehren. „Mein Kind! Ich danke Dir für dieses Wort!"

Mit großen Augen schaute der Bub' ihn an. „Danken! Ja warum denn, Herre? Es ist ja Dein eigen Wort! Hast es mich ja selber gelehret, in Wazemanns Bußloch: so gut wie der Vater im Himmel, so gut ist keiner mehr!"

„So gut ist keiner mehr!" klang es leise von den Lippen des Mönches, während seine Blicke über alles Elend schweiften, das ihn umgab, und hinausirrten über die verwüsteten Halden. Tief atmend strich er mit den Händen über das struppige Haar des Knaben, sah ihm in die leuchtenden Augen und flüsterte: „Werdet wie die Kinder!"

Das Beil in der Faust, kam der alte Gobl zum Thor. „Ich grüß' Dich, Herr! Und schau', ich sag's gleich selber: Du hast recht gehabt! Mein Apfelbaum ist hin, nacket steh' ich da . . . aber all'weil' freut mich das Leben wieder!" Er faßte die Hand des Knaben, der ihm mit mühseligen Schrittlein entgegenhumpelte, und zog ihn zärtlich an sich. „Was sagst, Herr, wie der Bub' sich macht! Und so viel gleicht er meiner lieben Dirn' . . . die ganzen Augen hat er von ihr, und ich mein' wohl, das gute Herzl auch!" Er hob das Kinn des Knaben und lachte ihn an. In stummer Bewegung blickte Eberwein auf diese beiden Menschen: das Alter in nackter Not, die Jugend in Schmerz und Wunden — und dennoch in den Augen beider die lachende Freude des Lebens.

Dumpfe Stimmen, von einem Windhauch über die Halden hergetragen, unterbrachen die Stille. Lauschend hob Eberwein den Kopf und strich mit der Hand über die verträumten Augen.

„Lus' nur, Herr!" sagte der Greis, und seine Stimme wurde scheu und leise. „Es haben nicht alle Leut' den schiechen Tag so gut überstanden wie mein Bub' und ich. Die Leut' sind gefallen wie die Fliegen im Frost. Sell drüben schleppen sie die Toten auf ein Häufl . . . einer von Deinen Gottesleuten ist auch dabei."

Was der Alte noch weiter sagte, hörte Eberwein nicht mehr. Bleich bis in die Lippen, hatte er sich abgewandt und eilte dem verschwommenen Hall der Stimmen entgegen. Immer näher klang das Gesumm der Stimmen, und endlich gewahrte er auf freiem Feld einen schwärzlichen Menschenhaufen. Langsam glitten die Gestalten durcheinander, die einen gingen, andere kamen paarweis' und trugen auf Stangen eine regungslose Last herbei.

Die Leute erblickten den Mönch, und das dumpfe Gesumm der Stimmen erlosch. In der dunklen Schar sah Eberwein plötzlich all' die weißen Gesichter. Einige Männer und Weiber schienen willens, ihm entgegenzulaufen; auf halbem Weg aber hielten sie inne und standen regungslos. Auch Eberweins Schritte stockten: ihn befiel die Ahnung dessen, was er sehen sollte. Doch nur einen Augenblick versagten ihm die Kräfte. Bleich, mit kämpfendem Atem, eilte er den Harrenden entgegen. Kein lautes Wort vernahm er, kaum einen schluchzenden Laut. Doch hundert Arme streckten sich ihm entgegen in flehendem Jammer, als wäre bei ihm die Hilfe, bei ihm der Trost. Hundert Augen, gerötet von Staub und Weinen, hingen an seinen Lippen, als könnte ein einziges Wort des gottgeweihten Mannes alle Schmerzen lösen. Die Männer faßten nach seinen Händen, die Weiber griffen nach seinem Kleid und hoben ihm ihre Kinder entgegen, als läge im Blick seiner Augen die Kraft, zu feien wider alle Not und Gefahr.

Wortlos, erschüttert in jedem Nerv seines Lebens, stand Eberwein inmitten dieses namenlosen Jammers — zum erstenmal im Kreise seiner Gemeinde!

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Das Haus Fritz Reuters. Fast zwanzig Jahre nach ihrem Gatten ist am 9. Juni Luise Reuter, die Witwe Fritz Reuters, zur ewigen Ruhe eingegangen. „Sie hat im Leben Liebe gesät, sie soll im Tode Liebe ernten", so lautet die Grabschrift, die ihr Fritz Reuter selbst einmal in schmerzlich bewegter Stunde bestimmte, und schöner hätte ihres Daseins Inhalt nicht umschrieben werden können. Wie sie zu Lebzeiten ihres Mannes dessen treueste und hingebendste Pflegerin war, so blieb sie nach seinem Tod die edle nimmermüde Wohlthäterin der Armen und Bedrückten. Ein hochherziger und zugleich überaus sinniger Gedanke war es, daß sie ihr Haus testamentarisch der Deutschen Schillerstiftung überwies. Das Heim, das eines Dichters Feder gegründet, sollte für alle Zeiten Deutschlands Dichtern gehören, das ist die schöne Bedeutung dieses Vermächtnisses.

Für Fritz Reuter war es eine große Freude, daß die Erfolge seiner Schriften ihm den Bau dieses Hauses ermöglichten. Die „Gartenlaube" hat vor einigen Jahren (1890) Briefe des Dichters veröffentlicht, aus denen hervorgeht, mit welcher Wärme und innerer Genugthuung er den Bau seines Hauses in Eisenach betrieb. „Wir träumen hier allerlei Idyllen," schreibt er am 11. September 1866 an seinen vertrauten Freund Fritz Peters, „denn unser Hausbau hat insofern begonnen, als wir dabei sind, die Felsen, die im Wege liegen, zu sprengen, was viel Arbeit, aber auch Baumaterial schafft. Den Plan zu dem Hause habe ich mir von dem Professor Bohnstedt, einem Architekten aus Petersburg, machen lassen, sehr zur Zufriedenheit." In ausführlicher Schilderung entwickelt er dem Freunde dann diesen Plan bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, um befriedigt zu dem Schlusse zu kommen: „Du siehst, es kann hübsch werden, und da ich — Gott sei Dank — noch immer Glück mit meiner Schreiberei habe, so werde ich auch mit dem Kostenpunkt fertig werden, ohne genötigt zu sein, von meinen angelegten Geldern etwas aufzunehmen." Freilich, auch die Leiden und Sorgen eines Bauherrn blieben Reuter nicht erspart, und gerade die Kostenfrage stellte sich nicht so glatt, wie er es anfangs geglaubt.

Anderthalb Monate später, am 28. Oktober 1866, klagt er: „Mit dem erneuten und erhöhten Kostenanschlage unseres künftigen Hauses hat der Teufel uns ein neues Basiliskenei ins Nest gelegt. Das geht mir denn doch etwas über den Kreidstock! Aber was thun? Die nötigen Sprengarbeiten sind gemacht, die Grundmauern sind fertig, der Großherzog hat infolge der Einsicht in den Plan und in die Fassade mir das Versprechen der Anlage eines schönen Weges zu meinem Hause gegeben: soll ich nun die ganze Geschichte umstoßen, anders bauen? schlechter? kleiner? — Schlecht will ich nicht bauen, es soll nicht heißen, daß ich ein liederlich Gebäude nach meinem Tode in der Welt zurückgelassen habe, kleiner auch nicht, ich will nicht wieder in solchem kleinen Kasten mich halbtot räuchern. Also es wird nichts helfen, ich werde in den sauren Apfel beißen müssen."

Nun, die siegreiche Gewalt von Reuters Dichtergenius hat dafür gesorgt, daß das Opfer nicht allzu schwer wurde; als ein stattlicher und doch behaglicher Bau ist die „Villa Reuter" vollendet worden. In welcher Weise die „Deutsche Schillerstiftung" das ihr zugefallene Vermächtnis praktisch verwerten wird, ist zur Stunde noch nicht bekannt. Am schönsten wäre es, wenn Fritz Reuters Haus auch für die Zukunft ein „Dichterheim" bleiben dürfte.

Vom XI. deutschen Bundesschießen in Mainz. (Zu dem Bilde S. 473.) Es gab eine Zeit, wo den deutschen Schützenfesten, ebenso wie den Turner- und Sängerfesten, eine hohe politische Bedeutung zukam. Sie waren Feiertage des nationalen Gedankens, der nach einem Ausdruck rang, da die politische Gestaltung Deutschlands so weit davon entfernt war, dem patriotischen Empfinden Befriedigung zu gewähren. Auf diesen Festen durfte sich die vaterländische Gesinnung, die sonst unter dem Drucke vieler unerfüllter Wünsche litt, voll ausleben, und das Ergebnis war nicht bloß ein schnell verrauschender Taumel der Begeisterung, sondern eine mächtig fortwirkende Stärkung des Gemeingefühls, in dem sich alle Brüder deutscher Zunge zusammenschlossen. So wurde auf diesen Schützen-, Turner- und Sängertagen ein Stück Vorarbeit für das große Einigungswerk geleistet.

Heute, da das Werk vollbracht ist, haben diese Feste einen Teil ihrer Bedeutung abgestreift. Aber ein Hauch des alten Geistes ist ihnen doch geblieben, ein Abglanz jener Poesie, welche in den Tagen des nationalen Ringens sie verklärte. Und ein Umstand ist es, der diesem Glanze immer wieder Nahrung giebt: diesen Festen strömen auch solche Deutsche zu, die nicht im Reichsverbande stehen. Oesterreicher, Schweizer, ja sogar Deutschamerikaner finden sich ein, und aus den Berichten leuchtet stets hervor, daß diese Gäste mit besonderem Jubel empfangen wurden.

Die deutschen Bundesschießen nahmen ihren Anfang mit jenem großen deutschen Schützen- und Turnfest zu Gotha 1861, das in der nationalen Bewegung jener Tage eine so bedeutsame Rolle spielte. 1863 folgte das Bundesschießen zu Frankfurt a. M., 1865 das zu Bremen, dann nach längerer Pause 1872 eines in Hannover. Von nun ab wiederholte sich das Fest in regelmäßigen Fristen von 3 zu 3 Jahren, Stuttgart, Düsseldorf, München, Leipzig, Frankfurt a. M., Berlin bildeten die Feststädte.

Das XI. deutsche Bundesschießen wurde, nach einem ausnahmsweise vier Jahre dauernden Zwischenraum, in den Tagen vom 16. bis 24. Juni in Mainz abgehalten. Das Hauptstück der Festlichkeiten bildete ein großer historischer Festzug, dessen Grundgedanke der war, eine Anzahl von Bildern aus der reichen Vergangenheit der Stadt Mainz zur Anschauung zu bringen. Historische Gruppen wechselten mit solchen mehr allegorischer Art, dazwischen waren die Schützen selbst nach Landes- oder Stadtverbänden eingeordnet. Eine der prächtigsten Gruppen, die dritte in der Reihe, hat unser Zeichner herausgegriffen. Sie ist Arnold Walpod gewidmet, dem Gründer des Rheinischen Städtebundes (1254), dem Mainz eine Zeit großer Blüte und glänzender Machtstellung verdankt. Im Hintergrunde des Bildes zeigt sich der altehrwürdige Mainzer Dom, der sich, wie die ganze Stadt, zu Ehren des Festes in lustigen Flaggenschmuck gehüllt hat.



Ein Gruß vom Mainzer Schützenfest.

Wie herkömmlich, war für Volksbelustigung aller Art auch auf dem Mainzer Festplatz jenseit der herrlichen „Neuen Anlagen" kein Mangel, und fast unendlich die Menge der „trinkbaren" Gelegenheiten. Eine dieser letzteren zeichnete sich durch besonders groteske Form aus. Es war ein Riesenelefant, auf dem ein Turm von mehreren Stockwerken ruhte, gekrönt mit einer stattlichen Champagnerflasche. Das 37 Meter hohe seltsame Bauwerk hatte eine Schaumweinfabrik auf den Platz stellen lassen und verschenkte darin ihren Sekt.

Die Großmutter. (Zu dem Bilde S. 469.) Der Maler Max Liebermann zählt zu den entschiedensten Vertretern der modernen Richtung in der Malerei, die nichts als die Wahrheit, die wirkliche thatsächliche Wahrheit zur Darstellung bringen will, die allem Zurechtgemachten, Glatten, Einschmeichelnden abhold ist. Als er, fünfundzwanzigjährig, 1874 zum erstenmal in Berlin mit einem Bilde dieser Art auftrat, seinen „Gänserupferinnen", da erkannte man wohl das hervorragende Talent, aber die häßlichen alten Weiber erregten schwere Mißbilligung. Seither haben sich die allgemeinen Anschauungen von Kunst etwas geändert; in Paris und Brüssel preist man Liebermann als einen der ersten Meister der Gegenwart, in München und Berlin haben ihm die Preisrichter Medaillen zugesprochen und eine große Schar von deutschen Künstlern und Kunstschriftstellern folgt seiner Fahne. Max Liebermann hat trotz der angedeuteten künstlerischen Ueberzeugung die Grenzen des Würdigen stets einzuhalten verstanden. Der Grundsatz der Wahrheit verwandelt sich bei ihm nicht in die Verpflichtung zum Schmutz. Er ist der Maler der Armen, der Mühseligen und Beladenen, des Dorflebens, wie sein großes französisches Vorbild, François Millet, mit dem ihn die Malerkolonie zu Barbison im Walde von Fontainebleau zusammengeführt hat. Als eine Probe der Liebermannschen Art legen wir heute unsern Lesern das Bild der alten Großmutter vor. Wohl fehlt ihm zur vollen Wirkung die Farbe, aber die Grundzüge der oben geschilderten künstlerischen Richtung lassen sich auch im Holzschnitt erkennen.

Ein unbändiges Reitpferd. (Zu dem Bilde S. 477.) Der Sprung ist gelungen und der Leopard sitzt fest auf dem Rücken des afrikanischen Zebras ... Ein Stöhnen, ein wildes Aufbäumen — und fort geht es in toller Jagd durch die savannenartige Hügellandschaft! Wie wird der Ritt enden? Sicher wie der des „Wüstenkönigs" auf dem Rücken der „Seraphe", der Lieblichen, den Freiligrath so ergreifend besungen! Wer das denkt, der kennt nicht das Zebra, das stolze mutige Roß afrikanischer Steppen und Bergeshöhen. Es weiß sich zu wehren, und selbst in dem gefährlichen Augenblicke, den uns das treffliche Bild von Alb. Kull vorführt, brauchen wir es nicht verloren zu geben. Noch ein paar gewaltige Sätze, dann wird in dem Hengste der Selbsterhaltungstrieb erwachen, er wird zu Boden stürzen und den frechen Räuber abwälzen; dann wird der Abgeschüttelte unliebsame Bekanntschaft mit den Hufen des Steppensohnes machen und mit blutigem Maule sich trollen müssen. Kämpfe zwischen Zebras und Leoparden haben oft diese Wendung genommen.

*

In der Ramsau. (Zu dem Bilde S. 481.) Die großartigen Naturschönheiten der Ramsau, jenes Thales, das von Berchtesgaden gegen den Hintersee sich hinaufzieht, haben schon viele begeisterte Lobredner gefunden. Unsern Lesern sind sie durch die unvergleichlichen Schilderungen in Ludwig Ganghofers „Martinsklause" gerade gegenwärtig besonders nahe gerückt. Den Worten des Dichters fügen wir heute das Bild des Malers hinzu. Hat auch die neuzeitliche Kultur, die mit ihren Kunststraßen auch in diese weltentlegenen Winkel eindrang, die ursprüngliche Wildheit in manchen Stücken gemildert, so ist doch noch genug von dem alten Gepräge übrig geblieben. Auch unser Bild führt uns an eine Stelle, die in keinem Stücke die Spuren der glättenden Kultur verrät, und nichts hindert die Phantasie, sich beim Beschauen dieses Blattes hinaufzuträumen in die Tage, da Eberwein die Martinsklause gründete.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 29. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Brüder.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Klaus Zehren.

Mitten in Lores Gedanken hinein fragte Hermann: „Ihr lebt sehr glücklich zusammen?" Scheinbar gleichgültig, wie jemand, der ein Ja erwartet, nahm er einen Schluck Thee. Lore zögerte einen Augenblick, sagte dann aber, eine erstaunte Bewegung seines Kopfes bemerkend, rasch: „Natürlich, Hermann! Dein Bruder ist immer gleich liebenswürdig, genau so wie in unserer Verlobungszeit. Man sagt, das sei das beste Zeichen für einen Ehemann und auch ein bißchen für die Frau. Uebrigens" — sie lachte leise — „habe ich noch gar nicht so ernst darüber nachgedacht."

„Das ist das allerbeste Zeichen, Lore."

„Glaubst Du das, weiser Salomo? Aber verzeih' eine vielleicht thöricht klingende Frage — man denkt als gereifte Frau manchmal über Sachen nach, auf die man als junges Mädchen nie gekommen wäre. Ich wuchs doch mit Euch beiden wie eine Schwester auf. Hast Du jemals früher daran gedacht, daß ich einmal einen von Euch beiden heiraten würde?"

Sie sah nur, wie er langsam mit der Rechten über Stirn und Augen fuhr.

„Das weiß ich nicht mehr. — Lore, verzeih', aber das ist im Grunde eine müßige Frage!"

„Nicht so ganz. Vielleicht sogar von großem psychologischen Interesse, wenigstens für mich, wenn Du bedenkst, wie unreif man in jenen Jahren ist und wie sehr geneigt, Augenblickswallungen des Herzens, man möchte sagen, dem Instinkt zu folgen."

„Nun, Dein Instinkt war richtig," sagte Hermann etwas rauh.

Es war eine Weile still, bloß im Kamin knisterte leise die Glut. „Hermann!" Es war ein warmer kindlicher Klang in ihrer Stimme. „Bist Du mir böse?"

Etwas leuchtend Weißes näherte sich ihm; er faßte danach und hielt ihre kalten zitternden Finger in den seinen.

„Was ist?" fuhr sie plötzlich auf, das Eintreten einer Person vernehmend.

„Fräulein Helm, gnädige Frau."

„Ah! Zünden Sie Licht an; schnell! Und dann lassen Sie die Dame eintreten."

„Liebe Edda!" Sie eilte der Eintretenden entgegen. „Seit wann sind Sie wieder hier in Berlin? Ich vermutete Sie noch in England."

Hermann war zum Fenster getreten, so lange in dem entfernteren Teil des großen Zimmers die Begrüßung und das Ablegen von Mantel und Pelzwerk vor sich ging. Ihm war der Besuch wenig angenehm; er hörte nur, wie dieser mit eigentümlicher Stimme etwas antwortete.

„Hermann! Willst Du die Liebenswürdigkeit haben?"

„Verzeihung, ich glaubte, die Damen seien noch beschäftigt."

„Mein Schwager — Fräulein Edda Helm."

Er blickte in zwei große dunkle Augen, in ein feines blasses mageres Gesicht, dessen Züge ihm sonst wenig interessant erschienen. Eine mittelgroße überschlanke Dame, sehr einfach gekleidet, die dunklen Haare scharf aus der Stirn gezogen und in einen englischen Knoten aufgenommen. Sie neigte ein wenig den Kopf in Erwiderung seiner förmlichen Verbeugung.

„Fräulein Edda ist eine sehr gute Freundin von mir," sagte Frau von Weßnitz und klopfte jene freundlich auf die



Früchteverkäuferin in den Straßen von Kairo.
Nach einem Gemälde von W. Bougereau.

Schulter. „Der Vater Eddas ist ein Jugendbekannter von unserem Vater. Wie geht es dem alten Herrn? Wo kommen Sie her? Sie bleiben jetzt doch einige Zeit in Berlin?" fragte Lore in ihrer lebhaften Weise.

„Sehr viel Fragen zu gleicher Zeit, Lore! Wir kommen von englischen Hospitälern her, die mein Vater im Auftrag der Regierung angesehen hat. Eine lehrreiche Reise in jeder Beziehung. Wenn Papa nur nicht immer zu viel leisten wollte! Jetzt fühlt er nachträglich den Rückschlag auf die Nerven und muß ausruhen."

Das junge Mädchen sprach sehr langsam, mit einem eigentümlich rhythmischen Tonfall in der tiefen, aber klaren Altstimme, deren Klang Hermann schon vorher aufgefallen war.

„Du mußt nämlich wissen," erklärte Lore, „daß Eddas Vater Arzt ist, mit der Eigentümlichkeit, nur solche Kranke zu behandeln, die nicht von ihren Renten leben und für ihre Wohnung nicht mehr als zweihundert Mark im Jahre bezahlen. Und diese hier, seine Tochter, hat ebenfalls Medizin studiert und unterstützt ihren Vater in jeder Beziehung, was sie nicht abhält —"

„Wollen wir nicht lieber von etwas anderem sprechen, Lore?" fiel Edda ein. „Ihr Herr Schwager wird sich schwerlich für medizinische Studien interessieren." Sie hatte eine Falte zwischen den Augenbrauen, so daß diese fast eine gerade Linie über der scharfgeschnittenen Nase bildeten.

„Ich muß Sie schon einmal gesehen haben, gnädiges Fräulein," sagte Hermann, ihr scharf ins Gesicht blickend. „Irgendwo, aber ich zermartere mein Gehirn vergeblich. Es müssen schon mehrere Jahre seitdem vergangen sein."

„Sehr richtig! In Frankreich, am Lager Ihres Bruders. Ich hatte mich als freiwillige Krankenpflegerin anstellen lassen."

„Ja, jetzt fällt es auch mir wieder ein! Ihre Augen waren mir in der Erinnerung geblieben. Sie müssen damals sehr jung gewesen sein."

„Genau zwanzig Jahre! Also jetzt fünfundzwanzig, ohne weiblichen Rechenfehler!" Es lag beinahe etwas Zurückweisendes in ihren Worten.

„Ich wollte keine Taufscheinbetrachtungen anstellen, gnädiges Fräulein."

„Wenn ich Sie bitten darf, Herr von Weßnitz, so vermeiden Sie das ‚gnädige Fräulein'. Ich bin niemals gnädig, wüßte auch nicht, wie ich dazu käme. Ich weiß ja wohl, daß diese Anrede Sitte ist, indes ich höre sie nicht gern —"

„Wie Sie befehlen, mein Fräulein," erwiderte Hermann, etwas erstaunt, aber höflich.

„Kommen Sie, Edda!" rief Lore, um über die entstandene kleine Verstimmung weg zuhelfen. „Ich will Ihnen meinen Jungen zeigen, obgleich er schon schläft. Entschuldige uns einen Augenblick, Hermann! Dort liegen Sachen zum Lesen! Ihr bleibt natürlich bei mir, bis Bruno wieder nach Hause kommt!"

Ohne des Schwagers Antwort abzuwarten, zog sie die Freundin zur Thüre hinaus ins Kinderzimmer.

Edda beugte sich über das schlafende Kind und musterte dessen Züge bei dem schwachen Schein des im Zimmer brennenden Nachtlichts. Ein eigentümlich weicher Ausdruck breitete sich über die sonst so gefaßten ernsten Züge ihres Gesichts, ein Ausdruck von echter Weiblichkeit, den ihr ein oberflächlicher Beobachter gar nicht zugetraut hätte. Als die beiden Damen in den Salon zurückkehrten, lag noch der Abglanz der Weichheit von vorhin auf den Zügen der jungen Dame.

„Fräulein Helm hat eine Schwäche für unsern Jungen," berichtete Lore, während sie etwas am Theetisch ordnete. „Unser Bekanntwerden war eigentlich drollig, damals in Helgoland! Edgar bekam eines Abends Fieber, ich eilte selbst hinaus, einen Arzt zu holen, fand den unsrigen nicht und fragte einen Herrn und eine Dame auf der Straße, ob sie mir nicht die Wohnung eines andern Arztes zeigen könnten. ‚Nein das nicht!' antwortete der alte Herr, ‚doch, wenn es Eile hat — es stehen zwei Aerzte vor Ihnen.' Zuerst glaubte ich, er treibe Scherz mit mir, trotz seines ehrwürdigen Aussehens. ‚Nein, nein, liebe Frau,' sagte er dann, ‚hier meine Tochter ist ebenfalls Arzt. Sie können sich ihr getrost anvertrauen.' So lernten wir uns kennen und haben reizende Wochen zusammen verlebt."

„Gefiel es Ihnen in Helgoland?" fragte Hermann, der sich für das eigenartige Fräulein zu interessieren begann.

„Wir waren im September dort, also nach der Saison. Mein Vater geht mit Vorliebe in ein Seebad, um den ganzen Tag auf oder an dem Meere zuzubringen. Er stammt aus einem Ort an der Nordseeküste und schwärmt für die See."

„Du mußt den Doktor Helm kennenlernen, Hermann," unterbrach Lore die Freundin, „ein Original, ein Mensch, in dessen Gesellschaft man stets Neues aufnimmt. Doch, Du wirst ja selbst sehen, ich will Dir die Freude nicht im voraus wegnehmen."

Sie beugte lauschend den Kopf vor; auf dem Gang ertönten Schritte. „Das wird Bruno sein! Nein, doch nicht — eine andere Stimme! Himmel! Prinz Sissi, mein Pariser Schatten! Das fehlte mir gerade noch."

„Ah, madame la Baronne!"

Der Ankömmling, dem das Mädchen die Thüre des Salons geöffnet hatte, schien für einen Augenblick verwirrt zu sein durch die fremden Gesichter.

„Sie hier? Also doch meinen Wunsch nicht erfüllt," sagte Lore, ihm die Hand reichend. „Prinz, Sie sind unverbesserlich und werden Ihre Thorheiten nie lassen. Weshalb jetzt, wo der Karneval beginnt, Paris den Rücken wenden? Trotzdem aber heiße ich Sie willkommen. Fräulein Helm — mein Schwager!"

Prinz Sissi antwortete gar nicht, sondern lächelte still vor sich hin.

„Hab' ich mich gefreut, Baronin! In Paris giebt es keine warmen Oefen. Und die Saison? Mein Gott, was liegt mir daran! Immer dasselbe! Es ist mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Herr von Weßnitz! Habe viel von Ihnen gehört." Er musterte Hermann unbefangen mit einer Harmlosigkeit, daß man es ihm nicht übelnehmen konnte.

Ein merkwürdiger Mensch! Der Russe war schlank bis zur Dürftigkeit, jede Bewegung jedoch, als würde sie von verborgenen Stahlfedern getrieben, war leicht, elastisch, das Gesicht slavisch, mit großen grauen Augen, straffen, tief in die Stirn gewachsenen Haaren, harten, eckig hervortretenden Backenknochen. Aber auf diesen an sich wenig anziehenden Zügen spielte ein eigentümliches inneres Leben. Man konnte dem Prinzen ebensogut zwanzig wie dreißig Jahre geben. Die Stimme schwankte in der Betonung; sie war oft weich, oft scharf und gab jedem Wort seinen eigenen Nachdruck. Sein Anzug zeigte ganz die allerneueste Pariser Mode, als hätte man ihn aus dem Schaufenster eines Kleiderkünstlers entnommen, und doch sah der Mann nicht lächerlich aus.

Hermann blickte ihn scharf an. Keine Frage, ein interessanter Mensch! In diesen Zügen schlummerte etwas von ursprünglicher Naturkraft.

Auf Edda heftete der Prinz im Anfang einigemal seine großen Augen, gab dann aber den Versuch auf, für seinen Geschmack in ihrem Gesicht etwas Sympathisches zu finden. Dabei plauderte er französisch und deutsch drauf los, als sei er gewohnt, jeden Abend in diesem Kreise zu sitzen. In Paris sei anhaltendes Regenwetter, selbstverständlich, seit Frau von Weßnitz den Rücken gewendet habe. Das klang weder wie eine gewollte, noch wie eine unabsichtliche Schmeichelei aus seinem Munde, sondern wie die Feststellung einer unleugbaren Thatsache.

„Mein Gott, Baronin, ich bin auf den Boulevards umhergelaufen wie ein herrenloser Hund. Ich konnte nicht arbeiten, nicht einmal Gedichte machen, was doch sonst den Unzufriedenen am leichtesten wird. Ich beneidete jeden Burschen auf der Straße, der italienische Wachsstreichhölzer ausrief. Dann ließ ich mich von Sachée und dem Herzog Osco ins Schlepptau nehmen, nebenbei gesagt, den beiden größten Müßiggängern in Paris. Wir bummelten, aßen, spielten, tranken —"

„Oho!" Lore drohte mit dem Finger. „Prinz, welch ein Benehmen! Vergaßen Sie so schnell meine gute Erziehung?"

„Warum sind Sie fortgegangen! Wie sollte ich es aushalten ohne Ihren Anblick, ohne die gemütlichen Abende an Ihrem Theetisch! Es dauerte nicht lange, da bekam ich Kopfschmerzen, beklagte mich beim Arzt, und es wurde mir Luftwechsel empfohlen."

„Sie hätten in Ihre Steppe gehen und mit den Wölfen ein Konzert geben sollen," neckte Lore.

Er schwieg eine Weile und sah völlig niedergeschlagen aus.

„Ja, ja, Baronin, in die alte liebe Steppe. Ach, diese Steppe! Nur Himmel und Schnee und hungerige Wölfe, und die Kosaken jagen vorüber auf ihren Pferden. Wie sie jauchzen und die Peitschen schwingen, wie der Schnee stäubt und der Wind durch die Mähnen der Pferde saust! O, das ist herrlich!"

Seine Augen glänzten; er atmete tief auf.

„Wollen wir Wölfe jagen, Herr Lieutenant? Kommen Sie mit, heute nacht geht der Schnellzug nach Petersburg."

Hermann lachte laut auf. „Ich danke sehr, ich bin keine russische Durchlaucht." Dieser Mensch, der seinem Willen nie eine Schranke zu ziehen brauchte, belustigte ihn.

„Schade, sehr schade!" Prinz Sissi machte wieder sein altes Gesicht. „Dann gehe ich auch nicht fort. Apropos, können Sie mir hier in Berlin einen Gasthof empfehlen?"

Alle sahen sich erstaunt an.

„Wo sind Sie denn bis jetzt gewesen, Prinz?" fragte Lore.

„Ich komme geradeswegs vom Bahnhof." Er lachte heiter. „Das heißt, zuerst fuhr ich nach dem Auswärtigen Amt, um Ihre Adresse zu erfahren."

„Und Ihr Wagen, Ihr Gepäck?"

Er deutete mit dem Daumen über die Schulter nach dem Fenster und lachte in sich hinein. „Alles noch draußen! Wartet auf mich."

„Den Wagen lassen Sie stundenlang in der eisigen Kälte warten?" Lore nahm einen Ton an, wie man ein ungezogenes Kind schilt.

„O, der Kutscher sitzt ganz warm in seinem Pelz! Doch nein! Sie erlauben?"

Rasch schenkte er aus einer Rumflasche neben dem Theeservice ein Weinglas voll und eilte damit zur Thür hinaus.

„Er ist ein steuerloser, aber guter Mensch," meinte Lore, ein wenig unsicher zu Hermann und Edda hinüberblickend. Als die beiden schwiegen, fragte sie etwas nervös: „Nun, was sagt Ihr dazu?"

„Man merkt, daß er einem asiatischen Stamm entsprossen ist."

„Eine psychologische Studie," fiel Edda mit ihrer tiefen Stimme ein.

„Leider richtig, Ihr beiden Weltweisen! Aber ich werde — ah, da ist er schon wieder!"

Mit einem Riesenstrauß von Marschall Nielrosen in der Hand, schmelzenden Schnee auf den Spitzen seiner Lackstiefel, erschien der Russe wieder.

„Wie der Kutscher lachte über das ganze Gesicht! Seine Nase leuchtete im Gaslicht wie ein Feuerwerk."

Ohne weitere Erklärung legte er die Blumen in Lores Hand.

„Mein Gott, diese Pracht! Haben Sie die herrlichen Blumen aus Paris mitgebracht? Aber Prinz, Sie fallen wieder in Ihren alten Fehler, obgleich ich Ihnen die Blumenspenden verboten habe. Geben Sie das Geld lieber den Armen."

„Thue ich auch! Aber dies ist ein Gelegenheitskauf. Unter den Linden sah ich den Strauß in einem Ladenfenster," log er munter. „Was macht man hier in Berlin des Abends? Womit vertreibt sich ein Junggeselle die Zeit?" suchte er dann das Gespräch abzulenken, um Lores forschenden Fragen auszuweichen.

Hermann gab ihm einige Ratschläge. „Wo Bruno nur bleibt?" fuhr er dann fort und sah nach der Uhr.

Lore zuckte die Achseln. „Er wird irgendwo gute Freunde gefunden haben."

„Ja, Ihr Herr Gemahl ist eben ein so charmanter Mensch, ein so vorzüglicher Gesellschafter — ich kenne das aus Paris: man läßt ihn nie fort," meinte der Russe. — —

Es war elf Uhr vorüber, als die Drei endlich aufbrachen.

„Darf ich Ihnen meinen Wagen anbieten, Fräulein Helm?"

Sie nahm ohne weiteres das Anerbieten des Prinzen an und setzte sich zu den beiden Herren in den Wagen. Jede Art anerzogener kindischer Zimperlichkeit war ihr fremd. Sie wohnte im Mittelpunkt der Stadt, im ältesten Teile Berlins. Als sie dort ausgestiegen war, fuhren Hermann und der Prinz die Linden hinab. Dieser hatte den Wagen öffnen lassen trotz der Kälte und saß mit offenem Rock und strahlenden Augen neben seinem Begleiter, neugierig sich das Nachtleben der ihm nur flüchtig bekannten Stadt anschauend.

„O, ganz hübsch, dieses neue Berlin!" meinte er, Hermann eine Cigarette anbietend.

„Hier sind wir an dem bezeichneten Gasthof, Durchlaucht!"

Rasch sprang der Prinz aus dem Wagen.

„Bitte, Herr Lieutenant — ich will nur ein Zimmer nehmen und mein Gepäck hinauftragen lassen — essen Sie irgendwo mit mir zu Nacht? Ich kann nicht vor ein Uhr schlafen."

Hermann würde weit lieber in seine Wohnung gegangen sein, doch schien es ihm ungezogen, die Bitte des Fremden abzuschlagen.

„Gut, dann fahren wir zusammen."

Nach wenigen Minuten war der Russe wieder zurück. „Wohin wollen Sie mich führen? Ist es weit?"

„Nein, nur wenige Minuten."

Hermann gab dem Kutscher die Adresse an, Prinz Sissi nickte zustimmend mit dem Kopfe und blickte eine Weile sinnend an dem breiten Rücken des Kutschers vorbei. Dann seine schlanke Hand auf Hermanns Arm legend, begann er plötzlich: „Sehen Sie, jetzt bin ich glücklich! Jetzt geht mir wieder das Blut ganz vernünftig durch die Adern, lustig, fröhlich, seitdem ich weiß, daß ich Ihre Schwägerin jeden Augenblick sehen kann. Herrgott, die letzte Zeit in Paris war abscheulich! Ach, Ihre Schwägerin! Sie ist so schön, so madonnenhaft! Und so freundlich mit mir!" sagte Prinz Sissi leise vor sich hin.

Hermann hatte es gehört. Auf seinem Gesicht war nur Mißmut und ein gewisser Aerger über diesen tollen Gecken zu lesen. Der Russe betrachtete seinen Begleiter aufmerksam; plötzlich fiel er in einen ganz andern Ton, und mit einer Stimme, so weich wie die eines Mädchens, dem Offizier die Hand auf das Knie legend, fuhr er fort: „Sie haben Ihre Schwägerin sehr lieb?"

„Wozu — was soll das? Gewiß, wie eine Schwester."

Das letzte Wort sprach er mit einem gewissen Nachdruck aus.

„Sie sind hart gegen mich, wenn Sie das Verhältnis zwischen der Baronin und mir ansehen — nun, wie soll ich sagen — wie eine Pariser schlechte Angewohnheit, vielleicht noch als etwas Schlimmeres."

„Dann würde ich nicht hier neben Ihnen sitzen."

Die Durchlaucht biß sich auf die Lippen. „Sie sollen mich verstehen lernen, wenn unsere Bekanntschaft auch erst heute geschlossen wurde. Ich kenne Sie aus Erzählungen Ihrer Schwägerin seit langer Zeit sehr gut und will Ihnen meine Geschichte erzählen. Doch wir sind anscheinend am Ziel. Gut! Können wir ein besonderes Zimmer erhalten? Ich möchte ungestört mit Ihnen sein."

Das Restaurant war ziemlich besucht, doch gelang es den Ankommenden, noch ein stilles Plätzchen zu finden.

„Château la Rose?" fragte Prinz Sissi mit einer Verbeugung gegen Hermann. „Sie erlauben!" Langsam goß er die beiden Gläser voll, warf sich in den Sessel zurück, schlürfte bedächtig mit Kennermiene den schweren Wein und ließ die blauen Rauchwolken einer Cigarette langsam emporsteigen. Die Augen halb geschlossen, als blickten sie weit, weit in die Ferne, begann er: „Ihre Schwägerin sagte, ich hätte wieder in meine Steppe gehen sollen. Ja, da bin ich aufgewachsen, in der Steppe, dort unten, wo die Wolga ihre trüben Fluten so gemütlich melancholisch zum Meer hinabrollen läßt. Meinen Vater habe ich nie gekannt. Seit Jahrhunderten sterben die Männer unserer Familie am Herzschlag, plötzlich, unvermittelt, ohne vorhergehende Krankheit. So auch er. Wie das zugeht? Nun, der Wahrheit die Ehre — es klingt abscheulich, aber es soll noch keiner meiner Vorfahren je in nüchternem Zustande dahingerafft worden sein. Es ist wie ein Verhängnis, wie ein Fluch in unserem Blut. Ich selbst kenne das an mir. Ich habe Zeiten, wo ich dagegen kämpfen muß mit aller Kraft und doch unterliege. Auf andere Menschen wirkt der Genuß von Alkohol in anderer Weise als auf mich — ich sehe Leute lustig, traurig, schläfrig werden. Von alledem spüre ich nichts; ich glaube mich ganz normal zu fühlen, bleibe im vollen Besitz meiner geistigen Kräfte, nur daß diese viel gesammelter wirken. Das Blut tobt mir wie mit Hammerschlägen durch die Adern, meine Phantasie arbeitet in einem rasenden Tempo, ich bin imstande, in einer Sekunde mehr zu denken als sonst in Stunden. Doch kurz und gut — mein Vater starb zehn Tage nach meiner Geburt und meine Mutter folgte ihm bald nach. Die alte Maruschka, meine Amme, und ein Onkel, ein entfernter Verwandter meiner Mutter, haben mich erzogen, das heißt, der letztere hat mich verzogen, wenn er betrunken war, und geschlagen, wenn ihm am andern Tage der Kopf brummte. Im übrigen wuchs ich auf wie das Unkraut hinter den Lehmhütten unserer Bauern. Im Alter von acht Jahren bekam ich eine Erzieherin, ein deutsches Mädchen, das nach einiger Zeit durch die Liebeserklärungen meines Onkels vertrieben wurde, der sich von unserem Kutscher nur dadurch unterschied, daß er noch mehr Branntwein trank als dieser.

Diese deutsche Erzieherin stellt den einzigen weiblichen Einfluß

bar, der während meiner Kindheit auf mich gewirkt hat, denn die Maruschka konnte ich schlagen oder liebkosen, sie war für beides gleich dankbar, für ersteres vielleicht mehr, weil es öfter vorkam. Später wurde einem Hauslehrer, einem Russen, die Aufsicht über mich übertragen, aber dieser trank und spielte mit meinem Onkel, statt sich um meine Bildung zu kümmern. Tagelang durchstreifte ich nun auf flinken Pferden die Steppe, sah glutrot die Sonne über ihr untergehen und lag, den Kopf auf dem Sattel, die Nacht hindurch träumend im feuchten Steppengras oder trieb mich in Kosakendörfern umher, oft meilenweit entfernt vom Gutshofe. Aelter werdend, fühlte ich heraus, daß ich der Herr, daß dies ganze Besitztum mein Eigen sei, eine Herrschaft, weiter als das Auge reichte. Ich konnte stundenlang reiten und war immer noch der Herr des Bodens, den meines Pferdes Hufe berührten. Mein Onkel hatte das Prügeln aufgegeben, seit ich ihm eines Tages die Faust unter die Nase gehalten hatte. Nun sollte ich nach Moskau in ein Institut, ich lachte den Onkel aus und ging nicht. Es hätte mich wohl reizen können, in die Stadt zu kommen, aber mich hielt etwas fest, das stärker war als die Sehnsucht nach der Fremde."

Der Prinz schwieg einen Augenblick und beugte lauschend das Haupt zur Seite, aus einem Nebenkabinett ertönte Gläserklang, das helle Lachen einer Frauenstimme, lebhafte Unterhaltung.

„Lebenskünstler!" sagte der Russe sarkastisch, mit dem Kopf eine Bewegung nach der hinter ihm liegenden Wand machend. „Noch eine Cigarette gefällig? Aber Sie langweilen sich wohl bei meinen Reminiszenzen. Nicht? Wirklich nicht? Nun gut, mir thut es wohl, einmal wieder von diesen Dingen zu plaudern, und Sie sind der Schwager der Baronin, Sie sollen mich kennenlernen. Also: wo war ich doch stehen geblieben? Richtig! Ich war mit der Zeit achtzehn Jahre alt geworden, ein fast zur vollen Größe ausgewachsener Jüngling. In einem entfernt gelegenen Kosakendorf hatte ich sie gesehen, als sie an der Cisterne Wasser schöpfte für mein durstiges Pferd. Wie eine Gazelle schlank, schmiegsam, zwei Zöpfe im Nacken so dick wie meine Faust und rote Lippen mit Zähnen dazwischen wie die des Steppenfuchses. Es erwachte in mir jenes Gefühl, das die Menschen Liebe nennen, und zwar für dieses Mädchen, das Kind eines armen Kosaken. Mit der ängstlichen Scheu der erwachenden ersten Liebe näherte ich mich ihr; sie war nicht unfreundlich. Wie das Blut in den Adern kochte in stillen warmen Sommernächten, wenn wir mit den andern Paaren nach dem Klange der Kosakenlieder um das Feuer tanzten! Wie die Röcke flogen und die Glieder sich dehnten! Bei alledem aber wagte ich kaum, sie zu berühren.

Endlich eines Abends — wir standen nach dem Tanze dicht am Zaun, hinter dem das Schnauben und Prusten der Pferde in die stille Nacht tönte. Am Himmel die Sterne so klar und glitzernd und im Osten der Mond wie eine Brandfackel am Himmel aufflammend. Wie alles dann kam, ich weiß es nicht, obgleich ich glaube, eine ziemlich dumme Rolle gespielt zu haben. Ich fühlte ihren heißen Atem auf meinen Lippen, ihre weichen Arme an meinem Halse, ich küßte sie und erbebte bis ins Mark bei dem Sturm, der mir zum Kopf raste. Ein Gefühl war in mir, als hielte mich der Teufel mit eiserner Faust an den Haaren. Da stieß ich sie von mir mit einem Schrei, mit zwei Sprüngen war ich neben meinem Pferd, im nächsten Augenblick jagte ich in die nachtdunkle Steppe hinaus. War es Täuschung oder hörte ich hinter mir das Lachen einer Frauenstimme? Nach kurzem Ritt machte ich Halt. Die Bewegung, der frische Luftzug hatten mir das Blut gekühlt; ich schämte mich meiner albernen Flucht, die ganze Lächerlichkeit meines Benehmens wurde mir klar. Ich riß das Pferd herum, eilte denselben Weg zurück und schlich dann leise um das Haus ihres Vaters. Da tönte aus dem wirren Gestrüpp einer Laube leises Gespräch — ihre Stimme und die Stimme eines Mannes. Behutsam lugte ich durch das Blätterwerk. Ich glaubte zu ersticken; wie ein eisiger erstarrender Schauer ging es durch meinen Körper. Sie saß auf den Knien eines jungen Kosaken, er küßte sie und fragte: ‚Was hat der Gospodar gethan?' — ‚Dumm wie ein Pope, auf und davon gelaufen!' — ‚Laß nicht ab, mein Täubchen; er wird nicht knausern und dann bauen wir uns ein Häuschen!' — Ich fühlte in jener Sekunde die Wut eines gereizten Tieres in meinem Inneren. Der Mond schien klar; selbst durch das dichte Gestrüpp huschten seine Strahlen. Da sah ich, wie er sie umhalste, wie seine dicken Lippen sich auf ihr Gesicht herabsenkten — ich bezwang mich und ging mit einem unauslöschlichen Gefühl der Verachtung im Herzen. Als ich zur Besinnung kam, saß ich in einer Dorfschenke vor einer Schnapsflasche. Es war ganz gemeiner Fusel und ich trank und trank, obgleich es mir widerlich war. Dann weiß ich nur, daß mir alles lustig erschien, so rosenrot, zu komisch! Und ich lachte und lachte und trank, bis mir das Bewußtsein schwand und ich besinnungslos auf den Estrich rollte." (Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Gedächtnis.

Von W. Berdrow.

Das Gedächtnis ist ein kapriciöses und launisches Wesen, einem jungen Mädchen zu vergleichen," — so lautet eine Bemerkung eines unserer ersten, auch in der Naturwissenschaft bedeutenden Philosophen über die Gabe des Erinnerungsvermögens, und es möchte schwer fallen, für diese wunderbarste aller menschlichen Fähigkeiten einen besseren Vergleich zu finden. Wie oft quälen wir nicht stunden-, tagelang vergeblich unseren Kopf, damit er etwas einmal Gewußtes wieder herausgebe, und dann, wenn wir, des eitlen Bemühens satt, davon abstehen, ja gar nicht mehr an den Gegenstand denken, wirft uns das Gedächtnis, wie neckend, das Gesuchte von selbst in den Schoß. Oder eine Melodie summt und klingt uns den ganzen Tag, bis zum Ueberdruß in den Ohren — der Schlaf einer Nacht liegt dazwischen, und am Morgen ist alles Bemühen, uns ihrer noch einmal zu entsinnen, vergeblich. Oder urplötzlich schießt, scheinbar ohne allen Anlaß, in uns die Erinnerung an einen schönen Augenblick der Vergangenheit herauf, dessen wir vielleicht seit Jahren völlig vergaßen; suchen wir aber weiter dem lieblichen Traum nachzuspüren, so schiebt das Gedächtnis mürrisch einen Riegel vor, all unser Pochen ist vergebens, und die Unmöglichkeit, den duftigen Schimmer, der so unvermutet vor uns auftauchte, zum genauen Erinnerungsbilde zu verstärken, kann uns schließlich wohl soweit bringen, daß wir zweifelnd fragen: war denn das, wovon eben eine schwache Erinnerung in uns aufblitzte, überhaupt einmal Wirklichkeit?

Und auch in der Art, wie es seine Gaben auf die einzelnen Menschen verteilt, gleicht das Gedächtnis einem kapriciösen Mädchen. Hier ein Gelehrter, dessen Kopf aus der ganzen Vergangenheit der Völker jedes Datum augenblicklich zur Verfügung hat und doch nicht imstande ist, die einfachsten Dinge des täglichen Lebens auf eine halbe Stunde zu behalten; dort ein einfacher, allem Wissen und Denken fernstehender Kopf, der plötzlich bei zufälligen Gelegenheiten sich von so außerordentlicher Gedächtniskraft zeigt, daß man ihm Hunderte von zusammenhangs- und bedeutungslosen Worten und Ziffern nur einmal vorzusprechen braucht, um sie ohne weiteres in derselben Folge von ihm wiederholt zu hören. Ja, es lassen sich leicht noch größere Extreme aufstellen: hier haben wir einen Knaben von acht bis zwölf Jahren, dem Alter, in welchem nachweislich die Erinnerungskraft noch am ungeschwächtesten ist, und wir sind nicht imstande, seinem Gedächtnis die einfachsten Regeln der lateinischen Sprache einzuprägen; dort wiederum stehen Gelehrte von geradezu unheimlicher Gedächtniskraft, wie der Philologe Lipsius, der sich erbot, angesichts eines dolchbewaffneten Mannes, der ihn beim ersten Versagen niederstoßen sollte, die „Historien" des Tacitus wörtlich herzusagen, oder wie der Mathematiker Euler und der Philosoph Leibniz, deren Gedächtnis neben ihrem ungeheuren Specialwissen noch Platz für die ganze Aeneis bot.

Was ist nun das Gedächtnis? Welche Vorgänge spielen sich in uns ab, wenn sich längstvergangene Erlebnisse, einmal gehegte Gedanken, gehörte Worte oder Geschichten, plötzlich aufs neue vor unserm Geiste entrollen? Man hat über diese Fragen viel gesonnen und gestritten, ohne bis jetzt zu ganz unanfechtbaren Ergebnissen gekommen zu sein. Wo man sich früher mit einfachen, nichts- und allessagenden Worten wie „Denkkraft", „Ideenverknüpfung" aus der Verlegenheit half, da verlangt man heute bestimmte Erklärungen. Seit die Naturwissenschaft es mehr und mehr versucht, scheinbar übersinnliche Vorgänge des Lebens auf mechanische



Belauscht.

Nach einem Gemälde von Albert Keller.

Ursachen zurückzuführen, haben sich ähnliche Anschauungen auch für die Erscheinungen des Denkens und der Erinnerung vielfach geltend gemacht und sind innerhalb gewisser Grenzen sicherlich nicht ohne Berechtigung. Eine andere Frage wäre es freilich, ob im Gehirn, wie es die radikalen Vertreter dieser Lehre wollen, die Grundursache aller geistigen Vorgänge zu suchen ist, oder ob wir dieses nicht vielmehr lediglich als ein Werkzeug ansehen müssen, dessen sich die in ihrem tiefsten Wesen unerkannte, ja vielleicht unerkennbare Lebenskraft zum Denken und Empfinden, wie etwa des Magens und Blutlaufes zur Ernährung bedient. Jedenfalls bietet auch bei der letzteren, gerade von den tiefsten Denkern stets bevorzugten Ansicht die Art und Weise, wie das Gedächtnis ans Gehirn gebunden ist, genug Interesse, daß es sich verlohnt, der Natur auf ihren versteckten Pfaden nachzugehen, soweit es die bisherigen Forschungen gestatten.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert finden wir die Ansicht ausgesprochen, daß den geistigen Fähigkeiten im Gehirn je ihr besonderer Sitz zugeteilt sei, und zwar ist es der sogenannte „Hexenhammer", jenes gelehrte und doch voll des blödesten Aberglaubens steckende Werkzeug der Hexenrichter des Mittelalters, in dem diese Anschauung ausgesprochen wird. Die Vorstellungen haben nach diesem schauerlichen Gesetzbuche ihren Sitz im Mittelgehirn, während das Erinnerungsvermögen im Hintergehirn untergebracht ist: eine Ansicht, die schon um deswillen ziemlich kindlich klingt, weil doch, falls überhaupt solche örtliche Verteilung annehmbar erschiene, das Gedächtnis auch dort, wo die Vorstellungen entstehen, offenbar nicht fehlen dürfte. Man müßte ja sonst annehmen, daß die Vorstellungen, im ursprünglichen Zustande im Mittelgehirn entstehend, alsdann diesen ihren Geburtsort gleich Bohrwürmern durchkreuzen, um im hinteren Teil des Gehirns als Erinnerungen in verjüngter Gestalt wieder aufzutauchen.

Heute ist man von derlei abenteuerlichen Vermutungen zurückgekommen und weiß, daß überall da, wo im Gehirn Vorstellungen, seien es durch die Sinne vermittelte Anschauungen, seien es Gedankenverbindungen, gebildet werden, auch die Fähigkeit schlummern muß, sie als Erinnerungsbilder zu wiederholen. Sehr geteilt sind hingegen die Ansichten darüber, auf welche Art und Weise diese Wiedererzeugung längstvergangener Gedanken oder Erlebnisse bewerkstelligt wird, und zwar schwanken hier die Meinungen vom treuherzigsten Idealismus, der alles auf übersinnlichem Wege vor sich gehen läßt, bis zum hartnäckigsten Materialismus, der in der ganzen Gedanken- und Gedächtnisarbeit bloße Atom- oder Molekularveränderungen sieht, und nach dem, um einen Ausdruck von Carl Vogt zu gebrauchen, „die Gedanken in demselben Verhältnis zum Gehirn stehen, wie die Galle zu der Leber". In der Laienwelt findet man besonders jene durch den Sprachgebrauch begünstigte Meinung noch weit verbreitet, daß sich die Gedanken dem Gehirn „einprägen", d. h. erkennbare Veränderungen in demselben zurücklassen, wie etwa der vom Ton in Bewegung gesetzte Stift auf dem Wachscylinder des Phonographen. Daß weiter die Erinnerungsbilder diesen Gehirneindrücken entsprechen und demgemäß aufs notwendigste hervorgerufen werden müssen, sobald die von früheren Vorgängen zurückgebliebenen Eindrücke durch irgend welche Ursachen aufs neue erregt werden. Die Erregung kann einerseits durch den Willen des Betreffenden geschehen, der dann in seinem „Gedächtnis" solange herumtastet, bis er auf die richtige Stelle gestoßen ist und die vielleicht vor Jahren eingegrabenen Runen entziffert hat, anderseits aber können auch äußere Anlässe, ein Wort, ein Gesichtseindruck, ja ein Geruch auf die im Gehirn lagernden Eindrücke wirken und damit die schlummernde Erinnerung wecken.

In Wirklichkeit ist auch diese Anschauung von der Wahrheit weit entfernt und wird schon dadurch widerlegt, daß das Gehirn ebensogut wie alle anderen Teile des Körpers einer fortwährenden Abnutzung (Verbrennung) unterliegt und sich ebenso unausgesetzt durch die Zufuhr des Blutes erneut und verjüngt. In diesem fortwährenden Kreislauf des Stoffes giebt es keine bleibende Stätte, welche fähig wäre, mechanische Eindrücke aufzunehmen und jahre-, ja jahrzehntelang für die Wiedererregung aufzubewahren; wenn also wirklich körperliche Vorgänge bei der Thätigkeit des Gedächtnisses eine bedeutende Rolle spielen, so muß diese Thätigkeit so beschaffen sein, daß sie durch das Werden und Vergehen des Stoffes in unserem irdischen Teile nicht gestört wird. Es giebt aber auch noch eine Menge anderer Thatsachen, welche gegen eine so einfache Erklärung des Gedächtnisses sprechen und dasselbe als eine weit verwickeltere und weit schwieriger zu enträtselnde Thätigkeit unseres Geistes kennzeichnen. Verweilen wir einen Augenblick bei einigen hervorragenden Gedächtnisleistungen aus verschiedenen Zeiten und legen wir uns dann die Frage vor, ob es möglich ist, solche Massen von Vorstellungen, wie sie hier auftreten, gleichzeitig zu späterer Benutzung im Gehirn aufzubewahren, während dieses in der That bei den meisten Menschen außer stande ist, mehr als einen einzigen Gedanken zu genau gleicher Zeit zu erfassen. Von dem Athener Themistokles wird erzählt, daß er die Namen von 20 000 Athenern gewußt habe; mehreren Feldherren des Altertums, z. B. dem Cyrus, dem Mithridates, dem Scipio und dem Kaiser Hadrian, wird die Fähigkeit zugeschrieben, jeden einzelnen Mann ihres Heeres bei Namen zu nennen. Von dem römischen Redner Hortensius erzählte man sich, daß er einmal einer den ganzen Tag dauernden öffentlichen Versteigerung beigewohnt habe, um dann, als diese zu Ende war, sämtliche verkauften Gegenstände mitsamt dem Preise und dem Namen dessen, der sie erworben, der Reihe nach aufzusagen: eine That, welche die Zuhörer ebenso in Staunen gesetzt haben mag wie die des Gesandten Kineas, der, einmal im römischen Senat vorgelassen, am folgenden Tage alle 300 Senatoren mit Namen anredete. Sind solche Leistungen schon außerordentlich, so ist beispielsweise die Erinnerungskraft des Italieners Scaliger noch mehr danach angethan, den Glauben an ein mechanisches Haften der einzelnen Eindrücke im Gedächtnis zu bannen; Scaliger nämlich brachte es in 21 Tagen dahin, die ganze, 15 210 Verse und über hunderttausend Worte zählende Ilias auswendig zu lernen, worauf sein Gedächtnis für die ganze Odyssee noch ebenfalls Platz bot. Hunderttausend Eindrücke, dem Gehirn mechanisch eingepflanzt, ohne sich gegenseitig zu stören oder zu verwischen, wer vermöchte an einer derartigen Vermutung im Ernst festzuhalten? Und welche verwickelten Seelenzustände bewahrt man unter Umständen lange Zeit hindurch im Gedächtnis auf, ohne damit das Gehirn sonderlich zu belasten! So erzählt der Schweizer Professor Aug. Forel von einer älteren ihm bekannten Dame, welche die Fähigkeit besitzt, sich eine Menge großer Musikwerke, Opern, Oratorien und dergl. nach der bloßen Erinnerung vorzustellen, ohne den Text, ohne das Anschlagen einer Note, aber mit dem vollen unbeeinträchtigten Genuß aller Schönheiten. Wem das noch nicht genügt, den erinnern wir an die bewundernswürdige Gedächtniskraft des jüngst verstorbenen Hans von Bülow, welcher die ganzen von ihm geleiteten Konzerte aus dem Kopfe zu dirigieren pflegte, ohne selbst bei stundenlang währenden Tondichtungen auch nur einer Note zu bedürfen. Halten wir daneben das ebenfalls von Forel beglaubigte Gegenstück eines berühmten Professors, der in der Zerstreuung einmal zum nicht geringen Vergnügen seiner Hörer in Unterbeinkleidern den Kollegsaal betrat, so kommt uns unbewußt wieder des Philosophen treffendes Wort auf die Lippen: „Das Gedächtnis ist ein kapriciöses und launisches Wesen, einem jungen Mädchen zu vergleichen."

Kommen wir indessen, nach allen diesen Beispielen und der Verwerfung jener älteren Anschauung vom „Einprägen" der Vorstellungen, zur wirklichen Erklärung: wie bewahrt das Gehirn seine Erinnerungsbilder auf?

Die verständlichste Antwort würde etwa lauten: „Genau so, wie der Turner sich seine Uebungen einprägt!" Nicht die Riesenwellen oder Luftsprünge, nicht die Kunstgriffe sind es, die erhalten bleiben, wohl aber die Fähigkeit der Muskeln, sie auszuführen; und ebenso ist es beim Gedächtnis: nicht die Eindrücke, die Vorstellungen ꝛc. sind es, die sich erhalten, sondern die Fähigkeit der Nerven- und Gehirnsubstanz, diese einmal empfangenen Eindrücke gelegentlich wieder zu erneuern.

Das Gehirn ist eben kein Faß, welches man mit Vorstellungen und Kenntnissen anfüllen könnte, sondern ein arbeitendes Organ, welchem, genau wie den Muskeln, diejenigen Thätigkeiten am leichtesten werden, welche es am häufigsten geübt hat. Bei einer Aufspeicherung der Erinnerungsbilder sollte man zudem geradezu meinen, daß diejenigen Bilder, welche man am häufigsten hervorkramt und benutzt, am frühesten abgebraucht und undeutlich werden müßten, aber wie oft zeigt uns nicht die Erfahrung das gerade Gegenteil! Die Erinnerungen aus unserer Kindheit nehmen wir mit bis in die spätesten Lebensjahre, eben weil das Gehirn in den frühesten Jahren am schwächsten beschäftigt ist und die wenigen Eindrücke, welche es in dieser Zeit aufnimmt, unablässig wiederholt. Die täglich von uns geübten Handgriffe, wie das Ankleiden, Waschen, werden bald zur Gewohnheit, d. h. die Erinnerung

daran wird so vollkommen, daß sie weder eines äußeren Anstoßes noch eines Willensaktes von unserer Seite, der besonderen Aufmerksamkeit, mehr bedarf. Umgekehrt schwächt anhaltender Nichtgebrauch selbst anscheinend festsitzende Erinnerungen: auch Leute, die sich lange in Italien aufgehalten haben, vergessen allmählich ihr Italienisch, wenn sie „aus der Uebung kommen". Wer seinen Geist mißbraucht, indem er ihn täglich mit neuen Eindrücken sättigt und ihm keine Gelegenheit zum Wiederholen des Gesehenen und Gewußten bietet, der sündigt damit gegen sein Gedächtnis und wird schließlich überhaupt nicht mehr imstande sein, etwas zu „behalten". An allzu eifrigen Romanlesern kann man diese Erscheinung beobachten, ebenso wie an allen denen, welche, außer stande, sich zeitweilig an sich selbst genügen zu lassen, beständig nach allerhand „Zerstreuungen" jagen — schließlich werden sie in der That „zerstreut". Zu welch großartigen Leistungen das Gehirn wiederum durch anhaltende Uebung erzogen werden kann, beweisen die oben angeführten Fälle von Gedächtniskraft, denen wir hier noch die Namen Wallis und Dase anfügen wollen. Diese beiden Mathematiker hatten es durch stete Beschäftigung mit der Arithmetik schließlich zu der fast unglaublichen Fertigkeit gebracht, im Kopf aus fünfzigstelligen Zahlen die zweite, ja die dritte Wurzel zu ziehen. An solchen und ähnlichen Beispielen aber ist in der Geschichte durchaus kein Mangel, erinnern wir nur noch — ein Gegenstück zu der oben erwähnten musikalischen Dame — an einen französischen Herrscher, Ludwig XIII., dem es ein Leichtes gewesen sein soll, den Plan eines Landes, den er genau studiert hatte, noch nach Jahresfrist mit allen Einzelheiten aus der Erinnerung aufzuzeichnen.

Daß sich die Gedächtniskraft bei den verschiedenen Menschen so verschiedenartig ausprägt, darf uns nicht wundernehmen. Sind doch die Fähigkeiten unter den Menschen ebenso mannigfaltig verteilt, und ist es doch nur natürlich, daß sich bei jedem einzelnen auch das Gedächtnis in denjenigen Fächern am meisten übt, für welche er gerade begabt ist. So spricht sich in dieser Mannigfaltigkeit des Erinnerungsvermögens nur die Wahrheit um so deutlicher aus, daß das Gedächtnis keine besondere, den sonstigen geistigen Eigenschaften an die Seite zu stellende Fähigkeit ist, die etwa in einem eigenen Punkte des Gehirns ihren Sitz hätte, sondern daß es nur die Grundeigenschaft des Stoffes, aus dem wir bestehen, darstellt, einen einmal durchgemachten Prozeß leicht zu wiederholen. In diesem Sinne kann man sogar den Muskeln eine Art Gedächtnis zusprechen, denn sind sie nicht ebenfalls um so besser befähigt, dem Willen ihres Eigners nachzukommen, je mehr sie geübt wurden? Ja wir gehen noch weiter und finden eine dem Gedächtnis entsprechende Eigenschaft im ganzen Reiche der lebenden Natur wieder, gleichermaßen bei Pflanzen und bei Tieren. „Die organisierte (d. h. lebende) Materie, das sogenannte ‚Protoplasma', hat die Eigentümlichkeit, daß sie durch wiederholte Thätigkeit verstärkt, thatfähiger, durch Unthätigkeit dagegen schwächer, unfähiger wird." So drückt der oben erwähnte Professor Forel die von uns betonte Eigenschaft des lebenden Stoffes in kurzen Worten aus. Durch das ganze Weltall gilt das Gesetz: Thätigkeit stärkt, Unthätigkeit schwächt. Ein jedes Stoffteilchen so gut wie jedes ausgebildete Organ trägt in sich die ebenso wichtige, wie unerklärliche Kraft, eine einmal verrichtete Funktion zu wiederholen. Das Gehen, Sprechen, Schreiben, alle technischen Fertigkeiten, alle unsere zum Teil das ganze Leben begleitenden Gewohnheiten gehören hierher. Am ausgeprägtesten beobachten wir diese Regel bei dem Vorgange der Vererbung, den deshalb mehrere ausgezeichnete Naturforscher rückhaltlos als im innersten Wesen gleichwertig mit dem Gedächtnis bezeichnet haben, gleichsam als ein „Artgedächtnis" gegenüber dem individuellen Gedächtnis. Der Instinkt, der die junge Spinne ihr Netz bauen, den Käfer das Loch für seine Larven beißen oder graben, den Vogel im Herbst wärmere Lande aufsuchen läßt, dieser Instinkt wird verständlich, wenn man ihn als das von Geschlecht zu Geschlecht reichende Artgedächtnis betrachtet.

Kommen wir von dieser Abschweifung nunmehr auf unser eigentliches Thema zurück. Offenbar ist es ein weiter Weg von der allverbreiteten Eigenschaft der Materie, sich immer wieder in denselben Formen zu geben, bis zu dem hochentwickelten Erinnerungsvermögen des Menschen. Von einer eigentlichen bewußten und selbständigen Erinnerungsthätigkeit können wir überhaupt nur bei den letzteren sprechen; denn so viele überraschende Beispiele von Gedächtnis man auch an den Tieren, besonders an Hunden, Pferden und Elefanten, schon beobachtet hat, so bleiben doch alle Erinnerungsbilder auch des klügsten Tieres an seine Begierden gebannt und sind von seinem Wissen und Willen völlig unabhängig. Alle beobachteten Beispiele dieser Art stellen, wenn auch oft in wunderbarer Verkettung, nur das Auftauchen einer angenehmen oder unangenehmen Empfindung dar, welche das Tier in der Vergangenheit hatte und welche jetzt durch einen Vorgang der Gegenwart aufs neue erwacht. Niemals dagegen wird ein Tier sich mit Absicht und Bewußtsein vergangener Dinge entsinnen können; es fehlt dazu die wichtigste Vorbedingung, das reine, vom unmittelbaren Wirken der Sinne losgelöste Denken. Das Tier lebt nur in der Gegenwart und für die Gegenwart, der Mensch aber, mehr als in dieser, in der Vergangenheit und Zukunft.

Widmen wir nun zum Schluß auch der Kehrseite unserer Frage noch einen kurzen Abschnitt. Ist die Thätigkeit des Gedächtnisses ganz an die Zellen des Gehirns gebunden, so muß die Erinnerungskraft auch die Geschicke des Gehirns teilen, eine Mutmaßung, welche durch die Erfahrung bestätigt wird. Wer hat es nicht schon mit angesehen, wie an einem Greise bei sonst noch wohlerhaltenen Geisteskräften mit dem langsamen Verfall der Blutgefäße im Gehirn eine immer weiter greifende Gedächtnisschwäche sich bemerkbar machte? Zuerst schwindet die Erinnerung an alle Dinge, welche nicht ganz eng mit den persönlichen Angelegenheiten verknüpft sind, dann verblassen auch Erlebnisse, die sonst zu den wichtigsten zählten, und schließlich kann man es wohl erleben, daß der alte Mann oder die alte Frau zehnmal in einer Stunde an ihre Umgebung dieselbe Frage richtet und die Antwort mit stets gleicher Verwunderung entgegennimmt, um sie im nächsten Augenblick schon wieder vergessen zu haben. Am längsten pflegen sich Erinnerungen an die Kindheit zu erhalten, aber in schweren Fällen verlieren sich auch diese endlich, mit ihnen fast alles geistige Dasein, und die das ganze Leben hindurch geübten Thätigkeiten des Essens, Greifens, Gehens 2c. sind schließlich alles, was dem absterbenden Organismus an Gedächtnis- oder Gewohnheitsfähigkeiten übrig bleibt.

Ist die Greisenschwäche eine Form von nahezu gänzlichem Schwund des Gedächtnisses, so besteht daneben noch eine Menge von anderen teilweisen Gedächtnisstörungen. So führt eine Zerstörung des Hinterhauptlappens im Großen Gehirn zum Verlust aller Erinnerungsbilder, welche mit dem Gesicht in Verbindung stehen. Der so Betroffene sieht wohl noch, ist aber nicht imstande, das Gesehene zu begreifen und im Gedächtnis zu behalten. Ebenso bewahren die Schläfenlappen die Erinnerungsbilder des Gehörsinns, und wer dieses Gehirnteiles beraubt ist, hört wohl noch die Glocken läuten, ohne daß er indessen wüßte, was er hört. Auch von noch weniger ausgedehnten Fällen von Gedächtnisverlust berichten die Naturforscher und Aerzte. Ribot z. B. thut eines Kindes Erwähnung, welches nach einer starken Verletzung des Kopfes drei Tage lang bewußtlos blieb, dann aber vollständig genas, bis auf einen Mangel — es hatte seine sämtlichen musikalischen Kenntnisse vergessen. Ein Chirurg, durch einen Sturz vom Pferde ebenfalls bewußtlos geworden, war, nachdem er in allen sonstigen Dingen den Vollbesitz seiner Geisteskräfte wiedererlangt hatte, drei Tage lang nicht imstande, sich zu entsinnen, daß er Gatte und Familienvater sei. Aehnliches geschah einer jungen Frau, welche ihren Mann leidenschaftlich liebte und nach der Geburt ihres ersten Kindes von einer langen Ohnmacht befallen wurde. Als sie zur Besinnung kam, hatte sie sowohl ihre Verheiratung als auch die ganze seit ihrer Hochzeit verflossene Zeit vollständig vergessen. Mit Abscheu stieß sie ihren Gatten und ihr Kind zurück, und als ihre Eltern sie schließlich mit vieler Mühe überredeten, daß sie verheiratet und Mutter sei, glaubte sie es nur, weil es ihr erträglicher schien, die Erinnerung an ein Jahr ihres Lebens verloren zu haben, als ihre ganze Umgebung für Betrüger halten zu müssen.

Um die Erklärung solcher Gedächtniskrankheiten steht es bis jetzt noch schlecht; die Heilkunde giebt darüber wohl Vermutungen, jedoch durchaus noch keine Gewißheit. Mit dem eifrig betriebenen Studium des Gehirns und seiner anatomischen Beschaffenheit wird indessen allmählich auch auf diese, wie auf alle geistigen Vorgänge ein helleres Licht geworfen und vielleicht in manchen Fällen die Heilung ermöglicht werden, wo heute der Arzt und Naturforscher noch einem dunklen Rätsel gegenübersteht.

Die kluge Tochter.

Mutter sprach, wie Mütter sind:
„Kind, laß Klugheit walten!
Wenn dein Herzchen Liebe spinnt,
Nimm dir keinen Alten!
Alter Mann ist wunderlich;
Blühst du auf, so ärgern dich
Weißes Haar und Falten."

Mutter sprach: „Ach, denke dran,
Willst dich einst nicht härmen:
Kommt ein junger Freiersmann,
Mußt nicht gleich erwärmen!
Junge Treu ist seltner Art;
Glücklich macht kein schmucker Bart,
Noch verliebtes Schwärmen."

Ei, das wär' ein seltsam Ding,
Mied ich den und diesen!
Wenn ich nach der Mutter ging',
Hätt' ich's wohl zu büßen.
Wer mich liebt, der mag mich frein!
Müßt' ich immer Fräulein sein,
Sollt' es mich verdrießen.

Victor Blüthgen.

Wolfgang Amadeus Mozart der Jüngere.

Zu seinem fünfzigjährigen Todestage.

Der alte Friedhof in Karlsbad schließt in seinen Mauern einen Grabhügel ein, dessen verfallender Denkstein einen weltberühmten Namen trägt. Unwillkürlich bleibt der Besucher stehen, sobald er diesem Grabe näher tritt, denn der müde Erdenpilger, den man vor nunmehr fünfzig Jahren in dieses Grab bettete, hieß Wolfgang Amadeus Mozart und war der zweitgeborene Sohn des unsterblichen Schöpfers des „Don Juan", der „Zauberflöte" und der „Hochzeit des Figaro".

Fast immer schlägt der begabte Sohn die Laufbahn des großen Vaters ein; er will die eigene Persönlichkeit vor dessen Titanengestalt aufpflanzen, sein Stern soll noch heller leuchten als der des Vaters, und gespannt verfolgen die Mitmenschen seinen Werdegang, sein Emporwachsen. Die Genialität des einen flammt aber nur höchst selten in einem zweiten Kopfe wieder auf; sie ist wie der elektrische Funke, der sich nach dem Einschlagen in die Erde verliert, unauffindbar für die ganze Menschheit, wenn sie nach ihm graben wollte.

Die Wahrheit des eben Gesagten hat kaum einer mehr an sich erfahren als Wolfgang Amadeus Mozart, der Sohn. Das Talent zur Kunst des Vaters war ihm in die Wiege gelegt worden; er wurde ein hochbegabter Künstler, der in seinen Anfängen dem Vater ebenbürtig schien und dann — hat ihn der große Name geblendet und der Ruhm der väterlichen Werke erdrückt. Wolfgang Amadeus Mozart duldete keinen zweiten Mozart neben sich; neben ihm konnte der Sohn nicht zur Geltung kommen.



Wolfgang Amadeus Mozart der Jüngere.
Nach einer Photographie von Adalbert Barton jun. in Karlsbad.

Dennoch sind es die Ueberreste des Sohnes wert, daß die musikalische Welt sie in Ehren halte. Die Zeit des alten Friedhofes in Karlsbad ist um; man läßt verfallen, was verfallen muß, und immer kleiner wird die Zahl der Gräber, die an gewissen Gedenktagen mit Blumen und sonstigen Liebesgaben geschmückt werden, immer kleiner die Zahl der Menschen, die der dort Schlummernden gedenken und treu zu ihnen pilgern. Man hat den unsterblichen Schöpfer des „Don Juan" nach seinem Tode sang- und klanglos in ein Massengrab gebettet und sich um seine Gebeine jahrzehntelang nicht gekümmert. Dann, als man sie suchte, vermochte niemand mehr mit Sicherheit sie nachzuweisen.* Deshalb hat es sich der Karlsbader Musikverein und dessen Direktor Alois Janetschek, getreu den Ueberlieferungen in diesem Verein, zur Aufgabe gemacht, das Grab des jüngeren Mozart der Nachwelt zu erhalten. Die Stadtvertretung von Karlsbad hat dem Gesuche des genannten Vereins um Ausgrabung der Gebeine des jüngeren Mozart stattgegeben und ein Ehrengrab für dieselben auf dem neuen Friedhofe bewilligt. Und so wird denn am 29. Juli dem Mozartschen Genius am Grabe des Sohnes eine einfache und doch großartige Huldigung dargebracht werden. Ueber des Sohnes Reste wenigstens besteht keine Ungewißheit. Unter dem Trauerweidenbaume und dem schlichten eisernen Denkmale auf dem alten Karlsbader Friedhofe ruht ein echter Mozart, des Meisters geistesverwandter Sprosse.

* * *

Wolfgang Amadeus Mozart (der Sohn) war ein Altersgenosse Franz Grillparzers; er wurde am 26. Juli 1791 zu Wien geboren und war kaum fünf Monate alt, als er seinen Vater verlor, der ihm leider nichts als den in diesem Fall verhängnisvollen Ruhm seines Namens hinterlassen konnte. Zart und schwächlich war der Knabe von Geburt, aber seine Fähigkeiten zur Ausübung der Musik entwickelten sich überraschend frühzeitig. Kaum fünf Jahre alt, begleitete er seine Mutter von Wien nach Prag und sang in einem öffentlichen Konzerte das erste Papagenolied aus der „Zauberflöte", dem man einen passenden Gelegenheitstext untergelegt hatte. Eine mächtige Bewegung ging durch die Versammlung, als der Kleine auf den Tisch gehoben wurde, und als er geendigt hatte, erhob sich ein Beifallssturm, der wohl mehr den Manen des Vaters als der Sangesleistung des Sohnes galt. Man nahm ihn auch überall sympathisch auf, wo er sich zeigte, und die Begeisterung für das Kind des unsterblichen Meisters, der seine beste Schöpfung* für das Prager Publikum geschrieben hatte, ließ erst nach, als Frau Mozart eine größere Kunstreise antrat und Prag verließ.

Das fünfjährige Kind blieb bei dem Künstlerpaare Franz und Josepha Duschek, von dem es dann der k. k. Rat und Professor der Philosophie in Prag, Franz Niemeczek, übernahm, der schon früher auch den älteren Sohn Mozarts, Karl, drei Jahre hindurch bei sich gehabt hatte. Bei ihm war der kleine Wolfgang gut aufgehoben. Der Professor, ein naher Freund und zugleich der erste Biograph Mozarts, leitete nun die Erziehung und den Unterricht des Knaben und nahm sich seiner in der väterlichsten Weise an. Nach anderthalb Jahren kam der Junge wieder nach Wien zurück, um bei Sigmund von Neukomm und Andreas Streicher gründlichen Klavierunterricht zu nehmen. Streicher, der bekannte Freund und Fluchtgenosse Friedrich Schillers, fand Gefallen an dem aufgeweckten und reichbegabten Knaben und nahm ihn nach kurzer Zeit gänzlich zu sich.

Mozart war erst elf Jahre alt, als er bereits eigene Kompositionen veröffentlichte. Es befand sich darunter ein Klavier-Quartett in G-moll, dem Grafen Szaniawsky gewidmet, der sich durch diese Aufmerksamkeit so geschmeichelt fühlte, daß er dem jugendlichen Komponisten eine goldene Uhr überreichen ließ, welche dieser, so lange er lebte, mit Vorliebe trug.

Spätere Lehrer Mozarts waren Hummel (Klavier), der Abt Vogler, sowie Albrechtsberger (Kompositionslehre) und Salieri (Gesang); hauptsächlich übte Hummel, der nach Streicher die weitere Ausbildung des Knaben übernommen hatte, einen bedeutenden Einfluß auf ihn aus.

Im Jahre 1804 gab Mozart sein erstes Konzert im Theater an der Wien. Dreizehn Jahre vorher hatte man in Wien seinen unsterblichen Vater wie einen Bettler begraben, und nun genügte plötzlich der Name Wolfgang Amadeus Mozart, um einen Menschenstrom in das Vorstadttheater am Wienflusse zu leiten und dem Konzerte einen geradezu beispiellosen Erfolg zu verschaffen.

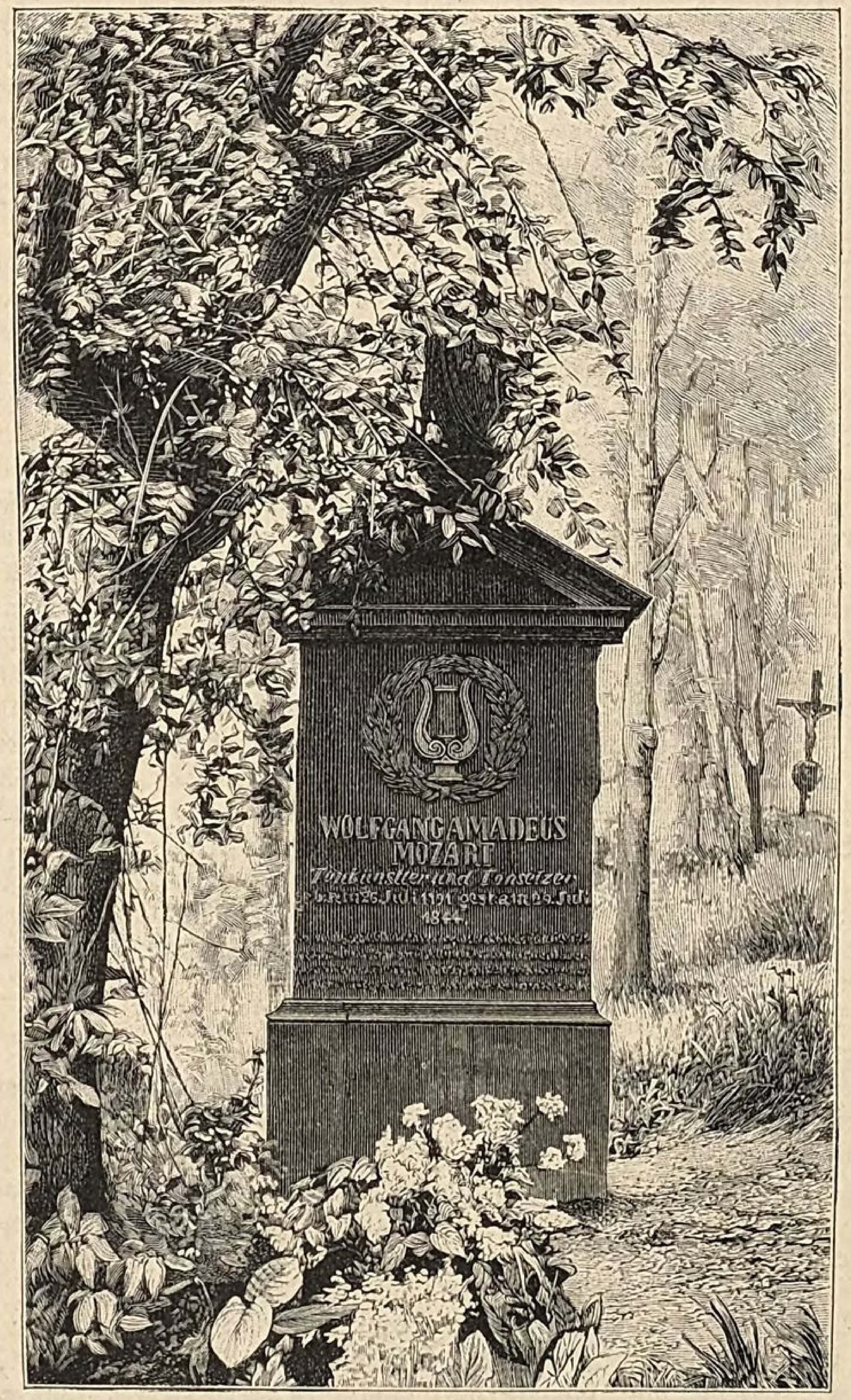
* Vergl. „Gartenlaube", Jahrgang 1891, Seite 380.

* Die Oper „Don Juan".

1700 Gulden Konventionsmünze, eine für die damalige Zeit unerhörte Summe, flossen dem jungen Tonkünstler zu, und diese glänzende Einnahme wurde zum größten Teile zur Bezahlung der edelmütigen Lehrer verwendet, welche bis zu diesem Tage hatten vertröstet werden müssen. Nun war es mit dem Unterrichte aus. Mozart fühlte sich stark genug, selbst Klavierunterricht zu erteilen, und als dreizehnjähriger Klavierlehrer begann er, sich auf eigene Füße zu stellen.

Die Begeisterung des Wiener Publikums, sowie sein väterlicher Freund und nachheriger Stiefvater, der dänische Etatsrat van Nissen, waren ihm bei der Erlangung von Stunden in der ersten Zeit sehr behilflich. Der letztere, der später des großen Mozart Witwe, Constanze, als Gattin heimführte, sorgte für den jugendlichen Künstler und seine weitere wissenschaftliche Ausbildung, so daß er in kurzer Zeit drei fremde Sprachen lernte, französisch, englisch, italienisch, namentlich letzteres geläufig. Nissen hegte für den Knaben des toten Meisters schon damals eine wahrhaft väterliche Zuneigung, und als Wolfgang in seinem siebzehnten Lebensjahre einem Rufe des Grafen Bavorovsky nach Lemberg folgte, um dort die Stelle eines Klavierlehrers für des Grafen Tochter Henriette zu übernehmen, sah Nissen ihn ungern ziehen. Sechs Jahre lang blieb der junge Lehrer im Hause des Grafen und in dem des k. k. Kämmerers von Janiszewski in Lemberg, dann erfaßte ihn der Wandertrieb, der den meisten Virtuosen eigentümlich ist, und entführte ihn nach Rußland.

Bis zu diesem Jahre (1811) berechtigte das ernste Streben des Jünglings zu den schönsten Hoffnungen. Er hatte die Lust zum eigenen Schaffen noch nicht verloren und glaubte selbst noch an eine glänzende, ehrenvolle Zukunft. Nun aber brachen Enttäuschungen und Bitternisse mannigfacher Art über ihn herein, vergeblich war all sein Suchen nach einer gesicherten Lebensstellung, bis zu seinem Lebensende sollte er dieses Glück nur als lockende Fata morgana in der Ferne schauen.



Das Grab Wolfgang Amadeus Mozarts des Jüngeren auf dem Karlsbader Friedhof.

Nach einer Photographie von Adalbert Barton jun. in Karlsbad.

Schon über der Kunstreise nach Rußland waltete ein Unstern; als Mozart kaum dort war, wurde eine Hoftrauer angesagt und infolgedessen waren alle öffentlichen Unterhaltungen vier Monate hindurch verboten. Was blieb dem jungen Tonkünstler übrig, als wieder abzuziehen! Er kehrte denn auch über Warschau, Königsberg, Danzig, Berlin, Prag, Leipzig, Dresden und Süddeutschland nach Lemberg zurück, nachdem er in Shitomir und Kiew zwei glänzende Konzerte gegeben hatte. Seine Konzertreise durch Deutschland — er kam bis nach Stuttgart — glich allerdings einem Triumphzuge. So wurde er in Dresden bei Hofe eingeladen und insbesondere vom Könige Friedrich August I. mit vielen Ehren und wertvollen Geschenken ausgezeichnet. König Wilhelm I. von Württemberg bot ihm eine Konzertmeisterstelle mit 1500 Gulden Jahresgehalt an, welche Mozart indessen ausschlug. Diese Absage, bei welcher die Liebe zu seinem Vaterlande stark ins Gewicht gefallen war, hat er in späteren Jahren sehr bedauert, denn das Glück bot ihm nie wieder die Hand; es sollte ihm nicht mehr gelingen, eine seinen Kenntnissen entsprechende Anstellung zu erhalten. Die Mitwelt verlangte von dem Sohne des großen Meisters mehr, viel mehr, als er bisher geleistet hatte, und als er im Jahre 1820 wieder nach Wien zurückkehrte, trat ihm sogar die Sorge ums tägliche Brot nahe. Was half es ihm, daß Andreas Streicher, damals der gesuchteste Klavierlehrer Wiens, seinen gemütvollen, zarten Vortrag nicht genug rühmen konnte! Einmal umarmte ihn auch Hummel, sein einstiger Lehrer, vor dem ganzen Konzertpublikum und rief aus: „Ich bin stolz darauf, Dich meinen Schüler nennen zu dürfen!“ Und doch hatte Mozart mit Nahrungssorgen zu kämpfen!

Des Wartens und der nicht eingehaltenen Versprechungen endlich müde, ging Mozart im Jahre 1822 wieder nach Lemberg zurück. Dort lebte er bis 1838 im Kreise seiner zahlreichen Freunde, mit der Ausbildung talentvoller Schüler beschäftigt, unter denen namentlich Andreas Streichers Enkel, Ernst Pauer, seine herzliche Zuneigung genoß. Dieser Lieblingsschüler war es denn auch, der ihm zuletzt die müden Augen zudrückte.

Während der nächsten fünf Jahre seines Lebens — Mozart war 1838 wieder nach Wien übergesiedelt — bildete sein Haus einen Versammlungsort der ausgezeichnetsten Künstler und Litteraten Wiens, da er trotz seines leidenden Zustandes ungemein gesellig war und ein Besuch in seinem Hause auserlesene musikalische Genüsse bot.

Im Juni 1844 entschloß er sich zu einer Badereise nach Karlsbad, und als er dort nach der damals noch recht beschwerlichen Reise eintraf, machte er bereits den Eindruck eines schwer kranken Menschen. Seine Gesichtsfarbe war vollkommen gelb, was um so mehr auffiel, als er dunkelbraunes Kopf- und Barthaar hatte. Außerdem liebte er es, sich absonderlich zu kleiden.

Bald nach seiner Ankunft erkrankte er derartig, daß die Aerzte jede Hoffnung auf Wiederherstellung seiner Gesundheit aufgeben mußten, und am 29. Juli, Abends 9 Uhr, erlag er trotz aller liebevollen Pflege, die ihm Ernst Pauer und die Doktoren Rudolf Mannl und Gallus Hochberger angedeihen ließen, der heftigen Magenentzündung, die ihn befallen hatte.

An seinem offenen Grabe sang sein berühmter Zeitgenosse Franz Grillparzer wehmütig:

„Nun öffnen sich dem guten Sohne
Des großen Vaters Arme weit,
Er giebt, der Kindestreu zum Lohne,
Ein Teilchen Dir Unsterblichkeit.“

Zu Ehren Mozarts führte der Karlsbader Musikverein am Begräbnistage das Requiem seines großen Vaters auf. Nun, nach fünfzig Jahren, rüstet sich Karlsbad abermals, den Meister der Töne in seinem Sohne zu ehren. Möge die große Mozartgemeinde, die sich über den ganzen Erdball verteilt, im Geiste daran teilnehmen!

Theobald Joh. Hofmann.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

(28. Fortsetzung.)

Von **Ludwig Ganghofer.**

Wie anders hatte Eberwein die Stunde sich gedacht, da er zum erstenmal im Kreise seiner Gemeinde stehen würde! So schön, so reich an Hoffnungen und Plänen! Als den verheißungsvollen Anfang einer guten Zeit! Nun war die ersehnte Stunde gekommen — und er stand inmitten dieser tiefgebeugten, nach Trost und Hilfe bangenden Menschen wie ein Hausvater, der von weiter Reise zurückkehrt, freudiger Sehnsucht voll, und unter seinem Dach den Tod und alles Elend findet. Wie sollte er trösten, da er doch selbst des Trostes bedürftig war wie ein Dürstender des Trankes. Sprechen konnte er nicht — er drückte nur hier eine zitternde Hand, blickte mit heißem Erbarmen in ein brennendes Auge, streichelte dort ein gebeugtes Haupt, schloß einen Wankenden in seine Arme, drückte ein Kind an seine Brust und gab es der Mutter zurück, während ihm die Thränen über das bleiche Antlitz rannen.

Und so gab er Trost, ohne daß er es wußte: der Schmerz hat seine Sinne, und diese Menschen empfanden es wie einen warmen Lichtstrahl in ihrem dunklen Jammer, daß einer unter ihnen weilte, der es gut mit ihnen meinte wie ein treuer lange erprobter Freund — sie fühlten, daß all sein Erbarmen, alle Liebe seines Herzens ihr Eigen war. Ihre Stimmen lösten sich aus dem stummen Bann, ihr Schluchzen wurde laut, und eine Greisin faßte den Arm des Mönches, brach ihm eine Gasse, und auf die Toten deutend, weinte sie: „Schau', guter Herr, schau' . . . da liegen sie auf der Erd' . . . um Deinen heiligen Bruder her!“

Im ersten Entsetzen deckte Eberwein den Arm über seine Augen. Auf einer Bahre aus Buchenästen ruhte Waldram, die gebrochenen Augen noch offen, das schwarze Kleid übergossen von geronnenem Blut. Und um ihn her im Kreis eine stille Gesellschaft, Männer, Weiber und Kinder, Leiche neben Leiche, sie alle geschmückt mit der roten Blume ihres erloschenen Lebens.

Zitternd, das Antlitz von fahler Blässe bedeckt, stand Eberwein vor dieser wüsten Orgie des Todes. Seine verstörten Augen suchten den Himmel, und mit bleichen Lippen stammelte er: „Wir müssen glauben . . . oder verzweifeln!“ Wankend schritt er zwischen den Leichen auf die Bahre Waldrams zu und schloß dem Toten mit bebender Hand die Lider. „Vergieb mir, wenn ich Dir Unrecht that im Leben!“ Seine Blicke irrten über die Gesichter der Lebenden, er suchte nach einem Trost, den er spenden könnte, und wußte kein Wort zu finden. Worte? Er fühlte, hier gab es nur einen Trost noch: die helfende That! Schwer atmend richtete er sich auf und stand inmitten der Leichen, als wäre er selbst noch eben auf der blutgetränkten Erde gelegen und hätte sich, wie durch ein Wunder, starren Leibes erhoben.

Scheu näherte sich der Köppelecker. „Herr, laß Dir sagen, wie der heilige Mann gestorben ist . . .“

Eberwein wehrte mit der Hand. „Er ist ein Toter unter Toten . . . wir wollen der Lebenden gedenken!“ Einen letzten Blick noch warf er auf die Bahre Waldrams, dann schritt er aus dem Ring der Leichen hervor und strich mit der Hand über das Haar der Greisin, die ihn geführt. „Mütterlein, sammle die Kinder und führe sie zu einem sicheren Hag — Tod und Wunden sind kein Anblick für Kinderaugen.“ Dem Köppelecker befahl er: „Wähle die Knaben aus, welche bei Kräften sind und die Wege kennen. Sie sollen Botschaft tragen zu den entlegenen Gehöften, zu allen Hochbauern auf dem Göhl und Untersberg und die Männer zur Hilfe rufen. Ihr Frauen und Mädchen! Brechet Aeste und flechtet sie mit Stangen zu festen Bahren!“ Er sandte sie zu einem nahen Gehölz, damit ihnen das gräßliche Bild der Leichen entzogen wäre. Zwölf bejahrte Männer wählte er; sie sollten die Toten zur Klause tragen und vor dem Kirchlein niederlegen. Dann hob er einen Spaten von der Erde. „Ihr anderen Männer alle! Zu mir!“

Jedem wies er einen Teil der Arbeit zu, keiner sollte müßig stehen, keinem die Zeit verbleiben, stumpf zu versinken in Schmerz und Jammer. Es gab keinen Widerspruch, sie alle gehorchten jedem Wort und Wink. Keiner fragte: gilt die Hilfe mir? Gilt sie dem Nachbar? Die gemeinsame Not hatte sie mit eisernem Band aneinander geschmiedet wie zu einem einzigen Wesen, das nur einen Schmerz und Verlust empfand und um all' die Leichen weinte wie um einen Toten.

Eberwein teilte die Männer in Gruppen, gab jeder Gruppe einen Führer, den er mit prüfendem Blick erwählte, und sandte die Häuflein nach verschiedener Richtung aus, während er selbst mit wenigen Männern zu den Stätten eilte, auf welchen die Zerstörung am übelsten gewaltet hatte. Er kam zu einem Haus, welches bis zum Giebel unter dünn gemahlenem Schutt begraben lag; nur ein Teil des verschobenen Daches mit wirr in die Luft starrenden Balken war noch zu sehen. Als Eberwein über die Böschung emporklomm, um durch die Lücken des Daches einen Weg ins Innere des Hauses zu suchen, sah er etwas im Schutt sich bewegen gleich einem Wurm. Er begann mit den Händen zu graben und zog ein Knäblein hervor; es lebte und war unversehrt an allen Gliedern, nur das Mäulchen und die Augen waren mit Schlamm verklebt. Als ihm das Gesichtchen mit Wasser überspült wurde, begann es zu niesen, schob mit dem roten Zünglein die Erde über die Lippen hinaus . . . und lächelte.

Diese erste Rettung belebte die Männer, streifte den letzten Rest des lähmenden Bannes von ihnen und spornte sie zu heißem Eifer. Einer von ihnen eilte mit dem Kind dem Gehölze zu, in welchem die Frauen bei der Arbeit waren. Die Mutter des Kindes fand sich nicht unter ihnen — eine Schwester nur. Weinend und lachend umklammerte sie das Bürschlein und gab es dem Mann zurück. „Trag's nur hin, wo die anderen sind . . . ich muß schaffen, oder der gute Herr könnt' zürnen!“

Als der Mann den Hag erreichte, in welchem die Kinder versammelt waren, sah er die Kleinen dicht gedrängt um die Greisin sitzen, welche mit zitternder Stimme erzählte: „So hauset er zu tiefst im Untersberg, und derweil er schlaft, wachst ihm der lange Bart um den steinernen Tisch herum. All' hundert Jahr' nur wacht er einmal auf . . . und wenn er im Wachen den ersten Schnaufer thut und hebt das einschichtig' Aug', so geht ein Rumpler durch alle Berg' und überall fallen die Steiner . . .“

„Gelt? So wie gestern?“ fragte ein blasses Dirnlein scheu und beklommen.

„Wohl wohl! So wie gestern! Und da thun sich die Felsen vor ihm auf, und lichtscheinig steigt er aus dem Berg heraus . . . überall geht er um im Thal, und wo er einkehrt, bringt er die gute Zeit!“

37.

Sagentrost und Wunderglaube! Zwei Blumen im steinigen Garten des Lebens! Sie sprossen auf dem Boden gewaltiger Ereignisse wie Blüten nach schwerem Gewitterregen und senken ihre Wurzeln in die Herzen des Volkes, wie das Immergrün sich einnistet in die Fugen des Gesteins.

In der gleichen Stunde, in welcher die Kinder atemlos den Worten der Greisin lauschten, saßen fern am Ufer des Schönsees drei bleiche Menschen dem neu errichteten Kreuz zu Füßen. Doch nicht auf der Lände erhob sich das heilige Zeichen, sondern auf der Höhe des leeren Hügels, zwischen den mit Schlamm bedeckten Resten des Herdes. Die verschlungenen Hände auf die Knie gestreckt, vorgebeugten Hauptes, saß Sigenot zwischen Ruedlieb und Edelrot, auf deren blassen Wangen noch die Spur der Thränen schimmerte, welche sie um die Mutter geweint. Nicht mit schreiendem Jammer hatte sie die Kunde gehört, mit wortlosem Schmerz, der es als tröstende Wohlthat empfand, daß er die entseelten Reste des geliebten Wesens nicht mehr schauen sollte. So stand das Bild der Mutter vor der trauernden Seele des Kindes noch lebend, warm und beseelt, die treuen Augen glänzend von aller Zärtlichkeit jener nächtlichen Scheidestunde, in welcher Mutter Mahtilt den letzten Kuß auf die Lippen ihres Kindes gedrückt.

Mit nassen Augen blickte Rötli empor in das leuchtende Blau des Morgens, und während sie in schwärmerischem Schmerze das verklärte Bild der Mutter sah, durchzitterte ihre Seele das traumhafte Nachempfinden ihrer wundersamen Rettung. Ruedlieb erzählte. Mit stockenden Worten schilderte er den letzten Morgen, den sie in der Oedhütte verbracht, die Sorgen des Vaters und den Beginn der furchtbaren Ereignisse bis zu dem Augenblick, in welchem er Edelrot mit sich fortgerissen und den Vater unter grauem Rauch

und hagelndem Gestein verschwinden sah. „Seine Lieb' zu mir hat ihm den Tod gebracht!“ Die Stimme versagte ihm, und mit zitternden Händen bedeckte er das Gesicht. Schweigend legte Sigenot den Arm um die Schulter des Weinenden.

„Ich hab' schon nimmer schnaufen können,“ fiel Rötli mit leisen Worten ein, als spräche sie im Traum, „doch wie ich den Liebli sagen hör': ‚jetzt kommt der Bid‘ . . . da hab' ich noch einmal aufgeschaut in Schreck und Grausen. Berghoch ist eine schwarze Wand auf uns zugelaufen, und die Todesangst hat geschrieen in mir: Mein guter Herre, Du mein Gott!“

Sigenot nickte. „Und er ist gekommen, den Du gerufen hast in Treu' und Glauben!“

„Gekommen ist er!“ Mit schimmernden Augen blickte Edelrot ins Leere, und ein Schauer rann durch ihre Glieder. „Auf einmal ist er dagestanden vor uns, großmächtig anzuschauen, und einen grauen Mantel hat er gehabt, wie ein Wald so breit. Sein Schnaufer hat uns angeblasen wie ein Sturm, und derweil mir die Sinn' verloschen sind, hat er den Mantel um uns hergeschlagen und hat uns aufgehoben in die Lüft'. Ich hab' nimmer Aug' und Ohr gehabt, aber einwendig in mir ist alles licht und hell gewesen. Ich hab' gemeint, ich schlaf' und hätt' einen feuerfarbigen Traum . . . und gewesen ist mir, als thät' ich auf lauter Daunen liegen und wär' selber so leicht wie ein winziges Federlein. So süß und wohl ist mir ums Herz geworden, ich weiß nicht, wie, und nur das einzig' hab' ich noch gespürt: ich fall' und fall' . . .“ Tief atmend verstummte Edelrot und strich mit den Händen über das Gesicht. „Wie lang's gedauert hat, das weiß ich nimmer. Ich hab' nur auf einmal gemerkt, daß ich leb' und daß ich mich rühren kann. Die Augen hab' ich aufgethan, aber um mich her ist alles schwarz gewesen. Und überall ein Rauschen und Sausen, als wär' ich mitten drin in einem wilden Bach. Schmerzen hab' ich gespürt in allen Gliedern und hab' gemerkt, daß ich auf lauter Steiner lieg'. Erst hab' ich mich aufgesetzt, und wie ich das Greifen anfang', spür' ich ein Gesicht und spür' eine Hand, die sich rührt. Da geht's mir völlig heiß durch Leib und Seel' . . . ‚Liebli? Bist Du's oder nicht?‘ frag' ich und hör' ihn sagen: ‚Wohl wohl, Schätzli! Ja lebst denn noch?‘ Gesehen hab' ich ihn nicht, aber seine Stimm' ist 's gewesen, und laut weinen hab' ich müssen. Ich streck' die Arm' nach ihm, und da hat er mich schon genommen und hat mich gehalset . . . und all'weil' sind wir gesessen, ich weiß nicht, wie lang'! All'weil' leichter ist mir geworden, und ich frag': ‚Weißt nicht, wo wir sind?‘ Der Liebli sagt: ‚Beim Bid in aller Tief'!‘ Aber ich hab' den Kopf geschüttelt: ‚Wir leben ja doch . . . und der uns gehoben hat, ist nimmer der Bid gewesen, ein anderer, Liebli, ein anderer!‘ Drauf sind wir all' zwei still gewesen und haben um und um geschaut in der Nacht . . . all'weil' haben wir niesen und husten müssen und die Augen sind mir gewesen wie Feuer. Um und um haben wir die schwarzen Berg' gesehen und haben weit aus der Tief' herauf ein fürchtiges Rauschen gehört! Auf einmal ruft der Liebli: ‚Wir liegen im Windacher See, mitten drin!‘ Ich hab' kein Wasser greifen können, aber der Liebli sagt: ‚Wohl wohl, ich spür' die Näss', wir müssen auf einem Wasen liegen, der übers Wasser schaut! Ja sag' nur, sag', wie sind wir denn von der Oedhütt' in den See gekommen?‘ Da geht ihm die Red' aus, völlig zitterig springt er auf und hat aus tiefster Seel' ein Schreien angehoben: ‚Vater! Vater!‘ Aber alles ist still gewesen . . . nur in der Tief' drunt' hat's gerauschet!“

Ein beklommener Seufzer unterbrach die leisen Worte, und in das Schweigen, welches die drei Menschen umfing, tönte das dumpfe Rauschen der Ache. „In Angst und Herzleid sind wir gesessen die ganze Nacht und all' zwei haben wir uns sagen müssen: sell droben ist nimmer Leben und Hilf', die Berg' sind gefallen, und haushoch müssen die Felsen liegen. Und wie der Mondschein aufgestiegen ist und der Tag gegrauet hat, haben wir den Eismann nimmer gesehen . . . Droben über dem Albenthal und der Oedhütt' ist's gelegen wie ein steiniges Feld, lauter Blöck' und rauhe Köpf' . . . und herunten im Thal, überall um uns her, ist alles ein Gries und Schlamm gewesen. Keinen See mehr hast gesehen, nur braune Lachen um und um, und in dem trüben Wasser hat's gewimmelt von Hechten und Ferchen. Wir haben uns scheu aneinander angedrückt, und derweil um unsere Füß' her die Fisch' gesprungen sind, haben wir den Heimweg gesucht auf schlammigem Grund, über dem vor Tag und Nacht das Wasser noch gestanden ist, tief wie ein Brunnen.“

Sigenot erhob sich, und aufblickend zum Kreuz, zog er die Geretteten an seine Brust. „Der Euch hinausgetragen über fallende Berg', hat auch den Weg für Euch gebrochen durch See und Flut. Gegen die Guten ist er gut, gegen die Treuen ist er treu . . . schauet auf zu ihm und danket seiner Lieb'! Und jetzt kommet, Ihr guten Kinder, ich will Euch heimführen zu Eurem Herd!“ Sigenot faßte Ruedliebs Hand und die Hand der Schwester; während sie über den Hügel niederstiegen, stockte ihm der Fuß. „Schau', Rötli, noch all'weil' steht Dein junges Bäuml! . . . Gelt, Ruedlieb? Wenn der Winter die Erd' gefrieren macht, so heb' das Bäuml mit allen Wurzen aus und trag's hinüber in Deinen Hag! Sell hat es guten Boden!“

Ruedlieb nickte nur, und seine Lippen zuckten. In stillem Schmerz und mit nassen Augen nahmen sie Abschied von der verwüsteten Stätte, welche so viel des Glücks getragen, doch mehr noch an Not erfahren hatte. Jeden der ausgestreuten Balken, jedes Stücklein des zertrümmerten Hausgerätes streifte noch ihr Auge, und der letzte Blick irrte hinaus über den weißen See, in dessen Tiefe Mutter Mahtilt das weite Grab ihres Mannes teilte. Schwere Thränen rannen über Sigenots bleiche Wangen. „Wicho, mein guter Wicho! Hüt' mir den Vater und die Mutter in Treu'!“ Sacht schwankten die von weißem Schaum bedeckten Wellen gegen das Ufer, und wie leises Flüstern ging es durch das zerschlagene Schilf, in welchem einzelne Halme sich schon wieder aufzurichten begannen.

Langsam schritten die drei Menschen der Ache zu. Als sie die von den langgestreckten Schuttströmen durchzogenen Halden der Schönau erreichten, sahen sie überall um die Trümmerstätten die Männer bei der Arbeit. Mitten in einem Häuflein der Schaffenden erkannte Sigenot eine Gestalt im schwarzen Gewand; Eberwein war es, und rastlos schwang er die Picke.

Während Ruedlieb und Rötli, in träumendem Schauer über die Stätten der Verwüstung blickend, ihrem Wege folgten, blieb Sigenot stehen. Es zog ihn zu Eberwein. Tief atmend murmelte er: „Nur noch den einzigen Weg für mich . . . und ich komm', Herr, ich komm'!“ Er folgte den beiden, und als er sie erreichte, drängte er mit stammelnden Worten: „Eilet, Kinder, die Zeit ist teuer!“

Sie schritten rascher aus. Ueberall gewahrten sie die Bahrenträger mit ihren stillen Lasten. Nirgends ein hastiges Rennen, nirgends Geschrei und laute Rufe, überall dumpfe Ruhe. Frauen gingen an ihnen vorüber, thränenlos und still. Kein Gruß wurde getauscht, kein Wort gewechselt, ein stummer Blick nur war alle Zwiesprach', welche die sich Begegnenden führten — dieser eine Blick aber redete tausend Worte des Jammers. Als Ruedlieb dem väterlichen Hag sich näherte, begann er so heftig zu zittern, daß Sigenot ihn stützen mußte. Sie brauchten das Hagthor nicht zu öffnen, es war zerschlagen; die Hofreut leer, kein Knecht und keine Magd zu sehen, kein Rind und kein Geflügel; die Ställe lagen niedergedrückt, aber die Immen summten emsig, als möchten sie die letzten Tage des Herbstes doppelt fleißig benutzen, um die von Wazemanns Knechten geleerten Körbe mit Vorrat für den Winter zu füllen. Das Haus stand unversehrt, nur einzelne Löcher klafften im Moosdach, und unruhig flatterten die Tauben um den Giebel. Schweigend betraten Ruedlieb und Rötli den Flur, dessen Thür sie erbrochen fanden. Sigenot war ihnen vorangegangen in die Stube und zündete auf dem Herd ein Feuer an.

Die feuchten Aeste prasselten, und nur mühsam erwachten die Flammen in dem qualmenden Rauch. Doch es währte nicht lange, so hatte der Rauch sich verzogen, und das Feuer loderte in reiner Helle. Ruedlieb und Rötli standen noch immer unter der Thür.

„Schauet, Kinder, wie schön die Herdflamm' brennt!“ sagte Sigenot mit schwankender Stimme. „So wahret halt das heilige Feuer in Treu' und Lieb', und der gütige Herr sell droben wird Euer Leben hagen wider Gefahr und Not!“

Laut schluchzend hielten Ruedlieb und Edelrot sich umfangen, und in ihren heiß erquellenden Kummer mischte sich ein erstes schüchternes Gefühl der Freude, eine Ahnung kommenden Glücks. Lange hingen Sigenots Augen an dem weinenden Paar. Als er sich schweigend zur Thür wandte, eilten sie ihm erschrocken nach. Doch er löste seine Hände. „Lasset mich! Denn ich hab' einen Weg, der nimmer Aufschub leidet.“

„Not liegt über allen Wegen!“ stammelte Ruedlieb. „Wohin denn willst Du?“

„Wohin ich muß!“ Seine ganze Gestalt erzitterte, und

seufzend neigte er das ergraute Haupt. „Ich hab' meinem guten Herrn die Treu' gebrochen . . . ich bin kein Freier mehr, ich muß mein Leben in Knechtschaft geben!"

Sie verstanden ihn nicht; aber sie fühlten, daß er ein Wort des Abschieds zu ihnen gesprochen, und klammerten sich an seine Arme. Dumpf schluchzend umfing er die Schwester, küßte ihren Mund, ihre nassen Augen und stürzte davon. Ueber die verschütteten Felder ging sein Weg, der Stätte zu, an welcher Eberwein bei der Arbeit war. Die Männer, welche an der Seite des Mönches schafften, erblickten den Fischer und riefen seinen Namen. In freudigem Schreck ließ Eberwein die Picke fallen und eilte mit ausgebreiteten Armen dem Kommenden entgegen. Doch bis ins Herz erschrak er bei Sigenots verwandeltem Anblick. „Allmächtiger Himmel! Sigenot!"

Mit hängenden Armen, das Antlitz geneigt, stand der Fischer vor ihm. „Herr! Heut' komm' ich mit einer Bitt'!"

„Rede!" stammelte Eberwein.

Sigenot rang nach Worten; dann jählings stürzte er vor dem Mönch auf die Knie und umklammerte ihn mit zitternden Armen. „Herr! Gefallen ist von mir, was meinem Leben lieb gewesen. Nimm mich auf in Deine Hut . . . ein Gottesmann will ich werden . . . und gut sein will ich, derweil ich leiden muß!"

Keines Wortes mächtig zog Eberwein den Knienden zu sich empor, der das Antlitz in fassungslosem Schmerz an der Brust des Mönches vergraben hielt. Scheu traten die anderen zurück und sahen, wie Eberwein den wankenden Mann zu einer gestürzten Eiche führte. Dort saßen die beiden, und es währte lange, bis Sigenot zu sprechen vermochte. Nur mühsam lösten sich die Worte von seinen bleichen Lippen. Als er vom Tod der Wazemannstochter erzählte, verhüllte Eberwein das Gesicht.

„Der Schnee hat sie gefaßt, die Felsen sind über sie hergefallen, und ihre letzte Red' noch ist gewesen: Ich hab' Dich lieb!" Sigenots Stimme brach, und wie leblos saß er.

Eberwein ließ die Hände sinken. „Dieses stolze schöne Leben . . . erloschen und tot!" Langsam wandte er das Gesicht, und mit feucht schimmernden Augen den See und seine Berge suchend, flüsterte er: „Der Toten darf ich gedenken . . . wie einer Schwester, die mir starb!" Er legte den Arm um Sigenots Schulter und zog ihn an sich, als wäre diese stumme Zärtlichkeit der einzige Trost, den er zu spenden wüßte.

„Herr!" stammelte der Fischer. „Sei nicht so gut zu mir . . . eh' Du nicht alles gehört hast!" In heiseren Lauten erzählte er, was geschehen war nach seiner Heimkehr. „So hab' ich geraitet mit ihm und hab' das Kreuz gepackt und hab's geworfen! Und jetzt, Herr . . . ich hab' mein Rötli zu ihrem Herd geführt und bin gelöst von allen Sorgen — jetzt will ich büßen, was ich gethan hab'. Gottes treuer Knecht will ich sein und all mein Leben lang helfen, sein Kreuz errichten, das ich geworfen hab'! Oder sag', Herr . . . hab' ich in meinem Leid so schwer gesündigt, daß ich nimmer sühnen kann und daß Du mir zürnen mußt?"

„Dir zürnen? Ich?" Eberwein sprang auf, das Antlitz von heißer Röte übergossen. „Dir zürnen? Komm, Sigenot,



Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Vor der Schlacht.

Nach einem Gemälde von G. v. Boddien.

wir wollen Gott und den Himmel suchen als treue Brüder! Wir haben gesündigt, doch unsere ganze Schuld ist, daß wir Menschen sind. Wir leben in Drang und Not, wir suchen nach Gott, und der Zweifel ist unser Los — doch in vollem Zweifel unser einziger Trost, all unsere Hoffnung nur wieder der Glaube!"

Von der Trümmerstätte kam einer der Männer gelaufen. „Herr, Herr! Wir haben ein Weib unter den Balken stöhnen hören!"

„Komm, Sigenot, zu Gottes Dienst!"

Eberwein eilte dem zerschmetterten Haus entgegen, und ihm voran stürzte Sigenot den Trümmern zu; er bedurfte keiner Picke — mit der Schulter wälzte er die Felsen, mit den eisernen Armen hob er die Balken. Als die anderen aus der Gasse, die er gebrochen, das gerettete Weib emporhoben, stand er seitwärts und wischte den Schweiß von der Stirn.

„Wohin jetzt, Herr?"

„Zum nächsten Haus!" erwiderte Eberwein.

Seite an Seite waren sie rastlos thätig, bis der Abend kam. Bei Feuerschein wurde die Arbeit fortgesetzt, und erst gegen Mitternacht vergönnten sich die schwer Ermüdeten ein paar Stunden der Ruhe. Die Männer, deren Hütten noch standen, kehrten heim, während die Obdachlosen mit Eberwein und Sigenot unter freiem Himmel nächteten. Ein Moosfetzen, von einem zerschlagenen Dach gelöst, war ihr Kissen. Eberwein lag schlaflos und dachte seiner Brüder. Ueberall hatte er nach ihnen gefragt, doch niemand wußte von den Verschwundenen; mit trauerndem Herzen mußte er sie verloren geben.

Am folgenden Morgen wählte Eberwein aus den Männern, welche von entlegenen Gehöften zur Hilfeleistung kamen, zwei Häuflein; das eine sollte mit Sigenot zum Schönsee ziehen, um nach Reckas Leiche zu suchen. Sigenot wehrte mit der Hand, wortlos und zitternd — und dennoch ließ er die Führung keinem anderen. Als er gebeugten Hauptes davonschritt, blickte ihm Eberwein mit feuchten Augen nach. „Geh' und suche . . . ob es Dir auch das Herz zerfleischt! Besser diese letzte Qual als in kommenden Jahren der nagende unstillbare Vorwurf, daß Du nicht das Aeußerste versuchtest . . . und wär' es auch nur, um ihres Todes gewiß zu sein!"

Mit den anderen Männern wollte Eberwein zur Stätte hinter dem König Eismann ziehen, auf welcher die Oedhütte gestanden. Da hörte er den ersten Widerspruch. Wohl ging der Haß dieser Männer wider den ungerechten Bedrücker nicht über den Tod hinaus. Fast war Herr Waze mit den Seinen schon vergessen — in solchen Tagen des Unheils lebt man die Augenblicke aus, da werden die Stunden zu Jahren und das Alte erlischt unter dem Schwall des Neuen wie Lampenschein in der flutenden Helle eines Blitzes. Doch wie sie ein Wunder Gottes in jeder unbegreiflichen Rettung erkannten, so sahen sie in diesem furchtbaren Untergang eines ganzen Hauses auch den Zorn des Himmels und sein Strafgericht. „Frommer Herr! Zieh' nicht aus wider Deinen Gott! Sell droben ist nimmer Leben! Schau' hinauf! Versteinert steht Herr Waze mit seinen Buben in der Höh', versteinert für ewige Zeiten!" Um die Männer seinem Willen gefügig zu machen,



Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Nach der Schlacht.

Nach einem Gemälde von G. v. Boddien.

mußte sie Eberwein an den Richtmann erinnern. Nun gehorchten sie und stiegen mit ihm zu Berge. Sie fanden nur die gebrochenen Felsen, keine Spur des Lebens mehr, das unter ihnen begraben lag. Ein einziges Balkenstück der verschwundenen Oedhütte entdeckten sie: die abgetretene Thürschwelle. Sie gab der öden Trümmerstätte für kommende Zeiten ihren Namen: „Trischibl".*

Bei sinkendem Abend kam Sigenot mit seiner Schar durch die verschüttete Schlucht vom Schönsee emporgestiegen und traf mit dem anderen Häuflein zusammen. Mit fragendem Blick sah ihm Eberwein entgegen. Sigenot schüttelte den Kopf und wandte sich ab. Ehe sie die Heimkehr begannen, standen sie lange und blickten nieder über den stundenweiten Grund des verschwundenen Windachersees und maßen mit staunenden Augen die Höhe der Felswand, über welche der „Starke im grauen Mantel" den Ruedlieb und das Rötli gefahrlos niedergetragen hatte in die sichere Tiefe. Als die Männer anfingen, das Wunder in lauten Worten zu preisen, ging Eberwein mit raschen Schritten dem Abstieg zu.

In später Nacht erreichte er mit Sigenot das Thal der Ramsau. Die Männer waren auf dem Grund des ausgeronnenen Sees zurückgeblieben und sammelten auf Eberweins Geheiß bei Fackelschein die Fische, von denen alle stehenden Lachen wimmelten. Das gab für die Bedürftigen reichliche Nahrung auf Tage und Wochen.

Am folgenden Morgen waren alle Pfade belebt, die aus der Ramsau, aus dem Gadem und von den Gehöften der Hochbauern zum Lokwald führten. Doch kein Ruf wurde laut, auch kein Gespräch begonnen, wenn zwei oder mehrere auf gleichem Weg zusammentrafen. Still und in sich versunken schritt ein jeder dem Ziel entgegen. Als der erste Sonnenschein über die Rodung fiel, herrschte noch tiefes Schweigen rings um die Klause. Müden Ganges schritten die Greise auf und nieder, welche die Leichenwache gehalten und in den Nächten lodernde Feuer geschürt hatten, um die Wölfe zu verscheuchen. Zuweilen blieben sie stehen, die Hände auf dem Rücken, und blickten in eine der drei mächtigen Gruben nieder, in deren Tiefe auf einem Rost von Balken die stillen Schläfer lagen, einer neben dem anderen, weit über hundert an der Zahl, fast der vierte Teil aller Lebenden, die den Morgen des Unglückstages gesehen hatten. Im größten der Gräber, das die Männer barg, ruhte Waldram inmitten der anderen, der Bekenner neben dem Zweifler, der Hörige neben dem Freien, die Bauern in der blutbefleckten Kotze neben den Wazemannsknechten im gelben Wams — sie alle waren Brüder im Tod geworden und vertrugen sich gut miteinander. Im Grabe der Weiber lag auch die alte Ulla. Ein Stein hatte den Nacken der Magd getroffen. Sie war nicht schnell genug gelaufen, um dem „Fluch der Salmued" zu entrinnen.

Vom gebrochenen Wald her klangen Beilschläge, und die ersten Leute kamen: ein Bauer, der auf den Armen ein blondlockiges Dirnlein trug, welches den Vater in Angst umschlungen hielt, als könnt' es auch ihn noch verlieren wie die Mutter; der Köppelecker mit seiner Bäuerin; Ruedlieb und Rötli, Hand in Hand, mit ihnen die beiden Mägde, der einzige Knecht, der ihnen geblieben war, und Sigenots Altsenn. Der alte Gobel, dem der Urstaller eine Kotze geliehen, brachte auf einer Kraxe den lahmen Buben getragen. Weiber kamen, an der einen Hand das eigene Kind, an der anderen ein fremdes und verwaistes führend. Immer zahlreicher traten die Kommenden von allen Seiten aus dem zerstörten Wald hervor, und der Ring der Menschen, über dreihundert an der Zahl, drängte sich um die Gräber. Als alle schon versammelt schienen, kam noch ein letzter: der Greinwalder; er war allein und streifte mit scheuen Blicken die Klause.

Unter der Thüre des dachlosen Kirchleins erschienen zwei Mönche: Eberwein mit der weißen Stola über der schwarzen Kutte, und ein anderer, der auf seiner Schulter ein schweres Kreuz mit dem heiligen Bilde trug. Als die Leute den Kreuzträger erkannten, ging eine Bewegung durch die Schar der Menschen und leise weinend bedeckte Edelrot das bleiche Gesicht. Inmitten der Gräber erhöhte Bruder Sigenot das Kreuz, daß die blauen Augen des heiligen Bildes niederblickten auf die stillen Schläfer. Mit schwankender Stimme sprach Eberwein die kirchlichen Gebete. Keine Glocke tönte und kein Weihrauch dampfte bei dieser ernsten Feier. Das Grabgeläute besorgten die Berge, von deren Höhe in Zwischenräumen das Knattern fallender Steine klang, und gleich dem Rauch eines Totenopfers qualmte der Nebel aus den versumpften Gründen. Der leuchtende Morgenhimmel begann sich zu bewölken, als möchte auch er sich in Trauer hüllen. Doch über die weite Rodung fiel noch helle Sonne und umwebte mit warmem Schimmer die offenen Gräber und die in dumpfem Schweigen verharrende Schar der Lebenden. Eberwein ließ die erste Scholle in das Grab der Männer fallen, und die traurige Arbeit der Spaten begann. Sie währte lange, und hoch türmten sich über den geschlossenen Gräbern die Hügel der ersparten Erde.

Unter lautloser Stille, aus welcher sich nur zuweilen ein kurzes krampfhaftes Schluchzen hören ließ, trat Eberwein neben das Kreuz und begann zu sprechen. Die ernste Weihe des Augenblicks erfüllte sein Herz, und was ihm heiß und strömend aus tiefster Seele kam, floß über in die Gemüter dieser gebeugten Menschen, wie zärtlicher Trost, gereicht von den Händen eines treuen Freundes. Laut weinten sie alle, und in ihren Thränen löste sich der starre Schmerz. Von neuem erhob Eberwein die Stimme. Um sie ihren Klagen und Zähren zu entreißen, sandte er die Frauen und Kinder zum Wald: sie sollten Zweige von den Tannen brechen und mit dem Grün die schwarzen Hügel schmücken. Und den Männern rief er zu: „Tretet her zu mir! Wir wollen raiten miteinander um das Landwohl!"

Vor der Klause saß er auf einem Holzblock, Sigenot an seiner Seite, und im Halbring standen die Männer umher, mit entblößten Häuptern — die Zahl der „raitfähigen Leut'" füllte nicht mehr das „Hundert" wie in der Thingnacht auf dem Totenmann. Kein Feuer loderte, es wurde kein Bock geschlachtet, kein Hahn geköpft, und die Stimmen schrieen nicht wirr durcheinander. Eberwein erhob sich. „Gott ist mit uns! Nun redet Ihr Männer! Was meinet Ihr, daß geschehen soll?"

Schweigen folgte. Dann trat der Köppelecker vor. „Schau', Herr, keiner weiß ein Wörtl, wir all' sind ratlos; eins aber wissen wir: Du meinst es gut mit uns, Du hast den Kopf und das Herz auf dem rechten Fleck! Und hast einen starken Helfer! Red' Du... es soll geschehen, was Du willst."

Da nickten sie alle, und ein Murmeln des Beifalls ging durch die Reihen. Helle Röte stieg in Eberweins bleiche Wangen, und nach allem Weh und Jammer schimmerte die erste Freude in seinen Augen. Mit bewegter Stimme sprach er. Seine erste Sorge war es, den verwaisten Kindern ein Heim zu suchen. Und da waren der Väter mehr, welche Kinder haben wollten, als Kinder, die der Väter bedurften. Seine zweite Sorge war die Not der nächsten Tage. Sechs Greise bestellte er, um die Fische zu verteilen, und zehn junge Männer, welche in den Wäldern jagen sollten, um Fleisch zu schaffen. „Erleget, was Ihr gewinnen könnt', doch schonet die Muttertiere und Kälber."

Wie sollte bei jenen, denen alles genommen war, der Bedarf an Kleidung gedeckt und der neue Stall bevölkert werden? Wer konnte geben? Einer um den anderen trat aus der Reihe, und jeder nannte, was er über den Bedarf des eigenen Lebens noch besaß und missen konnte. Keiner empfand, daß er schenkte. Sie alle fühlten auf ihren Schultern die gemeinsame Not, und jeder sagte sich: gieb heute — so kannst Du hoffen, daß Dir andere geben, wenn an Dich die Reihe kommt, zu nehmen.

Die beiden nächsten Tage bestimmte Eberwein zur Ordnung dessen, was sie bisher beschlossen hatten. Am dritten Tag sollten sie alle ruhen und Kräfte sammeln. Dann wollten sie mit dem Bau der Hütten beginnen. Ein jeder, dessen Haus verschont geblieben, sollte im Wechsel immer einen Tag für sich und die Seinen schaffen und am folgenden Tag beim Bau der neuen Hütten helfen, daß man die Mauern unter Dach brächte, bevor der strenge Winter käme. Damit an Stelle der verschütteten Felder und Halden neues Fruchtland für das kommende Jahr gewonnen würde, sollten die gebrochenen Thalwälder in Gevierte geteilt und die liegenden Stämme verbrannt werden, um durch die Asche den Gehalt der neuen Erde zu bessern.

So wurde Frage um Frage geregelt, und für alle Not fand Eberwein Rat und Hilfe. Als er nach langen Stunden die Männer entließ, drängten sich alle um ihn her, und jeder suchte einen Druck seiner Hände zu erhaschen. Nur der Greinwalder schlich davon, als wäre ihm in der Nähe des Mönches nicht ganz geheuer. Langsam, unter leisen Gesprächen, schritten die Männer heimwärts nach allen Seiten. Wie aus der Asche einer Brandstatt der erste grüne Halm, so war in ihren Herzen ein Trost ersprossen: der Mut zu neuem Leben, die Hoffnung auf bessere Zeit.

* Driscûvel, altes Wort für Thürschwelle.

Als Ruedlieb und Edelrot die Gräberstätte verlassen wollten und scheu vor der Klause stehen blieben, trat ihnen Bruder Sigenot entgegen. Seine Lippen blieben stumm, während er mit festem Druck ihre Hände faßte. Sie betraten das Kirchlein, und in der dachlosen Halle knieten sie auf nackter Erde. Eberwein legte die Hände der Liebenden ineinander und segnete ihren Bund. Als das junge Paar sich erhob, hatte Bruder Sigenot das Kirchlein schon verlassen. In Schweikers Zelle saß er auf dem Stangenlager, das Kinn auf die Brust gesenkt und die zitternden Hände im Schoß.

* * *

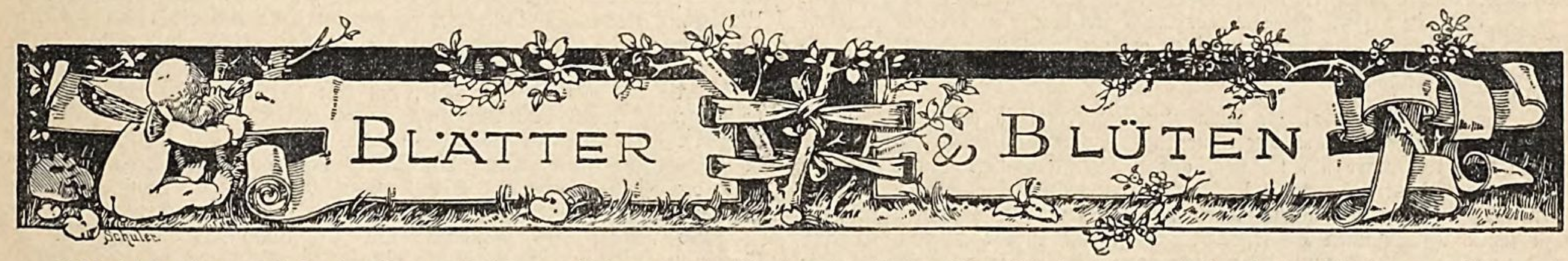
Ein wundersamer Spätherbst folgte, wie nur die Berge ihn kennen, leuchtend in allen Farben, mit goldener Sonne und fliegendem Silber. Jeder Tag schien den vergangenen an Glanz und Schimmer überbieten zu wollen. Den bedrückten Menschen kam diese schöne Zeit wie ein neuer Trost. Es schien, als hätten sich die Berge nur deshalb mit ihrem herrlichsten Gewand umkleidet, um den Menschen, welche irr geworden an dem väterlichen Boden, neue Heimatfreude in das Herz zu flößen, das gebrochene Vertrauen zu festen und die alte Treue wieder zu erwecken. Die Arbeit, welche sie in den ersten Tagen wie träumend geleistet hatten, begann ihnen wieder eine Lust zu werden, und mit Freude erfüllte sie jeder kleinste Erfolg, den sie mühsam gewannen. Doppelt genossen sie nach schwerem Tag die Ruhe am warmen Herd, und jeden kargen Lichtschein, der in ihre Herzen fiel, empfanden sie wie eine Sonne.

Die schönen Tage förderten alle Arbeit. Rastlos klangen die Beilschläge im weiten Thal, und überall loderten die Feuer, welche den gebrochenen Wald verzehrten. Tag um Tag, vom Frühlicht bis zur sinkenden Nacht, waren Eberwein und Bruder Sigenot rastlos auf allen Wegen. Sigenot leitete die Rodung der Wälder, und immer stellte ihn Eberwein an jenen Platz, wo es das schwerste Werk zu leisten galt; wußte er doch, daß er ihm besseren Trost nicht bieten konnte als Arbeit, welche kein Träumen und Grübeln gestattet, den Körper ermüdet und mit tiefem Schlummer lohnt. Eberwein selbst leitete den Bau der neuen Häuser; er wählte die Plätze, steckte die Flächen aus und lehrte die Bauenden feste Grundmauern zu legen, die Balkenwände mit Fachwerk zu durchsetzen, den Flur von der Stube zu scheiden und die Räume des Hauses wohnlicher zu gestalten. Und bei jeder Arbeit streute er den Samen frommer Lehre. Bei Anbruch der Nacht erst kehrten die beiden in die Klause zurück, welche schon längst wieder ihr Dächlein mit der Glocke hatte, dazu noch gute Thüren und einen festen Hag. Während Bruder Sigenot schwer ermüdet auf das Lager sank, saß Eberwein zuweilen noch beim Schein der Fackel vor seinen Büchern. Wurden ihm die Augen müde, so blickte er oft in stillen Gedanken zum sternenhellen Himmel auf und trauerte um die verschollenen Brüder.

Als er in solcher Stunde wieder einmal an Schweiker dachte, sah er plötzlich das gutmütige Flachsgesicht mit den wasserblauen Augen durch das offene Fenster in die Zelle blicken, bleich und mit einem Zug der Trauer. „Schweiker!“ stammelte er, sprang auf und streckte die Arme. Da war das Gesicht verschwunden. Er eilte ins Freie und rief den Namen des Bruders mit hallender Stimme in die Nacht hinaus. Aber alles blieb still in der finsteren Runde.

Bruder Sigenot, den der Ruf geweckt hatte, kam herbei. „Herr, was ist Dir?“

„Nichts! Ich habe geträumt!“ Zögernd kehrte Eberwein in seine Zelle zurück und fand in dieser Nacht keinen Schlummer mehr. Erst der folgende Morgen mit seinen Pflichten löschte den seltsamen Schauer, welchen das Gesicht in ihm geweckt hatte. (Schluß folgt.)



Nützet die Sommerferien! Von verschiedenen Seiten wurde die Frage aufgeworfen, ob die Ferienkolonien den schwächlichen unbemittelten Kindern einen Nutzen bringen, der im wünschenswerten Verhältnis stehe zu den Ausgaben, die mit der Reise verbunden sind. Man meinte, daß es auch genügen könnte, die unbemittelten Kinder in der Stadt zweckmäßig zu ernähren und zum fleißigen Spazierengehen anzuhalten. Diese Frage wurde jüngst von ärztlicher Seite in entscheidender Weise beantwortet. Dr. Schmid-Monnard in Halle a. d. S. hat regelmäßige Beobachtungen an 1000 Ferienkolonisten, an 1300 zurückgewiesenen und etwa einer gleichen Anzahl normaler Kinder angestellt und den Nutzen der Ferienkolonien aufs überzeugendste dargelegt. Durch Wägungen, Messungen der Länge und des Atmungsumfangs der Kinder wurde zunächst festgestellt, daß die schwächlichen Ferienkolonisten in ihrer körperlichen Entwicklung im Durchschnitt um ein volles Jahr hinter der gleichalterigen normalen Volksschuljugend zurückstanden. Auf diese schwachen wirkte nun ein dreiwöchiger Aufenthalt in einer Ferienkolonie so günstig, daß sie während dieser kurzen Zeit an Körpergewicht und Atmungsgröße etwa um ein Jahr zunahmen. Ein derartiger Erfolg ist innerhalb der Mauern der Fabrikstädte trotz der besten Ernährung nicht möglich, da hier der wohlthätige anregende Einfluß der reinen Luft fehlt. Gerade der Umstand, daß die Ferienkolonien im Gebirge oder in ausgedehnten Waldungen eingerichtet werden, wirkt auf die Lungenthätigkeit der Kinder so günstig ein. Man sollte darum das gute Werk mit aller Kraft fortführen, denn es vermag einen großen Teil unserer kränkelnden Volksschuljugend zum späteren Kampf ums Dasein wesentlich zu stärken oder vor frühzeitigem Siechtum zu bewahren.

Anderseits können auch bemittelte Eltern aus diesen Thatsachen eine wichtige Lehre ziehen. Der Nutzen der Sommerfrische für die Schuljugend wird durch die Ermittelungen Schmid-Monnards ins rechte Licht gerückt. Durch ein richtiges Ausnützen der Sommerferien geben wir unsern Kindern das kostbarste Gut, das wir ihnen vermachen können, Kraft und Gesundheit. *

Orientalische Früchteverkäuferin. (Zu dem Bilde S. 485.) Dort, wo die „Muski“, die Hauptverkehrsader orientalischen Lebens von Kairo, aufwärts nach den Windmühlenhügeln zu in die Wüste mündet, traf ich sie, die schöne Levantinerin Targija, an der Ecke einer Seitengasse sitzend und ihre Granatäpfel den Vorübergehenden mit frommem Gruß anbietend. Und hier erlebte ich auch das Wunder, von dem ich gelesen, das ich aber bisher, täglich verfolgt von dem Bettelgeschrei „Bakschisch, Bakschisch“ nicht für glaubhaft gehalten hatte, daß es nämlich selbst in Kairo Leute geben sollte, welche eine Ware unentgeltlich anbieten, ohne daraus einen Gewinn zu erhoffen. Ich hatte gelesen, daß mannigfach ein Moslem, der eine Versündigung wider Allahs Gebote begangen hat, sich die Selbstbuße auferlege, eigenhändig im Ziegenschlauch Wasser aus dem Nil zu schöpfen und mit den Metallschalen klappernd durch die Straßen zu ziehen und den Wanderern einen Labetrunk oder saftige Früchte anzubieten.

Sie hatte es nicht nötig, an den Straßenecken zu sitzen, wie sie mir erzählte; aber der strenge Derwisch Mewfik vom Kloster der heulenden Derwische hatte ihr die Buße auferlegt. Doch trug sie, wie es schien, nicht allzuschwer an der Last, sondern plauderte gar heiter und vergnüglich, und die dunkeln Augen glänzten voll Lebenslust hinter dem bunten Tuch, wie wenn sie wohl wüßte, daß die Vorübergehenden am wenigsten ihrer Früchte wegen bei ihr stehen blieben. C. C.

Neue naturwissenschaftliche Prachtwerke. Wie unsern Lesern bekannt, ist von Brehms „Tierleben“ vor nicht langer Zeit eine dritte Auflage zum Abschluß gekommen. Das unvergleichliche Meisterwerk ist damit wieder für eine geraume Zeit zu dem erhoben, was es bei seiner Entstehung war, zu einer Zusammenfassung des dermaligen Wissens über das Leben der Tiere, so, wie es in der Gegenwart beobachtet wird. Auf die Entstehung der Tierwelt, auf die allmähliche Entwicklung der Formen und Arten durch die Perioden der Erdgeschichte hindurch ist Brehm nicht eingegangen. Erst Darwin hat ja der wissenschaftlichen Bearbeitung dieser Fragen einen neuen epochemachenden Anstoß gegeben. Als eine Ergänzung des Brehmschen Werks nach dieser Seite hin dient nun das gleichfalls im Verlag des Bibliographischen Instituts zu Leipzig erschienene Buch „Die Schöpfung der Tierwelt“ von Dr. Wilhelm Haacke, einem der hervorragendsten Mitarbeiter an der neuen Auflage von Brehm, einem Gelehrten, der als Forschungsreisender, Tiergärtner, Museumsdirektor und akademischer Lehrer reiche Gelegenheit gehabt hat, sich mit allen Zweigen der Tierkunde eingehend vertraut zu machen. Das Buch ist ebenfalls mit einer Fülle mustergültiger Abbildungen, darunter vielen farbigen Tafeln, ausgestattet. — Aus demselben Verlage geht hervor die zweite Auflage eines Werkes, das in der naturwissenschaftlichen Litteratur eine nicht minder hervorragende Stellung einnimmt; es ist „Der Mensch“ von Johannes Ranke, dem berühmten Münchener Anthropologen. Die neue Bearbeitung wird von allen Freunden der Wissenschaft vom Menschen mit Freuden begrüßt. Hat doch kein Geringerer als Adolf Bastian Rankes „Der Mensch“ seiner Zeit ein „Fundamentalwerk der Anthropologie“ genannt, „das für jeden, der sich unter ihre Jünger eingeschrieben, ein unentbehrliches bleiben wird!“

Belauscht. (Zu dem Bilde S. 489.) Sie war ein kleiner Naseweiß, Annchen mit dem dunklen Lockenhaar und den schwarzen Augenbrauen, die ihrem 17jährigen Gesichtchen ein so eigenartiges Gepräge gaben. Und Annchen witterte ein Geheimnis in der Luft: Lise, die Schwester, so zerstreut, die Mutter so feierlich, der Vater so aufgeräumt, und der schöne stattliche Rechtsanwalt ein so gar häufiger Gast im Hause! Da war etwas im Werk, und zwar etwas sehr Interessantes, geeignet, Schwester Annchens natürliche Anlage zur Neugier auf eine fieberhafte Höhe zu

steigern. Sie mußte dahinter kommen, es koste, was es wolle! Und sie kam dahinter! Eines Nachmittags, als wieder der besagte Rechtsanwalt zu Tisch da war und die Schwester gar so befangen an den Speisen geknabbert, am Glase genippt hatte, war die Gelegenheit günstig. Selbst einem weniger argwöhnischen Beobachter hätte es auffallen müssen, daß plötzlich die blonde Lise aus dem Eßzimmer verschwunden war, desgleichen der verdächtige Rechtsanwalt. Wo mochten sie stecken? Draußen auf der Veranda? — Nichts! — Im Wohnzimmer nebenan? Auch da alles leer! — Doch nein — hört man hier nicht eine murmelnde Männerstimme und leises Lispeln von Frauenlippen? Das müssen sie sein! Wie der Wind ist Ännchen an dem halb zurückgezogenen Thürvorhang, der den Salon vom Wohnzimmer trennt, und da steht sie und lauscht, und vor lauter Aufregung versteht sie kein Wort von dem, was die da drinnen verhandeln. Aber das ist ja auch ganz gleichgültig, eins steht fest, und das genügt ihr: die zwei da drinnen sind einig, sie hat es herausgebracht, das große Geheimnis!

Nur eins trübte Ännchens stolze Genugthuung: daß das Geheimnis noch am selben Nachmittage aufhörte, ein Geheimnis zu sein.

Eine deutsche Industrie in den Urwäldern von Formosa. Von den fernen malayischen Inseln wird einer der köstlichsten Riechstoffe, das „Ylang-Ylang-Oel", nach Europa gebracht. Es bildet einen wichtigen Bestandteil der feinsten Taschentuchparfüme, aber wie wenige, die in Deutschland sich an diesem Duft ergötzen, haben eine Ahnung davon, daß deutsche Apotheker und Chemiker auf Manila und anderen Inseln des malayischen Archipels aus den Blüten des Ylangbaumes das Ylangöl destillieren!

Seit einigen Jahren sind nun unsere Landsleute auch in die Urwälder der Insel Formosa eingedrungen, um dort den Kampfer zu gewinnen, der den Europäern erst durch die Araber bekannt wurde und nunmehr ein wertvolles Heilmittel bildet. Er wird auch von Hausfrauen als Mittel zur Vertreibung des Ungeziefers benutzt, und seine Verbindungen gewinnen gegenwärtig in der Technik eine immer größere Bedeutung. Es giebt verschiedene Sorten des Kampfers: diejenige, die nach Europa verschifft wird, ist der Lorbeerkampfer, der aus einem hochwachsenden Baume, dem Laurus camphora, gewonnen wird. Japan lieferte bis jetzt am meisten davon, es hat im Jahre 1892 rund 17500000 Kilogramm nach allen Weltteilen verschifft. In Japan wird der Baum regelrecht kultiviert, die Forsten stehen unter behördlicher Aufsicht, und wer einen Kampferbaum niederlegt, ist verpflichtet, dafür einen neuen zu pflanzen.

Seit einiger Zeit ist aber der Kampfer von der chinesischen Insel Formosa mit dem japanischen in einen ernsten Wettbewerb getreten, und dies ist eben das Werk einiger unternehmender Deutschen, die sich dort niedergelassen haben.

Die Insel Formosa, die etwa zweieinhalbmal so groß ist wie das Königreich Sachsen, bildet eine chinesische Provinz, aber das Ansehen der Regierung beschränkt sich lediglich auf das Küstengebiet. In den hohen Bergen des Innern herrschen noch wilde kriegerische Eingeborene, die in den ausgedehnten Urwäldern ihren Feinden leicht zu trotzen vermögen. In jenen unwegsamen Gebirgswäldern gedeiht nun der Kampferbaum, und in diese Wildnis muß jeder eindringen, der ihn gewinnen will. Die Eingeborenen sehen jedoch die Fremden nicht gern und geben nicht immer die Erlaubnis, so daß man stets auf heimtückische Ueberfälle und blutige Kämpfe gefaßt sein muß.

Trotz dieser Mühen und Gefahren haben einige Deutsche in der Nähe des Hafens von Tamsui im Norden der Insel eine Niederlassung gegründet, von welcher aus Expeditionen in die Gebirgswälder unternommen werden. Wird nach einem drei bis vier Tage langen Marsche durch die Wildnis eine Gegend entdeckt, die reich an Kampferbäumen ist, so baut man hier Blockhütten und richtet sich für Monate ein, denn der Kampfer muß an Ort und Stelle gewonnen werden.

Der Baum „Laurus Camphora" erzeugt in seinen Blättern das Kampferöl, welches von hier durch die Zweige in das Holz gelangt und in diesem zu dem weißen Kampfer auskrystallisiert. Aus dem Holze muß also der Kampfer herausgezogen werden.

Zu diesem Zwecke werden die Bäume gefällt und zerkleinert, die Holzspäne mit Wasser in Destillierblasen gebracht und diese auf offenes Feuer gesetzt. Mit den Wasserdämpfen entweichen Kampferöl und Kampfer, werden aber in Kühlvorlagen wieder verdichtet, und man sieht auf dem Wasser des Kühltroges Oel und Kampfer schwimmen. In Japan sammelt man beide Stoffe, denn das Kampferöl eignet sich ausgezeichnet zur Bereitung vorzüglicher Lacke; auf Formosa würde der Transport des Oels nicht lohnen, weshalb man dort nur den Kampfer abschöpft. Die Apparate sind sehr einfach; sie bestehen aus Kesseln mit Hauben, Bambusröhren und Holztrögen als Kühlvorlagen. An einem Tage gewinnt man von einer 100 Kilo schweren Füllung etwa 2 bis 3 Kilo Kampfer; ein starker 50jähriger Baum giebt 1 Pikul, d. h. 60 Kilo Kampfer, ein Gewicht, für das in Europa sehr verschiedene Preise bezahlt werden, denn im Jahre 1892 schwankte der Kampferpreis auf europäischen Großmärkten von 150 bis 270 Mark für das Pikul.

Sind die brauchbaren Bäume gefällt und abdestilliert, so wird der Kampfer auf dem Rücken chinesischer Träger in die Niederlassung bei Tamsui gebracht, hier noch einmal gereinigt und in lange mit Stanniol ausgelegte Kisten verpackt. Von Tamsui wandert er nach Hongkong, dessen Hafen den Stapelplatz des chinesischen Kampfers bildet.

Diese Industrie der Deutschen in den wilden Urwäldern von Formosa ist keineswegs unbedeutend. Die Niederlassung verfügt über 900 bis 1000 Destillierapparate, die fast fortwährend in den Urwäldern dampfen, und ihre Erfolge sind keine geringfügigen. Im Jahre 1891 wurden von Formosa nur 2885 Kisten verschifft, von denen jede etwa ½ Centner Kampfer faßte. Im Jahre 1892 stieg die Ausfuhr auf mehr als das Doppelte und betrug 6896 Kisten. Es ist dies ein Erfolg deutschen Fleißes und Unternehmungsgeistes, der bis jetzt weiteren Kreisen in der Heimat nicht bekannt geworden ist. *

Vor und nach der Schlacht. (Zu den Bildern S. 496 und 497.) Die ansprechenden Genrebilder G. von Boddiens versetzen uns in die Zeit des Siebenjährigen Krieges; das erste zeigt uns die heitere Sorglosigkeit des Soldatenlebens, welche den Augenblick erfaßt und auch auf dem Marsche zum Schlachtfeld keine Todesgedanken hegt. Wir sehen eine Gruppe von Ziethen-Husaren vor uns, die neben einem Marketenderwagen in einer Dorfstraße abgesessen sind und mit der jungen Marketenderin scherzen, welche ihnen lächelnd den erquickenden Trank einschenkt. Einige umstehen den Wagen; einer leert das Glas, das er sich erobert hat; vorne auf der Umfassung eines ländlichen Brunnens sitzt behaglich ein anderer Reiter, ein Trompeter. Doch schon hat die Stunde geschlagen, welche dieser fröhlichen Lebenslust ein rasches Ende bereitet. Die Ordonnanz, die dort zu Pferde vor dem Offizier hält, hat den schriftlichen Befehl zum Aufbruch gebracht, und bald wird das Signal ertönen, welches den fröhlichen Reitertrupp zur ernsten Entscheidung des Schlachtfeldes fortruft. Ziehen doch schon im Hintergrunde die Seydlitz-Kürassiere dem Schlachtfeld zu! Und die Ziethen-Husaren werden ihnen bald folgen, dem Stern des großen Königs vertrauend, der sie schon oft zum Siege geführt.

So einfach dies Genrebild ist, so stimmungsvoll erscheint der Gegensatz zwischen der Lebensfreudigkeit der Soldaten und der Todesdrohung der bevorstehenden Schlacht. Und wie friedlich ist hier alles in der stillen Dorfstraße — man glaubt den Röhrbrunnen mit einförmiger Gleichmäßigkeit plätschern zu hören. Bald wird von dem fernen Hügel der Kanonendonner ertönen, der die Dörfer ringsum aus ihrem Frieden schreckt!

Und nun ist sie vorübergebraust, die heiße Schlacht — welch ein anderes Bild! Husaren und Kürassiere haben eine Batterie erstürmt: vor der eroberten Kanone liegt ein gefallener Husar, im Vordergrunde ein zum Tode getroffener Trompeter der Kürassiere; das zweifelnde Gesicht des Feldschers verrät uns, daß hier wenig Hoffnung mehr ist. Ergriffen schaut der junge Offizier auf den Armen nieder, ebenso der Wachtmeister, der den Schimmel des Trompeters eingefangen hat und ihn am Zügel führt; die abziehenden Kürassiere blicken teilnahmvoll auf den gefallenen Kameraden.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig. W

Nr. 30. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Brüder.

(3. Fortsetzung.)

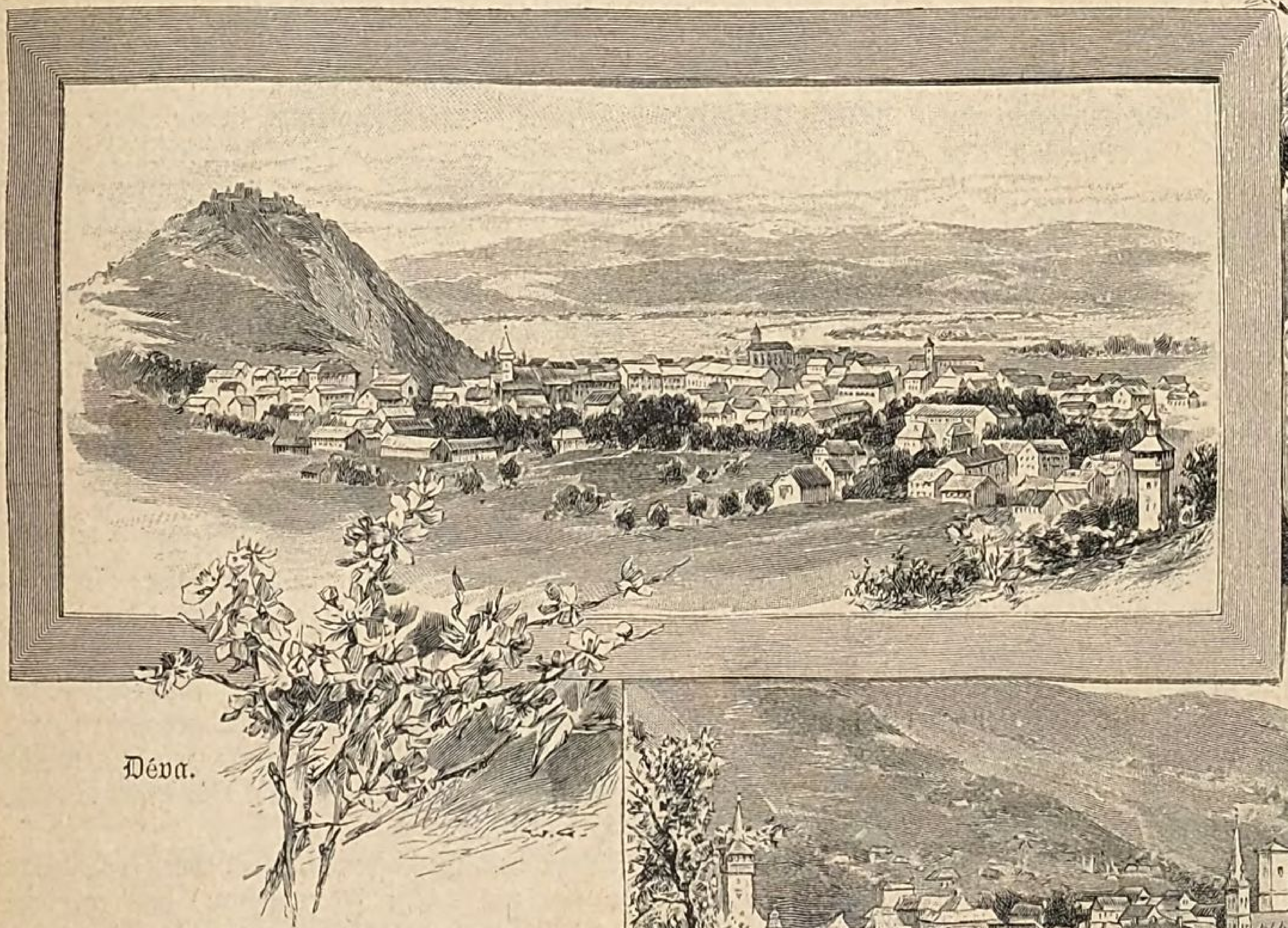
Roman von **Klaus Zehren.**

Der Prinz hielt in seiner Erzählung inne, tief Atem holend; auf seinem Gesicht flog es unruhig hin und her; seine großen kräftigen Zähne leuchteten glitzernd im Gaslicht zwischen den vollen Lippen.

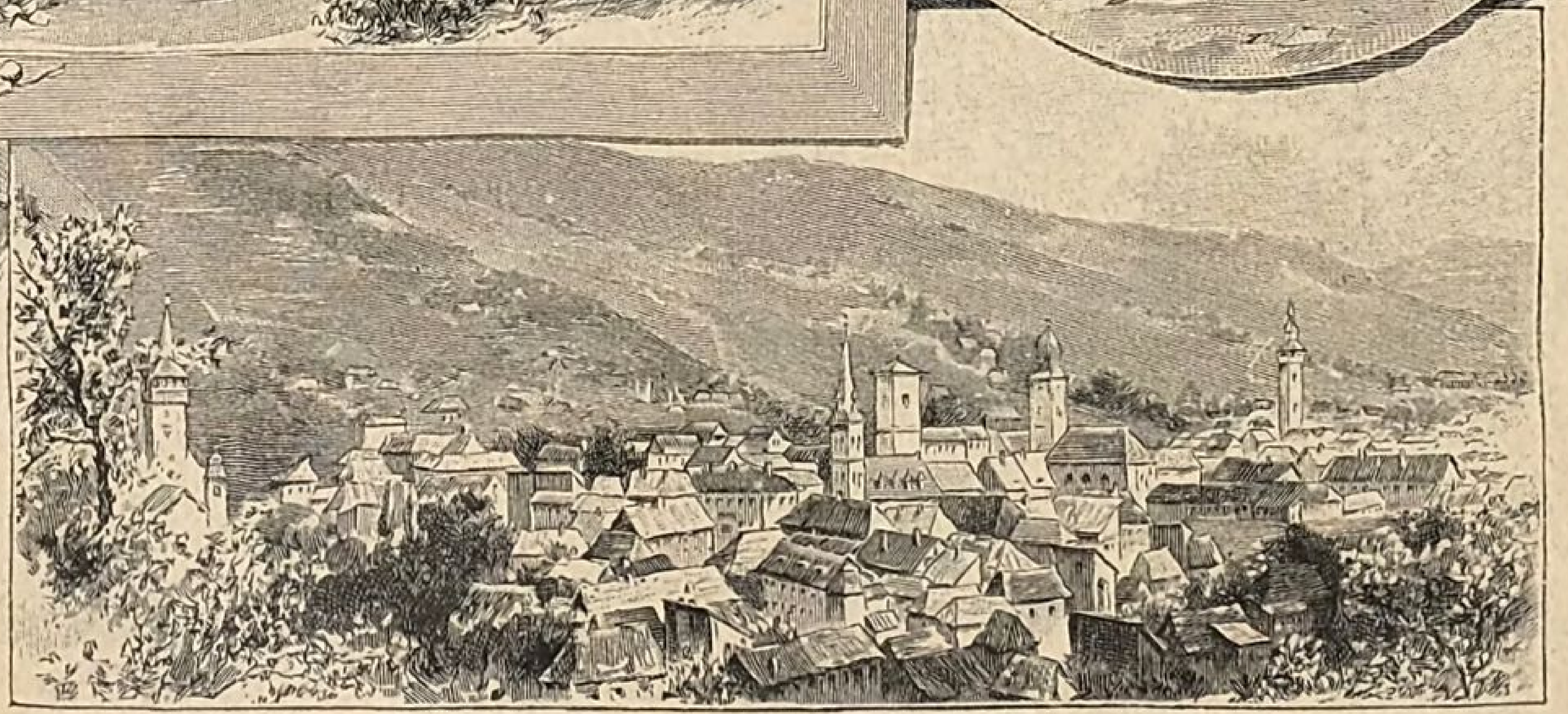
„Soll ich weiter erzählen, Herr von Weßnitz? Nun, ich fing an zu studieren, zu lernen. Ein angeborener Wissensdurst fesselte mich an die Arbeit. Im übrigen, ein Mensch von achtzehn Jahren, ein Fürst mit solchen zerstörten Jugendträumen, mit einem fast unbeschränkten Kredit — Sie werden sich selbst sagen, was aus ihm werden mußte! Trotzdem sank ich nicht ganz: es gab etwas, was stärker war als die Lockungen der Gelage, als die Süßigkeiten für meine verhätschelte Eitelkeit, die mir überall gereicht wurden. Es kam ein Tag, wo der Ekel vor mir selbst mich faßte, wo ich erwachte. Ich ging nach Wien, nach Italien, ein Stürmen und Drängen in der Brust, als müßte ich etwas Neues, Großes schaffen. Ich begann zu schreiben, zu dichten, suchte den Verkehr mit Künstlern, mit hervorragenden Männern und fand den Wert des Lebens bei ihnen. Aber die Achtung vor der Frau war in mir erstorben, und doch packte es mich oft mit heißer Sehnsucht, nur eine zu finden, zu der ich aufsehen könnte, ein Wesen, das mit mir fühlen und denken würde. Eine nur, die nicht wäre wie alle andern, die nicht nach Namen, nach Stand, nach Reichtum spähte! So kam ich nach Paris. Wieder packte mich das alte Leben in dieser Stadt, wo es so bequem ist, von Genuß zu Genuß zu taumeln, wenn man Geld hat. Ich habe



Altrömische Grabsteine am Gehöft des Romulus Gritta zu Verespatak.



Déva.



Abrudbánya.

Ansichten aus dem siebenbürgischen Erzgebirge.

Nach Skizzen von O. Weise gezeichnet von W. Gause.

meinen Reichtum oft verflucht. Ein bettelarmer russischer Geigenspieler, der mit seinem Weibe elend und hungrig, aber leidlich zufrieden vier Treppen hoch in einer dürftigen Dachstube hauste, erregte meinen Neid durch seine Zufriedenheit. Ich konnte es nicht lassen, ihm soviel Geld zu geben, daß er sich ein anständiges Heim hätte mieten können. Acht Tage darauf traf ich ihn in liederlicher Gesellschaft im Bois de Boulogne. Ich hätte ihn niederschlagen mögen wie einen räudigen Hund!"

Hell schallend tönte wieder Gelächter aus dem Nebenraum. Ein eigentümliches Lächeln zog über des Russen Züge und ließ sie fast greisenhaft erscheinen.

„Wie viele Nächte habe ich so verbracht!" Er sah mit großen weitgeöffneten Augen zu Hermann hinüber; der Ausdruck in seinem Gesicht ward weich und träumerisch. „Und dann lernte ich sie kennen, Ihre Schwägerin. Ich kann es nicht ganz in Worten wiedergeben, was damals in mir emporwuchs. Sie hat mich wie ein Kind erzogen, in Scherz und Ernst; ich begann wieder Achtung vor mir zu fühlen, zu arbeiten, zu leben wie ein vernünftiger Mensch. Ich hatte den Glauben an die Frau, an das Gute und Edle wiedergefunden!"

Es lag etwas in diesen Worten, was Hermann zu Herzen ging, was sympathische Schwingungen in seinem Inneren weckte.

„Und Sie lieben meine Schwägerin?"

Der Russe hob abwehrend die Hand.

„Nicht das Wort! Nein! Es ist so oft etwas damit bezeichnet worden, was gemein ist. Nein, lassen Sie! Ich habe nie daran gedacht, die Hand nach ihr auszustrecken. Sie ist so rein, daß ein Engel vor ihr sich beugen müßte."

Was sollte Hermann darauf erwidern? Er brachte es nicht fertig, diesem idealen Glauben auch nur ein Atom seines Daseins zu rauben. Und doch, während er den Prinzen mit einem forschenden Blick streifte, stieg in ihm ein unerklärliches Angstgefühl auf. Hinter all dieser Schwärmerei, hinter aller Selbstlosigkeit der Liebe schien ihm bei dem Russen ein Stück asiatischer Wildheit zu lauern, die einmal durch die mühsam gebauten Wände sich verheerend Bahn brechen würde. Ob Lore dann die Kraft hätte, ihr zu widerstehen?

Sie saßen sich eine Weile stumm gegenüber, in das aufgetragene Souper vertieft. Als Hermann, um dem Kellner einen Auftrag nachzurufen, einen Augenblick auf den Flur hinaustrat, von dem aus die Thüren zu den kleinen Zimmern führten, stieß er mit einem Herrn zusammen.

„Verzeihung! — Was? Du hier, Bruno?"

„Aha, alter Duckmäuser! In Gesellschaft, he?"

„Nicht wie Du glaubst, Bruno! Was machst Du denn noch hier? Ich war heute abend bei Deiner Frau, sie erwartete Dich vergeblich."

„So, so." Ein Schatten flog über Brunos fröhliches, leichtsinniges Gesicht. „Weiß der Himmel! Ich bin nach dem Essen so hängen geblieben; wir saßen ewig lange bei Tisch, und nachher ließen mich die Freunde nicht los. Alles Leute, die ich von früher her kenne. Uebrigens, sitzt Du denn ganz allein hier hinter der Flasche?"

„Nein. Ich bin hier mit Eurem sogenannten Prinzen Sissi, den andern Namen kann ich nicht aussprechen."

„Was? Sissi hier?" rief Bruno. „Haha, Lores Schatten! Menschenkind, was fängst Du mit dem an?"

„Gerade die zweite Flasche Château la Rose!"

Bruno riß die Thüre auf. „Prinz Sissi, bei Gott! Ihr Pariser Gesicht hat mir gerade noch gefehlt. Château la Rose — auch schwer genug für Sie, Prinz! Aber kommen Sie, hier im Nebenzimmer ist lustige Gesellschaft. Die andern haben einige Damen mitgebracht. Vorwärts, alter Nihilist und Weltverächter! Schön ist des Lebens grüner Baum!"

Der Russe lachte über das ganze Gesicht; er bewunderte ohne Frage diesen Weßnitz mit der unverwüstlichen Lustigkeit.

„Nun wohl, ich habe nichts dagegen, obgleich diese Damen —"

„Machen Sie doch keine Dummheiten! Wenn ich als Ehemann dabei bin, können Sie erst recht mitkommen!"

„Ich werde nach Hause gehen," sagte Hermann etwas schwerfällig.

„Sei kein Thor! Komm mit, Menne!" rief Bruno ihm zu mit dem alten Namen aus der Kinderzeit. „So jung kommen wir nicht wieder zusammen."

Aber Hermann wollte nichts davon hören. Er sei müde, erwiderte er, und so führte Bruno, den Prinzen unter den Arm fassend, diesen allein in das andere Zimmer, während Hermann sich auf den Heimweg machte.

Er war nachdenklich geworden. Seine Gedanken wandten sich den Erlebnissen des verflossenen Tages zu. Er gedachte der Begegnung mit jener Edda bei seiner Schwägerin. Sie hatte ihm nicht mißfallen. Diese eigentümlich ernsten klaren Augen in dem feinen durchgeistigten Gesicht! Und dann ihr Wesen! Dieses Schroffe, Abstoßende und dabei diese offene Ehrlichkeit!

Und Bruno, was war der für ein Mensch? War er überhaupt ein Charakter? Nein — nur ein Gemisch von körperlichen Vorzügen mit allen möglichen liebenswürdigen Eigenschaften und Angewohnheiten. Ob solche Naturen wohl glücklich zu nennen waren, die unbedacht, fast unbewußt, nur ihren Trieben folgend, bis hart an das Schlechte sich fortreißen ließen? Und wo lag der Weg für den, der wirklich ein ganzer Mensch sein wollte? War auch das Glück, nicht nur die Ruhe des Gewissens da zu finden, wo einer ehrenhaft nach großen Zielen strebte?

Derjenige, mit dem sich Hermann, die Linden hinabgehend, in Gedanken beschäftigte, schritt mehrere Stunden später langsam der Tiergartenstraße zu. Er freute sich, daß die Luft ihm so rein und kalt entgegen wehte, durstig sog er den frischen Windhauch ein, und er beschloß, noch ein wenig spazieren zu gehen, um die Wirkung des genossenen Weins und aus den Kleidern den Cigarettengeruch los zu werden.

Er schlenderte vor seinem Hause auf und ab. Aus dem einen Eckfenster glänzte ein matter Lichtschimmer still, fast melancholisch in die Nacht hinaus, ein schwaches rötliches Licht, das von der kleinen Ampel im Schlafgemach herrührte. Jetzt ruhte Lore wohl schon lange, den rechten Arm nach ihrer Gewohnheit unter den rotblonden Haaren. Wie oft hatte ihn, wenn er in der Nacht nach Hause kam, dieser Anblick entzückt! So schön wie sie war doch keine!

Der Wunsch stieg in ihm auf, etwas Liebes für sie zu thun, gerade heute, etwas Besonderes. Trotz der späten Stunde eilte er zum nächsten Droschkenplatz und ließ sich nach der Friedrichstraße fahren. Dort standen wie immer Blumenverkäufer, halb erfroren und erstarrt. Er kaufte einigen aus den flachen Körben den ganzen Vorrat ab. Glücklich setzte er sich dann wieder in die Droschke zweiter Klasse, die er ohne lange Wahl genommen hatte, und ordnete die Sträußchen zu einem Bouquet, sich über seinen genialen Einfall freuend, aus den zerrissenen Polstern des Sitzkissens einen Faden herausgezogen zu haben, mit dem er die einzelnen Teile seines Straußes zusammenband. Lore hatte ja die Blumen so gern! Nur mit diesem Gedanken beschäftigt, mit den Veilchen und Schneeglöckchen in der Hand, eilte er die Treppe hinauf, warf rasch Hut und Mantel ab und schlich behutsam an Lores Bett.

Sie schlief nicht, hatte nicht einschlafen können, und ihre braunen Augen schauten weitgeöffnet zu ihm auf. Sie lächelte dazu. Das war nicht der Blick einer Gattin, die bereit ist, mit einer Flut von Vorwürfen zu beginnen; davor schützte sie ihr richtiges Gefühl diesem Mann gegenüber.

„Guten Abend, Bruno!"

„Guten Abend — oder besser Guten Morgen, Lore! Da, da!" Er drückte ihr die kalten frischen Blumen in die Hand.

Ein erstauntes: „Ach, wo hast Du denn die her?" war die Antwort. Tief atmend steckte sie das rosige Gesicht in die duftenden Blüten. „Wie herrlich!"

Sie schlug die Augen voll zu ihm auf, das ganze Gesicht von einem frohen Gefühl erhellt. Er hatte doch an sie gedacht in seiner Abwesenheit! Weit breitete sie die Arme aus und zog seinen Kopf zu sich herab, ihm die Lippen entgegendrängend. Da glänzte etwas Feines, Lichtes auf seinem Rock.

Ihre Augen blieben darauf haften, ihre Lippen erwiderten nicht den Druck der seinigen. Ein Frauenhaar, das auf dem Kragen seines Frackes lag, ein braunes Frauenhaar! Ihre Arme glitten zurück, ihr Mund, eben noch lächelnd und ihm entgegenstrebend, nahm den Ausdruck eisiger Kälte an. Jäh pochte ihr das Blut in den Schläfen.

„Ja, ich danke Dir, es war sehr — freundlich!"

„Was ist, Lore?" fragte er, über die plötzliche Veränderung in ihren Mienen erschreckt.

Wie zufällig schob sie den Strauß an den Rand des Bettes, so daß er hinabrollte. „O, nichts! Doch Du solltest etwas peinlicher mit Deiner Garderobe sein!" sagte sie mit tonlosem Lachen. Ihr Zeigefinger deutete auf das Haar an seinem Rock; er faßte danach und es blieb, im Lichte glänzend, an seinen Fingern hängen.

„Es war doch ein Herrenabend heute, nicht wahr?"

Zuerst wollte er laut auflachen, in dem Gefühl, daß seine Frau grundlos eifersüchtig sei. Er hatte doch nichts Unrechtes gethan! Konnte er etwas dafür, daß die eine der Schauspielerinnen, mit denen er zusammengewesen war, ihr Ohr an seine Brust legte, weil er behauptet hatte, ihr Austernappetit verursache ihm Herzklopfen?

„Es ist ja Unsinn, Lore! Du wirst doch nichts Schlimmes von mir glauben? Ein Zufall!"

„Nein — glauben nicht! Aber ich bin müde." Wortlos drehte sie den Kopf auf die andere Seite.

Er wollte ihr später alles erklären; in solchen Augenblicken war es ja weise, Frauen in Ruhe zu lassen; sie nahmen da doch keine Vernunft an. Innerlich freute er sich über seine Ruhe und seine Kenntnis des Frauenherzens und schlief bald ein mit dem Vorsatz, am andern Morgen nach dem Frühstück alles zu erzählen. Lore aber lag mit geöffneten brennenden Augen da; sehnsüchtig wartete sie auf ein Wort von ihm, wartete bis zum Morgengrauen, schlaflos, reglos, mit ängstlichem halberstickten Herzschlag.

Schwatzhafte Spatzen lärmten bereits vor den Eisblumen der Fenster, als Bruno sich erhob. Früher als gewöhnlich rief ihn eine zwingende Pflicht in das Auswärtige Amt. Lore war noch nicht aufgestanden, und die beabsichtigte Beichte bei der Frühstückscigarre ging so verloren.

Bruno hatte den ganzen Tag zu thun und am Abend fand er seine Frau wie immer, vielleicht etwas bleicher als sonst, ein wenig, aber kaum merklich ruhiger und kälter. Sie wird gar nicht mehr an die Geschichte denken, sagte er sich, als er ihr den Gutenachtkuß gab. Allein seine Lippen fanden ihren Mund nicht, sondern nur ihre halb abgewandte Wange.

Es war eine Woche vergangen. Hermann hatte seine Schwägerin abgeholt, um sie zur Schlittschuhbahn im Tiergarten zu begleiten, da Bruno das Vergnügen des Eislaufs nicht liebte. Edda Helm dagegen hatte den Bitten der Freundin nachgegeben und ihr Erscheinen ebenfalls in Aussicht gestellt.

Die Wangen von der frischen Winterluft gerötet, schritt Lore neben dem Schwager her, der schweigsam den Blick über die blattlosen schwarzen Baumäste schweifen ließ, von denen der Ostwind zuweilen den letzten Schnee in leichten Wolken herabstäubte. Verstohlen wandte Lore von Zeit zu Zeit das Gesicht zu ihm und verfolgte prüfend die scharfgeschnittene Linie seines Profils mit den Augen. Wie fest und markig diese Züge waren, als hätte die Natur absichtlich darauf verzichtet, etwas Schönes zu schaffen, nur um ungehindert ein Bild herber abgeschlossener Männlichkeit geben zu können! Und dennoch erinnerte sie sich, wie das Antlitz des Knaben und des ganz jungen Offiziers weich und offen gewesen, wie die Augen einst fast harmlos, mit einem leichten Anflug von Träumerei in die Welt geschaut hatten! Er war doch sehr verändert. Unwillkürlich verglich sie das Gesicht des Schwagers mit dem ihres Mannes. Eine gewisse Aehnlichkeit war vorhanden, zweifellos; nur daß bei Bruno Leben war, was hier Ruhe, bei Bruno alles weich, gefällig, was hier hart und fest.

Lore hatte jene Nacht nicht vergessen können, in der Bruno ihr die Blumen brachte. Sie hatte gerungen mit der Erinnerung Tag und Nacht, dem Zauber nachgespürt, den ihres Mannes Persönlichkeit noch immer auf sie ausübte, und sie hatte versucht, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es wollte jedoch nicht recht gehen damit.

Eine unheimliche Ahnung, die schon während der Jahre in Paris leise in ihr aufgetaucht war, beherrschte ihr Gefühl, wenn er in ihre Nähe kam, ein Gefühl, als hätte Bruno niemals offen seine Seele, seinen Charakter vor ihr enthüllt, als decke er vieles, vieles mit seiner Liebenswürdigkeit zu. Ihr Vertrauen zu ihm war erschüttert.

Konnte dieser Mann zugleich mit anderen Frauen tändeln und ihr die Treue bewahren? Konnte er das, ohne zu lügen? Und warum sollte er nicht lügen? Er konnte ja alles!

Lore gehörte zu den Frauen, die wenig in der Welt lernen. Ihr Gemüt war sehr fein angelegt, sie empfand rein, aber kam selten zur Klarheit und wurde bei der kleinsten Ursache, die ihr Gemütsleben verletzte, leicht hilflos.

Wie fest Hermann mit seinen großen etwas steifen Schritten den knirschenden Schnee trat! Das Gefühl äußerer und innerer Sicherheit in seiner Nähe war bezwingend. Unwillkürlich schob sie ihre Hand unter seinen linken Arm.

„Gehe ich zu schnell, Lore?"

„Nein, nein. Es ist gerade recht so."

Sie lehnte sich fest an ihn und ihre Gedanken schweiften weit zurück zu den Tagen der Kindheit und blieben dann an ihrem Zusammensein jüngst in der Dämmerstunde haften.

Der unbezwingliche Wunsch stieg in ihr auf, wieder an diese Sache zu tasten, ganz vorsichtig, um zu erfahren, ob denn ein Mann wie dieser wirklich mit solch einer Jugendliebe fertig werden, abschließen konnte. Das Gefährliche dieses Wunsches ward ihr selbst nicht klar; sie wußte nicht, daß dahinter etwas Unheimliches, Drohendes in ihrer eigenen Seele schlummerte, das schon seit Jahren und vollends in den letzten Monaten in ihr heraufdämmerte, ein inneres Sichlösen von ihrem Gatten, ein Lockern des Bandes, das sie mit ihm vereinigte. Eine große wahre Liebe hatte sie eigentlich nie für Bruno empfunden; nur das Wohlgefallen des unerfahrenen Mädchens an seiner äußeren Person, an der Liebenswürdigkeit seines Wesens, das schwärmerische Gefühl für den verwundeten Offizier. Das hatte sie gefangen genommen wie ein Rausch, hatte ihr die Augen zugedrückt unter seinen Küssen. Aber nun? Manchmal graute es ihr vor dem fast bewußtlosen Zustand ihrer Seele.

„Glaubst Du, Hermann, daß es Männer giebt, die gleichzeitig mehrere Frauen lieben können?" fragte sie plötzlich, ganz unvermittelt.

Er versuchte scherzend dieser Frage auszuweichen. „Warum nicht? Bei einiger Uebung."

„Nein, nicht so! Ich frage ganz ernsthaft."

Hermann ahnte, worauf sie hinauswollte, und blickte eine Weile zur Seite.

„Ja — und nein! Das heißt, ein großes Gefühl müßte jede Zuneigung anderen Frauen gegenüber töten. Wie lange ein solches Gefühl besteht, weiß ich nicht; bei einigen sicherlich ein ganzes Leben lang. Uebrigens ist das ein Thema, das mit einer Dame gründlich zu erörtern unmöglich ist."

Lore runzelte unmutig die feinen Brauen. „Weshalb? Ich bin verheiratet, wir kennen uns genau, Du brauchst nicht zimperlich zu sein."

„Nein," sagte er kurz. „Aber außerdem läßt mich das Thema kalt, weil es für mich nicht von praktischem Wert ist."

Sie begriff, daß er nicht weiter zu bringen sei. „Was sagst Du zum Prinzen Sissi?"

„Du kennst ihn besser als ich," wich er aus.

„Und Du bist unausstehlich heute, Hermann! Findest Du meinen Verkehr mit ihm unpassend?"

„Für deutsche Verhältnisse, ja!"

„Mag sein," antwortete Lore und wiegte den Kopf langsam hin und her, „obgleich es lächerlich ist, darin etwas zu finden. Dieses erwachsene Kind verehrt mich wirklich selbstlos und würde sich eher die Zunge abbeißen, als irgend ein Wort sagen oder etwas thun, was mich zwingen würde, den Verkehr abzubrechen. Dieser Prinz Sissi ist ein aus Gegensätzen zusammengesetzter Charakter, ich weiß genau, wenn er nicht mehr zu mir kommen könnte, würde er untergehen."

„Weißt Du so ganz genau, Lore, daß dieser Russe nie die Grenzen überschreiten wird, die er sich bis jetzt in Eurem freundschaftlichen Verhältnis gezogen hat? Und wenn auch — eine Frau von Weßnitz steht hier nicht außerhalb der Welt!"

„Bah, die Klatschmäuler! Wer kann sich davor schützen? Die Hauptsache ist doch das eigene Gewissen."

„Das sieht niemand!"

„Also wieder die Mitmenschen, die wir fürchten sollen! Nein, nein! Der Prinz ist imstande, irgend eine entsetzliche Dummheit zu machen, wenn ich ihn fortjage, ich übe wirklich einen guten Einfluß auf ihn aus."

„Hältst Du Dich ihm gegenüber für ganz sicher, Lore?"

Heiße Röte stieg ihr ins Gesicht, während sich ihre Blicke mit den seinigen kreuzten.

„Pfui, Hermann!" rief sie mit bitterem Lachen, sich hoch aufrichtend. „Wenn ich mich aber je einmal nicht sicher fühlte — was schadet es, wenn ich mich auf denselben Standpunkt stelle wie die Herren der Schöpfung?"

Der Ton ihrer Stimme schnitt ihm ins Herz. Das war nicht mehr die Lore, die er einst geliebt. Es lag etwas Herbes und zugleich Frivoles in ihrer Aeußerung. Ein heißer Zorn gegen den, der in dieser Frauenseele solche Verheerung hervorgerufen, schwoll in ihm auf. „Lore!" sagte er nur, mit tiefer Stimme, in der etwas von seiner inneren Erregung zitterte.

Da — dasselbe Gesicht, das er an der kleinen Kousine so wohl gekannt; dies scharfe Herunterpressen der Mundwinkel und diese langsam in die Wimpern tretenden großen Thränen! Es war ihm im Gedächtnis geblieben; kein anderer Mensch in der Welt weinte so. Einige Thränen rollten auf das Pelzwerk ihres Mantels und gefroren dort in der eisigen Luft zu glitzernden Perlen. Er blickte darauf nieder und alles ward weich in ihm.

„Lore, sei nicht traurig! Du bist Dir über Deine Seelenstimmung nicht klar. Was ist vorgefallen? Oder hast Du nur schlechte Nerven? Kopf hoch, Lore!"

Sie erwiderte nichts; ihre Gedanken erratend, fuhr er fort: „Es ist wahr, Bruno ist ein wenig leichtlebig und manches gute Gefühl in ihm kommt deshalb nicht auf, aber das eine ist sicher: er hat Dich sehr lieb!"

„Ach ja, ich weiß —" sie hob energisch den Kopf — „ja, ja, er hat mich lieb, nach seiner Art. Aber zuweilen möchte ich jemand haben, auf den ich mich stützen könnte!" Sie hing sich schwer an seinen Arm.

„Was wird aus ihr werden?" dachte Hermann mit einem unbestimmten Angstgefühl. —

Die elegante Welt Berlins tummelte sich auf der Eisbahn. Wartende Wagen fuhren im Schritt auf und nieder, am Ufer wanderten, in warme Pelze eingehüllt, die mit erwachsenen Töchtern gesegneten Mütter, die ihre Schutzbefohlenen beobachteten und sich ärgerten, daß die Aelteste wieder von einem eleganten Gardeoffizier sich über die Eisbahn führen ließ anstatt von dem dicken pommerschen Gutsbesitzer.

Prinz Sissi war schon auf der Bahn, in einem seltsam aus russischer Nationaltracht und moderner Pariser Mode gemischten Sportanzug. Trotzdem sah er gut aus mit seinem unvermeidlichen Blumenstrauß im Knopfloch und dem keck in die Höhe gedrehten kleinen Schnurrbart. Er fuhr ausgezeichnet. Alles an ihm war Leben, Bewegung, und wenn er seine Fertigkeit übte, sammelte sich bald ein Kreis Lernbegieriger und Bewunderer um ihn, so daß er sich gezwungen sah, blitzschnell wieder in der Menge zu verschwinden, um mit Frau von Weßnitz davon zu fliegen.

Hermann mußte mehrere Kameraden begrüßen und bekannte Damen aus seinen Kreisen. Auch Edda Helm traf er, die sich unglaublich einfach ausnahm inmitten dieser eleganten geputzten Gesellschaft. Kein Pelzwerk, nur eine eng anschließende Jacke, die mehr für Frühling und Herbst zu passen schien als für einen Wintertag von zehn Grad Kälte. Nicht einmal ein Muff. Ihre beiden Hände steckten in den Seitentaschen ihrer saisonwidrigen Jacke, zwischen den Aermeln und den schwarzwollenen Handschuhen leuchteten in zwei roten Streifen die Handgelenke hervor.

Die meisten von denen, die dieser Erscheinung begegneten, warfen spöttische Blicke auf sie, aber feinere und schärfere Beobachter musterten doch im Vorbeifliegen eine Sekunde mit Interesse das feine leicht gerötete Gesicht mit den kohlschwarzen Augen und den scharf über die Stirn gezogenen Brauen.

Hermann begrüßte sie. Seit ihrem ersten Zusammentreffen hatten sie sich nur einmal zufällig auf der Straße getroffen, und er hatte sich bei dieser Gelegenheit auf dem Wunsch ertappt, die junge Doktorin noch oft bei seiner Schwägerin zu finden.

Jetzt lief er neben ihr her und machte einen Versuch, ihr wie üblich die Hand als Stütze zu reichen, gab aber diesen Versuch lächelnd auf, da sie seine Absicht, die andern Damen gegenüber selbstverständlich war, gar nicht zu bemerken schien. Merkwürdige Geschöpfe, diese Frauen mit männlichem Beruf, dachte er. Sie wachsen geradezu über alle Grenzen hinaus, mit denen sonst die Galanterie der Herren ihr Geschlecht zu umgeben pflegt. Na, sie sind nun einmal so, sagte er sich. Und doch errang Edda gegen seinen Willen in seinem Innern einen Achtungserfolg, der ihm selbst unbegreiflich war, denn er hielt auf das Hergebrachte und Unauffällige. Still betrachtete er sie von der Seite. Selbst die Art, wie sie sich auf dem Stahlschuh bewegte, war eigenartig. Nichts von unsicherem Schwanken in den Hüften, kein kurzes unelegantes Kratzen der Schlittschuhe auf dem Eise; in sicheren großen Zügen, die leichte Bewegung nur durch ein gleichmäßiges Schwanken ihres Kleides verratend, flog sie neben ihm dahin.

Endlich, nach einem tüchtigen Umlauf, hielt sie plötzlich an, lächelte aus hochroten Wangen ihren Begleiter unbefangen an und sagte mit einem tiefen Atemzug: „Herrlich!"

Einfach „Ja" darauf zu erwidern, schien ihm zum mindesten überflüssig; sie schien auch keine Antwort zu erwarten.

„Ich habe Ihre Schwägerin noch nicht gesehen."

„Dort läuft sie mit dem Russen."

Edda machte ein Gesicht, als hätte er ihr etwas Unangenehmes gesagt, und zuckte mit den Schultern, ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen.

„Was meinen Sie?" fragte Hermann.

Ein halb erstauntes Lächeln, weil er in ihren Gedankengang eindrang. „Als Mensch nichts, als Frau sehr viel. Wer Ihre Schwägerin kennt, würde ganz gleichgültig diesem eigentümlichen Verhältnis zusehen können. Sie ist unvorsichtig, weil ihr selbst kein Gedanke, keine Handlung in den Sinn kommt, die nicht makellos wäre. Sie hat sich in die Rolle einer Beschützerin dieses steuerlosen großen Kindes hineingelebt und kann nicht wieder heraus, weil ihr niemand hilft und die Augen öffnet."

„So sagen Sie ihr ein Wort darüber, Fräulein Helm!"

„Nein, das vermag und will ich nicht. So etwas kann nie eine Frau der anderen sagen; wir haben nun einmal unsere berechtigten Schwächen."

Hermann fühlte, daß sie recht hatte, und wunderte sich über ihre richtige Anschauung.

„Der einzige, der dies thun darf, ist Ihr Bruder."

Weßnitz blickte sie erstaunt an. „Nach meiner Meinung kann er nur zweierlei thun — entweder die Sache als nicht beachtenswert fortgehen lassen oder den Prinzen ersuchen, seine Aufmerksamkeiten und die Besuche bei seiner Frau einzustellen. Das bedeutet dann ein Duell."

„Ach, immer mit Ihrem Duellieren! Es ist beinahe lächerlich. Als ob dadurch irgend etwas gebessert würde! Ein Mann im Besitz einer Frau wie Ihrer Schwägerin hat etwas anderes zu thun. Er sollte ihre Hand nehmen und sagen: Liebe Frau, Du bist ein großes Kind. Nimm einmal Deinem Schatten etwas Sonne und er wird schwächer werden; ich will Dir ganz in der Stille dabei helfen. Lore würde das einsehen und den richtigen Weg wohl zu finden wissen."

Eddas Augen blickten klar und ruhig über das Getümmel der Schlittschuhläufer hinweg.

Wie energisch dies Mädchen alles anfaßte! Nichts von Sentimentalität, eine Natur, die überall den richtigen Weg suchen und finden würde! Und doch konnte Hermann ihr nicht völlig zustimmen. Sie beurteilte alles von der Höhe ihrer Ruhe und Abgeschlossenheit aus und glaubte, andere Menschen müßten in ihrem Thun und Lassen genau so verstandesmäßig und regelrecht vorgehen, ohne den Schwächen und Fehlern, den seltsamen Regungen des menschlichen Herzens zu folgen. Ob sie wohl stets so war, diese Edda Helm? Ob nichts sie aus ihrer Klarheit herausbringen konnte?

„Im Prinzip mögen Sie recht haben, Fräulein Helm. Aber ist mein Bruder ein Mann, der so zu seiner Frau sprechen könnte?"

Sie preßte die Unterlippe fest zwischen die Zähne. „Nein, das ist er nicht. Haben Sie Ihre Schwägerin sehr lieb, Herr von Weßnitz?"

Eigentümlich! So fragte ihn vor einiger Zeit auch Prinz Sissi.

„Ja, gewiß! Wir wuchsen als Kinder zusammen auf."

„Das meine ich nicht; es muß eine stärkere Neigung sein."

„Und welches andere Gefühl könnte es geben, das ich selbst mir als Ehrenmann erlauben dürfte?"



Bestattungsfeier im alten Rom.
Nach einem Gemälde von H. Leroux.

Er gefiel ihr in diesen trotzigen Worten. Das war ein Charakter.

„Ich kann es nicht beschreiben, welches Gefühl von Ihrer Seite ich Ihrer Schwägerin wünschen möchte. Es leitete mich auch nur der Gedanke, für sie einen Halt zu finden. Nun, wir wenigstens wollen zusammenhalten."

Sie streckte ihm freimütig die Hand entgegen, die er kräftig umschloß, und beide wußten, daß sie einen guten Bund geschlossen hatten.

„Dort können Sie meine Schwägerin in Begleitung des Schattens sehen," sagte Hermann, auf das in einiger Entfernung vorbeischwebende Paar deutend. Hol' der Teufel diesen Prinzen! dachte er dabei. (Fortsetzung folgt.)

Im siebenbürgischen Erzgebirge.

Von **A. Amlacher**. *Mit Zeichnungen nach Skizzen von* **O. Weise**.



Siebenbürgische Postkutsche.

Wenn sich alljährlich mit dem Eintritt der warmen Sommerszeit der mächtige Strom der Reiselustigen Westeuropas in Bewegung setzt, um sich mit gewohnter Regelmäßigkeit nach allen Richtungen der Windrose zu ergießen, zweigt sich auch ein kleines Bächlein nach dem fernen Osten ab, um dort entweder in den tannenumrauschten Hochthälern des nördlichen oder in den heilkräftigen Bädern des südöstlichen Ungarn sein Ziel zu finden. Einem schmalen Wasserfaden vergleichbar, der nicht willens ist, im alten Bett dahinzurieseln, sondern sich tapfer bemüht, zwischen selbstgefurchten Ufern nach eigenem Gutdünken vorwärtszueilen, lenken alsdann einige wenige wagemutige Wanderer ihre Schritte noch weiter ostwärts, dem Hochlande Siebenbürgens zu, wo es noch so unvergleichlich viel Neues zu „entdecken" und zu bewundern giebt.

Vor drei Jahrzehnten war Siebenbürgen im ganzen und großen wenig bekannt; heute ist das freilich nicht mehr der Fall. Insbesondere der Süden, der ehemalige „Königsboden", das von einem kerndeutschen Völkchen bewohnte Sachsenland mit seinen malerischen Städten, seinen eigenartigen Bürger- und Bauernburgen und seinen prächtigen deutschen Bauerngestalten, sowie der sich dahinter auftürmende mächtige Bergwall der Südkarpathen oder Transsylvanischen Alpen — sie alle sind in den letzten Jahren häufiger von Reisenden aus dem Deutschen Reiche besucht worden. Auch für die Folge wird dieser Landstrich von den deutschen Touristen mit vollem Recht bevorzugt werden. Denn einesteils lockt der ungemein billige Fahrpreis der ungarischen Eisenbahnen zum Wagnis des Ausfluges dahin — kostet doch die Fahrt von Wien nach Hermannstadt oder Kronstadt selbst bei Benutzung der zweiten Wagenklasse kaum dreißig Mark — anderenteils bietet die deutsche Verkehrssprache sowie die bequeme Unterkunft in den Städten, endlich die dank den unermüdlichen Anstrengungen des siebenbürgischen Karpathenvereins verhältnismäßig leichte Zugänglichkeit des nahen Hochgebirges Grund und Anlaß genug, Land und Leute gerade von hier aus kennenzulernen. Daneben giebt es indes auch noch manche andere Gegend, die viel Anziehendes und Schönes in sich birgt und es verdiente, allgemeiner bekannt und besucht zu werden, gleichwohl aber bis heute fast bloß von Gelehrten und Forschern durchstreift wird, wie u. a. das an landschaftlichen Reizen und an geschichtlichen Erinnerungen reiche siebenbürgische Erzgebirge.

Durch welche Einbruchspforte das schnaubende Dampfroß den Reisenden aus der endlosen Tiefebene des eigentlichen Ungarn in das Hochland Siebenbürgens hinaufführen mag, immer wird sich sein Blick unwillkürlich zu jener in der Nähe der ehemaligen Westgrenze des Landes gelagerten Berggruppe hingezogen fühlen, deren Nord- und Südabhänge von den Wellen des Aranyos und Mieresch (Maros) bespült werden, und deren Höhen fast stetig von einem geheimnisvollen bläulichen Duftschleier umwoben erscheinen. Wer diesen Schleier lüften und in das Erzgebirge eindringen will, der muß freilich ein gut Stück Urwüchsigkeit mit in Kauf nehmen, sich geduldig von kunstlosen Fuhrwerken durchrütteln lassen und eine mangelhafte, manchmal jeder Bequemlichkeit entbehrende Unterkunft ohne Einbuße an seiner guten Reiselaune ertragen können. Vermag er dies, dann nehme er nur seinen Wanderstab frohgemut zur Hand, denn eine Reihe unauslöschlich schöner Eindrücke wird ihn für alle Mühen und Entbehrungen mehr als reichlich entschädigen.

Auf die am wenigsten umständliche Weise gelangt man von Karlsburg (magyarisch Gyulafehérvár), einer mittelgroßen gemischtsprachigen Stadt und Festung, in das Innere des Erzgebirges. Wer dazu Zeit hat, lasse es sich nicht verdrießen, hier einen Gang in die nach Plänen des Prinzen Eugen im Jahre 1715 an Stelle der alten Bischofs- und Fürstenresidenz, der Weißenburg, angelegte Festung zu machen; dort erhebt sich der sehenswerte altersgraue Dom, dessen Seitenschiffe eine Reihe Grabdenkmäler von Fürsten und Großen Siebenbürgens aus dem fünfzehnten bis zum siebenzehnten Jahrhundert schmückt. Mittlerweile hat uns wohl der Wirt des Gasthofes, in dem wir abgestiegen sind und dem wir unser Anliegen anvertraut haben, einen Platz auf der Post besorgt, die den Verkehr zwischen Karlsburg und Abrudbánya, dem Hauptort des Erzgebirges, vermittelt und die auch wir zur Fahrt benutzen wollen. Wem jedoch bei ihrer Erwähnung eine dunkle Erinnerung an die altehrwürdige gelbe Postkutsche aufsteigen sollte, der würde sich in seiner Annahme sehr getäuscht finden, wenn er am nächsten Morgen das eigentümliche Fuhrwerk erblickt, das ihn weiter befördern soll. Es ist dies ein mit Rücksicht auf die Straße fest, aber dennoch leicht gebauter, gedeckter Stützwagen, in dem vier Personen bequem Platz haben, vorausgesetzt, daß dieser nicht gerade durch die gleichzeitig mitbeförderten und in seinem Innenraume aufgestapelten Postsendungen über Gebühr beschränkt wird. Doch dies ist heute nicht der Fall; auch kein Reisegefährte setzt sich zu uns — wir bleiben allein. Der flinke magyarische Kutscher knallt mit der Peitsche; die vor den Wagen gespannten drei munteren Rosse greifen kräftig aus, und in raschem Trabe geht es den nahen Bergen zu.

Nur kurze Zeit ergötzt sich unser Auge noch an dem schönen Bilde, den das dorfreiche weite Miereschthal mit dem spitzen Felsgipfel des Ziegensteins im Hintergrunde gewährt, dann treten die Berge näher zusammen: wir fahren in das Ampolythal hinein. Die Straße schlängelt sich meist im Thalgrunde zur Seite des rauschenden Ampoly dahin, und wenn nicht etwa außergewöhnliche Dürre den Pflanzenwuchs der Berglehnen beeinträchtigt und die Wassermenge des Baches verringert hat, gestaltet sich die Fahrt ganz anziehend und angenehm. Die zahlreichen rumänischen Dörfer und insbesondere die vereinzelten, zwischen grünbewaldeten Höhen in Getreide- oder Maisfelder eingebetteten Bauerngehöfte mit ihren schwerfälligen, wettergebräunten Strohdächern und den weißgetünchten Wänden bieten einen eigentümlichen Anblick, während die hier und da aus den Aeckern oder Wiesen aufsteigenden

Felskegel oder die über das grüne Laubwerk der Wälder emporragenden malerischen Felsgebilde dem Auge eine willkommene Abwechslung gewähren.

Nach schier vierstündiger Fahrt taucht zur Linken ein mächtiger, bis zum Gipfel bewaldeter, abgestumpfter Bergkegel auf; es ist der malerische Judenberg, das Wahrzeichen des Bergortes Zalatna. Helle Flecken, die hie und da an den fernen Berglehnen sichtbar werden und die Mundlöcher der Stollen anzeigen, die von Goldsuchern angelegt wurden, auch etliche halbnackte, sonnverbrannte Zigeuner, die an einer Krümmung des Ampoly beschäftigt sind, den Flußsand mit ihren Waschtrögen auf seinen Goldgehalt zu untersuchen, verraten, daß wir die Grenzen des Golddistriktes erreicht haben. Bald darauf fahren wir in Zalatna (rumänisch Slagna), einem hübschen, von Magyaren und Rumänen bewohnten Marktflecken ein, der wahrscheinlich auf der Stelle der ehemaligen Römerkolonie Ampela liegt. Hier in diesem stillen, rings von Bergeshöhen umschlossenen, vom Ampoly durchrauschten Orte dichtete im Jahre 1629 der von dem Landesfürsten Gabriel Bethlen als Professor nach Weißenburg berufene Stifter der Schlesischen Dichterschule, Martin Opitz, sein Lehrgedicht „Zlatna oder von der Ruhe des Gemütes“. Zahlreiche Häuserruinen, die in den Gassen auftauchen, erzählen uns noch immer von den blutigen Greuelscenen des achtundvierziger Bürgerkrieges, die sich hier in erschütternder Furchtbarkeit abspielten. Obwohl sich in der Umgebung Zalatnas eine ganze Menge von Goldbergwerken befindet, bemerken wir davon doch sehr wenig, und nur das ärarische Hüttenwerk mit seinem mächtigen Hochofen erinnert uns daran. Hier werden die gepulverten goldhaltigen Kiese, der „Schlich“, geröstet und von dem Schwefel befreit, sodann geschmolzen, worauf aus dem Schmelzergebnis, dem „Lech“ oder „Stein“, einem Gemenge von edlen und unedlen Metallen, das Gold und Silber geschieden wird. Der als Nebenerzeugnis gewonnene Schwefel wird in einer zum Hüttenwerk gehörigen Schwefelsäurefabrik zu Schwefelkohlenstoff verarbeitet, der von der Regierung zu billigem Preise an die Weingartenbesitzer behufs Bekämpfung der Reblaus abgegeben wird.



Siebenbürger Rumänen.

Doch unseres Bleibens in Zalatna ist nicht lange; wir eilen, noch am selben Tage nach Abrudbánya zu gelangen. Der Weg, der nun durch das Thal von Trimpoële, von da in zahlreichen Schlangenwindungen ansteigend über die Wasserscheide des Ampoly und Abrudbaches und schließlich dem Laufe des letzteren folgend, durch das Hirschthal (Valea Cserbului) führt, ist viel anziehender als die bisher zurückgelegte Strecke, und die wechselnden landschaftlichen Scenerien wie die Ausblicke über die Berge sind bisweilen geradezu großartig. Nach einer Fahrt von vier Stunden haben wir Abrudbánya und damit jenen Punkt des Erzgebirges erreicht, von dem aus dieses nach allen Richtungen am bequemsten durchstreift werden kann. Merkwürdiger als der Ort selber, dessen fünf Kirchen uns andeuten, daß hier Angehörige von fünf christlichen Glaubensbekenntnissen wohnen, meist Rumänen und Magyaren, ist das eigenartige Leben und Treiben, das uns in diesem „Sacramento Siebenbürgens“ und seiner Umgebung entgegentritt und uns den Beweis erbringt, daß wir uns thatsächlich im „Goldlande“ befinden. Wenn am Montag, dem Tage des Wochenmarktes, sich auf dem von drei Kirchen umschlossenen Marktplatze das rumänische Landvolk der Umgebung sammelt, wenn die sehnigen Männer aus den Bergen, die Motzen, deren manche noch die Haarsträhne in Zöpfe gewunden tragen, sowie die schönen Frauengestalten in der kleidsamen Tracht jener Gegend sich einfinden, sehen wir zahlreiche Leute zum Goldeinlösungsamte eilen. Denn mit dem Markttag fällt auch der zur Goldeinlösung festgesetzte Tag zusammen. Der Eintritt in das Amtsgebäude ist uns unverwehrt. Da erblicken wir neben dem reichen Bergwerksbesitzer gar manchen oft recht zerlumpten Kerl, der seinen Goldfund aus schmutzigem Tüchlein herausschält und triumphierend dem Beamten hinreicht; meist aber sind es Bauern, welche hier die Ausbeute ihrer Gruben verwerten. Das Gold wird probiert, gewogen und sein Wert sofort in klingender Münze vergütet.

Mancher dieser Goldsucher erhält so bis zu hundert, nicht selten aber auch etliche hundert, ja tausend Mark ausgezahlt. Aber was nützt es ihm? Hat er nach wochen-, oft auch monatelanger harter Arbeit endlich „Glück gehabt“, so säumt er keinen Augenblick, sich nach den Tagen der Entbehrung in den zahlreichen Schenken so lange gütlich zu thun, bis der letzte Kreuzer wieder verjubelt ist. Darum schallt uns jetzt aus allen Wirtsstuben und Schenken rauschende Zigeunermusik entgegen, die heute den ganzen Tag und auch die folgenden Nächte schier nie verstummt, während eine bunte Gesellschaft bei dem mit Borszeker Sauerwasser gemischten Weine sitzt und eifrig über die Ergiebigkeit der Goldgruben, über deren Ausbeutung und über erworbene Schurfrechte spricht. Hier sieht man einen zerpochte Gesteinsproben vermittelst eines fächerförmigen Sichertroges auf ihren Goldgehalt untersuchen, dort werden Käufe und Verkäufe geschlossen, durch Handschlag bekräftigt und zuletzt mit einer reichlichen Weinspende besiegelt. Unermüdlich fideln die braunen Söhne Indiens dazu, und wir bleiben im Zweifel, ob wir die Ausdauer der Geiger oder der Zuhörer mehr bewundern sollen.

Der nächste Morgen findet uns auf dem Wege nach Verespatak, der eine Strecke nordwärts am Abrudbache entlang, dann aber, von Gura Roschi weiter, ostwärts führt. Munteres Rauschen und Klappern schlägt fast ununterbrochen an unser Ohr; es sind dies die dem Landvolk gehörenden urwüchsigen Goldstampfen, deren wir auf unserer Wegestrecke schier ein halbes Tausend zählen können. Die Berge ringsum, insbesondere der langgestreckte Kirnik, enthalten in ihrem Gestein viel gediegenes Gold, das von den Anwohnern in sehr einfach betriebenem Bergbau zu Tage gefördert wird. Wer wohlhabend genug ist, schafft das goldhaltige Gestein auf Pferden zur Stampfe; der Aermere muß es sich selber dahin schleppen, und oft genug keuchen Männer und Frauen an uns vorüber, die das Gestein in Körben auf dem Rücken von der Grube zu ihrem Pochwerk tragen. Eine solche Goldstampfe besteht aus einem Holzschuppen, in dem der gezahnte Wellbaum eines durch Wasserkraft getriebenen Rades abwechselnd mehrere schwere Pochstempel hebt und fallen läßt; wuchtig schlagen diese auf das in einer Vertiefung befindliche Gestein nieder und zerstampfen es. Darüber rieselndes Wasser schwemmt die leichteren Teile des Steinmehles weg, während die schweren Goldkörnchen auf dem Grunde liegen bleiben; was davon vom Wasser mitgerissen wird, wird unten auf rauhen Wolldecken aufgefangen. Feine Goldstäubchen gelangen trotzdem in den Bach, dessen Sand hernach noch von Goldwäschern mittels des Sichertroges ausgebeutet wird. Die dem Staate gehörenden Pochwerke, so jenes bei Gura Roschi, sind dagegen sehr vollkommen eingerichtet, und durch ein zweckmäßiges Amalgamierungsverfahren mit Quecksilber wird dort jeder Verlust an kostbarem Goldstaub vermieden. Auch die dem Staate gehörigen Bergwerke werden in systematischer Weise betrieben und ihr Besuch ist ebenso anziehend wie lehrreich. Was dem Fremden dort am

x

meisten auffällt, ist die peinliche Untersuchung aller aus den Stollen tretenden Grubenarbeiter, doch ist das Vorgehen leider nicht zu vermeiden, da das Verstecken gediegenen Goldes oder goldreichen Gesteins häufig genug vorkommt. Der ganze Höhenzug des Kirnik ist von den zahllosen Stollen der Goldgräber durchlöchert und durchwühlt und gleicht mit seinen Schutthalden und den dort hantierenden Menschen einem ungeheuern Ameisenhaufen. Am anziehendsten ist der Besuch jener Partie des Kirnik, welcher „Csetatye“ („Burg“) heißt. Hier stoßen wir auf zahlreiche Spuren der Römer, die einst mit staunenerregender Ausdauer an jenem Orte das goldhaltige Gestein abbauten. Durch einen wundervollen ovalen Stollen, den sie mit ihren unvollkommenen Werkzeugen durch den harten porphyrartigen Fels getrieben haben, gelangen wir in das Innere des Berges, das dem Krater eines ausgebrannten Vulkans ähnlich ist. Staunend verfolgt das Auge die labyrinthartig die Felsmassen durchbohrenden Gänge; in einem von ihnen wurden vor einem Menschenalter allerlei Werkzeuge und etliche der unter dem Namen „Triptychen“ in der Gelehrtenwelt bekannten hölzernen, mit Wachs überzogenen Schreibtafeln gefunden, die über das Leben jener Tage so wertvolle Aufklärungen geben. Alles lag unberührt da, wie es vor anderthalbtausend Jahren bei der Flucht der Römer aus Siebenbürgen von irgend einem römischen Grubenaufseher hingelegt worden sein mochte. Sehenswert sind auch die bei dem Hause des Romulus Gritta am unteren Ende von Verespatak aufgestellten römischen Grabsteine und sonstige Fundstücke aus der Römerzeit, die uns verläßliche Kunde vom alten Alburnus major, wie die hiesige Römersiedlung hieß, vermitteln. —

Sind wir nicht ermüdet, so können wir noch den südöstlich von Verespatak gelegenen „Donnersbergen“ („Detunata“) unsern Besuch abstatten und von dort durch das Dorf Bučsum, dessen Bewohner meist Goldgräber sind, nach Abrudbánya zurückkehren. Die Donnersberge sind zwei gewaltige Basaltkuppen, von denen besonders die nördlicher gelegene auf den Beschauer einen unauslöschlichen Eindruck macht. Ihr kahler, aus gewaltigen Basaltsäulen gebildeter Gipfel steigt über den dunkeln Tannenwald empor und sieht einer ungeheuern Riesenorgel nicht unähnlich.

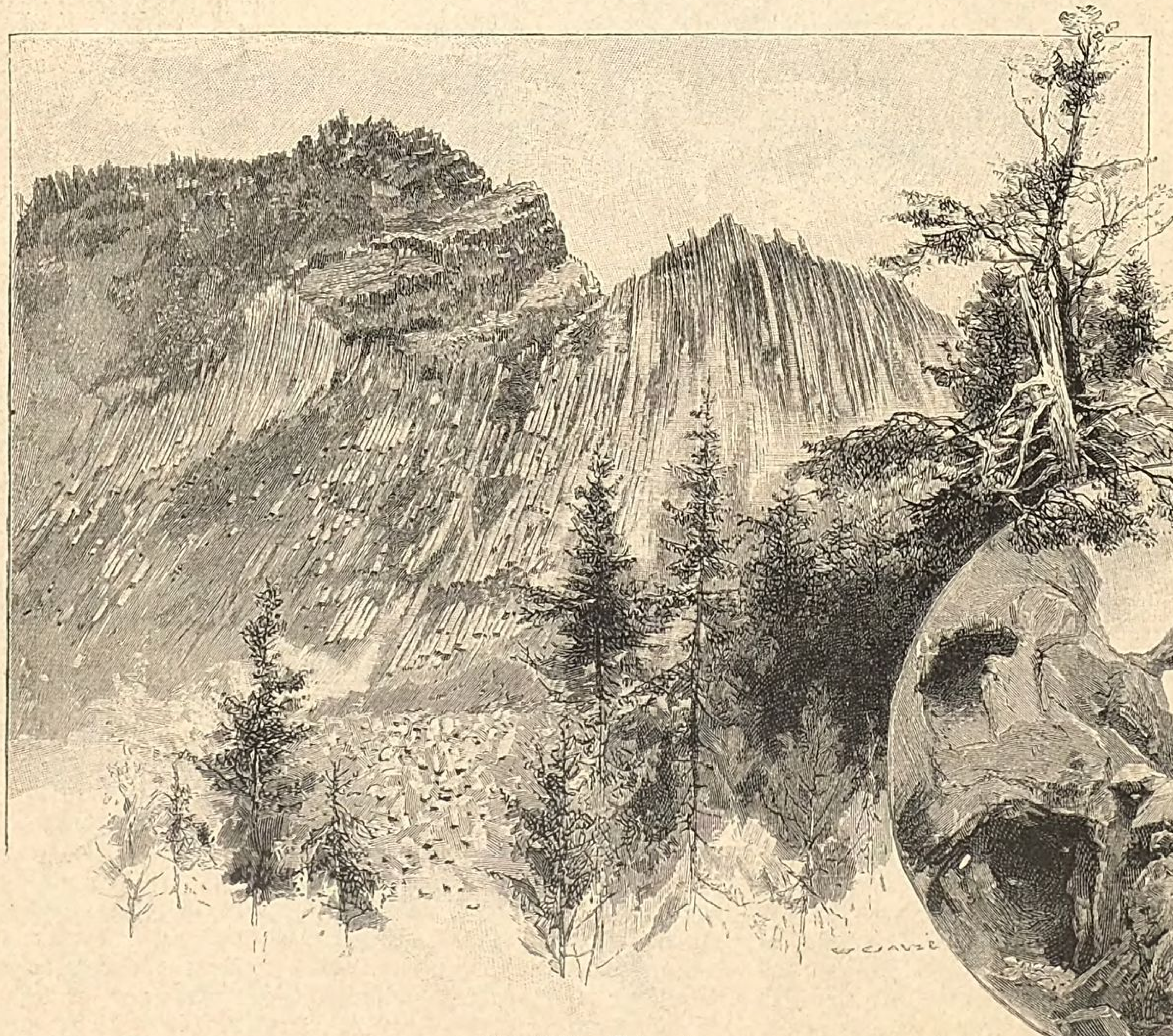
Von Abrudbánya aus können wir auch noch andere lohnende Ausflüge unternehmen, so in das Bergwerk von Vulkoj, das im sechzehnten Jahrhundert die Fugger von Augsburg ausbeuteten, oder nach Faczebánya, wo das seltene Schrifterz (Tellur) gefunden wird, oder aber nach Topánfalva, um uns einen Einblick in die an Naturschönheiten aller Art reichen Thäler des Aranyos zu verschaffen.

Dort, im Hauptsitz der kernrumänischen Motzen, liegt Unter-Vidra mit seinem malerischen Wasserfall, dort die Eishöhle von Skerischora mit ihren Wundern, und weiter unten am Aranyos Offenbánya, das ehemalige deutsche Ofenberg, dessen Gruben einst so ergiebig waren, daß ein dortiger Einlöser der Sage nach auf Goldplatten zur Kirche schritt! Und haben wir uns an all dem Schönen und Fesselnden erfreut, das Natur und Menschenleben hier auf Schritt und Tritt offenbaren, und wollen nun den Rückweg antreten, so wählen wir hierzu die Straße, die uns südwestlich über Brád nach Déva führt. Da kommen wir zunächst an dem „Vulkan“ vorüber, einem massiven Bergklotz, dessen kahlen, abgestumpften Gipfel wir auf allen unseren Wanderungen erblicken konnten. Obgleich nicht einmal 1300 Meter hoch, gewährt er doch mit seinen steilansteigenden Kalkwänden einen großartigen Anblick. Seine Besteigung, die nicht schwierig ist und von der Straße in einer Stunde vollzogen werden kann, lohnt durch eine malerisch schöne Rundschau.

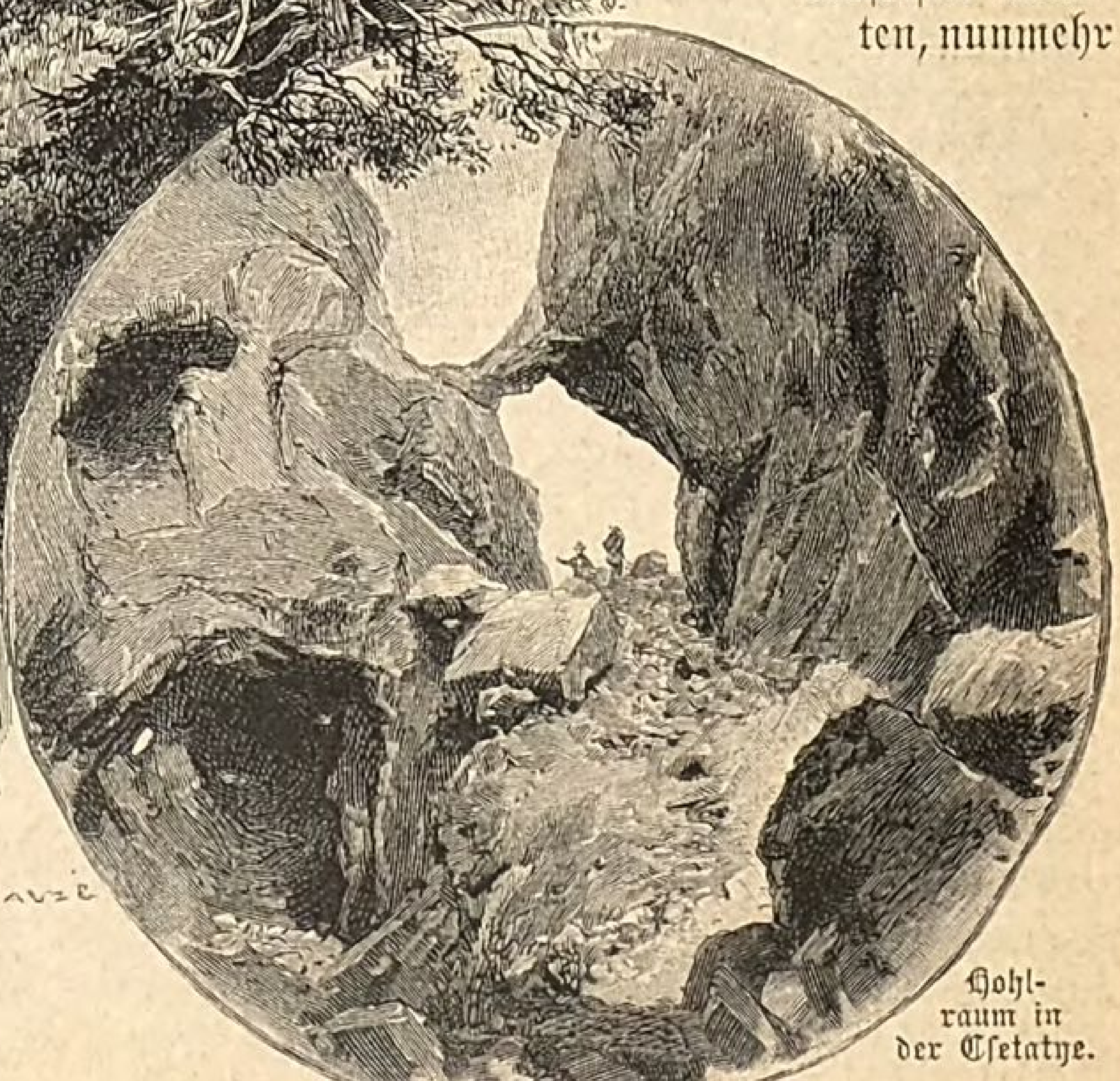
Von hier blicken wir auch in das einsame Thal von Sztanizsa, aus dem unser Bild eine idyllische Mühle vorführt. Vom Vulkan senkt sich der durch Dörfer und Einzelgehöfte belebte Weg gen Brád ins Thal der weißen Körös hinab. Die diese Gegend bevölkernden Rumänen sind ein schöner Menschenschlag, deren äußere Erscheinung von der der Motzen des Aranyos wesentlich abweicht. Das ihre Tracht anschaulich darstellende Bild mit dem stattlichen Burschen, der, an die Umfriedigung seines elterlichen Gehöftes gelehnt, Gruß und Wort mit dem auf dem Fußpfad vorübereilenden Mädchen tauscht, ist dem Leben entnommen.

Auch der westliche Teil des Erzgebirges, in den wir nunmehr getreten sind, ist reich an Golderzen, die fleißig abgebaut werden, doch geschieht dies hier weniger durch den kleinen Mann als vielmehr durch geldkräftige Gesellschaften. Deutsches Kapital ist hierbei in hervorragendem Maße vertreten. Die namhaftesten Bergwerke dieser Gegend befinden sich in den Händen hervorragender deutscher Industrie-Gesellschaften, und da sie alle von Fachkräften vorzüglich geleitet werden, so ist die Steigerung ihrer Goldausbeute, die heute weit über tausend Kilogramm Rohgold jährlich beträgt, mit Sicherheit zu erwarten.

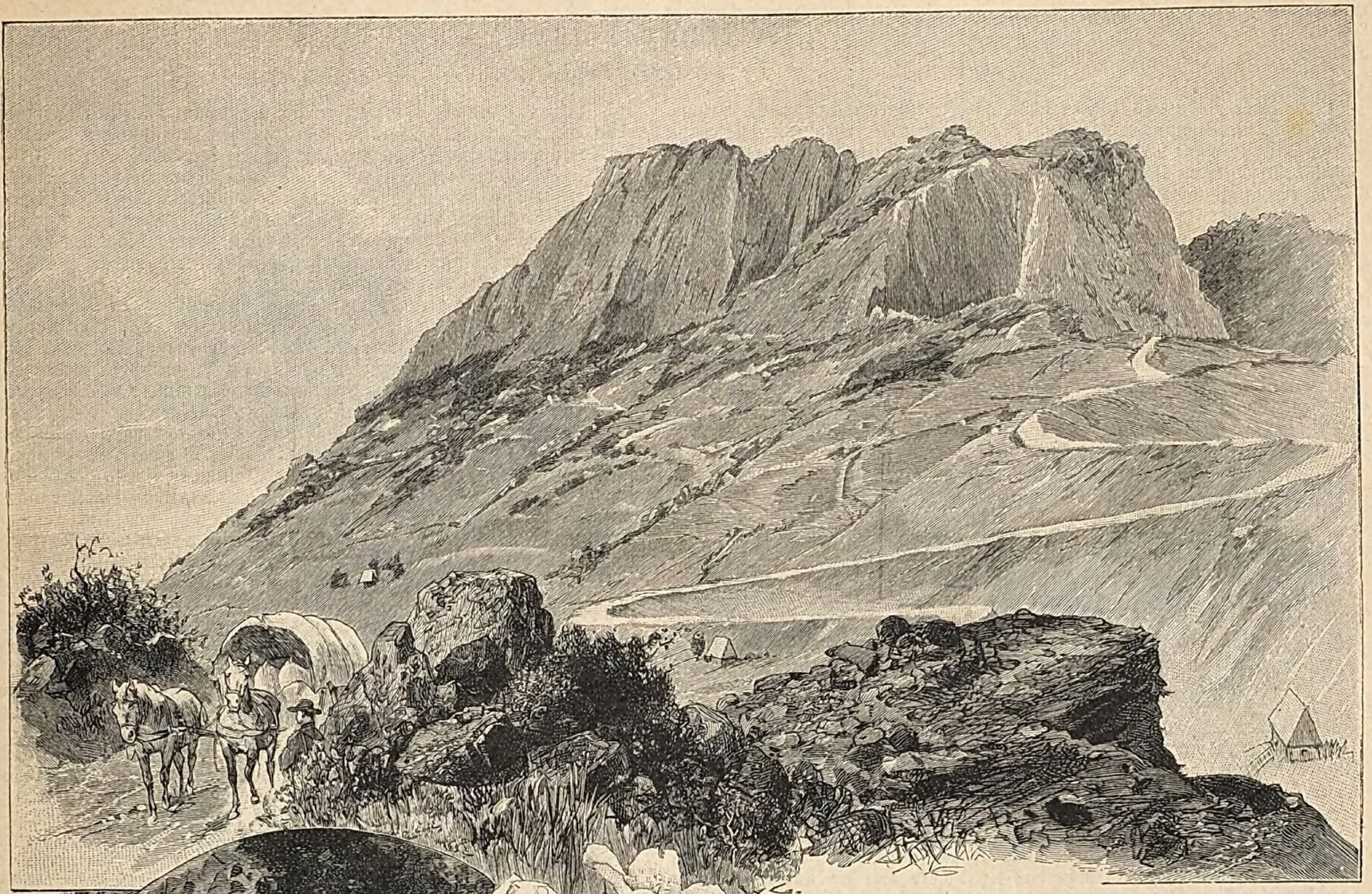
Im malerisch gelegenen Boicza, das vor Jahrhunderten deutsche Bergleute gründeten und Bärenseifen nannten, nunmehr



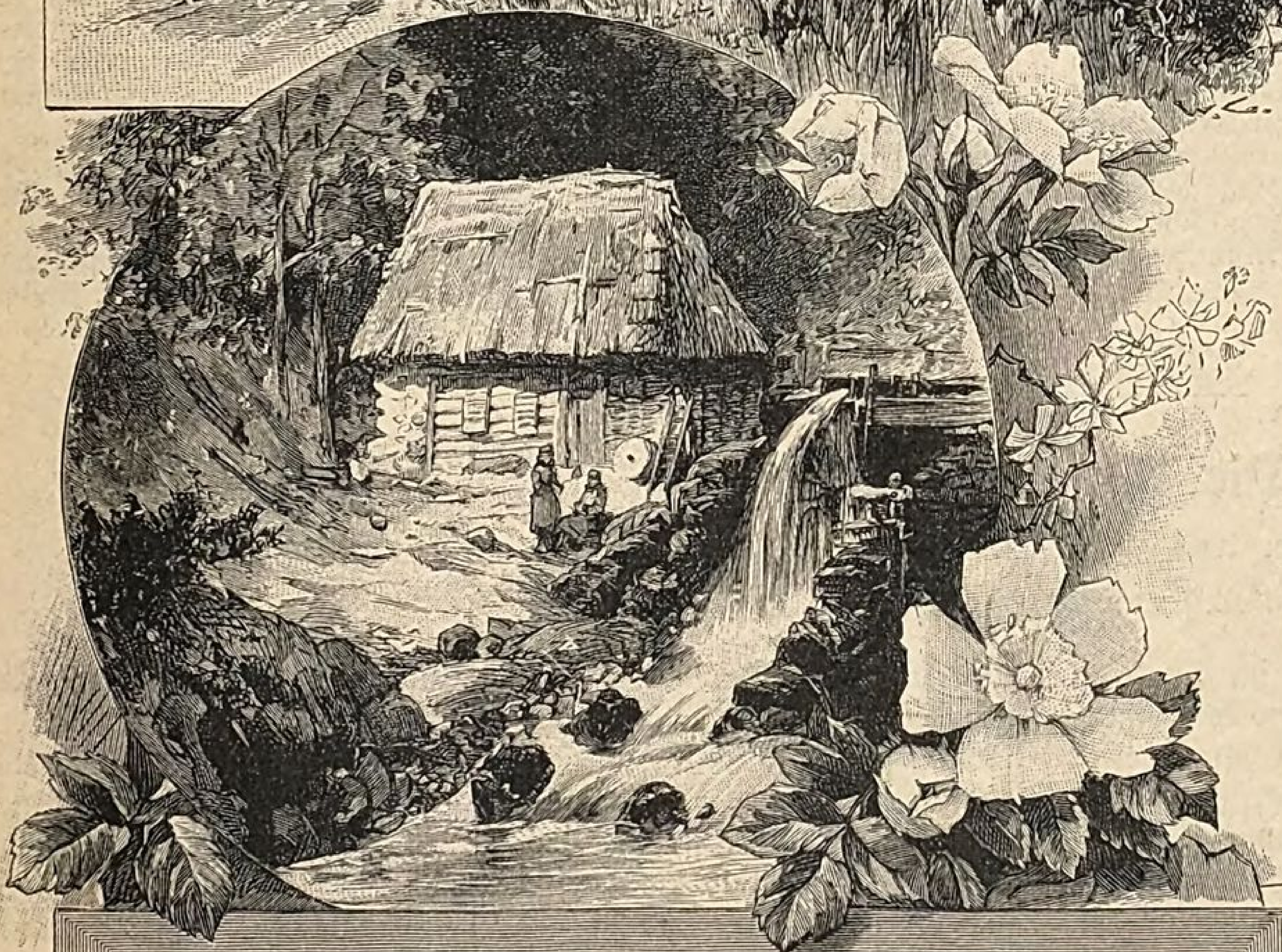
Basaltfelsen Detunata.



Hohlraum in der Csetatye.



Der „Vulkan.“





Mühle von Sztanizsa.
Marktplatz von Abrudbánya.

einem aufstrebenden Bergorte, den wir nach achtstündiger Fahrt von Abrudbánya aus erreichen, finden wir gute Aufnahme und können von hier aus die nahegelegenen Gruben, vor allem aber die verschiedenen Anstalten besichtigen, welche zur Scheidung des Goldes von seinen ihm zähe anhangenden metallischen Gefährten dienen. Zum Abschied empfiehlt sich noch der Besuch des Bergwerkes von Nagyág, das vielleicht das ausgedehnteste im ganzen Erzgebirge ist und unter staatlicher Leitung steht. Schon die Lage des Ortes — Bernhard von Cotta erklärt sie für eine der schönsten, die ein Gebirgsdorf in Europa haben könne — ist überraschend, noch mehr aber eine Einfahrt in die Grube durch den über sechs Kilometer langen Josefsstollen, wo sich uns zahlreiche Wunder des Erdinnern enthüllen.

Und nun geht es wieder bergab, dem Mierességthale zu, dem Ende unserer Fahrt. Im Hintergrunde tauchen die schneebedeckten Häupter der Südkarpathen auf und bald erkennen wir die an die Ausläufer des Csernagebirges geschmiegte Stadt Déva. Neben ihr steigt der Schloßberg auf, den altersgraues Gemäuer krönt. Dort in der stolzen Bergfeste ward im Jahre 1307 Herzog Otto von Niederbayern, der erste „teutsche Chunig“ von Ungarn, von treulosen Gegnern gefangen gesetzt, bis er seine Freiheit mit der Aufopferung von Krone und Reich erkaufte, und seither ist das Geschick der Burg mit dem des Landes enge verknüpft geblieben, bis sie der letzte Bürgerkrieg in eine Ruine verwandelte.

Der schrille Pfiff einer Lokomotive tönt an unser Ohr. Unwillkürlich wenden wir unsern Blick noch einmal zurück zum Erzgebirge, und seine wohlbekannten duftumflossenen zackigen Höhen winken uns freundlich den Scheidegruß zu.

„Reitende Vögel."

Von Dr. **Karl Ruß.**

Vor einer Reihe von Jahren schon hat die „Gartenlaube"* eine Anzahl von Beobachtungen aus dem Kreise ihrer Leser veröffentlicht, welche den Schluß zuzulassen schienen, als ob südwärts ziehende oder nordwärts heimkehrende Kraniche auf ihrem Rücken kleine Vögel trügen. Nach der einen Mitteilung glaubte der Beobachter, diese letzteren bestimmt als Lerchen erkannt zu haben, und zwar hatte er deutlich die Stimmen der kleinen Vögel beim verhältnismäßig niedrigen Vorüberfliegen gehört, ja nach einer Nachricht in dem Fachblatt „Die Natur" wollte man die von den Kranichen abfliegenden Lerchen sogar gesehen haben. Hatte schon die „Gartenlaube" jene Vermutungen unter allem Vorbehalt wiedergegeben, so hielt ich persönlich die Sache für unmöglich, zunächst aus dem einfachen Grunde, weil die Lerchen und alle übrigen verwandten kleinen Vögel auf dem Rücken der Kraniche überhaupt nicht sitzen, geschweige denn weithin übers Meer reisen können, da sie keine zum Anklammern und Festhalten geeigneten Greiffüße haben. Dann aber wußte ich mir auch den Irrtum derjenigen, welche die auf den Kranichen „reitenden" kleinen Vögel an ihren Lock- und Zwitscherlauten deutlich erkannt haben wollten, genugsam zu erklären.

In meiner Jugend besaß ich selbst, außer verschiedenem andern derartigen Gefieder, einen Kranich, den ich als ganz jungen Vogel erhalten hatte und der im Laufe von zwei Jahren zu einem überaus stattlichen Männchen herangewachsen war. Seine natürlichen Laute in früher Jugend waren ein schrillklingendes Pfeifen und späterhin, wenn er wohlgenährt und recht lustig war, ein singvogelähnliches Zwitschern. Dieses letztere ließ er zuweilen noch im Alter von nahezu zwei Jahren hören. Wenn ich ihn von seinen Jagdausflügen nach den Wiesen und dem Seeufer hinter unserem Garten durch den schrillen Ton einer Pfeife zurückrief und er dann Leckerbissen, kleine Stückchen rohes Fleisch oder totgebrühte Fliegen von mir erbettelte, dann piepste, zirpte und pfiff er noch ganz ebenso wie einst, da ich ihn als ganz kleinen, unbefiederten und immerfort hungrigen Pflegling erhalten hatte. Dies Pfeifen und Zwitschern ließ er unter mannigfaltigen Umständen hören, vor allem, wenn er hungrig war, dann aber auch aus Behagen, ebenso aus Aerger und Erregung, wenn man ihn neckte.

Wenn nun im Lauf der Jahre — es sind ja bald zwei Jahrzehnte her — der Streit über die kleinen Vögel auf dem Rücken der Kraniche sich wieder erhob, so galt wohl immer gegen jeden Zweifel der Einwand als der entscheidende, daß man das Zwitschern und die Rufe der kleinen „gefiederten Reiter" aus naher Entfernung beim Vorüberfliegen der Kraniche gehört habe. Allein diese Angabe wird durch das, was ich eben mitgeteilt habe, in ein ganz anderes Licht gerückt. Man hat ja allerdings derartige zwitschernde Laute gehört und soweit ist alles ganz in Ordnung. Aber was man vernommen hat, sind eben lediglich die Laute der jungen Kraniche selber.

In ganz ähnlicher Weise erklärt sich die Behauptung jenes anderen Beobachters, daß er kleine Vögel von den Kranichen habe abfliegen sehen. Wer im Spätsommer und Frühherbst, zur Zugzeit der Vögel, viel in Feld und Wald verkehrt, wird wissen, daß nicht selten die verschiedenen gefiederten Wanderscharen neben- und durcheinander dahinwirbeln, daß solche Schwärme sich wohl vermischen und dann wieder trennen. Daher ist es immerhin möglich, daß ein Lerchenschwarm, den man vorher nicht bemerkt hatte, nun, indem er plötzlich vorüberstreicht, den Eindruck erweckt, als käme er von den Rücken der Kraniche her.

Ich habe lange gezögert, mit diesem Beweis für die Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit des Reisens kleiner Vögel auf dem Rücken der Kraniche öffentlich hervorzutreten. Da hochangesehene Männer, tüchtige Gelehrte, an deren Wahrhaftigkeit durchaus nicht gezweifelt werden konnte, jene Behauptung aufgestellt und sie in mehr oder minder scharfsinniger und geistvoller Weise zu erklären gewußt hatten, so hielt ich meine Meinung zurück und wartete ruhig ab, bis ich noch anderweitige Bestätigung für meine Ansicht finden würde. Jetzt hat Professor Dr. Rudolf Blasius, bis vor kurzem Präsident des Internationalen Ornithologischen Komitees, seine Stimme erhoben und es ebenfalls für unmöglich erklärt, daß die Kraniche auf einer Reise über 80 bis 100 Breitegrade und auf eine Entfernung von 1200 bis 1500 geographischen Meilen die kleinen Vögel tragen könnten. Auch darauf hat er hingewiesen, daß alle unsere kleinen Zugvögel längst fort sind, wenn die Kraniche zu Ende des Monats Oktober sich zum Abzug rüsten.

Scharf und schneidig weist sodann der bekannte ornithologische Jagd- und Forstschriftsteller Oberforstmeister Professor Dr. Borggreve das „Märchen" von den „Reitenden Vögeln" zurück. Auch er kennt nach eigener Beobachtung nicht allein das Piepsen und Zwitschern der jungen Kraniche, sondern besitzt auch ein außerordentlich sicheres Urteil über die Stimmen aller unserer einheimischen Vögel. Allerdings rufe der alte, ausgewachsene Kranich sein „kru-kra", „kirr-kurr" und „kruu", Laute, die gleich Trompetentönen weithin durch die reine Herbstluft schallen und jedes romantisch veranlagte Gemüt in poetische Stimmung versetzen; aber auch das aus den dahinziehenden Kranichscharen wahrnehmbare Gezwitscher, welches den Lockrufen kleinen Gefieders, besonders der Lerchen, ähnle, sei nichts anderes als Kranichlaute, nur daß diese der Jugend dieser großen Vögel eigen seien. Von diesen Lauten des Kranichs spricht ja auch bereits das klassische deutsche Vogelbuch von Naumann, denn da heißt es ausdrücklich: „Die jungen Kraniche piepen und schiepen, auch wenn sie schon auf dem Herbstzuge sind, und selbst bei der Wiederkehr im Frühjahr schreien die meisten noch ‚schiep' und ‚wiep'."

So bleibt also nichts übrig, als die merkwürdige Reisegenossenschaft der Kraniche und Lerchen in das Reich der Märchen zu verweisen. Hübsch ist das Märchen und sinnig, aber es ist eben doch — ein Märchen.

* Vgl. Jahrgang 1878, Seite 703, und 1879, Seite 312.

Die Martinsklause.

Roman aus dem 12. Jahrhundert.

Von **Ludwig Ganghofer.**

(Schluß.)

Die Tage vergingen, und endlich war die Arbeit im Thale so weit gediehen, daß man ohne ernstere Sorge den Winter erwarten konnte. Die Berge waren schon bis auf die Wälder herab mit frischem Schnee bedeckt, und Eberwein rüstete sich zur Heimfahrt nach seinem Mutterkloster, um mit dem Frühjahr wiederzukehren, neue Mönche in das Thal zu führen und den Bau des Klosters zu beginnen. Ein kalter Morgen graute, und in der Herdstube der Klause flackerte das Feuer. Eberwein hatte mit dem Bruder das letzte karge Frühmahl eingenommen; nun gürtete er das Kleid und schnallte die Sandalen an die Füße. Sigenot stand an die Mauer gelehnt, die Arme schlaff, mit nassen Augen und vergrämtem Antlitz. Da klangen Schritte, und eine Gestalt erschien in der Thür. Sigenots Jungsenn' war es, der von seinem weiten Botengang zurückgekehrt war.

„Guten Gruß, Herr! Ich bin daheim und bring' die Botschaft!"

Eberwein lächelte. „Ich danke Dir! Du bist ein treuer Bub'! Doch der Hilfe, die Du bringst, bedarf ich nimmer!" Während er das herzogliche Siegel brach und das Pergament eröffnete, fielen die Blicke des Jungsennen auf den grauköpfigen Bruder, der ihm langsam entgegenschritt. Er stand mit aufgerissenen Augen und klaffendem Mund, zitternd an allen Gliedern; aber da faßte Bruder Sigenot schon den Knaben am Arm und zog ihn aus der Klause. Ein gedämpfter Laut der beiden Stimmen und ein kurzes Schluchzen klang in die Herdstube, während Eberwein beim Schein des Feuers die Botschaft seines herzoglichen Freundes las. Es war ein langer Brief — und doch war all sein Inhalt nur ein einziges kurzes Wörtlein. Eberweins Brauen furchten sich, und es zuckte bitter um seine Lippen. Schwer atmend ließ er das Blatt in die Flammen gleiten. „Was wäre geworden aus meinem Gotteshaus und meinem armen Völklein … hätten die Berge nicht geholfen!" Er faßte seinen Stab und trat ins Freie. Im erwachenden Frühlicht führte ihm Bruder Sigenot den Burschen entgegen, dem die Thränen noch in den Augen standen.

„Herr, ich komm' mit einer Bitt' zu Dir. Schau' den Buben an! Er ist verwaist und hat ausgesennet in meinem Dienst. Mach' ihn zu Deinem Fischer und laß ihn auf meiner Heimstatt sein Dächlein bauen!" Eberwein nickte und strich mit der Hand über den Scheitel des jungen Mannes. „Nun komm, Bruder, und gieb mir das Geleit! Der Bub' mag harren, bis Du wiederkehrst!"

Sie schritten in den hellen frischen Morgen hinaus, erreichten das Thal der Ache und folgten dem Lauf des Wassers. Während des Wanderns hatten sie noch so viel von Arbeit, von Land und Leuten und von den Sorgen des Winters zu sprechen, daß ihnen Weg und Zeit verrann, ohne daß sie es merkten. Mitten im Gespräch verhielt Eberwein plötzlich die Schritte und blickte rings umher. „Bruder Sigenot, erkennst Du die Stelle?"

„Wohl wohl, Herr. Es ist das Flecklein, auf dem wir uns zum erstenmal gesehen haben."

„Hier wollen wir scheiden!" Eberwein faßte die Hand des Gefährten. „Und mein letztes Wort soll Dir allein gehören. Unsere Tage waren Arbeit, unsere Nächte müder Schlaf. Ich konnte Dir nur das Kleid der Kirche geben — für ihre Lehre blieb uns keine Zeit! Und ich rede auch zu Dir in dieser letzten Stunde nicht als Priester — nur als Mensch zum Menschen. So höre die kurze Lehre, welche mein Herz davongetragen aus allem Sturm und aller Not, die über uns gekommen: Du lebst . . . und

zwei Pflichten sind Dir auferlegt, die eine gegen Deinen Nächsten und die andere gegen Dich selbst. Sei gut, und Du erfüllst die erste. Sei Dir selbst getreu, und Du genügst der zweiten. Alles andere laß über Dich ergehen, wie es mag. Das Kommende liegt vor Dir, ein Wirrwar dunkler Pfade. Welchen Du wandeln sollst . . . frage nicht andere, nur immer Dich selbst. Beschreite jenen Weg, den Dein redliches Herz Dich gehen heißt, und überlasse die Führung jenen Mächten, die Du fühlen kannst, doch nicht erkennen. Glaube an Gott! Denn glauben mußt Du, Glaube ist Hoffnung, und Hoffnung ist der Atem alles Lebens. Glaube an Gott, an seine Kraft und Liebe . . . doch hüte Dich, nach seinem Wesen und Antlitz zu forschen, nach seinem Rat und Willen. Du bist, wie Du geschaffen wurdest: menschlich . . . daß Du mehr nicht sein und nicht hinauswachsen kannst über Deine irdischen Sinne bis zur Wolkenhöhe, das wird Dir die unergründliche Macht verzeihen, die Dich werden ließ, so, wie Du bist!"

Mit ernsten Augen hing Sigenot an Eberweins Lippen, und nach kurzem Schweigen sagte er langsam: „Ich mein' wohl, ich fass' Dein Wort . . . und mein' auch, daß ich's im Leben halten kann nach Deinem Rat. Und weil ich mehr nicht hab' lernen können, deswegen mußt Dich nimmer sorgen! ‚Mein guter Herre, Du mein Gott' . . . das ist genug für meine Zung'. Was ich mehr brauch', redet schon mein Herz dazu. Aber eins noch . . ." seine Stimme schwankte, und mit heißen Augen suchte er den Platz, an dem er einst lachend das scheue Roß gebändigt, „sag', Herr . . . giebt's ein Wiederfinden sell droben in der helleren Zeit?"

Eberwein wollte sagen: „Ich hoffe!" Doch als er in Sigenots Augen blickte und das Bangen in jedem Zug des vergrämten Gesichtes erkannte, sagte er mit fester Stimme: „Ja, Sigenot! Glaube!"

„Gute Heimfahrt, Herr!" stammelte Sigenot mit heiserem Laut. „Und kehr' bald wieder! Dein Wort soll Eisen sein in mir!" Hastig löste er die Hand und eilte davon. Mit stillem Lächeln sah Eberwein dem Verschwindenden nach. „Du, ein Mönch? Laß Dir genügen am Kleid der Kirche . . . und an allem, was Deine Seele füllt mit Weh und Sehnen!" Er blickte um sich, für kurze Rast eine Stätte suchend. Am Ufer der Ache fand er einen Stein und ließ sich nieder. Nicht lange währte seine Rast, und wieder folgte er dem Pfad, zu dessen Seiten noch überall die Spuren der Flut zu erkennen waren, welche an jenem Unglücksabend den Weg bis in die Ebene hinaus gesucht und gefunden hatte.

Hoch am Tag erreichte Eberwein die Salzaburg. Als er das Thor durchschritten hatte und der bischöflichen Pfalz sich näherte, sah er auf der steinernen Freitreppe einen Bruder seines Ordens sitzen, mit kahlem Haupt, das bleiche Furchengesicht umwuchert von den Stoppeln eines graugesprenkelten Bartes. Schlotterig hing die Kutte um den abgemagerten Leib. Es schien ein Genesender zu sein, der eine lange schwere Krankheit überstanden hatte und sich ein Stündlein an der Sonne wärmte. Müd' und gebrochen sah er aus; doch plötzlich sprang er auf, schwenkte die Arme, eilte dem Kommenden entgegen und stürzte schluchzend vor ihm nieder.

„Bruder Wampo!" In zitternder Freude hob Eberwein den Wiedergefundenen auf.

„Herr! Ach guter Herr! Geh' nicht ins Gericht mit mir, weil ich die Klaus' verlassen hab' und gelaufen bin wie die Maus vor einer Katz'! Das Grausen hat mich gepackt, das Grausen! Aber schau' mich an . . . ich bin gestraft dafür! Sechs Wochen hab' ich auf den Tod gelegen vom Schreck und von der Angst, sechs Wochen, Herr . . . und all'weil' Krankenkost . . ." In Schluchzen erloschen ihm die Worte, und Eberwein mußte unter Thränen lächeln.

38.

Es war um die Sonnenwende des folgenden Jahres, an einem sengend heißen Tag, als ein langer Zug von Menschen, beladenen Saumtieren, Karren, Pferden und Rindern durch die Waldschlucht der Ache den Weg zum Berchtesgadem suchte. Propst Eberwein kehrte in sein Land zurück, und der Bau des Klosters sollte beginnen. Drei Väter kamen in seinem Geleit, und vier Brüder — unter ihnen Bruder Wampo, dessen Falten sich schon wieder zu glätten und zu füllen begannen. Er war auf der weiten Reise in bester Laune gewesen, denn einer der Karren war schwer befrachtet mit bauchigen Fäßlein. Doch je näher man der „schiechen Gegend" kam, desto unruhiger blickten Bruder Wampos kleine hurtige Aeuglein. Um so heller aber strahlte die Freude in Eberweins Antlitz. Immer wieder eilte er an dem langen Zuge auf und nieder und musterte die Menschen, die Tiere und alles Gerät. Gegen hundert Gewerksleute und Knechte kamen mit ihm — und der Bau des Klosters und der steinernen Kirche sollte nicht ihre einzige Arbeit sein. Er streichelte die schweren Pferde und sah sie schon im Pfluge gehen und die rauhdurchschotterte Erde brechen. Und wie die Bauern staunen würden beim Anblick dieser Rinder! Es war ein fester stämmiger Schlag, der die verkümmerte Zucht des Gadems in wenigen Jahren verbessern würde. Ein Teil der Saumtiere war mit Säcken beladen, welche den Bedarf für die erste Wintersaat und Flachssamen für das kommende Jahr enthielten. Zwei Karren trugen mancherlei Gerät, nach dessen Muster die Bauern lernen sollten, ihre Stuben und Kammern freundlicher zu bestellen; ein anderer Karren war bepackt mit Handwerkszeug, wie es im Garmischgau und Wertofelser Land die Holzschnitzer führten; denn die Kunst, allerlei Bildwerk und zierlichen Hausrat zu schnitzen, gedachte Eberwein die heranwachsenden Knaben zu lehren, damit sie in den Tagen des langen Winters lohnende Arbeit hätten.

Je mehr sich der Zug dem Ende der Waldschlucht näherte, desto ungeduldiger eilte ihm Eberwein voran; es brannte in seinem Herzen die Sehnsucht, das vielgeprüfte Thal, die stille Klause und ihren einsamen Hüter wiederzusehen. Er überholte die zehn Knechte, welche mit Beilen einen Pfad für die Tiere und Karren bahnten, und wanderte aufwärts am Ufer der Ache. Als die Schlucht sich weitete, verhielt er freudig betroffen den Schritt: vom Lokiwald tönte die Glocke. Er hätte sich lieberen Gruß zum neuen Einstand in seinem Land nicht wünschen mögen. Von der Klause klangen ihm zahlreiche Stimmen entgegen, und als er die Lichtung betrat, sah er rings um das Kirchlein über hundert Menschen versammelt, und andere kamen noch immer herbeigeströmt von allen Seiten. Als die Leute den Mönch gewahrten, erhoben sie ein helles Geschrei und eilten ihm jauchzend entgegen. Sie drückten seine Hände, küßten sein Gewand und begrüßten ihn, recht wie ein dankbares Völklein seinen guten Fürsten. Seit Wochen schon hatten sie seiner Wiederkehr gewartet und auf den Höhen des Untersberges Späher aufgestellt, welche durch Rauchsäulen die Ankunft des Zuges verkündeten. Wohin Eberwein blickte, sah er bekannte Gesichter, aus dem Gadem und aus der Ramsau. Auch der alte Gobl fehlte nicht; er war säuberlich gekleidet, und auf Eberweins Frage, wie es dem Knaben ginge, sagte der Alte stolz: „Der hat sich herausgewachsen, Herr! Wohl wohl! Aus dem Buben ist 'was geworden! Den kann man brauchen jetzt! Der hütet im Gadem die Säu' . . . das sind gemütliche Tier', wohl wohl, denen kommt er schon nach, wenn er auch ein lützel hinket!"

Den anderen währte die Rede des Greises zu lange, sie wollten auch zu Worte kommen und schoben ihn beiseite. Eberwein bekam die Hände nicht mehr frei. Jetzt hielt ihn der Jungfenn', der zum Fischer geworden, und jetzt die Heilwig, die sich aus des Fischers Magd in eine Bäuerin verwandelt hatte; Mitleid und Erbarmen hatten ihr einen Mann geworben — den Raganhart. Seine Trauer um die Hiltrud schien sich gelegt zu haben. Das rote Gesicht strahlte vor Vergnügen, und seine Haare lagen schlicht und glatt, als wäre schon lang keine zausende Hand mehr dazwischen gefahren. Aber wo blieben Ruedlieb und Rötli? Wo weilte Bruder Sigenot?

„Sell drüben sitzt er beim Kirchlein!" lautete die Antwort auf Eberweins Frage. „Er hat nimmer stehen können . . . die Freud' ist ihm in die Knie gefahren!"

Eberwein brach sich Bahn durch die Leute. Bis ins Herz erschrak er, als er auf einem Holzblock neben der Kirchenthür den gebrochenen Mann gewahrte, welcher zitternd saß, das graue Haupt an die Balkenwand gelehnt. „Sigenot! Mein Bruder!" Lange hielten sie sich stumm umschlungen. Als Eberwein seiner Bewegung Herr geworden, strich er mit den Händen über die abgehärmten Wangen des Freundes und stammelte: „In aller Freude ein Schmerz! Ich hoffte, Dich anders zu finden . . . mutig und stark, wie Du immer warst!"

„Stark, Herr? Stark ist nur Einer!" Ein müdes Lächeln zuckte um Sigenots bleiche Lippen. „Ich will Dir sagen, was schuld ist . . . es steht halt für mich die Klaus' auf einem unguten Fleck. All'weil' seh' ich den halben Berg sell drüben . . . und ich kann's nicht wehren: so oft ich hinaufschau', reißt er mir ein Stückl von meiner Seel'! Viel ist nimmer übrig, Herr!"

Geschrei und Lärm erhob sich, die Leute kamen in Bewegung;

die Geleitschaft Eberweins war auf der Rodung erschienen. Erschrocken blickte Bruder Sigenot auf die Schar der Kommenden. „Herr! Unter all' den Leuten soll ich weiterleben?"

„Nein, Sigenot!" Eberwein legte die Hand auf die Schulter des Bruders und sah ihm mit herzlichem Blick in die Augen. „Ich will Dich mir erhalten und deshalb lege ich eine heilige Pflicht auf Deine Seele und gebe Dir ernste Arbeit. Was ich meine, sollst Du morgen hören. Für heute nimm Deinen Stab, ziehe zur Ramsau und lade die Männer auf den zweiten Tag von heute zur Martinsklause. Sie sollen zugegen sein, wenn ich den Grundstein meines Klosters lege. Morgen zu Mittag kehre heim und erwarte mich im Hause Deiner Schwester!"

Sigenot wehrte mit der Hand. „Herr, laß meinen Schatten nicht fallen auf ihren hellen Weg'!"

Einer der Mönche kam, um die Ankunft des Zuges zu melden und die Befehle des Propstes zu hören.

„Ich komme!" sagte Eberwein. Dann drückte er den eigenen Stab in Sigenots Hand. „Nimm den Stecken und wandere! Ich erwarte Dich morgen!" Er wandte sich ab und folgte dem Mönche. Bruder Sigenot stand noch eine Weile, die Augen mit verlorenem Blick auf den Stab geheftet. Als er einen kleinen wohlbeleibten Bruder mit anderen Mönchen der Klause sich nähern sah, kehrte er sich hastig ab und begann die Wanderung.

Der Abend kam, und treibendes Leben herrschte auf der weiten Rodung. Während Zelte und Hütten aufgeschlagen wurden und in der sinkenden Nacht die Feuer zu lodern begannen, saß Eberwein beim Licht einer Kerze in seiner Zelle und schrieb. Lange währte die stille Arbeit. Er siegelte die Rolle, verwahrte sie in hölzerner Kapsel und legte sie mit einem schweren Säcklein in eine Ledertasche. Dann begab er sich zur Ruhe.

Vor dem Grau des Morgens erhob er sich wieder. Während alles noch schlummerte, schwer ermüdet von der weiten Fahrt, schritt er dem Thal der Ache zu, die Ledertasche an seinem Gürtel. Es drängte ihn, eine Höhe zu ersteigen und von freier Warte sein Land zu überblicken, wie an jenem ersten Morgen, an welchem der Kohlmann ihn zum Untersberg geführt. Auf schmalem Brücklein überschritt er die Ache und überließ sich einem Almensteig, der durch den Bergwald emporführte zu den Gehängen des Göhl. Zwei Stunden wanderte er aufwärts; endlich gingen die Bäume zu Ende, und mit schimmerndem Duft erwachte der schöne Morgen.

Auf steiler Zinne ruhte Eberwein und harrte, bis im Thal die Schatten wichen. Noch ehe sein Blick die Hage und Häuser unterscheiden konnte, sah er schon die weißgrauen Schuttfelder, welche mit langgestreckten Fingern über die Halden der Schönau griffen. Doch bald erkannte er auch den mattgrünen Schimmer, von welchem die gerodeten Flächen wie von einem dünnen Schleier überzogen waren. In stillen Bildern zog das Vergangene an Eberweins Augen vorüber, all sein eigenes Hoffen und Leiden, alles Glück und Weh der hundert Menschen, welche dort unten mit dem Morgen jetzt erwachten oder ewig schlummerten unter Felsen und Erde. Wie viel an gutem und gesundem Leben lag unter den Trümmern des gebrochenen Berges begraben! Und dennoch erkannte Eberwein, daß keine Kraft und Menschenhilfe diesem Land und seinen kommenden Geschlechtern größere Wohltat hätte erweisen können als jene Stunde der stürzenden Felsen. Am verwichenen Abend hatten es ihm die Leute als ein Wunder berichtet, daß seit Menschengedenken der Winter im Gadem nicht so kurz und mild gewesen, der Schnee in den Thälern nicht so früh geschmolzen und der grüne Frühling nicht so zeitig eingetreten wäre als in diesem Jahr. Sinnend schweiften die Blicke Eberweins über das weite Thal hinüber zu den von der Morgensonne beglänzten Ruinen des gebrochenen Berges. Die beiden riesigen Stümpfe waren frei von Schnee, und nur in der breiten Scharte zwischen ihnen dehnte sich im Schatten ein weißes Feld. Auch andere Berge, welche noch im letzten Sommer weiße Köpfe getragen, waren in der Sonne schneefrei geworden, nachdem der gewaltige Eisriese verschwunden war, der die ganze Runde in seinem kalten Banne gehalten. Ein neues „Wunder"! Eberwein seufzte, wenn er des absonderlichen Christentums gedachte, das in die Köpfe und Herzen seiner Gademer Leute eingezogen war und zu welchem nicht die Lehre der Liebe sie bekehrt hatte, sondern die Not, welche beten lehrt, Waldrams blutiges Ende und Bruder Wampos Bär. Wunder und Wunder, Gottes starke Faust und der strafende Zorn des Himmels — das war der ganze Inhalt ihres Glaubens. Daneben wandelte der Alte aus dem Untersberg durch ihre Herzen und um ihre Häuser, und ihre Kinder schreckten sie mit dem steinernen Gespenst des Spisars — nicht mehr König Eismann, sondern „Wazemann" hieß der gebrochene Berg, und die starrenden Zacken des Grates hießen „Wazemanns Kinder". Aber wie auf den gerodeten Flächen mit dem Unkraut die erste Saat, so war in den vom Schmerz geackerten Herzen doch der erste Keim des Glaubens aufgegangen.

Die Arme gegen die Thäler streckend, erhob sich Eberwein. Sie waren ihm gewonnen, nun hatte er sie und wollte sie halten. Nun kam die Zeit, das Unkraut von der Saat zu scheiden, das junge Stämmlein mit Sorge zu pflegen und dem beschnittenen Wildling edle Reiser aufzusetzen. Ob es ihm wohl gelingen würde? Dieses eine wie alles andere, was er zum Wohl dieses Landes und seiner Menschen sann und plante? Eine Antwort konnte nur die Zeit ihm geben. Er atmete tief. „Die wir berufen sind, das Leben der Menschen auf guten Pfad zu lenken, wir können mehr nicht sein, als der Sämann ist auf kahlem Acker. Nur den Samen kann er streuen und geduldig auf die Ernte harren — es wachsen die Halme, wie es der dunklen Erde gefällt, es reifen die Früchte, wenn die Wolken es dulden."

Der Ton einer Almenschelle traf sein Ohr, und als er aufblickte, sah er über eine grasige Kuppe bläulichen Rauch zum Himmel steigen. Dort oben mußte eine Hütte liegen, und er wollte unter ihrem Dach ein Stündlein friedlicher Einkehr halten. Als er die Höhe der Kuppe erreichte, öffnete sich ein flaches Almfeld, und auf wenige Schritte vor ihm erhob sich ein kleines vor Alter graues Blockhaus. Feuerschein leuchtete durch die Ritzen des Gebälks und aus der offenen Thür, auf deren Schwelle ein junges Weib saß, einen Säugling auf den Armen wiegend. Die rote Herdflamme bestrahlte die nackte Schulter der kleinen zierlichen Gestalt, während das Sonnenlicht um ihren Schoß und ihre Füße spielte. Mit leisem Stimmlein und mit dem Ausdruck aller Zärtlichkeit summte sie ein Liedchen und hielt die Augen auf das runde Gesichtlein des Kindes gesenkt. Der stille Reiz dieses Bildes schlich sich mit traulicher Wärme in Eberweins Herz. „Gott grüße Dich, junge Mutter!"

Die Sennin blickte auf, und als sie den Mönch gewahrte, erschien sie wie von lähmendem Schreck befallen; sie wollte sich erheben und sank wieder zurück auf die Schwelle, zitternd an allen Gliedern, mit starren Augen und erblaßtem Gesicht, auf dessen Stirn sich eine Narbe zeigte wie ein feiner blutroter Strich. Da erkannte sie der Propst. „Hinzula!" Er wollte sich nähern. „Weshalb erschrickst Du vor mir?"

Wie in namenloser Angst umklammerte die junge Mutter ihr Kind, und lautlos bewegten sich die bleichen Lippen. Das hastige Gebimmel einer Schelle tönte, dumpfes Stampfen näherte sich, und hinter der Hütte klang eine kräftige Männerstimme: „Wirst halten oder nicht! Wart' nur, Du! Ich treib' Dir noch die Wildheit aus Deinem dicken Schädel!" Ein schwarzer Stier erschien, die Nüstern von weißem Schaum bedeckt, mit gestrecktem Schweif und schlagenden Füßen; doch alle Wut des Tieres brach an der zähen eisernen Kraft des hünenhaften Sennen, der mit nackten sonnverbrannten Armen den Kopf des Stiers an den Hörnern gefaßt hielt und zu Boden drückte.

„Schweiker!" fuhr es mit bebendem Schrei von den Lippen Eberweins, aus dessen Antlitz alles Blut gewichen war.

Als wäre ein Blitzstrahl auf ihn niedergefahren, so stand der Senn' beim Klang dieser Stimme, die Fäuste ins Leere gestreckt, während der befreite Stier in tollen Sprüngen das Weite suchte. Mit fliegenden Schritten eilte Eberwein auf den Erstarrten zu und rüttelte seinen Arm. „Schweiker! Schweiker!" Was er mehr noch sagen wollte, brachte er nicht über die Lippen; doch es stand auf seinem Gesicht geschrieben, in welchem fahle Blässe mit flammender Röte wechselte. „Schweiker! Schweiker!"

Der Hüne schlotterte an all seinen langen schwerfälligen Gliedern, auf der keuchenden Brust zitterten die Wellen des silberblonden Bartes, und wie ein zuckender Krampf hatte es seinen Nacken befallen. Er wollte sprechen und würgte nur heisere Laute hervor. Dicke Zähren kugelten ihm über die braunen Backen. Jetzt hing er mit starren Augen an dem Gesicht des Propstes, dann wieder suchte er mit hilflos irrendem Blick die Hütte, sein Weib und Kind. Und als wäre das herzergreifende Bild, das die junge Mutter in ihrem Schreck und Jammer bot, die einzige Verteidigung, die er dem schweigenden Vorwurf seines Herrn entgegenhalten könnte, so stöhnte er: „Schau' sie an, Herr . . . schau' sie



Vom „Deutschen Journalisten- und Schriftstellertag" zu Hamburg: Das Nachtfest auf der Alster am 30. Juni 1894.

Nach der Natur gezeichnet von Karl Müller.

nur an! Ob Himmel oder Höll' . . . ich hab' nimmer anders können!" Schluchzend bedeckte er mit den Händen das Gesicht und stürzte auf die Knie. Eberwein stand in bebender Erregung; er blickte auf das stumme von Angst gelähmte Weib, dann wieder auf das ausgiebige Bröcklein Elend nieder, das vor seinen Füßen auf der Erde lag. Allmählich beschwichtigte sich der Sturm in seinen Zügen, und schwer atmend legte er die Hand auf die Schulter des Knienden. „Steh' auf . . . und folge mir! Was ich mit Dir zu sprechen habe, ist nicht für die Ohren Deines . . ." Die Stimme des Propstes stockte, „für die Ohren dieses armen Weibes." Er wandte sich ab und schritt einer Senkung des Almfeldes zu, aus welcher dunkle Fichtenwipfel hervorlugten.

Mühsam richtete Schweiker sich auf, als wären ihm alle Knochen zu Teig geworden. Schluchzend streckte er die Hände nach seinem Weib, doch als sich Hinzula erheben wollte, winkte er ihr zu, daß sie bleiben möchte, und eilte dem Mönche nach.

Immer höher stieg die Sonne, und immer stiller wurde in der Hütte das Geprassel des Feuers. Mit zitternden Armen den Säugling wiegend, saß das verstörte, blasse Weib auf der Thürschwelle. Eine Stunde verging, noch eine zweite. Langsam rann eine Thräne um die andere über Hinzulas zuckende Lippen, während ihre bangen Augen unverwandt an der Stelle hingen, an welcher Eberwein und Schweiker verschwunden waren. Mit jedem Herzschlag wuchs ihre Angst, und als die Sonne schon in Mittagshöhe stand und Schweiker noch immer nicht wiederkehren wollte, sprang Hinzula auf, und in verzweifelnder Sorge seinen Namen schreiend, stürzte sie den Bäumen zu. Als sie die Senkung erreichte, sah sie wenige Schritte vor sich den Propst auf einem Baumstumpf sitzen, an seiner Seite ihren Mann mit hängendem Kopf und schlaffen Armen. Eberwein hatte die Hände im Schoß der Kutte liegen, und während aus der Tiefe herauf, vom Lokiwald, ein verschwommener Hall der Glocke tönte, blickten die Augen des Propstes in das ferne Thal der Ramsau. Durch die grüne Flucht der Wälder sah er einen breiten grauen Streif aus der Höhe niedergreifen in die Thäler: das von der Seeflut verwüstete Gehäng der Windach. Seufzend erhob er sich, trat auf Hinzula zu und blickte in das rosige Gesichtchen des Kindes. „Ist es ein Knabe?"

Sie konnte nicht sprechen, sie nickte nur und zog in mütterlicher Regung das hüllende Tüchlein nieder, damit er das breite Brüstlein und die runden Aermchen sähe. Da kehrte auch dem langen Gesellen das Leben wieder. „So sag' ihm doch," stotterte er, „sag' ihm doch, wie unser Büebli heißt!"

Scheu blickte Hinzula auf, als hätte sie kaum den Mut, ihres Kindes Namen auszusprechen. „Eberwinli!"

Mit furchtsamen Augen hing Schweiker an dem Gesicht des Propstes, um die Wirkung dieses Wortes zu erspähen. Doch Eberwein schüttelte mit leisem Lächeln den Kopf. „Der Name gefällt mir nicht! Den wirst Du wohl ändern müssen, Hinzula! Bringe mir den Knaben morgen zur Klause, damit ich ihn taufe. Er soll heißen wie jener, der für Euch gesprochen: Hiltischalk!" Hastig wandte er sich ab, um seine Bewegung zu verbergen, und stieg der Tiefe zu. Er hatte schon den Wald erreicht, als er hinter sich ein Rennen und Keuchen hörte. Mit versagendem Atem holte Schweiker ihn ein und stammelte: „Schau', Herr, schau', ich thu' Dich bitten aus Herzensgrund . . . sag' mir doch auch ein Wörtl, daß Du mir nimmer zürnen willst!"

Eberwein zeigte ein strenges Gesicht. „Ich kann Dir ein solches Wort nicht sagen, denn ich zürne Dir. Aber was bleibt mir übrig! Du hast ja flink dafür gesorgt, daß ich das Geschehene nicht mehr zu ändern vermag! Willst Du, daß ich vergessen soll . . . vergeben darf ich nicht . . . so füge Dich meiner Strafe. Ich will nicht, daß Dein übles Beispiel mir die Brüder stutzig mache und daß im Gadem die Leute sagen: es muß ein hartes Weilen im Kloster sein, wenn die Mönche entlaufen und sich an Weiber hängen. So wirst Du einem jeden, der Dich nach Deiner Herkunft fragt, die Antwort geben: man hat mich aus dem Kloster gejagt, weil ich im Schreck jener Unglücksstunde meiner Pflicht vergaß!" Schweiker stand, ein Bild der tiefsten Zerknirschung. „Und ich muß helfen zu dieser Ausflucht!" Eberwein seufzte. „Wenn ich Dich nicht verderben will, muß mein erstes Werk nach der Rückkehr in mein Land eine Lüge sein!"

Scheu hob Schweiker die Augen und stotterte: „Eine Lüg' . . ." er strich mit der plumpen schwieligen Hand über sein Haar, „aber schau', Herr . . . eine gute Lüg'!"

„So?" Mühsam unterdrückte der Propst ein Lächeln. „Du bist mit dem Trost gar flink bei der Hand, nur Dein Gewissen hat langsame Füße! Schweig'! Ich will kein Wort mehr hören. Geh' heim zu Deinem Weib, und damit die schlaflosen Nächte ein Ende haben, von denen Du geplagt wirst, will ich in anderer Stunde wiederkommen und will Euch segnen in aller Stille. Ein Senn' muß schlafen können . . . sein Tag ist harte Arbeit!"

„Herr . . ." schluchzte Schweiker in Thränen.

„Schweigen sollst Du, und rühre nicht an mein Kleid! Willst Du danken, so laß die Untreu', die Du an Deinem Gelübd' und an mir begangen, die erste und letzte Deines Lebens sein!" Eberwein wandte sich ab und folgte mit raschen Schritten einem Pfad, der sich in dichtem Wald verlor. Hinter ihm war lautlose Stille. Nach einer Weile aber hörte er von der Almhöhe einen gellenden Jauchzer, der an den Wänden des Göhl ein lautes Echo weckte. Lauschend blieb Eberwein stehen. „Er zehret von seinem Himmelsbrot!"

Zwei Stunden später erreichte der Propst die Schönau. Als er sich dem Hag des Richtmanns näherte, sah er den Bruder, welcher seiner schon wartete, am Wegrand auf einem Steinblock sitzen. Eine seltsame Erregung belebte die Augen Sigenots und seine bleichen Züge.

„Warum unter freiem Himmel? Weshalb nicht unter Deiner Schwester Dach?"

„Herr! Sell drinnen ist heut' kein Platz für mich. Die Leut' laufen umeinander in Freud' und Sorg' — das Rötli will Mutter werden!"

Eberwein lächelte fröhlich. „Das Leben rührt sich in meinem Land!" An Sigenots Seite ließ er sich nieder, nahm die Ledertasche vom Gürtel und reichte sie dem Bruder. Neben reichlicher Zehrung für weite Reise enthielt sie den Brief, welchen Eberwein in der Nacht geschrieben. „Es ist ernste Pflicht, die ich Dir auferlege mit diesem Botengang, und ich habe Dich gewählt für diesen Weg, da ich bauen kann auf Deine Treu'!"

„Sag', Herr, wohin die Botschaft?"

„In die Hand des Kaisers, dessen Schutz ich angerufen für mein Kloster und Land!"

Sigenot erschrak, daß ihm die Worte versagten. Schweigend hörte er alle die Ratschläge, welche ihm der Propst für die Reise gab.

„Aber Herr," stammelte er endlich, „wie soll ich Eingang finden in des Kaisers Haus? Ich? Ein schlichter Mann!"

„Fühle Dich, Sigenot! Du trägst das Kleid der Kirche, und jedes Herrn Thüre steht offen vor Deinem Fuß." Eberwein bemerkte die Röte, welche die Züge des Bruders färbte. „Und ich sende gerade Dich, damit der Kaiser sehen mag, daß mein Kloster nicht nur Mönche hat, auch Männer, deren Treue von Wert ist!"

Sigenot erhob sich; fester umschloß er den Stab, und langsam streckte sich seine gebrochene Gestalt, als wäre ein Funke der alten Kraft in ihr erwacht. „So laß mich ziehen in der jetzigen Stund'!"

„Ja, Sigenot!" Eberwein faßte die Hand des Bruders und hielt sie mit langem Druck in der seinen, während sie Aug' in Auge standen zu schweigendem Abschied.

Aus dem offenen Hagthor kam Ruedlieb hervorgelaufen, mit brennrotem Gesicht und nassen Augen. Lachend eilte er auf die beiden Mönche zu und vergaß in seiner Freude, den Propst zu grüßen. „Habt Ihr die Hulfrau nicht gesehen? Grad' ist sie in meinem Haus gewesen . . . den ganzen Buckel voll Kinder!"

„Ein Bub', Liebli?" stammelte Sigenot.

„Wohl wohl, ein Bub'! Und ein Dirnlein auch dazu!" prahlte der junge Bauer mit strahlendem Gesicht. „Und das wird wohl gut sein! Der Gadem braucht wieder Leut'! Aber komm nur, komm, die Schwester verlangt nach Dir . . . ihr erstes Wort ist gewesen: gelt, Liebli, Sigenot heißt mein Bub' und Recka mein Dirnlein?" Er rannte dem Hagthor zu, und mit eiligen Schritten folgte ihm Sigenot.

Lächelnd blickte Eberwein dem Bruder nach. „Nimm diese Freude als Zehrung auf Deinen Weg und wandere! Du wirst mir wiederkehren . . . im Herzen wohl die unheilbare Wunde, denn Deine Treue hat eisernen Halt, aber stark und genesen an Geist und Körper! Es soll aus Dir noch ein Priester werden, an dem die Liebe Gottes ihre Freude hat!" Mit hellen Augen blickte er rings umher . . . aber da glitt schon wieder ein Schatten über sein Antlitz. In der Ferne, über den grauen Trümmerhügeln und dem zerstörten Bergwald, sah er den Falkenstein mit seinen verödeten Mauern. In den langen Arbeitswochen, die jenem Unglückstage

gefolgt waren, hatte er alle Stätten der Verwüstung besucht — nur diese eine hatte er gemieden. Jetzt zog es ihn zu ihr.

Als er emporstieg zwischen den wirr liegenden Trümmern und gebrochenen Bäumen, führte ihn kein Pfad; der Reitweg war verschüttet und kein neuer Pfad gebahnt, denn die verrufene Stätte war gemieden von allen Leuten. Ein beklemmendes Gefühl erfaßte ihn beim Anblick des offenen Thors. Die Fallbrücke überspannte den Graben, doch ihre Bohlen waren schon brüchig und von gelblichen Schwämmen bedeckt. Im weiten öden Hof waren nur an der Ringmauer noch spärliche Reste der Ställe zu erkennen, während der steinerne Unterstock des Hauses unter einem wüsten Haufen von Asche und verkohlten Balkenstücken begraben lag. Ueberall wucherte ein großblätteriges Unkraut mit langgestielten Blüten, und an der Mauer rankte sich schon der die Steine durchbrechende Epheu empor. Einzelne Bäume des Hofes standen noch, die Stämme behangen mit den gebleichten Wildschädeln und morschen Geweihen; doch die Aeste waren kahl, nur wenige Büschel dürren Laubes trugen sie noch — die Hitze des Feuers hatte ihr Leben getötet. Aber an manchen Stellen des grauen Bodens, wo das Unkraut spärlicher stand, erblickte Eberwein kleine lichtgrüne Blättchen: die jungen Sprößlinge des Buchensamens, den die Herbststürme ausgestreut. Hundert Jahre — und auf der Stätte, welche Wazemanns Haus getragen, grünte ein hochstämmiger Wald mit dichten Kronen!

Erfüllt von wirbelnden Gedanken und wechselnden Empfindungen schritt Eberwein mit zögerndem Fuß um die Ränder des Aschenhügels, der das Haus gewesen. Unter seinen Tritten stäubte der Schutt, und als er zu der Stelle kam, an welcher sich unter der grauen Decke noch die Stufen der Freitreppe erraten ließen, schürfte sein Fuß aus der Asche einen kleinen gebogenen Gegenstand hervor. War es der Beingriff eines Schildes oder der Henkel eines hölzernen Kruges? Eberwein bückte sich, streckte die Hand — und erschrak, daß ihm alle Farbe aus dem Antlitz wich. Auf das Rätsel starrend, das er aus dem Staub gehoben, griff er mit der anderen Hand an seine Brust und tastete zitternd, ob die ihm heilige Reliquie seiner Kindheit noch an dem Schnürlein hinge, ob er sie nicht verloren hätte, jetzt, bei diesem letzten Schritt. Und als er sie fühlte, riß und zerrte er, bis das Bein sich löste. Nun hielt er das eine Stück in der rechten, das andere in der linken Hand, und seine verstörten Blicke glitten ratlos hin und wider. Die beiden Stücke glichen sich wie die Hälften eines entzweigesprungenen Reifes — und dennoch nicht! Die eine Hälfte, die er an der Brust getragen, war festes Bein, nur braun vor Alter, mit Runenzeichen auf der Innenseite — die andere war morsch und grau, zernagt vom Moder, daß auf der Innenseite kaum die Spur eines Zeichens sich erkennen ließ. Mit bebenden Händen fügte er Stück an Stück. Sie paßten zueinander wie die Teile eines Ganzen — und dennoch nicht! Die eine Hälfte zeigte am festen Bein den scharf gesplitterten Bruch — die andere war an den Stellen des Bruches rundgefressen von der Fäulnis. Schwer atmend schüttelte Eberwein den Kopf und wollte schon das graue Rätsel zurück in die Asche werfen. Doch wieder hingen seine Blicke an dem morschen Bein, wieder fügte er die beiden Stücke aneinander! Waren sie die Hälften eines Ganzen ... wie wurden sie getrennt? Wie kam die eine auf die Romstraße im Garmischgau, die andere in hundertstündiger Ferne hierher unter die Asche von Wazemanns Haus? Und als sie noch ein Ganzes waren ... wem gehörte der beinerne Reif? Wer trug ihn am warmen lebenden Arm?

Ein heißer Schauer rann dem Fragenden durch Herz und Glieder. Er deckte mit dem Arm die Augen und taumelte rückwärts, als wollte er den in das Dunkel dieses Rätsels spähenden Blick ersticken und allem entrinnen, was seine Seele bestürmte. „Soll der alte Kampf in mir von neuem beginnen, die alte Qual, die alte ziellose Sehnsucht ... nur weil ein unbegreiflicher Zufall meine Sinne schreckte?“ Er ließ den Arm wieder sinken und blickte hinaus über das weite Thal. „Bin ich in diesem Augenblick denn besser als jene, welche ‚Wunder! Wunder!‘ schreien, wenn ein Bär den Honig leckt, der Sturm die Menschen von der Erde hebt und ein Stein seine unberechenbaren Sprünge macht?“ Er lächelte, und eine Blutwelle stieg ihm warm aus dem Herzen, als er im leuchtenden Schein des Abends auf allen Pfaden der Schönau, gleich winzigen Figürchen, die Menschen eilen sah, die es nach vollbrachtem Tagewerk zur Klause trieb, zu ihrem „guten Herrn“. „Ich sehe sie — und suche noch nach Haus und Heimat, nach meinen Brüdern und Schwestern! Hab' ich sie denn nicht längst gefunden, Hunderte an der Zahl? Hängt nicht an ihnen meine ganze Liebe und ihre Liebe an mir? Und ich stehe noch ...!“

Er eilte der Mauer zu, und aus beiden Händen schleuderte er die Hälften des Ringes hinunter in die Tiefe. Er sah sie fallen, immer schneller und schneller, jetzt erreichten sie den blanken Spiegel des Wassers, zwei weiße Garben sprühten auf, zwei Wellenkreise schwammen ineinander zu einem einzigen sacht zerfließenden Ring — und wieder glatt und schimmernd lag der See mit seinen grünen Fluten.

Blätter und Blüten.

Vom „Deutschen Journalisten- und Schriftstellertag“ zu Hamburg. (Zu dem Bilde S. 513.) Der dritte Deutsche Journalisten- und Schriftstellertag, der vom 29. Juni bis 3. Juli in Hamburg stattfand, gestaltete sich für diese Stadt zu einem besonderen Freuden- und Ehrenfest, an dem die ganze Bürgerschaft teilnahm und das die Aufmerksamkeit aller verdient, die vor zwei Jahren das von der Cholera so schwer heimgesuchte Hamburg bemitleidet haben. Welches Kleinod das Deutsche Reich in der Freien und Hansastadt Hamburg besitzt, das hat gewiß auch durch die furchtbare Choleraepidemie und ihre traurigen Folgen für Hamburgs Handel und Wohlstand nicht im Bewußtsein der Nation verdunkelt werden können. Aber für viele hatte sich doch um die Erinnerung an ihre Pracht und Herrlichkeit ein schwarzer Flor gelegt. Es war hohe Zeit, einmal vor den Augen der weitesten Oeffentlichkeit den Ruf unserer ersten Handelsstadt von diesem Schatten zu befreien. Hat doch der echt hanseatische Gemeingeist es inzwischen mit nicht genug zu bewundernder Thatkraft verstanden, alle Spuren jener Schreckensherrschaft zu beseitigen und sich mit einer mächtigen Schutzwehr gegen erneute Ueberfälle des tückischen Feindes zu umgeben. Da war es ein glückliches Zusammentreffen, daß sich dies Bedürfnis, das Geleistete auch von fremden Augen prüfen zu lassen, mit dem Wunsche der deutschen Journalisten und Schriftsteller begegnete, ihre Jahresversammlung in diesem Sommer in Hamburg abzuhalten.

So wurden dieselben Mahner und Warner, die vor zwei Jahren sich genötigt sahen, selbst auf die Gefahr einer zeitweiligen Schädigung von Hamburgs Wohlstand hin die Presse zum Organ einer ernsten Untersuchung von Hamburgs Gesundheitsverhältnissen zu machen, zu Zeugen dafür, was hier inzwischen für die sanitäre Hebung geschehen ist. Und das Ergebnis dieser Prüfung war ungeteilte Anerkennung, ja Bewunderung. Gleich am ersten Tag, in dessen geschäftlichem Teil die Begründung eines allgemeinen Verbands der deutschen journalistischen und schriftstellerischen Vereinigungen beschlossen wurde, standen nachmittags an der Landungsbrücke St. Pauli festlich geschmückte Dampfer für eine Elbfahrt bereit, auf welcher die großartigen Häfen und Quaianlagen besichtigt und von denen aus eine Inspektion des großen in Nr. 51 des vorigen Jahrgangs der „Gartenlaube“ geschilderten Sandfiltrationswerks unter Führung seines Urhebers, des Oberingenieurs F. A. Meyer, vorgenommen wurde. Am nächsten Tage folgten in kleineren Gruppen Einfahrten in das unterirdische Sielsystem, die Abflußkanäle der Riesenstadt, Besuche des neuen Krankenhauses, des aus einem Krankenunterkunftshause entstandenen Logierhauses „Konkordia“ ꝛc., daneben natürlich auch solcher Sehenswürdigkeiten, die Hamburgs unerschütterliche Größe als Hafen- und Handelsstadt veranschaulichen.

Wie aber schon am ersten Tag an die Besichtigungsfahrt auf der Elbe sich eine Lustfahrt nach Blankenese gereiht hatte, so bot auch der zweite Tag den Teilnehmern zum Abschluß eine festliche Wasserfahrt, welche der Schönheit Hamburgs gewidmet war. Nicht nur, wer unter den Gästen zum erstenmal in Hamburg weilte und auf diese Weise mit der malerischen Stimmungswelt des Alsterbassins und der Außenalster bekannt wurde — alle, die in einer der buntbewimpelten, lampiongeschmückten Schuten, von schnellem Dampfer gezogen, umtönt von Jubelzuruf und fröhlicher Marschmusik, unter der Lombardsbrücke hinweg nach den Anlagen von Uhlenhorst und den Villengärten von Harvestehude entlang fuhren, um schließlich mit den anderen fröhlichen Festteilnehmern an der Alsterlust zu landen, erhielten dabei Eindrücke von geradezu hinreißender und ganz einziger Wirkung. Und als dann das große Feuerwerk emporprasselte, in immer neuer Farbenabwechslung riesige Funkenregen gen Himmel sprühend, da erschien dies wie ein sinnbildlicher Vorgang dafür, daß unser Hamburg sein Trauergewand nun endgültig ablegen und das wieder stolz erhobene Haupt mit dem Strahlendiadem wohlverdienten Ruhms schmücken darf.

Auf mehreren Ausflügen wurde den Kongreßteilnehmern auch noch Gelegenheit, sich das Bild von Hamburgs Größe und Ruhm durch geschichtlichen Rück- und Ausblick zu ergänzen. Die Blüte Hamburgs wurzelt in der Geschichte der Hansa, ein kunstverklärtes Abbild von deren Blütezeit bietet Lübeck. Auch hier hat man die Männer von der Feder gastlich und festlich aufgenommen. Eine Huldigungsfahrt nach Friedrichsruh führte sie vorher zu dem Staatsmann, dessen kraftvolle Politik an dem Aufschwung des heutigen Hamburg den stärksten Anteil hat. Und am Bord des Riesenschnelldampfers „Columbia“, den die Hamburg-Amerikanische Paketfahrtgesellschaft zur Fahrt nach Helgoland zur Verfügung stellte, ging ihnen die ganze Großartigkeit des heutigen Stands der deutschen Seeschiffahrt auf.

„O lieb', so lang du lieben kannst.“ Die anmutige Freiligrath-erinnerung, welche Friedrich Fischbach in Nr. 2 dieses Jahrgangs den Lesern der „Gartenlaube“ mitteilte, hat in weiten Kreisen freundliche Beachtung gefunden, wie wir aus mannigfachen Zuschriften entnehmen. Unter anderen hatte die in England lebende Tochter Freiligraths die Güte, uns auf einige Ergänzungen aufmerksam zu machen, welche auf das Erlebnis von Ludwig Elbers ein neues Licht werfen. Elbers war nämlich nicht der einzige, an dem Freiligrath die versöhnende Kraft jenes ergreifenden Liedes erprobte, und der erste, später umgestaltete Entwurf desselben reicht in viel frühere Zeiten zurück, in das Jahr 1829, da Freiligraths Vater starb, da der neunzehnjährige Sohn mit blutendem Herzen an dem Grabe dessen stand, der ihm „längst vergeben“:

„Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: ich vergab dir längst!“

In der Barmer Zeit scheint das Lied dagegen die Form erhalten zu haben, in der es uns heute vorliegt und in der es zuerst 1849 in der bei Cotta erschienenen Sammlung „Zwischen den Garben“ gedruckt wurde.

Auf einen Vorfall, der viel Aehnlichkeit mit dem von Friedrich Fischbach erzählten hat, spielt ein Brief Freiligraths an seinen Freund Heinrich Köster an; auch hier leistet er in überströmender Reue Abbitte für einen Schmerz, den er dem Freunde „hingerissen vom Wein und einer mir noch zu dieser Stunde unerklärlichen momentanen Melancholie“ angethan. „Fluch meiner Heftigkeit und meinen augenblicklichen düsteren galligen Stimmungen! Wie oft habe ich nicht schon auf ähnliche Weise verletzt, und wie oft, leider! hab' ich nie wieder gut machen können, was ich so verbrochen. Du erinnerst Dich, daß ich Dir zu Köln in jener schönen Morgenstunde von einem Liede erzählte, das ich bei einer solchen Gelegenheit gemacht. Es ist mir gelungen, es zum Teil wieder aus dem Gedächtnisse heraufzurufen, und ich lasse es folgen, soweit ich's weiß:

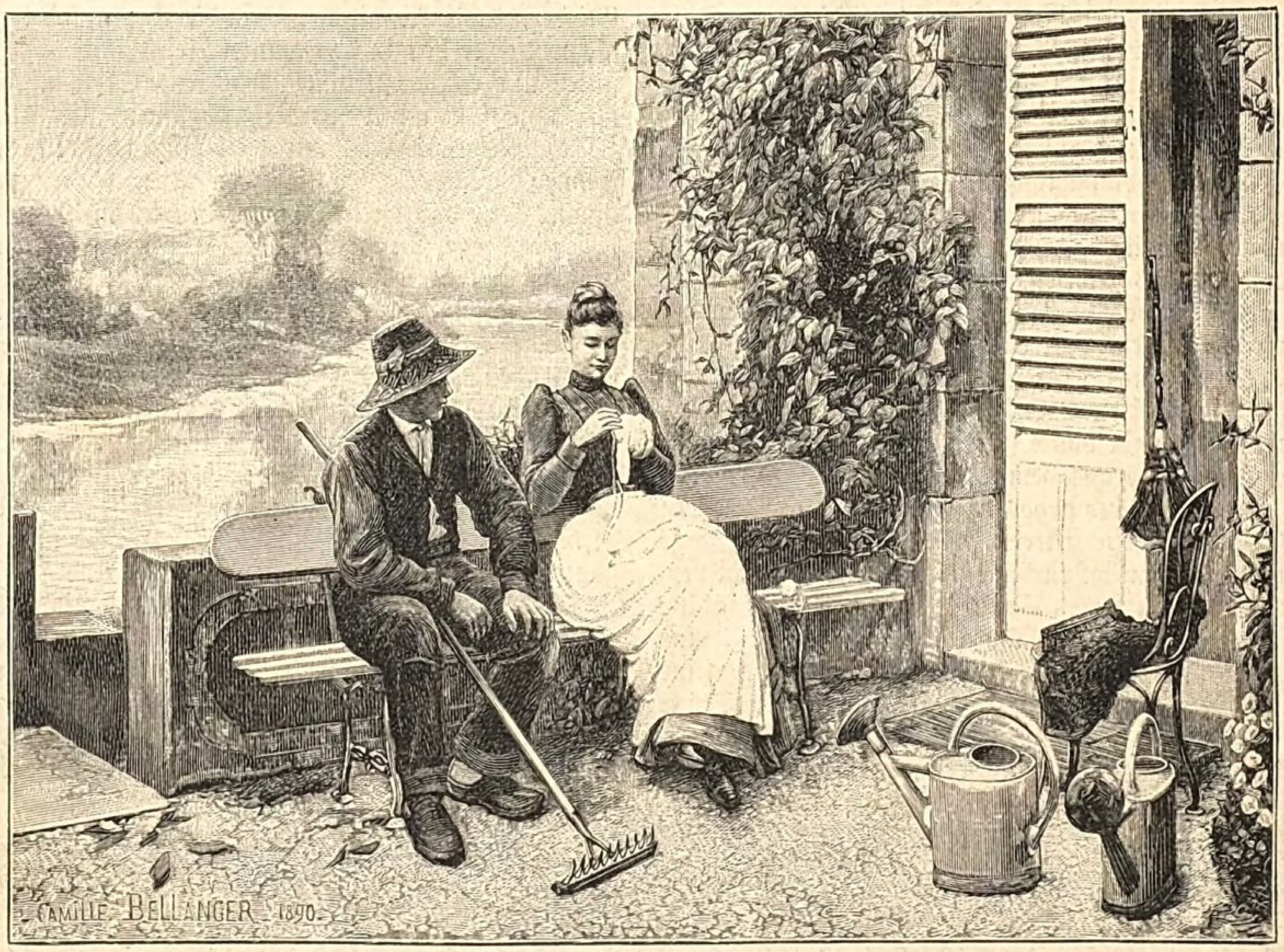
O liebe, da Du lieben kannst!
O liebe, da du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst!
u. s. w.

Schreib' mir bald einmal, lieber Kerl! Laß mich bald schwarz auf weiß sehen, daß Du der aufrichtigen Reue ein unseliges Aufbrausen nicht mit der Kleinlichkeit nachträgst, die nur das Erbteil des Philisters zu sein pflegt. Sei mir gut und bleib' mir gut und sei überzeugt, daß ich Dich seit vorgestern abend womöglich noch lieber habe als vorher. Deine Thränen haben mir vielleicht tiefer ins Herz geschnitten als Dir meine Worte.“

Dieser Brief ist vom 22. August 1838. Aber schon sehr bald nachher, in den ersten Septembertagen, riefen des Dichters „düstere gallige Stimmungen“ eine ähnliche Scene hervor. Diesmal war Heinrich Zulauff der Gekränkte. Die Freunde hatten in größerer Gesellschaft einen Ausflug nach Hohensyburg gemacht; abends im Ballsaale zu Limburg muß es Freiligrath außerordentlich wohl gefallen haben und er wollte nichts vom Nachhausefahren hören. Endlich gelang es Zulauff mit Mühe und Not, den Freund loszureißen, trotz der bösen Gesichter der Damen, die sich, meist junge Mädchen, klettengleich an den Dichter hingen und ihn nicht fortlassen wollten. Freiligrath stieg ärgerlichen Mutes in den Wagen und gab Zulauff auf ein scherzendes Wort eine barsche Antwort. Daraufhin ging dieser am nächsten Sonntag Morgen nicht wie gewöhnlich zu Freiligrath, sondern am Hause vorbei. Der Dichter lag im Schlafrock oben am Fenster und rief aus Leibeskräften Zulauffs Namen. Als dieser nunmehr, rasch begütigt, bei ihm eintrat, kam ihm Freiligrath entgegen mit einer Abschrift seines „O lieb', so lang du lieben kannst“, und aller Hader war vergessen.

So sehen wir, wie dieses Mahnlied der Liebe in Freiligraths Händen zum Balsam für die Wunden ward, die er selbst unter dem Einfluß seines heißen Temperaments geschlagen, und mehr als einmal hat es seine herzbezwingende Kraft erprobt.

In der Sommerfrische. Ein idyllisches Sommerheim, das alte Schlößchen am Strom, das sich der Onkel samt dem zugehörigen Grund und Boden erworben hat, um dort seine Gärtnerei in großem Stile zu betreiben! Seine junge Nichte ist ihm von Herzen dankbar, daß sie alljährlich die heißen Monate draußen verleben darf, inmitten blühender duftender Blumenbeete und schattenspendender Baumgruppen, umhaucht von dem kühlen Odem des Wassers. Und ob es nicht noch etwas anderes ist, was sie hinauszieht nach dem behaglichen Gartenschlößchen? Der junge Vetter, der seinem Vater bereits in allen Zweigen der Gärtnerei hilfreich zur Seite steht, ist gar ein guter treuherziger Gesell, mit dem sich so gemütlich plaudern läßt und der, trotz des rauhen Arbeitsgewandes, das er trägt, der hübschen Base die zarteste Aufmerksamkeit entgegenbringt. Ja, ja! Für ihn ist der Hochsommer eine Zeit harter Arbeit von früh bis spät, aber doch freut auch er sich immer wieder auf die Tage der „Sommerfrische“.



In der Sommerfrische.

Nach einem Gemälde von C. Bellanger.

Bestattungsfeier im alten Rom. (Zu dem Bilde S. 505.) Ungefähr um dieselbe Zeit, als es mit der republikanischen Verfassung im alten Rom zu Ende ging und die Monarchie sich vorbereitete, im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt, kam auch die Sitte der Leichenverbrennung an Stelle des Erdbegräbnisses zu allgemeinerem Durchbruch. Unter mannigfachen Feierlichkeiten trug man die Verstorbenen wie früher zum Begräbnisplatze, so jetzt zu der Stätte des Scheiterhaufens hinaus, und wenn die letzte Glut gelöscht war, so sammelte man die Reste sorgsam in einer Urne. Zur dauernden Aufbewahrungsstätte dieser Urnen bauten die Reichen und Mächtigen Roms eigene Gewölbe für sich und ihre Angehörigen bis hinab zu den Freigelassenen und Sklaven. Wer aber hierzu die Mittel nicht besaß, der konnte sich schon bei Lebzeiten ein Plätzchen sichern in einem öffentlichen Urnengewölbe. Die vielen Hunderte von Nischen zur Aufnahme der Aschengefäße, die sich an den Wänden der unterirdischen Hallen befanden, gaben diesen eine seltsame Aehnlichkeit mit Taubenschlägen, weshalb sie der Römer „Kolumbarien“ (columba = die Taube) nannte. Als klassisches Beispiel dieser Einrichtung ist heute noch das 1726 aufgefundene Kolumbarium für die Freigelassenen der Kaiserin Livia, der Gemahlin des Augustus, an der Appischen Straße zu sehen.

In ein solches „Kolumbarium“ führt uns das Bild von H. Leroux. Der letzte Akt der Bestattung ist herangekommen; eine der Anverwandten hat unter den klagenden Tönen der Flötenbläser die Urne mit der Asche der Toten zu der Nische gebracht — ein letztes Schluchzen, ein letztes Hinsinken in heißem Schmerz, und der stille Zug steigt wieder hinauf zum Sonnenlichte, die Flöten verstummen, die Fackeln verlöschen, das Leben tritt wieder ein in seine Rechte. Eine Inschrifttafel an der Nische aber übermittelt den Namen der Verstorbenen den nachlebenden Geschlechtern zu treuem Gedächtnis.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig. [8]

Nr. 31. 1894.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Fritz Plank. J. Kaschmann. Ernest van Dyck. Theodor Reichmann. D. Popovici.
Wilhelm Grüning. Hermann Levi. Siegfried Wagner. Hans Richter. Karl Grengg.
Therese Malten. Pauline de Ahna. Felix Mottl. Pauline Mailhac. Rosa Sucher.
Emil Gerhäuser. Richard Strauß. Willy Birrenkoven.
Lilian Nordica. Maria Brema.

Dirigenten und hervorragende Mitspieler bei den Bayreuther Bühnenfestspielen.

Die Brüder.

(4. Fortsetzung.)

Roman von **Klaus Zehren.**

Hermann und Edda setzten sich rasch in Bewegung, um Lore mit Prinz Sissi einzuholen. Eine kurze Begrüßung folgte.

„Liebe Edda, wir wollen in acht Tagen einen Ball geben; Sie werden doch kommen, nicht wahr?"

„Ich auf einen Ball? Das müßte zum Totlachen sein, da ich noch nie im Leben getanzt und nie an diesen sogenannten Vergnügungen teilgenommen habe! Ich würde mir vorkommen wie eine Trauer-Esche in einem Lustgarten."

„Ach was, Sie müssen kommen, und Hermann auch! Es werden wirklich ganz nette Leute bei uns sein; nicht nur Prinz Sissi, Beamte und Offiziere, nein, sogar Kollegen von Ihnen und Ihrem Vater. Uebrigens hat mir dieser bereits zugesagt."

„Wer? Mein Vater?"

Es lag ein so unverhohlenes Erstaunen in diesen Worten, daß die andern zu lachen begannen.

„Ich habe ihn so lange gebeten, bis er nachgab und zu kommen versprach," plauderte Lore weiter.

„So? Na, eher hätte ich den Einsturz des Himmels erwartet! Ich werde es mir überlegen, liebe Lore. — Wollen Sie mich für einige Minuten begleiten, Prinz?" fragte Edda unvermittelt den Russen.

Sie hatte wirklich eine merkwürdige Art und Weise, mit Herren umzugehen. Selbst Prinz Sissi war erstaunt, folgte ihr aber trotzdem, Lore mit Hermann zurücklassend.

„Haha, hast Du des Prinzen Gesicht gesehen? Zum Totlachen, wie sie mit dieser von den Pariser Damen verzogenen Durchlaucht umgeht! Ein zu originelles Mädchen! Weißt Du, daß sie eigentlich eine Schönheit ist?"

„Was, die Helm?" fragte er zerstreut.

„Mein Gott, seid Ihr Männer blind! Wenn Euch die Schönheit nicht in den Formen der herrschenden Mode gereicht wird, bemerkt Ihr sie überhaupt nicht. Ich werde selbst eine Toilette für sie zu unserem Ball herrichten lassen und Ihr werdet sie überhaupt nicht wiedererkennen! Du brauchst nicht ungläubig zu lächeln, Hermann! Denke Dir diese Figur, diesen eigentümlichen Teint gehoben durch ein bordeauxrotes Kleid — ganz einfach ohne allen Zierat — das Haar in eine antike Frisur gebracht, mit einer dunklen Kamelie darin, ohne jeden andern Schmuck! Ich freue mich wie ein Kind darauf. Sie wird durch ihr Aeußeres wie durch ihr Wesen Aufsehen erregen in unserem Salon. In Paris würden sich die Männer um ein solches Mädchen reißen."

„Ich bin gespannt, ob sie auf Deinen Plan eingehen wird."

„Keine Sorge, wenn ihr Vater erscheint! Ich bin meiner Sache gewiß."

„Man kommt im Verkehr mit ihr nicht aus den Ueberraschungen heraus und hat gar nicht das Gefühl, als spräche man mit einer Dame, als stände man überhaupt einem weiblichen Wesen gegenüber."

Lore sah ihn scharf von der Seite an. „Das macht die verrückte Erziehung und der Beruf, den ihr der Vater gestattete. Interessiert sie Dich?" Ihre Blicke hingen an seinen Lippen.

„Als Studie, ja! Es ist einmal etwas anderes als der Durchschnitt."

„Und das zieht Dich an?"

„Nein, es stößt mich ab," sagte er schroff. „Es ist eine Empfindung, als müßte man auf unbekanntem Weg in stockfinsterer Nacht vorwärts."

Lore grübelte einen Augenblick über diese Worte. „Und glaubst Du, daß kein Licht zu finden ist?"

Prinz Sissis Dazwischenkunft überhob Hermann einer Antwort.

„Wo haben Sie Fräulein Helm gelassen? Hat ein anderer sie Ihnen abspenstig gemacht?" fragte Lore. Prinz Sissi zuckte die Schultern. Er konnte unglaublich hochmütig und verdrossen aussehen.

„Haben Sie sich gezankt?"

„Ich zanke mich nie mit einer Dame."

„Diese Aeußerung ist nicht artig, Prinz."

„Aber gerecht," antwortete er scharf.

Lore versuchte, mehr aus ihm herauszubringen, was ihr zum eigenen Erstaunen nicht gelang.

„Sie begleiten wohl Ihre Frau Schwägerin nach Hause, Herr von Weßnitz?" wandte er sich an diesen. „Ich habe Wichtiges zu thun. Wollen Sie mich entschuldigen, gnädige Frau?"

„Mein Gott, Prinz Sissi hat etwas Wichtiges zu thun!" spottete Lore.

Durchlaucht machte einen sehr steifen Hals, versuchte ärgerlich zu bleiben, konnte es aber Lores Lachen gegenüber nicht durchführen.

„Ja, es sind Pariser Neuheiten — Halskragen — in einem hiesigen Geschäft angekündigt, ich habe also wirklich zu thun," meinte er ironisch und ging.

Hermann war stiller und einsilbiger als gewöhnlich und Lore langweilte sich um so mehr, als ein ihr bekannter Kavallerieoffizier sie vollständig mit dem Bericht über seine sommerlichen Rennerfolge einspann. Bald trat sie daher neben Hermann den Heimweg an. Ihr Begleiter blieb zerstreut und sie grübelte mit niedergeschlagenen Augen vor sich hin, die Blicke gedankenlos über den schon stark ins schmutzig Graue hinüberspielenden Schnee schweifen lassend. —

Nach ihrer kurzen Unterredung mit dem Prinzen hatte Edda die Eisbahn ebenfalls verlassen, da es zu dämmern begann. Der Prinz hatte sie gänzlich im Zweifel gelassen, ob er ihre zarten Andeutungen bezüglich seines Verkehrs im Hause Lores verstanden habe oder nicht, nur sein Abschiedsgruß war sehr förmlich gewesen.

Edda ging jetzt mit den ihr eigentümlichen langen Schritten durch den Tiergarten bis zur Pferdebahn. Sie fühlte sich durch mancherlei, besonders durch Lores Einladung, etwas in ihrem inneren Gleichgewicht erschüttert, was sie jedoch nicht verhinderte, gewandt auf den in voller Fahrt begriffenen Wagen zu springen und zugleich mit den Blicken einem an Krücken vorbeihumpelnden Jungen zu folgen. Ob dem nicht zu helfen wäre?

Ihren Vater fand sie zu Hause. Er saß in der einfachen Wohnstube vor einem Riesentopf mit Kleister, von dessen unangenehmem Duft das ganze Zimmer erfüllt war, und klebte allerhand Kinderspielzeug zusammen. Der eintretenden Tochter nickte er freundlich zu und war höchst erstaunt, daß sie die aus Kleisterduft und Tabaksrauch zusammengesetzte Luft nicht gut fand.

„Sieh nur diese Festung, Edda! Haha!"

Er rieb zufrieden die Handflächen aneinander und ließ seine tiefliegenden grauen Augen wohlgefällig auf seiner Arbeit ruhen.

„Wie das den Nerven gut thut, eine so harmlose mechanische Arbeit, bei der man seinen Erfolg doch greifbar vor Augen sieht! Dort liegt ein neues Werk, sehr gut geschrieben von einem Irrenarzt; ich habe bis vor einer Stunde darin gelesen. Sehr feiner Beobachter! Wenn alle Leute, die wegen geistiger Ueberarbeitung verrückt wurden, irgend ein kleines mechanisches Handwerk getrieben hätten, würden sie wahrscheinlich ihre Nervenbündel normal erhalten haben."

„Du bist nicht spazieren gegangen, Vater!" mahnte Edda vorwurfsvoll, sich an seine Schulter lehnend, während sie nachdenklich an einem Bindfaden die Zugbrücke des Festungsthores auf und nieder klappen ließ.

„Weiß Gott, es ist schon zu spät! Das habe ich ganz und gar vergessen. Das Buch hat mich gefesselt und dann bekam ich eine unbezwingliche Lust, zu kleben und zu bauen, um mich zu erholen. Du bist auf der Eisbahn gewesen? Wollte Dich eigentlich abholen — zu dumm! Ich alter zerstreuter Kerl! War Frau von Weßnitz da?"

Sie nickte lächelnd.

„Donnerwetter, wäre ich doch hingegangen! Diese Frau! Sie sah natürlich reizend aus? Es muß eine Augenfreude gewesen sein!"

Er war fast komisch, der alte Herr, in seiner Begeisterung für die schöne Frau, die sein Herz völlig eingenommen hatte; es schien, als wehte ein jugendlicher Schimmer um seine hohe scharf hervortretende mächtige Stirn, wenn er von ihr sprach.

„Und was hast Du, Vater, hinter meinem Rücken mit ihr verabredet? Du willst zu einem Ball gehen unter all diese Menschen, die nur von Dingen schwatzen, die Dir völlig gleichgültig sind? Du zu einem Ball, Vater, ich muß wirklich lachen!"

„Oho! Weshalb denn nicht? Bin als junger Student höllisch gern zum Tanz gegangen! Und weißt Du, die Frau Lore bat so herzig und sah mich so an —" er legte den von vollen grauen

Locken umrahmten Kopf auf die Seite und blinzelte zu seiner Tochter hinüber — „und wenn sie mich so ansieht, kann ich nicht Nein sagen."

Sind denn die Männer alle verliebt in sie? dachte Edda. „Sie hat mich natürlich auch eingeladen," sagte sie laut und trat an einen Nebentisch, um das Abendbrot zu bereiten.

„Was? Dich?" fuhr der Alte auf, sich mit einem Ruck nach ihr umwendend.

„Gewiß! Wenn mein Vater zu einem Ball geht, warum denn nicht ich mit meinen fünfundzwanzig Jahren? Uebrigens habe ich noch nicht zugesagt, obgleich es mich reizt, mit Dir zur Abwechslung auch einmal auf einem Ball zu erscheinen. Schließlich, wenn wir beide hingehen, befinden wir uns sicher in guter Gesellschaft."

Der Alte drohte ihr mit dem Finger. „Edda, es giebt etwas, das fast so schlimm ist wie die Dummheit — geistiger Hochmut!"

„Du hast recht, Vater. Es hat schließlich ein jeder das Recht, sich seinen Anlagen und Neigungen gemäß auszuleben, so lange diese nicht gemeinschädlich sind, und das ist das Tanzen ja doch eigentlich nicht. Uebrigens, wie geht es mit der schwarzen Lise? Ist der Mann hier gewesen?"

„Das hätte ich fast vergessen! Natürlich, er war hier. Fieber! Das schleppt sich ja in solchen Häusern leicht weiter! Ich habe gesagt, Du würdest heute abend noch einmal vorsprechen."

„Wenn nur das Kind durchkommt!"

„Es wäre besser, der Knabe folgte der Mutter ins Grab."

„Denkst Du das wirklich, Vater? Es ist ein gesundes Kind, wer weiß, welche Zukunft in einem solchen Wesen steckt!"

„Ja, welche Zukunft!" wiederholte er. „In dieser Umgebung, ohne Mutter — der Vater immer auswärts bei der Arbeit . . . ein zukünftiger ‚Proletarier', weiter nichts! Einer von denen, die das ganze Haus umreißen wollen, weil ihnen gerade das Zimmer, in dem sie leben müssen, nicht groß genug ist."

Edda antwortete nicht, sondern deutete schweigend auf den Theetisch. Stumm verzehrten beide das einfache Abendbrot, jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Vater und Tochter lebten ganz ohne Dienstboten; eine Aufwartefrau besorgte die gröberen häuslichen Arbeiten in der bescheidenen Wohnung. Es war ein schweigendes Uebereinkommen zwischen ihnen, keinen fremden Menschen dauernd um sich zu dulden.

Nach kurzer Zeit erhob sich Edda, nahm Hut und Mantel und verließ ohne ein Wort das Zimmer. Ein warmer Blick ihres Vaters folgte ihr; er wußte, wohin ihr Weg sie führte.

Edda schritt draußen hastig vorwärts durch die engen Straßen, vorbei an den hochragenden schwärzlichen Häusern dieses Teils von Berlin; aus den Kellerwohnungen stieg der Brodem überheizter, mit Menschen überfüllter Kneipen durch die geöffneten Fenster zum Trottoir herauf. Gemeine Flüche, Johlen, hier und da das Kreischen von Weiberstimmen. Edda hüllte sich fester in ihren Mantel und einem Betrunkenen ausweichend, eilte sie schneller dahin. In einem hochgiebeligen alten Hause stieg sie drei steile enge Treppen hinauf; ein kurzes Pochen, und sie betrat ein kleines armseliges Dachstübchen. Mit höflichem Gruß kam ihr ein junger Mann entgegen; sie reichte ihm die schmale Rechte, die er vorsichtig, zaghaft in seine schwielige Faust nahm. Es war ein hübscher Bursche von einigen zwanzig Jahren. Auf seinem offenen Gesicht lagen Trauer und Angst.

„Sie hält's nicht lange mehr aus," sagte er leise und führte den Besuch zu einem Nebenraum.

Ein einziges Bett; trotz des kleinen Ofens eine eisige Kälte, die sich unablässig durch die Fugen der dünnen Bretter unter den Dachziegeln hindurchdrängte.

Edda beugte sich beobachtend über das junge Weib, das die Augen aufschlug beim Schein der von ihrem Mann über sie gehaltenen Lampe — zwei große fieberbrennende Augen, die irr, verständnislos in den Lichtschein starrten. Plötzlich flackerte ein Strahl des Bewußtseins über das blasse hübsche Gesicht, über die todesmatten Züge, ein unsagbar rührender Zug von Dankbarkeit. Sie tastete mit heißen zitternden Fingern nach Eddas Hand und bewegte die Lippen, ohne einen Ton herauszubringen.

„Das Kind!" sagte Edda zu dem mit gesenktem Kopf neben ihr stehenden Mann.

Behutsam beugte sich dieser zu einem Häuflein Kissen in der Nähe des Ofens hinab und legte dann das winzige Wesen in Eddas Arme. Ein himmlischer Glanz der Mutterfreude huschte über der Sterbenden Antlitz, als Edda das schlafende Geschöpf ihr entgegenhielt.

„Mein Kind!" stammelte sie fast unhörbar; dann streckte sie sich langsam aus, mit röchelndem Atem. Aber die Augen mit dem überirdischen Blick ließen nicht von dem Kinde.

„Ist es zu Ende?" fragte der Mann.

„Bald, Lahrsen."

Er beugte sich über die Sterbende; schwere Thränen rollten über seine Wangen hinab, während die Augen seiner Frau eine verzweiflungsvolle stumme Sprache redeten. Ein letztes Atemholen, ein krampfhaftes Zittern der Kranken. Langsam legte Edda die Hand auf die Augen der Toten und bettete dann das leise wimmernde Kind wieder auf sein armseliges Lager.

Den Kopf auf das Fußende des Bettes gelehnt, stöhnte der Mann wild auf. Eine Weile ließ sie ihn gewähren; auch in ihren Augen hingen Thränen, der sonst so strenge Ernst ihrer Züge war von einem tiefen Mitleid gemildert. Dann klopfte sie dem Fassungslosen leise auf die Schulter.

„Stehen Sie auf, Lahrsen — fassen Sie Mut! Ich werde morgen früh wiederkommen und nach dem Kind sehen, ich kenne eine ordentliche Frau, die es gegen Kostgeld annimmt. Hat der Kleine getrunken?"

„Ja, vor einer Stunde habe ich ihm Milch gegeben," antwortete er, drückte die Mütze auf den Kopf und ging mit Edda zur Thür hinaus. „Der Junge wird sich doch nicht fürchten?" sagte er.

Edda lächelte schwermütig. „Das lernt er erst später! Aber ich kann allein nach Hause gehen."

„Nein, das geht nicht bei den vielen wüsten Gesellen auf der Straße; ich ließ die Lise um diese Zeit auch nie allein ausgehen. Die Lise! O Gott! Ist's möglich? Sie ist tot!" Und aufs neue fing er an zu stöhnen und zu schluchzen.

Edda ließ ihn gewähren, beschleunigte aber ihren Schritt, um ihren Begleiter rasch wieder nach Hause schicken zu können. Nach etwa zehn Minuten hatte sie ihre Wohnung erreicht. „Da sind wir ja schon, Lahrsen! Schönen Dank, und kommen Sie morgen mittag nach der Arbeit zu meinem Vater; dann wollen wir sehen, was sich weiter thun läßt. Kopf hoch, Mann! Einer, der das Jahr siebzig mitgemacht hat, läßt sich nicht gleich unterkriegen. Bleiben Sie brav, das ist die Hauptsache — und nicht übers Jahr wieder eine neue Liebschaft!"

„Ich werd' mich hüten! Wenn Sie sich man nicht erkältet haben bei dem Ostwind, Fräulein! Und dann danke ich recht schön! Es war gut, daß Sie noch einmal gekommen sind, wenn Sie auch nicht mehr helfen konnten. Ihnen muß es noch einmal gut gehen im Leben, und wegen des Geldes — ich habe jetzt viel in der Apotheke zu bezahlen gehabt. Ich weiß ja, Ihr Vater will nichts davon hören, aber Sie müssen doch auch leben."

„Bezahlen Sie, wenn es paßt; jedesmal, wenn der Lohn kommt, eine Kleinigkeit."

„Schön, wenn Sie erlauben."

Er zog ehrerbietig die Mütze und blieb an der Thüre stehen, bis sie aufgeschlossen hatte und verschwunden war.

Eddas Vater war noch nicht zur Ruhe gegangen und schaute sie erwartungsvoll an, als sie eintrat.

„Es ist vorbei?" fragte er mit einem traurigen Blick.

Edda nickte leise mit dem Kopfe; sie sah müde und abgespannt aus, als sie jetzt dem Vater die Hand reichte. Er kannte diese Art, wenn sie nicht sprechen wollte oder konnte, und ohne weiter mit Erkundigungen in sie zu dringen, sagte er ihr Gute Nacht.

Langsam streifte Edda in ihrem Schlafgemach die Oberkleider ab, ließ sich müde auf einen Stuhl nieder und löste mit kurzem Griff die schweren Flechten. Bis zu den Knien hinab rollte die Pracht des schwarzen Haares, ein Erbteil ihrer Mutter, einer Russin. Unthätig saß sie da, düsteren Blicks in das leise auf und nieder flackernde Licht auf dem Tische starrend. Sie konnte jene brechenden Totenaugen nicht vergessen, nicht jenen Ausdruck, mit dem die Sterbende das Kind noch angesehen, dessen Dasein sie mit dem eigenen Leben erkaufte. Edda mußte der eigenen Mutter gedenken, die auch so früh gestorben war und sie als ebenso kleinen hilflosen Säugling zurückgelassen hatte. Der Vater hatte dann ausschließlich die Erziehung der Tochter geleitet und sie in allem gehalten, als ob sie ein Sohn wäre. Er lebte einsam, der Welt

fern, nur seinen Studien und seinem Beruf; und so wuchs ihm in der Tochter ein Freund, ein Kamerad, ein Assistent heran; sie ward groß unter all dem Elend, in dessen Nähe des Vaters Beruf sie brachte, unter all den idealen Anschauungen dieses Armendoktors, der zu sagen pflegte: „Ich kann keiner eingebildeten Kranken den Puls fühlen und ein Rezept schreiben; meine Kunst steht mir zu hoch, als daß ich mich eines Hustens wegen rufen und gut bezahlen ließe!" Gleich seinen Kranken sah die Tochter zu ihm auf wie zu einem höheren Wesen, denn überall brach durch die oft rauhe Außenseite das innere warme Feuer der Menschenliebe hindurch, alle anderen Rücksichten verzehrend. So hatte Edda gelernt, in das Leben zu blicken, war bekannt geworden mit den Untiefen der Menschenseele, mit Elend und Jammer und hatte sich doch den vollen Ausblick bewahrt auf das höchste Ziel alles menschlichen Strebens.

In Eddas Zimmer befand sich kein Schmuckgegenstand, nichts von den anmutigen Kleinigkeiten, mit denen andere Mädchen ihre Umgebung auszuschmücken pflegen. Nur ihr gegenüber an der Wand standen auf Konsolen zwei herrliche Marmorbüsten des Zeus und der Juno, ein Geschenk ihres Vaters, das er ihr, die für die alte griechische Welt schwärmte, von dem Honorar für eines seiner medizinischen Werke gekauft hatte. Wie an jedem Abend ruhten jetzt ihre Augen sinnend auf den beiden Marmorbildern. Der weltentlegene Ernst des Zeuskopfes fesselte sie, sie starrte und starrte hinüber, bis die Umrisse der Züge sich ihr verwirrten; es war ihr, als zöge in den starren Marmor warmes Leben, als modle eine innere Kraft an diesen steinernen Formen, und lebendig erschien plötzlich vor ihrer Phantasie das Antlitz Hermanns von Weßnitz. Langsam strich sie mit der Rechten über die Stirn, um das Bild zu verwischen, aber sie konnte die Vorstellung nicht loswerden.

„Zu dumm!" sagte sie mit einem halben Lachen, „daß ich gerade an ihn denken muß, aber er hat wirklich eine Aehnlichkeit in den Linien von Nase und Stirn."

Dann fiel ihr Lore ein und deren Bitte, in jener Gesellschaft, in der getanzt werden sollte, und also in einer von diesen lächerlichen ungesunden Toiletten zu erscheinen. Sie lachte jetzt wirklich laut auf, und doch flog ihr der Gedanke durch den Kopf: wie würde ich aussehen? Der Wunsch stieg in ihr auf, sich einmal mit anderen in Vergleich zu stellen und den Eindruck, den sie machte, zu beobachten. Die Männer, mit denen sie bisher verkehrte, hatten nie gezeigt, daß sie in ihr die Frau sahen; sie war ihnen immer nur die Aerztin gewesen, und sie hatte selbst auch nie etwas anderes sein wollen. Nun überkam sie auf einmal ein ganz fremdes Gefühl, die Frage stieg in ihr empor: wie sehe ich aus?

Sie richtete sich auf, widerstrebend wie ein Mensch, der unter dem Bann einer ihm selbst unbekannten rätselhaften Macht steht. Sich vorbeugend, starrte sie in den Spiegel auf ihr eigenes Gesicht, mit den Augen jede Linie, jede Form musternd, bis es ihr vor den Augen zu flimmern begann. Sie schauderte zusammen. Eine unbestimmte Furcht vor etwas Fremdem, Neuem, Unheimlichem, das ihrer Seele die Ruhe rauben würde, durchzuckte sie. Nein, nein, nicht weiter so denken! Rasch löschte sie das Licht. Nur nicht mehr sehen!

Sie ging zu Bett, aber schlaflos wälzte sie sich in den Kissen. Im Schubfach des Betttisches stand eine Schachtel mit Schlafpulvern, die sie zuweilen benutzte, wenn die überreizten Nerven nicht zur Ruhe kommen wollten. Sie nahm die doppelte Dosis, nur um sicher Schlaf zu finden, und bald legte es sich wie Blei auf ihre Augenlider. In wirren Träumen verbrachte sie die Nacht.

* * *

Bruno von Weßnitz verlebte die unangenehme Viertelstunde, die für den Hausherrn dem Beginn einer großen Gesellschaft im eigenen Hause vorauszugehen pflegt. Er wußte nicht, was er thun sollte. Es war alles fertig; sogar die Stühle im Salon, welche die Dienerschaft in altfränkischem Ordnungstrieb gleichmäßig um einen Tisch gestellt hatte, waren von ihm in geschmackvolle Unordnung gebracht worden. Er wünschte endlich die Gäste herbei. Den ganzen Tag hatte man Möbel und Teppiche hin und hergetragen; Lore war beim Mittagessen nicht einmal in Toilette, sondern noch im Morgenanzug erschienen. Er selbst hatte wacker mitgeholfen und that sich etwas zu gute auf die Errichtung eines kleinen Wintergartens im Boudoir seiner Frau. Jetzt saß er in seinem Zimmer zwischen den programmmäßig aufgestellten Spieltischen für ältere Herren und rauchte eine Cigarette. Die Fenster waren geöffnet, weil der Diener das Zimmer überheizt hatte.

Selbst in diesem Augenblick schlechter Stimmung und des Alleinseins lehnte der Hausherr in eleganter Stellung im Stuhl. „Man könnte ihn jede Sekunde photographieren," hatte Edda Helm einmal von ihm gesagt, in ihrer kurzen Art, ihr Urteil auszusprechen. Brunos Augen ruhten auf einem Spiel französischer Karten, aus dessen Umhüllung das Herz-As hervorleuchtete. Je länger er hinsah, desto unangenehmer wurde ihm der Anblick. Er drehte rasch das Spiel um und deckte ein anderes darauf. Wieder das Herz-As oben! Lächerlich! Er hatte heute nachmittag einen Ueberschlag über Einnahmen und Ausgaben zu machen versucht und war zu einem sehr unbehaglichen Ergebnis gekommen. Zu dumm — hier im „philisterhaften" Berlin wollten ihm die Karten nicht mehr wohl. Es wurde vorsichtiger gespielt als in den Pariser Klubs und es gab immer Leute, die vernünftig waren und ein Ende finden konnten, selbst wenn sie verloren hatten.

Er war kein Spieler aus Leidenschaft. Zuerst hatte er sich in Paris gelegentlich zu einer Partie Makao bereden lassen, weil er aus gesellschaftlichen Rücksichten nicht gut ausweichen konnte. Die Karten waren ihm mit erstaunlicher Beharrlichkeit hold gewesen, und so wiederholte er das Spiel öfter und öfter. Bald verlor er wie alle Spieler die Achtung vor dem Wert des Geldes, seine Ansprüche und Ausgaben wuchsen. Er spielte und spielte, verlor, gewann aber immer wieder mehr und hielt sich auf der Höhe. Nicht als nervenerregende Unterhaltung betrachtete er das „Hazard", es war ihm geradezu zum Geschäft geworden, mit dem er seine Einnahmen regelte. Hatte er einen glücklichen Tag gehabt, so vergaß er oft wochenlang dies Laster, um dann durch einige hohe Rechnungen wieder daran erinnert zu werden. Aber solche Ruhepausen waren in letzter Zeit immer seltener geworden. Lore war als Hausfrau unpraktisch, weil er mit seiner leichtsinnigen Freigebigkeit und Sorglosigkeit sie nie gezwungen hatte, sich an eine fest bemessene Einnahme zu halten, und der Haushalt kostete viel, da Bruno nicht den Stolz besaß, und verwöhnte Gäste einfach bei sich zu empfangen. Mühsam bestritt er eine Ausgabe nach der anderen, und nur sein beispielloser Leichtsinn ließ ihn die volle Heiterkeit seines Wesens bewahren, wenn auch hier und da, wie eben jetzt, allerlei beklemmende Gedanken in ihm aufstiegen. Dieses dumme Herz-As! Gerade diese Karte hatte ihn gestern eine bedeutende Summe gekostet. Er hatte das Gefühl, als lächle dies große rote Auge schadenfroh zu ihm herüber.

Da kam etwas ins Zimmer gerauscht — ein Lachen, ausgelassen, kindisch, toll, ertönte hinter ihm, und Lore in voller Toilette warf sich wie ein übermütiges Kind in einen Sessel und lachte, lachte immerfort. Etwas übellaunig wollte er fragen, was ihr einfiele, aber ihr Lachen war so herzerfrischend, ansteckend, daß er selbst nicht widerstehen konnte und in heller Freude den hübschen Anblick seiner Frau genoß.

„Wie reizend Du aussiehst, Lore!" sagte er, einen Kuß auf ihre Lippen drückend. „Was ist denn vorgefallen, daß Du so aus dem Häuschen bist?"

Endlich faßte sie sich so weit, daß es ihr gelang, zu antworten: „Ich sterbe, sterbe wirklich vor Lachen. Seit einer Stunde bemühe ich mich mit Hilfe meiner Zofe, Edda ballmäßig vorzubereiten. Wir mußten sie wie ein Kind anziehen. Schließlich war alles fertig, aber wie ich sie siegesfreudig vor meinen Spiegel stelle, wird sie so rot wie eine Pfingstrose und weigert sich, dekolletiert in Gesellschaft zu erscheinen. Denke Dir diesen Ausbund von Prüderie! Uebrigens sieht sie reizend aus. Sie sitzt wütend in meinem Zimmer auf einem Stuhl und verlangt, daß ich ihr aus ihrer Toilette, die im Rücken zugeschnürt ist, wieder heraushelfe. Dazu hat sie Thränen in den Augen. Ich bin ratlos, sie wird geschwollene Augenlider und eine rote Nase bekommen und meine ganze, lange vorbereitete Wirkung geht verloren. Du mußt mir helfen, Bruno!"

Und Lore warf sich wieder zurück und lachte weiter. „Ist es nicht wirklich komisch? Ein Mädchen von fünfundzwanzig Jahren, Doktorin und dabei so zimperlich! Das ist wert, zu einem Lustspiel verarbeitet zu werden."

„Ich will Dir helfen, Lore! Wir gehen zusammen zu ihr — sie wird schon Vernunft annehmen."

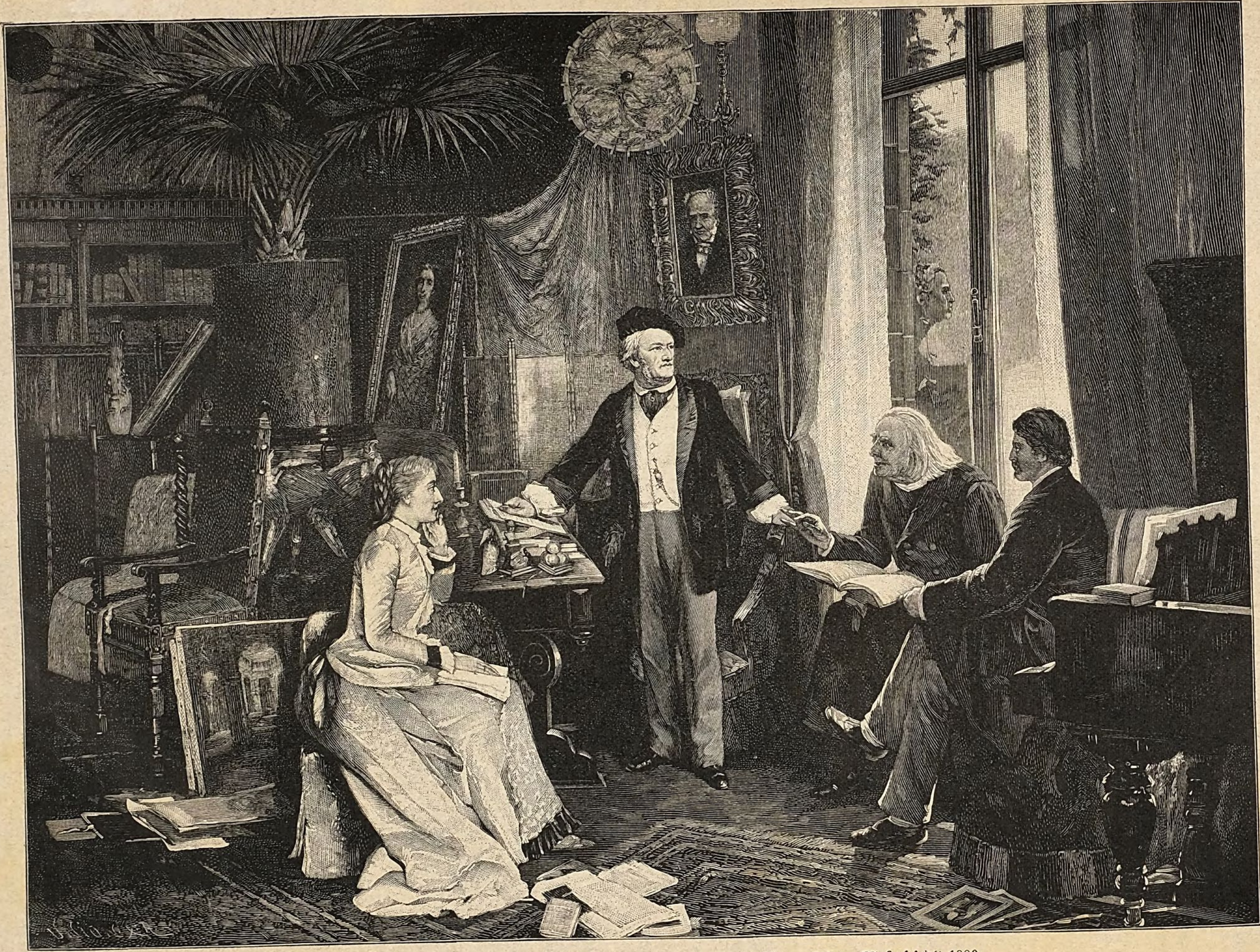
„Gut, gut, komm!"

Sie eilte ihm voraus, riß die Thür ihres Garderobezimmers



FLATTERROSE

Nach dem Gemälde von B. Piglhein.



Richard und Cosima Wagner mit Liszt und Hans v. Wolzogen in ihrem Heim „Wahnfried“ 1880.
Nach dem Gemälde von W. Beckmann.

auf und meldete mit lauter Stimme: „Mein Eheherr Bruno von Weßnitz!“

Mitten im Zimmer stand Edda, hochaufgerichtet, mit herabhängenden Armen und zitternder Unterlippe, zwischen den Augenbrauen eine tiefe Falte.

„Sieht sie nicht herrlich aus?“ rief Lore.

Bruno war erstaunt über Eddas eigenartige Erscheinung; er reichte ihr rasch den Arm. „Wollen Sie mir das Vergnügen machen, sich von mir hinunterführen zu lassen?“

Sie verharrte regungslos. Energisch hob er ihre linke Hand auf seinen Arm und führte sie hinaus. Wie mattes Elfenbein ruhte ihr fast zu zarter Arm auf dem schwarzen Tuch seines Frackes.

Gleichzeitig mit ihnen langten die ersten Gäste in den Gesellschaftszimmern an. Prinz Sissi, heiter, strahlend, eilte allen voran. Er hatte einen herrlichen Strauß weißen Flieders in der Hand, den er der Dame des Hauses überreichte. „Ich bin ungeheuer vergnügt,“ meinte er nach der ersten Begrüßung, „denken Sie sich, ich habe etwas gearbeitet, bin unter die Journalisten gegangen — Teufel, wer ist das dort?“ rief er und deutete mit den Blicken zu Edda hinüber, die etwas weiter zurück neben ihrem inzwischen ebenfalls eingetroffenen Vater stand. „Wahrhaftig, die kalte Doktorin! Superb!“

„Sie haben Geschmack,“ sagte Lore, mit dem linken Fuß ihre Schleppe langsam zurückschiebend.

Prinz Sissi klemmte das Monocle fest ins rechte Auge, musternd flog sein Blick über die Gestalt des Mädchens. Die ganze Figur fast eckig wie die eines sechzehnjährigen Kindes, aber dennoch graziös, fein, ebenmäßig! Darüber das ernste Haupt mit dem matten Teint, zu dem der leuchtende dunkelrote Atlas vortrefflich stand, die geschwungenen leicht geöffneten Lippen, die großen in tiefen Augenhöhlen ruhenden Augen, die ein wenig zaghaft aus dem klugen Gesicht hervorschauten, weil sie die Aufmerksamkeit des Prinzen auf sich gerichtet fühlten — sie war in der That eine Erscheinung von eigenartigem Reiz.

Eine Zeitlang fühlte sich Edda wirklich verlegen, dann aber ein Ruck, als zöge die wuchtige Fülle ihrer Haare den Kopf plötzlich in den Nacken; die Falte zwischen den geradlinigen Augenbrauen vertiefte sich, und sie schaute unnahbar, eisig dem Prinzen ins Auge.

„Nun, Prinz, so ganz aus der Fassung?“ lachte Lore etwas gezwungen auf. „Was sagen Sie zu meiner Toilettenkunst?“

„Ausgezeichnet wie immer!“ meinte er, zerstreut seine Augen auf Lores Gestalt richtend.

„O, nicht doch, Prinz! Ich spreche nicht von mir, Sie wissen das ganz genau; ich meine mein Verdienst an Edda Helms Erscheinung.“

Er betrachtete eine Weile sinnend den linken Handschuh und das seidene Futter seines Klapphutes, dann, langsam aufblickend und mit einem schwer zu beschreibenden Ausdruck in den Zügen, sagte er: „Man könnte sich fürchten. Da ist vulkanisches Feuer unter der Asche.“

„Gehen Sie, Prinz — Sie wollen geistreich sein!“

Er schüttelte den Kopf. „Darf ich Sie zu Tisch führen, gnädige Frau?“

„Nein, heute nicht — mein Schwager wird mich zu Tisch führen. Aber holen Sie sich Fräulein Helm; ich möchte die vulkanische Glut einmal leuchten sehen. Wir setzen uns zusammen.“

Sie hatte Hermanns Erscheinen bemerkt und wandte sich ihm entgegen.

„Wie Sie befehlen,“ erwiderte Prinz Sissi zurücktretend. „Aber Sie haben die Verantwortung zu tragen.“

Noch zwei andere Augen hatten Hermanns hohe mächtige Gestalt im Thürrahmen erspäht. Edda hatte das Gefühl, als müßte sie in den Boden sinken. Er wird mich abscheulich, widerwärtig finden, flog es ihr durch den Sinn. Zerstreut und ungeschickt erwiderte sie die Grüße der ihr vorgestellten Herren.

„Kann ich die Ehre haben, Sie zu Tisch zu führen?“ ertönte plötzlich Prinz Sissis Stimme neben ihr, während er sich in seiner nachlässigen und trotzdem verbindlichen Weise verbeugte. Edda blickte ihn stumm an, als fehlte ihr das Verständnis für seine Worte. Dann plötzlich kam sie zum Bewußtsein. „Ja, ja,“ erwiderte sie hastig.

Da dem Prinzen durchaus nichts Besseres einfallen wollte, fragte er sie, während seine Augen sie ungeniert musterten: „Ist dies wirklich die erste Gesellschaft, welche Sie besuchen?“

Edda hätte ihn ohrfeigen können. „Ja, meine erste und letzte!“

Langsam breitete sie den großen Fächer aus, so daß er darüber hinweg nur ihre dunklen blitzenden Augen sehen konnte.

„Ich werde in vier Stunden noch einmal dieselbe Antwort von Ihnen erbitten.“

Was wollte er damit sagen? — „Mit Vergnügen, Durchlaucht, wenn Ihr Gedächtnis dies erfordert.“

Der Russe lächelte, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben etwas fassungslos, weil ihn eine Dame schlecht behandelte. Und doch reizte ihn das Zurückstoßende in ihrem Wesen, schon weil es ihm fremd war. Er war um eine Antwort verlegen und dem Lieutenant von Weßnitz sehr dankbar, als dieser jetzt nähertrat.

Hermann reichte Edda einfach die Hand. Sie atmete erleichtert auf. Da war wenigstens ein ruhiges festes Gesicht, kein konventionelles Lächeln und keine musternden Blicke. Unbewußt nahmen Eddas Züge einen freundlicheren Ausdruck an.

„Sie sahen aus, als bereuten Sie Ihre Zusage für den heutigen Abend, Fräulein Helm,“ sagte Hermann, dicht neben sie tretend.

„Nicht so ganz — es hat wenigstens den Reiz der Neuheit für mich. Doch kann ich nicht leugnen, wäre ich im Besitz einer Wünschelrute, deren Kraft mich unverzüglich in unsere Wohnstube befördern könnte, in die Gesellschaft eines guten Buches, so würde ich nicht zögern, den Zauber anzuwenden. Aber das geht nun nicht, also vorwärts!“

„Sie können in einer Gesellschaft keine lehrreichen Gespräche verlangen. Ich habe übrigens in den Heften gelesen, die Sie mir neulich geliehen haben.“

„Nun?“

„Mir fehlt der Glaube.“

„Weshalb?“

„Das läßt sich nicht so einfach sagen, besonders nicht in der Unruhe einer Gesellschaft, die sich erst entwickelt. Wir können das später bei Tisch in Ruhe besprechen; ich habe meine Schwägerin als Tischnachbarin, und wie sie mir mitgeteilt hat, werden Sie neben uns sitzen. Wollen Sie etwas Interessantes sehen? Dort am Thürpfosten der Herr mit dem etwas wirren grauen Haar, fast häßlich, und doch ein anziehender Kopf. Welche Augen! Ein Blick, als mache er sich über das ganze Getreibe hier lustig. Man wünscht fast, von diesen Augen nicht bemerkt zu werden.“

Sie folgte aufmerksam der Richtung seiner Blicke. „Jener alte Herr dort?“

„Ja; jetzt spricht Lore mit ihm. Wer mag das sein?“

„Es ist mein Vater.“

Hermann drehte sich rasch zu ihr um. „Verzeihung! Das ahnte ich nicht. Entschuldigen Sie meine Offenheit!“

Edda lachte vergnügt auf. „Weshalb entschuldigen? Sie haben meinen Vater gut gezeichnet. Es würde mich verletzt haben, wenn Sie seinen Kopf nur eben schön gefunden hätten.“

„Ich werde mich sofort mit ihm bekannt machen lassen.“

Eilig drängte er sich durch die Gäste nach dem Standort des Doktors. Eddas Augen folgten ihm. Er hat Geist, weiß zu sehen, zu beobachten und findet das Interessante richtig heraus, dachte sie. Jetzt schüttelten sich die beiden die Hände. Edda setzte sich in eine stillere Ecke des Zimmers; sie fühlte sich nun ganz ruhig, im Besitz der vollen Unbefangenheit und fähig, prüfend um sich zu blicken. Wozu nur das Getriebe, wozu dieser Aufwand von eleganten Toiletten und Lackstiefeln? Nur um zu sehen und gesehen zu werden? Was wollten alle diese Menschen hier zusammen? Zu welchem Zwecke opferten sie ihre Nachtruhe? Nur um nichtssagende Gespräche zu führen oder ihre Reize zu zeigen? — —

„Gestatten Sie, Herr Doktor, mich selbst vorzustellen — Lieutenant von Weßnitz. Ich freue mich sehr über Ihr Erscheinen, um so mehr, da ich weiß, welches Opfer Sie damit den Wünschen meiner Schwägerin gebracht haben,“ redete Hermann den alten Herrn, der jetzt allein stand, zuvorkommend an.

„Hätte ich selbst nicht gewollt, würde ich doch kaum den Bitten dieser reizenden Frau widerstanden haben. Aber es ist für mich eine Freude, nun auch den ältesten Sohn meines lieben Jugendfreundes kennenzulernen. Ihr jüngerer Bruder ähnelt dem Vater mehr; der war auch ein so lieber lustiger Kerl! Wie geht es Ihrem Vater?“

„Er ist sehr gealtert in letzter Zeit.“

„So, so. Ja, die Jahre! Uebrigens — mich ergötzt wirklich diese Umgebung. Wie viele Stunden habe ich als Student

fröhlich in solcher Gesellschaft verlebt, allerdings in Kreisen mit etwas einfacheren Namen. Aber es war im Grunde ganz dasselbe; die Herren meist fade und süßlich gegen das schwache Geschlecht, hier und da auch ein ernstes Männergesicht, das zu dem Spiel gute Miene machte. Und die Frauen — nun, das wird durch keine Entwicklung der Weltgeschichte und auch durch keine ‚Emanzipation‘ anders gemacht — sie bringen ihre Schönheit noch immer gern zur Geltung, selbst die, die nicht allzuviel davon aufzuweisen haben."

„Für viele ist es ja auch das Wertvollste, das sie besitzen," meinte Hermann, durch den sarkastischen Freimut des alten Herrn angenehm berührt.

„So, so; Sie sind also auch so einer?"

„Was für einer?"

„Nun, einer, der denkt, wenn er um sich blickt."

„Ist das ein Vorzug einzelner, nicht vielmehr ein Vorrecht aller?"

„Das Sehen — ja! Aber das Denken? Ich möchte meine Hand nicht dafür ins Feuer legen, selbst wenn ich dadurch von diesen verteufelten Handschuhen befreit würde. Bei den Leuten, die sich Tag für Tag in dieses Karnevalskostüm stecken, ist das Denken auch kaum möglich."

„Sie mögen für viele recht haben, Herr Doktor," sagte Hermann, während seine Blicke nachdenklich über die Köpfe der Anwesenden hinwegschweiften und schließlich an Eddas Gestalt hängen blieben. Dasselbe ruhige Gesicht wie der Vater, dachte er unwillkürlich, nur hübscher, weit hübscher!

„Sieht Ihre Schwägerin nicht reizend aus, Herr von Weßnitz? Eine Perle Ihres Geschlechts, anmutig, liebenswürdig, und dabei klug genug, um selbst mich alten Kerl zu begeistern!"

„Sie lernten sich zufällig in Helgoland kennen?"

Der Alte nickte. „Ja. Und das Seltsamste ist, daß sie mit meiner Tochter Freundschaft geschlossen hat. Uebrigens, wissen Sie was, mein junger Freund? Kommen Sie doch einmal abends zu mir! Ich liebe die Leute, mit denen sich ein ernstes Gespräch führen läßt."

„Gerne werde ich mich einstellen. Vielleicht schon in den nächsten Tagen," erwiderte Hermann, offenbar erfreut.

In der Gesellschaft entstand eine unruhige Bewegung. Die Herren wandten und reckten die wohlfrisierten Häupter, um die Damen zu finden, die sie zu Tisch führen sollten, und drängten sich wie ein Bienenschwarm durcheinander.

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, aber die Pflicht ruft mich zu meiner Schwägerin und zu Ihrem Fräulein Tochter."

„So? Bitte sehr! Grüßen Sie beide von mir! Die Edda sieht aus wie ein Vogel ohne Schwingen." (Fortsetzung folgt.)

Ein Stimmungsbild aus Bayreuth.

Von Ida Boy-Ed.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht! Das ist ein Ausspruch Goethes, der leider zu den wunderschönen Dichterworten gehört, die sich in der Wirklichkeit selten erfüllen. Das aber erfüllt sich allemal, daß die Stätte, die ein berühmter Mensch betrat, geweiht bleibt insbesondere der Ausnutzung durch Fremdenführer, den Reisehandbüchern und der Bewunderung naiver Reisender. Es giebt so viele Menschen, die sich das Wohnhaus oder den Lieblingsaufenthalt eines berühmten Mannes mit ehrfürchtigem Staunen ansehen, und wissen doch meist von dem Manne nichts als seinen Namen. All denen, die hier in Bayreuth im Wirtshaus „Zum Rollwenzel" einkehren und sich das Zimmer zeigen lassen, wo Jean Paul gedichtet hat, möchte ich immer die Gewissensfrage stellen, wie viel sie denn von diesem wenigst gelesenen Klassiker kennen. Mir selbst ist es trotz heißen Bemühens nie gelungen, ihn würdigen zu können; die Aufgabe, im Spreuhaufen seines Stils nach den goldenen Weizenkörnern seiner Lebensweisheit zu suchen, ist mir zu mühevoll. Und so gehe ich denn kühl an seinen Spuren vorüber.

Die Markgräfin Wilhelmine, des Großen Friedrichs kluge Schwester, fesselt mich weit mehr. Sie hat die Art ihres Geistes, in dem sich das Fridericianische geebnet zeigt zu spielender Grazie und schlagfertiger Bosheit, hier in manchem anmutigen Architekturgebilde eingeschrieben. Aber neben diesen blassen Schatten erhebt sich der gigantische Geist eines Riesen so gegenwärtig, daß man zu spüren meint, er wirke noch persönlich, er selbst sei noch die Seele der ungeheuren Arbeit, die hier gethan wird. Und doch ist Richard Wagner tot und er ließ ein Weib als Hüterin seines Werkes zurück! Aber diese Frau heißt Cosima Wagner!

Wahrlich, selten konnte man mit mehr Recht von einer Persönlichkeit sagen: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt ihr Charakterbild" — noch nicht in der Geschichte, doch in der Vorstellung der Zeitgenossen. Ich sage es frei heraus, ich beneide den Biographen, der einst das Charakterbild dieser merkwürdigen Frau für die Kunstgeschichte festlegen darf. Aber ich wünsche ihm zu der Aufgabe die Fähigkeiten eines Jakob Burckhardt, der die Renaissancemenschen verstand und zu schildern wußte wie keiner vor ihm.

Frau Cosima und ihr Sohn Siegfried Wagner sind in einer ähnlichen Lage wie Thronerben, die den Herrschersessel eines Welteroberers einnehmen. Dessen Thaten werden gegen seine Erben ausgespielt. Sicher ist es, daß die Erbschaft eines Weltruhmes eine Last voll psychologischer Fährlichkeiten darstellt, unter deren Druck auch kluge und starke Geister dazu kommen können, ihre Verwalterpflichten mit Schöpferherrlichkeit zu verwechseln. Dies ist der Vorwurf, den Feinde von Bayreuth der Frau Cosima machen, und diese Feinde sollten eines thun: sie sollten kommen und gleich mir, fast wie aus dem Versteck heraus, die Arbeit dieser Frau beobachten. Schon auf dem Wege der Anempfindung hätte die Tochter Liszts, deren Gatte Richard Wagner hieß, sich in einem langen, beispiellos reichen Leben die Fähigkeiten erwerben müssen, das Werk des Meisters weiterzuführen. Aber die Natur hat ihr selbst ganz außergewöhnliche künstlerische Gaben verliehen. Sie ist ein Regisseur, wie wir in Deutschland keinen zweiten haben. Und daß sie auch Wagners musikalische Vertraute war, wissen Eingeweihte. Sie z. B. war es, die das Quintett in den „Meistersingern", jenes keuscheste, zärtlichste Hohelied noch zagender Liebesseligkeit, rettete, da Wagner es unterdrücken wollte. Der kleinliche Preßkrieg, der immer beim Herannahen einer Festspielperiode gegen Cosima eröffnet wird und der den Eindruck macht, als sei ein stechender Mückenschwarm entfesselt, beirrt sie nicht im mindesten. Auch Siegfried Wagner hat diese so übelwollende Voreingenommenheit an sich schon erfahren müssen. Es ist, als wollte eine ganze Partei, die vor den gewaltigen Erfolgen des Meisters endlich verstummen mußte, sich nun durch Taktlosigkeiten gegen Mutter und Sohn schadlos halten. Er, der Sohn des großen Mannes, wird die Welt an sein starkes Dirigententalent, welches nach Aussage urteilsfähiger Personen an das des Meisters erinnern soll, schwerer glauben machen als irgend welche beliebige Anfänger Namens Lehmann oder Schulz an das ihre. Der Sohn wächst unter der Führung der Mutter mählich zu der hohen Aufgabe empor, einst die Festspiele zu leiten. Auf der Bühne ist er immer neben der Mutter, und zum zweitenmal nennt ihn in diesem Jahr das Verzeichnis der Mitwirkenden. Gerade in diesen Probetagen ereignete sich ein bedeutsamer kleiner Vorfall, der in Künstlerkreisen lebhaft besprochen ward: nachdem Siegfried Wagner einen Akt „Lohengrin" dirigiert hatte, brachte das Orchester ihm aus eigenem Antrieb eine Huldigung dar, gewiß ein Beweis, daß es sich von ihm beherrscht fühlte.

Es ist ein eigenes Bild, solch eine Probe. Die weite Bühne ist von modern gekleideten Menschen erfüllt; sie bewegen sich zwischen den wunderbarsten Dekorationen, die zum „Lohengrin" hergestellt worden sind. Elektrisches Licht verbreitet Tageshelle, der Zuschauerraum liegt in mystischem Dunkel. Schon läßt sich die überwältigende Massenwirkung der Chöre erkennen, schon entwickelt sich ein Volksleben von hinreißender Gewalt. Und rastlos dazwischen bewegt sich, scheinbar unempfindlich gegen alle Strapazen, die schlanke schwarz gekleidete Frau, das kluge Auge hinter grauer Brille geborgen, ganz gesammelte Aufmerksamkeit, mit den feinen, langen Händen bald hierhin, bald dorthin deutend. Alles folgt voll Ehrerbietung ihren Anweisungen und ganz selbständige Künstler haben mir gestanden, daß sie eine Art Suggestion ausübe und ihren Willen und ihre Erkenntnis auf andere übertrage.

Von den beigefügten Bildern giebt insbesondere das untenstehende den vollen geistigen Ausdruck der Frau Wagner wieder. Lenbach soll es bei seinem Porträt von ihr benutzt haben, der Oeffentlichkeit ist es bislang nicht bekannt geworden. Ebenso ist das kleine Gruppenbild auf Seite 525 eine Seltenheit, mit welcher die „Gartenlaube“ ihren Lesern eine Freude zu bereiten hofft. Es stammt aus dem letzten Lebensjahr des Meisters und stellt diesen im traulichen Verein mit der Gattin und zwei nahen Freunden des Hauses dar. Der frühverstorbene Heinrich von Stein (neben Frau Cosima) war ein großer Wagnerenthusiast und auch litterarisch für des Meisters Sache thätig. Der russische Maler Paul von Jannkowsky, der die Dekorationsentwürfe zum Parsifal gemalt hat, lebt zu Petersburg in hoher Stellung. Jannkowsky ist künstlerisch mit Böcklin verwandt, und als der letztere abgelehnt hatte, für den Parsifal thätig zu sein, wandte sich Wagner an Jannkowsky. Diese Dekorationsentwürfe findet der Leser S. 521 auf dem größeren Gruppenbild, dem bekannten Gemälde von W. Beckmann, wo man Liszt die eben fertig vorliegende Parsifalpartitur besprechen sieht, während Wagner, Frau Cosima und Hans von Wolzogen den Worten des Greises lauschen.

Jetzt ist sie, die damals Zuhörerin und Beraterin war, zur Leiterin geworden.



Cosima Wagner.

Vom Morgen bis zum Abend gehen die Proben, unermüdlich ist Frau Wagner am Platz. Ich möchte hier einige Tage aus den Probezetteln abschreiben dürfen, um die Unsumme von vorbereitender Arbeit begreiflich machen zu können. Bei dieser ist es besonders die eiserne Kraft des Musikdirektors Kniese, des Chordirigenten der Festspiele und des Leiters der Bayreuther Bühnenschule, die sich in staunenswerter Weise entfaltet.

Um die Mittagszeit öffnen sich die Thüren des Festspielhauses. Eine bunte Gesellschaft strömt heraus, Hunderte von Damen und Herren, die ersteren meist jung, hübsch, elegant, die letzteren meist mit jenen charakteristischen glattrasierten Gesichtern der Bühnenangehörigen, viele im Havelock und Schlapphut, alle nach ihrem Beruf erkennbar, wenn auch die früher übliche Künstlerlocke gefallen ist.

Der weiche Juniwind weht kühlend um die erhitzten Stirnen. Von fern blauen die Tannenberge des Fichtelgebirgs herüber. Die fröhlichen Scharen ziehen durch die Eschenallee hinab zur Stadt, in die kleine Stadt, zwischen deren Häusergedränge sich die Zahl der alten Prachtbauten wunderlich ausnimmt, die aber einen großen Vorzug hat: eine herrliche, gesunde, kräftigende Luft.

Wohl alle Bühnen Deutschlands haben Mitglieder hierher gesandt und die Mehrzahl der Bayreuther „Choristen“ sind Solokräfte größerer Stadttheater: strebsame junge Künstler, die hier auf diese Weise viel lernen und im Winter nachzuahmen suchen, was sie am Quell der wahren Auffassung erspähten und die daneben noch eine für ihre Verhältnisse recht ansehnliche Gage bekommen.

Das Budget ist ungeheuer. Wo von Zahlen die Rede ist, setzt mein Verstand im allgemeinen seine Thätigkeit aus, und wenn ich etwas ausrechnen soll, so erfüllt eine immer neue Dankbarkeit gegen den lieben Gott mein Herz, der mir zehn Finger gab. Deshalb will ich auch meinen Lesern selber überlassen, sich eine Vorstellung von Einnahme und Ausgabe in Bayreuth zu bilden, und nur erzählen, daß mehr als vierhundert Mitwirkende Gagen bekommen, die bei vierhundert Mark beginnen und, wie es heißt, bei zehntausend enden, je nach der künstlerischen Stellung der Empfänger. Kein Theater in der Welt kann ausgeben, was in Bayreuth für Dekorationen und Kostüme aufgewendet wird. Und so mag es schon sein, daß selbst bei zwanzig ausverkauften Festspielhäusern — in das Haus gehen 1640 Personen und der Platz kostet zwanzig Mark — ein finanzieller Ueberschuß nicht oder doch nur in geringem Grad erzielt wird.

Dies ist und soll auch völlig Nebensache bleiben. Es gilt den idealen Zweck, die Gedanken des Meisters lebendig und treu zum Ausdruck zu bringen, vorbildlich für alle anderen Bühnen. Der Zug, sich von Bayreuth unabhängig zu machen, nicht mehr in allen Wagnerfragen die künstlerische Losung von hier zu empfangen, macht sich neuerdings geltend. Fast alle großen deutschen Bühnen veranstalten „Musteraufführungen“, voran München, welches sogar in diesem Jahre den „Lohengrin“ vorweg nahm und ihm in Ausstattung und Kostüm die Kulturprägung des zehnten Jahrhunderts gab, wie man es in Bayreuth vorher plante und nun auch ausführt. Hitzige Bayreuther sind ungehalten darüber. Ich möchte lieber „Bravo!“ dazu sagen. Denn bringt München Gleichwertiges mit Bayreuth, füllen sich an beiden Stätten die Häuser mit treuer Gemeinde, so erwächst dem Werk des Meisters nur Gewinn. Und neigt das Urteil sich zu gunsten der einen oder andern Stadt, so wird noch heißeres Bemühen die Folge sein. Und dann abermals: Gewinn für des Meisters deutschestes Werk! Ich schreibe „vor den Festen“ und kann nur andeuten, daß Außerordentliches wohl zu erwarten steht; auch liegt es ja in den Verhältnissen, daß die orchestrale Leistung, die Klangschönheit der Chöre und die scenische Einrichtung nirgends ähnlich zu erreichen sind.

Das „deutscheste Werk“ sagte ich und brauche dies wohl nicht zu begründen; außer im Schluß der „Meistersinger“ gab Wagner nirgend seinen patriotischen Empfindungen so ehernen Ausdruck wie gerade im „Lohengrin“. Und wenn man sich das vergegenwärtigt, so kann man sich einer eigentümlichen Beobachtung nicht erwehren: die Liste der Mitwirkenden weist dieses Jahr eine ganze Reihe ausländischer Künstler auf.

Gewiß ist, daß das verfügbare „künstlerische Material“, wenn ich mich so ausdrücken darf, sich in einem Uebergangsstadium befindet. Die meisten von den großen Sängern und Sängerinnen, welche in dem ersten Jahrzehnt der Festspiele für des Meisters Werke ihr Können einsetzten, sind von der Glanzhöhe ihrer Kunst schon herniedergestiegen. Und viele von ihnen haben selbst in ihren besten Leistungen nach des Meisters eigener Aussage immer nur die eine oder andere Seite der zu verkörpernden Gestalten erfaßt. Die neue Kunst forderte ein neues Künstlergeschlecht. Es bedurfte naturgemäß eines langen Zeitraumes, dieses heranwachsen zu lassen.

Man hat längst erkannt, daß die schöne Stimme, welche vielleicht zuvor am Schemel des Handwerkers oder auf dem Kutscherbock sang, keine ausreichende Mitgift ist, um künstlerische Aufgaben zu bewältigen, sondern daß auch die Grundlage einer allgemeinen Bildung nötig sei zu großen Leistungen in der darstellenden Kunst. Durch die höchsten und umfassendsten Anforderungen, die Wagner an die Operntragöden stellte, hob er zugleich den ganzen Stand.

Und wenn nun auch in dem letzten Jahrzehnt Einzelpersönlichkeiten wie Rosa Sucher, Fritz Plank, Pauline Mailhac in ihrer vollkommenen Künstlerschaft das Wagnersche Ideal erreichten, so blieb bei vielen anderen desto mehr zu wünschen übrig, und Frau Cosima Wagner that klug und wohl daran, mit neuen Kräften neue Versuche zu machen.

Aber hierfür so viele aus dem Auslande zu berufen, halte ich für eine Gefahr, die hell beleuchtet werden muß, wenn auch diesmal allem Anschein nach der Versuch günstig ausfällt.

Was ist Volksseele? Die Summe aller hervorstechenden Eigenschaften von so und soviel Millionen Individuen. Und da in einem künstlerisch beanlagten Individuum diese Durchschnittseigenschaften in verstärktem und verschärftem Maß auftreten, könnte man vielleicht so sagen: der künstlerische Mensch ist ein Beispiel, aus dessen Art man auf die Art der Volksseele folgern kann.

Wenn nun Bayreuth die heilige Stätte deutscher Kunst bleiben soll, als welche Wagner sie gedacht hat, so wäre es ein Fehler, dem Ausländertum dauernd das Recht der Mitwirkung einzuräumen. Und nicht nur ein künstlerischer, sondern ganz einfach auch ein ökonomischer Fehler. Die Engländer, Amerikaner und Franzosen kommen hierher, um deutsche Kunst von deutschen

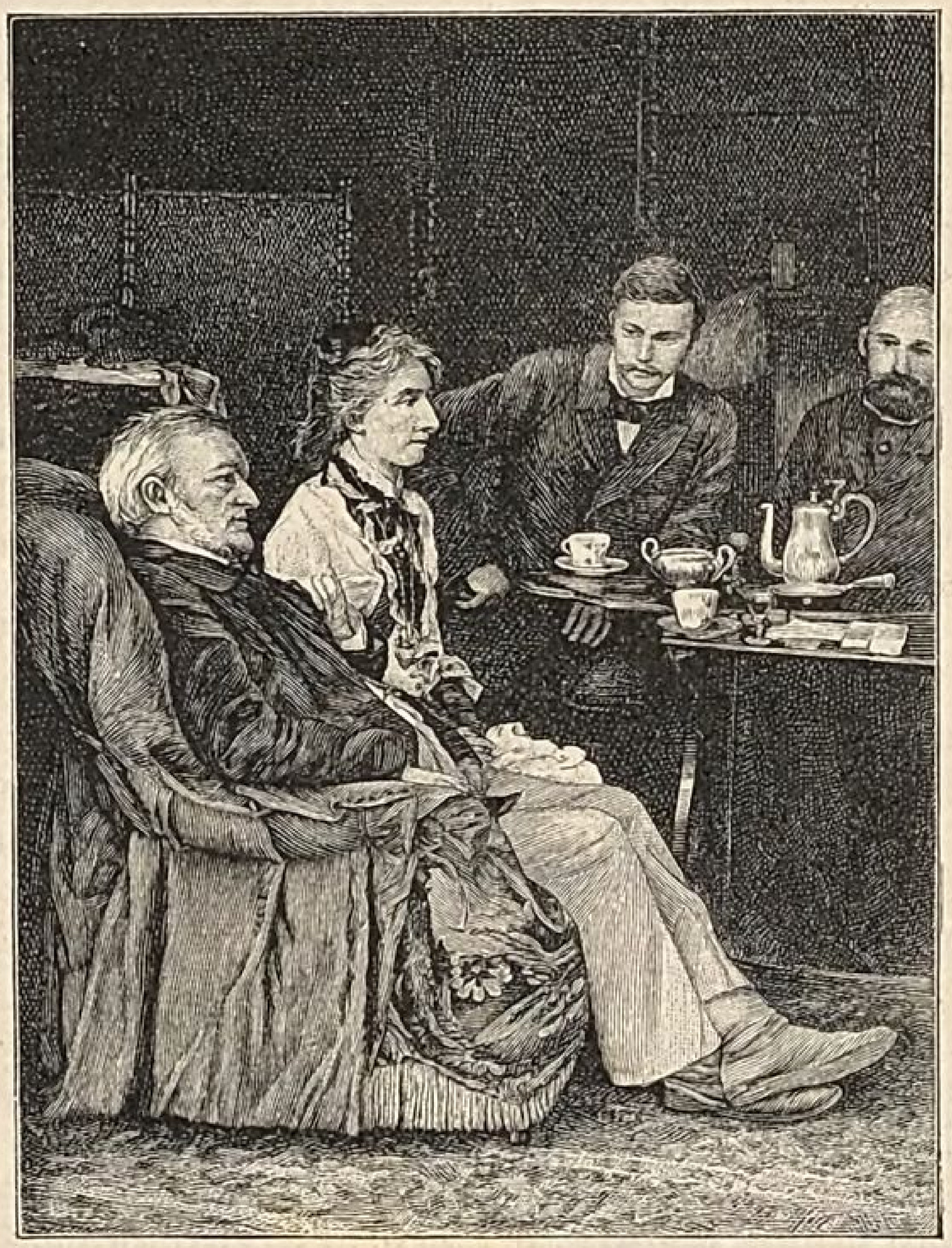
Künstlern zu sehen. Es ist kein Zufall, daß New York und London sich aus Deutschland die Künstler kommen lassen, die ihnen Wagner vorsingen und vorspielen sollen, und daß gerade in New York eine Wagnersaison mit amerikanischen Künstlern keinen Erfolg hatte!

Man muß gestehen, daß z. B. eine Lohengrinvorstellung, in welcher ein Belgier den Lohengrin, eine Amerikanerin die Elsa, eine Engländerin die Ortrud, ein Rumäne den Telramund singt, etwas sehr Eigentümliches ist. Man braucht auch noch kein Kirchturmspolitiker zu sein, um gerade für Bayreuth einem Theaterzettel mit deutschen Namen den Vorzug zu geben vor einem von kosmopolitischem Grundton.

Ernest van Dyck, J. Kaschmann, D. Popovici, M. Takáts, Zoltan Doeme — nebenbei ein Name von befremdender Unbekanntheit — Lilian Nordica, Maria Brema, das ist eine ganze Reihe von Ausländern. Ernest van Dyck zwar möchte beinahe als naturalisierter Deutscher gelten, wenigstens ist er dem Geheimnis der deutschen Seele so nahe gekommen als möglich.

Sehr bezeichnend ist es auch, daß Madame Nordica die guten Bayreuther zum erstenmal mit Primadonnenallüren bekannt macht; wenigstens ist die Stadt voll von ihrer großartigen Lebensweise und ihren Toiletten, während unsere große Rosa Sucher mit einer bürgerlichen Einfachheit auftritt, die bestrickend wirkt.

Die Leser finden von den Genannten nur die hervorragendsten auf der beigegebenen Bildertafel S. 517. Da es unmöglich war, die Porträts aller Mitwirkenden zu bringen, so war für die Auswahl entweder der künstlerische Ruf der Persönlichkeiten maßgebend, wie bei Madame Nordica, der großen Künstlerin Maria Brema, Popovici und Kaschmann; oder die Stellung der Betreffenden zu Bayreuth; eine ganze Reihe von Künstlerindividualitäten fühlt sich mit Bayreuth durch inneren Beruf, Bildungsgang und Ergebenheit aufs engste verbunden. Der einzige Novize für Bayreuth ist, außer den schon genannten ausländischen Künstlern, Willy Birrenkoven, der stimmbegabte, rühmlich bekannte Hamburger Tenorist. Die Wiener Hofoper stellt vier Namen allerersten Ranges: Hans Richter, der neben Levi am längsten bei den Festspielen dirigiert, dann van Dyck, Theodor Reichmann und Karl Grengg. Das Karlsruher Hoftheater, von dem ich nicht ohne eine gewisse künstlerische Andacht reden kann, hat auch vier Mitglieder geschickt: den Dirigenten Felix Mottl, der mit seinem starken feurigen großzügigen Wesen wohl als der treueste Träger Wagnerscher Ueberlieferung anzusehen ist und in Bayreuth neben Frau Wagner selbst stets den Mittelpunkt der Arbeit bildet; dann Fritz Plank, den Unvergleichlichen, Pauline Mailhac sowie Emil Gerhäuser, eine der verheißungsvollsten jüngeren Kräfte der deutschen Bühne. Aus Weimar ist ein Brautpaar gekommen: Richard Strauß, der junge Kapellmeister mit dem genialen, schöpferischen Kompositionstalent, und die vornehme, gemütvolle Sängerin Pauline de Ahna. Von Dresden ist diesmal nur Therese Malten erschienen und von München nur der Generaldirektor Hermann Levi. Als alleiniger Darsteller des Tannhäuser ist Wilhelm Grüning genannt; wenngleich man gestehen muß, daß es einen vollkommenen Tannhäuser zur Zeit in Deutschland nicht giebt, darf man doch hinzufügen, daß der Heldentenor der Hannöverschen Oper für die gewaltige Gestalt wenigstens die mächtige Kraft des Organs mitbringt.



Richard Wagner mit seiner Frau und seinen Freunden Heinrich v. Stein und Paul v. Jannkowsky.

Und so ist denn alles versammelt, und in emsiger, geheimnisvoller Arbeit bereitet sich die Künstlerschar vor, dem Unsterblichen von Bayreuth so gerecht zu werden, als es ihrem heißen Bemühen nur irgend gelingen kann. Seine frühen Werke, „Lohengrin“ und „Tannhäuser“, werden verkörpert werden und sein letztes, der „Parsifal“. So werden wir im Geist den ganzen Weg wandern, den jede Menschenseele geht, die kleine sterbliche mit zagenden halb unbewußten Schritten, die große Künstlerseele mit kühnem Stolz: den Weg von romantischen Träumen zu wildem Lebensdrang und von da durch reinigende Kämpfe zum religiösen Erlebnis, das von der Tragik des Daseins befreit!

Ihm, der still hinter seinem Hause Wahnfried schläft, unter der dunklen Marmorplatte, die von tiefstem Grün umschattet ist, ihm ist geworden, was wenigen Unsterblichen ward, dahinzugehen, als er sein letztes, sein reifstes, sein erlösendes Wort gesprochen.

Meine Hyacinthen.

Von Julius Stinde.

Sie gehören alle sechs dem Mittelstande an; der Gärtner verkaufte sie ohne Stammbaum und hochtrabende Namen durcheinander, wie sie da waren. Er nannte das „im Rommel“ und gab sie zu ermäßigtem Preise weg. „Sie sind dritter Klasse,“ sagte er, „aber es sind auch ausgezeichnete Zwiebeln darunter, bloß fehlt ihnen der Name.“ — „Es geht manchem so, der sein Leben über dritter Klasse fährt,“ erwiderte ich, „ausgezeichnet von Charakter, befähigt, tüchtig, und doch nicht von solchen geschätzt, denen ein wenig äußerer Glanz die Augen blendet, daß sie nur ihn sehen und nichts weiter. Es giebt unglaublich viele geistig Augenschwache.“

„Merkwürdig,“ sagte er, „heutzutage kommen Krankheiten auf, von denen man früher nie etwas hörte. Die Wissenschaft schreitet eben zu mächtig vor. — Nehmen Sie diese weiße Zwiebel, die ist fest und rund, die wird großartig blühen.“

„Das wäre nichts Besonderes,“ entgegnete ich, „denn was ist gegenwärtig nicht ‚großartig‘? Das dritte Wort in der Unterhaltung heißt ‚großartig‘. Sogar einen Zwerg von ungewöhnlicher Kleinheit, der neulich in einem Radschlag-Theater auftrat, fand das Publikum ‚großartig‘.“

„Und war er denn nicht großartig?“

„Nein, er war klein geartet. Mir persönlich ist freilich dies Wort eben so widerlich wie der Moschusgestank, mit dem sich Vertreterinnen des schönen Geschlechtes verpesten, um zu beweisen, daß ihnen ein Sinn fehlt, nämlich der Geruchsinn, aber es hat doch wiederum viel für sich, denn ein Volk, das jeden Quark großartig findet, das ist leichtlich zufrieden gestellt und nimmt kritiklos hin, was ihm geboten wird. Das ist das rechte Volk für König Schund, unter dessen Scepter sich das Ende des Jahrhunderts willig beugt. Ich sage ihnen, nicht nur der Schund ist großartig, sondern daß er auch noch großartig gefunden wird, das ist das Großartige.“

Der Mann machte ein Gesicht, als wenn er mir einen Arzt wünschte, und er hatte auch recht. Er handelte mit Blumenzwiebeln und ich hielt ihm eine Vorlesung über ein Zeichen der Zeit, das weder seine Zwiebeln, noch seine Anschauung über die Welt und was damit zusammenhängt, berührte. Er war glücklich, ebenso zu empfinden, ebenso zu urteilen, sich derselben Ausdrucksweise zu bedienen wie alle Menschen, die er kannte. War es recht, dies Glück zu stören, sein seelisches Gleichgewicht durch das Hinzuthun von Zweifel ins Schwanken zu bringen, zumal in einer Zeit, in der das Evangelium der Gleichheit als die Erlösung von allem Uebel gepredigt wird? Diese wird gekommen sein, wenn alle Menschen gleich empfinden. Gleiches Empfinden erzeugt gleiches Begehren, gleiches Wünschen, gleiches Entsagen. Dann ist die goldene Zeit angebrochen, die großartige Zeit.

Und solches Wunder bewirken die Naturgesetze. Wie sie das anstellen, ist noch nicht ganz klar und deshalb ist es geboten, die

Natur zu studieren, damit das Dunkel erhellt werde, in dem die Naturgesetze ihr Wesen treiben. Einige studieren die Naturgesetze an den Himmelskörpern, andere durchforschen die unsichtbare Welt mit Hilfe des Mikroskopes, wieder andere messen Schädel und Knochen, etliche vertiefen sich in die Geheimnisse der Elektricität und des Magnetismus, noch andere durchwühlen den Grund der Erde nach Urkunden der Vorzeit . . . ich hatte diesmal sechs Hyacinthenzwiebeln dritter Klasse zu demselben Zwecke.

Welche Verschiedenheit bot schon allein das Aeußere der Zwiebeln! Einige hatten weiße Schale, einige waren blaßrot, einige dunkelrot. Hiernach waren helle und dunkel gefärbte Blüten zu erwarten, vermutlich weiße, rötliche und dunkelrote oder blaue, mehr aber verrieten sie nicht.

Während ihres sommerlichen Wachstums hatten die Zwiebeln alles in sich aufgenommen, was zur späteren Ausbildung der Blätter und Blüten erforderlich ist, so ward jede ein Speicher von Baustoffen für die kommende Entfaltung der blühenden Pflanze. Außer diesen Baustoffen jedoch barg jede Zwiebel noch etwas ganz Geheimnisvolles: nämlich die Gesetzmäßigkeit, mit der die Stoffe sich aufbauen, daß gerade diese Art zustande kommt und keine andere. Die eine Art hat kleine Blütenglocken, die andere große, diese krümmt ihre fein geschnittenen Spitzen der Röhre zu, jene breitet ihre derben Zipfel flach aus, und große Mannigfaltigkeit giebt sich nicht nur in der Form, sondern auch in Farbe und Duft kund. So erkennen wir schon ohne viele Beobachtungskunst, daß in der Hyacinthenfamilie keine Gleichheit herrscht, und nur der Oberflächliche kann behaupten, eine Hyacinthe sei wie die andere, da doch das bißchen Form und Farbe nicht in Betracht komme. So wie dieser denken auch Theoretiker über Menschen. Sie denken sich Menschen zurecht: gute, böse, rechtspolitische, linkspolitische, und sind der Meinung, wenn man ihnen gleichmäßige Erziehung zuteil werden ließe, das Gute, Böse, Rechte und Linke auf einen Durchschnitt abrunde, dann wären die Gleichheitsmenschen nur eine Frage der Zeit. Ich schließe nach meinen Hyacinthen anders.

Diese hatten alle die gleiche Erziehung genossen; derselbe Gärtner hatte sie von klein auf gehegt und gepflegt, dasselbe Erdreich gewährte ihnen Nahrung, gleiches Maß an Sonnenschein, Schatten und Feuchtigkeit war ihnen geworden. Außerdem stammten sie von den Rummelsburger Hyacinthenfeldern und wurden als richtige Berliner Kinder der Heimat nicht entfremdet, als ich sie nach den Regeln der Kunst auf Gläser setzte, die mit Spreewasser gefüllt waren. Wie es sich gehört, blieben sie in dunkler Kühle, bis Bewurzelung und Blattbildung ihre Versetzung an das Licht zwischen Doppelfenstern gestattete. Alles dies geschah nach den Erfahrungssätzen, denn nicht allein über die Erziehung der Menschen sind viele Bücher geschrieben, sondern auch über die Pflege der Pflanzen, die sich von der sogenannten „Krone der Schöpfung“ meist durch Dankbarkeit unterscheiden.

Man hätte nun erwarten sollen, daß die Zwiebeln ihre Wurzeln alle in gleichem Zeitmaß herausgebracht hätten, etwa wie eine gut gedrillte Kompagnie die Füße vorstreckt; aber schon bei der ersten Entwicklung zeigte es sich, daß jede ihre eigene Gangart hatte, wenn man die Ausbreitung der Wurzeln so nennen darf. Es ist ein Gehen in die Tiefe, ein langsames Vorwärtsdringen.

Bei einer Zwiebel bildeten sich wenige, aber derbe Wurzeln, bei einer zweiten viele kräftige derbe. Daraus schloß ich, daß die erste einen starken Stengel mit wenigen Blüten, die andere einen solchen mit vielen Glocken hervorbringen würde. Ob diese Meinung richtig war, das mußte sich später ausweisen und so gewannen die Zwiebeln vermehrtes Interesse, wie ja auch ein Mensch uns um so näher rückt, je mehr wir imstande sind, die Entwicklung seiner Anlagen zu verfolgen, und die Erfüllung oder Nichterfüllung der auf ihn gesetzten Hoffnungen erleben.

Eine dritte Zwiebel sandte sehr viele feine Wurzeln aus, ich schätzte ihre kommende Blüte auf eine krausköpfige. Die vierte brachte beides: derbe lange Wurzeln und feine dichtgebuschte. Die fünfte glich der vierten, nur kamen ihre dünnen Wurzeln langsamer vorwärts. Nummer sechs aber rührte sich nicht. Das Wasser reizte sie nicht, Wurzeln auszusenden. Vielleicht war ihr ganzes Wesen auf Erdreich zugeschnitten, und im Topfe hätte sie mutmaßlich lustig getrieben. Mir fiel dies erst ein, als es zu spät war, und ich habe sie nie ohne Gewissensbisse betrachtet. „Du hast sie in Verhältnisse gebracht,“ sagte ich mir, „die ihrer Natur nicht zusagen. Sie ist eine Erd-Hyacinthe, und Du wolltest sie zwingen, gegen ihre Natur auf dem Wasser zu erblühen. Denk' daran, wie manches Menschenkind elend vergeht, weil es in Verhältnisse gesetzt wird, die seinen Gaben, seinen Anlagen widerstreben. Einer, der ein tüchtiger Bauer geworden wäre, wird auf die Gelehrtenschule gethan, ein anderer, in dem die Gabe der Sprache schlummert, kommt in die Kesselschmiede, manch frisches Mädchen martern die Musikstunden bleichsüchtig und im Gerassel der Spinnmaschinen ertäubt vielleicht ein Mozart, und manches Menschenherz, das überselig in Liebe erblüht wäre, vergeht blütenlos, weil es nicht fand, wo es Wurzel schlagen konnte, obgleich ihm gegeben ward, was begehrenswert erscheint und aussieht wie irdisches Glück.“

Wenn die Hyacinthe wirklich fühlte, wie ich ihr zumutete? Daß sie überhaupt fühlte, war zweifellos, denn sie mochte das Wasser nicht, sie wollte Erde.

Nach und nach kamen die grünen Blätter und darin erschien der knospenreiche Stengel. Nur die sechste blieb zurück.

Eines Abends, es war um die Frostzeit, geschah es, da die Gläser nicht rechtzeitig weggenommen waren, daß sich Eis in dem Wasser bildete. Vor gänzlichem Erfrieren wurden sie gerettet, und als das Eis aufgetaut war, schienen sie nicht gelitten zu haben. Erst nach zwei Wochen ließ sich erkennen, daß die fünfte Zwiebel krank war. Bei den andern — mit Ausnahme von Nummer sechs — wuchsen die Wurzeln und blieb das Wasser klar; die fünfte jedoch hielt mit dem Wachstum der Wurzeln und Blätter inne und das Wasser wurde trübe und übelriechend. Ein Tropfen davon, unter das Mikroskop gebracht, wimmelte derart von Bacillen und gröberen Lebewesen, daß Verseuchung dafür ein viel zu gelinder Ausdruck gewesen wäre. Milliarden und aber Milliarden von Tierchen waren vorhanden, und die alle nährten sich von den Wurzeln der Hyacinthe. In den andern Gläsern waren auch Keime und Sippen derselben Tierchen, aber sie konnten den gesunden Wurzeln nichts anhaben: die Lebenskraft der Wurzeln war mächtiger als die Raubkraft der Lebewesen. Jene hielt alle Zellen mit ihrem Inhalte zusammen. Wo aber etwas abstirbt, wo das Leben nicht mehr bindet, da ist das Feld der Bakterien, da nähren sie sich, da mehren sie sich.

Die fünfte Zwiebel zeigte schon in dem feinen langsamen, gewissermaßen schwächlichen Wurzelwuchs, daß sie zart veranlagt war. Die anderen waren härter, die vertrugen den Frost, sie allein war angegriffen worden. Der Frost hatte in ihren Wurzeln Veränderungen bewirkt, die dem Stoffwechsel Hindernisse in den Weg legten, die Zellen waren erkrankt und auf die erkrankten stürzten sich nun die Tierchen.

Doch wozu ist die Wissenschaft, wenn sie nicht helfend und fördernd eingreift? Leben wir doch in dem Zeitalter der Antiseptica, unter dem Banner des heiligen Karbols und seiner Verwandten, sind doch Bacillenentdecken und Desinfizieren die Hauptpunkte, zwischen denen die Hygieine pendelt! Es ist nicht schwer, Bacillen zu töten, wohl aber macht es Schwierigkeiten, das richtige Gift zu wählen, wenn man mit den Schmarotzern nicht gleich den Wirt vernichten will, auf dessen Befreiung vom Uebel es doch ankommt. Karbol würde die Pflanze gemordet haben, desgleichen Salicylsäure. Quecksilbersalze waren von vornherein ausgeschlossen, da sie pflanzliches Leben leicht vernichten. Chinin ist aber auch ein Bakteriengift, es tötet die Fiebermikroben und ist fertig gebildet in dem Cinchonabaum. Daher dachte ich: was für den Fieberbaum kein Gift ist, wird der Hyacinthe auch nicht schaden, wohl aber die Horden der Lebewesen töten, die sich an ihren widerstandsschwachen Wurzeln vollfressen. Ich wusch die Wurzeln sorgsam, reinigte das Glas, goß frisches Wasser hinein, fügte ein wenig Chinin hinzu und senkte die Zwiebel wieder ein. Der Erfolg war der vorausgesehene. Das Wasser blieb klar, die Wurzeln blieben sauber, die Tierchen waren tot, sämtlich.

Die Wurzeln und das Wasser waren allerdings wunderschön, wenn man sich mit ihrem äußeren Anscheine zufrieden gab; wer aber den Teil der Zwiebel beobachtete, wo ihr Leben sich entfalten sollte, der merkte bald, daß sie totkrank war bis ins Innerste hinein . . . vergiftet.

Während die gesunden Zwiebeln Blütenschaft und Blätter fröhlich heraustrieben, hielt die mit Chinin behandelte im Wachstum inne und ward jener Zwiebel ähnlich, die auf dem Wasser

nicht gedeihen mochte. Beide glichen sie Krüppeln. Die grünen Blätter waren klein und schwach und die Knospentraube schwoll an, ohne daß der Blütenschaft an Länge zunahm. Sie erinnerten an jene kranken Kinder mit großen Köpfen und überzarten Gliedern, die so kluge Augen haben und auch so klug sind und nie heranwachsen.

Die Gesunden fingen bald an, zu blühen. Die erste Zwiebel mit den spärlichen derben Wurzeln trug wenige große, herrlich ausgebildete Blüten an einem kräftigen Schaft; die zweite wartete noch; die dritte vergeudete ihre Kräfte auf drei Blütenschäfte, von denen jeder unter dem Mittelmaße blieb, die vierte zeitigte eine große dunkelblaue und eine kleinere Blütentraube, zwei Geschwister, denen man dieselbe Abstammung ansah und die doch in Kraft, Größe und Wuchs auffallend voneinander abwichen. Dies überraschte mich bei den Hyacinthen. Ungleiche Geschwister bei den Menschen zu finden, fällt nicht schwer; in Körperart und in Sinnesart giebt es der ungleichen Brüder überall seit aller Zeit, wie die Ueberlieferung in dem Beispiel von Kain und Abel kund thut. Daß aber hier aus einer Zwiebel ein starkes und ein schwaches, ein reich und ein arm begabtes Wesen an den Tag kam, das war eine Widerlegung der Gleichheit in der Natur, wie sie eindringlicher gar nicht hätte sein können.

Kann man aber die eine blühende Hyacinthe reich, die andere arm begabt nennen? Ich denke ja, wenn es uns überhaupt gestattet ist, die Außenwelt mit unseren menschlichen Empfindungen zu beleben. So belebt das Kind sein Spielzeug, so entstanden Märchen, Sagen, Mythen und Götter, so ward der wilde Wind zum Wotan und der blütenerweckende Hauch des Frühlings zur Freia, die Sonne zum göttlichen Baldur, Frost und Wintersturm zu ungetümen Riesen. Und solange es Dichter giebt, wird des Menschen höchste Macht nicht ersterben, die stumme Natur zum holden Echo menschlichen Empfindens zu machen. Da wird er zum Schöpfer, der Totes mit seinem Hauche belebt; wird durch ihn doch erst die Rose mit ihrem Duft zum Liebe der Liebe!

Wenn die Hyacinthen blühen, senden sie ihre Düfte aus. Was sie damit sagen wollen, das ist ihr Geheimnis, von dem jedoch die Forscher den Schleier gezogen haben. Sie blühen und duften für die Frucht, daß sie Nachkommen haben, die ihre Art, ihre Schönheit, ihre Wesenheit erhalten. Jede Glocke ist eine Begabung, je herrlicher sie sich entwickeln, um so harmonischer wird die Gesamtblüte, sie ragt hervor vor den anderen wie ein Mensch, dessen Können und Wissen, dessen Begabungen ihn Unzähligen voranstellen.

Allmählich begann auch die zweite Zwiebel zu blühen. Fest und derbe wie ihre Wurzeln waren die Blätter und der mit Knospen dicht besetzte Schaft. Nur noch wenige Tage, und das Ideal einer Hyacinthe stand in ganzer Schönheit da. So war ich zu vermuten berechtigt. Es kam aber anders. Eine einzelne der oberen Knospen färbte sich bläulich und wuchs denen ihrer nächsten Umgebung sichtlich voraus, und als sie sich bereits entfaltet hatte, waren jene noch grün und gering. Diese eine Blüte ward größer als alle übrigen der aufgeblüten Glocken, ja sie zeigte sogar Neigung zum Gefülltwerden und lenkte die Aufmerksamkeit alsobald auf sich. Wer sie sah, erfreute sich ihrer und lobte sie. Als jedoch ihre Mitknospen in ihrer unmittelbaren Nähe nicht nur nicht erblüten, sondern gilbten und abstarben, da machte sie keine ungetrübte Freude mehr, denn sie war groß und hervorragend auf deren Kosten geworden und hatte an sich gerissen, was jenen bestimmt war. Neben ihrer Pracht hingen gelb und welk die im Mangel zu Grunde gegangenen: neben dem Schwellen des Ueberflusses die magere Not.

So entwickelt sich oft auf Kosten mehrerer Fähigkeiten eine besondere Begabung, hier die Begabung für Mathematik, dort für Malerei, für Rechtswissenschaft, für Medizin, für Musik, für Bauen und Zimmern, und häufig genug unter Verkümmerung dieser oder jener wünschenswerten Eigenschaften. Der Künstler ist nicht immer ein gut rechnender Haushalter, dem Mediziner bleibt zuweilen das Gebiet der Künste verschlossen. Der Sprachforscher geht oft blind für die Natur durch das Leben und dem Ingenieur sind die Dichter der Griechen Ballast der Erkenntnis. Und jeder, der sich selbst prüft, wird finden, daß auch bei ihm nicht alle Begabungen gleichwertig entwickelt sind, daß die eine oder die andere wie die Glocke der blauen Hyacinthe Vorsprung nahm und sich zu besonderer Geltung ausprägte. Wer also prüft und nachdenkt, der wird das laute Geschrei von den Gesetzen der Gleichheit, denen die Menschen in Zukunft ihre Glückseligkeit verdanken sollen, gar bald als das erkennen, was es ist: ein Hohngeschrei auf die Gesetze der Natur, das nur Bethörte für erlösende frohe Botschaft halten können.

Die Chininzwiebel ward immer kränker. Zwar drängten sich purpurrote Blüten in dichter stengelloser Traube vor, aber sie trockneten dürr auf und die Spitzen der grünen Blätter färbten sich gelbbraun. Unten an der Zwiebel wucherte bläulicher Schimmel, der zehrte sie auf, ihm konnte die erkrankte, vergiftete Zwiebel keinen Widerstand leisten, und so sah hier das Auge frei, was im Tierkörper verborgen vor sich geht. Den geschwächten Organismus überfallen Bacillen, diese tötet das Arzneigift, gleichzeitig aber ist der Organismus so heruntergebracht, daß ein Pilz, dem das Arzneigift nichts anhat, ihn als Wirt erkiest und ihn gänzlich vernichtet.

Die sechste Hyacinthe aber machte zuletzt den Versuch, vom Lichte so viel zu erhaschen, als die verfehlten Umstände gestatteten. Die Sehnsucht nach dem Licht, das Begehren, auch zu leben und zu blühen, machte sich mit der Gewalt des Naturtriebes geltend. Sie hatte jedoch keine Wurzeln und mußte so nahe dem Wasser verschmachten. Wohl sah ihre Blüte das Licht, aber es waren nur wenige, winzige, weiße Glöckchen, die aus der Zwiebel hervorschauten: eine Blüte, alt vor der Zeit, wie verfehltes Leben.

So waren meine Hyacinthen, nur sechs an der Zahl; für mich aber waren sie ebensoviele Blätter aus dem Buche der Natur, darin auch die Gesetze für den sogenannten „Herrn der Schöpfung", für den Menschen, geschrieben stehen.

„Up ewig ungedeelt!"

Novelle von Jassy Torrund.

Es war in jener Zeit, da Schleswig-Holstein sich zum zweitenmal aufraffte, seine Freiheit, sein gutes altes verbrieftes Recht gegen den dänischen Erbfeind zu verteidigen, verhaßte Bande abzuschütteln.

Jedermann weiß, wie es 1848 ergangen war, wie auf den großen Sturm der Begeisterung der traurige Rückschlag folgte, wie fremdländische Diplomatie diesem Freiheitskampf ein ruhmloses Ende bereitete. Rußland mischte die Karten, und Preußen war genötigt, sie auszuspielen — und das Ende war, daß alles schlimmer wurde, wie es je zuvor im Lande gewesen.

Aber es kam eine andere Zeit, es kam das Jahr 1864, und aus dieser besseren siegreichen Zeit gilt es eine kleine Begebenheit zu erzählen, die auf keiner Geschichtstafel eingetragen wurde und es dennoch verdient, festgehalten zu werden, weil sie im kleinen wiederspiegelt, wie Schleswig-Holstein und Preußen sich die Hände reichten — für ewige Zeiten.

Also, um mit dem Anfang zu beginnen — es war einmal ein kleines wildes Eichkätzchen, ein „Katteeker", wie man im holsteinischen Lande sagt; das wohnte aber nicht bei seinen Eltern draußen im grünen Walde, sondern in einer altmodischen kleinen Stadt, hatte auch keinen buschigen roten Schwanz, sondern zwei dicke kohlschwarze Zöpfe, die es lustig hinter sich her fliegen ließ, wenn es durch den Garten trabte. Daß ich's nur gestehe: unser Katteeker war ein hübscher kleiner Backfisch mit den lustigsten schwarzen Schelmenaugen, die genau so verschmitzt blicken konnten wie die seines kleinen Namensvetters draußen im Walde.

Zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, war das Katteeker zur Erziehung und Verfeinerung von seinen hartherzigen Eltern „ausgethan" worden und fristete nun sein junges Leben in einem hübschen epheuumsponnenen Hause, bei Onkel und Tante Genthin, in der Gesellschaft zweier kleinen Basen und eines winzigen Vetters, der aber noch ganz ungefährlich war. Das heißt, wenn er schlief. Denn zu anderen Zeiten konnte einem manchmal wohl Hören und Sehen vergehen, wenn der musikalisch veranlagte junge Mann so recht aus vollem Herzen seine Jubelouverture — eigene Komposition! — anstimmte.

Da sagen die Leute nun immer: „Holsatia non cantat“ — „Holstein singt nicht“, aber wer Fränzchen Genthin nur ein einzigesmal singen hörte, mußte sich schnell genug zu der Ansicht bekehren: Holstein kann dat doch!

Im Augenblick freilich herrschte tiefe Stille im ganzen Hause. Onkel Genthin war verreist, war mit den anderen Männern der schleswig-holsteinischen Abordnung nach Frankfurt gegangen, dem Bundestage die Wünsche des schwerbedrängten Landes vorzutragen. Die beiden kleinen Basen waren mit ihren Weihnachtspuppen in Kaffeegesellschaft; der hoffnungsvolle Erbprinz und Hauskomponist ruhte auf seinen Lorbeeren und schlief den Schlaf des Gerechten. Und Tante Hedwig — ach ja, die Tante!

Das Katteeker seufzte gar bitterlich, als es an diese Tante dachte, die in ihres Mannes Abwesenheit auf so furchtbare Irrwege geraten war. Und nicht allein das! Sie selber, Marie Kattein, genannt Katteeker, sie selber stand im Begriff, in die Fußstapfen dieser Tante zu treten!

In dieser Minute zwar stieg sie nur in den großen Holzpantoffeln der Köchin durch den festgefrorenen Schnee und schnitt mit viel Seufzen und heimlichen Gewissensbissen ganze Hände voll Grün von den Buchseinfassungen und den immergrünen Sträuchern ihres pflegeelterlichen Gartens ab, obgleich ein unbefangener Zuschauer durchaus nichts Böses oder Verbotenes an diesem Thun entdeckt haben würde. Höchstens hätte er denken können: das Katteeker wird sich einen gesegneten Schnupfen holen! Dennoch seufzte das Katteeker einmal ums andere. Endlich war der große Korb bis zum Rande gefüllt; das halberfrorene Mädchen zog sein dickes Tuch fester um die schmächtigen Schultern, denn es war ein bitterkalter Januartag, und begab sich auf den Rückweg, langsam und nachdenklich — erstlich, weil man in Stines schweren Holzpantoffeln überhaupt nicht schnell vorwärts kommen konnte, und zweitens, weil sie sich in einem tiefen Konflikt befand, wie siebzehnjährige Mädchen ihn zum Glück nicht oft durchkämpfen müssen. Nämlich in einem Konflikt zwischen Vaterlandsliebe und der Liebe zu ...

„Aha, schaut's da heraus?“ wird nun manch einer sagen. „Die alte Geschichte! Das kennen wir, haben es schon oft erlebt!“ Aber diesmal kommt's doch anders, denn es handelt sich bei dieser Liebe um gar keinen Herrn, sondern um eine Dame und zwar um Katteekers angebetete Tante.

Patriotismus und Liebe miteinander im Zweikampf, und der Schauplatz ein siebzehnjähriges Mädchenherz — wie sollte das enden?

Frau Hedwig Genthin, die der jungen Nichte so große Sorge machte, saß indessen mit leidlicher Gemütsruhe in ihrem Wohnzimmer. Vor ihr auf dem Tisch stand ein Korb mit Tannenzweigen und allerhand Wintergrün, aus dem sie unzählige kleine Sträußchen wand, um sie dann mit schmalem schwarz-weißen Seidenbande zu schmücken. Sie war noch jung, mit dunklem Haar, dunklen Augen und einem ernsthaften Zug um den feingeschnittenen Mund. Das einfache Hauskleid in jener Mode der sechziger Jahre, die von dem jetzigen Geschlecht als geschmacklos belächelt wird, mit dem schmalen schneeweißen Leinwandstreifen um Hals und Hände, hob die eigenartige, fast südliche Schönheit der jungen Frau lebhaft hervor. Mit halber Stimme summte sie bei ihrer Arbeit einen Vers des alten Preußenliedes vor sich hin, unterbrach sich aber, als sie die Thür des Nebenzimmers gehen hörte, und rief hinüber: „Sind die Kleider geplättet, Christine?“

„Ja,“ kam es grollend zurück, „plätt' sünd se. Awer wat schüllt* de oll Lütten doch mit de witten Kledaschen nu in Winter?“

Die alte Köchin breitete die Kinderkleider behutsam auf dem Sofa aus und blickte ihre Herrin vorwurfsvoll an. Die ließ sich indes nicht stören; nur ein Lächeln flog über das dunkle Gesicht, und begütigend sagte sie in etwas fremd klingender Mundart: „Wir zieh'n halt die Kinder recht warm darunter an, Christine. Es ist ja nur für ein Viertelstündchen!“ Dann, sich besinnend, fügte sie hinzu: „Es fehlen noch ein paar Knöpfe an dem einen Kleide; bring' es zu Jette hinüber — sie soll auch die Schleifen festnähen!“

Kopfschüttelnd und immer noch leise vor sich hinbrummend, trat die Köchin die Reise nach der Kinderstube an, wo „Neihersch“, die „Näherin“, wie das alte Mädchen im ganzen Ort genannt wurde, beim letzten Tagesschein am Fenster saß und emsig stichelte.

Christine richtete ihren Auftrag aus, blieb dann mit untergestemmten Armen neben der kleinen Verwachsenen stehen und entschloß sich endlich zu der schwerwiegenden Frage: „Neihersch — de Preuß', is dat 'n Fründ oder 'n Fiend?“

* sollen.

„'n Fiend!“ antwortete die kleine Person mit Nachdruck, ohne sich nur eine Sekunde lang zu besinnen. Dabei bohrte sie ihre Nadel so heftig in den zierlichen Perlmutterknopf hinein, als hätte sie den Landesfeind in eigener Person vor sich.

„Un de Fru will em bewillkam'n!“ rief die Köchin in tiefer Entrüstung.

„Neihersch“ nickte und arbeitete eifrig weiter.

„Weet ik. Weet ik allens,“ sprach sie überlegen. „De Herr is mit de grote Deputatschon nah'n Bunnesdag un will de Lüd dar dat bedüden, dat wi hier keen Preußenvulk hebbn wüllt. De freten uns doch man schier arm ...“

„Ja,“ unterbrach Stine hier den politischen Vortrag der Kleinen — „un 't is so allens all so düer!“

„Neihersch“ biß einen neuen Faden ab, fädelte ihn ein und sagte ärgerlich: „Dar kümmt dat hier nich up an, Stine! Dar reden wi nu nich vun. Ik segg man: de Herr is weg un will Hülp holen gegen de Preußens, un wat de Fru is, de ward sik ünnerdes 'n preuß'sche Fahn neih'n, swart un witt un söß* Ehlen lang, vun den besten witten Schirting — vun den swarten Orleang noch ganz to swiegen! — un ward en ganzen Scheepel** vull lütte Buketters maken ...“

„Un de oll Lütten de witten Kleeder antrecken — bi düsse Küll***, Neihersch!“ schob die Köchin grollend ein.

„Ja, Stine. Se hebb je ümmer recht, lütt Stine!“ erwiderte die kleine Verwachsene mit einer gewissen gutmütigen Ironie, die man ihr kaum zugetraut hätte. Sie hielt mit ihrer Arbeit inne und fuhr nachdenklich fort: „Man up een Ort kann ik ehr dat nich verdenken! De Preußens sünd nu doch eenmal ehr Landslüd, un in teihn† Johren hett se keen vun ehr to sehn kregen. Kiek, wenn unsereen dat so güng, lütt Stine! Ik will man segg'n, wenn wi buten†† in't preuß'sche Lann un unner frömde Lüd weer'n, un wenn denn weck vun unse sleswig-holsteinsche Jungs kamen schüllt — wat, lütt Stine, schüllt wi denn nich ok wul en blag-rod-witte††† Fahn neih'n un Kräns' winnen un all so wat?“

Christine blickte in grenzenlosem Staunen auf das alte Mädchen, deren eingefallene Wangen brannten, deren kluge dunkle Augen in jugendlichem Feuer leuchteten. „Herre Jesus, Neihersch! Wat künnt Se doch eenmal klok*† snaken — jüs as'n Paster!“ rief sie in ehrlicher Bewunderung.

„Ne, dat lat man, Stine!“ wehrte Jette bescheiden ab, hielt das weiße Kleidchen auf Armeslänge von sich und prüfte, ob die Schleifen auch gerade säßen. Sie schien die Unterredung für beendet zu halten, denn sie nickte der Köchin zu und sagte mit Nachdruck: „Wat ik man noch seggn wull, Stine. Wenn de Fru dat deiht, so ward dat doch wul sien Richtigkeit hebb'n un ward nix Unrechtes nich wesen. Un denn geiht dat je ok keen wat an — nich, lütt Stine?“

„Je, dat verstah ik denn wul nich so,“ meinte Stine; jedoch den andern Wink verstand sie und zog sich mit ihrem Groll gegen die Hausfrau in ihre Küche zurück, aber noch im Hinausgehen murmelte sie: „Blot mit de witten Kledaschen — un denn bi düsse Küll!“

Und abermals knarrte drüben neben dem Wohnzimmer eine Thür, und die junge Frau, in der Meinung, daß Stine zurückkäme, fragte: „Wo ist denn Fräulein Marie?“

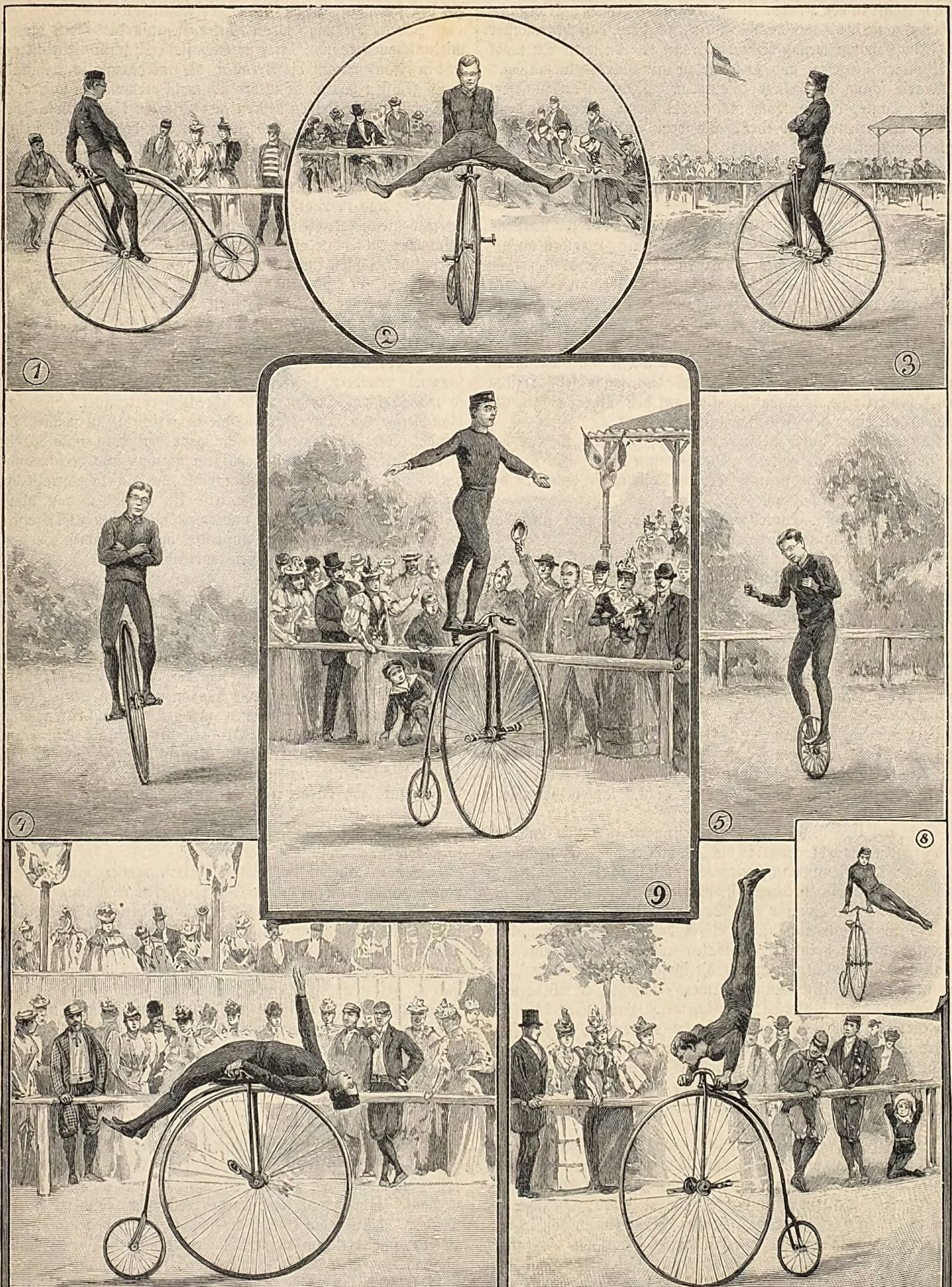
„Hier ist sie in höchsteigener Person — und verleugnet all ihre Vaterlandsliebe, um ihrer angebeteten Tante den Willen zu thun!“ rief eine pathetische junge Stimme. Unter der Thür stand das Katteeker, in einem leuchtend rot- und blaugestreiften Kleid und einer großen weißen Schürze, denn Fräulein Marie Kattein kleidete sich mit Vorliebe in die schleswig-holsteinischen Landesfarben. Sie schleppte ihren schweren Korb voll Grünkram herbei und setzte ihn mit einem tiefen Seufzer zu den Füßen der Tante nieder.

„So — nun kann's losgehen! Tante, wenn ich an Papa denke und an den Herzog und an all das andere, kommt es mir ordentlich schlecht vor, daß ich Dir helfe!“ sprudelte sie atemlos hervor und rieb die halberstarrten Finger.

Ein Schatten flog über das Gesicht der jungen Frau, aber sie antwortete nichts, stand schweigend auf und holte eine kleine braune Kanne aus der Ofenröhre.

„So!“ sagte sie dann freundlich, während sie Tassen und Teller zurechtstellte, „wärme Dich erst einmal ordentlich, Kind!“

* sechs. ** Scheffel. *** Kälte. † zehn. †† draußen. ††† blau-rot-weiß. *† klug.



1) Fahrt mit aufgehobenem Hinterrad. 2) Ohne Anwendung der Beine. 3) Sitzend auf dem großen Rad allein. 4) Stehend auf dem großen Rad allein. 5) Auf dem kleinen Rad allein. 6) Liegend auf dem Sattel. 7) Handstand auf der Lenkstange. 8) Schwung über das Rad. 9) Sprung zum Stand in den Sattel.

Kunstfahren auf der Radfahrbahn in Halensee bei Berlin.

Katteeker ließ es sich schmecken, und während ihre kleinen weißen Zähne herzhaft in den Kuchen bissen, trotz ihres großen patriotischen Kummers, sagte die Tante nachdenklich: „Ich höre, daß wir nächster Tage schon Einquartierung bekommen, Mieze. Da wirst Du wohl Dein Zimmer hergeben und so lange zu mir übersiedeln müssen."

Marie schlug die Hände zusammen. „Ich soll ausquartiert werden? Tante, das ist doch nicht Dein Ernst! Was soll denn aus dem Kanarienvogel werden, aus dem Buchfinken, aus den Fröschen eins, zwei und drei, aus . . ."

Frau Genthin wehrte mit beiden Händen ab. „Um Gottes willen, Mädel, hör' auf mit Deinem Unsinn!"

Aber Marie schenkte ihr nichts.

„Aus dem Geiste des seligen Kardinals, den Doktor Karstens mir mitbringen wollte und der unterwegs starb, aus den ausgestopften Vögeln und aus dem Altare meines Herzens?" rief sie kläglich. Besagter „Altar" war ein kleines braunes Kästchen mit allerlei verblaßtem Krimskrams, mit Stammbuchblättern, welken Blumen und dergleichen, womit das Katteeker einen großen Kultus trieb.

Tante Hedwig lachte. „Den Altar könntest Du vielleicht so lange an den Nagel hängen; das würde ich sogar sehr ratsam finden," bemerkte sie, scheinbar harmlos auf den Scherz eingehend, aber doch mit einer gewissen Betonung.

Katteeker warf kaum merklich den Kopf zurück. „O, das hat keine Gefahr," sagte sie hastig. „Die Preußen . . ."

Sie unterbrach sich, denn wieder verdunkelte ein Schatten die klare Stirn der jungen Frau.

„Verzeih', liebste Tante! Ich will Dir ja auch furchtbar fleißig helfen, aus lauter Liebe zu Dir!"

Und mit Eifer machten sich Tante und Nichte an das Sträußchenbinden. Ihre Gedanken mochten wohl verschiedene Wege wandern — tiefe Stille herrschte, nur ab und zu warf Marie einen forschenden Blick auf das heiße Antlitz der jungen Frau. Plötzlich sprang sie auf und lief nach ihrem Nähkorb.

„Ich hab' noch ein Endchen blau-rot-weißen Bandes," rief sie und schon befestigte sie es an einem besonders hübsch geratenen Sträußchen. „Tante Hedwig, wenn ich dieses Epheusträußchen jemals wiedersehe, werde ich es für einen Wink des Schicksals halten!"

Wie eine Seherin stand sie vor ihrer Tante, das Sträußchen hoch in der Hand haltend.

„Nimm einstweilen den Wink von Deiner Tante, die Sträußchen nicht zu groß zu machen, sonst reichen wir nicht," lautete die trockene Antwort.

Spät am Abend, als alle Vorbereitungen getroffen und mit Mariens Hilfe der letzte Nagel in die „Preußenfahne" eingeschlagen war, ging Frau Genthin noch einmal mit sich zu Rate; in tiefem Sinnen saß sie allein in ihrem Zimmer, die Hände im Schoß gefaltet. Leise lösten sich ihr die Worte von den Lippen: „Lieber Gott, es ist ja sicherlich nichts Böses dabei! Ich freue mich so grenzenlos, wieder preußische Soldaten zu sehen, Landsleute, die heimatliche Musik wieder zu hören, die ich fast elf lange lange Jahre nicht mehr gehört! Und wenn Johannes es wüßte, er würde nicht böse sein, würde es begreifen, daß ich meine Landsleute begrüßen muß, hier im fremden Lande, wo sie nichts finden als verschlossene Thüren und Haß und Mißtrauen. Nein, nein, es kann nichts Unrechtes sein!" Entschlossen erhob sie sich und begab sich mit ruhigem Gewissen und erwartungsvollem Herzen zur Ruhe. Aber schlafen konnte sie nicht, die Freude hielt sie wach. —

Der wichtige Tag brach an.

Rauhreif auf allen Hecken und Bäumen, welke Blätter und dürre Zweige davon umsponnen, daß sie leuchteten und flimmerten wie eitel Silber. Darüber spannte sich kalt und klar der nordische Winterhimmel, so tiefblau, so dunkel, wie die Maler ihn über der Adria zu malen pflegen. Gleich einem Dornröschenschloß in verzauberter Pracht stand das epheuumrankte Haus da — einsam, fast das letzte im ganzen Ort; jedes Epheublatt, jedes Zweiglein war versilbert und glänzte in der klaren Wintersonne. Auf dem schmalen steinernen Balkon zwischen dem bereiften Blattwerk lugten ein paar rosige Kindergesichter hervor und schauten erwartungsvoll die lange Straße hinunter. Frau Genthin stand in ihrem schwarzen Seidenkleide neben den kleinen Mädchen, eine schlanke vornehme Erscheinung, und wies sie an, wie sie die Sträußchen werfen sollten, wenn die Truppen vorüberziehen würden.

An der Balkonthür lehnte Marie als müßige Zuschauerin, die Arme in die Seiten gestemmt, und betrachtete sich die Scene. In den schwarzen Augen blitzte der Schalk auf.

„Tante Hedwig, wenn Onkel Genthin dies doch bloß 'mal mit anschauen könnte!" rief sie lebhaft. „Er schilt vielleicht gerade jetzt in Frankfurt auf die Preußen, die uns damals so schändlich im Stich gelassen haben. Was der sich wohl verwundern würde, wenn er Dich und die kleinen Gören hier so sehen könnte, wie Ihr alle ganz schwarz und weiß und preußisch auf dem Balkon steht und die Preußen mit Buchs bewerfen wollt! Ob Onkel Johannes das nicht furchtbar komisch finden würde?"

Katteeker war keineswegs bösartig angelegt; sie gehorchte nur, unbedacht und thöricht, wie sie war, dem Antrieb des Augenblicks, der ihr diese Gedanken förmlich aufdrängte. Frau Hedwig zuckte zusammen, als hätte ein Schlag sie getroffen. Sie fühlte das laute stürmische Klopfen ihres Herzens bis an den Hals herauf.

„Jetzt laß mich in Ruh', Marie!" sagte sie nervös und hüllte die Kinder fester in die warmen Tücher. „Und wenn Du dies abscheuliche bunte Kleid nicht ablegen willst, so thu' mir die Liebe und zieh' Dich wenigstens etwas vom Balkon zurück!"

„Nein, Tante Hedwig, das kannst Du von mir nicht verlangen!" erwiderte das Katteeker gekränkt. „Ich habe mein Gefühl so wie so schon Dir zu Liebe schrecklich verleugnet. Nein, meine blau-weiß-roten Landesfarben, die trage ich bis zu meiner Todesstunde! Nur über meine Leiche geht der Weg nach Küßnacht, Herr!" deklamierte sie mit drolligem Pathos und verschwand von der Bildfläche. Gleich darauf tauchte ihr Schelmengesicht droben am Giebelfenster auf, wo sie leise ein Fähnchen von blau-rot-weißem Seidenpapier, ein Wunderwerk nächtlicher Klebekunst, hinaushängte und sich dahinter aufstellte, mit klopfendem Herzen und glänzenden Augen der Preußen wartend.

Und sie kamen.

Die Truppen hielten ihren Durchzug durch die kleine Stadt. Totenstille rings umher. Thüren und Fenster geschlossen, als sei das sonst so betriebsame lustige Städtchen eine aus Schutt und Moder ausgegrabene Totenstadt. Keine Seele ließ sich erblicken, selbst das kleine Volk der Straße war wie von der Erde verschlungen. Fürwahr, ein trauriger Einzug für diese braven Leute, die Weib und Kind und Heimat verließen und gen Norden eilten, um den stammverwandten deutschen Brüdern beizustehen! Ein trauriger Einzug! Kein frisches fröhliches Marschlied — nur der dumpfe Schall der Schritte, das Stampfen der Pferde, das Dröhnen der Räder auf dem hartgefrorenen Boden. Stumm, enttäuscht und müde, hungrig und durchfroren, so zogen die Soldaten durch die ganze Stadt, die lange lange Straße hinab, und bittere Gedanken stiegen wohl in manchem Herzen auf.

Schon lichteten sich die Häuserreihen; vereinzelt, wie Vorposten draußen im Felde, standen die letzten Wohnungen, dahinter zog sich in endloser Linie zwischen beschneiten Hecken die Landstraße hin — und keine Hand hatte sich den Helfern in der Not entgegengestreckt, kein Auge mit freundlichem Blick sie begrüßt, kein Labetrunk sie erquickt! Wie anders hatte manch einer sich diesen Einmarsch geträumt, als einen Triumphzug durch das unglückliche mißhandelte Land, das seinen Erlösern von Schmach und Knechtschaft aus vollem Herzen zujauchzen würde!

„Da soll man noch Lust haben, Blut und Leben für diese schleswig-holsteinischen Querköpfe einzusetzen!" sagte ein junger Offizier finster zu seinen Kameraden, und ähnlich sprachen oder dachten sie alle.

Nur einer der Offiziere, ein hoher stattlicher Mann, achtete nicht auf die halblaut geflüsterten Bemerkungen um sich her. Weit voraus flog sein Adlerblick in weite Ferne. Schaute er wohl mit Seheraugen die glorreichen Schlachten voraus, in denen das verhaßte Preußenvolk seine verpfändete Ehre so herrlich einlösen würde? Schrieb die Hand, die jetzt so ruhig den stolzen Rappen zügelte, schrieb sie im Geiste schon mit blutigen Zügen jene Worte, die das Andenken dieses Mannes im schleswig-holsteinischen Lande unsterblich machten, die Worte: „Los von Dänemark! Up ewig ungedeelt"? Wer weiß es, wer schaut in die Herzen derer, die auf einsamer Höhe stehen!

In diesem Augenblick machte Prinz Friedrich Karl — denn er war es — eine Bewegung der Ueberraschung — eine kurze Orientierung mit dem Krimstecher, ein schneller Befehl an seinen Adjutanten, und zündend, elektrisierend eilte es durch die Reihen, manch einer richtete sich strammer auf, manches Auge, das müde

und unlustig geblickt, bekam neuen Glanz. Brausend schallte es durch die totenstille Straße, jubelnd über die verschlossenen Häuser, die beschneiten Dächer hinauf zum blauen Himmelszelt:

„Heil Dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands,
Heil König Dir!“

Ergreifende Klänge, ergreifend für jedes deutsche Herz, wo immer sie gehört werden, erschütternd für den, der in der Fremde weilt und lange lange Jahre sich nach ihnen sehnte!

Wie leuchtende Goldfunken blitzte es auf; die Trompeten und die blanken Helmspitzen, die Bajonette — wie das glänzte und schimmerte in der hellen Wintersonne! Stolz im Winde blähte sich die altehrwürdige zerschossene Regimentsfahne und grüßte ihre junge Schwester, die bescheidene Preußenfahne am Balkon des epheuumrankten Hauses.

Und von dort oben zwischen den bereiften Epheublättern nickten lachende rosige Kindergesichter herunter, von da flog es aus kleinen weichen Kinderhänden hernieder auf die gewappnete Schar — grüne Sträußchen ohne Zahl, geschmückt mit den Preußenfarben.

Begierig fingen die Soldaten die Sträußchen auf, kein einziges durfte ihnen verloren gehen, sie steckten sie an die Helme, auf die Bajonette, sie nickten und winkten und grüßten hinauf zu den kleinen Spendern. Prinz Friedrich Karl selber senkte im Vorbeireiten den Degen vor der jungen Frau, die, mit dem kleinsten Kinde auf dem Arm, im Hintergrunde stand und ihren Sohn hoch emporhielt, damit auch er die Landsleute seiner Mutter sehen möchte.

Sie selber, die ihr heißes Gesicht hinter dem Lockenköpfchen des Kindes barg, sie sah nichts vor aufquellenden Thränen, hörte nichts als die feierlichen Klänge, die ihrem Herzen so teuer waren, die ihre Seele erschütterten; all ihr Denken und Fühlen war in diesem Augenblick nur ein einziges wortloses inbrünstiges Gebet.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der scharfe Ostwind hatte Mariens papierene Fahne zerrissen und die bunten Fetzen in tollem Wirbel umhergestreut. Aber das schadete nichts! Sie hatte doch ihre Schuldigkeit gethan und den Preußen bewiesen, daß auch in diesem Hause ein herzogstreues Herz schlug! Mit glühenden Wangen stand das Katteeker am Giebelfenster. Nur eine einzige Minute lang hatte sie der Versuchung nicht widerstehen können, sich hinauszubeugen und neugierig hinabzuspähen. Und just in diesem Augenblick warfen drunten vom Balkon die Kinderhände ein buntgebändertes Sträußchen hinunter, blau-rot-weiße Farben flatterten in der Luft, in weitem Bogen flog es dahin, traf eine blitzende Helmspitze und blieb dort hängen. Ein Augenpaar schaute herauf zu ihr, eine Hand erhob sich wie zum Gruß —

Himmel, dieser Landesfeind würde doch nicht etwa glauben, daß sie ihm das Sträußchen zugeworfen habe? Sie zuckte hastig vom Fenster zurück, sah also auch nicht, wie der blondbärtige Offizier, derselbe, der vorhin über die holsteinischen Querköpfe gemurrt hatte, den Helm herunterriß, die Epheuzweige loslöste und an seine Brust steckte. Aber dann stand sie noch lange droben am Fenster, beugte sich hinaus und schaute den Fortziehenden nach, die wie eine endlose schwarze Linie zwischen den weißen Hecken dahinzogen. Ab und zu blitzte es noch auf von einer Helm- oder Bajonettspitze, ab und zu klang noch ein letzter verhallender Ton der Musik herüber, und dann war alles vorbei und das Städtchen lag wie zuvor einsam, verschneit und lautlos im kalten Glanze der Wintersonne.

Wie war das alles doch so rasch vorübergegangen und entschwunden! Wie eine bunte märchenhafte Vision erschien es dem Katteeker. Vorhin, als die Preußen ihre Nationalhymne anstimmten, da war ihr ganz wunderlich zu Mut geworden, fast so feierlich wie in der Kirche. Atemlos hatte sie gelauscht und unwillkürlich die Hände falten müssen und dabei gedacht: ob sie wohl alle, die hier so frisch und gesund vorübermarschieren, auch ebenso wiederkehren werden, oder ob mancher von ihnen sein junges Leben lassen muß? Und ob ihre großen Brüder wohl auch eines Tages hier so vorüberkommen würden, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel wie diese anderen? Ja, ob sie überhaupt wußten, daß hier wieder Krieg werden sollte, ihr Vater und sie alle, alle, die von dänischer Willkür in die Verbannung getrieben worden waren, ins fremde Land?

Und da war ihr plötzlich wieder eingefallen, was sie in der letzten Stunde fast vergessen hatte, daß „diese Preußen“ doch eigentlich all das bittere Elend verschuldet hätten, das ihre Eltern traf und das den ersten Schatten in ihre fröhliche Kinderzeit warf. Was wußte solch ein kleines thörichtes Katteeker auch von der Diplomatie, die ihre unsichtbaren Fäden hin und her webt, bis das Netz so fein und dicht geworden, daß sich die Menschheit drin verstrickt? Für sie war alles eins — der Preuße, der hier eben mit Sang und Klang vorüberzog, und jener andere, der ihrem Vater dereinst die Waffen der Befreiung aus den Händen gerungen — einer so unzuverlässig und treulos wie der andere!

Wie finster die schwarzen Augen blicken konnten! Der Schatten der Kindheit stieg darin auf und verdunkelte selbst den Sonnenglanz dieses hellen Tages. Sie ballte ihre kleinen Hände und starrte gedankenverloren auf die roten und blauen Papierfetzen drunten im Schnee, die letzten Reste ihrer Fahne. Und endlich rang sich ein schwerer Seufzer über die roten Lippen. Diese Preußen! Was brachten sie einem doch für schrecklich ernsthafte traurige Gedanken! Katteeker schüttelte den Kopf, daß die schwarzen Zöpfe und die schwarzen Gedanken flogen, zupfte ihre Schürze zurecht und lief die Treppe hinunter, um zu sehen, wie der Tante und den Kindern die Empfangsfeierlichkeiten bekommen waren.

Kaum eine Stunde später kamen ganz unerwartet die Quartiermacher. Es hieß, eine Stafette hätte die Truppen, die vorhin durchgezogen waren, auf halbem Weg erreicht mit dem Befehl, ein Teil der Mannschaften müsse zurück, da in der Nachbarstadt schon alles überfüllt sei mit Sachsen und Hannoveranern. (Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Kunstfahren auf dem Rade. (Zu dem Bilde S. 529.) Große Entfernungen möglichst rasch zurückzulegen, wird stets das Endziel aller Radfahrer sein; darauf weist der natürliche Vorteil des Stahlrads ohne weiteres hin. Und es ist ja auch schon ganz Hervorragendes auf diesem Felde geleistet worden. Fischer, der Sieger auf der kürzlich veranstalteten Distanzfahrt Mailand-München, hat beispielsweise diese rund 590 Kilometer lange Strecke in 29½ Stunden zurückgelegt, also durchschnittlich in der Stunde 20 Kilometer oder den Kilometer in 3 Minuten bewältigt. Andere Jünger des Radsports trachten weniger nach dem Ruhm der Geschwindigkeit als nach dem der Kunst. Für sie wird das Rad, was für den Seiltänzer das Seil ist. Was Kraft und Uebung in dieser Beziehung zustande bringen können, das zeigen unsere Bilder, die keineswegs aus der Phantasie geschöpft, sondern unmittelbar dem Leben entnommen sind, und zwar den Vorführungen des Kunstfahrers Richard Schulz aus Hamburg-Altona, die gelegentlich auf der Radfahrbahn in Halensee bei Berlin zu sehen waren. Die Kunststücke im einzelnen erklären sich aus den beigefügten Unterschriften — soweit man hier von „erklären“ reden kann. Denn dem Auge des Beschauers erscheinen die Leistungen dieses Akrobaten auf dem Rade der großen Mehrzahl nach so gut wie unerklärlich. Im übrigen liegen sie dem eigentlichen Zwecke des Radfahrens ziemlich fern. Eine gesunde Körperbewegung ist das Radfahren auch ohne solche halsbrecherische Kraftstücke, und die Bedeutung der flinken Maschine ruht in ihrer Eigenschaft als Verkehrsmittel, nicht darin, daß sie Gelegenheit zu neuen Cirkuskünsten bietet.

Elektrische Küche. Daß die Elektricität sich auch in den Dienst der Küchenfeen stellen könnte, daran hat man seit geraumer Zeit nicht gezweifelt. Sie läßt sich ja in Hitze umsetzen und mit ihrer Hilfe wird die stärkste Glut erzeugt, über die der Mensch überhaupt verfügt. Es handelte sich also nur darum, elektrische Apparate zu ersinnen, welche als Heizapparate in der Küche verwendet werden könnten. In den letzten Jahren hat man wiederholt von elektrischen Kochtöpfen gehört, deren Boden und Wände Heizkörper darstellten; brachte man diese mit einer elektrischen Leitung in Verbindung, so erhitzten sich die Töpfe und es wurde möglich, die in ihnen enthaltenen Speisen zu kochen und zu braten. Aber diese Apparate waren nicht einfach und bequem; ihre Bedienung erheischte eine besondere Uebung und technische Fertigkeit, die man vom Küchenpersonal nicht gut verlangen kann.

Voriges Jahr wurde nun auf der großen Weltausstellung in Chicago und in der kleinen, aber interessanten Tiroler Landesausstellung zu Innsbruck eine elektrische Küche vorgeführt, die anscheinend alles leistet, was man von der Elektricität als Heizmittel in der Küche fordern kann. Die Ausstellerin dieser in den meisten Ländern zum Patent angemeldeten Neuerung war eine deutsche Firma, „F. Schindler-Jenny“ in Kennelbach bei Bregenz.

Die elektrischen Kochöfen sehen äußerlich unsern gewöhnlichen Kochmaschinen und Kochherden nicht unähnlich; im Innern aber schaut es anders aus. Auf feuerfesten Platten liegen die elektrischen Leiter, welche, sobald der Strom durch sie kreist, sich erhitzen. Diese geben ihre Hitze an metallene Platten ab, welche wie unsere gewöhnlichen Kochringe in gleicher Ebene mit der Herdplatte und in dieser selbst angebracht sind. Auf dem elektrischen Ofen kocht man also in derselben Weise wie auf einem gewöhnlichen Kochherde. Er besitzt aber auch Back- oder Braträume, in

welchen die Heizkörper unten und an den Seiten der metallenen Wände angebracht sind, und auch hier gleicht die Behandlung des Bratens oder der Backware durchaus der bisher üblichen.

Aber der elektrische Ofen bringt verschiedene Vorteile und manche Bequemlichkeiten. Wer über einen solchen Herd verfügt, der braucht kein Holz und keine Kohlen zu schleppen, auch kein Zündholz zum Anmachen der Glut; er rückt einfach ein Hebelchen und läßt den elektrischen Strom durch einen der Heizkörper kreisen, dadurch wird eine der Heizplatten erhitzt. Braucht er mehr Hitze, so rückt er mehr der Hebelchen und versetzt dementsprechend mehr Heizkörper in Glut. Und wenn er nicht mehr kochen will, so rückt er die Hebelchen zurück und in einem Augenblick ist der Strom abgestellt, der Ofen erkaltet. Da giebt es keine Asche, keinen Rauch und keinen Ruß im Zimmer. Diese Vorteile bietet ja auch schon die Gasfeuerung. Aber der elektrische Ofen ist vollkommener; er birgt nicht die Gefahren einer Leuchtgasexplosion oder Kohlenoxydvergiftung in sich.

Die Firma F. Schindler-Jenny hatte große und kleine elektrische Küchenherde und auch kleine Siedapparate ausgestellt, die in den Kochtopf gesteckt werden und 1 Liter Wasser in 5 Minuten zum Sieden bringen. Ja mit der Elektricität macht sie Bügeleisen heiß und behütet so die Plätterin vor den schädlichen Dünsten der Kohlenbügeleisen.

Aber — ja leider hängt an der sauberen, bequemen elektrischen Küche noch ein Aber: sie kann nur dort errichtet werden, wo der Anschluß an ein Elektricitätswerk möglich ist! Dadurch sind der elektrischen Küche in der Gegenwart noch Schranken gesetzt. Dann kommt der sehr wichtige Kostenpunkt in Betracht. Was diesen anbelangt, so hängt alles davon ab, wie der Strom berechnet werden muß. Wo Wasserkraft vorhanden ist, da stellt sich der Betrieb eines elektrischen Herdes billiger als der eines Kohlenherdes. Wo aber der Strom teuer kommt, da gestaltet sich das Verhältnis umgekehrt. Aber auch in diesem Falle dürfte sich die Anschaffung der kleinen Herdchen, der Sieder und Bügeleisen ihrer großen Vorzüge halber doch lohnen, zumal bei diesen der Stromverbrauch keine große Rolle spielt.

Gegenwärtig kann allerdings die Elektricität, selbst wo sie billig zu haben ist, die schwarze Kohle nicht gänzlich aus der Küche verdrängen. Wenn der Winter kommt, dann vermag der elektrische Herd, der nur gerade die zum Kochen und Braten nötige Wärme giebt und sie in wohlabgemessener Sparsamkeit auf bestimmte Heizplatten konzentriert, den Küchenraum nicht genügend zu erwärmen. Die Kochfrau ist alsdann genötigt, die Küche in der bisher üblichen Weise zu heizen. Aber man sagt, daß auch der elektrische Heizofen nur eine Frage der Zeit sei. Dann kann es ja wohl noch soweit kommen, daß Dienstmädchen und Köchinnen sich an Herrschaften nicht vermieten wollen, bei welchen ihnen die Zumutung gestellt würde, wie einst im 19. Jahrhundert Kohlen treppauf und Asche treppab zu tragen. Wenn aber auch dieses Goldene Zeitalter der Küche aufgegangen sein wird, so wird der Hausherr keine Wendung zum Besseren spüren; ebenso oft wie heute wird er mißmutig vor versalzener Suppe und elektrisch angebranntem Braten sitzen und die uralte Wahrnehmung machen können, wie wenig durch alle Fortschritte und Erfindungen der Zeit die Natur des Menschen verändert und die Zerstreutheit der Köchinnen gemindert wird. *

Ein „Tischlein deck' dich!" im Walde. Wenn der erfahrene Sammler die Titelblätter der Schmetterlings- und Käferbücher betrachtet, auf denen eine Menge der seltensten Tiere in buntem Gedränge durcheinanderschwirrt, so entlockt ihm das ein mitleidiges Lächeln, denn er weiß gar wohl, wie viel Mühe und Sorgfalt aufgewendet werden muß, um auch nur eine der begehrenswerten Raritäten, mit denen der Zeichner des Bildes so freigebig war, in seine Gewalt zu bekommen. Und doch hat auch er zuweilen an besonders glücklichen Tagen Gelegenheit zu einem reichen Fang, wie er ihn sonst oft während eines ganzen Sommers nicht zusammenzubringen vermag. Auch die Natur deckt den formenreichen, farbenprangenden Insekten zuweilen an lauschig stillen Plätzchen einen reichen Tisch und groß ist dann auch die Menge der bunten, schimmernden Tiere, welche sich zur leckeren Tafel drängen. Der bekannte Insektenforscher Professor Dr. Taschenberg sen. erzählt in Brehms „Tierleben" von dem prächtigen Anblick, den eine große Anzahl von Goldkäfern an einem Eichenstamme bot, wo sie begierig den aus einer verletzten Stelle fließenden Baumsaft leckten, dabei weithin wie ein goldenes Pflaster leuchtend. Die gleiche, von Käfern vielbegehrte Süßigkeit hat auch auf unserem Bilde eine Anzahl Käfer am Strunk eines frischgeschnittenen Baumes vereinigt. Die große, goldgrüne Cetonia speciosissima, der Stolz aller Sammler, leuchtet wie ein breiter Edelstein hervor, an Glanz und Größe die gemeinen Goldkäfer, ihre Vettern, weit übertreffend, von denen einer, vom süßen Nektar berauscht, bereits unten auf dem Rücken liegt und von einigen neugierigen Ameisen in Bezug auf seine Eßbarkeit eindringlich untersucht wird. Neben der Cetonie sitzt ein länglicher Schmalbock (Strangalia armata), welcher mit dem schwarz und rot gebänderten Bienenwolf gleichfalls am Mahle teilnimmt. Sie alle überragt der Riese unserer Käferwelt, der mächtige Hirschkäfer, der, im Genuß gestört, einem heranschwirrenden Bienenwolf drohend seine Zangen entgegenstreckt. Das Getümmel hat auch ein paar Laufkäfer herbeigelockt, den rotgrün glänzenden Puppenräuber (Calosoma sycophanta), der im Begriff ist, eine Eulenraupe zu überfallen, und den schwarzen, rot oder violett gerandeten Carabus violaceus, der mit dem vorigen als Raupenvertilger zu unseren nützlichsten Käfern gehört. Haben die Käfer sich gütlich gethan, so werden der gebänderte Eisfalter und die schwarze blutfleckige Jakobaea sich einstellen, welche mit ihren zarten Flügelchen sich so wenig in das Getreibe der groben Käfer wagen wie eine feingekleidete Dame in einen Haufen Betrunkener, und wenn sich die Schatten der Nacht herniedersenken, dann kommen auf kräftigen Schwingen die großen Schwärmer und die schöngefärbten Ordensbänder herbei, um auch ihren Anteil vom reichen Tisch zu holen.



Ein „Tischlein deck' dich" im Walde.

Nach einer Originalzeichnung von H. Morin.

Flatterrose. (Zu unserer Kunstbeilage.) Von dem Leben und dem Entwicklungsgange des am 15. Juli d. J. verstorbenen Münchener Malers Bruno Piglhein haben wir auf der Beilage einiges Nähere mitgeteilt. Als eine Probe seiner Kunst, wenn auch nur einer Seite derselben, legen wir unsern Lesern das Bild „Flatterrose" vor. In trefflicher Weise veranschaulicht es Pigleins Gabe einer flotten anmutigen Darstellung. Wie graziös sind die schwarzen Locken, die Rosen darin, der dunkle Hut, das luftige Gewand, die schleierartige Hülle um den schlanken Hals der Dame behandelt! Es ist, als fühlte man einen Windhauch, der leise mit den Enden des dünnen Gewebes spielt.

Kleiner Briefkasten.

F. L. in Berlin. Ihre Zuschrift haben wir erhalten. Prinz Adalbert von Preußen ist am 6. Juni 1873 in Karlsbad gestorben. Er war übrigens, wie Sie richtig bemerken, nicht ein Bruder, sondern ein Vetter Kaiser Wilhelms I., der Sohn des jüngsten Bruders von Kaiser Wilhelms Vater.

G. K. in Ulm. Besten Dank für Ihre freundliche Aufmerksamkeit!

A. B. in C. Wir bedauern, Ihnen auf Ihre Anfrage einen Bescheid nicht geben zu können, da wir grundsätzlich in Bank- und Versicherungsangelegenheiten keinen Rat erteilen.

B. St. in Scheiben. In den „Gesammelten Schriften" Moltkes sind die Briefe an seine Braut und Frau nur in gekürzter Fassung enthalten. Eine vollständige Ausgabe ist in 2 Bänden bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen.

☛ Hierzu Kunstbeilage IX: Flatterrose. Von Bruno Piglhein.

c

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 32. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Brüder.

(5. Fortsetzung.)

Roman von **Klaus Zehren.**

Man begab sich in den Speisesaal, wo an kleinen Tischen gedeckt war.

„Ich bitte, Platz zu nehmen,“ sagte Lore lachend, zu dem Prinzen und Edda gewendet, die mit ihr und Hermann zu einem der Tischchen getreten waren.

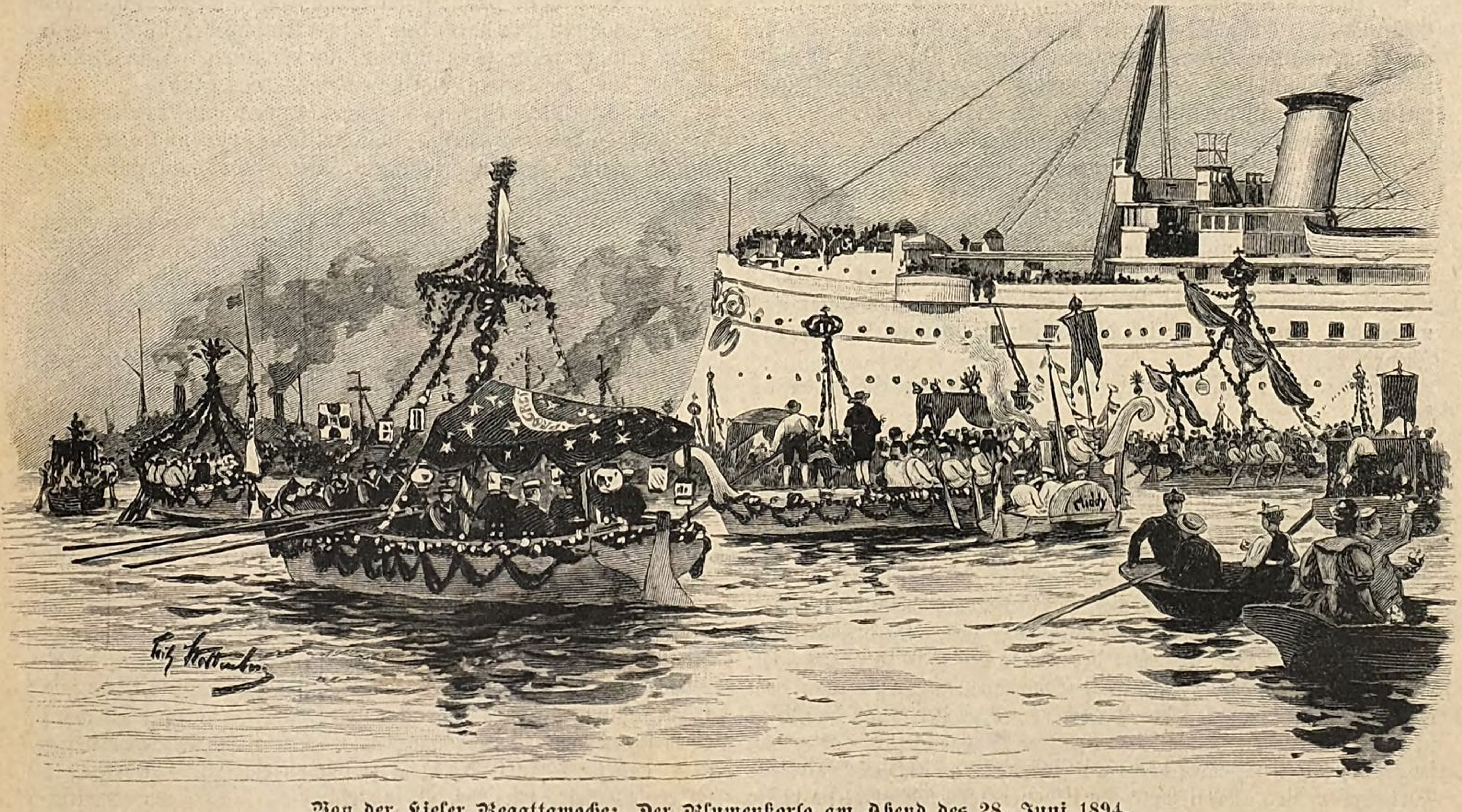
„Ich wette, wir bilden die seltsamste Gesellschaft des heutigen Tages: ein russischer Prinz, eine approbierte Doktorin in Balltoilette, ein Gardelieutenant ohne Monocle und zuletzt, nun — der Rest einer jungen Frau.“

„Aber ein beau reste,“ meinte Prinz Sissi schlagfertig.

Eine allgemeine Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen; der Russe begnügte sich mit einigen spöttischen Bemerkungen und Hermann führte über den Tisch hinüber mit Edda ein angeregtes Gespräch, das die andern nicht interessierte — über die Emanzipation der Frauen. Dabei ließ er keinen Blick von seinem Gegenüber. Lore wurde ungeduldig, je mehr ihr Schwager sich Edda zuwandte. Nervös spielten ihre Finger mit einer Messerbank, während sie die feine Unterlippe zwischen die Zähne klemmte und sich zerstreut im Zimmer umblickte, als wollte sie sich von dem Wohlbefinden ihrer Gäste überzeugen. Sie kannte sich selbst nicht mehr. Sie fühlte sich unzufrieden, ein Gefühl des Verlassenseins kam über sie.

Dort saß ihr Mann neben einer jungen Witwe, einer etwas exotischen Schönheit mit einem Paar dunkler mandelförmiger Augen. Jetzt hob Bruno das Glas und berührte damit leicht das seiner Nachbarin, während er ihr einige Worte zuraunte, vor denen sie mit lachenden Lippen sich in den Schutz eines riesigen Fächers von Straußenfedern zurückzog.

Lore zuckte zusammen. Sie kannte diesen Ausdruck in seinem hübschen leichtsinnigen Gesicht, in seinen dunklen Augen. Wie oft hatte sie an seiner Brust gehangen und glücklich zu ihm aufgeschaut, weil sie glaubte, er könne niemand sonst in der Welt so ansehen! Es rieselte ihr kalt durch die Adern, langsam, schmerzhaft. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie nach Hermanns breiter kräftiger



Von der Kieler Regattawoche: Der Blumenkorso am Abend des 28. Juni 1894.

Nach dem Leben gezeichnet von F. Stoltenberg.

Hand greifen, die neben ihr auf dem Tischtuch lag, und ihn anflehen: hilf mir, du, der so stark ist, so klar und fest! Ohne es zu wollen, legte sie ihre Hand dicht neben die seinige, welche er, der Berührung ausweichend, mechanisch langsam herabgleiten ließ, unwillkürlich einer gesellschaftlichen Form genügend und ohne den Blick ihr zuzuwenden.

Ein Diener fragte, ob jetzt Champagner gereicht werden solle.

„Ja, ja, schnell! Hier zuerst!“ befahl sie rasch, froh, etwas sagen zu können.

Da blickte sie in Prinz Sissis Augen, in diese seltsam geformten slavischen Augen; darin glomm etwas, verstohlen, brennend heiß. Es war ein fast unterthäniges Aufschauen, ein vollständiges Aufgehen in ihrem Anblick. Dieser wenigstens gehört mir mit Leib und Seele! zuckte es ihr durch den Sinn. Der Ring an ihrer Rechten klirrte zitternd gegen das Glas, das sie ihm entgegenhob. „Sie träumen, Prinz! Macht das die deutsche Luft?“

Er fuhr zusammen, hob aber dann rasch sein Glas, mit den Augen die ihrigen nicht loslassend. So hatte ihn Lore von Weßnitz noch nie angesehen!

Um sich zu sammeln, blickte er Edda Helm von der Seite an. Sie lehnte ruhig auf ihrem Sitz, das scharf gezeichnete Profil Herrn von Weßnitz zugewandt, und horchte aufmerksam auf dessen Worte. Wie ruhig, wie so ganz ohne leidenschaftliche Regung ihm dies Antlitz erschien! Er fühlte plötzlich etwas wie das Sehnen nach einem unbekannten herrlichen Lande, das noch keines Menschen Fuß betreten. Diese würde dich retten, nicht Lore und nicht all die andern! rief ihm eine innere Stimme zu.

„Woran denken Sie, Prinz?“ fragte Lore, sich hoch aufrichtend, mit einem nervösen Zittern um den kleinen Mund. „Sind Sie mit der Erfindung eines neuen Frackmodells beschäftigt?“

Ohne auf Lores Neckerei einzugehen, sagte er ernst: „Ich habe gedacht, gnädige Frau, daß wir Gesellschaftsmenschen doch eigentlich Sklaven des Lebens sind, daß wir niemals in uns selbst frei bleiben können. Und jedes kämpft trotzdem sein Leben durch mit dem Anspruch auf freien Willen, der sich gegen den Zwang aufbäumt. Ich habe den Kampf aufgegeben, aber ich beneide jene anderen, die sich ihre Freiheit bewahren wollen.“

In seinem Gesicht lag ein scharf ausgeprägter Zug von schmerzlicher Ergebung, aber nur eine Sekunde lang. Ohne ihre Entgegnung abzuwarten, plauderte er plötzlich lustig drauf los, erzählte einige boshafte Geschichten aus Paris, wie sie Lore sonst nie hatte leiden mögen, und war erstaunt, daß sie aus vollem Herzen darüber lachte.

„Und ich behaupte dennoch,“ erhob Hermann im Eifer seines Gesprächs mit Edda die Stimme lauter, „daß eine Frau, die sich einem männlichen Beruf, besonders dem Studium der Medizin widmet, Gefahr läuft, etwas zu verlieren, was eine Göttin den meisten Frauen in die Wiege legt.“

„Und das wäre?“ fragte Edda ruhig.

Er sah ihr scharf in die Augen und besann sich eine Sekunde. „Die unbewußte Anmut. Ich darf diese Ansicht offen aussprechen einer Dame gegenüber, die eine Ausnahme von der Regel bildet.“

„Kinder, seid nicht so gelehrt!“ rief Lore, während Edda ihr für die Unterbrechung einen dankbaren Blick zuwarf. „Es ist wirklich unerhört — da stehen die beiden Champagnergläser noch unberührt, dagegen muß ich als Wirtin protestieren! Auf gute Freundschaft!“

Edda trank hastig, noch mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

Irgend jemand hielt jetzt einen heiteren Trinkspruch; es antwortete ein anderer — man trank auf Lores Gesundheit; auch Doktor Helm winkte mit einem gefüllten Glas in der Hand herüber und jedesmal schlürfte seine Tochter den perlenden ihr ungewohnten Wein achtlos hinunter, sich an der Kühle labend, so daß Hermann ab und zu einen erstaunten Blick auf sie richtete.

Die Anwesenden bekamen allmählich etwas erhitzte Gesichter; hier und da hörte man ein helles lustiges Lachen. Es drängten sich Herren an den Tisch, um mit der Dame des Hauses anzustoßen; einer und der andere redete auch Edda an, angezogen von dem eigentümlichen Aeußeren des Mädchens, dem der Wein das Blut in schweren Wellen in die sonst bleichen Wangen trieb, ohne daß sie ahnte, wie leuchtend schön ihre Gesichtsfarbe in dieser stärkeren Färbung erschien. Man sagte ihr liebenswürdige Worte, sie raffte sich zu einigen witzigen Gegenbemerkungen auf, die etwas spöttisch ausfielen, aber doch die Aufmerksamkeit der Herren erregten. Ihr war, als sei sie nicht mehr dasselbe Menschenkind wie vordem, als sei in ihr ein Wesen erwacht, das sie bisher niemals gekannt hatte. Dazu dann die lustige Bewegung einer Gesellschaft nach aufgehobener Tafel, aus dem großen Nebenzimmer der lockende Klang eines Walzers. Sie fühlte, wie ihr Pulsschlag rasch und rascher flog. Der elegante Offizier, der eben mit ihr scherzte, war ihr nicht mehr ein gleichgültiger Mensch, sondern ein Mann mit einem kecken hübschen Gesicht, an dem sie Wohlgefallen fand.

Schließlich bot ihr Weßnitz den Arm; ganz ohne Verabredung hatten er und der Prinz die Damen getauscht. Auch Hermann sah jetzt anders aus und die Hand, die er Edda reichte, als er ihr „Gesegnete Mahlzeit“ wünschte, war heiß. Und dann ruhte ihr Arm auf dem seinigen und sie schritt neben ihm durch den Saal, mit einem Gefühl völliger Sicherheit. Frei blickte sie mit glänzenden Augen von der Seite zu ihm auf.

„Mir ist, als träumte ich,“ sagte sie leise, nachdem sie dem Gedränge der sich zum Tanz anschickenden Paare entronnen und in ein anstoßendes menschenleeres Zimmer gelangt waren. „Freilich, ich weiß genau, daß es der Einfluß des Weines ist, den ich nicht gewohnt bin, und morgen werde ich mit Kopfschmerz büßen müssen.“

Langsam ließ sich Edda auf einen Sessel nieder. Von draußen tönte, durch die Portieren gedämpft, die Musik zu ihnen herein. Hermann lehnte dicht neben Edda an einem Tisch. Sie hob den Blick voll zu ihm auf. Er fühlte, während sie einigemal tief atmete, dies kurze Anschauen wie eine Macht, gegen die er sich nicht wehren mochte.

„Wissen Sie, daß diese Balltoilette Sie außerordentlich gut kleidet, daß Sie ganz wundervoll aussehen?“ flüsterte er ihr zu, einer plötzlichen Regung gehorchend.

Sie schloß langsam die Augen, die langen Wimpern senkten sich dunkel, tief auf die Wangen, ein träumerisches Lächeln spielte um ihren Mund. Für Hermann war dies Gesicht unvergleichlich schön, wie es jetzt langsam, wie schlaftrunken auf die Lehne des Sessels zurücksank.

Eine ganze Weile blieb sie so. Hermann wurde unruhig. Was hatte sie? War sie ohnmächtig? Wußte sie von sich? Er faßte leise ihre Rechte; sie war kalt.

Mein Gott, wenn jemand sie so fand, hier mit ihm allein! Unwillkürlich beugte er sich dicht über ihr Gesicht und rief gedämpft ihren Namen, in der Verwirrung sogar den Vornamen.

„Edda!“

Diese halb geöffneten weichen Lippen, zwischen denen kaum sichtbar die weißen Zähne schimmerten! Wer diesen Mund küssen dürfte! schoß es ihm durch den Sinn. Ein scheuer Blick nach der Thür und er senkte seine Lippen auf die ihren. Kein Atemzug Eddas, keine Bewegung, daß sie empfand, was geschah.

Eine Sekunde seligen Vergessens, dann taumelte Hermann in die Höhe. Wie unritterlich, das zu thun, wie unüberlegt! Er stürzte hinaus, fand nach einigem Suchen Lore und flüsterte ihr einige Worte zu.

Diese blickte ihm eigentümlich prüfend in das erhitzte Gesicht. „O, das kommt schon vor, es wird nichts Schlimmes sein! Wo ist sie?“

Er deutete nach einer Thür. Als Lore eintrat, saß Edda aufrecht auf ihrem Stuhle, die Augen wie geistesabwesend starr vor sich hin gerichtet.

„Mir sagte soeben mein Schwager, Sie seien nicht wohl. Soll ich Ihren Vater holen, liebe Edda?“

„Nein, nein, bitte nicht! Das würde ihn beunruhigen! Nur Wasser!“ stammelte diese, sich mit beiden Händen an die Stirn fassend.

Eilig besorgte Lore das Gewünschte. Als schüttle ihre Glieder ein innerer Frost, so schauderte Edda zusammen.

„Kommen Sie, liebes Kind, hier nebenan ist mein Ankleidezimmer! Legen Sie sich dort auf das Ruhebett, ich werde in einer Viertelstunde wiederkommen.“

Wortlos, wie ein gehorsames Kind folgte Edda den Anordnungen der Freundin, die ihr das Zimmer öffnete und dann hinausging. Sie atmete auf und warf sich auf die Chaiselongue. Dieses gräßliche Kleid, die ungewohnte Umgebung, die Lichter, die Hitze und der Wein — das alles war schuld! Sie suchte sich darauf zu besinnen, was vorgegangen war. Hatte ihr nicht jemand gesagt, daß sie schön sei? O ja, sie erinnerte sich — sie hatte erwidern wollen, es sei ihr höchst gleichgültig. Ob sie aber wirklich diese Worte gesprochen hatte, wußte sie nicht mehr. Hernach war

es ihr gewesen, als senke sich eine rosig leuchtende Wolke auf sie herab — ein unendlich wohliges Gefühl, eine süße Mattigkeit; irgend etwas raubte ihr die Besinnung, den Atem, als sollte sie ersticken, und dann? Dann war sie aufgefahren, hatte sich allein im Zimmer gefunden, bis plötzlich Frau von Weßnitz vor ihr stand.

Es war ja am Ende nichts Außerordentliches dabei; ein kaltes Bad morgen früh würde ihre Nerven wieder in Ordnung bringen. Und dennoch überkam sie plötzlich ein Ekel vor sich selbst; es war ihr, als sei eine Veränderung mit ihr vorgegangen, als sei ihr ganzes Wesen von einer Leidenschaft erschüttert, die ihr fremd war und sie erschreckte. Und mit einmal blitzte der Gedanke in ihr auf: Hermann von Weßnitz war zuletzt bei dir! Er wird seine Schwägerin gerufen haben. Habe ich mich verraten? Hat er irgend etwas von dem bemerkt, was in mir vorging?

Sie sprang auf. O, sie wollte ihm zeigen, daß sie genau so war wie früher!

Rasch ordnete sie ihren Anzug mit Hilfe der herbeigerufenen Zofe. Ein Blick in den Spiegel. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen, der Teint war grau. Sie kühlte die schmerzende Stirn mit einem angefeuchteten Tuch und verließ das Zimmer, einen herben leidenden Ausdruck in ihren Zügen.

An der Thür zum Tanzsaal blieb sie stehen. Dort wirbelten die Paare durcheinander in rauschendem Reigen. Man lachte, man plauderte, dazwischen Sporenklirren und Gläserklingen. Dort tanzte Lore mit Prinz Sissi; ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten, Leben und Lebensdrang sprach aus jeder ihrer Bewegungen, während ihr schöner Körper nach dem Klange der Musik sich wiegte. Hermann war nicht zu sehen.

Ein Narrenhaus! dachte Edda, und dennoch regte sich in ihr der Wunsch, auch so als „Närrin" mitthun zu können, ohne Besinnen unterzutauchen in diesen Strom. Ein Herr forderte sie zum Tanz auf und sie mußte über sein erstauntes Gesicht lachen, als sie erklärte, nicht tanzen zu können.

„Gut, dann gestatten Sie mir, Ihnen einige Minuten Gesellschaft zu leisten. Wünschen Sie irgend eine Erfrischung? Sie sehen ermüdet aus."

„Nein, aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie der Dame des Hauses, die dort am anderen Ende des Saales eben zu tanzen aufhört, sagen wollten, sie möchte mir meinen Vater hierherschicken."

„Mit größtem Vergnügen." Der Herr eilte weg.

Hermann war inzwischen in das Rauchzimmer gegangen, wo er Eddas Vater im Kreis älterer Herren wiederfand. Das scharfgeschnittene Gesicht des Doktors leuchtete aus dem Tabaksdunst hervor. Man schien eifrig zu debattieren und Helm hatte offenbar mit seinem schlagenden Witz die Leitung der Unterhaltung an sich gerissen.

In der Thüre erschien jetzt auch Lore und winkte dem Schwager mit einer Handbewegung.

„Edda ist wieder ganz wohl," flüsterte sie ihm zu, als er zu ihr trat. „Sie sitzt dort drüben im Nebenzimmer ohne Gesellschaft und wartet auf ihren Papa, der aber wohl schwer aus seiner lebhaften Unterhaltung hier loszureißen ist. Du könntest ihr wohl indessen Gesellschaft leisten." Sie nickte ihm freundlich zu und er eilte davon, dem ihm von Lore bezeichneten Zimmer zu, demselben, in dem er vorhin mit Edda zusammengewesen war. Diese hatte ihn schon von weitem kommen sehen. Sie saß auf dem gleichen Sessel wie vorhin und dennoch schien sie eine andere zu sein, so verändert war ihr Aeußeres, der Ausdruck ihres Gesichts.

„Sind Sie wieder ganz wohl, Fräulein Helm? Ich habe mich selten in einer so hilflosen Lage befunden."

Edda lächelte unwillkürlich. Dieser Gegensatz zwischen der hohen kraftvollen Erscheinung und der selbsteingestandenen Hilflosigkeit! Sie mußte daran denken, welch ein verblüfftes Gesicht er bei ihrer Ohnmacht gezeigt haben mochte.

„O, es war nur eine Kleinigkeit! Aber ich bedauere, Ihnen einen Schreck eingejagt zu haben."

„Daß es nichts Ernstes war, bemerkte ich schon," sagte Hermann verlegen. „Uebrigens sitzt Ihr Herr Vater sehr vergnügt im Rauchzimmer und unterhält alle Anwesenden!"

„Ich habe schon Lore bitten lassen, ihn hierherzusenden. Würden Sie nicht die Güte haben, ihm mitzuteilen, daß ich jetzt gern nach Hause möchte? Ich denke, für ihn wie für mich ist es genug; Mitternacht ist lange vorüber."

Wortlos ging er hinaus. Man tanzte den Kotillon. Er nahm einen Strauß frischer Maiglöckchen und rief dann den alten Doktor. Edda kam den beiden Herren, als sie miteinander zurückkehrten, schon aus der Garderobe entgegen, eingehüllt in einen weiten grauen Mantel und um den Kopf einen dichten schwarzen Schleier, unter dessen Falten ihr Gesicht fast geisterbleich hervorleuchtete.

Hermann war erstaunt über den seltsamen Ausdruck dieser Züge. Man muß sich bei ihr immer aufs neue zurechtfinden! dachte er, während er sie zum Wagen führte.

Als sie schon Platz genommen hatte, reichte er ihr das Sträußchen. „Eine kleine Erinnerung an den heutigen Abend!"

Sie griff mit einer verwirrten linkischen Bewegung nach den Blumen. „Ich danke. Gute Nacht, Herr von Weßnitz!"

Ein kurzer Händedruck, dann rollte der Wagen davon.

„Ein netter gescheiter Kerl, dieser Weßnitz! Mir lieber als der Bruder! Ein Mann von gutem Schrot und Korn, der fest in seinen Schuhen steht," sagte Doktor Helm, sich in seinen Pelz wickelnd.

Edda schmiegte sich schweigend in die Wagenecke. Sie drückte die Hand fest um das kleine Sträußchen, führte es empor und senkte, tief atmend, das Gesicht darauf hinab. Wie ein schmeichelnder Traum umfing der Duft der frischen Blumen ihre Sinne.

„Thorheit!" flüsterte sie dann plötzlich; mit einem hastigen Ruck ließ sie das Fenster herab und warf die Blumen hinaus.

„So schließe doch das Fenster!" murmelte ihr Vater halb schlaftrunken.

Edda erwiderte nichts; die Lippen fest aufeinander gepreßt, zwischen den Augen eine tiefe Falte, starrte sie durch die trüben Fensterscheiben, gegen die der Wind prasselnd Schnee und Regen schleuderte. — —

Als Hermann in die Gesellschaftsräume zurückkehrte, rüsteten sich die Gäste schon zum Aufbruch. Er selbst fühlte sich übellaunig und abgespannt. Lore stand mit müdem Gesichtsausdruck in einem Kreise von Herren und Damen und nahm von jedem einzelnen mit mühsam stets neubelebtem Lächeln die Versicherung entgegen, daß der heutige Abend reizend gewesen sei.

„Gute Nacht, Lore!" sagte ihr Schwager, von rückwärts an sie herantretend.

„Bitte, bleib' noch einen Augenblick!" flüsterte sie ihm hastig zu, und gutmütig trat er wieder zurück. Als sich die Flügelthüren hinter dem letzten Gaste geschlossen hatten, schlug Lore plötzlich beide Hände vor das Gesicht, das gleichmäßige Lächeln der letzten Stunden verlor sich mit einmal, und sich rasch zu Hermann wendend, rief sie nervös aus:

„Mein Gott, ist das ermüdend und geisttötend! Hast Du einige Minuten Zeit für mich? Bruno kann wie gewöhnlich kein Ende finden und hat noch einige Freunde zu einem Spiel in sein Rauchzimmer geführt."

Sie gab einem Diener den Auftrag, zwei Tassen Kaffee zu bringen, und ging dann, ohne Hermanns Zustimmung abzuwarten, voran in ihr Boudoir; dort warf sie sich wie gebrochen auf einen Sessel.

„Du glaubst nicht, wie ich mich von hier fortsehne!" begann sie, Hermann eine Tasse Kaffee reichend. „O, nur hinaus aus diesem ekelhaft übertünchten Gesellschaftsflitter, aus diesem Wirrwarr von gleichgültigen Menschen mit geschwätziger Liebenswürdigkeit, nur vier Wochen hinaus aus der Stadt, um zur Ruhe zu kommen, meinem Kinde zu leben!"

Hermann blickte sie mitleidig an, sie that ihm aufrichtig leid. Wenn er daran dachte, wie sie als Mädchen war — still, genügsam, stets heiter und sorglos . . . und jetzt? „So mach' doch kurzen Prozeß und geh' mit Deinem Jungen auf zwei Monate nach Weßnitz!" sagte er herzlich.

„Nach Weßnitz?" wiederholte sie langsam seine letzten Worte wie jemand, der von einer lange vergessenen Heimat spricht. Vor ihrem Geist tauchte deutlich das Bild des alten viereckigen Gutshauses auf mit dem grünen Epheu an der Ostseite, mit seinen gemütlichen Zimmern und den glänzenden Mahagonimöbeln, und in dem Lehnstuhl am Ofen Brunos Vater im langen weißen Bart, mit der brennenden Meerschaumpfeife; auch der Winkel hinter der Hausthür, wo sie als Kinder im Zwielicht so oft zusammen kauerten und sich Räubergeschichten erzählten.

„Und Bruno soll ich hier allein lassen?" fragte sie erregt nach einer kurzen Pause.

„Nun ja, warum denn nicht?"

„Nein, nein; das will ich nicht! Ohne mich würde er wie ein Junggeselle leben, noch mehr, als er es jetzt schon thut!"

Hermann senkte nachdenklich den Kopf und rührte langsam mit dem Löffel in der Tasse herum. Konnte er ihr widersprechen? Arme Lore! Sie kam ihm vor wie ein gehetztes Wild, unstet, nirgends sichere Ruhe erspähend.

Ihre Augen hingen an seinem Gesicht. Wenn er bei ihr war, fühlte sie sich ruhiger; die schlichte Festigkeit seines Wesens schien ihr ein Bollwerk gegen alle Stürme. Hier, hier war ein Mensch, zu dem sie vor sich selbst flüchten konnte! Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem Glück, das einst, von ihr ungeahnt, ihr Leben gestreift hatte, stieg in ihr auf. Aber war Hermann denn noch derselbe wie ehedem, wie bis vor wenigen Wochen? Was würde sie ihm noch sein, wenn er eine große Neigung faßte zu jenem Mädchen, das ihn verstand, ihn würdigen konnte?

„Was sagst Du zu Edda Helm?" fragte sie unvermittelt, das Schweigen brechend.

Er war nicht erstaunt über diese Frage, weil seine Gedanken sich gerade mit Edda beschäftigt hatten; ihm hatte das Bild der Ohnmächtigen vorgeschwebt, der seelenvolle weiche Ausdruck in den sonst so herben Zügen.

„Ich denke nach über sie."

„Findest Du sie nicht schön?"

„Nein, schön finde ich sie nicht. Aber sie hat ein Gesicht, das man nie vergißt, weil es die Gedanken beschäftigt."

Lore schaute ihn prüfend an. „Könnte Dir eines solchen Mädchens Dasein interessant werden?"

„Ja, denn es giebt mir zu raten."

„Geh' mir nicht aus dem Wege! Könntest Du sie lieb gewinnen?"

Er fuhr auf.

Nun wußte sie genug; sie lächelte wehmütig. „Aber weshalb denn so erregt? O, wenn dies Mädchen einen Mann liebt, wird sie alles von sich werfen, rücksichtslos, selbst ihren weiblichen Stolz, und wird ihm gehören mit Leib und Seele."

„Ein solches Mädchen sollte lieben können wie andere? Glaubst Du das, Lore?"

„Sicherlich! Nur größer, stärker!"

Edda Helm die Seine! Ein heißer Blutstrom schoß ihm durch die Adern.

„Ach, Unsinn, Lore! Daß Ihr Frauen doch das Ehestiften nicht lassen könnt! Geh' zur Ruhe, Du siehst übermüdet aus."

Sie lächelte wieder mit demselben eigentümlichen Lächeln wie vorhin. „Gute Nacht, Hermann!" Und dann ihm beide Hände auf die Schultern legend: „Wenn ich einem Menschen in der Welt etwas Gutes gönne, so bist Du es. Und nun versuche, ob Du die späten Gäste auf anständige Weise aus dem Rauchzimmer vertreiben kannst, es ist vier Uhr vorüber."

Mit müden Schritten ging sie langsam zur Thür.

In ihrem Schlafzimmer angelangt, sank sie aufs Sofa. „Den habe ich nun auch verloren," murmelte sie erregt. „Nur die Bande der Verwandtschaft und unserer gemeinsam verlebten Kindertage verknüpfen mich noch mit ihm. Und Bruno? Mein Gott, wie gleichgültig ich neben ihm hergehen kann! Warum vernachlässigt er mich, läßt mich stets allein mit diesem Russen, der mir schmeichelt mit seiner blinden Ergebenheit? Er achtet gar nicht auf den Prinzen, auf mich, gerade als wäre ich ein Wesen ohne Schwäche, ohne Blut in den Adern. Oder hält er mich nicht mehr für schön genug, eines anderen Mannes Liebe zu erwerben?"

Ein schrilles Lachen tönte durch das Schlafgemach. Nicht mehr schön genug! Sie strich die goldenen Locken aus der Stirn und eilte zum Spiegel. Ein trotziger Zug legte sich um ihren Mund, als sie ihre biegsame Gestalt in dem eng anliegenden mattgelben Seidenkleid betrachtete. O, Bruno sollte schon sehen! Wenn er sie reizte — — Sie beugte lauschend den Kopf zur Seite. Im Nebenzimmer lallte eine Kinderstimme abgerissene Worte im Schlaf.

„Edgar!" rief sie und wankte an das Bett ihres Kindes.

Der Knabe schlief fest, erwachte auch nicht bei dem Lichtschimmer des über sein Lager gehaltenen Lichtes. Lore blickte lange nieder auf das rosige Gesicht. „Nein, nein, Du sollst Dich Deiner Mutter nicht zu schämen brauchen," flüsterte sie und senkte langsam den Kopf. — — — — — — — — — — —

Im Rauchzimmer herrschte eine abscheuliche Luft. Der Qualm der Cigaretten und Cigarren vermischte sich mit dem Dunst von Wein, Bier und Punsch. Um einen runden Tisch saßen noch einige Herren, Prinz Sissi auf dem Sofa mit einem vergnügten Kindergesicht wie ein Knabe beim „Schwarzen Peter". Er litt nie unter den Wechselfällen des Spiels. Was galt es ihm, ob er Tausende verlor oder gewann! Und weil er so gleichgültig gegen die Höhe der Summe war, machte er nie aus eigenem Antrieb höhere Sätze, sondern spielte nur gerade hoch genug, um sein Vergnügen bei der Sache zu haben.

Eben hatte der Prinz die Bank übernommen. Ihm gegenüber saß Bruno nachlässig auf dem Stuhle, mit eleganter Bewegung die Einsätze vor sich hinschiebend. Er hob die Karten nie hastig auf, sondern mit der Ruhe eines gewiegten Spielers, langsam, mit halb geschlossenen Augen, ohne neugierige Blicke auf den Tisch, und erst dann, wenn alle anderen bereits ihre Blätter gesehen hatten. Aber der feine Beobachter bemerkte doch, wie sehr das Spiel ihn beschäftigte, wie jede Fiber in ihm gespannt war, die Vorteile auszunutzen, wie oft eine kaum merkliche Röte über seine etwas blassen Züge huschte. Der andere Kartenhalter war ein junger Assessor, der vor sechs Wochen die Tochter eines Kommerzienrats geheiratet hatte. Die übrigen Anwesenden beteiligten sich nur hier und da mit kleinen Einsätzen auf irgend eine Karte.

Hermann trat hinter Brunos Stuhl, um einen günstigen Augenblick für die Erfüllung von Lores Bitte abzuwarten.

Prinz Sissi nickte ihm lächelnd zu. „Sie sah reizend aus, die Helm," meinte er, ohne die Cigarette aus dem Munde zu nehmen, während er die Karte abheben ließ. Dann fiel sein Blick auf das unbefriedigte Gesicht eines jungen Lieutenants, der beiseite stand, weil fortgesetzter Verlust und ein Rest von Besinnung ihn hatten aufhören lassen. „Aber, lieber Baron, Sie setzen ja nicht mehr mit!"

Dieser zuckte die Achseln und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Nur nicht weglaufen!" rief der Russe. „Kommen Sie, ich gebe Ihnen tausend Mark! Man muß das Glück zwingen!"

„Ich möchte lieber nicht," antwortete der Lieutenant, war aber offenbar doch geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit des Fürsten.

„Machen Sie keine Umstände! Rückzahlung nach Belieben, meinetwegen, wenn Sie Hauptmann geworden sind! Hier, ich gebe die Bank ab. Setzen Sie — ich wette, in einer halben Stunde haben Sie Ihre Verluste ausgeglichen."

Hermann ärgerte sich über den Russen, aber er war klug genug, zu schweigen.

Der Prinz stand auf, trank ein Glas Selterswasser und sah dann lächelnd zu, wie der Offizier aufs neue an dem Spiel teilnahm und nach Art des Anfängers regelmäßig ein Zwanzigmarkstück setzte. „Das ist geradezu Selbstmord, lieber Freund! Sie können so nicht ordentlich gewinnen. Hundert Mark! So ist's recht! Sehen Sie, großer Schlag! Und nun den Gewinn stehen lassen! Gut gekauft — so fängt man das Glück!" rief er lachend, während er für sich selbst einen Geldschein auf eine Karte schob.

„Lassen Sie die Summe stehen, Prinz?" sagte Bruno langsam, mit einem Ton in der Stimme, als wünsche er das. Die Bank, die er jetzt übernommen hatte, war stark zusammengeschmolzen.

„Wie hoch hält die Bank?"

„Alles!" erwiderte Bruno, während er ein Stück Papier mit einer Zahl und seiner Unterschrift versah und vor sich zu dem Gelde legte.

Weßnitz verlor noch zweimal.

„Nun, Prinz?"

„Ich lasse es wieder liegen."

„Das ist kein Spiel mehr," knurrte der Assessor, ohne gehört zu werden.

Die Karte schlug für Bruno. Der Russe lächelte fein.

„So kann ich mich nicht behandeln lassen! Ich halte die Bank!"

Es trat Stille ein. Dem Lieutenant, der zwei Karten zu nehmen hatte, zitterte die Hand, obgleich er selbst nur mit einer kleinen Summe beteiligt war.

„Nehmen Sie einen Schlag auf zwei Karten an, Prinz?" fragte Bruno, die Blätter verteilend.

Dieser nickte und trat gleichgültig an einen Nebentisch, um sich einen Chartreuse einzuschenken. Beim Umwenden streiften seine



„Lais.“ „Carina.“ „Varuna.“ „Mücke.“ „Wiking.“ „Meteor.“ „Irene.“

Von der Kieler Regattawoche: Nach dem Start am 23. Juni 1894.

Nach der Natur gezeichnet von F. Stoltenberg.

Frackschöße den Tisch, die hart am Rande liegenden Karten herunterwerfend. Sie blätterten über Brunos Schoß zur Erde. Unwillkürlich griff dieser danach und fing mit der Rechten einige auf.

Hermann hatte den Atem angehalten; er sah ein As und eine Zehn in des Bruders linker Hand.

„Kleiner Schlag!“ rief der Lieutenant mit vor Aufregung heiserer Stimme.

„Großer Schlag!“ sagte Bruno langsam, Herz-As und eine Acht auf den Tisch legend.

„Entschuldige, Bruder, wenn ich Dich auf einen Irrtum aufmerksam mache, aber mir schien, als hättest Du diese Karte soeben aus Mißverständnis mit jener verwechselt, während das Spiel herunterfiel.“

Es herrschte für eine Sekunde atemlose Stille. Bruno starrte noch bleicher als vorhin auf das Herz-As, dann raffte er sich auf.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ stieß er hastig heraus. „Ich hatte meine Karten selbst noch nicht angesehen!“

Prinz Sissi stand wieder am Tisch; sein Blick haftete adlerscharf auf Hermanns verstörten Zügen. „Sie müssen sich irren, lieber Herr Lieutenant von Weßnitz,“ sagte er, jedes Wort betonend. „Es ist zwar mein eigener Schaden, aber ich weiß bestimmt, als ich zum Nebentisch trat und die Karten herunterfielen, daß ich den großen Schlag in der Hand Ihres Bruders gesehen habe. Ich wollte mir mit einem Chartreuse über mein Pech hinweghelfen,“ fügte er lachend hinzu.

Hermann war bleich wie der Tod.

„Dann war es ein Irrtum meinerseits, ich bitte um Entschuldigung, Durchlaucht!“

Er fühlte einen stechenden Schmerz in der Schläfe. Nur jetzt etwas thun können, um diese entsetzliche Pause zu kürzen! Weil ihm nichts anderes einfiel, sagte er: „Bruno, willst Du mir die Bank überlassen? Wir machen Halbpart, wenn die Herren einverstanden sind!“

Er hatte nie eigentlich gespielt; nur hier und da an langweiligen Abenden sich beteiligt, um die Zeit totzuschlagen. Wie alle Gleichgültigen hatte er Glück, auch heute. Man machte Witze darüber; das Spiel hatte seinen Höhepunkt überschritten und ging langsam, mit mäßigen Einsätzen weiter. Die Erregung war vorüber.

„Meine Herren, ich denke, wir machen Schluß, fahren zusammen ins Café und feiern den Sonnenaufgang!“ sagte der Assessor, sich erhebend.

Der Lieutenant, der einige hundert Mark gewonnen hatte, stimmte rasch zu.

Nach wenigen Minuten waren die beiden Brüder allein, allein in dem grauen Zwielicht des Morgens, das durch die Fenstervorhänge hereinschlich. (Fortsetzung folgt.)

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Der „Tschört“.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Olga Wohlbrück.

Fern im Osten, an der Grenze von Galizien, liegt ein kleiner Ort mit Namen Pugowka, auf deutsch „Knopf“. Er hebt sich auch mit seinen niederen Lehmhütten nicht anders als ein Knopf von der endlosen Ebene ab, die sich zu beiden Seiten des Dörfchens ausbreitet. Der Wald liegt weit ab . . . dort, wo Himmel und Erde in eine Linie zusammenfließen, nächst dem Fluß, der gleich einem silbernen Bande die Wiesen und Felder einsäumt.

Allein gingen die Kinder nicht gerne ins Gehölz, denn sie fürchteten die Waldgeister, nur wenn die Väter Bäume fällten, schlenderten sie mit und sammelten Reisig und Pilze.

Die Männer fällten die großen Baumstämme, banden sie zusammen zu Flößen und fuhren bis zum nächsten Städtchen zu dem großen Unternehmer, dem der ganze Wald von Pugowka gehörte. Der Unternehmer war ein stolzer, vornehmer Herr. Die Bauern meinten, er sei ein Deutscher, und wenn sie seine hohe Gestalt an der kleinen, roh gefügten Landungsbrücke erblickten, dann nahmen sie schon von weitem die Mützen ab, und die Kinder, die mit auf dem Floß waren, bekreuzten sich vor lauter Respekt.

Kaum hundert Schritte vom Landungsplatz lag die Fabrik, wo die Holzstämme zersägt wurden. Aus den im Sommer geöffneten Fenstern drang ein höllenmäßiger Lärm. Die Bauern wagten sich niemals in die Nähe. Der Unternehmer forderte einmal den Aeltesten auf, die Fabrik zu besichtigen, aber der bekreuzte sich und wehrte ab. „Was soll ich, Herr, in dem Teufelsraum! Im Handumdrehen hat einen der ‚Tschört‘ (der Teufel) beim Genick!“

Die Kinder waren beherzter, sie liefen, während den Vätern der Lohn ausgezahlt wurde und der Unternehmer den Schnaps kredenzte, näher zur Fabrik heran, drangen in den Hof und vergruben sich lachend in den großen Haufen von Sägespänen und Sägestaub wie Spatzen im Sand, blickten neugierig zu dem hübschen Wohnhause des Unternehmers empor und lugten durch den lose gezimmerten Zaun in den wohlgepflegten Garten. Einmal gewahrten sie dort eine feine Dame und ein kleines weißgekleidetes Mädchen mit blonden Locken, das ein ganz winziges blondes Kindchen auf dem Arm trug. Und sie stießen sich gegenseitig an und kicherten: „Daß es so kleine Kinder giebt!“

„Ich habe erst gestern einen kleinen Bruder bekommen,“ sagte die sechsjährige Njutka zu einem Kameraden, „aber der ist doch viel größer. Und dann schreit er auch.“

Njutka verband nun mit der Vorstellung von der Stadt die Begriffe, daß die Maschinen wie lebende Menschen seien, die kleinen, ganz kleinen Kinder aber — wie Tote. Sie erzählte das zu Hause ihrer Mutter, die die Hände über dem Kopf zusammenschlug und meinte: „Du gehst mir nicht mehr in die Stadt, Njutka, dort wirst Du noch vom Bösen verführt.“

Aber Njutka bat und bettelte so lange, daß sie das nächste Mal doch wieder den Vater begleiten durfte. Sie nahm sich vor, diesmal von all ihren Entdeckungen zu schweigen. Heimlich stahl sie sich von ihren Kameraden fort und eilte geradeswegs auf den Zaun zu. Sie legte das Auge an ein großes rundes Loch und spähte hindurch. Richtig, da ging es wieder, das kleine Fräulein, und hielt auch diesmal ein Kind auf dem Arm. Nein . . . das war kein Kind . . . das war ja der leibhaftige Teufel, mit braunem Gesicht, schwarzem Kraushaar, blutroten Lippen und einem roten Sammetkittel. Aber der Teufel rührte sich nicht, das kleine Fräulein nahm ihn auf den rechten Arm, dann auf den linken — er ließ sich alles gefallen. Dann beugte sie sich zu ihm nieder, sprach leise mit ihm und gab ihm einen Klaps. Nach einer Weile streichelte sie ihn, drückte ihn in ihren Armen und küßte ihn auf die halbgeöffneten blutroten Lippen.

Njutka hatte furchtbares Herzklopfen; aber die Neugierde besiegte die Angst. Sie steckte einen Finger durch das Loch, klopfte mit der Faust der anderen Hand auf den Zaun und rief: „Du, Fräulein, Du . . .“

Die Kleine hob den blonden Kopf. „Wer ruft mich?“

„Ich.“

„Wer bist Du?“

„Ich heiße Njutka und habe mit Väterchen Holz aus Pugowka gebracht. Siehst Du meinen Finger?“

„Jawohl. Nun klettere doch über den Zaun!“

„Ich kann nicht, ich bin zu klein.“

„Na, warte, dann will ich Dir das Pförtchen aufschließen.“

„Wird mir Dein Tschörtik (Teufelchen) aber auch nichts thun?“

„Welchen Tschörtik meinst Du?“

„Den Du auf dem Arm trägst.“

„Du bist dumm, das ist ja meine Puppe.“

„Was ist das, eine Puppe?“

„Na, komm her und sieh Dir's an!“

Einen Augenblick später knarrte das Pförtchen in den Angeln, und das kleine Fräulein, des Unternehmers einziges Töchterchen, Lisa, trat heraus. Sie blickte das Bauernmädchen nach Art verwöhnter Kinder sehr ungeniert an, dann sagte sie: „Du bist sehr schmutzig, Njutka.“

Njutka lachte, denn sie empfand diese Worte nicht als Vorwurf. Der Schmutz war für sie etwas ganz Natürliches. Sie

blickte nur mit gespannter Aufmerksamkeit auf die schwarze Negerpuppe.

„Das ist doch ein Tschörtik," sagte sie nach einer Weile bestimmt. Lisa zuckte die Achseln.

„Es giebt gar keinen Teufel. Diese Puppe hat mir meine Tante aus Paris geschickt."

„Was ist denn Paris?" fragte Njutka.

„Eine große Stadt, in der es die schönsten Puppen und Kleider giebt. Aus Paris kommen auch die Gouvernanten. Siehst Du, dort geht meine Gouvernante, mit der muß ich immer französisch sprechen. Paß auf, meine Puppe spricht auch französisch!" Und plötzlich sagte der kleine Neger ganz deutlich „Papa . . . Maman . . ."

Njutka war ganz blaß geworden und zitterte heftig.

„Willst Du ihn in die Hand nehmen?" fragte Lisa.

Njutka schüttelte den Kopf und rannte spornstreichs davon. Sie hörte noch, wie das kleine Fräulein laut und spöttisch auflachte.

Den Heimweg traten die Floßführer zu Fuß an, es war nur ein zweistündiger Weg; Njutka war sonst immer sehr ausdauernd im Gehen, heute schleppte sie sich kaum vorwärts. Daheim wurde sie von der Mutter, einer braven gutmütigen Frau, gefragt, ob sie krank sei.

„Nein."

„Willst Du essen, mein Täubchen?"

„Nein."

„Willst Du Thee trinken, mein Seelchen?"

„Nein."

„Was willst Du denn haben?"

„Eine Puppe, Mütterchen!"

Die Mutter lachte leise auf und streichelte dem Kinde die Wange.

„Warum sagtest Du das nicht gleich, Dummchen?"

„Also giebt es Puppen?" fragte Njutka, und ihre Augen glänzten freudig.

„Freilich, freilich . . . hab' selbst mit Puppen gespielt. Warte, mein Goldkind, gleich sollst Du eine haben!"

Die Frau kramte in einer Truhe, nahm ein paar bunte verwaschene Fetzen heraus, und eine halbe Stunde später gab sie ihrem Töchterchen die aus Flicken genähte Puppe, auf deren weißem Leinwandgesicht mit schwarzer Kohle die Augen, der Mund und die Nase aufgezeichnet waren.

„Das ist keine Puppe," sagte Njutka traurig.

„Wieso keine Puppe?" fragte die Mutter verblüfft.

„Nein . . . ich will eine Puppe, die französisch spricht."

„Die spricht? Ach Du lieber Gott, verzeih' mir armer Sünderin ... wer hat mein Kind behext? Eine Puppe, die spricht, die giebt's ja nicht! Der Tschört hat Dich genarrt. Ach Du himmlischer Vater, verzeih' ihr die Sünde!"

Und die gute Frau schlug große Kreuze vor dem im Winkel angebrachten Heiligenbild. Dann wendete sie sich streng an die Kleine.

„Daß Du mir im Dorf keinen solchen Unsinn redest und mich in Schande bringst! Eine Puppe, die spricht . . . ach Du lieber Himmel!"

Njutka schlich sich trübselig aus der Stube und weinte. Also war es doch ein Tschörtik gewesen!

Als sie das nächste Mal am Gartenzaun stand und das kleine Fräulein rief, machte ihr Lisa sofort das Pförtchen auf.

„Mütterchen sagt auch, es gebe keine sprechenden Puppen. Also ist es doch ein Tschörtik," versicherte Njutka ihre junge Gönnerin.

„Meinetwegen — wenn sich's nur gut mit ihm spielen läßt!" sagte Lisa lachend.

„Beißt er nicht?" fragte Njutka, mißtrauisch die Negerpuppe betrachtend, die Lisa ihr entgegenhielt.

„Nein!"

Zaghaft ergriff Njutka die Puppe bei dem feuerroten Sammetkittel.

„Laß Deinen Tschörtik nicht fallen," rief Lisa, „der kostet viel Geld!"

Sie nannte ihre Negerpuppe nun selbst Tschörtik, und es machte ihr Spaß, die Angst und Verwunderung des Bauernkindes zu sehen. Dann ließ sie die Puppe wieder „Papa" und „Maman" rufen und sagte, das bedeute „Väterchen" und „Mütterchen".

„Fürchtest Du Dich noch?" fragte sie. Njutka schüttelte den Kopf.

„Nun siehst Du, Du kannst immer mit dem Tschörtik spielen, wenn Du mit Deinem Vater herkommst."

Wochen vergingen. Njutka lief, so oft sie konnte, den zwei Stunden langen Weg, um nur einige Minuten mit der Negerpuppe spielen zu können. Im Hause wurde sie nicht vermißt, denn die Kinder tummelten sich ja meist im Freien umher und suchten das Haus nur auf, wenn sie Hunger hatten und die braune Buchweizengrütze aus dem Backofen herausholten. Wenn es regnete, war Njutka untröstlich, denn die Mutter ließ sie dann nicht auf die Straße, sie mußte den kleinen Bruder warten und am Strick ziehen, der die Wiege in Bewegung setzte. Einmal hielt sie es aber nicht mehr aus in der dumpfen Hütte; sie sprang zum niederen Fenster hinaus und lief barfuß, wie sie war, die holperige Landstraße hinab zum Städtchen. Der Regen goß in Strömen, Njutka ward bis auf die Haut durchnäßt, aber sie achtete dessen nicht. Sie kam bis zu dem Gartenzaun und spähte durch das Loch. Der Garten war natürlich wie ausgestorben — kein kleines Fräulein, kein Tschörtik. Bitterlich weinend lief Njutka den Weg zurück. Zu Hause versetzte ihr die Mutter ein paar Ohrfeigen dafür, daß sie weggelaufen, und der Vater drohte mit Schlägen. Njutka kroch auf die Ofenbank, hungrig und müde, und versuchte zu schlafen, aber der Kopf glühte ihr und sie sah so absonderliche Dinge vor sich, daß sie nicht wußte, ob sie schlief oder wachte. Dann fing sie an, laut zu rufen. Die Mutter horchte auf und sagte zu ihrem Mann: „Sie hat das Fieber!"

Plötzlich bekreuzte sie sich, denn die Kleine rief deutlich: „Tschörtik! Tschörtik! Ich will den Tschörtik haben!"

„Himmlischer Vater, sei uns gnädig, der Böse spricht aus ihr," rief die Mutter. Eine Nachbarin, die eben kam, um ein Viertelstündchen zu verplaudern, wurde schleunigst hinauskomplimentiert. Njutka rief immer wieder: „Gebt mir den Tschörtik!"

Der Vater verließ zornig die Hütte. Die Mutter aber faßte sich ein Herz und näherte sich dem phantasierenden Kinde. „Was willst Du, mein Seelchen?"

„Den Tschörtik, Mütterchen."

„Fürchte Gott, mein Täubchen, rufe den Tschört nicht! Wenn er kommt, nimmt er Dich weg und trägt Dich in die Hölle."

„Nein, Mütterchen, geh' nur zu dem Fräulein, die hat den Tschörtik, sie wird ihn mir schon geben. Geh' hin, Mütterchen, geh'!"

„Zu welchem Fräulein, Kindchen?"

„Zum Fräulein des Unternehmers, da, wo der große Garten ist. Ach Mütterchen, geh' nur, bring' mir den Tschörtik!"

Njutka fing an zu weinen, dann sprach sie wirres, unzusammenhängendes Zeug, daß der Mutter ganz bange wurde. Die Frau fiel auf die Knie nieder und betete, Gott möge ihr Kind gesund machen. Njutka aber schrie immer wieder dazwischen: „Den Tschörtik . . . den Tschörtik!"

Endlich konnte es die gequälte Mutter nicht länger mehr anhören.

„Ich geh' schon, mein Täubchen, hab' Geduld, ich gehe gleich. Ich hol' ihn Dir, den Verfluchten! ... Wenn das Fräulein nur nicht beleidigt ist! Wie soll nur der Böse zum Fräulein gekommen sein? Gott verzeih' mir armer Sünderin!"

Sie hüllte sich in ein Tuch und ging trotz der vorgerückten Stunde ins Städtchen zum Unternehmer. Dort ließ sie sich beim Fräulein melden. Man fragte nach ihrem Begehr.

„Die Njutka ist mein Kind," sagte sie, „sie hat mich hergeschickt, das Fräulein um den Satan zu bitten."

„Satan" erschien ihr höflicher als „Tschörtik".

Der Diener sah die Frau mißtrauisch an. „Bist wohl verrückt oder betrunken?" fragte er.

Die Frau wiederholte ihre Bitte noch eindringlicher als das erste Mal. Sie sah so anständig aus. Der Diener ging zu den Herrschaften und meldete mit unterdrücktem Lachen, eine Frau sei draußen, die bitte um den Satan vom gnädigen Fräulein. Lisa lachte und hüpfte wie toll im Zimmer umher.

„Ach, den Tschörtik meint sie wohl, den Tschörtik!" Und sie lief hinaus und brachte der Frau die Negerpuppe. „Da nimm ... Njutka darf ihn behalten, er ist so wie so alt!"

Die Frau versteckte die Hände unter der Schürze.

„Verzeih', Fräulein, aber mit bloßen Händen rühre ich ihn nicht an!"

„Na warte, ich will ihn Dir in Papier wickeln."

Behutsam nahm die Frau das Paket und verbarg es unter ihrem Tuch. Dann bekreuzte sie sich und eilte von dannen.

Unheimlich lang dünkte ihr heute der Weg mit dem Tschörtik unter dem Arm. Hatte er doch ihre Njutka behext, wie würde es nun ihr selbst gehen! Und wenn die Nachbarn erfuhren, daß sie den Teufel in ihrer Hütte habe, welcher Christenmensch würde dann noch mit ihr verkehren? Aengstlich preßte sie das Paket an sich. Plötzlich hörte sie einen langgedehnten, eigentümlich quietschenden Ton. Vor Entsetzen gelähmt, blieb sie stehen und drückte die Arme aneinander . . . da, wieder derselbe Ton unter ihrem Arm heraus. Die Frau schrie auf und ließ die Last fallen.

„Himmlischer Vater, beschütze mich!" murmelte sie und starrte auf das weiße Paket.

Sie war kaum noch zehn Minuten vom Dorf entfernt, aber sie traute sich nicht mehr, den Tschörtik anzufassen, jetzt, nachdem der böse Geist aus ihm gesprochen. Er war freilich sehr klein, der Teufel, wie, wenn sie ihn mit dem Fuß tot trat? Sie drückte mit ihrem hohen Männerstiefel vorsichtig auf die Negerpuppe . . . wieder ein langer klagender Ton! Das war zuviel! Die Frau schlug ihren Rock über den Kopf und lief spornstreichs nach Hause.

Njutka lag noch auf der Ofenbank, mit fiebergeröteten Wangen und glänzenden Augen. Neben ihr stand ein altes Weib und schüttelte den Kopf.

„Deine Tochter, Anisja, ist vom Bösen besessen," sagte sie zur eintretenden Mutter.

Anisja brach in Schluchzen aus und warf sich auf die Fensterbank.

„Verzweifle nicht, Anisjuschka, ich habe schon Gebete gesprochen, vielleicht hilft der Herr."

„War mein Mann da?"

„Jawohl — aber er schämte sich so, und da ist er wieder weggegangen."

„Die Schande, die Schande!" stöhnte Anisja.

Njutka hörte jetzt die Stimme der Mutter, richtete sich auf und rief:

„Mütterchen, den Tschörtik — gieb mir den Tschörtik!"

„Daß ihn die Erde verschlinge! Ich hab' ihn nicht!"

Njutka warf sich unruhig hin und her und verlangte zu trinken. Aber die Alte und Anisja waren so sehr in ihre Gebete vertieft, daß sie den Wunsch des Kindes überhörten. Gegen Abend füllte sich die Hütte mit Nachbarn. Alle hatten schon gehört, daß Njutka vom Teufel besessen sei. Scheu drückten sie sich an die Wand und blickten auf das fiebernde Kind, das sich seine Krankheit doch durch nichts anderes als durch das hastige Laufen im regnerischen kalten Wetter zugezogen hatte. Ratschläge wurden laut. Die einen meinten, man solle einen Eimer mit kaltem Wasser über das Kind gießen, um den Teufel auszutreiben, die anderen wieder verlangten, man solle den Ofen recht einheizen und das Kind dem Feuer so nahe als möglich bringen, damit der Teufel ersticke. Ein Glück, daß die Mutter all diese Ratschläge von sich wies und nur zum Gebet ihre Zuflucht nahm.

Daß sie selbst den Versuch gemacht hatte, den Tschörtik ihrer Tochter zu bringen, verschwieg sie wohlweislich, um nicht in Verruf zu kommen.

Allmählich entfernten sich die Dorfbewohner kopfschüttelnd aus der Hütte. Nur die Alte blieb da, um die bösen Geister weiter zu beschwören. Gegen Morgen kam auch der Bauer in angetrunkenem Zustande nach Hause. Er machte schlechte Witze über den Teufel, schrie laut, er wolle es schon mit ihm aufnehmen, und legte sich endlich auf den Ofen, um sofort in lautes Schnarchen zu verfallen.

Draußen hörten Regen und Sturm nicht auf. Anisja betete, bis ihr die Augen zufielen. Die Alte war längst eingenickt, und nur Njutka unterbrach die eintönige Stille mit klagenden Rufen: „Ich will den Tschörtik . . . gieb mir den Tschörtik!"

Um die Mittagszeit des andern Tages klärte sich der Himmel auf. Die Kinder tummelten sich draußen vor dem Dorfe und sprangen lustig über die großen Wasserlachen. Da entdeckten sie plötzlich ein aufgeweichtes Paket, aus dessen zerschlissenem Papier hie und da etwas Schwarzes hervorlugte. Sie rissen das Papier herunter und erblickten die Negerpuppe.

Was war das für ein Ding? Es hatte Gliedmaßen wie sie selbst, war aber leblos und schrecklich schwarz. Die Beherzten tippten es an, die Aengstlichen verschränkten die Arme auf dem Rücken und blinzelten nur neugierig über die Köpfe der anderen hinab auf den seltsamen Fund.

„Ich nehme mir diesen Tschörtik," sagte endlich der Mutigste und Größte, bemächtigte sich mit dem Rechte des Stärkeren der Puppe und trug sie nach Hause. Als er in die elterliche Hütte trat, sah er Anisja neben seiner Mutter stehen und sich mit der Schürze die Thränen aus den Augen wischen.

„Seht, was ich gefunden habe!" rief er triumphierend und hob die Negerpuppe in die Höhe.

Anisja stieß einen durchdringenden Schrei aus. „Das ist ja der Tschört, der leibhaftige Satan . . . wirf ihn fort, den Verfluchten . . . rühr' ihn nicht an!"

Die beiden Frauen waren ganz blaß geworden. „Wirf ihn fort!" kreischte nun auch die Mutter.

Und eh' sich der Knabe dessen versah, hatte die Mutter die Negerpuppe ergriffen und in weitem Bogen aus dem Fenster geworfen. Auf der Straße sammelten sich die Kinder an. Anisja lief zu ihnen hinaus.

„Nicht anrühren! Das ist der Böse, er hat mir mein Kind verhext, meine Njutka!"

Aus den Hütten kamen allmählich alle Frauen herbei, um sich den Tschört anzusehen.

„Die Fratze, die er hat!" sagten die einen.

„Warum er so klein ist?" fragten die anderen.

„Damit er überall eindringen kann," erklärte Anisja. „Er sieht aus wie eine Puppe und täuscht die Menschen, aber das ist alles Trug und List, um uns zu verderben."

„Was machen wir aber mit ihm, wir können ihn nicht hier lassen, mitten im Dorf — weiß Gott, was uns dann noch alles passiert."

Männer traten nun auch herzu, und bald war das ganze Dorf versammelt. Der Bauernälteste betrachtete die Puppe lange Zeit, dann sagte er laut:

„Hier hat der Tschört keinen Platz, er verunreinigt die Straße. Und es ist meine Pflicht, auf die Sauberkeit der Straße zu achten. Als Aeltester kann ich auch nicht zugeben, daß Ihr den Tschört in Eurer Behausung habt. Ich schlage vor, wir vergraben ihn."

Aber die Männer schüttelten die Köpfe.

„Dann gedeiht uns keine Saat. Der Boden, auf dem unser Korn wächst, den unser Vieh betritt, ist geheiligt!"

„Steinigen!" „Verbrennen!" hieß es nun in wirrem Durcheinander. Der Aelteste aber hob beschwichtigend die Arme.

„Was geschieht denn mit dem Körper, was mit der Asche? Nein, so rasch können wir uns nicht entscheiden. Noch heute berufe ich Versammlung ein. Ihr müßt zur Beratung kommen, auf daß wir keinen übereilten Entschluß fassen. Zwei Männer bleiben hier und bewachen den Satan, daß er nicht Unheil stiftet in der Nacht. Ihr Weiber aber betet, daß er sich nicht in Eure Seelen schleicht, wie er sich in die Hände unserer Kinder geschlichen."

„Sollen wir nicht den Batjuschka aus der Stadt herbitten, daß er ein Gebet spricht?" fragte eine Frau.

Der Aelteste zuckte die Achseln. „Wenn wir den Popen extra bitten, dann kostet's uns Geld, kommt er aber zum Kornsegen, dann kann er die Stelle hier gleich mitbespritzen. Das stellt sich billiger. Fürchtet Euch nicht! Ich bin Euer Aeltester, ich werde für Euch sorgen."

In den meisten Hütten brannte die ganze Nacht über Licht, denn der Tschört war im Dorf! Die Frauen beteten, die Männer saßen beim Branntwein in der Hütte des Aeltesten und berieten, was sie mit dem Tschört thun sollten. Die Sitzung war sehr erregt. Erst beim Morgengrauen trennten sie sich. Anisjas Gatte trat laut polternd in die Hütte; seine Frau kam ihm entgegen und sagte: „Njutka ist fast ganz gesund, sie hat schon Grütze gegessen und Apfelwein getrunken."

Der Bauer reckte sich in die Höhe.

„Das mußte auch so sein, denn ich habe vorgeschlagen, was mit dem Tschört geschehen soll, und mein Vorschlag ist angenommen worden. Wir binden ihm einen schweren Stein um den Hals, fahren mit einem Boot bis in die Mitte des Flusses und versenken ihn da, wo es am tiefsten ist."

Anisja faltete die Hände und blickte ihren Mann bewundernd an.

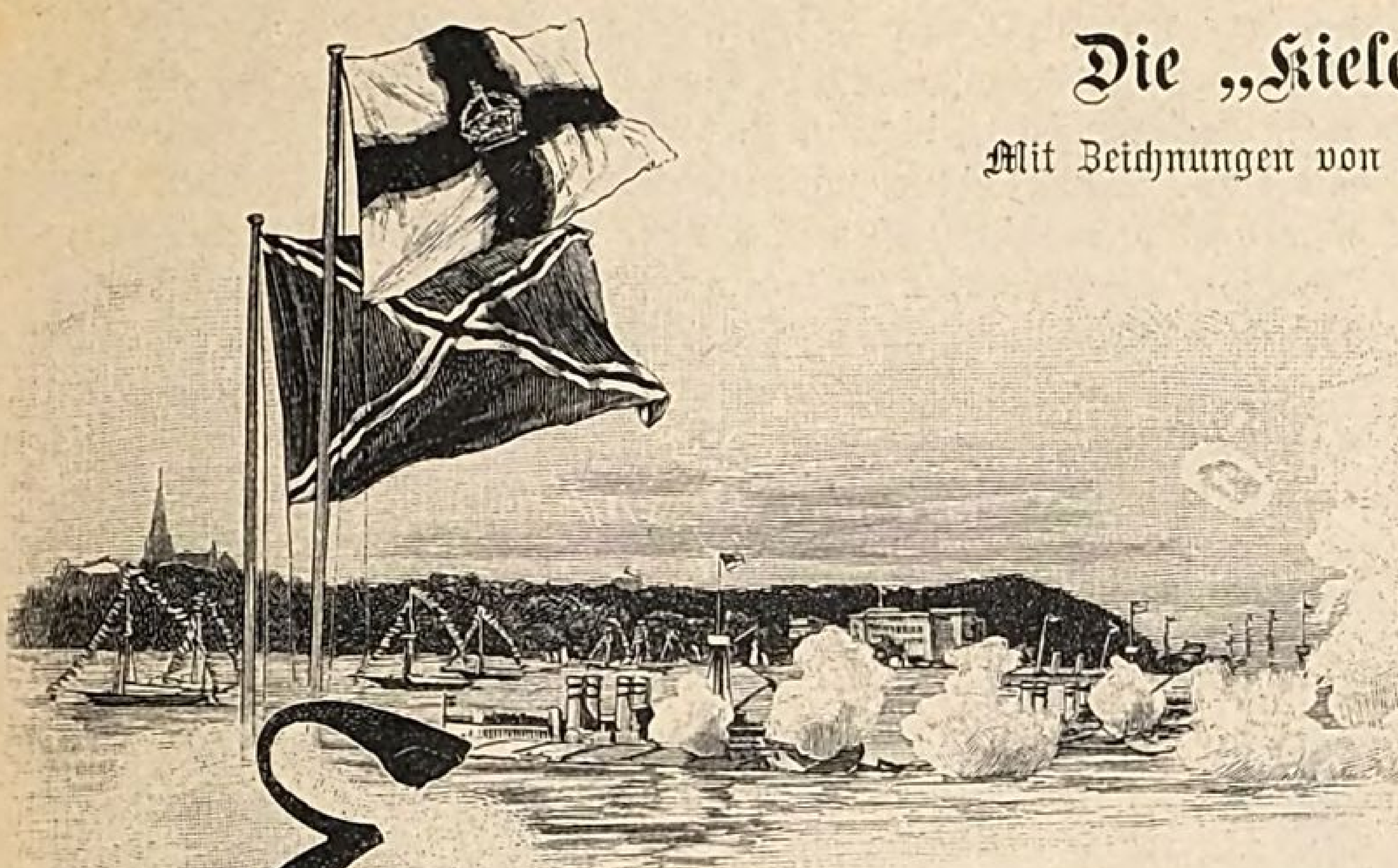
„Den Gedanken hat Dir Gott eingegeben, mit eigenem Verstand kann man so 'was Kluges gar nicht erdenken!" sagte sie, indem sie tief und erleichtert aufatmete und sich andächtig bekreuzte.

Am andern Morgen banden graubärtige Männer einer Pariser Negerpuppe einen Strick um den Hals und versenkten sie in die dunklen Fluten des Flusses. Die übrigen Dorfbewohner standen am Ufer und dankten Gott, daß er sie vom „Tschört" befreit hatte.

Also geschehen zu Pugowka am 24. Juni 1893.

Die „Kieler Woche.“

Mit Zeichnungen von Fritz Stoltenberg.



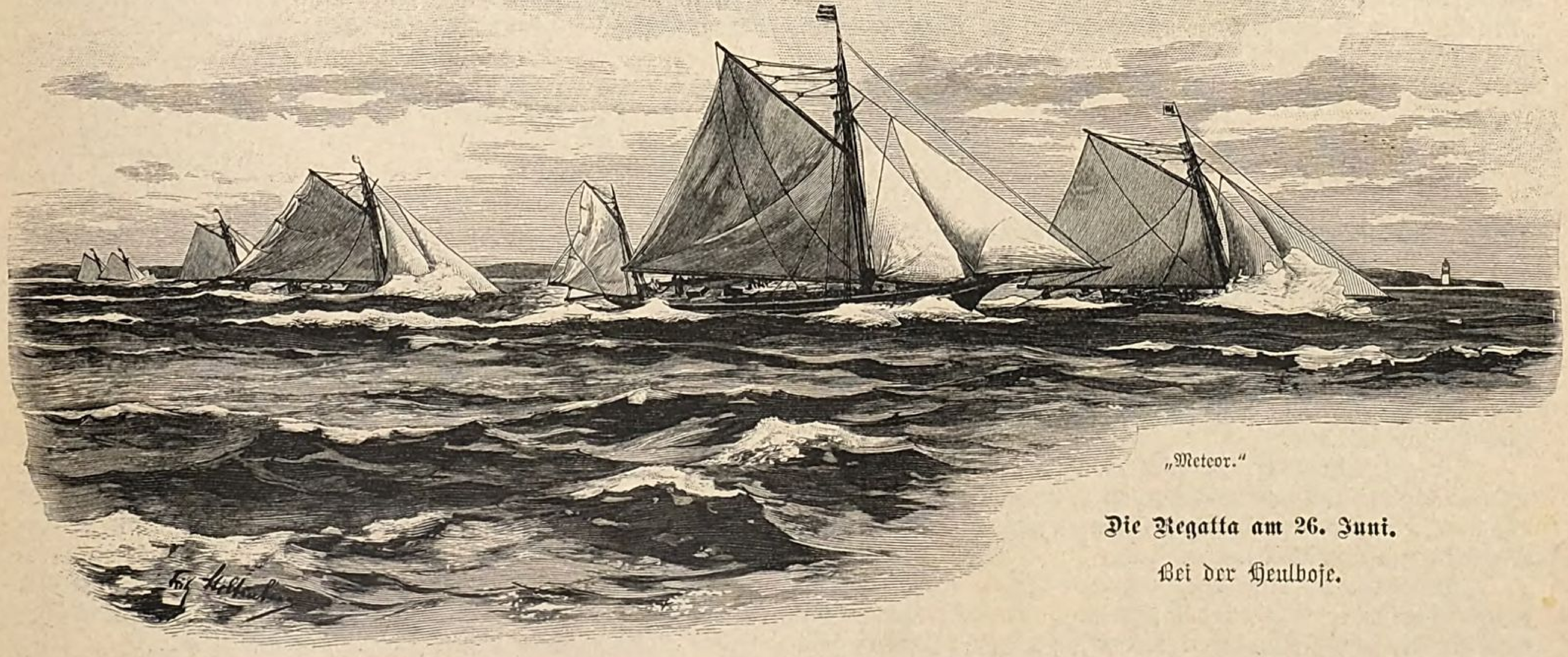
Salut bei der Ankunft des Kaiserpaares.

Eine ganz besondere Vorliebe, die Kaiser Wilhelm II. allen seemännischen Angelegenheiten widmet, hat auch dem Segelsport in deutschen Gewässern einen bemerkenswerten Aufschwung gebracht. Wohl giebt es seit vielen Jahren auch in Deutschland Jachtenbesitzer und Segelregatten, aber erst in neuester Zeit haben sich die großen dem Segelvergnügen huldigenden Vereine, der Norddeutsche Regattaverein in Hamburg und der Kaiserliche Jachtklub in Kiel, so zu fühlen begonnen, daß sie mit den Engländern in Wettbewerb traten und in der „Kieler Woche“ ein Regattenschauspiel schufen, das den Vergleich mit der berühmten „Cowes-Woche“ in England nicht zu scheuen brauchte. Zum erstenmal erschienen auch fremde Gäste, namentlich Engländer, in größerer Anzahl am Start, ein Beweis, wie sehr die Rennpreise von der Kieler Föhrde in der internationalen Wertschätzung gestiegen sind.

Prachtvoller Sonnenschein strahlte über der Bucht die ganze Woche hindurch. Aber der Sonnenschein, so sehr er das Bild belebt und verschönt, ist doch für den Segler nur ein sehr unwesentlicher Bestandteil des Wetters. „Der Wind, der Wind, das himmlische Kind“ — das ist der Herrscher, von dessen Gnade alles abhängt auf dem flüssigen Rennfelde. Und seine Gnade war sehr wechselnd in den Regattatagen vom 23. bis zum 30. Juni. Einmal, am 28. Juni, blies er so schwach, daß die Boote zum Teil von Dampfern und Torpedobooten in den Hafen geschleppt werden mußten, nachdem sie 10 Stunden lang vergeblich alle Leinwand ausgebreitet. Und ein andermal, am 26. Juni, war er so kräftig, daß gar manchem der Zuschauer an Bord der begleitenden Personendampfer das Herz sehr, sehr tief sank. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Die Festlichkeiten der „Kieler Woche“ nahmen ihren Anfang mit dem Einzug des Kaiserpaares und des Prinzen Adalbert am Freitag den 22. Juni. In der Mitte des Kriegshafens lagen in langer Front die mächtigen Panzerkolosse, die weißleuchtenden Schulschiffe und die flinken Avisos, wohl 25 größere Kriegsfahrzeuge, während in einer zweiten Linie näher dem Ufer die Jachten, die an den Wettfahrten sich beteiligen wollten, bis zu den Toppen beflaggt, sich aufreihten. Etwa um 4 Uhr nachmittags mochte es sein, als unter dem Donner der Geschütze sämtlicher im Hafen ankernden Kriegsschiffe, unter den Klängen des Präsentiermarsches von allen Verdecken, unter dem Hurra der Mannschaften und dem Jubel der Menschenmassen am Ufer das blaue Kaiserboot auf die „Hohenzollern“ zusteuerte, den Kaiser, seine Gemahlin und seinen dritten Sohn an Bord zu führen.

Gleich am folgenden Tage begannen die Wettfahrten mit der Segelregatta des Norddeutschen Regattavereins, an der sich nicht weniger als 30 Jachten beteiligten. Unser Bild S. 537 zeigt uns die stolze Flottille in ihrer ganzen Pracht. Da nur ein mäßiger Wind wehte, so setzten die Boote gleich nach dem Start alle Leinwand bei, die sie nur tragen konnten, und so ergab sich der großartige Anblick, den unser Künstler festgehalten hat. Der „Meteor“ mit dem Kaiser und der Kaiserin an Bord übernahm sehr bald die Führung. Er gehört zu den Jachten der Ia Klasse, d. h. zu denen, die am meisten „Segeleinheiten“ aufweisen, oder mit anderen Worten, die dem Wind im Verhältnis zu ihrem größten Querschnitt unter der Wasserlinie am meisten Segelfläche zu bieten imstande sind; der „Meteor“ hatte darin bei den Kieler Rennen nur einen Genossen, den „Wiking“ des Earl of Caledon, der indessen bei dem flauen Wind am 23. etwas zurückblieb und überdies an der ersten Segelmarke, der Heulboje, auf der falschen Seite vorbeifuhr, worauf er das Rennen aufgab. Auch die „Mücke“ des Herrn Ziese in Elbing hatte dasselbe Mißgeschick. Sie ließ sich aber nicht irremachen, kehrte um und nahm die Boje von der richtigen Seite. Der „Irene“ des Prinzen Heinrich begegnete das Unglück, daß ihr die Verlängerung des Mastes, die sogenannte „Stänge“, brach, so daß man plötzlich das Toppsegel herunterwehen sah. Allein Prinz Heinrich, der seine Jacht stets selbst steuert, gab das Rennen deshalb nicht auf, obwohl er keine Aussichten mehr hatte. Die „Mücke“, die „Irene“ sowie die auf unserem Bilde S. 537 noch weiter sichtbaren Jachten „Varuna“, „Carina“ und „Lais“ gehören sämtlich der



„Meteor.“

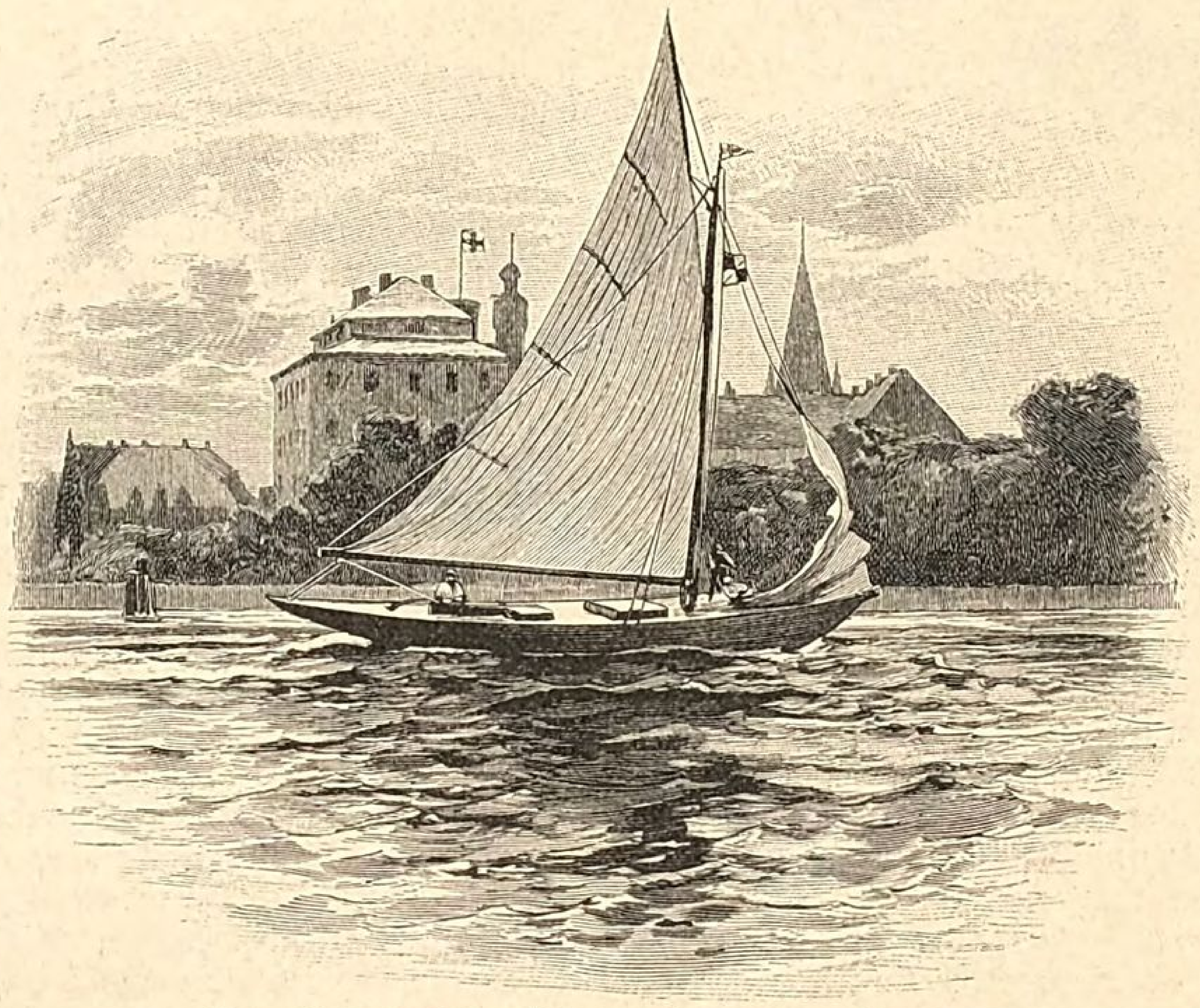
Die Regatta am 26. Juni.

Bei der Heulboje.

„Carina.“ „Wiking.“

Ib Klasse an, d. h. sie weisen eine wesentlich niedrigere Zahl von Segeleinheiten auf als „Meteor“ und „Wiking“. Nach etwa dreieinhalbstündiger Fahrt hatte der „Meteor“ die 27 Seemeilen (50 Kilometer) lange Bahn durchsegelt und fuhr als erstes Boot durch die Ziellinie, von allen Seiten mit einem brausenden „Hipp, Hipp, Hurra“ begrüßt, während in der Ib Klasse die „Carina“ des englischen Admirals Montagu Siegerin blieb.

Nachdem am Sonntag die feierliche Einreihung des Prinzen Adalbert in die deutsche Marine vollzogen worden war, nahmen die Regatten am Montag ihren Fortgang mit einer Binnenregatta des Kaiserlichen Jachtklubs. Die größeren Jachten, die sich an diesem Rennen nicht beteiligten, fuhren meist mit hinaus, an Bord des „Meteor“ das Kaiserpaar, auf der mittlerweile reparierten „Irene“ die Gemahlin des Prinzen Heinrich mit ihrem kleinen Sohne Waldemar. Besondere Aufmerksamkeit ob ihrer Schnelligkeit und Manövrierfähigkeit erregte an diesem Tage die „Gudruda“ des Prinzen Heinrich. Dieses ganz kleine Rennboot ist ein Vertreter des neuesten Typus im Segelsport, des „Wulstkielers“. In der Mitte des Kiels wird nämlich eine Stahlplatte angebracht, an deren unterem Ende ein Metallwulst etwa in der Form einer Cigarre sich befindet. Unsere Abbildung zeigt die „Gudruda“ bei ihrer Rückkehr vom Rennen in der Nähe des Schlosses, die Rennflagge weht als Zeichen des Sieges unterhalb des Klubstanders.



Die „Gudruda“ des Prinzen Heinrich von Preußen.

Den Glanzpunkt der „Kieler Woche“ bildete unbedingt die Seeregatta des Kaiserlichen Jachtklubs am 26. Juni, wenn auch, wie schon oben erwähnt, an diesem Tage vielen das Vergnügen des Zuschauens etwas verfalzen wurde. Eine steife Kühlte aus Nordnordwest hatte sich immer stürmischer gestaltet, und manchem Zuschauer mag es schon im inneren Hafen angst und bange geworden sein um das Schicksal der zum Start sich anschickenden Rennjachten, wenn oft die ganzen Schiffskörper vollständig im weißen Gischt der Wogen verschwanden. Allein das Rennen verlief ohne Unfall. Nach dem Start der ersten Klassen übernahmen „Meteor“ und „Wiking“ die Führung und blieben auch bis zur Heulboje und weiter bis zum Stollergrund-Feuerschiff dicht beieinander. Der „Wiking“ war an diesem Tage offenbar besser in seinem Element, und der Ausgang wäre zweifelhaft gewesen, wenn nicht in der Nähe des Feuerschiffs der „Wiking“ eine Beschädigung an der Gaffel erlitten hätte, die ihn zum Beidrehen und zur Aufgabe des Rennens zwang. Auf unserer Abbildung S. 541 sehen wir „Wiking“ und „Meteor“ in der Nähe der Heulboje mit den Wogen kämpfen, gefolgt von der „Carina“, welche anfangs die Führung der Ib Klasse übernommen hatte, diese später aber, da sie „sich versegelte“, an „Mücke“ abgeben mußte, die als erstes Schiff, sogar noch vor dem „Meteor“, ans Ziel gelangte.

Ueber alle die weiteren Rennen, die sich noch bis zum 30. Juni ausdehnten, hier einzeln zu berichten, würde zu weit führen; sie waren leider sämtlich durch flauen Wind stark beeinträchtigt. So krochen die sonst so flinken Segler recht mühsam vorwärts, und am 28. Juni geschah es sogar, daß sich, wie erwähnt, die größeren Jachten lieber in den Hafen schleppen ließen, als länger mit schlaffen Leinwänden herumzuliegen.

Um so größer war die Lust am Abend dieses windstillen Tages bei dem Blumenkorso, den die Kieler Marineoffiziere veranstaltet hatten (s. S. 533). In aller Heimlichkeit waren die Boote der Kriegsschiffe, die Pinassen, Kutter, Jollen und die zierlichen Gigs, wohl hundert an der Zahl, durch Laub- und Blumengewinde, durch Drapieren mit Flaggentuch ꝛc. in stolze Wikingerschiffe, venetianische Gondeln, neapolitanische Fischerboote, afrikanische Küstenfahrer und winzige Raddampfer verwandelt. Auf dem Radkasten eines dieser kleinen Fahrzeuge war mit sichtlicher Liebe der poetische Name „Middy“ aufgemalt, eine seemännische Verkürzung des englischen Worts „midshipman“, was auf deutsch einen Seekadetten bedeutet. Nachdem die bunte Flottille sich in der Nähe der Marineakademie gesammelt hatte, zog sie bald nach 8 Uhr zur Huldigung nach der „Hohenzollern“, diese wieder und wieder umkreisend. Die Dämmerung brach herein, Lampions wurden auf den Booten entzündet, bengalische Feuer flammten auf — die elektrischen Scheinwerfer der „Hohenzollern“ sandten breite Strahlen taghellen Lichtes über das feenhafte Treiben, der Kaiser selbst warf unermüdlich vom Verdeck seines Schiffes den Damen in den vorbeifahrenden Booten Blumen zu — es war ein Fest, wie es Kiel wohl selten erlebt hat.

„Up ewig ungedeelt!“

(1. Fortsetzung.)

Novelle von Jassy Torrund.

Im Genthinschen Hause galt es, mit fliegender Eile die Zimmer zum Empfang der preußischen Einquartierung zu rüsten.

Mitten in dem Wirrwarr von umhergestellten Betten und Möbeln wurde Frau Hedwig der Besuch ihres Hausarztes gemeldet.

In einiger Aufregung betrat sie das Wohnzimmer, wußte sie doch, daß man jetzt im Städtchen über sie, die „Preußin“, wegen ihres Vorgehens zu Gericht saß, daß man das Urteil vielleicht schon gesprochen hatte.

Der gute alte Herr, der ihr schon über so manche schwere Stunde klug und liebevoll hinweggeholfen, stand mitten im Zimmer. Die dargereichte Hand übersah er, den angebotenen Stuhl lehnte er mit kurzem Kopfschütteln ab.

„Das hätte ich denn doch nicht von Ihnen geglaubt, Madame!“ begann er heftig und blickte die junge Frau unter seinen buschigen weißen Augenbrauen hervor finster an. „Wenn ich's mit der ersten besten zu thun hätte, so würde ich sagen: laß sie, sie hat's in ihrer Dummheit gethan! Aber Sie, eine kluge, taktvolle Frau, Sie geraten auf solche Abwege, lassen sich auf solche Hansbunkenstreiche ein! Was? Ihr Mann steht als Vertreter unserer Bürgerschaft in Frankfurt, um den Bund anzueifern, daß er für unsere gute und gerechte Sache eintreten, unsern rechtmäßigen Herrscher zur Anerkennung bringen soll — nicht aber, um die Preußen über unser Recht entscheiden zu lassen! Die brauchen wir hier nicht und wollen wir nicht! Denn, Madame, es bleibt unvergessen, was sie uns angethan haben. Und Sie, die Frau dieses Mannes, unseres Abgesandten, Sie hängen hier in unserer herzogstreuen Stadt eine preußische Fahne heraus, Sie machen Kränze und Sträuße und Gott weiß was für Teufeleien und bereiten den verd .... Preußen einen feierlichen Empfang in dem Lande, wo man sie nicht verlangt hat, wo sie von Gott und Rechtswegen nichts mehr zu suchen haben. Da soll doch ...!“

Hedwig war bis in die Lippen erblaßt; aber sie schaute dem

zürnenden alten Mann tapfer in die feindseligen Augen; ihre schlanke Gestalt richtete sich höher auf.

„Sie beleidigen mich mit jedem Wort, Herr Doktor," sagte sie mit bebenden Lippen, „doch darauf kommt es jetzt nicht an. Ich bin nur eine Frau und verstehe nicht viel von Politik; aber das möchte ich Sie doch fragen: wie hat man denn hier zu Lande die Sachsen und Hannoveraner empfangen? Warum denn nur für Preußen den Haß, wenn man den anderen doch dankbar entgegenjubelt? Kommen die Preußen nicht gerade so gut als Schleswig-Holsteins Befreier wie die anderen? Und ist ihr Leben vielleicht weniger wert als das der anderen?"

„Das verstehen Sie nicht, Madame!" unterbrach er sie barsch. „Sie sind eben keine Schleswig-Holsteinerin — leider Gottes! Sie haben die Zeit von 1848 bis 1852 nicht miterlebt, Sie wissen nicht, wie man uns in jenen Jahren behandelt hat! All unser Können, unser Gut, Blut und Leben hatten wir eingesetzt für unsere heilige Sache. Ganz Deutschland jubelte uns zu und stand auf unserer Seite. Die Preußen kamen und brachten uns die erste Hilfe, und all unser Vertrauen, all unser Hoffen hatten wir auf sie gebaut! Auf den Sand gebaut! Was that Preußen, Madame? Was that es, frage ich Sie? Kaum zwei Jahre später schloß es einen elenden Frieden mit Dänemark — ohne unser Wissen und gegen unsern Willen! Schmachvoll überlieferte es uns dem alten Todfeinde zu neuer Knechtschaft, und diese Knechtschaft war furchtbarer als alles, was wir bisher erlebt! Unser Herzog und die Besten des Landes wurden verjagt, und nach und nach ward jegliches Recht uns genommen. Wie viele von uns, die für Preußens Hilfe mit Rat und That eingetreten waren, kamen damals in die schwerste Bedrängnis! Glauben Sie, daß sich das vergißt?" fragte der alte Mann mit finsterem Ingrimm.

Die Frau hatte schweigend zugehört. Auch ihr war die Geschichte dieses unglücklichen Landes, dem sie seit elf Jahren angehörte, nicht fremd geblieben. Aber sie konnte die alte Heimat, konnte den Standpunkt ihrer Landsleute nicht verleugnen.

„Preußen wurde durch Rußland und England beeinflußt, wie Sie wohl wissen, Herr Doktor. Es konnte nicht anders handeln," sagte sie mit wachsender Wärme. „Und das war die Politik der Staatsmänner. Was aber wußte das Volk davon? Was können die braven Soldaten dafür, die heute wie damals für Schleswig-Holstein in den blutigen Kampf ziehen? Diese zu beschuldigen, diesen zu grollen, ist ungerecht!"

„Ungerecht?" fragte er höhnisch zurück. „Sollen wir vielleicht nochmals unsere Zukunft von Preußen erwarten? Sollen wir da glauben und vertrauen, wo wir so schmählich getäuscht wurden? Aber Sie sind eine Frau, und mit Frauen rechte ich nicht. Und um das, wovon Sie hier reden, handelt es sich auch gar nicht! Nicht um Preußen, sondern um Sie. Mir scheint, eine Frau soll auf das Glaubensbekenntnis ihres Mannes schwören — in der Religion wie in der Politik. Oder gilt etwa bei Ihnen zu Lande nicht das Wort: ‚Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott'? Sollten Mann und Frau nicht eins sein, eine Seele, ein Hassen und ein Lieben? Und nennt Ihr in Preußen das ‚eins sein', wenn der Mann treu zu seinem angestammten Herrscherhause steht, wenn er die Interessen des Landes nach Recht und Glauben in der Ferne vertritt — und wenn die Frau unterdessen in der Heimat hinter seinem Rücken den verhaßten Feinden Kränze an den Hals wirft? Ich frage, nennt man das Treue bei Euch in Preußen?"

Totenstille trat ein. Dann entgegnete Hedwig, nach Ruhe ringend, mit seltsam tief klingender Stimme: „Wenn Sie so fortfahren, Doktor Jürgensen, werde ich Sie allein lassen müssen! Sie häufen eine Beleidigung auf die andere, und nur die Achtung und Dankbarkeit für den alten Hausfreund und Hausarzt verbieten mir, Ihnen die gebührende Antwort zu geben."

Vor innerer Aufregung zitternd, totenblaß, aber furchtlos und stolz stand sie vor dem alten heftigen Mann, und diese einfache und doch so hoheitsvolle Frauenwürde entwaffnete den Leidenschaftlichen.

„Ich sehe ein, daß ich zu weit gegangen bin, Frau Genthin," sagte er einlenkend und ließ sich erschöpft in einen Lehnstuhl sinken. „Man soll keinen Menschen ungehört verdammen. Also reden Sie! Sagen Sie in Gottes Namen alles, was Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen haben!"

Hedwig blieb vor ihm stehen, die Hand auf die Tischplatte gestützt. „Sie irren, wenn Sie glauben, ich hätte es hinter meines Mannes Rücken gethan." Ihre Stimme klang kalt und beherrscht; allmählich aber, wie sie weiter sprach, machte sich der Sturm in ihrem Innern bemerkbar. „Ich habe ihm alles geschrieben, denn ich bin nicht die treulose, pflichtvergessene Frau, für die Sie mich halten — und Sie vor allen sollten mich doch besser kennen! Meine Handlungsweise mag thöricht und unverständig erscheinen, das geb' ich zu, aber ich that nur, was mein Herz mir riet, was tausend andere Frauen, was Ihre eigene Frau auch gethan hätte, wäre sie an meiner Stelle gewesen! Sagen Sie doch selbst, Herr Doktor, wenn eine Frau jahrelang in einem Lande lebt, das seinen Sitten und Gebräuchen, fast auch seiner Sprache nach ein ‚fremdes' Land für sie ist; wenn sie in all dieser Zeit nie einen Landsmann sah, nie einen heimatlichen Klang hörte, und nun nach Jahren kommt für sie der Tag solchen Wiedersehens; ihre Landsleute ziehen ein, nicht als Feinde, sondern als Befreier, sie schaut die Fahne wieder, in der sie schon als Kind etwas Hohes, Heiliges sah, sie hört die teure Melodie der alten Königshymne, bei deren Klängen ihre Brüder, ihr Vater schon hinausgezogen sind . . ."

Sie brach ab; Thränen erstickten ihre Stimme.

Der alte Hausarzt hatte die Blicke zu Boden gesenkt und starrte nachdenklich auf das Teppichmuster; dann strich er mit der Hand über die Augen. „Frauenlogik!" murmelte er kopfschüttelnd. „Da läuft das Herz allemal mit dem Verstande davon. Aber man muß Euch nehmen, wie Ihr seid!" Er richtete sich stramm auf — die klugen Augen unter den buschigen Brauen schauten fast freundlich auf die Preußin. „Ich verstehe Sie, Frau Hedwig, fange an zu begreifen, was alles in einer richtigen preußischen Frauennatur stecken kann. Als Gattin Ihres Mannes haben Sie grundverkehrt gehandelt, aber vom menschlichen Standpunkt aus muß ich Ihnen beinahe recht geben. Wollte, Sie wären eine der Unserigen! Sie haben einen alten bärbeißigen Schleswig-Holsteiner dazu bekehrt, die preußischen Frauen zu respektieren — wenn er mit den Männern auch keine Freundschaft halten möchte. Der Glaube fehlt und das Vertrauen fehlt! Werden sie's diesmal anders machen als anno dazumal?"

Er zuckte die Achseln und schwieg in finsterem Sinnen. Kein Laut, kein Leben im ganzen Zimmer, nur das einförmige Ticken der Uhr und das Tanzen der Sonnenstäubchen. Der Alte spann seinen schweren Gedankengang fort, endlich aber sagte er laut und ernst: „Von mir also soll Ihnen vergeben sein. Aber die andern! Kind, Kind, da kann ich Ihnen nicht helfen. Man führte den Stephanus hinaus und steinigte ihn. Selbst meine eigene gute Frau — das vergiebt sie Ihnen nicht!"

Er reichte ihr die Hand und drückte die ihrige fest und treu. „Gott befohlen, junge Frau! Halten Sie's aus, halten Sie den Sturm aus! Die bösen Tage gehen vorüber wie die guten. Wer weiß, es kommt vielleicht eine andere Zeit — wir verstehen sie nur noch nicht!"

Damit schied er.

Und die Frau, die so stolz vor ihm gestanden, wartete nicht ab, bis die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte. Sie legte die Arme auf den Tisch und weinte, weinte — ihr war das Herz zum Sterben schwer.

Aber es war ihr keine Zeit vergönnt, sich ihrem Schmerze zu überlassen.

„Kann ich die gnädige Frau selber sprechen?" fragte draußen eine laute jugendliche Männerstimme, die der Weinenden seltsam bekannt vorkam.

„Madam', dar sünd se all!" mit diesem Schreckensruf kam Stine zur Thür hereingestürzt. „Un wat de Oebberst vun ehr is, de will abs'lut uns' Madam' sülwsten spreken!"

Hedwig trocknete ihre Augen — da stand auch schon ihr Besuch auf der Schwelle.

„Hedel! Gott im Himmel, hab' ich mich gefreut, als ich hörte, daß mein Quartierzettel auf Euern Namen lautete! Ein junger Mensch muß Glück haben, sonderlich im Krieg und in der Liebe, nicht wahr, Kousinchen?"

Er stand vor ihr und streckte ihr beide Hände entgegen — ein großer breitschulteriger Offizier, das offene, von der Kälte gerötete Gesicht von blondem Haar und Bart umgeben.

Frau Hedwig starrte ihn an, als sähe sie einen Geist; willenlos ließ sie's geschehen, daß er ihre Hände nahm und sie küßte. Dann erst konnte sie reden, ward sie wieder Herr ihres aufgeregten Selbst. Ein Freudenschimmer flog über ihr junges Gesicht und färbte die bleichen Wangen mit schöner heller Röte. „Du, Gerhard!" rief sie und schaute zu ihm empor mit schwesterlichem Vertrauen. „Wie kommst Du hierher, in den Krieg? Und nun gerade zu uns?"



Der deutsche Kaiser Heinrich III. fordert Kön

Nach einer Originalzeich



ig Heinrich I. von Frankreich zum Zweikampf.

nung von Fritz Roeber.

Und dann siegte die hausfrauliche Fürsorge über jedes andere Gefühl. „Nun setze Dich nur erst und ruhe aus, Du wirst hungrig und müde sein.“

Sie eilte an die Thür und gab der alten Köchin draußen einen Befehl. Als sie zurückkam, trat sie dicht an ihren Gast heran, reichte ihm die schmale Hand, an der der goldene Trauring glänzte, und sagte herzlich: „Willkommen, Gerhard! Dich hat mir der liebe Gott geschickt. Mein Mann ist verreist, und mir bangte vor der fremden Einquartierung.“

„Fremde Einquartierung?“ wiederholte er enttäuscht. „Singst auch Du dasselbe Lied, Hedwig?“

„Nein, Gerhard! Gott weiß, wie ich mich über die Ankunft meiner Landsleute gefreut habe! Aber ich bin noch nicht ehrwürdig genug, Euch jungen Leuten Respekt einzuflößen, und nicht strenge genug, Euch in Rand und Band zu halten,“ erwiderte sie heiter. „Da schneit mir nun urplötzlich ein lieber halb vergessener Vetter ...“

„Aber Hedel! Halb vergessen!“

Sie lächelte und drehte ihren Ring um den Finger. „Ja, ja, Vetter Gerhard! Solch ein schmaler goldener Reif läßt eine Frau allerlei vergessen, was außer dem Bereich von Mann, Haus und Kindern liegt — und so ist's auch gut!“ sagte sie, immer mit derselben heiteren Ruhe und Sicherheit.

Er seufzte und betrachtete sie aufmerksam. Diese Frau, die er vor Jahren angebetet hatte, als er ein blutjunger Student war und sie ihre ersten Balltriumphe feierte, kam ihm jetzt nach so langer Zeit fast noch schöner vor denn damals, aber doch zugleich fremder, als weit über ihm stehend. Seine Blicke und seine Gedanken blieben unwillkürlich an dem schmalen Goldreif an ihrer Hand haften.

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und drohend wie ein ausbrechendes Ungewitter trat die alte Köchin herein und brachte die befohlene Stärkung — Thee, Wein und kalte Küche. Jedes Stück ward mit einem finsteren Blick auf den Gast und mit jenem unheimlichen Nachdruck, der der Hausfrau die höchste Unzufriedenheit des dienstbaren Geistes ankündigt, auf die weiße Serviette niedergesetzt, die Frau Hedwig ausgebreitet hatte. Mit unverhohlenem Vergnügen betrachtete indes der Preuße die feindselige Miene dieses guten alten Küchendragoners; aber mit Stine war nicht zu spaßen — sie drehte ihm seelenruhig ihren breiten Rücken zu und ließ ihn ihren schönen rot- und grüngestreiften Rock und die verschlissenen Nähte ihrer schwarzen Sammetjacke bewundern, während sie kurz angebunden die Hausfrau fragte: „Schüllt de annern“ — mit einer bezeichnenden Kopf- und Handbewegung nach der Thür — „ok wat hebbn, Madam'?“

Was blieb Frau Genthin anderes übrig, als ihren Vetter sich selbst und seinem Hunger zu überlassen, geduldig dem alten Haustyrannen zu folgen, um auch draußen und für „de annern“ ihre hausfraulichen Pflichten zu erfüllen?

Als dies geschehen war, suchte sie noch rasch ihre Nichte auf. „Denk' Dir, Marie,“ rief sie in der Freude ihres Herzens dem Katteeker schon von weitem zu, „der Lieutenant, vor dem mir so bangte, ist gar kein Fremder, sondern ein lieber alter Jugendfreund, mein Vetter Gerhard Wien aus Schlesien. Nun bin ich ruhig! Er wird wohl mehrere Tage hierbleiben; vielleicht kommt inzwischen mein Mann auch wieder, und dann sind wir aus aller Not!“

Doch Marie that, als ginge dieser tröstliche Bericht sie nicht im mindesten an. Sie war just damit beschäftigt, ihren zwei- und vierbeinigen Lieblingen einen anderen Aufenthaltsort anzuweisen, und rieb mit großem Eifer an dem Glashafen herum, in dem ihre drei Laubfrösche saßen.

„Sieh' mal, Tante,“ sagte sie ganz sachlich und unbefangen und zeigte auf zwei von den Wetterpropheten, die faul und behäbig oben auf der Leiter hockten, indes der dritte sich unten im Wasser verlustierte, „siehst Du, es ist doch eigentlich sehr vorteilhaft, wenn man drei Frösche hat. Da kann man sich hübsch nach der Majorität richten, wie Onkel Johannes immer sagt.“

Frau Genthin nahm ihr ruhig das Glas aus der Hand. „Jetzt laß einmal Deine Laubfrösche und denk' an etwas anderes! Was meinst Du? Die drei gemeinen Soldaten können im Erdgeschoß untergebracht werden. Stine und das Kindermädchen nehmen wir herauf — das ist mir ohnehin lieber. Der Sergeant kommt in Dein Stübchen, Gerhard ins Balkonzimmer.“

„Thu', was Dir gut dünkt, Tante,“ erwiderte das Backfischchen kühl. „Du weißt, diese Preußen sind meine Feinde, und für Feinde kann ich mich nun einmal grundsätzlich nicht interessieren.“

„Bitte, verschone mich mit Deinen Grillen und Grundsätzen!“ rief die geplagte Hausfrau ungeduldig. „Dazu ist jetzt wirklich keine Zeit! Hilf mir lieber bedenken, womit wir die Leute heute abend satt machen sollen. Die armen Menschen müssen doch bald 'was Warmes haben! Christine ist so eigensinnig und Doris so ungeschickt — Du bist meine einzige Hilfe, Kind!“

Das wirkte.

„Na, das ist denn eine andere Sache!“ sprach das Katteeker würdevoll, überließ Kanarienvogel, Buchfink und Laubfrösche, den Geist des seligen Kardinals und die ausgestopften Vogelbälge ihrem Schicksal und folgte der Tante in die Küche, wo es an diesem ereignisreichen Tage alle Hände voll zu thun gab.

Willig nahm sie dort einen Teil der häuslichen Sorgen auf ihre Schultern, und nach hartem Kampf ergab sich auch Christine in ihr Schicksal, „för dat oll Preußenvulk, de uns doch man schier arm freten“, zu kochen. So konnte Frau Hedwig denn ruhigen Herzens zu ihrem Gast zurückkehren. Sie schickte noch das Kindermädchen zur Aushilfe in die Küche hinunter und nahm die drei Kinder mit sich ins Wohnzimmer.

Als sie eintrat, mit ihrem Jüngsten auf dem Arm, während die beiden kleinen Mädchen ängstlich an ihren Rockfalten hingen, sprang der Vetter auf, schlug sich mit der Hand vor die Stirn und rief: „Herrgott, wie ist mir denn! Ich hatte die Gedanken so voll von dem Wiedersehen mit Dir, daß ich bis jetzt noch gar nicht daran dachte! Das ist ja das Haus, das epheuumrankte, wo wir heute morgen so freundlich begrüßt worden sind!“

Er hob das kleinere Mädchen auf den Arm, rieb ihre weiche Kinderhand an seinem bärtigen Gesicht und sagte fast gerührt: „Das sind also Deine Händchen, kleine Maus, die den armen müden Soldaten die hübschen Sträußchen hinuntergeworfen haben? Und Du hast sie gebunden, Hedel, und hast die schwarz-weiße Fahne hinausgehängt, Du altes treues Preußenherz, Du! Das hätt' ich mir denken können! Freilich, ich hab' ja kaum gewußt, wie das ungastliche Nest heißt — es waren ihrer schon gar zu viele, die uns ebenso empfingen, in den letzten Tagen! Und die Wahrheit zu sagen, Hedel, ich hatte auch fast vergessen, wohin Dich vor so und soviel Jahren der Herr Baumeister entführte. Aber wo ist denn . . .?“ Er blickte sich wie suchend im Zimmer um.

Doch die Hausfrau schien seine Frage überhört zu haben, und die Kinder nahmen ihn bald so völlig in Beschlag, daß er darüber alles andere vergaß. Für ein Weilchen wenigstens. Er war ein großer Kinderfreund, und diese jugendlichen Schleswig-Holsteinerinnen hatten noch durchaus keine Antipathien gegen den preußischen Lieutenant. Selbst der „Kronprinz“ duldete gnädig, daß der neue Onkel ihn auf den Arm nahm und ihn tanzen ließ — „noch viel höher wie Papa!“ riefen die Schwestern in aufrichtiger Bewunderung. Und Fränzchen benahm sich wunderbar liebenswürdig und widmete dem Gast keinen einzigen Ton seiner so gefürchteten Ouverture.

Während so für Frau Genthin und ihre junge Gesellschaft die Zeit aufs angenehmste verstrich, war Marie Kattein fleißig, sehr fleißig gewesen und hatte weit mehr gethan, als die Tante ihr aufgetragen.

Anfangs half sie der alten Köchin pflichtschuldigst beim Zubereiten der Beefsteaks, wobei Stine ihrem gerechten Grimm nun endlich Luft machen konnte. Mit aller Gewalt ihrer kräftigen roten Arme schlug sie auf dem unschuldigen Ochsenfleisch herum, und zwischendurch kam es ruckweise in dumpfem Groll heraus: „Dat oll Rackertüg*! — Möt ik nu um ehrentwillen ut mien Stuw herut, wo ik söben** Johr in slapen hev! Mien Stuw, mien schöne Stuw! — Aewers töwt*** man — ik hev Ju Arwten† in't Bedd steeken, dar schüllt Ji wul söt†† up slapen!“ lachte Stine ingrimmig auf. Nach einer Weile fuhr sie leiser und in geheimnisvollem Flüstertone fort: „Frölen, weeten's, wat Duris seggt? Duris seggt, wenn Frölen uns vielleich een vun ehr Poggen††† en beten gewen wull, denn künnt wie dat oll Diert Naetschelln ünner de Föt kliestern*, un dat denn de ganze Nach dorin herümmer spellunken laten. Dar schüllt de Preußens sik wul aewer grugen**.“

Katteeker horchte hoch auf. Ein prächtiger Gedanke! Aber nein! Es ging nicht, es ging wirklich nicht! Sie konnte sich doch unmöglich mit den beiden Dienstmädchen in eine Verschwörung einlassen; die Tante würde ja außer sich sein, wenn sie's erführe.

* Rackerzeug. ** sieben. *** wartet. † Erbsen. †† süß. ††† Frösche.

* dem alten Tier Nußschalen unter die Füße kleben. ** grauen, fürchten.

Irgend etwas freilich mußte sie „diesen Preußen“ anthun, das stand fest. Aber was? Darüber grübelte sie ernstlich nach, während sie in ihrem Eifer immer mehr Pfeffer und Salz über die Beefsteaks streute.

„Na, lütt Katteeker?“ fragte Stine vertraulich.

Mariechen atmete hastig, die Versuchung war gar zu groß.

„O, Stine, ich möchte wohl,“ gestand sie ehrlich. „Aber nein, ich thu' es nicht. Das paßt sich nicht für mich.“

„Na, denn nich!“ schrie Christine erbost und hieb von neuem auf das Fleisch los. „Mien Stuw — mien schöne Stuw!“

Das Jammern der alten guten Seele that dem Mädchen leid, und tröstend sagte sie: „Sei doch still, Stine, Du kriegst ja doch eine warme Stube wieder.“

„'n warme Stuw — wat frag ik dornah?“ war die verächtliche Antwort. „Mien Stuw will ik bihol'n, mien eegen, wo ik all söben Johr in slapen hev! In'n anner kann 'k aewerall nich in slapen!“

„Warum solltest Du darin nicht schlafen können, Stine! Du schläfst ja wie ein Bär,“ lachte Marie gutmütig. „Ich bin bloß bang, daß Du schnarchst, und dann könnten wir nicht schlafen.“

„Ik un snorken? Oha, Frölen, wo künnt Se mi wul so wat totrugen*? Ik hev all mien Lewsdag nich snorkt!“ rief Stine in gerechter Entrüstung.

„I, Stine, das kannst Du ja gar nicht wissen.“

„Nich weeten? Wul weet ik dat.“

„Woher denn?“ fragte Katteeker neugierig.

Christine legte den Fleischklopfer hin, beugte sich über den Tisch und flüsterte geheimnisvoll: „O — ik hev mi all mal sülwst beluert**.“

Lachend lief das kleine Fräulein davon und überließ Küche, Christine und Beefsteaks ihrem Schicksal. Ihr war plötzlich etwas eingefallen, was wichtiger war.

Als Frau Genthin nach einiger Zeit auf den Flur herauskam, mußte sie gestehen, daß die kleine Patriotin wirklich das Menschenmögliche an Opposition geleistet hatte. Das Katteeker hatte nämlich ihre eigene Stubenthür und jene des Balkonzimmers mit blauer und roter Farbe verziert. Zum Unglück aber wollten die eigensinnigen Wasserfarben auf dem weißlackierten Holz durchaus nicht haften, und der Erfolg war daher in künstlerischer Beziehung recht kläglich ausgefallen. Mit der vaterländischen Dekorierung ihrer kleinen Menagerie hatte sie gleichfalls ihre liebe Not. „Schlau“, der kleine Pinscher, ließ sich freilich zum Besten des Vaterlandes geduldig mit einer breiten blau-rot-weißen Schärpe schmücken, bei dem Buchfinken und dem Kanarienvogel wurde die Sache aber schon schwieriger; doch schließlich hüpften auch diese beklagenswerten Geschöpfe mit patriotischen Halsbändern umher. Nur die Frösche 1, 2 und 3 widersetzten sich nachdrücklich der Anbringung irgendwelcher Hals- oder Leibbinden, so daß Marie den Versuch endlich als nutzlos aufgeben mußte.

Für sämtliches Getier hatte sich im ganzen Hause natürlich keine passendere Unterkunft finden lassen als die Balkonstube, wo der Lieutenant residieren sollte. Marie sann und sann, ob für die Laubfrösche denn gar keine Rolle in diesem Drama möglich zu machen wäre; aber nein, die dummen Kreaturen waren zu unpatriotisch und zu glitschig! Doch halt! Etwas gab es, was dem Preußen sein schreiendes Unrecht aufs deutlichste vor Augen führen konnte!

Das Katteeker lief in des Onkels Zimmer und kehrte nach wenigen Minuten mit einer schleswig-holsteinischen Geschichte zurück. Sie studierte lange darin und endlich fand sie, was sie brauchte. Die Geschichte endete mit dem Jahre 1852, und auf der letzten Seite war mit wenigen harten Worten die Lage der Dinge geschildert. Diese unglückliche letzte Seite wurde von den erbarmungslosen kleinen Fingern ohne weiteres herausgerissen und über das gläserne Gefängnis der Frösche gebunden.

„So, Gerhard Wien, da hast Du's! Nun lies selbst, was die Preußen damals angerichtet haben!“ sagte Katteeker befriedigt und verhalf den bewußten Stellen mit ein paar kräftigen Rotstiftstrichen zu noch größerer Deutlichkeit. (Fortsetzung folgt.)

* zutrauen. ** belauert.

Blätter und Blüten

Zum 350jährigen Jubiläum der Leipziger Buchbinder-Innung. Als man die Bücher noch durch Abschreiben vervielfältigte, gab es keine Buchbinder, die einen besonderen Stand gebildet hätten. Erst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, als die Bücher zahlreicher wurden, konnte die Buchbinderei als ein selbständiges Gewerbe auftreten und sich besonders organisieren. Diese Arbeitsteilung ging nicht ohne Reibungen und Kämpfe mit den Buchdruckern und Buchhändlern vor sich und die Leipziger Buchbinder-Innung war eine der ersten, die diese Kämpfe ausfechten mußte. Sind es doch heuer 350 Jahre, daß diese Innung besteht! Ihre ältesten Urkunden datieren vom Abend vor Bartholomäustag (23. August) 1544, und indem man den 15. Verbandstag des Bundes deutscher Buchbinder-Innungen auf Anfang August nach Leipzig einberief, gab man den Genossen von nah' und fern Gelegenheit, die Leipziger Innung an ihrem Jubelfeste zu beglückwünschen.

Was nun die gesellschaftliche Stellung der Buchbinder vor 350 Jahren anbelangt, so zählten sie damals wegen ihrer Fertigkeit im Lesen und Schreiben und wegen ihrer Kenntnisse in verschiedenen Sprachen zu den gelehrten Berufen, waren akademische Bürger und durften den Degen tragen. Die ältesten Leipziger Buchbinder betrieben zum großen Teil auch Handel mit Papier, mit gebundenen und ungebundenen Büchern und hatten zur „Messenszeit“ ihre Stände auf dem Marktplatz oder unter dem Rathause.

Im Jahre 1544 bestand die Leipziger Buchbinder-Innung aus 13 Meistern, von denen jeder nur zwei Gesellen und einen Lehrjungen oder zwei Jungen und einen Gesellen halten durfte. Ihr „geistiger Vater“ war der berühmte und vermögende Meister Christof Birck. Die Geschichte der Buchbinder-Innung zu Leipzig ist vom Buchbindermeister und Archivar Heinrich Kofel in einer Festschrift „Chronik der Buchbinder-Innung zu Leipzig“ (Leipzig, Verlag der Buchbinder-Innung) zusammengestellt worden. Wir ersehen aus ihr, daß die Gemeinschaft lange Zeit hindurch blühte und gedieh und selbst die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges glücklich überwand. Schwer hatte sie dagegen unter dem Siebenjährigen Kriege und dem Kriegsjahre 1813 zu leiden.

In den Zeiten der Not ging der Sinn für die Kunst im Gewerbe mehr und mehr verloren und erst spät sollte auch in der Buchbinderei eine neue Blüte eintreten, wobei allerdings die Werkstatt in den Arbeitssaal verwandelt wurde. Zu dieser Umwandlung hat wohl das Meiste Karl Heinrich Sperling beigetragen, der seit 1846 Mitglied der Innung war und 1876 starb. Er war der erste, der Beschneide-, Abpreß- und Vergoldemaschinen und im Jahre 1866 auch den Dampfbetrieb in der Buchbinderei zu Leipzig einführte.

Im Jahre 1862 wurde in Sachsen die Gewerbefreiheit eingeführt, aber die Mehrzahl der Leipziger Buchbinder hielt treu zu der Innung; noch im Jubiläumsjahre 1894 beträgt die Zahl der Innungsmitglieder 118 und sie beschäftigen insgesamt 2219 Personen, während die der Innung nicht angehörenden Buchbindereien Leipzigs mit etwa 1200 Personen arbeiten.

1544 und 1894! Wie hat sich das Buchbindergewerbe in Leipzig entwickelt! Einst wirkten 13 Meister mit 39 Gesellen und Jungen in einfachen Werkstätten — heute binden in Leipzig an 3500 Menschen und werden von sinnreichen Maschinen und dem gewaltigen Dampf unterstützt. Gegenwärtig werden in Deutschland in etwa 15000 Betrieben von 60000 Arbeitern Bücher gebunden und unter allen Städten nehmen die Buchbinder Leipzigs die hervorragendste Stellung ein. Inzwischen ist aber auch das Bedürfnis nach einer künstlerischen Ausstattung des Bucheinbandes wieder erwacht und häufiger begegnen wir nach langer Zeit des Verfalls echten Meisterwerken der Buchbinderkunst.

Mit dem Jubiläum der Leipziger Buchbinder-Innung verbindet sich eine Fachausstellung, die in den Tagen vom 5. bis 12. August im Krystallpalaste stattfindet. Da sind die neuesten Maschinen und Werkzeuge des Buchbinders, alle Materialien für Buchbinderei zu sehen, und damit jeder den Fortschritt, der im Laufe der Jahrhunderte gemacht wurde, selbst ermessen könne, wird auch eine alte Buchbinder-Werkstatt aus dem 16. Jahrhundert vorgeführt. Vor allem aber erregt die Gruppe Aufmerksamkeit, welche Arbeiten des Buchbindergewerbes aus älterer und neuerer Zeit umfaßt. Zahlreiche deutsche Bibliotheken und Museen haben dazu die gediegensten und wertvollsten Einbände, die in ihrem Besitze sind, gesandt. Welch kostbare Stücke sich darunter befinden, davon nur ein Beispiel. Das herzogliche Museum zu Gotha stellt unter anderen Büchern drei alte Lederfiligranbände aus, von denen jeder gegen Feuersgefahr, Beschädigung ꝛc. mit 20000 Mark versichert werden mußte. So kann man eine Fülle der ausgezeichnetsten Kunsteinbände bewundern, wie sie wohl noch niemals an einem Orte vereint gewesen ist, und der Erfolg wird nicht bloß in einer erweiterten Kenntnis der technischen Errungenschaften, sondern ebenso in der Hebung des Kunstsinns sich bemerkbar machen. *

Der deutsche Kaiser Heinrich III. fordert König Heinrich I. von Frankreich zum Zweikampf. (Zu dem Bilde S. 544 und 545.) Eine gewaltige Gestalt, dieser Heinrich III., in dem das deutsche Kaisertum vor seinem tiefen Fall unter Heinrich IV. noch einmal eine so glänzende Vertretung fand. Durch die Kraft seines Willens, die Reinheit seines Beispiels, die Machtfülle seines Armes wehrt er des Reiches inneren und äußeren Feinden und säubert er die Kirche von schweren Schäden. Kunst und Wissenschaft finden in ihm einen eifrigen Förderer und heute noch verkünden die Dome zu Worms, Mainz und Speier den Glanz seines Zeitalters. Aber freilich, den überirdisch schönen Gedanken eines allgemeinen Völkerfriedens, diesen Gedanken, der seinem idealistisch angelegten Geiste als letztes Ziel seiner Herrschertraume vorschwebte, vermochte

er nicht zur Verwirklichung zu bringen — bis zum Ende seiner Tage hatte er gegen auswärtige Feinde wie gegen widerspenstige Vasallen das Schwert zu führen.

Zu den Männern, die Heinrich III. wohl am meisten Schwierigkeiten bereiteten und am längsten Trotz boten, gehört Herzog Gottfried von Oberlothringen, der nach seines Vaters Tode auch Niederlothringen für sich in Anspruch nahm. Dieser ewig unruhige und fehdebereite Fürst hatte nun zur Unterstützung seiner Pläne hochverräterische Verbindungen angeknüpft mit König Heinrich I. von Frankreich, dem es ganz gelegen gekommen wäre, Lothringen für Frankreich zu gewinnen. Einmal wurde des Franzosenkönigs Absicht, Aachen zu überfallen, nur durch den Ausbruch innerer Unruhen im französischen Reiche vereitelt.

Wohl gelang es dem deutschen Kaiser später, im Jahre 1048, mit dem begehrlichen Nachbar ein Abkommen zu schließen, das diesen von Gottfried trennte. Allein der französische Heinrich war ein unzuverlässiger Herr, und der Kaiser sah sich 1056, im letzten Jahre seines Lebens, genötigt, bei einer neuen Zusammenkunft zu Jvois am Chiers, einem Nebenflusse der Maas, auf die Erfüllung der eingegangenen Versprechungen zu dringen. Der französische König weigerte sich anfangs, diese überhaupt anzuerkennen, durch Eideshelfer, welche die Wahrheit seiner Aussagen bekräftigen sollten, und durch Urkunden suchte er sich als den rechtmäßigen Herrn von Lothringen zu erweisen. Allein Kaiser Heinrich ließ ihn nicht so leichten Kaufs davonkommen. Als alles Verhandeln nichts mehr half, warf der Deutsche dem Franzosen den Fehdehandschuh vor die Füße und forderte ihn nach ritterlichem Brauche zum Zweikampf, um sein Recht mit den Waffen zu erhärten. Ob der König nun fürchtete, in diesem Zweikampf zu unterliegen, oder ob er andere Gründe hatte, genug, er gab seine Sache verloren und entfernte sich samt seinem Gefolge heimlich bei Nacht und Nebel.

Unser Bild von Fritz Roeber stellt den Augenblick dar, wo König Heinrich unter der Wucht von Kaiser Heinrichs kühner Herausforderung in sich zusammensinkt. Die beteuernd erhobenen Schwurfinger seiner Eideshelfer vermögen ihn über das Gefährliche seiner Lage nicht hinwegzutäuschen, beängstigend klingen die kriegerischen Drohungen der Deutschen an sein Ohr. Machtvoll gebietend aber steht Kaiser Heinrich da, die Linke am Schwert, mit der Rechten auf den hingeworfenen Handschuh weisend — ganz Größe, ganz Rechtsbewußtsein gegenüber dem peinlichen Bilde zusammengebrochenen Hochmuts.

Joseph Hyrtl ✣. Südlich von Wien, angelehnt an die Hänge des Wiener Waldes, liegt der anmutige Flecken Perchtoldsdorf. Dort lebte seit 20 Jahren in stiller Zurückgezogenheit der Mann, zu dem ganze Generationen von Medizinern als zu ihrem ersten Lehrer aufschauen — Joseph Hyrtl. Bei einem halbverfallenen burgartigen Bau inmitten des Orts hatte er sich ein trauliches Heim gegründet, das nur seine treue Gattin, eine feinsinnige Dichterin, mit ihm teilte; wenige vertraute Freunde bildeten seinen Umgang. So lange das schwindende Licht seiner Augen es ihm erlaubte, setzte er seine wissenschaftlichen Forschungen fort, für die er sich in dem alten, unmittelbar an den Friedhof anstoßenden Gemäuer eine seltsame Studierstube geschaffen hatte. Wie ein Patriarch erschien er mit dem großen weißen Vollbart, den leider keines seiner Bilder zeigt, da er sich seit vielen Jahren nicht mehr photographieren ließ. Gewöhnlich trug er ein langes talarähnliches Gewand, das er von der Gewohnheit des Lehrsaals her beibehalten hatte, das Haupt war tief beschattet mit einem grünen Schirm oder einem breitkrämpigen Hut, der leidenden Augen wegen. Warme Verehrung aber genoß er in den Herzen der Perchtoldsdorfer, für deren Kinder er, der Kinderlose, durch Stiftung einer Schule und eines Asyls in freigebiger Weise gesorgt hatte; wie ja auch ein Waisenhaus im benachbarten Mödling und namhafte Stipendien für Studierende der Wiener Hochschule von seinem hochherzigen Wohlthätigkeitssinne Zeugnis ablegen.



Joseph Hyrtl.
† 17. Juli 1894.

Joseph Hyrtl hat nun auch dem Gesetze alles Lebenden sich beugen müssen — am Morgen des 17. Juli ist er, plötzlich und unvermittelt, einem Herzschlag erlegen. Dank einer äußerst regelmäßigen Lebensweise hatte er seinen Körper bis in das hohe Alter von 83½ Jahren frisch erhalten.

Hyrtls wissenschaftliche Verdienste liegen, wie man weiß, hauptsächlich auf dem Gebiete der Anatomie. Schon als junger Mann von 23 Jahren war er Prosektor an der Wiener Anatomie, 1837 wurde er Professor in Prag, kehrte 1845 nach Wien zurück, dessen Hochschule er von da ab bis 1874 treu blieb. Berühmt sind seine anatomischen Lehrbücher, von denen eines es bis auf 20 Auflagen gebracht hat, und seine anatomischen Präparate, die er meisterhaft herzustellen verstand und mit denen er die Universitäten der halben Welt versorgte. Als Lehrer war Hyrtl von ungemeinem Einfluß. Seine Vorträge, die er mit köstlichem Humor zu würzen pflegte, während er äußerlich unerschütterliche Würde und Ruhe bewahrte, waren von bewundernswerter Klarheit, ein unschätzbarer Vorzug, wenn man daran denkt, daß der Anatomie in der Regel gerade die Anfänger im medizinischen Studium sich zuwenden.

Als Hyrtl am 7. Dezember 1890 seinen 80. Geburtstag feierte — er war 1810 zu Eisenstadt in Ungarn geboren — da entließ er die Freunde, die ihn besucht hatten, mit dem heiteren Gruße: „Auf Wiedersehen in zehn Jahren!“ Das aber ist dem Einsiedler von Perchtoldsdorf nun doch nicht mehr beschieden gewesen. Der Tod, mit dessen Anblick ihn Beruf und Leben so vertraut gemacht, hat ihn früher abgerufen aus seinem ungewöhnlich reichen und gesegneten Dasein.

Der „deutsche und österreichische Alpenverein“ hält vom 8. bis 11. August seine 21. Generalversammlung zu München mit ganz besonderer Feierlichkeit ab. Sind es doch heuer 25 Jahre, seit in der Isarstadt die Sektion München und der „deutsche Alpenverein“ ins Leben trat, der sich dann infolge seines Zusammenschlusses mit dem sieben Jahre früher gegründeten „österreichischen Alpenverein“ zu einem mächtigen, die beiden Reiche umschließenden Verband entwickelt und von allen alpinen Vereinigungen weitaus die größte Bedeutung gewonnen hat. Nicht weniger als 214 Sektionen zählt er heute, die von Königsberg bis Triest, von Metz bis Wien sich erstrecken, und die Mitgliederzahl übersteigt die 30000. Wenn die österreichischen und bayerischen Alpenländer heute dem fremden Wanderer in geradezu vorbildlicher Weise zugänglich gemacht sind, so gebührt ein wesentliches Verdienst hieran den Männern vom silbernen Edelweiß. In litterarischen Veröffentlichungen mannigfacher Art weckt und nährt der Verein den Sinn für die Schönheiten des von ihm in Pflege genommenen Gebiets, er bildet den Mittelpunkt für seine wissenschaftliche Erforschung, giebt vortreffliche Kartenwerke heraus und hat eine musterhafte Organisation des Führerwesens geschaffen.

Durch seine Wegbauten öffnet er auch dem weniger geübten Bergsteiger sonst verschlossene Pfade, ganze Straßen sind auf seine Anregung und mit seiner Unterstützung gebaut worden, auf denen ein frischer Verkehrsstrom in seither abgelegene Winkel sich ergießt, und seine Schutzhütten, gegen 150 an der Zahl, bieten in unwirtlicher Einöde willkommene Stätten der Ruhe und Stützpunkte für neue Wanderungen. Und nicht bloß das! Durch eine reich ausgestattete Führer-Unterstützungskasse sorgt er für die Männer, deren Beruf im Dienste des Touristen so oft den Einsatz von Gesundheit und Leben mit sich bringt, und man weiß, wie bei besonderen Unglücksfällen, Bergstürzen, Wasserschäden und dergleichen, durch freiwillige Beiträge aus den Reihen der Mitglieder namhafte Hilfsgelder aufgebracht worden sind. So ist der „deutsche und österreichische Alpenverein“ zu einem Kulturförderer geworden, und mit Genugthuung darf er von der erreichten Höhe aus auf die Summe gerade dieser Leistungen zurückblicken.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig. x

Nr. 33. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Brüder.

(6. Fortsetzung.)

Roman von **Klaus Zehren.**

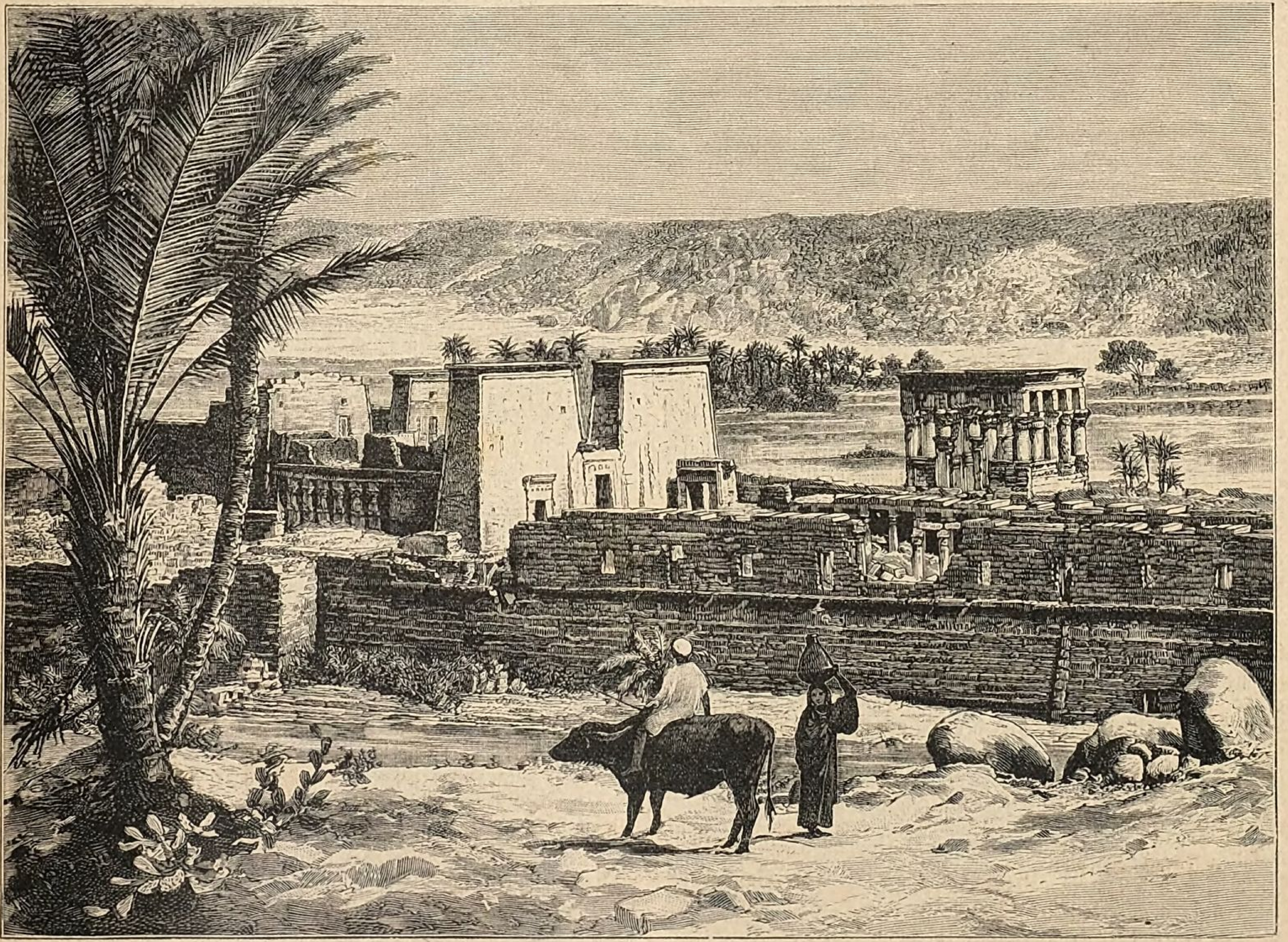
Hermann stand seinem Bruder stumm und finster gegenüber. Bruno löschte die Kerzen aus, riß ein Fenster auf und stellte sich tief aufatmend in den kalten Luftzug, der den Dunst des Zimmers nach oben drängte. Auf der Straße ging pfeifend ein Bäckerjunge vorüber, ferne wurde die Riesenstadt wieder lebendig. Durch die blattlosen Bäume des Tiergartens fielen aus einer trüben Dunstwolke die ersten grauen Lichter des Tages; weder Schatten noch Licht, alle Farbenunterschiede waren ausgeglichen zu einem fahlen endlosen Grau.

„Bruno!“

Dieser fuhr zusammen, als hätte man ihm einen Schlag versetzt. Seine Hand krallte sich fest um den Fenstergriff, bis die Fingerspitzen sich weiß färbten.

„Bruno, hast Du mir nichts zu sagen?“ Es lag eine unendliche Hoffnungslosigkeit im Klang dieser Stimme, die aus dem Hintergrunde des Zimmers kam.

„Nein, ich wüßte nichts.“



Die Insel Philä in Oberägypten.

„Gar nichts?"

„Nein. Oder doch! Dieser verdammte Russe!" Erleichtert atmete er auf, daß ihm diese Ausflucht gekommen war.

„Was ist mit ihm?"

„Ach, nichts! Aber hast Du ihn und die Lore heut' abend zusammen gesehen? Ein Skandal! Man wird es nächstens in den Zeitungen lesen."

Gott sei Dank! Hier wenigstens war er zu fassen! dachte Hermann. „Und weshalb spielst Du, Lores Gatte, diese Dulderrolle?"

Bruno lachte schrill auf. „Frage doch Lore selbst! Sie hat ihn ja herangezogen."

Hermann schüttelte den Kopf. „Wirf keinen Stein auf Dein Weib! Ihre Seele ist noch rein."

„Noch?" rief Bruno schneidend.

„Ja, noch!"

„O, wenn ich handeln könnte, wie ich wollte!"

„Was hindert Dich?"

Brunos Gesicht wechselte rasch die Farbe, dann ließ er die Faust dröhnend auf einen Tisch fallen. „Mir sind diesem Prinzen gegenüber die Hände gebunden!" Und Hermanns Erschrecken bemerkend, fuhr er gereizt fort: „Nun ja, was starrst Du mich so an? Der Russe hat mir oft aus einer Geldklemme geholfen. Doch Unsinn — er ist ein Ehrenmann durch und durch!"

Es wurde totenstill. Dann schwere, langsam sich entfernende Schritte, das Geräusch der sich schließenden Thür — Bruno war allein. Ihm war zu Sinn wie jemand, der vor der Vernichtung steht. Er wagte sich kaum zu rühren. Erst nach einer Weile wandte er scheu den Kopf und starrte mit glanzlosen Augen in das trostlose Grau. Plötzlich hörte er auf dem Flur Kindergeschrei, die helle fröhliche Stimme seines Knaben. Er stürzte hinaus, preßte Edgar an sich, tollte mit ihm herum und trieb tausenderlei Unsinn, nur in dem Drange, sich von dem Jauchzen des Kindes die inneren Stimmen übertönen zu lassen, nur um den alten Leichtsinn wiederzufinden. Und es gelang ihm. Nicht einmal mehr körperlich unbehaglich fühlte er sich, als er nach einiger Zeit das Haus verließ, um sein Bureau aufzusuchen.

Nun ist alles vorbei, hatte Hermann gedacht, als er auf der Straße war. Zu Hause fand er seinen Burschen schon wach und schämte sich fast vor ihm, nicht weil er erst im Morgengrauen zurückkam — er hatte das Gefühl, als müsse er sich von heute an vor jedem Menschen schämen.

Finstere Gedanken durchwühlten sein Gehirn, auch während der Vortragsstunde in der Akademie, wo er noch schweigsamer und stiller auf seinem Platze saß, als ihn seine Kameraden sonst zu sehen gewohnt waren.

Ein unbesieglicher Zorn gegen den Bruder arbeitete in seinem Innern, gegen diesen Menschen, der nicht nur seine eigene Ehre, sondern auch die seiner Frau und seines Hauses durch den Kot zog, der dank seinem jämmerlichen Leichtsinn nicht mehr das Recht besaß, einem zudringlichen Versucher die Thür zu weisen. Und dann dies Unerträgliche, das gar nicht auszudenken war — Brunos Benehmen beim Spiel! War es soweit mit dem Bruder gekommen? Oder hatte er selbst sich am Ende doch getäuscht? Aber nein, nein, er hatte zu deutlich gesehen. Und sagten nicht Brunos Verwirrung und das eigentümliche Eingreifen des Prinzen genug? Fluch diesem Russen, der offenbar alles durchschaute, der jeden Augenblick die Schande der Familie Weßnitz ausposaunen konnte, wenn er wollte! Wenn er wollte — ja. Aber gab es denn kein Mittel, diesen Menschen unschädlich zu machen? Konnte man seine Geldansprüche an Bruno nicht befriedigen, ihn dann dazu bringen, sich aus Berlin zu entfernen? Wenn die Schuld Brunos nicht allzu groß war — das ließ sich ordnen. Er konnte dem Bruder die nötige Summe aus dem Erbteil der Mutter zur Verfügung stellen. Ja, das war der allein richtige Weg! Es war zwar seine letzte Hilfsquelle, aber lieber hungern, als stets die Schande über seinem makellosen Namen lauern sehen! Indessen — würde Bruno darauf eingehen? Würde er, nach allem, was vorgefallen war, den Mut finden, dem Russen das Geld vor die Füße zu werfen und ihm sein Haus zu verbieten? Und mußte Lore dann nicht alles erfahren? Würde sie nicht außer sich sein vor Scham, den eigenen Gatten hassen, verabscheuen? Würde ihr der Prinz nicht als das Muster eines vornehmen Mannes erscheinen? Er, der so großmütig das Geld gab und nie etwas dafür forderte! Nein, nein! Ein Dritter, er selbst konnte besser alles ordnen. Lore durfte nichts erfahren. An ihm selbst war es, den Prinzen nach der Höhe der Schuld zu fragen und ihn zu zwingen, unauffällig den Verkehr abzubrechen und Berlin zu verlassen.

* * *

Prinz Sissi befand sich zu Hause in seinem Hotel, als ihm Hermanns Besuch gemeldet wurde. Zuvorkommend trat er dem Gast entgegen und lud ihn zum Sitzen ein.

„Ah, was verschafft mir die Ehre, Herr von Weßnitz? — Ein wenig Kater von der vergangenen Nacht? Darf ich Ihnen etwas anbieten? Kaviar und einen russischen Liqueur?"

„Ich danke, Durchlaucht! Mich führt etwas Ernstes zu Ihnen, eine heikle Angelegenheit. Sind wir hier allein?"

„Bitte sehr, ich stehe zur Verfügung," sagte der Prinz, erstaunt die Thür zum Nebenzimmer schließend.

Hermann legte langsam Mütze und Handschuhe auf den Tisch.

„Ich will keine große Einleitung machen. Ich erfuhr zufällig von meinem Bruder, daß er in Ihrer Schuld steht, und bitte Sie, mir die Höhe der Summe zu nennen."

„Kommen Sie im Auftrage des Herrn Legationsrats?" fragte der Prinz mit unbewegtem Gesicht, jedoch Hermann scharf betrachtend. Er fühlte unwillkürlich, daß dieser Mann ihm feindlich gegenüberstand.

Weßnitz war einen Augenblick verwirrt. „Nein, das nicht."

„Nun, dann bleibt diese Sache wohl Kavaliergeheimnis zwischen Ihrem Herrn Bruder und mir."

Hermann drückte beide Hände fest auf die Seitenlehnen seines Sessels. „Verzeihen Sie, ich bin anderer Ansicht. Ich stehe hier als Vertreter der Familie, verantwortlich für die Handlungen ihrer Mitglieder."

„Das verstehe ich nicht," erwiderte der Prinz trocken. „Weshalb kommt Ihr Herr Bruder nicht selbst?"

„Er weiß nichts von meinem Besuch hier."

„Nun, dann —" meinte jener unglaublich hochmütig und zuckte die Schultern.

Hermann fühlte, wie es in ihm kochte, aber er zwang sich gewaltsam zur Ruhe. Durch Heftigkeit konnte er die Partie nur verlieren.

„Durchlaucht belieben, sehr lakonisch zu sein. Gut, so will ich Ihnen den Grund meiner Handlungsweise auf andere Art klarlegen. Sie verkehren seit langer Zeit im Hause meines Bruders, sehr häufig, sehr intim; Sie suchen überall die Gesellschaft meiner Schwägerin — wir sprachen gleich am ersten Tag unserer Bekanntschaft darüber."

Der Prinz zuckte unmerklich zusammen, doch unterbrach er die Rede Hermanns nicht.

„Ich weiß," fuhr dieser fort, „daß der Ruf meiner Schwägerin darunter leidet, ich weiß auch, daß meines Bruders Finanzen in Unordnung sind, daß er nicht imstande ist, aus eigenen Mitteln seine Schuld zu tilgen. Ich könnte ihm nun das Kapital geben, um ihn moralisch frei von Ihnen zu machen, in der Hoffnung, daß er Sie dann ersuchen würde, Ihre Besuche in seinem Hause einzustellen oder wenigstens einzuschränken — bitte, ich bin noch nicht fertig!"

Prinz Sissi war aufgesprungen.

„Bis hierher wäre alles korrekt. Aber die Rolle des beleidigten Ehemanns ist schwer durchzuführen, wenn man dem Liebhaber seiner Frau gegenüber Verpflichtungen hat; ja das ist unmöglich, ohne daß der Frau selbst alles klargelegt wird, und diese Frau, die mit mir wie eine Schwester aufgewachsen ist, diese Frau, Durchlaucht, muß geschont werden!"

Es war totenstill zwischen den beiden. Auch Hermann hatte sich erhoben.

„Und wenn ich Ihnen das Recht Ihrer Beschützerrolle nicht zugestehe, Herr von Weßnitz?"

„Sie müssen es als Ehrenmann!"

Dem Prinzen entfuhr ein russischer Fluch. „Ich muß? Ich will nicht müssen! Ich habe nie gemußt in meinem Leben."

„Aber ich will es, Durchlaucht!"

Hermann sprach ruhig; seine grauen Augen hafteten durchdringend, eiskalt auf dem Prinzen, und dieser fühlte mit Unbehagen die rücksichtslose Willenskraft seines Gegners.

„Ich frage noch einmal, wie hoch ist die Summe?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Prinz, mit dem Benehmen eines eigensinnigen Kindes ihm den Rücken zuwendend.

„Ich bitte um die in unsern Kreisen als anständig anerkannten Formen," tönte es scharf an sein Ohr.

Der Russe fühlte, wie er die Herrschaft über sich verlor.

„Ich verweigere jede Auskunft!"

„Gut. Dann fordere ich von Ihnen, daß Sie unauffällig den Verkehr im Hause meines Bruders abbrechen und Berlin sobald als möglich verlassen."

„Mit welchem Rechte?" fragte der Russe höhnisch.

„Mit dem Recht eines Ehrenmannes, der den guten Ruf einer Dame verteidigt!"

Prinz Sissi ward bleich; dann plötzlich vollständig wechselnd, selbst aus seinen Zügen jede Spur der Wut verwischend, die noch soeben unter den Beleidigungen Hermanns in ihm kochte, sagte er langsam: „Sie sind der beste Mensch, der mir je vorgekommen ist!"

Hermann verbeugte sich, spöttisch lächelnd und doch einen Augenblick fassungslos. „Ich danke Ihnen für Ihre günstige Meinung! Was ist Ihre Antwort auf meine Frage? Ja oder Nein?"

„Und wenn ich Nein sage?"

„Dann werde ich Sie zwingen, mir zu willfahren."

„Wie in aller Welt?"

„Wenn Ihnen das noch nicht genügt, was ich Ihnen ins Gesicht gesagt habe, so werde ich es vor Zeugen wiederholen und Sie unmöglich machen, falls Sie dem keine Folge geben. Ich werde vor nichts zurückschrecken!"

„Ach, Sie wollen sich mit mir schießen oder mich totstechen? Sehr gut! Aber ich werde mich nicht mit Ihnen schlagen!"

„Durchlaucht! Die Faust zu brauchen, ist gemein, aber —"

Nicht mehr Herr seiner Sinne, stand Hermann vor dem Fürsten. Dieser sah ihn noch immer so ruhig an wie vorher, ohne eine Spur von Erregung im Gesicht. Eine Sekunde lang glaubte Hermann, einem Verrückten gegenüber zu stehen.

Der Russe betrachtete die Nägel seiner rechten Hand und meinte dann: „Sie können thun, was Sie wollen. Ich lasse mir nie Vorschriften machen, am wenigsten von Personen, die nicht dazu befugt sind. Aber die eine Versicherung gebe ich Ihnen: ich werde mich durch nichts in der Welt zu einem Duell mit Ihnen zwingen lassen, weil — nun, weil Sie mir zu gut zum Totschießen sind und ich mir selbst zu nichtig."

Hermann hatte entwaffnet den Kopf gesenkt.

„Uebrigens — halten Sie mich für niedrig genug," begann der Prinz wieder, „daß ich für einige tausend Thaler mir gegen eine Frau wie Ihre Schwägerin unziemliche Freiheiten herausnehme?"

Hermann antwortete nicht. Er griff langsam, wie im Traum, nach Mütze und Handschuhen und verließ ohne Gruß das Zimmer. In dumpfem Brüten, das keinen klaren Gedanken aufkommen ließ, gelangte er in seine Wohnung. Dort raffte er sich endlich soweit auf, um an seinen Bruder schreiben zu können. Er teilte diesem die Unterredung mit, bot ihm die Summe zur Tilgung der Schuld an und beschwor ihn bei seiner Ehre, Lore ein volles Geständnis abzulegen. Dann könne noch alles gut werden.

„Eine Dame wünscht Ew. Durchlaucht zu sprechen," meldete der Zimmerkellner.

Prinz Sissi sprang auf. Es war dämmerig im Zimmer, in dem er träumend gesessen hatte.

„Wer ist es?" fragte er kurz.

„Die Dame wollte ihren Namen nicht nennen."

Im Halbdunkel sah der Prinz eine schwarze Frauengestalt ins Zimmer treten. „Ich bitte um Verzeihung! Entschuldigen Sie einen Augenblick, bis ich Licht angezündet habe." Während er das Streichholz anbrannte, zerbrach er sich den Kopf, wer das wohl sein könnte.

„So, ich bitte nochmals um Entschuldigung! Mit wem habe ich die Ehre?"

Er näherte sich mit einer Verbeugung der noch immer an der Thür Stehenden, deren Gesicht ein dichter Schleier verdeckte. Der ganzen Haltung und Kleidung nach mußte es eine Dame der Gesellschaft sein.

„Sie werden erstaunt sein, Durchlaucht, mich in diesen Ihren Räumen zu sehen!"

„Frau von Weßnitz!" preßte er in maßlosem Erstaunen hervor, Lore groß anstarrend, während sie langsam den Schleier zurückschlug.

„Sie können sich denken, daß mich nur ganz ungewöhnliche Vorkommnisse zu diesem Schritt veranlassen konnten."

Lores Antlitz war ernst und bleich; um den sonst so weichen feinen Mund zogen sich zwei tiefe Falten.

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen, gnädige Frau!"

„Nein, ich danke. Was ich zu sagen habe, spricht sich besser stehend. Mein Schwager war heute bei Ihnen?"

Jetzt wußte der Prinz alles. Dieser Tollkopf wollte also um jeden Preis seinen Entschluß durchsetzen!

„Mein Schwager hat den Inhalt Ihrer heutigen Unterredung meinem Mann mitgeteilt und dieser hat es für seine Pflicht gehalten, mir alles zu gestehen."

„Ich habe nicht das Recht, seine Handlungsweise mit dem Namen zu bezeichnen, den diese verdient."

Lore lächelte schmerzlich. „Wenn mein Mann nicht unmittelbar nach diesen Mitteilungen auf geheimen Befehl unverzüglich nach Paris hätte reisen müssen, so würde ich natürlich nicht an seiner Stelle hier stehen," sagte Lore mit tiefer Stimme, durch die merkbar die Erregung ihres Inneren hindurchklang.

Der Prinz verbeugte sich. Wie schön sie war!

„Was in meinem Innern vorgegangen ist nach jenem Geständnis meines Mannes, das geht niemand etwas an. In mir stand sofort der Entschluß fest, daß ich keine Minute ungenutzt verstreichen lassen dürfe, die Schmach dieses ganzen Verhältnisses von meiner Person und dem Namen meines Mannes fortzuwaschen. Meinen edelmütigen Schwager zu Hilfe zu rufen, verbot mir mein Stolz. Er hat, bei Gott, genug gethan!"

„Frau von Weßnitz!" tönte es an ihr Ohr mit weicher, fast demütiger Kinderstimme.

„Bitte, lassen Sie den gerührten Ton, Prinz! Bleiben wir sachlich! Wie hoch beläuft sich die Schuld meines Mannes?"

„Das sagen Sie mir?" rief der Prinz und warf sich empört in einen Stuhl.

„Nun ja! Ich will Ihnen übrigens keinen Vorwurf machen — ich selbst habe gefehlt. Aber mir stand niemand zur Seite, und jede Frau kann schwach sein, wo sie glaubt, eine selbstlose Verehrung zu finden."

„Und daran glauben Sie nicht mehr, Lore?"

Sie antwortete nicht. Eine Weile war es unheimlich still zwischen den beiden.

„Ich weiß es nicht," preßte sie endlich hervor, während sie die Hand, wie nach einer Stütze suchend, gegen den Thürpfosten stemmte.

Plötzlich stand er dicht vor ihr und ihre Hand nehmend, diese kalte zitternde Frauenhand, führte er sie zu einem Sessel.

„Bitte, setzen Sie sich!"

„O, es ist so viel, was ich in den letzten Stunden durchlebt habe!" Wie gebrochen sank sie auf den Stuhl. Dann, mit einmal sich hoch aufrichtend, sagte sie mit harter Stimme: „Bitte, Prinz, die Höhe der Summe!"

Dieser ging langsam zum Schreibtisch, schloß ein Schubfach auf, blätterte in einigen Papieren, und dann mehrere Zettel zusammenfassend, trat er auf Lore zu.

„Hier sind die Schuldscheine Ihres Mannes, die er mir gegen meinen Willen aufgedrungen hat!"

Lore streckte die Hand aus. Da knisterte es in seinen Fingern — mit einer schnellen Bewegung riß er die Papiere in Fetzen; langsam fielen die Schnitzel über den Teppich.

Zuerst verstand Lore gar nicht die Bedeutung dieser Handlungsweise, ihre Blicke hafteten irr auf seinem Gesichte, in dessen Zügen ein wilder Kampf zu toben schien. Aber nur ein Augenblick, dann hatte sie begriffen.

„O, das ist häßlich!" schrie sie auf, die Hände wie zur Abwehr ausstreckend.

Als habe den Prinzen ein Blitzstrahl getroffen, so knickte er zusammen und warf sich auf die Knie. „Lore, bei Gott, das ist zuviel!" stöhnte er. „Hab' Mitleid mit mir, mit meiner Seele, die Dir gehört! Habe ich jemals mehr gewollt, als Deine Gegenwart genießen, Deine Stimme hören, Dein Antlitz sehen? Ist ein Wort über meine Lippen gekommen, das Dir gesagt hätte, wie ich Dich liebe, seit Jahren, bis zum Wahnsinn? Und nun — was habe ich nun Häßliches gethan?"

„Um Gotteswillen, stehen Sie auf!“

„Nein, nein; hier will ich liegen zu Deinen Füßen, zufrieden, wenn ich nur den Saum Deines Gewandes küssen darf! Sieh, so ist meine Liebe! O, ich will Dich mit Reichtum überschütten, will mein Leben lang zu Dir aufschauen wie zu einer Heiligen! Was fesselt Dich an Deinen Mann? Welches Band verbindet Dich innerlich mit ihm? Giebt er Dir, was ich Dir geben kann, ein ganzes Leben voll sklavischer Liebe? Dieser Mann, der Dein Glück, Deine Seele zerstört hat, der Dir verächtlich sein muß! Lore, um Deines eigenen Glückes, um meiner unendlichen Liebe willen zerreiße Deine Fessel und werde mein Weib!“

„Halten Sie ein!“ rief sie, sich zurückwerfend.

Was dieser Mann alles in ihr aufrührte! Wie ein berauschendes Märchen schlugen seine leidenschaftlichen Worte an ihr Ohr. Ihre Nerven begannen zu erschlaffen nach den Erschütterungen der letzten Stunden, sie fühlte eine ohnmachtähnliche Mattigkeit durch ihre Adern rinnen. Da berührte etwas ihre Knie; ein Mund flüsterte dicht an ihrem Ohr: „Erhöre mich, Geliebte! Nur einmal sieh mir in die Augen, ob das nicht die Liebe ist, die zum Wahnsinn führt oder bis zum Tode währt! O, sieh mich doch an!“

Sie fühlte seine Lippen auf den ihrigen, sein heißer Atem vermischte sich mit dem ihren — ein eisiger Schreck fuhr ihr durch die Glieder. Ein unnennbarer Ekel ergriff sie; sie stieß ihn mit beiden Händen von sich.

„Zurück! Sie sind betrunken!“ rief sie und sprang auf. Indem sie sich von seinen Händen losriß, die ihr Kleid umklammerten, erreichte sie mit einem Sprung die Thüre und stürzte hinaus. — —

Der Prinz lag am Boden, mit dem Gesicht auf dem Teppich, als wollte er ihn mit den Zähnen fassen. Ein heiseres Aechzen drang aus seiner Brust. So kauerte er eine Weile, dann hob er mit fast irrsinnigem Ausdruck den Blick und ließ ihn durch das Zimmer schweifen, langsam, wie jemand, der sich nach einem wüsten Traume der Wirklichkeit seiner Umgebung versichern will. Dann begann er zu lachen. Kein Wort kam über seine fahlen Lippen; er wankte in eine Ecke, dort klirrten unter seinen zitternden Fingern Flaschen aneinander. Zwei, drei faßte er mit den Händen und stellte sie auf den Tisch.

„Also trunken bin ich!“ murmelte er, sich ein Glas einschenkend. „Trunken! Richtig, ich weiß nicht einmal mehr, was ich gesagt habe! Es muß wohl so sein!“ Und er stürzte ein Glas hinunter.

Die Gasflamme zitterte; von der Straße tönte das Geräusch des Lebens herauf.

„Dein Wohl, Leonore!“ Er hielt den Inhalt des Glases gegen das Licht, das sich in dem geschliffenen Kelche brach und gespensterhaft über sein bleiches verstörtes Gesicht huschte.

Stunden verrannen — immer wieder füllte er das Glas, bis sein Kopf schwer aufs Sofa zurücksank. — — — —

Als der Kellner am andern Morgen das Zimmer betrat, fand er den Prinzen tot auf dem Sofa. Ein herbeigerufener Arzt stellte als Todesursache Herzschlag fest, veranlaßt durch übermäßigen Genuß von Alkohol.

Der Fall erregte in allen Kreisen, die den Fürsten gekannt hatten, das größte Aufsehen. Allerlei unklare Gerüchte schwirrten umher, in Verbindung mit dem Namen der Frau von Weßnitz. Diese selbst rang in schwerem Nervenfieber mit dem Tode.

Sobald Hermann die erschütternde Kunde vom Ende des Prinzen erhalten hatte, war er zu Lore geeilt.

„Es darf niemand zur gnädigen Frau,“ berichtete der Diener. Wer denn bei ihr sei?

Der Hausarzt und als Pflegerin Fräulein Helm.

Noch während Hermann mit dem Diener verhandelte, erschien Eddas dunkler Kopf in einer vorsichtig geöffneten Thür. Sie winkte ihm mit den Augen, einzutreten.

„Was ist mit Lore?“ fragte er hastig.

„Man kann noch nichts sagen, Herr von Weßnitz. Heute, morgen und übermorgen noch nichts; doch denke ich, daß ihre gesunde Natur die Nervenkrisis überstehen wird. Ich weiß ja selbst nicht, was alles vorgefallen ist. Nur den unnatürlich schnellen Tod des Russen erfuhr ich und eilte sofort hierher. Mir sagte eine Ahnung, daß ich vielleicht hier nötig sein würde, wenngleich ich diesen Zustand Ihrer Schwägerin nicht voraussetzen konnte. Können Sie mir irgend welche Aufschlüsse geben?“

Hermann senkte finster den Kopf. „Nichts von Bedeutung,“ sagte er trotzig.

„Sie sehen selbst krank aus, Herr von Weßnitz.“

Er hob rasch den Blick und schaute in ihre ernsten forschend auf ihn gehefteten Augen. Wie wohl ihm der weiche mitleidige Ton ihrer Stimme that!

„Ist an Bruno telegraphiert worden?“ fragte er, sich mühsam auf die Lehne eines Stuhles stützend.

„Es hatte keinen Zweck, da er so wie so morgen wieder zurückkehren muß.“

„So? Und kann ich nicht irgend etwas thun für Lore? Soll ich bis zur Rückkehr meines Bruders nicht hier bleiben?“

„Nein, Sie könnten doch nichts helfen. Je weniger Menschen im Hause sind, desto besser. Ich werde hier bleiben.“

„Halten Sie einen ernsten Ausgang der Krankheit für möglich?“ fragte er leise, wie jemand, der sich vor der Antwort fürchtet.

„Möglich, ja — soweit ich den Fall beurteilen kann. Aber es giebt etwas Schlimmeres als den körperlichen Tod — den geistigen.“

„Entsetzlich!“ stöhnte Hermann.

„Wir wollen den Mut nicht verlieren, Herr von Weßnitz!“

Sie streckte ihm herzlich die schmale Hand hin und begab sich wieder zu der Kranken.

Wochen waren vergangen. Die Berliner Gesellschaft hatte schon wieder wichtigere Sachen zu thun, als den Tod des russischen Prinzen und die unmittelbar darauf folgende Versetzung des Legationsrats von Weßnitz nach Brüssel zu besprechen. Der Frühling war gekommen — Wettrennen, Ausflüge, Vorbereitungen für Badereisen nahmen alles Interesse in Anspruch.

Lore hatte die Krankheit überwunden, obgleich es schien, als hätte ihre Natur, die Thatkraft ihres Wesens eine unheilbare Wunde empfangen. Jetzt war sie mit ihrem Knaben einige Monate am Gardasee. Was zwischen ihr und Bruno besprochen worden war, nachdem sie das Krankenlager verlassen hatte, wußte niemand, nicht einmal Hermann. Immerhin konnte dieser aufatmen, denn die Familientragödie, die er für unausbleiblich gehalten hatte, war vermieden worden. Als er Bruno zum erstenmal nach jenen Ereignissen wiedersah, schien dieser ein anderer denn sonst; er war weich, duldsam wie ein Kind — vielleicht führten ihn die Erlebnisse der letzten Zeit auf den richtigen Weg zurück, das Leben ernst zu nehmen. Damit er überhaupt imstande war, seine Verpflichtungen in Berlin einzulösen und den Haushalt in Brüssel zu beginnen, mußte Hermann fast sein ganzes mütterliches Erbteil opfern. Er hatte beabsichtigt, den Bruder zu veranlassen, seiner diplomatischen Laufbahn zu entsagen und nach Weßnitz überzusiedeln, aber er mußte diesen Gedanken aufgeben. Bruno wäre nie imstande gewesen, als praktischer Landwirt die ohnehin etwas in Unordnung geratene Gutsverwaltung in die Hand zu nehmen.

Merkwürdig, wie dieser Bruno trotz all seiner Fehler von oben begünstigt wurde! Jedem anderen hätte der Skandal den Hals gebrochen — er wurde nur versetzt, und zwar auf einen Posten, der ihm wenig Repräsentationspflicht auferlegte und es ihm möglich machte, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen.

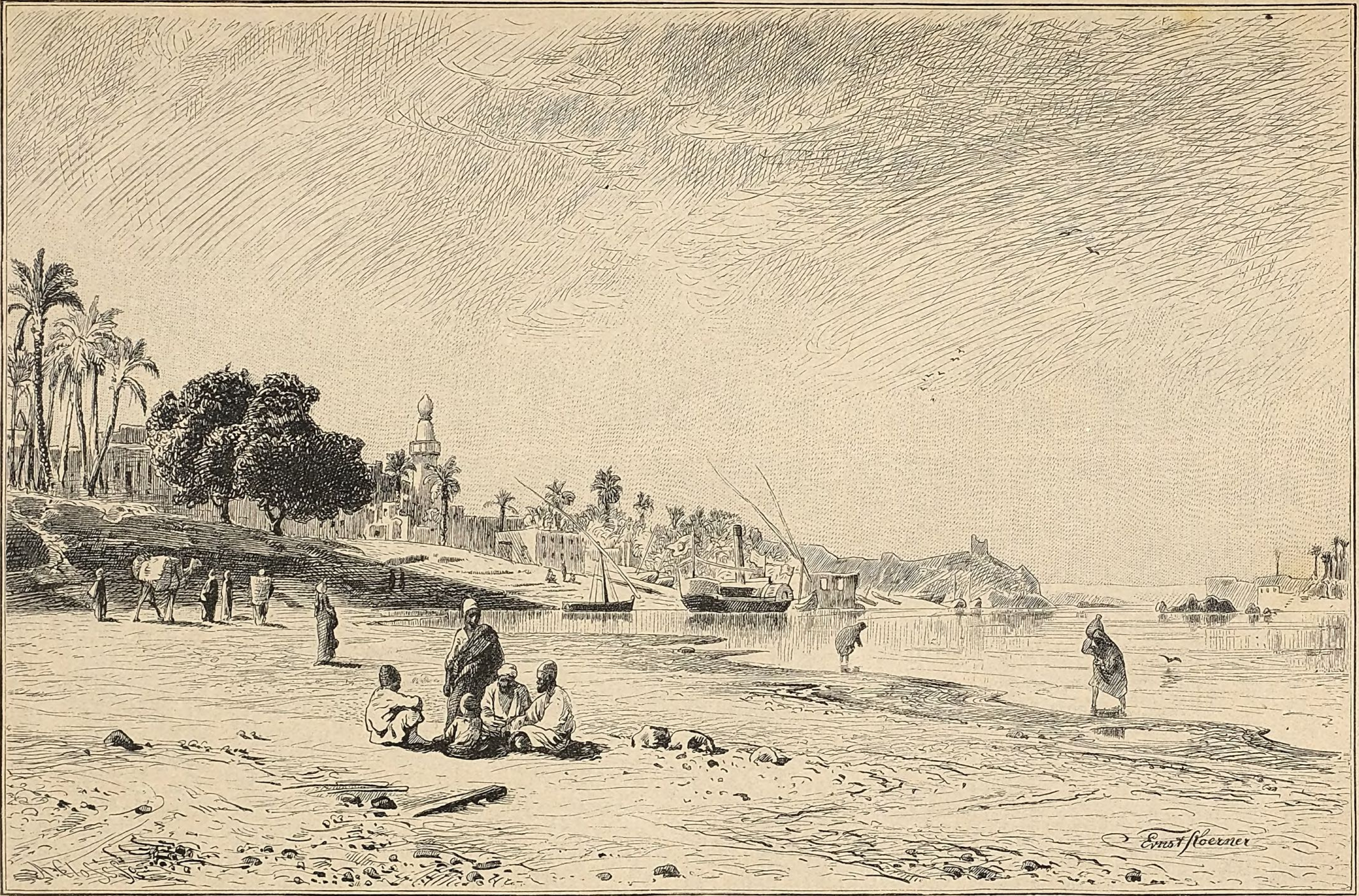
Es war Hermann gelungen, dem Vater all diese Vorgänge zu verheimlichen, was um so leichter war, als der alte Mann augenscheinlich nur noch wenig Interesse und Verständnis für die Außenwelt zeigte.

Jetzt war nun Hermann ganz zu seinem Berufe zurückgekehrt, verschlossener, wortkarger denn je, fast menschenscheu in der großen Stadt lebend. Manches, was er früher für wertvoll und groß gehalten hatte, schien ihm jetzt nichtig und lächerlich. In seinem Innern ging eine Umwandlung vor, seine ganze Lebensanschauung kam ins Wanken. In dieser Stimmung erinnerte er sich eines Tages, daß er dem Doktor Helm versprochen habe, ihn zu besuchen; der Verkehr mit dem geistvollen alten Herrn erschien ihm plötzlich als ein Bedürfnis, und am nächsten Abend entschloß er sich, zu ihm zu gehen.

„Ist der Herr Doktor zu Hause?“ fragte er die Aufwartefrau, die ihm die Thür öffnete.

„Bitte, treten Sie näher!“

„Aber das ist hübsch, lieber Weßnitz, daß Sie endlich einmal Ihre Schritte zu uns lenken!“ begrüßte der Doktor seinen Gast.



Assuan am Nil.
Nach einer Originalzeichnung von E. Körner.

„Ich habe seit Wochen nichts mehr von Ihnen gehört und gesehen. Aber was ist mit Ihnen? Sie sehen ja recht elend aus! Abgearbeitet? Uebertreiben Sie's nicht! Das rächt sich. He, Edda, Frau Lores Schwager ist da!"

„Ja, ich komme gleich!" tönte ihre Stimme aus dem Nebenzimmer.

„Na, nehmen Sie Platz! Was giebt es Neues in Ihrer Welt da draußen?"

„Nichts, Herr Doktor. Und wie geht es Ihnen?"

„Danke, recht gut. Ich überarbeite mich nicht eben und suche mich auf leichte Weise zu beschäftigen, wie Sie sehen. Sie gestatten doch, daß ich fortfahre? Ich fertige da gerade ein Modell für ein nach allen Regeln der Hygieine gebautes Krankenhaus an. Sehen Sie, hier — dies ist die chirurgische Abteilung, dies die für innere Krankheiten, dort das kleine Gebäude ist für Geisteskranke, die zur Beobachtung eingeliefert sind. Haha! eigentlich fehlt noch eine Abteilung für die Verrückten, die in der Welt umherlaufen und im allgemeinen doch für vernünftig gehalten werden — oder für solche, die mit ihren Ansichten nicht mehr in die heutige Welt passen, eine Art Asyl für verbrauchtes Menschenvolk!"

„Wollen Sie mir einen Platz darin ausbedingen?" fragte Hermann, sarkastisch lächelnd.

„Machen Sie keine schlechten Witze!" Der Alte blickte ihn aus den mächtigen grauen Augen gutmütig an. „Wissen Sie, einen kleinen Vogel hat jeder Mensch; man darf ihn nur nicht zu groß wachsen lassen. Ah, da ist meine Tochter!"

Er nickte dieser freundlich zu, ohne zu bemerken, daß sie in der Eile den Anzug gewechselt hatte. „Ich habe Hunger, Edda, und denke, wir könnten zu Abend essen."

Edda begrüßte Hermann einfach mit einem Händeschütteln. Dieser blickte sie mit unverhohlenem Erstaunen an. Fast ungläubig folgte er mit den Augen ihrer Gestalt, die sich eilig, aber still und geräuschlos hin und herbewegte, während sie den Theetisch ordnete. Sie hatte ein helles modernes Kleid angelegt mit weit offenen Aermeln und Halsausschnitt, das ihre eigenartige Schönheit zur vollen Geltung kommen ließ.

Sie bemerkte seinen bewundernden Blick; heißes Rot stieg ihr in die Wangen. Sie hatte sich umgezogen, ihm zu lieb; ihr schwarzes Werktagskleid schien ihr so abscheulich häßlich und düster. Und nun schämte sie sich über diese Anwandlung von Eitelkeit, wie sie es innerlich nannte, und war doch zugleich froh, als sie das Wohlgefallen, die angenehme Ueberraschung in seinen Augen las.

In Hermann stieg, wie er sie so beobachtete, der Gedanke auf, wie schlicht und pflichtgetreu dieses Mädchen wochenlang Tag und Nacht an dem Krankenlager Lores gewacht hatte, mit welch einfacher Herzlichkeit sie hier ihres Amtes als Hausfrau waltete, und er ertappte sich plötzlich über der Empfindung, wie gut es sein müsse, sein Leben, sein Glück in so fester treuer Hand zu wissen.

Der Doktor riß ihn aus seinem Sinnen. „Was ist das für eine Geschichte mit dem Lieutenant, der sich erschossen hat?" fragte der alte Herr, behaglich ein Butterbrot mit kaltem Braten belegend. „Ich las davon in der Zeitung. Wieder so ein Schwächling, der die Flinte ins Korn wirft!"

Hermann schüttelte den Kopf. „Nein, er that seine Pflicht. Ich kannte ihn oberflächlich und verstehe die Beweggründe seiner That."

Er hatte selbst in der Ehrensache jenes jungen Kameraden mit aburteilen müssen und, wie er glaubte, streng sachlich seine Stimme abgegeben, sich nur als Offizier fühlend, der die Ehre seines Standes zu wahren und zu schützen habe. Es war eine Spielgeschichte gewesen, und die Angelegenheit hatte in ihm die bittere Erinnerung an jene Nacht im Hause seines Bruders wieder neu belebt.

„So, er that seine Pflicht?" Helm schaute scharf in das ernste Gesicht seines Gastes. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr von Weßnitz — seine Pflicht thun, wenn man sich eine Kugel durch sein zwanzigjähriges Hirn schießt? Das will in meinen fünfzigjährigen Kopf nicht hinein."

„Und doch, Herr Doktor, giebt es Umstände, welche es einem gebieten, so zu handeln. Denken Sie an einen Offizier, der seine eigene Ehre und damit die seines Standes und seiner Familie preisgegeben hat!"

„Und das alles wird durch das Totschießen wiederhergestellt?"

„Teilweise, ja. Und vor allen Dingen wird ein Zweig der menschlichen Gesellschaft aus der Welt geschafft, der mißraten war."

„Was wird die Mutter eines solchen Selbstmörders empfinden?" fragte Edda, den klugen Kopf aufrichtend.

Hermanns Züge wurden hart. „Kleine persönliche Gefühle spielen in diesen Fragen keine Rolle."

„Das nennen Sie kleine persönliche Gefühle, Herr Lieutenant! Ist das Ihr Ernst?"

Fast verwirrte ihn der feste Blick ihrer Augen. „Ja, gewiß! Kann ein Mensch auf irgend eine andere Art als durch freiwilligen Tod eine untilgbare Befleckung seiner Ehre sühnen? In dem vorliegenden Fall hat der Offizier das gesellschaftliche Vertrauen, die Zuverlässigkeit der ehrenhaften Gesinnung verletzt, die man von jedem einzelnen fordern muß; denn auf dieser Grundlage beruht das innere Zusammenleben einer Gemeinschaft von Menschen. Deshalb mußte er gehen."

„Ich komme von der gleichen Voraussetzung aus zu einem ganz anderen Schluß," entgegnete der Doktor. „Die Menschen haben ein Recht, ehrlose Handlungen vor dem Gesetz gerichtet zu sehen, und niemand ist befugt, sich dieser Forderung durch den selbstgewählten Tod zu entziehen."

„Es ist schließlich nichts als Feigheit vor den Folgen des eigenen Handelns," meinte Edda und sah Hermann ruhig an.

„Nein, das ist es nicht!" Seine Stirn rötete sich leicht. Aber trotz seines energischen Widerspruchs fühlte er sich plötzlich dem klaren Blick dieser Augen gegenüber unsicher. Das Recht seiner Ansicht schien ihm mit einmal nicht mehr so zweifellos. Er schwieg.

In die entstandene Stille hinein ertönte das Klingeln der Hausglocke. Jemand fragte nach dem Doktor.

„Es thut mir leid, gerade heute abend zu einem Kranken zu müssen," sagte Helm, als er von draußen zurückkehrte, zu Hermann, während er Hut und Stock nahm. „Vielleicht sind Sie noch da, wenn ich wiederkomme. Doch kann es spät werden."

„Wir wollen ins Nebenzimmer gehen," sagte Edda, als ihr Vater sich entfernt hatte. Sie ergriff die auf dem Eßtisch brennende Lampe und schritt Hermann voraus.

Es war augenscheinlich das Arbeitszimmer des alten Helm, das sie betraten, ein einfaches, fast dürftiges Gemach. An den Wänden große Regale, mit Büchern und allerhand Gläsern angefüllt, in denen seltsame Präparate ruhten. In einer Ecke das Gerippe eines Menschen; auf einem Tisch eine Anzahl von Totenköpfen, augenscheinlich Abnormitäten.

Hermann beschlich ein seltsames Gefühl. Allein mit diesem Mädchen in der fremdartigen fast unheimlichen Umgebung!

„Bitte, nehmen Sie Platz! — Haben Sie etwas von Ihrer Schwägerin gehört?"

„Nein, nichts! Sie hat mir noch nicht einmal geschrieben seit jener unglücklichen Geschichte, mein Bruder auch nicht, und vom Vater erhalte ich nur sehr selten eine kurze Nachricht. Wer kümmert sich noch um mich? Ich bin überflüssig."

Er sagte das scharf, finster in das Licht der Lampe blickend.

„Sie sind verbittert, Herr von Weßnitz! Weshalb? Sie wissen, wie hoch alle Ihre näheren Bekannten Sie stellen!"

Er zuckte die Achseln. „Ja, hoch stellen, hoch schätzen! Was ist das alles? Man friert dabei. Ich brauche mehr als das, brauche zuweilen einen teilnehmenden Menschen, ein gutes herzliches Wort!"

Sie sah ihn aufmerksam an, während eine feine Röte ihre Wangen überzog. Und dann, einer unwillkürlichen Regung folgend, streckte sie ihm die Hand hin.

„Wenn Sie Teilnahme, Verständnis suchen, Herr von Weßnitz — hier bei meinem Vater und mir werden Sie das finden. Sie leben zu einsam, ich kann das nachfühlen, aber Sie dürfen nicht verbittert werden, gerade Sie nicht!"

Welch eigentümlicher Ton in Ihrer Stimme zitterte! Hermann beugte lauschend das Ohr. Alles in seinem Innern ward weich, alles, was er in den letzten Jahren still, ohne Aussprache niedergerungen, quoll in ihm empor bei der Berührung dieser schlanken warmen Mädchenhand.

„O, wenn meine Mutter noch lebte!" preßte er hervor.

Es war eine Weile still, dann sagte Edda: „Es muß etwas Wunderbares um den Besitz einer Mutter sein. Ich habe nie den Segen einer Mutterhand gefühlt, selbst nicht in meinen ersten Kindertagen. Erzählen Sie mir, bitte, von Ihrer Mutter!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Tempelinsel Philä.

(Zu den Bildern S. 549 und 553.)



Welche Fülle von gewaltigen Baudenkmälern wurde im Laufe der Jahrtausende in dem schmalen Thale des heiligen Nilstromes errichtet und wie groß sind die Schätze des Wissens, die aus uralten Gräbern, aus dem Schutt der Ruinen in den Papyrusrollen ans Tageslicht gebracht werden! Fürwahr, die Denkmäler der Kunst und des Wissens, welche die alten Aegypter uns vermacht haben, die Pyramiden, Obelisken und Tempel sind ein hehres Eigentum der gesamten gesitteten Menschheit, und diese hat die Pflicht, das pietätvoll zu erhalten, was Fluten barbarischer Völker geschont und was Naturgewalten im Laufe von Jahrtausenden zu zerstören nicht vermocht haben.

Und doch droht einem Teil dieser Denkmäler, den herrlichsten Tempeln ein jäher Untergang. Durch ein geplantes großes Kulturwerk sollen sie unter Wasser gesetzt — weggeschwemmt werden!

Wer heute eine Reise den Nil hinauf unternimmt, der pflegt die Stromfahrt zu beendigen bei dem Städtchen Assuan, das mit seinen schmucken Häusern, umrahmt von grünen Palmen, einen recht freundlichen Anblick gewährt. Man sieht noch die braunen Fellahs Aegyptens, die phlegmatischen Türken und bedächtigen Kopten; aber die Mehrzahl bilden hier bereits die Nubier, Beduinen und Neger aus dem Sudan.

„Syene" hieß diese Stadt im Altertum. Das Wort stammt von dem ägyptischen „Sun", d. h. Eingang in das Land, denn Syene war ursprünglich eine Festung und in ihm lagen die streitbaren Männer, welche die vorgeschobenen Posten der ägyptischen Kultur vor den räuberischen Nubiern schützen sollten. Rings glüht in der heißen Sonne der dunkelrote Granit, der „Syenit", aus dem die berühmtesten Bauten Altägyptens, alle großen Obelisken errichtet wurden. Aber die eigentliche Hauptstadt dieses Gaues war nicht die Festung Syene, sondern die benachbarte Stadt Abu, die auf einer Insel im Nile lag, auf unserem Bilde von Assuan S. 553 zum Teil noch sichtbar. Abu bedeutet so viel wie Elfenbeinstadt und wurde darum von den Griechen „Elephantine" genannt. Es hatte vor Jahrtausenden etwa dieselbe Bedeutung wie Chartum vor dem Aufstande des Mahdi in unserem Jahrhundert; es war der Marktplatz, an welchem zwei Welten sich berührten. Hierher kamen die Wilden des Sudan, um Elfenbein und andere Schätze Innerafrikas gegen Erzeugnisse der ägyptischen Kultur auszutauschen. Von Abu aus gingen jene merkwürdigen civilisierenden Einflüsse in das Herz des Dunklen Weltteils, die noch heute nicht verwischt sind, da Geräte, Waffen und Schmuck vieler innerafrikanischer Stämme in ihrer Gestaltung so sehr an ägyptische Formen erinnern.

Oberhalb von Elephantine verändert sich der Charakter des bisher ruhigen Stromes. Riesenmassen von Granit durchsetzen sein Bett und erscheinen von weitem als schwarze in der Sonne schimmernde Hügel. Hier schäumt und braust der nördlichste oder erste Nilkatarakt. Die ältesten Aegypter wußten nicht, was hinter jenen schäumenden Wasserwirbeln lag, und so entstand die Sage, daß an jener Stelle der Nil aus der Unterwelt an das Tageslicht trete, um Aegypten seiner Segnungen teilhaftig werden zu lassen. Kein Wunder also, daß diese Stätte zum Sitz einer besonderen Götterverehrung wurde. Jenseits von diesen Stromschnellen liegen einige Felseneilande, die mit Tempeln bedeckt wurden. In dieser Gegend soll ja die milde Göttin Isis gewohnt haben. Als der finstere Typhon ihren Bruder und Gemahl, den lichten Osiris, getötet und seinen Leib in vierzehn Stücke geteilt und zerstreut hatte, soll Isis diese teuren Reste gesammelt und auf den Inseln bei der ersten Stromschnelle bestattet haben. Hier trauerte sie um ihren Gatten und Bruder, und die Thränen, die sie vergoß, fielen in den Nil und wuchsen zu der überschwemmenden Flut an, welche sich befruchtend über das Thal von Aegypten ergoß. Das Andenken der Isis und des Osiris wurde also schon in altersgrauer Zeit an diesen Stätten verherrlicht und düstere Tempelruinen stehen noch heute auf den Felseneilanden Bige und Konosso. Am berühmtesten ist jedoch die Insel Philä. Hier, in einer wunderbaren landschaftlichen Umgebung, ließ einer der letzten Pharaonen, Nectanebus I., im 4. Jahrhundert v. Chr. der Isis Tempel und Altäre errichten. Die Ptolemäer, die nach dem Tode Alexanders des Großen das Land beherrschten, setzten diese Arbeiten fort, führten die mächtigen Thortürme oder Pylonen auf und errichteten die herrlichen Säulenhallen. Auch die römischen Kaiser haben sich noch durch Bauten verewigt. Unsere Abbildung S. 549 zeigt links im Vordergrund die Ruinen des mächtigen Isistempels, im Hintergrund rechts die des sogenannten „Kiosks", eines ebenfalls der Isis geweihten Tempelpavillons aus der römischen Kaiserzeit. Viele von diesen Herrlichkeiten sind in Schutt und Staub gesunken; was aber erhalten blieb, ist immer noch von unbeschreiblicher Wirkung, denn hier vereinen sich wunderbare Schönheit der erhabenen Natur und menschliche Kunst zu einem harmonischen Ganzen. Noch viele farbige Gemälde bergen sich in den Ruinen, viele Inschriften und vermutlich auch Papyrusrollen, die noch erforscht werden sollen . . . aber wird dies wohl möglich sein? Diese Wunderwelt soll ja der zerstörenden Gewalt des Wassers preisgegeben werden!

Nützlichkeitsgründe sind es, die Philä mit jähem Untergang bedrohen. Es ist allgemein bekannt, daß Aegypten den Ueberschwemmungen des Nils seine Fruchtbarkeit verdankt. Aber die weitverbreitete Ansicht, daß der Nil von selbst das ganze Land unter Wasser setze und es zu einem See umgestalte, aus dem nur Dorfhügel wie Inseln hervorragen, entspricht, wie Adolf Erman treffend bemerkt, nicht der Wahrheit, wenigstens nicht für Ueberschwemmungen durchschnittlicher Höhe. Vielmehr muß Menschenhand ernstlich daran arbeiten, wenn das Wasser alle Felder erreichen soll. Es müssen vom Strom aus große Kanäle gezogen werden, aus denen dann wieder kleine Rinnsale das Wasser auf die Felder führen. Und da es nicht an Aeckern fehlt, die zu hoch gelegen sind, als daß die Flut sie erreichen könnte, so müssen diese durch Schöpfapparate künstlich bewässert werden. Die Bewässerung bildet somit für Aegypten die zweifellos wichtigste Lebensfrage.

Sechzehn Ellen forderte das Aegypten der griechischen Zeit als Höhe einer gesegneten Ueberschwemmung, und auf einer alexandrinischen Münze ist ein „Genius der sechzehnten Elle" dargestellt, wie er seinem Vater Nil sein Füllhorn überreicht. Heute, nachdem sich der Boden Aegyptens durch die jährliche Schlammablagerung erhöht hat, ist ein bedeutend stärkeres Steigen erforderlich, wenn das Land eine volle Ernte genießen soll. Andererseits ist die Verwaltung auf Grund eingehender Studien zu der Ueberzeugung gelangt, daß die gegenwärtigen Bewässerungsanlagen nicht genügen. So ist der Gedanke reif geworden, die Wasserverhältnisse von neuem zu regeln und dabei die Ueberschwemmungen vom Zufall unabhängig zu machen. Zu diesem Zwecke will man in Nubien die Nilwasser durch riesige Dämme stauen und so ein gewaltiges Reservoir, einen neuen See oberhalb Aegyptens schaffen, von dem das Wasser durch Schleusen nach Belieben abgelassen werden könnte. Das wäre allerdings eine Kulturarbeit ersten Ranges und der Vorteil für Aegypten unberechenbar.

Gegenwärtig schwillt der Strom erst in der zweiten Hälfte des Juli mächtiger an; vom Ende September bis Ende Oktober bleibt dann der Wasserstand im wesentlichen gleichmäßig auf seiner höchsten Stufe, um dann schneller und schneller zurückzugehen.

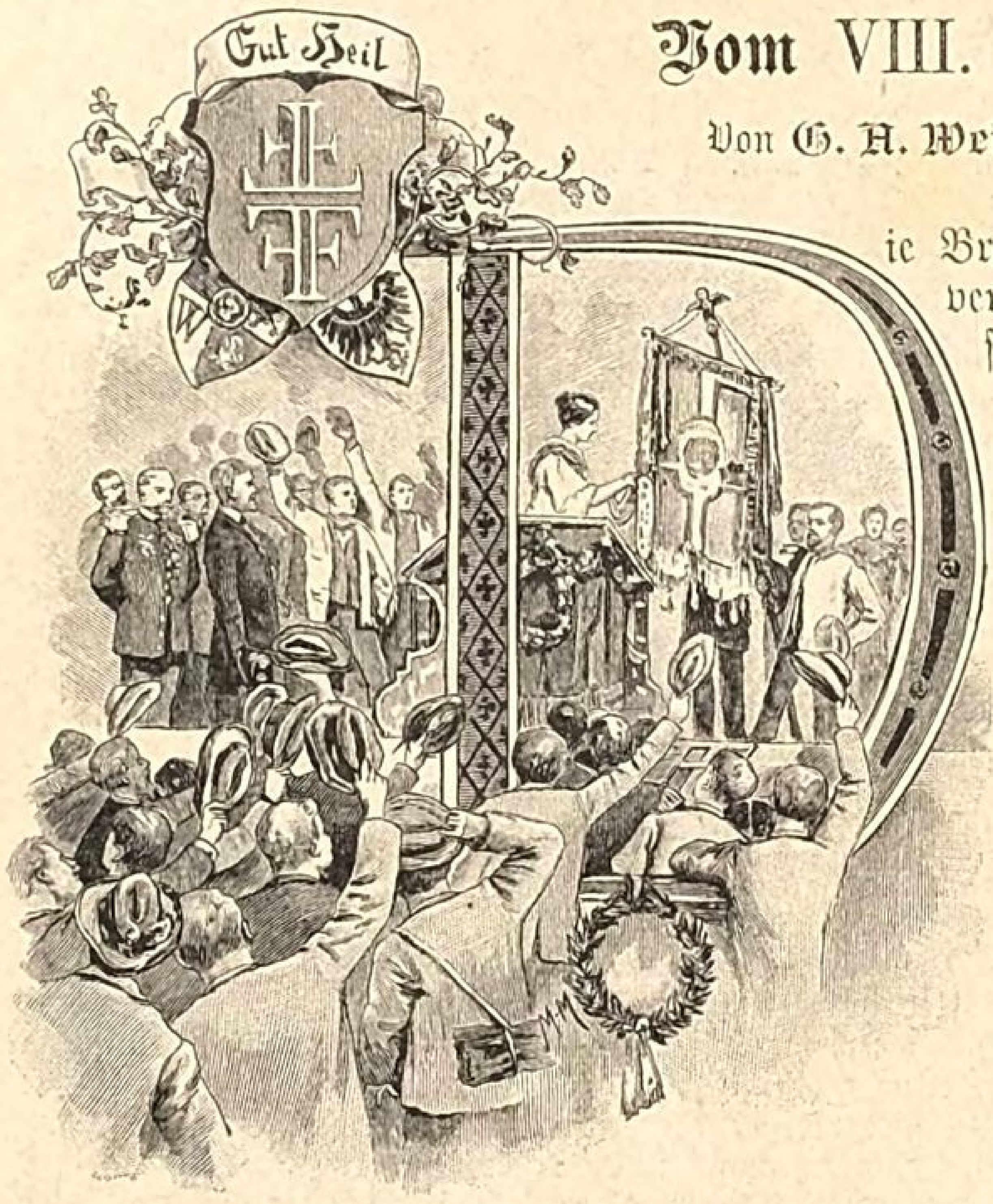
Im Januar ist der Strom bereits ganz in seinem alten Bett, aber auch in diesem nimmt er noch bis in den Sommer hinein ab. Steigt das Wasser nur um ein Zehntel zu wenig, so vermag es die Kanäle nicht mehr zu füllen, die es nach den höher gelegenen Aeckern führen sollen, und Mißwachs und Hungersnot sind die Folge. Alle diese Uebelstände könnten durch das geplante Nilreservoir wohl beseitigt werden, man könnte das Wasser zu jeder Zeit verteilen. Es wurde berechnet, daß in der Provinz Gisch allein gegenwärtig 2000 Hektar Land Sommerernten ergeben, nach der Schaffung des Reservoirs würden es 24000 Hektar thun!

Die Ingenieure der ägyptischen Regierung arbeiteten nun im Laufe der letzten Jahre verschiedene Pläne aus, die dann einer internationalen Kommission, in welcher Vertreter Englands, Frankreichs und Italiens sich befanden, zur Begutachtung unterbreitet wurden. Der erste Vorschlag ging dahin, die Wüste bei Wadi Raiyyan in einen See zu verwandeln, er mußte aber wegen technischer Schwierigkeiten verworfen werden. Ebenso mußte die Errichtung eines Dammes bei Selsele als unausführbar bezeichnet werden, und es blieb die engere Wahl zwischen der Errichtung eines Dammes bei Kalabsche, etwa 30 km oberhalb Philä, oder bei Assuan. Wegen der Weite und Tiefe des Stromes bei Kalabsche erschien den Mitgliedern der Kommission die Ausführung des Planes an jener Stelle zu schwierig und zu kostspielig und die Mehrzahl entschloß sich, die Errichtung des Nildammes bei Assuan zu empfehlen. Würde dieser Plan zur Ausführung gelangen, so würden die Tempelruinen von Debot, Kersassi, Tafe, Kalabsche, Dakke, Ofedina und Philä durch die Stauung monatelang unter Wasser gesetzt und in kürzester Zeit zerstört werden. Man hat dabei Philä derart retten wollen, daß man vorschlug, die Tempel abzutragen und auf einem anderen trocken gebliebenen Orte wieder aufzustellen. Daß dadurch der geschichtliche Wert der Ruinen, der an die eigenartige Ortschaft gebunden ist, gänzlich verloren gehen würde, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen. Aus diesem Grunde erklärte sich der französische Kommissar Boulé gegen den Nildamm von Assuan, da Philä nicht preisgegeben werden dürfe. In Deutschland erhob Georg Ebers seine Stimme für die Erhaltung der denkwürdigen Stätte. Auch in England machte sich eine starke Bewegung in demselben Sinne geltend und in einer an den ägyptischen Premierminister gerichteten Adresse wird dieser ersucht, dahin zu wirken, daß der Damm bei Kalabsche errichtet und Philä erhalten werde. Man hat dabet berechnet, daß die Ausgaben nicht wesentlich größer und der Nutzen gleich groß sein würde wie bei der Errichtung des Dammes bei Assuan. Und wenn größere technische Schwierigkeiten vorhanden sein sollten, so ließen sie sich gewiß überwinden: soll doch der Technik der Neuzeit das Wort „unmöglich" nicht bekannt sein! — Hoffen wir, daß diese Vorstellungen Gehör finden und die Wunderblume der Wildnis, die Tempelinsel Philä, der Nachwelt erhalten bleiben wird.

St.

Vom VIII. deutschen Turnfest in Breslau.

Von G. A. Weiß. Mit Zeichnungen von F. Müller-Münster.



Ueberreichung des von Breslaus Frauen gestifteten Fahnenbandes.

Die Breslauer Turnvereine, die städtischen Behörden und die Bürgerschaft hatten sich schon seit langer Zeit mit erfreulicher Einmütigkeit zu umfassenden Vorbereitungen für das deutsche Turnfest in Breslaus Mauern zusammengefunden. Galt es doch, zu zeigen, was die Hauptstadt Schlesiens vermag! Eine schöne Begeisterung durchglühte die hundertfältige Arbeit, und als alles fertig war, da leistete man sich zur „Generalprobe“ eine ganze Breslauer Vorfestwoche; und siehe, es klappte alles!

Der am Südende der Stadt, am Ausgange der prächtigen Kaiser Wilhelmstraße sehr glücklich gelegene Festplatz mit der dahinter improvisierten „Vogelwiese“ bot schon mehrere Tage vor dem Beginn des eigentlichen Festes ein eindrucksvolles und fesselndes Bild turnerischen Lebens und heiteren Treibens. In der geschmackvollen und geräumigen Festhalle wogte Abend für Abend eine überaus fröhliche Menge und lauschte den Festspielen. Die den Festplatz als schöner architektonischer Kranz umgebenden Tempel des Bier- und des Weingottes waren Zeugen der altangestammten Breslauer Lebenslust.

Der 21. Juli, welcher die fremden Turner unter schmetternder Marschmusik mit wehenden Bannern einrücken sah, fand die Wratislavia in froher Hast bei der Toilette. Mit tausend Händen ward gehämmert und gerichtet, vorbereitet und geschmückt. Breslaus Bewohner waren so ganz bei der Sache, daß sie für anderes kaum noch Sinn hatten; und die Breslauer Gemütlichkeit eroberte sich im Sturm die Herzen der fremden Gäste.



Hantelübungen der Frauen.

Die Eröffnungsfeier am Abend in der Festhalle gab dem Oberbürgermeister Bender, dem kommandierenden General v. Lewinski, dem Oberpräsidenten v. Seydewitz und Prof. Dr. Böthke-Thorn Gelegenheit, schöne und wahre Worte über die nationale Bedeutung der deutschen Turnfeste zu sprechen. Der Jubel der Versammelten und allgemeine Lieder bildeten gewissermaßen den Chor des rhetorischen Stückes, das sich auf der Bühne abspielte. Erhebende Augenblicke bildeten die brausenden Hochrufe auf die beiden Kaiser Wilhelm und Franz Josef, die Uebergabe des Bundesbanners durch Wenzel-München an die Stadt Breslau und die Ueberreichung des von den Breslauer Frauen und Jungfrauen gestifteten prachtvollen Fahnenbandes, das ein Stadtratstöchterlein mit poetischem Gruße übergab. Nach Schluß des hübschen Biberfelder Festspiels „Pallas und Germania“ war kein Halten mehr. Die linde Sommernacht lockte hinaus ins Freie, wo die Bierquellen sprangen, Fluten elektrischen Lichts sich über die wogende Fröhlichkeit ergossen und auf dem Tanzboden überschäumende Jugendlust sich austollte.



Ringkämpfer.

In goldenem Sonnenglanze erstrahlte die Frühe des Sonntags, des 22. Juli. Die stolze Wratislavia stand im bunten Festschmuck, des herrlichen Schauspiels harrend, das sich drüben in der Odervorstadt vorbereitete, des Festzuges. Ein lauer Wind spielte mit den zahllosen von den alten Giebelhäusern und den modernen Renaissancepalästen niederwehenden Fahnen und mit den über die Straßen sich schwingenden Gewinden. Und empor in die von Festlust erfüllte Luft drang das Branden der Menschenwogen, die sich durch die Straßen wälzten, um sich allmählich zu lebendigen Mauern zu verdichten.

Um elf Uhr rückte die Spitze des Zuges, dessen leitender Gedanke war: die Verbrüderung aller deutschen Gaue, über die prächtige Universitätsbrücke gegen das in die innere Stadt mündende Kaiserthor heran, über welchem in buntem Wappenschmuck das weithin leuchtende „Salve“ der alten Hochschule, der „Leopoldina“ grüßte. Es war ein farbenglühendes, von Schönheit, Kraft und Leben strotzendes Wandelbild, das im Verlaufe von anderthalb Stunden an den entzückten Blicken vorüberzog. Auf dem ganzen langen Wege durch die Schmiedebrücke, Albrechts-, Post- und Ohlauerstraße, Schuhbrücke, den Hintermarkt,

v

um die Ringseiten am Stadt- und Rathause vorüber, durch die Schweidnitzer Straße, an deren Ende eine schöne Ehrenpforte errichtet war, und durch die Vorstadt rollte gleich einer mächtigen Woge der Jubel der Turner und der Bevölkerung, oft zu südlichem Feuer anschwellend. Von den Fenstern und Balkonen gingen stellenweise ganze Blumenschauer auf die daherrückenden Turnerscharen nieder.

Den Zug eröffnete, unter Vorantritt der altertümlich gekleideten „Magistrats-Ausreuter", geleitet von einem Reiter mit dem Stadtbanner und von anderen Altbreslauer Gestalten in geschichtlich treuen Gewändern, Frau Wratislavia im wallenden weißen Kleide unter einem Baldachin auf prächtig geschirrtem Rosse. Es folgte eine reich kostümierte Reitergruppe mit den Bannern der vertretenen Staaten.

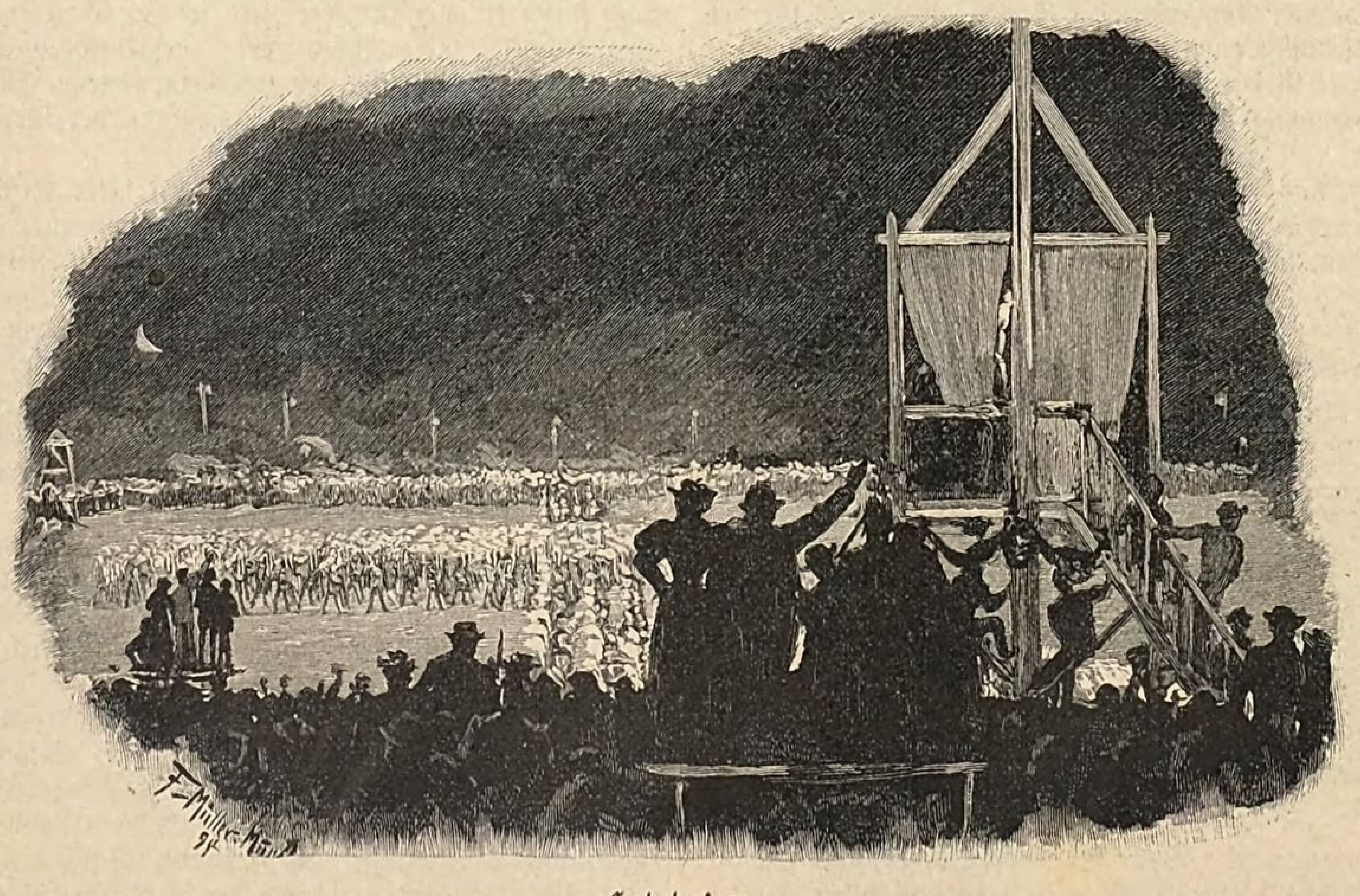


Das Keulenschwingen der Sachsen.

Nun zogen im strammen Marschschritt die einzelnen Turnerkolonnen vorüber: erst die Ausländer (Deutsch-Rumänen, Deutsch-Russen, Amerikaner u. a.), dann die Turner des ganzen deutschen Nordens und der Provinz Sachsen, des Rheinlandes und Westfalens, hierauf die Schwaben, Bayern, Thüringer, die sehr zahlreich eingetroffenen Sachsen, weiter die Deutsch-Oesterreicher und endlich die Turner Schlesiens und Süd-Posens. Dreizehn Musikkapellen, teils beritten, teils zu Fuß, in den verschiedensten historischen Kostümen von der Hohenstaufenzeit bis zu den Lützowern, schmetterten ihre munteren Weisen in den goldenen Sonnenschein und den brausenden Jubel, welche die Luft erfüllten. Eine Reihe von glänzenden Schaustücken und wandelnden lebenden Bildern versetzte in ferne Zeiten zurück.

Die Modelle des Hermann-Denkmals auf dem Teutoburger Walde, der Wartburg, umgeben von den Helden des Sängerkrieges, und der von Ordensrittern geleiteten Marienburg redeten eine gar eigen fesselnde Sprache voll Poesie. Wahre Prunkstücke an Pracht und zugleich Sinnbilder reichen Lebens bildeten der Festwagen der Hanseaten, der erste im Zuge, welcher in Form eines von Neptun gelenkten Schiffes den Seehandel darstellte; der Festwagen von Rheinland und Westfalen, welcher ein fesselndes Bild des Wein- und Bergbaues gab; ferner der Wagen mit den Resten der Kyffhäuserburg und dem schlafenden Barbarossa; das Prachtgefährt der Münchener mit den bekannten symbolischen Figuren; der wunderschöne Festwagen der Sachsen mit den allegorischen Gestalten der Städte Dresden und Leipzig, das Gefährt, welches die Verbrüderung der Germania mit der Austria darstellte, und der von köstlichem Humor zeugende Sportwagen des Breslauer Turnvereins „Vorwärts". Das Prachtstück des Zuges aber bildete der große Festwagen, auf dem von einer zinnengekrönten und getürmten Burg das herrliche Bundesbanner der deutschen Turnerschaft wehte. Tiefen Eindruck machte am Schluß des Zuges die umfangreiche Gruppe, welche den ewig denkwürdigen Aufschwung von 1813 in den leibhaftigen Gestalten des Königs Friedrich Wilhelm III., Blüchers, Jahns, Körners, Lützows, Friesens, der Freiwilligen und Lützower wiedergab und auf prachtvollem Festwagen die Königin Luise zeigte. Von Breslau aus erging ja damals der Aufruf „An mein Volk" und Breslau war die Sammelstätte der Befreiungsheere.

Wenige Stunden nach Eintreffen des Zuges auf dem Festplatze traten 3200 Turner zu den Massenübungen zusammen. Welch ein Bild! Der eherne Klang der „Schlußtritte" bewies die unversiegliche Kraft deutscher Turner. Fesselnde Schauspiele boten das Turnen der Musterriegen, das von schönem Rhythmus belebte Keulenschwingen der Sachsen und die interessanten Turnspiele. Brausendes Treiben erfüllte trotz Hitze und Staub den weiten Plan. Ein humoristisches Festspiel in der Halle „Turnfahrt nach dem Riesengebirge" riß zu ausgelassener Fröhlichkeit hin. — Der Montag, der 23. Juli, war den verschiedenartigsten ernsten Turnwettkämpfen gewidmet. Das Festmahl führte zu einer schönen Kundgebung des Vertreters der römischen Turner, welche in der feierlichen Uebergabe eines italienischen Banners bestand. Ein prächtiger, unten abgebildeter Fackelreigen beschloß diesen zweiten heißen Tag in eindrucksvoller Weise. Während der beiden letzten Tage wurde noch fleißig und energisch geturnt, gefochten und gerungen, gejubelt und gezecht. Selbst ein Damenturnen fehlte nicht. Der Mittwochnachmittag brachte die feierliche Verkündigung und Bekränzung der Sieger in den viertägigen Wettkämpfen unserer modernen „Olympischen Spiele". Am Abend aber wälzte sich gleich einer feurigen Schlange vom Festplatze durch die Stadt ein herrlicher Fackelzug. Die Illumination der architektonisch hierzu besonders geeigneten Liebichshöhe warf die wunderbarsten Lichteffekte über das wogende Treiben dieses letzten Abends. Das Fest, an welchem etwa 15000 Turner teilnahmen, ist harmonisch ausgeklungen. Breslau und die Turnerei sind um ein schönes Erinnerungsblatt reicher.



Fackelreigen.

Auge und Blendung.

Von Professor Dr. Hermann Cohn.

I.

Seit uralten Zeiten wurde das Auge als das schönste Geschenk der Natur betrachtet, und als der härteste Verlust, nächst dem des Lebens, gilt der Verlust des Augenlichtes. Daher wurde in alten Zeiten jeder, der das Auge eines anderen verletzte, mit Blendung seiner eigenen Augen bestraft. „Auge um Auge, Zahn um Zahn," heißt es in der Bibel.

Aber auch Feinde wurden in den ältesten Zeiten geblendet, so Simson von den Philistern und König Zedekia von Nebukadnezar. Im 7. Jahrhundert vor Christus hatte der weise König Zaleukos den Bewohnern von Lokri in Unteritalien ein Gesetz gegeben, wonach die Blendung als Strafe des Ehebruchs einzutreten habe. Nun beging aber zuerst sein eigener Sohn dieses Verbrechen; der König wollte die Strafe an ihm vollstrecken lassen, das Volk jedoch bat für ihn, und der Vater ließ, um dem Gesetze Genüge zu thun, dem Sohne ein Auge und sich selbst das zweite ausstechen. In späteren Zeiten war es bei den Griechen Sitte, daß einem Manne, der einen anderen blind gemacht, nur ein Auge ausgestochen wurde, falls er einen Teil seines Vermögens dem Erblindeten gab; hatte er aber kein Geld, so wurde er vollkommen geblendet.

Besonders roh verfuhren die Karthager. Sie schnitten nach der römischen Ueberlieferung dem römischen Feldherrn Marcus Regulus die Augenlider ab und setzten ihn den hellen Strahlen der Sonne aus, so daß er geblendet wurde und nicht mehr schlafen konnte. Schließlich sollen sie ihn in ein mit Nägeln ausgeschlagenes Faß gesteckt und dieses einen Berg hinabgerollt haben. Unter den fränkischen Königen und bei den Langobarden wurden den Dieben, die das erste Mal stahlen, die Augen ausgestochen.

Als der Enkel Karls des Großen, Bernhard, König von Italien, 817 gegen Ludwig den Frommen zu Felde zog, wurde er unter dem Schein von Unterhandlungen nach Chalons gelockt und mußte dort mit unverwandten Augen „in ein gülden Becken sehen, welches gegen die Sonne gesetzet war", so lange, bis er erblindete. Auch Kaiser Barbarossa hat den Ueberläufern und Verrätern die Zunge ausschneiden und die Augen ausstechen lassen.

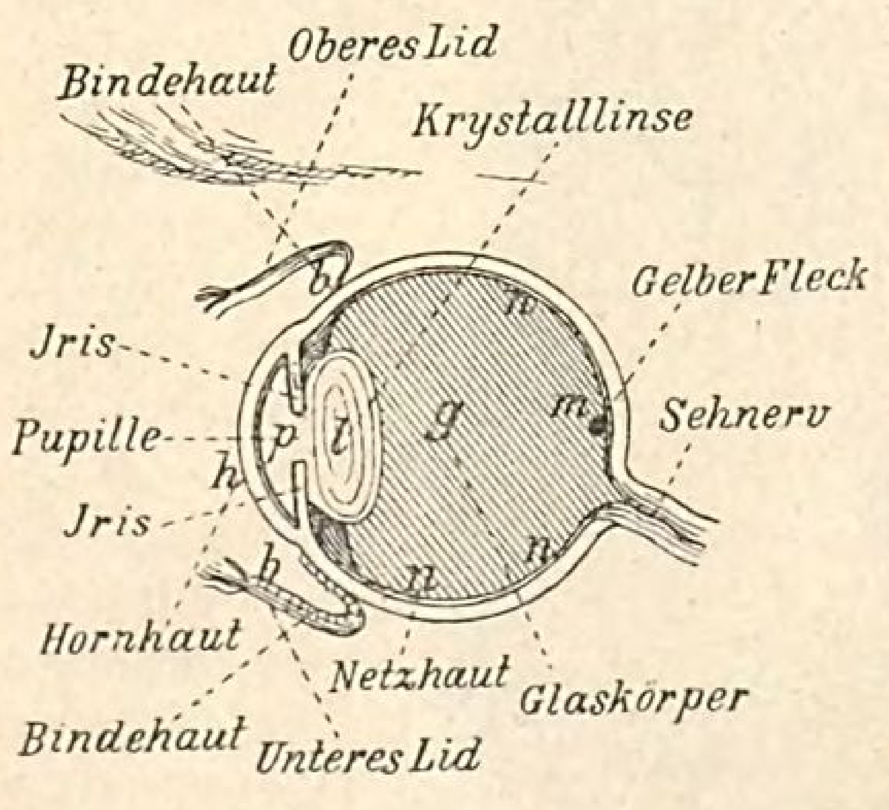
Bis zu den Zeiten Karls IV. konnte man sich in Deutschland, ähnlich wie im Altertum in Griechenland, durch Geld von seiner eigenen Blendung loskaufen; allein in einer böhmischen Chronik wird erzählt, daß ein Edelmann Namens Zahora, der seinem Pfarrer hatte die Augen ausstechen lassen und nun all sein Geld hergeben wollte, um seine eigenen Augen vor der Strafe der Blendung zu retten, nicht begnadigt wurde. Der Kaiser sagte, es könne kein Mensch dem anderen sein Gesicht ersetzen, und ließ dem Edelmann im Jahre 1366 in Prag vor allem Volke beide Augen ausstechen.

Noch in der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. vom Jahre 1532 wurde das Ausstechen der Augen als Strafe für den ersten schweren Diebstahl angeordnet.

Glücklicherweise ist seit Jahrhunderten in Europa kaum mehr die Strafe der Blendung ausgeübt worden; im Orient besteht sie aber noch heute.

Wenden wir uns ab von den Gräueln vergangener Jahrhunderte und sehen wir lieber zu, was wir im Zeitalter der Civilisation thun können, nicht um die Augen zu blenden, sondern um sie vor Blendung zu schützen.

Fig. 1



Zunächst freilich müssen wir betrachten, welche krankhaften Erscheinungen denn blendendes Licht in unseren Augen hervorruft. Wir können heute vier Folgen von Blendungen unterscheiden: 1) die Netzhautentzündung, 2) die Nachtblindheit, 3) die Bindehautentzündung und 4) den Grauen Star.

1. Netzhautentzündung. Das Auge ist bekanntlich wie eine Zwiebel aus ineinander geschachtelten Häuten zusammengesetzt. Vorn bei h (Fig. 1) befindet sich die Hornhaut, durch welche die Lichtstrahlen in das Auge fallen. Hinter ihr liegt die Regenbogenhaut oder Iris (i), deren Mitte das Sehloch, die Pupille (p), bildet. Dahinter liegt die Krystalllinse (l) und der Glaskörper (g), die sogenannten lichtbrechenden Medien, durch welche das Licht auf die innerste Haut, die Netzhaut (n), fällt. Hinter der Netzhaut liegt die Aderhaut. In der Mitte der Netzhaut, an der Stelle, mit der wir am schärfsten sehen, ist ein kleiner quer ovaler Fleck, genannt der „Gelbe Fleck" (m). Hier sind viele Tausende von schmalen, feinen Zellen, die sogenannten Zapfen oder Sehzellen, dicht aneinander gedrängt. Die übrigen Teile der Netzhaut haben andere stäbchenartige Zellen, welche aber nicht so feine Empfindungen vermitteln wie die Sehzapfen am Gelben Fleck.

Nach Einwirkung hellen Lichtes, besonders nach Beobachtung der Sonne oder einer offenen elektrischen Bogenlampe, hat man nun Entzündungen der Netzhaut gefunden. Schon Galenus, einer der berühmtesten Aerzte, der im 2. Jahrhundert n. Chr. lebte, berichtete von Erblindungen nach Betrachtung einer Sonnenfinsternis. In letzter Zeit sind solche Fälle genauer beschrieben worden, da man nun mit dem Augenspiegel die Veränderungen der Netzhaut genau studieren kann.

Der Augenspiegel zeigte Zerstörungen am Gelben Fleck, also in der Mitte der Netzhaut, und zwar einen kleinen weißen Fleck mit blutigem Umkreise oder eine scharf umgrenzte gelb-weiße Scheibe mit dunkelbrauner Umgebung. Diese Beobachtungen stimmen sehr gut mit den Tierversuchen von Czerny und Deutschmann überein. Ersterer hatte unmittelbares Sonnenlicht mittels eines Brennglases auf der Netzhaut lebender Kaninchen vereinigt und eine wirkliche Verbrennung der Stäbchenschicht, eine Zerstörung, eine Entzündung der Netzhaut und Aderhaut, eine Gerinnung des Eiweißes in der Netzhaut und schließlich einen Schwund der Netzhaut gesehen. Von besonderem Interesse ist, daß weder die tiefsten dunkelblauen noch die tiefsten dunkelgrauen Gläser diese Einwirkung der direkten Sonnenstrahlen beeinträchtigen. Deutschmann fand sogar, daß selbst das Einschieben eines Glasrohrs von 20 cm Länge, welches, da es mit kaltem Wasser gefüllt war, die dunklen Wärmestrahlen abhielt, die Verbrennung und Zerstörung in der Netzhaut doch nicht hinderte.

Diesen Thatsachen entsprechen die Empfindungen der Betroffenen. Alle geblendeten Personen bemerkten, sofort nachdem sie in die Sonne gesehen, eine Verdunklung in der Mitte des Gesichtsfeldes, einen Schleier, Nebel oder Fleck, ein „centrales Skotom", wie man es in der Gelehrtensprache nennt. Die Sehschärfe sank dabei im Centrum auf $^1/_2$ bis $^1/_3$ der normalen herab und machte es dem Kranken unmöglich, in der Mitte Farben zu unterscheiden. In den leichteren Fällen verschwand das Skotom nach längerer oder kürzerer Zeit, in den schweren bestand es ganz oder teilweise viele Jahre fort. Dementsprechend ging mitunter die mit dem Augenspiegel wahrgenommene Entzündung zurück, mitunter aber kam es zum Schwunde der Netzhaut an der erkrankten Stelle.

Aehnliche Erscheinungen wurden beim Blick in bengalisches Feuer oder beim Blick in die elektrische Sonne, die an der Decke eines Cirkus brannte, auch beim Blick in ein Mikroskop, auf dessen Spiegel plötzlich die Sonne schien, beobachtet. Vor einigen Monaten sah ich sogar dieselben Erscheinungen bei einem Liebhaberphotographen, welcher aus Versehen dem Magnesiumblitzlicht bei dessen Entzündung zu nahe gekommen war.

Die Krankheit ist im ganzen selten, aber nach Sonnenfinsternissen häufen sich meist die Fälle; so hat Professor Jäger in Wien nach einer Sonnenfinsternis im Jahre 1851 14 Erkrankungen zu teilweiser oder gänzlicher Erblindung führen sehen, und nach der Sonnenfinsternis am 17. Mai 1882 ist eine Reihe solcher Fälle in Deutschland und in der Schweiz beschrieben worden. Auch Galilei soll durch Beobachtung der Sonnenflecke sein Augenlicht verloren haben.

2. Nachtblindheit. Wenn nicht außerordentlich starke Lichter plötzlich, sondern große helle Flächen, z. B. Schneeflächen, sonnige Sandflächen, Kalkfelsen, Steppen, weiße Mauern, längere Zeit das Auge blenden, so entsteht nicht Netzhautentzündung, sondern eine eigentümliche Stumpfheit der Netzhaut, die sich mit dem Augenspiegel nicht sehen läßt, sondern sich nur der betroffenen Person dadurch kund

giebt, daß sie zwar am Tage ganz gut, am Abend und im Dunkeln aber gar nicht sieht, „nachtblind“ wird, „hühnerblind“ oder „hemeralopisch“ („tagsehend“). Der Lichtsinn muß also herabgesetzt sein. Es ist eine besonders große Menge Licht nötig, damit noch gesehen wird. Wie mißt man nun den Lichtsinn? Es geschieht dies nach Aubert in der Weise, daß man in einem Zimmer, das sonst ganz dunkel ist, eine kleine Fensteröffnung immer mehr verkleinert und dabei bestimmt, bei welch kleinster Oeffnung der zu Untersuchende noch große Buchstaben lesen kann. Dieses Verfahren von Aubert wurde 1857 von Förster für einen sehr praktischen Apparat verwendet, das „Photoptometer“, welches eine finstere Stube erspart. Der Kranke blickt in einen schwarzen Kasten, der nur durch eine Oeffnung Licht erhält, die größer und kleiner gemacht werden kann. Das normale Auge ist noch imstande, die großen Buchstaben am Ende des Kastens zu lesen, wenn die quadratische Lichtöffnung nur 2 mm Seite hat. Dann sagt man, „der Lichtsinn (L) ist = 1“. Wenn aber jemand an Nachtblindheit leidet, so muß die Lichtöffnung auf 20, 40, 60 mm ꝛc. Seite des Quadrats vergrößert werden, damit die Buchstaben noch erkannt werden; dann sagt man, der Lichtsinn sei = $^1/_{100}$, $^1/_{400}$, $^1/_{900}$ ꝛc. des normalen.

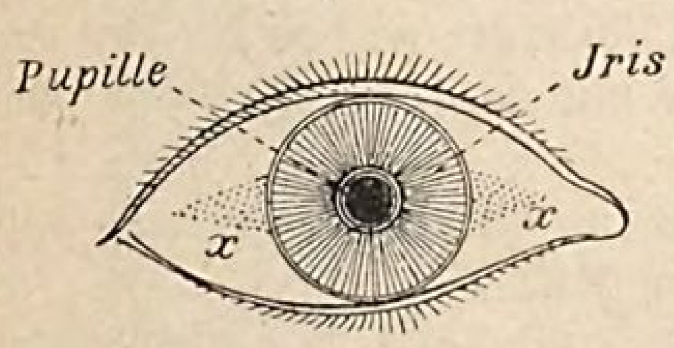
Bei diesen Versuchen muß der Kranke sich erst 10 Minuten im Dunklen aufhalten, sich an die Dunkelheit erst gewöhnen, da niemand, der aus dem Hellen ins Dunkle kommt, sofort Gegenstände erkennt. Wer jemals Kranke in einer Augenklinik besucht hat, weiß, daß wenn er in das dunkle Krankenzimmer trat, er anfangs gar nicht sah, ob überhaupt Personen da seien, daß er aber nach 5 Minuten schon deren Gesichter genau unterschied.

Obgleich nun das Photoptometer bei den Nachtblinden eine sehr große Herabsetzung des Lichtsinnes zeigt, können diese bei Tage oder bei gutem künstlichen Lichte eine vollkommene Sehschärfe und ein gutes Gesichtsfeld haben; aber sobald der Lichtschein unter eine gewisse Reizschwelle sinkt, stolpern sie und rennen überall an. Die Krankheit befällt stets beide Augen, während die Netzhautentzündung immer nur das eine Auge trifft, welches in die blendende Sonne oder das elektrische Licht hineingestiert hat.

Die Nachtblindheit kann aber auch als Begleiterscheinung bei verschiedenen Krankheiten der Aderhaut und Netzhaut vorkommen, bei denen dann der Augenspiegel deutliche krankhafte Veränderungen zeigt. So ist dies bei der gefürchteten Farbstoffeinwanderung in die Netzhaut (Retinitis pigmentosa) der Fall, die besonders häufig Kinder aus Verwandtschaftsehen befällt und in späteren Lebensjahren leider immer zur Blindheit führt.* Aber bei der einfachen Nachtblindheit nach Ueberblendung handelt es sich um eine Form ohne krankhaften Augenspiegelbefund; die Netzhaut sieht völlig gesund aus.

Meist ist gar nichts Krankes am Auge zu entdecken, mitunter aber, bei den epidemischen Formen, findet man bei Nachtblinden die sogenannte „Vertrocknung der Bindehaut“ („Xerosis“). Bekanntlich ist der Augapfel mit den Augenlidern durch eine feine Schleimhaut, die „Bindehaut“ (b in Fig. 1), verbunden, die eben davon ihren Namen hat; sie schlägt sich von der hinteren Fläche der Augenlider auf die vordere Fläche des Augapfels herum und bedeckt den ganzen sichtbaren Teil des Augapfels mit Ausnahme der Hornhaut (h). Die Bindehaut ist bei den Gesunden glatt, glänzend und ein wenig feucht. Bei der Xerose aber zeigt sich (x in Figur 2) ein feiner weißer Schaum zu beiden Seiten der Hornhaut im Bereiche der geöffneten freien Lidspalte. Wischt man ihn fort, so erscheint darunter eine 4 bis 8 mm lange, etwa dreieckige Stelle der Bindehaut, die eigentümlich fettig, trocken, glanzlos, in feine konzentrische Fältchen gelegt, wie mit Seidenpapier bedeckt ist; die Thränen fließen über die Stelle fort, ohne sie zu benetzen. Nur die Stellen der Lidspalte sind befallen, welche den größten Teil des Tages offen stehen und also am meisten der Luft ausgesetzt sind. Der Schaum erneuert sich nach Entfernung bald wieder.

Fig. 2



Im Jahre 1868 bildete ich die Schüppchen und den Schaum ab als verhornte, den Schuppen der Oberhaut ähnliche Zellen; damals kannte man die Bacillen noch nicht. 1883 fand Neißer die Oberfläche dieser Zellen mit kurzen Stäbchen, Bacillen, bedeckt; allein dieselben Bacillen fand man auch bei Personen, die keine Xerose haben. Erreger der Krankheit sind sie also nicht; vermutlich geraten sie aus der Luft auf die Bindehaut und gedeihen dort besonders gut auf den erkrankten Zellen.

Diese Form der dreieckigen Xerose ist ganz ungefährlich und verschwindet meist wieder vollkommen mit der Nachtblindheit. Diese und die mit ihr verbundene dreieckige Xerose haben nur den einen Zusammenhang, daß sie beide Zeichen einer gesunkenen Ernährung des Auges sind.

Die Nachtblindheit tritt oft epidemisch auf. Schon seit vielen Jahrzehnten wurde sie bei Matrosen und Seesoldaten, in Regimentern des Landheeres, in Zuchthäusern, deren Mauern sehr hell weiß gestrichen waren, in Waisenhäusern gefunden und bei Feldarbeitern, die in sonnenhellen Frühlings- oder Sommertagen den ganzen Tag im Freien arbeiteten.

Interessant ist die Mitteilung von Guthrie, daß ein russisches Regiment in dem Kriege zwischen Rußland und Schweden in Finnland in einer hellen Frühlingsnacht auf ein anderes russisches Regiment eingehauen habe; es hatte dieses für Schweden gehalten, weil mehrere 100 Mann nachtblind waren.

Die meisten Schilderungen derartiger Epidemien stammen aus Rußland. So beschrieb Reich eine Epidemie von Schneeblindheit, welche er auf dem Gudaur-Paß im Kaukasus, 2500 m hoch, bei mehr als 70 Arbeitern an der Georgischen Militärstraße beobachtete. Ein Meer von blendendem Lichte wurde von dem Schnee, auf den die helle Märzsonne schien und welcher endlos ausgebreitet lag, zurückgeworfen, so daß bei den Arbeitern bald ein höchst peinliches Gefühl im Auge und Nachtblindheit entstand. Die stärksten Männer unterlagen dieser Blendung; freilich gab es auch andere, die nicht den geringsten Schaden erlitten.

Auch in Bordeaux beobachtete Bitot im Jahre 1863 eine Epidemie von Nachtblindheit bei Personen aus den ärmlichsten Verhältnissen. Ich sah 10 Fälle, die mit Xerose gepaart waren; 3 davon betrafen Geschwister aus einem Dorfe in Schlesien, welche 3 Jahre lang im Frühjahr Rückfälle bekamen, während sie im Winter von beiden Leiden frei blieben.

Unter 70 Glasbläsern fand Jewetzki auch 13 mit Xerose ohne Nachtblindheit; die hohe strahlende Wärme beim Glasblasen (bis zu 65° C) und das starke Schwitzen bei der Arbeit werden von ihm für die Veranlassung der Xerose gehalten.

Das beste Heilmittel für Nachtblindheit ist Abschluß des Lichtes von den überblendeten Augen — ein dreitägiger Aufenthalt im ganz dunklen Zimmer, und die Krankheit ist völlig beseitigt. Celsus, der hervorragende Arzt, der im ersten Jahrhundert nach Christus in Rom lebte, empfahl gegen das Leiden bereits den Genuß von Schafsleber; später wurde von vielen Schweins- oder Rindsleber gerühmt. Unvergeßlich ist mir folgender Fall. Vor 20 Jahren wurde mir ein Gefangener vorgeführt, der infolge längerer Arbeit im Freien an sehr hellen Sommertagen nachtblind geworden war. Ich verordnete drei Tage Dunkelkur und täglich zweimal gebratene Schweinsleber. Am fünften Tage kam der Kranke wieder und behauptete, noch immer abends anzurennen. Da ich keine Krankheit der Netzhaut finden konnte und sonst stets nach 3 Tagen Heilung gesehen hatte, so verordnete ich noch 3 Tage Dunkelkur. „Und wie viel Schweinsleber, Herr Professor?“ fragte der Gefangene. Da ich diese jetzt nicht mehr für nötig hielt, gab er zu, daß er gar nicht mehr nachtblind sei, sondern am vierten Tage die Krankheit nur simuliert habe, um noch mehr Portionen der im Gefängnisse sonst nie verabreichten, ihm sehr gut schmeckenden Schweinsleber zu erhalten. Auch Leberthran wird mit Nutzen verordnet; das wesentlich Wirksame in der Leber wie im Thran ist jedenfalls das Fett. So beobachtete Krawkof eine Epidemie unter russischen Soldaten, welche auf ungenügenden Fettgehalt der Nahrung zurückzuführen war; sobald dieser Mangel beseitigt war, kamen keine neuen Fälle von Nachtblindheit mehr vor.

3. Bindehautentzündung. Sowohl nach dem Blicken in elektrische Bogenlampen als bei Schneeblendung hat man Entzündungen der Bindehaut beobachtet, welche sich durch Thränen, Stiche im Auge, starke Rötung und Schwellung der Bindehaut, Lidkrampf mit Lichtscheu geltend machten. Solche Fälle sind vielfach beschrieben, so auch bei der Epidemie auf dem Gudaur-Paß. Diese Erscheinungen gehen meist rasch vorüber.

4. Der Graue Star. Schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ist es ausgesprochen worden, daß übermäßige Lichtwirkung

* Wer sich für diese Verhältnisse genauer interessiert, findet sie geschildert in meinem Lehrbuch der Hygieine des Auges. Wien, 1892. Urban und Schwarzenberg.

namentlich bei Feuerarbeitern zur Trübung der Krystalllinse, zum „Grauen Star", führt. Das Wort „Star" stammt von derselben Wurzel wie „starr" her, da die Star-Blinden starr vor sich hin blicken. Bei Schmieden, Schlossern und Glasbläsern beobachtet man besonders häufig Star; wahrscheinlich verursacht die Austrocknung des Auges bei ihnen eine mangelhafte Ernährung und daher Trübung der Krystalllinse. Unter 442 Glasbläsern fand Maihöfer 9 % Starkranke, und zwar in dem jugendlichen Alter unter 40 Jahren.

Daß auch der Blitz Star erzeugt, wurde von Professor Leber in Heidelberg nachgewiesen; dabei freilich kommen auch noch andere tiefere Augenleiden vor, so Entzündung und spätere Schrumpfung der Sehnerven. Es ist möglich, daß beim Blitze, wie Leber vermutet, das Eiweiß in der Linse gerinnt, ähnlich wie die Milch beim Gewitter.

Soviel über die Arten der Blendung. In einem zweiten Artikel soll von den Mitteln zu ihrer Verhütung die Rede sein.

„Ap ewig ungedeelt!"

(2. Fortsetzung.)

Novelle von Jassy Torrund.

Als Gerhard Wien der Nichte des Hauses bei Tisch vorgestellt wurde, streifte er mit einem lächelnden Blick das schreckliche rot und blaue Kleid, das er augenblicklich wieder erkannte. Doch erlaubte er sich nicht die leiseste Anspielung. Frau Genthin mochte ihn schon ein wenig über den Barometerstand belehrt haben. Ob auch die junge Schleswig-Holsteinerin in dem vom Himmel geschneiten „Onkel" den Empfänger jenes Sträußchens erkannte, das vermochte Gerhard freilich nicht zu entscheiden. Fräulein Kattein besaß eine große Selbstbeherrschung. Kein Mensch, der sie kannte, würde in dieser wortkargen jungen Dame mit dem kalten hochmütigen Blick das ausgelassene Katteeker wiedererkannt haben. Selbst die schwarzen Zöpfe hingen ehrbar und gelangweilt über die Stuhllehne herunter, als lohne es nicht der Mühe, „diesem Preußen" zu zeigen, wie schwer und glänzend sie seien, wie lustig sie zu wippen und tanzen vermöchten, wieviel Uebermut und Lebenslust im Grunde doch in ihnen sich offenbaren könnte.

So vergingen einige Tage. Frau Genthin erfüllte mit der ihr eigenen anmutigen Würde und Freundlichkeit ihre Pflichten gegen jeden ihrer Gäste. Katteeker dagegen war feindselig und unnahbar für alle; ihre schwarzen Augen flammten zuweilen auf wie in Haß oder Zorn, wenn sie sah, wie die Kinder ihrem neuen Onkel mit Leib und Seele anhingen, wie heiter und freundlich die Tante mit dem jungen Offizier verkehrte, der ihrer eigenen kleinen Persönlichkeit anfangs mit höflicher Verwunderung, später in stummer Gelassenheit begegnete.

Mit Christine und deren Pflegebefohlenen stand es nicht besser. Da hatte denn die kluge Hausfrau genug zu thun, unerquickliche Scenen durch ein Scherzwort zu kürzen, heimliche Feindseligkeiten stillschweigend zu übersehen und einen offenen Haßausbruch mit weiblichem Takt zu verhindern.

Für die guten Leute im Städtchen war das epheuumrankte Haus mittlerweile ein Gegenstand höchster Neugier und zugleich des tiefsten Abscheues geworden. Wenn sie des alten Doktors drastisches Wort auch nicht gerade zur That machten und Frau Genthin hinausführten, sie zu steinigen, so thaten sie die „Fremde" dafür desto kräftiger in Acht und Bann. Keine Seele ließ sich bei ihr blicken, und begegnete ihr auf der Straße eine der bekannten Damen, so wandte diese sicherlich den Kopf und betrachtete so angelegentlich die Messingteller des Barbierladens oder die appetitlichen Leberwürste in Meister Habermanns Schaufenster, als hätte sie in ihrem Leben noch nichts Interessanteres gesehen. Kurz und gut, diese Tage waren sowohl in als außer dem Hause recht unerquicklich für die junge Frau, umsomehr, da sie auch keine Nachricht von ihrem Mann besaß. Die anderen Einwohner von P. waren gut genug unterrichtet; einer oder der andere der Herren hatte je und je geschrieben und den Zurückgebliebenen Bericht erstattet; und all diese Briefe waren im Posthause vorgelesen und besprochen worden. Zu Frau Hedwig aber drang keine Kunde. Man zuckte die Achseln, wenn die Rede darauf kam. Wer hätte der verfemten „Preußin" wohl die Nachricht von dem Mißerfolge der schleswig-holsteinischen Sache bringen wollen? Oder der „ungetreuen" Frau die Grüße ihres „hintergangenen" Gatten? Das that keiner, keiner von allen!

Fremder denn je stand Hedwig ihrer Umgebung gegenüber. Jene alten Vorurteile, die man ihr anfangs entgegengetragen und die das liebenswürdige, feine und heitere Wesen der jungen Frau zum Schweigen gebracht hatte, erwachten aufs neue. Ja, es gab Leute, welche behaupteten, an der ganzen Einquartierung, die sie wie eine widerwillige Last trugen, sei nur allein Frau Genthin schuld. „Denn wenn se nich wesen weer, so harrn* de Preußens dat doch wul insehn, dat wi nix vun ehn weeten wüllt un weern uns mit de Inquattierung vun't Liew bleewen*! Dar hett keen anner schuld to as se — un wi wet ok wul, worüm dat se dat dahn hett . . ."

Verständnisvolle Blicke und Winke ergänzten das Fehlende, und bald wanderte die schönste Klatschgeschichte von Haus zu Haus, und wenn sie auch nicht von jedem geglaubt wurde — wiedererzählt wurde sie sicher von jedem.

Unterdes saß die geschmähte Frau ruhig in ihrer Kinderstube an der Wiege des „Komponisten" und gab sich Mühe, den aufgeregten kleinen Kerl in Schlaf zu singen. Aber es war eine undankbare Aufgabe, denn alle fünf Minuten unterbrach er die sanfte mütterliche Stimme mit seinen eigenen ohrzerreißenden Tönen.

In diesen anmutigen Wechselgesang von Mutter und Sohn stürmte eines Tages plötzlich das Katteeker hinein, warf sich vor ihrer Tante nieder und schluchzte zum Erbarmen.

„Mein Gott, was ist denn los?" fragte diese erschreckt und hielt mit ihrer dreifachen Thätigkeit von Wiegen, Stricken und Singen inne; selbst der „Komponist" verstummte in der richtigen Erkenntnis, daß das Katteeker ihm „über" sei.

Statt jeder Antwort schlug Marie die Zipfel ihrer Schürze auseinander — darin lag der geliebte „Schlau", hatte alle Viere von sich gestreckt und that, als wenn er tot wäre.

„Ist er tot?" rief Frau Genthin bestürzt und versuchte, den Kopf des Tieres aufzurichten. Da zuckte der Hund zusammen, schaute mit traurigen Augen auf und begann leise zu winseln.

„Der alte scheußliche Schlächterköter hat ihn gebissen," schluchzte Marie und streichelte ihres Lieblings weiches Fell. Jetzt erst entdeckte Frau Genthin eine große häßliche Wunde am Hals des Tieres, aus der das Blut tropfenweise auf Maries weiße Schürze niedersickerte.

„Wir müssen die Wunde auswaschen und verbinden," sagte sie kurz entschlossen, legte ihr Strickzeug hin und stand auf. Aber so leichten Kaufs sollte sie nicht davonkommen.

Fränzchen fand es empörend, daß er, des Hauses einziger Sohn, über dem dummen Köter vernachlässigt werden sollte. Er war der Kronprinz, das wurde ihm tagtäglich in allen Tonarten vorgesungen, und darum war er berechtigt, die höchsten Ansprüche an Welt und Leben, vor allen Dingen aber an seine Mama zu stellen. So mir nichts dir nichts davonlaufen und ihn hier allein lassen — das wäre noch schöner! Hatte er bis jetzt geschwiegen und seine große weinende Kousine verwundert angestarrt, so hatte jetzt seine Geduld mit einmal ihr Ende erreicht, und er begann just bei den Takten in seine Ouverture einzusetzen, wo ein ungeheures Fortissimo vorgeschrieben und auch im Interesse der Wirkung unbedingt nötig war.

Das half denn auch diesmal. Seine Mutter fuhr herum und gab der Wiege einen kleinen unsanften Ruck.

„Du siehst ja — ich kann jetzt nicht fort," seufzte Frau Hedwig. „Laß Dir von Stine helfen."

„Die ist so grob und herzlos," war die Antwort.

„Dann thu's selber," schlug die Tante vor. „Essig und Wasser . . ."

„Ich kann nicht, Tante — das Loch ist so gräßlich tief!" sagte Marie schaudernd.

„Dann bleib' Du so lange bei Fränzchen."

„Nein — er brüllt so fürchterlich!"

Diese Thatsache ließ sich leider nicht leugnen, und die geplagte Mutter war, was ihr nicht oft begegnete, im Begriff, einmal recht ungeduldig zu werden in diesem Dilemma zwischen brüllendem Sohn,

---

* hätten.

* vom Leib geblieben.



Gänselieschen.

Hochsommerzeit war's, wo durch Blättergewirr
Goldfunkelnde Lichter glimmen,
Wo die heißen Lüfte voll Lerchengeschwirr
Und voll Grillengezirpe schwimmen;

Wo zur sonnendurchfluteten Mittagszeit
Verhallende Glocken wehen —
Da sah ich in grüner Waldeinsamkeit
Das Glück, das leibhaftige, gehen.

Die kurzen Locken vom Winde zerzaust,
Gerötet die frischen Wangen,
Eine schwanke Gerte hielt die Faust,
Und die roten Lippen sangen;

Die Füße nackt und gebräunt die Brust,
Das Röckchen entfärbt und verwaschen,
Doch das Kindergesicht in sorgloser Lust,
Als trüg' es voll Gold die Taschen.

Die blitzenden Augen so sonnig groß,
Voll jugendfrischer Gedanken,
In den flatternden Haaren leicht und los
Eine Handvoll blühender Ranken.

Und das Lachen wie Vogelton so lind
Und so sprudelnd wie Quellengeriesel —
Und es ist doch im Dorf nur das ärmste Kind,
Die lustige Gänseliesel.

F. Pochazer.

Originalzeichnung von M. Nonnenbruch.

schluchzender Nichte und wimmerndem Hund, als es kräftig an die Thür pochte und jemand fragte: „Was giebt's, Hedel? Kann ich vielleicht helfen? Will der Kronprinz denn gar nicht schlafen?"

Marie vergaß für den Augenblick ihren Kummer, schüttelte ihre Zöpfe und murmelte ärgerlich: „Der Preuße!" Aber ihre Tante rief mit wahrer Erleichterung: „Ja, ja, komm' nur herein, Gerhard, wir können Deine Hilfe gerade brauchen."

„Ist der Junge krank?" fragte Gerhard, besorgt nähertretend.

Frau Hedwig hielt ihre Nichte, die im Begriff stand, sich selbst und ihren Hund aus der verhaßten Nähe des Lieutenants zu flüchten, kurzer Hand an den Rockfalten fest und entgegnete ruhig: „Nein — der Patient ist hier, Gerhard."

Marie warf den Kopf zurück, die kleinen scharfen Zähne knirschten aufeinander. Das wilde Katteeker stand sprungbereit — am liebsten wäre es dem Offizier mit beiden Händen ins Gesicht gefahren. Aber der ließ sich nicht einschüchtern, trat heran und nahm mit sicherem Griff das verwundete Tier aus der Schürze. Es wimmerte laut, und diesen offenbaren Eingriff in seine Rechte benutzte Fränzchen zu einem neuen Angriff auf die Ohren der Anwesenden. Nun war die mütterliche Langmut aber völlig erschöpft; ärgerlich schüttelte Frau Hedwig dem kleinen Ruhestörer die Decke zurecht und rief über die Schulter zurück: „Thut mir den einzigen Gefallen und geht! Der Junge kommt sonst wahrhaftig nicht zur Ruhe!"

Lachend schritt der Lieutenant hinaus und ins Wohnzimmer hinüber, und nach einigem Zögern folgte Marie ihm nach. Was blieb ihr auch anders übrig? Es wäre doch zu unmenschlich gewesen, das kranke Tier schutzlos den Händen des Feindes zu überlassen! Aber wie rücksichtslos von Tante Hedwig, sie hinauszuschicken!

Zum erstenmal waren die beiden miteinander allein, zum erstenmal auf sich selbst angewiesen. Mißtrauisch überwachte Marie jede Bewegung Gerhards. Man sah es ihren finsteren Blicken an, daß es nur eines einzigen Funkens bedurfte, den lange aufgespeicherten Zündstoff zum Explodieren zu bringen. Und Gerhard selber war so unvorsichtig, diesen Funken ins Pulverfaß zu werfen. Das erste nämlich, was er that, war, daß er das schmutzige blutbefleckte Band vom Halse des stöhnenden Tieres löste. Marie riß es ihm aus der Hand, es flimmerte in den schwarzen Augen, und in jäh ausbrechender Heftigkeit stieß sie hervor: „Sie haben kein Recht, es abzunehmen!"

„Das Recht des Pflegers," entgegnete er ruhig. „Das Band würgte den Hund, sehen Sie, jetzt schnauft er lange nicht mehr so."

„Er wird ein neues Band bekommen."

„Das steht in Ihrem Belieben, Fräulein Kattein. Darf ich jetzt um etwas lauwarmes Wasser bitten?"

Mit scheuem Erstaunen blickte sie zu ihm auf; wäre er heftig geworden wie sie, so hätte er nichts bei ihr erreicht. Seine ruhige Gelassenheit aber, die sich gar nicht um ihren Zorn zu kümmern schien, machte auf sie einen größeren Eindruck, als sie sagen konnte. Schweigend ging sie hinaus und holte das Verlangte herbei. Die Wunde wurde ausgewaschen und mit leichter geschickter Hand verbunden. Bei alledem hatte das junge Mädchen tapfer und will'g Hilfe geleistet — es war, als hätte das wilde Katteeker unwillkürlich zu fühlen begonnen, daß es seinen Herrn und Meister gefunden. Und als die verhaßte Feindeshand den kleinen Patienten in die Sofaecke bettete, da wich auch von dem hübschen Gesichtchen der finstere Trotz, der diesem so fremd und häßlich stand wie eine Maske. Katteeker sah, wie das kranke Tier dankbar die sorgliche Hand des Pflegers leckte, und plötzlich schmolz die starre Eisrinde um ihr junges Herz. Ob sie wollte oder nicht, sie durfte doch nicht undankbarer sein als das unvernünftige Tier dort, sie mußte reden — und so sagte denn auf einmal eine leise unsichere Stimme hinter Gerhards Rücken: „Ich danke Ihnen, Herr . . ."

Das Wort „Lieutenant" brachte sie aber doch nicht über die Lippen, das erinnerte sie gar zu sehr an den Krieg und an die alte Feindschaft.

Erstaunt wandte er sich um. Es war das erste Mal, daß sie ihn anredete, und der weltgewandte Offizier wußte sich bei diesen überraschenden Worten seiner bisher so erbitterten Feindin nicht sogleich auf eine passende Entgegnung zu besinnen. Aber er sah sie an mit einem langen forschenden Blick und las ihr ohne weiteres die Gedanken vom Gesicht. „Wenn Ihnen der preußische Lieutenant, der übrigens nur ein Reservelieutenant ist, gar zu verhaßt ist, gnädiges Fräulein, so sagen Sie ‚Oberförster', denn das bin ich von Haus aus."

Oberförster — das Wort weckte in Katteekers Herzen heimatliche Erinnerungen an das Elternhaus und den herrlichen grünen Wald und unwillkürlich entfuhr ihr der Ausruf: „Oberförster? O, das war mein Vater auch! Aber bei uns nennt man es Hegereuter," fügte sie mit kindlichem Stolz hinzu. „Allein weshalb . . .?"

„Weshalb ich als Offizier hier stehe?" ergänzte er lächelnd. „O, ganz einfach. Als die Reserve einberufen wurde, gab ich die Hasenjagd auf und nahm den Degen in die Hand, um die ‚tapferen Landsoldaten' aus Ihrer schönen Heimat zu verjagen, mein Fräulein."

Die letzten Worte, so harmlos sie auch gesprochen wurden, berührten wieder den wunden Punkt in Maries Seele. „Sie hätten ruhig weiter Hasen schießen sollen. Wir brauchten Sie gar nicht, Sie alle zusammen!" rief sie mit neu erwachendem Trotz.

„Es ist ja jetzt Schonzeit, weiß die Hegereuterstochter das nicht?" fragte er mit seinem gelassenen gutherzigen Lächeln. Und da sie schwieg und finster vor sich niedersah, fügte er hinzu: „Warum hassen Sie uns denn eigentlich so sehr, Fräulein Kattein? Haben wir Ihnen so Böses gethan?"

„Da fragen Sie auch noch?" stieß sie heftig hervor. „Wenn Sie's nicht wissen, nun dann will ich's Ihnen sagen! Mein Vater war des Herzogs Freund, und als 1848 die neuen Gesetze aufkamen und es so schlimm mit uns wurde, daß kein Mensch es mehr aushalten konnte, da ging mein Vater hin und sagte: ‚Durchlaucht, sollen wir nicht die Preußen bitten, daß sie herkommen und uns helfen?' Und der Herzog that es denn auch. Mein Vater und viele, viele andere Schleswig-Holsteiner kämpften bei Idstedt gegen die Dänen, und alles wäre noch gut geworden, wenn uns nicht die Preußen im Stich gelassen hätten. ‚So, nun wollen wir nicht mehr! Seht zu, wie Ihr allein fertig werdet!' sagten sie. War das nicht schlecht von ihnen? Aber das war noch lange nicht alles. Sie erlaubten nicht einmal, daß wir allein weiterkämpften, sondern, nachdem sie ihren Frieden mit den Dänen gemacht hatten, nahmen sie uns ganz einfach die Waffen weg. Und nachher kamen die Dänen wieder ans Regiment, und es war fürchterlich. Unser guter Herzog mußte fort, und mein Vater und viele, viele andere wurden aus dem Lande gejagt. Wir mußten aus unserm schönen Forsthaus mitten im Walde heraus, der arme Vater mußte mit uns auswandern, und das alles wegen der Preußen, weil sie so falsch und treulos waren. Ja, das ist buchstäblich wahr!" rief Marie mit Thränen bitteren Zornes in den dunklen Augen.

Es war das zweite Mal binnen weniger Tage, daß Frau Hedwigs freundliches Wohnzimmer der Schauplatz solch heftiger Erörterungen wurde, und keine Aussicht war vorhanden; daß sie diesmal bald unterbrochen würden, denn drüben hörte man immer noch das stoßweise Aufschluchzen der weinenden Kinderstimme.

Gerhard Wien hatte das erregte Mädchen ruhig aussprechen lassen, während seine blauen Augen sie unverwandt und mit steigendem Interesse betrachteten. Und plötzlich schien es ihm, als ob es gar kein kleines thörichtes Backfischchen mehr sei, das da vor ihm stand und sich ereiferte, sondern ein selbstbewußtes, kluges und stolzes Weib, die Vertreterin schleswig-holsteinischer Eigenart. Dem kindischen Trotz hätte er wohl mit einem Scherzwort geantwortet, so vermochte er nur mit vollem Ernst und dennoch begütigend zu sagen: „Aber, Fräulein Marie, es waren doch die Dänen, die Ihren Herzog, Ihren Vater und viele deutschdenkende Männer vertrieben, nicht wir!"

Doch das Katteeker hatte seine preußenfeindliche Lektion zu gut gelernt und ließ sich nicht so leicht aus dem Text bringen. Sie warf energisch den Kopf zurück. „Die Dänen sind unsere angeborenen Feinde, die hassen wir so wie so," gestand sie kaltblütig. „Aber die Preußen waren doch die indirekten Urheber von Vaters Verbannung und von all dem Elend, das seitdem über unser Land gekommen ist. Die Dänen hätten uns ja gar nichts anhaben können, wenn Preußen uns nur ein bißchen beigestanden hätte!" schloß sie mit vollster Ueberzeugung.

„Wollen wir uns nicht lieber setzen?" fragte Gerhard ruhig und schob seiner jungen Gegnerin einen Stuhl hin. „Dann will ich mir Mühe geben, Ihnen die Sache einmal in anderem Lichte zu zeigen."

Ungern folgte Marie der Einladung, doch wurde sie in so ernstem Ton gesprochen, daß es schwer war, zu widerstehen. So drückte sie sich neben den kleinen Hund in die Sofaecke und blieb dort in sich zusammengekauert sitzen, mit scheuen Augen zu dem großen blonden Mann hinübersehend. Gerhard begann nun, in seiner Weise dem Mädchen die Vorgänge von 1848 bis 1852 zu

erklären. Er sagte ihr, daß es nicht immer in der Willkür eines Volkes und seines Fürsten liege, so oder so zu handeln, wie das Herz es eben verlange, daß immer eins vom andern abhängig sei, daß ein Volk sich manchmal fügen müsse, selbst gegen seine bessere Einsicht, um größeres Unheil zu verhüten. Er sprach gut, mit jener warmen Begeisterung, die ihren Eindruck auf die Jugend nie verfehlt, die auch zu diesem jungen Herzen sprach, so sehr es sich auch sträubte.

„Und was auch immer gefehlt sein mag," so schloß er, „ein gerechtes Herz darf überhaupt das schuldlose Volk nicht entgelten lassen, was die Diplomaten vielleicht gesündigt haben. Bedenken Sie doch einmal, weshalb wir herkommen! Ist das nicht genug, Fräulein Marie?"

Und da sie nicht antwortete, sagte er nachdrücklich: „Es ist doch wahrlich kein Kinderspiel, Blut und Leben einzusetzen, um ein Nachbarvolk aus der Knechtschaft zu erlösen. Können Sie das denn nicht begreifen, Kind?"

Sie schwieg noch immer und starrte hartnäckig zu Boden. Da stieß er seinen Stuhl zurück und rief ungeduldig: „Oder finden Sie das dänische Joch etwa so süß?"

„Ich? Gott bewahre!" fuhr sie empört auf, und die schwarzen Eichkätzchenaugen funkelten den preußischen Jäger zornig an.

„Nun, was dachten Sie denn dann?" forschte er mit einem tiefen Blick in diese sprühenden Augen, die ihm besser gefielen als all die sanften Frauenaugen, die er je im Leben gesehen hatte.

„Daß ich eine Schleswig-Holsteinerin bin," sprach das junge Mädchen stolz.

„Und daß Sie es bleiben möchten?" fragte er mit sonderbarer Betonung.

Das Katteeker sah den Offizier verständnislos an. „Ja — natürlich!" gab sie unbefangen zurück.

Ein leiser ungeduldiger Seufzer, dann eine Pause und endlich die Frage: „Wollen wir Waffenstillstand machen, Fräulein Marie?"

Nach kurzem Besinnen schlug sie in die dargebotene Hand ein, und ein prüfender, aber nicht unfreundlicher Blick streifte sein offenes männliches Antlitz.

„Also Friede?"

„Nein, nein, nur Waffenstillstand!" rief sie hastig und lief hinaus. Gerhard Wien aber blickte ihr nach, als hätte er seine Freude an diesem Trotz und Stolz.

Von Stund' an war das Katteeker wieder mit der alten Ausgelassenheit auf dem Posten und niemand im Hause durfte sich über allzu große Ruhe beklagen. —

Frau Genthin stand in ihrer Speisekammer, ganz vertieft in die friedliche Beschäftigung, ein paar Dutzend Butterbrote für ihre großen und kleinen Pflegekinder zu streichen. Da erhob sich nebenan in der Küche ein energischer Widerspruch von seiten der alten Stine:

„Ne, ik dah't nich, Frölen! Ik bün all to old, üm nu noch Französch to liehrn*, un wenn Se't dörchut wüllt, denn stelln Se Duris man darto** an!"

Frau Hedwig wollte sich schon nach der französischen Lehrmeisterin umsehen, da wurde ihr der Schlächter gemeldet. Aber die Aufklärung sollte dennoch für sie kommen.

Kurz vor Tisch, als die ganze Familie im Wohnzimmer versammelt war, that sich die Thür auf, und das jugendliche Kindermädchen erschien, sah sehr rot und sehr unglücklich aus und meldete stockend: „Madam' is Herr Wien."

Erstaunt blickte die Hausfrau auf. „Was willst Du, Doris?"

„Madam' — Madam' is — is Herr Wien," stotterte Doris und krümmte sich förmlich vor Verlegenheit.

„Ach, dieses Plattdeutsch!" seufzte die Hausfrau ratlos. „Das werde ich wohl in Ewigkeit nicht lernen. Sprich deutlich, Doris, ich verstehe kein Wort. „Was soll ich?"

Da war's vorbei mit aller Fassung; beinahe schluchzend stammelte Doris: „Nix nich, Madam'! Man de Supp is upgewen,*** un de Terrin' staht uppen Disch, un uns' Frölen sä† jo ..."

Jetzt tagte Frau Genthin das Verständnis. „Dacht' ich mir's doch!" rief sie, halb lachend, halb ärgerlich und sah sich nach ihrer Nichte um. Aber Katteeker war spurlos von der Bildfläche verschwunden, und auch Doris benutzte die Gelegenheit, sich aus dem Staube zu machen, wurde jedoch von der Hausfrau erwischt und ins Verhör genommen. Lachend kehrte sie zu ihrem Gast zurück.

„Du wolltest ja immer nicht glauben, was für ein Ausbund das Mädel ist — da hast Du nun einen von ihren Streichen," sagte sie. „Meine Nichte hat sich in anerkennenswertem Lehreifer abgequält, unserer Doris ein paar französische Brocken beizubringen. Und was ist das Ende vom Liede? Daß meine gute Doris sich das unverständliche ‚Madame, il est servi' ganz einfach etwas mundgerechter macht und nun auf gut Plattdeutsch sagt: ‚Madam' is Herr Wien'. Also bitte zu Tisch, Herr Vetter!" schloß die Hausfrau in heiterem Ton, rief die Kinder herbei und schritt mit ihrem Gaste ins Eßzimmer.

Es war nur ein Scherz, wie Katteeker sie das Jahr über dutzendweise zu liefern pflegte, aber hätte sie geahnt, wie dieser harmlose Scherz zum geflügelten Wort werden und in hundertfacher Verdrehung seine Runde durch die ganze Stadt machen würde, nie hätte sie sich und Doris mit dem Einstudieren französischer Redensarten gequält.

Die alte Stine kam vom Markt zurück, stellte ihren schwerbeladenen Korb in die Küche und stieg sogleich mit entschlossenen wuchtigen Schritten die Treppe hinauf und geradeswegs ins Kinderzimmer, wo „Neihersch", wie jeden Sonnabend, über ihrer Arbeit saß. Breitspurig stellte sie sich vor die kleine Verwachsene hin, und da diese nicht sofort Auge und Ohr für sie war, rief sie herrisch: „Jette Hitzfeld!"

„So heet ik," gab die Angeredete mit voller Seelenruhe zurück und machte den letzten Stich an einem kunstgerechten Flicken.

Stine sah ein, daß „Neihersch" durchaus nicht willens war, ihr entgegenzukommen; deshalb trat sie noch dichter heran und fragte in geheimnisvoll vertraulichem Flüsterton: „Neihersch, sall ik nu wohl to'n irsten März künnigen?"

„Worüm nich?" fragte die Näherin ohne eine Spur von Verwunderung zurück; denn so lange sie hier im Hause nähte, hatte Stine fast jedes Vierteljahr diese Frage an sie gerichtet. Der geringste Anlaß genügte, um die brave alte Person vor einen so folgenschweren Entschluß zu stellen.

„Ik bün 'n anständig Mäten, Neihersch, un hev ok all mien Dag bi anständige Lüd deent*, Neihersch," sagte Stine mit schwerem Nachdruck.

„Weet ik. Weet ik allens, lütt Stine."

„Jo — un mi kann nüms** wat nachsegg'n," betonte Stine mit wachsendem Groll.

„Blot, dat Se 'n lütt beten wat knurrig un hittlig*** sünd, Stine," bemerkte „Neihersch", neugierig, wo es heute hinaus sollte.

„Je, dat lat ik gell'n," stimmte die Köchin wohlgefällig bei, als hätte „Neihersch" ihr soeben die größte Schmeichelei gesagt. Dann, nach einer Pause: „Neihersch — weeten's, wat de Lüd segg'n? De Lüd segg'n: Herr Wien un Fru Genthin! Un kiek, dat paßt mich nich, un dorüm will ik künnigen."

„Neihersch" nahm ein ganzes Bataillon Stecknadeln aus dem Munde, nickte bedächtig und meinte mit dem ihr eigenen Humor: „Süh, also dar kiekt de Voß† ut Lock herut! Wo ik mi dat nich gliek dacht hev! Man, dat hett Ji negenkloken†† Lüd schön begriesmult†††, Ji alltosam — denn dat's doch man all dumm Tüg un Snakeri!"

Die lustigen braunen Augen blinzelten der Köchin vergnüglich zu. „Lütt Stine, weeten Se wat? Von so was muß man hochdeutsch snaken, un denn heißt das: Herr Wein un Fräulen Kattein!"

„Wa — at?" Stine starrte die kleine Person mit offenem Munde an; sollte das nun Scherz oder Ernst sein? Als sie aber sah, daß „Neihersch" ernsthaft weiter nähte, rieb sie ihre durchfrorenen blauroten Arme und murmelte ratlos und ungewiß: „So herüm? Hm! Weeten's dat för gewiß, lütt Jette? Na, denn sall'k also nich künnigen?"

Als keine Antwort erfolgte, nur ein schwer zu deutendes Achselzucken, ging Stine in tiefem Bedenken in ihre Küche zurück und sprach zu sich selber: „Dar hev ik de Fru nu Unrech dahn! Na — denn so will ik ok hüt un düssen Dag mien Blankgeschirr mal wedder putzen, dat se dar doch'n Freud' an hebbn sall!" Mit diesem redlichen Vorsatz brachte die treue Seele ihr mahnendes Gewissen zum Schweigen.

Als Frau Genthin an diesem Abend der kleinen Näherin ihren Lohn ausbezahlte, ahnte sie nicht, daß Jettchens kluger Sinn wieder einmal die drohende Katastrophe glücklich abgelenkt und daß der europäische Friede im Genthinschen Hause vorläufig keine weitere Störung zu befürchten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

* lernen. ** dazu. *** aufgegeben = angerichtet. † sagte.

* gedient. ** niemand. *** hitzig. † Fuchs. †† neunmal klugen. ††† angeführt.

Blätter & Blüten

Die „Gesellschaft der Waisenfreunde“. In aller Stille setzt dieser wahrhaft gemeinnützige Verein, über dessen Wirksamkeit die „Gartenlaube“ schon wiederholt berichtet hat (zuletzt in Nr. 41 des Jahrgangs 1892) seine segensreiche Thätigkeit fort, zum Heil der armen kleinen Wesen, die, mittellos und ihrer Ernährer beraubt, ohne barmherzige Hilfe einem traurigen Lose verfallen müßten, zum Heil aber auch manches still trauernden Ehepaars, dem ein beglückender Ersatz für die schmerzlich vermißten eigenen Kinder geworden ist. 69 Kinder haben die „Waisenfreunde“ bis jetzt untergebracht, und der Geschäftsführer des Vereins, Schuldirektor Karl Otto Mehner in Burgstädt, berichtet mit Freuden, daß er die im vergangenen Jahre besuchten Schützlinge durchweg bei guter Gesundheit und in guter geistiger Entwicklung fand. „Sie bereiteten ihren Eltern Freude und Glück, wie sie selbst glücklich waren“, sagt er, und er bedauert nur, daß so manche Versorgung an unmöglichen Bedingungen, sei es der in Aussicht genommenen Pflegeeltern, sei es der Verwandten des unterzubringenden Kindes, scheiterte. Kam es ja doch z. B. vor, daß Großeltern dem Verein ein Enkelkind nur unter der Voraussetzung übergeben wollten, daß ihnen für die Zeit, da sie selbst das Kind in Pflege gehabt hatten, Kostenersatz geleistet werde!

Nach den Erfahrungen Mehners richtet sich das Begehren der annehmenden Eltern vorzugsweise auf eheliche Vollwaisen, insbesondere Mädchen im Alter von 1 bis 3 Jahren. Es wäre zu wünschen, daß vorurteilslose Eltern sich auch nichtehelich geborner Kinder erbarmten, sie würden eine ebenso große Liebesthat, wenn nicht eine größere, verrichten. Zu bedauern ist ferner, daß für kleine Knaben weniger Nachfrage ist. Und doch könnten Eltern, die in großen Städten mit guten Schulen leben, manchem befähigten Knaben eine schöne Zukunft bereiten, zu ihres eigenen Herzens Freude!

Indem wir der Hoffnung Ausdruck geben, daß es auch unter den Lesern der „Gartenlaube“ dem Vereine nicht an thätiger Unterstützung fehle, wünschen wir seinem Wirken auch fernerhin reichen Erfolg.

Vogelherzen. Man spricht so oft von dem „kleinen“ Vogelherzen und hebt mit Bewunderung hervor, wie viel Liebe und Leidenschaft darin wohne. Auch die Naturforscher bewundern das Vogelherz; nur erscheint es ihren Blicken nicht klein, sondern ungewöhnlich groß. Es muß ja alles mit richtigem Maß gemessen werden und das Maß für die Größe eines Herzens ist sein Gewicht, verglichen mit dem Gesammtgewichte des Körpers, durch den es das Blut treibt. In diesem Verhältnis betrachtet, erscheint nun das Vogelherz weit größer als das Menschenherz. Je mehr der Körper arbeitet, desto mehr wird auch das Herz in Anspruch genommen. Und der Vogel zählt ohne Zweifel zu den beweglichsten und leistungsfähigsten Geschöpfen; er fliegt, läuft, springt und schwimmt. Dabei überholt die Schwalbe den Eilzug, der Haubentaucher hält im Schwimmen „Schritt“ mit dem Dampfschiff und der Falke trägt die bis $1^1/_2$ Kilo schwere Beute hoch in die Lüfte, ohne daß seine Flugkraft und seine Schnelligkeit Einbuße erlitten. Nach einer Berechnung des berühmten Vogelkundigen Marey verrichtet eine Möwe, die nur 623 Gramm wiegt, in der Sekunde 3,8 Kilogramm Arbeit; ein 75 Kilogramm schwerer Mensch müßte, um seiner Größe entsprechend dieselbe Leistung zu vollbringen, 460 Kilogramm in der Sekunde 1 Meter hoch heben. Versucht er es, arbeitet er als Athlet, so wächst sein Herz übermäßig. Kein Wunder also, daß die beweglichen Vögel ein für ihre Körpermaße auffallend großes oder schweres Herz besitzen.

Im Durchschnitt wiegt das normale Herz beim Menschen 5 Tausendstel des Gesamtgewichtes des Körpers, oder die Herzgröße beträgt, wie man sich ausdrückt, 5 aufs Tausend des Körpergewichts. Jüngst hat nun Dr. Carl Parrot die Herzen verschiedener Tiere und Vögel gewogen und, in Tausendsteln des Körpergewichts ausgedrückt, folgende Durchschnittszahlen erhalten: Die Herzgröße beträgt 4,52 beim Schwein, 4,59 beim Rind, 6,01 beim Schaf, 6,31 beim Pferd; die Haustiere stehen also in dieser Beziehung dem Menschen ziemlich nahe. Das wilde, viel herumlaufende Reh besitzt ein schwereres Herz von 11,5. Die meisten Vögel übertreffen aber in dieser Hinsicht alle bekannten Tiere. Die Herzgröße der Brieftaube beträgt 12,25, die des Haussperlings 16,22, des Baumfalken 16,98 und das Herz der Singdrossel wiegt gar 25 Tausendstel des Gesamtgewichts des Vogelkörpers; folglich ist das Herz der Singdrossel im Verhältnis fünf mal so groß wie das des Menschen. J.

Ueber die Wertschätzung der Bücher im Mittelalter. Im Mittelalter, als es noch keine gedruckten, sondern nur mit der Hand mühsam geschriebene Bücher gab, wurden diese als ein kostbarer Schatz betrachtet, der mit großer Sorgfalt vor Entwendung behütet wurde. Die Bibliotheken waren damals vorzugsweise Eigentum der Kirche; ihre Vermehrung erfolgte demgemäß beinahe ausschließlich durch geistliche Personen. Namentlich war es gebräuchlich, beim Eintritte ins Kloster Bücher zu opfern, um sich eines freundlichen Entgegenkommens zu versichern. Im Kloster St. Mesmin bei Orleans brachte der Abt Helias die Chronik des heiligen Hieronymus, welche er von einem Mönch hatte schreiben lassen, am Gründonnerstag auf dem Altare dar und verfluchte feierlich jeden, der sie dem Kloster entfremden würde. Als der Dekan zu Illmünster 1422 seinen „allerliebsten Schatz, das ist mein Bibel und andre Volumina meiner Bücher“ dem Kloster Untersdorf zu einem Jahrtag vermachte, bat er den Abt, mit schwerem Bann und Edikt zu gebieten, „daß ihn von eurer Librey nyman nehm, entziech noch entpfrömd in kainerley weis“. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß das Entleihen von Büchern damals nicht immer sehr leicht war. Der Abtei von Penpont wurden 1231 Bücher vermacht gegen das eidliche Versprechen, nur gegen völlig sichere Bürgschaft welche davon auszuleihen. Nur wenn einer der Brüder „ad scolas“ geschickt würde, sollte man ihm Bücher mitgeben. In Münster ward 1362 verordnet, daß nur zuverlässigen geistlichen Personen Bücher geliehen werden sollten, in anderen Fällen aber die Genehmigung des Domkapitels einzuholen sei. Gerhard Groote († 1384) vermachte seine Bücher den „Brüdern des gemeinsamen Lebens“, damit sie dieselben mit Vorsicht zwar, aber doch liberal an die Brüder und Schüler ausliehen. Meist wurde aber ein gleichwertiges Pfand als Einsatz für entliehene Bücher verlangt, wenn das Entleihen nicht überhaupt ganz verboten war. Einer der vornehmsten englischen Büchersammler, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts lebende Richard de Bury, ein Freund Petrarkas, verordnete, daß Bücher, von welchen kein Duplikat vorhanden war, durchaus nicht aus dem Hause gegeben werden sollten. Er ermahnt die Studenten in eindringlichster Weise, die Bücher nicht zu verunreinigen, und ist von Entsetzen erfüllt über die Gefahren, welche den schön geschriebenen und gemalten Büchern durch schmutzige Hände, essende, trinkende und schwatzende Leser, durch Beschmieren der Ränder oder gar durch Diebe drohen. Die Strafe des Bannfluches hält er einem solchen Vergehen gegenüber nicht für zu schwer. Hier und da wurden Bücher auch auf Zins ausgeliehen; das Basler Domkapitel erhielt z. B. zu diesem Zwecke Bücher vermacht, und auch für das Ausleihen der von Johannes von Gmunden der artistischen Fakultät zu Wien 1435 vermachten Bücher hatte er in seinem Testamente eine Taxe festgesetzt. Hierin könnte man also die Anfänge der Leihbibliotheken sehen, wenngleich zuzugeben ist, daß der geistige Inhalt jener alten von dem dieser neuzeitlichen Bücherleihanstalten grundverschieden war.

Kennt ihr die Alpenblumen? Wer in die Alpen hinauswandert, dem begegnen auf Schritt und Tritt neue Pflanzen, deren Schönheit und Eigenart er bewundert, die er aber nur selten dem Namen nach kennt. Da erwacht in ihm oft der Wunsch, über diese Kinder der alpinen Flora Näheres zu erfahren; es steht ihm aber niemand zur Seite, der ihn belehren könnte. Nun giebt es seit Jahren einen trefflichen Führer durch die Blumenwelt des Hochgebirges, auf den wir die Wanderlustigen unter unseren Lesern aufmerksam machen möchten, die „Taschenflora des Alpenwanderers“ (Zürich, Albert Raustein), die auf 18 Tafeln treffliche farbige Abbildungen von 170 Alpenpflanzen enthält. Der naturwissenschaftliche Zeichner Ludwig Schröter hat sie nach der Natur gemalt und Dr. Carl Schröter, Professor der Botanik am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, hat dazu kurze botanische Erläuterungen in deutscher, französischer und englischer Sprache geschrieben. Diese Taschenflora ist soeben in vierter Auflage erschienen — ein Beweis, daß sie einem Bedürfnisse der Touristenwelt entspricht. *

Vom Ueberhungern. Wer kennt nicht den Zustand des Ueberhungerns? Aus irgend welchem Grunde haben wir zu der gewohnten Zeit eine der Hauptmahlzeiten nicht einnehmen können. Zuerst regte sich in uns der Appetit, dann kam ein nagendes Hungergefühl, bis auch dieses nach einiger Zeit verschwand. Bei gut genährten, kräftigen Menschen hat diese Verzögerung der Nahrungsaufnahme um wenige Stunden keine üblen Folgen. Wenn man aber dann das Versäumte nachholen will, ist einige Vorsicht nötig. Der Magen ist erschlafft und kann nicht wie sonst größere Nahrungsmengen ohne weiteres bewältigen. Ißt man alsdann ohne eigentliches Hungergefühl und ohne Appetit die ganze übliche Mahlzeit auf, so bemerkt man nur zu oft, daß sie nicht bekommt. Es stellen sich Benommenheit des Kopfes, Uebelkeit und andere Beschwerden ein, und es dauert mitunter lange, bis der Magen wieder in Ordnung ist. In solchen Fällen von „Ueberhunger“ empfiehlt es sich darum, dem Magen zunächst nur leichte Speisen und in geringen Mengen zuzuführen, z. B. nur einen Teller Suppe und ein Weißbrötchen oder eine Tasse Kaffee mit einem Brötchen. Nach einiger Zeit stellen sich Appetit und Hungergefühl wieder ein und inzwischen ist auch die Stunde der nächsten Mahlzeit gekommen, bei der man das „Versäumte“ nachholen kann. Wichtig ist diese Vorsichtsmaßregel für Leute, die durch die Art der von ihnen betriebenen Geschäfte, durch vieles Reisen u. dergl. zu einem weniger regelmäßigen Lebenswandel genötigt sind. Bei ihnen kann das Ueberfüllen des oft überhungerten Magens den Grund zu dauernden Verdauungsstörungen legen. — f —

Kleiner Briefkasten.

A. D. in München. Sie haben die Anführungszeichen vor und hinter „Kempten“ übersehen und infolgedessen den Scherz unseres Zeichners nicht verstanden.

Landsmannschaft der Mecklenburger zu **Hamburg-Altona.** Wir haben mit Freuden von Ihrer Reuter-Gedächtnisfeier Kenntnis genommen. Leider verbietet uns der Raum, näher darauf einzugehen.

t

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 34. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Brüder.

(7. Fortsetzung.)

Roman von **Klaus Zehren.**

Hermann begann zu erzählen, von der Kindheit, wie er die Seinen so lieb gehabt, die Eltern, den Bruder, die Lore. Allmählich ward er beredt; es war, als ob ein lange zurückgedämmter Strom nun freien Lauf bekäme. Edda horchte, das Haupt in die Hand gestützt, auf die schlichten Bekenntnisse dieses Mannes. Einigemal fühlte sie sich versucht, zu rufen: „Das war falsch; da hast Du nicht richtig gedacht!“ aber sie brachte es nicht übers Herz. Er hatte doch alles so ehrlich, so warm empfunden.

„Und nun so dazustehen, mir sagen zu müssen, daß alle meine Bemühungen umsonst waren, daß Bruno und Lore unglücklich geworden sind, daß unsere Familie vielleicht dem äußeren Ruin entgegen geht! Diese widrige Sache mit dem Prinzen, in der ich durch mein Eingreifen alles verdorben habe! Das ist hart. Fast ein Jahrzehnt gekämpft und gerungen und wer weiß — nun fällt doch alles zusammen.“ Er schwieg erschöpft.

„Armer Mann!“ sagte sie einfach. „Sie hätten wahrlich Besseres verdient! Ich danke Ihnen von Herzen für Ihr Vertrauen. Aber Sie dürfen nicht kleinmütig werden! Es paßt nicht zu Ihnen.“

Nur mühsam bezwang sie die eigene Erregung. Jetzt fühlte sie deutlich, wie sie zu ihm gehörte, wie ihr Herz mit dem seinen schlug, jetzt, nachdem er ihr ein Stück seines eigensten Selbst gezeigt und gegeben hatte. Sie hätte zu ihm treten und die Arme um seinen Hals schlingen mögen, damit er wisse, daß er nicht ungeliebt, allein in der Welt stehe.

„Sie sind stark, Fräulein Edda. Es ist alles so fest und ruhig an Ihnen, daß ich in Ihrer Nähe meine, ich könnte — — doch nein! Ich gehe heute anders fort, als ich gekommen bin, und das danke ich Ihnen. Ich weiß, daß das, was ich gesprochen, bei Ihnen so fest verwahrt ist, als hütete ich selbst diese Bekenntnisse. Darf ich öfter wiederkommen? Ich empfinde selbst, daß ich Menschen brauche, die mir nicht nur äußerlich nahe stehen.“

Der Klang seiner Stimme war ernst, tief zu Herzen gehend, und Edda fühlte diesen Ton wie ein Zittern durch ihr Inneres dringen. „Wie gern!“ erwiderte sie und senkte den Blick.

Eine Weile saßen sie sich stumm gegenüber, dann sagte Hermann: „Ihr Vater scheint doch erst spät zu kommen. Gute Nacht, Fräulein Edda!“

Langsam ging er hinaus, nachdem er ihr die Hand gereicht hatte; sie öffnete ihm die Hausthür. „Gute Nacht,“ klang’s noch einmal, während seine Schritte sich entfernten.

In die Stube zurückgekehrt, warf sich Edda, seltsam erregt, in einen Lehnstuhl. Wie gut sie ihn verstehen konnte, wenn auch vieles in ihm



Neugier.
Nach einem Gemälde von Tito Conti.

so ganz anders war! Und wie herzlich er sich gezeigt hatte, wie vertrauend! War es denn denkbar, daß er ihr Gefühl erwiderte? O, sie wollte ihm helfen, den alten Lebensmut wiederzufinden; alles wollte sie von sich werfen, ihren Beruf, selbst ihre Dienste für den Vater, wenn sie nur für ihn leben konnte! Aber — dachte er überhaupt in dieser Weise an sie? War es nicht nur ein augenblickliches Gefühl innerer Hilflosigkeit, das ihn in ihre Nähe zog?

„Wo seid Ihr denn?“ ertönte plötzlich des Vaters Stimme aus dem Nebenzimmer.

Sie fuhr erschreckt zusammen.

„Wie, Weßnitz ist schon fort? Weiß Gott, es ist bald Mitternacht! Da gehen wir wohl zur Ruhe? Gute Nacht, Edda!“

* * *

Hermann machte von der ihm erteilten Erlaubnis Gebrauch. Er kam oft in die stille Wohnung des Doktors, in der Regel abends, und in anregender Unterhaltung flossen dann die Stunden dahin. Ein Heimatgefühl beherrschte ihn, wenn er in die Stube trat und der Doktor ihm wie einem guten alten Bekannten freundlich zunickte, ohne seine Thätigkeit zu unterbrechen, während Edda das Abendessen bereitete, bei dem sie sogar seine kleinen Lieblingsgerichte berücksichtigte.

Oft fehlte der Doktor, wenn Berufspflichten ihn abriefen. Dann saß Hermann wohl den ganzen Abend mit Edda allein und geheimnisvolle Fäden spannen ein Band von Herz zu Herz. So war Edda noch nie gewesen, so heiter, so sanft, so blühend gesund. Selbst ihre früher stets bleichen Wangen zeigten jetzt ein jugendfrisches Rot. Hermann bemerkte mit wachsendem Anteil diese Veränderung. Ihr kluges interessantes Gesicht wurde ihm täglich lieber und vertrauter, und in einsamen Stunden sehnte er sich nach ihrer Anwesenheit, er träumte davon, wie herrlich es sein müßte, dies trotzige Mädchen einmal in den Armen zu halten und von diesem weichen Mund geküßt zu werden, dem er einst heimlich den ersten Kuß geraubt.

Bei schönem Wetter machten die Drei Ausflüge in die Umgebung Berlins. Das waren Stunden reinster Erholung. Vater und Tochter, die sonst nur den schweren Forderungen ihres Berufes lebten, wurden in der freien Natur zu zwei großen Kindern. Der Alte pfiff lustige Studentenlieder, fing mit jedem, den der Weg mit ihnen zusammenführte, in seiner humorvollen Art Gespräche an, besonders mit Leuten aus dem Volk, mit denen er trefflich umzugehen wußte. Oft wunderte sich Hermann, wie bekannt dieser Armendoktor war, wie ehrerbietig Hüte und Mützen sich von den Köpfen lösten, wie freundlich die Leute dem alten Herrn im dichten Gedränge Platz machten.

Für einen Sonnabend hatte Hermann mit den Beiden einen Ausflug nach dem Grunewald verabredet. Pünktlich traf er ein, in Civil gekleidet; aber nur Edda empfing ihn.

„Wo ist Ihr Herr Vater?“ fragte er erstaunt.

„Zu einer schweren Operation abgerufen. Er bat mich, wir sollten uns durch seine Abwesenheit nicht stören lassen. Ich bin fertig!“ Hermanns verlegenes Gesicht gewahrend und sofort seine Gedanken erratend, begann sie zu lachen. „Sie bleiben doch stets derselbe! Sollen wir aus Rücksicht auf eine oberflächliche alberne Form den heutigen Ausflug unterlassen, bei diesem herrlichen Wetter?“

„Nein, nein; ich dachte nur — —“

„Sie dachten, daß es nicht schicklich sei für uns beide, ohne Begleitung in die freie Natur zu gehen! Würden Sie mit Ihrer Schwester nicht unbedenklich allein nach dem Grunewald fahren?“

Nun mußte auch er lachen über den unnachahmlichen gutmütig spottenden Ausdruck ihres Gesichts. Schließlich kannte ja auch niemand diese Edda Helm! Trotzdem schaute er sich im Pferdebahnwagen halb scheu um, ob nicht zufällig irgend ein Bekannter einsteigen würde, und atmete erst auf, als er nach längerer Wanderung mit Edda einen Waldpfad einschlug, dessen Einsamkeit ihn vor einem zufälligen Zusammentreffen mit Bekannten hinlänglich zu schützen schien.

Es war ein warmer sonnenheller Maitag, der Wald friedlich und still, ein sprossendes Werden und Drängen in Baum und Strauch. Hell klang des Spechtes fröhliches Pochen am morschen Stamm und flinke Meisen fuhren blitzschnell an den Baumästen hin und her. Eine feuchtwarme Luft lagerte über dem Wald, würziger Harzduft zog durch die rötlichen von Sonnenlichtern durchspielten Kiefern. Die beiden einsamen Wanderer schwiegen. Die Einsamkeit, die friedliche Stille hielten jedes Wort zurück.

Edda atmete tief und langsam, die herrliche Luft begierig einsaugend, während ihre dunklen Augen träumerisch rechts und links in den Wald schweiften. Ein Reh sprang über den Weg; unwillkürlich hemmte Edda den Fuß und faßte nach ihres Begleiters Hand. Sie schauten beide dem flüchtigen, durch die Stämme huschenden Wilde nach, dann setzten sie sinnend ihren Weg fort.

Auf der Höhe eines Hügels, zu dem sie in lockerem Sandweg etwas mühsam hinaufgestiegen waren, blieb Edda stehen und strich erhitzt mit beiden Händen über ihr glattgescheiteltes Haar, von dem sie den einfachen Strohhut abgenommen hatte. Wie auf Verabredung ließen sie sich am Waldrand auf einem Raine nieder.

Sie hatten beide das Gefühl, als seien sie hier ganz allein auf der Welt. Dichtes Unterholz rings umher, kein Geräusch vom Getriebe der arbeitenden Menschheit, die große Stadt hinter ihnen, als sei sie versunken. Er trocknete sich langsam die Schweißperlen von der Stirn. Edda hatte die Handschuhe ausgezogen, zupfte einige Kräuter aus und blickte sinnend auf die zarten Frühlingskeime.

Hermann sah seine Begleiterin stumm von der Seite an und unwillkürlich mußte er an jenen Gesellschaftsabend bei seiner Schwägerin denken. War es nicht, als sei diese Edda damals ein ganz anderes Menschenkind gewesen? Die Scene fiel ihm ein, als sie ohnmächtig wurde, das Unrecht, das er sich hatte zu Schulden kommen lassen, da er die Hilflose küßte, schien ihm auf einmal in diesem vertrauensvollen Alleinsein doppelt schwer, und einem unwiderstehlichen Drange folgend, begann er unvermittelt: „Wissen Sie, daß ich Ihnen etwas abzubitten habe, ein großes Unrecht, das ich gegen Sie begangen habe?“

Edda wandte ihm langsam ihr Gesicht zu. „Sie mir?“ fragte sie verwundert. „Sie haben mir ein Unrecht abzubitten?“

Sie stützte, während sie sich zu ihm wandte, die Hand ins Moos und berührte dabei die seine, ohne es zu wollen.

„Ja.“ Er senkte den Blick unter dem Blick der auf ihn gerichteten dunklen Mädchenaugen. Sein Herz pochte laut in hämmernden Schlägen. „Ja, ein Unrecht! Können Sie sich noch erinnern, wie ich Sie an jenem Abend bei meiner Schwägerin ins Nebenzimmer führte?“

„Ja, ich wurde ohnmächtig.“

Ihr war seltsam zu Mut. Hermanns Stimme, seine Art zu sprechen, war anders wie sonst. Er bohrte den Spazierstock tief in den trockenen Sand. „Damals, als ich mich über Sie beugte, um zu erfahren, was Ihnen wäre, da habe ich Sie — geküßt!“

Es wurde ganz still. Hermann wagte nicht, aufzusehen; nur unter den Wimpern hervor bemerkte er, wie ihre Rechte sich fest um einen Busch Gräser am Wegrand schloß. Keine Silbe, kein Laut!

Behutsam, scheu schaute er endlich auf. Sie saß da, mit gesenktem Kopf, die Augen zu Boden gerichtet; unter den dunklen Wimpern hervor blinkte es wie Thränen, und dann rannen die Tropfen langsam über die Wangen hinab.

„Edda!“ flüsterte er, „Edda, können Sie mir verzeihen?“

Da sah sie auf — war es Zorn oder Schmerz, Freude oder Vorwurf, was in diesem Aufschauen lag? Hermann verstand es nicht, er fühlte nur den unwiderstehlichen Drang, sich Verzeihung zu erflehen, und warf sich ihr bittend zu Füßen. Was dann geschah — er wußte es nicht. Aber mit einmal ruhte sein Haupt in ihrem Schoß und ihre Hände strichen liebkosend über seine blonden krausen Haare. Er spürte ihren Atem an seinem Ohr.

„Edda! Edda! Ich hab' Dich lieb!“

„Du! Du mich?“ Ein Schrei, ein Jubelruf schallte durch die Stille. Ihre Lippen hingen an den seinen, ihre Arme preßten sich um seinen Nacken. „Küsse mich, küsse mich wieder, Hermann!“ Sie stieß es selig hervor.

O, wie er sich geborgen fühlte in diesen Mädchenarmen! Es war ihm, als würde er von Wolken emporgehoben, als versänke alles Irdische unter ihm.

„Dich liebe ich, Hermann! Auf der Welt nur Dich!“ stammelte sie. „Dein Weib will ich sein, ich gehöre Dir ganz mit Leib und Seele!“

Schon sank die Dämmerung herab; der Abendruf der Drossel schallte aus dem Gebüsch. Da wanderten sie beide Hand in Hand den Weg zurück.

„Ich fürchte mich vor den Menschen,“ flüsterte Edda, sich an ihn schmiegend.

Ein weltvergessener Ausdruck lag in seinen Zügen, er antwortete nicht. Ehe der Waldpfad ins Freie führte, blieb sie stehen.

„Küsse mich noch einmal, Hermann!"

Als wollte sie vergehen, so hing sie in seinen Armen, an seinem Mund. Dann blieb sie still und wortkarg, scheu vermied sie jede Berührung seiner Hände; fröstelnd, mit bleichen Wangen saß sie neben ihm im Pferdebahnwagen.

„Gute Nacht, Hermann. Es ist besser, wir trennen uns schon jetzt!" sagte sie, als sie an ihrem Hause angelangt war.

„Wie Du willst, Edda! Schlaf' süß! Gute Nacht!"

Wie im Traum ging er nach Hause. War dies das Glück? Ja, das mußte es sein!

Sein Bursche übergab ihm beim Betreten der Wohnung ein schon am Nachmittag eingelaufenes Telegramm.

„Kommen Sie so schnell wie möglich! Ihr Vater schwer erkrankt." Darunter der Name des alten Hausarztes.

Das fiel wie ein Donnerschlag in seine Herzensstimmung. In zwei Stunden ging der nächste Zug, der ihn der Heimat zuführen konnte. Mit fliegender Hast schrieb er ein Urlaubsgesuch und packte die notwendigsten Sachen zusammen. Noch eine Stunde, eine ewig lange Stunde hatte er Zeit. Wie sollte er sie ausfüllen?

Da fiel ihm ein, daß er an Doktor Helm schreiben, ihn um die Hand seiner Tochter bitten mußte. Eigentlich hatte er zuerst seines Vaters Zustimmung einholen wollen, aber nun? Wer wußte, ob er denselben noch lebend antreffen würde? Mit wenigen schlichten Worten teilte er dem Doktor seine Verlobung mit und bat ihn um seine Einwilligung. Aber schon während er schrieb, kam ihm der Gedanke, ob sich jetzt wohl alles so gestalten würde, daß er um ein Mädchen werben, eine mittellose Braut zu seiner Frau machen durfte? Und plötzlich erschien ihm diese Liebe so knabenhaft unbesonnen. Er schämte sich beinahe, das nicht früher überlegt zu haben. Aber es war über ihn hereingebrochen, ohne daß er vorher ernstlich daran gedacht hatte. Und doch, waren alle diese Bedenken nicht kleinlich?

„Ich hab' sie so lieb," murmelte er vor sich hin. Ihr Antlitz stand ihm wieder vor der Seele, wie selig es geleuchtet hatte, als sie an seinem Halse hing. O, er liebte sie, diese Edda! Er fühlte bewegt, wie ihm im Herzen ein großes zuversichtliches Glücksgefühl aufging.

Dies Gefühl verließ ihn auch nicht während der langen nervenanspannenden Eisenbahnfahrt. Ihm war, als hätten erst Eddas Küsse alles Gute in ihm zum Leben erweckt. Gedankenvoll durch das Fenster in die vorüberfliegende Landschaft schauend, flüsterte er ihren Namen. — —

Er fand den Vater nicht mehr unter den Lebenden; auf kalte starre Totenhände fielen des Sohnes Thränen. Bruno hatte nicht kommen können, da er sich auf einer Dienstreise befand, Lore auch nicht, weil ihr Knabe erkrankt war. So ging Hermann als einziger Anverwandter dem Sarge nach, genau wie er einst neben dem Vater, den tief Gebeugten stützend, der toten Mutter das letzte Geleit gegeben. Von nah' und fern waren Leidtragende herbeigeströmt, Freunde, Bekannte, Abordnungen von Vereinen und Genossenschaften. Man hielt am Grabe Reden, viele Reden, man lobte die edle Gesinnung, das ritterliche Handeln des Dahingeschiedenen, seine treue Pflichterfüllung. Selbst vom Landesfürsten kam Beileidsschreiben und Kranz.

Alte Bekannte seines Vaters begrüßten den Sohn als dessen Nachfolger; man bot ihm Stellungen, Ehrenämter an, die der Vater ausgefüllt hatte, als sei es ganz selbstverständlich, daß der Sohn in allem in des Vaters Spuren trete.

Ihn umfing das alles, als sei er aus einer fremden Welt wieder zurückgelangt in seine eigentliche Heimat, als habe er während der letzten Monate in Gedanken und Thaten wie ein Abtrünniger der Scholle gelebt, die ihm einst das erste Brot gegeben. Er sann und sann, dann reichte er kurz entschlossen seinen Abschied ein. Nicht einmal Edda fragte er um Rat.

Es kamen Tage lästiger Arbeit; das Ordnen des Nachlasses nahm alle seine Kräfte in Anspruch und bald wurde ihm klar, daß er ein Erbe übernommen hatte, das in alle Winde zu zerflattern drohte. Die Wirtschaft war in Verwirrung, kein Nachweis vorhanden über Einnahmen und Ausgaben. Er mußte sich sagen, daß nur eine eiserne Anstrengung seinerseits imstande sein würde, soweit Ordnung zu schaffen, um überhaupt das Gut zu halten und wieder in die Höhe zu bringen.

Trotzdem durchzog sein Inneres ein frohes mächtiges Kraftbewußtsein. Er wollte schon vorwärts kommen! Die Leute, die ihn umgaben, hatten ja alle denselben guten Willen wie er; es kamen sogar Dienstboten und Tagelöhner, die seit Jahren auf dem Gute lebten, mit der Bitte zu ihm, ihren Lohn herabzusetzen, da er offen von seiner Lage gesprochen und sie darauf aufmerksam gemacht hatte, daß viele Aenderungen eintreten müßten.

Endlich erhielt er einen Brief von Doktor Helm. Hermann erschrak fast. Er hatte sich vergeblich Eddas Schweigen zurechtzulegen versucht, nachdem er ihr den Tod des Vaters und seinen Entschluß mitgeteilt hatte, seine Offizierslaufbahn aufzugeben. Er zögerte, das Couvert zu erbrechen. Selbstverständlich würde der Doktor seine Zustimmung geben, aber was sollte werden? Die Unsicherheit seiner äußeren Lage, die Notwendigkeit, fast alles, was er jetzt dem Namen nach noch sein nannte, erst durch jahrelange Arbeit in Wirklichkeit zu erringen, machte es für ihn beinahe zur Unmöglichkeit, jetzt eine Ehe zu schließen. Die Arbeit der letzten Tage hatte ihn kaum an diese Dinge denken lassen und abends war er todmüde, jeder Ueberlegung unfähig, in den Schlaf gesunken. Nun stand die harte Wahrheit ihm plötzlich vor Augen. Zögernd öffnete er den Brief.

„Lieber Herr von Weßnitz!

Mein und Eddas Mitgefühl bei Ihrem bitteren Verlust ist Ihnen wohl ohne weitere Beteuerungen gewiß. Trostworte helfen da nichts; es ist einmal nicht anders, als daß Kinder die Eltern überleben. Der Tod ist ehrwürdig und Sie mit Ihrem Charakter werden mit Fassung seine Macht ertragen haben.

Ihren in Berlin geschriebenen Brief erhielt ich. Ich darf Ihnen sagen, daß ich mich selten im Leben so glücklich gefühlt habe als beim Lesen Ihrer Zeilen.

Edda hat geweint bei der Nachricht vom Tode Ihres Vaters. Sie spricht nur von Ihnen; ihr Gesicht strahlt, wenn ich Ihren Namen nenne, aber auf meinen Wunsch unterließ sie es, Ihnen zu schreiben. Es soll erst alles klar zwischen uns sein.

Schwer fällt mir das Bekenntnis, das ich Ihnen abzulegen habe, aber das Vertrauen auf Ihren Charakter, auf Ihr vorurteilsfreies Denken erleichtert mir diese Aufgabe, obgleich — doch hören Sie mich an! Ich muß weit ausholen. Nachdem ich in Berlin studiert hatte, ging ich nach Zürich als Assistent zu einem damals berühmten Arzt, mit einem Gehalt, der mich eben vor dem Verhungern schützte, denn mein kleines väterliches Erbteil hatte kaum für meine Studienjahre gereicht. Meine bescheidene Junggesellenwohnung lag auf dem Flur eines großen Miethauses, auf den auch das Zimmer einer Studentin der Medizin mündete, eines geistreichen strebsamen jungen Mädchens, das, von einfachstem Herkommen, ihre geringen Mittel auf das Studium verwandte. Ich will Sie nicht langweilen mit den kleinen Nebenumständen, die mich mit dem Mädchen zusammenführten. Sie sind alt genug, um die Welt zu kennen. Nur das Eine sei Ihnen gesagt: wenn sich zwei Menschen von Herzen treu und ehrlich lieb gehabt haben, so waren es Eddas Mutter und ich. Ich wollte sie zu meinem rechtmäßigen Weib machen, sobald mir eine gesicherte Lebensstellung die Gründung eines Haushalts erlaubte. Es sollte nicht soweit kommen. Eine Tochter wurde uns geboren — Edda; ihre Geburt kostete der Mutter das Leben. Mein Schmerz war grenzenlos. Was soll ich weiter sagen? Wie meine Tochter aufwuchs, wissen Sie. Bis jetzt trägt Edda gesetzlich noch nicht meinen Namen, mir schien es bisher überflüssig, all die lästigen Förmlichkeiten zu erfüllen; Schätze habe ich ja nicht zu vererben. Trotzdem bedaure ich jetzt die Unterlassung, die sich übrigens rasch wird gutmachen lassen.

Ich will und kann nichts weiter hinzufügen. Sie kennen Edda und mich. Seien Sie gerecht! Es war meine Pflicht, Ihnen dies mitzuteilen. Edda habe ich gestern in alles eingeweiht.

Ihr alter Freund Helmut Helm."

Hermann ließ langsam das Papier sinken. Unklare Gedanken schwirrten durch seinen Kopf, finster, regungslos grübelte er stundenlang vor sich hin. Was sollte er thun? Der Bericht des Doktors hatte alles in ihm wachgerufen, was die Tradition seiner Familie, seine ganze Erziehung an Stolz und Vorurteilen in ihm niedergelegt hatten. Durfte er ein Mädchen von solcher Herkunft als Gattin in das Haus seiner Väter führen? Und selbst, wenn er alles überwand, durfte er dies Mädchen, das kaum die einfachsten Pflichten einer Hausfrau zu erfüllen gelernt hatte, an die Spitze seines Gutes stellen, dessen Wirtschaft in tausenderlei Obliegenheiten eine erfahrene Herrin erforderte, die mit ihm Seite an Seite arbeitete? Er mußte leben wie ein einfacher Gutspächter,



Lustiges

Nach einem Gemälde



Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Volk.

von A. H. Plinke.

wenn er Weßnitz halten wollte — war da eine Doktorin der Medizin die richtige Gefährtin?

Hinter diesen Gedanken versteckte er sich vor sich selbst, vor der inneren Stimme, die sich immer wieder heimlich regen wollte, die ihm zurief: sei kein Narr, sei ein freier Mensch — sie ist eine reine edle Natur, was kümmert dich da ihre Herkunft!

Nein, nein, er durfte nicht nachgeben, es ging nicht!

In diesem Sinne beantwortete er den Brief des Doktors, ohne weiter zu überlegen, hastig, mit dem unbestimmten Gefühl, daß weiteres Nachdenken ihn in seinem Entschluß wankend machen könnte. Er verschwieg nicht, daß ihn die unerwartete Mitteilung erschreckt und betrübt hatte, aber das Hauptgewicht legte er auf die Gestaltung seiner äußeren Verhältnisse. Er habe kein Recht, das Schicksal eines Mädchens an sein Leben zu ketten, ohne zu wissen, wie seine Zukunft sich gestalten werde.

Der Brief war fertig, zur Post gebracht, aber den Schlaf raubte er ihm doch in den nächsten Tagen. Er hatte das Gefühl, als habe er in sich selbst einen dunklen Winkel gefunden, den er nicht beleuchten dürfe, ohne zu erröten.

Nach einigen Tagen kam ein Brief — er enthielt sein eigenes Schreiben. Darunter stand mit großer fester Schrift: „Gelesen! Edda Helm."

Ihm war zu Mut, als hätte ihm jemand einen Schlag versetzt. Abscheulich! Beleidigend! Mit einem wahren Ingrimm stürzte er sich in seine Geschäfte, und wenn in ihm trotzdem Bedenken auftauchen wollten über seine Handlungsweise, Erinnerungen an jenen Tag im Grunewald, dann schaute er zu den Bildnissen seiner Eltern auf und murmelte: „Ich war es Euch schuldig." Aber leichter wurde es ihm nicht ums Herz.

Schließlich kam eine Art von Verstocktheit über ihn; er klammerte sich fest an die Pflichten, die er seinem Namen, seinem Stande zu leisten habe, die er Bruno und Lore gegenüber erfüllen müsse. Den Kopf mühsam aufrecht tragend, ging er mit hartem Gesicht über Hof und Felder, legte überall selbst Hand an und versagte sich die bescheidensten Bedürfnisse. Aber einsame Stunden kamen doch immer, in denen er sich widerwillig bewußt ward, daß es eine wunde Stelle in seinem Herzen, in seinem Gewissen gebe.

Zum zweitenmal, seit Hermann sein Erbe angetreten hatte, war es in Weßnitz Winter geworden. Die braune Heide, der erschauernde seufzende Tannenwald — alles zugedeckt mit den unendlich sich übereinander lagernden weißen Flocken, und noch immer schneite es unaufhörlich, als gälte es, alles zu begraben, alle Höhen und Tiefen zu ebnen. Der pfeifende Sturm jagte den Schnee, der hier sich wirbelnd in einer Hausecke fing, dort sich wieder hoch in die Lüfte erhob, ohne Unterlaß vor sich her, hinein in die ragenden Baumwipfel jenseit des Teiches.

Die Dämmerung sank herab, schwer und bleiern; zum letztenmal flammte ein glutrotes Sonnenlicht auf hinter den Höhen der Heide, als grüßte eine riesige leuchtende Götterhand segnend die Erde.

Hermann stand am Fenster in seines Vaters ehemaligem Arbeitszimmer und blickte sinnend in die trostlose Oede. Schon eine Stunde verharrte er so, grübelnd die Arme über der Brust gekreuzt. Ein elender Kampf ums Dasein! Zwei Krähen stritten da draußen wütend um eine Brotrinde; Federn stoben, dann flog die eine besiegt, heiser krächzend davon. Ueberall derselbe Kampf, Hunger und Durst, die ewigen großen Triebfedern alles Lebens! Wie viele Monate waren vergangen, seit er die starken Schultern gegen das morsche unterwühlte Gebälk seines Erbes stemmte, Monate voll Arbeit, voll Verdruß, ein unausgesetzter Streit mit Kleinigkeiten, dabei immer das Gefühl, als müsse ihm ein böser Zufall das ganze Werk vernichten. Aber er hatte den Mut nicht sinken lassen; es war ihm gelungen, vorwärts zu kommen, ja sogar etwas von der Schuld abzutragen, mit der er das Gut hatte noch mehr belasten müssen, um die Wirtschaft neu einzurichten. Aber was konnte die Zukunft alles bringen? Wenn nun auch einmal Mißerfolge kamen! Wann durfte er endlich an sich denken?

Während der ganzen Zeit hatte der Gedanke an Edda in seinem Inneren genagt; oft war das Schuldgefühl und die Sehnsucht mächtig in ihm geworden, dann wieder ein verbissener Trotz, als habe er nicht anders handeln dürfen. Hätte er an der Seite Eddas so karg und zurückgezogen nur seiner Arbeit leben können? Und was würde aus Bruno und Lore geworden sein? Nicht einmal die kleine Unterstützung, die der Bruder im ersten Jahr aus dem Gut erhielt, wäre zu erübrigen gewesen.

Mit großen Schritten wanderte Hermann jetzt auf und ab, nach seiner Gewohnheit immer in derselben Richtung hin und zurück; die eichenen Dielen zeigten genau den Weg, den er Tag um Tag machte — faserig und rauh erschien an dieser Stelle die Oberfläche der altersdunklen Bohlen.

Diese seine Gewohnheit fiel ihm heute selbst auf, er dachte voll Bitterkeit an das ruhelose Auf- und Abwandern des gefangenen Tieres in seinem Käfig, eines Sträflings in einsamer Zelle. Doch nein! Er warf den Kopf zurück. Nicht gekettet, nicht gefangen! Aus freien Stücken ging er hier einsam seinen Weg, mit hartem Tritt; er kämpfte einem selbstgewählten Ziele zu. Sein Blick fiel auf das lebensgroße Bild seines Vaters über dem Schreibtisch. Ein kraftvoller Männerkopf, stark und stolz! „Ja, so will ich sein und bleiben, Vater, so wie Du warst! Noch kurze Zeit, dann darf ich den Brief öffnen, den ich in Deinem Schreibtisch fand. Was magst Du mir noch zu sagen haben?"

Seine Gedanken wanderten weiter zu Bruno und Lore. Der Bruder mußte sich geändert haben, er lebte ohne Frage jetzt vernünftiger, denn er hatte sogar im Herbst freiwillig auf seinen Zuschuß verzichtet. Das war ein Freudentag für Hermann gewesen. Aber was war mit Lore? Er senkte finster den Blick. Sie würde nie wieder so werden wie einstmals. Gebrochen, fast willenlos, war sie an der Seite ihres Mannes geblieben. „Ich weiß, welche Opfer Du dem Namen Deiner Väter gebracht hast, ich will nicht zurückstehen, sondern bleiben, wo ein Schwur mich bindet, und meinen Knaben in Deinem Geist erziehen," hatte sie ihm vor Jahresfrist geschrieben. Es war so selbstverständlich, daß nur die Pflicht sie hielt, daß sie den Gatten nicht mehr zu lieben vermochte. Daß ein Weßnitz so schwach sein konnte!

Müde ließ er sich vor dem Schreibtisch nieder und begann in dem großen Wirtschaftsbuch zu blättern. Eintönig tickte die Uhr in ihrem eichengeschnitzten Gehäuse. Leise trat der alte Diener seines Vaters ein und übergab ihm ein Telegramm. Von wem nur? dachte Hermann und öffnete den Umschlag.

„Komme heute abend halb Zwölf mit Edgar in Weßnitz an. Bitte Wagen! Lore."

Er erschrak. Was war vorgefallen? Rasch flog sein Blick zur Wanduhr. Schon ein halb elf Uhr.

„Der Kutscher soll anspannen! Meine Schwägerin kommt in einer Stunde. Lassen Sie die Fremdenzimmer in Ordnung bringen!"

„Nein, die Freude!" meinte der alte Johann und ging eilig hinaus.

„Freude!" wiederholte Hermann bitter und faltete mechanisch das Telegramm zusammen. Ob sie Freude brachte?

Eine seltsame Unruhe erfaßte ihn; er ging in die Küche, bestellte ein Abendessen, blickte selbst in die Gastzimmer. Qualvoll langsam verrann die Zeit. Da schallte vom Hofe herauf Peitschenknallen. Rasch eilte Hermann hinab; mit herzlichem Gruße hob er Lore aus dem Schlitten, dann Edgar.

„Guten Abend, Hermann," flüsterte sie nur und stützte sich schwer auf seinen Arm beim Ersteigen der Treppe.

„Legt Eure Mäntel ab und wärmt Euch!" sagte er, in seinem Zimmer angekommen. Es war ihm, als schnüre ein eiserner Reif seine Brust zusammen. Wortlos folgte Lore seiner Aufforderung. Er sah, wie sich ihr bleiches Gesicht aus den Umhüllungen losschälte. Dann stand sie stumm, mit herabhängenden Armen, dicht am Kamin, Hermann an seinem Schreibtisch gerade aufgerichtet, die Rechte krampfhaft um die geschnitzte Lehne des Stuhles geschlossen. Nun wußte er gewiß, es war etwas vorgefallen, etwas Entscheidendes, Furchtbares.

Und dann ein Schrei, jäh aus einer geängstigten Brust sich losringend. „Hermann! Hermann, rette, rette uns! Ihn, mich! Dem Kinde den ehrlichen Namen!"

Sie lag vor ihm auf den Knien, ihre eiskalten zitternden Finger tasteten nach seiner Hand; und daneben stand, das feine Köpfchen gesenkt, mit einem rührend fragenden Kinderblick und zum Weinen verzogenen Mundwinkeln, Edgar, ihr Knabe.

Es war still, ganz still. Hermann beugte sich nicht herab, sein Blick war ins Weite gerichtet, starr, als erblickte er grausend ein Medusenhaupt. Keine Muskel an ihm zuckte, nur die Faust auf der Stuhllehne preßte krampfhaft das geschnitzte Holz.

Es war etwas Schändliches, Entsetzliches geschehen und er sollte helfen! Helfen, immer helfen! Nicht mit Faust oder Herz, nein, mit Gold, mit elendem rollenden Gold! Was sonst trieb die Lore ohne vorherige Ankündigung durch Schnee und Sturm hierher, vor seine Füße?

„Hermann!"

Er fühlte, wie ihre Gestalt schwer an seinen Knien lehnte, wie das Kind mit schwachen Händen nach der Mutter tastete. Langsam beugte er sich hinab und hob sie empor. Wie leicht sie war, als er sie auf den Armen zum Sofa trug! Schwer sank ihr Kopf auf die gepolsterte Lehne. War das die Lore von einst — dies abgezehrte Gesicht mit den hervortretenden Backenknochen und den vielen Falten an den eingesunkenen Schläfen?

Er flößte ihr starken Wein ein. Leise, sanft wie einem Kinde strich er ihr mit der harten Hand über die Stirn. „Sei ruhig, Lore, Du bist bei mir! Was hat er gethan? Was ist geschehen? So sprich doch, Lore! Zu mir, Deinem Bruder!"

Ein erleichternder Thränenstrom rann über ihre Wangen.

„Was er gethan? Ich soll es sagen, ich, sein Weib — dem Bruder — daß mein Mann ein — ein Betrüger ist?"

Hermann taumelte zurück.

„Das — das kann nicht sein! Mein Bruder ein Betrüger?"

„Ja, Dein Bruder! Vor zwei Tagen war's, da gestand er mir alles. Gespielt! Gespielt seit zwei Jahren! Davon haben wir gelebt — von dem Sündengeld gezehrt. Dann ließ ihn eines Tages das Glück völlig im Stich. Bruno — half sich. Vom Spieler zum Fälscher! Ein Wechsel, nur ein elender Fetzen, aber der Name Weßnitz steht darunter — Hermann von Weßnitz! O, es ist zum Wahnsinnigwerden!"

„Wie viel beträgt die Summe?" fragte Hermann. Es lag etwas Metallhartes in seiner Stimme.

„O nicht viel — eine Kleinigkeit für Bruno . . . nur dreißigtausend Mark!" rief Lore mit unheimlichem Lachen.

Vor Hermanns Augen tanzten rote Schatten. Dreißigtausend Mark!

„Kannst Du helfen?" stammelte Lore, „sag', kannst Du? Nein, nein — ich seh' es an Deinem Gesicht. Hilf, Himmel! Er kann nicht mehr helfen! Und Bruno hat mir versprochen, geschworen, er wolle nichts beginnen vor morgen früh acht Uhr, aber dann — dann — wenn keine Nachricht kommt —"

„Nun dann, Lore?"

„Dann schießt er sich tot!"

„Das thut er nicht, der Feigling!" stieß Hermann ingrimmig hervor.

Sie starrte ihn eine Weile an, dann begann sie wieder zu schluchzen, krampfhaft, verzweifelt.

„O, Du magst recht haben. Sein Stolz ertrüge es nicht, sagte er, seine Schande zu überleben. Ich kenne aber seinen Stolz . . . er hat keinen Stolz mehr und keine Ehre! Ich kann ihn nicht einmal mehr achten. Aber sieh, hier, meinen Sohn! Dem möchte ich die Ehre retten, dem sollen sie nicht dereinst die Schmach seines Vaters gellend in die Ohren schreien, der soll sich nicht des Namens Weßnitz schämen müssen! Und deshalb flehe ich Dich an: rette uns!"

„Ich werde es thun."

„Du telegraphierst sofort?"

„Ja!" Ein hartes trockenes Ja war es.

Dann schickte er Lore mit dem Kinde zur Ruhe; willenlos folgte sie seinen Anordnungen.

Wieder war er allein. Wieviel war es doch? Dreißigtausend Mark, richtig! Genau so viel hatte er nach dem Tode seines Vaters mit Mühe auf das Gut aufnehmen können und in die Wirtschaft gesteckt, nur um überhaupt imstande zu sein, weiter zu arbeiten. Und nun? Wenn es je möglich war, das Geld zu schaffen, wie dann das Gut halten? Und schließlich — wozu das alles? War nicht auch diese neue Summe nur ein Tropfen auf einen heißen Stein? Würde dieser Bruder mit seiner ehrlosen Gesinnung nicht stets den Namen derer von Weßnitz wie ein Verhängnis mit neuer Schande bedrohen? Aber dennoch — es war sein Bruder, ein Weßnitz! Und wenn sie ihm das Blut aus den Adern saugten, er mußte, solange noch ein Tropfen davon vorhanden war, sich aufbäumen dagegen, daß ein Weßnitz ins Zuchthaus kam!

Da flackerte die Lampe, ein leises Rauschen, langsam wandte er den Kopf. Dicht vor ihm stand Lore, im hastig übergeworfenen Schlafrock; in wuchtigen goldenen Wellen rieselten die Haare hinab bis auf die Hüften.

„Lore!" schrie er auf.

Ein mattes Lächeln huschte über ihre Züge. Aus ihren tiefen dunkel geränderten Augen flackerte etwas Unruhiges, Gespensterhaftes. Mit einer seltsam starren Bewegung hob sie die Hände; die weiten Aermel fielen zurück von ihren Armen, die krankhaft mager waren. „Hermann!"

Er erschrak über den heiseren Klang ihrer Stimme; ihre Hand ergreifend, die glühend heiß in seiner brannte, führte er sie zu einem Sessel. „Setze Dich! Was möchtest Du noch von mir? Du solltest schlafen!"

„Schlafen? Ich kann nicht schlafen." Liebkosend glitten ihre Finger über seine Rechte. „Wie gut die Hand ist! Nur bei Dir sein wollte ich, mich schauert's allein in meinem Zimmer, und ich hörte Dich auf und ab wandern. Gieb es doch zu, Du kannst nicht helfen! Sag' es offen, Du ruinierst Dich selbst!"

„Nein, nein, ich will helfen," wehrte er ab.

„Und Edda? Wie steht es mit Euch beiden? Hast Du sie nicht lieb gehabt?"

„Das ist vorbei, Lore!"

„So, so, auch vorbei!"

Ihn fröstelte bei ihrem Anblick.

„Merkwürdig," fuhr sie fort, den Kopf in die durchsichtige Hand stützend, „wir haben so manches ‚Wunderknäuel' aufgewickelt als Kinder und fanden immer schöne Sachen darin, und nur unser Leben, Dein Leben — —"

„Das Leben ist nicht schön, Lore!"

„Nein, es war nicht schön." Sie senkte das Haupt, dann begann sie aufs neue mit tonloser Stimme: „O doch, damals als Edgar geboren wurde, ja, da war es schön, und dann zu Anfang in Berlin, als Du so häufig kamst, um mit mir zu plaudern, und als alles so ruhig wurde in mir, so oft Du mit mir gesprochen. Sag', Hermann, war es nicht schön damals? Nein, nein," schluchzte sie auf, „es war Lüge, alles Lüge! Hermann, was war das nur in mir damals, als er zurückkam aus Frankreich? Warum nur hab' ich Bruno die Hand gereicht? Als wir uns in Berlin wiedersahen, Hermann, da wußte ich, daß ich ihn und Dich verwechselt!"

„Laß!" stieß er stöhnend hervor.

„Nein, nein, ich will es sagen! Es ist ja nun alles vorbei. O, wie ich an Dir gehangen! Wie ich Dich geliebt! Ja, ja — es war Sünde, aber Dich hab' ich doch allein lieb gehabt, jetzt weiß ich es genau, und das hat mich gerettet vor jenem Russen!" Sie schauerte zusammen. „Weißt Du, was es heißt, wenn man den Bruder seines Mannes liebt? Kannst Du diese Qualen fühlen? Kannst Du ermessen, wie schwer es war, Dich ruhig neben dieser Edda zu sehen? Und alles das umsonst — vorbei! Hermann!" Blitzartig sprang sie auf, hing an seinem Halse. „Hermann, laß mich Dir danken! Nur ein einziges Mal laß mich Dich küssen!"

Ihm hämmerten die Pulse. Alles, was er niedergerungen, die ganze Liebe seiner Jünglingsjahre wallte in ihm auf. Dies Weib, die Lore, in seinen Armen, diese Lippen, die zu ihm aufstrebten, und dann diese Augen — doch nein, das waren nicht die Augen einer Gesunden, es flackerte darin etwas Fremdes, Unbewußtes, Wahnwitziges! Er schob sie zart von sich. Sie schwankte und ächzend sank sie zu Boden. Bestürzt hob er sie auf, trug sie in das Schlafzimmer und klingelte nach dem Diener. Die Haushälterin wurde geweckt; sie entkleidete Lore, die sich im Fieber hin und herwälzte.

„Den Schlitten, die Rappen!" herrschte Hermann den Kutscher an, den er hatte rufen lassen.

„Bei der Nacht, gnädiger Herr?"

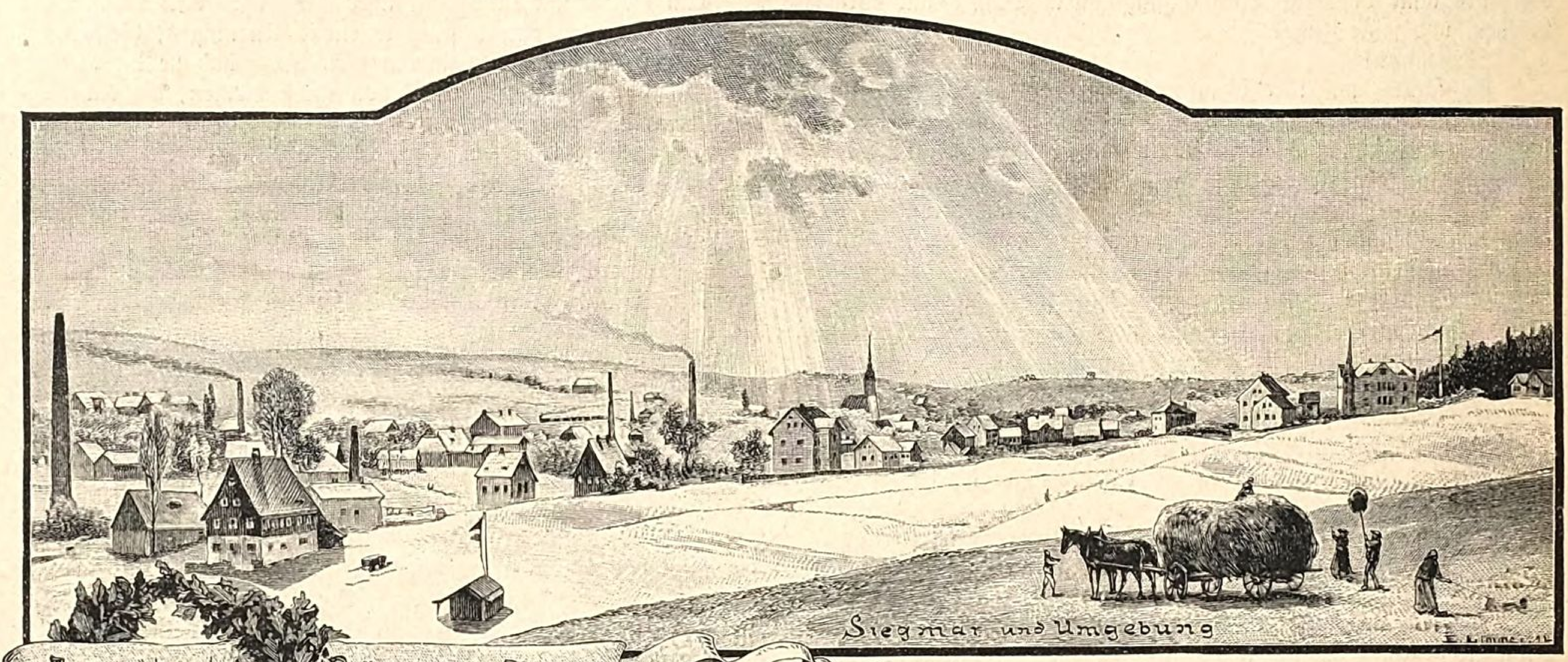
„Es muß sein! Schnell, wir müssen den Doktor aus der Stadt holen!"

Und über die Heide ging es in wildem Lauf, mit keuchenden Pferden. Der weiße Schaum ihrer Flanken mischte sich mit dem stiebenden Schnee, und immer wieder flog die Peitsche pfeifend auf ihren Rücken nieder. Durch Hohlwege und über kahlgewehte Höhen, immer weiter! Der Mann im Schlitten kannte kein Erbarmen. In der Ferne blinkten endlich Lichter, der alte Kutscher atmete auf, die breite Landstraße war erreicht. Noch ein letzter Peitschenhieb und in sausendem Galopp flog der Schlitten hinein in die menschenleeren Straßen der kleinen Kreisstadt.

(Schluß folgt.)

Die Handschuh-Stuhlwirkerei.

Von **Max Lindner.** Mit Zeichnungen von **E. Limmer.**





Das waldreiche sächsische Erzgebirge bietet der landschaftlichen Reize unendlich viele. Wer nur einmal den abwechslungsreichen Thälern der Schwarzen Pockau, der Flöha, der Zschopau mit den prächtigen Punkten am Katzenstein, bei Schloß Augustusburg und am Harrasfelsen einen Besuch abgestattet, wer eine Wanderung vom reizend gelegenen Wolkenstein nach Wilischthal, von Olbernhau nach Rübenau und am Schwarzwasser von Schwarzenberg nach Johanngeorgenstadt unternommen, oder wer die herrliche Fernsicht von dem Fichtelberg, Bärenstein, Kuhberg, Spiegelwald, den Greifensteinen aus genossen hat, der vergißt die gewonnenen Eindrücke gewiß sobald nicht wieder.

Einfach und bescheiden sind die Bewohner dieses Landes. Der Boden ernährt sie nicht gut. Der Landwirt aus der fruchtbaren Niederung wird sie sicher bemitleiden beim Anblick der dürftigen Ackererzeugnisse. Oftmals zieht der Winter ein, wenn das Wenige, was auf der Flur erwuchs, noch nicht abgeerntet ist, weil die nötige Reife fehlt. Der Erzgebirgler aber ist genügsam und thätig; was Mutter Erde ihm versagt, sucht er durch seiner Hände Arbeit zu erringen.

So kommt es, daß das Erzgebirge äußerst gewerbsfleißig ist. Die fallreichen Gebirgswasser bringen die treibende Kraft zahlreichen Spinnereien, Schneidemühlen, Holzstoff- und Papierfabriken. Wem diese keine Beschäftigung bieten, der findet sie in der durchs ganze Erzgebirge verbreiteten Hausindustrie. Hoch oben in Seiffen, Olbernhau bis hinunter nach Grünhainichen arbeiten Hunderte von Familien bis spät in die Nacht in der Holzspielwarenerzeugung. Weiter nach Westen hin, in Marienberg, Annaberg, Geyer, Ehrenfriedersdorf, Eibenstock giebt die Gorlnäherei und Posamentenherstellung ganzen Ortschaften Brot; während von Thum, Lößnitz, Stollberg ab bis nach dem schornsteinreichen Chemnitz und dem Fuße des Gebirges die mächtige Strumpfwarenindustrie seit der Einführung des Wirkstuhles in langgedehnten Dörfern ihr Heim aufgeschlagen hat. Die tausend und abertausend Dutzende von Strümpfen, welche in ihren geschmackvollen Farbenzusammenstellungen ebenso die leichtlebige Pariserin wie die stolze Nordamerikanerin und die glutäugige Indierin entzücken — sie stammen fast alle aus diesem kleinen Teile des großen Deutschen Reiches.

Wenn der Reisende im Dampfwagen auf der Linie München-Dresden die kurze Strecke Hohenstein-Chemnitz durcheilt, betrachtet er wohl gern die schmucken Ortschaften, welche sich rechts und links der Bahn aneinander reihen, als ob sie ein zusammenhängendes Ganzes bildeten. Im übrigen wird er an den weißgetünchten, zumeist aus Erd- und Obergeschoß bestehenden, ziegel- oder schiefergedeckten Häusern mit ihren Vor- und Seitengärtchen wenig Auffälliges finden. Hier ist der Hauptsitz der Erzeugung des ältesten sächsischen Handschuhes, der gewirkten Stuhl- oder Einnaht-Finger-Handschuhe. Die Herstellungsweise dieser Handschuhe, die in ihren besseren Mustern dem Kunstgewerbe zuzuzählen sind, ist sehr interessant, aber auch sehr mühsam, und die schöne Trägerin, die sich der kunstvollen Arbeit ihres Handschuhes freut, würde gewiß nicht glauben, daß dieser in solch bescheidener Umgebung entsteht und daß soviel Arbeit, soviel peinliche Sorgfalt zu dessen Fertigstellung erforderlich ist.

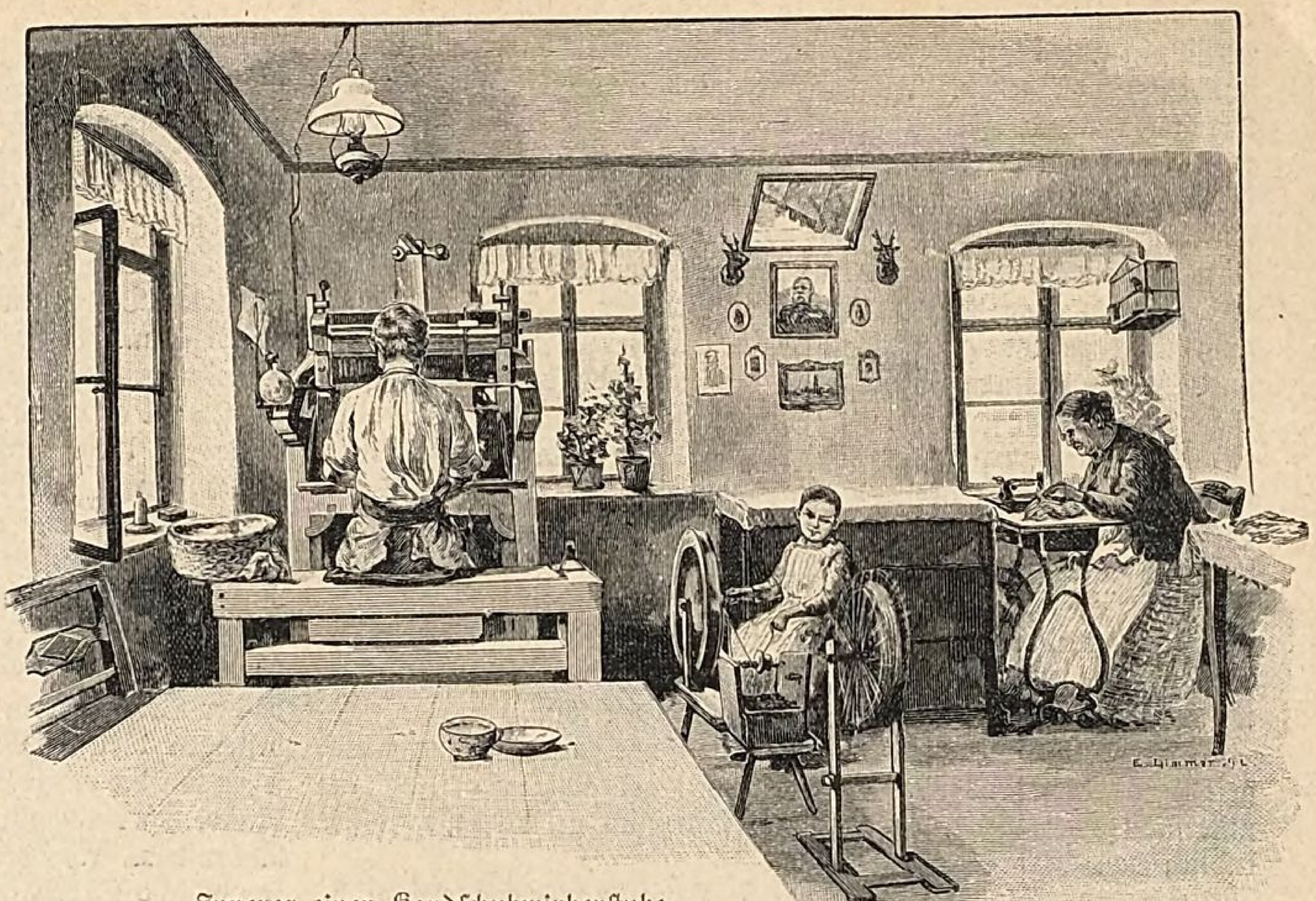
Zu unserer Reise benutzen wir von Chemnitz aus den Bahnzug, indem wir nach dem in 15 Minuten erreichbaren Siegmar fahren, dessen gefällige Häuser in dem Besucher einen freundlichen Eindruck hervorrufen. Von hier aus wenden wir uns westwärts der Landstraße entlang und nach wenigen Schritten befinden wir uns mitten in der Wirkerei. Fast aus jedem Hause und aus jeder Stube tönt uns das eigentümliche Schnurren des Wirkstuhles entgegen; ab und zu sitzen vor den Häusern Kinder mit kleinen Arbeiten an Handschuhen beschäftigt.

Treten wir ein in ein solches Haus, aus dem uns das lebhafte „Raazen" der Maschine schon von ferne regsame Thätigkeit verkündet. Wir befinden uns in einer niedrigen, nicht zu großen Stube mit einem dem Garten und zwei der Straße zugewandten kleinen Fenstern. Sie dient augenscheinlich gleichzeitig als Küche, Wohn-, Eß- und Arbeitszimmer, da in der Regel der Wirker außer einem kleinen Alkoven nebenan oder einer Kammer im Dachgeschoß nur über diesen einen Raum verfügt.

Vor dem Ofen, der zum Kochen wie zum Heizen dienen muß, hat eine niedrige Bank ihren Platz; dahinter an der Wand hängt ein Brett mit dem wenigen für die Familie erforderlichen Geschirr. Ein Haussegen über der Thür und einige billige Bilder schmücken die einfach gestrichenen Wände. Ein viereckiger Tisch, ein paar Holzstühle, eine Kommode mit darüber befestigtem Spiegel und eine Schwarzwälder Wanduhr vervollständigen die dürftige Ausstattung. Blankgescheuerte Dielen, weiße Vorhänge und einige kleine Blumenstöcke an den Fenstern geben dem engen Raume einen freundlichen Anstrich. Ein Vogelbauer fehlt auch hier nicht, wie in der That fast in jeder Wirkerstube ein Hänfling, Zeisig oder Rotkehlchen zu finden ist.

Der beste Platz dicht am Fenster ist dem Wirkstuhl angewiesen. Dieser besteht in der Hauptsache aus Holz, einzelne Teile aus Eisen. Seine Bauart ist auch heute noch von der vor hundert Jahren gebräuchlichen kaum merklich verschieden. Der Stuhl gehört fast immer dem Fabrikanten — oft auch „Faktor" genannt — der ihn dem Arbeiter zur Miete giebt. Dieser verarbeitet darauf das vom

h

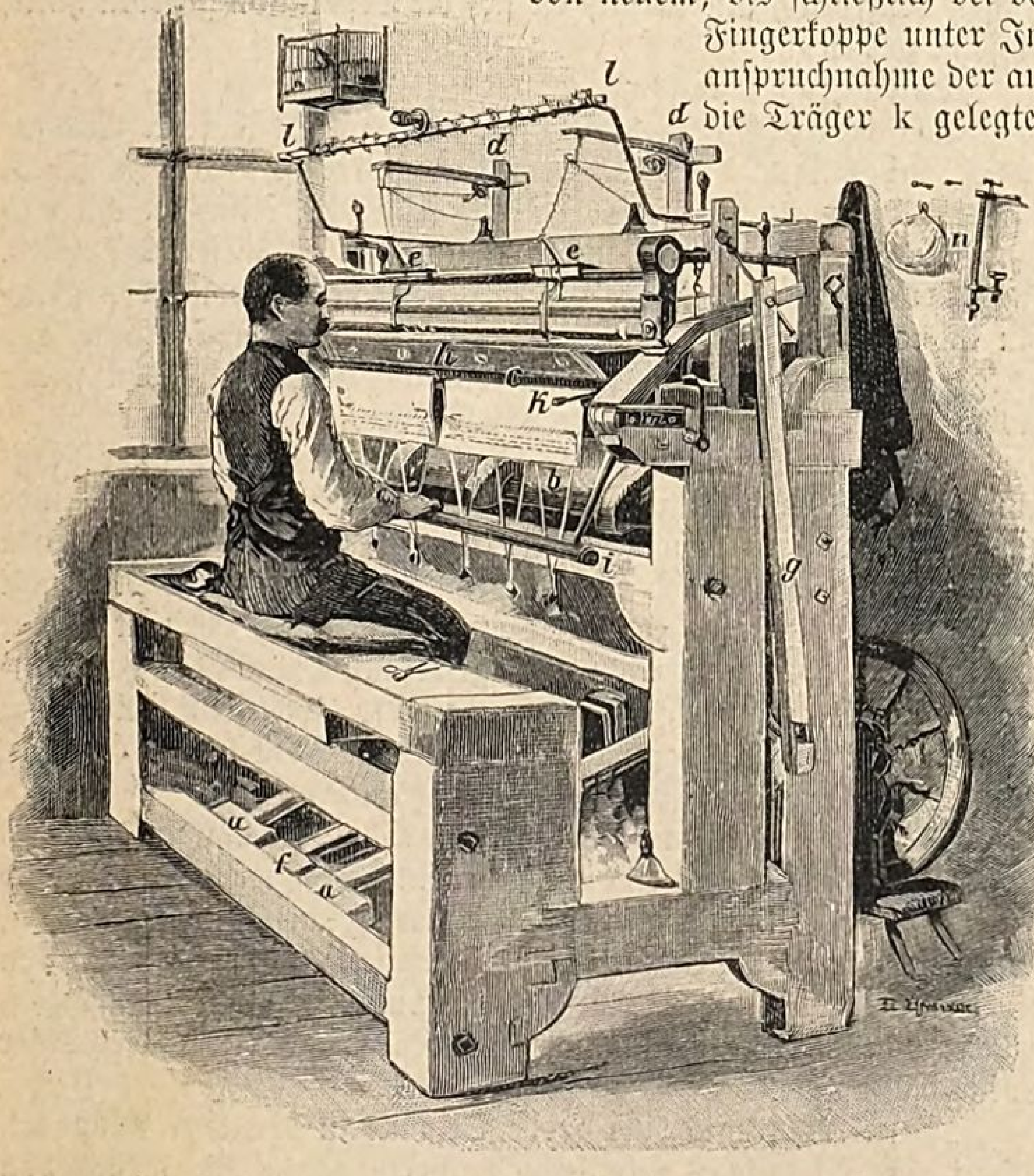


Inneres einer Handschuhwirkerstube.

Fabrikanten erhaltene Material und zahlt für den Stuhl je nach seiner Beschaffenheit und der Art der Beschäftigung für die Woche 10 bis 50 Pfennig Zins.

Wir sehen auf dem unten abgebildeten Stuhle schon ein geteiltes Stück Ware zu zwei Paar Handschuhen mit durchbrochenem, kunstvoll gearbeitetem Anfang, der auf einem anderen Stuhle gemacht worden ist. Alle möglichen Muster finden wir in diesen Anfängen vertreten, sämtlich mit der Hand frei aus dem Gedächtnis in die Ware hineingearbeitet: Blumen, Ranken, Blätter, Bäumchen, Guirlanden, Sterne, Streifen, Puffen, Vier-, Sechs-, Achtecke &c., deren ansprechende Zusammenstellung dem Arbeiter vielfach selbst überlassen bleibt. Für diese Figuren werden kleine Löchelchen hergestellt durch Ueberhängen der einen Masche auf die andere mit Hilfe einer auf die Träger k zu legenden Vorrichtung (Petinet-Maschine), welche der unter l sichtbaren, auf unserem Bilde jetzt außer Thätigkeit befindlichen Mindermaschine ähnlich ist. Der Mann muß dabei alle Aufmerksamkeit seiner Arbeit widmen; denn ein einziger Fehlgriff verdirbt ihm zwei paar Anfänge und beraubt ihn des sechsten Teiles seines Tagesverdienstes. Ja, er hat Ursache, sehr fleißig zu sein, wenn er täglich ein Dutzend Paare derartiger Anfänge mittlerer Länge vollenden will.

Mit den Füßen bewegt der Wirker die Tritte a, wodurch sich die Welle b um die eigene Achse dreht und zum Werden der Masche die eigenartig geformten, senkrecht stehenden Stahlplättchen c, sog. Platinen, niederdrückt. Den Faden dazu holen sich diese von den oben auf den Galgen d befindlichen Spulen durch die herüber und hinüber laufenden Fadenführer e. Das Treten des Teiles f bringt vermittelst der Holzschiene g die eiserne Presse h auf die Nadeln, was mit dem durch die Druckstange i gleichzeitig erfolgenden Herüberziehen des Werkes die neugewonnene Masche zu der auf den Nadeln schon hängenden Ware reiht. So geht das weiter, bis diese bis zum Daumen fertig ist. Nachdem sie abgesprengt worden, sind noch vier Paar Längen auf gleiche Art dazu zu machen. Alle sechs Paare werden dann an der Daumenstelle in der Breite des Daumens wieder an die Nadeln gestoßen. Das Wirken beginnt nun von neuem, bis schließlich bei der Fingerkoppe unter Inanspruchnahme der auf die Träger k gelegten Mindermaschine l das Verschrägen der Fingerspitze durch Zusammenlegen der Maschen bewirkt wird. Seit einigen Jahren verstärkt man auch die Fingerkoppe durch Hinzufügen eines weiteren Fadens, wodurch die sogenannte Doppelspitze entsteht. Das jetzt fertig gewordene Stück wird in Daumenbreite mit Längsschnitten versehen und damit sind die 12 Daumen für ein halbes Dutzend Paar Handschuhe fertig. Bei der Abendarbeit wird an der Seite des Stuhles in die Oese m ein Leuchter mit Lichtkugel n gestellt, eine mit ganz klarem Wasser gefüllte Glaskugel, eine sogenannte „Schusterkugel“, die den Schein der dahinter befindlichen Lampe auf die Nadeln wirft.



Am Wirkstuhl.

Bei einer vom frühen Morgen bis zum späten Abend dauernden Arbeit, die Füße, Arme und Hände und nicht zum wenigsten die Augen in Anspruch nimmt, bringt ein geübter Wirker, wie gesagt, zwölf Paar Handschuhe zu stande. Viel hat ihm das nicht eingebracht, höchstens 2 Mark 20 Pfg., und dabei muß er noch Stuhlzins und Auslagen für Bruch von Nadeln und Platinen bestreiten. Diejenigen jedoch, welche nicht im Besitze eines solch breiten und guten Stuhles sind und daher keine Handschuhe mit verschrägten Fingerkoppen machen können, erschwingen nur reichlich die Hälfte jenes kleinen Betrages. Bloß tüchtige und fleißige Wirker von durchbrochenen seidenen Anfängen bringen es bei anhaltender Beschäftigung auf 13 bis 14 Mark in der Woche. Auch können nur Leute, die noch gute und scharfe Augen haben, die Arbeit verrichten. Die Feinheit der Maschen kann man sich erst vorstellen, wenn man erfährt, daß 23 Nadeln auf einen Leipziger Zoll kommen und mithin beispielsweise an dem oben beschriebenen Stuhle 23 Nadeln $\times$ 33 Zoll (= 78 cm), also 759 Nadeln unausgesetzt beobachtet werden müssen. Man muß wahrhaftig staunen über die Ausdauer und die Genügsamkeit dieses fleißigen Völkchens.

Jede Wirkerstube hat ihr Spulrad. Sehr oft müht sich ein schulpflichtiges Kind mit dem Spulen des feinen Flors für den Wirker, den dieser ebenso wie die Seide vom Fabrikanten in Strähnen zum Verarbeiten erhält.

Ist der Handschuh auf dem Stuhle fertig, so bekommt ihn das Wirkerkind zum Fädeln. Es reiht von den Fingerkoppen die Maschenhenkel mit der Nähnadel an einen Faden, zieht solchen zusammen und verknüpft ihn. Nun erst kann die Frau des Arbeiters den Handschuh auf der Nähmaschine zusammennähen. Dann fehlen zur schließlichen Vollendung bloß noch die seidenen Nähte oben auf der Hand. Diese Arbeit wird ebenfalls zum größten Teile in der Wirkerstube verrichtet, indem der Handschuh in kleine Maschinen eingespannt und der Zwickel mit der Hand aufgenäht wird.

So ist in der Regel die ganze Familie in der Handschuh-Erzeugung beschäftigt: der Mann am Wirkstuhl, die Frau an der Nähmaschine, zum Wirken nicht Fähige am Spulrad, kleinere Kinder beim Fädeln, größere in der Zwickelei. Oftmals aber kommt es vor, daß die Frau das Wirken ebenso erlernt hat und betreibt wie der Mann.

Wir begleiten jetzt unseren Freund zu seinem Arbeitgeber; er will die fertige Ware abliefern und sich frische Beschäftigung holen.

Es ist ein gut Stück Wegs bis dahin, nicht selten haben die Leute stundenweit zu gehen. In der Lieferstube warten schon mehrere Arbeiter, denen der Fabrikant selbst oder seine Gehilfen das Material zu neuer Arbeit bereit machen. Es ist das immer ein schwieriges Geschäft; denn die Kundschaft ist anspruchsvoll und will unter hunderterlei Farben die Wahl haben. Ist das Aussuchen der Farben beendet, dann geht es an das Abteilen des Flors und der Seide; denn vom Material soll der Arbeiter nicht zu viel und auch nicht zu wenig erhalten. Einem anderen fehlt noch Flor und Seide zu einer Fingerkoppe, bei einem dritten ist der Flor nicht rein gefärbt gewesen. Dazwischen hinein kehrt ein Bote von einem Arbeiter zurück, der dort fertige Ware abholen sollte. Er kommt mit leeren Händen: die Handschuhe waren zwar bis heute versprochen, indessen noch gar nicht angefangen, denn schwere Krankheit ist bei jenem eingezogen. Kinder holen sich Handschuhe zum Fädeln, wieder andere bringen solche von der Näherin und so geht das weiter. Kommt die Ware fertig von dem einen Arbeiter, so muß sie vielfach noch 5 bis 6 mal und noch öfter ausgegeben werden, bevor die letzte Hand angelegt werden kann.

In der Appretur werden die Handschuhe zur Erzielung eines gefälligen Aussehens über heiße Formen gebracht, nach Fehlern untersucht, gestempelt, geheftet und schließlich gepackt, womit sie endlich zum Verschicken bereit sind.

Wie aus der oben geschilderten Herstellungsweise ersichtlich ist, erhält der Finger nur eine Seitennaht. Die große Dehnbarkeit des Handschuhes ist der gewirkten Ware eigentümlich und auch nur durch das Wirken zu erzielen.

Auf die Handschuh-Stuhlwirkerei sind etwa 1500 Männer, darunter vielleicht 1200 Familienväter, insgesamt ungefähr 6000 Menschen im ganzen Bezirke angewiesen. Ein Teil der Arbeiter sucht sich während der Sommermonate eine lohnendere Beschäftigung als Handlanger, Maurer, Ziegler, Bergarbeiter ꝛc. und kehrt erst im Winter an den Wirkstuhl zurück. Fast zwei Millionen Paar Handschuhe werden jetzt im Jahre hergestellt, jedoch ließe sich diese Zahl leicht auf das Doppelte erhöhen.

Erfüllt von unseren Einblicken in das Leben und Treiben einer in hartem Dasein doch zufriedenen Bevölkerung, schicken wir uns zur Rückkehr an. Ohne daß wir es besonders bemerkt haben, sind wir ziemlich weit im Thale hinaufgekommen; wir verlassen dasselbe aber nicht, ohne es zuvor nochmals von der nahen Anhöhe aus überschaut zu haben. Unsere Schritte nach dem den ganzen Bergrücken bedeckenden Hochwald hinüberlenkend, erklimmen wir einen steilen Fußpfad. Bald befinden wir uns auf einem freien Platze mit abgeplatteten Steinkolossen, auf dem sogenannten „Totensteine“, wohl einer alten Richt- oder Opferstätte, rings umgeben von mächtigen Tannen und Fichten. Hier an dieser sagenumwobenen Stelle hat der rührige Erzgebirgszweigverein Rabenstein in Gemeinschaft mit dem Limbacher Bruderverein einen eisernen Aussichtsturm errichtet. Wir besteigen diesen „Maria Josepha-Turm“ und mit einem Male sehen wir die ganze Handschuhwirkergegend vor uns liegen: Wüstenbrand, Oberlungwitz, Grüna, Mittelbach, Reichenbrand, Siegmar, Rabenstein. Aus dem sanft ansteigenden Gebirge blicken noch viele freundliche Ortschaften hervor; im Osten breitet sich mit seinen Türmen und unzähligen Dampfessen das emsig schaffende Chemnitz aus und nach Südwesten zeigen sich im Oelsnitz-Luganer Reviere verschiedene Kohlenwerke. Den Hintergrund bildet im Süden die Kette des Gebirges. Darüber hinweg aber sendet der Keilberg, der Riese des Erzgebirges, uns seine Grüße aus dem benachbarten Kaiserstaate.

„Up ewig ungedeelt!“

(3. Fortsetzung.)

Novelle von Jassy Torrund.

Es war sehr friedlich geworden in dem epheuumrankten Hause, seit die beiden ärgsten Feinde, das Katteeker und der Lieutenant, auf unbestimmte Zeit Waffenstillstand geschlossen hatten. Ein unbefangener Zuschauer hätte die jungen Leute wohl gar für die allerbesten Freunde gehalten, hätte er gesehen, wie angelegentlich und einträchtig sie sich der gemeinsamen Erziehung des Buchfinken und des Kanarienvogels widmeten oder den vergnüglichen Sport der Fliegenjagd für die Frösche eins, zwei und drei betrieben. Selbst die kluge Tante, die ihr Katteeker doch wahrlich besser hätte kennen sollen, verfiel zuletzt in den Irrtum, diesen Waffenstillstand für einen endgültigen und von beiden Parteien unterschriebenen Friedensvertrag zu halten. Sie hatte ein paarmal aus ihres Vetters treuherzigen blauen Augen einen heißen Blick aufgefangen, der dem Katteeker galt und sie lebhaft an jene längstvergessene Zeit erinnerte, wo Vetter Gerhard ihr selber huldigend zu Füßen gelegen. Mit stillem Lächeln mußte sie dabei der Vergänglichkeit alles Irdischen gedenken und nach Frauenart knüpfte sie an diesen Sprung von der Tantenverehrung zur Nichtenanbetung allerlei fröhliche Hoffnungen für die Zukunft. Ja sie war in diesen Hoffnungen so sicher, daß sie eines Morgens in ernstlichem Ueberlegen vor ihrem Kleiderschrank stand und die Frage erwog, ob das blau und schwarz karrierte Seidenkleid wohl noch gut genug sei, oder ob Johannes ihr ein neues spendieren würde, wenn — —

Inzwischen saß an eben diesem bitterkalten Wintermorgen Herr Johannes Genthin in einem überfüllten schlecht geheizten Coupé des Altona-Kieler Zuges und überließ sich seinen Gedanken, die nicht halb so rosig und hoffnungsvoll waren wie jene seiner lieben Frau.

Die Reise der schleswig-holsteinischen Abgesandten, diese Reise, auf die man daheim alle Hoffnungen gebaut, von deren Erfolg das mißhandelte und gequälte Volk die lange ersehnte Befreiung erwartete, sie war so gut wie vergebens gewesen. Wohin sie kamen, waren sie von den entflammten deutschen Brüdern mit Jubel und Begeisterung empfangen, mit offenen Armen aufgenommen worden. „Los von Dänemark! Up ewig ungedeelt!“ war die Parole, die damals zündend von Land zu Lande flog. Kein noch so weltfernes Städtchen gab es, wohin das Wort nicht wie auf Flügeln des Windes drang. Und so regte und rührte es sich überall, wohin die Abgesandten der Herzogtümer kamen. Man wetteiferte, diesen wackeren Freiheitskämpfern seine Sympathien zu beweisen. Ehrenpforten, weißgekleidete Jungfrauen, Ansprachen und festliche Gastmähler waren an der Tagesordnung — aber der Bund rührte sich nicht! Volksversammlungen und Kammern forderten die Unterstützung der Herzogtümer — aber der Bund rührte sich nicht! Immer noch standen die Bundestruppen unschlüssig und unthätig in Holstein, noch hatte kein gewappneter Fuß die Eider überschritten.

So war denn wieder einmal für die Herzogtümer jegliches Hoffen vergebens, alle Mühe, die sich die Deputation gegeben hatte, umsonst gewesen.

Umsonst, alles umsonst!

Das erwog Johannes Genthin, während er, in seine Ecke gedrückt, sich mühte, die widerspenstige Cigarre in Brand zu setzen, während die laute derbe Unterhaltung seiner Mitreisenden ihn umschwirrte. Er war allein und fremd unter all diesen Menschen. In Hamburg, wo die Wege der zurückkehrenden Deputation ohnehin auseinandergingen, hatte er erst noch eine geschäftliche Angelegenheit erledigen müssen und war auf diese Weise von seiner bisherigen Reisegesellschaft getrennt worden.

Schwer lastete auf seiner Seele das Scheitern aller Hoffnungen seiner unglücklichen Landsleute, aber in dieser Stunde quälte ihn noch ein anderes: die Ungewißheit über das Ergehen der Seinigen, von denen er seit Beginn der Reise ohne Nachricht geblieben war. Daß Hedwigs Briefe ihn einfach verfehlt hatten und von Station zu Station nun getreulich hinter ihm her wanderten, konnte er freilich nicht wissen, und so geriet seine Stimmung allgemach in jene Verfassung, wo das vom Denken und Grübeln zermarterte Hirn dumpfer Verzweiflung anheimfällt.

Plötzlich schlug ein Klang an sein Ohr, der ihn aus seinem Brüten aufschreckte und eine neue Gedankenfolge wachrief. Irgend jemand hatte den Namen seines Heimatstädtchens ausgesprochen, und helle freundliche Bilder von Wiedersehen und Kinderjubel, von der Freude seines jungen Weibes begannen vor ihm aufzusteigen, während der Zug rasselnd und stampfend über die schneebedeckte Ebene dahinjagte.

„P . . .?“ fragte eine grobe Stimme in breitester Mundart. „Da is ja 'n komisches Stückschen passiert, haben Sie da nix von gehört?“

„Ne! Was denn?" rief und fragte es erwartungsvoll.

Der erste Sprecher lehnte sich mit Behagen zurück. „Ja, meine Herr'n, da passieren männigmal snaksche Dinge auf dieser Welt." Ein listiges Schmunzeln überflog das breite rote Gesicht beim Anblick all der gespannt lauschenden Mienen. „Sie wissen doch woll alle von die große Deputatschon nah'n Bundestag? Na, welche von die Bürgers in P. sünd da ja natürlich auch mit bei gewesen, un weildes, daß sie weg sünd, kommen die Preußens. Na, Sie wissen woll, meine Herr'n, wie das annerwegens zugegangen is: Fenster zu, Thüren zu, un keine menschlich lebennige Seele auf der Straße. So is das denn in P. nu ja auch gewesen, un was die Preußens sünd, die ziehen da denn durch un machen 'n schiefes Maul, von wegen daß sie sich die Sache denn doch 'n bischen pläsierlicher gedacht hatten. Na, 's is gut! So müssen sie nu also durch 'n ganzen Ohrt in einen Dodesschweigen; bloß wie sie bei 's letzte Haus vorbeikommen, hängt da 'ne preuß'sche Fahne raus, un lüttje Gören stehen un bewerfen ihnen mit Blumenbuketters. Na, da wird denn ja nu 'n großen Juchhei, un alle fangen an un singen, all was sie können, ‚Heil dir in' Siegerkranz' — un was der öbberste General is, der steigt gleich vons Pferd un geht herein un bekukt sich die Madam mal genau, die da wohnen thut un das Ganze anord'niert hat . . ."

„Da hab' ich auch von gehört!" rief jemand anders dazwischen. „Soll 'ne lütt' nüdliche Frau gewesen sein!"

„Wie heißt sie denn? Wer is das denn? Wo, Deubel, kann sich 'ne Schleswig-Holsteinerin zu so 'n Stück hergeben?" fragte und schalt es in lautem Durcheinander.

„Ne, ne! Sie is ja gar keine Hiesige! Is selber so 'ne Eingewanderte aus Preußen oder sonst woher! Un wat dat Dullste is, miene Herrn" — der Sprecher geriet in seinem Eifer jetzt völlig ins Plattdeutsche — „wat ehr Mann is, de sall sülwst mit bi de Deputatschon wesen. Den Namen hev ik ok wul hürt, hev em man wedder vergeten. Dat weer so wat vun Tarpentien* oder so ähnlich. So wat weer dat. — Na, hebb Se denn ok all hürt, wie de Ahrnsböker de Hannoveraner empfangen hebb'n?"

Damit lenkte er die Unterhaltung auf ein anderes Thema über — und die lähmende Spannung, die Johannes Genthin wie ein Bann umfangen hatte, löste sich. Er saß noch immer, ohne sich zu rühren, in seine Ecke gedrückt und starrte auf den blendenden Schneeglanz draußen auf der Heide, und in seinem Hirn klopfte und hämmerte es wie ein Mühlenwerk.

War das, was er gehört, denn wirklich wahr? War's möglich, daß Hedwig eine so thörichte Demonstration in Scene gesetzt hatte, sie, die so ängstlich selbst den Schein eines außergewöhnlichen Thuns vermied? Er konnte es seiner ruhigen, so vornehm denkenden Frau nicht zutrauen. Und dennoch! Die Schilderung stimmte zu genau; sein Haus, das friedliche, epheuumsponnene, stand ja wirklich unter den letzten an der Landstraße, und Hedwig war die einzige Preußin, die einzige Fremde im ganzen Ort. Und niemand wußte besser als er selbst, welch begeisterte Vaterlandsliebe in dieser Frauenseele lebte, wie tief und fest eingewurzelt das Heimatgefühl in ihr war, wie unvergessen das Land, wo sie ihre frohe Jugendzeit verbracht hatte. Ach nein, für ihn konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß niemand anders mit dieser „Preußin" gemeint war als sein eigenes Weib! Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken; er ballte die Faust, in seine Augen kam ein finsterer drohender Blick. O, hier sitzen müssen unter diesen schwatzenden lärmenden Menschen, die jeden Augenblick wieder beginnen konnten, seines Weibes Ehre in den Staub zu ziehen — unthätig, wehrlos, denn was konnte es nützen, sich mit den Leuten in ein widerwärtiges Streiten einzulassen? Hier sitzen und Station um Station gleichmäßig abrufen, abläuten hören; hier sitzen, regungslos, in dieser Aufregung, mit diesem Zorn und dieser heimlich nagenden Angst im Herzen — o das war entsetzlich, das waren die Qualen eines Gefolterten!

Aber die Stunden vergehen, die guten wie die schlimmen, und auch diese Fahrt, die schrecklichste, die Genthin je erlebt, nahm ihr Ende.

Bald lag Kiel vor ihm, die alte Ostseestadt, an der eisbedeckten Föhrde, und über ihr blaute der klare Winterhimmel. Die finsteren Augen des Mannes blickten heller, als er die schleswig-holsteinischen Fahnen schaute, die lange verbannten, die von allen Häusern niedergrüßten, die sich stolz und weithin leuchtend im frischen Seewind entfalteten. In den Straßen wimmelte es von Soldaten aller Sprachen; freudige Erwartung auf allen Gesichtern, neues Hoffen in den Augen von alt und jung. Es war, als ob die Märztage von 1848 wiedergekehrt wären. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" Gott sei gelobt! Hier wenigstens rüttelte und schüttelte man an dem verhaßten Joch, hier wenigstens läuteten die Glocken Tage des Kampfes ein!

Mit vieler Mühe fand Genthin einen Wagen — und nun heim!

In der tiefen Stille, die ihn draußen in Gottes freier Natur umgab, in dem Frieden des sonnigen Wintertages ward es auch in seiner Seele ruhiger. Er lehnte sich zurück und atmete in vollen Zügen die Heimatluft. Die wechselnden wirren Eindrücke klärten, milderten sich. Das frische Kriegsleben in der Hafenstadt hatte die traurigen Reisebilder verdrängt. Ihm war, als wenn er wider alle Hoffnung doch noch hoffen dürfte. Hatte doch der alte Vater Wrangel in seiner volkstümlichen Weise altes Unglück und neue Zukunft mit einem seiner treffenden Schlagworte zusammengefaßt und allen Leuten tröstend zugerufen: „Kinner, dit ward nu better!" Bei Gott, ja, es mußte besser werden! Die Aufregung in deutschen Landen wuchs ja von Tag zu Tag, und Volkesstimme — Gottesstimme! Endlich würde diese allgewaltige Stimme mit Donnerschall die Säumigen aus ihrem Schlaf wachrufen, wie ein entfesselter Riese würde das deutsche Volk hervorbrechen und den Bruderstamm aus unerträglicher Knechtschaft befreien!

So zogen und jagten die Gedanken durch des einsamen Mannes Seele und in den großen Sorgen und Hoffnungen des Vaterlandes gingen seine eigenen kleinen Sorgen und Kümmernisse unter.

Auf der hartgefrorenen Landstraße rollte der Wagen dahin, der Heimat zu. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, nur in der Ferne ein einsames altes Botenweib, das sich schon mehrmals sehnsüchtig umgeschaut hatte. Genthin kannte die Alte, die auch für sein Haus schon manchen Weg gegangen war. In angeborener Gutmütigkeit ließ er den Kutscher halten und rief: „Na, Mudder Kählertsch, smieten* Se ehrn Packen man achter** up! So, un nu springen Se man hier herup!" Damit machte er neben sich Platz, denn vorn beim Kutscher stand sein Reisekoffer. Die alte Frau folgte der freundlichen Aufforderung, ohne viel Worte darüber zu verlieren, und drückte sich bescheiden in die andere Ecke des breiten Sitzes.

„Na, Mudder Kählertsch, wo geiht dat denn in P . . .?" fragte Genthin und legte seine warme Reisedecke über die dünnen Röcke des armen Weibes.

„O, 't geiht jo," versetzte sie einsilbig.

„Hebb'n Se mien Fru un de Kinner seh'n?"

„Seh'n hev ik ehr grad nich. O, de ward wul nix fehlen," kam die zögernde Antwort. Es war, als wenn sich eine Hand erst vorsichtig und heimlich tastend ausstreckt, ehe sie recht zuzugreifen wagt.

Die zugeknöpfte Art der sonst so redseligen Alten befremdete Genthin, und er fragte sich, ob auch sie, die aus Frau Hedwigs Händen schon so manche Wohlthat empfangen hatte, von dem allgemeinen Haß gegen „die Preußin" angesteckt sei. So saßen die beiden Menschen eine geraume Zeit stumm nebeneinander, jedes in seine eigenen Gedanken versunken; nur zuweilen streiften die Blicke der Frau mit heimlichem Forschen das ernste luftgebräunte Antlitz ihres Begleiters. Endlich schien sie zu einem Entschluß gekommen zu sein, legte ihre arbeitsharte Hand auf Genthins Arm, räusperte sich ein paarmal und that zuletzt die harmlose Frage: „Is de Herr lang' weg west?"

„Virteihn Dag, Mudder," antwortete er, tief in Gedanken; er hatte fast vergessen, daß jemand neben ihm saß.

„Hm, hm! Dat is je nich, dat ik wat gegen Madam' Genthin segg'n will — man, dat's doch beter, dat de Herr wedder an't Hus kümt."

„Woso dat?" fragte Genthin, aufmerksam werdend, und blickte sie scharf an.

Die Alte schüttelte bedächtig den Kopf. „O, doch man so! De Lüd snaken veel, Herr, un allens ward je wul nicht wohr wesen," erwiderte sie diplomatisch.

Genthin fing an, ungeduldig zu werden. Aber er wußte, daß er durch Heftigkeit nichts erreichen würde, wollte sich auch die Stimmung nicht verderben lassen, deshalb machte er gute Miene zum bösen Spiel.

* Terpentin.

* schmeißen, werfen. ** hinten.

„Na, nu man to, Mudder Kählertsch," sagte er mit einem Anflug von Humor und erwartete in einiger Spannung einen neuen eingehenden Bericht über Hedwigs Verbrechen, den Preußenempfang.

„Je, Herr, wenn Se dat denn so hebb'n wüllt — un Se sünd je ok so fründli mit mi west — je, Madam' Genthin hett je dunn de ollen Preußens bewillkamt un nahsten hebb'n wi all Inquattierung kregn un se hett so'n preuß'schen Leut'nant in Quattier. Je, Herr, un nu segg'n de Lüd, de beiden, de sitten nu jümmer tosam un snaken un vertell'n sik wat un hebb'n dat rein so hild* mitenanner as 'n poar Leewslüd**. Un wat mien Swiegerin is, dat's n Meddersche*** to Se ehrn Kutscher Plöhn, Herr; un de sä† to mi, Plöhn de seggt: ‚Wenn dat mien Herr wüß, denn so würd he dat ganze Preußenvulk mit de Pietsch†† ut den Hus driewen, dat ol Tekeltüg!' seggt he. Dat sall je noch'n ollen Anbeter vun Madam' Genthin wesen, seggt mien Swiegerin . . ."

„Un mien Swiegerin seggt un Plöhn seggt . . . Gott's en Dunner, nu hev ik nog††† vun de Snakeri!" brauste Genthin auf. „Is dat de Dank, dat mien Fru Jug Godes dahn hett, Ji Nackertüg? Nu hol†††† Dien Muul, Du olle Kretur, süs smiet ik Di vun'n Wagen hendal!"

„Je, Herr, denn smieten Se man to, hier 's de Wienbarg un hier mutt ik so wie so afstiegen," sagte die Alte erbost und kletterte herab.

Ohne ein Wort, in finsterem Schweigen fuhr er weiter. Nicht daß er das dumme Gerede ohne weiteres geglaubt hätte; aber ob er sich's auch nicht gestehen wollte, ein leiser leiser Zweifel, ein aufkeimendes Mißtrauen gegen sein junges Weib war doch in seiner Seele hängen geblieben. Verhielt sich die Geschichte mit der Preußenbegrüßung wirklich so — und daran konnte er kaum noch zweifeln — wer konnte wissen, was Hedwig in blinder Vorliebe für ihre Landsleute sonst noch für Extravaganzen begangen hatte! War es denn überhaupt etwas so Unerhörtes, Niedagewesenes, wenn eine junge hübsche Frau sich in Abwesenheit ihres Mannes von einem flotten Anbeter den Hof machen ließ? Wenn aber dem so war, wenn Hedwig nun wirklich in seiner Abwesenheit die Huldigungen eines preußischen Offiziers angenommen, wenn sie vielleicht alte Beziehungen wieder angeknüpft hatte — was dann?

Ein alter Anbeter? Er wußte von keinem, der ihr wirklich nahe gestanden, für den auch sie jemals ein tieferes Interesse gefühlt hätte. Und doch — wie hatte er sich vorhin gesagt? Volkesstimme — Gottesstimme! Das Wort lag in der Luft, es summte in seinen Ohren, dumpf wie Grabgeläute klang es in seinem Herzen wieder. Eine Unheil drohende Falte grub sich tief in seine Stirn.

O, nur das nicht, nur das eine nicht! Was fragte er jetzt noch nach der „preußischen" Kundgebung, deren Hedwig sich schuldig gemacht haben sollte! Ein harmloses Spiel wäre es gegen das, was vielleicht später in seinem Hause geschehen. Wie leicht schien es ihm jetzt, der warmherzigen Frau die enthusiastische Begrüßung ihrer Landsleute zu vergeben, die ja nicht dem Einzelnen, sondern ihrem ganzen Vaterlande galt! Erklärlich, ja entschuldbar und völlig natürlich erschien ihm ihr Thun.

Er lächelte — ein grimmes, bitteres Lächeln! So weit war's mit ihm gekommen, daß er entschuldigte, wo er anklagen sollte, in Schutz nahm, wo es zu richten galt? Aber so im Kampf zwischen Herz und Vernunft, zwischen Zorn und Liebe, ward ihm doch das eine zur unumstößlichen Gewißheit: mit tausend Freuden wollte er verzeihen, was die Preußin gesündigt, wenn nur das Weib rein geblieben war, rein und sein eigen!

Er hielt's nicht länger aus vor den anstürmenden Gedanken, hielt's nicht aus in seinem gemächlich dahinrollenden Wagen.

„Kutscher, kehren Sie in der Post an — ich will hier aussteigen. Will meine Frau überraschen."

Wieder flog das bittere Lächeln um seinen Mund. Ja, überraschen! Wie wird er sie antreffen, die Frau, die in vierzehn Tagen nicht eine Stunde Zeit fand, an ihren Mann zu schreiben? O, nun verstand er ihr Schweigen!

Schwer und müde wie ein alter Mann legte er die letzte Strecke zurück. Jetzt stand er an seiner Gartenpforte, durchschritt die verschneiten Wege und trat ins Haus.

Lauter Kinderjubel und Gesang einer rauhen Männerstimme tönte ihm aus der Küche entgegen. Er blieb stehen und lauschte. Die Baßstimme sang ein Kinderliedchen, dazwischen klang das helle Aufjauchzen der kleinen Mädchen. Die Thür war nur angelehnt. Durch die Spalte sah er einen biederen Landwehrmann am Herdfeuer sitzen; auf jedem seiner Knie ritt ein kleines wildes Ding, sich krampfhaft an seinen blanken Knöpfen festhaltend.

„Hopp-hopp, Hopp-hopp, Reiterlein!
Wenn die Kinder kleene sein
Reiten sie nach Sach — sen . . ."

sang der Mann in unverfälschter Berliner Mundart. Die alte Stine stand daneben mit ihrem Strickzeug und der fidelsten Miene, die ihr Herr je an ihr gesehen, und wehrte dem allzu lauten Kinderjubel.

Noch stand der Vater und lauschte. Er mußte an sich halten, um nicht die Thür aufzustoßen und seine kleinen Mädchen dem fremden Soldaten fort und in seine eigenen Arme zu nehmen. Aber er bezwang sich; er wollte ja seine Frau überraschen und durfte keinen unnötigen Lärm machen. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen — wie würde er sie finden?

Schon hob er den Fuß, um hinaufzugehen, da kam's mit heiterem Singen die Treppe herab. Das war der leichte Schritt, das war die weiche Stimme seines Weibes.

„Das Roß ist des Königs, der Reiter ist . . ."

Jäh brach der Gesang ab, wie versteinert blieb die Frau sekundenlang an der Treppenwendung stehen — im nächsten Augenblick aber hing sie lachend und weinend zugleich am Halse ihres Gatten. Der aber schob sie stumm zurück, umschloß mit festem Druck ihre beiden Handgelenke und hielt so das junge Weib auf Armeslänge von sich, ihr tief in die klaren Augen schauend.

Sie stand auf der untersten Treppenstufe, ihr schönes dunkles Gesicht war dem seinigen gerade gegenüber, sie brauchte nicht die Augen zu heben, um ihn anzusehen — groß, furchtlos, nur ein wenig erstaunt über sein seltsames Gebaren.

„Es geht ja ganz lustig bei Euch her!" sagte er, und seine Stimme klang rauh und spöttisch. Und da sie schwieg, fuhr er erregter fort: „Du hattest wohl keine Zeit, an mich zu schreiben?"

Sie machte sich von seinen Händen los, die wie Klammern um ihr Handgelenk lagen. „Was hast Du, Johannes? Du thust mir weh! Und was redest Du nur — ist das Deine Begrüßung? Ich schrieb Dir dreimal, aber Du hast mir nie geantwortet."

„Ich brauchte Dir nicht im besonderen zu schreiben. Du wußtest doch alles durch die Bekannten."

Sie senkte den Kopf und murmelte mit aufquellenden Thränen: „Niemand brachte mir Nachricht."

Aber er achtete dessen nicht, sondern sprach weiter: „Ich habe keinen einzigen Brief bekommen. Nur durch die Leute habe ich von Dir gehört," sagte er mit schwerer Betonung.

Da erblaßte sie jäh, ein unruhig forschender Blick streifte seine Züge, und hastig sagte sie: „Komm' doch zuerst hinauf — Du wirst müde und durchfroren sein, Johannes!"

Nicht den Ton besorgter Liebe, nur die Stimme des schuldigen Gewissens hörte er heraus. Noch standen sie auf der kalten Steintreppe; die Küchenthür hatte Genthin rasch und leise geschlossen. Er sah nicht, daß Hedwig im leichten Hauskleide vor ihm stand, er, der sonst so sehr um sie besorgt war, sah nicht, daß die schlanke Gestalt vor Kälte zitterte.

„So ist es doch wahr!"

Das Wort war mehr gedacht als gesprochen; aber sie verstand es, las, was er sagen zu wollen schien, in seinen Augen, von seinen Lippen. Stolz richtete sie sich auf im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit. Was sie gethan, konnte sie vor jedem Menschen vertreten, auch vor ihm! Sie hatte ihrem Gatten nichts zu verbergen, brauchte seinen forschenden Blick nicht zu scheuen.

„Ja, es ist wahr!" bekannte sie freimütig. „Ich habe die preußischen Truppen begrüßt, weil es meine Landsleute sind und unsere Befreier. Ich schrieb Dir alles. Es ist nicht meine Schuld, wenn der Brief verloren ging."

Er nickte. „Also doch!"

Wird sie nun auch das andere so ehrlich eingestehen? fragte er sich, und sein Blick schien ihre Seele bis in die geheimsten Tiefen zu erforschen. Ohne sich zu regen, hielt sie dem Blick stand; nur die Hand preßte sie auf das stürmisch klopfende Herz, als wollte sie die bange Frage zum Schweigen bringen: was meint er nur?

(Schluß folgt.)

* heiß, notwendig. ** Liebesleute. *** Eine Verwandte von der Mutterseite. † sagte. †† Peitsche. ††† genug. †††† halte.



Krokodile und Krokodilwächter.
Nach einer Originalzeichnung von F. Specht.

Auge und Blendung.

Von Professor Dr. Hermann Cohn.

II.

Nachdem wir die Veränderungen, welche die Blendung im Auge hervorruft, kennengelernt haben, wenden wir uns zu den Vorbeugemaßregeln. Diese bestehen

1. in Vermeidung der Blendungsquellen,
2. im Tragen von farbigen Brillen.

Vor dem Blitze kann man sich nicht schützen; glücklicherweise sind jedoch Blendungen durch denselben sehr selten.

Blendung ist auch schon durch Spiegel hervorgerufen worden. Professor Arlt wurde im Jahre 1849 zu einem sechzehnjährigen Mädchen gerufen, welchem von einem Soldaten aus Mutwillen, als es in seiner Nähe im Schatten der Häuser vorüberging, morgens 10 Uhr mit einem Spiegel das Sonnenlicht ins rechte Auge geworfen worden war; es folgte wütender Schmerz im Auge und Blendung, dann Entzündung, die aber noch glücklich bekämpft werden konnte. Vor derartigen plötzlichen Reflex-Blendungen kann man sich natürlich nicht schützen. Wohl aber warnte Arlt mit Recht davor, beim Spazierengehen im starken Sonnenlicht zu lesen, weil bei zufälligen Wendungen der Schatten des Kopfes, der auf dem Papier liegt, plötzlich grellem Sonnenlichte weicht. Ebenso hüte man sich vor Mikroskopieren bei direktem Sonnenlicht und schütze sich bei Sonnenbeobachtungen durch ein tief schwarzes Glas!

Ob das Licht des Vollmondes Schaden bringen kann, weiß ich nicht. Die Matrosen, welche in südlichen Meeren nachtblind werden, behaupten meist, daß sie ihre Krankheit dem Monde verdanken, der sie bescheint, während sie auf dem Verdecke schlafen; ich möchte fast glauben, daß die Ursache mehr in der Blendung durch den Meeresspiegel unter den Tropen zu suchen sei. Doch will man in Aegypten und Arabien auch auf dem Festlande Sehschwäche und selbst Erblindung beobachtet haben, wenn das Mondlicht Schlafende beschienen hatte.

In einen offenen elektrischen Flammenbogen zu sehen, der 5000 bis 10000 Normalkerzen entspricht, ist die größte Tollkühnheit. Früher mußte man die Kohlenspitzen desselben mit der Hand regulieren, und dabei kamen öfters Blendungen vor. Heute geschieht dies durch selbstthätige Vorrichtungen, so daß niemand mehr in den Bogen hinein zu sehen braucht; daher sind in den letzten Jahren auch keine Fälle mehr von Blendung durch glühende Kohlenspitzen bekannt geworden.

Aber auch jede größere offene Flamme, Petroleum oder Gas, kann durch Aussendung von unmittelbaren Lichtstrahlen dem Auge unangenehm werden. Früher wurden die Besucher der oberen Ränge und Galerien im Theater oder Cirkus durch die offenen Flammen des Kronleuchters oft geblendet, und man war auf Mittel und Wege zur Abhilfe bedacht. Schon 1866 sah ich im Theatre du Chatelet in Paris gar keine offenen Flammen; der große Gas-Kronleuchter befand sich oberhalb einer mächtigen, matten Glasdecke. Später wurde diese dem Auge sehr wohlthuende Beleuchtung auch im Sitzungssaale des deutschen Reichstags in Berlin eingeführt.

Das Licht der elektrischen Bogenlampen kann man durch Milchglas-Glocken abdämpfen, wenn man auch dadurch 33 bis 60% Licht verliert. Aber selbst mit diesen Glocken blenden sie, wenn sie zu tief hängen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in vielen Straßen unserer Großstädte, wo die Bogenlampen vor den Schaufenstern nur etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 m hoch über dem Kopf der Fußgänger angebracht sind, die Passanten von einem Blendungsgefühl getroffen werden, namentlich da, wo viele solche Lampen in einer Straße vereinigt sind. Hier müßte ein Gesetz vorschreiben, daß die so niedrig hängenden Lampen dem Auge des Publikums entzogen werden und nur ihr Reflex dem Schaufenster zugute komme.

Die öffentlichen Bogenlampen pflegt man allerdings sehr hoch, oft sogar zu hoch anzubringen. Man kann aber das Licht der Bogenlampen ganz und gar dem Blick entrücken. So schlug Partz in Philadelphia vor, die stärksten Bogenflammen in der Mitte der Straße in Oeffnungen unterhalb des Pflasters unterzubringen, 40 Meter darüber aber ungeheure Hohlspiegel aufzustellen, die das Licht dann wieder nach unten auf die Straße zurückwerfen würden — jedenfalls ein eigenartiger Vorschlag.

Vorzüglich bewährte sich der Gedanke, das Bogenlicht in Sälen dem Auge ganz zu entziehen. Zu diesem Zwecke entwarf der Berliner Ingenieur Hrabowski in geistreicher Weise Oberlicht-Reflektoren. Er umgab den Kohlenbogen mit einem prismatischen Glasringe, welcher die hauptsächlich wirksamen Strahlen des elektrischen Lichtes so von ihrem Wege nach unten ablenkt, daß diese auf einen mit weißem Stoffe überzogenen Mantel fallen, welcher die Lampe umhüllt. Erst von diesem gehen sie nach unten, so daß von keinem Platze aus die Flamme selbst gesehen werden und nirgends Blendung entstehen kann. Diese Oberlicht-Reflektoren eignen sich daher besonders für Zeichen- und Operationssäle.

Auch plötzliches Einfallen von Tageslicht ruft Blendung hervor; man suche also durch Stellung des Bettes und durch Vorhänge das Auge gegen die unmittelbaren Strahlen der Morgensonne zu schützen. Man lasse die Vorhänge oder Fensterläden nicht plötzlich öffnen! Ich behandelte einmal eine Dame, die in diesem Punkte höchst empfindlich war; ihre Kammerzofe mußte die Rollvorhänge so langsam aufziehen, daß darüber 10 Minuten vergingen.

Nachtlampen sind jetzt wohl nur noch wenig in Gebrauch. Hat man sie, so stelle man sie so, daß das Licht nicht gerade ins Auge fällt. Der Schlaf ist für Augen, die am Tage viel angestrengt waren, im ganz dunklen Raume viel zweckmäßiger und ergiebiger. —

Da ich so oft im Leben gefragt wurde, was ich über das Lesen im Bette denke, so möchte ich bei dieser Gelegenheit, obgleich die Frage nicht unmittelbar in das Kapitel der Blendung gehört, meine persönliche Ansicht hier aussprechen.

Viele Menschen behaupten, sie können nicht einschlafen, wenn sie nicht noch ein wenig im Bette lesen. Unter diese Leute gehöre ich selbst. Ich kann nichts Schlimmes in dem „ein wenig" finden, habe auch keinerlei Nachteile dadurch gehabt. Wer viel körperlich anstrengende Arbeit thut, sinkt sofort in tiefen Schlaf, selbst in den verkehrtesten Körperstellungen, so die Maurer mittags in der Arbeitspause, die Arbeiter in den Eisenbahnwagen. Wer aus dem Wirtshaus oder aus einer heiteren Abendgesellschaft nach Genuß mehrerer Gläser Bier oder Wein mit der sogenannten „Bettschwere" heimkehrt, wird natürlich keine Veranlassung zum Lesen finden, sondern ebenfalls sofort in tiefen Schlaf versinken. Ein Backfischchen, das den halben Tag schon in Romanen geschwelgt hat, braucht nicht auch noch abends im Bett seine Phantasie durch derartige Lektüre weiter zu erregen. Aber wer am Tage geistig gearbeitet und bis in die ersten Nachtstunden hinein studiert hat, thut sogar meiner Erfahrung nach gut daran, durch eine kurze erheiternde Lektüre im Bett den Uebergang vom Ernst der Wissenschaft zu der Erquickung des Schlafes zu erleichtern. Warum soll nicht auch eine Hausfrau, die den ganzen Tag in ihrer Wirtschaft thätig ist und erst abends zur Ruhe kommt, ein Viertelstündchen im Bett noch etwas lesen? Was soll das für Schaden bringen? Bedingung ist natürlich helle Beleuchtung und guter Druck.

Wer bei einem flackernden Lichte den jämmerlichen Zeitungsdruck im Bett liest, wird dadurch ebenso leicht Kurzsichtigkeit erzeugen oder vermehren wie unter gleichen Umständen am Schreibtisch. Aber es giebt ja jetzt vorzügliche Petroleumlampen, ja vielfach schon elektrisches Glühlicht auf den Nachttischen! Neuerdings hat Wendriner in Breslau auch Nachttischreflektoren ersonnen, die sehr empfehlenswert sind. Sie bestehen aus einem Ständer, der ein stets in gleicher Höhe brennendes Stearinlicht trägt, vor dem sich eine Wasserflasche befindet, die hier als „Schusterkugel" wirkt. Auch Streichhölzer fehlen nicht auf dem Ständer, so daß in zweckmäßiger Weise alles auf dem Nachttisch Wünschenswerte vereinigt ist. Dabei ist die Beleuchtung durch die aus der Wasserflasche tretenden Lichtstrahlen derartig, daß nur das Buch erleuchtet wird, während andere Personen, die etwa in dem Zimmer schlafen, trotz des Lichtes ungestört im Dunklen bleiben.

Daß diese Zusammenfassung des Lichtes auf eine kleine Stelle dem Auge nicht schaden kann, schließe ich daraus, daß ich höchst selten kurzsichtige Schuhmacher gesehen habe, die doch den ganzen Abend bei solcher Beleuchtung arbeiten.

Freilich muß beim Lesen im Bett die Rückenlage eingehalten werden; denn die Seitenlagen sind schädlich, weil dann ein Auge der Schrift näher ist als das andere und weil dann die Beleuchtung des Buches meist nicht mehr gleichmäßig ist.

Auch sogenannte „spannende" Lektüre, bei der man eine Stunde und mehr im Bette liest, kann nicht empfohlen werden, da

durch diese der nötige Schlaf verscheucht wird und die Schwierigkeit, das Buch so lange zu halten, zu Körperstellungen führt, die schädlich wirken können. Ausdrücklich möchte ich jedoch erklären, daß Schülern und Schülerinnen das Lesen im Bette gewiß zu untersagen ist; die haben im Bett nur zu schlafen! —·—

Um nun auf unsern eigentlichen Gegenstand zurückzukommen, so sei noch erwähnt, daß es auch Personen giebt, die über Blendung durch solche helle Gegenstände klagen, welche ein gesundes Auge niemals blenden, z. B. durch ein weißes Tischtuch, durch weiße Gardinen, durch ein silbernes Messer, durch helles Pferdegeschirr ꝛc. Diese Art der Ueberempfindlichkeit der Netzhaut ist rein nervöser Natur. Sie wird besser vom Nervenarzt als vom Augenarzt behandelt. —

Schon längst hat man gegen Blendung blaue und graue Gläser angewendet. Das weiße Licht enthält bekanntlich rote, orange-gelbe, gelbe, grüne, blaue und violette Strahlen. Welche von diesen Strahlen das Auge mehr reizen, läßt sich von vornherein gar nicht entscheiden. Aber der Sprachgebrauch ist hier wichtig; wir sprechen von einem „brennenden“ Rot und „schreienden“ Gelb, von einem „schreienden Blau“ hat jedoch noch niemand etwas gehört. Gelbe Beleuchtung im Cirkus oder beim Ballett ist gewiß nicht so angenehm wie das Blau des Himmels. Daß nicht die Helligkeit als solche, sondern die Farbe einen Einfluß auf das Auge ausübt, beweist der Truthahn und der Stier, die nicht durch das hellste Tuch, sondern durch ein rotes Tuch gereizt werden.

Böhm, der in einer Stickereianstalt, in welcher auf Seidenstoffe von den verschiedensten Farben gestickt wird, Untersuchungen anstellte, fand, daß unter allen Farben Gelb und Apfelgrün für die Augen am ermüdendsten sind, während Blau von allen Arbeiterinnen als die angenehmste Farbe bezeichnet wurde.

Ueber die Ausdauer bei verschieden gefärbten Lichtquellen liegen keine Versuche vor. Sie würden auch ungeheure Zeit in Anspruch nehmen, da jedes Auge bei jeder Lichtquelle mit frischen Kräften anfangen und bis zur Ermüdung fortarbeiten müßte.

Blaue Gläser löschen einen Teil der gelben und roten Strahlen aus, welche das weiße Licht enthält. Sie wurden von Gräfe mit Vorliebe verordnet und die bedeutendsten Augenärzte haben sie seit Jahrzehnten angewendet, ohne je Schaden beobachtet zu haben; im Gegenteil, meist wurde bei schwachen Augen eine längere Arbeitsdauer dadurch erzielt. Die blauen Gläser werden durch Zusatz von Kobalt-Oxydul erzeugt und sind in fünf Helligkeitsstufen zu haben.

Eine Zeitlang glaubte man, daß die blauen Gläser fast nur blaue Strahlen durchlassen, und gab lieber graue Gläser, von denen man annahm, daß sie alle Farben gleichmäßig schwächten. Die grauen Gläser, auch „London-smokes“ oder „Rauchgläser“ genannt, haben ebenfalls verschiedene Stufen, meist werden auch hier 5 Helligkeitsgrade unterschieden.

Allein schon vor 7 Jahren habe ich gezeigt, daß, wenn man 2 bis 6 graue Gläser aufeinander legt und durch sie eine Flamme betrachtet, diese immer herrlicher purpurrot erscheint, daß also gerade die schädlichen roten Strahlen durch die grauen Gläser weniger geschwächt werden als durch die blauen, bei denen erst 5 bis 6 aufeinandergelegte Gläser aus einer blau erscheinenden Flamme eine blau-violette machen. Bei einfachen Gläsern ist es aber ganz belanglos, ob man grau oder blau nimmt; man kann es getrost dem persönlichen Ermessen des Betreffenden überlassen, ob er eine blaue oder eine graue Brille nehmen will.

Bei starkem Bogenlichte oder bei Sonnenbeobachtungen werden mit Ruß geschwärzte Gläser oder die allerdunkelsten Nummern 4 und 5, bei Schneeflächen und Sonnenschein die mittleren Nummern 2 und 3 vorzuziehen sein. Ich halte es namentlich bei Gletschertouren nicht für ratsam, die dunkelsten blauen oder grauen Gläser zu nehmen, da die allgemeine Helligkeit dadurch zu sehr herabgesetzt und ein Fehltritt begünstigt wird. Die Schutzgläser dürfen aber nicht klein und queroval, sondern sie müssen groß, am besten muschel- oder uhrglasförmig sein, weil sie dann an das Auge gerückt werden können, ohne die Wimpern zu streifen.

Bergsteigern, die kurzsichtig sind, empfehle ich, ihr gewöhnliches Concavglas, das sie für die Ferne brauchen, blau oder grau in Nuance 3 färben zu lassen, da eine Muschelbrille, über die Concavbrille gesetzt, beim Steigen lästig ist, und ein Kneifer über oder unter der Concavbrille niemals recht sitzt. — —

So hätten wir die Verhütungsmaßregeln der Blendung durchgesprochen.

Aber nicht bloß auf den Menschen erstrecken sich die Bemühungen, das Auge vor Blendung zu schützen; zum Glück nimmt sich unsere Zeit auch des Auges der Tiere an. Bis vor kurzem stieß man in Deutschland noch auf die abscheuliche Sitte, Singvögel zu blenden. Man brannte besonders den Finken und Nachtigallen die Augen mit einem glühenden Eisen oder Draht aus, damit die armen Tierchen in ihrem Bauer nicht flattern, sondern still sitzen sollten und durch keinen äußeren Eindruck verhindert würden, zu allen Zeiten und an allen Orten ihren Lockgesang anzustimmen. Erst vor 6 Jahren ist durch Reichsgesetz verboten worden, mit Hilfe geblendeter Lockvögel andere Vögel zu fangen. Für den Regierungsbezirk Breslau freilich ist schon früher durch das Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880 jenes barbarische Verfahren unterdrückt worden. Leider besteht diese Fangweise aber noch in Italien, Spanien und anderen Ländern fort; hoffen wir, daß auch dort ähnliche Schutzgesetze wie in Deutschland erlassen werden.

Freuen wir uns, daß wir in einem Jahrhundert und in einem Staat leben, welcher die Grausamkeit der Blendung bei Menschen und Tieren verabscheut, und wenden wir alles auf, um das Auge, dieses edelste Organ, in seiner Schönheit und in seiner raumdurchdringenden Kraft zu erhalten!

Blätter und Blüten

Der versunkene Garten. (Zu dem Bilde S. 568 und 569.) Wer kennt sie noch, die alten Fürsten von Nassau-Saarbrücken, die einst in des Reiches Westmark ihren lustigen Hof hielten? Was an Staub und Asche übrig ist von ihrem Gottesgnadentum, das ruht in den Gewölben der alten Stadtkirche von Saarbrücken und in der Gruft des schönen gotischen Stiftes von St. Arnual, das über das weite grüne von Waldhügeln umhegte Saarthal zur Stadt herüberschaut. Eine einzige halbvergessene Sage geht noch im Volke um von dem Letzten seines Stammes, der „das Gänsemädel von Fechingen“ frisch von der Weide hinweg in goldener Karosse zu seinem Schlosse entführte, wo die Schöne wundersam schnell das Regieren erlernte und den rebellischen Hofstaat leichter nach ihrem Willen zwang als die schnatternde Herde, die sie am heimischen Dorfbache zurückgelassen hatte. Sonst aber ist der Ruhm des stolzen Geschlechtes mit ihm dahingegangen und von aller Herrlichkeit der Rokokoresidenz ist nichts geblieben als die geraden Straßen der alten Stadt und die weiten, quadratischen Plätze, wo symmetrische Paläste in allen Schattierungen des Verfalles von dem versunkenen Glanze träumen und düster, wie neidisch auf den verschnörkelten Bau einer Barockkirche starren, die einzig von dem allgemeinen Schicksale der „Encanaillierung“ bewahrt ist. Denn eine neue Zeit ist mit gewaltigem Hauche über die kleine Residenz des vergessenen Duodezstaates gekommen. Auf den Schloßberg, von dessen einstiger Vornehmheit kaum noch ein Schatten übrig ist, und wo das Gras lustig zwischen den spitzen Pflastersteinen wuchert, schaut fernher vom Halberge das neue Schloß des „Eisenkönigs Stumm“ herab, und in der Stadt selbst rücken Kasernen und Fabriken den Resten des alten Regimes gar scharf zu Leibe. Diese Gegensätze zwischen dem Heute mit seiner zielbewußten Arbeit, seinem unbarmherzigen Ernst und dem Einst mit seiner lustigen, sorglosen, malerischen Liederlichkeit schaffen in Saarbrücken Bilder von eigentümlichem Reize für den, der Auge und Herz dafür hat. Hier breitet sich die Vorstadt aus mit den kleinen Häusern einer schwer um das tägliche Brot ringenden Bevölkerung; links klettert die Straße, die weiterhin zu den „Spicherer Höhen“ führt, mühsam die Bergsteile hinan, rechts dehnen sich weite Gärten, die von einer hohen geheimnisvollen Mauer gegen die Außenwelt abgeschlossen sind. Vielstimmiger Kinderjubel klingt herüber — das lacht und lacht, und ich denke, wo man einen Blick auf jauchzende Jugend gewinnen kann, da lohnt es, zwischen Arbeit und Arbeit und Sorge und Sorge ein Weilchen inne zu halten und aufatmend in das Stückchen Himmel zu schauen, das aus glücklichen Kinderaugen hervorlacht. Mit dem Skizzenbuche des Malers in der Hand, das so oft schon auf schwierigem Boden mir als „Berechtigungsschein“ gedient hat, will ich es auch hier einmal wagen. Leise drücke ich die schwere Flügelthür auf und vor mir entfaltet sich ein entzückendes malerisches Bild: ein Kindergarten. Von der hohen Treppe sehe ich hernieder auf das kleine Volk, das lachend, singend und springend den weiten, von Kastanien beschatteten Kiesplatz erfüllt, behütet und regiert von einer Kaiserswerther Schwester und ihrer jungen Gehilfin. Welch' eigenartiger Platz! Geradeaus führt eine breite, von schönen, halbzerschlagenen Rokokovasen flankierte Freitreppe zu dem langsam sich senkenden Garten hernieder und weiterhin zu einem zierlichen Schlößchen mit Kuppeldach und runden Fenstern, das im Schatten uralter, fremdländischer Bäume wie verzaubert zu schlafen scheint und über dem noch etwas von jener koketten Grazie liegt, um derentwillen wir jene Zeit grausamer Despotie aus der sicheren Entfernung der Gegenwart zu lieben pflegen.

Das ist der „Versunkene Garten“ und das „Verwunschene Schloß“, eine jener „Eremitagen“ und „Solituden“, die so getauft wurden, weil keine Eremiten in ihnen hausten, und die, welche die Einsamkeit und die

Einkehr fürchteten, mit dem Jauchzen bacchantischer Feste ihr Echo weckten. Wenn ich später hier an meiner Arbeit saß und die Bäume aus fremden Zonen leicht im Abendwinde flüsterten, dann wurden die Geister des Ortes lebendig in der sinkenden Dämmerung. Seidene Schleppen rauschten über den Kies und auf den Treppen klapperten die zierlichen Stöckelschuhe; die Grotten mit ihren ängstlich ins Epheu sich duckenden Nymphen hallten wieder von feurigen Liebesworten, von französischem Geplauder, von seichten Compliments und leichter Médisance. Dann wird es plötzlich still. Der „Läufer“ eilt den breiten Mittelweg herab und meldet, daß die Herrschaften soeben zu „arrivieren“ geruhten, und schon steigt Serenissimus, zierlich mit zwei Fingern die Hand der neuen Favoritin haltend, halb Würde, halb Huld auf dem feisten, glatten, rosigen Rokokogesichte, die Freitreppe hernieder, während ringsum der schillernde Hofstaat sich beugt und neigt wie ein Kornfeld im wehenden Sommerwinde. Bunte Lichter flammen auf, und die hohen Mauern ringsum scheinen sich höher zu recken, denn was sie jetzt umschließen, ist geschaffen, um Tag für Tag an der Freudentafel des Lebens zu sitzen, und muß in seinem Genusse selbst vor den Blicken derer bewahrt werden, die geboren wurden, um durch ihrer Hände Arbeit denen hier drinnen die Tage der Freude und der Feste zu sichern.

Ich bin seitdem heimisch geworden in dem alten Garten mit seinen verschwiegenen Mauern. Manche unvergeßliche Stunde frischer, fröhlicher Arbeit habe ich hier verlebt mit meinen lieben kleinen Freunden und der guten Schwester Marie. Hier, wo einst eine privilegierte Kaste sich ängstlich abschloß von dem Volke, das von ihr gedrückt und ausgesogen wurde und dessen Berührung sie doch wie einen Pesthauch mied und verabscheute, hier hat jetzt die christliche Liebe den Kindern der Stadt ohne Unterschied von Rang und Reichtum einen herrlichen Tummelplatz bereitet. Hand in Hand mit dem Sprossen des Millionärs zieht hier das Kind des Bergmanns leichten Herzens seinen Reigen. Und unten im kleinen Schlößchen, wo damals „Madame“ mit einem liederlichen Hofe vom Schweiße des Volkes praßte, da werden heute die Armen gespeist; eine warmherzige Frau schafft dort mit einem Stabe fleiß'ger Gehilfinnen am riesigen Herde und stellt jahraus jahrein ein kräftiges schmackhaftes Gericht auf die sauberen Tische, dem Arbeiter um ein Billiges, dem Armen für „Gottes Dank“. Wo früher die irdische Liebe ihre Feste feierte, da thut jetzt die himmlische Liebe ihre ernste soziale Arbeit. Ja, von all den Zeugen der entschwundenen Fürstenherrlichkeit hat dieser Liebesgarten den weitesten Weg abwärts gemacht und doch den besten. Denn ich glaube, wenn jetzt den hellen Morgen über die bunte Kinderschar unter den alten Kastanienbäumen ihr Spiel treibt, und wenn an einem schönen, sonnigen Sommertage die armen Kinder im Freien an den langen Tafeln sitzen und ihren Hunger stillen, dann werden die alten Baumriesen über ihnen, die so manches gesehen und gehört haben, für das Bild von heute die eleganten Watteauschen Figuren vergangener Tage sich nicht zurückwünschen und die Musik des Kinderjubels und das fleißige Klappern der Eßlöffel in den Blechnäpfen nicht tauschen wollen gegen das verklungene Flötenspiel arkadischer Schäfer und das Guitarrengeklimper höfischer Spaßmacher. Diese alten fremden Bäume sind die letzten Zeugen jener „guten alten Zeit“; aber, wenn sie reden könnten, würden sie uns bezeugen, daß jene Zeit alles war, lustig, interessant, malerisch, vielleicht auch alt, aber sicher nicht gut, und daß die Gegenwart besser ist, als die Pessimisten sie schelten.

Aug. H. Plinke.

Der Krokodilwächter. (Zu dem Bilde S. 577.) Der rohe Kampf ums Dasein beherrscht die Tierwelt, und auch in den sogenannten Tierfreundschaften ist der Egoismus, das Nützlichkeitsprinzip maßgebend. Die Herden auf der Weide locken Kerbtiere an, welche sich auf der Haut der Tiere ansiedeln und für diese zur Plage werden. Die Stare, namentlich die Hirtenstare, merken es, sie wissen wohl, daß dort, wo es Herden giebt, Kerbtiere vorhanden sind, und sie fliegen den Herden zu, säubern das Vieh von den Schmarotzern und werden infolgedessen als Befreier von einer lästigen Plage für Rinder und Schafe geduldet. Der afrikanische Kuhreiher (nicht zu verwechseln mit unserem Kuhreiher) leistet den Büffeln und Elefanten dieselben Dienste und wird geduldet, selbst wenn er zudringlich wird. Auf demselben Grundsatz ist die anscheinende Freundschaft zwischen dem Krokodil und dem regenpfeiferartigen Vogel, dem Krokodilwächter, begründet. Dieses Verhältnis war schon den alten Naturforschern bekannt, und Plinius erzählt: „Wenn das Krokodil mit gähnendem Rachen auf dem Lande liegt, fliegt der Vogel Trochilus herbei, schlüpft ihm ins Maul und reinigt dasselbe. Das thut dem Krokodil wohl und es schont daher den Vogel, ja es öffnet den Rachen weiter, damit er sich nicht drückt, wenn er heraus will. Dieser Vogel ist klein, nicht größer als eine Drossel, hält sich in der Nähe des Wassers auf und warnt das Krokodil vor dem Ichneumon, indem er herbeifliegt und es teils durch seine Stimme, teils durch Picken an der Schnauze aufweckt.“

Die Thatsachen sind wahr, und jeder, der an den Nilufern längere Zeit weilt, kann sie bestätigen. Der kritische Naturforscher der Neuzeit deutet sie aber ein wenig nüchterner. Der Krokodilwächter traut nicht ganz und gar dem Krokodil. Er besucht es, denn es bildet für ihn eine reichbesetzte Tafel; es sind ja auf demselben immer allerlei genießbare Wassertierchen zu finden. Der Vogel kennt genau alle Eigentümlichkeiten seines Wirtes und verkehrt mit ihm anscheinend ganz vertraulich, so daß er selbst die Mahlzeitbrocken, die dem Ungetüm zwischen den Zähnen stecken blieben, fortpickt; aber der kecke Bursch ist stets auf seiner Hut und weiß sich im Augenblick der Gefahr rechtzeitig zurückzuziehen. Sein kleines Herz schlägt auch nicht für das Krokodil. Der Vogel hat die Gewohnheit, laut zu schreien, wenn er einen neuen Gegenstand, einen Menschen oder ein Tier nahen sieht. Das thut er immer, gleichviel ob er auf dem Krokodil sitzt oder auf einer Sandbank spaziert. Sitzt er aber auf dem Krokodil, so wird dieses durch das Geschrei geweckt, es merkt die Gefahr und taucht in die tiefe Flut.

Neugier. (Zu dem Bilde S. 565.) Schwer, sehr schwer ist die Versuchung, die in Gestalt dieses versiegelten Briefchens an unsere neugierige Kammerzofe herangetreten ist. Sie ahnt den Absender und sie ahnt den Inhalt — aber was gäbe sie nicht für die Gewißheit! Vergeblich dreht und wendet sie das Schriftstück nach allen Seiten, vergeblich biegt sie den zusammengefalteten Bogen auseinander, um einen Einblick in das Innere zu gewinnen — umsonst. Der erfahrene Schreiber, der wohl seine Leute kennen mochte, hat es zu gut verstanden, seine hochwichtigen Zeilen jedem unberufenen Auge zu entziehen. Und so bleibt sie ungestillt, die heiße Sehnsucht unserer Donna; denn daß diese sich von ihrer Neugier verleiten lassen würde, das Siegel zu erbrechen und den Brief zu öffnen, das wollen wir ihr denn doch nicht zutrauen!



Aus A. Hendschels Skizzenbuch „Scherz und Ernst“.

Kleiner Briefkasten.

Bitte. Es sind uns in der letzten Zeit wieder verschiedene Gesuche um Vermittlung von Fahrstühlen für arme Kranke zugegangen. Wir richten daher, um diesen Wünschen so weit als möglich entgegenkommen zu können, an unsere Leser die herzliche Bitte, uns durch Ueberlassung entbehrlicher Fahrstühle behilflich zu sein. Gewiß steht da und dort ein solches Möbel unbenutzt, und seine Besitzer erwerben sich, indem sie es für arme Kranke zur Verfügung stellen, nicht bloß ein Verdienst um ihre Mitmenschen, sondern schaffen sich auch noch einen Ballast aus dem Hause.

E. G. in Basel. Besten Dank für Ihre freundlichen Mitteilungen.

Frau **M. B. in Leiden.** Wir freuen uns, zu sehen, daß der Artikel über die deutsche Frauenbewegung auch in Holland Beachtung fand. Ein darin vorkommender kleiner Irrtum aber ist zu berichtigen: Frau Loeper-Housselle wohnt zwar in Ispringen, ist jedoch an keiner dortigen Schule thätig, sondern widmet sich ganz den Angelegenheiten des „Deutschen Lehrerinnen-Vereins“ und der Herausgabe seiner Zeitschrift.

w

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 35. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Die Brüder.

Roman von Klaus Zehren.

(Schluß.)

In einem öden kalten Gasthofzimmer verbrachte Hermann die Stunden der Nacht; den Schlitten hatte er mit dem Arzt zurückgeschickt nach Weßnitz; ihn selbst hielt die Pflicht, die quälende Sorge, wie er das Geld für seinen Bruder schaffen könnte.

So früh wie möglich suchte er seinen Bankier auf.

„Mein Gott! Wie sehen Sie aus, Herr von Weßnitz!“ redete ihn der alte Berater seines Vaters an. „Sie sind krank! Was treibt Sie so früh zu mir?“

Hermann ließ sich schwerfällig auf einen Stuhl nieder und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Ich brauche dreißigtausend Mark, sofort, Herr Weber! Zahlbar an ein Brüsseler Haus für meinen Bruder.“

„Dreißigtausend Mark? Jetzt gleich? Das ist unmöglich!“

„Ich muß das Geld haben! Irgend woher! Schaffen Sie Rat! Vorwärts, Sie müssen es können!“

„Woher es nehmen, Herr von Weßnitz? Ich habe eine solche Summe jetzt nicht in der Kasse. Selbst wenn ich also helfen wollte — woher das Fehlende in der Eile nehmen und auf welche Garantie?“

„Eine neue Hypothek auf Weßnitz!“



Japanische Garde-Infanterie.
Nach einer Photographie gezeichnet von A. Wald.

„Das geht nicht! Weßnitz hat an den früheren Hypotheken genug zu tragen."

„Einerlei, es muß sein!"

Der alte Bankier sprang auf und rannte hastig im Zimmer auf und ab. „Ist eine Möglichkeit vorhanden, das Kapital innerhalb sechs Monaten zurückzugeben?"

Hermann lachte auf, schrill, trocken.

„Herr von Weßnitz, ich habe Ihrem Vater oft geholfen — er war ein Ehrenmann, und Sie sind sein Sohn! Aber ich bin ein Greis und habe Kinder. Das Gut trägt diese neue Last nicht mehr."

„Schaffen Sie das Geld, Weber!"

Der alte Mann schaute eine Weile stumm in das verzweifelte blutleere Gesicht seines Besuchers. Es graute ihm fast vor diesem Ausdruck qualvollen Schmerzes. „Auf gute Zinsen, Herr von Weßnitz?"

„Einerlei! Es geht in einem Bettel fort."

Jener seufzte. „So will ich versuchen, das Geld zu schaffen." Hastig verließ er das Zimmer.

Als er nach einer Stunde zurückkehrte, saß Hermann noch auf demselben Fleck. „Haben Sie Vertrauen zu mir, Herr von Weßnitz! Es ist wieder für den Herrn Bruder? Ein Kavalier, aber sorglos, sehr sorglos! Das ganze schöne Geld also fort?"

„Ja."

„Dann ist Weßnitz nicht zu halten!"

„Ich weiß es. Wenn kein Gott hilft!"

Der alte Geschäftsmann lächelte. „Ich will Ihnen etwas sagen, Herr von Weßnitz, nichts für ungut — es giebt noch ein Mittel. Machen Sie eine reiche Partie! Es wäre zu arrangieren."

„Lieber betteln! Lieber Weßnitz verkaufen!"

„Nun, dann nicht! Ich habe das Geld flüssig gemacht; die gerichtliche Sache mit der Hypothek werde ich ordnen; aber eins versprechen Sie mir, Herr Baron, kommen Sie in acht Tagen noch einmal hierher, ehe Sie irgend welche Schritte zum Verkauf des Gutes thun."

Hermann stand wortlos auf.

„Versprechen Sie es mir, Herr von Weßnitz!" Des alten Mannes Hände zitterten, als er sie ihm entgegenstreckte. „Ich weiß, wie Sie gearbeitet haben seit einem Jahr; wie ein Lastpferd."

„Hier!" Hermann legte seine feuchtkalte Hand in die Rechte des Bankiers. „Ich danke Ihnen!"

„Das Geld wird sofort telegraphisch überwiesen werden."

„Gut! Nochmals Dank!" Dann schwankte er hinaus wie ein Trunkener. Nachdem er dem Bruder ein lakonisches Telegramm geschickt hatte, das ihm die Ankunft des Geldes mitteilte, wanderte er durch die Straßen der Stadt, hinaus aus dem Thore, bis zu den Knien im Schnee watend. Die Anstrengung that ihm wohl; er war ganz allein auf der Landstraße mit den schnurgerade sich ausdehnenden Baumreihen zu beiden Seiten. Könnte man doch immer so geradeaus gehen! Immer geradeaus ohne Winkel und Hemmung, denselben geraden Weg bis zum Ende! So hätte er gehen mögen sein Leben lang; er hatte es auch gewollt.

Sein Fuß zögerte; wenige Schritte vor ihm hatte der Sturm einen starken Baum quer über die Straße geworfen. Er blieb eine Weile sinnend davor stehen. „Ja, ja, so trifft es," murmelte er leise. Dann wollte er im Bogen um das Hindernis herum, allein er hatte nicht acht auf den verschneiten Straßengraben und sank bis unter die Arme ein. Ein müdes Lächeln ging über sein Gesicht. Er dehnte sich wohlig in dem weichen Schnee, der seinen Körper umschloß. Hier schlafen, nur wenige Stunden, und es wäre alles aus! Alles, alles aus!

Von fernher sah er den Turm von Weßnitz winken; ihm fiel ein, wie oft auf dieser Straße sein Vater beim gewohnten Spaziergang einhergeschritten war, kräftig, selbstbewußt, ein alter Recke auf seinem eigenen Grund und Boden. Hermann stützte plötzlich die Hände auf den Grabenrand und richtete sich auf.

Von neuem verfolgte er seinen Weg. Der Gedanke an Lore zuckte ihm durch den Sinn. Was mochte diese lange bange Nacht aus ihr gemacht haben? Seine Schritte wurden hastig, der Schweiß trat ihm trotz der Kälte auf die Stirn. Vorwärts! Vorwärts!

Er traf den Arzt noch im Gutshaus an.

„Typhöses Fieber! Kein Wunder bei ihrer allgemeinen Schwäche und dieser unsinnigen Reise! Die Frauen werden doch nie klug!"

Hermann blickte den alten Doktor sonderbar an. „Nein, klug niemals! Was halten Sie von dem Zustand der Kranken?"

„Fast hoffnungslos!"

„Doktor!" rief Hermann, während seine Finger den Arm des Arztes umklammerten, so daß dieser zusammenfuhr. „Sie glauben —"

„Ich glaube nichts, Herr von Weßnitz! Aber es müßte ein Wunder geschehen —"

Hermann wandte sich stumm ab.

„Ich komme heut' abend wieder, um neun Uhr, früher bin ich nicht nötig — können Sie mir einen Wagen schicken?"

„Ja, gewiß!"

„Was ich noch sagen wollte, Herr von Weßnitz — was macht Ihr Herr Bruder?"

„O, dem" — Hermann schluckte ein paarmal trocken hinunter — „dem geht es gut."

„Nun, dann verständigen Sie ihn telegraphisch."

„Ich werde es thun. Kann ich meine Schwägerin sehen? Ist sie bei Besinnung?"

„Sie ist jetzt ganz klar, das Fieber wird erst in einigen Stunden wieder einsetzen."

„Dann entschuldigen Sie mich wohl! Ich habe mit ihr zu sprechen."

„Bitte sehr — also heut' abend neun Uhr!"

Vorsichtig auf den Zehenspitzen schlich Hermann in das Krankenzimmer. Die Vorhänge waren herabgelassen, ein stumpfes gedämpftes Licht brütete in dem Raum.

„Bist Du es, Hermann?" Eine schmale Hand streckte sich ihm entgegen.

„Ja." Er drückte einen Kuß auf ihre Rechte.

„Nein, laß! Nicht die Hand — küsse mich auf den Mund, oder auf die Stirn, wie wir es als Kinder gethan!"

Er erfüllte ihren Wunsch.

Sie lächelte zufrieden. „Mir ist der Kopf so wirr, Hermann! Wie kam das alles? Sieh, wie meine Hände brennen, und in den Adern ein Kochen, als würde flüssiges Blei hineingegossen."

„Du hast Fieber, Lore!"

„Ja, Fieber! Der Doktor sagte, ich sei schwer krank; so schlecht fühle ich mich jetzt gar nicht. Ist das Geld fort?" fragte sie plötzlich, mit stockendem Atem.

„Ja, es ist telegraphisch überwiesen worden."

„Also ein ehrlicher Name!" Sie schloß die Augen. Es war ihm, als sähe er das Blut in den feingeäderten Schläfen pochen.

„Lore!"

„Ja?"

„Soll ich Bruno rufen? Du bist sehr krank."

„Glaubst Du, daß ich sterbe?"

„Nein, nein — das nicht —"

Ein trauriges Lächeln flog über ihre Züge. „Ich fürchte den Tod nicht — es wäre vielleicht am besten so."

Dann zog sie die Stirne nachdenklich empor, so daß sich die scharf gezeichneten Brauen mit den krausen Löckchen berührten. Ein Zittern ging durch ihre Glieder. „Nein, nein, rufe ihn lieber nicht! Ich kann ihn nicht sehen, nie, nie wieder!"

Mit einmal fuhr sie empor, und die Arme mit zuckenden Fingern weit von sich streckend, schrie sie: „Hilfe, Hilfe! Da steht er! Blut, Blut! Rotes Blut gerade unter der Schläfe! Weßnitz, Weßnitz!"

Hermann preßte die Rasende mit Gewalt in die Kissen und rief die Wärterin. Dann ging er.

Qualvoll verrannen die Stunden. Lange Zeit stand er vor der alten Wanduhr in seinem Zimmer. Gedankenlos folgte er mit den Augen dem kaum merkbaren Vorrücken des Minutenzeigers. So ging die Zeit vorüber, unaufhaltsam, unbekümmert um unser Wohl oder Weh, um Sterben und Leben — wohin? Schritt um Schritt, vom ersten Atemzug an, dem Tod entgegen! Und zwischen der ersten und letzten Minute ein Menschenleben, durchgekämpft, durchgearbeitet, durchlitten! Für was? Für Nichtigkeiten!

Am Sofatisch baute der kleine Edgar Kartenhäuser. Raschelnd fiel das große Haus zusammen, das der Knabe mühsam gebaut hatte. Stumm sah Hermann dem Spiele zu. Bruno fiel ihm ein. Sollte er ihn nicht dennoch telegraphisch herbeirufen? Aber weshalb? Lore sehnte sich wahrlich nicht nach seinem treulosen Gesicht. Und doch, wenigstens schreiben mußte er ihm.

Hermann setzte sich an den Schreibtisch. „An Bruno von Weßnitz!" — absichtlich vermied er die Anrede.

„Lore liegt schwer krank am Nervenfieber.

Für Dich giebt es nur eins, reiche sofort Deinen Abschied ein! Ich will es so und ich habe ein Recht, es zu wollen, und Du die

Pflicht, meinen Willen zu achten und zu erfüllen. Im Falle Deiner Weigerung werfe ich alle Rücksicht von mir und lasse Dich fallen. Wir haben nichts mehr miteinander gemein. Schicke mir das Eiserne Kreuz! Du wirst mich verstehen! Hermann."

Fest und klar standen die Buchstaben auf dem Papier.

Am Abend ließ Lore den Schwager noch einmal rufen. Sie war nur für kurze Augenblicke bei voller Besinnung.

„Was ist mit Edda? Weshalb ist alles vorbei? Sie ist so stark und klug, und meinem Edgar würde sie eine Mutter sein. Bringe das Kind zu ihr, wenn ich — —"

„Du darfst nicht sterben, Lore!" Ein unsagbarer Jammer überkam ihn. So viel Jugend und Schönheit, so viel Liebe sollte sterben? Es konnte nicht sein!

Lore verlangte nach ihrem Knaben. Sie herzte ihn, als er gebracht wurde, und tastete dann nach Hermanns Hand, die sie dem Kind aufs Haupt legte. „Der da ist Dein Vater fortan! Schwöre mir, Hermann, Du giebst den Knaben nicht seinem Vater wieder — bring' ihn zu Edda oder behalt' ihn bei Dir!"

„Ja, das will ich," sagte Hermann mit schmerzlich zusammengezogenen Brauen.

Der Arzt kam wieder. „Höchstens noch einige Stunden Frist," lautete sein Ausspruch.

Lore hatte die Besinnung verloren, ihr Atem ging keuchend durch die blinkenden Zähne, von denen die Oberlippe krampfhaft zurückwich. Hermann saß neben ihr und starrte unverwandt in das vom Fieber entstellte Antlitz; Thränen standen in seinen Augen.

Mitternacht!

Da begann sie noch einmal zu sprechen, leise, kaum hörbar: „Auf dem Kirchhof unter der Linde neben Deiner Mutter — es wird alles — alles gut werden — ganz — ganz — gut —"

Ihr Körper streckte sich — sie war entschlummert.

Der Morgen dämmerte. Mit müden übernächtigen Augen blickte Hermann hinein in die schwankende Helle des neuen Tages. Dann verließ er die Tote. „Lebe wohl, Lore!" — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man hatte die Dahingeschiedene hinausgetragen unter die alte Linde und eingesenkt in die kalte erstarrte Erde. Bruno war nicht gekommen. „Adressat gestern abgereist, ohne seinen Aufenthaltsort anzugeben," hatte man aus Brüssel auf Hermanns Telegramm geantwortet, das die Todesnachricht enthielt.

Als Hermann einige Tage nach der Beerdigung in sein Zimmer trat, fiel sein Blick auf den Kalender. Der erste Dezember!

Heute also, heute durfte er den Brief lesen, dessen Siegel der Wille des toten Vaters bis dahin verschlossen gehalten! Er holte das große Couvert mit den kräftigen Schriftzügen hervor und drehte es nachdenklich in den Händen, dann öffnete er es langsam.

„An meinen Sohn Hermann, Erbherrn auf Weßnitz.

Es muß Dir sonderbar erschienen sein, mein lieber Sohn, daß ich das Oeffnen dieses Briefes erst so lange nach meinem Tode gestattete, aber ich wollte erst die Erde fest wissen auf meinem Grab, wollte Dir Zeit lassen, alles zu ordnen; ich wollte in menschlicher Schwäche die Gewißheit haben, daß Du ein Jahr lang Deines Vaters Andenken fleckenlos in der Brust trügest. In den Schmerz um meinen Tod sollte sich nichts Häßliches eindrängen."

Hermann hielt inne. Ein Frösteln überkam ihn, die Ahnung vor etwas Schrecklichem.

„Um alles zu verstehen, Hermann, mußt Du ein gutes Stück Weges mit mir zurückgehen. Ich hatte einen Freund, einen jungen Mediziner, auf der Universität zu Berlin, wo ich nach dem Willen Deines Großvaters einige Semester studierte. Er war einer der edelsten besten Menschen, der größte Idealist, der je den Fuß auf die Erde gesetzt hat, mir ein lieber lustiger Freund. Ich hing mit allen Fasern meiner jungen Seele an ihm — trotzdem habe ich ehrlos gegen ihn gehandelt.

Eines Abends, wir saßen zusammen in einem Restaurant, trat ein Losverkäufer an unseren Tisch. Es wurden verschiedene Lose genommen und Helm, so hieß mein Freund, kaufte eines mit mir zusammen. ‚Ich will die Nummer nicht wissen,' rief er mir dabei zu, ‚sonst bringt es kein Glück, und ich armer Schlucker hätte gern einmal einige Thaler! Behalte Du das Los und studiere die Ziehungslisten!' Lachend schob ich das Papier in die Tasche und dachte kaum wieder daran. Kurz darauf starb Dein Großvater und ich mußte Weßnitz übernehmen. Den Freund sah ich nicht wieder.

Dann kam das Unglück! Weßnitz war nicht schuldenfrei, die letzten Jahre waren schlecht gewesen — ich liebte Deine Mutter und wollte ihr ein Heim gründen.

Das Los gewann, zwanzigtausend Thaler, und ich — — hebe nicht den Stein auf, Hermann! — ich sagte dem Freund nichts davon, sondern behielt das Geld, vorläufig in dem Glauben, ihm in kurzer Zeit seinen Anteil auszahlen zu können. Ich steckte die ganze Summe in unser Gut, ich sparte wie ein Geizhals. Es ging langsam aufwärts in zwanzigjähriger Arbeit. Da machte Bruno Schulden und ich mußte dafür einstehen; es war vor dem Feldzug. Nun gingen unsere Verhältnisse rasch zurück, weil ich immer wieder schwach gegen Bruno war. Ich konnte die Schuld nicht mehr sühnen. Thu' Du es, Hermann, ich beschwöre Dich! Jener Freund lebt als Arzt in Berlin, ich hörte durch Lore von ihm.

Glaube mir, diese Stunde, in der ich für Dich, gerade für Dich, meine Schuld niederschreibe, diese Stunde hat Höllenqualen für mich. Ich that jenen ehrlosen Schritt um Deiner Mutter, um des von den Vätern ererbten Gutes willen! Gott wolle es mir verzeihen!"

Aschgrau, die Zähne aufeinander gepreßt, die Augen geschlossen, saß Hermann da; in seinen Zügen arbeitete es, als zöge der Tod mit kaltem Griffel Furche um Furche darüber. Was hatte sein Vater ihm angethan! Ihm war, als falle die letzte Stütze, die ihn noch aufrecht erhalten. Er, er hatte Edda verlassen, sie in ihren heiligsten Gefühlen tödlich verletzt — und nun war sein eigener Vater schuld an jenem Verhängnis, das über ihrer Herkunft schwebte! Stumm blickte er um sich, als befände er sich in einer fremden Welt; kalte Schauer rieselten ihm durch den Körper. Im Halbdunkel schien es ihm, als huschten unheimliche Gestalten um ihn her, als stürmten sie heran gegen ihn, ertötend, erstickend.

Er sprang auf und riß an der Klingel. „Licht, Licht! Schnell!"

Der alte Diener warf einen besorgten Blick auf seinen Herrn. „Wollen der gnädige Herr denn gar nichts essen?"

„Essen, Johann? Ach ja, bringe mir etwas! — Natürlich, man muß essen," murmelte er dem abgehenden Diener nach.

Dieser stellte nach wenigen Minuten kalte Küche und eine Flasche Portwein auf den Tisch.

„Es ist kalt hier, Johann; mich friert! Zünden Sie Feuer im Kamin an!"

Als dies geschehen und Johann das Zimmer wieder verlassen hatte, setzte er sich an den Tisch und genoß etwas von den Speisen. Rasch stürzte er einige Gläser Wein hinunter; eine wohlige Wärme ergoß sich in seine Adern; er begann freier zu atmen.

Was sollte er thun? Zum erstenmal seit Tagen fragte er sich wieder danach. Dort lag noch der Brief seines Vaters. Er faltete ihn zusammen und schrieb einige Worte dazu: „Ich habe nichts weiter hinzuzusetzen. Das Geld kann ich zu meinem Bedauern nicht sofort zurückerstatten; es wird meine einzige Lebensaufgabe sein, die Erledigung dieser Schuld in kürzester Zeit möglich zu machen."

Dann fiel ihm ein, daß er vergaß, jenen eine Anzeige von Lores Hinscheiden zu senden; er fügte daher noch hinzu: „Lore ist vor vier Tagen hier gestorben. Es ist alles aus! Seien Sie zum letztenmal von einem gegrüßt, der wie ein Schwächling an Ihnen gehandelt hat, getreu dem Vorbilde seiner Familie!

Hermann von Weßnitz."

Tief aufatmend erhob er sich und trat ans Fenster; heller Mondschein glitt in bläulichen Lichtern durch die Bäume auf den Schnee herab. Ein zwingendes Verlangen nach der schweigenden Natur, nach winterlicher Nacht, nach Bewegung erfaßte ihn. Schnell entschlossen drückte er seinen Jagdhut auf den Kopf und eilte hinaus.

Wie lange er durch den Schnee gestürmt war, durch den Wald, über die öde trostlose Heide, er wußte es nicht. Wie im Traum langte er wieder vor der Hausthür an.

„Der junge Herr ist da," flüsterte ihm Johann schon im Hausflur zu.

„Welcher junge Herr?"

„Der Herr Legationsrat!"

„Es ist gut! Ist er in meinem Zimmer?"

„Jawohl, gnädiger Herr."

Wie Blei lag es ihm in den Gliedern, als er die Treppe hinaufstieg. Aber es mußte sein! Zum letztenmal!

Vom Sofa löste sich bei seinem Eintritt eine Männergestalt.

„Guten Tag, Hermann. Hu, die Kälte — sie geht durch Mark und Bein!"

Hermann starrte wortlos in Brunos Gesicht. War das sein

Bruder — dieser gebeugte Mann mit den vorhängenden Schultern, dem glanzlosen Blick?

„Du willst mir nicht die Hand geben, Hermann?"

„Nein."

„Nie wieder?"

„Nein."

Bruno lachte leise, unheimlich in sich hinein. „Ja, ja, Du hast recht! Ich hätte mich nie an Dich gewendet, lieber tot als das. Aber die Lore wollte es durchaus. — Hier," er zerrte einen Koffer heran und versuchte lange vergeblich, mit den von der Kälte starren Fingern den Schlüssel ins Schloß zu bringen. Endlich gelang es. „Da, da! Sieh hier!" Es raschelte im Koffer unter seinen Händen. Goldstücke rollten heraus. „Hier, hier, gute Staatspapiere! Mehr, viel mehr als meine Schuld betrug!" Er riß ein Bündel Papiere heraus und warf sie auf den Tisch.

„Wo hast Du das Geld her?" schrie Hermann auf und krampfte seine Hand um die Schulter des Bruders, so daß dieser scheu zurückwich.

„Ja, ja, Hermann — heute mir, morgen Dir! Ich komme von Monaco, die dreißigtausend Mark haben schnell Zinsen getragen — alles ehrlich erworben!"

„Ehrlich erworben!" stöhnte Hermann. Ein unsagbarer Ekel stieg in ihm auf.

„Ich hatte gerade noch eine Woche Zeit, als das Geld von Dir ankam. Meine Ehre war zwar gerettet — —"

„Deine Ehre, Bruno?"

„Ja — nein . . . doch einerlei! Meinetwegen die Deine und die der Familie! Aber was half das mir? Wir wollten doch nicht hungern, Du, die Lore und der Junge. Da blitzte mir der rettende Gedanke durch den Kopf: nach Monaco!" Seine Augen begannen fieberhaft zu glänzen, seine Finger krümmten sich unwillkürlich. „O — und ich gewann, gewann immerfort, ohne Aufhören!"

„Und wenn Du verloren hättest?"

„Dann hätte ich mich totgeschossen!"

Ein Lachen gellte durch das Zimmer, grauenhaft, gespenstisch. „Dann schossest Du Dich wirklich tot? Ha, ha, ha!"

Bruno nickte nur stumpf mit dem Kopfe. Eine Weile blieb es still.

„Und das Sündengeld soll uns retten?" Mit raschem Griff riß Hermann die Papiere an sich und trat vor den Kamin. Bruno folgte mit den Blicken den Bewegungen des Bruders. Schon hob dieser den Arm den züngelnden knisternden Flammen entgegen.

„Bist Du wahnsinnig?" Mit einem Sprung hatte Bruno den Bruder erreicht und umklammerte mit wilder Energie dessen Handgelenk. Hermann blickte ihn eigentümlich von der Seite an. „Ja, Du hast recht! Du willst weiterleben! Warte." Er öffnete die Päckchen und begann die Papiere zu zählen. „So, hier — dreißigtausend Mark! Da — das andere magst Du behalten! Dies hier ist nur die Deckung für eine häßliche Schuld unseres Vaters."

„Was redest Du?" fragte der jüngere Bruder unsicher.

„Nun ja, um diese Summe hat er jemand gebracht, als er noch jung war. Nur eine Schwäche, eine kleine Schwäche — Du weißt, das liegt bei uns so in der Familie —"

„Das verstehe ich nicht."

„Ist auch nicht nötig."

Im Gang ertönte des kleinen Edgar helle Kinderstimme. „Laßt mich — ich will zu Papa! Papa! Papa!"

Bruno sprang zur Thür, aber des Bruders Rechte fiel ihm hart auf die Schulter. „Laß!" Hermann ging selbst zur Thür und rief hinaus: „Geh zu Bett, Edgar! Dein Vater kann Dich heute nicht sehen, er ist schon schlafen gegangen."

„Wie die Mama?" fragte das Kind von außen. Hermann zog, ohne Antwort zu geben, die Thür zu.

„Wo ist Lore?" fragte Bruno, sich willenlos fügend.

Mit einem Ruck fuhr Hermann herum und starrte entsetzt zum Bruder hinüber. „Warst Du nicht wieder in Brüssel? Hast Du meinen Brief nicht erhalten?"

„Nein, ich fuhr geradeswegs von Monaco hierher, habe nur in Paris das Geld in Papiere umgesetzt. Aber, was blickst Du mich so an — ist sie nicht wohl?"

„O ja, ihr ist sehr wohl!" kam es dumpf zurück. „Wenn Du sie suchen willst — sie ruht neben der Mutter!"

Ein gurgelnder Laut, ein qualvolles Stöhnen tönte durch das Zimmer. Kraftlos ließ sich Bruno auf einen Sessel sinken. „Wie starb sie?" fragte er endlich heiser.

„Ruhig und friedlich."

„Hab' ich sie gemordet?"

Keine Antwort.

„Sprach sie von mir? Wünschte sie nicht, mich noch zu sehen?"

„Nein. Sie hat mir Euren Knaben anvertraut, mir — nicht Dir!"

„Hermann!" schrie Bruno und sprang auf. „Das Kind gehört mir! Kein anderer hat ein Recht darauf!"

„Dir gehört es, dem Spieler und Fälscher?" klang es erbarmungslos zurück. Da knickte Bruno zusammen, als träfe ihn ein Dolchstoß mitten ins Herz. Fast wollte Hermann ein Mitleid überkommen beim Anblick der gebrochenen Gestalt da vor ihm.

„Laß genug sein, Bruno, geh — Du hast keine Heimstätte mehr hier! Nimm das Geld! Hast Du den Abschied eingereicht?"

„Nein, noch nicht."

„So thu' es hier, gleich, sofort!"

Etwas wie Trotz flog über Brunos Gesicht, aber rasch verschwand dieser Ausdruck unter dem kalten Blick Hermanns. Willenlos setzte er sich an den Schreibtisch. „Was soll ich schreiben? Ich weiß nicht, welchen Grund ich anführen soll."

„Schreibe!" Im Zimmer auf und ab gehend, diktierte ihm Hermann das Gesuch. „So, das wäre fertig; ich werde alles Weitere selbst besorgen — ich reise morgen nach Berlin. Nimm Dein Geld, vielleicht hilft es Dir irgendwo ein anderes Leben beginnen!"

Brunos Wille war wie gebrochen. Er packte die Papiere hastig in den kleinen Handkoffer und setzte den Hut auf.

„Leb' wohl, Hermann!"

Dieser übersah die zitternde Bruderhand, die sich ihm entgegenstreckte; Bruno schauderte zusammen, dann trat ein Zug wilden Trotzes in sein Gesicht. Eine rasche Wendung — er war hinaus.

„Bruno!" stöhnte Hermann auf; die alte Liebe zu dem Bruder erwachte noch einmal. Er sprang ans Fenster, dort unter den Bäumen verschwand in der Ferne eine dunkle Gestalt. Er wollte das Fenster aufreißen, rufen — nein, nein, wozu? Seine Hand sank schlaff herab.

Am andern Tage reiste Hermann nach Berlin; er reichte den Abschied des Bruders ein und beauftragte ein Bankgeschäft, in seinem Namen dreißigtausend Mark an den Doktor Helm auszuzahlen.

* * *

Es war still geworden in Weßnitz. Selbst Edgar schlich sich aus dem öden Hause zu dem Kutscher und den Knechten in den Stall. Dort wurde doch noch hier und da ein Lied gepfiffen, wenn auch nur gedämpft. Es war, als lagere ein Alp über allem.

Den Gutsherrn hatte keiner der Dienstboten wieder gesehen, seit er von Berlin zurückgekehrt war. Nur der alte Johann war um ihn und dieser schwieg auf alle neugierigen Fragen.

Vor drei Tagen war der Bankier dagewesen und vorgelassen worden.

„Also, Herr von Weßnitz, Sie verzichten auf jegliche Hilfe? Sie wollen das Gut fallen lassen? Es ist schade drum; es wäre zu retten gewesen — mit Arbeit, mit schwerer Arbeit."

„Ja, ich verzichte auf alles, auch auf Ihre edle Hilfe, Herr Weber! Hier dieser Händedruck muß mein Dank sein; mehr kann ich nicht geben. Den Verkauf des Gutes, die Versteigerung des Inventars lege ich in Ihre Hände. Vielleicht bleibt soviel, daß ich mit dem Rest die Erziehung meines Neffen sicherstellen kann."

„Wollen Sie nicht wieder in die Armee eintreten?"

„Nein!" Hermann lächelte grausam. „Mein König braucht andere Leute, als ich es sein kann."

Der Bankier blickte ihn besorgt an. „Ich will die Zinsen auf die letzte Anleihe drei Jahre lang stunden, Herr von Weßnitz."

„Nein, nein — weg! Ich will nicht!" fuhr Hermann auf, als wollte er eine Versuchung von sich abwehren.

Kopfschüttelnd war der alte Herr gegangen. —

Hermann hielt die Vorhänge geschlossen; in dieser künstlich geschaffenen Dämmerung ruhelos umherwandernd oder brütend im lederbezogenen Lehnstuhl, verbrachte er seine Tage. Dumpf grübelte er über die Zukunft; eine unbezwingliche Apathie schien seine Nerven gelähmt und ihm selbst die Kraft genommen zu haben, überhaupt irgend einen Entschluß zu fassen.

Gutskäufer, die von dem bevorstehenden Verkauf von Weßnitz gehört hatten, kamen, den Besitzer selbst zu fragen, er wies jeden ab. So war eine Woche seit Brunos Abschied vergangen. Es war



Ameise und Grille.

Nach einem Gemälde von R. Beyschlag.

Sonntag; das Gesinde hatte sich zum Besuch der Kirche in das Nachbardorf begeben, nur der alte Johann befand sich im Hause.

Es herrschte bittere Kälte. Neugierig lugte der Alte aus der Hausthür, als er Schellengeläut und Peitschenknall vernahm. An der Sandsteintreppe fuhr ein Schlitten vor, eine Dame in schwarzem Kleid stieg aus und ging langsam die Treppe hinan.

„Ist Herr von Weßnitz zu Hause?" fragte sie kurz.

„Der Herr nimmt keinen Besuch an, schon seit einer Woche."

„Wo ist er?"

„In seinem Zimmer."

„So führen Sie mich zu ihm!" Es klang wie ein Befehl.

„Ich darf nicht. Mein Herr ist —"

„Ich will es. Zeigen Sie mir das Zimmer; er muß mich annehmen." Widerwillig gehorchte der Diener und öffnete, oben angelangt, behutsam die Thüre. Entschlossen trat die Dame hinter ihm in den dämmerigen Raum und zog die Thür zu.

„Was willst Du, Johann?" sagte Hermann mit müder Stimme.

„Ich bin es — Edda!" Ihre Stimme zitterte doch etwas.

Eine Weile war es still. Dann klang es wie ein Seufzer zurück: „Edda!" Kurz entschlossen schritt diese zum Fenster und riß den Vorhang zurück. Klares Sonnenlicht flutete herein. Hermann starrte mit geblendeten Augen in die Helle und auf die schwarze Gestalt mitten in den flimmernden Sonnenstrahlen. Ein Grauen überkam Edda bei seinem Anblick. Dies bleiche Antlitz, die gebrochen im Stuhle lehnende Gestalt, diese tödliche Müdigkeit auf den gramdurchfurchten Zügen! Sie stützte die Rechte auf das Fensterbrett.

„Ja, ich, Hermann, ich bin hier, weil ich kommen, weil ich sehen mußte, was aus Dir geworden."

Er lachte schrill auf. „Mich willst Du hier sehen, mich? Fürwahr, das war die Reise nicht wert! Schickte Dich Dein Vater?"

„Ich komme auch in seinem Namen. Ich wäre sofort nach dem Eintreffen Deines Briefes hierher geeilt, aber mich hielt eine höhere Pflicht — ich mußte erst meinem kranken Vater die Augen zudrücken."

„Auch er ist tot?" Hermann schauerte zusammen.

„Ja, er ist tot, und der Tote schickt mich zu Dir."

„Als Anklägerin?"

„Nein, um Dir zu sagen, daß er Deinem Vater verziehen."

„Woran starb er?" preßte Hermann hervor.

„An Blutvergiftung nach einer Operation."

„Wie gut er es hat! O, so stumm und still in endloser Ruhe zu schlafen unter der Erde!"

„Willst Du mir zuhören?" fragte Edda.

Er antwortete nicht, aber ohne darauf zu achten, begann sie zu sprechen. „Als ich damals Deinen Brief an meinen Vater las, sieh, da habe ich Dich verabscheut, habe Dich unfrei, ungerecht, feige genannt, habe die Liebe zu Dir aus meinem Herzen reißen wollen. Ich glaubte, alles, was ich für Dich gefühlt, sei nun für immer erstickt, gestorben —" sie schwieg eine Weile, dann, mit der Hand sich langsam über die Augen streichend, fuhr sie fort: „Da kam Dein letzter Brief, Hermann! Mein Vater lag schon krank, hoffnungslos danieder. Hätte mich nicht die Kindesliebe an des Vaters Lager gehalten, ich hätte schon hier gestanden vor acht Tagen. Nenne es Mangel an Selbstbewußtsein, an Stolz... nenne es, wie Du willst — aber nach jenem Brief hatte ich nur einen Wunsch, hörte ich nur eine Stimme: jetzt braucht er dich, ihm thut ein Herz not, das ihn lieb hat — dein Platz ist neben ihm!"

Leise hatte sie die letzten Worte gesprochen.

„Und jetzt, wo ich den Vater begraben, jetzt bin ich hier — und sehe, daß ich beinahe zu spät gekommen wäre!"

In Hermanns Antlitz arbeitete es; es zuckte um seinen herb geschlossenen Mund, seine Augen erweiterten sich, als zöge in sie ein strahlend helles Licht ein. Plötzlich aber wandte er den Blick ab, der alte vergrämte Ausdruck trat wieder in seine Züge.

„Was willst Du von mir? Von dem Bettler, der in wenigen Tagen von der Scholle seiner Väter weichen wird, der froh ist, eine Stätte zu verlassen, die ihm alles geraubt hat. Was kommst Du und mahnst mich an das Unrecht, das ich Dir angethan, an die Schuld, die der Sohn zu der des Vaters fügte? Die Wunde blutet frisch genug! Was willst Du? Geh!"

„Nein, nein, ich gehe nicht; wir gehören zusammen — ich gehöre zu Dir! Hier ist mein Platz! Was frage ich noch danach, daß Du mich einmal von Dir gestoßen! Ich liebe Dich und will nicht dulden, daß der Mann, der mein war, der mein ist, einem thörichten Wahn zu lieb untergeht!"

Er entgegnete nichts; seine Gestalt kauerte sich nur noch tiefer zusammen in dem hochlehnigen Stuhl.

„Hermann liebst Du mich wirklich nicht mehr?" fuhr sie leise fort. „Willst Du mich fortstoßen? Wir sind beide nun so allein, so verlassen — sollte uns das Schicksal nicht fester finden, wenn wir nebeneinander stehen?" Unwillkürlich die Hände ausstreckend, war sie näher getreten. Ein wimmernder Laut kam aus seiner Brust — der starke Mann schluchzte.

„Hermann!"

„Edda!" schrie er auf und umfaßte ihre Knie. „Ist es denn wahr? Du stehst zu mir, Du, der einzige Mensch in der Welt, den ich noch lieb habe? Du kommst zu mir, der Dich schnöde verlassen? Du, das Weib, mahnst mich, ein Mann zu sein?"

„Ja, weil ich Dich liebe, Hermann!"

Leise strich sie ihm mit der Hand über die Haare, über einen breiten silbernen Streifen darin, den die Sorge gezogen hatte.

Da sprang er auf und zog sie mit sich zum Fenster, hinein in das volle flutende Sonnenlicht. Sein Antlitz flammte.

„Ich grüße Dich, meine Sonne! Klar und hell wird es nun werden in mir, weil ich Dich habe, Edda, Dich, Du Starke, Edle."

Edda lehnte sich an ihn, das Gesicht von einer ernsten seligen Freude verklärt.

„So wollte ich Dich sehen, Hermann! Stark und frei!"

Er blickte mit weit offenen Augen in das Sonnenlicht und legte den Arm fest um sie. Ueber den Bäumen des Parkes zog ein Vogel seine ruhigen Kreise aufwärts, dem Lichte zu. Er deutete mit fester Hand hinüber. „So laß uns aufwärts streben, Edda — der Sonne, dem Glücke zu!"

Gletscher und Eisberge.

Von **W. Berdrow.**

Es war im März des Jahres 1893, als ich in der Nachbarschaft von Neufundland, auf einem deutschen Schnelldampfer den Atlantischen Ocean durchquerend, zum erstenmal einen Schwarm von Eisbergen beobachtete. Aus dem heiteren warmen Wetter der vorangehenden Tage hatte sich über Nacht eine empfindliche Kühle entwickelt, der Himmel blieb bedeckt und die Passagiere zogen sich in die Kajüten und Salons zurück. Gegen Mittag endlich ward es bei mäßigem Winde schneidend kalt, das Wasser erhielt sich auf dem Nullpunkt, die Lufttemperatur sank noch erheblich darunter. Plötzlich ward Eis gemeldet, und im nächsten Augenblick richteten sich, wie es bei derartigen Unterbrechungen der gewöhnlichen Oede des Meeres stets der Fall ist, hundert Fernrohre den Sendboten des Nordens entgegen, welche vor uns am westlichen Horizonte des Meeres auftauchten und unserem Dampfer entgegenzuschwimmen schienen. In Wirklichkeit hatten sie, von der eisigen, den grönländischen Küsten entspringenden Labradorströmung getragen, fast genau die Fahrtrichtung unseres Dampfers, der sie im Laufe einer knappen halben Stunde durch seine größere Geschwindigkeit überholte, wobei wir einen gewaltigen Berg aus verhältnismäßig naher Entfernung betrachten konnten. Waren die meisten Stücke, deren wir im ganzen acht bis zehn zu Gesicht bekamen, von mäßiger, in der Regel als „Kalbeis" bezeichneter Größe, so reckten sich hier die schroffen, glatten Wände zu gewaltiger Höhe empor, die nach den Schätzungen der Seeleute mindestens 60 bis 70 Meter betragen mußte; schroff wie die Ufer einer felsigen Steilküste, stiegen die wellenumbrandeten, schneeweiß erglänzenden Flächen, von feinen Rissen unterbrochen, auf, um oben in ein dreieckiges Plateau ohne Spitzen und Zacken auszulaufen. Nur eine einzige, scheinbar völlig von diesem Block getrennte und doch aus derselben Eisscholle aufsteigende Spitze erhob sich schlank und steil wie ein gotischer Turm daneben und schien mit dem feinen Gipfel das Plateau noch um einige Meter zu überragen. Im ganzen mochten es, nach einer mäßig gegriffenen Schätzung, sechs bis sieben Millionen Kubikmeter Eis sein, welche in diesem Berge an



Lawinensturz.

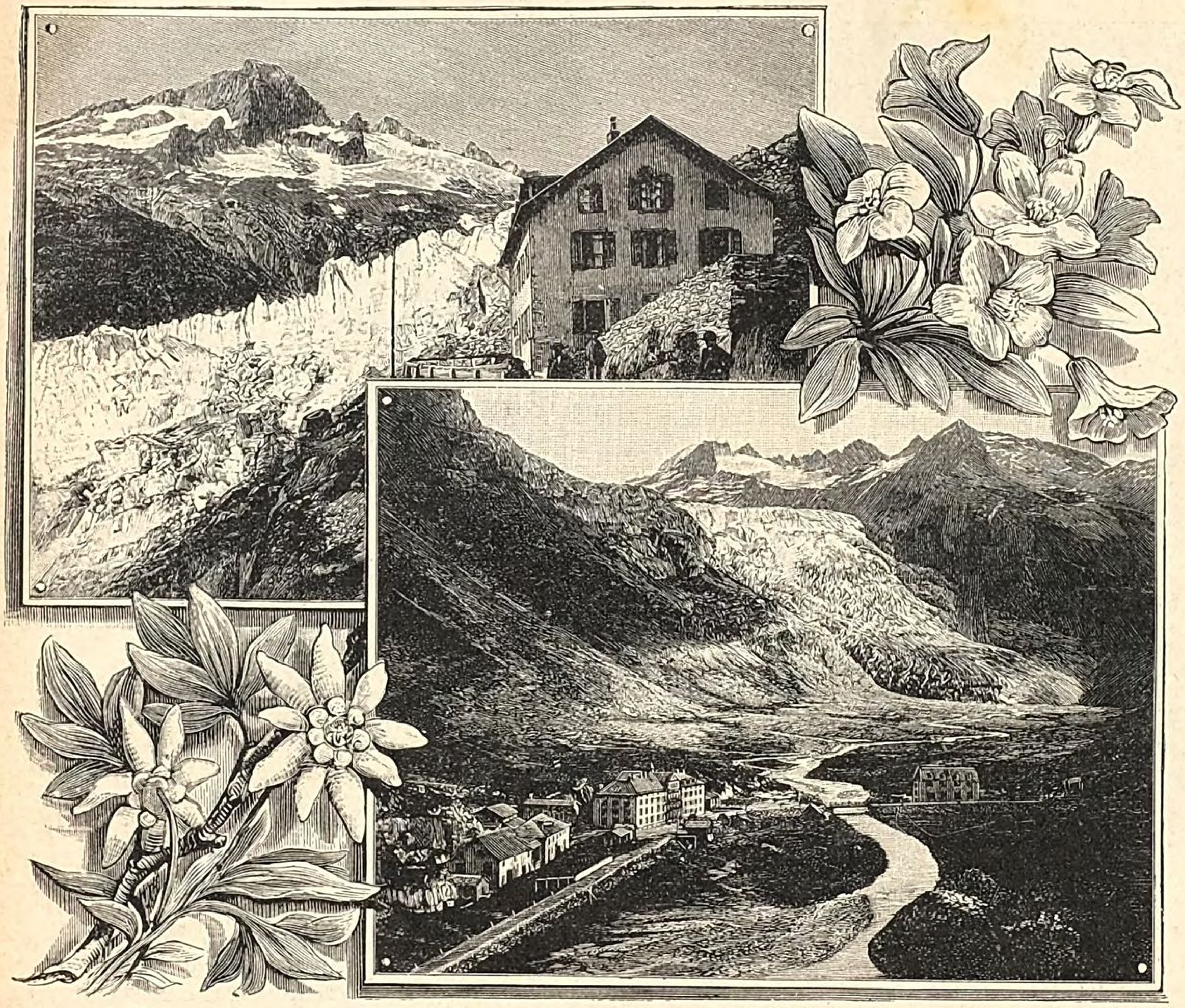
uns vorübertrieben, und wenn auch in nördlicheren Breiten nicht selten Eisberge von drei- bis vierfacher Größe angetroffen werden, so gehörte doch dieser Koloß bereits zu den selbst in Seemannskreisen als „groß" bezeichneten.

Woher kommen nun diese riesenhaften eisigen Boten des Nordens? Wohin tragen sie ihre erstarrten Wassermassen, die einzigen, winzigen Süßwasser-Oasen inmitten der unendlichen Salzflut des Oceans? Wie lösen sie sich von der heimischen Scholle los und welchen Gesetzen sind sie vom Entstehen bis zur Auflösung unterworfen?

Wenn der Alpentourist auf seinen Streifereien im Hochgebirge auf die mächtigen Firnfelder und Eiszungen der Montblanc-, der Bernina- oder der Finsteraargletscher stößt, so sieht er es diesen schweigenden und scheinbar ruhenden Eiswüsten nicht an, welche Veränderungen ihnen die Erdrinde verdankt und welche Kämpfe um ihretwillen in der Wissenschaft bereits ausgefochten worden sind. Diese aus den Gebieten des ewigen Schnees meilenweit in die Zone grünenden Lebens hinabreichenden Eisströme erschienen vor hundert Jahren dem Geologen ebenso harmlos und unauffällig wie heute wohl noch den meisten Touristen, welche ohne geologische Vorkenntnisse die Alpen besuchen; erst in den zwanziger und dreißiger Jahren begann man über diesen Gegenstand, veranlaßt durch die zahlreichen über ganz Europa zerstreuten Funde sogenannten „erratischen" Gesteins, anders zu denken. Früher hatte man es vorgezogen, diese oft riesenhaften, im platten Lande ohne jedweden Zusammenhang mit den nächsten Gebirgen lagernden Gesteine aus gewaltigen, von Erdbeben, Feuerausbrüchen oder Wasserfluten begleiteten Revolutionen der Erdrinde herzuleiten, statt aus jenen langsam aber stetig wirkenden Kräften, welche in Wahrheit den weitaus größten Anteil an der Bodengestaltung der Erde haben: Wasser und Eis, Hitze und Kälte, langsame Hebungen und ähnliche Faktoren. Hatte doch selbst ein Leopold von Buch, den Humboldt für den größten Geologen seiner Zeit erklärte, sich bei der Enträtselung der kolossalen Steinfunde im nördlichen Deutschland, deren Natur unabweisbar auf die skandinavischen Gebirge als Ursprung hinwies, keinen besseren Rat gewußt als die Annahme so gewaltiger Revolutionen in den nordischen Gebirgen, daß durch deren Gewalt die oft über tausend Centner schweren Steinblöcke 1000 Kilometer weit über das Baltische Meer geschleudert worden wären, eine, wie L. v. Buch selbst in einiger Verlegenheit zugesteht, ziemlich erschreckliche Vorstellung. Und doch war die Zeit bereits gekommen, in der die Kenntnis von der gewichtigen Rolle der Gletscher und des Eises für die geologischen Vorgänge sich Bahn zu brechen begann.

In den Jahren 1815 und 1817, dann aber häufiger finden sich in geologischen Werken des Auslandes vereinzelte Andeutungen davon, daß die Frage der erratischen Funde nur durch die Annahme früherer gewaltiger Gletscher gelöst werden könne, von denen die Gesteinsmassen, sei es unmittelbar, sei es mittels schwimmender Eisberge, vom Orte ihrer einstigen Lagerung an ihre heutigen Fundorte befördert worden seien. Von da an beginnt überhaupt erst die Wertschätzung und die genauere Untersuchung der Gletscher. Merkwürdigerweise sind es für Deutschland nicht die Werke eines Geologen, in denen wir der Gletscher- und Eiszeittheorie zum erstenmal Erwähnung gethan finden; ein Roman, Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre", ist es, in welchem (2. Buch, Kapitel 10) unter längerem Hin- und Widerreden über allerlei Erdentstehungstheorien auch des Eises und der Kälte als mitwirkender Kräfte gedacht wird. Gelegentlich eines Bergfestes streitet man hin und her über die Bildung der Erdrinde; Wasser, Feuer, Gase und Meteorstürze werden zum Aufbau herangezogen, und zuletzt „wollten zwei oder drei stille Gäste sogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hilfe rufen und aus den höchsten Gebirgszügen auf weit ins Land hingesenkten Gletschern gleichsam Rutschwege für schwere Ursteinmassen bereitet und diese auf glatter Bahn fern und ferner hinausgeschoben im Geiste sehen. Sie sollten sich bei eintretender Epoche des Auftauens niedersenken und für ewig in fremdem Boden liegen bleiben. Auch sollte sodann durch schwimmendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsblöcke von Norden her möglich werden". Mit feinem Spott auf die damals noch allgemein herrschenden Revolutionstheorien in geologischer Hinsicht setzt dann der Dichter hinzu: „Diese guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer, die Erschaffung einer Welt mit kolossalem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu lassen." Der französische Alpenforscher Charpentier hat auf Grund dieser ersten Vertretung der Gletscherwirksamkeit sein 1841 erschienenes Werk über die Gletscher, in welchem die Wichtigkeit derselben für die Erdgestaltung zum erstenmal ausführlich und unwiderleglich dargethan worden ist, dem damals bereits verstorbenen Dichter gewidmet.

Wie wohl jedermann bekannt, ist seit mehreren geologischen Epochen das wichtigste Umbildungsmittel der Erdoberfläche der Kreislauf des Wassers, der, durch die Antriebskraft der Sonnenwärme unterhalten, ohne Unterlaß das feuchte Element aus den Meerestiefen auf die Höhen der Länder und Gebirge hebt und von dort in gewissen vorbezeichneten Wegen zum Meere zurückführt.

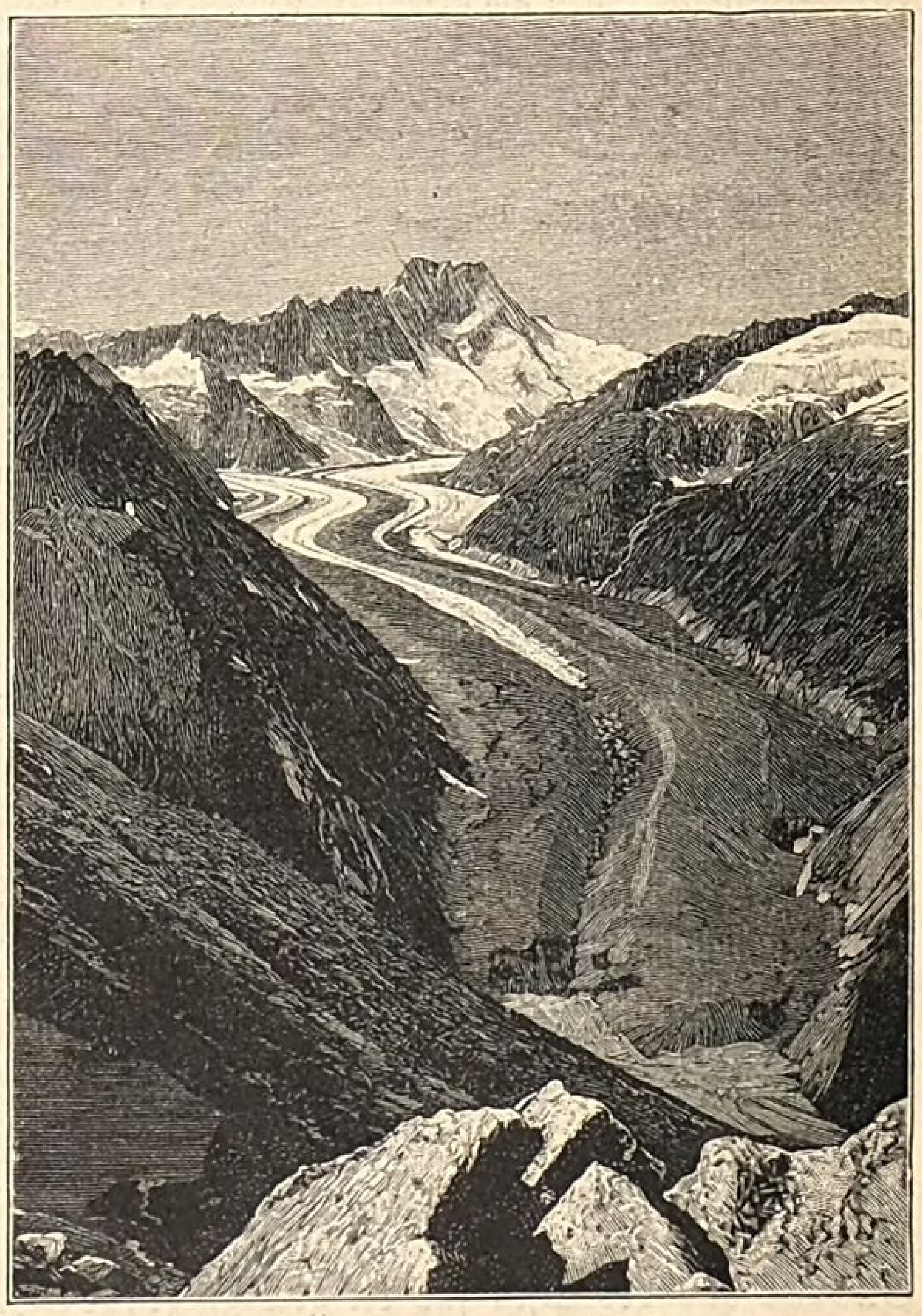


Sturz und Zunge des Rhonegletschers.

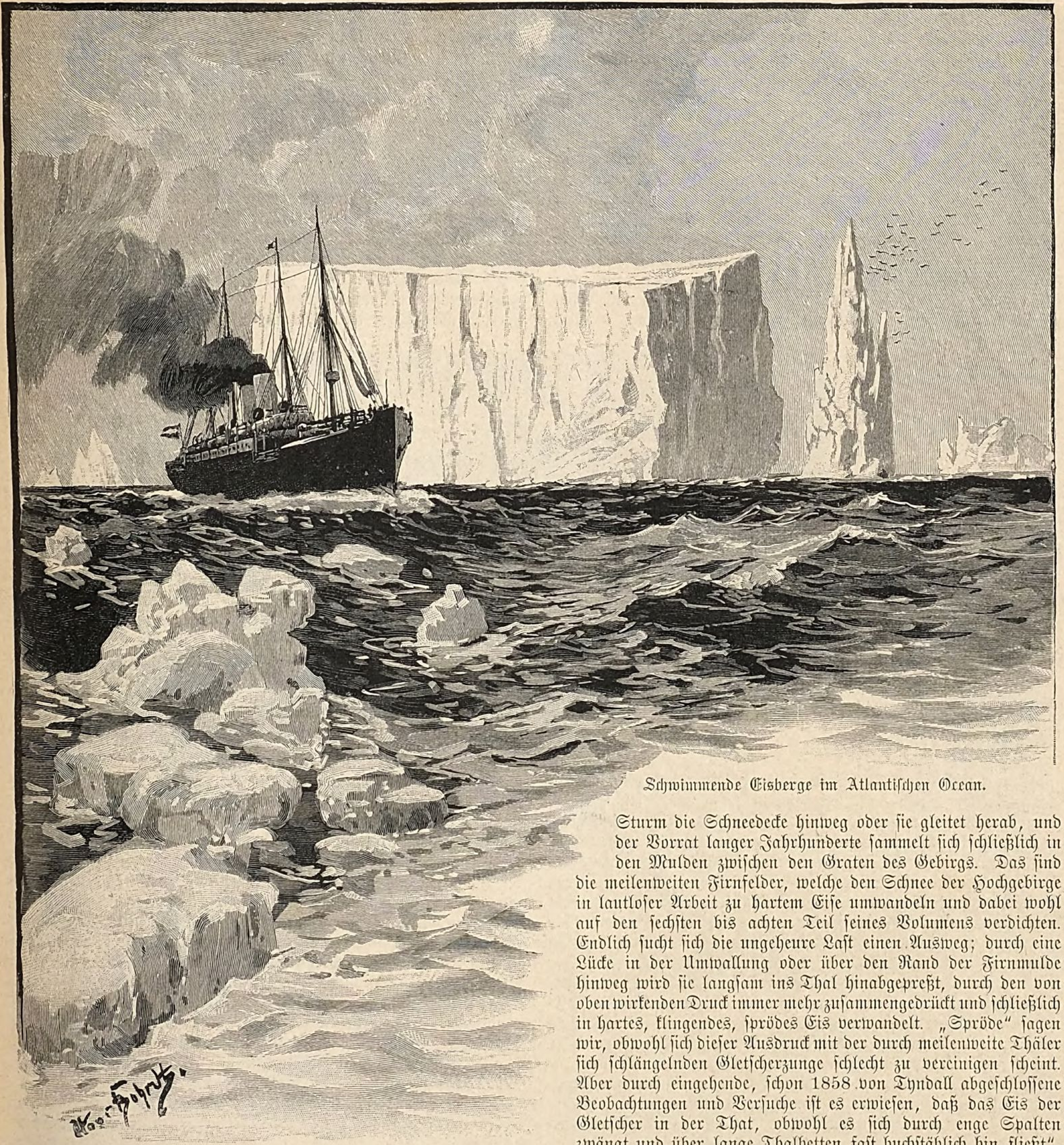
Welche Einwirkungen auf die Erdoberfläche dabei stattfinden, erkennen wir, wenn wir unsere deutschen Ströme auf ihrem Durchbruch durch die Mittelgebirge begleiten, wenn wir bedenken, daß der Ganges und Brahmaputra in ihrem Delta ein Land größer als Bayern aufgehäuft haben, während das Delta des Niger das Königreich Württemberg, das des Mississippi Holland, das des Nils Westfalen an Ausdehnung hinter sich läßt; selbst die Donau hat sich ein Delta geschaffen, welches das Herzogtum Sachsen-Meiningen an Umfang übertrifft; um aber solche Länder, deren aufgeschwemmter Boden 10 bis 100 Meter stark ist, zu schaffen, mußten buchstäblich Berge abgetragen werden. Liegt doch beispielsweise in dem 18 Meter hohen Schwemmlande der Zwillingsflüsse Ganges-Brahmaputra eine Bodenmasse aufgehäuft, aus dem sich ein Gebirge von der Größe des Harzes und von wahrscheinlich noch bedeutenderer Höhe errichten ließe!

Wir wissen, daß die atmosphärischen Niederschläge den Boden in zweierlei Gestalt erreichen: als Regen im Flachlande und in warmen Gegenden, als Schnee im Hochgebirge, in den kalten Zonen und im Winter auch unter den gemäßigten Breiten. Lediglich der letztere Teil wird im Frühling und Sommer von der höher steigenden Sonne geschmolzen und reiht sich unmittelbar dem Gefälle der Bäche und Ströme ein, für Gebirge aber und Polarländer giebt es eine Grenze, jenseit deren der gefallene Schnee nicht mehr schmilzt, sondern sich aufhäuft, eine Grenze, welche in den Tropen auf die gewaltigsten Bergesgipfel, bis 5000 Meter und höher steigt, in den gemäßigten Zonen auf 3000 bis 4000 Meter, im Umkreis der Pole aber bis zum Meeresniveau hinabreicht. Sämtliche oberhalb dieser Grenze gefallenen Niederschläge müssen nun, da sie als Wasser nicht abfließen können, in fester Form zu Thale gelangen, denn wenn dies nicht geschähe, hätten sich z. B. die Alpen nach einer Berechnung des jüngst verstorbenen englischen Forschers John Tyndall allein in christlicher Zeit schon um 1600 Meter erhöhen müssen, und die Eisfelder Norwegens, Grönlands, Islands müßten längst ins Ungeheure gewachsen sein. In Wirklichkeit entledigen sie sich ihrer Schneelast genau so sicher und regelmäßig, wie niedere Gebirge ihre Regenmengen zu Thale senden, und die Alpen belehren uns, daß der Sturz in Lawinenform und das langsame Gleiten in Eisgestalt die beiden Wege sind, auf denen es geschieht. Von den Lawinen sei hier nur soviel mitgeteilt, daß sie allerdings nur in Gebirgen mit steilen Hängen, also z. B. nicht in dem eine einzige rundliche Kuppe bildenden Grönland, zur Schneeabfuhr beitragen können, daß ihre Rolle aber in den Alpen und in allen ähnlichen Gebirgen mit hoher Niederschlagsmenge durchaus nicht so gering ist, als man wohl meinen möchte. Im St. Gotthardgebiete allein sollen nach Oberinspektor Coaz die Lawinen, welche dort 500 von der Natur vorgezeichnete Bahnen haben, jährlich 300 Millionen Kubikmeter Schnee über die Eisgrenze ins Thal tragen.

Kommen wir indes zu den Gletschern zurück, welche für die Entwässerung des Hochgebirges doch die wichtigsten Kanäle bleiben. Wir wissen heute, daß wir in diesen langgestreckten Eiszungen buchstäblich gefrorene Ströme vor uns haben, welche ihre erstarrten Fluten zwar langsam, aber ebenso sicher wie die Ströme der Ebene, ins Thal wälzen. Was bei dieser Bewegung starrer, häufig riesig breiter und dicker Eisströme das Wunderbarste bleibt, ist der Umstand, daß weder enge Schluchten noch große Plateaus, weder Felsenrisse noch hohe Absätze sie im geringsten aufzuhalten vermögen. Bei der leichtesten Biegung seines Bettes bricht zwar der Gletscher mit donnerartigem Krachen auseinander und es öffnen sich jene steilen, gähnenden Spalten, welche schon so manchem Gletscherforscher gefährlich geworden sind, aber gleich hinter der Biegung wächst der Strom wieder zur starren Masse zusammen. Der gewaltige Rhonegletscher hat vor Trelaporte eine Breite von 2440 Metern und ein tägliches Vorrücken von 15 bis 18 Centimetern, dann schließen sich plötzlich (vergl. das obenstehende Bild) die Felsen zu einem granitenen Schraubstock von kaum 840 Metern Breite zusammen, und wie sich ein Strom unter schäumenden Wirbeln durch diese Felsenenge stürzen würde, so preßt sich auch der Gletscher unter Brechen und Reißen mit verdreifachter Geschwindigkeit hindurch, um dann wieder zu demselben gewaltigen Eisstrom sich auszudehnen, der er vorher war. Ja, ein Nebengletscher dieses Stromes wird von 770 auf 82 Meter Breite zusammengepreßt und selbst eine solche Felsenenge vermag ihn nicht



Unteraargletscher mit Moräne.



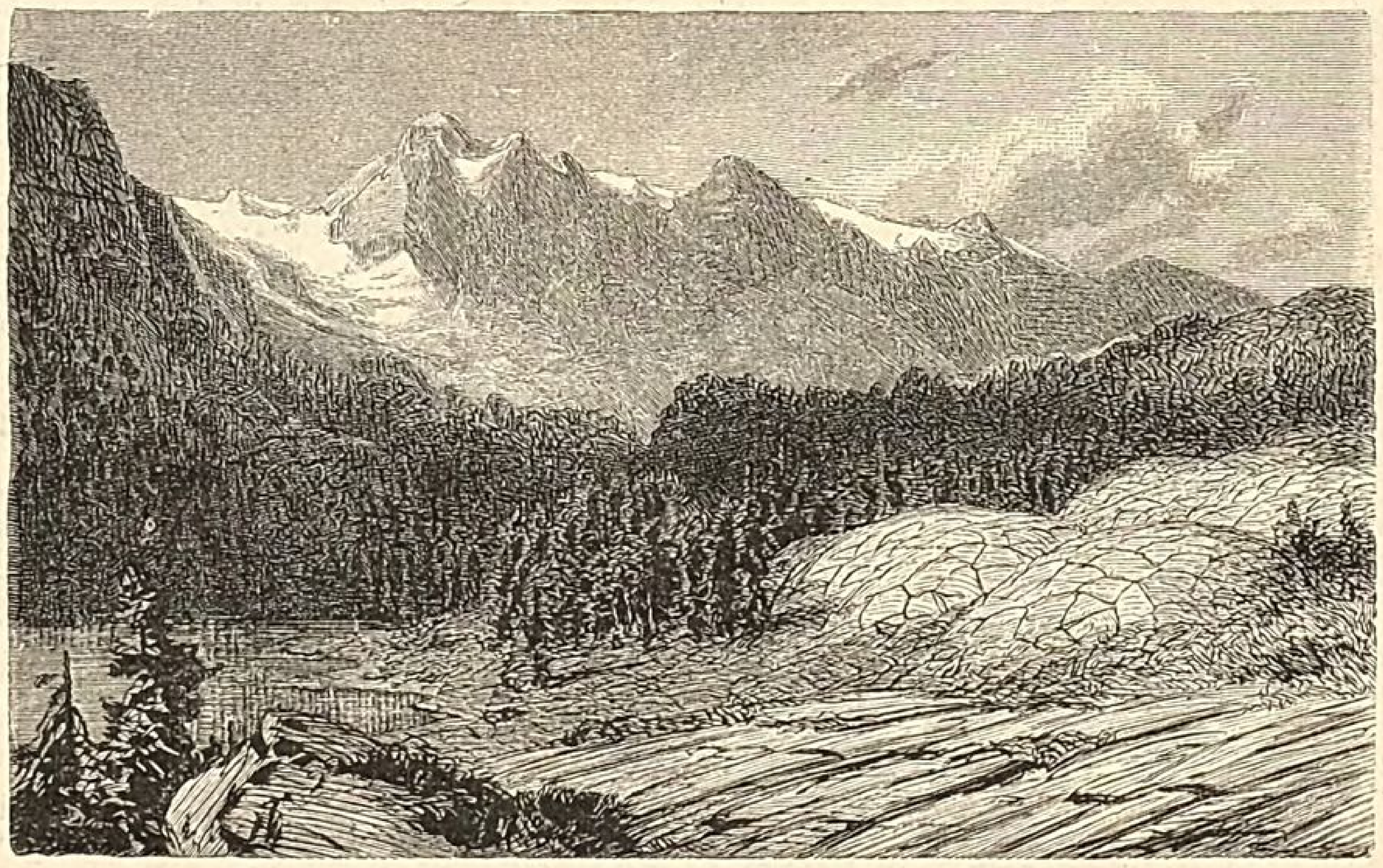
Schwimmende Eisberge im Atlantischen Ocean.

aufzuhalten. An anderen Stellen wirft sich die ganze Masse des Gletschers in wilden Trümmern, sogenannte „Gletscherkaskaden“ bildend, über hohe Abhänge hinab, unten aber setzt sich der Lauf der unzerstörbaren Eiszunge mit der alten Regelmäßigkeit wieder fort bis an den Endpunkt des Gletschers, wo die Sonnenstrahlen alljährlich ebensoviel von seiner Fläche hinwegschmelzen, als der Nachschub herbeiträgt.

Fragen wir nach der Kraft, welche die meilenlangen, gewaltigen Eisströme über ihr oft beinahe wagerechtes Bett unablässig in die Tiefe treibt, so ist es, genau wie im fließenden Wasser, lediglich die Schwere. Wenn auf den eisigen Hochflächen, auf den Abhängen und in den menschenverlassenen Kesseln der Hochalpen im Winter der meterhohe Schnee sich lagert und die Decke Jahr für Jahr dicker wird, so lastet schließlich der Druck der oberen Schichten so stark auf den unteren, daß diese allmählich aus dem weichen Zustande des Schnees in den körnigen, harten, eisähnlichen des Firns verwandelt werden. Von den steileren Gipfeln fegt der Sturm die Schneedecke hinweg oder sie gleitet herab, und der Vorrat langer Jahrhunderte sammelt sich schließlich in den Mulden zwischen den Graten des Gebirgs. Das sind die meilenweiten Firnfelder, welche den Schnee der Hochgebirge in lautloser Arbeit zu hartem Eise umwandeln und dabei wohl auf den sechsten bis achten Teil seines Volumens verdichten. Endlich sucht sich die ungeheure Last einen Ausweg; durch eine Lücke in der Umwallung oder über den Rand der Firnmulde hinweg wird sie langsam ins Thal hinabgepreßt, durch den von oben wirkenden Druck immer mehr zusammengedrückt und schließlich in hartes, klingendes, sprödes Eis verwandelt. „Spröde“ sagen wir, obwohl sich dieser Ausdruck mit der durch meilenweite Thäler sich schlängelnden Gletscherzunge schlecht zu vereinigen scheint. Aber durch eingehende, schon 1858 von Tyndall abgeschlossene Beobachtungen und Versuche ist es erwiesen, daß das Eis der Gletscher in der That, obwohl es sich durch enge Spalten zwängt und über lange Thalbetten fast buchstäblich hin „fließt“, doch so spröde ist wie Glas. Lediglich seine Eigenschaft, unter der gewaltigen Pressung nach jeder Trennung sofort wieder zusammenzufrieren, sobald sich neue Berührungsflächen bieten, ermöglicht es, daß der Gletscher trotz aller Brüche, aller Stürze und Querschnittsänderungen dem Auge immer wieder die gleiche zusammenhängende Eismasse darbietet; sonst müßte er auf seinem Wege zu Staub und Trümmern zerrieben werden.

Haben wir so den Gletscher als einen thatsächlichen Strom von Eis kennengelernt, so ist dabei nicht zu vergessen, daß er anderseits auch gewaltige Unterschiede von gewöhnlichen Strömen zeigt. So vor allem in der Langsamkeit seines Laufes. Schon wurde erwähnt, daß der Rhonegletscher je nach seiner Breite ein tägliches Vorrücken von 15 bis 50 Centimetern aufweist. Größere, von einem stärkeren Druck getriebene Gletscher schreiten aber auch schneller fort, wie diejenigen Norwegens und des Himalaya beweisen, und wie weite Grenzen der Eisgeschwindigkeit gesteckt sind, beweisen die Riesengletscher Grönlands, die es bis auf 20 Meter

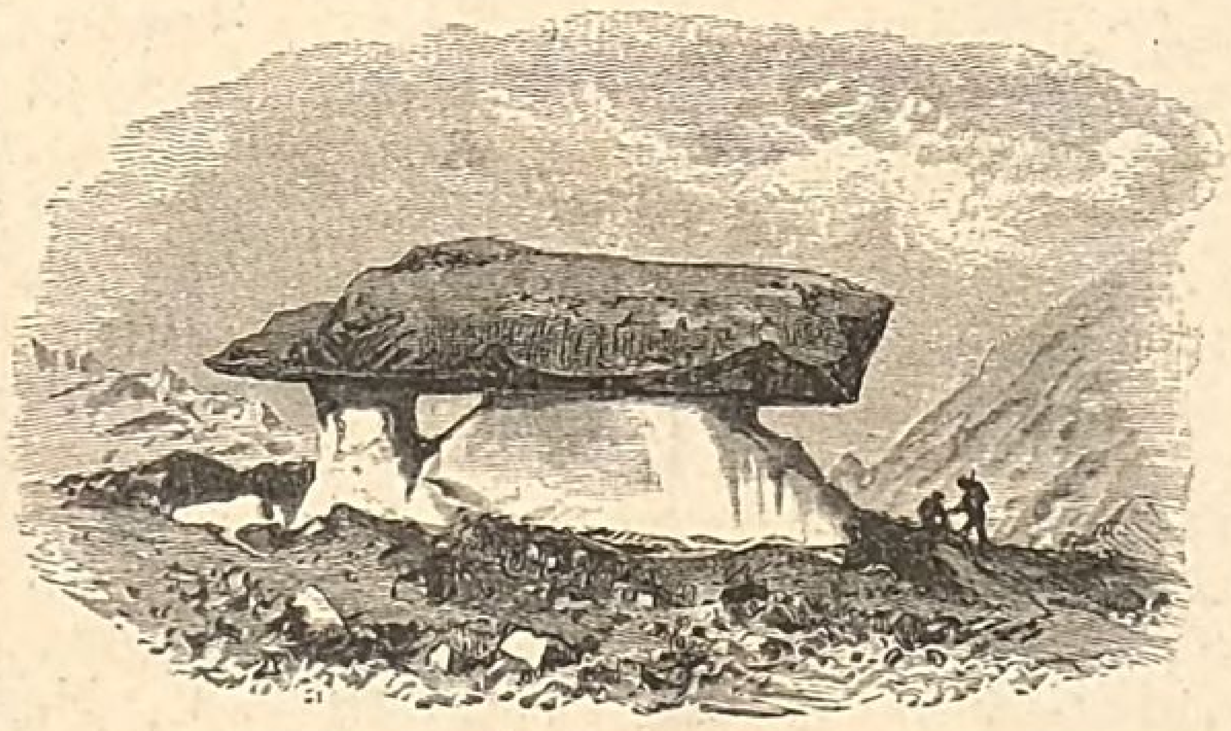
im Tage bringen. Immerhin sind das unbeträchtliche Geschwindigkeiten. Wie lange ein Teil des Gletschers braucht, um das ganze Bett zu durchmessen, das haben mehrere Vorfälle veranschaulicht. Am unteren Ende des Bossonsgletschers in der Montblanc-Gruppe kamen seinerzeit die Kleiderreste dreier Alpenforscher zum Vorschein, welche 41 Jahre zuvor unweit des Gipfels in einer Eisspalte verunglückt waren, und im Jahre 1892 erschien auf dieselbe Weise am Ende des Parrotgletschers ein unversehrter Rock, welcher sich alsbald als derjenige des italienischen Alpenklubmitgliedes und späteren Finanzministers Pelazzi erwies, der ihn 16 Jahre zuvor in einer Gletscherspalte, kaum 900 Meter höher, verloren hatte. Um die ganze Ausdehnung der 14 Kilometer langen Gletscherreihe am Montblanc zu durchmessen, braucht ein einzelnes Eisstückchen nach Helmholtz 120 Jahre, ist es aber dann als Wassertropfen in die den Gletscherbach aufnehmende Rhone gesprungen, so bedarf es nur noch der kurzen Frist von 10 Tagen und der Tropfen hat seinen Kreislauf in den Schoß des Meeres zurückgelegt. Angesichts dessen könnte auch die geologische Thätigkeit der Gletscher geringfügig erscheinen, aber man muß bedenken, daß ihr Querschnitt, also auch ihre Masse, eine ganz andere ist als diejenige selbst großer Ströme, daß sie oft Hunderte von Metern tief die Felsenthäler ausfüllen und ihr Bett mit einem Druck und einer Gewalt angreifen, gegen welche das Nagen des Wassers belanglos ist. Wie gewaltig die nagenden, stürzenden und fortschaffenden Wirkungen dieser wandernden Eiszungen sind, läßt sich schwer beschreiben. Welche Ausdehnung schon die Moränen, diese langgestreckten Stein- und Schutthalden auf dem Gletscherrücken, annehmen können, zeigt die Mittelmoräne des Unteraargletschers, welche, bei einer Breite bis zu 200 Metern, nicht weniger als 42 Meter hoch ist (s. S. 588). Es sind mitunter Blöcke von 1000, ja von 2000 bis 3000 Kubikmetern Gehalt, welche von den heutigen Alpengletschern meilenweit fortgetragen werden, und oft bildet sich dabei die Form eines sogenannten „Gletschertischs“, indem das Eis unter dem Blocke zum Teil wegschmilzt. So sind die Wirkungen nach oben hin, an den vom Gletscher gestreiften Thalwänden; ungleich gewaltiger werden sie an der Thalsohle sein, wo die ganze Wucht der Gletscherlast sich langsam über den Boden hinschiebt. Da werden die Felszacken zerbrochen und widerstandslos mitgenommen, die härtesten Steine gleich Spiegeln geschliffen, und wie auf dem Rücken, so wälzt sich auch am Grunde des Gletschers eine Moräne hinab, die später, wenn das Eis zurückweicht, ganze Thäler füllen und Alpenseen aufstauen kann. Wieviel Anteil die Gletscherthätigkeit an der Bildung der tiefen Alpenthäler hat, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Doch ist es nicht unmöglich, daß die heute von donnernden Sturzbächen durchrauschten Schründe ihre Entstehung zum größten Teile der wühlenden Kraft ehemaliger Gletscher verdanken. Denn einst haben sich ja die Eisströme der Alpen, wie hundert Zeugnisse beweisen, bis über den Jura hinaus ins deutsche Land erstreckt, und nur 300 bis 400 Kilometer grünenden oder doch wenigstens von der Eisdecke frei gebliebenen Bodens trennten ihre Ausläufer von denen des ungleich riesigeren Eisstromes, der sich wahrscheinlich zur gleichen Zeit von Skandinavien aus durchs Baltische Meer über die norddeutsche Tiefebene ergoß. Das war vielleicht die Zeit, wo an der norwegischen Küste jene tief in das Felsufer schneidenden Fjorde ausgeschliffen wurden, deren Entstehung ohne die Eisthätigkeit unerklärlich wäre, und zu denen die noch jetzt von Gletschern erfüllten Fjorde der Grönlandküste ein lebendiges Gegenstück bilden.



Gletscherschliffe.

Und damit wären wir bei den Grönlandsgletschern, den Geburtsstätten der atlantischen Treibeismassen, wieder angelangt. Hier sehen wir alles, was die Alpen in dieser Hinsicht noch bieten, ins Ungeheure gesteigert. Der Große Aletschgletscher, der Riese unter den Alpengletschern, bildet mit seiner Länge von 24 Kilometern bei fast 2 Kilometern Breite und mit seinen beinahe 100 Quadratkilometer umfassenden Firnmulden schon eine ganz achtungswerte Eiswüste. Was aber bedeutet das gegen die Eisströme Grönlands, welche sich, meilenbreit und bis zu 500 Meter dick, mit 60- bis 80facher Geschwindigkeit fortwälzen und von Firnmeeren gespeist werden, die einen Erdteil bedecken! Seit Nansens Durchquerung Grönlands im Jahre 1888 wissen wir, daß das gesamte Binnenland dieses ungeheuren Polargebietes eine einzige, schwach ansteigende, durchweg mit 300 bis 1000 Meter dickem Firneise bedeckte Wüste ist, um welche sich lediglich an der Meeresküste ein schmaler, oft durch Eishänge und Gletscherströme unterbrochener Streifen kahlen oder teilweise grünen Bodens windet. Diese ganze Firnmasse, welche ihre eigene ungeheure Schwere über den geneigten Boden der Küste zutreibt, findet nun, wenn man den neueren Forschungen folgt, ihr Ende hauptsächlich in 25 bis 30 gewaltigen Gletschern, die sich nicht wie diejenigen anderer Länder in Bächen fortsetzen, sondern unmittelbar ins Meer münden und hier teils abschmelzen, teils, wohl zum größten Teil, als Eisberge abbrechen. Der Gletscher, welcher sich im Eisfjord von Jacobshavn, an der Westküste Grönlands, ins Meer senkt und wohl der gründlichst untersuchte des ganzen Gebietes ist, schreitet, 5 Kilometer breit und 200 bis 300 Meter dick, täglich mit 15 Meter Geschwindigkeit vor und wälzt in derselben Zeit genug Eis ins Meer, um zwei solcher Berge zu entsenden, wie ich sie oben nach eigener Anschauung geschildert habe. Das Losbrechen dieser riesigen Eisschollen vom Gletscherende und der Kampf der einzelnen Eisberge untereinander in dem vom Sturze aufgewühlten Wasser des Fjordes ist von Augenzeugen als eines der gewaltigsten Naturschauspiele geschildert worden, welche die Erde bietet. Nach Dr. H. Rink in Christiania, einem der neueren Besucher Grönlands, dürften etwa 7 oder 8 Gletscher sich demjenigen des Jacobshavn-Fjordes an Mächtigkeit zur Seite stellen lassen, aber das würde auch schon genügen, um dem Eismeere jährlich das Material zu Tausenden der riesigsten Eisberge und zu Treibeisschollen von unermeßlicher Ausdehnung zu geben.

Verfolgen wir nun den weiteren Lauf des vom Gletscher abgestoßenen Eises, so lagert dasselbe vorläufig in und vor der die Eiszunge aufnehmenden Bucht, um alsdann von der an Grönland vorüberstreichenden Strömung, der „Polar-“ oder „Labradortrift“, ergriffen und in südlichere Regionen entführt zu werden. Dort, in der warmen Golfströmung, finden auch die Eisberge, nachdem sie wohl oft einen Weg von 6000 bis 8000 Kilometern aus dem Innern Grönlands bis zum Breitengrade Roms zurückgelegt haben, ihr Ende, um als Wasserdunst, von den Strahlen der Sonne emporgehoben, den alten Kreislauf wieder zu beginnen.



Gletschertisch.

Noch einmal die Kindermilch im Hause.

Ich saß in einem Wagen der Eisenbahn auf meiner sommerlichen Ferienreise. Mit mir dampfte eine erholungsbedürftige Familie mit einem Säugling von vier Monaten. Ich war nun Zeuge, wie die junge Mutter „rationell", nach den neuesten Vorschriften der Wissenschaft ihr Kind künstlich ernährte, sie führte eine Flasche sterilisierter Milch aus einer gut empfohlenen Fabrik mit und tränkte mit dem Inhalt den durstigen Erdenbürger. Ein weiterer Vorrat dieser unfehlbar gesunden Milch befand sich in Korb und Koffer. Die junge Frau war felsenfest überzeugt, ihrem Kinde ein mustergültiges Präparat darzureichen. Nun wollte es der Zufall, daß sich in meinem Reisekoffer unter anderm auch das neueste Heft der „Zeitschrift für Hygieine und Infektionskrankheiten" befand, und darin stand eine wichtige Abhandlung von Professor C. Flügge über „Die Aufgaben und Leistungen der Milchsterilisierung gegenüber den Darmkrankheiten der Säuglinge". Wie wunderbar kam es der Mutter vor, als sie kurz über den Inhalt jener Abhandlung belehrt wurde und erfuhr, daß in jener allerneuesten wissenschaftlichen Arbeit über die fabrikmäßig hergestellte Dauermilch, sofern sie als Nährmittel für Säuglinge dienen soll, geradezu der Stab gebrochen wurde!

So hat sich also die ehrwürdige medizinische Wissenschaft am Leitbande der Bakteriologie wieder einmal geirrt? Die sterilisierte Milch, die von den Aerzten als frei von allen Krankheitserregern gepriesen wurde, sie soll nichts taugen? Ganz so schlimm ist es nicht. Aber zum Besten der jungen Mütter wollen wir hier das Wichtigste aus den Enthüllungen Professor Flügges über die Milchsterilisierung mitteilen.

Lange bevor man Bakterien kannte, wußte man, daß die unschuldige Kuhmilch mitunter recht gefährlich werden kann. Man gab darum den Rat, die Milch niemals roh, sondern nur in abgekochtem Zustande zu genießen, und in der That sichert diese einfache Vorsichtsmaßregel die Erwachsenen völlig vor jenen Gefahren, welche durch den Milchgenuß heraufbeschworen werden können. Eine besondere Behandlung erheischte jedoch, wie man sich bald überzeugte, die Kuhmilch, welche zur künstlichen Ernährung der Säuglinge dienen sollte. Der Säugling vermag die Kuhmilch nicht so leicht zu verdauen; außerdem wird sie selbst in dem reinlichsten Stalle beim Melken, Zusammengießen, Durchseihen 2c. mit zahllosen unsichtbaren Keimen verunreinigt, wodurch sie leicht zersetzbar wird. Diese Keime sind in der Regel an sich keine Krankheitserreger, sie schaden wenigstens den Erwachsenen nicht; wohl aber vermögen sie die Milch derart zu verändern, daß sie für die überaus zarten Säuglinge schädlich, ja lebensgefährlich wird.


Dr. Barons Apparat zum Sterilisieren der Milch.

Man empfahl darum, auch die Säuglingsmilch durch Abkochen vor dem Verderben zu schützen, erfuhr aber bald, daß viele der gewöhnlich in der Milch vorkommenden Bakterien sich durch Siedehitze nicht so leicht abtöten lassen, sie bilden Keime oder Sporen, die gegen Hitze ungemein widerstandsfähig sind. Kocht man z. B. die Kuhmilch eine halbe Stunde lang und läßt sie in einem wohlverschlossenen Gefäße stehen, so bemerkt man, daß sie nach längerer oder kürzerer Zeit doch verdirbt. Ein Teil der Bakteriensporen hat der Hitze zu trotzen vermocht, er keimte später aus, vermehrte sich und verdarb die Milch.

Es ist darum ungemein schwierig, die Milch völlig keimfrei zu machen. Wollte man dieses Ziel durch die einfache Siedehitze von 100° C. erreichen, so müßte man die Milch sechs bis sieben Stunden lang kochen. Dabei wird aber die Milch dunkelbraun von Farbe, unangenehm im Geschmack, die Eiweißstoffe werden zum Teil ausgeschieden, kurz, die Milch wird so verändert, daß sie nicht mehr verkaufsfähig ist und sich auch als Nahrungsmittel für Säuglinge nicht mehr eignet.

Völlig keimfrei kann die Milch ferner gemacht werden, wenn man sie in gespanntem Dampfe auf 120° C. erhitzt, wozu besondere Apparate nötig sind. Ein dritter Weg, der gleichfalls zum Ziele führt, ist die „diskontinuierliche Sterilisierung", ein höchst umständliches Verfahren, bei dem die Milch fünf bis sechs mal erhitzt und dann wieder an mäßig warmem Orte stehen gelassen wird.

Es ist klar, daß durch solche Behandlung der Preis der wirklich sterilisierten Milch bedeutend verteuert wird und daß nur die wenigsten Familien in der Lage sein würden, eine solche keimfreie Milch für ihre Säuglinge zu kaufen. Man hat darum einen Mittelweg eingeschlagen, indem man die Milch nur eine verhältnismäßig kurze Zeit, etwa $^3/_4$ Stunden lang erhitzte; die so behandelte Milch nannte man gleichfalls „sterilisierte" Milch und empfahl sie für Säuglinge in der Annahme, daß die in der Milch noch am Leben gebliebenen Bakterienarten der Gesundheit nicht schädlich seien. Die praktische Erfahrung schien auch für die Richtigkeit dieser Annahme zu sprechen und Aerzte und Mütter waren des Lobes der sterilisierten Milch voll.

Erst in der neuesten Zeit wurden gegenteilige Ansichten laut. Flügge untersuchte diejenigen Milchbakterien, welche der Hitze trotzen, und fand, daß viele von ihnen durchaus nicht harmlos waren, sondern bei der Zersetzung der Kuhmilch Stoffe erzeugten, welche auf Versuchstiere giftig einwirkten und wohl geeignet waren, auch Säuglinge krank zu machen. Diese Stoffe bildeten sich namentlich dann, wenn die sogenannte sterilisierte Milch, auch in wohlverschlossenen Gefäßen oder Flaschen, längere Zeit an einem warmen Orte aufbewahrt wurde. Auch aus ärztlichen Kreisen wurden Stimmen vernehmbar, daß die käufliche sterilisierte Milch unter Umständen im Hochsommer bei der Ernährung von Säuglingen sich nicht bewährt habe.

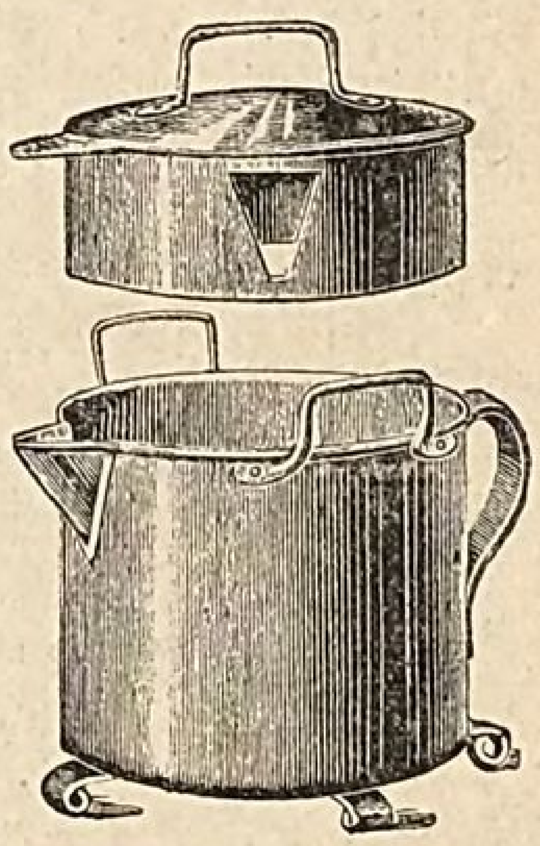
Da nun gegenwärtig die Milch vielfach in Fabriken, Molkereien und mit Hilfe verschiedener Apparate auch im Hause „sterilisiert" wird, ist eine nähere Besprechung der verschiedenen Verfahren von allgemeinstem Interesse.

Eine völlig keimfreie Milch ist, wie gesagt, im Handel äußerst selten und teuer. Sie wird ausschließlich für die Ausfuhr und die Versorgung der Seeschiffe hergestellt. Für unsere Angelegenheit, für das Haus ist sie ihres Preises wegen ohne Belang.

Was wir für gewöhnlich unter dem Namen „sterilisierte Milch", „keimfreie Dauermilch" 2c. kaufen, verdient diesen Namen im eigentlichen Sinne nicht. Flügge äußert sich darüber: „Ich selbst habe im Laufe der letzten drei Jahre von allen mir bekannt gewordenen Firmen, welche sterilisierte Milch in Flaschen oder Blechdosen herstellen, Proben kommen lassen, dieselben uneröffnet in den Brütofen gebracht und nach Ablauf von einigen Tagen oder Wochen bakteriologisch untersucht. Ich habe 30 bis 100 Procent aller dieser Proben mit Massen von Bakterien durchsetzt gefunden." Er hält darum diese partiell, d. h. nur unvollständig sterilisierte Flaschenmilch des Handels für ein völlig unsicheres und gefährliches Präparat, gefährlich namentlich dann, wenn die Flaschen längere Zeit hindurch an einem warmen Orte aufbewahrt wurden.

Aus diesen Gründen befürwortet Flügge die Sterilisierung der frisch bezogenen Milch im Haushalte selbst. Natürlich kann diese Sterilisierung nicht vollständig sein, durch eine Reihe von Vorsichtsmaßregeln läßt sich aber die Gefahr beseitigen, welche die übrig bleibenden Keime verursachen könnten.

Die Grundsätze, nach welchen man verfahren soll, sind folgende: es genügt, die Milch von dem Augenblick an, in dem sie ins Wallen gerät, zehn Minuten lang zu kochen. Die abgekochte Milch muß hierauf möglichst rasch abgekühlt werden, indem man sie samt dem Kochtopf in ein Gefäß mit kaltem Wasser setzt, an besonders heißen Tagen das Kühlwasser auch wohl noch einmal erneuert. Die abgekühlte Milch soll darauf in einem Raum aufbewahrt werden, dessen Temperatur weniger als + 18° C. beträgt; unter diesen Umständen bleibt die Milch 24 Stunden lang zur Ernährung der Säuglinge tauglich. Steht ein entsprechend kühler Raum nicht zur Verfügung, und dies ist in den Wohnungen der Städter und der weniger Bemittelten im Hochsommer gar oft der Fall, dann ist die Milch nur 12 Stunden lang brauchbar und soll nach dieser Zeit für Säuglinge nicht mehr verwendet oder vorher noch einmal abgekocht werden. Diese Grundsätze sind nach Flügge auch für die Benutzung des Soxhletschen Apparates maßgebend. Bei Spaziergängen darf die vorher gewärmte Milch höchstens 1 bis 2 Stunden durch Umhüllen mit wollenen Tüchern auf höherer Temperatur gehalten werden.


Apparat zum Sterilisieren der Milch: Der innere Topf.

Im übrigen weist Flügge darauf hin, daß bei sorgfältiger Behandlung durch einfache Milchkocher, wie sie im Handel vielfach vorkommen, die Milch ebenso gut „sterilisiert" werden kann wie im Soxhletschen Apparat. Durch eine möglichste Verbreitung dieser Milchkocher unter der armen Bevölkerung unter Beifügung leicht verständlicher „Vorschriften" könnte, wie Flügge meint, am wirksamsten der noch immer übergroßen Sterblichkeit der Kinder im Säuglingsalter entgegengearbeitet werden. Beispielshalber möchten wir einen dieser Milchkocher beschreiben, der von Dr. Baron eingeführt wurde und den unsere Vignetten zeigen.

Er besteht in einem verzinnten mit passendem Deckel versehenen Kochtopfe und in einem zweiten größeren Topf, in welchen der erste hineingestellt werden kann. Der Gebrauch gestaltet sich nach Angaben Dr. Barons wie folgt: Man füllt den sauber gereinigten 2 Liter fassenden kleineren Topf mit der für einen Tag reichenden, wenn nötig entsprechend verdünnten und versüßten Milchmenge und schließt ihn mit dem Deckel. Darauf setzt man den Milchtopf in den großen Topf und füllt zwischen beide Töpfe so viel Wasser, daß es knapp bis zur halben Höhe reicht, schließt den großen Topf ebenfalls und stellt das Ganze aufs Feuer. Von dem Augenblicke an, wo das Wasser siedet, läßt man es noch eine reichliche halbe Stunde kochen. (Nach Professor Flügge würden, wie gesagt, schon zehn Minuten genügen.) Will man eine Mahlzeit bereiten, so dreht man den Deckel des Milchtopfes, ohne ihn zu lüften, mittels des Griffes soweit nach rechts, bis die Nase des Deckels an dem Holmgriffe anstößt, es deckt sich dann der Ausschnitt in der Deckelzarge mit dem Ausguß und man kann bequem abgießen. Zum Schluß bringt man den Deckel wieder in seine frühere Lage zurück, der Topf ist wieder verschlossen und die Milch vor Verunreinigung durch Keime geschützt. Die Milch kann abgekühlt werden, indem man den Topf in ein Gefäß mit kaltem Wasser setzt.

Noch vor dem Erscheinen der lehrreichen Abhandlung des berühmten Breslauer Hygieinikers haben wir in dem Artikel „Die Kindermilch im Hause" (Nr. 25 dieses Jahrgangs) ähnliche Ratschläge unseren Leserinnen erteilt, dabei aber auf die Zuhilfenahme aller, selbst der einfachsten Milchkocher verzichtet. Wir glaubten, im allgemeinen Interesse unsre früheren Mitteilungen durch die Ausführungen von Professor Flügge ergänzen zu sollen, unter gleichzeitigem Hinweis auf den Baronschen Milchkochapparat, der für die Zubereitung einer gesunden Kindermilch immerhin von Wert und dabei einfach und billig ist.

*

„Up ewig ungedeelt!“

(Schluß.)

Novelle von Fanny Torrund.

Stumm stand Genthin seiner Frau gegenüber; nur Sekunden dauerte dieses Schweigen, und dennoch schien es beiden eine Ewigkeit. Dann seufzte er plötzlich auf, wie von schwerer Last befreit. Nein, diese reinen klaren Frauenaugen wußten nichts von Schuld noch Lüge. Was Hedwig auch gethan haben mochte — es war nichts, worüber sie hätte erröten müssen. Die anklagenden Worte, die ihm auf der Zunge schwebten, verstummten, ehe sie noch ausgesprochen wurden. So legte er den Arm um sie, führte sie langsam die Treppe hinauf und fragte in seinem alten ruhigen Ton: „Du hast Einquartierung, Kind?“

Dabei beobachtete er sie scharf. Sie hielt die Lider gesenkt — kein Erröten, nur ein Lächeln flog über ihre mädchenhaften Züge.

„Ja, Johannes. Drei Gemeine, einen Sergeant und einen Lieutenant,“ zählte sie an den Fingern her. „Und denke Dir, der Lieutenant . . .“

Er unterbrach sie: „Du gehst nicht der Rangordnung nach; der Lieutenant hätte der erste sein müssen,“ sagte er herbe. „Jedenfalls hat er Dir die Zeit angenehm vertrieben. An Langerweile und Traurigkeit scheinst Du nicht gelitten zu haben!“

Sie betrachtete ihn mit wachsender Unruhe, antwortete aber nichts, sondern half ihm im Flur, seinen schweren Reisepelz abzulegen. Wie sonderbar er doch war — was konnte er nur meinen? Plötzlich flammte es wie ein Blitz des Verständnisses in ihren braunen Augen auf, mit heißem Erröten legte sie die Arme um seinen Hals. „Haben die Leute sehr viel Böses über Deine arme Frau geredet, Hansemann?“ fragte sie leise und schaute ihn an, schelmisch und traurig zugleich.

Ihm ward ganz unbehaglich zu Sinn bei diesem kindlich treuherzigen Blick, und ausweichend sagte er: „O — allerlei!“

„Und Du glaubtest es, Johannes?“ Sie ließ die Arme sinken, ein schmerzlicher Zug zeichnete sich tief ein um Mund und Augen.

Er schüttelte den Kopf. „Was sangst Du vorhin, Hedwig — ‚Das Roß ist des Königs, der Reiter ist mein?‘ Hieß es nicht so?“

Nun lachte sie hell auf. „Also darum? Ja, so heißt es, und ich lernte das Lied von Marie; an sie dachte ich, als ich vorhin so vergnügt die Treppe hinunterlief.“

„Marie Kattein, der kleine Preußenhasser? Ich meine, die kennt nur ‚Schleswig-Holstein meerumschlungen‘?“ fragte er erstaunt.

„Ja, ja, Preußenhasser! Komm und sieh selbst!“ rief sie fast übermütig und zog den Widerstrebenden durch das leere Eßzimmer an die halbgeöffnete Wohnstubenthür.

Wie sie sich schon im voraus auf ihres Mannes Ueberraschung freute, wenn sie ihm sagen würde, wer der Lieutenant war! O, er sollte ihr Abbitte thun für diesen ganz unglaublichen Verdacht, den er gegen sie gehabt! Warum hatte er sie vorhin so unfreundlich unterbrochen, als sie ihm gerade erzählen wollte, was für einen lieben Jugendfreund und treuherzigen Vetter sie in dem fremden Offizier wiedergefunden!

Drinnen im Wohnzimmer war es schon dämmerig; die Glut im Ofen warf einen schwachen roten Feuerschein über die beiden jungen Menschenkinder, die dort traulich beisammen saßen. Das Katteeker kauerte auf einem niedrigen Schemel, hatte beide Hände um die Knie geschlungen und schaute träumend ins Feuer. Gerhard erzählte ihr von seiner Heimat. und seine tiefe ruhige Stimme war der einzige Laut in dem stillen Gemach.

Doch plötzlich schraken sie beide auf wie aus tiefem Traum.

„Donner!“ rief halblaut, in grenzenlosem Staunen, der Lauscher an der Thür. „Sieh, sieh, das Katteeker ist ja mächtig zahm geworden!“ Und noch etwas anderes fuhr ihm durch den Sinn — er beugte sich nieder und wollte seine Frau küssen; die aber wich ihm blitzschnell aus, stieß die Thür vollends auf und sagte mit feierlichem Ernst: „Darf ich vorstellen? Mein Mann — mein lieber Vetter Gerhard Wien, Oberförster und Lieutenant der Reserve . . .“

Mit größerer Herzlichkeit ward noch nie ein fremder Vetter begrüßt wie dieser, dem der Hausherr mit kräftigem Händedruck fast die Finger zerbrach.

Dann aber, unbekümmert um die beiden jungen Menschenkinder, zog Genthin seine Frau zu sich heran. „Mit Verlaub, Herr Vetter — meine Frau ist mir noch den Willkommgruß schuldig,“ sagte er und küßte die Errötende herzlich. „Hättest Du mir das nicht gleich sagen können, Du Schelm?“ flüsterte er ihr ins Ohr.

Sie schob ihn lachend von sich. „Du geruhtest ja, mich zu unterbrechen — bist selber schuld, Hansemann!“ Dann schlug sie plötzlich die Hände zusammen und rief entrüstet: „Aber Mann, Du bist ja der reine Rabenvater geworden! Jetzt hole ich gleich die Kinder!“ Damit eilte sie hinaus.

„Und etwas zu essen, Frau!“ rief der Hausherr mit Stentorstimme hinter ihr her.

Dann lief er im Zimmer auf und ab und rieb sich die erstarrten Hände, blieb vor Marie stehen und kniff sie in die Wangen mit einem vielsagenden „So, so!“ und drückte dem Vetter wieder und immer wieder die Hand.

Eine Centnerlast war ihm von der Seele genommen. Mochten die Leute reden, was sie wollten! Alle patriotischen Sünden waren der kleinen Frau vergeben. Der Friede war geschlossen — Holstein und Preußen hatten sich die Hände gereicht.

„Mächtig zahm geworden!“ hatte Onkel Genthin zu dem Katteeker gesagt — aber darin irrte er sich gewaltig. Es war immer noch nur ein Waffenstillstand, durchaus kein Friede zwischen den beiden feindlichen Mächten, so schnell ging es denn doch nicht. Ein wildes Eichkätzchen läßt sich nicht binnen so und so viel Tagen zähmen, und ein schleswig-holsteinisches Katteeker, das einem preußischen Jäger in die Hände fällt, erst recht nicht.

Das sollte auch Gerhard Wien erfahren, und daran war niemand anders schuld als Herr Genthin selber, denn als der nun anfing, von seinen Erlebnissen zu berichten, und mit wachsender Bitterkeit von dem unthätigen Zuschauen des Bundes sprach, von nutzlosen Mühen und zerstörtem Hoffen, da erwachte alsbald wieder der schlummernde Haß in Katteekers heißem Herzen. Und da ihr Groll weder den König von Preußen noch den Bundestag erreichen konnte, so richtete er sich naturgemäß gegen den einzigen Vertreter preußischer Nation, der ihr zur Hand war — denn der Sergeant und die drei Gemeinen zählten nicht mit! Verschwunden war ihr übermütiger Frohsinn und von Stund' an ward sie wieder, was sie zu Anfang gewesen, eine von Kopf bis zu Fuß gewappnete Jungfrau, die sich jeden Preußen auf zehn Schritt vom Leibe hielt. Da half kein Zureden von Onkel und Tante, kein bittender Blick aus Gerhards treuherzigen Augen, kalt und stumm ging sie ihrer Wege, und Gott mochte wissen, zu was für neuen Feindseligkeiten sie durch ihren alten Haß noch gebracht worden wäre, wenn nicht der König von Preußen ein Einsehen gehabt und sich glücklicherweise noch rechtzeitig ins Mittel gelegt hätte.

In der Stille ihres Kämmerleins hielt Marie eben Einkehr in sich selbst. Mit den bittersten Vorwürfen gegen ihr eigenes wankelmütiges Herz, das dem angestammten Herrscherhaus untreu geworden und nahezu ins feindliche Lager desertiert war, holte diese junge Patriotin ihr blau- und rotgestreiftes Kleid wieder aus dem Schrank hervor, wohin es verbannt gewesen war — dies Kleid, das Tante Hedwig gar zu gern verschenken wollte und das ihr selbst fast so ehrwürdig erschien wie die herrliche goldene Rüstung der Jungfrau von Orleans.

Gerade stand sie im Begriff, eine weiße Schürze umzubinden, um so wieder an ihrer eigenen kleinen Person die geliebten Landesfarben wie eine stumme Kriegserklärung auf das Schlachtfeld hinauszutragen — da erscholl draußen auf der Straße lautes Trommeln, ein gebieterisch kurzes Hornsignal — und sofort erhob sich in dem stillen Hause ein Rufen und Laufen, daß Katteeker bestürzt innehielt. Sie riß die Thür auf und rief nach dem Kindermädchen, nach Stine — aber niemand kam. So lief sie, mit ihrer Schürze in der Hand, hinaus und begegnete auf der Treppe der alten Köchin, die ganz verstört aussah und, ohne eine Frage abzuwarten, ihr entgegenrief: „'t geiht nu los, Frölen — se hebb Alarm blosen, se schüllt nu alle weg — un morn fröh* geiht de Krieg all los! Herrjeses, wenn se den Scherschanten man blot nich dotscheeten**!“

Die Hände zusammenschlagend, blieb die alte Person auf der

* früh. ** totschießen.



Sonntagstanz der Wäschermädchen in Wien.

Nach einer Originalzeichnung von J. M. Kupfer.

Treppe stehen und schluchzte laut. Katteeker stürzte an ihr vorbei, wie eine Friedensfahne wehte die weiße Schürze hinter ihr her — und um ein Haar wäre sie dem Lieutenant, der von unten heraufkam, geradeswegs in die Arme gerannt.

Als er sie sah, rief er ihr zu: „Nein, kein Waffenstillstand, kein Friede, Fräulein Kattein — thun Sie die weiße Fahne weg! Es giebt nun Krieg — endlich hat das Nichtsthun ein Ende!"

Sie starrte ihn mit großen erschrockenen Kinderaugen wortlos an, aber er nahm ihr die weiße Schürze aus der Hand, „die Friedensfahne", griff nach eben dieser kleinen Hand und fragte hastig und in tiefster Erregung: „Werden Sie an mich denken, Fräulein Marie, an den Preußen, der jetzt hinauszieht, um eine kleine Schleswig-Holsteinerin für ewige Zeiten von Dänemark loszureißen?"

Sie antwortete nicht, sondern nickte nur stumm; dann machte sie sich los und floh in ihr Zimmer zurück. Dort kauerte sie in einer Ecke nieder, schlug beide Hände vors Gesicht, und die Angst, der Schrecken, das heiß aufquellende Weh ihres jungen treulosen und doch treuen Herzens machten sich in bitterem Schluchzen Luft.

„Ich bin ein Preuße" spielte draußen die Musik, und fort zogen die braven Soldaten, ob zum Siege, ob zum Tode — sie wußten es nicht. Sie dachten auch nicht daran. Diese tapferen jungen Herzen schlugen höher bei den Klängen der Musik. Und heute waren die Thüren und Fenster nicht geschlossen — jung und alt stand auf den Straßen und starrte ihnen nach. Mancher Blick aus braunen und blauen Mädchenaugen folgte der stattlichen Schar, den „verhaßten" Preußen.

Im Giebel des Genthinschen Hauses klirrte leise ein Fenster, aber so leise es auch geschah, es gab doch ein Ohr, das diesen Ton auffing, ein Paar Augen, die hinausspähten, und andere Augen grüßten — dunkle, traurige, die aus einem seltsam blassen Gesichtchen herniederschauten, lange, lange noch, den Fortziehenden nach, die Landstraße entlang, soweit sie nur sehen konnten.

Heute blaute kein klarer nordischer Winterhimmel über den fern und ferner Ziehenden. Lautlos rieselte es herab aus dichtgeballten grauen Wolken, die vom Wind gepeitscht gen Norden stürmten. Leise verhallten die Klänge des Preußenliedes, ein Ton, ein letzter, wehte herüber, dann war alles still.

Schweigen und Schneegeriesel hüllte das Städtchen ein wie ein Mantel, den Mutterhand sorglich über das schlafende Kind breitet, daß sein Schlummer nicht gestört werde durch bittere Winterkälte und fernen Kriegslärm.

Der erste Februar war vorbei. Die verbündeten Preußen und Oesterreicher hatten die Eider überschritten, und die ersten deutschen Truppen waren in Schleswig eingerückt. Der Druck, der so lange lähmend auf diesem unglücklichen Lande gelegen hatte, war wie durch Zaubermacht gehoben, neue Hoffnung regte sich in den geduldigen, oft enttäuschten Herzen der Schleswiger.

Schlag auf Schlag ging es vorwärts ohne Rast und Ruh' — Schritt um Schritt drängte man den Feind in blutigem Ringen zurück.

Und allmählich, ganz allmählich schlug die Stimmung in den schleswig-holsteinischen Landen um. Die Sympathien, die man bisher nur den Sachsen und Hannoveranern entgegengebracht hatte, wandten sich nun endlich auch den Preußen zu. Reich und arm, vornehm und gering, Stadt und Land sandte Liebesgaben in das preußische Lager; Bürger und Bauern traten während des Marsches herzu und reichten den wackeren Soldaten die Hände. Alte Sünden, alte Vorurteile wurden vergessen. Ueberall regte sich in diesen zähen mißtrauischen Herzen das stammverwandte Deutschtum, der treue rechtliche Sinn.

Auch in dem kleinen P. schwand bei dem siegreichen Vordringen der Armee der Haß gegen die Preußen, und allmählich hob man auch den Bann auf, den man über Frau Hedwig Genthin verhängt hatte. Der alte Doktor kam und fragte: „Wissen Sie schon?" und erzählte von den herrlichen Siegen und schüttelte ihr die Hände und sagte: „Frau Hedwig, es kommt eine bessere Zeit, und wir — wir fangen an, sie zu begreifen!"

Aber noch ein anderes Ohr, ein anderes Herz hörte diese verheißungsvollen Worte, ein Herz, das angstvoll schlug, so oft von einem neuen Gefecht die Rede war, das die Preußen unter Prinz Friedrich Karl geliefert hatten. Marie Kattein stand oft und lauschte und glaubte in der Ferne Kanonendonner zu hören. Vor ihren Augen wehten preußische Fahnen, hin über die Ebene stürmten preußische Truppen den „tapferen Landsoldaten" entgegen — jedes Dorf eine Festung, jedes Haus eine neue Schanze. Und deutsche Begeisterung flammte im Herzen der jungen Schleswig-Holsteinerin auf.

Dann, als es schon Frühling geworden war, am 18. April 1864, kam der glorreiche, der herrliche Tag von Düppel, jener Tag, wo banges Hoffen zu tröstlicher Gewißheit wurde, wo bei den Klängen des Hohenfriedberger Marsches schleswig-holsteinische Freiheit durch Ströme preußischen Blutes erkauft ward. Da war für ewige Zeiten das eine Wort zur Wahrheit geworden: „Los von Dänemark!"

Der Waffenstillstand folgte, und einige Kompagnien, die bei dem Düppeler Sturm am schwersten gelitten hatten, kehrten vom Kriegsschauplatz zurück, um in Holstein verpflegt zu werden.

Aber wie anders als vor einem Vierteljahre wurden diesmal die Preußen empfangen! Ihr Marsch durch das befreite Land war ein Triumphzug. Aller Hände streckten sich ihnen hilfsbereit entgegen, die Häuser und die Herzen waren ihnen aufgethan, man wetteiferte in dankerfüllter herzlicher Begrüßung der ruhmgekrönten Sieger von Düppel, als sie nun wiederkehrten zu kurzer Rast — verwundet und pflegebedürftig, mit zerschossenen Gliedern, aber mit ungebeugtem Mut.

Auch der Reservelieutenant Gerhard Wien, den ein Streifschuß in den rechten Arm getroffen hatte, war bei den Zurückkehrenden. Seine Verwandten hatten ihn gebeten, sich in ihrem Hause von den Strapazen des Krieges zu erholen.

Herr und Frau Genthin standen mit den Kindern unter der Thür, als der Wagen vorfuhr. Gerhard sprang herab, den Arm noch in der Binde; er drückte dem Ehepaar in herzlicher Wiedersehensfreude die Hände, küßte die kleinen Mädchen, die ihm in verlegener Scheu ihre Maiglöckchensträuße hinhielten, und — sah sich suchend um.

Genthin fing den Blick auf und sagte kaltblütig: „Sie suchen meine Nichte? Die ist nicht hier."

„Aber Mann!" flüsterte Frau Hedwig vorwurfsvoll, als sie sah, wie des Vetters freudestrahlendes Gesicht plötzlich so kalt und ruhig wurde. Doch Genthin hatte diese sichtliche Enttäuschung mit wahrer Genugthuung bemerkt. „Geschieht Ihnen ganz recht, guter Freund! Das ist nur die gerechte Strafe für die Heidenangst, die ich Ihretwegen einmal ausgestanden, mein Herr Vetter," sprach er bei sich selber und rieb sich stillvergnügt die Hände.

Dann führten sie den lieben Gast feierlich durch die bekränzte Thür ins Haus hinein. Auf der Treppe — Onkel Johannes schmunzelte, und Vetter Gerhard traute seinen Augen nicht — kam ihnen das Katteeker entgegen, das sich nur durch Zufall ein wenig verspätet hatte. Lächelnd und erglühend wie ein Mairöslein stand Marie in ihrem weißen Kleide dort auf der Treppe, und Gerhard Wien starrte sie an wie verzaubert.

War dies das wilde Katteeker mit den haßfunkelnden schwarzen Augen? Was hatte dieses eine Vierteljahr aus ihr gemacht!

O nein, Herr Gerhard Wien! Nicht dieses eine Vierteljahr und nicht Tante Hedwigs sanfte Hand hatten das wilde übermütige Katteeker gezähmt — der Krieg, der männermordende, war's, der mit rauher Hand sein Erziehungswerk an diesem jungen Geschöpf gethan; die heimliche Angst um ein geliebtes Leben war's, die das unbesonnene Kind zu einem anderen Wesen umschuf, zu einem Bilde hold aufblühender Weiblichkeit. Gerhard konnte sich gar nicht satt sehen an dem süßen Gesichtchen und den großen dunklen Augen, in denen die Liebe ihr altes und ewig neues Wunderwerk begonnen hatte.

Wie der verkörperte Genius der meerumschlungenen Schwesterlande, der die Hände ausbreiten möchte, seinem Erlöser aus Schmach und Knechtschaft zu danken — so stand die junge Schleswig-Holsteinerin vor dem verwundeten preußischen Offizier, und bis zu seiner Todesstunde wird er dieses Augenblicks gedenken! — —

In solcher aufgeregten sturmbewegten Zeit bedarf es keiner langen Präliminarien. Die Hände finden sich gar rasch, wenn die Herzen tage-, wochen- und monatelang in Sehnsucht oder in banger Furcht um einander geschlagen haben.

Gerhard Wien hatte auch nicht Zeit zu langem Liebeswerben; die leichte Schußwunde begann zu heilen, bald mußte er wieder gen Norden ziehen. Also warum zögern, wo es galt, sich das

Glück seines Lebens zu erringen? Hatten die Tage von Missunde und Düppel ihn nicht gelehrt, wie ein Held vorwärts zu gehen?

Aber wenn nun der Krieg aufs neue begann, wenn er nicht wiederkehrte? Daran dachte er nicht, das überlegte er gar nicht. Er wollte die Gewißheit seines Glücks mitnehmen, wenn er zum zweitenmal hinauszog in den Kampf — und dies junge Glück sollte ihn schützen, sollte ihm Trost und Talisman sein.

An einem warmen köstlichen Juniabend wanderten die beiden jungen Menschenkinder langsam in sinnendem Schweigen durch die ferner liegenden Gartenwege. Rings um sie her duftete und blühte es; die Schwarzdrossel sang im Gebüsch ihr süßes lockendes Liebeslied, und mit tausend Zungen redete die Natur ihre geheimnisvolle Sprache zu den lauschenden Herzen. Vor einem Rosenbäumchen, das seine frühzeitige schwere Blütenpracht fast bis zur Erde beugte, blieb Gerhard stehen und bat, was vor ihm schon Tausende baten und was nach ihm noch Tausende erbitten werden: „Schenken Sie mir eine Rose!“

Marie wandte den Kopf, ihr Erröten zu verbergen, und suchte mit großem Eifer nach einer Blüte, die nicht zu viel und nicht zu wenig sagte. Endlich war diese Auserwählte ihres Geschlechtes gefunden — keine vollerblühte dunkelrote, glühend wie die Liebe; keine farblose weiße, die von Entsagen und Sterben spricht; nein, eine jener zartgefärbten, mit weißen Blättern und rötlichem Kelch, die das Volk so sinnig „Mädchenerröten“ nennt.

Gerhard drückte die Rose an die Lippen, aber sie sah es nicht, ihre kleinen Hände pflückten angelegentlich ein paar welke Blüten von dem übervollen Strauch.

Gerhard zog sein Taschenbuch hervor, die duftende Gabe hineinzulegen; da lag schon etwas zwischen den weißen Blättern, ein unansehnliches farbloses Sträußchen — die dürren Epheublätter raschelten in seiner Hand. Er nahm das Sträußchen, das mit einem arg zerdrückten blau-rot-weißen Seidenbande zusammengebunden war, und hielt es schweigend seiner Begleiterin vor Augen.

Verständnislos blickte Marie darauf nieder. Was sollte das ihr, was wollte er damit?

„Kennen Sie es nicht?“ fragte er mit verhaltener Erregung.

Sie schüttelte den Kopf. Wie lange, lange war es auch her, seit das Katteeker in Stines schweren Pantoffeln durch den beschneiten Garten gewandert, um Epheu und Buchs für die „Preußen“ zu schneiden, der Tante Hedwig zulieb — was war seitdem nicht alles geschehen!

„Kennen Sie auch die Schleife nicht, Fräulein Marie?“ fragte er dringender und zog das schmale Band sorgsam glättend durch die Finger.

Da kam ihr plötzlich die Erinnerung und verwirrt stammelte sie: „Das waren Sie . . .?“

Er nickte. „Ja, ich war der Glückliche, der dies Sträußchen auffing, den Willkommgruß der Schleswig-Holsteinerin für den preußischen Eroberer.“

Sie schüttelte ernsthaft den Kopf. „Die Kinder haben's hinuntergeworfen, nicht ich . . .“

Ihr heißes Gesichtchen verriet ihm jedoch mehr, als sie eingestehen wollte.

„Sie haben's aber gebunden, nicht wahr?“ forschte er siegessicher.

Ein stummes Nicken, und dabei fielen dem Katteeker die Worte ein, die sie damals zu Tante Hedwig gesagt hatte: „Für einen Wink des Schicksals werde ich 'es halten, wenn ich dieses Epheusträußchen jemals wiedersehe!“

Und tiefere Glut überzog ihre Wangen, wie sie in stummer Befangenheit, mit gesenkten Blicken, vor ihm stand, unfähig, auch nur ein Wort zu sagen.

„Ich trug es bei mir, immer, immer!“ sprach er in steigender Erregung. „Es war wie ein Talisman, der mich schützte. Ich nehme es auch jetzt mit, wenn wir abermals hinaus müssen. Und wenn ich wiederkehre, Marie, wenn der Krieg vorbei und Schleswig-Holstein frei geworden ist — darf ich dann kommen und die Schleswig-Holsteinerin mit mir nehmen in mein Preußenland?“

Er hatte ihre Hände ergriffen und schaute ihr bittend in das schöne junge Gesicht.

Keine Antwort; aber nach einer Sekunde des Schweigens hob sie die Augen, die von Thränen verdunkelt waren und ihm doch fast noch glänzender schienen als früher, und sah ihn schweigend an — es bedurfte keiner Worte, wo das Herz so laut und verständlich redete. Und Gerhard beugte sich herab und küßte die süßen Lippen seiner jungen Braut.

Holstein und Preußen hatten sich zum zweitenmal die Hände gereicht!

* * *

Und wieder Krieg und wieder Waffenstillstand, der endlich den Frieden bringen sollte.

Nicht alle kamen wieder, die einst so hoffnungsfroh fortzogen. Wie vordem die Väter für die Freiheit starben, so folgten ihnen auch die Söhne nach — treu bis zum Tode. Aber Gerhards junges Glück, das er mit hinausgenommen, hatte ihn behütet, daß er zum drittenmal jetzt wiederkehren durfte zu dem epheuumrankten Haus in der guten altmodischen kleinen Stadt.

Anfang August war's, als sie ihn erwarteten. In Christinens blitzblanker Küche saß die junge Braut und fügte mit zitternden Händen Zweig an Zweig, Blume an Blume für den Kranz, der ihren Liebsten grüßen sollte, wenn er heimkehrte; und immer ungeschickter wurden die kleinen Hände, immer ruheloser das heiße junge Herz. Kopfschüttelnd betrachtete Stine den Kranz, der gar nicht fertig werden wollte und schon zweimal mitten durchgerissen war. „Wenn't man nix Slimmes to bedüden hett,“ murmelte sie vor sich hin, und endlich ließ sie ihren halbfertig gespickten Kalbsbraten im Stich und ging und nahm ihre Zuflucht zu ihrer Hilfe in allen Bedrängnissen.

„Jette, Se sünd je so geschickt, wüllt Se nich'n beten nach mien Kaek kamen un dat oll lütt Katteeker helpen? Dat quält und quält sik un kümt nich ut de Stell mit dat oll Kränsewinden!“

Und das gute alte Hausgeistchen legte sogleich Nadel und Schere hin, folgte Stine hilfsbereit in die Küche, und ihre flinken geschickten Hände nahmen dem Katteeker die mühsame Arbeit ab. Wie erlöst lief Marie davon, die Treppe hinauf zu ihrem Giebelstübchen, um auszuschauen, ob sie denn noch nicht kamen, und wieder hinab in die Küche, um zu fragen, ob der Kranz nicht bald fertig wäre. Und als sie auf diesen ruhelosen Streifzügen wieder einmal die Treppe hinuntereilte, hörte sie nicht enden wollendes Gelächter, blieb an der Küchenthür stehen und mußte trotz ihrer Aufregung doch selber mitlachen über die beiden närrischen Alten.

„Reihersch“ hatte den ellenlangen Kranz um die dicke Stine herumgewickelt, daß sie die Arme nicht rühren konnte und nun hilflos und kläglich dastand. Und „Reihersch“ stellte sich vor sie hin, knixte einmal übers andere und versuchte mit ihrer feinen hohen Stimme Stines derben Baß nachzuahmen. „Jette, weeten's wat de Lüd segg'n? De Lüd segg'n: Herr Wien un Fru Genthin . . . Nanu, lütt Stine, wer hett nu rech?“

„Was ist denn hier los?“ fragte das Katteeker neugierig, und nun kam die ganze schöne Reimerei, die plattdeutsche und die hochdeutsche, ans Tageslicht.

Marie lachte, daß ihr die Thränen übers Gesicht liefen, nahm die alte Stine mitsamt ihrem Kranz und drehte sie wie toll im Kreise herum. „Ne, Stine, mien lütt Stine,“ rief sie atemlos, „Du heſt je doch rech, un en plattdütschen Vers is dat doch, man de heet: Herr Wien — dat's mien!“

„Se kamt, se kamt!“ schrie der Kutscher, den man zum Ausguck auf die Landstraße geschickt hatte. Und kaum war der Kranz über der Hausthür befestigt, kaum waren Herr und Frau Genthin herbeigerufen und hatten den Kindern ein Blumensträußchen in die Hand gedrückt — da kamen sie wirklich.

„Herrejeses, de Scherschant is ok wedder dor!“ war das einzige, was Marie in dem ganzen Trubel noch hörte. Dann sprang jemand vom Wagen — im nächsten Augenblick lag sie in den Armen ihres Liebsten.

„Mein Eichkatzel!“ rief er jubelnd, „mien lütt söt Katteeker!“ Er sagte es ganz falsch — aber das machte nichts, es klang doch süßer wie die schönste Musik in den Ohren der glücklichen jungen Braut.

Dann hielt er sie bei der Hand und schaute ihr tief und selig in die Augen. „Und nun, mein Lieb, gilt auch für uns beide der Wahlspruch Deines Vaterlandes, das uralte Wort — unser Losungswort fürs ganze Leben:

‚Up ewig ungedeelt!‘“

Blätter und Blüten

Die deutsche Schule in Konstantinopel. Vor einigen Jahren* hat die „Gartenlaube“ ihren Lesern von der „deutschen und schweizer höheren Bürgerschule“ in Pera berichtet, die, dank dem einmütigen Zusammenwirken der deutschen und der schweizer Kolonie aus bescheidenen Anfängen allmählich zu einer kräftigen Blüte sich entwickelte und ein solches Ansehen sich errang, daß nicht bloß Deutsche und Schweizer, sondern Angehörige fast aller europäischen Nationen ihre Kinder dorthin zum Unterricht schickten. Nicht ohne schwere Opfer war dieses Ziel zu erreichen; aber sie wurden gebracht zur Ehre des deutschen Namens im fremden Lande.

Jetzt hat ein bitteres Schicksal die Schule heimgesucht. Die Erdbeben, die gegen die Mitte des Monats Juli den Boden Konstantinopels erschütterten, haben auch das Haus jener Schule so schwer beschädigt, daß bei seinem gegenwärtigen Zustande die Kinder nicht mehr ohne Gefahr hineingeschickt werden können. Es ist ein vollständiger Neubau mit einem auf etwa 100000 Mark geschätzten Aufwand erforderlich, und dazu hat die zum großen Teil aus keineswegs vermöglichen Leuten bestehende Schulgemeinde die Mittel nicht. Soll nun der ganze Bestand der Schule gefährdet bleiben? Sollen alle Anstrengungen, die frühere Generationen gemacht haben, vergeblich, soll eine blühende Pflegestätte deutscher Bildung im Auslande dem Untergange geweiht sein? Wir wissen, daß wir diese Frage nur zu stellen brauchen, um bei unsern Lesern die einzig mögliche, die einzig des deutschen Volkes würdige Antwort darauf zu erhalten: Hilfe, thatkräftige und rasche Hilfe zur Wiedererrichtung des zerstörten Heims! Jeder, dem die Erhaltung deutschen Geistes und deutscher Sitte unter unsern Landsleuten draußen in der Fremde am Herzen liegt, der säume nicht, sein Scherflein beizutragen für den Wiederaufbau der deutschen und schweizer Bürgerschule in Konstantinopel! Beiträge nehmen entgegen in Konstantinopel der Geh. Legationsrat Gillet, kaiserlich deutscher Generalkonsul; in Berlin die Deutsche Bank und in Zürich die Schweizerische Kreditanstalt.

Ameise und Grille. (Zu dem Bilde S. 585.) Wie die Ameise als Verkörperung des Fleißes gilt seit uralten Zeiten, so geläufig ist unseren Vorstellungen die unermüdliche Musikantin Grille, und wer die beiden Mädchen auf unserem Bild betrachtet, der wird sofort verstehen, wie der Künstler zu seiner Bezeichnung kam. Hier die fleißige Stickerin, dort die Lautenspielerin, die nur im Augenblick ihr Spiel unterbrochen hat, um einen halb bewundernden, halb verständnislosen Blick auf das emsige Thun der Genossin zu werfen. Es sind die Pole Prosa und Poesie, Brot und Kunst, die auf unserem Bilde sich berühren und die glücklicherweise auch im Leben nicht immer feindlich sich abstoßen.

Sonntagstanz der Wiener Wäschermädel. (Zu dem Bilde S. 593.) Was ein Wiener „Wäschermädel“ ist, das läßt sich dem Nichtwiener ebensowenig deutlich machen wie die gesellschaftliche Stellung des „Fiakers“ in der österreichischen Hauptstadt. Es wäre nichts einfacher als zu sagen: das „Wäschermädel“ reinigt eben Leib-, Bett- und Tischwäsche, aber mit solch einer Erklärung wäre noch nicht die Hälfte gesagt. Die Wäschermädel sind wie die „Fiaker“ letzte Ueberbleibsel überlieferten Altwienertums, sie sind Specialitäten — und „Specialität“ sein, gilt dem Wiener als das Höchste. Der „Fiaker“ will heute noch wie ehedem nicht nach der Taxe fahren, das Wäschermädel hat aus der Vergangenheit in die Gegenwart das Bewußtsein mit herübergenommen, den Typus der „feschen“ Wienerin rein und unverfälscht zu verkörpern. „Fiaker“ und „Wäschermädel“ haben noch je ihren Ball für sich, nicht mehr so rein und ohne fremde Beimengung wie vor Jahren, aber immerhin noch Tanzfeste von unverkennbarer Eigenart. Das Merkwürdigste an ihnen ist das gewohnte Erscheinen der „Gawliere“, der „Kavaliere“ — ein Sammelname, unter welchem man all das Männliche versteht, das adlig oder Sportsmann ist oder doch so thut, als ob es das wäre, das den „Fiaker“ per „Du“ anspricht, ihm weit mehr bezahlt, als er verlangt, und sich zu ihm in ein vertrautes Verhältnis setzt. Der Fiakerball und der Wäschermädelball danken ihre finanziellen Erträgnisse eben den „Gawlieren“, die für ihre Eintrittskarten großmütig die „Zehner“ — wie die Zehnguldennoten heißen — „springen“ lassen und nebstdem ihre Schützlinge mit Champagner traktieren. Die Berührung der Aristokratie mit dem Volke — sie wird da schier parodistisch dargestellt.

Aber wir wollen kein satirisches Kapitel schreiben, sondern nur einen Blick werfen auf die „Wäschermädel“ und auf ihre sonntäglichen Unterhaltungen. Mit den Wäschern und anderen guten Freunden tanzen sie da flott drauf los, und daß nur ein „Werkel“ — Leierkasten — ihnen dazu aufspielt, thut ihrer Fröhlichkeit keinen Eintrag. Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen! Die Arbeit ruht, nach einer Woche voll Plage thut die Rast, verbunden mit einem bißchen Vergnügen, dem Menschen wohl. In dem geräumigen Hofe, dessen Bestimmung durch die an Schnüren zum Trocknen ausgehängte Wäsche gekennzeichnet ist, haben die Paare auf unserem Bilde einander rasch gefunden — wenn es nicht anders geht, Mädchen und Mädchen oder auch zwei lustige Kinder, jüngstes Wiener Blut von der echten Rasse. Die Scene spielt im neunten Bezirke, in einem weitläufigen alten Hause, genannt die „Ritterburg“. J. M. Kupfer, der Wienerische Maler, kennt sich da gut aus, er hat das Leben und Treiben dort in seinen verschiedensten Aeußerungen belauscht, und auch die „Wäschermädel“ sieht er so, wie sie wirklich sind. Als maßgebender Zeuge muß er bestätigen, daß man unter ihnen geradezu tadellose Schönheiten findet. Und nicht nur die Gesichtszüge sind schön, auch die Haltung ist anmutig, der Gang elastisch, und selbst wenn die Wäscherin auf dem Rücken den Tragkorb — die „Butten“ — hat, über welche links und rechts die gesteiften, schloßweißen Frauenunterröcke hinauswallen, geht sie flink dahin wie ein Reh. In der „Ritterburg“ — die Selbstverspottung der Bewohner hat ihr wohl diesen Spitznamen angeheftet — sind ganze Geschlechter von Wäscherinnen gekommen und gegangen. Wo jetzt die jungen Mädchen tanzen, dort haben Großmutter und Großvater einander kennengelernt, und die Enkel der heutigen würden dort noch hausen, wenn nicht die Neugestaltung von Wien die „Ritterburg“ mit dem Abbruch bedrohte! G.

Japanische Garde-Infanterie. (Zu dem Bilde S. 581.) Vor nunmehr 26 Jahren, im Jahre 1868, begann der große Umschwung in Japan, der das Land aus seinem chinesisch beschränkten Mittelalter in seine europäisch beeinflußte Neuzeit hineinführte. 1872 erschien auch das erste der Gesetze, welches die allgemeine Wehrpflicht einführte und damit der alten Kriegerkaste endgültig das Lebenslicht ausblies. Gleichzeitig ward die Neuuniformierung und -bewaffnung der Armee nach europäischen Vorbildern, deutschen, französischen, österreichischen, italienischen ꝛc., in Angriff genommen. Wie es darum in Japan heute so gut Einjährig-Freiwillige und Reserveoffiziere giebt wie in Deutschland, so macht auch die Uniform einen durchaus europäischen, aus verschiedenen bekannten Elementen zusammengesetzten Eindruck. Die Garde-Infanterie trägt zur Parade einen schwarzblauen Waffenrock nach deutschem Schnitt, mit Kragen, Aermelaufschlägen, Vorstößen und kleinen Achselwülsten in Rot. Auf der Brust befinden sich sechs Reihen roter, weiß vorgestoßener Bandlitzen, sogenannte „Brandebourgs“. Im Felde dagegen wird ein etwas kürzerer Rock ohne jene Bandverschnürung angezogen. Die schwarzblauen Beinkleider werden in weiße Gamaschen eingeknöpft, wozu die Garde Schnürstiefel, die übrigen Truppen Sandalen mit Wadenstrümpfen tragen. Die Paradekopfbedeckung besteht aus einem Filzkäppi österreichischer Form mit Haarbusch, an dessen Stelle im Felde eine mit Sturmriemen versehene Schirmmütze tritt.

Diese Mütze ist bei der Garde weiß mit rotem Besatz, sonst blau mit rot. Der grauschwarze Mantel wird um den Tornister gelegt und ist mit einer großen Kapuze versehen. Jeder Mann trägt ein Stück eines Schutzzeltes, am Leibriemen zwei Patrontaschen zur Aufnahme von 100 Patronen, am Tornister das Schanzzeug. Als Schußwaffe diente bis vor kurzem ein Hinterladegewehr mit Haubajonett, doch ist bereits die Umbewaffnung mit Vitalli-Repetiergewehren im Werke, wie sie die Garde bereits teilweise führt. Die Gradabzeichen der Unteroffiziere bestehen in rotwollenen und goldenen Tressenwinkeln auf den Aermeln, wie im französischen Heere.

Der Paraderock der Offiziere hat keine Bandlitzen wie der der Mannschaft, dagegen zwei Reihen Knöpfe. Die Gradabzeichen sind in Form von ungarischen Knoten auf beiden Aermeln sowie in Form von Goldschnüren am Käppi angebracht. Als Interimsrock dient ein schwarzer Rock mit ebensolcher Verschnürung. Die Offiziere des Generalstabs unterscheiden sich von den übrigen durch hellblaue Uniform, rote Binde um den rechten Oberarm und goldene Fangschnüre auf der rechten Brust. Sie tragen Kartentaschen mit großen Sternen.

Das sind einige Aeußerlichkeiten von der japanischen Armee. Daß sie nicht zu unterschätzende innere Vorzüge besitzt, Mut, Entschlossenheit, Ausdauer, das hat sie bereits im seitherigen Verlaufe des chinesisch-japanischen Krieges bewiesen.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

R. B. in Petersburg. Sie werden den Anfang des angekündigten neuen Romans von W. Heimburg, „Um fremde Schuld“, schon in der nächsten Nummer finden.

A. S. in Schlesien. Unser Siebenbürger Leser M. A. S. bittet uns, Ihnen für die freundliche Uebersendung von Text und Melodie des Invalidenliedes (siehe Nr. 20 d. Jahrgangs) verbindlichen Dank auszusprechen. Es ist nun wenigstens der Text bis auf eine kleine Lücke bekannt; die Autorschaft des Obersten v. Cronegk ist vorläufig nicht nachgewiesen, wie auch über die Person dieses Mannes Sicheres nicht in Erfahrung gebracht wurde.

Friedrich Kämpfer in Barmen. Mit Freuden haben wir aus den uns von Herrn Pfarrer Haetinger übersandten Drucksachen ersehen, welche schönen Erfolge das Asyl „Pella“ für Waisen und Heimatlose am Taquary (Brasilien, Rio Grande do Sul) zu verzeichnen hat. Freilich geht aus diesen Mitteilungen auch hervor, wie viel in dem von inneren Wirren so tief geschädigten Lande Brasilien noch zu thun bleibt, um arme deutsche Waisen und andere hilflose Landsleute vor dem gänzlichen Verkommen im Elend zu schützen. Wir machen daher unsere Leser im deutschen Vaterlande gern darauf aufmerksam, daß Beiträge zu gunsten des deutschen Asyls für Waisen und Heimatlose in Brasilien von Ihnen entgegen genommen werden. Mögen sie reichlich fließen!

* Jahrgang 1889, Nr. 7.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



AM PARKGITTER

Nach dem Gemälde von W. Amberg.

Nr. 36. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Um fremde Schuld.

Roman von W. Heimburg.

„Jeder Mensch hat seinen Schutzengel,“ pflegte mein Vater zu sagen. Nun stellt man sich Engel gewöhnlich als ideale Wesen vor mit blonden langen Locken, lichten Gewändern und schönen weißen Flügeln, die unsichtbar neben den ihrem Schutze anvertrauten Menschen dahinschweben und sie gelegentlich verhindern, in irgend einen Abgrund zu stürzen. Aber das glaubt man nur in der ersten Jugend; später sieht man sie ja, die Schutzengel, in ihrer wirklichen Gestalt, die mitunter gar nichts Ueberirdisches an sich hat.

Als die Frau Stadträtin Wollmeyer gestorben war und ich mit Mama an ihrem Sarge stand, den man drunten im Hausflur mit allem möglichen düsteren Pomp umgeben hatte, da ahnte ich freilich nicht, daß auch sie auf Erden ein Engel, ein Schutzengel gewesen war. Mir wäre der Gedanke damals sicher drollig vorgekommen trotz allen Ernstes der Situation. Erst später lernte ich erkennen, wie treu sie gewaltet, und sah ein, daß engelhaftes Aeußere recht nebensächlich ist für dieses Metier.

Gute Seele Du, Hannchen Wollmeyer, geborene Himmel! Nun lag sie da draußen auf dem Trinitatis-Kirchhof. Ob der Witwer, der sich an ihrem Sarge beständig vor heftiger Rührung so laut die Nase schneuzte, daß es mir vorkam, als beabsichtige er die Tote im Sarge durch solche Trompetenstöße wieder aufzuwecken, ob der Herr Stadtrat Wollmeyer eine Ahnung hatte, was er an ihr verlor, das bleibe dahingestellt. Der Base, der Base Himmel, einer Kousine der Verstorbenen, die seit langen Jahren ein bescheidenes sauer verdientes Gnadenbrot im Wollmeyerschen Hause aß, der war es klar, denn sie wischte sich die Thränen mit dem Schürzenzipfel aus den Augen und sagte: „Was soll nun aus ihm werden, sie war sein guter Geist, die Hanne!“

Es ist keine schönere Leichenrede, kein höheres Lob an ihrem Sarge geredet worden, als diese paar Worte enthalten.

Seitdem war gerade ein Jahr verflossen. Ich saß mit meiner Mutter am Fenster der Wohnstube in der Dämmerung des Herbstabends. Sie hatte die feinen fleißigen Hände ausruhend gefaltet und sah in den Schloßhof hinab; wir sprachen nichts. Ich versuchte mir die Verstorbene wieder vorzustellen, wie sie bei Lebzeiten gewesen. Frau Hannchen Wollmeyer hatte äußerlich wenig Aehnlichkeit mit der Base gehabt; letztere war eine hagere Person mit ernsten fast strengen Zügen, für gewöhnlich wortkarg und verschlossen; Hannchen war rund und allzu dick gewesen, immer zu Thränen und Reden bereit, immer in nervöser Angst vor ihrem Eheherrn. Aber die Eigentümlichkeit naiver unverdorbener Frauengemüter, das Mitgefühl mit fremdem Leid und fremder Freude, das Bestreben, das, was ihre Pflicht gebot, bis zum Aeußersten zu erfüllen, hatten beide gemeinsam, und das letztere ward ihnen nicht immer leicht gemacht! Und noch in etwas glichen sie sich: sie liebten mich beide rührend. „Das Hannchen hat Sie sehr lieb gehabt,“ pflegte die Base des öftern zu sagen.

Ach ja, das wußt' ich wohl! Unzählige jener kleinen und doch so großen Freuden meiner Kinder- und Backfischzeit verdanke ich ihrer Güte. Sie hatte ein Kind, ein Mädchen, gehabt und es begraben müssen und liebte nun Sternbergs kleine Anneliese mit wehmütiger Zärtlichkeit. Unter Thränen holte sie mir an Winternachmittagen die Puppen und den kleinen



Photogravüre im Verlag von V. A. Heck in Wien.

Slowakische Spielwarenhändlerin.
Nach einer Originalaufnahme von Ch. Scolik.

Kochherd des verstorbenen Lieblings herbei und ließ mich damit spielen; an dem kleinen Rocken der Verstorbenen lernte ich spinnen, noch heute eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. Dabei lehrte sie mich die alten traurigen Volkslieder singen, die auf dem Thüringer Walde von Mund zu Mund gehen. Je mehr ich heranwuchs, um so mehr wandte sich Frau Hannchens Herz mir zu. „Ich glaub', so groß wäre meine Kleine jetzt auch, Base," pflegte sie dann zu sagen.

Gutes Hannchen Wollmeyer! Sie war so gern gestorben. Das behauptete die Base, und das hatte sie selbst ein paar Tage vor ihrem Tode zu meiner Mutter gesagt, als sie zum letzten Mal in der warmen Erdensonne saß und in das Grün des alten prächtigen Gartens schaute.

„Ich gehe gern, gnädige Frau, ich hab's so satt mit das Leben. Immer egal im Fahrstuhl sitzen, nichts mehr thun können, das ist schlimm, und ich bin ja auch abkömmlich, und wenn ich erst ein Jahr tot bin, dann kann er sich eine andere Frau heiraten, eine gebildete Frau, die besser für ihn paßt, wegen der er sich nicht zu schämen braucht. Und wenn es wahr ist, daß ich meine Kleine wiedersehe da droben, wie der Herr Superintendente sagt, dann will ich auch weiter nichts."

„Aber Frau Wollmeyer," hatte meine Mutter erwidert, „wie können Sie so sprechen! Sehr, sehr wird Ihr Mann Sie vermissen, und die Base und andere Leute auch — nicht wahr, Anneliese?"

„Nee! Nee! Er vermißt mich nicht, Frau von Sternberg, Gott bewahre! Ja damals, da oben in Langenwalde, wie wir uns geheiratet hatten und zusammen in der alten schönen Mühle saßen und arbeiteten miteinander um unser täglich Auskommen und für die Zukunft unserer Kleinen — ja, da hätt' er mich nicht gern hergegeben, ja, das glaub' ich wohl. Aber jetzt ist er reich geworden und vornehm und hat so feinen Umgang mit alle die Ersten hier — — nee, nu nich mehr!"

Und Hannchen war in dem Glauben gestorben, daß sie ihn von einer großen Last befreie; sie mußte es ja genau wissen, wie er über sie dachte. „Laß Dich's gut gehen, Wollmeyer," hatte sie gesprochen, „ich trage Dich nichts nach!" Und noch etwas hatte sie hinzugefügt mit fast versagender Stimme und einem so ernsten großen Blick, wie ihn Augen haben können, bevor sie sich für immer schließen, etwas, das ich erst viel später erfuhr — durch die Base, die es gehört, obgleich es nur für die Ohren des Mannes bestimmt gewesen, der sich tief zu der Sterbenden hinuntergebeugt hatte. „Vergiß nicht, was Du mir versprachst! Vergiß nicht, Wollmeyer, den Robert — seinen Vater; wenn ich Ruhe haben soll im Grabe, so mach's gut — bald, Wollmeyer — hörst Du, bald!"

Er mußte es ihr zugesagt haben, denn sie hatte ihm die Hand gedrückt und war friedlich eingeschlafen mit einem nochmaligen „Laß Dich's gut gehen!"

Und nun war's just ein Jahr, daß sie Hannchen begraben hatten, und alles ging scheinbar so weiter im Hause — bis auf den heutigen Tag. Der aber fing schon ganz anders an. Erstens begegnete mir die Base, als ich mit meiner Büchermappe in die Litteraturstunde zu Doktor Steinbergs Kursus ging, auf der Treppe und trug anstatt der schwarzen Haube von Krepp eine weiße wie vor Hannchens Tod und auch eine weiße Schürze wie damals. Sie fing meinen verwunderten Blick auf und sagte: „Da innewendig ist die richtige Trauer, Fräulein Anneliese, die schwarzen Sachen thun's nicht." Zweitens traf ich den Witwer in einem funkelnagelneuen hellgrauen Cylinder, gelblichen Handschuhen und dunkelblauem Herbstanzug. Er schrie über die ganze Breite der Straße zu mir herüber, indem er seine bekannte wohlwollende Handbewegung machte: „Servus, Fräulein Anneliese!"

„Was hat denn der?" dachte ich und dankte ihm wie immer sehr hochmütig, denn ich ärgerte mich von jeher, wenn er allzu familiär that; Papa hatte das auch nicht leiden können.

Ich hatte diese Beobachtung eben meiner Mutter erzählt, ohne ihre Aufmerksamkeit damit fesseln zu können, und so blickten wir beide ziemlich einsilbig auf den im letzten Zwielicht liegenden lindenbestandenen Schloßhof hinunter und weiter hinaus durch das geöffnete Thor, wo welke Blätter einen wirbelnden Reigen auf dem schlechten Pflaster des öden Kirchplatzes tanzten. Unser ganzes Zimmer war erfüllt von Blumenduft, der einem Strauß wundervoller Herbstrosen entquoll, Gloire de Dijon, mit Tuberosen untermischt; Mama hatte kein Wort gesagt, von wem diese Blumenpracht komme. Ich sehe meine Mutter noch so deutlich vor mir an jenem Tage. Sie war bleicher als seit langer Zeit; ich meinte, sie sorge sich einmal wieder zu viel und gräme sich in diesen Herbsttagen mehr noch als sonst um Papa. Desto erstaunter war ich, als sie plötzlich sagte: „Wir werden uns nach einer anderen Wohnung umsehen müssen, Anneliese."

Wie wenn ein Blitzschlag vor mir niedergefahren wäre, so trafen mich ihre Worte. So lange ich denken konnte, wohnten wir hier; zuerst, als Papa das Quartier mietete, gehörte das schloßartige uralte Gebäude dem Freiherrn von Serrenburg. Der war ein Freund meines unvergeßlichen lieben lustigen Papas gewesen, und als er das Anwesen ein halbes Jahr vor Vaters Tode verkaufen mußte und der Stadtrat Wollmeyer es „meistbietend" erstand, hatte dieser den Mietvertrag meiner Eltern auf Verlangen des Verkäufers anerkannt und übernommen. Ich hatte bis jetzt nie daran gedacht, daß es je anders kommen könnte.

„Wir wohnen zu teuer, Mama?" fragte ich betrübt. Genaue Kenntnis der Vermögenslage meiner Mutter hatte ich nicht, ich wußte nur, daß wir recht arm waren.

„Ja! Das heißt — wir wohnen ja eigentlich so lächerlich billig, Anneliese. Onkel Serrenburg hat damals Papa einen sehr kleinen Preis abgefordert. Aber dennoch — wozu diese großen Räume? Wir könnten auch von den Möbeln so manches entbehren, und dann —"

„Und wie kommen wir dazu, von Herrn Stadtrat Wollmeyer ein Geschenk in Form eines zu billigen Mietzinses anzunehmen?" fiel ich ein, durch den Gedanken, daß wir die Wohnung nicht nach vollem Werte bezahlten, unangenehm berührt. „Da kündigst Du wohl morgen, für Januar, Mama?"

Sie nickte. „Dann wohnen wir gerade fünfzehn Jahre hier. Du warst eben zwei Jahre alt, wie Papa als Bezirkskommandeur hierher versetzt wurde."

„Ja, ich bin schon recht alt, Mama," sagte ich mit einem Versuch zu scherzen. Und dann preßte ich die Stirn an die Scheiben, damit die blasse Frau drüben nicht sehen sollte, wie mich der Gedanke erschütterte, aus den liebgewordenen Räumen scheiden zu müssen, in denen ich das Beste und Schönste meines jungen Lebens besessen und verloren hatte, die Liebe eines Vaters, der mich vergötterte und den ich ebenso abgöttisch wiedergeliebt hatte, der mir stets als das Ideal eines Mannes erschienen ist und noch heute erscheint — so ritterlich, so ehrliebend, so vornehm und so zufrieden mit einem einfachen, um nicht zu sagen, kargen Leben.

Es hätte so karg nicht zu sein brauchen, wenn nicht — armer Papa! — der Bruder meiner Mutter ihm eine schwere, sehr schwere Last auf die Schultern gelegt hätte, die mein Vater aus Liebe zu seiner Frau ohne Klage trug; nicht nur ohne Klage, im Gegenteil. An jenen für unbemittelte Leute sorgenvollen Tagen, die jährlich viermal wiederkehren, am Quartalschluß, wo er rechnete und wieder rechnete und mitunter nur ein winziges Sümmchen erübrigte nach Abzug aller zu bezahlenden Posten, da war er liebenswürdiger und aufgeräumter denn je und behandelte seine traurige junge Frau mit der zartesten Aufmerksamkeit. „Helene," pflegte er oft zu sagen, „wenn Du ein Bissel vergnügter sein wolltest, so tauschte ich mit keinem Gott! Und ich frage Dich, was entbehren wir denn eigentlich? Ich, für meine Person, nichts, gar nichts."

„Außer dem Notwendigsten — alles," antwortete sie.

„So? Da wäre ich doch neugierig."

„Ein Reitpferd zum Beispiel!"

Er lachte. „Ich kann ja gar nicht reiten mit meinem Rheumatismus im Arm!"

„Und eine Badereise gegen diesen Rheumatismus!"

„Geh — das ist das langweiligste Vergnügen der Welt! Die Flußbäder thun's auch. Und wenn Du nichts Besseres weißt —"

„Dein Weinkeller, Deine Bibliothek," fiel sie fast weinend ein, „Neue Bücher sind seit Jahren nicht gekauft worden, volle Flaschen ebenfalls nicht —"

„Das Bier ist hier so vorzüglich, daß ich den Wein nicht vermisse, und die Bücher gebe ich zurück, wenn ich sie gelesen habe; man kann sie so bequem entlehnen."

„Du liebtest Geselligkeit so sehr," beharrte sie.

„Der Herr Stadtrat Wollmeyer hat mich ja vorgestern erst zum Diner geladen!" antwortete er, ein Lächeln verbeißend.

„Ach, nennst Du das Geselligkeit?" fragte sie und warf den schönen Kopf zurück.

„Aber, Helene, versteh' doch Spaß! Die paar Leute, die wir

gern haben, kommen auch zu einem Butterbrot und einer Tasse Thee zu uns. Ich, ich war doch nie ein Bratenjäger, oder — vermißt Du die Bälle zum Fasching in Köln?"

„O, ich? Nein! Nein!"

„Nun, Helene, dann sind wir die glücklichsten Leutchen der Welt — wenn Du willst, wenn Du die Thränen aus den Augen wischst und lachst. Oder sind wir's nicht? Haben wir uns nicht lieb? Und haben wir nicht —" und er machte eine Bewegung zu mir herüber mit einer komischen Grimasse, „haben wir nicht ein ganz leidliches Kind? Ich gebe ja zu, sie könnte ein wenig artiger, ein wenig hübscher sein — aber — hm!"

Und wenn ich dann jubelnd und ihn küssend in seine Arme flog, dann flüsterte er: „Geh' zu Deiner Mutter, gieb ihr einen Kuß, sie wird sonst eifersüchtig; und nachher komm' in den Garten, wir wollen wettlaufen."

Ja, allen Ernstes, wir spielten da drunten miteinander wie zwei wilde Jungen, unbeschadet seiner väterlichen Würde. Von meinem Vater lernte ich Klettern und Rudern und Turnen und allerlei dumme Streiche, wie er lachend sagte. Von ihm lernte ich auch, gern und freudig der Armut geben, denn keiner, der ihn ansprach, ging unbeschenkt davon. Er gab ebenso rasch und gern seine paar Groschen, wenn er wirkliches Elend sah, wie er rasch und freudig sein ganzes kleines Vermögen geopfert hatte, um dem Onkel Herbert, dem einzigen Bruder meiner Mutter, die Fortsetzung seiner Studien zu ermöglichen, denn gerade als dieser vor dem juristischen Doktorexamen stand, starb der alte General von Plattenhausen, der Vater Mamas, und da er nichts als seine Pension besessen hatte, so wäre Onkel Herberts Laufbahn geschlossen gewesen, wenn sich sein Schwager nicht erboten hätte, die Mittel zu gewähren, deren er noch bedurfte.

Ob der Verlust des kleinen Vermögens meinen Vater ernstlich schmerzte, das haben wir nie erfahren; gezeigt hat er es uns nie. „Helene," pflegte er zu sagen, wenn er den lächerlich kleinen Rest seines Gehalts, dessen sich ein Gymnasiast als Taschengeld geschämt haben würde, in die Börse steckte, „Helene, wenn man nur immer vier Groschen drüber hat, mehr kann schließlich kein Prinz verlangen."

„Bist hoffentlich ausgekommen, Frau?" neckte er manchmal, „oder hast Du den Burschen angepumpt?"

Es wurde ihm nicht schwer, das Armsein zu ertragen.

Ungemütlich wurde es ihm erst im Hause, als Herr Wollmeyer das „Schloß" — so hieß nämlich der alte große Fachwerkbau mit dem runden Treppenturm — kaufte. „Hätte mir der Serrenburg doch nicht anthun sollen!" äußerte er, als der Herr Stadtrat ihm brieflich anzeigte, er sei der künftige Hauswirt. „Aber freilich, Lenchen, das Messer saß ihm an der Kehle, dem armen Burschen. O das Geld, das schreckliche Geld!"

Und der Herr Stadtrat zog ein mit einem ganzen Wust von neuen stilvollen Möbeln und altem spießbürgerlichen soliden Hausrat, von dem seine Frau sich nicht hatte trennen wollen. Vorläufig wohnte er im Erdgeschoß, erzählte aber allen Leuten, wenn Herr Major von Sternberg einmal versetzt werde, würde er den ersten Stock beziehen. Wir hatten übrigens, beiläufig gesagt, nur die Hälfte dieses Stockwerks inne, und zwar die kleinere Hälfte; der Tanz- und Ahnensaal und die Waffenhalle waren überflüssige Räume für uns, und hier hätte Herr Wollmeyer schon wohnen können. Dennoch richtete er sich also vorläufig im unteren Geschoß ein; Hannchen wollte durchaus nichts von Treppensteigen wissen, und ihr Arzt unterstützte sie darin. In den Ruf eines rücksichtslosen Gatten wollte er sich nicht bringen lassen, er sprach vielmehr immer sehr liebevoll mitleidig von seiner „guten" Frau, und so paradierten denn die mit geblümtem Wollmusselin bezogenen Birkenmöbel im Erdgeschoß des „Schlosses" wie zuvor im Hause auf der Wasserstraße, und der Herr Stadtrat begnügte sich, seine Besuche in dem stilvoll ausgestatteten Herrenzimmer zu empfangen und mit einem Verständnis heischenden Augenblinzeln zu betonen, daß Hannchen, die gute Seele, so sehr an ihren Gewohnheiten hänge — er wolle sie nicht betrüben.

Das Verhältnis zwischen Wirt und Wirtsleuten war recht wunderlich; der Herr Stadtrat machte „Majors" förmlich den Hof — so lange es ihn nichts kostete, selbstverständlich. Auf baufällige Oefen oder sonstige dringend gewünschte Ausbesserungen ließ er sich nicht ein, dagegen sah er sehr gern die stattliche Gestalt meines Vaters durch seine Hausthür schreiten und noch lieber an seiner Tafel sitzen, wenn er die Honoratioren der Stadt zum Mittagessen bei sich hatte; und ebenso ward der Adjutant meines Vaters sehr gut behandelt. Geradezu ausgesucht aufmerksam aber war des Stadtrats Benehmen meiner Mutter gegenüber, die im ganzen Städtchen als das Muster einer vornehmen Dame verehrt und bewundert wurde.

Mein Vater vergalt das alles mit einer eisigen bis zur Grenze des Möglichen gehenden Zurückhaltung. „Von der alten Frau ist mir der kleine Finger lieber als ihr ganzer Herr Gemahl," pflegte er zu sagen, und ihr gegenüber war er der ritterliche liebenswürdige Mann, genau so, als sei sie eine wirkliche Dame.

Meine Mutter war gegen beide freundlich, das heißt von einer Freundlichkeit, die zwischen sich und der Person, der sie gilt, einen breiten Strich zieht, der von dem Stadtrat freilich nicht beachtet, von seinem Hannchen und der Base aber sorgfältig respektiert wurde.

Vor der Base empfand sogar mein Vater Hochachtung. „Siehst Du, Lenchen, das ist ein Frauenzimmer von echtem Schrot und Korn; das ist eine, resolut wie ein Grenadier und weich wie eine rechte Frau. Wo die das Regiment führt, da ist gut sein, da geht's ordentlich her, da ist die Wäsche schneeweiß und das Essen wohlschmeckend, da bekommt Gesind' und Vieh sein Recht und da findet man ein gutes Wort in Sorg' und Kümmernis. Ich weiß schon, Lenchen, warum Du lachst, aber ich sage Dir, ihr schauderhaftes Deutsch ist mir lieber als die schönste Salonsprache. Der alte Wrangel sprach auch nicht richtig. Fürs praktische Leben giebt's keine Bessere! Die und die Komtesse — alle Achtung, das ist ein gutes Gespann, Lenchen!"

Ich habe vielleicht nie mehr an diese Worte gedacht, nie mehr ihre Wahrheit erkannt als in jenen schweren Tagen, da für mich und meine Mutter jählings das Licht unseres Lebens erlosch und plötzlich die finstere Nacht hereinbrach, da mein Vater starb nach kaum zweitägigem Krankenlager. Damals war es, wo ich zum ersten Mal innewarb, daß auch die alte unscheinbare Base ein Engel, ein Schutzengel und zwar der meinige sei. Als sich mein Kopf an ihre mühsam atmende Brust legte und ihre vom unterdrückten Weinen heisere Stimme in dem oft belächelten schlechten Deutsch sagte: „Hast viel verloren, Anneliesekén; wein' Dich aus, sonst stößt es Dich das Herz ab. Als mein Hannchen gestorben war, ging's mich auch so, und erst nach dem Weinen kam ich zu mich selbsten" — da meinte ich zu fühlen, wie die unsichtbaren Engelsschwingen sich um mich legten, lind und weich und tröstlich, so daß mein wilder Schmerz in Thränen sich auflöste.

Und wie eine Mutter, so sanft und liebevoll nahm sie sich der Witwe an. Meine Mutter war noch jung damals, eben zweiunddreißig Jahre, und ihr verstörter armer Kopf vermochte es nicht zu fassen, daß ihres Lebens Halt und Stab, ihres Lebens große Liebe dahingegangen sei. Nächtelang saß die Base am Bett der fiebernden verzweifelnden Frau, die immer nur von Gott forderte, daß er auch sie fortnehmen solle, denn sie könne nicht leben ohne den Gatten. Geduldig hörte die alte treue Seele das an. Als aber die Ausbrüche der Verzweiflung einem starren Schweigen wichen, als völlige Teilnahmlosigkeit eintrat, da hielt mein Schutzengel eine lange Rede und brachte Licht und Willenskraft zurück in den armen kranken Kopf der jungen Witwe.

„Da steht auch das Annelieseken, gnädige Frau, sieht aus wie vom Wind zerzaust, so unordentlich. Es hat sie, glaub' ich, auch seit ein stückener acht Tagen keiner die Haare mehr gekämmt. Wäre sie man ein paar Jahr' älter, dann könnt's schon gehen mit ihr, wenn Sie sich unter die Erde gebracht haben mit Ihrem Kummer, aber sie ist man erst dreizehn, und ich denke, das ist ein bißchen zu jung ohne Mutter. — Annelieseken, komm' 'mal her, mein' Tochter, zeig' Dich 'mal der gnädigen Frau! Du bist ja ganz naß! Bist wieder im Regen auf Deines Vaters Grab gewesen? Na, denn erkälte Dich nur, ich kann's nicht ändern, wenn Du zuletzt die Lungenentzündung bekommst und stirbst."

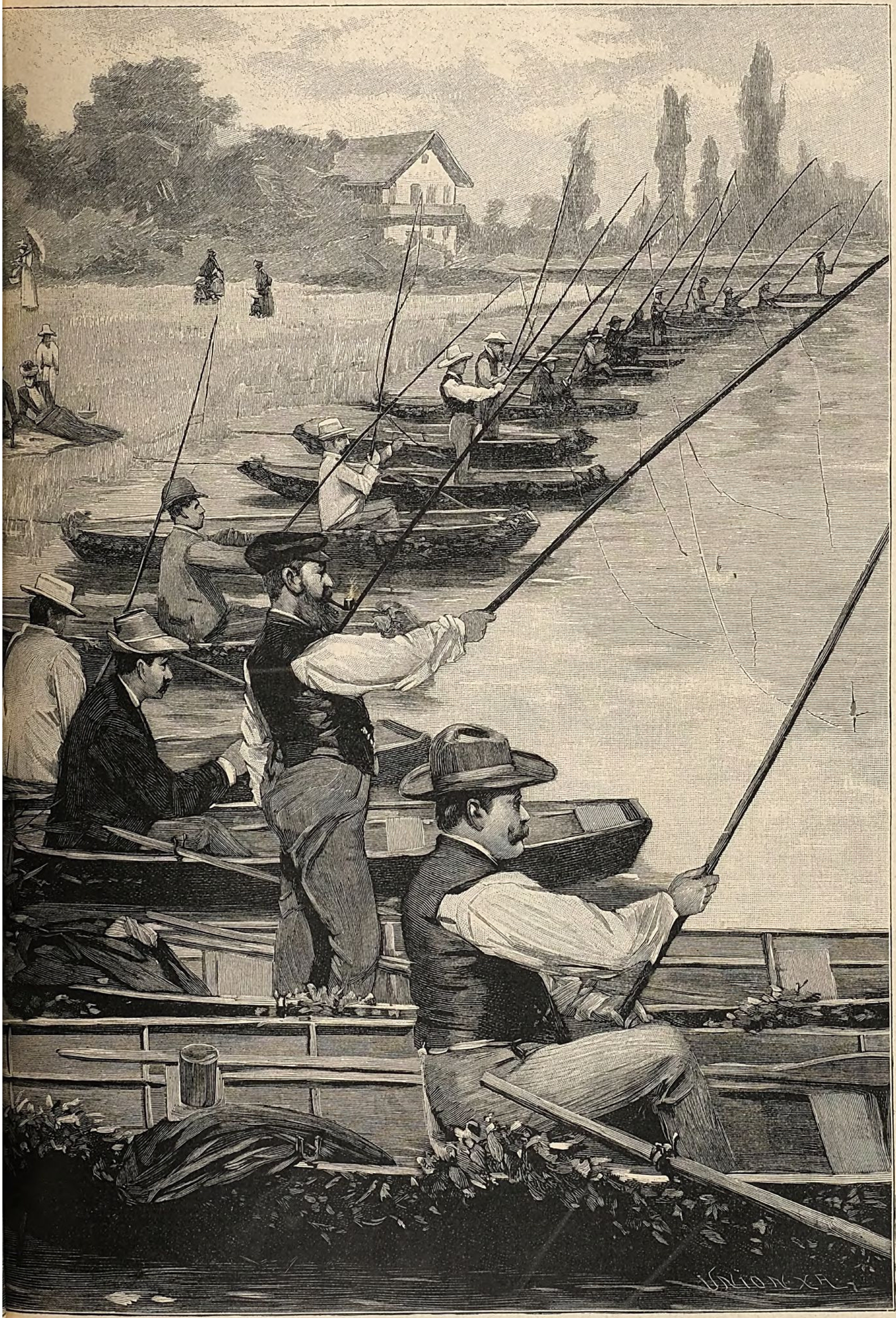
Meine Mutter hatte sich aufgerichtet und mich mit so verwunderten bestürzten Augen angesehen, als erblickte sie mich zum ersten Mal auf dieser Welt; dann streckte sie heftig die Arme nach mir aus. „Ach Du," schluchzte sie, „Du armes armes Ding, was soll werden aus Dir ohne ihn, ohne ihn!"

Mein Schutzengel ging leise hinweg, und wir weinten zusammen in dem Bewußtsein, daß, wenn uns auch viel genommen war, doch in unserem gegenseitigen Besitz uns noch viel geblieben sei.



Wettangeln a

Nach einer Originalzeich



er Oberspree.

g von C. H. Küchler.

Damals schon tauchte der Gedanke in meiner Mutter auf, die Wohnung zu wechseln; aber da war der Schutzengel gekommen und hatte gesagt, die Gnädige möge verzeihen, der Vertrag laufe noch drei und ein halb Jahre.

So blieben wir denn in der Wohnung, die von Rechts wegen trotz ihrer Billigkeit viel zu teuer für uns war. Aber uns beiden schien es ein Trost, in den lieben Räumen weiter zu leben, und meine Mutter schränkte sich aufs äußerste ein, so daß es ihr gelang, alle Vierteljahre den bescheidenen Zins pünktlich zu entrichten.

Für sich brauchte die Mutter beinahe nichts; all ihre kleinen Ersparnisse wurden für mich verwendet, für meine Studien, für bescheidene Freuden, für kräftige Kost. Ich ahnte nicht, daß sie für Geld stickte, indes ich lernte; ich sah die Opfer gar nicht, verstand sie nicht. Als Kind ist man so selbstherrlich in seinem Denken — dies alles ist mir unterthänig, es muß so sein, glaubt man.

So war es mir eine schmerzliche Ueberraschung, als heute die Mutter davon sprach, kündigen zu wollen.

Nach langem Schweigen wandte sich Mama endlich wieder an mich mit irgend einer darauf bezüglichen Frage. Wir überlegten, ob wir hier in Westenberg bleiben oder in eine größere Stadt übersiedeln sollten, weil dort gewiß eine bessere Gelegenheit sei, für mich eine Lebensstellung zu finden, und kamen dann doch zu dem Entschluß, nicht fortzugehen von hier, wo wir gute Freunde hatten und — Papas Grab.

„Ich werde morgen an Wollmeyer schreiben,“ sagte meine Mutter, „Papa verhandelte immer nur schriftlich mit ihm und ich finde es überhaupt besser.“

Mit diesem Entschluß suchten wir unser Schlafzimmer auf. In der Nacht geschah es mehreremal, daß Mama mich fragte, ob ich weinte, und daß ich ihr keine Antwort gab und mein Schluchzen in den Kissen zu ersticken suchte; und dann umgekehrt hörte ich die Mutter leise seufzen.

Am folgenden Morgen wurde der Brief verfaßt, und unsere Aufwärterin — ein Mädchen hatten wir nicht, aus Sparsamkeitsrücksichten — trug das Schreiben zu Herrn Stadtrat Wollmeyer hinunter.

Und am Nachmittag, während ich Konversationsstunde bei einer alten verwitterten Französin hatte, die durch irgend einen Zufall nach Westenberg verschlagen worden war und wahrhaft klassisch altmodisch ihre schöne Sprache redete, machte sich Mama auf, um mit ihrer mütterlichen Freundin, einer alten Komtesse Degenberg, den Fall unseres Wohnungswechsels zu besprechen. (Fortsetzung folgt.)

Das Rätsel der Hydra.

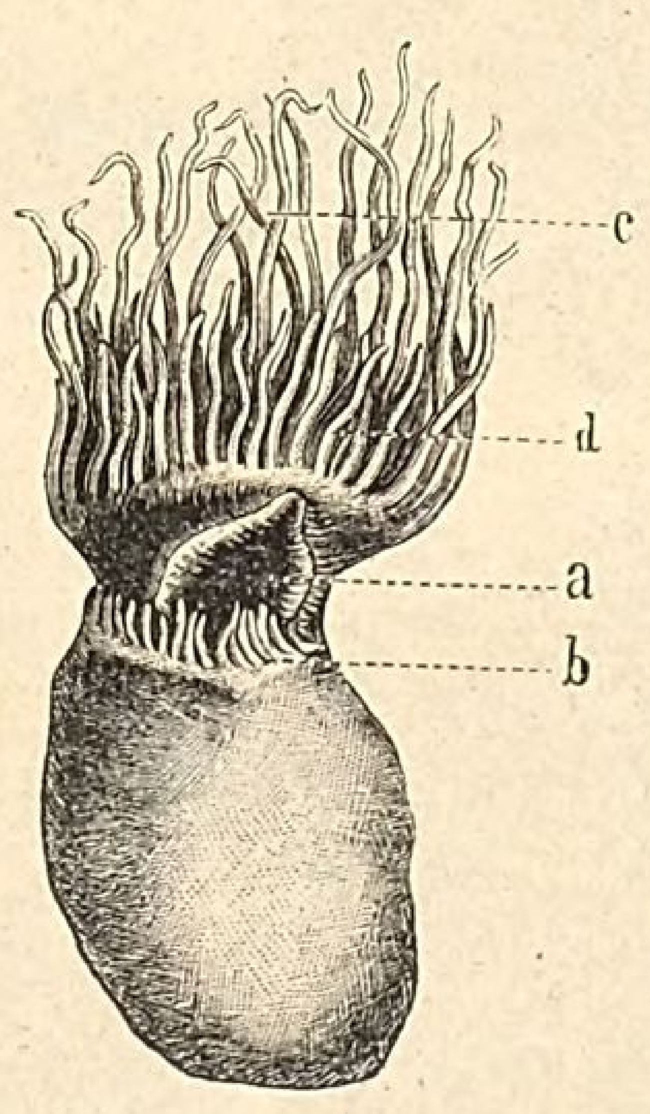
Regenerationserscheinungen im Tierreiche.

Von Robert Franceschini.

Jede gute That im Menschenleben wird, mit Opfern erkauft, und jeder Fortschritt im Naturleben nach einer bestimmten Richtung erfordert eine Verzichtleistung in einer anderen Richtung. Welch große Zahl von vorteilhaften Eigenschaften mußte die Natur in ihrem Vorwärtsschreiten fallen lassen, um das Ziel einer gewissen Entwicklung zu erreichen!

Wir begegnen dieser Thatsache auf allen Stufen des Tierreiches bis zu den tiefsten Gründen hinab. Mit jeder Stufe aufwärts, die erreicht wird, fällt zugleich irgend ein Vorteil ab, den die nächst untere Stufe noch besaß. Ein abgeschnittener Fuß bleibt im ganzen Reiche der Säugetiere abgeschnitten für immer — er wächst nicht mehr nach. Ja nicht einmal das herausgeschnittene Stückchen Haut erneuert sich; es bildet sich wohl ein narbiges Gewebe, aber keine normalzellige Haut. Betreten wir aber das Gebiet der Kaltblüter, so stehen wir bereits bei den Eidechsen und ebenso beim Salamander vor der merkwürdigen Thatsache, daß der abgeschnittene Schwanz nachwächst; Weichtiere und noch niedriger stehende Organismen ertragen selbst die furchtbarsten Verstümmelungen ohne dauernden Schaden. Erst vor einigen Jahren hat Carrière, durch eine Würzburger Preisfrage veranlaßt, nachgewiesen, daß sich bei Landschnecken Fühler und Augen, ja sogar ein Teil des Kopfes, der abgeschnitten worden ist, wieder von neuem bilden.

Jedermann kennt die Geschichte von Herakles und der lernäischen Schlange, der Hydra, der für jeden abgeschlagenen Kopf zwei neue aus dem Rumpfe wuchsen. Daß die Naturgeschichte von einem mit solcher Fähigkeit ausgestatteten Tiere nichts weiß, ist selbstverständlich. Aber eigentümlicherweise giebt es doch in der Tierwelt Arten, auf die etwas Aehnliches zutrifft wie das, was die griechische Mythologie von dem Ungeheuer aus dem lernäischen Sumpf behauptet, Arten, für die Anlaß zu doppeltem Leben wird, was andern den Tod bringt. Ein klassisches Beispiel dafür ist ein in der wissenschaftlichen und volkstümlichen Litteratur seit einem Jahrhundert viel besprochener Polyp unserer Süßwasser, der ebenfalls den Namen „Hydra“ führt. Er besitzt ein solches Regenerations- oder Neubildungsvermögen, daß die beiden Hälften des in der Mitte durchschnittenen Tieres sofort zu ganzen Tieren auswachsen und munter weiter leben.



Figur 1.

Alle diese Versuche und Erfahrungen waren aber nicht viel mehr als wissenschaftliche Kunststücke und Sehenswürdigkeiten, die wohl ihre physiologischen und philosophischen Anwendungen fanden, jedoch der streng systematischen und vorurteilslosen Erforschung noch vollständig entbehrten. Man kannte, mit einem Worte, noch keine Gesetze der Regeneration.

Erst in letzter Zeit sind aus der zoologischen Station in Neapel derartige Untersuchungen von Dr. J. Loeb veröffentlicht worden, welche die überraschenden Thatsachen zu Tage förderten, deren wir nun gedenken wollen.

Fig. 1 zeigt dem Leser das Bild eines Tieres, welchem die Zoologen den Namen Cerianthus membranaceus gegeben haben. Es gehört seinem Range nach zu jenen Geschöpfen, welche in früherer Zeit für pflanzliche Gebilde gehalten wurden und welche der Volkssage zu den abenteuerlichsten Erzählungen vielfach Gelegenheit boten — zu den Polypen.

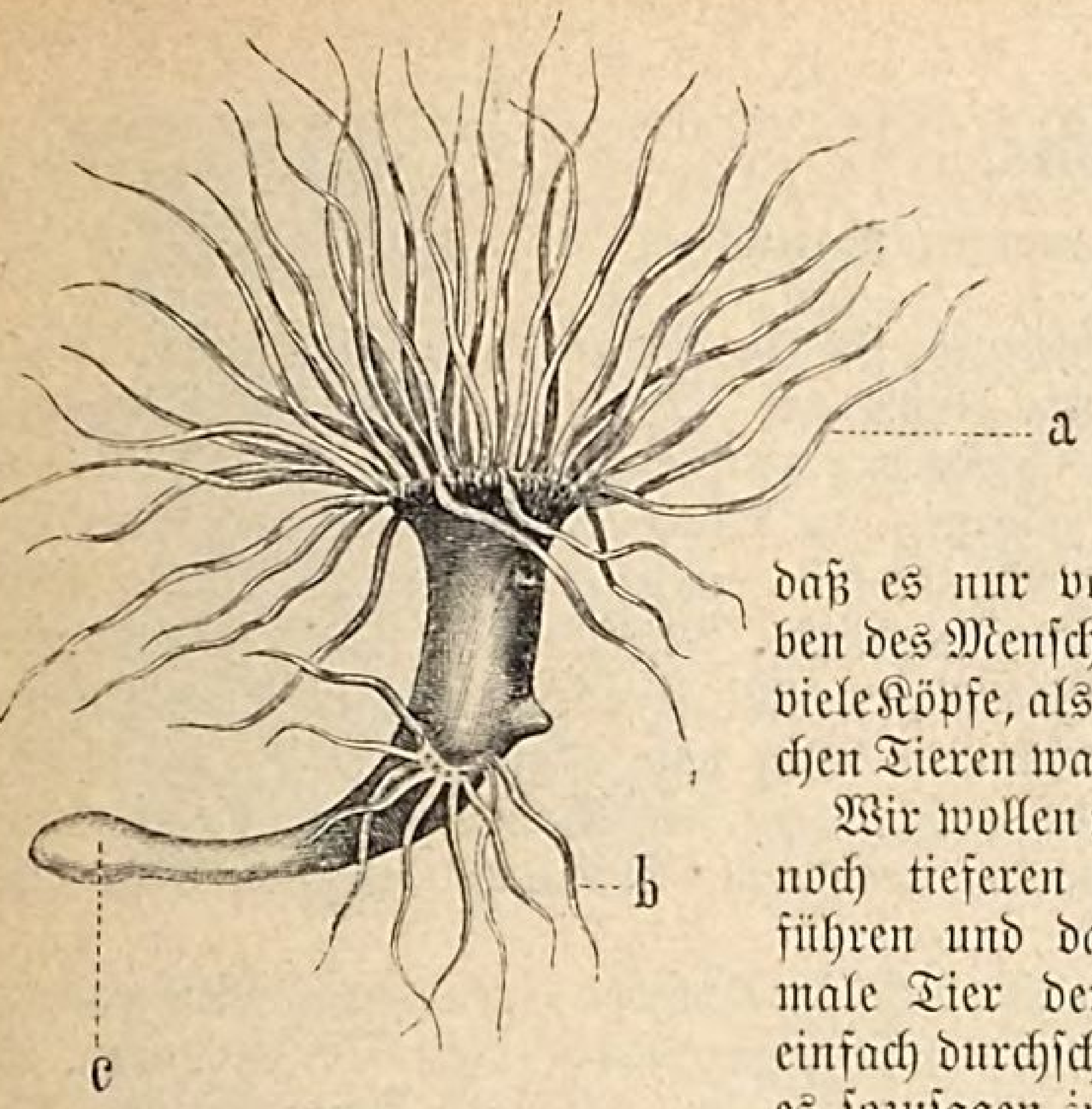
Wie das Bild ersehen läßt, besteht unser Tier aus einem sackartigen Leibe, welcher oben einen Wald von sogenannten Fangarmen (zoologisch: „Tentakeln“) trägt. Diese letzteren stehen in zwei Kreisen, einem mit kürzeren (d) und einem mit längeren (c) Armen, rund um einen Mund, der in der Zeichnung nicht sichtbar ist; der hohle darmlose Körper lebt in einer schleimigen Hülle, die er aus der Haut absondert, im Sande des Meeres eingegraben. Nur der Kopf — d. h. das Stück mit den Fangarmen — wird aus der Hülle herausgestreckt, um die kleinen Seetiere, die des Tieres Nahrung bilden, mittels der Tentakeln zu ergreifen und in den Mund zu führen.

Gehen wir nun an die Operation, indem wir einen Einschnitt quer in den Leib eines solchen Cerianthus unterhalb des Kopfes machen.

Wir sehen bei a die Wunde klaffen, für deren Offenbleiben wir sorgen müssen. Nach einigen Tagen bemerken wir, daß am unteren Rande des Schnittes Fäden in die Höhe sprossen, welche rasch wachsen und nach acht Tagen so aussehen, wie es Figur 1 bei b zeigt.

Diese Fäden sind nun, wie die weitere Beobachtung beweist, ganz dasselbe wie die Fangarme des Kopfes. Sie wachsen und wachsen, und nach einem Vierteljahr hat sich an der Wundstelle ein neuer Kopf gebildet.

Dem Leser weisen die Figuren 2 und 3 zwei ähnliche Tiere, an denen solche Operationen vorgenommen wurden, in einem vorgeschritteneren Stadium der Regeneration, wobei a den alten, b den neuen Kopf auf beiden Bildern bezeichnet. In derselben



Figur 2.

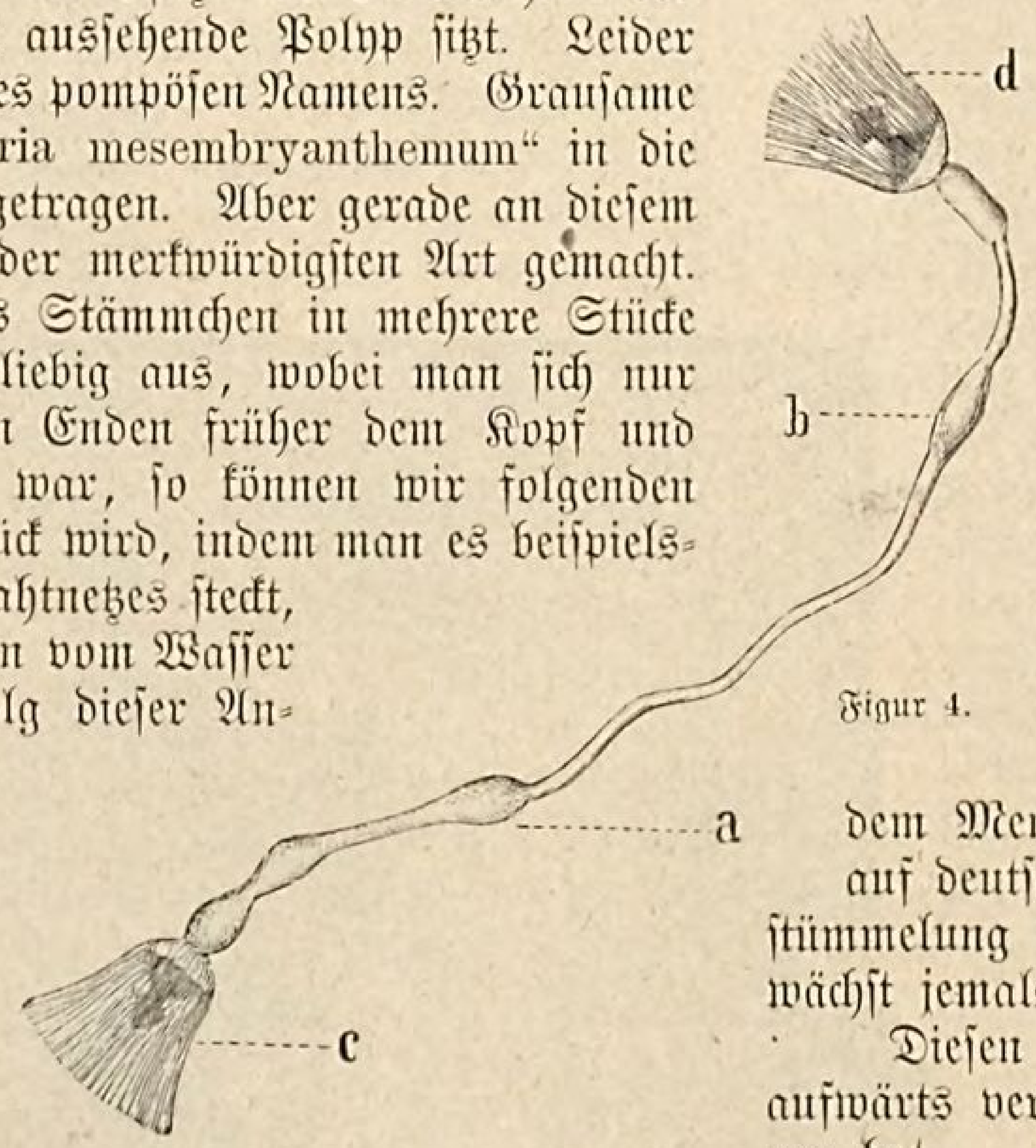
Weise gelang es, durch zwei Einschnitte Tiere mit drei übereinander liegenden Köpfen herzustellen, so daß es nur von dem Belieben des Menschen abhängt, so viele Köpfe, als er will, an solchen Tieren wachsen zu lassen.

Wir wollen nun aber einen noch tieferen Eingriff ausführen und das ganze normale Tier der Quere nach einfach durchschneiden, so daß es sozusagen in ein Schweif- und ein Kopfstück zerfällt. Es dauert nicht lange, und das Schweifstück setzt sich an der Schnittstelle einen neuen Kopf mit Fangarmen auf, während das alte Kopfstück die Schnittstelle durch Ansetzung neuer Substanz schließt und einen Schweif oder Wasserfuß (Fig. 2, c) bekommt.

Vielleicht ist dem Leser schon der Gedanke gekommen, was denn wohl geschähe, wenn man einem solchen Cerianthus einfach den Schweif stutzen würde. Wird an der Schnittstelle ein neuer Schweif oder gar ein Kopf wachsen? Das erstere erscheint als das Wahrscheinliche, das letztere wird man kaum für möglich halten. In der That ist es nicht gelungen, bei unserem Polypen an Stelle des gekappten Schweifendes einen Tentakelkopf wachsen zu lassen. Was aber da nicht möglich war, geschah an einem anderen Individuum.

Unter der großen Polypenfamilie befindet sich eine Art, ein sogenannter „Hydroidpolyp“, welcher für das ungeübte Auge ein Aussehen hat wie ein Pfläuzchen, das in die Höhe wächst von einem Steine aus, den es mit den Wurzeln umklammert hält. Das zierliche Geschöpf lebt zahlreich im Hafen von Neapel — ein mehrere Centimeter hohes Stämmchen, dessen eines Ende, der Fuß, in der Gestalt eines Wurzelgeflechtes an festen Gegenständen, Steinen u. dergl., haftet, während an der Spitze des Stämmchens der rötlich gefärbte, wie eine Blume aussehende Polyp sitzt. Leider trägt das zarte Wesen die Last eines pompösen Namens. Grausame Zoologen haben es als „Tubularia mesembryanthemum“ in die Taufregister der Wissenschaft eingetragen. Aber gerade an diesem Tierchen wurde eine Erfahrung der merkwürdigsten Art gemacht.

Schneidet man nämlich das Stämmchen in mehrere Stücke und wählt eines der letzteren beliebig aus, wobei man sich nur merken muß, welches der beiden Enden früher dem Kopf und welches der Wurzel zugewendet war, so können wir folgenden Versuch damit anstellen. Das Stück wird, indem man es beispielsweise durch die Masche eines Drahtnetzes steckt, so befestigt, daß beide Schnittenden vom Wasser frei umspült werden. Der Erfolg dieser Anordnung ist ein ganz unerwarteter: es bilden sich an beiden Enden des Bruchstückes — sowohl an dem früher der Wurzel, als an dem früher dem Kopfe zugekehrten — Polypen, d. h. der Stamm trägt nun an jedem Ende einen Kopf, wir haben ein zweiköpfiges Tier vor uns.



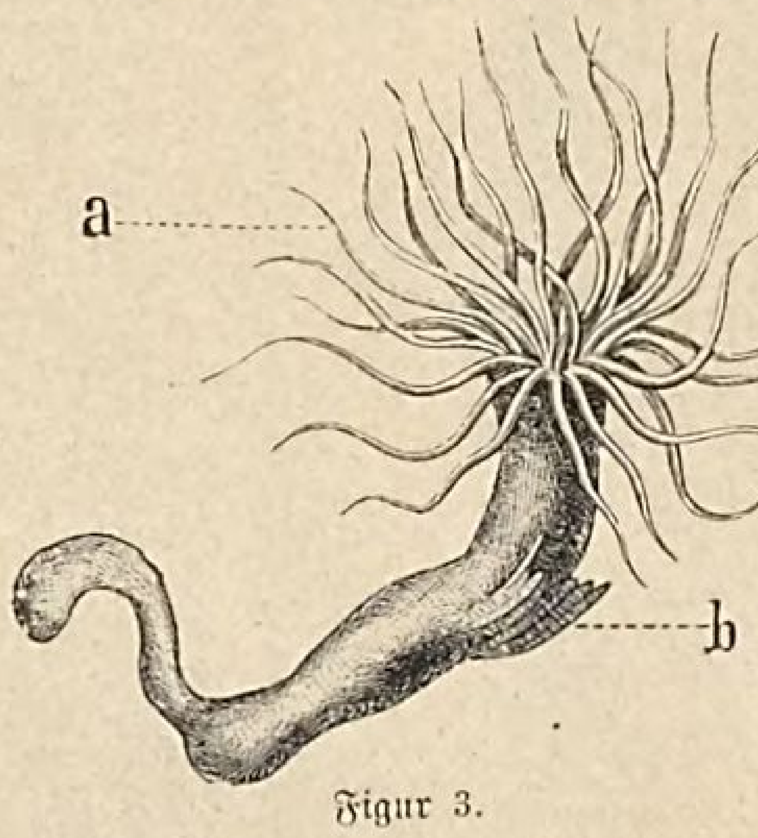
Figur 4.

Figur 4 stellt uns eine solche Neuschöpfung dar in zweifacher Vergrößerung der Wirklichkeit. Das Stück a b ist dasjenige, welches einst aus dem Stamm der Tubularia herausgeschnitten worden war. In a und in b haben sich die beiden neuen Stücke a c und b d mit den neuen Köpfen angesetzt. Diese Kopfbildung konnte unterdrückt werden, wenn man die Schnittenden tief in den Sand steckte. Sonst aber bildete sich an jedem Ende des Stückes, mochte es das der Kopfseite oder das der Wurzelseite sein, ein neuer Kopf.

Diese wunderbare Erscheinung überrascht selbst denjenigen, der die im Verhältnis zu den höheren Tieren höchst einfache Organisation der Tubularia und ihrer Verwandten kennt.

Ihr Körper ist ein bloßer Schlauch ohne besondere Organe für Verdauung und Umlauf der Säfte. Aber immerhin treten in dem Tierkreis, dem die Polypen angehören, bereits Muskeln und Nerven auf, und der Bau ist nach bestimmten Richtungen orientiert, so daß wir wie vor einem Wunder stehen, wenn wir sehen, wie man ein Tier nicht nur zerstückeln, sondern auch an einer beliebigen Stelle seines Körpers gerade jenes Organ wachsen lassen kann, welches das wichtigste ist — den Kopf.

Das Erstaunen über eine solche Thatsache hängt aber eng zusammen mit den letzten Resten einer alten Art von Naturforschung, die noch in uns stecken. Diese letztere suchte sich zuerst den Menschen als Untersuchungsfeld aus und die höchsten Tiere — also das Kunstreichste und Verwickeltste, was die Natur hervorgebracht hat. Selbstverständlich muß in einem solchen Falle das ganze Leben der niederen Tiere als höchst wunderbar und seltsam erscheinen.



Figur 3.

Die Sache steht aber ganz anders, wenn wir zuerst, ohne uns umzusehen, auf die niedersten Lebensstufen hinabsteigen und dann von da aus erst, beobachtend und vergleichend, uns Schritt für Schritt in die höheren Regionen begeben. Dann folgen wir der allmählichen Entwicklung vom Einfacheren zum Zusammengesetzten und gewinnen nach diesem Verfahren Einsichten, die wir auf umgekehrtem Wege nicht gewinnen konnten.

So verhält es sich mit der Erscheinung der Regeneration oder der Neubildung organischer Teile.

Vom Menschen und von den höheren Tieren aus ist sie ein unverständliches Rätsel. An den niedersten Organismen studiert, zeigt sie sich als der Ausdruck der außerordentlichen Wandelbarkeit und Lebenskraft jenes Stoffes, der das Baumaterial des Tieres und der Pflanzen ist, des Plasmas. Wir sehen Organe ohne weiteres auf einen bloßen Reiz hin wieder wachsen. Je höher wir aber ins Tierreich hinaufrücken, desto schwieriger wird dies. Die Arbeitsteilung verlangt gebieterisch ihr Recht. Der Körper zerfällt in eine Menge Organe, die sich gegenseitig bedingen. Verletzungen werden hier gefährlich; aber noch können einzelne Teile abgeschnitten werden, die wieder nachwachsen. Selbst Salamander und Eidechsen, so hoch stehende Tiere, lassen sich, wie wir wissen, zu einem Schwanzwechsel herbei — damit aber sind wir am Ende. Die Vögel, die Säugetiere samt dem Menschen sind in der That insofern „Individuen“, d. h. auf deutsch „unteilbar“, als jede Teilung eine dauernde Verstümmelung mit sich bringt. Kein Flügel, kein Ohr, kein Fuß wächst jemals nach.

Diesen Vorteil hat die Tierwelt auf ihrem Wege nach aufwärts verloren um anderer Vorteile willen, die sie gewonnen hat.

Zu den letzteren gehört die bestimmte bleibende Form, das festere Lebensgerüst, die schwer verrückbaren Stellungen, in denen die kleinsten Organteilchen ein für allemal zueinander verharren.

Unter solchen Umständen erscheint es nicht mehr so wunderbar, daß das Regenerationsvermögen, die rasche Wiederbildung von Sprossen, wie sie in dem Leben der niederen Tiere und besonders der Pflanzen bekannt ist, bei den höheren Tieren dauernd verloren gehen konnte.

Die Liebhaberphotographie.

Skizze von C. Falkenhorst. Mit Zeichnungen von H. Haase.



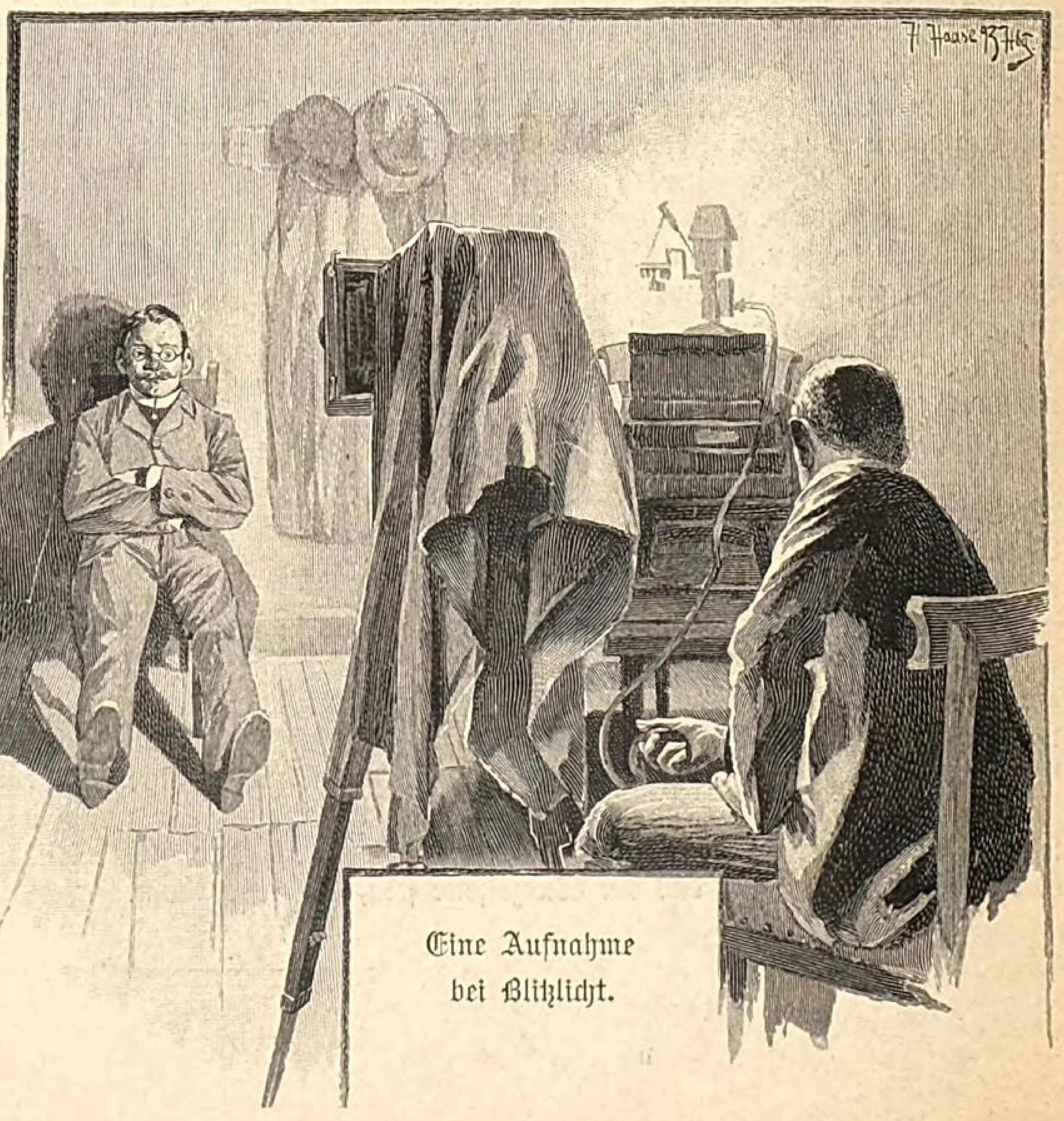
Vater und Sohn.

Vor einiger Zeit wurde öffentlich die Frage aufgeworfen, wer wohl von den jetzt lebenden „Amateuren" die Photographie am längsten betreibe. Die „Photographische Rundschau" teilte als Antwort auf diese Frage mit, daß ihres Wissens der berühmte Indienreisende Dr. Jagor in Berlin der Nestor der Liebhaberphotographen sei, denn er betreibe diese Kunst bereits seit dem Jahre 1849. Ist dies richtig, dann ist die Liebhaberphotographie ungefähr ebenso alt wie die Photographie selbst. Aber in den früheren Jahrzehnten waren die Jünger der ersteren recht selten, man merkte in der Oeffentlichkeit wenig von ihrem Wirken und Schaffen; erst seit einem Dutzend Jahre etwa ist die Zahl plötzlich angewachsen; mit einem Mal begegnete man einer Schar von Leuten, die nicht des Erwerbs wegen, sondern zum eigenen Vergnügen photographierten, auf den Höhen der Berge bis zu der Gletscherregion hinauf und am Strande der See, in stillen Hausgärten, selbst in der Enge der häuslichen vier Pfähle und in dem lauten Volksgetümmel großstädtischer Straßen. Das Photographieren wurde sozusagen Mode und der Liebhaberphotograph zu einer volkstümlichen Gestalt. Er, der ohne Erlaubnis seine Nächsten als Modelle für seine Lichtbilder benutzte, wurde zum Wiedervergelt selbst als Modell herausgegriffen — von Zeichnern sowohl wie von Schriftstellern, die mit Humor seine kleinen Schwächen aufdeckten; er wurde als ein neuer Typus des 19. Jahrhunderts in Skizzenbüchern und Novellen verewigt. Welcher von unsern Lesern würde sich nicht mit Vergnügen des „Amateurphotographen" erinnern, dessen Bild Hans Arnold mit so köstlicher Laune in der „Gartenlaube" gezeichnet hat?

Zwei Fortschritte waren es, welche Ende der siebziger Jahre die Liebhaberphotographie, wenn nicht ins Leben riefen, so doch zum raschen Emporwachsen brachten. Früher mußte der Photographierende seine Platten selbst zubereiten und mit ihnen arbeiten, so lange sie noch feucht waren; erst allmählich kamen die lichtempfindlichen Trockenplatten auf, und nachdem das Bromsilbergelatine-Verfahren die Feuerprobe bestanden hatte, konnten die Platten fabrikmäßig hergestellt werden. Das Photographieren wurde bei weitem müheloser. Zugleich gelang es der Wissenschaft, die Empfindlichkeit der Platten wesentlich zu steigern; die Augenblicksphotographie blühte auf. Während früher nur unbewegliche Gegenstände aufgenommen werden konnten und Bildnisse nur von den Menschen gelangen, die sich bequemten, vor dem Apparat zu sitzen, war nunmehr ein mit geeigneter Kamera ausgestatteter Liebhaber der Lichtkunst imstande, Menschen im Laufe und Vögel im Fluge zu photographieren. Mit Trockenplatten im Tornister, wanderte er nunmehr über Berg und Thal und steckte die schönsten Ansichten in die Tasche, mit der Moment- oder Geheimkamera stürzte er sich in das volle Leben hinein und erbeutete Augenblicksbilder aller Art.

Das Neue übt auf die Menschen einen großen Reiz aus, und neu war damals das Photographieren ohne Vorbereitung, ohne Lehrkurse und ohne ein ständiges Atelier. Tausende und Abertausende rüsteten sich mit photographischen Apparaten aus, die bald in großer Zahl vorhanden waren, da die Fabrikanten den äußerst günstigen Augenblick wahrnahmen und dem Bedürfnis der Zeit mit größtem Eifer entgegenzukommen suchten. Da erwies sich nun, daß die Liebhaberphotographie ein gar eigenartiges Steckenpferd sei, das mit dem Reiter leicht durchgeht und ihn in tollem Lauf ungeahnten Zielen entgegenträgt. Dieser Reiter zeigte sich so recht als ein Kind unseres nervösen, hastenden und jagenden Jahrhunderts. Er hatte den Apparat, die Platten, Schalen und Chemikalien gekauft und mußte nun Aufnahmen machen. Die Landschaft, die still hält, genügte ihm nicht; er wollte den Berufsphotographen ersetzen und ging daran, sein Familienalbum zu bereichern. In wie vielen Häusern lebt nicht heute die Erinnerung an die Wochen fort, da der Vater, von dem Photographierfieber erfaßt, die Familienmitglieder, alt und jung, zum Sitzen zwang, da er, um die Mutter mit dieser brotlosen Kunst auszusöhnen, an das schwierige Unternehmen ging, den zappelnden jüngsten Buben auf die Platte zu zaubern!

Für die Hausfrau sind die Geduldsproben noch das Wenigste. Ein kluger Gatte weiß sie auch abzukürzen, indem er des Nachts beim Magnesiumlicht Aufnahmen macht. Die Beleuchtung wird ihm nicht schwer, er hat ja eine große Wahl zwischen verschiedenen gefahrlosen und gefährlichen Blitzlichtgemengen und mehr oder weniger praktischen Blitzlichtlampen; aber die Verwertung des künstlichen Lichtes zeigte sich in der Praxis doch nicht so einfach. Die Wirkung von Licht und Schatten mußte eingehend studiert werden, und nachdem diese Klippe überwunden war, machte der



Eine Aufnahme
bei Blitzlicht.

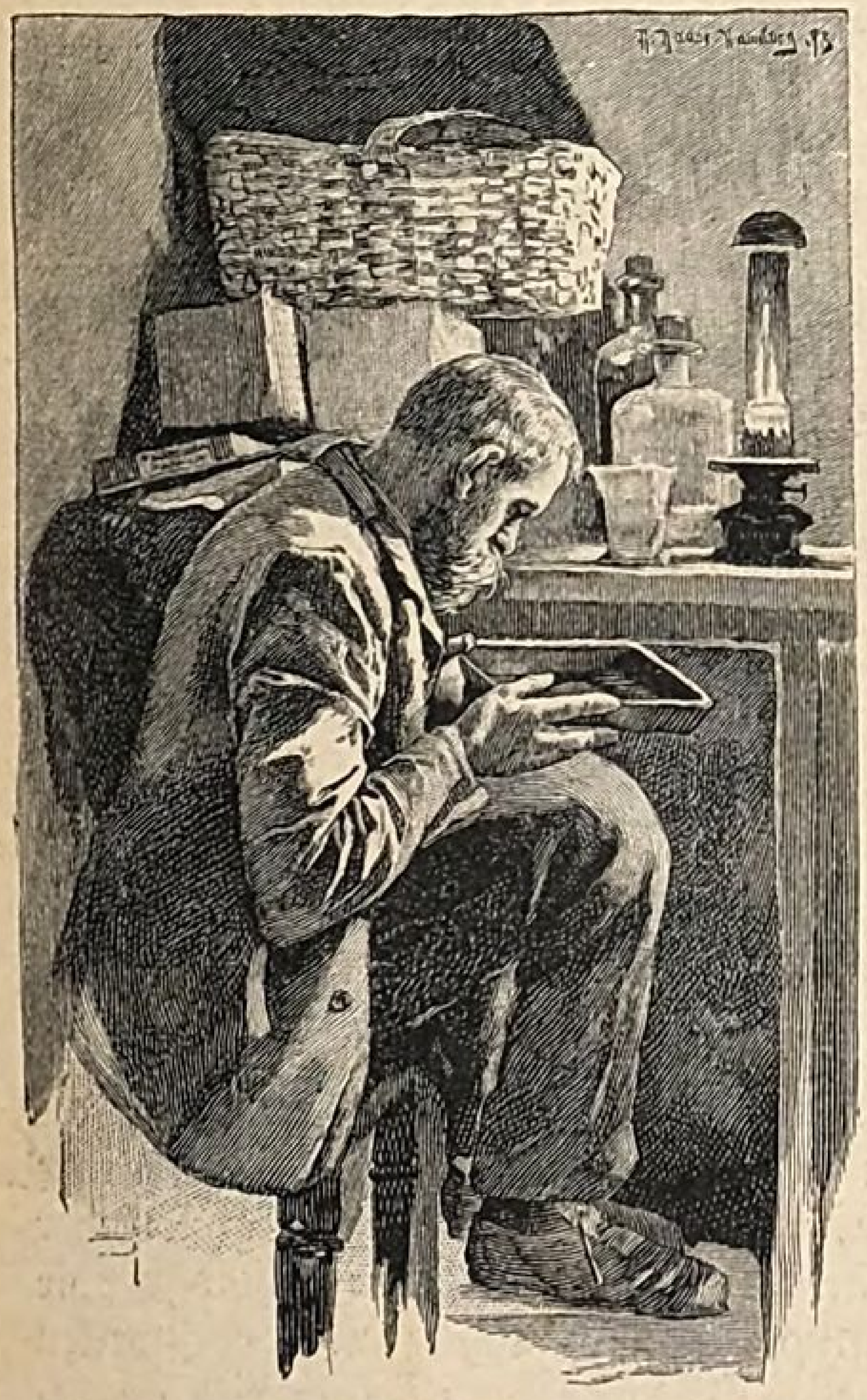


Die Opfer.

angehende Künstler beim hellsten Blitzlicht die trübsten Erfahrungen, bis er den Wert der Bruchteile einer Sekunde kennenlernte, Mittel und Wege fand, daß die Beleuchtung kürzer dauerte als das Bewußtwerden unserer Sinneswahrnehmung; dann erst gelang es ihm, Gesichter aufzunehmen, die nicht durch Zuckungen infolge der Blendung oder des leisen Erschreckens verunstaltet waren.

Was aber den Liebhaberphotographen zu einer höchst eigenartigen, ungewöhnlichen Erscheinung im Hause macht, das ist der Umstand, daß er, um seine wichtigsten Handlungen vorzunehmen, sich in Räume und Winkel zurückzieht, die, niemals durch einen Sonnenschein erhellt, bis dahin nur Motten, Mäusen und andern unwillkommenen Geschöpfen als Schlupfwinkel gedient haben. In fensterlosen Rumpelkammern und Alkoven pflegt der Liebhaber seine Dunkelkammer herzurichten, wo er beim Scheine der allein erlaubten roten Lampe auf der belichteten Platte das Bild zu entwickeln und zu fixieren sucht. Leider läßt er die Spuren seiner Thätigkeit nur zu oft nicht nur an den Platten, sondern auch an anderem Gerät zurück, und an den Flecken in den Handtüchern erfährt die Hausfrau nur zu bald, daß die Photographie eine „schwarze Kunst" ist — in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Der Mann, der sonst die Küche meidet, wird jetzt zum häufigen Gast in diesem Raume. Er legt zeitweilig auf die Wasserleitung Beschlag, um Platten und Papierabdrücke zu wässern. Sein findiges Auge entdeckt unter dem Geschirr manches Stück, das geeignet erscheint, das ihm fehlende Werkzeug des Photographen zu ersetzen. Eimer, Fässer, Porzellanschalen werden zeitweilig in den geheimnisvollen Dienst gestellt, Essen, Wäsche, Reinmachen — alles muß zurücktreten, damit die Platten gelingen. Jeder Widerspruch ist fruchtlos, man wagt ihn nicht, wenn man in das fieberhaft erregte Auge des geschäftigen Mannes schaut, der die kostbaren Erholungsstunden für seine Kunst eiligst ausnützen muß.



In der Dunkelkammer.

Endlich nach langem Mühen ist das erste Glasnegativ da und triumphierend wird die noch triefende Platte im Hause herumgetragen, das gelungene Werk den Zweiflern gezeigt. Aber dieses „Volk", diese „Laien" haben kein Verständnis für das Negative, sie sprechen von „Mohrengesichtern" und wollen positive Erfolge sehen.

Nichts leichter als dies! meint der Anfänger und geht an das Kopieren. Nun will er das Werk vollenden, das bieten, was die gewöhnlichen Menschen erst für eine Photographie ansehen. Aber was für merkwürdige Erfahrungen muß er auch auf diesem Gebiete machen, wieviel Silberpapier muß er entsilbern, bis er begreift, daß auch die Uebertragung keine mechanische Thätigkeit sei, sondern mit Kunstgefühl geübt werden müsse. Beim Kopieren der Negative handelt es sich ja nur um die Uebertragung von Weiß in Schwarz und Schwarz in Weiß, und doch ist die Sache nicht minder verwickelt wie die Uebersetzung eines Gedichtes aus dem Griechischen ins Deutsche. Das Licht besorgt die Kopierarbeit, aber es muß bewacht werden, die Salze der verschiedenen Bäder geben den Farbenton, aber ihre Einwirkung muß geregelt werden. Nach und nach dämmert das dem Liebhaber auf und er vertieft sich mit Andacht in das Studium seiner Platten, um eine harmonische Gesamtwirkung herauszukriegen. Aber das „Volk" versteht nicht den Mann, der so tiefsinnig seine Kopierleistungen mustert; es sieht nur die Mängel des Bildes und lächelt über den erfolglosen Eifer. Und die bittere Schale der Nichtanerkennung muß bis auf den Grund ausgekostet werden: die eigene Frau schleppt das Kind zum Berufsphotographen, um ein richtiges Bild den Großeltern schicken zu können!



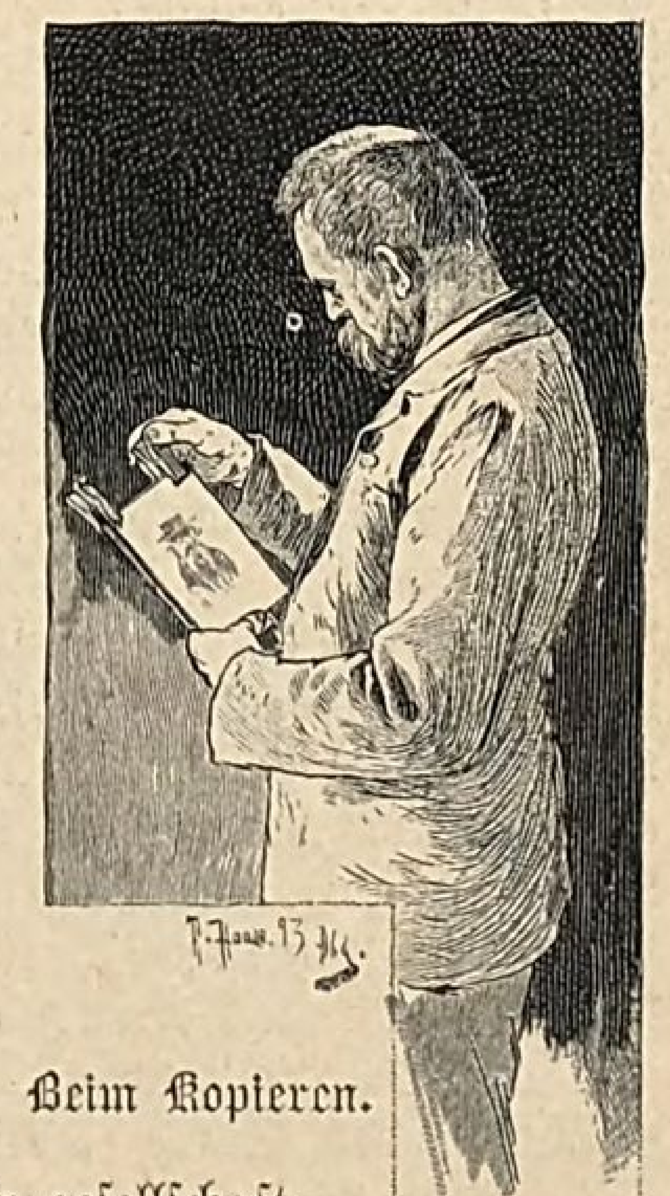
Der Hinterlistige.

Der Verkannte betrachtet indessen seine matten Bilder. Es fehlt ihnen der Glanz, und er faßt den Entschluß, das Letzte zu versuchen. Er verschafft sich eine „Satiniermaschine" und zieht seine Bilder eifrig durch die Walzen. Wie ernst er es auch meint, er hat doch dem bösen Zeichner eine neue Figur für sein Skizzenbuch geliefert.

Was nun ein echter Liebhaber ist, der läßt die Welt lachen und überwindet nach und nach alle Schwierigkeiten, welche die Ausübung des Photographierens naturgemäß mit sich bringt. Spürt er dann einmal frischen Wind unter seinen Segeln, so findet er auch bald eine zielbewußte Richtung für sein künftiges Wirken und Schaffen. Dann verstummt die Satire und er erntet Lob und Anerkennung — vorausgesetzt, daß er den photographischen Anstand zu wahren weiß.

Der photographische Anstand! Ja, das ist auch eine neue Forderung an menschliche Bildung und Gesittung, die man neuerdings aufgestellt hat. Ausgerüstet mit dem Momentapparat, mit der „Geheim"- oder „Detektiv-Kamera", kann der Liebhaberphotograph seinen Nächsten auch lästig werden. Es giebt hinterlistige Leute, denen der Schalk im Nacken sitzt, die den Menschen nachschleichen und sie erst dann aufnehmen, wenn sie in eine ungewöhnliche Lage geraten sind. Solche hinterlistige Gesellen können geradezu gemeingefährlich werden. Man bedenke nur: da wird eines schönen Tages im Bekanntenkreise die Momentaufnahme eines küssenden Paares herumgezeigt und in einem der beiden Glücklichen erkennt man plötzlich sich selbst! Das ist doch entschieden peinlich!

Aus diesen und ähnlichen Gründen wurde darum schon die Frage aufgeworfen, wie man sich dagegen schützen könne, von einem Unbefugten wider Willen photographiert zu werden? Es wurden dagegen viele Mittel vorgeschlagen, Staatshilfe oder Selbsthilfe; schließlich aber wurde in Erwägung gezogen, daß es am besten wäre, in einer neuen Auflage von Knigges „Umgang mit Menschen" ein Kapitel vom „photographischen Anstand" einzuschalten, das etwa mit folgenden Worten beginnen würde:



Beim Kopieren.

„Wer seine Mitmenschen durch die an sich edle Kunst des Photographierens schädigt oder belästigt, oder wer gar die Verlegenheit des Opfers ausnutzt, um hinterlistigerweise von ihm ein Konterfei zu fabrizieren, ist ein gesellschaftlicher Anstoß ersten Ranges; wer diese That so begeht, daß das Opfer seiner Unthat den Vorgang bemerkt und dadurch in Angst versetzt wird, verdient

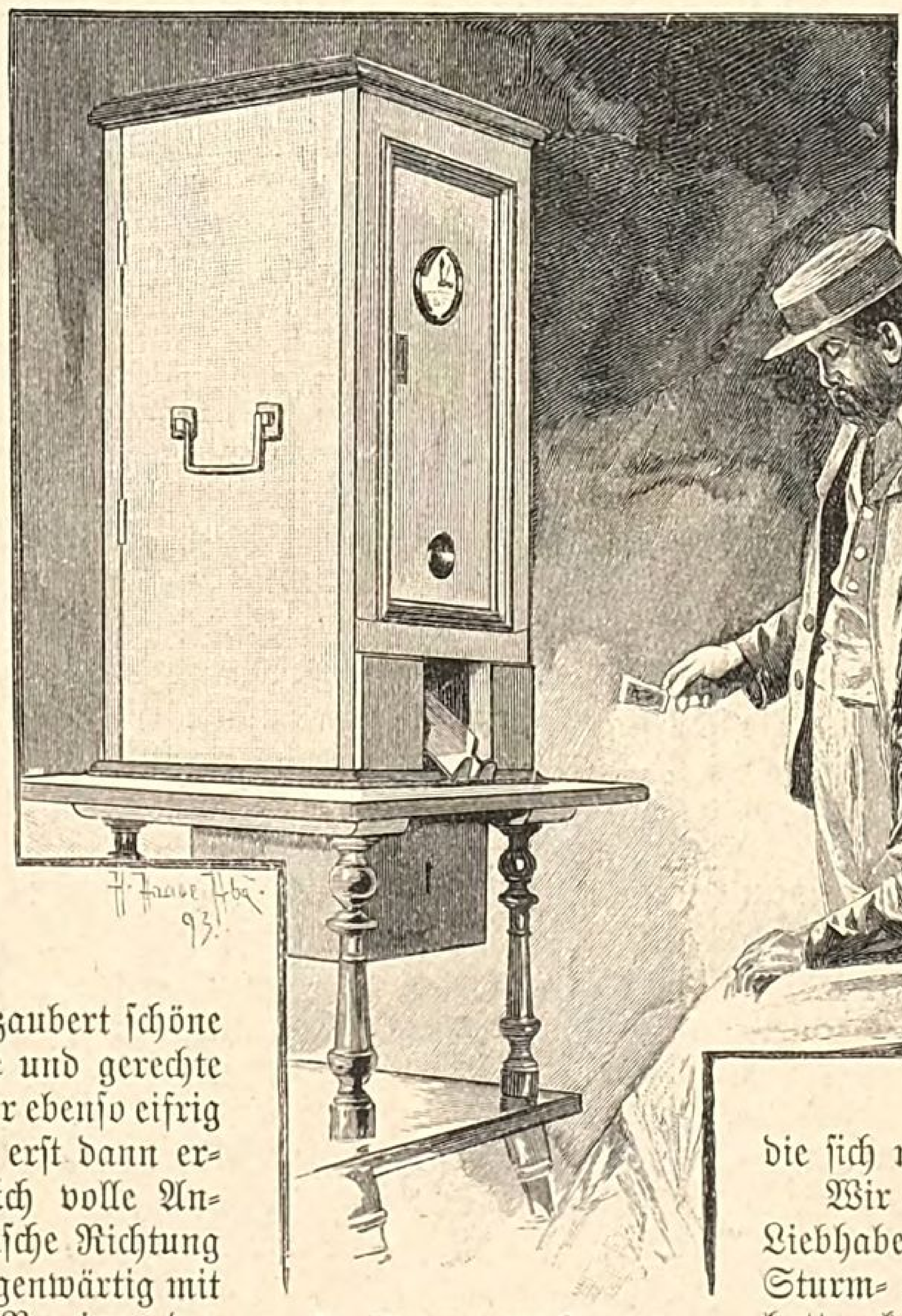


Das Satinieren.

nicht, ein Gebildeter genannt zu werden; wer schließlich Bilder, welche Personen in verletzender Weise darstellen, anderen zeigt oder sie gar verkauft, von dessen Schandbarkeit schweigen wir, denn . . ." ꝛc.

Wir haben bis jetzt den Liebhaberphotographen nur von seinen Schattenseiten betrachtet; das Bild, das wir von ihm entrollen möchten, wäre aber unwahr, wenn wir hiermit abschließen wollten. Unbedingt müssen wir auch die Lichtseiten hervorheben. Daß die Schattenseiten zuerst „volkstümlich verarbeitet" wurden, das ist leicht erklärlich; die böse Welt ist so gern bereit, dem Nächsten etwas am Zeug zu flicken und sich billig auf fremde Kosten zu unterhalten. Dazu kam, daß die Photographie noch eine gar junge Liebhaberei der Menschen ist; und wie jede junge Liebe Augenblicke unfreiwilliger Komik schafft, so erging es auch ihr.

Tausende von Liebhabern der Photographie nahten der spröden Schönen in der Ueberzeugung, daß man nur mechanische Kunstgriffe zu lernen brauche, um sie zu erobern. In der Photographie stecke weder Seele noch Gemüt, meinte man; Maschinen können photographieren, liefern doch Automaten für 50 Pfennig pflichtschuldigst unser Konterfei! Es giebt noch heute viele „Liebhaber", die herzlos und seelenlos arbeiten — aber ihre Leistungen sind auch danach. Die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst in dieser anscheinend so rein mechanischen Thätigkeit nicht die Technik, sondern der Geist den Sieg davonträgt. Nur wer künstlerisch zu empfinden und künstlerisch zu photographieren versteht, zaubert schöne Bilder hervor. Der echte und gerechte Photograph muß die Natur ebenso eifrig studieren wie der Maler; erst dann erobern seine Leistungen sich volle Anerkennung. Diese künstlerische Richtung der Photographie wird gegenwärtig mit großer Sorgfalt in den Vereinen der Liebhaberphotographen gepflegt, und da hat es sich herausgestellt, daß bei Herstellung schöner Bilder es nicht so sehr auf die feinsten Apparate, Platten und Chemikalien als auf den Mann ankommt. Die Leute, deren Photographien einen Weltruf besitzen, arbeiten zumeist mit einfachen Mitteln, aber in den Lichtbildern spiegelt sich ihr künstlerisches Empfinden, ihr Geist wieder. Der Verein ist das Forum, vor welchem der Anfänger am zweckmäßigsten seine Lehrjahre abmacht; dort wird ihm die gebührende Kritik in wohlwollendem Sinne zu teil, dort erhält er die besten Winke und Ratschläge. Wer aber keine Gelegenheit hat, einem Verein für Liebhaberphotographen beizutreten, der sollte wenigstens durch Studium einer für solche bestimmten Zeitschrift sich fortzubilden suchen. Eine Fülle trefflicher Anregungen für die künstlerische Auffassung des Photographierens bietet namentlich die „Photographische Rundschau" (Verlag von Wilhelm Knapp, Halle a. d. S.), das Organ unserer angesehensten Vereine. Dieser Richtung der Liebhaberphotographie steht sicher eine schöne Zukunft bevor. Sie wird durch die oft veranstalteten Ausstellungen gefördert, und wie groß die Fortschritte sind, davon zeugt die Thatsache, daß in illustrierten Zeitschriften immer häufiger Nachbildungen von Liebhaberphotographien erscheinen. Verschiedene Blätter — namentlich die französischen — schreiben sogar bestimmte Aufgaben vor und veranstalten Preisbewerbungen für die beste Lösung eines bildlichen Vorwurfs oder gar für die Illustrierung einer Novelle!



Der Photographier-Automat.

Künstlerisches Empfinden ist jedoch nicht allen Menschen eigen. Wem es fehlt, der sollte darauf verzichten, Kunstbilder schaffen zu wollen. Er kann ein Realist in des Wortes dürrster Bedeutung werden und darin wirkliche Befriedigung finden. Er möge nur sein photographisches Können in den Dienst der Wissenschaft stellen und die Natur streng, lebenswahr kopieren. Er braucht kein Gelehrter zu sein und kann dennoch der Wissenschaft dienen.

Wiederholt ist von wissenschaftlichen Vereinigungen die Liebhaberphotographie zur Mitarbeiterschaft aufgerufen worden. Da jagen die Wolken am Himmelszelt, vergängliche Gebilde, die noch so wenig erforscht sind; selbst die Einteilung der Wolken nach ihren äußeren Formen bereitet noch vielfache Schwierigkeiten. Wer sich die Aufgabe stellt, ein Album von Wolkenphotographien anzulegen und unter die einzelnen Bilder einige genaue Angaben über Himmelsgegend, Windrichtung, Stand der Sonne, Zeit, Temperatur und Luftdruck zu setzen, der kann der Wissenschaft willkommene Unterlagen liefern. Auch das Photographieren der Blitze bietet beachtenswerte Gesichtspunkte. Zwei Liebhaberphotographen könnten sich z. B. verabreden, von zwei verschiedenen Orten einen und denselben Blitz zu photographieren. Wenn sie eine bestimmte Himmelsgegend ins Auge fassen und bei heraufziehenden Gewittern gegen diese ihre Kammern einstellen würden, so würden sie bei einiger Ausdauer in nicht zu langer Zeit die gewünschten Bilder erlangen und ein Physiker könnte wohl auf Grund dieser Aufnahmen die Höhe und Länge der Blitzbahn berechnen. Von großer Bedeutung ist ferner das Anfertigen von photographischen Aufnahmen für die Völkerkunde. Die Kultur der Neuzeit verschlingt die alten Lebensformen. Wohnhäuser, die für bestimmte Gegenden einst charakteristisch waren, verschwinden immer mehr, Volkstrachten verlieren sich. Der Liebhaberphotograph kann die Ueberreste der alten Zeit, die ihm auf seinen Wanderungen begegnen, aufnehmen und so vielleicht vor der Vergessenheit retten; nur sollte er solche Photographien nicht in seinem Kasten verstecken, sondern, mit den nötigen kurzen Erläuterungen versehen, an die Museen senden, die sich mit der Aufbewahrung solcher Gegenstände befassen.

Wir haben in der Einleitung daran erinnert, wie jung die Liebhaberphotographie ist; sie hat die erste schlimmste Zeit, ihre Sturm- und Drangperiode, hinter sich. Die ersten Bahnbrecher hatten keine Vorbilder, keine Lehrer, da die Berufsphotographie und die streng wissenschaftliche Photographie anderen Zwecken dienen. Der Zuwachs an neuen Jüngern kann sich bereits an bewährte Meister anlehnen, und es werden ihm viele Enttäuschungen erspart, wenn er ihren Lehren mit vollem Ernste folgt.

Vielfach bildet die Liebhaberphotographie mehr als eine Liebhaberei, sie wird zu einem wichtigen Hilfsmittel des Forschers, Technikers und auch Künstlers. Wem sie aber auch nur eine Liebhaberei ist, den führt sie doch hinaus in die freie frische Natur, denn das Himmelsgewölbe, vom klaren Licht durchflutet, ist das große ureigenste Atelier des Liebhaberphotographen, der da hinauswandert, um im Antlitz der Natur die schönsten Züge zu entdecken.

Wandlungen.

Novelle von Gerhard Walter.

So habe ich es gern, wie es heute draußen war. Für einen verhältnismäßig schon alten Junggesellen just das rechte Spätherbstwetter. Mein lieber Neffe schalt auf den Sturm, wie er im Walde durch die gepeitschten Baumkronen raste, und fand den Weg zum Bahnhof höchst ungemütlich. Es steckt keine Poesie mehr in dem jungen Volk. Da waren wir anders. Die sind heute viel zu „patent", viel zu geschniegelt geworden, um noch jung sein zu können. Und wir waren doch auch gerade nicht von der Bank gefallene Kinder, sondern Gesellen, die sich sehen lassen konnten in der Cerevismütze, mit Band und Bierzipfel. „Wenn wir durch die Straßen zogen, recht wie Bursch' in Saus und Braus" — das machte sich wenigstens ebensogut, wie wenn die jungen Herren heute mit Glacéhandschuhen und mit „durchgezogenem" Scheitel Fensterparade machen. Doch was ereifere ich mich da um nichts und wieder nichts: es waren ja doch prächtige Tage, da der junge Gesell in meinem stillen Pfarrhaus weilte, und es thut mir leid darum, daß sie vorbei sind. Und nun sitze ich hier wieder allein und schreibe an meinem Tagebuch. Was soll man schließlich thun, wenn man niemand hat, mit dem man sprechen kann? Und gerade heute stürmen Erinnerungen so mancher Art auf mich ein. Was ein Wort, ein Name doch thun kann! Wie wir da durch den Sturm unsern Weg im Walde machten, kam uns ein Ponygefährt entgegen. Unseres Försters Töchterlein saß darin, frisch und blühend. Ich sprach einige freundliche Worte mit ihr, während Hermann abseits stand, nicht ohne mit wohlgefälligem Blick das saubere Mädel zu betrachten.

„Du, Onkel, die hättest Du mir eigentlich auch früher zeigen können," sagte er schmollend, als wir weitergingen. „Weißt Du, bei Dir war's ja sehr nett, aber solch kleine Bekanntschaft, das ist doch der Tau in der Rose und die ideale Seite des studentischen Lebens."

Ich verwies ihm seine leichtfertigen Reden, wie sich das für mich gebührte. „Ach was, Onkel, das ist nicht so schlimm!" rief er lustig. „Ihr würdigen Herren seid auch 'mal jung gewesen. Hab's in Deinem alten Kommersbuch selbst gesehen, wie das Lied von dem Wanderburschen rot angestrichen war, und der Vers noch besonders:

„So manches liebe Gläschen Wein
Müßt' wahrlich ungetrunken sein;
So mancher Mund, der kußlich ist,
Der bliebe wahrlich ungeküßt;
Denn wenn kein Wanderbursche wär',
Wo käm' das liebe Wandern her?"

Und der Schlingel (übrigens hatte er recht) sang es mit heller Stimme in den herbstlichen Wald hinein. „Junge," sagte ich sehr ernst, „ich bitte mir etwas mehr Achtung vorm Alter aus."

Da umfaßte er mich und sagte: „Ach Du mit Deinen zweiundvierzig Jahren könntest noch gerade so gut Student sein wie ich! Weißt Du was, Onkel? Heiraten mußt Du! Es ist Sünde und Schade um Dich, daß Du als Junggesell einem einsamen Tod entgegensiehst."

„Habe nur keine gefunden, mein Junge, die mir so recht gefallen hätte; weißt Du eine?" Er pfiff leise zwischen den Zähnen vor sich hin. „Ich weiß eine, Onkel, aber ich sag' es Dir nicht! Ein bißchen jung ist sie freilich für Dich. Ein reizender Besen. Lernte sie bei Oberamtmann Fabri kennen. Da war sie ein Jahr im Hause. Waren alle närrisch in sie verschossen. Aber unnahbar wie die Gipfel des Himalaya und dabei doch freundlich wie ein Frühlingstag. Das Mädel hatte nur einen Fehler: sie war arm wie eine Kirchenmaus. Eine Pfarrerstochter. Aber ich sag' Dir, Onkel, und wenn sie nur hunderttausend gehabt hätte — ich hätt' sie unbesehen genommen, die kleine Else Oswald."

„Oswald?" rief ich und blieb stehen, den Stock in die Erde stemmend. „Oswald hieß ja mein liebster Freund auf Erden, mein Waffenbruder und Spießgesell; weißt Du nicht, wo sie her war?"

„Freilich. Irgend so ein gräßliches Ding in Sand und Heide da hinten, wo des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse anfängt, rühmt sich ihrer Geburt . . ."

Keine Frage, ich hatte eine alte Spur wieder aufgefunden, und mein Herz klopfte bei dem Gedanken, als ich den langen Weg durch den dämmernden Abend wieder zurück machte, allein, in stillem Sinnen. Es kam etwas über mich wie Wehmut der Einsamkeit. Ich sehnte mich mit einem Mal nach altem Glück vergangener Tage. Tausend lichte Bilder stiegen vor meiner Seele auf, wie dunkler und dunkler die stürmende Nacht sich niedersenkte. Ich halte euch fest, ihr Bilder. —

Ich war ein Bursche, der viel vom Leben verlangte — auch einen Freund. Und der sollte mir werden. Es war ein blütenreicher Tag gewesen, als wir zum erstenmal draußen im Waldschlößchen uns getroffen und mit warmen jungen Herzen erkannt hatten, daß wir zusammengehörten. Beim ersten Sternenschimmer, als wir Arm in Arm nach Hause gingen, kehrten wir noch einmal in der „Ohrwaschel" ein, dem Wirtshaus im Steinbruch, über dem die Tannen rauschten, und da blieben wir sitzen. Das Bier war gut, am Bach sang eine einsame Nachtigall, die Mondsichel stand klar am Himmel und stieg höher und höher — und als sie im Morgenrot unterging, da saß der Wirtin Töchterlein tiefschlafend hinterm Ofen; aber wir beide saßen noch beisammen. Hatten viel miteinander geredet in der Nacht, und es war Morgenlicht nicht nur über der Welt, als wir heimpilgerten, nein, auch in uns, wie wir singend durch den stillen Wald zogen.

Die „Dioskuren" nannten sie uns, und mächtig wurden wir „gekeilt" von allen Verbindungen. Es sah gut aus, wenn wir beide um Mittag durch die Hauptstraße bummelten. Und wir sprangen beide ein bei den „Märkern". Zwei Renommierfüchse, wie sie im Buch stehen. Aber er, Werner, war mir über, wenigstens in einem Stück. Wo er zwei Mädchenaugen blitzen sah, da flog sein Herz hin. Der „schöne Märker" hieß er bald, der ritterliche Gesell, der den Blondkopf so hoch trug. Und sie waren stolz darauf, die Mädel, deren Spur er folgte, und seine Streiche mochten so toll sein, wie sie wollten, ihm wurde alles verziehen, wenn er mit seinem siegreichen Lächeln auf den Plan trat, mit dem bittenden Blick der Augen, in denen ein eigentümlicher Zauber lag, dem wenige widerstanden. Ich habe ihn oft gewarnt: „Werner, eine kannst Du doch nur heiraten!" Dann lachte er laut und fröhlich auf und schlug mich mit starkem Schlag auf die Schulter. „Ja, aber dann die beste und schönste von allen!"

Es gab großes Trauern, als er davonzog, er selbst leichtherzig, wie er gekommen, und manch Philistertöchterlein hat heimlich geweint, daß er ihr nimmer Ständchen brachte um Mitternacht und im Sternenschimmer nach der Rose suchte, die ihm zum Dank durch die Fensterspalte hinabgeworfen wurde.

Auf der Abschiedskneipe, da saßen wir noch einmal bis zum Morgengrauen beisammen und tranken noch einmal mit mächtigem Zug zusammen aus dem großen silberbeschlagenen Horn, dann gaben wir ihm singend das Geleit zum Bahnhof. Aus dem Wagenfenster drückte er mir die Hand, daß es mich schier schmerzte, sah mir mit jenem unbeschreiblichen Blick in die Augen und sagte leise dazu: „Siegfried, Deine Liebe ist mir köstlicher gewesen denn Frauenliebe; Gott befohlen — und auf Wiedersehen!" So fuhr er hin — und mit ihm meine beste Jugendzeit.

Ist nun bald ein Vierteljahrhundert über dem allen dahin. Wir kamen auseinander, schneller, als ich für möglich gehalten. Aber vergessen thut man darum doch nicht. Ich such' ihn mir, such' ihn auf! Möchte noch einmal im Gasthof zur „Goldenen Jugendfreundschaft" einkehren, um in ihm einen tiefen Trunk guten Feuer- und Freudenweines zu thun. Aber unvermutet möchte ich hineintreten in seinen Kreis, an seinem fröhlichen Erstaunen mich weiden, wenn da plötzlich solch ein alter Conte fuchs hereinschaut. Ein Bett ist ja immer übrig, und paßt es nicht, nun, dann geh' ich halt in den Krug. Kommt Zeit, kommt Rat. Es liegt ja noch ein langer Winter zwischen heute und der Reisezeit. Aber wozu es doch manchmal gut ist, wenn einen ein Neffe besucht und ein Ponywagen durch den Wald fährt!

So schrieb ich voriges Jahr. Seitdem ist viel Wasser von den Bergen geflossen und vieles hat sich gewandelt, in anderer Leben und in meinem. Es ist Abend. Draußen ist alles so stumm, als wär' ich allein in der Welt. Die Geschäfte des Tages, die großen und kleinen, sie ruhen nun, die Gedanken aber werden wach, traurige und fröhliche, wie sie so im Herzen beisammen wohnen. Solch Herz ist ja wie ein großer Gottesacker; sind viele Gräber drin, in denen eingesargte Wünsche, Freuden und

Hoffnungen ruhen; aber auf den Grabhügeln blühen jedes Frühjahr neue Blumen, und im Sommer gar geben die Rosen köstlichen Duft. Ich grüße euch, ihr Blumen all'; ich grüße dich, junge liebliche Rose, die du jetzt wohl in der Ferne schlummernd das Haupt geneigt — —

Es war ein heißer Julitag des vorigen Jahres, da wanderte ich meinem Ziele zu, dem Hause des Freundes. Den Stab fröhlich schwingend, schritt ich aus, durch Felder, die der Ernte entgegenreiften, durch niedrigen Kiefernwald, auf den die Sonne sengend niederbrannte. Endlich lag es vor mir, das Dorf, über dem ein stumpfer Kirchturm aufragte; ein Haufen weißer und grauer Häuser und Hütten mit dunklen Dächern, hier und da ein einzelner Baum über dem Giebel aufragend, sonst kein Schmuck und keine Zier irgend welcher Art. Still und stumm, wie erstorben war alles in der Glut des Sommernachmittags. Gleich einem Geist fürchterlicher Langweile lag es über Wald und Feld und Dorf. Es wurde einem schwer, daran zu glauben, daß da Menschen wohnen könnten mit schlagenden Herzen, mit schaffenden Gedanken, Menschen, die Freud' und Leid fühlten. Aber einen wußte ich, in dem lebte das alles, der hatte sich mit seinem reichen übersprudelnden Geiste hineingebaut in diese Einöde und in ihr sein eigen Reich aufgerichtet, barmherzig und hilfreich niederblickend auf die ihm anbefohlene Schar. Der wohnte da in dem Hause neben der Kirche, das den strohgedeckten Giebel über all die anderen Dächer hob und über dem eine Linde mit runder Krone aufragte.

Eilig schritt ich durchs Dorf. Alles still, alle draußen beim Heu. Dort lag der Pfarrhof der Kirche gegenüber; eine Mauer trennte den Vorgarten von der Straße, zur Seite davor war ein großes Einfahrtsthor, das offen stand. Ich überblickte den Hof — unordentlich und heubestreut lag er da; in einer Ecke ein rostiger Pflug, an der Scheunenmauer eine Egge und dicht daneben eine Hundehütte, deren Bewohner wohl auch dem Bann zum Opfer gefallen war, der über dem Dorf lag: er schlief. Aber jetzt mußte er die Nähe eines Fremden wittern; plötzlich mit wütendem Gebell fuhr er heraus, daß er sich fast an der Kette erwürgte, und heulte mich an. Gut, daß ich nicht näher herangetreten war.

Da schallte eine Stimme aus der offenstehenden Stallthür: „Tyras, infamer Köter, willst Du das Maul halten!" und ein gut gezielter Stein fuhr dem lärmenden Tier in die Rippen, daß es mit kurzem Aufheulen in die Hütte kroch. Der Werfende stand in der Stallthür; eine große ziemlich hagere Gestalt, bartlos, mit ergrauendem Haar. So stand er in Hemdärmeln da, mit der einen Hand die Augen vor der Sonne schützend, um nach mir auszuspähen.

„Ist Herr Pastor Oswald zu sprechen?" rief ich hinüber.

„Ja, das ist er; treten Sie nur näher!"

Langsam kam der Mann in dem ungeordneten Anzug auf mich zu. „Können Sie mich melden?" fragte ich und hielt ihm meine Karte hin. Er nahm sie, blickte darauf, sah mich an, und zweifelnden zögernden Tones fragte er, und etwas wie grenzenloses Erstaunen und plötzliche Verlegenheit malte sich auf seinem Gesicht: „Pastor Siegfried Willmann — Sie sind doch nicht —"

„Ja, Werner, ich bin's!" sagte ich und stützte mich unwillkürlich mit beiden Händen auf meinen Stock. Ja, es war Werner! Der elegante ritterliche Student, der hochfliegende Geist — den ich augenscheinlich beim Ausräumen seines Stalles gestört hatte. Ein Vierteljahrhundert!

Verlegen gab er mir die Hand. „Alter Freund, das freut mich ja! Aber warum hast Du Dich nicht angemeldet?" sagte er gemessenen Tones, ohne Ausdruck der Freude.

Mich fror beinahe, trotz der glühenden Hitze. „Ich wollte nur im Vorbeigehen bei Dir vorsprechen," log ich; „ich bin auf einer Fußreise und hatte zufällig erfahren, daß Du hier wohnest —"

„Hast Dir aber eine wunderliche Zeit und eine wunderliche Gegend ausgesucht zum Wandern!" sagte er mit einem verlegenen Lachen. „Bis zum nächsten Krug sind's zwei Stunden, und zum Uebernachten ist's hier und dort nicht gemacht für patente Leute wie Du. Wir fahren hier alle vierter Klasse durchs Leben und Du jedenfalls zweiter. Entschließ' Dich, bei mir fürlieb zu nehmen! Viel kann ich Dir nicht bieten —"

Da wallte mir das Herz über. „Werner!" rief ich, ließ den Stock fallen und legte ihm beide Hände auf die Schulter, „biet' mir nur die Hand wie einst und biet' mir Dein Herz!"

Er sah mir in die Augen. „Du alter treuer Gesell!" sagte er leise, und dann plötzlich laut: „Da hast Du sie beide!" — und er streckte mir die Hände hin und schüttelte die meinen mit aller Kraft. „Ich hätt's nicht geglaubt, daß das Leben noch diese Freude für mich aufbewahrte!" Er zog mich an sich und sah mir lange in das Gesicht. „Lohn' Dir's Gott, daß Du mich aufgesucht!"

„Weißt Du's denn nicht mehr, unser Abschiedswort: Was Du auch thust, das thu' mit Bedacht, und behalte mich lieb . . ?"

„Ja . . . das thu' mit Bedacht!" sagte er langsam und senkte den Kopf. „Aber nun komm' — und erwarte nichts, gar nichts!" fuhr er fort. „Dann mag's sein, daß Du zufrieden davon gehst."

„Elsbeth!" rief er mit lauter Stimme zum Hause hinüber, „Elsbeth!"

Auf der Küchentreppe erschien eine übereinfach gekleidete Frau, deren Gesicht noch die Spuren einstiger Schönheit trug, jetzt aber welk geworden war und müde vergrämte Züge zeigte. „Meine Frau!" sagte er nachlässig.

Also das war seine Frau, die Frau des verzogenen Lieblings der Frauen! Ich hatte im Stillen an eine hochfeine Salondame gedacht. So irrt man sich im Leben!

„Was soll ich denn?" fragte sie mit matter Stimme. „Ich muß das Abendbrot machen."

„Dann mach' für einen lieben Gast mehr!" rief er. „Hier —" Sie musterte mich, den Grüßenden, mit erstauntem Blick.

„Mein lieber alter Studienfreund und Bundesbruder, Siegfried Willmann, von dem ich Dir oft erzählt —"

Sie kämpfte im Näherkommen mit dem Versuch, freundlich auszusehen. „Ach so, das sind Sie," meinte sie, die Hände an der blauen Küchenschürze abtrocknend. „Ja, Ihr Bild ist auch im Album und man erkennt Sie noch!" Sie reichte mir eine feuchte harte Hand. „Aber Sie haben's schlecht getroffen, wir sind beim Heuen —"

„Red' nur nicht so viel!" unterbrach er sie fast rauh. „Mein Freund bleibt über Nacht hier. Nun zeig', was Du kannst — und zu allererst gieb uns einen Tropfen zu trinken!"

„Was denn? Bier haben wir nicht mehr —"

„Bring', was Du hast!" rief er, „wir gehen in die Laube; wenn Karl kommt, soll er mit Else allein abladen."

Sie wandte sich ohne ein Wort. Immer lag die müde Duldermiene auf ihrem Gesicht.

„Komm'!" sagte Werner kurz. „Wart' einen Augenblick; ich will nur meinen Rock anziehen."

Da stand ich allein — und wünschte mich hundert Meilen weit weg. Wie anders war das, als ich gedacht hatte!

Dann saßen wir in einer verwilderten Jasminlaube in einem verwilderten Garten. Ich verschmachtete fast. „Hast Du nicht ein Glas Wasser?" bat ich.

Da kam Frau Elsbeth den Gartensteig einher. Sie hatte eine frische Schürze umgethan und das Haar glatt gestrichen. In den Händen hielt sie ein Theebrett mit Kanne und Tassen. Geschäftig stellte sie es nieder. „Was soll das?" fragte er erstaunt.

„Ich habe schnell Kaffee gemacht," antwortete sie wie erfreut über ihre Findigkeit. „Ich hatte gerade kochendes Wasser."

„Aber Liese, der Mann verdurstet hier, und Du willst ihm Kaffee vorsetzen?" brach er los. „Fort mit dem Zeug!"

Sie sah kopfschüttelnd wie fragend gen Himmel und lief aufs Haus zu. „Hier sind die Schlüssel!" rief er ihr nach. „Wo willst Du denn hin? Da rennt sie los — entschuldige!" bat er, und aufspringend eilte er hinterdrein. Dann hörte ich einen kurzen lauten Stimmenwechsel, und dann war's wieder still, still wie im Grabe. Einmal flog eine Biene summend durch das Gerank der Laube, das war alles. „Das ist deine Welt, armer Freund," dachte ich und stützte den Kopf schwer auf. „Lieber tot!"

Da störte mich das Rollen eines Wagens, der auf den Hof fuhr. Ich sah über das Gebüsch des Gartens weg den Gipfel eines hohen Fuders Heu und gleich darauf hörte ich ein vielstimmiges markdurchdringendes Geschrei — das Fuder war verschwunden. Jedenfalls war es im Vorfahren umgeworfen worden. Ich sprang auf und rannte den Steig hinunter. Richtig, ein ungeheurer Haufen Heu und ein umgestürzter Wagen und dazwischen und daneben lag und kroch es heulend und weinend — eine Anzahl von Kindern, die offenbar oben auf dem Heu gesessen hatten. Werner hielt wetternd die unruhigen Pferde am Gebiß, und Frau Elsbeth stand mit gerungenen Händen und verzweifeltem Blick rat- und hilflos vor dem Kinderhaufen. „So greif' doch zu!" schrie er sie an.

Ich sprang vor und hob von den Kleinen eins nach dem andern auf. Es waren, wie ich jetzt sah, vier Jungen, von etwa



Das Telldenkmal für Altdorf.
Nach einer Aufnahme im Atelier des Bildhauers R. Kißling.

fünf bis zwölf Jahren, alle mit blutenden Nasen, der älteste mit einer tüchtigen Beule vor der Stirn, aber alle wie die Besessenen schreiend.

„Wo ist Else?“ rief Werner und hielt die abgesträngten Pferde noch fest.

„Fräulein kommt zu Fuß nach!“ stöhnte der Knecht, der jetzt angehinkt kam. „Ich glaube, ich habe mir das Bein gebrochen —“

„Hummel,“ schnaubte Werner ihn an, „zum ersten Oktober zieht Er! Einen Esel, der nicht fahren kann, den kann ich nicht gebrauchen. Versteht Er? Mir ist das nie passiert!“

Der Knecht sah ihn giftig an. „Na, gottlob, wenn Sie kündigen, brauch' ich nicht wegzulaufen. Ich hab's lang' satt —“

Da klang eine helle erstaunte Stimme durch all den unerfreulichen Lärm. „Aber mein Gott, was ist denn das?“

In der Einfahrt stand ein junges Mädchen, die Heuharke über der Schulter, den großen Strohhut zurückgeschoben, und sah aus klaren Augen auf den Wirrwarr. Eine schöne stattliche Gestalt und ein Gesicht dazu, daß man's sobald nicht vergaß.

„Schnell, Else, es hat ein Unglück gegeben, aber, gottlob, kein großes; hilf den Jungen!“ rief Werner dem Mädchen zu.

Das mußte die älteste Tochter sein, kein Zweifel; es war Haltung und Gesicht des Vaters in seinen Studentenjahren, nur ins Zartere, Jungfräuliche übersetzt. Mit herzlicher Teilnahme lag mein Blick auf ihr. Jetzt sah sie auch mich. Aus großen erstaunten Augen schaute sie mich an — anders als vor kurzem die Mutter; nur eine Sekunde; dann war sie bei der Arbeit, tröstend, aufrichtend, ermahnend, tadelnd. Es war ein überaus reizvolles Bild, wie das junge schöne Mädchen auf dem Brunnenrand saß in ihrer einfach ländlichen Tracht, um sich her die weinende Schar; wie sie hier das Blut abwusch, dort die wunde Stirn kühlte und dazwischen mit klarer Stimme dem wieder erschienenen Knecht Befehle gab. Der Vater hatte die Pferde in den Stall gezogen; die Mutter war nicht mehr zu sehen. Ich stand neben Else und half, dem Aeltesten den arg zerschlagenen Kopf zu verbinden. Unsere Hände berührten sich und wir sahen einander in die Augen. Fragend ruhte ihr Blick in meinem.

„Ich bin ein Freund Ihres Vaters von seiner Studentenzeit her und heiße Willmann,“ stellte ich mich vor. „Ich bin gekommen, um ihn zu besuchen — aber ich habe Unglück ins Haus gebracht.“

„Hat mein Vater sich nicht schrecklich gefreut?“ fragte sie leise.

„Ich kam ihm zu unerwartet.“

Sie schlug die Augen voll auf. Was lag alles in dem einen Blick! „Es wird Ihnen bei uns nicht gefallen,“ sagte sie fast flüsternden Tones. „Aber ich bitte Sie — bleiben Sie einige Tage!“

„Aber Sie kennen mich gar nicht, Fräulein Else!“ antwortete ich, und wieder hob sie das Auge, in dem ein köstlicher Ausdruck von Vertrauen lag. „Ich kenne Sie doch,“ sagte sie einfach, „und ich kenne meinen Vater.“ Ich nickte ihr zu. Wir waren Freunde von Stund' an, wir zwei, Else und ich. Sie neunzehn Jahre, ich dreiundvierzig. Ganz ungefährlich!

Da trat Werner zu uns. Es lag ein anderer Ausdruck auf seinem Gesicht, etwas wie Stolz und Freude. „Mein ältestes Mädel, meine liebe Else!“ sagte er und fuhr ihr mit der Hand über den dunklen Scheitel. „Ihr kennt Euch schon durch Euer Samariterwerk?“ Wir bejahten beide.

Nun waren Adolf und Christian und Johannes und Erich gewaschen und überall, wo's notthat, ausgebessert und trollten sich mit Else.

„Nun, das ging noch gut ab!“ meinte Werner tief aufatmend. „Aber mein armer Siegfried, noch hast Du mit keinem Tropfen Deine Kehle genetzt. Else soll Dir einen Topf voll Buttermilch aus dem Keller holen, das wird Dir gut thun, besser als der verrückte Kaffee meiner Frau. Kaffee — der ist für sie immer das höchste der Gefühle.“ Wieder lag der bittere Zug um seinen Mund. „Und dann soll Else Dir Dein Zimmer zurechtmachen. Hast Du Deine Sachen bei Dir? Und wie lange bleibst Du?“

„Ich weiß noch nicht. Es kommt auf den Wald an, wie er sich zur Sommerfrische eignet. Thut er das, dann geb' ich mich in Pension bei Euch.“ Ich dachte an Else. „Das Notwendigste habe ich bei mir; mein Koffer steht auf der Station.“

„Soll morgen geholt werden. Nun komm'!“

Wir hatten in der Jasminlaube zu Abend gegessen. Frau Elsbeth war im anständigen Hauskleid erschienen, und Else in ihrem lichtblauen Kattunkleidchen, das schöne reiche Haar im Nacken zum Knoten gesammelt, sah reizend aus; ihr Lachen klang wie Lerchenschlag durch die Stille des Abends. Werner war allmählich aufgetaut, und hin und wieder brach ein Strahl des alten Geistes bei ihm durch. Er hatte nur verlernt, wie's einstmals war. Aber wie konnte das sein? Ich sollte es erfahren.

Es war ein prächtiger Abend geworden nach der Schwüle des Arbeits- und Wandertages. Frau Elsbeth, die während des guten ländlichen Mahles wenig geredet, hatte sich zurückgezogen. Else war ihr gefolgt. Warm hatte ihre Hand noch in der meinen gelegen. „Morgen gehen wir zusammen in den Wald,“ hatte sie fröhlich gesagt, „ich will Ihnen schon Thäler und Quellen zeigen, an denen Sie Ihre Freude haben sollen!“ Dahin ging sie im letzten Abendschein, schlank und jung und frisch.

Werner legte seine Hand auf meine, wie ich ihr so in Gedanken nachsah. „Nicht wahr, Siegfried, es ist schade um das Mädchen hier?“ Fast brutal kam diese Frage heraus.

„Ist es schade um den Sonnenschein —“

„Wenn er in ein dunkles Kellerloch fällt?“ unterbrach er mich mit kurzem harten Lachen. „Derartiges wolltest Du doch wohl sagen? Und da stimm' ich Dir allerdings bei, daß er da eigentlich erst recht seinen Beruf erfüllt. Aber komm', lassen wir die trüben Gedanken! Wollen noch 'mal wieder jung werden. Du bist es noch, ich möcht's noch sein. Denkst Du daran, daß heute, am 13. Juli, unser Stiftungsfest ist, und wie wir da immer beim Ausritt voraussprengten? Wollen heut' noch 'mal unter uns kommersieren. Komm' mit mir in den Keller — hab' da aus alten Tagen noch einen Tropfen liegen, den holen wir heraus! Es ist mir so, als sollten wir miteinander fröhlich sein!“

Mild und weich war die Luft. Von den Wiesen her wehte mit dem leisen Nachthauch der würzige Duft von frischem Heu zu uns herüber. Droben am Himmel stand scharf und klar die Mondsichel, und auf dem Tisch vor uns stand im matten Schein eines Windlichtes der goldige Wein. Werner hob das Glas. „Prosit, Bruder! Was kann das schlechte Leben helfen! Man muß die Feste feiern, wie sie fallen!“ Es kam ihm nicht aus dem Herzen, das Lustigsein. Mit einem Zuge goß er den Wein hinunter. Plötzlich schlug er sich vor die Stirn. „Mensch, ich kann Dir nicht 'mal eine Cigarre anbieten. In meiner apostolischen Armut bin ich auf Havannas nicht mehr eingerichtet, und die Feld- und Wiesencigarre, die ich Dir bieten könnte, die rauchst Du jedenfalls nicht.“

Ich griff in die Tasche. „Hier! Wir haben so oft geteilt, thun wir's weiter!“

„Vergelt's Gott!“ sagte er mit einem Lächeln, das mir wehthat. Dann brannte er mit Behagen eine der Cigarren an und blies den duftenden Rauch in die Nachtluft. So saß er da, hinten übergelehnt, und blickte in den Mond. Da kam durch die Nacht her ein helles süßes Klingen, der Ton einer Menschenstimme in dieser tiefen Einsamkeit; weich und klangvoll schallte es zu uns herüber:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die güldnen Sterne prangen
Am blauen Himmelssaal,
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.“

Das Lied war verhallt. Else hatte es im Fenster ihres Kämmerleins gesungen. Werner richtete sich auf und fuhr mit der Hand über die Augen. „Wenn ich das Mädel nicht hätte!“ sagte er leise. „Aber komm' — wir wollten ja lustig sein! Laß uns auch ein Lied singen! Vom Dorfe hört uns keiner, die schlafen alle. Stimm' an:

„Es hatten drei Gesellen
Ein fein Kollegium . . .“

Es war der Zauber der Sommernacht, der über uns kam. Wie oft hatten wir zusammen gesungen, er zweite, ich erste Stimme. Und ich stimmte an. Eine Stimme trug die andere, und leise ließ sich der Geist aus alten Tagen auf uns nieder.

„Der trank keinen Tropfen mehr!“

verhallte wehmütig der letzte Ton. Werner schwang die Flasche. „Doch! Es reicht noch für manchen Tropfen heute nacht! Siegfried, gieb Dein Glas her — so! Und nun laß uns noch einmal wie einst im Mai Brüderschaft trinken! Schling' Deinen Arm in meinen — komm', liebes und getreues Bruderherz!“

„Ja, Werner, komm'!“ Der Mondstrahl fiel in den goldenen Wein, als wir tranken; wir schüttelten uns die Hände. „Nun bleibt's auch zeitlebens dabei, nicht wahr, Werner?“

„Ja, das soll's. Ich laß Dich nicht wieder los. Und nun

hör' eine Bitte!“ Er hob das Gesicht und sah mir gerade in die Augen. „In meiner Seele hat sich's durch manche Jahre angestaut wie ein See. Ich bin allein gewesen, ganz allein. Nun möcht' ich einmal die Schleusen aufthun; ich glaube, es wäre gut für mich, und der Augenblick kommt nimmer wieder. Willst Du mir zuhören?“ Er faßte meine Hand mit hartem Druck.

„Ich wollte Dich ja schon darum bitten, Werner!“

„Trink' aus, ich schenk' uns ein. Bis das Morgenrot am Himmel steht, feiern wir die Nacht! Sind ja so oft im ersten Morgenlicht singend nach Haus gezogen in seliger Jugendzeit. Aber das Leben hält nicht allen, was es verspricht.“

Eine Fledermaus flatterte geräuschlos um die Laube; da hub er an: „Du bist plötzlich, einem unerwarteten Glück und einem guten Geiste gleich, in mein Leben eingebrochen. Und das war schön, so sehr mich der Schreck auch packte, als Du plötzlich vor mir standest und in Hof und Haus hereinschautest. Hättest Du mir vorher geschrieben, dann hätte ich auf Ausflüchte gesonnen, Dich abzuwehren. Es war gut, daß Du es nicht thatest. Du bist mir doch von Gott gesandt. Ich weiß es ja, diese Stunde wird ein Pflaster auf vieles Leid sein. Nun hör' die Geschichte eines jungen Knaben, den wir beide gekannt ... Er war ein flotter Gesell, nach dem die Frauen und Mädchen gern schauten, und er hatte sich daran gewöhnt — er konnte ohne Frauengunst nicht leben. So kam er als Hauslehrer in eine adelige Familie. Es waren hochmütige Menschen, unter denen er lebte, und sein warmes Herz empörte sich. Er trug den Nacken steif und hoch. So war's fast Weihnachten geworden. Da kam eine junge Schwester der Frau Baronin ins Haus zu Besuch. Ein reizendes Mädchen, lieblich und frisch und freundlich auch gegen den Hauslehrer — Irmgart von Friesen konnte es einem heißblütigen Manne schon anthun. Es wurde jetzt ein großes Freuen im Hause, und nachmittags tobte die wilde Jagd der Kinder durch die langen Gänge oben im Schloß, in Versteckspielen und Haschen und Finden, und Irmgart und der Hauslehrer immer rastlos dabei in jugendlicher Lust. Nach wenig Tagen schon wußten sie's, warum sie so gern mitspielten: sie hatten einander gern. So verging die Zeit. Es war am Tage vor Heiligabend. Er war ‚Blindekuh‘ und tappte den schmalen Gang hinunter, der zu seinem Zimmer führte, und um ihn her und vor ihm tobte und lachte die wilde Jagd und lachte mit heller süßer Stimme Irmgart. Sie wollte er fassen. Zum Schein nur griff er nach den anderen. Da ging eine Thür auf. Seinem Zimmer gegenüber war das der Wirtschafterin, eines jungen erst kürzlich zugezogenen Mädchens. Eine blühende schön gewachsene Dirne, die freundlich grüßte, wenn sie einander begegneten. Es war die Thür dieser Nachbarin, die aufgegangen war, und im selbigen Augenblick hielt er das stattliche Mädchen fest umschlungen. ‚Achtung! Lassen Sie!‘ schallte fast heftig eine klare Stimme durch den Trubel; es war die Irmgarts dicht neben mir. Ich riß die Binde ab; da stand das Edelfräulein mit dunkelrotem Gesicht, die Hand erhoben, als hätte sie nach meinem Arm greifen wollen. Die Wirtschafterin hatte sich ängstlich, mit glühenden Wangen, an die Wand gedrückt und eilte jetzt mit einem gestammelten Wort der Entschuldigung den Gang hinunter.

‚Was hat die Person hier zu suchen?‘ rief Irmgart.

‚Sie wohnt hier!‘

‚Was! Ihnen gegenüber?‘ Sie sah mir gerade in die Augen.

‚Ich kann's nicht ändern, gnädiges Fräulein.‘

Sie sagte nichts und nahm mir das Tuch aus der Hand. ‚Bücken Sie sich; ich kann so hoch nicht hinaufreichen!‘ Sie schnürte es zusammen, daß mir die Augen schmerzten, und dann mußte ich suchen bis auf den obersten Boden. Hier und dort hörte ich leises Kichern aus den dunklen Winkeln. Ich griff hinein in den allerengsten, faßte eine kleine warme weiche Hand; ich riß die Binde von den Augen — erglühend und zitternd stand Irmgart vor mir. Ein heißer banger Blick und sie lag an meinem Herzen und meine Lippen brannten auf den ihren und ihre auf den meinen — eine flüchtige selige Sekunde. ‚Um Gotteswillen, geh'!‘ flüsterte sie und ihre Fingerchen umkrampften meine Hand. Ich ging und eilte auf mein Zimmer. Halb taumelnd fiel ich aufs Sofa und schlug die Hände vors Gesicht. So hatte mein Herz noch nicht geschlagen in heißer Leidenschaft.

Und wir spielten weiter — ein süßes furchtbares Spiel. Aber sie war die Verständigere. Am Tag ehe sie reiste, acht Tage nach Neujahr, hatte sie mich in das kleine Tannendickicht bestellt, das draußen mitten im Felde lag. Als ich kam, war sie schon da. Reizend, bethörend sah sie aus in der weißen Pelzkappe. Sie reichte mir beide Hände, legte sich an meine Brust und schlang die schlanken Arme um meinen Hals. ‚Werner, nun küss' mich zum letztenmal!‘

‚Zum letztenmal, Irmgart? Ich denke, die Zahl unserer Liebestage —‘

‚Ist abgeschlossen!‘ sagte sie bestimmt. ‚Es war ein holder köstlicher unvergeßlicher Traum, Du lieber, mir immer unvergeßlicher Mann. Aber jeder Traum muß einmal ein Ende haben. Es ist besser so, Werner.‘ Noch lag sie in meinem Arm. Ich ließ sie los. In meinem Herzen war irgend etwas entzweigegangen unter ihrer Rede. ‚Nun, dann war's eben ein hübscher Zeitvertreib!‘ sagte ich ruhig und wandte mich zum Gehen.

‚Werner!‘ klang es klagend hinter mir her. Ich wandte mich nicht. Ich habe den Klang ihrer Stimme nicht wieder gehört.

Bis Mitternacht irrte ich durch den Schnee. Als ich an meine Kammerthür kam, brach ich zusammen. So lange hatte meine Kraft vorgehalten, nicht länger. Da ging die Thür der Wirtschafterin auf. ‚Herr Kandidat, soll ich Ihnen helfen?‘ flüsterte sie. Sie hielt mich wohl für betrunken. Sie, die Mamsell, mir helfen? Ich raffte mich mühsam auf. ‚Ja, machen Sie mir eine Tasse Thee!‘ stöhnte ich.

Ich saß im Dunkeln in meiner kalten Stube und meine Zähne schlugen zusammen. Ich dachte an nichts — vielleicht ans Sterben. Da ging die Thür leise auf, und unhörbar trat die Wirtschafterin ein, das Licht in der einen, die Theekanne in der andern Hand. Sie war ein hübsches Mädchen, wie der gelbe Schein der Kerze so ihr Gesicht überflutete. Und sie war ein gutes Mädchen. Sie wagte ihren Ruf und ihre Stellung, um mir Gutes zu thun. Ich trank den Thee, den sie mir einschenkte; meine bebende Hand konnte die Kanne nicht halten. Sie that etwas Rum hinein.

‚Viel, viel mehr!‘ sagte ich. Meine Stimme war rauh und heiser. ‚Und nun gehen Sie!‘ Sie ging; aber noch von der Thür aus warf sie einen bangen besorgten Blick auf mich.

Am Morgen hörte ich den Wagen vorfahren, und bald darauf rollte er die Rampe hinab. Er brachte Irmgart zur Bahn. Ich verschlang die Hände im Nacken und biß die Zähne zusammen.

‚Meine Schwester läßt Sie grüßen,‘ sagte die Baronin beim Mittagessen. ‚Sie hatte Sie beim Morgenkaffee erwartet. Sie sind wohl spät nach Hause gekommen?‘

‚Jawohl, gnädige Frau, sehr spät!‘

Sie rümpfte die Nase, aber sagte nichts.“ (Schluß folgt.)

Blätter und Blüten

Das Telldenkmal für Altdorf. (Zu dem Bilde S. 609.) Auf dem Rathausplatz zu Altdorf steht ein Turm, der auf der Stätte jener Linde errichtet sein soll, unter welcher nach der Sage Tells Knabe hielt, als der Vater auf des Landvogts Geßler Gebot den Apfel ihm vom Haupte schießen mußte. Auf der Nordwestseite dieses Turmes wird in Kürze Richard Kißlings großes Telldenkmal seinen Platz finden, dessen fertiges Modell unsere Abbildung im Atelier des Meisters vorführt. Und zwar wird in die den Hintergrund für das Denkmal bildende Turmfläche ein Bronzerelief eingelassen werden, welches das Schächenthal und den Fußsteig von Bürgeln nach Altdorf zeigt, so daß im Beschauer der Eindruck erweckt wird, als sei Tell mit seinem Sohne, jenen Steig herabschreitend, eben zu der Stelle gekommen, auf der er jetzt steht.

Ein Bild stolzer Männlichkeit und Schönheit ist dieser Tell; fest und sicher tritt er auf, das Antlitz voll tiefen Ernstes und ruhiger Entschlossenheit, die Armbrust auf der Schulter, denn „ihm fehlt der Arm, wenn ihm die Waffe fehlt“. Schützend legt er die Linke um den Hals des Sohnes, der ihn fröhlich plaudernd geleitet. Die Gruppe, die jetzt in einer Pariser Gießerei in Erz gegossen werden wird, erreicht mit dem Fels, auf dem sie steht, eine Höhe von 4 Metern, der Sockel wird 3 Meter hoch. Letzterer erhält auf seinen vier Seitenflächen Bronzereliefs mit Darstellungen aus der Tellsage: den Apfelschuß, den Sprung aus dem Herrenschiff, den Tod Geßlers und Tells Ende. Bis das Denkmal fertig ist, wird wohl noch ein Jahr vergehen; die auf etwa 150000 Franken bemessenen Kosten sind von Bund, Kantonen und Volk zusammengesteuert worden.

Richard Kißling, der Schöpfer des Denkmals, ist 1848 zu Wolfwyl im Kanton Solothurn geboren. Anfänglich zum Steinhauer bestimmt, zeigte er bald so hervorragendes Modelliertalent, daß man ihn zu Schlöth nach Rom in die Lehre schickte. Und nun legt bereits eine ganze Reihe ausgezeichneter Werke in der Schweiz und anderwärts Zeugnis ab von der Höhe, die seine Kunst erklommen hat.

Doktor Eisenbart. Wer unter den erwachsenen Lesern männlichen Geschlechts hätte in feuchtfröhlicher Stunde nicht auch einmal aus voller Brust und mit viel Behagen in den schönen Cantus eingestimmt:

„Ich bin der Doktor Eisenbart,	Kann machen, daß die Blinden geh'n,
zwiwele bim bam bum!	zwiwele bum juchheirassa!
Kurier' die Leut' nach meiner Art,	Und daß die Lahmen wieder seh'n,
zwiwele bim bam bum!	zwiwele bim bam bum!"

Und welche Freude empfand man nicht an den Radikalkuren dieses merkwürdigen Arztes, der Zahnweh durch Herausschießen des hohlen Zahnes, Podagra durch Abschneiden der beiden Beine auf ebenso einfache als gründliche Art für immer zu heilen verstand!

Daß dieser Doktor Eisenbart durchaus keine nur der Sage angehörende Persönlichkeit ist, sondern seiner Zeit in Fleisch und Blut auf dieser Erde wandelte, das wissen die älteren Leser der „Gartenlaube" u. a. aus dem interessanten Aufsatz von R. Koser im Jahrgang 1875 dieses Blattes, worin ein eigenhändiger Brief des „Joh. Andreas Eysenbarth, Med. & Operator aus Magdeburg" mitgeteilt ist. Es wird ferner bezeugt durch seinen Grabstein, der an der nördlichen Außenseite der St. Aegidienkirche zu Hannöverisch-Münden heute noch eingemauert steht.

Der Magistrat dieser Stadt hatte die Freundlichkeit, einen Gipsabguß dieses Grabmales für die Grabdenkmälersammlung des Germanischen Museums in Nürnberg zu stiften. Der Grabstein ist ziemlich einfacher Art. Oben halten zwei etwas plumpe Engel das Wappen unseres Freundes, das einen Strauß zeigt mit einem Hufeisen im Schnabel, was hoffentlich keine Anspielung auf die Arzneimittel sein soll, die Doktor Eisenbart verschrieben hat. Darunter findet sich folgende Inschrift:

„Alhir ruhet in Gott der weiland hochedle, hocherfahrne weltberüm. Herr, Herr Joh. Andreas Eisenbart, Königl. Grosbritanischer und Churfürstl. Braunschw. Lüneb. brivilegirte Landarzt, wie auch Königl. Preussischer Raht und Hofoculiste von Magdeborg. Gebohren Anno 1661, gestorben 1727 d. 11. Novemb. aetatis 66 Jahr."

Nach den Titeln, die der Herr führte, scheint er für seine Zeit ein gesuchter Arzt gewesen zu sein, trotzdem er seine Kunst in einer für unsere Begriffe wirklich marktschreierischen und charlatanhaften Weise betrieb; man wird ihn deshalb auch in medizinischen Nachschlagewerken vergebens suchen; nicht in der Wissenschaft, sondern im deutschen Liede lebt er fort und wird er fortleben, so lange deutscher Humor, deutsche Sangesfreudigkeit nicht erstorben sind, wovor uns Gott in Gnaden behüten möge!

Wie Doktor Eisenbart zu der Ehre gekommen ist, durch dieses Lied verewigt zu werden, wird sich nur schwer feststellen lassen. Doch scheint das Lied, wie es jetzt meist gesungen wird, teils älter, teils jünger zu sein als Eisenbart selbst. Das Germanische Museum bewahrt unter seinen Flugblättern ein Spottb.ld auf einen marktschreierischen Arzt, das der Zeit um 1660, also der Geburtszeit Eisenbarts angehören dürfte und auf dem sich Verse finden, die gerade so beginnen wie das Lied vom Doktor Eisenbart. Sie lauten:

„Ich bin der Doctor von Calabrian,
Der den wurm schneid und destilliren kan,
Dem die würm, mücken undt hasen plagen
Will ich ein Remedium bald sagen."



Der Grabstein des Doktor Eisenbart.

Der Marktschreier befreit den einen Patienten von diesen Plagen durch Anzapfen des Leibes, den andren dadurch, daß er ihn in ein Wasserbad setzt und die Grillen, die ihn plagen, aus ihm heraus „destilliert". Der erste dieser Verse scheint mir die Grundlage zu dem Eisenbartliede zu sein, und es spricht für Eisenbarts weitverbreiteten Ruf, daß ihm später der Doktor von Calabrian weichen mußte. Dann ist wohl Schritt für Schritt im Laufe der Jahrhunderte etwas hinzugedichtet, anderes weggelassen worden, bis es nach und nach seine heutige, in Einzelheiten freilich immer noch verschiedene Fassung erhielt. Daß das Lied Anachronismen, zeitliche Widersprüche enthält, spricht für unsere Erklärung seiner Entstehung. Einen Anachronismus bilden z. B. die Verse:

„Zu Potsdam trepanierte ich,
Den Koch des großen Friederich;
Ich schlug ihm mit dem Beil vor'n Kopf,
Gestorben ist der arme Tropf."

Natürlich konnte Doktor Eisenbart, der 1727 gestorben ist, dem „Koch des großen Friederich" nichts mehr anthun, da Friedrich der Große erst 1740 zur Regierung kam. Auch der Vers von dem Mann zu Ulm, der gerne „gekuhpockt" sein wollte, dürfte kaum vor Doktor Jenners Tagen, d. h. also vor dem Ende des 18. Jahrhunderts entstanden sein. Aber die Erkenntnis dieser Widersprüche wird daran nichts mehr ändern, daß Doktor Eisenbart für alle Zeiten als der größte aller Quacksalber und Charlatane — dank jenem schönen Liede — betrachtet werden wird. Hans Bösch.

Slowakische Spielwarenhändlerin. (Zu dem Bilde S. 597.) Die Heimat des slawischen Volksstammes der Slowaken im nordwestlichen Ungarn ist von der Natur keineswegs reich ausgestattet. Mühsam ringt der slowakische Bauer dem Boden kargen Ertrag ab, und ein großer Teil des Volkes sucht sich draußen in der Welt seinen Unterhalt, indem er mit Leinwand, Mausefallen, Spitzen, Glas- und Kinderspielwaren u. dergl. hausieren geht. In ganz Oesterreich insbesondere sind die wandernden slowakischen Händler wohlbekannte Gestalten, nicht alle aber sind sie so hübsch und anziehend wie das Mädchen, das unser Bild darstellt. Ihr freundliches Gesichtchen unterstützt die bittenden Worte, mit denen sie allerlei Kindertand zum Kaufe anbietet, und man darf glauben, daß es ihr an Absatz nicht fehlen und daß sie am Ende ihrer Fahrt einen hübschen Spargroschen mit nach Hause bringen wird.

Wettangeln an der Oberspree. (Zu dem Bilde S. 600 und 601.) Wenn man an einem schönen Sommermorgen Berlin auf einem der Spreedampfer verläßt, die den Ausflügler ostwärts ins Freie führen, zu den reizenden Ansiedlungen und Vergnügungsorten längs der Oberspree, dann kann man dort, wo der Fluß die Stadt zu verlassen beginnt, am grünen Ufer eine endlose Reihe von Booten sehen, mit großer Regelmäßigkeit die Spitze auf den Strand gezogen, so daß das Steuerende frei ins Wasser hineinragt. Männer in regloser Haltung sitzen oder stehen in den Booten, eine lange Gerte in den Händen. Es sind Leute, die dem Sport des Angelns obliegen. Namentlich ist es jene Uferpartie der oberen Spree, die an der Oberbaumbrücke, bald nach der bekannten Pfuelschen Schwimmanstalt, beginnt, das Ufergebiet des Schlesischen Busches und des städtischen Villengeländes bis nach Treptow hin, das von den Freunden des Angelsports aufgesucht wird. Wie alles in Berlin, was sich auf irgend einem Gebiet zu gemeinsamer Beschäftigung zusammenfindet, sich zu Vereinen zusammenschließt, so giebt es natürlich auch mehrere Anglervereine, deren Mitglieder mit eifriger Beflissenheit und geradezu engelhafter Geduld dem Sport des Fischangelns mehrere Stunden des Tages oder richtiger des allerfrühesten Morgens widmen. Und wie jeder Kegelklub oder Ruderverein sein Wettkegeln oder Preisrudern hat, so natürlich auch jeder Berliner Anglerverein sein Wettangeln. Zu diesem Zweck begeben sich die „Angelbrüder" bereits um Mitternacht auf ihre Fangplätze und werfen ihre Angeln aus. Schweigend sitzen oder stehen sie da, als gälte es einem großen Thun, und in gespannter Erwartung hinter ihnen Frauen und Kinder, im Festkleide, die den frühen Anglern den Morgenkaffee und das Frühstück nachgebracht haben, so daß sich der Uferrasen fast zum Volksfestplatz gestaltet. Plötzlich — allerdings oft erst nach stundenlangem Zuwarten — ein Jubelruf aus dem Munde eines der Sportbeflissenen: er hat den ersten Fisch an seinem Angelhaken! Es ist gleich, ob es ein brauchbarer Plötz oder Barsch oder gar ein stattlicher Hecht oder ob es nur ein ganz wertloser kleiner Weißfisch ist, den der glückliche Angler herauszieht — er hat den ausgesetzten Preis erobert, denn die erste Beute hat er gehabt. Ob verwertbar oder nicht, wenn es nur ein Fisch war, der an seinen Köder angebissen hat. Der gewonnene Preis stellt oft einen höheren Wert dar, als der Gewinner jemals in täglich sechsstündiger geduldiger Sitzung auf seinem Boot an Fischen errungelt hat.

Am Parkgitter. (Zu unserer Kunstbeilage.) Gewiß ist es nicht reiner Zufall gewesen, daß der junge Mann in der Tracht der Wertherzeit seine Schritte in der Nähe des prächtigen herrschaftlichen Parkes vorüberlenkte. Zu gut weiß er, daß unter den alten rauschenden Bäumen eine blonde Elfe ihren Lieblingsplatz hat und daß bei der Wahl gerade dieses Lieblingsplatzes wohl ein Stückchen romantische Naturschwärmerei mitgesprochen hat, noch mehr aber die bequeme Nähe des Gitters, an dem der Freund so oft vorübergeht. Auch heute haben beide nicht umsonst auf ein süßes Plauderstündchen gehofft. Hold neigt sich die blonde Jungfrau zu dem schlanken Jüngling herab. Was sie einander zu sagen haben, wir können es nicht hören; aber erraten können wir's aus dem Blick dieser Mädchenaugen, die sich tief in die des Freundes senken, aus dem leisen Druck, mit dem sie die Finger ihrer Linken auf seiner Hand ruhen läßt. Und die alten Bäume, die der Elfe Lieblingsplatz schützend umhegen, müssen es sich gefallen lassen, daß das Herz ihrer Herrin ihnen nicht mehr allein gehört.

Wilhelm Amberg, der Schöpfer unseres Bildes, zählt zu den hervorragendsten Genremalern der Gegenwart. Er ist 1822 zu Berlin geboren, hat dort seine erste Ausbildung als Künstler erhalten und sich nach Vollendung seiner Studien in Paris und Italien in seiner Vaterstadt niedergelassen. Sein Hauptwerk „Vorlesung aus Goethes Werther" befindet sich in der Nationalgalerie zu Berlin.

☞ Hierzu Kunstbeilage X: Am Parkgitter. Von W. Amberg.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 37. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Um fremde Schuld.

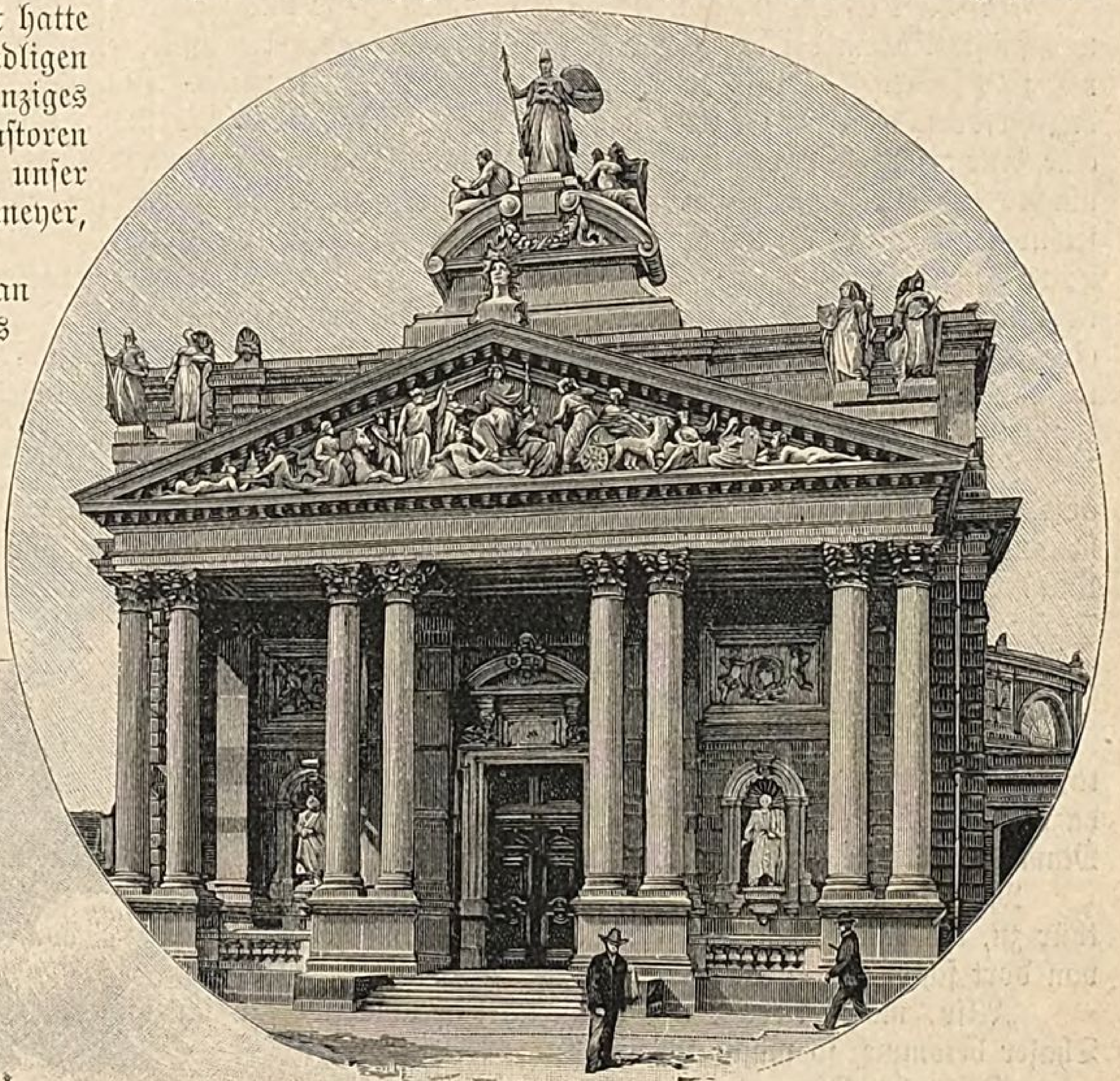
(1. Fortsetzung.)

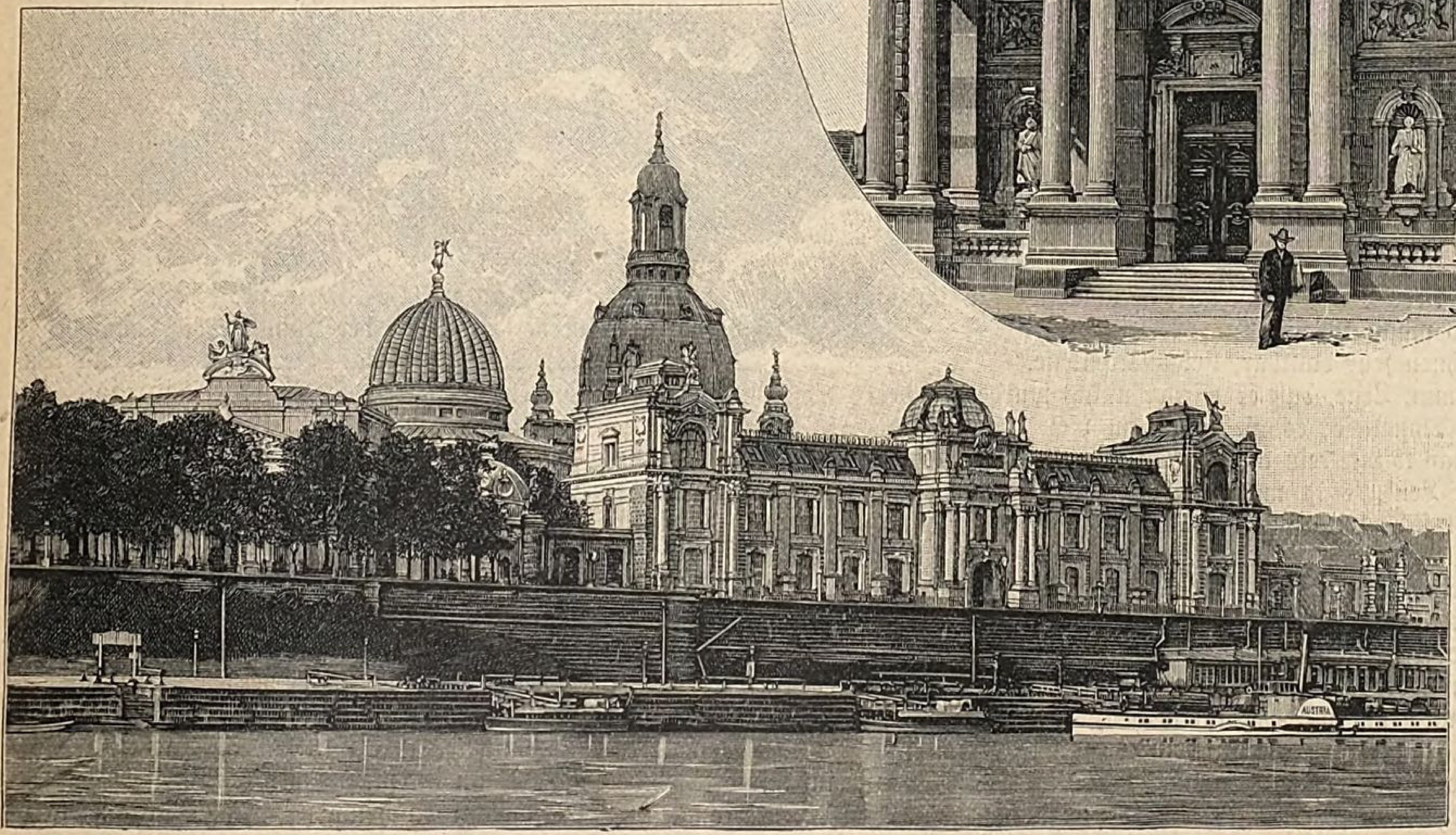
Roman von W. Heimburg.

Adele Komtesse Degenberg war das Haupt unseres kleinen Umgangskreises, der sich höchst exklusiv hielt. Nur Adel und zwar armen und ärmsten Adel vereinigte er; ein paar pensionierte Offiziere, darunter den Major von Tollen, der dann so schnell am Hochzeitstage seiner Tochter, der schönen Lore, starb; den Postdirektor von Blessow, einen ehemaligen Hauptmann; einen Rittergutsbesitzer von Burwitz, der gänzlich abgewirtschaftet hatte und eine Hagelversicherungsgesellschaft vertrat, und einen adligen Pastor, der als Reiteroffizier umgesattelt hatte. Als einziges bürgerliches Element duldete man die übrigen drei Pastoren Westenbergs und den Sanitätsrat, der die Ehre genoß, unser aller Hausarzt zu sein, und gelegentlich auch Herrn Wollmeyer, wohlverstanden, erst seitdem er Witwer geworden.

Das waren die Erlesensten von Westenberg, und man muß sagen, sie hielten zusammen wie Kitt. Sie machten es sich gemütlich untereinander, sie halfen einander, soviel sie konnten, und wenn es einmal einen Zusammenstoß gab, so — noblesse oblige — wurde die Sache in höchster Diskretion in der Stille ausgeglichen; selten kam etwas in die Klatschmäuler der „zweiten“ Gesellschaft.

Komtesse Degenberg bildete, wie gesagt, die Spitze der „ersten“ Gesellschaft. Sie war verwandt mit einigen der vornehmsten erbangesessenen Adelsfamilien der Landschaft, war klug und wohlthätig; ein Schimmer von Wohlhabenheit umgab sie. Sie lebte — man denke — von ihren Renten und besaß ein kleines Haus in Westenberg, ausstaffiert mit dem Hausrat ihrer Eltern. Sie zehrte von der glanzvollen Erinnerung ihrer Jugendzeit, wo sie, die Tochter eines herzoglichen Ministers, der Schimmer des Hoflebens





Die neue Kunstakademie in Dresden und das Portal des neuen Kunstausstellungsgebäudes.

Nach Photographien von Stengel und Markert in Dresden.

umgab. Die alte Dame war eine unbestechliche Richterin in Sachen der Ehrenhaftigkeit und des guten Tones, leutselig gegen Untergeordnete, stolz gegen die „zweite" Gesellschaft und immer bereit, Freunden ihren Rat zu erteilen, die Vertraute der jungen und alten Frauen in Ehestandsgeschichten. Einem derben Witz nicht abhold in gesetztem Kreise, besonders nicht beim Whist, war sie von naserümpfender Empfindlichkeit bei dem kleinsten Verstoß, den eine jugendliche Person gegen die Etikette machte. Nebenbei konnte sie als lebendes Adelslexikon gelten und als Chronik sämtlicher interessanter Familiengeschichten. Eine alte Bekannte der Eltern meiner Mutter, duzte sie diese und sprach von mir immer herablassend als dem „Kücken". Sie hielt gleich mir das Andenken meines Vaters als das eines vollendeten Kavaliers hoch in Ehren und deshalb liebte ich sie ehrfürchtig. Meine Mutter aber war ihr anerkanntes Schoßkind, ihr ganzer Verzug.

„Vornehm ist sie, die Helene, bis in die Fingerspitzen," sagte sie einmal zu mir, „Du hast nicht viel von ihr, Anneliese, leider! Sahst Du je ein so edles Profil, eine so aristokratische Hand? Und schon der Gang — diese Ruhe in ihren Bewegungen, in ihren Aeußerungen! Das ist ihr angeboren, das ist Rasse, mein Kücken. Sie hätte eine süperbe Hofdame abgegeben. Und wie sie alles trägt! Wenn ich nicht wüßte, daß es ihr knapp geht, ich hielte sie für eine Millionärin. Comme il faut, sehr comme il faut ist Deine Mutter, Anneliese."

Zu ihr war Mama gegangen. Sie blieb sehr lange aus. Meine Lehrerin hatte sich längst entfernt, ich aber stand wie auf Kohlen und wartete, denn erstlich hatte die Base nach ihr gefragt und zweitens war der Geldbriefträger mit einem Schreiben dagewesen und dieses Schreiben hatte fünf große Siegel gehabt und durfte nur an Mama persönlich abgegeben werden — jedenfalls etwas noch nicht Erlebtes seit Papas Tode.

Ich hielt es endlich nicht mehr aus, nahm Jacke und Mantel und suchte Mama bei der Komtesse auf. Die alte Dienerin öffnete mir und flüsterte — bei der Komtesse gehörte das Leisesprechen zu den Erfordernissen des guten Tones, nur sich selbst gestattete sie eine Ausnahme; sie hatte ein Organ wie ein Wachtmeister und machte den ergiebigsten Gebrauch davon — Frau von Sternberg sei noch anwesend, ich möchte doch im Gartensaal warten, derweil sie mich melden gehe. Ich stand gleich darauf dem Spiegel gegenüber in dem recht kühlen Zimmer, das einen Saal zu nennen nur eine sehr kühne Phantasie sich erlauben konnte, und studierte meine Persönlichkeit; einen Spiegel, in dem man sich ganz sehen konnte, gab's zu Hause nicht.

Komtesse hatte recht, so schön wie Mama sah ich nicht aus — ach, du lieber Himmel, es fehlte dazu sehr viel! Das kastanienbraune seidige Haar, das in üppiger Fülle Mamas zartes längliches Gesicht umrahmte, vertraten bei mir kurze krause dunkle Locken; der Teint war etwas gelb, das Gesicht nicht länglich, sondern rund. Dunkle gerade Brauen zogen sich über einem Paar Augen, die etwas allzu weit aufgeschnitten waren — wie die Komtesse meinte, beinahe so groß wie die der Mutter. Ein zu kurzes Näschen und leidliche Zähne vervollständigten das Gesicht; dazu mager wie ein junges Kätzchen und klein, sehr klein, während Mama gewachsen war wie eine Juno.

Mit einem Achselzucken wandte ich mich ab und der Nebenthür zu, die von einem geblümten Kattunvorhang verhüllt wurde; von dort scholl plötzlich die Stimme der Komtesse herüber:

„Also, meine liebe Lene, wenn ich das Quartier für achtzig Thaler bekomme, so mache ich die Sache fest."

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, liebste Komtesse."

„Es ist zu dumm, Lene, daß es wieder nichts wurde mit der Stiftsstelle für die Anneliese; es giebt halt zu viele arme adlige Mädel, zu viele, man könnte rein auf den Jahrmarkt damit ziehen. Na, verzage nicht, Len', 's ist manchmal wunderlich im Leben, irgend etwas findet sich, und Hungers stirbt heutzutage niemand. Es wird sich schon, wenn alle Stricke reißen, ein gutes Haus aufthun, in dem man eine Erzieherin als Dame respektiert; möglicherweise findet sich auch eine Partie für sie. Halt ihr nur den Daumen aufs Auge, daß sie dereinst nicht anfängt wie die Lore Tollen, die sich da von dem Raubautz, dem Becker, anhimmeln läßt! Ich werd' der alten Tollen aber 'mal gründlich den Star stechen," setzte sie grimmig hinzu. „Du weißt, Len', ich bin nicht hochmütig, und nimmt sich das Mädel den Doktor Schönberg — in Gottes Namen, wenn's einmal durchaus geheiratet sein muß! Aber diesen — diesen —"

„Anneliese ist ja noch ein Kind, Komtesse," unterbrach meine Mutter die Eifernde, „und sie muß noch lernen, viel lernen, um dereinst auf eigenen Füßen stehen zu können. Armes Ding!" schloß sie mit einem Seufzer.

„Lene, die alte Geschichte mit Deiner Selbstanklage, daß Dir der Bruder lieber war als das eigene Kind! Das laß unterwegs und fang' nicht an zu flennen; die paar Thaler hätten sie wahrlich auch nicht auf eigene Füße gestellt. Du hast Dir das Leben damit verbittert und Deinem Manne dazu; mach' nicht so weiter, es ist unrecht!"

„Komtesse, ich weiß nicht, was ich vor Freude thäte, könnte ich das kleine Kapital wieder ersetzen, das ich ihr für meinen Bruder stahl — jawohl, gestohlen hab' ich es. Oder ist es kein Stehlen," fuhr sie mit erhobener Stimme fort und machte damit den Einwand der alten Dame verstummen, „wenn ich in meiner Sorge um den Bruder das Kind in der Wiege vergesse und immer vor den Augen meines Mannes umhergehe in meiner Verzweiflung und meiner Angst um Herbert und was aus ihm werden solle? Und als er nun so traurig und still dasaß und überlegte, ob er mir helfen dürfe oder nicht, da habe ich — — aber das können Sie nicht verstehen, Komtesse," schaltete sie ein mit jener drolligen Ueberlegenheit, die verheiratete Frauen den unverheirateten gegenüber unwillkürlich an den Tag legen. „Ich will nur sagen, daß er mich unvernünftig lieb hatte, daß er mir keinen, selbst nicht den nur geahnten Wunsch abschlagen konnte, wenn ich wollte, und in diesem Falle wollte ich, daß er mich verstand, daß er das erste Wort spreche, wollte, daß er ebenfalls die Zukunft seines Kindes vergesse. Und ich erreichte es — leise, als ob ihm die Sprache schwer werde, sagte er: ‚Nimm doch das kleine Kapital, Helene, nimm, aber werd' ruhiger! Und weine nicht mehr, ich kann's nicht sehen.' Und ich pflichtvergessenes Menschenkind, ich schlang den Arm um seinen Hals und nahm das Opfer an! Als das Geld abgesandt war, ich hatte es selbst zur Post getragen, da kam ich mit leichtem Herzen nach Hause und wollte zu ihm, ihm danken. Ich fand ihn nicht in seiner Stube, und als ich ihn suchte, da saß er an der Wiege und hatte das Kind herausgenommen und herzte und küßte es. ‚Du armer Wurm!' sagte er, mit einem Tone, Komteß — ach da begriff ich erst, was ich gethan und — —"

„Lene," unterbrach sie die Komtesse, „die Geschichte kenn' ich auswendig, sie wird zur fixen Idee bei Dir! Laß das Grübeln darüber! Ihr habt beide nicht recht und doch recht gethan! Du lieber Himmel, macht denn das bissel blöder Mammon allen Segen aus? Nebenbei ändert Dein Heulen nicht das Geringste mehr an Eurer Thorheit — das Kind muß eben ohne die dreitausend Thaler durchs Leben. Und jetzt hörst Du auf zu weinen, Len'! Was ist los?" unterbrach sie sich, zu jemand anders sprechend. „Wie? Anneliese ist da, Len' — und das sagt das alte Kamel mir erst jetzt! Nicht finden konnten Sie mich? Herr des Himmels, ich bin doch keine Stecknadel! Wo ist sie denn? Na, das fehlte noch, Len', daß das Kücken Deine Bußlitanei mit angehört hätte!"

„Anneliese! Anneliese!" scholl ihr Ruf hinter mir her, die ich schleunigst in den Garten geflüchtet war und mich dort bemühte, mit möglichst unbefangener Miene die großen roten Weinranken der Laube zu betrachten. Um die Welt hätte ich Mama nicht sehen lassen mögen, daß ich nun wußte, weshalb sie sich so grämte; und nur um — lächerlich — um dreitausend Thaler! Mama hatte doch ihre Witwenpension!

„Da steht ja das Gör', Len'. — Also ich geh' zu Schulzen und miete die Wohnung; er wird sie schon lassen für achtzig Thaler."

Ich kam artig herbei und küßte der Komtesse die Hand.

„Siehst blaß aus, Du Taternkind! He, Lene, wo hast Du dieses Kücken eigentlich den Zigeunern abgejagt? Weiß Gott, sie ist wie geradeswegs aus Spanien verschrieben — und Dein Mann war so ein urdeutscher Blonder."

Meine Mutter zog mich lächelnd an sich und strich mir zärtlich über das Gesicht. „Wie lieb von Dir, Anneliese, daß Du mich abholst," sagte sie weich.

Auf dem Heimwege berichtete ich Mama von dem Briefe. Sie sah mich nicht an, sie nickte nur leise und beschleunigte ihren Schritt. Zu Hause angelangt, fanden wir den Briefträger, der eben die Treppe wieder herabkam, nachdem er vergeblich an unserer Thür geklingelt hatte. Mama öffnete das Schreiben und las es im Stehen, ohne Hut und Mantel abgelegt zu haben. Natürlich hing ich mit brennender Neugier an ihrem Gesicht.

„Mama, hast Du schlechte Nachrichten?" fragte ich ängstlich,

denn sie war plötzlich von einer fahlen Blässe und die Augen schienen wie eingesunken. Sie schüttelte den Kopf, ließ das Blatt sinken, besah ein paar Kassenscheine — von welchem Wert, konnte ich nicht erkennen — las wieder den Brief und ging dann rasch der Thür zu, die in ihr Zimmer führte.

„Mama!“ rief ich verzweiflungsvoll, denn ich war gewöhnt, daß sie mir alles rückhaltlos mitteilte.

Sie wandte sich und sagte: „Von Onkel Herbert ein Brief.“

„Von Onkel Herbert? Gute Nachrichten? Er schrieb ja ewig nicht, Mama!“

„Gute Nachrichten, Anneliese; es geht ihm nach Wunsch, er hat sich verheiratet, und —“

„Und das schreibt er erst jetzt?“

Aber sie antwortete nicht, sie ging. Erst viel später habe ich jenen Brief gelesen, der mir damals ein Geheimnis blieb. Ich besitze ihn noch, er lautet:

„Liebe Schwester!

Es thut mir wahrhaft leid, daß Du Dich in einer so bedrängten Lage befindest, und schwer, sehr schwer wird es mir, Dir die Hilfe, die Du von mir heischst, nicht in vollem Umfange gewähren zu können. Ich habe zwar augenblicklich eine Stellung gefunden mit leidlichem Einkommen, aber — auf wie lange? Man muß doch auch an die Zukunft denken, denn, liebe Helene, ich — ich hätte es Dir längst mitteilen sollen — ich habe mich verheiratet vor drei Jahren, und schon sind zwei Kinder unser. Meine Frau, sie ist die Tochter des hiesigen Oberinspektors, ist sehr praktisch und führt genau Buch über unsere Einnahmen. Sie hat den Plan, unsere Buben sollen dereinst auf eigenem Grund und Boden sitzen, und legt jeden Pfennig für die Kerlchen zurück. Ich hoffe, ich kann Dir öfter unter der Hand eine Kleinigkeit schicken wie heute, und später auch wohl eine größere Summe; ich habe es nicht vergessen, daß ich Dir viel schulde. Wer helfen könnte! Du hast ja aber nur ein Kind und dazu eine Witwenpension; vor wirklicher Not bist Du also geschützt. Leb' wohl, liebe Helene, grüße Dein Kind und sei versichert, daß wenn ich in bessere Lage komme, ich an Dich denken werde. Jetzt — man ist eben nicht Alleinherr seiner Handlungen — leb' wohl!

Dein treuer Bruder Herbert.“

Unten war vermerkt: „Anbei zwei Fünfzigmarkscheine.“

Das schrieb der Mann, dem sie einst den Sparpfennig geopfert, der sie und ihr Kind vor äußerster Not schützen sollte!

Wie gesagt, damals kannte ich den Inhalt dieses Briefes nicht und ebenso wenig die wirkliche Notlage, in der sich Mama befand. Ich hatte sie nie klagen hören, ich dachte zwar, wir wären arm, aber doch vor dem Aeußersten geschützt, und glaubte, Onkel Herbert, von dem wir so lange nichts gehört hatten, sei in guter Stellung und Lage; besaß ich doch keine Ahnung, daß er noch als Assessor umgesattelt hatte und Oekonom geworden war, nicht gerade aus Lust und Liebe zur Landwirtschaft, sondern um sich vor seinen Gläubigern zu retten; er hatte in Berlin etwas zu viel Geld verausgabt und war dann nach Ungarn gegangen, und der Brief meiner Mutter mußte ihn dort gefunden haben.

Von alledem wußte ich nichts, ich wunderte mich nur, daß Mama so verstört gewesen war und so lange in ihrem Zimmer blieb. Wir nannten es den „Salon“; Mamas Schreibtisch stand darin, ihr Nähtischchen, eine Chaiselongue und ein paar nette Rokokomöbel, die noch von Mamas Großmutter herstammten. Das Zimmer hatte durch die ganze Anordnung, durch Blattpflanzen, die Mama zärtlich liebte, und durch einige nachgedunkelte alte Familienbilder ein behagliches, fast elegantes Aussehen, und wir wetteiferten beide, es noch durch allerhand kleine Spielereien zu verschönern. Dort empfing Mama ihre Besuche, dort hielt sie ihre Whistkränze und dort schloß sie sich ein, wenn sie weinen wollte.

Ich mußte noch lange pochen, ehe sie öffnete und ich den alten Freund unseres Hauses, den Sanitätsrat, anmelden konnte. Sie war sogleich bereit, ihn zu empfangen, und ich hörte nur noch, wie er sagte: „Ei, ei! Was ist's denn wieder einmal, Frau von Sternberg? Sie weinen ja!“ Dann schloß sich die Thür hinter ihm, und ich stand allein am Fenster unserer Wohnstube und sah in dem sinkenden Oktoberabend auf den todeseinsamen Hof hinab, der recht herrschaftlich mit einem großen von eisernem Kettenwerk eingefriedigten Rasenplatz geschmückt war. In der Mitte erhob sich ein schön gemeißelter Sandsteinbrunnen, dessen wasserspeiender Löwe das Wappenschild derer von Serrenburg noch immer in den Pranken hielt, sicher zur besonderen Freude des Herrn Wollmeyer, dessen drittes Wort war: „Feudal!“

Merkwürdigerweise war Wollmeyer bei allen Leuten im Städtchen beliebt, ich wenigstens fand es sehr merkwürdig, denn ich mochte ihn nicht leiden. Warum? Ich hätte es nicht zu erklären gewußt, hätte auch nichts Greifbares gegen ihn vorbringen können und hütete mich daher, mit meiner Meinung herauszurücken, denn in diesem Falle hätte ich sogar Tante Komtesse gegen mich gehabt. Der Herr Stadtrat legte ja alljährlich um Weihnachten herum eine große Summe in die Hände der alten Dame, ohne die ihre „Armekinderbescherung“ höchst mangelhaft hätte ausfallen müssen. Der Herr Stadtrat that überhaupt unendlich viel Gutes. Er hatte ein Asyl gebaut für alte erwerbsunfähige Frauen, das er zu Ehren seiner Gattin „Johannen-Heim“ nannte; er hatte der Stadt ein Siegesdenkmal geschenkt und ein kunstreiches schmiedeeisernes Gitter um die Luther-Eiche; auf einem Dutzend Ruhebänken in den städtischen Promenaden waren die stolzen Worte zu lesen: „Gestiftet von Herrn Stadtrat Wollmeyer, seinen Mitbürgern zur Erholung“; sein Name stand obenan bei allen Sammlungen. Er vertrat die konservative Partei der Stadt im Landtage; er fehlte Sonntags niemals in der Kirche, gab ausgesuchte Diners und lud Jagdfreunde zu seinen Feldjagden ein, deren großes Revier er den Bauern teuer genug abgepachtet hatte. Er schickte der Reihe nach in die Häuser der Honoratioren Hasen oder ein paar Rebhühner, je nachdem, beschenkte die Kinder seiner Bekannten zu Weihnachten mit den leckersten Süßigkeiten und zu Ostern mit bunten Eiern, kurz, Männer, Frauen und Kinder Westenbergs fanden keinen Tadel an ihm, dahingegen sehr viel zu loben. Schade nur, daß er Hannchens wegen doch von der eigentlichen Gesellschaft ausgeschlossen geblieben war, daß er nie einen Platz am Stammtisch der alten verabschiedeten Offiziere behaupten konnte, daß der Landrat bei seinen offiziellen Herrendiners zu Ehren des Präsidenten der Provinz stets vergaß, für Herrn Wollmeyer decken zu lassen, und daß das Knopfloch seines Fracks bis jetzt gänzlich ungeschmückt geblieben war. Ich wußte aus seinem Benehmen, daß er diese Mißerfolge seinem Hannchen zur Last gelegt und sie in solcher Stimmung abscheulich behandelt hatte. Kinder haben ein scharfes Auge für Ungerechtigkeiten. Das war's wohl auch, weshalb ich den Herrn Stadtrat nicht leiden mochte; ich war empört über die absichtlich nachsichtige mitleidige Art, mit der er vor andern von seiner Frau sprach und auch von der Base, die übrigens nie in Gesellschaft erschien. Ich wußte ja, wer regierte, wußte, daß er eine Taktlosigkeit über die andere begangen haben würde ohne diese einfache Frau.

Eben sah ich ihn über den Hof kommen, neben ihm schritt die Base; sie kehrten wohl vom Kirchhof zurück, wohin sie einen Kranz zum Gedächtnis getragen hatten. Ja richtig, die Base hatte ja mit meiner Mutter sprechen wollen, wohl wegen der Wohnung! Ach, diese Wohnung! Es würde doch sehr schwer sein, sie zu verlassen und in so ein kleinbürgerliches Haus zu ziehen, fort aus diesen Räumen, die trotz aller Mängel der Tapeten und Oefen, trotz der Mäuse und der altersschwachen ungenügend schließenden Fenster so vornehm waren.

Wie lange der Sanitätsrat heute blieb und wie leise sie sprachen!

Da klopfte es — ein ganz ungewohntes lautes unverschämtes Klopfen, das ich noch nie gehört. Wer mochte es sein? Der Base Himmel ihr schüchternes tapp, tapp! war es nicht.

„Herein!“ sagte ich zögernd.

„Störe ich, gnädige Frau?“ fragte eine Männerstimme. „Ah, Sie sind da, Fräulein Anneliese? Würde ich die Frau Mama sprechen können, einen einzigen Augenblick nur?“

Der Stadtrat selbst! Wunderbar, daß er jetzt heraufkam! Er war nie wieder dagewesen, seit er, noch zu Papas Zeiten, bei seinen wiederholten freundschaftlichen Besuchen die „Herrschaft“ merkwürdigerweise niemals zu Hause getroffen, selbst wenn er sie kurz vorher hatte die Treppe hinaufgehen sehen.

„Mama?“ fragte ich verwundert. „Mama hat Besuch vom Herrn Doktor.“

„Erlauben Sie, daß ich etwas warte, Fräulein Anneliese, da ich nun doch einmal hier bin.“

Er könnte auch „Gnädiges Fräulein“ sagen, dachte ich ärgerlich; mir war eben nichts recht an dem guten Mann.

„Ihre Frau Mutter hat mich sehr betrübt,“ begann er wehleidig, seinen funkelneuen grauen Cylinder behutsam neben seinen



Im Hafen

Nach einer Skizze von Th. Jürgen



von Bergen.

...en gezeichnet von F. Stoltenberg.

Stuhl auf die Diele legend. „Sie schreibt mir da vom Ausziehen. Warum denn? Weshalb denn? Wieso denn? Ich würde außer mir sein, wollte Ihre verehrte Frau Mutter die Wohnung wechseln! Wissen Sie nicht, Fräulein Anneliese, was der Grund ist für diesen Entschluß? Ich kann wohl sagen, die Sache hat mich schmerzlich berührt, gerade jetzt — ich bin noch so weich, so ergriffen — —"

In diesem Augenblick trat meine Mutter ein, die Wangen leicht gerötet, die Augen noch feucht, in Thränen schimmernd, bildschön in ihrem einfachen schwarzen Wollkleide, wie sie es seit Papas Tod zu tragen pflegte. Sie stutzte, als sie den Herrn Stadtrat sah, der den Klemmer am schwarzseidenen Bande ebenso rasch abnahm, wie er ihn bei ihrem Eintritt aufgesetzt hatte.

„Aber, meine Gnädige," hub er weinerlich an, „aber meine liebe gnädige Frau, das ist doch unrecht, das ist doch eine traurige Idee, daß Sie mein Haus verlassen wollen. Ich bin gekommen —" er hatte Mamas Hand erfaßt und zog sie unbehilflich an die Lippen, „bin gekommen, Sie zu bitten, mir erklären zu wollen, was Ihnen mißfällt an der Wohnung. Bitte, bitte, sagen Sie mir's, ich bin zu allem erbötig, ich — —"

„Die Wohnung ist mir zu groß," antwortete meine Mutter ruhig.

„Sie würden mir einen Gefallen thun, wollten Sie mir noch eins Ihrer Zimmer abtreten," antwortete er; „ich überlasse Ihrem Ermessen, gnädige Frau, welches Ihnen am entbehrlichsten ist."

„Es thut mir leid, ich habe bereits — ich glaube wenigstens — eine andere Wohnung gemietet."

„Schon gemietet? Wo denn, wenn ich fragen darf?" erscholl in diesem Augenblick die Stimme des Arztes, dessen Gestalt auf der Schwelle des Zimmers erschien, „wo denn, meine Gnädige?"

„In der Zimmergasse, beim Oekonom Schulze," erwiderte ich statt ihrer, „Tante Komteß will sie mieten."

„Da soll sie, mit Respekt zu sagen, doch gleich —" er unterdrückte eine kräftige Redensart. „Wollen Sie dort eine Fisch- oder Entenzucht anlegen? Die Keller stehen einen halben Meter hoch voll Wasser und die Nässe tropft von den Wänden das ganze Jahr hindurch. Kennen Sie denn die Wohnung? Es wäre ja gerade so gut wie Selbstmord, wollten Sie —"

Meine Mutter sah erschreckt aus. „Die Komteß meinte doch —" stammelte sie.

„Die Komteß hat keine Ahnung von hygieinischen Verhältnissen, das müßten Sie doch wissen, meine liebe gnädige Frau; die Komteß pfuscht an sich und leider auch an anderen mit den wunderbarsten Mitteln herum, und ihre Autorität ist der Böddenstädter Schäfer; es giebt eben nichts, was der Schäfer nicht kurieren könnte. Alle Achtung vor ihr in sämtlichen anderen Beziehungen, aber in dieser Hinsicht mache ich drei Kreuze vor ihr! Aus der Wohnungsmieterei wird nichts!"

„Bravo! Bravo!" rief der Stadtrat behaglich lachend. „Sie sehen, meine Gnädige, Sie können hier nicht fort. Ueber die Bedingungen, wenn Sie noch eine Stube abtreten, redet meine Kousine mit Ihnen." Er sagte nicht: „Base", das war nicht fein genug. „Und nun kein Wort mehr! Ihr getreuer Hauswirt empfiehlt sich zu Gnaden, meine Damen."

Er schenkte sich diesmal den Handkuß, schwenkte seinen Hut im Halbkreise gegen uns und dienerte rückwärts zur Thür hinaus, als habe er Eile, fortzukommen. Ich wandte mich um, damit er mein Lachen nicht sehe. Er kam mir nun einmal halb verächtlich, halb lächerlich vor, dieser mittelgroße beleibte Herr mit dem blühenden Gesicht, das an einen Borsdorfer Apfel gemahnte, und dem vergeblichen Bemühen, elegant sein zu wollen.

„Aber, meine Gnädige," begann der Arzt, „wie kommen Sie denn darauf, ausziehen zu wollen? Danken Sie doch Gott, daß Sie eins der wenigen gesund und gut gebauten Häuser in ganz Westenberg bewohnen können!"

„Lieber Doktor, Sie wissen doch, es ist mir zu teuer. Und da der Vertrag abläuft, so wollte ich auch einer Kündigung Wollmeyers zuvorkommen —"

„Warum sollte er denn kündigen?"

Mama ward verlegen. „Ach, ich glaubte es bestimmt, ich nahm es an, und in der That muß er erst seit kurzem seine Ansicht geändert haben, denn vor einigen Wochen erzählte er mir noch, daß er später den oberen Stock beziehen wolle."

„Na, wie Sie sehen, will er Sie aber nicht verlieren, und so bleiben Sie, ich rate Ihnen dringend. Abgemacht? — Nun, mein Fräulein, husten wir noch sehr viel?" wandte er sich an mich und betrachtete mich mit forschendem Doktorauge.

„Ach, es geht — nicht mehr so oft," antwortete ich.

„Nicht zu viel sitzen, mehr Bewegung in freier Luft!"

„Ja, bester Herr Doktor" — Mama sprach es erregt und nervös — „wie soll sie das machen?" Und ihr Gesicht sah plötzlich wieder ganz verändert aus. Ich erkannte sofort, daß jener tiefe Leidenszug sich um ihren Mund legte, der sich stets zeigte, sobald von meiner Zukunft die Rede war. „Denken Sie doch, sie arbeitet für ihr Examen! Es wird so viel verlangt heutzutage; sie muß immer die späten Abendstunden zu Hilfe nehmen —"

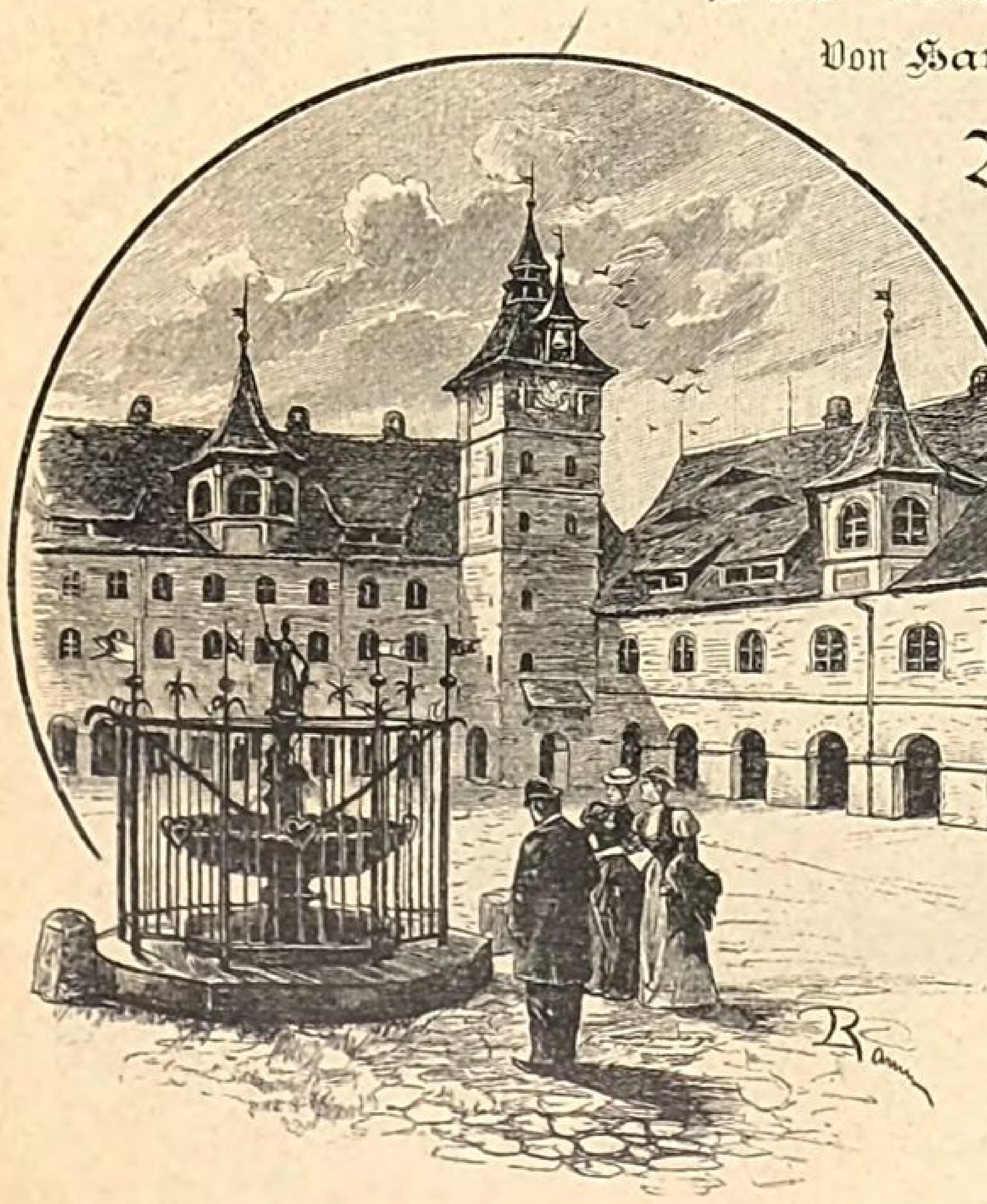
„Um sich gesundheitlich zu ruinieren! Nachher hat sie den Kopf voll gelehrten Krams, und es wird sie nur eins hindern, besagten Kram praktisch zu verwerten — ihr elender Körper. Aber das habe ich des öftern schon zur Genüge erörtert, Sie kennen meine Ansicht, gnädige Frau. Guten Abend!"

Er hatte ärgerlich gesprochen und verließ uns rasch. Ich hatte ihn noch nie so erblickt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wallenstein-Festspiel in Altdorf.

Von Hans Bösch. Mit Zeichnungen von L. Raum.



Der Hof der alten Universität.

Altdorf ist ein hübsches Landstädtchen, einige Stunden von Nürnberg gelegen, zu dessen Gebiet es ehemals gehörte. Man sieht es dem bescheidenen Orte nicht an, daß er einst eine hervorragende Universitätsstadt gewesen ist und manche Leuchte der Wissenschaft hier ihr Licht glänzen ließ. Noch steht aber das 1575 errichtete Kollegiengebäude mit seinem Turm und dem Hofe, in dessen Mitte ein reizendes Brünnchen, gegossen von Georg Labenwolf, seine Wasser plätschern läßt. Seit lange ist das Gebäude Sitz eines protestantischen Lehrerseminars, nachdem die Universität im Jahre 1809 im Zusammenhang mit der Einverleibung Nürnbergs durch das Königreich Bayern aufgehoben worden war.

Der berühmteste aller Altdorfer Musensöhne ist Wallenstein gewesen, der nachmalige kaiserliche Generalissimus. Wie er sich auf der Universität aufgeführt, hat schon der Holksche Jäger in „Wallensteins Lager" erzählt:

„Denn zu Altdorf im Studentenkragen
Trieb er's, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos."

Das Leben Wallensteins in Altdorf und seinen Abgang von dieser Universität schildert nun Lehrer Franz Dittmar in Nürnberg in dem Volksschauspiele „Wallenstein in Altdorf", das am Kirchweihsonntag den 12. August und am folgenden Tage und dann wiederholt am 19. August in Scene gegangen ist.

In dem prächtigen alten Universitätshofe, neben dem Turm, ist ein Podium aufgeschlagen und es wickelt sich hier das Spiel auf demselben Platze ab, auf welchem die geschichtlichen Ereignisse, die ihm zu Grunde liegen, vor beinahe 300 Jahren stattgefunden haben. Eine Rotte übermütiger Studenten erscheint und beginnt auf Vorschlag des ausgelassenen Studiosus Sebisch, entgegen dem Einspruche des Pedells, ein fröhliches, lustiges Gelage. Der Student Nößler ist der einzige, der Widerspruch erhebt, was ihm natürlich nur Spott und Hohn einträgt. Eine Kundgebung des Rates zu Nürnberg, welche den Excedenten, die erst kürzlich das Haus des Professors Schopper gestürmt und schwer beschädigt haben, strenge Maßregeln androht, wird mit Hohngelächter aufgenommen und Wallenstein zum Anführer der Studenten erkoren. Jener Professor Schopper nun hat ein liebreizendes Töchterlein, das nicht nur auf Nößler,

sondern auch auf den wilden Wallenstein tiefen Eindruck gemacht hat. Rasch fliegen die Degen der beiden Nebenbuhler aus der Scheide. Waffengeklirr erschallt auf dem Hofe, der Pedell schlägt Lärm, läutet die Glocke, der Rektor Taurellus tritt auf und bedroht die Ruhestörer mit harter Strafe. Auf die Kunde von dem Erscheinen der verhaßten Nürnberger Stadtknechte, welche den Maßregeln des Rates Nachdruck verleihen sollen, stürzen die Studenten diesen entgegen.

Inzwischen wächst sich der Gegensatz zwischen Wallenstein und Nößler wegen Schoppers Aennchen weiter aus und letzterer weiß dem Famulus Wallensteins einen Blumenstrauß abzunehmen, den dieser Aennchen überbringen soll. Schwere Züchtigung des Famulus durch Wallenstein ist die Folge. Die ganze Universität gerät deshalb in Aufruhr und Wallenstein wird zu strengem Karzer verurteilt. Es ist ein prächtiges Bild, wie die Studenten mit Musik und Gesang aufziehen, wie sie den Eingang zum neuen Karzer, der durch Wallenstein als ersten Arrestanten eingeweiht werden und danach auch dessen Namen erhalten soll, mit Laub und Blumen schmücken, wie dann Wallenstein geradeswegs vom Podium in den Karzer des nebenstehenden Turmes hinabsteigt, vorsichtigerweise aber seinen schwarzen Pudel vorangehen läßt, weshalb heute noch dieser Karzer den Namen „Hundeloch" führt.

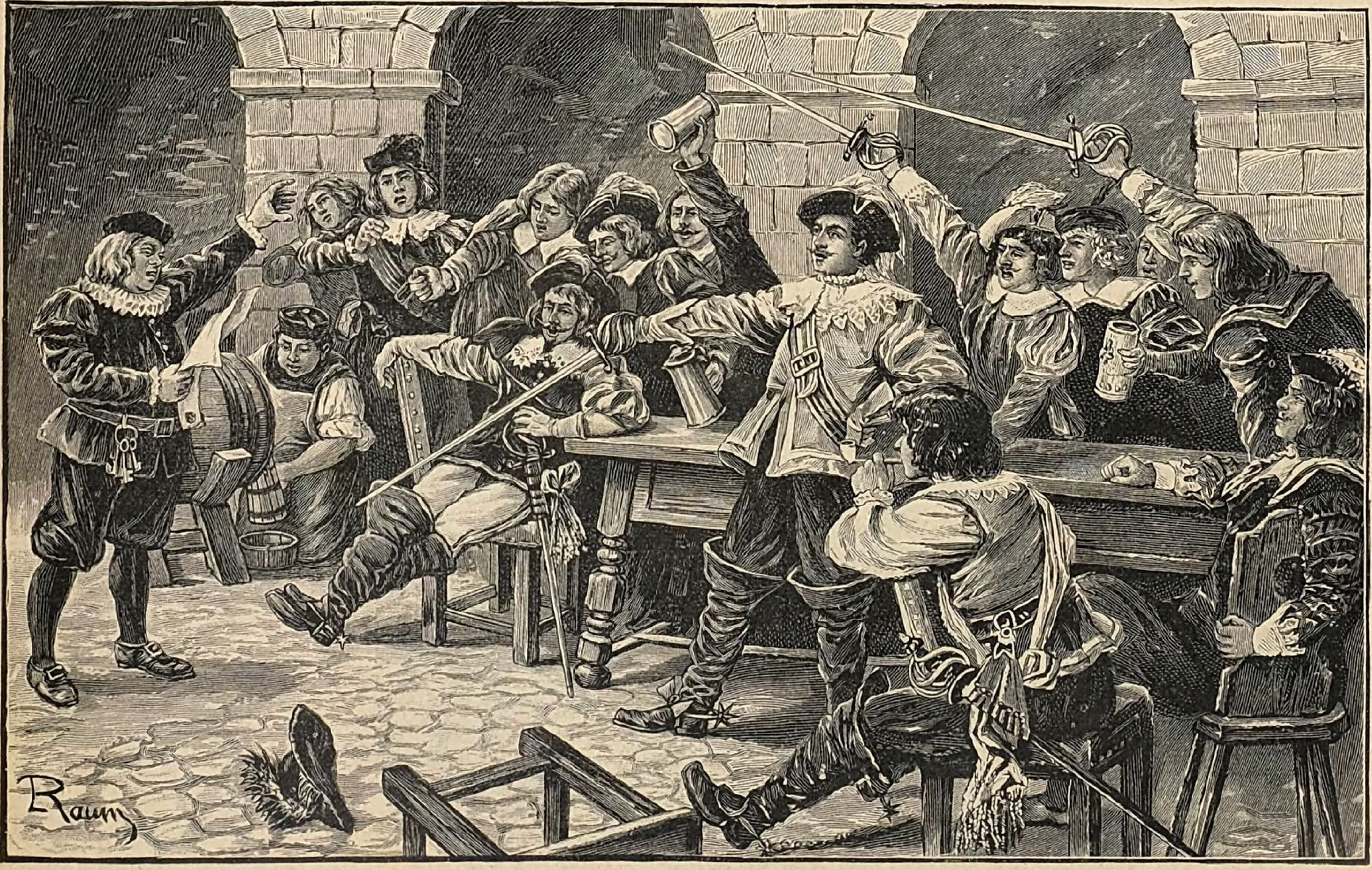


Wallenstein treibt seinen Hund voraus in den Karzer.

Im dritten Akte wird der aus der Haft entlassene Wallenstein von seinem Oheim, der Elternstelle bei ihm vertritt, wegen seines wilden Lebens von Altdorf abberufen, zu gleicher Zeit aber spricht der Nürnberger Rat die Relegation über ihn aus. Der herrschsüchtige und rücksichtslose Student wird weich; er söhnt sich auf Aennchens Zureden mit Nößler aus, dessen Verlobung mit der Angebeteten zum Schlusse erfolgt, und fordert seine unruhigen Kommilitonen auf, ihre Thatenlust mit ihm in den Dienst des Kaisers zu stellen. Die Gefährten seines wilden Lebens schließen sich ihm freudig an und unter dem Gesange des Liedes „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" ziehen die Studenten ab und schließt das Hauptstück.

Das Nachspiel beschäftigt sich mit der Gefangennahme des früheren Studenten und nunmehrigen Rektors Nößler durch die Kroaten im Dreißigjährigen Kriege. Nößlers Gemahlin Anna tritt auf und beklagt das harte Los ihres Mannes, der von Wallenstein mit nach Sachsen geführt wurde; alle Anstrengungen, ihn aus der Gefangenschaft zu erlösen, sind vergeblich gewesen. Da, in dem Augenblicke, als man eben an der Möglichkeit, Nößler die Freiheit zu erringen, verzweifelt, kommt dieser, von einem kaiserlichen Hauptmann geleitet und mit einer goldenen Kette beschenkt, zur Freude aller zurück, gerührten Herzens begrüßt von seiner Hauswirtin. Frau Anna hat ihn befreit durch einen Brief an den Gewaltigen, der sie einst geliebt. Die Stadt und der Senat beglückwünschen den Geretteten und zum Schlusse knien alle nieder und stimmen zum Dank für die Erlösung Nößlers aus der Gefangenschaft das Lied „Nun danket alle Gott" an. Vom hohen Turm nebenan erschallt hierzu die Glocke, mächtige Orgeltöne hört man aus dem Innern des Gebäudes, und so schließt das Volksschauspiel mit einem Bilde, das ebenso malerisch wie ergreifend ist.

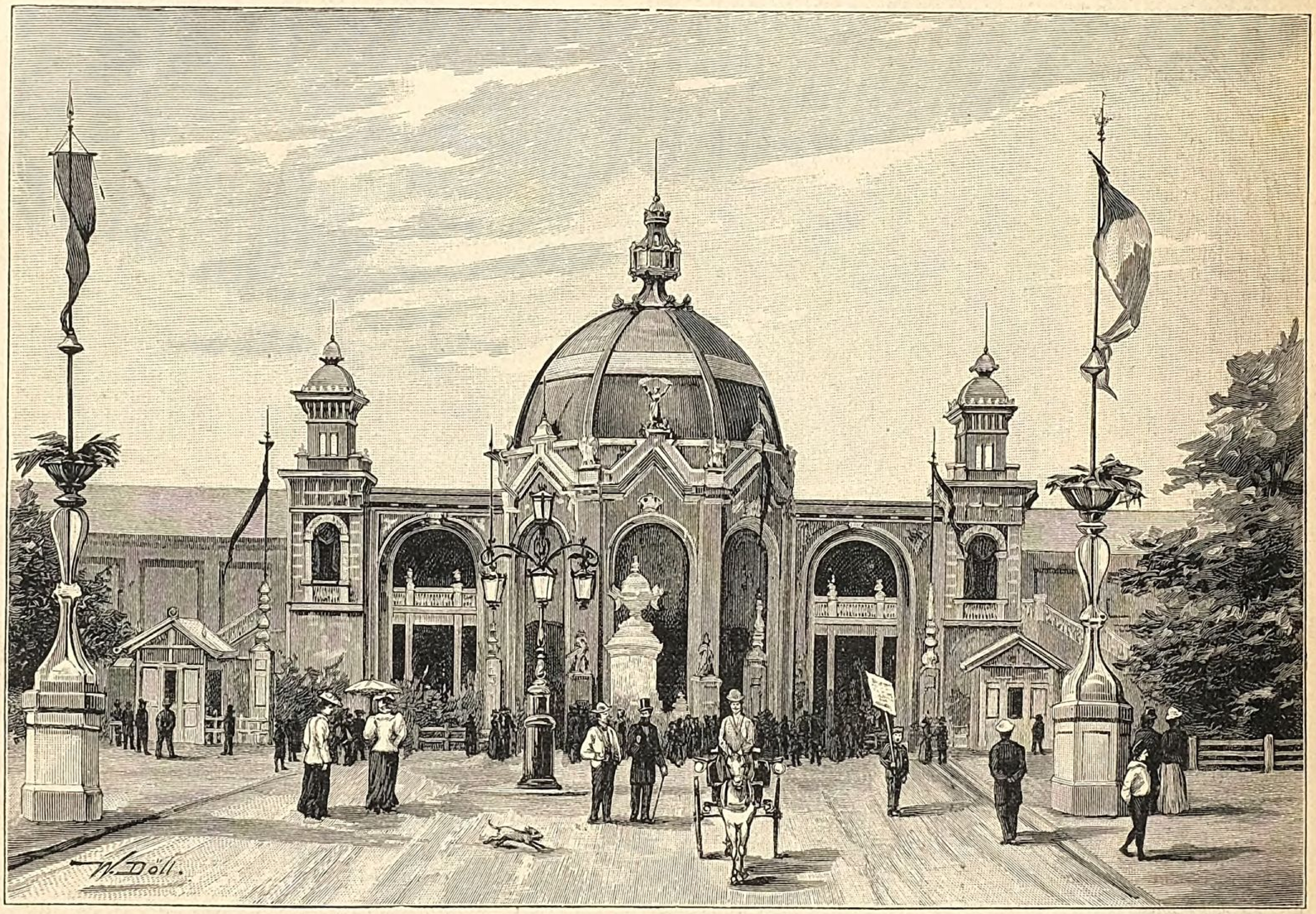
Wie in Rothenburg wurden auch in Altdorf schon vor Beginn des Spiels alle Thore der Stadt, die erfreulicherweise noch erhalten sind, mit Stadtknechten besetzt. Und nach dem Spiele zogen unter fröhlichen Klängen alle Mitwirkenden in malerischem Zuge zur Festwiese, wo sich ein fröhliches Leben entwickelte. Das Stück selbst aber bietet so mannigfache Schönheiten, daß es wohl verdient, noch öfter aufgeführt und weiteren Kreisen bekannt zu werden.



Der Pedell kündigt Wallenstein die Relegation an.

Von der Weltausstellung in Antwerpen.

Von P. Neubaur. Mit Zeichnungen von W. Döll und H. Kammer.



Der Haupteingang.

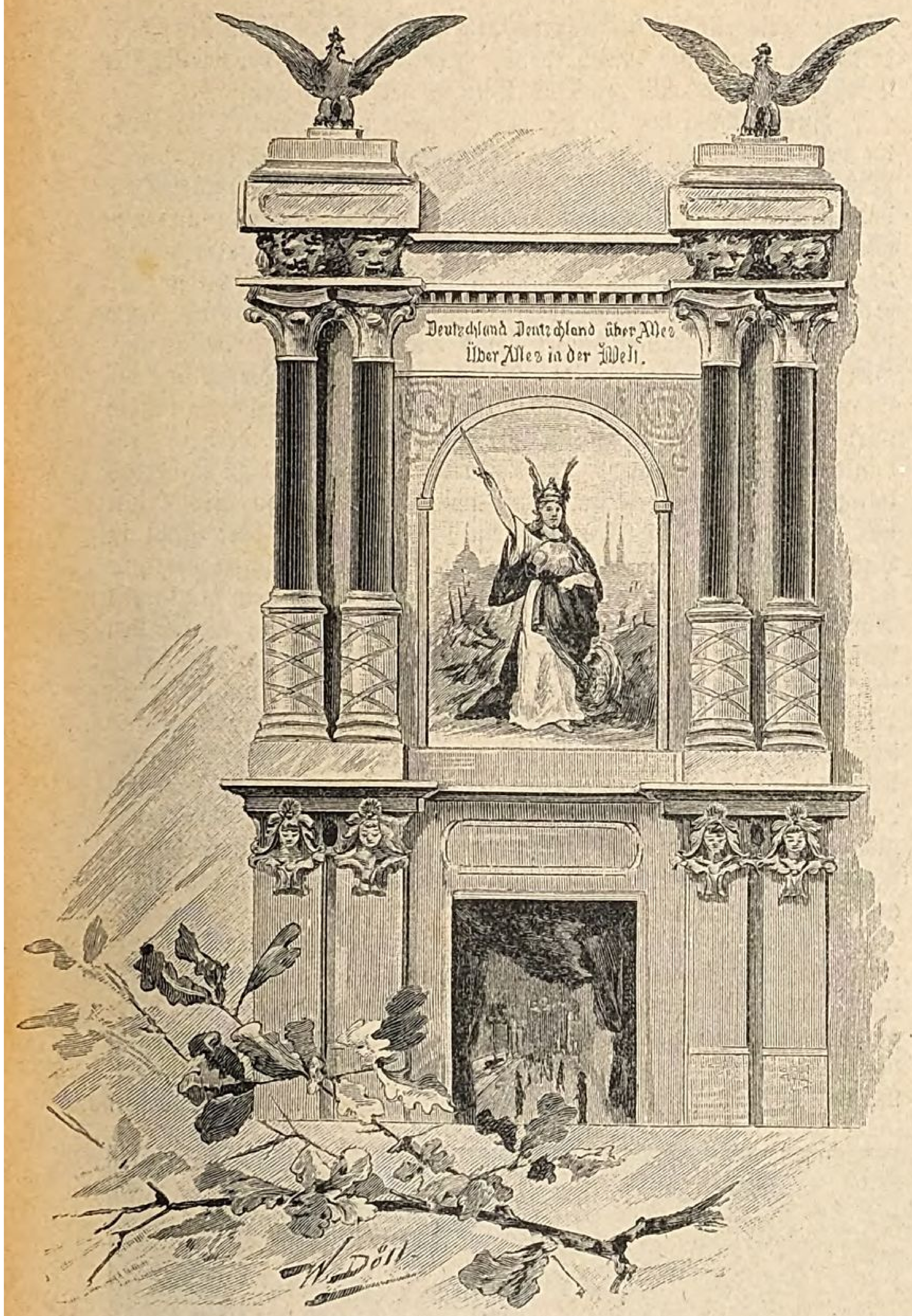
Eine Weltausstellung in Antwerpen! Welch eine merkwürdige Vereinigung von Gegensätzen! Hier die Stadt mit ihren steinernen und ehernen Zeugen einer großartigen Vergangenheit, auf Schritt und Tritt historischer Boden — dort die Ausstellung mit dem Neuesten vom Neuen, was unser 19. Jahrhundert in unaufhaltsamem Vorwärtsdrängen auf den Weltmarkt wirft! Hier das geschlossene Erzeugnis einer jahrhundertealten, zusammenhängenden Entwicklung, dort, aus allen Himmelsrichtungen zusammengeweht, die mannigfaltigsten Kraft- und Kunstproben der verschiedensten Völker und Kulturen! Gewiß eine äußerst reizvolle Gegenüberstellung für den Besucher, der mit offenem Auge und offenen Sinnen Stadt und Ausstellung hintereinander durchwandelt.

Schon einmal, im Jahre 1885, hat Antwerpen eine Ausstellung in seinen Mauern veranstaltet. Auf demselben Gelände wie damals hat auch die diesjährige ihre Stelle gefunden, am südlichen Ende jener Avenuen, welche in einem von Norden nach Süden ziehenden Bogen die Neustadt von der Altstadt trennen. Während aber im Jahre 1885 die Gärten der Ausstellung eben erst angepflanzt waren und daher äußerst dürftig erschienen, breitet sich heute ein recht hübscher Baumwuchs rings um die Ausstellungsgebäude her aus. Prächtige Rasenteppiche und Blumenbeete erhöhen den künstlerischen Eindruck der Anlage.

Das Hauptgebäude der Ausstellung weist an der Hauptfront den von zwei rampenartigen Treppen flankierten, von einer niederen Kuppel überragten Haupteingang auf, den die obenstehende Abbildung zeigt. Rechts schließt sich an das Hauptgebäude in stumpfem Winkel ein Seitenflügel, an diesen eine breite Galerie, zu der Freitreppen emporführen und die ihrerseits in die Maschinenhalle hineinleitet. Im Scheitelpunkt des stumpfen Winkels ist ein eigenes Gebäude für Festlichkeiten eingeschoben. Vor der Vorderfront des Maschinengebäudes erhebt sich ein Pavillon, welcher die Ausstellung des Kongostaates birgt und vor welchem um einen See herum ein Dorf der Kongoneger aufgebaut ist, belebt von Kongotruppen und Eingeborenen von der Kongomündung. Von hier gelangt man zum Museum der schönen Künste mit einem ebenfalls zur Ausstellung gehörigen großen Aquarium; an dieses endlich



Vor dem Thore von Alt-Antwerpen.



Eingang zur deutschen Ausstellung.

schließt sich ein weiteres der Kunst gewidmetes Ausstellungsgebäude. — Um all dies herum baut sich nun eine überaus große Fülle kleiner Pavillons und Häuser auf, welche den verschiedenartigsten Zwecken, meist solchen des Vergnügens, dienen. Auf Schritt und Tritt öffnen sich die gastlichen Hallen von Restaurants, Singspielhallen, Theatern 2c.; von überall her schallt den ganzen Tag und die halbe Nacht hindurch eine mehr oder minder annehmbare Musik.

Betritt man das Industriegebäude durch den Haupteingang, so gelangt man zunächst in die belgische Industrieabteilung, welche für sich allein etwa den vierten Teil des ganzen Raumes einnimmt. Zur Linken der belgischen Abteilung befindet sich die deutsche, welche außerdem durch einen besonderen in unserer Abbildung dargestellten Eingang zur Seite des Hauptportals zugänglich ist; ihre Lage kann als recht günstig bezeichnet werden; aber sie ist nicht so stark beschickt, wie man es wünschen möchte. Die Ursache dafür mag zu einem Teil darin zu suchen sein, daß die praktischen Erfolge der Weltausstellung in Chicago vorläufig noch auf sich warten lassen und vielleicht erst in Jahren nicht ohne neue Opfer sich einstellen werden; zum andern Teil darin, daß die Antwerpener Weltausstellung von seiten des Deutschen Reiches keine Unterstützung genoß. Anerkannt dagegen muß werden, daß Deutschlands Vertretung diesmal besser, gewählter und gehaltvoller ist als im Jahre 1885. Das Hauptgewicht liegt naturgemäß auf denjenigen Artikeln, welche ausfuhrfähig sind. Insgesamt zählt die deutsche Abteilung etwa 500 Aussteller.

Die Anordnung der deutschen Abteilung ist gut, wenn auch infolge verspäteter Ankunft einzelner Ausstellungsgüter oder um der Raumersparnis willen eine Ineinanderschachtelung verschiedenartiger Gewerbszweige sich hier und da unangenehm bemerkbar macht.

Auf einem Gebiete sind die Deutschen in Antwerpen allen anderen Nationen überlegen, auf dem der Schiffahrt, die auf der Ausstellung zu einer internationalen Gruppe vereinigt ist. Das schönste Schaustück in Antwerpen bildet der Pavillon des „Norddeutschen Lloyd“, in welchem gleichzeitig die Ausstellung des „Vulkan“ in Stettin untergebracht ist. Im Rokokostil, in den Farben Weiß und Gold ausgeführt, hat der Pavillon eine Ausdehnung von 20 Metern Breite, 15 Metern Tiefe und 16 Metern Höhe und wird von einer Kuppel überragt. Die mittlere Halle des Pavillons nimmt ein auf Porzellan gemaltes, von Topfgewächsen umgebenes Bild des Kaisers ein, um welches einige Prachtstücke der königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin gruppiert sind. Die beiden offenen Seitenhallen enthalten eine Sammlung Modelle von Lloyd-Schnelldampfern. Eine mächtige Karte zeigt die täglichen Veränderungen in den Schiffsbewegungen der Lloydlinien, aus einer Reihe graphischer Darstellungen entnimmt man mit Staunen die gewaltigen Leistungen der großen Bremer Schiffahrtsgesellschaft, über die ein anwesender Beamter derselben jede gewünschte Auskunft giebt.

Die Ausstellung des „Vulkan“ umfaßt die Modelle der kaiserlichen Jacht „Hohenzollern“, des Panzers „Brandenburg“, einiger für China gebauter Panzerschiffe sowie anderer Fahrzeuge.

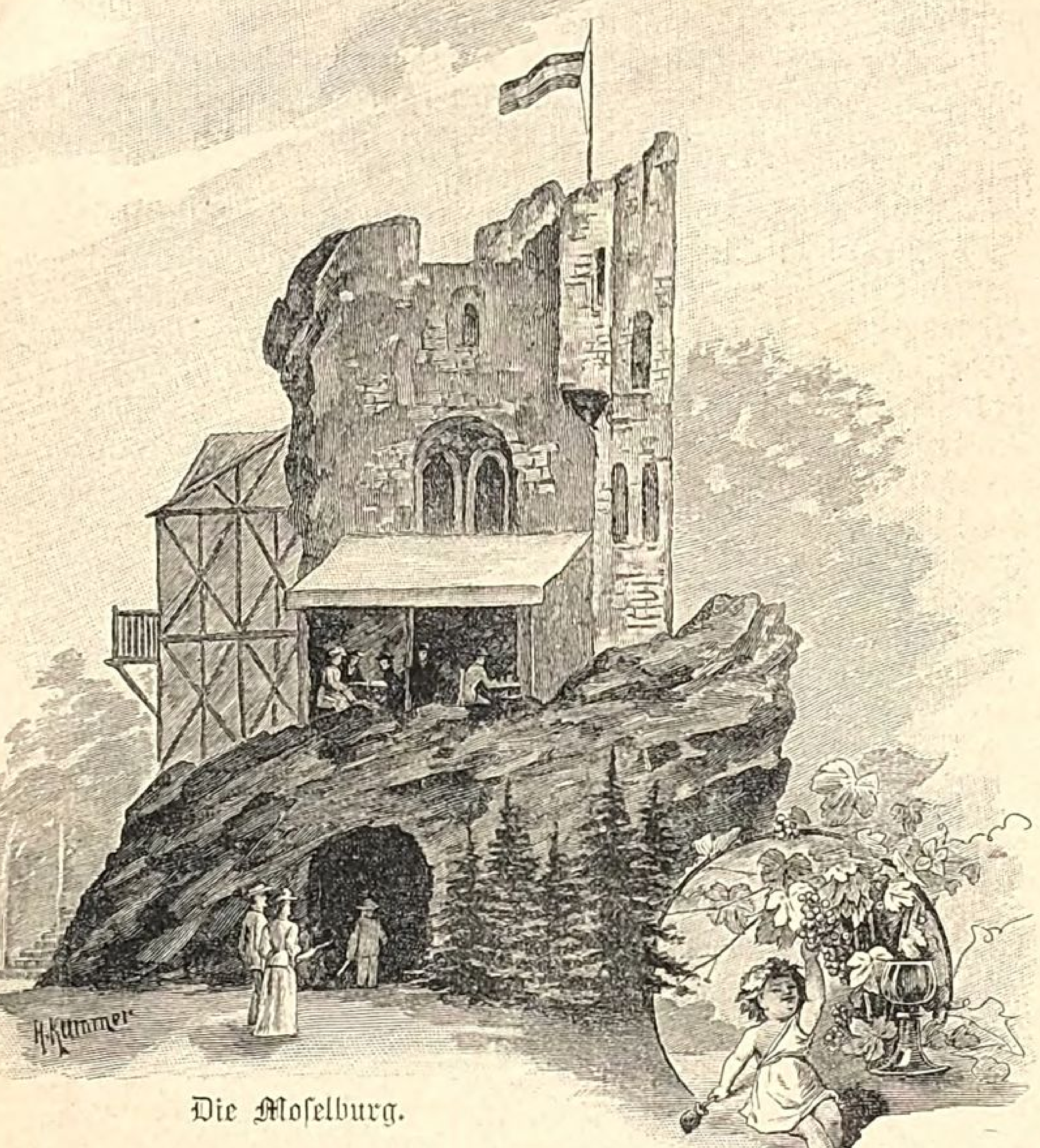
In der Nähe des Lloydpavillons befindet sich die ebenfalls vorzüglich eingerichtete Ausstellung der Stadt Hamburg. Diese hat ihre Reedereien vereinigt, sie veranschaulicht außerdem in einem offenen saalartigen Raum ihre neuen Wasserwerke und ihre Hafenanlagen. Im übrigen ist die Marineausstellung ausgezeichnet beschickt und steht hinter derjenigen von Chicago in keiner Weise zurück. Alle großen englischen Reedereien sind mit Modellen ihrer Schiffe vertreten, ebenso die großen englischen Werften, darunter Armstrong Mitchell u. Komp. mit dem Riesenhalbmodell des an der syrischen Küste untergegangenen Panzers „Victoria“. Dazu treten noch eine große Reihe von Modellen für Rettungsboote, Segelboote und Wassersport überhaupt.

Auf die Leistungen der anderen Staaten im einzelnen hier einzugehen, verbietet der Raum. Im großen und ganzen geht als einheitlicher Zug durch die Antwerpener Weltausstellung, daß das Hauptgewicht seitens aller Nationen auf die für die Ausfuhr besonders geeigneten oder aber auf solche Artikel gelegt wurde, welche für den Handverkauf besonders vorteilhaft erscheinen. In hervorragendem Maße findet sich dieser letztere Zug in der französischen, österreichischen und italienischen Abteilung.

Wenn die Ausstellung so im allgemeinen ein verhältnismäßig bescheidenes, mehr auf das Praktische zugeschnittenes Gepräge



Im „Nürnberger Bratwurstglöckchen.“



Die Moselburg.

aufweist, so giebt es in ihr doch einen Teil, der an künstlerischer Schönheit sowohl wie an Eigenart seinesgleichen sucht: das ist Alt-Antwerpen.

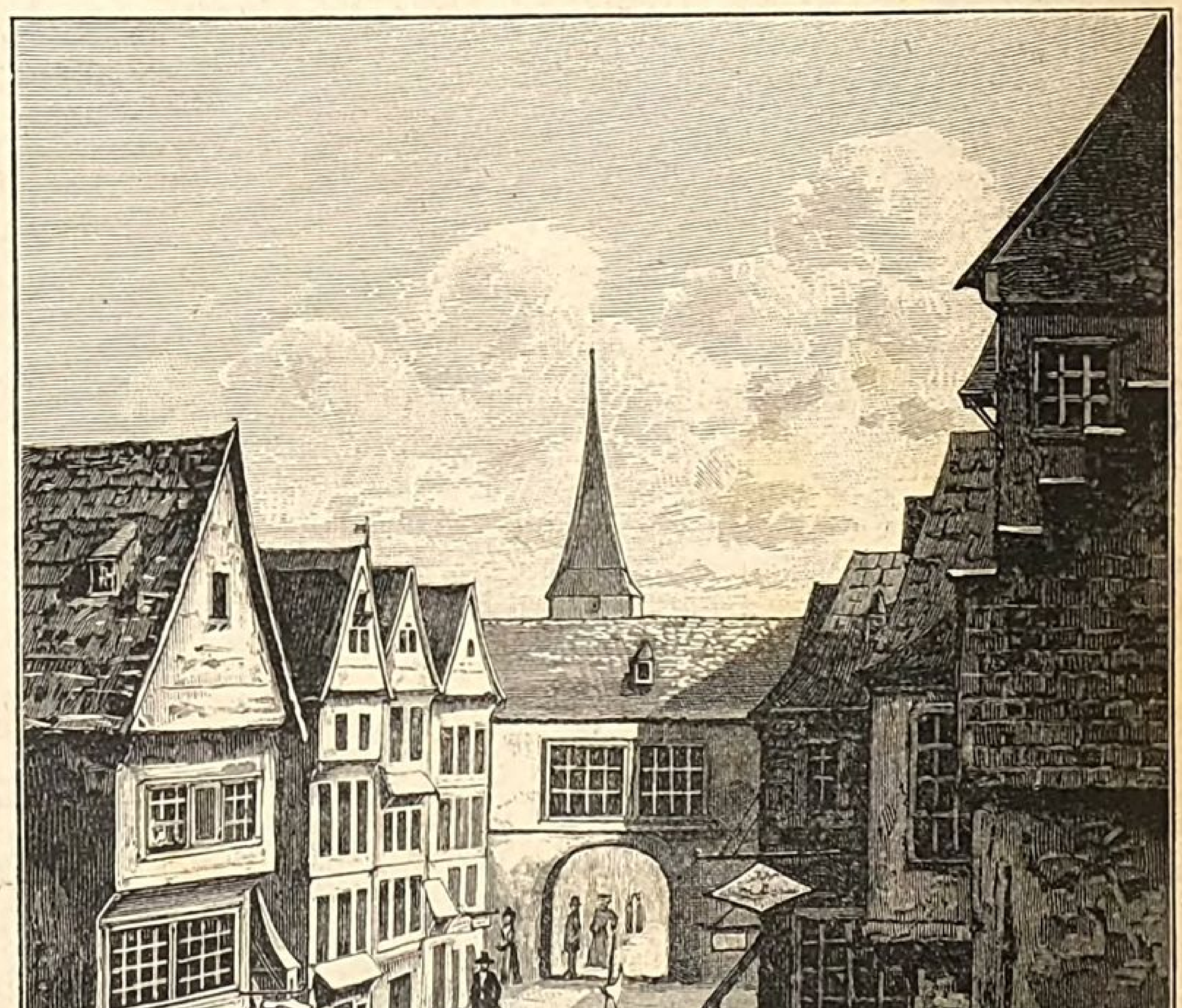
Wenden wir uns vom Haupteingang der Ausstellung nach rechts, so öffnet sich nach kaum fünf Minuten Weges ein überraschendes Bild vor unserem Auge. Eine Reihe niedriger Wachthäuser zur Rechten und Linken, dann ein mächtiges altes Thor — das Kipdorpthor — hinter einer Zugbrücke, vor den Wachthäusern Büttel in roter, geschlitzter Tracht, mit Hellebarden bewaffnet, daneben Söldner mit dem Ringkragen, den gewaltigen Hieber an der Seite, den Dolch im Gürtel: hier ist der Zugang zu Alt-Antwerpen, dem unstreitig reizvollsten und künstlerisch am besten durchgeführten Schaustücke der Weltausstellung.

Der Gedanke, alte Stadtteile aufzubauen und auch zu bevölkern, ist nicht neu. Im Jahre 1890 gab es, um nur ein paar Beispiele anzuführen, auf der Nordwestdeutschen Gewerbe- und Industrieausstellung in Bremen Nachbildungen von Bauten der alten Hansestadt, 1892 hatte die Wiener Internationale Musik- und Theaterausstellung ihr „Alt-Wien“; aber alle bisherigen derartigen Veranstaltungen halten keinen Vergleich mit Alt-Antwerpen aus. Insgesamt sind etwa 80 Häuser aufgeführt worden — nicht als Koulissen, nicht aus Holz und Leinwand, sondern aus Holz, Eisen und einem Mörtel, welcher voriges Jahr in Chicago viel zur Verwendung gekommen ist. Er führt den Namen „Staff“ und verleiht den Häusern das Ansehen von massiven Gebäuden. Die Täuschung ist in Alt-Antwerpen infolge der kunstvollen Bemalung so groß, daß man nirgends einem nur für Monate geschaffenen Werke gegenüberzustehen glaubt. Die Durchführung der vor drei Jahrhunderten in Alt-Antwerpen üblichen Stilarten ist bis in die kleinsten Einzelheiten genau, selbst die Aushängeschilde, die schmiedeeisernen Arme, an welchen diese hängen, sind getreue Wiederholungen kunstvoller Vorbilder. Durch zwei Straßen gelangt man vom Kipdorpthor zum Marktplatz, einem weiten Raum, welcher für Turnierspiele bestimmt ist und von einer Reihe öffentlicher Gebäude umrahmt wird. Da ist das Stadthaus, ein Theater mit offener Scene, im Hintergrunde die Börse, Patrizierhäuser &c.

Das ganze Unternehmen ist nicht darauf berechnet, „Geld zu machen“, sondern verdankt seine Entstehung der Opferwilligkeit. Unter den Patrizierhäusern mit ihren vollständigen prächtigen Einrichtungen aus dem 16. Jahrhundert befinden sich mehrere, welche von reichen Antwerpenern aufgebaut und zur Verfügung gestellt wurden; so ganz besonders das unmittelbar neben dem Theater gelegene prächtige Haus Alberts von Bary, eines der ersten deutschen Kaufleute Antwerpens, gleichzeitig des verdienstvollen Vorsitzenden der deutschen Abteilung in der Ausstellung.

Zur Rechten und Linken der Straßen und Gäßchen Alt-Antwerpens öffnet sich eine Menge von Kaufläden, Werkstätten und Wirtschaften. Hier arbeitet der Pantinen- oder Holzpantoffelmacher, dort gehen aus der Werkstatt des Kunstschmiedes reizvolle schmiedeeiserne Arme und andere Zierate hervor, der Kupferschläger hämmert die hochgeschätzten getriebenen Kannen und Schalen, der Schuhmacher fertigt nach alten Mustern rotlederne Schuhe, wie sie ihrer Bequemlichkeit halber heute wieder Mode geworden sind. Hier in einem Hause, das die Gräfin von Merode-Westerloo, die Frau des belgischen Ministers des Auswärtigen, hat erbauen lassen, wird die Brabanter Teppichknüpferei betrieben, dort werden Brabanter Spitzen in emsiger, überaus mühevoller Arbeit zu lächerlich billigen Preisen hergestellt. Daß die Wirtschaften so stilvoll wie nur denkbar sich darstellen, versteht sich von selbst; ihre Zahl ist Legion. Von den kleinsten Schnapsbutiken, in welchen belgische und holländische Liqueure ausgeschenkt werden, bis zu dem prächtigen Börsensaal oder bis zu der großen Gartenwirtschaft, welche den Namen „In den Aenghenaemen Hof“ führt, finden sich alle Arten von Kneipen. Auf der Straße zieht die Stadtbande umher, etwa 18 Musiker, welche auf altertümlichen Hoboen, Klarinetten und Kesselpauken altvlämische Melodien vor jedem Hause aufspielen. Und was endlich Alt-Antwerpen seinen besonderen Reiz verleiht, das ist der Umstand, daß alle seine gegenwärtigen Bewohner, gleichviel ob Männer, Weiber oder Kinder, in die altvlämische Tracht derartig hineinpassen, als ob sie in ihrem Leben nie etwas anderes getragen hätten.

Da wir gerade bei den Vergnügungseinrichtungen der Antwerpener Weltausstellung sind, so mögen nun die andern hier auch noch erwähnt werden. Sicherlich ist in Beziehung auf das Vergnügen in Antwerpen mehr geboten, als der Durchschnittsmensch vertragen kann. Zunächst ist das gesamte orientalische Gesindel, welches voriges Jahr Chicago unsicher machte, nach Antwerpen



Straße in Alt-Antwerpen.

übergesiedelt. Es giebt ein ägyptisches Quartier mit Kamelen, Eseln und dem obligaten Schmutz, ein syrisches Quartier mit Schwerttänzern, ein türkisches Quartier, ein anamitisches Theater und Gott weiß was sonst noch für orientalische Vergnügungsplätze. Die Zahl der arabischen oder türkischen Cafés ist Legion. Panoramen verschiedener Art, die üblichen Labyrinthe, ein Wiener Prater, eine unzählige Menge von Musikkapellen aller möglichen Nationen sind auf dem linken Flügel der Ausstellungsgebäude zusammengehäuft, während in der äußersten rechten Ecke die Schwimmkünstler Boyton und Pawnee Bill ihre Vorstellungen geben.

An besseren musikalischen Genüssen bietet die Weltausstellung Vorträge recht guter belgischer Militärorchester, während in der Festhalle abends von 8 Uhr ab die Konzerte eines ganz vorzüglichen Symphonie-Orchesters stattfinden.

Ein reizvolles Bild entfaltet sich des Abends, wenn die Dunkelheit hereingebrochen ist. Da flammt es auf an den Wegen und den Einfassungen der Blumenbeete, Lämpchen aus bunten Gläsern leuchten von den Rasenplätzen herüber oder ziehen den architektonischen Linien der Gebäude nach. Ketten von bunten Lampions schwingen sich an hohen Masten empor und die elektrischen Bogenlampen gießen ihre Lichtfülle über das belebte Gelände. Werden dann um 8 Uhr die Räume der eigentlichen Ausstellung geschlossen, dann wogt eine schier unerschöpfliche Menschenmenge durch dieses Meer von Licht den verschiedenen gastlichen Stätten zu. Unsere deutschen Landsleute werden sich da besonders durch vertraute heimatliche Trinkstätten angezogen fühlen. Im Nürnberger „Bratwurstglöckchen“ und in der „Moselburg“ werden sie sich gern die körperliche Erfrischung durch behagliches Verweilen in vaterländischen Erinnerungen würzen.

Wandlungen.

(Schluß.)

Novelle von Gerhard Walter.

Ein Vierteljahr nach Irmgarts Abreise verging,“ fuhr Werner tief aufatmend in seiner Erzählung fort. „Eine traurige Zeit. Abends saß ich unten beim Inspektor und rauchte eine Pfeife nach der andern. Mitunter schaute auch die Wirtschafterin herein und saß ein Weilchen bei uns. Eines Abends kam sie mit rot verweinten Augen. Sie wollte nicht sagen, was ihr sei. Wir gingen zusammen den Gang hinunter, der zu unseren Stuben führte; sie schritt still und gedrückt neben mir her. Vor ihrer Thür faßte ich ihre Hand. ‚Sie haben mir damals Gutes gethan, ich möcht' es Ihnen vergelten. Was haben Sie für Kummer?‘

Sie fing an zu weinen. ‚Das kann ich Ihnen nicht sagen!‘

‚Sie sollen's aber; vielleicht kann ich helfen.‘

Da erzählte sie mir nach vielem Quälen, ihr Vater, ein armer Förster mit vielen Kindern, habe ihr in großer Not geschrieben um fünfzig Thaler, deretwegen ihn einer verklagen wolle, und die hätte sie nicht. Ich zog sie in mein Zimmer, machte Licht, lief zum Schreibtisch, holte das Geld heraus und gab's ihr in die Hand. Blaß stand sie vor mir; aber mit einem Mal griff sie nach meinen Händen und wollte sie küssen.

‚Lassen Sie das, Elsbeth!‘ bat ich, aber sie ließ es nicht, bis ich den Arm um sie legte und sie mit sanfter Gewalt hinausführte. Sie ging schweigend, gesenkten Hauptes auf ihr Zimmer.

Sie mied mich von jetzt an. Scheu huschte sie an mir vorüber, mit befangenem Gruß, und in die Inspektorstube kam sie auch nicht mehr. Aber auf meinem Tisch oder Pult stand, sobald der alte welk wurde, immer ein Strauß frischer Feldblumen. Nur eines Tages klopfte sie bei mir an und blieb, ein Päckchen in den Händen, dunkelrot und scheu in der Thür stehen.

‚Nun, Fräulein Elsbeth?‘

‚Mein Vater,‘ begann sie zaghaft und hob die Augen — und mit einem Ruck riß sie das Papier ab und legte einen Marderjagdmuff vor mich auf den Tisch. ‚Mein Vater möchte Ihnen danken —‘ Sie atmete tief und schwer. Ich faßte nach ihren herabhängenden Händen, sie gab sie mir und trat einen Schritt näher; aber plötzlich schlug sie die Augen auf und sah mich an — ein wunderbarer Blick — und riß ihre Hände los und stürzte hinaus. Und ich legte das Gesicht auf das weiche Marderfell und seufzte tief auf: ‚Irmgart!‘

Und wieder wich Elsbeth mir aus. Da kam nach Wochen der Inspektor zu mir und brachte eine Einladung von einem Nachbar, einem Landsmann von mir, zu dessen Geburtstag. Es war zufällig auch meiner. Nach drei Tagen sollte die Feier sein. Der Baron und seine Frau waren verreist, ich also mein eigener Herr. So sagte ich zu. Es war mir lieb, der Einsamkeit einmal zu entrinnen. Außer mir hatte man noch jemand eingeladen — meine Nachbarin, Fräulein Elsbeth. Sie war mit der Schwester des Geburtstagskindes drüben befreundet. Ich hatte, wie ich die neue Kunde vernahm — sie erzählte es mir freudestrahlend, als wir uns auf der Treppe trafen — ich hatte das Gefühl, die Sache sei eigentlich nicht ganz standesgemäß. Aber jetzt ablehnen, hätte hochmütig und dumm ausgesehen. Doch zog ich es vor, nicht mit dem Inspektor und ihr zu fahren, als der Tag herangekommen war. Es wäre mir auch sonst nicht möglich gewesen. Ich sehnte mich stürmisch nach einigen Stunden einsamen Gehens. Ohne eine begleitende Zeile war am Morgen meines Geburtstages ein kleines Paket angekommen, aus dem ich ein Lesezeichen herausschälte, auf dessen helle Seide ein Epheuzweig zierlich gestickt war. Ich wußte, von wem allein das kommen konnte, und mit meiner kaum oberflächlich erkämpften Ruhe war's wieder vorbei. Was hatte das kleine Seidenband wieder an- und aufgeregt! Sie hatte mich nicht vergessen, dachte vielleicht mit derselben Leidenschaft der Stunden, die wir zusammen verlebt, der unendlich seligen Augenblicke, die wir dem Leben abgestohlen hatten — und doch blieb sie mir unerreichbar für alle Zeit! Berauscht von Erinnerungen, aufgerührt bis in die Tiefen meines Seins, trat ich nach einem stundenlangen Gang durch den Wald in die lärmende Gesellschaft ein. Lauter brave wetterharte Inspektoren, sattel- und trinkfeste Leute. Mit großem Jubel und Hallo ward ich empfangen. Sie hatten mich alle gern, denn ich konnte ein guter fröhlicher Kamerad sein und lief vor einem Scherz nicht weg. Das gab ein Gratulieren und Händeschütteln und Zutrinken. Mir that das stürmische Wesen wohl; ich mußte aus mir heraus. Ich nahm den Humpen, den man mir reichte, und schwang ihn hoch. ‚Komme den Herren nach!‘ rief ich und setzte ihn an und trank ihn aus in einem langen durstigen Zuge — aber ich trank hinüber in die Ferne. ‚Irmgart, Irmgart — Dir bring' ich's,‘ zog es mir durch den Sinn. Ich setzte den Krug ab. Da traf mein Blick auf Fräulein Elsbeth, deren Auge mit verschleiertem Ausdruck auf mir lag. Sie sah gut aus: blühend, frisch, und das schwarze Wollkleid umschloß knapp ihre Gestalt.“

Er hielt inne.

„Siegfried —“ und er neigte sich zu mir — „nun kommt meine Beichte. Willst Du sie hören?“

„Ja, Werner!“ sagte ich leise und nahm seine Hand. Um uns war tiefe Nacht; die Mondsichel war schon weit hinabgesunken; der Tisch, auf dem meine Hand in seiner lag, war feucht vom Tau.

„Gut, Du weißt, wie solche Feste verlaufen. Die Braten dampften, die Champagnerpfropfen knallten, die Stimmen schwirrten und polterten durcheinander. Es wurde scharf getrunken, wiehernd gelacht; es wurden Reden gehalten und schallender Handschlag ausgetauscht, und die Geister der rauschenden Lust übermannten die Trauergedanken meiner Seele. Mir gegenüber saß Elsbeth. Die Lebenden haben Recht! — ‚Ihr Wohl, Fräulein Elsbeth!‘ Sie hob ihr Glas und stieß stark mit mir an und sah mich an — und lachte; ein eigentümliches Lachen, es lag etwas Wehrloses darin, und ihr Blick war der einer Sklavin, die die Hände über der Brust faltet. Und Blick um Blick flog herüber und hinüber aus Augen, die der Wein glänzen machte. Da stürzte in die tobende Fröhlichkeit ein Unglücksbote. Unser Inspektor wurde abgerufen; mit dem Reitpferd des Barons war der Stallknecht hergejagt — der hochedle englische Hengst, der ein Kapital wert war, der Neid aller Zuchtställe, habe Kolik bekommen.

Mit einem derben Fluch sprang der Inspektor auf. ‚Herr Kandidat, dann müssen Sie auf dem Rückweg kutschieren; Sie können's ja. Geben Sie nur auf das Sattelpferd acht. Adieu allesamt!‘ Und draußen verhallten die Hufschläge des davonsprengenden Reiters in der Mainacht.

Ja — eine dunkle linde Mainacht war's, in der ich mit Elsbeth nach Hause fuhr. Wir mußten auf dem Waldweg langsam fahren. Meine Stirn glühte. Still saß das Mädchen neben mir. Ueber uns rauschte der Nachthauch in den Kronen der Fichtenbäume.

‚Ist's Ihnen kalt, Fräulein Elsbeth?‘

‚Nein.‘

‚Nehmen Sie das Tuch fester um sich.‘ Ich half ihr mit der linken Hand. ‚Danke!‘ kam es klanglos von ihren Lippen.

Da sprang das Sattelpferd an, bäumte sich hoch auf und wollte durchgehen. Ein Fuchs oder Hase mochte es erschreckt haben. Mit aller Macht packte ich die Zügel. Meinen linken Arm hielten zwei Hände umklammert, ein Gesicht lag angstvoll nahe an meiner Schulter. Aber sie sagte nichts. Nun beruhigte sich das Pferd, noch eine Weile galoppierend. Der Griff der Hände um meinen Arm lockerte sich — nur ein tiefer Seufzer. In meinen Schläfen hämmerte das Blut. Ich nahm die Zügel in die Rechte; wieder zog ich das Tuch um ihre Schultern, aber meine linke Hand blieb liegen um ihren Hals. ‚Elsbeth!‘ Zog ich sie, sank sie hin? Ihr Gesicht lag nun ganz an meiner Schulter. Irmgart, wo warst Du? Ich neigte mich und küßte sie. Die Pferde hielten still. Da schlangen sich zwei Arme um meinen Hals, zwei warme volle Lippen brannten auf meinem Mund. ‚O, Herr Kandidat!‘ klang es wie klagend in heißer Leidenschaft an mein Ohr.

‚Hast Du mich denn so sehr lieb?‘

‚Ja, unmenschlich. Von dem Augenblick an, wo Sie meinen Vater retteten . . . nein, schon früher — als Sie mich aus Versehen umfaßten, da fing es an.‘

Die Pferde mögen lange gestanden haben. Stumm fuhren wir weiter, draußen, wo's lichter wurde, in scharfem Trab. Still kam uns der Inspektor auf dem Hofe entgegen; er war bleich im Morgengrauen. ‚Der Hengst ist tot. Das kann mir meine Stelle kosten.‘

‚Wir haben uns unterwegs verlobt,‘ antwortete ich ihm. ‚Dann können wir drei ja zusammen gehen.‘ Er drückte mir schweigend die Hand, grüßte Elsbeth und ging.

Ich hob meine Braut vom Wagen. Stumm gingen wir die Treppe hinauf und den Gang entlang. Vor ihrer Thür blieb sie stehen und sah mich mit gebrochenem Blick an. ‚Sie werden mich doch nie recht lieb haben,‘ sagte sie leise.

‚Man sagt Du zu seinem Bräutigam, Elsbeth! Werde mir nur eine gute Frau!‘ entgegnete ich und küßte sie auf die tief gesenkte Stirn. Dann ging ich in mein Zimmer.

Ich hörte ihre Thür gehen und gleich darauf einen sonderbaren Ton — als wenn jemand plötzlich laut und wie verzweifelnd aufweinte. Langsam trat ich an meinen Tisch, stützte die Hände auf und starrte auf das Lesezeichen, das da lag. Ich nahm's und küßte es — und riß es in Stücke."

Er machte eine Pause und sah vor sich hin in die Nacht.

„Trink' aus!" sagte er dann, scheinbar gleichgültigen Tones. „Meine Erzählung ist noch nicht fertig, und wir haben noch eine Flasche oder zwei zugut. Vergiß über meinen Historien nicht, daß wir Stiftungsfest feiern! Aber was hältst Du von meiner Geschichte?" fragte er ablenkend und hielt mir das Glas hin.

„Ich hab' sie Wort für Wort vorher gewußt, Werner, und nun will ich sie zu Ende erzählen; soll ich?"

„Jawohl," nickte er, „ich will zuhören."

„Also — und nun spricht Dein Beichtiger zu Dir und ein alter Freund: Du gabst Deinen Hauslehrerposten auf und arbeitetest danach, angestellt zu werden. Du zerfielst mit Deiner Familie, die Himmel und Erde aufbot, Deine Verlobung rückgängig zu machen, aber Du bliebst fest, weil Dir Dein Wort heilig war, weil Du dies Leben unauflöslich an Dich gekettet hattest und weil Du wußtest, daß sie sich das Leben genommen hätte, wärst Du von ihr gegangen."

„Stimmt!" sagte er ruhig.

„Du nahmst die erste beste schlechteste Stelle an, die sich Dir bot, und heiratetest vom Fleck weg. Deine junge Frau sagte unter tausend Aengsten und in heißer Liebe ihr Ja am Altar, und Dein Ja war ein Nein vor Gott; Du dachtest noch am Altar an Irmgart."

„Stimmt!" sagte er wieder eintönig.

„Dann versuchtest Du, Deine Frau zu bilden, aber es war vergebens. Sie verstand nichts von Goethe, Schiller und Shakespeare, mit denen Du sie quältest, und Deine hochfliegende Natur blieb ihr ein Rätsel. Du wurdest hart und bitter gegen sie, weil sie Dir nichts geben konnte und auch nichts nehmen konnte von Dir, um es sich anzueignen. Du standest allein, allein auch in Deiner Gemeinde, in der Du keine Anregung, keine Hilfe fandest, allein unter den Amtsgenossen, deren Frauen mit Deiner nicht verkehren zu können meinten, weil sie manchmal ‚mir‘ statt ‚mich‘ sagte. Und Du gabst Deiner Frau alle Schuld, Du wurdest immer rauher, unbarmherziger — und weil Du innerlich so großen Schaden littest durch eigene Schuld und nicht mit der Kraft überwindender Liebe Dein Schicksal trugst, darum verkamst Du allmählich. Nicht Deine Frau ist Dein Unglück gewesen, Werner, Deine Eitelkeit war's. Der Geist der Liebe hat in Deinem Hause gefehlt, und es bleibt doch wahr: Liebe vermag alles!"

„Stimmt!" sagte er noch einmal und stützte den Kopf in die Hände.

„Und dann, Werner, kamen die Kinder und mit ihnen die Sorgen. Viele Kinder und immer mehr Sorgen und — Schulden. Und alles zusammen hat Dich grau und alt gemacht, hat Deine schöne große Kraft gebrochen. Hab' ich recht?"

„Ja!" antwortete er mit einem tiefen Seufzer.

„So, das wäre das zweite Kapitel, bis zur Gegenwart fortgeführt. Aber nun brich erst 'mal die neue Flasche an, Werner; nachher, und wenn wir uns eine andere Cigarre angesteckt haben, wollen wir auf das dritte Kapitel übergehen."

„Weißt Du noch ein drittes?" fragte er, den Korkzieher einbohrend.

„Ja, die Zukunft."

Er sah mich an. „Lieber Junge, lassen wir die!"

„Keineswegs! Lieber Werner, der alte Herrgott lebt noch, und so lange der regiert, hat's keine Not um ein Menschenkind. Das brauch' ich Dir, dem Pfarrer, nicht zu predigen."

„Ach nein!" seufzte er. „Gottlob, daß Du recht hast. Aber das Herz wird einem doch manchmal schwer."

Er schenkte die Gläser voll. Wir stießen an. Ich legte ihm leise die Hand auf die Schulter. „Also Du hast Schulden, Werner?"

„Ja," sagte er, und in dem Licht des Streichholzes, an dem er seine Cigarre anzündete, sah ich eine tiefe Röte auf seinem Gesicht.

„Du hast mir vieles erzählt; nun vertrau' mir auch das noch — wie hoch ist die Summe ungefähr?"

„Es sind an viertausend Mark!" erwiderte er und blies den Rauch weit von sich. Mit einem Mal fuhr er mit der Hand durch das Haar und sprang auf. „Die ewige Angst, die bringt mich noch um! Ich hab' alles versucht — und ich geh' doch zu Grunde!" Es klang wie der Aufschrei eines Gemarterten.

Ich war neben ihn getreten. „Na, alter Junge, nimm die Sache nicht zu tragisch. Die viertausend Mark werde ich Dir geben Ich bin Junggesell und hab' für niemand zu sorgen, und etwas erspart hab' ich mir auch zu meinem bißchen Vermögen. Kurz, willst Du sie haben, dann schlag' ein! Dann stell' ich Dir morgen die Anweisung aus."

Er sah mich ungewiß an, ein Zittern überlief seine Gestalt. Dann warf er plötzlich die Arme um mich, legte das Gesicht auf meine Schulter und weinte laut. „Ja, Du hast recht, der alte Gott lebt noch!"

„So, Werner, nun laß es gut sein; setz' Dich hin — hier liegt Deine Cigarre, die rauche gefälligst zu Ende! Und mach' kein Aufheben von der Geschichte und vor allen Dingen erzähl' Deiner Frau und Tochter nichts davon, wenigstens nicht, so lange ich hier bin! Später können sie mir ja, wenn sie sich durchaus revanchieren wollen, eine Nachtmütze und ein Paar Pantoffeln machen. — So, das war Abschnitt eins aus dem dritten Kapitel! Der zweite aber beginnt: sei gegen Deine Frau ein barmherziger und gnädiger Herr, wie Du auch einmal einen gnädigen und barmherzigen Gott haben willst; versprichst Du mir das? Wenn ich übers Jahr wiederkomme, zum Stiftungsfest, dann soll sie mit uns hier sitzen. Hand her, Werner!"

„Nun ja — so wahr mir Gott helfe; noch ist's ja Zeit," sprach er, und die ganze Reue von zwanzig Jahren lag in seinem Blick.

„Und nun, Werner, wollen wir zu Bett gehen; es fängt an, kühl und neblig zu werden, und gegen Rheumatismus habe ich eine Art Abneigung. Aber wenn Du in Deiner Speisekammer noch ein Butterbrot flüssig machen kannst, dann soll's mir lieb sein, und wenn Du einen sogenannten Schnaps dazu hast, dann darfst Du ihn mir ruhig anbieten. So, gieb mir Deinen Arm, und nun mit Marschmusik nach Haus!" Und ich hub an in dem stillen Pfarrgarten, daß die Bäume verwundert aufrauschten, und er stimmte ein — es war der alte Klang aus Studententagen, und er sang es im alten seligen Ton:

„Das Käuzlein laß ich trauern
Auf Zweigen Tag und Nacht,
Ich renn' aus Schanz und Mauern
Ins offne Feld zur Schlacht."



Heimfahrt vom Manöver.

Nach einer Originalzeichnung von K. Müller.

Wir standen vor der Hausthür. Da zog er seinen Arm aus dem meinen und legte mir die Hände auf die Schultern. Von seinem Gesicht sah ich nicht viel bei der Dunkelheit, aber ich hörte es an dem Klang seiner Worte, wie's darauf aussah. „Siegfried, Frieden hast Du gebracht und Sieg hast Du erfochten — und ich hab' keine Schulden mehr! Nur eine große noch, und die mag unser Herrgott Dir bezahlen — reichlich!"

So zogen die beiden Pfarrherren heim von ihrem Stiftungstag. Der eine, der Hausherr, hat vielleicht wenig in dieser Nacht geschlafen und seine Frau geweckt und die Verwunderte geküßt, zwei-, dreimal, wie einst im Wagen unter den Tannen, und ihr trotz allen Verbots eine Geschichte erzählt von überwundenem Leid, die auch ihr den Schlaf vertrieb. Der andere aber schlief wie ein Murmeltier.

Als ich am Morgen, nicht ganz früh, die Treppe herunterkam, stand da auf dem Flur ein junges Mädchen, ganz Glück und Sonnenschein, reichte mir beide Hände und sagte schnell: „Was Sie meinen Eltern Gutes gethan, das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß alles anders ist."

„Freut mich, Else," antwortete ich, „konnte wohl auch nichts schaden. Führen Sie mich nachher in den Wald zu Ihren Quellen und Thälern?"

„O, wie gern! Vater ist zu einem Schwerkranken aufs Filial geholt worden —" Da kam die Mutter. Was doch aus Menschenaugen werden kann von gestern auf heute! Sie sagte gar nichts, nicht einmal Guten Morgen, und drückte meine Hand nicht besonders fest; und doch hat kein Dank im Leben mich so gefreut.

Ich ging neben Else her. Ein klarer Morgen, heller Sonnenschein, Licht über der ganzen Welt. Da unten im Waldthal, tief verborgen, rauschte eine Quelle. Dort setzten wir uns auf zwei Steine, die dicht nebeneinander lagen. Fröhlich ließ sie die braunen Augen umgehen. „Ist's hier nicht schön?"

Ich nickte und zündete mir in stillem Behagen eine Cigarre an. „Also gehört hatten Sie schon von mir, Else?"

„Freilich," sagte sie lachend, „und Ihr Bild im Album kannte ich schon als ganz kleines Kind. Aber jetzt hätt' ich Sie mir anders vorgestellt, mit weißer Binde und ohne Vollbart und ein bißchen grau wie der Vater. Sind Sie denn soviel jünger, da Sie doch zusammen studiert haben?"

„Ich bin drei Jahre jünger."

„Ich hätte mindestens zehn gesagt," entgegnete sie munter. „Aber Sie haben's auch besser gehabt als er," setzte sie leise hinzu — mit einem Mal griff sie schnell nach meiner herabhängenden Hand. „Bitte, bitte, sagen Sie mir, wie haben Sie's angefangen, soviel Sonnenschein in unser Haus zu bringen? Ich hörte den Vater singen, als er aufstand, und als die Mutter hereinkam, riß er sie in die Arme und küßte sie, und sie sahen wie zwei Brautleute nebeneinander aus. Sehen Sie" — fuhr sie fort und schaute mir dabei mit so köstlichem Ausdruck in die Augen — „ich kenne Sie ja gar nicht und hab' doch gleich gestern am Brunnen solch inniges Vertrauen zu Ihnen gehabt. Und darum will ich Ihnen auch sagen, was mir jedem andern gegenüber eine Unmöglichkeit wäre: wir haben viel Unfrieden im Hause gehabt und ich hab' oft geweint, wenn ich die Mutter still die Hände ringen sah. Und nun wird alles gut und ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll." Ein süßes Freudenlicht leuchtete in ihren Augen.

Ich nahm ihre Hände. „Ich verspreche Ihnen, Else, daß ich mir meinen Lohn als Wolkenschieber gelegentlich schon berechnen will. Wer weiß, ob ich Ihnen nicht zu teuer werde!"

Sie schüttelte den schönen Kopf und sah mich still an. Es war eine köstliche Stunde hier in der Waldstille beim Murmeln und Rauschen der Quelle. Kühl und duftig um uns her die Luft, die Welt weit, weit weg. Es war wie im Märchen.

„Else, ich kannte Sie schon, ehe ich Sie gestern erblickte, durch meinen Neffen, Hermann Winkler —"

„Ach so, der!" lachte sie unbefangen, „ein netter junger Mensch, aber etwas sehr galant!"

„Else, wissen Sie, wie Sie mir jetzt vorkommen?"

„Nun?" fragte sie lächelnd.

„Wie die Nixe dieses Wassers, und ich wie der fahrende Mann, der sie überrascht und gefangen hat. Sehen Sie, Sie können nicht los —"

„Ich will ja auch gar nicht," sagte sie freundlich. — —

Ich blieb noch drei Tage bei meinem Freund, Tage voll stillen großen Glücks. Am letzten Morgen kam ich Else entgegen, als sie gerade auf ihr Zimmer wollte. Es lag dem Fremdenzimmer gegenüber. Wir verkehrten als herzliche Freunde miteinander. „Darf ich einen Blick in Ihr Mädchenstübchen werfen?" fragte ich, ihre Hand fassend.

„Gewiß, aber erwarten Sie kein Boudoir!" sagte sie einfach. „Hier!" Sie öffnete die Thür. Glänzend weiß alles, Wände und Vorhänge und Bett; nur die Weinranken, die vors Fenster gezogen waren, und die blühenden Geranien und Fuchsien brachten Farbe hinein. An der Wand hing ein Brett mit Büchern. Darunter das kleine, mit buntem Kattun bezogene Sofa. Ich setzte mich drauf, es war sehr hart. Sie lachte in ihrer reizenden Art. „Im Grunde nur eine große Kiste, die Polsterung von Moos aus dem Walde."

Ich sah sie an und sagte mir mit stillem Bangen: „Siegfried, Du hast das Mädchen sehr lieb, lieber, als Du je eine gehabt hast."

„Sie schauen mich so ernst an, woran denken Sie?" fragte sie und neigte sich über ihre Blumen.

„Daran, daß ich fort muß und wir nicht mehr durch den Wald streifen werden."

„Ach, es war so wunderschön," gab sie leise zur Antwort; „Sie sind mir so viel gewesen!"

„Else, geben Sie mir noch einmal die Hände —"

Sie stand vor mir, jung und schlank, und legte ihre Finger in meine ausgestreckten Hände. Ich sah lange zu ihr auf, sie zu mir nieder.

„Else!" rief unten die Mutter.

„Ich muß gehen!" flüsterte sie.

„Leben Sie wohl und grüßen Sie die Quelle!"

„Das will ich thun und an alles denken, was Sie da zu einem jungen thörichten Ding gesprochen —"

„Else!" klang es wieder von unten.

Sie machte ihre Hände los.

„Else, wenn Sie einmal einen Menschen gebrauchen, dann denken Sie an den alten Freund Ihres Vaters!"

„Tausend, tausend Dank!" sagte eine süße Stimme. Und ehe ich es ahnte, hatte sie sich über meine Hand gebückt und hatte sie geküßt mit weichen warmen Lippen. Und dann war ich allein. Ich lehnte gegen die Wand und sah durch die Geranien hinaus in den blauen Himmel, von dem die Sonne so hell und heiß herabschien. So schien sie jetzt herab auch auf ein einsames großes Haus nah' der Kirche in meinem Dorf — —

Es war ein fröhlicher Abschied, als ich von dannen fuhr. Auch mit den Kindern allen war ich gut Freund geworden. „Behüt' Gott — und auf Wiedersehen!" klang es herzlich. Frau Elsbeth hatte Thränen in den Augen. Und als ich zurückblickte, sah ich aus Elses Giebelfenster ein weißes Tuch wehen. Ein Geraniensträußchen hatte ich im Knopfloch.

Werner kutschierte selbst. Er war ein anderer als am Tage, da ich kam. Auf dem Bahnhof tranken wir den letzten Schoppen. „Sagen thu' ich Dir nichts, Siegfried," war sein letztes Wort, „aber Du weißt, wie es im Herzen eines Menschen aussieht, wie ich einer bin durch Dich, auch wenn er schweigt. Aber, nun gesteh' mir auch," unterbrach er sich und legte die Hand auf meinen Arm, „wie kamst Du dazu — man findet solche Wunderkraft der Liebe nicht oft in der Welt — wie kamst Du dazu, den Gedanken zu fassen, daß Du mir so helfen wolltest aus der Not?"

„Wie ich dazu kam, Werner? Als Du mir erzähltest, daß Du dem weinenden Mädchen die fünfzig Thaler gegeben, ihren Vater zu retten. Nun weißt Du's! Behüt' Dich Gott!" Wir drückten einander die Hände. So fuhr ich dahin.

Im Frühherbst.

Da sitze ich denn wieder daheim in meiner stillen, ach so stillen Klause. Vor mir liegt ein Brief Werners. „Welche Wandlungen sind in meinem Hause vorgegangen," schreibt er mir, „seit Deinem gesegneten Hiersein. Du hast recht: Liebe vermag alles. Es ist Friede bei uns. Meine Frau ist wie erwacht zu einem neuen Leben, seitdem ich ein Anderer, Besserer geworden bin, und meine Else, auf deren junger Stirn sonst der Ernst oft so schwer lag, singt jetzt den ganzen Tag durchs Haus —"

So, Werner, also bei Dir hat sich's gewandelt? Bei mir auch! Wo ist mein stilles Behagen und Genügen geblieben? Meine Freude an dem Winkel Erde hier, mein Gefallen an den einsamen Wegen, auf denen ich ging? Es ist alles anders

geworden. Mich hat's gefaßt mit täglich wachsender Gewalt. Es ist ein Gast bei mir eingekehrt, ein holder Gast, auf den ich nimmer gerechnet — Frau Minne ist über Land gefahren und hat an meine Thür geklopft; und ich einsamer Gesell hab' ihr aufmachen müssen. Viel Licht und Glanz kam mit ihr ins Haus, aber auch viel Unruh' und Qual in ihrem Gefolge. Else, wie ist's denn möglich? Das junge Kind und ich alter Mann! Nein, alt nicht. Ich recke die Arme, stark und frisch, wie der jüngste! Mein Herz geht in mächtigen Schlägen! Es hat lange Ruh' gehabt, nun ist's erwacht. An dies Herz möcht' ich Dich zieh'n, auf diese Arme möchte ich Dich heben und Dich über meine Schwelle tragen, ein stolzer Mann, stolz auf seine Bürde. Ich kann jung denken wie Du, ich kann mich freuen wie Du im hellen Lachen Deiner Fröhlichkeit. Dreiundzwanzig Jahr' älter! Und dreiundzwanzigmal ist meine Liebe inniger, fester als die der andern, die um Dich werben mögen! — Else, es ist lange lange her, daß ich gedichtet hab'. Als ich von Dir ging, da hat der Quell wieder geströmt, und daran hab' ich's gemerkt, wie lieb ich Dich hab'.

Und soll's denn auseinandergeh'n
Und soll's geschieden sein,
Ich denke immer doch zurück
An Deiner Augen Schein,

So wie ich einsam Dich geseh'n
In Deiner Schönheit Glanz,
Wie Du des Freundes Seele hieltst
Im Zauberbanne ganz,

Wie ich mit Dir, Du holde Frau,
Beglückt hinging durch Berg und Au;
So ruf' ich Dir's beim Scheiden zu:
Mein Denken und mein Glück bist Du!

So greif' denn zu, Siegfried, und hol' Dir Dein junges Glück! Doch nein — ich bin kein Knabe mehr.

Ich will hinaus in die Luft, in den Wald. Frische, freie Luft!

Am Jahresschluß.

Es ist Weihnachten gewesen. War früher ja auch einsame Zeit, jetzt nicht zum Ertragen. War ein köstlicher Winterabend, der Heilige Abend. Vollmond, alles auf Meilen hin bereift. Der Waldsee lag wie ein glänzender starrer Krystallspiegel da, und das Mondlicht, das bleiche, schien aus ihm zurück. Ich saß auf dem Stein unter der Eiche. Waldfrieden, Grabesruhe und ich ganz allein in der Welt unter den glitzernden Sternen. Es war nicht zum Aushalten. Und statt dessen — wie hätte es statt dessen sein können! Dein junges Leben neben mir in meinem Hause, Else, Deine Hände um meinen Hals, Dein Haupt an meiner Schulter, das Licht des Tannenbaums in Deinen leuchtenden Augen sich spiegelnd — — —

Im November.

„Vater verunglückt! Kommen Sie schnell!" Das Telegramm lag auf meinem Tisch, als ich heimkam. Acht Tage vorher war Werner bei mir gewesen. Wie hatte ich ihn willkommen geheißen! Aber von dem, was in meinem Herzen lebte, hatte ich ihm nichts vertraut, das war mein heiliges Geheimnis, an das durfte auch des Freundes Hand nicht rühren. „Wir fangen jetzt mit der Heuernte an," hatte er beim Wegfahren gesagt, „und leider werde ich selbst viel mitarbeiten müssen. Mein Knecht — Du kennst ihn ja — ist vor kurzem endgültig aus dem Dienst gegangen, und ich habe noch keinen neuen. Wenn aber die Heuernte vorüber ist, und ich wieder Zeit habe, dann komm'! Und Dein Eingang sei gesegnet!" Er drückte mir die Hand zum letztenmal in dieser Welt.

„Vater verunglückt! Kommen Sie schnell!" Das war recht, Else, daß Du mein Wort behieltest und in der schrecklichen Not an meine Hilfe dachtest. Meine Pferde kamen gerade vom Felde — mit dem Ackergeschirr ließ ich sie vor den Wagen legen; wenn ich sehr eilte, konnte ich noch zum Mittagszug auf der Station sein. Wir fuhren Galopp, der Knecht murrte laut über Schinderei; vorm Bahnhof hielten die Pferde zitternd an, der Zug stand schon da. Ohne Gruß wandte der Kutscher. Ich sprang hinein in den Waggon. Vorwärts! Vorwärts! Mir war, als ob nun auch mein Geschick in Erfüllung gehen müßte.

Als ich vor Werners Haus aus dem Wagen sprang, kam mir Else entgegen; verzweifelnd, kaum sich haltend. Sie lehnte das Haupt an meine Schulter und weinte, wie man um einen gestorbenen Vater weint. Dann richtete sie sich auf. „Gut, daß Sie gekommen sind! Helfen Sie mir! Mutter liegt halb bewußtlos." Mit gläubigem Vertrauen sah sie zu mir auf.

„Else, führen Sie mich zu ihm!"

Sie zitterte wie Espenlaub in meinem Arm, als sie mit mir vor der Leiche stand und meine Thränen auf sein zerschmettertes Angesicht fielen. Das war dein Ende, du schöner stolzer Bursche: nach einem verfehlten Leben vom Wagen geschleudert und am Brunnenrand die Stirn zerschmettert, hinter der so tiefe Gedanken gearbeitet, die du so hoch getragen und so frei in den Tagen der Jugend!

Stille heilige Tage des Schmerzes kamen und gingen. Wir hatten ihn zur Ruh' gebettet und die letzten Kränze auf sein Grab gelegt. Die Mutter lag im Fieber: die einzige Stütze ihres Lebens, der Mann, den sie in ihrer Art so grenzenlos geliebt, der war dahin. Sie hatte nicht die Kraft zu sehen, was ihr geblieben war.

Ich ging neben Else dem Hause zu. „Ich muß morgen früh reisen; darf ich nachher auf Ihr Zimmer kommen, daß wir noch alles bereden und ordnen und —"

„Kommen Sie!" bat sie mit leiser Stimme.

Ich klopfte an ihre Thür. Sie selbst that mir auf, das süße Geschöpf im dunklen Trauergewand. Sie reichte mir beide Hände. „Hier, nehmen Sie, was wir an Dank haben für Sie!"

Ich hielt die Hände fest und zog sie an mich und sah ihr in die Augen. „Else, ich möchte diese Hände halten, immer halten, mein Leben lang —"

Sie zitterte. Hochatmend sah sie vor sich nieder, dann hob sie den Blick, einen Blick, den ich nicht vergessen, der in den tiefsten Tiefen meiner Seele zu forschen schien. Ihre Finger umspannten die meinen fest. „Ich habe gewußt," begann sie mit verschleierter Stimme, „zu meinem Leid und meinem unendlichen Glück hab' ich gewußt, ich wollte es nur nicht sagen, daß und wie Sie meinen Vater gerettet. Ich hab' es auch gewußt, daß ich Ihnen lieb war, zu meiner Wonne, denn geliebt sein von Ihnen war für mich ein unfaßbares mächtiges Glück; zu meinem Leid, denn ich sagte mir in Thränen: was kannst du Kind dem Manne sein? Wird er nicht mit dir spielen und dann das Spielzeug in den Winkel stellen? Ich habe so Trauriges gesehen und wie schwer es einer Frau wird, im Winkel zu stehen. Da hab' ich mir gelobt, in solchen Stunden, Nein zu sagen, wenn der Mann, an den ich bei Tag und bei Nacht denken mußte, zu mir käme. Und ich kann auch jetzt nicht Ja sagen, ehe ich eine Antwort von ihm habe, und die verlange ich jetzt. Haben Sie an mich gedacht, als Sie meinem Vater das Geld schenkten?" Sie stand hoch aufgerichtet, das Haupt zurückgeworfen vor mir.

„Bei Gott, nein," sagte ich, „ich hab' an anderes gedacht. Dein Vater weiß, woran!" Da faßte sie, ehe ich's hindern konnte, demütig meine Hände und legte ihr heißes Gesicht darauf. „So nimm mich hin!" Und sie hob das Gesicht und streckte die Hände nach mir aus: „Siegfried!"

Zum erstenmal hörte ich meinen Namen aus ihrem Munde. Ich zog sie an mich und bettete ihr Haupt an meinem Herzen. Sie blickte auf aus glänzenden verweinten Augen.

„Ich weiß wohl," sagte sie, „ich hätt's doch nicht thun sollen, aber ich konnte nicht anders. So nimm das arme junge Ding hin — Du hast's ja nicht anders gewollt!"

Am ersten November war ihr einundzwanzigster Geburtstag. Da sind wir getraut worden in der Kirche ihres Heimatdorfes. Und dann fuhren wir fort in ihr neues Heim, das ihr Fuß noch nicht betreten, ihr Auge noch nicht gesehen. Sie hatte es nicht gewollt. Fest lehnte sie auf meinem Arm, als die Thür sich uns aufthat; strahlenden Auges sah sie um sich und hinein in die Reihe der hellerleuchteten Zimmer. Da fiel mein Blick in den großen Spiegel uns gegenüber: ihre ganze Gestalt stand da vor mir — an der Seite des Einsamen ein junges glückliches Weib.

Draußen pfiff und brauste der Novembersturm ums Haus, und die ersten Schneeflocken fielen. Wir saßen einander gegenüber, erhoben die Gläser und ließen sie hell zusammenklingen. Und wie sie trank, schaute sie übers Glas weg mit liebenden Augen auf mich, und es niedersetzend, reichte sie mir die Hand, mit Lächeln fragend: „Hast Du mich lieb?"

„Ja, ohne Wandel!"

„Und ich Dich!"

Und des Sturmes wilde Jagd ging heulend weg über das Haus. Das Feuer auf dem Herd sprühte auf und sank zusammen, und der Hofhund verbarg sich in seiner Hütte, mit der Kette rasselnd. Um Elses Schultern wallte ihr langes dunkles Haar. „Siegfried, küsse mich!"

Und der Sturm heulte weiter, hinausrasend über den Wald, die Sterne verhüllend. Brause nur zu — meine Sterne, die verlöschest du nicht!

Blätter und Blüten

Chinesische Infanterie aus der südlichen Mandschurei. Von der einheitlichen Durchbildung der japanischen Armee ist die chinesische weit entfernt. In China bilden die Streitkräfte jeder Provinz je einen selbständigen Heereskörper, so daß deren im ganzen 23 bestehen, je unter dem Befehl des betreffenden Gouverneurs. Den Gouverneuren stehen jedoch die Kommandeure der Mandschu-Truppen, die sogenannten „Bannergenerale“ selbständig gegenüber. Die „Mandschu“ oder die Soldaten „der acht Fahnen“ bilden den alten vielfach begünstigten Kriegerstand des Reiches in der Stärke von etwa 288 000 Mann; hiervon kommen jedoch für einen Feldkrieg nur 90 000 nach europäischem Muster, unter Mitwirkung europäischer, besonders auch deutscher Offiziere ausgebildete Mannschaften in Betracht. Alles in allem mag die chinesische Heeresmacht etwa auf 1 Million Soldaten sich belaufen, wovon jedoch nur etwa 387 000 für einen Feldkrieg verwendbar erscheinen. Unsere Abbildung zeigt eine Abteilung chinesischer Infanterie aus der südlichen Mandschurei, und zwar von solchen Truppen, die zu den „gutausgebildeten“ gehören sollen. Eine Uniform im eigentlichen Sinne besitzen sie nicht, höchstens tragen sie gleichgefärbte Oberkleider. Nur für die Offiziere ist in neuerer Zeit eine Uniform vorgeschrieben worden, die, wie die der japanischen Offiziere, Aehnlichkeit mit der französischen hat. Die Bewaffnung ist keineswegs einheitlich, die verschiedensten Gewehrsysteme finden sich in den Händen dieser Krieger beieinander. Daß es unter diesen Umständen auch mit dem Munitionsersatz im Gefecht seinen gewaltigen Haken hat, läßt sich leicht begreifen. Alles in allem betrachtet, wird die chinesische Armee, trotz ihrer zahlenmäßigen Uebermacht, im freien Felde der japanischen gegenüber stets einen äußerst schweren Stand haben.



Chinesische Infanterie aus der südlichen Mandschurei.
Nach einer Photographie gezeichnet von A. Wald.

Die neue Kunstakademie in Dresden. (Zu dem Bilde S. 613.) Längere Zeit war Dresden als Kunstschulstadt den wetteifernden Schwestern München, Berlin, Düsseldorf, Karlsruhe gegenüber dadurch etwas im Nachteil gewesen, daß die Räume der alten Kunstakademie ihrem Zwecke nicht mehr genügten und außerdem an einem würdigen Ausstellungsgebäude Mangel war. Nunmehr ist diesen Uebelständen abgeholfen. In der jetzt vollendeten neuen Kunstakademie samt dem mit ihr in organischer Verbindung stehenden Ausstellungspalast hat die Kunstpflege in Dresden ein reiches und prächtiges Heim gewonnen, die Stadt zugleich einen architektonischen Schmuck ersten Ranges.

Der neue Renaissance-Prachtbau auf der Brühlschen Terrasse ist eine Schöpfung des Baurats Konstantin Lipsius, des langjährigen Lehrers der Architektur an der Dresdener Akademie. Leider hat der Meister die Eröffnung des fertigen Werkes selbst nicht mehr erleben dürfen, am 11. April dieses Jahres ist er gestorben. Unsere Abbildung zeigt zunächst den der Elbe entlang gehenden Bau der Kunstakademie, mit einem etwas vorspringenden gekuppelten Mittelteil und zwei Seitenpavillons. Ein ebenfalls von einer Kuppel gekrönter niedrigerer Zwischenbau, in dem die Architektur ihr Heim aufgeschlagen hat, führt hinüber zum Kunstausstellungsgebäude, dessen Haupteingang, durch eine mächtige Säulenhalle gekennzeichnet, von unserem zweiten Bilde wiedergegeben wird. Neben verschiedenen kleineren Kabinetten enthält dieser Teil zwei große Ausstellungssäle, den einen im unmittelbaren Anschluß an die Halle des Haupteingangs, den zweiten unter der großen Kuppel, die mit ihrer tubablasenden, in Kupfer getriebenen Gestalt der „Fama“ die gesamte Anlage beherrschend überragt. Die noch größere Kuppel, welche auf dem Bilde rechts von dieser sichtbar ist, gehört nicht zu unserem Bauwerk, sondern zu der dahinter liegenden „Frauenkirche“. Was dem Beschauer sofort ins Auge fällt, ist der reiche plastische Schmuck, mit dem diese Kunstpaläste bedacht worden sind. Besonders freigebig ist jene oben genannte Säulenhalle vor dem Haupteingang zu den Ausstellungsräumen mit figürlichem Schmucke ausgezeichnet worden, und hier fiel Meister Johannes Schilling der Löwenanteil der Arbeit zu. Den Giebel überragt Pallas Athene mit Schild und Speer, ihr zu Füßen der Menschenbildner Prometheus und die sich entschleiernde Psyche; wie in diesen Figuren, so werden auch in denen des Giebelfeldes die mannigfachen Formen und Aeußerungen des künstlerischen Triebs im Menschen versinnbildlicht. Rechts und links von dem mit einem Apollokopf gekrönten Giebel stehen, zu Paaren geordnet, die von Hölbe geschaffenen Gestalten der Hauptkunststädte Deutschlands: München, Düsseldorf, Berlin und Dresden, während unten in der Halle ein Peter Cornelius von Kietz und ein Christian Rauch von Hultzsch Aufstellung gefunden haben.

Im Hafen von Bergen. (Zu dem Bilde S. 616 und 617.) In wunderbarer und vielgefeierter Schönheit liegt Bergen, Norwegens zweite Handelsstadt und einst ein hochberühmter Sitz der Hansa, am Abhang des Fløifjeld und zieht sich hinüber über eine buchtenreiche Halbinsel, deren südöstliches Ende durch das schmale Band der Nygaardsbrücke mit dem jenseitigen Festland verbunden wird. Von der Höhe des Fløifjeld aus, die unser Zeichner zum Standpunkt gewählt hat, genießt man einen ungehinderten Blick insbesondere auf die Halbinsel und auf das gegenüberliegende Ufer mit seinen Dörfern, Schlössern und Villen. Rechts im Vordergrunde schiebt sich der geräumige Hafen zwischen die Häuser der Stadt, jenseit der dichtbebauten Halbinsel Nordnaes dehnen sich die Fluten des Puddefjord, der nach links hin allmählich in die Enge der Solheimsvik übergeht und durch den Store Strom unter der erwähnten Nygaardsbrücke hindurch mit dem seichten Store Lungegaardsvand in Verbindung steht. Dank einem außerordentlich milden, wenn auch sehr feuchten Klima — der Regenschirm gehört zu den stehenden Attributen des Bergeners — gedeihen hier hoch im Norden fast alle deutschen Laubbäume und ein reicher Blumenflor, obwohl die Spitzen der benachbarten Berge mit Schnee bedeckt sind.

Als unser Zeichner sein Bild aufnahm, hatte Bergen gerade den Besuch der I. Division des deutschen Manövergeschwaders, die sich vom 19. bis 24. Mai d. J. dort aufhielt. Auf den glatten Fluten des Puddefjords liegen die Panzerschiffe „Baden“, „Bayern“, „Sachsen“ und „Württemberg“ nebst dem Aviso „Pfeil“. Beide Divisionen hatten damals dreieinhalb Wochen lang Manöver in der Nordsee, von denen sie am letzten Tage des Mai nach Kiel zurückkehrten.

Heimfahrt vom Manöver. (Zu dem Bilde S. 625.) Die letzte „Schlacht“ ist geschlagen, die letzte Kritik vorüber, die Manöver sind zu Ende. In den meisten Fällen geht es sofort, spätestens am andern Morgen, an die „Einschiffung“ der Truppen auf der Eisenbahn, damit sie so rasch als möglich ihre Garnisonen erreichen. Nur die berittenen Waffen oder solche Infanterie-Truppenteile, deren Standorte in nicht allzugroßer Entfernung liegen, pflegen von dem modernen Verkehrsmittel keinen Gebrauch zu machen. Nun ist solch ein militärischer Eisenbahntransport, der die Soldaten oft auf viele Stunden in die Enge der Wagen einkeilt, an sich ein mäßiges Vergnügen. Auf der Heimfahrt vom Manöver aber vermögen auch die herbsten Unbequemlichkeiten die fröhliche Stimmung nicht zu dämpfen. Eine Zeit ungewöhnlicher Strapazen ist nun glücklich überstanden, die Entlassung der „Reservemänner“ steht unmittelbar vor der Thür, das ist zuviel Zündstoff für das natürliche Heiterkeitsbedürfnis unserer jungen Vaterlandsverteidiger, als daß Ermattung oder Langeweile die Herrschaft behaupten könnten.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig. V

Nr. 38. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Um fremde Schuld.

Roman von W. Heimburg.

(2. Fortsetzung.)

Es blieb sehr still im Zimmer, nachdem der Sanitätsrat gegangen. Meine Mutter hatte sich in der tiefen Fensternische niedergelassen und blickte hinaus. Ich wartete auf ein Wort von ihr, ebenfalls in das verglimmende blasse Gold des Horizontes starrend, von dem sich die Häuser des Dorfes jenseit der weitgestreckten Wiesen in harten Umrissen abzeichneten.

Kein Wort kam aus der Fensternische herüber, endlich ein leises Stöhnen.

„Mama!“ Ich war gleich bei ihr; sie ließ mir die Hand und wandte das Gesicht ab. „Mama, Du wärst lieber hier ausgezogen? So laß es uns doch thun, wir haben keinem Menschen Rechenschaft zu geben. Ich gehe hinunter zur Base und sag' ihr: wir ziehen doch!“

„Nein!“ antwortete sie fest.

„Wir bleiben hier?“

„Ja. Es wird ja wohl so sein sollen,“ antwortete sie mit einem kurzen Auflachen. Es war ein überaus harter Klang darin. Ich erinnere mich noch ganz deutlich dieses Abends, der so bedrückenden Stimmung, welche mich beherrschte wie vor einem Gewitter. Die Ahnung drohenden Unheils überkam mich, der Anfang von etwas unsagbar Traurigem kündigte sich an.

Mama zündete endlich Licht an, schrieb der Komtesse, daß wir blieben, und sandte mich zur Base, ihr zu sagen, wenn wir dieselben Räume behalten könnten wie bisher, und zwar zu dem nämlichen Preise, so wollten wir alles unverändert lassen.

Ich fand das alte Fräulein in der Küche im Erdgeschoß, einer so blanken, von Messing und Kupfer strahlenden Küche, wie man sie nur dort sieht, wo die Hausfrau selbst noch gern kocht und ihren Stolz darein setzt, die weißesten Tische und die glänzendsten Kessel zu haben. Die Base selbst, in ihrem schwarzen Kleid, die blendend weiße faltige Schürze darüber, sah aus wie aus dem Ei geschält und war so geräuschlos und so flink bei ihrem Thun, als hätte sie achtzehn und nicht vierundsechzig Jahre auf dem Rücken. Dabei zeigte ihr mageres Gesicht mit den tiefen Sorgenfalten und dem schmalen festgeschlossenen wortkargen Munde stets den gewohnten herben Ausdruck, ganz gleich, ob sie süße Aprikosen oder Essiggurken kostete.

Heute besonders fiel mir ihr Gesicht auf; sie sah ja immer aus, als habe sie sehr viel Leid getragen, stillschweigend getragen, sehr viel Ungerechtigkeiten gesehen, stillschweigend gesehen, als betrachte sie das Leben überhaupt nur als eine notwendige Arbeit, welche noch vor Schlafengehen gethan werden müsse, ordentlich und richtig, damit man gut ruhen könne. Heute aber war noch etwas ganz anderes darin, etwas so Aengstliches.

Sie richtete eben dem Hausherrn das Abendessen an — es bestand aus Krammetsvögeln, jeder auf einem Schnittchen



Vom Innsbrucker Volkstrachtenfest: Beim „Schuhplattler“.
Nach der Natur gezeichnet von Oscar Graef.

gerösteter Semmel liegend; so appetitlich wie die Base Himmel selbst, aber gottlob nicht so mager, dachte ich in meinem unartigen Mädchenkopf.

„Guten Abend, Base," sagte ich, und als sie den Teller mit den Gerichten dem hübschen Stubenmädchen zum Servieren übergeben hatte, rückte ich mit meiner Bestellung heraus.

Ueber das alte runzelvolle Gesicht unter der schneeweißen Mullhaube zog ein flüchtiger roter Schimmer. „Ist recht, Fräulein Anneliese," sagte sie ruhig, „werd's bestellen." Und dann schickte sie sich an, dem Herrn Stadtrat Gesellschaft zu leisten bei seinem „Souper", indem sie die Schüssel Hafergrütze, die sie an jedem Abend ihres Lebens zu essen pflegte, ergriff und der Küchenthür zusteuerte. Bis in den großen Flur gingen wir miteinander, dann sagte sie noch einmal: „Ist recht, werd's bestellen," und verschwand in dem Eßzimmer, zu dem ihr das Mädchen die Thür öffnete. Ich konnte, mit dem Blicke folgend, den Herrn Stadtrat am Tische sitzen sehen, wie er bereits so einen unglücklichen Krammetsvogel zerbiß. Jedenfalls hatten ihm seine Gedanken und Beschlüsse den Appetit nicht verdorben.

Kaum war ich wieder oben in unserer Wohnung, da hastete das Stubenmädchen hinter mir her. Eine schöne Empfehlung, und der Herr Stadtrat freue sich sehr und wäre einverstanden; und seiner Zeit werde er den erneuerten Vertrag zur Unterschrift herauffsenden.

Meine Mutter, die hinter der Lampe am Tische saß, noch immer mit dem nämlichen blassen Gesicht, antwortete nur: „Ich lasse danken."

Dann versank sie wieder in ihr Brüten. Ich holte meine Bücher herbei, das Schreibzeug und schickte mich an, ein Gedicht von Béranger in deutsche Verse zu übersetzen. Da schlug sie mit einer raschen Handbewegung das Buch zu.

„Laß das!"

„Aber — Mama!"

„Laß das! Du siehst blaß aus — es wird — es muß auch so gehen."

„Aber diese Arbeit soll ich —"

„Nein! Nein!" rief sie heftig, „Du sollst nicht! Es ist ja eine Thorheit von mir," setzte sie, sich fassend, hinzu. „Als ob's durchaus nötig wäre, daß Du das Examen bestehst! Du kannst ja auch irgend etwas anderes — vielleicht später, Anneliese — aber erst erhole Dich — — wir machen Ferien, Anneliese, lange Ferien."

Ich war noch so unbefangen, noch so jung, kannte damals das Leben noch so wenig, daß ich thatsächlich eine große Erleichterung fühlte nach ihren Worten. Meiner ganzen Natur widersprach es, Lehrerin zu werden; ich hatte Lust am Lernen, aber das Drillen zum Lehrerinnenberuf war mir verhaßt, und mein Kopf hatte längst nachgegrübelt, ob es denn gar nichts anderes in der Welt für ein Mädchen geben könne, als Lehrerin zu werden — der einzige Beruf, von dem Tante Komteß meinte, daß er einigermaßen standesgemäß sei.

Der Seufzer der Erleichterung mochte wohl sehr laut und ehrlich geklungen haben, denn über das Gesicht meiner Mutter flog ein liebes Lächeln und sie reichte mir die Hand über den Tisch. „Werde gesund, Anneliese, dazu kann ich Dir vielleicht helfen — ob Du glücklich wirst, weiß Gott allein."

Ach, in der nächsten Zeit war ich sehr glücklich! Mit dem Aufhören der fortwährenden Anspannung aller Geisteskräfte durch meine so unglaublich vielen Unterrichtsstunden kam zwar eine ungeheure Mattigkeit, ein völliges Erschlaffen über mich. Ich konnte stundenlang schlafen am Tage oder müßig am Fenster sitzen. Dann aber regten sich die Kräfte, und nun trieb es mich fort; ich ließ Mama keine Ruhe, bis sie mit mir hinaus in die Schneelandschaft wanderte, wer weiß wie weit auf der einsamen Landstraße, wo höchstens ein Torf fahrendes Bäuerlein mit seinem Ochsengespann uns begegnete, ein Schwarm Krähen mit heiserem Geschrei aufflatterte, so weit, daß wir den Schloßturm von Uetze nahe vor uns sahen und unwendend die abendlichen Lichter Westenbergs kaum noch zu erkennen vermochten, daß meine Mutter seufzte, sie könne nicht mehr fort und ich übertreibe eben alles, früher das Lernen und jetzt die sogenannte Erholung. Der Sanitätsrat aber lächelte und beschwichtigte Mamas Klagen mit dem Bemerken: „Es war die höchste Zeit, daß es so kam; lassen Sie sie, die unterdrückte Jugend will ihr Recht."

Mama hatte plötzlich eine erwachsene Tochter. Mit vollen Zügen genoß ich die höchst primitiven Vergnügungen Westenbergs, die Kaffee- oder Theeabende und die Mondscheinbälle, die viel weniger romantisch waren als ihr Titel, denn es handelte sich bei diesem einfach um die Erleuchtung der Landstraße für die Herrschaften vom Lande, die in rabenfinsterer Nacht nicht gern die Beine ihrer Pferde oder gar die eigenen Hälse riskieren wollten und deshalb nur bei Mondschein kamen.

Das Tanzen hatte mir, zu meinem unsagbaren Kummer, der Doktor verboten; nebenbei mangelte es auch gewaltig an Tänzern, mit Ausnahme von Weihnachten, wo meistens etliche Brüder und Vettern auf Urlaub anwesend waren. Der Herr Stadtrat pflegte bei diesen Festlichkeiten, in Ermangelung eines Sohnes, einen jungen Mann einzuführen, den er stets mit den Worten vorstellte: „Mein Neffe, von Brankwitz." Dieser Neffe mit der Berliner Aussprache, von dem man nie erfuhr, welchen Beruf er ausübe und der, wie man sich zuraunte, viel Geld hatte, imponierte uns zwar spottwenig, war jedoch schließlich als Tänzer willkommen. Er wurde auch Mama und mir zugeführt, nahm aber wenig oder gar keine Notiz von mir, wahrscheinlich weil ich nicht tanzte oder weil ich über ihn hinwegsah. Nun, jedenfalls störte er mich nicht in meinem Vergnügen; ich amüsierte mich und war es auch nur über die Toiletten der Damen, die Riekchen Wobser, die Schneiderin der Honoratiorenwelt, mit rührender Konsequenz sämtlich nach dem nämlichen Schnitt verfertigte, wobei sie nur die Farben verschiedentlich wählte, so daß wir aussahen wie eine Flaggensammlung: schwarz-weiß, rot-weiß, grün-weiß, blau-weiß 2c.

Die schönste Erscheinung war und blieb unbestritten meine Mutter, trotz ihres einfachen schwarzen, mit Spitzen garnierten Seidenkleides, das sie einmal wie allemal trug. Der wundervolle Hals hob sich daraus so schwanenweiß hervor und ließ ihre schlanke Gestalt nur noch ebenmäßiger erscheinen. Ich bewunderte sie über die Maßen und nahm es nicht im geringsten übel, als der alte Major von Tollen in seiner soldatischen Derbheit sagte: „Ja, ja, kleines Fräulein, die Mutter erreichen wir nicht, die ist noch in zehn Jahren schöner, als wir heutzutage sind, ja, ja!"

Ich hatte gar nicht die Absicht, für schön zu gelten, ich war so neidlos — wie hätte ich meine Mutter beneiden können! Und ich war so glücklich über meine Freiheit — mit achtzehn Jahren hat man ein Recht auf Jugendfreiheit. In unserem Mädchenkreise war ich die Uebermütigste von allen; ich lebte in den Tag hinein wie ein losgelassenes Füllen und fand das Dasein trotz aller Kargheit bezaubernd — diesen einen Winter lang.

Zum Frühjahr aber kam die Mattigkeit wieder stärker über mich; ich fühlte meine Glieder wie Blei, ich konnte die Treppen nicht ersteigen ohne atemloses Herzklopfen, und so sehr ich mich auch bemühte, den Husten zu unterdrücken, ich ward seiner nicht Herr.

„Anneliese, aber Anneliese!" klagte dann meine Mutter, das blasse Entsetzen auf den zitternden Lippen.

Doch ich lachte sie aus. „Was bildest Du Dir ein, Mama! Ich habe jedes Frühjahr gehustet; im Sommer geht's wieder vorüber."

Die Base kam und brachte Eingemachtes und frische Eier und tröstete mich mit allerlei kleinen Aufmerksamkeiten und ermunternden Worten, und der Herr Stadtrat hielt es für nötig, sich alle Augenblicke höchstselbst nach meinem Befinden zu erkundigen oder sich zu Mama und mir in den Garten zu setzen, wenn wir die Frühjahrssonne aufsuchten. Ich antwortete ihm kaum, mischte mich nie in ein Gespräch und behandelte ihn, wie Papa ihn behandelt hatte. Aber Mama unterhielt sich mit ihm viel mehr als sonst. Er erzählte oft von seiner Besitzung im Thüringer Wald und der herrlichen Gegend, in der sie liege.

„Sie meinen wohl die Mühle?" fragte ich einmal.

„Die Mühle," gab er zurück, „und das Rittergut nicht weit davon, mit seinem reizenden Schlößchen. Die Luft sollten Sie atmen, Fräulein Anneliese!"

„Anneliese ist die feuchte Luft hier sehr angenehm, und der Garten ist ja so schön," antwortete Mama ablenkend. Und sie nahm das Buch empor, aus dem sie mir vorlas, jedenfalls in der Hoffnung, der Herr Stadtrat werde sich empfehlen. Aber er empfahl sich nicht, er blieb stundenlang da bei uns sitzen, und unsre Bekannten, die sich in treuer Gewohnheit nach Mamas und meinem

Befinden erkundigen wollten, trafen beständig die rührende Gruppe unter der Linde an, Mama auf der Bank, mich im bequemen Lehnstuhl, mit Decken eingehüllt, und den Herrn Wollmeyer, im grauen Hausjackett und großen Panamahut mit schwarzem Bande, uns gegenüber.

Man nahm das so hin, wie es hingenommen werden mußte, es war ja *sein* Garten; man sprach auch mit ihm und ließ sich die ersten Rosen und ungeheure Fliedersträuße von ihm schenken, man pries uns glücklich, einen so liebenswürdigen Hauswirt zu haben.

Mama allein schien unruhig und ihre Augen hingen mit einem so fragenden gespannten Ausdruck an den Gesichtern unserer Freunde, als wollte sie ausrufen: „Was denkt Ihr denn? Ihr glaubt doch nicht — um Gotteswillen!"

Mir ist gar vieles erst später klar geworden; damals war ich zu matt zum Denken, zu Folgerungen aus all den kleinen Vorkommnissen; ich ärgerte mich nur immer wieder über die Vertraulichkeit des redseligen Mannes, dessen Aufmerksamkeiten so grob waren wie Kanonenschläge. Ich wunderte mich, daß Mama dieselben in einer hilflosen Ergebenheit über sich ergehen ließ, ohne sie zurückzuweisen, und sah sie groß und verständnislos an. Sie wich dann meinen Augen aus, und eine feine Röte stieg in ihr blasses Gesicht. Ach, wenn ich geahnt hätte, weshalb!

Sie war so gut gegen mich, zu gut und aufmerksam. Alle meine Lieblingswünsche erfüllte sie — man kennt ja die tausenderlei kleinen Launen, die ein leidender Mensch hat. Alles geschah für mich, alles, und ich fragte nicht: Mama, womit bestreitest Du eigentlich die vermehrten Ausgaben? Und als ich endlich einmal etwas Aehnliches sagte, da antwortete sie: „Du weißt doch, Onkel Herbert schickte Geld, und außerdem — denke, was wir ersparen an all Deinen teuren Unterrichtsstunden."

Ich hatte sehr wenig finanziellen Ueberblick. Die Ersparnisse an dem höchst billigen Unterricht, von dem die teuersten, die Klavier-Stunden, zwei Mark kosteten — Englisch gab mir Mama — diese Ersparnisse beruhigten mich, so daß ich mit größtem Behagen alles genoß, was Mama mir bot.

Der Sanitätsrat kam jetzt täglich zu uns, ich begriff nicht, warum.

„Sie thun, Herr Doktor, als wäre ich schwer krank," bemerkte ich eines Tages ärgerlich. „Wir freuen uns ja sehr, wenn Sie kommen, aber Mama wird sich schließlich einbilden, ich sei am Sterben, und sich schrecklich ängstigen."

„Gott bewahre, Fräulein Anneliese! Ich kann aber auch fortbleiben," antwortete er scheinbar gekränkt. „Ich komme übrigens so wie so ins Haus, da drängt's mich denn, nach Ihnen zu schauen."

„So? Wer ist denn krank bei Wollmeyer?"

„I, der Herr Stadtrat höchstselbst, aber nichts von Bedeutung; ein bissel Rheuma, ein bissel Gicht — das ist alles!" Damit ging er.

Es war ein regnerischer Junitag, an dem dies Gespräch stattfand, und wir mußten natürlich im Zimmer bleiben. Ich weiß nicht mehr, ob mich das Wetter so unruhig machte oder was eigentlich auf meine Stimmung drückte — ich fühlte, wie mir alle Nerven zitterten, und konnte nur mit Mühe meine Thränen zurückhalten. Im Nebenzimmer saß die Komtesse bei meiner Mutter; ihre laute Stimme klang wie eine Trompete bis zu mir herüber.

„Du wirst Dich krank sorgen, Len', sei doch vernünftig!" sagte sie. „Wie kannst Du Dir Vorwürfe darüber machen, daß Du noch einmal an Deinen Bruder geschrieben hast! Was hat er das übel zu nehmen! Kranksein ist ein kostspielig Ding, das wird er auch wissen, und — es kann ja alles wieder besser werden."

Was meine Mutter antwortete, konnte ich nicht verstehen.

„Wie? Ja, das weiß Gott, Len', Du fragst zu viel. Lasse den Kopf nicht sinken, hörst Du — der alte Gott lebt noch, er hat immer geholfen, er hilft auch diesmal."

Da lachte Mama. Es war ein schneidendes höhnisches Lachen, wie mit Messerspitzen fuhr es mir in die wehe Brust.

„Ich will versuchen, es zu glauben, Komteß," sagte sie laut, „ich will hintreten und ihn bitten, mit gefalteten Händen will ich schreien: ‚Lieber Gott, hörst Du, ich hab' ein krankes Kind, ein Kind, das alles ist, was Du mir gelassen hast, und dies Kind soll Luftveränderung haben zu seiner Rettung — gieb mir das Geld dazu, denn ich habe keins, nicht ein paar Dreier hab' ich, und keine Seele, die mir helfen könnte! Hörst Du, gieb mir das Geld, oder thu' ein Wunder!' — Vielleicht hilft's, Komteß!"

Ich fühlte während dieses höhnischen verzweifelten Ausbruchs, wie mir eine Eiseskälte zum Herzen emporstieg, dann eine glühende Hitze — rote Lichter und Funken tanzten vor meinen Augen. Ich wollte aufstehen und rufen, aber ich war nicht Herr meiner schweren Glieder, meiner Stimme. Ich hörte nicht mehr, was scheltend die Komteß sprach, ich weiß auch nicht mehr, was ich dachte in jener fürchterlichen Stunde, die ich allein und halb ohnmächtig zubrachte, nur daß es entsetzlich war, weiß ich noch. Als meine Mutter endlich mit mühsam beherrschter Miene zu mir trat, fand sie mich fiebernd und verwirrt, unfähig, ihr Antwort zu geben auf irgend etwas, und schwerkrank.

Ich weiß nichts von der nächsten Zeit. Als ich wieder zur Besinnung kam, saß Mama an meinem Bette, ein müdes liebes Lächeln in dem abgezehrten Antlitz. Sie bog sich zu mir herunter und küßte mich.

„Ganz still, Anneliese, ganz still — Du darfst nicht viel sprechen."

Ich sah mühsam umher; ich mußte mich erst auf alles besinnen. „Mama, wie lange war ich krank?" Mit Entsetzen überkam mich plötzlich die Erinnerung an ihre bedrängte Lage. Ob sie wohl Hilfe gefunden hatte?

„Drei Wochen, Anneliese; aber frage nicht — werde nur wieder gesund!"

„Mama, wer half Dir denn?"

„Wieso?"

„O, Mama, wer gab Dir Geld?"

„Ich verstehe nicht, Kind; ängstige Dich nicht! Nimm an, Onkel Herbert schickte mir wieder; wir sind außer Sorge, Anneliese, ganz außer Sorge."

Ich konnte nicht klar genug denken, um die Unwahrheit dieser Worte zu erkennen.

„Schlafe wieder ein, schlafe! Wenn Du wohl genug bist, reisen wir, Anneliese."

„Wohin?"

„Irgendwohin, wo Du gesund werden sollst. Schlafe, Kind!"

Und ich schlief, ich schlief zuweilen tagelang, ich schlief mich zu Kräften und aß mich zu Kräften. Die Genesung kam mit Macht unter der treuen Pflege der Mutter. Sie war so durchsichtig bleich, sie ging so müde, und das eigentümliche wehe Lächeln wollte gar nicht mehr von ihrem Gesicht weichen. Sie sah aus wie eine Märtyrerin.

„Mama, hast Du Kummer?"

„Nein, mein Herz. Du wirst gesund — weiter braucht es nichts!"

„Du hast Dich bei meiner Pflege zu sehr angestrengt," klagte ich.

„Nein, Herz! Die Base, siehst Du, die Base hat Dich fast ganz allein gepflegt; Du mußt Dich sehr bei ihr bedanken — und auch bei Herrn Wollmeyer; sie haben beide viel gethan. Ja, ja, Anneliese, Du hast seine teuersten Weine getrunken, und schau', die herrlichen Blumen!"

„Ich werde mich bedanken, Mama, die Blumen soll er mir jedoch nicht mehr schicken, ich mag sie nicht riechen. Aber die Base soll mich besuchen." Und so beruhigte ich mich und merkte nicht, was Mama gethan, und ging unvorbereitet einer furchtbaren Entdeckung entgegen.

Es war an einem warmen Juliabend, kurz vor dem Tage, der für unsere Abreise nach St. Moritz bestimmt war, dessen Luft der Sanitätsrat mir verordnet hatte. Die Schneiderin hatte mich den ganzen Tag mit Anprobieren gepeinigt; Mama war darauf bedacht gewesen, für sich und mich eine einfache aber sehr nette Reisegarderobe anfertigen zu lassen, auch sonst waren alle Vorbereitungen getroffen worden, und was noch fehlte an jenen kleinen praktischen Dingen, die das Reisen so sehr erleichtern, sollte in Frankfurt am Main erstanden werden. In Westenberg hätte man vielleicht eine Botanisiertrommel zu kaufen bekommen, aber keine Umhängetasche, und eine solche gehörte notwendig dazu, das fand auch Mama. Und sie konnte ja kaufen, Onkel Herbert hatte ihr allem Anscheine nach reichlich Geld geschickt; er sollte, wie Mama mir erzählte, eine sehr vermögende Frau geheiratet haben.

Trotz des ärztlichen Verbotes konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, an diesem letzten Abend noch gegen neun Uhr den Garten aufzusuchen; in den Stuben brütete eine so dumpfe schwere Luft. Mama war nicht daheim, sie war vor kurzem mit Hut und Umhang durch das Zimmer gegangen und hatte von einem Besuch bei Fräulein Melitta von Tollen gesprochen, der sie Lebewohl sagen wolle. Ich hatte ihr einen Gruß an das Puppenfräulein aufgetragen, und sie solle doch ja fragen, ob das Unerhörte wahr sei, daß Adalbert Becker sich um Lore von Tollen bewerbe. Nun suchte ich ebenfalls ein leichtes Tuch und schlich die Treppe hinunter.

Im Hausflur brannte die Lampe; die Base saß dort neben der Köchin und schnitt Bohnen zum Einlegen. Mit einem flüchtigen: „Guten Abend!“ ging ich vorüber und zur Thür hinaus. Die Uhr der Marienkirche drüben schlug Neun. Ein blasser Mondenschein, der nur mühsam durch Gewitterwolken drang, lag über dem stillen Hof; die Pforte der Gartenmauer stand weit geöffnet und in der Gärtnerwohnung brannte Licht. Die kleinen Kinder des Mannes hockten noch in Nachtjäckchen auf der Schwelle der Hausthür und riefen ihr „Guten Abend, gnä' Fräulein!“ hinter mir her.

In dem großen parkähnlichen Garten atmete ich auf; von dem Weiher, der die Grenze nach den Wiesen zu bildete, kam eine feuchte dufterfüllte Luft herüber. In der Ferne, hinter dem Dorfe, wetterleuchtete es unaufhörlich. Langsam schritt ich dem am Wasser gelegenen Teil der Anlagen zu. Dort stand ein kleines Mooshüttchen, da wollte ich sitzen und träumen. Es war ja ein Sommerabend wie im Märchen, so schön, so stimmungsvoll weich, und ich war achtzehn Jahre alt, und wiederkehrende Gesundheit und lichte Hoffnungen klopften in meinem Herzen, die Erwartung von irgend etwas Wundervollem, Herrlichem, das Verlangen nach Glück.

Der Schatten der Bäume, unter denen das Hüttchen lag, war sehr tief; desto lichter hob sich die mattglänzende Wasserfläche ab, in der sich das Zucken der Blitze spiegelte. Fast lautlos war ich herangekommen, da stockte mein Fuß — aus der Mooshütte, an deren Seitenwand ich eben stand, im Begriff, im nächsten Augenblick den Eingang zu erreichen, hörte ich die halblaute flötende Stimme des Herrn Wollmeyer: „O, sei doch nicht so eilig, bleib' doch noch, ich darf Dich ja wochenlang nicht sehen!“

Halb hatte ich mich schon gewandt, da blieb ich wie angewurzelt stehen, ein Schrei des Entsetzens wollte sich mir entringen und erstarb doch in der Kehle in einem krampfhaften Schluchzen. Meine Mutter, meine Mutter hatte geantwortet! Ich weiß noch jedes dieser Worte, die mich so unglücklich gemacht haben wie nichts mehr im Leben, denn sie vernichteten das Vertrauen, die Liebe, die anbetungsvolle Achtung eines Kindes für seine Mutter in einem einzigen Augenblick, wie ein gewaltiger roher Hammerschlag ein Götterbild zertrümmern mag.

„Wochenlang nicht, aber ich komme ja wieder und dann —“ hörte ich meine Mutter sagen.

„Dann?“ fragte er halberstickt.

„Dann löse ich mein Wort und werde die Ihre.“

„Helene!“ hörte ich ihn leidenschaftlich rufen, „Helene!“

Ich aber flüchtete über den nächsten Rasenplatz, und weit drüben kniete ich am Fuß einer großen Linde nieder, schlang die Arme um den alten Stamm, stieß den Kopf gegen die Rinde und wand mich wie in körperlichen Schmerzen. „O, Papa! Papa!“ Weiter konnte ich nichts sagen, aber ich wiederholte es mechanisch immerzu. „Wäre ich mit Dir gestorben, wäre ich bei Dir, Papa!“

Endlich raffte ich mich auf, zur rechten Zeit, um mich zu verbergen, denn sie schritten dicht an mir vorüber auf dem Kies, diese schlanke königliche Gestalt und neben ihr der verhaßte gewöhnliche Mensch, der entweihend den Arm um ihre Hüften gelegt hatte. Und dann blieben sie stehen, er brach eine Rose, die leuchtend weiß aus dem Dunkel schimmerte, und überreichte sie ihr mit einer süßlichen Redensart, die mir das Blut in die Wangen trieb — und sie nahm sie, meine Mutter nahm sie! Sie warf sie ihm nicht ins Gesicht, sie stieß ihn nicht zurück, sie dachte nicht an den Mann, dem sie einst gehörte, sie dachte nicht an ihr Kind!

„O, Papa, Papa!“

Mit einer Entschlossenheit, die schier über meine körperlichen Kräfte ging, folgte ich ihnen. Am Gartenthor trennten sie sich; er schritt zurück einen andern Weg, Mama ging ins Haus; fast unmittelbar hinter ihr trat ich in die Stube.

„Du bist noch auf?“ fragte sie und kam durch die Dunkelheit zu mir herüber, „willst Du Dich nicht legen, Herz?“ Und sie streckte die Hand aus, um mir kosend über die Wange zu streichen. Und da — da packte es mich wie Wahnsinn, ich schleuderte diese Hand zurück.

„Laß mich!“ schrie ich, „rühr' mich nicht an!“

Einen Augenblick hörte ich nur das Keuchen meiner eigenen Brust.

„Anneliese?“ fragte sie leise und erschreckt.

„Laß mich fort von hier, ich will nicht bei Dir bleiben!“ Und unfähig, meine Erregung zu bemeistern, griff ich nach der weißen Rose, die sie in der Hand hielt, warf sie auf den Boden und trat mit den Füßen darauf.

„Ah!“ sagte sie leise, als gehe ihr ein Verständnis auf, und sie wandte sich rasch. An der Thür blieb sie stehen, aber sie redete kein Wort, als habe sie die Sprache verloren in der Scham vor ihrem Kinde. Dann ging die Thür und ich war allein. Ich hockte mich auf das Fensterbrett und nahm meinen Kopf in beide Hände. Ich kam zu keinem andern Ergebnis als zu dem: du hast keine Mutter mehr! Ich wollte fort von ihr, sie brauchte mich nicht, sie hatte ja einen Bräutigam, bald einen Gatten, einen reichen Gatten; ich konnte mir allein meinen Weg suchen. Ich fühlte Riesenkräfte in diesem Augenblick. Nur nicht hier bleiben, nur nicht mit ansehen müssen, wie das Geliebteste auf Erden, zu dem man aufgeschaut hat wie zu einem Heiligenbild, hinabsteigt in den gemeinen Staub des Lebens! Wenn ich nur hätte weinen können! Aber ich konnte nicht. Mein Kopf, mein noch immer so angegriffener Kopf — — lieber Gott, hilf mir, daß ich nicht wahnsinnig werde!

Stundenlang saß ich so, dann traf ein Lichtschimmer meine Augen.

„Du findest nicht den Weg zu mir, Anneliese?“ fragte Mama.

Ich rührte mich nicht.

„Du wirst Dich wieder krank machen,“ fuhr sie fort und setzte die Lampe auf den Tisch. Dann kam sie zu mir herüber und kniete neben mir nieder. „Anneliese, versprich mir, jetzt nicht darüber nachzudenken; wenn wir von der Reise zurückgekehrt sind, wollen wir alles bereden — nicht wie Mutter und Kind, nein wie zwei Freundinnen. Komm, sei gut, laß mich noch diese einzigen paar Tage genießen, wo ich — — noch frei bin.“ Sie hatte das letzte halb erstickt gesprochen.

„O, ich will nicht, daß Du das thust, ich will nicht reisen — ich — ich schreibe an Onkel Herbert, er soll kommen, er soll —“

Ein kurzes schrilles Auflachen von ihr unterbrach mich. „Onkel Herbert!“

„Er hat sich doch brüderlich gegen Dich benommen, er schickt Dir ja so oft Geld, wie Du selbst sagst!“

„Onkel Herbert! Ja, ja freilich!“

„O, ich wollt', ich wäre tot! Ich wollt', ich wäre bei meinem lieben Papa!“

Ihr schmales schönes Antlitz sah fast verzerrt aus in diesem Augenblick, aber sie schwieg und blickte starren Auges auf die Diele.

„Du darfst es nicht thun!“ schrie ich aufspringend, „Du kannst es nicht thun, Du kannst Papa nicht vergessen, sein Andenken nicht beschimpfen wollen, indem Du diesen — diesen — —“

„Schweig'!“ gebot sie, indem sie sich aufrichtete. „Ich kann nicht anders handeln — frage nicht mehr! Vergiß nicht, daß Du das Kind bist, dem es nicht ziemt, die Handlungen der Eltern zu beurteilen. Denke, daß ich diesen Schritt thun muß, daß ich ihn reiflich überlegt habe und daß er mir, Gott weiß, nicht leicht geworden ist. Denke nach und versuche, Dich darein zu finden — es ist unabänderlich!“

Sie hatte die Lampe wieder ergriffen und hielt mir die Hand hin. „Komm, laß uns schlafen gehen, Anneliese; wenn Du mich auch jetzt noch nicht begreifst, später, meine liebe —“

Das Kosewort erstarb ihr auf den Lippen; ich hatte mich hastig umgewandt, ohne die Hand zu ergreifen. Sie stand noch ein Weilchen; endlich ging sie.

(Fortsetzung folgt.)



Des Streites Ende.

Nach einem Gemälde von G. Weiß.

Ein Reisespiegel.

Von **Heinrich Noë.**

Es vergeht kaum ein Sommer oder ein Herbst, wo nicht in der von der Reisezeit ins Leben gerufenen Litteratur Klagen über unliebsame Dinge zum Vorschein kämen, mit denen die Wandervögel in Wirklichkeit oder in der Einbildung in Berührung gekommen sind. Man hört da von Unbilden, welchen man hier und dort in Gaststätten ausgesetzt gewesen sei, von Uebelständen, die man auf Eisenbahnen angetroffen habe, von Uebervorteilungen, deren Opfer man gewesen, und Aehnliches mehr.

Die Fruchtbarkeit, welche alljährlich auf diesem schriftstellerischen Gebiet zu beobachten ist, kann nicht anders als dahin gedeutet werden, daß eben auch im Reisewesen die menschliche Unvollkommenheit in einer allerdings oft lästigen Weise sich offenbart. So zweifellos das ist, so nützlich dürfte es sein, gelegentlich auch einmal den Gebrechen, die nicht den erwähnten Dingen, sondern den Reisenden selbst anhaften, einige Aufmerksamkeit zuzuwenden, ihnen zur Beförderung menschlicher Selbsterkenntnis einen klaren Spiegel, welcher nicht schmeichelt, vorzuhalten.

Unsere Vorfahren hatten eine Liebhaberei für derartige „Spiegel“ in Gestalt von Büchern. Da gab es ein Speculum puerorum (Knabenspiegel), ein Speculum morum (Sittenspiegel), einen Ritterspiegel, einen Spiegel deutscher Leute 2c. Auch der „Reisespiegel“, den ich im Sinne habe, könnte ein recht stattliches Buch werden. Es sollen hier indessen nur einzelne Augenblicksbilder herausgegriffen und dem Leser vorgeführt werden.

Als Einleitung zu denselben wäre im allgemeinen zu bemerken, daß die Menschen heutzutage aus dem Grund nicht mehr so viel geistigen Gewinn von ihren Erholungsreisen mit heimbringen wie noch etwa vor einem halben Jahrhundert, weil sie sich verhältnismäßig selten ordentlich vorbereiten. Jeder, der es an sich selbst erfahren hat, weiß, welcher Unterschied im Reisegenuß daraus hervorgeht, ob man vorher ein gut geschriebenes Buch über das Land, das man besucht, in sich aufgenommen hat, oder ob man es in gänzlicher Unwissenheit betritt. In letzterem Falle entgehen dem Reisenden ungezählte Beziehungen, die im anderen seine Teilnahme anregen. Wie sehr verschieden wirkt beispielsweise der Eindruck einer Stadt auf jemand, der sich im voraus ein wenig um ihre Geschichte bekümmert hat, und auf einen anderen, der davon nichts weiß! Für jenen sprechen die Steine, für diesen schweigen sie. Und ähnlich verhält es sich mit der Landschaft.

In unseren Alpenländern ist jetzt den meisten Bahnzügen ein sogenannter „Aussichtswagen“ eingefügt, der von wohlhabenderen Reisenden gern benutzt wird. Ein nicht geringer Teil dieser Reisenden zieht indessen aus dieser bequemen Einrichtung nicht den geringsten Gewinn. Während die Bilder vorüberfliegen, liest der eine emsig in seinem Bädeker, aus welchem er erfährt, was er sehen könnte, wenn er zum Fenster hinausschaute. Und Leute, welche das thun, gehören noch zu den geistig Regsameren. Andere begnügen sich damit, die Eintretenden zu mustern, die verlegenen Bewegungen zu beobachten, mit welchen diese sich nach einem nicht mit Gepäckstücken belegten Sitzplatze umschauen. Für solche liebenswürdigen Reisegenossen besteht die Bildung in der zur Schau getragenen gleichgültigen Miene, in frostiger Wortkargheit und Zugeknöpftheit, in modefarbenen Handschuhen und in der möglichsten Bethätigung des echt modernen Grundsatzes, die Grenzen des eigenen vermeintlichen Rechtes so weit wie möglich vorzuschieben. Wieder andere behelfen sich mit Kartenspielen auf dem von Sitz zu Sitz gebreiteten Plaid, oder kauen in banalstem Zwiegespräch während des zweiten Teils ihrer Fahrt den Inhalt der Zeitung wieder, die sie während des ersten Teils vom Leitartikel an bis zu den Verlobungsanzeigen durchgelesen haben.

Nicht gering ist die Anzahl derjenigen Reisenden, die nicht einmal ein Reisehandbuch besitzen. Rein aufs Geratewohl fahren sie im Lande umher. Ihre Erkundigungen ziehen sie bei Mitreisenden ein, die oft selbst nicht besser unterrichtet sind, bei Bahnbediensteten, Hotelportiers, Dienstmännern u. dergl. Namentlich Frauen, welche ohne männliche Begleitung reisen, verfügen selten über ein Buch. Man scheut die Ausgabe dafür und muß dann oft den Mangel durch einen einzigen Fehlgriff teurer büßen, als das Buch gewesen wäre. Das ist um so verwunderlicher, als kein Volk Reisehandbücher besitzt, die sich in Bezug auf Brauchbarkeit und verständige Anordnung des Inhalts mit den deutschen messen können.

Mit welcher Unwissenheit gereist wird, ist oft geradezu unglaublich. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich, einmal auf einer Fahrt von Wien nach dem Süden die Bekanntschaft einer aus neun Köpfen bestehenden Familie gemacht zu haben. Als wir uns schon in der Nähe der Adria befanden, jammerte der Familienvater über die Länge und Kostspieligkeit der Reise, deren Ziel Venedig war. Auf meine verwunderte Frage, warum er diese Eisenbahnlinie, die über den Karst führt, gewählt habe und nicht die weit kürzere und viel billigere über Villach und Pontebba, antwortete er unter Berufung auf seinen Bädeker, daß es von Wien nach Venedig keine andere Eisenbahnlinie gebe als eben diejenige, auf welcher wir fuhren. Und sein Bädeker hatte recht — aber nur für die Zeit, in welcher er gedruckt war, nämlich für zwanzig Jahre vorher. Hätte sich der Mann mit einer neuen Auflage versehen, so würde er sich einen guten Teil der Weglänge erspart haben, über die er jetzt jammerte.

Ein anderes Mal hatte ich Gelegenheit, einen ähnlichen Familienjammer zu beobachten. Auf einer Fahrt von Wien nach dem Semmering befand sich ein norddeutscher Hausvater mit seinen zahlreichen Angehörigen. In der Nähe von Vöslau frug er mich über die Bedeutung eines langhingezogenen brückenähnlichen Mauerwerkes. Er meinte damit den Aquäduct von Wien. Ich sagte, es sei die Hochquellenleitung, die Wien mit Gebirgswasser versorge. „Das muß ja furchtbar teuer sein,“ bemerkte der Herr. Etwas verwundert antwortete ich, daß wohl der Bau der Leitung viel Geld gekostet habe, im übrigen aber mir von einer Wasserteuerung in Wien nichts bekannt sei. Darauf zeigte er mir eine Rechnung seines Gasthofs, auf welcher „Bäder in Hochquellenwasser“ zu unglaublichen Preisen berechnet waren. Man hatte ihm die Meinung beigebracht, Hochquellenwasser sei eine Flüssigkeit eigener Art. „Ich konnte es ja thun,“ fügte er selbstgefällig hinzu, „und ermahnte den Hotelbediensteten, nur das teuerste Wasser zu nehmen.“ Meine Bemerkung, daß es in der Wasserleitung der Stadt Wien überhaupt kein anderes gebe, bereitete ihm nachträglich Verdruß. Ergötzlich war auch sein Erstaunen über die bergige Umgebung, durch die wir dahin fuhren. Niemand in der Familie hatte gewußt, daß Wien eine solche Umgebung habe. Die Leute waren auf die Empfehlung eines Lohndieners hin am ersten Tag in den Prater gefahren und hatten diese Fahrt während ihres Aufenthaltes von über zwei Monaten alltäglich wiederholt, weil es ihnen dort gefallen hatte.

Einmal wurde mir an einer Bahnhaltestelle, die etwa hundert Kilometer von der Küste entfernt liegt, eine Frage gestellt, die meine kühnsten Anschauungen über den Unverstand, mit dem manchmal gereist wird, über den Haufen warf. Es befindet sich dort neben dem Bahnhof ein etwa zwanzig Meter langer und zehn Meter breiter Sammelteich, der das Wasser zum Speisen der Lokomotiven enthält. Mein Reisenachbar wollte wissen, ob das „schon das Meer sei“. Ich antwortete verneinend und fügte belehrend hinzu, das Meer sei viel größer. Doch konnte ich mich nicht enthalten, meinerseits ihn zu fragen, wie er auf die Vermutung komme, hier das Meer vor sich zu haben. Er antwortete, daß er gehört habe, das Meer sei grün, und in der That besaß das Wasser des schlammigen Sammelteiches einen Schimmer von apfelgrüner Farbe.

Ein anderes Mal hatte ich Gelegenheit, mich über die Vorbildung zu verwundern, mit welcher mancher unserer Zeitgenossen seine italienische Reise antritt. In einem Garten zu Florenz ging ich hinter zwei Herren her, welche diese Anlage als eine pflichtschuldige Sehenswürdigkeit „abthaten“. Plötzlich blieb der eine der beiden vor einem Baume stehen, faßte ein Blatt an und rief seinem Begleiter im Tone der Ueberraschung zu: „Da sieh, das ist ja ein Lorbeerblatt!“ Und als der andere, nicht minder überrascht, hinblickte, fuhr der erste fort: „Ein ganzer Baum! Und hier wieder einer, viele, viele!“ Bis jetzt hatte er ein Lorbeerblatt offenbar nur für ein Ding gehalten, welches man zeitweilig in Bratensaucen und hinter den Auslagefenstern von Fleischwarenhandlungen auf den Stirnen von Schweinsköpfen wahrnimmt. Daß es auch haufenweise auf Bäumen vorkomme, davon hatte er offenbar keine Vorstellung. Ich erwog, wie viele deutsche Schriftsteller

sich um das Land, wo die Myrte still und hoch der Lorbeer steht, abgemüht hatten, und wie vielen Lyrikern beim Preise des Laubes, welches das Haupt des Musengottes schmückt, die Saiten zersprungen waren. Alles umsonst!

Ich füge hinzu, daß diejenigen, welche in diesen Augenblicksbildern auftraten, durchweg Reisende erster Klasse waren.

Wenn es einem in Anbetracht solcher Erfahrungen mitunter vorkommt, als wenn diese sammetgepolsterten Abteilungen vorzugsweise von dem Protzentum der Halbbildung in Beschlag genommen würden, so möchte dieser Eindruck noch durch die Beobachtung der Sitten verstärkt werden, die sich hier nur allzuhäufig breit machen. Endlosen Stoff vermöchten Schaffner und Bahnbedienstete über die seltsamsten Auftritte beizubringen, die sich hier zwischen Reisenden abspielen. Da giebt es Streitigkeiten wegen des Belegens der Plätze, wegen Fensteröffnens und dergleichen, die in der Form, in welcher sie geführt werden, meistens der Bildung weder des einen noch des anderen Teils Ehre machen. Nicht selten kommt jemand ganz schuldlos dazu, daß ihm eine Stunde, von der er sich gerade recht viel Schönes versprochen hatte, durch seine verehrten Mitmenschen verbittert wird. Ein Beispiel.

Ich steige an einem der schönsten Schweizer Seen, längs dessen die Bahn hinführt, ein, und zwar im letzten Augenblick, bevor der Zug abgeht, vom Schaffner gewissermaßen in den Wagen hineingeschoben. Der Schaffner entfernt sich alsbald wieder. Die Insassen der Abteilung sind ein Herr und eine Dame. Sämtlicher Raum oben und unten ist von ihnen mit Hutschachteln, Körbchen und Taschen belegt. Ich bleibe stehen in der Erwartung, daß man mir einen Platz freimachen werde. Weder Herr noch Dame rühren sich. Endlich beseitige ich mit der Bitte um Entschuldigung eine Tasche, und lege sie auf einen Koffer, der einen der Sitze einnimmt. Nach wenigen Augenblicken entspinnt sich folgendes Gespräch:

Der Herr: „Mit welchem Rechte berühren Sie einen Gegenstand, welcher mir gehört?"

Ich: „Das Sachverhältnis ist klar. Ich besitze Anspruch auf einen Sitzplatz. Ihr Gepäck verhindert mich, einen solchen einzunehmen. Sie treffen keine Veranstaltung, Ihre unrechtmäßige Inanspruchnahme des Raumes hier einzuschränken. Demnach bleibt nur die Selbsthilfe übrig."

Der Herr: „Das war nicht korrekt von Ihnen. Sie hätten den Schaffner rufen sollen, der mußte Ihnen Platz schaffen."

Ich: „Der Schaffner läßt sich vor der nächsten Station, zu welcher wir nahezu eine halbe Stunde zu fahren haben, nicht mehr sehen."

Der Herr: „Es war inkorrekt."

Ich: „Jedenfalls nicht mehr als Ihr vorhergehendes Verhalten."

Nun entstand eine Pause, während welcher die beiden Reisenden mich mit ingrimmigen Blicken maßen, während ich die meinigen der blauen Wasserfläche zuwandte, über welcher in blendender Pracht die Eisfelder glänzten. Aber ich hatte nicht mehr die Freude daran wie früher. Die flüchtige Stunde war mir durch den geschilderten Auftritt getrübt, nicht etwa, weil mich das Treiben dieser Menschen persönlich berührt hätte, sondern durch den Gedanken, daß in diesen Kreisen der Gesellschaft solche Denkungsweise überhaupt möglich ist.

Es kam aber noch anders. Nach einer Weile folgte Fortsetzung des Gespräches.

Die Dame: „Wie kommt mein Mann dazu, sich von Ihnen Unterweisung in der guten Lebensart geben zu lassen?"

Ich: „Wenn der Vater Ihres Herrn Gemahls die Erziehung seines Sohnes vernachlässigt hat, so kann es diesen kaum in Verwunderung setzen, wenn unter Umständen von anderer Seite nachgeholfen wird."

Diese Bemerkung veranlaßte eine Reihe von Schimpfworten, die dem Gehege der Zähne meines holdseligen Gegenübers entflohen. Ich erwiderte, daß ich die Kunst des Insultierens nicht verstände und den Zwischenfall als geschlossen erachte. Und dabei blieb es, obwohl es noch eine Weile auf mich herabhagelte. Die schöne Stunde der Fahrt längs des Sees aber, auf die ich mich gefreut hatte, war gründlich verdorben.
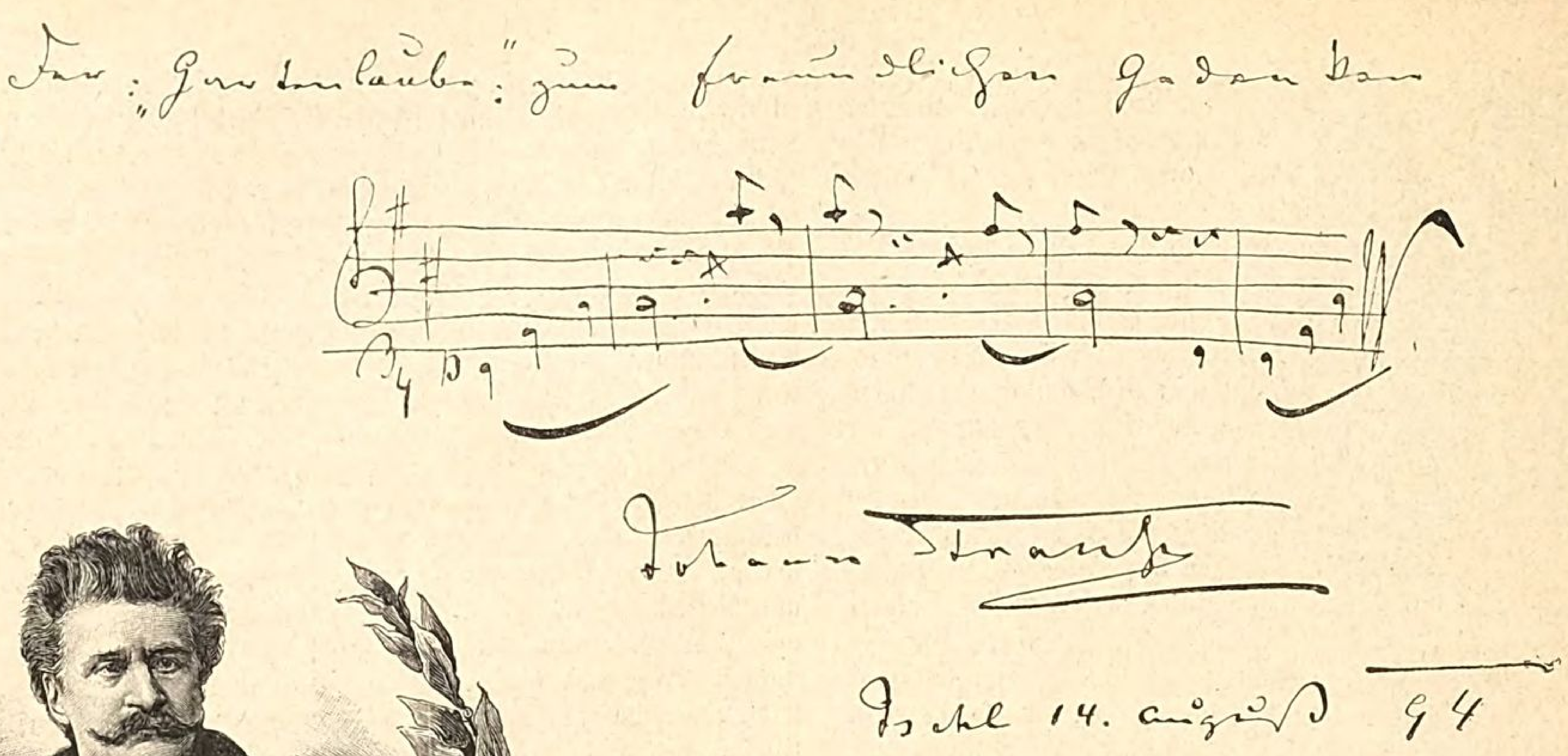
In den meisten Fällen, wo man zum Zeugen solcher Reiseunarten wird, kann ja von persönlicher Kränkung nicht die Rede sein, und doch fühlt man sich im Innersten empört. Wer würde beispielsweise, obwohl ihn die Sache als Person gar nicht berührt, nicht eine Anwandlung des Unwillens empfinden, wenn er sieht, wie Leute der sogenannten gebildeten Stände im Gastzimmer aufliegende Zeitungsblätter, von deren Inhalt ein von tagelanger Wanderung im einsamen Hochgebirge zurückgekehrter Reisender erwartungsvoll Kenntnis zu nehmen wünscht, ohne weiteres auf ihr Zimmer mitnehmen oder auch ganz behalten? Wer ärgert sich nicht darüber, wenn elegante Herren Ballen von Edelweiß und anderen schönen Alpenblumen, die sie kaum zu schleppen vermögen, von einem Ausfluge mit ins Hotel bringen? Wenige Tage später liegt ein großer Teil dieser Blumen zertreten draußen im Staub der Straße.

Alle diese scheinbaren Kleinigkeiten gehören mit zu dem modernen Zuge der Gesellschaft, sich um andere so wenig wie nur möglich zu bekümmern. Und dieser Zug tritt auf Reisen mit besonderer Stärke hervor. Erwähnenswert ist auch das, was ein nicht geringer Teil von Reisenden sich selbst anthut. Statt auf der Reise, wie man es vor Jahrzehnten zu halten gewohnt war, Genuß und Anregung zu suchen, reisen jetzt viele nur, um anzukommen. Um sich die Fahrt selbst so langweilig als möglich zu machen, pflegen solche, die ihrer persönlichen Würde durch Steifheit Ausdruck zu geben vermeinen, harmlose Gespräche so gut wie vollständig abzulehnen. Vor wenigen Jahrzehnten noch war der Ton zwischen Reisenden ein anderer, gemütlicherer. Gerne wurden flüchtige Bekanntschaften angeknüpft, welche zu nichts verpflichteten, und man ging in dem Gefühl auseinander, den Dingen, von welchen die Menschen bewegt werden, wieder irgend eine neue Seite abgewonnen zu haben. Das ist heutzutage schon viel seltener geworden. In jene vergangenen Jahrzehnte ragten eben noch die Nachwirkungen aus der guten alten Zeit der Postwagen und Landkutschen herein, während unser Geschlecht sich in seiner Empfindungsweise mehr und mehr dem rücksichtslosen Getriebe einer Beförderung durch Maschinen anpaßt. Darum lernen die heutigen Reisenden verhältnismäßig wenig über die Menschen. Mit unbekannten Reisegenossen kommen sie meist nicht viel, noch weniger aber mit den Einheimischen der von ihnen durchreisten Länder in Berührung. Sie erinnern an jene Koffer, welche mit einer Menge von Hotelmarken beklebt sind.

Eine Einrichtung, welcher an und für sich die Nützlichkeit nicht abzusprechen ist, trägt hierzu bei. Ich meine die sogenannten „Zusammenstellbaren Rundreisehefte". Da wird um billigen Preis das Recht erkauft, so und so viele hundert Kilometer Eisenbahn fahren zu dürfen. In vielen Fällen wäre etwas weniger mehr gewesen. Aber da wird den Bahnverwaltungen kein Kilometer geschenkt. Die Schienen müssen abgefahren werden.

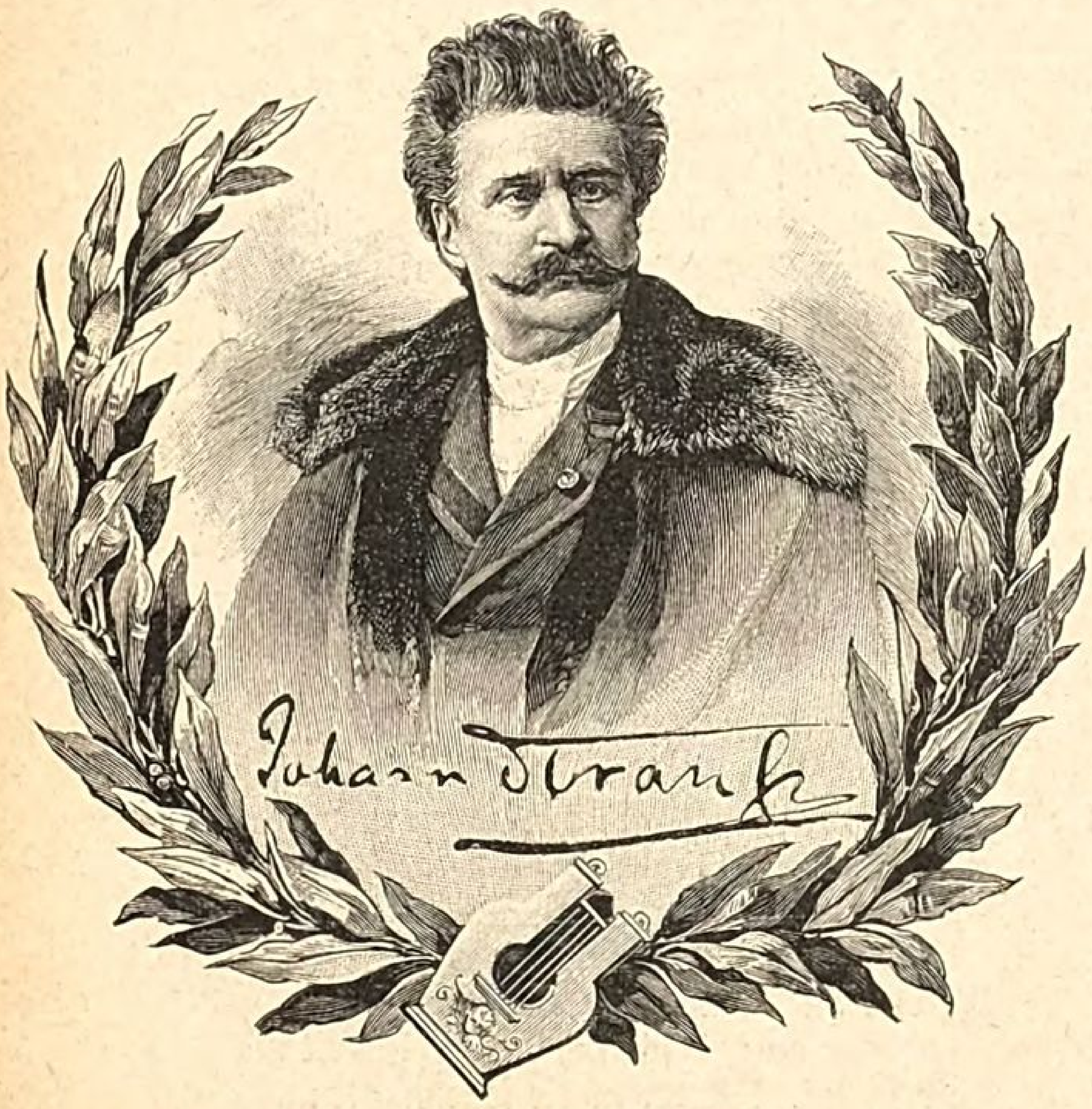
Eine weitere Einrichtung, welche geradezu zur Verblödung des ganzen Reisewesens beiträgt, sind gewisse Coupons, die von Cook's ticket office, einer englischen Unternehmung, ausgegeben werden. Sie sind von verschiedener Farbe und bedeuten je nach dieser die Fahrkarte auf der Eisenbahn für eine bestimmte Strecke oder Wohnung, Frühstück, Mittag- oder Abendessen in bestimmten Gasthöfen, mit welchen jenes Reisebureau in Verbindung steht. Diese „Vereinfachung" des Reisewesens wird vornehmlich von Engländern benutzt. Es wird ihnen dadurch ermöglicht, zu reisen, ohne irgend ein Wort von einer fremden Sprache zu verstehen, zu speisen, ohne von der landesüblichen Lebensweise, von der Verschiedenheit der Gerichte und der Erzeugnisse des Bodens irgend welche Anschauung zu gewinnen, weil eben jenes Bureau in seinen Verträgen die von den Auftraggebern gewünschte Bewirtung und Abfütterung zur Bedingung macht. Der Gehirnaufwand, den das Reisen in fremden Ländern erfordert, wird durch diese schöne Erfindung auf das denkbar geringste Maß herabgesetzt.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß unendlich viel Schönes, das in einiger Entfernung von den durch die Eisenschienen vorgezeichneten Linien der hastigen Rundreise liegt, abseits gelassen wird, weil man nicht einen halben Tag „opfern" kann, sondern von Anschluß zu Anschluß eilt — und leider ebenso unleugbar die weitere, daß manche sehr merkwürdige Oertlichkeit, zu welcher keine Eisenbahn hinführt, nicht etwa unmittelbar wegen Mangels einer solchen vernachlässigt, sondern deshalb nicht besucht wird, weil man sich denkt, daß eine Eisenbahn dorthin führen würde, wenn der Ort in Wirklichkeit ein beachtenswertes Wanderziel böte. Angesichts solcher Thorheiten und Gebrechen in unserem neuzeitlichen Reisewesen thut man gut, sich auf die guten Gepflogenheiten früherer Tage zu besinnen und dafür Sorge zu tragen, daß der bildende und anregende Wert des Reisens nicht gänzlich zu nichte werde.



Der Walzerkönig.

Zum fünfzigjährigen Dirigentenjubiläum von Johann Strauß.



Gar selten ist es in den Reichen der Kunst, daß ein Königssohn den väterlichen Thron ererbt. In der Dynastie der Wiener Walzerkönige ward dieser seltene Fall Ereignis. Der liebenswürdige Meister, der im Oktober sein fünfzigjähriges Kapellmeisterjubiläum feiert, könnte sich nennen: Johann II., von Gottes Gnaden — König im weiten Reiche des Walzers.

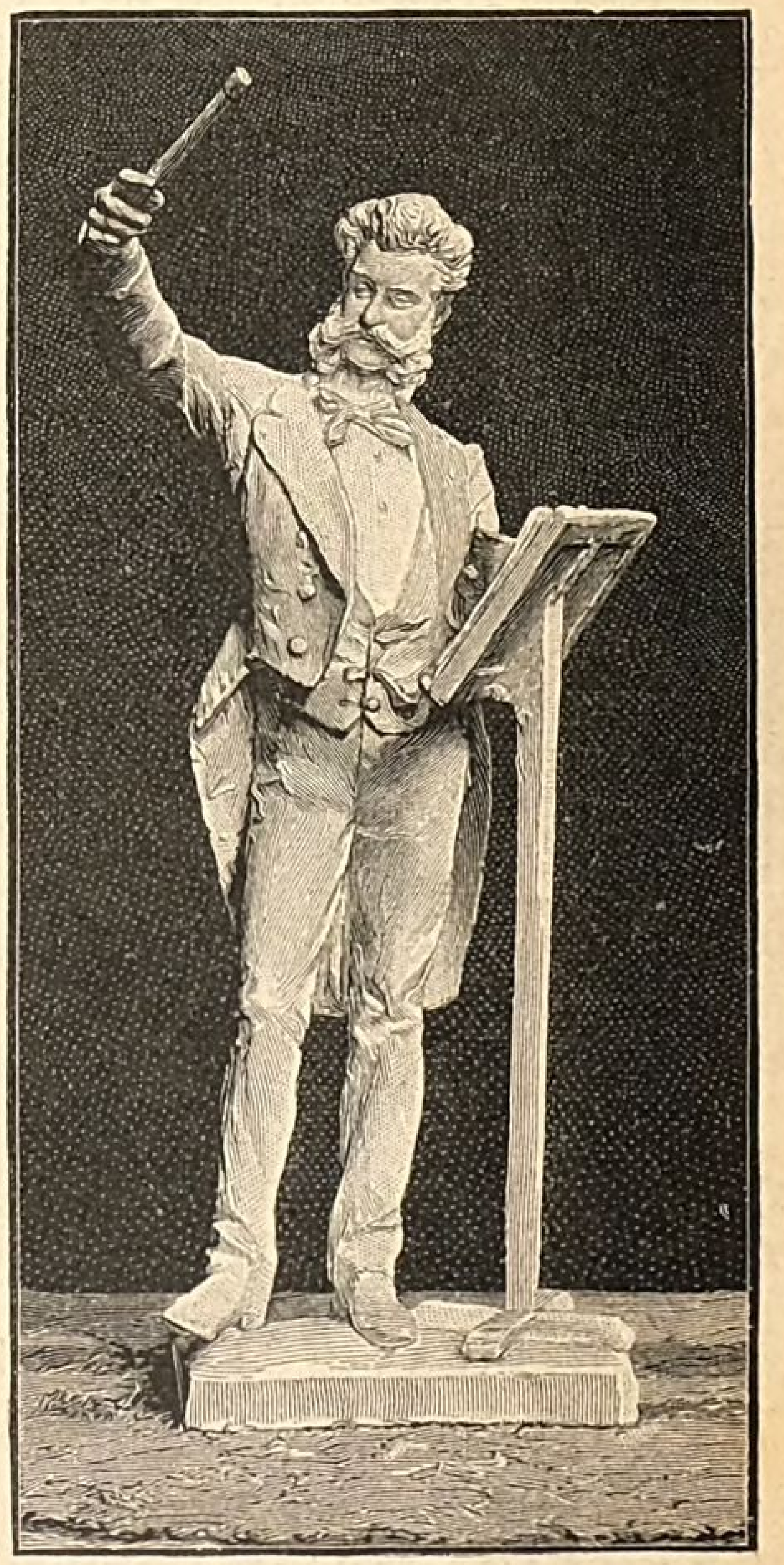
Johann Strauß Vater, der erste Walzerkönig, hat nicht gewollt, daß sich sein Sohn der Tonkunst widme. Der Alte mochte fürchten, daß des Sohnes Ruhm den eigenen verdunkeln werde. Aber trotz alledem war Johann I. kein Tyrann. Und ohne Zweifel hat Paul Althof das Richtige getroffen, wenn er in einem Jubiläums-Lustspiel den Vater Strauß auf die Kunde, sein Sohn habe in der Uniform der Nationalgarde öffentlich dirigiert, neugierig ausrufen läßt: „Schaut er gut aus?" Trotz aller Entrüstung über die Unbotmäßigkeit des Jungen kommt doch die väterliche Eitelkeit zum Durchbruch.

In der That mußte sich Strauß der Sohn ganz ernsthaft gegen den Willen des Vaters auflehnen, um seinem Berufe folgen zu können. Schon im Jahre 1844, als 19jähriger Jüngling, stand Johann II. an der Spitze eines eigenen Orchesters. Alsbald unternahm der junge Kapellmeister mit seiner Schar eine Kunstreise nach dem Osten: nach Ungarn, Serbien und Rumänien.

Zu jener Zeit war das Reisen noch von Poesie umwoben. Wenn der Meister heutzutage gut gelaunt ist, schwelgt er gern in Erinnerungen an seine erste Kunstreise. In Belgrad suchte er den türkischen Pascha heim, der dort residierte; der fahrende Künstler in seiner schmucken Uniform, die er als Kapellmeister der wahrlich doch harmlosen Wiener Bürgergarde trug, wurde für einen hohen Würdenträger gehalten und mit allen militärischen Ehren empfangen. Das Blatt wendete sich freilich, als böse Gläubiger den Musikern die Instrumente pfänden wollten. Nur durch List gelang es, die Absicht zu vereiteln. In Rumänien siegte wiederum der Uebermut. Die dort lebenden Oesterreicher stellten an Johann Strauß das Ansinnen, den österreichischen Konsul abzusetzen. Es scheint, daß seine Uniform allenthalben Eindruck gemacht hat! Der junge Musiker besuchte den Konsul und erklärte ihm kurz und bündig, das Volk wünsche seine Abdankung. Eine vor dem Hause versammelte Menge verlieh dieser Erklärung Nachdruck, und der Mann ward thatsächlich auf solche Weise seines Amtes enthoben. Als Johann Strauß der Jüngere nach Wien zurückgekehrt war, verlangte die Behörde Aufklärung über diesen unerhörten Fall. Aber das Jahr achtundvierzig stand vor der Thür, die Wogen der Volkserregung gingen schon gar hoch, und der junge Strauß, der — nunmehr in der Uniform der Nationalgardisten — die Marseillaise dirigierte, hatte Macht über die Gemüter. Die Behörden hielten es für klüger, diesem Volksliebling nichts anzuhaben.

Jahre vergingen. Der Kaiser Franz Josef ernannte den Walzerkönig zum Hofballmusikdirektor; die deutschen Fürsten, der Zar von Rußland und der Kaiser der Franzosen zeichneten den Künstler aus — ein Liebling des Volkes ist Johann Strauß dabei immer geblieben. Im raucherfüllten Biersaal hat er den Taktstock weiter mit derselben Anmut und demselben Eifer gehandhabt wie in den Prunksälen der fürstlichen Paläste.

Johann Strauß der Sohn war der erste, der die Wiener mit Tonstücken von Richard Wagner bekannt gemacht hat. Als er Wagners Weisen in Wien spielte, war die musikalische Welt noch nicht in die großen Lager der Wagnerianer und der Anti-Wagnerianer gespalten. Unbefangen und ohne Vorurteil konnten die Hörer Wagnerische Kunst genießen. Mit besonderer Freude gedenkt heute Strauß seiner Triumphe als volkstümlicher Konzertgeber.


V. Tilgners Statuette von Johann Strauß.

Sein eigentliches Reich aber war von Anbeginn der Ballsaal. Wer nach den Klängen der Straußischen Kapelle getanzt hat, der weiß, daß sich der Taktstock in des Meisters Händen zum Zauberstab verwandelt, und die sprichwörtliche Lebenslust der Wiener kann sich nicht lieblicher entfalten als im Rhythmus Straußischer Musik.

In Wien wurde die Sprache, die Johann Strauß mit seinen Instrumenten zu reden weiß, stets verstanden. Gleichwohl ist dieses Verständnis nicht an die Scholle gebunden. Im kalten Norden wurde dem „Walzerkönig" nicht weniger zugejubelt als im warmen Süden; in allen Reichen

Europas, ja selbst jenseit des Weltmeeres feierte er glänzende Triumphe.

Wer mag die Frage entscheiden, ob Strauß der Kapellmeister oder Strauß der Tondichter höher zu stellen ist? Jene liebenswürdige Heiterkeit, die den Menschen auszeichnet, bildet auch das Merkmal des Komponisten, und darüber sind die Musikgelehrten wohl einig, daß Johann Strauß der Sohn die künstlerische Form des Walzers zu einer vorher nicht gekannten Höhe emporgehoben hat. Während die Jugendwerke so sehr ins Volk gedrungen sind, daß sie wohl nicht so bald aus seinem Besitze verschwinden dürften — wer kennt nicht den Walzer „An der schönen blauen Donau“, dessen Anfangstakte, in getreuer Nachbildung von Strauß' eigener Handschrift, der Leser an der Spitze dieses Artikels findet — werden seine neueren Stücke als Muster tonkünstlerischer Durchbildung geschätzt. Just als Tonsetzer verdient Johann Strauß den Namen eines Walzerkönigs. Denn auch in seinen Bühnenwerken ist es stets ein Walzer, der am meisten zündet. Als unser Künstler auf der Höhe seines Schaffens stand, beherrschte die Operette den Geschmack. Mit seiner „Fledermaus“, die einen förmlichen Siegeszug durch Europa hielt, bewies Johann Strauß auch auf diesem Gebiete seine unerreichte Meisterschaft. Die Operetten „Prinz Methusalem“, „Das Spitzentuch der Königin“, „Der lustige Krieg“ und „Eine Nacht in Venedig“ trugen dem Komponisten nicht nur theatralische Erfolge ein, sondern lieferten auch zahllose Stücke für Tanz- und Konzertmusik. Der „Zigeunerbaron“, mit dem uns der nahezu Sechzigjährige eine Fülle eigenartiger Melodien von großer orchestraler Wirkung geschenkt hat, wurde in verschiedenen Städten mehr als hundertmal aufgeführt.

An die Operette „Simplicius“ knüpft sich der bedeutendste Eindruck, den ich persönlich von Johann Strauß erhielt. Während der Erstaufführung im Theater an der Wien, die Strauß selbst leitete — es mag sieben Jahre her sein —, brach ein wüster Feuerlärm aus. Die Insassen der Logen erhoben sich von den Plätzen, im Parkett begann ein furchtbares Gedränge, von den Galerien hörte man gellende Angstrufe, und auf der Bühne liefen die Darsteller in wirrem Durcheinander auf und ab. Nur das Orchester blieb in Ordnung. Man hätte glauben sollen, daß Johann Strauß, der als nervös bekannt ist und der Frau und Kind im Hause wußte, als einer der ersten aufspringen werde, um sich und die Seinen zu retten. Aber er blieb auf dem Posten! Ohne mit einer Wimper zu zucken, den Taktstock in der erhobenen Rechten, stand er aufrecht, bis der Sturm ausgetobt hatte. Das dauerte Minuten. Bei der ersten Pause, die in dem allgemeinen Lärm entstand, ließ Johann Strauß die Musik wieder einfallen, und von der Bühne her erklang das Walzerlied: „So denk' ich auch so gern der schönen Zeit, die fern ...“ Das Publikum beruhigte sich.

Und so wird Johann Strauß in meiner Erinnerung fortleben: eine wilderregte Menge durch der Töne Macht besiegend und von gemeiner Todesfurcht zurückzwingend zum Genießen heiterer Kunst ...

Spät, wenngleich nicht zu spät, hat Johann Strauß in das Wiener Hofopernhaus seinen Einzug gehalten mit dem „Ritter Pazmann“, für welchen Ludwig von Dóczy die Worte gedichtet hatte. Für sein neuestes Werk verfassen der Musikschriftsteller Max Kalbeck und der Lustspieldichter G. Davis gemeinsam das Textbuch. Eben jetzt arbeitet Johann Strauß mit nicht versiegender Schaffenskraft an seiner neuen Oper, während sich Wien zur fünfzigjährigen Jubelfeier rüstet. Ein kunstverständiges Mitglied des österreichischen Hochadels, Hanns Graf Wilczek, steht an der Spitze der Männer, die sich zur Ehrung des Meisters vereinigt haben. In allen Wiener Theatern werden Festaufführungen geplant, und auch die bildenden Künste tragen zur Huldigung das Ihre bei. Karl Rudolf Huber schuf ein lebensgroßes Bildnis des Walzerkönigs, Anton Scharff fertigte das trefflich gelungene Modell für eine Denkmünze zum Straußjubiläum, Viktor Tilgner verewigte seine Züge in einer Büste, die ein ernsteres Gegenstück zu desselben Künstlers genial skizzierter Statuette bildet, welche die „Gartenlaube“ mit diesen Zeilen ihren Lesern vorführt.

Möge Johann Strauß, der heute noch trotz seiner 69 Jahre — er ist am 25. Oktober 1825 zu Wien geboren — mit dem elastischen Schritt und dem leuchtenden Auge eines Jünglings dahinwandelt, in ungetrübter Freude den schönen Abend seines schönen Lebens genießen; an der Seite seine liebenswürdige, reizvolle Gemahlin, der er eines seiner besten Stücke, den „Adelenwalzer“, gewidmet hat.

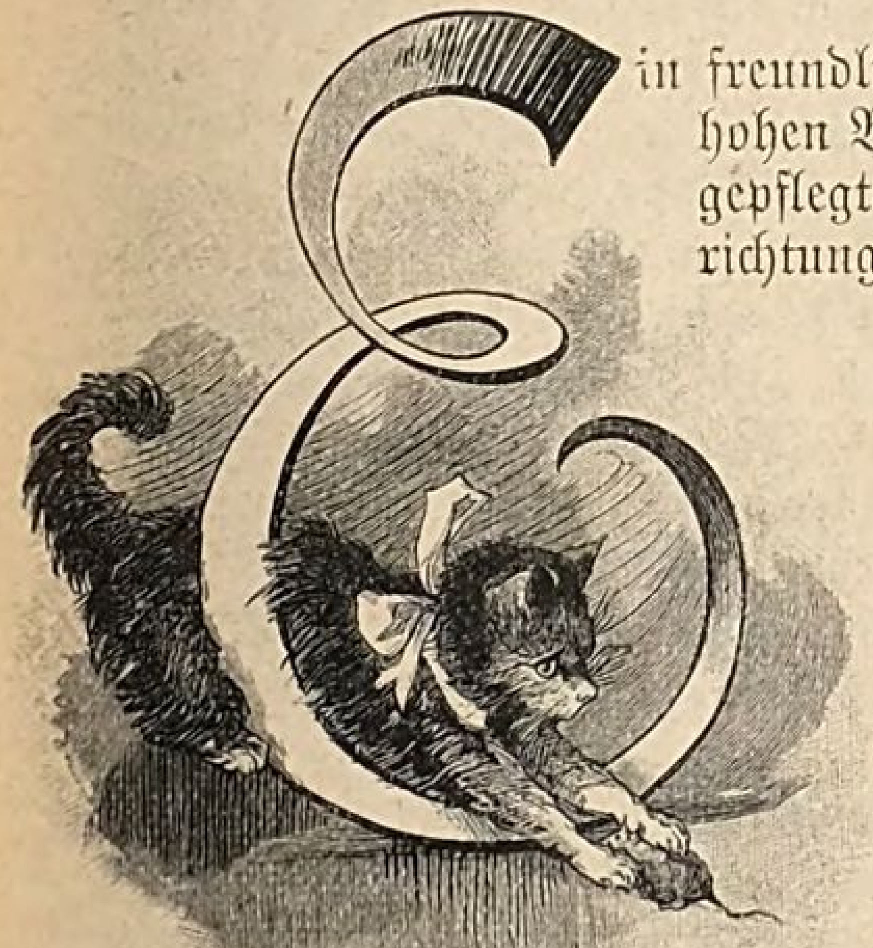
So lange die Menschheit empfänglich ist für heitere Anmut in der Kunst, wird sie Johann Strauß, dem Walzerkönig, als dem Spender so vieler glücklicher Stunden, dankbare Erinnerung weihen.

Gerhard Ramberg.

Mäuschen.

Humoreske von Ernst Lenbach. Illustriert von A. Mandlick.

1.



Ein freundliches geräumiges Zimmer mit zwei hohen Bogenfenstern, die auf einen wohlgepflegten Garten hinausgehen. Die Einrichtung halb die eines Schulsaales, halb die eines behaglichen Wohnzimmers. An den Wänden hängen Landkarten, aber auch eine zierlich geordnete Sammlung von Photographien in vornehmen dunklen Rahmen, ausschließlich Damenporträts, darunter zwei Gruppenbilder. Auf einem „stummen Diener“ steht ein mächtiger Globus, anmutig umgeben von eleganten Stickrahmen und Nähkörbchen. Es ist ein Schulzimmer, aber ersichtlich von Damen geleitet und von solchen, die es werden wollen, besucht. An dem Rokoko-Arbeitstischchen, das auf zwei Stufen hoher Estrade zwischen den Fenstern steht, sitzt Frau Doktor Ulrich, seit dem Tode ihres Mannes die Besitzerin und Leiterin des vornehmsten Pensionats in der schönen Universitätsstadt. Sie liebt es, persönlich die Ehrenwache zu übernehmen, wenn Professor Seeling ihren demnächstigen Abiturientinnen Litteraturgeschichte vorträgt.

Bei seinen Hörerinnen genießt Professor Seeling die vorteilhafteste Stellung, die ein Mädchenlehrer haben kann: ein Fünftel Furcht und vier Fünftel Schwärmerei. Man kann ihn nicht um den Finger wickeln wie den alten Zeichenlehrer Rabe, er ist mit seinem dichten roten Schnurrbart und den männlichen kräftigen Zügen kein Bild eines sanften Adonis wie der junge Pastor Frommlieb, aber er ist weit mehr als sie alle — er ist „furchtbar interessant“. Die leisen Schauer möchte man nachher um nichts missen, die einen — oder vielmehr eine — überrieseln, wenn er so mit einem blitzschnellen Ruck den goldenen Kneifer abspringen läßt und, die grauen Augen gemütlich auf sie richtend, langsam sagt: „Was Sie uns da eben erzählen, Fräulein von Siegendorf“ — oder „Fräulein Menzel“ — oder „Fräulein Meyer“ — auf die hat er es besonders abgesehen — „ist mir sehr interessant. Also Goethe ist in Königsberg auf die Welt gekommen? Das hat man mir in der That noch niemals verraten.“ Und dann setzt er den Kneifer wieder auf und fährt in mildem Tone fort: „Nun, schließlich muß es ja irgendwo gewesen sein. Aber sagen wir lieber: in Frankfurt am Main.“ Dabei lächelt er ein wenig, und dann sieht man, was für schöne Zähne er hat. Aber sein Vortrag ist doch noch viel schöner. Paula Meyer hat neulich laut geweint, als er Körners Tod schilderte, und alle stimmten darin überein, daß Körner genau so ausgesehen haben müsse wie Professor Seeling.

„Und dabei hat er es nicht einmal nötig,“ bemerkte Thusnelde Lehmann. „Er brauchte uns gar nichts vorzutragen. Sein Vater ist fabelhaft reich: Buckskin und Wollwaren. Er ist Konkurrent von uns. Auch von Euch, Margot, aber Ihr fabriziert ja jetzt mehr Halbseide.“ — Also ein freiwilliger Wohlthäter!

2.

Die Nachmittagssonne lugt zwischen den weißen Vorhängen durch und läßt ihre goldroten Strahlen wohlgefällig über die hübschen Köpfchen spazieren, von Paula Meyers Tituslocken zu

dem pechschwarzen Mozartzopf ihrer Nachbarin Thusnelde Lehmann. Jetzt blinkt sie gar ganz unverschämt in den Spiegel an der Wand, und der Widerschein blendet die blonde Hamburgerin Paula so sehr, daß sie errötend das Köpfchen auf Schillers dritten Band neigt — oder ist es, weil der Professor, der neben ihr steht, sie gerade so scharf angesehen hat?

Sie faßt sich aber und beginnt mit schulmäßigem Tonfall die gewünschte Inhaltsangabe des „Don Carlos“ zu liefern.

„Don Carlos wurde geboren 1555 und entstand im Jahre 1787. Der tragische Konflikt in diesem Drama beruht darauf, daß Don Carlos seine Schwiegermutter liebt . . .“

„Das gesteh' ich,“ unterbricht sie der Professor, indem er sie mit unendlichem Vergnügen ansieht, „das ist doch einmal ein tragischer Konflikt, wie er sein soll. Woher haben Sie denn diese Weisheit, Fräulein Meyer?“

„So haben wir es aus dem Lehrbuche in der Prima gelernt,“ versichert die Gekränkte mit der Ruhe des guten Gewissens.

„So, so. Ja, da haben Sie sich leider verlernt. Selbst in einem Lehrbuch dürfte so etwas nicht stehen. Die Königin Elisabeth ist nicht die Schwiegermutter des Infanten, sondern — — bitte, Fräulein Lehmann?“

„Die Stiefmut — Huh!!“

Und „Huh! Huh!“ tönt es auf beiden Seiten des Tisches, und im nächsten Augenblick hat Professor Seeling die Freude, seine schönen Zuhörerinnen unter einem wesentlich erhöhten Gesichtspunkt zu betrachten. Sie stehen oder knieen nämlich auf ihren Stühlen oder sitzen auf dem Tisch. Mit beiden Händchen raffen sie die Kleider eng zusammen, und angstvoll starren die blauen, grauen, braunen und schwarzen Augen in eine dunkle Zimmerecke.

„Eine Maus! Eine Mau — Mau — Maus!!“

Nur zwei haben ihren Platz bewahrt: der Professor, dem der Vorfall eine innige Freude zu bereiten scheint, und die Maus, welche vor Schreck einem Schlaganfall nahe ist. Nun steht der Professor langsam auf, die Maus huscht in den Winkel — erneuter allgemeiner Aufschrei — und verschwindet, der Professor aber untersucht mit dem Zeigefinger die Ecke — diesmal nur ein Schrei, und den stößt Paula aus — dann nimmt er einen marmornen Briefbeschwerer vom Schreibtischchen und legt ihn bedächtig vor das entdeckte Mauseloch.



Die jungen Damen nehmen ihre Plätze wieder ein, sehr verwirrt, sehr erhitzt und sehr beschämt.

„So, meine Damen, der Feind ist vorläufig geschlagen und eingesperrt. Ja, die Mäuse! Die alten Aegypter, wie Ihnen Professor Ebers jedenfalls schon irgendwo verraten hat, fürchteten sie als das Tier des Todes. Merkwürdig, wie zähe sich manche von diesen altägyptischen Vorstellungen erhalten haben. — — — Darf ich bitten, fortzufahren, Fräulein Meyer?“

3.

„Sie sind der Held des Tages, Herr Professor,“ bemerkte Frau Doktor Ulrich lächelnd, als sie vor der nächsten Litteraturstunde mit dem jungen Professor allein in ihrem hübschen „Studierzimmer“ saß. „Eigentlich sollte ich es Ihnen gar nicht verraten, aber es ist Thatsache, daß Sie seit Ihrem glorreichen Mäusesieg von meinen Mädchen wie ein Lohengrin bewundert werden. Aber nun raten Sie mir einmal, lieber Professor, was soll ich gegen diese schrecklichen Mäuse machen? Nie hätte ich geahnt, daß sich ein solches Tier in unserem Hause aufhält.“

„Aber ich bitte — in einem Hause, wo soviel Süßes beisammen ist! Mäuse lieben Süßigkeiten. Uebrigens empfiehlt man gegen diese Tiere die Anwendung von Katzen.“

„Wir haben aber keine Katze!“

„Ich werde mir ein besonderes Vergnügen daraus machen, Ihnen eine zu besorgen.“

„Wirklich, wollten Sie das? Ach, wie reizend! — Meinen besten Dank im voraus!“

„Bitte! Wünschen Sie das Tier in Grau, Weiß, Schwarz oder Rot, oder ziehen Sie Melange vor?“

„Ganz nach Ihrem Belieben, bester Professor! — Beiläufig, wie gedenken Sie die nächsten Stunden — leider sind es ja nur noch drei bis zum Semesterschluß! — zu verwenden? Wollen Sie bis zu Ende mit Ihren Wiederholungsfragen fortfahren?“

„Es wäre zu grausam. Mit Ihrer Erlaubnis gedenke ich heute das Examen abzuschließen und den Rest der Stunden auf die Annette von Droste-Hülshoff zu verwenden; sie gehört jedenfalls von allen Dichterinnen am ersten in unsere Litteraturstunden.“

„Ein reizender Gedanke, lieber Professor! Meine Mädchen werden sich sehr freuen.“ — — —

4.

„Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt eine Katze herbekomme,“ murmelte Hans Seeling, als er nach seiner Vorlesung die Villa Ulrich verließ. „Da muß Freund Holm wieder einmal aushelfen, wozu ist die Presse denn da?“ Dann hüllte er sich fester in den Mantel und schritt durch Märzsturm und Regenschauer der Altstadt zu. Sein Herz aber war der Zeit voraus. In lichtem Maienglanze stand vor seinem inneren Blick eine zarte Gestalt mit blonden krausen Haaren und blauen ernsthaft schauenden Augen, fast noch Knospe, doch die lieblichste Blüte verheißend. Es war so köstlich, vor diesem Bilde zu weilen, daß der einsame Wanderer schier verstimmt ward, als er sich nach einer halben Stunde vor der „Villa Medici“ angelangt fand.

Die „Villa Medici“ war ein altes winkliges Haus mit gefährlich steilen Treppen und schmalen dunklen Gängen, unweit der Klinik. Ihren Namen hatte sie daher, daß stets eine Anzahl Assistenzärzte und Kandidaten der Medizin dort hauste. Auf dem Treppenpodest des zweiten Stocks stand ein wohlgefügtes Skelett, das in der erhobenen Rechten zwei Visitenkarten hielt; auf der Karte rechts stand gedruckt „Dr. med. Engelbrecht“, auf der linken mit Bleistift geschrieben „Otto Holm, Vertreter der Presse“.

„Ein netter Vertreter!“ brummte der Professor und klopfte an der ersten Thür links an.

Ein starker Tabaksqualm füllte das ziemlich große, im stillosen Stile der Studentenbuden bunt möblierte Zimmer und lagerte besonders dicht um das Haupt des am Schreibpult sitzenden Bewohners, „wie eine Wolke um die ambrosischen Locken des Zeus“, meinte Otto Holm. Er trug einen geblümten Schlafrock, der mehr Löcher als Blumen zeigte. Links neben dem Pult stand ein Bierhumpen neben einer dickbäuchigen Kanne, rechts lag auf dem Boden eine Anzahl beschriebener Blätter wüst durcheinander.

„Willkommen in der Klause!“ rief der Reporter, indem er seinem Freunde herzhaft die Hand schüttelte. „Es ist Dir vergönnt, einen Blick in die Werkstatt des schaffenden Geistes zu thun. Hier aus diesem Kruge strömt das elektrische Fluidum durch meine Kehle in die Hand, von dort durch die Feder aufs Papier, welches sich unten rechts am Boden niederschlägt. Sammle ich hernach diese Blätter, zähle die Zeilen, multipliziere mit fünf und dividiere durch die schlechte Laune der Redaktion, so habe ich das Ergebnis des chemischen Prozesses in Reichspfennigen ausgedrückt.“

„Was schreibst Du denn da eigentlich?" fragte der Professor, indem er sich vorsichtig auf ein ächzendes Sofa niederließ und die angebotene Cigarre anzündete.

„Ach, nichts von Bedeutung," erwiderte der Reporter. „In diesem Rattennest passiert ja überhaupt nichts während der Universitätsferien. Drei Diebstähle, ein verlegtes Kind und ein Zimmerbrand, das ist die ganze Ausbeute meines heutigen Feldzugs. Aber ein großartiges Feuilleton über merkwürdige Beispiele von treuen Hunden habe ich da eben hingelegt. Großartig, sage ich Dir! Ich hätte nie gedacht, daß ich so lügen könnte."

Der Professor schüttelte den Kopf. „Du solltest doch suchen, auf einen anderen Zweig zu springen, Otto!" meinte er.

„Ja," erwiderte der andere, „spring' Du 'mal gütigst! Das Glück ist mir nun einmal nicht so treu geblieben wie Du, alter Freund und Leibbursch. Die Welt will es mir nicht verzeihen, daß sich das Referendarexamen hartnäckig weigerte, von mir bestanden zu werden. Wie ungerecht! Alexander der Große hatte auch niemals sein Referendarexamen gemacht. Hat man es dem je nachgetragen?"



„Du hast aber noch mehr gethan, Otto, zum Beispiel ein Vermögen durchgebracht."

„Erlaube, lieber Freund, drei Vermögen. Du vergissest die Legate meiner beiden Erbtanten. Und wenn meine dritte Erbtante nicht noch immer so schwer zu leiden hätte, so hätte ich heute das vierte Vermögen sicher."

„Und würdest es auch durchbringen."

„Nein, Hans, da thust Du mir doch unrecht. Ich sage Dir, ich bin im besten Gange, mich riesig zu versittlichen. Ja, sieh' mich nicht so zweifelsüchtig an. Das sind die Wunder der Liebe!"

„Der wievielten?"

„Der letzten, Freund!" versicherte der Reporter pathetisch. „Ach, ich sage Dir, ein Mädchen — ein Herz wie — wie . . ."

„Sagen wir: wie Gold," ergänzte der Professor. „Na, Otto, wenn's diesmal Ernst ist, mich soll's freuen. Aber weshalb ich eigentlich herkam — kannst Du mir eine Katze verschaffen?"

„Kuriose Frage. Die ‚Villa Medici' wimmelt von diesen Tieren. Unsere alte Philöse besitzt allein ein ganzes Rudel."

„Es muß aber ein hübsches sauberes Tierchen sein. So eine weiße oder weißgraue, verstehst Du, mit weichen langen Haaren."

„Ja, die hat der Doktor Engelbrecht nun gerade gestern mitgenommen, der Unmensch. Er macht Versuche über Gegenmittel gegen Schlangengift, weißt Du. Aber wenn Du eine schwarze annimmst — garantiert stubenrein, da nimm sie, sie sei Dein!"

Damit hatte Otto Holm bereits aus einem halbgefüllten Wäschekorb einen kleinen fauchenden Sammetballen hervorgeholt, der sich als ein wirklich sehr hübsches Kätzchen entpuppte.

„Du könntest mir aber auch einen Gefallen thun, lieber Freund," fuhr Holm fort. „Ich habe da eben an meinem Ueberzieher Dinge entdeckt, die nicht mehr zu entschuldigen sind. Wenn Du mir vielleicht für diese letzten paar kühlen Abende — ich weiß, Du hast zwei und wir sind ja wohl beide ziemlich von gleicher Figur —"

„Gerne," erwiderte der Professor. „Ich werde Dir meinen anderen, gleich wenn ich nach Hause komme, senden. Hier diesen gebrauche ich schon, um die Katze zu tragen."

„Schön, besten Dank! Uebrigens sollst Du zu der Katze, nach deren Verwendung zu fragen ich zu zartsinnig bin, auch noch diese thönerne Maus in Lebensgröße haben."

„Ei sieh, welch hübsches Kunstwerk!" rief der Professor erfreut. „Wie kommst Du denn dazu?"

Der andere lächelte schwermütig. „Unterpfand für fünf Mark, die ich dem Bildhauer Härlein in einer weihevollen Stunde gepumpt habe. Hin ist hin, verloren ist verloren! Weißt Du, er sollte für den Medizinischen Verein eine weibliche Idealfigur liefern, eine Allegorie der Löfflerschen Entdeckung des Mäusetyphus-Bacillus, was durch eine Maus zu den Füßen der Dame angedeutet war. Großartige Idee, was? Die Sache zerschlug sich aber, ehe der Thon trocken war. Darauf hat er dann die Maus entfernt und statt ihrer eine Zahnzange angebracht, naturalistisch, im Original. Das Kunstwerk hat er später dem Zahnärztlichen Klub als ‚Odontia' verkauft, aber die fünf Mark ist er mir schuldig geblieben."

5.

Als der Professor das nächste Mal vor seinen Schülerinnen erschien, war auch Pussy das Kätzchen da. Sie lag auf einem weichen Sessel nahe dem Ofen, labte sich an der behaglichen Wärme und schien für gar nichts anderes Sinn zu haben. Paula Meyer hatte ihr ein blaßblaues Sammetband um den Hals geschlungen, mit einer großen Schleife, deren Enden wie zwei große blaue Ohren über dem kugelrunden Katzenschädel aufragten.

Fürs erste verlief die Stunde ohne Störung. Der Professor las vor aus den Gedichten der Annette von Droste-Hülshoff. Er las sehr gut und ausdrucksvoll. Mit atemloser Spannung lauschten die Mädchen. An die Katze dachte keines mehr.

Plötzlich klang mitten in die grausige Todeslandschaft, die seine Recitation eben schilderte, ein leiser Klaps, wie wenn ein weicher Ball auf den Boden aufschlägt, dann ein ängstliches Piepsen, die jungen Damen schrieen auf, und als der Professor sich umwandte, hatte Pussy das vorwitzige Mäuschen bereits in die Mitte des Teppichs getragen und schickte sich an, der neuen Herrschaft die erste Vorstellung zu geben.

Die Maus piepste und zappelte unter den angelscharfen Krallen. Nun lösten sich diese von ihr, sie glaubte sich frei und wollte weghuschen, aber sogleich fuhr die kleine Tatze wieder mit einer blitzschnellen zierlichen Wendung in ihren Nacken, und das grausame Spiel begann von neuem.

In diesem Augenblick aber fühlte sich Pussy von einer übermächtigen Gewalt selber im Nacken gefaßt und emporgehoben. Ihre halbtote Beute zwischen den Zähnen, strampelte sie heftig und kratzte in großer Entrüstung mit den Hinterfüßen blindlings um sich. Eitel wie alle Katzen, hatte sie auf Lobsprüche und Streicheln gerechnet, und nun kam man ihr so. Es half ihr aber nichts, der Professor hielt fest und trug sie samt der Maus vor die Thür.



6.

Aus Paula Meyers Tagebuch.

. . . Und wie er sich dann hernach entschuldigte — ach, er und entschuldigen!! — und sagte, es gebe für ihn nichts Unerträglicheres als diese kalte spielende Grausamkeit . . . Und dann lächelte er, sein herrliches Lächeln, und strich sich mit der rechten Hand über die Stirn und sagte: er habe noch eine besondere Schwäche für die Mäuse, und erzählte, wie er als kleiner Junge 'mal so krank gewesen sei und so einsam, da habe ihm der alte Hausknecht seines Vaters ein paar weiße Mäuschen in einem Käfig gebracht, ganz reizende Tierchen, schneeweiß mit rosenroten Näschen und Aeuglein, und das sei dann tage- und wochenlang seine größte Freude gewesen, und die eine konnte sogar singen, was ich entzückend finde!

Thusy sagt, er hätte mich immer dabei angesehen und mir hätten die Thränen in den Augen gestanden, was recht häßlich von ihr ist, aber ich glaube, sie hat recht. Es muß ja auch einen Indianer rühren, wenn ich mir das denke, so ein starker herrlicher Mann — er, der Herrlichste von allen!! — und dann hilflos und aufs Lager gefesselt und hat nichts zur Unterhaltung als zwei kleine Mäuschen! O, hätte ich ihn pflegen können! Das heißt, damals war er ja noch klein, welch ein reizendes Kind muß er gewesen sein, ich wollte, ich hätte ein Bild davon!

O, dürfte ich ihn immer pflegen und brauchte ihn nie zu verlassen!!! Aber ach, nur wenige Tage noch, und dann . . . Ich habe mir heute in Schillers Gedichten „Des Mägdleins Klage" mit der Häkelnadel angestrichen — wie ganz empfinde ich da mit dem großen Dichter!! — — Oder sollte es — sollte es wahr sein, was Thusy neulich, als sie nachts zu mir herüber flüchtete, weil sie meinte, es könnten doch welche von den häßlichen alten Mäusen hier sein, und der Mondschein fiel so breit herein — da war sie wieder recht abscheulich und neckte mich und sagte — — — aber nein, erröte, meine Feder, und schweige!!!!

Thusy schläft schon, und ich will nun auch zu Bett gehen. In den anderen Zimmern ist auch schon alles dunkel und still, sogar drüben bei Hetty und Margot, wo sie gestern so einen Lärm gemacht haben mit der Katze, diesem abscheulichen Tier. Die kann lange warten, bis ich ihr wieder ein Band schenke. Wie sie ihn giftig anstierte aus ihren grünen falschen Augen, den edlen Mann!!! — Wie die anderen nur schlafen können nach so einem Tage!

Ich wollte, ich hätte ein paar weiße Mäuse. Es sind zu süße Geschöpfe!

7.



Professor Hans Seeling lehnte im Sessel vor seinem Schreibtisch und starrte träumend auf eine Photographie, die in dunklem Stehrahmen auf dem Tische den Ehrenplatz einnahm. Sie stand neben der Lampe, so, daß er beim Schreiben aufblickend sie stets vor sich sah. Vor ihr lag die thönerne Maus, und um Bild und Maus schlang sich ein junger blaßgrüner Epheuzweig.

Nach langem Sinnen reckte sich der Professor, ergriff die Feder und schrieb einen Brief zu Ende, zu dessen Fortsetzung er so viel Zeit gebraucht hatte. Er schrieb:

„Aber das ist alles nur wirres Zeug, wirst Du sagen, und giebt noch nicht einmal eine Antwort auf die höchst einfache Frage, ob ich in acht Tagen komme oder nicht. Nun, lieber Vater, Du hast immer darauf bestanden, daß Dein erwachsener Sohn Dir gegenüber offen sei wie ein junger Kamerad, und wie sollte ich vor Dir auch ein Geheimnis haben? Seit ich zu denken vermag, bist Du mir Vater und Mutter zugleich gewesen, und wenn die liebe selige Mutter, die ich kaum gekannt habe, noch lebte, ich würde vor ihr so offen sein wie vor Dir. Aber zuerst muß ich selbst klar sehen. Es giebt Dinge, die kann und soll ein Mann nur allein durchfechten. Ich bin in den letzten Wochen in mich gegangen, habe unter Verbrauch von bedenklich viel Cigarren — die letzte Sendung war herrlich! — mit allerlei abgeschlossen und möchte nun einen kleinen Sturm auf den Himmel wagen. Es ist mir, als schwebte ein großes Glück dicht vor mir, als fühlte ich den Hauch seiner Fittiche an der Stirne, und ich will greifen und sehen, ob ich es halten mag. Und also — um Dich nicht länger zu behelligen — komme ich in acht Tagen, so bringe ich Dir etwas Köstliches mit, und kommen wir nicht, so mache ein Kreuz auf diesen undisciplinierten Brief und wisse, Dein Sohn hat sich in die Wissenschaft vergraben, wo sie am tiefsten ist, und Gott weiß, wann er wieder herauskommt.



In inniger Treue
und Dankbarkeit
Dein Hans."

Nachdem der Professor dies geschrieben, den Brief adressiert und durch den Diener fortgeschickt hatte, zündete er sich eine Cigarre an, lehnte sich wieder zurück und starrte durch die blauen luftigen Wölkchen nach dem Bilde hin, mit einer Ausdauer und Hingabe, als ob er vom Staate eigens zu diesem Zwecke angestellt wäre.

8.

Um dieselbe Stunde saß Paula Meyer allein in dem traulichen Zimmer, das sie mit ihrer Busenfreundin Thusnelde teilte, vor einem kleinen Tischchen. Sie blickte lange mit verweinten Augen auf den Lampenschirm, der weiß auf grün zwei kosende Täubchen zeigte. Dann fuhr sie sich mit ihrem in Kölnisches Wasser getauchten Tüchlein über die erhitzten Wangen, strich das gestickte weiße Negligé von ihrem hübschen Arme zurück und schrieb, häufig schluchzend, in ihr silberbeschlagenes Tagebuch:

„Freitag, abends spät.

Brich zusammen, du Gebäude schüchterner Hoffnungen, das ich auf diesen Blättern vorgestern aufgerichtet!!! Meine Liebe ist verraten, mein Herz geknickt, und ich wollte, ich wäre tot!!! O, wer hätte so etwas geahnt! Hätte ich doch nur Margot statt meiner mit Hetty Siegendorf zu ihrer Tante gehen lassen, so hätte ich wenigstens das Entsetzliche nicht mit eigenen Augen gesehen. Aber es ist am Ende besser so. Gewiß war es eine Fügung!

Hetty that so groß, als ob sie ihn zuerst erkannt hätte — o Gott, als ob ich ihn nicht mit verbundenen Augen aus Millionen heraus erkennen würde, mit seiner stolzen Haltung, seiner ungeduldigen Kopfbewegung, wie er unter der Laterne auf die Uhr sah — und dann sein großer Mantel mit der Kapuze, der graue, wo er noch vorige Fastnacht auf dem Eise drin so lieb zu mir gewesen war — der Heuchler! O diese Falschheit — aber so sind sie!! Alles Don Juans. Mozart hat ganz recht . . . Und wie es dann unter dem Thorweg so p—st machte, pst — pst — und dann er gleich hin und wir hinterdrein und da stand sie — o dieses Geschöpf, wer sie wohl sein mag, die ihn so umstrickt hat!!! Hetty sagt, sie hätte ihn zuerst geküßt, daß es nur so klatschte — und sie wollte immer noch mehr zusehen, aber ich lief fort, wie mit Furien gepeitscht . . . O, wenn er ahnte, wer ihn auf seiner schwarzen That belauschte. Aber morgen gehe ich wieder mit Hetty hin — ich will wissen, wer sie ist. Hetty sagt, die träfen sich gewiß



Vom Innsbrucker Volkstrachtenfest: Tiroler Bauernhochzeit.

Nach der Natur gezeichnet von Oscar Graef.

jeden Abend und sie habe ihm nie getraut. O diese Männer! Krokodile sind sie, und noch schlimmer!

Ich muß schnell abschließen, gleich kommt Thusy, und dann soll ich wieder mit der von ihm reden, und am Ende — o Gott! — verrate ich mich. Nein, ich lege mich ins Bett und thue, als wenn ich schliefe, und wenn sie mich in den Arm kneift, ganz egal!! Aber wenn sie eingeschlafen ist, dann werde ich mich satt weinen.

— — — — — — — — — — — — —

Ich mache das Buch noch einmal auf, Thusy schläft wie ein Bär, und es ist zu häßlich, was ich da geschrieben habe. Ich habe es mir jetzt klar gemacht, er ist gewiß nur umstrickt worden, ach, er ist ja von Natur so gütig und vertrauend, und er wird gewiß recht unglücklich durch sie werden. Ich wollte, ich könnte ihn trösten, ich habe ihn ja so lieb, aber ach, er hat es ja nie gewußt! So wandelt die Sonne an dem bescheidenen Vergißmeinnicht vorüber und sendet ihre wärmsten Strahlen auf die stachlige Distel!"

9.

„Hans," rief Otto Holm, „lieber treuer alter Hans, umarme mich — oder besser, reiche mir einen Cognac, eine Havanna und Deine Rechte, denn ich sage Dir, frei nach Goethe bei Valmy: Von hier an und von diesem Tage hebt eine neue Epoche in meiner Lebensgeschichte an, und Du kannst sagen, daß Du dabei gewesen bist!"



Verwundert betrachtete der Professor seinen späten Gast. „Hier hast Du alles Gewünschte, aber nun setze Dich, bitte, und sage mir einmal ruhig und in Ordnung, was Dich hierher führt, zu so später Stunde, in solcher Stimmung und so feierlich schwarz gekleidet?"

„Aber Hans," fragte der andere in maßlosem Erstaunen, „merkst Du's denn nicht? Meine alte Tante ist endlich von ihren Leiden erlöst; vor drei Tagen war das Begräbnis. Nein, sieh mich nicht so moralisch entrüstet an, es war wirklich eine Erlösung. Bedenke, seit fünf Jahren gelähmt und fast blind! Aber ihr Herz war gut geblieben, Gott segne ihr Andenken! Ein großes Legat hat sie für ihren nichtsnutzigen Neffen ausgesetzt. Heute nachmittag war Testamentseröffnung. Ja, Hans, was sagst Du nun? Seit drei Uhr dreißig Minuten bin ich Kapitalist."

„Nun, ich gratuliere von Herzen! Aber gespannt bin ich, wie lange —"

„Nein, teurer Freund, diesmal giebt's keine Dummheiten mehr. Du kennst eben die Macht der Liebe nicht. Morgen gehe ich zu Gretchens Vater, wir haben es vorhin miteinander ausgemacht. Jetzt wird mir der Alte keinen Korb mehr geben. Ich trete ins Geschäft ein und werde Geflügelzüchter."

„Was wirst Du?"

„Na, Geflügelzüchter. Der Alte hat eine große Geflügelhandlung und -züchterei; weißt Du, schon mehr Geflügelfabrik. Als Journalist übernehme ich natürlich zunächst die Abteilung für Enten. — Es war übrigens an der Zeit, daß es mit der heimlichen Liebe und den Stelldicheins aufhörte. Seit zwei Abenden wurden wir immerfort von ein paar Damen belauscht. Gretchen fing an, gehörig eifersüchtig zu werden. Na, das schadet ja nie."

„Wie steht es denn aber mit Deinem Preßdienst?"

„Aus ist's, Freund! Die Ketten sind gefallen, ein freier Mann steht vor Dir und bittet Dich, schleunigst Deine Lenden zu gürten und ihm zu folgen; denn heute abend mußt Du mein Gast sein, Hans, deshalb kam ich her. — Uebrigens habe ich der Dame Presse gedient bis zuletzt. Heute noch, dicht vor der Testamentseröffnung — denke Dir! — habe ich eine feine Personalnotiz für die Rubrik ‚Aus der Gesellschaft' erwischt und abgegeben — sensationell: Verlobung des Rittmeisters von Wildenstedt, früher hier in Garnison, berühmter Sportsmann, mit der Tochter des reichen und kunstsinnigen Industriellen Meyer aus Hamburg, in Firma H. H. C. Meyer sel. Söhne. Diese Notiz — —"

„— ist erlogen, nicht wahr? Bitte, Otto, sage ja!" stammelte der Professor.

Der Exreporter sah ihn entrüstet an. „Wie, denkst Du, daß ich meinen Posten im Dienste der zeitgenössischen Geistesbildung mit einer Lüge verlasse? Nein, lieber Freund, diesmal ist es wahr. Der Oberkellner im ‚Schwanen' hat mir persönlich die Fenster gezeigt, hinter welchen der selige H. H. C. Meyer und Söhne diese Nacht hier in unsern Mauern zu weilen gedenkt. Vermutlich will er sich vergewissern, welche Marke sein Schwiegersohn früher im ‚Schwanen' zu trinken liebte. Aber wozu jetzt davon schnaken! Komm, altes Haus, ich habe dem Jean eine stille Bowle in Auftrag gegeben — natürlich im Hinterzimmer, der Trauer wegen. Es wird ein gemütlicher kleiner Kreis, und Du sollst die Perle darin sein. — Was stehst Du denn da und starrst auf Deinen Schreibtisch, Hans?"

Der Professor wandte sich hastig um. „Du mußt mich entschuldigen, lieber Freund. Ich kann heute nicht."

„Das wäre noch schöner," rief Otto Holm. „Morgen ist Sonntag, da kann der Mensch ausschlafen, und ich sage Dir, es wird eine sehr hübsche Gesellschaft. Der Redakteur Schmitz, Doktor Engelbrecht mit dem Schlangengift, zwei unbesoldete Assessoren, und übrigens — Du brauchst Dich nicht zu genieren, Du sollst nicht der einzige Professor sein — Dein Kollege Wolf von der medizinischen Fakultät wird auch da sein und Dir jedenfalls sein Lehrgedicht ‚Der Tisch für Magenkranke' vortragen. Ich weiß es schon halb auswendig. Es sind wahrhaft erhabene Stellen darin."

Und Otto Holm reckte die rechte Hand aus und schickte sich pathetisch an, seinem Freund eine Probe zu geben.

„Hör' auf," flehte der Professor. „Ich sage Dir, Otto, ich kann nicht, ich — ich muß allein sein."

Otto Holm sah sehr betrübt drein. „Dann nicht," sagte er, nahm Hut und Stock und schritt zur Thür. „Dann will ich Dich auch nicht weiter aufhalten."

Hans eilte ihm nach. Es war, als ob sie beide noch Knaben wären, die sich eben gezankt hätten. „Otto, bist Du mir böse?" fragte Hans.

„Nein," sagte der andere, „nur so traurig. Als ich noch ein armer Kerl war, hast Du mir's nie abgeschlagen, wenn ich auch 'mal wieder den Wirt spielen wollte."

„Ich thu' es auch jetzt nicht," rief Hans, „warte, ich gehe mit! Hier — halte ich es doch nicht aus . . ."

„Du bist so verstört. Was hast Du nur?" fragte Otto teilnehmend.

„O, nichts. Ich habe nur etwas verloren."

„Etwas sehr Wertvolles?"

„Für den Liebhaber, ja."

10.

Auszug aus Paula Meyers Tagebuch.

Samstag, abends spät.

Befreit, o welche Seligkeit! So rufe ich mit Fidelio aus — oder ist es die Leonore im Troubadour? Wie konnte ich nur glauben, daß er es wäre!!! Es war ja ein ganz gewöhnlicher

Mensch, als er sich umdrehte. Vielleicht hat er ihm den Mantel gestohlen, oder hat ihn von ihm geschenkt bekommen, er ist ja so gut. Ich habe es Hetty aber gleich gesagt. O wie froh ich bin!! Ach, und heute morgen in der Schlußstunde war ich so garstig, sie haben es alle gemerkt. Wie kann ich es nur wieder gut machen?!! Aber morgen, beim Fest, will ich recht freundlich zu ihm sein.

Ich kann nicht weiter schreiben, ich bin zu glücklich. Warum nur, du dumme Paula?! Aber einerlei, ich muß jetzt 'was lieb haben, am liebsten ginge ich zu meiner lieben Thusy hin ans Bett und weckte sie und küßte sie halb tot, und wahrhaftig, ich klappe das Buch zu und thue es.

Sonntag, vormittags zwölf Uhr.

Ich möchte schreiben, aber ich kann nicht, ich zittere vor innerem Weinen. Maus!!! Das sagt alles. O wie kann ich jetzt meinem Vater .... (Ein Klecks.)

11.

„Das Schauderhafteste ist der andere Morgen!“ stöhnte Hans Seeling, als er sich am Sonntag endlich gegen Mittag halb zwölf Uhr — es ist leider wahr! — vor den Tisch in seiner Studierstube setzte und mit etwas unsicherem Blick auf das Frühstück blickte. Der Kopf schmerzte ihm furchtbar. „Gottfried, Mensch, warum hast Du mich nicht früher geweckt?“

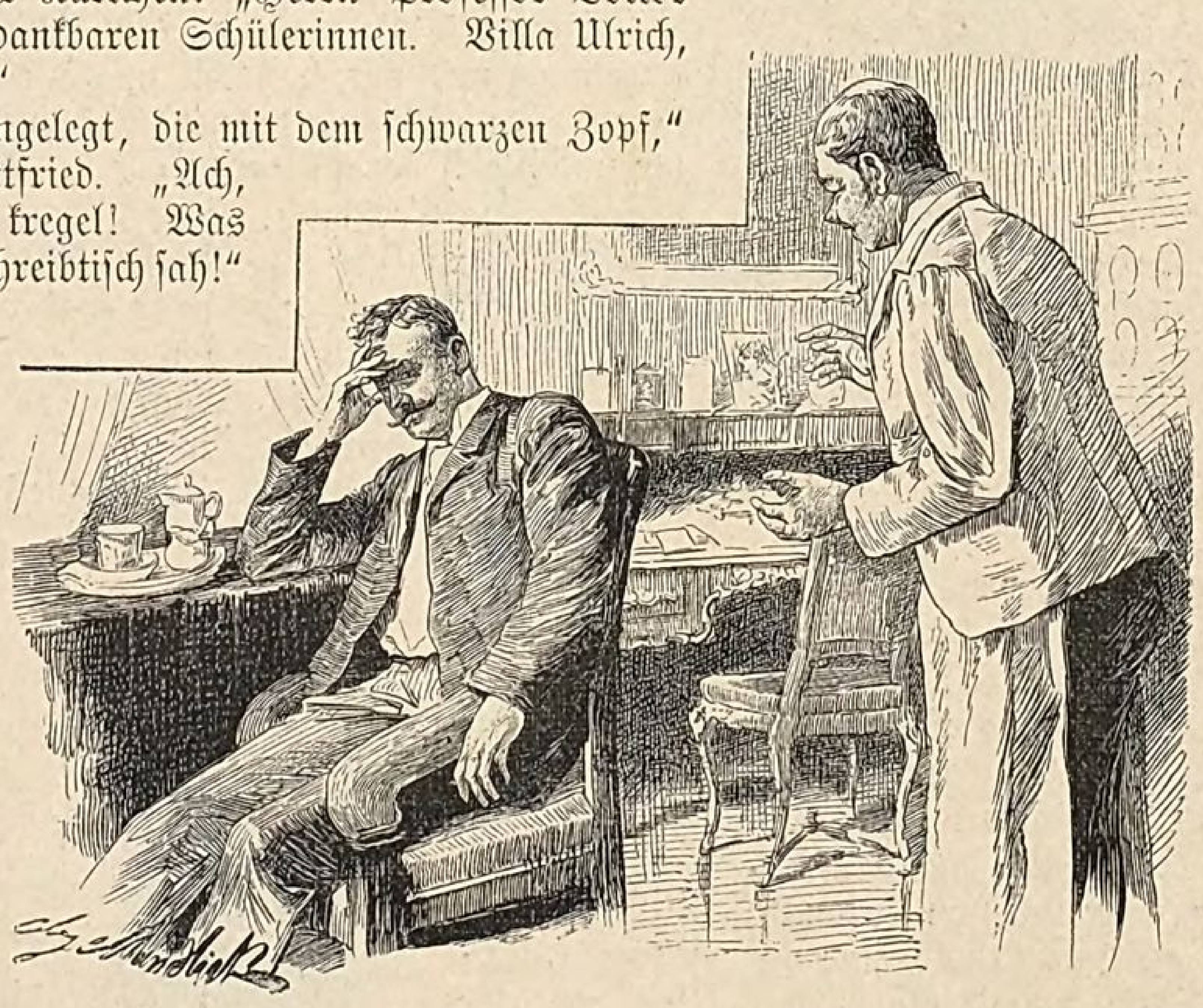
„Um halb Neun waren der Herr Professor durchaus nicht wach zu kriegen,“ meinte der getreue Gottfried. „Sie waren eben auch sehr spät nach Hause gekommen. Und nachher, als die Damen da waren, die verboten mir, Sie zu wecken.“

„Damen? Was für Damen?“

„O, drei sehr schöne junge Damen,“ grinste Gottfried. „Sie meinten, ich sollte ihn nur dorthin stellen, der Herr Professor werde ihn schon finden. Da steht er.“

Und in der That, da stand „er“: selbstverständlich der Hermes des Praxiteles, schön nachgebildet, mit sanftgeneigtem Haupte, und darunter ein zierliches Kärtchen: „Herrn Professor Doktor Hans Seeling von seinen dankbaren Schülerinnen. Villa Ulrich, Winter-Semester 1893/94.“

„Das hat die eine hingelegt, die mit dem schwarzen Zopf,“ erläuterte der getreue Gottfried. „Ach, Herr Professor, die ist aber kregel! Was die gelacht hat, als sie den Schreibtisch sah!“



„Natürlich Sennorita Thusnelde Lehmann,“ murmelte der Professor. „Was hatte sie denn an meinem Schreibtisch so zu lachen? — Herrgott, Mensch, die haben doch nicht etwa das Bild —“

„Ja, das hat ihnen viel Spaß gemacht. ‚Wer ist denn das?‘ fragte die Kleine mit den braunen Augen —“

„Margot Menzel, natürlich!“ brummte Hans für sich.

„— und da sagte ich: ‚Ach, das ist unsere Maus. Der Herr Professor sagen nur immer: Gottfried, nimm mir die Maus in acht!‘ Und da lachten sie alle drei und tuschelten untereinander und guckten zwischendurch immer nach dem Schlafzimmer, ob der Herr Professor auch nicht wach würden. ‚Keine Sorge,‘ sagte ich, ‚da können Sie ganz ruhig sein, wenn's abends so früh geworden ist, da schläft er hernach wie ein Igel.‘“

„Sehr freundlich, in der That,“ stöhnte der Professor. „Höre, Gottfried, das wird noch am jüngsten Tage eine Rechnung zwischen uns beiden geben. Nun sage nur noch, daß die dritte schlank, blond und blauäugig war, mit kurzen Löckchen —“

„O nein,“ antwortete Gottfried, „wo denken der Herr Professor hin? Das war ja so eine Große, mit breiten Schultern und fuchsigem Haar, ganz frei, und mit so scharfen grauen Augen —“

„Na, Gott sei Dank! Also die Siegendorf. — Nun geh', Du Ungeheuer, bringe mir Rheinwein mit Apollinaris, und wenn Du unterwegs einem zerbrochenen Rohre begegnest, so denke an Deinen Herrn. — So trifft alles zusammen,“ philosophierte Hans, als der Diener sich entfernt hatte, „verlorene Liebe und der Fluch der Lächerlichkeit — und der Kater. Brr! — Nun, sie freilich wird jetzt Wichtigeres zu thun haben als mich zu besuchen ... Aber lieb ist es doch von den Mädchen. Hoffentlich haben sie's nicht gemerkt, daß dieser unvermeidliche Hermes bereits in drei Exemplaren auf demselben nicht mehr ungewöhnlichen Wege in dieses Zimmer gewandert ist. — Wäre es nur erst Abend und diese dumme Feier im Institut vorbei! Aber abschreiben will ich doch nicht. Es sähe jetzt zu lächerlich aus.“

12.

Als der Professor gegen Abend in der Villa Ulrich erschien, wurde er sogleich an der Thür des Vorgartens von Thusnelde Lehmann und Hetty von Siegendorf abgefangen. Man ließ ihn gar nicht zu Wort kommen. „Ach, Herr Professor,“ klagte Thusy, „es ist schrecklich gut, daß Sie da sind. Ohne Sie sind wir verloren. Bitte, helfen Sie uns, es geht alles drunter und drüber mit der Aufführung, und bei der Probe ging es doch noch so famos! Nicht wahr, Herr Professor, Sie gewähren uns die Bitte?“ Und leise setzte die schlaue Thusy hinzu: „Wir haben auch den anderen heute morgen eine ganze Dankrede erzählt, die Sie uns gehalten hätten.“

Die „Aufführung“ bildete in der Villa Ulrich eine Zierde des Semesterschlusses. Sonst stand sie unter der Leitung einiger erfahrenen Lehrkräfte. Diesmal aber hatten sich die jungen Damen ausgebeten, einmal mehr selbständig zu arbeiten, und die Folgen zeigten sich nun. Die Hälfte der Mitwirkenden kauerte in einem Winkel der Bühne, von allen Schauern des Lampenfiebers gerüttelt, und mit den Bühnenrequisiten sah es sehr übel aus. „Wir wissen nicht einmal, wie wir den Donner machen sollen, auf den Blitz haben wir schon verzichtet,“ klagte Thusy, die noch am meisten den Kopf oben behielt, mit bekümmerter Miene. „Tony Fink hatte ganz sicher behauptet, man könnte es mit einer großen silbernen Schale, wenn man sie an einer Kordel aufhinge und mit einem Pantoffelabsatz daran schlüge. Aber nun klingt es gar nicht wie Donner, hören Sie nur, Herr Professor!“ Und das war sehr schlimm, denn der Donner spielte in dem aufzuführenden Stück eine bedeutende Rolle. Es war das litterarische Vermächtnis eines Amtsvorgängers des Professors an die Schule, die Geschichte von dem edlen Königssohn und der wunderschönen Hirtentochter, die nach unzähligen Verfolgungen seitens der bösen Zauberin Nocturna endlich doch durch den mächtigen Schutz der Elfenkönigin Titania und ihres treuen Oberelfen Puck zusammengeführt werden. Das Schauspiel war eitel Poesie, übergossen mit sanftem Mondenschein und gestickt mit blauen Veilchen, und natürlich donnerte und blitzte es jedesmal, wenn Dame Nocturna oder Titania erschien.

Nun, mit dem Professor trat ein rettender Geist in das Durcheinander der kleinen Bühne, die in einem Nebenzimmer des großen Saales im ersten Stocke aufgeschlagen war, so daß die geöffnete Flügelthür als Rahmen der Scene diente. Mit Hilfe Thusys, die in dem Allerheiligsten der Garderobe — einem Seitenalkoven — das Kommando übernahm, brachte er Schick in die Erscheinungen und dann in das Spiel, und als er versprach, während der Aufführung selbst hinter den Coulissen als Regisseur, Wolkenschieber und Souffleur mitzuwirken, gewannen auch die Verzagtesten Mut, und der Vorhang teilte sich nur wenige Minuten nach der festgesetzten Stunde.

Unheilbarer Verwirrung schien nur der Königssohn Theoderich, im bürgerlichen Leben Paula Meyer genannt, anheimgefallen zu sein.

Der weite weiße Rittermantel, den er über seiner spanischen Herrenkleidung trug, ließ zwar an Decenz nichts zu wünschen übrig, dafür erforderte er aber für den Träger die größte Aufmerksamkeit, um nicht beständig über die Schleppe zu stolpern, und die Königliche Hoheit ließ es an dieser Aufmerksamkeit durchaus fehlen. Zudem hielt sie sich stets nach Möglichkeit auf der Seite nach der Garderobe zu, wodurch sie sich der Wohlthat des Soufflierens gänzlich beraubte und das Zusammenspiel häufig zu stören drohte.



„Höre, Paula," bemerkte die Hirtentochter Thusy, während draußen auf der Bühne Nocturna und Titania ein Wett-Erscheinen aufführten. „Was ist das nur mit Dir? Ich glaube, Du genierst Dich vor dem Professor mehr als vor einem ganzen Armeekorps Lieutenants."

„Laß mich! Du bist unausstehlich," schluchzte der Königssohn und stampfte mit dem Füßchen auf die Mantelschleppe.

„So? Das ist ja recht nett," erwiderte die Hirtentochter. „Na warte, ob ich Dir nachher helfe, wenn Du so bist."

„Du brauchst mir gar nicht zu helfen, Du — Du — Du bist abscheulich, immer, schon den ganzen Nachmittag."

Der Professor „donnerte" gerade während dieses Gespräches, indem er einen großen Sack Kartoffeln langsam und kunstgerecht in eine Waschbütte kollern ließ. Dabei machte er ein entsetzlich trauriges Gesicht und blickte zuweilen nach der anderen Seite zu dem Königssohn hinüber, mit Augen, in denen eine Welt von Jammer dunkelte. Der armen Pussy, die gerade vorbeistreichen wollte, warf er eine Kartoffel an den Kopf, und ihr Wehschrei erhöhte noch den schauerlichen Zauber der Bühnenscene.

Nun, schließlich ging auch dieses Stück zu Ende. Das Publikum, unter welchem neben Frau Doktor Ulrich ein älterer wohlbeleibter Herr mit goldener Brille den Ehrenplatz einnahm, spendete unendlichen Beifall. Die gefeierten Künstlerinnen mischten sich nach und nach — wo dies anging, in ihren Bühnengewändern — in den Zug der gewöhnlichen Sterblichen, der unter Lachen und Plaudern die Treppe hinunter in die Gesellschaftsräume pilgerte. Der Professor blieb noch im Bühnenraum, um einige feuergefährliche Requisiten zu beseitigen — oder weil es ihm sonst so gefiel.

13.

Schließlich stieg auch Hans die breite festlich erleuchtete Treppe hinunter, sehr langsam und sehr traurig. „Ich wollte, es wäre morgen," seufzte er. Dabei lehnte er sich an den Pfosten, ohne zu bemerken, daß neben ihm auf dem Geländer Pussy kauerte. Die Gelegenheit war zu verlockend für das kleine rachsüchtige Raubtier. Sie zog den geschmeidigen Leib zusammen und zielte zu einem großen Sprunge, gerade nach dem Gesicht des Mannes. Dann gab es urplötzlich einen Schrei, ein Gezisch und Gefauche, die Katze sauste an Hansens Kopf vorbei auf den Teppich und vor ihm standen — nun wieder in Civil — Thusy und Paula, letztere mit einem roten Streifen über dem zarten Handgelenk.

„Entschuldigen Sie, Herr Professor," sagte der verwandelte Königssohn mit einer Stimme, so kühl wie in der Tanzstunde, „das Tier wollte nach Ihnen springen, als wir gerade vorbeikamen, und da habe ich es weggejagt."

„Und Sie sind statt meiner verwundet worden!" rief Hans statt jeden Dankes, indem er voll Bestürzung nach Paulas blutendem Händchen griff.

„O bitte, Herr Professor!" erwiderte sie und hielt die Hand auf den Rücken.

Der kleine Lärm hatte noch einige Mädchen herbeigezogen. Neugierig drängten sie heran, und die rothaarige Hetty von Siegendorf, welche schon längst nur die Fee Nocturna hieß, flüsterte kichernd: „Nun hat die Maus es doch von der Katze gekriegt!"

„Pfui," rief Thusy, gab der bösen Fee einen recht kräftigen Puff und zog Paula, welche laut zu weinen anfing, mit sich fort in ein leeres Zimmer. „Daß mir keine von Euch nachkommt!"

„Ich wollte, ich hätte ein Glas Sekt!" seufzte der Professor für sich. Es fing an, ihm schwindlig zu werden. Und jetzt kam er auch noch in den hellen, menschenerfüllten Saal, und da stand auch schon Frau Doktor Ulrich mit dem dicken Herrn vor ihm.

„Unser Herr Professor Doktor Seeling — Herr Senator Meyer."

„Nun, es war ja sehr, sehr hübsch," meinte der Senator, „aber, aber der Königssohn!"

„Nur zu erklärlich in der bräutlichen Stimmung," erwiderte Hans mit grausamer Selbstquälerei. „Gestatten Sie mir, Herr Senator, daß ich Ihnen zur Verlobung von Fräulein Paula meinen herzlichsten Glückwunsch ausspreche!"

Der dicke Herr sah ihn groß an. „Aber, Herr Professor, ich verstehe nicht recht — bis jetzt weiß ich nur von der Verlobung meiner ältesten Tochter Helene mit Herrn von Wildenstedt."

„Ihrer Tochter He—lene?" stammelte Hans, „ja dann — dann entschuldigen Sie gütigst, Herr Senator!"

Und fort war er. Der dicke Herr sah ihm nach und blickte dann Frau Doktor Ulrich fragend an. „Er wird etwas vergessen haben," meinte sie entschuldigend. „Darf ich Ihnen hier unseren trefflichen Zeichenlehrer, Herrn Rabe, vorstellen?" Und während die beiden sich begrüßten, murmelte sie: „Herr meines Lebens, mir ahnt etwas!"

14.

Unterdes war Hans an dem bewußten kleinen Ankleidezimmer angelangt und stürzte höchst ungebildet gleich mit dem Anklopfen hinein. Da saß Paula weinend auf einem Sessel, Thusy stand neben ihr und gleich darauf auch Hans. „Paula!" rief er.

„Lassen Sie mich, Herr — Herr Professor!" schluchzte sie und wollte nach der Thür eilen. Aber dort hatte schon Thusy den Platz eingenommen. Sie stand wahrhaft groß da.

„Was hat man eine Not mit den Menschen!" rief sie. „Nun, Gott sei Dank, daß Sie wenigstens da sind! Nein, hier wird nicht wieder weggelaufen, jetzt kann er Dir ja sagen, wie es wirklich ist. Bitte, sagen Sie's ihr doch, Herr Professor! Es ist ja alles nur wieder so ein Streich von der Fee Nocturna — die hat nämlich den Spitznamen ‚Maus' für Paula aufgebracht, Herr Professor, weil Paula seit der Geschichte neulich so für Mäuse schwärmt und sich ärgert, wenn die Nocturna so intim mit der Katze ist, und die hat ihr dann heute morgen vorgelogen, der Herr Professor ulke zu Hause mit seinem



Diener über unsere ‚Maus‘ — na, nun sagen Sie's ihr doch, Herr Professor — was das Bild mit dem Epheu bedeutet, das kennt man ja!“

„Thusy,“ stammelte Paula, am ganzen Körper bebend, „schweig'! Schweig, Du — Du —“

„Ach was! Meinst Du, ich könnte den Jammer noch länger mit ansehen — ich hab' es ja schwarz auf weiß gelesen, was Dir fehlt!“

„O Gott,“ schluchzte Paula ganz geknickt, „mein Tagebuch! Also Du hast? — Weißt Du, was Du bist —“

„Sst!“ machte die tapfere Thusy, „kein Wort! Was ich bin, das kannst Du mir hernach sagen, jetzt stelle ich mich hier vor die Thür, und wenn Du dann nachher noch immer lieber hättest, daß die Nocturna statt meiner Dein Buch erwischt hätte, wie Du hinunterliefst, als Dein Vater vorfuhr, dann — dann — ist es mir auch egal, dann bist Du Deine beste Freundin los!“

„Paula, liebes Fräulein Paula!“ sagte Hans, dessen Seele in einem Meer von glückseligen unbestimmten Hoffnungen umhergewirbelt wurde, und er ergriff die kleine Hand mit dem roten Striemchen und begann leise, innig zu flüstern — — —

„Na ja!“ machte Thusy befriedigt und schloß die Thür hinter sich.

15.

Der Herr Senator stand im großen Salon inmitten einer Gruppe von jungen Damen und unterhielt sich köstlich. Er war in bester Laune. „Aber wo steckt denn eigentlich meine Tochter?“ fragte er lachend. Alles blickte sich suchend um, sie war nicht zu sehen.

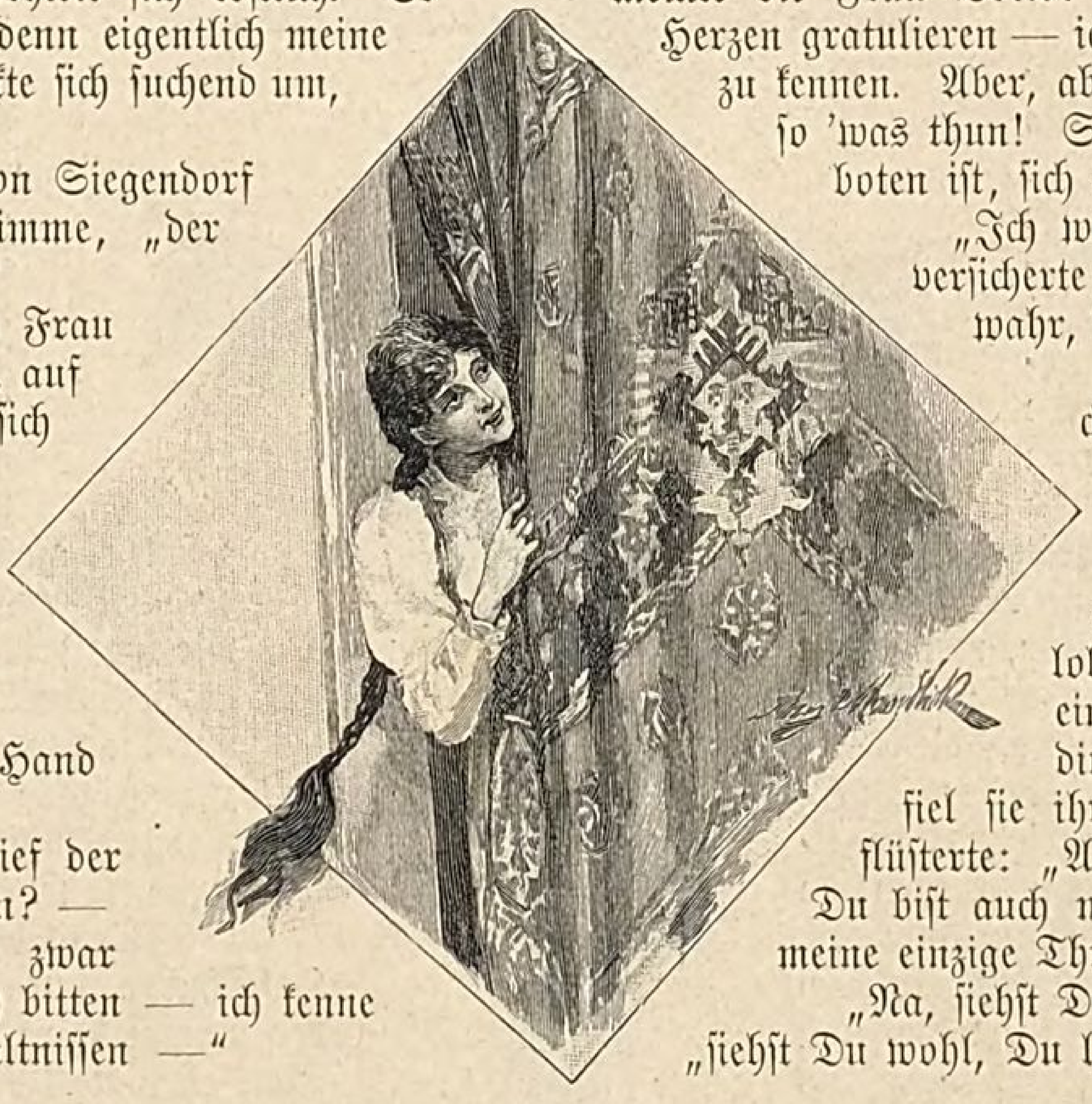
„Merkwürdig,“ bemerkte Hetty von Siegendorf mit ihrer etwas scharf klingenden Stimme, „der Herr Professor ist auch verschwunden.“

In diesem Augenblick näherte sich Frau Doktor Ulrich dem Senator. „Ach bitte, auf ein Wort,“ flüsterte sie ihm zu und ließ sich von ihm in ihr Privatzimmer geleiten.

Was er dort sah — so anmutig es auch war — beraubte den Herrn Senator zunächst der Sprache, und ehe er sie wiedergefunden hatte, stand Hans bereits vor ihm:

„Herr Senator, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter Paula!“

„Aber da hört doch alles auf!“ rief der Ueberraschte, „Paula, was soll das heißen? — Herr Professor, Ihr Antrag ist mir zwar sehr schmeichelhaft, aber ich muß doch bitten — ich kenne ja noch gar nichts von Ihren Verhältnissen —“



„Herr Senator verzeihen,“ sagte Hans, stramm aufgerichtet, „über meine Person und meine gesellschaftliche Stellung stehen Ihnen alle Referenzen zur Verfügung, und was das andere angeht, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß Sie, Herr Senator, darüber gerade als Kaufmann selber das beste Urteil haben. Das Haus Seeling —“

„Ja, was der Tausend, Herr Professor,“ unterbrach ihn der Kaufherr sichtlich erfreut, „so sind Sie der Sohn von Johann Seeling und Kompagnie? Richtig, erinnere mich, sollte ja Gelehrter werden. — Nun, dann allerdings bin ich in diesem Punkte aufgeklärt. Aber ich weiß doch nicht —“

„Vater!“ flehte Paula, indem sie ihn zärtlich umfing, „ach bitte, lieber Vater!“

„Ja,“ meinte der so Bestürmte ziemlich wehrlos, „was sagen Sie dazu, Frau Doktor?“

„Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich sagen soll,“ seufzte diese, und dann nahm Paula mit einem neuen Ansturm die Festung ein.

„Das ist nun das Los der Väter,“ seufzte der alte Herr. „Na, weine nur nicht, Paula, Deine Schwester hat mir's gerade so gemacht. Aber offen heraus, Herr Professor, Sie gefallen mir! Und also, Kinder — meinen Segen habt Ihr! Aber Ihr Herr Vater?“

„Ich habe Blanco-Vollmacht!“ antwortete der glückliche Hans, und dann folgte eine große Rührscene, abschließend wie üblich in allerlei Scherzreden.

„Ich weiß noch immer nicht, was ich dazu sagen soll,“ meinte die Frau Doktor schließlich. „Gewiß, ich darf von Herzen gratulieren — ich habe ja das Glück, alle Beteiligten zu kennen. Aber, aber, Herr Professor, wie konnten Sie so 'was thun! Sie wußten doch, daß es streng verboten ist, sich in meinem Hause zu verloben!“

„Ich will's auch gewiß nicht wieder thun,“ versicherte Hans mit lächelndem Gesicht. „Nicht wahr, Paula?“

Da schob sich heimlich ein Köpfchen leise durch den Thürvorhang, ein hübscher Mädchenkopf mit dickem schwarzen Zopf und blitzenden schwarzen Augen. „Thusy!“, rief Paula, riß sich von ihrem Verlobten los und zog die Freundin herein. „Hier, Vater, meine liebe Freundin Thusnelde Lehmann,“ und dann fiel sie ihr um den Hals und küßte sie und flüsterte: „Ach, Thusy, ich bin zu glücklich — Du bist auch meine liebste beste süßeste Freundin, meine einzige Thusy!“

„Na, siehst Du wohl,“ bemerkte der Schwarzkopf, „siehst Du wohl, Du liebe dumme Maus!“

Ein „Kirchtag in Tirol“.

Bilder vom Innsbrucker Volkstrachtenfest. Von J. C. Platter. Mit Zeichnungen von Oscar Graef.

Unüberwindlich schien die Macht, mit welcher der gleichmacherische Geist der Neuzeit bis in entlegene Winkel und stille Thäler vordrang, alte Ueberlieferung, Sitte, Tracht fast mit der Gewalt eines Naturgesetzes vernichtend. Mehr und mehr verschwand das bunte Bild der Besonderheiten vor einem stumpfen Einerlei, und insbesondere auf dem Gebiet der Volkstrachten bedeutete jedes Jahr einen weiteren Verlust. Aber der Rückschlag blieb nicht aus; eine Gegenströmung trat mit steigendem Nachdruck auf, Vereine zur Erhaltung der alten Volkstrachten wurden da und dort gegründet; die Einsicht, wie viel Schönes hier dem Untergange entgegengehe, zeitigte ein eifriges Bemühen um die Rettung des Bestehenden und, nachdem die ersten Erfolge sichtbar geworden, ein mutiges Vorwärtsschreiten zur Wiedereroberung verlorenen Bodens.

Eine lustige festliche Schlacht in diesem Kriege um der Väter Brauch ist am 26. August im schönen Innsbruck geschlagen worden. Tirol gehört ja zu den Ländern, wo dank dem konservierenden Einfluß des Hochgebirges noch verhältnismäßig viel von den althergebrachten Volkstrachten übrig ist. Und so hat die tirolische Hauptstadt am Inn schon seit einer Reihe von Jahren es sich zur Aufgabe gemacht, bei festlichen Gelegenheiten zu zeigen, wie viel eigenartige Schönheit an Gewand und Schmuck der Vorfahren haftet. Diesmal geschah es in besonders anschaulicher Weise, indem man ein geschlossenes Bild echt tirolischen Lebens und Treibens schuf. Den versammelten deutschen und österreichischen Anthropologen zu Ehren hat man am 26. August ein großes Volkstrachtenfest veranstaltet unter dem Titel „Ein Kirchtag in Tirol“, ein Fest, das den Männern der Wissenschaft wie den Tausenden anderer Zuschauer noch lange in Erinnerung bleiben und der Liebe zu den alten Volkstrachten einen mächtigen Aufschwung geben wird.

Der Platz und die Gewerbehalle der Tiroler Landesausstellung vom letzten Jahre wurden zur Abhaltung des Kirchtages in stand gesetzt, die weite Halle mit ihren 4000 Quadratmetern Flächeninhalt glich einem Dorfplatze, auf dem sich zum Jahrmarkt eine

Bude an die andere reihte. In der Mitte war, durch einen Holzzaun abgegrenzt, der Bauerntanzplatz ausgespart, aus welchem der reichgeschmückte Maibaum bis nahe an die Hallendecke emporragte. Nebenan stand das eigenartige, täuschend ausgeführte Bauernwirtshaus mit Erkerfenstern und dem Sankt Florian an der Mauer, jenseit des Tanzplatzes luden die Verkaufsstandeln der Grödener Holzschnitzer, der Sterzinger Lebzelter und Stubaier Eisenschmiede mit ihren bekannten Spezialitäten zum Besuche ein; auch die schönen Ampezzaner Filigran- und Holzeinlege-Arbeiten waren in reicher Auswahl vertreten, Beinwaren vom Eisakthal, Meraner Edelobst und Bozener Wein, Vorarlberger Käse und Innsbrucker Wurstwaren, kurz, es war ein richtiger Jahrmarkt, wie er in den Dörfern der Berge sich abspielt. Fast die gesamte tirolische Kleinindustrie war auf dem Markte vertreten, sogar der Vogelhändler fehlte nicht mit seinen Käfigen, in denen Krummschnäbel und Zeisige, Meisen und Finken sich tummelten. Und damit ja nicht das Geringste am Kirchtag mangle, hatte sich in einer Ecke eine leibhaftige „Dörcher“-Familie samt ihrem Karren gelagert; so vorzüglich waren die Kostüme und Masken dieser jedem Touristen bekannten Tiroler Zigeuner gelungen, daß ein mitleidiger Anthropologe dem aus einer halb zerbrochenen Pfeife scheinbar eifrig rauchenden Kärnerweibe einen Silberzwanziger schenken wollte zur Anschaffung eines neuen Pfeifenkopfes. Das Dörcherweib war aber eine Geschäftsinhaberin von Innsbruck und hatte vorher eine ziemliche Mühe darauf verwendet, den richtigen braunen Ton für Gesicht und Hände herauszubekommen.

Je näher der wunderschöne Sommertag dem Abend entgegenrückte, desto dichter füllte sich der Festplatz und die große Halle mit Menschen; Tausende von Festteilnehmern wogten beim Eintritt der Dunkelheit zu den Klängen verschiedener Musikkapellen fröhlich durcheinander, ein reizendes Bild, dem die verschiedenen Trachten des Landes nun so recht Leben und Farbe verliehen. Da waren rote und gelbe Röcke und braune Joppen, riesige grüne Hüte, violette Jacken und rote Westen, faltenreiche schwere „Kittel“ der Weiber, runde und spitzige zuckerhutartige Hauben, dazwischen wieder die koketten flachen Hüte vom Unterinnthal, die Spitzhütchen und buntseidenen Busentücher der Zillerthalerinnen und natürlich auch Schlagringe, Reggel- oder Passeirerpfeifchen und alte schön ausgenähte Ledergürtel in Menge. Es waren da mehrere alte Trachten zu sehen, von denen jetzt vielleicht nur noch je ein Exemplar im Lande vorhanden ist und die selbst dem beim Fest anwesenden Altmeister Defregger, als ihn der Schreiber dieser Zeilen darauf aufmerksam machte, zum Teil unbekannt waren.

Aufsehen erregte eine Vorarlberger Wälderin in der fast vollkommen weißen Tracht und mit der weißen halbspitzen Haube aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Damals ist es ja den tapferen Wälderinnen gelungen, die Schweden aus ihrer Gegend zu verjagen, weil die fremden Eindringlinge die weißen Jacken der ihnen wohlbewaffnet entgegenziehenden Bauernweiber für österreichische Soldatenröcke hielten. Ein Ehepaar aus Kastelruth (am Fuße des Schlern) war in einem Kostüm auf dem Fest erschienen, das gleichfalls dem siebzehnten Jahrhundert zuzuweisen ist. Noch weiter zurück reichte vielleicht die weiße Lederjoppe eines Bauern aus Waidring und dann ganz besonders die an sich unscheinbare Tracht eines Bäuerleins aus dem Lüsenthale bei Brixen. Der ganze Schnitt seiner grünen Jacke, die weiße Halskrause, die Pumphose und die groben Bundschuhe, alles das ließ im Geiste die tirolische Bauernschaft wieder erstehen, wie sie vor Jahrhunderten mit Sense und Streitkolben verzweifelte Freiheitsschlachten schlug. Dazwischen hinein mischten sich dann wieder wahre Speckbacherfiguren mit grauem Lodenrock und schwarzem Spitzhut, auf welchem der Spielhahnstoß trotzige Rauflust bekundet; zwei bildhübsche Ampezzanerinnen in Sommer- und Wintertracht mit schwarzen Cylinderhüten wurden viel bewundert, ebenso ein Mädchen aus Val Tesino, Frauen aus Alt-Innsbruck, aus Sterzing, aus dem Lechthal. Ganz besondere Anerkennung fanden die strammen Bozener, durchweg junge blühende Männer, welche in der kleidsamen Tracht der uralten Rittener Freibauerngemeinde auftraten.

Als die Anthropologen, von ihrem Ausfluge nach Schloß Ambras zurückkehrend, in der Festhalle erschienen, zeigte auch bald der Meraner Fahnenschwinger seine Künste und die Schuhplattl-Tänzerpaare erfreuten die Kopf an Kopf gedrängt stehenden Zuschauer durch die teils wildverwegenen, teils anmutig graziösen Drehungen und Wendungen und durch die kühnen Turnerstücke, welche die Männer unermüdlich in den Rundtanz einzuflechten verstanden.

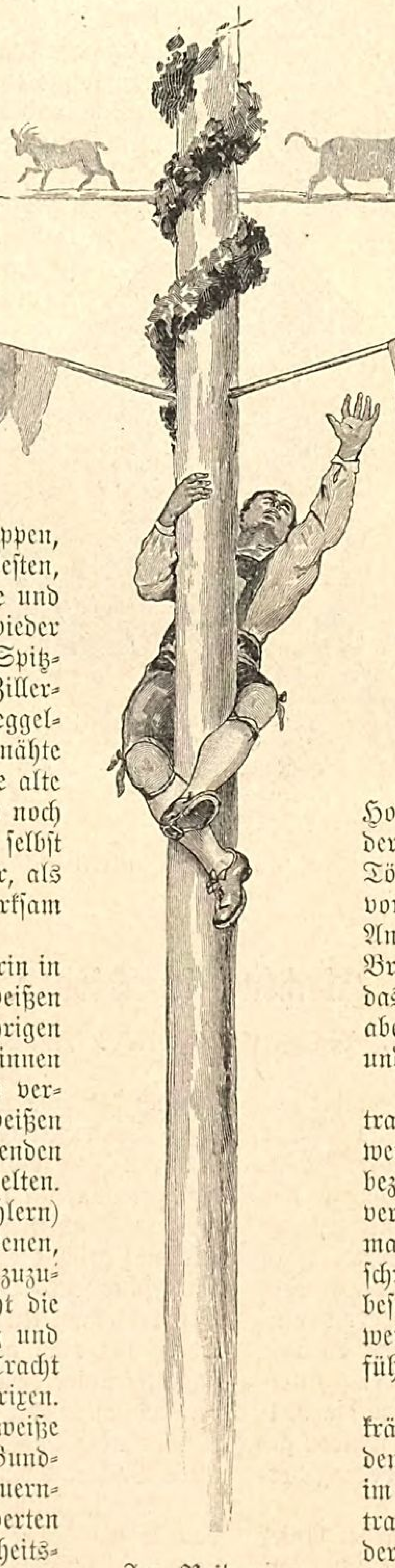
Gewandte Burschen erkletterten den Maibaum, schöne Frauen und Mädchen boten Blumen und Glückstopflose zum Kaufe an, Sänger, Jodler, Zitherspieler aus dem tirolischen Unterland, die Stadtkapelle und verschiedene Dorfmusikgesellschaften ließen in Gesang und Spiel keine Pause eintreten, bis endlich der Brautzug zur Bauernhochzeit zusammengestellt wurde.

Der Hochzeitlader mit blumenumwundenem Stabe, die Ehrenjünglinge oder „Huibuaben“ mit dem Johannissegen-Wein und die lustige Bauernmusik bildeten die Spitze des Zuges, der sich mühsam zwischen der wogenden drängenden Menge hindurchwand. Das Brautpaar aus dem Grödnerthal trug reichen Schmuck, auch der schwersilberne Brautgürtel mit all seinen Anhängseln war in üblicher Weise zur Stelle. Nach den Kranzeljungfern folgten die Träger und Trägerinnen der Volkstrachten aus den verschiedenen Thälern und Berggebieten als Gäste des Hochzeitspaares, und da war nun dem Forscher reiche Gelegenheit geboten, an den Kostümen interessante Studien über den Volkscharakter zu machen. Ernst, beinahe düster wie ihre der bunten Farben entbehrende Tracht zeigten sich Oberländer, Alpacher, Buchensteiner, Passeirer und die Leute von Windisch-Matrei, aufgeräumt und zum Hüpfen und Jauchzen geneigt dagegen die immerfort lustigen Unterländer, die Wippthaler, Ampezzaner &c.

Den Abschluß des Ganzen bildete in klappernden Holzschuhen und einem Hemd aus sackgrobem Rupfen der Dorfgeißhirt, der seinem Bockshorn steinerweichende Töne entlockte. Nach dem Umzuge hielt der Hochzeitlader vor dem Dorfwirtshause seine halb ernste, halb launige Ansprache, worauf die Brautmutter der jugendschönen Braut den Kranz abnahm und ihr die Weiberhaube auf das Haar drückte, eine rührende Scene, deren Eindruck aber bald wieder im allgemeinen Hochzeitstanz, in Jauchzen und Jodeln und Fahnenschwingen unterging.

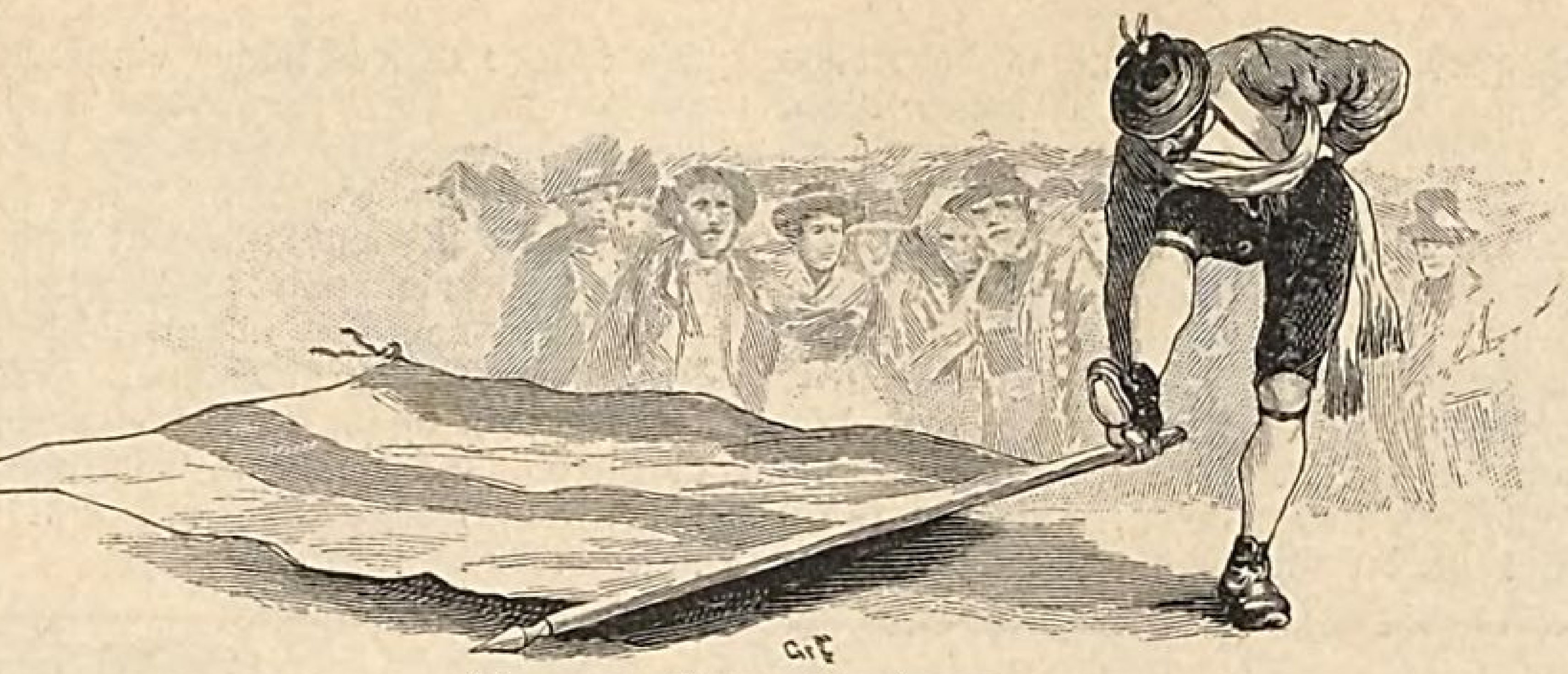
Unterdessen waltete das Preisgericht über die Volkstrachten seines Amtes — eine schwere Aufgabe, da mit wenigen Ausnahmen alle vertretenen Nationaltrachten, beziehungsweise deren Träger und Trägerinnen, Preise verdient hätten. Weil dies aber nicht anging, so mußte man sich auf die älteren und selteneren Kostüme beschränken, wobei auch auf diejenigen Thäler und Orte besonders Rücksicht genommen wurde, von denen eine weitere kräftige Beihilfe zur Erhaltung und Wiedereinführung der alten Volkstracht mit Grund zu erhoffen ist.

Daß das Innsbrucker Fest in dieser Richtung einen kräftigen Nachhall finden möge, das ist der Wunsch, von dem seine Veranstalter, die Stadtverwaltung Innsbrucks im Verein mit dem „Komitee zur Erhaltung der Volkstrachten in Tirol“, sich leiten ließen. Man giebt sich der Hoffnung hin, daß unter dem Eindruck des Geschauten sich — ähnlich wie schon in Passeier, in Bozen, Gossensaß,



Am Maibaum.

Meran, Inzing, im Wippthal — da und dort Musikkapellen, Schützenkompagnien u. s. w. für ihre Uniformierung die altheimische Volkstracht beschaffen werden. Ihnen aber wird gewiß in steigendem Maße auch die übrige Bevölkerung Nachfolge leisten, so daß allmählich das Alte, scheinbar dem langsamen Absterben Geweihte ins wirkliche Leben zurückkehren wird. Gelingt dies mehr und mehr im ganzen Lande — und zur Unterstützung solcher Bestrebungen war auch das Erträgnis des Innsbrucker



Meraner Fahnenschwinger.

Festes bestimmt — dann hat das „Komitee zur Erhaltung der Volkstrachten in Tirol“ die ihm obliegende Aufgabe in ihrem größeren Teile glücklich erfüllt. Wohl ist und bleibt es die Aufgabe der Neuzeit, ihre geistigen Errungenschaften auch in die weltentlegenen Winkel und Thäler, bis in die letzte Hütte zu tragen. Aber Fortschritt in Wissen und Bildung verträgt sich sehr wohl mit treuer Anhänglichkeit an das Schöne, das uns die Väter überliefert haben.

Blätter und Blüten

Der neue Gartenlaube-Kalender. Lange ehe die Schwalben südwärts ziehen und dem sinkenden Jahr den Abschiedsgruß zwitschern, pflegt ein anderer Zugvogel sich einzustellen, um ein ganzes Jahr uns treu zu bleiben — der Gartenlaube-Kalender! Auch jetzt ist der neue schon wieder da, der 1895er, in hübschem Gewand und wohl ausgestattet mit allerlei Nützlichem und Erfreulichem. Daß er alles bringt, was man von einem Kalender erwarten kann, Kalendarium und astronomische Notizen, Zeittabelle und Regentengenealogie, Bauernregeln und geschichtliche Gedenktage, Meß- und Marktdaten und statistische Mitteilungen aller Art, Post- und Telegraphentarife 2c., das ist nur in der Ordnung. Aber der Gartenlaube-Kalender begnügt sich damit nicht: er will nicht bloß ein nüchternes Nachschlagebuch, er will auch ein unterhaltsamer Hausfreund werden, den man sich in den freien Stunden des Jahres mit Freude und Behagen zur Gesellschaft holt. Und so bilden denn allerhand ansprechende Erzählungen, Gedichte und Bilder den Hauptteil seines Inhalts, wozu eine Anzahl Artikel allgemein belehrender Art und eine ganze Reihe von Scherzen und Anekdoten kommen. Von den Erzählungen heben wir besonders diejenige unserer treuen Mitarbeiterin W. Heimburg hervor. Seit Jahren erscheint von ihr im Gartenlaube-Kalender die Novellenserie „Aus meinen vier Pfählen“, prächtige Familienbilder, die untereinander in einem bestimmten Zusammenhang stehen und doch wieder je für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Dieser Serie hat W. Heimburg heuer das siebente Stück, „Der silberne Hirschfänger“, hinzugefügt. Ernst Lenbach, durch seine herzerquickende Laune den Lesern der „Gartenlaube“ wohl vertraut, hat eine seiner gemütlichen Humoresken beigesteuert unter dem Titel „Der erste Patient“, während der unsern Lesern ebenfalls bestens bekannte Johannes Wilda in „Kapitänlieutenant Bacchus“ eine ernsthafte Geschichte aus dem Volksleben erzählt, deren Held, ein verabschiedeter Kapitänlieutenant, sich durch die Liebe zu einem schlichten Mädchen aus tiefem Verfall emporringt zu einem geläuterten Dasein. — So möge denn der neue Gartenlaube-Kalender seine gute Statt finden beim deutschen Volke und seine Freunde durch ein gesegnetes Jahr begleiten!

Eduard Unger ist gestorben — ein Künstler von liebenswürdigster Eigenart, ein guter heiterer Mensch, der „Gartenlaube“ ein fleißiger hochgeschätzter Mitarbeiter. Anfangs Juli hatte er sich von München nach Oberaudorf bei Rosenheim begeben, in der Hoffnung, dort Kräftigung seiner durch ein Herzleiden schwer angegriffenen Gesundheit zu finden; allein am 4. August erlag er einem wiederholten Schlaganfalle. Die Hand, die mit dem Pinsel und Zeichenstifte so köstliche Märchengestalten und Phantasiegebilde hervorzuzaubern wußte, so sinnig in der allegorischen Anspielung, so herzerfreuend durch drolligen Humor, so fein in der Ausführung, sie ist allzufrüh im Tode erstarrt.

Eduard Unger hat nur ein Alter von $41^1/_2$ Jahren erreicht. Geboren am 4. Februar 1853 zu Hofheim in Bayern, kam er 1873 an die Münchener Kunstakademie und ließ sich auch, nach einer mehrjährigen italienischen Studienreise, dauernd in München nieder. Er stand jetzt so recht in der Vollkraft seines Schaffens und wie unerschöpflich flossen ihm die Ideen zu, welch' reiche Hoffnungen hat hier der Tod zerstört!

Den Lesern der „Gartenlaube“ wird seine frische naive Künstlernatur noch lange in Erinnerung bleiben.

Eine Volksdichterin. Die deutsche Naturdichterin Katharina Koch, von der ich den Lesern der „Gartenlaube“ in Nr. 39 des Jahrgangs 1872 und dann wieder in Nr. 28 des Jahrgangs 1892 berichtet habe, ist nun schon zwei Jahre tot. Derartige Erscheinungen, solch poetische Sonntagskinder sind selten. Als die nun Verewigte ihr Auge für immer geschlossen, dachte ich nicht daran, daß unter den deutschen Frauen im Volke noch eine sei, die unter ähnlichen drückenden Verhältnissen ihre Stimme — freilich fast ungehört — im Dichterwald erhebe. Und doch giebt es eine solche, und ihr Gesang soll nicht verhallen, denn sie verdient, ans Licht gezogen zu werden.

Frau Johanna Ambrosius-Voigt — das ist der Name der Dichterin — lebt als Bauernfrau in Groß-Wersmeningken bei Lasdehnen in Ostpreußen. Die Tochter eines armen Handwerkers, besuchte sie bis zu ihrem elften Lebensjahre die kleine Dorfschule ihres Heimatortes und blieb dann bis zu ihrer Verheiratung bei angestrengtester härtester Arbeit im Hause der Eltern, in dem Armut und Krankheit herrschten. Ihre weitere geistige Ausbildung verdankt sie, wie sie schreibt, dem Lesen der „Gartenlaube“. Es ist rührend, aus ihren Briefen zu vernehmen, wie sie und ihre Geschwister sich den Genuß dieser Lektüre nur dadurch zu verschaffen vermochten, daß sie den Morgenkaffee ohne Zucker tranken. „Wir haben entbehrt,“ heißt es in einem dieser Briefe, „freudigen Herzens, um nur dem Geiste Nahrung zu geben. Wenn wir die Finger blutig gesponnen und die gewisse Anzahl Stücke am Nagel war, dann langten wir nach unserer geliebten ‚Gartenlaube‘.“

Mit zwanzig Jahren verheiratete sich Johanna Ambrosius an einen Bauernsohn, nachdem sie auf einigen Gütern als Wirtschafterin thätig gewesen war. Neue Kämpfe, neue Sorgen! Aber in dem vielen Leid, das ihr zu teil wurde, trat die Muse als Trösterin ihr zur Seite, ihr ward gegeben, zu sagen, was sie litt. Das ist alles, was über ihr äußeres Leben zu berichten ist. Ein doppelter Zweck ist es, der mich zu diesen Mitteilungen veranlaßt hat. Einmal möchte ich erreichen, daß der schönen poetischen Begabung dieser Volksdichterin die gebührende Würdigung zu teil werde, dann aber hege ich die Absicht, der leidenden und in sehr ärmlichen Verhältnissen lebenden Frau durch die Herausgabe ihrer Gedichte helfend beizustehen, wie ich es seinerzeit mit so glücklichem Erfolge bei Katharina Koch gethan habe. Und das wird mir leichter gelingen, wenn ich das Interesse des großen Leserkreises der „Gartenlaube“ wachgerufen habe, ein Interesse, das, wie ich zuversichtlich hoffe, nicht ausbleiben wird, wenn die Leser nur erst mit der nachfolgenden Probe aus dem poetischen Schatze der Dichterin bekannt geworden sind.
Karl Schrattenthal.

Laßt sie schlafen!

Hart am schatt'gen Waldessaume, wo die goldnen Aehren rauschen,
Wo die bunten Sommerkinder Küsse mit dem Zephyr tauschen,
Wo des Rehes keusche Augen schauen durch das Blattgehege,
Schläft, von Mittagsglut umflossen, sanft ein Mägdlein auf dem Wege.

Mit der Sonne um die Wette flimmern goldig ihre Löckchen,
Leicht bedeckt die bloßen Schultern von dem arg zerriss'nen Röckchen,
Zärtlich um die braunen Füßchen sich die schlanken Halme schmiegen,
Drauf gleich bunten Edelsteinen Schmetterlinge sanft sich wiegen.

Rings umher nur Bienensummen, holder Elfen Zwiegeflüster,
Weltverloren dringt der Tauben traulich Girren aus dem Düster,
Sich die langen Seidenhaare aus der Stirn die Aehre fächelt,
Alles atmet Glück und Frieden, hold im Traum das Mägdlein lächelt

Was es träumt, es gleicht dem Bilde, das Natur ringsum gewoben:
Noch von keinem Feind bedrohet, noch von keinem Sturm zerstoben —
Sieht sich glücklich gleich den Blumen, die um keine Nahrung sorgen,
Schwebt auf leichten Vogelflügeln jubelnd in den jungen Morgen,

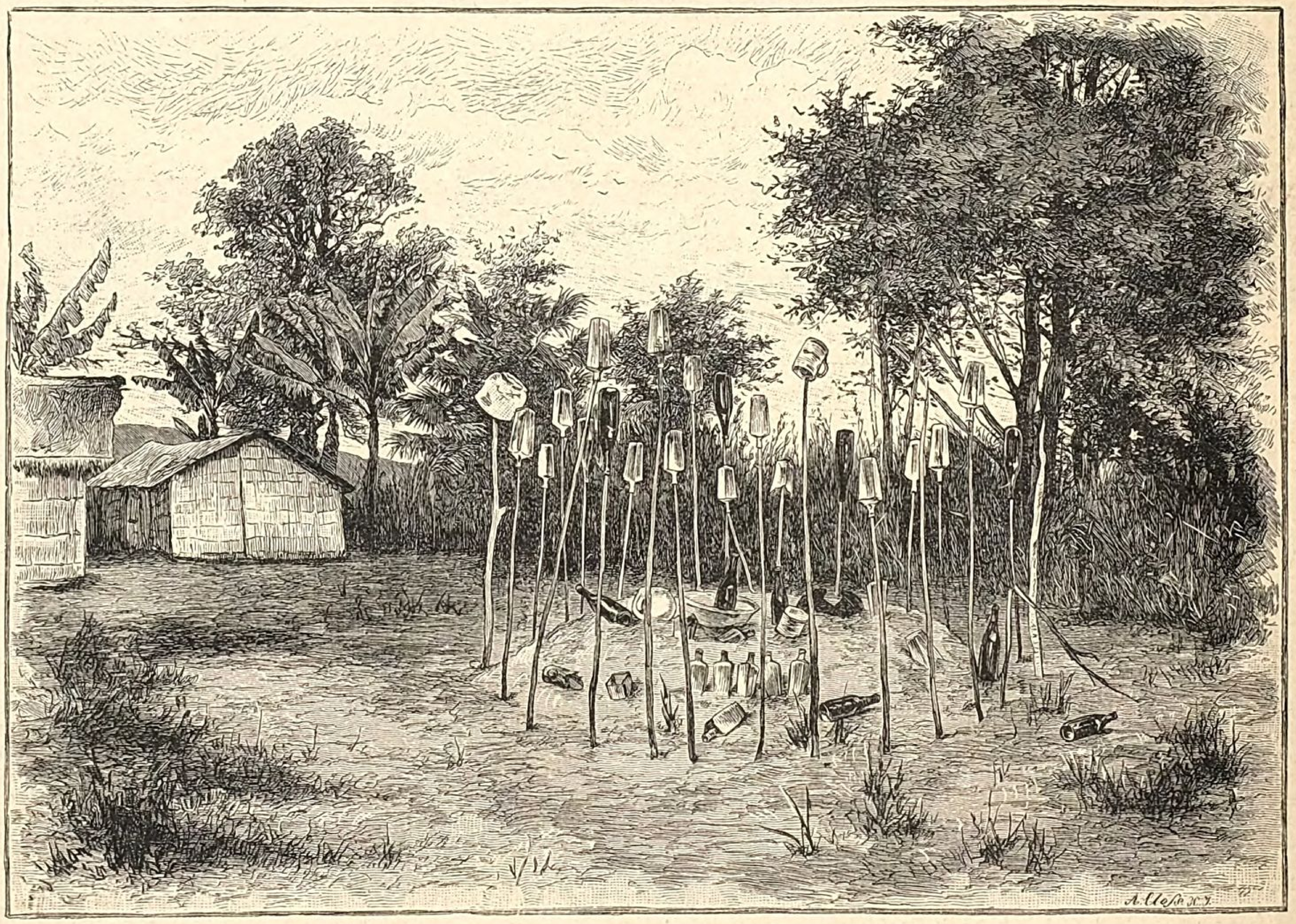
Sieht in jedem Menschenkinde holder Engel Spielgenossen,
Vom Palaste bis zur Hütte einem Stamme all entsprossen. —
Kinderzeit, mit deinen Träumen führst, in Lumpen oder Seide,
All die süßen kleinen Lämmlein auf derselben Märchenweide!

Lange stand ich vor dem Mädchen, in Gedanken tief versunken,
Hab' an diesem Unschuldsbilde meine Seele satt getrunken,
Wehrte ab den wilden Knaben, der mit seinem Wanderstecken
Wollt', zum Zeitvertreib und Scherze, aus dem Schlaf die Kleine schrecken.

Singend zog er in die Ferne, als ich leise schlich von dannen,
Und es ging ein ernstes Rauschen durch die immergrünen Tannen:
Gönnt der Jugend ihren Schlummer, laßt die Kindlein ruhig träumen,
Glaubt, es wird das kalte Leben niemals seine Pflicht versäumen!

Ein afrikanisches Häuptlingsgrab. An den unteren Lauf des Kongo führt uns unser Bild, zu den Bakongo, stillen friedlichen Menschen, denen ihre Heimat nur ein karges Leben bietet. Auch ihre Häuptlinge sind arme Leute. Selten herrscht einer von ihnen über mehrere Dörfer; in der Regel hat jedes Dorf seinen eigenen Anführer, der mit dem Rate der Aeltesten die Geschicke der Gemeinde leitet. Und auch die Gemeinden sind nicht groß; Dörfer mit fünfhundert Einwohnern sind schon ganz vereinzelte Erscheinungen.

Wir mußten diese Thatsachen vorausschicken, bevor wir unsere Leser an das Grab eines solchen Herrschers führen. Auf der Kitanda, dem Marktplatz eines der Dörfer, erhebt sich ein kleiner Erdhügel; rings um ihn her stehen Stangen mit Ginflaschen und Töpfen, auf ihm liegen Flaschen, Töpfe und Teller — das ist der Grabschmuck, mit dem man nun tage- und wochenlang ein Feuer unterhalten wird, bis die Leiche zur Mumie ausgedörrt ist. Dann wird sie wieder herausgenommen und in die Tuchvorräte des Verstorbenen eingewickelt. Je größer der Ballen, desto vornehmer die Leiche! Nun ist alles zum letzten Gang bereit. Der Zug ordnet sich und setzt sich nach der zwei Meter tiefen Gruft in Bewegung, die man auf dem Marktplatze oder nahe am Wege ausgeworfen hat. Aber nicht langsam wird hier der hohe Tote zur Ruhe getragen. Andere Völker andere Sitten! Hier laufen die Träger mit der schweren Last und ein wilder Haufen umgiebt sie, Rasseln schwingend und Flinten abfeuernd, um die bösen Geister zu verscheuchen. Zuletzt wird ein Erdhügel aufgeworfen und mit dem Grabschmuck verziert, den wir auf unserem Bilde sehen.



Ein afrikanisches Häuptlingsgrab.
Nach einem Aquarell von Pechuel-Loesche.

die letzten Ruhestätten vornehmer Westafrikaner ausstattet. Uns erscheint er gering, ja lächerlich, den Bakongo aber groß.

Schon zu Lebzeiten sammelt ein Reicher frühzeitig Material zu diesem Grabdenkmal und stapelt Tücher zum Grabgewande auf. Hat nun seine letzte Stunde geschlagen, und kann in friedlichen Zeiten das Begräbnis mit vollem Pomp ausgeführt werden, so sitzen zunächst die Frauen des Toten an der Leiche und stimmen ihre Klagelieder an; dann erscheint der Zauberdoktor mit Zaubermitteln, mit Schlangenköpfen, Fischgräten, Katzenfellen und Rasseln, führt wilde Tänze auf und verkündet, ob der Mann natürlichen Todes auf Wunsch des höchsten Wesens oder infolge Behexung durch einen Mitmenschen gestorben sei. Es zittern die Ueberlebenden, denn auf den Lippen des Medizinmannes schwebt ihr Heil oder Verderben; gefällt es diesem, sie der Zauberei zu beschuldigen, so müssen sie sich der Giftprobe unterwerfen — und oft sind sie tot, bevor man ihren Häuptling begraben hat.

Ist auch diese düstere Beurkundung der Todesursache vorüber, dann wird der Leichnam des Herrschers in eine flache Gruft gelegt, über der

Diese Grabstätten sind nicht von langer Dauer; der Afrikaner wechselt öfter seinen Wohnsitz, verläßt sein Dorf und baut sich in der Nähe wieder an. Die alten Wohnhäuser zerfallen bald unter den Zangen der Termiten. Dann wächst Unkraut auf den ehemaligen Straßen und Höfen, Bäumchen sprießen empor, Schlingpflanzen überwuchern die Stätte und ein grüner undurchdringlicher Hain verdeckt alles — die Trümmer der Häuser und die Gräber der Mächtigen.

*

Das Ende des Streites. (Zu dem Bilde S. 633.) Es waren unruhige Zeiten damals in dem Frankreich Ludwigs XIII. und des Kardinals Richelieu, und viel fahrende Glücksritter aller Art trieben im Lande ihr Wesen. Unser Bild führt uns in eine Schenke, in der ein Paar solcher verwilderter Kumpane miteinander in Streit geraten sind. Natürlich flogen alsbald die Degen aus der Scheide und das Ende vom Liede war, wenn nicht der Tod, so doch eine schwere Verwundung des einen, um den sich bereits ein heilkundiger Mann bemüht, während die Genossen den wütenden Gegner zurückhalten.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig. h

Nr. 39. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

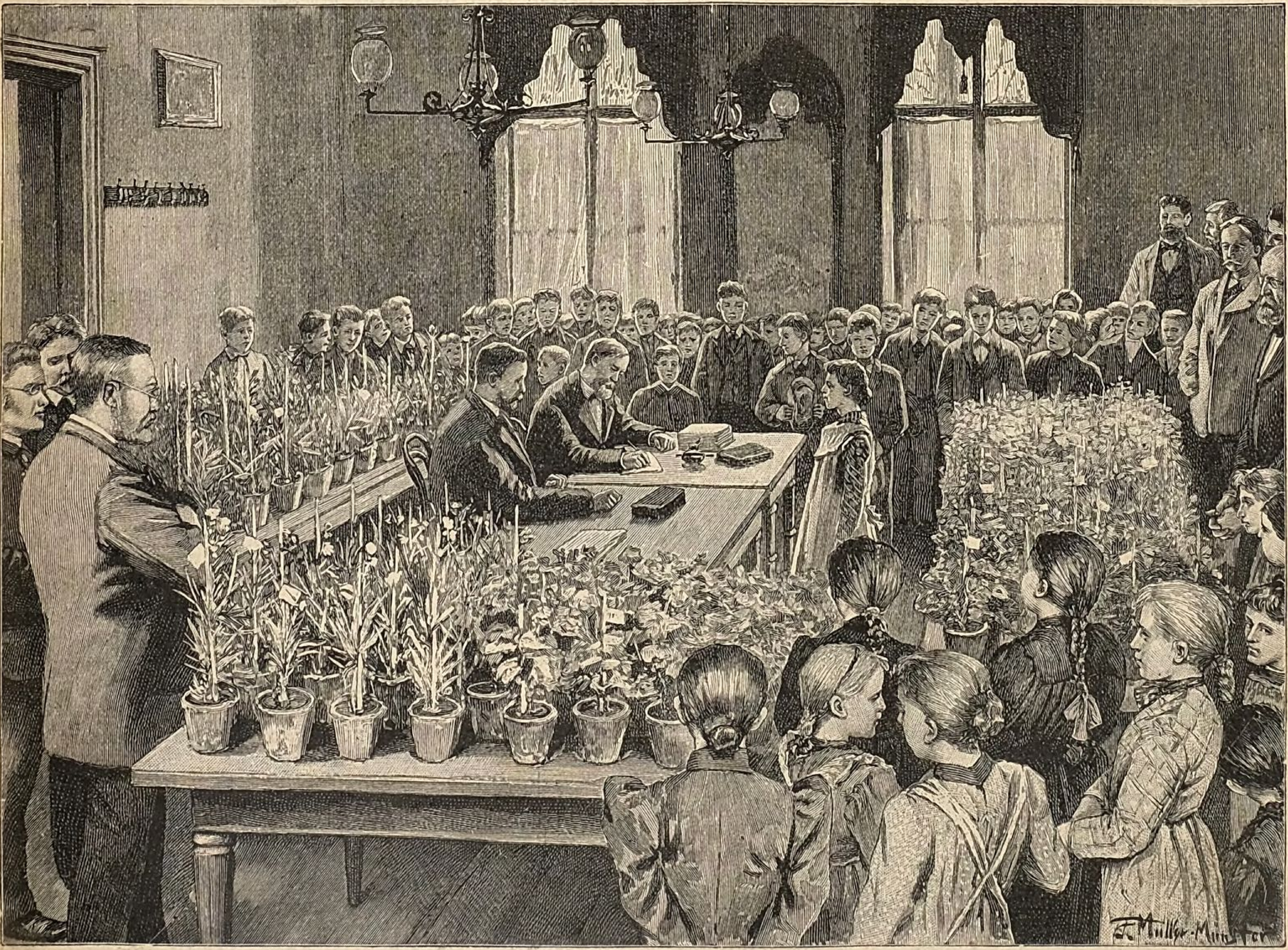
Um fremde Schuld.

(3. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Es war eine schreckliche Nacht, die ich auf dem Sofa zubrachte unter Papas großer Photographie. In der ersten Morgenfrühe schon ging ich, ohne meine Mutter gesehen zu haben, zur Komtesse. Sie allein werde mir helfen können, meinte ich, denn sie hatte Papa auch geliebt. Daß ich im Begriff stand, eine grobe Indiskretion zu begehen, darüber dachte ich nicht nach; ich hatte nur das eine Gefühl brennender Scham für meine Mutter und das machte mir das Geständnis schwer, aber ich sagte mir, ich müsse sie retten.

Es war ein schwüler Morgen, wie er auf eine Nacht folgt, in der kein Tau gefallen, die Straßen noch erfüllt von der gestrigen



Preisverteilung an Schulkinder für gute Blumenpflege.
Nach einer Originalzeichnung von F. Müller-Münster.

Glut der Sonne, schon belebt von Bauernfuhrwerken und Landweibern, die zum Markte gekommen waren. Vor dem spitzgiebligen hohen Rathause stauten sich hoch aufgetürmte Heuwagen, die einer nach dem andern auf die Stadtwage gefahren wurden, und längs des Bürgersteiges standen die Butterweiber, die Kiepen mit der appetitlichen Ware vor sich, eifrig schwatzend, hier und da auch schon Käufer bedienend. Dies alles erschwerte mein eiliges Gehen, und ich strebte doch so sehr vorwärts. Wie eine Irrsinnige mag ich ausgesehen haben, als ich mich durch die Menge schob, rasch atmend, ohne Hut, und nur ein Tuch flüchtig umgeschlagen; die Haare zerwühlt und verwirrt, die Augen heiß und verschwollen.

Die Fenster der Komtesse waren mit den Läden verschlossen; ich überlegte keine Sekunde, ob die alte Dame etwa noch schlafe, und riß die Klingel, als gelte es, Feuer anzumelden.

Im nächsten Augenblick wurde die Sicherheitskette drinnen ausgehakt, und die Komtesse rief: „Du infamer Schlingel, hab' ich Dich endlich" — — „Herr meines Lebens!" schrie sie dann, und in der nächsten Sekunde hatte sie mich über die Schwelle gerissen und stand vor mir, im tiefsten Negligé — sie mochte just dem Bett entstiegen sein — in rosa geblümter Nachtjacke, grauem wollenen Unterrock, ungeheure Filzschuhe an den Füßen, mit eingewickelten Löckchen, die seltsam schaukelnd unter der gekrausten Nachthaube hervorbaumelten. Sie hielt das kupferne, wie Gold glänzende Kohlenbecken, auf dem sie ihren Kaffee warm zu halten pflegte, in der Hand und sah mir starr ins Gesicht.

„Herr meines Lebens, Anneliese, ist Deine Mutter krank?"

Ich konnte auf einmal nicht sprechen, die Kehle war mir wie zugeschnürt.

„Komm! Du schaust ja aus wie das Leiden Christi! Komm hinauf!" Und sie zog mich die Treppe empor und schob mich vor sich her in ihr Zimmerchen, in dem die Jalousien vor dem geöffneten Fenster herabgelassen waren. Dort stellte sie das Kohlenbecken auf den Tisch und ergriff mich bei beiden Schultern.

„Was hat's gegeben, Anneliese?"

„O Tante," stammelte ich, und die Zähne schlugen mir zusammen, „Tante — bitte — Tante hilf mir doch — — — Mama —"

„Natürlich! Sie ist nun glücklich krank geworden! Hab's ihr gleich gesagt, hat sich ja bei Deiner Pflege reinweg übernommen! Na, mach' doch nur kein so gottsjämmerliches Gesicht, Deine Mutter stirbt nicht gleich — wart' — ich ziehe mich an und komme mit. Habt Ihr den Doktor schon?"

„Sie ist nicht krank — sie ist — sie hat — —"

„Herrgott, so rede doch endlich!" rief sie ärgerlich. „Was hat sie?"

„Sie will — ach Tante, es ist so fürchterlich — sie will — der Wollmeyer — er will Mama heiraten."

„Der Wollmeyer wi — will — Deine Mutter?"

Ich hob die thränenden Augen und starrte in ein Antlitz, das vor Ueberraschung wie versteinert schien.

„Ja! Ach, Tante, hilf mir, leide es doch nicht, sag' es ihr doch!" Jetzt brachen die Thränen stromweise aus meinen Augen.

Die alte Dame aber war in einen Stuhl gesunken, und ich kniete vor ihr; das Schluchzen rüttelte mich wie der Sturm einen jungen Baum. Sie hatte die große schwere Hand auf meinen Kopf gelegt und sprach kein Wort; sie ließ mich erst ausweinen.

Nach einer langen Weile räusperte sie sich. „Hm!"

„Tante?"

„Hm!"

„Liebe beste Tante, leid' es doch nicht!" flehte ich aufs neue.

„Josephine!" schrie die Komtesse, „bring' den Kaffee! Du mußt 'was genießen, Kind, dann reden wir!" Und als der Tisch gar zierlich mit dem einfachen weißen Kaffeegeschirr gedeckt war, strich sie mir eine Buttersemmel und trank, starr auf einen Punkt sehend, in kleinen Schlückchen ihre ungeheure Tasse leer, offenbar ganz mit ihren Gedanken beschäftigt. Es dünkte mich eine Ewigkeit. Dann langte sie nach dem kleinen Gebetbuch, schlug es auf, wo das Zeichen lag, rief ihren Kanarienvogel, der sich eben anschickte, seinen Tageslauf mit einem Triller zu beginnen, ein energisches „Pst!" zu und las mit gefalteten Händen laut: „Und gedenkest alles des Weges, durch den dich der Herr, dein Gott, geleitet hat, auf daß er dich demütigte und versuchte, daß kund würde, was in deinem Herzen sei, ob du seine Gebote halten würdest oder nicht — Amen!" Und nun faltete sie die Hände über dem zusammengeklappten Buche und sagte: „Du bildest Dir das wahrscheinlich alles ein, Du kleines dummes Gör. Ich bin überzeugt, die Len' — — — ich werde nachher mit Dir gehen und — — —"

Da wurde die Thüre aufgerissen und meine Mutter kam herein. Als sie mich sah, faßte sie nach der Lehne des Sofas, auf dem die Komtesse saß, ihre Gestalt wankte und ein eigentümlicher Laut kam aus ihrer Kehle. „Anneliese!" murmelte sie, „Gott sei gelobt!"

„'n Morgen, Len'!" rief die Komtesse, aber ihr Gesicht war so hochmütig und eiskalt, als ob sie einen mißliebigen Bittsteller vor sich hätte und nicht ihren vergötterten Liebling, der sich wie gebrochen in einen Stuhl fallen ließ und das schöne Gesicht senkte wie in schwerem Schuldbewußtsein.

„Du hast mir wohl etwas zu erzählen, Len'? Geh' in die Küche, Anneliese, zur Josephine, denk' nach über das, was ich eben gelesen hab'!"

Meine Mutter hob den Kopf nicht, als ich vorüberschritt, aber hinter mir her flog die Stimme der alten Dame wie das Signal eines zur Attacke blasenden Trompeters: „Len', bist Du denn ganz von Gott verlassen? Einmal zu heiraten, das ist eine Dummheit, die ich einem Frauenzimmer vergeben kann, aber das zweite Mal — da hört doch — —"

Gottlob, die Komtesse würde es zu hindern wissen!

Fröstelnd und übermüdet saß ich neben Josephinens Kochherd, starrte gedankenlos die Menge der Teller und Gläser und Töpfe an, die auf Regalen standen, welche alle sauber mit weißen Papierspitzen ausgelegt waren, und zählte die alten Zinnteller mit dem gräflichen Wappen immer noch einmal — vierundzwanzig Stück und zwei große Schüsseln. . . . . Wie unendlich lange blieb sie! Endlich hörte ich Schritte die Treppe herunterkommen, durch den Flur eilen und das Haus verlassen. Mama ging — sie war böse auf die Komtesse, sie beharrte auf ihrem Willen, sie — mein Gott!

„Gnädiges Fräulein möchten zur Komtesse kommen," sagte Josephine. Ich stürzte aus der Küche und die Treppe empor. Die alte Dame war allein im Zimmer; sie stand an ihrem Blumentisch und pflückte ein paar welke Blättchen ab.

„Na, mein altes Gör?" fragte sie weich, ohne sich zu wenden.

„Wo ist Mama?"

„Sie ist nach Hause gegangen."

„Tante!"

Sie wandte sich noch immer nicht um. „Anneliese, Du wirst vernünftig sein, wirst Deiner Mutter einen Schritt, den sie mit reiflicher Ueberlegung thut, der ohnehin sehr schwer ist, nicht noch schwerer machen."

„Tante — Du — auch Du?"

„Ich sehe ein, sie hat recht von ihrem Standpunkt aus; Du kannst das nicht verstehen. Es ist sehr schwer, schutzlos zu sein im Leben — für eine Frau in der Lage Deiner Mutter. Sie — na, das, wie gesagt, Anneliese, das verstehst Du nicht."

Also, das war das Ergebnis der Unterredung — die Komtesse völlig auf seiten Mamas! Ich stand wie gelähmt.

„Na, Anneliese?"

Sie drehte sich endlich um; da sah ich, daß die kleinen grauen Augen rot umrändert waren. Die Komtesse, die Harte, die allezeit Gelassene, hatte geweint!

„Deine Mutter," fuhr sie fort, „wird die Verlobung so bald als möglich veröffentlichen; sie will Rücksprache mit Herrn Wollmeyer nehmen und wird, da sie nicht wohl in dem Hause ihres künftigen Mannes wohnen kann, mein Gast sein bis zu ihrer Hochzeit. Du — natürlich ebenfalls, wenn Du nicht vorziehst, eine kleine Reise zu machen. Ich — ich habe Verwandte in Hamburg, die sich freuen würden, Dich aufzunehmen bis — die Hochzeit vorüber. Falls Du — —"

„Bitte — ja, ich werde diesen fremden Leuten dankbar sein, Tante."

„Dann freilich kehrst Du in das Haus Deiner Eltern zurück."

„Ich werde nie mehr Eltern, sondern immer nur eine Mutter haben, Tante. Ich hatte einen Vater, Du kanntest ihn und wirst begreifen, daß er durch solchen Mann nie ersetzt werden kann, wenn überhaupt vom Ersatz eines Vaters die Rede sein darf; und ich werde nicht in das Haus meiner Mutter zurückkehren, sondern versuchen, auf eigenen Füßen durch das Leben zu gehen."

„Aber das wird sich ja alles finden, Anneliese," antwortete sie, und ihre Stimme hatte gar nicht den energischen Klang wie sonst. „Also vorläufig gehst Du nach Hamburg? Wie die Sachen

liegen, mache ich keinerlei Versuch, Dich hier zu behalten, denn es würde keine Wohlthat sein für Deine Mutter, Dein trotziges Gesicht immer vor Augen zu haben. Jetzt aber mußt Du ihr folgen; Ihr beide habt Eure Sachen einzupacken und so Verschiedenes noch zu ordnen, auch" — und sie wandte sich voll zu mir um — „auch möchte ich Dir zu bedenken geben, daß Du Rücksichten zu nehmen hast auf Deine Mutter. Es giebt Lebenslagen, in denen man vor Schmerz und Herzeleid schreien möchte, Anneliese, und doch den Mund zum Lächeln zwingen muß, wo man um keinen Preis der Welt, den Menschen, und wären es die Nächsten, das zuckende Herz verraten darf — beiß also die Zähne zusammen, Anneliese, und lächle, wenn sie Dir Glück wünschen zu Deinem Stiefvater — um Deiner Mutter willen lächle, wenn's auch schwer ist!"

Sie hatte mich an sich gezogen und streichelte mich, dann gab sie mir einen scherzhaften Schlag auf die Wange, räusperte sich, als habe sie etwas Unangenehmes mühsam hinuntergeschluckt, und sagte, wieder in ihren Ton gutmütiger Polterei zurückfallend: „Na, und schließlich ist es nicht zum Verzagen, dummes Gör! Die englischen Prinzessinnen haben auch unter ihrem Stande geheiratet und blieben doch, was sie waren; also brav, meine liebe Anneliese, brav sein!"

„Du denkst, ich bin unglücklich, weil er Wollmeyer heißt?" fragte ich achselzuckend; „das wäre mir zuletzt eingefallen. Wahrhaftig, er könnte heißen wie Du, dieser Herr Stadtrat, könnte die neunzackige Krone führen wie Du, er wäre mir genau so verhaßt wie mit seinem bürgerlichen Namen. Aber habe keine Furcht, Tante, ich werde Mama nicht bloßstellen, verlaß Dich darauf, ich beiße die Zähne zusammen. Leb' wohl, habe Dank!"

Ich ging und bereits einige Stunden später hatte ich eingesehen, daß ich meine Mutter nicht verlassen durfte. Schon als ich den Hof betrat, merkte ich an dem ungewöhnlichen Treiben, daß Mama die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Verlobung erteilt hatte, daß das große Ereignis den Hausleuten bekannt geworden war, und auch, daß Herr Wollmeyer die Verlobung auf die feinste und meiner armen Mutter sicher am wenigsten genehme Art in Scene zu setzen gedachte: keine gedruckten Anzeigen, sondern große Einladung, Knalleffekt, Kanonenschlag!

Die Hauspforte stand weit geöffnet und der Gärtner stürzte mit einem Arm voll grünen Gezweigs herein; im Flur schossen die Mägde wie Schwalben vor einem Gewitter durcheinander, die eine mit Flaschenkorb und großem Schlüsselbund in den Keller, die andere stand auf einer Leiter am Wandschrank und reichte Porzellan herunter; der Kutscher kam aus der Thür des Speisesaals, und die Stimme des Hausherrn rief ihm nach: „Um acht Uhr, Friedrich, zu einem ganz einfachen Abendessen — und mach' Deine Sache gut!" Friedrich nickte verschmitzt lächelnd dem Mädchen zu und ging.

Das war so die richtige Art des Herrn Stadtrats, er lud die Menschen ein, um sie zu überraschen mit seiner Verlobung. Geradezu brutal! dachte ich empört. Die Base Himmel kam mir auf der Treppe entgegen mit Tischwäsche; zum erstenmal sah ich dieses sonst so unbewegliche Gesicht verändert, eine große mühsam verhaltene Aufregung zuckte darin. Als sie mich erblickte, übergoß eine jähe Röte ihre Züge. „Anneliese!" murmelte sie.

Wir sahen uns schweigend in die Augen, und wir verstanden uns. „Wer hätt's gedacht," sagte sie leise, und eilig schritt sie vorüber, denn die befehlshaberische Stimme meines zukünftigen Stiefvaters scholl durch das Haus: „Die andere Marke Sekt! Den echten — Kreuzdonnerwetter, ich werde doch heute nicht mit deutschem Schaumwein anstoßen sollen?"

Das gescholtene Mädchen flog in den Keller zurück, und ich ging nach oben. Da stand ich erst eine ganze Weile im Vorzimmer und wußte nicht, wie ich mich Mama gegenüber verhalten sollte. Endlich beschloß ich, die ganze Sache zu übersehen und die Gleichgültige zu spielen. Absichtlich betrat ich zuerst das Schlafzimmer, um meine Sachen abzulegen und mein Haar etwas zu ordnen, hauptsächlich aber, um einer Begegnung so lange als möglich auszuweichen. Da lag Mama auf ihrem Bette, die Hände an die Schläfen gepreßt, mit bläulichen Lippen und eingesunkenen Augen.

„Mama! Ach Mama!" rief ich; und im nächsten Augenblick lag ich neben ihr auf den Knien, und mein Gesicht an das ihrige schmiegend, begann ich aufs neue zu schluchzen. Da hob sie matt die Hand und streichelte meine nassen Wangen.

„Mein Kind! Mein einziges Glück!"

„O Mama, Mama, was hast Du gethan!" rief ich, „wir waren so glücklich zusammen!"

Sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Hol' mir die Tropfen, und dann — Anneliese, wenn er kommt, ich kann ihn heute früh nicht empfangen — ich — mein Kopf — — heute abend, wir werden pünktlich drunten sein, nicht wahr, Anneliese?"

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür des Salons. Sie winkte ungeduldig, ich solle gehen, und ich ging, ihn zu empfangen.

Sein strahlendes süßes Lächeln wich bei meinem Anblick sofort und machte einer würdevollen wohlwollenden Miene Platz. „Mein liebes Kind, meine gute Anneliese," begann er, mir beide Hände entgegenstreckend, „es wird Ihnen nicht verborgen geblieben sein, wie teuer Sie mir und meiner lieben verstorbenen Frau immer waren; seien Sie versichert, daß ich glücklich bin, Ihnen fortan väterlich zur Seite stehen zu dürfen, seien Sie überzeugt, daß Ihr leiblicher Vater Sie nicht treuer und — und aufrichtiger —"

Er stotterte und brach ab, seine leer gebliebenen Hände legten sich auf den Rücken, er wurde sehr rot und sehr verwirrt. Was er weiter that, konnte ich nicht sehen, denn ich hatte ihm den Rücken gewandt.

„Mama ist nicht wohl, bedauert, Sie nicht empfangen zu können, Herr Stadtrat. Heute abend will sie, glaube ich, hinunterkommen." Damit schritt ich, echt kindisch, zum Bilde Papas hinüber, stellte mich davor und sah es an; ich wollte auf diese Weise zeigen, daß mir des Herrn Wollmeyer väterliche Gefühle und Absichten im höchsten Grade gleichgültig, ja noch mehr, unangenehm seien. Ich hörte, wie er rasch Atem holte. Er war offenbar tief beleidigt.

„Es ist nicht freundlich von Ihnen, Anneliese, mich so zu empfangen, und eines Tages wird es Ihnen leid thun."

Ich wandte den Kopf über die Schulter. „Nie, mein Herr!"

„Sie sind ein kleiner Trotzkopf," antwortete er mit unverkennbarer Anstrengung, so zu scheinen, als nehme er mich nicht recht ernst. „Nun, ich lasse Hel — — Ihrer Mama gute Besserung wünschen und sie bitten, heute abend schön auszusehen, sehr schön, Anneliese!" Und er lachte sein nichtssagendes Lachen. „S' wird eine kolossale Ueberraschung, Anneliese, ganz kolossal! Auf Wiedersehen!"

Ach, dieser Abend! Natürlich war das Gerücht dieser Angelegenheit schon ins Publikum gedrungen, keiner war verhindert zu kommen. Mama hatte sich aufgerafft und sah wunderschön aus, wie sie jetzt vor dem Spiegel in ihrer Schlafstube stand. Sie trug, wie immer, Schwarz, aber sie hatte eine purpurrote Rose im braunen Haar und einen Strauß der nämlichen Blumen im Gürtel. Ja, sie sah wunderschön aus und doch zum Verzagen elend und blaß. Schon eine Viertelstunde weilte sie da und starrte in das Glas, indes ich sie vom Wohnzimmer aus beobachtete, das schon in tiefer Dämmerung lag, während um Mamas Gestalt das rote Licht der untergehenden Sonne spielte. Von drunten scholl beständig das schrille Kling-Kling der Hausglocke; die Gäste des Herrn Stadtrats kamen heute ausnahmslos pünktlich.

Und endlich mußten auch wir gehen. Die Komtesse, die die Stelle der dame d'honneur übernommen hatte, kam herauf, uns abzuholen. Sie zog mich an das nächste Fenster und besah mich vom Kopf bis zu Fuß.

„Na, das lob' ich mir, daß Du Toilette gemacht hast, Küken! Hättest aber immerhin noch eine rote Schleife auf das weiße Kleid stecken können. Und das Gesicht?" Sie hob warnend den Finger. „Uebrigens hätte der gute Mann sich den Zauber heute schenken können, Lene, Du mußtest ihn zurückhalten."

„Ich?" fragte Mama mit sonderbarer Betonung und nahm den Arm der Komtesse, da sie schwankte wie eine, die nach langer Krankheit das Gehen wieder lernen muß. So schritten sie die Treppe hinunter. Ich folgte ihnen mit einem Gefühl, als ginge es zu Mamas Begräbnis.

In Hannchens guter Stube fand der Empfang statt. Sie waren alle da, unsere Bekannten, und über der ganzen Versammlung lag der Bann gespannter Erwartung. Sie gaben sich nicht harmlos wie sonst; vielleicht störte auch die Unruhe des Herrn Stadtrats, der wie ein betriebsamer Gastwirt Verbeugung über Verbeugung machte, seine Gäste zum Thee nötigte, die Herren animierte, einen kleinen „Schuß" Rum hineinzuthun, „echten Jamaika, direkt

importiert, ein feudaler Tropfen." Oder machte es das entsetzlich gemalte Bild der verstorbenen Frau Stadträtin, die in Brautkleid und Myrtenkranz aus dem Rahmen schaute mit so erstaunten Augen und so blödem Lächeln, als wollte sie sagen: was soll denn das noch werden heute?

Die jungen Mädchen hatten sich in einer Nebenstube zusammengefunden. Die kleinste Tollen, der Backfisch, maß mich mit einem mitleidig hochmütigen Lächeln; die Lore saß wie ein Steinbild und starrte meine Mutter an. Der Sanitätsrat kam und klopfte mich auf die Schulter: „Wie steht's? Sitzen wir stramm im Sattel? Halten wir unsere Zügel auch fest, damit die Schecke nicht durchgeht? Der Kopf da, dieser wilde kleine Kopf, der wird Ihnen noch zu schaffen machen, Kind! Na, nichts für ungut, Anneliese, wir sind ja alte Freunde."

„Ich werde schon fertig mit meinem Kopf," entgegnete ich.

„Lieber Himmel! Wann wird denn eigentlich die Bombe platzen?" fragte ein ältliches junges Mädchen. „Vielleicht ist gar nichts daran!" Und sie sah blaß aus wie der Tod; sie hielt die Hoffnung fest bis auf den letzten Augenblick. Sie hätte so gern dem Stadtrat das unvergeßliche Hannchen ersetzt und bot in dieser Minute den Anblick eines peinvoll gemarterten Menschenkindes.

Und endlich platzte sie, die Bombe. Beim Braten eröffnete der Hausherr, das Champagnerglas in der Hand, seinen lieben geehrten Gästen, daß das Glück eingekehrt sei in sein ödes Haus, schöner als er es je zu hoffen gewagt; ein edles Frauenherz habe sich ihm zugeneigt in aufrichtiger herzlicher Liebe. „Und so bitte ich Sie, meine Herrschaften, Ihre Gläser zu erheben und mit mir anzustoßen auf das Wohl meiner geliebten Verlobten, auf das Wohl der Frau Helene von Sternberg, geborene von Plettenhausen."

Einen Augenblick blieb es so still, daß man das Wehen des Fächers vernahm, den die kleine Tollen, der Backfisch, schwang. Dann ertönte die Stimme der Komtesse, und ihr Stuhl fuhr mit energischem Ruck zurück: „Dein Wohl, liebe Helene, und tausendfaches Glück!" Und „Hoch! Hoch! Hoch!" riefen nun die anderen. Dann die üblichen Ausrufe des Erstaunens. Diese Glückwünsche, diese Küsse für meine Mutter, die bald blaß, bald rot wurde! Eine Völkerwanderung um die Tafel entstand, und ich gedachte, sie zu benutzen, um davonzulaufen; da erwischte mich die Komtesse und hielt mich am Kleide zurück.

Der Stadtrat kam jetzt, mit seinem Glas in der Hand, zu mir herüber, aber plötzlich schwenkte er ab, mein verzweifeltes Gesicht mochte ihm nichts Gutes weissagen, und wandte sich verlegen an Käthe Tollen, die während der ganzen Geschichte ruhig an ihrem Platz verblieben war. „Stoßen Sie denn nicht mit mir an?" fragte er liebenswürdig. Aber leider machte er seine Verbeugung vor dem leeren Stuhl, denn das Kind stand plötzlich neben mir und streichelte mir die Wangen.

„Du dauerst mich, Anneliese, Du dauerst mich; ich an Deiner Stelle liefe davon!"

Ach, in mir sank der Mut zum Davonlaufen immer mehr; ich sah Mama's Augen so beständig nach mir suchen, sah sie mit einem so flehenden verzagten Ausdruck auf mich gerichtet, als saugte sie aus meinem Anblick allein die Kraft, sich aufrecht zu halten. Ich mußte sie immerzu ansehen, und unwillkürlich trat ich zu ihr und preßte ihren zitternden Arm, sie zu trösten.

Eben kam der selige Bräutigam wieder herüber zu ihr; der Champagner saß ihm im Kopf und der Stolz auf sein Glück dazu. Er nannte die Komtesse, die nicht von Mamas Seite wich, „Schwiegermamachen", er nannte Mama „Schatz" und schrie es über die ganze Tafel. Ich krampfte die Hände in mein Kleid; die Komtesse warf ihm einen Blick zu, der jeden andern erfrieren gemacht hätte. „Attention, mein Herr!" sagte sie.

„Geh' hinauf, Anneliese, Du bist noch zu angegriffen für solchen Trubel," flüsterte mir Mama zu, und ich ging; ich hätte sie nicht mehr ansehen können, es machte mich elend in tiefster Seele. Ach, und allein droben war es noch schlimmer! Ich lief umher mit gerungenen Händen, die Stuben wollten über mir zusammenstürzen. Und ich ging wieder hinunter und trat in die Küche und fragte nach der Base. Sie sei in ihrem Zimmer, antwortete mir das Mädchen.

Die Stube lag nicht weit von der Küche, nach der Gartenseite hinaus; sie hatte ein einziges Fenster und einen mit buntgeblümtem Kattun verhangenen Alkoven, in dem das Bett der Base stand. Auf dem Tisch brannte eine Lampe; die alte Frau saß neben dem Ofen, die Hände in der weißen Schürze, und starrte ins Leere hinein. „Sie sind's, Fräulein Anneliese?" sagte sie, flüchtig aufsehend. „Ich ruh' ein bißchen aus, bin selten so abgehetzt worden wie heute."

„Darf ich denn ein wenig bei Ihnen bleiben, Base?"

„In Gottes Namen!" antwortete sie und starrte von neuem vor sich hin.

Noch ehe ich einen Platz gesucht, ward die Thür aufgerissen, und eine Person stürmte herein, die ich ab und an schon im Hause gesehen hatte. Eine entfernte Verwandte von Herrn Wollmeyer sollte sie sein, eine Witwe in den dreißiger Jahren, der der Stadtrat in seinem allbekannten Edelmut eine Existenz verschafft hatte, indem er ihr einen kleinen Laden in der Hauptstraße einrichtete, wo sie mit Bändern und Knöpfen, Strickgarn und ähnlichem handelte und sich und ihr kleines Kind ernährte. Sie war eine hübsche rotwangige, aber gewöhnlich aussehende Frau, die Knopfmarthe, wie sie im Städtchen hieß. Heute schien sie ganz verwandelt, die Röte des Gesichtes war bedenklich gesteigert, die kleinen schwarzen Augen funkelten, als sei sie von Sinnen, das Schultertuch war ihr herabgeglitten und eine halbgelöste Flechte hing ihr über den Nacken.

„Bei Euch geht's ja lustig zu!" schrie sie und ihre bebenden Hände rissen das Tuch herab. „Das sind ja hübsche Geschichten, Base, in denen Sie Ihre Kuppelhände stecken haben —"

„Jesus, Marthe, sind Sie bei Trost!" rief die alte Frau emporschnellend und wies auf mich. „Sehen Sie sich doch erst um, ehe Sie drauf losschimpfen! Was wollen Sie denn?"

„Nun, gratulieren will ich, zur Verlobung gratulieren!" schrie die fassungslose Frau, „was soll ich denn weiter wollen? Das ist ja wohl das gnädige Fräulein Stieftochter?" wandte sie sich an mich. „Gratuliere Ihnen auch, kriegen ja einen vortrefflichen Papa, einen ganz vortrefflichen und 'nen gescheiten dazu, einen sehr gescheiten. Ja, der versteht's, zu — werben," und sie trat näher zu mir und hielt ihre große zitternde Hand vor sich hin und schlug mit der andern hinein. „Da fragen Sie nur Ihre Mutter, Fräuleinchen, wie er's gemacht hat, daß sie Ja sagte, und wenn sie's Ihnen nicht erzählen will, können Sie's von mir erfahren. Leer ist ihre Hand gewesen, wie meine es war, und hungern thut weh, wissen Sie. Gott erspar's Ihnen Ihr Leben lang, daß Sie jemand darben sehen, den Sie lieben. Und in solchen Augenblicken steht er da und legt Geld in die arme leere Hand und spricht von Menschen- und Christenpflicht und Hilfe um Gotteswillen. Ach, und das thut so wohl in der Erst, und dann — giebt er noch mehr, er giebt viel mehr, als man braucht, und er will nichts dafür, er will ja nur helfen, das ist seine Belohnung, sagt er. Ja, wer so dumm ist und glaubt's — — Und wenn Sie mir das Kleid vom Leibe reißen, Base, ich red' doch!" schrie sie und stieß die alte verzweifelnde Frau zurück, daß sie fast taumelte. „Ja, reden thu' ich! O, der Herr Stadtrat versteht's, seine Schulden einzukassieren, ich hab' auch bezahlt, bei Heller und Pfennig hab' ich bezahlt, mit meinem Gewissen hab' ich bezahlt, mit meiner Ehre hab' ich bezahlt! Ihre Mutter zahlt auch, aber er macht's besser mit ihr, er macht sie zu seiner Frau — ja — ja — —, mit solch armem Weib wie ich werden solche Umstände nicht gemacht. Aber ich neid's ihr nicht, sagen Sie's ihr, ich neid's ihr nicht, denn ich bin frei und ich kann den Schurken von der Schwelle weisen, wenn er es wagt, zu kommen; aber sie, sie wird an ihn gekettet sein, sie wird dulden müssen, wie die geduldet hat, die draußen auf dem Kirchhof liegt, wie alle, die in seine Nähe kommen, wie die da!" schrie sie und zeigte nach der Wand, an der einige Photographien hingen, „die darüber gestorben und verdorben und ins Elend gegangen sind! Drum sagen Sie es Ihrer Mutter, sagen Sie es ihr noch zur rechten Zeit, sie soll gehen, soweit sie ihre Füße tragen, eh' sie — —"

Die Stimme versagte der halb wahnsinnigen Frau, sie schlug plötzlich die Hände vor das Gesicht, in ein bitterliches Weinen ausbrechend. Im nächsten Augenblick hatte sie ihr Tuch aufgerafft, und noch immer schluchzend lief sie hinaus.

Die Base saß auf dem Bettrand wie ein Steinbild und wagte nicht, mich anzusehen. Ich stützte mich gegen die Wand, denn vor meinen Augen drehte sich alles im Kreise. Schweigen herrschte — eine Ewigkeit, dünkte mich. Endlich murmelte die alte Frau: „Sie ist ein wütendes Ding, die Marthe, sie hat" — sie räusperte sich — „ich glaube gar, sie hat gemeint, er soll sie heiraten. O, über das leichtsinnige Weibervolk!"



Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

„Schön wart' auf!"
Nach einem Gemälde von L. Blume-Siebert.

„Wenn er's doch gethan hätte!" dachte ich. „Ach meine arme Mutter!"

Und wieder Schweigen. Die Base war in sich zusammengesunken, als läge eine Bergeslast auf ihrem alten Rücken; ihr Gesicht hatte einen unheimlich starren Ausdruck. Ich ging, von innerer Unruhe getrieben, im Stübchen umher, kaum wissend, was ich that, was ich sah. Vor der Kommode blieb ich stehen und heftete meine Augen auf die Bilder darüber, nach denen die Frau eben gezeigt hatte. Es waren einige verblichene, mit schlechten Apparaten gemachte Photographien, ein junges Ehepaar, das nebeneinander saß, die Hände verschlungen; dann das Bildchen eines kleinen Knaben, und unter diesem das Porträt eines jungen Menschen, vielleicht von sechzehn Jahren. Rein mechanisch nahm ich dieses Bild herunter und betrachtete es.

„Wer ist das?" fragte ich über die Schulter zurück, nur um die Stimme der Base zu hören, denn mir graute fast, so unbeweglich verharrte sie.

„Das ist — das ist Robert Nordmann," scholl es leise herüber, und sie räusperte sich, als stecke etwas in ihrer Kehle.

Der Name tönte mir wie lange vertraut ins Herz, und lieb und vertraut sah mich das kluge fein geschnittene Gesicht an, lieb und vertraut, als hätte ich es von jeher gekannt. O, ganz gewiß, es giebt Ahnungen, es giebt ein geheimnisvolles Band, das oft die Seelen schon verbunden hat, lange bevor man die Menschen, mit denen es uns verknüpft, von Angesicht zu Angesicht geschaut, den Ton ihrer Stimme gehört hat.

„Wer ist er? Wo ist dieser Robert Nordmann?" fragte ich fast heftig.

„Der Schwestersohn von Hannchen ist er," antwortete die alte Frau, und es klang, als schluckte sie Thränen. „Wo er ist? Gott mag es wissen — irgendwo in der Welt, seitdem — —"

Sie schwieg.

„Seitdem, Base?"

„Seitdem er die Heimat verlassen mußte."

„Und wann war das?"

„Vor zehn Jahren. Aber fragen Sie nicht, Kind, es thut nicht gut, heut' abend erst gar nicht — ich könnte mehr sagen, als ich darf."

Armer Robert Nordmann! Ich hielt das kleine Bild liebkosend an meine pochende Schläfe. Armer Robert Nordmann — arme Anneliese von Sternberg! Es kam mir vor, als seien wir Unglücksgefährten. Ich hing die Photographie zurück an ihren Platz, ließ die Hände sinken und wußte nicht, was beginnen mit meinem wunden angstvollen Herzen.

„Anneliese, Fräulein Anneliese," begann auf einmal die alte Frau, während sie auf ihren weichen Filzschuhen unhörbaren Schrittes zu mir herüberkam und ihre müden hellblauen Greisenaugen in den meinen forschten, „ist's wahr, Kind, was der — was Wollmeyer sagt — Sie wollen fort, Sie wollen die Mutter verlassen?"

Ich nickte.

„Thun Sie's nicht!" flüsterte sie, als stände jemand unsichtbar hinter mir, der es hören könnte. „Thun Sie's nicht, sie wird Sie brauchen, sie würde es nicht überleben, Kind, wenn Sie gehen, denn, sehen Sie — sie thut ja alles nur, weil sie Sie behalten will. Verstehen Sie nicht? Sie sind so ein kluges Mädchen, Anneliesechen — versprechen Sie's mir, gehen Sie nicht fort! Und erzählen Sie ihr auch nichts von der Marthe — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?"

Ach, ich verstand sie, ja ich verstand alles. Meine Mutter hatte sich verkauft, und ich wußte, daß sie es nur gethan, weil kein anderer Ausweg war. Und an wen verkauft! Wie gefoltert lief ich fort, in unser gemeinschaftliches Schlafzimmer hinauf. Dort lag ich schlaflos und zitternd und lauschte dem Gesellschaftstrubel unten. Erst als der blasse Morgenschein dämmerte, gingen die Gäste, und Mama schwankte zur Thür herein, fahl und blaß. Sie glaubte mich schlafend, trat vor mein Bett mit gefalteten Händen und sah mich an.

Da richtete ich mich auf und streckte die Arme nach ihr aus. „Mama, meine Mama!" Und als sie sich niederwarf vor meinem Bett und mich umschlang, als wollte sie mich ersticken, da sagte ich an ihrem Ohr: „Ich bleibe bei Dir, ich will bei Dir bleiben!"

Sie antwortete nicht, sie umfaßte mich nur fester und ich fühlte, wie sie bebte, wie schwer ihr Atem ging.

Lange hielten wir uns so umschlungen, und ich gelobte still, alles, was kommen möge, gemeinschaftlich mit ihr zu tragen, und redete ihr Trost ein gegen meine Ueberzeugung.

Als die ersten Sonnenstrahlen durch die Vorhänge lugten, da schlummerte sie süß und fest, seit langer Zeit zum erstenmal wieder, und ich dachte an das arme Weib in dem kleinen Laden, das er betrogen, und dachte an Robert Nordmann und bat Gott um ein Wunder, das uns retten solle vor jenem Mann; nur Gott allein könne es, meinte ich. Aber er that kein Wunder, und Mama ward drei Wochen später Herrn Wollmeyers Frau — meine arme geliebte stolze Mutter seine Frau! (Fortsetzung folgt.)

Tierische Organsäfte als Heilmittel.

Wenn in den Wildnissen des Dunklen Weltteils ein Löwe erlegt wird, dann stürzen die dunkelhäutigen Eingeborenen auf die Jagdbeute, reißen ihr das Herz aus dem Leibe und verzehren es mit wilder Gier. Oft entspinnt sich darob ein heftiger Streit, denn das Löwenherz ist, nach dem Glauben der Schwarzen, mit wunderbaren Kräften ausgestattet. Es verleiht Mut demjenigen, der es verzehrt. Diese Art Aberglauben ist überall unter den Menschen verbreitet und Anklänge an solche Anschauungen der Naturvölker leben auch bei uns in Deutschland fort.

Schauen wir uns nur die Aelpler näher an. Da haben die Burschen und Jäger den Gemsbart auf dem Hut, weil er Kraft geben und schneidig machen soll, und auch die Gemsklaue wird als Amulett getragen, denn sie soll gegen Altersschwäche und Kraftlosigkeit schützen. In der Volksmedizin spielen vollends verschiedene Teile des Tierkörpers eine gar wichtige Rolle. Herzkranken wird empfohlen, das Herz des Hirsches zu essen, und Lungensüchtige werden mit pulverisierter Fuchslunge behandelt. Gegen Podagra, Bein- und Fußleiden gelten Hasenläufe und Hasenfett als ausgezeichnete Heilmittel, und wer ein scharfes Gedächtnis bekommen will, dem wird geraten, das Hirn des braunen oder roten Eichkatzl zu essen!

In früheren Zeiten waren derartige Heilmittel allgemein anerkannt und auch in den Apotheken käuflich; nicht nur das „Volk" benutzte sie, auch gelehrte Aerzte befaßten sich in vollem Ernst mit ihnen und brachten die Lehre von den Heilkräften verschiedener Organe des tierischen Körpers in ein, wie es ihren Zeitgenossen zweifellos erschien, lehrreiches und weisheitsvolles System. Die neuere Forschung räumte mit dieser Lehre unbarmherzig auf, und vor mehr als einem Jahrhundert verschwand sie aus den Büchern der Medizin; etwas länger hielten sich die tierischen Heilmittel in den Apotheken, da das Volk noch immer nach ihnen verlangte.

Wenn indessen die letzten Vertreter jener Lehre wieder erwachen und jetzt Umschau in der fortgeschrittenen Welt halten könnten, so würden sie Genugthuung empfinden; denn siehe da, unter den neuesten Heilverfahren giebt es eines, das gar sehr an das alte abergläubische erinnert: man hört ja heute so viel von einer „Gewebssaft"- oder „Organsafttherapie", am Ende des neunzehnten Jahrhunderts werden aus den verschiedenartigsten Körperteilen nicht nur Heilmittel, sondern sogar Verjüngungsmittel, Lebenselixiere bereitet.

Unsere Zeit steht im Zeichen der Nervosität. Man sucht den geschwächten Nerven auf verschiedenen Wegen beizuspringen, predigt die „Rückkehr zur Natur", empfiehlt „naturgemäße Lebensweise", verordnet die heilsame Bergluft und nimmt das Wasser zu Hilfe, indem man die Schwachen durch „Güsse" stärkt. Die neueste der Heilarten erinnert aber sehr an die Stärkung des Gedächtnisses durch Verspeisen des Gehirns von einem „Eichkatzl". Professor W. Babes in Bukarest und Constantin Paul in Paris wollen gefunden haben, daß man den kranken und geschwächten Nerven auf eine ganz besondere Weise beispringen könne.

Voraussichtlich vermöge der kranke Organismus nicht die nötigen Mengen der geheimnisvollen Nervensubstanz zu erzeugen;

man müsse ihm also helfen, indem man fertige Nervensubstanz unmittelbar ins Blut bringe. Sie bereiteten also aus Kaninchen- und Schafhirn einen Extrakt und spritzten ihn den Kranken ein. Es wurden zwar nicht alle dadurch geheilt, wohl aber ein Teil der Kranken.

So versicherten wenigstens die Erfinder des neuen Heilmittels und einige andere Aerzte, welche dem Beispiele von Babes und Paul folgten. Wie weittragend mußte nicht die Entdeckung eines solchen Mittels erscheinen! Aus der Nervensubstanz unserer Haustiere konnte fortan die Kulturmenschheit Beruhigungsmittel für ihre aufgeregten Nerven schöpfen! Auf die ersten Versuche folgten aber weitere, die von Ungläubigen mit mehr Kritik ausgeführt wurden, und da zeigte es sich, daß die Besserungen und Heilungen auch dann eintreten konnten, wenn man den Kranken sagte, daß man sie mit Nervenextrakt behandle, in Wirklichkeit aber ihnen destilliertes Wasser einspritzte. Hier war also die Suggestion, die auf nervöse Personen so großen Einfluß ausüben kann, das eigentliche Heilmittel: der Glaube an die Heilkraft des Mittels hat die Besserung im Zustande der Kranken hervorgerufen.

Unsere biederen Bergbewohner, die gegen Herzleiden das Herz des behenden Hirsches empfehlen, werden als abergläubische Kinder ausgelacht. Wie ungerecht ist man gegen sie! Es wird heutzutage von angesehenen Aerzten ein neues Heilmittel gegen nervöse Herzen, Herzschwäche u. dergl. empfohlen. Es heißt Kardin; und wie wird es bereitet? Aus dem Herzen des Rindes, das — — volle acht Monate in verschiedenen Flüssigkeiten erweicht wird!

In ähnlicher Weise hat man einen Nierenextrakt, „Nephrin“, gegen Nierenleiden, einen Extrakt von Lebersaft gegen Leberleiden empfohlen. Wer an Muskelschwäche leidet, wird vielleicht in der Zukunft mit einem Extrakt frischer Muskeln, mit einem „Musculin“ behandelt werden können.

Die Zuckerharnruhr oder der Zuckerdiabetes ist ein ziemlich weit verbreitetes Leiden, dessen Natur vielfach dunkel ist. Neuere Untersuchungen scheinen darauf hinzuweisen, daß sie mit mangelhafter Thätigkeit der Bauchspeicheldrüse (Pankreas) zusammenhängt. Ist da die Hoffnung nicht berechtigt, daß wir die Krankheit heilen können, wenn wir einen Auszug der Drüse Diabetikern einspritzen oder sie die Drüse genießen lassen? In der That ist man eifrig damit beschäftigt, Versuche nach dieser Richtung hin anzustellen.

Die größte Verbreitung erreichte aber die Anwendung der von Brown-Séquard empfohlenen Drüsenflüssigkeit, die bis heute von rund 1200 Aerzten etwa 200 000 Mal gegen verschiedene Leiden angewendet worden ist.

Ueber den Wert oder Unwert dieser Organsäfte bei der Behandlung der Kranken wird in ärztlichen Kreisen noch lebhaft hin und hergestritten, und wir hätten diese Frage wohl gar nicht in der „Gartenlaube“ berührt, wenn nicht wenigstens auf einem Gebiete der Organsaftbehandlung eine thatsächliche unbestrittene Errungenschaft zu verzeichnen wäre, die sogar die Heilung kretinös entarteter Menschen bis zu einem gewissen Grade in Aussicht stellt. Es ist dies die Behandlung einiger schwerer Leiden mit der Schilddrüse, auf deren Geschichte wir ausführlicher eingehen möchten.

Vor zwanzig Jahren war es, da beschrieb der englische Arzt William Gull eine „neue“ Krankheit. Die von ihr befallene, bis dahin gesunde und völlig normale Frau zeigte ein kretinenähnliches Aussehen; ihre Haut war gedunsen, der Ausdruck des geschwollenen Gesichtes apathisch, geistlos, der ganze Organismus matt und schwach geworden, die geistigen Kräfte waren geschwunden. Man fand später noch andere Unglückliche, die in dieser Art erkrankt waren, und nannte dieses eigenartige Leiden Myxoedema, was etwa „Schleimschwellung“ bedeutet, da das Gedunsensein auf Anhäufung einer Schleimsubstanz unter der Haut beruhte. Das Myxödem kommt in Deutschland sehr selten, in England dagegen häufiger vor. Der Ausgang der Krankheit war bis jetzt Tod nach jahrelangem Siechtum. Lange blieben die Ursachen und das Wesen des Leidens in Dunkel gehüllt, bis man dahinter kam, daß bei diesen Kranken ein Organ des Körpers verkümmert zu sein pflegte: es war dies die Schilddrüse, die vor dem unteren Teile des Kehlkopfes und dem oberen der Luftröhre liegt. Wozu diese Schilddrüse da ist, darüber stritt man seit jeher, und viele Aerzte neigten zu der Annahme, daß sie überhaupt ein wenig wichtiges Organ sei, daß man sie entbehren könnte.

Die Schilddrüse ist aber oft der Sitz eines anderen weit verbreiteten Leidens; krankhafte Entartungen der Schilddrüse bilden den Kropf. Diese langwierige Krankheit, die manchmal den Menschen zu ersticken droht, machte Operationen, Entfernungen der Schilddrüse nötig. Da stellte sich denn heraus, daß man die ganze Schilddrüse nicht so ohne weiteres entfernen durfte; denn die Operierten verfielen dadurch mitunter in einen beklagenswerten Zustand, der dem Myxödem sehr ähnlich war. Infolge dieser und anderer Erfahrungen drängte sich mehr und mehr die Ueberzeugung auf, daß der Schilddrüse in der Erhaltung des gesunden Lebens eine hohe Bedeutung zukomme, daß sie ein blutreinigendes Organ sei. Man suchte also in Fällen, wo die Drüse entfernt wurde, gesunden Tieren entnommene Drüsen einzuheilen. Dies gelang zwar nicht, aber schon das Auffangen der Schilddrüse durch den Körper zeigte einen günstigen Einfluß.

Auf Grund dieser Wahrnehmungen haben nun vor einiger Zeit Murray und Howiz versucht, das Myxödem, das aller ärztlichen Behandlung bis dahin getrotzt hatte, dadurch zu heilen, daß sie den Kranken den Saft der Schilddrüsen von Hämmeln und Kälbern einspritzten oder dieselben die Drüsen einfach verzehren ließen. Und siehe da, der Versuch gelang. Die Kranken wurden geheilt, die Schwellungen und die allgemeine Schwäche schwanden, wenn auch erst nach Wochen oder Monaten, und auch die geistigen Kräfte kehrten wieder zurück.

Man wandte hierauf dieselbe Behandlungsart auf Fälle jener myxödemähnlichen Erkrankung an, die auf die operative Entfernung der erkrankten Schilddrüse gefolgt war, und erzielte auch hier wesentliche Besserungen und Heilungen. Durch das Verzehren der Schilddrüsen von Tieren wurde eben dem Körper jenes noch unbekannte Etwas zugeführt, dessen er zu seinem Gedeihen bedarf. Es scheint aber, als ob die Heilung durch einmalige Kur keine dauernde würde. Wird das Verzehren der Schilddrüse ausgesetzt, so kann das Leiden von neuem ausbrechen, so daß für solche Kranke die Schilddrüse zu einem unentbehrlichen Nahrungsmittel wird.

Das Myxödem ist ein seltenes Leiden; die Schilddrüse scheint aber nach den neuesten Erfahrungen als Heilmittel gegen eine schlimme in verschiedenen Gebirgsthälern häufiger vorkommende Krankheit brauchbar zu sein — gegen den Kretinismus, der zur völligen Verkümmerung des Menschen in körperlicher und geistiger Hinsicht führt. Selbstverständlich erfordert diese Behandlung eine sorgfältige ärztliche Ueberwachung, denn es ist auf diesem Gebiete noch so vieles unklar und man will auch bei ihr Schattenseiten bemerkt haben.

Durch sorgfältige Forschungen wurde ferner schon früher festgestellt, daß zwischen dem Kropfleiden und dem Kretinismus ein Abhängigkeitsverhältnis bestehe. Der Kretinismus kommt in jenen Gebieten vor, in welchen auch der Kropf einheimisch ist. Ja, man ist zu der Ansicht gekommen, daß viele der schwersten Erscheinungen des Kretinismus eben durch das Fehlen der Schilddrüsen hervorgerufen werden.

Bei einem Teil der Kretinen fehlt dieses Organ, es ist von der Geburt an verkümmert, bei anderen, die große Kröpfe besitzen, ist die Drüse krankhaft entartet und kann dem Körper nicht mehr dienen, kann nicht die blutreinigenden Stoffe erzeugen.

Es ist nun durchaus nicht ausgeschlossen, daß das konsequente, ärztlich überwachte Verzehren von Schilddrüsen seitens kretinös kranker Menschen von guten Folgen begleitet sein kann. Die ersten Versuche, die nach dieser Richtung hin gemacht wurden, sind durchaus nicht entmutigend. Alle, namentlich fortgeschrittenere Fälle des Kretinismus können natürlich durch die neue Behandlung nicht geheilt werden; wohl aber ist es eine Pflicht der Menschlichkeit, genau zu ermitteln, inwieweit man auf diese Weise den Unglücklichsten der Unglücklichen helfen kann.

Die Geschichte der Heilversuche von Kranken vermittelst der Schilddrüse belehrt uns im allgemeinen, daß in der „Organsafttherapie“ doch ein beachtenswerter Kern steckt. Wir dürfen nur nicht in den Fehler unserer Vorfahren verfallen und allen Drüsen- und Gewebssäften gleiche oder ähnliche Heilkräfte zuschreiben. Erst nach jahrelangen sorgfältigen Prüfungen wird man in der Lage sein, das Wertlose vom Nützlichen zu scheiden. J.

Der Theebau in China und Ostindien.

Von C. Forst.

Mit Zeichnungen von H. Haase.



Tausende von kühnen Seefahrern waren im Zeitalter der Entdeckungen ausgezogen in ferne unbekannte Meere nach den Gewürzen Indiens; sie kehrten heim mit vollen Schiffsladungen kostbarer Pfeffernelken und Muskatnüsse, sie brachten aber noch mehr: Proben neuer Genußmittel, die in Europa bis dahin unbekannt gewesen waren. Der Tabak, der Kakao, der Kaffee und der Thee traten damals ihre Eroberungszüge in Europa an. Am langsamsten von den vier Gewaltigen schritt der Thee vorwärts. Im Anfang des 17. Jahrhunderts tauchte er fast gleichzeitig auf zwei Wegen in Europa auf. Die holländisch-indische Handelsgesellschaft brachte übers Meer die ersten Päckchen und eine russische Gesandtschaft in der Mongolei erhielt einige Pfund als Gegengeschenk auf Zobelfelle. 1635 erschien der Thee zum erstenmal in Paris und 1638 in Moskau. Er hätte schwerlich Liebhaber gefunden, wenn man ihn sogleich als ein tägliches Getränk empfohlen hätte, zu seiner Einführung bedurfte es einer kräftigeren Reklame. Die Chinesen, von denen man ihn kaufte, sagten: „Der Thee entfernt das Fett und macht den Menschen beweglich; er spült Unreinigkeiten fort, vertreibt die Schläfrigkeit, heilt Kopfweh und verhütet es.“ Das war ein Wink für die ersten Theehändler in Europa; sie legten die dürren Blätter Aerzten vor und siehe da, manche von den Jüngern Aeskulaps begeisterten sich für den neuen Aufguß, rühmten seine Heilkräfte und nannten ihn sogar ein untrügliches Mittel, um das Leben zu verlängern. So tranken ihn die Europäer zuerst als Medizin, bis sie sich an ihn gewöhnten und er in weiten Gebieten, in England, Holland und Rußland, zum täglichen Getränk wurde.

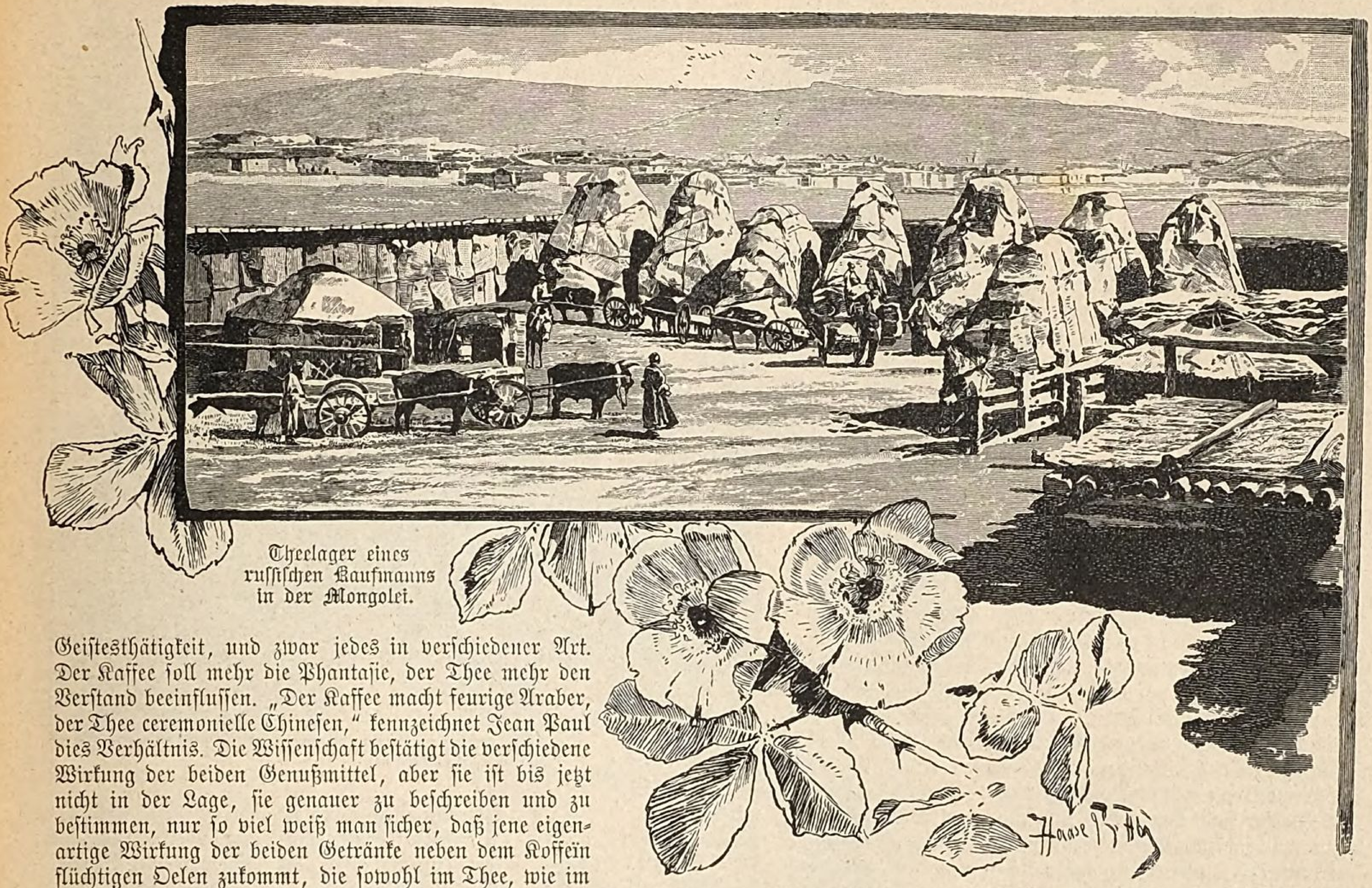
Während aber die Europäer in kurzer Zeit sich der Gewürze und neuen Genußmittel ganz und gar bemächtigten, sie nicht nur verbrauchten, sondern auch in ihren Kolonien erzeugten, konnte man den Thee nur kaufen. Die einzigen Länder, welche damals den Thee erzeugten, China und Japan, waren für die Fremden verschlossen und so ruhte ein geheimnisvoller Schleier über der Herkunft des erfrischenden und anregenden Trankes. Der berühmte Botaniker Linné (1707 bis 1778) teilte noch die Gattung Thea sinensis in die beiden Arten Thea viridis und Thea bohea, von denen die erstere angeblich den grünen, die letztere den schwarzen Thee liefern sollte. So wenig kannte man im vorigen Jahrhundert die Bereitung der verschiedenen Theesorten. Erst allmählich drang man in das Innere Chinas vor und erfuhr nun, daß es dort nur eine Art des Theestrauchs gab, aus der im Laufe einer mehr als tausendjährigen Kultur verschiedene Varietäten hervorgegangen waren, wie dies auch bei unserem Weinstock der Fall ist. Die Mitteilungen der Reisenden reichten jedoch nicht hin, um darauf den Anbau des Theestrauchs in europäischen Kolonien zu begründen.

Da wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts die Heimat der chinesischen Kulturpflanze entdeckt. In der Landschaft Assam, die im Thal des Brahmaputra gelegen ist, wächst der Theestrauch wild, und von hier haben ihn die Chinesen in ihre Heimat eingeführt. Nun bildet Assam einen Teil des indo-britischen Reiches, man konnte also daran denken, den Chinesen das Monopol des Theehandels streitig zu machen. In dem theetrinkenden England wurde der Gedanke mit Begeisterung aufgegriffen und im Jahre 1839 bildete sich dort eine Aktiengesellschaft, welche die assamesischen „Theewälder“ unter Kultur bringen wollte. Wohl kostete die Sache erst ein erkleckliches Lehrgeld, die Gesellschaft löste sich auf mit einem Verlust von 4 Millionen Mark; aus den Mißgriffen der Pioniere der indischen Theekultur wußten indessen andere zu lernen. Neue Theepflanzungen wurden gegründet; auch sie lieferten anfangs nur einen schlechten Thee, doch nach und nach besserte sich das Erzeugnis und fand einen immer größeren Abnehmerkreis. „Theegärten“ entstanden auch in anderen Teilen Indiens, Assam blieb aber der Mittelpunkt des neuen Unternehmens. Im Jahre 1861 waren hier $48\frac{1}{2}$ qkm mit Thee bepflanzt und im Jahre 1890 war die unter Kultur genommene Fläche bereits auf 920 qkm gestiegen. Der indische Thee begann den chinesischen zuerst in England und Nordamerika zu verdrängen, bald hielten sich die Ausfuhr Indiens und Chinas die Wage und es wird sogar behauptet, daß in kurzer Frist der indische Thee dem chinesischen vollständig den Rang abgelaufen haben werde. In der That haben sich die englischen Theepflanzer Indiens zu einer großen kapitalkräftigen Vereinigung zusammengeschlossen, welche nunmehr auch auf dem europäischen Festlande ihrer Ware gegenüber der chinesischen Geltung verschaffen will. Immer mehr sieht sich der Theetrinker vor die Entscheidung gestellt, welchem von den beiden Nebenbuhlern er den Vorzug geben soll. Die Wahl ist nicht so leicht, denn die Beurteilung des Thees ist nicht jedermanns Sache; es gehören dazu Erfahrung und besondere Kenntnisse. Die Belehrungen, die von den Händlern unter das Volk gebracht werden, sind in der Regel sehr parteiisch gehalten, sie decken die Mängel des Gegners auf und verschweigen dessen Vorzüge. Es dürfte darum wohl angebracht sein, in diesem Streite zum Nutzen der deutschen Theetrinker ein unparteiisches Wort zu reden.



Indierin bei der Ernte.

Warum trinkt man den Thee? Was macht ihn einem großen Teil der Menschen so besonders wertvoll? Er ist, wie der Kaffee, ein erregendes Genußmittel. In den Blättern des Theestrauches ist dasselbe Alkaloid enthalten, das wir in der Kaffeebohne finden, das bald „Koffeïn“, bald „Theïn“ genannt wird. Die Chemiker können es rein in Form kleiner farbloser Krystalle darstellen, und wenn wir es in kleinen Mengen einnehmen, so spüren wir, daß es anregend auf die Herzthätigkeit oder das Nervensystem einwirkt. Aber wenn wir ein Koffeïnpulver einnehmen, so ist seine Wirkung durchaus nicht der einer Tasse starken Kaffees oder Thees gleich. Diese Getränke wirken nachdrücklicher und beeinflussen auch unsere



Theelager eines russischen Kaufmanns in der Mongolei.

Geistesthätigkeit, und zwar jedes in verschiedener Art. Der Kaffee soll mehr die Phantasie, der Thee mehr den Verstand beeinflussen. „Der Kaffee macht feurige Araber, der Thee ceremonielle Chinesen," kennzeichnet Jean Paul dies Verhältnis. Die Wissenschaft bestätigt die verschiedene Wirkung der beiden Genußmittel, aber sie ist bis jetzt nicht in der Lage, sie genauer zu beschreiben und zu bestimmen, nur so viel weiß man sicher, daß jene eigenartige Wirkung der beiden Getränke neben dem Koffeïn flüchtigen Oelen zukommt, die sowohl im Thee, wie im Kaffee enthalten sind. Diese aromatischen Stoffe werden wohl von der Pflanze während ihres Lebens vorgebildet, aber erst durch den Röstungs- und Gährungsprozeß, den die Kaffeebohnen und die Theeblätter vor dem Gebrauch durchmachen, ihrer ursprünglichen Schärfe beraubt und in angenehm erregende Mittel verwandelt. Daraus erfahren wir, daß der Wert des Thees nicht allein von der Beschaffenheit des Strauches, sondern auch von der Behandlung der Blätterernte abhängt.

In dieser Hinsicht sind nun die Chinesen bis auf den heutigen Tag Meister geblieben; selbst die Japaner, die schon im 8. Jahrhundert n. Chr. den Theestrauch aus China einführten, verstehen nicht, so edle Theesorten zu erzeugen. Die Söhne des Reiches der Mitte wissen durch Kultur des Strauches und durch die Art der Röstung den Gehalt an Theïn in den Theeblättern zu vermindern und deren Aroma zu erhöhen, und das ist sicher ein Vorteil, da das Theïn, in größeren Mengen genossen, schließlich wie ein Gift zerrüttend auf den Körper wirkt. Wer guten Thee gewinnen will, der muß noch heute bei den Chinesen in die Schule gehen.

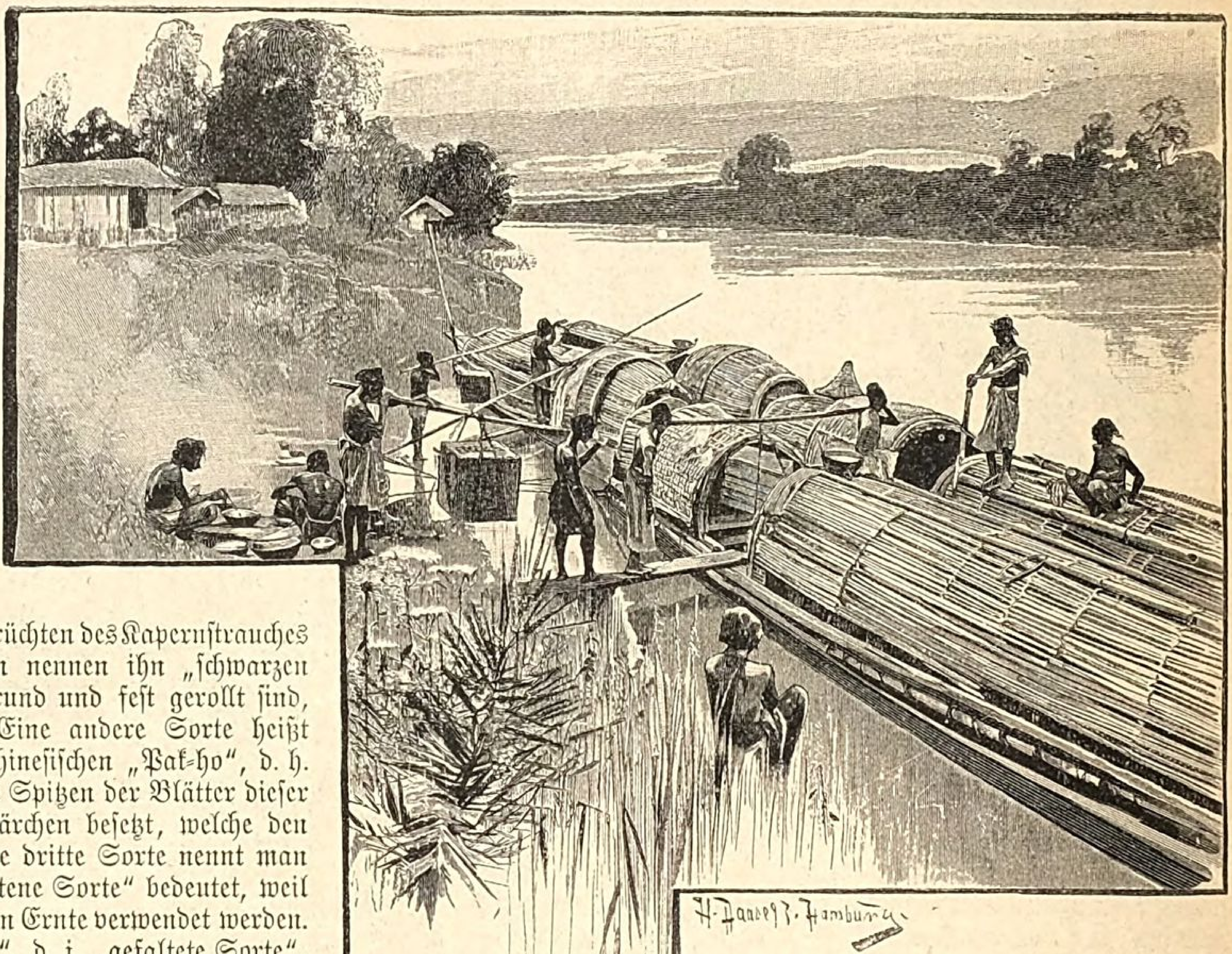
Der chinesische Schmutz ist sprichwörtlich, allein bei der Bereitung der ersten Theesorten geht es in China äußerst reinlich zu. Der Theestrauch wird drei bis viermal im Jahre abgeerntet. Die besten Blätter liefert die erste Ernte im Frühjahr. Just wenn die jungen Blätter sich aufwickeln wollen, müssen sie gepflückt werden, und zwar mit der peinlichsten Sorgfalt. Heinrich Semler erzählt in seiner „Tropischen Agrikultur", die Sorge um die jungen Blätter gehe so weit, daß den von Jugend auf für diese Beschäftigung geschulten Arbeiterinnen verboten werde, Fische oder andere starkriechende Speisen zu genießen, damit ihr Atem nicht das Aroma der Blätter verderbe. Sie müssen auch täglich mindestens ein Bad nehmen und dürfen die Blätter nicht mit den nackten Händen pflücken, sondern müssen Handschuhe tragen. Ein Körbchen hängt ihnen an einer Schnur um den Hals, damit beide Hände frei bleiben, und sie vollziehen das Pflücken in der Weise, daß sie mit der Linken einen Zweig zu sich heran ziehen und mit der Rechten die Blätter am Stiel abbrechen; der letztere muß bei dieser wertvollsten Ernte, aus welcher die Theesorten feinster Güte bereitet werden, vollständig zurückbleiben. Die Indierin ist in der Art des Pflückens ganz dem chinesischen Brauche gefolgt, wie unser Bildchen auf Seite 656 veranschaulicht.

Die nachfolgenden Ernten werden nicht mehr so hochgeschätzt und bei ihnen wird das Pflücken allerdings sorgloser und oft sogar in roher Weise betrieben.

Aus einem und demselben Blatte kann man je nach Belieben grünen oder schwarzen Thee machen. Unsere Pflanzensammler wissen wohl, daß die Blätter verschiedener Pflanzen, z. B. der Orchideen, unvermeidlich schwarz werden, wenn man sie kurzer Hand trocknet, daß sie aber ihre grüne Farbe behalten, wenn man sie der Einwirkung heißer Dämpfe aussetzt, bevor man sie zwischen die Löschblätter legt. Ebenso ist es beim Thee. Dämpft man die frischgepflückten Blätter, bevor sie geröstet werden, so liefern sie den grünen Thee. Diejenigen Blätter aber, welche zur Bereitung des schwarzen Thees bestimmt sind, werden zunächst an der Luft getrocknet, bis sie welk werden. Dabei geht die erste chemische Umwandlung des Blattinhalts vor sich. Das Gras auf unseren Wiesen duftet nicht, mähen wir es ab und lassen es trocknen, so beginnt der Heugeruch auszuströmen; es giebt eine große Zahl von Pflanzen, die erst beim Welken Wohlgerüche erzeugen, und auch die Theeblätter werden im Welken aromatisch. Hat der Duft einen bestimmten Grad erreicht, dann sind die Blätter zum Rösten reif, welches in Pfannen aus sehr dünnem Eisen über Holzkohlenfeuern geschieht. Die gerösteten Blätter, die noch eine Menge Saft enthalten, werden alsdann auf Tischen gerollt und diese beiden Verfahren je nach Bedarf zwei- bis fünfmal wiederholt. Sind die Blätter so spröde geworden, daß sie durch einen leichten Druck zwischen den Fingern zerbrechen, so gelten sie als fertig für die Verpackung.

Die gedämpften Blätter des grünen Thees werden nicht getrocknet, sondern sofort geröstet und gerollt, aber in rascherer Reihenfolge, als dies bei dem schwarzen Thee der Fall ist. Die Folge davon ist, daß der grüne Thee mehr Theïn enthält, daß seine erregenden Bestandteile durch die Gährung und Röstung nicht besonders gemildert werden, weshalb er die Nerven mehr reizt als der schwarze.

Die Verarbeitung der Theeblätter ist eine Kunst, die man nur durch Erfahrung und Uebung lernen kann; jede Aenderung in der Reihe der verschiedenen Prozesse ist auf die Beschaffenheit des Thees von Einfluß, und so entstehen je nach der Art der Blätter, der Erntezeit, der Dauer des Welkens und der Häufigkeit des Röstens verschiedene Theesorten.

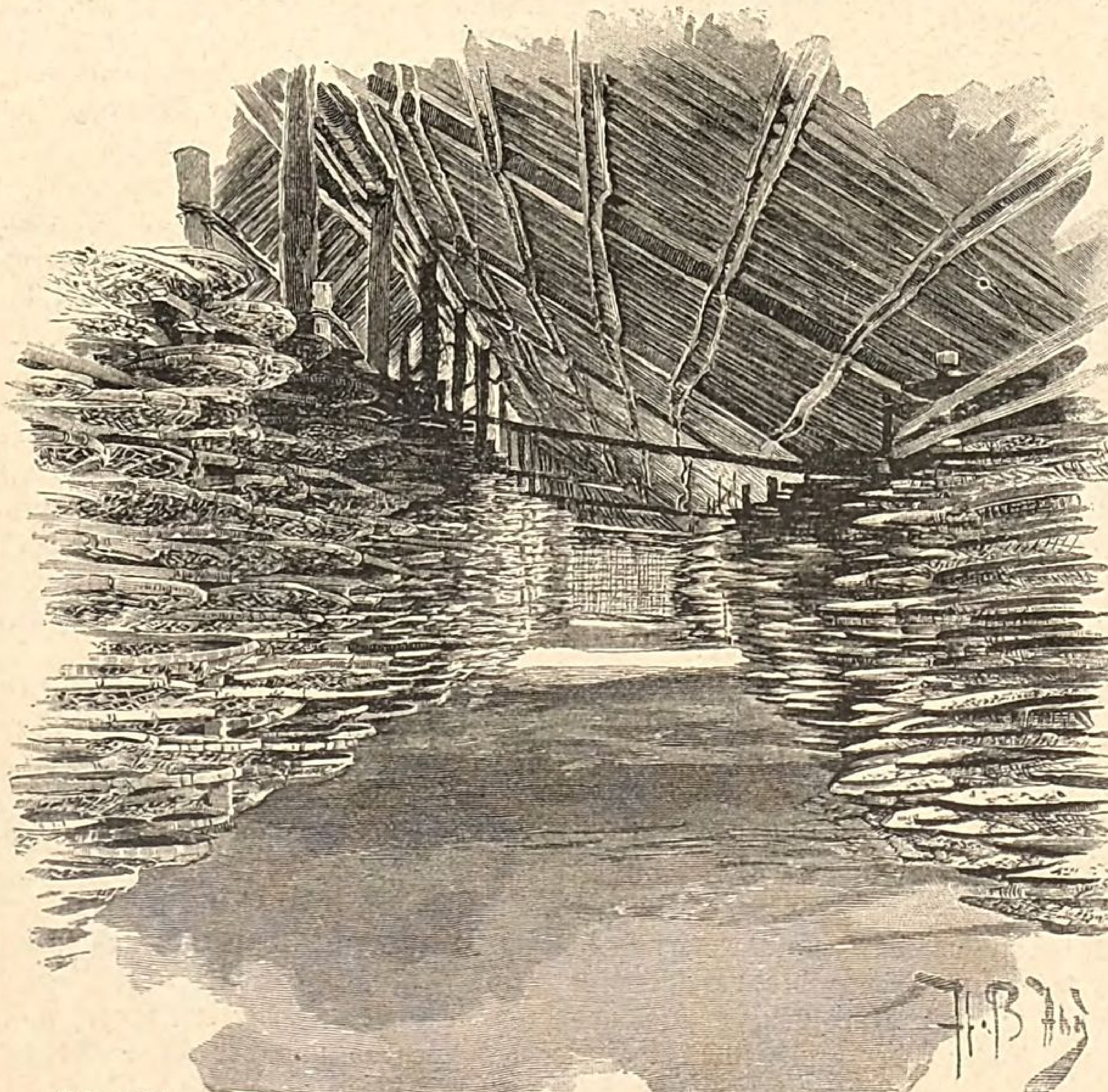


Theekähne auf dem Brahmaputra.

Einen Uebergang von dem grünen zu dem schwarzen Thee Chinas bildet z. B. der Oulong; diese Theesorte ist mit so vielen gelblich-grünen Blättern durchsetzt, daß ihre Farbe nicht mehr schwarz genannt werden kann; die Chinesen nennen sie darum „Oulong", d. h. „grüner Drache". Die wirklichen schwarzen Theesorten Chinas werden unter dem Namen der „Boheas" zusammengefaßt; das Wort ist eine Verstümmelung des chinesischen „Bow-ui", eines Gebirges, in welchem der schwarze Thee vornehmlich erzeugt wird. Obenan unter den schwarzen Theesorten steht der „Kaper", ein Thee, der wegen seiner Aehnlichkeit mit den Früchten des Kapernstrauches so genannt wurde. Die Chinesen nennen ihn „schwarzen Perlenthee", weil die Blätter so rund und fest gerollt sind, daß sie wie Perlen aussehen. Eine andere Sorte heißt „Pekko"; der Name ist aus dem chinesischen „Pak-ho", d. h. „weiße Daunen", entstanden. Die Spitzen der Blätter dieser Sorte sind nämlich mit weißen Härchen besetzt, welche den Daunen etwas ähnlich sehen. Die dritte Sorte nennt man „Souchong", was „kleine oder seltene Sorte" bedeutet, weil zu ihr nur kleine Blätter der zweiten Ernte verwendet werden. Die vierte Sorte heißt „Pouchong", d. i. „gefaltete Sorte", ihre Blätter sind spitz, rauh und platt. Als fünfte Sorte lernen wir endlich „Kongu" kennen, die „mühevolle Sorte", weil auf ihre Zubereitung mehr Kraft und Zeit verwandt wird als auf irgend eine andere des schwarzen Thees. Jede dieser Hauptsorten zerfällt noch in eine Reihe Untersorten, und wer Theekenner sein will, muß einen feinen Geschmack haben, ebenso wie bei uns der Weinkenner. Das Amt des jungen Chinesen, der auf unserem Bildchen S. 659 eine Theeprobe kostet, ist äußerst verantwortungsvoll. Der Käufer in Europa bekommt übrigens nur in den seltensten Ausnahmefällen eine dieser Sorten in reinem Zustande. Jede von ihnen zeichnet sich durch einen besonderen Geschmack aus: die eine ist herb, die andere mild, die eine hat viel, die andere wenig Aroma. Man sucht nun diese verschiedenen Vorzüge dem Theetrinker dadurch sozusagen in einer Tasse zu bieten, daß man die verschiedenen Sorten mischt und die Mischung dem Geschmacke des betreffenden Landes anpaßt. Diese Mischungen werden von den Zwischenhändlern, zumeist von den Einfuhrhäusern, besorgt und sie sind wieder eine Kunst, welche die europäischen Theehandlungen ausüben. Eine gute Mischung, die ein Kaufmann nach vielen Proben gefunden hat und die dem Geschmacke seiner Kunden zusagt, wird als das tiefste Geschäftsgeheimnis nicht einmal den Angestellten des Hauses verraten. Daran denken die wenigsten, die ihren Theebedarf viertelpfundweise kaufen und auf die Marken „Souchong" oder „Pekko" schwören.

Man hat aber noch eine andere Unterscheidung des chinesischen Thees, was seine Güte anbelangt, eingeführt. Von dem auf überseeischem Wege eingeführten „Schiffsthee" unterschied man als den bei weitem besseren den „Karawanenthee", der auf dem Rücken der Kamele quer über Asien nach Rußland gebracht wird. Unser Bild S. 657 zeigt uns den Theelagerplatz eines russischen Kaufmanns in der Mongolei, wo die Theeballen in großen Haufen, mit Häuten bedeckt, für den Landtransport aufgestapelt sind. Soweit es sich um den echten Thee handelt, hat jener Unterschied bis heute Geltung; denn die Feuchtigkeit, die auf der See herrscht, beeinträchtigt den Thee während der Ueberfahrt, und dann ist die Beförderung auf dem Karawanenwege so teuer, daß man sie nur für die besten Sorten des chinesischen Thees in Anspruch nimmt.

Zweihundert Jahre lang besaß China das Monopol des Theehandels. Die Theetrinker Europas hingen sozusagen von seiner Gnade ab, und der bezopfte Mongole wußte diesen Umstand sich zu nutze zu machen, er steigerte die Preise und fälschte die Ware. Die Verfälschungen konnten in China um so leichter ausgeführt werden, als in diesem Lande die Theekultur nicht im großen von einzelnen Pflanzern, sondern von Tausenden kleiner

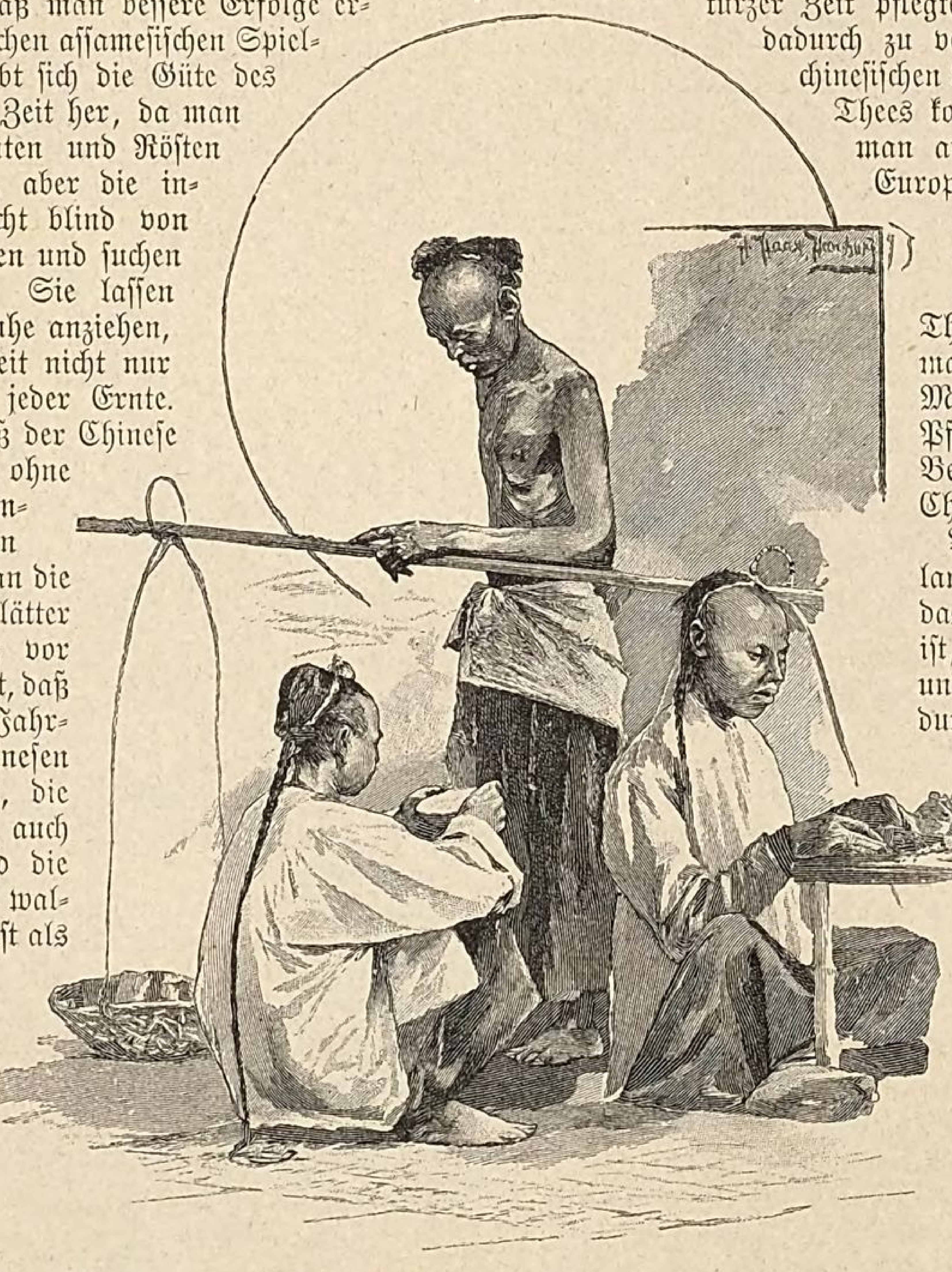


Ostindisches Trockenhaus.

Landbesitzer betrieben wird; man begegnet hier nicht ausgedehnten Theeplantagen, sondern nur kleinen Gärtchen, in denen stets eine geringe Anzahl von Sträuchern vorhanden ist. So geht der chinesische Thee durch viele Hände, bevor er zum europäischen Kaufmann oder zum Verbraucher gelangt, und er wird dadurch sicher nicht reiner und besser.

Ein ganz anderes Bild gewährt uns die indische Theekultur. Hier wird der Theestrauch auf großen zusammenhängenden Flächen in einer Weise angepflanzt, die aus der Ferne an die Rebengelände des Rheins erinnert. Zwischen den weit sich hinziehenden Plantagen steht da und dort auf anmutigem Hügel das schmucke Pflanzerhaus, mit Rosen und Blumen aller Art umrankt, als Mittelpunkt gestaltender Kraft und verbessernden Strebens; denn man muß zugeben, die indische Theekultur wandelt bereits ihren eigenen Weg. Man hat zwar Theesträucher aus China eingeführt, aber zuletzt doch gefunden, daß man bessere Erfolge erzielt, wenn man die einheimischen assamesischen Spielarten veredelt. Wohl schreibt sich die Güte des indischen Thees erst von der Zeit her, da man chinesische Arbeiter zum Ernten und Rösten der Blätter beigezogen hat, aber die indischen Pflanzer lernten nicht blind von ihren Meistern, sondern suchten und suchen noch diese zu überflügeln. Sie lassen zwar die Kuli keine Handschuhe anziehen, aber sie sorgen für Reinlichkeit nicht nur bei der besten, sondern bei jeder Ernte. Sie haben auch gefunden, daß der Chinese zu konservativ ist, daß er oft ohne überzeugenden Grund an umständlichen Röstungsverfahren hängt, sie wiesen nach, daß man die Bearbeitung der geernteten Blätter wesentlich vereinfachen kann; vor allem aber verleugneten sie nicht, daß sie Kinder des neunzehnten Jahrhunderts sind. Bei den Chinesen ist all und jedes Handarbeit, die indischen Pflanzer verwenden auch beim Theebau Maschinen und die Folge davon ist, daß die dabei waltende Sauberkeit noch größer ist als in China. Ueberall macht sich der Einfluß des Großbetriebs geltend. Man werfe einmal einen Blick auf solch ein ostindisches „Trockenhaus“, in welchem die frischgepflückten Blätter auf Horden den ersten Welkungs- und Gährungsprozeß durchmachen; China kann solche Hallen nicht aufweisen Die fertige Ware wird in die üblichen Kisten aus Teakholz verpackt und tritt auf dem Brahmaputra die Reise nach den Ausfuhrhäfen an.

Die indischen Theepflanzer haben aber auch ein Interesse daran, daß ihr Thee als solcher zur Geltung kommt und nicht gefälscht wird. Zu diesem Behufe haben die indischen Gesellschaften eine große Vereinigung gebildet, welche unter einheitlicher Leitung den fertigen Thee auf den Pflanzungen in Empfang nimmt, seemäßig verpackt und für Europa zunächst nach London schickt. Dort befindet sich eine Anzahl von Theemaklern, die seit langen Jahren das Theegeschäft nach einem bestimmten Lande — sagen wir z. B. nach Deutschland — als Specialität betreiben. Dazu gehört vor allem die genaueste Kenntnis des beliebtesten Theegeschmacks in dem betreffenden Lande. Diesen besonders gewünschten Geschmack muß, bei dem wechselnden Ausfall der Ernten, der Makler regelmäßig erst durch richtige Mischung schaffen. Diese Mischung wird aber nicht, wie dies bei dem chinesischen Thee der Fall ist, jedem beliebigen Händler überlassen, sondern durch eine Vertrauensperson



Das Kosten des Thees.

der „Indian Tea Association of Calcutta“ besorgt. Dann geht sie unter Originalverpackung an die Hauptniederlage des betreffenden Landes, die für Deutschland in Hamburg errichtet ist, um von hier aus durch die verschiedenen Groß- und Kleinhandlungen endlich in die Hand des Theetrinkers zu gelangen. Durch diese Maßnahmen sind die Abnehmer des indischen Thees im großen und ganzen vor Fälschungen ziemlich geschützt.

Aber — ja, wenn man unparteiisch sein will, so muß man auch in diesem Falle auf das „Ja“ ein „Aber“ folgen lassen. Wie verhält sich der echte Indier zu dem echten Chinesen? Auf diese Frage muß man erwidern, daß die Chinesen augenblicklich den indischen Theeerzeugern noch über sind. Ihr Thee, soweit gute Sorten in Betracht kommen, ist milder, er enthält weniger Theïn und hat mehr Aroma als der indische. Dieser ist noch immer stärker, erregt die Nerven mehr als der chinesische, und noch vor kurzer Zeit pflegte man die besten indischen Sorten dadurch zu verbessern, daß man sie mit guten chinesischen vermengte. Die Stärke des indischen Thees kommt auch darin zum Ausdruck, daß man aus den assamesischen Blättern für Europa keinen grünen Thee bereitet; er würde hier entschieden als zu aufregend zurückgewiesen. Bedenkt man aber, welche Fortschritte die indische Theekultur in den letzten Jahren gemacht hat, so kann man wohl der Meinung beipflichten, daß die indischen Pflanzer in nicht langer Zeit auch in Bezug auf die Güte des Thees den Chinesen gleichkommen werden.

Allerdings trinkt man heute in Deutschland verhältnismäßig wenig Thee, und das ist zu bedauern, denn der Thee ist, wenn man ihn richtig zubereitet und namentlich nicht zu stark trinkt, durchaus nicht so aufregend, wie vielfach behauptet wird. Man hat den Hausfrauen schon viele Rezepte zum Theeaufbrühen gegeben. Wir sind nicht in der Lage, ihnen mit einem allgemein gültigen zu dienen. Verschiedene Theesorten erfordern verschiedene Zubereitung. Es ist richtig, daß das Wasser zum Theeaufguß stets weich sein und daß hartes Wasser durch Zusatz von doppeltkohlensaurem Natron (eine Messerspitze voll auf 1 Liter) verbessert werden sollte; es empfiehlt sich auch, vorher erwärmte Thon- oder Porzellangefäße zum Aufguß zu nehmen. Streitig ist aber die Frage, wie lange man den Thee ziehen lassen soll, bevor man ihn abgießt. Hier muß man sich nach der Theesorte richten. Die meisten indischen Sorten dürfen nicht länger als 5 Minuten ziehen, sonst bekommen sie einen schlechten bitteren Geschmack. Der chinesische Thee kann seiner Milde wegen ein längeres Ziehen vertragen, jedenfalls aber sollte man auch bei ihm die Dauer von 10 Minuten nicht überschreiten. Häufig entscheidet einfach der Geschmack; es giebt Theekenner, die den Aufguß nur 3 Minuten ziehen lassen, andere nennen einen solchen Thee „roh“.

Zur Wohlthat für den Menschen wird der Thee nur dann, wenn man sich gewöhnt hat, ihn leicht zu trinken; dann ist er ein durstlöschendes und angenehm erregendes, keineswegs aber aufregendes Getränk. Das ist unsere langjährige persönliche Erfahrung und darum zollen wir den Fortschritten der indischen Theekultur zwar alle Anerkennung, möchten uns aber nicht so ohne weiteres von dem echten unverfälschten, durch tausendjährige Kultur gemilderten Blatte Chinas trennen.

Ein Lieutenantsstreich.

Humoreske von **Hans Arnold.**

Ja, den hättet Ihr 'mal als blutjungen Lieutenant sehen sollen," sagte der Major und goß sich ein frisches Glas ein. „Was das für ein bildhübscher Bengel war, der Solten! Und so voll Tollheit und Uebermut — der ‚Frechling' hieß er schon als Fähnrich — aber trotz seines vorwitzigen Schnabels konnte ihm niemand lange böse sein — ein famoser Bengel! Ich erlebte einmal eine Geschichte mit ihm — einfach unglaublich und nur dann möglich, wenn man eben so liebenswürdig unverschämt und so unverschämt liebenswürdig war wie Solten.

Er war damals noch ein ganz junger Dachs, ich sein Premier, und wenn er im Monat einmal statt fünfzig Dummheiten nur neunundvierzig gemacht hatte, so konnte er sich bei mir dafür bedanken — ich bin immer ein sehr vernünftiger Mensch gewesen.

Aber um auf meine Geschichte zu kommen — ich entsinne mich des Abends noch, als wenn es gestern gewesen wäre! Wir hatten einen unbeliebten Regimentskommandeur ‚weggegessen' und waren so recht, was man quietschfidel nennt. Wir warfen uns in Civil, Solten und ich — es war ein kalter windiger Märztag gewesen — und fühlten uns zu allem aufgelegt, nur nicht dazu, den Abend zu beschließen wie alle andern Abende.

‚Ich muß heut' noch eine Dummheit machen,' sagte Solten wohl zehnmal, während wir Arm in Arm die Friedrichstraße herunter schlenderten, ‚ich habe gerade ein rasendes Talent dazu, und solche Augenblicke muß man nicht vorbei lassen!'

‚Da thut man ein Unrecht an sich selbst,' ergänzte ich ernsthaft, und wir bummelten so weiter, in der schönen Hoffnung, daß der Zufall sich ein paar lustigen Gesellen schon günstig erweisen und ihnen irgend ein Abenteuer in den Weg werfen würde. So kamen wir nach dem Bahnhof Friedrichstraße, ließen uns Fahrkarten für die Stadtbahn geben — warum, weiß ich selber nicht mehr zu sagen — und gingen durch die Wartesäle und auf den Bahnsteig hinaus. Ich, ganz zerstreut und ohne auf irgend etwas oder irgend jemand zu achten, döse so vor mich hin. Da auf einmal packt mich Solten am Arm. ‚Stehen bleiben!' sagt er.

‚Ja, was hast Du denn?' frage ich ganz verwundert.

Da winkt er mit den Augen nach dem Damencoupé hin, an dessen beiden Fenstern zwei weibliche Wesen einander gegenübersaßen, eine Alte und eine Junge; die Junge recht niedlich, das war nicht in Abrede zu stellen. ‚Na ja!' sage ich, ‚ich sehe, aber nun komm' doch weiter!'

Allein er kam nicht, kein Gedanke! Er zwang mich, immer zehn Schritte mit ihm zu gehen und dann wieder Kehrt zu machen, immer vor dem betreffenden Coupé auf und ab und immer nach dem Grundsatz jenes Lieutenantstoastes auf die Damen: Augen links, Augen rechts — es leben die Vertreterinnen des schönen Geschlechts! —, je nachdem wir von der einen oder von der andern Seite herkamen. Nachdem die Sache etwa fünf Minuten gedauert hatte, wurde sie mir sträflich langweilig, ich verlor die Geduld.

‚Nein,' sagte ich, ‚nun ist's genug. Ich bin nicht mit Dir hierher gegangen, damit wir wie die Eisbären im Käfig immer vor dem Damencoupé hin und her taumeln — das ist ja toll!'

‚Zugestanden!' meinte er und lachte, ‚es ist toll — aber ist sie nicht bildhübsch?'

Ich sah mir die beiden daraufhin genauer an. ‚Die Junge — ja!' gab ich zu, ‚aber die dazu gehörige Alte sieht aus, als wenn sie auf Urlaub aus dem Pfefferkuchenhäuschen wäre! Der Zahn ist gut! Dafür, daß er der einzige in seiner Art ist, könnte er viel größer sein! Sieh nur — sie gestikuliert ordentlich damit!'

Er lachte wieder und antwortete nichts, sondern ging nur immer ganz unverdrossen seine Patrouille vor dem Damencoupé ab. Ich kannte das schon an ihm; wenn er ein hübsches Gesicht sah, da war nichts mehr mit ihm anzufangen.

‚Du,' begann ich wieder, ‚geh' jetzt weg! Die Alte fletscht schon ihren Zahn — wetten, daß sie Dich nächstens stellt?'

‚Wetten, daß mir das höchst egal ist?' antwortete er. ‚Warum fährt sie mit einer so hübschen Nichte oder Tochter oder was weiß ich auf der Eisenbahn!'

‚Hoffentlich Nichte!' sagte ich, ‚denn sollte die Schöne ihre Tochter sein, so warne ich Dich als Freund. Denk' Dir die Alte als Schwiegermutter! Das Blut erstarrt mir in den Adern bei der Vorstellung.'

In diesem Augenblick, während wir noch beide lachen, stand die alte Dame auf, beugte sich zum Fenster heraus und winkte Solten mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit zu sich heran — mit einem Zeigefinger, so lang und dünn wie ein Feuerhaken. Unheimlich anzusehen! Ich, feige, wie es dem Mann geziemt, zog mich ein paar Schritte in den Hintergrund zurück, aber nicht außer Hörweite. Ich dachte: springt sie ihn an, muß ich doch zu erreichen sein! Vorläufig sprach sie ihn aber nur an, mit einer Stimme, so sanft wie die einer ungeschmierten knarrenden Thür. ‚Mein Herr, ich bitte Sie, nicht immerfort in dieses Coupé zu sehen, es belästigt uns in hohem Grade.'

‚Da hast Du's!' dachte ich schadenfroh. Solten aber sah sie ganz kaltblütig an und sagte mit größter Ruhe: ‚Ich bedaure, diesem Wunsche nicht entsprechen zu können — ich revidiere den Zug.'

Nun, diese Unverschämtheit hätte ja eben durch ihre maßlose Unverschämtheit glücken können, aber er konnte sein Gesicht nicht so vollständig beherrschen; es zuckte ihm ein ganz klein wenig um den Schnurrbart, als ob er in der nächsten Minute hinauslachen müßte — und dies Zucken sah die alte Tante da drin in ihrem Raubtierkäfig. ‚So?' gab sie giftig zurück, ‚Sie revidieren den Zug? Und mit welchem Recht, wenn ich fragen darf?'

‚Na, nun ist's aus!' sagte ich vor mich hin, denn nach meiner unmaßgeblichen Ansicht blieb ihm nichts übrig als tief zu erröten und zu verschwinden. Aber der heillose Bengel macht sein feierlichstes Gesicht, nimmt den Hut ganz tief ab und sagt, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, mit einer tadellosen Verbeugung und mit großem Nachdruck: ‚Ich bin der verstorbene Bahnhofsinspektor!' Und ehe die Alte und die Junge Zeit finden, sich über diese erstaunliche Mitteilung und die ganze Tragweite des schlechten Witzes klar zu werden, macht mein Solten kurz Kehrt, nimmt mich unter den Arm, und wir gehen nun wirklich weiter und lachen so, daß sich die einsteigenden Passagiere alle noch Zeit nehmen, sich ganz verwundert nach uns umzusehen, obwohl es schon zum zweitenmal geläutet hatte.

‚Sag' 'mal,' begann ich nach einer Weile, während deren wir uns einigermaßen satt gelacht hatten, ‚eine bescheidene Frage — schämst Du Dich eigentlich gar nicht?'

‚Keine Spur!' entgegnete er so recht glückselig, und dann auf einmal: ‚Wahlberg, damit darf die Sache nicht zu Ende sein! Die Alte wird weiter geärgert. Es war zu niedlich, wie sie Wut schnaubte!'

‚Laß sie doch!' bat ich, denn ich fühlte ein menschliches Erbarmen. ‚Sie sah so schon aus wie eine Bombe im ersten Stadium des Platzens.'

‚Nein!' antwortete er ganz eigensinnig. ‚Rache muß sein! Ja, wenn sie mir's noch liebevoll gesagt hätte, aber so! Komm, Wahlberg!' Und eh' ich mich's versah, zerrte mich der Unband nach einem Coupé — erster Klasse natürlich, darunter thaten wir's damals nicht — und wir stiegen ein.

‚Bis zum Schlesischen Bahnhof kann sie verschnaufen,' sagte Solten und zündete sich eine Cigarette an, ‚aber da erscheine ich ich ihr noch einmal und sage ihr 'was extra Niederträchtiges; bis dahin fällt mir's schon noch ein.'

‚Sie hatte doch ganz recht,' bemerkte ich als Stimme der ruhigen Vernunft.

‚Na, wenn Du soviel für sie übrig hast,' meinte Solten und legte sich in eine Ecke, ‚da will ich nicht so sein — da darfst Du ihr dann einen Kuß geben! Nun sei aber auch zufrieden!'

Und wir fahren und fahren und fahren — endlich sage ich: ‚Hör' 'mal, Solten, nach meiner Berechnung müßten wir schon lange am Schlesischen Bahnhof sein.'

‚Nach meiner auch,' antwortet er und versucht, zum Fenster hinaus zu sehen; es war aber pechfinster draußen.

In diesem Augenblick geht die Thür des Coupés halb auf und der Schaffner verlangt die Fahrkarten. Wie wir ihm nun ganz kindlich und vertrauend unsere Stadtbahnkarten entgegenhalten, wird der Mann des Gesetzes ziemlich grob. ‚Ja, was gehen mich diese Karten an? Ihre richtigen Fahrscheine will ich haben!'

Mir dämmert ein entsetzlicher Gedanke.



Pilzsuchen im Walde.
Nach einer Originalzeichnung von R. Püttner.

‚Wir wollen am Schlesischen Bahnhof aussteigen,‘ bringe ich ganz schüchtern vor.

Da grinst der Schaffner. ‚Ja, das thut mir sehr leid, das müssen Sie schon morgen besorgen,‘ meint er. ‚Das hier ist der Eilzug, der hält zum erstenmal in K. heut' nacht um zwei Uhr.‘

Na, das war ja eine allerliebste Geschichte! Nicht genug, daß wir die Karten bis K., wo wir auf Gottes Welt nicht das mindeste zu suchen hatten, nachlösen mußten, nicht genug, daß wir in unseren dünnen Civilanzügen die kalte Nacht hindurch spazierenfahren mußten — nein, obendrein hatten wir in K. nach Angabe des Schaffners vier Stunden Aufenthalt und konnten diese dazu anwenden, fern von Madrid über unser und anderer Leute Schicksal nachzudenken. Wirklich eine liebliche Aussicht! Wer sich einigermaßen in unsere Lage hineinzudenken vermag, der wird begreifen, daß ich, der so ganz unschuldig in diese Patsche gekommen war, vor Aerger zischte wie glühendes Eisen, auf das man Wasser spritzt. Kaum war der Schaffner wieder im nächtlichen Dunkel verschwunden, so hagelte es auf meinen armen Freund mit ‚Siehst Du's‘ und ‚Das kommt davon!‘

Solten ließ denn auch ziemlich kleinlaut den Kopf hängen, ein recht ungewohnter Zustand bei ihm. ‚Ich kann doch nichts dafür, daß der Zug nicht hält,‘ meinte er ganz gedrückt.

‚Ach was!‘ sagte ich, schon wieder halb versöhnt, denn so eine richtige Wut tobt sich am schnellsten aus, wenn das Gegenüber sich drein ergiebt, ‚ach was, als verstorbener Bahnhofsinspektor mußt Du doch wenigstens um die Züge Bescheid wissen!‘ Na, mit dieser Erinnerung war der Friede wieder hergestellt und wir fuhren, wenn auch nicht mehr sehr übermütig, doch still gefaßt, unserem unbekannten Schicksal entgegen und — froren. Solten that zwar von seinem Standpunkt als Anstifter aus, als wenn es Julihitze gewesen wäre, ich aber klapperte so recht hörbar und vorwurfsvoll, damit ihm doch das Gewissen noch etwas schlagen sollte.

Endlich, endlich hielt das keuchende Ungeheuer von Zug. Wir stiegen aus und waren beide so eingenommen von unserer Weltumsegelung wider Willen, daß wir den eigentlichen Grund und Zweck der blödsinnigen Fahrt — die Alte und die Junge — ganz vergessen hatten und sie, die schwer genug gerächt waren, ruhig weiter in die Welt sausen ließen. Da standen wir in dem kleinen Nest nachts zwei Uhr auf dem leeren Marktplatz in der Nähe des Bahnhofs und sahen uns an. Die ganze Stadt schlief natürlich; alles war so totenstill, wie es nur in einem solch kleinen Orte sein kann, wo ‚der Schöppleinschlürfer Reih'!‘ schon um acht Uhr nach Hause geht und um Zehn die Lichter ausbläst. Wenn wir beide besondere Neigung verspürt hätten, die Daumen umeinander zu drehen, so stand diesem Zeitvertreib für die nächsten vier Stunden nichts im Wege, ja es schien das einzige, was wir mit einiger Aussicht auf Erfolg betreiben konnten.

‚Ob es einen Gasthof in K. giebt?‘ Mit diesen bedeutungsvollen Worten brach ich nach einer Weile das bange Schweigen.

‚Hoffen wir!‘ sagte Solten lakonisch.

‚Aber wo?‘ fragte ich ebenso.

Er zuckte die Achseln. ‚Das mag der Himmel wissen!‘

Der Himmel, wenn er es wußte, verriet es aber nicht; er äußerte sich uns in anderer, wenig angenehmer Weise, indem er seine Schleusen öffnete und ohne vorherige Anfrage, ob es uns passe, einen eiskalten Platzregen auf unsere Häupter niederbrausen ließ.

‚Hör' 'mal!‘ sagte ich, ‚wenn das jetzt noch lange so fortgießt, gehe ich ins Asyl für Obdachlose — thu' Du, zu was Du Lust hast!‘

Da kam es plötzlich trapp — trapp — trapp mit dem eigentümlich dröhnenden Ton, den Menschenschritte in völlig leeren Straßen haben, auf uns zu. Das einzige Wesen, das zu dieser Stunde in K. Daseinsberechtigung zu haben schien, zeigte sich — der Nachtwächter. Er betrachtete uns mit gerechtem Erstaunen und entschiedenem Mißtrauen und schien die größte Lust zu haben, sich bei uns zu erkundigen, ob wir etwa irgendwo einbrechen wollten. Ich überlegte eben, ob ich nicht mit lieblicher Gebärde mich ihm nähern und ihn nach dem ersten und einzigen Gasthof des Ortes fragen sollte, da kam mir der unverwüstliche Solten zuvor. Er zeigte mit seinem gewinnendsten Lächeln an dem Hause hinauf, vor dem wir eben standen. ‚Sagen Sie 'mal, hochverehrter Freund, wer wohnt denn da oben?‘ fragte er.

‚Da oben?‘ wiederholte der Angeredete und sah uns wieder prüfend vom Scheitel bis zur Sohle an, ‚da wohnt der Hauptmann Odenstern.‘

‚Was? Der?‘ Solten fuhr auf mich los. ‚Nun sind wir gerettet, Bahlberg — den kenne ich, das ist ein guter Freund von mir! Den besuchen wir!‘ Und schon hatte er den Wächter dazu vermocht, daß der ihm die Hausthür aufschloß.

Ich schrie fast vor Angst. ‚Solten, Solten, Du bist wohl nicht recht gescheit!‘ rief ich, während er trotz der Dunkelheit die Treppe schon in großen Sätzen hinaufrannte. ‚Du kannst doch den Mann unmöglich nachts um zwei Uhr besuchen!‘

Solten lachte seelenvergnügt. ‚Gestern mittag um Zwölf wäre es freilich für ihn und für mich bequemer gewesen, aber das kann ich nicht ändern. Und wenn zwei so furchtbar nette Kerls wie wir zu Besuch kommen, da freut man sich auch nachts um Zwei. Ich besuche ihn!‘

Nun wurde es mir aber zu bunt. Ich setzte mich als gebrochener Mann auf den Treppenabsatz. ‚Nein,‘ sagte ich, ‚alles hat seine Grenze! Mach' Du Deine Dummheiten fortan allein — ich gehe nicht mit! Der Mann wirft uns ja die Treppe hinunter, und das wäre noch duldsam von ihm!‘

‚Fällt ihm gar nicht ein!‘ tröstete Solten und blieb stehen, um sich nach mir umzusehen. ‚Er freut sich diebisch, paß auf! Wo werd' ich mir denn die Gelegenheit entgehen lassen, einem Mitmenschen auf so billige Weise eine Freude zu machen! So bin ich nicht. Komm Du nur mit!

‚Es giebt so viele Odensterns in der Armee,‘ klagte ich, ‚wenn es nun der gar nicht ist, den Du kennst!‘

‚Ach was,‘ sagte Solten verächtlich, ‚das ist ja Unsinn! Er muß es einfach sein, er wird gar nicht gefragt. Ich falle ihm direkt um den Hals. ‚Freund meiner Kindheit!‘ Was will er da machen? Es flammte ein Streichholz auf und bim, bim scholl der scharfe, kecke Ton der Klingel durch das schlafende Haus.

‚Er klingelt wirklich!‘ sagte ich dumpf vor mich hin, ‚Schicksal, nimm Deinen Lauf!‘

Es dauerte natürlich eine ganze Weile, bis jemand kam; mir wurde ganz elend in der Wartepause, während Solten von Zeit zu Zeit ein neues Streichholz anzündete und mir mit einem so sorglos vergnügten Gesicht zunickte, als wenn wir im Ballsaal wären. Endlich schlürfte etwas den Flur entlang, ein Bursche mit gesträubten Haaren und verschlafenen Augen, in einer grauen Kommißjacke, ein Licht in der Hand, öffnete die Thür einen kleinen Spalt weit — ich hörte ein unverständliches Gemurmel aus dem Flur. Solten zog seine Visitenkarten heraus. ‚Gehen Sie 'mal zum Herrn Hauptmann und sagen Sie ihm, der Herr Lieutenant von Solten wünsche, ihm seine Aufwartung zu machen!‘ begann er mit einer unbefangenen Selbstverständlichkeit, die man erlebt haben muß, um sie zu glauben.

Der Bursche starrte den Sprecher verständnis- und wortlos an.

‚Der Herr Hauptmann schlafen!‘ bemerkte er dann.

‚Ach bewahre!‘ sagte Solten gemütlich, ‚das kann ich mir gar nicht denken! Und wenn er schläft, dann bitte, klopfen Sie 'mal so recht herzlich und innig, als wenn Sie ihn zum Dienst weckten — das kennen Sie ja, mein Sohn! Und nun — marsch!‘ In diesem letzten Worte lag der unverkennbare, soldatisch befehlende Ton, der auf den Burschen seines Eindrucks nicht verfehlte; er machte ohne ein weiteres Wort Kehrt und verschwand im Hausflur.

‚Solten, Solten,‘ stöhnte ich, ‚Deine Frechheit wird uns noch zu Grunde richten!‘

‚Im Gegenteil,‘ erwiderte mein Freund sehr ruhig. ‚Paß auf, die Sache verläuft glänzend! Und für jeden Fall sitzen wir im Trocknen, denn lebendig gehe ich aus diesem Hause nicht vor morgen früh hinaus — da kannst Du Gift drauf nehmen!‘

‚Weiter fehlt mir nichts!‘ knirschte ich. In diesem Augenblick erschien der Bursche wieder. ‚Der Herr Hauptmann lassen sehr bitten, näher zu treten,‘ sagte er, und Solten warf mir einen triumphierenden Blick zu. ‚Komm Du nur mit!‘ flüsterte er, und ich, steif gesessen, verlegen und wütend, wie ich war, kroch hinter ihm her und hörte noch, wie der Bursche ganz entsetzt vor sich hin murmelte: ‚Noch einer!‘ und sich mit dem Licht über die Treppe bückte, ob der Segen nun wirklich ein Ende habe.

‚Herr Hauptmann lassen für ein paar Minuten um Entschuldigung bitten; sie wollen nur noch Toilette machen,‘ sagte der Bursche und öffnete uns die Thür zu einer behaglichen Wohnstube. Nun, das ließen wir uns begreiflicherweise nicht zweimal sagen; in der nächsten Sekunde saßen wir uns gegenüber in ein paar bequemen Sesseln — der Bursche hatte eine Lampe gebracht — und die Sache ließ sich soweit ganz behaglich an. Nach einer Weile kamen

Schritte über den Flur, die Thür ging auf. Ein frisch und heiter aussehender Mann von etwa fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahren trat ins Zimmer, und hinter ihm — aber da schnellten wir doch nicht schlecht von unseren Sitzen in die Höhe — hinter ihm eine allerliebste junge Frau im zierlichsten Morgenkleide, beide lachend und vergnügt die späten Gäste anguckend.

Das so meuchlings besuchte Ehepaar benahm sich tadellos — einfach tadellos. Beide zeigten sich sofort als Leute von Genie, die einen tollen Streich zu würdigen wissen, und zugleich als Leute von bester Erziehung — zwei Vorzüge, die sich selten genug bei einander finden. Man hieß uns mit der größten Liebenswürdigkeit willkommen, gerade als wenn wir seit vierzehn Tagen dringend auf eben diese Stunde eingeladen gewesen wären, keines fragte auch nur mit einem Wort, was denn dieser Ueberfall bei Hochkirch eigentlich zu bedeuten hätte. Wir waren sofort im besten Plaudern drin und begannen uns riesig gemütlich zu fühlen.

Nach einer Weile erhob sich die junge Frau. ‚Nun sollen aber die Herren doch ein Glas Wein haben!‘ sagte sie und griff nach dem Schlüsselkörbchen. Aber da wurde ich energisch. ‚Nein,‘ sagte ich, ‚das geht nicht — das leid' ich nicht! Daß wir hier noch mit Trank und Speise erquickt werden, die ganze Haushaltung auf den Kopf stellen und nicht einmal eine Erklärung darüber geben, was uns eigentlich hierher geführt hat und wie die Sache kam — das kann ich nicht verantworten!‘

Und nun erzählten wir denn mit lauter schlechten Witzen, immer einer den andern überbietend, unser Abenteuer und die Geschichte vom ‚verstorbenen Bahnhofsinspektor‘, kurz wir leisteten das Menschenmögliche in farbenprächtigen Beschreibungen der bildhübschen Nichte und der schrecklichen Tante mit dem einen Vorderzahn.

Während wir noch so erzählten und schwatzten, bemerkte ich, daß unsere Wirte sich immer verstohlen zublinkten und lächelten, und als Solten, der sich vorzüglich aufs Nachahmen verstand, die Scene, wie die Alte ihn anschnurrte, so recht packend vorführte, da lachte die junge Frau hell auf. ‚Ja, so macht sie's, so kann ich mir sie lebhaft vorstellen! O, sie ist's, es ist unsere Tante Aurelie mit Ilse — da giebt's gar keinen Zweifel mehr!‘

‚Tante?‘ stammelten wir verlegen, mit erbleichten Gesichtern; wir hätten nun natürlich am liebsten alles zurückgenommen, was wir in den letzten vierzehn Tagen gesagt hatten und in den nächsten sagen würden — aber es war zu spät! ‚Tante!‘ wiederholte ich tonlos.

‚Ja, Tante!‘ fiel der Hauptmann herzhaft lachend ein, ‚Tante und Cousine von uns sind jene beiden, die Ihr angeödet habt, und bei uns ist die beste Auskunft über sie zu holen, denn sie sind hier ganz in der Nähe auf ihrem Gut zu Hause.‘

Solten hatte sich inzwischen schon wieder gefaßt. ‚Nun,‘ sagte er, ‚das ist ja ein Wink des Himmels! Mir blutete ohnehin seit gestern abend schon das Herz, daß ich von der reizenden jungen Dame nichts mehr hören und erfahren sollte — von der Tante ganz zu schweigen — da kann ich wenigstens eine leise Hoffnung haben, sie 'mal wieder zu sehen!‘

Unsere Wirte hatten inzwischen ein paar Worte miteinander geflüstert, und die junge Frau wurde immer eifriger und nickte. ‚Hört 'mal, Ihr Herren,‘ begann der Hauptmann, ‚meiner Frau kommt ein gescheiter Gedanke!‘

‚Wie nicht anders zu erwarten war!‘ schaltete ich galant ein, während Solten nur gespannt auf den Sprecher sah.

‚Also — wir sind morgen oder besser heute abend zu einem Tanzfest bei der besagten Tante eingeladen —‘

‚Und händeringend gebeten, noch ein paar flotte Tänzer mitzubringen?‘ rief Solten atemlos.

‚Nun, das nicht gerade; aber wenn wir sie mitbrächten,‘ meinte die junge Frau, ‚so wollten wir schon sehen, wie sich die Sache weiter macht!‘

‚Morgen ist Sonntag, da ließe es sich ja auch mit dem Urlaub machen,‘ schob der Hauptmann überredend ein.

Ich schüttelte den Kopf. ‚Solten,‘ sagte ich feierlich, ‚das ist undenkbar. Nach Deinem bodenlosen Betragen von gestern abend willst Du der ehrwürdigen Anverwandten dieses gastlichen Hauses noch in ihr Tanzfest hineinplumpsen — das würde denn doch der Geschichte die Krone aufsetzen!‘

‚Sie läßt Sie am Ende gar nicht herein!‘ meinte der Hauptmann lachend.

‚Das sei meine Sorge!‘ erwiderte Solten unbekümmert, ‚die Damen erkennen mich entschieden nicht wieder —‘

‚Auch meine Cousine Ilse nicht?‘ fragte unsere junge Wirtin schelmisch.

‚Das wäre allerdings tief schmerzlich, aber in diesem Falle ganz praktisch,‘ meinte Solten lachend; ‚im übrigen verlasse ich mich auf meine angeborene Liebenswürdigkeit und Unverschämtheit —‘

‚Die hast Du, das weiß Gott!‘ seufzte ich.

‚Ich bin schon mit anderen Leuten fertig geworden wie mit einer alten Tante,‘ schloß Solten mit einem höchst fidelen Gesicht. ‚Also, wenn wir mitkommen dürfen — sollen — können — ich wag's!‘

‚Und jetzt gehen wir in den Gasthof und lassen die Herrschaften endlich zur Ruhe kommen,‘ ergänzte ich und erhob mich.

‚Ja — ins Gasthaus ‚Odenstern‘!‘ sagte der Hauptmann. ‚Macht doch keine Geschichten, Kinder! Unsere Gaststube ist, wie ich meine vorzügliche Hausfrau kenne, in zehn Minuten fertig — und wir fahren morgen abend alle zusammen zu unserer Tante!‘

Nun wurde unter Lachen und Fidelität das Nähere beschlossen, der Bursche mit dem Frühzug nach Berlin geschickt, um uns unsere Uniformen zu holen, und der Feldzugsplan für den anbrechenden Tag gemacht. Solten war in den paar Stunden des Beisammenseins schon wieder zum Schoßkind bei unserer Wirtin geworden, und als wir uns endlich in die behagliche Gaststube begaben, hatten wir das Gefühl, als seien wir mit Odensterns nicht drei Stunden, sondern drei Jahre bekannt. Wie das so absonderlichen Situationen eigen ist, daß sie die Leute rasch einander nahe bringen — wenn die Leute eben danach sind!

Nach der durchwachten Nacht schliefen wir allseitig bis tief in den Tag hinein. Zu Mittag kam der Bursche mit unseren Uniformen an, und gegen Abend saßen wir als sehr vergnügtes vierblätteriges Kleeblatt in der Eisenbahn und fuhren unserem Abenteuer entgegen. Solten, der Hauptattentäter, wieder so unbefangen und ausgelassen wie möglich — wir alle fest entschlossen, uns in jedem Fall herrlich zu amüsieren — mit der Tante oder über die Tante, wie es eben kommen mochte. Unterwegs erzählte man uns noch, daß die Tante ein altes Fräulein, die bei ihr lebende Nichte eine Waise sei — ein nicht nur bildhübsches — das wußten wir ja! — sondern auch sehr liebes und gutes Mädchen, die gut tanze, gut reite, gut plaudere, kurz alle Vorzüge und noch ein paar mehr in sich vereinige.

An der Station erwartete uns ein elegantes Gefährt, denn Odenstern hatte von K. aus telegraphiert: ‚Bringe noch zwei Tänzer mit!‘ Wir fuhren in schlankem Trabe durch den Abend dahin und hielten vor dem Gutshause, ehe wir es gedacht hatten. Die Gesellschaft war schon vollzählig versammelt, als wir eintraten. Die gefürchtete Tante, die als Wirtin Cercle hielt, nahm sich in einem lawendelfarbigen Gewande ganz menschlich aus, die Nichte im Ballstaat noch viel bezaubernder als gestern im Reisehütchen. Wir beide, Solten und ich, wechselten nur ein leises, aber bedeutungsvolles ‚Donnerwetter!‘ bei dem Anblick — und dann kam der große Augenblick der Vorstellung.

Solten, in der vollen Pracht seiner Uniform, mit einem so feierlichen Gesicht wie ein spanischer Grande, der Tante die Hand küssend — das war ein Anblick, bei dem man kaum ernsthaft bleiben konnte. Die Tante, die erst in allgemeiner Menschenliebe und Gastfreundlichkeit ihn holdselig angelächelt hatte, stutzte, als sie ihn genauer ansah, wetzte den Zahn, warf einen wilden Blick um sich und schien sich zu besinnen. In dem Augenblick war Solten aber auch schon zurückgetreten, um die Nichte Ilse zu begrüßen. Diese besann sich nun ganz entschieden auf ihn; sie bekam einen roten Kopf erster Güte, wollte sehr würdig und abweisend aussehen, konnte es aber nicht übers Herz bringen, und ich sah mit Staunen und Grauen, wie Solten sie gleich en gros engagierte — und wie sie — o Weiber, Weiber! — immer nickte und nickte und in ihre Tanzkarte kritzelte. Ich dachte bei mir: ‚Die beiden werden schon miteinander fertig werden!‘, war auch nach zwei Minuten zu der Ueberzeugung gekommen, daß Fräulein Ilse sich eher würde von vier wilden Pferden zerreißen lassen, ehe sie den ‚verstorbenen Bahnhofsinspektor‘ verraten hätte.

Ich übernahm demnach mit gewohnter Herzensgüte die Rolle der zweiten Violine, machte mich an die Alte heran, die mir gegenüber nichts ahnte, und war bestrebt, ihr den Beweis zu liefern, daß ihre ungebetenen Gäste ganz nette Leute wären.

In den Pausen belustigte ich mich mit Odensterns über die fortschreitende Vertraulichkeit zwischen Solten und der hübschen

Nichte und über die schlangenglatte Gewandtheit, mit der er es verstand, sich um die Tante herumzudrücken, die ihn ersichtlich stellen und fangen wollte — es war die reine Treibjagd. Was der Bengel alles an- und aufstellte, um nicht Hals geben zu müssen, war einfach unglaublich. Endlich, kurz vor Tisch, fanden wir vier Spießgesellen uns in einem der Nebenzimmer wieder bei einander. Solten stürzte ein Glas Bier hinunter.

‚Ich bin ganz zu Ende!‘ rief er und warf sich neben unserer jungen Wirtin in einen Stuhl, die Thür im Rücken. ‚Heut' abend kann ich mir lebhaft vorstellen, wie einem Hasen zu Mut ist, hinter dem ein alter wütender Jagdhund her ist — Verzeihung, gnädige Frau, für die Bildersprache!‘

‚Bitte!‘ sagte Frau von Odenstern lachend. ‚Aber wie steht es denn mit dem Schatz, den der ‚alte wütende Jagdhund‘ verteidigen will?‘

Solten machte nur eine leichte abwehrende Bewegung mit der Hand — er sah ganz ernsthaft aus und schwieg. ‚Aha!‘ dachte ich bei mir, ‚den Mann hat's!‘

Während wir so im schönsten Frieden bei einander saßen und nichts Böses ahnten, raschelte es hinter uns — die Tante stand da! Wir alle fuhren zusammen wie die Kinder, die beim Aepfelstehlen ertappt werden; Solten sprang von seinem Stuhle in die Höhe. ‚Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten, mein gnädiges Fräulein?‘ und wollte rasch an ihr vorbei zur Thür hinaus. Aber diesmal war die Tante entschlossen — sie hielt ihr Opfer einfach am Rockärmel fest. ‚Einen Augenblick, Herr von Solten,‘ sagte sie mit der uns nur zu wohl erinnerlichen Flötenstimme, ‚ich möchte Sie nur etwas fragen — habe ich Sie nicht schon einmal gesehen?‘ Und dabei krallte sie sich mit ihren scharfen Augen ordentlich in sein Gesicht ein — es war schauerlich!

Solten machte eine nachdenkliche Miene, dann schüttelte er langsam den Kopf. ‚Unmöglich, mein gnädiges Fräulein,‘ sagte er mit vollster Sicherheit, ‚ich würde eine solche Begegnung doch nie vergessen haben.‘ Und dazu ein Blick auf die Tante, als wenn sie eine Venus von sechzehn Jahren wäre.

Aber die Tante blieb ungerührt. ‚Mir ist doch so!‘ fuhr sie fort, ‚besinnen Sie sich einmal! Auf dem Bahnhof in Berlin!‘

Solten sah sie so recht unschuldig und ehrlich an — es hatte etwas Rührendes für den unbefangenen Zuschauer. ‚Auf dem Bahnhof?‘ fragte er voll aufrichtigen Staunens.

‚Ja, auf dem Bahnhof!‘ wiederholte die Tante, die nur um so ärgerlicher wurde, je unzweifelhafter sie bei der längeren Unterhaltung seine Identität feststellen konnte, ‚auf dem Bahnhof — und Sie haben sich sehr ungezogen benommen!‘

‚Ich?‘ sagte Solten kläglich und mit einer Unschuldsmiene. ‚Aber das ist ja scheußlich von mir! Das hätte ich mir wirklich gar nicht zugetraut! Ich bin sonst immer sehr artig, mein gnädigstes Fräulein — fragen Sie nur 'mal meinen Freund Vahlberg hier!' Er sah dabei so unbefangen und vergnügt aus, daß die Tante wirklich anfing, zu zweifeln — aber sie wagte noch einen letzten Sturm. ‚Denken Sie einmal an gestern abend!‘ sagte sie drohend.

‚Gestern abend, und auf dem Bahnhof?‘ fragte Solten wieder zurück. ‚Aber das ist ja unmöglich! Ich bin ja schon seit *übermorgen* bei meinem Freunde Odenstern zu Besuch!‘

Wie diese erneute Unverschämtheit, die er mit der größten Eleganz herausschmetterte, abgelaufen wäre, das kann man nicht wissen; aber der Zufall, der entschieden bei dem dreisten Schlingel zu Paten gestanden und ihn in seine besondere Obhut genommen hatte, half ihm auch hier wieder aus der Patsche. In eben dem Augenblick, in dem die Tante noch verdutzt dastand, wurde die Thür aufgerissen, der Diener erschien und rief mit Donnerstimme: ‚Ich bitte zum Souper!‘ Und in der allgemeinen Verwirrung gelang es Solten, zu entkommen und sich seiner Tischnachbarin, selbstredend der reizenden Nichte, zu versichern.

Wir, das heißt Odensterns und ich, saßen ganz in der Nähe des jungen Paars, und Fräulein Ilse wurde von uns allen gemeinschaftlich in die Schandthaten ihres Tischherrn eingeweiht. Man wird sich denken können, wie vergnügt unsere Ecke dabei war. Soltens Laune sprudelte an dem Abend wie Champagner, und ich dachte heimlich bei mir: ‚Wenn sich das reizende Mädel nicht in ihn verliebt, so soll mich's wirklich wundern!‘ Es ließ sich aber nicht so an, als sollte ich besondere Ursache zum Wundern bekommen! So schien denn nun alles über Erwarten glatt und gut abzulaufen. Allein man soll den Tag nicht vor dem Abend und den Abend nicht vor dem Morgen loben. Wir tranken u[illegible]seitig fleißig zu, der Sekt floß reichlich, und unser gute[illegible]mann Odenstern wurde so lustig und lebhaft, daß er — weiß der Teufel warum! — alle Vorsicht vergessend, sein Glas erhob und in eine plötzlich eingetretene Gesprächspause hinein mit vernehmlicher Stimme ausrief: ‚Prosit, Solten — der verstorbene Bahnhofsinspektor soll leben!‘

Diesem überraschenden, dem größten Teil der Gesellschaft völlig unverständlichen Trinkspruch folgte naturgemäß kein allgemeines Hoch- und Hurrageschrei, sondern ein allgemeines verblüfftes Stillschweigen. Und die Tante, die uns nah genug saß, um alles zu hören, fuhr wie von der Tarantel gestochen von ihrem Ehrensitz in die Höhe. ‚Also doch!‘ rief sie und schien furchtbar werden zu wollen. Aber Solten, den Stuhl zurückgeschoben, daß er umkrachte, mit dem Sektglase in der Hand über die Stube chassiert und vor der Tante auf ein Knie: ‚Mein gnädigstes Fräulein, liebenswürdigste Wirtin — nun ja, ich bin's gewesen! Ich gestehe es reumütig ein. Aber nun seien Sie mir auch wieder gut! Sehen Sie mich doch einmal freundlich an — ich bin ja doch im Grunde ein riesig netter Kerl!‘

Und die Tante, die wohl den Drachen mehr äußerlich haben mochte, warf einen Blick in das bildhübsche lustige bittende Gesicht da vor ihr und gab dem Schlingel einen kleinen Klaps mit ihrem Fächer. ‚Na, dann wollen wir's gut sein lassen!‘ sagte sie und lachte.

Da stand Solten auch schon wieder auf den Füßen. ‚Das wußt' ich ja!‘ sagte er vergnügt, küßte ihr die Hand und kam zu uns zurück, so triumphierend, als wenn er eine Schlacht gewonnen hätte. Nach dieser Katastrophe wurde es nun erst recht animiert in der Tafelrunde. Alles wollte die Geschichte vom ‚verstorbenen Bahnhofsinspektor‘ hören, alles amüsierte und freute sich darüber, und Solten war wieder einmal der Held des Tages — oder des Abends. Und dann stand er auf und schlug ans Glas. Er brachte einen Trinkspruch auf die Tante aus, in dem er sie in den feurigsten Worten pries — in Versen, bei denen sich ungefähr Herzensdrang auf Leberwurst reimte, was aber dem poetischen Wert weiter keinen Eintrag that — und seine Rede hatte ihre Wirkung! Die Tante drohte ihm noch, um den Schein verletzter Würde zu retten, mit dem Finger, aber der Schlingel hatte sie doch erobert, wie er es mit allen Leuten fertig kriegte, und sie tanzte sogar nach Tische eine Extratour mit ihm. Das war denn doch der größte Triumph, den er je gefeiert hatte.

Daß die Abenteuer jener vierundzwanzig Stunden mit diesem Ball nicht zu Ende waren, daß wir beide, Solten und ich, unsern liebenswürdigen Wirten, den Odensterns, von Berlin aus einen Blumenkorb schickten, der sich sehen lassen konnte, daß wir ferner nach kurzer Zeit unsern Dankbesuch bei der Tante abstatteten und den Beweis lieferten, daß wir uns auch bei Tageslicht ganz gut präsentierten — das versteht sich eigentlich von selbst, und ich brauchte es demgemäß gar nicht erst zu erzählen. Aber daß die Sache noch ein Nachspiel fand, in dem Solten nicht nur die Tante, sondern, was ihm wohl noch lieber war, auch die Nichte bezauberte, daß er erst mit mir und dann ohne mich alle paar Tage zu den Damen hinausfuhr und durch beständiges Betteln um Urlaub seinen Vorgesetzten an den Rand der Verzweiflung brachte, daß er schließlich als strahlender Bräutigam der reizenden Ilse von einer dieser Urlaubsfahrten zurückkam und nun erst recht alle drei Tage verreisen wollte — das muß ich doch noch berichten. Und wenn meine Geschichte vollständig sein soll, darf ich nicht verschweigen, daß der Tollkopf von damals ein famoser Ehemann geworden ist, der sich aber die alte Schneidigkeit und die alte Liebenswürdigkeit bewahrt hat. Er thut jetzt, als wenn er immer so verständig gewesen wäre, und hat sogar die Stirn, seinen heranwachsenden Jungen bei ihren dummen Streichen kopfschüttelnd zu sagen: ‚Ich begreife gar nicht, wie Ihr so ausgelassen sein könnt, ich war als junger Mensch viel verständiger!‘ Und die Jungen sehen ihn dann pfiffig an und glauben's nicht, denn sie sind gerade solche Schlingel, wie ihr Herr Papa gewesen ist.

Das ist die Geschichte von Soltens tollem Streich," schloß der Major und goß sich ein frisches Glas ein.

„Aber eine Unverschämtheit sondergleichen war es doch!" sagte einer der Zuhörer, „und wenn Ihr nicht ein Paar so schmucker Lieutenants gewesen wäret —"

„Wir waren es eben!" schmunzelte der Major, „das ist ja die Sache!"

z

Der Thomanerchor zu Leipzig.





In den Hallen der vor mehreren Jahren neu hergerichteten Thomaskirche in Leipzig sehen wir den Thomanerchor versammelt zu löblichem Thun unter der kunstverständigen Leitung seines Kantors vor einem großen Publikum aus allen Ständen; denn dieser Chor erfreut sich allgemein einer ausnehmenden Beliebtheit. Es sind die Schüler, die im Alumneum der Thomasschule Kost und Wohnung erhalten gegen die Verpflichtung, sich gesanglich auszubilden und sowohl beim Gottesdienste als auch bei anderen Feierlichkeiten als Gesangchor mitzuwirken. Milde Stiftungen haben es möglich gemacht, daß auch arme Schüler sich in solcher Weise eine wissenschaftliche Vorbildung aneignen, welche durch die Pflege des Gesangs mehr gefördert als beeinträchtigt wird.

Der Thomanerchor hat eine sehr lange Geschichte, die bis auf das dreizehnte Jahrhundert zurückgeht; denn schon die Klosterschüler des Thomasklosters haben den Chorgesang gepflegt. Doch erst als mit der Reformation das Kirchenlied zur Blüte kam, gewann der Thomanerchor eine durch Jahrhunderte hindurch behauptete Bedeutung für die Stadt Leipzig. Er war ein volkstümlicher Gesangverein; in seiner Chortracht, deren wesentliche Merkmale in einem hohen Hute und schwarzen Mantel bestanden, war er bei Kindtaufen und besonders bei Begräbnissen, sowie bei jeder Kirchenfeier anwesend; man hätte ihn vermißt, wenn er nicht zugegen gewesen wäre. Seit der Vergrößerung der Stadt Leipzig mußte natürlich die Wirksamkeit des Chors immer beschränkter werden; so wurde vor allem das Begräbnissingen, obgleich es für die jungen Leute eine Einnahmequelle bildete, abgeschafft, ebenso die Chortracht. Hin und wieder wirken dafür die Thomaner in Konzerten mit, besonders bei denen des Gewandhauses, hier gewöhnlich im Neujahrskonzert, sowie bei Festen mit idealen Zwecken wie bei dem Leipziger Schillerfest. Früher befand sich das Alumneum in den oberen Stockwerken der alten von der Zeit geschwärzten Thomasschule in der Nähe der ehrwürdigen Pfarrkirche; seitdem 1877 die Thomasschule in ein neues Gebäude in dem sogenannten musikalischen Stadtviertel übergesiedelt ist, hat auch das Alumneum in einem stattlichen Bau ein neues Unterkommen gefunden.

An den Thomanerchor knüpfen sich große Erinnerungen der Musikgeschichte; von Johann Sebastian Bach bis in die neueste Zeit befanden sich anerkannte musikalische Meister unter seinen Kantoren, die sich nicht bloß um die Kirchenmusik, sondern auch um die Musikwissenschaft unvergängliche Verdienste erworben haben; wir nennen noch Moritz Hauptmann, E. F. Richter und Wilh. Rust, dem 1892 Gustav Schreck gefolgt ist. Der Thomanerchor, der außer durch seine sonntägliche Kirchenmusik auch durch die Sonnabendmotetten erfreut, hat natürlich nicht die Tonfülle der Männerchöre oder der gemischten Chöre, die ja einem aus Knaben und Jünglingen bestehenden Chor versagt sein muß; aber er wirkt desto mehr durch sein piano und pianissimo, welches der andächtigen Stimmung der Kirchengänger sich anschmiegt. Noch heute gilt von ihm, was die „Gartenlaube“ vor Jahren einmal ausgesprochen hat, damals, als das Alumneum in sein neues Heim übersiedelte: der Thomanerchor ist „ein Hort des evangelischen Kirchengesangs“. †

Ein Brief Kaiser Wilhelms I.

Mitgeteilt von Otto Braun.

Aus dem Nachlaß der am 23. April 1891 zu München im hohen Alter von 82 Jahren verstorbenen Baronin v. Owen, der einstmals hochgefeierten Schauspielerin Charlotte v. Hagn, ist durch die Güte ihres mir befreundeten Bruders, des in den weitesten Kreisen bekannten und geschätzten Kunstmalers Ludwig v. Hagn, in meinen Besitz eine Anzahl von Briefschaften übergegangen, die ich als eine wesentliche Bereicherung meiner seit langen Jahren mit Liebe gepflegten, die berühmtesten Namen enthaltenden Handschriftensammlung betrachten darf.

Zu wie tiefem Danke ich mich für die Einhändigung eines so kostbaren Vermächtnisses meinem Freunde verpflichtet fühle, wird dem Leser sofort einleuchten, wenn ich hier nur einige der Persönlichkeiten namhaft mache, die, als Charlotte v. Hagn im Zenith ihrer Schönheit und ihres Ruhmes stand, sie gewissermaßen als Trabanten umkreisten und ihr in größeren oder kleineren Zuschriften, in gebundener oder ungebundener Rede ihre begeisterten Huldigungen zu Füßen legten. Es sind nicht nur ihre mit unverwelklichem Lorbeer selbst reich geschmückten Berufsgenossen beiderlei Geschlechts, wie Eßlair, Laroche, Ludwig Löwe, Eduard und Emil Devrient, Dessoir, Wilhelm Baumeister, die Haizinger, Charlotte Birch-Pfeifer, Frau Christine Hebbel (Enghaus) u. a., die ihr neidlos den Tribut ihrer Bewunderung zollen oder in vertraulichem Erguß ihr Herz öffnen; auch die hervorragendsten Vertreter des deutschen Parnasses, die bedeutendsten Publicisten, Musiker und bildenden Künstler jener Zeit, wie W. A. v. Schlegel („William Shakespeares Waffenträger"), La Motte-Fouqué, Rückert, Eduard Mörike, Justinus Kerner, Halm (Münch-Bellinghausen), Castelli, Saphir, Fanny Lewald, Laube, Gutzkow, Emile de Girardin, Ludwig Schwanthaler, Spontini, Liszt (in besonders geistreichen französischen Briefchen) streuen ihr Weihrauch, werben um ihre Gunst, singen und beten sie an; selbst gekrönte Häupter und andere fürstliche Persönlichkeiten, wie König Ludwig I., der Prinz von Preußen, Prinz August von Preußen, Fürst Pückler-Muskau u. a. steigen herab von den Höhen des Lebens und bezeigen in Worten aufrichtigster Wertschätzung den lebhaften Anteil, den sie an Charlottens schauspielerischen Triumphen oder auch an den allerhand kleinen Widerwärtigkeiten und Kränkungen nehmen, die ihr so wenig wie irgend einem andern ihrer Kunstgenossen erspart blieben.



Charlotte von Hagn.
Nach einem Gemälde von L'Allemand.

Wie begreiflich, ist die Mehrzahl dieser Zuschriften durchaus vertraulicher Natur, und wenn auch deren Verfasser, wie die Adressatin selbst, schon alle zur ewigen Ruhe eingegangen sind, so widerstrebt es mir doch, die nur für Charlottens schöne Augen bestimmten Auslassungen, wie interessante Schlaglichter sie auch auf das damalige Bühnen- und gesellschaftliche Leben werfen mögen, durch den Druck zur Kenntnis weiterer Kreise zu bringen, da sie neben vielem Schönen, Treffenden und Geistreichen doch auch eine Menge zum Teil recht boshafter Anzüglichkeiten enthalten, deren verletzender Stachel zum Nachteil der davon — wer mag entscheiden, ob mit Recht oder Unrecht? — Betroffenen selbst nach so langer Zeit noch schmerzlich genug empfunden werden dürfte.

Keiner Indiskretion indessen glaube ich mich schuldig zu machen, sondern im Gegenteil mir den Dank der Leser dieses weitverbreiteten Blattes zu verdienen, wenn ich wenigstens einen jener Briefe aus den geheimen Schubfächern meines Handschriftenschrankes hervorziehe und ihn hiermit dem Druck übergebe.

Handelt es sich doch um ein geradezu einzigartiges, unschätzbares Schreiben, das der Prinz von Preußen, damals noch fern vom Throne und seiner weltgeschichtlichen Größe stehend, am 16. Januar 1845 in einer Theaterangelegenheit an die zu jener Zeit am königlichen Schauspielhause zu Berlin als erste Liebhaberin wirkende Künstlerin gerichtet hat und in dem alle jene herrlichen Charakterzüge, durch die sich der nachmalige Kaiser Wilhelm I. ein unauslöschliches Andenken in der Verehrung jedes deutschfühlenden Herzens gesichert hat — Ritterlichkeit, Wahrheitsliebe, Milde der Denkungsart und vor allem ein strenger Gerechtigkeitssinn — in hellstem Lichte erstrahlen.

Charlotte hatte sich infolge der Besetzung einer angeblich ihr allein zukommenden Rolle durch Frl. Klara Stich (ihrer berühmten Kollegin Crelinger reich veranlagte jüngere Tochter) beeinträchtigt gefühlt und, da alle ihre Bemühungen, sich bei der Intendanz Recht zu verschaffen, fruchtlos geblieben waren, das unmittelbare Eingreifen des für das Theater bekanntlich sich lebhaft interessierenden und ihr persönlich huldvoll zugeneigten Prinzen von Preußen angerufen. Dieser antwortete ihr darauf unter der Adresse „Dem Fräulein Charlotte von Hagn hier" mit nachfolgendem, in seinen schönen großen und klaren Zügen abgefaßten Briefe:

„Berlin, d. 16/1. 45.

Vertrauen verlangt Vertrauen: Offenheit ist in dessen Gefolge! Demnach gestehe ich Ihnen, daß ich, wie ich es Ihnen gestern bereits sagte, gewünscht hätte, daß Sie alle Leidenschaftlichkeit und Persönlichkeiten aus Ihrem mir mitgeteilten Schreiben, verbannt hätten. Wäre dies geschehen, so wäre auch eine ruhigere Prüfung der Sachlage von Ihrer Seite erfolgt, und Sie würden eine Kränkung, wie Sie vermeinen erfahren zu haben, nicht so aufgefaßt haben, wie es im ersten Moment der Nachricht, geschehen ist. Vergessen Sie nicht, daß der König nur einen vor 2 Jahren gegebenen Befehl erneuert hat, dessen bisherige unterbliebene Ausführung, noch weiter aufzuklären bleibt. Ein directes Auftreten gegen diesen Königl. Befehl, oder was gleichbedeutend ist, Ihr Abschiedsgesuch, erscheint mir daher weder begründet noch rathsam, noch erlaubt. Alles was Sie vorschlagen könnten, wäre, daß das Alterniren der Rolle nicht Zug um Zug geschähe, sondern immer

nur die 3. Vorstellung durch Mll. Stich stattfände, und daß Ihnen das Spiel Honorar alsdann ersetzt oder entschädigt würde, da Ihr Contract Sie auf Spiel Honorar anweiset.

Bei ruhiger und partheiloser Ueberlegung müssen Sie sich selbst gewiß sagen, daß Sie nicht gesonnen sind, aufstrebende Talente unterdrücken zu wollen, die erst durch Uebung beweisen sollen, ob sie Ihnen gefährlich werden können. Dieses Nicht-Unterdrücken, werden Sie in Ihrem Gefühl für Recht und Billigkeit am ehesten ausüben, wenn es eine Darstellerin wie Mad. Crelinger ist, so nahe berührt. Sollten Sie dereinst eine Rivalin ist (in) Mll. Stich erkennen, so kann ja dies nur zu erneuerter Kunstanstrengung antreiben, um die innehabende Stellung zu behaupten, wobei die Kunst nur gewinnen kann.

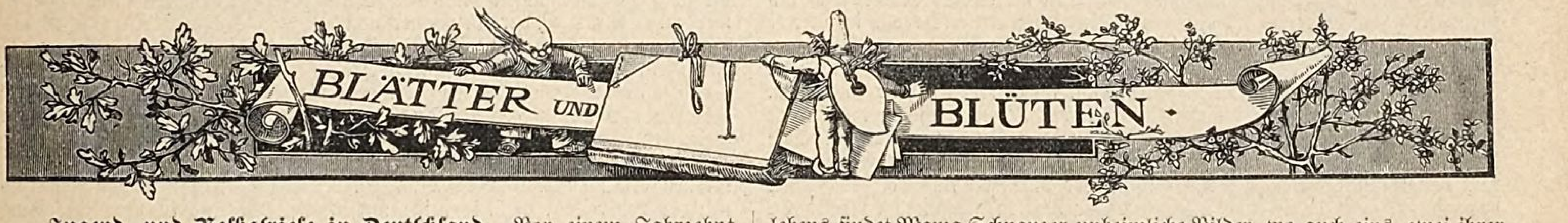
Sie kennen nun meinen Rath und meine Ansichten, und werden aus diesen Zeilen hoffentlich ersehen, daß ich es gut mit Ihnen meine, indem ich Ihnen meine Lebens Regeln, die auf Recht und* Billigkeit basirt sind, anempfehle, mit welchen Regeln ich mein bisheriges Leben und Wirken, glücklich vor Schiffbruch bewahrt habe. Anders als ich bin, konnte ich mich nicht geben; und da Ihr Vertrauen Sie zu mir führte, so müssen Sie mich nun schon so nehmen wie ich bin und hoffe ich Ihren Dank so zu erlangen wie Sie ihn gestern aussprachen, wenn ich Ihnen auch nicht im ganzen Umfange, Ihre Wünsche erfüllen konnte. Und somit bin ich überzeugt, daß Sie Ihr seltenes Talent einer Bühne erhalten werden, deren Zierde Sie sind und in Ihrem Fache stets bleiben werden, und sich oft noch dem gerechten Applaus dessen aussetzen mögen der sich nennt

Ihren

Prinz von Preußen.

Verzeihen Sie diese schlechte Schrift, aber mein gebrochener Arm, läßt mich nur mühsam und unter Schmerzen schreiben."

* Im Original dreimal unterstrichen.



Jugend- und Volksspiele in Deutschland. Vor einem Jahrzehnt etwa wurde eine Bewegung eingeleitet, welche nichts Geringeres als eine vollständige Wandlung in der Jugenderziehung und im Volksleben bezweckt. Jung und alt sollte aus der Enge der Mauern mehr, als es bis dahin der Fall war, ins Freie geführt werden, um in frischer Luft, in fröhlichem Spiel Leib und Seele zu stärken. Eine solche Wandlung, welche tief in die Sitten und Gewohnheiten des Volkes eingreift, kann sich nicht rasch vollziehen; nur langsam setzt sich auf diesem Gebiete der Gedanke in die That um. Zehn Jahre sind aber immerhin auch im Volksleben eine Frist, die hinreicht, um zu zeigen, ob ein Unternehmen Anklang gefunden und lebenskräftige Wurzeln zu treiben vermocht hat. Darum ist eine Rundschau über den gegenwärtigen Stand der Leibesübungen in Deutschland von großer Wichtigkeit und in Anbetracht dieser Thatsache hat der Centralausschuß zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland in seinem „Jahrbuch für Jugend- und Volksspiele" (Leipzig, R. Voigtländers Verlag) eine ausführliche Statistik für das Jahr 1892/93 veröffentlicht. Das Bild, das Dr. Viktor von Woikowsky-Bindau, Mitglied des preußischen statistischen Bureaus, in dieser auf Grund sorgfältiger Erhebungen entstandenen Arbeit vor unseren Augen entrollt, ist im allgemeinen durchaus erfreulich.

Im vergangenen Jahre wurde das Jugendspiel in 543 deutschen Städten gepflegt und 533 dieser Städte verfügten über besondere Spielplätze, während die Militärverwaltung 34 Exercierplätze dem Spiel der Jugend geöffnet hatte. Wenn wir bedenken, daß vor einem Jahrzehnt diese Leibesübungen der Schuljugend ganz und gar nicht gebräuchlich waren, so muß uns das bereits Errungene mit hoher Freude erfüllen. Aber von dem eigentlichen Ziele ist man doch noch weit entfernt; denn in 1380 deutschen Städten sind die Wohlthaten des Spiels im Freien der Schuljugend noch nicht zu teil geworden. Ferner ist das Spiel im Freien bis jetzt vorwiegend auf unseren höheren Schulen in Aufnahme gekommen; es ist in 156 Gymnasien, 49 Realgymnasien, 95 Realschulen und in 69 Städten auch in höheren Mädchenschulen eingeführt. Die Beteiligung der Volksschulen an diesen so ungemein nützlichen Leibesübungen läßt noch in den meisten Städten viel zu wünschen übrig oder fehlt gänzlich. Das Volksspiel, das Spiel der Erwachsenen, ist noch in den ersten Anfängen begriffen, es wurde im Jahre 1892/93 nur in 347 Orten geübt, zumeist von Turnvereinen ins Leben gerufen.

Jene Statistik verbreitet sich auch über zwei andere Leibesübungen, die dem Spiele nahe verwandt sind, über das Baden und Schwimmen sowie über den Eislauf. Was die erstere gesundheitlich so wichtige Leibesübung anbelangt, so weist die Statistik leider einen großen Mangel an Schwimmanstalten nach. Nur 319, d. h. 16,6% aller deutschen Städte besitzen eine Bade- und Schwimmgelegenheit. Hier ist also noch die regste Thätigkeit gemeinnütziger Vereine und ein unablässiger Druck auf die Gemeindebehörden, die in der Erfüllung ihrer Pflichten säumig sind, dringend notwendig. Etwas günstiger ist es mit dem Eislauf bestellt, denn 459 oder 23,9% der deutschen Städte besaßen Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen und 32 verfügten über künstliche Eisbahnen. Die Zahlen lehren uns, wie viel auf diesem Gebiete noch zu thun ist; aber mit froher Zuversicht kann das gemeinnützige Werk fortgesetzt werden, denn das in einem Jahrzehnt Errungene ist wirklich groß. *

„Schön wart' auf!" (Zu dem Bilde S. 653.) Hübsch ist sie nicht, die biedere Schnauzermutter, aber kunstfertig! Daß sie sich jeden Wurstzipfel, jede Brotrinde, jede Käseschnitte, jeden Bratenknochen erst durch eine turnerische Leistung verdienen muß, das ist sie gewohnt und findet sie ganz in der Ordnung. Daß man ihr aber nun einen ihrer zarten Sprößlinge entreißt und ihr zumutet, durch geduldiges Aufwarten dessen Rückgabe zu erkaufen, das erfüllt ihre Seele doch einigermaßen mit schmerzlichen Empfindungen. Zwar hat sie Beweise, daß ihre Herrin freundlicher Gemütsart ist und junge Hunde mit Liebe behandelt. Aber das ändert wenig an der Bänglichkeit des Augenblicks. Wie leicht kann eine täppische Kinderhand ungeschickt nach den zappelnden Gliedern des Neugeborenen greifen! Ja noch mehr! In den Erinnerungen ihres Hundelebens findet Mama Schnauzer unheimliche Bilder, wo auch eins, zwei ihrer kaum zum Leben erblühten Kinder in den schmeichelndsten Formen ihr entzogen wurden, auf Nimmerwiedersehen — wenn nach Ansicht ihrer Brotherrschaft des Segens zu viel war. Darum beeilt sie sich heute, ihr Kunststück „Schön wart' auf!" in tadelloser Vollendung aufzuführen, um möglichst bald wieder in den gesicherten Besitz ihres Lieblings zu gelangen.

Pilze im Walde. (Zu dem Bilde S. 661.) Unvergeßlich ist mir die erste Pilzjagd, auf die ich vor mehr denn dreißig Jahren als Knabe in den herbstlichen Wald gehen durfte! Goldig strahlte die Sonne vom blauen Himmelszelt hernieder; weiße Schäfchen zogen langsam, hoch über den Baumkronen dahin und durch die lauen Lüfte segelten weiße Fäden, um die luftfahrenden Spinnen in sichere Winterquartiere zu bringen. Die Buchen standen bereits in purpurnem Herbstmantel, wie schlanke nordische Jungfrauen mit wehendem blonden Haar saßen auf der Höh' die Birken mit ihrem schwefelgelben Laube, und unter ihnen verfärbten sich die Eichen, reckten sich wie vom Sonnenbrand gebräunte Kriegergestalten trotzig empor.

Ein alter Hirte, ein wetterharter Graubart, war mein Führer und Lehrer, aus seinem Munde lernte ich die Namen der verschiedenen Pilze, lernte die guten von den bösen unterscheiden. Aber er wußte im Walde noch etwas anderes als Schwämme zu zeigen. Auf einer Waldwiese führte er mich an einen gelben Kreis, in dem der Boden wie versengt oder verrottet aussah und der von einem Ringe grünen üppigen Grases umschlossen war. Da erzählte der Alte dem lauschenden Knaben, daß auf diesem Plätzchen in stillen mondhellen Nächten die Elfen sich zu belustigen pflegten und durch ihre Tänze das Gras in der Mitte niederträten, während sie es ringsum so hoch wachsen ließen, damit die neugierigen Tiere des Waldes sie nicht sähen. An Baumstämmen und knorrigen Aesten zeigte mir der Hirte sonderbare struppige Gebilde und meinte, daß seien „Hexenbesen", auf denen die Unholdinnen ihre Luftfahrten ausführten. Und er lächelte nicht dabei, wie die Alten es zu thun pflegen, wenn sie Kindern Märchen erzählen. Der Graubart stammte noch aus dem vorigen Jahrhundert und er glaubte noch fest an Hexenspuk.

Zehn Jahre später! Durch denselben Wald schritt der fröhliche Student; er hatte an der Alma mater aus dem Quell des Wissens getrunken und klipp und klar lag vor seinen Blicken die Natur. Der Alte war nicht an meiner Seite; den Wetterharten hatte inzwischen der unerbittliche Sensenmann weggemäht; aber ich mußte an ihn denken, denn er war mir das Sinnbild einer verschollenen Zeit. Was er mir damals auf der ersten Pilzjagd als Elfen- und Hexenspuk gezeigt hatte, das war — jetzt wußte ich es — ein Werk der Pilze. Jene Elfenringe waren weiter nichts als Fleckchen Erde, auf denen kreisförmig sich ausbreitende Pilze den Graswuchs zurückgedrängt hatten, und die „Hexenbesen", das waren verkrüppelte Zweige an einem Baume, der von Schwämmen befallen war: in dem Kampfe mit den feindlichen Schwämmen hatte der Baum so wunderbare Zweige getrieben. „Krankheit", „Neubildung" nennt die Wissenschaft solche Gebilde. Im Laufe der zehn Jahre waren die Pilze des Waldes bei mir im Ansehen gestiegen. Sie wuchsen ja nicht nur im Moder des Bodens, sie griffen selbst die hohen Bäume an, und die schlimmsten waren die unmerklichsten, kaum sichtbaren; denn sie nagten am heftigsten am Marke der Riesen. Auf dieser Wanderung durch den herbstlichen Wald sah ich ein Stück des Kampfes ums Dasein in der Natur, und Baum und Schwamm erschienen mir als zwei Todfeinde.

Vor etwa zehn Jahren war es — ich wanderte wieder einmal durch den herbstlich verfärbten Wald. Ich war auf einer Pilzjagd begriffen, aber ich suchte nicht die Edelpilze, nicht die schmackhaften Fruchtträger, die Pilzhüte, die aus dem Waldboden hervorschauten. Ich wühlte in der Humusschicht und sammelte die zarten Wurzelausläufer der Eichen und Buchen, um sie nach Hause zu tragen und dort mit Hilfe des Mikroskops an diesen Wurzelfäden nach dem Pilzgeschlecht zu forschen. Eine neue Kunde ging damals durch die Welt. Man hatte entdeckt, daß der Pilzkörper, der im Waldboden wächst, die Wurzeln der Bäume mit feinsten Fäden umstrickt und mit ihnen zu einem Ganzen verwächst; man hatte entdeckt, daß zwischen den Waldbäumen und Pilzen eine „Symbiose", eine

Lebensgenossenschaft besteht. Pilz und Baum sind zu einem Ganzen verwachsen. Viele Pilze sind Freunde der Bäume. Die unterirdischen Pilzfäden, die Pilzmycelien, verarbeiten die rohen Stoffe des Waldbodens zu einer kräftigen Nahrung, erzeugen mehr, als sie selbst brauchen, und geben den Ueberschuß an die Wurzeln der stolzen Eiche ab, nähren die Himmelanstrebende, und diese erweist sich dankbar, indem sie einen Teil der Nährstoffe, die nur in den grünen Blättern der rauschenden Kronen im sonnigen Licht erzeugt werden können, zu ihren Wurzeln hinunter führt und ihn dem Pilze spendet. Das ist ja der Grund, warum so viele Waldbäume und Waldpflanzen verkümmern, wenn man sie ins freie Land verpflanzt, ohne in die neue Pflanzstätte den alten Waldboden und mit ihm den befreundeten Pilz zu übertragen. —

Pilze im Walde! Jahrtausendelang wurden sie von dem Menschen nur auf den Nutzen und Schaden geprüft, die sie unserem Magen bringen. Wie anders steht es um ihre Bedeutung, wenn sie auf ihren Wert im Haushalt der Natur untersucht werden! Schwach und morsch erscheinen sie dem flüchtigen Beobachter, aber in Wirklichkeit sind sie eine Macht, auf die sich die Urbilder strotzender Kraft, die wetterfesten Waldriesen stützen. J.

Der kaufmännische und gewerbliche Hilfsverein für weibliche Angestellte in Berlin hat in seinem fünfjährigen Bestehen eine Reihe so bedeutender Erleichterungen und Verbesserungen für das Los der Laden- und Geschäftsgehilfinnen erzielt, daß eine Mitteilung darüber wohl in weitere Kreise gebracht zu werden verdient. Aus kleinen Anfängen 1889 hervorgegangen, faßte er zunächst den Wohnungsnachweis für fremd Ankommende, Erteilung von Rat und Stellenvermittlung, sowie Krankenhilfe ins Auge. Bald war er durch zahlreichen Beitritt in der Lage, auch an die bessere Ausbildung seiner Mitglieder zu denken, es wurden Unterrichtskurse kaufmännischer und allgemeiner Natur eingerichtet, Büchersammlungen und Unterhaltungsabende zur Erholung der vielangestrengten Gehilfinnen dargeboten, außerdem ihnen unentgeltlicher Rat in Rechtsfragen gesichert. Eine genaue Umfrage bei den heute auf 6000 gestiegenen Mitgliedern des Vereins lieferte die Unterlagen für die Schrift „Die Ausbildung und Stellung der Handlungsgehilfinnen in Berlin. Ein Ratgeber für die kaufmännische Laufbahn junger Mädchen“. Neuerdings wurde außer einer kaufmännischen Vorbereitungsschule noch eine Schreibmaschinen-Schule in Verbindung mit Stenographie eingerichtet, weil diese Thätigkeit für Frauen sehr geeignet und lohnend ist. Seit 1. September ist die Stellenvermittlung für weibliche Handlungs- und Gewerbegehilfen versuchsweise auf ganz Deutschland ausgedehnt worden.

Im übrigen sorgen Ferienkolonien, Nachweis billiger Sommerfrischen, guter Mittagstisch im Vereinslokal, Theater-Vorstellungen zu niedrigen Preisen für angemessenen Lebensgenuß. Der Verein kam einem wirklichen Bedürfnis entgegen und hat deshalb erfreuliche und große Erfolge zu verzeichnen. Aehnliches wäre in anderen Städten ganz wohl möglich, daher geben wir gerne die Anregung dazu weiter. Jede derartige Schöpfung bedeutet ein Stückchen Lösung der sozialen Frage, und der Dank von Tausenden lohnt dem halben Dutzend thätiger und gutgesinnter Menschen, die zur ersten Gründung eines solchen Vereins sich zusammengethan haben. Bn.

Reinstes Wasser. Wo giebt es auf der Welt ein völlig reines Wasser? Wo schwebt ein Tropfen, der aus weiter nichts als der chemischen Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff besteht? Nirgends! lautet die Antwort. Alles Wasser auf Erden ist mehr oder weniger verunreinigt. Die reinste Quelle enthält aufgelöste Erdsalze; im reinsten Regenwasser sind neben Staub gasförmige Bestandteile der Atmosphäre aufgelöst, und selbst das mit größter Sorgfalt destillierte Wasser ist nicht rein; es enthält Spuren der Glaskolben und Schläuche aufgelöst und ist mit Luft gesättigt. Seit Jahrzehnten sind die Physiker bemüht, reinstes Wasser darzustellen. Jüngst berichteten F. Kohlrausch und Ad. Heydwiller der Berliner Akademie der Wissenschaften über derartige Versuche. Zehn Jahre lang ließen sie ihre Apparate mit möglichst reinem Wasser gefüllt stehen, so daß die Gläser aller löslichen Bestandteile beraubt zu sein schienen, und destillierten dann Wasser, das sie vor jeder Berührung mit der Luft verwahrten. So erhielten sie das reinste Wasser, das bis jetzt jemals auf Erden vorhanden war; in einem Liter dieses Wassers betrugen die Verunreinigungen nur einige Tausendstel Milligramm! Eigenartig ist das Verhalten eines solchen beinahe chemisch reinen Wassers gegen die Elektricität. Eine nur einen Millimeter lange Säule dieses Wassers bietet dem elektrischen Strom denselben Widerstand wie ein 40 Millionen Kilometer langer Kupferdraht von gleichem Querschnitt, ein Draht also, mit dem man etwa 1000 Mal die Erde umspannen könnte. Durch bloße Berührung mit der Luft sinkt dieser Widerstand sofort auf ein Zehntel, und durch weitere Verunreinigung wird das Wasser zum guten Leiter. *

Belohnung von Schulkindern für gute Blumenpflege. (Zu dem Bilde S. 649.) Ein schönes Ziel, freundlichen Blumengruß in die öden Häusermassen der Großstadt zu tragen! Auch das kargste Stübchen mutet heimlicher an, steht auf dem Fensterbrett ein blühender Nelken- oder Geranienstrauch, auch der schmalste Bodenstreifen an Haus- oder Mauerrand kann oft noch zu einer augen- und herzerquickenden Farbenquelle umgeschaffen werden. Nur muß der Bewohner von Haus und Stube ein bißchen mit den Blumen umzugehen verstehen, und woher soll diese Kenntnis kommen in Familien, die durch ganze Geschlechterfolgen hindurch nur im steinernen Meer der Großstadt gelebt haben? Da geht die Kunde von der Blumenpflege verloren und mit der Kunde auch der Sinn für den stillen erfrischenden Reiz, der von solchen blühenden Haus- und Stubengenossen ausströmt.

Der ersterbenden Neigung zur Blumenpflege aufzuhelfen, den verlorenen Sinn dafür wieder zu wecken, die abhanden gekommene Kenntnis neu zu verbreiten, haben einige wohlthätige Vereine in der Umgebung Berlins sich zum Ziele gesetzt. Auch in Frankfurt a. M. sind die Allgemeine Lehrerversammlung und die Gartenbaugesellschaft gemeinsam in derselben Richtung vorgegangen. Sie wenden sich an den Teil der großstädtischen Bevölkerung, dessen man am besten habhaft werden kann, an die Schuljugend. Jedes Frühjahr werden an eine große Anzahl Kinder gleichartige Pflänzchen ausgeteilt, gewöhnlich an je ein Kind zwei Exemplare verschiedener Sorte; dazu kommt eine zweckmäßige Belehrung über die Art der Behandlung. Ist der Sommer vorüber, so versammelt sich die ganze kleine Gesellschaft wieder und bringt die Ergebnisse ihrer Pflegethätigkeit mit, worauf die Veranstalter darüber zu Gericht sitzen und entscheiden, wer seine Sache am besten gemacht hat. Die glücklichen Sieger im edlen Wettstreit erhalten kleine Geldbelohnungen, die andern dürfen wenigstens ihre Stöckchen als Eigentum behalten. Mit einer Ansprache, worin den Kindern die Liebe zu den Pflanzen noch einmal recht ans Herz gelegt wird, schließt die Feier. Die schöne Sitte ist wohl wert, aller Orten Nachahmung zu finden.

Kleiner Briefkasten.

M. S., Professors Witwe in **Belgrad.** Geben Sie uns gefl. Ihre vollständige Adresse an, damit wir Ihnen auf brieflichem Wege antworten können.

J. M., Dänemark. Gewiß, Ludwig Ganghofer hat außer der „Martinsklause“, dem „Klosterjäger“ und dem „Besonderen“ noch eine Reihe von Erzählungen geschrieben: „Der Jäger von Fall“, „Sünden der Väter“, „Edelweißkönig“, „Der Unfried“, „Der Herrgottschnitzer von Ammergau“ und „Die Fackeljungfrau“; eine Reihe kleinerer Novellen sind in den Sammlungen „Aus Heimat und Fremde“, „Almer- und Jägerleut“, „Bergluft“, „Oberland“, „Es war einmal“, „Fliegender Sommer“ und „Doppelte Wahrheit“ vereinigt. In der „Gartenlaube“ sind außer „Martinsklause“ und „Klosterjäger“ erschienen „Der Unfried“, „Edelweißkönig“ und die kleinere Hochlandsgeschichte „Dschapei“.

F. R., Steiermark. Wir bedauern, von Ihren Einsendungen keinen Gebrauch machen zu können.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig. s



Photographie im Verlag von Gustav Schauer in Berlin.

IRRLICHT

Nach dem Gemälde von Otto Lingner.

Nr. 40. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Um fremde Schuld.

(4. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Aus dem Hause der Tante Komtesse holte Wollmeyer meine Mutter ab zur Trauung. Unmittelbar nach der Hochzeit wollte das neu vermählte Paar abreisen; ich sollte einige Wochen später nachkommen, um mit Mama nach dem Süden zu gehen. So wurde es mir nicht geschenkt, bei dem Hochzeitsfest zugegen zu sein, so wenig wie Mamas flehentliche Bitte um eine ganz stille Hochzeit Berücksichtigung fand.

Diese paar Wochen in dem kleinen Häuschen der Komtesse waren uns zur Qual geworden durch die Besuche des Bräutigams. Er kam mittags, er kam abends; er schickte sogar eines Tages Körbe voll Delikatessen und Weine und meldete sich zum Essen an. Verlegen stand meine Mutter dabei, als die Tante dem Diener ohne weiteres die Körbe wieder an den Arm hing. „Eine Empfehlung von der Gräfin, und wenn der Herr Stadtrat bei ihr speisen wolle, werde sie sich freuen, aber dann möge er die Güte haben, mit ihrer einfachen Küche vorlieb zu nehmen. Die Gräfin habe nicht die Gewohnheit, sich in ihrem eigenen Hause traktieren zu lassen.“ Grinsend ging der Diener ab. Die Komtesse aber wandte sich grollend um. „Der ist ja schwerer zu dressieren als ein junger Jagdhund!“ hörte ich sie murmeln. „Na, wenn’s Herz nur gut ist,“ meinte sie dann und kniff mich in die Wangen, „nicht wahr, das ist die Hauptsache, Du Kücken?“

Ja freilich, aber — war das seine denn gut?

Alle Tage hörten wir von ihm großartige Beschreibungen über die neue Einrichtung des Schlosses. „Alles in Blau, Helene, weil es Deine Lieblingsfarbe ist.“ Er verschwendete förmlich, um seiner schönen Frau ein elegantes Heim zu bieten, das Mama gar nicht ersehnte.



In der Oper.
Nach einem Gemälde von Pinel de Grandchamp.

Und der schreckliche Tag kam und ging vorüber mit seinem taktlosen Prunk, mit den tausendfachen Martern, die er über uns verhängte. Mit Verleugnung ihrer selbst spielte die Komtesse die Hochzeitsmutter; wie im Traum stand ich hinter Mama am Altar der Marienkirche und hörte die Worte des Geistlichen, der über den Text sprach: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen.“ Mama

hatte ihn ausgewählt. Wie aus weiter Ferne hörte ich bei Tafel die Trinksprüche und das Hochrufen, und wie ein Stich ging es mir durchs Herz, als der alte bekannte Lohndiener, der bei keiner Westenberger Festlichkeit fehlte, mir mit seiner weinheiseren Stimme ins Ohr flüsterte: „Frau Wollmeyer läßt das gnädige Fräulein bitten — —" Um was, verstand ich nicht. Frau Wollmeyer! Das Wort hatte mir fast körperlich weh gethan. Ich kenne keine Frau Wollmeyer! hätte ich am liebsten geschrien. Ach Papa! Papa! Und ein Schluchzen hob meine Brust, das ich kaum zu unterdrücken vermochte. Ich hätte auch Mama nicht Lebewohl sagen können. Ich stahl mich nach Beendigung des Mahles aus dem Saal, obgleich mich mein Nachbar, der Herr von Brankwitz, flehentlich um den ersten Walzer bat.

Es war mir schon von vornherein ärgerlich gewesen, daß er mein Kavalier sein sollte auf dieser Hochzeit, aber die Komtesse hatte erklärt, es sei das einzig Richtige, daß die Tochter der Braut und der Neffe des Bräutigams zusammen hinter dem Brautpaar gehen, und ich schwieg. Er hatte mich in einem Wagen zur Kirche abgeholt, in tadellosem Frack und weißer Weste, hatte mir einen wundervollen Strauß überreicht aus Marschall Niel-Rosen, die zu meinem Kleide von blaßgelber weicher Seide paßten, als wären sie eigens nach der Stoffprobe gewachsen, und er lobte diese seine Gabe so sehr, wie wenn er selber der Schöpfer der wunderbaren Blüten gewesen wäre.

Als ich den Saal verlassen wollte, kam er hinter mir her mit seinem faden Lächeln und seinen dreisten Blicken. Ich verstand gar nicht, was er sagte, und warf ihm die Thür der Damengarderobe vor der Nase zu, suchte eiligst nach einem Umhang, nahm ein Spitzentuch um, das der Komtesse gehörte, und lief über den Hof des Gasthauses in den dazu gehörigen Garten. Von ihm führte eine Thür in der alten Stadtmauer unmittelbar auf die bescheidene Promenade, und an diese grenzte der Kirchhof; von dem Kirchhofe aber konnte ich durch ein Privatpförtchen in den Garten der Komtesse gelangen.

Die Dämmerung des Septembertages war schon herabgesunken; kein Mensch außer des alten tauben Totengräbers Frau sah mich, wie ich hastig dahinschritt zu Papas Grab. Und da stand ich, das Herz voll Jammer, und konnte doch nicht weinen und sah die Stelle neben ihm an, wo Mama einst ruhen wollte — sie hatte so oft davon gesprochen, und nun, nun hatte sie dies Recht verwirkt! Die Monatsrosen und die Reseden dufteten so stark, von St. Marien läuteten sie zu Abend. Eine herbstlich müde Stimmung war in der Natur. Ach, wenn ich doch auch schlafen könnte, schlafen, um nie wieder zu erwachen, hier neben Papa!

Dort hinten ruhte auch Hannchen, und von ihrem Grabe leuchtete es bunt herüber, lauter frische Blumen. Die Base hatte wohl das Grab geschmückt, als könnte sie dadurch die Tote versöhnen mit dem, was heute geschah. An Papa hatte keiner gedacht, aber es war gut so, mochte er nur schlafen, schlafen, damit er nicht merkte, daß seine vergötterte Frau — mein Gott, er würde tausend Tode sterben, wenn er das wüßte! Meine arme Mutter — Frau Wollmeyer!

Auf einmal hörte ich lautes Sprechen und Tritte weit oben vom Eingang her; ein Trupp Menschen bewegte sich der Leichenhalle zu. Ich war emporgefahren aus meiner knienden Stellung, ein Frösteln rann mir über den Körper, ein unbekanntes schreckliches Grauen. Ich nahm mein Kleid zusammen und ging, so rasch ich konnte, der Gartenpforte der Komtesse zu. Dort stand die alte Dienerin der Tante und spähte mit blassem neugierigen Gesicht zu dem Totenhause hinüber.

„O Gott, gnädiges Fräulein," stammelte sie, „bin ich erschrocken — Sie stehen ja da wie ein Geist!"

„Was ist denn das dort drüben, Josephine?" fragte ich und deutete mit dem Kopf nach den Menschen hinüber.

„Ach, es ist — es ist 'was Trauriges, gnä' Fräulein, die Knopfmarthe hat sich im Teich ertränkt; im Schloßgarten hat man sie herausgezogen, vorhin."

Ich schob mich an ihr vorüber, vor Entsetzen keines Wortes mächtig. Das Herz, an das ich hätte flüchten können in der zitternden Angst vor diesen dunkeln Geheimnissen, das war nun fern, das gehörte ihm, ihm, der das junge Weib in den Tod getrieben, das Kind zur Waise gemacht hatte! Wie wahnsinnig rannte ich ins Haus, in mein Zimmer und wühlte den Kopf in die Kissen des Bettes, als könnte ich mich verbergen vor den unverständlichen Erbarmungslosigkeiten des Lebens. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Komtesse fand mich in einer dumpfen Verzweiflung, schalt, weil ich fortgelaufen war, und küßte mich, weil ich so hübsch ausgesehen habe. Und jetzt sei sie meine Mutter, sie habe es versprochen und sie würde sehr böse sein, wenn ich nicht vernünftig wäre, mich auskleidete wie andere Leute mit gesunden fünf Sinnen und schlafen ginge. Und Mama lasse grüßen und der — —

Ich fuhr aus den Kissen empor mit geballten Fäusten. „Nein, ihn nicht! Nenn' ihn nicht!" tobte ich.

„Um Gotteswillen, Anneliese!"

„Ich haß' ihn, o ich haß' ihn!"

„Das ist recht hübsch von Dir," sagte die Komtesse trocken. „Wem verdankst Du es denn, daß Du durch Deine schwere Krankheit gekommen bist, Du wilde Katze, Du? Einzig ihm! Oder glaubst Du, daß Deine Mama allein imstande gewesen wäre, Dir auch nur den hundertsten Teil jener Pflege angedeihen zu lassen?"

Jetzt stand ich vor ihr, unfähig, mich zu beherrschen. Ich hatte es wohl geahnt, daß Mama seine Hilfe in Anspruch genommen hatte in ihrer Verlegenheit, in ihrer Sorge um mich, ich ahnte, daß er dafür den höchsten Preis, sie selbst, gefordert. Aber noch war es nicht ausgesprochen worden, noch hatte die Gewißheit „Um Deinetwillen!" mich nicht so hart gepackt als bei diesen Worten der Komtesse. Es giebt Menschen, die das Erkennen einer schrecklichen Wahrheit zur Raserei bringt; meiner Worte nicht mehr Herr, rief ich: „Warum soll ich schuld sein an so viel Unglück, an all dem Elend meiner Mutter? Er ist ein Mörder, Tante, er ist —"

„Du bist verrückt, Anneliese!"

„Er ist ein Mörder, Tante!" schrie ich von neuem, „er hat die Knopfmarthe gemordet!"

„Aber Kind! Aber Anneliese!" Sie stotterte indes doch und sah mich unsicher an.

„Sie ist um seinetwillen ins Wasser gegangen," fuhr ich fort.

„Ins Wasser gegangen, sagst Du?"

„Ja — seinetwegen."

„Ach papperlapapp! Die Knopfmarthe wird ins Wasser gehen!"

„Ich lüge nicht! Sie ist hineingegangen, ist tot."

„Was kann denn Dein Stief — —"

„Tante!"

„Was kann denn Herr Wollmeyer dafür? Sei nicht thöricht! Die Knopfmarthe ist immer eine überspannte Person gewesen; Gott weiß, warum die —"

„Ich weiß es, warum, ich weiß es!" sagte ich erschöpft. „Ach, meine Mama!"

„Jetzt gehst Du zu Bett, dumme kleine Kröte," antwortete die Komtesse und fing an, mir höchst eigenhändig beim Auskleiden zu helfen, und dabei schalt sie, halb ärgerlich, halb zärtlich, um ihre Angst über meine Aufregung zu verbergen. „Wie ein Kind beträgst Du Dich! Dem Mann Deiner Mutter ziehst Du Gesichter, als seist Du fünf Jahre alt; es fehlte nur noch, daß Du ihm die Zunge herausgestreckt hättest! Deinem Brautführer antwortest Du nicht, sondern sitzest da, als wärst Du taubstumm. Dann sagst Du nicht einmal Deiner Mutter Lebewohl, läufst vom Tanz fort, so daß der Brankwitz herumirrt und Dich wie eine Stecknadel sucht und alle Welt anschreit, ob man Dich nicht gesehen habe!"

Ich zuckte die Achseln. Wie konnte sie von so unwichtigen Dingen reden? Sah sie denn nicht, daß ich zitterte vor Empörung? „Dieser Brankwitz ist ein gräßlicher Mensch!" stieß ich hervor.

„So?"

„Und ich kann ihn nicht leiden."

„Du kennst ihn ja kaum, Anneliese! Die paar Mal —"

„Er ist sein Neffe —"

„Das genügt?"

„Ja, das genügt."

„Nun, das wird ja ein himmlisches Zusammenleben später bei Euch Dreien! Deine arme Mutter!"

„Ich will immer gut sein gegen Mama."

„Ich sehe es kommen, sie lebt künftig zwischen zwei Feuern."

„Ich bleibe nicht bei ihr; ich werde wieder gesund, und dann — —" In diesem Augenblick mußte ich meine Worte Lügen strafen, denn mich überfiel ein kurzer, aber heftiger Husten, und das brachte die Komtesse außer sich.

„Da haben wir's, Du dummes Ding!" rief sie; „das kommt von Deinem Toben! Jetzt wirst Du ruhig zu Bett gehen, wirst Dich ganz still verhalten und Gott danken, daß er Dir ein Heim gegeben, Du schlimmes böses Gör Du!"

Ich sah ihr die Angst an, die sie um mich hatte, ließ mit mir machen, was sie wollte, lag ganz still und dachte nur eins: vielleicht brauche ich nicht lange mehr zu leben mit dem Vorwurf in der Seele: um Deinetwillen!

Am andern Tage freute ich mich, wieder so matt zu sein, daß ich nicht aufstehen konnte, denn nun brauchte ich den Brankwitz nicht wiederzusehen, der einen Besuch bei der Komtesse machte. Ich wandte den Kopf zur Seite, als sie mir seine Empfehlungen brachte und dabei erzählte, er habe die Absicht, sich wieder anzukaufen, möglicherweise in hiesiger Gegend. „Und er läßt Dir gute Besserung wünschen."

Ich antwortete gar nicht.

„S' ist die Möglichkeit!" murmelte die Komtesse, „'s ist doch nur, weil Dein — weil Wollmeyer ihn Dir als Tischnachbar ausgesucht hat!"

Ich nickte. „Vermutlich, Tante. Tante, laß doch einen Kranz bestellen für die Knopfmarthe."

„Fällt mir nicht ein!"

„Dann steh' ich auf und besorge ihn."

„Na, um Gotteswillen — ich werd's ja thun!"

Und ich blieb zu Bett, und der Sanitätsrat kam und zankte und schüttelte den Kopf. Ich hörte, wie er zur Komtesse sagte: „S' ist rein seelisch, und es wäre gut, wenn sie bald fort könnte — andere Luft, andere Umgebung."

„Helene geht mit ihr, sobald sie zurückkehrt von der Hochzeitsreise, Wollmeyer hat es ihr fest versprochen," erklärte die alte Dame.

Der Oktober kam ins Land mit wundervollen klaren Tagen, so blau und golden wie selten, und ich durfte wieder ausgehen. Schon seit einer Woche trug ich zwei Briefe in der Tasche, ohne mich entschließen zu können, sie zu öffnen, Briefe von Mama. Was sollte ich auch mit den Briefen? Ich hatte gemeint, sie müsse selbst kommen, denn ich war überzeugt, man habe ihr von meiner Krankheit geschrieben. Einmal fragte ich die Komtesse: „Tante, weiß Mama, daß ich krank bin?" Und da war sie, die nicht lügen konnte, rot geworden wie ein Schulmädchen, als sie antwortete: „O, was denkst Du, so krank warst Du ja gar nicht — sie würde sich so ängstigen!"

Nein, so war es nicht! Man hatte ihr geschrieben, und sie kam nicht! Ich mochte auch ihre Briefe nicht. Endlich las ich sie aber doch. Aus jeder Zeile sprach die tödliche Angst um ihr Kind, und zwischen den Zeilen, da meinte ich nur immer zu lesen: um Deinetwillen! Um Deinetwillen ertrag' ich das Leben! Und dann in dem letzten Briefe die Bitte um ein paar Worte; ein wahrhaft demütiges Bitten. Ich lief an den Schreibtisch, warf die heißesten Liebesbeteuerungen auf das Papier und sprach von meiner Sehnsucht und daß ich ohne sie nicht leben wolle und sie solle kommen! Da antwortete sie, sie könne jetzt nicht kommen, denn — sie hatte gezögert beim Schreiben, man sah es deutlich — denn er gedenke sich noch längere Zeit in Brüssel aufzuhalten, und da ich doch nun wohler sei — — aber dann, dann gehe es heimwärts und dann hole sie mich und reise mit mir.

Ich bat sie nicht wieder, sie kam auch noch lange nicht. Und eines Tages erhielt die Komtesse einen Brief und mußte abreisen; eine Kousine von ihr war gestorben, die sie sehr lieb gehabt hatte. Und da sie sich ängstigte, mich allein zu lassen, fand sie die Auskunft, mich wieder in unser altes Heim zu bringen. Die Base sei ja da, die alte Base Himmel. So packte ich denn meine Sachen zusammen und freute mich auf unsere lieben trauten Stuben und auf meinen Schutzengel. Die Base empfing mich schon unten im Hausflur. „Gottlob, Fräulein Anneliesaken, daß Sie kommen!" Sie trippelte neben mir durch den Flur und stieg die Treppe empor, mich immerfort anschauend mit einem gewissen bittersüßen Ausdruck, den ich gar nicht an ihr kannte. Im Vorzimmer blieb ich stehen und sah mich um. Mein Gott, war ich denn richtig gegangen? Mich umgab eine wahrhaft vornehme Pracht. Was war aus dem alten Zimmer geworden mit seinen vom Staub vieler Jahre geschwärzten leeren Wänden, seinem abgenutzten Parkett! Auf weiche Teppiche trat mein Fuß; köstliche Gobelins, Nachahmung alter Meisterwerke, bedeckten die Wände; vor dem Kamin standen nach alten Mustern geschnitzte eichene Möbel, und wie neu erschienen die hohen prächtigen wappengeschmückten Thüren.

„Die Mama findet ein schönes Heim, Fräulein Anneliese! Keine Ausgabe war ihm zu viel für sie. Nun kommen Sie aber, ich möchte Sie in Ihr Zimmer bringen; wie ein Käferchen in der Rose werden Sie drinnen sitzen, Fräulein Anneliese."

Sie schritt voran nach dem Teile des Hauses, der früher unbewohnt gestanden hatte, und dort öffnete sie die Thür neben dem großen Saale. „So, Fräulein Anneliese, treten Sie ein!" Und mich mit sich über die Schwelle ziehend, sprach sie ein lautes frommes: „Das walte Gott!"

Wie ein Käferchen in einer Rose — welch treffender Vergleich! Ich kleines braunes Ding in diesem mit blaßrosa Seide verschwenderisch ausgeschlagenen, im zierlichsten Rokokostil gehaltenen Boudoir! Geradezu feenhaft war es eingerichtet, und ebenso das Schlafzimmer mit seinem Erkeranbau. Ich sah von dem rosa Zauber weg in das Gesicht der Base.

„Hier soll ich wohnen?"

„Ja, Anneliese!"

„Aber ich denke gar nicht dran!"

„Gefällt es Ihnen denn nicht?"

„Gar nicht, Base, gar nicht! Ich stürbe hier oben vor Sehnsucht nach unseren lieben alten Möbeln. Wo sind sie? Wo ist Papas Bild?"

„Wir haben sie hinuntergeschafft, in die Zimmer neben meiner Stube."

„Kommen Sie, Base — ich bin kein Rosenkäfer."

„O, Anneliese, das nimmt er übel — er hat sich alles so schön ausgedacht für Sie!"

„Das ist mir ganz gleichgültig! Wenn ich hier im Hause leben muß, dann will ich unter meinen alten Sachen und mit Ihnen leben!" Und ich lief die Treppe hinunter nach den kalten öden Zimmern, in denen man unsere alten Möbel in die Kreuz und Quere gestellt hatte, als seien sie wertloses Gerümpel. Aber wie flink die Hände der alten Frau mir halfen, wie ihre Augen leuchteten, trotzdem die Züge ernst blieben, und wie traulich wir Zwei uns da einrichteten in den paar Zimmern, fern von all der Pracht und Herrlichkeit droben! Am liebsten hockte ich im Lehnstuhl am Ofen und träumte von vergangenen Zeiten; und wenn abends die Base kam mit dem Spinnrad, so gelang es ihr mit ein paar freundlichen Worten oder mit Erzählen aus ihrer Jugend, mich aus meinen traurigen Gedanken zu reißen.

Einmal begann sie wieder zu erzählen und im Laufe des Gespräches ward sie redseliger, als sie es je gewesen. Sie sprach von Robert Nordmann; sie hatte nicht vergessen, daß ich an jenem Abend mit einem gewissen Interesse nach ihm gefragt hatte.

„Er war ein guter Junge, Anneliese, und das Hannchen hing an ihm, als wär's ihr eigener — aber er, er! Na, er hatte des Buben Mutter auch nicht leiden können. Die Mutter von Robert war nämlich die Schwester von Hannchen, die Karoline, wissen Sie, und die beiden Schwestern hatten die Mühle zusammen geerbt. Der Karoline ihr Mann war aber Schullehrer und wollte sein Amt nicht aufgeben, er hätt' sich wohl auch nicht gepaßt zum Müller, und der Wollmeyer, der dazumal schon festsaß in der Mühle als Hannchens Ehemann, der sollte auszahlen. So hatten's die Schwestern ausgemacht. Der Wollmeyer aber ließ den Anteil seiner Schwägerin als Hypothek schreiben auf die Mühle und — wie das nun so gekommen ist, hm — die Nordmanns wollten nämlich eines Tages ein kleines Kapital erheben, hatten sich ein eigenes Haus gekauft, und da — — ja, sehen Sie, da fand sich's, daß der Wollmeyer sich andern Tages bankerott erklären mußte. Die Nordmann aber nahm sich das so zu Herzen, daß sie ein hitziges Fieber bekam, und binnen drei Tagen war sie tot, und der Mann — —"

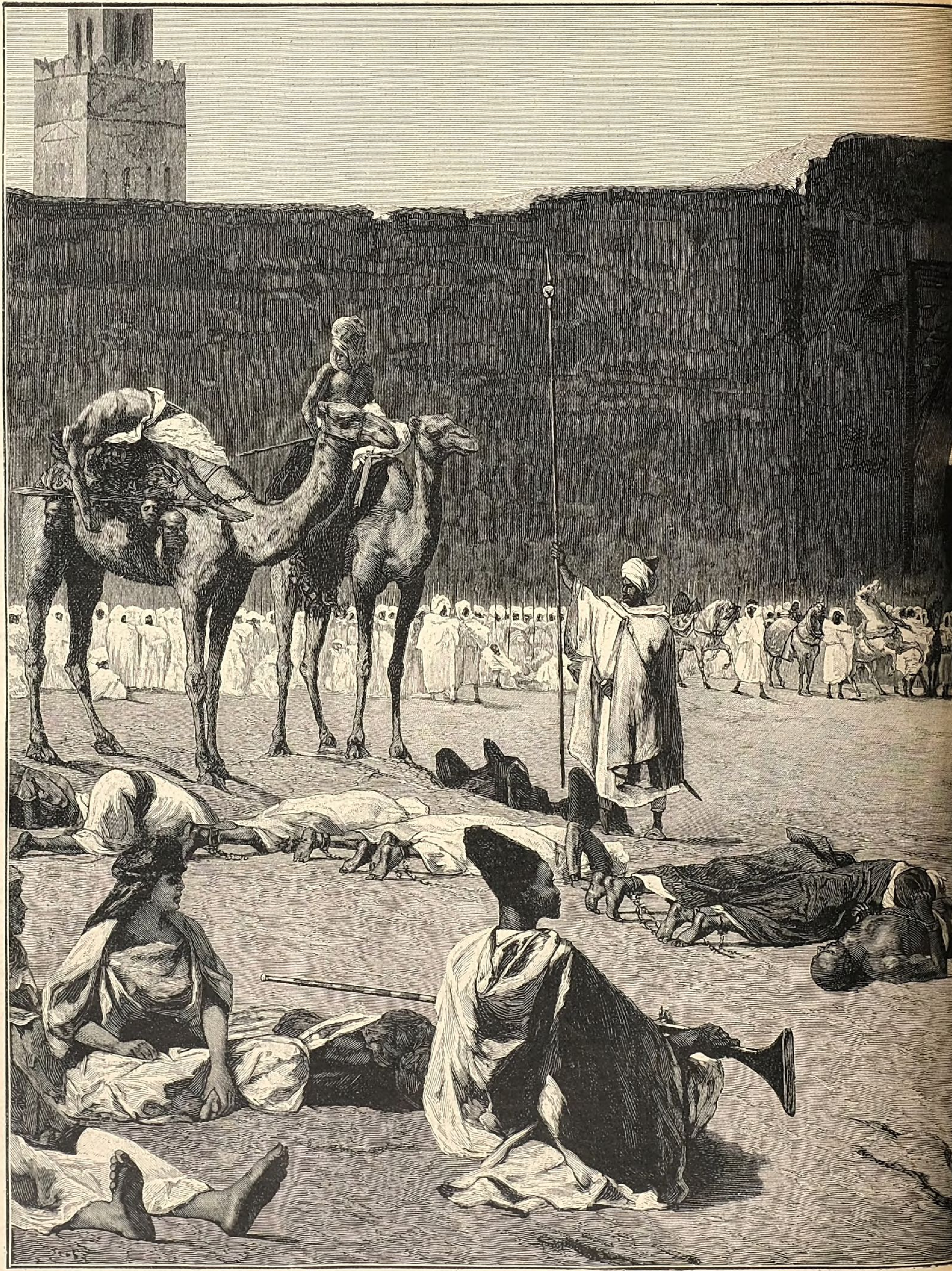
„Der Mann, Base?"

„Hm! Es war ja unrecht von ihm, ja, ja — aber er hat, er hat eine Beschuldigung gegen Wollmeyer ausgesprochen in seiner Wut, und der hat sich das nicht gefallen lassen und 's ist an die Gerichte gekommen, und dann ist der Nordmann verurteilt worden wegen böswilliger schwerer Verleumdung, und — —"

„Aber Base!"

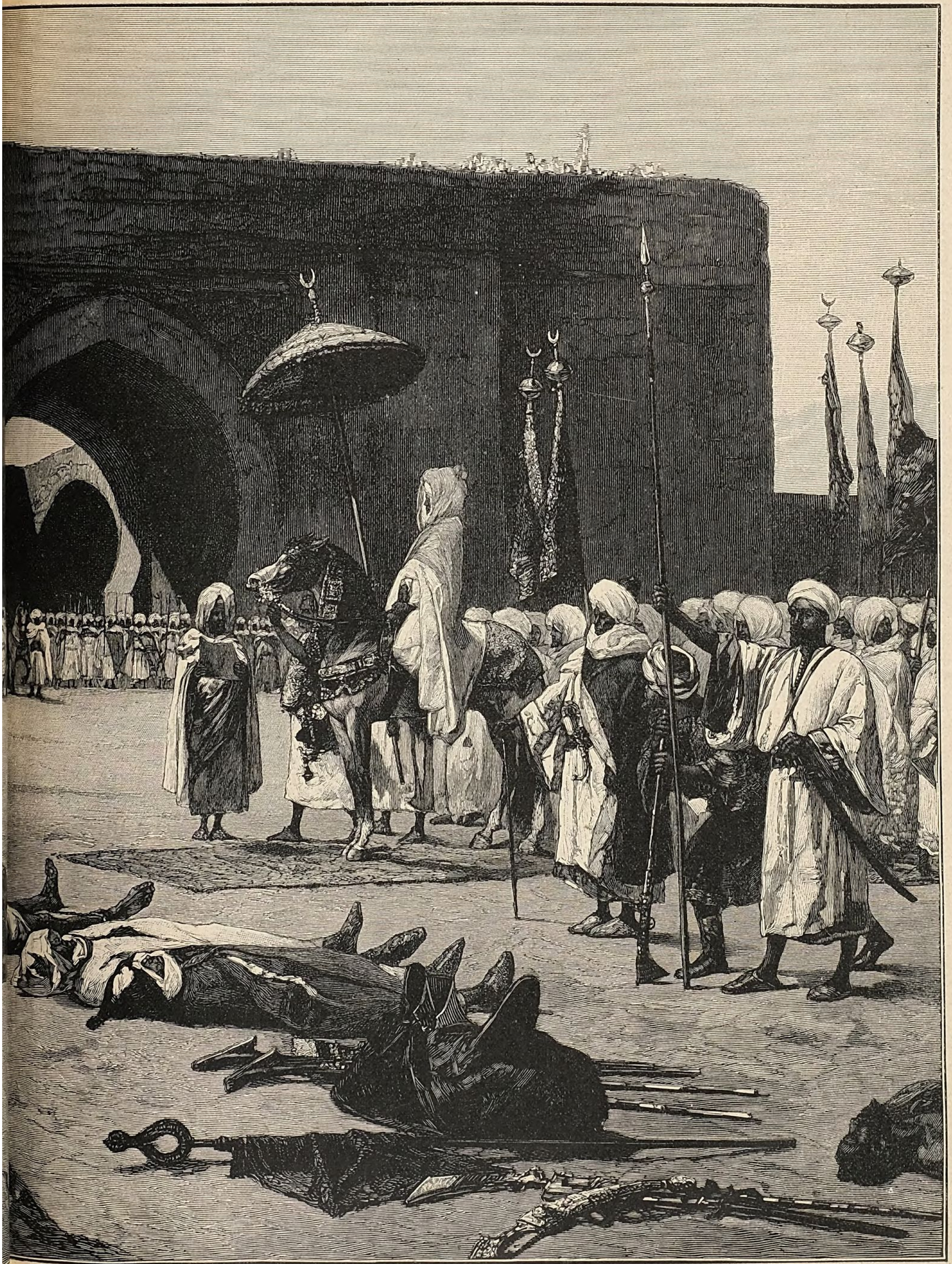
„Ja, ja! Und dann hat er sitzen müssen, und als er loskam, hatte er sein Amt verloren; und da ist er fort, so schämte er sich."

Die alte Frau wischte mit dem Rücken der Hand eine Thräne aus den Augen und netzte den Flachs mit ihren Fingern. Ich schlich mich zu ihr hinüber und streichelte ihr die Wangen. „Wie traurig!" sagte ich leise.



Die letzten

Nach dem Gemälde



...n Rebellen.

...von B. Constant.

„Als wenn das das Schlimmste wäre!“ fuhr sie heiser fort. „Aber sehen Sie, Anneliese, da kam 'mal ein Morgen, da lag das Kreisblatt wie sonst auf dem Tisch in der Mühle, und Hannchen hatte die Hände gefaltet und starrte darauf hin und war weiß wie das Papier. Und dann, als sie sich gar nimmer rührte und gar keine Antwort gab, da guck' ich ihr über die Schulter und denke, mich schlägt der Blitz zu Boden, als ich da lese: ‚Steckbrief‘. Der Unterschlagung des mütterlichen Vermögens seines minderjährigen Sohnes der Lehrer Nordmann verdächtig — erst kürzlich aus dem Gefängnis zu H. entlassen — seine Beschreibung und dann die Aufforderung der Behörde, sie zu unterstützen, seiner habhaft zu werden. Ach Gott, Annlieseken —“ der Fuß der alten Frau stockte auf dem Trittbrett des Spinnrads und sie schlug die alten knochigen Hände vors Gesicht, als ob sie sich schämte.

„Und war dem so, Base, war dem so?“ rief ich erregt.

Sie ließ die Hände sinken und spann weiter. „Gott wird die Wahrheit an den Tag bringen,“ murmelte sie.

„Base, glauben Sie es denn?“

„Ich?“ Sie lachte grell auf. „Ich, das glauben? Der Nordmann sollte seinem Kinde die lumpigen paar tausend Mark gestohlen haben? Schwereren Herzens hat sich kein Vater je von seinem Kinde getrennt als er, das weiß ich. Mitgenommen hätt' er den Buben, hätt' er selber nur einen Fleck gehabt auf der weiten Welt, wo er sein Haupt niederlegen konnte. Es giebt aber keinen gerechten Gott, Fräulein Anneliese, wenn er das nicht ans Tageslicht bringt, und — er bringt es ans Licht, er thut's, ich weiß es, ich weiß mehr, als mancher denkt.“

„Und der Robert?“ unterbrach ich die lange Pause, die nun entstand.

„Der Robert?“ Sie schrak empor, als müsse sie sich besinnen. „Den nahmen eben Wollmeyers zu sich und hatten selber kaum das liebe Brot damals, ja, ja.“ Die alten Lippen preßten sich aufeinander, als wollten sie keine Silbe mehr entschlüpfen lassen.

„Frau Wollmeyer hatte gewiß Mitleid mit dem Neffen?“ sagte ich.

„Das wohl! Aber sie getraute sich nicht, ihren Mann zu bitten, daß er sich des Kindes annehme. Da ging er selbst noch spät abends bei Sturm und Regen und brachte den Jungen daher und gab ihm Kleidung und Essen und schickte ihn zur Schule. Aber —“ Ein höhnisches Lächeln zuckte flüchtig um den alten eingefallenen Mund.

„Aber — Base?“

„Ja, das sind so Rätsel im Menschenherzen — der Junge konnte nun 'mal kein Herz zu ihm fassen, Gott weiß, weshalb!“

Ach, das — das kann ich verstehen, dachte ich, und meine Augen suchten das Bildchen an der Wand zu erkennen, das in der Dämmerung verschwamm.

„Nun, und weiter, Base?“

„Na, wie's in den Wald hineinschallt, schallt's auch wieder heraus. Der Junge war und blieb scheu, mißtrauisch und steifnackig. Da versuchte es Wollmeyer mit Strenge, mit Prügeln, mit Hunger, und dann, als wir schon hier in Westenberg wohnten, da drohte er, ihn vom Gymnasium wegzunehmen und zu einem Schuster in die Lehre zu thun. Es half alles nichts. Ja, das waren böse Zeiten, Anneliese.“

„Er war wohl faul in der Schule?“

„Der? Der beste in der Prima war er,“ antwortete die Base entrüstet.

„Nun, weshalb dann das alles?“

„Ich sagte ja schon, es sind Rätsel. Je mehr der Robert heranwuchs, desto mehr mißachtete er den Onkel, kaum daß er noch die blauweiße Schülermütze rückte, wenn sie sich auf der Straße begegneten. Es gab kein Mittagbrot, an dem nicht eine böse Rede über das bißchen Essen hin und herflog. Wollmeyer schimpfte, und der Junge hatte eine Art, die Mundwinkel zu ziehen, die mehr sagte als Worte. Und dann ging's los. Wir Frauen zitterten, doch dreinreden durften wir nicht. Hannchen versuchte es in der Erst, aber sie ließ es bald. Der Junge kam selbst zu ihr und bat: ‚Tanting, thu' mir die Liebe und schweig' — ich weiß, Du meinst es gut, Du machst es aber nur noch schwerer; je mehr Du verteidigst, desto schlimmer wird's.‘ — ‚Ach Robert, Robert, Du könntest wohl dankbarer sein!‘ hat sie da geschluchzt. Und da sagte der Teufelsjunge, er sähe keinen Grund zur Dankbarkeit, er habe mehr zu beanspruchen als das, was er hier erhalte. Und die Hannchen hat dagesessen und ihn angeschaut, als habe er ihr gesagt, morgen um diese Zeit werde der Himmel einfallen oder sonst etwas. Sie hat aber gegen ihren Mann geschwiegen, um ihn nicht noch mehr aufzureizen, und —“

„Damals waren Wollmeyers wohl schon wieder zu Gelde gekommen?“ unterbrach ich die alte Frau.

„Ach mein Gott, das Geld, das kam schon gleich nach dem Bankerott in Strömen geflossen!“ rief die Base und ließ ihr Rad stehen. „Von da an ist alles gelungen — er hat einen gefunden und der hat ihm geholfen; ein Herr von Brankwitz ist's gewesen, ist nun schon längst tot; der mit auf der Hochzeit war — das ist sein Sohn. Was der Vater von ihm war, der hat nun damals die Mühle erstanden beim Zwangsverkauf und hat den Wollmeyer als Inspektor drauf gesetzt, und keine zwei Jahre hat's gedauert, da gehörte dem die Mühle wieder. Wo Tauben sind, da fliegen neue hinzu, Anneliese — steinreich ist er geworden da droben, es lag ein schier unheimlicher Segen auf allem, was er that, ja, ja — unheimlich, sag' ich.“ Sie schwieg und wie gedankenabwesend setzte sie ihr Rädchen in Gang. „Ja, ja!“ wiederholte sie dann noch einmal.

„Und der Robert?“

„Fort!“ war die Antwort, „fort! Weiß nicht mehr, was es gegeben hatte vorher — fragen Sie mich nicht!“

Und als ich sie nun still ansah, murmelte sie, als spreche sie mit sich selbst: „Kam nicht wie sonst in die Küche und holte sich sein Frühstück. Ich hab' gewartet, wie auf die liebe Gottessonne hab' ich gewartet und endlich bin ich hinaufgegangen in sein Dachstübchen — das war leer, und sein Sonntagszeug hing nicht mehr an der Wand und in der Kommode fehlte das bissel Wäsche. Vor dem Fenster tanzten die Schneeflocken in der grauen Dämmerung des Dezembermorgens; es war so kalt, just zwei Tage vor Weihnachten. Meine alten Arme waren wie gelähmt. Hab' keinen Christstollen backen können in dem Jahre — für wen denn auch, hab' ich gedacht. Ist auch für mich kein Weihnachten mehr gewesen seitdem, nie mehr!“

„Base,“ sagte ich und rückte zu ihr hin, „Base — schrieb er nicht 'mal an Sie?“

Sie fuhr empor, und aus ihren alten Augen wich der Traum, sie blickte wieder so nüchtern und kalt wie immer. „Geschrieben? Wer? Der Robert? Nein, wozu soll er schreiben? Und nun ist's spät; ich will nachsehen, ob die Mädchen die Thüren verschlossen und die Läden vorgelegt haben. Gute Nacht, Fräulein Anneliese!“

Sie schüttelte den Flachsstaub von ihrer Schürze und trug das Spinnrad hinaus. Hinter ihr schloß sich die Thür und ich blieb allein mit meinen Gedanken an Robert Nordmann, und meine Phantasie malte ihn mir, schuf mir einen ganzen Roman.

Es schien, als hätte sich die Base an jenem Abend völlig ausgesprochen. In der Zeit, die nun folgte, saßen wir still nebeneinander, und der Sturm, der um das alte Gebäude tobte, war das einzige, was wir zu hören bekamen.

Die Bekannten gaben es nach und nach auf, sich um mich zu bekümmern. Es war auch ein undankbares Thun, zudem geschah etwas Neues, wodurch das Interesse von mir abgezogen wurde: Lore von Tollen hatte sich mit dem Adalbert Becker verlobt, von dem man eigentlich gar nichts Näheres wußte, als daß er Geld besaß und daß er sich mit unglaublicher Anmaßung in die „ersten Kreise“ der Gesellschaft gedrängt hatte.

Vor einem halben Jahre noch würde ich mich über die Nachricht gewundert haben, daß das stolzeste und schönste Mädchen Westenbergs diese Wahl getroffen; jetzt wunderte ich mich nicht mehr, nach Mamas Heirat hätte ich noch ganz andere Dinge für möglich gehalten.

Es war ein Tag zu Anfang November, da traf ein Telegramm ein mit der Nachricht, daß heute die Herrschaft zurückkehre. Ich hockte im Lehnstuhl am Ofen und rührte mich nicht, ich war müde, todmüde, hatte die ganze Nacht gehustet. Was ging auch mich das alles an? Ein ganz fremdes Gefühl überkam mich, wenn ich an Mama dachte. Im Hause war großes Getöse entstanden; sämtliche Zimmer droben wurden geheizt, die Thüren bekränzt und die Blumentische gefüllt. Die Base blieb gänzlich unsichtbar. Sie kommandierte in der Küche zwischen Konservenbüchsen und Einmachgläsern, und draußen vor dem Stallgebäude wurde der Landauer gewaschen.

Das Stubenmädchen kam gegen drei Uhr und fragte mich, ob ich nicht die Zimmer droben ansehen wolle; sie seien hergerichtet, die Herrschaft dürfe nur kommen; sehr schön sei es und furchtbar nobel, bei Beckers wäre es nichts dagegen. Ich verneinte kurz.

Die Base brachte mir ein sehr verspätetes Essen. „Gott, Fräulein Anneliese, nicht böse sein! Bringe Ihnen auch Ihr Leibgericht."

Ich mochte nicht essen. Matt und fiebernd legte ich den Kopf zurück; es war doch im Grunde recht schwach bestellt mit meiner Gleichgültigkeit.

Um halb sechs Uhr fragte die Base, ob ich die Eltern von der Bahn holen wolle, Friedrich fahre eben hin.

„Nein!" antwortete ich kurz.

Und ich saß da in der tiefen Dämmerung und das Herz klopfte mir wie wahnsinnig bei jedem Pendelschlag der alten Uhr in dem Stübchen der Base. Die Laterne vorm Thorweg drüben strahlte rötlich im Dunst und Duft des Novemberabends, und vor dem Fenster regte es sich wunderlich, die ersten großen Schneeflocken taumelten hernieder, anfänglich einzeln und schwerfällig, dann rascher, dichter, und zuletzt ward es ein toller wilder Tanz. Weich und weiß legte sich eine schimmernde Decke auf die Aeste der hundertjährigen Linden vor den Fenstern, breitete sich ein leuchtender Teppich über den Hof. Ich konnte den wirbelnden Flockentanz vom Ofen aus sehen, in dem der heimatliche Torf langsam verglomm, aber ich hörte dieses weichen Teppichs wegen nicht den Wagen und saß da, ahnungslos, daß meine Mutter mit enttäuschter Miene eben den Fuß über ihre Schwelle setzte, und brütete und wartete. Erst als ich über mir ein Geräusch vernahm im oberen Stockwerk, schreckte ich auf. Sollte sie schon? Aber nein! Sie hätte ja zuerst nach mir gefragt, wäre zuerst zu mir gekommen!

Die Base trat herein, das alte dürre Gesicht rot vom Herdfeuer und vom Eifer. „Aber, Anneliese," sagte sie sanft und vorwurfsvoll, „Sie hätten doch wohl der Mama bis an die Thür entgegengehen sollen — sie hat so traurig ausgesehen, und er — er hat ein Gesicht gemacht wie drei Tage bös Wetter."

So wird also der Kampf beginnen, sagte ich mir und stieg mit zusammengebissenen Zähnen die Treppe empor, um Mama zu begrüßen, völlig überzeugt, einem unangenehmen Auftritt entgegenzugehen. Aber es kam anders. Die Herrschaften seien noch beim Umkleiden, berichtete das Stubenmädchen und ließ mich in einen Salon treten, der wahrhaft reizend eingerichtet war. Ich hatte Muße, alles das zu betrachten, ebenso das daneben befindliche Speisezimmer, in dem sich die durch Künstlerhand aufgefrischten Ahnenbilder der Serrenburgs sehr stilvoll ausnahmen, und dann das Boudoir Mamas auf der anderen Seite des Salons, das in blassem Blau gehalten war. Nichts hatte man gespart, was Geschmack im Verein mit Kunstfleiß hervorzubringen vermag, und ich mußte mir gestehen, daß Herr Wollmeyer alles gethan habe, um seiner zweiten Frau ein wahrhaft vornehmes Heim zu bereiten.

Die Not, die Dürftigkeit war zu Ende, aber die Ueberzeugung, daß aus diesen Räumen mit der bescheidenen Einrichtung der Frau von Sternberg auch das alte Glück gewichen sei, die ließ ich mir nicht nehmen.

In diesem Augenblick hörte ich die fette, vor innerem Behagen überquellende Stimme meines Stiefvaters hinter der Portiere: „Das Töchterchen, wo ist denn unser liebes Töchterchen?" und gleich darauf trat er über die Schwelle mit ausgestreckten Händen und glänzendem Gesicht. „Grüß Gott! Grüß Gott, meine liebe kleine Anneliese!" rief er, als wären wir stets die besten Freunde gewesen, und trotz der Abwehr hatte er mich an seine Brust gezogen und seine Lippen auf meine Stirn gedrückt.

Mir rann es wie Eis durch die Adern. Ich blieb stumm und wich zurück, und dann kam Mama und ich flüchtete in ihre Arme und forschte in ihrem Gesicht, als könnte ich darin lesen, ob sie meinen geliebten Papa und mich ganz vergessen habe. Sie sah frisch aus und rosig und trug ein auffallend elegantes Hauskleid, so wie es erste Liebhaberinnen auf der Bühne in einem französischen Salonstück zu tragen pflegen.

„Meine liebe kleine Anneliese," sagte sie, „nun muß ich gleich böse mit Dir sein! Ich hatte auf der ganzen Fahrt davon geträumt, Dich auf der Schwelle des Hauses zu sehen bei unserer Ankunft, und —"

„Ach was, es wird nicht gescholten, Helene!" fiel Herr Wollmeyer ein. „In dem Schnee hört man das Rollen des Wagens nicht, und in der Hausthür kann das Kind doch auch nicht stehen, um sich unserthalben der Zugluft auszusetzen. — Wie geht's denn mit Ihrer Gesundheit, Anneliese, ist der Husten besser?"

Fabelhaft liebenswürdig und gutherzig klang es. „Ich danke, ja," log ich und sah meinen Fürsprecher an mit einigermaßen erstaunten Augen.

„Und Du wohnst nicht hier oben in Deinen hübschen Zimmern?" klagte Mama weiter.

„Nein. Ich fühle mich unten gemütlicher."

„Aber, Helene, ich bitte Dich," fiel er ein und schritt umher mit auf dem Rücken gekreuzten Händen und lächelndem Gesicht, „so laß sie doch! Sie wird sich schon mit der Zeit herauf gewöhnen. Zeit lassen, liebe Helene, Zeit lassen! Du mußt nicht verlangen, daß der kleine Gletscher da mit einem Male schmilzt, gelt, meine liebe Anneliese? Nach und nach, wenn Sie Ihren Stiefpapa erst genauer kennen, werden Sie ihm gut werden — eh! eh!" lachte er, als ich unwillkürlich eine abwehrende Bewegung machte — „heute und morgen freilich noch nicht — Zeit bringt Rosen!" Und damit warf er mir eine Kußhand zu und verschwand im Eßzimmer, um die Tafel zu besichtigen.

„Du hättest wenigstens in Deinem Briefe danken können, Anneliese, für die zarte Fürsorge, mit der er in seinem Hause Dir ein Heim eingerichtet hat. Was soll werden, wenn Du so steifnackig bleibst? Wirst Du nie einsehen, wie falsch Du ihn beurteilst? Daß Du ihm sehr viel Dank schuldest?"

„Ich würde sehr glücklich sein, wenn ich es eines Tages einsehen könnte, Mama — Deinetwegen. Bitte, bitte, laß mich auf meine Façon selig werden, dort unten zwischen meinen alten Erinnerungen; ich will ja sonst alles thun, um das gute Einvernehmen, den Frieden Deines Hauses nicht zu stören." —

Ach, ich hätte vor der Hand den Frieden des Hauses nicht stören können, auch wenn ich gewollt. Herr Wollmeyer strahlte am Himmel dieses Hauses wie die Friedenssonne selber und überschüttete alles, was in seinen Bereich kam, mit seinen goldenen Strahlen, und meine völlige Unempfindlichkeit gegen diese Strahlen geruhte er im Vollgefühl seines Glanzes gar nicht zu bemerken, im Gegenteil, er lächelte mich nur um so huldvoller an. Für jedes höhnische Zucken meiner Mundwinkel bei einer seiner protzenhaften Taktlosigkeiten hatte er eine Liebenswürdigkeit, für jede offenbare Nichtbeachtung eines seiner Wünsche die Erfüllung irgend eines der meinigen. Ich sah mich plötzlich, als ich mich weigerte, die längstbesprochene Reise meiner Gesundheit wegen zu unternehmen, im Besitze eines reizenden Ponygespanns, um so Gelegenheit zu haben, recht viel frische Luft zu schöpfen, und eines Tages stand ein neues sehr schönes Pianino in meinem Zimmer. Gottlob, das alte hatte man daneben belassen, und auch der Pony hatte Ruhe vor mir!

(Fortsetzung folgt.)

Ein entführtes Herzogskind.

Von Eduard Schulte.

Es war um die Zeit, da Kardinal Richelieu als Minister König Ludwigs XIII. seine Kämpfe gegen die einer machtvollen Monarchie in Frankreich widerstrebenden Elemente führte. Gar mannigfacher Art waren die Gegner. Die Familienhäupter des hohen Adels beanspruchten noch um diese Zeit dem Könige gegenüber nicht geringeren Rang und nicht geringere Rechte — vom Wahlrecht natürlich abgesehen — als im Deutschen Reiche die Kurfürsten gegenüber dem Kaiser; die Hugenotten, die Bekenner des Protestantismus, bildeten, auf ihre eigenen Festungen gestützt, einen Staat im Staate, die obersten Gerichtshöfe, die sich „Parlamente" nannten, beschränkten sich keineswegs auf die Rechtsprechung, sondern griffen auch in die Verwaltung ein und wurden sogar amtlich als „souverän" bezeichnet.

Zu den Führern sowohl der aufsässigen Adligen als der Hugenotten gehörte der Herzog Heinrich von Rohan, Fürst von Leon. Er war einer der angesehensten und reichsten Herren in Frankreich; seine Familie war mit Herrscherhäusern verwandt und fühlte sich selbst als Herrscherhaus; er würde keinem deutschen Landesfürsten den Vorrang eingeräumt haben. Aus seiner Ehe mit Margarete von Bethune, der Tochter des Ministers Herzog

von Sully, war ihm zu Ende des Jahres 1615 eine Tochter geboren worden, die wie die Mutter Margarete hieß. Mit dem König Heinrich IV. war er eng befreundet gewesen, aber von der Regierung Ludwigs XIII., der im Jahre 1610 auf Heinrich IV. folgte und bis 1643 herrschte, glaubte er sich als Fürst und Protestant benachteiligt; zwischen ihm und dem Kardinal bestand persönliche Feindschaft. Nach mehrjährigen wechselvollen Kämpfen, in denen Rohan sich wiederholt hervorthat, siegte die überlegene Macht und Staatskunst Richelieus. La Rochelle, die Hauptfestung der Hugenotten, mußte sich im Jahre 1628 ergeben, und der Herzog von Rohan flüchtete mit Gattin und Tochter nach Genf, der Mutterstadt des französischen Protestantismus. Im Jahre 1629 schloß König Ludwig mit dem Herzog einen Vertrag, wonach die im Bürgerkrieg verfügte Beschlagnahme des ungeheuren, über ganz Frankreich verbreiteten Güterbesitzes der Rohans unter der Bedingung wieder aufgehoben wurde, daß der Herzog, der in Genf der französischen Grenze zu nahe schien, bis auf weiteren königlichen Befehl nach Venedig in die Verbannung gehe.

Im August 1629 kam die herzogliche Familie in Venedig an. In treuem Zusammenhalten und in einer glücklichen Häuslichkeit fand sie einen Ersatz für die Entsagungen, die das Fernsein von der Heimat ihr auferlegte.

Der Herzog hörte auch als Verbannter nicht auf, für seine Glaubensgenossen zu wirken. Er trat mit dem griechischen Patriarchen von Alexandrien, Cyrillus, in Verbindung, der eine Einigung des Protestantismus mit der griechischen Kirche plante. Im Einverständnis mit dem Herzog schlug der Patriarch dem Sultan Murad IV. vor, die Insel Cypern gegen ein Kaufgeld von 200 000 Thalern und gegen einen jährlichen Tribut von 20 000 Thalern an den Herzog von Rohan abzutreten; Rohan sollte König von Cypern werden und seinen Glaubensgenossen auf der Insel eine Zufluchtsstätte bieten. Der Sultan stimmte zu. Nun konnte der Herzog jene zumal für die damalige Zeit beträchtliche Geldsumme nur zahlen, wenn er einige seiner Güter veräußerte. Da er selbst sich in Frankreich nicht zeigen durfte, seine Gemahlin aber seine Verbannung nur freiwillig teilte, so kamen beide überein, daß die Herzogin, eine geschäftlicher Verhandlungen nicht unkundige Dame, statt seiner nach Paris reisen sollte, um den Verkauf der Güter ins Werk zu setzen. Daß das Ehepaar eben jetzt der Geburt eines zweiten Kindes entgegensah, bildete kein Hindernis: im Gegenteil wünschte sich die Herzogin nötigenfalls die Hilfe von Pariser Aerzten zu sichern.

Während der Reisevorbereitungen erinnerte ein der herzoglichen Familie befreundeter venetianischer Senator, der ein welterfahrener Mann war, daran, daß es geraten sei, die Geburt eines herzoglichen Kindes in Paris geheim zu halten; werde ein Knabe geboren und erfahre der Kardinal Richelieu davon, so werde dieser gewiß die Mittel finden, das Kind der elterlichen Gewalt zu entziehen, um es in dem katholischen Glaubensbekenntnis aufwachsen zu lassen; daß das künftige Oberhaupt des Hauses Rohan wie der Vater Protestant werde und vielleicht zum Führer protestantischer Gegner der Regierung erwachse, verstoße zu sehr gegen die Politik Richelieus, als daß dieser nicht seine ganze Umsicht und Rücksichtslosigkeit aufbieten werde, um es zu verhindern.

Die Ausführungen des Senators und das Gewicht seiner Gründe leuchteten dem Herzog von Rohan durchaus ein: wußte doch auch dieser sehr wohl, daß der Kardinal der unversöhnlichste und verschlagenste seiner Feinde war. Es wurde daher beschlossen, daß die Herzogin in Paris zunächst in der Verborgenheit leben sollte.

Im Oktober 1630 trat die Herzogin, von ihrer damals fast fünfzehnjährigen Tochter und einer Kammerfrau begleitet, ihre Reise an. Sie bediente sich einer Sänfte, die bald von zwei Pferden, bald von mehreren Dienern getragen wurde. Ein jüngerer Freund des Hauses, ein Marquis von Ruvigny, folgte der Sänfte in einiger Entfernung zu Pferde, begleitet von zwei bewaffneten Lakaien; in der Nähe von Paris ritt er um einige Stunden voraus. Die Vorkehrungen waren so getroffen, daß die Herzogin spät abends in Paris ankam und im Hause der Dienerin einer vertrauten Freundin abstieg. Am 18. Dezember gab sie einem Knaben das Leben. Das Kind wurde mit seiner Wärterin der Obhut eines den Rohans bekannten Apothekers Namens Rose anvertraut, und in dessen Hause blieb es für die nächsten Jahre. Da es nicht eben kräftig zu sein schien, so taufte man es bald; es erhielt den Vornamen „Tankred“, und als sein Vatersname wurde, da man seine wirkliche Abstammung für jetzt überall verheimlichen wollte, „Le Bon“ genannt. Dem Herzog wurde in aller Stille von der Geburt seines Sohnes Kenntnis gegeben. Allen, die um die Geburt des Kindes wußten, auch der Schwester desselben, wurde strenge Verschwiegenheit anbefohlen. Die Herzogin siedelte nach einiger Zeit des Nachts in ihr Stadtschloß in einer Weise über, daß jedermann glauben mußte, sie lange eben erst von Venedig an.

Der nächste Zweck der Geheimhaltung wurde erreicht: die Geburt des jungen Rohan entging den Spähern Richelieus, die sonst fast alles in Erfahrung brachten, was für ihren Herrn zu wissen nötig oder wünschenswert war. Aber dieser Erfolg, der überdies durch Verrat oder Zufall jeden Tag vernichtet werden konnte, war teuer erkauft. Was geschah und über welche Beweismittel verfügte man, wenn nach Jahren die Zugehörigkeit des Tankred Le Bon zum herzoglichen Hause Rohan in Zweifel gezogen wurde? Es war ja fraglich, ob der Same von Mißhelligkeiten, der hier gesät war, einmal aufgehen werde, aber gesät war er, und das war um so ärgerlicher, als die geschäftlichen Verhandlungen, deretwegen die Herzogin ihre Reise nach Paris überhaupt unternommen hatte, nun, da sie sich ihnen hätte widmen können, zwecklos wurden. Der Patriarch Cyrillus starb, und mit dem Tode dieses gewandten und einflußreichen Unterhändlers zerschlug sich der Plan, Cypern anzukaufen; die Pforte trat von dem Verkauf zurück.

Inzwischen eröffnete sich dem Herzog von Rohan ein anderes, ihm noch mehr zusagendes Feld seiner Thätigkeit. Richelieu, der im eigenen Lande die Protestanten hart bedrängte, beschloß, in die Kämpfe des Dreißigjährigen Krieges mit einzugreifen und die deutschen Protestanten gegen Oesterreich und Spanien, die alten Feinde Frankreichs, zu verteidigen. Der Herzog von Rohan wurde von ihm im Jahre 1631 beauftragt, unter den Schweizer Kantonen Bundesgenossen für Frankreich zu werben und später im französischen Heere ein Kommando zu führen. Trotz wechselseitigen Hasses und Mißtrauens that Richelieu diesen Schritt, um den Einfluß und die Thätigkeit Rohans wieder für den königlichen Dienst fruchtbar zu machen, und Rohan nahm den Auftrag an, weil er ja nun wieder für die Rechte seiner Glaubensgenossen eintreten konnte.

Er bewährte sich als Diplomat wie als General und erhielt in Anerkennung seiner Verdienste im Jahre 1634 die Erlaubnis, nach Paris zurückzukehren. Bei dieser Gelegenheit sah er, nachdem er Frau und Tochter begrüßt hatte, seinen damals vierjährigen Sohn zum erstenmal. Geflissentlich besuchte er ihn nur selten und immer nur im geheimen. Ihn der Verborgenheit zu entreißen, konnte er sich auch jetzt noch nicht entschließen. Zwar hatte der König bewirkt, daß Herzog und Kardinal sich vor seinen Augen zur Versöhnung die Hand reichten, aber Rohan wußte genau, daß gerade Richelieu durch solche Scenen nicht ungefährlicher wurde und daß die Gründe, den jungen Tankred vor ihm zu bewahren, nach wie vor fortbestanden.

In der That brach auch der alte Hader zwischen beiden bald wieder in hellen Flammen aus. Es kam so weit, daß Abgesandte des Kardinals, der seinen mächtigsten inländischen Gegnern früher oder später in der Regel doch den Kopf vor die Füße legen ließ, den Herzog mit Gefangennahme, wenn nicht mit Ermordung bedrohten. Rohan flüchtete auf deutsches Gebiet. Er begab sich zu seinem Freunde, dem Herzog Bernhard von Weimar, der damals in französischem Solde stand, und kämpfte an seiner Seite. Bernhard hegte hochfliegende Pläne; er hoffte, sich am Oberrhein ein eigenes Fürstentum zu gründen, und Rohan hatte die Absicht, nach dem Friedensschlusse seine Tochter Margarete mit Herzog Bernhard zu verheiraten.

Während nun der Herzog von Rohan an den Kämpfen in Süddeutschland teilnahm, traf es sich — es war im Jahre 1636 —, daß ein spanisches Heer von den Niederlanden aus in Frankreich einfiel. In der Befürchtung, daß es Paris besetzen könnte, flüchteten viele Einwohner der Hauptstadt. Die Herzogin, auf der während der Abwesenheit ihres Gemahls die Sorge um den jungen Tankred doppelt schwer lastete, fürchtete zunächst nicht für sich, aber sie beschloß, ihren Sohn weiter nach Westen hin irgendwo unterzubringen, wo er vor den Wechselfällen des Krieges sicher wäre. Der Vater

ihres Haushofmeisters, ein Herr von Préfontaine, besaß ein festes Schloß in der Normandie, und der Haushofmeister erbot sich, den Knaben dorthin zu schaffen. Die Herzogin hielt den Vater des Haushofmeisters für ebenso zuverlässig wie diesen selbst und nahm das Anerbieten an.

So wurde Tankred nach der Normandie gebracht und dem Herrn von Préfontaine zur Ueberwachung anvertraut. Der Herzog, mit dem die Herzogin nur unter großen Schwierigkeiten Briefe und Botschaften austauschen konnte, erklärte sich mit dieser Maßregel durchaus einverstanden.

Zu ihrer damals einundzwanzigjährigen Tochter Margarete sprach die Herzogin von der Uebersiedlung geflissentlich nicht; nach einiger Zeit erst erfuhr die Tochter davon durch eine plauderhafte Dienerin. Seit Jahren schon war Tankreds zwischen Mutter und Tochter nicht mehr Erwähnung gethan worden. Die Mutter glaubte das Geheimnis am besten gewahrt, wenn es nicht unnötigerweise erörtert wurde, die Tochter machte sich aus dem Bruder, den sie einmal in ihrem Leben gesehen hatte und der ihr also völlig entfremdet war, nicht eben viel und meinte sich etwas zu vergeben, wenn sie mehr erfragen sollte, als man ihr freiwillig mitteilte. Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter war, seitdem die letztere das heiratsfähige Alter erreicht hatte, überhaupt kein sehr gutes mehr. Die Herzogin wollte in der Geselligkeit noch eine Rolle spielen, die der Tochter schon etwas unzeitgemäß erschien, und die Ansprüche, welche die Tochter an das Leben stellte, gingen ins Ungemessene. Hier war der Boden, auf dem die Verheimlichung Tankreds schlimme Früchte zeitigen sollte.

Wuchs Tankred als der von seinen Eltern anerkannte Sproß des Hauses Rohan auf, so würde, das wußte jedermann, das ungeheure Erbe der Familie und auch die gleichfalls beträchtliche Mitgift der Mutter ihm dereinst zufallen, während für seine Schwester Margarete nur der verhältnismäßig geringe Vermögensanteil verblieb, der in den großen Familien nach altem Brauch den Brüdern und Schwestern des Haupterben ausgesetzt zu werden pflegte. Jetzt hatte man von dem Dasein eines männlichen Erben keine Kenntnis; das Fräulein Margarete von Rohan galt als die alleinige Erbin ihrer reichen Eltern und somit als die reichste „Partie“ in Frankreich. Eine Schar von armen oder überschuldeten, verwegenen, jedem Wink der jungen Dame unbedingt dienstbaren Kavalieren drängte sich um sie. Eitel und hochfahrend, wie sie war, verspottete sie das Liebeswerben dieser Leute; sie sagte ganz offen, sie werde, wenn sie sich einmal zu einer Ehe entschließe, nur einen König oder einen Fürsten heiraten. Aber es gefiel ihr, daß jene sich zum Spielball ihrer Launen hergaben. Wie angenehm war es doch, für reich zu



Blaumeisen im Bade.
Nach einem Gemälde von Marie Laux.

gelten! Wer von allen diesen Herren hätte sich um ein armes Mädchen gekümmert! Wie schade, daß der Bruder lebte! Wie vorteilhaft, wenn er nie wieder auftauchte! Konnte man dem Schicksal durch zweckmäßige Maßnahmen nicht etwas in die Hände arbeiten?

Fräulein von Rohan teilte ihre Gedanken und Wünsche andeutungsweise dem oben bereits erwähnten Herrn von Ruvigny mit, der unter ihren Verehrern in erster Reihe stand. Sofort griff dieser die Idee einer Entführung Tankreds auf. Was Margarete nur schwankend in Erwägung gezogen hatte, war nach Ruvignys beredten Darlegungen eine erlaubte, ja notwendige Maßregel der Lebensklugheit. Zwei seiner Freunde, die beide als Kapitäne im Heere dienten, nahmen mit Freuden die Entführung in die Hand. Das Fräulein sagte wohl, es werde nur einen Fürsten heiraten, aber man konnte nicht wissen, wie sie sich einmal entschied. Vielleicht belohnte doch die Hand der reichen Erbin den Glücklichen, der ihr das reiche Erbe erst gesichert hatte.

Den Vorbereitungen, welche nun zur Entführung Tankreds getroffen wurden, blieb das Fräulein von Rohan ganz fern; ihre Freunde handelten für sie, ohne ihre Ruhe durch Fragen und Erörterungen zu stören. Vermöge einer Willkür und eines Mißbrauchs, die in civilisierten Ländern heute nicht mehr möglich wären, erschien einer der Kapitäne mit einer Abteilung maskierter Soldaten zu Anfang des Jahres 1638 vor dem Schlosse Préfontaine und brachte den Schloßherrn durch Drohungen und durch die Auszahlung einer beträchtlichen Summe Geldes dahin, den damals in seinem achten Lebensjahre stehenden Tankred auszuliefern. Ruvigny ließ den Knaben erst nach einem Kloster Montreuil schaffen, dessen Oberin eine Verwandte Ruvignys war, und brachte ihn darauf persönlich nach einem Schlosse bei Calais. Der andere Kapitän, ein Herr von La Sauvetat, der bei einem den Holländern zu Hilfe geschickten Regimente stand, holte das Kind von Calais wieder ab und übergab es einem Dorfschullehrer im nördlichen Holland. Herr von La Sauvetat bezahlte ein bescheidenes Pensionsgeld, das jedoch nicht aus seiner, sondern aus Fräulein von Rohans Tasche floß. Tankred wurde angewiesen, fortan auf den Namen Karl zu hören. Er mußte die Frau des Lehrers „Mutter“ nennen und wurde ganz so erzogen, unterrichtet und gekleidet wie die Dorfkinder.

Wohl sträubte sich der Knabe gegen diese Aenderungen; er sagte, er habe früher seidene Kleider und einen schönen Wagen gehabt; aber nach einigen Wochen erlahmte sein Widerstand. Daß er ein Sohn des herzoglichen Hauses Rohan war, wußte er selbst nicht. Er glich einem armen Dorfjungen, und niemand in der ganzen Provinz kümmerte sich darum, ob er das echte oder das angenommene Kind des Lehrers sei. Von einem Familiennamen, der dem Knaben zugelegt worden wäre, verlautet aus dieser Zeit nichts. Dem Lehrer war die Abstammung seines Zöglings ebenfalls unbekannt; er sah in ihm nur einen von Herrn von La Sauvetat unterhaltenen Pensionär und stellte keine weiteren Fragen.

Die Entführung Tankreds war somit glücklich gelungen; es galt nun, die Herzogin von Rohan von allen Nachforschungen ein für allemal abzubringen. Von den verbündeten Freunden des Fräuleins von Rohan angestiftet und unterwiesen, sandte Herr von Préfontaine einen seiner Söhne an die Herzogin nach Paris mit dem Vorgeben, daß Tankred plötzlich schwer erkrankt sei; sie möge unverweilt einen tüchtigen Pariser Arzt senden, der den Knaben in Behandlung nehme. Sogleich kam die Mutter dieser Aufforderung nach; in Durchkreuzung der Pläne ihrer Gegner selbst an das Krankenbett ihres Kindes zu eilen, mußte sie, wie jenen sehr wohl bekannt war, auch jetzt vermeiden, wenn sie nicht das so lange mit Erfolg gehütete Geheimnis der Abstammung Tankreds gefährden wollte. Der Arzt, den sie mit der dringenden Bitte, für die Rettung des Knaben sein Möglichstes zu thun, nach der Normandie sandte, stieß unterwegs infolge der von den Verbündeten getroffenen Vorkehrungen auf einen ihm entgegen gesandten Boten des Herrn von Préfontaine: die Weiterreise sei unnötig geworden, ließ der treulose Schloßherr bestellen, denn der Knabe sei bereits verstorben. Die Richtigkeit dieser Angabe in Zweifel zu ziehen, hatte der Arzt keinen Grund, und so sparte er sich weitere Reisebeschwerden und weiteren Zeitverlust und kehrte mit der Nachricht vom Tode des Knaben nach Paris zurück. Auch die Herzogin hegte keinerlei Argwohn. Nie war ihr, wenn ihr auch ihre Tochter innerlich fern stand, der Gedanke gekommen, daß diese fähig sein könnte, ein Verbrechen gegen den eigenen Bruder anzustiften oder zu begünstigen.

Beinahe wäre jedoch die Wahrheit schon jetzt an den Tag gekommen. Ein Gerücht, welches von der Entführung Tankreds durch maskierte Soldaten ungewisse Kunde gab, drang aus der Normandie bis zur Herzogin. Sie sandte darauf einen langjährigen Diener ihres Hauses ab, um an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen. Aber der Diener kam mit dem Bescheide zurück, daß das Gerücht irrig sei, und daß das Kind, von dessen Entführung man fabele, im Grabe ruhe. Daß der Diener nur deshalb so aussagte, weil die verbündeten Gegner durch den täglich im Hause der Herzogin verkehrenden Herrn von Ruvigny seine Absendung erfahren und ihn bestochen hatten, das ahnte die Herzogin nicht. Ueber den in ihren Augen nun nicht mehr anzuzweifelnden Verlust des einzigen Sohnes tief betrübt, schickte sie einen Boten mit der Todesnachricht an ihren im Feldlager am Oberrhein weilenden Gemahl.

Der Herzog von Rohan hatte, bevor diese Botschaft ankam, ebenfalls von jenem Gerücht erfahren, welches von der Entführung Tankreds durch maskierte Soldaten meldete. Er schrieb darüber in großer Bestürzung an die Herzogin und erbat sich genauere Nachricht; er sei überzeugt, sagte er in dem Briefe, daß nur der Kardinal Richelieu die Entführung ins Werk gesetzt haben könne. In der That ließ ja die Verwendung von Soldaten viel eher den Schluß zu, daß die Staatsgewalt, als daß eine Vereinigung von Privatpersonen die Hand im Spiele gehabt habe. Kurz darauf traf jener Bote mit der Anzeige ein, daß Tankred an einer plötzlich ausgebrochenen Krankheit schnell gestorben sei. Der Herzog, der noch nichts Näheres wußte, verband in seinem festgewurzelten Argwohn gegen den Kardinal beide Nachrichten dahin, daß der Tod seines Sohnes ebenso wie die Entführung durch Richelieu veranlaßt sein müsse. Einige Tage später fand die Schlacht bei Rheinfelden statt, in welcher der Herzog durch zwei Schüsse schwer verwundet wurde. Auf dem Krankenbett schrieb er an seine Gemahlin noch einen kurzen Brief, worin er erklärte, der Kummer um seinen Sohn verzögere die Genesung. Als er sein Ende nahe fühlte, bestimmte er durch ein Testament, daß seine Tochter, die er ja nun für sein einziges Kind halten mußte, den ganzen Besitz seines Hauses erben sollte, soweit er nicht durch ausdrückliche hausgesetzliche Bestimmungen wegen Mangels eines männlichen Nachkommen an Seitenlinien fiel. Am 13. April 1638 starb der Herzog und wurde in Genf begraben.

Des Herzogs Ueberzeugung, daß der Kardinal Richelieu in die Schicksale des Kindes eingegriffen habe, war sicherlich unbegründet, aber sie war geeignet, die Aufmerksamkeit der Herzogin von den wirklich schuldigen Personen auch fernerhin abzulenken.

Im Jahre 1641 brachte Herr von La Sauvetat den nun elfjährigen Tankred nach Leiden und übergab ihn einem Kaufmann Namens Potheuck. Fräulein von Rohan, die nun reich war, scheint jetzt ein höheres Pensionsgeld bezahlt zu haben als früher, denn Tankred besuchte die höheren Schulen in Leiden. Man plante, ihn später nach Ostindien einzuschiffen.

Inzwischen wurde Fräulein von Rohan nicht nur von einer stattlichen Schar von Freiern, denen sich ein Prinz von Savoyen und ein Prinz von Lothringen zugesellt hatten, sondern auch vom königlichen Hofe aus gedrängt, sich endlich zu einer Heirat zu entschließen. Einer der Freier, ein Herr von Chabot, erfreute sich der Fürsprache des Herzogs von Orleans und des Prinzen von Condé und auf deren Verwendung hin auch der Königin Anna und des Kardinals Mazarin, der im Jahre 1642 nach Richelieus Tode die Führung der Staatsgeschäfte übernommen hatte. Auch persönlich wußte sich Herr von Chabot bei dem Fräulein in Gunst zu setzen, und so trug er über seine fürstlichen Mitbewerber den Sieg davon. Trotz des Widerspruchs der Herzogin von Rohan, ihrer Mutter, die an dem geringen Herkommen und noch mehr an dem katholischen Glaubensbekenntnis des Herrn von Chabot Anstoß nahm, heiratete sie ihn im Juni 1645; vor der Trauung ging sie die Verpflichtung ein, die der Ehe etwa entstammenden Kinder im katholischen Glauben aufwachsen zu lassen. Der Hof zeigte sich von diesem Entschlusse sehr befriedigt, und es wurde ihr im Namen König Ludwigs XIV., der im Jahre 1643 als fünfjähriger Knabe den Thron bestiegen hatte, das Recht zugesprochen, auch als Frau den herzoglichen Titel und Namen der Rohans zu führen. Dafür grollten ihr die Protestanten; entzog sie ihnen doch durch ihre

Heirat die mächtige Stütze, die sie seither an dem Hause Rohan gehabt hatten.

Eine besondere Gegnerschaft aber erwuchs ihr in den Freunden ihrer früheren Tage, den Mitwissern ihrer Heimlichkeiten, den Vollstreckern ihrer stillen Wünsche. Herr von Ruvigny forderte Herrn von Chabot und wurde von ihm verwundet. Obwohl Ruvigny und seine Genossen sich durch Bekanntgeben der Entführungsgeschichte selbst bloßstellten und gefährdeten, schwiegen sie, über den Undank ihrer Dame empört, im Kreise ihrer Vertrauten doch nicht länger, und die Hochzeitsfeierlichkeiten waren kaum zu Ende, als sich alle Welt von dem in Leiden weilenden und durch die eigene Schwester um sein Erbrecht betrogenen jungen Rohan erzählte. Auch der Herzogin-Mutter blieb diese Kunde nicht mehr verborgen.

Beide Herzoginnen von Rohan bemühten sich nun, den jungen Tankred in ihre Hände zu bekommen. Wäre er in die Gewalt der jungen Herzogin gefallen, so würde er vermutlich ins Ausland geschafft, vielleicht sogar ganz aus dem Wege geräumt worden sein. Vermöge der Verwendung besserer Rechtsmittel erlangte jedoch die Herzogin-Mutter die Auslieferung Tankreds, und noch im Jahre 1645 sah sie nach neunjähriger Trennung ihren nun fünfzehnjährigen Sohn wieder. Seine französische Muttersprache hatte er, da er seit Jahren nur Holländisch sprach, fast vergessen, sein Benehmen verriet seine bäuerische Erziehung, und in der ersten Zeit zog er die ihm gewohnte grobe Kost der feinen herzoglichen Küche vor. Aber er fand sich bald in der ihm fremden Umgebung zurecht und lernte in einigen Jahren, es seinen gleichalterigen Standesgenossen in ritterlichen Uebungen und höfischer Sitte gleichzuthun. Keinen Augenblick zweifelte die Herzogin, daß er wirklich ihr Sohn sei; er hatte nicht nur Aehnlichkeit mit dem Herzog von Rohan, sondern es wiederholte sich auch bei ihm ein Naturspiel, das jenen gekennzeichnet hatte: eine Locke seines dunklen Haares war blond.

Wesentlich anders stellte sich die Frage, ob sich gerichtlich werde erweisen lassen, daß der Ehe des herzoglichen Paares überhaupt ein Sohn entsprossen und daß der junge Mensch, der jetzt plötzlich aus Holland herbeigeholt worden war, mit dem jungen Rohan eine und dieselbe Person sei. Die Rechtsbeistände der Herzogin-Mutter verschafften sich von Personen, welche um die Geburt Tankred Le Bons, seine späteren Schicksale, seine Entführung und seinen Aufenthalt in der Fremde wußten, eine Reihe protokollarischer Aussagen, mit deren Hilfe jener Beweis geführt werden sollte; aber in dieser Reihe boten einige vorläufig noch nicht ausgefüllte Lücken Raum zu rechtlichen Zweifeln und Angriffen.

Zur Sicherung der Erbrechte Tankreds wandte sich die Herzogin-Mutter an den für die Rechtsprechung über die Hugenotten besonders gebildeten, halb aus Katholiken, halb aus Protestanten zusammengesetzten Gerichtssenat und erlangte von ihm, daß ein Familienrat einen anerkannten Vormund für Tankred einsetze. Die junge Herzogin suchte diesen ersten Schritt zur rechtlichen Anerkennung Tankreds abzuwehren; sie ließ gegen den Gerichtsbeschluß Einsprache erheben und forderte, als Prozeßgegnerin ihrer Mutter zugelassen zu werden. Zugleich reichten 80 Herren des vornehmsten katholischen Adels, Herr von Chabot an der Spitze, bei der Königin die Erklärung ein, daß sie die Abstammung Tankreds von dem herzoglichen Ehepaare für unerwiesen hielten. In diesen Kreisen wurde die Auffassung vertreten, daß die Herzogin-Mutter diesen Tankred, der ein Mensch von unbekanntem und gleichgültigem Herkommen sei, nur deshalb aus dem Dunkel auftauchen lasse und für ihren Sohn ausgebe, um sich dafür zu rächen, daß ihre Tochter sich gegen den mütterlichen Rat und Wunsch mit Herrn von Chabot verheiratet habe; ein unrechter Erbe werde hervorgezogen und als der rechte bezeichnet, damit es möglich werde, der rechten Erbin die Güter der Rohans wieder zu entreißen.

Die Herzogin-Mutter wandte sich nun ebenfalls an die Regentin und überreichte die Erklärung von 42 meist protestantischen und mit den Familien Rohan und Bethune verwandten Herren, welche die Ansprüche Tankreds für begründet hielten. Diese Namen mußten um so mehr ins Gewicht fallen, als manche dieser Herren, namentlich die Häupter der Rohanschen Seitenlinien, eher ein Interesse daran hatten, Tankreds Erbrecht beseitigt als anerkannt zu sehen; denn ihnen blieben, wenn es beseitigt wurde, diejenigen Rohanschen Güter, die nur für männliche Erben bestimmt waren und deren Besitznahme zu erstreiten Herr von Chabot, dem nur das Erbrecht der Tochter zur Seite stand, sich seit Jahren vergeblich bemühte. Eine königliche Verfügung entschied, daß ein erweiterter, durch Katholiken verstärkter Gerichtssenat über Tankreds Ansprüche befinden sollte. Der Herzogin-Mutter wurde darauf von ihren Freunden geraten, bis zur Volljährigkeit Tankreds keine weiteren Schritte zu thun, da die Gegenpartei vom königlichen Hofe unterstützt werde. Das gerichtliche Verbot, den angeblichen Sohn des Herzogs von Rohan als ihren Sohn zu bezeichnen, ließ sie unbeachtet. Mit der Volljährigkeit Tankreds sollte der Prozeß von neuem beginnen.

Für unser heutiges Rechtsbewußtsein sind diese Vorgänge, diese Eingriffe adligen und königlichen Einflusses in noch unentschiedene Rechtsfragen höchst befremdlich, ja peinlich. Heutzutage hätten sich nicht nur die Tochter und ihre Helfershelfer wegen Entführung, es hätte sich auch die Mutter wegen Fälschung des Personenstandes zu verantworten gehabt, und eine Klärung und Feststellung der Rechte eines Minderjährigen hätte weder von Gunst und Haß der Mächtigen im Lande abgehangen, noch würde sie in eine ungewisse Zukunft verschoben worden sein.

Indessen erhoben sich die von Richelieu erfolgreich niedergehaltenen Gegner des schrankenlosen Königtums in Frankreich unter Mazarin noch einmal. Im Jahre 1648 begann der unter dem Namen der „Fronde“ bekannte Bürgerkrieg, der bis 1653 dauerte. Das Parlament von Paris, das nach Richelieus Willen nur noch eine Art Registratur für königliche Befehle sein sollte, war die Seele des Widerstandes. Hatte Herr von Chabot eine königliche Verfügung zu erlangen gewußt, die den seither von seiner Gemahlin allein geführten Rohanschen Herzogstitel auch auf ihn übertrug, so weigerte sich das Parlament, diese Verfügung anzuerkennen. Aehnliche Vorgänge in großer Zahl bezeugten und steigerten den wechselseitigen Groll zwischen den Parteien im Staate. Der Hof mußte aus Paris flüchten, und die königlichen Truppen wurden von einem aus Anhängern und Verbündeten des Parlaments gebildeten Heere bekämpft.

Die alte Herzogin von Rohan ließ ihren Tankred ebenfalls in das Parlamentsheer eintreten; er nahm als Freiwilliger Dienst in einem Kavallerieregiment. Sie meinte, daß die Familientradition ihrem Sohn gebiete, gegen Mazarin zu kämpfen, wie ihr Gemahl gegen Richelieu gekämpft hatte, und sie hoffte, so das Parlament für ihren Sohn zu gewinnen, da ja der königliche Hof für ihre Gegner gewonnen war.

Allein es kam anders. Am 31. Januar 1649 fiel der Truppenteil, dem Tankred angehörte, bei Vincennes in einen feindlichen Hinterhalt. Tankred wehrte sich tapfer und ergab sich auch nicht, als er bereits verwundet war. Von neuem durch einen aus nächster Nähe abgegebenen Schuß getroffen, sank er bewußtlos vom Pferde. Die Feinde schafften ihn nach Vincennes. Als seine Verwundung und Gefangennahme in Paris bekannt wurde, sandte man einen Unterhändler, um ihn loszukaufen. Der feindliche Befehlshaber von Vincennes, ein Herr von Drouet, verweigerte nun, da ihm der Name Tankreds von Rohan genannt wurde, die Freigabe und wollte erst an den Hof berichten. Er ließ jedoch für die Pflege des Verwundeten zwei Wärterinnen kommen. Aber schon am Morgen des 1. Februar starb Tankred, wenig über achtzehn Jahre alt. Die Leiche wurde erst in der protestantischen Kirche zu Charenton beigesetzt. Dem Wunsche der Mutter, ihn in Genf neben seinem Vater zu bestatten, trat ein von dem immer noch im Knabenalter stehenden Könige Ludwig XIV. unterzeichneter Brief an den Rat der Stadt Genf entgegen. Aber im Jahre 1654 erlangte die Herzogin doch noch die Erfüllung ihres Wunsches, und als sie 1660 starb, ließ sie sich ebenfalls in Genf beerdigen, und zwar zwischen dem Herzog und Tankred. Die Inschrift, welche sie diesem auf den Grabstein hatte setzen lassen und in welcher sie ihn als echten Sohn und Erben des Herzogs von Rohan bezeichnete, mußte jedoch auf Anstiften der jungen Herzogin, die wieder den König zu gewinnen gewußt hatte, entfernt werden.

Der Tod Tankreds schnitt weitere Untersuchungen über die Frage ab, ob er wirklich der war, für den die Herzogin ihn ausgab, und gerichtlich erwiesen ist seine Abstammung nicht. Die gleichzeitig lebenden Verfasser von Geschichtswerken und Denkwürdigkeiten aber erklären ihn fast einstimmig für den echten Herzog von Rohan.

Die Sklaven.

Novelle von Ernst Eckstein.

Lucius Menenius und sein einziger Sohn Cajus waren beim Quästor Camillus zu Tisch geladen. Die Hausfrau, Plotina, weilte mit ihrer Tochter zu Bajä. Auch der getreue Klient und Vermögensverwalter des Lucius Menenius war seit Vormittag abwesend.

So kam es, daß sich die Sklaven etwas ungebundner als sonst dem Genuß ihrer Feierzeit hingaben. Nicht nur der Oberсklave des Atriums, Heliodorus, und der unfreie Hausarzt — die beiden vornehmsten aus der Dienerschaft — sondern auch die Sklaven zweiten und dritten Rangs machten es sich von Herzen bequem und überließen sich einer harmlosen Fröhlichkeit.

Heliodorus lag auf dem eberfüßigen Ruhebett unter dem Säulengange des Peristyliums* und vertiefte sich eifrig in eine Buchrolle, die den Titel führte: „Liebes- und Leidensgeschichten". Es waren die sechsunddreißig Novellen des griechischen Dichters Parthenios, die sämtlich einen sehr tragischen Ausgang hatten, so daß die leichtblütige Kammersklavin Lucretia, die der pathetische Heliodorus mehrfach einer Mitteilung aus dem Inhalt dieser Novellen gewürdigt hatte, den Dichter Parthenios für einen unglaublichen Schwärmer erklärte, da so viel Unglück auf einmal in dieser schönen sonnigen Welt gar nicht Raum habe.

Ninus, der unfreie Hausarzt, lehnte ein wenig ermüdet in den rotledernen Kissen eines gemeißelten Marmorsessels und schloß die Augen. Er war die ganze Nacht außer Bett gewesen, da einer der Küchensklaven sich schwer verbrüht hatte. Lucius Menenius hielt darauf, daß bei derartigen Fällen die Wartung unmittelbar durch den Leibarzt gehandhabt wurde; denn er war im altrömischen Sinn ein pater familias, ein Vater nicht nur für seine Kinder, sondern für die Gesamtheit der Hausgenossen, unbekümmert um Rang und Herkunft.

Ein Teil der übrigen Sklaven hatte sich plaudernd und scherzend um den Brunnen gelagert, andere hielten im Innern des Hauses Rast; noch andere saßen im Xystus, dem gartenähnlichen Hof hinter dem Peristylium, und ergötzten sich mit Gesang und Saitenspiel oder ließen die beiden prächtigen Wolfshunde über den Stock springen.

Aus der Thüre des Bibliothekzimmers trat ein zwanzigjähriger Jüngling von schöner Gestalt und großer Lebhaftigkeit der Gesichtszüge. Zwischen den Fingern hielt er eine Papyrusrolle von der nämlichen Größe und mit dem gleichen Rotschnitt versehen wie die Novellensammlung des Dichters Parthenios, die jetzt der Obersklave so eifrig studierte.

„Hier!" sagte der Jüngling und schritt auf den Lesenden zu. „Endlich hab' ich gefunden, was Du begehrst — Ovids ‚Heilmittel'! Irgend wer muß ohne mein Vorwissen unter den Bücherkästen gekramt haben. Das ‚Heilmittel' — dessen Titel doch vollständig lautet: ‚Heilmittel gegen die Liebe' — steckte höchst komischer Weise unter den medizinischen Abhandlungen. Sollte Ninus vielleicht im Taumel seiner Gelehrsamkeit . . .?"

Der Leibarzt schaute empor. Er hatte nur halb gehört.

„Du sagst, Geticus?" frug er mit warmer tieftöniger Stimme.

In den Zügen des Jünglings malte sich etwas wie Feindseligkeit. Die wohlwollende Ruhe des Ninus verdroß ihn. Er war überhaupt seit lange schon eifersüchtig auf das gewaltige Ansehen, dessen sich dieser asiatische Grieche nicht nur bei der Familie des Hausherrn, sondern auch bei den Sklaven erfreute, die doch sonst nicht für geneigt galten, das Verdienst eines Unfreien anzuerkennen. Er warf den Kopf in den Nacken, zeigte sein schönes Gebiß und murmelte boshaft:

„Ich unterstellte, Du seist vielleicht gestern, als man den Knaben herauftrug, insgeheim hinter den Büchern gewesen, um Dir Belehrung zu holen . . ."

„Nein," versetzte der Leibarzt ruhig. „Brandwunden machen dem Kundigen keinerlei Schwierigkeit. Uebrigens, wenn ich denn wirklich einmal in die Lage käme, die heilwissenschaftliche Bibliothek des Lucius Menenius in Anspruch zu nehmen — ich habe ja meine eigene — so würde ich ganz gewiß nicht verabsäumen, mich ordnungsgemäß an den Bibliothekar zu wenden oder an Dich, seinen Gehilfen."

Das Wort „Gehilfe" war von dem Leibarzt ohne jede verletzende Absicht gesprochen worden. Geticus aber, der eine gar heftige Gemütsart hatte, fand darin eine tückische Anspielung auf die Zurechtweisung, die ihm neulich der sonst so gütige Lucius Menenius erteilt hatte, weil sich der Jüngling allerlei Eingriffe in die Obliegenheiten seines Vorgesetzten erlaubte. Er wandte sich also wieder zu Heliodorus, legte ihm das vielbewunderte „Heilmittel" des römischen Dichters vorsichtig auf den Schoß und sagte mit einem höhnischen Seitenblick auf den Leibarzt:

„So, mein Freund, nun erquicke Dich! Nach der Mattherzigkeit des hellenischen Märchenerzählers muß das gesunde Latein der Ovidischen Prachtverse wie ein verjüngendes Bad wirken! Ueberhaupt, weshalb mußt Du denn Griechisch knabbern? Die Wahrheit und Kernhaftigkeit des Lateiners widerstrebt doch dem attischen Lügentum!"

„Junger Mensch," mahnte der Obersklave mit einer Gebärde der Abwehr, „versuche nicht, wider den Strom zu schwimmen! Die wahre Bildung erheischt von uns Kenntnis beider Litteraturen. Danke den Göttern, daß auch Du Griechisch gelernt, sonst nähmest Du wohl jetzt einen minder behaglichen Posten ein! Glaubst Du nicht auch, Ninus?"

„Gewiß, Heliodorus!" versetzte der Leibarzt. „Das Hellenische ist ebensogut Weltsprache wie das Lateinische; ja, in den Bibliotheken der römischen Großen soll das Hellenische oft überwiegen."

„Sehr mit Unrecht!" schrie der Jüngling so laut, daß die Sklaven am Brunnen des Peristyls aufmerksam wurden. „Wir sind leider zu duldsam gegen die Eindringlinge! Wir beugen und ducken uns! Ging' es nach mir . . ."

„So würdest Du den Homer mitsamt den Tragödien des Aeschylus und des Sophokles in die Flammen schleudern," fiel ihm der Obersklave ins Wort. „Wahrlich, Du bist, was Dein Name besagt: ein schnöder Barbar!"

„Und Ihr küßt dem Hellenentum die Sandalen!" rief Geticus. „Denkt Euch dabei, was Ihr wollt — und es giebt ja wohl Ausnahmen —: aber ich hasse die Griechen als eine Bande von Schleichern und Duckmäusern! Allezeit höflich, aalglatt, olympisch, aber im Grund ihres Herzens verlogen und niederträchtig, so hab' ich sie kennengelernt! Du verzeihst, Ninus — aber ich fügte sehr deutlich hinzu: ‚es giebt ja wohl Ausnahmen.'"

„Das hoff' ich!" erwiderte Ninus unerschüttert in seinem Gleichmut. „Inzwischen — täusche ich mich? Du scheinst mir ein wenig verstimmt. Fehlt Dir etwas?"

„Fehlen? Mir? Nichts fehlt mir! Nur, daß der Mensch zuweilen den Drang verspürt, sich ordentlich Luft zu schaffen!"

„So schaffe Dir Luft, Geticus! Oder noch besser: suche Dich zu beherrschen! Du bist gar zu erregbar. Möglicherweise taugt Dir das lange Vorlesen und das Abschreiben nichts. Falls Du es wünschest, sprech' ich darüber mit Lucius Menenius."

„Das thu' lieber nicht!" erwiderte Geticus, bebend vor Ingrimm. „Ich selbst bin mir Arzt genug, und das Abschreiben treib' ich doch nur zum Vergnügen!"

„Ja, ja, er ist sehr geschickt mit dem Schreibrohr," sagte der Obersklave, der ihn beschwichtigen wollte. Dann, um dem Gespräch eine Wendung zu geben, setzte er freundlich hinzu: „Uebrigens — Dank für die Mühe!"

Er nahm das Werk des Ovid und rollte es auf.

„Ich freue mich sehr, dies allerliebste Gedicht nach so unendlicher Zeit wieder einmal mit Muße zu lesen. Mich dünkt, neben der ‚Kunst zu lieben' ist es die Krone von allem, was uns der Meister geschaffen hat. Du kennst es wohl auch, Ninus?"

Der Leibarzt bejahte.

„Nun, und was hältst Du davon?"

„Betreffs des Einzelnen teil' ich durchaus Deine Bewunderung. Nur besitzt es, als Ganzes genommen, den großen Fehler, auf einem Irrtum zu fußen."

„Wie meinst Du das?" frug Heliodorus, dessen Schwäche es war, litterarisch-ästhetische Auseinandersetzungen herbeizuführen.

„Die Liebe," entgegnete Ninus, „von der man geheilt wird, scheint mir schlechtes Korinthermetall. Echte wahrhaftige Liebe stirbt nur mit dem Liebenden!"

„O, o, welche Phantastereien! Hör' ich den kühlen verständigen

* Der mit Säulen umgebene innere Hof des römischen Hauses.



In der neuen städtischen Sparkasse zu Berlin.
Nach dem Leben gezeichnet von A. Kiekebusch.

Arzt, dem die Gemahlin des Lucius Menenius ihr Leben verdankt, oder ein schwärmendes Mägdlein?"

„Du hörst einen ruhigen erfahrenen Mann, der dies behauptet, just weil er die Menschen und Dinge eifrig beobachtet hat. Eros hat viele Stiefgeschwister, die sich als vollbürtig ausgeben."

Heliodorus legte die beiden Buchrollen weg und hob sich ein wenig in seinen Polstern. Das Thema interessierte ihn über die Maßen. Auch Geticus hatte sich bei den Worten des Ninus ruhig verhalten wie einer, der zuhört. Jetzt plötzlich schien etwas in ihm vorzugehen, was ihn von dannen trieb. Er warf den Kopf in den Nacken und schritt durch den Schmalgang rechts nach dem Xystus, während sich Heliodorus im stillen die Phrasen zurecht legte, mit denen er — siegesgewiß schon im voraus — die seltsamen Ansichten des Ninus zu überwinden gedachte.

Im Xystus, wo die Kammersklavin Koronis soeben ein oskisches Volkslied zur neunsaitigen Kithara gesungen und schallenden Beifall geerntet hatte, hielt sich Geticus nur gerade so lange auf, bis die fröhlich bechernden Sklaven durch eine neue Leistung ihrer Genossin gefesselt schienen. Dann verlor er sich unbemerkt nach dem Park.

Zwischen zwei kunstvoll geschnittenen Buxbaumhecken dahineilend, kam er ins Rosengehege, das hier und da schon in Blüte stand. Er spähte und forschte. Hinter den mannshohen Sträuchern glänzte es krokusfarben.

„Afra!" rief er hinüber.

Die knospenbedeckten Zweige schoben sich rauschend zurück. „Was giebt's?" fragte ein reizendes junges Mädchen mit großen wunderbar leuchtenden Augen.

Bei dem Klang dieser Stimme und dem Lächeln der süß schwellenden Lippen schien auch der letzte Unmut im Herzen des jungen Sklaven verraucht zu sein. Er trat einen Schritt näher, winkte ihr mit der Hand seinen Gruß und flüsterte schmeichlerisch:

„Ich such' Dich im ganzen Hause wie ein verlorenes Goldstück. Aber ich dachte mir's fast, Du möchtest hier wieder dem Gärtner ins Handwerk pfuschen. Was treibst Du denn?"

Sie kam jetzt hervor auf den Weg. In der Rechten hielt sie eine zierliche Schere von gelbrotem Metall, in der Linken ein Dutzend Vollblüten.

„Ins Handwerk pfuschen?" lachte sie spöttisch. „Man darf nicht behaupten, daß Du an übergroßer Feinheit der Ausdrücke stirbst! Wenn Du den Gärtner fragst, wird er Dich aufklären. Jäten, gießen, graben und die wilden Schößlinge kappen — das versteh' ich so gut wie irgend einer von seinen Angestellten! Uebrigens — diesmal galt es mir nur eine freundliche Ueberraschung für Lucius Menenius."

„Ah, für den Hausherrn!" murmelte Geticus.

Das Mädchen beschaute die Rosen, wie ein begeisterter Kenner den Wein beschaut.

„Wenn Lucius Menenius nach Hause kommt," fuhr sie fort, „findet er diese Blüten auf dem Einfuß* neben der Lagerstatt. Er war letzthin viel in Anspruch genommen und hat kaum sich die Zeit gegönnt, einmal in den Xystus zu treten, geschweige denn in den Park. Er ahnt nicht, daß sein Gehege ihm schon so köstliche Ernte liefert. Eigene Zucht aber strahlt wie Feuer. Die Hand voll Blumen da wird ihm größere Freude gewähren als hundert Körbe voll päftischer Prunkrosen, die heute vielleicht beim Quästor Camillus über die Säle verstreut werden."

Geticus blickte ihr starr in die Augen. „Er ist ja beneidenswert, unser Gebieter!" sprach er bedächtig. „Afra sogar, die sonst so kaltherzige, windet ihm Opferkränze!"

„Kaltherzig?" wiederholte das Mädchen. „Wer hat das von mir behauptet? Leichtes Blut hab' ich und nehme nicht alles so ernst — wie Du zum Beispiel. Aber von da bis zur Kaltherzigkeit ist noch ein langer Weg. Für Lucius Menenius fühl' ich sogar . . . wie soll ich mich ausdrücken? Wenn ich mir nur sein Antlitz vorstelle, so mild, so klug, so gütig und edel — siehst Du, dann quillt es mir heiß in der Brust auf, und ich danke voll Inbrunst der Göttin Diana, daß sie uns solch einen huldreichen Herrn beschert hat."

Geticus zuckte die Achseln. „Wäre nicht Lucius Menenius hoch in den Fünfzigen und völlig ergraut, ich dächte, Du seist in den Mann verliebt."

„Das bin ich auch!" sagte die junge Sklavin mit großem Ernst. „Freilich in anderer Art, als Du meinst. Ist Lucius Menenius gegen uns alle nicht weit eher ein Vater und Freund als ein Gebieter? Giebt es ein besseres liebevolleres Herz?"

„Ja, er ist gütig . . . Ganz besonders gegen die Hübschen, Blonden und Blühenden . . ."

Die junge Sklavin warf ihm einen erstaunten Blick zu.

„Schäme Dich, Geticus! Das war ein häßlicher Scherz! Freilich, mir kommt es schon lange so vor, als hättest Du für das Glück, das uns die Götter in Lucius Menenius beschert haben, kein Verständnis. Die Gewohnheit stumpft ab; das Alltägliche scheint Dir notwendig. Aber so halte doch Umschau und erzähle mir dann, ob Du in ganz Rom noch ein einziges Haus findest, wo sich der Unfreie seines Mangels an Freiheit so wenig bewußt ist wie hier!"

„Nun, nun . . ."

„Schweig'! Du findest nicht eines! Wohl aber häufen sich letzthin wieder die Nachrichten von den abscheulichsten Grausamkeiten . . . Man schaudert, wenn man dergleichen nur hört! Bald ist ein unglückseliger Fußfolger, weil er den strauchelnden Herrn nicht rechtzeitig auffing, blutig gepeitscht und dann auf ein senfüberstreutes Laken gelegt worden; bald zerhackt man den Tafelbedienten in Stücke, weil ihm ein kostbares Murrha-Gefäß auf den Estrich fiel oder ein seltner Krystallbecher. Ach, und die elenden Feldsklaven, die bei Tage im glühenden Sonnenbrand stöhnen und keuchen, um dann bei Nacht in ihren halb unterirdischen Zwingern blöd an der Kette zu liegen wie tolle Hunde! Sind wir denn besser als diese Bejammernswerten? Haben wir Tugenden oder sonstige Vorzüge, die uns auf einen Gebieter wie Lucius Menenius ein Recht geben? Ich für mein Teil bescheide mich und erkenne mein Los — da ich nun doch einmal unfrei geboren bin — als ein unverdientes Geschenk der Unsterblichen an."

„Afra," sagte der Sklave, „Du bist der verkörperte Widerspruch! Du schaust so entzückend klug aus Deinen Gazellenaugen und schwatzest so thöricht! Soll ich denn wirklich ob jeder Stunde, die ich hier ungeprügelt durchs Leben wandle, in helle Verzückung geraten? Mich dünkt, Menenius thut nur gerade, was sich gebührt; die andern aber sind Schufte. Uebrigens gar so huldvoll, wie Du ihn darstellst, ist er nun doch nicht. Mir zum Beispiel zeigt er nicht immer das lächelnde Mondgesicht, das Du ihm ansinnst."

„Ich weiß," erwiderte Afra. „Aber Du selber bist schuld daran. Auch ein Vater darf streng sein . . . Du mißbrauchst seine Güte . . ."

„Ich? Wer behauptet das?"

„Menenius selbst. Ich hörte, wie er es vor einigen Tagen dem Leibarzt bemerkte. — Aber Du regst Dich auf! Komm, sei gut! Ich muß jetzt hinein und die Rosen in Wasser stellen. . . . Horch, da singen sie wieder den attischen Chorgesang! Misch' Dich unter die Schar dieser Fröhlichen und vergiß Deinen Aerger! Beim Castor, es thut mir leid, wenn ich hier unwissentlich eine Wunde berührt habe . . ."

„Nein, bleib'!" sagte er heftig. „Mit Deinen Rosen da hat's noch Zeit!"

„Gut, ich bleibe, wenn Du nicht mehr so gespenstisch dreinschauen willst. Beruhige Dich doch! Es ist ja schauerlich, wie Du die Augen rollst! Das reine Gorgonenhaupt! Und Menenius war doch im Recht, wenn er Dich damals drei Tage lang hinter Schloß und Riegel behielt. Ja, ja, darauf bezog sich's! Hätte der Leibarzt nicht mehrfach ein gutes Wort für Dich eingelegt, Du säßest vielleicht noch heute im Strafraum. Ueberhaupt kannst Du von Glück sagen. Der Stein fuhr unmittelbar am Kopfe des Gärtners vorbei, und der Oelbaum, dem Dein cyklopischer Wurf die Rinde bis auf das Holz abschälte, legt dafür Zeugnis ab, wie toll Du gewütet hast! Um ein Haar wärst Du zum Mörder geworden!"

„Wie gut Du in dieser Geschichte bewandert bist! Eins nur siehst Du nicht oder willst Du nicht sehen: daß mich der Gärtner gereizt hat. Und ich hasse den Kerl!"

„Ein vortrefflicher Grund! Wahrhaftig, es könnte mir vor Dir grauen. Anstatt Reue zu fühlen und den Göttern zu danken, daß sie Dein Opfer beschützten, rufst Du in störrischem Trotz: ‚Ich hasse den Kerl'!"

„Das thu' ich auch," murmelte Geticus. „Und doppelt vielleicht, weil Du mir's vorhältst! Er schaut mich jetzt immer so falsch von der Seite an! Und ich weiß, er verleumdet mich. Er hetzt den Menenius wider mich auf — er und noch andere! Zum Henker, ich wollte, der Steinwurf hätte ihn kalt gemacht!"

* Tischchen mit einem Fuße, Konsolentischchen.

„Nun hab' ich genug," sagte das Mädchen empört. „Glaubst Du denn nicht an Jupiter und sein Rächeramt?"

„Pah! . . . Ich glaube daran. Aber ich weiß auch von dem ägyptischen Priester Seleucius, daß man sich loskaufen kann."

„Loskaufen? Wieso?"

„Die Tötung eines verhaßten Gegners zählt zu den Sünden, für die's eine Buße giebt. Weißt Du denn nicht, daß selbst Orestes, der Muttermörder, zuletzt noch den Furien entging? Ein Drittel dessen, was man besitzt, auf den Altar der Allmutter Isis gelegt und vier Wochen Kasteiung — dann spricht Seleucius den blutigsten Mörder frei."

„Und das leuchtet Dir ein?" frug Afra entsetzt.

„Vollkommen! Weshalb nicht? Der Priester muß es doch wissen! Er trägt die Vergebung in seiner Hand. Nur eine Unthat giebt es, die er nicht lösen kann: das ist der Meineid. Alles übrige tilgt er hinweg."

„Warum just nicht den Meineid?"

„Sehr einfach. Wer da schwört und die oberste Gottheit zum Zeugen und Rächer anruft, der spricht wörtlich oder doch nach dem Sinne zu Jupiter: ‚Strafe, hetze, jage, verfolge mich jetzt und ewig, falls ich den Schwur nicht halte!' Die Gottheit aber nimmt diesen Vertrag an, und so ist sie denn unauflöslich gebunden, als hätte sie selber beim Styx geschworen."

Afra starrte zu Boden.

„Wohl, das begreife ich," sprach sie nach langer Pause. „Aber das andere — nein! Auch der Mord hetzt und jagt uns in alle Ewigkeit. Erst wenn die Götter zu Fall kommen, sterben die Furien. Du hast den Priester wohl mißverstanden. Was überhaupt suchst Du bei diesem Seleucius? Ich bin höchlich erstaunt . . ."

„Wenn Du schweigen willst . . ."

„Ich verspreche Dir's."

„Ich hab' ihn besucht im Auftrag des jungen Menenius. Eine heikle Geschichte . . . Das entzückendste junge Weib war im Spiele. Du weißt, Cajus Menenius treibt es ein wenig bunt. Er ist jung . . ."

„Und dazu giebst Du Dich her? Du kennst die unerbittliche Strenge des Vaters und schämst Dich nicht, der strafbaren Thorheit des Sohnes Vorschub zu leisten?"

„Muß ich nicht? Er ist mein Gebieter."

„Lucius Menenius ist Dein Gebieter. Aber es scheint, es lockt Dich mehr, mit dem Sohne zu freveln, als mit dem Vater ehrbar zu leben und pflichtgetreu."

„Ja, begreifst Du denn nicht. . . . Wenn ich den Cajus verpflichte, so weiß ich bestimmt — er hat mir's auf Handschlag versichert — daß er mir, eh' noch zwei Jahre vergehen, bei Menenius die Freiheit erwirkt. Und dann — ach, himmlische Afra, laß uns doch endlich zur Sache kommen! Wir streiten uns hier um die Gaiswolle, wie es im Sprichwort heißt, und stöbern Geschichten auf, die doch mit dem, was mir im Herzen brennt, gar nichts zu thun haben! Endlich muß es heraus, obgleich Du mir's wider alle Vernunft schwer machst. Schon im verflossenen Jahr, als wir auf dem albanischen Landgut zusammen die Feigen pflückten — weißt Du noch, hinter dem Hügel des Herakles, wo Du mit Deiner ganzen Last auf den Rasen fielst und so reizend wehklagtest, weil Du Dein helles Gewand fleckig gemacht — damals schon war es bei mir beschlossen: Afra, die Blühende, Blonde wird meine Lebensgefährtin! Ich sagte nur nichts, weil Du so kindlich thatest und so schwesterlich, daß mir der Mut ausging. Später kam dann die Reise dazwischen und anderes. Jetzt aber hast Du's gehört — und nun leg' 'mal die Rosen beiseite und schling' mir die Arme recht fest um den Hals und gieb mir einen recht wonnigen Brautkuß!"

„Unmöglich!" stammelte Afra erschrocken.

„Unmöglich? Waren wir nicht befreundet von Jugend auf? Und ich will Dich doch heiraten, denn ich liebe Dich wie ein Verrückter!"

„Schlimm, sehr schlimm!"

„So verschmähst Du mich?"

„Verschmähen, das klingt so hart. Aber — wie soll ich mich ausdrücken? — Wir passen nicht zueinander!"

„Weshalb nicht? Wenn Du mich lieb hast . . ."

„Du bist zwanzig Jahre, ich sechzehn. Wir Frauen verblühen so rasch. Für Dich paßt Lydia, die zwölfjährige, oder ein Mädchen, das jetzt noch ein Kind ist. Auf so eine warte!"

„Thorheit! Vier Jahre Unterschied, das ist vollauf genug. Zudem, wenn zwei Menschen sich lieben, wär' es da nicht die blödeste Narrheit, das Glück von der Anzahl der Lebensjahre abhängig zu machen? Ich würde Dich heiraten, Afra, selbst wenn Du noch zehn Jahre älter wärest."

„So muß ich Vernunft haben für uns beide. Nicht nur das Alter zieh' ich hier in Betracht: auch sonst wären wir beide ein sehr ungleiches Paar. Cajus — Du hast es ja selber gesagt — will Dir demnächst die Freiheit erwirken. Ein Freigelassener und eine Sklavin — wie fügt sich das? Nein, Geticus, gieb den Gedanken auf! Und verarge mir's nicht, daß ich so gerade heraus bin! Da, nimm hier die Rose als Friedens- und Freundschaftszeichen!"

Geticus packte das Mädchen über dem Handgelenk. Sein Mund zuckte. „Afra," raunte er, tonlos vor Aufregung, „Du liebst einen andern!"

„Laß doch, laß!" wehrte sie ängstlich. „Du zerdrückst mir ja fast den Arm! Willst Du wohl aufhören?"

„Nicht eher, als bis Du mir alles gebeichtet hast!"

„Fällt mir nicht ein! Laß mich los, Du gewaltthätiger Mensch, oder ich rufe um Hilfe!"

„So also steht's mit Dir?" murmelte Geticus totenbleich. „Elende Gauklerin! War ich Dir gleichgültig — weshalb thatest Du früher so schön mit mir?"

„Ich? Du bist wohl von Sinnen? Es scheint, Du verträgst es nicht, wenn man freundlich gegen Dich ist und harmlos mit Dir verkehrt wie mit den übrigen! Ich sage Dir, laß mich, oder ich schreie! Diesmal ergeht's Dir schlecht! Menenius duldet nicht, daß man im Haus hier den Frieden bricht!"

„Gut, ich lasse Dich los! Aber das schwöre ich Dir beim allwissenden Jupiter: es geschieht ein entsetzliches Unglück, wenn Du nicht augenblicklich gestehst, wer Dich so in der Stille erobert hat! Ein feiner Geselle, dessen bin ich gewiß! Vielleicht gar ein Erlauchter — wie? Cajus Menenius hat ja ein weites Herz, und er sieht nicht auf Rang und Geburt, wenn eine Blüte ihm lockend erscheint."

„Du irrst," versetzte sie frostig. „Der, den ich liebe, wird mein Gemahl werden. Ich bin kein Spielzeug für den Uebermut senatorischer Jünglinge."

„Also — wer ist's?" forschte er drohend. „Früh oder spät erfahr' ich's ja doch — und dann erwürg' ich den Buben! Beim Jupiter, dem Rächer der Meineide, schwör' ich Dir heilig zu: sprichst Du jetzt nicht und ich hör' es demnächst von andern, so stirbt er durch meine Faust!"

Afra war blaß geworden. Sie überlegte. „Wohl!" sagte sie zögernd. „Wenn Du mir bei dem nämlichen Jupiter schwörst, nie und nirgends wider den Mann meiner Wahl die Hand zu erheben, ja mehr noch, mit keiner Silbe ihn merken zu lassen, daß Du um unser Geheimnis weißt, so will ich Dir's offenbaren. Anderenfalls tret' ich noch heute vor unsern Herrn und fleh' ihn um Schutz an. Lucius Menenius ist mild, aber den Frevler, der uns hier offen Gewaltthat und Mord ankündigt, wird er nicht schonen. Er verkauft Dich vielleicht nach Sardinien. Vertraure Dein Leben dann in den Bergwerken!"

„Afra!" stöhnte der Sklave, zurückprallend. „Ich vergehe vor Liebe und Du drohst mir den Untergang!"

„Nur aus Not."

Er wandte sich ab. Dann plötzlich wieder an sie herantretend, sprach er mit heiserer Stimme: „Also ich schwöre."

„Nicht so!" wehrte ihm Afra. „Leiste den förmlichen Eid! Rufe Du für den Fall, daß Du ihn brichst, den Zorn der allwissenden Gottheit auf Dich herab und den Fluch der Rastlosigkeit bis zum Tage des Weltuntergangs! Du weißt, was dieser Schwur zu bedeuten hat!"

Geticus, nur von dem einen Gedanken erfüllt, in dieser Minute noch zu erfahren, wer ihm bei Afra den Rang abgelaufen, sträubte sich nicht. Afra sprach ihm die Worte vor und er, die Rechte zum Himmel hebend, wiederholte sie eintönig.

„So!" keuchte er, als er zu Ende war. „Du hast Deinen Willen gehabt . . . Und nun der Wahrheit gemäß — wer ist's?"

Afra drückte ihr Antlitz tief in die Rosen.

„Ninus!"

Ein wildes Gelächter scholl von den Lippen des Geticus.

„Ninus!" wiederholte er mit gemachter Geringschätzung. „Der Grieche! Der Kleinasiate! Der Halbbarbar! Vor kaum drei Monaten hat ihn Lucius Menenius gekauft, und nun bist Du schon eins mit ihm! Und so ganz ohne Aufsehen, still und geheim, wie's

zu dem elenden Schleicher und Giftmischer paßt! Beim Herkules, eher hätt' ich mir träumen lassen, Du könntest den breitnasigen Küchengesellen, der sich da gestern verbrüht hat, zum Adonis erwählen! Ein Gaukler und Komödiant, der sich mit seinem Firlefanz überall aufspielt und das Vertrauen stiehlt wie der Marder die Vögel! Und dazu noch ein grämlicher unfrischer Tropf, hoch in den Dreißigen . . ."

„Einunddreißig, wenn Du erlaubst!" sagte die junge Sklavin, der dieser eine Punkt wichtiger schien als die maßlosen Schimpfereien, mit denen sich Geticus an den Charakter ihres Geliebten wagte. „Einunddreißig im vorigen März!"

„Auch das ist um zehn Jahre zu alt für Dich — dazu noch bei dieser Blutlosigkeit und Oede! Jämmerlich! Ein Gesicht wie ein Leichnam! Kein Hauch darin, der von Leben und Liebe spricht!"

Afra wiegte bedächtig den Kopf. Ein Zug von Mitleid spielte um ihren Mund. „Wie Du Dich erbosest, Geticus," sagte sie gleichmütig. „Laß es doch meine Sorge sein, ob Ninus alt oder jung, schön oder häßlich ist! Du redest ja so doch nur aus Groll und Bitternis. Innerlich bist Du Dir vollständig klar darüber, daß unter sämtlichen Hausgenossen keiner mit Ninus sich messen kann. Ninus ist stattlich und edel wie ein Senator, dabei die Güte und Liebe selbst und ein richtiger Mann, kein thörichter Knabe, der sich vom Sturm der Leidenschaft hin und herrütteln läßt. Er hat Selbstbeherrschung gelernt und beherrscht dadurch andere. Von seinen Talenten, von seinem großen Verdienst um das Haus des Menenius will ich hier gar nicht reden . . ."

„Da steckt's!" rief Geticus. „Das bißchen Gelehrsamkeit, und weil er's verstanden hat, sich bei Lucius Menenius gehörig einzuschmeicheln, das hat Dir den Kopf verdreht. So sind die Weiber! Ein Schauspieler trägt immer den Sieg davon, wo er mit einem ehrlichen Menschen zusammentrifft!"

„Du ehrlicher Mensch!" erwiderte Afra spöttisch. „Ich bitte Dich, sei doch künftighin lieber ein Schauspieler wie dieser Halbbarbar! Dann wird Dich Lucius Menenius nicht einsperren, sondern mit Thränen im Auge Dich in die Arme schließen und Dir die Freiheit schenken, auch ohne daß Du den Umweg über die Leichtfertigkeiten des Sohnes nötig hättest . . . Ja, staune Du nur! Zum kommenden Saturnalienfeste wird Ninus, der Gaukler, nicht nur den Freibrief erhalten, sondern das volle römische Bürgerrecht!"

„Unmöglich! Wofür?"

„Du kannst noch fragen? Besinne Dich doch! Ninus allein, wie Du weißt, hat die verzehrende Sucht unserer Gebieterin richtig erkannt und die Kranke geheilt, während die übrigen Aerzte, sogar der berühmte Chaldäer des Quästor Camillus, ratlos im Finstern tappten! Das bißchen Gelehrsamkeit hat ihr das Leben gerettet — und den Menenius vor der Verzweiflung bewahrt. Und wie bescheiden, wie schlicht bleibt Ninus trotz alledem! Geh' und bitt' ihm Deine Gehässigkeit ab! Mich aber sollst Du nicht wieder anreden, wenn Du in dieser kläglichen Mißgunst verharrst! Merk' Dir das, Geticus!"

Sie warf ihm einen empörten Blick zu und schritt achselzuckend an ihm vorbei. Der letzte Schimmer der Abendsonne lag breit und goldig über den Buchsbaumhecken und spielte in tanzenden Lichtern auf den schneeweißen Armen, die aus der krokusfarbigen Tunika warm und wonnig hervorblühten. Das schön geknotete Haar mit den beiden Metallreifen, die rotverschnürten Sandalen, die zierlich geformten Knöchel — alles schien herrlicher, holder, lebendiger . . .

Geticus verschlang dieses Bild mit brennenden Augen. Als sie verschwunden war, schüttelte er mit einem furchtbaren Schrei die geballte Faust. „Fluch ihm!" knirschte er durch die Zähne. „So lang' ich noch atme, niemals — — und müßt' ich die Welt aus den Angeln heben!"

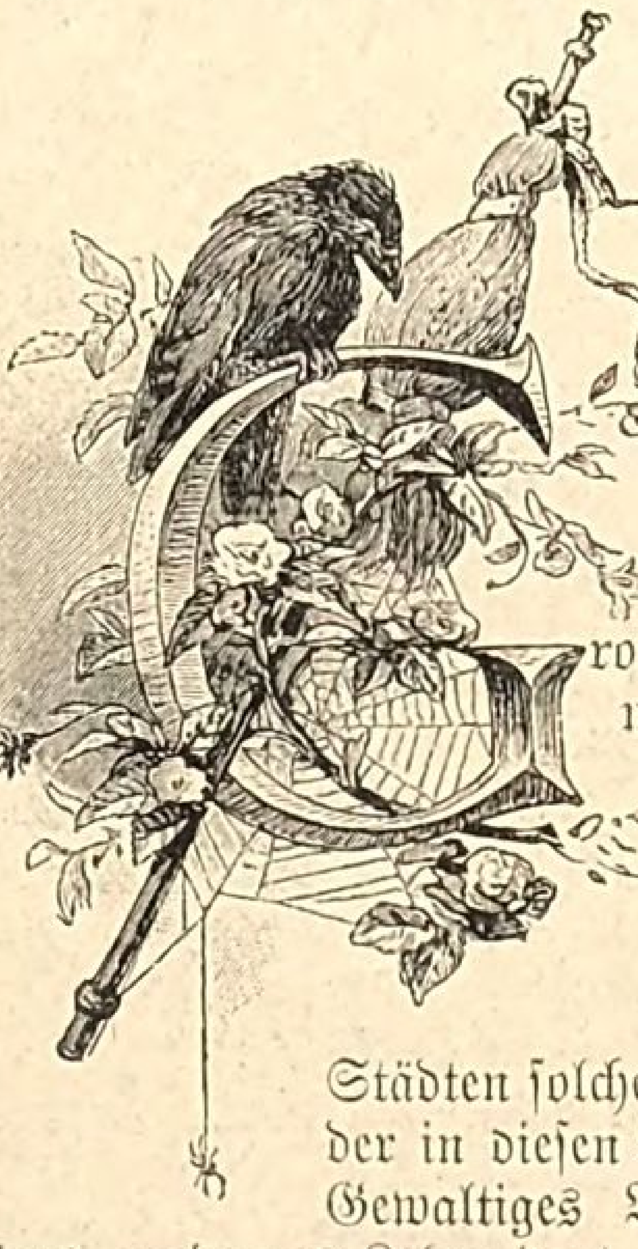
(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Städtebilder.

Arolsen.

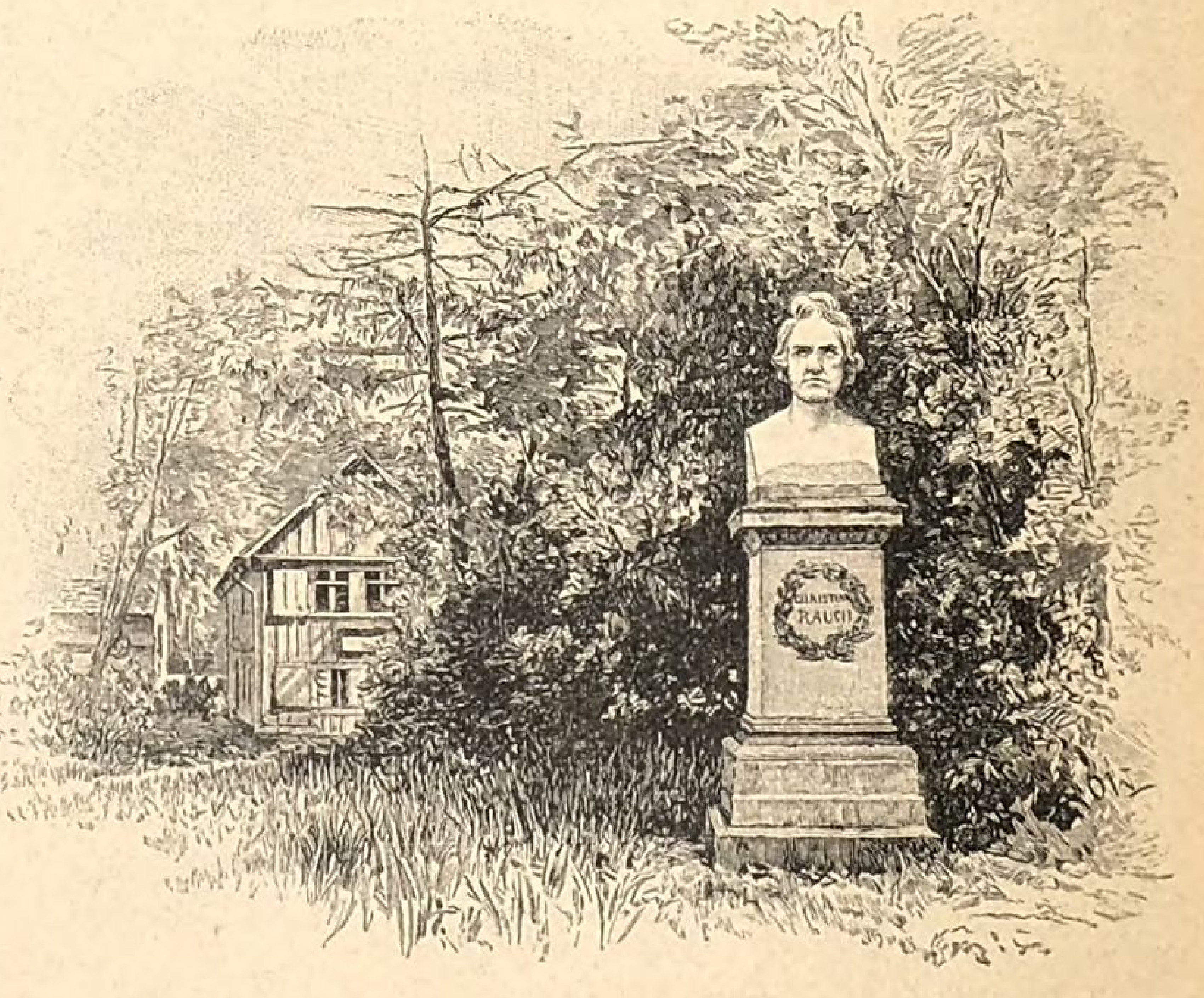
Von J. Schwabe.

Mit Zeichnungen von Olof Winkler.

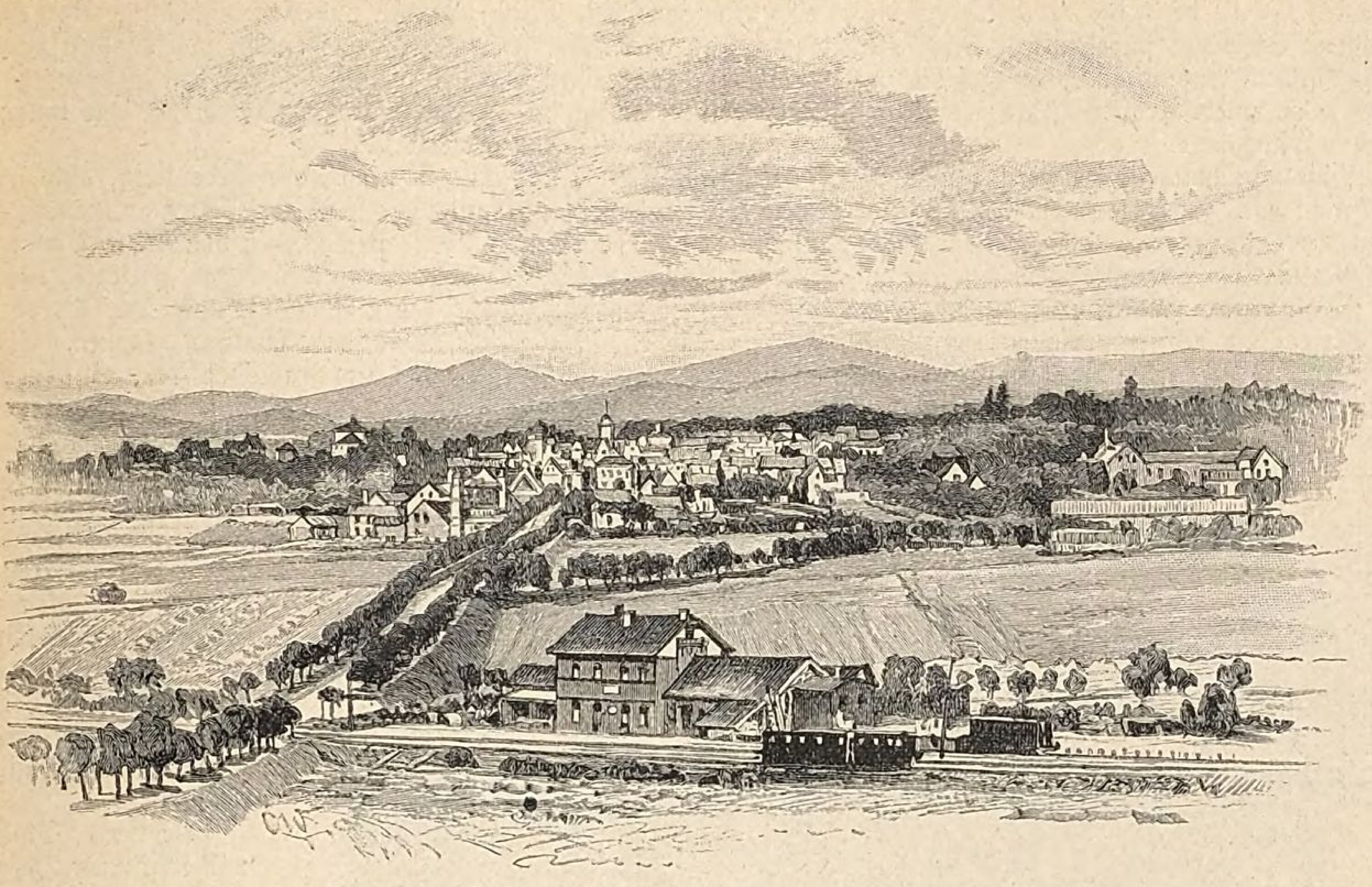


Großmächtige volkreiche Gemeinwesen mit stolzen Straßen und Palästen, mit wogendem Verkehr, Mittelpunkte der Kunst, des Handels, der Industrie, Musterstätten hygieinischer Fürsorge, Schauplätze tausendjähriger Geschichte — von Städten solcher Art pflegten sonst wohl Bilder in diesen Blättern entworfen zu werden. Gewaltiges Vorwärtsdrängen, ein reges, hastiges, modernes Leben dort — wie ganz anders das Bild, das wir heute dem Leser vor Augen zaubern möchten! Als zögen wir ein in Dornröschens verzaubertes rosenumranktes Schloß, so liegt sie vor uns, Deutschlands kleinste Residenz, so still und weltentrückt und so schön umsponnen wenn nicht von Rosen, so doch von grüner Wälder traulichem Kranz. Klein und bescheiden sind hier die Häuser der Bürger, vereinzelt nur unterbricht ein menschlicher Schritt, eines Wagens Gerassel die ländliche Stille der Straßen, hier haben die Menschen noch Ruhe und Zeit zum beschaulichen Genießen eines in seinen Grenzen zufriedenen Daseins. Große welterschütternde Ereignisse verknüpfen sich nicht mit dem Namen Arolsen, nur Idyllen und Geschichtchen genrehaften Gepräges haben seine Mauern zu erzählen. Hie und da freilich entfaltete auch hier sich lautes festliches Treiben, just wie im Märchenschlosse Dornröschens, aber nicht bloß einmal kam ein Königssohn aus der Fremde, sich aus dem altertümlichen Schlosse die Braut zu holen. Für kurze Wochen erfüllte da prunkendes Leben, rauschende Hochzeitslust die Stadt und das Fürstenhaus — dann aber wurde es wieder still und einsam wie zuvor. Und jetzt rüstet sich unser Arolsen abermals zu einem Feste, nicht, um einer Tochter seines Fürstenhauses das Geleite auf einen fremden Thron zu geben, sondern den Landesherrn selbst mit seiner jungen Gemahlin willkommen zu heißen.

Es ist erst sehr kurze Zeit her, daß der Pfiff der Lokomotive zum erstenmal in den traumhaften Märchenzauber dieses Fleckes Erde hineintönte, daß Arolsen durch eine Eisenbahn mit der übrigen Welt in Verbindung gesetzt wurde. Von der Linie Kassel-Elberfeld bei Warburg abzweigend, führt die Nebenbahn in einer kleinen



Das Rauchstift mit dem Rauchdenkmal.



Ansicht von Arolsen.

Stunde auf die Hochebene, auf der Arolsen in 272 Meter Meereshöhe liegt. Das Häuflein Menschen, das in Arolsen den Zug verläßt, hat sich bald zerstreut; die meisten schlagen die vom Bahnhof schnurgerade der Stadt zustrebende Straße ein, wir aber benutzen sogleich die Gelegenheit, eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten Arolsens zu schauen und zu genießen — es ist eine prachtvolle Eichenallee, die mit einem kleinen Umweg ebenfalls der Stadt zuführt; sechs Reihen uralter Eichen laufen nebeneinander her und unter dem Schutze ihrer mächtigen Hallen wandern wir langsam die fast unmerkliche Steigung hinan. Schon schlägt das Geräusch des Bahnhofs nur noch fern an unser Ohr, und noch immer wölbt sich das grüne Dach über unserem Haupte, behaglich schlürfen wir die würzige reine Luft.

Ein Gebäude schimmert durch die Bäume, Hundegebell und das Brüllen von Kühen tönt herüber; durch das offene Thor schreitet eine Magd mit einem blanken Milcheimer — wir sind an der Meierei der fürstlichen Domäne Hünighausen. Und weiter geht's unter den alten Eichenwipfeln. Da endlich sind wir an der Stadt. Zur Linken schaut ein stattlicher Bau durch das Grün der Bäume, umgeben von freundlichen Blumenbeeten; Diakonissen in weißen Häubchen huschen durch die Gänge, bleiche Männer und Frauen in sauberen Gewändern ergehen sich im Garten, auf der Front des Hauses steht, in Stein gehauen, „Paulinenhospital". Es ist das Landkrankenhaus. Die verstorbene Fürstin Helene von Waldeck hat es gebaut und dem Andenken ihrer Mutter, einer Herzogin von Nassau, geweiht.

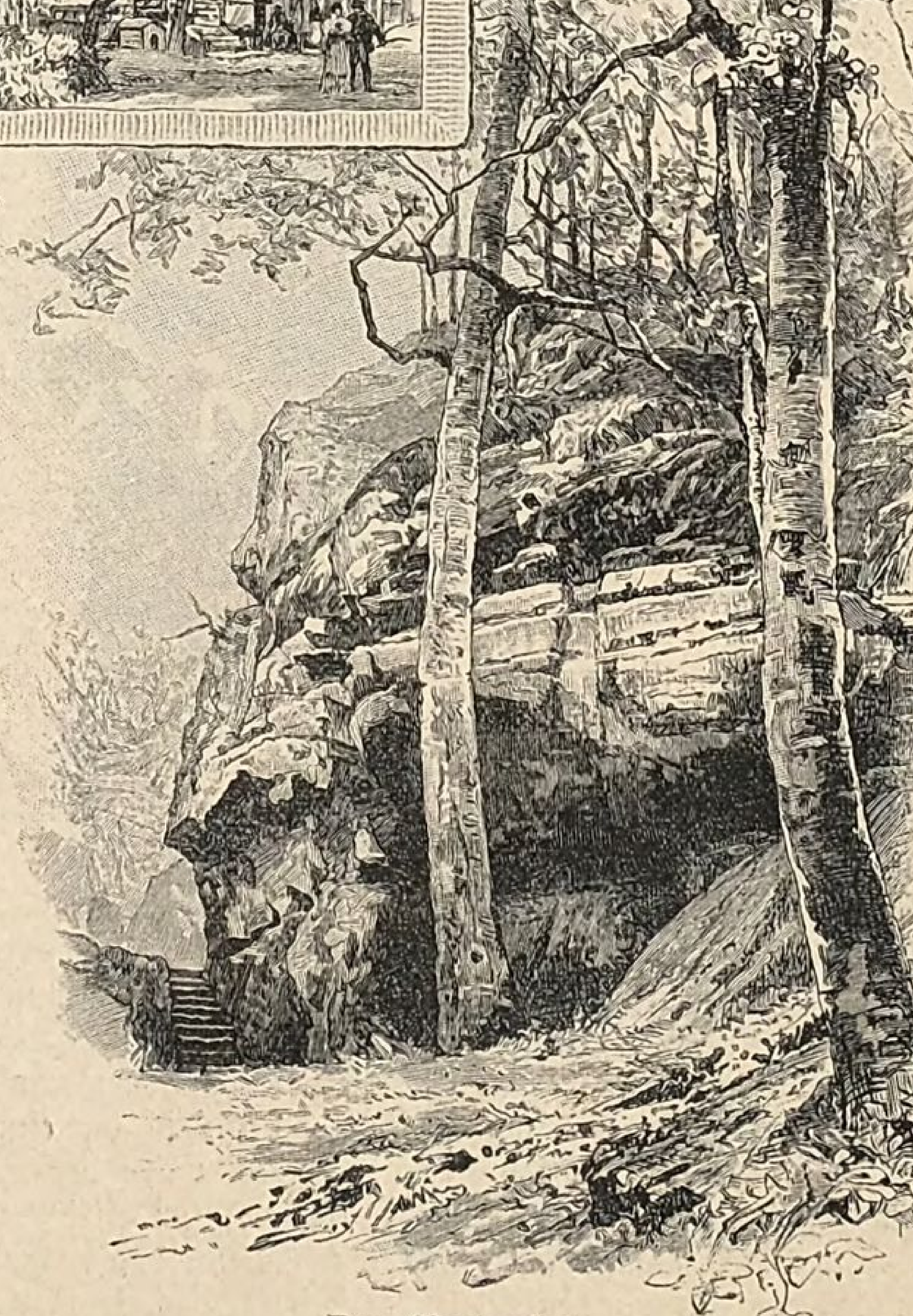
Gehen wir weiter in der Allee, so öffnet sich links eine breite Straße, der Kirchturm des Städtchens grüßt freundlich herüber, von rechts aber vernehmen wir schneidige Kommandorufe. Fast befremdend wirkt in dieser klösterlich stillen Umgebung das „Rechts — um!" — „Links — um!" — „Gerade — aus!" der Unteroffiziere. Da steht sie ja auch schon, die Kaserne, in welcher die gesamte Aushebung des Fürstentums ihrer Dienstpflicht genügt, dem großen Organismus des deutschen Heeres eingefügt als III. Bataillon des Infanterieregiments v. Wittich (3. Hess.) Nr. 83.

Noch immer hat unsere große Allee kein Ende; ist sie doch fast einen Kilometer lang. Wir verlassen sie aber nunmehr und schlagen den Weg zur Linken nach der schmucken Hauptstraße ein. Zierlich reiht sich Haus an Haus, oft mit hoher, terrassenartig vorgebauter Doppeltreppe, deren oberste Stufe ein eisernes Gitter schmückt; doch steht jedes Haus — und das ist charakteristisch für Arolsen — isoliert, vom Nachbarhause stets durch eine breite Thorfahrt getrennt und so, seit langer Zeit der modernen Hygieine entsprechend, Luft und Licht von allen Seiten Zugang gewährend. Unser Ziel ist die hübsche schlichte Kirche, die am unteren Ende der Straße, doch im eigentlichen Mittelpunkt der Stadt, auf freiem, lindenbepflanztem Platze sich erhebt und in der ein großer Sohn Arolsens sich ein Denkmal von wunderbarer Schönheit gesetzt hat.

Auf dunkeln Marmorsockeln stehen an den Stufen des Altars drei ideale Marmorstatuen: in der Mitte die Hoffnung, sehnsüchtig die Arme zum Himmel hebend, links die Liebe, ein flammend Herz in emporgehaltener Schale tragend, rechts der Glaube, sinnend in das Buch der Bücher vertieft. Der diese Standbilder der Kirche gewidmet hat, ist kein geringerer als Christian Rauch, der Schöpfer des Mausoleums in Charlottenburg und so vieler anderer herrlicher Werke. Christian Rauch ist am 2. Januar 1777 zu Arolsen geboren, das erzählt uns, wenn wir es noch nicht wissen, die mit seinem Porträtmedaillon geschmückte Gedächtnistafel an der Wand rechts vom Altar. In einem winzigen bescheidenen Häuschen in der Helser Allee, das zwischen Bäumen



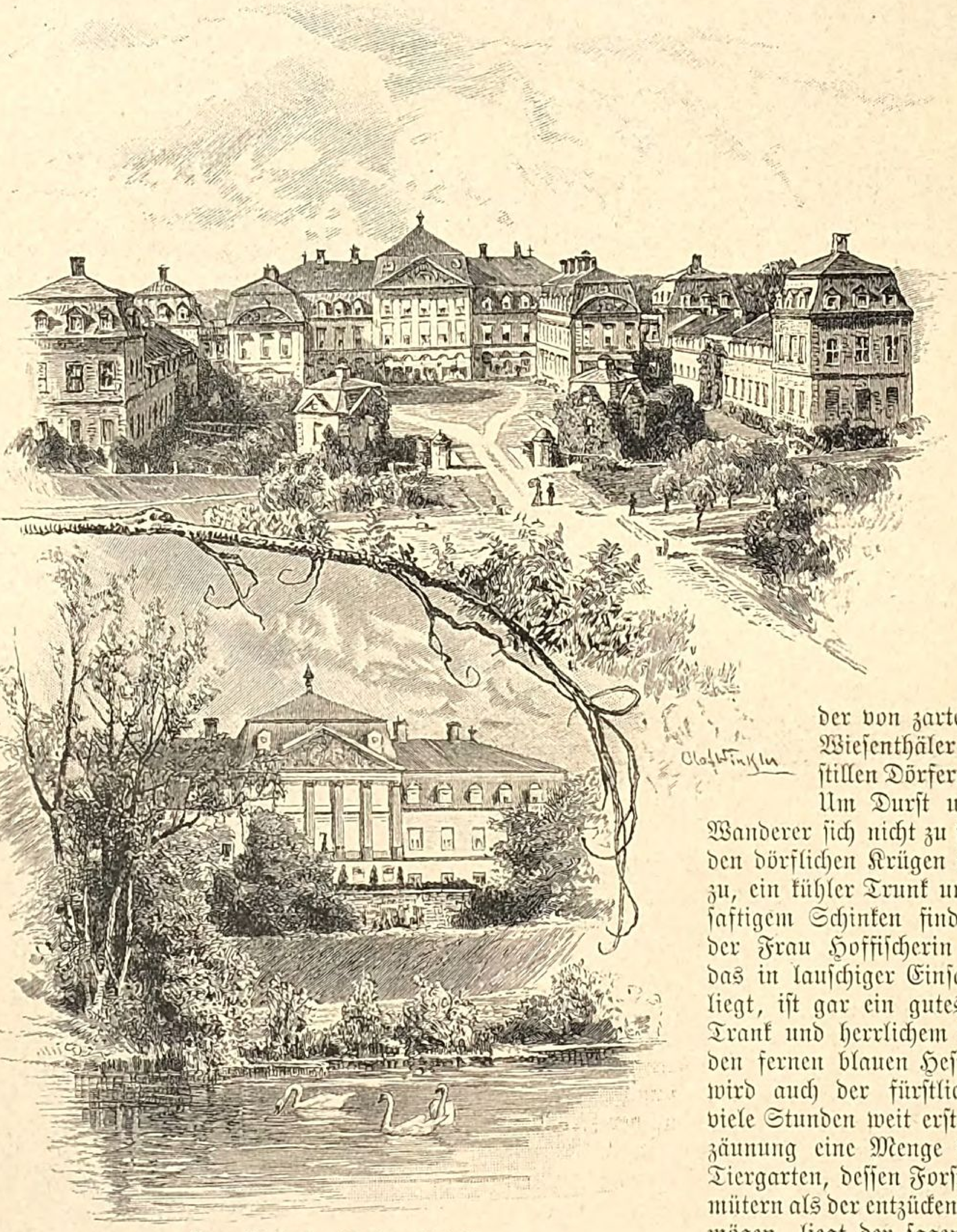
Das Fischhaus.



Der Markusstein.

und Büschen halb versteckt ist, hat er das Licht der Welt erblickt; längst ist das Haus zu einem Stift für unbescholtene arme alte Mädchen umgewandelt, auf dem Rasenplatz aber, der sich bis zur Straßenlinie vorzieht, steht, von einem Arolsener Landsmann gefertigt, die Büste des großen Bildhauers.

Rauch ist nicht die einzige Berühmtheit, welche Deutschlands kleinste Residenz hervorgebracht hat. Da ist der Dichter Stieglitz, am 22. Februar 1803 zu Arolsen geboren, dessen Name durch das tragische Ende seiner Gattin Charlotte noch mehr bekannt geworden ist als durch den Erfolg seiner Dichtungen; da ist ferner Marie Calm, die eifrige Verfechterin der Frauensache, deren Bild die „Gartenlaube“ erst kürzlich ihren Lesern vorgeführt hat (Nr. 15 dieses Jahrgangs); der Maler Ludwig Blume-Siebert, ebenfalls den Lesern der „Gartenlaube“ wohl bekannt durch manches gelungene Bild; da sind vor allem die Kaulbach, Friedrich, der Vater von Fritz August, und der große Wilhelm, der in München zu unsterblichem Ruhme gelangt ist. Etwas stattlicher als das Christian Rauchs ist das Kaulbachsche Haus in der Kreuzstraße, heute noch im Besitze der Familie, der der große Meister entstammt. Gerne wird dem Fremden gestattet, das Innere zu besichtigen, und er findet an den Wänden eine ganze Reihe von Nachbildungen berühmter Werke Wilhelm von Kaulbachs, die der Künstler hierher gestiftet hat, Goethe auf der Eisbahn, Ottilie mit dem toten Kind im Kahn, die Schwestern von Sesenheim u. a., und auch das Bild des Meisters selbst blickt aus der Mitte seiner Schöpfungen gar ernsthaft auf den Beschauer hernieder.



Das fürstliche Residenzschloß.
Vorder- und Rückansicht.

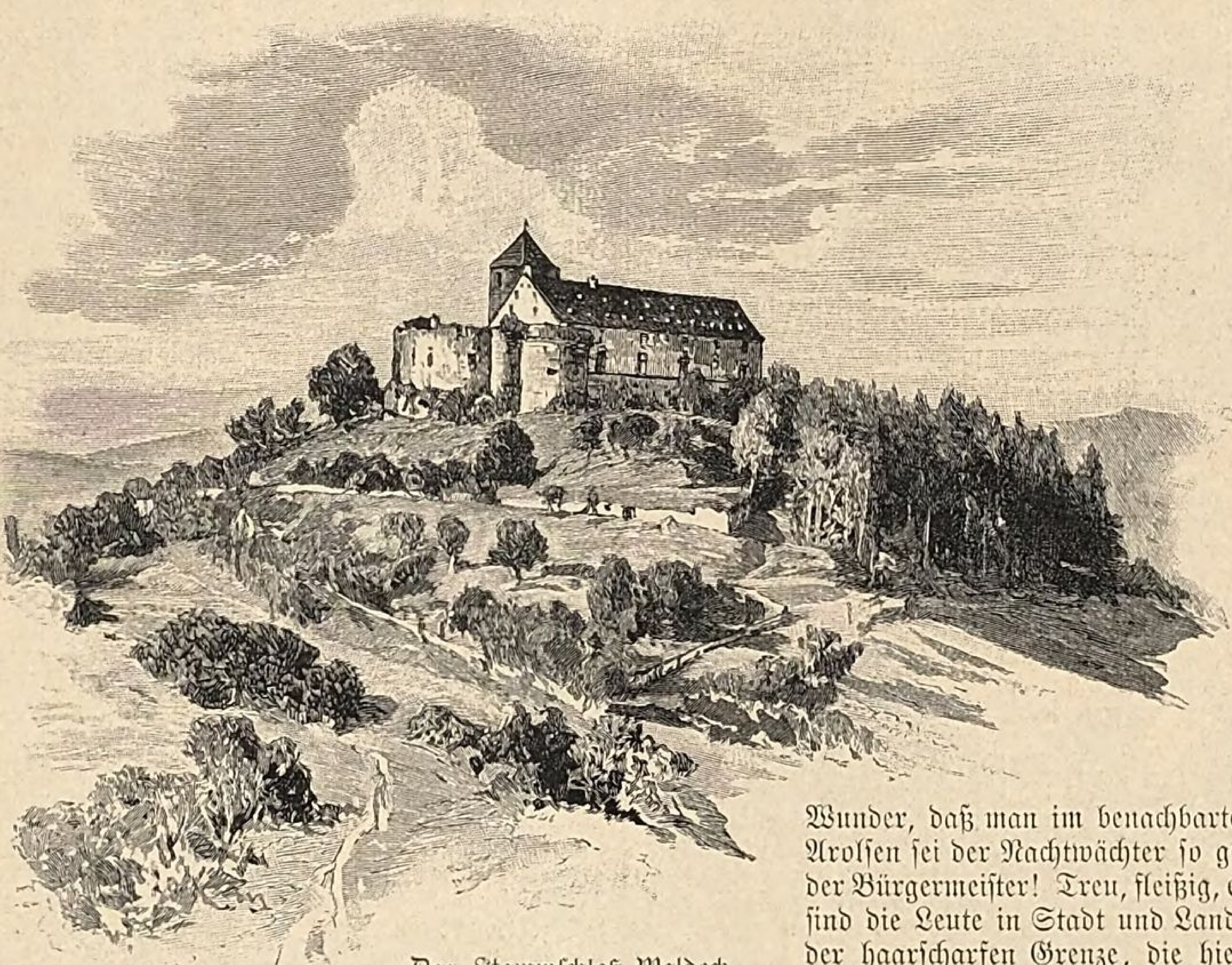
Nun von dem stillen Hause in der Kreuzstraße zurück auf die große Allee, die uns zur Stadt geführt hat. Wir wandern weiter auf dem kiesbestreuten Mittelweg, links geleitet von mauergeschützten Gärten, die zu den Häusern der Hauptstraße gehören, rechts von einem prächtigen dunkelnden Park hinter niedrigem Zaun. Jetzt durchschneidet eine breite Fahrstraße die Allee und eröffnet uns mit einem Mal einen überraschenden Ausblick auf das an ihrem unteren Ende gelegene fürstliche Schloß. In vornehmer Ruhe liegt das mächtige Gebäude da; die Sonne spiegelt sich blitzend in tausend Scheiben, zirpend schießen die Schwalben über die blauen Schieferdächer; an den Mauern klettert üppiger Epheu empor, dessen Ranken die beiden Wachthäuser am Eingang schon ganz und gar eingesponnen haben. In den Jahren 1710 bis 1720 ward der Bau errichtet nach Plänen, die der kunstsinnige Graf Anton Ulrich von Waldeck, seit 1712 Reichsfürst, eigenhändig entworfen hatte; in seinem Innern birgt er ansehnliche Schätze der Kunst und Wissenschaft, Gemälde von West, Angelika Kauffmann, Tischbein u. a., eine Bibliothek von 30000 Bänden und eine reichhaltige Antikensammlung, das Werk jenes Prinzen Christian von Waldeck, mit welchem Goethe einen Teil seiner italienischen Reise gemacht hat und der von diesem das Zeugnis eines „vollkommenen und unterrichteten Fürsten“ ausgestellt erhielt.

„Waldeck!“ Der Name ist nicht ohne Bedeutung, auch an dieser Stelle, denn fast unmittelbar stößt das Schloß an herrlichen Buchen- und Tannenwald. Die alten Herren von Waldeck haben mit der Anlage von Alleen einen förmlichen Luxus getrieben, nach allen Seiten umziehen solche das Schloß mit ihren breiten, von Akazien, Linden, Ulmen oder Kastanien beschatteten Bahnen. Ein schöner Natursinn spricht auch aus dem prächtigen Park mit seinem tiefen Grün und dem stillen Teich, auf dem die Wasserrosen schwimmen und die Schwäne lautlos ihre Bahn ziehen über das Spiegelbild des alten Schloßbaus. Auch des „Schlößchens“ oder „Neuen Schlosses“ dürfen wir nicht vergessen, das zu verschiedenen Zeiten waldeckischen Fürstinnen als Witwensitz gedient hat.

Arolsens Stolz und köstlichster Besitz sind die Waldberge, die es umgeben und durch die man auch im Hochsommer stundenlang wandern kann, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Dabei öffnen sich auf Schritt und Tritt entzückende Aussichten über Landschaftsbilder von zartem idyllischem Reiz, über Wiesenthäler mit silberklaren Flüßchen, stillen Dörfern und einsamen Mühlen. Um Durst und Hunger braucht der Wanderer sich nicht zu sorgen. Geht es auch in den dörflichen Krügen um Arolsen recht einfach zu, ein kühler Trunk und ein Bissen Brot nebst saftigem Schinken findet sich überall, und bei der Frau Hoffischerin drunten im Fischhaus, das in lauschiger Einsamkeit mitten im Walde liegt, ist gar ein gutes Weilen bei Speis' und Trank und herrlichem Ausblick bis hinüber zu den fernen blauen Hessenbergen. Gern besucht wird auch der fürstliche Tiergarten, der sich viele Stunden weit erstreckt und in leichter Umzäunung eine Menge Wild birgt. In diesem Tiergarten, dessen Forsthäuser romantischen Gemütern als der entzückendste Aufenthalt erscheinen mögen, liegt der sagenumwobene Markusstein, auch kurzweg „Markstein“ genannt. Von der einen Seite leicht zugänglich, so daß man fast unmerklich die Kuppe erreicht, stürzt er nach der andern schroff in schwindelnde Tiefe ab; düstere Höhlen auf halber Höhe der Felswand, an der jetzt eine in den Stein gehauene Treppe hinaufführt, sollen einst einem alten Eremiten zum Aufenthalt gedient haben. Damals, erzählt man, war der Platz vor dem Felsen dicht verwachsen, himmelanstrebende Baumriesen verdeckten völlig den tiefen Absturz. Einmal nun geschah es, daß der Fürst bei der Verfolgung eines Hirsches ahnungslos bis dicht an den Rand der Klippe sprengte; spurlos verschwand das gehetzte Tier — um eines Haares Breite, und der nachsetzende Reiter wäre samt seinem Roß in die Tiefe gesprungen. Sein treuer Hund aber hatte die Gefahr bemerkt, laut bellend trieb er das Pferd zurück und stürzte dann selbst in den Abgrund. So ward nach der Sage der Felsen entdeckt. Im Park des Neuen Schlosses zu Arolsen aber befand sich noch vor nicht allzulangen Jahren ein bescheidener Stein, auf

dem zu lesen war: „Hier ruht der treue Munter.“ Das soll jener Hund gewesen sein, der Retter seines Herrn.

Auch weiter ins Land hinaus giebt's noch allerorten Schönes und Merkwürdiges zu sehen, die Schlösser von Rhoden und Wildungen, das Stammschloß der Fürsten von Waldeck auf hohem Berge, den das Silberband der Eder umschlingt, Niederwerbe, die prachtvolle Klosterruine, die Kirchen von Wildungen und Corbach. Auf die Wildunger Mineralquellen brauchen wir nicht erst hinzuweisen; sie sind wohl dasjenige vom Arolsener Land, was man draußen in der weiten Welt am besten kennt, da ja jährlich über $^2/_3$ Millionen Flaschen Wildunger Wasser hinauswandern. — Einst hat man auch Bergbau getrieben im Fürstentum Waldeck auf Eisen und Kupfer, im Ederflüßchen wurde sogar Gold gewaschen; aber heutzutage wird nur noch Eisenerz gefördert und auch dieses in unbedeutenden Mengen. Quellen des Reichtums strömen leider keine in dem kleinen Gebiet der Arolsener Fürsten, aber die höhere Bildung fand allezeit Schützer und Förderer im Waldecker Lande und Fürstenhause von den Zeiten der Reformation und der Gründung des Landesgymnasiums zu Corbach bis auf unsere Tage. Auch hat Arolsen neben seiner ordentlichen Volksschule ein städtisches Realgymnasium und eine höhere Töchterschule — bei einer Bevölkerung von 2600 Seelen! Kein Wunder, daß man im benachbarten Westfalen sagt, in Arolsen sei der Nachtwächter so gebildet wie anderswo der Bürgermeister! Treu, fleißig, ehrlich und gut deutsch sind die Leute in Stadt und Land, diesseit und jenseit der haarscharfen Grenze, die hier, mitten durch das Ländchen laufend, Sachsen und Franken scheidet, die Sachsen an Twiste und Diemel, die Franken an der Eder — beide ein Volk, von gleich echt deutschem Ursprung und durch eine tausendjährige Geschichte zusammengeschmiedet.



Das Stammschloß Waldeck.

Blätter und Blüten

Der „Kleine Vermittler“ der „Gartenlaube“. Eine neue Einrichtung, welche im Anzeigenteile der „Gartenlaube“ demnächst ins Leben treten wird, kommt dem Interesse unserer Leser auf einem der wichtigsten Lebensgebiete in so weitem Umfang entgegen, daß sie allgemein nur aufs freudigste begrüßt werden kann. Es handelt sich um eine Preisermäßigung für alle jene Ankündigungen, zu welchen das Familienleben unmittelbar Veranlassung bietet, für all die Stellengesuche und Angebote von Stützen der Hausfrau, Bonnen, Gouvernanten, Erziehern und Lehrern, Nachweise von Pensionen und Schulen, von Unterkunfts- und Arbeitsgelegenheit, welche die Sorge um das Wohl der heranwachsenden und herangewachsenen Kinder oder anderer Familienglieder nötig macht, und die von nun ab auch in einer besonderen Abteilung, dem „Kleinen Vermittler“, zum Nachschlagen in Gruppen geordnet, erscheinen werden. Während bisher jede Anzeige in der „Gartenlaube“ für die vierfach gespaltene Nonpareille-Zeile 1 Mark 50 Pfennig gekostet hat, tritt für die Ankündigungen im „Kleinen Vermittler“ eine Ermäßigung in der Weise ein, daß für jedes Wort in kleiner Schrift nur 15 Pfennig, in fetter Schrift 20 Pfennig berechnet werden. Eine Zeile umfaßt durchschnittlich fünf Worte, so daß also der Anzeigenpreis im „Kleinen Vermittler“ ungefähr um die Hälfte niedriger wird. Indem wir so den Charakter eines Familienblattes unmittelbar auch dem Inhalt nach auf unseren Anzeigenteil ausdehnen und den dem Familienbedürfnis dienenden Inseraten die Weltverbreitung der „Gartenlaube“ für einen so billigen Preis gewähren, daß auch dem Unbemittelten die Benutzung ermöglicht ist, bringen wir das damit verbundene Opfer in der sicheren Voraussicht, in dem „Kleinen Vermittler“ der „Gartenlaube“ ein Centralorgan für Angebot und Nachfrage auf diesem Gebiete zu schaffen, das jedem Benutzer die Gewähr bietet, daß seine Anzeige wirklich von allen denen gelesen wird, an die sie gerichtet ist. Auch diese Inserate sind wie alle für die „Gartenlaube“ bestimmten Anzeigen der Annoncenexpedition von Rudolf Mosse in Leipzig und Berlin oder deren Zweiganstalten zu übergeben.

In der Oper. (Zu dem Bilde S. 669.) Vorüber ist die Zeit der Sommerferien und Sommertheater. Die großen Tempel Thaliens in den Residenz- und anderen Städten haben ihre Pforten aufgethan und versammeln ihr Publikum in steigender Vollständigkeit; mit frischer Kraft sind Schauspieler und Sänger, mit frischer Empfänglichkeit Zuschauer und Zuhörer zur Stelle. Auch die beiden Schönen auf unserem Bildchen machen den Eindruck, als ob sie mit vollkommener Hingabe einer sanft rührenden Arie lauschten, die von der Bühne zu ihnen herauftönt in ihre Loge, und es müßte für den Vortragenden eine Lust sein, könnte er sehen, wie innig man ihm hier zuhört. Aber wenn er Zeit und Muße hätte, noch weiter mit prüfendem Auge die Insassen des Theaters zu mustern, so würde er noch eine andere, für ihn weniger erfreuliche Entdeckung machen; er würde bemerken, wie viele Operngläser sich nicht nach ihm, sondern nach jener Loge richten, wie viel Aufmerksamkeit ihm und seinem Singen entwendet wird durch das anziehende Bild holder Frauenschönheit, das dort dem Blicke sich bietet. Ja, nicht bloß die Bühne, auch der Zuschauerraum hat seine „Sterne“.

Die letzten Rebellen. (Zu dem Bilde S. 672 und 673.) Muß es einen „Imam“, ein Staatsoberhaupt geben, und wer ist dazu berufen? Darüber haben die Juristen und Dogmatiker des Islams gar gelehrte Bücher geschrieben. Freilich die, welche die thatsächliche Macht hatten, haben sich an die Theorien der Büchermacher wenig gekehrt. In manchen Fällen haben sie der öffentlichen Meinung, die sich ja doch auch im Orient nicht einfach durch die Behauptung, sie existiere nicht, aus der Welt schaffen läßt, durch eine freche Fälschung ein Zugeständnis gemacht, wie jener kühne Gründer der Fatimidendynastie von dunkler Herkunft, Ubaidallah, der mit einem von gefälligen Leuten wohl bescheinigten Stammbaum als Abkömmling Alis auf die Bühne trat, freilich auch, als sich Zweifel gegen die Echtheit seiner Abstammung erhoben, sein Schwert als den sichersten Beweis seines Herrschaftsanspruches selber bezeichnete. Daß unter solchen Verhältnissen der Tod eines Herrschers fast immer eine Quelle innerer Unruhen bildet, ist kein Wunder, und unsere Zeitungen belehren uns zur Genüge, daß dem Ableben eines orientalischen Fürsten nicht bloß von dessen Unterthanen, sondern auch von den europäischen Kabinetten mit ernsten Besorgnissen entgegengesehen wird. Kaum hat der Fürst, der scheinbar allmächtig geherrscht hat, in Wirklichkeit aber entweder das Werkzeug einer kleinen Schar von Intriganten war oder seine Stellung nur durch Lavieren zwischen verschiedenen Einflüssen mühsam aufrecht erhalten konnte, die Augen geschlossen, so werden die von ihm getroffenen Anordnungen über die Nachfolge von zahlreichen Personen bekämpft, und derjenige unter den Prätendenten, dem es endlich gelingt, obenauf zu kommen, hat noch lange mit zahlreichen Gegnern im Innern zu kämpfen. Nur dem Einfluß der europäischen Mächte ist es zu danken, wenn sich ein Thronwechsel im Orient so friedlich vollzieht wie der jüngste in Marokko.

In dieses Land, das Maghreb el-aksa, dessen Majestäten vor ihren Kollegen den Ehrentitel „Scherifisch“, d. h. „der Familie des Propheten angehörend“, voraushaben, und in Zeiten, wie sie eben geschildert wurden, führt uns Benjamin Constants Gemälde „Die letzten Rebellen“, dessen Original eine Zierde des Luxemburg-Museums in Paris bildet. Hoch zu Roß, und zwar allein zu Roß, beschattet von dem mächtigen Schirm, der hier

vielmehr Sinnbild der Würde als Schutz ist, nimmt der Gewaltige Kenntnis von den Thatsachen, welche die Sicherung seiner Herrschaft verbürgen: hingestreckt liegen vor ihm die Leichen der gefährlichsten unter den Feinden, und der Kamelreiter, der ihm gegenüber auf einer kleinen Erhöhung hält und soeben eingetroffen ist — sei es nun wirklich, sei es bloß zum Schein für den Zweck der Scene — berichtet, daß der ganze Anhang jener Gefährlichen vernichtet sei und überall eitel Begeisterung für die erhabene Person des edelsten aller Fürsten herrsche. Wer die Macher sind, wessen Hände all die Fäden gesponnen, die in dem grausigen Schauspiel einen vielleicht nicht einmal endgültigen Abschluß finden, ist aus der Darstellung nicht deutlich zu erkennen, denn mit Ausnahme einiger wenigen, die allerdings desto bösartiger dreinschauen, sind die Personen, die den Mittelpunkt umgeben, zu sehr vermummt, um einen Schluß zu gestatten. Sollte nicht der Turm rechts im Hintergrunde zur Lösung des Rätsels helfen? Es ist der einer Moschee, doch nicht von der Gestalt jener zuweilen etwas gar zu schlanken, wie sie in den östlichen Ländern des Islams üblich sind, sondern einer jener massiven, viereckigen, wie sie allein in Marokko angetroffen werden. Wie bei uns im Mittelalter, so spielt noch heute im Orient die Priesterschaft eine wichtige, ja die Hauptrolle bei allen Staatsaktionen!

Noch etwas anderes zeigt der Hintergrund: ein Stück der fernen Höhen des Atlas, an dessen Fuß die Stadt Marokko, der Schauplatz der Scene, liegt. Die Berberstämme dort waren allezeit unbotmäßig, aber man nahm es mit der Erfüllung ihrer Unterthanenpflichten nie zu genau. Jetzt aber hatten sie sich um den Prätendenten geschart, der ihnen freilich wohl nicht ernst gemeinte Versprechungen gemacht; er wurde zerschmettert, und sie mit ihm. Wer kann sagen, ob die unter ihnen, die am eifrigsten für die ihnen gut scheinende Sache gekämpft und darum am meisten gelitten haben, nicht viel vornehmer, edler waren als die „Edelsten“, denen geschicktes Ränkespiel, günstige Zufälle die Macht in die Hand gespielt haben? Wer freilich kann auch sagen, ob nicht die, die sich eben an dem Anblick der Zerschmetterten weiden, morgen selbst Augenweide für einen neuen Zerschmetterer sind?

Martin Hartmann.

Blaumeisen im Bade. (Zu dem Bilde S. 677.) Unter den guten Kameraden aus der Vogelwelt, welche die Umgebung unserer Wohnstätten auch während des Winters beleben, übertrifft die kleine Blaumeise alle anderen durch Anmut und Zierlichkeit. Ein munterer Singvogel, der in der schöneren Jahreszeit draußen im Wald mit den anderen um die Wette fröhlich sein Lied pfeift, folgt er, wenn die anderen die weite Reise nach Süden antreten, in einfacherer Weise dem Zuge nach Wärme und siedelt sich in gutem Vertrauen auf die Gastfreundschaft des Menschen in Dorf und Stadt an, wo nur immer ein paar Obst- und Alleenbäume den Häusern benachbart sind.

Und wenn die Freigebigkeit der Bewohner eine anhaltende ist, so wird sich ein größerer oder kleinerer, aus verschiedenen Arten sich zusammensetzender Stamm die ganze rauhe Jahreszeit hindurch zu regelmäßigen Stunden am Fenster einfinden, um die ihnen gestreuten Brosamen dankbar zu verzehren. Aber dann, wenn der Frühling wiederkommt, da lösen sich diese Genossenschaften, welche die Not zusammengeschart, in Sippen und Pärchen auf und es geht munteren Fluges wieder hinaus in den Wald, wo erst der Besitz eines eigenen Nestes die gefiederten Sänger wiederum seßhaft macht. Die reinen Freuden, welche jetzt die Beobachtung der munteren Geschöpfe gewährt, belohnen dann reichlich die im Winter geübte Wohlthätigkeit. Eine Scene aus dem ersten Frühling, aus der Zeit der Schlehenblüte, führt uns die Künstlerin in dem beigegebenen Bilde vor, in dem sie eine kleine, der Natur abgelauschte Episode aus dem Vogelleben zu einem artigen, lebenatmenden Phantasiestück erweitert.

Das Interesse an der einheimischen Vogelwelt hat aber nicht nur seine ästhetische, sondern auch eine naheliegende praktische Seite. Gerade die Meisen gehören zu unsern wichtigsten und nützlichsten Insektenvertilgern, und schon aus diesem Grunde sollte die Kenntnis dieser überall verbreiteten Wohlthäter, die sich, wie erwähnt, vor allem am gastlichen Fenster mit Leichtigkeit erwerben läßt, wo es nur möglich ist, gefördert werden. Es sind vorzugsweise drei Meisenarten, welche sich bei uns mit Sicherheit als Wintergäste einfinden. Die größte unter ihnen, die Kohl- oder Spiegelmeise, ist durch die auffallende Zeichnung des Kopfes, welcher bis auf einen dreieckigen weißen Fleck unter dem Auge glänzend schwarz ist, sowie an einer die Mitte der gelben Unterseite durchziehenden breiten, schwarzen Längsbinde unzweideutig charakterisiert. Sie ist die stärkste unter den Meisen und zeigt sich auch am Fensterbrett als die gewaltthätigste, wie sie denn auch in ihrem sonstigen Leben, zumal im Verhalten gegen junge, schwache und kranke Vögel der eigenen oder anderer Arten, keineswegs einen tadellosen Leumund besitzt. Noch mehr als sie fesseln die beiden kleineren Arten, die Sumpf- und Blaumeise, den Beobachter durch ihr Aeußeres und ihr keckes, flinkes Wesen. Die erstere, die wegen ihrer schwarzen Kopfplatte nicht selten mit der schwarzköpfigen Grasmücke, dem „Schwarzkopf“, verwechselt wird, hat im übrigen ein einfach mäusefarbenes Gefieder, während die Blaumeise in ihrem lebhafteren Farbenschmuck als überaus anziehende Erscheinung auffällt: der Scheitel, ein Halsband, ein Teil der Schwungfedern und die Steuerfedern zeigen verschiedene Schattierungen von Blau, einer Farbe, die nur bei wenigen andern einheimischen Vögeln und niemals in so ausgiebigem Maße auftritt. Auf unserem Bilde tritt diese Zeichnung und nicht minder die zierliche Gestalt unserer Meise naturgetreu hervor.

H.

Die neue städtische Sparkasse in Berlin. (Zu dem Bilde S. 681.) Seit dem Jahre 1892 erhebt sich in Berlin auf den Grundmauern der alten städtischen Wassermühlen an dem seither wesentlich erweiterten Mühlendamme ein stattlicher Neubau. Zwar etwas kasernenartig nüchtern, aber doch recht eindrucksvoll schaut er über die neue breite Spreebrücke hinweg, zu deren Verbreiterung die alten Häuserbaracken des Mühlendammes mit ihren berühmten Trödelgeschäften fallen mußten. Jenes Gebäude ist die neue städtische Sparkasse, eine der segensreichsten Schöpfungen der an gemeinnützigen Anstalten gewiß nicht armen Reichshauptstadt.

Von ihrer Volkstümlichkeit kann sich derjenige eine Vorstellung machen, der am Ersten eines Quartals, etwa am 1. Januar oder 1. April, die Sparkasse besucht. Dichtgefüllt sind die weiten Räume mit Männern und Frauen jeglichen Alters und jeglichen Standes, die meisten den kleinbürgerlichen Familien, Handwerkern, Subalternbeamten, Handlungsgehilfen angehörend. Sie sind gekommen, um einen Teil ihrer Spareinlagen zu erheben, da ja am Quartalsersten zu Hause größere Geldbeträge gebraucht werden. Oft ist an solchen Tagen der Andrang zu den Zahlstellen so groß, daß die Leute nur truppweise eingelassen werden können, so geräumig das neue Gebäude auch ist. Es giebt da bereits zehn Zahlstellen, binnen kurzem soll eine neue eingerichtet werden. Denn die Anzahl der ausgegebenen Sparkassenbücher hat die 600 000 bereits überschritten. Die Gesamtsumme der Spareinlagen erreicht die Höhe von 165 Millionen Mark! Und jeder Erste des Monats zeigt, daß auch dauernd gespart wird, nicht bloß von einem Monat zum andern oder von Vierteljahr zu Vierteljahr; denn ein wesentlicher Teil der eingezahlten Ersparnisse bleibt in der Regel unerhoben.

Die Sparkasse nimmt von ein und derselben Person Einlagen bis zum Gesamtbetrage von 1000 Mark an, und schon von einer Mark ab, und verzinst sie zu einem Zinsfuß, der gegenwärtig 3 % beträgt. Ueber die gemachte Spareinlage erhält der Zahler ein Sparkassenbuch, das er vorlegt, wenn er Geld zurückhaben will. Aber er bekommt nur bis zu 100 Mark innerhalb des ersten Monats ohne vorherige Aufkündigung zurück. Bei Erhebung eines Betrages bis zu 500 Mark ist eine zweimonatige, über 500 Mark hinaus eine vierteljährige Kündigung erforderlich. Doch werden, wenn der Besitzer eines Sparkassenbuchs die Dringlichkeit einer größeren Abhebung darthut, auch ohne vorherige Kündigung größere Beträge sofort bei der Vorlage des Sparkassenbuchs ausgezahlt. Mit dieser entgegenkommenden Handhabung der Paragraphen über die Rückzahlungsbedingungen will man es vermeiden, daß der Sparkassenbuchbesitzer im Falle einer augenblicklichen Notlage sich gezwungen sieht, sein Buch vielleicht mit Verlust einem dritten zu verkaufen oder zu versetzen. Daß die ganze Einrichtung vorzüglich dem minder Bemittelten zugute kommen soll, geht aus der Bestimmung hervor, daß in demselben Monat auf ein Sparkassenbuch nur höchstens zusammen 300 Mark zur Einzahlung gelangen können, und daß die Kasse größere Summen als 1000 Mark nicht mehr verzinst, sondern nur noch zinslos in Verwahrung nimmt. Andererseits hat der Sparende nicht die geringsten Unkosten, nicht die mindesten Gebühren oder dgl. zu bezahlen. Einzig wenn er das Sparen aufgiebt, den ganzen ersparten Betrag erhebt und sein Buch abliefert, werden ihm — 10 Pfennig abgezogen. An etwas muß er doch merken, daß er nicht recht daran thut, die Tugend der Sparsamkeit nicht mehr länger üben zu wollen.

Die Einzahlungen können außer in dem Gebäude der Sparkasse selbst auch an einer der 75 über ganz Berlin verteilten Annahmestellen erfolgen. Zwei der Kasse gehörige Fuhrwerke holen die Gelder von dort zweimal in der Woche ab. So finden auf der Sparkasse am Mühlendamm fast nur die Auszahlungen statt. Das charakteristische Treiben, das sich dort täglich von 9 bis 2 Uhr entwickelt, ist auf unserem Bilde von dem Maler Kiekebusch anschaulich wiedergegeben.

Irrlicht. (Zu unserer Kunstbeilage.) Wie die gespenstische Erscheinung des Irrlichts bald unruhig hin und her über den moorigen Boden seines Ursprungs hüpft, bald wie festgewurzelt an eine Stelle gebannt oder langsam in bestimmter Richtung über das grüne Sumpfwasser hinschwebend angetroffen wird, so hat auch die Sage seiner menschlichen Verkörperung sehr verschiedenartige Gestalt gegeben. Von dem Aberglauben, daß die Irrlichter böse Geister seien, welche verführerische Gestalt annehmen, um den Wanderer von der Straße ab in den Sumpf zu locken, wo er ihnen nachstrebend elend untergeht und ihrer Macht verfällt, ist grundverschieden der andere, welcher in den Irrlichtern die Seelen ungetaufter Kinder erblickt. Wieder eine andere Auffassung sieht in den rätselhaften Lichterscheinungen, deren mutmaßliche Erklärung darin besteht, daß sich die den Fäulnisstoffen der Moräste entströmenden Gase an der Luft selbst entzünden, die abgeschiedenen Seelen solcher, die keines natürlichen Todes starben. Eine solche arme Seele ist auch der Gegenstand der poetischen Vision, welche unsere diesmalige Kunstbeilage darstellt. Ein tiefer Gram lastet auf den Zügen des schönen bleichen Mädchens, das, die Hände reuevoll über der Brust gekreuzt, die Augen starr ins Weite gerichtet, über den dunklen Weiher stumm und langsam dahinschwebt. Ein ähnliches Bild hat Goethe gezeichnet, als er im „Faust“ in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg den Geist Gretchens vor das Auge des mit den Hexen tanzenden Faust heraufbeschwor: „Sie schiebt sich langsam nur vom Ort, sie scheint mit geschlossenen Füßen zu gehen.“ Ein Zauberbild, von dem Mephistopheles sagt: „Ihm zu begegnen ist nicht gut; vom starren Blick erstarrt des Menschen Blut.“

☞ Hierzu Kunstbeilage XI: Irrlicht. Von Otto Lingner.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig. 1

Nr. 41 1894.

Die Gartenlaube.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Schwarzwälder Volkstrachten aus dem Gutachthal.

Mit Randzeichnung von Fritz Reiß.

Um fremde Schuld.

(5. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Ganz Westenberg staunte den neuen Haushalt der jungen Frau Wollmeyer an; wo ich mich blicken ließ, bekam ich von dem fabelhaften Glück zu hören, das Mama betroffen, selbst Tante Komtesse söhnte sich aus mit den Manieren des Mannes und fand, daß Len' ihn schon höllisch zugestutzt habe, und schließlich war ich mit meiner Meinung, meiner Kälte unter all den anderen Menschen wie ein weißer Rabe, und Mamas bekümmerte Blicke erzählten, wie schwer sie dies empfinde.

Ja, war sie denn wirklich glücklich? Einerseits gab mir die Möglichkeit, daß sie es sei, eine wahrhafte Beruhigung, anderseits empörte mich der Gedanke, daß sie fähig sein könnte, neben diesem Mann zufrieden zu leben, bis ins innerste Herz, und zuweilen, wenn sie abends, jetzt allerdings selten genug, zu mir herunterkam, um wie sonst ein paar Augenblicke an meinem Bette zu sitzen, dann ertappte ich mich dabei, daß ich sie wortlos anstarrte, um dieses Rätsel zu erforschen. Einmal schien es mir, als habe sie geweint, aber ich hatte nicht den Mut, sie zu fragen. Sie klagte nie — worüber auch? Sie besaß ja alles, was das Herz einer Frau nur zu wünschen vermag, aber es that mir weh, sie so zufrieden zu sehen.

„Er ist sehr gut!“ sagte sie einmal, als ich sie über ihrem Ausgabenbuch fand — Rechnen war immer ihre schwache Seite gewesen —, sich bemühend, einen Fehler, den sie gemacht hatte, herauszufinden. „Er hat so viel Geduld mit mir.“

In diesem Augenblick schaute er zur Thür herein und lachte, als er sie so beschäftigt sah. „Ja, ja!“ rief er, „man ist jetzt die Frau eines Kaufmanns geworden, da muß anders Buch geführt werden als früher.“

„Ich will Dir's abnehmen, Mama,“ sagte ich ruhig, und seit dem Tage half ich ihr bei der Buchführung; sie kam dann herunter zu mir, und wenn wir nicht rechneten, schwatzten wir zusammen wie in alten Zeiten, oder ich war bei ihr oben in ihrem Toilettenzimmer, während sie sich in irgend ein Seiden- oder Sammetkleid warf, denn sie machten eben mittags und nachmittags ihre ersten Besuche, und Mama mußte dem Rang einer Frau Wollmeyer entsprechend angezogen sein. Später kamen die Gegenvisiten, bei denen meine Anwesenheit gewünscht wurde, und als das vorüber war, nahm der Hausherr sein altes Leben wieder auf, das heißt, er ging hier und da zu einer Stadtverordnetenversammlung, und alle Tage zweimal zum Stammschoppen, Sonntags in die Kirche und Mittwochabend mit Mama zum Whistkränzchen, das sie mit der Komtesse und dem Postdirektor von Blessow, dem Superintendenten und deren Frauen hielten.

Ich lebte indessen wie eine verwunschene Prinzessin im Märchen mit meiner alten Base und dachte darüber nach, wie ich mich erlösen könnte, denn daß ein anderer Mensch mich hier herausführen werde, das schien mir unmöglich. Ich wollte auch meine Freiheit nur mir selbst verdanken und arbeitete nun tüchtig, um mich in Musik und Sprachen zu vervollkommnen. Hier brauchte man mich ja nicht — Mama war ja glücklich!

Allmählich war man tiefer in den November hineingekommen, und in unserem Hause wurden Vorbereitungen getroffen zu dem Empfang von Gästen, des Herrn von Brankwitz und seiner Schwester. Die alten Füße der Base waren treppauf treppab gelaufen den ganzen Tag, und ihr Gesicht sah anders aus als sonst — zwei hochrote Flecken brannten ihr auf den hageren Wangen. Mama hatte nach Tisch über Kopfschmerzen geklagt und war nicht fähig, Herrn Wollmeyer zum Bahnhof zu begleiten, um den Besuch zu empfangen. Ich saß in meiner Stube und bemühte mich, einen französischen Brief zu schreiben an irgend eine fingierte Persönlichkeit, als Mama eintrat und mich mahnte, Toilette zu machen. Dann strich sie mir über die Wange und schob mir ein Päckchen in die Hand.

„Du möchtest Dich heute abend damit schmücken, läßt er Dir sagen.“

Der „Er“ war Herr Wollmeyer, mir gegenüber nannte sie ihn immer so. Ich öffnete das Päckchen; ein kleines ganz mit winzigen Diamanten besätes goldenes Medaillon in Herzform blitzte mir entgegen.

„Aber weshalb denn, Mama?“ entfuhr es mir.

„Er meint es so gut, er möchte Dir gern eine Freude machen,“ antwortete sie. „Nicht wahr, Du wirst es tragen?“ Ihre Blicke hingen förmlich angstvoll an mir.

„Wenn Du es durchaus wünschest, Mama.“

„Bitte!“ sagte sie leise.

In diesem Augenblick kam die Base herein, noch rot von der Arbeit am Küchenherd. Mama trat rasch zu ihr und hielt ihr die Hand hin. „Base, er hat's nicht so gemeint,“ flüsterte sie.

Ich sah verwundert von der einen zur andern.

„Freilich, freilich!“ murmelte die alte Frau und drückte Mama die Hand. „Er hat ja auch recht — wenn man alt wird, werden auch unsere Leistungen mangelhafter, und das hat Gott so eingesetzt, daß wir langsam welken und absterben — da kann Wollmeyer nichts daran ändern, geht ihm dereinst ebenso.“

„Nicht so bitter sein, Base.“

„Bin nicht bitter, gar nicht; wenn ich hätt' bitter werden wollen, so —“

Mama wandte sich langsam zu mir. „Mach's gut heute abend,“ forderte sie, „und sei freundlich!“ Dann ging sie, müde, um Jahre älter aussehend denn sonst, trotz ihres eleganten, fast zu jugendlichen Anzuges.

„Was hat's gegeben, Base?“ fragte ich besorgt, als sich die Thür hinter ihr schloß.

„Weiter gar nichts, wirklich gar nichts,“ sagte sie in ihrer alten freundlichen Art. „'s sind 'mal Tage, wo es bös Wetter giebt. Machen Sie es wieder gut, schauen Sie aus heute abend, wie Sie früher immer aussahen, so als ob die liebe Sonne in das Stübchen guckte, dann wird's besser!“

Mamas Aussehen hatte mich unglücklicher gemacht, als ich mich seit langer Zeit gefühlt. Sie hatte recht, sie konnte verlangen, daß ich freundlicher war. Ich begann unter dem Einfluß dieses guten Vorsatzes mich hastig anzukleiden, und als ich eben fertig war, da rasselte der Wagen über das Pflaster des Hofes und ich ging hinaus — um Mamas willen die Gäste zu begrüßen. Friedrich riß die Thür auf und den Wagenschlag, und ich trat auf die Schwelle.

Eine lispelnde hohe Frauenstimme scholl aus dem Wagen. „Ach, sogar weißgekleidete Jungfrauen zu meinem Empfang? Onkel Wollmeyer, Du hast einzige Einfälle!“

Herr Wollmeyer, der beim Umsehen mich erblickte, lachte, indem er der großen Frauengestalt beim Aussteigen behilflich war. „Ja freilich, 's ist die Anneliese, unser wildes Trotzköpfchen. Kommen Sie her, Anneliese, so — gebt Euch einen Kuß — so, so!“

In dem weiten seidenen Mantel, der sich jetzt auseinander breitete, versank ich fast, ich fühlte mich plötzlich umarmt und atmete ein süßliches, mit Patschuli vermischtes Parfüm ein, das mich fast betäubte.

„Ach, solch winziges Püppchen,“ sagte dieselbe hohe Stimme, „wie ein Figürchen von Meißener Porzellan, süß, einfach süß!“

„So laß sie doch endlich los, Olga!“ rief eine dritte Person, „willst Du sie erdrücken? Schön guten Abend, mein gnädiges Fräulein, freut mich, Sie so wohl zu sehen, waren damals auf der Hochzeit etwas — hm —“

Der junge Brankwitz hatte mir beide Hände hergestreckt, und in diesem Augenblick überkam mich wieder die ganze verzweifelte Stimmung des unseligen Hochzeitstages; ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen drang, fühlte, daß ich aschfahl aussehen mußte, und legte nur flüchtig für eine Sekunde einen einzigen Finger in seine Hand, dann wandte ich mich kurz ab. Zum Glück trat eben die Komtesse in die Thür in ihrem beliebten abendlichen Straßenanzug, mit hoch aufgeschürztem Rock, an den Füßen mächtige Holzpantoffeln, wie sie in Westenberg der grundlosen Wege halber den Gummischuhen vorgezogen wurden, einen altmodischen weiten Tuchmantel um, eine Kapuze längst verflossener Mode auf dem Kopfe, eine riesige Laterne in der einen Hand und in der andern einen ebenso riesigen Regenschirm.

Mit einem Jubelschrei flog ich dieser grotesken und doch so lieben Erscheinung entgegen.

„'n Abend!“ rief sie, und ohne sich um die Fremde zu

bekümmern, deren volles rosig weißes Gesicht verblüfft und erstaunt unter dem Sealsbarett hervorsah, schrie sie: „Die ganzen hochweisen Stadtverordneten können sich meinetwegen begraben lassen, verehrter Herr Wollmeyer! Brennt wohl eine einzige Laterne in der ganzen Stadt? An der Ecke von Schuster Grün ist mir ein Pantoffel stecken geblieben, und wenn ich meine Laterne nicht gehabt hätte, steckte er noch da! Nachgerade sollten Sie doch wissen, daß auf den Mond kein Verlaß ist!"

„Bei der nächsten Wahl werden wir Sie zum Bürgermeister vorschlagen, gnädigste Gräfin — ha, ha!" antwortete lachend der Hausherr. „Aber da wir uns einmal so unvermutet hier treffen — darf ich Ihnen Frau Sellmann, geborene von Brankwitz, vorstellen? Lieber Besuch, hoffentlich recht lange, ja — hm! Herr Otto von Brankwitz!"

„Hatte schon das Vergnügen," sagte die Komtesse zu dem Letzteren, während sich ihre ungeheure Kapuze etwas gegen die junge Witwe neigte. „Sehr erfreut, aber wenn wir hier bleiben sollen, mein guter Wollmeyer, dann lassen Sie Stühle bringen, oder erlauben Sie 'mal, daß ich voran marschiere."

Und sie stelzte mit ihren kurzen Röcken und den riesigen Schuhen ohne Absätze der Treppe zu, nachdem sie die Pantoffeln an der Thür gelassen hatte.

Die Frau Sellmann folgte lächelnd, und ebenso wir. Ich sah es noch, wie ein mannshoher Koffer in die Zimmer an der andern Seite des Flurs, uns gegenüber, geschafft wurde — dort wohnte die Dame.

Oben kam Mama uns im Vorzimmer entgegen. Erneute Begrüßung, ein Umarmen und Küssen seitens der Geborenen von Brankwitz, das endlos dauerte, während die Komtesse sich den Mantel abnehmen ließ und ihr Kleid in Ordnung brachte. „'n Abend, Len'," grüßte sie, als Mama endlich frei wurde, „was ist denn los bei Euch? Wird getanzt?"

Mama sah verlegen lächelnd an ihrem weißen Wollkleid herunter.

„Na, entschuldige! Ich habe meinen alten Kittel an. Das Schwarzseidene riskierte ich nicht bei dem Wetter — wenn's Herz nur gut ist!"

Und sie küßte Mama auf die Stirn und sah mit verwunderter Miene der Frau Sellmann nach, die nur ein wenig Toilette machen wollte.

Mama entschuldigte sich bei der Komtesse, beauftragte mich, dieselbe in ihr Boudoir zu führen, und stieg treppab, um dem fremden Gaste die Zimmer anzuweisen.

„Na, wie geht's denn, Küken?" fragte die Gräfin mich drinnen — die Herren waren eine Treppe höher gegangen, wo Brankwitz wohnte — „hast wohl keine Langeweile mehr? Alle Tage etwas anderes — mußt wohl ordentlich Haustochter spielen? Aber hör', die Len', wie sieht die Len' aus! Hatte sie geweint?"

„Ich weiß nicht, Tante, ich habe Mama heute sehr wenig gesehen."

Ich faßte Mama schärfer ins Auge, als sie zurückkam; wirklich, sie hatte rotumränderte matte Augen und drückte des öfteren die Hand gegen die rechte Schläfe. Es mußte etwas vorgefallen sein, das sie mir verschweigen wollten, die Base sowohl wie Mama. Arme Mama!

Der Hausherr, der mich heute mit Vorliebe „Töchterchen" nannte, führte etwas später die Komtesse am einen und Frau Sellmann am andern Arm ins Speisezimmer; er war ganz ausgesucht guter Stimmung heute abend; Herr von Brankwitz reichte Mama den rechten Arm, ich übersah den anderen und schlenderte hinterdrein mit gesenkten Augen. Bei Tische saß ich natürlich neben ihm.

Er begann eine halblaute Unterhaltung, wobei er die blaßblauen Augen beständig in die meinen zu versenken suchte. Ich antwortete unartig laut und überhaupt sehr kurz; mir kam dieser Jüngling einfach albern vor. Jedenfalls war seine Schwester eine ganz andere Persönlichkeit. Groß, schlank, zungengewandt, von rosiger Gesichtsfarbe und rotblonden Titianhaaren; letztere Eigenschaften jedenfalls samt den kohlschwarzen Augenbrauen auf kosmetischem Wege angezaubert. Sie hatte ihre üppige Gestalt in schwarzen Atlas gepreßt, und für jedermann, der ein bißchen schlecht sah, war sie ohne Zweifel imponierend schön, aber von einer Schönheit, die für honette Damen etwas Peinliches hat.

Die Komtesse in ihrer schwarzen Wollspitzenhaube, die mit Granatnadeln festgesteckt war, und ihrem einfachen schwarzen Wollkleid wandte kein Auge von der Dame, und ihr Gesicht zeigte den bekannten Ausdruck, in dem Mißtrauen und Hochmut sich mischten; sie konnte sehr fatal aussehen, die alte Dame, und heute abend that sie es in besonderem Grade. Ich hätte etwas darum gegeben, hätte ich in diesem Augenblick ihre Gedanken erraten können.

„So ein kleines Städtchen hat etwas unglaublich Trauliches," flötete Frau Sellmann und machte sich eine Auster mundgerecht, „man kommt sich vor, als sei man der Gegenwart entrückt, als lebe man im Mittelalter. Ich denke mir, hier muß die Zeit stille stehen."

„Keineswegs," sagte die Komtesse trocken, „man wird hier so gut älter wie in Berlin, nicht wahr, lieber Wollmeyer?"

„Aber wer wird vom Alter reden in Gegenwart so schöner Damen?" rief Herr von Brankwitz. „Meine Damen, Ihr Wohl, Ihr ganz spezielles, Fräulein von Sternberg!"

Ich stieß mit ihm an, aber wich seinen Blicken aus.

„Meine Schwester hat recht, wenn sie sagt, hier stehe die Zeit still," begann er. „Sie sollten wo anders leben, gnädiges Fräulein, es ist hier nicht der Platz für Sie; Sie müssen gesehen, bewundert werden — hm —"

Er verstummte, ich mochte ihn wohl befremdet angeblickt haben.

„Onkel Wollmeyer, Du mußt mir das liebe Ding einmal nach Berlin schicken," sagte Frau Sellmann.

„Anneliese fühlt sich hier, glaube ich, ganz glücklich," fuhr die Komtesse dazwischen. „Nicht, meine Tochter?"

„Wenn mit dem ‚lieben Ding' ich gemeint bin — ich dachte, es sei von Mamas Pinscher die Rede — so muß ich bemerken, daß ich für mein Teil nicht auf Berlin brenne."

„Anneliese!" mahnte Mama.

Herr Otto von Brankwitz lachte.

„Vorläufig bleiben wir alle hier und vergnügen uns, so gut es geht, meine Herrschaften," rief mein Stiefvater. „Ich veranstalte ein Eisfest auf dem Teich —"

„Es gefriert ja gar nicht," flötete Frau Sellmann.

„Ein Westenberger Stadtrat kann alles," sagte die Komtesse, „kann auch gefrieren lassen."

„Reizend, Komtesse, bravo!" lachte der Stadtrat, „dann Schlittenpartien, Mondscheinball, Hausball, Weihnachtsjubel, Wohlthätigkeitsvorstellung und so weiter und so weiter! Trinken wir auf einen fröhlichen Winter!"

„Ich trinke noch auf etwas anderes," flüsterte Herr von Brankwitz, mir tief ins Auge sehend, und er rührte an mein Champagnerglas, das ruhig auf dem Tische stand, wo es auch stehen blieb.

Ich hatte die Achseln unmerklich gezuckt und eine hochmütige Miene aufgesetzt.

Nach Tische vergaßen wir, uns gegenseitig eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen. Den Kaffee nahm man in dem zu einem türkischen Zelt umgewandelten Raum neben Mamas Boudoir. Frau Sellmann lag auf der Chaiselongue ausgestreckt, eine Cigarette rauchend; die Komtesse, mit einem großen groben Strickzeug, saß auf einem niedrigen Sessel, während die Herren ebenfalls rauchten.

„Anneliese, spiele mir mein Lieblingsstück," bat die alte Dame, und ich ging ins Nebenzimmer, um ihr das Ochsenmenuett von Haydn zu Gehör zu bringen, das sie vor ewig langer Zeit einmal mit einem Prinzen vierhändig gespielt hatte, in einer Gesellschaft bei „Papa Excellenz", und das sie zaubermächtig zurückversetzte in die ferne Jugend.

Plötzlich griff eine breite, aber wohlgepflegte Männerhand über meine Schulter hinweg und schlug das Notenblatt um.

„Danke sehr, aber das thu' ich lieber selbst," sagte ich laut.

„Warum denn so feindselig, Fräulein Anneliese?" tönte es flüsternd zurück. „Wenn Sie wüßten, wie ich mich gefreut habe, Sie wiederzusehen, gefreut seit jenem Tage, wo ich die Ehre hatte, Ihr Tischnachbar zu sein! Sie waren entzückend auf dieser Hochzeit, so zigeunerhaft wild und dabei so süß, einfach süß! Ich sagte zu meiner Schwester, als ich nach Berlin zurückkam, ‚Olga,' sagte ich, ‚Du glaubst nicht, was in dieser Kleinen — pardon — dieser jungen Dame für Temperament, für Rasse, für —'"

Bim! Bim! Bim! trommelte ich die drei Schlußaccorde, klappte den Deckel des Flügels zu, stand auf und ging aus der Thür.

Ich hatte völlig vergessen, daß ich mir gelobt, um Mamas willen artig zu sein, aber schließlich, das konnte sie doch nicht verlangen, daß ich solchen Blödsinn mit anhörte! Es war ja nahezu eine Liebeserklärung, wenigstens die beste Einleitung dazu — aber so wenig geschmackvoll wie möglich. Der schönste Platz im ganzen Hause war doch noch immer meine einsame Stube drunten, die verständigste Gesellschaft die meines alten guten Schutzengels, dessen besondere Eigenschaft ich freilich an jenem Abend noch nicht kannte.

„Gottlob!" sagte ich, als ich vor der alten Frau stand, die beim Scheine der einfachen Petroleumlampe in ihrem Stübchen am Tisch saß und in allerhand Sachen kramte. „Das ist nicht zum Aushalten da droben, Base! Mama sieht aus, als wollte sie jeden Augenblick in Thränen ausbrechen; er ist wie eine Gewitterwolke, und die Frau Sellmann, geborene von Brankwitz, müßte polizeilich verboten werden, ihres Parfüms wegen. Der Herr Bruder hat den ‚Kleinen Kurmacher in der Westentasche' oder ‚die Kunst, sich bei den Damen beliebt zu machen' auswendig gelernt und will die Wirkung an mir erproben. Die Tante Komtesse endlich sitzt dabei und weiß nicht, was sie zu all dem sagen soll."

„Sie hätten aushalten müssen, Anneliesekén, 's giebt sonst nur bös Blut. Gehen Sie wieder hinauf, denken Sie an das, was sie der Mama versprochen haben!"

Aber eigensinnig blieb ich, holte mir einen Stuhl, setzte mich neben die alte Frau und beschwor dadurch ein Unwetter herauf, das zwar schon lange grollend am Himmel gestanden, sich aber nun urplötzlich und vernichtend über mein bißchen Frieden und Glück ergoß.

Die Base hatte nämlich in ihrer Kommode gekramt, und auf dem Tische lagen Bücher und zusammengebundene Briefpäckchen. Ein altes blauweißes Schülermützchen, arg von Wind und Wetter mitgenommen, hatte sie über ihre linke Hand gezogen und strich mit der Rechten wie liebkosend darüber hin, just in dem Augenblick, als die Thür der Vorderstube krachend zugeschmettert wurde und der Hausherr eiligen harten Schrittes in unsere Idylle polterte. Er mochte gerade noch gehört haben, daß ich mich erkundigte, ob diese Mütze einst Robert Nordmann gehört habe.

Die Base saß stumm, erschreckt da.

„Also hier?" fragte er. „Ich muß bitten, daß Sie sich wieder hinaufbemühen zur Gesellschaft. Sie sind kein Kind mehr, Sie sind die erwachsene Tochter meines Hauses, und ich kann verlangen, daß man gegen dieses Haus Rücksichten nimmt. Ich muß mich wundern, Anneliese, daß Sie den alten Weiberklatsch hier einer gebildeten Unterhaltung vorziehen! Dem Unwesen des allzuvertraulichen Verkehrs mit der Base werde ich überhaupt ein Ende machen. Sie hetzt Frau und Kind gegen mich auf, wie sie ehedem meine verstorbene Frau und den Neffen gegen mich aufgewiegelt hat. Das muß aufhören! Du packst morgen Deine Siebensachen," wandte er sich an die alte Frau, die aufgesprungen war und in stummem Entsetzen die Hände ineinander schlang. „Kannst nach Langenwalde gehen und auf der Mühle wohnen, wie's schon lange geplant ist für Deine alten Tage. Hier sollst Du jedenfalls nicht mehr Unheil anstiften!"

Damit verschnaufte er sich, putzte den Kneifer und sah uns beide eine Weile niederschmetternd an; dann wandte er sich, um zu gehen.

„Wollmeyer, was kommt Ihnen denn an?" fragte mit zitternder Stimme die alte Base. „Wann habe ich jemals gegen Sie geredet? Ich habe geschwiegen, immer geschwiegen, das wissen Sie besser als jeder andere."

„Ich brauche Dein Schweigen nicht!" herrschte er, wieder zurückkommend, „verstehst Du?"

„Nun also," unterbrach ihn die Base, „wie kann ich denn da hetzen? Meintag hat man mir das nicht zur Last gelegt. Aber ich kann gehen, morgen kann ich gehen, will ich gehen. Sie haben ganz recht, Wollmeyer, 's ist besser." Sie wischte sich mit dem Rücken der Hand über die Stirn und begann mit zitternden Fingern ihre paar armseligen Erinnerungen zusammenzupacken.

„Sagen Sie 'mal, Anneliese, hab' ich Sie je aufgehetzt?" fragte sie, in der Meinung, daß er das Zimmer verlassen habe.

„Wahrhaftig nicht!" stieß ich hervor, kaum noch fähig, mich zu beherrschen. „Ich lasse mich überhaupt von niemand aufhetzen, ich thue, was ich für richtig halte." Und ich ballte die Hände und sah dem Mann mit funkelndem Haß in die Augen, der, im Gefühl seiner Ueberlegenheit die Achseln zuckend, zu mir herüberblickte.

„In fünf Minuten erwarte ich Sie oben; Brankwitz will vierhändig mit Ihnen spielen."

Ich antwortete nicht.

Da rief die Base den Mann abermals von der Thür zurück.

„Wegen dem Brankwitz sind Sie böse, Wollmeyer? Ja, lieber Gott, und wenn ich jetzt vor den Geschworenen stände dort im Gerichtssaal, ich könnte doch nur wiederholen, was ich heute morgen zur Mutter von Anneliese gesagt, daß er nichts weiter ist als unserem Herrgott sein Tagedieb; daß er ebenso fleißig dabei ist, sein Geld zu verjubeln, wie sein Vater dabei war, es zusammenzuscharren, und daß seine Schwester kein Umgang ist für die gnädige Frau, von Anneliese ganz zu schweigen. Das sag' ich nun noch einmal vor Anneliese, weil ich ja doch fort muß und weil ich gern möcht', daß sie weiß, wie ich über den Besuch droben denke. Nun, und morgen werde ich zur rechten Zeit reisen, Wollmeyer, verlassen Sie sich darauf!"

Und sie ergriff meinen Arm. „Gehen Sie hübsch hinauf, Anneliese, Mama wartet. Brauchen keine Angst zu haben, gehen Sie — ich hab' noch ein Wort mit ihm zu sprechen." Sie schob mich an dem Mann meiner Mutter vorüber, schloß die Thür hinter mir und blieb mit ihm allein.

Zitternd vor Aufregung lehnte ich mich an einen der Schränke, die im Nebenzimmer standen. Drinnen mußte ja gleich ein furchtbares Wetter ausbrechen! Mit Todesangst wartete ich, um der alten Frau zu Hilfe zu kommen, doch es blieb alles still, die Base sprach nur im gewöhnlichen Tonfall und gar nicht viel. Da raffte ich mich auf und ging nach oben. Dort saß ich neben Brankwitz und spielte rein mechanisch mit ihm, während verwirrend, beängstigend die Ahnung einer rätselhaften dunklen Zukunft auf mich eindrang. Was mochte das alles bedeuten? Was sollte dieses geflissentliche Wiederholen des ungünstigen Urteils der Base über den Brankwitz vor meinen Ohren? Was hatte es heute früh gegeben zwischen Herrn Wollmeyer, der Base und meiner Mutter?

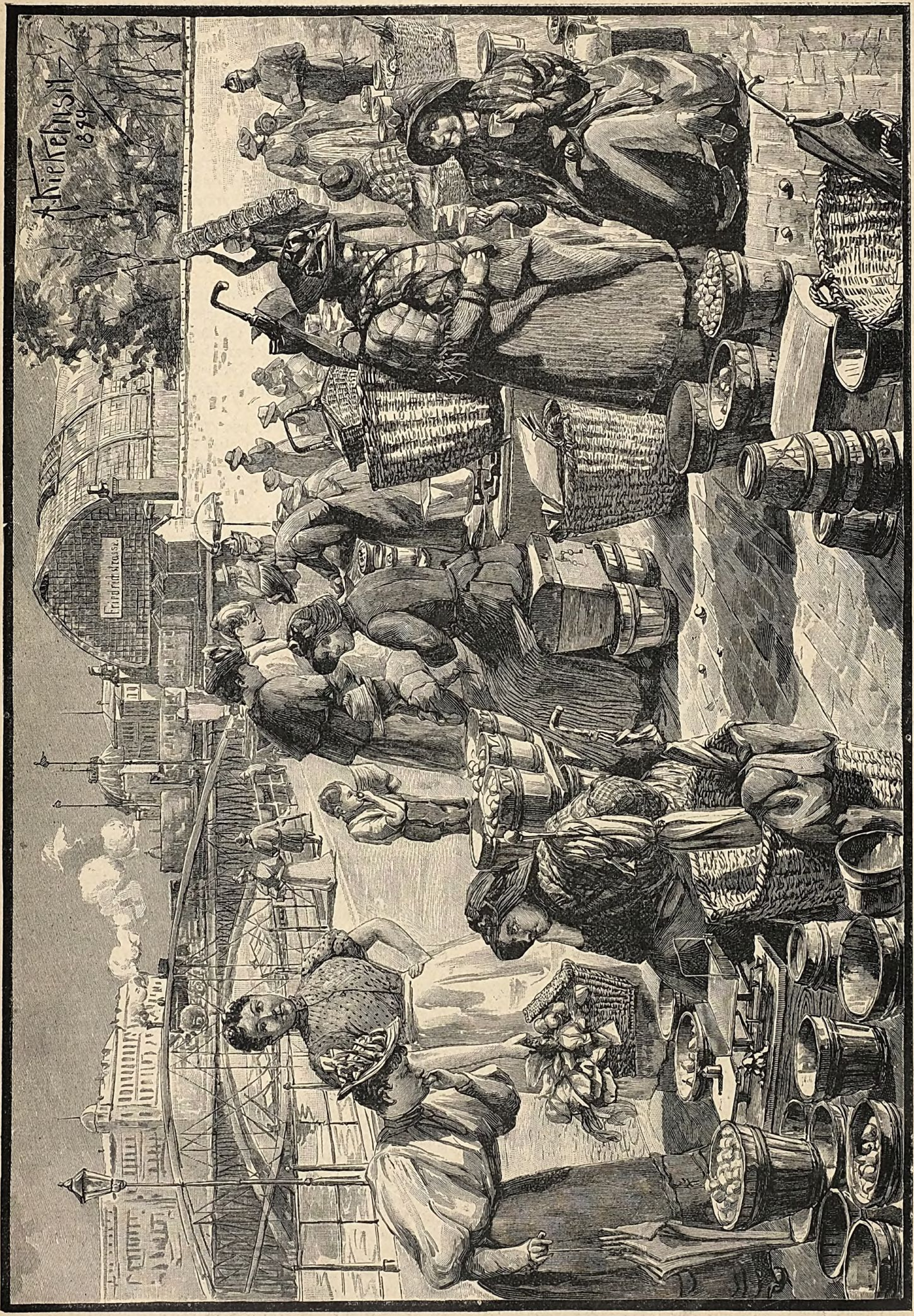
Wollmeyer kam herauf, klopfte mir auf die Schulter, sprach von mir als einer „kleinen Ausreißerin", empfahl mir Frau Sellmann zum Vorbild, legte dieser die Zähmung des in Freiheit dressierten Töchterleins ans Herz und händigte der entzückten Komtesse ein gewichtiges Päckchen ein für ihre Weihnachtsbescherung. Wenn ein Fremder in dies behagliche Zimmer hätte schauen können, in dem elegante Frauen und Männer bei Mokka und türkischen Cigaretten plaudernd beisammen saßen und zarte bläuliche Wölkchen unter den roten Falten der zeltartigen Decke sich kräuselten, wer Mama gesehen hätte in dem Sessel, zu dessen Füßen ich mich auf ein Bänkchen niedergelassen hatte, wer die Worte des Hausherrn gehört hätte, der sie „liebste Helene" und „Schätzchen" anredete, der hätte gedacht: wie beneidenswert, wie glücklich sind alle diese Menschen!

Als ich abends hinunterkam, fand ich die Base zwischen Kisten und Schachteln, eifrig ihre Sachen einpackend; das alte runzelvolle Gesicht sah eigentümlich verfallen aus. „Gute liebe Base!" sagte ich mit feuchten Augen.

„Ich war fünfundzwanzig Jahre bei ihm in Leid und Freud'," antwortete sie, „und Leid ist's zumeist gewesen. 's kommt mir hart an. Aber er hat recht, freilich hat er recht."

„Base, was soll ich anfangen ohne Sie?" stotterte ich, denn ich schluckte an den aufsteigenden Thränen.

„Anneliesekén, das müssen Sie nicht fragen," lehnte sie bescheiden und gerührt ab. „Sie haben die Mama, und Sie sind eine feine Dame, und ich bin so eine alte einfältige Person. Aber 's freut mich doch, und ich habe Ihnen lieb, Anneliesekén, sehr lieb, und wenn Sie 'mal auf der Gotteswelt nicht wissen wohin, dann kommen Sie zu mich; 's ist gar nicht so weit. Und wenn Sie's nicht übel nehmen wollen, hätt' ich die Bitte, leben Sie ihm mehr zu Gefallen wie bisher, wegen der Mama; 's ist ja 'mal nicht anders. Bloß wenn er — bloß mit dem Brankwitz, da bleiben



Der Werdersche Obstmarkt in Berlin.
Nach einer Originalzeichnung von A. Kiekebusch.

Sie man so bei, 's würd' ein Jammer und ein Elend! Nee, das dürfen Sie nicht thun!"

„Was geht mich denn der an!" erwiderte ich.

„Nichts, gar nichts, gottlob und Dank! Bleiben Sie man so bei, Anneliese! Gelt, an Hannchens Grab gehen Sie auch 'mal, bringen ihr 'mal ein Kränzchen hin von dem Epheu draußen im Garten an der Mauer — sie hat ihn immer so gern gesehen. Na, und nun schlafen Sie, Anneliese; ich bin auch gleich so weit. Hab' gar nicht gedacht, daß ich soviel Plunder aufgesammelt hätt', hab' doch immer nur das Nötigste angeschafft. Und schreiben thun Sie 'mal, nicht wahr? Ich antwort' auch, aber schön schreiben, das hab' ich nicht gelernt. Der Robert, der konnt' schreiben wie gestochen, Anneliese. Ach, ich hab' bloß noch zwei Wünsche auf dieser Welt, der eine, daß er möcht' wiederkommen, so recht groß und stattlich und mit Ehren, und dann —" Sie sah mich an und nickte ernsthaft. „Ja, ja, man kann's nicht lassen, sich etwas Schönes auszudenken, und 's wird doch niemals nicht wahr. Und 's ist auch recht so, Gott weiß allein, was das Beste ist. Aber beten will ich drum jeden Abend, Anneliese."

„Was ist's denn, Base?"

„Ei, ich sag's nicht, es wird ja doch nichts draus werden."

Als ich in meinem Bette lag, kam sie noch einmal zu mir herüber und steckte mir etwas in die Hand. „Damit Sie mich nicht ganz vergessen, Anneliese!"

Ich fühlte, es war eine kleine gehenkelte Münze. „Gute Base, ich danke Ihnen vielmal. Ich vergesse Sie nicht, auch ohne dies nicht!"

Und endlich erlosch auch ihr Licht, aber wir fanden beide keinen Schlaf.

Auf einmal fuhr ich erschreckt empor. Droben, über mir in Mamas Zimmer, war etwas umgefallen; ein lauter, lang nachschütternder Krach rollte über die getäfelte Decke, und dann eine Stimme, eine scheltende polternde Männerstimme, die sich bis zum Wutschrei steigerte.

„Base! Base!" jammerte ich. „Ach, meine Mama!"

Keine Antwort.

Droben war es ein paar Minuten still, dann abermals sein scheltendes drohendes Sprechen. Ich warf ein Kleid über und wollte hinauf in alles vergessender Angst; da traf mich ein Lichtschein und die Base hielt mich zurück.

„Bleiben Sie hier, um Gotteswillen bleiben Sie, ich gehe schon hinauf." Und sie ging und im Schein des Lichtes sah ihr altes starres Gesicht schier unheimlich entschlossen aus. So verschwand sie hinter der Thür. Ich zählte die Sekunden, mein Herz pochte wie rasend. Er, er schalt meine Mutter, die nie ein rauhes Wort gehört! Seine Freundlichkeit, seine Anbetung war wie eine Maske plötzlich heruntergefallen, der wahre Charakter schaute hervor mit dem brutalen Gesicht, so, wie ich stets gefürchtet, ihn zu sehen. O, lieber Gott, laß es nur einen Irrtum sein — alles, alles, nur das nicht!

Und nun wurde es still, ganz still. Hatte das die Base vermocht? Welch geheimnisvolle Macht besaß diese Frau über den Mann? Welche Furcht mochte sie ihm einflößen, daß er sich ihrer entledigen wollte? Ich schlich mich zitternd zurück in mein Bett und lauschte mit erhobenem Kopf, als könnte ich die Dunkelheit durchdringen. Wie lange die Base blieb! Und rings um mich tiefes Schweigen der Nacht, der Einsamkeit.

Morgen würde ich die alte Frau nicht mehr sehen, würde ich ganz allein und wehrlos sein, auch Mama. Diese scheue Frau, die ich heute verweint und angstvoll erblickt hatte wie nie im Leben, die kaum den Mut fand zu einer entschlossenen Antwort.

Da kam sie zurück, die Base, wunderlich anzuschauen in ihrer Nachthaube und dem Tuchmantel, den sie sich eilig umgehängt hatte. „Schlafen Sie doch, Anneliese," flüsterte sie, „'s war ja gar nichts, gar nichts."

„O, Base, Base! Er hat gegen Mama getobt!" rief ich jammernd.

„I, Gott bewahre, Kind, Gott bewahre! Es war der Friedrich, mit dem er gescholten hat, meiner Seel', der Friedrich! Schlafen Sie nur, Mama schläft auch — und wachen Sie morgen fröhlich auf!"

Sie wagte zum ersten Male eine scheue Liebkosung, und da schlang ich aufschluchzend die Arme um ihren Hals. „Gehen Sie nicht, gehen Sie nicht fort!"

„Ei, darum dürfen Sie nicht weinen, Anneliese," sagte sie, schier aus der Fassung gebracht durch meinen Schmerz. „Schlafen Sie!"

Und rasch verließ sie mich, um nicht weich zu werden, und ich weinte mich in den Schlaf. Mir ahnte nicht, daß beim Erwachen mein Schutzengel schon weit weg sein würde, den Thüringer Bergen entgegen fahrend. In aller Morgenfrühe war die alte Frau gegangen, und Lebewohl hatte sie keinem gesagt.

„Na, nun wird Frieden werden," sagte mein Stiefvater behaglich beim ersten Frühstück, als er diese Nachricht empfing. „Lieber Otto, es giebt ein Sprichwort: ‚Wem der Teufel etwas anthun will, dem giebt er eine schöne Tochter,' aber das ist Unsinn, gelt, Anneliese? Ich sage, dem giebt er ein klatschmäuliges Weib ins Haus. Drei Kreuze vor der Alten, und auf Nimmerwiedersehen!"

Ich präsidierte auf Wunsch Mamas diesem Frühstück. Die Damen waren noch nicht erschienen, Mama lag Kopfschmerzen halber zu Bette, und Frau Sellmann hatte ihren Thee hinunter befohlen, weil sie gewohnt war, ihn im Bett zu trinken. Ich war unsanft aus meinem kurzen Schlaf geklopft worden. Die Base sei fort, die gnädige Frau krank, ich möge mich ein wenig um den Frühstückstisch bekümmern.

Ich kann nicht sagen, wie öde, wie verlassen ich mich fühlte an diesem Morgen, wo mein alter Schutzengel nicht vor dem Ofen hockte, um für ihr „Annelieseken" das Feuer anzuzünden, bei dessen Prasseln und Flackern es sich so schön im weichen Bette lag und träumen und denken ließ. Der Flammenschein huschte dann über Papas Bild und ließ das geliebte Gesicht wie lebend erscheinen; vor den Fenstern tanzten die Flocken, und ganze Scharen hungriger Spatzen, Meisen und sonstiger kleiner Vögel saßen auf dem verschneiten Blumenbrett und warteten auf das Futter, das ich ihnen hinzustreuen pflegte — aber erst, wenn die Base mich gefüttert hatte, als wäre ich ebenfalls so ein hungriger Piepmatz. Sie hatte immer allerhand Gutes für mich, frische Eier, ein Stückchen Pastete, delikate Mettwurst oder eine andere Herrlichkeit, die sie für mich aufsparte. Und der Frühstückstisch war immer so appetitlich hergerichtet, und die alte Frau sah so beglückt zu, wenn mir's schmeckte. Sie hatte mich gesund gepflegt und — nun war ich ganz verwaist. Niemand hatte daran gedacht, in meinem Zimmer zu heizen, niemand hatte mir den Thee gebracht und die gewärmten Pantöffelchen; gewiß, es ging auch so, aber es fror mich und es hungerte mich, nicht körperlich, sondern seelisch.

„Darf ich jetzt zu Mama gehen?" fragte ich meinen Stiefvater, denn ich hatte es satt, die Blicke des Herrn Brankwitz zu ertragen, die er mir unausgesetzt zuwandte.

Wollmeyer, der eben die Zeitung las und unter dem riesigen Blatt unglaubliche Phrasen über Politik vernehmen ließ, in denen Bismarck, Windthorst, nationaler Gedanke und Sozialismus die Schlagwörter waren, ließ den Bogen einen Augenblick sinken und erklärte:

„Meinetwegen, und ich lasse bitten, daß Mama mir das Menü für heute durch Sie schickt."

Das Menü — Speisezettel zu sagen, wäre nicht schick gewesen in seinen Augen — bildete einen Hauptgegenstand seiner Gedanken, seiner Gespräche und Thaten. Bisher hatte die Base es zusammengestellt und der Mama einfach vorgelegt, und mein gutes Mütterchen hatte immer Ja gesagt, denn die Base kannte die feine Zunge des Herrn Wollmeyer aufs genaueste. Sie hatte mir einmal die Entwicklung seines Geschmacks erzählt. „Zuerst war er froh, wenn wir Sonntags Thüringer Kartoffelklöße und Schweinebraten hatten, dann kam alle Tage Braten, Gänse- oder Tauben- oder Rinderbraten mit Salat; aber als wir fein wurden, da hatte er es plötzlich mit die Frikassees und Pasteten und mit die Austernsaucen. Na, das hab' ich denn auch gelernt, weil ich mich so'n gewisses Kochtalent nicht absprechen kann, Anneliese."

So hatte die Base in ihrem wunderlichen Deutsch gesprochen.

Ich fand Mama im dunklen Zimmer, das nach Baldriantropfen roch, stöhnend vor Kopfschmerz. Die Köchin, die neue, die in aller Eile angestellt worden war, stand mit einer Schiefertafel vor ihr. Es schien eine unangenehme schnippische Person zu sein, und Mama war krank und gar nicht gewöhnt, Menüs

zusammenzustellen. Ihr Lebtag hatte sie es nicht gebraucht, denn in unsern äußerst einfachen Verhältnissen war es selbst bei einem sogenannten Souper nicht über Karpfen und Hasen- oder Hühnerbraten hinausgegangen.

„Wünschen gnädige Frau vielleicht zuerst Hummersuppe? Hinterher Filet à la jardinière oder Schneehühner mit Sauerkraut in Champagner?“

„Ja, ja!“ stöhnte Mama.

„Aber dann, gnädige Frau?“

„Ach, ich weiß thatsächlich nicht!“ klagte sie.

„Muß es denn noch etwas sein?“ fragte ich. „Kochen Sie doch, was Sie wollen! Mama ist krank, sprechen Sie mit dem Herrn, gehen Sie, bitte, gehen Sie!“

„Vielleicht eine Fischmayonnaise vor dem Braten?“ fragte sie von der Thür her. „Gotte doch, mit wem soll ich denn reden?“

„Mit dem Herrn! Gehen Sie!“ rief ich empört, und sie ging endlich.

„O diese Qual, diese Qual!“ stöhnte Mama. Sie nahm das Tuch von ihrem heißen Gesicht und sah mich an mit roten dick verschwollenen Augen.

„Anneliese, liebe Anneliese, es thut mir weh für Dich — die Base, daß sie hat fort müssen!“

„Meine Herzensmutter, gräme Dich nicht: es geht auch so, es muß gehen, ich habe ja Dich!“

„O, und das gesellige Leben wird Dich ein wenig abziehen, nicht wahr, Liebling? Du hast so eine trübe graue Jugend gehabt bis jetzt.“

„Ich?“ fragte ich verwundert. Mir kam es vor, als sei sie jetzt erst grau geworden, als sei sie früher eitel Gold und Himmelblau gewesen.

„Sei ein bißchen lustig, Anneliese, ein bißchen liebenswürdig gegen unsern Besuch! Ja? Du bist oft so spöttisch, es verletzt — nicht mich, ich kenne Dich ja, aber — Du weißt, was ich meine!“

„Sei gut, mein Mütterchen, ich will es versuchen, Deinetwegen! Ich ziehe meinen Mund ganz spitz wie unsere Schneiderin, weißt Du, und lerne flöten wie die dicke Frau Sellmann — bist Du zufrieden?“

Mama streichelte mich und murmelte etwas.

„Hast Du übrigens den Skandal mit Friedrich diese Nacht gehört, Mama?“ fragte ich, sie scharf ansehend.

„Hast Du etwas gehört?“ fuhr sie empor.

„Ja, etwas davon, aber ich war sehr müde.“

„Der Friedrich, er stieß im Dunkeln an einen Schrank — ja, ja,“ sagte sie, aber so stockend, daß ich genug wußte. Lieber Himmel, dachte ich, soweit war es schon!

Und in diesem Augenblick ward die Thür aufgerissen und die Stimme des Hausherrn, diese verhaßte Stimme, rief: „Bekümmert sich denn niemand um Olga Sellmann? Sie geht aus einem Zimmer ins andere. Anneliese, halten Sie sich für eine Ausfahrt bereit, ich habe leider keine Zeit, muß aufs Rathaus. Da ist eine Einladung zu Postdirektors gekommen, für übermorgen — das Hochzeitsgeschenk für Lore Tollen muß weggetragen, die Visitenkarte dazu geschrieben werden — ist es denn ganz unmöglich, Helene, daß Du aufstehst?“

Sie wolle es nachher versuchen, und zu Tische werde sie jedenfalls kommen, erklärte sie, bei jeder neuen Silbe zusammenzuckend.

Ich ging auf einen Druck ihrer Hand, um mich für die Ausfahrt anzuziehen. Der „Selbstkutschierer“ mit dem übertrieben hohen Bock war herausgeschoben und der neue Traber wurde davorgespannt. Ich zerbrach mir den Kopf, wie das werden sollte, ob ich hinten auf dem Dienersitz Platz nehmen müsse oder Frau Sellmann? Denn daß Herr von Brankwitz fahren würde, unterlag doch keinem Zweifel.

Ich ging dann im Jackett und Pelzmützchen die Treppe wieder hinauf, um Frau Sellmann abzuholen — in dem alten lieben Pelzmützchen, zu dem ein von Papa selbst erlegter Marder sein Fell gegeben hatte und das am Rande schon ein wenig kahl geworden war, aber nur ganz wenig, und das ich so sehr liebte. Ich fand Frau Sellmann im Morgenrock — hochroter Plüsch — einen echten Fes auf dem Titianhaar, im türkischen Zelt eine Cigarette rauchend.

„Guten Morgen, liebe Kleine!“ rief sie mir entgegen. „Himmel, Herrgott, bin ich müde! Dieses Westenberg hat etwas furchtbar Einschläferndes, Chloral ist nichts dagegen!“

„Wollten Sie denn nicht mit ausfahren?“ fragte ich verwundert.

„Ja — vorhin, das heißt, ich sagte Ja, um den guten Wollmeyer loszuwerden mit seinen ewigen Anpreisungen der Westenberger Reize. Nein, ich danke Ihnen — ich fühle mich hier sehr behaglich!“

„Dann bleiben wir also hier?“ sagte ich.

„Sie? O nein, Otto würde ja einfach rasend! Nein, Sie müssen mit, hören Sie, Sie müssen, wenn Sie mich nicht moralisch zwingen wollen, mich über Hals und Kopf in Toilette zu stürzen und mir auf dem offenen Wagen einen großartigen Schnupfen zu holen.“

„Bitte sehr — selbstverständlich zwingt Sie niemand, sich einer Gefahr auszusetzen.“

Ich ging. Mamas wegen wagte ich nicht, zurückzubleiben.

Wollmeyer und Brankwitz standen vor dem Wagen und betrachteten das fesche Gespann, das Brankwitz von einem bekannten Sportsmann für Wollmeyer gekauft hatte. Ich stieg hinauf, unterstützt von meinem Stiefvater, von der andern Seite schwang sich Herr von Brankwitz hinauf; er ergriff die Zügel und der schöne Rappe zog an.

„So warten Sie doch,“ rief ich, „Friedrich ist noch nicht oben!“

„Liegt Ihnen soviel an Friedrich?“ fragte er, ohne anzuhalten, „was soll denn der gute Mann? Wir fahren ja nicht in den Tiergarten von Berlin spazieren, oder“ — er sah mich durch sein Monocle an — „fürchten Sie sich vor mir, gnädiges Fräulein?“

„Durchaus nicht.“

„Das freut mich.“

„O, keine Ursache dazu! Wenn ich mich vor einem Mann fürchtete, so wär' es wenigstens —“ Ich brach ab, ich hatte sagen wollen: so wär' es wenigstens für mich nicht so völlig gleichgültig, ob er neben mir sitzt oder nicht. — —

Wir jagten durch die Straßen der Stadt, daß die Kinder schreiend auseinanderstoben und die Leute die Fenster aufrissen, um uns nachzuschauen. Herr Otto von Brankwitz wollte sich mir gegenüber ganz entschieden als „schneidiger Sportsmann“ zeigen. Im Hui ging's um die Straßenecken und mit ohrenbetäubendem Gerassel unter dem uralten Backsteinthor hindurch auf die Landstraße hinaus. Das Tier griff mächtig aus; einmal hätten wir beinahe einen Bauern überfahren, der neben seinem Torfwagen schritt, die Pfeife im Munde, schier schlafend, und die gröbsten märkischen Scheltworte flogen hinter uns her.

Aber in der nämlichen Gangart ging es weiter, bis dahin, wo die Landstraße in den Kiefernwald einbiegt, den Kiefernwald, den ich bisher so geliebt hatte und der mir heute zu einer Stätte unliebsamer Erinnerungen werden sollte. Herr von Brankwitz, der in seinem eleganten Pelz auf dem für ihn viel zu hohen Fahrsitz thronte — es sah geradezu beängstigend aus — ließ jetzt das Pferd in Schritt gehen und bemerkte, als Einleitung zu einer Unterhaltung: „'s ist eine gottverlassene Gegend, diese Westenberger.“

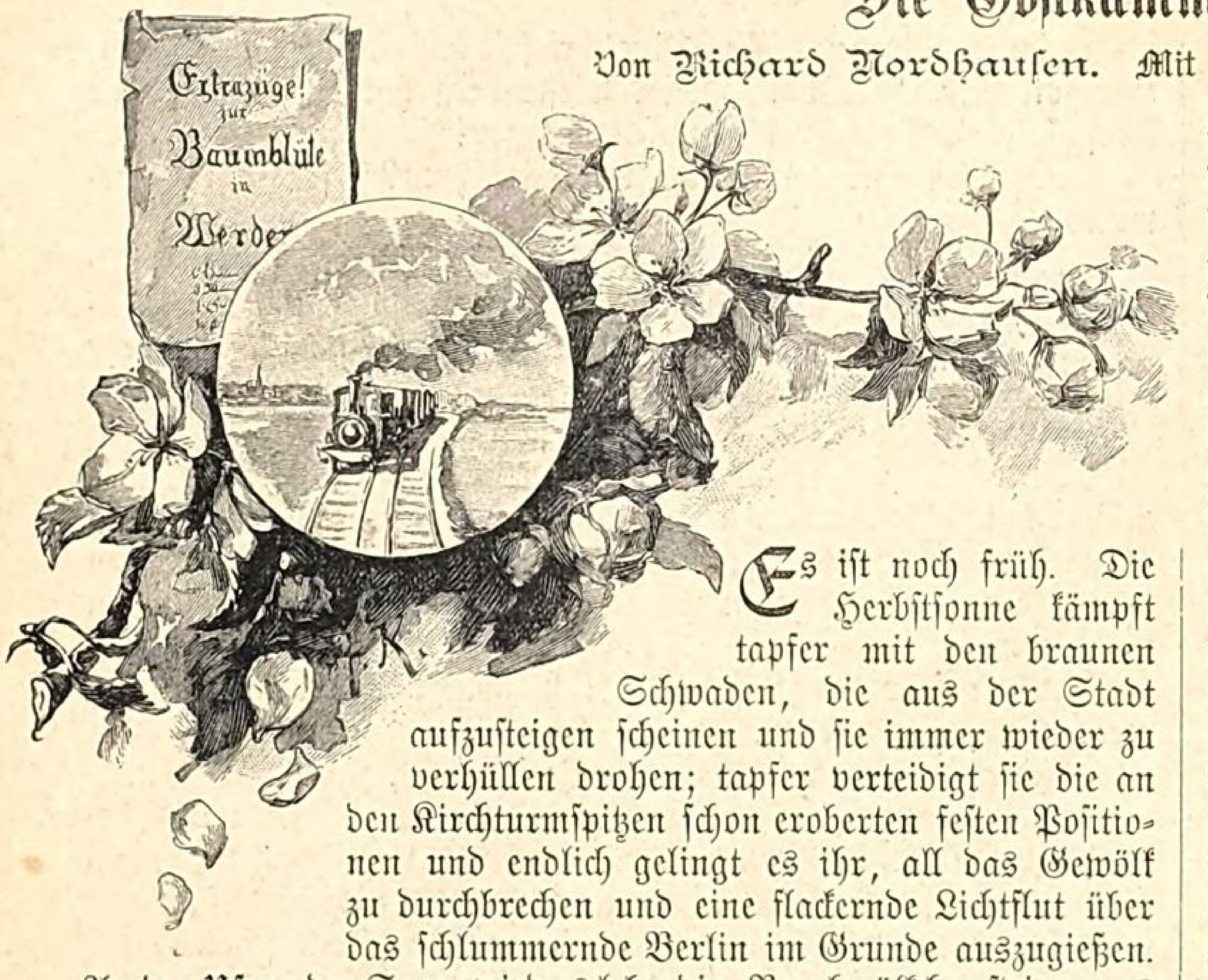
Und ich hatte gerade das Gegenteil gedacht; mir war das Herz aufgegangen, als ich die Kiefern sah, über die leichter flimmernder Schnee ausgestreut war. Dort am Saume des Grabens, der den Weg rechter Hand begrenzte, reckte eine riesenhafte uralte Eiche ihre hundert knorrigen Aeste blätterlos zum grauen Himmel empor, der niedrig und Schnee verkündend über der Landschaft hing. Ein Schwarm Krähen flog mit mißtönigem Geschrei empor, und in der leichten Schneedecke unter den Bäumen waren viele hundert kleine Fußspuren eingeprägt, als hätten die Hasen am frühen Morgen schon eine Versammlung abgehalten. Und über all dem der Kieferndaft, jener Duft, den ich niemals wieder so harzkräftig geatmet habe wie in Westenbergs „gottverlassener Gegend“.

Ich ließ ihn reden, es war ja so gleichgültig, lehnte mich zurück und atmete mit vollen Zügen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Obstkammer Berlins.

Von Richard Nordhausen. Mit Zeichnungen von A. Kiekebusch.



Es ist noch früh. Die Herbstsonne kämpft tapfer mit den braunen Schwaden, die aus der Stadt aufzusteigen scheinen und sie immer wieder zu verhüllen drohen; tapfer verteidigt sie die an den Kirchturmspitzen schon eroberten festen Positionen und endlich gelingt es ihr, all das Gewölk zu durchbrechen und eine flackernde Lichtflut über das schlummernde Berlin im Grunde auszugießen. An den Ufern der Spree wird es lebendig, Rauchwölkchen steigen aus den kleinen Ofenessen der plumpen Holzkähne auf, Möwen, die schon ins Winterquartier kamen, flattern eifrig umher und äugen, als erwarteten sie liebe Gäste. Und siehe — weit hinten in der Ferne, wo Dämmerung und Sonnenglanz, braungoldne Schatten und Himmelsblau ineinander tauchen, mischt sich ein neuer Farbenton in das Herbstgemälde, schwärzlicher Qualm, wie von einem Schornstein.... Man weiß schon, das sind die Werderaner, die Frühaufsteher, die auf überreich beladenen Schuten, auf großen Raddampfern, den Obstfreunden der Hauptstadt Tag um Tag die wohlschmeckenden Gaben dieses lachenden Herbstes bringen. Nicht eben lange, und die immer wieder gern gesehenen Fahrzeuge schwimmen heran. Wer gerade die Uferstraße passiert, bleibt stehen und betrachtet sie mit sonnigem Wohlbehagen. Denn von den unzähligen, das ganze Verdeck füllenden Bütten voll prächtig rotbäckiger Aepfel strömt ein Duft aus, der den geborenen Berliner immer wieder berauscht, der eine Reihe lieber, köstlicher Erinnerungen auslöst und ihn zwingt, zu schauen und zu träumen. Wessen Familie in der Hauptstadt erbeingesessen ist, wer nicht zu jenen „Zugezogenen" gehört, die nur dem Namen, nicht der Sinnesart nach Berliner sind, der liebt die spießbürgerlich gemütliche Poesie, die halb hausbackene und halb himmlische Poesie, welche so ein „Aeppelkahn" ausstrahlt, den nimmt sie stets von neuem gefangen. Ach, die Tage, wo man mit „Muttern" auf den Obstmarkt gehen, lüstern zwischen all den gesteckt vollen „Tienen" herumlaufen durfte und überall da, wo Mutter etwas kaufte, keck in die Fülle der Früchte hineingriff, um zu „kosten"! Ach, die Tage, die lieben Tage, wo man auf dem Wege zur „Klippschule" bei den „Werderschen" vorüberkam und alle Sorgen, die Angst um den fehlenden Aufsatz, um die ungelernten Bibelsprüche über ihrem hinreißenden Anblick vergaß! Wo man Herkulesthaten verrichtete, um einen Dreier als Lohn zu erlangen und sofort in „Aeppeln" oder „Flaumen" anlegen zu können! Herbstlich sonnige Tage, weiße Fäden in der Luft — wie erinnert ihr hold an die Jugendzeit, da das Laub auf den Bäumen noch nicht bunt und das Haar auf dem Kopfe noch nicht weiß war . . . Reifer Apfel unten im Kahn, wir haben dich schon im Lenze bewundert, als du noch Blüte warst, und es ist schwer, zu sagen, wann du uns besser gefielst, damals oder heute . . . .

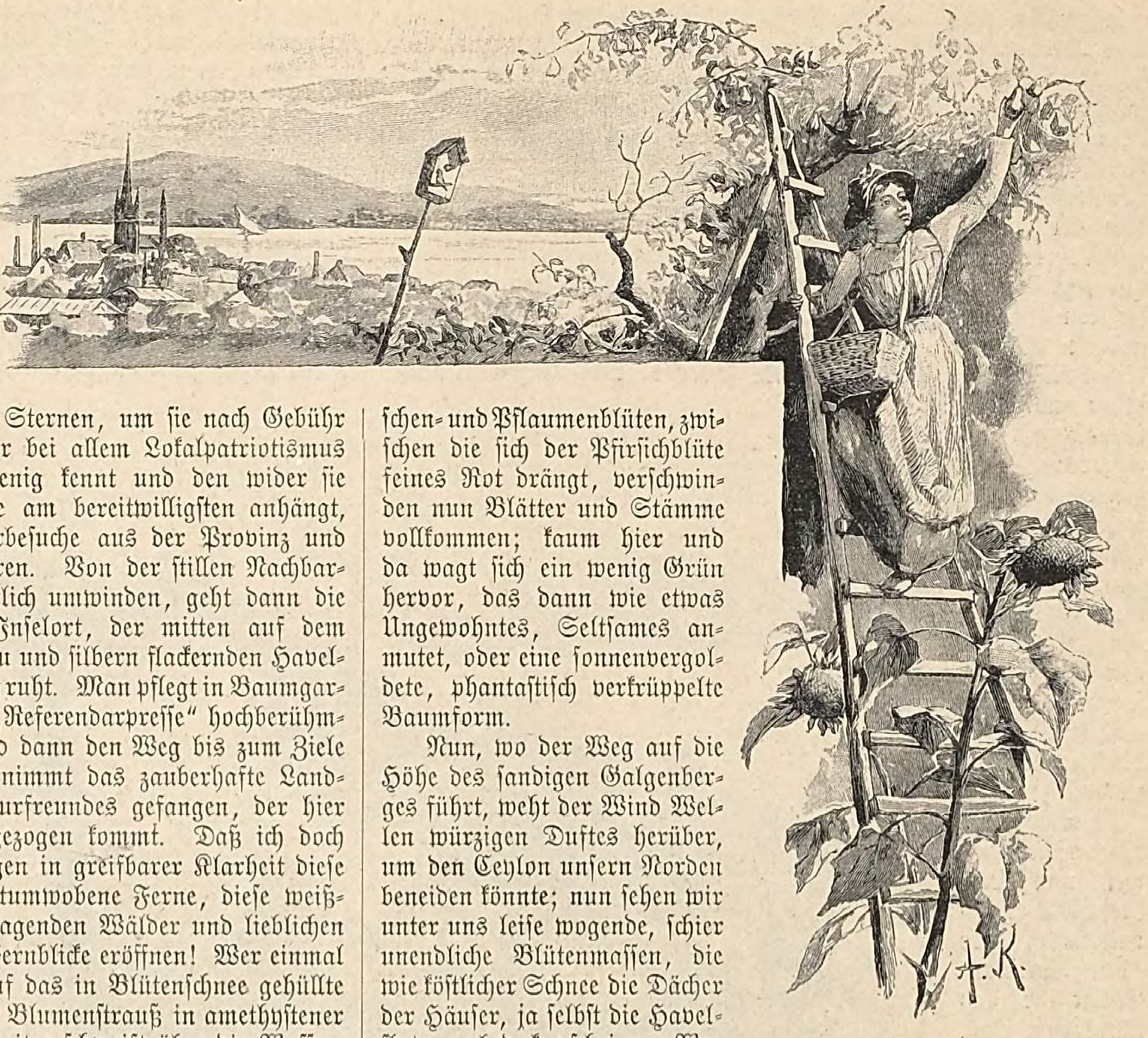
Die schönen Tage der Baumblüte — wie schön dünken sie uns erst im Herbst, wenn ihre Früchte so lockend und freundlich herauflachen!

Wißt ihr denn, was der Frühling ist für die sandige Mark Brandenburg, der Maienfrühling, die Auferstehungszeit? Was die Mitternachtssonne, nein, was das Nordlicht ist für die Polarlande, was eine plötzliche Sturmflut großer und schöner Gedanken für den lange fruchtlos brütenden Geist, was eine Flasche Sekt für den armen Poeten, was Schimmer der Ballnachtskerzen und ein knisterndes weißes Atlaskleid für die sechzehnjährige Mädchenknospe! Meiner Heimat mildes Antlitz strahlt wie ein beglücktes Menschengesicht, glänzt wie von neuem Leben und lacht im Frühling, während es in den anderen Jahreszeiten ernst und schweigsam bleibt. Der Frühling ist nirgends schöner, kann nirgends schöner sein als in der Mark, denn nirgends bleibt ihm mehr zu thun als hier. Nirgendwo tritt der Gegensatz zwischen Winter und Lenz so überraschend hervor wie im seenreichen Flachlande. Indes die Landschaft lohnt auch dem Lenze seine Liebe, und wenn bevorzugtere Gegenden ihren vollen Reiz erst im Juni oder Juli oder gar im Herbst entfalten, so bedeuten für uns Märker die Tage der ersten Blüte auch die der höchsten Blüte des Jahres.



Zur Zeit der Baumblüte auf dem Wachtelwinkel bei Werder.

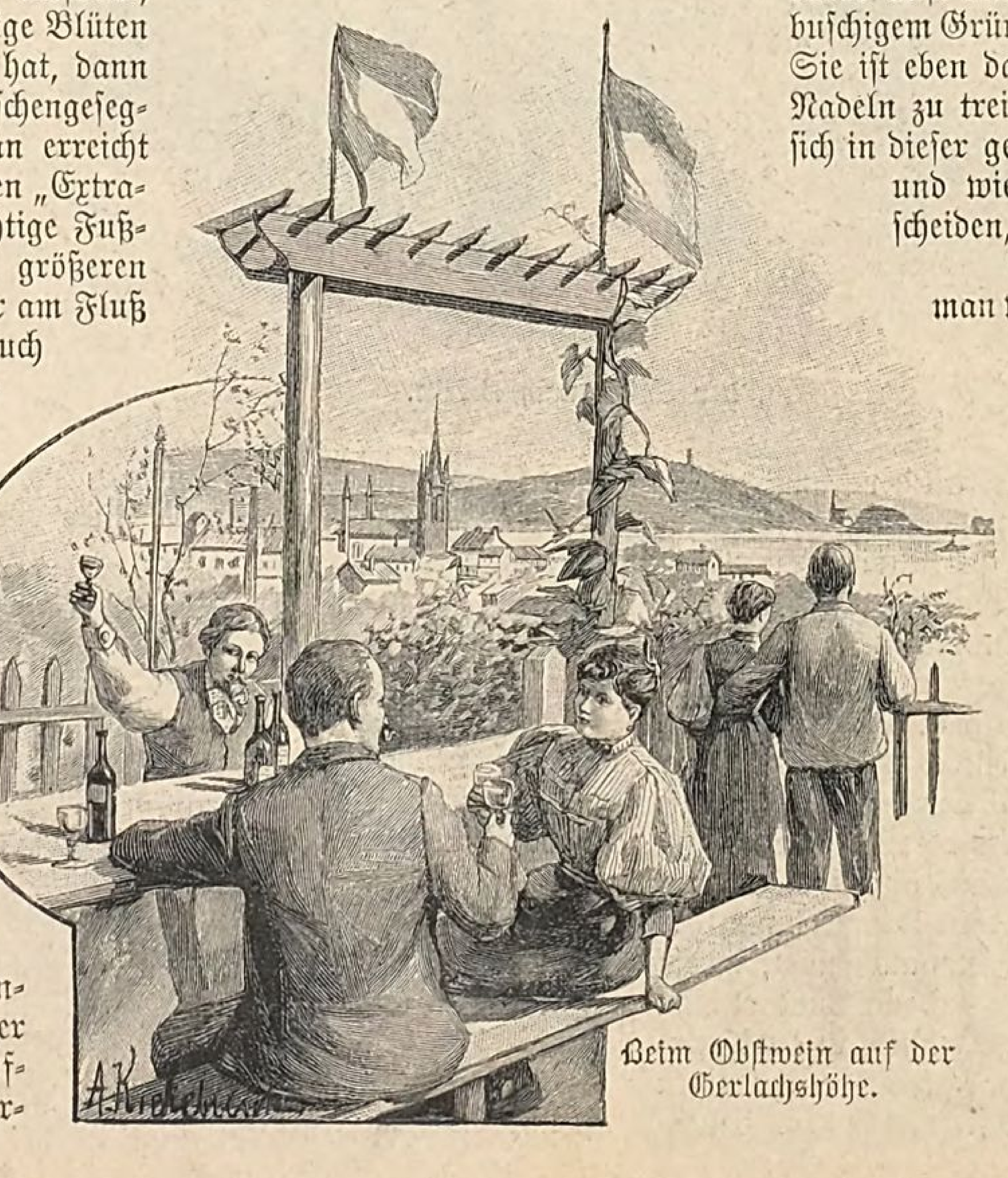
Des märkischen Frühlings Lieblingskind aber ist die Havellandschaft um Werder.



Beim Obstpflücken.

Ein so mitleidig ironisches Lächeln man auch immer als Antwort bereit hat, wenn die Rede auf Brandenburgs Naturschönheiten kommt, und so gern die, denen ihr schlichter Zauber unbekannt ist, die Redensart von „des Deutschen Reiches Streusandbüchse“ anwenden — „Potsdam und Umgebung“ läßt selbst Baedeker gelten, und er greift tüchtig in seinen Vorrat an Sternen, um sie nach Gebühr zu feiern. Sogar der Berliner, der bei allem Lokalpatriotismus seine engere Heimat gemeinhin wenig kennt und den wider sie genährten Vorurteilen kurioserweise am bereitwilligsten anhängt, läßt es sich nicht nehmen, Logierbesuche aus der Provinz und dem Reiche nach Potsdam zu führen. Von der stillen Nachbarresidenz, die breite Havelarme zärtlich umwinden, geht dann die Fahrt weiter nach Werder, dem Inselort, der mitten auf dem breiten, im Mittagssonnenglanz blau und silbern flackernden Havelbecken wie ein riesiges Nymphäenblatt ruht. Man pflegt in Baumgartenbrück, dem ehemals durch seine „Referendarpresse“ hochberühmten, reizenden Flecken, zu rasten und dann den Weg bis zum Ziele zu Fuß zurückzulegen. Machtvoll nimmt das zauberhafte Landschaftsbild die Phantasie jedes Naturfreundes gefangen, der hier zur Zeit der Baumblüte entlang gezogen kommt. Daß ich doch hinzustellen vermöchte vor eure Augen in greifbarer Klarheit diese funkelnden Wasserflächen, diese duftumwobene Ferne, diese weißschimmernden Blütenhaine, diese ragenden Wälder und lieblichen Hügel, von denen sich immer neue Fernblicke eröffnen! Wer einmal hinabgeschaut hat in das Gefild, auf das in Blütenschnee gehüllte Werder, das wie ein großer, weißer Blumenstrauß in amethystener Schüssel ruht, wessen Blick dann weiter schweift über die Wassermassen der Havel, die im Halbkreise das Land umwindet, über schwarzgrüne Wälder nach Potsdams emporsteigenden Türmen und über die unruhvollen Wellen des stolzen Schwilowsees — der spottet nicht mehr über die Mark, dem erstirbt später, wenn er einmal ihre sandverwehten Heiden, ihre Brüche durchstreift, das herbe Verdammungswort auf der Zunge. Der Anblick, den Werder zur Zeit der Baumblüte gewährt, steht nicht hinter dem der vielbesungenen Darmstädter Bergstraße zurück.

Ist der Frühlingssonntag gekommen, an dem sich all die weiße Pracht von Werder entfaltet, jeder Obstbaum sich unzählige Blüten ins grüne Gelock geflochten hat, dann strebt halb Berlin der kirschengesegneten Havelinsel zu. Man erreicht sie mit Dampfern und mit den „Extrazügen“ der Eisenbahn; tüchtige Fußgänger wandern auch den größeren Teil des Weges, der immer am Fluß entlang, durch hübsche, auch in Obstbaumwäldern eingebettete Schifferdörfer führt. Dann entwickelt sich hier ein echtes, rechtes Volksfest, eine lärmende Fröhlichkeit sondergleichen, und je näher man Werder kommt, desto lebhafter geht es zu. Nicht lange, und die Obstpflanzungen treten dicht an die Landstraße heran. Wir schlendern an ihnen, die aus weißem Sande, dem unverfälschten „Brandenburger Schnee“, aufsteigen, tief aufatmend vorbei. Unter Kirschen- und Pflaumenblüten, zwischen die sich der Pfirsichblüte feines Rot drängt, verschwinden nun Blätter und Stämme vollkommen; kaum hier und da wagt sich ein wenig Grün hervor, das dann wie etwas Ungewohntes, Seltsames anmutet, oder eine sonnenvergoldete, phantastisch verkrüppelte Baumform.



Beim Obstwein auf der Gerlachshöhe.

Nun, wo der Weg auf die Höhe des sandigen Galgenberges führt, weht der Wind Wellen würzigen Duftes herüber, um den Ceylon unsern Norden beneiden könnte; nun sehen wir unter uns leise wogende, schier unendliche Blütenmassen, die wie köstlicher Schnee die Dächer der Häuser, ja selbst die Havelfluten zu bedecken scheinen. Wer uns entgegenkommt, trägt einen dichtbeblühten Kirschbaumzweig in der Hand — so überreift mit dem Frühlingssegen ist der Galgenberg, daß selbst die sparsamen Werderaner ihren Gästen freie Hand lassen. Unter den breit ausladenden Wipfeln wandeln, wie trunken von Luft und Sonne und Freude, jubelnde singende Menschenkinder, und all die leuchtenden Augen rings sprechen noch deutlicher, als Worte es vermöchten.

Wo sich zwischen zweien der größten Gärten des Galgenberges ein schmaler Rain hindurchwindet, ragt eine junge Kiefer in die blaue Luft und unterbricht in eigen reizvoller Weise mit buschigem Grün die silbern leuchtende Herrlichkeit ringsum. Sie ist eben dabei, ihr Winterkleid abzustreifen und neue Nadeln zu treiben, und man sieht's ihr an, wie arm sie sich in dieser gesegneten, farbenfunkelnden Flur vorkommt und wie sie mit allen Fibern, dankbar und bescheiden, an der wonnereichen Lenzfeier teilnimmt.

Auf dem „Wachtelwinkel“, von dessen Höhe man wie vom Galgenberge das ganze Landschaftsbild erfassen kann — hier sogar „kostenfrei“, während der Zutritt zum Nebenbuhler besteuert wird — lockt eine gemütliche Frühlingskneipe, die nur für die Tage der Baumblüte aufgethan wird und wo man unter einem noch kahlen, „1830 gepflanzten“ Nußbaum Werderschen Obstwein oder Werdersches Bier genießen kann. Es giebt sogar Menschen, die irrtümlicherweise beide Säfte in einem Magen vereinigt haben und doch wieder leidlich gesund geworden sind. Der Werdersche Apfelwein wird von Kennern sehr gepriesen, ob aber auch getrunken, ist eine andere Frage. Der erste Schoppen erweckt unbestimmte Befürchtungen; man merkt, daß die Hersteller des Saftes es sich sauer werden ließen und daß der märkische Apfel nicht allen Mägen die Traube vom Rhein ersetzen kann. Aber bei einiger Uebung

gelangt man schon hinter die Süßigkeit dieser „kühlen Blonden“. — Das Werdersche Bier, schlechtweg „die Werdersche“ genannt, hat sich vor Jahren der besonderen Gunst des Berliners erfreut; man schrieb ihm nährende Eigenschaften zu und kredenzte es mit Vorliebe den nützlichen Spreewald-Ammen. Ein großer Teil der hauptstädtischen Bevölkerung verdankt ihm also mittelbar Kraft und Wohlbeleibtheit. War es der Werderschen seiner Zeit gelungen, dem Weißbier ganz erheblichen Abbruch zu thun, so mußte sie später ihrerseits einem überlegenen Gegner, dem Bayerischen, weichen; und jetzt sieht man sie in Berlin nur noch hin und wieder in Kellerfenstern angekündigt, neben Käse, Hülsenfrüchten, Bückingen und anderen Viktualien. Leider scheint sie keineswegs erbittert über diesen Niedergang ihres Ansehens, sondern ist im Gegenteil noch süßer und fader im Geschmack als früher geworden; ihre Brauer legen offenbar mehr Wert auf Erzielung einer tiefschwarzen Farbe als auf gaumenreizende Süffigkeit. Hierdurch tragen sie ihr gut Teil dazu bei, den Werderanern ihren jahrhundertelang aufrecht erhaltenen Ruf strengster Nüchternheit auch ferner zu bewahren.

Berühmter als Werderscher Apfelwein und Werdersches Bier, unentbehrlich für den Berliner Markt ist das Werdersche Obst. Der Wohlstand der „Insel“ beruht ausschließlich auf ihrer Obstkultur, und es ist deshalb ganz selbstverständlich, daß dieser Erwerbszweig hier als der vornehmste gilt und man ihm mit größter Liebe, peinlichster Sorgfalt obliegt. Denn die Fischerei z. B., der trotz Werders günstiger Lage kaum einige dreißig Familien unter 6000 Einwohnern nachgehen, wirft nur kärglichen Gewinn ab. Jeder Werderaner, vom kleinsten Ziegeleiarbeiter und Anbauer bis zum Tienen-Kapitalisten, ist Gärtner; nahezu alle Arbeitskraft der Familie wird auf dies eine Gebiet beschränkt. Man muß wissen, daß Werder im Jahre 1893 über 700 000 „Tienen“, d. h. 5 Millionen Liter Obst im Werte von fast einer Million Mark, nach Berlin gesandt hat, und wird sich dann eine Vorstellung davon machen können, welch gründlicher Betrieb hier auf räumlich ungemein begrenzter, anscheinend unfruchtbarer Scholle entfaltet wird. Wenn man daneben bedenkt, welch aufopfernde Pflege der Obstbau erheischt, wenn anders er lohnend sein soll, wie sorgsam der Boden bearbeitet, das junge Grün behütet werden muß, wie oft Schädlinge ganze Ernten vernichten, wie viel von der Gunst des Wetters abhängt und wie andererseits gerade die Wettergunst einen Segen bringen kann, der bei unseren wirtschaftlichen Zuständen zum Fluch ausschlägt, indem er das allzu reichlich geratene Obst entwertet — dann wundert man sich wohl nicht darüber, daß die Werderaner zwar meist in auskömmlichen Verhältnissen leben und schuldenfreie Häuschen ihr eigen nennen, daß sie es aber zu Bankdepots nur selten bringen. Eingeschaltet sei gleich hier, daß der, wenigstens in früheren Tagen, schlechte Ruf der Werderaner bei allen Marktbesuchern sich zwanglos aus ihrer damaligen Armut und ihrer angespannten Thätigkeit erklärt, die ihnen nicht Zeit ließ, sich um Fremde liebenswürdig zu bemühen, und die ihnen die Mittel verweigerte, sie gastlich aufzunehmen. Wenn deshalb Martin Zeiler im 16. Jahrhundert schrieb, daß sie „gar unfreundliche Leut“ seien, „dem Gaste das Wasser von gesottenen Eiern um Gotteswillen geben“ und daß der, „dem sie eine reine Streu zum Nachtlager machen, sich für einen großen Herrn achten solle“, so muß man immer der Gründe denken, die solche Selbstsucht hervorgerufen. Und von den heutigen Werderanern darf man gewiß nicht mehr behaupten, was ein anderer Reiseschriftsteller jener Tage über ihre Ahnen sagte: „Sie hassen alles Fremde, thun fast treuherzig, sind aber habgierig und unbarmherzig, von außen gleißnerisch, von innen reißende Wölfe. Immer nur auf Geld und Erwerb bedacht, halten sie nicht viel von Künsten und Wissenschaften.“



Auf der Fahrt nach Berlin.

Ihre Kunst und ihre Wissenschaft bestand darin, sich den Markt der nahen Hauptstadt erst zu erobern, dann zu sichern. Frühzeitig schon, gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, fingen sie an, edlere, feinere Fruchtsorten als die landläufigen zu kultivieren und dadurch die Feinschmecker aufmerksam zu machen. Der königliche Hof bezog lange Jahre hindurch sein Tafelobst aus Werder, und Berlin zahlt für Werdersche Produkte noch heute gern Vorzugspreise. Den alten Ruf unerschüttert zu bewahren, wenden die Werderaner alles auf, ihre Pflanzungen fortzuentwickeln, so daß die von ihnen auf den Markt gebrachten Früchte wirklich den Ehrennamen „Wunder Pomonens“ verdienen. Beobachten wir die fleißigen Leute an einem Wochentage, der im allgemeinen wenig Besucher auf die Insel bringt, bei ihrem Werke, das hart und mühsam genug ist, das zur Sommerszeit schon um zwei Uhr morgens zu beginnen pflegt und an dem die Jüngsten wie die Aeltesten mit gleichem Eifer teilzunehmen pflegen! Freie Luft und Arbeit halten gesund; neben den vier- und fünfjährigen Kleinen, die man schon zum Ausjäten des Unkrautes verwendet, machen sich auch zahlreiche Greise und Greisinnen nützlich, denen man ihre siebzig, selbst achtzig Jahre kaum ansieht.

Die Gärten bedecken ein Gebiet von über 2000 Morgen und ziehen sich von Norden nach Süden längs der Havel hin. Da der Boden unter seiner schneeigen Sandschicht fett und schwarz ist, treibt er allerlei üppiges Unkraut, Geziefer wird vom Duft und von der leckeren Süßigkeit der Blüten in unglaublichen Mengen herbeigelockt, der nötige Dung für die Bäume ist nur unter großen Schwierigkeiten, oft von weither, zu beschaffen, und so ergiebt sich, rechnet man noch die Arbeit des Pfropfens und Okulierens hinzu, für die Morgenstunden genug Gelegenheit zu rastlosem Schaffen. Die höchste Thätigkeit freilich entwickelt sich, wenn die Blüte vorbei ist und die Frucht gedeihlich heranreift. Werder exportiert neben

süßen und sauren Kirschen von unerreichter Vorzüglichkeit auch Erdbeeren, später Johannis-, Stachel- und Himbeeren, schließlich Pflaumen, Aepfel und Pfirsiche. Wein zieht man eigentlich nur, um die letztgenannte Edelfrucht in seine Blätter einwickeln zu können. Die vorhin genannte „Ausfuhrziffer“ von 700 000 Tienen verteilt sich natürlich auf wenige Monate des Jahres, und zur Höhezeit der Saison, im Spätsommer und Frühherbst, gewährt die Brücke Werders nachmittags einen ungemein fesselnden Anblick.

Sind die Obstdampfer, die man auf gemeinschaftliche Kosten erbaut hat und die meist einen, selbst zwei gefüllte Kähne noch hinter sich herschleppen, von Berlin eingetroffen, so stürzen sich die Bootsleute begierig auf ihren Inhalt, die leeren Tienen. Jeder kennt genau die Marke oder die Farbe, welche die einzelnen Händler für ihre Gefäße wählten, und fein säuberlich werden am Strande die Tienensäulen aufgeschichtet. Und nun kommen auch schon die mit gefüllten Tienen hochbeladenen Obstwagen der Gärtner heran; während die Bootsleute noch damit beschäftigt sind, das Schiff zu leeren, packen sie es schon wieder voll, und in weniger als einer Stunde ist die ganze Arbeit vollendet. Ein Signalschuß dröhnt, sechs Schläge vom Kirchturm hallen über die Stadt, und der beuteschwere Dampfer mit seinen Anhängseln ächzt langsam auf Potsdam zu, nach Berlin weiter. Die Werderanerinnen begleiten ihr Obst in die Reichshauptstadt, und mit Schlaf, Strumpfstricken, Häkeln und Kaffeetrinken aus allerlei Tassen und Töpfen verbringen sie die Nacht. Gegen Morgen kommt man in Berlin an, bei der Markthalle in der Dorotheenstraße, dem „neuen Werderschen Markt“, wird gelandet, und hier entwickelt sich dann allmählich das immer befriedigende, glatte Verkaufsgeschäft. Diese Ware lobt ja den, der sie feilbietet, nicht umgekehrt . . .

Noch mancherlei Interessantes bietet die Stadt Werder, mancherlei freundliche Erinnerungen haften an ihr. Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. ließ ihr eine tragfähige Brücke bauen, dank welcher sie erst mit der Außenwelt in regere Verbindung trat; er schwang sich zu dieser Ausgabe nicht aus Liebe zur Insel auf, sondern weil ihm gemeldet wurde, daß der alte, völlig zermorschte Steg kein Bataillon mehr zu tragen vermochte. Er ließ nachher Werders morastige Straßen, deren Schrecken er am eigenen Leibe erfahren hatte, pflastern; auch die von den Lehniner Mönchen erbaute, stimmungsvolle gotische Kirche baute er in seiner Art um. Diese Kirche glänzte früher durch ein eigentümliches Altargemälde, „Christus als Apotheker“, das nicht gerade geschmackvoll, aber werderisch naiv den Heiland darstellte, wie er auf einer Wage die menschliche Schuld auswog gegen „Kreuz-Wurz“, das Gnadenmittel. Büchsen mit den Aufschriften: Liebe, Hilfe, Geduld, Friede, Beständigkeit, Hoffnung, Glauben ergänzten die Einrichtung der seltsamen Pharmacie. —

Aber soviel Kurioses wir auch von den Eigentümlichkeiten und Lebensgewohnheiten der Werderaner noch gehört haben, für heute müssen wir unsere Wißbegierde bezwingen. Die Nacht bricht herein, ungewisses Mondlicht rinnt über die Dächer, Werder geht schlafen.

So besteigen wir denn den bereit liegenden Kahn, der uns nach Potsdam zurückbringen soll. Eine wunderherrliche Fahrt. Von herbem Duft umwittert, leuchtend in silberner Klarheit, wandelt die Septembernacht über die Wasser. Wir hören nichts als das Geräusch der taktmäßig in die Flut tauchenden Ruder und das Klatschen und Gurgeln der Wellen, die sich am Kiel brechen. Im Mondenglanz sehen wir die weißen Nebel wallen, die Havel blitzen und funkeln, als bereite sie etwas Wundersames, Großes vor, als schicke sie sich an, das Märchenschloß emporsteigen zu lassen, das in ihrer Tiefe liegt. Noch einmal, ehe sie sich zu langem Winterschlafe niederlegt, öffnet die Natur ihr Schatzkästlein und zeigt ihre schönsten Juwelen. Und wir trinken, den Blick zu den Sternen gerichtet, den feuchten Odem der Nacht, und wie das Boot dahinschaukelt, dünkt uns, wir seien entschlummert und der Traumgott fahre uns thulewärts übers Meer, und gleich müsse aus süßen Düften und wehendem Licht die silberne Grotte aufsteigen, die hinunterführt in den Palast . . . Wir gleiten an den schlafenden Ufern vorbei, hören die jungen Kiefern, die noch nicht zur Ruhe gekommen sind, leise miteinander raunen und atmen ihren würzigen Duft. Und immer nebliger wird es, immer breiter der durch die Dämpfe flimmernde, schwankende Silberstreifen auf der Flut. Zuweilen sprüht's und funkelt's fern von ihm auf, als blinzle eine Nixe im Schlaf. Vorn aber, weit vorn glühen zwei rote Augen durch die weiße Nacht — das sind die Lichter der Werderschen Obstdampfer, die wie zum Dienst der Menschen gebändigte Ungetüme der Hauptstadt zu schleichen . . .

Keiner von uns spricht ein Wort, kein Herz offenbart laut sein Entzücken; alles sinnt und träumt und lauscht. O märkische Natur, schlichte, bescheidene, wie machst du Tausende zu Dichtern, die nie einen Reim geschrieben haben und nie einen schreiben werden!

Sonnenlicht und Sonnenkraft.

Von Prof. Dr. L. Büchner.

Wenn wir heute lesen, daß so viele Völker des Altertums, wie Inder, Ägypter, Phönizier, Perser, Römer, Peruaner u. s. w., die Sonne als einen Gott angesehen und ihr göttliche Verehrung erwiesen haben, und daß dieses ganz oder teilweise bei manchen wilden oder halbwilden Völkern, wie Negritos, Ainos, Tungusen, Lappen, Samojeden u. s. w., bis auf den heutigen Tag der Fall ist, so lächeln wir wohl über solche Einfalt, da wir wissen, daß die Sonne kein Gott, sondern nichts anderes ist als dasjenige, als welches sie bereits der griechische Philosoph Anaxagoras im 5. Jahrhundert vor Christus mit einer für seine Zeit bewunderungswerten Voraussicht bezeichnete, d. h. ein „feuriger Klumpen“. Freilich paßt der Ausdruck „Klumpen“ schlecht für einen Körper, der so groß ist, daß man beinahe anderthalb Millionen solcher Kügelchen, wie unsere Erde eines ist, daraus drehen könnte, und deren Größe auch schon Anaxagoras im Widerspruch mit den Naturphilosophen seiner Zeit als eine den Augenschein weit überragende bezeichnet hatte. Wenn nun aber die Zeitgenossen des großen Philosophen seine Meinung nicht anerkennen wollten, ihn vielmehr mit der Anklage der Gotteslästerung aus Athen vertrieben und fortfuhren, die Sonne für einen Gott oder wenigstens als von einem Gotte geführt und gehalten anzusehen, so hatten sie dazu genügenden Grund in dem wohlthätigen Einfluß, den der strahlende Himmelskörper auf das ganze menschliche Leben und Dasein übte. Hätten sie wissen können, was wir heute wissen, daß nämlich die Sonne nicht bloß ein wohlthätiger Himmelskörper, sondern auch die letzte Ursache für alle auf der Erde wirksamen Kräfte und alle auf derselben vor sich gehenden Bewegungen ist, so würden sie wohl darin einen noch mächtigeren Beweggrund ihrer Sonnenverehrung gefunden haben.

Mag es nun Instinkt, Ahnung oder Zufall gewesen sein, was die Ursache für die so weit verbreitete Anbetung der Sonne als einer Gottheit geworden ist, man kann nicht leugnen, daß unter den verschiedenen religiösen Naturdiensten des Altertums keiner eine so große innere Berechtigung gehabt hat wie gerade der Sonnendienst. Ist es doch heute keinem wissenschaftlichen Zweifel mehr unterworfen, daß nach Maßgabe des großen Gesetzes von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft die Strahlen der Sonne in der That jenen unerschöpflichen Behälter bilden, aus welchem der gesamte Kraftvorrat der Erde sein Dasein herleitet. Wollte heute die Sonne aufhören zu leuchten, so würde — auch ganz abgesehen davon, daß Leben ohne Licht überhaupt unmöglich ist — sehr bald ein mit jeder Art von Leben unverträglicher Stillstand aller Kraftwirkungen oder Kraftumwandlungen eintreten. Beinahe jeder Schulknabe weiß heute, daß die Kraft als solche nur eines Wesens ist, und daß die uns bekannten Einzelkräfte nur verschiedene Formen oder Erscheinungsweisen dieser einzigen Urkraft sind. Alle Kräfte ohne Ausnahme können nach dem Grundsatz der Aequivalenz oder Gleichwertigkeit ineinander umgewandelt werden oder auseinander hervorgehen. Niemals kann dabei die geringste Menge von Kraft verloren gehen oder zu „nichts“ werden oder aber umgekehrt aus nichts, d. h. ohne daß eine andre Art von Kraft ihr vorangegangen wäre, entstehen. So geheim oder verborgen mitunter auch die Wege sein mögen, auf denen Kraft kommt oder geht, so ist man bei genauerer Nachforschung

doch jedesmal imstande gewesen, diese Wege aufzudecken und sich zu überzeugen, daß es sich bei der Verwandlung der Kräfte überall nur um einen Wechsel der Form, nicht aber um einen solchen des Inhaltes handelt. Schwindet die Kraft in einer Form, so erscheint sie dafür sicher in einer anderen; und wo sie in neuer Form erscheint, da sind wir auch sicher, daß eine ihrer andern Erscheinungsformen verbraucht ist.

Unter allen Naturkräften, welche wir kennen, ist nun aber die Wärme die allgemeinste und verbreitetste Form von Kraft. Sie kann nicht bloß aus allen uns bekannten Kräften gewissermaßen hervorgelockt, sondern auch in alle zurückverwandelt werden. Wo man früher Kraft recht augenscheinlich verloren glaubte, da war sie gewiß in Wärme übergegangen. Besonders wichtig ist die Beziehung der Wärme zur Bewegung oder zur mechanischen Kraft, für welche Beziehung zahllose Beispiele vorliegen und von welcher auch die große Entdeckung der Erhaltung der Kraft ihren Ausgangspunkt genommen hat. Daher man jetzt die Begriffe von „Kraft“, „Bewegung“ und „Wärme“ in physikalischem Sinne für gleichbedeutend ansieht.

Gerade von dieser wichtigen und gewissermaßen die Grundlage aller andern Kräfte bildenden Wärmekraft sendet nun aber die Sonne trotz des überaus geringen uns zukommenden Anteils an ihrer Gesamtwirkung alljährlich so riesige Mengen zur Erde nieder, daß man damit eine über die ganze Erdoberfläche gelagerte Eisrinde von 30 Metern Dicke würde zu schmelzen imstande sein. In einem Zeitraum von etwa sechzehnhundert Jahren würde die Sonnenwärme hinreichen, um alles Wasser der Oceane verdampfen zu lassen, wenn dasselbe keinen neuen Zufluß erhalten würde.

Daß diese gewaltige Wärmemenge einem ebenso gewaltigen Vorrat von Arbeit oder Kraft entspricht oder entsprechen muß, dürfte nach dem oben Gesagten klar sein; man hat diese Kraftmenge auf die ungeheuere Zahl von 228 Billionen Pferdekräften berechnet. Man hat weiter berechnet, daß die Wärme einiger Quadratmeter der Sonnenoberfläche hinreichen würde, um alle Dampfmaschinen, welche auf der ganzen Erde im Betrieb sind, zu unterhalten.

Wenn auch die Erde nicht alle ihr auf diese Weise von der Sonne zuströmende Kraft zu ihren Zwecken verbraucht, sondern eine große Menge davon wieder als Wärme in den kalten Weltraum zurückstrahlt, so findet doch der größte Teil eine sehr praktische Verwendung und Aufspeicherung, welche sich schon in den Vorbedingungen des Lebens in einer Weise geltend macht, daß ohne sie Leben überhaupt eine Unmöglichkeit wäre. Der für das Bestehen aller luftatmenden Wesen unbedingt notwendige Kreislauf des Luftmeeres und dessen ununterbrochene Strömungen verdanken ihr Dasein ebensowohl der Sonne, wie die für die Existenz aller im Wasser lebenden Tiere nicht minder notwendige Beförderung der Luft durch alle Tiefen der Gewässer mit Hilfe der die Meere nach allen Richtungen durchfurchenden Meeresströmungen, oder der für alles Leben auf der Erde unentbehrliche Kreislauf der Gewässer. Denn die Sonnenkraft ist es, welche bewirkt, daß das durch ihre Strahlen verdampfte Wasser in die Luft steigt, sich in Wolken sammelt und als Regen, Schnee, Tau, Reif, Hagel u. s. w. wieder niederfällt, um Quellen, Bäche, Flüsse und Ströme zu speisen. Wenn man nur die durch allgemeine Wasserverdunstung an der Erdoberfläche geleistete Arbeit der Sonne künstlich nachahmen wollte, so würde man dazu soviel Brennmaterial verwenden müssen, wie nötig wäre, um eine ganze Billion Dampfmaschinen, jede von sechzehn Pferdekräften, in Bewegung zu halten.

Wenn somit schon Leben überhaupt ohne diese von der Sonne abhängigen Vorbedingungen auf der Erdoberfläche undenkbar ist, so wird diese Abhängigkeit von ihrer mächtigen Herrschaft noch viel deutlicher, wenn wir das Leben selbst ins Auge fassen. Wir sind, geradeso wie die Quellen, Bäche und Flüsse, von denen die Rede war, Sonnenkinder oder lichtgeborene Wesen, und zwar nicht bloß in bildlichem, sondern in ganz wörtlichem oder mechanischem Sinne. Wenn wir hungrig sind, ist es die Sonne, welche uns speist. Wenn wir durstig sind, ist es die Sonne, welche uns tränkt. Wenn wir Arbeit verrichten, einerlei, ob körperlich oder geistig, ist es wiederum dieselbe Sonne, welche die dafür erforderliche Kraft liefert oder leiht.

Denn wenn wir uns — um dies im einzelnen deutlich zu machen — die Frage vorlegen: woher kommt die Kraft unserer Muskeln, mit denen wir körperliche, oder die Kraft unseres Gehirns, mit dem wir geistige Arbeit verrichten? — so lautet die Antwort des Physiologen: aus dem Blute, welches allen Organen unseres Körpers ununterbrochen die ernährenden Stoffe zuführt und ohne dessen steten Zu- und Abfluß deren normale Thätigkeit keinen Augenblick würde bestehen können.

Fragen wir weiter: woher kommt das Blut? — so lautet die Antwort: aus dem Milch- oder Speisesaft.

Fragen wir weiter: woher kommt der Speisesaft? — so lautet die Antwort: aus den Speisen, welche entweder pflanzlicher oder tierischer Art sein können. Da nun aber die Fleischfresser oder Fleischesser von den Pflanzenfressern leben und daher tierisches Leben in letzter Linie ohne pflanzliches eine Unmöglichkeit ist, so erscheint die Pflanze als letzte und einzig wirkliche Quelle aller auf der Erde vorhandenen Nahrung.

Fragen wir nun endlich: woher kommt die Pflanze? — so lautet die Antwort so bestimmt wie möglich: unmittelbar von der Sonne!

Denn Licht und Wärme sind die Nahrung der Pflanze. Unter dem Einfluß dieser zwei mächtigen Naturkräfte, welche aber nur eine einzige Kraft bilden, da Licht nur eine besondere Form der Wärme darstellt, zersetzt die Pflanze bekanntlich die Kohlensäure der atmosphärischen Luft derart, daß der Sauerstoff frei und der Kohlenstoff in dem Gewebe der Pflanze, deren Hauptbestandteil er bildet, festgelegt wird. Oder — mit anderen Worten — die lebendige Kraft der Sonnenstrahlen wird in die ruhende oder Spannkraft der von der Pflanze erzeugten Stoffe umgewandelt. Diese Stoffe nähren nun das Tier. Tier und Pflanze nähren den Menschen — abgesehen davon, daß der durch den geschilderten Prozeß des Pflanzenwachstums freigemachte Sauerstoff das unentbehrliche Lebenselement aller luftatmenden Wesen bildet.

Also genießen wir in der Pflanze oder dem Tier, das von ihr gelebt hat, ein Stück Sonnenwärme oder Sonnenlicht oder Sonnenkraft und erzeugen damit alle Kraft unseres Leibes und Lebens. Wir können daher mit vollem Recht sagen, daß die Sonne, indem sie unsere Speisen erzeugt, auch die einzige und letzte Quelle aller von unserem Körper entwickelten Kräfte, Bewegungen und Thätigkeiten ist. Wir sind — um es zu wiederholen — im wahren und vollen Sinne des Wortes Sonnenkinder.

Vielleicht könnte jemand den Einwand erheben, daß, wenn wir uns (mittelbar oder unmittelbar) von Pflanzen nähren würden, welche allenfalls in einem Treibhause mit Hilfe künstlicher Wärme und künstlichen Lichtes erzeugt worden wären, wir eine Arbeit oder Kraft entwickeln würden, welche nichts mit der Sonne zu thun hätte. Aber eine sehr einfache Ueberlegung zeigt, daß alle jene Mittel oder Stoffe, mit deren Hilfe wir das Treibhaus erwärmen und erleuchten möchten, wie Holz, Torf, Kohle, Gas oder Petroleum, in letzter Linie nur von der Sonne geborgt oder geliehen sein können. Namentlich sind jene riesigen Steinkohlenfelder im Innern unserer Erde, welche uns jetzt das meiste Brenn- und Leuchtmaterial (mittelbar oder unmittelbar) liefern, und ohne welche unsere ganze Kulturentwicklung in Frage gestellt sein würde, nichts anderes als das Werk jener vorweltlichen Sonnenstrahlen, welche vor Millionen von Jahren über den ehemaligen Steinkohlenwäldern brüteten. Die Kraft, welche die Dampfmaschine treibt oder die schnaubende Lokomotive mit ihrer angehängten Last spielend über die Schienen dahinjagt, ist nichts anderes als ein Tropfen Sonnenwärme oder Sonnenlicht, der ehemals in eine Pflanze umgewandelt, alsdann in die Erde eingesargt, mit Schutt, Steinen und Lehm bedeckt und heute wieder durch die Hand des Menschen dem dunkeln Schoß der Erde entrissen wurde, um von neuem in Licht und Wärme umgewandelt zu werden. Daher die Lokomotiven von den Gelehrten mit Recht den poetischen Namen der „Sonnenrosse“ erhalten haben.

Auch mechanische, chemische oder elektrische Kräfte, mittels deren wir allenfalls versuchen möchten, das Treibhaus zu erwärmen und zu beleuchten, müssen entweder unmittelbar oder auf dem Wege der Kraftumwandlung von der Ur- oder Grundkraft der Sonne abstammen, welche die Atome des Weltäthers in Bewegung setzt und in allerletzter Linie wahrscheinlich gleichbedeutend ist mit der der Sonne innewohnenden Gravitation oder Anziehungskraft.

„Alle Kräfte der Erde, alle Aeußerungen des Lebens,“ sagt der berühmte englische Physiker Tyndall ebenso poetisch wie wahr,



Die Kaskaden von Tivoli.

Nach der Natur gezeichnet von H. Nestel.

„sind nur Modulationen einer und derselben himmlischen Melodie — — die Sonnenstrahlen kommen als Wärme zu uns und verlassen uns auch als solche. Aber zwischen ihrer Ankunft und ihrem Weggang entstehen daraus die mannigfaltigen Kräfte unseres Planeten; und sie sind ohne Ausnahme eigentümliche Formen der Sonnenkraft oder ebensoviele vorübergehende Verwandlungen, welche sie auf ihrem Wege von ihrem Ursprung zum Unendlichen durchmacht."

Somit huldigten die alten Aegypter bereits einer vollständig richtigen Vorstellung, als sie auf den Sonnentempel in Philä die Worte als Inschrift setzten: „Sie (die Sonne) ist es, welche alles gemacht hat, was ist; und nichts giebt es, das ohne sie jemals gemacht worden wäre."

Wir schließen diesen Aufsatz mit den begeisterten Worten des französischen Naturforschers Onimus:

„Die moderne Wissenschaft ist das schönste der Gedichte — — der menschliche Geist befindet sich im Angesicht der Entdeckungen und Verallgemeinerungen der modernen Wissenschaft, wie Rumford sagt, ohne Aufhören im Angesicht eines Wunders, welches selbst Miltons Phantasie in Schatten stellt. Es ist so großartig und erhaben, daß derjenige, welcher sich ihm hingiebt, einer gewissen Charakterstärke bedarf, um nicht geblendet zu werden. Die Winde, die Flüsse, alle Erscheinungen der Natur wie der Kunst sind die Kinder eines Teiles der Sonnenkraft. Derselbe Sonnenstrahl, welcher auf unsere Erdkugel fällt, erzeugt, ehe er in der Form der Wärme in den Weltraum zurückkehrt, den befruchtenden Tau, die duftende Blume mit ihren glänzenden Farben, den Baum, welcher heute die Luft von Kohlensäure reinigt und morgen unsere Maschinen treibt oder uns widerstandsfähig gegen die Unbilden der Witterung macht. Ja, alles dieses stammt aus der nämlichen Quelle ebenso wie alle Erzeugnisse menschlicher Civilisation. Sonnenkraft ist die Kraft, welche mir gestattet, mich zu bewegen und zu empfinden, ebenso wie die Bewegung des Blutes in meinen Adern oder die Bewegung meines Armes, welcher in diesem Augenblick meine Feder führt, oder der Gedanke, welchen ich wiederzugeben versuche, oder das Vergnügen, welches ich empfinde, indem ich diese Arbeit mit den Worten meines Vaters schließe: ‚Ueberall Verwandlung — nirgendwo Vernichtung. In der organischen wie in der physischen Welt, in den lebendigen wie in den toten Körpern ist ununterbrochene Bewegung. Vollkommene Ruhe giebt es nicht. Alles verwandelt sich, und aus dem Schoß des Staubes erblüht ununterbrochen neues Leben.'"

Die Sklaven.

(1. Fortsetzung.)

Novelle von Ernst Eckstein.

Als Lucius Menenius zu Anfang der zweiten Nachtwache heimkam — Cajus verweilte noch etwas länger bei dem lebenslustigen Gastgeber — fand er die beiden Kammersklaven, die er zu seinem persönlichen Dienst bestellt hatte, auf den Ruhebänken vor dem teppichverhangenen Eingange fest entschlummert.

Die jungen Leute, zwei straffe Sigambrer, Zwillingsbrüder, hatten während der musikalischen Vorträge im Xystus nach altgermanischem Brauch eifrig gebechert, zumal der Tag außerordentlich heiß war.

Lucius Menenius, der wohl wußte, daß er, wenn's galt, auf diese zwei blondmähnigen Löwen da unbedingt zählen konnte, war in derartigen Ausnahmefällen nachsichtig wie ein gütiger Philosoph. Er wehrte den Fußfolgern, die bei dem Anblick der beiden Schläfer Miene machten, sie unsanft zu wecken, und hieß sie die Fackeln löschen und alsbald ihre Lagerstatt aufsuchen.

„Seid unbesorgt!" sagte er lächelnd. „Drinnen brennt ja die Ampel, und von den Feldzügen gegen die Parther bin ich wohl Schlimmeres gewöhnt, als mir 'mal eigenhändig die Schuhe zu lösen. Nein, geht nur! Ich danke Euch! Jeder nach seinem Amt! Ich will nicht, daß meine Leute mir hinterrücks nachsagen: der Alte mißbraucht uns! Euch Spitzbuben kennt man!"

„Herr," stammelte einer der Fußfolger, der die liebenswürdige Scherzhaftigkeit dieses Tones nicht gleich begriff, „ich beteure Dir . . ."

„Rebellisches Volk!" lachte Menenius. „Ob Ihr gehorcht! Zudem geh' ich noch gar nicht zu Bett. Ihr kennt ja meine Gepflogenheit, erst noch ein Weilchen zu lesen. Marsch! Weckt mir die beiden Flachsköpfe nicht! Ein Skandal! Ich werde befehlen, daß ihnen künftighin mehr Wasser unter den Wein gemischt wird! Freilich, er lockt, der süße dunkelrote Kampanier! Gute Nacht, Kinder!"

„Friede und Schlaf und allen Segen der Gottheit über Dein Haupt!" sagten die Fußfolger.

Sie hatten die Handlampe auf dem steinernen Postament hinter der Säule angezündet und ihre Fackeln mit dem Asbesttuche ausgedrückt. Nun schritten sie durch den Schlundgang ins Peristyl und erklommen auf schmaler Holzstiege das Obergeschoß, wo sich die Wohnungen der Sklaven befanden.

Lucius Menenius trat in sein Schlafgemach. Hier herrschte eine erquickliche Temperatur. Den ganzen Tag über war das Zimmer verhangen gewesen. Nach Sonnenuntergang hatte Afra den Vorhang zurückgeschoben und das einzige Fenster geöffnet, das, ein kleines vergittertes Viereck, dicht unter den Balken der reich kassettierten Decke lag. Ein kühlender Luftzug strömte durch den behaglich eingerichteten Raum und bewegte das Licht der Ampel, die an drei silbernen Ketten über dem Einfußtische zu Häupten des Lagers hing.

Auf der Tischplatte stand eine Metallschüssel mit Früchten, eine etrurische Kanne mit einem citronenduftigen Trank, der noch frisch sein mußte — denn das Gefäß war mit Tau beschlagen — und ein Ebenholzkästchen mit der vergoldeten Aufschrift „DELICIAE MEAE". Unter diesen „deliciae", dieser „Wonne" des Lucius Menenius waren seine vier Lieblingsschriftsteller gemeint, deren Hauptwerke er in prächtig ausgestatteten Exemplaren hier aufhob: Ennius, Tacitus, Plato, Homer.

Vor dem Kästchen aber, auf einer wassergefüllten Schale, prangten die herrlichen Rosen Afras, deren köstlicher Duft, nicht stark und betäubend, sondern nur wie ein träumerisch sanfter Hauch, ihm leise entgegenwehte.

Ein Lindenholztäfelchen barg sich halb zwischen den Blüten. Menenius zog es hervor und las da in schlanken rötlichen Buchstaben:

„Erstlinge seines Geheges, begrüßen wir fromm den Gebieter,
Fleh'n der Unsterblichen Huld heiß auf den Teuren herab.
Himmlische Gnade bedeutet der Nachtgruß blühender Rosen:
Schenk' ihm das Beste, o Zeus! Keiner verdient es wie er!"

Menenius nickte gerührt. Er kannte die Handschrift. Es war nicht das erste Mal, daß die dankbare Afra ihn mit solchen Aufmerksamkeiten erfreute, ihn und seine geliebte Gattin, die jetzt fern am Gestade von Bajä volle Genesung suchte. Das reizende Kind! Und wie hübsch sie die wohlklingenden Verse da zusammengefügt hatte! Wirklich, das blonde Geschöpf mit den großen nachdenklichen Augen war ein Stück von einer Dichterin!

Lucius Menenius warf die Toga von seinen Schultern und setzte sich auf die Bettstatt. Noch einmal überlas er die Verse, langsam und andachtsvoll. Kam es ihm nur so vor oder lag wirklich in diesen Worten ein tieferer Sinn verborgen? Frauengemüter haben ja oft etwas Rätselhaftes und Ahnungsvolles.

Mit halblauter Stimme sprach Lucius Menenius das letzte der beiden Disticha vor sich hin:

„Himmlische Gnade bedeutet der Nachtgruß blühender Rosen:
Schenk' ihm das Beste, o Zeus! Keiner verdient es wie er!"

Und plötzlich versank er in eine wehmütig ernste Stimmung. Das Festmahl beim Quästor Camillus war heiter gewesen, fast übermütig. Ein geistreicher Deklamator hatte die Gäste mit launigen Epigrammen und witzsprühenden flott gedrehten Satiren ergötzt. Menenius selbst neigte durchaus nicht zur Düsterkeit, wenn er auch mäßig war und nicht jeden Kelch ungestüm bis zur Hefe genoß. Jetzt aber fühlte er ein heimliches Weben und Rauschen wie vom Walten des Schicksals.

Das nächtliche Haus mit seinen Höfen und Säulengängen lag in schweigsamer Finsternis. Von der Schwelle her klangen die regelmäßigen Atemzüge der beiden Sigambrer. Verschlafen regte sich der kaum noch plätschernde Strahl des Alabasterbeckens im Peristyl. Sonst alles lautlos und feiernd, müde gleichsam von den Gluten des Tages, der heiß und wolkenlos über der Weltstadt dahingezogen . . .

War es der Gegensatz dieser Einsamkeit zu dem Lärm des Gelages, von dem er kam? Und führte der zufällige Umstand, daß Afra in ihren Versen die oberste Gottheit mit dem hellenischen Namen Zeus genannt hatte, die Einbildungskraft des Menenius nach Griechenland?

Mit einem Mal gedachte er jener griechischen Jünglinge, des Biton und des Kleobis, die so berühmt geworden durch ihre kindliche Liebe zur Mutter und durch ihr seltsames Ende ... Gerührt über die Pietät dieser vortrefflichen Söhne, die ihren, der Priesterin, Wagen bei der festlichen Prozession zu Ehren der Göttin Hera fünfundvierzig Stadien weit fortzogen, weil das Gespann ausblieb, hatte die Mutter zur Göttin gebetet, sie möge den teuren Kindern aus dem unendlichen Schatz ihrer Gnade das Beste spenden — das Beste, ganz wie es hier in dem Distichon hieß! Und siehe, die Söhne, nachdem sie geopfert hatten, legten sich nieder und schliefen ein, um nicht wieder aufzuwachen. Die gütige Göttin hatte das Flehen der Mutter erfüllt und das Beste gespendet, was sie zu geben hatte — den Tod!

Menenius fuhr sich über die Stirne. Ein sonderbares Spiel seiner Gedanken! Sterben! Wie kam er darauf, er, der Mann der ruhigen sonnigen Lebensfreude, der so ganz in der Gegenwart aufging? Und noch dazu jetzt, nachdem sich die Wogen, die ihm sein Glück bedroht hatten, dank dem Scharfblick und dem rastlosen Eifer des Ninus, völlig zu glätten begannen?

Er dachte nach Bajä hinüber, wo Plotina und seine dreizehnjährige Tochter wohl längst schon entschlummert waren. Sein Herz schwoll in heißer Liebe zu dieser unvergleichlichen Lebensgefährtin und zu der Kleinen, die so ganz das Ebenbild ihrer Mutter war. Wie gern hätte er die beiden nach dem Strande Kampaniens begleitet! Aber die Pflicht fesselte ihn einstweilen noch an die Hauptstadt, so sehr es ihn südwärts zog ...

„Die Staatsgeschäfte!" sagte er zu sich selbst. „Sie legen uns mitleidlos Ketten an!"

Nun stand er auf und wandelte, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam durch das Gemach. Es war kein Wunder, wenn er sich nachgerade etwas vereinsamt fühlte. Cajus ging wie die meisten vornehmen jungen Leute tagsüber seinen eigenen Weg. Das würde sich ändern, wenn noch ein paar Jahre ins Land zogen und der Ernst des Lebens strenger an ihn herantrat. Vorläufig konnte der Sohn die Lücke nicht ausfüllen, die durch die Abwesenheit Plotinas im Haus und im Herzen des Vaters klaffte. Drei Wochen lang war Plotina jetzt fort! Wie freute sich Lucius Menenius auf ein baldiges Wiedersehen! In vierzehn Tagen schloß der Senat seine Sitzungen, und dann auf nach der Golfstadt!

Wie sich so ein Gedanke ihm aus dem andern herausspann, schwebte ihm deutlicher als bisher die heitere Jünglingsgestalt seines Cajus vor, der sich vom Zechgelage des Quästors Camillus trotz der schon vorgerückten Nachtstunde noch immer nicht hatte trennen können.

Menenius befand sich zu seinem eigenen Befremden in jener Gemütsverfassung, die allem die ernsthafte Seite abgewinnt. Zum erstenmal seit Jahren vielleicht schien ihm der Lebenswandel des Sohnes nicht ganz dem zu entsprechen, was von dem Sproß einer so alterlauchten Familie verlangt werden durfte. Menenius ahnte zwar nicht, in welche gefahrvollen Schlingen Cajus verstrickt war und wie der leichtfertige junge Mann just im Begriff stand, mit Hilfe des ägyptischen Priesters Seleucius ein geradezu strafbares Gaukelspiel in Scene zu setzen; aber er sagte sich doch, daß Cajus viel zu wenig Teilnahme an den öffentlichen Geschäften, viel zu wenig Interesse an den Dichtern und Philosophen bekunde, während er auffällig wohl beschlagen war in der Kenntnis der neuesten Pantomimen, in der Beurteilung aller Zirkusverhältnisse und im Abschätzen samischer, chiischer und kampanischer Weine. Die Sorge stieg in Lucius Menenius auf, er habe sich seinem Sohne gegenüber wohl zu nachsichtig und zu arglos erwiesen. Die Milde war gut bei der Behandlung gefesteter Charaktere, die durch Nachgiebigkeit und Huld nicht verdorben wurden. Ein Jüngling wie Cajus dagegen bedurfte der streng führenden Hand, wenn er nicht unversehens auf Abwege oder gar ins Verderben geraten sollte.

Gewisse Anzeichen, die Lucius Menenius bis jetzt unbeachtet gelassen, zeigten sich ihm nun plötzlich in kaum geahnter Beleuchtung. Kein Zweifel, Cajus selbst war innerlich unbefriedigt von seinem Treiben; um der Schalheit und Oede neuen Reiz zu verleihen, verfiel er jetzt in das Ausgeklügelte, Kühne und Abenteuerliche. Hierfür sprach schon die Wahl seines Umgangs. Einige dieser Gefährten hatten es niemals gewagt, die sonst so gastliche Schwelle des Lucius Menenius zu überschreiten, weil sie wohl Grund zu der Voraussetzung hatten, daß der Senator sie unwirsch empfangen würde ...

Unter diesen Betrachtungen hatte sich Lucius langsam entkleidet. Er löschte die Ampel, sprach ein kurzes Gebet und streckte sich tief atmend auf seine Ruhestatt. Aber er konnte nicht einschlafen. Es lag über ihm wie ein bängliches Vorgefühl, wie der Druck eines unklaren Gedankenkreises, dessen Mittelpunkt Cajus war. Wenn er nur eine Aufgabe für den Jüngling gewußt hätte, die ihn sofort und mit Nachhaltigkeit in Anspruch nahm! Der Weg zu den Staatsämtern mußte für Cajus langwierig sein; denn Leute, die sich bis in ihr dreiundzwanzigstes Jahr so ganz und gar nicht um diese Laufbahn gekümmert haben, werden natürlich, wenn sie dann plötzlich einlenken, nicht sofort von der Staatsregierung mit weit geöffneten Armen aufgenommen. Auch die Schriften der hellenischen Weltweisen kann man nicht heute zum Lebensberuf machen, wenn man sie gestern kaum eines Blickes gewürdigt hat.

„Allgütiger und allmächtiger Jupiter, lenk' es zum Besten!" murmelte Lucius Menenius mit einem Seufzer, nachdem er sich fast eine Stunde lang auf den Polstern herumgewälzt hatte.

Und wieder berührten ihn die Worte „zum Besten" ganz eigentümlich ...

Wie sich aus einem Punkte eine ganze Kette von Bildern und Vorstellungen entwickelt! Lächerlich! Afra mit ihrem freundlichen Blumengruß hatte ihm also die Ruhe der Nacht geraubt! Die kleine hübsche Unheilstifterin! Auch Ninus, der Leibarzt, hatte ja ihrethalben, wenn auch in anderem Sinne, lange Nächte hindurch den Schlaf eingebüßt! Nun waren sie einig, und Lucius Menenius hatte die schöne Gelegenheit, dem Leibarzt, der sich alsbald ihm anvertraut hatte, seine unendliche Dankbarkeit für die Rettung Plotinas durch die That zu beweisen. ...

Lucius Menenius schmiegte sein Antlitz etwas beruhigter gegen das Kissen. Die Aussicht, mit freigebiger Hand für das Glück anderer sorgen zu dürfen, scheuchte das dumpfe Unbehagen, das ihn bis dahin gebannt hielt. Auch Afra hat es um uns verdient, dachte er frohmütig. Afra ist mir wie eine Tochter. Schade um sie, daß sie von unfreier Geburt ist! Eine seltsame Welt, die ihre Gaben so ungleich verteilt und oft die Sklavin mit Tugenden schmückt, deren die Edelgeborene entraten muß!

Bleischwere Müdigkeit senkte sich ihm nun plötzlich über das Haupt. Im Halbschlaf hörte er noch, wie draußen der Klopfer wieder die Pforte schlug. Schritte hallten gedämpft durch das Atrium, Fackelschein fiel eine Sekunde lang durch die halb nur verhangene Thür, an deren Eingang die beiden Sigambrer noch immer bewegungslos auf den Polstern lagen. Das war Cajus mit seinen Begleitern, der nun endlich, lange nach Mitternacht, vom Gelage des übermütigen Quästors nach Hause kam.

Menenius lächelte. Sein fast schon erloschenes Bewußtsein war doch noch klar genug, um zu bemerken, daß Cajus trotz der zahllosen Becher, die er vertilgt haben mochte, ehrfürchtige Rücksicht auf den Schlaf seines Vaters nahm: er schlich auf den Zehen! Wohl, ein solcher Sohn war noch nicht aufzugeben, ob auch sein Leichtsinn und seine Trägheit üppig in Blüte standen!

Zwei Tage später hatte Lucius Menenius Morgenempfang. Der ehemalige Prätor und Konsul lebte zwar im Vergleich mit der Mehrzahl seiner Standesgenossen beinahe zurückgezogen; völlig indes konnte er sich den gesellschaftlichen Verpflichtungen seiner bevorzugten Stellung nicht wohl entziehen.

Vor Sonnenaufgang bereits wogte es in dem blumengeschmückten Atrium von weißen Galagewändern. Die senatorische Toga mit purpurnem Rande war dabei ebenso zahlreich vertreten wie die streiflose des Ritters und die grobwollige der Leute, die „nichts" waren. Heliodorus, der Obersklave, dem die Geleitung der Gäste vom Eingange her oblag, glühte vor Aufregung, denn der lebendige Wunsch, dem Hausherrn Ehre zu machen, wirkte hier mehr als anderswo die Furcht vor der Strafe.

Einer der letzten, die von Menenius begrüßt wurden, war der Quästor Quintus Camillus. Der unverwüstliche Zecher hatte auch in der jüngstverflossenen Nacht gründlich geschwelgt; er würde sich ganz gewiß in seiner Morgenruhe nicht haben stören lassen, wenn es sich nicht um den Empfangstag gerade des allverehrten Lucius Menenius gehandelt hätte.

Der Hausherr machte ihm halb scherzhaft Vorwürfe, daß Quintus Camillus ihm neulich seinen Cajus verführt habe.

„Lucius,“ versetzte der Quästor lachend, „ich wäre stolz darauf, wenn ich dem Bacchus einen so glorreichen Priester wirklich erzogen hätte! Dazu aber fehlt so gut wie alles. Vor Deinem Cajus beuge ich demutsvoll dies ruhmstrahlende Haupt. Er zecht für Dreie, Dein Sohn — und weißt Du, mit jener Grazie, die unerlernbar ist. Selbst im Rausch bleibt er noch Herr seiner Anmut!“

Lucius Menenius fühlte sich von den Worten des Quästors unangenehm berührt, zumal ihm tags zuvor ein Brief zugegangen war, der keine Unterschrift trug und nur die Worte enthielt: „Sorge dafür, o Vater, daß Dein Sohn keinen Schaden erleide!“

Cajus galt also, wie es schien, ganz allgemein für ein „Tier von der Herde des Epikur“!

Da nun Menenius absichtlich das Gespräch über Cajus ausspann und einen ernsteren Ton anschlug, merkte er in der That, daß der Quästor von der Befähigung und dem Charakter des jungen Mannes keine sehr glänzende Meinung hatte, obschon sich Camillus der größten Artigkeit und Rücksicht befliß und nur unfreiwillig den wahren Kern seiner Gedanken durchschimmern ließ. Auch das fühlte Menenius heraus, daß Quintus Camillus durchaus nicht die Unbekanntschaft des Vaters mit allerlei kleinen Thorheiten des Sohnes voraussetzte.

Dergleichen war also stadtkundig! Nur er, Lucius Menenius, hatte bisher im Finstern getappt! Verknüpft mit den Mahnworten jenes eigentümlichen Briefes, fiel ihm diese betrübende Wahrnehmung schwer auf das Herz. Er warf sich eine strafbare Lässigkeit vor — und ein plötzliches Bangen ergriff ihn, ob sein wohlgemeinter Entschluß, noch heute mit Cajus zu sprechen und Aufklärung zu heischen, nicht etwa zu spät komme.

Der Jüngling, um den sich das inhaltsvolle Gespräch des Vaters mit Quintus Camillus drehte, war unterdes, nur wenige Schritte von Lucius Menenius entfernt, eifrig am Werk, den geselligen Pflichten eines erwachsenen Haussohnes Genüge zu leisten. Er unterhielt sich aufs angelegentlichste bald mit einem der Großgrundbesitzer des zweiten Standes, bald mit einem Vertreter des Hochadels und vernachlässigte nur mit einiger Absichtlichkeit die Leute, die „nichts“ waren, die Klienten und Schutzbefohlenen.

Wer den Gesprächen gelauscht hätte, die Cajus mit diesen Rittern und Senatoren führte, dem wäre allerdings aufgefallen, wie sehr die Rede des jungen Mannes nur gerade die Oberfläche der Dinge streifte, ja wie er, trotz aller Beflissenheit, den unverkennbaren Stempel einer gewissen Unruhe und Zerstreutheit trug. Wiederholt schweifte sein Blick dem Thürgang zu, wo noch von Zeit zu Zeit neue Ankömmlinge ins Atrium traten . . .

Nun plötzlich wandte sich Cajus mit einem raschen „Herr, Du verzeihst!“ von dem breitschulterigen Thonwarenfabrikanten, mit dem er geplaudert hatte, hinweg, um einem auffallend hageren Mann in ausländischer Tracht entgegenzugehen, der jetzt eben vom Obersklaven Heliodorus hereingeführt worden war.

„Sei mir gegrüßt!“ sprach er, dem Fremdling die Hand reichend.

Der Mann beugte sein Haupt, das auf dem Wirbel eine hühnereigroße Tonsur zeigte.

„Hast Du den edlen Menenius auf meinen Besuch vorbereitet?“ fragte er mit einem nicht unschönen Aufflackern seiner tiefliegenden Augen.

„Noch nicht, Seleucius,“ versetzte der Jüngling errötend. „Es bot sich bis jetzt keine Gelegenheit. Aber sei unbesorgt: Lucius Menenius wird Dich empfangen wie alle die übrigen. Er ist die Gastfreundschaft selbst.“

„Es wäre mir lieber gewesen, Du hättest zuvor mit Deinem Vater geredet,“ versetzte der Orientale. „So ging die Verabredung. Ich pflege zu halten, was ich verspreche, und ich erwarte das Gleiche von jedermann.“

„Ich wiederhole Dir . . .“

„Sei's darum! Führe mich zu ihm!“

Abermals stieg dem Sohn des Hauses eine glühende Blutwelle ins Gesicht. Der Ton dieses Mannes verletzte ihn. Außerdem aber war es ihm bänglich zu Mute bei dem Gedanken, wie denn sein Vater diesen höchst unverhofften Besuch aufnehmen würde. Lucius Menenius huldigte in religiöser Beziehung einer gewissen Schlichtheit und Einfachheit. Sein Glaube hielt an dem altehrwürdigen Gotte Latiums fest, obschon er unter dem Namen des Jupiter etwas Höheres begriff als der Pöbel. Die sonstigen Mythen der Staatsreligion hielt er für das, was sie waren: für symbolische Märchen. Die Gottheit, deren Odem das All durchdrang, konnte nur eine sein; der menschlichen Unvollkommenheit war es zu danken, wenn sie sich die verschiedenartigen Offenbarungen dieser Gottheit unter dem Gleichnis verschiedenartiger Götter vorstellte. Geradezu peinlich jedoch war ihm das Ueberhandnehmen ausländischer Kulte, zumal der ägyptischen. Mehrfach schon hatte er im Senat seine Stimme dagegen erhoben, daß man den Priestern der Isis, des Horus, des Serapis und des schakalköpfigen Gottes Anubis so ungehindert nicht nur die Ausübung ihrer religiösen Gebräuche — das hätte er gelten lassen — sondern auch die rastlose Werbung unter den römischen Bürgern gestattete. Seinem gewichtigen Einfluß war es zu danken, daß man jüngsthin wieder von der Erneuerung halbvergessener Edikte sprach, die sämtlichen orientalischen Priestern, mit Einschluß der chaldäischen und babylonischen Wahrsager und Mathematiker, den Aufenthalt in der Hauptstadt bei schwerer Strafe verboten.

Und diesem ausgesprochenen Gegner führte nun Cajus den vornehmsten und vom Standpunkt des Lucius Menenius gefahrvollsten Vertreter der orientalischen Propaganda, den Isispriester Seleucius, als Gast beim Morgenempfange zu! Es war nicht abzusehen, wie sich Lucius Menenius in dieser befremdlichen Lage verhalten würde.

Cajus ging ein paar Schritte voran. Seleucius folgte. Ein selbstgefälliges menschenverachtendes Lächeln spielte um seinen Mund. Gerade weil Menenius sein Gegner war, hatte Seleucius eine Beziehung zu diesem Hause ja angestrebt. Gewohnt, über die Geister zu siegen und fremden Willen sich dienstbar zu machen, glaubte er den Gefahren, die von Menenius ihm drohten, die Spitze abbrechen zu können, falls es ihm nur gelang, mit dem erlauchten Feind in Verkehr zu kommen. Eine verführerische Beredsamkeit, Welterfahrung und philosophische Bildung, persönliche Liebenswürdigkeit und ein Schauspielertalent ersten Ranges — das waren die Vorzüge, auf deren unfehlbare Wirkung er baute.

„Mein Vater,“ hub Cajus an, „der würdige Priester Seleucius von Alexandria wünscht Dir seinen Gruß zu entbieten.“

Lucius Menenius war außerordentlich überrascht. Sofort aber wußte er sein berechtigtes Staunen zu meistern.

„Seleucius ist mir willkommen,“ sagte er höflich, „willkommen wie jedermann, der in friedlicher Absicht meine Schwelle betritt.“

Seleucius verneigte sich.

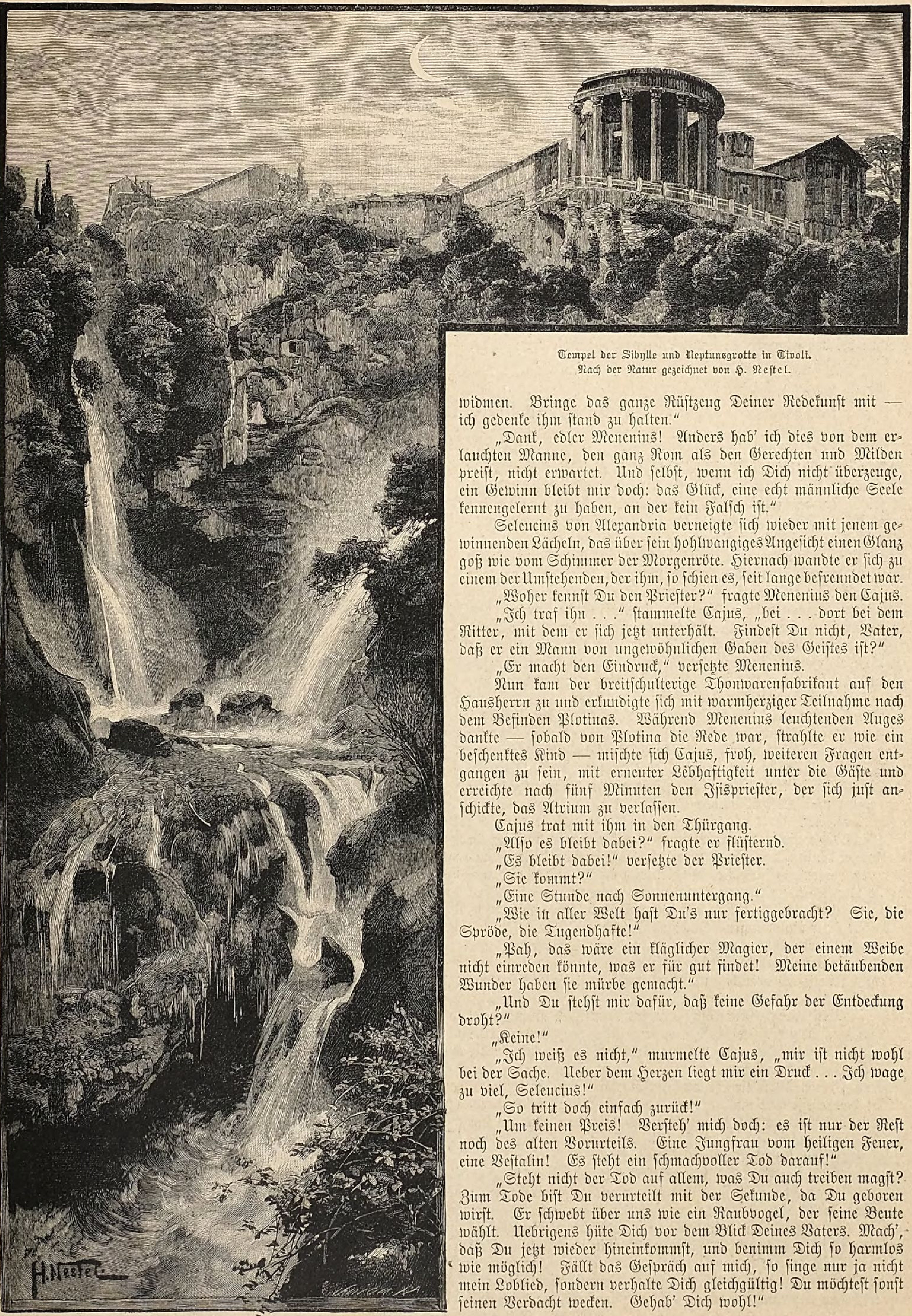
„Ich hoffe, erlauchter Menenius, Du scheuchst mich auch dann nicht von hinnen, wenn ich die Absicht eines ehrlichen Kriegs mit mir hereintragen sollte.“

In dem Ton dieser Worte lag ein so schmeichelhaftes Vertrauen auf die Großmut und die Gastfreundschaft des Senators, daß Lucius Menenius angenehm davon berührt wurde.

„Wie verstehe ich das?“ fragte er lächelnd.

„Herr,“ versetzte der Priester, „ich kenne die Anschauungen, die Du mit so zündender Ueberzeugungskraft im Senate vertrittst. Die meinigen brauche ich hier nicht zu erörtern. Du weißt, daß sie den Deinen schnurstracks zuwiderlaufen. Es lockte mich nun, dem Mann gegenüber zu stehen, der für mich und meine Genossen eine so ungeheure Gefahr bedeutet. Mit dem einzelnen Denker darf man die Fehde wagen; mit der geräuschvollen Menge kämpft man leider vergebens. Ich setze voraus, daß es dem edlen Menenius nur um die Wahrheit zu thun ist, nicht um den äußerlichen Triumph des Rechtbehaltens. Uebrigens,“ fügte er eilig hinzu, da er bemerkte, daß Lucius Menenius beunruhigt auf seine Umgebung blickte, „selbstverständlich war es durchaus nicht mein Wunsch, Deinen Morgenempfang durch philosophische Diskussionen zu stören. Ich weiß, ein Römer in Deiner Stellung gehört um diese Stunde der ganzen glänzenden Schar, die sein Atrium füllt. Es galt mir nur, mein Erscheinen, das Dich erstaunen ließ, zu begründen. Wenn Du mir späterhin — bei Gelegenheit — eine Weile Gehör schenkst, hoff' ich Dir darzuthun, daß ich nicht ganz jenem unheimlichen Gespenst gleiche, für das Du mich ausgiebst.“

„Ich kann Dir nicht abstreiten,“ sagte Menenius, „daß die Freimütigkeit Deines Auftretens durchaus meinen Beifall hat. Wenn Deine Lehre mir gleichermaßen genehm schiene — was allerdings nicht zu hoffen steht — so würde ich heut' noch Dein eifrigster Schüler werden. Aber lassen wir das! Meinem Grundsatz getreu, daß auch der Gegner gehört werden müsse, will ich Dir gerne im Lauf dieser Woche ein paar Nachmittagsstunden



Tempel der Sibylle und Neptunsgrotte in Tivoli.
Nach der Natur gezeichnet von H. Nestel.

widmen. Bringe das ganze Rüstzeug Deiner Redekunst mit — ich gedenke ihm stand zu halten."

„Dank, edler Menenius! Anders hab' ich dies von dem erlauchten Manne, den ganz Rom als den Gerechten und Milden preist, nicht erwartet. Und selbst, wenn ich Dich nicht überzeuge, ein Gewinn bleibt mir doch: das Glück, eine echt männliche Seele kennengelernt zu haben, an der kein Falsch ist."

Seleucius von Alexandria verneigte sich wieder mit jenem gewinnenden Lächeln, das über sein hohlwangiges Angesicht einen Glanz goß wie vom Schimmer der Morgenröte. Hiernach wandte er sich zu einem der Umstehenden, der ihm, so schien es, seit lange befreundet war.

„Woher kennst Du den Priester?" fragte Menenius den Cajus.

„Ich traf ihn . . ." stammelte Cajus, „bei . . . dort bei dem Ritter, mit dem er sich jetzt unterhält. Findest Du nicht, Vater, daß er ein Mann von ungewöhnlichen Gaben des Geistes ist?"

„Er macht den Eindruck," versetzte Menenius.

Nun kam der breitschulterige Thonwarenfabrikant auf den Hausherrn zu und erkundigte sich mit warmherziger Teilnahme nach dem Befinden Plotinas. Während Menenius leuchtenden Auges dankte — sobald von Plotina die Rede war, strahlte er wie ein beschenktes Kind — mischte sich Cajus, froh, weiteren Fragen entgangen zu sein, mit erneuter Lebhaftigkeit unter die Gäste und erreichte nach fünf Minuten den Isispriester, der sich just anschickte, das Atrium zu verlassen.

Cajus trat mit ihm in den Thürgang.

„Also es bleibt dabei?" fragte er flüsternd.

„Es bleibt dabei!" versetzte der Priester.

„Sie kommt?"

„Eine Stunde nach Sonnenuntergang."

„Wie in aller Welt hast Du's nur fertiggebracht? Sie, die Spröde, die Tugendhafte!"

„Pah, das wäre ein kläglicher Magier, der einem Weibe nicht einreden könnte, was er für gut findet! Meine betäubenden Wunder haben sie mürbe gemacht."

„Und Du stehst mir dafür, daß keine Gefahr der Entdeckung droht?"

„Keine!"

„Ich weiß es nicht," murmelte Cajus, „mir ist nicht wohl bei der Sache. Ueber dem Herzen liegt mir ein Druck . . . Ich wage zu viel, Seleucius!"

„So tritt doch einfach zurück!"

„Um keinen Preis! Versteh' mich doch: es ist nur der Rest noch des alten Vorurteils. Eine Jungfrau vom heiligen Feuer, eine Vestalin! Es steht ein schmachvoller Tod darauf!"

„Steht nicht der Tod auf allem, was Du auch treiben magst? Zum Tode bist Du verurteilt mit der Sekunde, da Du geboren wirst. Er schwebt über uns wie ein Raubvogel, der seine Beute wählt. Uebrigens hüte Dich vor dem Blick Deines Vaters. Mach', daß Du jetzt wieder hineinkommst, und benimm Dich so harmlos wie möglich! Fällt das Gespräch auf mich, so singe nur ja nicht mein Loblied, sondern verhalte Dich gleichgültig! Du möchtest sonst seinen Verdacht wecken. Gehab' Dich wohl!"

Seleucius von Alexandria trat ins Freie und bestieg seine Sänfte, die mit zahllosen anderen vor dem Vestibulum wartete, während der Jüngling nach dem menschenerfüllten Empfangsraum zurückschritt. Vergeblich kämpfte er wider die Bangigkeit an, die ihm seit heute früh schon das Herz beklemmte. Ruhig und friedsam in seiner leuchtenden Milde lehnte Menenius zwischen den Säulen und sprach mit dem Proprätor Aulus Tibullus. Und wieder vernahm Cajus den teuren Namen der Mutter. . . . Dieser Name verkörperte ihm das ganze reine makellose Familienleben, das hier inmitten der sonst so verderbten Weltstadt so herrlich emporgeblüht war. Und nun stand er, der Sohn dieses Vaters und dieser Mutter, allen Grundsätzen der Religion, des Rechts und der Ehre zum Trotz, im Begriff, eine Missethat zu begehen, die darum nicht minder schwer in der Schale des göttlichen Zornes wog, weil seine Mitschuldige in unerhörter Leichtmütigkeit ihm entgegenkam . . .

Ein paar Augenblicke noch schwankte er. Noch war es ja Zeit, noch konnte er, wie Seleucius spöttisch ihm vorgeschlagen, zurücktreten. Gleich danach aber siegte der Drang seiner unseligen Leidenschaft. Er hatte die schöne Vestalin Rutilia vor etwa sechs Wochen bei den großartigen Kampfspielen gesehen, die der Quästor Camillus im Flavischen Amphitheater zum besten gab — und sofort war er in unauslöschlicher Liebe entbrannt. Alle die zahlreichen Hindernisse, die einer so strafbaren und gefahrvollen Neigung im Wege standen, hatte der schlaue Seleucius glücklich hinweggeräumt. . . . Und nun sollte sich Cajus, da er am Ziele war, jämmerlich abschrecken lassen? Er sollte das aufgeben, was er in so verzehrender Inbrunst erstrebt hatte? Lieber das Schlimmste!

Er schüttelte mit Aufbietung aller Kraft die peinvollen Anwandlungen dieser Minute ab. „Lieber das Schlimmste!“ wiederholte er sich, die Fäuste ballend.

Bei der Rastlosigkeit seines Gemüts aber litt es ihn fürder nicht in der Nähe des Vaters. Er verließ heimlich das Haus, noch ehe sich das Atrium völlig geleert hatte, und sandte dann zwei Stunden nach Mittag einen Boten mit einer Wachstafel, auf der die Worte standen: „Ich speise beim Quästor Camillus.“

In der Gesellschaft dieses humorvollen Mannes fand er noch am leichtesten Balsam für seine Ungeduld und Ablenkung von dem heimlichen Bohren und Nagen seines Gewissens.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ornament im Kunstgewerbe.

Von Georg Buß.

Wer an reich besetzter Tafel sitzt, gerät in Gefahr, sich zu überessen. Unser Kunstgewerbe macht gegenwärtig den Eindruck, als sei dieser wenig erfreuliche Zustand der Ueberladung bei ihm eingekehrt. Seinen Jüngern sind im Laufe der seit fünfundzwanzig Jahren sich vollziehenden Reformbewegung die Ornamente aller Stilepochen und des Orients in so überschwenglicher Menge vorgesetzt worden,. daß jegliches Gerät unter ihren Händen zum Ornament oder zu einem Mosaik von Ornamenten geworden ist. Man ist mehr und mehr in die verfehlte Auffassung geraten, daß ein wesentliches Kennzeichen einer kunstgewerblichen Leistung in reicher ornamentaler Ausstattung bestehe, und ihre Unterstützung hat diese Anschauung in einem Zeichenunterricht gefunden, der sich fast ausschließlich auf eine überlieferte Ornamentik zuspitzt und mit dem Vorführen zahlreicher, aus dem Organismus losgerissener Ornamentbrocken wenig imstande ist, das Verständnis des Schülers dahin zu fördern, daß das Ornament nur schmückendes Beiwerk sein darf, welches sich dem Ganzen selbstlos unterzuordnen und die Schärfe der Konstruktion nicht zu beeinträchtigen hat. Tritt ein solcher Schüler in die Praxis, so sucht er seinen Schatz angelernter Ornamente nach Möglichkeit anzuwenden, denn — „wir sind ja kunstgewerblich!“.

Was diese Sucht zu ornamentieren uns gebracht hat, ist ein prunkvoller Reichtum und eine erhebliche Verteuerung kunstgewerblicher Leistungen, so daß die solideren sich schon wieder fast nur an die Kaufkraft der oberen Zehntausend wenden, während das mäßig bemittelte Bürgertum mit Gegenständen „beglückt“ wird, bei welchen der Handwerker bezw. Industrielle die Kosten für das Ornament wieder herauszuschlagen sucht durch Minderwertigkeit des Materials und der technischen Arbeit.

Hand in Hand mit dieser Ueberladung geht das Bestreben, jedem Ding und, weiter gefaßt, jeder Einrichtung ein bestimmtes historisches Stilgepräge mit Hilfe der herkömmlichen Ornamentik aufzudrücken. Es hat sich für bessere Einrichtungen geradezu eine feste Schablone gebildet, nach welcher die Wahl des Stils für die einzelnen Zimmer getroffen wird; man speist in deutscher Renaissanceumgebung, trinkt den Thee im japanischen oder englischen Gemach, huldigt den Wissenschaften in barocken Bibliothek- und Arbeitszimmern, bewährt sich als Mann oder als Frau von Welt in dem Rokokosalon und schläft und macht Toilette im Rokoko-, Zopf- oder Empireschlafzimmer. Der Herr Dekorateur oder Tapezierer kommt und giebt der Einrichtung die höhere Weihe, daß sie auch „stilvoll“ erscheine; er arbeitet mit einer Unmenge von Stoffen, legt sie in malerische Falten über Spiegel, Sofas, Betten, Thüren und Fenster, baut Baldachine auf, breitet ein halbes Dutzend orientalischer Gebetteppiche und etliche Tiger- oder Bärenfelle über den Boden, wirft über das Chaiselongue in genialem Wurf eine farbenreiche Decke, daß sie über den Boden schleppt, und bedenkt leider nicht, wie durch diesen textilen Aufwand ein wahres Staubnest geschaffen wird und dem Zimmer Luft und Licht, die ersten Bedingungen eines gesunden Wohnens, verloren gehen. Sich für einen solchen Ateliergeschmack, welcher die Benutzbarkeit und die gesunde Wohnlichkeit der Räume geringer anschlägt als den theatralischen Aufputz, zu begeistern, geht nicht an. Aber er macht sich leider in bedauernswertester Weise breit und beeinflußt, besonders durch seine Herrschaft auf den Ausstellungen, den Geschmack des weniger urteilsfähigen Publikums.

Dringt man tiefer in die Einrichtungen ein, betrachtet man die einzelnen Möbel, so ist das Ergebnis noch weniger erfreulich, als es auf den ersten Blick scheinen mochte. Im Speisezimmer ist insbesondere das Büffett ein wahrer Ausbund ornamentaler Ueberschwenglichkeit geworden. Eine übertriebene Häufung kleiner und kleinster scharfkantiger und an den Ecken spitz vorladender Profile in Verbindung mit einem erstaunlichen Aufwande von Säulen, Pilastern, Karyatiden, Konsolen, Nischen, Balkönchen, Galerien, Giebeln, Spitzen und geschnitzten Füllungen — so stellt sich das Möbel dar, ohne daß doch in den meisten Fällen seine Wirkung eine angenehme wäre, denn es fehlen die ruhigen Flächen und nur zu oft die feinen Verhältnisse im Aufbau. Dieser zwecklose, in der Konstruktion nicht begründete Ornamentenschwall regt geradezu zum Spott an, denn wer soll ernst bleiben, wenn sich die Säulen oder Karyatiden, welche scheinbar mit höchster Anspannung ihrer Kräfte das Gebälk tragen, beim Oeffnen irgend einer Thüre um ihre Achse drehen und die Architektur scheinbar lebendig wird. Man empfindet, hier wird Täuschung angestrebt, während das Wesen jeder echten und tüchtigen Kunst die lautere Wahrheit sein soll. Diese Täuschung ist auf einen groben Effekt berechnet und mindert die Benutzbarkeit eines solchen Möbels derart herab, daß sich mit Fug und Recht von Paradebüffetten reden läßt. Der untere Kasten liegt so tief, daß die Hausfrau bei seiner Benutzung auf den Knien herumrutschen muß, der obere so hoch, daß sie eines Stuhles bedarf, um in die höchsten Gefache hineinzulangen. Werden größere Gegenstände, wie Karaffen, Flaschen oder Terrinen, auf die Platte gestellt, so laufen sie Gefahr von den oberhalb sich öffnenden Thüren umgestoßen zu werden. So steht als gewaltiges „Prachtmöbel“ das Büffett im Speisezimmer da, ohne großen Nutzen zu gewähren und vorwiegend bestimmt zum Schaustellen etlicher Prunkgeräte.

Diese Prunkgeräte — auch bei ihnen spielt der ornamentale Karneval eine Rolle, und es blitzt und blinkt die Bronze oder das cuivre-poli oder das Silber infolge der übermäßigen reliefierten Ornamentik mit tausend Glanzlichtern. So stehen diese Prunkgeräte in den Nischen und auf den Eckbrettern des Büffetts, auf den Borten an den Wänden und über dem Paneelsofa, als meist unbenutzbare, nur zum Anschauen bestimmte Ausstattungsstücke da, welche mit der Zeit dem Beschauer langweilig werden, weil sie nicht durch häufigen Gebrauch in innige Beziehung zu ihm treten.

Aehnlich dem Büffett erscheint das Paneelsofa — mit einer senkrecht und hoch aufsteigenden Lehne, welche auf die Biegung des

Rückens keine Rücksicht nimmt und kein bequemes Sitzen gestattet, zudem aber auch den Ruhenden bei irgend einer kräftigen Bewegung der Gefahr aussetzt, daß die oben auf dem Borte sehr wacklig stehenden Gefäße auf ihn herabschmettern. Als neuester Witz tritt noch hinzu, daß mit dem Paneelsofa ein Spiegel fest verbunden wird; während der Spiegel gerade recht beweglich zu halten ist, damit er im Zimmer diejenige Stelle erhalten kann, in welcher er unter der besten Beleuchtung steht.

Weiter in solche Speisezimmereinrichtung einzudringen, wollen wir uns versagen und nur der dunklen Nußbaumstimmung noch einige Worte widmen. Sie wirkt meist trübselig und bedrückend, zumal noch bei Butzenscheiben und schwer lastender Balken- oder Kassettendecke. Wenn Speisen den Magen beschweren und geistige Getränke das Haupt umnebeln, so sehnt man sich nach heller, freundlicher, luftiger Umgebung, nicht nach einer solchen, welche sich wie ein Alp auf unsere Brust legt. Aber dieses dunkle Braun, diese Butzenscheiben, diese schweren Balkendecken, diese scharfkantigen, gehäuften Profile, diese architektonischen Glieder, so entgegnet man, sind ja gerade charakteristisch für die Renaissance. Nun, wenn das der Fall ist, so verzichten wir eben auf die Renaissance, auf das Nachäffen eines Zeitgeschmackes, welcher unseren modernen Anschauungen nicht mehr entspricht. Wir wollen keine scharfen Kanten und Ecken, welche uns die Schienbeine zerschlagen und bei jedem Umzuge absplittern, keine subtile Häufung von Profilen, wo eine energisch geschwungene Hohlkehle und eine Platte denselben günstigen Eindruck hervorrufen; wir wollen keine übermäßige Häufung von Ornamenten, in deren Ecken und Winkeln nur der Staub festklebt, so daß die Hausfrau mit dem Putzen und Wischen nicht fertig wird; wir wollen — wenigstens in allen wichtigen Wohnräumen — keine Butzenscheiben, da wir uns freuen sollen der großen Scheiben, dieser Triumphe der modernen Glasindustrie. Was wir wollen, sind Möbel, welche wirklich ihren Zweck in bester Weise erfüllen, tüchtig und dauerhaft sind, den Stürmen eines Umzuges Widerstand leisten können und zudem einen ruhigen, schönen Eindruck gewähren — Kastenmöbel, in denen sich in bequemer Weise möglichst viel bergen läßt, Sitzmöbel, auf denen sich behaglich ruhen läßt, Tische mit breiter Fläche und standfesten Füßen und ohne scharfe Ecken. Was wir wollen, sind Zimmer in freundlicher heller Stimmung, in welchen nicht der Staub sich einnistet, sondern Reinlichkeit herrscht und Gesundheit waltet.

Es ließe sich diese Sucht, jegliches Ding zu ornamentieren, weiter verfolgen durch alle Räume, durch den Rokokosalon mit den stark ausgeschweiften dünnen Beinchen der Tischchen und Stühlchen, welche nur für ein ätherisches Geschlecht bestimmt zu sein scheinen, und mit den reich geschnitzten, hell lackierten und bemalten Schränkchen, die wie Porzellan aussehen, bis zu dem Schlafzimmer, dessen Betten an Haupt und Ende mit Gemälden von Künstlerhand geschmückt werden, und bis zur Küche, deren Schrank und Topfbank geschnitzt und deren Stühlchen sogar bemalt werden. Aber es möge genug sein mit dem Hinweis, daß diese Sucht, jegliches Ding mit Ornamenten zu überladen und auf diese Weise Wirkung hervorzubringen, auf allen Gebieten des Kunstgewerbes, in der Metall-, Textil- und keramischen Industrie mehr und mehr Platz gegriffen hat. Diese Sucht wirkt wahrhaft abstoßend bei Geräten aus billigem Material, beispielsweise bei den üblichen Schränken und Bettstellen, die an Stelle kräftiger gesägter Fourniere mit papierdünnen geschälten Fournieren aus dem undauerhaften amerikanischen Nußbaumholz bekleidet sind, gleichwohl aber als Bekrönung den aufgesteckten, meist bedenklich vornüber geneigten Giebel- oder Muschelaufsatz, sowie etliche Spitzen und Kugeln erhalten haben. Man merkt die Absicht, über das Elend des Materials mit glänzend scheinendem Aufputz hinwegzutäuschen, und man wird verstimmt.

Gewiß, wir sind in technischer Beziehung vorwärts gekommen, aber wir sollen auch von der gewonnenen Fertigkeit den richtigen Gebrauch machen. Nicht im Ornament und in der Wiedergabe eines historischen Stils soll der Schwerpunkt liegen, sondern in einem klaren, scharfen Bau, welcher entwickelt ist aus dem Zweck, den das Gerät erfüllen soll, und aus dem Material. Einem so entstandenen Gerüst mag in sinnvoller Weise Fleisch und Blut mit ruhigen Flächen und einer angemessenen Ornamentik gegeben werden. Konstruieren wir wirklich aus dem Bedürfnis heraus, so wird auch das eigentümliche deutsche Wesen unserer Tage in den Leistungen zum charakteristischen Ausdruck gelangen und von unseren Nachkommen in seiner Eigenart erkannt werden, wie wir selbst es an den besten Werken der deutschen Renaissance des 16. Jahrhunderts erkennen. Wo man in dieser Weise ihrem Vorbild gefolgt ist, hat dasselbe auch sehr wohlthätig gewirkt. Dieses Konstruieren aus dem Bedürfnis heraus, diese knappe Strenge, welche alles Ueberflüssige und Wahrheitswidrige abweist, dieses Hochhalten des Tüchtigen und Dauerhaften ermöglicht es, auch den Wünschen der mäßig bemittelten Volksklassen mehr als bisher entgegenzukommen und dieser gesamten kunstgewerblichen Bewegung zu ihrem eigenen Besten wieder den Stempel des Volkstümlichen aufzuprägen.

Blätter und Blüten

Heinrich Hoffmann-Donner, der Dichter des „Struwwelpeter“ oder — wie ihn der Volksmund in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. kurz bezeichnete — „der Struwwelpeter-Hoffmann“, ist am 20. September daselbst ganz plötzlich, trotz der Jugendfrische, die ihm den schönen Lebensabend bis zuletzt erheiterte, der Last seiner Jahre erlegen. Am 13. Juni 1809 geboren, hatte er sein 85. Lebensjahr in Rüstigkeit überschritten. Die „Gartenlaube“ verliert mit ihm einen treuen Mitarbeiter; ihr gerade war es vergönnt, die letzten seiner litterarischen Arbeiten zu veröffentlichen und in ihnen zugleich bleibende Dokumente sowohl seiner seltenen sich stets gleich bleibenden Herzensfrische als auch der Geschichte jener Wirksamkeit, die ihn zum Liebling und Wohlthäter ganzer Generationen der Kinderwelt weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus werden ließ. In der ersten Nummer des vorigen Jahrgangs durften wir ja, zugleich mit seinem Bild, die eigenen Aufzeichnungen des liebenswürdigen Humoristen über die Entstehung seines in weit über hundert Auflagen verbreiteten ersten Bilderbuchs, des Struwwelpeters, und dessen Schicksale unseren Lesern darbieten und dann in der folgenden Weihnachtsnummer das anheimelnde Gedenkblatt „Der Struwwelpeter bei Kaiser Wilhelm I.“ Wie der litterarische Erfolg dieses ersten Versuchs, in den Bilderbüchern für Kinder der Kindlichkeit wieder zum Recht zu verhelfen, ganz ohne sein Zuthun eintrat, so blieb es der Welt auf lange Zeit unbekannt, daß sie ihn einem gelehrten Arzte verdankte, der sein ernstes Berufsleben als Leiter und Organisator der Frankfurter Irrenheilanstalt ausübte. Erst die Jubiläen, die der Geheime Sanitätsrat Dr. Hoffmann als Mediziner feiern konnte, gaben den Anlaß zu einer allgemeinen Erörterung dieser Autorschaft, und mit verstärkter Sympathie vernahm man nun, daß derselbe tiefgemütliche Zug, der seine Jugendschriften durchdringt, ihn auch auf dem Gebiete der Behandlung Geisteskranker zu einem Reformator gemacht hatte.

Denkmäler für deutsche Naturforscher. In den schönen Anlagen des „Plateaus“ der Stadt Altenburg hat am 30. September die feierliche Enthüllung des Denkmals stattgefunden, das die berühmten altenburgischen Landsleute, den alten Christian Ludwig Brehm und seinen Sohn Alfred Edmund, den Verfasser des „Tierlebens“, sowie Hermann Schlegel, den Zoologen, verherrlichen soll. Inmitten des Rasenplatzes erhebt sich auf einigen Stufen ein hoher Steinobelisk, dessen Spitze ein eherner Stern ziert. Auf drei Feldern des Sockels sieht man die in Bronze gegossenen, künstlerisch und naturgetreu modellierten Medaillonbildnisse der Gefeierten. Solche Denkmäler sind ein erfreuliches Zeichen der dankbaren Pietät, mit der das Andenken von Männern bewahrt wird, die nicht nur der Wissenschaft Dienste geleistet, sondern auch das Wissen in weiteste Kreise des Volkes getragen haben. Ein weiteres Denkmal ist im Berliner Zoologischen Garten errichtet worden. Im August dieses Jahres konnte dieser Garten das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens feiern. Bei dieser Gelegenheit tauchte lebhafter die Erinnerung an die Verdienste eines seiner ehemaligen Leiter auf, dessen Begabung und Thatkraft die Anstalt ihren großartigen Aufschwung und ihre schönste Blüte verdankt. Es war dies Dr. Heinrich Bodinus, ein Zoolog von Beruf, der im Jahre 1859 den Zoologischen Garten in Köln gründete. 1869 wurde er nach Berlin zur Reorganisation des dortigen Zoologischen Gartens berufen und verwandelte ihn bald in eine Musteranstalt. Großartig waren namentlich die Erfolge, die er unter dem rauhen norddeutschen Himmel auf dem Gebiete der Akklimatisation und Züchtung fremder Tierarten erlangte. Bodinus starb am 23. November 1884 in Berlin. Man hat bereits im Jahre 1852 dem Begründer und ersten Leiter des Berliner Zoologischen Gartens Professor Heinrich Lichtenstein ein Denkmal errichtet, nun ist auch die Erinnerung an Bodinus in gleicher Weise geehrt worden. Rechts vom Lichtenstein-Denkmal steht jetzt das Bodinus-Denkmal. Das Marmorbildnis ist lebenswahr von Heinrich Kiesewetter modelliert, um den Sockel hat des Bildners Hand ein Tierfell gelegt, um den Beruf des Gefeierten zu symbolisieren. Mächtige Eichen bilden den Hintergrund und Blumenbeete breiten davor ihren Teppich.

Deutsche Naturfreunde möchten wir bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß in neuester Zeit der Entschluß gefaßt wurde, noch einem anderen Manne, der ähnlich wie die beiden Brehm gewirkt hat, ein Denkmal zu errichten. Am 5. Juni starb in Gera Hofrat Prof. Dr. K. Th. Liebe, der von Fach ein ausgezeichneter Geologe und aus Neigung einer der wärmsten Vogelfreunde und größten Vogelkundigen Deutschlands war. Sehr weiten Kreisen des deutschen Volkes ist er namentlich durch seine Förderung des Schutzes der Vogelwelt bekannt geworden. Wahre Meisterwerke sind zwei seiner kleinen Schriften, in welchen Winke zum Aufhängen von Nistkästen und zum Anlegen von Futterplätzen für die im Winter darbenden Vögel gegeben werden. Freunde des Verstorbenen haben nun

beschlossen, sein Andenken durch ein einfaches Denkmal im Walde zu ehren. Dasselbe soll in einem geologischen Aufbau aus wetterfesten Gesteinen Ostthüringens und einem den Aufbau umgebenden kleinen Vogelhaine bestehen. An geeigneter Stelle wird das Reliefbild des um die Geologie und Ornithologie hochverdienten Forschers Aufstellung finden. Fürwahr ein sinniges Denkmal, das vom Herzen kommt und sicher zu Herzen sprechen wird! Die kleinste Gabe wird willkommen sein und von Herrn Hofbuchhändler R. Kindermann in Gera (Reuß) in Empfang genommen werden. *

Die Wasserfälle von Tivoli. (Zu den Bildern S. 701 und 705.) Nie habe ich ergründen können, wie eine Menge zweifelhafter Vergnügungslokale mit schwindsüchtigen Gartenanlagen, wo der Bierdeckel und die Kegelkugel klappert, zu dem klassischen Namen eines Tivoli kommen konnten, da das Original-Tivoli doch etwas so ganz anderes ist.

Denke ich an das echte Tivoli der römischen Sabinerberge am Anio, so breitet sich vor mir die sonnige Ebene der Campagna di Roma aus, von weißschimmernden Herden und verwitterten Wasserleitungen durchzogen. Der zirpende Sang der Cikaden und Grillen erfüllt die Luft, Eidechsen schießen wie Pfeile über den Weg, hoch am ehernen Himmel zieht ein Falke seine Kreise ... und dann steigt sie auf, die vom silbernen Baume der Minerva umwachsene Höhe, die die Häuser des modernen Tivoli und die Reste des antiken Tibur trägt und von der sich der Anio niederschwingt in silbern glänzenden Kaskaden.

Bei dem Ponte Lucano, neben welchem die Plautier sich ihre noch heute wohlerhaltene Familiengrabstätte bauten, zweigt der Weg nach dem Städtchen ab, mühselig zwischen uralten Oelbäumen sich zur Höhe windend . . .

Tivoli! . . . Tibur dereinst, das von Horaz — wie oft — begeistert besungene und ersehnte:

„Tibur, das der Pflanzer aus
Argos baute,
Würde das mein Sitz — o des
Glücks — im Alter;
Würde das mein Ziel, wann ich
müd' von Seefahrt, Märschen
und Krieg bin!
Wie mich doch vor allen der Erde
jener
Winkel anlacht . . .“

Und wie viele andere tüchtige Römer erfreuten sich seines Lächelns! Mit unzähligen heiteren Villen bedeckte der Boden sich zur Kaiserzeit. Die Kaiser selbst wohnten hier, besonders Augustus, und um die Villa des Maecenas siedelten sich die Dichter an. Hier erklangen die Liebesweisen des Properz für seine Cynthia, das „goldene Mädchen von Tibur“; hier umkränzte Horaz sich die Stirn mit Epheu und Rosen; hier dichtete Statius, der Bewunderer Virgils; hier wandelten Catull, Martial und Tibull, glücklich im schönen Genießen. Auf dem Berge hatte Quinctilius Varus sein Heim, der das Leben unter südlichen Rosen mit dem Tode unter nordischen düstern Eichen vertauschte . . .

Ein heiterer Zeuge jener schönen Zeit ist hart am Rande ob den tosenden Fällen über der Neptunsgrotte stehen geblieben: der vom Morgen bis zum Abend von den Strahlen der Sonne durchirrte reizende Sibyllentempel (Albunea, die tiburtinische Sibylle, weissagte in diesem Haine) oder Tempel der Vesta, auch als Heiligtum des Herkules Saxanus angesehen. Von den achtzehn Säulen, die den zierlichen Rundbau umgeben, sind zehn erhalten geblieben, ebenso der elegante Fries mit Stierschädeln und Festons und die schönen Rosetten an der Decke des Portikus. Wir stehen vor dem antiken Bauwerk; von links tönt aus der Tiefe herauf das wilde Tosen des großen Falles, rechts fällt der kleine Strahl wie ein silberner wallender Nymphenschleier über die grünen Ranken hinab ins Thal. Der Vordergrund ist ausgefüllt mit dichtem Gehölz aller Laubarten, aus dem hier und da stolze Pinien und die Pyramiden dunkler Cypressen hervorragen.

Ueberall verstecken sich lauschige trauliche Plätzchen, von keinem Strahl der Sonne getroffen. In der Höhe aber zeigt sich die freundliche helle Stadt, hell auch am Abende, denn die reichen stürzenden Wasserkräfte ihres Teverone, wie heute das Volk den Aniofluß nennt, hat sie zu elektrischer Beleuchtung sich dienstbar gemacht. Eine schön geschwungene Brücke führt zu ihr; unterhalb dieser liegen reizende Felsengärtchen, Hütten an den Abgrund gebaut, wie auf den grünen Ranken schwebend, darunter noch die alten Wege des frühern Falles und tiefe Höhlen, die er im Sturze gewühlt; so die Sirenengrotte, die Neptunsgrotte, durch welche bis 1834 alle Wasser des tobenden Flusses sich drängten, bis sie unter Papst Gregor XVI. zu geregelterem Laufe gezwungen wurden. Die Cascatelle oder kleineren Fälle, die ungezählt überall hervorbrechen, entstehen aus den Wassern, welche der Fluß schon oberhalb des großen Falles an das Land abgiebt.

Im Hintergrunde ragt der in sanften Linien sich aufgipfelnde Monte Catillo. Weinreben und Oelbäume umhüllen seine Seiten. Und steigt man dann zur Tiefe nieder, so wechselt das Bild bei jeder Wegbiegung, und immer üppiger drängt die Vegetation, vom quillenden Wasser getrieben und gelockt, aus den Felsen heraus. Wasserstaub erfüllt die Luft und kräftiger kühler Duft von Laub und Kraut. Die purpurne Pracht der hier jahraus jahrein blühenden Alpenveilchen leuchtet durch das Grün, und in den Wipfeln singen noch immer, wie sie den alten Dichtern sangen, die römischen Nachtigallen. Alle übrigen Töne werden sanft umschleiert von dem gedämpften Brausen der Fälle, und auch die Seele wird in dem süßesten Traum befangen, sie faltet ihre Flügel schweigend zusammen und lauscht . . . .

Woldemar Kaden.



Der erzürnte Amor.

Nach einem Gemälde von A. J. Chantron.

Der erzürnte Amor. Was mag ihm begegnet sein, Amor, dem „lächelnden Knaben“, daß seine Rosenlippen sich im Unmut schürzen und er seinen Bogen im Zorne zerbrechen will? Ist sein geflügelter Pfeil von einer gepanzerten Brust machtlos abgeprallt, oder hat er im Eifer des Gefechts ein falsches Herz getroffen, und der unglückliche Liebesschütze muß nun den ganzen Jammer mitansehn, den er angerichtet? Wir wissen es nicht, Amor ist verschwiegen, auch wenn er sich ärgert. Aber etwas ganz Bedenkliches muß es sein, was ihm da widerfahren ist, sonst hätte er sich nicht heimlich hinter Busch und Fels geflüchtet, um seinen Ingrimm an dem unschuldigen Werkzeug seines Berufes auszulassen. Ja, ja — auch dem kleinen Gotte Amor passiert es zuweilen, daß er recht menschlich „einen Bock schießt“.

Schwarzwälder Volkstrachten aus dem Gutachthal. (Zu dem Bilde S. 689.) Vor wenigen Wochen haben wir den Lesern aus Anlaß des Innsbrucker Volkstrachtenfestes darüber berichtet, wie sich in vielen deutschen Gauen das Streben geltend macht, die malerischen alten Volkstrachten zu erhalten, oder, wo die moderne farb- und reizlose halbstädtische Kleidung jene verdrängt hat, ihre Wiedereinführung zu betreiben. Wie in Tirol, so finden sich auch im Schwarzwald noch vielfach Reste der alten, oft geradezu prächtigen Trachten, und wie dort, so giebt es auch hier Leute, die mit Eifer an dem Werke ihrer Neubelebung arbeiten. Ungefähr um dieselbe Zeit, da zu Innsbruck der „Kirchtag in Tirol“ vor Tausenden von Zuschauern sich abspielte, hat im Gutachthale im badischen Schwarzwald, bekannt durch die kühne Triberger Bahn und die mächtigen Triberger Wasserfälle, ein ähnliches Fest stattgefunden, wenn auch in kleinerem Maßstabe. In dem Dörfchen Gutach hat seit einigen Jahren eine kleine Malerkolonie ihren Sommersitz aufgeschlagen, W. Hasemann, der treffliche Schilderer von Land und Leuten im Schwarzwald, dann die Stuttgarter Kappis und Reiß. Sie stellten ihr künstlerisches Vermögen in den Dienst des dortigen Vereins zur Erhaltung der Landestrachten und veranstalteten Sonntag den 19. August ein Trachtenfest, bestehend in einer Reihe von lebenden Bildern, welche das Dasein des Schwarzwälder Bauernkindes von der Wiege bis zum Grabe am Auge vorüberziehen ließen. Unser Bild S. 689 zeigt uns zwei der hübschen malerischen Gruppen, die „Brautschmückung“ und den „Besuch bei den Großeltern“, beide gestellt von Fritz Reiß, der sie auch für die „Gartenlaube“ mit einer charakteristischen, Teile der Gutacher Tracht wiedergebenden Randzeichnung eingerahmt hat.

Möge auch hier unter den Tannen des Schwarzwalds der ausgestreute Same aufgehen und Früchte tragen, zur Augenweide auch der kommenden Geschlechter!

tz

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 42. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Um fremde Schuld.

(6. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg**.

Nun fing Brankwitz gar an, von der Höhe seines Kutschersitzes herab zu renommieren — von seiner Reise, von Nizza, Cannes, Rom, Neapel, Palermo, Alexandrien. „Ja, der Süden, der berauschende Süden! Andere Menschen; temperamentvoller, anmutiger, schöner! Man begreift nicht, wie man im Norden leben konnte, wenn man einmal dort drunten war. Es ist auch kein Leben hier, nein — leben thut man nur dort. Möchten Sie es nicht kennenlernen, gnädiges Fräulein, Sie, die Sie aussehen, als hätte Ihre Wiege direkt am Golf von Neapel gestanden? Sie, die eigentlich Gemma oder Viktoria oder Beatrice heißen sollten anstatt Anneliese?“

„Es ist gewiß sehr schön dort,“ unterbrach ich ihn, „aber ich habe keine Sehnsucht danach, ebensowenig wie ich anders heißen möchte. Ich interessiere mich für den Norden mehr und würde,



Ein Matrosenskat.

Nach einer Originalzeichnung von Alex. Kircher.

wenn einmal gereist sein muß, Schweden und Norwegen diesem Italien bei weitem vorziehen."

„Man könnte ja das eine thun und das andere nicht lassen," flüsterte er und suchte, indem er sich zu mir herunterbog, einen Blick zu erhaschen.

„Ich habe weder Aussichten auf das eine, noch das andere und bin vorläufig mit dem melancholischen Reiz meiner lieben Mark völlig zufrieden," schloß ich ärgerlich. Die Tochter des preußischen Offiziers regte sich in mir. „Die Mark ist meine Heimat, ist ein Teil meines Vaterlandes, dieses großen herrlichen Preußen, und wenn jemand sagt, er begreife nicht, wie er wieder in seinem Vaterlande leben könne, nachdem er fremde Schönheit geschaut, so thut er mir leid, denn er beweist mit diesem Ausspruch, daß er keine Vaterlandsliebe und kein Heimatsgefühl besitzt. Er thäte Deutschland sicher einen Gefallen, wenn er fürder im Auslande leben wollte."

Nun wird er dich wohl zufrieden lassen, dachte ich und setzte mich gerade, im Gefühl, ihm einen gründlichen Abfall bereitet zu haben.

„Sie sind hinreißend, Anneliese," klang es aber schon wieder an meinem Ohr, „wirklich bezaubernd in Ihrem jugendlichen Patriotismus. Ich stimme also mit ein in Ihren Ruf: es lebe Deutschland, es lebe Preußen, es lebe die Mark, die Wiege Preußens! Und noch mehr — ich glaube fast, ich würde diese Mark lieben können, wenn Sie —" und wiederum bog er sich zu mir herunter, — „wenn man mit Ihnen —"

„Herr von Brankwitz, Sie sind ein miserabler Kutscher, wollen Sie umwerfen?" rief ich, und im nämlichen Augenblick hatte ich in die Zügel gegriffen und das Tier links geleitet, wir wären sonst unfehlbar an eine Holzbeuge angefahren. „Ein Kutscher soll nicht nach rechts oder links sehen, sondern einfach vor sich auf den Weg," setzte ich verächtlich hinzu.

Er war verlegen, soweit ein Mann seines Schlages verlegen werden kann. „In Ihrer Nähe ist eine Unaufmerksamkeit zu entschuldigen," verteidigte er sich. „Ach, Sie glauben nicht, Anneliese —"

„Bitte, geben Sie mir doch einmal die Peitsche," bat ich. Ich nahm die lange Fahrpeitsche und hielt sie über den Rand des Wagens hinaus.

„Fahren Sie gern?" flötete er.

„Versteh' ich gar nicht."

„Möchten Sie es lernen, Anneliese?"

„Nein!"

„Aber es ist ein herrliches Vergnügen, ein feuriges Tier selbst zu lenken, von ihm gezogen so dahin zu fliegen, so — so —"

„Sie sind wohl ein großer Fahrkünstler?" fragte ich. „Na, da zeigen Sie doch 'mal, was Sie können!" Und damit gab ich in meinem Aerger dem ruhig dahinschreitenden ahnungslosen Tier einen ordentlichen Hieb, daß es, rasend ausschlagend, in einen heftigen Galopp verfiel, der zweifellos Aehnlichkeit mit einem richtigen Durchgehen hatte und den leichten Wagen im Sturm mit sich fortriß, so daß er jeden Augenblick umzustürzen drohte. Und Brankwitz, der von dem heftigen Anspringen des Tieres fast vom Wagen geschleudert war, hatte Mühe und Not, den feurigen Ausreißer wieder zu kriegen; oder vielmehr, er kriegte ihn gar nicht, sondern das wohlerzogene schöne Pferd besann sich nach einigen Minuten eines Besseren und fiel in eine ruhigere Gangart.

„Aber, ich bitte Sie," keuchte er endlich, „wie konnten Sie — — das hätte fast ein Unglück gegeben auf diesem schlechten Wege! Sie sind eine schneidige kleine Dame, Anneliese, aber Sie spielen mit der Gefahr. Ich schösse mir eine Kugel vor den Kopf, wenn Sie, Anneliese —"

„O, ich werde noch ganz anderes thun, sobald Sie wagen, mich noch einmal Anneliese zu nennen, Herr von Brankwitz. Ich bin kein Kind mehr, merken Sie sich das! Sie sind mir gänzlich fremd und werden es immer bleiben, also bitte!"

Er biß sich auf die Lippen, und als wir bald darauf einen Feldweg erreichten, der auf Westenberg zuführte, lenkte er dort hinein, ohne ein Wort weiter zu reden. Stumm hielten wir nach einer Weile vor unserer Thür, und ohne seine dargebotene Hand anzunehmen, sprang ich vom Wagen und suchte meine Stube auf.

Ach, wäre die Base noch da! Wie kalt, wie öde war es, obgleich man geheizt hatte und obgleich ich sah, daß Mama hier gewesen. Sie hatte mir ein Briefchen auf den Tisch gelegt, es lautete:

„Beckers haben Frau Sellmann und Brankwitz noch in aller Eile zu der Hochzeit geladen. Du sollst mit den Herrschaften heute nachmittag bei Beckers und Tollens Besuch machen, richte Dich danach mit dem Anzug!"

Ich kam zu Tische mit der kecken Sorglosigkeit, die ich von Papa ererbt hatte und wie sie Leuten eigen ist mit gutem Gewissen und furchtlosem Herzen, schon deshalb furchtlos, weil es die Gemeinheit der lieben Mitmenschen noch nicht begriffen hat, nicht ahnt. Den bist du los, hatte ich mir gesagt, und in dieser Ueberzeugung benahm ich mich den Geschwistern gegenüber unbefangen wie sonst, und da ich heute früh hervorragend unartig gegen Brankwitz gewesen war, so ließ ich das Essen vorübergehen, ohne ihm mit einer neuen Abweisung zu dienen, schon Mamas wegen. Leider verstand er das ganz falsch, wie ich bald darauf zu bemerken Gelegenheit hatte. Um vier Uhr nämlich mußte ich mit den Geschwistern zu den Besuchen. Frau Sellmann hatte ein halbes Dutzend Depeschen fortgeschickt, wegen ihrer Toilette, wegen Geschenken und Gott weiß, wegen was noch. Sie hatte sich entschieden vorgenommen, Westenberg zu imponieren. Jetzt schritt sie, auf hohen französischen Absätzen balancierend, über unser halsbrecherisches Pflaster, und das schwarze nach neuester Mode gefertigte Sammetkleid, der gleichfalls schwarze federgeschmückte riesige Rembrandthut, unter dem das goldblonde Titianhaar und das rosig weiße Gesicht wirkungsvoll zur Geltung kamen, sie machten berechtigtes Aufsehen, wenigstens bei Frau Becker, die uns mit einem furchtbaren Wortschwall empfing.

Sie hätte sich nicht versagen können, einen so lieben Freund von Adalbert einzuladen, und überdem, an liebenswürdigen jungen Männern und an schönen Damen sei in einer kleinen Stadt ja immer Mangel, und sie danke Gott von Herzen, daß er zwei so reizende Menschen hergesandt. „Und wie geht's Ihnen denn, Fräulein von Sternberg? Haben Sie sich mit Käthe Tollen verabredet wegen der Toilette? In New York haben sämtliche Brautjungfern gleiche Toilette, das sieht so reizend aus. Ich bedauere so ganz von Herzen, daß wir nicht das Vergnügen haben dürfen, Herrn Stadtrat Wollmeyer und seine junge Frau hier zu sehen, aber — wir haben gegenseitig nie Besuche gemacht. Nun, die Kinder müssen nachholen, was die Eltern versäumten! Sie wollen recht gesellig leben, die Zwei! Und Sie, Fräulein von Sternberg, haben sich unter den Schutz der Komtesse gestellt? Reizende Dame! Kennen Sie die Komtesse, Frau Sellmann? Ich habe nicht zuviel gesagt, nicht wahr? Sie wollen schon aufbrechen? Ah, Sie wollen auch bei Tollens einen Besuch machen — grüßen Sie mein Töchterchen von mir!" Mir wirbelte der Kopf. Eine furchtbare Frau! Und ich fragte mich im stillen, warum Beckers eigentlich nicht mit meinem Stiefvater Verkehr gesucht hatten. Wäre ich weltkluger gewesen, so hätte ich natürlich herausgefunden, daß die übergroße Gleichheit der Gesinnungen sie gegenseitig abstieß — die Emporkömmlinge hatten sich erkannt! Ich war nur eingeladen worden als Freundin der Tollenschen Mädchen, als Brautjungfer, und Lores wegen ging ich hin, obgleich es mir widerstrebte, einer Hochzeit beizuwohnen, die in meinen Augen fast ebenso traurig war wie die meiner Mutter.

Bei Tollens wurden wir nicht angenommen; es herrschte in dem kleinen Hause eine wahre Grabesstille, nichts deutete auf den Vorabend eines solchen Festes. Nun bestand Frau Sellmann darauf, auch noch zur Komtesse zu gehen, die ich eigentlich allein besuchen wollte, und da ich die Geschwister nicht abschütteln konnte, so kamen wir zu Dreien in das Heim der alten Dame. Sie war zu Hause, saß auf ihrem Fenstertritt und heftete sich uralte Spitzen auf ein uraltes graues seidenes Kleid, das sie morgen der Lore zu Ehren tragen wollte. Auch sie nahm nur Tollens wegen teil an der Feier.

„Freut mich sehr!" begrüßte sie uns. „Nehmen Sie Platz, meine Herrschaften! Anneliese, heb' die Schleife auf! Verzeihen Sie, 's ist meine Wohnstube; das bessere Zimmer lasse ich für gewöhnlich nicht heizen." Ueber das volle Antlitz der Frau Sellmann huschte ein spöttisch mitleidiges Lächeln. Die Komtesse bemerkte es und sagte: „Ja, das versteht man heutzutage nicht mehr, meine liebe Frau Sellmann. Sie lassen wahrscheinlich täglich Ihre sämtlichen Zimmer erwärmen und die der Dienerschaft dazu. Wir von damals kennen noch nicht das Jagen nach Ueberfeinerung; zu meiner Zeit lebte die ganze Familie in einer Stube, natürlich den Hausherrn ausgenommen. Da saßen wir bei drei dünnen Kerzen und machten die feinsten Arbeiten, oder besserten Wäsche aus, und das war überall so, in unseren Kreisen wenigstens. Mein Vater war Minister, meine liebe Frau Sellmann," setzte sie hinzu, „und wir sind bei unserer Lebensweise gesund und froh gewesen. Sie lächeln? Glauben Sie, es sei mir deshalb eine Perle aus der Krone gefallen? Dem heutigen Protzentum gegenüber bleibt uns kein anderes Mittel der Unterscheidung als unsere alte Einfachheit, in der

der vornehmste Mann des Reiches, der vornehmste auch der Gesinnung nach, unser teurer alter Kaiser, ein so leuchtendes Beispiel giebt."

„Aber das geistige Leben kam doch wohl etwas zu kurz, Komtesse, bei den Talglichtern und der Stopferei?" entgegnete Frau Sellmann.

„In der Zeit, wo ein Goethe lebte, das geistige Leben zu kurz gekommen? Ich kenne kein Geschlecht, in dem die Frauen thätiger daran Anteil genommen hätten!"

„Aber es war alles so gräßlich sentimental und überschwenglich," erklärte die junge Frau.

„Französische Sittenstücke waren es freilich nicht, die wir lasen, das stimmt," sagte die Komtesse trocken; „gegenwärtig ist der Geschmack anders. Welcher der bessere ist — das steht dahin. Die Welt kämpft sich durch alle möglichen Veränderungen. Aus unglücklicher Liebe vertrauert kein Mädchen mehr sein Leben heutzutage, sie tröstet sich und heiratet einen reichen Mann, ohne an gebrochenem Herzen zu sterben. Ich weiß nicht, was ich vorziehen würde — —"

Und nun kam das für mich sehr peinliche Gespräch in andere Bahnen, man wechselte ein paar Gemeinplätze, und endlich sagte die Komtesse: „Apropos, wo in aller Welt brannte es denn heute mittag, Herr von Brankwitz? Sie sind ja mit der Anneliese wie ein Wetter hier durch die Straßen gefahren!"

„Ach, haben das die Komtesse auch bemerkt? Ich wollte nach Damnitz — ich wollte — —"

„Nach Damnitz?" fragte ich, „davon haben Sie ja kein Wort gesagt."

„Eh, ich durfte ja überhaupt nichts sagen. Das gnädige Fräulein war in einer sehr wenig zugänglichen Laune, Komtesse, und somit kam ich unverrichteter Sache nach Hause."

„Wollen Sie etwa Damnitz kaufen?" fragte die alte Dame.

„Nun, Onkel Wollmeyer wenigstens wünscht es sehr," antwortete er, „wir sahen uns das Gut schon im Herbst einmal an. Na, man braucht ja schließlich dort nicht ewig zu kleben, man hat seine Wohnung noch in Berlin oder sonstwo in einer großen Stadt; wenn man einen ordentlichen Inspektor hat, geht es ja. Ich wollte das Schloß heute früh Fräulein Anneliese — pardon — Fräulein von Sternberg zeigen, man hört doch gern — hm — das Urteil einer Dame. Für das Interieur — Sie verstehen, Gräfin — sind Frauenaugen maßgebend. Aber, wie gesagt, man war sehr ungnädiger Laune, und ich ziehe vor, eine bessere Stimmung abzuwarten."

Die Komtesse hatte den Kopf gewandt und sah mich groß und erstaunt an. Ich wurde dunkelrot unter diesem Blick.

„Mich interessiert das Schloß Damnitz nicht ein bißchen, und für Interieurs habe ich gar kein Verständnis," sagte ich.

„Du bist ja sehr streitbar, Anneliese," lächelte die Komtesse.

„Sehr!" stimmte Brankwitz bei und strich den blonden Bart, „aber das liebe ich, da giebt's niemals Langeweile."

Frau Sellmann unterbrach dieses Gespräch, indem sie die Komtesse mit schüchterner Miene und in sanftem Flötenton bat, auch sie auf der morgenden Hochzeit als zweites Töchterchen unter ihren Schutz nehmen zu wollen.

Die alte Dame lachte auf. „Nanu, meine Beste! Ich dächte, als Frau und — ich glaube doch, Sie werden ohne meinen Schutz fertig werden! Anneliese und ich bleiben auch nicht etwa bis zum Kehraus, wir verschwinden beim Nachtisch, gelt, mein Küken?"

„O, das wäre grausam!" rief Herr von Brankwitz. „Sie müssen länger bleiben, und überdies — Fräulein Anneliese steht auch noch unter unserem Schutz, selbstverständlich!"

Ich nickte der Komtesse zu. „Ich gehe mit Dir, Tante."

Danach ließ die alte Dame eine Pause eintreten, die sehr deutlich sagte: Ihr könnt Euch nun empfehlen; und nachdem man eine Weile stumm dagesessen hatte, begriff Frau Sellmann endlich und stand auf. „Auf Wiedersehen morgen, Komtesse!"

„Auf Wiedersehen!" sagte diese, küßte mich auf die Stirn, und ich erzählte ihr noch mit fliegenden Worten und feuchten Augen, daß die Base fort sei.

„Komm zu mir, so oft Du willst, mein Küken," erwiderte sie und klopfte mich auf die Schulter.

Lores Hochzeitstag kam und endete sehr traurig; den alten Major von Tollen rührte der Schlag. Just als die Komtesse und ich die Treppe hinunterschritten, um heim zu gehen, hörten wir Thüren zuschlagen und angstvolle Ausrufe, und die alte Dame kehrte auf der Stelle wieder um, der Frau von Tollen ihre Hilfe anzubieten. Ich stand einen Augenblick überlegend auf der windigen verschneiten Straße, aber schließlich — warum sollte ich denn nicht allein heimgehen? Ich war so froh, aus diesem Trubel fortzukommen, zudem hatte mich der Anblick der blassen Braut aufs tiefste bewegt, und anderseits — ich zitterte bei jeder neuen Liebenswürdigkeit des Herrn von Brankwitz; fortgesetzter Kampf macht müde.

So nahm ich denn, so gut es ging, die Robe zusammen, die ich schon auf Mamas Hochzeit getragen, und wanderte durch die Straßen. Im Hause des Doktor Schönberg war kein Licht, es lag so finster da unter den hohen Bäumen, als berge es einen Toten, und ich glaubte auch zu wissen, wen. Es war ein großes, großes Glück dort gestorben.

Arme Lore! Falsche Lore! Wie konnte sie — ja wie konnte sie! Wenn Gründe plötzlich menschliche Gestalt annehmen könnten, welches Brautgeleite würde da manches Mädchen, manche Frau haben? Welches zum Beispiel hätte Mama gehabt? Ein bleiches elendes Weib wäre ihr zur Seite geschritten — die Not. Bei wie wenigen folgt die schöne blühende rosenbekränzte Liebe! Bei Lore von Tollen war es auch nicht die Liebe, sie hätte anders ausgesehen sonst — nicht so starr und bleich; Genußsucht und Selbstsucht, diese beiden häßlichen Zwillingsschwestern, hatten sie sicher auch nicht dem unangenehmen Menschen zugeführt — vielleicht war es die Not auch hier! Die Komtesse hatte bei Tische so liebevoll mit Lores Vater gesprochen und hatte ein paarmal den Lieutenant von Tollen mit sehr mißliebigen Blicken gestreift, den jüngsten Bruder der Braut, der von ihr als Tollenscher „Familienwindhund" bezeichnet wurde. Ja, wer weiß, wer weiß, welche Mittel das Schicksal hat, ein armes Menschenkind zu zwingen, den Weg zu gehen, den es nicht gehen will!

Ich war während dieser traurigen Gedanken rasch vorwärts geschritten und in die Kirchgasse eingebogen, die zwischen der Mauer des Schloßgartens und der Marienkirche hinführt und eng, dunkel und menschenleer ist; sie kürzte aber meinen Weg bedeutend ab, und ich fürchtete mich nicht. Plötzlich hörte ich Tritte hinter mir, eilige Tritte, mehr ein Laufen, und dann rief eine fast atemlose Stimme: „Aber, mein gnädiges Fräulein, wie können Sie — — weshalb denn nur? Sie dürfen nicht allein gehen!"

Unwillkürlich schritt ich rascher aus, aber natürlich holte Brankwitz mich ein, und dicht an meiner Seite gehend, versuchte er, meinen Arm in den seinen zu ziehen, was ich energisch verhinderte. Da hielt er mich, gerade an der dunkelsten Stelle des Gäßchens, am Mantel fest, und sein Gesicht so dicht zu dem meinen beugend, daß ich seinen heißen Atem spürte, fragte er fast tonlos: „Anneliese, meine wilde süße Anneliese, warum quälen Sie mich so — warum?"

„Herr von Brankwitz!" sagte ich laut und riß an dem Mantel, doch ohne Erfolg.

„Schenken Sie mir ein paar Minuten!" bat er flehend. „Sie müssen es ja wissen, Sie müssen es ja fühlen, wie lieb ich Sie habe, Anneliese! Sie dürfen mir nicht alle Hoffnung rauben. Können Sie mich denn nicht ein bißchen, ein ganz klein wenig wiederlieben? O ich will damit zufrieden, will selig sein!"

„Ich Sie lieben? — Lassen Sie den Mantel los! Niemals kann ich das, also sprechen wir nicht mehr darüber. Ich mag solche alberne Späße nicht, Sie vergessen, wen Sie vor sich haben!"

Dabei strebte ich so rasch als möglich vorwärts, denn ich zitterte vor Angst, ich glaubte, er sei berauscht und könne noch zudringlicher werden.

„Aber ich begreife nicht, wie können Sie nur von Spaß reden? Sie thun mir weh, Anneliese!"

In diesem Augenblick hatte ich das Hofthor erreicht, öffnete die kleine Pforte desselben, da die großen Flügel schon geschlossen waren, und schlüpfte hindurch. „Bekümmern Sie sich doch lieber um Ihre Schwester!" rief ich ihm zu. „Sie ist in dem Wirrwarr zurückgeblieben, ein Wagen ist nicht dort — wie soll sie heimkommen?" Damit lief ich über den Hof, und einmal im Hause, war ich auch bald an meiner Thür. Ich fühlte mich, als ich in dem finsteren Raume stand, hochaufatmend, die Hand auf die Brust gepreßt, so sicher wie ein Wild, das müde gehetzt endlich einen sicheren Schlupf gefunden vor der suchenden Meute.

Langsam ging ich von der einen Thüre zur andern und drehte die Schlüssel herum, dann schlug ich die schweren eichenen Läden zu, die im Innern des Zimmers angebracht waren, und nun erst überließ ich mich der Empörung über diese zudringliche Werbung. Ich hockte auf dem Fenstertritt und wußte nicht, was beginnen. Eine lange Zeit überlegte ich, mit Mühe meine aufgeregten Sinne zusam-

menhaltend. Sollte ich Mama alles sagen? Aber hatte sie denn noch einen Willen? Ich bezweifelte es. Alles, was ich von ihrem Leben seit der Verheiratung mit Wollmeyer wußte, war eine völlige Unterordnung unter seinen Willen, ein rückhaltloses Anerkennen seiner Meinung. Wenn ich nur gewußt hätte, wie Wollmeyer über diese Werbung dachte! War er auf Seite des Neffen, dann standen mir noch harte Qualen bevor, unausgesetzter Kampf. Aber kämpfen werde ich, Papa! sagte ich und nickte dem Bilde zu, das im trüben Schein einer einzigen Kerze zu mir herniederblickte. Lieber tot als die Frau von solch albernem nichtssagenden Menschen sein, von einem, der, wie die Base behauptete, dem Herrgott seine Tage stiehlt, dessen einziges Lebensereignis von Bedeutung war, daß er seines Vaters Geld geerbt hatte. Nicht einmal in den Krieg war er mitgegangen, hübsch daheim hatte er gesessen hinterm Ofen, während Papa und alle die vielen braven Männer da draußen sich die Kugeln um die Köpfe sausen ließen. Und der wollte Anneliese Sternberg heiraten! So einer, der selig sein wollte, wenn er nur „ein bißchen" wiedergeliebt ward! Auch ein Standpunkt! Der wollte ein richtiger Mann sein! Ein richtiger Mann würde sagen: „Lieben Sie mich, Anneliese, lieben Sie mich mit Ihrer ganzen Seele, mit jeder Faser Ihres Herzens oder — bleiben Sie mir gewogen! Für so ein bißchen danke ich! Ganz oder gar nicht, wie unser Wappenspruch heißt!"

Während dieses Selbstgesprächs hatte ich mein seidenes Festgewand abgestreift und ein dunkles Hauskleid angezogen; nach einem Blick auf die Uhr schickte ich mich an, Mama Guten Abend zu wünschen. Die mit dunkelrotem Smyrnastoff belegte Treppe in dem runden Turm mit den schiefen Fensterchen wand sich mehrfach, ich konnte also nicht sehen, daß vor mir Menschen waren, der Teppich dämpfte auch ihre Schritte völlig, ich hörte nur plötzlich die Stimme Olga Sellmanns. Sie sprach ganz unbekümmert und laut: „Der Plan ist ja recht hübsch, mein Ottochen, und gewiß auch recht praktisch, nur fängst Du die Sache gänzlich verkehrt an. Geh' doch einfach zu Wollmeyer und halte an! Du spielst ja eine greulich unglückliche Rolle als Schmachtlappen!"

„Ach, der Onkel weiß ja alles," antwortete verdrießlich mein Anbeter. „Aber, siehst Du, Olga, die Frau Mama — sie hat erklärt, zu einer Heirat zwinge sie Anneliese nicht, ihr Herz solle wählen, na, und bis jetzt scheint es —"

„Ach, diese Frau, diese Null!" sagte sie spöttisch, „Du mußt nur dem Wollmeyer Ernst zeigen."

„Die Frau hat mehr Einfluß, als Du denkst, Olga; sie ist eine kluge taktvolle Frau."

„Nun, in diesem Fall wird ja Dein altes Mittel auch helfen. Hol' nur den Butzemann hervor — vor dem graut er sich ja so furchtbar! Nur nicht zaghaft! Als Schwiegersohn hast Du dann immer eine ganz andere Stellung! Denke, wenn Anneliese anderweitig heiratete — es wäre doch in mehr als einer Beziehung unangenehm, um nicht zu sagen schlimm."

„Das leid' ich nicht!" rief er mit einem Ton, der mir das Herz auf einmal wie rasend pochen ließ, „dann — dann, Olga —"

„Pst! Schrei' doch nicht so! Wenn das jemand hörte, das gäbe eine nette Skandalgeschichte. Na, mach', was Du willst, mein Junge," setzte sie hinzu, „ich mische mich nicht drein; schmachte weiter oder — brauche Ernst!"

„Du könntest mir in betreff der Kleinen wohl ein wenig helfen, Olga," schmollte er.

„Nein!" antwortete sie kurz. „Irgend so einen sentimentalen Backfisch gewöhnlichen Schlages, den hätt' ich auf mich genommen; man giebt ihm ein paar französische Romane, erzählt ihm irgend etwas Großartiges, Romantisches von Dir, und die Liebe ist da! Aber der kleine schwarze Irrwisch, der guckt einem mit seinen großen dunklen Augen gleich bis auf den Grund der Seele; mir sind diese Augen ordentlich unheimlich. Außerdem — sie ist sehr skeptisch veranlagt und hat Logik, so jung sie ist, und dabei steht sie hoch auf dem Schild ihrer Ahnen, konservativ von der Fußspitze bis zu ihrem dunklen Wuschelkopf! Die fängst Du nicht mit der Aussicht auf stilvolle Equipagen, auf Ballroben und Badereisen, Du mußt das anders anfangen, Kleiner. Mir aber ist die Sache zu uninteressant und zu mühsam, ich sehne mich nach Berlin zurück. Doch nun komm, unser liebenswürdiger Wirt kann es sicher nicht erwarten, die Beschreibung der Hochzeit zu hören. Ich bin überzeugt, Deine Zigeunerin ist schon oben."

Er antwortete nicht. Ich hörte das Rauschen von Frauenkleidern, dann ging die Thür und es war still.

Wie betäubt stand ich an der Biegung der Treppe, den Kopf an die Wand gelehnt, mit beiden Händen mich am Geländer haltend. Es war von mir die Rede gewesen und ich hatte gehorcht — etwas, das ich verabscheute gleich der Lüge. Und ich war doch nicht gegangen, meine Glieder hatten mir einfach den Gehorsam versagt, in meinem Kopf war in den paar Minuten kein Wille gewesen. Und nun wußte ich — nein — wußte ich doch nicht alles. Was sollte seine Drohung bedeuten? Womit wollte er mich zwingen, womit Wollmeyer? Was war da verborgen, das, an die Oeffentlichkeit gezogen, eine Skandalgeschichte werden mußte?

Wenn ich doch Mama sprechen könnte!

„Ach, da sind Sie ja, gnädiges Fräulein," sagte in diesem Augenblick das Stubenmädchen, das die Treppe herabgehuscht kam. „Sie möchten den Thee einschenken, läßt gnä' Frau bitten."

Ich fand sie alle im Salon. Ein Serviertischchen war hereingebracht mit Tassen und dem silbernen Kessel, unter dem die zartblaue Spiritusflamme brannte. Einige rot verschleierte Lampen gaben dem schönen Raum ein trauliches zum Plaudern geschaffenes Dämmerlicht. Mama saß in einem tiefen Sessel, ihr gegenüber im vollsten Erzählen Frau Sellmann, die ihre kostbare blaßgrüne Brokatrobe mit einem hellen Hauskleid vertauscht hatte. Mein Stiefvater stand, auf den Fußspitzen wippend, die Daumen in den Aermellöchern seiner Weste, den Klemmer auf der Nase, vor Otto Brankwitz, der ein ziemlich mürrisches Gesicht machte. „Wir müssen alle sterben," bemerkte er eben philosophisch; und das war das Ganze, was er über den jähen Tod des alten Herrn von Tollen redete. „War ein wunderlicher Heiliger, meine liebe Frau Olga," setzte er dann hinzu, „wie es so alte Soldaten werden, die auf den Rest ihrer Tage in knappem Futter stehen. Er biß um sich wie ein verdrießlicher alter Kettenhund, und wenn er nicht biß, so knurrte er."

„Er war ein Ehrenmann durch und durch," sprach Mama warm. „Es liegt für mich etwas Erhebendes in solchem einfachen pflichttreuen Leben. Gehorsam, Genügsamkeit und Treue bis zum Tode! Ich bin fest überzeugt, wäre jetzt ein neuer Krieg ausgebrochen, der alte Mann hätte seinen Waffenrock über der eingesunkenen Brust zugeknöpft und hätte gesprochen: ‚Hier bin ich, Majestät, was kann ich noch helfen mit meinen müden Gliedern?'"

„Ja, Mama!" rief ich, „und darum ist unser Vaterland so groß geworden, darum haben wir unsere Feinde schlagen können!"

Frau Sellmann lächelte. „Wie schade, daß Sie ein Mädchen sind!"

„Das hat Papa auch immer gesagt," antwortete ich.

„Sie wären gewiß Offizier geworden!"

„Ich weiß nicht, ob Berufsoffizier; im Blute steckt mir's ja. Jedenfalls aber wäre ich irgend etwas geworden, und das mit Einsatz aller meiner Kräfte. Es muß schrecklich sein für einen Mann, ohne Beruf, ohne Beschäftigung dahin zu leben!"

„Sie gehen am Ende noch unter die Emancipierten?"

„Ich sehe nicht ein, warum ich als Mädchen zusehen muß, wie alles um mich her arbeitet, strebt, schafft —"

„Was möchten Sie denn werden?" fragte die schöne Frau lächelnd und spielte mit der Schleife ihres Kleides.

„Irgend etwas, wobei man sich rühren muß, wobei einem die frische Luft um die Ohren weht; nur nicht in der Stube sitzen über Büchern, nur nicht als Lehrerin — —"

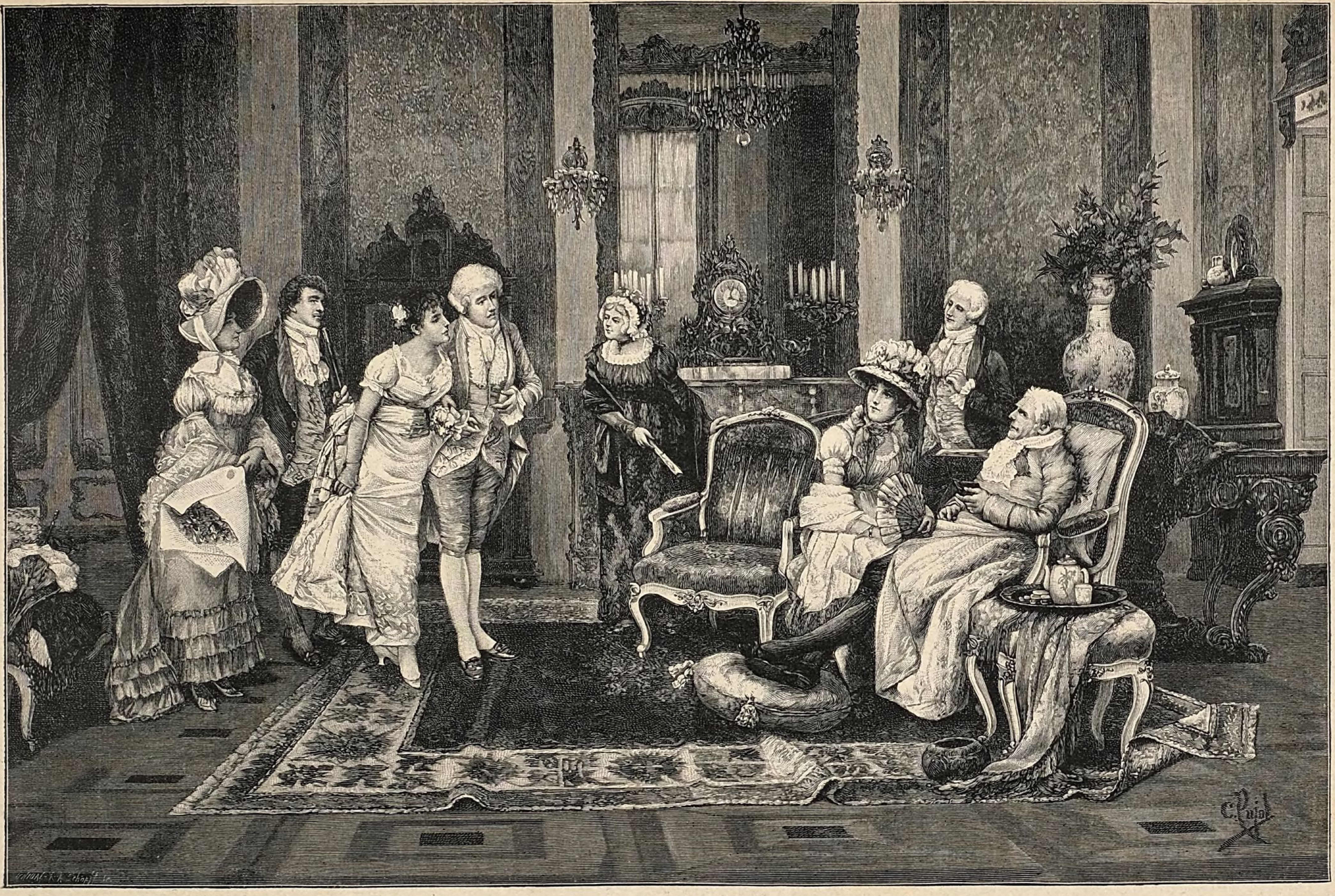
„Wie schade, daß wir kein Amazonenkorps haben!" fiel Herr von Brankwitz ironisch ein, „das wäre so etwas: Uebungsmärsche, Felddienst, hin und wieder ein kleines Biwak — kurz, das Vaterland verteidigen mit Zunge und Schwert. Die Schneid' wäre ja da."

Herr Wollmeyer fand darin einen ausgezeichneten Witz, er lachte übermäßig laut. „Ich will Ihnen etwas sagen, mein Töchting," rief er und ließ seine Hand schwer auf meine Schulter fallen, „heiraten Sie einen Gutsbesitzer, da haben Sie frische Luft die Hülle und Fülle, können auf die Felder fahren, den Erntestand betrachten, können reiten, auf die Jagd gehen, und Tinte, Bücher und Gelehrsamkeit brauchen Ihnen nicht in die Quere zu kommen, wenn Sie nicht wollen!"

Ich antwortete nicht gleich, denn ich hatte sein Blinzeln zu Brankwitz hinüber gesehen. „Ich heirate nicht," antwortete ich kurz.

„Ja, das sagen sie alle!" lachte er und rieb sich die Hände, „und wenn dann einer kommt, wenn überhaupt erst 'mal einer ein Wörtchen von Ring und Ehe spricht, dann sind sie alle dabei, alle, eine wie die andere. Was sagst Du dazu, Helene? Sieht sie aus wie ledigbleiben, wie Körbe geben? Ha! ha!"

„Aber wirklich, Bernhard," unterbrach ihn Mama, der meine



Die Vorstellung der Braut.

Nach einem Gemälde von C. Pujol.

eiskalte Miene auffallen mochte, „sie denkt nicht an dergleichen — schone sie doch!“

„Na, wenn man achtzehn Jahre alt ist, kann man den Gedanken schon ins Auge fassen. Was meinen Sie dazu, Olga? Heutzutage, wo die Mädels so wohlfeil sind wie Heidelbeeren — denken Sie doch, meine Damen, es giebt in Deutschland nahezu eine Million Frauen mehr als Männer — da sollte doch jede froh sein, wenn einer kommt und — — Sie nehmen es doch nicht übel, Olga? Natürlich, es giebt immer Ausnahmen, es giebt Frauen, denen trotz der Minorität der Männer zwanzig auf einmal zu Füßen liegen. Ich hab' Ihre Erfolge nicht vergessen; ich meine nur, wenn man so ein kleines unbedeutendes Käferchen, so ein Fräuleinchen von Habenichts ist und es bietet sich da — es wäre einfach eine Vermessenheit, Nein zu sagen. So 'was wird auch nicht passieren, wird nicht passieren, Helene, kann's gar nicht!“

„Wenn das Fräulein von Habenichts seine gesunden fünf Sinne hat und überhaupt sich bewußt ist, keine Handelsware zu sein, sondern ein selbständig denkendes Geschöpf, kann's doch passieren,“ sagte ich keck, „und ist sogar schon passiert im Laufe der Zeit.“ Mit diesen Worten beendete ich siegreich — wie ich meinte — das Wortgeplänkel, und das Gespräch kam in andere Bahnen, bis man sich nicht allzuspät trennte. Ich war froh, endlich allein zu sein.

Ein paar Minuten später klopfte es an meine Thür. „Mama, Du?“ fragte ich erstaunt.

„Nein, ich!“ rief Wollmeyers Stimme, „öffnen Sie, ich habe mit Ihnen zu reden.“

Er trat ein, sichtlich aufgeregt. „Erlauben Sie, daß ich mich setze,“ begann er und zog einen Stuhl zu dem Tisch, den ich mir an den Ofen geschoben hatte, um in dessen behaglicher Nähe an die Base zu schreiben. Dann eine Pause; einigemal setzte er zum Sprechen an und verstummte wieder. Ich hatte mich soviel als thunlich in den Lehnstuhl zurückgelegt, um möglichst viel Raum zwischen ihm und mir zu schaffen. Was ums Himmels willen sollte nun kommen?

„Ich mache mir gar keine Illusionen über Ihre Gefühle gegen mich,“ begann er endlich. „Sie lieben mich nicht, und ich, ich hätte eigentlich auch keinerlei Grund, mich zu Ihnen hingezogen zu fühlen. Aber trotzdem — die herzliche Zuneigung für Sie ist nun einmal da seit jenen Tagen, da Sie in kurzem Röckchen zu Hannchens Füßen mit den Puppen meines verstorbenen Töchterchens spielten.“

Was nun? Dachte ich befremdet.

„Ja, ja, so ist's, liebes Kind,“ fuhr er fort. „Ich habe Sie väterlich lieb, und Sie — vermeiden mich, wo Sie können, und thun mir bei jeder Gelegenheit weh. Aber in einem Punkt, meine ich, werden wir uns doch finden, und das ist in der Liebe zu Ihrer Mutter. Diese Mutter beherrscht der einzige Gedanke: wie wird sich die Zukunft meiner Tochter gestalten? Sie verzehrt sich in Gram und Kummer darüber, sie weiß so gut wie Sie und ich, daß Sie nicht gerade die Allerstärkste an Gesundheit, daß Sie ganz arm sind und außerdem einen Charakter besitzen, der Sie wahrlich nicht befähigt, auf eigenen Füßen durchs Leben zu gehen. Sie sind eine stolze kleine Dame, meine gute Anneliese; ich gebe ja zu, daß Ihr Name recht wohlklingend ist, aber, sehen Sie, davon kann man doch nicht leben. Und wenn ich Sie sonst recht verstehe, so sind Sie auch nicht allzugern abhängig von einem Menschen, dem Sie so wenig Sympathie entgegenbringen wie mir?“

„Sicherlich!“ schaltete ich gelassen ein.

„Und wenn man dies alles nun ruhig erwägt, so ist es nahezu unbegreiflich, aus welchen Gründen Sie einen Antrag zurückweisen, der aus wahrer Neigung und Achtung hervorgegangen ist und der Sie nach jeder — aber auch nach jeder Richtung hin zufriedenstellen muß. Sie sollen nicht denken, Anneliese, daß ich Ihnen zureden will. Sie mögen mir's glauben oder nicht — es wird mir schwer, ein Wort zu gunsten des Mannes zu sprechen, der Sie uns entführen will, aber ich halte es für meine Pflicht, dies zu thun, denn ich habe Ihr Glück im Auge, und zudem bestimmt mich der Wunsch Ihrer Mutter dazu. — Ich habe nun Brankwitz, der ganz verzweifelt ist, gesagt, es sei ein bißchen Koketterie von Ihnen; Ihr angeborener Widerspruchsgeist lasse Sie so spröde thun, und ich denke, damit werde ich nicht weit vom Ziel getroffen haben.“

Er machte eine Pause, putzte den goldenen Klemmer und sah mich an, als erwarte er eine Aeußerung. Aber ich schwieg und begann, unartig genug, meinen Bleistift zu spitzen.

„Ich wiederhole jetzt den Antrag, Anneliese, im Namen Ottos von Brankwitz, und füge noch hinzu, daß es nach jeder Richtung hin wünschenswert ist, Sie nehmen denselben an. Sie würden auf Damnitz leben in der Nähe Ihrer Mutter, und diese würde endlich in Ihrem Geborgensein die Beruhigung finden, die ihr, weiß Gott, sehr nötig ist.“

Mein Bleistift war gespitzt und ich wischte mir die Fingerspitzen an einem Stückchen Löschblatt ab, das ich aus der Briefmappe riß. Ich zitterte innerlich vor Angst und machte doch ein möglichst gleichgültiges Gesicht.

„Sie brauchen sich heute abend nicht zu entscheiden, Anneliese,“ fügte er freundlich hinzu, „sagen Sie mir bis übermorgen mittag Antwort und regen Sie, bitte, mit der ganzen Angelegenheit Ihre Mutter nicht auf!“ (Fortsetzung folgt.)

Der letzte Lieutenant der Großen Armee.

Von **Paul Holzhausen.**

Vor einigen Monaten durchlief heimische und ausländische Blätter die überraschende Kunde, daß in der an der unteren Wolga gelegenen russischen Gouvernementsstadt Saratow ein 126jähriger Greis Namens Nikolai Andrejewitsch Sawin lebe, welcher noch als Offizier an den napoleonischen Feldzügen teilgenommen habe. Dieser Mann sollte am 17. April 1768 geboren sein und am 21. Mai d. J. seinen 126. Namenstag gefeiert haben. Die Sache kam mir zu fabelhaft vor, um ohne weiteres geglaubt zu werden. Ich wandte mich daher, in einer jener Stimmungen, die uns für das Fremde, Ungewöhnliche und Romantische ganz besonders empfänglich machen, an den alten Herrn selber, um festzustellen, ob er denn wirklich noch existiere oder vielmehr unter die mythologischen Persönlichkeiten gerechnet werden müsse. Für den ersteren Fall ersuchte ich ihn recht freundlich, mir durch eine ihm nahestehende Person über sein, wie ich voraussetzen zu dürfen glaubte, jedenfalls recht interessantes Leben einige nähere Auskunft erteilen zu wollen. Eine kurze Zeit verging, da erhielt ich auf meinen — ich gestehe es selber — recht sonderbaren Brief eine ausführliche Antwort. Der Schreiber derselben, ein ebenfalls in jener fernen Stadt Saratow lebender russischer Gelehrter, Mitglied der dortigen archäologischen Gesellschaft, Herr Constantin Woensky, hatte seinem Briefe ein umfangreiches, in vortrefflichem Deutsch geschriebenes Manuskript beigefügt, welches einen nach den eigenen Erzählungen jenes merkwürdigen Greises abgefaßten Lebenslauf des 126jährigen Kriegers enthielt. Mein liebenswürdiger russischer Korrespondent bat mich, was inzwischen geschehen, einen kurzen Auszug aus dem Manuskripte an eine verbreitete Tageszeitung zu übersenden, dagegen den ausführlichen Lebenslauf des uralten Soldaten einer gediegenen deutschen Zeitschrift zur Verfügung zu stellen. Sind auch die Mitteilungen des Alten über verschiedene hervorragende und längst bekannte Ereignisse der Vergangenheit begreiflicherweise verhältnismäßig dürftig, enthalten sie auch geschichtlich wenig Neues, so wird es doch für den heutigen Leser einen eigentümlichen Reiz gewähren, dieselben von einem Manne erzählen zu hören, der das hundert Jahre und länger Zurückliegende noch selbst erlebt hat. Ich komme deshalb dem Wunsche meines russischen Gewährsmannes nach, wobei ich nur bemerken möchte, daß ich die Erzählung des alten Kriegers etwa zwei oder dreimal unterbrochen habe, um einige notwendig erscheinende historische Bemerkungen einzuflechten. Zur vorläufigen Orientierung des Lesers mag dann noch gesagt werden, daß Nikolai Sawin richtig Nicolas Savin heißt, kein Russe, sondern ein geborener Franzose ist, und daß dieser Zeitgenosse der Königin Marie Antoinette und der großen Revolution als Offizier Napoleons I. im Jahre 1812 an der Beresina gefangen genommen worden und seither in Rußland geblieben ist.

Aber hören wir ihn jetzt selber, den wunderbaren Greis von der Wolga:

„Ich bin geboren in Paris den 17. April 1768; mein Vater André Savin war Oberst im Regiment der Gardes Françaises zur

Zeit Ludwigs XV. Meiner Eltern kann ich mich fast gar nicht erinnern, da ich als ganz kleines Kind nach Tours geschickt wurde, wo damals ein Bruder meiner Mutter wohnte. Anfangs zu Hause unter der Aufsicht meines Oheims unterrichtet, wurde ich später in das Collège académique der Jesuiten zu Tours gebracht, in welchem die Kinder der Edelleute, überhaupt der wohlhabenden Stände, erzogen wurden. Soviel ich mich erinnere, war es gegen das Ende des Jahres 1792, als ich mich nach Paris begab, um meine Eltern und meinen jüngeren Bruder wiederzusehen, welche bis dahin in Versailles gelebt hatten. In Paris floß das Blut schon in Strömen. Es war zu der schrecklichen Zeit, wo niemand seines Lebens bis zum nächsten Tage sicher war. Es sind seit dieser Zeit mehr als hundert Jahre vergangen; ich habe vieles gesehen und erlebt; ich habe in Aegypten die Pest mitgemacht; ich habe die Schrecknisse des Krieges in Spanien ausgestanden, ich war Augenzeuge und Teilnehmer des Dramas, welches in der Geschichte unter dem Namen des ‚Rückzuges der großen Armee' bekannt ist — das ist aber alles nichts im Vergleich zu den blutigen Tagen der Schreckenszeit.

Der erste Kummer, welcher mich in Paris traf, war die Nachricht vom Tode meines Vaters, der, wie man glaubt, am 10. August umkam." — Beiläufig bemerkt, der 10. August 1792 war der Tag des zweiten Volkssturms auf die Tuilerien, infolgedessen die königliche Familie in die Nationalversammlung flüchtete, welch' letztere bekanntlich die Königsgewalt suspendierte und Ludwig XVI. mit seiner Familie als Gefangene in den Temple abführen ließ.

Aber lassen wir dem Greise wiederum das Wort! „Wo meine Mutter geblieben, ist mir unbekannt. Ich fand eine Zuflucht bei den Freunden meines Vaters und blieb bis zum Jahre 1794 in der Hauptstadt. Am 21. Januar 1793, dem Tage der Hinrichtung Ludwigs XVI., wollte ich, zusammen mit einigen Freunden, zum letztenmal den unglücklichen König sehen. Gemäß einer Verordnung der Municipalität wurde aber niemand, mit Ausnahme des Militärs, auf die Straße gelassen. Da ich weder zur Nationalgarde gehörte, noch Bekannte im Sicherheitskomitee besaß, und auch nicht ständiger Bewohner von Paris war, so wurde meine Lage mit jedem Tage gefährlicher. Der einzige Ausweg wäre der Eintritt in die Armee gewesen. Um diese Zeit erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der in Rouen lebte und mich zu sich einlud. Ich verließ Paris im Jahre 1794 und lebte in Rouen bis 1798. Da erfuhr ich, daß General Bonaparte in Havre für eine Expedition gegen England Freiwillige annehme. Ich entschloß mich ohne Zögern, in die Reihen der Armee einzutreten, und begab mich nach Havre. Da ich als Kavallerist zu dienen wünschte, wurde ich dem 2. Husarenregimente zugeteilt, mit welchem ich in der Folge die Hauptfeldzüge des Konsulats und Kaiserreichs mitmachte. Wir Freiwilligen wurden nach Toulon befördert, wo sich das Regiment bereits befand. In Toulon stand auch unser Geschwader. Der Zweck der Expedition wurde vorläufig noch geheim gehalten, und erst nach der Einnahme von Malta erfuhren wir, daß Aegypten unser Ziel sei. Nach drei Wochen waren wir unter den Mauern Alexandrias, welches wir mit stürmender Hand nahmen. Auf dem Marsche nach Kairo hatten wir zum erstenmal Gelegenheit, mit den Mameluken zusammenzutreffen, welche unser Carré angriffen, aber nach kurzem Kampfe von uns vernichtet wurden. Unsere Kavallerie litt übrigens recht stark durch die fortwährenden Ueberfälle der Mameluken, von denen namentlich die Nachzügler und die Kranken unbarmherzig niedergemetzelt wurden. In der Schlacht bei den Pyramiden stand ich in der Eskorte des Hauptkommandierenden (Bonapartes). Hier befand sich, bei der Einnahme des ägyptischen Lagers, unter der Menge der Trophäen auch der prächtige Säbel Murad Beys, welchen Napoleon seit dieser Zeit als Ehrenwaffe mit sich zu führen pflegte, bis zu seiner Erhebung zum Kaiser der Franzosen."

Zur Geschichte dieses merkwürdigen Säbels kann ich aus meinen eigenen Reiseerlebnissen einen kleinen Beitrag liefern. Napoleon schenkte ihn dem bekannten General und späteren Generalpostdirektor Grafen Lavalette. Aus dessen Familie kam er in den Besitz des Barons Larrey, eines Sohnes von dem noch später zu erwähnenden Generalarzte Napoleons I.; Baron Larrey, der Sohn, war gleichfalls Generalarzt in der französischen Armee, Leibarzt Napoleons III. und ärztlicher Leiter des großen Pariser Militärhospitals Val de Grâce. Ein hoher Achtziger, lebt der Baron noch heute in Paris; er ist Besitzer einer äußerst wertvollen Sammlung von Erinnerungen aus der Zeit des ersten Kaiserreichs, die der alte Herr mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit seinen Besuchern zeigt. In dem Salon des alten Barons sah ich auch jenen berühmten Säbel Murad Beys.

„Von den Generälen," erzählt der alte Savin weiter, „welche an diesem Zuge teilnahmen, erinnere ich mich sehr genau Berthiers (des späteren Fürsten von Neuchâtel, Herzogs von Wagram, Generalstabchefs des Kaisers) und Lannes' (des Herzogs von Montebello, der bei Aspern tödlich verwundet wurde), unter dessen Kommando ich im Jahre 1808 in Spanien diente. 1801 kehrten wir nach Frankreich zurück. Ungeachtet der glänzenden Siege, welche wir über die ägyptische Armee davongetragen hatten, war ja der Ausgang der Expedition nicht glücklich. Wir sahen das alle ein, vom General bis zum gemeinen Manne, und kehrten daher in einer nicht übermäßig freudigen Stimmung in die Heimat zurück. Hier aber erwartete uns ein Triumph. In Lyon bereitete der erste Konsul der ägyptischen Armee einen so glänzenden Empfang, daß wir in den Augen ganz Frankreichs als Helden dastanden. Bei dieser Gelegenheit zeigte Napoleon so recht jene Eigenschaften eines Heerführers, durch die er sich die Herzen der Soldaten zu gewinnen wußte. Zwanzig Jahre lang gingen diese mit dem Rufe „Vive l'Empereur!" in den sichern Tod, nur um einen zufriedenen Blick von dem Kaiser, ihrem „Petit Caporal", wie er scherzweise genannt wurde, zu ernten.

Im Jahre 1805 war ich bei Austerlitz, im folgenden Jahre machte ich die Schlacht bei Jena mit, welche das damalige Schicksal Preußens entschied. Auf dem Marsche nach Berlin gehörte ich wiederum zu der Eskorte, welche den Kaiser begleitete. In Potsdam, bei dem Besuche des Grabes von Friedrich dem Großen, sprach der Kaiser, wie man damals sagte, folgende Worte, nachdem er den Degen des Königs genommen und seinen eigenen an dessen Stelle gelegt hatte: „Ich nehme den Degen Friedrichs und lasse Preußen den meinen; der eine ist so viel wert wie der andere." Ich weiß nicht, inwieweit dieses wahr ist; persönlich habe ich die Worte nicht gehört, aber in der Armee war diese Aeußerung in aller Munde.

Im Jahre 1808 befand sich das 2. Husarenregiment unter der Zahl derjenigen Regimenter, welche unter dem Kommando Lannes' in Spanien kämpften. Unter allen Kriegen des Kaiserreichs war der spanische durch besondere Härte und Grausamkeit ausgezeichnet. Von der Geistlichkeit angestachelt, erhob sich das ganze Volk. Einem solchen Widerstande begegneten wir später nur noch einmal — in Rußland, auf dem Rückzuge von Moskau. Die Belagerung von Saragossa, bei dessen Einnahme ich verwundet wurde, ist mir besonders im Gedächtnisse geblieben. Der Heldenmut der Spanier erreichte hier seinen höchsten Grad; an der Verteidigung beteiligte sich die gesamte Bevölkerung, vor allem die Frauen. Jede Straße, jedes Haus war eine fast unüberwindliche Festung, welche nur mit ungeheurem Verluste erstürmt werden konnte. Für die Teilnahme an diesem Kampfe wurde ich mit dem Orden der Ehrenlegion belohnt.

Bald stieß mir ein Unglück zu, welches sich gleichfalls meinem Gedächtnisse tief eingeprägt hat. Dies ist meine Gefangenschaft in einem spanischen Inquisitionskerker. Mit zehn anderen Gefährten wurde ich damals in eine ziemlich große Kasematte gesperrt, welche wahrscheinlich noch zu jener Zeit als Folterkammer diente und in der wir einige Eisengeräte vorfanden, die wir zur Bewerkstelligung unserer Flucht benutzten. Es gelang uns, eine Höhlung in die Wand unseres Gefängnisses zu machen, durch die wir, unter dem Schutze der Nacht, entflohen. Ungefähr vier Wochen lang irrten wir in den Bergen umher, wo wir uns fast ausschließlich von Salat und Apfelsinen nährten, bis wir endlich wieder unser Regiment erreichten. Von jenen elf Genossen sahen aber nur drei die Heimat wieder; die übrigen waren dem Hunger und den Strapazen erlegen."

Hier kommt eine Lücke in dem Berichte, die aber Herr Woensky in liebenswürdiger Weise in dem seine Mitteilungen begleitenden Briefe ergänzt hat. Savins Regiment gehörte zu jenen, welche im Jahre 1809 Spanien verließen, um in dem Feldzuge gegen Oesterreich verwendet zu werden. So kämpfte Savin auch auf den Schlachtfeldern von Aspern und Wagram, um dann im Jahre 1812 gegen Rußland geschickt zu werden. Hier setzt der Bericht des Alten wieder ein:

„Im russischen Feldzuge von 1812 gehörte unser Regiment zum dritten Corps der Großen Armee und stand unter dem Kommando des Marschalls Ney. Mit ihm machte ich den ganzen Feldzug mit vom Niemen bis zur Moskwa und wieder zurück bis zur Beresina. In der Schlacht bei Krasnoi, wo mir mehrere Pferde unter dem Leibe

erschossen wurden, ward unser Corps vollständig vernichtet. Zur Beresina kamen nur einige hundert Mann, ohne Artillerie, ohne Pferde, dazu vollständig ermattet und gequält von Hunger und Kälte."

Aus dieser Stelle geht unzweifelhaft hervor, daß Savin auch jenen in der Kriegsgeschichte geradezu einzig dastehenden Marsch Neys über den Dniepr mitgemacht hat. Der Sachverhalt war kurz folgender: Bei Krasnoi am 17. November fast vollständig aufgerieben und von der „Großen Armee" abgeschnitten, war Ney mit den Ueberbleibseln seines Corps zur Nachtzeit mit unerhörter Kühnheit über den halbzugefrorenen Dniepr marschiert und auf langem Umwege und nach Aufopferung seiner sämtlichen Bagage, Artillerie und Pferde mit noch 600 Mann wieder zu dem Hauptheere gelangt. Napoleon hatte ihn verloren gegeben und war in äußerst niedergeschlagener Stimmung nach Orscha weitermarschiert. Der kaiserliche Geheimsekretär Baron Fain schildert uns in seinem „Manuscrit de 1812" die ungemein dramatische Scene, wie die Rettung Neys zu den Ohren des Kaisers gelangte. Dieser saß gerade in dem Oertchen Baranoni mit den Marschällen Berthier und Lefebvre zu Tische, als sein Generaladjutant Gourgaud (sein späterer Gefährte in der Verbannung von St. Helena) mit der Meldung hereinstürzte, der Marschall Ney wäre da. Der Kaiser sprang vom Tische auf, faßte den Arm des Generals und stieß in tiefer Bewegung nur die Worte hervor: „Ist das auch wirklich wahr?" Gourgaud antwortete, polnische Offiziere, die dem Marschall vorausgeritten, seien soeben in Orscha eingetroffen und der Vicekönig Eugen sei dem Neyschen Corps entgegengerückt. Da rief der Kaiser aus: „Ich habe zweihundert Millionen in den Kellern der Tuilerien, ich hätte sie hingegeben, um den Marschall Ney zu retten." Der General Gourgaud hat diese Einzelheiten in seiner kritischen Besprechung des bekannten Ségurschen Werkes über den Feldzug von 1812 selbst mitgeteilt.

Der alte Savin gedenkt in seinen Erzählungen mit besonderer Rührung eines Mannes, der in jener entsetzlichen Zeit Unendliches geleistet, der durch seine unausgesetzten Bemühungen Tausende vor dem schrecklichen Tode des Erfrierens gerettet habe. Es war dies der bereits genannte Larrey, der erste Doktor der „Großen Armee", dem auch Nicolas Savin selbst in jenen Tagen das Leben verdankte.



Nicolas Savin,
der letzte Lieutenant der Großen Armee.
Nach einer Zeichnung von J. Grothe.

Sehr interessant sind des Alten Erinnerungen an den Uebergang über die Beresina. Noch einmal wollen wir dem Erzähler selber das Wort geben: „An der Beresina angekommen, versammelten sich die verschiedenen Corps bei dem kleinen Dörfchen Studianka, wo sich schon der Kaiser mit dem Reste der Garde befand. Mit fieberhafter Hast schritt man zum Bau zweier Brücken, die eine für die Infanterie und Reiterei, die andere für die Artillerie und das Fuhrwerk. Da man keine Pontons hatte (ein mitgenommener Brückentrain war, wie so vieles andere, auf dem Rückzuge vernichtet worden), so baute man die Brücken auf Pfählen, welche unsere braven Pioniere, bis unter die Arme zwischen treibenden Eisschollen im Wasser stehend, einrammten. Man mußte sich beeilen, da der Feind uns auf den Fersen folgte. Vor seinem Uebergange auf das jenseitige Ufer vertraute mir der Marschall Ney die Aufsicht über das Fuhrwerk mit der Kasse des Hauptstabes an. In der Kasse befanden sich mehr als vier Millionen Franken. Dabei befahl er, die Fuhren über die Brücke zu führen, welche für die Geschütze und das schwere Fuhrwerk bestimmt war. Ungeachtet meiner Vorstellungen über die Gefährlichkeit eines solchen Unternehmens, blieb der Marschall bei seinem Befehle, und ich mußte gehorchen. Ich sollte mit der Arrieregarde des Marschalls Victor die Brücke passieren. Das Hauptkommando und die Marschälle befanden sich schon auf der anderen Seite des Flusses. Die Ordnung schwand zusehends. Befehle wurden nicht mehr beachtet. Gerade hatte die Artillerie mit dem schweren Geschütze, mit uns zusammen, den Uebergang begonnen, als man von weitem die Piken der Kosaken auftauchen sah. Nunmehr wurde das Gedränge entsetzlich. Unser Fuhrwerk kam nicht einmal mehr bis zu der Mitte der Brücke, als diese unter der Last der Kanonen und Munitionswagen zusammenbrach und alles, was auf ihr war, Menschen, Pferde, Geschütz und Fuhrwerk, im Wasser versank. Vom Pferde abgeworfen, mit knapper Not dem Tode entgangen, wurde ich von dem übriggebliebenen, rückwärts flutenden Teile der Menge wieder mit auf das diesseitige Ufer gezogen, wo die Unsrigen bald von einem Kosakenhaufen umringt waren. Wir wären verloren gewesen, wenn nicht ein Mann in Generalsuniform die Kosaken aufgehalten und uns zur Ergebung aufgefordert hätte. Das war Platow selbst, der Hetman (Führer) der Kosaken, welchem auf diese Weise viele von uns die Rettung ihres Lebens verdanken."

Mit dieser Erwähnung Platows, des berühmten Reiterführers der Jahre 1812 bis 1814, schließen, nach dem Berichte meines russischen Korrespondenten, die Erzählungen Savins. Als Gefangener an die Ufer der Wolga gebracht, ist dieser seit dem Feldzuge in Saratow verblieben, hat sich dem Lehrfache gewidmet und ist in diesem noch über 60 Jahre thätig gewesen. Er hat sich auch in Rußland verheiratet und lebt gegenwärtig mit seiner Tochter, einem gleichfalls schon recht alten Fräulein — Oedipus und Antigone — in einem bescheidenen Häuschen in einer der Nebenstraßen jenes halbasiatischen Ortes. In dem engen Stübchen, das der Greis bewohnt, hängen an der Wand zwei Aquarellbilder, die er selber gezeichnet, kostbare Erinnerungen aus den längst entschwundenen Tagen von 1812. Das eine hat er einst in Moskau gefertigt; es stellt ihn selbst dar als schneidigen Reiteroffizier in der Uniform des 2. Husarenregiments. Das andere ist der Kaiser Napoleon in der historischen Tracht, dem grauen Ueberrocke und dem dreieckigen Hütchen, den Blick sinnend in die Ferne gerichtet. So war er im Jahre 1812, und so hat ihn Savin fünfundzwanzig Jahre später nach dem Gedächtnisse gezeichnet, „sprechend ähnlich", wie Herr Woensky mir mitteilt. Dieser besucht den uralten Krieger sehr gerne, und wir vermögen ihm nachzufühlen, wenn er versichert, daß er bei dem Eintritte unter das Dach des ehrwürdigen, von den großen Tagen der Vergangenheit gern plaudernden Alten „ein unerklärliches Gefühl empfinde, jenes geheimnisvolle Erzittern, welches der Wanderer empfindet, wenn er in die Gewölbe des Pantheons oder unter die Säulen des Kolosseums tritt, nur mit dem Unterschiede, daß hier nicht ein schweigendes Grab steht, sondern ein lebender Mensch weilt, der von der Geschichte eines ganzen Jahrhunderts zu berichten weiß".

Unter dem Volke an der Wolga genießt der alte Savin jene Art schwärmerischer Verehrung, welche die Phantasie des Slaven dem Märchenhaften, Unbekannten in so reichem Maße entgegenzubringen pflegt. Der „Lieutenant der Großen Armee" heißt er in dem Lande seiner einstigen Gegner, das ihm seit mehr als achtzig Jahren eine zweite Heimat geworden. Auch der Zar, der von der dürftigen Lage des Greises erfahren, hat ihn vor einiger Zeit mit einem Geschenke bedacht.

Aber im eigenen Vaterlande blieb Savins Name vergessen, vergessen, wie so mancher von dem raschlebigen Volke vergessen wurde, der die „große Nation" in den Tagen der Väter hat groß machen helfen. Die Franzosen, wenigstens die heutigen Republikaner, haben sich überhaupt verzweifelt wenig um die Veteranen des „großen Heeres", die „ruhmvollen Trümmer", wie man sie freilich nannte, gekümmert. Erst im verflossenen Jahre sind zwei hundertjährige Kriegskameraden des alten Savin, Louis André Manuel Cartigny, der Letzte von Trafalgar, und Constantin Denis, ein Mitkämpfer von Ligny und Waterloo, beide in großer Armut in ihrem eigenen Vaterlande gestorben. Wenn neuerdings der Pariser „Figaro", von Herrn Woensky auf dessen Schützling aufmerksam gemacht, für den greisen Krieger eine Sammlung veranstaltet hat, so ändert das daran wenig. Der ganze Ertrag belief sich auf hundert Rubel, die man dem alten Veteranen zugesandt hat, der noch heute von der großen Revolution, von Jena und Eylau, von dem mörderischen Kriege in Spanien und den eisbedeckten Fluten der Beresina als Augenzeuge erzählen kann!

w

Afrikanische Haartrachten.

Von C. Falkenhorst. Mit Abbildungen von G. Mützel.

Chanca, ein Arzt aus Sevilla, der Christoph Columbus auf seiner zweiten Reise nach Westindien begleitet hatte, beschrieb in einem später berühmt gewordenen Briefe ausführlich die Lebensgewohnheiten der Eingeborenen auf den Antillen und äußerte unter anderem: „Ihren Kopf rasieren sie an verschiedenen Orten, dann lassen sie wieder Haarbüschel stehen — es ist unmöglich, ihre Frisuren zu beschreiben; nur soviel läßt sich sagen, daß, was man in Spanien auf den Kopf eines Wahnsinnigen zusammenhäufen könnte, man hier auf den Köpfen der Vornehmsten als höchsten Schmuck sieht.“



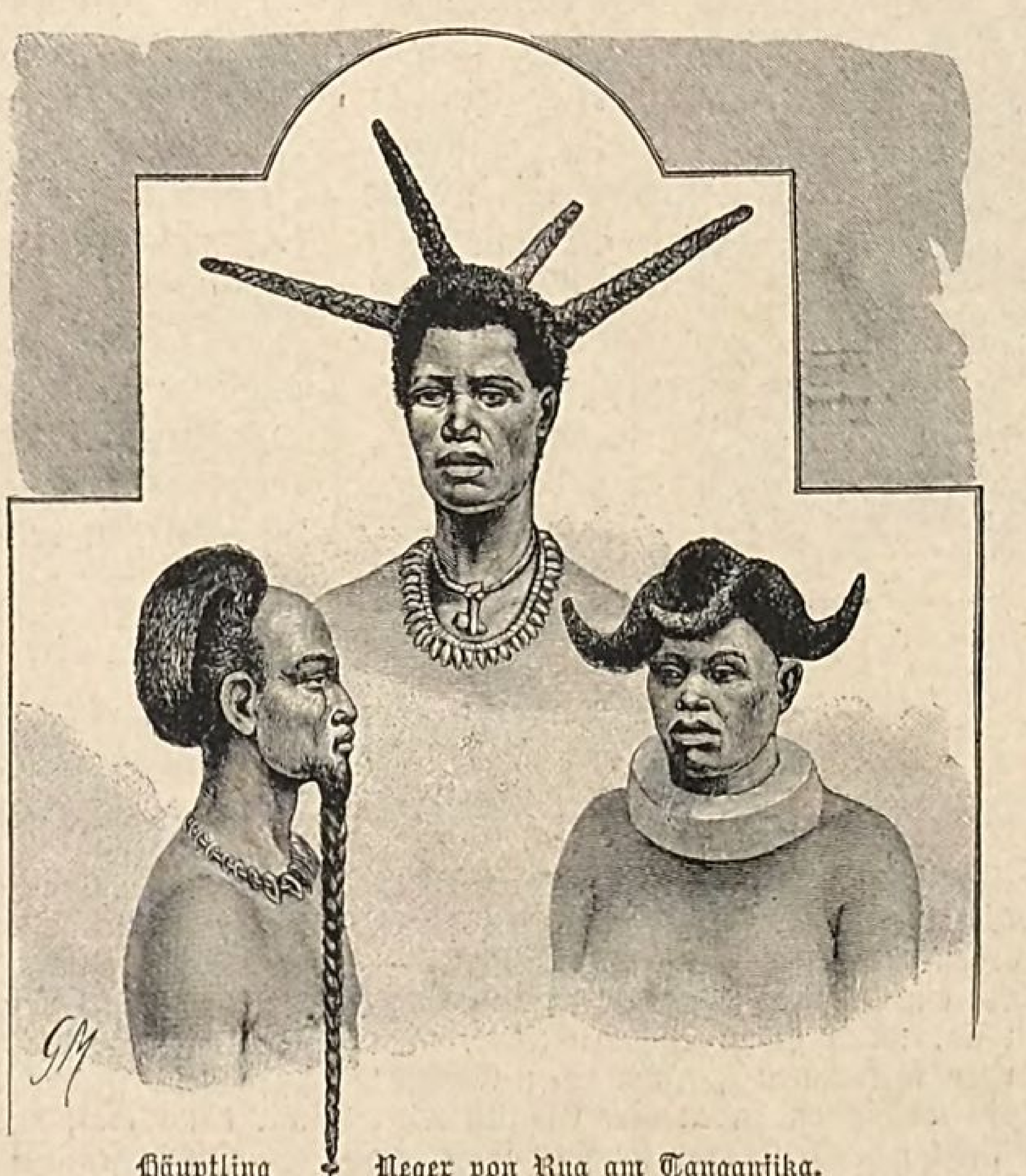
Manjema-Frauen.

Aehnliche Beobachtungen werden fast überall gemacht, wo Europäer mit Naturvölkern zusammentreffen. In den Augen der großen Masse der daheim sitzenden Europäer ist der „Wilde“ ein glückliches anspruchsloses Geschöpf, das sich weder um Kleidung, noch um die neuesten Moden zu bekümmern braucht, das nichts von sogenannten Sitten der Gesellschaft gehört hat und sein Haar wachsen läßt, wie es ihm beliebt. Das ist aber in Wirklichkeit durchaus nicht der Fall. Die Ceremonien der Naturvölker sind viel umständlicher als die unsrigen, und Eitelkeit ist ihnen ebensogut bekannt wie uns, nur mit dem Unterschied, daß sie mehr Zeit haben, ihr zu frönen.

So hat auch das sonst so kleiderarme Afrika seine Stutzer und seine Salondamen, und manches Fräulein, welches das Näschen rümpft, wenn man es tadelt, weil es zu viel Zeit vor dem Spiegel verbringt, würde mit heller Befriedigung die Schilderungen lesen, welche Afrikaforscher von den oft sehr langwierigen Toiletten der Negerinnen gegeben haben.

Auch das krause Wollhaar auf dem Kopfe des Negers sowie sein Bart erfreuen sich einer ausgezeichneten „Pflege“. Man kann mit Chanca sagen, daß es unmöglich ist, alle ihre Frisuren zu beschreiben, immerhin aber dürfte es interessant sein, wenigstens einige hervorzuheben. Unsere Friseure und Friseusen sind manchmal in Verlegenheit um neue Haartrachten. Der dunkle Weltteil bietet ihnen einen unerschöpflichen Brunnen, einen Füllkorb, aus dem Haarfrisuren ohne Ende zu Tage gefördert werden können. Vielleicht verlegen sie sich auf solche anthropologische Studien.

Wir wollen uns gleich in das Herz des Dunklen Weltteils versetzen und unweit von Njangwe an dem Riesenstrom Lualaba das menschenfressende Volk der Manjema aufsuchen, das durch seine Grausamkeiten, sowie durch die Helfershelferdienste, die es arabischen Sklavenjägern leistet, eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Als Stanley auf seinem Zuge durch den Dunklen Weltteil im Jahre 1876 die Manjema besuchte, hefteten sie sich Knöpfe, kleine Kegel und Kuchen von Schlamm wie Schönheitspflästerchen an ihre Bärte, hinten an die Haare und hinter die Ohren. Der alte Häuptling Mwana Ngoy hatte seinen Bart in einen Ball schwarzen Schlammes zusammengerollt, seine Kinder trugen ihr Haar in Flechten mit daran hängenden Schlammfransen. Sein Trommler hatte eine große halbmondförmige Masse Schlamm am Hinterkopfe befestigt.



Häuptling Kitete von Mpungu.

Neger von Rua am Tanganjika. („Schneckenkopf.“)

Eine Frau des Königs von Tschumbiri. („Das Schöpsköpfchen.“)

Einige hatten Hörner und Spitzen von Schlamm auf ihren Kopfscheiteln; andere, die noch stutzerhafter waren, bedeckten gleich den ganzen Kopf mit einer Krone von Schlamm. Die mit einer Fülle von Haar gesegneten Weiber gestalteten dasselbe vorn mit einem eingeflochtenen Gestell von leichtem Rohre zu einer damenhutförmigen Frisur und ließen es hinten bis auf die Taille in Massen von Locken herabfallen.

Ein anderer Häuptling, Kitete von Mpungu, der als Abzeichen seiner königlichen Würde eine im Feuer geschwärzte Herkuleskeule oder einen tüchtigen Knüttel führte, zeichnete sich durch einen 50 Centimeter langen geflochtenen Kinnbart aus, der an der äußersten Spitze mit einer Menge blauer Glasperlen verziert war. Sein Haar war auch auf dem Wirbel seines Kopfes zu einer formlosen Masse in die Höhe gezogen.

Dieser Kitete begrüßte sechs Jahre darauf auch Wißmann und erschien vor ihm mit einem alten Ziegenbock zum Geschenk. „Sein Bild aus Stanleys Reisewerk,“ schreibt Wißmann, „erkannte er und war sehr entzückt, als ich es ihm schenkte. Was mußte er für ein Mann sein, daß sich die Weißen so mit ihm beschäftigten!“

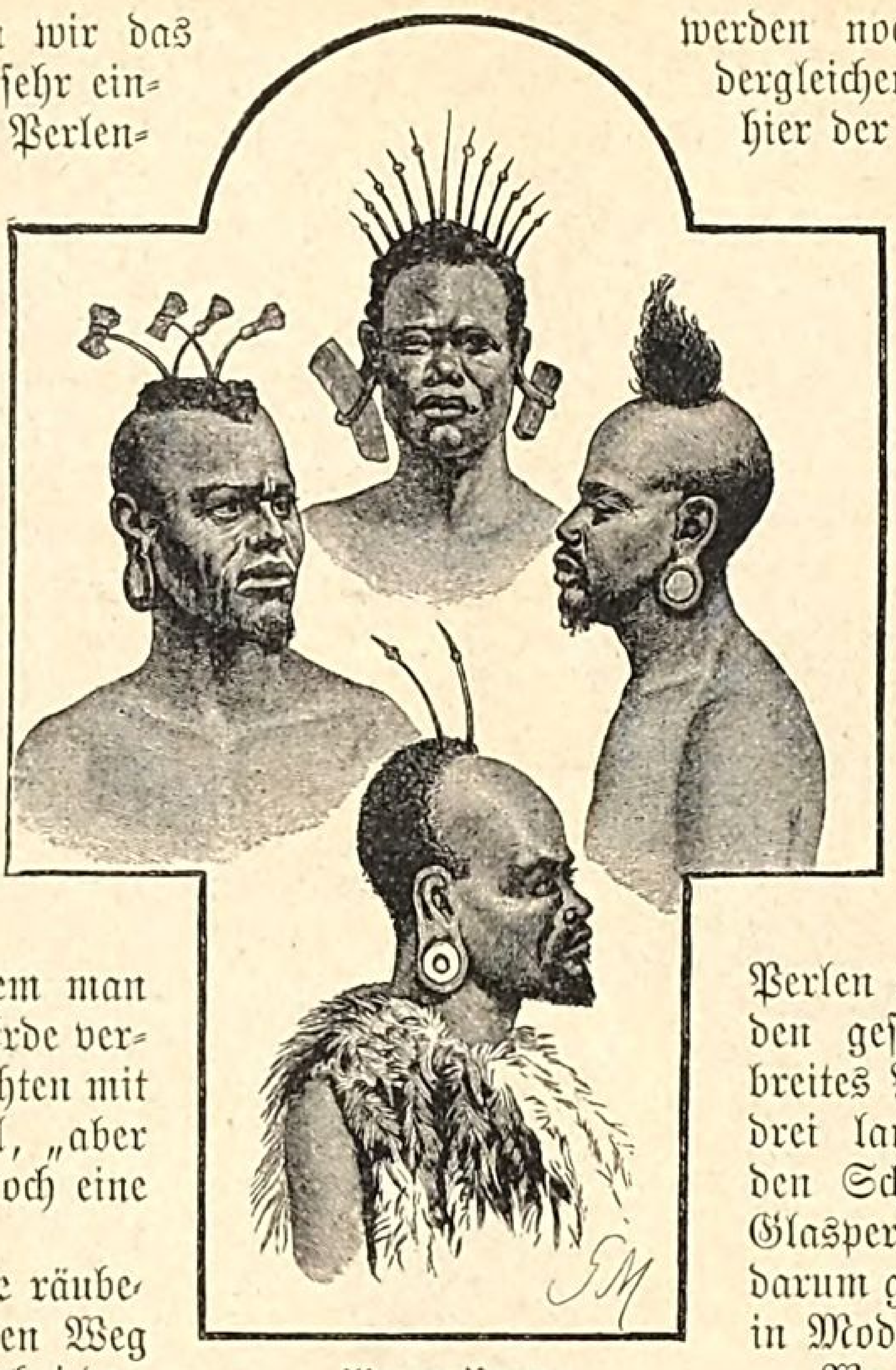
Ja, so findet die afrikanische Reiselitteratur selbst im dunkelsten Afrika ihren Absatz, wenn auch nur blattweise.

Um aber auch die Frisur einer Häuptlingsfrau kennenzulernen, wollen wir rasch den Kongo hinabfahren und beim König von Tschumbiri verweilen. Seine Damen sollen von schöner Gestalt sein, sie sind aber leider nicht nur Sklavinnen des Mannes, sondern auch Sklavinnen der Mode. Sie tragen Halsbänder von gar absonderlicher Art. Nicht einmal diejenige junge Europäerin, die bescheiden von Talmischmuck träumt, würde die Frauen von Tschumbiri darum beneiden; denn deren Schmuck besteht aus Messing, und die Halsbänder, die schon mehr auf den Schultern ruhen, sind bis zu drei Zoll stark und wiegen bis zu dreißig Pfund. Aber die schwarzen Schönen tragen diese Last mit stolzer Freude, denn auch ihre Weiberherzen sind eitel und von der Modethorheit befangen. Die Frisur dieser Tschumbiri-Damen ist sehr interessant. Die Haare werden zu drei oder vier Locken zusammengedreht und steif gemacht, so daß dann die Locken, wenn man sie so nennen darf, gekrümmten Spitzen oder Hörnern gleich das Haupt umgeben. Ein solches Porträt nannte ein Afrikaschwärmer einen „Poseidonkopf“, indem er an den Dreizack des Meergottes dachte, während ein anderer nüchternerer Mann auf die richtigere Bezeichnung „Schöpsköpfchen“ verfiel.

Gehen wir aber einmal nach Deutsch-Ostafrika! Halten wir an dem herrlichen Tanganjika! Eine große Zahl von Stämmen hat sich hier niedergelassen, und ebenso bunt sind die Haartrachten.

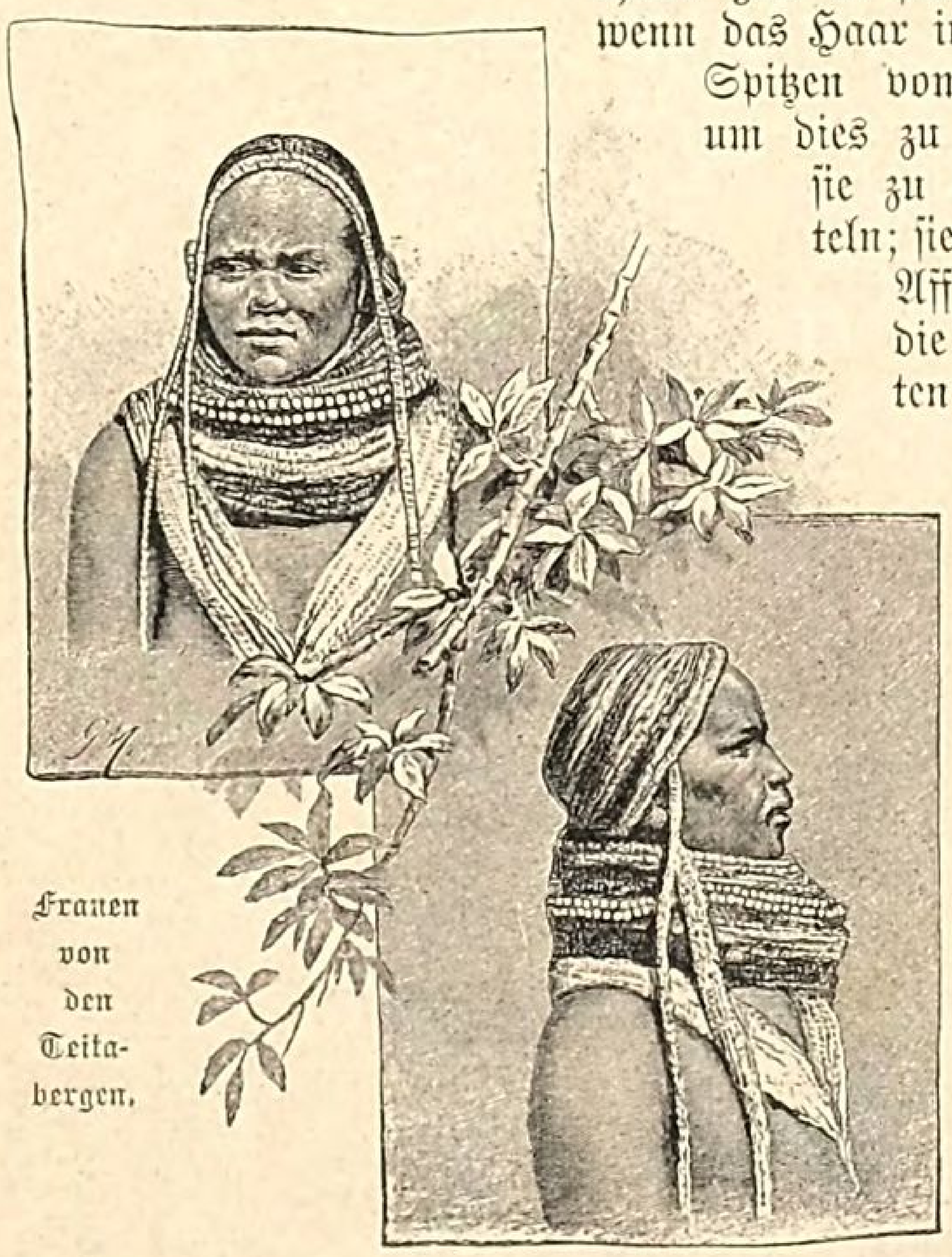
Wir finden hier die Widderhörner in den prächtigsten Exemplaren vertreten, und der englische Reisende Cameron versichert uns sogar, daß von den Wagguhha der Natur durch Anwendung falscher Haare nachgeholfen werde. Wir möchten aber aus diesem Gebiet nur zwei bezeichnende

Modelle hervorheben. „Pelzmütze“ können wir das eine nennen. Die Anfertigung desselben ist sehr einfach; man bindet um den Kopf ein starkes Perlenband und schert alle Haare weg, die darunter liegen, darüber läßt man aber einen tüchtigen Busch wachsen. Diese Frisur tragen vor allem die Frauen. „Schneckenkopf“ dürfte die zweite genannt werden. Man kann sie auf dem Markte von Udschidschi sehen, wenn die Eingeborenen von Rua mit den Erzeugnissen ihres Landes erscheinen. Die Haare werden dabei zu recht starken Flechten geflochten, die, mit der nötigen Thonpomade steif gemacht, in ungeheuerlicher Länge wie die Fühlhörner einer Schnecke vom Kopf abstehen. Am Tanganjika ist übrigens ein besonderes Haaröl in Gebrauch, welches den meisten Leuten das Ansehen giebt, als ob sie mit blutigen Köpfen umherliefen. Das Oel, mit welchem man das Haar einreibt, wird nämlich mit roter Erde vermengt. Manche schmieren auch gleich die Flechten mit roter Erde ein und glätten sie dann mit Oel, „aber wie schlagend auch der Effekt ist, es bleibt doch eine schmutzige Mode“, bemerkt Cameron dazu.



Wagogo-Neger.

Unermüdliche Haarkünstler sind auch die räuberischen Wagogo, welche den Karawanen den Weg von Mpwapwa nach Tabora verlegen und sich jeden Schluck Wasser teuer bezahlen lassen. Auch bei ihnen gilt es für besonders schön, wenn das Haar in möglichst vielen Spitzen vom Kopfe absteht; um dies zu erzielen, greifen sie zu allerlei Hilfsmitteln; sie stecken Fasern des Affenbrotbaumes in die einzelnen Flechten hinein, oder umwickeln dieselben mit Eisen- oder Messingdraht. Andere rasieren sich das Haupt, lassen aber einige Haarbüschel stehen, welche alsdann als Stoff zu den sonderbarsten Figuren verwertet werden. In die Spitzen der Flechten werden noch farbige Glasperlen, Messingkugeln und dergleichen gesteckt. „Je toller, desto schöner“, ist hier der Wahlspruch.



Frauen von den Teitabergen.

Auf dem Wege von Mombas nach dem Kilimandscharo liegen die Teitaberge. Die Damen, die in denselben wohnen, sind sehr niedlich, aber auch putzsüchtig; wenn sie es „haben“, dann tragen sie Perlen über Perlen, nichts als Perlen, 20 bis 30 Pfund, auf ihrem mit Ruß und Kastoröl noch mehr geschwärzten Körper. Perlen setzen bei ihnen auch der Haarfrisur die Krone auf. Alles Haar um die Schläfen ꝛc. wird wegrasiert und nur in der Mitte ein kreisrunder Fleck von 7 bis 10 cm Durchmesser gelassen. Mit großer Mühe ist es dort in Stränge geflochten, bis es aussieht wie ein Fegewisch. Auf jedem Strang besonders sind Perlen von verschiedener Farbe eingeflochten. Um den geschorenen Teil des Kopfes ist ein 5 cm breites Perlenband gewunden, und von ihm hängen drei lange lose Stränge über die Ohren bis zu den Schultern herunter. Was würden wohl die Glasperlenfabrikanten in Thüringen und in Venedig darum geben, wenn diese Perlenköpfe auch in Europa in Mode kommen wollten!

Wo die Neger mit Arabern zusammengekommen sind, haben sie auch deren Sitten zum Teil angenommen. Im Norden Afrikas werden Haare oder mindestens Bärte fleißig gefärbt, und zwar mit dem aus Blättern des Hennastrauches gewonnenen Farbstoff, den schon der Prophet Mohammed zum Färben seines Bartes benutzt haben soll. Mit Indigo vermischt, verleiht Henna dem menschlichen Haar eine schöne schwarze Farbe, und diese Mischung hat vor vielen europäischen Haarfärbemitteln den Vorzug, daß sie unschädlich ist. Unter dem Namen „persische Haarfärbung“ ist sie in Europa wiederholt versucht worden. Henna ist in Deutsch-Ostafrika, namentlich in Sansibar, bekannt und wird dort von den Negerinnen des Suahelivolkes als Schminke benutzt.

Doch genug der Beispiele! Afrika ist in der That das Land der Frisierkunst, und wir müssen sagen: „Alle Achtung vor diesem afrikanischen Haar!“ Was ihm zugemutet wird, das dürfte ein europäisches schwerlich vertragen. Wen aber ein stiller Neid um den starken Haarwuchs der Afrikaner beschleichen sollte, der kann sich trösten: ein starker Haarwuchs soll keineswegs ein Zeichen hoher geistiger Entwicklung sein! Im Gegenteil! Wenn das wahr sein sollte, so brauchten wir die Naturvölker um ihren Haarwuchs und ihre Frisuren nicht zu beneiden. Ich glaube aber — trotz aller Hochachtung vor der Wissenschaft würde sich mancher ein recht urwüchsiges Haar wünschen. Und der wesentliche Unterschied zwischen den Afrikanern und Europäern besteht eben darin: jene mißhandeln ihr Haar, das noch viel verträgt, diese pflegen recht sorgfältig das schwindende.

„Versalzen!“

Eine küchenwissenschaftliche Skizze.

Das Salz ist die wichtigste aller Speisezuthaten und die Kunst zu salzen bildet die Grundlage aller Küchenfertigkeit. Köchinnen, die diesen Namen in der That verdienen, verstehen auch diese Kunst ausgezeichnet — ein Blick auf die Masse des Gerichts, ein Griff in den Salznapf, und das Richtige ist getroffen! Wie lachen sie, wenn sie in Büchern lesen, man solle das Salz mit einer Wage oder mit einem „graduierten Gefäße“ abmessen! Aber auch die geschicktesten Köchinnen haben ihre Unglückstage. Da blutet ihr Herz, von Amors Pfeil getroffen, oder sie sind sonst „in Gedanken“, und mit einem Male ist die Suppe — versalzen! Selbst in dem weisesten Rate der Kochfrauen wußte man kein Mittel, das den Schaden wieder gut machen würde; denn wie sollte man das in der Suppe aufgelöste Salz wieder herausziehen! Da kamen die Naturforscher den Hausfrauen zu Hilfe und zeigten ihnen, wie man das überschüssige Salz in höchst einfacher Weise aus der Suppe entfernen kann, ohne diese ihrer sonstigen wertvollen Bestandteile zu berauben.

Unsere Leserinnen kennen gewiß das Pergamentpapier, das in der Speisekammer zum Verbinden von Büchsen verwendet wird. Dieses Papier ist nun ein ausgezeichnetes Entsalzungsmittel. Davon kann sich jeder leicht durch einige einfache Versuche überzeugen.

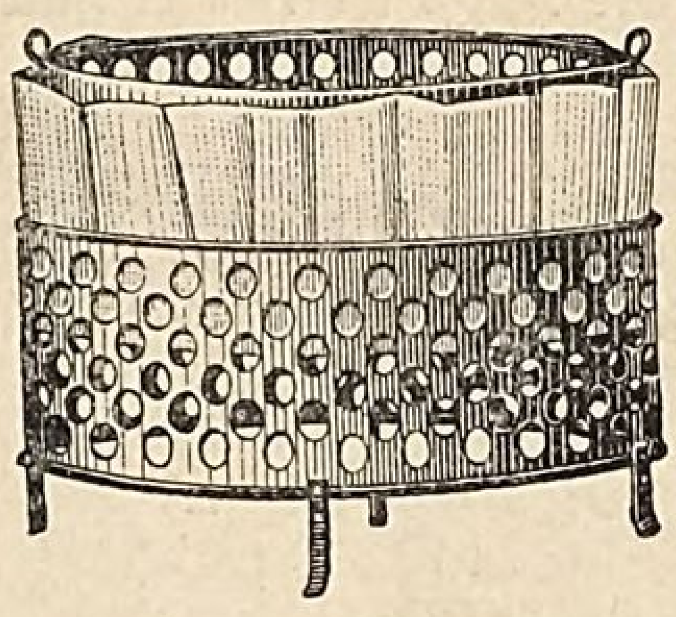
Wir nehmen ein viereckiges Stück Pergamentpapier, etwa so groß wie das Blatt eines gewöhnlichen Schreibheftes, und biegen seine Ränder nach oben, so daß daraus ein viereckiges Kästchen entsteht; um ihm Halt zu geben, stecken wir die vier Ecken oben mit Nadeln fest. Nun haben wir ein Gerät, das in der Wissenschaft ein „Dialysator“ genannt wird.

In diesen Pergamentkasten gießen wir starkes Salzwasser, d. h. gewöhnliches reines Wasser, in dem wir möglichst viel Salz gelöst haben, und stellen den Kasten in ein kleines und flaches Gefäß, etwa einen Suppenteller, der bis zur Hälfte mit reinem Wasser gefüllt ist. Kosten wir nun von Zeit zu Zeit von dem Wasser in dem Teller, so werden wir bemerken, daß es einen immer stärkeren salzigen Geschmack annimmt. Die Salzlösung dringt durch das Pergamentpapier in das Wasser im Teller, während dafür reines Wasser in den Kasten hineinwandert, gleichfalls durch das Papier hindurch. Der Kasteninhalt wird also entsalzen, und der Vorgang dauert so lange, bis das Wasser im Teller und das im Kasten einen

gleichen Gehalt an Kochsalz aufweisen. Nehmen wir an, daß dies in einer bestimmten Zeit, z. B. in zwei Stunden, geschehen ist.

Wenn wir darauf denselben Versuch mit einer Zuckerlösung ausführen, so werden wir wahrnehmen, daß auch in diesem Falle der Zucker durch die Wände des Pergamentpapierkastens hinauswandert; aber es wird bei weitem länger dauern, bis das Wasser im Teller und das in unserem Versuchskasten gleich süß schmeckt, d. h. den gleichen Gehalt an Zucker aufweist.

Wir lernen daraus, daß nicht alle im Wasser gelösten Körper mit gleicher Leichtigkeit durch Häute wie das Pergamentpapier hindurchtreten. In der Wissenschaft wird der Austausch verschiedener Flüssigkeiten durch Membranen oder Häute mit dem Namen „Osmose" bezeichnet. Die Naturforscher haben nun das Verhalten der einzelnen Körper genau studiert und gefunden, daß die Unterschiede sehr groß sind, und die Techniker und Industriellen haben diese Eigenart der Körper für ihre Zwecke ausgebeutet. Um z. B. die Melasse in der Zuckerfabrikation von den Salzen, die im Rübensafte enthalten sind, zu reinigen, behandelt man sie in ähnlicher Weise, wie wir es mit der Salzlösung gethan haben. Die Salze gehen rascher durch das Pergamentpapier als der Zucker und so kann die Melasse gereinigt werden.



Entsalzungs-Apparat.

Unsere Suppen enthalten, je nach ihrem Ursprung, verschiedene gelöste Stoffe; wir finden in ihnen Fleisch- und Pflanzensalze, Extraktivstoffe, welche ihnen den Wohlgeschmack verleihen und anregend auf den Körper wirken, und nährende Stoffe wie Stärke und Eiweiß; dazu kommt noch das Kochsalz. Von allen diesen Bestandteilen der Suppen wandert nur das Kochsalz mit Behendigkeit durch das Pergamentpapier, während die anderen nur äußerst langsam oder auch gar nicht hindurchdringen.

Gießen wir also eine versalzene Suppe in einen Kasten, wie wir ihn oben beschrieben haben, und stellen diesen in ein mit reinem Wasser gefülltes Gefäß, so werden in der ersten Zeit große Mengen Kochsalz aus der Suppe hinauswandern, von den wohlschmeckenden und nährenden Bestandteilen jedoch nur Spuren durch die Pergamenthaut dringen können. Es liegt auf der Hand, daß wir auf diese Weise eine versalzene Suppe wieder entsalzen können. Nur ist ein mit Stecknadeln zusammengehefteter Kasten für den praktischen Gebrauch selbstverständlich zu schwach; er muß für Küchenzwecke durch einen Apparat ersetzt werden. Ein solcher ist von Dr. G. Fr. Meyer in Braunschweig zusammengestellt worden und in den Haushaltungsgeschäften zu haben. Er besteht, wie unsere Abbildung zeigt, aus zwei ineinander passenden siebartigen Gefäßen, zwischen die ein Bogen Pergament- oder Osmose-Papier hineingefaltet ist. Stellen wir nun den Entsalzungsapparat in reines heißes Wasser und gießen die versalzene Suppe hinein, so wird der letzteren in kurzer Zeit der Ueberschuß an Kochsalz entzogen.

Aber das Entsalzen der mißlungenen Suppe wird nicht so häufig nötig sein, daß die Hausfrauen bloß deswegen einen eigenen Entsalzungsapparat sich anschaffen würden.

In der Küche muß jedoch noch vieles andere entsalzen werden.

Seit uralten Zeiten benutzen die Völker das Kochsalz als Konservierungsmittel. Wir salzen und pökeln das Fleisch ein, bereiten Salzfische, z. B. Heringe, legen Bohnen und Gurken in Salz ein 2c. Diese Konserven müssen, bevor wir sie kochen, entsalzen werden, und dies geschieht in der Regel dadurch, daß man sie auswässert. Das Wasser entzieht ihnen das Kochsalz und den Salpeter, der vielfach zum Pökeln mit verwandt wird, aber es löst auch viele der nahrhaften und wohlschmeckenden Bestandteile des Fleisches, der Fische und der Gemüse auf. Diese wertvollen Stoffe gehen dann verloren, denn sie werden mit dem Salzwasser fortgeschüttet. Auch diesen Uebelstand beseitigt nun der Meyersche Osmose-Apparat für Küchenzwecke.

Bei seiner Benutzung waschen wir das betreffende Nahrungsmittel, z. B. Salzfleisch, gut ab, legen es in den Apparat, übergießen es mit Wasser und stellen den Apparat in ein größeres mit reinem Wasser gefülltes Gefäß, wobei wir darauf achten, daß die Flüssigkeit in beiden Gefäßen gleich hoch steht. Das Wasser im Apparat laugt nun das Salzfleisch aus, durch das Pergamentpapier gehen aber nur das Kochsalz und der Salpeter in das Wasser des größeren Gefäßes über, die schmackhaften und nährenden Stoffe bleiben zum allergrößten Teil in dem mit Pergamentpapier ausgekleideten Behälter zurück. Ist nun die Entsalzung vollendet, so kocht man das Fleischstück in dem Saft, der im Apparat zurückgeblieben ist, und erhält auf diese Weise ein Gericht, das viel wohlschmeckender und auch nahrhafter ist als ein durch die gewöhnliche Entwässerung hergestelltes.

Das Entsalzen in dem Meyerschen Apparate dauert etwas kürzere Zeit als das gewöhnliche Auswässern; im übrigen hängt die Dauer von dem Salzgehalt der Konserven und der Geschmacksrichtung ab. Der Apparat wird in verschiedenen Größen von 2 bis 20 Liter Inhalt hergestellt, so daß er in kleinen wie in großen Küchen gebraucht werden kann. Er verdient wohl die Beachtung der Hausfrauen; denn er vermag nicht nur eine versalzene Suppe zu „retten", sondern er hat auch gesundheitliche Vorzüge, indem er die Schmackhaftigkeit und Nahrhaftigkeit vieler unserer gebräuchlichsten Konserven erhöht.

Die Sklaven.

(2. Fortsetzung.)

Novelle von Ernst Eckstein.

Seit dem Zwiegespräche mit Afra, das ihm klar gemacht hatte, wie schwer er sich in den Gesinnungen dieses Mädchens täuschte, war Geticus nur von dem einen Gedanken beseelt: wie hintertreib' ich, was Afra plant? Denn daß sie um keinen Preis die Gattin jenes verhaßten Ostländers werden dürfe, das stand ihm so fest wie der Glaube an das Rächeramt Jupiters.

Sonst nicht eben boshaft geartet, kannte er jetzt in seiner schäumenden Wut gegen den Leibarzt kein Maß mehr. Abergläubisch bei all seiner Schlauheit, gab er dem Ninus schuld, durch unlautere Kunstgriffe, Liebestränke und sonstige Zaubermittel bei Afra erreicht zu haben, was er, Geticus, nun vergeblich anstrebte; denn nur so schien es ihm faßlich, daß seine Jugendgespielin einem so ernsten und schweigsamen Manne, der fast doppelt so alt war als sie, den Vorzug gab. Im Kampfe mit einem so schmachvollen Gaukler jedoch war jedes Mittel erlaubt. Geticus befand sich im Zustand der Notwehr: thöricht, wenn er da irgend welches Bedenken trug!

Sein erster Einfall war der gewesen, dem Nebenbuhler unvermerkt Gift in den Wein zu mischen. Der wütende Grimm und die wahnwitzige Sehnsucht nach dem Besitze Afras, die ihm jetzt doppelt begehrenswert schien, da er sie fast schon dem Gegner verfallen sah, raubten ihm jede Fähigkeit, das Schurkische dieses Planes klar zu beurteilen. Ninus war für seinen erbitterten Haß kein menschliches Wesen mehr, sondern ein tückischer Dämon, nicht viel besser als das Geziefer in Kammer und Keller, dem der Proviantmeister schierlingdurchtränktes Brot streute. Auch für die große Gefahr, die ihm selber aus dieser Unthat erwachsen mußte, war er jetzt vollständig blind.

Plötzlich jedoch fiel ihm der Eid aufs Herz, den ihm die bangende Afra, wie in Voraussicht seiner unglaublichen Niedertracht, in so furchtbarer Form abgenommen. Er hatte geschworen, dem Manne, den sie ihm nennen würde, nie und nirgends feindlich entgegenzutreten, niemals die Hand wider ihn zu erheben oder sonstwie eine gewaltsame That an ihm auszuüben. Jupiter selbst sollte ihn friedlos machen in Zeit und Ewigkeit, wenn er den Schwur brach! Das überkam ihn jetzt wie eine vollständige Lähmung. Alles, was ihm die Unabwendbarkeit dieses Fluches bestätigen konnte, tauchte in bunter Verworrenheit aus der Erinnerung empor und erschreckte ihn mit den furchtbarsten Larven. Die Furien sterben nicht! Am Grabmal des Gnejus Vitruvius, der vor mehr als neunzig Jahren zu Pästum verstorben war, ging es noch heute allnächtlich um und erfüllte die Gärten der Via Appia mit dem entsetzlichen Klageruf: „Wehe dem Meineidigen!" Und dann klirrten die Ketten, und ein Stöhnen erscholl, herzzerreißend wie der Sterbelaut eines Gefolterten. Auf der Insel des Tiberstroms, unweit des Hafens, stand ein verfallenes Haus, das der Eigentümer, ein Ritter aus Corduba, weder neu aufzubauen noch vollständig niederzureißen wagte; denn ein Blitz, der nicht zündete, hatte die Rückwand just an dem Tage in Trümmer gelegt, da dreißig Jahre verstrichen waren seit dem entsetzlichen Meineid des Tullius Celer, der vor dem Prätor unter Anrufung der rächenden Gottheit die Richtigkeit eines von ihm gefälschten Testamentes beschworen hatte und, auf der Stelle von einem Blutsturz niedergeworfen, im Angesichte des Tribunales verstorben war. Am Tage nach jenem zermalmenden Blitzstrahl fand man auf einem Kalkstück, das von der berstenden Wand losgebröckelt war, seltsame Schriftzeichen, die von den Kundigen als die Kürzung eines unheimlichen Bekenntnisses ausgelegt wurden. Dies Bekenntnis lautete: „Den verwaisten Kindern des Bruders, denen dies Haus gehört, wollte ich Meineidiger ruchlos entziehen, wo sie ihr Haupt hinlegen könnten. Nun hetzt mich die furchtbare Hekate durch die Schlünde der Unterwelt."

Diese und andre Erinnerungsbilder jagten sich in dem aufgeregten Gemüte des Sklaven wie unheilverkündende Wolken. Vornehmlich jedoch hallten die Worte des Isispriesters in seinem Ohr, die ihm so grausenhaft und so überweltlich geklungen hatten wie nichts zuvor. Daß der Aegypter ihm diese Lektion nur in sehr eigensüchtiger Absicht erteilt hatte, um ihn demnächst desto sicherer zu

binden, wenn er ihn bei seinen Plänen gegen den isisfeindlichen Lucius Menenius gebrauchen würde, das benahm der Lektion nichts von ihrer gewaltigen Wirkung; denn Geticus ahnte nicht den Zusammenhang, und so war diesmal ein überzeugungsloser Verächter der Wahrheit ihr starker Prophet gewesen.

An dem Vormittage, an dem Lucius Menenius den großen Empfang hatte, war bei Geticus nachgerade ein Zustand eingetreten, welcher an Irrsinn grenzte. Immer und immer wieder drehten sich seine Gedanken im nämlichen Kreislauf: Ninus darf die holdselige Afra niemals besitzen — aber er wird sie besitzen! Ich, Geticus, will und muß ihm gewaltsam den Weg verlegen — aber ich kann nicht! Den Mord würde der Totenrichter verzeihen, wenn er in mein zerrissenes Herz blickte. Für den Meineid jedoch giebt's keine Sühne, bis dereinst nach Aeonen die uranfängliche Nacht zurückkehrt.

Dabei malte sich seine selbstquälerische Einbildungskraft vorschauend die ganze Entwicklung der Zukunft — die Freilassung des Ninus sowohl wie der Afra; den unerschöpflichen Dank der Plotina, die es natürlich für ihre Pflicht hielt, der Braut ihres vermeintlichen Retters eigenhändig die Hochzeit zu rüsten; das Festmahl im Xystus, an dem die ganze Familie, vom Hausherrn bis herab zu dem niedrigsten Kehrsklaven, teilnehmen würde; den Hochzeitsgesang und den Reigen der Tänzerinnen; die Wegführung der verschleierten Braut, deren rosige Glut durch das leichte Gewebe von Kos hindurchflammte wie die Sonne durch Nebelrauch. . . . Und er, Geticus, würde das alles mit ansehen, den Stachel der Qual im Herzen, ohnmächtig, in starrer Verzweiflung!

Nein, das war undenkbar!

Vorübergehend schwebte ihm eine Lösung vor, die zwar beinahe so fürchterlich wie der Meineid, aber immer doch eine Lösung war... Er mußte die treulose Afra töten und dann sich selbst. Kaum aber hatte er diesen Gedanken gefaßt, als er ihn auch mit Ungestüm über Bord warf. Die Vorstellung, dies bezaubernde Mädchen, das ihm der Inbegriff alles Holden und Wonnigen war, grausam dahinzuschlachten, flößte ihm den unsagbarsten Schauder ein. Beide Hände streckte er von sich, als nahe ihm die Versuchung in Gestalt einer grausenhaften Lemure. „Nie, nie!“ stöhnte er durch die Zähne. „Fluch mir, daß ich's auch nur sekundenlang denken konnte!“

Und dann, von dieser Unmöglichkeit abgesehen: Ninus würde sie überleben, würde ihr Grab pflegen, ihrer verewigten Seele Totenopfer und Kränze darbringen! Das wäre ein schlechter Trost für den Verzweifelten, der sie getötet hätte. Nein! Er gönnte dem Nebenbuhler nicht einmal den Schmerz um die Abgeschiedene. Ninus selbst mußte fallen, das war der einzige Ausweg! Und dieser einzige Ausweg schien ewig versperrt.

Zwei Stunden vor Mittag, nachdem sich die Scharen der Morgenbesucher im Atrium längst schon verlaufen hatten, befand sich Geticus allein im Bibliothekzimmer. Der Bibliothekar hatte ihm den Auftrag erteilt, die letzten Nummern des römischen Nachrichtenblattes, der „acta diurna“, die hier bunt durcheinander auf einem der broncenen Tische lagen, chronologisch zu ordnen und in die eigens dazu bestimmten Kästen zu legen.

Die „acta diurna“, das offizielle Amtsblatt der Stadt und des Staates, das, teils durch die sogenannten Diktiersklaven, teils durch Privatunternehmer vervielfältigt, bis in die fernsten Provinzen des Weltreichs versandt wurde, brachten die wichtigsten Mitteilungen aus dem Gebiet des politischen, gesellschaftlichen und litterarischen Lebens; die Erlasse der Verwaltungsbeamten, die Senatsverhandlungen unter wörtlicher Wiedergabe einzelner besonders interessanter Reden, bedeutsame Botschaften aus allen Weltgegenden. Prozeßverhandlungen; und schließlich eine bunte Rubrik, in der bemerkenswerte Ereignisse aus dem öffentlichen Verkehr, Unglücksfälle, Naturerscheinungen, Heiraten hervorragender Persönlichkeiten, Verbrechen, sowie die Programme der Wettrennen, der Gladiatorenkämpfe und sonstiger Schauspiele mitgeteilt wurden.

Die Exemplare, die Lucius Menenius unmittelbar von der Expedition empfing, waren, ungleich den für die große Masse bestimmten, von besonders geübten Schreibern auf das feinste alexandrinische Pergament geschrieben, schwarzbraun auf hellgelb, und ganz nach Art größerer Manuskripte je um ein Stäbchen gerollt, dessen hervorstehende Knöpfe in Pupur und Silber glänzten.

Geticus, dem diese Arbeit erwünscht kam, denn sie lenkte ihn einigermaßen von seinen hirnzerwühlenden Selbstbetrachtungen ab, rollte die Exemplare einzeln auf, um nach dem Datum zu schauen. Da fiel ihm, als er die Nummer vom siebenten Mai in der Hand hielt, gleich auf der Titelseite der mehrfach wiederholte Name des Lucius Menenius ins Auge. Es handelte sich um eine Senatssitzung, die sich vorwiegend mit der Anklage wider einen ungetreuen Provinzbeamten beschäftigt hatte. Die Spitzbübereien, die hier zur Erörterung gelangten, waren so überraschend, daß Geticus weiter las. Und wie er so unter dem Lesen merkte, daß die bohrende Pein seines Gemüts nachließ, fuhr er mit Lesen und Blättern fort und griff in die anderen Rubriken hinüber, wo von der Freisprechung eines Aedilen die Rede war. Und dann kam eine Angelegenheit der spanischen Provinz Bätica und eine Nachricht von der germanischen Grenze . . .

Er las und las. Da plötzlich stutzte er. Eine glühende Blutwelle stieg ihm jäh in die Stirne. Er mußte sich mit der Hand auf die Tischplatte stützen. Gierig, zitternd, mit vorquellenden Augen verschlang er nun jede Silbe. Dann glitt der Ausdruck eines wilden Triumphes über sein Antlitz. Er rollte das Pergament zusammen und schwang es in seiner Faust wie eine Waffe.

Das war's! Das mußte alles ins rechte Geleis bringen — wenn anders sich Afra nicht völlig verblendet und jeder Furcht vor dem Zorn eines Verzweifelten unzugänglich erwies. Und blieb sie dauernd verstockt — gut! Hier hatte er, was ihn rächen würde! Auf jeden Fall war nun das Schicksal des Ninus endgültig besiegelt. Der elende Schleicher würde niemals die reizende Blume pflücken, an deren Duft er sich so glühend berauscht hatte! Niemals! Und Geticus brauchte trotzdem seinen Eid nicht zu brechen.

Er unterdrückte kaum einen Jubelschrei. All die Bilder, mit denen er sich noch eben gequält hatte, waren nun hinfällig. Kein trautes Familienfest und kein prangendes Hochzeitsmahl! Kein Hymenäus für den widerlichen Asiaten und keine verschleierte Braut mit schmachtenden Glutaugen! Es war ein Umschwung wie vom Elysium zum Tartarus!

Geticus überlegte. Die Drohung, mit der er nun Afra in seine Gewalt bekam, würde wohl ausreichen, den Barbaren hinwegzudrängen. Aber was dann? Durfte er sich mit der Hoffnung tragen, ihr Herz zu erobern, wenn er sie auf diese Weise von dem Mann ihrer Wahl riß? Ihr Herz! Was lag ihm daran! Zunächst galt es, ihren Besitz zu erlangen. Sie mußte ihm ihre Hand zuschwören bei dem nämlichen Jupiter, bei welchem er ihr geschworen hatte. Nur dann, wenn sie sich ihm feierlich angelobte, würde er von der Verwirklichung seiner Drohung zurückstehen! Pah, und wenn er sie erst besaß, sie selbst vom Scheitel zur Sohle, dann wollte er mit der Zeit auch ihr Herz gewinnen!

Verzerrten Gesichts ging er ans Werk, die „acta diurna“ in die Buchkästen zu verteilen. Die eine Nummer jedoch hielt er zurück und barg sie im Bausch seiner Tunika. Hiernach verließ er den einsamen Raum und begab sich nach dem Speisegemach der „Ordinarii“, wo man für die bevorzugten Sklaven eben das Mahl verabreichte.

Da saßen nach altlatinischer Weise auf Holzstühlen Heliodorus und Ninus, Afra und die kunstbegabte Coronis, der Bibliothekar und der feiste Proviantmeister — und mit ihnen wohl noch ein Dutzend der „Angeseheneren“, plaudernd, essend und trinkend, formvoller im Verkehr, als neulich die buntgemischte Gesellschaft der Xystus-Zecher, aber doch weit entfernt von jener nachäffenden Vornehmheit, wie sie dem Sklaven eignet, der sich beständig als willenloses Besitztum seines Gebieters fühlt. Auch ward kein unwirsches Wort gegen die Kleinsklaven laut, welche bei Tisch bedienten.

Geticus warf dem Leibarzt einen verschleierten Blick zu. „Warte nur!“ stand in dem Blicke zu lesen, „eh' noch die Sonne sinkt, wird sich Dein Uebermut abkühlen!“ Dabei wunderte sich Geticus über die Maßen, wie wenig Ninus und Afra ihre Beziehungen merken ließen.

Als die Mahlzeit beendet war, fand sich für Geticus die Gelegenheit, unbemerkt an Afra das Wort zu richten.

„Mädchen, ich habe mit Dir zu reden! Ganz unter vier Augen! Beim Jupiter, es handelt sich um Dein Leben! Du weißt, Afra, ich schwöre nicht falsch! Wo und wann bist Du zu treffen?“

Afra, die schon im Begriff war, ihm spöttisch den Rücken zu kehren, stutzte bei diesem Ton.

„Wo und wann?“ wiederholte er unheimlich.

Die Sklavin starrte ihm ratlos in die wild funkelnden Augen. Sie zögerte, dann sagte sie achselzuckend:

„In anderthalb Stunden. Hinter dem Rosengehege.“

„Gut! Sei pünktlich!“



Aufstieg zur Kirchweih.
Nach einem Gemälde von A. Hengeler.

Bis zu der Frist, die Afra ihm festgesetzt hatte, trieb sich Geticus, dessen Obliegenheiten im Hause erledigt waren, ruhelos unter den Säulengängen des Peristyliums und des Xystus umher. Als er für einen Augenblick sich auf die polsterbelegte Bank gestreckt hatte, wo ehvorgestern der Obersklave das „Heilmittel" des Ovid in Empfang genommen, kam der Leibarzt vorüber und grüßte ihn.

Geticus gaffte ihm breit ins Gesicht, ohne den Gruß zu erwidern.

„Ist Dir nicht wohl?" frug Ninus, da ihn der glanzlose Blick des Jünglings befremdete.

Die Lippen geschlossen, wandte sich Geticus ab, während der Leibarzt kopfschüttelnd seinen Weg fortsetzte. Geticus hörte noch, wie der Verhaßte beim Durchgang zum Atrium ein paar freundliche Worte mit der Sklavin Coronis wechselte. Der Ton, in dem Coronis dem Leibarzt antwortete, klang so lebendig und warm, daß Geticus wütend emporfuhr. Wie mochte erst Afra zu diesem verwünschten Gaukler sprechen, wenn schon dies Mädchen da, dem er doch gleichgültig war, so unwiderstehlich von der einschmeichelnden Art seines Wesens bethört wurde! Der niederträchtige Komödiant, der sich mit seiner geschraubten Bedächtigkeit und dem pfiffigen Lächeln überall wichtig machte! Wie jetzt Coronis ihm nachschaute! Dankbar und voll abgeschmackter Bewunderung, als schreite ein gnadenspendender Gott über die Fliesen! Beim Herkules, man mußte die Blütezeit hinter sich haben und auf die steif pathetische Haltung des opfernden Agamemnon geschult sein, wenn man den Weibern von heute noch gefallen wollte!

„Nun, Coronis, was treibst Du hier?" fragte er ingrimmig, da sich die junge Sklavin noch immer nicht rührte.

„Geticus! Du erschreckst mich zu Tode!" sagte Coronis, aus ihrer Verträumtheit erwachend. „Was ich hier treibe? Du siehst, ich stand just im Begriff, den Blumen da Wasser zu geben."

Ein leichtes Rot stieg ihr jetzt warm ins Gesicht. Geticus stutzte. Hatte er sich am Ende getäuscht, als er Coronis für gleichgültig hielt? Diese fliegende Glut — kam sie nicht einem Geständnis gleich? Der verlogene Halbbarbar machte also Eroberungen, wo er nur hintrat! Er winkte — und alles, was lange Haare trug, lag ihm girrend zu Füßen, während er, Geticus, nicht einmal das erreichte, was ihm doch einzig auf dieser Welt noch von Wert erschien! Wer konnte denn wissen, ob der Asiate nicht heimlich auch mit Coronis getändelt hatte und sich nur deshalb für eine Verbindung mit Afra entschied, weil Afra vor allen übrigen Sklavinnen bei Lucius Menenius in Gunst stand?

Kaum gedacht, schien ihm diese Erklärung auch zweifellos. Das Ganze war elende Berechnung! Nun, um so rückhaltsloser mußte er durchführen, was er sich vorgesetzt!

Er tastete mit der Hand nach der Stelle der Tunika, wo er die „acta diurna" verwahrt hielt. Was Afra für Augen machen, wie sie sich bäumen und winden und wehren würde! Aber was half's ihr! Diesem entscheidenden Schlag konnte sie nicht widerstehen; sie mußte sich fügen wie einer Bestimmung des Schicksals. Und wenn sie trotz alledem Nein sagte? Wohl! Dann mochte alles toll über den Haufen stürzen, und zwar sofort!

Jetzt erst kam ihm zu Sinne, daß er für diese Möglichkeit noch nicht gerüstet war. Einen Augenblick überlegte er. Hiernach rief er der Kammersklavin Coronis ein spaßhaftes Wort zu, als gelte es ihm, die Harmlosigkeit seiner Gemütsverfassung recht glaubhaft zu machen. Während Coronis, die jetzt eifrig am Werk war, die Blumen und Blattpflanzen des Peristyls mit frischem Quellwasser zu begießen, ihm lachend antwortete, schritt er ins große Eßzimmer und kehrte nach zwei Minuten zurück, um dann abermals mit Coronis einige Scherzreden zu wechseln. Seine Stimme jedoch hatte sich eigentümlich verändert. Sie klang so unsicher und gedrückt, daß Coronis, in ihrer Beschäftigung innehaltend, die Frage that: „Wie bist Du nur, Geticus! Hast Du 'was auf dem Herzen?"

Geticus lachte. „Wie käm' ich dazu? Nun vollends Dir gegenüber! Oder erwartest Du gar eine Liebeserklärung?"

„Da müßt' ich verrückt sein!"

„Weshalb hältst Du das für so unmöglich?"

„Pah! Eine Liebeserklärung von Dir! Da doch alle Welt weiß, daß Du für Afra glühst."

„So? Das weiß alle Welt?" stammelte Geticus. „Nenne mir doch die verlogenen Schufte, die dergleichen in Umlauf setzen!"

„Niemand setzt das in Umlauf, aber man hat seine Augen... Ja, beim heiligen Feuer, weshalb wirst Du so blaß, Geticus? Mich dünkt, es ist doch just keine Schande, die Afra bezaubernd zu finden. Wir alle schwärmen für sie. Ich glaube, sogar Ninus, der Leibarzt, giebt ihr den Vorzug."

Geticus wandte sich ab; er schäumte. Jetzt kam zu allem, was ihn zerfraß, noch die wühlende Eitelkeit und der Zorn über sich selbst, daß er, der Verschmähte, seine Empfindungen so schlecht zu verbergen gewußt, während doch Ninus, der Glückliche, sich so meisterhaft in der Gewalt hatte.

„Weibergewäsch!" knirschte er vor sich hin. Dann verließ er das Peristyl. Die anderthalb Stunden waren jetzt nahezu um. Er schritt nach dem Park.

Dort angelangt, ging er in keuchender Unrast hinter dem Rosengehege auf und ab, immer von Zeit zu Zeit nach der Pergamentrolle und dann weiter links nach einem andern ebenso vorsichtig eingebauschten Gegenstand fühlend.

Afra kam. Sie hatte sich umgekleidet. Eine lichtblaue Tunika schmiegte sich fest um die schlanke Gestalt. Lichtblau waren die Bänder im Haar, das überdies noch mit einer tiefdunkeln Mohnblume geschmückt war, und lichtblau die schöngezackten Sandalenschnüre.

„Ich habe nur wenig Zeit," sagte sie schon von weitem. „Lucius Menenius schickt die Lysandra und mich zur jüngeren Paulina, um eine Botschaft seiner Gemahlin auszurichten. Also beeile Dich!"

„Ein paar Minuten wirst Du wohl opfern können. Ich sagte Dir schon, wie viel von dem, was ich Dir mitteilen muß, abhängt: Dein Leben und meines — und mehr noch, wie Du sofort begreifen wirst. Afra, aus Deiner Heirat mit Ninus kann unter keiner Bedingung etwas werden! Trittst Du nicht freiwillig sofort zurück — — Aber gestatte mir, daß ich zunächst Dir ein fesselndes Bruchstück der ‚acta diurna' vom siebenten Mai vorlese!"

„Und darum bestellst Du mich hier in den Park?"

„Just darum. Du wirst mir einräumen, daß die Neuigkeit, die Du hören sollst — oder vielleicht ist es für Dich keine Neuigkeit mehr — eng im Zusammenhang steht mit der Unmöglichkeit Eurer Hochzeitspläne."

„Du sprichst wie ein Prätor, so kühl und so siegesgewiß. Ich bitte Dich, laß doch die Possen und sag' mir kurz und bestimmt..."

„Hör' zu!"

Er nahm die Rolle aus seiner Tunika und las mit gedämpfter Stimme:

„Gestern wurden die sieben Sklaven des Ritters Tullius Corvinus, der, wie man weiß, auf seinem Landhaus zu Alsium von einem der Sieben meuchlings ermordet wurde, zum Anger der Frevler geführt und dort durch den Beilhieb des Henkers dem Tod überantwortet. Die Unthat des Mörders fand somit ihre gesetzliche Sühne. Seit Anfang des laufenden Jahres ist dies nunmehr schon der zweite Fall, daß unser altes Gesetz über die Mitschuld der Nichtthäter in Anwendung kommt."

Afra rückte mit ihren rosigen Fingern das überquellende Haar zurecht.

„Was soll's damit?" fragte sie gleichmütig, als Geticus geendet hatte.

„Das rechne Dir aus, mein Kind!"

„Ich bin auf solche Exempel nicht eingeschult."

„So will ich Dir's klar machen. Beim Rächer der Meineide hab' ich geschworen, dem götterverhaßten Buben, der Dich gekirrt hat, nicht an die Gurgel zu springen. Auf diese Art also kann ich das zärtliche Bündnis, das ihr Euch vorgesetzt, nicht vereiteln. Dich selbst zu erdolchen — wie Du's verdient hättest — dazu fehlt mir der Mut. Wenn Du mich ansähest mit Deinen verschwimmenden Rehaugen, dann würd' ich den Stahl wider mein eigenes Herz kehren — und dann bliebet ja Ihr beide übrig und könntet Euch ungestört Eurer Liebe freuen, während ich moderte. Aber es giebt hier ein Drittes, und dieses Dritte — das schwör' ich Dir abermals bei dem allrächenden Jupiter — dieses Dritte führ' ich Dir aus, falls Du nicht jetzt, in dieser Minute noch, Dein verruchtes Verhältnis zu Ninus lösest und mir gelobst, mein zu sein mit Leib und Seele bis an mein Ende!"

„Geticus!" schrie Afra entsetzt, denn sie hatte den Dolch gewahrt, dessen vergoldeten Knauf er jetzt mit der Hand berührte.

„Du hast nichts zu besorgen!" raunte er, tonlos vor Leidenschaft. „Ich sagte Dir schon: Dich zu töten, fehlt mir der Mut! Tritt nur heran! Beim Jupiter (Du nötigst mir Eid um Eid auf) beim Jupiter sei Dir beteuert: wie Dein Entschluß auch ausfalle,

diese Faust wird Dir kein Haar krümmen! Afra, Du siehst doch, wie die Verzweiflung mir die Nerven zerwühlt! Sprich ein vernünftiges Wort, eine Silbe nur, die mir Hoffnung giebt . . .“

Afra hatte sich wieder gefaßt. „Was soll ich Dir sagen?“ murmelte sie, beinahe von Mitleid ergriffen. „Ich bin doch für mein Herz nicht verantwortlich. Siehst Du, Geticus, wenn Du den Ninus kenntest, wie ich ihn kenne . . .“

„Schweig'! Nenne mir diesen verruchten Namen nicht! Ich Narr, daß ich nochmals in diesen kläglichen Ton zurückfiel! Ich konnt' es vorher wissen, daß ich in Güte hier nichts zu erwarten habe! Aber ich will nicht — hörst Du, ich will nicht, daß er Dich je besitzt, und da nur der eine Weg mir noch übrig ist, so beschreite ich ihn! Schau' Dir die Klinge hier an! Syrischer Hartstahl! Sie zerschneidet ein Gitter! Wohl denn, Afra: mit dieser Klinge durchbohr' ich die Brust des Lucius Menenius, wenn Du mir nicht sofort als mein ewiges Eigentum in die Arme sinkst. Starr' Du nur wie betäubt! Ich halte Dir Wort! Und was diese That Dir besagt, Dir und dem heuchlerischen Barbaren, das weißt Du!“

„O Du Erbärmlicher!“ stöhnte das Mädchen, die Hand vor die Augen pressend. „So also meinst Du mich um mein Glück zu betrügen? Und Du redest Dir ein, ich würde aus Furcht nun die Deine werden, nachdem Du dies ruchlose bübische Wort gesprochen? Siehst Du, wenn mich in dieser Minute der Mann, den ich anbete, treulos im Stich ließe und ich stünde allein und verwaist und hätte kein lebendes Wesen, das meiner sich annähme: ich stürzte mich lieber zwischen die Bestien des Amphitheaters, als daß ich mit Dir, dem Verworfenen, alle Genüsse der Welt teilte! Wahrlich, fein und überschlau hast Du das ausgeklügelt! Kein Missethäter, seitdem die Erde steht, hat es Dir gleichgethan . . .“

„Rede nicht, sondern entscheide Dich! Du kennst das Gesetz. Du weißt, daß es hier kein Erbarmen giebt. Sämtliche Sklaven, die sich zur Zeit der Ermordung im Hause befinden, fallen dem Henker anheim! Dein ‚angebeteter‘ Ninus wird ebenso zuverlässig dahingeschlachtet wie Du und die abgeschmackte Coronis, die ihn so herrlich und hehr findet! Alle, alle sterben den qualvollen Tod gemeinschaftlich mit dem Thäter! Nur ich selbst komme dem Henker zuvor; denn mit der nämlichen Klinge, die den Mord vollführt, bring' ich dies pochende Herz für ewig zur Ruhe! Schmerzlos und rasch werd' ich hinabsinken, während Ihr übrigen . . . Afra, denk' an die Folter! Denk' an den himmelschreienden Jammer so vieler Schuldlosen!“

„Ich denke daran und verfluche Dich!“

Sie war auf ihn zugesprungen. Eh' er sich dessen versah, hatte sie ihm das Handgelenk fest umklammert. Mit übermenschlicher Anstrengung suchte sie ihm den Dolch zu entwinden, während sie laut und verzweifelt um Hilfe rief.

„Närrin!“ ächzte der Sklave, der sich erfolglos mühte, seine Hand zu befreien. „Das also ist Deine Antwort! Nun, Du hast es gewollt!“

„Was geht hier vor?“ klang eine ernste Stimme vom Hause her.

Es war Lucius Menenius, der, seine Wachstafel zwischen den Fingern, höchst erstaunt in den Park trat.

„Hüte Dich, Herr!“ schrie Afra, deren Kraft zu erlahmen begann. „Geticus droht Dir mit Mord!“

Eh' noch Menenius Zeit hatte, über den Sinn des befremdlichen Ringkampfes und die Berechtigung dieses Warnrufs klar zu werden, hatte sich Geticus losgerissen. Mit einem kräftigen Stoß vor die Brust warf er das junge Mädchen zurück, daß sie taumelte.

„Du hast es gewollt!“ knirschte er wie ein Rasender.

Im nächsten Augenblick hatte er sich mit voller Gewalt auf den Hausherrn geworfen und ihm den haarscharfen Dolch bis ans Heft in die Brust gebohrt. Gleichzeitig aber war ihm der eiserne Griffel des Ueberfallenen, der sich zur Wehr gesetzt, zolltief in die linke Schläfe gedrungen.

Wie vom Donner gerührt, stürzte Getikus über den Haufen, die syrische Waffe in der Brust des Menenius zurücklassend.

Ein paar Schritte noch wankte Menenius in der Richtung einer moosüberkleideten Bank. Er besaß noch die Kraft, sich würdevoll in die Toga zu hüllen, die ihm bei dem bestialischen Angriff des Geticus von der Schulter gesunken war. Dann glitt er leise und langsam auf den geschorenen Rasen. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüten

Für die darbenden Weber im Glatzer Gebirg, die droben im „böhmischen Winkel“ von Preußisch-Schlesien in Elend und Not dahinsiechen, weil ihre Handweberei schon lange nicht mehr der wirtschaftlichen Uebermacht des Maschinenbetriebs Stand halten kann, hat vor dreieinhalb Jahren die „Gartenlaube“ einen Hilferuf erlassen, der im Kreise unserer Leser die wärmste Aufnahme fand. Durch einen Vertrauensmann, der zur Feststellung des Thatbestands eigens für uns die Gegend bereiste, erhielten wir bestätigt, mit wie großer Berechtigung Herr Pfarrer Klein in Reinerz die öffentliche Aufmerksamkeit auf den damaligen akuten Notstand gelenkt hatte, für dessen Linderung wir so erfolgreich die Mildherzigkeit unserer Leser in Anspruch nehmen durften.

Die Untersuchung der in den Weberdörfern der Grafschaft Glatz herrschenden Zustände ergab aber auch, daß dem akuten ein chronischer Notstand zu Grunde lag, daß die Privatwohlthätigkeit keine Besserung von Dauer herbeiführen könne, ohne organische Reformen, zu deren Durchführung die Hilfe des Staates nötig sei. Den Wünschen und Forderungen, wie sie von ortskundiger, sachverständiger und dabei uninteressierter Seite in der Gegend selbst zum Ausdruck gelangten, haben wir daher schon damals (in Nr. 10 und 16 des Jahrgangs 1891) unsere Teilnahme zugewandt und neben den an die Privatwohlthätigkeit gerichteten Hilferuf die Forderung der Staatshilfe gestellt.

Jetzt wird nun wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf die stillen Thäler zwischen Mense- und Eulengebirge gelenkt, durch Nachrichten, die sich mit der dort herrschenden Webernot beschäftigen. Und diesmal sind es glücklicherweise solche, die uns bestätigen, daß die so dringend erforderliche Staatshilfe sich wirklich an der Arbeit befindet und der preußische Handelsminister, Freiherr von Berlepsch, sich neuerdings persönlich an Ort und Stelle begeben hat, um mit eigenen Augen die Verhältnisse zu prüfen. Freilich, die seit jenem Hilferuf verstrichene Zeit von dreieinhalb Jahren ist eine lange Frist, aber aus der Rede, welche der Minister nach Beendigung seiner Inspektionsreise auf einer von ihm in Reichenbach zusammenberufenen Konferenz von Beamten und Industriellen gehalten hat, geht wenigstens hervor, daß in dieser langen Zwischenzeit die Regierung doch nicht müssig gewesen ist. Und zu unserer Genugthuung sehen wir, daß die seiner Zeit in der „Gartenlaube“ in Vorschlag gebrachten Maßregeln, wenn auch nur zum Teil, in Ausführung begriffen sind, so die Verbesserung und rationelle Ergänzung der Handwebestühle, die Auszahlung von Prämien für diejenigen Söhne der darbenden Familien, welche einen anderen Beruf ergreifen, die Ueberweisung von Staatsaufträgen an solche Unternehmer, welche Handweber beschäftigen, und die Einführung lohnender Industriezweige in die landwirtschaftlich unergiebige Gegend.

Aber wenn man dem ausführlichen Berichte der „Schlesischen Zeitung“ über diese Konferenz entnimmt, mit welcher Langsamkeit bisher die Auf- und Verbesserung der Handwebestühle in den Hütten der Darbenden durchgeführt worden ist, so daß von 11 369 Familien, die damit unbedingt zu bedenken sind, erst 1472 diese Hilfe empfingen, wenn man weiter liest, daß dabei das für eine Beschleunigung nötige Geld bis zu einer gewissen Grenze zur Verfügung war, so steht man vor einer Unbegreiflichkeit. Es ist dringendst zu wünschen, daß die vom Minister für die völlige Durchführung dieses Hilfewerks als erforderlich bezeichnete Summe von 97 000 Mark umgehends aus Staatsmitteln flüssig gemacht wird und schleunigst zur Verwendung gelangt. Und in gleicher Weise müssen wir aufs lebhafteste befürworten, daß endlich auch die von allen uninteressierten Sachverständigen der Gegend für so dringend nötig erklärte Webschule errichtet werde, auf daß ein neues Webergeschlecht unabhängig von seiner Verwendung in den Fabriken die einkömmlicheren Betriebsweisen seines Handwerks erlerne. Der Minister erklärte ja selbst in jener Konferenz, daß auch er seinerseits die Errichtung einer solchen Webeschule für höchst wünschenswert halte. Auch sind zur Durchführung des Projektes von der Regierung Verhandlungen mit der Stadt Reichenbach gepflogen worden, welche zur unentgeltlichen Hergabe eines Bauplatzes und einer einmaligen Zahlung von 75 000 Mark bereit ist. Nur an der Zögerung der Regierung, den von ihr dagegen geforderten weit geringeren Zuschuß zu übernehmen, liegt es, daß die Frage der Ausführung noch immer eine offene ist. Ganz ebenso ist der Ausbau der Zweigbahn Glatz-Reinerz bis zur österreichischen Grenze, obgleich seit 15 Jahren bereits im Prinzipe genehmigt, bis zur Stunde an der Kostenfrage gescheitert. Und doch — hier handelt es sich eingestandenermaßen um rund 12 000 Familien notleidender preußischer Staatsbürger, die trotz Arbeitsamkeit und nüchternster Lebensführung unverschuldet ein Dasein in Elend verbringen, das nach Abhilfe schreit; darf da, wenn es zu helfen gilt und man die Notwendigkeit dazu auch eingesehen hat, in solcher Weise gespart und gezögert werden?!

Ernst Keils Witwe †. Die treue Lebensgefährtin Ernst Keils, des Begründers der „Gartenlaube“, Frau Lina Keil, ist ihrem im Jahre 1878 verstorbenen Gatten in einem Alter von 72 Jahren am 1. Oktober in die Ewigkeit nachgefolgt. Lina Aston aus Zorge im Harz war eine anmutige Erscheinung, als sie Ernst Keil in Leipzig kennenlernte und mit ihr 1844 den Bund fürs Leben schloß. Aber nicht diese Aeußerlichkeit, sondern ihre inneren Vorzüge, die er sehr bald erkannte, waren es, die ihn zu dieser Wahl bestimmten. Und er sollte sie nicht bereuen. Sie war ihm ein treues und liebendes Weib, dem kein Opfer zu groß erschien, wenn es sich um das Wohl des Gatten handelte. Alle Widerwärtigkeiten, die ihm das Leben brachte, suchte sie ihm durch verdoppelte Liebe vergessen zu machen. Und wenn er abends überanstrengt von des Tages Mühen und Sorgen an ihrer Seite saß, dann wußte sie ihm sein Heim durch liebevolles Eingehen auf allerlei kleine Wünsche oder Eigenheiten zu einer wahren Stätte der Erholung zu gestalten. Aber nicht allein das — Lina Keil besaß nicht nur Gemüt, sie verfügte auch über seltene Geistesgaben, welche es ihr ermöglichten, den Ideen und Zielen, denen Ernst Keil nachstrebte, das vollste Verständnis entgegenzubringen. Ja, sie stand mit ihrer Begeisterung für alles Gute und Schöne, mit ihrem festen klaren Urteil und dem warmen richtigen Empfinden, das doch frei von aller Empfindelei war, ihrem Manne als echte und rechte Beraterin zur Seite, der er gern seine Ansichten mitteilte, seine Pläne anvertraute. Und so hat sie auch bei der Begründung der „Gartenlaube“ eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Es war im Jahre 1852. Keil war — ein Opfer der zu jener Zeit herrschenden Censur — als „Staatsverbrecher“ wegen Preßvergehens nach Hubertusburg gebracht worden, sein Weib war ihm mit den Kindern bis ans Thor des Gefängnisses gefolgt und hatte sich, um ihm nahe zu sein, in dem unfern gelegenen Wermsdorf niedergelassen. Mit umsichtiger Sorglichkeit war sie von hier aus bemüht, dem Gefangenen sein Los zu erleichtern, sie ermöglichte es mit Ueberwindung der größten Schwierigkeiten, ihm durch Lektüre und Briefe sowie andere Liebesbeweise die trüben Tage zu erhellen, und vermittelte die ersten Schritte zur Verwirklichung des in dieser Haft von ihm gefaßten Planes der Gründung der „Gartenlaube“. Was sie damals gethan, das ist von ganz entscheidendem Einfluß auf Ernst Keil und sein Blatt gewesen und ihr von ihrem Manne nie vergessen worden.

Eine schwere Zeit brach mit dem Weihnachtsfeste 1871 über die Familie herein, an dem die Nachricht von dem Tode des einzigen Sohnes, der sich auf einer Forschungsreise im Orient befand, in die Heimat gelangte. Da galt es, dem Vaterherzen über den ersten großen Schmerz hinwegzuhelfen und die verzweifelten Gedanken in ruhigere Bahnen zu lenken. Aber auch diese Aufgabe vollbrachte — ungeachtet der eigenen Herzenswunde — die treue Gattin durch die Liebe. Und sieben Jahre später traf sie das Schwerste, das ihr das Schicksal bringen konnte. Auch ihr Gatte, mit dem sie 34 Jahre hindurch Freud’ und Leid geteilt, sank in das dunkle Grab hinab. Das war ein harter Schlag, der sie tief daniederbeugte. Aber ihr Pflichtbewußtsein ließ sie nicht in thatenloser Trauer ihre Tage verbringen, sie raffte sich zu neuem Leben empor und betrachtete es fortan als ihre Aufgabe, ganz in dem Andenken des teuren Entschlafenen aufzugehen und im Sinne desselben weiter zu wirken. Und so nahm sie seine stille Wohlthätigkeit, die Einfachheit und Schlichtheit nach innen und außen und die Sorge um die geliebte „Gartenlaube“ auf sich.

Aber bald sah sie doch ein, daß die „Gartenlaube“, sollte sie das, was Keil aus ihr gemacht, auch in Zukunft bleiben, einer festen leitenden Manneskraft bedurfte, die sich ihr voll und ganz widmen konnte. Und so gab sie das geliebte Blatt im Jahre 1884 wohl aus der Hand — die „Gartenlaube“ erschien von da ab im neuen Verlage — aber aus den Augen, aus dem Herzen hat sie es nie gelassen und bis an ihr Ende ein warmes Interesse für das aus dem Bunde mit ihrem Gatten hervorgegangene Geisteskind bewahrt. Und darum steht auch die „Gartenlaube“ heute unter den nächsten Leidtragenden am Grabe der seltenen Frau und trauert um ihre treueste Freundin.

Ein Matrosenskat. (Zu dem Bilde S. 709.) An Bord eines Kriegsschiffes ist eigentlich niemand — am allerwenigsten der Kommandant — zu irgend einer Zeit dienstfrei. Selbstverständlich fehlt es nicht an den nötigen Pausen zum Schlafen und Essen, und es sind auch die sogenannten „Freizeiten“ da, an denen in der Regel der allgemeine Dienst ruht. Aber niemals sind Offiziere und Mannschaften sicher, daß sie nicht im nächsten Augenblick durch irgend ein unvorhergesehenes Ereignis zur Arbeit gerufen werden. Um so höher schätzt der Matrose die kargen Stunden der Freiheit, die ihm vergönnt sind, und jeder beeilt sich, denjenigen Gebrauch von ihnen zu machen, der seinen Neigungen oder Bedürfnissen am meisten entspricht. Dabei entstehen dann solche Bilder wie das, welches unser Zeichner festgehalten hat. Der eine schläft, der andere liest, ein dritter holt einen Brief aus der Heimat hervor, andere rauchen oder thun gar nichts oder „kibitzen“ bei dem Skat, den ein paar Kameraden zusammen „schmettern“. Denn der unvermeidliche Skat macht nicht bloß auf dem Lande, sondern auch auf dem Meere seine Herrscherrechte geltend, „soweit die deutsche Zunge klingt“, und unsere Blaujacken, die in der Auswahl ihrer Unterhaltungsmittel so knapp gestellt sind, nehmen natürlich gern zu ihm ihre Zuflucht. — Ueber dem ganzen Bilde lagert der Eindruck des Behagens, um so fühlbarer für den, der weiß, wie spärlich solche Augenblicke im Seedienst zugemessen sind.

Die Vorstellung der Braut. (Zu dem Bilde S. 713.) Ein entscheidender Augenblick! Nicht kraft einer lange vorher getroffenen Abmachung der Eltern, wie es sonst wohl unter den Familien des alten französischen Adels Sitte war, ist der junge Marquis zu seiner Braut gekommen, er selbst hat sie sich gewählt, und vielleicht aus einem Geschlechte, das seinem stolzen Herrn Vater nicht ganz ebenbürtig dünkt. Da können nur die persönlichen Eigenschaften der Erkorenen die Kluft überbrücken, alles kommt darauf an, ob der natürliche Liebreiz ihrer Erscheinung, ihre tadellose gesellschaftliche Sitte dem Oberhaupte der Familie soviel Achtung abnötigen, daß es, wenn auch ungern, seine Einwilligung erteilt. Vorerst malt sich denn auch noch viel kritische Zurückhaltung im Gesicht des alten Marquis, und auch seine Umgebung scheint nicht geneigt, aus der rein beobachtenden Rolle herauszutreten, bevor die Mienen des Hausherrn dies rätlich erscheinen lassen. Mit einem gewissen Stolz in den Zügen läßt die schöne Braut die nicht eben wohlwollende Prüfung über sich ergehen; sie wie die begleitenden Verwandten sind sich ihres Wertes wohl bewußt. Aengstliche Spannung aber verrät die Miene des Bräutigams: wie wird der Spruch des allgewaltigen Vaters ausfallen? Und wenn er „Nein“ sagt — die weichen Linien im Gesicht des Sohnes deuten nicht darauf hin, daß dieser einem ernsthaften Kampf um den Besitz der Geliebten gewachsen wäre.

Die Wirkung der neuen Handfeuerwaffen. Als die kleinkalibrigen Gewehre bei den Heeren Europas eingeführt wurden, brachten die Aerzte die tröstende Kunde, daß diese neuen Waffen „human“ seien, d. h. daß das neue Geschoß im Vergleich zu dem alten Wunden erzeuge, die leichter heilen. Nur zu gern hat auch die „Gartenlaube“* dieser frohen Botschaft Glauben geschenkt. Leider waren die Bedingungen, unter welchen man damals die Wirkung der neuen Geschosse prüfte, nicht einwandsfrei: den Aerzten standen nicht genügend große Schießplätze zur Verfügung, und so führten sie ihre Versuche mit verringerter Pulverladung aus, indem sie von der Ansicht ausgingen, daß diese auf kurze Entfernungen ebenso wirke wie die volle Ladung auf große. Um Klarheit zu schaffen, wurden nun neuerdings von deutschen Militärärzten Versuche mit voller Pulverladung auf gefechtsmäßige Entfernungen bis zu 2000 Metern angestellt. Da zeigte sich, daß die früheren Proben zu einer leider ganz falschen Ansicht über die Wirkung der kleinkalibrigen Gewehre geführt hatten. Oberstabsarzt Schjerning hat im Auftrage des Generalstabsarztes Dr. v. Coler auf dem internationalen Aerztekongreß zu Rom einen Vortrag gehalten, aus dem zweifellos hervorgeht, daß die Ansicht von dem humanen neuen Geschoß unwiderbringlich verloren ist. In künftigen Kriegen werden wir nicht nur mehr Verwundete, sondern auch mehr Schwerverwundete zu versorgen haben, und die Thätigkeit des Arztes wird viel schwerer, viel verantwortlicher sein. Ein Trost bleibt allerdings: die Chirurgie hat in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht, und so wird sie sich hoffentlich auch der schwierigeren Aufgabe gewachsen zeigen. Eine Erörterung der Zerstörungen, die das neue Geschoß anrichtet, möge uns erspart bleiben. Wir wollen durchaus nicht durch grausige Schilderungen aufregen, sondern in Anbetracht jener feststehenden betrübenden Thatsache daran erinnern, wie wichtig es ist, schon im Frieden die Thätigkeit der deutschen Vereine vom Roten Kreuz nach allen Kräften zu fördern, damit im Falle der Not die Liebe die Schrecken des Krieges zu mildern vermöge! *

Aufstieg zur Kirchweih. (Zu dem Bilde S. 721.) Das ist ein beschwerlicher Aufstieg! Und wenn die Kirchweih, die von den beiden alten Musikanten alljährlich ein so mühevolles Wandern fordert, auch glücklicherweise in die kühle Herbstzeit fällt, warm ist’s ihnen längst geworden und dazu regt sich ein Durst in ihren Kehlen . . . ein Durst, der nachgerade unerträglich wird. „Uff!“ — Aber dieser Quälgeist spornt sie auch an, das letzte Stück unverdrossen zu überwinden. Denn oben im „Goldnen Lamm“ erwartet sie nicht nur die ungeduldige Schar der Burschen und Mädchen, die ihrem meisterlichen Spiel auf Brummbaß und Waldhorn das rechte Verständnis entgegenbringt, sondern auch der frische Labetrunk aus Maßkrügen, die einen tiefen Boden haben und aus denen ein ordentlicher Musikantentiefschluck für den langen Marsch aus der Tiefe zum Dorf empor ein „Lohn, der reichlich lohnet“ sein wird.

* Vergl. Jahrgang 1890, Nr. 10.



(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Anfrage. Giebt es jemand, der alte ausgeschriebene Stahlfedern kauft? Ein wohlthätiger Verein bittet uns um Vermittlung eines Absatzgebietes dafür, um den Erlös zur Unterstützung armer Kinder verwenden zu können. Für gütige Angabe einer Adresse im voraus besten Dank!

J. W. v. Eyndhoven in **Pittsburg.** Leider konnten wir für Ihre Schilderung des Festes, mit welchem der Deutsche Kriegerbund der Vereinigten Staaten in den Tagen vom 19. bis 22. August sein zehnjähriges Bestehen gefeiert hat, keinen Raum erübrigen. Doch geben wir gern wenigstens in dieser kurzen Form von der Thatsache des Festes und den auf Pflege des Heimatsgefühls gerichteten Bestrebungen des „Bundes“, der von ehemaligen Mitgliedern des Deutschen Heeres gebildet wird, den Lesern der „Gartenlaube“ Kenntnis.

A. B. in C. Für Ihr Manuskript haben wir zu unserem Bedauern keine Verwendung.

P. W. in **Caracas.** Der Roman „Gesprengte Fesseln“ von E. Werner erschien im Jahrgang 1874 der „Gartenlaube“, liegt jetzt aber auch in der reizenden illustrierten Ausgabe von E. Werners gesammelten Romanen und Novellen als deren dritter Band (zusammen mit „Verdächtig“) vor. Wenn Sie die Wernerschen Erzählungen beisammen haben wollen, so können wir Ihnen diese illustrierte Ausgabe sehr empfehlen.

Teresa de A., Avila. Wir sind, so leid es uns thut, nicht in der Lage, von Ihrer Anregung Gebrauch zu machen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil’s Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 43. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Bildnis des Hans Sachs nach Brosamers Holzschnitt vom Jahre 1545.
Mit Randzeichnung von R. E. Kepler.

Um fremde Schuld.

(7. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Wollmeyers drohende Zumutung, mich für Brankwitz zu entscheiden, hatte mir die Zunge gelähmt. Ich griff mir an die Kehle — es war, als ob mich jemand erdrosseln wollte — und schwieg weiter.

„Also, bis übermorgen mittag erwarte ich Ihre Antwort," wiederholte er dringend.

„Mit welchem Interesse — — ich wollte sagen, was kann Ihnen daran liegen, ob ich Brankwitz heirate oder ob ich mich auf irgend eine andere Weise versorge, da ja doch die Versorgung ein Hauptgrund zu dieser Heirat sein soll, wie Sie selbst betonen."

„Ich ein besonderes In — — Interesse?" fragte er betroffen, „wie kommen Sie darauf? Lediglich Ihr Wohlergehen, Ihre gesicherte Zukunft — Ihre Mutter — —"

„Nun, ich dachte, es müsse Ihnen ganz besonders daran liegen, mich auf die genannte Art versorgt zu sehen. Um so besser, wenn es nicht der Fall ist; dann wird es Ihnen ja auch nicht schwer werden, wenn Sie Herrn von Brankwitz in meinem Namen danken und sagen, es bleibe bei der Abrede. Ich werde mir schon ganz allein durchs Leben helfen, und zwar so gut, daß Mamas Sorgen bald aufhören sollen und die Ihrigen dazu, Herr Wollmeyer."

Er faßte plötzlich mein Handgelenk. „Haben Sie eine andere Neigung?" fragte er hastig.

Ich fühlte, wie ich purpurrot wurde. „Ich habe noch nie an so etwas gedacht," stotterte ich. Aber vor meiner Seele stieg ein Bild auf, ein Phantasiebild, das Bild eines großen schönen Mannes mit treuherzig und fest blickenden Augen, und stolz und hoch, wie ein Mädchenkopf sich wohl heimlich den Einen ausmalt, und wär's ein noch so vernünftiger Mädchenkopf; ein Bild, das so verzweifelt wenig Aehnlichkeit hatte mit dem verlebten Brankwitz, dessen Auge blöde durch das Monocle schaute und dessen Haarwuchs so sehr spärlich war.

„Eine so grundlose Ablehnung lasse ich nicht gelten," sagte er, gänzlich aus seiner bisherigen Liebenswürdigkeit heraustretend, „die Zeiten sind nicht danach. Ich habe als Ihr Vormund das Recht, Ihre Zukunft sicher zu stellen, und solche Aussichten wie jetzt bieten sich nicht zum zweitenmal. Ich sage Ihnen hiermit, daß diese Verlobung wünschenswert ist und mehr als das, daß sie notwendig ist. Ich lasse Ihnen Zeit bis übermorgen, zu trotzen — bis übermorgen mittag, verstanden? Dann bitte ich mir ein Ja aus, ein ganz kurzes sachgemäßes Ja! Ich habe durchaus keine Lust, mich auf lange und kindische Erörterungen einzulassen. Gute Nacht!"

Als die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen war, blieb ich sitzen, als sei ich gelähmt. Irgend etwas Unheimliches spürte ich, eine Macht, die stärker war als ich, und eine zitternde Verzweiflung überkam mich. Herr von Brankwitz hatte den Rat seiner Schwester pünktlich befolgt, die Wirkung war da. Was sollte ich thun? Konnte man mich denn zwingen? Aber nein, ich würde noch vor dem Altar schreien: „Ich will nicht, ich will nicht!" Wie unheimlich das alles war! O wäre doch wenigstens die Base hier!

Es schlug elf Uhr, da raschelte es leise an meiner Thür und nun kam Mama. Ich saß noch immer mit angstverzerrtem Gesicht da — im Grunde meines Herzens war ich ebenso scheu, ebenso weich wie andere junge Mädchen. „Ach Mama, Mama!" stammelte ich.

Sie sah sehr blaß aus und müde, als sie vor mir saß. „Du bist noch so fleißig?" fragte sie. „Warum sagtest Du uns denn gar nicht Gute Nacht?"

Weißt Du denn nichts? wollte ich rufen. Die übersprudelnden Worte, die sich mir auf die Lippen drängten, erstarrten aber, denn sie schien nichts zu wissen. Und wozu auch — sollte ich ihr noch mehr Sorgen schaffen? „Ach ja," stotterte ich, „es ist wahr, aber ich fühlte mich so müde nach dem Hochzeitslärm und überhaupt, ich bin so viel jetzt auf den Füßen."

„Ja, wir sind das bunte Leben nicht gewöhnt, Anneliese."

„Ich möchte einmal so recht, recht stillsitzen, Mama, gar keinen Menschen sehen."

„Ach Kind, Du bist so jung, genieße doch Dein bißchen Jugend! Die paar Jahre gehen rasch dahin, und dann — — Du sahst so hübsch aus in dem gelben Kleide mit dem roten Anemonenkranz, Liebling! Olga Sellmann sagt es auch; sie wollte Dir übrigens noch Gute Nacht sagen, Anneliese. Ich glaubte, ich würde sie hier treffen."

„Herr Gott, bin ich denn nirgends mehr sicher vor diesen Menschen!" murmelte ich.

„Anneliese, wenn Du doch weniger schroff sein wolltest!" klagte sie. „Woher hast Du dieses barsche Absprechen? Wir beide, Papa und ich, waren doch nicht so!"

„Woher? Ich weiß es nicht, Mama. Meine Zunge ist eben meine einzige Waffe und mein einziger Schutz."

„Das klingt, als wärst Du fortwährenden Angriffen ausgesetzt. Es thut Dir doch niemand etwas, Anneliese, Dir doch nicht!"

Sie erhob sich seufzend. „Gute Nacht, mein Kind! Steh' fröhlicher auf morgen, als Du Dich heute hinlegst."

„Gute Nacht, Mama!"

Ich begleitete sie bis in das vordere Zimmer und sah ihr nach, wie sie durch den Flur schritt und im Treppenturm verschwand. Sie ging mit gesenktem Kopf, als grüble sie noch immer über ihr halsstarriges widerspenstiges Kind.

„Ach!" rief da die Flötenstimme Olga Sellmanns durch die Halle, und ihr blonder Kopf schaute aus der gegenüber liegenden Thür, „sind Sie noch wach, Fräulein Anneliese? Ich komme einen Augenblick zu Ihnen, ich muß Ihnen noch Gute Nacht sagen." Sie verschwand für ein paar Sekunden und kam dann, ein Tuch über das weiße theatralische Negligé werfend, quer durch den Flur zu mir herüber. „Darf ich eintreten?" Ich sagte nicht: „Bitte!", ich ging nur langsam zurück und sie folgte mir.

„Ah! Hier wohnen Sie? Wie gemütlich, wie himmlisch altmodisch! So schaute es aus bei meiner Schwiegermutter; sehr nett zum Ansehen, aber nicht für lange — wie?" Und sie stand mit der Lorgnette vor Papas Bild.

„Ich wünsche mir nichts Besseres," antwortete ich und dachte: was will sie denn nur? Sie wandte sich um, sah mich prüfend an auf die Aehnlichkeit mit dem Bilde, schüttelte den hochfrisierten Kopf, in dessen duftigem Haar noch der Goldstaub flimmerte, den sie zur Erhöhung des rötlichen Glanzes für die Hochzeitsfeier hineingethan, und sagte: „Keine Spur von Aehnlichkeit!"

„Ich weiß es."

„Aber setzen wir uns ein wenig," rief sie und sank in einen Lehnstuhl. „Plaudern wir ein bißchen! In diesem gottgesegneten Nest geht man ja schon mit den Hühnern zu Bette; ich bin gewohnt, um zehn Uhr erst aufzuleben. Kinder, was seid Ihr hier spießbürgerlich! Nein, diese Hochzeit, diese Toiletten — die Brautmutter voran — und die gute Komtesse! Die einzige wahrhaft elegante Erscheinung war — Anwesende sind immer ausgenommen, meine Kleine — war die Braut; in der That königlich, königlich! Hätte sie nur nicht ein so sentimentales Gesicht gemacht, als würde sie begraben anstatt gefreit."

„Sie hatte vielleicht Ursache — es war so eine Art Begräbnis für sie," sagte ich.

„Puh!" rief die rosige Frau, „zu gräßlich! Das klingt ja wie bei Heine! Wie heißt's doch da?" Sie schnippte mit den Fingern, kam aber nicht darauf, „so was von einer gestorbenen Liebe war's und einem Leichenschrein! Ach, das ist ja alles Modesache, heut' ist's eben nicht mehr Mode. Wenn man einen Mann heiratet, den man nicht liebt, so ist doch lange noch nicht alles verloren! Sehen Sie mich an, ich nahm auch einen Gatten, der mir nichts bedeutete. Der Mann, den ich liebte, hatte nicht einen roten Dreier, um mich zu heiraten. Was thun? Ich war gescheit, ich nahm den Reichen. Der andere? Nun —" sie lächelte, an mir vorübersehend, „wir blieben gute Freunde — man ist heutzutage ganz tolerant, und mein Mann war es auch."

Ich sah sie verständnislos an. Ich war viel zu arglos dazu, um den vollen Sinn des Geschwätzes zu fassen, aber ich fühlte den schwülen ungesunden Hauch, der von der leichtfertigen Rede dieser großen üppigen Person ausging, die sich nun erhob und mit ihrem Lächeln und den eigentümlich flimmernden grünlichen Augen an mich herantrat. „Ich sehe, Sie sind müde, Anneliese, ich will gehen — also Gute Nacht! Ja, ja, es ist gar nicht so entsetzlich, verheiratet zu sein," sagte sie, mich am Ohre zupfend, „und wenn man's vernünftig anfängt, so ist's erst das wahre Leben. Man lebt ja nicht mehr in den Zeiten der Komtesse, wo es gleichbedeutend war mit dem Ende aller rosigen Jugendfreude und Freiheit — nein,

so sind wir nicht mehr, und die Männer auch nicht — bange machen gilt nicht, Sie kleiner reizender Wildfang! Gute Nacht!"

Sie hauchte einen Kuß auf meine Stirn und rauschte der Thür zu. „Gute Nacht!" dann noch ein Kußhändchen, und sie war verschwunden.

Ich strich mir langsam über die Stirn. „Allmächtiger!" sagte ich halblaut, „und in diesen Schmutz wollen sie mich ziehen, und ich soll es mir gefallen lassen? Und keiner, keiner ist da, der mir beisteht. Und wenn es ihnen gelänge, wenn meine Widerstandskraft erlahmte, wenn ich so leben müßte wie diese Frau, so lächeln, so denken lernte — —" Ich lief im Zimmer umher, in dem Gefühl erstickender Angst, schlug die Läden zurück und riß die Fenster auf, damit das entsetzliche süße Parfüm entweiche, das mir übel machte.

Ach, nur ein Herz, dem ich's sagen könnte! Bis übermorgen mittag Frist! Nein, ich wollte mich nicht dazu hergeben, ich wollte nicht!

Mit der kalten Luft kam wieder etwas Ruhe über mich. Ich schloß die Fenster und Läden und suchte mein Lager auf.

Am andern Morgen wurde ich nicht geweckt; man wollte mir wahrscheinlich Zeit lassen zum Ueberlegen und verzichtete auf meine Gesellschaft am Frühstückstisch. So schlief ich, bis um zehn Uhr Mama an die Thür klopfte, die ängstlich frug, ob ich nicht wohl sei. Als ich sie einließ, starrte sie mich an. „Um Gott, Du bist krank!"

„O nein, Mama, ganz gesund. Was wünschest Du?"

„Ich wollte Dich sehen. Wie Du nur fragst!"

„Liebe Mama, ich wäre in einer Viertelstunde hinaufgekommen und hätte Dir Guten Tag gesagt. Uebrigens will ich nachher die Komtesse besuchen; hast Du Lust, mich zu begleiten?"

„Ich weiß nicht, ob es geht."

„Und dann auf den Friedhof zu Papa."

Sie sah traurig zu Boden.

„Laß nur, Mama, die Lebenden haben das Recht. Ich grüße ihn von Dir."

„Warum denn heute gerade, in dem Schnee, Anneliese?"

„Ich habe Sehnsucht, und Du weißt ja, von Tante aus ist's so bequem und immer Bahn gefegt durch den Garten."

„Der alte Herr von Tollen ist tot," sagte Mama nach kurzer Pause, „und die Lore ist wieder da."

„Arme Lore!"

Sie nickte. „Grüße die Komtesse, Anneliese."

„Danke!"

Ich hatte mich während dieser Worte angekleidet, hastig eine Tasse Thee getrunken, und dann gingen wir beide zusammen aus dem Zimmer; sie die Treppe hinauf, ich aus dem Hause.

Es war wunderbarer Schnee gefallen, das kleine Westenberg sah aus wie eine Braut in weißem silberfunkelnden Kleide. Hier und da klingelte ein Schlitten durch die Straßen, der mich zwang, auf das schmale Trottoir zu flüchten; auf den Rinnsteinen schlitterten die Jungen in ihren Holzpantoffeln und unter den Lastwagen knirschte der Schnee. Jedes Giebelchen, jedes Türmchen trug eine köstliche Zipfelmütze und die Dachrinnen waren mit funkelndem Eisbehang geziert. Es lag ein weihnachtlicher trauter Hauch über dem Ganzen; es erinnerte mich an ferne glückliche Tage, als ich noch mit Papa, dem Eislauf huldigend, auf dem stillen Flüßchen dahingefahren war, weit, weit, bis ins Hannoversche. O, ihr schönen Zeiten! Und jetzt?

Ich dachte vor der Hand nicht daran, zur Komtesse zu gehen; ich suchte den Kirchhof auf. Hier schien heute erst ein einziger Mensch gegangen zu sein. Der große Mittelweg war in aller Morgenfrühe vom Schnee befreit worden, aber doch wieder leicht überschneit, und diesem Flimmer waren die Spuren von Füßen eingeprägt, von Männerfüßen, jedenfalls aber von feinem Schuhwerk. Der Totengräber konnte es nicht gewesen sein, der trug fürchterliche Nagelstiefel; vielleicht jemand von Tollens, der die Grabstelle ausgesucht hatte. Es war mir ein unangenehmer Gedanke, diesen jemand — es mußte doch einer der Söhne sein — hier zu treffen; ich kann so schlecht kondolieren, auch wenn mir das Herz zum Zerspringen voll ist, so will doch kein Wort über die Lippen. Ich schwenkte also links ab und ging durch tiefen Schnee zwischen den eng aneinander liegenden Gräbern hindurch zu Papas Ruheplatz hinüber. Ich hatte weiter nichts für ihn als einen Stechpalmenzweig mit roten Beeren; den legte ich auf den verschneiten Holzkasten, der als Schutz gegen Wintersunbill den Marmorstein bedeckte, schüttelte von den Zweigen der Cypresse die Schneelast ab und fühlte mich in dieser stillen toten winterlichen Umgebung verlassener denn je. Man kann lange fragen und klagen — so ein Grabhügel läßt keine Antwort durch; man kann lange wünschen: ich wollt', ich läge da drunten statt deiner! und man muß doch leben, so lange Gott es will.

Ich ließ mein Auge von dem Grabe über die vielen andern Hügel schweifen bis zum Garten der Komtesse hinüber, deren hübsches kleines Haus so behaglich unter den zwei hohen Linden lag.

„Ich will doch hinüber," sagte ich halblaut, bückte mich noch einmal, um eine Epheuranke aus dem Schnee zu graben, und ging. Ich mußte an Hannchens Grab vorüber und sah hier dieselben Fußspuren, und da stand auch jemand vor dem Hügel, ein Mann — anscheinend ein junger Mann. Er drehte mir den Rücken zu, hatte einen Fuß auf die Einfassung gesetzt und sah unbeweglich zur Marienkirche hinüber. Ich zögerte einen Augenblick, überlegend, wie ich dem Fremden ausweichen könne, da wendete er sich kurz um und wir standen uns in dem engen Pfad gegenüber.

„Verzeihung!" sagte er, in eine Querreihe zurückweichend, und lüftete den Hut.

Einige Sekunden lang sahen wir uns an. Ein schönes junges Gesicht leuchtete mir entgegen, von braunem Bart umrahmt, und ein Paar lebhafter Augen betrachtete mich, die zuerst gleichgültig neben mir hin sahen, dann einen unendlich freundlichen Schimmer bekamen.

„Es ist ein wenig eng hier," sagte er, „ich hoffe, Sie werden vorbei können, mein Fräulein. Aber zuvor gestatten Sie mir wohl eine Frage — wer liegt unter dem Grabhügel, vor dem ich soeben stand?" Und er wies zurück auf Hannchens Ruhestätte.

„Frau Stadrat Wollmeyer," antwortete ich.

„Danke tausendmal!" sagte er, mit dem Gesichtsausdruck eines Menschen, der bestätigt findet, was er zu hören gewünscht hat.

Wieder eine Pause. Unwillkürlich umfaßte ich seine ganze Erscheinung mit meinen verwunderten Augen. Er erschien mir so ungewöhnlich — in Westenberg war so etwas noch nicht gesehen worden — schon sein Anzug, der Reisemantel von grauem Stoff, ein Hut von gleicher Farbe, eine höchst elegante Ledertasche über der Schulter und feine wildlederne Handschuhe — —

„Guten Tag, mein Fräulein!" hörte ich ihn sprechen, und er lüftete den Hut über dem braunen glänzenden Scheitel.

Ich nickte nur stumm und verfolgte ihn mit meinen Blicken, so lange er auf dem Mittelweg zu sehen war. Auf einmal kam mir blitzartig ein Gedanke. „Robert Nordmann!" schrie ich auf. „Robert Nordmann, der Base ihr Robert!" Und ich begann zu laufen, wie ein wildes Schulmädchen, daß mir das Pelzkäppchen über die Stirn zurückrutschte. Dann überfiel mich eine glühende Scham. Um alles in der Welt, was ging mich Robert Nordmann an?

Ich zog die Pelzkappe zurecht und schritt langsam weiter. Lächerlich! Wie sollte Robert Nordmann hierher kommen! Das zu glauben, weil zufällig ein fremder Mann vor Hannchens Grabe gestanden hatte! Da hatte mir meine Phantasie wieder einen Streich gespielt! — „Anneliesecken!" würde die Base kopfschüttelnd sagen.

„Ach Base, Base, wärst Du hier!" jammerte ich, und während all mein Leid mir doppelt schwer aufs Herz fiel, klinkte ich das Pförtchen auf zum Garten der Komtesse und trat ins Haus mit einem so niedergeschlagenen Ausdruck im Gesichte, daß selbst die alte Josephine sagte: „Sie sind keine richtige Gesellschaft heute für gnädige Komtesse, Fräulein von Sternberg; gnädige Komtesse macht alleweil' auch so ein Gesicht wie Sie."

Ich wagte nur ganz schüchtern anzuklopfen, und das überlaute zornige „Herein!" weissagte mir nichts Gutes. Die alte Dame hatte sich in ein dickes Tuch vermummt und sah so giftig aus wie ein Bullenbeißer. „Guten Morgen, Tante!" sagte ich kleinlaut.

„'n Morgen! Auf die nächste Hochzeit kannst Du allein gehen, mein Küken! Wie jetzt die Hochzeiten sind, mag ich nichts mit zu thun haben, und wenn's selbst Deine eigene wäre!"

„Hast Du Dich erkältet, Tante?" stotterte ich.

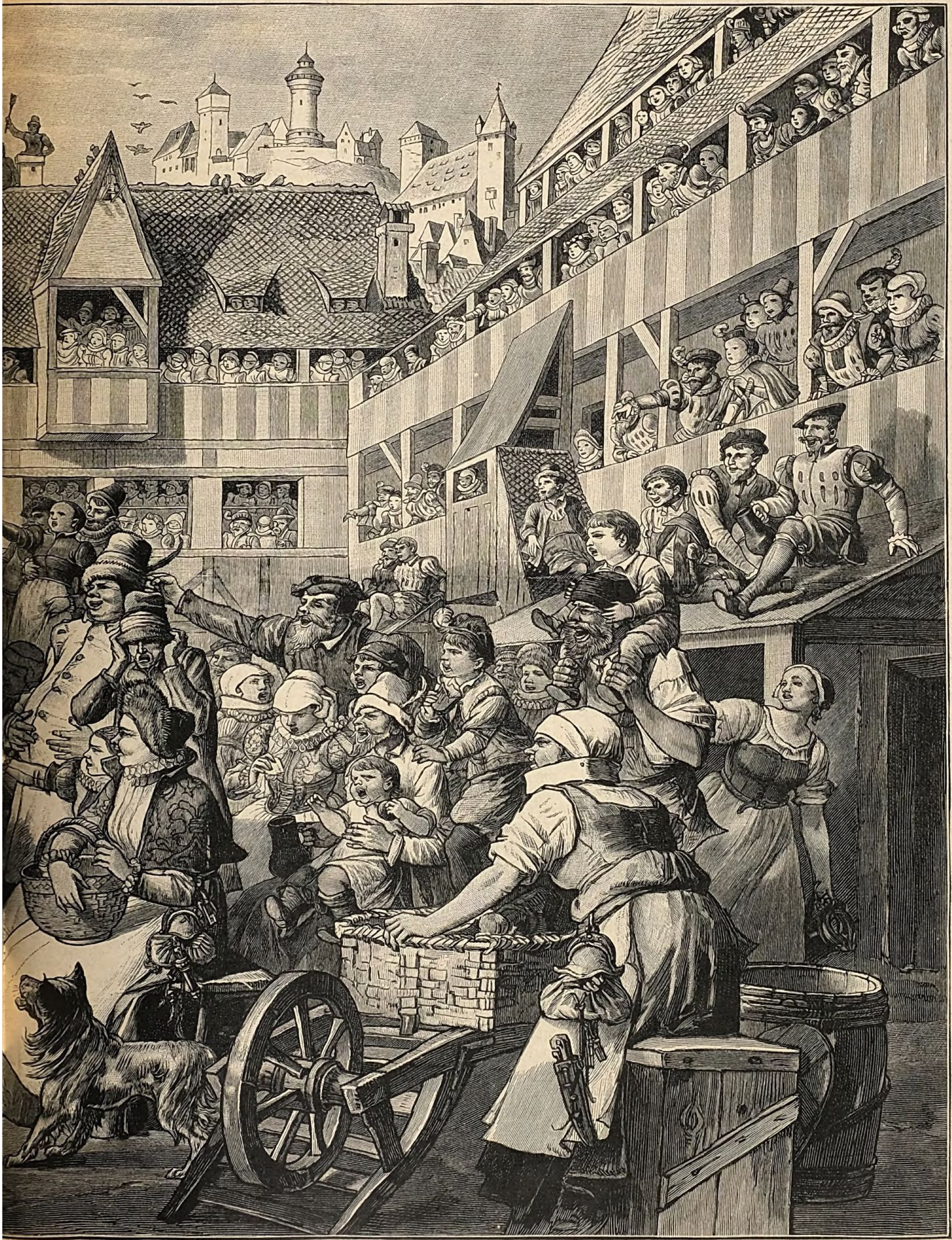
„Erkältet? Ich erkälte mich nie. Alteriert habe ich mich, Leberkolik hab' ich bekommen und — na, 's ist nicht mehr zu ändern. O Ihr Heutigen, Ihr Heutigen! Mit Dir hab' ich auch ein Hühnchen zu pflücken," schrie sie mich plötzlich an, „der sogenannte Herr von Brankwitz hat sich auf eine Weise Dir genähert, die Ohrfeigen verdient! Der Kerl sieht aus wie ein Käsemaß mit einer Sirupssauce darüber. Aber nicht wahr, wenn 's nur überhaupt einer ist!"

„Ach, Tante Komtesse, Tante Komtesse," bat ich, „höre mich doch nur an!"



Aufführung eines Fastnachtsschwanks von Ha

Nach einer Originalzeichnun



ns Sachs im Heilsbrunner Hof zu Nürnberg.

g von Konrad Weigand.

„Ich will nichts hören, ich will Dir nur sagen, wenn Deine Mutter zu ihrer ersten Dummheit noch eine zweite macht und duldet, daß diese Spatzenscheuche, dieser — na, ich will lieber schweigen — ihre Tochter erschnappt, so sind wir geschiedene Leute — bestell' ihr das! Bei aller Hochachtung vor Herrn Wollmeyer — sein Neffe ist ein — —“ Sie bekam einen Hustenanfall.

„Tante, darf ich Dir denn erzählen?“

„Nein!“ donnerte sie mich an, „ich will nichts erzählt haben!“

„Du sollst mir aber helfen,“ rief ich jetzt noch lauter als sie, „ich soll ihn nehmen und ich will nicht, Tante.“

Sie war auf einmal ganz still. „So, so?“ kam es endlich heraus, „Du sollst, aber Du willst nicht? Wer will denn, daß Du sollst? Len' wird doch nicht?“

„Meine Mama weiß nichts,“ stieß ich schluchzend hervor, „sie soll es auch nicht wissen, weil es sie so sehr aufregt, sagte man mir. Er, Wollmeyer, will bis morgen mittag die entscheidende Antwort haben; es giebt gar kein Nein, hat er gesagt, Tante.“

„Ach was, Schnack!“ antwortete sie; „das sind ja Redensarten, um Dir angst zu machen.“

Ich schwieg und kämpfte mit mir, ob ich ihr von dem Gespräch erzählen dürfe, das ich belauscht hatte. Aber das dumpfe Gefühl, irgend etwas Schreckliches, die bewußte Skandalgeschichte heraufzubeschwören, hielt mich davon ab. „Er hat so gesagt, Tante,“ stotterte ich nur, „und ich habe Angst vor ihm. Wenn ich nur mit Mama reden dürfte — Mama würde mir recht geben, sie kann ja gar nicht anders.“

„Es kommt mir sonderbar vor, daß Len' nichts davon wissen soll,“ murrte sie; „Schwiegersöhne sind Angelegenheiten, mit denen sich keine Mutter gern überraschen läßt, da will jede ihren Senf dazu geben.“ Und plötzlich warf sie mit einem Ruck ihr Tuch ab. „Streiten kann ich mich nicht mit ihm,“ rief sie, „er ist Stadtverordneter, und diese Sorte redet unsereinen in Grund und Boden, aber seinen Willen bekommt er nicht, Anneliese. Ernsthaft gesprochen, Kind, jetzt beichte, denn klar muß ich sehen, weil ich die Geschichte für ein Unglück halte. Wie ist's gekommen? Heraus mit der Katze aus dem Sack!“ Sie saß kerzengerade da, mit der Miene eines Untersuchungsrichters.

„Hat er, der Brankwitz, sich Dir denn selbst schon erklärt?“

„Ja, Tante, bei der Wagenfahrt letzthin — und dann fing er gestern abend noch einmal an — nach dem Diner.“

Sie blickte starr vor sich hin. „Nu sieh, nu sieh das Kücken,“ sagte sie und machte jetzt ein Gesicht, als denke sie nach, ob ihr jemals etwas Aehnliches begegnet sei. „Daran bist Du selbst schuld,“ fuhr sie mich dann an, „allemal sind die Frauenzimmer schuld, wenn die Männer von Liebe zu schwatzen wagen und unverschämt werden, allemal, sag' ich Dir. Mir ist keiner so unverschämt gekommen, ich kann's beschwören.“

Ich blinzelte sie von unten herauf an, diese übergroße häßliche und doch so liebe Person, und meine Blicke blieben schließlich an der zur Faust geballten mannsgroßen Hand hängen, die sie auf den Tisch gelegt hatte. Ach ja, sie besaß etwas Achtunggebietendes, die Tante Komtesse.

„Was siehst Du mich denn so an mit Deinem Spitzbubengesicht, unter den Krokodilsthränen hervor, Du Krott?“ schalt sie. „Meinst wohl gar, die Trauben seien sauer gewesen? Hör', ich könnte Dir Geschichten erzählen — es gab mehr wie einen, der die lange Komtesse gern gefreit hätte, aber — das ist altes Eisen wie ich selber. Ich spreche jetzt von Dir! Du bist schuld, Anneliese, und nun muß man Dich aus der Patsche ziehen — — wenn ich nur wüßte, wie!“ Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Du sagst einfach Nein!“ entschied sie endlich.

„Ja, das habe ich schon gethan und werde es wiederholen, Tante. Wenn Du — —“

„Wenn Du weiter nichts weißt — willst Du sagen? Sehr freundlich! Aber ich gebe Dir die Versicherung, Kücken, wenn Ihr Euch beide zusammenthut, Du und die Len', da kann der Wollmeyer gar nichts durchsetzen, gar nichts; Du kennst die Macht noch nicht, die unsereiner auszuüben vermag durch passiven Widerstand. Ich sage Dir, Napoleon selber wäre mir gegenüber nicht Sieger geblieben — den Ersten meine ich — der Dritte ist ja ein glänzendes Beispiel für meine Behauptung, denn den hat seine Eugenie links und rechts gebracht, wie sie wollte.“

„Tante,“ sagte ich traurig, „Du weißt nicht, wie Mama sich geändert hat.“

„Aber nicht in der Liebe zu Dir, denn hier spricht ihr Mutterherz. Laß den Mut nicht sinken, Kind!“

„Und wenn — wenn Du Dich täuschest, Tante, wenn auch sie es wünschen sollte — was würdest Du thun an meiner Statt?“

„Ausreißen!“ sagte sie schnell, „das heißt,“ verbesserte sie sich, dunkelrot vor Aerger über sich selbst — „mach' nicht solche Augen, als ob Dir ein Talglicht aufginge, Du Naseweis — ich meine damit, ob Du nicht vielleicht einmal verreisen willst, etwa nach Hamburg, wohin ich Dich damals schon bringen wollte, als Len' sich verlobte. Wie? Ich werde mit Len' sprechen und auch mit Wollmeyer; Du bist ja noch viel zu jung zum Heiraten. Ich treffe Deine Mutter heute abend beim Superintendenten, da red' ich ihr ins Gewissen. Vielleicht sind die beiden auch dabei, der Brankwitz und die fragwürdige Schwester — hör', Kücken, laß Dich mit der nicht ein, sie sieht gefährlich aus! Na, wie gesagt, das verstehst Du nicht, aber ich kenne Berlin, ich kenn' es — aber das verstehst Du nicht. Also, ich thu', was ich kann, Kleine; laß die Ohren nicht hängen! Jetzt kannst Du gehen, ich will mir einen frischen Kamillenumschlag machen, damit ich heute nachmittag zu der armen Tollen kann, und dann abends zum Whist. Ich darf sie nicht im Stich lassen; mit 'nem Strohmann können sie ja wohl spielen, aber der Postdirektor fehlt heute, und mit Zweien, das kann hier keiner, denn, lieber Gott, dazu gehört Finesse, große Finesse!“

Ich küßte ihr die Hand und ging, aber mit ganz verwirrtem Kopf. „Ausreißen!“ hatte sie gesagt. Wenn alles nichts half, alles Weigern nicht, wenn Mama mich auch verlassen sollte, dann — — ich war jetzt ganz beruhigt.

Als ich nach Hause kam, lag ein Brief von der Base da, ein großer dicker Brief, er enthielt ihr Sparkassenbuch und die Bitte, ihr hundert Mark zu erheben und hinzuschicken. Ein lieber fehlerhafter alter Basenbrief, vor dessen Herzensgüte und Treue alle seine stilistischen Fehler in nichts zerflossen.

„Herzliebes wertes Fräulein Anneliese! Wenn Sie wollen so gütig sein, mich hundert Mark herunterzuholen und per Post an mich gelangen zu lassen; Adresse Dorothea Himmel in Langenwalde bei Quersleben, abzugeben bei Herrn Inspektor Hübner daselbst. Ich würde sehr dankbar sein, wenn Sie dazu schreiben wollen, ob Sie gesund und wohl auf seien und wie es sonstig geht, und ob die gnädige Frau Mama nicht gar soviel Plag' hat mit die alten Küchengeschichten und ob die neue Köchin eingeschlagen ist — ich habe soviel Herzbangen nach Ihnen, sonst geht's mich gut. Ich wünsche immer, Fräulein Anneliese wär' hier, so schön ist's hier und so friedlich. Ich konnt' auf der Mühle nicht wohnen, weil der Pächter so viel Platz braucht für seine große Familie, da bin ich im Schlößchen untergekommen, und was die Frau Inspektorin ist, giebt mir Essen für ganz billig. Um Weihnacht herum bin ich immer so traurig, dies Jahr besonderlich; ich habe gar zu wenig zu thun, immer bloß spinnen, da spinnen die Gedanken mit und im Kopf drinnen dreht es sich wie ein Rädchen.

Wenn's Mai wird, sollten Fräulein Anneliese 'mal kommen, jetzt ist's aber auch schön, so schöne Schlittenbahn, wird Ihnen gewiß gefallen. Leben Sie wohl, Fräulein Anneliese! So gewiß der Himmel über uns ist, so gewiß hat Sie bis zum Tode lieb

die alte Base Dorothea Himmel.

P. S. Wenn Sie's nicht übel nehmen — sollten Sie in Verlegenheit kommen mit Geld, so holen Sie sich man ruhig was auf dies Buch — man kann ja nicht wissen. Ich brauche ja nicht viel, nur so ein bissel vor Weihnacht; sonst bekomme ich alles, und alles bekommt 'mal Robert Nordmann, aber wer weiß, ob er noch lebt.“

Alte gute Base! Ich saß da mit dem Schreiben in der Hand, als das Stubenmädchen erschien und im Auftrage meines Stiefvaters fragte, ob ich oben speisen wolle mit der Herrschaft oder ob ich vorziehe, hier unten zu essen.

„Bitte, hier unten!“ entschied ich. Und ich dachte, als ich da allein saß, ob es Zartgefühl sei, das ihn veranlaßte, mich hier unten zu lassen, oder Angst vor mir.

Was aber mochte man Mama vorgeredet haben? Sie kam nach Tische ganz blaß und aufgeregt herunter. Am liebsten wäre ich ihr um den Hals gefallen und hätte ihr alles gesagt, aber dicht hinter ihr war diese Olga Sellmann, und die setzte sich auf den Fenstertritt und redete lauter Unsinn, nannte mich „Kleiner Eigensinn“, „Eremitin“ und dergleichen und that, als ginge diese Zurückgezogenheit nur von meinen Launen aus. Sie wich und

wankte nicht, obgleich Mama wie auf Kohlen stand und obgleich ich deutlich merken ließ, daß eine zuviel da sei.

Die berühmte Köchin rief Mama ab mit der Frage, ob sie die Gänseleber- oder die Krammetsvögelpastete in den Korb packen solle, der zu Superintendents geschickt werde.

Des Herrn Stadtrats gebildete Zunge sorgte, daß sie auch an dem Tische der minder bemittelten Bekannten etwas für ihren ausgezeichneten Geschmack vorfinde, und bei Superintendents war nicht zu fürchten, daß der Korb zurückkam wie einst bei der Komtesse. Die viel geplagte Frau Superintendent hieß stets die Sendung willkommen, die ihr und ihrer Wirtschaftskasse eine Last abnahm.

„Gehst Du mit heute abend, Anneliese? Du gehst doch mit?" fragte Mama, im Begriff, mich zu verlassen.

„Nein," sagte ich, denn ich mochte der Komtesse nicht hinderlich sein, falls sie ihr Vorhaben, Herrn Wollmeyer ins Gewissen zu reden, ausführen wollte. Meine Mutter verabschiedete sich schweigend.

„Da kommen Sie vielleicht mit uns?" fragte Frau Sellmann, „Otto und ich wollen uns den Jux machen, ins Theater zu gehen; ich sah noch nie eine solche Wandertruppe, die in Romanen immer so köstlich geschildert werden — ich möchte 'mal lachen. Kommen Sie mit?"

„Es wird ja gar nichts zum Lachen gegeben," antwortete ich. Ich hatte die Ankündigung der Eröffnung des Westenberger Stadttheaters im Saal zu den „Drei Pappeln" heute schon an den Straßenecken gelesen. „‚Don Carlos' wird ja gegeben."

„Als ob gerade das nicht zum Lachen sein wird," meinte sie. „Denken Sie, welch eine Eboli hier auftreten wird!"

„Nein, ich danke," sagte ich, „ich habe Kopfschmerzen und bleibe zu Hause." Da stand sie plötzlich dicht neben mir; sie hatte ein rotes Juchtenetui in der Hand, und an der Feder drückend, daß es aufsprang, hielt sie mir etwas Sprühendes, Flimmerndes unter die Augen. „Ist es nicht entzückend?"

Ein reich mit Brillanten geschmückter Armreif blitzte mir entgegen, in seiner Mitte ebenfalls aus Brillanten das Emblem unseres Wappens, die Greifenklaue, die eine Kugel in den Fängen hält; diese Kugel war eine wundervolle große Perle. „Nun?" fragte sie.

„Es ist recht hübsch, aber Mama macht sich gar nichts daraus," antwortete ich, in der Meinung, es sei ein Weihnachtsgeschenk Wollmeyers für meine Mutter.

„Das kommt hier nicht in Betracht," erklärte sie leichthin, „dies da will mein Bruder verschenken." Und sie verwandte kein Auge von den funkelnden sprühenden Steinen.

Ich wandte mich achselzuckend ab. Wie plump und dumm! Man spekulierte darauf, daß mich die große Aufmerksamkeit, mein Wappen in Brillanten zu sehen, rühren würde.

„Reizender Geschmack!" sagte sie und ließ das Etui wieder in ihrer Tasche verschwinden.

Ich hatte mich indes vor den Ofen gesetzt und stocherte in der Glut herum, eine Lieblingsbeschäftigung von mir, aber heute rein mechanisch geübt, denn meine Gedanken hatten plötzlich einen wunderlichen Seitensprung gemacht; sie waren auf etwas gekommen, das mich unangenehm, peinvoll berührte. Ich dachte nämlich, ob etwa der Fremde vom Kirchhof zu der Schauspielertruppe gehörte, die heute ihren Musentempel eröffnete. Es war, als ob mir mit dieser Annahme etwas sehr Wehes geschehe, ich mußte Gewißheit haben.

„Ich komme wahrscheinlich mit," sagte ich plötzlich zu Olga Sellmann, „das heißt, ich werde mir schon meinen Platz besorgen, Sie sollen sich nur nicht wundern, wenn Sie mich dort sehen — ich hole meine alte französische Lehrerin ab, das wird Mama erlauben."

Frau Sellmann lachte eigentümlich. „Ich habe schon eine Karte für Sie, Anneliese, Sie werden uns doch nicht allein gehen lassen?"

„Ich habe mich doch anders besonnen, ich gehe nicht hin," stotterte ich, dunkelrot vor Zorn. Es stand ja auf diesem vollen, rosig lächelnden Gesicht so deutlich ein Triumph, ein Triumph, den sie mit ihrem Armband erreicht zu haben glaubte.

„Ich muß Briefe schreiben," setzte ich kurz hinzu und ging zum Schreibtisch hinüber. Sie lächelte wieder, siegesgewiß. „Ich will nicht stören," lispelte sie und schwebte hinaus, als ob ich ein Fischlein wäre, das den Köder erschnappte und das sie aus grausamem Mitleid noch ein wenig in seinem Lebenselement lassen wollte. Für wie gewöhnlich mußten diese Leute mich halten!

(Fortsetzung folgt.)

Blut und Eisen.

Das Ferratin.

Wie herrlich ist das frische Rot, das die Wangen, die Lippen der Menschen färbt! Es ist die frohe Farbe der Gesundheit und des blühenden Lebens. Kein Wunder, daß das Schwinden derselben ohne sonst erkennbare Ursache schon frühe zur Untersuchung des im Blut enthaltenen Farbstoffs und zu Versuchen geführt hat, wie die krankhafte Abnahme desselben bekämpft werden könne. Die Erkenntnis, daß dieser Farbstoff mit dem Eisengehalt des Blutes identisch sei und die Bleichsucht auf einer fehlerhaften Beschaffenheit des nie rastenden Umwandlungsprozesses von Nahrung in Blut beruhe, hat dann die Erfindung von Eisenpräparaten veranlaßt, die schon seit uralten Zeiten zu dem Zwecke verabreicht werden, den Mangel an ausreichender Eisenzufuhr auf künstlichem Wege zu heben.

Die Zahl dieser Präparate ist ungemein groß. Man hat Bleichsüchtigen reines metallisches Eisen als Pulver im Zustande feinster Verteilung verabreicht, in der Annahme, daß die Magen- und Darmsäfte das Metall zu den für unsern Körper nötigen Verbindungen verarbeiten würden. Man hat zu den verschiedensten Eisenverbindungen, zu Oxyden und Salzen, seine Zuflucht genommen und kohlensaure, phosphorsaure, sowie pflanzensaure Eisenpräparate hergestellt; man hat das Eisen mit anderen Heilmitteln wie Chinin, Jod und Brom gemengt und es selbst unter Genußmittel wie Wein und Chokolade gemischt. Blutarme und Bleichsüchtige pflegen auch Kurorte aufzusuchen und trinken dort „Brunnen", in welchen kohlensaures Eisenoxydul oder schwefelsaures Eisen, also Eisensalze, aufgelöst sind, und für diejenigen, die nicht reisen können, werden künstliche eisenhaltige Mineralwässer hergestellt, die man zu Hause trinken kann.

Aber wie groß auch die Zahl der Eisenpräparate war, sie genügten nicht den an sie gestellten Anforderungen; stets wiesen sie Schattenseiten auf. Die Eisensalze haben eine ätzende Wirkung, erregen vielfach bei längerem Gebrauch Störungen in der Magenthätigkeit, so daß sie von vielen Kranken nicht vertragen werden. Ferner hat man sich durch genaue Untersuchungen überzeugen müssen, daß die gebräuchlichen Eisensalze vom Körper nicht gut verarbeitet werden und den Leib zum allergrößten Teil verlassen, ohne ins Blut aufgenommen worden zu sein.

Inzwischen war die Chemie fortgeschritten und man ging daran, neue Eisenpräparate herzustellen, welche in ihrer Zusammensetzung denjenigen Eisenverbindungen, die im Körper vorkommen, möglichst ähnlich oder gleich sein würden. Auf diese Weise wollte man dem kranken Organismus die Aufnahme des Eisens leichter machen; man verband also das Eisen mit Eiweißstoffen, bereitete Blutextrakte, in welchen der eisenhaltige Blutfarbstoff des tierischen Blutes enthalten war. Als aber auch diese Neuerungen die Aerzte nicht voll befriedigten, wurde noch ein anderer Weg eingeschlagen.

Der gesunde Mensch erhält das Eisen, das er braucht, in verschiedenen Nahrungsmitteln. Eier und Fleisch, pflanzliche Nahrungsmittel sind eisenhaltig und das Eisen ist in ihnen in einer Verbindung vorhanden, welche vom menschlichen Körper leicht aufgenommen wird. Es war aber nicht bekannt, wie reich an Eisen unsere verschiedenen Nahrungsmittel sind und aus welcher Verbindung die tägliche Eisennahrung des Menschen besteht. Dies mußte zuerst ermittelt werden. Professor Bunge fand, daß der Eidotter verhältnismäßig viel Eisen enthält, und es gelang ihm, aus demselben einen Stoff zu gewinnen, der Eisen enthielt und den er „Hämatogen", d. h. „blutbildenden Stoff", nannte, da ja aus ihm das Blut des Hühnchens im Ei entsteht. Professor O. Schmiedeberg in Straßburg ging weiter, er untersuchte verschiedene Nahrungsmittel und es gelang ihm, aus der an Eisen besonders reichen Schweinsleber eine Verbindung von Eisen und Eiweiß zu gewinnen, die er „Ferratin" nannte. Es ist dies eine hellbraune Masse, die bis 7 % Eisen enthält, das an einen eiweißartigen Körper organisch gebunden ist. Durch zahlreiche Versuche wurde Professor Schmiedeberg zu der Ueberzeugung geführt, daß dieses Ferratin gerade diejenige Eisenverbindung sei, die wir in unseren Nahrungsmitteln dem Körper zuführen und aus der die eisenhaltigen Bestandteile des Blutes gebildet werden. Anfangs war diese Entdeckung praktisch nicht verwertbar; denn eine Schweinsleber enthält nur 5 bis 6 Gramm Ferratin, es wäre also zu kostspielig gewesen, das Ferratin zum Gebrauch für Kranke aus den tierischen Organen zu nehmen. Im Verein mit Dr. Pio Marfori ging nun Professor Schmiedeberg daran, das Ferratin künstlich herzustellen, und nach jahrelangen Bemühungen erhielt er schließlich ein Präparat, das dem natürlichen Ferratin durchaus gleich ist. Zahlreiche Versuche, die mit ihm angestellt wurden, haben gezeigt, daß es keinerlei störenden oder gar schädlichen Einfluß auf Magen und Darm ausübt und jedenfalls zu den mildesten der bisher bekannten Eisenpräparate zählt. Verschiedene Aerzte bezeugen, daß es sich bei der Behandlung der Bleichsucht nützlich erwiesen und auch den Appetit der Kranken belebt und gesteigert hat. Im Vergleich zu ähnlichen Verbindungen des Eisens mit Eiweißkörpern zeichnet es sich noch durch seinen hohen Eisengehalt aus. Das vorhin genannte Hämatogen enthält nur $0{,}_{29}$ % Eisen, das Ferratin dagegen 7 %!

Soweit man aus verschiedenen bisherigen Erfahrungen schließen kann, ist das Ferratin eine wesentliche Bereicherung unseres Arzneischatzes, dabei aber auch ein Nahrungsmittel. Wer sich den Zusammenhang der Ernährung und Blutbildung vergegenwärtigt, wird ja zugeben, daß das Eisen für uns ein Nährstoff ist, ebenso unentbehrlich wie Eiweiß oder Fett. Ist nun das Eisen in unseren Nahrungsmitteln immer in genügenden Mengen vorhanden? Man kann auf Grund unseres bisherigen Wissens die Frage wohl verneinen. Es treten an den Körper oft höhere Ansprüche heran, in den Entwicklungsjahren muß z. B. mehr Blut als sonst gebildet werden. In solchen Fällen reicht der natürliche

Eisengehalt der Nahrungsmittel nicht aus, um dem Körper die nötigen blutbildenden Stoffe zuzuführen. Da kann man die Nahrung durch Zusatz von Ferratin eisenreicher gestalten, und zwar nicht durch Zugabe von Eisensalzen, die nur schwer oder gar nicht dem Blute einverleibt werden, sondern durch ein Mittel, das der natürlichen Eisennahrung des Menschen durchaus gleich ist. Nach der Ansicht verschiedener Aerzte ist die Hoffnung durchaus berechtigt, daß durch das Ferratin in Zukunft die Bleichsucht nicht nur bekämpft, sondern auch im Keime unterdrückt wird, wenn man anscheinend gesunden jungen Leuten, sobald sich die ersten Erscheinungen einer wenig befriedigenden Ernährung und Blutbildung bemerkbar machen, dieses neue Mittel verabreicht. Das Ferratin hat keinen unangenehmen Geschmack und kann entweder als Pulver oder in Chokoladeplätzchen eingenommen werden.

Wir müssen jedoch hervorheben, daß das Ferratin sich im Augenblick einer allgemeinen Anerkennung in ärztlichen Kreisen noch nicht erfreut. So hat Professor Kobert auf Grund von Versuchen die Meinung ausgesprochen, daß dieses neue Präparat mit dem natürlichen in der Leber vorhandenen Eisen nicht identisch sei und daß es durch die Magenverdauung zersetzt werde. Welche der beiden Ansichten die richtige ist, wird erst die Zukunft lehren. Darum sollte auch das Ferratin wie jedes andere Eisenpräparat nur auf ärztliche Anordnung genommen werden. Es giebt ja eine ganze Reihe von Krankheiten und Schwächezuständen, in welchen das Einnehmen von Eisenpräparaten nicht nützt, sondern schadet.

Man kann jedoch auch mit vollem Recht die Frage aufwerfen, ob es nicht angezeigt erscheine, dem Mangel an Eisen im Blute durch reichliche Zufuhr solcher Nahrungsmittel abzuhelfen, die besonders reich an Eisenverbindungen sind. Eine derartige Kur gegen die Bleichsucht wird, wie wir beiläufig erwähnen möchten, von den Tataren ausgeführt. Diese Nomaden lassen Bleichsüchtige Früchte der Wassernuß (trapa natans) verzehren, die nach verschiedenen Untersuchungen besonders reich an Eisenverbindungen sind. Die Wassernuß ist bei uns im Aussterben begriffen; einst diente sie wohl den Urbewohnern Mitteleuropas als Nahrungsmittel, heute aber kommt sie als solches nicht mehr in Betracht.

Was nun unsere gewöhnlichen Nahrungsmittel anbelangt, so ist deren Gehalt an Eisen äußerst verschieden. So enthalten z. B. von pflanzlichen Nahrungsmitteln 100 Gramm Reis etwa 2 Milligramm Eisen; 100 Gramm Weizen 4_5 bis 5_5 Milligramm, Kartoffeln 6_4, Erbsen 6_6, weiße Bohnen 8_3, Linsen 9_5 Milligramm. Von Früchten zeichnen sich die Aepfel durch einen hohen Eisengehalt aus; denn in 100 Gramm getrockneter, wasserfreier Aepfel sind etwa 13 Milligramm Eisen vorhanden, in einer gleichen Menge Spinat sogar 32 bis 39 Milligramm. In einem Liter Weißwein sind 14 Milligramm, in gleicher Menge Rotwein 23 bis 24 und in einem Liter Aepfelwein sogar 206 Milligramm Eisen enthalten.

Von Nahrungsmitteln, die aus dem Tierreich stammen, sind als besonders eisenhaltig Milch, Eier, Leber und Blut zu erwähnen. Was die Milch anbelangt, so enthalten 1000 Gramm, also etwa 1 Liter Kuhmilch nur 3 Milligramm Eisen, während 1 Liter Pferdemilch 15 Milligramm Eisen bietet. In den Eiern ist, wie oben gesagt, das Eisen im Dotter enthalten.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der gesunde Mensch seinen Bedarf an Eisen aus diesen Nahrungsmitteln bezieht; nur ist es leider bis jetzt noch nicht erwiesen, welches dieser Gerichte die zuträglichsten Eisenverbindungen enthält. Wohl aber dürfte es sich empfehlen, beim Eisenmangel im Blute auch den Speisezettel der Kranken eisenreich zu gestalten. Spinat und Eier, Leberspeisen, Blutsuppen und Blutwürste würden somit geeignete Gerichte für Bleichsüchtige und Blutarme abgeben.

Wie erfreulich übrigens die neuesten Errungenschaften der Medizin in der Herstellung von Eisenpräparaten sind, wie wertvoll die Enthüllungen über den Eisengehalt der Nahrungsmittel erscheinen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß Arzneien allein nicht ausreichen, um die Bleichsucht und verwandte Leiden zu bekämpfen. Stets werden wir gegen diese auch die allgemeinen Heilkräfte zur Geltung bringen müssen.

Die Bleichsucht ist den Aerzten seit uralten Zeiten bekannt. Sie scheint bei Blondinen häufiger zu sein als bei Brünetten, bei den Völkern des Nordens häufiger als bei denen des Südens, und Wunderlich, der berühmte Leipziger Arzt, meinte, man begegne ihr in Norddeutschland weit öfter als in Süddeutschland. Wird ihre Entstehung durch klimatische Einflüsse begünstigt? Professor Rosenbach in Breslau machte jüngst darauf aufmerksam, daß das Auftreten der Bleichsucht auch an Jahreszeiten gebunden zu sein scheine, indem namentlich im Hochsommer besonders viele Mädchen und junge Frauen bleichsüchtig werden. Er hat aber zugleich darauf hingewiesen, daß eine große Zahl der Bleichsüchtigen auch ohne Darreichung von Eisenpräparaten, lediglich durch gesundes Leben geheilt wird.

In der That dürfen wir niemals vergessen, daß der Mangel an Eisen in der Nahrung nicht die einzige Ursache der Bleichsucht bildet. Durch ungeeignete Lebensweise 2c. wird vielmehr oft der Körper der Kraft beraubt, das Eisen in der Nahrung zu verarbeiten und in genügendem Maße neues Blut zu bilden. Alsdann gilt es, die Lebensweise zweckmäßig zu verändern, den Kranken den Genuß frischer Luft zu ermöglichen, die Ernährung zu heben und den schwachen Körper zu schonen. Diese Heilmittel sind nicht minder wichtig als das Eisen.

Hans Sachs.

Ein Gedenkblatt von Hans Boesch.



Das Hans Sachs-Denkmal in Nürnberg.

Die Stadt Nürnberg hat für den 5. November dieses Jahres zur Feier des vierhundertjährigen Geburtstages von Hans Sachs ein Fest vorbereitet, bei dem sich die ganze Bürgerschaft vereinen wird im Ausdruck der Freude, daß neben dem größten deutschen Maler der Reformationszeit, Albrecht Dürer, auch der größte deutsche Dichter dieser gewaltigen Epoche deutschen Geisteslebens ein Sohn und Bürger ihrer ruhmreichen Vaterstadt gewesen ist. Und auf allen deutschen Bühnen von künstlerischer Bedeutung wird an diesem Tage durch die festliche Aufführung Hans Sachs'scher Schwänke daran erinnert werden, daß derselbe Hans Sachs der erste hervorragende deutsche Dramatiker von nationalem Charakter war.

Freilich sind diese kleinen, in der Form eckigen und spröden, im sprachlichen Ausdruck veralteten, in ihrem frischen Geist und Humor jedoch noch urlebendigen Scherzspiele auf der heutigen Bühne und im modernen Bildungsleben nur Fremdlinge. Einst, wie die erzählenden Gedichte und die poetischen Flugschriften, mit denen Hans Sachs im Geiste der Reformation wirkte, für die breite Masse des Volkes geschrieben und auch ihrer Verbreitung und Beliebtheit nach von der umfassendsten Volkstümlichkeit, sind sie heute meist nur noch der Gegenstand gelehrter Liebhaberei und historischen Interesses. Und doch ist das Bild des kernhaften Nürnberger Volksdichters, der Werktags mit Pechdraht, Hammer und Pfriem dem ehrsamen Schusterhandwerk oblag, um sich den Sonntag durch treue Pflege der Poesie zum Festtag werden zu lassen, auch heute jedem Deutschen gegenwärtig, der sich für die ideale Seite unserer Geschichte ein Interesse bewahrt hat. Nicht nur durch die Gestaltung, welche die neuere Kunst, vor allem die Schöpfer des Hans Sachs-Denkmals in Nürnberg, Kraußer und Lenz, und Richard Wagner in seiner Bühnenfigur seiner Erscheinung gegeben. Wer auch von Hans Sachs unmittelbar nichts gelesen haben sollte, Goethes Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung", das durch Form und Inhalt uns dessen kraftvolle Dichterart veranschaulicht, hat er gelesen. Und die schöne Thatsache, daß die hohe Blütezeit der deutschen Poesie, deren machtvollstes Werk Goethes „Faust" ist, durch dieses Dichters jugendfrische Begeisterung für die naive Dichtung des Hans Sachs befruchtet wurde, ist für uns eine lebendige Beziehung zu diesem selbst. Das Vorbild für die schlichten Reimzeilen, die im „Faust" für das Innigste und Erhabenste zum schmiegsamen Gewand wurden, entnahm Goethe unmittelbar den Dramen des Meisters, zu dem er in jenem Gedicht die Muse im Kornährenkranz sagen ließ:

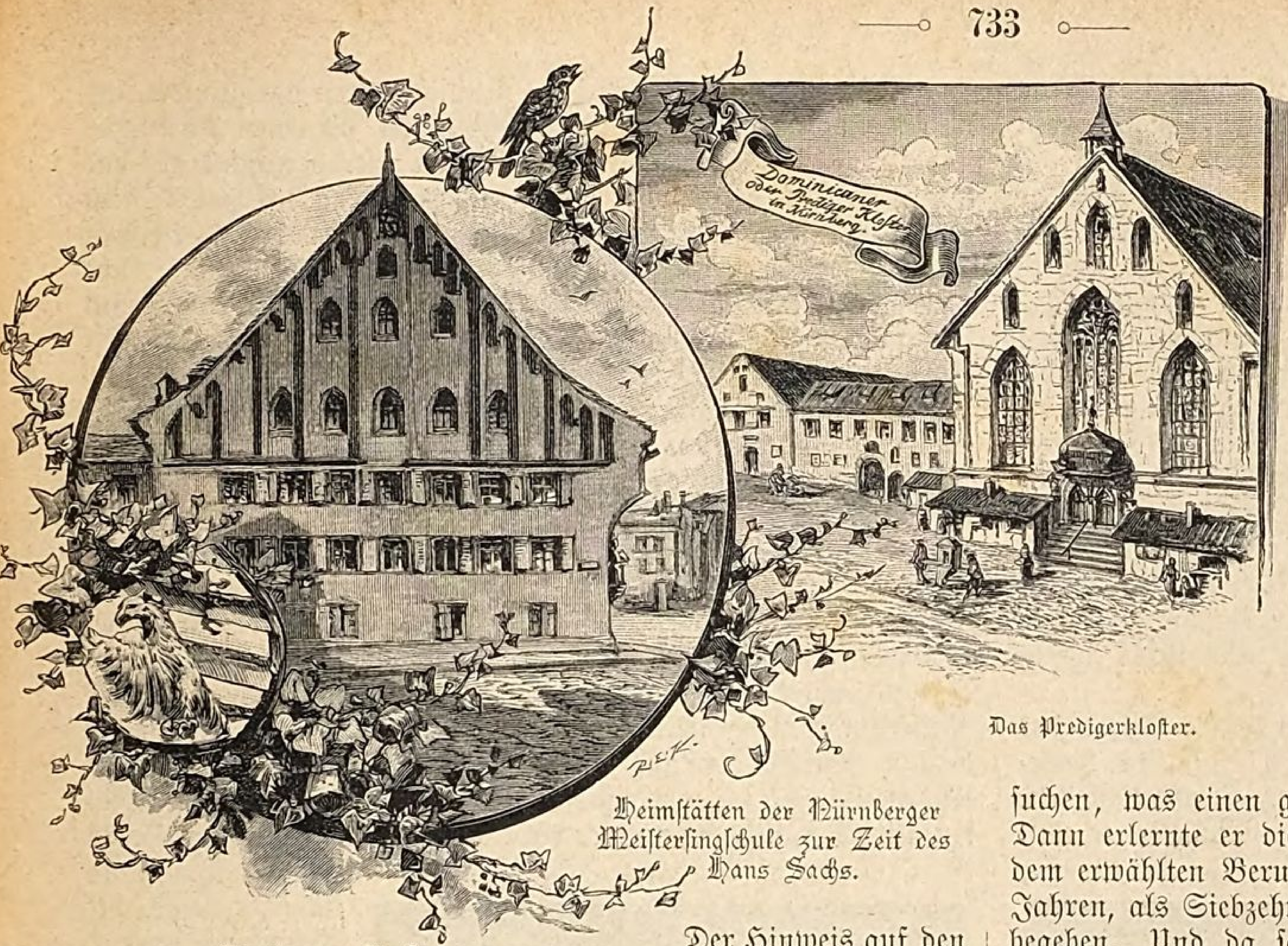
„Ich habe dich auserlesen
Vor vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn andre durch einander rennen,
Sollst du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach' fürtragen;
Sollst halten über Ehr' und Recht,
In allem Ding seyn schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen,
Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
Sondern die Welt soll vor dir steh'n,
Wie Albrecht Dürer sie hat geseh'n,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innere Kraft und Ständigkeit."

y



ELISABETH LOUISE LEBRUN

Selbstbildnis.



Schulhaus zu St. Lorenzen.

Das Predigerkloster.

Heimstätten der Nürnberger Meistersingschule zur Zeit des Hans Sachs.

Der Hinweis auf den großen Maler Albrecht Dürer, der, auch aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, in der Zeit von Nürnbergs höchster Blüte dort gleichfalls seiner Kunst obgelegen hat und mit dem Sachs die schönsten Züge seines Charakters teilte, darf uns aber nicht zu der Vorstellung verleiten, daß der Aufschwung der bildenden Kunst in Nürnberg, dessen unvergängliche Denkmäler wir in den Meisterwerken von Albrecht Dürer, Adam Krafft, Peter Vischer und Veit Stoß bewundern, ohne weiteres der deutschen Poesie zugute gekommen wäre. Wie die Gedichte und Dramen des Hans Sachs in Bezug auf Kunstvollkommenheit nicht an die Werke dieser bildenden Künstler heranreichen, so hatte sich der Poet keineswegs der gleichen Gunst der Zeitumstände wie sie zu erfreuen. Jene gelangten unter dem Einfluß der Renaissance und des Humanismus zu ihrer Größe — dieser zu der seinen unter dem Einfluß der Reformation. Die unmittelbare Wirkung des Humanismus entfremdete die Poesie in Deutschland der eigenen Sprache und dem eigenen Volkstum und machte sie zum Privilegium der Latein und Griechisch schreibenden Gelehrten, die voll Ueberlegenheit und Verachtung auf das dichterische Treiben der Meistersinger und Schwankdichter ihrer Zeit herabsahen. Auch im Rat der Stadt Nürnberg saßen Patrizier von humanistischer Bildung, denen Dürer reiche Förderung zu danken hatte, von diesen Humanisten aber hat Hans Sachs nie Förderung, vom Rat seiner Vaterstadt nur Maßregelungen erfahren.

Erst die Reformation, welche gleich dem schlichten sächsischen Bergmannssohn, der ihr mächtigster Führer war, aus der Tiefe des Volkes entsprang, machte in Deutschland die Poesie wieder volkstümlich, aber auch nur in den schlichten Formen, welche dem Volke geläufig waren. Unter dem Aufschwung des bürgerlich kritischen Geistes, den sie in jeder Richtung hervorbrachte, wurde die kräftige und deutliche Aeußerung des Gedankens, der Drang nach Wahrheit und Bekenntnis der Wahrheit, in so ausschließlicher Weise zur Hauptsache in der Litteratur, die sich nun ans Volk in seiner weitesten Ausdehnung wandte, daß der Kultus der schönen Form darüber vernachlässigt wurde. Als einen solchen, dem besten Kern des Volkes entsprossenen Bekenner des protestantischen Geistes und des von diesem geweckten bürgerlichen Selbstbewußtseins in allen Gewissenssachen muß man Hans Sachs auffassen, um ihm gerecht zu werden. Und seine Bedeutung begreift man erst ganz, wenn man die Bedeutung erwägt, die der Verbreitung dieses Geistes gerade dadurch erwuchs, daß er ihn den schlichten, derben Formen einflößte, in denen damals die Poesie beim Volke beliebt war, daß er die Nutzanwendung der Reformation auf das bürgerliche Leben nicht nur ernst, sondern — wie es oben in Goethes Gedicht heißt — „schwankhaft" vorzutragen verstand. Die verkünstelten Strophengedichte, die er als „Meistersinger" zum Vortrag in der Nürnberger Meistersingschule brachte, waren zwar das Werk eines eifrigen Strebens nach Formvollendung, blieben aber in ihrem Wesen und Kern von echter Poesie sehr weit entfernt; als echter lebensfrischer Poet dagegen bewährte er sich zu allermeist in seinen Schwankgedichten und dramatischen Schwänken; sie wandten sich ans Volk und drangen ins Volk; in ihnen bethätigte er sich als der große Volksdichter, als den wir ihn noch heute feiern und lieben.

Am 5. November 1494 ward Hans Sachs als Sohn eines ehrsamen Schneidermeisters in einem bis jetzt noch nicht festgestellten Hause der damaligen Koth-, jetzt Brunnengasse bei der Lorenzkirche geboren. Obgleich für das Handwerk bestimmt, ließ ihn sein Vater vom siebenten bis zum fünfzehnten Jahre die lateinische Schule besuchen, was einen guten Grund für seine spätere Bildung legte. Dann erlernte er die Schuhmacherei. Hans Sachs muß sich in dem erwählten Berufe hervorgethan haben, denn schon nach zwei Jahren, als Siebzehnjähriger, durfte er sich auf die Wanderschaft begeben. Und da sah er sich in unserem deutschen Vaterlande nun recht tüchtig um. In Oesterreich und in Tirol war er, wandte sich dann vom Main aus an den Rhein und besuchte die Kaiserstadt Aachen, zog dann weiter durch Westfalen und Niedersachsen, hatte in Lübeck Gelegenheit, Vergleiche zwischen dieser mächtigen Seehandelsstadt und seiner nicht minder rührigen Vaterstadt im Binnenlande anzustellen, und lenkte über Leipzig und Erfurt seine Schritte der Heimat zu. Von der fünfjährigen Wanderschaft hat der aufgeweckte Jüngling, der regen Geistes und klaren Auges in die Welt schaute, einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen heimgebracht, von dem er bis in



Hans Sachs als Meistersinger.
Nach einem Tafelgemälde aus dem 17. Jahrhundert.

sein hohes Alter zehrte, den er mit zähem Lerneifer durch das Studium der ihm zugänglichen Litteratur unermüdlich zu erweitern suchte und in seinen Dichtungen reichlich verwertet hat.

Gleich anderen Handwerkern machte Sachs nach der Rückkehr von der Wanderschaft sein Meisterstück und nahm sich 1519 in Kunigund Creutzerin ein „Gemahel". Aber noch eine andere Lebensgefährtin begleitete ihn, nun er als junger Schuhmachermeister sein eigen Heim bezog, die Muse. Sie breitete über den aufblühenden Hausstand Glanz und Segen. Schon bevor er in die Fremde gegangen war, hatte er sich von Lienhart Nunnenbeck in die löbliche Kunst des Meistergesangs einführen lassen, der er auch auf seiner Wanderschaft „mit hertzenlicher Lieb und Gunst" zugethan blieb. In München half er 1514 die Singschule verwalten und hielt in den Städten, in die er kam — das erste Mal zu Frankfurt a. M. — selbst „Schule". Aber in der Vaterstadt erst wurde seine Zugehörigkeit zur Zunft der Meistersinger für ihn von einer Bedeutung, die sehr bald weit über deren ursprüngliches Wesen hinausragen sollte.

Thatsächlich war ja die schul- und zunftmäßige Pflege des Meistergesangs in den deutschen Städten des 15. und 16. Jahrhunderts eine Stufe des Verfalls der Poesie. Aeußerlichkeiten, die dem kunstreichen „Singen und Sagen" der Minnesänger einst angehaftet hatten, wurden von ehrsamen Handwerksmeistern sehr handwerksmäßig nachgeahmt und als das Wesentliche poetischen Schaffens behandelt. Das Gepränge mit Rangstufen und Förmlichkeiten, das sich im Zunftwesen des Mittelalters ausgebildet hatte, war auch auf die zunftmäßigen Vereinigungen der „Liebhaber des deutschen Meistergesangs" übergegangen. Alle Mitglieder einer „Singeschule" hießen „Gesellschafter". Ihre unterste Stufe waren die „Schüler", die nach bestandener Lehrzeit zu „Schulfreunden" aufstiegen. In der „Schule" ging wie in den Zeiten des Minnegesangs das Dichten und die musikalische Komposition Hand in Hand. Man ahmte überlieferte Formen sowohl in dichterischer als in musikalischer Beziehung nach, trug Musterbeispiele vor und strebte danach, ihnen ebenbürtige Melodien (Töne) und Strophen (Gesätze) zu erfinden. Den Stoff boten Legenden und Historien, nach Luthers Bibelübersetzung vor allem biblische Stoffe. Wer die Töne und Gedichte anderer korrekt vortragen konnte, ward Sänger, wer nach den Tönen anderer Lieder zu machen verstand, Dichter, wer selbst Töne zu erfinden vermochte, fand Aufnahme unter den „Meistern". Das alles unterlag feierlichen und strengen Prüfungen, sie waren neben dem Wettsingen der Meister der Gegenstand in den Zusammenkünften, wenn Schule gehalten wurde. Den Vorsitz hatte dabei das sogenannte „Gemerk", bestehend aus dem Büchsenmeister (Kassierer), dem Schlüsselmeister (Verwalter), dem Merkmeister und dem Kronmeister, der die Preise verteilte. Mit diesen zusammen in einem verhängbaren Verschlag oder Seitengemach, und zwar neben dem Merkmeister, saßen die Merker, denen im besonderen die Begutachtung der Vorträge oblag, die jeweils von dem Singestuhl, einer Kanzel, herab gehalten wurden. Der Inhalt der Regeln hieß die „Tabulatur" und die Merker mußten scharf auf die Fehler passen, mit denen der Sänger im Ton oder Text gegen die Tabulatur verstieß; das Ergebnis ihrer Notierungen entschied Sieg oder Niederlage. In Richard Wagners Oper „Die Meistersinger" ist die ganze Feierlichkeit ziemlich getreu nachgebildet und die Satire, welche dort die dem Merkertum mit seiner Tabulatur anhaftende Pedanterie trifft, ist nicht weniger berechtigt als das Lob, das dabei der rühmlichen Ausnahmestellung des Hans Sachs gezollt ist. Dessen veredelter Kunstsinn und mächtiges Beispiel brachte die Nürnberger Singschule zu ihrer höchsten Blüte. Sie umfaßte damals über zweihundert Gesellschafter, die alle ihrem Beruf nach Handwerker waren. Da der Inhalt der „Schul"-Vorträge vornehmlich religiösen Inhalts war, wurde nach Einführung der Reformation in Nürnberg den Meistersingern eine Kirche zur Verfügung gestellt für ihre Uebungen sowie für ihre Haupt- und Preissingen, die einzigen, welche öffentlich waren. So kam bei Sachs' Lebzeiten neben dem Schulhaus zu St. Lorenzen das Predigerkloster in den Dienst der „Schule". Erst später wurde die Marthakirche, dann die Katharinenkirche den Meistersingern überwiesen, in welche Richard Wagner seine Oper verlegt hat und die zu Ehren des Dichters jetzt in einen würdigen Zustand versetzt wird. Denn da sich später die lebendigen Erinnerungen in Bezug auf die Meistersinger vornehmlich an diese knüpften, so blieb bis in die heutige Zeit die Meinung bestehen, daß sie auch zu Hans Sachs' Zeit die Heimstätte der Meistersingschule gewesen sei. In die Katharinenkirche ist auch auf unserer Abbildung (S. 733), die Hans Sachs auf der Kanzel als Sänger zeigt, die Handlung verlegt. Denn das Tafelgemälde im „Germanischen Museum", das ihr zur Vorlage gedient hat, stammt aus dem 17. Jahrhundert und ist eine Art Apotheose des Hans Sachs, wobei die Rolle der Merker die legendären Begründer des Meistergesangs, Frauenlob, Regenbogen, Marner (wie statt des vom Maler gebrauchten „Wörner" richtig zu lesen ist) und Mügling, übernommen haben, die als die „gekrönten Töne" gleich Schutzheiligen der Schule verehrt wurden. Daher die Kronen auf ihren Häuptern. Im Vordergrunde sehen wir Zuhörer, Männer und Frauen, und in der Mitte zwei Schüler, die der Aufnahmeprüfung harren.





Hans Sachs und seine Frau als „lustige Niederländer".
Nach englischen Schwarzkunstblättern des 18. Jahrhunderts.

Es war des Hans Sachs Verdienst, daß diese Art Kunstpflege, welcher der beste Kern des Volks ergeben war, noch bevor die Stadt Nürnberg sich offen zur evangelischen Lehre bekannte, hier im Geiste der Reformation ausgeübt ward. Der mächtige Eindruck, den er selbst von Luthers ersten Schriften, von dessen Wesen und Lehre empfing, war es auch, der ihn weiter anregte, die Gedanken, die ihn bewegten, außer in den kunstreichen Strophen des Meistergesangs in volkstümliche Verse zu kleiden und diese, mit kräftigen Holzschnitten verziert, als fliegende Blätter drucken und unter das „gemeine" Volk zu „gemeinem Nutz" gehen zu lassen; auch ihn ergriff der Drang, mit seinem Wissen und Können im Sinne der Aufklärung der Geister reformatorisch zu wirken. Aehnlich wie er alte Mären und Schwänke um einer neuen kernigen Moral willen in solche volksmäßige schlichte Reime brachte und diesen in Form solcher fliegenden Blätter, wie wir eines auf Seite 737 abbilden, die weiteste Verbreitung gab, so that er auch, als es galt, sich zu Luther und zur Reformation zu bekennen, mit seinen heiligsten Ueberzeugungen. Das Gedicht „Die Wittenbergisch Nachtigall", in dem er das Auftreten des Reformators als das Tagen einer neuen besseren Zeit begrüßte, machte ihn dank dieser Form und der sich daraus ergebenden Wirkung zuerst zu einem populären Dichter für ganz Deutschland. Nun wurde sein Dichten

auch von seiten des Nürnberger Rats der Beachtung gewürdigt, aber freilich nur in Form einer Maßregelung. Als er 1527 wieder eine poetische Streitschrift zu gunsten des Luthertums hatte ausgehen lassen, ließen ihm die „Ehrbaren“, weil sie fürchteten, daß das aufgeregte Volk noch mehr verbittert werden könnte, bedeuten, daß das Versemachen seines Amtes nicht sei, und befahlen ihm ernstlich, seines Handwerkes und Schuhmachens zu warten und solche Büchlein oder Reime künftig nicht ausgehen zu lassen. Die Mahnung „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ mag Hans Sachs tief verstimmt haben; er ließ sich aber nicht einschüchtern. In den Dichtungen der folgenden Jahre erging er sich vielfältig in Klagen über die Tyrannei der Obrigkeiten, welche die Einführung der reinen Lehre zu verhindern suchten, und es dauerte nicht lange, so ließ er weitere Flugschriften und Blätter im Geiste der evangelischen Lehre in die Lande gehen; meist Gedichte zu drastischen Holzschnitten, die auch für die nicht des Lesens Kundigen eine sehr beredte Sprache führten. Inzwischen war auch Nürnberg offiziell zum Protestantismus übergetreten. Besondere Beliebtheit gewannen die Einblattdrucke, große Bogen festen Papiers, die nur auf einer Seite mit Bild und Gedicht bedruckt wurden und bestimmt waren, im Hause des Bauern und Handwerkers als Zimmerschmuck verwandt zu werden. Viele dieser Einblattdrucke trugen als Unterschrift nur die drei Buchstaben H. S. S., was so viel hieß wie „Hans Sachs Schuhmacher“; auch dafür ist unsere verkleinerte Abbildung auf S. 737 mit dem weltlichen Text eine Probe.

In allen seinen Streitschriften, wie in seinen Werken überhaupt, hat Sachs immer den richtigen, das Volk packenden Ton getroffen; er hat sich dabei von aller Gehässigkeit frei gehalten, sich ruhig und mild erzeigt und sich trotz seiner großen Schlagfertigkeit durch besonnenes Maßhalten ausgezeichnet. An derben Worten, von denen uns manches unpassend erscheint, fehlt es auch bei ihm nicht; aber diese waren durch das Wesen der Zeit bedingt, die keinen Glacéhandschuh kannte und ungeniert das Kind beim richtigen Namen nannte. Von Gemeinheiten und Unflätigkeiten, wie sie in den Schwänken seiner Vorgänger und Rivalen mit unterliefen, von der Freude daran, hat sich Hans Sachs immer frei gehalten.

Mit der innigen Religiosität vereinigen sich bei Hans Sachs die sittlichen Grundsätze zu einem schönen Bunde. Wie in Beziehung auf Luther, so ward er auch im übrigen ein getreuer Eckhart der deutschen Nation, die er zu allen Tugenden aneiferte, vor Lastern warnte. In keiner seiner Dichtungen fehlt die Nutzanwendung, die treuherzige, oft etwas hausbackene, aber durch und durch gesunde Moral, immer und überall giebt er gute Lehren, ist er bestrebt, den „gemeinen Mann“, dessen große Unwissenheit er tief bedauert, auf den richtigen Weg zu leiten, belehrend, bildend und veredelnd zu wirken. Er preist in warmen Tönen die eheliche Liebe und warnt vor „abenteuernder“, die er ein „verfluchtes Kraut“ nennt. Er fordert zur Freundschaft, Nächstenliebe, Versöhnlichkeit und Friedfertigkeit, zur Gewissenhaftigkeit, Ehrbarkeit, zur Mäßigkeit und Sparsamkeit auf, preist das Glück der Zufriedenheit und ist überhaupt unerschöpflich an guten, die höchsten Tugenden preisenden Lehren. Anderseits beklagt er, daß die Wahrheit verschwunden, die Lüge sich allerwärts breit mache, Frau Treue gestorben sei. Er geißelt Neid und Verleumdung, Falschheit und Treulosigkeit, Zweizüngigkeit, lügnerische Prahlerei und Selbstüberschätzung, Völlerei und Prasserei. Ganz besonders verhaßt ist ihm Müssiggang und Faulheit. Der Satz „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ ist ihm, dem rastlos thätigen Manne, in Fleisch und Blut übergegangen, faule Menschen sind ihm ein Greuel.

Mit aufrichtiger Liebe hing er an seiner Vaterstadt, der er ein großes „Lobgedicht“ widmete, in dem auch ihre „sinnreichen Handwerker“ gepriesen sind —

„Dergleich man find in keinen Reichen
Die ihrer Arbeit thun geleichen,
Als da man köstlich Werk gezeiget.
Wer dann zu Künsten ist geneiget
Der find allda den rechten Kern!“

Sein Herz gehörte seinem Vaterlande. Mit Schmerz empfand er die Uneinigkeit und den Mangel an Gemeinsinn im Deutschen Reiche. Eindringlich fordert er zur Einigkeit auf und ruft den Fürsten zu:

„Derhalb wacht auf, ihr deutschen Fürsten!
Laßt euch nach Treu und Ehren dürsten
Und streit mit ritterlicher Hand
Für euer aigen Vaterland!
Einmütiglich halt ob einander
Eh euch der Tyrann nach einander
Durch seinen Gewalt thu ausreuten
Das ganz deutsch Land einnehm und erb
All euer armes Volk verderb.“

Er fordert die Fürsten (1562) auf, sich die Opferwilligkeit jenes Römers, der sich, um sein Vaterland zu retten, in einen Erdschlund gestürzt, zum Beispiel zu nehmen:

„Wollt Gott, daß alle deutschen Fürsten
Auch so herzentreulich wären dürsten
Zu thun so treulichen Beistand
Auch ihrem lieben Vaterland;
Beide mit Ehren und mit Gut,
Mit Leib und Leben bis aufs Blut.“

Er sehnt einen Herkules herbei,

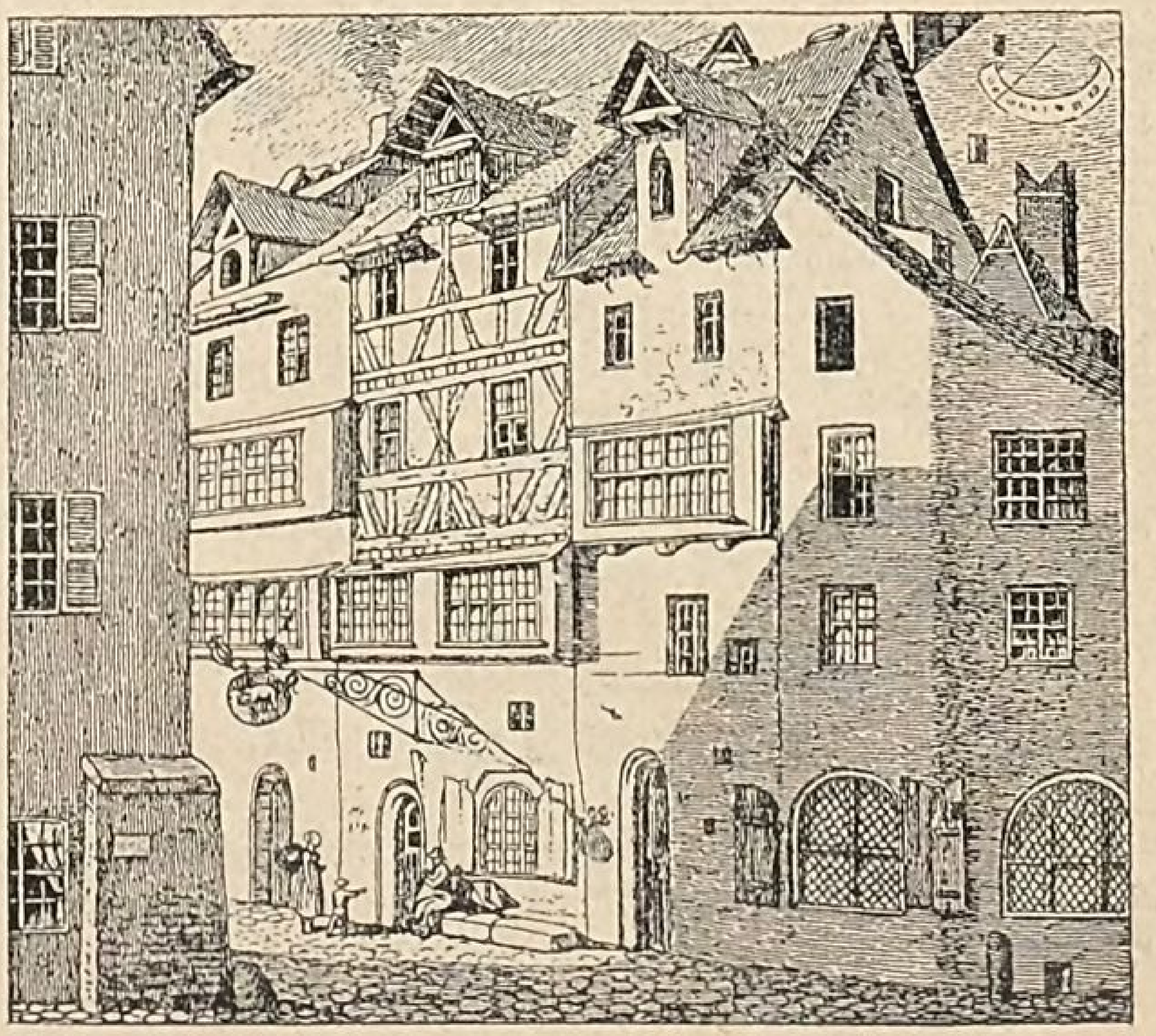
„Der sich seines Vaterlands annehm
Und säubert alle Straßen frei
. . . .
Ein solcher Held wär Ehren wert.“

Die „Unterthanen“ aber fordert er auf, die Obrigkeiten, „weils Schutz und Wohlfahrt von ihn (ihnen) han“, zu ehren, Aufruhr und Empörung zu meiden und dem „gemeinen Wesen“ Nutzen zu bringen.

Trotz aller seiner Moralpredigten ward Sachs kein Kopfhänger. Seine frische Lebensauffassung, der eine tüchtige Portion Mutterwitz zur Verfügung stand, sein heiteres Gemüt, das Freude an einem Scherze hatte und sich gern harmloser Fröhlichkeit hingab, blieben ihm treu bis ins Alter. Nicht die schlechtesten seiner Gedichte sollten erheiternd, andere tröstend und erhebend wirken. Wie bei den religiösen Streitgedichten war es auch bei den übrigen sein Bestreben, „niemand zu kränken; er dichtete

„Niemand zu Leid oder Undank
Sondern zu einem fröhlichen Schwank.“

Das war im besonderen auch sein Wahlspruch als Dichter der Fastnachtsschwänke, deren naive knorrige Form er vorfand, aber aufnahm, um sie mit dramatischem Leben zu füllen, durch einen guten sittlichen Kern zu veredeln. Wenn wir uns den Charakter des Singschulwesens der Meistersinger, dessen ehrbaren Ernst, vergegenwärtigen, so erscheint es befremdlich, daß dieselben Männer auch die Aufführung dieser Scherzspiele als Angelegenheit ihres Verbandes betrieben. Aber wie sie auch in der übrigen Zeit neben der „Schule“ die „Zech“ abhielten, d. h. Kneipabende, die zwar nach einem festen Ceremoniell verliefen, aber doch auch dem geselligen weltlichen Lied und fröhlicher Unterhaltung geweiht waren, so ward von ihnen das Narrenrecht und die Narrenfreiheit, welche die Fastnacht als kurze Unterbrechung des ehrbaren Lebens unter Zunftzwang und Zunftwürde gewährte, als eine Verpflichtung empfunden, in möglichst sinnreicher, aber auch echt volkstümlicher Weise ihren Mitbürgern Proben ihrer Verskunst zu bieten. Hans Sachs war als gereifter Mann lange Jahre hindurch nicht nur der Hauptdichter, sondern auch Mitspielender, vor allem aber der Direktor dieser theatralischen Veranstaltungen in Nürnberg. Die Bühne für diese war von einfachster Art, oft nur eine Estrade in einem größeren Gasthofszimmer; bei Aufführungen im Freien ein erhöhtes Podium (die Brücke) mit einem Verschlag für etwa notwendigen Kostümwechsel. Außer dem Predigerkloster und der



Das letzte Wohnhaus des Dichters.

Marthakirche waren die ansehnlichen Wirtshäuser, in denen auch die „Zechen" der Singschule stattfanden, insbesondere der „Heilsbrunner Hof", als Schaustätten bevorzugt. Bei der wachsenden Beliebtheit der Sachs'schen Stücke entstand dann das Bedürfnis nach größeren Schauplätzen. Es ward Sitte, die großen Höfe dieser Gasthäuser dafür zu benutzen, wo die bedeckten Galerien an deren Rückseiten vortreffliche Plätze für die Zuschauer boten. Besonders der Hof des bereits genannten Gasthauses, des Heilsbrunner Hofs, erfreute sich großer Gunst. Ein alter Kupferstich, der uns eine Ansicht desselben bei besetzten Galerien übermittelt, hat einem unserer künstlerischen Mitarbeiter die Grundlage geboten für eine Darstellung des frohen Treibens und der drastischen Spielweise, wie sie sich dort zur fröhlichen Fastnacht während der Aufführung eines Schwanks von Hans Sachs im Publikum und auf der Bühne geltend gemacht haben. Man spielt gerade eines der hervorragendsten geistvollsten Fastnachtsspiele, die uns der Dichter hinterlassen hat: das Spiel von der „Frau Wahrheit, die niemand herbergen will". Ein armes Weib sucht Schutz bei Bauersleuten, die auch arm sind. Sie erzählt, wie sie überall vergeblich, bei Fürsten, Priestern, Richtern, Kaufleuten, Bauern, Unterkunft gesucht, aber keine gefunden habe. Sie wird von den armen Leuten freundlich aufgenommen. Es ist die Wahrheit. Als sie aber nunmehr ihr Wesen enthüllt, d. h. ihren Wirten die Wahrheit sagt, werden auch diese sehr bald gegen sie aufsässig und jagen sie mit derben Grobheiten und Schimpfreden davon.

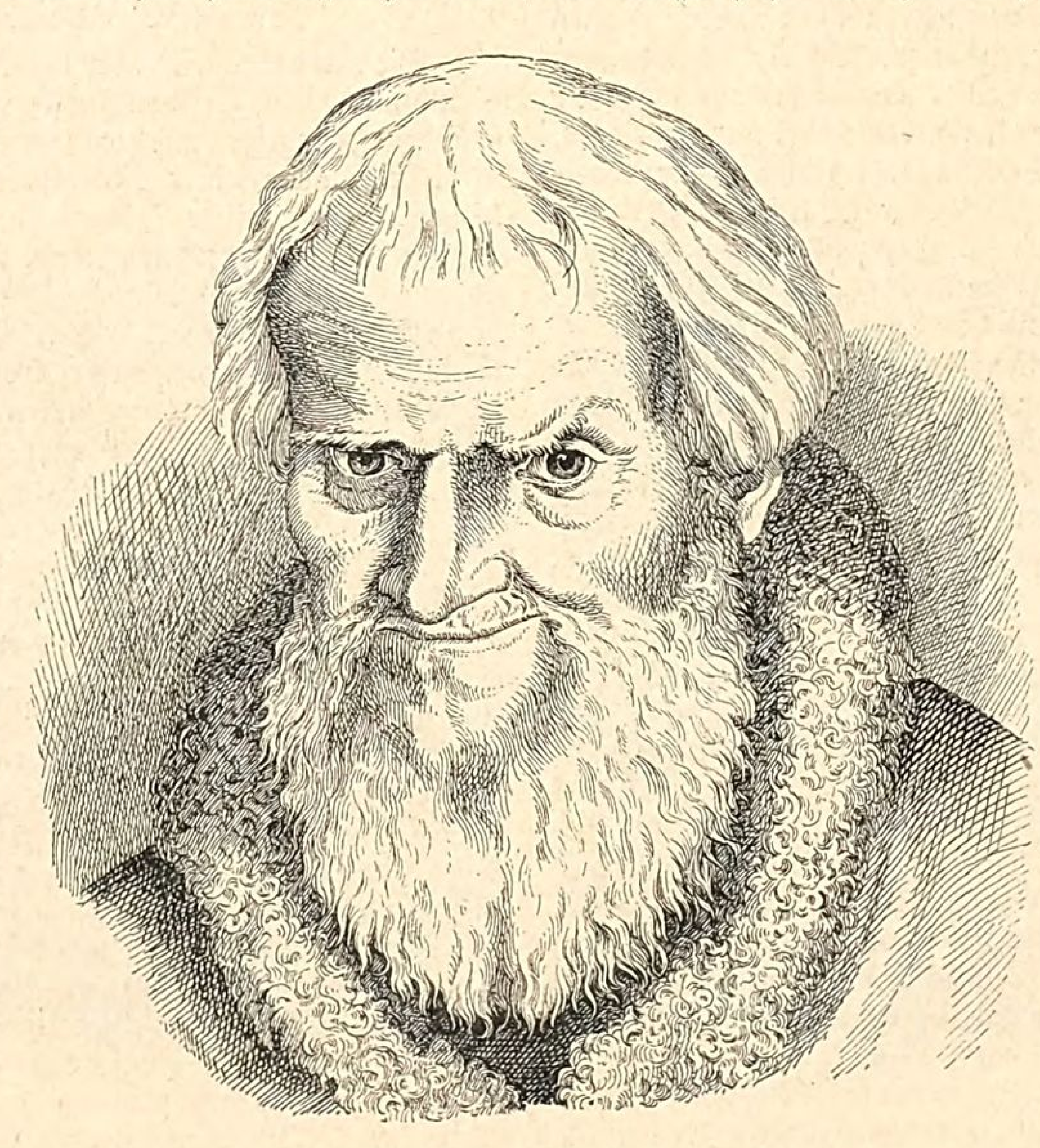
Die Stoffe zu seinen Dichtungen entnahm Sachs übrigens nicht nur dem täglichen Leben, der Bibel und seinen Erlebnissen, er war auch in der Geschichte des Altertums und den klassischen Dichtern wohl bewandert, kannte die deutsche Heldensage und war im Alter wohl überhaupt einer der belesensten Menschen seiner Zeit. —

Die äußeren Lebensumstände des Dichters waren von Gott gesegnet. Als 1561 seine erste Frau von dieser Welt abberufen wurde, fand der hohe Sechziger in der schönen gutherzigen Jungfrau Barbara Harscherin eine zweite liebevolle Hausfrau, die sein Alter verschönte und deren Lob er mit jugendfrischer Begeisterung sang. Er überlebte auch diese. Gewohnt hat er als selbständiger Bürger nacheinander in drei Häusern, die ihm zu eigen gehörten. Zuletzt, seit 1542, lebte er nach einer Darlegung, die wir in Mummenhoffs reich illustrierter Festschrift finden, in dem Hause „sant Sebalds Pfarr an der Spitalgassen vornen im Eingang gegen Mittentag" „und hinten am Kappenzipfel stoßend." Unsere Abbildung desselben nach einer Radierung aus dem Jahre 1832, in welcher Zeit es noch das Gasthaus zum güldenen Bären war, zeigt seine äußere Erscheinung noch wenig verändert. Jetzt trägt es eine Gedenktafel und die Gasse führt den Namen des Dichters.

Im Jahre 1554 war er des Dichtens müde geworden und wollte seine Thätigkeit beschließen: da erschienen ihm im Traume die neun Musen, und Melpomene wies auf die himmlische Gabe hin, die sie ihm verliehen:

„Deshalb bistu aufs Mindst
Dieweil du lebst in unserm Dienst
Verbunden und verpflicht."

Und er dichtete in seltener Regsamkeit bis an sein seliges Ende. Am 19. Januar 1576 beschloß Hans Sachs, „der weitberühmt Dichter", sein arbeitsvolles fruchtbares Leben, tief betrauert von dem Volke, auf das nach Luther keiner einen solch gewaltigen Einfluß ausgeübt hatte wie er. Die Liebe und Verehrung des Volkes waren wohl die einzige Anerkennung, die Hans Sachs für sein Wirken gefunden. Die Gleichgültigkeit des Rats und der Honoratioren seiner Vaterstadt wird er mit philosophischem Gleichmut getragen haben; wenn Albrecht Dürer aus Venedig schreiben konnte: „Hie bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer," so darf dieses Uebersehen dem Schuhmacher gegenüber noch weniger auffallen.



Hans Sachs im 81. Lebensjahr.
Nach der Radierung von Jost Amman.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts ward des Dichters noch ziemlich lebhaft gedacht; die Jämmerlichkeit des Dreißigjährigen Krieges, die allenthalben sich breit machende Verwelschung aber brachte Hans Sachs bald in Vergessenheit. Die mit französischen und italienischen Brocken übersättigten Dichter vermochten den urdeutschen Geist dieser Dichtungen nicht mehr zu verstehen — sie hatten nur Spott für Hans Sachs. Der abgeschmackteste aller Verse, von dem „Schuh — Macher und Poet dazu", stammt aus dieser traurigen Epoche. Noch im 18. Jahrhundert ward Sachs so verkannt, daß der sittlich strenge, aller Völlerei abholde Dichter von einem englischen Künstler als „lustiger Niederländer", seine Frau als eine ausgelassene Grete dargestellt wurde.

Da brachte Goethe unseren Dichter wieder zu Ehren. Gerade 200 Jahre nach dem Tode von Hans Sachs schrieb Wieland an Lavater, um ihm das Erscheinen von Goethes „Erklärung eines alten Holzschnittes vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung" anzukündigen: „Haben Sie schon gewußt, daß Hans Sachs würklich und wahrhaftig ein Dichter von der ersten Größe ist? Ich weiß es erst seit 6 bis 8 Wochen. Wir beugen uns alle vor seinem Genius, Goethe, Lenz und ich. O die Teutschen, die stumpfen, kalten, trägherzigen Teutschen!... Doch noch wollen wir sie nicht schimpfen; den meisten ist's mit Hans Sachsen wohl wie mir gegangen — sie haben ihn nie gekannt, nie gelesen, nie gesehen. Aber Wahrheit muß doch endlich durchbrechen; in weniger als 4 Monaten a dato soll keine Seele, die Gefühl und Sinn für Natur und Empfänglichkeit für den Zauber des Dichtergeists hat, in Teutschland seyn, die Hans Sachsens Nahmen nicht mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen soll."

Und dank diesem gewaltigen Fürsprecher sieht man seit dieser Zeit in Hans Sachs nicht mehr den Schuster, der auch Reime schmiedete, sondern den gottbegnadeten Dichter, den liederreichen Sprossen des thatkräftigen deutschen Bürgertums, der den größten Einfluß auf sein Volk nur in allerbestem Sinne ausübte und immer größer und liebenswerter wird, je näher man ihn kennenlernt.

Die Vaterstadt des Hans Sachs erfüllt daher nur eine Ehrenpflicht, wenn sie im Begriff steht, die vierhundertste Wiederkehr des Geburtstages ihres großen Sohnes, „des größten deutschen Dichters jener ganzen Epoche", „eines der fruchtbarsten überhaupt, unter dessen heiteren Stücken nicht wenige zu dem Gelungensten gehören, was die deutsche Poesie in dieser Art aufzuweisen hat" (Koberstein), des Dichters, „dessen Poesie eine humanistische Volkslehre ist", der „ein Reformator in der Poesie so gut wie Luther in der Religion, wie Hutten in der Politik ist" (Gervinus), dessen „Poesie zur Ehre Gottes, zum Nutzen des Nächsten, zu Lob und Preis der Tugend und zum Troste trauriger Herzen" (Gödeke) dienen soll — festlich zu begehen. Der Mann verdient es, daß das ganze deutsche Volk, das ganze Bürgertum an dieser Feier teilnimmt.

Der Waldbruder mit dem Esel.
Der argen Welt thut niemand recht.



Vor Jaren wont in einem Wald
Ein Waldbruder von Jaren alt
Der sich der Wurtzeln neeren thet
Derselb ein jungen Sohne het
Inn dem Alter bey zweintzig Jarn
Der war einfeltig vnerfarn
Der fragt den Alten: Sag doch mir
Sind in dem Wald gewachsen wir
Wann er nie Menschen het gesehen
Der Alt thet zu dem Jungen jehen:
Mein Sohn, da du noch warest klein
Hab ich mich geflöhet hie rein
Auß der arglistig bösen Welt
Daß sie vns nit schmech, spot vnd schelt
Weil jr gar niemand recht kann than
Sie schlag jm doch ein plechlein an
Still schwieg der Son doch tag vnd nacht
Des Vatters Red stäts nachgedacht
Was doch die Welt nur möcht gesein
Zuletzt da wolt er je darein
Legt an den Vatter grosse bitt
Der es doch lang zeit wider rieth
Zuletzt er vberredet ward
Vnd macht sich mit jm auff die fart
Vnd fürten jren Esel mit
Ledig jr keiner darauff ritt
In Wald bekam jn ein Kriegßman
Der sprach: Wie last jr ledig gan
Den faulen Esel hie allein
Jr dunckt mich fast nicht witzig sein
Das ewer keiner auf jm reitt
Als sie nun von jm kamen weit
Der Vatter sprach: Mein Son sich zu
Wie vns die Welt empfangen thu
Der Son sprach: Laß mich darauf reitn
Das gschah, da kam zu jn von weitn
Ein altes Weib neben die Aecker
Die sprach: Seht zu dem Jungen lecker
Der reitt, vnd der alt schwache Man
Muß hindten nach zu fussen gan
Son, sprach der Alt, glaubst du nun mir
Was von der Welt ich saget dir
Er sprach: laß vns versuchen baß
Der Jung bald von dem Esel saß
Vnd saß der Alt bald auff fur ihn
Reit also fuß für fuß dahin.
In dem begegnet jhn ein Pawer
Der redt sie an mit worten sawer:
Seht an den alten groben Lappen
Lest den Jungen im kot her sappen
Dem nöter wär zu reitn dann jm
Der Alte sprach: Mein Son vernim
Das man der Welt nit recht mag thun
Der Son sprach: Vatter laß mich nun
Auffsitzen, daß wir reiten bed
Schaw ob die Welt darzu auch red
Auffsaß er vnd ritten dahin
Da kam ein Bettelman zu jhn
Thet an einr wegscheid auff sie harrn
Vnd sprach: secht an die grossen Narrn
Wölln den Esel gar ertrücken
Der Vatter sprach: In allen stücken
Thut vns die die Welt mit Hönwort schmitzen
Der Son sprach: Laß vns beid absitzen
So wölln wir den Esel tragen
Was nur die Welt darzu will sagen
Absaßen sie, den Esel trugen
Vnd mit jm übers Veld hin zugen
Daß von jn beiden ran der Schweiß
Ein Edelman kam zu der Reiß
Thet sie all beid mit worten straffen
Wann her, wann her, jr Schlauraffen
Das jr das hinter kert herfür
Der Vatter sprach: Mein Son hie spür
Das an der Welt ist gar verlorn
Da sprach der Son in grossem zorn
Den Esel wöllen wir erschlagen
Denn hat die Welt nit mehr zu klagen
Den Esel schlugen sie zu hauffen
Da kam ein Jäger zugelauffen
Der schrie: O jr grossen Phantasten
Des Esels geneusset jr am baßten
Lebend, tod ist er euch kein nütz
Zuhand der Junge ward vrdrütz
Der Welt, die jn mit spot vnd straff
So gar an allen orten traf
Sprach: Hat die Welt auff einen Tag
Vber vns bald so vil der klag
Solt wir dann all Tag darinn bleiben
Was wunders wurd sie mit vns treiben
Vnd keret mit dem Alten dar
Inn Wald, darauß er kommen war.
H. S. S.

Fliegendes Blatt mit einem Schwankgedicht von Hans Sachs.
Verkleinerte Nachbildung.

Die Sklaven.

(Schluß.)

Novelle von Ernst Eckstein.

Afra stand wie eine versteinerte Niobe auf dem sonnüberstrahlten Parkweg. Alles rings um sie her war so unheimlich still geworden. Der Wind selbst in den Zweigen der hundertjährigen Ahornbäume klang wie gedämpft. Was hier geschehen war, schien die Unmöglichkeit selbst, und doch sah sie es greifbar vor Augen: Geticus, der wahnwitzige Mörder, tot auf dem Kies, das Gesicht grausig entstellt, die Fäuste geballt, die Stirne von Blut überströmt; und dort, den matt hingesunkenen Kopf wider die Bank geschmiegt, schwer atmend, der unglückliche Menenius!

Menenius atmete noch. Und jetzt zuckte er mit der Schulter und bewegte den linken Arm und schien sich aufrichten zu wollen.

Diese Wahrnehmung brachte das junge Mädchen sofort zur Besinnung. Wie ein Wirbelwind flog sie an Lucius Menenius vorüber und schrie in den Xystus hinein, daß die Kolonnen von ihrem Angstrufe widerhallten.

Der Erste, der auf sie zukam, war Nonus Quintilius, der alte Klient. Ihm folgte Ninus, dessen Hilfe ja hier am nötigsten war, und die eben zum Ausgang gerüstete schleifengeschmückte Coronis nebst einigen Kammersklaven. Der Worte unfähig, geleitete Afra die tödlich Erschreckten nach dem Schauplatz der unheimlichen That.

„Geticus . . .“ brachte sie endlich über die Lippen. „Er überfiel ihn . . . der Bube!“

Nun kniete sie neben Lucius Menenius nieder und schluchzte, die Hände ringend: „Ach, mein geliebter Herr! Sprich nur ein Wort! Ein einziges Wort nur, das uns verrät, ob Du noch bei Bewußtsein bist!“

„Gutes Kind!“ hauchte Menenius.

Von allen Seiten strömten die Unfreien jetzt in den Park. Zu Dutzenden umstanden sie, Statuen gleich, den Verwundeten. Geticus, ihr Mitsklave, war der Mörder! „Weh uns, wir alle werden die Missethat büßen!“ Diese Empfindung prägte sich unverkennbar auf den ratlos verstörten Gesichtern aus. Hier und da indes malte sich deutlicher noch das herzinnigste Mitleid. Welch eine Laune des Schicksals! Ein so gütiger und gerechter Herr ward hier vom Lose jener Tyrannen ereilt, die ihre Sklaven wie Tiere behandelten! Er, der Beste, Edelste und Vollkommenste! Er, der treusorgende Vater auch für den Geringsten!

Manch eine drohende Faust hob sich voll Wut gegen den toten Geticus, dessen Frevel so unverständlich, so gegen alle Natur schien.

Einzelne maßen mit unsicheren Blicken den Park, als dächten sie, sich dem drohenden Unheil durch die Flucht zu entziehen. Aber wie aussichtslos war die Flucht eines Sklaven in dieser tausendfach überwachten Weltstadt, wo jeder Freigeborene ein Interesse daran besaß, daß man des Flüchtlings sofort habhaft wurde; wo es neben den zahllosen Polizeisoldaten noch Privatunternehmer gab, die aus dem Einfangen der Entflohenen ein hoch bezahltes Gewerbe machten! Und das alles kam ja so plötzlich! Die Ungeheuerlichkeit des Vorfalls wirkte so lähmend! Kurz, sie verharrten alle wie regungslos, bis auf zwei blutjunge Griechen, die sich am Leichnam des Geticus langsam vorbeischlichen, im Strauchwerk verschwanden und dann, von rasender Angst gehetzt, die Mauer des Parks überkletterten, wo sie alsbald von einigen Schergen des Stadtpräfekten, die eben des Wegs kamen und bei dem Anblick dieser verhetzten Gesichter Verdacht schöpften, angehalten, zur Rede gestellt und verhaftet wurden.

Während der Leibarzt die knieende Afra langsam hinwegschob und mit Hilfe des Heliodorus und des Proviantmeisters den Verwundeten nach dem Schlafgemach trug, hatte sich Nonus Quintilius, der Vermögensverwalter des Hausherrn, hastig entfernt. „Ich gehe den Cajus holen!“ sprach er mit dumpf bebender Stimme.

Diese Absicht jedoch beschäftigte sein erregtes Gemüt erst in zweiter Linie. Wichtigeres für die Interessen des Staates und der Gesellschaft, Bedeutsameres schwebte ihm vor. Er, als ein Freigeborener, hatte von dem Gesetz, das so bedrohlich über den Häuptern der Sklaven schwebte, nichts zu befürchten. Um so mehr lag ihm die Sühnung dieser unglaublichen Missethat und die Bestrafung derer am Herzen, die sich vielleicht mit Geticus heimlich verschworen hatten, jedenfalls aber der gröbsten Versäumnis gegen die Hauptpflicht der Unfreien schuldig waren. Diese Hauptpflicht bestand darin, das ruchlose Vorhaben ihres Mitsklaven rechtzeitig zu entdecken und die That zu vereiteln. Von der Anschauung, diese Vereitlung sei bei redlichem Wollen jederzeit möglich, ging ja die Gesetzgebung aus, wenn sie die Gesamtheit der Sklaven für das Verbrechen des Einzelnen mit so barbarischer Härte verantwortlich machte. Afra zumal schien dem Klienten durchaus nicht so unbeteiligt. Wer, beim Herkules, konnte denn wissen, ob nicht ihre Verzweiflung elende Schauspielerei war? Nonus Quintilius, ein ehrlicher aber beschränkter Mensch, hatte gegen das Mädchen ein Vorurteil. Afra, im Uebermut ihrer Jugend, war unvorsichtig genug gewesen, den wackeren Vermögensverwalter manchmal zu hänseln, besonders seitdem sie wahrgenommen, daß er ihr ab und zu einen zärtlichen Blick zuwarf. Der Klient verschmerzte das nicht. Auch für den Leibarzt hegte er keinerlei Sympathie. Als eingefleischter Latiner, der seine Ahnen bis in die Zeit des ersten punischen Krieges zurückführte, konnte sich Nonus Quintilius nicht mit dem Umstand befreunden, daß hier ein Grieche — dazu noch ein Mann aus Kleinasien — so plötzlich ins Haus geschneit kam und sich alsbald in der Gunst des Menenius den vornehmsten Rang sicherte. Auch hielt der Klient sich insgeheim überzeugt, der Leibarzt sei ein durchtriebener Ränkeschmied, der mit den Isispriestern und Mathematikern am nämlichen Seil ziehe. Die Vorgänge heute morgen im Atrium, das unverhoffte Erscheinen des Isispriesters, sein kurzes Zwiegespräch mit Menenius, die eigentümliche Art, wie sich Seleucius mit Cajus benahm — alles dies war dem Klienten Beweis für die Richtigkeit seiner Vermutung. Einem Asiaten jedoch, der gegen den eigenen Herrn intrigierte, war das Verwerflichste zuzutrauen, selbst eine Blutthat. Geticus spielte vielleicht nur die Rolle des Werkzeugs. Diese Verschwörung mit all ihren Einzelheiten mußte enthüllt werden! Und dann freie Bahn für den zermalmenden Gang des Gesetzes!

So hatte sich Nonus Quintilius denn aufgemacht, um die Soldaten der Stadtwache zu holen. Das Haus sollte umzingelt, sämtliche Sklaven in Haft genommen, der Folter unterworfen und schließlich dem schmählichen Tod überantwortet werden! So heischte es die Gerechtigkeit und die staatserhaltende Klugheit; Nonus Quintilius wollte sich nicht bis ans Lebensende den Vorwurf machen, etwas versäumt zu haben, was für die Sicherheit der Gesellschaft und ihrer Ordnung notwendig schien.

Zweihundert Schritte nur von dem Hause des Lucius Menenius befand sich ein Standplatz der Sänftenträger, die hier für wenige Silberstücke zu mieten waren. Nonus Quintilius wählte sich rasch ein leichtgezimmertes Langbett, das vier stämmige Aethiopier auf die lederbekleideten Schultern nahmen.

„Lauft! Rennt! Fliegt!“ rief er den Leuten zu. „Ich zahle Euch dreifach!“ Die krauslockigen Schwarzen sprengten dahin wie jagende Hirschhunde. Nach sechs Minuten waren sie schon am Ziel. Nonus Quintilius setzte den Polizeikommandanten des Viertels mit hastig hervorgestoßenen Worten von dem Verbrechen in Kenntnis. Die nötigen Maßnahmen wurden alsbald angeordnet. Quintilius hatte nachdrücklich betont, daß hier Gefahr im Verzug sei.

Hierauf ließ der Klient sich mit der gleichen Geschwindigkeit nach dem Vicus Adoricus tragen, wo Cajus Menenius ahnungslos bei dem Quästor Camillus zu Tisch lag. Mitten aus dem vergnüglichen Uebermute des Mahles heraus rief er den Sohn an das Schmerzenslager, vielleicht an das Sterbebett seines Vaters.

Es war ein erschütternder Augenblick, als Cajus, im faltigen Umwurf, das Haupt noch mit Rosen bekränzt, von persischer Koston-Salbe und griechischem Wein duftend, zu Nonus Quintilius ins Ostium trat und hier die furchtbare Botschaft vernahm. Kein Wort brachte er über die Lippen; Totenblässe umflorte sein marmorstarres Gesicht. Die Hand griff mit der Unsicherheit eines Gelähmten nach dem Blumengewinde und zog es langsam aus dem Gelock herab. Das war nun zu Ende für ewig! Ach, und nie, nie würde der Sohn sich verzeihen, daß er geschwelgt und gejubelt hatte, während sein Vater unter dem Dolche des Mörders dahinsank! Dies alles lag in der einen trost- und hoffnungslosen Gebärde.

„Fasse Dich, Cajus!“ stammelte Nonus Quintilius. „Noch ist ja vielleicht Rettung möglich! Sollten aber die Götter es anders beschließen, so stärke Dich im Gedanken, daß Du ihm allzeit ein guter Sohn gewesen, treu und ehrlich und eines so glorreichen Vaters würdig!“

Ninus, der Leibarzt, hatte sich unterdes, ohne des Schicksals zu denken, das ihm als einem unfreien Hausgenossen des Ueberfallenen ebenso unabweislich bevorstand wie dem geringsten der Untersklaven, eifrig um Lucius Menenius bemüht, ihm einen kühlenden Trunk bereitet und ihn mit schonendster Vorsicht dann untersucht. Die Wunde war höchst gefährlich. Ninus trug ernste Bedenken, die Waffe herauszuziehen, ehe Cajus zur Stelle war; denn die Wahrscheinlichkeit einer sofortigen inneren Verblutung lag außerordentlich nahe. Eine Zeitlang schien Lucius Menenius besinnungslos. Dann schlug er, schwer seufzend, die Augen auf und drückte dem Ninus, der sich gerade über ihn beugte, kaum bemerkbar die Hand.

„Er lebt!“ jubelte Afra.

„Dank, Ihr Getreuen!“ hauchte Menenius. „Ich lebe ... gerade noch lange genug ... um Euch ein Wort des Abschieds zu sagen ... Nochmals, ich danke Euch ... Allmächtiger Jupiter — was that ich dem Geticus, daß er ... Arme Plotina! Ach, und mein Töchterchen! Und Cajus, Cajus!“

„Gieb nicht die Hoffnung auf!“ sagte der Leibarzt mit erkünstelter Gleichmütigkeit. „Dein Sohn Cajus wird im Augenblick hier sein. Liege nur ruhig, Herr! Ganz still! Rege auch keinen Finger! Wenn uns die Götter beistehen ...“

„Nicht doch!“ seufzte Menenius. „Ich fühl' es ... der Tod. Keine Stunde mehr, Ninus ... O, dieser Knabe! Der Gottlose! Euch alle ... stürzt er ins Elend. Wenn ich nur ahnte, weshalb!“

„Herr,“ wimmerte Afra, „wenn Du es hören willst: ich, ich trage die Schuld daran.“

„Du?“

„Ja, Herr, und so sterb' ich mit Freuden.“

Kurz und in fliegender Hast erzählte sie nun, was Geticus ihr gedroht und in welcher unglaublichen Absicht er die Unthat vollführt hatte. Lucius Menenius schloß wieder die Augen. „Der Unglückselige!“ raunte er durch die Zähne. „Seine Vernunft war umnachtet ...“

Es entstand eine lange Pause. Dann beugte sich Afra dicht an das Ohr des Verwundeten und flüsterte bebend:

„Herr, gedenke des Ninus! Ich bitte ja nicht für mich, Herr! Ich war die heimliche Ursache dieser That und will gerne als Opfer bluten. Ach, wenn nur er dem furchtbaren Schicksal entgeht! Gnade, Herr, für den Mann, der Plotina gerettet hat und auch Dich retten wird, wenn ihm die Götter die Kraft verleihen! O, das grausenhafte Gesetz! Vielleicht, vielleicht wird ihn der Kaiser begnadigen, wenn Du ein Wort hier in die Tafel schreibst!“

Sie hatte dem Ninus mit zitterndem Griff die Tabellä aus dem Gewandbausch genommen und hielt sie nun flehentlich dem Verwundeten hin. Ninus aber zog die Geliebte zurück. „Nicht jetzt,“ sagte er halblaut. „Hier handelt es sich zunächst um das Wohl des Menenius, nicht um das meine!“

„Es wäre auch fruchtlos,“ stöhnte Menenius. „Kein Cäsar begnadigt, wo ein Sklave die Hand wider den Herrn erhob. Weh' mir, daß ich so in Verzweiflung dahinfahre ... und verflucht bin ... sterbend ... ich ... ich ...“

Da erscholl vom Atrium her Waffengerassel. Die Stadtsoldaten!

Afra warf sich mit einem ächzenden Aufschrei in die Arme des Ninus und legte den Kopf schauernd an seine Brust.

„Armes Kind!“ flüsterte Ninus und strich ihr liebevoll über das quellende Blondhaar. „Wie Du erzitterst! Freilich, Du bist noch so jung! Aber was grämst Du Dich? Deine Seele ist rein, Dein Gemüt ohne Makel; Du hast vom Totenrichter nichts zu befürchten. Stirb mutvoll, teure Afra! Daß wir auf Erden Hand in Hand gingen, hat nicht sein sollen. Weine Du nicht! Jenseit des Todes giebt es ein Land der Freiheit, wo wir uns wiedersehen!“

Er küßte sie heiß auf die zuckenden Lippen.

In diesem Augenblick fuhr Lucius Menenius, der Wunde uneingedenk, heftig auf. Erschreckt schob ihm der Leibarzt den Arm unter den Rücken, um ihn sanft wieder zurück zu betten.

„Nein!“ rief Menenius mit einer Stimme, die kräftiger klang als bisher. „Ich rette Euch ... Euch und die andern. Horch ... sie kommen Euch abzuführen ... Reich' mir die Hand, Ninus! Afra, bete zu den Unsterblichen, daß sie mir noch so viel Atem gönnen, bis ich gesprochen habe.“

Das Mädchen sank in die Knie. Schluchzend stammelte sie zusammenhangslose Worte, den wirren Ausdruck ihrer unsäglichen Angst.

Gelles Jammergeheul tobte jetzt grausenerregend durch alle Räume des Hauses. Die Sklaven und die Sklavinnen, wo man sie fand, wurden von den Soldaten der Stadtkohorte gefesselt und in der Mitte des Atriums wie eine Tierherde zusammengetrieben.

„Ruft mir den Anführer!“ sagte Menenius. Sein bleiches Gesicht hatte sich machtvoll belebt. Es war wie das letzte Aufflackern eines Holzstoßes, eh' er in Asche sinkt.

Afra sprang auf. An der Schwelle jedoch prallte sie wider den blutlosen Cajus, der mit verglastem Blicke hereintrat und einer Bildsäule gleich am Fußende des Lagers stehen blieb. Hinter dem Jüngling erschien ein Centurio mit zwei Bewaffneten. Ehrfürchtig kam der Stadtoffizier näher.

„Hochedler Menenius,“ sprach er mit sorglich gedämpfter Stimme und neigte sein Haupt, „ich komme im Namen des Kaisers und des Gesetzes! Bist Du imstande, auf einige Fragen Auskunft zu geben?“

„Ja,“ versetzte Menenius, „und zwar eine Auskunft, die jede Erörterung unnötig macht. Du hast Dich umsonst bemüht, wackerer Centurio! Wer hat Euch hergerufen?“

„Dein Klient Nonus Quintilius.“

„Ich danke ihm für den rühmlichen Eifer, aber der Mann irrt. Ein Verbrechen, wie es Quintilius vermutet, liegt keineswegs vor, sondern ein Unglück, ein Zufall, ein Mißverständnis. Cajus, mein Sohn, tritt heran! Höre mich — und sorge dafür, daß hier kein Unrecht geschieht! Der Irrwahn des Nonus Quintilius würde mein Andenken schmählich entweiht und mir die Ruhe im Grabe geraubt haben! Centurio der Stadtwache! Wie Du siehst, hab' ich nicht lange mehr bis zu dem Augenblick, der mich von dannen ruft. Um so weniger wirst Du bezweifeln, daß ich die Wahrheit rede. Hör' und bewahre das Wort eines Sterbenden! Ich schwöre hier bei dem allwissenden Jupiter, dem ich zeitlebens in Treue gedient habe: der Dolchstoß des verblendeten Geticus galt nicht mir, sondern dem Leibarzt!“

Lautlose Stille folgte auf diese Eröffnung. Afra, die Hände gefaltet, regte unmerklich die Lippen. Unter den thränenumflorten Wimpern hervor richtete Ninus einen nur für Menenius erkennbaren Blick unendlicher hingebungsvollster Dankbarkeit auf das Angesicht seines Retters.

„Ja,“ fuhr Lucius Menenius fort und raffte noch einmal die sinkende Kraft zusammen, „wahrlich, so ist's! Ninus und Afra lieben sich ... Geticus war tollwütig aus verzehrender Eifersucht ... er wollte dem Ninus ein Leids thun. ... Hörst Du, Centurio? Dem Leibarzt Ninus! Das Gesetz also greift hier nicht Platz! Nimm nur den Schuldlosen schleunigst die Fesseln ab! Unter den Leuten des Lucius Menenius findet sich kein Verräter! Cajus, mein Sohn ... in Deine Obhut befehle ich Deine Mutter und Deine Schwester ... und all die Genossen des Hauses! Schirme und schütze sie! Euch aber, Dir, Ninus, und Dir, meine Afra, schenk' ich die Freiheit ... und mein albanisches Landgut. Cajus, Du wirst diesen letzten Willen des sterbenden Vaters ... ehrlich vollstrecken! Das gelobe mir in die Hand!“

„Ich gelob' es Dir!“ schluchzte Cajus verzweiflungsvoll.

„Weine nicht, Cajus! Sieh', wer weiß, wozu das alles Dir gut ist. ... Wenn Dich der vorzeitige Tod Deines Vaters zum Manne schmiedet, dann ... hat das Wort vielleicht doch einen Sinn ... das Wort ... von dem ‚Besten‘. ... Sei ein getreuer Sohn ... ein milder gerechter Herr gegen die Deinen ... und ein tüchtiger Staatsbürger ...“

„Vater, Vater, mein letzter Blutstropfen soll in Zukunft der Pflicht gehören ...“

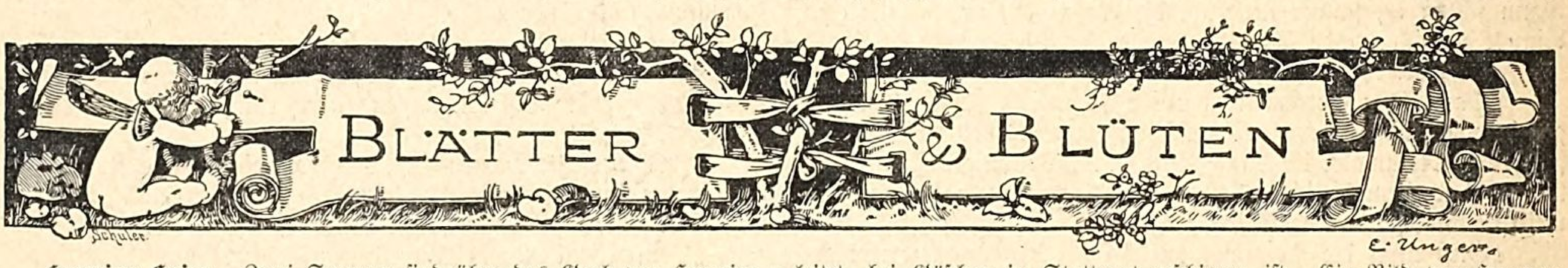
Das Antlitz des Jünglings flammte bei allem Schmerz heilig und wie in wundersamer Verklärung auf. Es hatte sich auf dem Grund dieser tief erschütterten Seele eine Wandlung vollzogen für immer; sie war erstarkt in dem männlich festen Entschluß, dem Vorbild nachzueifern, das so herrlich und rein vor ihr her geleuchtet und das jetzt erlöschen sollte für immer.

„Geh', Centurio, und laß die Gefangenen los!“ flüsterte Lucius Menenius. „Schnell, damit sie noch aufatmen, ehe ich dahinscheide ...“

Der Centurio wollte noch an den Sterbenden eine Frage richten. Lucius Menenius aber winkte ihm ab. Er war zu hinfällig, um weitere Auskunft zu geben. Die Hauptsache stand ja nun über jeden Zweifel erhaben: auf das Einzelne kam es nicht an. Der Polizeioffizier entfernte sich schweigend. Als dann fünfzehn Minuten später Lucius Menenius mit einem klagenden Seufzer hinsank und seinen Atem verhauchte, trug keiner von seinen Sklaven mehr Fesseln, sondern mit freien Händen und mit freien Gemütern vereinigten sich alle im frommen Gebet für den Abgeschiedenen.

Cajus aber vollzog den letzten Willen des teuern Vaters mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit und erfüllte auch sonst die Hoffnungen, die Lucius Menenius auf eine gedeihliche Zukunft gesetzt hatte. Er kehrte seinem bisherigen Treiben den Rücken, vermählte sich noch im folgenden Jahr mit der jüngeren Paulina und ward ein mustergültiger Hausvater, Beamter und Patriot. Im Senate griff Cajus die Traditionen des verewigten Lucius auf und machte sich so zum Haupturheber jener Gesetze, die dem Uebermut der „Chaldäer und Mathematiker“ Einhalt geboten.

Ninus und Afra verblieben nach wie vor im Verband der Menenischen Häuslichkeit — ein glückliches und Glück verbreitendes Paar. Ninus aber konnte es nicht übers Herz gewinnen, dem edlen Cajus, der ihn, wie einst der Vater, mit Güte und Wohlwollen überhäufte, den wahren Sachverhalt zu verschweigen. Cajus, aufs tiefste erschüttert, staunte, wie klar und wie sicher dem unvergleichlichen Manne in jenem entsetzlichen Augenblick das Herz eine Lösung zeigte, die dem Verstand und dem klügelnden Scharfsinn vielleicht entschlüpft wäre. Die Wahrheit, die Lucius Menenius unter Anrufung der unsterblichen Götter beteuert hatte, war nicht die kleine alltägliche Wahrheit gewesen, die mit den Steinen des Abacus rechnet, sondern die Wahrheit im höheren ewigen Sinne, die vielleicht mit den Ergebnissen eines gewöhnlichen Zahlenexempels in Widerspruch steht, aber eins ist mit dem allwaltenden Willen der Vorsehung.



Hermine Spies. Zwei Sommer sind über das Grab von Hermine Spies hingezogen, über das Grab, das einem Schicksal von wunderbarer Glücksfülle und Schönheit jäh und erschütternd ein Ziel setzte. Ein Jahrzehnt lang hatte Hermine mit ihrer Lieder Zaubermacht die Herzen von Hunderttausenden entzückt, hatte Licht und Sonnenschein um sich verbreitet und Licht und Sonnenschein genossen — und dann, als sie in der Ehe mit dem Amtsrichter Hardtmuth in Wiesbaden die reine volle Befriedigung gefunden, als das letzte, beseligendste Glück des Weibes vor ihr aufstieg, das Mutterglück, da hat sie Abschied nehmen müssen von der Erde, die ihr so schön gewesen.

Der Ruhm einer Sängerin, wie schnell pflegt er zu verhallen! Aber Hermine Spies ist ein besseres Los zu teil geworden. Sie war eben nicht bloß eine große Sängerin, sie war auch so reich an Gaben des Geistes und Gemütes, so gewinnend in ihrem Wesen, daß sie überall, wo sie auf ihren Künstlerfahrten hinkam, nicht nur Bewunderer, sondern auch Freunde hinterließ, treu ergebene Freunde. Die hervorragendsten Geister, Kunstgenossen und Kunstliebhaber, Dichter, Gelehrte, Männer und Frauen aus allen Kreisen, zollten ihr begeisterte Huldigung, und tausendfältig ward es öffentlich und im vertraulichen Gespräche bestätigt, daß neben der vollendeten Kunst ihres Gesanges es noch etwas sei, was ihr Macht gebe über die Gemüter und zu ihr hinziehe mit unwiderstehlicher Gewalt. Schon als Hermine noch ein sechzehnjähriges Mädchen war, hat das Emil Rittershaus, der sie bei einem Ausflug an den Rhein hatte singen hören — und zwar noch vor ihrer eigentlichen künstlerischen Ausbildung durch Ferd. Sieber und Julius Stockhausen — in einem schönen Widmungsgedichte ausgesprochen:

„Nicht nur der Wohllaut Deiner Kehle
War's, der zu meinem Herzen sprach,
Es war das Feuer Deiner Seele,
Das Bahn sich hier in Tönen brach.“

Und als sie auf der Höhe ihrer Kunst stand, schrieb der „gefürchtete“ Hanslick in Wien, nachdem er sie zum erstenmal gehört: „Die künstlerische Bildung dieser Stimme ist vollkommen und ihre Beseelung durch die Mächte Geist und Gemüt macht sie unwiderstehlich.“ Und als Klaus Groth, der Dichter des „Quickborn“, sie die Rhapsodie von Brahms hatte singen hören, jene Komposition eines Textes aus Goethes „Harzreise“ mit der schönen Stelle: „Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton seinem Ohre vernehmbar, o, so erquicke sein Herz!“ — da verglich er sie mit jenen Engeln, die einst „in olen Tiden“ vom Himmel herabstiegen, den Menschen den Frieden zu bringen, da nannte er auch die Sängerin einen Himmelsboten:

„De hett op eren Psalter
Vör jede Ohr den Lut,
De löſt int Hart de Thran'n,
De makt dat Elend gut.“

Wie viele wird es freuen, das Lebensbild Herminens in ausführlicher Darstellung zum dauernden Gedächtnis zu besitzen und in der Betrachtung ihrer herrlichen Künstlerlaufbahn sich die Genüsse noch einmal zu vergegenwärtigen, die sie gespendet hat! Dieser Gedanke, der so nahe liegt, hat die Schwester Herminens, ihre treue Begleiterin auf ihren Weltfahrten, veranlaßt, aus eigenen Erinnerungen, aus Briefen, Tagebuchblättern ꝛc. der Heimgegangenen ein schlichtes biographisches Denkmal aufzurichten, das jetzt unter dem Titel „Hermine Spies. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde“, von Heinrich Bulthaupt mit warmen Worten eingeleitet, bei Göschen in Stuttgart erschienen ist. Ein Bild von Hermine ist ihm beigegeben aus derselben Zeit, aus der auch dasjenige stammt, welches die „Gartenlaube“ im Jahrgang 1887 (Nr. 13) ihren Lesern mit einer kurzen Würdigung dieser gottbegnadeten Künstlerin vorgelegt hat.

Eine hochherzige Stiftung. Frau Elise Wentzel, geborene Heckmann, hat der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin die namhafte Summe von anderthalb Millionen Mark überantwortet mit der Bestimmung, daß mit dem Erträgnis vor allem umfassende wissenschaftliche Unternehmungen, die einen größeren Aufwand verlangen, gefördert werden sollen. Seit Werner Siemens durch seine Freigebigkeit die Gründung der „Physikalisch-technischen Reichsanstalt“ ermöglichte, ist der deutschen Wissenschaft eine solch großartige Zuwendung von privater Seite nicht gemacht worden; und wenn Siemens noch die Förderung gerade seiner Wissenschaft im Auge hatte, so gilt die neue Stiftung ganz allgemein und ohne Beschränkung der Wissenschaft als solcher. Darin liegt ein großer Zug und ein schönes Vertrauen, daß die Mitglieder der Berliner Akademie das Rechte und Sinngemäße jederzeit schon finden werden. Und es ist zu hoffen, daß es sich finden werden, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft und des Fortschritts unserer Kultur.

Frau Elise Wentzel hat mit dieser Stiftung eine Absicht verwirklicht, die schon ihr Gatte Hermann Wentzel gehegt und die nur infolge des raschen Ablebens dieses trefflichen Mannes (1889) unausgeführt geblieben war. Auch der Vater der Frau Elise, der 1878 im hohen Alter von 92 Jahren verstorbene Fabrikbesitzer Karl Julius Heckmann, gehört mit zu den geistigen Urhebern der Stiftung. Beide Männer haben klein angefangen, Heckmann als Kupferschmiedemeister, Wentzel als Maurer. Aber Fleiß und höheres Streben brachten sie vorwärts und Wentzel hat als Schüler Stülers einen hochgeachteten Namen unter den Berliner Architekten erworben. So hinterließen Vater und Gatte der Frau Elise Wentzel die reichen Mittel, mit denen sie jetzt die Berliner Akademie und damit die deutsche Wissenschaft beschenkt hat. Die „Elise Wentzel, geborene Heckmann-Stiftung“ wird zu allen Zeiten ein Ruhmesblatt in der Geschichte unseres Bürgertums bleiben, ein leuchtendes Beispiel selbstloser schlichter Hingabe an ein großes ideales Ziel.

Elisabeth Louise Lebrun. (Zu unserer Kunstbeilage.) Die Künstlerin, deren Selbstbildnis wir in unserer heutigen Kunstbeilage vorführen, ist den Lesern der „Gartenlaube“ schon bekannt durch jenes anmutige Bild „Die Dame mit dem Muff“, das wir als 13. Kunstbeilage im Jahrgang 1891 veröffentlicht haben. Wenn dort von ihr gesagt wurde, daß sie nicht bloß ein außerordentliches, frühreifes, durch glänzende äußere Verhältnisse begünstigtes Talent, sondern auch eine schöne liebenswürdige Frau gewesen sei, so finden wir diese letztere Angabe vollauf bestätigt durch das Selbstbildnis, aus dem uns ein Antlitz von entzückender Lieblichkeit entgegenschaut. Kein Wunder, daß überall, wo auch ihr vielbewegtes Leben sie hinführte, die Herzen ihr zuflogen und Ehren und Auszeichnungen ihr reichlich gezollt wurden. Elisabeth Louise Lebrun ist 1842 im hohen Alter von 87 Jahren zu Paris gestorben. Das Selbstbildnis, das unsere Kunstbeilage wiedergiebt, befindet sich heute in der Galerie der Uffizien zu Florenz.

Kleiner Briefkasten.

P. Fr. in Camburg. Die Erforschung der Ortsnamen und ihre Deutung ist ein sehr lebhaft angebautes Gebiet der Altertumskunde. Für Ihre engere Heimat finden Sie genaue Auskunft in dem Buche von Hofrat Dr. G. Jacob „Die Ortsnamen des Herzogtums Meiningen“ (Hildburghausen, Kesselringsche Hofbuchhandlung).

„Offizier.“ Wenden Sie sich an das preußische Kriegsministerium.

Hierzu Kunstbeilage XII: Selbstbildnis der Malerin Lebrun.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 44. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

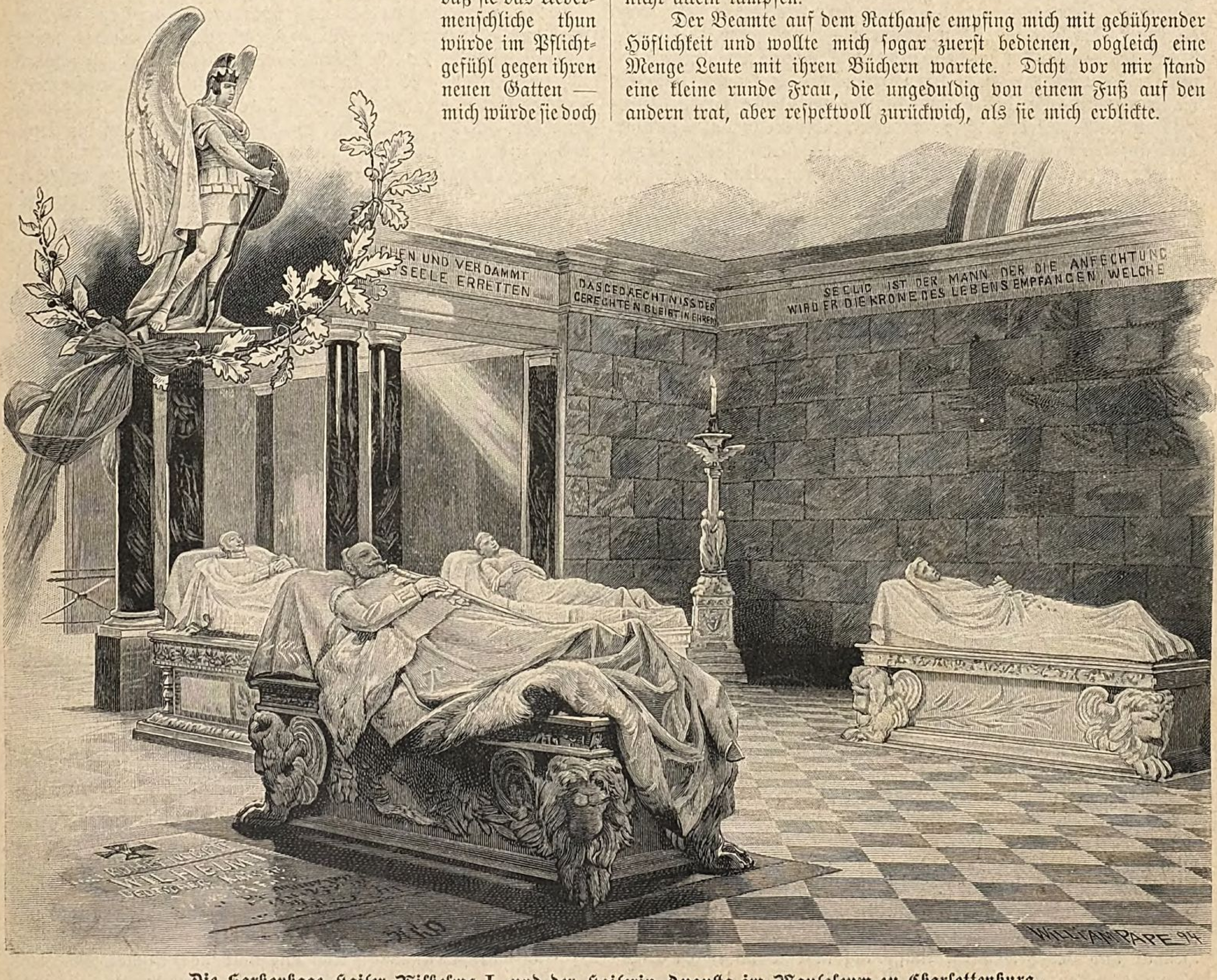
Um fremde Schuld.

(8. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Sobald es dämmerig wurde, holte ich das Geld für die Base. Ich war im ganzen doch beruhigter, ich hatte felsenfestes Vertrauen zu der Macht der Komtesse, und wenn ich auch in Bezug auf Mama etwas unsicher geworden war, wenn ich mir auch sagen mußte, daß sie das Uebermenschliche thun würde im Pflichtgefühl gegen ihren neuen Gatten — mich würde sie doch nicht wider meine Neigung in eine Ehe zwingen, diesen Glauben hatte mir die Komtesse erweckt. Sie war ja doch meine Mutter, ich ihr einziges Kind, ihr Alles, wie sie mich so tausendmal genannt hatte. Und standen mir Kämpfe bevor, nun, so würde ich nicht allein kämpfen.

Der Beamte auf dem Rathause empfing mich mit gebührender Höflichkeit und wollte mich sogar zuerst bedienen, obgleich eine Menge Leute mit ihren Büchern wartete. Dicht vor mir stand eine kleine runde Frau, die ungeduldig von einem Fuß auf den andern trat, aber respektvoll zurückwich, als sie mich erblickte.



Die Sarkophage Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta im Mausoleum zu Charlottenburg.

Nach einer Originalzeichnung von W. Pape.

„Bitte sehr," sagte ich zu dem Beamten, „immer der Reihe nach, ich habe Zeit."

Ich kannte die kleine Frau, die nun mit mir zurücktrat und ebenfalls noch warten mußte; es war die Totengräbersfrau von St. Marien. „Guten Tag, gnä' Fräulein," sagte sie zutraulich, „waren schon früh heute morgen bei uns."

„Jawohl, Frau Sietmann," entgegnete ich, und auf einmal kam wieder der Gedanke an den Fremden gewaltig über mich, und selbst den Schein der Neugierde auf mich nehmend, die ich doch schrecklich gewöhnlich finde, fuhr ich fort: „Da war heute noch jemand auf dem Friedhof, Frau Sietmann, so ein großer fremder junger Mann; kennen Sie ihn vielleicht? Er stand an Frau Wollmeyers Grab."

Das runde Gesicht vor mir verzog sich zu einem Lächeln, einem schmunzelnden breiten Lächeln, das mir die Frau völlig fremd und unheimlich erscheinen ließ; ich hatte sie in ihrem Beruf als Totengräbersgattin und Leichenfrau zumeist nur mit dem entsprechend wehleidigen Gesichtsausdruck gesehen.

„Worüber lachen Sie denn um Gotteswillen?" fragte ich.

„Ach, seien Sie nicht böse, gnä' Fräulein, 's ist nur, weil mich der fremde Herr heut früh genau so ausgefragt hat. Ich stand da vor unserem Häuschen und putzte die Fenster, man will's doch ein bissel ordentlich haben — übermorgen wird der Herr Major von Tollen begraben und werden massenhaft vornehme Herrschaften folgen — da kommt der Fremde den Mittelweg herauf, geht aber bei mir vorüber. Na, denk' ich, Guten Tag kann einer auch wohl sagen, er muß doch wissen, daß ich hierher gehöre — da kehrt er auf einmal um und kommt direktement auf mich los. ‚Sagen Sie mal, liebe Frau,' fragt er, ‚wer war denn die Dame dort unten auf dem Kirchhof?' ‚Ja, weiß ich's?' hab' ich geantwortet, ‚hier kommen viel Damens her; wie hat sie denn ausgesehen?' Da sagt er: ‚Klein, brunett' — was ja wohl schwarz heißen soll — ‚Augen hat sie so groß, wie man sie selten sieht, und unterm Pelzmützchen haben ihr allenthalben die krausen Löckchen hervorgeguckt.' ‚Ja, das könnt' Fräulein von Tollen gewesen sein, was die Käthe ist,' hab' ich geantwortet, ‚aber die kommt doch heut nicht auf den Kirchhof, das arme Ding; die fürcht' sich höchstens, weil sie ihren Papa übermorgen hinaustragen. Und da hab' ich an Sie gedacht. ‚Nee, warten Sie man, mein Herr, das wird Sternbergs Anneliese gewesen sein!' Und nun ist das so, Sie sagen's ja eben selbst, gnä' Fräulein, daß Sie es waren. ‚Sternbergs Anneliese?' hat er mir nachgesprochen, als besänne er sich auf etwas. Da sagte ich, nun ja, sie hat das Grab vom Papa besucht, kommt in Wind und Wetter und schaut nach ihres Vaters Ruhestätte, und was ihre Mutter ist, die hat sich ja den Wollmeyer genommen in zweiter Ehe.' Da hat er eine Tasche herausgezogen und hat mir einen Fünfzigmarkschein gegeben, fünfzig Mark, gnä' Fräulein. ‚So!' hat er gesagt, ‚da besorgen Sie 'mal das Grab recht schön, liebe Frau, und ich danke für freundliche Auskunft.' Und dann ist er gegangen. ‚Welches Grab?' hab' ich hinterher geschrieen, aber er hat sich nicht umgedreht und nicht geantwortet. Und nun will ich man eben das Geld auf die Sparkasse tragen, denn so was kommt doch nicht alle Tage. Ich brauch' mir ja kein Gewissen daraus zu machen, wenn ich's nehme, ich sorg' für alle Gräber, für Arme und Reiche, und der ganze Friedhof sieht aus wie ein Lustgarten, gnä' Fräulein, das muß jeder sagen."

„Bitte!" rief jetzt der Beamte, und Frau Sietmann stürzte mit ihrem Sparkassenbuch vor.

Nein, zu den Schauspielern gehörte der nicht. Fünfzig Mark! Ein Westenberger Schauspieler und fünfzig Mark verschenken! Und ich lächelte plötzlich so vergnügt wie die Totengräbersfrau vorhin. Robert Nordmann! klang's in meiner Seele wie Finkenschlag im Frühling, Robert Nordmann, der Base ihr Robert! Wenn er es wäre, welche Freude für die alte Frau!

Lange hielt freilich diese Stimmung nicht vor, und als ich in der Dämmerung nach Hause kam, schalt ich mich selbst aus. Wie konnte man so albern sein! Die drückende Gegenwart überfiel mich wieder mit aller Macht. Mamas Hilfe erschien mir zweifelhaft und das „Ausreißen" unmöglich, als ich in den sinkenden Abend hinaussah. Die Angst vor einer unbekannten Fremde, wie sie jeder verspürt, der zum erstenmal hinaus soll aus der alten Heimat und der gewohnten Umgebung in eine ungewisse trübe Zukunft, packte mich mit eisernen Klammern. Wie wird's werden, was soll ich thun, um mich zu retten vor dem verhaßten Menschen?

Da sah ich über dem leuchtenden Schnee des Hofes eine lange Gestalt daherwandern und erkannte das Ungetüm von Kapuze und den Muff, daraus man ein halbes Dutzend der jetzigen Mode herstellen könnte, und mein Herz stand still vor Schreck. Die Komtesse, der mein Geschick keine Ruhe ließ, kam, um Wollmeyer ihre Meinung zu sagen, bevor sie sich bei Superintendents trafen! Am liebsten wär' ich davongelaufen und hätte mich versteckt. Welche Scene würde nun folgen, schon deshalb, weil ich der alten Dame mein Vertrauen geschenkt hatte! Ich ging mit gerungenen Händen im Zimmer umher, während sie nun oben saß und ihre Auseinandersetzungen begann.

Mir war zu Mute, als hätte ich ein Verbrechen begangen; ich wußte nicht, ob die Zeit stille gestanden oder ob Stunden vergangen waren, als jetzt draußen eine Thür aufgerissen wurde und ein rascher heftiger Männerschritt sich meiner Stube näherte. Ich hatte noch kein Licht, aber ich erkannte die starke Figur meines Stiefvaters, der jetzt hinter sich die Thür schloß.

„Wo sind Sie?" fragte er kurz.

Ich erhob mich aus dem Lehnstuhl am Ofen. „Hier!" sagte ich, aber der Ton wollte kaum aus der Kehle.

„Gehen Sie zu Ihrer Mutter hinauf, sie will Sie sprechen."

„Weiß Mama —?" stieß ich hervor.

„Wenn Sie so taktlos sind, ihr die Komtesse zu schicken als Fürbitterin, wird sie es wohl wissen "

„Ich habe die Komtesse nicht geschickt — ich habe ihr nur, weil ich mich mit jemand aussprechen mußte — weil —"

„Diese Entschuldigung nützt nichts mehr! Meine arme Frau ist furchtbar aufgeregt, und ich erwarte von Ihnen, daß Sie das Mögliche thun, damit sie ruhiger wird. Kommen Sie und — bitte — vor allem keinen Widerspruch!"

Ich ging vor ihm her nach oben, mit zitternden Gliedern. Was würde Mama thun? Würde ihr Mutterherz sprechen, würde sie mich retten? Ach, sie konnte ja nicht wollen, daß ich unglücklich werden solle, sie konnte nicht! „Sie ist im Schlafzimmer," sagte er hinter mir; und ich schritt über den Gang und klopfte an die Thür. Als keine Antwort erfolgte, drückte ich auf die Klinke und trat ein; er folgte mir unmittelbar.

Mein Lebtag werde ich den Anblick Mamas nicht vergessen. Das Zimmer war erhellt, von der Decke hing die angezündete Ampel und auf dem Toilettetisch brannten die Kerzen der dreiarmigen Leuchter. Mama war offenbar beim Ankleiden gestört worden. Sie ging auf und ab; die marineblaue seidene Robe, über die sie einen Frisiermantel gebunden hatte, rauschte und knisterte bei jeder Bewegung. Ihr Haar fiel halb gelöst über den weißen gestickten Batistmantel, und an den Schläfen krauste es sich so eigentümlich, als habe sie in bitterer Verzweiflung mit beiden Händen darin gewühlt. Das Gesicht war furchtbar verändert, aschfahl, die Augen eingesunken und wie abwesend blickend; von der Nase zum Mund eine unheimlich scharfe Linie. Sie schien mich gar nicht zu sehen in ihrem Umherwandern.

„Helene, hier ist Anneliese!" rief mein Stiefvater laut.

„Mama!" sagte ich und trat vor sie hin, „Mama, um Gotteswillen —"

Sie sah an mir vorüber und die Hände zuckten nach den Schläfen. „Ja, ja, ich gebe es zu!" rief sie, „es ist gut, Du kannst gehen!"

„Aber Mama!" jammerte ich, die gefalteten Hände ihr entgegenstreckend.

„Helene, sprich vernünftig, nimm Dich zusammen!" Er zwang sie in einen Sessel. „Du findest es ganz vernünftig und den Verhältnissen angepaßt, wenn Anneliese die Hand von Otto von Brankwitz annimmt?"

Sie zitterte am ganzen Körper und blickte vor sich hin.

„Helene, rege Dich nicht auf — mache der Sache ein Ende, sprich!" forderte er streng.

Da nickte sie heftig, automatenhaft mit dem Kopfe: „Ja — ja — ja!" Das letzte war wie ein Schrei.

„Meine liebe Mama!" schrie ich auf. „Nein, Mama, Du kannst nicht, Du willst es nicht!" und ich stürzte hin zu ihr und lag vor ihr auf den Knien und packte eine Falte ihres Kleides und forschte mit Todesangst in ihrem Gesicht.

Da drängte sie mich zurück und nickte noch einmal, ohne mich anzuschauen. „Ja, es ist recht, es ist das einzige, was — es ist eine sehr passende Partie, es ist — Du wirst es einsehen lernen —"

Ich sprang empor. Eines Wortes war ich nicht mächtig, stumm wandte ich mich der Thür zu. Hätte ich geahnt, wie es in ihrer Seele aussah, welch furchtbare Marter sie litt, vielleicht wäre ich nicht so gegangen, so voll leidenschaftlichen Trotzes, so namenlos unglücklich, so fest davon überzeugt, daß meine Mutter mich nicht mehr liebe.

„Anneliese!" Mein Stiefvater kam mir nach. „Treten Sie hier ein!" Er schob mich am Arm in sein Schreibzimmer. „Sie sehen," begann er, „wie die Nachricht, daß Sie eine so vorteilhafte Partie aufgeben könnten, Ihre Mutter erschüttert hat. Sie sank wie leblos zusammen, als die Komtesse ihr unter den heftigsten Vorwürfen entgegentrat. Ich hoffe, alle Ihre nichtssagenden nackten Ausflüchte sind nunmehr beiseite gelegt."

Ich antwortete keine Silbe, ich stand vor ihm, aber sah nach irgend einem Bilde an der Wand. Was sollte ich auch antworten? „Wir werden die Sache also sofort — —" Er schritt zur Klingel. Da war ich mit einem Sprunge neben ihm und riß seine Hand zurück. „Ich habe Zeit bis morgen mittag, erinnern Sie sich!"

„Lächerlich!" entfuhr es ihm. Nach einem Blick in mein Gesicht aber sagte er: „Meinetwegen, wenn Sie so kleinlich denken, und, bitte, die äußerste Rücksicht meiner Frau gegenüber! Sie sind kein Kind mehr, und ich kann Ihnen deshalb die Mitteilung machen, daß Sie Aussicht haben, nicht der einzige Verzug Ihrer Mutter zu bleiben; Sie werden ihre Liebe dereinst mit einem Geschwister teilen müssen, also, ich muß dringend um Schonung ihres mir jetzt doppelt teuren Lebens bitten."

Ich preßte die Hände gegen das Gesicht vor Schreck und Scham und ging der Thür zu. „Also morgen mittag!" rief er mir nach.

Wie ich hinuntergekommen bin, wie ich die nächsten Stunden zugebracht habe, dessen erinnere ich mich nicht mehr genau, aber das weiß ich, daß sie schwerer waren als alle die schweren, die ich durchlebt habe, daß sie aus dem Kinde mit einem Schlage das schwergeprüfte willensstarke Weib machten.

Droben war es jetzt ganz still. Es mochte neun Uhr sein, als ich endlich den Kopf hob und mit brennenden Augen in die Dunkelheit starrte wie eine Verzweifelte. Welche Macht hatte die Gemeinschaft der Ehe, wenn sie selbst die Mutterliebe auszulöschen vermochte! Und in diese Knechtschaft wollten sie mich stoßen, ich sollte im ewigen Kampf mit einem seichten gesinnungslosen Menschen mein Leben verbringen! Ein ewiges vergebliches Kämpfen, bis die Lebenskraft gebrochen sein würde, denn ich war nicht so fügsam, so leicht zu beeinflussen wie Mama; ich war ja, wie die Komtesse sagte, aus Trotz, Widerspruch und Leidenschaft zusammengesetzt.

Ausreißen! klang's in mir. Was blieb noch anderes?

Ich hatte, am Fenster stehend, den Friedrich fortlaufen, den Sanitätsrat kommen und wieder gehen hören; dann war schließlich der Wagen doch noch vorgefahren, vielleicht um Herrn Wollmeyer zu Superintendents, Frau Sellmann ins Theater zu bringen. Mama lag sicher ruhig zu Bette; sie hatte ihr Schlafmittel genommen — sie nahm so entsetzlich oft Chloral jetzt — um mich würde sich vor morgen mittag niemand kümmern. Dann aber kam man, mich aufzufordern, ich sollte mich „nett" anziehen, und dann würde die Komödie in Scene gesetzt werden, und der — der — —

Ich schloß die Augen und stellte mir vor, daß diese wachsbleiche Männerhand mit den dünnen Fingern und den übertrieben langen Nägeln nach der meinen greifen, daß ich nicht das Recht haben würde, sie zornig zurückzuweisen, daß er neben mir gehen, daß er „Anneliese!" flüstern würde, daß er mich mit diesen verletzenden Blicken ansehen dürfte, so viel er wollte . . .

Ich trat vom Fenster zurück, suchte nach meiner Briefmappe und nach Streichhölzern mit zitternden Fingern und angstvollem Herzklopfen. Ich wollte an Mama schreiben, einen Abschiedsbrief. Mama konnte mich entbehren, sie würde ja ein anderes Kind in ihren Armen halten, ein junges zartes Leben; sie würde es so in den Armen tragen, wie sie mich einst trug auf der kleinen Photographie, die immer Papas Schreibtisch zierte, die er sein Madonnenbild nannte — auf der ich kaum zu erkennen war vor Spitzen und Schleifen und auf der Mama so entzückend aussah, wie sie sich herunterbog zu mir und lächelte. Und da erfaßte mich ein wahnsinniger, ein eifersüchtiger Zorn; ich nahm das Bild und schleuderte es auf die Erde, und dann suchte ich die Glasscherben wieder zusammen und tastete nach der Photographie, die unter die Kommode gefallen war, und als ich sie endlich gefunden hatte, da drückte ich sie an mein Gesicht und begann leidenschaftlich zu schluchzen.

Dieser Ausbruch brachte mich zur Besinnung. Ich wollte ja fort und ruhig, besonnen sein, das war jetzt das Nötigste. Ich zündete Licht an und schrieb an die Komtesse, denn ich hatte mir überlegt, daß ein Brief von mir möglicherweise nicht in Mamas Hände gelangen könnte. Die Komtesse setzte ich von meinem Vorhaben in Kenntnis:

„Ich gehe zur Base, sie wird mich vorläufig aufnehmen, liebe Tante Komtesse; ich weiß nichts anderes im Augenblick und habe keine Zeit mehr, zu überlegen. Sag' Du's Mama und sag' ihr auch, wenn sie mich zwingen wollen, Herrn von Brankwitz zu heiraten, dann laufe ich auch von der Base fort, aber so, daß mich niemand findet. Ich werde, mit Hilfe der Base, mir sobald als möglich ein Unterkommen suchen, wo ich Wollmeyer nicht mehr zur Last falle. Liebe Tante, ich thue, was Du mir geraten hast, ich sehe keinen andern Ausweg. Um eins bitte ich Dich flehentlich, gieb mir Nachricht, wie Mama meine Entfernung aufgenommen hat und ob sie gesund ist. — Versteh' mich nicht falsch und behalte lieb Deine Anneliese!"

Dieses Schreiben verschloß ich, versah den Umschlag mit einer Briefmarke und beschloß, es auf dem Bahnhof in den Postkasten zu werfen, dann erhielt die Komtesse es morgen früh. Und ruhig stand ich auf und begann, nach meinem Schultäschchen zu suchen, denn etwas anderes, um ein paar nötige Gegenstände einzupacken, hatte ich nicht. Was ich mitnahm, war ein bißchen Wäsche, die Photographie Papas, ein Neues Testament, in dem von Papas Hand eingeschrieben stand: „Herr, Deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und Deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen." Nie hatte ich den Trost, den solche Worte geben können, deutlicher empfunden.

Ich wußte, um zehneinhalb Uhr ging ein Zug nach Magdeburg zu; in Magdeburg würde ich den Anschluß nach Thüringen erfahren und morgen früh konnte ich bei der Base sein. Eine andere Zuflucht gab es vorläufig thatsächlich nicht, und ich hatte auch das Gefühl, als wäre sie die Einzige, die mich schützen könnte.

Nur dies Morgen nicht hier erleben! Das war's, was zunächst geschehen mußte; dann weiter auf eigenen Füßen. Tausendmal lieber das knappste Brot, als —

Ich zog mein Jackett an, nahm Pelzmütze und Muff, hing die Tasche über den Arm und verließ das Haus. Dem unbändigen Gelächter nach, das aus der Dienerstube erscholl, hatte ich nicht zu befürchten, jemand im Hofe zu treffen. Mir begegnete auch niemand, auch auf dem ganzen weiten Weg von der Stadt nach dem Bahnhof traf ich keinen, der mich näher kannte; der eisige Wind hielt alles in den Stuben, und in Westenberg ging man überhaupt abends kaum mehr aus.

Den Hundertmarkschein der Base — ich mußte ihn schon benutzen — brauchte ich wenigstens nicht an dem schlecht beleuchteten Schalter wechseln zu lassen; meine kleine Barschaft reichte zu einer Karte dritter Klasse bis Magdeburg. Ich fuhr dritter Klasse, weil ich nicht wußte, wann ich imstande sein würde, der alten Frau meine Schuld zurückzuzahlen. Ein junger Kassierer, der mich jedenfalls nicht kannte, gab mir die Fahrkarte, und ich hatte gottlob noch nicht lange auf dem windigen Bahnsteig gestanden, da kam der Zug angebraust.

Ich stieg in das nicht übermäßig besetzte Frauencoupé — ein schriller Pfiff, ein grelles Läuten und langsam setzte die Wagenreihe sich in Bewegung. Ich war in meinem Leben erst ein einziges Mal verreist gewesen, als kleines Kind nach Köln, der Heimat Mamas, und das bange Gefühl, das den Neuling im Reisen ergreift, überkam mich während der ersten Stunde mit vernichtender Gewalt. Ich hatte einen Fensterplatz und starrte in die schneehelle Nacht, in die der Zug hineinbrauste. Mit rasendem Gerassel ging's durch die kleinen Bahnhöfe; in weiter Ferne blitzten Lichter von verschneiten Dörfern auf, oder zogen sich die schwarzen Striche der Kiefernwälder hin, dann wieder endlose unabsehbare Schneeflächen, auf denen der Dampf der Lokomotive einen Reigen gespensterhafter Figuren aufführte, und dazu das Pfeifen des Windes, der an der Wagenreihe entlang strich.

Neben mir saß schlafend ein junges Mädchen; sie hatte die Augen geschlossen und um ihren Mund spielte ein glückliches Lächeln. Sie hielt im Arm, fest an sich gepreßt, ein Paket, das ihr aber endlich bei einer Bewegung, die sie im Schlummer machte, entfiel. Sie erwachte und sah, daß ich mich bückte und es ihr aufhob; sie

dankte sehr freundlich und fing ein Gespräch an. Wo ich hin wolle? Wo ich her käme? Sie habe ja gar nicht gesehen, daß ich eingestiegen sei.

Ich antwortete kurz: „Nach Thüringen."

„Nun, da reisen wir zusammen," meinte sie, „ich will heim, um meine Aussteuer zu nähen; ich war bis vor kurzem in Stellung in Hamburg, und zu Weihnachten haben wir Hochzeit. Mein Vater ist Kantor in Quersleben."

„Ich will auch in die Gegend," sagte ich, „Quersleben ist meine Endstation. Wenn Sie erlauben, machen wir die Reise miteinander." Sie nickte, wickelte ein Butterbrot aus und begann zu essen. „Darf ich Ihnen anbieten?" fragte sie.

„Danke sehr, ich nehm' es sehr gern an!" Und ich aß mit der kleinen Kantorstochter Hamburger Schwarzbrotschnitten, denn ich hatte seit Mittag nichts genossen. Sie thaten mir wohl, diese Butterbrote und diese Freundlichkeit.

„Man bekommt gleich andern Mut," bemerkte die Kleine, „wenn man satt ist," und bot mir nochmals an. Leider glaubte sie nun das Recht zu haben, mich etwas auszufragen, begriff aber sehr bald, daß ich das nicht liebte, und beruhigte sich mit den Worten: „Sie wollen wahrscheinlich aufs Amt in Langenwalde, die Inspektorsfrau hat ja immer solche, die die Wirtschaft lernen wollen."

Als ich schwieg, schwieg sie auch, und dann schlief sie abermals ein und träumte von ihrem Schatz, denn sie lächelte wieder im Schlaf. Das Treiben auf dem Bahnhof in Magdeburg, wo wir übrigens eine Stunde zu warten hatten, verwirrte mich etwas; ich war ja, wie gesagt, Neuling im Reisen. Meine resolute Begleiterin aber verschaffte mir die Fahrkarte und sorgte, daß wir Kaffee bekamen, und um halb zwei Uhr fuhren wir glücklich wieder weiter. Um Neun früh sollten wir in Quersleben sein.

„Ich freue mich auf den Schnee in den Bergen," sagte die Kleine, „weil's dann gar so gemütlich zu Hause ist. Und meine Mutter, die ist so glücklich, daß sie mich noch ein paar Wochen hat, ehe ich heirate. Bin so zwar auch nicht bei ihr gewesen, unsereiner kommt ja schon aus dem Hause, sobald er vierzehn ist, aber so vom Ladentisch weg hätt' ich nicht mögen heiraten, wenn man seine Heimat noch hat." Ich hörte ihr zu mit brennenden Augen.

„Sie haben doch Ihre Eltern noch?" fragte sie.

„Nein, mein Vater ist tot."

„Ach, das thut mir leid! Aber die Mutter?"

Es mochte beim Zurückdrängen des Schluchzens ein eigentümlicher Laut aus meiner Kehle gekommen sein, denn sie fuhr erschrocken fort: „Gott, nun weinen Sie! Aber Sie müssen nicht weinen, mein Vater sagt immer, über Waisenkinder hält der liebe Gott einen extra großen Paraplüie."

Ich mußte lachen bei diesem Gleichnis, und doch saßen die Thränen mir bedenklich nahe. Und nun kam die kleine Geschwätzige auf ihren Zukünftigen. „Nein, so ein braver Mensch, und so gar nicht oben aus und so sparsam, und wie er seine Sache versteht! In der ganzen Steinstraße hat keiner so schönen Reis und so delikaten Käse wie er, weil er's Einkaufen versteht, wissen Sie. Und wie er die Kunden zu behandeln weiß, alle Köchinnen aus der Straße kommen nur in unsern Laden. Er ist man ein ‚büschen' klein," schaltete sie auf gut hamburgisch ein, „aber sie kommen doch. Nun, und ich versteh' ja auch mit dem Publikum umzugehen, und ob man nu Kaffeebohnen verkauft oder Weißwaren — Handel ist Handel, und wir werden schon machen, daß wir vorwärts kommen und daß wir 'mal auf unsere alten Tage in Blankenese oder da herum ein eigenes Häuschen haben, wo wir dann vor der Thür sitzen und uns ausruhen."

Mir that die harmlose Plauderei wohl, nichts erfrischt so sehr, als wenn man im eigenen Elend sieht, daß doch noch Glück in der Welt ist; es giebt Hoffnung auf ein Wiedersehen mit ihm.

Und die Nacht verging, und der kalte weiße Wintermorgen fand uns schon auf der schmalspurigen Zweigbahn, die in die Berge führt. Nie im Leben hat mich so gefroren wie in dem Wagen mit den vereisten Fensterscheiben, in deren Eisblumen meine Reisegefährtin ein paar winzige Löcher gehaucht hatte, durch die wir die hohen weißen Berge sehen konnten.

„Ja, hier ist's freilich kälter wie dort unten," meinte die Kleine, „aber 's ist nicht mehr weit, nur noch zwei Stationen. Sie haben sich aber auch gar so wenig warm angezogen für solche Reise, und nun wollen Sie noch mit der Post weiter?"

„Ja," sagte ich, „nach Langenwalde."

„Na, ich dacht's ja schon. Aber da können Sie ja das Stückchen mit Hübner seinen Milchschlitten fahren, 's ist gar nicht weit — das sollt' mich doch wundern, ob Hübner sein Milchschlitten nicht da ist," setzte sie hinzu.

Anneliese von Sternberg auf dem Milchschlitten! Ich mußte lächeln, aber, siehe da, es kam so. Als ich mit eisigen Füßen und vor Kälte blau auf dem Perron des Querslebener Bahnhofs stand, der so malerisch von himmelhohen Edeltannen umgeben ist, da sah ich einen wunderlich ungefügen Schlitten mit zwei übergroßen Pferden bespannt, und aus dem Bretterkasten des Gefährtes blickten wie Silber die blechernen Milchkannen. Meine Reisegefährtin, die von einer vor Freude weinenden einfachen Frau in Empfang genommen worden war, kam zurückgelaufen und rief: „Rasch, Fräulein, ich will Sie zu Hübners Schlitten bringen; er ist zufällig heute selber da, der Hübner, sagt meine Mutter."

Eben wollte der große breitschultrige Mann wieder auf den primitiven Kutscherſitz steigen, da rief die helle Mädchenstimme: „He, Herr Hübner, hier haben Sie noch einen Passagier! Das Fräulein möchte mit nach Langenwalde!"

Er wandte sich erstaunt um, und ich blickte in ein ruhiges verständiges Männergesicht, von braunem Vollbart umrahmt, in dem der Reif voreilig silberne Fäden gezogen hatte. „Eine Dame nach Langenwalde? Na, da soll sie aufsteigen, kommt schneller hin wie mit der Post. — Tag, Fräulein," wandte er sich an meine Beschützerin, „na, wieder daheim? Das ist 'ne Lust für Mütterchen — schön guten Tag, Frau Kantor!"

Ich saß bald neben ihm, und ohne zu fragen woher und wohin? trieb er die Pferde an und wir fuhren in die winterliche Pracht hinein. Ich hatte noch nie Berge, noch nie so stolzen Wald gesehen, und trotzdem mir die Seele im Leibe fror und die Augen im Kopfe schmerzten, starrte ich doch wie bezaubert in diese Märchenwelt. „Wie schön, ach wie schön!" sagte ich.

„Ja, 's ist schön hier, auch im Winter," gab er zu, „das macht der ewig grüne Tannenwald, Fräulein. — Aber friert Sie denn nicht?" fuhr er fort. Und er griff hinter sich und holte die noch warmen Pferdedecken vor und ich ließ mich einmummen in die groben Tücher mit ihrem scharfen Geruch und hätte dem Manne die Hand drücken mögen, so wohl that mir diese Freundlichkeit. Und weiter, am vereisten Bache entlang ging es; immer feierlicher wurde es, immer stolzer strebten die Bäume empor, und wie Friedensglocken läuteten die Schellen der dampfenden Pferde. Sonst kein Laut weit und breit, immer nur der Dreiklang — kling! kling! kling! Eine ungeheure Müdigkeit überfiel mich plötzlich, während wir langsam bergan fuhren. Vergebens suchte ich ihrer Herr zu werden. Kling, kling, kling — zitterte der Glockenton durch die dünne Luft; ich sah noch ein paarmal, mich zusammenraffend, die verschneiten Bäume, hörte noch die Glöckchen, fühlte noch das Gleiten des Schlittens, und dann wußte ich von nichts mehr. Ich schrak erst jäh empor durch ein heftiges Schütteln; jemand hatte mich an der Schulter gepackt.

„Jesus, Annlieseken — aber Kind, Kind, wachen Sie doch auf!"

Und wie ich ganz benommen umherblickte mit den weit geöffneten Augen, da sah ich ein schloßartiges Gebäude, vor dessen Freitreppe der Schlitten hielt, und sah Personen auf dieser Treppe, sah den großen Mann, der mich hergefahren, und die Frau, die mich schüttelte, neben mir im tiefen Schnee stehen, und das war die Base.

„Base!" schrie ich auf und wollte emporspringen, aber die Glieder waren mir wie gelähmt.

„Mein Gott, Fräulein Anneliese," jammerte die alte Frau, „wo kommen Sie denn bei so 'ner Kälte her? Nun haben Sie sicher etwas erfroren!"

Und dann fühlte ich mich emporgehoben von den Armen des großen Mannes. „So," sagte er, „nun in die Stube, Base, zum Auftauen; wir haben vierzehn Grad Kälte heute früh, trotzdem die Sonne über Berg und Thal lacht." Und als sei ich leicht wie eine Feder, trug er mich die Treppe hinauf, vorbei an ein paar kichernden Mädchen und einer lächelnden rundlichen Frau. Die Base folgte uns, die Hände wiederholt zusammenschlagend vor Bestürzung, und die große behagliche Frau rief uns nach, sie werde gleich Thee besorgen, die Base solle mich nur derweil ins Bett stecken. So kam ich durch die Halle die breite Treppe hinauf, und dann wurde eine Thür geöffnet und ich stand auf meinen Füßen, die ich vor Kälte kaum fühlte.

(Fortsetzung folgt.)



In einer Korbflechterwerkstätte.

Nach einer Originalzeichnung von A. Eckardt.

Die politischen Attentate im neunzehnten Jahrhundert.

Von Rudolf von Gottschall.

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord."

So sang einst Friedrich Schiller. Er ahnte nicht, daß in diesem neuen Jahrhundert der politische Mord eine große Rolle spielen, daß er schließlich in ein System gebracht und die Losung einer ganzen Partei werden würde. Der politische Mord ist ja nicht von gestern oder heute. Fürsten und Staatsmänner und Parteiführer sind zu allen Zeiten meuchlerischen Attentaten zum Opfer gefallen. Aber dem neunzehnten Jahrhundert blieb es vorbehalten, eine Partei hervorzubringen, in deren Lehre der politische Mord einen wesentlichen Bestandteil, ein Mittel der Propaganda bildet.

Oft genug hat man für mildernde Umstände bei der moralischen Verurteilung jener Morde und Mordversuche plädiert, welche von der Gesetzgebung gerade mit den härtesten Strafen bedroht werden: man wollte einen Möros, welcher, den Dolch im Gewande, sich zu Dionysios schleicht, um die Stadt vom Tyrannen zu befreien, nicht in eine Linie stellen mit dem gemeinen Mörder: das Gesetz aber bestraft hier schon den Versuch mit dem Tode. Der Mord aus blindem Fanatismus ist stets verurteilt worden; aber ein Mord aus patriotischem Gefühl, um ein politisches Ideal vor schmachvoller Entweihung zu retten, hat doch seine Anwälte gefunden, selbst bei edeldenkenden Geistern. Wir erinnnern nur an Charlotte Corday, zu deren Ehrenrettung sogar ein weichgestimmter deutscher Idealist wie Jean Paul mit begeisterten Hymnen eingetreten ist. Freilich, sie lebte in einer Zeit, in welcher der politische Mord gesetzmäßig organisiert war und eine Schreckensherrschaft mit der stets bereiten Guillotine die widerstrebenden Parteien decimierte. Und von dem blutigen Hintergrunde alltäglich gewordener Greuel hebt sich ihr Bild fast wie eine Idealgestalt ab — die schöne Mörderin neben dem häßlichen widerwärtigen Opfer; und wie oft hat man den blutdürstigen Volksheiligen Marat verdammt und die jungfräulichreine und edle Charlotte Corday gepriesen!

Der Größenwahn eines Herostrat, der sich einen Namen machen wollte, indem er den Tempel der Diana in Ephesus in Flammen steckte, hat vielen das Messer und das Mordgewehr in die Hand gedrückt, um mit dem Untergang gekrönter Häupter ihren Namen zu verknüpfen und ihm Dauer zu verschaffen. Sehr viele, die den Entschluß zu solcher That aus der eigenen Brust schöpften, litten an solchem Größenwahn; aber auch von denjenigen, die nur als Werkzeuge geheimer Verbindungen, als ausgeloste Vollstrecker eines von jenen gefällten Todesurteils zur Mordwaffe griffen, berauschten sich an dem Gedanken eines Nachruhms, der einem solchen verbrecherischen Heldentum ein dauerndes und bei Gleichgesinnten rühmliches Angedenken sichert.

Wenn wir hier die Reihe der politischen Attentate im neunzehnten Jahrhundert vor uns vorüberziehen lassen, so haben wir von vornherein eine Anzahl solcher auszuscheiden, bei denen keinerlei politisches Motiv dem Angreifer die Hand führte und die nur um deswillen unter den politischen Attentaten aufgezählt zu werden pflegen, weil sie eine hervorragende politische Persönlichkeit zum Ziel hatten. Aus Privatrache schoß der ehemalige Bürgermeister Tschech am 26. Juli 1844 auf König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, und der Sattlermeister, der am 26. März 1854 den verlotterten Herzog Karl III. von Parma inmitten vieler Zuschauer mit einem Dolche durchstieß, grollte dem Herzog, weil er von ihm öffentlich eine Ohrfeige erhalten hatte. Jener Gaiteau, der am 2. Juli 1881 den Präsidenten der Vereinigten Staaten James Garfield zu Washington mit seinem Revolver auf den Tod verwundete, war nichts anderes als ein mißvergnügter Stellenjäger, der seine Unzufriedenheit am Staatsoberhaupte ausließ. Vollends außer Betracht fallen die fruchtlosen Versuche einiger Irren, die der Größenwahn auf die Glorie des Königsmörders erpicht machte. Angriffe solcher Art hat insbesondere die Königin Viktoria von England eine ganze Reihe erlebt; auch der ehemalige Unteroffizier Sefeloge, der am 22. Mai 1850 die Hand wider Friedrich Wilhelm IV. erhob, war irrsinnig.

Auch wenn wir diese Fälle beiseite lassen, wenn wir ferner absehen von Mordthaten, die in offenem Aufruhr begangen wurden, wie jene, denen der Graf Latour in Wien, der General Auerswald und der Fürst Lichnowsky in Frankfurt, Graf Rossi, der päpstliche Minister in Rom, im Revolutionsjahre 1848 zum Opfer fielen — so ist die Kette von Attentaten, die sich durch das neunzehnte Jahrhundert hindurchzieht, noch immer erschreckend groß. Frankreich, das Land der politischen Umwälzungen, ist besonders reich daran. Das Attentat auf den ersten Konsul Bonaparte am Weihnachtsabend des Jahres 1800 eröffnete den Reigen. Wegen seiner Folgen gehört es mit in unser Jahrhundert. Seine Anstifter sind unter den königstreuen Chouans zu suchen, unter den Landsleuten und Gesinnungsgenossen George Cadoudals, der aber selbst an diesem Attentat nicht beteiligt scheint. Ein früherer Marineoffizier Namens St. Rejant fertigte mit zwei Genossen eine Höllenmaschine an, die aus einem mit Kartätschenkugeln geladenen Pulverfaß bestand. Am Weihnachtsabend, als Bonaparte in die Oper fuhr, um Haydns „Schöpfung" zu hören, führten die Verschworenen das Faß auf einem mit einem Pferde bespannten Karren an die engste Stelle der Straße St. Nicaire, durch welche der Wagen des Konsuls durchfahren mußte. St. Rejant blieb allein zurück und beging noch die empörende Grausamkeit, das Pferd von einem fünfzehnjährigen Mädchen halten zu lassen. Als der Wagen Bonapartes sich näherte, zündete St. Rejant die Lunte an und entfloh. Doch die Lunte brannte zu langsam und der zufällig betrunkene Kutscher des Konsuls fuhr zu rasch, so daß, als die Explosion erfolgte, der Wagen schon vorbei und durch eine Umbiegung der Straße gedeckt war; nur die Fenster der Karosse zersprangen, das Mädchen und das Pferd aber sowie die nächsten Häuser flogen in die Luft. St. Rejant und der eine seiner Genossen mußten das Schafott besteigen; nur der andere entkam.

Den Versuch, der 1800 mißlungen war, wiederholte Cadoudal persönlich einige Jahre darauf mit ebensowenig Erfolg. Im Jahre 1803 hielt er sich verkleidet in Paris auf, wohin er mit gleichgesinnten Edelleuten und Chouans gekommen war. In seiner Begleitung befand sich Pichegru, ein General der Republik, und auch Bonapartes Nebenbuhler, Moreau, nach jenem der gefeiertste Kriegsheld Frankreichs, wußte von der Verschwörung. Allein Fouché, obschon damals nicht Chef der Polizei und beiseite geschoben, weil er in den Augen vieler anständigen Leute mißliebig war, entdeckte durch seine Agenten die neue Verschwörung, die von einigen eingeschüchterten Genossen verraten wurde. Cadoudal wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet (26. Juni 1804); General Pichegru erdrosselte sich selbst im Gefängnis.

So groß später der Haß war, den der siegreiche Imperator bei den besiegten und unterdrückten Völkern gegen sich entflammte, so nahte sich ihm doch nur ein einziges Mal die Gefahr, ermordet zu werden. Es war nach den blutigen Schlachten von Aspern und Wagram im Jahre 1809; Napoleon leitete in Schönbrunn die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich; da suchte am 13. Oktober ein Deutscher aus Naumburg, der Predigersohn Friedrich Stapß, ein achtzehnjähriger Jüngling, sich in verdächtiger Weise der Person des Imperators zu nähern; man nahm ihn fest und er gestand, er habe Napoleon als den Verderber des deutschen Vaterlandes umbringen wollen. Der Kaiser fragte ihn, ob er ein Narr oder ein Illuminat sei; er erklärte, er sei kein Narr und wisse nicht, was ein Illuminat sei. Napoleon wollte ihm verzeihen und ihm das Leben schenken. „Ich will keine Verzeihung," sagte Stapß. „Würden Sie mir nicht danken, wenn ich Sie begnadigte?" „Ich würde Sie doch zu töten suchen," versetzte der Jüngling. Erbittert über diesen Trotz, ließ ihn der Kaiser erschießen.

Während im Westen Napoleons Stern noch im Aufsteigen begriffen war, ward im Osten Europas ein Beherrscher des mächtigen russischen Reiches das Opfer einer Palastverschwörung. Der Zar Paul I. war, obwohl nicht ohne gute Anlagen, unter dem Druck furchtbarer Lebenserfahrungen zu einem Despoten schlimmster Sorte ausgeartet. Jene Mischung von Großmut und Mißtrauen, von hochherzigen Anwandlungen und asiatischen Sultanslaunen, die seine innere und äußere Politik so schwankend und unberechenbar machte, prägte sich am allerpeinlichsten im persönlichen Verkehr aus. Infolgedessen bildete sich eine Verschwörung, deren Haupt Graf Peter Pahlen, damals der einflußreichste Mann in des Kaisers Umgebung, war und deren Fäden bis in die kaiserliche Familie sich erstreckten. In der Nacht des 23. März 1801 drangen die

Verschworenen in den Michailowschen Palast, wo der Zar damals residierte, überraschten ihn in seinem Schlafgemach, schienen aber anfangs nur entschlossen, ihn zur Abdankung zu zwingen, bis entweder der Widerstand Pauls oder die Furcht und der persönliche Haß einzelner Verschworenen eine tragische Wendung herbeiführten.

Als nach den Befreiungskriegen, nach dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft, die deutsche Jugend der Universitäten sich auflehnte gegen die freiheitsfeindlichen Beschlüsse der Kabinette und gegen die Ueberwachung durch auswärtige diplomatische Sendlinge, da war die Bewegung der Geister so mächtig geworden, daß ein religiös schwärmerischer und patriotisch begeisterter Student zum Dolche griff, um die Achterklärung, die auf einen dieser Agenten geschleudert worden war, zu vollziehen. Wie in früheren Jahrhunderten ein Abgesandter der Feme sein Opfer aufsuchte, um ihm den Todesstoß zu geben, so wanderte der junge Theologe Karl Ludwig Sand von Jena nach Mannheim, wohin sich der russische Staatsrat August von Kotzebue kurz vorher begeben hatte, und stieß ihn dort am 23. März 1819 nieder. Die That erregte ungeheueres Aufsehen, man verurteilte den Thäter, aber man bemitleidete ihn. Kotzebue hatte sich in der letzten Zeit als besoldeter russischer Agent im höchsten Grade verhaßt gemacht. Schon beim Wartburgfest hatten die Studenten Kotzebuesche Schriften dem Scheiterhaufen überantwortet, auf dem mißliebige und geächtete Werke verbrannt wurden. Sand stieß sich gleich nach der That den Dolch in die Brust, erlag aber der schweren Verwundung nicht; am 20. Mai 1820 endigte er zu Mannheim auf dem Schafott.

In demselben Jahre wurde in Frankreich ein politischer Mord begangen, welcher geeignet schien, der ganzen Dynastie der Bourbons, die seit 1815 wieder die Krone dieses Landes trug, den Todesstreich zu versetzen. König Ludwig XVIII. hatte keine Kinder, sein Bruder, der spätere König Karl X., zwei Söhne, von denen der älteste, der Herzog von Angoulême, kinderlos war, so daß die ganze Hoffnung der Dynastie auf dem zweiten, dem Herzog von Berry, ruhte, der nur eine Tochter hatte. Als der Herzog am 13. Februar 1820 aus der Oper kam, wurde er von einem gewissen Louvel, einem Sattler des königlichen Marstalls, mit einem großen Messer erstochen. Der Mörder hatte die That aus fanatischem Haß gegen das bourbonische Regiment vollbracht. Louvels Berechnung erwies sich übrigens als verfehlt; die Herzogin von Berry gebar nach dem Tode ihres Gatten einen Thronerben, Heinrich V., der allerdings nie den Thron besteigen sollte.

Wo sich wie in Frankreich Revolutionen und Staatsstreiche in rascher Folge ablösten, da mußten auch die Attentate auf die Staatsleiter sich öfters wiederholen. Am meisten war das unter der friedlichen Regierung Louis Philipps der Fall, die eine größere Masse von Zündstoff aufhäufte als selbst die Regierungen der volksfeindlichen Bourbonen. Nicht weniger als acht Mordanfälle sind auf den „Bürgerkönig" gemacht worden, ohne daß ein einziger sein Ziel erreicht hätte.

Am raffiniertesten durch die Art der dabei verwendeten Höllenmaschine und am furchtbarsten in seiner Wirkung war das Attentat Fieschis am 28. Juli 1835. Bei der fünften Feier des Julifestes ritt der König zur Musterung der Nationalgarde und der regulären Truppen mit großem Gefolge die Boulevards entlang, als aus einem kleinen Hause sich eine Explosion entlud, ein ganzer Hagel von Flintenkugeln, welche dicht hinter dem König den Marschall Mortier und eine ganze Anzahl weiterer Personen des Gefolges — im ganzen 18 — töteten und über 20 verwundeten. Dem König streifte eine Kugel die Stirne, eine zweite verursachte eine Quetschung des linken Arms, eine dritte durchbohrte den Hals seines Pferdes. Die neue Höllenmaschine bestand aus einer Verbindung von angeblich mehr als hundert Flinten (nach anderen Zeugnissen sollen es nur 24 gewesen sein), die hinter einem Fensterladen angebracht waren und gleichzeitig losgefeuert wurden. Der Urheber des Attentats war der Korsikaner Fieschi, ein ziemlich verkommener Abenteurer, der bei dem unglücklichen Landungsversuch Murats an der neapolitanischen Küste sich beteiligt hatte, dafür zum Tode verurteilt, aber wieder begnadigt worden war, später wegen Urkundenfälschung zehn Jahre im Zuchthaus gesessen hatte und zuletzt aus einer Anstellung bei der Polizei wegen Veruntreuungen entlassen worden war. Er wurde sofort ergriffen und dann samt zwei Spießgesellen hingerichtet.

Fast ebenso häufig wie Louis Philipp wurde der dritte Napoleon von mörderischen Angriffen bedroht, besonders im Anfange seiner Regierung. Der „Mann des 2. Dezember" war in seiner Jugend ein Schwärmer für die Freiheit und Einheit Italiens gewesen, ganz wie später die Anhänger Mazzinis, und als der Kaiser nicht hielt, was einst der Prinz verheißen, da galt er in den Augen der früheren Brüder als strafwürdiger Abtrünniger; mancher mochte auch wohl noch hoffen, daß Bedrohung seines Lebens ihn zu einem entscheidenden Schritt zu gunsten des „jungen Italiens" drängen könnte. Kurz, die Zahl der italienischen Femboten ist keine geringe. Keiner aber hat so schreckliche Arbeit gemacht wie der Graf Orsini — auch er freilich traf das gesuchte Opfer selbst nicht, wie er gewünscht hatte. Das Bombenattentat Orsinis vom 14. Januar 1858 ist das blutigste, das je gegen ein gekröntes Haupt verübt worden ist. Man zählte 141 Tote und Verwundete, darunter 30 von der Polizei. Einer der Verwundeten hatte sich in eine Apotheke begeben und dieselbe rasch wieder verlassen; bald darauf fragte ein Fremder ängstlich nach ihm — es war Gomez, der Diener des Grafen Felice Orsini, der sich inzwischen in sein Versteck zurückbegeben hatte, dort aber verhaftet wurde. Orsini zeigte eine so edle Begeisterung für die Freiheit seines Vaterlandes, daß man den Mörder, der über hundert Unschuldige dem Tode geweiht hatte, fast darüber vergaß.

Aus der italienischen Einheits- und Freiheitsbewegung war dieses Attentat hervorgegangen, und wie es in der Natur solcher Zeiten staatlicher Umwälzungen liegt, hat auch in Italien selbst der politische Mord seine blutige Rolle gespielt. Von dem Ende des Grafen Rossi zu Rom und dem des Herzogs Karl III. von Parma ist schon oben in anderem Zusammenhange die Rede gewesen. Rein politischer Natur war das Attentat des Soldaten Milano auf König Ferdinand II. von Neapel am 8. Dezember 1856. Hier sollte ein tief verhaßter Gegner der Einheitsbestrebungen getroffen werden. Milano, der den König nur am Schenkel verwundete, erreichte mittelbar doch seinen Zweck. Ferdinand wollte von der Wunde kein Aufhebens machen, und durch ihre Vernachlässigung zog er sich ein schweres Leiden zu, dem er nicht ganz $2\frac{1}{2}$ Jahre nachher erlag.

Mit der italienischen Bewegung hing auch das Attentat auf Kaiser Franz Josef von Oesterreich am 18. Februar 1853 zusammen. Kurz vorher waren dem großen Komplott in Mailand viele österreichische Soldaten zum Opfer gefallen; es waren revolutionäre Aufrufe Mazzinis und Kossuths erschienen, und aufgehetzt von diesem gemeinsamen Ansturm auf die schwarzgelbe Monarchie, war der junge Ungar Libenyi auf den Kaiser, der auf dem innern Wall der Stadt Wien spazieren ging, mit einem großen Messer eingedrungen und hatte ihn im Nacken verwundet. Der Mörder wurde von dem Adjutanten des Kaisers und einem zufällig hinzukommenden Wiener Bürger zu Boden geworfen. Die Wunde war nicht ganz ungefährlich. Der Mörder wurde zum Tode verurteilt und gehenkt.

Als die italienische Einheit schon fest begründet und auf ihren Gründer, König Viktor Emanuel II., dessen Sohn Humbert gefolgt war, machte ein radikaler Fanatiker, der Koch Passanante, am 17. November 1878 in Neapel einen Mordanfall auf den König; doch der mit im königlichen Wagen sitzende Minister Cairoli lenkte den Dolch des Mörders ab, so daß der König nur eine leichte Verletzung erhielt, Cairoli aber schwerer am Beine verletzt wurde. Passanante wurde zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt.

Die deutsche Revolution von 1848 hat zwar blutige Aufstände, Kämpfe, Belagerungen und militärische Hinrichtungen in großer Zahl aufzuweisen, doch kein politisches Attentat im eigentlichen Sinne. Erst als König Wilhelm I. den preußischen Thron bestiegen, entsprang aus der Enttäuschung eines überspannten Gemüts ein Mordplan. Der junge Student Oskar Becker glaubte eine weltgeschichtliche Sendung zu erfüllen, als er am 14. Juli 1861 in der Lichtenthaler Allee in Baden-Baden auf den König beide Läufe eines scharfgeladenen Terzerols aus nächster Nähe abfeuerte, wobei der Fürst nur unbedeutend verwundet wurde; Becker wollte die That mit seiner Ueberzeugung begründen, der König sei den Umständen nicht gewachsen und nicht fähig, die Einigung Deutschlands herbeizuführen. Er wurde zu zwanzigjährigem Zuchthaus verurteilt, 1866 aber auf Fürsprache des Königs von Preußen von der badischen Regierung begnadigt.

Als dann König Wilhelm nach unvergänglichen Großthaten die deutsche Kaiserkrone trug, da schoß der Klempnergeselle Hoedel

am 11. Mai 1878 einen Revolver auf ihn ab, glücklicherweise ohne zu treffen. Hoedel war früher ein Kolporteur sozialdemokratischer Blätter gewesen, dann aber von der Sozialdemokratie selbst von ihren Rockschößen abgeschüttelt worden; er wurde hingerichtet. Inwieweit dann das Attentat, das Dr. Karl Eduard Nobiling am 2. Juni 1878 auf den greisen Kaiser verübte, mit bestimmten politischen Motiven zusammenhing, konnte nicht ermittelt werden, da derselbe sich gleich darauf mit einem Revolver in den Hinterkopf schoß und später nur ganz kurze Zeit vernehmungsfähig wurde. Auf den Mitbegründer des Deutschen Reichs, den Ministerpräsidenten von Bismarck, wurde, als er an der Schwelle jener großen Ereignisse stand, welche die politische Weltlage gänzlich wandeln sollten, in Berlin am 7. Mai 1866 ein Attentat verübt. Ferdinand Cohen-Blind schoß „unter den Linden" in Berlin auf den Minister. An demselben Tage noch öffnete sich Blind im Gefängnis zu Potsdam die Pulsadern. Bismarck war damals der bestgehaßte Mann in Preußen; der Konflikt mit dem Landtag hatte seinen Höhepunkt erreicht; Adressen aus allen preußischen Städten bestürmten den König, er möchte ein neues Ministerium wählen. Da glaubte sich offenbar der junge Blind berufen, die Achtserklärung der öffentlichen Meinung zu vollziehen, den „Feind der Freiheit und des Friedens" zu vernichten. Etwa acht Jahre später, nach des Deutschen Reiches Gründung, in der Zeit des Kulturkampfes, schoß der Böttchergeselle Kullmann zu Kissingen am 13. Juli 1874 auf den Reichskanzler, „um der Kirchengesetze willen", und verwundete ihn leicht an der Hand.

Auch in den andern europäischen Ländern fehlte es keineswegs an verwegenen Köpfen, die politische Wirrnisse mit der Mordwaffe im eigenen Sinne zu lösen suchten. Insbesondere häuften sich im revolutionsreichen Spanien die Anschläge gegen Könige und Staatsmänner. Schon 1852 war die Königin Isabella von dem fanatischen Priester Merino angefallen worden; General Prim, der allmächtige Ministerpräsident, erlag im schicksalsreichen Jahre 1870 den Wunden, die ihm von meuchlerischen Händen beigebracht waren, König Amadeus sowohl wie König Alfons waren wiederholt bedroht.

Der große amerikanische Bürgerkrieg, der mit der Niederlage der Südstaaten endete, hatte ein blutiges Nachspiel in der Ermordung des würdigen Präsidenten Abraham Lincoln durch John Wilkes Booth, der ihn am 14. April 1865 im Theater in Washington erschoß. Der Mörder, ein Bruder des berühmten Schauspielers Edwin Booth und selbst Schauspieler, ein fanatischer Anhänger der unterlegenen Sklavenhalterpartei, entkam auf seiner Flucht bis Virginien, wurde aber dort entdeckt und von seinen Verfolgern erschossen.

In der Geschichte des politischen Mordes trat aber eine bezeichnende und bedeutsame Wendung ein, als derselbe in ein System gebracht und geheimbündlerischen Bestrebungen dienstbar gemacht wurde. Dies geschah in den letzten Jahrzehnten durch den Nihilismus und den Anarchismus, die beide gegenwärtig als furchtbare im Hintergrund lauernde Mächte die politische Weltlage beunruhigen und bedrohen. Die gemeinsamen Wurzeln beider sind in Rußland nachzuweisen. Der Stammvater des einen wie des andern ist Michael Bakunin, der in deutschen, österreichischen und russischen Kerkern gesessen, aus Sibirien über Japan entkommen, mit den Revolutionären in aller Herren Ländern die nächste Fühlung genommen hat und die Brandfackel schwang, die Vernichtung alles Bestehenden predigend; er ging sogar der Internationalen zu weit, die sich von ihm lossagte. Sein Schüler Netschajew zog dann die letzten Folgerungen seines Systems; er lehrte die „Propaganda der That", die sich um ihre Opfer nicht kümmert, und pries alle Gewaltmittel, die dem Werke der Zerstörung dienten.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle nihilistischen Anschläge, die sich durch die letzten Jahrzehnte der russischen Geschichte hindurchziehen, hier einzeln aufzählen — von dem Attentat eines Dimitrij Karakasow gegen Alexander II. (16. April 1866) bis zu den aufgerissenen Schienen bei Borki, welche den Bahnzug mit Kaiser Alexander III. zur Entgleisung brachten (29. Oktober 1888), ja bis herab zu dem teuflischen und glücklicherweise rechtzeitig vereitelten Plane, die Einweihung der Gedächtniskirche in Borki zu einem neuen Attentat zu benutzen (Juni 1894), bilden sie eine furchtbare Kette, der Regierenden Leben mit steter Todesdrohung verdüsternd, aller Ueberwachung und blutigen Unterdrückung spottend. Und am 13. März 1881 hat denn auch der Nihilismus einen traurigen Triumph erlebt — an diesem Tage endigte Alexander II., von einer platzenden Bombe schwer verstümmelt, sein Märtyrerdasein. Es war das sechste Attentat, das gegen den Kaiser persönlich gerichtet war.

Wenn der Nihilismus im Osten das Erbe Bakunins gleichsam nur mit Vorbehalt angetreten hat, so hat der Anarchismus das Evangelium der Zerstörung um jeden Preis, wie es Bakunins Schüler verkündigte, rückhaltlos angenommen. Die Nihilisten haben noch ein politisch-sociales Programm; die Anarchisten bekämpfen jedes Programm, in welchem noch das „Gespenst einer gesetzgeberischen Macht spukt"; sie verwerfen jede Herrschaft. Nicht bloß die Lenker der Staaten, auch die friedlichen Bürger, die ein Besitzrecht haben und damit eine Herrschaft ausüben, sind ihrem Hasse verfallen. Wohin die Mordwaffe treffen mag, sie mordet im Dienst der „guten" Sache.

Trotz dieser Lehre waren die anarchistischen Mordanschläge in den romanischen Ländern nicht alle ohne einen bestimmten Zweck; Ravachols erstes Dynamit-Attentat am 11. März 1892 richtete sich gegen den Präsidenten eines Schwurgerichtshofes, der Anarchisten verurteilt hatte, ein zweites am 28. März galt dem Untersuchungsrichter Bulot. Und als Ravachol am 25. April 1892 vor Gericht gestellt werden sollte, da erfolgte, um dieses einzuschüchtern, am 25. April die Explosion im Restaurant Very, wo Ravachol verhaftet worden war. Es handelt sich also hier um die Verfolgung ganz bestimmter verhaßter Personen, um ganz bestimmte Racheakte. Der Bombenwurf des Anarchisten Pallas gegen den spanischen General Martinez Campos am 24. September 1893, die Unthat Vaillants, der am 9. Dezember 1893 seine Bombe in den gefüllten Sitzungssaal der französischen Abgeordnetenkammer schleuderte, um die französischen Gesetzgeber zu zerschmettern, der Revolverangriff Paolo Legas auf den italienischen Ministerpräsidenten Crispi am 16. Juni 1894 und endlich der ruchlose Dolchstoß Caserios, der am 24. Juni 1894 den unglücklichen Präsidenten Carnot durchbohrte, wie jener andere zu Livorno, der am 1. Juli den Zeitungsverleger Bandi tötete zum Lohne dafür, daß er in seinem Blatte gegen Carnots Mörder geeifert, — sie tragen noch die Spuren einer Art von Zweckgedanken an sich. Ein vollkommen sinnloses Bubenstück aber war das Attentat Henrys im Terminus-Hotel (12. Februar 1894) und ebenso dasjenige von Pauwels in der Madeleinekirche (14. März 1894) zu Paris, wie die Schandthat Salvators, der im Teatro Liceo zu Barcelona am 7. November 1893 gegen hundert Personen tötete und verwundete.

Wenn man behauptet, der Anarchismus sei in Deutschland bisher noch nicht zur „Propaganda der That" geschritten, so vergißt man den entsetzlichsten aller anarchistischen Mordversuche, dem gegenüber die Kaffeehausbomben der Pariser Mordgesellen als Kinderei erscheinen: das beabsichtigte Attentat am Niederwald. Von dem deutschen Anarchisten Reinsdorf ging der furchtbare Plan aus, bei der Einweihung des Denkmals auf dem Niederwalde am 28. September 1883 den Kaiser und seine Paladine, zahlreiche deutsche Fürsten und Generale, den Vorstand des Reichstags, alle hervorragenden Träger des Reichsgedankens mit einem Schlage in die Luft zu sprengen. Der Regen bewirkte, daß die Zündschnur der Dynamitlegung versagte. Erst später wurden diese neuen Herostrate, die Schriftsetzer Reinsdorf und Küchler und der Sattler Rupsch, dingfest gemacht, von dem Reichsgericht verurteilt und die beiden ersten am 13. Februar 1885 in Halle enthauptet. Auch die Ermordung des Polizeirats Rumpf zu Frankfurt a. M. durch Lieske (Januar 1885) ist eine anarchistische Greuelthat auf deutschem Boden. In der That haben die Theorien Bakunins den Weg von Rußland nach dem Westen über Deutschland genommen und leider hier — wir verweisen nur auf den Buchbinder Joh. Most — fanatische Apostel gefunden.

Von Stapß zu Caserio — welch ein Abstand! Dort der schwärmerische Predigersohn, der auszieht, die Seufzer und Thränen von Millionen zu rächen, das heilige Vaterland vom fremden Unterdrücker zu befreien, — hier der vaterlandslose Geselle, der ein durchaus friedlich gesinntes Staatsoberhaupt ersticht, nur um die Welt, soweit sie in staatlicher Ordnung sich wohl fühlt, aufzuscheuchen in jähem Schreck. Welch abgrundtiefe Kluft anscheinend zwischen beiden! Und doch steht nur der eine am Anfang, der andere am Ende einer verhängnisvollen schiefen Ebene, einer sittlichen Entartung, in deren Verlauf sich das schwärmerische Jünglingsantlitz in eine höhnisch grinsende Grimasse verwandelt.

x

Die fränkische Korbwaren-Industrie.

Von A. Berger. Mit Zeichnungen von A. Eckardt.



Alles Erdenkliche wird heute aus den schwanken Ruten der Weide und ihren edleren Nebenbuhlern gefertigt. Wir können uns kaum ein Heim vorstellen ohne die zahlreichen Erzeugnisse der Korbflechterei, die ebensosehr dem Schmuck des Hauses wie dem praktischen Gebrauch dienen. In einen Korb birgt die sorgliche Hausfrau den Einkauf des Marktes und in einem Korbe entrückt sie den Blicken des Gatten die zierliche Handarbeit, die sein staunendes Auge erst auf dem Weihnachtstische bewundern darf. Ein Korb steht neben dem Schreibtisch des Hausherrn, bestimmt, in seinen Tiefen manchem geschriebenen Wort — nicht selten zum Glück! — ein stilles Grab zu bereiten, und im traulichen Mädchenstübchen der ältesten Tochter umfängt ein Korb duftende Blüten, der Liebe holde Boten, die der Verlobte aus der Ferne gesandt. Die Jüngste aber summt leise, leise ein Schlummerliedchen: die geliebte Puppe im Korbwagen soll einschlafen!

Zu erfahren, wie und wo diese schier unentbehrlichen Gegenstände verfertigt werden, wird gewiß manchem Leser und noch mehr mancher Leserin willkommen sein.

In den Bezirken Lichtenfels und Kronach der reichgesegneten bayerischen Provinz Oberfranken, aus deren leuchtendem Kranz von Ortschaften das von Scheffel besungene Schloß Banz besonders hervorstrahlt, und in dem angrenzenden, nicht minder anmutigen Herzogtum Koburg befindet sich der Hauptsitz der Korbwarenflechterei. Hier wohnen in manchen Orten nahezu Haus bei Haus Korbmacherfamilien; im bayerischen Bezirksamt Lichtenfels sind die Hälfte aller Gewerbthätigen und in dem koburgischen Flecken Sonnefeld unter zwölfhundert Bewohnern fünfhundert Korbflechter. Zur Erklärung der letzteren Ziffer muß bemerkt werden, daß die Flechterei zumeist als Hausarbeit, an der Mann, Frau und Kinder sich beteiligen, betrieben wird. An lauen Sommerabenden sitzen die Kinder auf den Steintreppen vor den Häusern und es ist dann ein freundlicher Anblick, wenn man ihnen zuschaut, wie sie ihre flinken Hände so blitzschnell regen.

Die Anfänge der Korbwaren-Industrie in Oberfranken — in Koburg wurde sie erst später heimisch — klingen sagenhaft. Wandernde Handwerksburschen sollen im Anfange dieses Jahrhunderts in dem bayerischen Dorfe Michelau am Obermain als Dank für Trank und Speise die Einwohner das Flechten einfacher Körbchen zum Sammeln von Beeren gelehrt haben. Später wurden auch andere Hauswirtschaftsartikel, zum Beispiel Trag- und Waschkörbe, von den dortigen Landleuten an langen Winterabenden verfertigt. Das Rohmaterial zu diesen Erzeugnissen, die Weide, wuchs ja gewissermaßen vor ihrer Thür, am Ufer des Mains.

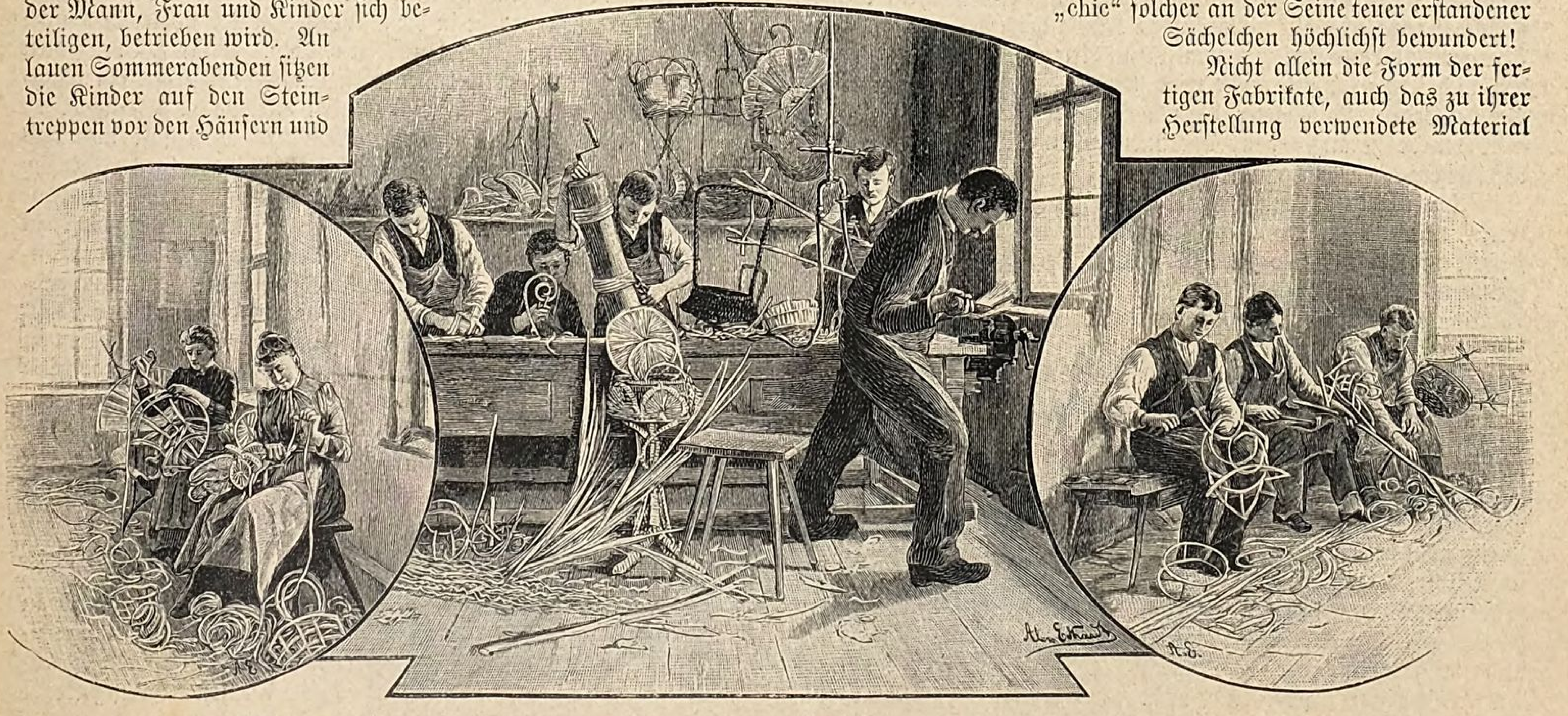
Zuerst kam die junge Industrie nur langsam empor, bis im Jahre 1838 ein unternehmender Korbwarenhändler aus Michelau das erste illustrierte Preisverzeichnis in die weite Welt versandte und dadurch auch in der Ferne den schon kunstvolleren Arbeiten seiner Heimat Freunde zu gewinnen verstand. Es war für jene Zeit kein geringes Wagnis; ein Zeichner hatte damals ein volles Jahr mit der Abbildung der 1400 Muster, welche der Katalog aufwies, zu thun, und die Kosten waren daher recht bedeutend. Aber der kühne Mann hatte nicht auf Sand gebaut; im Ausland gefielen die reizenden Erzeugnisse des oberfränkischen Gewerbfleißes und aus allen Ländern trafen Aufträge für die „Körbelstricker“ ein. Der Weltmarkt war erschlossen.

Heute ist die Mannigfaltigkeit der Korbwaren ungemein groß. Die Preisverzeichnisse der bedeutendsten Ausfuhrfirmen enthalten nunmehr zehntausend Nummern: Füllhörner, Schiffe, Pavillons und Muscheln in den phantasiereichsten Formen und mit den sinnigsten Ausschmückungen als Gefäße für lebende Blumen, mit leuchtendem Seidenband durchflochtene Körbchen zum Füllen mit Schokolade, Bonbons und anderen Leckereien, niedliche Behälter für Parfümerien, Flaschenkörbe, Arbeits- und Journaltaschen, Nähständer und entzückende Kindermöbel, prächtige Papierkörbe füllen die Mustersäle. Jeder Tag bringt neue Formen, denn unbeschränkt herrscht die launische Göttin Mode auch im Reiche der Korbwaren.

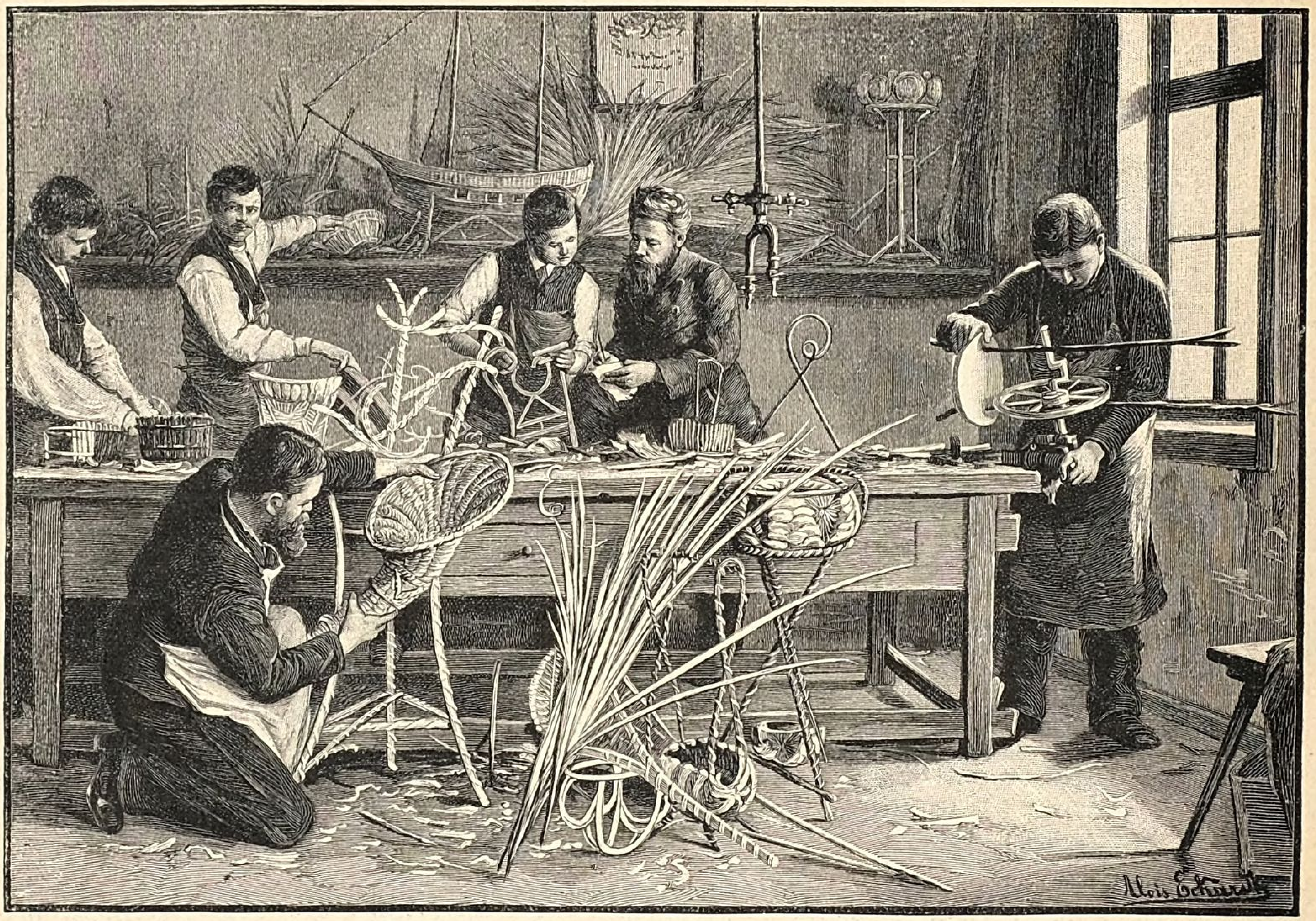
Koburg und das unweit Banz am Main gelegene bayerische Städtchen Lichtenfels sind heute die Mittelpunkte des Korbwarenhandels; die thüringische Residenzstadt befriedigt mehr die Ansprüche an Zierlichkeit und Schmuck, während die Lichtenfelser in der Hauptsache den Forderungen des praktischen Gebrauchs zu dienen beflissen sind.

Neben dem Inlande bilden jetzt Frankreich und Amerika die Hauptabsatzgebiete. Namentlich bezieht Paris seinen reichen Bedarf an Blumengestellen und -körben sowie an Konfektkörbchen aus dem Koburger Lande, und schon mancher biedere Landsmann hat in seiner ahnungslosen Unschuld den echt französischen „chic“ solcher an der Seine teuer erstandener Sächelchen höchlichst bewundert!

Nicht allein die Form der fertigen Fabrikate, auch das zu ihrer Herstellung verwendete Material



Ausflechten der Gestelle. — Das Biegen der Rohre. — Gestellmacher.



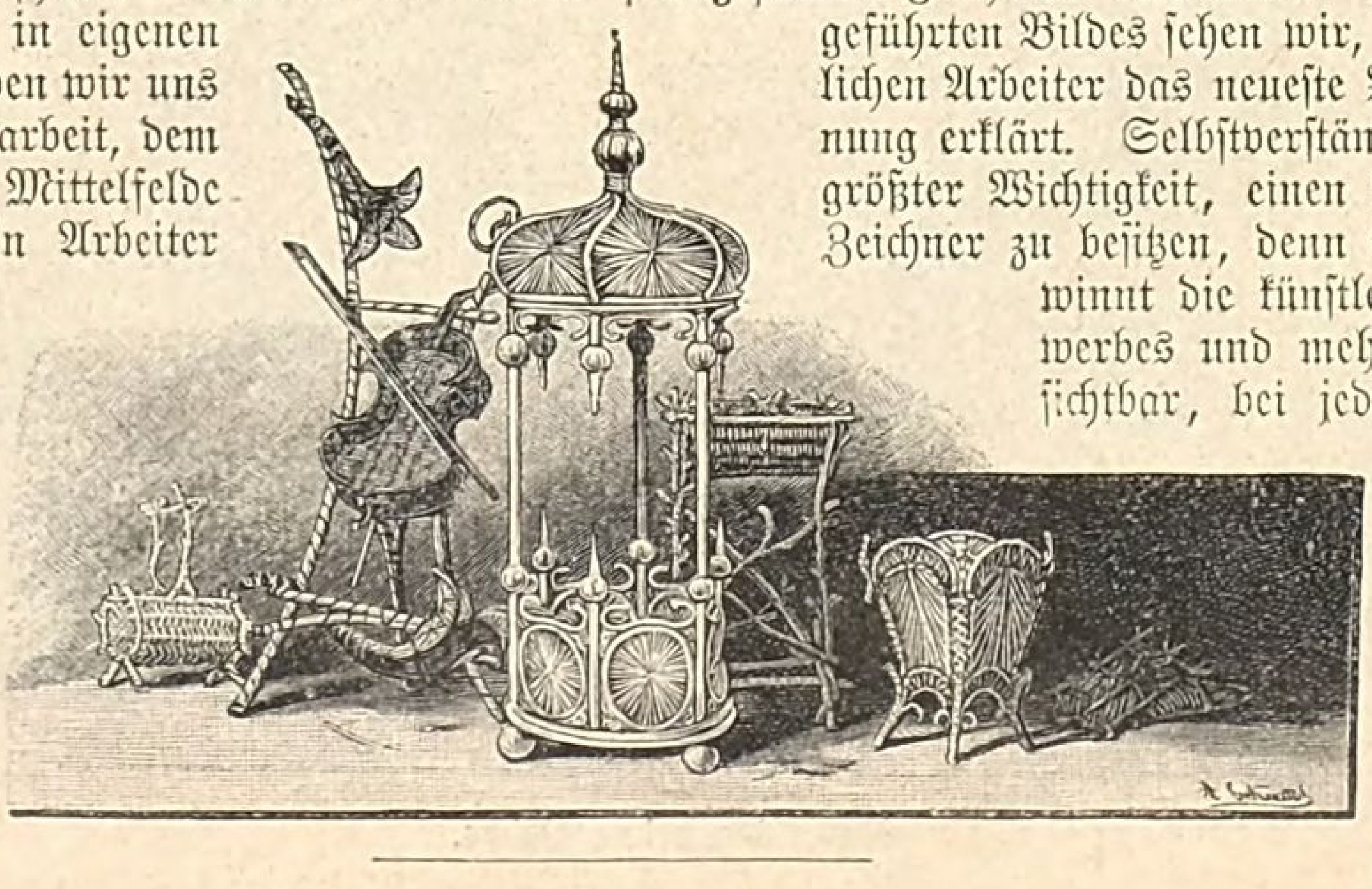
Zusammenstellen der Teile. Arbeit nach der Zeichnung.

ist einem beständigen Wechsel unterworfen. Während in den ersten dreißig Jahren des Bestehens dieser Industrie die Weide als ausschließlicher Rohstoff benutzt wurde, traten später Palmblätter und Espartogras — eine flachsartige Rohrart aus Spanien — hinzu. Dann kamen aus Frankreich die lackierten Rohre und im Anfang der siebziger Jahre chinesische und schwarzwälder Strohgeflechte. In dieser Zeit paßten sich die Modelle mehr dem „leichten" französischen Geschmack an. Vom Jahre 1886 an suchte man besonders eifrig nach neuen Rohmaterialien. Die grüne Teichbinse bot hierzu den Anlaß, denn als man sah, daß dieser so lange Jahre unbeachtete Pflanzenstengel sich so herrlich zum Korbflechten eignete, versuchte man aus allem Möglichen Körbe herzustellen. Litzen aus Barmen und der Schweiz traten hinzu, Atlasbänder und Raffiabast, der auch jetzt noch gebraucht wird, Kokosnüsse, Muscheln, Kürbisse, Palmenwedel, Maisblätter, Bambusstäbe, Korkrinde und Celluloid, alles wurde herangezogen, den unendlichen Trieb nach Neuem zu befriedigen.

Um die Herstellung der Korbwaren betrachten zu können, treten wir ein in die ausgedehnten Arbeitsräume einer großen Fabrik in Koburg, die zur Zeit fünfhundert Arbeiter und Arbeiterinnen teils in Heimarbeit, teils in eigenen Werkstätten beschäftigt. Zuerst wenden wir uns der Gruppe zu, die mit der Hauptarbeit, dem Biegen der Rohre, beschäftigt ist. Im Mittelfelde des Bildes S. 749 unten biegt ein Arbeiter einen Bambusstab über Gasfeuer, während ein anderer schon vorher gebranntes Rohr (sogenanntes Peddigrohr) von einer Walze, auf welche es genagelt war, ablöst, um es nun in einzelne Ringe zu zerschneiden. Durch das Brennen verliert nämlich das Rohr seine frühere Elasticität und verharrt in der ihm durch das Aufwalzen gegebenen Form. Links im Hintergrunde wird schon schwierigere Biege- und Brennarbeit ausgeführt. Der dort sitzende Arbeiter verfertigt Schnecken, wie sie an allen möglichen Gegenständen zur Verwendung kommen. Ist das Rohr gebrannt, wird es zu Gestellen oder Gerippen zusammengefügt. Diese Arbeit erfordert größere Kraft und wird immer von Männern ausgeführt. Dann werden die Gestelle von Arbeiterinnen mit bandartig geflochtenen Streifen aus Palmblatt, Stroh oder anderen Materialien durchzogen. Auf der rechten Seite unseres Hauptbildes S. 745 hängen ganz dünne, bastartige Palmblätter herab, die zur Ausfüllung von Gestellen zu Blumengefäßen, Nähständern &c. verarbeitet werden.

Nachdem die einzelnen Stücke von den Arbeiterinnen fertig ausgeflochten sind, kommen sie in die Hände geschickter Leute, denen die Zusammenstellung der einzelnen Teile obliegt. So ist z. B. auf dem obenstehenden Bilde ein Arbeiter eben damit beschäftigt, ein mächtiges Füllhorn an dem dafür bestimmten Gestelle zu befestigen.

In der Koburger Korbwaren-Industrie wird fast nur aus freier Hand, also nicht über Formen, gearbeitet. Die ersten Muster werden von besonders gewandten Arbeitern nach Abbildungen angefertigt, die ihre Entstehung dem findigen Kopfe eines eigens dazu angestellten Zeichners verdanken. Im Hintergrunde des eben angeführten Bildes sehen wir, wie der Zeichner einem jugendlichen Arbeiter das neueste Muster an der Hand der Zeichnung erklärt. Selbstverständlich ist es für jede Fabrik von größter Wichtigkeit, einen talentvollen und erfinderischen Zeichner zu besitzen, denn immer größere Bedeutung gewinnt die künstlerische Durchdringung des Gewerbes und mehr und mehr wird das Streben sichtbar, bei jedem einzelnen Gegenstande die schöne und vornehme Form hervortreten zu lassen. So dürfen wir erwarten, daß die Korbwarenflechterei in Zukunft einen hervorragenden Platz in dem aufblühenden deutschen Kunstgewerbe behaupten wird.



Zeit bringt Rosen.

Novelle von Stefanie Keyser.

Sommerfrische! Badereise! Die Worte, die alljährlich mit der beginnenden schönen Jahreszeit auftauchen, gingen einmal wieder durch das Land. Wie die anderen Kur- und Badeorte war auch die Stadt Frankenhausen um die Pfingstzeit ihrer Gäste gewärtig, die von den sprudelnden Salzquellen Gesundheit, von der reinen Luft Stärkung erhofften oder auf Schusters und anderen Rappen, auf Zweirad und Dreirad dem im benachbarten Waldgebirge thronenden Kyffhäuser zuzogen.

In einem der freundlichen Landhäuser, die aus den engen Straßen hinausgeschwärmt zu sein schienen in die Gärten, waren zwei Damen angelangt.

Auf dem Sofatisch des gemeinschaftlichen Salons, den die Schlafzimmer zu beiden Seiten begrenzten, lag das Fremdenbuch aufgeschlagen. „Fräulein Gabriele Raunthal," trug die Aeltere, eine hohe schlanke Gestalt, sich ein. Als sie den Kopf über die Schrift neigte, schimmerten ein paar Silberfäden aus dem dunklen Haargewinde; aber die zarte elfenbeinweiße Hautfarbe ließ das edelgeschnittene Gesicht jung erscheinen, die klaren braunen Augen strahlten in einem Glanz, von dem Jahre nichts zu verwischen vermögen.

Die andere, die mit rosigen Wangen, Purpurlippen und dicken goldblonden Locken über der Stirn in Jugendblüte förmlich zu glühen schien, streute achtlos die langen Handschuhe, den Hut mit der dicken Guirlande, das elegante Reisetäschchen über Sofa und Sessel und schwang sich dann ausgelassen auf die Fensterbank. Die langweiligen Tanten, die unter den Kastanien des Vorgartens Kaffee tranken, fanden das wohl unpassend? Nun erst recht! Sie begann mit dem Fächer aus Stahlfiligran, der nebst Flacon und winziger Uhr an der Chatelaine ihres Gürtels hing, herausfordernd zu wehen, während ihre blauen Augen über den Damenkreis hinwegglitten. Von den Zweigen der blühenden Kastanien wie von weißen und roten Riesensträußen eingerahmt, erblickte sie die Veranda des Nachbarhauses. Zwei Herren saßen dort. Der tief brünette etwas ältere sah von der Zeitung, die er in der Hand hielt, auf und wandte das energisch geschnittene Gesicht mit dem kurz gehaltenen schwarzen Vollbart herüber. Ein Blick aus dunklen Augen traf sie, maß sie kurz auf ihrem ungewöhnlichen Platz; spöttisches Erstaunen meinte sie darin zu lesen. Was unterstand sich dieser Herr? Aber unter dem Blick stieg doch ein heißes Rot ihr bis in die Stirn, und plötzlich glitt sie von der Fensterbrüstung herab und zog sich zurück.

Sie nahm die Feder, machte einen Klex in das Fremdenbuch und schrieb: „Ilse Großheim."

„Wer mögen die beiden da drüben sein?" fragte sie dann ihre Gefährtin, die das kleine Cylinderbureau mit Schreibgerät, aus schönen Versteinerungen gearbeitet, ausstattete, das schwarz gebundene Tagebuch in einem der Fächer verschloß und auf dem Tischchen am Fenster Nähkästchen und Stricketui ordnete.

Gabriele sah flüchtig hinüber. Der Schwarzbärtige hatte sich wieder hinter seiner Zeitung verschanzt.

Jetzt wandte der andere mit dem so seltenen aschblonden Haar, über dem es wie lichter Staub zu liegen schien, den Kopf herauf. Sie schaute in tiefe Augensterne, die sich mit einem seltsam suchenden und doch träumerischen Ausdruck auf sie hefteten.

Auch sie trat zurück. Dann sagte sie: „Der Brünette kann seiner strammen Haltung nach Offizier sein. Der andere wohl auch," setzte sie zögernd hinzu. „Nur in den Augen ist ein Ausdruck, der eher auf einen Künstler schließen läßt. — Aber Sie haben ja noch gar nicht ausgepackt! Ich wollte Ihnen eigentlich einen kleinen Spaziergang vorschlagen. Der Abend ist schön und Frankenhausen eine alte Stadt; die erscheint immer am stimmungsvollsten von der untergehenden Sonne beleuchtet."

Ilse griff sofort nach ihrem Strohhut. „Natürlich begleite ich Sie. Zum Auspacken habe ich jetzt keine Lust. Später! Wo ist meine Hutnadel? Die mit der goldenen Hand? Na, lassen wir sie! Morgen wird sie schon wieder zum Vorschein kommen." Sie huschte hinaus. Ein verstohlener Blick flog zu der benachbarten Veranda hinüber; sie war leer.

Die beiden Damen bogen in die Stadt ein. Gabriele entdeckte hinter Kugelakazien graues Bauwerk; überall zwischen Schattentüchern und Kübelbäumchen lugte die alte Stadt mit spitzen Dächern und vielen kleinen Fenstern heraus.

„Suchen Sie einen Stoff für Ihre Feder?" forschte Ilse.

„Meine Stoffe suche ich nicht," antwortete Gabriele. „Ich finde sie zufällig wie vierblätterigen Klee."

„Was soll's werden? Kulturgeschichtliche Novelle oder Märchen?"

„Ich weiß es noch nicht," sagte Gabriele, „bin ja eigentlich zufällig zu dieser Beschäftigung gekommen. Meine kleinen Schülerinnen verfolgten einmal eine Kröte, und ich verschaffte dem schuldlosen Tier Respekt durch Erzählen der aus deutscher Vorzeit stammenden Sage, daß es Geld ins Haus bringe. Es ist ein liebenswürdiger Zug in dem Aberglauben des Heidentums, daß er häßliche Kreaturen durch angedichtete geheimnisvolle Gaben schützt. Nun, der Herausgeber einer Jugendschrift las das Märchen und nahm es mir weg. Das war der Anfang."

„Unfaßbar!" murmelte Ilse. „Sich für solche ungezogene Rangen zu plagen!"

„Meine armen kleinen Mädchen in den geflickten verblichenen Röckchen, die so fleißig stricken!" verteidigte Gabriele ihre Pfleglinge. Sie meinte zu sehen, wie all die Kinderaugen leuchteten, als sie versprach, aus der Sommerfrische ein neues Märchen mitzubringen.

Ilse schüttelte den Kopf. „Ich möchte wissen, was Ihr seliger Vater zu Ihrem Leben sagen würde. Ein berühmter Professor, und die Tochter Armenlehrerin aus Liebhaberei!"

„O, in dessen Geist handle ich gerade," entgegnete Gabriele. „Dienen soll der Mensch, lautete sein Wahlspruch, dem Nächsten, dem großen Ganzen, erhabenen Ideen. Und kleinlich nannte er es, zu wägen, welche Arbeit die höhere sei, wenn ihre Früchte nur der Menschheit nützten. In der Amalienschule bedurfte man noch einer Lehrerin, und da keine geldspendende Kröte das Stiftungskapital vergrößerte, trat ich als Hilfe ein."

„Sehr edel." Ilse seufzte dazu, als möchte sie aus ihrer jungen glatten Haut herausfahren.

Sie waren in winklige Gäßchen geraten, die den Berg hinaufklommen, an den die Stadt sich lehnte. Auf einem Vorsprung ragte ein verwitterter Bau empor mit bröckelnden Mauern, zerfallenden Fenstern; zwischen wenigen Ziegeln starrten morsche Dachsparren heraus.

„Das alte Frankenhaus! Wie traurig und verlassen es da oben steht!" sprach Gabriele und begann die nach der Ruine führenden Steinstufen zu ersteigen.

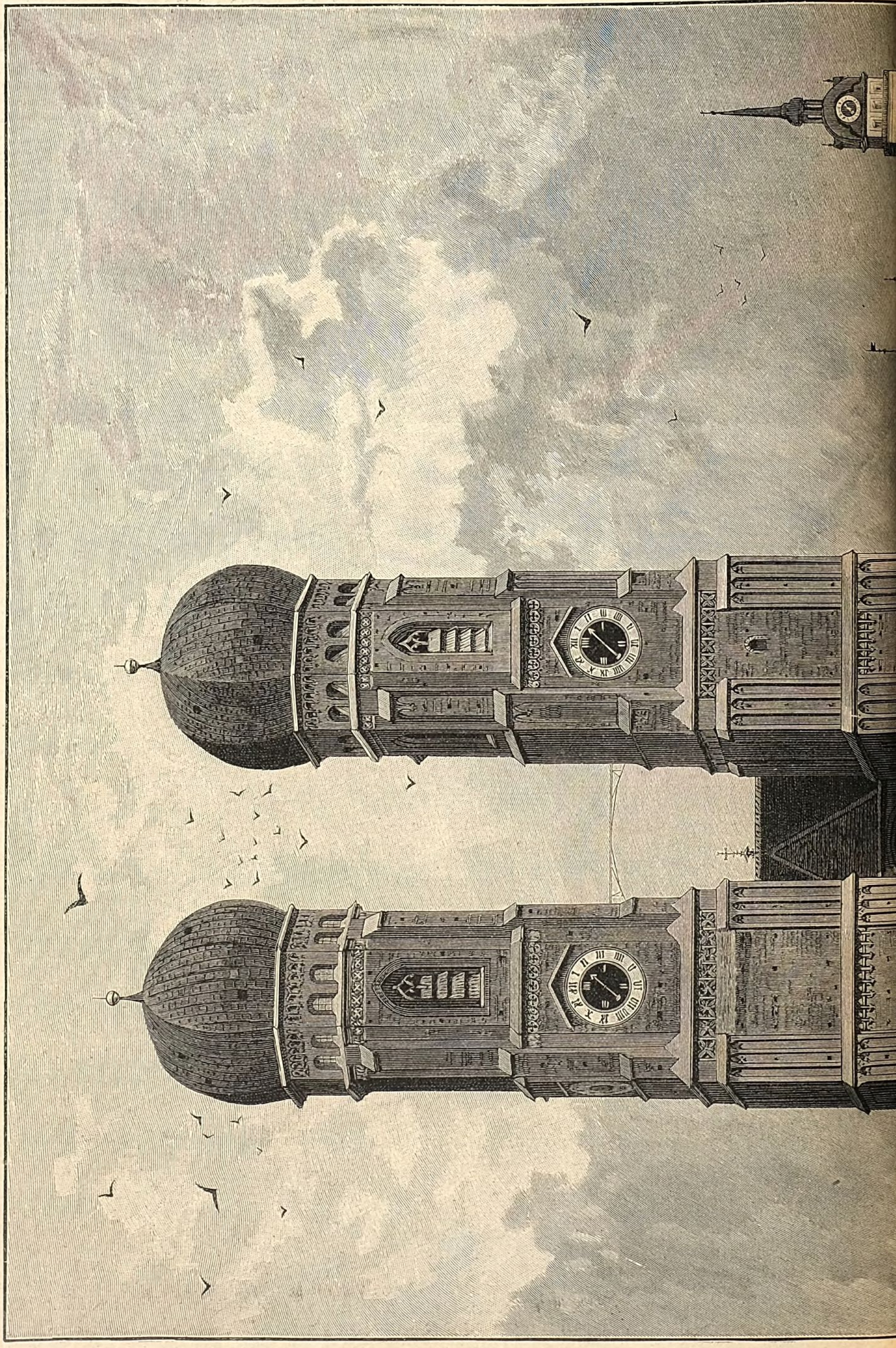
Ilse lachte. „Es muß etwas nur recht krumm und schief sein, dann gefällt's Ihnen. Da hinauf klettert gewiß außer uns kein Mensch."

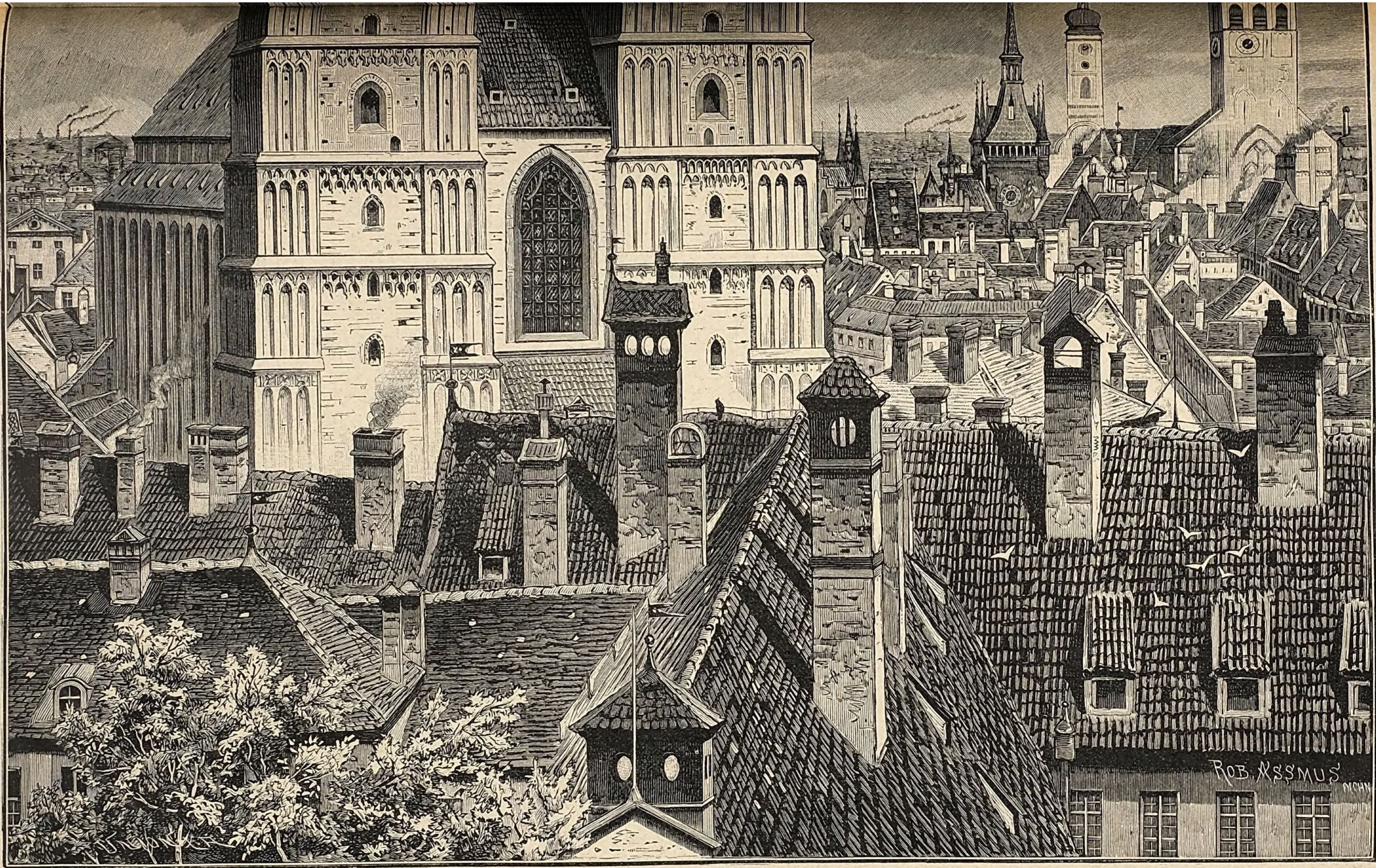
Ueber die von der Zeit weggeschliffene Ringmauer schritten sie hinüber in den kleinen ehemaligen Vorhof des Burggebäudes. Glatter Bergrasen bedeckte ihn. Ein großer wilder Rosenstrauch von der edlen Art, an der auch jedes grüne Blättchen duftet und die den Namen Christdorn trägt, nickte mit unzähligen Knospen leise im Abendwind. Gabriele ließ sich in seinem Schatten nieder. Sie fügte sich der melancholischen Stätte harmonisch ein mit ihrem grauen Sommeranzug, dem trotz der lichten Farbe etwas wie von lange getragener Trauer anhaftete, mit dem breiten Saume des Gazeschleiers und den schwarz genähten Handschuhen. Einzig glänzte ein stählernes Steinhämmerchen, wie es wohl Geologen führen; es diente als Griff des Schirmes.

„Kein Röschen ist aufgeblüht," schmollte Ilse, neben Gabriele Platz nehmend. „Nicht einmal ein Sträußchen kann man sich anstecken."

„Geduld! Zeit bringt Rosen!" erwiderte Gabriele. „Das Wort hat mir zuerst mein Großmütterchen in der Ergebung der guten alten Zeit gesagt, und ich habe seinen tiefen Sinn schätzen gelernt als Trost bei jedem höheren Ringen und Streben, trotz allem, was mir vom Schicksal zugeteilt wurde," schloß sie mit sinkendem Ton. Dann bog sie doch, auf den Wunsch des jungen Mädchens eingehend, die Zweige auseinander, um nach einer aufbrechenden Knospe zu suchen. Ein fast versunkenes Steinkreuz kam zum Vorschein.

„Ein Blutkreuz!" rief sie, Halme und Moos davon ablesend. „Da ist die eingegrabene Heugabel, da die Axt! Als Warnungszeichen stellte man diese Kreuze an den Stätten auf, wo im Bauernkrieg die Aufrührer gerichtet wurden." Sie zog, von plötzlichem Schauder geschüttelt, das schwarze Spitzentuch fester um die Schultern. Dann strich ihre feine Hand wie liebkosend über die Knospen.





Die Frauenkirche zu München.

Vom Dache der Michaelshofkirche aus gezeichnet von Robert Aßmus.

„Es sieht dem Christdorn ähnlich, daß er hier sich erbarmungsvoll ansiedelte." Und mit einem Aufleuchten gingen ihre Augen in die Weite. „Dort arbeitet der Bauer auf seinem freien Felde; kein Büttel beruft ihn mehr zum Frondienst. Auf seinem eigenen Grund und Boden ist er der Herr. Gleiches Recht gilt für alle. Die Nachkommen erreichten, was die Vorfahren forderten. Auch hier hat die Zeit Rosen gebracht."

„Erst nach vierthalb hundert Jahren!" mäkelte Ilse. „Darüber können Sie übrigens keine Novelle schreiben. Nur Bauern — und nicht ein bißchen Liebe!"

„Die ist immer und überall dabei gewesen," entgegnete Gabriele, in Träumerei versinkend.

Um die grauen Mauern schienen Fäden zu weben, die ihre Seele umspannen; sie hatte wie immer an solchen Stätten das Gefühl, ein unsichtbares Etwas suche Verständigung mit ihr. „Sehen Sie das Fensterchen droben im spitzen Giebel?" fuhr sie leise fort. „Dort hat vielleicht des Turmwächters Töchterlein hinausgeschaut, mit glänzenden Augen an dem Tage, da der Volksheld Thomas Münzer unter seiner wallenden Fahne, die den Regenbogen führte, heranzog, um sich den anderen Bauern anzuschließen; unter heißem Herzklopfen, als der düstere Schwärmer mit der traurigen Miene, die er allein für das Elend der Welt geziemend fand, hier vorüber den Schlachtberg hinaufstieg, als seine stattliche Gestalt im hellen Koller von Elenhaut aus der dunklen, Sensen und Dreschflegel tragenden Schar hervorleuchtete. Und sorgenvoll stützte sich wohl ihr blasses Köpfchen in dem altdeutschen Häubchen an den kleinen Fensterpfeiler, da die bewaffneten Kriegsvölker enger und enger sich um den Haufen der Bauern schlossen. Beten und Schluchzen mag die jetzt öde Stube erfüllt haben, während auf dem Schlachtberg droben die Feldschlangen die Wagenburg der Aufständischen zerschmetterten. Dann sah sie, wie Blutbäche herunterrieselten, vernahm, daß der Held ihrer Träume gefangen war, und endlich stürmten die Söldner dort die zerfallene Wendelstiege empor. Da rettete sie sich durch einen Sprung aus dem Fensterchen in den Tod."

„Ach nein," rief Ilse, „lieber in die Arme eines hübschen Söldners, der sie schützte und heiratete!"

Ein unterdrücktes Lachen brach hinter dem Rosenbusch hervor. Zugleich schnellte der blonde Herr von der Veranda empor.

Auch der schwarzbärtige tauchte auf. Die zwei Reihen weißer Zähne zwischen dem Vollbart verrieten den Lacher. Aber rasch gefaßt, den Hut in der Hand, redete er die sich ebenfalls erhebenden Damen an: „Verzeihung, wenn wir stören; und gestatten die Damen, daß wir uns vorstellen!" Ein Neigen des dunklen Kopfes mit dem kurzgeschorenen dichten Haar. „Hauptmann Holl."

„Premierlieutenant von Schersen," nannte sich der Jüngere mit einer Verbeugung, die, obgleich streng salonmäßig, doch eine besonders ehrerbietige Huldigung für Gabriele ausdrückte.

Sie nahm mit höflichem Gruß die Vorstellung entgegen. Ilses Hut nickte kurz. Sie wandte dem Hauptmann Holl, diesem Herrn, der sich heute schon zum zweitenmal so etwas wie eine Kritik gegen sie erlaubte, die Schulter zu, die sich, wie er beobachtete, reizend unter der rotseidenen Bluse abzeichnete, und einen kindlich neugierigen Blick auf das Skizzenbuch in Schersens Hand werfend, fragte sie: „Haben Sie den Schauplatz der Novelle gezeichnet, die Sie mit anhörten?"

Er zögerte, aber sie streckte die Hand aus; es wäre unritterlich gewesen, ihr das Buch zu verweigern, er überließ es ihr.

„Das Frankenhaus!" rief sie. „Und — da schaut die Türmerin aus dem Fenster. Ah!" — es klang wie ein kleiner Schrei — „das sind Sie, Gabriele! Wie sehnsüchtig Sie aussehen!"

„Noch einmal: Verzeihung!" bat Schersen schnell. „Es war so stimmungsvoll, wie Sie den alten Turm belebten. Ich sah Ihr Profil durch die von Herrn Hauptmann Holl zurückgebogenen Rosenzweige — ich konnte nicht widerstehen."

Gabriele schaute auf die kleine anmutige Zeichnung und schwieg überrascht. Holl behauptete indessen mit gelassenem Lächeln den Platz im Hintergrund, auf den ihn Ilse verwiesen hatte. Er sah und hörte alles. Die schöne Linie von dem blond umkräuselten Nacken nach der trotzig ihm zugekehrten Schulter entging ihm so wenig wie die Erregung in Schersens Stimme, das Staunen der Dame in Grau über ihr Bild. Und er bemerkte auch zuerst, daß ein einzelnes Blatt aus dem Skizzenbuch flatterte. Er bückte sich danach, reichte es aber sofort Schersen hin, während er scheinbar gleichgültig darüber hinwegsah.

Ilse gab das Skizzenbuch zurück und reckte nun wieder ihr Hälschen, um das einzelne Blatt zu betrachten, auf dem eine Frau, auf morgenländische Weise in Schleier gehüllt, dargestellt war; neben ihr die Umrisse eines Kamels mit reichem Sattelzeug, im Hintergrunde Pyramiden.

„Wer ist das? Nicht schön, aber riesig interessant! Eine Odaliske?"

Gabriele meinte einen Ausdruck von Befangenheit über Schersens Gesicht gleiten zu sehen. „Der Haltung nach ist es eine Dame der Gesellschaft, und zwar der besten," sagte sie.

„Sie haben richtig geraten," erwiderte Schersen, das Blatt wieder einfügend, während das leise Rot auf seinen Wangen langsam sich verflüchtigte. „Es ist die Gemahlin meines früheren Kommandeurs, die mit ihrem leidenden Gatten nach Kairo übersiedelte. Ein Phantasiestück," erklärte er, zu Holl gewandt, „ich habe die Gräfin nicht wiedergesehen."

„Ich ebenfalls nicht," antwortete Holl leichthin. „Ich glaube überhaupt nicht seit dem Whistabend —"

Schersens Fingern entglitt der goldene Stift, der eine neunzackige Grafenkrone trug — Holl schwieg.

Die Sonne war hinter den Bergen versunken. Gabriele wandte sich zur Heimkehr. Holl faßte nach dem Hut, um sich zu verabschieden. Aber Schersen vereitelte seine Absicht.

„Gestatten Sie," sagte er, „daß wir Sie begleiten, gnädig —" sein Blick flog rasch und doch prüfend über Gabrieles Gesicht, und bevor sie den ihr zukommenden Titel nennen konnte, vollendete er bestimmt: „gnädiges Fräulein."

Sie fand dem respektvollen Ton gegenüber keine Ablehnung seiner Bitte, und er ging mit ihr voraus, geschmeidig sich ihrem ruhigen Wandeln anfügend.

In einer halblauten verbindlichen Weise, die beide isolierte und doch jede ungeziemende Vertraulichkeit ausschloß, sprach er: „Ich vermute, gnädiges Fräulein sind ebenso wie ich durch einen Zufall hierher verschlagen worden. Ich gedachte einen Pfingstausflug nach dem Harz zu unternehmen. Aber auf dem Bahnhof in Sangerhausen entdeckte mich Hauptmann Holl, mit dem ich früher in demselben Regiment stand und der mich nun überredete, ihn hierher zu begleiten; die Gegend sei eine noch unausgebeutete Fundgrube für Maler, erklärte er. Ich gestehe, Stadt und Umgebung erschienen mir zuerst alltäglich" — er lächelte und setzte leiser hinzu: „Aber eine einzige Begegnung genügt manchmal, auch die einfachste Landschaft mit dem Schimmer echter Poesie zu verklären. Werden die Damen länger hier bleiben?"

„Es ist noch unbestimmt," antwortete Gabriele. „Meine junge Schutzbefohlene wird baden. Mich zog die reiche Vergangenheit her, deren Spuren diesem Stückchen Erde aufgeprägt sind, und die weltabgeschiedene Stille, die meine jenseit der Jugend liegenden Ansprüche befriedigt."

Ein Lächeln um seine Lippen erhob Einspruch gegen dieses „jenseit der Jugend". Sie verstand und verneinte durch eine leise Bewegung des Kopfes.

„O, man glaubt manchmal die Jugend hinter sich zu haben," plauderte er weiter, mit einem Anflug von Keckheit, der doch nicht dreist berührte, „und dann kommt irgend ein Ereignis, das uns fühlen läßt: wir stehen noch mitten darin."

Ihre Augen schweiften zurück nach dem Christdorn mit seinem versunkenen Kreuz. „Oder vielmehr wir gewahren, daß die Schmerzen, welche die Jugend uns brachte, beim leisesten Anlaß wieder erwachen," sagte sie langsam.

„Müssen es gerade die Schmerzen der Jugend sein, die wiederkehren?" fragte er. „Warum nicht auch ihr Glück? Aus Ihrem schönen Wort: ‚Zeit bringt Rosen' wehte ein frischer Duft wie die Ahnung einer Freude mich an. Und ich lege Wert auf solche Vorgefühle."

Gabriele widersprach nicht mehr. Die Anschauungen ihres Begleiters dünkten sie zwar sehr jugendlich; aber seine Stimme war so gedämpft, sein Blick so sanft verschleiert, als seien sie der Elegie des Abendbildes und ihren eigenen in stilles Sinnen versinkenden Empfindungen angepaßt.

Von solchem Sinnen wußte das folgende Paar nichts. Eine kleine Strecke blieben beide stumm. Holls wohlgeformter Fuß schritt so gleichmäßig über das unter jedem Tritt gleitende Geröll wie über den festgestampften Boden des Exerzierplatzes. Ilse sprang, die dichten blonden Brauen zusammengezogen, bald hastend, bald zaudernd die ausgetretenen Stufen hinab.

Seinen langen Schnauzbart zwirbelnd, sah er belustigt in das

trotzige Gesichtchen. „Vorsicht!" mahnte er, als unter den zierlichen Knopfstiefeln ein Stein in die Tiefe kollerte.

„Ach!" warf sie geringschätzig hin, „wer solche Gletschertouren gemacht hat wie ich, ist nicht ängstlich!" Und gereizt von einer Empfindung, die sie sich selbst nicht zu erklären vermochte, setzte sie hinzu: „Was könnte mir denn auf diesem höchst harmlosen Weg gefährlich werden?"

Er lachte über die Herausforderung in Ton und Miene. „Wir sind ja auch nicht hier, um Gefahren zu bestehen, sondern um von etwas geheilt zu werden."

„Brauchen Sie auch die Kur?" fragte Ilse, verwundert, daß dieses Bild der Gesundheit einer solchen bedurfte. „Ist die Quelle vielleicht auch gut gegen unbefugtes Lauschen und Lachen?"

„Gegen Mucken aller Art," gab er ihr ebenso anzüglich zurück. Dann fuhr er gleichmütig fort: „Und die will ich meinem Arm abgewöhnen, der seit einem Sturz mit dem Pferd im Manöver anfängt, sich als Wetterglas aufzuspielen. Was meinen Sie, was er heute prophezeit hat? Veränderlich? Sturm?"

Ihr blonder Kopf richtete sich kampfbereit höher auf.

„Hellen Sonnenschein," vollendete er verbindlich. „Und er hat recht behalten. Denn ich habe eine reizende Bekanntschaft gemacht, an der ich nur eins vermisse —"

Wieder fuhr sie herum, eines Angriffs gewärtig. Er weidete sich einen Augenblick an dem bewegten blühenden Gesichtchen, dann schloß er: „daß ich sie nicht mit Namen nennen kann."

Sie knixte schelmisch gravitätisch: „Ilse Großheim."

Er erwiderte mit tiefer Verbeugung. Dann suchte er in seinem Gedächtnis. „Der Name klingt mir bekannt."

Ilse half nach. „Großheims Spargel, Schnittbohnen, Pfirsiche, Nüsse und was weiß ich? Ich kümmere mich natürlich nicht um unsere Konserven."

„Schmücken sich aber mit jungen Gemüsen," scherzte er, einen Blick auf ihre dicke Hutguirlande werfend. „Ich sehe sogar Schoten. Die gehören doch in den Topf, nicht auf den Kopf. Wie kochen Sie Schoten?"

„Küchenangelegenheiten! Damit kann man mich jagen!" lachte sie auf.

„Mich nicht," entgegnete er. „Ich jage nur ungeschickte Köchinnen fort."

„Sie sind verheiratet?" Es klang ganz enttäuscht.

Ein Lächeln verlor sich in seinem Bart. „Unberufen, nein. Aber Vorstand des Kasinos und als solcher verpflichtet, über die Küche zu wachen."

„Und natürlich ein Feinschmecker wie alle Hagestolze," neckte sie.

„Auch das," gab er zu. „Wenn ich die Mahlzeiten meiner Kompagnie koste."

„Kosten, meinetwegen," sagte Ilse. „Aber kochen? Das wäre unter meiner Würde!"

„Eine gute Reissuppe und alle Hülsenfrüchte kann ich zubereiten," antwortete er.

Ihre Lippen kräuselten sich. Das Wort „Topfgucker" schwebte auf ihrer Zunge. Aber es wurde nicht ausgesprochen angesichts dieser hochgewachsenen Gestalt, die trotz des bequemen Civilanzuges wie aus Eisen gegossen schien.

„Man muß das verstehen," erklärte er, „wenn man das Abkochen der Leute im Manöver überwachen will." Und nachdrücklich setzte er hinzu: „Was zu unserem Beruf gehört, ist nie unter unserer Würde."

Ilse empörte sich gegen die Belehrung, aber sie fand keine Antwort. Während sie innerlich danach rang, wieder auf das hohe Pferd zu kommen, auf dem sie zu sitzen pflegte, band er, ein flottes Marschtempo anschlagend, ohne daß sie es merkte, ihren unstäten Gang an seinen gleichmäßigen Schritt.

Am Eingang in die Stadt holten sie das andere Paar ein. Gabriele war stehen geblieben. „Ich habe noch ein paar Einkäufe zu besorgen." Schersen zog sofort den Hut. Ein letzter rosiger Abendstrahl traf das jetzt unbeschattete fein geschnittene Gesicht, schimmerte auf dem hellen Haar und schien sich in den schönen braunen Augen zu spiegeln. Ihr selbst unbewußt vermochte ihr Blick ein paar Sekunden lang sich nicht von ihm loszureißen. Dann verneigte sie sich zum Abschied.

„Auf Wiedersehen!" sagten einstimmig ihre Begleiter.

Schweigsam gingen die Freundinnen durch Damengruppen, die in Toiletten à la Watteau, den Pompadour am Arm, den Kaffeegärten entströmten; durch Kinderscharen, die mit Ketten von Löwenzahn und Körbchen voll Eichelnäpfchen aus den Waldverstecken, von den sonnigen Triften heimkehrten; vorüber an Trupps von Herren, die, friedlich vor sich hindämmernd, nach Hause schlenderten, sichtlich in der beschaulichen Stille des kleinen Badeortes von der nervösen Hast der Großstadt erlöst.

Keine merkte die Einsilbigkeit der andern. Mit ihren Gedanken beschäftigt, begab sich jede nach eingenommenem Thee auf ihr Zimmer. Bei Ilse hob sofort ein Klingeln nach dem Stubenmädchen, ein Klappern mit Schlüsseln und Kofferdeckeln und lautes Geplauder an.

„Den Anzug ‚à la Tragkleid' in die tiefste Ecke des Schrankes, man wird sonst zuletzt für ein Baby gehalten! Wie ein Kind, das auf die Nase fällt, bin ich behandelt worden. Fort mit den englischen Schuhen! In denen schiebt man wie eine Ente herum. Die Pariser Stiefelchen mit den hohen Hacken zieh' ich morgen an. Da hat man seine richtige Größe, auch einem großen — nein, langen Herrn gegenüber. Haben Sie die Bonbonniere auf das Marmortischchen gelegt? Etwas zu knabbern muß ich haben. Daß Sie mich morgen nicht wecken! Ich schlafe, so lange es mir gefällt. Gute Nacht!"

Indessen saß Gabriele, die Feder in der Hand, vor dem Cylinderbureau. Aber auf der neuen Seite des Tagebuchs waren nur die Worte eingetragen: „Zeit bringt Rosen". Sonst pflegte sie Pläne zu Arbeiten, kurz skizziert, darin niederzulegen. Jedoch die kleine Erzählung, die bei dem Frankenhaus ihr durch den Sinn gegangen war, als hätte eine Stimme aus dem zerklüfteten Gebäude sie ihr ins Ohr geflüstert, ließ sich in keine feste Form fassen. Des Türmers Töchterlein, das sie in das verfallene Fenster geträumt hatte, zerfloß wie ein Nebel vor der Erinnerung an ihr eigenes Bild, das ein Fremder mit einer Art Hellsehen dahin zeichnete und bannte. Der düstere Held aus dem Bauernkrieg, den sie so deutlich zu erschauen meinte, wie er den Schlachtberg hinaufzog, tauchte in die versunkene Zeit zurück vor der Gestalt des Zeichners, der hinter den geschlossenen nickenden Rosenknospen sich erhob. Ein Stück Maler steckte in ihm. Die erkennen aus dem Antlitz der Menschen feine Regungen der Seele, welche gewöhnlichen Sterblichen verborgen bleiben. So las er von ihren Zügen die Sehnsucht ab.

Kein Wunder, daß diese wie ein Teil von ihr geworden war! Sie hatte es jahrelang geübt, das Ausschauen in die Ferne, in die Sterne, bis sie wußte, daß es Barmherzigkeit war, wenn die Himmelslichter ihr nicht wiederspiegelten, was sie erblickten.

Und an dem Faden flogen die Gedanken einen weiten Weg zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Das neue Heilverfahren gegen Diphtherie und sein Begründer. Das Jahr 1890 war das Geburtsjahr einer neuen Heilmethode. Damals machte Stabsarzt E. Behring in Berlin eine hochwichtige Entdeckung. Er fand, daß das Blut von Tieren, welche an gewissen durch Bakterien erzeugten Krankheiten leiden, sich in eigenartiger Weise verändere. Genasen die Versuchstiere von der Diphtherie oder dem Wundstarrkrampf (Tetanus), so enthielt ihr Blut Heilstoffe, welche die verderblichen Wirkungen der Diphtherie- oder Tetanusbacillen aufzuheben vermochten. Ferner ermittelte Behring, daß jene Heilstoffe nicht in den festen, sondern in den flüssigen Bestandteilen des Blutes, d. h. in dem Blutserum oder Blutwasser, enthalten waren. Dieselben Eigenschaften zeigte auch das Blut der Tiere, welche durch Schutzimpfung gegen die genannten Krankheiten immun oder unempfänglich gemacht wurden. Es galt nun, diese wichtige Entdeckung zum Wohle der leidenden Menschheit zu verwerten, und mit rastlosem Eifer ging Professor Behring daran, aus dem Blute diphtherieimmun gemachter Tiere ein Heilserum zu gewinnen, das auch an Diphtherie erkrankte Menschen retten könnte.

Mit berechtigter Spannung sah die Welt den Endergebnissen dieser mühevollen Arbeiten entgegen; war doch bis jetzt gegen den Würgengel unserer Kinderwelt kein sicher wirkendes Heilmittel bekannt. Bevor man jedoch zu Versuchen an kranken Menschen schreiten konnte, waren große Schwierigkeiten zu überwinden; die Kunst, verschiedene Haustiere mit Sicherheit immun zu machen, mußte erst erlernt werden, und zwei Jahre vergingen, bis der Erfinder des Heilverfahrens in der Lage war, so hohe Grade der Immunität zu erzielen, daß mit dem neuen Mittel Versuche in Kinderkrankenhäusern angestellt werden durften. Das erste Ergebnis war nicht entscheidend, aber soviel stellte sich heraus, daß das Heilserum keinen Schaden brachte und den Verlauf der schweren Krankheit

milder zu gestalten schien. Behring ersah hieraus, daß er den richtigen Weg beschritten habe, er gönnte sich keine Ruhe und Erholung und suchte seine Methode zu vervollkommnen, durch zweckmäßige Behandlung der Tiere, wie Schafe, Pferde etc., ein Serum von noch größerer Heilkraft zu gewinnen. Endlich wurde auch dieses Ziel erreicht und die Herstellung des Heilserums in größeren Mengen konnte beginnen.

Zu Anfang dieses Jahres wurde in einigen Berliner Krankenhäusern der erste Versuch im großen ausgeführt. Das Urteil der Fachleute lautete wiederum ermutigend. Es gelang allerdings nicht, alle diphtheriekranken Kinder durch das neue Heilmittel vor dem Tode zu retten, aber der günstige Einfluß der Serum-Einspritzungen war unverkennbar; die Aerzte faßten mehrfach ihr Urteil dahin zusammen, daß die Sterblichkeit an Diphtherie, die sonst 30 bis 60% beträgt, auf das geringe Maß von nur 5% herabgedrückt werden könnte, wenn man mit der Serumbehandlung schon am ersten und spätestens am zweiten Tage der Erkrankung beginnen würde. Zu gleicher Zeit wurde die Behringsche Heilmethode auch in Paris durch Professor Roux eingeführt und der erste Versuch lieferte gleichfalls Ergebnisse, die zu weiterem Vorgehen ermutigten. Während bis dahin das Serum nur zu klinischen Versuchszwecken hergestellt wurde, entschloß sich nun Professor Behring, durch ein großes chemisches Institut, das ihm schon vorher die materiellen Mittel zur Fortführung seiner Versuche gewährt hatte, das neue Heilmittel der Allgemeinheit zugänglich zu machen, und seit dem 1. August dieses Jahres wurde es dem Verkauf übergeben.

So standen die Dinge, als Ende September die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Wien tagte; das Diphtherieheilserum bildete auf ihr den Gegenstand lebhafter Erörterungen und der Ruf des neuen Heilmittels wurde durch die Tagespresse in die weitesten Kreise getragen. Das Verlangen, dasselbe allen Leidenden zugänglich zu machen, wurde allgemein. Leider aber stand der Verwirklichung dieses Wunsches der teuere Preis des Serums entgegen. An verschiedenen Orten Deutschlands wurden darum, sei es von wohlthätigen Personen, sei es von Stadtgemeinden, besondere Geldmittel zur Verfügung gestellt, durch welche Krankenhäuser oder Armenärzte in die Lage versetzt sind, das Mittel bei ihren Diphtheriekranken anzuwenden. Das Heilserum wird in nächster Zeit in großem Maßstabe verwendet werden können und dann wird es auch den Aerzten möglich sein, über dessen Wert ein abschließendes Urteil zu fällen. Vieles berechtigt zu der Hoffnung, daß dieses Endurteil günstig lauten werde. Ein unermeßlicher Gewinn würde es sein, wenn es uns gelingen sollte, die hohe Sterblichkeit der Diphtheriekranken auf ein geringeres Maß herabzudrücken; denn vielen Tausenden würde dadurch alljährlich das Leben gerettet werden.



Professor Behring.

Nach einer Photographie von C. Höpfner Nachf. Fritz Möller in Halle a. d. S.

An das Heilserum knüpfen sich jedoch noch andere Hoffnungen. Nicht nur zum Heilen bereits Erkrankter soll es verwendet werden, es verleiht auch Gesunden Schutz gegen Ansteckung und es wird daher auch zur Schutzimpfung gegen Diphtherie empfohlen. Diese erfolgt dadurch, daß man dem zu schützenden Kinde eine gewisse Menge des Serums von bestimmter Stärke unter die Haut einspritzt. Wie lange diese Einspritzung vor der Ansteckung schützt, ist noch nicht genau ermittelt, man nimmt aber an, daß die auf diese Art erworbene Immunität einige Monate anhält. Es würde also zu Zeiten von Epidemien möglich sein, gesunde Kinder in Häusern mit Diphtheriekranken oder in Schulen vor der Gefahr der Diphtherieansteckung zu bewahren.

Schließlich muß noch hervorgehoben werden, daß die Diphtherie nicht die einzige Krankheit ist, welche durch ein Heilserum behandelt werden kann. In ähnlicher Weise wird es vielleicht mit der Zeit gelingen, auch andere durch Bakterien erzeugte Krankheiten zu bekämpfen. Es liegt hier ein ganz neuer Weg vor, den die Forschung betreten hat, und diesen Fortschritt verdanken wir in erster Linie der rastlosen Arbeit des Mannes, dessen Bildnis nach der neuesten Aufnahme heute die „Gartenlaube“ bringt und der als Begründer der Heilserumtherapie gefeiert wird.

Emil Adolf Behring wurde im Jahre 1854 zu Hausdorf bei Deutsch-Eylau in Westpreußen geboren und besuchte das Gymnasium im nahen Hohenstein. Als Zögling der militärärztlichen Bildungsanstalten studierte er in Berlin und trat im Jahre 1878 als Militärarzt in das Sanitätskorps ein. Schon frühzeitig begann er in Posen und dem schlesischen Städtchen Winzig, wo er anfangs stationiert war, selbständige Untersuchungen über den Einfluß der Desinfektionsmittel auf die Wundbehandlung. Diese seine Arbeiten wurden durch die Versetzung in die Universitätsstadt Bonn wesentlich gefördert, und hier bereits wurde von ihm der Heilkraft des Blutes besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Im Jahre 1888 wurde Behring als Stabsarzt an das Friedrich Wilhelms-Institut in Berlin abgeordnet und bald darauf begann seine Thätigkeit in dem hygieinischen Institut von Robert Koch, die 1890 zu der Begründung des neuen Heilverfahrens führte. Als das Institut für Infektionskrankheiten errichtet wurde, folgte Behring Robert Koch in diese neue Anstalt. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt Behring im Jahre 1893 den Professortitel und heute wirkt er als Professor der Hygieine an der Universität Halle. *

Die Sarkophage Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta im Mausoleum zu Charlottenburg. (Zu dem Bilde S. 741.) Seit Jahrzehnten bildet das Mausoleum zu Charlottenburg das pietätvoll aufgesuchte Wanderziel vieler Tausende, die sich dorthin gezogen fühlen durch die wunderbaren Marmorbilder des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise, von Rauchs Meisterhand für diese Stätte geschaffen. Nachdem auch der letzte Sohn der Königin Luise, Kaiser Wilhelm I., gestorben war, wurde eine Erweiterung des 1810 nach Schinkels Plänen errichteten, 1843 vergrößerten Baues beschlossen und im Jahre 1890 vollendet. Der neu gewonnene Raum der Gruft nahm den Sarg des ersten Kaisers des neuen Reiches auf und bald auch den seiner Gemahlin, der Kaiserin Augusta. Professor Erdmann Encke in Berlin erhielt den Auftrag, den beiden Rauchschen Vorbildern entsprechend zwei Sarkophage zu fertigen, die als künstlerische Grabdenkmale für die Verewigten im Oberraum des Mausoleums Aufstellung finden sollten. Und nunmehr sind diese Sarkophage vollendet und eingeweiht. Der Kaiser ist dargestellt in der Uniform des 1. Garderegiments, entblößten Hauptes unter einem Hermelinmantel ruhend, mit beiden Händen das lorbeerumwundene Reichsschwert fassend. Die Kaiserin, mit dem Diadem und einem feinen Spitzenschleier geschmückt, hält in den gefalteten Händen ein Kruzifix. In ihrem Schoße liegen Blüten und Blätter der Passionsblume. Beide Gestalten lagern auf antiken Ruhebetten, deren Ecken von geflügelten Löwenköpfen gebildet werden; um die Friese der Hauptgesimse schlingt sich als ornamentales Band die Kette des Schwarzen Adlerordens, die Langseiten sind beim Kaiser mit den Sinnbildern des Kriegs und des Friedens, bei der Kaiserin mit denen des Glaubens und der Wohlthätigkeit verziert. Ein gelbes Oberlicht wirft seinen gedämpften Schein über die edlen Marmorgebilde.

Außer den beiden Sarkophagen hat das Charlottenburger Mausoleum noch einen neuen bildnerischen Schmuck, ebenfalls von Erdmann Enckes Hand, erhalten. In der Vorhalle steht jetzt ein gewappneter Erzengel, der mit seinem Flammenschwert Wache hält vor der Gruft der Toten. Kaiser Wilhelm II. hat ihn für diesen Platz bei dem Künstler bestellt. Schwert, Helm und Schild sind von vergoldeter Bronze, und von einem bläulichen Lichtschein übergossen, erhebt sich achtunggebietend die mächtige Gestalt.

Die Frauenkirche in München. (Zu dem Bilde S. 752 und 753.) Das Wahrzeichen Münchens, das mächtige Turmpaar der Frauenkirche, hat in diesen Tagen seinen vierhundertsten Geburtstag gefeiert, und noch heute ragt das mächtige Denkmal der spätgotischen Backsteinarchitektur, wie wir sie vielfach in den Hansastädten vertreten finden, fest und unerschüttert vom Sturm der Zeiten über Münchens Häusermeer empor. Der kunstsinnige Herzog Sigmund von Bayern legte 1468 den Grundstein auf der Stelle einer bereits früher bestehenden Marienkirche, bei deren Abbruch sich nach dem Bericht einer Chronik die ganze Bevölkerung „mit gieriger Müh' und Arbeit“ beteiligte. Der neue Bau wurde unter der Leitung des Jörg Gankoffer von Haselbach bei Moosburg ausgeführt, dem die bedeutendsten Baumeister von Ulm, Regensburg, Nürnberg und Wien mit ihrem Rat zur Seite standen. Die Vollendung erforderte einen ungewöhnlichen Aufwand von Hingebung und Ausdauer. Denn München besaß damals erst etwa 18000 Einwohner, und nur mit Hilfe der frommen Spenden, die aus ganz Deutschland, insbesondere aus Franken und Bayern zuflossen, war es möglich, die ansehnlichen Kosten aufzubringen.

Den gewaltigen Größenverhältnissen der Kirche, die 101 Meter lang, 38,5 Meter breit und 58 Meter hoch ist, entsprechen auch die Maße der beiden Türme, die man früher wegen ihrer sonderbaren Bedachung mit Kugelhauben „Welsche Kappen“ nannte. Sie erheben sich zu einer Höhe von 99 Metern. Für ihren nicht eben schönen Abschluß nach oben darf der ursprüngliche Baumeister nicht verantwortlich gemacht werden. Die beiden Hauben sind ein Werk des 16. Jahrhunderts und wurden damals infolge Verzichts auf eine stilgerechte Vollendung der Türme aufgesetzt.

Robert Aßmus hat die weltbekannte Kirche aus Anlaß ihres 400jährigen Bestehens von einem besonders günstig gelegenen Standpunkt, von einer Dachluke der Michaelshofkirche aus, gezeichnet. Sein Bild zeigt uns rechts von den Domtürmen einen Teil des neuen Rathauses, das alte Rathaus mit seinem wunderschönen Turm, die Heilige Geist-Kirche, den „alten Peter“ (Turm der Peterskirche), in der Ferne die Kirche von Rammersdorf, im Vordergrunde die Dächer der Gebäude, welche den Hof des Landgerichts umschließen. Es dürfte kaum möglich sein, einen Platz zu finden, von dem aus sich die machtvolle Gestalt der beiden Riesen wirksamer und charakteristischer erfassen ließe.

Kleiner Briefkasten.

P. K. in Nürnberg. Ihre Annahme ist irrig.

A. G. in L. Wir bedauern, Ihnen über die betreffende Heilanstalt keine Auskunft geben zu können.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 45. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



An Deutschlands Volksvertreter.

Nun steht der Reichspalast vollendet;
Die Kuppel blitzt im Sonnenlicht. —
Die ihr vom Volke ausgesendet,
Seid eingedenk nun eurer Pflicht!
Fest ist des Reiches Bau gezimmert,
Der volle Kranz der Ehre schimmert —
Und weh' dem Feind, der uns bedroht!
Daß unsrer Zukunft Heil nicht fehle,
Steh' obenan in jeder Seele:
Dem Reich getreu bis in den Tod!

Wie die Parteien auch geschieden,
Wie jeder auch im Kampf sich stellt,
Darin seid einig: keinen Frieden
Mit jedem, der zum Reich nicht hält!
Wer losgesagt sich von der Treue
Für seine Mutter, ohne Reue
Verletzt das heiligste Gebot,
Wer fest nicht steht zum Vaterlande,
Dem Buben Hohn und Schmach und Schande! —
Dem Reich getreu bis in den Tod!

Doch mit der Einheit steh' im Bunde
Auch Volkesfreiheit wahr und echt.
Laßt niemals ab, zu keiner Stunde
Ein Haar breit vom beschwor'nen Recht!
Wenn schwere, düstre Tage kommen,
Wird Eines nur zum Segen frommen,
Ein Ende machen aller Not,
Nicht Dienst der Sklaven und Lakaien —
Wahr machen können's nur die Freien:
Dem Reich getreu bis in den Tod!

So soll es sein, so sei's gehalten,
Daß Deutschland stets in Ehren steht!
Es soll uns keine Meinung spalten,
Wenn's um die höchsten Güter geht.
So mögt ihr denn zum Werke schreiten! —
Stolz rausch' bis in die fernsten Zeiten
Das Banner schwarz und weiß und rot
Und weh' ob einem freien Volke! —
Ob Sonnenschein, ob Sturm und Wolke,
Dem Reich getreu bis in den Tod!

Emil Rittershaus.

Um fremde Schuld.

(9. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Guten Morgen, Fräulein," sagte Herr Hübner, als er mich ins Zimmer der Base gebracht hatte, „wohl bekomm' die kalte Fahrt! Ich hatt' ja keine Ahnung, daß Sie zu unserer Base wollten. Hätt' freilich auch nichts weiter thun können, als Sie daher bringen. Nur nicht gleich zu nahe an den Ofen," warnte er; dann ging er.

Und nun nahmen mich ein paar alte und doch so linde Hände in Empfang, die drückten mich auf das Sofa und zogen mir die Lederstiefel von den kalten Füßen und große Filzschuhe dafür an, ach so weich und warm! Und während ich schon halb wieder im Schlafe lag, wurde mir ein Kissen unter den Kopf geschoben und der Mantel ausgezogen, dann schluckte ich warme kräftige Brühe und dazwischen hörte ich die besorgte Stimme der Base und eine andere tröstende Stimme: „Ei, Kälte macht müde, Base, und sie ist die ganze Nacht gefahren."

Dann sagte die Base: „Aber wie sie sich verändert hat! 's ist gar nicht mehr das runde Kindergesicht."

„Man kann nicht ewig ein Kind bleiben. Lassen Sie sie schlafen, Base, das Beste ist der Schlaf."

Und ich schlief. Ich wachte erst auf, als es schon ganz dämmerig war; ach, und wie traut war das Erwachen! Der Feuerschein des Ofens spielte auf weißen, von dunklem Holzwerk durchquerten Dielen; durch die Fenster sahen hohe verschneite Tannen herein; an der weiß getünchten Wand über der geschweiften Kommode mit den blitzenden Messingschlössern tickte eine altmodische Uhr und im Lehnstuhl am Ofen saß die Base und spann. Ich rührte mich nicht, sondern ließ den wohligen Zauber voll über mich ergehen. Endlich trippelte sie durchs Zimmer, beugte sich zu mir nieder und lauschte, ob ich noch schlafe.

„Base," sagte ich, „ich bin ausgerissen! Sie haben mir ja erlaubt, zu kommen, und daß ich's nur gleich gestehe, geborgt habe ich auch von Ihnen — zwanzig Mark, ich bringe nur achtzig mit; aber, sehen Sie, ich konnte mir von niemand Geld geben lassen zu dieser Reise."

„Ich weiß schon, ich weiß alles, Anneliese; wenn Sie nur nicht krank werden!"

„I Gott behüte! Aber woher wissen Sie denn, daß — —"

„Es ist eine Depesche gekommen."

„Ich gehe nicht wieder zurück, Base!" rief ich, mich mit einem Ruck aufrecht setzend.

„Nein, nein!" beruhigte mich die alte Frau, „Sie sollen sogar vorläufig hier bleiben, Fräulein Anneliese; da steht's: ‚Meine Tochter wünscht für einige Zeit in Langenwalde zu bleiben. Bitte, ihr den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Koffer folgen. Wollmeyer.'"

Ich starrte wortlos in das Gesicht der Base, das nur noch undeutlich zu erkennen war. Was wollte er nur? Sollte ich bleiben — oder nicht?

„Base," sagte ich endlich, „so geht es nicht; ich muß weiter, ich kann nicht bleiben. Wissen Sie nicht eine Stelle für mich auf Gottes weiter Erde, wo ich Herrn Wollmeyer nicht wieder zu begegnen brauche? Ich bin hierher geflüchtet, aber nur um Rat von Ihnen zu holen und um eine vorläufige Hilfe — —"

„Was um Gotteswillen ist denn geschehen?" fragte sie, und nun brauste das ganze Leid der letzten Tage über meine Lippen wie ein Sturzbach. Sie unterbrach mich nicht, sie stand regungslos vor mir und hörte zu.

„Ich habe mir das alles gedacht, Anneliese," war das einzige, was sie sagte, als ich geendet hatte.

„Und was soll ich thun, Base?"

„Bleiben Sie nur vorläufig ruhig hier, Anneliese, ganz ohne Bange und Furcht. Hier geschieht Ihnen nichts," sagte sie einfach. „Wir werden ja sehen, was weiter folgt. Seien Sie aber ganz ruhig; er thut vorläufig gar nichts, glauben Sie mir. Denken Sie doch: um der Mama willen dürfen Sie jetzt nicht fort in die Welt — das sehen Sie doch ein?"

„Und wenn er herkommt — mit Brankwitz!"

„Er kommt nicht!" erklärte sie bestimmt. „Vorläufig bleiben Sie hier, und wir reden nicht von der Sache. Sie müssen erst wieder anders aussehen."

„Ach, Base, wenn ich in solcher Ungewißheit lebe, da werde ich nicht gesünder."

„Ungewißheit? Keine Spur! Sie meinen wohl, ich helfe Sie verheiraten an den? Nein, Anneliese, eher —" und sie trat einen Schritt näher zu mir und ihre Stimme bebte eigentümlich, „eher thu' ich etwas, das . . . das —" Sie brach ab. „Aber das wird nicht nötig sein," murmelte sie, „er überlegt sich's!"

„Sehen Sie, Base," sprach ich weiter, „der Brankwitz, der liebt mich ja gar nicht, er sagt's nur so, er hat irgend einen andern Grund, warum er mich heiraten will. Er denkt wahrscheinlich, ich bekäme dereinst Wollmeyers ganzes Geld."

Sie schüttelte den Kopf. „Gott weiß, was er denkt, aber nebenbei haben Sie ihm auch gefallen. Wenn er hätt' nach Geld freien wollen, da hätt' er's gewiß schon lange thun können. Es giebt genug Mädchen, die sein ‚von' teuer bezahlen würden."

„Base, ich bitte Sie!" flüsterte ich, peinlich berührt.

„Was denn?"

„Base, ich muß Ihnen noch 'was erzählen — ich wäre sicher nicht davongelaufen, aber — ja, Sie können mir gewiß Näheres berichten: in welcher Beziehung steht denn nur Wollmeyer zu Herrn von Brankwitz?"

Die alte Frau seufzte. „Weshalb, Fräulein Anneliese?"

„Ich habe gehört, wie Frau Sellmann sagte, ihr Bruder solle ihm nur drohen mit — mit was, das weiß ich eben nicht — dann würde mein Stiefvater schon alles dransetzen, daß ich einwillige."

Sie sah plötzlich totenblaß aus, die alte Frau, und ihre Lippen preßten sich fest aufeinander.

„O, es ist da irgend etwas, etwas Unheimliches, erzählen Sie mir's, Base!"

„Es ist nichts," antwortete sie heiser.

„Ja, o ja! Ich bin kein Kind mehr — sagen Sie es mir!"

„Nein, Anneliese, ich kann nichts sagen, und wenn ich's könnte, ich thät's nicht verraten. Und sehen Sie, es giebt Sachen — Sachen — ach, Gott behüte und bewahre Sie davor und jeden andern Christenmenschen!"

„Sind denn Wollmeyers und Brankwitzens verwandt?"

„Nein, nein! Aber liebes Fräulein Anneliese, fragen Sie nicht weiter! Es kann eine Last schon sehr schwer sein, wenn einer sie trägt, tragen mehrere daran, so wird sie immer schwerer, immer schwerer, und was einer noch schleppt, darunter erliegen zwei. So ist's hier. Lassen Sie mich's allein weiter tragen, lieb Kind, Sie sind ja noch viel zu jung, Sie würden es auch gar nicht verstehen. Quälen Sie mich nicht, Annieseken!"

„Base, ist's denn etwas Schlechtes? Kann ich dadurch gezwungen werden, den schrecklichen Menschen zu heiraten?"

„Nein, nein, um fremder Schuld willen sollen Sie nicht leiden," sagte sie, „ich bin noch da, Annieseken, und so lange ich lebe, da werden Sie nicht der Preis — der — ach, was schwatz' ich denn, es ist ja gar nichts, nein, gewiß nicht! Seien Sie ruhig, Sie können hier so sicher sein wie in Abrahams Schoß!"

„Nein, das glaube ich Ihnen nicht!"

„Jawohl, das können Sie glauben. Alte Geldgeschichten werden sie gemeint haben, die Brankwitzens, zwischen Kaufleuten kommt so 'was vor, wissen Sie. Dem Brankwitz seinem Vater hat einmal die Mühle gehört, damals, als Wollmeyer verkaufen mußte, und dann hat Wollmeyer sie zurückgekauft und da hat's etwas gegeben wegen Mein und Dein, was weiß ich! Kommen Sie, Anneliese, essen Sie, Sie werden hungrig sein!" Und sie strich mir das wirre Haar aus der Stirn, redete von allem Möglichen, schraubte dabei die Lampe höher und trug mir ein Abendbrot herbei, so zierlich und nett, daß auch der gesättigtste Mensch Appetit bekommen hätte, und der Thee duftete aus der alten Zinnkanne, die so blank wie Silber gescheuert war. Dann brachte sie mich zu Bett wie ein kleines Kind; das Bett war ein Himmelbett und stand im Nebenraum, einem großen dreifenstrigen Zimmer mit altmodischen Fichtenmöbeln und getäfelter Decke, und die Wäsche roch ganz fein nach Lavendel, und ein Nachtlicht brannte, damit ich mich nicht fürchten sollte, und eine riesenhafte kupferne Wärmflasche war da in den schneeweißen Kissen, die ich gleich

hinauswarf, und ein Glöckchen auf dem Tisch am Bett, um die Base zu rufen.

„Ach," sagte ich schlaftrunken, „wie kann man nur in die Stadt ziehen, fort aus so herrlicher Gegend und einem so gemütlichen alten Hause? Da verstehe ich nun wohl, daß Frau Hannchen die Sehnsucht nicht los geworden ist."

„Ja, es giebt mancherlei, was die Menschen wandern heißt," antwortete sie. Sie machte sich plötzlich in der Nebenstube zu schaffen; sie hatte wohl Angst, ich möchte aufs neue sie ausfragen.

„Base," rief ich nach einer Weile, aus dem ersten Hinüberdämmern auffahrend, „Base, kommen Sie rasch, ich muß Ihnen etwas erzählen!"

Sie kam auf ihren weichen Pantoffeln. „Schlafen Sie doch, liebes Annelieseken," bat sie.

„Nein, Base. Denken Sie nur, gestern war ich auf dem Kirchhof, und da stand jemand an Hannchens Grabe, ein großer schöner, schlanker junger Mensch, und mir ist, als hätte er Aehnlichkeit gehabt mit der Photographie von Robert Nordmann."

Sie antwortete nicht; sie hielt den Atem an und ich fühlte, wie ihre Hand zitterte, die auf der meinen lag.

„Ja, und da dachte ich, ob's nicht vielleicht Ihr Robert gewesen sein könnte," fuhr ich zögernd fort.

Sie blieb lange still, endlich sagte sie: „Weil da einer grad' an ihrem Grabe gestanden ist? Ach, Annelieseken, ach, ich wollt', Sie hätten's mir nicht erzählt. Nun bildet man sich wieder 'was ein, und es wird ja doch nimmer wahr!" Und sie ging leisen Schrittes hinaus, und im Nebenzimmer hörte ich sie weinen und mit sich selbst flüstern.

Dann erlosch plötzlich das Licht nebenan, und es ward still, ganz still, und nun kam der Schlummer.

Das Erwachen am andern Morgen war nicht ungetrübt. Ich hatte schwer und ängstlich von Mama geträumt, sie sei krank geworden und gestorben, und meine Schuld sei es gewesen, hatte sie mir im Sterben gesagt; und weil der alte thörichte Aberglaube mir in den Sinn kam, daß das, was man in der ersten Nacht an einem fremden Orte träume, unfehlbar wahr sei, stand ich zu allem andern noch unter dem Druck dieser Angst und konnte an nichts denken als an das blasse verzerrte Gesicht Mamas. Meine Phantasie malte mir unglaubliche Situationen aus. Ich überlegte mir Mamas ganzes Gebahren nochmals, ich erzählte auch der Base ausführlich, wie merkwürdig aufgeregt sie gewesen sei und wie es ihrem ganzen Charakter zuwiderlaufe, mich zu einer Verlobung zwingen zu wollen. Sie hatte doch früher immer gegen mich und gegen andere geäußert, nie werde sie sich in eine Herzensangelegenheit zu- oder abredend einmischen, und sei es auch bei ihrem eigenen Kinde; das müsse ein jedes mit sich selbst abmachen. Die Base war auch recht niedergeschlagen und gab mir kaum eine Antwort. Sie versuchte dann im Laufe des Tages mich etwas aus meinem Hinbrüten aufzurütteln, indem sie mich in dem alten Herrenhause umherführte. Aber die meisten Stuben und Säle waren unmöbliert und die Kälte in den seit Jahren unbewohnten Räumen so eisig, daß sie wieder davon abstand. Ich stieg dann mit ihr die Treppe hinunter, sagte der Frau Inspektor Hübner Guten Tag — Hübners bewohnten das linke Erdgeschoß — und sah mir das halbjährige Kindchen an; die Geschwister waren in der Schule und einer gar schon drunten in Gotha auf dem Gymnasium. Die Base und Frau Hübner zeigten mir auch den Milchkeller, die Obst- und die Flachskammer, ja sogar in den Kuhstall lockten sie mich, und die Augen der alten Frau bekamen einen feuchten Schimmer, als ich auf ihre Frage, ob es mir gefalle, antwortete: „Sehr, Base, es ist sehr schön hier!"

„Und schauen Sie, Fräulein Anneliese, dort über dem Bach drüben, das große Gebäude, das ist die Mühle, und dort hinter dem Lindengipfel die zwei Fenster im Giebel, da habe ich meine Jugend verlebt."

Wir standen in dem offenen Hofthor des Herrenhauses, wie es genannt wird, und ich ließ meine Augen hinüberschweifen. Es war ein so trauliches Winterbild, dieses spitze verschneite Giebeldach der Mühle mit der riesigen Linde, dem gefrorenen Bache, und als Staffage der mit weißen Säcken beladene Frachtschlitten mit den kräftigen Pferden davor. Dahinter stiegen die Berge empor, und seitwärts dehnte sich das Thal mit dem Dörfchen, aus dessen Schornsteinen sich der bläuliche Rauch emporkräuselte. Das Kirchlein lag höher am Berge und blickte wie eine wachsame Mutter auf die Häuser und Hütten hinunter.

„Das ist Langenwalde," sagte die Base, „und das große Haus nicht weit von der Kirche ist die Schule; da bin ich oft gewesen, wie Nordmanns noch dort wohnten; kaum fünfundzwanzig Minuten ist's von hier. Es ist lange her." Sie seufzte. „Auf der Landstraße dort kam er manch liebes Mal gelaufen, der Junge, und holte sich von der Pate einen Groschen oder ein Stückchen Kuchen — ich hab' ihn nämlich über die Taufe gehalten, Annelieseken! Da kam er denn auch an dem schrecklichen Tage mit so todesbangen Augen zu mir: ‚Base, die Mutter — sollst zur Mutter kommen! Die Mutter ist krank!' Und wie ich, das Kind an der Hand, atemlos ins Schulhaus trete, da hat sie schon keine Besinnung mehr, und sie hat sie auch nicht wieder bekommen. Ein Schlagfluß ist's gewesen, und nach drei Tagen war sie tot — und dann ging's so weiter ins Unglück hinein."

„Ja, ja, Base, ich weiß, das waren die Streitigkeiten um Mein und Dein, die Du gestern angedeutet hast, und die Brankwitzens waren dabei."

„Ja, der Vater hat dann die Mühle gekauft — das Gut hier gehörte ihm ja schon, Anneliese," sagte sie kurz. „Vorher hatte es ein adliger Herr aus Gotha, aber der scheint mehr Jäger als Landwirt gewesen zu sein — so heruntergewirtschaftet war's . . . man konnte es um ein Billiges haben. Na, und als dann Wollmeyers wieder zu Gelde kamen, hat er die Mühle zurückgekauft und das Gut dazu — das ist alles. Und das wissen Sie ja auch schon!"

Ich schwieg; ich wußte, daß es nicht alles war, aber auch, daß ich jetzt nicht mehr davon erfahren würde. Mich fror und ich verlangte nach oben.

„Die Erkältung meldet sich," sagte die Base.

Und dann saß ich am Fenster und schaute in die Schneelandschaft und sah das Dörfchen liegen und die einsame Landstraße und sah, wie gegen drei Uhr schon die letzten Sonnenstrahlen die Berggipfel verließen. Die Base spann und schwieg, sie mochte eingesehen haben, daß es das Beste sei.

„Base," sagte ich endlich, „ich halt's nicht weiter so aus mit meinen Gedanken, ich muß etwas thun, ich muß fort!"

„Aber, Fräulein Anneliese, so warten Sie doch nur erst Briefe ab und Ihren Koffer, Ihre Bücher," tröstete sie. „Und was die Hübner ist, die leiht Ihnen auch ihr Pianino, wenn Sie's wollen; sie hat's schon gesagt."

Ich ging im Zimmer auf und ab wie ein Gefangener in seiner Zelle. Einsamkeit ist ja wundervoll, aber dazu gehört das völlige Gleichgewicht der Seele.

„Wann kommt denn der Briefträger, Base?"

„Um sechs Uhr abends."

„Noch zwei Stunden!" seufzte ich.

Die Base ging fort, dann kam sie wieder und brachte einen kleinen Teckel. „Der ist lustig, Annelieseken, der ist, als hätt' er Menschenverstand." Und wirklich, der kleine Geselle unterhielt mich dann so urkomisch, daß ich die Wartezeit leidlich überstand.

Richtig, ein Brief von der Komtesse! Er war gestern nachmittag zwischen vier und sechs Uhr zur Post gegeben, konnte also das Neueste über die Wirkung meiner Flucht enthalten. Ich riß den Umschlag auf und las:

„Meine liebe Anneliese!"

Das klang ja sehr feierlich!

„In meinem Leben mische ich mich nicht wieder in die Familienangelegenheiten anderer Leute, denn es ist nicht angenehm, wie Du Dir denken kannst, von Herrn Wollmeyer, sozusagen, darum gebeten zu werden, Dich fernerhin nicht mehr mit meinem Rat zu unterstützen. Du hast leider, mein liebes Kind, meinen Rat befolgt, Du bist ausgerissen! So habe ich das aber selbstverständlich nicht gemeint; ich wollte Dich nach Hamburg bringen, wie Du weißt, dann hätte es Art gehabt. Was blieb mir übrig? Ich ging nach Empfang Deiner Zeilen zu Len'. Sie lag noch im Bett, und Dich hatte noch niemand vermißt; das Stubenmädchen war mit dem Thee zwar an Deiner Thür gewesen, hatte sich aber dann, in der Meinung, daß Du schliefest, wieder zurückgezogen. Ich befand mich demnach in der beneidenswerten Lage, die erste Ueberbringerin der Allarmnachricht zu sein. Ich setzte mich also ans Bett zu Len' — Dein Stiefvater frühstückte mit seinen Gästen,

hatte man mir gesagt — und richtete Deine Bestellung aus. Len', die sehr unruhig war, als ich kam, schien wunderlicherweise durch Deinen Geniestreich beschwichtigt zu werden; sie legte sich wie kraftlos in die Kissen zurück und faltete die Hände. Ich kann's nicht beschwören, aber ich hab' gehört, wie sie ‚Gott sei Dank!' murmelte. Darum brauchst Du aber nicht zu denken, mein kleines Schaf, daß Du wirklich etwas Geniales ausgeführt hast! Len' hatte sich wahrscheinlich nur vor der Scene gefürchtet, die unvermeidlich war, wärst Du geblieben. Ich sage auch, im Grunde hast Du recht, aber die Sache hätte doch mehr comme il faut gemacht werden können! Mit Deinem Stiefvater, der plötzlich erschien, kam nun aber die Scene. Er war sehr aufgebracht, mein Kind. Ich habe schon viele zornige Männer in meinem Leben gesehen, aber 's ist ein Unterschied; auch im Zorn kann man seine Haltung bewahren. Es giebt jedoch Menschen, die bei einer Kalamität sich benehmen wie die gereizten Stiere, brutal; sie trampeln nieder, was ihnen unter die Füße kommt, gleichviel, ob Freund oder Feind. Dein Stiefvater glaubte also, Deine Mutter habe Dir den Gedanken eingegeben, zur Base zu flüchten; Len' that mir leid, und ich beeilte mich daher, das rote Tuch zu schwenken, um seinen schnaubenden Zorn auf mich zu lenken. Ich sagte ganz kurz: ‚Sie irren sich, Len' ist unschuldig, ich habe Anneliese zu der Reise veranlaßt!'

Du weißt, Kind, ich fürchte mich nicht; Deiner Mutter halber will ich auch das Meiste nicht gehört haben, was er mir sagte, verstehst Du? Ich blieb ganz ruhig, denn zornigen Menschen gegenüber ist das Kühlbleiben stets ein Vorteil. Er kam auch sehr bald zu sich, fing an, um Entschuldigung zu bitten, mir die Hand zu küssen, sprach von ersterbender Verehrung für mich und seiner Sorge um Dich, da er doch Dein Vormund sei, und verfiel schließlich von selbst auf das einzig Richtige, nämlich Dich vorläufig in Gottesnamen in Deinem selbstgewählten Asyl zu belassen. Man wird hier also sagen, daß der Sanitätsrat Luftveränderung für Dich gewünscht habe. Als Wollmeyer gegangen war, um der Base zu telegraphieren, da packte mich Len' am Mantelkragen und beschwor mich, Dich zu bitten, um Gotteswillen nichts zu unternehmen ohne ihr Wissen, bevor sie persönlich mit Dir gesprochen habe. Ich hoffe nun, daß Du keinerlei romantischen Gelüsten nachgiebst; es ist sehr bunt da draußen in der Welt, mein Küken, und Du bist am wenigsten diejenige, die sich ohne weiteres zurechtfindet. Außerdem — hast Du Rücksichten auf die Gesundheit Deiner Mutter zu nehmen! Sie wird Dir übrigens schreiben. Wollmeyer wünschte den Grund Deiner Abneigung gegen Br. zu wissen. Ich sagte ihm nur, das sei doch schließlich nicht so unbegreiflich, übrigens ließen sich ja Sympathien und Antipathien nicht ergründen, kurz und gut, Du hättest erklärt, Du liebtest ihn nicht. Jedenfalls sah er das nicht ganz ein, denn er zuckte die Schultern. — So, nun hätte ich Dir nur noch zu sagen, mein liebes Kind, daß ich Dir wünsche, die Angelegenheit löse sich gut auf. Wenigstens ist ein Waffenstillstand erreicht.

Ich will sehr gern dann und wann Deine gute Mama besuchen, kann Dir aber nicht verhehlen, mein Küken, daß ich mich um diese Angelegenheit nicht mehr kümmern werde. Man soll nicht blasen, was einen nicht brennt, weißt Du. Josephine muß mir eben wieder Kamillenumschläge machen; Galle und Leber sind schlechte Bundesgenossen für ein Herz, das so geartet ist wie das meine, und dreiundsiebzig bin ich nun auch gewesen vor zwei Monaten. Ich gebe Dir den Rat, bleib' Deinem Gefühle treu; bist zwar ein Tollkopf, hast aber richtige Gedanken. — Erkälte Dich nicht, da oben ist's schon mehr Sibirien; hab' mir 'mal auf einer Schlittenpartie in den Thüringer Bergen das rechte Ohr erfroren. Grüße die alte Base, sie soll gut aufpassen auf Dich. Es umarmt Dich, meine liebe Anneliese,

Deine alte Freundin
Henriette Komtesse von D."

Der Brief brachte mir keinen Trost, konnte mir keinen bringen — im Gegenteil! Die Komtesse wollte nichts mehr von der Angelegenheit wissen, sie verließ mich; Wollmeyer hatte sie verletzt, die Sache aber nicht aufgegeben, sondern nur aufgeschoben. Was gab's da anderes, als allmählich mich vorzubereiten auf eine Flucht, eine ganz weite, in die Fremde? Aber als was? Durch Mama war ich aus meinen Studien gerissen worden, die ich allerdings auch meiner Krankheit wegen hätte aufgeben müssen — — Ja, als was? Ich hatte kein Examen gemacht, ach, und Lehrerin werden ist so schwer! Ich schüttle mich bei dem Gedanken heute noch ebenso wie damals — aber was half es? Ich wollte Musik weiter treiben, Musik war mir das liebste unter allen meinen Studien gewesen. Wenn man nur nicht so gänzlich ohne Kenntnis des Lebens geblieben wäre! So ohne eine einzige Seele da draußen, die mir die helfende Hand hätte bieten können! Außer der alten ungebildeten treuherzigen Frau besaß ich niemand.

Es waren dumpfe, trübe Tage, die nun folgten. Mein Koffer war gekommen, mit Kleidern und Wäsche, aber die Bücher hatte man mir nicht mitgesandt, ebensowenig meine Noten. Ich schrieb darum, erhielt aber keine Antwort. Ich war gewöhnt, mich geistig zu beschäftigen, ich las immer viel — Papas Bibliothek stand mir zur freien Verfügung, ich spielte gern und oft Klavier und vermißte das alles nun bitterlich. Frau Hübner brachte mir ihre „Bibliothek", es waren ein paar Jahrgänge einer illustrierten Zeitung und eine Sammlung Kalender. Die Base riet mir, beim Pfarrer einen Besuch zu machen, es seien da sicher Noten, Bücher und auch junge Mädchen. Ich fand die Frau Pastorin und ihre Töchter — ich glaube fünf oder sechs — in eifriger Näharbeit bis über die Ohren, die Kleinen strickten um die Wette, und sie sangen dazu: „Es ist ein' Ros' entsprungen."

Da packte mich ein wunderliches Gefühl inmitten dieses trauten Familienkreises. Mit einem wahren Heißhunger nach Glück und Liebe kehrte ich heim, setzte mich mit meinem Teckel aufs Sofa und schluchzte vor Sehnsucht nach Papa. „Base, wäre doch das Fest vorüber! Im vorigen Jahre war's noch schön, obgleich ich krank lag. Ich weiß nicht, wie ich sie überstehen soll, diese Tage, wo man wie sonst nie ein Verlangen hat nach einer Heimat, nach einem Menschen, den man liebt. Wären sie doch vorüber, diese Tage, wär' doch alles vorüber!"

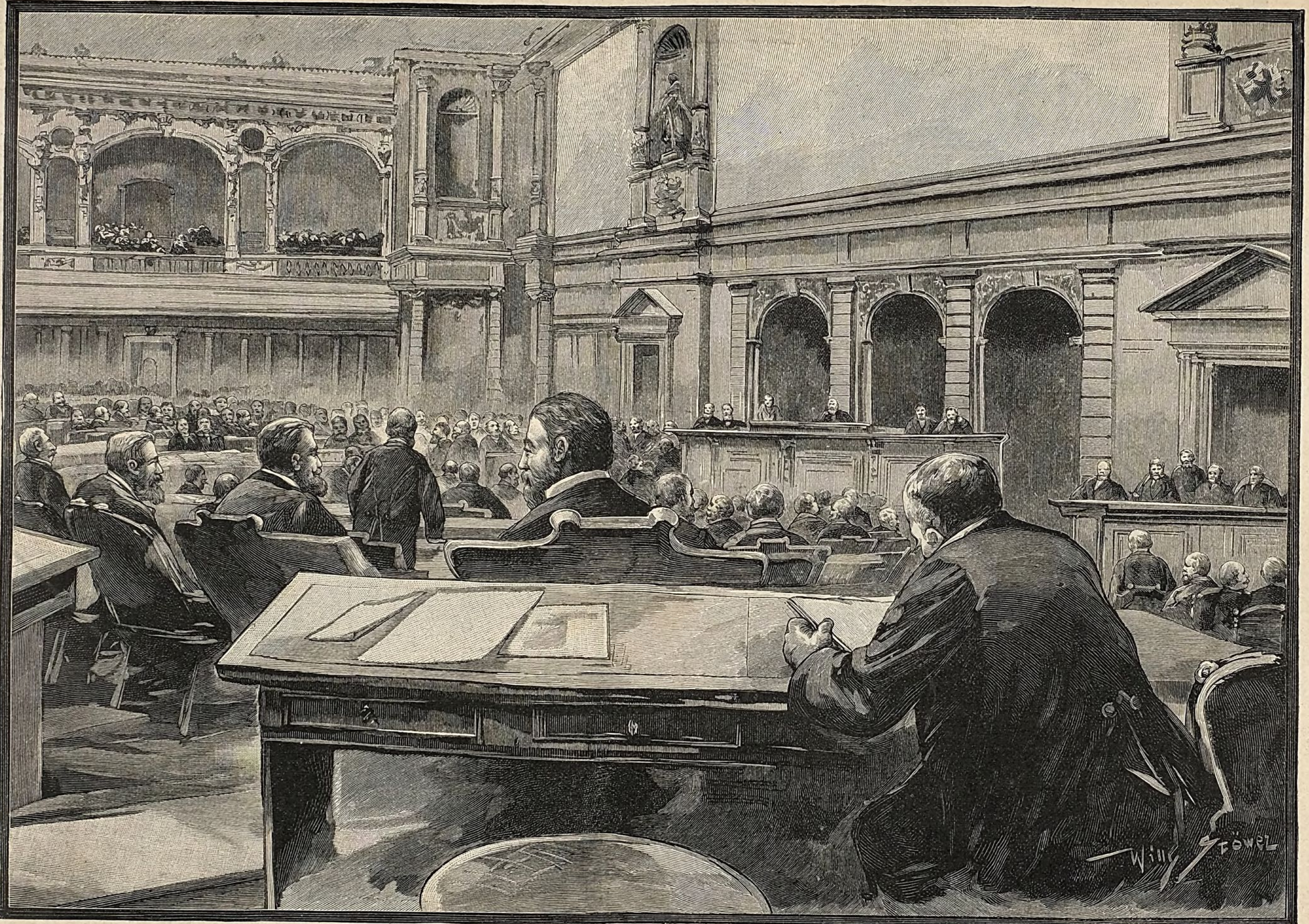
Von Mama kamen ab und zu Briefe, sehr gehalten und voller Redewendungen, die ich sonst an ihr nicht gekannt hatte. Sie machten mir den Eindruck, als müßten sie bei Herrn Wollmeyer die Censur passieren, bevor sie abgesandt wurden. Von Brankwitz kein Wort, aber ich wußte ja, es war nur ein Waffenstillstand.

Die Base suchte mich durch allerlei kleine Arbeiten, um die sie mich bat, von meinem trostlosen Grübeln abzulenken, aber ich war nicht imstande, meine Gedanken zu bannen; unablässig sann ich auf einen Ausweg zu meiner Rettung. Wie konnte ich in meinem Kummer auch Interesse haben für Frau Hübners Butterfässer, für ihre neugeborenen Kälber, für die Apfelschnitze, die man abends auf lange Fäden reihte, um sie zum Trocknen an den Ofen zu hängen, wo sie aussahen wie Guirlanden. Die paar Bücher, die mir Pfarrers geborgt, waren auch bald ausgelesen; mir neue zu holen, dazu verspürte ich keine Lust. Das Einzige, was mich aufrecht hielt, waren die einsamen Spaziergänge in der herrlichen ernsten Winterpracht. Stundenlang, jeden Tag lief ich umher mit dem Teckel zur Seite — ja, das war schön, das wirkte groß auf das Herz, das gab Mut! Aber dann, dann kam wieder halbe Tage lang das Schnurren des Spinnrads der Base, kamen die endlosen Abende, und die alte Frau und ich wußten uns nichts zu sagen; wir hatten jede dieselbe Not und alle unsere Gespräche gingen auf ein Thema hinaus — wie wird's werden?

So kam Weihnachten heran. Ob ich wohl Nachricht von der Komtesse erhalten würde? Ich hatte ihr einmal geschrieben und ihr gedankt; eine Antwort war nicht erfolgt. Aber zu Weihnachten würde sie doch gewiß schreiben! In Mamas Briefen wurden weder sie noch andere Westenberger erwähnt — ich lebte wie in der Verbannung, immer eines Ueberfalles gewärtig.

Der Heilige Abend erschien, ehe ich's gedacht. Bei Hübners drunten war der Gymnasiast angekommen; Herr und Frau Hübner hatten ihn abgeholt, und die heimkehrenden Pferde keuchten vor dem hochbepackten Schlitten. So viel Weihnachtspakete habe ich nie wieder auf einer Stelle gesehen. Der Postbote hatte einen Mann bei sich, der allerlei Kistchen in einer Kiepe auf dem Rücken trug, und ihm selbst hingen noch, mit einem Strick zusammengebunden, drei bis vier Stück über die Schulter. Ich sah dies alles beim Spazierengehen; gleich nach dem Mittagbrot war ich fortgewandert. Draußen in der freien Natur fühlte ich am wenigsten den Druck auf meiner Seele.

(Fortsetzung folgt.)

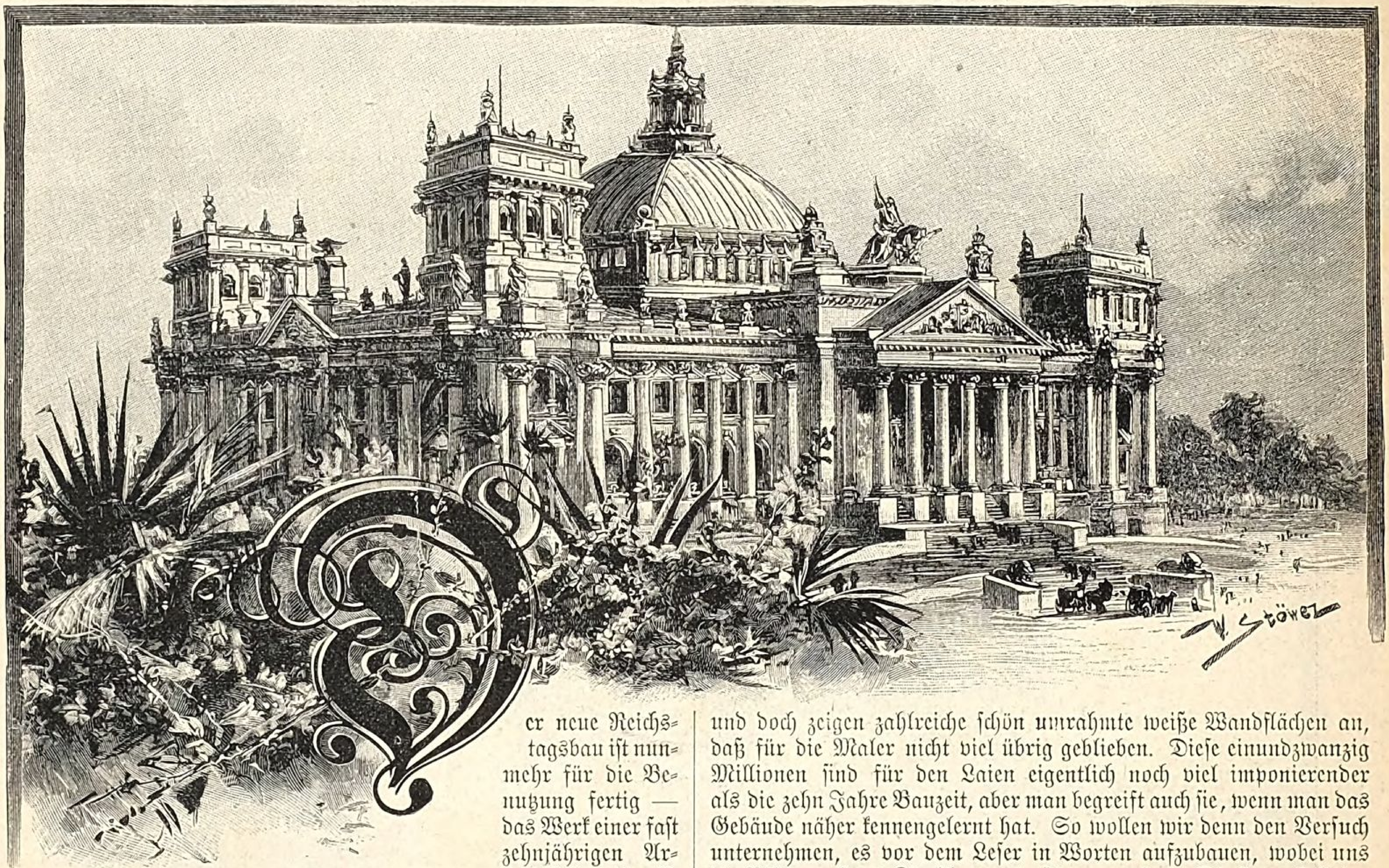


Der Sitzungssaal des neuen Reichstagshauses.

Nach einer Originalzeichnung von Willy Stöwer.

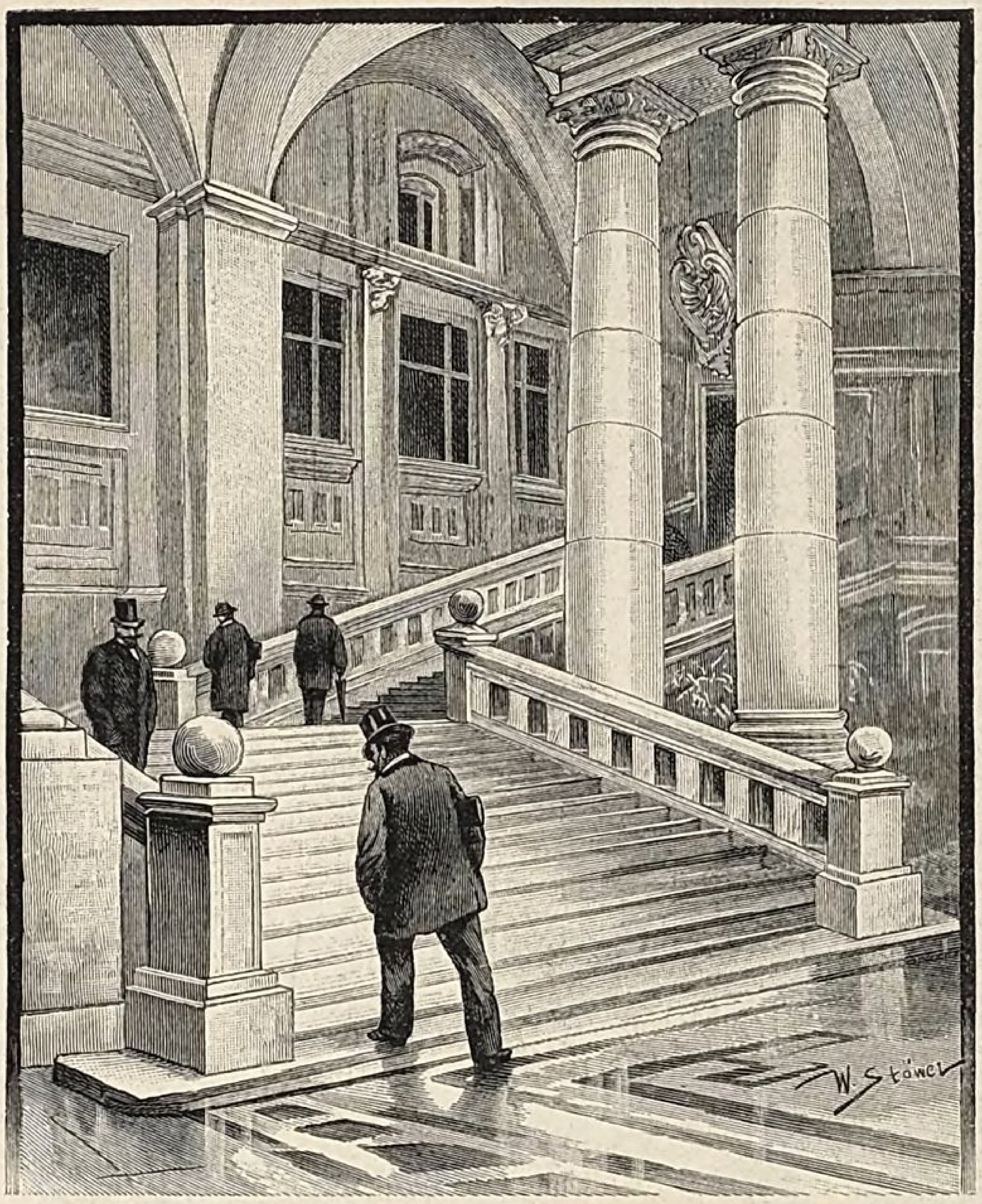
Das neue Reichstagshaus.

Von Emil Peschkau. Mit Abbildungen von Willy Stöwer.



Der neue Reichstagsbau ist nunmehr für die Benutzung fertig — das Werk einer fast zehnjährigen Arbeit ist soweit vollendet, daß nur ein kleiner Teil der künstlerischen Ausschmückung, insbesondere der malerischen, der Zukunft vorbehalten bleibt. Fast zehn Jahre lang war ein ganzes Heer von Arbeitern und eine stattliche Schar unserer besten Künstler damit beschäftigt, den Vertretern des deutschen Volkes im neuen Reich ein würdiges Heim zu schaffen. Dem Laien erscheint es in der Regel wunderlich, daß man an solch einem Hause zehn Jahre lang baut, aber der Sachverständige denkt an die Monumentalwerke früherer Zeiten, an denen oft länger als ein Menschenalter, ja nicht selten mehrere Generationen hindurch gearbeitet wurde. Und was unsere Tage betrifft, so brauchte man zum Justizpalast in Brüssel siebzehn, zur Pariser Großen Oper dreizehn, zu den modernen Wiener Prachtbauten durchschnittlich zwölf Jahre. Um solche Zahlen begreiflich zu finden, muß man sich eben auch die unendliche Fülle der Einzelheiten vorstellen, die bei einem derartigen Riesenbau zu bewältigen sind, man muß als genauer Beobachter die stolze Reihe dieser Hallen, diese Unzahl von prächtigen Sälen und anheimelnden Stuben durchwandern. Fast mit jedem Schritte begegnet man da Neuem, Eigenartigem, Ueberraschendem, und ist es zumeist auch nur scheinbar neu, hat man es mit einer Anlage zu thun, die schon da oder dort versucht worden, einem Motiv, das aus einem alten Bremer Kaufhause oder einem italienischen Palaste stammt, einer Steingattung, der schon die Venetianer im fünfzehnten Jahrhundert gar reizvolle Wirkungen abgewannen, oder einer solchen, die durch die prunkvollen Villenbauten in den Geländen am Main und Rhein „modern“ wurde — man wird endlich durch den Reichtum des Gebotenen, des originell Verarbeiteten, durch den bunten Wechsel der Formen, Bildungen und Farbenspiele geradezu erdrückt. Und all das mußte geplant, durchdacht, durch Tausende von Arbeitern ausgeführt und endlich wieder feinsinnig zusammengestimmt sein — zusammengestimmt bis zu den Vorhängen, den Teppichen, den Möbeln, die mit dem Wand- und Deckenschmuck harmonieren müssen. Da verschwinden denn zehn Jahre schnell, man wird darüber alt und merkt es kaum. Und mit der Zeit verschwindet das Geld — einundzwanzig Millionen hat der Bau verschlungen (wobei der Wert des Platzes nicht mit gerechnet ist), und doch zeigen zahlreiche schön umrahmte weiße Wandflächen an, daß für die Maler nicht viel übrig geblieben. Diese einundzwanzig Millionen sind für den Laien eigentlich noch viel imponierender als die zehn Jahre Bauzeit, aber man begreift auch sie, wenn man das Gebäude näher kennengelernt hat. So wollen wir denn den Versuch unternehmen, es vor dem Leser in Worten aufzubauen, wobei uns die Bilder unseres Künstlers unterstützen werden. Die Hauptfassade, die dieser in seiner Anfangsvignette wiedergiebt, hat die „Gartenlaube“ übrigens bereits in größerem Maßstabe in Nr. 9 des letzten Jahrgangs gebracht, zugleich mit einem Bildnis und einem Lebensabriß von Paul Wallot, dem Schöpfer des großen Werkes.

Wenn man jetzt die Straße „Unter den Linden“ hinabschreitet und durchs Brandenburger Thor tritt, so wird das Auge sofort von den Wipfeln des Tiergartens durch die gewaltige helle Steinmasse abgezogen, die sich, anmutig gegliedert, zur Rechten erhebt. Wer der Kunst nicht ganz fremd gegenübersteht, ohne sich doch bis ins Einzelne mit ihr beschäftigt zu haben, dem steigt beim Anblick des gerade in Berlin besonders überraschenden Gebäudes sofort der frische Lebenshauch, die heitere Frühlingshelligkeit in der Seele empor, die man als das Charakteristische der frühen Renaissance bezeichnen könnte. Da griff man die Formen der Antike wieder auf und bildete sie fröhlich weiter, ohne sich an die strengen Gesetze zu binden, die später die Hochrenaissance ihren Werken zu Grunde legte. Treten wir nun dem neuen Reichstagshause näher, so bemerken wir bald, daß nur von dem Geist dieser Frührenaissance die Rede sein kann und daß der moderne Meister auch Motive aus der Zeit des Niederganges der Renaissance, aus dem Barock &c. aufgegriffen und fortgebildet hat. „In welchem Stil ist das Gebäude also durchgeführt?“ fragt der Laie, der gern sicher geht, und ich möchte am liebsten antworten: „Im modernen.“ Wir haben in der That einen modernen Baustil, der eben das Gute der Alten gerade so verwendet und den Zeitansprüchen gemäß entwickelt, wie es die Meister der Renaissance mit den Anregungen thaten, die ihnen aus der Antike zuströmten. Man kann einen neuen Stil nicht von heute auf morgen mit dem stolzen Wort „Ich will“ schaffen. Der Stil ist etwas, das wird, das sich entwickelt, und der moderne Stil, der sich jetzt noch des Eisens bemächtigt hat — über dem Reichstagshause erblicken wir eine mächtige Kuppel, gebildet aus vergoldeten Eisenrippen und Glas, von einer bildnerisch reichgeschmückten Laterne gekrönt — dieser moderne Stil hat seine Kinderjahre bereits hinter sich. Wallots Reichstagsgebäude ist ein wesentlicher Schritt weiter in der Entwicklung dieses neuen Stils, der die alten Motive so verschmilzt und verarbeitet, daß das ganze Werk uns



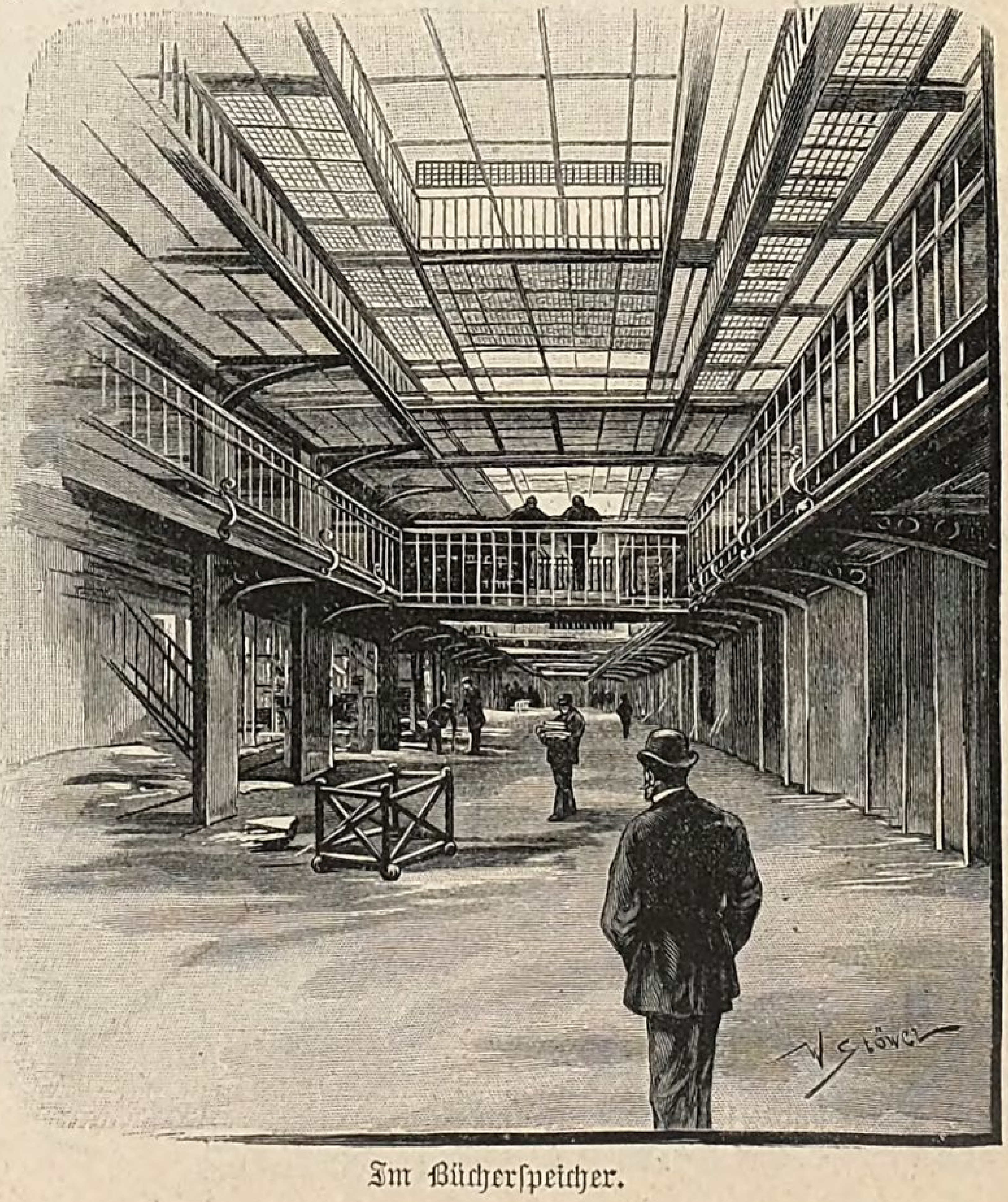
Der Haupteingang auf der Ostseite.

nicht mehr den Eindruck des Fremden, Nachgeahmten macht, daß es uns vertraut berührt wie etwas aus unseren eigenen Seelen Hervorgewachsenes. Ist so meines Erachtens das Wallotsche Werk auf der einen Seite als ein Markstein in der Geschichte unserer Baukunst zu bezeichnen, so möchte ich anderseits doch hinzufügen, daß der Gedanke, der in diesem Haus verkörpert ist, einen mächtigeren Ausdruck hätte finden können. Wenn man in Florenz die Via Tornabuoni hinaufgeht und plötzlich das ernste Gemäuer des Palazzo Strozzi erblickt, da bleibt man betroffen stehen und unwillkürlich drängt es sich auf die Lippen: „Donnerwetter — was müssen da für Menschen gewohnt haben!" In solch ein „Donnerwetter!" nun wird kaum jemand ausbrechen, wenn er vor das neue Reichstagshaus tritt. Man sagt wohl: „Ah, wie schön!" und vertieft sich dann mit Behagen in das reizvolle Linienspiel, aber man denkt kaum an das Reich, das mit Blut und Eisen zusammengeschweißt wurde. Trotzdem dürfen wir uns des Schönen und Guten freuen, das der schaffende Geist hier bietet, und wenn wir das riesige Haus betreten, werden wir vielleicht viel entdecken, was uns damit versöhnt, daß es nicht deutsche *Kraft* ist, die uns draußen mit starken Armen empfängt.

Man kann den Charakter der Räumlichkeiten des neuen Reichstagshauses kaum besser bezeichnen als mit dem Worte „anheimelnd". Dieses Innere erscheint mir eigentümlicher, besonderer als das Aeußere. Ich weiß nicht, wie sich die Akustik des großen Saales, die Ventilation und so weiter bewähren wird, und ich bemerke gleich, daß die große Glaskuppel, die sich über dem Oberlicht des Sitzungssaales erhebt, ästhetisch nicht günstig wirkt. Was jedoch das Innere des kolossalen Gebäudes zu etwas ganz Einzigem macht, das ist der Geist deutscher Traulichkeit, der in diesen Räumen webt, und der in der Hauptsache dadurch bedingt wird, daß bei der inneren Ausstattung vorwiegend die Holzarchitektur zur Geltung kam. Sonst staunt man in derartigen Monumentalbauten wohl die Pracht und den Prunk an, aber man fühlt etwas wie Frost, man möchte nicht darin wohnen. Wie anders im neuen Reichstagshause! Der Herr Reichskanzler möge es mir verzeihen, aber ich habe mich vor seinen Arbeitstisch gesetzt und gedacht, wie hübsch sich hier eine Novelle schreiben ließe. Und in der Bibliothek war mir, als müßte jeden Augenblick ein blondes Evchen oder Gretchen die Wendeltreppe herabkommen mit Kaffeetassen und süßem altdeutschen Kuchen und jenem altdeutschen Herzenslächeln, das noch tausendmal süßer ist ...

Aber wir wollen nicht planlos von einem zum andern schweifen, sondern den Leser bedächtig führen — halb treuer Eckart und halb Bädeker. Wie schon der erwähnte Artikel der „Gartenlaube" näher ausgeführt hat, ist das ganze Gebäude ein Rechteck mit vier, durch reichen bildnerischen Schmuck angenehm ins Auge fallenden Ecktürmen und vier Portalen nach Nord, Süd, Ost und West. Wir haben uns der Westseite genähert, der Hauptfassade, sind die mächtigen Granitstufen emporgestiegen und treten nun unter den breitausladenden, auf sechs schlanken Säulen ruhenden Flachgiebel, über dem uns die Germania von Reinhold Begas begrüßt hat. Wir öffnen die Mittelthür und sind sofort in dem Reich der Abgeordneten, das bis zu dem im Mittelpunkt des Hauses befindlichen Sitzungssaal geht. Die entgegengesetzte, nach Osten gewendete Seite ist das Heim der Regierung, des Bundesrats, des Präsidiums, und vor dem Portale dieser Fassade befindet sich eine „Unterfahrt", die den „hohen," „höchsten" und „allerhöchsten" Herrschaften ein behagliches Verlassen ihrer Wagen gestattet. Einen Blick in die Vorhalle dieses Teils bietet das nebenstehende Bild.

Durch das Westportal gelangen wir zunächst in eine von einer Kuppel überwölbte Rotunde, an die sich nach links und rechts, fast der ganzen Länge des Baues entsprechend, zwei Hallen anschließen. Die Rotunde ist auf jeder Seite von ihnen nur durch je 2 Säulenpaare geschieden, so daß wir eigentlich ein großes Ganzes vor uns haben, die 96 Meter lange, 13 Meter breite und fast 18 Meter hohe „Wandelhalle," in der sich die Volksvertreter in mehr oder weniger gemütlichem Gespräch ergehen werden. Einen Eindruck von dieser Halle gewährt das Bild auf Seite 764. Mit ihren Sandsteinsäulen und Pilastern, ihrem Marmorfußboden, ihrer hellen, nur durch Werke der Plastik geschmückten Architektur bildet sie den Uebergang vom Aeußern zum Innern, zu den intimeren Räumen des Hauses. Wenden wir uns links, so sehen wir hohe Flügelthüren, die nach dem Postbureau, nach dem Lese- und Schreibsaal der Abgeordneten führen. Die reizvolle Holzarchitektur, die in den zuletzt genannten Räumen zur Anwendung kam, zeigt unser Bild auf Seite 765, das eine Partie des Lesesaales vorführt. Rechts vom Eingang befindet sich, dem großen Lesesaal entsprechend, die Restauration und daran anschließend, gleich dem achteckigen Schreibsaal im Eckturme untergebracht, ein Kneipzimmer. Während Lese- und Schreibsaal reich gegliederte Holzdecken haben, sind Restauration und Kneipzimmer überwölbt. Zu dem Getäfel dieser Räume stimmt aufs



Im Bücherspeicher.



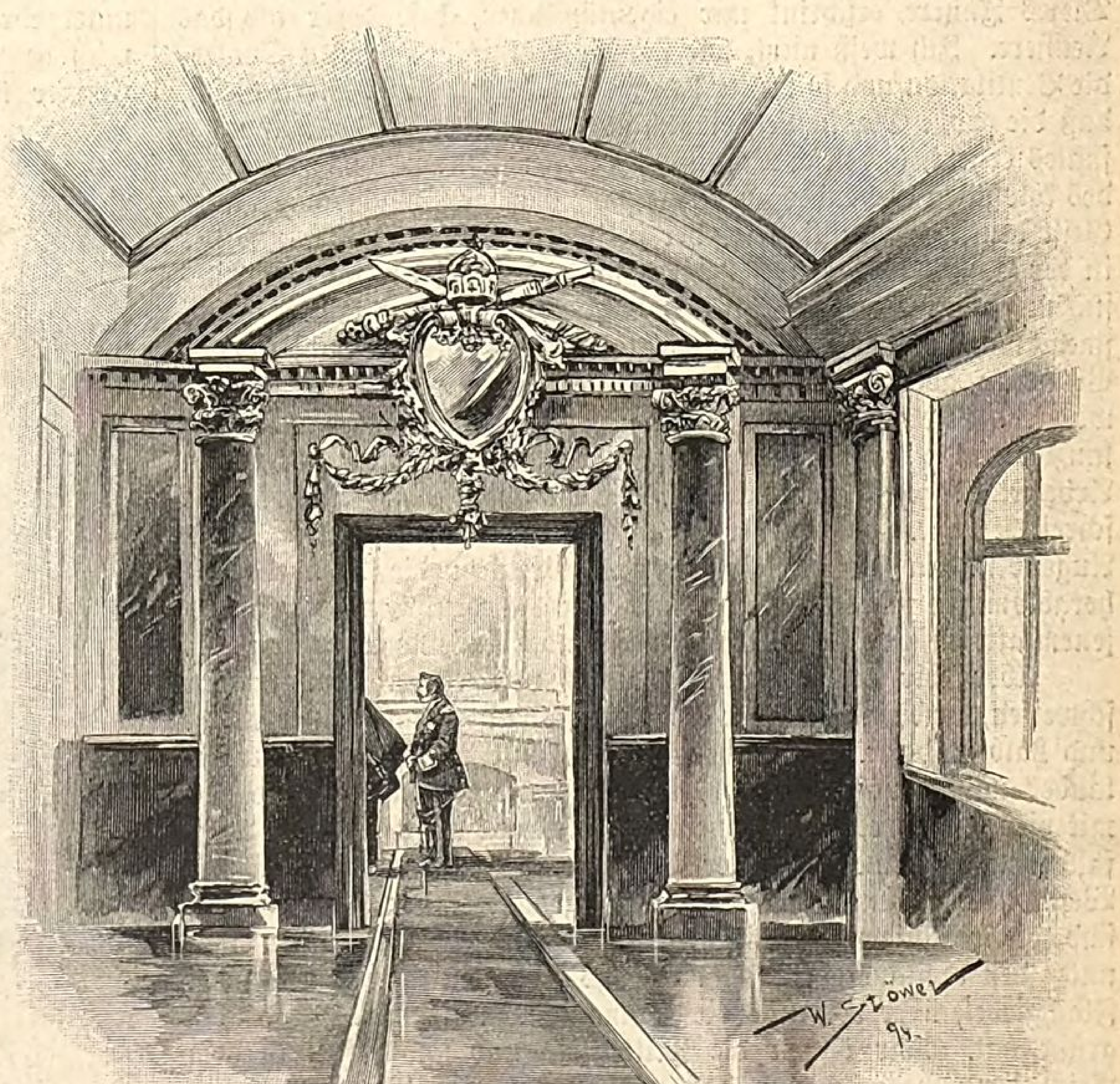
Die Wandelhalle.

schönste das mächtige Büffett der Restauration, ein Prachtstück seiner Art, dessen Abbildung sich auf Seite 766 findet. Von den Raumverhältnissen mögen ein paar Angaben über den Teppich eine Anschauung geben, welcher den Boden des Lesezimmers bedeckt. Er ist fast 10 Meter breit und über 23 Meter lang. Sein Gewicht beträgt über 15 Zentner und er kostet die Kleinigkeit von 5400 Mark. Der Teppich wurde in Schmiedeberg im Riesengebirge gefertigt, wo neun Arbeiterinnen neun Wochen lang daran arbeiteten. Er enthält genau gerechnet — da die Stellen, wo Schränke zu stehen kommen, ausgespart sind — 4 575 825 Maschen.

Kehren wir in die Rotunde der Wandelhalle zurück und gehen wir auf eine der drei Thüren zu, die sich gegenüber dem Hauptportal befinden! Durch dieselben gelangt man in den Gang, der den großen Sitzungssaal auf allen vier Seiten umgiebt und sein Licht von den beiden Höfen her erhält, die sich nördlich und südlich vom Saal befinden und ihre Zufahrten durch das Nordportal und ein an der Ostseite befindliches Nebenthor haben. Beide Höfe sind unter dem Sitzungssaal durch eine Durchfahrt verbunden, so daß einfahrende Wagen nicht zu wenden brauchen und der Verkehr zwischen den einzelnen Teilen des Gebäudes erleichtert wird. Wir werden übrigens dem Erdgeschoß, zu dem ja diese Durchfahrt gehört, später einen Besuch abstatten und begeben uns nun in den Mittelpunkt des Hauptgeschosses, in den großen Sitzungssaal.

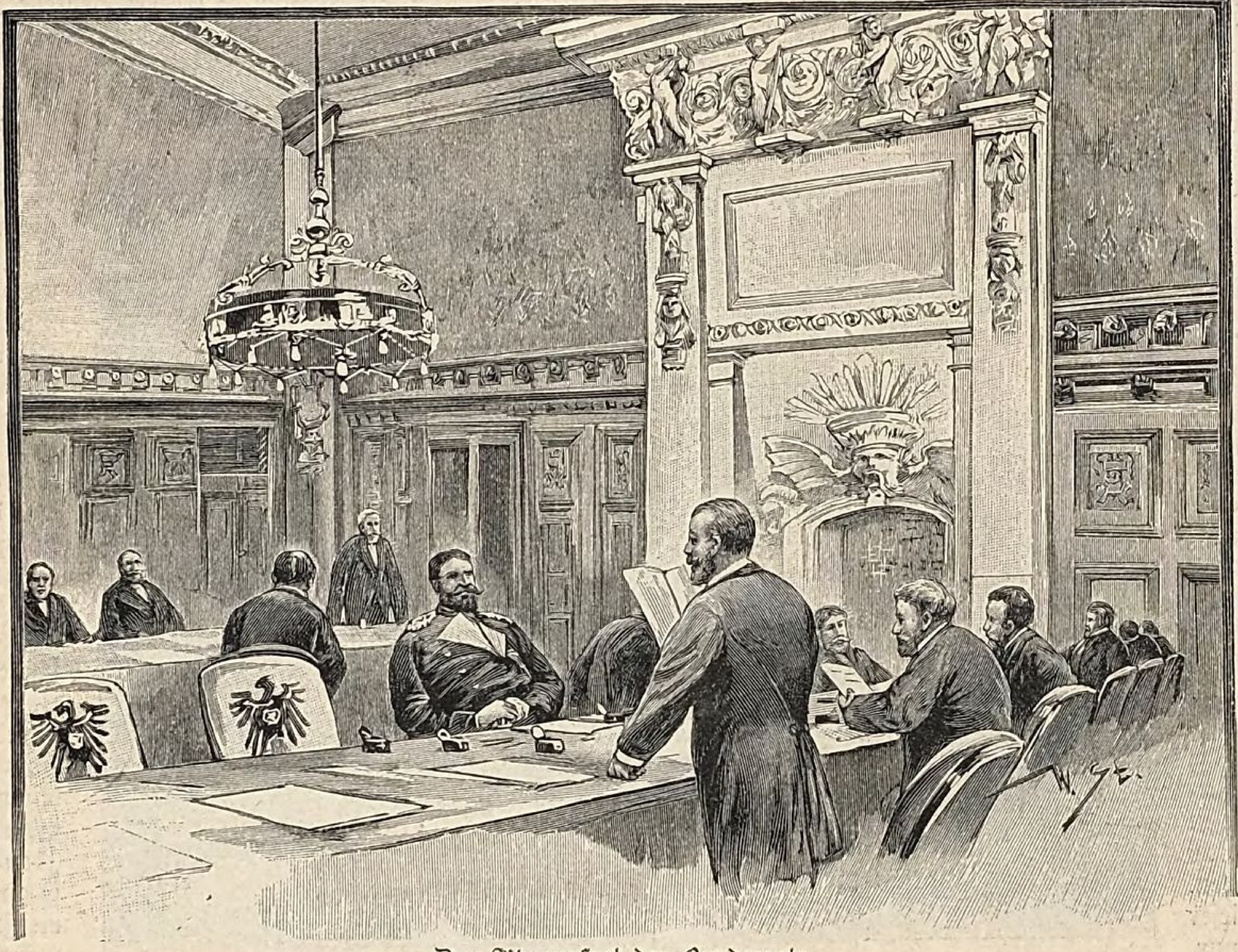
Der Saal ist ganz in Eichenholz ausgeführt, der Eindruck ist überraschend behaglich. Ueber dem in ernsten Linien gegliederten Getäfel der Wände steigen an drei Seiten Pfeiler und Säulen empor, die nach oben durch Bogen verbunden sind — sie umrahmen nach dem Saale zu die Tribünen für das Publikum (mit 346 Sitzplätzen), für die Presse (mit 60 Pult- und 21 Sitzplätzen) und für die Behörden, die Logen für den Hof, den Bundesrat und die Diplomaten. Der obere Teil der vierten Seite des Saales zeigt keine Tribüne. Er ist den anderen Seiten des Saales entsprechend gegliedert, aber in der Umrahmung erblickt man nur Wandflächen, die einstweilen noch weiß sind — später werden hier malerische Darstellungen hervorragender geschichtlicher Ereignisse angebracht werden. Unser Bild (auf Seite 761) zeigt noch einen Teil dieser Wand, an der sich der Präsidententisch, die Plätze für die Regierung, den Bundesrat, die Stenographen ꝛc. befinden, und dann die links anschließende Seite mit den Logen für Diplomatie und Hof. Der Saal ist 29 Meter breit, 21,56 Meter lang und 13,15 Meter hoch. Die vierhundert Sitze für die Abgeordneten sind amphitheatralisch angebracht, jeder Abgeordnete hat vor seinem Sitz ein Pult, bequeme Zwischengänge erleichtern den Verkehr. Für die Mitglieder des Bundesrates sind 48 Sessel links und rechts vom Präsidium angebracht. Wie weise überlegt der Plan des ganzen Hauses ist, geht auch aus einer Kleinigkeit hervor, die sich bis jetzt noch in keinem Gebäude verwandter Art vorfindet. Die Stenographen müssen von zehn zu zehn Minuten wechseln, und sowohl im alten Hause wie in allen andern Parlamenten müssen sie dann durch den Saal schreiten, sich sogar oft durch die Abgeordneten drängen, wenn diese in dichten Gruppen den Redner umstehen. Hier nun führen unmittelbar hinter den beiden Stenographentischen zwei kleine Treppchen hinab ins Erdgeschoß, so daß die Herren wie aus einer Versenkung aufsteigen und wie in einer Versenkung verschwinden. Auf diesen Treppchen gelangen sie in die „Vorhalle der Stenographen", an die sich einerseits unmittelbar bequem eingerichtete Schreibräume anschließen, während anderseits ein kurzer Verbindungsgang nach dem Nordportale des Hauses führt.

Die volle Höhe des Hauptgeschosses, die 10 Meter beträgt — der große Sitzungssaal überschreitet diese Höhe noch um 3,15 Meter — wird nur von den Hauptgemächern, wie Lesesaal, Schreibzimmer, Restauration, Bibliothek ꝛc., ganz in Anspruch genommen. Die kleineren Räume, wie die Gänge und die nördlich und südlich vom großen Sitzungssaal, an den Schmalseiten des Gebäudes liegenden Sprechzimmer und dergleichen, haben nur eine Höhe von 5,30 Metern. So bleibt darüber noch für eine beschränkte Anzahl von „Zwischengeschoß"-Räumen eine Höhe von 4,70 Metern zur Verfügung. In diesem Zwischengeschoß befinden sich, außer Kanzleien und dergleichen, die Tribünen und Logen und die Vorräume, von denen aus man diese betritt; insbesondere ein



Der Kaiser-Salon.

Saal für die Presse mit einem Büffett, mit Arbeitskabinen, Telephonzellen und so weiter, und die Räume für den kaiserlichen Hof: ein Toilettenzimmer, eingerichtet mit mahagoniartigem Holz aus den Kolonien, ein großer Salon (siehe die Abbildung auf Seite 764) mit bunten Marmorwänden, Oberlicht und einem reichornamentierten Kamin aus weißem Laaser Marmor und ein kleinerer in Stuckmarmor durchgeführter Raum, der den Salon mit der Loge verbindet.


Der Sitzungssaal des Bundesrats.

Verlassen wir nun das Zwischengeschoß mit den Tribünen und kehren wir in den großen Sitzungssaal zurück. Wir sind von der „Seite der Abgeordneten“ hereingetreten; gehen wir jetzt durch eine der drei Thüren auf der entgegengesetzten Seite hinter den Tischen für Präsidium und Regierung wieder hinaus, so gelangen wir in den nach Osten gelegenen Längsteil des Hauses, der — der Einteilung des großen Sitzungssaales entsprechend — dem Präsidium, der Regierung und dem Bundesrate gewidmet ist. Wir können von hier aus geradeaus gehen und die Treppe hinabsteigen, durch das Ostportal das Haus verlassen, wir können uns nach rechts wenden und bei der Regierung Audienz nehmen oder wir können, nach links schreitend, dem Reichstagsvorstand unseren Besuch machen.


Im Lesesaal.

Nehmen wir zunächst den Weg nach rechts, so kommen wir in eine Vorhalle, die mit dem marmorähnlichen hellen Marzanastein (aus Istrien) dekoriert ist; aus dieser Halle führen zunächst Thüren in die Räume des Reichskanzlers und des Reichskanzleramtes und dann weitere in die des Bundesrats. Den großen Eckturm füllt hier der Sitzungssaal des Bundesrats aus, und so kühl und steif die Worte „Sitzungssaal des Bundesrats“ klingen, so warm und behaglich ist es hier. Das obenstehende Bild giebt einen Ausschnitt davon, aber die ganze Wirkung, die der köstliche Raum in Natur erzielt, kann es natürlich nicht vergegenwärtigen. Die schön gezeichnete Holzdecke mit teilweise vergoldetem Gebälk, die goldiggrüne Seidentapete, das reichgeschnitzte Eichenholzgetäfel, in dessen Sims vergoldete Rosetten gewissermaßen den Uebergang zu der Decke vermitteln, die edel stilisierten Möbel, die neben dem braunen Holzton wieder das Grün der Seidentapete und die zarte Goldornamentik zeigen — das giebt ein ebenso vornehmes wie trauliches Zusammenspiel. Eine breite Fülle goldenen Lichtes strömt durch die gewaltigen Fenster herein, draußen schwanken die dichtbelaubten Aeste hoher Bäume, gedämpft nur wie ein leises Schnarchen des „großen Pan“ vernimmt man den Lärm des Weltstadttreibens. . . .

Von neuen Steuern
Spürest Du
Kaum einen
Hauch. . . .

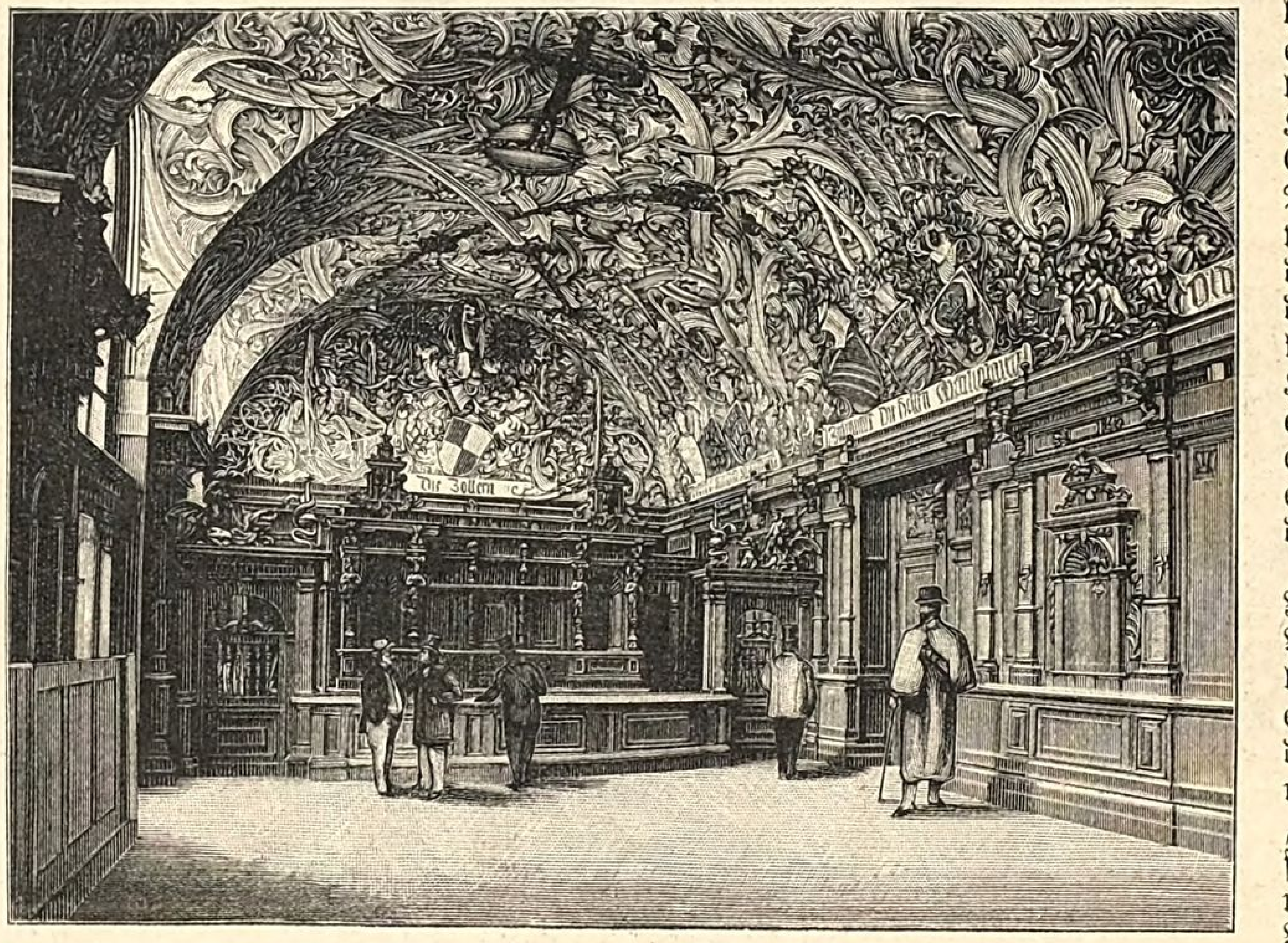
Aber wir wollen nicht so vermessen weiter träumen, sonst dementiert uns der Reichsanzeiger. Verlassen wir das Heim der Regierung und schwenken nach links ab, so finden wir in dem nordöstlichen Teil des Hauses ganz ähnliche Räume, nur mit anderer Bestimmung. Was drüben dem Reichskanzler gehörte, gehört hier dem Präsidenten des Reichstags, den Schriftführern, und was drüben Bundesratszimmer war, ist hier Direktorium, Amtsraum und Kasse. Der Saal des Eckturmes aber wird von der Bibliothek eingenommen, die ganz in Holzarchitektur durchgeführt ist und zu den Kleinodien des Gebäudes gehört.

Die „Bibliothek“, in der nur Nachschlagewerke aufgestellt sind, ist durch Aufzug und Telephon mit dem im Obergeschosse befindlichen „Bücherspeicher“ verbunden. Hier ist alles Eisenkonstruktion — die Büchergestelle (in vier Etagen), die Galerien, die Treppen, die zu diesen führen, die Decke — und es ergiebt sich so ein äußerst eigenartiger Anblick, der in unserem Bilde auf Seite 763 festgehalten ist. Im Obergeschoß, das eine Höhe von 5,50 Metern bis 6,50 Metern besitzt, befinden sich außer der Bücherei nur noch Sitzungssäle für die Fraktionen, Kommissionen ꝛc., im ganzen zwölf.

Steigen wir nun zuletzt noch hinab in das Erdgeschoß. Wie wir gesehen haben, führt das Hauptportal, vor dem sich eine mächtige Rampe befindet, unmittelbar in das Hauptgeschoß. Das gegenüberliegende Ostportal ist für den kaiserlichen Hof und den Bundesrat bestimmt. Die Equipagen lenken in eine dem Vorbau der Fassade entsprechende „Unterfahrt“ und

die Herrschaften treten in die auf S. 763 abgebildete Vorhalle, aus der zwei von mehreren Steinballustraden begleitete Treppenarme in das Hauptgeschoß führen. Zwei weitere Portale an den beiden nach Nord und Süd gelegenen Schmalseiten vermitteln den übrigen Verkehr — man gelangt durch beide zunächst in das Erdgeschoß. Hier finden wir wieder mehrere Sitzungssäle, das Archiv, die Botenmeisterei, Garderoben, die Wohnungen des Hausmeisters und des Pförtners, die Durchfahrt zwischen den beiden Höfen, die Küche und Nebenräume der Restauration, die bereits erwähnten Gemächer der Stenographen, die Druckerei und endlich eine Wartehalle für das Publikum. Dieses tritt durch das Nordportal ein, und von der Wartehalle führt dann eine Treppe unmittelbar in den Vorraum der Tribüne.

Damit wäre unsere Wanderung zu Ende. Es konnte leider nur eine flüchtige Wanderung sein, die uns nicht einmal gestattete, bei allen Hauptpunkten des Riesenwerkes so lange zu verweilen, wie wir's gern gethan hätten. Aber der Zweck dieser Zeilen war ja nur, dem Leser skizzenhafte Linien vorzuführen, so ausgewählt, daß sich ihm in den Hauptzügen doch ein klares Bild dieses Monumentalbaues gestaltet, der das größte moderne deutsche Bauwerk ist. Im übrigen muß man eben unserer Versicherung glauben, daß wir von den interessanten Einzelheiten nur einen winzigen Teil vorbringen konnten. Man braucht in dem gewaltigen Hause nur irgend wohin seine Augen zu richten und man sieht gewiß etwas Bemerkenswertes. Da geht man eine Treppe hinauf und staunt über die allerliebste weiße Schnur, die die Geländersäulen in der halben Höhe miteinander verbindet. Aber die Knoten sind nicht geschlungen — die Schnur ist von Stein. Und da wieder sieht man eine Wandmalerei, in der ein Dürersches Motiv in reizender Weise verwertet ist, dort lockt ein origineller Kamin zum Verweilen. Und wie viel ließe sich über den plastischen Schmuck des Inneren und Aeußeren sagen, an dem Künstler beteiligt sind wie O. Lessing, R. Begas, R. Diez, Schaper, H. Voltz, Widemann, A. Brütt, Eberlein, Schierholz, Maison, S. Eberle, Behrens, Klein, Vogel und andere! Wie hübsch ließe sich noch über das Material plaudern, das aus fast allen „steinreichen“ deutschen Gauen zusammengeholt wurde — auch Elsaß-Lothringen hat das Seine zum Bau des deutschen Reichstagshauses beigetragen, ebenso wie unser Kolonialbesitz, der mit Holz für Thüren und Getäfel vertreten ist. Die Damen würde gewiß auch ein Blick in die Küche fesseln, in der nur mit Gas gekocht wird, und die Herren würde es freuen, des Näheren zu erfahren, wie Wallot einige Disharmonien der Dekoration vertrauensvoll dem Raucheifer der Herren Abgeordneten überläßt. „Wenn da erst einmal tüchtig gedampft worden ist,“ meinte er kürzlich, „dann wird es auch so gut zusammenstimmen wie in den alten Bauwerken.“ Endlich würden die Einrichtungen für das elektrische Licht — das Haus wird ausschließlich elektrisch beleuchtet — und die Heizungsanlage, die sich außerhalb des Gebäudes befindet und durch einen Tunnel, in dem die Rohre laufen, mit dem Keller verbunden ist, eine Besprechung verdienen. Aber unser Raum ist erschöpft; nur noch einem Wunsch sei Ausdruck gegeben: möge nunmehr das neue Reichstagshaus eine seiner würdige Umgebung erhalten, möge der „Königsplatz“, nach dem die Hauptfassade geht, einst einen Ausbau finden, wie ihn die unvergleichlichen Plätze der italienischen Städte gefunden haben. Dann erst wird auch das neue Reichshaus nach außen hin zu rechter Wirkung kommen.



Das Buffett in der Restauration.

Der Winter in der Kinderstube.

Von meinen Fenstern blicke ich in einen Garten — nicht nur das Grün seiner Bäume und die bunten Farben seiner Blumen haben im Sommer mein Auge erfreut; ich habe in dem Garten auch liebe Bekannte und Freunde gefunden, deren Thun und Treiben ich oft zuschaute; hoch in den Kronen der Linden und Kastanien waren es lustige Vöglein und tief unten auf dem Rasenplatze und dem Sandhaufen die drei Kinder meines Gegenüber, ein Mädchen im Alter von zwei Jahren und zwei um je ein Jahr ältere Buben.

Nun ist es still und öde in dem Garten geworden; der Herbst geht zur Neige, gefallen ist das Laub von Zweig und Ast; Nachtfröste haben auch die Spätblumen getötet; verschwunden sind die Stare und still ist es auf Rasenplatz und Sandhaufen geworden. Vom trüben Himmel fallen die ersten Schneeflocken nieder; sie verkünden den Eintritt des rauhen Winters, der das Antlitz der Natur und die Lebensgewohnheiten der Menschen verändert und auch die kleinen Kinder, die sich in der schönen Jahreszeit so oft und lange im Freien umhergetummelt haben, zu Stubengefangenen macht. Ihr Reich, in dem sie jetzt weben und leben, ist die Kinderstube.

Unsere Nachbarinnen bedauern die armen Würmer, daß sie eine so ängstliche, übersorgsame Mutter besitzen. Die Nachbarinnen lassen noch ihre Kleinen in Hof und Straße umhertummeln; sie wollen kein verweichlichtes Geschlecht erziehen, aber ihre Kritik rührt nicht die Leute von gegenüber, und die alte Großmutter, die dort drüben trotz der hohen Jahre als feste Hausstütze mit Rat und That waltet, will nichts von der Abhärtung so kleiner Kinder im Winter wissen. Sie ist auf dem Lande groß geworden und erwidert mit dem Sprichwort: „Kinder und junge Puten muß man warm halten. Kommt Zeit, kommt Rat!“

Ganz und gar hält sie ihre Enkel nicht gefangen, die jungen Puten werden auch ausgeführt, aber vorher hat die Großmutter das Wetter geprüft und nach der Windfahne auf dem benachbarten Kirchturme geschaut. Eine originelle, wohl etwas eigensinnige alte Frau, meinen die jüngeren Mütter, gestern mußten die Kleinen zu Hause bleiben, obwohl der Himmel blaute und die Sonne hell niederstrahlte! Heute schneit es und die Kleinen von unserem Gegenüber gehen wirklich spazieren.

Da rollt ein Wagen durch unsere stille Straße; er hält vor dem Thore des Nachbarhauses; es ist der Wagen des Arztes. Wer ist wohl in dem Hause krank geworden? Dort oben im zweiten Stocke liegt einer der pausbäckigen Buben, die sich gestern an dem schönen klaren Tage im Freien umhertummelten, fiebernd im Bettchen. Betrübt steht die junge Mutter da, denn den lieben Kleinen hat eine Lungenentzündung befallen. Er hat sich das schwere Leiden in dem schönen, aber trügerischen Winterwetter geholt.

„Kinder und junge Puten muß man warm halten!“ Wenn die Mütter über den Einfluß der kalten Luft auf die zarten Kinder besser unterrichtet wären, wie viel Kummer und Sorge, wie viel schlaflose Nächte würden ihnen erspart bleiben! Der Winter ist eine harte Jahreszeit und alljährlich rafft er zahlreiche Kinder dahin, die an Katarrhen und Entzündungen der Atmungsorgane zu Grunde gehen. Wie wir im Sommer die Kinder vor allem vor Darmkrankheiten beschützen müssen, sollten wir im Winter von ihnen alle Erkältungsursachen fern halten. Leider aber herrschen im Publikum vielfältig sehr unrichtige Vorstellungen über die Zuträglichkeit des Winterwetters für jüngere Kinder. Professor Brücke hat darüber etwa folgendes gesagt: Ist einmal die Temperatur unter

Null gesunken, so ist die Luft um so gefährlicher, je trockener und je kälter sie ist; es ist dabei ganz gleichgültig, ob der Sonnenschein die Haut erwärmt oder nicht. Die kalte trockene Luft wirkt unmittelbar als Reizmittel auf die Atmungsschleimhaut und ist geeignet, sie in katarrhalische Entzündung zu versetzen. Diese aber ist um so gefährlicher für das Kind, je kleiner es ist, wegen der Enge der Wege, welche die Luft zu passieren hat. Das sogenannte naßkalte Wetter, bei welchem die Temperatur der Luft noch oberhalb des Gefrierpunktes liegt, ist viel weniger zu fürchten; ob es regnet oder nicht, ist gleichgültig, wenn das Kind gegen den Regen geschützt ist; Nebel dagegen können nachteilig wirken, und zwar um so mehr, je niedriger die Lufttemperatur ist.

Ja, die erfahrene Großmutter drüben ist in dieser Hinsicht ebenso klug wie der Herr Professor; sie schaut nach dem Wetter, bevor sie die jüngeren Kinder ausführt, sie vermeidet den kalten und trockenen Ost- und Nordwind, wie verführerisch bei ihm auch die Sonne scheint, fürchtet aber nicht den milden Westwind, wenn er auch etwas Schneegestöber mit sich bringt. Und wenn man sie weiter fragt, so giebt sie den Rat, kleine Kinder, die noch nicht im schulpflichtigen Alter stehen, nur bei gelindem Frost von 2 bis 3° R auf kurze Zeit ins Freie zu führen. Wird der Frost stärker, so behält man sie lieber zu Hause, denn die Gefahr der Erkältung ist dann groß und der Nutzen, den ein kurzer Spaziergang in der frischen Luft bringen kann, verhältnismäßig gering. Muß aber das Kind bei solchem Wetter durchaus einen Weg machen, so sollte man wenigstens dafür sorgen, daß die Luft, die es auf dem Wege atmet, vorgewärmt wird, was dadurch erreicht wird, daß man dem Kinde ein Tuch lose vor den Mund bindet.

Möchten doch die Mütter in Stadt und Land diese Ratschläge befolgen! Möchten sie bedenken, daß der Schutz der kleinen Kinder vor Erkältung im Winter ebenso wichtig ist wie im Sommer die Behütung derselben vor Darmkrankheiten! Die früheste Kindheit ist nicht die Zeit, in welcher man mit Abhärtungsversuchen beginnen soll, und am allerwenigsten eignet sich dazu der Winter.

Unter diesen Umständen sind die Kinder allerdings während einer längeren Zeit auf Stubenaufenthalt angewiesen und die Hygieine der Kinderstube gewinnt gerade zur Winterszeit die größte Bedeutung. Der Genuß der frischen Luft und der Bewegung im Freien wird den Kleinen in hohem Maße entzogen; wir müssen deshalb alles daran setzen, ihnen einen Ersatz dafür zu bieten, damit sie während der rauhen und frostigen Wochen nicht stubensiech werden.

Da kommt zunächst die Luft in der Kinderstube in Betracht. Diese muß zwei Bedingungen erfüllen, sie muß genügend rein und entsprechend warm sein. Die Erfüllung dieser Bedingungen hängt vielfach von der wirtschaftlichen Lage der Familie ab. Verfügt dieselbe nur über eine einzige Stube, in der gekocht, gewohnt und geschlafen wird, dann wird trotz aller Lüftung die Luft in der Wohnung stets zu wünschen übrig lassen. Wohlhabende Familien, die über eine Flucht von Zimmern verfügen, werden ohne Schwierigkeit ihren Kindern gute Luft bieten können. Wir wollen jedoch mit solchen selteneren Fällen nicht rechnen, sondern breitere Volksschichten ins Auge fassen. Die meisten Hausfrauen können sich wohl so einrichten, daß ihre Kinder während des Winters mit genügend frischer Luft versorgt werden, selbst wenn die Familie ihnen keine besondere Kinderstube einräumen kann. Um zu diesem Ziele zu gelangen, bestimmt man die beiden größten und hellsten Zimmer der Wohnung zur Schlafstube und zum Wohnzimmer und heizt beide Räume ständig während des Winters. Früh morgens, während die Kinder noch schlafen, wird das Wohnzimmer aufgeräumt, geheizt und gründlich gelüftet.

Sind nun die Kinder aufgewacht, so bringt man sie ins Wohnzimmer, wo sie bis zu Mittag verbleiben. Während dieser Zeit wird das Schlafzimmer geordnet, gründlich gelüftet und eingeheizt. Das Mittagessen wird im Wohnzimmer eingenommen und nach diesem die Kinder wieder ins Schlafzimmer gebracht, während das Wohnzimmer gelüftet wird. Vor dem Abendbrot verlassen die Kinder wieder die Schlafstube und begeben sich in das Wohnzimmer. Während dieser Zeit wird die Schlafstube gelüftet, und nachdem man die Fenster wieder geschlossen hat und die Luft in dem Schlafzimmer sich erwärmt hat, bringt man die Kleinen zu Bett. Bei einer solchen Hausordnung wird in beiden Zimmern stets gute Luft sein, soweit sie nach der Lage des Hauses überhaupt zu beschaffen ist. Nur muß man dabei eine absichtliche Luftverderbnis vermeiden. Von seiten der Hausfrau geschieht dies dadurch, daß sie auf Kochen oder gar Waschen in den Wohn- oder Schlafräumen verzichtet, der Hausvater muß seinerseits auf das Rauchen in den beiden Stuben verzichten. Dies erscheint eigentlich selbstverständlich, die Erfahrung lehrt aber leider, daß sehr viele Väter in rücksichtslosester Weise in der Stube, die Frau und Kindern zum Aufenthalte dienen soll, ihre Pfeife oder Cigarre rauchen und die Luft verderben. Sie bilden sich dabei ein, daß der Tabaksrauch desinfizierend wirke, also nicht schaden könne; es sei ihnen darum gesagt, daß die desinfizierende Kraft des Tabaksqualmes, soweit etwa eine Verhütung von ansteckenden Krankheiten in Frage kommen sollte, gleich Null ist, während in ihm schlimme Gifte, wie Kohlenoxyd und Blausäure enthalten sind, welche die Gesundheit der Kinder zweifellos in ungünstigster Weise beeinflussen.

Was die Erwärmung der Luft anbelangt, so sollte dieselbe am Tage während des Aufenthalts der Kinder in den betreffenden Räumen etwa 16° R oder 20° C betragen und das Thermometer soll nicht zu hoch, sondern etwa in der Brusthöhe an der Wand angebracht sein. Wir müssen nämlich bedenken, daß das Leben und Spielen der Kinder sich zumeist in dem unteren Teile des Wohnraumes entwickelt, der stets kühler ist als die oberen Teile. Während der Nacht kann in der Schlafstube von Kindern, die über das Säuglingsalter hinaus sind, die Temperatur auf + 10° R oder + 12 bis 13° C heruntergehen, ohne daß den Kindern daraus irgend welcher Schaden erwächst. Allerdings muß man Vorsichtsmaßregeln treffen, daß sie sich durch Aufdecken im Schlafe nicht erkälten. Dies wird nicht etwa durch Festbinden der Betten, sondern am zweckmäßigsten dadurch erreicht, daß man den Kleinen lange Nachtjacken aus Flanell anzieht.

Eine gar häufige Ursache der Erkältungen kleiner Kinder bildet ferner der kalte Fußboden der Kinderstube. Grundsätzlich sollten sich Kinder während des Winters nicht in Stuben aufhalten, die über freien ungeheizten Räumen, wie Thorwegen u. dergl., liegen; aber auch über geheizten Räumen ist die Diele im Winter kalt und ihr Einfluß auf die Kinder um so größer, je häufiger sich diese auf der Diele niedersetzen, auf ihr liegen und rutschen. Von jeher hat man darum Kinderstuben mit Teppichen, Decken oder Tierfellen ausgestattet, die in der That die Erkältung vielfach verhüten können. Neuerdings hat man den Teppichen in Wohnräumen den Krieg erklärt, da sie Staubfänger sind und darum unter Umständen auch Ansteckungsstoffe festhalten sollen. Man kann sich dieser Verurteilung der Teppiche nicht ohne weiteres anschließen. Die Ansteckungsstoffe müssen doch von außen in die Wohnung hineingebracht werden und auf die Teppiche würden sie in der Regel mit dem Schmutz des Schuhwerks gelangen. Diese Art der Verbreitung der ansteckenden Krankheiten gehört aber zweifellos zu seltenen Ausnahmen; in der Regel geschieht sie durch Berührung zweier Personen, durch Benutzung fremden Spielzeuges, durch Kleidungsstücke u. dergl., und unter diesen Umständen ist es für das Zustandekommen der Ansteckung gleichgültig, ob auf den Dielen ein Teppich liegt oder diese blank sind. Verwerflich sind allerdings Teppiche, die nur alle Jahre oder vierteljährlich einmal geklopft werden, sonst aber an der Diele festgenagelt sind. Gegen kleinere Teppiche, die täglich oder zweimal die Woche im Freien geklopft werden können, kann ein besonders triftiger Einwand nicht erhoben werden. Im Gegenteil, man pflegt auf den Teppich mehr Rücksicht zu nehmen als auf die blanke Diele, man vermeidet, ihn zu beschmutzen, und so trägt er mittelbar zur Erhöhung der Reinlichkeit in der Stube bei. Bedenkt man endlich, daß Teppiche, Läufer und Decken wohl geeignet sind, Erkältungen zu verhüten, die gerade die Kinder zur Ansteckung empfänglich machen, so wird man sich wohl entschließen, in der kalten Jahreszeit den Teppich in der Kinderstube zu belassen. Natürlich muß er so gelegt sein, daß er keine Falten wirft und die Kinder nicht zum Fallen bringt.

Was nun die Hautpflege der kleinen Kinder während der Winterszeit anbelangt, so sind warme Reinigungsbäder, wöchentlich einmal bis höchstens zweimal, zu empfehlen. Dagegen sollte man in dieser Jahreszeit von den vielfach gebräuchlichen kalten Waschungen des Körpers zu Abhärtungszwecken lieber absehen. Schon Erwachsene vertragen kaltes Wasser während des Winters weniger gut und bei kleinen Kindern führen diese Abhärtungsversuche während der rauhen Witterung nur zu leicht Erkältungen herbei. Vor allem aber sind diese Waschungen bei schwächlichen blutarmen Kindern, die Wärme bedürfen, zu unterlassen.

Der Winter ist auch die Zeit, in welcher die Unglücksfälle in der Kinderstube häufiger werden. Beleuchtung und Heizung bringen Feuersgefahr mit sich und alljährlich erleidet eine große Zahl von Kindern Verbrennungen und Verbrühungen leichterer oder schlimmster Art. Auch gegen diese Gefahren müssen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden; denn selbst bei der aufopferungsvollsten Pflege von seiten der Mutter giebt es doch unvorhergesehene Augenblicke, in welchen die Mutter durch andere Pflichten abgerufen wird und die Kleinen, wenn auch kurze Augenblicke, unbewacht sind. Es sollte darum in Stuben, die kleinen Kindern zum Aufenthalt dienen, die Feuerung der Oefen derart verwahrt sein, daß die Kinder nicht dazu können. Dies geschieht am besten durch eiserne Ofenschirme mit gebogenen glatten Rändern. Töpfe oder gar Eimer mit heißem Wasser sind in der Kinderstube niemals derart aufzustellen, daß Kinder in dieselben hineinstürzen, sie umwerfen oder vom Stuhl und Tisch herabzerren können. Darum ist auch die Küche nicht der Aufenthaltsort für die unerfahrenen Kleinen.

Unsere Hausbeleuchtung wird gegenwärtig allgemein mit Petroleum besorgt; sie ist sicher zweckmäßig und hygieinisch, aber in der Kinderstube muß die Petroleumlampe streng beaufsichtigt werden; denn Lampenexplosionen in Kinderstuben sind schon häufig vorgekommen. Man hat zwar Sicherheitslampen konstruiert, die beim Umfallen von selbst erlöschen, aber diese Neuerung fand im Publikum keinen Anklang. Darum muß man suchen, die gewöhnlichen Lampen in der Kinderstube weniger gefährlich zu machen, indem man sie den Kindern unzugänglich macht. Am zweckmäßigsten erweisen sich Hängelampen; wo man sich aber mit Stehlampen behilft, da sollte man diese wenigstens niemals auf schwankenden oder mit Decken versehenen Tischen aufstellen. Die Tischdecke gehört überhaupt nicht in die Stube der Kleinen, denn nur zu oft ziehen sie daran und zerren alles, was auf dem Tische steht, herunter; dann giebt es schlimme Verbrennungen durch Lampenexplosionen oder Verwundungen durch Scherben und Verbrühungen durch heißes Wasser.

Wie einfach und selbstverständlich diese Vorsichtsmaßregeln sein mögen, so lehrt doch die Erfahrung, daß sie häufig außer acht gelassen werden. Es möge darum zu Wintersanfang an dieselben erinnert werden.

Der lange Stubenaufenthalt während des Winters hat auch seine guten Seiten. Mutter und Kind stehen da im innigsten Wechselverkehr. Beim Spiel in der trauten, wenn auch nicht reich ausgestatteten Stube offenbaren sich der Mutter Herz und Seele ihres Lieblings.

Da hat sie vollauf Gelegenheit, kleine Neigungen zum Bösen zu entdecken und im Keim zu ersticken, und mit Freuden kann sie das wunderbar sich entfaltende kindliche Gemüt in edlen und guten Regungen bestärken. Glücklich, wer in der winterlichen Dämmerstunde als Kind auf der Mutter Schoß das Wahre und Gute zu lieben gelernt hat! Weihevoll ist ihm auch in späten Lebensjahren die Erinnerung an die Kinderstube. Darum laßt die jungen Mütter auch darüber wachen, daß die Kinderstube, die Pflanzschule des künftigen Geschlechtes, sich auch in seelischer Beziehung als Pflegstätte der Gesundheit bewähre!

J.

Zeit bringt Rosen.

(1. Fortsetzung.)

Novelle von **Stefanie Keyser.**

„Blau blüht ein Blümelein,
Das heißt Vergißnichtmein!"

Von weich tönenden Klarinetten geblasen, von anschmiegenden Geigen begleitet, zog die Melodie mit der warmen Sommerluft in die Stube, wo Hauptmann Holl in Broschüren und militärische Zeitschriften vergraben saß.

Also acht Uhr! Da begann das Frühkonzert der Badekapelle. Er selbst war um halb fünf Uhr aufgewacht, um sechs zum Baden angetreten, als außerdem nur die Gänseherde, ihre Gleichberechtigung mit den Sommerfrischlern auf der Promenade behauptend, ins Wasser schnatterte.

Ob jetzt Schubke, der Pferdebursche, wie ihm befohlen war, den Braunen austritt? Ob der Premierlieutenant auch das Ausrücken zur Feldbienstübung früh genug angesetzt hatte, damit die Mannschaften noch vor den heißesten Stunden ins Quartier kamen? Verdammt, daß gerade in dieser für einen Kompagniechef so wichtigen Zeit, wo man nur mit ärztlichem Attest Urlaub bekam, sein Arm den Dienst versagte! Aber was half's? Das Uebel verschleppen, bis es sich festgesetzt hätte, lag einmal nicht in seiner Art. Gleich im Anfang mußte man es mit Stumpf und Stiel ausrotten.

Er tauchte die Feder ein. „Das Rekognoszieren des Feindes durch Streifpatrouillen —"

„Guten Morgen, Lulu!" schallte es draußen.

„Croquetpartie gut bekommen, liebe Lolo?"

„Bemühen Sie sich nicht, Fräulein Gretchen, ich trage meinen Shawl selbst."

Unwillkürlich horchte er, als müsse noch ein Name kommen. Er hob den Kopf nach dem Fenster. Frau Kern, der weibliche Vergnügungskommissar, ging eben mit dem Chor der Mütter als Nachhut hinter den Töchtern drein.

Hol's der Fuchs — schon wieder zerstreut! In seiner Garnison wohnte er gegenüber dem Halteplatz einer Pferdebahn und hörte das Pfeifen nicht mehr, und hier störte ihn jeder Laut. Das beste war, er suchte einen einsamen Weg zum vorschriftsmäßigen Morgenspaziergang und legte sich dabei den Plan der Arbeit zurecht. Er schob die Papiere zusammen und stand auf. Ah, da saß ja Scherfen auf der Veranda! Den Posten hatte er sicher nur bezogen, um unter der Vorspiegelung eifrigen Zeichnens drüben den Ausgang der Kastanienvilla bewachen zu können.

Während Holl seine Toilette beendete, warf er einen raschen Blick hinüber. Jetzt öffnete sich die Thür des Nachbarhauses — Fräulein Gabriele Raunthal trat heraus — den Namen hatte sein Reisegefährte gleich gestern abend erkundet. Das war so recht der gute Scherfen, wie er da überrascht aus seiner künstlerischen Versunkenheit aufwachte, beflissen emporsprang, ehrerbietig sich verneigte. Ohne ein bißchen Salonkomödie that er es nicht. Und richtig, nun machte er auch mobil und schwenkte ab.

Holls Augen bestrichen wieder mit raschem Blick die Wohnung der Damen. Noch immer geschlossene Vorhänge an einem der Zimmer? Sie war ein Schlafratz, die hübsche Ilse Großheim — er nickte bestätigend vor sich hin — mit allen Unarten eines verwöhnten einzigen Töchterchens behaftet. Nicht eines einzigen „Kindes". Sie hatte ihm selbst von den beiden Brüdern Otto und Paul erzählt, die später, wenn der Vater sich zur Ruhe setzte, die Konservenfabrik übernehmen sollten. Aber die Firma konnte ein Divisionsexempel vertragen. Gestern im Zelt auf dem Anger, wo er noch ein Seidel trank, spitzten alle die Ohren, als der Name Großheim genannt wurde. Uebrigens, was ging's ihn an? Er hatte noch nie nach einem Goldfisch geangelt, Annäherungen von solchen an sich abgleiten lassen, Heiratsvermittlern die Thür gewiesen. Allerdings, zur Begründung einer Familie gehörte ein Kapital, aber es mußte ja nicht jeder eine Familie gründen.

Mit diesem Gedanken marschierte er ab und wählte einen der Wege, die sich hinauf in die Berge verloren. Sämtliche Alleen waren voll Spaziergänger, also höher hinauf! Endlich ein stiller Pfad. Das war die rechte Promenade für ihn. Ringsum weiße Kalkfelsen, die in eine Schlucht hinabstürzten; ein Kegel schob sich abschließend vor den anderen; nur dürftiges Gestrüpp klammerte sich an den ausgedörrten Boden. Hierher würde sich kein Naturschwärmer verlieren. Er klomm den steinigen Weg weiter und ließ sich auf der Höhe im Schatten einer Kalkwand nieder. Die Aussicht in das weite Thal, aus dessen silberwogenden Saatfeldern Dörfer auftauchten mit blitzenden Kreuzen auf den Kirchtürmen, wo, von üppigen Obstbäumen umgeben, Frankenhausen mit seinen freundlichen Häusern und altersgeschwärzten Salzwerken lag, rang ihm ein beifälliges Nicken ab — für das hier geplante Manöver. Nur weit drüben, wo der Nebelstreif in der Morgensonne zerrann, würden die Pioniere zu thun bekommen. Dort ringelte sich die Unstrut hin über ihren tückischen Grund. Einen Blick noch schenkte er dem Frankenhaus zu seinen Füßen und der Sachsenburg, die wie ein Wächter drüben über den Bergeskamm lugte; einst zum Trutz gegeneinander erbaut, sonnten sie sich jetzt friedlich auf ihren Bergen wie zwei alte Wolfshunde, denen die Zähne ausgebrochen sind. Er maß die Luftlinie zwischen beiden ab. Dann vertiefte er sich in die Vorkehrungen, die man durch Patrouillendienst gegen feindliche Ueberfälle zu treffen hat.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er, das Taschenbuch voll wichtiger Notizen, den Heimweg durch die einsame graue Schlucht antrat. Doch nein, jetzt war sie beides nicht mehr. Mitten in der dürren Einöde stand der kleine Schlafratz. Aus duftigem blauen Gekräusel tauchte der Kopf leuchtend wie eine Blüte auf; die bunte Schärpe, die im Rücken zwei große Flügelschleifen hatte, umschloß eine zierliche Taille.

Sapperlot! murmelte er leise in sich hinein, ohne die Augen abzuwenden. Dann rief er laut hinab: „Guten Morgen, Fräulein Großheim!" Schreckhaft war sie nicht. Ihr rosiges Gesicht wandte sich unter dem großen Schirm, der an den des Kaisers von China erinnerte, fröhlich zu ihm empor. „Mit dieser Toilette im wüsten Kalkthal? Welche Opferfreudigkeit!" fuhr er fort, von der Höhe der Hügelkette zu ihr herniedersteigend.

„Wüstes Kalkthal? Das ist der rechte Name," erwiderte Ilse. „Schauderhaft!"

„Man findet überall etwas Hübsches," entgegnete Holl, dessen Augen mit sichtlichem Wohlgefallen auf ihr ruhten. „Aber wo bleibt Fräulein Raunthal? Sie sind doch nicht allein den einsamen Weg gegangen?"

„Warum nicht? Ich thu' immer, was ich mag," antwortete sie selbstherrlich.

„Wie jung sind Sie noch, daß Sie das so kühn sagen!" erwiderte er, immer einen Finger im Notizbuch, als sollten die Aufzeichnungen sogleich fortgesetzt werden.

Ueberhebend züngelten die schillernden Fühlhörnchen des Schmetterlingshutes gegen ihn. „Hätte ich nicht so gedacht, so würde mich Frankenhausen gar nicht zu sehen bekommen haben." Und sie wandte sich zum Weitergehen.

„Das wäre allerdings schade gewesen." Zögernd, als wollte er bald wieder umkehren, schloß er sich an. „Sind Sie vielleicht ein kleiner Durchgänger?"

„Nein, diesmal nicht. Das war ich nur in der Brüsseler Pension," erzählte sie. „Mundhalten, bis man beinahe erstickte, in sinnlose Formen eingeschnürt von früh bis spät, falsch freundliche Knixe, wo man lieber den Rücken gedreht hätte —"

„Ja, ja, diese Meinungsäußerung lassen Sie sich nicht verkürzen, wie ich gestern erfahren habe," fiel er ein und hob lächelnd den Finger. Sie fällte den Schirm gegen ihn, wie um sich zu schützen, und sagte unter den Spitzen hervor: „So etwas wie diese Pension, das paßt mir nicht; da steig' ich aus und rutsche ab."

„Ei, ei!" Er schüttelte den Kopf.

„O, ich steig' auch ein," trumpfte sie nun erst recht auf. „Gabriele habe ich mir dabei erobert. Ich schwärmte für sie schon als kleiner Backfisch, da mich die guten Großeltern zu sich genommen hatten, die in derselben Universitätsstadt wohnen wie Gabriele."

Holl nickte. Natürlich, auch noch von Großeltern verzogen! Und doch versenkte er sein Notizbuch mit den wichtigen Bemerkungen in die Tasche seines Jacketts und hörte ihr mit so heiterer Teilnahme zu, als zwitschere neben ihm ein Vogel sein munteres Liedchen.

„Gabriele erschien mir damals immer wie ein höheres Wesen," plauderte Ilse zutraulich weiter. „Ich machte Gedichte an sie und schickte sie ihr anonym zu. Einmal als ich an dem Weingeländer hinter ihrem Haus in die Höhe geklettert war, um einen Strauß



Der Ungeratene.
Nach einem Gemälde von K. Dery.

von Tuberosen und Lorbeer in ihre Stube zu befördern, erwischte sie mich und zog mich zu sich hinein. Mir war zu Mute wie in der Kirche in den ernsten Räumen, wo jedes Stück eine Beziehung zu Gabriele hat. Die Bücher — hauptsächlich über Entdeckungsreisen — die blasse Photographie unter den Palmenzweigen, die Gold- und Silberstufen, die bei ihr die Nippsachen ersetzen! Aber nun sind wir so befreundet, daß Gabriele mir sogar erlaubt hat, sie hierher zu begleiten," fügte sie ganz stolz hinzu. „Da dankte ich natürlich für die Reise nach dem Nordkap, auf die mich unsere Bekannten aus der Wollspinnerei mitnehmen wollten."

Welch ein warmes unschuldiges Herz! dachte Holl — und welch ein kleiner Unband!

Die Schlucht öffnete sich nach einem Wiesenwege, und vor den beiden, die jetzt schweigend dahinschritten, zeigte sich ein kleines lebendes Bild: Schersen, der das Knie leicht vor Gabriele beugte und ihr ein Sträußchen Blumen bot, deren Farbe dem Tagesgestirn entlehnt schien, wie es für ihren Namen „Sonnengünsel" geziemend ist. Holl konnte eine leichte Ironie im Ton nicht unterdrücken, als er sagte: „Da hat Schersen auch etwas Hübsches gefunden."

„Das einzige Blümchen, das dem spröden Boden des Kalkthales entsprießt," setzte dieser hinzu, die Neuankommenden begrüßend.

„Und das so, von Künstlerhand geordnet, von dem bräunlichen Federgras überflittert, zu einer zarten Schönheit wird," erwiderte Gabriele, wirklich erfreut, nach dem dargebotenen Strauß greifend.

„Nehmen Sie sich in acht," warnte Ilse lachend. „Bei uns gilt der Glaube, daß man mit Blumen, die in der Hand warm geworden sind, andere bezaubern könne."

Gabriele schob zu Ilses großem Vergnügen das Sträußchen etwas eilig aus der Hand in ihren Gürtel. Unmerklich lächelnd befestigte Schersen eine Blüte, die er zurückbehalten hatte, an seinem Rock.

„Sind Sie es wirklich, Baron?" tönte da eine fremde Stimme dazwischen. Vom Waldschlößchen, das am Waldessaum aus jungen Bäumen und blühenden Bosketten aufragte, kam ein Herr herab, dessen Anzug in der Breite an Heinrich VIII. von England, durch das Schuhwerk an Till Eulenspiegel, durch den Bart an Theodor Körner erinnerte, das heißt, der ganz modern war.

„Traute meinen Augen nicht, als ich den Namen ‚von Schersen' in der Badeliste fand. Vermutete Sie in Baden-Baden oder Ostende und finde Sie hier!"

Das herkömmliche „Ah!" der Ueberraschung, mit dem Schersen antwortete, klang sehr gleichgültig. Dann vollzog er die übliche Vorstellung. „Erlauben die Damen: Herr Rittergutsbesitzer von Stöckei."

Dieser spendete Grüße in allen Schattierungen vom vertraulichen Händedruck mit Schersen bis zum leichten Neigen des Kopfes zu Ilse hin, das kundthat, er betrachte sie als Nebensache. Dann schloß er sich der Gesellschaft an, die sich auf den Heimweg begab.

Während seine Augen von dem Sträußchen in Gabrieles Gürtel zu der Blume in Schersens Knopfloch glitten, hielt er diesen mit den leisen Worten zurück: „Wer ist die Dame? Raunthal? Von Raunthal? Die Schildpattgarnitur an Handschuh- und Chemisettenknöpfen, Haarnadeln und langstieliger Lorgnette — sehr distinguiert. Nur Raunthal? Na, in der Sommerfrische nimmt man's nicht so genau!"

Schersen hob den Kopf und warf ihm einen Blick eiskalter Befremdung zu. Stöckeis Redestrom ging aber unbekümmert weiter. „Was giebt's hier überhaupt für Gesellschaft? Damen mit zahllosen Hänschen und Fränzchen, junge Mädchen, die Eisserviettchen für ihre Ausstattung sticken und es höchstens zu einem Bonbonmann bringen! Ein Ingenieur, Vorläufer einer Kleinbahn, der den ganzen Tag mit den Staren um die Wette ausmißt, und sein Antipode, ein Oberpostsekretär, der gewiß nur zur Kur hierher gegangen ist, weil hier noch die gelbe Postkutsche floriert. Dann der Bürgermeister von irgend einem Mottenburg, nervös wegen Kanalisation, für die er die Mittel nicht aufbringen kann, da macht er eine Badereise. Verblüffender Ausweg, he? Ein Referendar, direkter Abkömmling der alten Deutschen, die immer noch eins tranken. Endlich ein Musikdirektor, der Stimmung sucht zu seiner Oper ‚Barbarossas Erwachen', die natürlich einaktig sein muß und in deren Vorspiel natürlich ein Solo hinter dem Vorhang gesungen wird. Das Vorspiel soll das Sängerfest eröffnen, das nächstens auf dem Kyffhäuser stattfinden wird, zum Besten des Denkmals." Stöckei bemerkte endlich den geistesabwesenden Ausdruck in Schersens Gesicht und wechselte das Thema.

Mit dem Stock, der wie eine altdeutsche Keule geformt und hohl und leicht wie eine Attrape war, deutete er in die Weite. „Sehen Sie dort die Renaissancegiebel über die alten Parkbäume ragen? Das ist das Schlößchen des Barons, der damals mit Gemahlin in Ihrer Garnison, Dingsda, Ihren Kommandeur besuchte, den Grafen —"

Ehe er den Namen nennen konnte, fiel Schersen ein, fliegendes Rot auf den Wangen: „Und hier ist die Kastanienvilla unserer Damen." Er mochte den Namen nicht aussprechen hören, der auf Stöckeis Lippen schwebte.

Abgespannt, nervös wie alle fein angelegten Naturen, wenn sie das Geschwätz der Alltagsmenschen haben ertragen müssen, warf er sich nach dem Abschied von der kleinen Gesellschaft in seinem Zimmer auf die Chaiselongue.

Aber er fand keine Ruhe. Die Gestalt der Gräfin, an die er seit gestern unaufhörlich gemahnt wurde, tauchte wieder vor ihm auf. Er meinte die klugen grauen Augen forschend auf sich gerichtet zu sehen, das leise dunkle Lachen zu hören wie damals, da er, der Adjutant ihres Gemahls, täglich an ihrer Seite auf flüchtigem Pferd durch Wald und Feld jagte. Himmlische Zeit! Immer überfiel ihn eine Art Heimweh, wenn er jener Tage gedachte. Der Oberst, Graf Tölz, war ein älterer Herr von zu viel Geschmack, um Eifersucht zu zeigen, und von zu viel Menschenkenntnis, um nicht zu wissen, daß seine Gemahlin eine vollkommene Dame war, die über Barrièren nur mit ihrem arabischen Schimmel hinwegsetzte. Nein, Schersen hatte nichts auf dem Gewissen gegen den gütigen Mann, der ihm mehr väterlicher Freund als Vorgesetzter war. Nur — das Bewußtsein, daß sein Blick die Macht besaß, die großen grauen Augensterne im Theater, Konzertsaal über Hunderte von Menschen hinweg auf sich zu ziehen; daß sie im Dahinfliegen, sei es im Tanz, sei es im wilden Ritt, beide den einen Gedanken hegten: so aller Bande ledig vereint in die Ewigkeit hinein — Seligkeit! Ein einziges Mal beging er eine Unbesonnenheit — bei jenem Whist. Da schlug die Stunde, in der die Geister verschwinden mußten, die keine Berechtigung zum Dasein hatten.

Seine weichen Züge schärften sich in der Pein dieser Erinnerung. Er hatte es gestern an Holls zur Schau getragener Unbefangenheit gemerkt, daß dieser den Vorgang damals richtig gedeutet hatte. Er war ja bei jenem Robber der Partner des Obersten gewesen gegen die Gräfin und ihn. Sie spielte wagehalsig ihre Coeurdame aus, er warf tollkühn statt einer nichtssagenden Karte den Buben der Dame zu Füßen. Er bereute es sofort. Eine kleine Pause entstand; Holl saß wie eine Bronzestatue, die nicht sieht und hört. Die Gräfin schien den Atem anzuhalten. Dann sagte der Oberst mit ruhigem Lächeln: „Aber, lieber Schersen, Sie wissen doch, daß der König noch da ist." Und er nahm mit demselben den Stich an sich. Weiter fiel kein Wort. Jedoch für Schersen verstand sich von selbst, daß er am andern Tag um Urlaub bat. Die Gräfin sah er nicht beim Abschiedsbesuch. Als er zurückkehrte, weilte sie auf dem Gut ihrer Eltern, um sich von der Wintersaison zu erholen. Im Herbst forderte der Oberst wegen eines Lungenleidens seinen Abschied und siedelte nach Aegypten über. Dort war er gestorben, und seine Gemahlin war unter die Reisenden gegangen. In den Kreisen der Weltbummler kannte man die Gräfin Swanta Tölz. Mit dem einen hatte sie Kastanien in der heißen Asche des Vesuvs geröstet, der andere war ihr in der Wüste begegnet und durfte unter dem Zelt am niedrigen arabischen Tischchen den Mokka nehmen, den sie bereitete. Nach Deutschland kam sie nicht wieder.

Der Schleier, der immer über Schersens Züge gebreitet zu sein schien, sie so anziehend machte, enthüllte sich jetzt in der Einsamkeit als ein sonst streng verborgen gehaltener Leidenszug. Er hatte seitdem kein tieferes Interesse mehr für eine Frau zu fassen vermocht. All den späteren kleinen Episoden fehlte die wahre innere Zuneigung. Ein Zeitvertreib war ihm das leichte Liebesspiel wie andern die feine Cigarre, die Roulette.

Seine weiße Hand strich über die Stirn, als wollte sie alle Erinnerungen an diese Nichtigkeiten verwischen. Hier endlich vergönnte ihm einmal wieder das Geschick, aus dem Alltagstrott herauszukommen, sein Talent und Wesen an ein gleichgestimmtes dichterisches Frauengemüt anzuschließen. Gabriele! Er nannte sie für sich nur noch bei diesem Namen. Eine anders geartete, aber nicht minder edle Natur als jene, der seine erste Liebe gehörte! Und eine eigentümliche Schönheit. Wie fein war der Fuß, der über den mit Maßliebchen und Wegerich gepolsterten Wiesenpfad

zu schweben schien! Wie klar die Stirn, um die in schöner Linie das braune Haar sich legte! Wie schwermutsvoll das Profil, das er auf dem Heimweg manchmal zu erblicken vermochte! Warum schwermutsvoll? Hatte sie ein Grab getäuschter Liebe in der Seele?

Bei dem Gedanken umwölkte sich seine Stirn. Eher wollte er annehmen, daß sie es schmerzlich empfand, nie ein anderes gleichgestimmtes Wesen gefunden zu haben. Innere Einsamkeit macht immer melancholisch. Wie mußte es beseligend sein, diese leise Trauer zu besiegen!

„Kommen Sie mit zu Tisch?" fragte Holls kräftige Stimme zur Thür herein. „Drüben in der Kastanienvilla rückt schon die ganze Besatzung ab."

Schersen sprang auf — ein paar Bürstenstriche über den aschblonden Scheitel, dann eilig den braunen Sammetrock übergestreift — in Civil liebte er den Künstlerstil — und mit seinem leichten federnden Schritt ging er davon.

Tack, tack! lockte es zärtlich von dem Jelängerjelieber her, der mit Tausenden kleiner grüner Sonnenschirme und rötlicher Füllhörner die Holzbogen an der Veranda des Hauses überspann, in dem die beiden Offiziere wohnten. Auf schwankender Ranke schaukelte sich eine Grasmücke. Trätsch, trätsch! zankte es aus einem der liederlichen Nestchen, wie sie dieses Sängervölkchen sich zu bauen pflegt.

„Tack, tack!" ahmte eine Menschenstimme nach. Auf den Fußspitzen trippelte Ilse heran. „Ein Vogelnest!" rief sie vergnügt.

„Jawohl, leider!" antwortete Holl, und sein schwarzer Kopf bog sich von dem duftigen Luginsland zu ihr herab. „Ein so leichtsinnig gegründetes Hauswesen, daß es nächstens die Katzen werden gefressen haben. Das Ding hängt ganz schief. Ein Wunder, daß das unordentliche Weib samt seinen Eiern noch nicht herausgefallen ist."

„Eier sind drin?" unterbrach ihn Ilse, ganz Freude, ganz Neugier, und schlich näher. „Ich thu' Deinen Kindern nichts," tröstete sie treuherzig den kleinen Vogelmann, der, ein dunkles Zornkämmchen auf dem gesträubten Kopf, hin und herflatterte.

Holls sonst so scharfer kühler Blick wurde warm. „Wollen Sie das Nest sehen, dann bitte ich, heraufzukommen."

Sie sprang die Stufen empor. Aus der heißen hellen Sonne trat sie in das dichte Schattengeflecht, in dem eine grüne Dämmerung waltete. Sie waren allein; Stille umgab sie.

Er hob vorsichtig die Ranken auf; sie bog sich hinüber. „Sehen Sie?" flüsterte er.

Tief in ihr so scharf getadeltes Nest gedrückt, saß die Vogelmutter; ein gesprenkeltes kleines Ei guckte allerdings durch das baufällige Gefüge der Grashalme. Ilse hielt den Atem an; immer näher kam das gespannte rosige Gesichtchen.

Da streifte die Spitze des schwarzen Schnurrbarts ihre Wange.

Sie fuhr zusammen, heiß errötend bis auf den runden Arm, der unter den Spitzen des Aermels sichtbar wurde, und ohne Abschiedsgruß rannte sie plötzlich davon.

Beklommen atmend ging Holl in sein Zimmer. Aber er griff nicht nach dem inzwischen angelangten Militärwochenblatt. Erregt über seine Verwirrung schritt er hin und her. Wenn er bisher Andere verliebte Thorheiten begehen sah, konnte er das Gefühl nie loswerden, daß er sich in ihre Seele hinein zu schämen habe; er verachtete die Männer, die sich von Weibern bestricken ließen. Und nun erlebte er, daß seine sonst unerschütterliche Selbstbeherrschung ihn zu verlassen drohte um eines rosigen Backfischchens willen. So ging's nicht weiter! Jetzt hieß es: entweder den lebhaften Verkehr einstellen, den Badeaufenthalt abkürzen, oder — oder? Es lag eine unwiderstehliche Verlockung in diesem Oder. Warum auch nicht? Sie mußte freilich erst erzogen werden. Aber gerade bei dieser Aussicht richtete er sich unternehmungslustig auf. Er gehörte zu den preußischen Offizieren, denen von Friedrich Wilhelm dem Ersten her etwas vom Schulmeister anhaftet. Er hatte den Ruf eines guten Erziehers. Die jungen Fähnriche, die in seine Kompagnie eintraten, bildete er alle zu tüchtigen Offizieren heran. Und mit welcher Liebe hingen sie schließlich an ihm! Warum sollte er nicht auch bei dem netten Mädel Erfolg haben?

Mit einer Freude, die ihm die Gefahren des Weges, der zum Herzen führt, verhüllte, vertiefte er sich in seine erzieherische Aufgabe. Kein Gedanke kam ihm, daß seine strenge Lebensführung, die ihm nicht Zeit gelassen hatte, im Verkehr mit den Frauen Erfahrungen zu sammeln, ihm jetzt zur Klippe werden könnte. —

Drüben stand Ilse vor ihrem Toilettespiegel und strählte ihr Haar, daß es knisternd auseinanderstiebte wie ein leuchtender Kometenschweif. Sie sah ihr glühendes Gesicht nicht, ihre Gedanken waren noch bei dem eben Erlebten. Sie überhörte, daß Gabriele fragte, warum sie so erregt sei; ihr Herz klopfte, daß ihr das Blut in den Ohren sauste. Warum war sie denn nur so außer sich? Sie hatte sich geärgert darüber, daß „er" sogar ein Vogelweibchen zur Arbeit kommandieren wollte; alles sollten die Frauen thun: kochen, sich beherrschen, selbst das Haus bauen! Ja, ja, sie hatte sich geärgert — das war's!

Gabriele wiederholte die Frage nicht, als sie keine Antwort erhielt. Ihre eigenen Angelegenheiten nahmen sie mehr und mehr in Anspruch. Sogar über die Kleidung mußte sie sich den Kopf zerbrechen. Seit Schersen jenes gelbe Sträußchen zwischen sich und ihr geteilt hatte, trug er stets ihre Farbe wie der Diener die seiner Herrin. War sie weiß gekleidet, steckte eine Gardenie an seinem Rock; mit ihrem Veilchenhütchen korrespondierte bei ihm das Sträußchen der jetzt so seltenen Blumen. Als sie endlich schwarze Spitzen wählte, gelang es ihm, ein fast ebenso dunkles Stiefmütterchen aufzutreiben. Und wenn dann ihr Gruß und Wesen zurückhaltend wurde, schien er so unbefangen, der Plauderton, den er anschlug, so harmlos, daß sie meinte, sich lächerlich zu machen, wenn sie die kleine Huldigung, die dem Weltmann Gewohnheit war, wichtig nahm. Wo sollte sie auch Farben finden, die in der Blumenwelt nicht vertreten waren? Täglich erschlossen sich Tausende von Knospen. Unter den Buchen, die wie freundliche Krausköpfe von den Bergzügen grüßten und frischen Waldesatem bis in die verbautesten Gäßchen sandten, sproßten Maienglöckchen und bunter Frauenschuh auf. Blaue Vergißmeinnicht säumten das Flüßchen, das seine bräunlichen Wellen der Stadt so harmlos zutrieb, als sei nie von silbernen Flußbändern gesagt und gesungen worden. Die Gärten, welche die Landhäuser umgaben, wurden eng von den sich aufbauschenden Schneebällen, den gleich gelben Schleiern wehenden Blüten des Goldregens.

Nur die Rosen im Garten zeigten noch nicht die königliche Blüte, streckten dagegen gleich zierlichen Krallen die Dornen aus, dem Guerillakrieg entsprechend, der von Holl und Ilse zwischen ihren Hochstämmchen ausgefochten wurde. Er hatte ganz planmäßig seine Erziehung begonnen, und sie wehrte sich mit dem Trotz eines verwöhnten Kindes. Schon das erste Begegnen war immer ein Kampf, obgleich beide sichtlich danach strebten, es herbeizuführen. Spähenden Blickes streifte Ilse rastlos durch die Promenaden. Frau Kern, die täglich neue Vergnügungspläne entwickelte, seit sie in Ilse einen Magneten für die Herrenwelt entdeckt hatte, erhielt einsilbige oder verkehrte Antworten von ihr. Wenn jedoch Holls hohe Gestalt auftauchte, seine Augen schon von weitem über die Köpfe hinweg sie faßten, schien sie ihn gar nicht zu sehen, begann sie plötzlich die lebhafteste Unterhaltung, und sei es gleich mit Lolo und Lulu, die sie nicht leiden konnte. Währenddem wartete Holl, überlegen lächelnd, bis sie sich endlich ihm doch zuwenden mußte, verwirrt, erregt, atemlos, um seinen Gruß zu erwidern. Aber es kam auch vor, daß er Gleiches mit Gleichem vergalt, sie ebenfalls nicht bemerkte und nur Gabriele respektvoll grüßend davonging. Dann schlich Ilse verdrießlich nach Haus unter dem Vorwand, der schwüle Jasminduft habe ihr Kopfschmerzen verursacht.

Als sie bei einem Nachmittagskonzert ein Kleid von violett und orange schillernder Plüschgaze trug, das allerdings der Mode, aber nicht einem feinen Geschmack entsprach, sagte er, sich verbindlich verbeugend: „Ich bin sehr erfreut, daß Sie es sind, Fräulein Großheim. Ich fürchtete schon, das Regenbogenbanner des seligen Münzer spuke."

„Von einem Regenbogen kann bei solcher Trockenheit nicht die Rede sein," versetzte Ilse schlagfertig.

Am nächsten Tag stürmte sie alle Blumenhandlungen, um eine Garnitur von frischen brennend roten Geranien zu bekommen, mit der sie die Ballonärmel, die zierlichen Einsätze ihres blaßroten Foulardkleides verzierte, das sie bei der allwöchentlich wiederkehrenden Tanzunterhaltung tragen wollte.

Fernher tönte bereits Musik.

Drüben trat Holl im Gesellschaftsanzug heraus, zog die Uhr, warf einen Blick herüber und ging dann stracks davon. Schersen folgte zögernd, knöpfte an den Handschuhen und sah sich immer wieder um.

(Fortsetzung folgt.)

Julie Ludwig †. Das schöne Thüringer Land hat dem deutschen Volke schon manches Erzählertalent geschenkt. Eine Landsmännin von E. Marlitt und Stefanie Keyser war auch Julie Ludwig, die am 13. September d. J. zu Arnstadt gestorben ist. Ein Teil ihrer schriftstellerischen Thätigkeit war der Jugend gewidmet, die sie anzog durch innige Erfassung der Kindesseele. Zugleich hat sie für Erwachsene ausgezeichnete und vielgelesene Erzählungen geschaffen, von denen einige, wie „Waldemars Brautfahrt“ und die Weihnachtsgeschichte „Nach Jahren“, in der „Gartenlaube“ erschienen sind. Auch die patriotischen Lieder, die sie unter den Stürmen des großen Krieges von 1870 dichtete, haben warmen Anklang und weite Verbreitung gefunden.

Julie Ludwigs Schöpfungen sichern ihr ein dauerndes Gedächtnis. In das harmonische Zusammensein der drei kunstbegabten Geschwister — ihr Bruder Karl ist der hervorragende Berliner Landschaftsmaler und ihre Schwester Auguste hat sich als Genremalerin einen Namen gemacht — reißt ihr Tod eine schwere Lücke. Mit den beiden Zurückgebliebenen aber trauern viele Verwandte und Freunde um den schweren Verlust. Denn wer ihr nahte im Leben, der fühlte den erhebenden Einfluß eines wahren, guten Menschen.

Der Ungeratene. (Zu dem Bilde S. 769.) Es ist Winterszeit. Frau Erszebet und ihre Ziehtochter Maria hatten den großen Tisch näher zum Ofen gerückt, um nach eingenommenem Frühstück zur Nadel zu greifen, als sich die Thüre aufthut und ein hochgewachsener, kräftiger junger Mann in die Stube tritt, bei dessen Anblick sich in den Mienen der Frauen Freude und Unmut, Zärtlichkeit und Besorgnis in seltsamer Mischung malen. Es ist Ferencz, der Sohn des Hauses, der „Ungeratene“, wie ihn die Dorfleute nennen, vielleicht nur deshalb, weil er sie alle an Mut und Körperkraft überragt.

Dabei ist aber Ferencz im Grunde seiner Seele ein herzensguter Junge, der keinem Kind ein Leid zufügt und die alte Frau, mit welcher er im beständigen Kriege lebt, ebenso zärtlich liebt wie sie ihn. Beide haben eben heißes Blut in den Adern! So ist es gekommen, daß endlich nur ein einziges Menschenkind auf Seite des „Ungeratenen“ steht, ein Menschenkind allerdings, dessen Lieblichkeit und Herzensgüte ihm reichen Ersatz bietet für die Feindseligkeit der ganzen kleinen Dorfwelt.

Die schwesterliche Neigung, welche Maria von frühester Jugend für den älteren Spielgenossen, Freund und Beschützer empfand, ist mit der jungfräulichen Reife zu innigster Liebe erblüht, und so sehr sie das heftige Wesen des Jünglings bedauert, es kann ihre gute Meinung von ihm um so weniger beirren, als sich der ungeberdige Kraftmensch ihr gegenüber stets lammfromm und geduldig zeigt.

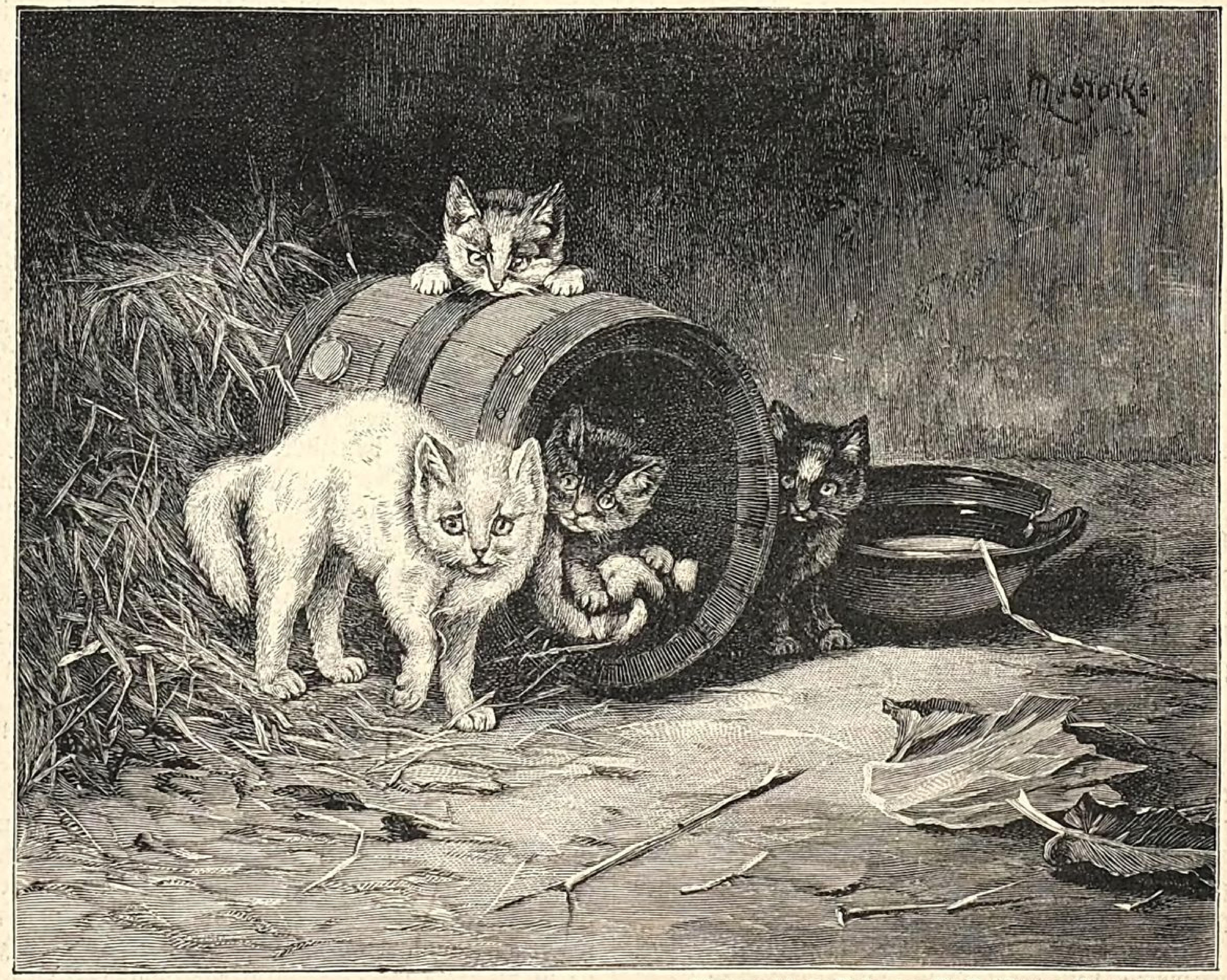
Aber gerade diese Liebe, die auch im Herzen des starken Mannes in hellen Flammen emporschlug, führte die Dinge zu schlimmer Wendung.

Natürlich erregte Marias blühende Schönheit auch anderer junger Leute Wohlgefallen; und eines Tages flog die Kunde durch das Dorf, Ferencz habe einen zudringlichen Freier seiner angebeteten Maria mit solcher Wucht zu Boden geschleudert, daß er „für tot“ vom Platze getragen worden sei.

Nun war geschehen, was man längst vorausgesehen, nun wurde der „Ungeratene“, der Meinung seiner Feinde nach, reif für den Galgen, an den sie ihn so oft gewünscht. So arg kam es nun zwar nicht. Nachdem sich der Totgeglaubte von seinem Schrecken erholt, zeigte es sich, daß er außer einigen tüchtigen Beulen ganz und heil geblieben war, daher es denn auch für den gewaltigen Helden mit einigen Tagen Haft im städtischen Arrest sein Bewenden hatte. Allein auch diese „milde Strafe“ trug nicht zur Sänftigung des „Ungeratenen“ bei, noch weniger aber thut dies jetzt der erzürnten Frau Erszebet Bußpredigt, welche den vor wenigen Stunden in Freiheit Gesetzten daheim empfängt.

Es ist der Augenblick, den die Hand des Künstlers in unserem Bilde festgehalten hat. Keifend und scheltend steht Frau Erszebet vor dem unbußfertigen Sünder, vergebens bemüht, dessen Sinn durch den Gebrauch aller erdenklichen Kraftworte zu erweichen. Ferencz kennt sie längst und denkt, indem er leise vor sich hinpfeift: „Isten usce, rede, was Du willst, kommt mir ein Zweiter ins Gehege, so geht es ihm nicht besser wie dem Ersten.“

Aber Maria, um deretwillen der wilde Pußtasohn gekämpft und gelitten, übernimmt mit dem feinen Takt und dem diplomatischen Geschick des liebenden Weibes die Vermittlerrolle zwischen Mutter und Sohn. Der Erfolg ist um so weniger zweifelhaft, als die beiden Gegner nichts sehnlicher wünschen, denn versöhnt wieder friedlich miteinander weiter zu leben. Und wenn erst die liebliche Vermittlerin als junge Hausfrau ihre volle Macht über das Gemüt ihres „Ungeratenen“ entwickeln kann, dann wird ja wohl auch der häusliche Friede dauernd werden. F. Sch.



Photographie im Verlag von Dr. E. Albert u. Cie. in München.

Der Feind naht!

Nach einem Gemälde von Minna Stocks.

Jung-Deutschland in Afrika. Der deutsche Kolonialbesitz in Afrika hat auf einem Gebiete, das ihm doch anscheinend ganz ferne liegt, eine eigenartige Verschiebung bewirkt, auf dem Gebiete der Jugendlitteratur. Führten uns, die wir heute im mittleren Lebensalter stehen, die Erzähler unserer Jugend nach Defoes und Coopers Vorbild in die Jagdgründe der Rothäute Amerikas, auf einsame Korallenriffe der Südsee, so liegt der Schauplatz der exotischen Heldenthaten, welche der heutigen deutschen Jugend vorgeführt werden, immer häufiger in Afrika, und zwar in den Teilen von Afrika, die unter des Deutschen Reiches Hoheit stehen. Und das ist auch ganz gut. Wenn die Verfasser solcher Jugendschriften ihre Aufgabe richtig verstehen, so können sie in das anmutige Gewand ihrer Geschichte viel Belehrung über die thatsächlichen Verhältnisse verweben und so dem heranwachsenden Geschlechte einen Begriff von dem Leben und Treiben, der Natur und den Völkern Deutsch-Afrikas geben. Ein Schriftsteller, der sich ganz bewußt — und wir fügen hinzu, mit Glück — dieser Aufgabe unterzogen hat, ist der unsern Lesern wohlbekannte C. Falkenhorst. Seine Kenntnis von Land und Leuten im Schwarzen Erdteil hat er schon wiederholt in der Form von Erzählungen für die reifere Jugend nutzbar gemacht, wie in seinem „Ostafrikaner“, seinem „Afrikanischen Lederstrumpf“ u. ff., Erzählungen, die gerade um ihres kulturhistorischen und geographischen Inhalts willen auch manchem Erwachsenen eine anziehende und förderliche Lektüre boten. Jetzt ist Falkenhorst mit der Ausarbeitung einer neuen Reihe solcher „Erzählungen für jung und alt“ beschäftigt, die den Titel führt „Jung-Deutschland in Afrika“ und von der bereits drei Bändchen erschienen sind, von Maler R. Hellgrewe hübsch illustriert (Dresden-Leipzig, Alex. Köhler). Wir wünschen dem Unternehmen unseres Mitarbeiters einen guten Erfolg, den kleinen Bändchen recht viele Leser.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig. c

Nr. 46. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Um fremde Schuld.

(10. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Diesmal schritt ich nicht dem Dorfe zu, sondern in entgegengesetzter Richtung; ich mochte all die Weihnachtsvorbereitungen nicht sehen, was kümmerten sie mich! Auf der Landstraße inmitten der großen Wälder wurde ich am wenigsten an sie erinnert. Und so wanderte ich mit raschen Schritten thalabwärts; ein paar Holzschlitten begegneten mir, auf jedem lag ein Weihnachtsbäumchen. In der Luft hing viel Schnee, und einzelne weiße Flocken taumelten auch schon hernieder. Meine Stimmung wurde immer banger, immer trostloser; mein junges Herz schrie förmlich auf vor Sehnsucht. Ich hatte ja gar nichts, gar nichts in der Welt — Mama liebte mich nicht, nein, sie liebte mich nicht mehr; aus Sorge um mich hatte sie sich verkauft und hatte mich unglücklicher gemacht mit diesem Opfer, als ich es in Hunger und Not geworden wäre. Und das war das Schlimmste, sie hatte ihre Seele mit verkauft, sie empfand nicht mehr, daß sie half, mich elend zu machen, sie fühlte wie ihr Gatte, und wenn wirklich noch ein Restchen von Liebe für mich in ihr war, so würde auch dies sich bald einem andern Gegenstand zuneigen. Ach, wie schrecklich der Gedanke, einen Bruder oder eine Schwester zu haben, die man nicht lieben kann, die man hassen muß! O, ich haßte die Geschwister jetzt schon von ganzer Seele, wie nur ein liebebedürftiges verstoßenes junges Menschenkind zu hassen vermag. Und wie sie es verstanden, alle, alle, mich zu foltern! Ein Gefangener war besser daran, der durfte arbeiten für künftige Jahre der Freiheit — ich saß unthätig da. Ich hatte kein bestimmtes Ziel vor Augen, war wie ein unmündiges Kind, dessen Willen man nicht beachtet, weil es eben kindisch ist, und dem ein Urteilsvermögen nicht zugebilligt wird. Nicht 'mal einen Pfennig Geld besaß ich.

Mama hatte ich nicht darum bitten wollen, die Base auch nicht; auch nur ein kleines Weihnachtsgeschenk für die alte treue Seele zu besorgen war ich außer stande gewesen. Was sollte mir auch Geld, mochten sie denken. Man gab mir Kleidung und Essen und mehr wäre vom Uebel gewesen, ich hätte ja damit ausreißen können! Nur Zeit ließ man mir, Zeit in Hülle und Fülle, um über mich nachzudenken, um möglichst gründlich einzusehen, welch eine Thörin ich gewesen war, den reichen Freier auszuschlagen.

Ich ballte die Hände im Muff. Da rede man noch vom freien Willen eines Menschen, eines Frauenzimmers obendrein! Lag es in meiner Macht, mich dieser Lage zu entziehen? Sicher nicht. Auf welche Weise denn? Nicht einmal das Reisegeld bis zur nächsten größeren Stadt hätte ich gehabt, nicht 'mal so viel, um in den allerbescheidensten Gasthof zu gehen, bis ich eine Stellung gefunden, oder um ein Vermittlungsbureau oder eine Anzeige zu bezahlen. Ich konnte mich doch nicht auf der Landstraße weiter betteln. Es klingt so einfach: durch eigene Kraft, auf eigenen Füßen durchs Leben! Wie schwer ist es aber für ein Mädchen, das nicht von frühester Jugend auf dazu erzogen ist! Man hatte mich so erziehen wollen, aber das Kranksein, das unselige Kranksein! O, bettelarm war ich an Habe, an Schutz, an Liebe!

In diesen Gedanken hatte ich nicht darauf geachtet, welch



Der neue Kanzler des Deutschen Reiches,
Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst.
Nach einer Aufnahme aus dem Atelier van Bosch in Straßburg i/E.

große Strecke ich gewandert war, und stand nun plötzlich an der Stelle der Waldstraße, wo sie sich um einen schroff vorspringenden Felsen windet und auf der anderen Seite steil nach einer Schlucht zu abfällt, geschützt durch eine einfache niedrige Mauer. Der letzte Tagesschein lag über der tannenbewachsenen Schlucht, über den Bergen, die rings umher aufstrebten; eine große ergreifende Einsamkeit umgab mich. Nichts rührte sich in diesen Wäldern, nur die Schneeflocken tanzten ihren stummen Reigen um mich her. Ich hielt den Atem an und lauschte. Ein Bangen überkam mich plötzlich — so still alles, so totenstill, nicht das Brechen eines Zweiges, nicht der Knall einer Peitsche, kein Schuß, der widerhallte in den Wäldern. Selbst der Wilderer jagte heute nicht — es ist Weihnachten, Frieden auf Erden für jede Kreatur, Frieden und Freude und ein trautes Sichfinden und Beieinanderbleiben — nur für mich nicht!

Da schüttelte mich ein wildes Herzeleid. Ich setzte mich auf das Mäuerchen in den Schnee und die Thränen rannen mir heiß aus den Augen. Wenn mich der liebe Gott lieb hat, dachte ich, läßt er mich hier nicht allein, dann schickt er mir jetzt etwas — etwas — einen Trost, ein Zeichen, daß es besser wird. Und so lange bleibe ich hier sitzen, und sollte ich darüber erfrieren. Finden sie mich hier tot — nun, so ist alles gut.

Und dann ließ ich mein naß geweintes Taschentuch sinken — es klangen Glocken herauf zu mir, abgetönte Schlittenglocken, wie sie die Postpferde hier trugen, und ich begann zu überlegen, ob ich nicht mit zurückfahren solle, wenn Platz vorhanden wäre, denn es war stark dämmerig geworden und ich hatte noch weit nach Hause. Und plötzlich schmetterte das Posthorn durch den Wald.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum —"

klang es so frisch, so weihnachtlich!

Aber das war doch nicht die gewöhnliche Post? Da bogen sie um die Ecke, die Postpferde, vor einem hübschen Schlitten, der Schwager mit dem Federbusch auf dem Hut nach Herzenslust blasend, und im Schlitten — ich wandte mich enttäuscht ab — ein gewöhnlicher — ich sah noch einmal hin — ein ganz gewöhnlicher Soldat, weiter nichts. Mögen sie voranfahren, dachte ich und rührte mich nicht.

Einen Augenblick verstummte Blasen und Schellengeläut, einen Augenblick nur; dann erklang es wieder, und langsam wandte ich mich dem Heimweg zu. Aber da stand plötzlich dieser Soldat vor mir, ein großer schlanker Mann, die Mütze etwas zur Seite gerückt auf dem krausen Haar, ein Tannenzweiglein zwischen den Lippen. Und nun nahm er dieses Zweiglein aus dem Munde, legte die Hand an die Mütze und fragte: „Fräulein Anneliese von Sternberg?"

Ich starrte ihn wortlos an, erstaunt, verwirrt. Dann erkannte ich das hübsche frische Gesicht, die treuherzigen ernsten Augen — ja, er war es, der Fremde vom Westenberger Kirchhof, von Hannchens Grab. Ich wischte mir eine Schneeflocke aus den Wimpern und fühlte, wie meine Hand zitterte.

„Die bin ich," stotterte ich.

„Darf ich Ihnen einen Platz im Schlitten anbieten?" fragte er weiter; „Sie entschuldigen meine Dreistigkeit, gnädiges Fräulein, aber der Weg ist noch weit und es dunkelt schon — Sie wollen doch sicher nach Langenwalde zurück?"

Ich konnte nichts weiter erwidern als ein halblautes Ja und schickte mich an, neben ihm zu gehen, dem Schlitten nach, der eben dort unten hielt.

„Es ist ein richtiger Weihnachtsabend," begann er unbefangen im Weiterschreiten, „ein richtiger deutscher Weihnachtsabend." Und er lächelte dabei in eigener stiller Weise. Dann half er mir in den Schlitten, und langsam ging es bergan. Der Schwager blies ein anderes Lied, ein altes Soldatenlied, das mein Vater zu pfeifen pflegte und das die Rekruten singen, wenn sie ausgehoben worden sind und mit farbigen Schleifen an den Mützen durch die Straßen ziehen, ein Lied, von dem ich nur die Melodie und die erste Strophe kannte:

„Was grüßt so traulich aus der Ferne,
Das liebe teure Vaterhaus?"

Da nahm er wieder das Tannenzweiglein in den Mund und biß darauf, als fühlte er einen körperlichen Schmerz, den er auf diese Weise unterdrücken wollte, und sich zu mir wendend, sagte er lächelnd: „Ein Deutscher verlernt nicht das Heimweh, selbst wenn die Heimat ihn verstoßen und ihm Steine gegeben hat statt Brot — Herr Gott, das ist alles noch ebenso wie damals, und es muß nun grade so schön schneien, und die drei einzelnen Tannen da oben auf der Höhe müssen auch noch stehen! Schwager, wenn's möglich ist, hören Sie auf, man wird ja zum kleinen Jungen, man vergißt, daß man — daß man — —"

Der Postillon setzte das Horn ab und sah sich verwundert nach uns um.

„Verzeihen Sie, Fräulein von Sternberg," wandte sich mein Nachbar an mich, „es giebt Augenblicke, in denen die Seele Mühe hat, ihr Gleichgewicht zu behalten. — Hören Sie nicht auf mich, wenn ich sentimentales Zeug rede, aber lachen Sie auch nicht darüber!"

„Warum soll ich denn lachen?" fragte ich. „Ich lache nie über jemand, der seine Heimat lieb hat."

„Wissen Sie denn, daß dies meine Heimat ist?"

Und da kam plötzlich jene kecke Stimmung über mich, die mich rücksichtslos sagen ließ, was mir durch den Kopf zuckte. „Ich denke wohl, Herr Robert Nordmann." Ich hatte ihn dabei angesehen, und das Herz schlug mir wie wahnsinnig.

Er wandte mir ein leicht erblaßtes Gesicht zu. „Erklären Sie mir, woher wissen Sie?" fragte er.

„Ach, ich bitte Sie," lachte ich, „wenn man alle Tage erzählen hört von diesem Robert, jeden Abend hört, wie ein paar alte Frauenlippen inbrünstig beten, daß der liebe Gott ihn beschützen möge und zurückführen; und wenn einem morgens immer gesagt wird: ‚Sehen Sie, Anneliesexen, aus dieser Tasse hat er getrunken, und sehen Sie, diese Beulen hat er in den Löffel gebissen und von diesem Apfelbaum hat er seine ersten Aepfel genascht und wegen der Großmutter von der alten Katze hat er einst Ohrfeigen von mir bekommen, weil er das Unglückstier in seinen Kahn setzte und auf dem Mühlgraben schwimmen ließ. Und, Anneliesexen, schauen Sie, das hat er für mich ausgesägt und das Gedicht hat er einst als Neujahrswunsch hergesagt, und, Anneliesexen, das ist die Kappe, die hat er noch tags vorher aufgehabt, ehe er fortgegangen ist auf Nimmerwiederkehr. Und so hat er ausgesehen und — —' Da hat man doch das Porträt so ziemlich! Und dann steht da jemand plötzlich an Hannchens Grab, der hat so braune Haare und solche Augen, wie sie die Base immer beschreibt — nun, gehört da so große Findigkeit zu dieser Entdeckung, mein Herr?"

Er antwortete nicht, er lächelte bloß vor sich hin.

„Nur eines ist mir nicht klar," fuhr ich fort, „die Uniform. Sind Sie gekommen, um sich zu stellen, Ihr Jahr abzudienen?"

„Ja," sagte er einfach, „spät genug! Aber ich konnte nicht früher, ich durfte meinen alten Vater nicht verlassen."

Ich hörte gar nicht, was er sprach, mein Herz jubelte plötzlich auf und ich dachte an den alten Schutzengel, die Base. „Die Base," rief ich, „was wird die Base sagen! Sie dürfen ihr so nicht in die Stube fallen, Herr Nordmann," fügte ich hinzu, „sie stürbe vor Freude. Soll ich sie vorbereiten?"

Ich hatte gar nicht mehr das Gefühl, daß ein Fremder neben mir sitze, ein Mann, mit dem ich soeben das erste Wort gewechselt hatte; ich war einfach glücklich in dem Gedanken an die alte Frau und bemerkte nicht, daß er still wurde, daß er *mich* sprechen ließ. Beschämt hielt ich plötzlich inne. „Verzeihen Sie!" stotterte ich.

„Verzeihen? Was denn? Daß mir die alte Heimat einen Weihnachtsgruß schickt aus solch liebem Mädchenmunde? Sprechen Sie nur, sprechen Sie weiter, Fräulein von Sternberg!"

„Nein," sagte ich verwirrt, „ich störe Sie in Ihren Erinnerungen."

„Durchaus nicht! Ich will auch keine Erinnerungen in diesem Augenblick, sie sind trübe und schwer."

„Aber warum kamen Sie nicht früher zur Base?"

„Ich wußte nicht, daß sie hier oben sei, und habe erst allerhand Erkundigungen eingezogen in Westenberg, zudem — es mußte mein erstes sein, mich der Militärbehörde zu stellen; es galt, lange Hinausgeschobenes nachzuholen. Sie sehen, ich stecke schon im bunten Rock, da hat man wenig eigene Zeit. Meinen sonstigen Verwandten beabsichtige ich erst dann einen Besuch zu machen, wenn ich des Königs Rock wieder ausziehe. Wir haben einander wenig zu sagen, Ihr Herr Stiefvater und ich. Und dies Wenige —"

„Sie wissen, daß er Mama —"

„Ich weiß, ja; seit ganz kurzer Zeit weiß ich's." Es klang wunderlich; der weiche Ton war fast scharf und absprechend geworden; er schien wenig einverstanden mit dieser Heirat.

„Mama würde sich sehr gefreut haben," stotterte ich.

Er lenkte, die Antwort unterlassend, das Gespräch ab. „Bin neugierig, ob ich noch alles so finde wie vor Jahren, die Mühle, das Schulhaus und das Schlößchen. Ich glaube, so lange ich fort bin, war ich jede Woche einmal im Traum hier, und wie deutlich erschien mir alles, wie klar stand es mir vor Augen! — Wenn Sie wüßten," fuhr er fort, „wie schmerzlich es mir war, daß ich nicht sofort herübereilen konnte, als der Krieg erklärt wurde! Ich war zu jung, war mitten in meinen Studien und durfte auch meinen Vater nicht verlassen, der schon sehr kränkelte. Er war geradezu lebensgefährlich erregt über meine Absicht, nach Deutschland zu gehen. So blieb ich denn in Cambridge, wo ich die Universität besuchte, und begnügte mich mit den Zeitungsberichten, die ich angesichts der Photographien unserer berühmten Helden in meinem Zimmer verschlang, und — ich muß es bekennen — unter heißen Thränen der Entsagung. Als dann die Kaiserproklamation erfolgte, war ich wie toll, und als echter Deutscher bekneipte ich mich zum erstenmal in meinem Leben sträflich. Sie sehen mich entsetzt an, Fräulein von Sternberg? 's ist nicht schön, ich weiß es, aber die Begeisterung hatte an dieser Illumination mehr schuld denn der Wein. Am andern Tage natürlich Kopfweh — und trotzdem das beglückende Gefühl: ein deutscher Kaiser, ein einiges Reich!"

„Was studierten Sie denn?" fragte ich, lachend über seine Schilderung.

„Rechtskunde!"

„Sie sehen gar nicht aus wie ein Jurist."

„Ich mache auch vorläufig keinen Gebrauch davon, mein Fräulein, ich bin für gewöhnlich Müller."

„Wie? Was?" stotterte ich.

„Müller," wiederholte er, „Mehl, Weizenmehl. Ja, aber Sie müssen dabei nicht an so ein Idyll denken wie das vor uns — schauen Sie, da ragt eben das Dach und die Linde über die Höhe — Himmel, noch ganz wie einst, und das Storchnest ist auch noch da! Nein, so ein Idyll am rauschenden Bächlein mit dem klappernden Rad ist's nicht — Dampfbetrieb ist's bei uns und lange nüchterne Gebäude mit mächtigen Essen stehen da, und drinnen surrt und klappert es, und zwischen dem Räderwerk hantieren tausend geschäftige Menschenhände. Keine Mühlenpoesie freilich, der Müllerbursch hat keine Zeit, für die schöne Müllerin zu schmachten, dem Bach seine Liebe zu klagen und Vergißmeinnicht zu pflücken. Eins greift dort ins andere, eins schiebt das andere, bis der weiße feine Staub wohlverpackt auf den Schienen dahinrollt in die Bäckereien der Großstädte."

„Und dabei sind Sie Jurist?"

„Auf besonderen Wunsch meines verstorbenen Vaters. Ich höre jetzt sogar Vorlesungen in meiner Garnisonstadt."

„Woher kommen Sie denn?"

„Von Halle, gnädiges Fräulein. Ein bißchen alt, der Student, nicht wahr? Aber es ging nicht anders. Halt!" rief er plötzlich dem Postillon zu, „ich steige hier aus. Die Dame fahren Sie vor das Herrenhaus, kehren dann im Gasthof ein und lassen sich Essen und Trinken geben! Also, Fräulein von Sternberg, bereiten Sie die alte Frau vor; ich möchte trotz der Dunkelheit vorher durch das Dorf gehen, ich hätte sonst keine Ruhe, und ich will mir auch Quartier bestellen."

„Aber wohnen Sie denn nicht im Schloß?" fragte ich erstaunt.

„Nein!" antwortete er kurz, „auf Wiedersehen! Ich muß erst noch die Schwelle des Hauses begrüßen, wo ich mich mit den Dorfjungen balgte und an dessen Fensterscheiben ich meine Nase platt drückte."

Er war währenddem aus dem Schlitten gestiegen, grüßte, und ich sah, wie er einen Kranz aus der Schachtel nahm, die neben dem Postillon auf dem Bocke stand, dann ging er rasch fort, und nun wußte ich, wohin er wollte — zum Grabe seiner Mutter.

Ich stürzte nur so aus dem Schlitten, als ich vor dem Langenwaldener Hause hielt, und über den Hof ins Schloß, so daß ich beinahe Frau Hübner umgestoßen hätte, die ein großes Holzbrett voll duftiger Wecken trug.

„Mein Gott, sind die Wölfe hinter Ihnen, Fräulein von Sternberg?" schalt sie lachend. „Sie sind lange ausgeblieben, die Base läuft vor Angst aus einer Stube in die andere."

Ich hörte das nur noch undeutlich, denn ich war die Treppe hinaufgerannt, als ob ich wirklich verfolgt würde. Dann stand ich still, um mein Herzklopfen zu beruhigen und des raschen Atmens Herr zu werden. Wie sollte ich sie denn nur vorbereiten? Jede diplomatische Fähigkeit ging mir ab, und ein Weihnachtsmärchen zu ersinnen, das verstand ich nicht; es erschien mir selbst ja alles so unglaublich, so wunderbar. Wäre er doch lieber gleich mitgekommen!

Und dann faßte ich mir doch ein Herz und trat ein. Die alte treue Seele saß müßig am Ofen — das Spinnrädchen durfte heute nicht angerührt werden — und hatte ganz rot geweinte Augen.

„Anneliesefen," sagte sie vorwurfsvoll, „kommen Sie endlich? Um ein Uhr sind Sie fortgegangen, und jetzt ist's gleich Sechs. Ich habe eine Todesangst ausgestanden."

„Base, meinten Sie, ich sei davongelaufen?" rief ich lachend.

„Ei, was muß man denn Ihnen nicht zutrauen?" schalt sie. „Und da sind Kisten und Pakete gekommen, vier Stück, und ich habe auch ein kleines Bäumchen geputzt und die Kisten geöffnet, Sie brauchen's nur auszupacken. Da drinnen steht alles, aber ehe ich die Weihnachtslichter anbrenne, müssen Sie Thee trinken."

„Ach, Base," brachte ich mühsam hervor und preßte ihre Hand, daß sie vor Schmerz Gesichter zog, „ach, Base, nicht böse sein, ich bin ja nur ausgegangen, um ein Weihnachtsgeschenk für Sie zu besorgen."

„Herrje, so 'was!" sagte sie, „das ist doch unrecht. Haben Sie denn Geld, Fräulein Anneliese?" setzte sie dann wie erschreckt hinzu.

„Zwanzig Pfennig, Base! Aber sehen Sie, Auslagen habe ich, Gott sei Dank, nicht zu machen brauchen für meine Christbescherung, und doch ist's das Liebste, das Sie sich wünschen — ich kenne ja Ihre Wünsche. Bitte, keinen Kuchen jetzt, nachher, später — ich kann jetzt nicht essen. Später, beste Base! Aber nun raten Sie — ganz hoch! Ich habe nämlich etwas auf der Landstraße gefunden und das hab' ich aufgelesen, oder vielmehr — es hat mich aufgelesen, sonst wäre ich noch nicht hier, und das bekommen Sie. Können Sie's denn noch nicht erraten?"

Die alte Frau schob die Brille zurück, die sie noch vom Gesangbuchlesen trug, und warf einen besorgten Blick auf mich, die ich Pelzmütze, Jackett und Galoschen auf einen Stuhl geworfen hatte und vor Aufregung wie ein ausgelassenes Füllen umhersprang.

„Etwas, was Sie immer für unmöglich hielten, obgleich es Ihr größter Wunsch ist, Base," quälte ich sie weiter, „etwas Lebendiges — so groß ist's!" Und ich reckte mich auf den Zehen und hielt den Arm empor.

Sie warf mir nur einen schmerzlichen vorwurfsvollen Blick zu. „Ach, Anneliese, spotten Sie doch nicht über mich!"

Ich fiel ihr um den Hals. „Gott sei dafür, liebste Base, ich spotte gewiß nicht!"

Da schob sie mich mit beiden Händen zurück und sah leichenblaß in meine Augen. „Anneliesefen!"

„Base!"

Und dann tastete sie nach dem nächsten Stuhl. „Es ist ja nicht wahr! Was ich meine, meinen Sie nicht — nein, nein, 's ist nicht wahr, das ist ja gar nicht möglich!"

„Doch!" platzte ich los, „doch — Ihr Robert —" Dann hielt ich inne, denn die alte Gestalt sank wie gebrochen in den Stuhl und hielt mir ihre zitternden Hände entgegen.

„Ich überleb's nicht, wenn's nicht wahr ist!" schluchzte sie. „Anneliese, ach, liebes Fräulein Anneliese!"

Und nun hatte ich Mühe und Not, sie zu beruhigen, denn sie weinte und weinte, ganz still, immer dabei leise den Kopf schüttelnd. Sie war noch mitten drin, da klopfte es, und ich lief hinaus zur andern Thür, ich wollte nicht stören; ich hörte nur noch den Klang seiner Stimme: „Grüß Gott, Base! Meine alte gute — —" Und dann hatten sie sich wohl umfaßt und das Wort erstickte in dem Kuß, den sein Mund auf ihre weinenden Augen preßte.

Ich saß in meiner Stube, ohne mich zu rühren. Eine Lampe brannte auf der Kommode, auf dem Tisch standen die vier Kisten mit den Weihnachtsgaben, und das Tannenbäumchen der Base rauschte mit seinen Blattgoldfähnchen. Ich ahnte nicht, was da mit dem großen schmucken Soldaten in mein Leben getreten war, ich fühlte mich nur so glücklich, sein hübsches Gesicht, sein freimütiges Wesen gefielen mir so gut, und daß er herübergekommen war, um seiner Militärpflicht zu genügen, das hatte mich als Soldatentochter geradezu begeistert. Wenn man den

Brankwitz dagegen nimmt, dachte ich, und „Scheusal!" setzte ich hinzu. Was nur der Wollmeyer sagen wird, wenn er erfährt, daß Robert Nordmann — — ja, da war wieder das Unheimliche, das sich meinem Wissen entzog! Der Schleier der Vergangenheit, der eine Schuld barg! Und Robert Nordmanns Mutter war mit hinein verflochten und sein Vater. Ach, sein Vater, der war ja bestraft, der sollte ja —

Ich empfand plötzlich wieder diese niederdrückende unheimliche Angst — sein Vater hatte gesessen, war der Unterschlagung verdächtig — die ganze Freude an der Begegnung war mir mit einemmal genommen. Aber was konnte er dafür? Pfui, Anneliese! schalt ich mich. Und er sprach so ruhig von seinem Vater. Ob er tot war, der Mann, ob er nicht doch schuldlos war?

In Gedanken versunken, hob ich den Deckel von einer Schachtel ab. Ein betäubender Blumenduft quoll mir entgegen, prachtvolle frische Rosen, Orangeblüten und Veilchen. Für mich? Von wem? Ich sah den Postvermerk: Cannes. Ah, Brankwitz! Mein Erstes war, die Schachtel zu nehmen, um sie aus dem Fenster zu werfen, da fiel mir auf, daß das Paket als Wertsendung bezeichnet war. Nun untersuchte ich den Inhalt näher, und da kam ein wohlbekanntes Etui von rotem Juchtenleder zum Vorschein, das meinen Namenszug in Goldpressung trug. Das Armband! Er wagte es, mir das Armband zu schicken, den ersten Vorboten des wieder beginnenden Kampfes! Der Waffenstillstand neigte sich also seinem Ende zu. Gab's denn kein Entrinnen?

Ich will es nicht, ich will es nicht haben! stieß ich hervor, warf die Blumen in die Schachtel zurück und setzte den Deckel darauf. Wohin damit? Die Adresse des Absenders war mir unbekannt. Cannes? Wieviel Fremde sind in Cannes! Behalten wollte ich es auch nicht, es hätte eine falsche Deutung zugelassen. Ich werde es Herrn Wollmeyer schicken mit der Bitte, es seinem Neffen zurückzustellen, beschloß ich. Herrn Wollmeyers Kiste rührte ich nicht an, auch Mamas Sendung nicht. Dann kam die Base und holte mich.

„Jetzt müssen Sie etwas essen, Anneliese," sagte sie, „und den Baum nehme ich mit in meine Stube, damit auch der Junge etwas davon hat."

Und nun saßen wir zu Dreien an dem weiß gedeckten Tisch, dem „Jungen" gegenüber ich, die Base zwischen uns. Die Weihnachtslichter warfen ihren Schein über das traute Zimmer und aus den Punschgläsern kräuselte duftiger Dampf. Die alte Frau konnte vor Freude und Aufregung kaum essen, sie nötigte uns nur immerzu, und dann fragte sie mich: „Ist es nicht wie ein Traum, Annelieseken?"

„Ja, Base, wahrhaftig!" Ich sah den schlanken Mann dort an, der mir so fremd war und doch so vertraut. Wie hübsch er mit der Alten verkehrte, wie ernst und wie herzlich klang sein Lachen! Er streichelte der Base die Hand und erinnerte sie an kleine Geschichten aus ferner Zeit, und als sie wie unter schwerer Last den Kopf senkte, da sagte er freundlich: „Kopf oben, Altchen! Sieh' mal, es hilft doch nichts. Und mach' Dir keine so trüben Gedanken, es wird sich alles ganz glatt abwickeln, glaub' mir's! Vorläufig ist's noch nicht so weit — so lange ich im bunten Rock stecke, unternehme ich nichts."

„Ach, Robert, das bringt mich noch ins Grab — ich wollt', ich läge da, wo das Hannchen liegt," klagte sie.

Ich saß dabei in peinvoller Verlegenheit und wagte nicht, ein Auge aufzuschlagen. Da war es — das Schreckliche!

„Hör' mal, Base, sei vernünftig," ermahnte er ernsthaft, „Dich brauche ich noch. Soll ich etwa — —"

„O Jesus, nein, nein!" wehrte sie. „Wenn ich nur wüßte, wie's enden soll!"

„Gut, gut! Prosit, Base! Lassen wir Deutschland leben und alle, die das Herz auf dem rechten Fleck haben! Ihr Wohl, Fräulein von Sternberg!"

„Ach Gott, das Annelieseken!" murmelte die Base.

„Wie meinst Du?" fragte er hastig, und als ich ihn erschreckt ansah, flammte eine jähe Röte über seine Stirn, auf der ich jetzt deutlich eine tiefe Falte gewahrte, die ihm ein älteres Ansehen gab als vorher. Dann aber verstummte auch er, setzte das dampfende Punschglas auf den Tisch zurück und schaute an mir vorüber, als interessierte ihn der alte grüne Kachelofen augenblicklich am meisten auf der Welt.

„Nun bist Du wohl böse?" fuhr die alte Frau leise fort, mit niedergeschlagenen Augen, die knochigen Hände auf dem Tischtuch gefaltet. „Robert, ich mein's ja nur gut. Laß doch, rühr' nicht daran, Robert, Du stichst in ein Wespennest!"

„Base, Base, was ist aus Dir geworden!" sagte er nun. „Ist Dir so wenig gelegen an Recht und Ehre? Verstehst Du nicht, was ich meine? Doch, Du weißt's, Du willst es nur nicht wissen, aber ich sage Dir, früher setze ich meinen Fuß nicht wieder auf das Schiff, ehe nicht in jeder Zeitung zu lesen steht, daß — —"

„Pst, um Gotteswillen!" unterbrach die Base den jungen Mann, der erregt aufgesprungen war. „Denk' doch an die Anneliese! Ach, Annelieseken, gehen Sie lieber in Ihre Stube — Robert, überlege doch, Wollmeyer ist ja nicht allein, er hat doch jetzt —" und ihre Blicke hingen in Seelenangst an mir.

Der Neffe antwortete nicht; er war ans Fenster getreten und starrte in die Nacht hinaus. Ich erhob mich zum Gehen, da wandte er sich, und schweigend sahen wir uns in die Augen.

„Verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein," bat er, „bleiben Sie! Wenn Sie jetzt fortgehen, werden die Schatten der Vergangenheit uns erdrücken, die alte Frau und mich. Ich verspreche Ihnen, ganz sanft und artig zu sein; es ist nur alles so fürchterlich lebendig geworden, und wenn eine Wunde, die niemals heilen will, wieder frisch aufgerissen wird, dann ist der Schmerz stärker als zuvor. — So, Base, nun sei gut!" Er klopfte ihr freundlich auf die Schulter. „Jetzt reden wir nicht mehr von früher, jetzt blicken wir nicht in die Zukunft, wir wollen der Gegenwart froh werden. Base, stecke frische Kerzen auf die grünen Zweige, die alten sind heruntergebrannt, und dann erzähl' mir ein Kindermärchen aus alter Zeit, ein Weihnachtsmärchen! Es war einmal — Wie? Du weißt keines mehr?"

Die alte Frau schüttelte den Kopf, während sie einen Wachsstock in längliche Stückchen zerschnitt und wir einen Platz am Ofen für sie zurecht machten. „Nun, dann will ich eins erzählen," lachte er, und wir setzten uns zusammen, alle Drei; er auf der Ofenbank und ich auf dem Fußschemel vor der alten Frau in ihrem Lehnstuhl.

„Es war einmal ein kleines Mädchen," begann er neckend, „das lief am Weihnachtsheiligenabend seiner Wärterin davon und saß am Straßenrand im Schnee und weinte."

„Das ist ja gar nicht wahr!" sagte ich verlegen.

Er achtete aber nicht darauf und fuhr fort: „Da kam ein Schlitten angefahren, und da saß ein Mann drin, der sah ihre Thränen und nahm sie mit in den Schlitten und sagte: ‚Ich will Dich nach Hause bringen.' Und er ward so froh, als sie neben ihm saß, denn er war traurig und einsam gekommen und die Gespenster der Vergangenheit hatten sich in seinen Schlitten gesetzt und ihn gefragt mit blassen Lippen und toten Augen: ‚Weißt Du dies noch? Weißt Du jenes noch?' Da hat er gemeint, das Herz müsse ihm zerspringen vor Angst. Als aber das kleine Mädchen eingestiegen war, flohen die Schatten vor dem leuchtenden Blick der dunklen Augen, den selbst die Thränen nicht hatten trüben können. Und dafür kam allerlei lustiges lachendes Gesindel, flachsköpfig und barfuß wie Dorfkinder, das lief neben dem Schlitten her und kletterte auf die Pritsche und setzte sich auf die Pferde zwischen die Schlittenglocken und kicherte und lachte und fragte ebenfalls: ‚Weißt Du dies noch und das noch? Denkst Du noch an den Christbaum in Deines Vaters Hause, an die Weihnachtskuchen, die die Mutter Dir ins dicke Fäustchen gab? Denkst Du noch, wie Du dem Fuchs nachgeschlichen bist durchs Tannendickicht und wie Du den Vögeln des Waldes ihr Pfeifen abgelauscht hast? War's nicht herrlich, wenn durch die duftenden Tannen die Sonnenstrahlen spielten? War's nicht wunderbar, wenn sie sich in Sturm und Wetter bogen, die starken Bäume?' Und da hatte der Mann sie plötzlich wieder lieb, seine schöne grüne Heimat, und vergab ihr, daß sie ihn einst verstieß. Und in des Mädchens Augen waren auch die Thränen versiegt und ihr Mund lächelte wieder. Die kleinen Gesellen hatten alles Herzeleid in die Flucht geschlagen, alle die bösen bleichen Gespenster. Aber dann ist das kleine Mädchen ausgestiegen und der Mann ist allein auf den Kirchhof gegangen, an das heiligste schmerzvollste Grab, das es auf Erden geben kann für jeden Menschen, an das Grab seiner Mutter. Und da standen sie wieder neben ihm, die bösen Geister, und schüttelten ihn mit übermenschlicher Kraft; sie folgten ihm durch die Gassen des Dorfes, peitschten seine arme Seele, schrien: ‚Rache, Rache!' und drangen mit ein in den Frieden einer trauten Stube, ja sie



Photographie im Verlag von Braun, Clément & Cie. in Dornach, Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.

Die Taubenpost.

Nach einem Gemälde von Diana Coomans.

wollten selbst vor den Lichtern des Christbaumes und unter dem Druck zweier alter Frauenhände nicht still werden; sie achteten auch nicht des kleinen Mädchens, das mit niedergeschlagenen Augen und blassem Gesicht dasaß, bis — bis sie die Augen aufhob und den verfolgten Mann anschaute. Da zerstoben sie, wie der Nebel zerfließt. Es liegt ein Zauber in Menschenaugen, in jungen reinen Menschenaugen."

„Guck' mich 'mal an, Anneliesesken," sagte die Base, als er geendet, und ich mit nie gekannter Verwirrung auf meinem Bänkchen saß, „hast Du 'was Besonderes in Deinen Augen?"

Er lachte herzlich und laut und ich lachte fröhlich mit.

„Ach ja so, das sollte ein Märchen sein. Und ich hab' gedacht, Du meintest Anneliese! Ja, lacht nur, lacht nur, Kinder! Ihr habt's beide nötig, auch Sie, Anneliese. Ein Gottesglück, daß bei der Jugend Regen und Sonnenschein wechseln wie im April." Und sie nickte mit dem alten sorgenschweren Gesicht. „Wie alt seid Ihr denn beide? Anneliese wird neunzehn, und Du? Es war ja doch wohl im Anfang der fünfziger Jahre, als Du auf die Welt gekommen bist, Robert? Bald nach die große Teuerung war's, aber auf Deiner Taufe merkte man davon nichts, da hatten wir Kalbsbraten und Forellen, die waren aus dem Mühlenfischkasten. Hab' sie selbst gekocht, wie wir aus der Kirche gekommen sind, ganz blau, und jede hatte ein Blättchen grüner Petersilie im Maul. Und Du lagst so hübsch in Deinem Kissenbund, so recht wie ein Prinz, und hast Dich so brav betragen in der Kirche; und ich habe Dir das silberne Löffelchen geschenkt, das liegt noch in meiner Kommode."

Leise redete die alte Frau so vor sich hin, wie ein zweites Märchen klang es. Draußen flockte der Schnee, der Weihnachtsschnee; meilenfern war alles Leid, aller Kummer, alle drohende Zukunft, wie auf einer einsamen glücklichen Insel weilten wir, und alle üblen Geister hatten uns verlassen. Nur einer war geblieben, unsichtbar, und doch ahnte ich seine Nähe, ohne sie zu begreifen; ein böser kleiner geflügelter Schlingel mit Pfeil und Bogen, der Rosen knospen ließ selbst in tiefer Winternacht — ja, ja, er war da, aber noch verstanden wir ihn nicht, ganz gewiß nicht.

Als das immer leiser werdende Plaudern der alten Frau verstummte, als der Schlummer sie übermannte, blieb es ganz still im Zimmer, denn wir beide sprachen kein Wort. Plötzlich sprang er empor und ergriff meine Hand. „Schlafen Sie wohl, mein gnädiges Fräulein! Werd' ich Sie morgen wiedersehen? In der Kirche?"

Ich nickte. Dann war ich allein mit der alten Frau; der Schall seiner Tritte verhallte auf der Treppe. Die Base erwachte plötzlich und war ein wenig ärgerlich, daß man sie hatte schlafen lassen, ging aber doch mit glückseligem Gesicht in ihr Bett. Ich stand noch lange am Fenster und sah einer langsam dahinschreitenden Männergestalt nach, bis sich die Straße hinter den Häusern des Dorfes verlor. Dann warf ich mich in die Kissen, aber schlafen konnte ich nicht.

Am andern Tage schien eine erbarmungslos grelle Wintersonne über das weiße Land und schmolz mit ihren Strömen von Licht, die in jedes, auch das kleinste Winkelchen drangen, allen Märchenzauber hinweg. Die Base sah um Jahre gealtert aus in der hellen Morgenbeleuchtung; sie war in mein Zimmer gekommen und beobachtete mit trüben Augen, wie ich die Rosenschachtel aus Cannes wieder postfertig machte und an meinen Stiefvater adressierte. Ich war sehr traurig; ich hatte vorhin Mamas Kiste ausgepackt und ihr außer einem sehr oberflächlich gehaltenen Brief ein paar nichtssagende Geschenke entnommen, Sachen, wie sie ein Mensch schenkt, dem das Geben eine Unbequemlichkeit ist, der ärgerlich das erste beste kauft und giebt. Erstlich ein ledernes Täschchen mit Näheinrichtung, wie sie zu Dutzenden in den Galanteriewarenhandlungen hängen; zweitens ein Tagebuch, in rotes Leder gebunden; drittens Glacéhandschuhe, hier oben kaum zu benutzen; dann ein eingerahmtes Kabinettbild des alten Kaisers, wie er sich über die Wiege seines Urenkels beugt, die sehr schlechte Wiedergabe eines sehr schlechten Bildes; ein bissel Näscherei und ein bissel rosa Briefpapier mit blauen Veilchen in den Ecken.

So schenkte Mama früher nicht. Die armseligen Kleinigkeiten, sie waren immer mit Verständnis, mit so zartfühlender Liebe ausgewählt gewesen — letztes Jahr gab sie mir Papas winziges Eisernes Kreuz, das er im Knopfloch zu tragen pflegte, wenn er in Civil ging. Ich hing es, zu Thränen gerührt, an meine Uhrkette und war so glücklich darüber. Ein einziger solcher Beweis, daß sie mich noch liebte, und ich wäre heute herzensfroh gewesen, aber — sie hatte an anderes zu denken. Mein Stiefvater schrieb mir, sein Weihnachtsgeschenk erwarte mich daheim; Mama habe bereits Sehnsucht nach mir und in der ersten Hälfte des Januar werde er mich persönlich abholen.

„Es wird Unangenehmes drauf kommen, Anneliesesken," sagte die Base, als sie die Schachtel hinuntertrug, um sie Herrn Hübner zu übergeben. Und als sie zurückkehrte, wiederholte sie: „Es wird Unangenehmes kommen, wenn er die Schachtel aufmacht — wie soll's nur noch werden! Ich hatte mich alles so anders gedacht. Ich kann mich gar nicht freuen über den Jungen, Anneliesesken; das Beste wär', man läg' da drüben unter dem weißen Schnee."

(Fortsetzung folgt.)

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Tötende Geister.

Von E. Forst.

Der Aberglaube, das düstere Erbe vergangener Jahrtausende, flackert noch immer in den Seelen civilisierter Menschen fort. Nur langsam weicht er der Aufklärung; mit tausend Scheinbeweisen sucht er sie zu widerlegen, ja mit listiger Art entreißt er der Wissenschaft ihre Waffen und versteht dieselben geschickt zu seinem Nutzen zu verwerten.

Gerade in der Neuzeit ist es durch ein eifriges Studium gelungen, in rätselhafte Zustände des Körpers und der Seele genauere Einblicke zu erhalten. Nach langem Streiten und Schwanken wurden endlich der Somnambulismus und der magnetische Schlaf in ihrem wahren Wesen erkannt; an Hypnotisierten erfuhr man, welche Macht die Erweckung einer bestimmten Vorstellung, die Suggestion, auf die Menschen ausübt. Wunder und Zeichen früherer Zeiten erschienen endlich als natürliche Vorgänge, die ein geübter Hypnotiseur bei einem dazu sich eignenden Menschen zu jeder Zeit hervorrufen kann. Aber der Aberglaube kehrt sich nicht daran; seine Jünger hypnotisieren gleichfalls, suggerieren fleißig die seltsamsten Dinge ihren willfährigen Medien und verblüffen durch ihre Leistungen die weniger erfahrenen und unterrichteten Zuschauer. So wird die Hypnotisierte zu einer Hellseherin erhoben und die Visionen, denen sie ausgesetzt wird, giebt man für Geistererscheinungen aus; man entdeckt prophetische Träume und bringt Beweise bei für Ahnungen der Seele.

Die bedauernswerten Verblendeten! Sie glauben wunder wie weit sie in ihrer Geheimwissenschaft fortgeschritten seien, und in Wirklichkeit sind sie lediglich Opfer einer Selbsttäuschung; die Geisterwelt, die sie scheinbar umgiebt, steckt nur in ihrem eigenen überreizten Gehirn, auf der vermeintlichen Höhe der Bildung stehen sie ganz im Banne des Aberglaubens und seufzen gleich den nackten Wilden auf der untersten Kulturstufe unter der peinigenden Gewalt der Dämonen, die ihre eigene Einbildungskraft entfesselt hat. Daß diese Wahngebilde dank der Macht der Suggestion recht gefährlich werden können, unterliegt keinem Zweifel, und für jeden Vernünftigen, der seinen Geist und Körper nicht zerrütten will, sollte dies ein Grund sein, die verwegenen Versuche, in das Land der Geister einzudringen oder Hellseherei zu erlangen, zu unterlassen sowie andere von solchem Vorhaben fern zu halten; denn es giebt allerdings „tötende Geister", wenn sie auch anders beschaffen sind, als die Abergläubischen meinen.

Daß aufregende, womöglich mit hypnotischen Experimenten verbundene Sitzungen mitunter ein tragisches Ende nehmen, ist wohl bekannt. Erst vor einiger Zeit hat sich auf dem oberungarischen

Schlosse Tucser ein Aufsehen erregender Unglücksfall ereignet. Man beschäftigte sich dort eifrig mit spiritistischen und hypnotischen Kunststücken, denn die Tochter des Schloßbesitzers Fräulein Ella v. Salamon stand im Rufe eines höchst begabten Mediums. Eines Tages wurde das Fräulein von einem Laien hypnotisiert und sollte als „Hellseherin" über das Lungenleiden des schwer erkrankten Bruders des Hypnotiseurs nähere Angaben machen. In großem Erregungszustande entledigte sie sich der ihr gestellten Aufgabe; aber nachdem sie in gebrochenen Lauten erklärt hatte, daß das Schlimmste zu erwarten sei, sank sie mit einem heiseren Aufschrei vom Stuhle und war nach einigen Augenblicken tot. Es ist dies der erste Todesfall, der sich während der Hypnose ereignete, und man fragt sich, ob die Hypnose für sich ihn herbeigeführt haben könne, oder ob die Todesursache in der heftigen Gemütserregung, in welche die „Hellseherin" versetzt wurde, zu suchen sei. Ein berühmter Fachmann, Prof. v. Krafft-Ebing, war geneigt, auf Grund der ersten Mitteilungen über diesen Vorfall, sein Urteil dahin zusammenzufassen, daß die ungeschickt von einem Laien unternommene Hypnotisierung und die suggestiv hervorgerufene heftige Gehirnerregung mit dem Tode in ursächlichem Zusammenhange stehen, daß aber eine durchaus krankhaft veranlagte, abnorm auf Reize reagierende Persönlichkeit im Spiele war, ein Wesen, das auch durch einen heftigen seelischen Schreck in wachem Zustande vom Tode hätte ereilt werden können. Einem sachverständigen Arzte wäre ein derartiger Unglücksfall nicht begegnet, meint Prof. v. Krafft-Ebing und fügt hinzu, daß Laien nicht hypnotisieren sollen, daß man mit der Hypnose nicht spielen und keine das Gemüt heftig bewegende Suggestionen geben darf.

Dieser Unglücksfall sollte aber für weitere Kreise auch in anderer Beziehung als Warnung dienen. Man sollte sich dabei erinnern, daß Gemütserregungen auch ohne Hinzutreten der Hypnose und Suggestion schwere Gesundheitsschädigungen und selbst den Tod verursachen können. Bekannt ist die Thatsache schon, aber leider nicht in vollem Umfange gewürdigt; denn wie häufig wird mit dem Erschrecken anderer Scherz getrieben! Nur selten hat der Spaßmacher eine Ahnung von den Folgen, die sein übel angebrachter Scherz nach sich ziehen kann. Der Unfug, mit Gespenstern zu spielen, kommt z. B. in der Kinderstube oft genug vor; nur die wenigsten dürften aber wissen, daß vor nicht langer Zeit ein Mann des Todschlags angeklagt wurde, weil er, indem er einem Knaben als Gespenst erschien, dessen Tod durch Schreck veranlaßt hatte. Während des Bombardements von Straßburg erkrankten viele Personen durch plötzlichen Schreck, der durch Einschlagen von Granaten in unmittelbarer Nähe erregt wurde; die Geretteten aus dem Ringtheaterbrande in Wien trugen vielfach nervöse und seelische Störungen davon. Furchtbar pflegt die Erregung des Gemüts den Menschen während der Erdbeben mitzuspielen. Ueber das Erdbeben auf der Insel Chios, das im Jahre 1880 gegen 14000 Häuser zerstörte und 3541 Menschen tötete, schrieb ein Arzt auf Chios, Dr. Schwarz: „Die heftigen, oft wiederholten Gemütsbewegungen haben viele nervöse Erkrankungen hervorgerufen. Mit Bedauern muß ich mitteilen, daß der größte Teil des jungen weiblichen Geschlechtes nach dem Beginne der Erdbeben erkrankte, und zwar teils an Epilepsie, teils an Krämpfen. Nach der ersten schrecklichen Katastrophe verließ die Mehrzahl der Bewohner die Stadt Chios; es blieb aber immer noch eine ziemliche Anzahl zurück. Wenn ein Menschenkenner jetzt diese elenden, mehr bläulich als rötlich gefärbten Antlitze erblickt, so muß ihn wundernehmen, daß Furcht und Schrecken eine solche Verwandlung bewirken können."

Wir wissen alle aus Erfahrung, daß schon bei leichteren Graden eines plötzlichen Erschreckens der Atem stockt und das Herz für einen Augenblick still steht. Der Schreck wirkt hemmend auf die Nervencentren, welche die Atmung und den Blutkreislauf regeln, und diese Hemmung kann so gewaltig sein, daß Atmung und Herz für immer stillstehen und in einem Augenblick der Tod eintritt. Eine Frau erschrak über einen neben ihr vom Straßendamme herabstürzenden Wagen und brach in demselben Augenblick tot zusammen; ein Pascher wollte über den Fluß setzen, als eine Patrouille der Grenzwächter auf seine Genossen ein heftiges Feuer eröffnete; voll Schrecken erreichte er noch das Ufer, stürzte aber dort, ohne die geringste äußere Verletzung, tot nieder.

Zumeist tritt in solchen Fällen der Tod durch Lähmung oder selbst Zerreißung des Herzens ein und ereilt auf diese Weise in der Regel Leute, die bereits herzkrank waren, obwohl auch ganz gesunde Personen in gleicher Art vom Schreck getötet werden können.

Bei weitem seltener kommt es vor, daß auch der Gegensatz vom Schrecklichen, eine plötzliche freudige Ueberraschung in derselben Weise dem Beglückten einen jähen Tod bringt. Eine Mutter glaubte, daß ihr Sohn bei einem Unglück getötet sei, der Totgeglaubte erscheint plötzlich vor ihr und mit einem Aufschrei sinkt sie tot in seine Arme. Die Eltern eines jungen Mädchens wollten in die Heirat mit seinem Herzenserwählten aus Standesrücksichten nicht einwilligen; das Mädchen kränkelte infolgedessen und litt an „gebrochenem Herzen"; die Eltern gaben nach und wollten ihrem Kind eine freudige Ueberraschung bereiten. Der Weihnachtsabend war gekommen, man führte die Haustochter zum glänzenden Christbaume und neben diesem stand der Geliebte — ihr Christgeschenk. Die bereits durch Liebeskummer Erschöpfte konnte das Uebermaß des Glückes nicht ertragen; auch sie stürzte tot zu Boden.

Außer diesen blitzschnellen verderblichen Wirkungen heftiger Gemütserregungen kennt man auch langsamere, aber gleichfalls verhängnisvolle. Wie Gewissen und Furcht den Menschen töten können, möge nur an einem Beispiel gezeigt werden, das von Professor Bollinger in München beschrieben wurde. Ein Bauernknecht hatte in der Erregung einen Mitknecht derart verletzt, daß dieser nach tagelangem Krankenlager starb. Im Gefängnis wurde der Schuldige von Angst und Gewissensbissen geplagt, aß wenig, machte aber sonst den Eindruck eines völlig gesunden Menschen. Da kam der Tag, an welchem er vor den Geschworenen erscheinen mußte. Er wurde unwohl, und als er den Gerichtssaal betrat, sah er so schlecht aus, daß der Arzt seine sofortige Ueberführung ins Krankenhaus anordnen mußte. Die Arme und Beine waren blau und kühl, der Puls kaum zu fühlen. Im Krankenhause dauerte der Zustand fort und trotz aller ärztlichen Hilfe starb der Knecht nach kaum 24 Stunden.

Erschütternd ist auch die Wirkung des Heimwehs, das sich zu einer wirklichen körperlichen, mit Fieber verbundenen Krankheit entwickeln kann. Hat es diesen Grad erreicht, so hilft kein Arzneimittel mehr dagegen, unerbittlich führt es zum Tode und nur durch die Rückkehr in die Heimat kann Heilung erzielt werden.

Aus diesen und ähnlichen Beispielen kann man bereits ersehen, wie groß die Macht ist, die Geist und Gemüt auf den Körper ausüben. Seit uralten Zeiten hat man darum mit Recht in den Zuständen des Gemüts auch nach Ursachen von Gesundheit und Krankheit geforscht. In neuester Zeit hat man noch andere Wechselbeziehungen zwischen geistiger Thätigkeit und den Verrichtungen des Körpers entdeckt. Indem man Leute in Hypnose versetzte, konnte man bei ihnen durch Suggestion oder Erweckung bestimmter Vorstellungen die mannigfaltigsten Veränderungen in den Funktionen der Körperorgane, die sonst von Einflüssen des Willens unabhängig sind, hervorrufen. Fieber, blutige Male auf der Haut u. dergl. traten bei ihnen in der vom Hypnotiseur angegebenen Weise ein. Auf dieselbe Weise konnte man auch vermittelst der Suggestion eine Reihe nervöser Krankheitserscheinungen zu mehr oder weniger vollständigem Schwinden bringen. Man überzeugte sich ferner, daß zum Erwecken der Suggestion die Mitwirkung eines Hypnotiseurs nicht immer nötig ist, daß empfindliche Menschen sich selbst bewußt oder unbewußt die verschiedensten Dinge suggerieren können, und fand schließlich, daß Suggestionen auch ohne Zuhilfenahme des hypnotischen Schlafes in wachem Zustande verwirklicht werden.

Kann nun die Macht der Suggestion derart gesteigert werden, daß sie sogar den schlimmsten Ausgang, den Tod, herbeiführt? Wie unglaublich dies auch auf den ersten Blick erscheinen mag, man muß die Möglichkeit selbst dieser unheimlichen Wirkung der Suggestion zugeben. Professor v. Krafft-Ebing hält diese Behauptung aufrecht und führt folgenden Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauung an. Eine höchst sensitive und hypnotisch in tiefen Somnambulismus versetzte Kranke seiner Klinik bekam unter der Selbstsuggestion, sich vergiftet zu haben und zu sterben, so bedenklichen Verfall der Kräfte, daß er sie in Hypnose versetzen und in diesem Zustande von ihrer Selbstsuggestion befreien mußte. Hier zeigte sich in klassischer Weise die Macht seelischer Einflüsse auf das körperliche Leben. Dieses Beispiel steht nicht vereinzelt da. Eine von dem Arzte Bertrand behandelte Somnambule hatte sich den Tod für einen bestimmten Zeitpunkt angesagt und siechte in bedenklichster Weise dahin, Bertrand suggerierte ihr nachdrücklich, daß das Vorausgesehene nicht eintreten würde, von da an stellten sich die erschöpften Kräfte wieder ein. Dr. A. A. Liébault hat in seinem Werke „Der künstliche Schlaf und die ihm ähnlichen Zustände" eine Reihe von

Beobachtungen zusammengestellt, die weit schlimmere Fälle betrafen. Er erzählt, daß eine junge Engländerin infolge einer nächtlichen Vision zu der Ueberzeugung kam, daß sie an demselben Tage mittags sterben würde; sie traf demnach ihre Anordnungen und starb zu der angegebenen Stunde, trotz der Bemühungen zweier Aerzte, die erschienen waren, um ihr die thörichte Vorstellung zu benehmen. Nach Angabe des Irrenarztes Brière de Boismont giebt es Familien, in denen jeder seinen Tod voraussagt. Liébault hat einen Geistlichen gekannt, der einer solchen Familie angehörte, auch selbst sein Lebensende angab und sich nicht irrte. Der Irrenarzt Josef Franck erzählt, daß er so viele Fälle erlebt habe, wo Menschen ihre Krankheit und ihren nahen Tod genau voraussagten, daß er zum Glauben an die Ahnungen der Seele genötigt sei.

Für uns ist es wohl zweifellos, daß ein von einer festen Vorstellung erfaßter Mensch seinen Organismus in Verwirrung bringt und im Sinne dieser Vorstellung verändert. Solche Einflüsse der Suggestionen wurden namentlich bei Geisteskranken beobachtet. Die Irren reden sich nämlich manchmal den Tod so nachdrücklich ein, daß sie ihren Körper in krankhafte Verhältnisse versetzen, deren Endergebnis unmöglich ausbleiben kann. „Wenn wir in unserer ärztlichen Praxis,“ berichtet Liébault, „heilbaren Schwerkranken begegneten, die immer wieder sagten, ich bin verloren, ich werde nicht wieder gesund werden, ich werde an dem und dem Tage sterben, so waren wir uns fast sicher, sie zu verlieren. Die Erinnerung an den Tod eines bereits bejahrten Mannes, der seit dem Tode seiner Frau melancholisch geworden war, ist uns stets im Gedächtnis geblieben. Von einer Lungenentzündung genesen, wiederholte er unaufhörlich, daß sein Lebensende nahe sei. Bei unserem letzten Besuche erwiderte er uns ironisch: ja, ich befinde mich besser, aber Sie werden mich nicht wiedersehen. Noch an demselben Tage traf er seine letzten Anordnungen und gab die Stunde seines Todes an. Durch den festgehaltenen Gedanken, zu sterben, hatte er seine Nervenkraft zu dem vorausgesehenen Augenblicke erschöpft.“

Durch diese Beobachtungen wird ein klares Licht auf die bekannten Ahnungen des eigenen Todes geworfen, die, wenn sie eintreffen, auf die Zeugen und die große Menge so verblüffend wirken und dem Aberglauben neue Anhänger zuführen.

Die betreffenden Kranken sahen nicht das Künftige voraus, die Dinge, die da kommen sollten, waren ihnen wie anderen Sterblichen völlig verhüllt, aber durch die Macht der Vorstellung führten sie das, was sie zu ahnen glaubten, herbei. Dieses Voraussagen des eigenen Todes ist keine Ahnung, man könnte es eher eine Art unbewußten Selbstmords nennen.

Die Wirkung der Selbstsuggestion wird besonders verhängnisvoll, wenn sie sich mit dem Gefühl der Furcht verbindet. So ist es zur Genüge bekannt, daß Menschen, die von einem der Tollwut verdächtigen Hunde gebissen wurden, unter Symptomen der Wasserschen erkranken können, selbst wenn der Hund an dieser schrecklichen Krankheit nicht litt. Eine derartige falsche oder, wie man früher sagte, hypochondrische, auf Einbildung beruhende Tollwut ist öfters bei Menschen beobachtet worden.

Ein Arzt, der die Leiche eines an Wutkrankheit gestorbenen Mannes seciert hatte, wurde von einer solchen Furcht, sich angesteckt zu haben, befallen, daß er Appetit und Schlaf verlor; alle Flüssigkeiten erregten ihm Schrecken, und wenn er sich zum Trinken zwang, fühlte er den Schlund sich zusammenschnüren, als ob er ersticke. Drei Tage lang strich er durch die Straßen wie verzweifelt. Es gelang, den Kranken durch freundlichen Zuspruch von seiner Erregung zu befreien. Daß aber eine solche eingebildete Hundswut einen tödlichen Ausgang nehmen kann, beweist folgender Fall. Zwei Brüder wurden von einem tollen Hunde gebissen. Der eine mußte unmittelbar darauf nach Amerika verreisen und blieb gesund; der andere erkrankte inzwischen wirklich an dem schrecklichen Leiden und starb. Man verheimlichte dem abwesenden Bruder die wahre Todesursache. Nach langer Zeit kehrte er in seine Heimat zurück und erhielt durch Unbesonnenheit einer Person Kenntnis davon, daß sein Bruder der Tollwut erlegen war; durch diese Nachricht wurde er derart erschüttert, daß auch er erkrankte und unter allen Zeichen der Wasserschen starb.

Ein Bundesgenosse der Suggestion ist ferner der Aberglauben selbst. Wer in seinem Banne steht, ist ein Sklave, ein willenloses Opfer verkehrtester Vorstellungen, die er mit vernünftigen Gründen nicht zu widerlegen vermag. Diese Verquickung der beiden unheimlichen Mächte spielt namentlich im Leben der Naturvölker eine verhängnisvolle Rolle. Diese glauben fest an Dämonen und Zauberkünste und leben in steter Furcht vor Geistern und Geisterbeschwörern. Inmitten der Naturvölker gestalten sich darum Drohungen, die einem aufgeklärten Menschen geradezu lächerlich erscheinen, zu einer furchtbaren Waffe.

Unter den Eingeborenen der Sandwichinseln bestand eine religiöse Gemeinschaft, die sich den Besitz der Himmelsgabe zuschrieb, durch ihr Gebet die Feinde töten zu können. Wenn jemand sich ihren Haß zuzog, so zeigte sie ihm an, daß sie mit ihren Verwünschungen gegen ihn beginnen würde. Meist genügte diese Erklärung, um den Unglücklichen vor Schreck sterben zu lassen.

Auf den Hervey-Inseln benutzen Zauberer einen „Seelenfänger“, um die Seele ihres Feindes zu fangen. Es ist dies eine ungefähr drei Meter lange Schnur aus Kokosfasern, an welcher Schlingen befestigt sind. Man hängt dieses Gerät an einem Baume auf, an dem das Opfer vorüber muß. Erblickt nun der Betreffende die Schnur, so glaubt er fest, daß seine Seele in derselben hängen geblieben ist, und regt sich dadurch so auf, daß er krank wird vor Angst und Schrecken und bald stirbt. Die Eingeborenen selbst betrachten dieses Instrument als ein sicheres Mittel, um jemand aus der Welt zu schaffen. Hier haben wir also auf der untersten Kulturstufe ein Mordmittel, das durch einen „psychischen Insult“, wie sich die Wissenschaft ausdrückt, durch Suggerieren des bald eintretenden Todes den abergläubischen Nächsten zu töten vermag!

Verständlich wird uns die Möglichkeit solcher gewaltsamen Tötungen ohne Anwendung mechanischer Mittel, wenn wir uns in den Gedankenkreis der Naturmenschen versetzen. Sie haben keine Ahnung von natürlichen Ursachen der Krankheit; diese erscheint ihnen vielmehr stets als etwas Dämonisches, das von außen in den Körper hineinfährt und auch von Zauberern und Hexen gegen den Menschen losgelassen werden kann. Kein Wunder, daß bei den Naturvölkern Suggestionskrankheiten nicht selten sind und auch auf suggestivem Wege durch Medizinmänner geheilt werden.

Die Indianer in Victoria an der Westküste Nordamerikas glauben z. B., daß ein böser Dämon, ein „wilder Schwarzer“, dem Menschen das Nierenfett rauben könne und daß der also Beraubte dem sicheren Tode verfallen sei, wenn es dem Medizinmanne nicht gelingt, das Nierenfett dem Dämon im magischen Fluge abzujagen und es dem Kranken wieder an den rechten Ort zu setzen. Der Reisende Thomas war Zeuge einer solchen Kur. Ein Indianer war gerade auf der Jagd, als durch irgend einen Zufall die Vorstellung in ihm erweckt wurde, daß ihm der „wilde Schwarze“ sein Nierenfett gestohlen habe. Müde und schwach kehrte er in das Lager zurück. Der Mann schien totkrank und man rief den Zauberarzt herbei. Unter allerlei geheimnisvollen Ceremonien gelang es dem Heilkünstler, dem Dämon das Nierenfett abzujagen und es dem Kranken an die richtige Stelle zu setzen. Der Kranke erhob sich alsdann, zündete seine Pfeife an und rauchte ruhig in der Mitte seiner Freunde — er war geheilt.

Unter solchen Umständen kann der Medizinmann seinen Einfluß auf die Gemüter seiner Landsleute leicht mißbrauchen, was auch in der That oft genug vorkommt. Der Missionar Crosby berichtete, um nur noch ein Beispiel anzuführen, daß ein junger Indianer seiner Station in Vancouver einst einen Medizinmann neckte. Dieser rief ihm im Zorne zu: „Du wirst in sechs Wochen sterben!“ Der junge Mann ging, aber die Drohung des zauberkundigen Mannes lastete schwer auf ihm. Er wurde nach und nach fest überzeugt, daß der Zauberarzt ihm einen magischen Stein ins Herz geschossen habe, der seinen Tod unfehlbar herbeiführen müsse. Er wurde stiller und stiller und zuletzt wirklich krank; aller Zuspruch war vergeblich und der Lästerer starb noch vor Ablauf der sechswöchigen Frist.

Dieser Fall ist ebenso erklärlich wie das Sterben der Menschen, die den Seelenfänger erblickt haben. Hier wie dort sind Krankheit und Tod die Folgen einer Suggestion, und je mehr wir in den Berichten der Reisenden blättern, desto mehr drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß bei den Naturvölkern solche durch Suggestion bewirkte Leiden eine bei weitem wichtigere Rolle spielen als bei civilisierten Völkern, und während bei uns die Tötung durch „psychische Insulte“ zu den seltensten Ausnahmen gehört, kommt sie unter den armen Wilden häufig vor. Die Wahngebilde des Aberglaubens gestalten sich dort in der That zu unerbittlichen, tötenden Geistern.

Aufbruch im Kriegshafen.

Skizze von **Gustav Gerbrecht**. Mit Illustrationen von **F. Lindner**.



Scheiden! — ein inhaltschweres Wort!

Am Quai des Kriegshafens sehen wir ein Kauffahrteischiff. Wie eine Friedenstaube nimmt es sich aus zwischen den mächtigen Panzerkolossen, deren Kanonenmündungen uns drohend entgegenstarren. Aber so ganz dürfen wir dem Frieden doch nicht trauen, denn das Schiff, ein Schraubendampfer, soll jedenfalls mittelbar einem kriegerischen Zweck dienen.

Vor ihm zeigt sich unseren Augen ein buntbewegtes Bild. Zahlreiche Angehörige der Kaiserlichen Marine, vom gewöhnlichen Matrosen bis zum höheren Offizier, bewegen sich zwischen Männern, Frauen und Kindern aus allen Klassen des Bürgerstandes. Jene sind soeben von dem gleichfalls am Quai des Binnenbassins liegenden kleineren Marinedampfer ausgeschifft worden, von welchem sie mit Sack und Pack, d. h. mit Gewehr, Seitengewehr, Kleidersack und Brotbeutel ausgerüstet, zu dem gecharterten Handelsdampfer, dem „Rhein“, hinüberziehen. Andere Mannschaften der Marine sehen wir bereits an Bord des „Rheins“, unthätig an die Reeling gelehnt, ernsten Antlitzes auf die wogende Menschenmasse niederschauend.

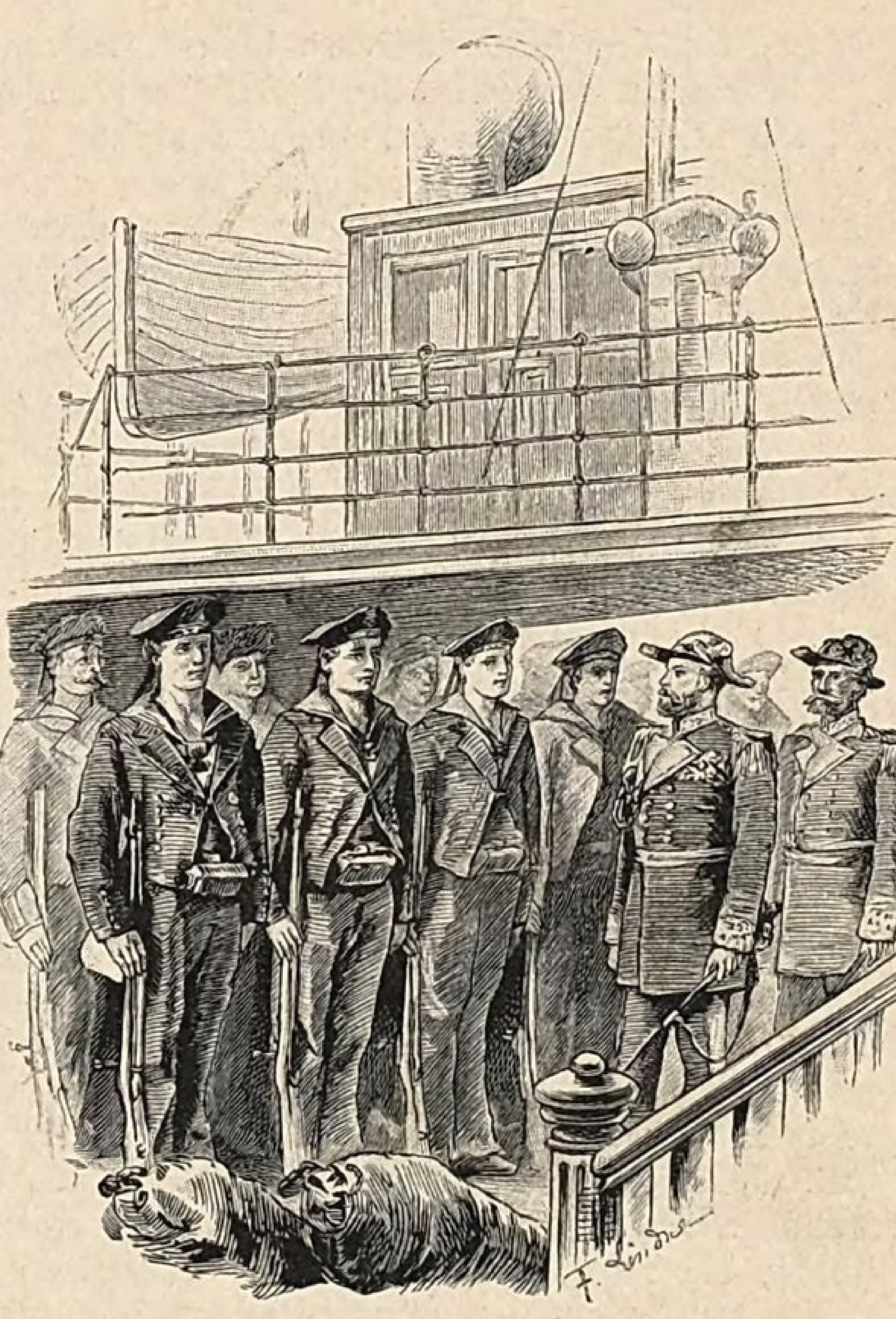
Thränen in den Augen der Weiber und Kinder? Was soll das? Wir forschen, fragen.

„Ein Ablösungskommando von 300 Mann nach den Gewässern der Südsee“, wird uns zur Antwort. Da wird's auch uns weich ums Herz. Mit anderen Augen betrachten wir jetzt die Menge. Nun verstehen wir das schmerzbewegte Gesicht der jungen Frau mit dem Säugling auf dem Arme, das verhaltene Schluchzen des jungen Mädchens, den trüben Blick des alten Mütterchens. Soll doch der Gatte, Vater, Bräutigam, Bruder, Sohn ihnen auf Jahre entrissen werden, in fernen, fremden Erdteilen weilen, preisgegeben den mannigfachen Gefahren einer langen Seereise, eines tückischen Klimas, eines Kampfes mit wilden Völkerstämmen!

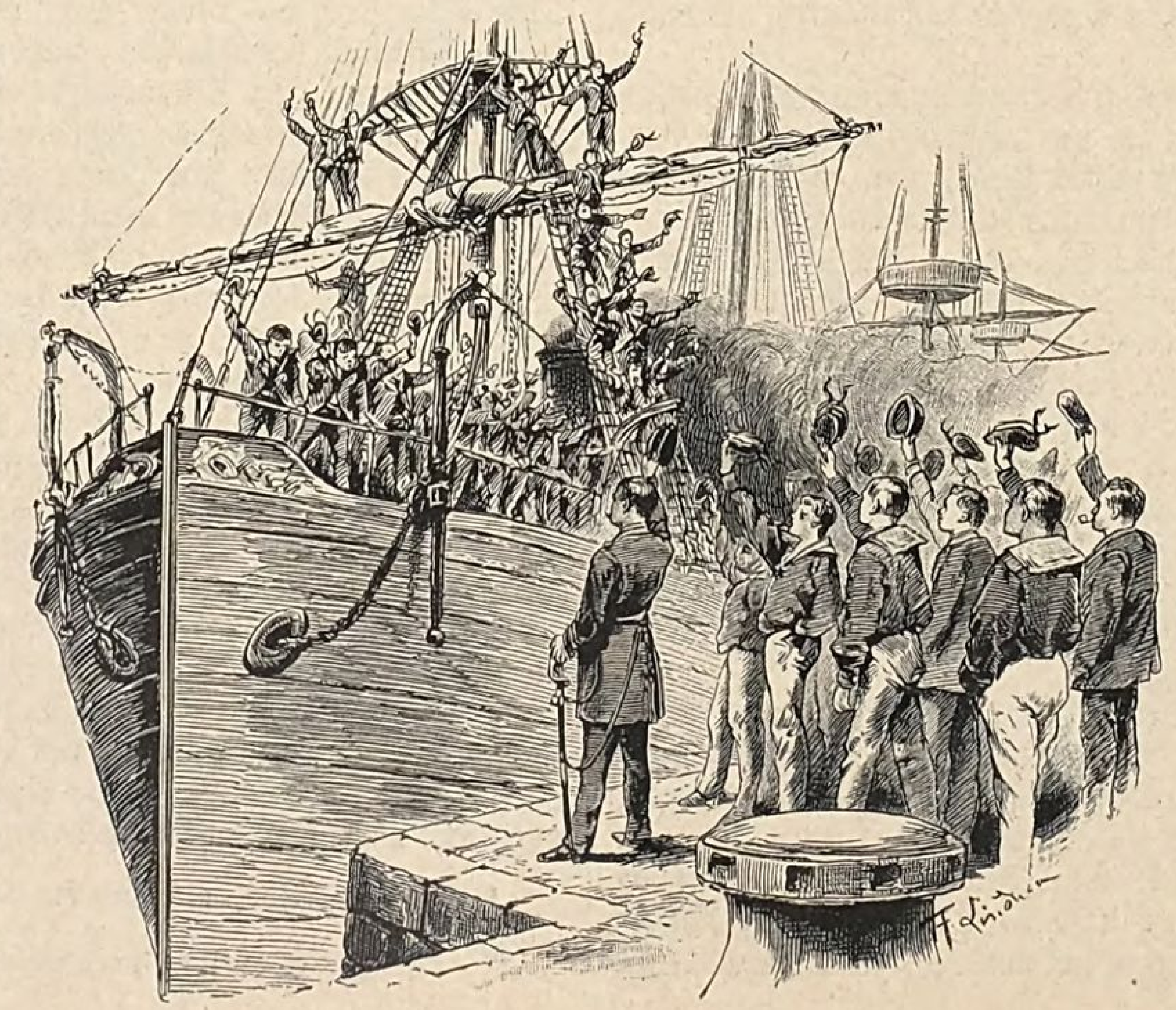
Die Scheidenden bewahren eine bewunderungswürdige Fassung; nur hin und wieder zeigt uns ein verräterisches Zucken im Gesicht, daß auch sie ein Herz haben. — Noch einige kurze, herzergreifende Abschiedsscenen, dann ist alles an Bord, die starken Trossen, die Befestigungstaue, werden losgeworfen — die Verbindung mit dem heimatlichen Boden hat aufgehört! Die Schleusenthore öffnen sich, langsam bewegt sich das Schiff durch den langen Kanal und in den Vorhafen hinein. Hier bleibt es noch einmal dicht am Quai liegen, auf genügend Hochwasser zum Durchschleusen wartend und gleichzeitig, um die letzte Inspektion durchzumachen. Die Menge ist gefolgt und harrt trotz des eingetretenen Regens geduldig aus. Die Kapelle der Matrosendivision hat sich eingefunden, die schwere Abschiedsstunde durch muntere Weisen erleichternd. Das Oberdeck des Schiffes ist dicht besetzt von denjenigen Scheidenden, welche ihre am Quai harrenden Lieben wenigstens noch sehen wollen.

Mittschiffs, neben dem Maschinenluk des „Rheins“ steht plaudernd eine Gruppe junger Applikanten. Sie unterhalten sich über ihre nächste Zukunft. Welch vielartige Anregungen und Abwechslungen stehen ihnen bevor! Ein längerer Dienst auf einem fernen Kriegsschiffe, eine Reise um die Erde ist ihre Bestimmung; fürwahr geeignet, ein phantasievolles Gemüt zu berauschen. Einer aber aus ihrer Mitte, ein neunzehnjähriger Jüngling, nimmt keinen Anteil an der Unterhaltung. Nicht als ob er gleichgültig wäre gegen das, was ihn erwartet — er hat sich gewiß nicht weniger auf diese erste Reise gefreut als die andern — ihm ist jetzt so weh, so weh! Die Kameraden verlassen heute nur ihre Garnison, das Vaterland — er alles: Heimatort, Elternhaus, Freunde. Er lebte hier bei seinen Angehörigen und war noch nie in der Fremde. Bleich, starren Auges blickt er zum Quai, wo seine betagten Eltern, seine Geschwister stehen und ihren Schmerz zu verbergen suchen. Jetzt fühlt er, was „scheiden“ heißt.

Der Telegraphenbote ist an Bord gekommen. „Matrose Kalczuk!“ Der Aufgerufene erscheint, er erblaßt, als ihm das Telegramm übergeben wird. Sagt eine Ahnung ihm Schlimmes? „Mutter sterbend, sofort kommen“, lauten die wenigen, mit Blaustift geschriebenen Worte. Doch mit dem Kommen ist es nun vorbei. Er meint, umsinken zu müssen bei dieser Nachricht. Hat er doch seine arme, alte, jetzt mit dem Tode ringende Mutter, deren einziger Sohn er ist, in der letzten Zeit arg vernachlässigt. Vor einigen Monaten hatte sie ihm das unter den größten Entbehrungen ersparte Reisegeld geschickt, damit er in Urlaub kommen könne. Das Geld hatte er erhalten, aber sein Mütterchen nicht besucht. — Der Urlaub sei ihm verweigert worden, hatte er ihr vorgespiegelt, während er in Wirklichkeit nicht reisen konnte, weil er das Geld in leichtsinniger Gesellschaft verjubelt hatte! — Wieder ein Achtungspfiff — „Antreten in Musterungsdivisionen!“ Seine Excellenz der Herr Stationschef ist nebst Begleitung an Bord gekommen, um die Leute zu besichtigen und sich von den Offizieren und Mannschaften des Ablösungstransportes zu verabschieden. Nachdem die Vorgesetzten ihren Rundgang gemacht haben, richtet Seine Excellenz warme, zum Herzen dringende Worte an die Scheidenden, allen eine frohe Heimkehr wünschend.



Jetzt ist die Zeit der Ausfahrt gekommen. Der Vice-Admiral hat den „Rhein“ verlassen; langsam bewegt sich dieser zum Vorhafen hinaus. Als er die geöffneten Schleusenthore passiert, fällt ein Blumenregen auf das Deck nieder. Ein letztes „Adieu!“ „Auf Wiedersehen!“ „Glückliche Reise!“ — dann setzt das Schiff mit Halbdampf ein, und, begleitet von dem unaufhörlichen brausenden Hurra der die Molen dicht besetzt haltenden Volksmenge, teilt es kräftig die Fluten und gleitet majestätisch dem Meere zu. Die Matrosen erwidern das Hurra, indem sie mit überraschender Behendigkeit die Wanten erklettern und ihre Mützen schwenken. Am äußersten Molenkopf hat sich das Publikum besonders dicht angesammelt, um dem „Rhein“ länger mit den Augen folgen zu können. Als er sich diesem Molenkopf nähert, sind die Hurrarufe plötzlich verstummt — ein Lieutenant zur See geht dort hin und her: „Stille! Noch nicht schreien, wir rufen gleich alle zusammen!“ Schier betroffen schauen die Scheidenden auf die stumme Menge, als sei ihnen das Schweigen unerklärlich — da



ertönt laut die kräftige, metallische Stimme des Lieutenants: „Den scheidenden Kameraden glückliche Reise, fröhliche Heimkehr!“ — und ein mächtig brausendes, nicht endenwollendes Hurra erschallt aus allen Kehlen, vom „Rhein“ aus begeistert erwidert. Dann läßt die Kapelle, die sich jetzt gleichfalls am Molenkopf aufgestellt hat, das Volkslied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus“, darauf den „Preußenmarsch“ ertönen, unter dessen Klängen das Schiff die Reede erreicht. Lange noch schaut die Menge trüben Auges dem Dampfer nach, lange noch werden hüben und drüben Tücher und Mützen geschwenkt, aber der Dampfer nimmt volle Fahrt, und nach kurzer Zeit erscheint er nur noch als dunkler Punkt am Horizont.

Wie mancher der im Dienste des Vaterlandes hinausgezogenen jugendkräftigen Männer wird die verlassenen Fluren nicht wiedersehen, wie viele werden bei der Heimkehr Angehörige nicht wiederfinden! Wenn aber nach jahrelanger Abwesenheit die rückkehrende Besatzung von ferne die hohen roten Kasernengebäude erblickt, die vom Meere aus als erstes von der vertrauten Garnison dem Auge sichtbar werden, dann werden diese nüchternen Bauten mit kaum zu schilderndem Entzücken begrüßt werden. Auch die Fremde hatte ihre Reize; was aber bedeuten sie im Vergleich zu dem Schönen, das hinter jenen einförmigen grünen Deichlinien harrt! Dort ist das Paradies, denn dort ist die Heimat!

Zeit bringt Rosen.

(2. Fortsetzung.)

Novelle von **Stefanie Keyser.**

Ilse, von dem Stubenmädchen bedient, trödelte noch zwischen Brenneisen und gefältelten Unterkleidern umher, als Antwort auf eine neulich von Holl empfangene Vorlesung über Pünktlichkeit.

Gabriele war mit ihrer Toilette schon fertig. Sie schob den Ring, den sie vorher abgelegt hatte, wieder an den Finger. Nachdenklich sah sie auf die Edelsteine herab, die sich ohne Rücksicht auf die Farbe aneinander reihten. Sie bildeten einen nach altem Glauben zusammengestellten Segensspruch. Aber die Juwelen hielten nicht, was derjenige, der sie zusammenfügen ließ, dessen Namenszug mit einem anderthalb Jahrzehnte zurückliegenden Datum in das Innere des Ringes graviert war, sich von ihnen wenn auch nur im Scherz versprochen hatte. Die prophetischen Träume, die der wie ein feuriges Veilchen funkelnde Amethyst verhieß, blieben aus. Der olivenfarbige Chrysolith vermochte mit seinem heiteren Goldglanz die Schwermut ihr nicht fern zu halten, der Zauber des bläulich schimmernden Beryll erwies sich machtlos dem Herzen gegenüber, das er fröhlich machen sollte. Und ebensowenig verlieh der dunkelgrüne Jaspis hellen Blick. Sie sah zum Beispiel nicht klar, wie der zwischen Ilse und Holl sichtlich immer ernster werdende Streit enden konnte. Eine leise Mahnung zur Vorsicht schlug Ilse mit dem Uebermut der im Schatten eines großen Geldschrankes aufgewachsenen Tochter in den Wind. Und doch — trotz des Kampfes meinte Gabriele ein tiefes Interesse der beiden aneinander herauszufühlen. Vielleicht war es ein Glück, wenn der ernste gereifte Mann der warmherzigen aber unerzogenen Ilse zur Seite trat. Holl genoß sowohl als Mensch wie als Offizier höchste Achtung. Das hatte ihr Schersen gesagt auf eine leis andeutende Frage, die der fein Empfindende sofort verstand, die sie wagen durfte, weil sie auf seine Verschwiegenheit bauen konnte. Er war ein vollendeter Kavalier. Ein leiser Seufzer kam über ihre Lippen. Ein vollendeter Kavalier, aber —

Sie blickte auf den Ring nieder. Auch hier versagte der Jaspis den Dienst.

Spielerei der Gedanken! Das Wirkliche waren die schönen mit Kennerauge ausgesuchten Edelsteine und die Liebe, die durch ihre einstige Wahl bekundet wurde. Ach, einmal dieser von elektrischen Strömungen durchkreuzten Luft entrinnen können! Einmal allein sein!

Ilse beobachtete die Freundin, und hinter dem Goldgelock stiegen allerhand prophetische Gedanken auf von sanften Ermahnungen, von stillem Sitzen unter der älteren Altersklasse, von ausgleichenden Bestrebungen, wenn sie unbefugten Einmischungen gegenüber — ein verschlagener Blick ging hinter Holl her — sich kräftig wehrte.

„Sie sind angegriffen, Gabriele,“ sagte sie. „Ruhen Sie ein wenig! Ich kann mich Frau Kern anschließen.“ Und mit dem Ungestüm der Jugend jeden Widerspruch beiseite schiebend, schickte sie sofort das Stubenmädchen zu der Dame, um ihren Schutz zu erbitten.

Frau Kern hatte bereits ihren Hut aufgesetzt, den ein kostbarer Reiherstutz überragte. „Mit dem größten Vergnügen!“ rief sie zur Thür herein. „Vertrauen Sie mir Fräulein Großheim ruhig an! Merkwürdig! Wir hätten nicht Feuerrot zu Rosa tragen dürfen. Hören Sie, da wird schon die Polonaise gespielt. Nun, guten Abend, Fräulein Raunthal!“

Sie gingen. Gabriele wartete noch ein paar Minuten, dann verließ sie ebenfalls die Villa. Als sie die Stadt erreichte, schmetterte ihr das Signal einer Extrapost entgegen. Ein offener Wagen, dem ein anderer, mit Gepäck beladener folgte, rollte vorüber. Neben dem Postillon saß ein Diener, dessen braunes Gesicht scharf gegen seinen weißen arabischen Burnus abstach. Vom Rücksitz wandte sich ein kokettes Jüngferchen um und rief ihm in französischer Sprache einen Befehl zu. Der Schwager schüttelte zu dem gebrochenen mit englischen und italienischen Worten gemischten Deutsch des Dieners den Kopf. Da richtete sich die in die Polster zurückgelehnte Herrin auf und nannte das Renaissanceschlößchen und den dort wohnenden Baron. Die Stimme klang dunkel: aber der Aussprache nach war die Dame eine Deutsche. Gabriele sah in ein Paar großer grauer Augen; dann verschwand der Zug.

Wer war die Dame? Sie erschien ihr bekannt. Aber sie konnte sich nicht auf die frühere Begegnung besinnen. Leises Rauschen spülte das Grübeln hinweg. Es drang aus der tiefen von alten Bäumen überwölbten Schlucht, wo die Salzquellen der Erde entstiegen. Jetzt waren die Badehäuser geschlossen, die lauschigen Wege vereinsamt. Gabriele brach einen Zweig blühenden Flieders aus dem Boskett und drückte das Gesicht in die duftenden Trauben. Tiefe Stille herrschte, nur das Wasser brauste und plätscherte. Und die Quelle murmelte von einem Jahrtausend, während dessen sie Segen gespendet hatte — von den grauen Tagen, da das umwohnende Volk im rauhen Bärenfell sich andächtig vor ihr neigte, von der Zeit, da die erste Mauer um sie gezogen wurde, da die neu gegründete Stadt den am Salzborn dienenden Hallknecht als Wappenbild erkor. Aus den Winkeln der von Abenddämmerung umwobenen Gebäude schwebten die Geister der alten Stadt an die langsam Hinwandelnde heran und raunten in ihrer Sprache, die Alltagsmenschen nicht verstehen, ihr zu von dem Salzgericht, das hier gehalten wurde, von den Sölden* dort, wo die weißgeschürzten Sieder um die brodelnden Pfannen hantierten.

Beim Schein einer schwankenden Laterne las sie den Straßennamen „Kräme“. Alt wie das Haus da mit den vorspringenden Stockwerken, dem steilen spitzen Ziegeldach! Das war gewiß dereinst das behagliche Heim eines Pfannherrn, der Feuer und Rauch zu Frankenhausen erhalten mußte, wenn er Miteigentümer des Salzwerkes sein wollte. Diese tiefe Fensternische mochte vielleicht sein Lieblingsplatz gewesen sein, wo er saß, mit pelzverbrämter Schaube angethan, geruhig sich des Bewußtseins getröstend, daß selbst ein Bibelwort die Unentbehrlichkeit dessen anerkannte, was er förderte. Aus der rundbogigen Pforte trat allabendlich zu dieser Zeit sein Töchterlein, dem das blonde Haar wie ein Mantel unter dem goldenen Schappel herabwallte, und zündete ein Lämpchen an vor St. Wolfgang, dem Schutzpatron des Salzwerkes, der damals unter der noch erhaltenen steinernen Krönung stand. Und auch allabendlich zu dieser Zeit sprang der junge Salzschreiber in seinen Schnabelschuhen über den die Straße durchrauschenden Bach, um dem hochmögenden Herrn zu berichten, wie viele Gespanne in den Herbergen Salz begehrten. Es durfte ja beileibe nicht mehr gekocht werden, als man gewißlich abzusetzen vermochte. Gestattete die ehrsame Jungfrau ihm heute, ein kurzes Weilchen mit ihr zu sponsieren? Warum sonst stocherte sie so lange an dem Lämpchen herum, bis er herankam? Nein, heute wie immer, wenn er seinen Gruß bot, richtete sie sich hoffärtig auf und rauschte davon, daß die Silberglöckchen, die sie als Patrizierin am Saume der lasurblauen Schleppe tragen durfte, ihm in die Ohren gellten, er sei noch weit von den hohen Graden eines Salzgräfen** entfernt, dem sie ebenbürtig war. Bei St. Wolfgang, er wollte ihr den Hochmut heimzahlen! Zum letztenmal überschritt er die Schwelle. Hinfüro schickte er an seiner Statt den geringeren Bornschreiber!

Gabriele fuhr plötzlich aus ihren Träumereien auf. Sprang dort nicht wirklich eine schlanke Männergestalt über den murmelnden

---

* Sölde = Haus, auf dem das Recht haftete, eine gewisse Menge Salz zu sieden.

** = Salzgraf, höchster Vorgesetzter eines Salzwerks.

Ringgraben? Langsam kam ihr die Erscheinung entgegen. Aber kein längst verblichener Salzschreiber wandelte daher, breitspurig die Fersen zuerst aufsetzend, wie es den Schnabelschuhen entsprach — mit den feinen Fußspitzen vorstechend, nahte ein unternehmender Mann von heute. Der Laternenschein fiel auf silbern schimmerndes aschblondes Haar. Nun, auch sie war eine Dame von heute! Sie ging, ohne ihn anzusehen, an ihm vorüber. In der Dämmerung kennt man sich nicht. Deutlich hörte sie, daß der Nachtwandler anhielt, dann sich wendete und von fern folgte. Sie mußte sich zwingen, daß sie nicht in einen rascheren Schritt verfiel, um diesem Geleit zu entgehen. Es war am besten, sie begab sich noch zu der Tanzunterhaltung.

Schon von weitem leuchtete das Festgebäude ihr entgegen. Bunte Lampions glühten zwischen den dunklen Bäumen, aus der geöffneten Glasthür des Saales strömte Lichtglanz und Musik. Etwas atemlos trat sie durch das eiserne Gitterthor; und jetzt, wo all die erleuchteten Laubgänge von plaudernden Gesellschaftsgruppen belebt waren, warf sie einen Blick rückwärts, wie wohl der vor einem Gespenst sich Fürchtende thut. Und sie fuhr auch wirklich zusammen. Scherßen trat nach ihr ein, die Augen auf sie geheftet, ein Syringenträublein im Knopfloch. Also war er ihr schon von der Schlucht des Salzborns an gefolgt!

Ihre Finger zuckten, als wollten sie den eigenen Zweig wegwerfen. Aber im selben Augenblick fragte er neben ihr: „Haben Sie den weißen Nebelstreifen gesehen, der wie der feuchte Saum eines Nixengewandes an dem Quell verschwand? Und schaute nicht aus den tiefen Fensternischen und den an Kirchenpforten erinnernden Rundbogenthüren das alte Bürgertum mit seinen behäbigen Männern, den sittsam herben Jungfrauen?"

Sie schwieg betroffen. Die Ueberraschung ließ sie die Beängstigung vergessen, welche sie vorher empfunden hatte. In seinen Augen war ein Lächeln. „Wir müssen nun einmal immer dasselbe denken. Ist es Hypnose, Suggestion?"

Sie faßte sich. „Es ist die Verwandtschaft unserer Talente," sprach sie ruhig.

Er antwortete nicht sogleich. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck, als wüßte er es besser. Dann verbeugte er sich doch tief, wie dankend für eine höchste Ehre, und sagte: „Das Wort läßt mich hoffen, daß mein sehnlichster Wunsch sich noch erfüllt. Ich möchte nämlich so gern ein gemeinsames Werk mit Ihnen schaffen, mein gnädiges Fräulein. Ich bin etwas Konzertzeichner und denke es mir herrlich, wenn Sie erzählen wollten und ich dürfte zugleich die Zeichnungen dazu entwerfen."

„Mir geht die Arbeit nicht so schnell von der Hand wie Ihnen," antwortete sie ausweichend. „Von der Novelle, die Sie erraten haben, ist nur der Anfang vorhanden."

Er ließ sich nicht abweisen. „Wollten Sie nicht als Samariterin ein Märchen für Ihre Armenschule liefern? Würden Ihre Schülerinnen sich nicht freuen, wenn kleine Bilder es schmückten? Wir könnten zum Beispiel einen Ausflug nach der Höhle machen, die zu den Sehenswürdigkeiten der Gegend gehört. Da hausen Kobolde, Gnomen. Ich zeichne auch bei Licht, o, nötigenfalls im Finstern — in Ihrer Gesellschaft!" kam es leise von seinen Lippen, während er mit ihr den Saal betrat. Und einem Einwand zuvorkommend, setzte er hinzu: „Bitten wir Frau Kern, daß sie eine Partie zur Höhle veranstalte. Ich werde mit ihr sprechen. Sie wünschen doch auf dem Eckdiwan dort zu sitzen, gnädiges Fräulein?"

Mit der vollendeten Höflichkeit des Kavaliers und der Geschwindigkeit des eine Ueberrumpelung bewerkstelligenden Offiziers geleitete er Gabriele zu dem Platz. Dann glitt er hinweg.

Herr von Stöckei, der bei einer Flasche Schaumwein gesessen hatte, vertrat ihm den Weg. „Wollte Ihnen noch Lebewohl sagen, Baron; es geht morgen fort."

„Glückliche Reise!" sagte Scherßen eilfertig.

„Vorderhand bleibe ich noch im Thal," sprach Stöckei weiter. „Unser gemeinschaftlicher Bekannter hat mich zur Rehbockjagd eingeladen. Wollen Sie nicht mit, Ihren Besuch dort zu machen? Das Renaissanceschlößchen — ein wahres Bijou — und der vornehme Park bieten eine Fülle malerischer Punkte."

„In der That!" antwortete Scherßen zerstreut und war fort. Stöckei klemmte das Monocle vor das Auge. Dort saß Scherßen neben dieser etwas spießigen Frau Kern mit so liebenswürdiger Miene, so einschmeichelndem Lächeln, wie er es vielleicht als Militärattaché in London für die Frau eines Gesandten gehabt hatte, die ihm bei politischen Aufträgen hilfreiche Hand leisten sollte. Aber hier, wo man nicht einmal ein Menuett à la reine zustande bringen konnte! Er verließ kopfschüttelnd den Saal.

Das Fest nahm den bade- und kurgemäßen raschen Verlauf. Ueber den Tanzenden lag es wie eine leichte rötliche Wolke; an den Wänden reihten sich die Ballmütter, kleine Spitzenrosetten über den von der Wärme aufgelösten Stirnfransen; die Nebenzimmer waren gefüllt von älteren Herren, die bei Cigarren und Bier, L'hombre und Skat saßen. Nur wenige Nummern noch zeigten die Tanzkarten.

Eben waren die „Nachtfalter" von Strauß gespielt worden, nach deren Klängen junge Mädchen, von lichten Sommerkleidern und wehenden Schärpen umflattert, und Herren in spitzen Lackschuhen, bunte seidene Tücher in den weiten Ausschnitt der Westen gesteckt, sich gedreht hatten. Jetzt eilte Ilse zu Gabriele heran. Zugleich nahte dem Platz derselben auch Hauptmann Holl, der bis dahin am Thürrahmen zum Büffettzimmer gelehnt hatte.

„Ich amüsiere mich himmlisch," beteuerte Ilse so inbrünstig, als habe jemand daran gezweifelt. „Aber Herr Hauptmann Holl spielt sich heute auf den Methusalem hinaus, er hat erklärt, Rundtänze und Kinderkrankheiten lägen hinter ihm, und sich nur herabgelassen, mich zur letzten Française zu engagieren." Sie warf einen gereizten Blick auf die stattliche Gestalt, die so elegant aussah in dem mit Seide aufgeschlagenen Jackett.

Gabriele strich dem jungen Mädchen sanft die Locken aus der erhitzten Stirn, die, glatt wie die eines Kindes, zeigte, daß noch kein schwerer Gedanke, kein Kummer sie gefurcht hatte; dann zog sie Ilse neben sich auf den Diwan.

Holl lachte und seufzte zugleich. „Das ‚nur' ist dem Methusalem sehr schmeichelhaft, doch würde ein kleiner Gewissensbiß Ihrerseits ihm noch viel, viel lieber sein."

Gabriele erriet. Daß er nicht getanzt hatte, war die Strafe gewesen für Ilses Nichtbeachtung seiner Ansichten, für die abermalige Unpünktlichkeit beim Erscheinen und die ausgesucht grelle Toilette. Vermittelnd sagte sie: „Die leidenschaftliche Tanzlust eines Fähnrichs verträgt sich nicht mit den Majorsepauletten, die bei Herrn Hauptmann Holl jeden Tag eintreffen können."

„Nicht vor dem Manöver," berichtigte Holl und zog sich einen Stuhl an Gabrieles andere Seite.

Gabriele nickte. „Ach ja, ich habe gehört, daß Sie sich nie Illusionen hingeben wie so viele andere, sondern auf den Tag berechnen, wann frühestens die Beförderung eintreffen kann. Und welche Garnison wünschen Sie sich?"

„Mit Wünschen gebe ich mich nicht ab" — er hielt inne; ein rascher verletzter Blick von Ilse hatte ihn getroffen. Seine schwarzen Augen blitzten mit den weißen Zähnen um die Wette, als er hinzufügte: „Ich meine — nur nach dieser Seite hin. Ich gehe, wohin man mich schickt."

„Sie würden sich doch umgucken," sagte Ilse mit einiger Verwirrung über seine Einschränkung, „wenn man Sie in ein Nest an der Ostgrenze schickte, wo es keine Frühstückskeller mit Austern, keine kleinen famosen Spielhöllen giebt, wo alle schneidigen Paletots und Mützen ein Jahrhundert zu spät Mode werden."

„Solche Passionen habe ich nie gekannt," erwiderte er heiter, „auch als junger Lieutenant nicht, da mein Vater kein Krösus, sondern Professor der Mathematik war, das heißt für Luxus nichts übrig hatte."

Sie machte eine zweifelnde Bewegung mit der Hand. „Na, da wird gepumpt; das kennt man!"

„Dagegen muß ich mich verwahren," antwortete er, ernst werdend. „Ich bin zur Kriegsakademie einberufen, zur Reitschule kommandiert gewesen und mit der mäßigen Extrazulage ganz gut ausgekommen, die mir von zu Hause gewährt werden konnte. Man muß nur nicht nach den Anschauungen anderer, sondern nach der eigenen Einsicht, den eigenen Verhältnissen sein Leben ordnen, sich sagen, daß nicht die famosen Spielratzen und die Löwen mit den schneidigen Mützen, sondern die, welche die famosen Examina machen, die schneidigen Pläne ausarbeiten, zu den höheren Graden aufrücken."

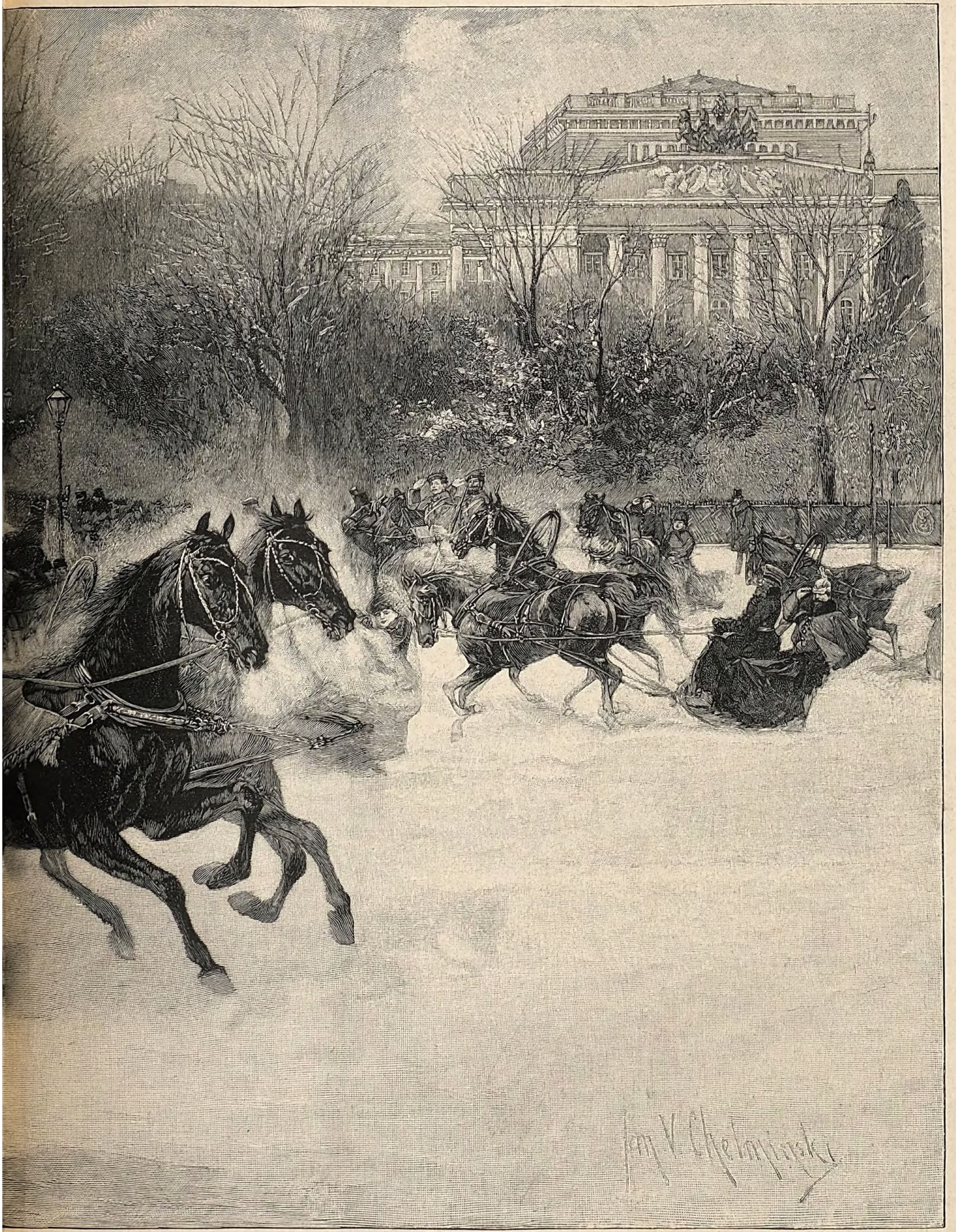
„Und daran wollen Sie als junger Lieutenant immer gedacht haben?" fragte Ilse ungläubig.

„Selbstverständlich!" Es lag eine unbeirrbare Festigkeit in seiner Stimme, als er hinzusetzte: „Mein Beruf, meine Laufbahn war und ist mir zu allen Zeiten das Höchste gewesen."



Ein Wintertag

Nach einem Gemälde



n St. Petersburg.
m Jan V. Chelminski.

Ilse sah ihn finster an. Das Höchste? Allen, die ihr bisher huldigten, war sie das Höchste, und dieser Hauptmann, den sie auszeichnete, erklärte, daß ihm ein Paar breiter roter Streifen oder das stumpfe Karmoisin des Generalstabs die Hauptsache im Leben sei. Er kam ihr beschränkt vor, aber das Herz that ihr weh dabei.

Da wurde die Einleitung zur Française gespielt, die das Fest beschließen sollte. Auf die Bitte des Vorstandes hatte Holl übernommen, dieselbe vorzutanzen und durch allerhand Kotillontouren zu erweitern. Er trat zu Ilse und verbeugte sich. Ihre Lippen waren zusammengepreßt, die blauen Augen wichen ihm aus. Sie ließ ihn eine Sekunde warten. Er schüttelte leise den Kopf.

Gabriele sah ihn voll Teilnahme an. Neben ernster Mahnung meinte sie in seinen Augen noch einen anderen Ausdruck zu lesen, eine tiefe Zärtlichkeit, die dem Mädchen an seiner Seite zu sagen schien: das Liebste bist Du mir doch. Aber das Wort kam nicht über die spröden Lippen.

Nachlässig reichte ihm Ilse die Hand. Seine Brauen zogen sich zusammen, er wurde ungeduldig. Unverweilt führte er sie in das Carré und rief mit lauter Stimme die erste Tour aus.

„Jetzt sind Sie ganz in Ihrem Element, Sie kommandieren," spottete Ilse, vor ihm balancierend.

„Es ist leider immer notwendig," antwortete er, den Pas zu einem energischen schnellen Schritt umwandelnd.

„Aber man braucht nicht zu gehorchen," stieß sie heraus.

Er reichte ihr die Hand zur Tour des mains. „Wer sich mit mir — sei es auch nur zu einem Tanz — vereint, muß bereits die Entscheidung getroffen haben, meine Führung anerkennen zu wollen."

Sie zuckte die Achseln. Sein Kopf reckte sich höher. „Zweiter Herr, erste Dame: en avant deux!" rief er so befehlend, daß Ilse unwillkürlich gehorchte und davonflog. Aber plötzlich besann sie sich. Und ihr Kleid mit gespreizten Fingern fassend, hopste sie, den regelrechten Pas bis zur Karrikatur übertreibend, dem Referendar entgegen, der sofort eine Darstellung von Hirsch in der Tanzstunde gab. Alle lachten. Nur Holl sah mißbilligend zu.

„Soll ich vielleicht zur Strafe nachexerzieren?" warf Ilse hin, sein strenges Gesicht mit kurzem bösen Blick streifend, während die andere Seite die Tour ausführte.

Er blickte ihr fest in die Augen. „En avant quatre!" Dann sagte er, scheinbar auf den Tanz hindeutend: „Ist es nun nicht Zeit, vernünftig zu werden?"

„Ach, Vernunft, wohin sie gehört!" rief Ilse, ihm die Hand entziehend. „Ein Ball ist keine Arbeit, sondern ein Vergnügen. Ich will mich amüsieren."

Es wetterleuchtete in den dunklen Augen. „Herrenronde!" kommandierte er, in dem Ton eines Feldherrn, der meuterischen Truppen gegenübersteht, und gab dem Bürgermeister und dem Ingenieur die Hände. Die Musik spielte aus dem Troubadour:

„Lodernd zum Himmel
Steigen die Flammen!"

Nach dem feurigen Takt chassierte Ilse als rosiger Kopf der Damenschlange um die Herren herum — und plötzlich zur Saalthür hinaus.

Einen Augenblick führte Holl noch seine Partei, die Rückkehr der Damen erhoffend. Dann blieb er stehen, als gedenke er auf dem Parkett festzuwurzeln. Nur ein finsterer Blick richtete sich hinaus. Die andern Herren schauten ebenfalls dahin.

Wie bunte Riesenschmetterlinge flatterten die Damen, geführt von Ilse, in den dunklen Laubgängen hin; bald schimmerte blaue Seide in einem Mondenstrahl, bald glühte eine dunkelrote Schärpe im Licht einer Laterne auf. Gleich sprühenden Funken umschwärmten aufsteigende Leuchtkäfer weiße duftige Gestalten. Noch eine Sekunde hielt die jungen Männer das Beispiel des Vortänzers im Zaum. Dann aber stoben sie hinaus, allen voran der Referendar. Leichte Schreie ertönten. Die Mütter erhoben sich und eilten ihren zerstreuten Küchlein zu Hilfe. Eine allgemeine Verwirrung entstand.

Da kam der ganze Schwarm der Mädchen und jungen Frauen hereingeflattert, wie verfolgt vom Habicht. Ilse voran, glühend, vom raschen Lauf das Gelock verwirrt, das Kleid am Gebüsch zerzaust.

Im selben Augenblick winkte Holl die Musik ab und führte Ilse stumm auf ihren Platz zurück.

„Aber der Tanz ist noch nicht zu Ende," widersetzte sie sich.

„Ich habe das Ende befohlen," antwortete er kurz, nahm die Hacken zusammen, verbeugte sich nach allen Seiten und verschwand. Dagegen trat Frau Kern an Schersens Arm in die Mitte des Saales und schlug eine Partie nach der Höhle vor. Der neue Plan dämpfte die Aufregung über Ilses Streich.

„Dann wäre morgen der einzige Tag, der sich dafür eignete," erklärte der Bürgermeister. „Denn übermorgen haben wir mit den Vorbereitungen zum Kyffhäuserfest zu thun."

„Also morgen, meine Herrschaften!" verkündigte Frau Kern.

Gabriele konnte sich nicht ausschließen, da alles so harmlos verlief. Von Schersen geleitet, der ihren weißen Mantel trug, begab sie sich nach Hause, bedrückt und stumm. Auch er sprach nicht. Aber auf seinen Zügen lag eine liebenswürdige Siegesgewißheit: ihre Seelen verstanden sich auch im Schweigen. Und das war gerade das Höchste, Süßeste.

Ilse ging trotzig nebenher. War es denn möglich, was sie erlebt hatte? Umkrempeln, ducken lassen sollte sie sich! „Nun, Herr Hauptmann, Sie sollen mich kennenlernen!" murmelte sie ingrimmig.

Holl war hinausgestürmt ins Freie. Es war ihm unmöglich, zur Ruhe zu gehen. Der Widerstand, den Ilse ihm entgegengesetzt, machte ihn rasend. Zum erstenmal scheiterte sein Wille, seine Ueberlegenheit, und gerade diesmal hatte er sich selbst mit eingesetzt. Sein Mannesgefühl war verletzt bis zu einer Empfindung von Schmerz. So wie sie jetzt war — nein, nein! Eine solche Frau — unmöglich! Wie sollte er die Sammlung des Geistes bewahren, deren heute jeder benötigte, der vorwärts strebte, wenn er zu keiner Zeit vor ihren übermütigen Streichen sicher sein durfte? Woher die Zeit nehmen, um einzudämmen, wo sie überschäumte, aufzuklären, wo sie mißverstanden wurde? So blieb ihm nichts übrig als abzubrechen und zu versuchen, bei dem Bataillon, das er in der Kürze zu führen bekommen würde, die Sache zu vergessen. Es war ihm, als würde seine Brust zusammengeschnürt. Er mußte tief Atem holen.

Der Duft von allen den Blüten, die in die warme Juninacht ihr traumhaftes Leben hauchten, drang ihm bis ins Herz. Ein Summen und Knistern erfüllte die Luft, hervorgebracht von Myriaden unsichtbarer Insekten, von Knospen, die ihre Hülle sprengten; manchmal trat das tiefstimmige Brummen eines vorübersausenden Nachtschmetterlings stärker hervor, um gleich wieder unterzugehen in dem allgemeinen unzerlegbaren Geräusch dieser verheißungsvollen Werdezeit. Da zog ein goldiger Funke über das hohe weite Himmelszelt, das über das Thal sich spannte. Ilse rief dabei immer: „Ich wünsche mir — ich sage nicht, was!" Er sandte einen Seufzer hinauf. Energisches Aufstampfen mit dem Fuß sollte ihn widerrufen. Zum Kuckuck! Konnte er nicht aus der Schlappheit heraus? Was war ihm früher der Sternenhimmel gewesen? Das viereckige graue oder blaue Stück über dem Kasernenhof, an den er in den letzten Tagen gar nicht mehr gedacht hatte. Ueberhaupt — wohin war es mit ihm gekommen? Wenn ihm sonst nur die Signale auf dem Exerzierplatz wichtig dünkten, so interessierte ihn jetzt schon ein „Tack, tack!", „Trätsch, trätsch!"

Seine Gedanken hielten an bei der Erinnerung. Er sah wieder das Köpfchen an seinem Gesicht und wie sie davonlief. Die Zorneswellen legten sich. Sie war doch ein echtes sprödes unschuldiges Mädchen. Lohnte es nicht die Mühe, einen letzten Versuch zu machen? Vielleicht kam sie zu sich — eine Nacht lag dazwischen — am andern Tag steht man immer den Ereignissen besonnener gegenüber.

Langsam ging er seiner Wohnung zu.

Eine Reihe von Wagen rollte am nächsten Nachmittag durch die sammetweichen Wiesen, wo würdevoll der Storch spazierte und am Flüßchen die backsteinrote Mühle behaglich klapperte, der Höhle zu, über deren Eingang die wüste Falkenburg sich erhob.

Still und ernst lehnte Gabriele in den Polstern eines Landauers, wo sie mit einer Dame aus dem Chor der Mütter und mit Schersen Platz genommen hatte. Die Träumerei von gestern war verflogen, ihr Blick klar geworden, wie sie es ersehnte. Als der Baron ihr heute entgegengetreten war, die Augen strahlend von sonniger Heiterkeit, um den Mund einen Zug von lachendem Glück, ein Bild schöner Jugendlichkeit, die etwas Rührendes hatte, da wußte sie, daß sie der Entscheidung nicht mehr ausweichen durfte.

Vom nachfolgenden Break klang Ilses Stimme zu ihr herüber, die unaufhörlich plauderte und lustig lachte, zu lustig, als daß es natürlich war. Das Break war von den jungen Herren im Sturm genommen worden; kaum daß Frau Kern, als Anstandsdame, einen Platz bekommen hatte. Der flotte Ingenieur stand sogar auf dem Trittbrett, der Referendar saß schief auf dem Bock, um immer in den Wagen hinein reden zu können. Man suchte aus der Abkühlung Nutzen zu ziehen, die am Schluß des Festes und bei der heutigen Zusammenkunft der Gesellschaft zwischen dem reizenden Goldfisch und Holl sich bemerkbar gemacht hatte.

Im letzten Omnibus entdeckte Gabriele den Hauptmann und sie sagte sich, auch hier stehe eine Katastrophe bevor, die nicht mehr aufzuhalten sei. Ihr vor Scherfens Augen fliehender Blick blieb auf einem dunklen Felsgebild haften, das wie ein finsterer Kopf auf den Höhleneingang herabdrohte. „Unheimlich!" sagte sie. „Es könnte ein Schwarzelb gewesen sein, der versteinerte, als ein Sonnenstrahl ihn traf."

„Soll damit unser Märchen beginnen?" fragte Scherfen eifrig.

Gabriele streckte abwehrend die Hand aus. „Ich habe kein Vertrauen zu dem Unternehmen," antwortete sie. „Das Märchen würde einen düsteren Inhalt bekommen. Die Berggeister sind nicht unschuldig gleich Wichteln, hilfreich wie Heinzelmännchen, sondern den Menschen feind. Die Elbinnen, die Frauen der Zwerge, deren Spindeln man in den Bergen schnurren zu hören glaubte, sollten Zwietracht und schweren Sinn für die Menschen spinnen."

Scherfen lächelte zärtlich. „Ich vertraue, daß es stärkere Mächte giebt, an denen der böse Zauber der kleinen Leute kraftlos zerschellt."

Sie fand nicht Zeit zur Antwort. Die Wagen fuhren an dem Eingang der Höhle vor, der eine eisige Luft entströmte.

Die Grubenlichter wurden verteilt. Ilses Verehrer zündeten die Lichter an ihrer unstät hin und her flackernden Flamme an. Der Führer im Bergmannskostüm sprach sein „Glückauf!" bei der Einfahrt, und „Glückauf!" tönte es von allen Lippen. Der Ton schien in dem niedrigen langen Eingangsstollen zu ersticken.

„Möchte das Wort von guter Vorbedeutung sein," sagte neben Ilse halblaut eine tiefe Stimme. Sie schrak zusammen, sah auf und in Holls Augen, die, das Halbdunkel durchdringend, sich auf ihre Züge hefteten. „Ich erwarte vom heutigen Tag die Entscheidung, ob ich noch hoffen darf oder verzichten muß," setzte er hinzu. Das Herz klopfte ihm bis in den Hals; er zwang sich, ruhig zu sprechen, und der Ton wurde dadurch hart und herrisch.

Ihre starke ungebändigte Natur empörte sich dagegen. „Hoffen? Auf was? Auf Subordination Ihrem Kommando gegenüber? Ich dulde keine Tyrannei; ich bin an Freiheit gewöhnt."

„Sagen Sie lieber: ich dulde kein Gesetz und gehorche nur dem größten Tyrannen, dem wilden Trotz in der eigenen Seele," antwortete er mit unterdrückter Stimme, und doch schien es ihr, als wehe eine heiße zornige Lohe über sie hin.

„Ich habe Ihnen nicht das Recht gegeben, so zu mir zu sprechen," brach Ilse los.

Er richtete sich jäh auf. Seine Züge wurden todesernst. Aber noch ein anderer sonderbarer Ausdruck lag darin. Es durchzuckte sie ein furchtbarer Schreck, jedoch nur einen Augenblick. Mit heftiger Schwenkung, daß die Plüschpompons an Schultern, Aermeln, Hütchen sie wie bunte Bälle umflogen, drehte sie sich auf dem Absatz herum und floh in den Kreis ihrer Verehrer hinein.

Die Wanderung begann in die unterirdische Landschaft, die feuchte Gründe, Berge, Seen und Thäler zeigte wie die Oberwelt, aber dunkel und totenstill dalag, von keinem Tier, keiner Pflanze belebt. Hier redete der Stein mit seinen übereinander getürmten Blöcken, den aufgerissenen Klüften von den Kämpfen, welche die Naturkräfte bei Gestaltung unseres Wandelsternes durchgerungen haben. Von den hohen Wölbungen hernieder hingen weiße Gipsstücke, riesigen Steintafeln gleich, auf die eine unbekannte Hand unenträtselbare Hieroglyphen geschrieben zu haben schien. Um die Felsen schlängelten sich schmale Pfade, die in tiefer lautloser Nacht sich verloren.

Die Gesellschaft war diesem ewigen Schweigen gegenüber unwillkürlich auch verstummt. Nur an Ilse und ihrem Gefolge schien der Eindruck abzuprallen. Sie half dem Ingenieur auf einem Berg griechisches Feuer anzünden, probierte mit dem Bürgermeister eine Bank, die zart abgetönte schwellende Polster vorspiegelte, aber steinhart und eiskalt war, legte auf den Gipstisch, der so weiß leuchtete, als hätten Kobolde ihn für ein Mahl gedeckt, samt allen jungen Herren ihre eingebogene Visitenkarte nieder, und in der weiten Halle, die grau schimmernde Schuppen gleich einer grotesken Stuccatur bekleideten, tanzte sie ausgelassen mit dem Referendar, der seinen Hut leichtsinnig auf dem Kopf balancierte, während der Musikdirektor einen Walzer pfiff, den in seiner Oper die Bauern aus Tilleda tanzten. Einen triumphierenden Blick warf sie über die Schulter nach Holl zurück.

Seine Höhlenkarte entfaltend, ging dieser weiter, ohne sie zu beachten. Sie hatte nun keine Lust mehr, zu walzen. Sie entfloh ihrem stürmischen Tänzer und flog, schrill auflachend, über den Steinwall hinweg, der wie ein Scherbenberg vor einem Spalt sich türmte. Als der Referendar folgen wollte, blies sie sein Licht aus. Er haschte nach ihr, aber faßte den Bürgermeister, dessen Baßstimme ihm ein „Nanu!" entgegenrief. Lachend, suchend brausten die Teilnehmer an der wilden Jagd in andere Gänge. (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der neue deutsche Reichskanzler. (Zu dem Bildnis Seite 773.) Vor viereinhalb Jahren, in den Märztagen des Jahres 1890 hatte Caprivi als Nachfolger Bismarcks die Aemter des deutschen Reichskanzlers, des preußischen Ministerpräsidenten und Ministers des Auswärtigen übernommen. Nachdem er den Vorsitz im preußischen Ministerium schon vor zwei Jahren an den Grafen Botho von Eulenburg abgegeben hatte, ist er nun auch seines Postens als Reichskanzler durch kaiserlichen Entschluß entbunden worden, zugleich mit ihm hat Graf Eulenburg seine Entlassung genommen. Die vereinigten Aemter des Fürsten Bismarck ruhen nun wieder auf eines Mannes Schultern, auf denen des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, des seitherigen kaiserlichen Statthalters in den Reichslanden. Ein fünfundsiebzigjähriger Staatsmann tritt damit in einem Augenblick an die Spitze der Reichsregierung, wo Fragen von weitreichender Bedeutung einen Mann von klarer gereifter Einsicht, festem Wollen und warmem Herzen gebieterisch fordern.

Daß der Erkorene die Fähigkeit besitzt, einer großen und verwickelten politischen Aufgabe gerecht zu werden, das lehrt ein flüchtiger Blick auf seine seitherige Wirksamkeit. Mehr als einmal hat er in schwierigen Lagen sich erprobt, mehr als einmal hat man seine Person gerade in solchen Augenblicken herangezogen, die an Takt, Umsicht, Mut und Geschäftskenntnis besonders hohe Anforderungen stellten. So war's in Bayern im Jahre 1866, als es galt, aus Krieg und Mißtrauen heraus den ehrlichen Anschluß an das siegreiche Preußen zu finden und die Folgerungen aus dem Schutz- und Trutzbündnisse voll zu ziehen. In den vier Jahren zwischen Kissingen und Weißenburg hat Hohenlohe als bayerischer Ministerpräsident unendlich viel für die Einigung Deutschlands in dem Sinne, wie sie heute zur glücklichen Thatsache geworden ist, gethan, so daß auch sein Sturz zu Anfang des Jahres 1870 den natürlichen Fortschritt der Dinge nicht mehr aufhalten konnte. Hohenlohe aber fuhr fort, als bayerischer Reichsrat und Abgeordneter zum Deutschen Reichstag seinen gewichtigen Einfluß in den Dienst einer nationalen Politik zu stellen.

Als dann 1874 Graf Harry von Arnim unter erschwerenden Umständen von dem Botschafterposten in Paris abberufen wurde, da erhielt Hohenlohe den heiklen Auftrag, in die Lücke zu treten; durch seinen diplomatischen Takt gelang es ihm, ein beiderseits befriedigendes Verhältnis zwischen den Regierungen herbeizuführen. Und als nach dem Tode Manteuffels 1885 die Notwendigkeit sich herausstellte, die innerliche Verbindung zwischen den Reichslanden und Altdeutschland auf einem neuen Wege zu suchen, weil der alte nicht zum erwünschten Ziel geführt hatte, da war es wiederum Hohenlohe, dem das Vertrauen geschenkt ward, daß er diesen Weg finden werde. Beidemal hat der Erfolg gezeigt, daß die Wahl auf den rechten Mann gefallen war.

Der Fürst ist am 31. März 1819 zu Rotenburg an der Fulda geboren als zweiter Sohn des Fürsten Franz Joseph zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Seine Mutter Constantia war eine geborene Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg. Nach gründlichen Studien der Rechts- und Staatswissenschaften, denen er zu Heidelberg, Göttingen und Bonn oblag, wurde er 1841 Auskultator beim Gericht in Ehrenbreitstein, dann Referendar bei der Regierung in Potsdam; doch verließ er 1845 den preußischen Staatsdienst, um die ihm zugefallene Standesherrschaft Schillingsfürst im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken zu übernehmen. Von seiner Gemahlin Marie, einer geborenen Prinzessin Sayn-Wittgenstein-Berleburg, besitzt er drei Söhne und eine Tochter; von seinen zwei Brüdern ist der ältere, Gustav, Kardinal in Rom, während der jüngere, Constantin, ein hohes Amt am österreichischen Kaiserhof bekleidet.

Der neue Kanzler des Deutschen Reichs übernimmt eine Verantwortung von ungeheurer Schwere vor seinem Volke und vor der Geschichte. Möge ihm, der die Schwelle des Greisenalters schon überschritten hat, Kraft zum Ausharren und eine glückliche Hand beschieden sein!

Vermißten-Liste. Vor allem wollen wir die Namen derer nennen, welche durch die „Gartenlaube“ aufgefunden worden sind!

Zunächst sind es die Geschwister Manger, über die wir ausgiebige Nachrichten zu verzeichnen haben. Nach diesen lebt Heinrich in Philadelphia, Pauline in Washington; Amalie starb in Chicago, während sich Otto in Desmoines, Jowa, befindet. Die Schwester der Vorgenannten, welche in Rußland wohnt, dankt in rührendster Weise für die Briefe, die wir ihr von Otto und Heinrich übersenden konnten, und aus ihrem Schreiben geht deutlich hervor, wie glücklich die Geschwister sind, einander wiedergefunden zu haben.

Ebenso sind Clara Dose und Mathilde Behm, letztere in Buenos Aires, ausfindig gemacht worden.

Frau Catharina Meyer teilt uns dankerfüllt mit, daß die „Gartenlaube“ ihr den Bruder, Mathias Arenz, zurückgegeben habe, und daß sie nun wieder fröhlich beisammen seien.

Von Heinrich Schrader, der seit 12 Jahren vermißt wurde, ist Nachricht eingetroffen und Gustav Hollstein hat infolge unseres Aufrufs an seinen Bruder geschrieben.

Das Oberhaupt der Familie Müller dankt uns für den Abdruck eines Aufrufs, den die Gesuchte, Anna Müller, mit Angabe ihrer Wohnung aus St. Louis nunmehr beantwortet hat.

Auch Ernst Hübner hat sich selbst gemeldet, und wir hatten die Freude, einen Brief von ihm aus Chicago an die Schwester weiterbefördern zu können.

Frau Wagner aus Görlitz benachrichtigt uns hocherfreut, daß ihr Bruder Felix Rudolph infolge unseres Aufrufs aus New York geschrieben habe.

Die Nachfragen nach Emil Paßmann und Rudolf Franz haben sich ebenfalls erledigt, indem beide ihre Wohnorte angegeben haben.

Der Tochter Anton Obsts vermochten wir die sichere Kunde von dem Tode ihres Vaters in Brasilien schonend zu überbringen und so wenigstens die bange Ungewißheit von ihr zu nehmen, in der sie sich um das Schicksal des Vaters verzehrte.

Ferner hat August Ullrich wieder von sich hören lassen und seine Rückkehr nach Wien in Aussicht gestellt.

Herrn Louis Francke in Stapleton, New York, haben wir einen zuverlässigen Bericht über den Verbleib Gerhard Wilhelm Heilmanns zu danken.

Ueber David Friedrich Lindner liegen nähere Mitteilungen vor. Leider konnten wir bis jetzt den Sohn Lindners davon nicht verständigen, weil er aus der uns angegebenen Wohnung in Chemnitz, Charlottenstraße 17, verzogen ist. Der dorthin gerichtete Brief kam als unbestellbar an uns zurück. Wir fordern deshalb Herrn Max Lindner auf, uns seine genaue Adresse aufzugeben.

Und endlich können wir dem Vorstehenden noch hinzufügen, daß auch über Friedrich Gohl genügende Auskunft vorliegt, nach welcher er sich in Indianapolis niedergelassen hat.

Angesichts dieser erfreulichen Ergebnisse drängt es uns, allen denen, welche uns beim Aufsuchen der Verschollenen behilflich gewesen sind, auch an dieser Stelle unsern herzlichsten Dank zuzurufen. Wir lassen nun die Fortsetzung unserer Vermißten-Liste folgen und bitten unsere Leser, auch dieser ihre Beachtung zu schenken, denn nur so wird es möglich, den bisher erzielten schönen Erfolgen weitere anzureihen.

Fortsetzung der Vermißten-Liste aus Nr. 21 des Jahrgangs 1893.

320) Auguste Emilie Jung, geb. Patz, aus Oelsnitz im Vogtl., welche etwa 50 Jahre alt ist und früher in Crimmitzschau und Meerane wohnte, wird von ihrem Schwager um Nachricht gebeten.

321) Ein Elternpaar verlangt nach seinem Sohne, dem am 24. März 1861 geborenen Fleischergesellen Karl Ernst Reinhold Hübner. Die letzte Kunde von ihm kam aus Duisburg am Rhein am 13. Juni 1889.

322) Von London aus, wo er als Weinküfer arbeitete, hat der am 7. Juni 1863 zu Uetersen (Holstein) geborene Wilhelm Cordts im Juni 1885 das letzte Lebenszeichen von sich gegeben.

323) Richard Duderstedt, geb. am 14. Aug. 1858 zu Leipzig, hat als Kürschner gelernt und ist im Jahre 1881 nach Amerika gegangen, dort hielt er sich in New York und Boston auf, von wo er im Novemb. 1887 schrieb, daß er als Seemann nach Westindien und Westafrika fahren wolle.

324) Von seinem Vater sehnlichst herbeigewünscht wird der Seefahrer August Rathke, geb. am 14. Febr. 1860 zu Stolpmünde, der auf einem englischen Schiff Danzig verließ und später auf den Südseeinseln gesehen worden sein soll.

325) Von seinem Bruder wird gesucht der Schmied August Kügler, geb. am 29. Septemb. 1826 zu Fellendorf, Kr. Liegnitz, welcher im Jahre 1857, nachdem er den Krimkrieg mitgemacht hatte, in der Uniform eines englischen Wachtmeisters in Berlin zu Besuch weilte und später aus Hamburg schrieb.

326) Die letzte Nachricht von dem zu Lützen bei Leipzig geborenen jetzt etwa 64 Jahre alten Kürschner, späteren Maurer Anton J. Holstein kam zu Beginn des Jahres 1874 aus Aliwal North im Capland, seitdem ist Holstein verschollen.

327) Der Buchbinder und Lederarbeiter Heinrich Emil Voigt, geb. den 5. Novemb. 1839 zu Rittersgrün in Sachsen, hielt sich vor einer Reihe von Jahren in den verschiedensten Stellungen, so als Kellner, Zeitungsträger und Reisender, zu St. Louis, Mo. auf. Voigt soll Freimaurer gewesen sein und die Absicht gehabt haben, sich nach San Francisko zu begeben.

328) Seit dem Jahre 1870 hat der frühere Schriftsetzer, spätere Reisende und Zeitungskolporteur in Amerika, August Elster, welcher am 2. Juli 1840 zu Stolberg am Harz geboren ist, nichts mehr von sich hören lassen. Elster weilt vermutlich noch in Amerika oder in Spanien.

329) Eine betagte Mutter möchte vor ihrem Tode noch einmal Nachricht haben von ihrem Sohne, dem Drechslergesellen Heinrich Carl Leonhardt, welcher am 4. Juli 1861 zu Seifersdorf bei Roßwein geboren wurde. Im Oktober 1885 war Leonhardt als Minenarbeiter in Brisbane (Australien) angestellt.

Ein Wintertag in St. Petersburg. (Zu dem Bilde S. 784 und 785.) Während das qualvolle Hinsterben Zar Alexanders III. allenthalben das menschliche Mitgefühl bewegt, vor allem aber die russische Hauptstadt mit Trauer erfüllt, ruft unser Bild das Gedächtnis an Tage wach, da sich das russische Staatsoberhaupt noch im Vollbesitz seiner Gesundheit fühlte und bei schönem Winterwetter gelegentlich auch mitten im fröhlich festlichen Treiben des Schlittenverkehrs in den Promenadenstraßen St. Petersburgs gesehen werden konnte.

Freilich, er kam nicht gern nach Petersburg, das in ihm die Erinnerung an das schreckliche Ende seines Vaters durch die Dynamitbomben der Nihilisten neu belebte. Seine Residenz blieb das alte Schloß in Gatschina, wo er ungestört den Regierungsgeschäften und seiner Familie leben konnte. Aber ab und zu vermochte er sich der Verpflichtung, die Hauptstadt zu besuchen, doch nicht zu entziehen. Er wohnte dann gewöhnlich nicht im Winterpalais, wohin man vor dreizehn Jahren seinen Vater sterbend im Schlitten gebracht hat, sondern im Anitschkowpalast, den er bereits als Thronfolger bezogen hatte. Er liegt am Newski-Prospekt und zwar an einer der schönsten Stellen desselben. In seiner unmittelbaren Nähe hat man das Alexandratheater, die Bibliothek, den Kaufhof und das Stadthaus vor sich, so daß man also hier nacheinander die Petersburger bei ihrem Vergnügen, beim Studium, beim Kaufen und Verkaufen, sowie endlich bei ihren städtischen Verhandlungen beobachten kann. Die glänzendste Lebensentfaltung entwickelt sich aber hier, wenn ein heller Wintertag den Petersburger ins Freie lockt.

Ein Petersburger Wintertag bei zwanzig Grad Kälte! Den deutschen Leser überläuft es eiskalt, wenn er daran denkt, und er schiebt schnell einige Stücke Holz in den Ofen, um die unangenehmen Vorstellungen, die dabei in ihm entstehen, zu verscheuchen. Aber in Wirklichkeit ist der Winter für die besitzenden Klassen in Petersburg eine der lustigsten Sachen, die es giebt. Die Kälte ist dort nicht mit trübem Wolkenhimmel und Nebel verbunden, die uns nervös machen und das unbehagliche Gefühl des Fröstelns erzeugen. Die Luft ist krystallklar, der Himmel hellblau, die Sonne scheint fröhlich hernieder und vergoldet die Spitzen der Kirchen und Kapellen. Der Schnee knirscht unter den Füßen und über ihn hinweg gleiten pfeilschnell unzählige Schlitten. „Das ist heute einmal ein guter Frost,“ sagt der gemeine Mann, indem er sich die Ohren reibt und in das nächste Wirtshaus geht, um ein Gläschen zu trinken. In Petersburg regt die Kälte zur Lebenslust an, man sieht in ihr einen Feind, den zu besiegen Freude macht. Das gilt vor allem gerade vom Newski-Prospekt, der prachtvollen Hauptstraße der Zarenresidenz mit ihren unzähligen Kaufhäusern, Palästen, Kirchen und Denkmälern, vor welchen sich die Menge unaufhörlich drängt. Fast fünf Kilometer zieht sich diese Straße vom Admiralitätsplatze bis zum Moskauer Bahnhof hin. Die Hauptpromenade bildet der Teil von der Polizeibrücke bis zur Anitschkowbrücke.

Unser Bild zeigt uns den schönen Square vor dem Alexandratheater, das durch die korinthischen Säulen des Peristyls und die Quadriga von Erz auf dem Dach charakterisiert wird und vor welchem sich ein Standbild der Kaiserin Katharina II. erhebt. An der Ecke der großen Gartenstraße und des Alexandraplatzes befindet sich die Kaiserliche Bibliothek. Die kahlen Bäume sind von Schnee und Frost versilbert und die Schlitten fliegen nach allen Richtungen durcheinander. Sie haben zum Teil allerliebste phantastische Formen, wodurch sie noch leichter und eleganter erscheinen. Der dicke Kutscher hält die Zügel fest in der Hand und freut sich, wie feurig seine Pferde mit den Hufen den Boden schlagen, wie ihre Nüstern blasen, wie das Schneenetz fliegt und alles lustig und zufrieden ist. Da drehen sich die Fahrgäste und Spaziergänger plötzlich nach einer Seite, die Gorodowois (Schutzleute) stellen sich kerzengerade hin, schlagen die Hacken zusammen und legen die Hände an die Hüften. „Der Zar kommt!“ hört man rufen und schon saust der prachtvolle Schlitten an uns vorbei, in welchem das Kaiserpaar sitzt. Die mächtige Gestalt des Kaisers und neben ihm die zarte, noch immer mädchenhafte Figur seiner Gemahlin werden sichtbar auf der Rückfahrt nach dem Anitschkowpalast. Bei dem tragischen Ende, das inzwischen den bedauernswerten Fürsten ereilt hat, kann man nicht ohne Ergriffenheit bei dieser Straßenscene verweilen, wo er, von der Bevölkerung freudig begrüßt, ein Bild der Gesundheit, dahinfährt. Eugen Zabel.

Die Taubenpost. (Zu dem Bilde S. 777.) Die Tauben waren im Altertum die Vögel der Venus; wer war darum mehr berufen als sie, die Briefpost der Liebenden zu übernehmen! Das Bild von Diana Coomans zeigt uns zwei anmutige Mädchen, von denen die eine den treuen Boten der Liebe in die Lüfte entsendet. Freudiges Zutrauen spricht sich in den Mienen der Absenderinnen aus, die Hoffnung auf glücklichen Erfolg und auf eine Antwort, welche die heißen Wünsche des Herzens befriedigt. Ein milder Frieden ruht auf der ganzen Landschaft — den Segler der Lüfte wird kein Sturm verschlagen. †

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Musicus 15. Eine ausführliche Biographie von Johann Strauß, dem Komponisten des Donauwalzers, ist erst kürzlich, aus Anlaß seines 50jährigen Dirigentenjubiläums erschienen, verfaßt von Ludwig Eisenberg und verlegt von Breitkopf und Härtel in Leipzig. Dort finden Sie auch über die einzelnen Operetten genauere Nachweise.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 47. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Um fremde Schuld.

(11. Fortsetzung.) Roman von W. Heimburg.

Gleich nach Tische kam der „Junge“, und die Base konnte doch nicht anders, als stolz zu ihm aufsehen und ihm zunicken. „Ein schmucker Kerl bist geworden, Robert,“ sagte sie bewundernd.

Er war früh in der Kirche gewesen und hatte uns vermißt.

„Die Anneliese hat die Zeit verschlafen,“ entschuldigte die Base. „Sie ist das lange Aufbleiben nicht gewöhnt; wir haben eine Predigt für uns gelesen.“

„Ich war nach der Kirche beim Pfarrer und in der Schule. 's ist noch ebenso wie früher und doch alles anders, Base. Und dann bin ich am Mühlbach entlang gewandert und habe mit einem Mühlknappen Bekanntschaft geschlossen. Da sind ja bedeutende Neuerungen gemacht, Hochmüllerei, Porzellan-Walzenstühle und eine recht stattliche Handelsmüllerei; das Mehl gehe bis nach dem Posenschen hinunter, sagt er. Uebrigens,“ fuhr er fort, „ist heute ein Tag, daß man mit vollen Zügen atmen muß, so recht zum Spazierengehen geschaffen. Wie ist's, Base?“

„Ach, Robert, mit meinen alten Beinen! Du würdest bald ungeduldig werden. Aber Anneliese — gelt, Fräulein Anneliese, Ihnen macht's Spaß?“ wendete sie sich an mich.

Er sah mich fragend an; er saß am Fenster und die Sonne schien über seinen braunen Krauskopf, und unter dem Schnurrbart blitzten seine Zähne beim Lächeln. „Sie sind ja gut zu Fuß, Fräulein von Sternberg — aber macht's Ihnen auch Vergnügen, mit solch fremdem Menschen die Waldwege abzuklappern? Der Schnee ist tief, und bis zum Futterhäuschen im Heimbachgrund ist's eine gute Stunde.“

„Ich fürchte mich nicht vor Schnee und weiten Wegen,“ sagte ich, „und freue mich, neue Spaziergänge kennenzulernen.“ Damit verließ ich das Zimmer, um mich für den weiten Weg anzuziehen.

So gingen wir diesen Tag zusammen und den nächsten und den darauf folgenden, und erst in der Dämmerung kehrten wir jedesmal heim. Die Base ließ uns ruhig miteinander hinauswandern, die gute Seele hatte keine Ahnung, was die Welt von einer Ehrendame verlangt; sie redete eifrig zu, die schönen Stunden zu Ausflügen zu benutzen. Sie saß derweil am Fenster und las oder spann und erwartete uns mit heißem Thee und freundlichen Worten. Dann blieb Robert zum Abendessen, wozu die Base ihn einlud, und wir spielten „Dame“ oder ein einfaches Kartenspiel mit der alten Frau, um Nüsse wie die Kinder.

Alle seine Lieblingswege lernte ich kennen, und während wir so dahinschritten, erzählte er von Chicago, von dem großen Unternehmen, das sein Vater gegründet hatte und das jetzt in den Händen eines vorzüglichen Geschäftsführers gut genug aufgehoben sei, so daß er selbst ohne Sorge fern bleiben könne. Einmal auch waren wir übermütig wie Jungen und bewarfen uns über und über mit Schneebällen, und ein andermal saß ich wie ein Kind im Handschlitten und ließ mich von ihm spazierenfahren. Nicht einen Augenblick hatte ich das Gefühl, daß ich etwas thue, was gesellschaftlich für unmöglich gilt. Es war mir, als ginge ich an der Seite eines Bruders oder Vetters, neben jemand, dem man vertraut gleich sich selber.

Die Base schaute wie fragend in unsere lachenden



Straße in Kanton.

Augen, wenn wir zurückkamen, und wenn wir unbefangen weiter plauderten und uns neckten, dann seufzte sie.

Der Tag vor Sylvester war gekommen; am ersten Januar mußte Robert Nordmann wieder abreisen. Da machten wir uns noch einmal, zum letztenmal, auf den Weg, etwas stiller als sonst, denn die Base hatte geweint. Sie begleitete uns die Treppe hinunter und sah uns vom Hofthor aus nach, bis wir im Wald verschwanden. Sie hatte die Hand über die Augen gelegt, so blendend war der Schnee.

„Nun sitzt sie wieder da und macht sich Sorgen," sagte ich zu meinem Begleiter, der nachdenklich neben mir schritt.

„Die braucht sie sich leider nicht erst zu machen, Fräulein von Sternberg," antwortete er, „die sind schon vorhanden, aber ich kann sie ihr nicht abnehmen. Ich möchte alles thun für die gute alte Frau, aber das, was sie verlangt, darf ich nicht thun. Denken Sie nur, gestern abend, nachdem ich fortgegangen war, haben ihre alten ungelenken Finger an mich geschrieben, und heute in aller Morgenfrühe brachte Hübners Gymnasiast das Schriftstück. Ich habe bis jetzt noch nichts Schriftliches von der Base in Händen gehabt, und ich hätte lächeln mögen, wenn mir's nicht so — so herzbrechend wahr und klar wäre, was sie alles schreibt. Uebrigens, Fräulein Anneliese, Sie haben's ihr angethan, ihr drittes Wort ist: mein armes Annelieseken!"

„Was habe ich zu thun damit?" fragte ich rasch.

Er sah mich an. „Eigentlich nichts, und doch —"

„Aber wieso denn?"

„Nehmen Sie sich in acht, da kommt ein Graben — hopsa!" rief er und stützte mich. „Der Schnee macht alles Ungleiche gleich, Fräulein Anneliese," fuhr er fort, „kommen Sie näher an meine Seite — so — und gehen Sie etwas langsamer, bitte! Es ist so schön unter diesen Weihnachtsbäumen, die der Herrgott selber aufgeputzt hat. Sehen Sie, wie die Tannenzapfen vom Rauhreif blitzen, just wie wenn sie oben in der Lausche aus Glas gesponnen wären; und was hat der Schnee für wunderbar blaue Farbentöne im Schatten!"

„Was hab' ich mit den Sorgen zu thun, die sich die Base um Ihretwillen macht?" fragte ich hartnäckig.

„O, Sie vergessen — Sie gehören jetzt zur Familie, weiter nichts," scherzte er.

„Ich gehöre nicht zur Familie Wollmeyer," rief ich ärgerlich. „Und das ist's auch nicht — Sie wollen mir ausweichen."

„Sie gehören doch zur Familie Wollmeyer," sagte er plötzlich sehr ernst, „und eines Tages werden Sie mich nicht mehr leiden mögen, und wenn ich Sie fragen würde: gehen Sie mit in den Wald spazieren? so würden Sie mir den Rücken kehren — kehren müssen, denn ich werde Ihnen erscheinen wie ein Kirchenschänder —"

„So ein Unsinn!" rief ich und warf ihm eine Handvoll Schnee am Gesicht vorüber, „jetzt will ich nichts mehr davon hören."

„Aber nicht wahr," fragte er, ohne meine Neckerei zu bemerken, „man kann auch seine Feinde achten und verstehen, Fräulein von Sternberg, nicht wahr?"

„Gewiß — aber nicht lieben," sagte ich unbedacht, und Herr Wollmeyer stand vor meinen Augen, der achtungswerteste Bürger Westenbergs, wie die Komtesse ihn einst genannt hatte, und nach meiner Ueberzeugung mein bitterster Feind. „Es ist sehr schwer, was Christus für unsere Feinde verlangt, die Liebe; ob viele Menschenherzen es vermögen, ihre Feinde zu lieben?"

„Nicht lieben — das wäre das Beste in diesem Falle — das Beste!" sagte er leise, „oder ein großes Kämpfen würde beginnen, ein Kämpfen, dem man kaum gewachsen ist." Und als ob er sich herausreißen wollte aus diesen Gedanken, fing er an zu pfeifen, einen Marsch oder irgend etwas Lustiges, und dann sprach er von gleichgültigen Dingen.

Ich aber wußte plötzlich, was er meinte, und als wir in der Nähe des Futterplatzes standen und heimlich ein paar Rehe beobachteten, die zierlich das Heu aus der Raufe nahmen, sagte ich unvermittelt: „Einen Fall weiß ich, der Sie mir als meinen Feind erscheinen ließe, selbst wenn ich Sie verstände und achtete."

Er sah mich groß und fragend an.

„Wenn Sie etwas thäten, das dazu beitrüge, meine Mutter noch unglücklicher zu machen, als sie schon ist!"

„Sie ist unglücklich?" klang es leise zurück.

„Ich glaube, sie muß es sein — Sie wissen es so gut wie ich, daß sie es sein muß."

Er sah wieder zu den Rehen hinüber. „Ich möchte Ihrer Mutter die Hände unter die Füße breiten," sagte er.

Ich zitterte vor Angst und Aufregung. „Erzählen Sie mir doch alles," bat ich. „Daß Ihnen Unrecht geschehen von dem Wollmeyer, dem Manne meiner Mutter, das hat mir die Base anvertraut, das weiß ich —, aber —"

„Heute nicht, ach, heute nicht!" unterbrach er mich. „Lassen Sie mir doch diese paar Tage voll Frieden, bitte, bitte! Wenn Sie wüßten — seit dem Weihnachtsabend — was ich seit dem Weihnachtsabend durchgekämpft habe, Sie fragten mich nicht."

Er ging hastig einige Schritte vorwärts und kam dann ebenso hastig zurück; sein hübsches frisches Gesicht hatte einen so vergrämten qualvollen Zug, daß es völlig verändert schien. Ich stand am Stamm einer Buche; er hatte mit einer Gerte, die er unterwegs abgeschnitten, den Schnee von einem Baumstumpf entfernt, nun setzte er sich darauf und stützte den Kopf in die Hand.

„Seien Sie versichert, daß Sie kein vorschnelles liebloses Urteil zu erwarten haben. Sagen Sie es mir!" bat ich wieder. „Sie können sich nicht denken, wie ich unter der Unkenntnis aller dieser Verhältnisse leide; Sie wissen nicht, in welch peinlicher Lage ich mich überhaupt befinde. Sie kann durch Ihr Hinzukommen kaum schwerer werden und wenn auch — mir ist die schlimmste Gewißheit lieber als dieses Ahnen, Fürchten." Ich war dicht vor ihn getreten. „Bitte!" wiederholte ich noch einmal.

„Es kann nicht schwerer werden, sagen Sie — vielleicht für Sie nicht, für mich aber hat Ihr Hinzukommen so viel erschwert —"

„Ach, sprechen Sie nicht so weiter, sagen Sie mir doch einfach die Wahrheit!"

Da griff er nach meinen Händen, und sie an seine Augen haltend, sprach er leise: „Er hat meinen Vater ehrlos gemacht — Sie wissen, wen ich meine. Mein Vater hat sein Weib, seine Heimat verloren durch diesen Bubenstreich. Drüben hatte er zwar Glück, was man so Glück nennt: er erwarb ein Vermögen, der arme schüchterne Schullehrer, und hinterließ ein bedeutendes Kapital, eine der größten Fabriken Chicagos, aber die Sehnsucht nach Deutschland quälte ihn bis zur Stunde, wo er die Augen schloß. Und diese Sehnsucht habe ich geerbt; acht Wochen nach seinem Begräbnis bin ich abgereist. Das letzte Wort, das mein Vater zu mir sprach, war: ‚Mach' mich wieder ehrlich drüben, reise hin! Du kannst es, Du bist nicht so ein ungewandter Mensch, wie ich es war. Du hast alles dazu, hast die Kenntnisse, das Geld, die Jugendkraft.' Und ich bin gekommen, ich habe nicht allein alles das, was mein Vater aufzählte, ich habe auch die Beweise, daß man meinen Vater schuldlos verdächtigte, das heißt, die Base muß sie haben. Ich bin gekommen in der Absicht, drüben meine Zelte abzubrechen und sie in Deutschland wieder aufzubauen, wenn möglich hier in der Heimat. Ich bin gekommen, weil ich krank war vor Sehnsucht nach meinem Vaterlande, weil mir bei aller Arbeit und allem Erfolg immer nur das eine vorgeschwebt hat, ein deutsches Heim im deutschen Land. Und dazu muß ich meinen ehrlichen Vaternamen wieder haben, weil — — ach, lassen Sie mich aufhören, Fräulein von Sternberg!"

„Und um dies zu erreichen, wird meine Mutter einen gebrandmarkten Namen tragen müssen," antwortete ich ruhig.

Er ließ meine Hände sinken. „Sehen Sie, da sind wir —" murmelte er.

„Sie meinen, ich mißbillige Ihr Vorgehen?" fragte ich. „O, ich würde Sie nicht verstehen, wenn Sie anders handeln wollten, Robert Nordmann!"

„Anneliese!" sagte er leise.

„Was geht meine Mutter, was gehe ich Sie denn an?" sprach ich weiter, laut und hart, und die Brust that mir weh, aus der diese Worte kamen. „Die Ehre Ihres Vaters, Ihres Namens, die muß Ihnen die Hauptsache sein. Ich begreife, daß es peinlich für Sie ist, mich kennengelernt, freundlich mit mir geplaudert zu haben, aber seien Sie versichert, ich verstehe Sie vollkommen, ich würde zweifellos — ja, das weiß ich bestimmt — ich würde ebenso handeln. Und nun kommen Sie, lassen Sie uns heimgehen; die Sonne ist fort und mich friert."

Er erhob sich, schwerfällig wie ein alter Mann; als wär' er nicht mehr der nämliche elastische Mensch, so ging er neben mir, ohne ein Wort zu sprechen. Rasch, die ganze Landschaft in fahle Schatten tauchend, kam die Dämmerung, der Schnee knirschte unter unsern Tritten und die Sterne stiegen am kalten klaren Frosthimmel

empor in funkelndem Glanz. In den Häusern des Dorfes brannten schon die Lichter, als wir aus dem Walde traten und den Feldweg dahinschritten. Neben dem blaugrauen Schneelicht des Winterabends erschienen die erhellten Fenster tief orangerot. Auch die Base hatte schon ihr Lämpchen angezündet; sonst wartete sie stets damit, bis wir kamen, heute war alles anders. Sonst fröhliches Geplauder, heute gingen wir nebeneinander ohne ein Wort. Der rosige Schleier der Unbefangenheit, der bis jetzt unsere Beziehungen umspielte, den wir fest, sehr fest gehalten hatten, er war zerrissen; nüchtern und kalt, mit verzerrtem Gesicht sah die Zukunft uns an.

Ein paarmal versuchte er zu sprechen, aber es war nur ein kurzer Laut, den er hervorbrachte. Am Hofthor blieb er stehen. „Gute Nacht, Fräulein von Sternberg!"

„Wie, Sie wollen nicht mit heraufkommen?"

„Darf ich denn noch?"

„Was denken Sie von mir! Weil Sie Ihres Vaters Wunsch erfüllen, weil Sie eine Rechtfertigung suchen für ihn, soll ich, die Sie vollkommen versteht, böse sein? Ich bitte Sie, Herr Nordmann, sehen Sie völlig ab von dem, was ich dabei empfinde; in Ihrer Macht liegt's nicht, Mama ein trauriges Schicksal zu ersparen. Weder Sie noch ich tragen die Schuld an dem, was kommen mag."

„Das ist wahr, aber es wird mir schwer, Sie so traurig zu sehen."

In diesem Augenblick rief die Base aus dem Flurfenster nach uns.

„Kommen Sie, verderben Sie der alten Frau nicht den Sylvesterabend!" bat ich, vorangehend.

Mit schweren Schritten kam er hinter mir drein.

„Anneliese," sagte die Base, „zwei Briefe sind da."

„Von Mama?" fragte ich und ergriff beide Schreiben zugleich. Nein, sie waren nicht von Mama; das eine zeigte die Handschrift meines Stiefvaters, das andere die der Komtesse. Ich habe immer das Unangenehmere zuerst erledigt, so erbrach ich zunächst Herrn Wollmeyers Brief.

„Reisen Sie am ersten Januar so frühzeitig von Langenwalde ab, daß Sie den um zehn Uhr fälligen Schnellzug erreichen. Wir erwarten Sie abends neun Uhr hier. Die Base wird Sie begleiten. Wollmeyer."

So, das war ja sehr diktatorisch! Die Zähne zusammenbeißend, öffnete ich den Umschlag des anderen Schreibens.

„Mein liebes Kind!

Ich erwarte von Dir, daß Du diesmal nicht widersetzlich bist. Len' braucht Dich; sie ist sehr still, sehr teilnahmlos, sie hat entschieden Sehnsucht nach Dir. Also komm bald! Ich bin wie zerschlagen von allem Weihnachtstrubel, habe Deine kleine Hilfe vermißt dieses Jahr. Auf Wiedersehen! Es grüßt Dich
Deine Tante Komtesse D."

„Wir sollen morgen nach Westenberg reisen, Base, ganz früh."

„Wie?" fragte die alte Frau.

Ich wiederholte die nämlichen Worte.

„Meine Güte, wer sagt denn das?" rief sie ärgerlich.

„Herr Wollmeyer."

„Aber das ist ja gar nicht möglich!" klagte sie, die Hände zusammenschlagend.

„Es muß möglich sein, Base, denn Mama hat Sehnsucht nach mir."

„Ist sie krank?"

„Ich weiß es nicht."

„Und ich soll mit? Erst soll ich fort aus Westenberg, jetzt soll ich wieder hin!"

„Gewiß zum Schutz für mich, Base. Ich könnte ja ganz gut allein reisen, aber — hier steht's schwarz auf weiß."

„Große Güte, wie soll ich nur fertig werden! Wir müssen ja schon um fünf Uhr fort morgen früh," jammerte sie und lief, so eilig sie konnte, in das Nebenzimmer.

Robert Nordmann hatte indessen bewegungslos am Ofen gestanden.

„Ich werde helfen müssen," murmelte ich und schickte mich an, der Base zu folgen. Aber sie litt mich nicht drinnen. Ich solle um Gotteswillen gehen, sie verliere sonst ganz den Kopf; sie werde schon alles allein einpacken, sie und die Rike von Hübners. Keine Möglichkeit ihr zu helfen; so kam ich wieder zurück und setzte mich an das Fenster der Wohnstube. Es war dunkel, denn die alte Frau hatte die Lampe mitgenommen, dunkel und still, bis auf das Ticken der Uhr. Der Mann am Ofen regte sich nicht.

Wie im Schlaf hatte ich diese letzten Wochen verlebt in den stillen Bergen, wie im tiefen Schlaf, der mir einen schönen kurzen Traum geschenkt. Nun war das Erwachen gekommen, ein böses Erwachen; die Süßigkeit des kaum entschwundenen Traumes machte die Wirklichkeit noch öder. Was würde nun werden? Wann würde Robert Nordmann seine Abrechnung halten? So lange er die Uniform trug, nicht, hatte er gesagt — Mama hatte eine Gnadenfrist, bevor sie erfuhr, daß sie eines Betrügers Frau sei. Ueberleben würde sie das nicht, ich fühlte es, aber niemand konnte es ihr ersparen. Unwillkürlich faltete ich die Hände. Einen Ausweg — einen Ausweg, lieber Gott!

Die Thür zum Nebenzimmer öffnete sich jetzt ein wenig. „Ach, Robert," rief die Base, „einen Augenblick!"

Langsam ging er hinüber und verschwand in ihrem Schlafzimmer. Weder sie noch ich hatten acht darauf, daß die Thür nicht wieder fest geschlossen wurde. Ich hörte zunächst ein leises Gemurmel, völlig unverständlich für mein Ohr, dann seine laute ruhige Stimme: „Und wenn es tausendmal so wäre, wie Du sagst, Base, erst recht müßte ich dann so handeln. Oder glaubst Du, ich böte einem geliebten Mädchen den besudelten Namen? Denkst Du, ich ertrüge es, die Leute mit Fingern auf uns zeigen zu sehen, zu hören, wie sie sagen: ‚Das ist ja der Nordmann, dessen Vater steckbrieflich verfolgt ist, weil er gestohlen hat, des Nordmann, der gesessen hat!' Und nun bitte ich Dich, lassen wir die Erörterungen. Du verwirrst mich mit Deinen Einwürfen, und ich habe einen klaren Kopf jetzt nötiger denn je."

Ich war gegangen, um die Thüre zu schließen, damit ich von dem Gespräch nichts mehr vernähme. Sie merkten es nicht, nun ich es that. Aber ich hatte genug gehört. Ach, deshalb! Er liebt, er will sich verloben. Es schien mir mit einmal so kalt im Zimmer, daß mir die Zähne zusammenschlugen.

Plötzlich vernahm ich die Stimme der Base, welche tief aufseufzte: „Wollte Gott, ich wäre tot! Ach, Robert, Robert! Meine Anneliese, meine arme kleine Anneliese!"

Da sprang ich empor in zorniger Aufwallung, die mich meiner ruhigen Ueberlegung völlig beraubte; mit einem Ruck war ich drinnen und stand mit drohender Gebärde vor der alten Frau. „Wir wollen kein Mitleid, ich nicht und die Mama nicht!" rief ich. „Herr Nordmann handelt wie recht und billig, und wenn er sich von Ihnen bereden läßt, diesen Wollmeyer zu schonen, so würde ich selbst vor diesen hintreten und sagen, daß er betrogen hat!"

Die Base war auf mich zugeeilt und faßte meine Schulter. „Jesus, Annelieseken! Robert, nun hat sie es gehört!"

Er kam herüber und nahm meine Hand. „Leben Sie wohl, Fräulein Anneliese," sagte er, dann wandte er sich und ging. Ich sah noch, wie die Thür hinter ihm zufiel, vor meinen Augen wogte ein roter feuriger Schein, ich tastete nach der Base wie nach einem Halt, dann schwand mir die Besinnung.

Als ich wieder erwachte, lag ich auf meinem Bett; die Lampe war tief heruntergeschraubt und auf einem Fußschemel hockte die alte Frau. Sie hatte eine Schüssel mit Wasser neben sich stehen, in der eine Kompresse lag. Bei meiner Bewegung fuhr sie empor und beugte sich über mich.

„Anneliesеken, reden Sie doch man bloß ein Wort. Kennen Sie mich denn, Anneliesеken?"

Mühsam besann ich mich. „Wo ist Herr Nordmann?" fragte ich dann hastig.

„Ach Gott, Kind, regen Sie sich doch nicht auf! Er ist fort. O, Anneliese, wär' er doch drüben geblieben, wär' er doch nie wieder gekommen!" jammerte sie.

„Er thut recht!" sagte ich kurz.

„Ja, ja!" schluchzte sie. „Aber darum ist's doch so schwer!"

„Gehen Sie zu Bett, Base, bitte, bitte! Ich bin müde und möchte schlafen."

Endlich ging sie. Ich lag in dieser Neujahrsnacht wachend und hörte die Glocken der Kirche, die um Mitternacht geläutet wurden. Wo mochte er sein? Und dann barg ich den Kopf in die Kissen und mir rannen schwere heiße Thränen aus den Augen.

O, thörichte Anneliese, für Dich giebt's kein Glück!

Am andern Morgen bei völliger Finsternis reisten wir ab; die Base bis zur Unkenntlichkeit vermummelt in Hübners alten Jagdpelz, den er ihr für die Schlittenfahrt zur Querslebener

Bahnstation geliehen hatte. Das Wetter hatte umgeschlagen, ein unnatürlich lauer Wind fuhr durch die Bäume, und der Schnee auf den Wegen war weich und naß. Hübners hatten das Frühstück besorgt und packten uns mit betrübter Miene in den Schlitten. Mir war grenzenlos bang zu Mut, als ich den guten Menschen die Hand zum Abschied reichte, so wie einem sein mag, der aus sicherem Hafen auf das wilde bewegte Meer hinausfährt. Ach, wie öde war es in mir geworden seit gestern!

„Adieu, gnädiges Fräulein, wir wünschen, daß sich die Frau Mama bald wieder ganz wohl fühle," sagte Frau Hübner.

Die Pferde zogen an. Die Schlittenglocken klangen erst etwas wirr durcheinander, dann schickten sie regelmäßig ihren Dreiklang in die Nacht hinaus, die Laterne des Gefährts warf ihren Schein über den Weg, und vorwärts ging's in den Kampf des Lebens.

Die Base schien zu schlafen, sie saß da in dem riesigen Pelz, ohne sich zu rühren; der Kutscher vorn auf dem Bock schlief wohl auch und die Pferde trotteten schlaftrunken den wohlbekannten Weg dahin. Da bewegte sich etwas hinter mir und, mich erschreckt zur Seite wendend, gewahrte ich einen Soldatenmantel und darüber ein wohlbekanntes Antlitz unter der Militärmütze. Robert Nordmann hatte sich auf den Schlitten geschwungen.

„Sie?" fragte ich.

„Ich will Ihnen Lebewohl sagen," flüsterte er. „Einmal müssen Sie mir die Hand noch geben, müssen versprechen, daß Sie ein freundliches Andenken bewahren wollen an — diese Tage zwischen Weihnachten und Neujahr." Seine Stimme klang bewegt, seine Augen hatten einen ernsten bittenden Ausdruck.

„Was auch kommen möge," sagte ich, „immer werde ich an diese Tage denken."

„Immer?"

„Immer, Herr Nordmann."

Der Schlitten glitt weiter mit der schlafenden Base, dem nickenden Kutscher, hinein in den windigen Wintermorgen. Kein tröstlicher Stern am Himmel, nichts als das Licht der Laterne, das den Weg dürftig erhellte; so wie wir in die Zukunft hineinsahen, so war es auch um uns her — kein Stern, kein heller Schein.

„Anneliese," flüsterte er dicht an meinem Ohr, „Anneliese, vergessen Sie nicht, daß ich bei dem, was kommen muß, tausendmal unglücklicher sein werde als Sie."

„Aber warum?" murmelte ich und hatte die Empfindung, als ob der Wind, der eben meinen Schleier vom Gesicht wirbelte, glühend sei, so klopfte mir das Blut in den Schläfen.

„Warum? Wissen Sie es wirklich nicht, Anneliese?"

Ich bog den Kopf zurück, wenden konnte ich ihn nicht, so knapp war der Platz neben der Base, und ich hätte sie nicht wecken mögen in diesem Augenblick, um die Welt nicht. Ich konnte es nicht hindern, daß mir ein paar Thränen über die Wangen liefen, thörichte heiße Thränen. „Sie sollen nicht unglücklich sein, Sie sollen es nicht so schwer nehmen," sagte ich halb erstickt.

Da fühlte ich meinen Kopf zwischen seinen Händen und fühlte brennende Lippen auf meinen Augen. „O wir Zwei," sagte er, „wir armen Zwei!" Und dann ein Kuß auf meinen Mund, ein langer Kuß — — —

Der Platz hinter mir war leer, noch ebenso dicht die Finsternis; vor meinen Augen aber war es hell geworden, nicht wie von der aufgehenden Sonne, nein, wie von einer scheidenden, die in höchster Purpurglut hinter schweren dunkeln Wolken versinkt. „Leb' wohl!" sagten die glühenden Strahlen, „jetzt kommt die Nacht." Und von Scheiden und Meiden klangen die Schlittenglocken durch den sturmgeschüttelten brausenden Wald, während ein noch schlimmerer Sturm an meiner Seele rüttelte. O wir Zwei, wir armen Zwei! Leben und Tod in einem Atemzuge! Wir hatten uns gefunden, uns zu verlieren — um fremde Schuld!

Ich kann's heute nicht mehr sagen, wie ich den Reisetag überstand. Die ganze Welt erschien mir anders; um viele Jahre gealtert kam ich mir vor, wie jemand, der weiß, daß er sterben muß mitten in der Maienzeit. Ich dachte nicht mehr an ein Hinausgehen unter fremde Menschen, ich wollte nur noch eins: bei meiner armen Mutter bleiben, so lange Gott uns zusammenließ, ihr in den kommenden schweren Zeiten ein Trost zu sein und heimlich das kleine Fünkchen Glück zu hüten, das mir der liebe Gott geschenkt, wenn es auch nie zur Flamme werden durfte.

So saß ich da, erschöpft von der seelischen Erregung, unfähig, zu sprechen. Die Base, die in dem warmen Coupé den Pelz nicht mehr trug, schwieg ebenfalls, und die Falten ihres Gesichts waren tiefer denn je. Am Bahnhof in Westenberg erwartete uns der Wagen, aber sonst empfing uns niemand. Die Herrschaft habe Besuch, sagte der Kutscher. Schweigend rollten wir durch die finstern Gassen und hielten vor dem Hause. Die obere Fensterreihe war erleuchtet, aber nur ein Stubenmädchen erschien, uns zu begrüßen. Hüstelnd trippelte die Base voran in unsere Zimmer.

„Mama war hier," sagte ich, als ich eintrat. Man hatte geheizt, den Tisch gedeckt, und unter der brennenden Lampe stand ein Veilchensträußchen. Und ehe ich noch den Mantel abgeworfen hatte, kamen auch Schritte durch das Vorzimmer, liebe, liebe Schritte, und im nächsten Augenblick lag mein Kopf an ihrer Brust.

„Meine liebe Anneliese," flüsterte sie, „nun bist Du wieder da!"

„Und bleibe bei Dir, Mama, immer, immer," sagte ich mit einem Ausdruck, in dem die ganze Erregung meines Herzens lag.

Sie strich langsam über meine Stirn und antwortete nicht. „Das wäre wohl schön," meinte sie endlich und sah wie abwesend an mir vorüber, „aber — aber — —"

„Ach, kein ‚aber', liebe Mama! Wir wollen nichts weiter thun, als die Gegenwart genießen, das heißt — unser beider Zusammensein. Ihr lebt doch gewiß jetzt recht still?" setzte ich verlegen hinzu, denn die Base hatte mir gesagt, daß Mama mich gewiß so vermissen würde, weil sie viele Zeit in ihrem Zimmer auf dem Ruhebett zu verbringen genötigt sei.

Sie sah mich verwundert an. „Ach nein, Anneliese, wir haben häufig Gäste, und deshalb ist's mir so lieb, daß Du da bist und mir ein wenig zur Seite stehst; und der Base bin ich auch sehr dankbar, daß sie mitgekommen ist. Sie nimmt mir gewiß wieder manche Last ab." Sie sagte das alles so müde, so apathisch, als lohne es sich kaum, darüber zu sprechen. Dann fragte sie etwas lebhafter, und eine Purpurglut überflog das schmale leidende Antlitz: „Du hast ja Wollmeyer das Geschenk von Brankwitz zurückgesandt?"

„Ja, Mama. Hattest Du das anders erwartet?"

Sie wand verlegen das Taschentuch in den Händen, und ein Zittern ging durch ihre Gestalt. „Ach — ich —" dann stockte sie.

„Hattest Du Unannehmlichkeiten dadurch, Mama?" fragte ich und faßte besorgt nach ihrer Rechten.

„Nein," gestand sie mit niedergeschlagenen Augen, „denn ich habe — Du wirst verzeihen, Anneliese — ich habe zufällig die Sendung abgefangen; ich behielt sie zurück, weil ich dachte — ich fände es richtiger, wenn Du das Geschenk vielleicht Brankwitz selbst zurückstellst, oder durch die Base, denn Bernhard — siehst Du — er — er —" Sie zitterte noch mehr, und die heißen schlanken Finger zwischen den meinen zuckten.

„Rege Dich nicht auf, Mama; Du hast gewiß recht," stimmte ich ihr bei. „Hätte ich seine Adresse gewußt, so würde ich natürlich gleich direkt — — sage mir nur, wo der taktvolle Absender gegenwärtig ist, dann will ich es sofort thun."

Sie sah mich an, hilflos wie ein krankes Kind. „Ich kann Dir nicht Auskunft geben, Anneliese; er ist von Cannes abgereist, aber —" und sie sprach es ganz leise, „in wenigen Tagen kommt er her."

„Hierher?" Ich mochte es heftig und angstvoll gerufen haben.

Sie schwieg mit bekümmertem Gesicht.

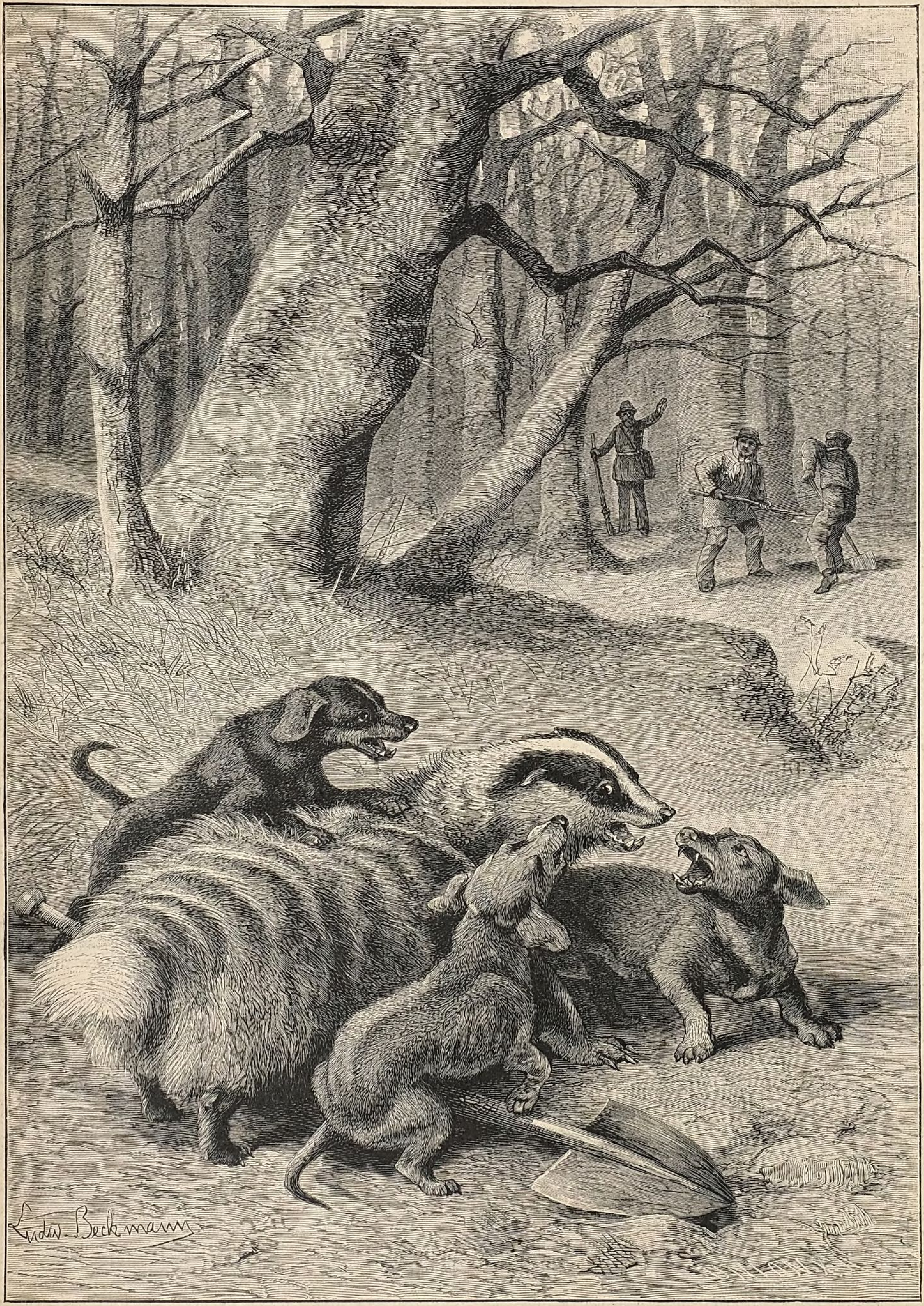
„Mama," bat ich, auf sie zutretend, „sage mir doch nur eines, beruhige mich doch — ich kann den Gedanken nicht fassen, daß Du, die mich immer lieb hatte —", ich verstummte, denn eben trat Wollmeyer über die Schwelle. Er sah rot und erhitzt aus wie stets, wenn er gut gegessen und getrunken hatte.

„Helene, aber ich bitte Dich!" rief er vorwurfsvoll, „die Landrätin steht da am Klavier und dreht ihr Notenblatt zwischen den Fingern — komm, komm, wer soll sie sonst begleiten? — Guten Abend, Anneliese; wir sprechen uns morgen. Ist die Base mitgekommen? Schön! Hat mir vermutlich viel Neues zu erzählen? Also gute Nacht! Komm, Helene!" Sie gingen.

„Alles noch ebenso," sagte ich, zu Papas Bild hinübersehend, „nur ich bin eine andere geworden."

Und auf einmal klopfte es, just als die alte Frau und ich beim Thee saßen, derb an die Thür und die Komtesse kam herein.

„Schau, schau!" rief sie, „wieder ins Nest geflogen?" Und sie küßte mich, drückte mich wieder in meinen Stuhl und setzte sich neben mich. „Laßt Euch nicht stören beim Essen, ich will nur 'mal die Krabbe hier sehen. Wie geht's, mein Küken? Hör 'mal, ich glaube, Du bist gewachsen, und hast ganz ernsthafte Augen bekommen!" Sie griff mir unter das Kinn und hob mein Gesicht.



Meister Grimbart in Nöten.
Nach einer Originalzeichnung von Ludw. Beckmann.

„Wo ist Deine gottgesegnete Frechheit geblieben, meine Kleine?" fragte sie weich. „Siehst aus wie ein gezähmtes Rehchen; ist das die Wirkung der Klausur da droben?" Und dann begann sie zu fragen und zu erzählen, und da hörte ich denn dies und das.

„Brankwitzens werden also erwartet; Dein Stiefvater giebt einen Ball, ein Kostümfest; die Einladungen werden schon ausgesandt. Du mußt Deiner Mutter ein wenig helfen, Anneliese; Du mußt überhaupt sorgen, daß sie mit mehr Mut ins Leben sieht."

„Ja, Tante."

„Seit wann bist Du denn so fügsam, daß Du gleich Ja und Amen sagst?" fragte sie erstaunt. „Früher hättest Du entschieden dagegen gesprochen! Hoffentlich bist Du es nicht auch in dem bewußten Punkt, oder haben sie Dich gezähmt da droben?"

„O nein, Tante."

„Na, dann ist's gut. Und weil Du jetzt gewissermaßen verständig geworden bist, will ich Dir 'mal etwas erzählen. — Wissen Sie nicht, Base," unterbrach sie sich, „ob der Brankwitz einen Bruder hat oder ob's außerdem noch Brankwitzens giebt in Berlin?"

„Hat keinen Bruder, Komtesse," murmelte die Base, „ist das einzige Exemplar. Hat auch, so viel ich weiß, außer seiner Schwester überhaupt keine Verwandten."

Dann legte sie den Löffel über die geleerte Tasse, ein Zeichen, daß ihre Mahlzeit beendet sei, faltete die knöchernen Hände zum stillen Dankgebet, nahm das Geschirr zusammen und verließ mit einem altmodischen Knix die Stube.

„Eine von denen, die immer seltener werden," sagte die Komtesse, ihr nachblickend. „Na, nu hör' aber! Du warst noch nicht lange fort, da klingelt es eines Morgens bei mir und gleich darauf stürzt die Josephine in mein Zimmer und kann vor Freude kaum Zipp! sagen. Hinter ihr drein, mit seinem bekannten gutmütigen Lachen, kommt mein Neffe, was man so ‚Neffe' nennt. Kennst ihn wohl noch; war damals als Fähnrich hier und ist mit Dir auf der Schützenwiese Karussell gefahren. Herr Gott, so'n langes Etwas vergißt man doch nicht! Du warst freilich ein kleines Hühnchen zu der Zeit. Na also, der ist jetzt schon Premier bei den Garde-Dragonern, ein Bild von einem Menschen. Hm! Ich wollte nur sagen, wie wir da beim Nachtisch sitzen und er einen Apfel kunstgerecht schält, das war schon immer seine Stärke, und wir hecheln die ganze Verwandtschaft ein Bissel durch, da fällst Du mir ein — bist ja auch ein Stück von meinem Herzen, Du gottlose kleine Range! ‚Hör' 'mal, Fritz,' sage ich — er heißt eigentlich Friedrich Dietrich und wird Fritz Dietz genannt — ‚kennst Du nicht zufällig einen Herrn von Brankwitz in Berlin? Ich weiß ja, Berlin ist groß, aber er muß doch in Sportskreisen verkehren, denn er kennt alle Kapazitäten und wirft nur so um sich mit Fachausdrücken.' Da wird sein rundes fideles Gesicht ganz lang, und über den Augen ziehen sich die Brauen zusammen und der Schnurrbart steht ganz wagerecht, wie bei meinem unvergeßlichen Teckel die Borsten auf dem Rücken, wenn er sich ärgerte — ‚Brankwitz? Allerdings kenne ich den Kerl, ist ja der gemeinste Kravattenfabrikant in ganz Berlin!' ‚Na, na,' sag' ich, ‚dann werden wir wohl nicht denselben meinen.' ‚Ich weiß von keinem andern; ich wollt', sie hätten ihm erst 'mal das Handwerk gelegt,' schimpft er. ‚Ich mein', dieser hat Geld wie Heu und will Damnitz kaufen und die Anneliese Sternberg heiraten.' ‚So?' macht er gedehnt, ‚dann mag 's ein anderer sein, sonst könnt' sich diese Anneliese lieber gleich ersäufen!' Na, wir haben dann weiter nichts mehr davon geredet; es ist ja doch wohl nicht möglich, daß es der ist, den wir beide kennen. Aber manchmal, siehst Du, Kind, manchmal kriege ich beim Nachdenken über die Geschichte so'n schwüles Gefühl! Laß Dich um Gotteswillen nicht übertölpeln! Doch eines sag' ich Dir trotz alledem, ich mische mich nicht mehr drein."

„Sei ruhig, Tante, ich quäle Dich nicht wieder; übrigens glaube ich wie Du, das muß ein anderer sein."

„Wird wohl so sein — aber man macht sich manchmal Gedanken. Gute Nacht, Kind! Wenn Du Zeit hast, besuch' mich 'mal, wirst sie freilich schwerlich haben. Dein Stiefvater scheint Westenberg auf den Kopf stellen zu wollen, und ich wünsche nur, daß alle die Vorbereitungen nicht umsonst gemacht werden."

Ich sah sie fragend an.

Das alte Gesicht der Komtesse lächelte unsagbar drollig. „Er hofft auf eine Dekoration; irgend einer, meinte der Landrat, habe ihn dazu vorgeschlagen. Na meinetwegen, ich gönn' ihm den roten Adler- oder den Kronenorden vierter Güte; er hat ihn verdient, schon um meine Weihnachtskinder. Gute Nacht, Kleine — jedes Tierchen hat sein Pläsierchen."

Keine Ahnung von dem Sturm, der heranziehen wollte, bei allen diesen Leuten! Woher auch? — — — —

Am andern Morgen erschien Herr Wollmeyer in meiner Stube. Er zeigte sich sehr scherzhaft aufgelegt, fragte, wie es mir droben gefallen habe, richtete ein paar freundliche Worte an die Base — ob sie auch gern wiedergekommen sei, und es wäre ihm doch lieb, daß er wieder eine verständige Person im Hause wisse für die kommenden Zeiten, „und kurz und gut, wir wollen uns wieder vertragen, Alte — was?"

Sie sah ihn mit geradezu unheimlichen Augen an, wie eine Sphinx, und etwas wie Furcht vor der einfachen Frau kam über mich.

„Was an mir liegt — aber ich halte das Steuer nicht in Händen," antwortete sie feierlich.

„Du alte Unke, das weiß ich auch, daß ein Höherer die Lenkung besorgt," lachte er. „Heraus mit der Sprache, was habt Ihr denn da oben den lieben langen Tag gemacht? Wenn es nach Brankwitz gegangen wäre, hätte ich Euch schon zu Weihnachten erlöst, aber Strafe muß sein, sagte ich zu Helene." Und wieder lachte er jovial.

„Es wär' schade gewesen," erwiderte die Base ruhig, und ihrem kreidebleichen Gesicht sah man die mächtige innere Bewegung an, „'s wär' schade gewesen, wir hatten so schöne Weihnachten."

Der Ton fiel ihm auf, er sah sie stutzend an. „Na?"

„Hab' mein Lebtag nicht gedacht, daß ich die Freude noch erleben sollt'," fuhr sie fort und wischte mit zitternder Hand ein paar Krumen von dem Frühstückstisch, „wünschte nur, Hannchen hätt's auch noch erlebt, daß der Robert wieder da ist."

Er war aufgesprungen, jetzt genau so fahl wie die alte Frau. „Der Robert?" fragte er. „Ach — deshalb!"

„Robert Nordmann," nickte sie.

Er zuckte die Achseln und bemühte sich, einen geringschätzigen Ausdruck anzunehmen, obgleich aus seinen Augen noch der Schrecken über diese unerwartete Nachricht sprach. „Da wird man in die Tasche langen müssen," sagte er, „sollst wohl seine Fürbitterin sein — wie?"

„Hat mir nichts davon gesagt," antwortete sie, ohne eine Miene zu verziehen.

„Also an Weihnachten hattest Du diese Freude bereits?" forschte er, und sein Schreck verwandelte sich in Zorn. „Wie kommt's denn, daß ich diese angenehme Neuigkeit erst heute erfahre?"

„Ich wußte wirklich nicht, daß es eine Neuigkeit für Sie sei, Wollmeyer," gab sie unbeirrt zurück, „hab' gemeint, der Befehl an uns, zurückzukommen, hänge mit der Anwesenheit Roberts zusammen."

„Anwesenheit?" Er ward blaurot vor Zorn. „Wie lange hat er sich denn dort umhergetrieben?"

„Weiß nicht. Wir sind vor ihm abgereist."

„Und legt sich dort vor Anker in m e i n e m Hause, ohne mir ein Wort zu gönnen?" brauste er auf, entschieden froh, einen faßbaren Grund für seinen Zorn zu haben.

„Er hat im Gasthof gewohnt," unterbrach ihn die Base.

„So! Und hat herumgeschnüffelt und gehorcht und sich einen Ueberschlag gemacht, wie hoch die Summe sein kann, um die er mich angehen soll! Das kenn' ich, sonst wär' er ehrlichen geraden Weges zu mir gekommen."

„Er hat nur Sehnsucht gehabt nach seiner Heimat," war die Antwort.

Ich saß lautlos auf meinem Stuhl und preßte die Hände gegeneinander, zitternd vor Erregung. „Sehnsucht nach der Heimat?" wiederholte er. „Dazu hat er auch alle Ursache, damit nur ja das Andenken nicht erlischt, das sein Vater hinterlassen hat."

Die alte Frau zuckte zusammen wie unter einem Peitschenschlag. „Sie wissen, Wollmeyer," sprach sie langsam, „daß die Langenwalder sich für den alten Nordmann noch heute totschlagen ließen und die, deren Lehrer er war und die jetzt herangewachsen sind, erst recht. Das Andenken Nordmanns da droben ist gut — trotz allem."

„Das Pack hält's allemal mit solchen," antwortete er. „'s ist der Geist der Zeit, daß man gegen die anständigen Menschen Partei nimmt. Und nun 'mal heraus mit der Sprache — was will der Bengel in Deutschland?"

„Seiner Militärpflicht genügen."

„Was? Wie?" Er lachte auf. „Das sieht der Sippe ähnlich! Immer den Mantel der Gottesfurcht und der Vaterlandsliebe über das, was faul ist! Das wird ja den Langenwaldern rasend imponiert haben, wenn er da in Uniform einherstolziert ist. Ja,

die Nordmanns, die verstehen's! Nun, und welches Regiment hat denn die Ehre, den tapferen Jüngling in seinen Reihen zu sehen?"

„Er steht in Halle, weil er zu gleicher Zeit noch ein paar Vorlesungen hören will über Strafrecht," sagte ich jetzt gelassen.

„Ah, da sind Sie ja auch, mein Fräulein! Sie erfreuten sich gleicherweise dieses interessanten Besuches? Hübscher Junge geworden, was? In Amerika wächst so etwas sich aus; ein paar fremdländische Manieren, ein bißchen fremdländisches Sprechen — und der famose Kerl ist fertig. Hat Ihnen wohl sehr in die Augen gestochen, wie?"

„O ja — es gefällt mir, daß er gekommen ist, um sein Jahr abzudienen."

„Und die Rechte zu studieren! Damit will er vermutlich nach seiner Rückkehr den Amerikanern die Augen blenden. Freiwilliger und Student, über die Mitte der Zwanzig hinaus! Netter Gedanke!" Er lachte wieder. „Hätt' früher daran denken sollen."

„Hat er auch! Er ist schon seit Jahren Doctor juris und würde gewiß schon früher herübergekommen sein, wenn er seinen Vater hätte verlassen können," antwortete ich.

„Ah, er scheint ja den verehrten Damen recht gründliche Märchen erzählt zu haben; Sie sind doch sonst nicht so leichtgläubig, Anneliese! Aber nun endlich zur Sache — wieviel will er von mir, oder hast Du die Freigebige gespielt und Deine paar Thaler weggeschenkt, Alte? Na, 's wird schon so gewesen sein!"

„Ich glaub' nicht, daß er gerad' ans Schenken denkt," sagte sie mit eigentümlicher Betonung.

„Ach, er meint vielleicht, er habe ein Recht, zu fordern? Da könnte man ihm bald deutlich das Gegenteil beweisen. Uebrigens kommt es mir nicht auf ein paar hundert Mark an, wenn er's auch nicht verdient hat durch sein Benehmen. Willst Du ihm das schreiben — meinetwegen! Aber bemerke gleich dabei, mit dem Reisegeld hierher soll er sparsam sein. 'n Morgen! — Anneliese, Sie sagen wohl nachher Ihrer Mutter Guten Tag?"

Er ging. Stumm sah ihm die Base nach. Als er die Thür hinter sich schloß, sank sie auf den nächsten Stuhl, und ihre zitternden Hände griffen ineinander. „O Gott, o Gott!" jammerte sie leise. Ich trat zu ihr und strich ihr über das welke Gesicht; sie dauerte mich, die alte Frau, denn sie kämpfte zwischen der Liebe zu ihrem Neffen und der Liebe zu Mama und mir — des einen Sieg war des andern Verderben. Sie achtete auch nicht auf meine Liebkosungen; sie stand auf und ging in ihr Stübchen.

Welch eine Wirrnis um mich her — trotz des Winters schwüle Gewitterluft! Und dabei ein Treiben, als sei das Haus des Herrn Stadtrat Wollmeyer die Residenz eines kleinen Fürsten. Immerfort Besuche, immerfort Tischgäste. Wenn ich zu Mama kam, fand ich sie, einen Katalog vor sich auf dem Schreibtisch, Kotillontouren aussuchend oder Sträuße bestellend oder an die Schneiderin schreibend. (Fortsetzung folgt.)

Der Thronwechsel in St. Petersburg.

Von Paul Lindenberg.

In der Isaaks-Kathedrale, dem hoheitsvollen Dome St. Petersburgs: es ist der 29. Oktober, der Jahrestag der Errettung Kaiser Alexanders III. bei der von Nihilisten herbeigeführten Katastrophe von Borki vor sechs Jahren; feierlicher Gesang durchhallt den herrlichen Raum, der Metropolit in goldstarrender Gewandung steht vor dem Allerheiligsten in stummem Gebet, in dem hochgewölbten Kuppelsaale blitzt und funkelt es im Dämmerlichte von den Uniformen der Gardeoffiziere, den Kreuzen und Sternen der Großwürdenträger, die sich hier dicht geschart versammelt haben, in den Nebenkapellen drängen sich buntgemischt alle Bevölkerungsschichten von Petersburg zusammen, viele der Andächtigen sind in die Knie gesunken, andere liegen langausgestreckt auf den steinernen Fliesen, sie mit der Stirn berührend, und immer inniger und sehnsüchtiger erschallt das „Herr, erbarme Dich!" des Kirchenchores, immer heißer werden die Gebete „Gott, erhalte den Zaren!" und durch die vielen hier Versammelten geht tief und warm die Bewegung der ernsten Stunde, in der vielleicht schon das Leben des kranken Herrschers im fernen Livadia erloschen ist.

Draußen leichtes Schneegestöber, auffallend schweigsam eilen die Menschen die breiten und weiten Straßen entlang, hier und da sich zu kleinen Gruppen stauend und die eben angeschlagenen, noch druckfeuchten Blätter an den Staatsgebäuden lesend, welche von dem Befinden des Kaisers Kunde geben: keine Hoffnung mehr, und manch' schwielige Hand fährt über die Augen, so mancher Blick trübt sich, manch' leises Aufschluchzen wird vernehmbar, menschliche Hilfe kann nichts mehr für den Zaren thun!

Ueberfüllt sind die Kirchen und Kapellen, zahllose mühselig verdiente Kopeken werden für Kerzen und Heiligenbilder ausgegeben, in das rastlose Hin und Her des öffentlichen Getriebes mischen sich aus den offenen Kirchenthüren, durch die der Schein hellen Kerzenschimmers dringt, die frommen Weisen der Vorsänger: „Herr, erbarme Dich! Gott, erhalte den Zaren!"

Drei Tage später. Der Abend des ersten Novembers. Eine plötzliche Stockung hemmt den Verkehr auf dem Newski-Prospekt. Offiziere auf schaumbedeckten Pferden galoppieren zu den Ministerien, zum Winterpalais, zu den Palästen der Großfürsten, alles weicht ihnen aus, angstvoll fragend blickt man ihnen nach. Sollte das Ereignis eingetreten sein, das man längst erwartet und an das man doch nicht zu glauben vermochte? Niemand weiß Antwort zu geben, jeder scheut sich, die traurige Antwort auf die drängende Frage zu geben! Da hallt es dumpf und dröhnend durch die Lüfte, die Isaaks-Kathedrale macht den Anfang und die Glocken der zahllosen Kirchen, Kapellen und Klöster fallen ein, immer gewaltiger und klagender rauscht und raunt es durch die gewaltige Stadt bis in die entlegensten Gäßchen, bis in die entferntesten Winkel, und ohne daß es jemand besonders verkündet, weiß man: Zar Alexander III. ist gestorben.

Durch die ganze Welt zuckt die Nachricht, denn ein weltbewegendes Ereignis hat stattgefunden — was werden seine Folgen sein, wie wird sich die politische Lage gestalten, welch' neuer Wille wird das ungeheure Reich regieren, wie werden sich die Wirkungen in den anderen Staaten zeigen? Aber zunächst muß die Politik hinter das menschliche Mitgefühl zurücktreten. Man mochte oft nicht mit den Regierungsmaßregeln Alexanders III. einverstanden sein, man mochte die im Innern Rußlands getroffenen Maßnahmen bekämpfen und die von ihm nach außen hin gesponnenen oder unterbrochenen Beziehungen als Feindseligkeit empfinden — als Mensch genoß er allgemeine Hochachtung, zollte man ihm nicht bloß in Rußland warme Sympathien, die nun das Mitleid mit seinem schweren Schicksal verstärken!

Das Glück war nie den Romanoffs hold! Aber keiner von ihnen hat so im Bewußtsein drohenden Unheils gelebt wie der entschlafene Zar. Es waren keine heiteren Kindertage gewesen, die er in dem prunkvollen elterlichen Schlosse an der Newa verlebt; sicher hatte er sich seine Zukunft anders ausgemalt, der stets schweigsame und zurückhaltende Jüngling. Er wollte sie sich nach seinem Belieben gestalten, vielleicht fern der Residenz leben, für deren lockere Zerstreuungen er nie Neigung gehabt, und die stille, aber desto innigere Zufriedenheit in seiner eigenen Familie finden — da starb sein glänzend beanlagter Bruder und ihm, dem jedes Streben nach Macht, Glanz und Prunk fern gelegen, fiel die Thronfolge zu. Und schneller, als er es gefürchtet, mußte er dieser Pflicht genügen — an jenem Märztage 1881, an welchem man seinen Vater blutüberströmt in das Winterpalais hereinbrachte, wo er nach wenigen Sekunden seinen Geist aufgab.

Mit Hingebung und unermüdlichem Arbeitseifer widmete sich Alexander III. seinem hohen Berufe; aus seiner Umgebung suchte er leichte Sitten, Heuchelei und Trägheit zu verbannen, er, der Wahrheitsliebende und Aufrichtige, von Anfang an gab er ein leuchtendes Beispiel strengen Pflichtgefühls, untadliger Lebensart, emsigsten Fleißes, und er war wahrlich nicht daran schuld, wenn es so wenig in seinem Lande befolgt wurde. Von den Sorgen und Lasten der Regierung suchte er Erholung in seiner Familie, bei seiner Gemahlin Maria Feodorowna, mit der ihn eine innige Herzensneigung verband, bei seinen Kindern, bei seinen Geschwistern. Aber die launische Glücksgöttin gönnte ihm auch dieses nicht; man weiß von den Zerwürfnissen zwischen ihm und seinem ältesten Sohne Nikolaus, sein zweiter Sohn Georg, den der Vater besonders

zärtlich liebte, erkrankte im blühendsten Alter unheilbar an der Schwindsucht, auch der dritte Sohn Michael soll leidend sein, und nachdem er, der Starke, Gewaltige, von dem man rühmt, daß er mit einer Hand ein ganzes eng zusammengelegtes Kartenspiel zerreißen und ein Hufeisen auseinander brechen konnte, unverletzt mehreren Attentaten entgangen war, befiel ihn die schleichende Krankheit, der er jetzt zum Opfer gefallen!

Bloß ein Alter von neunundvierzig Jahren hat er erreicht. 1845, am 10. März (den 26. Februar a. St.) kam er zur Welt. Seine Mutter Marie war, wie jetzt die Braut des neuen Zaren, eine Hessen-Darmstädtische Prinzessin. Durch den Tod seines Bruders Nikolaus wurde er am 24. April 1865 Thronfolger, und im Jahre darauf, am 9. November, vermählte er sich mit der Tochter König Christians IX. von Dänemark, Dagmar, welche beim Uebertritt zur russischen Staatskirche den Namen Maria Feodorowna erhielt und an deren Seite ihm ein reiches Eheglück beschieden war. In ihrer Heimat, am Hofe des Dänenkönigs, verbrachte er auch am liebsten die Tage der Erholung. Durch wie gewaltige Rüstungen er während seiner späteren Regierung das russische Heer auch verstärkt hat, er selbst hatte keine kriegerischen, nicht einmal soldatische Neigungen. Im Türkenkrieg des Jahres 1877 kommandierte er den linken Flügel der Donauarmee; die Eindrücke, die er auf diesem blutigen Feldzuge empfing, übten eine abschreckende Wirkung auf sein Gemüt. Wenn er trotzdem in seiner weitgehenden Freundschaft für Frankreich, in seiner Empfänglichkeit für die Ideen des Panslawismus und seinem Streben, die Macht der russischen Staatskirche über alle russischen Unterthanen auszudehnen, eine Politik betrieb, die keineswegs immer einen nur friedlichen Charakter hatte, so läßt sich dies dadurch erklären, daß er in der Verwirklichung seiner politischen Ideale die größte Garantie für die Erhaltung des Friedens nach innen und außen erblickte.

Die ewige Ruhe hat jetzt Alexander III. bei seinen Vorfahren in der Gruft der Peter-Pauls-Kathedrale auf jener gleichnamigen kleinen Newa-Insel, auf welcher drohende Festungswerke die äußerlich schlichte Kirche umgeben, gefunden. Den im Innern des Gotteshauses aufgestellten, von Palmen und Epheulauben umgebenen einfachen weißen Marmor-Sarkophagen der Romanoffs wird sich bald ein neuer hinzufügen, auf goldener kleiner Tafel nur die Worte zeigend: „Alexander III., Kaiser von Rußland. 1881—1894.“

Von dem Vater wenden sich die Augen zum Sohne. Am Tage nach der Trauerpost boten in den Straßen St. Petersburgs die Zeitungsverkäufer die Proklamationen des neuen Kaisers Nikolaus II. aus. Nicht nur äußerlich, auch innerlich scheint er das gerade Gegenteil des verstorbenen Kaisers zu sein. Von schmächtiger Figur, von lebhaftem Wesen, Bart und Haare blond, in den blauen Augen Lebenslust und Freundlichkeit, wenig für militärischen Pomp eingenommen, fühlt er fraglos die verantwortungsreiche Last, die ihm das Geschick verliehen, leichter und sorgloser als sein Vater. Geboren am 18. Mai 1868, zählt er jetzt sechsundzwanzig Jahre. Von vornherein zum Thronfolger bestimmt, hat er auch eine vielseitigere Erziehung als sein Vater erhalten. Sein Haupterzieher, General Bogdanowitsch, ist ein entschiedener Anhänger „westdeutscher“ Bildung. Ueber seine Neigungen, über seine Befähigung, seine sozialen und politischen Ansichten ist viel Widersprechendes in die Oeffentlichkeit gelangt. Eins ist sicher, daß Kaiser Nikolaus II. nicht eine derartige Abneigung gegen Deutschland und deutsches Wesen hegt, wie sein Vorgänger auf dem Throne sie lange Zeit gehegt hat, und zum großen Vorteile dürfte es ihm ferner gereichen, daß er sich auf einer neunmonatigen Reise um die Erde tüchtig im Auslande umgesehen und alle Kulturbestrebungen mit Interesse verfolgt hat. Wie er sein schwieriges Amt verwalten, welche Stellung er zu den übrigen europäischen Reichen nehmen wird, das zu erörtern, ist heute müßig und unmöglich. Möchte er, gleich seinem Vater, an der Seite des lieblichen deutschen Fürstenkindes einen festen Hort im Glück des Familienlebens finden und, wie jener von starker Friedensliebe beseelt, seines verantwortungsvollen Herrscheramtes walten; möchte es ihm ferner beschieden sein, durch segenbringende Reformen seinen Unterthanen den inneren Landesfrieden so zu begründen, daß er in der Zufriedenheit des Volks seine sichere Stütze hat!



Zar Alexander III. †.



Zar Nikolaus II.

Nach Aufnahmen von Levitsky und Sohn, Hofphotographen in St. Petersburg.

V

Ein Tag in China.

Von J. Zwenger. Mit Abbildungen von Fritz Bergen und Arthur Wanjura.

Einst lag China weit, weit von Europa entfernt. Die Zeiten haben sich geändert: in wunderbarster Weise sind die Verkehrsmittel ausgebildet worden.

Wenn in China etwas Wichtiges geschieht, so kann es noch an demselben Tage durch den elektrischen Funken nach Europa gemeldet werden. So verfolgen wir jetzt Tag für Tag die kriegerischen Ereignisse, in welche sich das riesenhafte Reich verstrickt sieht, um die Angriffe seines beweglicheren Konkurrenten, des Japaners, von sich abzuwehren. Das regt unser Interesse für die dortigen Zustände mächtig an, und gar manchem wird es willkommen sein, sich mit uns auf einen Tag mitten in das Treiben einer chinesischen Hauptstadt zu versetzen.



Beschwörung eines Götzen.

Nehmen wir an, wir befinden uns auf einem Ozeandampfer, der eben Kanton anläuft, die mächtige Handelsstadt, deren Einwohnerzahl auf anderthalb Millionen Seelen geschätzt wird, und wir dampfen durch die schwimmende Vorstadt, die aus lauter Booten besteht. Jedes Boot ist hier ein Familienhaus, und an 300 000 Menschen wohnen in dieser Weise auf dem Wasser. Unser Ziel ist aber die kleine Insel Schamin, auf der sich die Fremdenkolonie Kantons befindet. Nur ein schmaler Kanal trennt diesen Zufluchtsort der Europäer von dem betäubenden Gewühl der chinesischen Großstadt.

Niemand hindert uns, dem berühmten Kanton einen Besuch abzustatten, und ein Führer steht bereitwilligst zu unseren Diensten. Auf der Visitenkarte, die der Mann uns überreicht, steht sein Name Ah Cum und darunter auf Englisch „Canton City Guide" d. h. Führer durch die Stadt Kanton. Er ist ein älterer erfahrener Herr, ein echter gelber Chinese; er trägt ein Seidengewand, ein Käppchen deckt den bezopften Kopf; er geht in Filzschuhen und hält in der Rechten den Fächer. Unter der Leitung dieses Führers werden wir in Sänften in das bunte Getriebe der Großstadt getragen. Sie ist der Mittelpunkt des Handels der reichen südlichen Provinzen Chinas und unser Führer geleitet uns zunächst in einige durch ihre Verkaufsläden berühmte Straßen. Die einstöckigen Häuser stehen dicht gedrängt und bilden enge, kaum 2 m breite, gewundene Gassen. In jedem Hause befindet sich hier ein Kaufmannsladen und in China fehlen auch die Firmenschilder nicht, nur sind sie anders angebracht als bei uns zu Lande, sie hängen senkrecht vom Dache bis zum Erdboden herab, und wie uns unser der chinesischen Schrift kundiger Dollmetsch erklärt, dienen sie zugleich der Reklame. Vor allem versichert der Kaufmann seine Redlichkeit und so liest man auf den grell bemalten Holztafeln in goldenen Schriftzügen schöne Worte wie: „Der Klang unsrer Dollars ist rein wie der Sang der Nachtigall am Bache" oder: „Ich soll nicht gelb sein, wenn ich nicht ehrlich bin". Mit Glasscheiben versehene Schaufenster giebt es hier nicht, dafür ist am Eingang zu den Läden in Brusthöhe ein kleiner Bort angebracht, auf dem kleine Gegenstände zur Schau gestellt sind. Das befriedigt unsere Neugierde nicht; wir lassen uns also in einige dieser Läden selbst führen, um die Waren besser in Augenschein zu nehmen und auch einige Andenken an China zu kaufen. Unser bezopfter Cicerone ist ein erfahrener Mann, er kennt den Geschmack der Fremden; in raschem Tempo wird unsere Sänfte durch die Straßen getragen, in welchen Lebensmittelverkäufer ihre Stände haben; mögen die Gelben um Obst und Gemüse, um Gurken und Melonen, um Fleisch und Fische, um Haifischflossen, abgezogene Hunde, Katzen und Ratten sowie andere chinesische Delikatessen feilschen! Wir sind froh, daß wir diese mit schlimmsten Gerüchen erfüllten Straßen hinter uns haben, und machen Halt in einem Stadtviertel, in welchem die chinesische Kunst ihre Werke feil hält. Viele dieser Werke haben über Land und Meer den Weg nach Europa gefunden; sie sind in unseren Museen aufgestellt oder schmücken als Sonderbarkeiten unsere Privatwohnungen. Das meiste gehört unsren Begriffen nach unter die Leistungen des Kunstgewerbes. Der Chinese ist fleißig und geduldig und er ist Meister in seinen Künsten, die eine unendliche Geduld erfordern. Wir haben den Laden eines Elfenbeinschnitzers betreten und der ehrliche gelbe Mann bietet uns

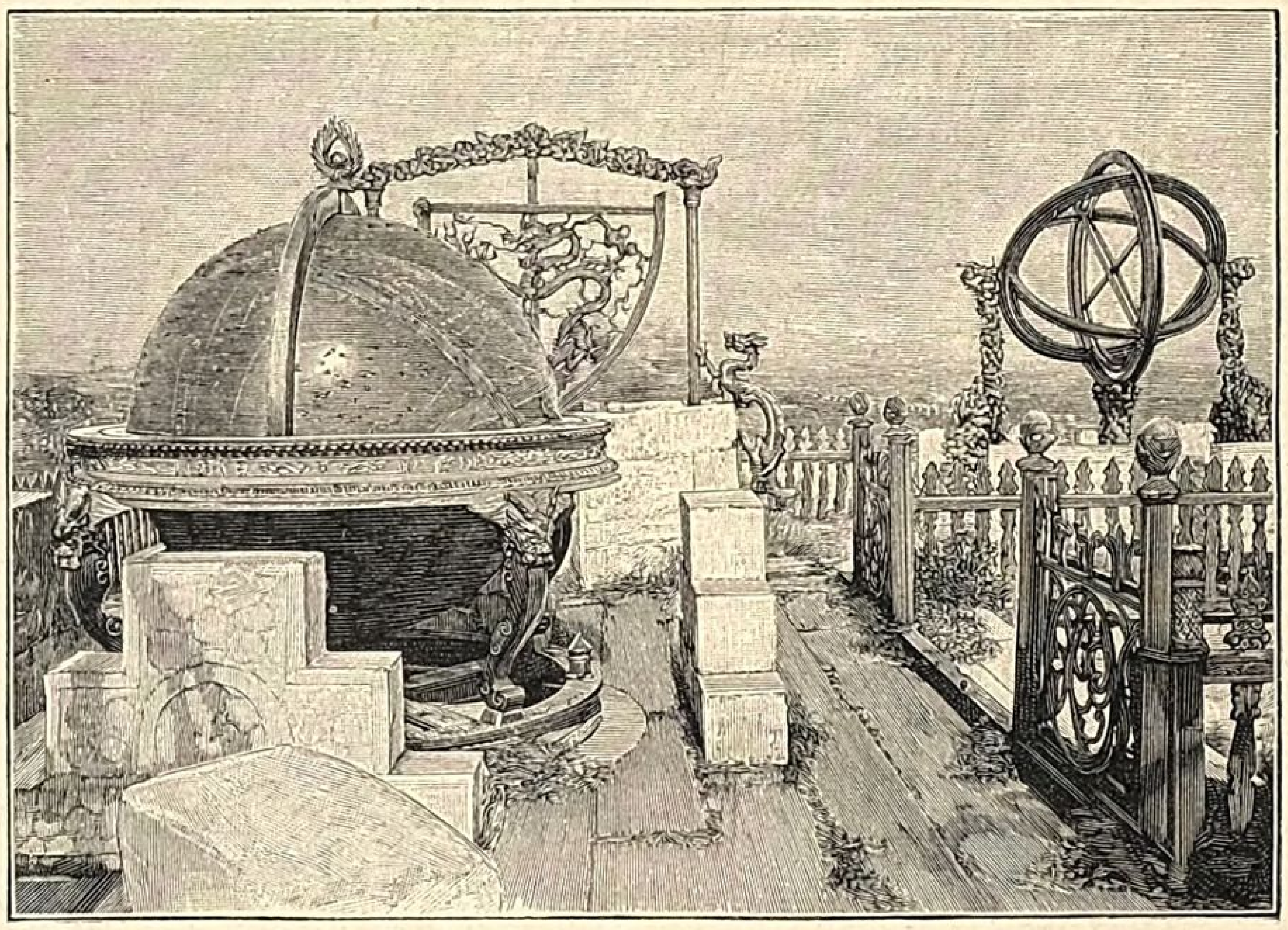


Im Kaufladen.



Vor dem Polizeirichter.

allerlei Dinge an, geschnitzte Fächer, Schachfiguren, Eßstäbchenbestecke, die in China die Stelle der Gabel vertreten; den Glanzgegenstand seines Angebots bilden aber ineinander geschachtelte Hohlkugeln, die aus einem Elfenbeinstück gefertigt sind. Unser Zeichner hat auf seinem Bilde S. 801 ein solches Meisterwerk chinesischer Geschicklichkeit abgebildet. Eine größere Elfenbeinkugel, mit mehreren nach geometrischen Gesetzen verteilten runden Löchern versehen, umschließt eine Anzahl schalenförmig umeinanderliegender Hohlkugeln, welche sämtlich aus dem nämlichen Stück Elfenbein herausgearbeitet sind und ganz frei beweglich ineinander stecken. Nur die innerste Kugel ist massiv und zugleich winzig klein, etwa von Erbsengröße. Jede der hohlen Kugeln ist außen mit Reliefskulptur bedeckt und hat die nämliche Anzahl von Löchern wie die äußere Kugel. Die letztere ist natürlicherweise am schönsten verziert und zeigt eine ganze Reihe von sauber ausgeführten Darstellungen aus dem häuslichen Leben der Chinesen. Nach unten läuft die Kugel in ein Ornament aus, oben wird sie von einer Figur gekrönt, die wieder in eine Kette, deren Ende ein Fisch bildet, ausläuft.

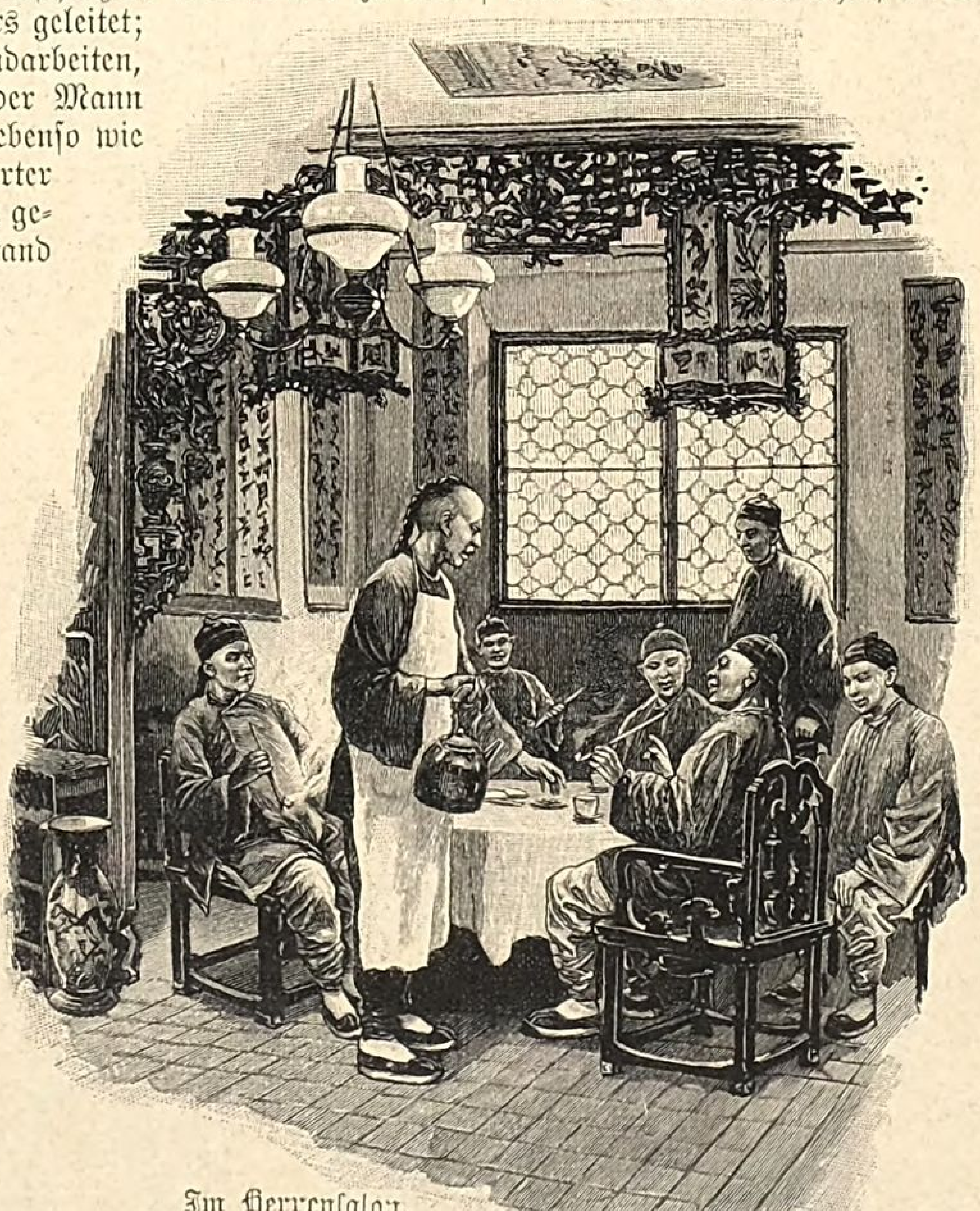


Das Observatorium in Peking.

Von dem Laden des Elfenbeinschnitzers werden wir zu dem des Seidenwebers und Seidenstickers geleitet; es sind hier zumeist männliche Handarbeiten, die unsern Beifall finden, denn der Mann führt in China fleißig die Nadel, ebenso wie er den Hammer schwingt, um Schwerter zu fegen. Unser bezopfter Cicerone geleitet uns ferner auch an den Stand des Klein-Mosaik-Arbeiters. Hier werden uns Schmuckgegenstände von gepreßtem Metall angeboten, auf welche winzige Stückchen von Vogelfedern, die blau und purpurn schimmern, mit unendlicher Geduld und Sorgfalt geklebt sind. Zum Schluß betreten wir einen Laden, in dem die chinesischen Reispapiermalereien feilgeboten werden. Es ist billiges Zeug von geringem Kunstwert, ein Werk mehrerer Handlanger; denn bei diesen Bildern macht der eine Künstler den Umriß, ein zweiter malt das Gesicht, ein dritter die Hände und ein vierter das Gewand. Uebrigens liegen auch Photographien, sowohl europäische und amerikanische als auch an Ort und Stelle gefertigte, im Kunstladen aus. Eben sind auch Chinesen als Käufer erschienen und siehe da, was dem vornehmen Mandarin, einem hohen Beamten, angeboten wird, das überrascht uns in hohem Grade! Fürwahr, das ist das markige Antlitz des eisernen Bismarck, des Altreichskanzlers, der selbst in China weit und breit bekannt ist. Vom Laden des Kunsthändlers ist zum Atelier des Künstlers nur ein Schritt. Wir thun ihn und erleben eine neue Ueberraschung. Auf der Staffelei steht eine chinesische Madonna. Die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde erscheint uns als eine hausbackene Chinesin und auch das Christkind trägt unverkennbar die charakteristischen Züge eines Chinesenknaben. Das Gemälde wurde auf Bestellung eines Missionärs angefertigt; und es giebt viele ähnliche Heiligenbilder im Reiche der Mitte, denn man sucht die Heiligen dem gelben Volke menschlich oder chinesisch näher zu bringen.

Ah Cum, der ehrwürdige Cicerone, gefällt sich in Gegensätzen, denn er geleitet uns in einen der achthundert Tempel Kantons, wo wir an fünfhundert Genien oder Buddha-Apostel als lebensgroße vergoldete Holzbildsäulen bewundern können. Eine dieser Heroengestalten fällt uns ganz besonders auf, denn sie zeigt kaukasische Gesichtszüge, trägt einen europäischen Hut und europäische Stiefel. Unser Cicerone stellt uns den Herrn mit feierlicher Gebärde vor — das soll die Bildsäule Marco Polos sein, des einstigen Verbreiters chinesischen Ruhmes!

Ueber die Religion der Chinesen wollen wir auf unserm Gange durch Kanton Näheres nicht erfahren. Als ein altes Kulturvolk haben die Chinesen verschiedene Religionen und Bekenntnisse — eine nationale Götterlehre, die von Confucius reformiert wurde; sie kennen den Buddhismus in verschiedenen sektenartigen Färbungen und auch Mohammedaner fehlen ebensowenig wie Christen im Reiche der Mitte; aber bei aller Verschiedenheit der Lehren ist eins allen Chinesen gemeinsam — der krasseste Aberglaube. Die Welt wimmelt in den Augen des gelben Mannes von Genien und Dämonen, von bösen und guten Geistern und man steht mit ihnen in China in weit besserem Rapport als bei uns mit den Geistern der spiritistischen Zirkel. In Tempeln und Häusern werden diesen Geistern Altäre errichtet und die Priester haben vollauf zu thun, um bei allen möglichen Anlässen die Götzen zu beschwören oder vor ihren Standbildern zu orakeln. Die Kunstgriffe, deren sie sich dabei bedienen, sind ebenso geheimnisvoll wie die der Zauberer aller anderen Völker. Der Zauberstab spielt auch in China eine große Rolle und bei Beschwörungen der Götzen werden Stäbchen aus wohlriechenden und betäubenden Stoffen abgebrannt; verschiedenfarbige Stäbchen, die aus einem Becher geschüttelt werden, dienen zu Orakelzwecken; Rot gilt dabei als Glücksfarbe, während Weiß die Trauerfarbe bedeutet.



Im Herrensalon.

Doch die Zeit drängt und wir verlassen den Tempel, in dem die guten Genien herbeigelockt werden. Uns können diese Ceremonien nicht beunruhigen; denn in unsrer Brust tragen wir nach

unserem Glauben unseres Schicksals Sterne. Der ehrwürdige bezopfte Führer ist vielleicht entrüstet, daß wir so gleichgültig gegen den Zauberspuk bleiben, und er hat beschlossen, uns etwas zu zeigen, das auch den Herzen der „roten Teufel“, wie die Europäer in China geschimpft werden, Schrecken einjagen muß, und er führt uns in den „Tempel des Schreckens“, der eine Sammlung aller chinesischen Höllenmartern in plastischer Darstellung enthält. Da werden die armen sündigen Seelen zersägt, zerstampft, zerhackt, gekocht und gesotten. Fürwahr, das Bild erschüttert uns, denn die Greuel, die man in diesem Tempel sieht, sind nicht außerirdischen Ursprungs; es giebt eine Hölle auf Erden und auch der gelbe Mann Chinas muß sie oft bis zur letzten Neige auskosten.

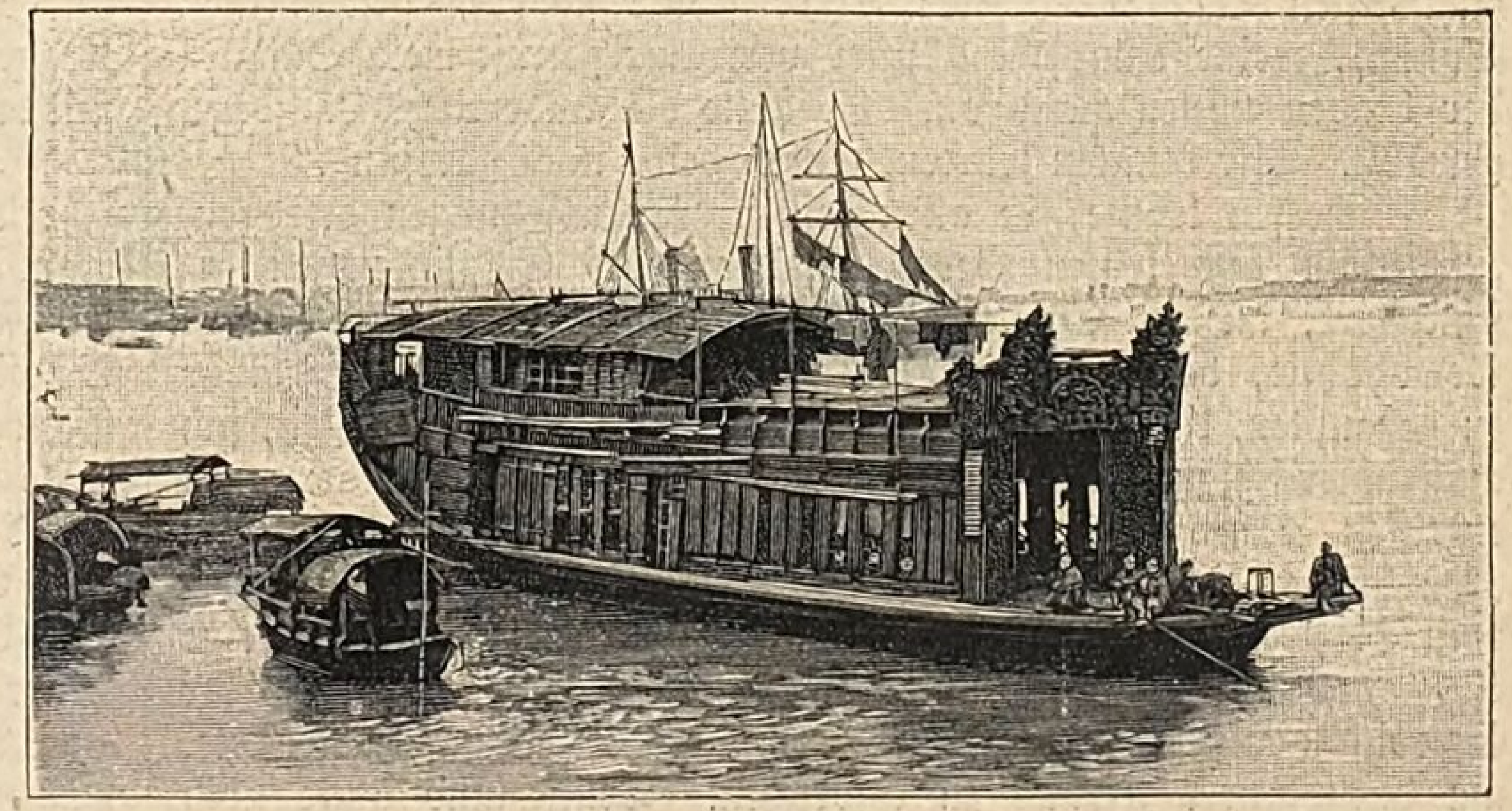
Unser Führer hat uns die ewigen Strafen gezeigt, er geleitet uns auch in das Haus, in dem irdische Richter ihres Amtes walten. An einem Tisch ist das hohe Richterkollegium in eigenartiger Tracht versammelt und verhört den Angeklagten, der während der Verhandlung auf den Knieen verharren muß. In unserer Gegenwart läuft die Verhandlung ruhig ab. Wir können uns aber nicht des Eindrucks erwehren, daß man uns roten Teufeln eine Komödie vorspielt. In China hat ja eine Gerichtsverhandlung den Spitznamen „Qualgeschäft“ und in der That werden hier Geständnisse nicht nur dem Angeklagten, sondern auch seiner Familie durch grausame Foltern erpreßt. Diese Richter, die da versammelt sind, verhängen auch grausame Strafen. In China gilt noch ein uraltes Strafgesetzbuch, das der Menschlichkeit bar ist; wir sollen auch einen Teil der Strafen kennenlernen, denn der Führer schleppt uns nach einem der Gefängnisse Kantons. Man braucht durch kein finsteres Thor zu schreiten, um seine Schrecken zu sehen. Der niedrige, schmale Stall, in dem die Verurteilten ihre Vergehen büßen, ist von der Straße nur durch ein Gitter aus roh behauenen Baumstämmen geschieden und man kann genau die zerlumpten Gestalten auf schmutziger Streu mustern. Viele sind angekettet, einigen hat man den Kopf durch ein Holzbrett gesteckt; alle sind auf Selbstbeköstigung angewiesen und betteln die Vorübergehenden um milde Gaben an. Buddha lehrte, man solle Uebelthat mit Güte vergelten; als man aber Confucius fragte, ob Unrecht durch Güte zu vergelten sei, erwiderte der Weise Chinas: „Und wie willst Du dann Güte vergelten? Vergelte Unrecht mit Gerechtigkeit und Güte mit Güte.“


Hausmusik.

Zu einer weiteren Sehenswürdigkeit geleitet uns der Führer. Mit einem Gemisch von Stolz und Ehrfurcht zeigt er uns ein großes Gebäude: die Prüfungshalle, die gegen 15000 käfigartige Zellen enthält. In diesen engen Räumen schwitzen zu verschiedenen Zeiten die gelehrten Kandidaten, welche die chinesischen Staatsprüfungen bestehen wollen, um die höhere Beamtenlaufbahn ergreifen zu können. Diese Staatsprüfung ist schwierig und von hundert Prüflingen pflegt etwa einer durchzukommen. Kein Wunder, schon die chinesische Schrift ist so umständlich und wie weitläufig gestalten sich die chinesische Litteratur und die chinesische Wissenschaft! Der Gelehrte hat eine Kette von Ueberlieferungen zu studieren, die um Jahrtausende zurückreicht. Der gelbe Mann ist auch stolz auf seine Bildung. Die Chinesen kannten ja so manches weit früher als die Europäer. Der Buchdruck, das Schießpulver, der Kompaß waren ihnen von altersher bekannt. Sie dürften mit gerechtem Stolz auf ihre Vergangenheit zurückblicken, wenn sie nur mit der Zeit fortschritten, aber das thun sie nicht; sie zehren an dem alten Erbe; heute sind sie zurückgeblieben und ihr Stolz ist zu einer dünkelhaften Einbildung entartet.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, das verschlossene China zu öffnen und in den Strom der neuzeitlichen Kulturentwicklung hineinzudrängen; in diesem Sinne haben nicht nur die Kanonen an Chinas Küsten und vor Pekings Thoren gedonnert, auch die Missionäre suchten seit Jahrhunderten China der europäisch-amerikanischen Kulturwelt näher zu bringen. Es gab auch eine Zeit, wo am Hofe des Kaisers Schöng-tsu vor zweihundert Jahren Christen verkehrten und europäische Missionäre einen gewissen Einfluß auf den Kaiser hatten. Auf den Wällen von Peking wurde damals ein Observatorium errichtet und Jesuiten wirkten als Hofastronomen. Die Nachfolger Schöng-tsus waren jedoch dem Christentum abhold; im Jahre 1828 wurden auch die Hofastronomen vertrieben und seit jener Zeit steht das Observatorium verödet; aber der neugierige Wanderer kann noch den großen sieben Fuß im Durchmesser haltenden Himmelsglobus und andere trefflich ausgeführte Apparate bewundern. In letzter Zeit bequemte sich China, wenigstens in militärischen Hinsicht europäische Lehrmeister anzunehmen; in Anbetracht der wenig kriegerischen Gesinnung und der notorischen grenzenlosen Feigheit der Mehrzahl der Chinesen, sowie der Untreue und Bestechlichkeit, welche für die chinesische Beamtenwelt charakteristisch sind, konnten die angestrebten Reformen in genügendem Maße nicht durchgeführt werden. In der Gegenwart erhält nun China eine bittere Lehre von dem verwandten Volke der Japaner, das, klüger als die Chinesen, sich früher dem europäischen Geiste gebeugt hat. Zweifellos wird dieser Krieg, wie auch die Schicksalswürfel schließlich fallen werden, ungemein viel zum Anschluß Chinas an die moderne Kulturwelt beitragen. Dann wird auch in den Prüfungshallen des weiten Reiches ein neuer Geist einziehen; ein neues Wissen und Streben wird das alte Kulturvolk beleben.

Das Glück ist uns hold auf unserm Gange durch die Großstadt Chinas; wir können einer Einladung in das Haus eines wohlhabenden Kaufmanns folgen und einen Blick in das Familienleben der bezopften Herren werfen. Wir werden im Salon empfangen, dessen Einrichtung uns steif erscheint. Die Möbel sind aus „Schwarzholz“ hergestellt, das dem Ebenholz ähnlich bearbeitet wird. Die Tische sind fast immer mit Marmorplatten ausgelegt; oft haben auch Stühle diesen Schmuck. Die Wände sind dagegen meist mit den sogenannten Kakimonos behangen, langen Streifen von Papier oder Stoff, die an beiden Enden, oben und unten, mit runden Stäben von Holz oder Horn versehen sind. Glücklicherweise brauchen wir nicht an einem vornehmen chinesischen Diner teilzunehmen und die endlose Liste von allerlei Gerichten, zu denen Land, Meer und Luft das Rohmaterial spenden, auszukosten. Wir begnügen uns mit einer Tasse Thee von klassischer Güte und nehmen teil an den Familienfreuden des Hauswirts. Auch die Kunst kommt zu ihrem Rechte; ein Pianino fehlt, aber jung und alt holt allerlei musikalische Instrumente herbei, Flöten,


Blumenboot in Kanton.

Posaunen, Trommeln, Pauken und Guitarren. Das Konzert beginnt und wir können uns im Stillen Glück wünschen, daß wir ganz und gar nicht musikalisch sind.

Zum Ruhme des Chinesen kann gesagt werden, daß er häuslich ist. Sein Familienleben ist auf patriarchalischen Grundsätzen aufgebaut.

Trotz aller Rechtlosigkeit sind die meisten Chinesinnen ausgezeichnete Hausfrauen und Mütter und zeichnen sich in uneigennütziger Weise durch eine so gute Führung aus, daß man in China gar oft Denkmälern begegnet, die man tugendhaften Weibern errichtet hat.

Die Sonne neigt sich zum Untergange und unser Cicerone geleitet uns zu der letzten Sehenswürdigkeit seines Programms. Wir kehren zum Fluß zurück, dort winkt uns einladend eine Reihe von Schiffen entgegen. Zu Hunderten stehen sie still verankert in der gelben Flut des Perlflusses; sie bilden die schwimmende Stadt des Vergnügens und werden von den wohlhabenden Einwohnern Kantons gern besucht. Blumenboote hat man sie poetisch genannt und in der That hängen zahlreiche Blumenkörbe von den Decken der prachtvoll geschmückten Kajüten herab. Da sitzen die vornehmen Chinesen bei reichem Mahl oder Gläschen berauschenden Getränks, wobei geputzte Mädchen ihnen aufspielen.

Die Nacht hat ihre dunklen Fittiche auch über die Stadt des Vergnügens gebreitet, aus hundert Schiffen tönen Guitarren und lustige Kehlen. Doch wir sind müde von all den Eindrücken der Millionenstadt am Ostrande der Alten Welt. Wir rudern zurück nach dem Dampfer und sind unter der deutschen Flagge wieder auf deutschem Boden.

Zeit bringt Rosen.

(3. Fortsetzung.)

Novelle von **Stefanie Keyser.**

Die Gesellschaft hatte sich in der Höhle zersplittert, so sehr auch der Führer mahnte, zusammen zu bleiben. Gabriele eilte rasch vorwärts, fast wie auf der Flucht vor etwas — vor dem großen Troß und seinen platten Witzen, meinte Schersen, der ihr unentwegt folgte. So waren sie in ein Gewölbe gelangt, dessen Höhe der Lichtschein nicht zu erreichen vermochte. Hier und da glitzerte aus den dunklen Wänden wie boshaft funkelnde Koboldaugen das Kupfererz. Und leise, eintönig fielen unsichtbare Tropfen aus der Höhe der Grotte.

„Einen schöneren stimmungsvolleren Ort können wir nicht finden," sagte Schersen, setzte das Grubenlicht auf einen Felsenvorsprung und faßte nach seinem Skizzenbuch. „Ich bin bereit, beginnen Sie!" Und mit glückseligem Ausdruck fuhr er fort: „Es ist wahr und wahrhaftig wie im Märchenland — mit Ihnen allein, nur Ihre Stimme hören, nur Ihre Nähe fühlen."

Durch die eiskalte Luft wehte der warme Hauch seiner Worte zu ihr hin. Langsam wandte sie sich ihm zu. Sie sah beim matten Schein des Grubenlichtes gespensterhaft blaß aus, ihre Augen schienen erloschen. Und mit einer Stimme, die wie von Thränen zitterte, sprach sie: „In dem Reich der Steine kann ich Ihnen keine Märchen erzählen. Ich bin hier heimisch wie das Kind im Vaterhaus. Und vom Vaterhaus fabuliert man nicht, da redet man die Wahrheit. — Mit solchen gebänderten, hellschimmernden, funkelnden Gebilden der Natur, wie sie hier uns umgeben, habe ich als Kind gespielt. Ihre Namen wurden mir von lieben Stimmen genannt, die längst verstummt sind. Mein Vater war Professor der Geologie und Mineralogie, und im Dienst dieser ernsten Wissenschaft ist mein Bräutigam, meine erste und einzige Liebe, gestorben."

Schersen blickte sie verwirrt an. „Eine einzige Liebe?" Es lag eine leichte Ueberhebung in seiner Stimme.

„O, die giebt es noch in der Welt," sagte sie, und bestrebt, dieser ihrer ersten Liebe auch die Würdigung dessen zu erringen, der am Ausgang der Jugend ihr seine Huldigungen zollte, sprach sie weiter: „Eduard Haller war ein Schüler meines Vaters, sein liebster und bedeutendster. In dem Ballsaal, wo die studierende Jugend tanzte, knüpften sich die ersten Fäden zwischen uns an, in der großen Mineraliensammlung meines Vaters schürzten sie sich zum festen Bündnis. Mein Vater freute sich des gewonnenen Sohnes, meine kränkliche Mutter vertraute getrost mein Schicksal der braven treuen Hand an. Er hatte die akademische Laufbahn gewählt. Wir konnten warten, waren beide noch gar jung."

Schersen lehnte, in allen seinen Voraussetzungen betrogen, gewaltsam aus seinen Gedankengängen und Empfindungen geschleudert, an dem Eingang der Grotte. Nur die gesellschaftliche Gewohnheit, bei Gemütsbewegungen äußerlich regungslose Ruhe zu behaupten, ließ ihn noch gefaßt erscheinen. Er hatte Zeit, sich auch innerlich zu sammeln; denn Gabriele, von den Erinnerungen ergriffen, kaum mehr sich bewußt, zu wem sie sprach, fuhr fort: „Da kam er eines Tages erregt zu mir. ‚Ich fordere ein Opfer von Dir,' sagte er, ‚aber Du wirst es bringen.' Er hatte eine Aufforderung bekommen, unter vorzüglichen Bedingungen sich der Expedition anzuschließen, die eine englische Gesellschaft ausrüstete, um das Innere Afrikas zu erforschen. Deutschland hatte noch keinen Anfang mit Kolonien gemacht. Er wünschte anzunehmen; es würde seinem Namen Geltung verschaffen, bei seiner Rückkehr ihm ein weiteres Feld eröffnen und — ich höre ihn noch sprechen: ‚Ich bin berufen, mitzuhelfen, daß weite Länderstrecken der Kultur eröffnet, ihre Bewohner einem edleren Dasein zugeführt werden!' Wer wäre jung und nicht bereit zu hohem Flug? Ich widerstrebte nicht dem, was ihm als Glück erschien. Mein Vater war zu sehr Gelehrter, um nicht persönliche Bedenklichkeiten einem wissenschaftlichen Unternehmen unterzuordnen; nur meine Mutter seufzte sorgenvoll."

Aus fernen Höhlengängen, wo die andern vorwärts drangen, huschte rotes Licht herüber. Gabrieles Augen folgten dem feurigen Schein. „So leuchtete es am letzten Abend, bevor er Abschied nahm, zu mir, die ich einsam am Fenster stand, von dem Fackelzug her, den ihm die Studenten brachten. Musik klang dazu und endlich der feierliche Gesang. Aber die Worte verwehten. Nur — es fiel mir doch sonderbar auf das Herz, trotz meiner gehobenen Stimmung — nur eine Strophe trug der Wind deutlich heran: ‚nos habebit humus' — ‚die Erde wird uns haben.'" Sie atmete tief. Leise, unaufhörlich rieselten die Tropfen in das stille Wasser. „Das Wort hat recht behalten," fuhr sie fort. „Die erste, welche die Erde deckte, war meine Mutter. Wie weinte ich damals — und wie segnete ich später das Schicksal, das ihr das Kommende ersparte! Der zweite war mein Vater. Mit heiterer Ruhe ging der Erdensohn zu der alten Urmutter hinab; etwas von seiner stolzen Ergebenheit ließ er als edelsten Trost seinem verwaisten Kinde zurück. Den dritten — hat die Erde nicht gehabt." Ihre Stimme wurde dumpf. „Anfangs bekamen wir Nachrichten; dann blieben sie aus. Die Zeit ging hin, Monate — wissen Sie, was es heißt: harren, harren mit immer steigender Angst? Dann fiel der Schlag; die Nachricht kam, daß die Expedition verunglückt, aufgerieben sei. Es war nichts schonend zu verheimlichen; die Zeitungen brachten ausführlich den Bericht von einigen entwischten eingeborenen Begleitern. Der Häuptling eines wilden Stammes hatte die Europäer gefangen genommen und dann hinrichten lassen."

Die Worte waren kaum verständlich von ihren Lippen gekommen. Es wurde totenstill, nur die Tropfen fielen und fielen. Nach einer Weile sprach Gabriele gefaßter weiter: „Ich gehöre nicht zu den glücklichen schwachen Menschen, die durch Ohnmachten und Nervenfieber über die furchtbaren Krisen im Seelenleben hinweggebracht werden. Ich habe den Jammer durchringen müssen, mit den Gedanken jeden Schritt seines Schmerzensweges verfolgend."

Sie erhob sich von dem Felsstück, auf das sie sich gestützt hatte. Ihr Blick richtete sich sanft auf den jungen Mann, der, leichenblaß, ihr gegenüberstand. Sie wußte, er litt in diesem Augenblick wirklich unter seinem Irrtum, wenn auch verletzte Eitelkeit seine Empfindung steigern mochte. „Nach solchen niederschmetternden Schlägen führt kein Weg zurück in das frohe Getriebe des Lebens," sagte sie mit milder Trauer in der Stimme. Sie ging ihm voraus mit dem leisen geduldigen Schritt, der ihr für ihre Lebenszeit vom Schicksal vorgeschrieben worden war. Er folgte ihr stumm. Das Skizzenbuch war uneröffnet geblieben, das gemeinschaftliche Märchen nicht verfaßt worden.

Aus den Höhlengängen tönten Zurufe, Lachen. Ilses Stimme war nicht mehr zu vernehmen. Vor ihren Anbetern sich versteckend, war sie in dunkle Spalten geschlüpft. Sie brauchte sie nicht mehr;



Die Kunst im Reiche der Mitte.
Nach einer Originalzeichnung von Arthur Wanjura.

dem Hauptmann Holl mußte ja nun klar geworden sein, daß sie über genug Anbeter verfüge, um den einen leicht entbehren zu können. Ohne zu wissen, wohin, rannte sie weiter. Endlich wollte sie umkehren; drei zackige Pforten standen vor ihr — aus welcher war sie gekommen? Sie wählte aufs Geratewohl die eine, aber die verlor sich in einer Kluft. Also zurück! Der Gang wurde so niedrig — nein — hier konnte sie auch nicht hereingekrochen sein. Abermals zurück! Da standen wieder äffend drei gleiche zackige Pforten vor ihr. Die Angst überfiel sie, sie lief ratlos hin und her. Jetzt kam sie in einen weiten Raum. Wasser füllte ihn, aber ein schmaler Pfad schien hindurchzuführen. Vorsichtig betrat sie diesen. Ein kalter Zug, der aus unerforschten Höhen kam, blies ihr das Licht aus. Tastend ging sie ein paar Schritte weiter, da versank der Fuß in eisiges grundloses Wasser. Sie wandte sich — wieder Wasser! Sie fand den Weg nicht zurück: rings umgab sie die Flut.

Sie rief; der Ton erstickte in dem Raum. Finsternis ringsum — nirgends ein Halt. Schwindel erfaßte sie und sie sank zusammen.

Unterdessen sammelte sich die übrige Gesellschaft wieder in der Eingangshalle. Der Bergmann hob den Spruch zum Abschied an. Da unterbrach Holl ihn mit scharfer Stimme: „Ist die Gesellschaft vollzählig?"

„Ilse fehlt," sagte Gabriele erschrocken.

In ihrem Bestreben, ihren Beziehungen zu Schersen die ihr allein würdig erscheinende Form zu geben, hingerissen von den Erinnerungen an das einst Erlebte, hatte sie eine Zeit lang die junge Freundin vergessen. Jetzt fiel ihr die Verantwortlichkeit für diese schwer aufs Herz.

„Das Fräulein wird doch nicht in der Neptunsgrotte sich verirrt haben! Dort ist das Wasser sechzehn Fuß tief," bemerkte ängstlich der Führer.

Die Damen schrien auf.

„Warum sind keine Warnungstafeln errichtet?" schalt der Bürgermeister.

„Wer hat Fräulein Großheim zuletzt gesehen?" „Herr Referendar, haben Sie nicht mit ihr getanzt?" fragten die anderen durcheinander.

Ohne sich um die Gesellschaft zu kümmern, eilte Holl zurück, nachdem er sich bei dem Führer nach der Richtung erkundigt. Gabriele folgte. „Fräulein Großheim! Hallo — hallo!" rief er in die Gänge hinein. Keine Antwort.

Doch klang es da nicht wie ein Jammerlaut aus der Felsenspalte? Alles leer! Also nur das Echo der Höhle. Aber woher kam der Ton? Vorwärts! Tief unter ihm schien ein neues Grubenlicht aufzutauchen — Täuschung! Es war nur das Spiegelbild dessen, das er in bebender Hand hielt. Weiter, weiter! Gespannt lauschend und scharf beobachtend, den Blick auf die Karte gerichtet, wandte er sich in die engen Erdgänge hinein. Sie standen an einem Felsenspalt, vor ihnen öffnete sich eine Grotte. Dort mitten im Wasser, zusammengesunken auf dem Riff, lag Ilse.

Gabriele atmete auf. „Gott sei Dank!" sie wollte zu ihr hin.

„Halt!" gebot Holl. „Hier ist alles Wasser; da führt kein Weg hinüber." Er leuchtete hinab. „Sehen Sie die tiefen Abgründe mit den zackigen Felsen? Ich bitte, noch ein paar Augenblicke sich ruhig zu halten!" rief er mit halb erstickter Stimme Ilse zu. Er eilte zurück, um von der andern Seite zu ihrem Platz zu gelangen, und erschien nach einer Weile hinter ihr.

Ilse richtete sich auf. Mit angstvollen Augen sah sie ihm entgegen. Ach, sie hätte so gern die Hände um seinen Hals geschlungen, sich ausgeweint! Die Todesangst der letzten halben Stunde hatte den Trotz gebrochen — zu spät. Er umfaßte sie zwar mit starkem Arm und hob sie von dem glatten Riff zu sich herüber; aber er stellte sie hastig auf die Füße, als stoße er sie von sich. Dabei war er so dunkelrot wie vorhin leichenblaß. Sie empfand etwas wie Furcht, und der Dank, den sie stammeln wollte, erstarb auf ihren Lippen.

Er wandte sich auch schon wieder von ihr ab. Sie sah nur noch sein Profil, das einen kalten entschlossenen Ausdruck trug.

Auch bei Gabriele fand sie keine weiche Rührung; die Freundin war sehr ernst. Stumm ging Ilse neben ihr her. Das nasse Kleid schleifte auf dem Steinboden nach.

Am Ausgang hielt Holl einen Appell über die Gesellschaft und ließ sie dann in geschlossener Kolonne abziehen; er war der letzte. Als Ilse an ihm vorüberschlich, traf sie kein Blick, und als ihre Verehrer sie besorgt nach ihrem Befinden fragten, erhielten sie keine Antwort. Die Elbfrauen hatten ihnen allen schweren Sinn gesponnen.

Die Wagen fuhren vor. Holl bot Gabriele die Hand zum Einsteigen. „Gestatten die Damen, daß wir uns hier beurlauben. Ich will das Gelände in Augenschein nehmen — wahrscheinlich kommt das nächste Manöver in diese Gegend."

„Und ich möchte ein paar interessante Felsenprofile abzeichnen," setzte Schersen hinzu, ohne Gabriele anzusehen. —

Während die Wagen mit den allseitig kleinlaut gewordenen Insassen davonrollten und Holl unter dem Vorwand, Entfernungen abzuschätzen, in die Wiesen hineinging, stieg Schersen zur Falkenburg empor. Wohl erfaßte auch jetzt sein Malerauge die wunderliche Bildung der Felsen, deren weiße Kalkgesichter unter schwarzen Fichtenkappen hervorschauten, die schlanken Raubvögel, die darüber kreisten und dann durch die blaue Luft dem Habichtsthal zuruderten; aber er griff nicht nach dem Skizzenbuch. Er hatte diesmal die Kunst nur als deckenden Schild gebraucht. Er fühlte sich verletzt, daß er trotz seines Werbens um Gabrieles Interesse nicht mehr sein sollte als eine kleine Randbemerkung an dem ernsten Text ihres Lebens. Und diese Empfindung wurde noch überboten von der Beschämung über seine Verblendung. Wie hatte er sie, wie vor allem sich selbst so mißverstehen können! Warum ließ er sich nicht warnen von dem beklemmenden Gefühl, das ihn überkam, als damals Swentas Bild aus dem Skizzenbuch flatterte, als Holl des Whistabends, Stöckei ihrer gemeinschaftlichen Freunde hier in der Gegend gedachte? Sensitive Naturen sollten solche Empfindungen beachten. Sie sind die Sprache der Seele, die mahnt: werde dir selbst nicht untreu! Und warum hatte er heute spöttisch gelacht, als Gabriele von der „einzigen" Liebe sprach? Konnte nicht auch er davon reden? Genügte jetzt nicht die Erinnerung an sie, die Herrliche, Einzige, um ihn über die Demütigung hinwegzuheben, daß eben eine andere ihn sanft aus ihrem Leben hinausgeschoben hatte? Ein schwermütiger Seufzer kam über seine Lippen. Aber er galt nicht Gabriele. Ihn däuchte nun, die Beziehung zu ihr sei über seine Empfindungen nur wie ein sanft fächelnder Hauch hinweggegangen, der den alten Schmerz zu dämpfen, aber nicht zu vertreiben vermochte. Seine Augen verloren sich träumerisch in die Weite. Dort, wo das Renaissanceschlößchen aus den Parkbäumen aufragte, entwickelte sich eben eine Kavalkade. Herren in Cylindern — jedenfalls Stöckei darunter — Damen mit Jockeymützen und Reitstöcken, halberwachsene, auf Ponies sich wiegende Mädchen, deren ährenblondes Haar offen herabwallte, Reitknechte sprengten dem Walde zu. Er mußte gestehen: die Damen ritten vorzüglich. Die an der Spitze — doch welche Thorheit! Die Phantasie spielte ihm einen Streich — er hatte nur so lebhaft an sie gedacht. Wo war sein Krimstecher? Zu Hause, weil er seiner in der Höhle nicht bedurfte. Ach, die ganze Partie gäbe er darum, wenn er unterscheiden könnte. — Unmöglich! Sie verschwanden hinter den Bäumen. Nur Pferdegetrappel und hohe helle Töne, wie sie der Wind von lebhaftem Geplauder in die Ferne treibt, klangen noch zu ihm herüber.

Seufzend wandte er sich ab und stieg zu den melancholisch rauschenden Fichten hinauf.

In der Kastanienvilla rannten die Dienstboten durcheinander. Gabriele hatte bei der Rückkehr sofort das Stubenmädchen gerufen, damit es Ilse aus den durchweichten Kleidern helfe; der Hausdiener trug die mühsam von den Füßen geschälten Känguruhstiefelchen fort, die Köchin machte Thee. Ilse ließ alles mit sich geschehen. Mechanisch nahm sie den Thee; wie im Traum erwiderte sie Gabrieles ernsten Gutenachtgruß.

Sie war ganz erstarrt vor Verblüffung. Wie ängstigten sich zu Hause ihre Eltern über einen tollen Streich, wie wurde sie gehätschelt, wenn er dann glücklich ablief! Hier dagegen! Gabriele schien sich beleidigt zu fühlen. Und er? — In den Augen das verständnislose Erstaunen, das alle jungen Menschen überkommt, wenn zum erstenmal ihr Selbstvertrauen erschüttert wird, schlich sie scheu ans Fenster. Die Petroleumlaternen waren bereits gelöscht worden; ein letztes Düftchen hatten sie in die Nachtluft hineingewirbelt, ohne ihrer Frische etwas anhaben zu können. Der Mond guckte durch die Bäume wie stets in kleinen Städten, nicht als ein fernes kaltes Himmelslicht, sondern gleich einem breitgesichtigen gutmütigen Nachbar.

Von der Veranda drüben schimmerte ein glimmender Punkt herüber — eine brennende Cigarre. Wie gebannt davon, ohne sich zu regen, blickte Ilse hinüber. Zuweilen gab der Funke hellen Schein und beleuchtete flüchtig ein bleiches Gesicht. Ihre Gedanken drehten sich angstvoll um die eine Frage: was überlegt, was denkt er? Endlich flog der letzte Funke, energisch fortgeschnellt, über das Geländer. Ein Zittern befiel sie. Es lag etwas so Unwiderrufliches in der Bewegung.

Gleich darauf hörte sie einen festen Schritt im Hause drüben verklingen. War er wirklich fertig mit Ilse Großheim? Es wäre ihm nicht zu verdenken gewesen. Geplagt hatte er sich genug mit ihr, und sie hatte immer eingesehen, daß alle seine Rügen berechtigt waren. Sie fand die grellroten Geranien zu dem Rosakleid auch schauderhaft und mußte zugestehen, daß sie ein Faulpelz, ein Schlafratz, eine Naschkatze sei. Es war ihr nur so erniedrigend vorgekommen, klein beizugeben. Ach, wenn man doch manchmal ein Stückchen Leben auswischen könnte wie ein falsches Rechenexempel auf der Schiefertafel! Der Schwamm sollte dann schnell über die letzten vierzehn Tage gehen! Aber konnte sie ihre dummen Streiche wirklich nicht wieder gut machen, sich dennoch — „umkrempeln“? Dieser Gedanke stellte sich ihr als etwas sehr Großes dar, denn bis jetzt war ihr immer verziehen worden, ohne daß sie Besserung gelobt hatte. Aber diesmal — ihr Herzklopfen sagte es ihr, diesmal mußte es sein. —

Gabriele hatte aufgeatmet, als sie endlich sich allein befand. Am liebsten wäre sie heimgekehrt zu ihrem friedlichen Dasein, wo junge Stimmchen über eine gefallene Masche klagten oder jubelten, wenn die bestimmte Zahl herumgestrickt war, in das stille Zimmer, wo ihre alten Freunde, die Bücher, sie umgaben; zu ihrem Flügel, an dem die Klänge einer Beethovenschen Sonate sie erhoben über alles Ungemach des Lebens. Und dennoch mußte sie hier ausharren. Ilse würde sonst immer glauben, die Beziehung zu Holl sei durch die Abreise, nicht durch ihre Unbesonnenheit gelöst worden. Dann reifte ihr aus dem Erlebnis nicht einmal eine Erfahrung, die doch immer zuletzt zur Läuterung führt.

Einen Augenblick trat sie an das offene Fenster. Sonst schritt um diese Zeit ein später Spaziergänger unter den Kastanien hin, heute blieb er aus. Der freundliche Verkehr mit dem sympathischen Mann, der auf die feinste Gefühlsregung zu erwidern verstand, war zerstört. Dabei vermochte sie nicht ein leises Unbehagen abzuweisen. War es richtig, daß sie sich hinreißen ließ, dem ihr doch Fremden ihr Schicksal zu erzählen? Männer wie er sind gewohnt, durch ein Fächerwehen sich abwinken zu lassen! Aber sie hatte seiner Annäherung gegenüber das Gefühl gehabt, es sich selbst schuldig zu sein, daß sie ihm keinen Zweifel über ihre Gefühle lasse. Und dann war die ganze Vergangenheit einmal wieder lebendig emporgestiegen, die Decke sprengend, welche Zeit und Selbstüberwindung allmählich darüber gebreitet hatten. Nun nahm er es anders auf, als sie gehofft hatte, von der empfindlichen Seite, und das beschämte sie ein wenig. Dennoch fühlte sie sich wie erlöst.

Sie begab sich zur Ruhe. Draußen säuselte der Nachtwind in den Blättern und schwellte die Vorhänge ihres Zimmers wie Segel. Da war ihr plötzlich, als umgebe sie Rosenduft, so köstlich, wie sie ihn noch nie geatmet hatte. Und auf dem Marmortischchen neben ihrem Bett lag eine Rose, herrlich, blätterreich — aber schneeweiß. Sie ermunterte sich und öffnete die Augen; der Duft umschwebte sie noch, allein die Rose war verschwunden. Nur ihr Ring lag dort, und ein Mondstrahl spiegelte sich in dem Amethyst. Und nun verlor sich auch der Rosengeruch.

Sie lächelte leise, halb schlafbefangen, als grüßte sie etwas Entschwindendem nach. —

Am anderen Morgen erwachte Gabriele mit der befreiten Stimmung, die Träume zurücklassen, in denen die Seele sich über die engen irdischen Schranken emporzuschwingen scheint. Mit Verwunderung hörte sie, daß Ilse, die sonst bis tief in den Tag hinein schlief, bereits aufgestanden war. Sie klapperte mit den Tassen, ließ das Kesselchen bringen und begann die Eier zum Frühstück zu sieden. Der Morgengruß, den sie Gabriele bot, klang sehr bescheiden. Das wirre Gelock war zu schlichten Scheiteln niedergestrichen, aus denen sich vereinzelte goldige Ringelchen gelöst hatten, die einen kleinen Heiligenschein um ihr verstörtes Gesichtchen bildeten. Die grellen Garnituren, die sie sonst immer zu dem staubfarbigen Kleid trug, fehlten. Ihre Augen gingen gespannt durch das Fenster nach der Veranda hinüber. Die Herren ließen sich nicht blicken. Der Hausdiener allein zeigte sich, beschäftigt, ein paar Koffer zu putzen.

Gabriele erkannte einen Manöverkoffer. Die arme Ilse that ihr leid. Aber eine beruhigende Antwort vermochte sie auf ihre ängstlich fragenden Blicke nicht zu geben. Einen Trost zu spenden, an den sie selbst nicht glaubte, das ging gegen ihre Grundsätze, und sie hegte die Befürchtung, daß es zu spät sei, um noch einlenken zu können. So frischweg Ilse damals die Türmerin mit einem hübschen Kriegsknecht versorgte, den ihrigen hatte sie verspielt.

Stumm nahmen sie ihr Frühstück ein. Nur zu den Fenstern herein drang mit dem Duft von frischem Laub heiteres Geplauder und Lachen der Damen, die, um die Tische des Vorgartens gereiht, mit Vorbereitungen zu dem morgenden Fest beschäftigt waren.

„Wir brauchen zwanzig Gewinde für die Notenpulte!“ — „Fräulein Gretchen, reichen Sie mir die dunkelroten Päonien her!“ — „Lolo, bring' das Gold und die blaue Seide mit zu den Fahnenbändern für den Kriegerverein!“ — „Lulu, die Turner wollen auch einen Schmuck um ihren Wahlspruch!“ — „Wo sind die Reifen?“ — „Wo ist der Bindfaden?“ — „Sie kommen gerade recht, Herr Referendar! Befestigen Sie das Seil dort an dem Baum! Da winden sich die großen Guirlanden leichter.“

Ein Fahrrad rollte an. „Herr Ingenieur, wo bleibt Ihr Rollwagen mit den Blumen?“ hörte man die Stimme des Oberpostsekretärs fragen.

„Da, wo Ihre Postboten mit den Antwortschreiben der Nachbarorte stecken,“ entgegnete lachend der Ingenieur.

„Guten Morgen, Herr Bürgermeister!“

„Die Herren wünschen?“ Es war Frau Kerns Stimme.

Die Namen Raunthal und Großheim drangen herauf. Gleich darauf klopfte es an die Thür. Das Stubenmädchen trat ein. „Die Herrschaften unten lassen sich erkundigen, wie der Schreck Fräulein Großheim bekommen ist und ob die Damen zu sprechen sind.“

Ilse schüttelte mit angstvollen Augen den Kopf gegen Gabriele.

„Wir lassen danken,“ sagte diese. „Bedauern, keinen Besuch annehmen zu können. Wir sind noch bei der Toilette.“

Wie ein Echo hallte die Botschaft unten wieder. Stille trat ein. Nur leises Gekicher von jungen Mädchenstimmen ließ sich vernehmen.

„Herr Bürgermeister, wie wär's, wenn wir zum Frühschoppen gingen?“ Das war die lachende Stimme des Referendars.

„Frühschoppen!“ ertönte ein mächtiges Unisono. Dann zog die Herrengesellschaft ab.

„Generalprobe anhören“ — „die Wagen schmücken“ — „das Treiben in der Stadt ansehen“, hallte es von den Stimmen der Damen noch herauf, immer ferner, wie von einem abtretenden Chor her. Drunten wurde es still.

Ilse ging kleinlaut nach ihrem Zimmer hinüber, um zum erstenmal in Schränken und Fächern aufzuräumen. Gabriele griff zur Arbeit, zum viel verlästerten Strickstrumpf. In der Amalienschule war es üblich, daß jede Schülerin aus dem vom Stift geschenkten Garn sich ein Paar Konfirmationsstrümpfe strickte. Um den Kindern noch eine kleine Fertigkeit beizubringen, hatte Gabriele den Brauch einer früheren Zeit erneuert; sie hielt auf hübsche Strumpfränder. Aus Großmutters Truhe schöpfte sie die Muster mit den schönen Namen: Pfauenfeder, Zöpfchen, Wendeltreppe und pflegte jedem fleißigen Kinde einen Musteranfang zu arbeiten. Sie packte die Nadelgestricke, die Garnknäuel, alle zierlich gewickelt, das eine wie ein Ei, das andere wie eine Scheibe, zusammen und begab sich auf ihren Lieblingsplatz unter der großen Kastanie. Aufgeschlagen, abgenommen — begann sie ihre Arbeit. Und da sie einmal mit ihrer Armenschule sich beschäftigte, dachte sie auch an das versprochene Märchen. In den Wipfeln flüsterte ein weiches Lüftchen; wie ein Schneegestöber rieselten die zarten Blüten auf ihr Strickgerät herab. Merkwürdig, wie viele Blumen trugen Helme! Ob sie das Märchen mit einem Rittersporn, einem Schwertel, einem Eisenhut ausstattete? Sie schüttelte den Kopf und strickte links herum. Wo blieb da der erzieherische Zweck? Uebten die Helme nicht so schon eine zu große Anziehungskraft aus? Sie ging lieber sicher, drehte den Eisenhut herum, da wurde es eine weiß und blau lackierte Kutsche mit zwei Apfelschimmelchen. In der fuhr der Doktor Akonit und heilte alle kranken Kinder mit seinem heilsamen aber bitteren Tränklein. Ja, bitter wie alle Heiltränke! Ihr Blick ging nach dem Fenster hinauf, an dem Ilses blasses Gesichtchen immer wieder einmal erschien. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüten

Ein Denkmal der Völkerschlacht bei Leipzig. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, die man wiederholt seit der Gründung des neuen Deutschen Reiches beobachten konnte: die Bürger des neuen Reiches fühlen eine Art sittlicher Verpflichtung, die Schulden des alten zu bezahlen, die angefangenen Werke der Vorfahren zu vollenden. Was an den politischen Wirrnissen, an der wirtschaftlichen Armut früherer Tage auf halbem Wege scheiterte, was vielleicht nur als Pflicht empfunden, aber unter der Ungunst der Zeiten nicht gethan wurde — heute sieht man eins ums andere aufgenommen vom lebenden Geschlechte und als eigene Aufgabe behandelt. Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde, die Türme zu Köln und zu Ulm sind die glänzenden Zeugnisse für diesen ehrenwerten Zug im Charakter unserer neuen Reichsbürger.

Und jetzt gilt es wieder eine solche Aufgabe. Das Schlachtfeld bei Leipzig, das Gefilde, auf dem einst in bangen Tagen über das Schicksal unseres Volkes entschieden ward, von dem ein glorreicher Aufschwung der Gemüter hinausging in alle deutschen Lande, auch in die, welche an jenem 18. Oktober 1813 dem fremden Herrn noch Vasallendienste leisten mußten — es trägt noch heute kein Denkmal, das einer so erhabenen Wendung in unserer Geschichte würdig wäre. Wohl fehlt es nicht an einzelnen Erinnerungszeichen: der Fremde pilgert zum „Monarchenhügel“ mit seiner Spitzsäule, zu dem Granitwürfel, welcher dem Oberkommandierenden der verbündeten Armeen, dem Fürsten Schwarzenberg, von seiner Gattin errichtet wurde, er betrachtet sich wohl auch den „Napoleonstein“, der die Stelle bezeichnet, wo der französische Kaiser die Niederlage seiner Truppen mitansah. Aber kein Denkmal steht da, in dem das Ungeheure, das hier geschah, auch nur annähernd zum Ausdruck käme.

Man hat die Lücke schon lange empfunden und auch schon lange die ersten Schritte gethan, sie zu füllen. Bei der fünfzigjährigen Wiederkehr des Siegestags, am 18. Oktober 1863, wurde unter großen Feierlichkeiten, unter der Teilnahme fast ganz Deutschlands der Grundstein gelegt zu einem würdigen Nationaldenkmal der Befreiungskriege. Allein in jenen schwülen unklaren Jahren, da die Lösung der „deutschen Frage“ schwer auf den Gemütern lastete, da war die nachhaltige Stimmung nicht vorhanden für den Ausbau eines Völkerschlachtdenkmals, und seit über dreißig Jahren liegt der Grundstein einsam und verlassen im Felde.

Aber er soll nicht ewig so ruhen. Im neuen Deutschen Reiche ist Licht und Raum für den Geist, der an den Völkerbund von 1813, an die glorreichen Erinnerungen der Befreiungsschlacht anknüpft. Und so hat sich zu Leipzig ein „Deutscher Patriotenbund zur Errichtung eines Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig“ gebildet, der in ganz Deutschland die Werbetrommel rührt und Freiwillige sammelt zur Erfüllung einer vaterländischen Ehrenpflicht. Jeder gute Deutsche ist willkommen, der sein Scherflein beitragen will; der erste Vorsitzende des Bundes, Architekt Clemens Thieme in Leipzig, An der Pleiße Nr. 12, ist gern bereit, die Gaben in Empfang zu nehmen. Und wenn dann dereinst das Denkmal steht, in schlichter Größe und Schönheit, wie wir allein es uns denken können, dann wird jeder, der das Seine dazu gethan, sich mit Genugthuung sagen können: auch du hast teilgenommen an der Tilgung einer alten Ehrenschuld.

Meister Grimbart in Nöten. (Zu dem Bilde S. 793.) Der Weidmann kennt heute zwar noch eine ganze Reihe „weidgerechter“ Jagdarten auf den Dachs, aber unter diesen nimmt das „Dachsgraben“ doch eine solch hervorragende Stelle ein und ist besonders in neuerer Zeit, wo der Teckel der Lieblingshund nicht nur der Jäger, sondern — ich möchte sagen — jedermanns geworden ist, dermaßen in den Vordergrund getreten, daß die Zeit vor der Thür steht, wo es ebenso ausschließlich für weidmännisch angesehen wird wie bei den Engländern die Parforcejagd auf den Fuchs.

Es ist Herbst — ein windstiller Tag, und hinaus geht's in den Forst auf den Haupt- oder Mutterbau, in welchem sich Meister Grimbart, wie die frisch „ausgefahrene“ Erde vor den „Röhren“ und die augenscheinlich beim Heranschleifen verloren gegangenen, zerstreut liegenden trockenen Gräser, Farne und Blätter uns zeigen, sein warmes, wohnliches Winterquartier eingerichtet hat. Was ziehen und zerren die niedrigen, krummläufigen, tollkühnen Kerlchen, die Teckel, doch vor Jagdeifer an den Koppeln! Sie können die Zeit nicht erwarten, da sie tief unter der Erde mit ihrem dickwanstigen Feinde ins Zwiegespräch kommen. Aber sie müssen sich noch gedulden, die schneidigen Bursche — denn zunächst wird von ihnen nur einer gelöst, der alte erfahrene Erdmann, der dann auch sofort in eine „befahrene“ Röhre „einschlieft“, begleitet von dem neidischen langgezogenen, weinerlichen „Gehünsche“ der anderen Krummläufe. Jetzt heißt es still sein, damit wir den durch die Erde gedämpften „Hals“ Erdmännchens hören können und die Stelle finden, unter der er „vorliegt“. Hier ertönt leise der dumpfe Schall — wenn wir das Ohr auf die Erde legen, können wir deutlich die Stimme des Hundes vernehmen — er hat den Dachs gefunden. Jetzt kommt es darauf an, daß er seinen Feind in ein Endrohr treibt — in eine sackartige Stelle des Baus, wo Grimbart, wenn der Hund nicht weicht, weder vor- noch rückwärts fliehen kann. Wenn dann von oben dahin „durchgeschlagen“ (ein Schacht getrieben) wird, wo wir das dumpfe Verbellen Erdmännchens hören, und wir treffen auf die Röhre, so steckt der Dachs in dem kurzen Ende vor uns und wird mit der Zange herausgezogen. Daher kommt es zunächst darauf an, daß wir dem Hunde behilflich sind, seinen Feind ins Endrohr zu treiben. Wir schlagen deshalb mit dem flachen Spaten fest auf die Erde, daß die Schläge dröhnend durch die Bäume hallen.

Richtig, der Dachs hat sich „versetzt“ — Erdmännchen ist unter uns still. Wieder wird die Stelle aufgesucht, wo der Hund verbellt — wieder wird aufgeklopft und wieder ist der Dachs verschwunden. So geht es fast eine Stunde im Bau hin und her, der Hund kann seinen Feind nicht „fest machen“, der Bau ist zu groß. Jetzt wird die ganze Teckelgesellschaft gelöst, vielleicht gelingt es der vereinten Anstrengung, Meister Grimbart in ein Endrohr zu treiben.

Hier unter uns liegt wieder ein Hund vor — — aber es verbellt und „hünscht“ in allen Röhren, an allen Enden. Der Spaten schlägt dröhnend auf die Erde — diesmal klingt der Hals des Hundes nur um so wütender auf derselben Stelle. Nochmals schallen die Schläge mit der Schaufel laut durch den Forst — — der Dachs wankt und weicht nicht, er steckt im Endrohr. Jetzt heißt es, so rasch wie möglich „durchschlagen“, und die jagdeifrigen Arbeiter graben und hacken drauf los, als gelte es, einen Schatz zu heben. Zoll um Zoll geht's tiefer hinab in die Erde. Bei jedem Spatenstich klingt der Hals des Hundes deutlicher und wütender herauf — es hört und weiß der brave Teckel, daß er Hilfe bekommt. Plötzlich sinkt der Spaten bis an den Stiel ins Erdreich und hell klingt der Hals des Hundes aus dem sich bildenden Loche hervor — — wir sind auf der Röhre. Behutsam wird die Oeffnung erweitert, damit sie von hineinrutschender Erde nicht ganz verschüttet wird; — da ist der Kopf Erdmännchens — der schweißende Fang, die Augen mit Sand und Erde verklebt — wütend heulend und scharrend, er will über die Erdbarrikade klettern, welche die Röhre versperrt und ihn von seinem Feinde trennt. Dort, an der anderen Seite schiebt sich auch der weißblässige Kopf Grimbarts hervor — aber nur eine Sekunde, dann ist er wieder im Dunkel der Röhre verschwunden. Nur Geduld, Bürschchen, wir kommen gleich!

Plötzlich ein Höllenlärm dort hinten auf dem Bau. Die zuletzt gelösten Hunde haben einen zweiten Dachs gefunden, und dieser, durch die wütenden Angriffe seiner Feinde hin- und hergejagt, ist schließlich „gesprungen“, wie der Jäger das aus dem Bau Laufen nennt.

Ludwig Beckmann, der bekannte Düsseldorfer Jagdmaler, hat den Augenblick festgehalten, wo dieser zweite Grimbart, von seinen Feinden umringt, einen Augenblick stutzt — hätte er aber den Zeitpunkt fünf Sekunden später gewählt, so würden wir sehen, wie ein Teckelchen schweißend Kobolz schlägt und wie der graue Borstenträger, gefolgt von seinen Feinden, mit ungeahnter Schnelligkeit zur nächsten Dickung flieht — gewiß auf Nimmerwiedersehen, wenn der Jäger nicht wäre, der ihn mit gut gezieltem Schuß erlegt.

Karl Brandt.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

u

Nr. 48. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Um fremde Schuld.

(12. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Und die Tage gingen weiter, unruhig, voller Nichtigkeiten, dem Einzelnen keine Stunde der Sammlung, der geistigen Ruhe schenkend. Ich war einmal bei der Komtesse gewesen, da traf ich Frau von Tollen, gebeugt, traurig, nicht wiederzuerkennen. Lore sei mit ihrem Onkel nach Italien gereist und die Scheidung im Gange, erzählte mir die Komtesse hinterher.

„Warum trennen sie sich?"

„Ach Kind, das ist 'was Häßliches und die Tollen bat mich um Diskretion — frage mich nicht!"

Arme Lore! — —

Nur die halbe Stunde, die ich während der Nachttoilette abends noch in meiner Stube mit der Base zubrachte, gehörte mir. Stumm nestelte sie mir die Kleider auf und bürstete mein Haar, alles so zart und liebkosend wie immer. Wir sprachen kaum miteinander, aber wir dachten dasselbe: Robert. Und ich blickte dann mitunter fest in ihre kleinen Greisenaugen — hatte sie den Kuß gesehen, den süßen, traurigen Kuß des sich Findens und Verlierens? Kein Zug ihres Gesichtes, kein Wort verriet es mir. Freundlich sagte sie nur mitunter: „Wo Menschenverstand nicht mehr aus und ein weiß, hat Gott noch alleweil' ein Pförtlein. Müssen nicht so blaß aussehen, Anneliese. Schauen Sie nur in den Spiegel, das ist gar nicht mehr Ihr altes Schelmgesicht!"

Nein, das war es nicht mehr, ich sah es selbst. Etwas Blasses, Längliches blickte mir da entgegen, mit Augen, unter denen tiefe Schatten lagen, und ein fest geschlossener Mund, der alle Neigung verloren hatte, vorwitzig zu antworten. Die Lippen waren auch keine Kinderlippen mehr, aber das wußte nur er und ich und der Sturm, der an uns vorübergebraust. Und das Lachen hatten sie verlernt in wenigen Sekunden — wohl für immer, denn wann sollten sie es wieder lernen?

„Ach Base, wie soll es werden?"

„Der Herr hat gesagt: ‚Sorget nicht!' Wenn ich nicht an seine Hilfe glaubte, ich lebte längst nicht mehr," antwortete sie.

„Aber das Unabwendbare kommt ja, muß ja kommen."

Sie schwieg, denn auch sie wußte — es mußte kommen.

„Base, haben Sie Nachricht von ihm?" erkundigte ich mich stockend.

„Nein," war die kurze Antwort.

Morgens in aller Frühe war die Base schon auf den Beinen, sie lief treppauf und treppab und nahm alle Wirtschaftssorgen Mamas auf ihre alten Schultern. Und



Gustav II. Adolf, König von Schweden.
Nach dem Gemälde von A. van Dyck. Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Herr Wollmeyer wurde täglich nervöser und aufgeregter, und die Base murmelte etwas von „Verrücktwerden“ vor sich hin, als er von ihr verlangte, sie sollte sich dem Kostümfest zu Ehren in das Gewand einer altdeutschen Bürgersfrau stecken, so als Schaffnerin in Riegelhaube, faltigem Tuchrock, Halskrause und weiter weißer Schürze, in ein Gewand, wie es Frau Schwerdtlein im „Faust“ getragen.

„Wer ist denn die?“ fragte die alte ehrliche Seele, „hab' meintag nichts von der gehört. Er soll mich zufrieden lassen!“

„Er soll mich zufrieden lassen,“ sagte auch die Komtesse, die eines Abends in Mamas Zimmer trat. Wir saßen da beide in der Dämmerung zusammen und sprachen über gleichgültige Dinge. „Er soll mich zufrieden lassen, Len'; über Mummenschanz und Verkleidung bin ich hinaus. Was ist ihm denn eigentlich eingefallen? Jeder Spatz auf dem Dache pfeift von Wollmeyers Kostümfest! Wenn Ihr noch junge Leute wär't — aber so! Du hättest alle Ursache, recht still zu leben.“

Mama antwortete nicht.

„Und dann, Len', noch eins! Wie kamt Ihr dazu, bei dem Erbmundschenk von Pauersleben Besuch zu machen? Ich bin überzeugt, daß Seine Excellenz recht freundlich zu Wollmeyer gewesen ist am letzten Geburtstag des Kaisers, aber — aber —“

Mama zuckte die Schultern ein wenig und schwieg, während eine Schamröte über ihr Gesicht flog.

„Na, nichts für ungut, Len',“ fuhr die Komtesse unerbittlich fort, „ich meine nur, daß alles seine Grenzen hat. Pauerslebens — sie, die Excellenz, war nämlich vorhin bei mir — scheinen sich sehr zu wundern; Du kennst sie ja, Len'! Gegen Dich haben sie ja nichts, aber Wollmeyer ist ihnen doch schließlich völlig fremd, und versteh', Len' —“

„Ich verstehe ja, ich verstehe, Komtesse, aber ich kann es nicht hindern!“ rief Mama nervös.

„Ich will Dir 'was sagen, Len' — Du bist ein weiblicher Waschlappen geworden,“ beharrte die Komtesse. „Du läßt Dich in einer Weise beeinflussen, die ich unbegreiflich finde, und hast völlig das Verständnis für das verloren — für das, was Eure Stellung verlangt. Sei nicht böse, aber einmal muß es heraus. Wenn's so weiter geht, macht Ihr Euch lächerlich! So viel Macht mußt Du haben, daß Du sagst: hier ist die Grenze des guten Geschmacks, drüber hinaus giebt's nichts mehr! Du hast den Sternberg zu allem gebracht, was Du wolltest, und jetzt bist Du nicht imstande — —“

„Tante“, bat ich, „schilt nicht, Mama ist krank — nicht wahr, Mama? Und siehst Du, Tante, Papa — Papa war eben — —“

„Ja, ja, Kücken, Du hast recht,“ gab die Komtesse grollend zu. „Papa war eben — — Na, darum keine Feindschaft, Len', und sag' ihm, wenn ich nicht kommen dürfte in meinem Schwarzseidenen, so bliebe ich daheim. Und sieh nicht so traurig aus; er hat ja auch seine Vorzüge! Schau' mal, er steckt Dich in Samt und Seide bis über die Ohren, und alles was recht ist — gestern hat er wieder zweihundert Mark zu Kohlen für die Armen gegeben. Sei gut, Len', auf mich kannst Du immer zählen.“

Sie strich Mama über das Gesicht und ging.

Mama lag ganz still; ich glaubte schließlich, sie sei eingeschlafen, zog mich in die tiefe Fensternische zurück und blickte nach Westen hinüber, wo nur noch ein blasser Goldstreifen von dem gesunkenen Tage erzählte.

„Helene!“ hörte ich plötzlich die laute Stimme meines Stiefvaters, „da ist wieder so ein verteufelter Brief von Brankwitz — nachgerade wird's Zeit, daß man Ruhe bekommt. Er hofft, er finde alles geordnet oder doch die Wege hinreichend geebnet, wenn er morgen mittag eintrifft.“

Mama schwieg, ich hörte nur ein qualvolles tiefes Atmen.

„Hm! Hast Du nun eigentlich mit Anneliese geredet?“ fragte er ungeduldig.

„Nein, Bernhard, noch nicht.“

„Weshalb nicht?“

Es blieb ganz ruhig. Ich, die schon auf dem Sprunge war, hervorzutreten, setzte mich wieder, in der Meinung, daß er sich entfernen würde. Da tönten mir die Worte ins Ohr: „Ich frage Dich, weshalb nicht? Und ich bitte mir Antwort aus!“ Es klang drohend, gereizt.

„Mir fehlt die Kraft,“ sagte Mama.

„So? Dieser Ausweg ist neu. Bis heute abend wirst Du die Kraft gefunden haben, Deinem trotzigen Fräulein Tochter den Standpunkt klar zu machen, wenn Du nicht vorziehst, daß ich es thue. Und dann, weißt Du — dann fächelt der Wind nicht aus Westen,“ schloß er brutal.

Ich stand auf einmal an Mamas Seite. „Sei ruhig, Mama,“ sagte ich, „ich werde schon selbst mit dem Herrn Wollmeyer reden! Bitte,“ wandte ich mich an ihn, „vielleicht in Ihrem Zimmer?“

Er war so verblüfft und überrascht, daß er mir folgte. Ich schloß die Thür hinter uns und zündete ein paar Kerzen vor dem Spiegel an, sie verstreuten ihr Licht in dem hohen großen Zimmer, ohne es zu erhellen.

„Bitte, wollen Sie mir mitteilen, um was es sich handelt!“

Er hatte sich gefaßt, und in scherzhaftem Ton sagte er, die Hände reibend: „Sie thun ja, als ob Sie hier zu Hause wären, Anneliese!“

„Das liegt mir jedenfalls gänzlich fern! Ich möchte nur meine Mutter verschont wissen von Auseinandersetzungen, die voraussichtlich doch nicht zu dem von Ihnen gewünschten Ende führen.“

„Nun, das wollen wir abwarten. Bitte, nehmen Sie Platz! Erlauben Sie, daß ich mir eine Cigarre anzünde? Es ist eine Art Beruhigungsmittel — — Was willst Du hier, Helene? Ich ersuche Dich dringend, geh!“ rief er jetzt, da Mama, zitternd vor Angst, auf der Schwelle erschienen war.

„Bitte, Mama, ich kann besser ohne Dich sprechen,“ sagte nun auch ich und drängte sie zurück. Sie warf mir noch einen unsäglich angstvollen Blick zu, dann ging sie wirklich. Ich blieb ruhig stehen an dem großen Bücherschrank mit den prunkvoll gebundenen Büchern, deren Inhalt ihrem Besitzer höchst wahrscheinlich gänzlich unbekannt geblieben war, ausgenommen „Doktor Qualms sämtliche Werke“, die er beim Kaffee seinen Gästen immer mit dem nämlichen Behagen an dem abgebrauchten Witz präsentierte.

„Na also, meine gute Anneliese, es handelt sich um Ihre Heirat.“

„Ich dachte es mir.“

„So? Sie dachten es sich? Also, Brankwitz hat — —“

„Herr Wollmeyer, ehe Sie weiter sprechen, möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich in Bezug auf diese Angelegenheit noch genau so gesonnen bin wie vor einigen Wochen, als ich abreiste, daß mir Herr von Brankwitz unsympathisch ist und bleiben wird.“

„Augenblicklich mögen Sie noch so denken, aber ich könnte Sie bald bekehren,“ meinte er anscheinend gemütlich.

„Das bezweifle ich!“

„Ich nicht!“

„Ich bin fest überzeugt, daß Sie das nämliche Mittel, mich gefügig zu machen, anwenden werden, das Sie bei Mama anzuwenden für gut fanden; aber bei mir dürfte seine Wirkung versagen.“

„Ach? Ich habe übrigens bis jetzt kein Mittel Ihrer Mutter gegenüber angewendet, das dürfte erst noch kommen!“ Er blies große Wolken weißlichen Dampfes gegen die Decke. „Nun, Anneliese, auf vernünftige Vorstellung zu hören, sind Sie also nicht gesonnen?“

„Mit dieser Angelegenheit hat die sogenannte Vernunft nichts zu thun. Ich heirate nicht gegen meine Neigung, noch viel weniger mit einer ausgesprochenen Abneigung.“

„Nun, dann will ich davon absehen, die Vorteile dieser Verbindung Ihnen noch einmal vorzuführen, und nur die Nachteile einer Weigerung besprechen. Sie gehen einer äußerst bedrängten Zukunft entgegen. Da ich für meine eigene Familie zu sorgen habe, kann und darf ich Ihnen gar nichts versprechen als einen Aufenthalt hier im Hause; bei Ihrem ausgesprochenen Stolz nichts Leichtes für Sie.“

„Versprechen Sie nur nicht zu viel,“ sagte ich ironisch. Die ganze herzlose Art ließ mich nur mit äußerster Anstrengung meinen Zorn bemeistern.

Er sah mich an und stutzte. „Was soll das heißen?“

„Nun, kein Mensch ist seiner Zukunft Herr, meine ich.“

„Eine faule Redensart der Base,“ schaltete er ein. „Also Sie bleiben bei Ihrem Nein?“

„Ich bleibe dabei.“

Er gab sich keine Mühe mehr, scherzhaft auszusehen. Er stand auf, ging an alle Thüren, die er leise öffnete und schloß, um zu sehen, ob jemand lausche, dann trat er dicht vor mich hin. „Die Ehre Ihrer Mutter wie die Ihrige, Ihrer beider Existenz knüpfen sich aufs engste an meine Ehre und meine Existenz — begreifen Sie das?“

„Es ist nicht zu leugnen, Herr Wollmeyer,“ sagte ich.

„Nun, ich dächte, den ironischen Ton, den Sie soeben angeschlagen, könnten Sie weglassen; bis jetzt haben Sie weich und warm hier gesessen."

Ich schwieg. Für Naturen wie die seine mußte es ja alles sein, wenn man zu essen und zu trinken und ein Dach über dem Kopfe hatte, und alle diese Dinge möglichst luxuriös.

„Ja, das können Sie nun nicht ableugnen, nicht wahr? Und besonders, wenn Sie die Witwentage Ihrer Mutter in Betracht ziehen, ist's doch am Ende nicht so übel unter Wollmeyers Schutz — wie?"

„Wovon sprachen wir doch, Herr Wollmeyer?"

„Weichen Sie mir nicht aus! Ich hoffe, Sie verstehen mich, wenn anders Sie der Ausbund von Klugheit sind, für den Ihre gute Mama Sie hält, und wenn Sie verstehen wollen."

„Ich werde mir jedenfalls Mühe geben, denn Klarheit ist ja das einzige Mittel, um aus diesem Zwiespalt herauszukommen."

„Nun also! Wenn Sie sich weigern, Frau von Brankwitz zu werden, so hat das die eingreifendsten pekuniären Verluste für mich im Gefolge und natürlich auch für Ihre Mutter und für Sie."

„Ich verstehe das nicht, das ist gar nicht möglich!"

„Brankwitz trennt sich dann geschäftlich von mir. Ich kann Ihnen das nicht so auseinandersetzen mit ein paar Worten, aber ich — ich —"

„Weil ich ihn nicht heiraten will, trennt er sich von Ihnen, seinem väterlichen Freund?"

„Ja! Er würde es mir nie vergeben, daß meine Tochter ihn ausschlägt."

„So! Hat er Ihnen das mitgeteilt?"

„Allerdings!"

„Mit welchem Rechte droht er Ihnen?" fragte ich langsam und sah ihn groß an.

„Mit welchem Recht? Mit dem Recht des beleidigten zurückgesetzten Mannes, der Sie grenzenlos liebt. Liebende sind unberechenbar, sie sind zu allem fähig."

„Sie stoßen ihn doch nicht zurück!"

Er trat mit dem Fuße auf. „Kurz und bündig," rief er, „unsere guten Beziehungen gehen in die Brüche, denn er wird die Schuld mir zuschieben!"

„Verzeihen Sie — an einen so niedrig denkenden rachsüchtigen Menschen wollen Sie mich verhandeln, um Ihres Vorteils willen?"

Eine schwüle Pause entstand. Ich hörte nur sein tiefes aufgeregtes Atemholen.

„Ich will nichts mehr wissen von dieser Geschichte," sagte ich endlich, „und bedaure, wenn Sie durch meine Weigerung Unannehmlichkeiten haben. An Ihrer Stelle ließe ich einen Menschen, der so gesinnungslos ist, Sie etwas entgelten zu lassen, woran Sie schuldlos sind, einfach laufen; er ist kein Gewinn für Sie."

„Sparen Sie Ihre Schulmädchenweisheit!" hörte ich ihn keuchen, und sein blutrotes Gesicht war plötzlich dicht vor mir. Ich sah die zornigen Augen und die Schweißperlen, die auf seiner Stirn flimmerten. Er hatte meine Schulter gefaßt. „Wollen Sie Ihre Mutter zur Frau eines Bettlers machen?" fragte er fast heiser.

„Lassen Sie mich los!" forderte ich, denn die große Hand drückte mich fast zu Boden. „Ich bin überzeugt, Mama bettelt lieber, als daß sie mich unglücklich sieht." Und mit Gewalt schüttelte ich seine Hand ab und lief nach der Thür. Da riß er mich am Arm, um mich zum Bleiben zu zwingen, mit solcher Gewalt, daß ich zurücktaumelte und meinen Kopf schwer an den geschnitzten Pfeiler des Bücherschranks schlug. Der Schmerz war so heftig, daß ich laut aufschrie.

Da plötzlich flog die Thür auf und Mama stürzte herein; außer sich, mit erhobenen Händen stand sie vor dem Mann. „Was hast Du gethan?" stieß sie hervor. Und als ich mich aufraffte und zu ihr hinübereilte, um sie zu beruhigen, schob sie mich heftig zur Seite. „Du hast es gewagt, sie anzurühren?" rief sie dem Wütenden zu. „Ist es nicht genug, daß Du mich behandelst, wie nur ein roher Mensch seine Frau behandeln kann, mußt Du die Hand auch noch erheben gegen mein Kind?"

Er faßte sie bei den Schultern, daß sie aufstöhnte vor Schreck. „Ruhig!" flüsterte er ihr zu. „Soll das ganze Haus vor der Thür zusammenlaufen, Helene? Anneliese stieß sich an dem Schrank, ich habe ihr nichts gethan — Du weißt nicht, was Du sprichst. Habe ich Sie geschlagen?" herrschte er mich mit gedämpfter Stimme an. „Ja oder nein?"

„Nein!" sagte ich verächtlich.

Er ließ Mama los. „Wahnsinniges albernes Weibervolk — dumme Edelmannsmucken!"

Mama stand da, noch immer zitternd und kampfbereit. „Anneliese wird Brankwitz nicht heiraten, weil ich es nicht dulde!" rief sie schrill. „Einmal habe ich mich einschüchtern lassen durch Dich und war auf dem Punkte, mein Kind und seine Liebe zu verlieren — jetzt nicht mehr. Hörst Du, ich will nicht — ich —"

Er zuckte die Achseln und sah sie höhnisch lächelnd an. „Echauffiere Dich nicht, Helene, Ihr werdet noch alle Zwei wollen, gern wollen — wartet nur!"

„Nie!" rief Mama.

„Gehen Sie hinunter!" befahl er mir.

„Ich lasse Mama jetzt nicht allein — komm' mit, Mama!"

„Sie bleibt hier!" donnerte er jetzt, nicht mehr Herr seiner selbst, und wies mir die Thür.

„Geh!" sagte Mama.

Er kam mir nach bis zur Treppe, als wollte er sich überzeugen, daß ich wirklich gehe.

Ich kam, von Sorge und Angst durchschüttelt, unten an. Die Base saß vor dem Tisch und steckte Kerzen auf eine Unzahl Leuchter.

„Heiliger Gott, was ist mit Ihnen?" rief sie.

„Ich habe mich gestoßen, Base," sagte ich und ließ mich auf den nächsten Stuhl fallen; „um Gotteswillen, schweigen Sie, Base — horchen Sie doch —"

Ueber uns flog krachend eine Thür und erklangen schwere Schritte. Die alte Frau richtete starr den Blick nach oben.

„Base, ich bitte Sie, gehen Sie hinauf," flehte ich, „beschützen Sie Mama!"

Sie senkte den Kopf und rührte sich nicht. Ich hörte Mamas hohes, gellendes, von Schluchzen unterbrochenes Sprechen bis hier herunter; von Wollmeyer nur immer das hastige Hinundherwandern und das gelegentliche Verrücken eines Möbels, das, ihm im Wege stehend, einen Stoß erhielt.

„Bleiben Sie nur ganz ruhig, Annelieseken," murmelte sie. „Ich darf nicht hinauf. Sie kennen ihn nicht; es wäre Oel ins Feuer."

Und zitternd, den Kopf in meinen Armen geborgen, blieb ich sitzen, der Verzweiflung nahe. Plötzlich verstummte droben auch die Stimme Mamas, als ob sie zu Ende sei mit ihrer Kraft, und nun blieb alles still. Ruhig hantierte die Base weiter an ihren Kandelabern von Silber und Bronce, als ob es das wichtigste Geschäft von der Welt wäre, die blaßrosa Kerzen aufzurichten, die dem Feste leuchten sollten. Kein Wort, keine Frage; wie ein lebendig gewordenes Rätsel saß sie da.

Endlich war ihre Arbeit beendet und sie ergriff zwei der Leuchter. „Ich werde sie selbst hinauftragen, Annelieseken, Friedrich ist zu ungeschickt." Es war etwas Entschlossenes in ihrem Gesicht. Sie ging; ich meinte, sie bleibe eine Ewigkeit aus. Als sie wieder kam, hatte sie ein Tuch über die Schultern und den Kopf gebunden und brachte einen Strom eisiger frischer Luft mit herein. An ihren thränenden Augen und der roten Nase sah ich, daß sie im Freien gewesen war.

„Ich hab' Ihnen nur rasch ein wenig Heftpflaster geholt, Annelieseken," sagte sie, „damit man übermorgen die garstige Stelle an der Schläfe nicht sieht."

Sie holte wirklich ein Röllchen Pflaster aus der Tasche. Ich starrte sie ungläubig an; daran konnte sie jetzt denken? „Was, und sogar in der Mohrenapotheke waren Sie, dort unten an der Post?" fragte ich.

„Ja, da giebt's das beste Pflaster," erklärte sie und suchte mit ihren alten klammen Fingern nach einer Schere.

„Base, Sie sagen nicht die Wahrheit!"

„Meiner Seele, ich war in der Mohrenapotheke!" beteuerte sie ernsthaft, und damit befestigte sie kunstgerecht das Pflaster. „Legen Sie sich zu Bett, Annelieseken; ich bleibe noch auf, ich hab' heute noch viel zu thun."

Am andern Morgen nach tiefem traumlosen Schlaf erwachte ich mit furchtbarem Kopfweh und einem solchen Unglücksgefühl, daß ich wie gebrochen dalag. Die Base wies meinen Stiefvater ab, der mich in aller Morgenfrühe sprechen wollte; ich wäre auch schlechterdings zu nichts fähig gewesen. Mama fand ich an meinem Bett sitzen, als ich mittags zwölf Uhr nach einem schmerzstillenden



Gustav Adolfs Gebet v

Nach dem Gemälde



der Schlacht bei Lützen.
on Louis Braun.

Mittel etwas wohler erwachte. Sie bemühte sich, unbefangen und freundlich zu scheinen.

„Ich habe Dich gewiß recht erschreckt, armes Kind — ich war so heftig gestern."

Ich schüttelte den Kopf. „Ich fürchte nur, Du bist nicht wohl, Mama!"

„Doch, doch! Sag', kannst Du zu Tisch heraufkommen um drei Uhr?"

Ich wollte schon heftig verneinen, da sah ich ihre Augen so flehend, so angstvoll auf mich gerichtet, während ihre zitternden Finger sich in peinvollster Verlegenheit ineinander wanden. „Ja, Mama!" sagte ich, „ich komme, selbstverständlich." — Ich durfte sie nicht verlassen, nicht einen Augenblick. All das Schwere mit ihr zu tragen, war ja das Einzige, was mir blieb in meinem jungen, schon so öden Leben.

„Ich habe zur Komtesse geschickt, sie soll mit uns speisen; es ist dann unbefangener. Komm nicht zu früh hinauf, die Brankwitzens —"

„Ach, die Brankwitzens!"

„Sie sind eingetroffen, vorhin."

Ich nickte stumm.

Mama strich mit ihrer zitternden Hand über mein Gesicht, dann ging sie. Die Base half mir beim Ankleiden. Im Hause war eine schreckliche Unruhe; das Klopfen von Tapeziererhämmern, die irgend welche Draperie festnagelten, das Stimmen des Flügels aus weiter Ferne drang gleich spitzen Messern in meine schmerzenden Schläfen. Ueber den sonst so stillen Hof kamen Leute mit Körben und Paketen, der Postwagen hielt vor der Thür, und aus der Orangerie wurden Gewächse herübergeschafft. Die elektrischen Klingeln, die mein Stiefvater im ganzen Hause hatte anbringen lassen, ertönten jeden Augenblick mit ihrem schrillen, nervenverletzenden Klang, mitunter so lange und andauernd, daß ich mir verzweiflungsvoll die Ohren zuhielt. In der Küche wurde mit Porzellan geklappert, als sei es gleichgültig, wie viel Scherben es gäbe nach vollbrachtem Tagewerk — der ganze Lärm, der einem großen Hausfest voranzugehen pflegt, war vernehmbar.

Draußen schien die Sonne vom klarblauen Himmel und leckte mit heißer Zunge an dem Schnee des Kirchendaches; zuweilen rutschte eine kleine Lawine herab, und die Dohlen umkreisten dann erschreckt ob dieses Ereignisses den Turm. Ich öffnete das Fenster; eine weiche milde Luft wehte herein, verfrühte Botschaft vom Lenz, trügerisches Flüstern, Schmeicheln von besserer Zeit. Wie weit war Frühling und Glück!

Gegen zwei Uhr kam die Komtesse. Ich ging ihr entgegen bis in den Flur, der kaum wiederzuerkennen war in seinem grünen Schmuck, zwischen dem man bunte Lampions angebracht hatte, Fahnen und farbige Seidenbänder.

„Erbarme Dich!" sagte die Komtesse, „'s ist ja großartig! Die Len' hat mich hercitiert, Küken, ich soll wohl bei irgend was Gevatter stehen? Es ist ja manchmal nötig, eine Spatzenscheuche aufzustellen. Aber wie siehst Du denn aus? Kind, Kind, Du bist doch sonst ein fouragiertes Kerlchen — Kopf hoch! Und merke Dir, ich red' kein Wort in Deiner Sache, ich wirke höchstens durch gänzliche Unbefangenheit."

Sie umspannte mit ihrer großen Hand mein Genick und schüttelte mich ein wenig, als wolle sie mich ermuntern. „Nun, denn hinein in das diplomatische Diner!"

Mein Stiefvater machte ein sehr erstauntes Gesicht, als die Komtesse Mamas Zimmer betrat, in dem bereits Olga Sellmann mit ihrem Bruder meiner harrten.

„Entschuldigen Sie, lieber Wollmeyer," rief sie, „ich falle Ihnen da höchst unvorbereitet in die Suppenschüssel, aber Josephine hat heute Kopfschmerzen und ist schlechterdings nicht fähig, zu kochen. Da dachte ich, Wollmeyers werden wohl einen Teller Suppe übrig haben, will 'mal sehen, ob es wahr ist, daß ich immer meinen Platz an ihrem gedeckten Tisch finde."

Sie hatte während dieser menschenfreundlichen Lüge Wollmeyer höchst kräftig die Hand geschüttelt, sich flüchtig gegen die Geschwister Brankwitz verbeugt, Mama auf die Stirn geküßt und saß nun in dem tiefen Sessel mit einer anscheinend so behaglichen und wohligen Miene, daß ich, trotz aller Pein der Situation, ein leises Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Ich hatte sowohl Olga Sellmann wie Otto von Brankwitz mit einem stummen Kopfnicken begrüßt; meinem Stiefvater gab ich seinen forschenden bösen Blick ruhig zurück und setzte mich zwischen Mama und Olga Sellmann, ohne Teil am Gespräch zu nehmen. Es war eine wunderliche Gesellschaft. Die Gespräche drehten sich um ganz allgemeine Dinge, um politische Ereignisse, Berliner Neuigkeiten, Anekdoten und Aehnliches. Die Komtesse, die mit einer geradezu eisigen Miene über die Geschwister Brankwitz hinwegsah und, wenn sie direkt mit ihnen sprechen mußte, doch dabei wo anders hinblickte, lenkte das Gespräch auf das morgende Fest, fragte, ob sie — wir aßen heute in Mamas Zimmer — in dem Festsaal die Glücksbude mit den Gewinnen ansehen dürfe, und dankte im voraus für die Gaben, die ohne Zweifel in die Armenkasse fließen würden. Brankwitz wandte sich öfter an sie mit irgend einer Frage, die immer sehr kurz, wenn auch höflich beantwortet wurde.

„Kennen die gnädige Gräfin zufällig den Grafen Arvensleben auf Roddwitz?"

„Jawohl," antwortete sie, „was ist mit ihm?"

„O nichts, gar nichts! Ich hörte nur unterwegs im Coupé von ihm sprechen — nicht wahr, Olga? Sollen ja wunderbare Güter sein, die Arvenslebenschen!"

„Allerdings, jetzt suchen sie ihresgleichen," erzählte die alte Dame. „Der Graf hat sie wieder hochgebracht. Als er sie antrat vor fünfundzwanzig Jahren, sah es böf' aus, aber durch seine Energie, seine vorzügliche Wirtschaft sind sie jetzt in musterhaftem Zustand; er ist der bestsituierte Grundbesitzer unseres Kreises."

„So, so!" sagte Brankwitz. „Will etwas heißen heutzutage, wo man gewöhnlich beim Landwirtspielen das bare Geld zusetzt."

„Er hat sechs Kinder," sprach die Komtesse weiter, „zwei verheiratete Töchter, eine unverheiratete und drei Söhne; der älteste steht bei den Gardedragonern."

„Wird auch nicht billig sein," murmelte mein Stiefvater, „der alte Herr wird des öfteren seine milde Hand aufthun müssen." Er sah dabei Brankwitz eigentümlich an.

„Er hat sie höllisch in der Zucht, die Jungens," antwortete die Komtesse und schälte eine Reinette.

Mama war sehr still; sie sah elender aus denn je. Olga Sellmann brachte das Gespräch wieder auf Näherliegendes, fand die Lose für die Lotterie zu billig — eine Mark, was dabei herauskommen solle?

„Ich finde, für unsere Westenberger Gesellschaft ist eine Mark schon zu hoch. Wir haben hier samt und sonders die Markstücke nicht so in Haufen liegen," redete die Komtesse dagegen.

Ein schrecklicher Mittag; und eigentlich begriff ich Mama nicht — es war ja nur ein Hinausziehen, ewig konnten wir doch die Komtesse nicht behalten. Sie würde nachher fortgehen, und dann kam der Sturm mit erneuter Gewalt, dann würde dieser blasse Mensch in dem tadellosen stutzerhaften Gesellschaftsanzug möglicherweise selbst reden, dann würde ich — ja, was würde ich? Er starrte mich unverwandt an; ich fühlte es, obgleich ich ihm keinen Blick zuwandte.

„Anneliese," rief die Komtesse über den Tisch, „Dich entführe ich nachher, Du mußt mir noch ein wenig helfen bei meinen kleinen Geschenken für die Glücksbude. Ja, mein lieber Wollmeyer, Sie werden staunen, was Sie von mir bekommen! Höchste Prosa, aber höchst praktisch! Die Anneliese muß mir aber noch helfen, weil die Josephine doch —"

Ich lächelte; gute Tante Komtesse!

„Anneliese wird leider — pardon, Komtesse — wird leider ihrer Mutter ein wenig helfen müssen," widersprach mein Stiefvater. „Ich bin außer mir, Komtesse — aber —"

„Ich habe nichts zu thun für Anneliese, es ist alles in Ordnung," unterbrach Mama.

„Nun, sehen Sie, lieber Wollmeyer!" triumphierte die Gräfin. „Also Du kommst nachher mit, Küken!"

Das Essen war beendet, wir gingen in das kleine Zelt, wo der Kaffee bereitstand. Die Herren meinten, sie könnten doch den Damen nichts vorrauchen, und zogen sich in Herrn Wollmeyers daneben liegende Stube zurück. „Bringen Sie mir den Kaffee herüber, Anneliese!" befahl er.

Ich stellte zwei gefüllte Tassen auf einen Präsentierteller und schickte Friedrich damit hinein. Olga Sellmann empfahl sich; sie sei etwas angegriffen von der Reise und wolle ruhen. Sie ging mit einem spöttischen Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)







Jugendzeitschriften.

Vom Weihnachtstisch 1894.

Wer in die vierziger Jahre zurückdenken kann, in die Zeit, wo der „Neue deutsche Jugendfreund“ von Franz Hoffmann als vereinzelte periodische Erscheinung unter der noch recht sparsam gewachsenen Jugendlitteratur stand, der muß wohl erstaunen über die Fülle der heutigen Zeitschriften für unsere Schuljugend. Die Lobredner der „guten alten Zeit“, denen diese in allen Dingen mustergültig ist, werden den Kopf schütteln und es sehr unnötig finden, daß Kinder auf Zeitschriften abonnieren, um sich daran nervös zu lesen, wie es nach ihnen die Großen an den ihrigen thun. Ihnen wäre zu entgegnen, daß niemand seinen Kindern mehr als eine zu halten braucht, und daß es Jedem frei steht, dieselbe, die ja immer in größeren Zeitabschnitten erscheint, das Jahr durch selbst zu sammeln und erst als Band auf den Weihnachtstisch zu legen. Dann aber wird dieser Band eben durch seinen, aus Unterhaltung und Belehrung gemischten Inhalt alles erfüllen, was von einem guten Jugendbuch zu verlangen ist: neben der Befriedigung von Phantasie und Gemüt durch Erzählungen und Gedichte wird er den Kindern den Blick auf die umgebende Welt der Wirklichkeit öffnen und ihr Interesse für die wichtigsten Natur- und Kulturerscheinungen wecken, welchen sich auch der werdende Mensch nicht verschließen darf und soll. Der jugendliche Geist faßt begierig alles Dargebotene, wenn ihm also im Gewand einer hübschen Zeitschrift die rechte geistige Nahrung gereicht wird, so kann ihm das sicher nur ersprießlich sein. Freilich muß darin sorgsam ein zerstreuendes Vielerlei ausgeschlossen und alles ferngehalten werden, was Frühreife und ungesunden Ehrgeiz zeitigt, die Herausgeber müssen stets ihres verantwortungsvollen Erzieheramtes eingedenk bleiben und es mit größter Treue verwalten.

In welchem Maße nun die ersten Verlagsfirmen bestrebt sind, durch ihre Veröffentlichungen auf dem hier bezeichneten Wege zu wandeln, das zeigt ein genaues Durchgehen des auch für diese Weihnachten vorliegenden reichhaltigen Vorrats von schönen Sammelbänden, unter denen die wirklichen Zeitschriften von den Jahrbüchern zu unterscheiden sind.

Ganz in der Weise unserer volkstümlichen Familienblätter, alle acht Tage, erscheinen die beiden illustrierten Zeitschriften „Der gute Kamerad“ und „Das Kränzchen“, welche der Verlag der Union (Stuttgart), die erste für Knaben, die zweite für Mädchen, herausgiebt. Alljährlich vor Weihnachten wird von jeder der vollständige Jahrgang als Band herausgegeben und die uns vorliegenden neuen Bände bestätigen, wie berechtigt die Beliebtheit ist, welche sich diese Kinderzeitschriften erworben haben.

Die Erzählung steht in ihnen an erster Stelle. „Der Oelprinz“ von Karl May im „Guten Kameraden“ spielt in Kalifornien; so recht eine Knabenlektüre voll Eigenart, spannender Handlung und ganz köstlichem Humor. Er zieht sich durch den ganzen Jahrgang, wird aber begleitet von einer reichen Fülle von geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Belehrungen in anziehender Form mit reichem Schmuck von Illustrationen. Auf Anregungen zur Selbstbeschäftigung, zum Sammeln, Experimentieren, zu Handfertigkeitsarbeiten, legt die Redaktion sichtlich besonderen Wert. Man muß dem Herausgeber zugestehen, daß er das oben angedeutete Programm einer guten Jugendzeitschrift mit gewissenhafter Sorgfalt eingehalten hat, daß es ihm aber zugleich gelungen ist, sie ebenso unterhaltend wie lehrreich und erzieherisch zu gestalten, so daß er des freudigen Beifalls der Eltern wie der jungen Leser gewiß sein darf.

Im „Kränzchen“ tritt neben den ansprechenden Erzählungen von Luise Glaß u. a. eine große Zahl von Gedichten auf, es giebt „Deklamationsstunden“, Erörterungen über die kleinen Schwierigkeiten, die sich der Mensch durch kleine Unarten selbst schafft, über Gesundheitspflege und hausmütterliche Kenntnisse. Die Rubrik „Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Sitten, Gebräuche und Moden“ teilt eine Menge von Wissenswertem mit, aber noch größer ist die der Anleitungen zu hübschen und nützlichen Arbeiten, kleinen Kochereien und zu lustigen Spielen. Ueberhaupt gelangt in beiden Zeitschriften auch der Humor zu seinem Recht; so in dem Briefkasten der Wochennummern, wo im „Guten Kameraden“ der Setzerlehrling „Peter Schneuzchen“ und im „Kränzchen“ die „Kränzchentante“ ihre Auskünfte in möglichst heiterer Form erteilen. Dem starken Prachtband eingeheftet ist ein großes Reisespiel, eine Schweizerreise vorstellend, als Gegenstück zu der im „Guten Kameraden“ befindlichen nach Chicago.

Bescheidener in der Ausstattung, aber doch reichhaltig und den Interessen kleiner Leser angepaßt, ist die monatlich zweimal erscheinende „Jugend-Gartenlaube“ (Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube). Sie giebt außer den Erzählungen hübsche naturgeschichtliche Artikel sowie eine Menge von Notizen und Anregungen. Durch die besondere Pflege der Rubrik „Kleine Ecke“ und des Briefkastens, sowie zahlreicher Rätsel-Aufgaben ist auch hier der Charakter einer Zeitschrift herausgearbeitet. Sie teilt denselben mit der „Musikalischen Jugendpost“ (Stuttgart, Grüninger) und der „Kinderlaube“ (Dresden, Meinhold).

Die erstere verdient die besondere Beachtung von allen Eltern musiktreibender Kinder, denn sie unterstützt und ergänzt den Musikunterricht in einer ganz vortefflichen Weise. Erzählungen aus dem Leben berühmter Tonsetzer wechseln ab mit musikgeschichtlichen Stoffen, wie z. B. die interessante Artikelreihe „Einführung in die Oper“ von Griot u. a. m. Jedem Heft liegen leichte Originalkompositionen bei und von Zeit zu Zeit erscheinen Aufgaben theoretischer Natur, welche nicht mehr an Kenntnissen voraussetzen, als ein fleißiger Klavierschüler haben kann. Auch die bedeutenden Tonsetzer und Virtuosen der Gegenwart, unter letzteren besonders die kleinen Klavier- und Geigenspieler, werden berücksichtigt und im Bilde vorgeführt. Die Kinder erhalten durch diese hübsche Zeitschrift einen Begriff von der musikalischen Welt und werden sicher zu erhöhtem Eifer in ihrem eigenen Lernen veranlaßt, allerdings auch, wie der Augenschein lehrt, zu unendlichen Anfragen bei dem fast allzu geduldigen „Briefkasten-Onkel“! — Sein Kollege von der „Kinderlaube“ ist ebenfalls stark in Anspruch genommen und entledigt sich seiner Aufgabe mit derselben Langmut. Sehr hübsche Illustrationen, spannende Erzählungen, Schilderungen aus Natur- und Städteleben, deutsche Göttersagen und viel anderes machen den wohlgewählten Inhalt des schön ausgestatteten Bandes aus, der für Mädchen und Knaben gleichmäßig geeignet ist.

Wenden wir uns nun den Sammelbänden zu, die nur in dieser Form alljährlich ihr Erscheinen erneuern, so müssen wir zunächst noch einmal des in rüstiger Gesundheit stehenden Seniors von ihnen allen gedenken, um so mehr, als er für die anderen vorbildlich gewirkt hat.

Der von Franz Hoffmann gegründete „Neue deutsche Jugendfreund" (Stuttgart, Schmidt & Spring) liegt nun im 49. Bande vor. Er hält Schritt mit der Zeit, wie seine gediegenen farbigen Abbildungen und die Auswahl des sehr mannigfaltigen Textes beweisen. Länder- und Völkerkunde herrscht vor, auch die Mehrzahl der Erzählungen von V. Reicke, M. Wagener u. a. dient diesem Bildungsinteresse.

Für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts berechnet ist auch der allbeliebte reich illustrierte „Jugendgarten" der unvergeßlichen Wildermuth (Stuttgart, Union), fortgeführt von ihren beiden schriftstellerisch reichbegabten Töchtern Adelheid Wildermuth und Agnes Willms. Aus der ersteren fesselnder Erzählung „Strohfeuer" leuchtet ein von ihrer Mutter ererbter Humor, und eine gemütliche Wärme der Darstellung macht diese echt schwäbische Geschichte auch für Erwachsene anziehend. Ernster ist das von A. Willms gegebene Lebensbild: Peter von Bohlen, welches die Jugendgeschichte eines bedeutenden Mannes auf dem trefflich gezeichneten Hintergrund der napoleonischen Eroberungsjahre interessant und spannend darstellt. „K. Th. Körner" von Steiner, „Herder im Familienkreise" von Neumann-Strela, „Die Akropolis von Athen" von Cohn-Philippsohn, „Geschichte des Dampfes" v. A. H. und verschiedene andere Artikel sorgen für angenehme Belehrung, eine Menge von Rätseln, Spielen u. dergl. ist bestimmt, den Scharfsinn zu üben und die Geschicklichkeit zu vermehren. Alles in allem: ein vortreffliches Buch, geeignet, einem ganzen Geschwisterkreis viel frohe und genußvolle Stunden zu bereiten.

Nach demselben Plan gebaut ist der Sammelband „Jugendblätter" (München, Braun und Schneider), der gleichfalls den Namen einer berühmten Jugendschriftstellerin an der Stirne trägt. Vor 40 Jahren hat Isabella Braun die ersten der grünen Hefte herausgegeben, welche sehr bald eine weit über Bayern hinausgehende Beliebtheit und Verbreitung in ganz Deutschland erreichten. Auch ihre Nachfolgerin, Isabella Hummel, versteht es, dem Geist ihrer verewigten Freundin gemäß deren Werk weiterzuführen, es steht ihr ein Kreis talentvoller „Jugendfreunde" als Schriftsteller zur Seite, während die reichen künstlerischen Mittel der Firma Braun und Schneider in den Textillustrationen und Tonbildern ganz Hervorragendes leisten. Der poetische Teil, Sagen, Märchenhaftes und Naturempfindung (von Franz Bonn, Fanny Frühwein, L. Hitz u. a.), nimmt einen großen Teil der prächtigen Zeichnungen in Anspruch, der Rest verteilt sich auf die sehr hübschen Erzählungen. Eine Anzahl lustiger und schwieriger Rätsel macht auch hier den Schluß der einzelnen Abteilungen aus.

Des gleichen Alters und guten Rufes erfreuen sich die beiden Unternehmen „Herzblättchens Zeitvertreib" und das „Töchter-Album", die Thekla von Gumpert alljährlich herausgiebt (Verlag von C. Flemming in Glogau). Das eine ist der Unterhaltung für kleine Knaben und Mädchen „zur Herzensbildung und Entwicklung der Begriffe", das andere der heranwachsenden weiblichen Jugend „zur Bildung des Verstandes und Gemütes" gewidmet. Beide sind mit gleicher Sorgfalt ausgestattet und illustriert. Meist alte bewährte Mitarbeiter stehen der Herausgeberin zur Seite. Im „Töchter-Album" wird vor allem die gute Erzählung gepflegt. „Des Hauses Wahlspruch" von Marie Petzel, „Ihr Sohn" von Fanny Birndt und auch die andern hübschen Geschichten entsprechen ganz dem Zwecke, dem das Album dient.

Für ein noch reiferes Alter der weiblichen Jugend ist „Maienzeit, Album der Mädchenwelt" (Stuttgart, Union) berechnet, ein auch in illustrativer Beziehung mit vornehmem Geschmack geleitetes Unternehmen, das alljährlich einen reichen duftigen Blütenstrauß poetischer Gaben jenem Teile der Mädchenwelt darreicht, der im Vollgenuß von des Lebens Maienzeit steht. Amyntor, Blüthgen, C. Hecker, Paulus, Roquette, Lingg, Gottschall, D. Saul seien von den Mitarbeitern des neuen Bandes genannt.

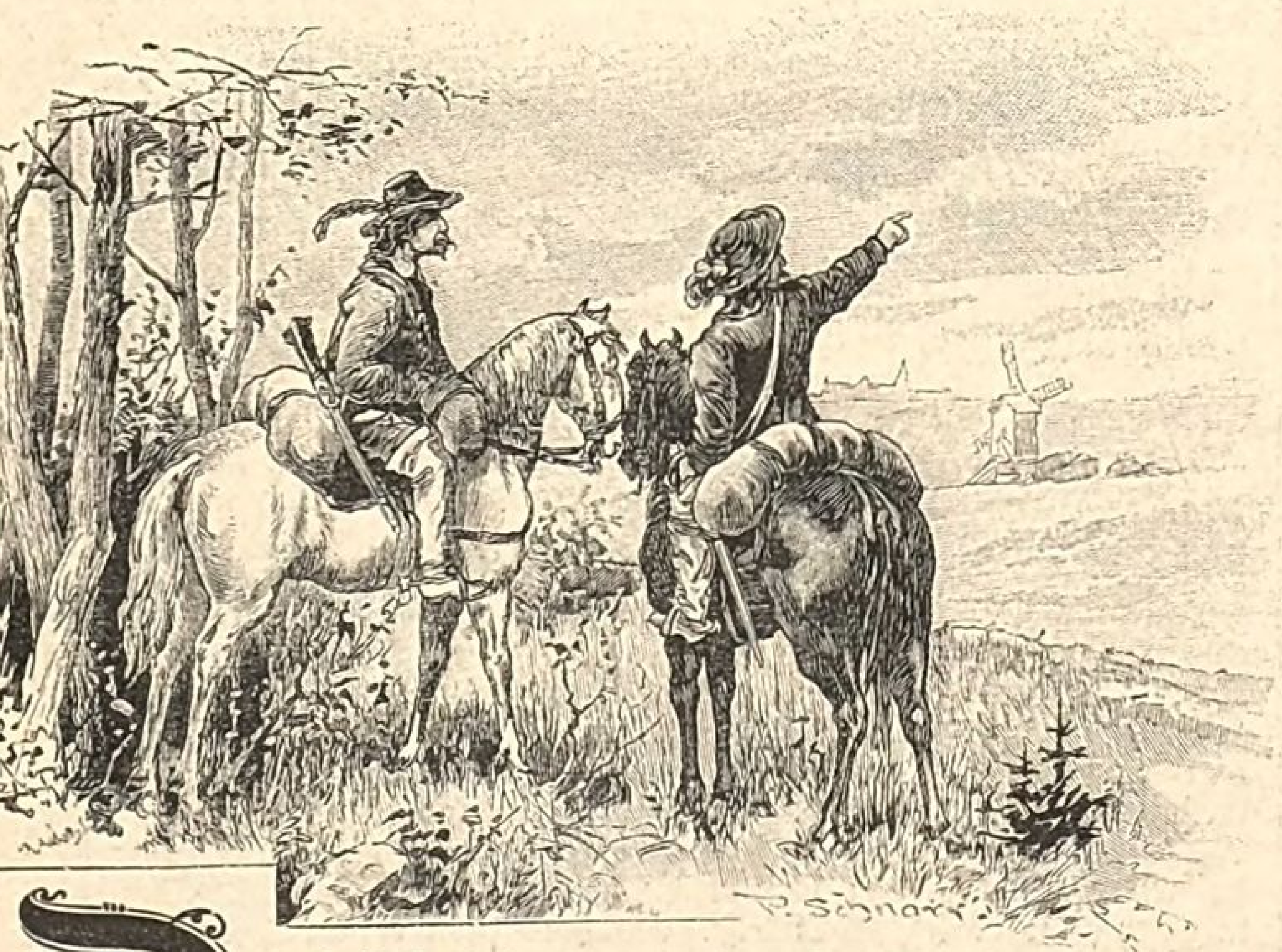
Vorzugsweise an die reifere männliche Jugend wendet sich dagegen „Das neue Universum" (Stuttgart, Union), ein Prachtband mit reichem Inhalt. Was von interessanten Erfindungen und Entdeckungen in unsere Zeit eingreift, ist darin vorgeführt und mit trefflichen Abbildungen erläutert. Länder- und Völkerkunde, Verkehrswesen, Industrie, Technik, Marine- und Militärwesen, Elektrotechnik, Physik und Chemie, Naturgeschichte und Geologie liefern den Inhalt der klar und leichtfaßlich geschriebenen Artikel. Ein gescheiter Junge unterrichtet sich durch ein solches Buch ohne alle Schwierigkeit über die ihn umgebende Welt der mechanischen Wunder, die im Gespräch der Erwachsenen immer nur genannt, nicht erklärt werden. Er findet auch beim Lesen bald heraus, welcher Teil ihn besonders anzieht, und erhält dadurch vielleicht den ersten Fingerzeig für den künftigen Beruf. Für erheiternde Zerstreuung und Beschäftigung sorgt dann die Abteilung „Häusliche Werkstatt", die eine Menge der hübschesten und unterhaltendsten Fertigkeiten und Taschenspielerkünste, gleichfalls an der Hand guter Abbildungen, lehrt.

Mögen die sämtlichen hier genannten Jugendschriften die Beachtung der Eltern finden und dann als Teil der Bescherung an dem glückseligen Weihnachtsabend recht viel junge Herzen erfreuen!

Gustav Adolf.

Ein Charakterbild zum 300. Gedächtnistage seiner Geburt.

Von Heinrich Bauer.



Dritthalb Jahrhunderte nahezu sind seit jenem traurigen Westfälischen Frieden dahingerollt, der Deutschland zu einem Schatten seiner selbst erniedrigte und unser Vaterland bis in dieses Jahrhundert hinein zum gegebenen Schauplatze aller großen kontinentalen Kämpfe machte. Nach schweren Prüfungen und nach mächtigen, das nationale Wesen im Innersten erschütternden Krisen ist unter dem Kanonendonner der großen Schlachten in Frankreich das neue Deutsche Reich in verjüngter, zeitgemäßer Form erstanden, und jene Zeiten des Dreißigjährigen Schreckenskrieges sind dadurch weit mehr, als noch vor einem Menschenalter der Fall war, in das von keiner Leidenschaft getrübte Licht der Geschichte gerückt.

In diesem Lichte aber erscheint der große Schwedenkönig Gustav Adolf, dessen dreihundertjähriges Geburtsjubiläum am 9. Dezember dieses Jahres in den protestantischen Ländern, vor allem in Schweden, festlich begangen wird und der während jenes Krieges kurz, aber so tief einschneidend in die deutschen Geschicke eingegriffen hat, weder, wie ihn der Haß der Gegner darstellte, als ein zweiter Attila, der, von brutaler Raub- und Eroberungsgier geleitet, in Deutschland einbrach, noch als ein Pastor im Soldatenkleide, der mit Heeresmacht über die Ostsee gekommen, nur um die evangelische Kirche vom Verderben zu retten und dann, vom Bewußtsein dieser guten That belohnt, wieder heimzukehren aus dem sonnigeren Süden in sein nordisches Reich. Gustav Adolfs Heldengestalt gewinnt durch eine sachliche Betrachtung nur an rein menschlichem Interesse, wie ihr denn auch keine andere jener Zeit würdig an die Seite gestellt werden kann. Sie rechtfertigt den Ruhm, den er auch in Deutschland seit dem jähen Heldentod, der ihn auf deutschem Boden ereilte, genießt. Erst nach seinem Hinscheiden nahm der Krieg jene gräßliche Gestalt an, welche die Erinnerung an ihn jeden Lichtblickes beraubt.

Das gußeiserne gotische Denkmal bei Lützen, errichtet über dem „Schwedenstein", unweit dessen man einst den in der Schlacht Gefallenen fand, das Grabmal in der Riddarholmkirche zu Stockholm, etliche Denkmäler in Schweden und Deutschland, sowie das blutbefleckte Lederkoller, das der Schwedenkönig in der Todesschlacht von Lützen am 16. November 1632 trug und das im Arsenale zu Wien aufbewahrt wird, das sind freilich noch die einzigen äußeren Merkmale von Gustav Adolfs Heldengang, denn seine eigentlichen, auf Deutschland bezüglichen Pläne sind mit ihm selbst auf dem Lützener Schlachtfeld untergegangen. Er vermochte zwar, den zur Vernichtung des Protestantismus in Deutschland erhobenen Arm zu hemmen, aber eine neue Ordnung an Stelle der alten aufzurichten, blieb ihm versagt.

Gustav Adolf wurde 1594 am 9. Dezember alten Stils, nach unserer Zeitrechnung am 19. Dezember, als Sohn des Königs Karl IX. von Schweden von dessen zweiter Gemahlin, der holsteinischen Prinzessin Christina, im königlichen Schlosse zu Stockholm geboren. Wasa war der Name des Hauses, dem er entstammte; sein Großvater, Gustav I., hatte Schweden von der Tyrannei des Dänenkönigs Christian II. befreit und war von dem dankbaren Volke am 7. Juni 1523 zum Könige gewählt

u

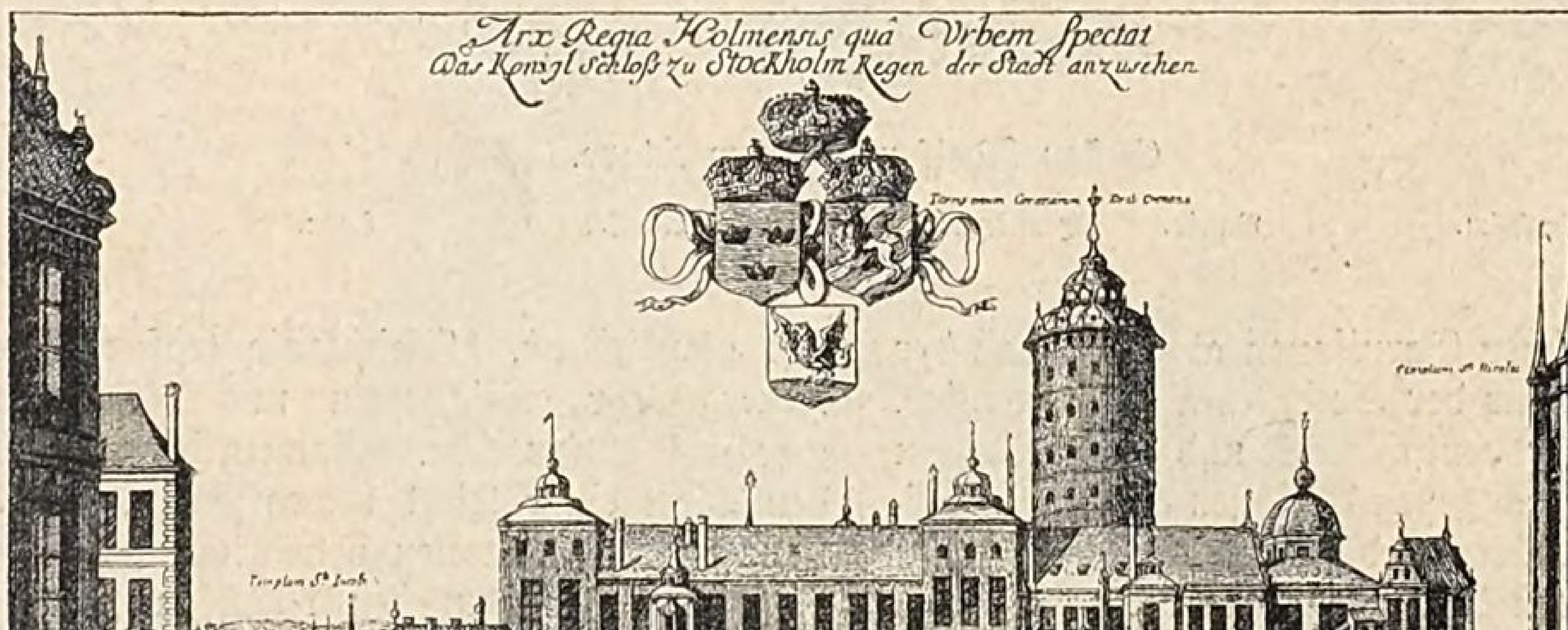
worden. Die Zeit, in die Gustav Adolfs Geburt fiel, war in hohem Grad erregt. Alles drängte zu einer großen Entscheidung zwischen dem alten und dem neuen System sowohl politischer als kirchlicher Art, und die Phantasie der Völker war von schauerlichen Bildern erfüllt. So auch in Schweden. Als Karl IX. vom Reichstag zum erwählten Könige der Schweden, Goten und Wenden erklärt wurde, soll es in Stockholm Blut geregnet haben. Die Geburt Gustav Adolfs selbst gab zu inhaltschweren Vorhersagungen Anlaß, welche auf Kampf, freilich auch auf Sieg hinwiesen. Auf ihn wurde eine Weissagung des Astronomen Tycho de Brahe gedeutet. Zehn Jahre vorher soll dieser einen in der „Kassiopeia“ neu entdeckten Stern ausgelegt haben als die Ankündigung eines großen nordischen Prinzen, der zum Retter der protestantischen Kirche erkoren sei.

Schon als Kind zeigte Gustav Adolf ungewöhnliche Eigenschaften; seine Gutherzigkeit, seine militärischen Neigungen, seine Furchtlosigkeit traten früh hervor. In seinem zwölften Jahre sprach er außer seiner Muttersprache fertig Lateinisch, Deutsch, Holländisch, Französisch und Italienisch. Seine Vorliebe für die römischen Schriftsteller erhielt sich bis an sein Ende. Seine Erscheinung war immer gewinnend: hoher breitschultriger Wuchs, blondes Haar und blonder Bart, große blaue Augen.



König Karl IX. von Schweden und seine Gemahlin Christina.
Die Eltern Gustav Adolfs.

Sein Vater hatte als erwählter Volkskönig unaufhörliche Kämpfe zu führen gegen seinen Neffen Sigismund von Polen, der dieser Königskrone zu lieb katholisch geworden war und gleichzeitig seine Ansprüche auf die Krone von Schweden aufrecht erhielt. Als Karl IX. 1611 starb, hinterließ er seinem jugendlichen Sohne nicht weniger als drei Kriege: den dänischen, den russischen und den polnischen. Alle drei führte Gustav Adolf ruhmreich durch, unter Ausdehnung der schwedischen Oberherrschaft über die Ostseeländer von Esthland bis nahezu an Pommern. Sigismund war aber erst 1629 zu einem sechsjährigen Waffenstillstande zu bewegen, und die Kriegsgefahr erlosch endgültig erst mit dem 1632 erfolgenden Tode dieses Königs.



Das königliche Schloß zu Stockholm.
Die Geburtsstätte Gustav Adolfs.

Gustav Adolf bestieg den Thron am 30. Oktober 1611 nicht auf Grund des bloßen Erbrechts, sondern erst, nachdem ein näher berechtigter Agnat, Herzog Johann, auf seine Ansprüche freiwillig verzichtet hatte, und nachdem er vom Reichstage förmlich gewählt war. Dies hatte dann später zur Folge, daß ihm nicht nur Kaiser Ferdinand I., sondern auch Ludwig XIII. von Frankreich den nach damaliger Sitte nur altlegitimen Königen zukommenden Titel „Majestät“ verweigerte. Von letzterem erzwang sich Gustav Adolfs unerschütterliche Festigkeit die Zuerkennung des Titels.

Aber nicht bloß der Form nach war der jugendliche Monarch ein Volkskönig; sobald er volljährig geworden, machte er das demokratische Königtum seines Großvaters zur vollen Wahrheit. Hatte er in der allerersten Zeit dem Adel Zugeständnisse machen müssen, so suchte er doch, sobald es möglich war, seine Stütze im dritten Stande, den Bürgern und Bauern. Wohl erklärte er das Recht, Gesetze vorzuschlagen, für einen ausschließlichen Besitz des Königs, aber er richtete die Gesetze, die er dem Reichstage vorlegte, auch so ein, daß dieser sie um ihrer selbst willen gutheißen mußte. Den Adel brachte er durch eine neue Ritterhausordnung, die diesen in drei Klassen teilte und dem Könige die Macht der Versetzung aus einer in die andere gab, in eine größere Abhängigkeit von der Krone als je zuvor, und dieses Abhängigkeitsverhältnis wurde dadurch noch vertieft und befestigt, daß er 1625 zur Errichtung eines stehenden Heeres schritt, die zwar unter ihm nicht mehr ganz vollendet wurde, deren großartiger Plan aber bis in unsere Tage die Grundlage des schwedischen Heerwesens geblieben ist. Die zahlreichen Offiziersstellen bildeten eine Lockspeise für den Adel und stellten dessen Kräfte zugleich in den wirklichen Dienst des Vaterlandes.

Der Hebung der Landwirtschaft, des Bergbaues, des Handels und Gewerbes widmete der König die größte Sorgfalt, schon um das Volk steuerkräftig zu machen und die notwendigen Mittel zur Führung der vielen kostspieligen Kriege zu gewinnen, und ebenso ließ er sich die allgemeine Rechtssicherheit angelegen sein. Streng

hielt er auf die Unabhängigkeit des Richterstandes, und als er einst mit einem Edelmann wegen eines Gutes prozessierte und selbst in der Gerichtssitzung erschien, duldete er nicht, daß sich die Richter vor ihm erhoben. Er wurde denn auch verurteilt.

Die umsichtige Pflege, die er den Schulen und namentlich der Universität Upsala zu teil werden ließ, zeugt von seinem lebhaften Interesse für Geisteskultur. Dementsprechend zeigte er auch in kirchlicher Hinsicht einen weiten, freien Geist. Als sich 1614 die deutschen Protestanten an ihn wandten, damit er in dem unfruchtbaren und gefährlichen Streite zwischen Lutheranern und Reformierten entscheide, wies er den Schiedsspruch in theologischen Spitzfindigkeiten, welche die ihnen erwiesene feierliche Behandlung gar nicht verdienten und welche von Konstantin bis Karl V. noch kein Herrscher beizulegen vermocht habe, ab; er seinerseits bitte Gott, daß dieser die Menschen durch Liebe vereinige, weil dies durch den an dunkeln Punkten zu reichen Glauben nicht geschehen könne. Und wie er in seinem Reiche die Zanksucht der Geistlichen dämpfte, so zeigte er, als er siegreich Deutschland durchzog, den Katholiken gegenüber einen freien Geist. In München und anderwärts besuchte er den katholischen Gottesdienst und ließ, wenn er auch allenthalben die geschlossenen oder beschlagnahmten protestantischen Kirchen wieder öffnete, jenen doch unangetastet.

Seine oberste Sorge bildete auch im Kriege das Wohl der breiten Volksschichten. So sorgte er auch in Deutschland durch die strengste, ins einzelnste gehende Quartierordnung, sogar in den Kapitulationen, die er mit gegnerischen Garnisonen abschloß, daß der Bürger und Bauer vor der Willkür der Soldateska geschützt blieb. Erst in den reicheren Gegenden Süddeutschlands, und als in Bayern und Vorderösterreich die Bauern sich gegen die ihnen als Teufel verschrienen Schweden zusammenrotteten und fürchterliche Greuel an einzelnen Soldaten verübten, erst da lockerte sich auch bei seinen Lebzeiten die schwedische Mannszucht vorübergehend ein wenig. Er selbst duldete jedoch nichts dergleichen. Vor Nürnberg übergab er einen Korporal, vor dessen Zelt er geraubte Kühe fand, mit eigener Hand dem Henker, indem er sagte: „Es ist besser, ich strafe dich, als daß Gott uns alle um deinetwillen strafe."



Gustav Adolf mit seinem Stabe.

Arnheim. Banér. Oxenstierna. Gustav Adolf. Horn.

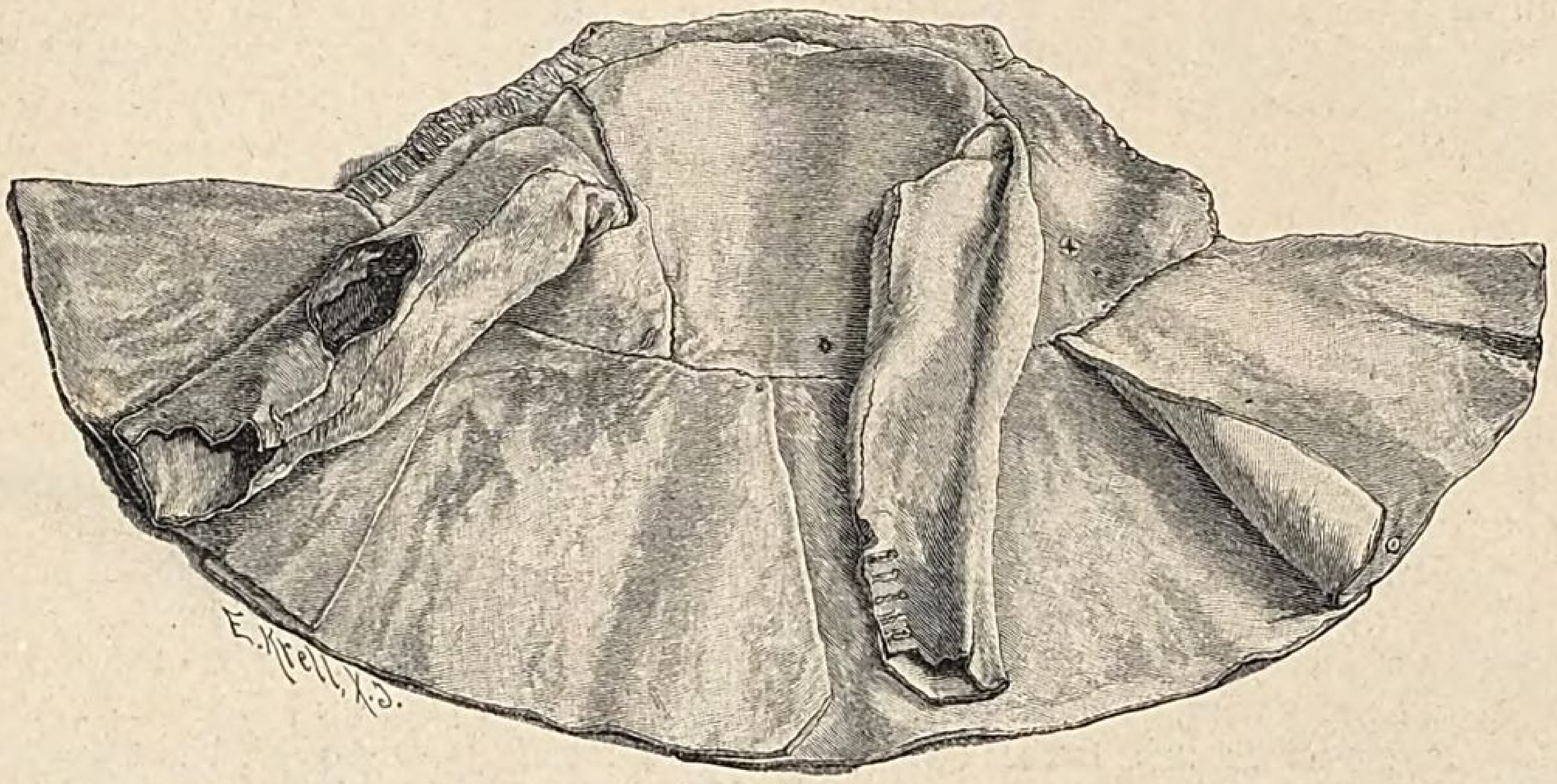
Es konnte daher nicht ausbleiben, daß sich Gustav Adolf bald beim deutschen Volke, selbst bei einem großen Teil des katholischen, beliebt machte, wobei ihm seine witzige, oft auch derb populäre Rednergabe sehr zu statten kam. Auch an der hohen deutschen Aristokratie, wenn diese ihn mit ihrem Länderbettel gar zu sehr belästigte oder gar aufsässig wurde, übte er dieselbe, so im Nürnberger Lager, wo er ihnen zurief: „Vierzig Tonnen Goldes von dem meinigen habe ich für euch aufgewendet, von euch aber nicht so viel empfangen, daß ich mir auch nur ein Paar Hosen davon machen lassen könnte. Ja, ich würde lieber ohne Hosen reiten, als mich von euch kleiden lassen!" Er nahm überhaupt mehrfach Anlaß, dieser deutschen Aristokratie, die ihn in Frankfurt am Main und anderwärts geradeso bettelnd umdrängte wie 175 Jahre später den Kaiser Napoleon I., derbe Wahrheiten zu sagen, wenn er ihr auch andererseits zu schmeicheln und sie mit Versprechungen hinzuhalten wußte.

Unser Charaktergemälde würde sehr unvollständig sein, wollten wir nicht auch der Ehe unseres Helden in Kürze gedenken. Die schöne Marie Eleonore von Brandenburg, mit der er sich 1620 vermählte, des Kurfürsten Johann Sigismund Tochter, die Schwester von dessen Nachfolger Georg Wilhelm, stand geistig weit unter ihrem großen Gemahl, aber sie ersetzte diesen Mangel durch eine grenzenlose Liebe und Hingebung. Das eheliche Verhältnis war von beiden Seiten innig und beglückend.

Das Urteil der Zeitgenossen und auch Späterer über Gustav Adolf hat natürlich, je nach der Parteistellung, verschieden gelautet. Eines aber ist von keiner Seite ernstlich in Zweifel gezogen worden: sein hohes, militärisches Genie. Hat doch keine geringere Autorität als Napoleon I. ihn den acht großen Feldherrn zugezählt, welche die Weltgeschichte aufzuweisen habe. Namentlich als Organisator und Taktiker war Gustav Adolf von größter Bedeutung. Schon früh legte er in der Muße, die ihm Waffenstillstände und Friedenspausen zwischen den einzelnen Kriegen gewährten, seine militärischen Grundsätze in schriftlichen Aufzeichnungen nieder. Und er zögerte nicht, diese in seiner Armee auch zu verwirklichen, so entschiedenen Widerspruch manche seiner Gedanken auch von seiten sonst tüchtiger Generale erfuhren. Im Interesse der Beweglichkeit schaffte er z. B. in seiner Armee den Harnisch fast gänzlich ab. Gleichzeitig traf er Maßnahmen, welche das Feuergewehr erleichterten und der wahren Natur des Feuergefechtes entsprachen. Namentlich aber begriff er als der Erste den Wert einer leicht beweglichen Artillerie für die Feldschlacht. Die ledernen Kanonen bewährten sich zwar nicht, um so besser die von einem deutschen 1624 in schwedische Dienste getretenen Geschützoberst erfundenen leichten eisernen Kanonen, die sich dann unter dem Namen „schwedische Stücke" bis 1756 im französischen Heere erhielten. Diese leichten Geschütze verteilte Gustav Adolf an die einzelnen Bataillone und Reitergeschwader, während seine Gegner nur ganz wenige und unsinnig schwere Geschütze mit sich führten. Auch die Schlachtordnung machte Gustav Adolf beweglicher, indem er an Stelle der unbehilflichen vollen Vierecke und der tiefen Aufstellung der Reiterei diese und das Fußvolk in kleinere Scharen von weniger Gliedern teilte. Geschickt wußte er zudem noch Musketiere und Reiterei durcheinander zu mischen, und was er damit erreichte, das haben die großen Schlachten von Breitenfeld und am Lech gegen den bis dahin unbesiegten Tilly, sowie die Schlacht bei Lützen bewiesen; die zweitgenannte war von Gustav Adolfs Seite eine Artillerieschlacht, in der er die in einem Gehölz aufgestellte und von seinen Geschützen umfaßte feindliche Infanterie noch vor dem eigentlichen Zusammenstoß zerschmetterte. Eine Reihe tüchtiger Führer, so die Generale Banér und Horn und Oberst Arnheim, die

Staatskunst seines Kanzlers Axel Oxenstierna unterstützten sein leitendes Genie. Die sicherste Grundlage seiner Ueberlegenheit aber war, daß er selbst sein Generalissimus und sein bester politischer Berater war.

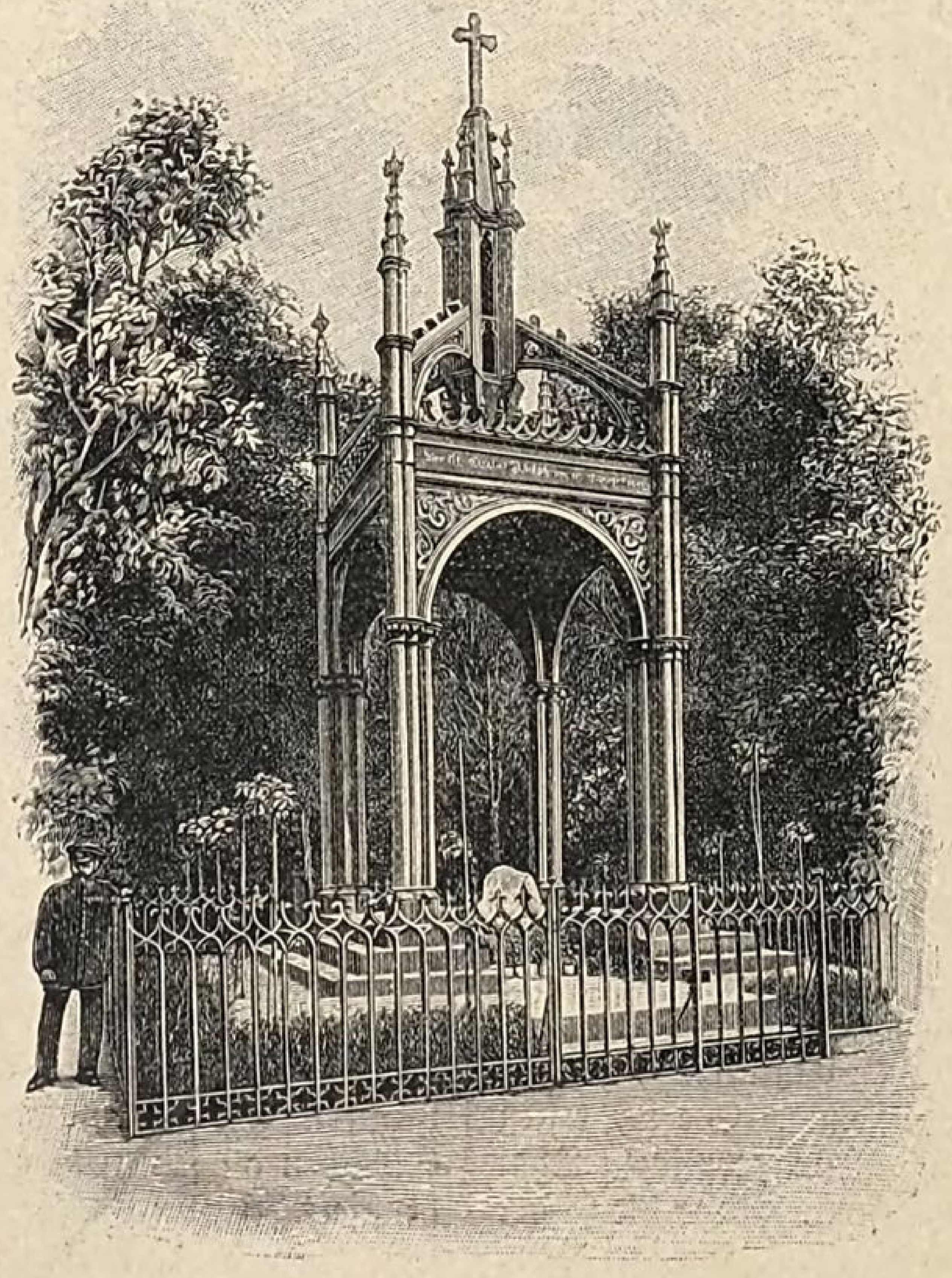
Darf man ihm eines vorwerfen, so ist es der Umstand, daß er sich selbst viel zu sehr aussetzte. Er liebte es, in eigener Person kleine Gefechte, ja Rekognoszierungen zu führen, und geriet dadurch häufig in Gefahr. Er wurde oft verwundet, und bei Dirschau in Preußen 1627 so ernst, daß ihm von da an das Tragen eines Harnischs sehr beschwerlich fiel, wozu freilich auch seine zunehmende spätere Beleibtheit beitrug. Auch als ihm am Morgen des verhängnisvollen Lützener Tages ein solcher gebracht wurde, lehnte er ihn ab. Er war überzeugt, daß große Feldherren gegen den Schlachtentod gefeit seien, und berief sich dabei auf Alexander den Großen und Cäsar. Trotzdem bewegte ihn bei seinem Abschiede von Schweden und dann am Morgen des Lützener Tags die schwermütige Ahnung, daß er die Heimat nicht wiedersehen werde.



Das Koller Gustav Adolfs, in welchem er in der Schlacht bei Lützen fiel.

Den Eintritt Gustav Adolfs in den deutschen Krieg und seinen Siegesflug von der pommerschen Küste bis zum Rhein, zum Bodensee und über die Donau hinüber können wir hier nur streifen. Im Jahre 1629 hatte Wallenstein dem mit Schweden im Kriege befindlichen König Sigismund von Polen einen Heerhaufen nach Preußen zu Hilfe geschickt, der Gustav Adolf dort vorübergehend in die Klemme gebracht hatte. Der deutsche Kaiser Ferdinand, auf der Höhe seiner Erfolge, dachte damals wohl daran, das alte Ordensland Preußen unter des Reiches Hoheit zu bringen. Gustav Adolf quittierte dafür, indem er die Stralsunder gegen Wallenstein unterstützte, dessen Glück sich an den Wällen dieser Stadt wirklich brach. Aber nicht aus solchen Reibereien erklärt sich der schwedische Einmarsch in Deutschland.

Hätte Wallenstein damals eine Flotte gehabt, er hätte die Ostsee und deren Inseln dem Kaiser unterworfen und Schwedens Unabhängigkeit bedroht. Dieser Gefahr wollte Gustav Adolf zuvorkommen. Schon seit geraumer Zeit galt Schweden als die protestantische Vormacht, und wiederholt hatten die deutschen Protestanten den König um Beitritt zu ihrer Union angegangen, ohne daß er sich darauf eingelassen hätte. Jetzt aber lagen die Verhältnisse besonders günstig. Der Kaiser hatte sich selbst geschwächt, indem er sich in den mantuanischen Erbfolgekrieg eingelassen und sich dadurch den Papst verfeindet hatte, der nun seinerseits die Franzosen ermunterte, dem Schwedenkönig für dessen Kriegspläne Hilfsgelder zu gewähren. Außerdem hatte Ferdinand 1629 das Restitutionsedikt erlassen, wonach alle seit 1552 von den Protestanten eingezogenen geistlichen Stifter und Kirchengüter den Katholiken „restituiert", zurückgegeben werden sollten. Dieses Edikt bedrohte die protestantischen Fürsten schwer und stimmte auch die bisher noch Schwankenden feindlich gegen den Kaiser. Und zu dem allen ließ sich dieser in seiner Bedrängnis auf dem Reichstag zu Regensburg 1630 überreden, seine beste Kraft, Wallenstein, zu entlassen. Mehr als alle diese günstigen Umstände aber war es der den König beseelende hohe Thatendrang, was ihn vorwärts trieb. Auf einem von vielen Seiten bedrohten Thron ohne die Weihe altehrwürdiger Legitimität sitzend, konnte er nur durch Thaten sein Ansehen und seine Herrschaft befestigen, und wo bot sich seiner ungeheuchelten Frömmigkeit hierzu bessere Gelegenheit als in Deutschland, wo seine Religionsgenossen am Rande des Abgrundes standen?



Das Gustav Adolf-Denkmal bei Lützen.
Nach einer Photographie von Hermann Vogel in Leipzig.

Seine geheimen Gedanken flogen weit hinaus. Er verriet sie schon nach der Schlacht von Breitenfeld, als nach seinem Sieg über Tilly des Kaisers Erblande offen vor ihm lagen, er aber nach dem Rhein abschwenkte, um dort Eroberungen zu machen. Es lag nicht in seinem Interesse, sich mit der gänzlichen Niederwerfung des Kaisers allzusehr zu beeilen. Seine bisherigen deutschen Bundesgenossen hätten in diesem Falle nicht gesäumt, sich mit Ferdinand zu verbinden, um ihn, den „Befreier", wieder los zu werden. Auch wollte er sich am Rhein vorsorglich den Franzosen in den Weg legen und die schönen Rheinlande samt anderen Gebieten zu einem Herzogtum Franken vereinigen, das den Kern seiner Hausmacht im Reiche bilden sollte; zweifellos gedachte er auch, laut eigener verbürgter Aeußerungen, sich selbst die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. Darum hatte Frankreich auch keinen entschiedeneren Feind in Deutschland als ihn; er nahm die Hilfsgelder der Franzosen an, die ihm der Vertrag von Bärwalde gewährte, aber er wollte ihnen allerhöchstens in Lothringen einige Erwerbungen gönnen. In Mainz erklärte er dem französischen Abgesandten, der das Elsaß forderte, das schon in grauer Vorzeit zu Frankreich gehört habe: „Ich bin nicht als Verräter, sondern als Beschützer des Reichs gekommen, darum kann ich nicht dulden, daß eine Stadt oder eine Landschaft davon abgerissen werde."

Auf seine hochgehenden Absichten deutete auch die Beflissenheit hin, mit der er sich die Herzen der Reichsstädter, der Nürnberger, Augsburger, Straßburger, zu gewinnen suchte. Er entwickelte ihnen gegenüber alle seine volksbestrickenden Eigenschaften, wie er auch den niederen deutschen Adel an sich zu ziehen trachtete. Bei seinem Ziele angelangt, hätte er gewiß dort angeknüpft, wo im 16. Jahrhundert die Bewegung der Reichsritterschaft gegen die Landesfürsten mit Sickingens Fall stehen geblieben war. Eben darum aber hätte sein Sieg über den Kaiser wahrscheinlich nur den Ausgangspunkt neuer Kämpfe gebildet. Unser Reich wäre aus einem römischen zunächst ein pangermanisches

geworden, jedoch erst, nachdem Gustav Adolf die jedenfalls gegen ihn sich verbündenden Reichsfürsten besiegt gehabt hätte.

Es war der Träger weltumfassender Pläne, der an jenem 16. November 1632 dort in der Nähe von Leipzig, in der für die Schweden siegreichen Lützener Schlacht von den Pistolenschüssen kaiserlicher Kürassiere in den Staub gestreckt wurde. In der Morgenfrühe dieses Tages hatte Gustav Adolf noch an der Spitze seiner Offiziere und seines Heeres um den Sieg gebetet, ein Augenblick, der von je die Künstler und so auch den Maler unseres Bildes auf Seite 808 und 809 zur Darstellung gereizt hat; wenige Stunden später war der König, auf den Tod getroffen, im dichtesten Handgemenge gestürzt. Und mit ihm war auch sein Vorhaben, seine Tochter mit dem Sohne des Kurfürsten von Brandenburg, dem nachmaligen Großen Kurfürsten, zu vermählen, zu den Toten gebettet.

Die Geschichte hat andere Bahnen eingeschlagen als die von Gustav Adolf erträumten, aber was er war und gethan, hält sie in ruhmvoller Erinnerung. Als ein ritterlich schöner, selbst vieler Feinde Herzen mit unwiderstehlichem Zauber bestrickender Held lebt er im Gedächtnis der Nachwelt, ein echter Germane, wie er sich denn mit Vorliebe einen Goten nannte, jeder Zoll ein König, der aber darum selbst unter den Schrecken des Krieges nie aufhörte, ein natürlicher, in sich harmonischer Mensch zu sein.

Zeit bringt Rosen.

(Schluß.)

Novelle von **Stefanie Keyser.**

Guten Morgen, Fräulein Raunthal." Holl stand mit gezogenem Hut neben Gabriele. „Ich komme, mich zu empfehlen."

Es überraschte sie kaum noch, sie hatte es befürchtet. Sie bot ihm einen der zierlichen Gartenstühle. Er nahm Platz, so daß er den Fenstern den Rücken kehrte.

„Haben Sie Ihre Kur schon beendet?" fragte sie.

„Man muß manchmal ein Ende machen," erwiderte er. „Ich gedenke morgen mit Schersen abzureisen und werde den Rest meines Urlaubs in einem andern Bad zubringen. Dann geht es wieder stramm in den Dienst." Er sprach laut, offenbar bemüht, eine innere Bewegung nicht merken zu lassen.

Die Stirn leicht auf ihrer Hände Werk gesenkt, sagte sie: „Wer es doch auch so gut hätte! Das Ziel klar vor Augen, ebenso den Weg, der dahin führt." Und da er sie überrascht ansah, lächelte sie, strickte zwei und zwei zusammen und fuhr in leichtem Tone fort: „Ich weiß nämlich im Augenblick mit meiner Novelle nicht aus und ein. Mein Paar ist nicht zu vereinigen."

Er zwang sich zu einem Lächeln. „So trennen Sie es!"

Gabriele wiegte das Haupt. „Nein! Selbst Goethe hat gesagt, während er sein Gedicht zu gutem Ende führte: ‚die Kinder, sie hören es gerne'." Er sah sie prüfend an. „Wer zeigt sich denn am störrischsten?" fragte er langsam.

„Sie!"

„Ich?" fuhr er auf.

„Ich meine die Tochter des Pfannherrn," berichtigte Gabriele. „Sie ist das verwöhnte einzige Kind — eitel, müßig, selbstherrlich."

Ihm wurde die Halsbinde zu eng bei dieser Geschichte, die ihn nichts anging, nichts angehen sollte. Ohne darauf zu achten, fuhr Gabriele fort: „Er dagegen ist ein fester ernster Charakter. Sonst hätte er es nicht in jungen Jahren allein durch seine Kraft so weit gebracht."

Holl machte eine Bewegung, als wollte er sich dankend verbeugen; er bezwang sich noch zu rechter Zeit.

„Die ahnende Empfindung," sprach Gabriele weiter, „das Untrüglichste im Menschen, zieht sie zueinander. In ihm ist es das unbewußte Gefühl, daß seine durch strenge Selbsterziehung gezügelte Natur in äußerlicher Form zu versteinern drohe."

Holl zuckte leise, wie getroffen, zusammen. Gabriele ließ sich nicht beirren. „Darum entscheidet sein Herz für sie, die mit ihrer frischen Ursprünglichkeit ihn vor Einseitigkeit bewahren würde."

„Sie stehen ganz auf der Seite Ihrer Heldin," sagte Holl verletzt.

„Wer stände nicht auf der Seite der Schwächeren, der Besiegten?" entgegnete Gabriele. „Von ihm weiß man: er kommt darüber hinaus durch ein neues Räderwerk —" Holl sah sie an, als sei sie irre geworden. „— das er für den Salzborn erfindet," erklärte sie ruhig. „Nun ja, er ist doch Salzschreiber!"

„Ach so!"

„Aber sie? Während er schon mit fester Hand den Strich unter dieses Erlebnis gezogen hat, fängt sie an, nach seinem Wunsch sich zu wandeln. Sie trennt die Silberglöckchen von ihrer Schleppe, weil er den hoffärtigen Aufruhr nicht leiden mag. Sie lernt sein Leibessen, die Kiebitzeier, sieden, die es in dem wasserreichen Thal giebt, und wenn die fürnehmen ledigen Gesellen, welche die Stadt beherbergt, die Augen auf sie werfen, da schlägt sie die ihrigen sittig nieder. Soll das vergeblich sein? Wäre es nicht richtiger, wenn der Salzschreiber bedächte, daß eine Rose Sonnenschein braucht, um zu blühen, daß zu jedem Werk Geduld gehört, nicht nur — Schneidigkeit? Ach nein, das Wort kannte man vor vierhundert Jahren noch nicht — daß man mit einer Frau nicht verfährt wie mit —"

„Na, sagen Sie nur: wie mit einem Rekruten," brummte er.

„Wie mit Siedemeistern und Bornknechten," setzte Gabriele hinzu, als habe sie nicht gehört. „Er hat es vergessen, daß in diesem Verhältnis die Natur das letzte Wort spricht, nicht das —"

„Ich weiß ja schon: das Reglement," warf er murmelnd ein.

„Das Salzgericht. Und daß wir als Menschen, nicht als — Salzschreiber auf die Welt gekommen sind. Bis hierher bin ich gelangt. Die Spannung wäre da, aber der befriedigende Schluß?" Sie sah ihn an. Er starrte düster vor sich hin. Gabriele seufzte. „Vielleicht weiß Herr von Schersen eine Lösung," wandte sie sich an diesen, der eben, einen Zug leichter Befangenheit im Gesicht, herankam.

„Eine Lösung?" sagte er unsicher. „Wir reisen ab."

Sie schien das abermalige Mißverständnis zu überhören. „Es handelt sich um die kleine Novelle, die ich zu spinnen begann, als ich einmal abends allein in der Kräme spazieren ging."

Er wurde rot; aber seine Mienen sollten andeuten, daß er sich nicht erinnern könne.

„Ich möchte meine Erzählung zu einem guten Ende führen. Das Gesetz, das ein versöhnendes Ausklingen für die Kunst vorschreibt, ist dem höheren abgelauscht, das über der Menschheit waltet. Jede Dissonanz, die das Leben bietet, löst sich endlich in Harmonie auf, ob diese auch oft ernst und erst nach langen Zeiträumen ertönt. Wohl uns, wenn es in unsere Hand gelegt wird, das ‚zu spät' zu vermeiden!" schloß sie sehr ernst.

Einen Augenblick blieb es still. Dann erhob sich Holl jäh, als mache er allem Schwanken gewaltsam ein Ende. Die Augen niedergeschlagen, daß man nicht in ihnen zu lesen vermochte, stand er vor Gabriele. „Falls wir uns nicht wiedersehen sollten" — gegen seine Gewohnheit sprach er den Satz nicht aus. Eine tiefe Verbeugung beendete ihn. Er ging rasch fort. Auch Schersen empfahl sich. Aber in seinem schönen Gesicht war die Sympathie wieder aufgedämmert, die er nun einmal für Gabrieles Wesen empfand. Sie sah ihnen traurig nach. Alles vergebens — es war aus! Gut enden würde nur ihr salziges Geschichtchen.

Als sie dem unerbittlichen Hauptmann den Salzschreiber als Spiegelbild vorhielt, war ihr der Schluß gekommen, wie das der meteorartigen Natur der Einfälle entspricht: unvermutet, zu einer Zeit, da man ihrer nicht gewärtig ist. Sie hatte das hübsche Bild deutlich vor sich gesehen: den Platz am Salzquell, zum alljährlich gefeierten Fest mit Laubgewinden geschmückt, den jungen Salzschreiber in seiner prächtigen geteilten Tracht — halb wie dunkeln der Nachthimmel, halb wie lichte Morgenröte — für die Pfännerschaft das Borngebet sprechend, während das von ihm erfundene Kunstrad angelassen wurde; die Schar der Jungfrauen, an deren Spitze die schöne goldhaarige Maid aus der Kräme heranschritt, um ihm den Dank der Pfannherren zu überreichen. Grelles Geklingel geleitete sie wie immer. Höher richtete er sich auf. Aber da legte sie ihm eine güldene Kette um den Hals, mit Silberschellen verziert. Sie selbst schritt lautlos dahin — sie hatte ihre hoffärtigen Glöckchen an seinen Halsschmuck gestiftet, ihren Stolz ihrer Liebe geopfert. Unter St. Wolfgangs Fahne fügten sie Hand in Hand.

Ach, die freundliche Vorstellung zerflatterte, von der Wirklichkeit rauh angeblasen! Nur in der Phantasie vermochte sie die Liebenden zu vereinigen; im Leben lag ihr ob, einem jungen bangenden Herzen zu verkünden, daß es nichts mehr zu hoffen



Photographie im Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt von Dr. E. Albert & Co.

Auf Besuch.

Nach einem Gemälde von P. Felgentreff.

habe. Sie packte ihre Arbeit zusammen und kehrte langsam in ihre Wohnung zurück. Ilse stand mitten im Zimmer. Gesehen hatte sie offenbar alles. Stumm, aber mit um so beredterem angstvoll flehendem Blick wandte sie sich Gabriele zu. Diese mußte sich erst fassen. Dann, scheinbar an ihrem Nähtischchen beschäftigt, sagte sie, ohne das junge Mädchen anzusehen: „Die Herren haben sich empfohlen. Sie reisen ab.“

Ein paar Augenblicke blieb es still. Dann stieß Ilse heraus: „Gabriele, wir wollen auch fort!“

Gabriele schüttelte den Kopf. „So gern ich Ihren Wunsch erfüllen möchte, es würde unschicklich sein, jetzt aufzubrechen. Wir müssen unseren Aufenthalt ruhig zu Ende führen, uns benehmen, als sei nichts geschehen. Sie sind kein Kind mehr, Ilse — Sie haben Ihre weibliche Würde zu wahren.“

Ilse wagte keinen Widerspruch weiter. Mit schleppendem Schritt ging sie in ihr Zimmer und warf sich wie vernichtet auf das Sofa. Sie konnte es nicht fassen. Man ließ ihr nicht einmal Zeit, ihre Reue zu zeigen — er reiste ab! Und sie blieb und konnte sich mit der ganzen Schar ihrer jungen Verehrer wie bisher — amüsieren. Amüsieren! Es wurde ihr ganz elend bei dem Gedanken. Sie begriff gar nicht, daß ihr das kindische Tollen einmal Vergnügen gemacht hatte, vor wenigen Tagen noch — war es möglich? Vor einer Ewigkeit, meinte sie jetzt. Und dann kam die Heimkehr. Kalt und heiß rann es ihr durch die Glieder. Es graute ihr ordentlich vor ihrem farbenschillernden Boudoir, wo musizierende Katzenfamilien und Plüschaffen die Luthertischchen bedeckten, Butzenscheiben und eingesetzte bunte Glasgemälde die Fenster bildeten, persische Behänge mit türkischen Teppichen und eminenzroten Diwans wetteiferten. Mußte da nicht stets der spöttische Blick sie verfolgen, mit dem er ihre Regenbogentoilette rügte? Und wenn Johann die Schüssel mit Erbsen präsentierte, würde sie da nicht immer eine tiefe Stimme schalkhaft fragen hören: „Wie kochen Sie Erbsen?“ Und dann sollte sie schlucken können? Nein! Und sie konnte auch nicht tanzen auf dem Sommerball, den ihre Eltern gaben. Wenn die Française anhob, sank ihr gewiß Blei in die Füße. Sie krampfte die Hände zusammen. Großer Gott! Und dieses Schicksal hatte sie sich selbst aufgebürdet!

Die Junisonne glühte auf dem rötlichen Felsgestein des Kyffhäuser, daß dieses selbst ein rosiges Licht auszustrahlen schien; sie wob helle Lichter in den weiten grünen Waldmantel des Berges, an dessen Fuß „die güldene Au“ heranwallte, mit üppigen Saatfeldern, zahllosen Dörfern ihrem Namen Ehre machend.

Um den alten Turm auf dem Abhang nach Abend waltete tiefe Stille. Die Raben, die ihn einst umflogen, waren verschwunden. Kein junger Schäfer brach mehr die blauen Blütenrispen des Ehrenpreis am Wegrand, um sich den Eingang zu dem weltentrückten Kaiser Barbarossa zu erschließen, kein Hofzwerg spendete aus der Schatzkammer Gold und Silber, keine weiße Prinzessin aus den Riesenfässern des kaiserlichen Kellers edlen Wein. Nur in dem Laube einer Eiche, die mit ihrem Wipfel über den Bergrand emporragte, säuselte wie wehmütig die Sommerluft zu dem alten Sagenturm hin, dessen Zeit um ist. Und einsam auch schaute gegen Morgen aus hohlen Fenstern die Kapelle zum Heiligen Kreuz, „das einst hier große Wunder gethan und viel Zulauf gehabt hat“, wie die Chroniken berichten. Die Waldbäume waren über den eingestürzten Giebeln zusammengewachsen, die ehemals mit schweren Opfern erkauften Grabstätten versunken, durch eine Rasendecke gleich gemacht.

Aber zwischen diesen beiden Ruinen, deren starke Mauern fronendes Volk einst türmte, herrschte frisch pulsierendes Leben. Da wuchsen die Terrassen empor, auf deren oberster das Denkmal der deutschen Krieger in die Höhe steigt. Arbeiterscharen wimmelten durcheinander, Steinpicken klangen, Winden knarrten, Karren rasselten. Mit dem Selbstbewußtsein, das die neue Zeit dem Sohn des Volkes eingeflößt hat, sprachen die von Kalk bestäubten Männer zu den Fremden, die gekommen waren, das Bauwerk zu beschauen, wiesen die Stätte, wo die beiden Kaiser stehen sollen: der, an dessen Gestalt die Prophezeiung sich knüpfte, und der, welcher die Erfüllung brachte.

Geführt von dem Frankenhäuser Bürgermeister, der als echter Landwehrmann nicht nach den Perlen auf seiner Stirn fragte, wenn es marschieren hieß, zogen Kriegervereine über den mächtigen wie unter Cyklopenhand sich schichtenden Bau. Die Aelteren hatten alle die Kriegsdenkmünze angelegt, einer, der an einem Krückstock ging, das Eiserne Kreuz wie bei einer Parade vor einem hohen Herrn.

„Gut Heil!“ schallte es aus dem Eichwald herauf, und vor dem Bergesgipfel senkte sich die Fahne der Turner, die unter Leitung des Ingenieurs den Berg erstürmten auf einem Pfad, den er bereits für eine Zahnradbahn vermessen hatte. Der Oberpostsekretär und seine Velocipedisten rollten medaillengeschmückt heran, die deutschen Bänder über der Brust. Und auf der breiten Straße fuhren grün umsteckte Wagen mit dem fröhlichen Sängerbund. Ohne Verabredung stimmten alle beim Anblick des zusammensinkenden und des aufsteigenden Turmes an: „Deutschland, Deutschland über alles“. Nah und fern fielen Chöre ein: es waren die Gäste, die zu dem Fest herbeieilten. Und die Musik schmetterte einen Tusch dazwischen. Dort, wo sie aufgestellt war, vor der altdeutschen Speisehalle, unter dem Schattengitter der jungen Bäume, breitete sich die Festgesellschaft aus. Metkrüge wurden nach deutschem Brauch geschwungen; in eine stilvolle alte Sammelbüchse klapperten die neuen Markstücke; das Rabenornament an dem Kreuzgewölbe, den geschnitzten Stühlen des Saales stimmte zu den von dem englischen Horn jetzt wirklich geblasenen Rabenschreien im Vorspiel.

Die Damen der Badegesellschaft hatten sich zusammengefunden. Bei den plaudernden lachenden jungen Mädchen stand Ilse, schweigend. Unter dem weißen kleinen Strohhut sah ihr Gesichtchen blaß und schmal hervor. Sie hatte Holl und Schersen heute in dem mit Koffern bepackten Wagen abreisen gesehen. Plötzlich fuhr sie zusammen wie von einem Blitzstrahl getroffen. War es möglich? Er! Um Kopfeslänge überragte er die andern — sein scharfes Auge erfaßte die Gruppe, in der Gabriele und sie standen. Würde er sich abwenden? Nein. Er kam mit Schersen heran, aber zögernd, als widerstrebte es ihm. Sie war wie gelähmt.

„Wir sehen uns doch noch einmal,“ sagte er zu Gabriele. Der Ton klang gepreßt, die spröden Lippen zuckten. „Schersen meinte, wir als Offiziere dürften doch nicht an dem patriotischen Fest vorübergehen. Wir haben unser Gepäck mitgenommen und wollen dann hinunter nach Roßla zur Bahn fahren.“ Mit sichtlicher Ueberwindung wandte er sich an Ilse. Eine schmerzliche Bitterkeit trat in seine Züge. Da sah er sie stehen in dem weißen Kleid, so einfach und zum erstenmal so hilflos zart — und plötzlich glitt etwas wie Befangenheit über sein Gesicht. „Sie trennte die Silberglöckchen von ihrer Schleppe“ — ging es ihm durch den Sinn.

Schersen verbeugte sich vor Gabriele. „Ihr schönes letztes Wort sollte nicht umsonst gesprochen sein,“ sagte er, wieder mit dem weichen Klang der Stimme, der ihr so lieb war. Sie drückte ihm herzlich die Hand. Und da eben lauter Beifall die Einleitung zu „Barbarossas Erwachen“ krönte, schlug sie mit ihm den Weg ein nach dem Gipfel des Berges. Vor ihnen hielt ein Kutschierphaeton. Eine Dame, deren Kostüm durch das zur Garnierung verwendete dänische Leder sehr reisemäßig aussah, gab einem arabischen Diener Leine und Peitsche und sprang ab. Schersen stand einen Augenblick atemlos, dann stürzte er ihr entgegen. „Gnädigste Gräfin, träume ich?“

„Ah, Baron, famos!“

Wie leicht auch die Begrüßung sich vollzog, als hätten sie gestern erst Abschied genommen — sie hatten doch nur Augen für einander in dieser ersten Sekunde des Wiedersehens.

„Ich weiß schon seit drei Tagen, daß Sie in Frankenhausen sind,“ sagte sie. „Herr von Stöckei erzählte es.“

„Dort sind Sie? O, meine Ahnung!“ rief Schersen. „So waren Sie doch bei der Kavalkade, die ich von der Falkenburg aus sah — die Dame an der Spitze des Zuges!“ Und leise fügte er hinzu: „An meinem stockenden Herzschlag fühlte ich es.“ Sie lachte, das dunkle weiche Lachen, das für ihn Musik war; aber ungläubig flog ihr Blick zu Gabriele. Voll Teilnahme folgte diese dem Vorgang. Nun wußte sie, warum die Dame in der Extrapost ihr bekannt erschienen war.

Es lag ein Ausdruck von Spannung in den Zügen der Gräfin, als sie jetzt zu Gabriele trat. Aber trotz der Verschiedenheit war es, als stellte sich sofort zwischen den beiden Frauen ein Einverständnis her. Es sind eben nicht nur die Gauner, die sich durch geheime Sprache verständigen, auch zwischen edlen klugen Menschen giebt es eine Freimaurerei, die sich auf den ersten Blick erkennt.

„Gräfin Tölz!“ nannte sich die Fremde, und fragend setzte sie hinzu: „Fräulein Raunthal? Herr von Stöckei erzählte mir nämlich, in welch erlesener Gesellschaft Herr von Schersen sich hier befinde. Ich habe ihn ausgefragt und viel von Ihnen gehört.“

„Und ich habe Sie schon gesehen, Frau Gräfin," erwiderte Gabriele. Leise lächelnd setzte sie hinzu: „Die Porträts aus Herrn von Schersens Hand sind so ähnlich, daß man die Menschen nach ihnen wieder erkennt." „Ah!" kam es von Swantas Lippen. „Kann man das Meisterstück nicht sehen?" wandte sie sich lebhaft an Schersen.

Er erfüllte ihren Wunsch, beglückt über das Wiedersehen, angenehm berührt von der feinen Art des Verkehrs zwischen den beiden Damen, doch auch ein wenig beengt bei dem Gedanken, daß diese zwei ihn ganz durchschauten, daß Swanta sofort seine Beziehungen zu Gabriele erriet und Gabriele so befriedigt ihn der ersten Liebe überließ. Er schlug die kleine Skizze jener in orientalische Schleier gehüllten Dame auf. Gabriele sah lächelnd auf die beiden darüber geneigten Häupter; dann verschwand ihr grauer Schleier hinter Mauertrümmern. Die Gräfin blickte lange auf ihr Porträt nieder. So hatte also die Erinnerung ihr Bild ihm vorgeführt, mit solch kühnem Blick und so reinen Lippen! Ein Glanz stieg in den grauen Augen auf.

„Armselige Stümperei!" sagte er zärtlich, „obgleich unter den tollsten Wünschen gezeichnet. O, wie einsam habe ich mich in diesen Jahren gefühlt!" fuhr er mit unverkennbarer Aufrichtigkeit fort. „Ich war so unglücklich, heute noch, vor wenigen Minuten. Und nun, nun fragt doch die Hoffnung: ist endlich die Zeit gekommen, da mir vergönnt wird, nicht nur das Bild, sondern die lebende angebetete Gestalt festzuhalten?"

Ihre klugen Augen sahen ihn prüfend an. Sein gespannter Blick hing flehend an ihren Lippen. Da sagte sie endlich leise, halb scherzend: „Ndio Bwana!"

„Sie sind grausam, Gräfin, mich so zu quälen," rief er.

„Sie müssen sich daran gewöhnen, mich in allen Sprachen der Welt reden zu hören," antwortete sie. „‚Ndio Bwana' ist ein bei den Negern gebräuchlicher Ausdruck und heißt" — die Weltdame wurde doch rot und übersetzte nur mit leiser Stimme: „Ja wohl, Herr, Du mußt es wissen."

Ein seliges Aufstrahlen seiner Augen antwortete ihr. Er drückte die Lippen auf ihre schlanke Hand, und Arm in Arm gingen sie dann über den glatten Bergrasen, als sei er das spiegelndste Parkett, in eleganter Salonhaltung, obgleich nur ein paar knorrige Eichen ihre Gesellschaft bildeten, aber beide mit einem Ausdruck in den Zügen wie irrende Wanderer, die den richtigen Pfad gefunden haben.

Und wie irrende Wanderer mit unsteten Schritten ging noch ein anderes Paar über den alten Sagenberg — Holl und Ilse. Sie hatten Gabriele und Schersen aus den Augen verloren, als diese den Festplatz verließen. Unsicher sah Ilse sich um. Und Holl — er konnte das Mädchen doch nicht allein lassen unter den vielen fremden Menschen, mußte ihr helfen, Gabriele zu suchen. So gingen sie ein Stückchen zusammen. „Nach der Kapelle!" lasen sie vereint von einer befehlend ausgestreckten Hand ab. Es gab beiden einen Stich. Jedes hatte einmal gedacht, ob es mit dem andern wohl zum Altar gehen werde. Unwillkürlich folgten sie der Weisung. Vielleicht fanden sie dort Gabriele.

An dem Rand des Berges führte der Pfad hin. Der schrille Pfiff einer Lokomotive tönte herauf; durch das lichte Gezweig der Bäume sahen sie die schwarze Rauchfahne wehen. Der nächste Zug würde ihren Begleiter entführen — Ilse dachte es mit wehem Herzen, sie wurde noch blasser. So waren sie bis an das alte Heiligtum gekommen. Langsam traten sie in die von Moos überwachsenen Mauern ein. Totenstille herrschte; nur das Federgras, das seine Fähnchen über dem versunkenen Steinboden schwenkte, flüsterte leise. Und wie drüben beim Blutkreuz, war hier an der Stätte, wo einst das wunderthätige Holzkreuz gestanden hatte, ein Christdorn aufgesproßt und nickte mit seinen Knospen ihnen entgegen.

„Da ist das erste Röschen aufgeblüht," sagte Holl. Seine Stimme brach ab. Ja, die Zeit hatte die Rosen pünktlich gebracht! Und beide dachten an dasselbe — an die Stunde, da Gabriele das Wort sprach: „Zeit bringt Rosen."

Da hörte Holl einen Ton, den er lange nicht vernommen hatte — er wandte sich um, bis ins Herz getroffen. Vor dem Röschen stand Ilse, die Hände vor die Augen gedrückt, und weinte.

„Fräulein Großheim!" Sie schluchzte noch viel mehr. „Ilse!" kam es leise von seinen Lippen. Er zog ihr sanft die Hände von dem Gesicht. Das Antlitz von Thränen überströmt, sah sie ihn an. Es war wieder ganz die Ilse Großheim, die nicht wog und überlegte, sondern ihren Gefühlen sich überließ.

Und an diese Ilse Großheim richtete Holl plötzlich die Frage: „Wollen Sie meine Frau werden, Ilse?"

Da legte sie beide Hände in die seinen und sagte, durch die Thränen lächelnd: „Ja, es soll das letzte Mal sein, daß ich thu', was ich will." Und nun kam doch der Augenblick, da sie ihre Arme um seinen Hals schlingen und an seinem Herzen sich geborgen fühlen durfte. Auch das erste Röschen wurde ihr eigen: der Bräutigam steckte es ihr selbst in den Gürtel.

Auf stillen Bergpfaden ging sie, an ihn geschmiegt, nach dem Festplatz zurück; dort fiel sie Gabriele um den Hals und flüsterte ihr so lange ins Ohr, bis die Freundin sie auf die Stirn küßte, Holl die Hand drückte und dann das eine Brautpaar dem andern zuführte.

Ueberraschst sahen die Herren sich an. „Also doch noch das verwirrte Whistspiel zu glücklichem Ende geführt?" fragte Holls blitzender Blick. „Also doch einmal einem gefaßten Entschluß untreu geworden?" lächelte es aus Schersens Augen.

Man ging zu Tisch wie alle die andern Gäste, die schon um die Tafel sich reihten. Die jungen Herren der Badegesellschaft trösteten sich bei den übrigen jungen Mädchen über Ilses Verlust, der Referendar mit seinem Seidel.

„Wieder einmal ein echt deutsches Mahl," sagte die Gräfin. „Aus der Erdbeerbowle, dem mit Wachholder gewürzten Rehbraten duftet der deutsche Wald wie aus der Ananas die afrikanische Glut. Was meinen Sie," wandte sie sich an Schersen, „zu einem gebratenen Fußknorpel vom Nashorn, einem Filet vom Zebra?"

„Ich verzichte an meinem künftigen häuslichen Herd ebenso darauf wie auf die Negersprache im Boudoir," erwiderte dieser lachend.

„Wo haben Sie dieses absonderliche Menu gehabt, Frau Gräfin?" fragte Holl.

„In Sansibar," erwiderte sie. „Aegypten war mir doch zu sehr von der Kultur beleckt. Erst als ich auf einer Barke die Niltour bis zum zweiten Katarakt machte, sah ich endlich ein Krokodil — angebunden im Strom. Ich schloß mich dann einer Gesellschaft an, die einen Ausflug nach unseren ostafrikanischen Kolonien unternahm."

„Haben Sie sich da nicht gefürchtet, Frau Gräfin?" rief Ilse. „Vor den Schlangen und den Menschenfressern?"

„O, dort war alles sicher," erwiderte Swanta. „Weit hinein trifft man auf europäische Ansiedelungen. Ein Schulhaus, in dem ein Missionär unterrichtet, ist an der Stätte erbaut, wo noch vor fünfzehn Jahren ein Häuptling die Expedition ermorden ließ, bei der auch ein junger deutscher Geolog, Eduard Haller, seinen Tod fand."

Vergeblich hatte Schersen, der das Ende ahnte, sie unterbrechen wollen. Gabriele war blaß geworden. Aber sie wiederholte doch mit seltsam leuchtenden Augen: „Ein Schulhaus!"

Schersen flüsterte Swanta die Erklärung zu, und sie sah nun bestürzt zu Gabriele hinüber. Aber diese reichte ihr die Hand. „Haben Sie Dank für Ihre Botschaft! Eduards Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Er hat neue Bahnen erschließen helfen, auf denen die Kultur nun ihren Weg geht. Es giebt auch weiße Rosen. Eine solche hat ihm und mir die Zeit gebracht."

Es war still an der Tafel geworden. Nur ein leises Wehen, das den Duft des frischen Eichenlaubes hereinführte, war vernehmbar. Aber Gabriele wollte nicht, daß der erste Glückstag den jungen Paaren wehmütig ausklingen sollte. Sie faßte nach dem Römer.

„Lassen Sie uns noch einmal anstoßen auf mein Lieblingswort! Wir haben es in mannigfacher Weise erfüllt gesehen, und ich möchte es Ihnen mitgeben als hoffenden Wunsch und tröstliche Verheißung. Wenn wir so mutig unseren Idealen zustreben wie die gethan, die da droben das Denkmal bauen lassen, so arbeitsfreudig wie die, deren schwielige Hand den schweren Pflug unverdrossen in die Erde drückte, bis sie ihnen frei gehörte, so selbstlos wie jene" — ihre Stimme wurde leise und bebte —, „über deren Gräbern im Dunklen Erdteil jetzt das Evangelium der Liebe verkündet wird, dann dürfen wir sicher darauf hoffen, daß auch für unser Streben die Rosen sich entfalten werden."

Sie hatten sich alle erhoben. Die Römer klangen aneinander.

Während dann die beiden Paare, in der Abendkühle langsam hinwandelnd, besprachen, was ihnen jetzt wichtig war: daß Schersen von der Gräfin sich mit entführen lassen sollte zu ihren Gastfreunden, Holl seiner Braut auf dem Fuß folgen würde, um von ihren Eltern das Ja zu erbitten, stieg Gabriele zum alten Turm empor, um dort die Sonne untergehen zu sehen.

Die andern blickten zuweilen zu ihr hinauf. Sie sahen die lichte graue Gestalt zu Füßen des alten Bergfrieds, wo sie sich niedergelassen hatte, das Gesicht dem flammenden Abendhimmel zugewendet, und sie sagten sich, daß sie jetzt weile in dem Lande, wo ihre Rosen blühten — in dem Lande der Erinnerung.

Blätter und Blüten

„Freund Allers.“ Das schöne Buch, das unter diesem Titel die bisherige Laufbahn des Zeichenkünstlers C. W. Allers schildert, enthält neben der Darstellung des interessanten Werdegangs, der aus dem anstelligen Hamburger Steindruckerlehrlinge den vielgerühmten Autor der Bilderwerke „Unser Bismarck“ und „La bella Napoli“ gemacht hat, eine gar reizvolle Biographie in Bildern. Aus der reichen Fülle in Allers' Skizzenbüchern und Kunstmappen sind in bunter Folge Bilder auf Bilder in den Text eingestreut, die alle irgend eine Beziehung zu seinem Leben haben, Bekanntes und ganz Neues, Humoristisches und ernst Ergreifendes, vollendete Meisterblätter und Proben der krakelhaften ersten Uebungen des Allers'schen Zeichenstifts auf den Rändern seiner Schulschreibhefte und Schulbücher. Denn das Talent des kleinen Mannes, dessen frühestes Selbstporträt wir als Probe nebenstehend wiedergeben, regte sich schon zeitig. Und zwar kampflustig und ungestüm, dem lebhaften Temperament entsprechend, wurde damals der Stift geführt, wenn ihn die kleine Hand gegen den derberen Knüttel austauschte, mit dem das Hamburger Hauskind bei seinen Spielen mit nicht minderer Energie auf Sieg und Ruhm ausging, als es später der herangewachsene Künstler mit leichtem Griffel und leichtem Strich so trefflich verstanden hat.



Willy Allers im siebenten Jahr.

(Aus: „Freund Allers.“)

Christian Wilhelm Allers, der heute immer noch nicht das vierzigste Jahr erreicht hat, ist wie so viele Künstler der Neuzeit einer Schicht deutschen Volkstums entsprossen, in der die starken Wurzeln unsrer Volkskraft ruhen. Sein Vater stand in Hamburg einer großen „Krämerei“ vor, die in der Großen Bleichen gelegen war, seine Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits waren Landleute in Holstein und Lauenburg und lebten in des Künstlers Jugendzeit noch auf der Scholle, die ihre Vorfahren bebaut hatten: die Allers in Dauenhof, die Porths in Krackede. Beide Orte liegen nahe bei Hamburg, und so besaß der kleine Willy mit seiner inniggeliebten Schwester Emma in diesen ländlichen Umgebungen eine zweite Heimat, deren Einflüsse für ihr Seelenleben von höchster Wichtigkeit wurden. Welche Idylle traulichen Familienglücks sich ihm dabei erschloß, deutet das zweite Bildchen an, das wir dem Werke entnehmen; wie sich weiter durch diese Gelegenheit, in früher Jugend die Blicke im Freien zu tummeln, mit den intimen Reizen eines charakteristischen kräftigen Land- und Volkslebens vertraut zu werden, die volkstümliche, gesund realistische Richtung seines Talents herausgebildet hat, tritt aus den Schilderungen Olindas klar und lebendig hervor. Besteht doch der Hauptreiz derselben überhaupt in dem Nachweis, wie sehr der Künstler, dem wir die humorvollen Bildermappen „Die silberne Hochzeit“, „Klub Eintracht“, „Hinter den Kulissen“, „Hamburger Bilder“, „Spreeathener“, „Unsere Marine“ und „Bismarck in Friedrichsruh“ verdanken, zu dem Ausspruch berechtigt ist: „Alle Schöpfungen meines Stifts sind direkt nach der Natur erlebt und gezeichnet und repräsentieren mit den noch kommenden Bildern eine gezeichnete Geschichte meines Lebens und meiner Zeit.“ Ganz besonders aber läßt sich aus dieser durch Kampf zum Glück emporsteigenden Künstlerlaufbahn der Segen erkennen, welchen ein schön entwickeltes Familienleben, der Rückhalt eines traulichen Elternheims, gerade auch dem aufstrebenden Künstler gewährt. — Ein weiterer Vorzug des Buches ist, daß der Verfasser des Textes seinerseits auch es verstanden hat, anschauliche Bilder aus den Lehr- und Wanderjahren des Künstlers zu entwerfen. Der hat dieselben aber noch selbst weiter umrankt mit anekdotischen Arabesken und humoristischen Randglossen im Genre jener Unterschriften, mit denen er die komische Wirkung so mancher seiner Skizzen in den Reisemappen „Die Hochzeitsreise durch die Schweiz“, „Backfisch“, „Capri“, „La bella Napoli“ ganz wesentlich zu steigern gewußt hat. Denn als Olinda, der schon frühe seine Bekanntschaft gemacht und ihn auf seinen ersten Reisen gen Süden begleitet hat, den Plan zu diesem Buch faßte, stellte ihm Allers all seine für den Zweck passenden Briefe an die Eltern zur Verfügung, sowie die Tagebücher von jenen Reisen. Olinda hat diese Quellen reichlich benutzt und vieles unmittelbar daraus entnommen; gewiß nicht zum Schaden des Buchs, denn Allers' Schreibfeder, wenn sie ins Plaudern kommt, hat eines mit seinem künstlerischer geschulten Zeichenstift gemein: mit wenig scharfen Strichen versteht auch sie es, das Charakteristische zu treffen und zugleich seine jovial humoristische Auffassung mit zu fixieren. Der Reiz des Unmittelbaren, der seine Zeichnungen in so hohem Grade auszeichnet, ist auf diese Weise auch seinem Lebensbild zuteil geworden. Und interessant ist dasselbe auch dem Stoffe nach: die Familienerinnerungen, die Hamburger Lehrjahre, die Karlsruher Akademikerzeit, das Freiwilligenjahr in der Marine, die mancherlei Irrungen, die der Erkenntnis seines eigentlichen Berufs vorausgingen, vereinigen sich zu einem anziehenden Lebensbild. Den Schluß des im Verlag der Union (Stuttgart) erschienenen Bandes bildet die Schilderung der herrlich gelegenen Villa auf Capri, die sich Allers vom Ertrag seiner vielgewandten und vielgewanderten Kunst neuerdings erworben hat. Von dort auch ist der lustige Brief an Olinda datiert, welcher dem Ganzen als Vorwort vorangestellt ist und in welchem es heißt: „Zuerst war's mir etwas fatal, durch Dich so in die Tinte zu geraten. Im allgemeinen wird man ja erst nach dem Tode für die Leihbibliotheken einbalsamiert, aber für einen Band habe ich schon genug Stoff zusammengelebt und ich hoffe, es noch lange genug mitzumachen zu einem fidelen ‚Fortsetzung folgt‘.“

Glück auf den Weg! J. Pr.



Großmama Porth und Schwester Emma.

(Aus: „Freund Allers.“)

Auf Besuch. (Zu dem Bild S. 817.) Wie lange mögen sie sich nicht mehr gesehen haben, die zwei Freundinnen, deren Heimat das schöne Innthal scheidet! Von Alpbach ist darum die Vevi eines schönen Sonntags heruntergestiegen nach Brixlegg und drüben wieder hinauf nach dem herrlich gelegenen Brandenberg. Und da hat sie denn auch die Zenz glücklich daheim getroffen in der sauberen Bauernstube, von der der ungeheure Kachelofen fast ein volles Vierteil beansprucht, und sie haben sich miteinander auf die Ofenbank niedergelassen, um sich gegenseitig alle Neuigkeiten der langen Trennungszeit so recht gründlich und behaglich auseinanderzusetzen. Zur Seite auf dem derben Stuhl liegt das Bündel mit dem eigenartigen Tressenhut der Alpbacherin, der handfeste Regenschirm lehnt daneben, des Wiederaufbruchs gewärtig. Lange wird das behagliche Zwiegespräch der beiden Dirndln nicht mehr dauern können; schon geht die Uhr auf fünf, und der Heimweg ist weit. Aber thalab und bergauf wird unsre Vevi das Lächeln nicht von ihrem frischen Gesicht verlieren, denn was sie gehört da drüben bei der Vertrauten, das giebt ihr reichlich Stoff zu fröhlichen Gedanken.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

v

Nr. 49. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.



Weihnachtsträume.

Ein Idyll von

Carl Busse.

Der Abend kam. Verlorner Schellenklang
Scholl manchmal freundlich ins durchwärmte Zimmer,
Das Kätzchen schnurrte, und der Pendel schwang,
Und durch den Thürspalt kam schon Lampenschimmer.
So schummrig war's; kaum zuckten dann und wann
Noch im Kamin die halb verglomm'nen Kohlen —
Des Hauses Herrin aber saß und sann
Und strich ihr Haar und lächelte verstohlen.

's war Christnacht heut'. Erfrischend her und hin
Zog Nadelduft durch die vertrauten Räume,
Da ward auch ihr so wunderlich zu Sinn
Und sie versank in alte Weihnachtsträume.
An beiden Händen zog ihr junges Glück
Sie lächelnd fort in ihre Backfischtage,
Und heimlich surrend trieb mit einem Schlage
Gemach der Zeit bewegtes Rad zurück.
Sie sah sich selbst im kurzen Mädchenkleid,
Sah sich im Kreis zerzauster Nachbarsjungen,
Wie sie den Ball hoch in die Luft geschwungen
Und barfuß lief in lieber Sommerzeit.
Oft kam sie heim, mit Schrammen im Gesicht,
Das Haar verwirrt, der Zopf war aufgegangen,
Denn galt's den Wettlauf mit den tollsten Rangen,
Hei, wie sie flog! Die Letzte blieb sie nicht!





Ganz hoch im Birnbaum, wo das Kästchen war,
Das Brütekästchen, saß sie oft verschwiegen
Und sang ihr Lied und sah die Schwalben fliegen
In Licht und Luft — so ging es Jahr um Jahr.
Bald war sie groß . . . und scholl zur Sommerzeit
Auch noch so hell das frohe Finkenschmettern,
Sie seufzte nur — sie trug ein langes Kleid
Und durfte nicht mehr nach den Nestern klettern.

So kam der Herbst, das müde Laub ward falb,
Sie saß allein und sang die alten Lieder,
Sie lachte laut, bald weinte sie auch wieder,
Und quälte sich, und wußte nicht, weshalb.
Doch endlich dann — es war ihr erster Ball,
Im braunen Haar lag die Kamelienblüte,
Ihr Herz ging auf, ihr ganzes Köpfchen glühte,
Die Lust war groß und süß der Walzerschall.
Da sah sie ihn im alten Burschenband,
Voll Jugendkraft, im Glanz der Girandolen,
Und ihre Lippen bogen sich verstohlen
Und zitternd fiel der Fächer aus der Hand.
Dann tanzten sie. Wohl war sie kurz, die Zeit,
Da sie so schwebten, Brust an Brust mitsammen,
Doch lag ein Glanz drauf wie von goldnen Flammen
Und ihre Herzen wurden wach und weit. —
Spät fuhr sie heim; ihr roter Mädchenmund
Sprach süß und irr noch vor dem Schlafengehen,
Sie sah im Glas auf ihrer Augen Grund
Ein großes Leuchten, das sie nie gesehen.
Schwer schlief sie ein und träumte bunt und viel
Und sprach im Traum und ihr Gesichtchen glühte,
Derweil im Schrein auf matt gewordnem Stil
Verloren welkte die Kamelienblüte.

* * *

Es schien ein Stern in nie geseh'ner Pracht,
Es war ein Glanz vor ihren Mädchenblicken,
Sie hörte selig jede neue Nacht
Den Herzschlag gehn, die heisre Stutzuhr ticken.
Wohl schlug die Nachtigall nicht mehr im Baum
Und an die Scheiben fuhr Oktoberregen,
Doch voll in Blüten stand ihr Liebestraum
Und ihre Seele beugte sich vor Segen.
Kein Morgen ging, wo sie zu Gott nicht bat,
Daß ihre Wege sich zusammenfänden,
Und daß sie still und mit verschlungnen Händen
Hinwandeln dürften ihren Erdenpfad.

Und einst geschah's — sie floh'n die dichten Reih'n,
Den weiten Saal, das grelle Licht der Kerzen,
Und was so wild ersehnten ihre Herzen,
Das fügte Gott: sie sahn sich bald allein. —
Im Wintergarten unter Palmen war's,
Die schmalen Blätter bogen schwül sich nieder,
Sacht mischten in den Duft des Mädchenhaars
Sich Parmaveilchen und gefüllter Flieder.
Fern scholl gedämpft die Walzermelodie,
Die war so süß, und plötzlich bangte jedem,
Da hielt er sie und wollte zitternd reden
Und fand kein Wörtchen — und er küßte sie.

Still war es rings; nur der Fontäne Strahl
Stieg auf und fiel mit immer gleichem Laute,
Und sacht verklang die Tanzmusik im Saal,
Da sie ihm gläubig in die Augen schaute.
Und Wort um Wort drang jubelnd jetzt hervor,
Sie wußte nichts, als still ihm zuzuhören,
Noch lag ein Walzertakt in ihrem Ohr,
Der schwoll in ihr zu ew'gen Jubelchören.
Und ihren Handschuh gab er ihr vom Fest,
Den sie verloren und den er gefunden,
Und sprach davon, wie er in stillen Stunden
Ihn tausendmal an seinen Mund gepreßt.
Sie aber hörte süß berauscht ihm zu,
Es klang in ihr: Lieb' soll mit Liebe lohnen,
Da ging ein Rauschen durch die Palmenkronen
Und heißen Herzens scholl das erste Du!



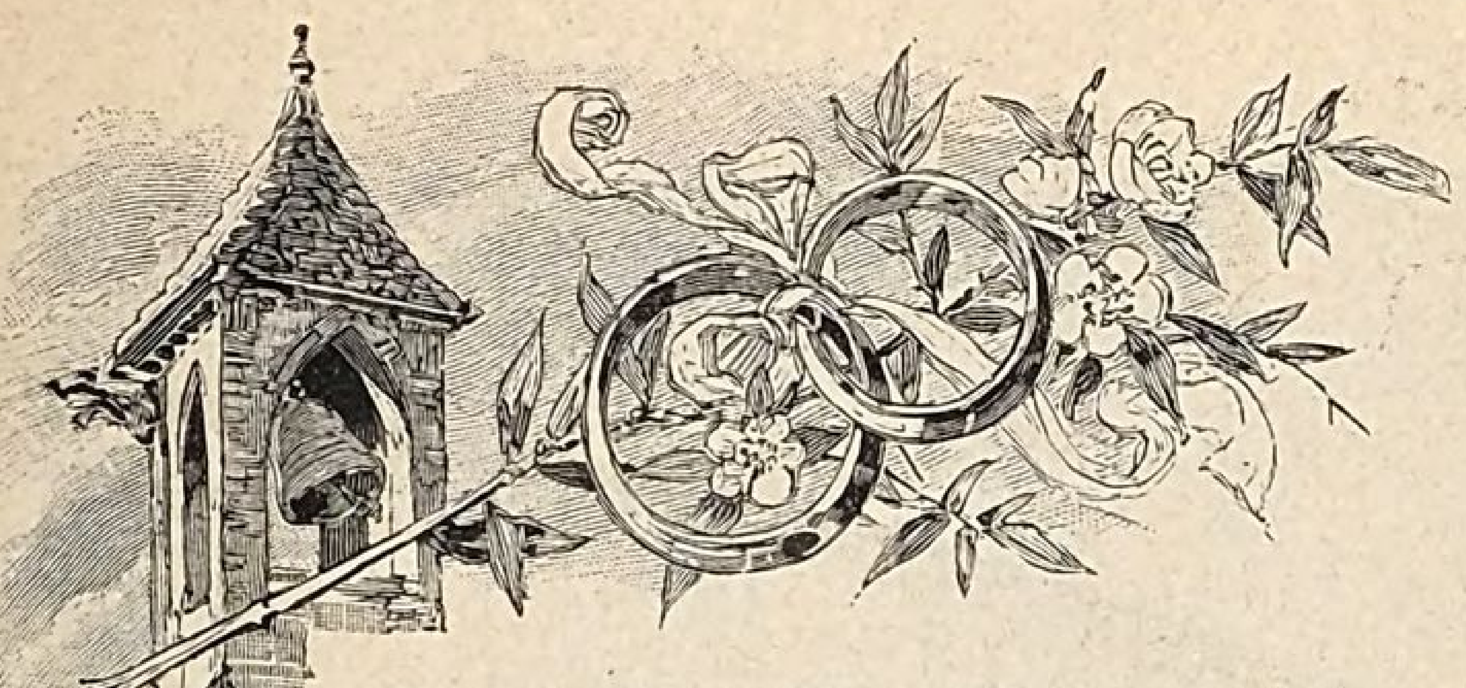
Der Handschuh sank — so ganz vergessen heut',
Ihm war es doch, als ob er Bess'res wüßte:
Wo ist der Narr, der einen Handschuh küßte,
Wenn warm und willig sich ein Mund ihm beut?!

* * *

Und Weihnacht ward's. Des Tages Lärm verscholl,
Die Magd war fort und Dämmrung schlich im Runde,
Da sprach sie stockend und mit scheuem Munde,
Was wochenlang ihr schon im Herzen schwoll.
Sprach wirr und zag, wie gut er sei und groß,
Wie nur in ihm ihr Leben und ihr Sterben,
Und barg des Hauptes purpurnes Verfärben
Um Segen flehend in der Mutter Schoß.
Die aber schwieg. Da ward ihr totenbang,
Ihr Herz schrie auf und wollte weh verzagen,
Doch Gott war treu, — und mächtig und getragen
Scholl ins Gemach der Weihnachtsglocken Klang.
Das war ein Läuten, groß und wunderlich,
Das rief vom Turm, das rief und nahm kein Ende,
Und wie bezwungen legten segnend sich
Auf ihren Scheitel fromme Mutterhände.
Kein Engelchor sang in der Höh' zu Hauf,
Nicht Psalmen tönten und nicht Hirtenlieder,
Ihr aber ging das Heil des Himmels auf,
Und vor dem Christkind sank sie betend nieder.



* * *



Sie hörten oft, wie Glück und Glas zerbricht,
Wie früh der Liebe junge Freuden enden,
Doch Glück und Glas — bei ihnen brach es nicht,
Sie trugen es mit still bescheidnen Händen.
Noch fuhr der Märzsturm brausend durch das Land,
Da scholl die Luft und wehten Hochzeitsschleier,
Da bogen Myrten sich zur heil'gen Feier
Und am Altare gab sich Hand in Hand.
Der alte Pastor segnete sie ein,
Das alte Kirchlein sah die Braut heut' beten,
Darin sie einst in frommen Kinderreih'n,
Selbst noch ein Kind, zum Tisch des Herrn getreten.
Nur schlug das Herz heut' unterm Hochzeitskleid
Noch voller fast, als damals es geschlagen:
Was ihr beschert, sie wollt' es tapfer tragen,
Mit ihm vereint, in Zeit und Ewigkeit.
Die nächsten Tage dann — sie wußt' es kaum,
Daß sie vergingen, daß die Uhren schlugen,
Daß andre Menschen Not und Sorge trugen,
Die Wimper fiel — ihr war es wie ein Traum.
Und Hand in Hand, in Gattenglück und -stolz,
Sahn sie die Stürme brausend gehn von Norden
Und sahn, wie sacht, als Ostern es geworden,
Am Gartensteg der letzte Schneemann schmolz.
Dann kam der Frühling; mit bekränztem Haar
Und blauen Augen saß er an den Wegen,
Und wanderfroh zog eine Kinderschar
Mit Weidenflöten seinem Glanz entgegen.
Rings rankten Blüten über Kraut und Dorn,
Der Juniwind zog schläfrig seine Pfade,
Die Amsel sang — bald füllte sich das Korn
Und in den Scheunen wuchs die goldne Gnade.
Dann klang die Tenne, und die Welt ward grau,
Sein Nest verließ des Sommers letzter Sänger,
Auf feuchten Wiesen schlief die Nebelfrau,
Die Trauben reiften und die Nacht ward länger.
Doch als das Christkind wieder dann durchs Land
Gezogen kam, da hielt es ein im Fliegen
Und ließ ein Püppchen in der Wiege liegen,



Ein Weihnachtspüppchen —, lächelte — und schwand.
Das war ein Kerl! Wog seine sieben Pfund!
Schien für sein Alter ungemein verständig,
That sein Erscheinen wie ein Großer kund
Und machte gleich das ganze Haus lebendig!
Und mit der Brille kam die Großmama
Und schrie: Potztausend, das ist 'mal ein Bengel!
So wunderhübsch und ganz wie der Papa,
Und Backen hat er wie Posaunenengel!

Der Vater aber bog in stillem Dank
Auf seines Weibes bleiche Stirn sich nieder,
Sein Mund blieb stumm, nur seine Seele klang,
Doch was die sprach — wie gäb' ein Wort das wieder!

Ein fröhlich Herz voll Lebensseligkeit
Trug sie auch später über Alltagsorgen.
Ein jeder Tag war wie ein Hochzeitsmorgen,
Und manchesmal geschah's zur Dämmerzeit,
Da stand sie auf und sprach: „Wenn ich so denk',"
— Derweil in Treuen sie sich an ihn schmiegte
Und glückverklärt ihr holdes Köpfchen wiegte —
„Du warst ja doch mein bestes Christgeschenk!"

* * *

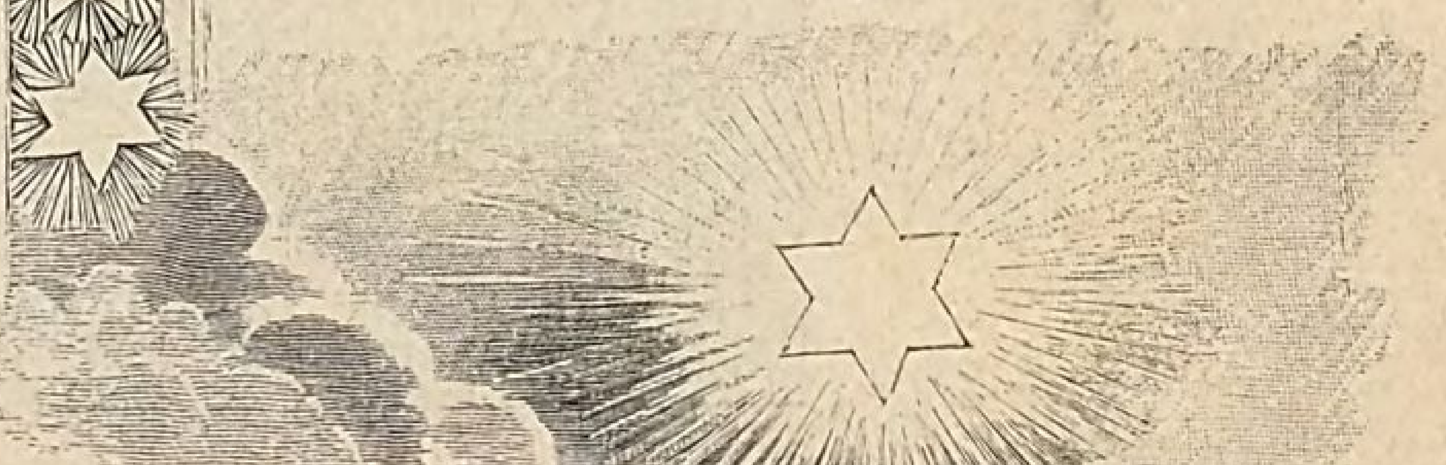
Es ist ein Knistern im Kamin erwacht,
Das Kätzchen horcht, die Uhr holt aus zum Schlage,
Fern singen Kinder durch die heil'ge Nacht
Und rasch verwehn die Bilder früh'rer Tage.
Die Klingel tönt. Bist du's? — Wer sollt' es sein?
Und wie Knecht Ruprecht, pelzvermummt bis oben,
Die warme Mütze übers Ohr geschoben,
Den Bart bereift — so tritt er pustend ein.
Und während sie noch nach dem Karpfenschmaus
Ein bißchen sieht, geht er rasch durch die Stuben
Und packt vergnügt die Heimlichkeiten aus
Für sie, für sich — das meiste für den Buben.





Dann brennt der Baum — sie schleppt das Kind herbei
Und freut sich selbst mit reinem Kinderherzen,
Und Fritzchen kräht mit hellem Jubelschrei
Und Füßestrampeln in den Glanz der Kerzen.
Sie sieht ihn an und winkt ihm lächelnd Ruh',
Beginnt dann fromm den Festchoral zu singen;
Der kleine Fritz horcht auf das hohe Klingen,
Der große aber brummt den Baß dazu.
So feiern fröhlich sie den Heil'gen Christ,
In Kindereinfalt freu'n sie sich der Gaben
Und sagen sich, wie sie so lieb sich haben
Und wie die Welt voll Glück und Frieden ist.

Allmählich dann mit seinem Hampelmann
Schläft Fritzchen ein — es wird ganz still im Raume,
Und nur ein Licht tropft manchmal noch am Baume
Und eine Nadel knistert dann und wann.
Doch auch ein Rauschen scheint von fern und nah
Sie zu umziehn wie seliges Glockenläuten —
Wo kommt es her? Es kann sich's keiner deuten —
Ich aber weiß: es waren Engel da!







Photographie im Verlag von Braun, Clément & Cie. in Dornach, Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.

Die Sixtinische Madonna.

Nach dem Gemälde von Rafael.

Um fremde Schuld.

(13. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Wir blieben allein in dem bereits dämmerigen Raum. Die Komtesse fuhr fort, von gleichgültigen Dingen zu reden, Mama bemühte sich, darauf einzugehen, und einmal in einer Pause ergriff sie die Hand der alten Dame. „Ich danke Ihnen!"

„Du weißt, Len', Du kannst auf mich rechnen — verstehen thu' ich aber diesen Trug nicht."

„O, ich will später alles aufklären," antwortete Mama, „und — —" dann verstummte sie und richtete sich kerzengrade in ihrem Stuhl empor. Von nebenan — der Sprecher mußte dicht an der Thür stehen — klang es so deutlich herüber, als würden die Worte in demselben Zimmer mit uns gesprochen.

„Der alte Arvensleben ist ja in brillanten Verhältnissen," sagte mein Stiefvater, „ein Risiko also gänzlich ausgeschlossen; zehntausend Mark bar, zwanzigtausend geschrieben, zwei Monate Ziel; teile ihm das mit, dem Bruder Lustig!"

Die Komtesse horchte unwillkürlich auf, ihre Nase ward weiß und spitz, sie sah die Thür an, dann uns. „Es ist merkwürdig hellhörig hier, Len'," bemerkte sie kurz. Mama war emporgesprungen, setzte sich aber wieder; eine seltsame Erregung lag auf ihrem Gesicht.

„Was sagst Du?" klang Wollmeyers Stimme jetzt wieder. „Teufel auch, ich dächte, Du könntest zufrieden sein mit den Geschäften, die Du machst mit meinem Gelde! Wieso hast Du Unbequemlichkeiten? Ich dächte, Du lebst wie ein Prinz! Daß Du Dein großes Vermögen verspielt hast, dafür kann ich doch nicht, und im übrigen verdienst Du genug durch Deine Experimente."

„Die Hälfte, ganz genau die Hälfte, teurer Onkel," sagte Brankwitz. „Mehr giebst Du mir nicht, obgleich ich unmittelbar vor der Bresche stehe, wenn 'was passiert!"

„Ist das nicht genug, die Hälfte? Was soll denn passieren? Denkst Du, der alte Bärenroder wird etwas unternehmen, weil sich der Sohn, der Bruder Liederlich, totgeschossen hat? Bilde Dir nichts ein! Die Bärenroder sind genug bloßgestellt durch den Spielerprozeß des Bruders vom Alten; sie schweigen still."

Die Komtesse erhob sich plötzlich. „Ich will gehen, Anneliese," murmelte sie, „bring' Deine Mama in ein anderes Zimmer! — Len', steh' auf, geh' in Deine Stube," sagte sie halblaut, Mama an der Schulter rüttelnd. Gleich darauf war sie verschwunden.

Ich legte meinen Arm um Mama. „Komm, Mama!" rief ich ängstlich; sie sah so starr und unheimlich nach der Thür drüben.

„Schweig'," flüsterte sie leise, heftig, und preßte mir die Hand auf den Mund. Tiefe Dämmerung umgab uns. Mein Kopf lag in ihrem Schoß; ich fühlte das Zittern, das von Zeit zu Zeit ihren Körper durchflog. Sie hatte die Hand in mein Haar gekrallt; es that mir weh, so fest klammerte sie sich daran, als das Gespräch, dem sie lauschen wollte, seinen Fortgang nahm.

„Ich muß es Dir wiederholen, Onkel," sagte Brankwitz, „ich habe es satt, an der Nase umhergezogen zu werden. Deine leeren Versprechungen nutzen mir den Teufel! Ich kann nichts unternehmen; und da ich einsehe, daß ich wenig Aussicht habe, je Dein Schwiegersohn zu werden, so —"

Jetzt klinkte Wollmeyer leise die Thüre auf, wohl um hereinzuschauen. „So!" meinte er dann in ruhigem Tone, indem er sie etwas offen ließ, „wer sagt das?"

„Ich fand vorhin das Armband in meinem Zimmer, mit einer Karte von Anneliese, auf der sie mir mitteilt, daß ihr irrtümlich ein Geschenk zugestellt worden sei und daß sie sich beeile, es dem Absender zurückzugeben. Sie habe leider dessen Adresse nicht gewußt, sonst wäre es sofort wieder in seine Hände gekommen."

Wollmeyer antwortete nicht; er hatte nur einen halblauten Ausruf der Entrüstung ausgestoßen.

„Ich habe beschlossen, mich in diese sehr betrübende Thatsache zu ergeben," fuhr Brankwitz fort, „ich lasse Dir Deine Tochter, aber ich bitte um Auszahlung des Kapitals."

„Was?" fragte Wollmeyer, „welches Kapitals?"

„Anneliese paßt schließlich auch nicht für mich, die vierzigtausend Thaler passen aber jedesmal."

„Vierzigtausend Thaler?"

„Weniger würdest Du ihr doch nicht mitgegeben haben, Onkel!"

„Du bist verrückt! Du weißt, wie es mit Helene steht?"

„Gewiß! Ich gratuliere Dir herzlich. Was übrigens die Verrücktheit anlangt, so werden wir ja sehen. Bis jetzt, lieber Onkel, hast nur Du Zeichen von einiger Geistesabwesenheit gegeben."

„Wieso?"

„Schickst die Base auf die Mühle, läßt auch das Mädel wochenlang dort und scheinst vergessen zu haben, daß da noch jeder Stein von der alten Geschichte schreit. Nicht genug damit, Du läßt sie auch noch dort, wie bereits der junge Herr Nordmann daselbst auftaucht, der Liebling Deiner Base, das von der ganzen Gemeinde betrauerte Opfer der damaligen Katastrophe."

„Pah, der Lump!"

„Bitte, bitte, nicht voreilig! Jedenfalls würde er mit Freuden bereit sein, vierzigtausend Thaler zu zahlen für gewisse Papiere, die er gerade jetzt gut gebrauchen kann, um die Flecken zu beseitigen, die auf seinem Namen sitzen."

„Du redest im Fieber! Vierzigtausend Thaler? Du willst damit sagen, daß mir die Papiere für diesen Preis zur Verfügung stehen?"

„Allerdings."

„Das ist mir zu teuer, Freundchen — schraub' herunter."

„Nicht einen Dreier!"

„Und wenn ich Dir sage: behalte Deine Papiere und scher' Dich zum Teufel?"

„Dann werde ich es thun, aber direkt nach Halle gehen zu Robert Nordmann und ihm sagen: ‚Lesen Sie diesen Brief des Herrn Wollmeyer an meinen verstorbenen Vater!' — Ich brauche ihm nur den einen zu geben, in dem es heißt: ‚Lieber Brankwitz, gestern habe ich manifestiert, vorläufig also Ruhe. Nordmann ist verdonnert — —. Bis achtzigtausend Thaler gebe ich Dir Vollmacht, auf das Gut zu bieten; die Subhastation ist, anstatt Freitag den zehnten, auf Montag den dreizehnten anberaumt. Dein Wollmeyer.' Nun, ich denke, daraus geht klar genug hervor, daß Du damals geschworen hast, nichts mehr zu besitzen, wodurch Dein Schwager um Hab' und Gut kam, und daß dieser Eid falsch war. Mir wird nichts passieren, wenn Nordmann die Sache verfolgt — mein Vater ist tot und ich kann etwas anfangen drüben mit dem Preis für den Brief; das Hundeleben hier habe ich satt."

Mamas Hand preßte sich jetzt eisern auf meinen Kopf. Einen Augenblick blieb es still nebenan, dann das Poltern eines Stuhles, der Aufschrei einer zornigen Männerstimme, wie wenn zwei ringen auf Leben und Tod. „Bube, das ist der Lohn für alles, was ich an Dir that!" schrie Wollmeyer.

Ich taumelte empor. Mama hatte mich im Aufspringen von sich gestoßen; ich hörte, wie sie durchs Zimmer stürzte. Da raffte ich mich auf, ihr zu folgen, aber schon flog die Thür krachend hinter ihr zu. Ich hörte nur noch ihr gellendes: „Es ist nicht wahr, Bernhard, sag', daß es nicht wahr ist!" und dann ihr Lachen, ein tolles krampfhaftes Lachen. Nie werde ich es vergessen. Dann schrillte die elektrische Klingel durchs Haus und jemand stürzte fluchend an mir vorüber; in der tiefen Dämmerung, an die mein Auge sich jetzt gewöhnte, erkannte ich Brankwitz.

Und jetzt kam Licht und die Dienerschaft. Nun Sprechen, Zureden, Beschwichtigungen seitens meines Stiefvaters, und dann schritt die Base an mir vorüber, die leblose Gestalt Mamas auf den Armen, unterstützt von dem Stubenmädchen.

„Gnädige Frau, liebe gnädige Frau," keuchte die Base, „liebe, liebe gnädige Frau!"

Mich beachteten sie nicht.

Nun wußte ich es — auf der Stirn meines Stiefvaters brannte ein Meineid. Ich zitterte am ganzen Leibe; Roberts Vater hatte er mit diesem Schwur in den Abgrund des Elends gestoßen, die Frau ins Grab, den Neffen in die Fremde, und nun streckte sich der Fluch auch über uns aus, über meine arme Mutter und mich!

Im Hause war plötzlich aller Lärm verstummt. Man hatte mich von Mamas Bett entfernt, obgleich ich nicht weichen wollte, aber mit ein paar Worten hatte die Base es fertig gebracht, mich hinwegzuführen. Brankwitz war unsichtbar geworden; Olga Sellmann lag in ihrem Zimmer und las einen Roman, von Zeit zu Zeit sollte das Mädchen ihr Nachricht bringen. Mein Stiefvater schritt in seiner Stube auf und ab, ruhelos. In der Stadt liefen Diener umher, das Fest abzusagen, und der Sanitätsrat weilte schon seit Stunden bei Mama.

Ich saß allein in meiner Stube: was ich dachte und fühlte, ich weiß es nicht mehr, nur eines war mir klar, übermächtig klar, die Gewißheit, daß Mama sterben, daß sie mich verlassen würde. Ein wilder Schmerz rüttelte mich, aber weinen konnte ich nicht. Barmherziger Gott, nach Deinem Willen! dachte ich. Was soll sie auf der Welt, die nichts weiter mehr für sie hat als Jammer und Elend? Aber nimm mich gleich mit, ich bitte Dich! Ich wiederholte das Letzte halblaut immerzu. Ach, ich bitte Dich! Ich bitte Dich! Furchtbare Vorstellungen marterten mich, ich sah Wollmeyer verhaftet, fortgeführt, sah den ganzen Hof voll Menschen stehen, voll hohnlachender schrecklicher Menschen, die mit Fingern auf mich und Mama wiesen und sagten: „Die haben auch das Sündenbrot mitgegessen!" — eine Vorstellung, die mich jäh emporspringen ließ und in der Stube umhertrieb. Laß uns zusammen sterben, lieber Gott!

Niemand bekümmerte sich um mich, und immer schrecklicher wurden meine Phantasien. Die Komtesse war schon geflohen, als sie aus dem Wenigen, das sie hörte, die Gewißheit gewonnen hatte, daß Brankwitz der „Kravattenfabrikant" sei, von dem ihr Neffe gesprochen, und Wollmeyer sein Kompagnon.

Und das war ja das Schlimmste noch nicht! O, ganz allein würde ich bleiben, sobald Mama gegangen, auch die Komtesse würde mich verlassen!

Und diese unheimliche Stille! Ich schlich mich durch das Vorzimmer und spähte in den Flur hinaus. Man hatte eine Lampe angezündet, und in deren schwachem Schein grinsten mich die lachenden Masken aus dem Tannengrün an wie ein gräßlicher Spuk. Wäre wenigstens die Base bei mir! Wüßte ich nur, wie es oben steht! Und mitten drin überkam mich die Erinnerung an die Knopfmarthe, die so verzweifelt den Mann anklagte, der sie in den Tod trieb, und die Erinnerung an ein Grab in den Thüringer Bergen. Schuld, Schuld, wohin ich blickte, schwere, furchtbare Schuld!

Ich hatte mich auf die Schwelle der Stubenthür gehockt und erwartete weitere Nachricht über Mamas Ergehen. Es war kalt im Flur und so still im ganzen Hause, als läge schon ein Totes darin. Dann kamen schwere Schritte die Treppe herab, und mein Stiefvater ward sichtbar. Ich erhob mich und trat in das Zimmer zurück. Entsetzlich hatte er ausgesehen, so gedrückt, so scheu, so stier die Augen. Seine Tritte folgten mir; ich schloß die Thür in herzklopfender Angst. „Machen Sie auf," befahl seine heisere Stimme, „machen Sie auf, ich muß mit Ihnen sprechen — Ihrer Mutter wegen!"

Willenlos gehorchte ich und stand zitternd dann zitternd eines der Fenster, als sei ich dort sicher in der schwachen Helle, die es einließ und die zwei Schritte davor in der Dunkelheit erstarb.

„Ihre Mutter ist sehr krank," begann er heiser, „sie ist lebensgefährlich krank."

„Kein Wunder!" antwortete ich halb erstickt.

„Sie hat sich erschreckt, alteriert — sie ist so nervös."

„Jawohl, ich weiß; ich kenne die Ursache, denn ich war bei ihr, als sie erfuhr, daß —"

„Sie?" Es war wie der Wutschrei eines Tieres.

„Schlagen Sie mich nur tot, ich will nichts Besseres," sagte ich. Er blieb still. „Nun denn," stieß er endlich hervor, „dann wissen Sie ja alles, dann brauche ich es nicht zu wiederholen — Sie allein haben das Leben Ihrer Mutter in der Hand."

„Wenn es Gottes Wille ist, daß meine Mutter am Leben bleibt, so nehme ich sie an der Hand und verlasse mit ihr dies Haus. Ich bin jung, ich kann arbeiten; ich will nicht, daß sie einem Betrüger angehört."

„Beweisen Sie doch, daß ich ein Betrüger bin, beweisen Sie es doch! Ich frage Sie zum letztenmal, wollen Sie Brankwitz Ihr Jawort geben oder nicht?"

Ich antwortete nicht; außer mir, drehte ich ihm den Rücken. Doch in diesem Augenblick flog ein Lichtschein durch das Zimmer; mein alter Schutzengel stellte die Lampe auf den Tisch und schloß meine zuckenden Glieder in seine Arme. „Anneliese liebt einen andern; Wollmeyer, sparen Sie Ihre Worte!"

Ich wand mich empört aus den Armen der alten Frau. „Base!" rief ich zitternd.

„Wen?" fragte mein Stiefvater.

„Den Robert Nordmann — und er liebt sie," erklärte unbeirrt die Base. „Und wenn Ihnen etwas an dem Leben der armen Frau dort oben gelegen ist, so sperren Sie sich nicht dagegen — ich spreche noch einmal wohlmeinend mit Ihnen."

„Was kann mir der Lump —" stotterte er, „es ist Spekulation von ihm, gemeine Spekulation!"

Ich stieß die Base zurück und wollte sprechen, aber mir war, als ob eine Hand meine Kehle zudrückte.

„Es wäre besser, Sie überlegten Ihre Ausdrücke ein bißchen," sagte die Base, „es möchte Sie sonst gereuen."

Er ward plötzlich kreideweiß im Gesicht.

„Ihr wollt nur drohen," schrie er, „nehmt Euch in acht! Meinetwegen mag sie ihn nehmen in des Teufels Namen und machen, daß sie mit ihm fortkommt auf Nimmerwiedersehen!"

„Sie täuschen sich!" rief ich außer mir, „Robert Nordmann wird nicht wieder gehen, bevor die Ehre seines Vaters, die durch einen Schurken befleckt wurde, wieder hergestellt ist, und ich wünsche mit der ganzen Kraft meiner Seele, daß es ihm gelingen möge!"

„Anneliese," mahnte die Base, „bedenken Sie — Ihre Mutter!"

„Mein Leben will ich lassen für Mama, aber dazu beitragen, ein Verbrechen zu bemänteln, das Sühne verlangt, nie!"

„Wahnsinnige Person!" murmelte Wollmeyer, dann schwankte er aus dem Zimmer.

Die Base war auf den Fenstertritt gesunken; wie eine formlose Masse saß sie da in der schwachen Helle. „Gott im Himmel!" schluchzte sie. „Und in einer Stunde kommt Robert; gestern hab' ich ihm telegraphiert!"

„Wie? Sie haben ihn hergerufen? Was denken Sie?"

„Daß Sie das Schicksal von uns allen in der Hand haben! Er liebt Sie — wenn Sie ihn bitten, wird er sich mit Wollmeyer stillschweigend einigen um der armen Frau willen. Roberts Vater ist tot, aber Ihre Mutter lebt, Anneliese — Gott erhalte sie! Was tot ist, ist tot, er muß an die Lebenden denken!"

„Ihn darum bitten — nein — und wenn mein Herz darüber bricht! Das kann ich nicht, Base!"

Ein Mädchen trat in diesem Augenblick ein. „Mit der gnädigen Frau geht es schlechter," flüsterte sie.

„Kommen Sie, Anneliese," sagte die Base, „vielleicht erbarmt Sie der Anblick." Ich folgte ihr stumm.

Eine Frau saß am Bette. Totenblaß lag das schöne Antlitz Mamas in den Kissen. Ich kniete am Lager nieder und barg den Kopf in der seidenen Decke. Sie war augenscheinlich nicht mehr bei Besinnung, sie flüsterte immer leise vor sich hin: „Komtesse, verlassen Sie Anneliese nicht — nehmen Sie sie fort — ganz fort von hier! Es ist aber nicht wahr, daß er schlecht ist — Helene Sternbergs Mann und schlecht! Es ist zum Lachen!" Sie lachte leise. „So alberne Menschen, die das sagen — einen Orden wird man ihm geben, morgen, und so viele Leute kommen — so viele — immer mehr — immer mehr — sie wollen folgen — folgen! Nein, Pate stehen wollen sie — hörst Du, Anneliese? Das Kind braucht sich seiner Eltern nicht zu schämen — nein!"

Ich hielt mir die Hände vor die Ohren; ich litt wie unter körperlichen Martern. Dann sprang ich auf und stürzte hinunter in meine Stube und wimmernd warf ich mich aufs Sofa. „Mama, Mama — bleib' bei mir, bleib' bei mir!"

Da umfaßten mich zwei starke junge Arme und richteten mich empor und dann lag ich an seiner Brust. „Anneliese, meine Anneliese!" Ich wehrte mich nicht, ich wunderte mich nicht, ich schluchzte nur heftiger als zuvor: „Mama — meine Mama will sterben, ich will nicht leben ohne sie!"

Er ließ mich weinen und strich mir nur sanft über meine Haare. Dann begann er zu sprechen: „Die Base telegraphierte mir, ich sollte schleunigst kommen, Du seist in Gefahr — was ist's, Anneliese? Hat man Dich wieder wegen Brankwitz gequält? Oder denkst Du, ich sei gekommen, Deiner Mama etwas zu thun? Ach Kind, wie habe ich gekämpft mit mir, mit meinem Gewissen, mit meinem Stolz, seit jener Abschiedsstunde, seit ich Dich geküßt! Nein, Anneliese, ängstige Dich nicht — Deine Mutter lebt und mein Vater ist tot, und im Jenseits, wenn da Gute und Schlechte belohnt und bestraft werden, hat er tausendfach seine Ehre wiedergefunden, die ihm die Menschen hier raubten. Wir wollen suchen, dies alles zu vergessen. Komm mit mir — wo die Liebe ist, da ist auch die echte, die wahre Heimat! Nichts sollst Du im fremden Lande vermissen; komm, Anneliese, sag', daß Du willst!"

Wie ein süßes Wiegenlied hatten diese Worte geklungen; ich war ganz still geworden.

„Sag' Ja!" flüsterte er und küßte mich. „Mußt Du erst überlegen, Anneliese?"

Da fuhr ich empor aus seinen Armen; die Base war mit Licht eingetreten. Sie sah Robert noch nicht, sie hatte die Augen auf die flackernde Kerze gerichtet. „Annelieseken," sagte sie, und die Stimme quoll ihr in der Kehle, „Mama geht 's sehr schlecht." Und aus diesen paar Worten scholl mir die furchtbare Kunde mit furchtbarer Gewißheit entgegen — keine Hoffnung!

Ich stürzte hinaus, ich vergaß alles. Droben wehrte mir der Arzt den Eingang; in Mamas kleinem Boudoir neben dem Sterbezimmer kauerte ich mich in die Kissen des Sofas und horchte auf die schwachen Laute, die von dort herüberdrangen, auf das Gehen und Flüstern. Eine tödliche Müdigkeit überfiel mich von Zeit zu Zeit, immer unterbrochen von der folternden Erinnerung an die traurige Gegenwart. Einmal glaubte ich Wollmeyers und des Arztes Stimme zu vernehmen, vermochte aber nicht, mich ganz wach zu erhalten. Dann fuhr ich jäh aus tiefem Schlafe; es war, als hätte mich liebkosend eine Hand gestreift; ein kalter Schauer war an mir vorübergeweht! Ich stand im nächsten Augenblick auf den Füßen, lief zur Thür und trat über die Schwelle.



Weihnachtstuten in der Mark.
Nach einer Zeichnung von W. Zehme.

Totenstill war es hier innen; die Kerzen auf den Leuchtern flackerten im Winde, der durch das offene Fenster kam. Eine schreckliche Bangigkeit überfiel mich, ich wagte nicht, vorwärts zu gehen. Vor dem Lager Mamas kniete ein Mann, das Gesicht in der Decke verborgen, die Hände verzweifelt in die Haare gekrallt; und Mama ganz still, der Kopf eigentümlich zurückgebogen, halb offen die Augen — ach, und der starre, der trostlose Ausdruck in den Zügen! Der Mann erhob sich und ging an mir vorüber; ich glaube, er sah mich nicht. Langsam schlich ich näher zu dem Bett.

„Mama!" sagte ich leise, „Mama, schläfst Du?"

Ja, sie schlief. —

Ohne eine erleichternde Thräne, ohne die Hände gefaltet zu haben, wankte ich hinunter wie geistesabwesend. Die Leute standen im Flur und sahen mich mitleidig an; Olga Sellmann kam mit verstörtem Gesicht zu mir herüber, ich drehte ihr den Rücken zu. Robert Nordmann lehnte am Fenster in meinem Wohnstübchen; er wandte sich um, ein Zucken ging über sein Gesicht und stumm breitete er die Arme aus. Es sollte wohl heißen: komm, ich will dir alles sein, Vater, Mutter, Heimat — alles! „Mama ist tot!" sagte ich und ging an ihm vorüber. Er ließ die Arme sinken und sah mir traurig nach.

Ich nahm ein Tuch, hüllte mich fröstelnd hinein und setzte mich in den Stuhl am Ofen. In mir war alles starr und tot. So saßen wir in dem kalten Zimmer, in der Winternacht, er und ich. „Mama ist tot, ich danke Ihnen für Ihr Mitleid — nun haben Sie keine Rücksicht mehr zu nehmen; leben Sie wohl!" hätte ich ihm sagen müssen, aber kein Ton wollte aus meiner Kehle.

Die Base kam endlich, mit blassem eingefallenen Gesicht. Als sie mich sah, wandte sie sich ab und wischte sich die Augen. „Gott hat Ihnen viel genommen, Anneliese!" Dann winkte sie dem Neffen, ihr zu folgen, und leise traten beide in die angrenzende Stube. Ich hörte sie flüstern, die Base schluchzte dazwischen. Und plötzlich raffte ich mich auf und verließ das Zimmer; ich wollte fort, fort zur Komtesse, fort aus dem Hause des entsetzlichen Menschen! Mechanisch zog ich das Tuch fester und trat hinaus in den dämmerigen kalten Flur; die Uhr schlug eben Sechs.

Und da stand die Komtesse, und als sie mich sah, nahm sie mich in die weiten Falten ihres Mantels. „Mein armes Kind," sagte sie, „nun gehörst Du zu mir. Komm, wir wollen noch einmal zu der Len', dann gehen wir in mein Haus!"

Auf der Treppe begegnete uns Olga Sellmann; sie war in Reisetoilette. Hinter ihr schritt neben Brankwitz mein Stiefvater, fast unkenntlich geworden in dieser einen Nacht; gebückt, scheu, das Haar so grau, wie es mir noch nie vorgekommen war. Er machte einen schwachen Versuch zu der alten Höflichkeit. Die Komtesse hielt aber den Kopf steif in den Nacken gebogen und bemerkte ihn nicht. Ein heftiger Schreck malte sich in seinem Gesicht; er wagte nicht, uns zu folgen.

Ich küßte noch einmal Mamas Hand. Die Komtesse konnte weinen, heftig, wie verzweifelt; ich fand keine Thräne. Dann gingen wir die Treppe wieder hinunter, als eben der Wagen mit Olga Sellmanns aufgetürmten Koffern zum Thore hinausfuhr. Mein Stiefvater begegnete uns abermals, und abermals sah die Komtesse nach der andern Seite; er stand mit zur Faust geballten Händen da und blickte uns nach; aber er machte keinen Versuch, mich zurückzuhalten.

„So," sagte die Komtesse, als sie mich über die Schwelle ihres Hauses mehr hob als führte, „das ist jetzt Deine Heimat, so lange ich lebe — lange wird's freilich nicht mehr sein. Aber vorderhand ist's doch ein Unterschlupf für Dich, mein armes Küken."

Das Erste, was ich that, war, daß ich mich an den altmodischen Schreibtisch setzte und an Robert schrieb: „Mama ist tot, und auf mich dürfen Sie nun keine Rücksicht nehmen. Ich danke Ihnen für Ihr Mitleid, für Ihre aufopfernde edelmütige Gesinnung, es hat mir alles so wohl gethan. Tausendfaches reiches Glück wünscht Ihnen

Anneliese."

(Fortsetzung folgt.)

Franz Bandholts Weihnachten.

Von **Johannes Wilda.** Illustriert von **Fritz Gehrke.**



Ein grauer Himmel, unter dem der Sturm aus Nordwest die tiefhängenden schwarzen Wolken jagt; eine graue öde Fläche, auf der es sich weißschimmernd hebt und senkt. Soweit das Auge zu schauen vermag, nichts als Himmel und Meer, nichts als die unermeßliche, brausende Wasserwüste. Und doch — etwas steigt dort auf und ab; etwas, das wie ein umgekehrter Pendel nach rechts und links schlägt. In der Nähe gesehen, ist es ein einsames Schiff, ein Schooner unter Sturmsegeln, von den hinter ihm her stürzenden Wellenmauern ruckweise vorwärts geschleudert und einen Schaumberg vor seinem breiten, nach unten gesenkten Bug einherwälzend.

Aber das würde uns kaum fesseln: eine gleichförmige, trostlose Spätherbst-See mit einem sie durchpflügenden unansehnlichen Kauffahrteischiff. Es wäre an sich wirklich ganz uninteressant — und doch verfolgen wir diesen reizlosen Vorgang mit Aufmerksamkeit, weil wir wissen, daß Kapitän Bandholt die von Iquique mit Salpeter nach der Elbe segelnde „Athapaska" führt, und daß er der Vater von Franz ist. Er selbst würde freilich nur sagen: von Meta, denn seine Gedanken weilen einzig bei dem Töchterchen, während er, ganz in gelbes Wachstuch und schwarzes Schmierleder verpackt, breitbeinig auf seinem naßglänzenden, schwankenden Achterdeck auf- und abtorkelt, wobei er jeden Augenblick einen Schuß nach vorn bekommt und jeweilig mit einem eingeknickten und einem lang seitwärts gestemmten Bein auf den jäh entstehenden Steilschrägungen des Deckes abstoppen muß. Ja, kennt denn Bandholt seinen Franz nicht ebensogut wie seine Meta? Freilich. Und er kennt ihn trotzdem nicht! Denn, wie kann man einen kennen, um den man sich nie bekümmert hat, den man selten sieht, wenn man ihn aber sieht, immer mehr in sich selbst zurückscheucht, indem man ihn unaufhörlich merken läßt, wie wenig er geliebt wird? — — Seit der Unglücksnachricht, die Bandholt unmittelbar vor der Heimkehr von Tante Schane erhalten hatte, daß Meta sterbenskrank sei, war er nicht nur in sich gekehrt und sackgrob — das pflegte er ja meistens zu sein — nein, er war in einen Zustand geraten, den noch niemand an ihm auf See gekannt hatte: seine eisige Ruhe hatte ihn verlassen, er war nervös geworden!

„Stüermann Regenmörder!"

„Kaptein?"

Bandholt hatte sich festgepflanzt; die Hände hinter dem Rücken gekreuzt, blickte er unter buschigen Brauen aus seinen tiefliegenden Augen in mürrischer Nachdenklichkeit in die Luft. Dann zeigte er kurz mit dem Daumen nach oben.

„Bramsegel bi!"

Regenmörder, auch ein erfahrener Seemann, wischte die Salzwassertropfen von seinen vorstehenden sommersprossigen Backenknochen und sah unruhig auf den Vorgesetzten. „Ick meen, wi hebbt all so to veel Segel, Kaptein."

Bandholt schnitt, ohne eine Silbe zu erwidern, ein Gesicht, als ob er seinen Steuermann fressen wollte, deutete abermals energisch nach oben, spuckte aus und torkelte weiter.

Der Befehl wurde ausgeführt, aber wie Regenmörder sich schon gedacht hatte, kam die schwer arbeitende „Athapaska" doch nicht schneller vom Fleck, und nach wenigen Minuten flog das Bramsegel in Fetzen davon.

Aber vorwärts, vorwärts, nicht beiliegen! Jede Stunde, die er verlor, erschien dem Kapitän unbezahlbar; je näher er der Heimat kam, desto aufgeregter war er geworden, — er mußte und mußte sein Kind noch einmal sehen! Jetzt schob er die Karte der Elbmündung zurück, die er eben in der Kajüte studiert hatte, und kletterte wieder an Deck, wo Regenmörder ab und zu den Leuten am Ruder beisprang. Auf Kopf und Schultern der Männer lag eine dicke Kruste von Schnee.



„Kaptein!" schrie Regenmörder dem an eine Nagelbank sich festhaltenden Vorgesetzten durch das Toben von Wind und Wellen ins Ohr, „lang' künnt wi nich mehr Kurs holen*!"

Bandholt nahm das Nachtglas, spähte nach Steuerbord aus und schwieg.

„Kaptein," begann Regenmörder wieder, „dat is nich üm mi — hier sünd wölf** an Bord, de Fru un Kinner hebbt! Jüst, wil Se an Ehr Kind denken, schullen*** Se sick wat annehmen. So kamt wi nich lebenndi in de Elv herinner!"

„Wat, ünner Helgoland biedreihen†?" schrie Bandholt. „Künnen Se dat, denn dohn Se dat!"

„Nee, Kaptein, ick kann 't nich! Wenn ener dat noch kann, dann sünd Se dat alleen. Awerst ick glöw ok, wi hebbt nu all to lang dormit töwt††."

„Denn kümmt dat, hal mi de Deuwel, up ens herut!"

---

* halten. ** welche. *** sollten. † beidrehen. †† gewartet.

„Nee, Kaptein, versöcht* mut warden! In 'n Namen vun de Lüd segg ick dat."

„In 'n Namen von de Lüd hebben Se dat Mul to holen! Verstahn Se mi?" brüllte Bandholt.

„Denn maken Se mit Gott aff, wat Se nich laten künnen, Kaptein; ick heff mien Plicht dahn."

Ein harter Kampf tobte in der Brust des Kapitäns; er sah ein, daß sein Eigensinn diese verzweifelte Lage verschuldet hatte. Er ließ außer Regenmörder Bootsmann Knüvnagel, Segelmacher Iversen und Zimmermann Jeve aufs Achterdeck kommen. Diese schienen schon gelauert zu haben.

„Ick tru mi noch ümmer to, de ‚Athapaska' heel** in de Elv herinner to bringen, Lüd! Ji wüllt mi awerst twingen, ünner Helgoland —"

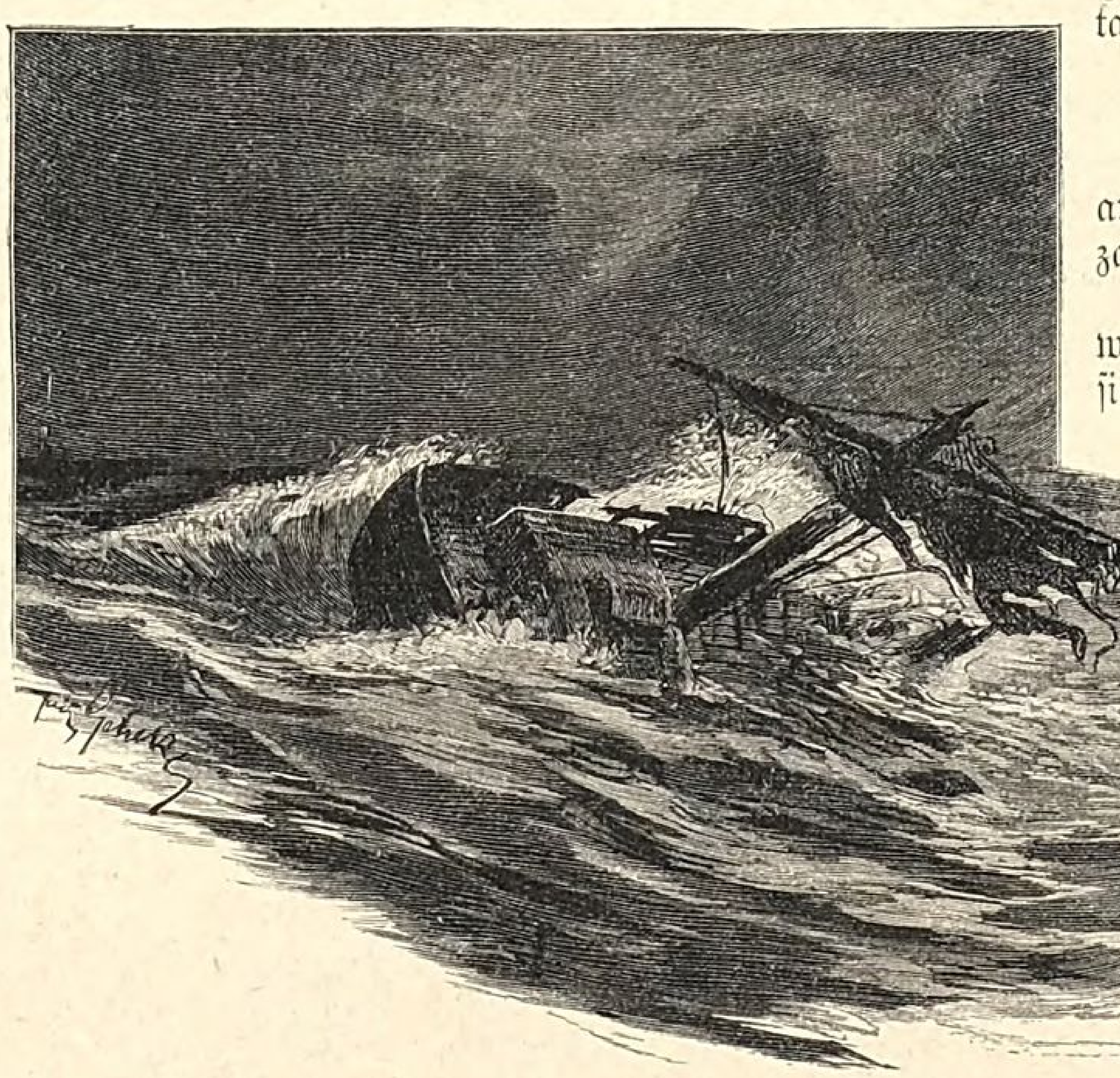
„Twingen nich, Kaptein!" protestierte Knüvnagel.

„Na, dat is en Dohn!*** Ji wüllt gegen mi utseggen†, wenn dat in de Elv scheef geiht?"

Die Männer schwiegen.

„Good! Wi gaht ünner Helgoland, wenn — de Düvel uns nich vörher bie'n Kanthaken†† nümmt! — All hands††† up Deck!"

Dann ging der Tanz los. Als die „Athapaska" an den Wind kam, legte sie der Schneesturm platt ins Wasser, und als sie sich endlich wieder aufgerichtet hatte, waren Boote, Schanzkleidung und Deckhütte fort. Dennoch war das Manöver ein Meisterstück gewesen, wie es nur der alte Bandholt fertig brachte. Er wies Dank und Lob seiner Untergebenen rauh zurück und knurrte: „Dat dicke Enn kümmt noch."



Und leider sollte er recht behalten. Nach fünf Minuten brach der Klüverbaum, und damit geriet der Fockmast ins Wanken. Es ward unbedingt nötig, wieder abzuhalten.

„Stüerbord!" brüllte Bandholt den Leuten am Ruder zu.

Das Schiff hatte aber dem Drucke noch nicht gehorcht, als gerade in diesem Augenblicke die Schneebö tückisch mit orkanartiger Wucht einsetzte. Und da geschah das Schrecklichste: der Fockmast neigte sich und stürzte, den Großmast mit sich reißend. So furchtbar heulte der Orkan, daß man das Krachen kaum aus dem Tosen heraushörte. Sturzseen, Finsternis und Schnee ließen die Hand nicht vor den Augen erkennen. Es war ein Augenblick, in dem die Hölle loszubrechen schien und der gewöhnlich geartete Mensch sich dem entfesselten Elemente gebrochen und verzweifelnd zum Opfer gegeben hätte. Aber der alte Bandholt stand mitten in der Zerstörung wie ein Löwe. Jetzt war er ruhig.

„Klart dat Wrack!"

Die Leute ermannten sich. Auf Leben und Tod wurde mit Messer und Beilen gearbeitet, das Deck frei zu machen; Bandholt immer allen voran, oft bis über den Kopf in See und Schaum. Nach anderthalb Stunden war das Werk gelungen. Am Stumpfe des Fockmastes hatte man mit Hilfe einer Bramraae ein Notsegel angebracht. Vor dem Sturme eilte das Wrack in die jetzt einzig mögliche Richtung — wieder auf die Elbmündung zu.

Bandholt wußte, daß der Großmast, als er noch an den Tauen gehangen, unter der Wasserlinie ein Loch in den Rumpf gestoßen hatte, und daß es nur eine schwache Möglichkeit für die Rettung gäbe: das schnell sinkende Schiff so hoch hinauf als möglich auf den Strand zu setzen.

Erschöpft, schier teilnahmlos arbeiteten die Leute im eisigen Wasser an den Pumpen. Wenn es nur Tag werden wollte! In solcher Nacht dünkt dem Menschen das Licht der einzige Hoffnungsstrahl zu sein. Ja, ein Licht kam wohl, aber nicht das des Tages, sondern das eines Küstenfeuers.

„Neuwerk!" flüsterte Regenmörder gepreßt und biß die Zähne aufeinander. Bandholt ließ die Rettungsringe verteilen.

Da zitterte ein heftiger Schlag durchs Schiff, es hatte auf Grund gestoßen. Und wieder wurde es gehoben, stieß abermals und trieb von neuem, bis es endlich mit einem heftigen Ruck in der Brandung festlag. Das Feuer von Neuwerk blinkte jetzt schwach auf der anderen Seite. Man hatte nichts, um sich bemerkbar zu machen; kein Mensch konnte sich auf Deck halten. Unter dicht verschotteten Luken hockten sie alle, so trocken es ging, stumm aneinander geduckt im finsteren Raum, ihr letztes Vertrauen auf die Festigkeit des Rumpfes setzend.

Der Schneesturm fegte nach wie vor die brausenden Wogen heran; wie geifernde Tiger überstürzten sie sich und schmetterten in wilder Brandung unaufhörlich hinweg über das verlorene Wrack. Und plötzlich ging ein Krachen durch das ganze Gebälk. Instinktmäßig griff jeder nach seinem Korkring, und dann tasteten die Hände der Männer im Dunkeln nach einander und tauschten einen stummen Abschiedsgruß.

„Franz, Schlüngel, was hast Du Meta wieder aufzuwecken! Mach, daß Du von ihr abkommst!" zankte Tante Schane.

Franz schlich schweigend aus der finstern Ecke, wo das Bett der kleinen Meta stand, und setzte sich auf den Holzstuhl ans Fenster — oder vielmehr auf seine Hände, eine ungeschickte Gewohnheit, die daher rührte, daß er auf diese Weise das Brennen von Tante Schanens Klapsen zu mildern oder auch ihnen ganz zu entgehen hoffte.

Eine feine Stimme aus dem Dunkel klagte: „Laß ihm doch, Tante! Morgen steh' ich doch all wieder auf!"

Tante Schane saß strickend am anderen Fenster der dämmerigen Stube. Ihr langer Oberkörper wiegte dabei taktmäßig hin und her, als wäre sie begeistert durch eine nur von ihr gehörte Tanzmusik, was ihr in der ungewissen Beleuchtung etwas sehr Gespenstisches verlieh. Sie zog eine Nadel aus dem ellenlangen Wollstrumpf, stocherte sich damit im Haar herum, steckte sie dann wieder in die Maschen und ließ die Nadeln leise und emsig weiter klirren, bis sie endlich erwiderte: „Das is eins! Wenn Vater kommt, sollst Du wieder gut zu Wege sein! Du meine Güte, wo wär' mir das woll gegangen, wenn ich Dir nich' durchgekriecht hätte?"

Dann wendete sie das dünn behaarte, glatt gescheitelte Haupt zum anderen Fenster. „Junge, Junge, das wird wieder 'n schönen Weihnachten für Dich geben! So 'n richtigen Nagel zu Dein Vater sein Sarg bist Du doch! Wozu Dich der liebe Gott in die Welt eingesetzt hat, das soll 'mal einer raten!"

Franz war nachgerade vollständig überzeugt davon, daß er ein Nagel zu seines Vaters Sarg sei und daß niemand es erraten könne, er selbst mit inbegriffen, warum er auf die Welt gekommen wäre. Die Leute hatten es ihm längst erzählt, daß er seiner Mutter — jetzt vor zwölf Jahren — bei seiner Geburt das Leben gekostet hätte; und wie er, mit vier Jahren, dann seine Stiefmutter, Metas rechte Mutter, ins Grab gebracht hatte, stand ihm noch deutlich vor Augen. Die Stiefmutter war schwer krank gewesen; da hatte er in seinem Unverstand die Katze ins Schlafzimmer gelassen, damit die einjährige kleine Schwester mit ihr spielen sollte. Die Katze aber hatte sich nachts oben auf das Kind gelegt; und als nun die Mutter, da es so merkwürdig ruhig war, im Dunkel nach dem Kinde griff, war ihr das Tier ins Gesicht gesprungen. Meta aber lag ohne Atem da und es schien, als ob das kleine Herz bereits

---

* versucht. ** heil. *** ein Thun = einerlei. † Vor Gericht aussagen. †† Beim Schlafittchen. ††† Alle Hände = alle Mann.



still stände. Darüber hatte sich die junge Mutter so entsetzt, daß sie nicht mehr aufkam.

Schläge hatte Franz damals nicht erhalten — er mußte bloß immer still in einem Winkel sitzen, wo sich niemand um ihn kümmerte. Nur die Katze war zu ihm gekrochen. Da aber hatte der Vater die Katze gepackt und gegen die Wand geworfen, daß sie mit gebrochenem Genick liegen blieb; und Franz hatte einen Fußtritt bekommen, der ihm beinahe dasselbe Schicksal bereitet hätte. Dann war das ganze Haus schwarz gewesen, und Metas Mutter war in einem gelben Sarg mit weißen Spitzen aus dem Haus getragen worden, und sein Vater hatte sich über den Sarg geworfen und laut geweint.

Und das war alles, alles seine Schuld!

Ein grauer Wasserdunst, in dem die Laternen der Brücke rötlich und trübselig glimmten, lastete über dem Fleet, eingeklemmt zwischen den schwarzen, hölzernen Speichern und den auf gesenkten Pfählen ruhenden Rückseiten der alten Häuser. Franz saß noch immer auf seinen Händen; er starrte zu dem kupfergrünen Dache von St. Katharinen empor, wo er noch eben den die Turmspitze umschließenden Kronreif erkennen konnte. Der war aus Gold geschmiedet, das man dem großen Seeräuber Störtebeker abgenommen hatte; Franz wußte das genau. Wenn er doch auch Seeräuber werden und so viel Gold sammeln könnte! Er würde es dann dem Vater schenken, der ja immer in Geldsorgen lebte. O, vielleicht würde der Vater ihn dann auch lieb haben! Meta sollte zu ihm aufs Räuberschiff und ihm 'was kochen und es überhaupt sehr gut haben. Und Tante Schane? Ja, ein Jahr mindestens mußte sie angekettet bei den Geistern, Schlangen und Molchen im Keller seines Raubschlosses liegen. Wenn sie ihn dann um Verzeihung bitten würde, wollte er sie, mit einer Hand voll Gold zu ihrem Lebensunterhalt, laufen lassen. Er wollte auch kein gottloser Räuber sein, nur die reichen .....

Tante Schanes Aufstehen, bei dem sie immer länger und gespenstischer ward, unterbrach seine schönen Träume. Tante Schane erinnerte sich nämlich mit einem entsetzten: „Ach Du mein Großmächtiger — wat bün ick wedder för'n Blau-Ackermann!"*, daß sie vergessen hatte, Petroleum in die Lampe zu gießen. Eilfertig schlürfte sie in die Küche; da sie dabei ihr heruntergefallenes Strickzeug hinter sich herschleifte, so ließ sich der Vergleich mit einer zierlichen Bachstelze kaum für sie aufrecht halten — sie sah eher aus, als ob sie unseligerweise bereits im Burgverließe mit der Kette am Bein umherirre.

Knapp befand sie sich draußen, so schoß Franz an das Bett. Die Geschwister umschlangen sich und legten ihre Wangen aneinander.

„Meta, weißt Du, was ich Vater zu Weihnachten machen will?"

„Nee!" sagte Meta.

„Die ‚Athapaska'! Der Rumpf ist schon fertig!" rief Franz, und man merkte der Stimme ordentlich an, wie seine Augen strahlen mußten.

„Jungedi, kannst Du das?"

* Eine Bachstelze.

„Können?" meinte Franz verächtlich. „Es kostet man 'ne Masse Geld. Zwei Mark hab' ich mir all vom Sommer her gespart."

„Dann hast Du woll all die Zeit ohne Frühstück in der Schule gesessen?" rief Meta bestürzt.

„Warum nich? Verhungert bin ich da auch nich bei."

„O, wenn Tante Schane das wüßte! Die haute Dir halbtot!"

Franz zuckte die Achseln. Dem Schwesterchen aber kam das kühne Unterfangen entschieden nicht ganz geheuer vor. Wie sie noch so hin und herredeten, ging draußen hastig die Treppenthür. Die Kinder hörten ein Schluchzen und eine fliegende jammernde Stimme. Das konnte nur Wiesche Regenmörder sein, die rothaarige Schwester des rothaarigen Steuermanns — die hatte so eine wehleidige Stimme. Aber was war das? Den Kindern stockte das Blut. Abgerissene Worte drangen herein: „Athapaska — Depesche von Neuwerk — alle, alle —!"

Und dann kreischte Tante Schane laut auf, und ebenfalls aufschreiend war Meta mit einem Satz aus den Kissen gesprungen und barfuß hinaus, während Franz, vor Schreck unfähig, sich zu regen, an dem Bettrand auf den Knien liegen blieb.

* * *

Aus dem Reste des schmelzenden Talglichts ragte der Docht seitwärts lang heraus und beleuchtete mit seiner rötlich schmauchenden Flamme die steifgefrorenen Finger des kleinen Franz, sein zierlich getakeltes Schiffchen, die Dachsparren, das alte Bett mit der durchlöcherten karrierten Pferdedecke, während es in dem mit Eiskrystallen bedeckten schrägen Dachfensterchen sich glitzernd spiegelte. Franz schauderte vor Kälte.

Da klopfte es leise dreimal an die Thür. Der Knabe schob von seinem Stuhl aus den Riegel zurück. Meta, mit wirrem Haar, im kurzen Flanellröckchen, ein Tuch um die Schultern geschlagen, schlüpfte herein.

„Gleich geht Dein Licht aus! Bist Du nicht bang?" wisperte sie, furchtsam in die dunkle Kammerecke starrend.

„Nee!" flüsterte Franz stolz. „Meinst Du, daß Störtebeker bang gewesen ist?"

„Du bist auch noch lang kein Störtebeker!"

„Kommt noch, mein Deern!"

„Nee, so'n alten gräsigen Seeräuber, den sie sein' Kopf abhauen, sollst Du nich werden!"

Franz spitzte überlegen die Lippen. „Guck 'mal!"

Er blies zur Erwärmung in seine zusammengelegten Hände und winkte mit den Augen nach seinem Schiffe hin.

„O du mein, is das fein geworden! Da kann Vater sich 'was über freuen! Aber weißt Du, rechten Weihnachten wird das diesmal doch nich."

„Kriegen wir kein' Baum? Bitt' Vater doch noch 'mal!"

„Ach, das hilft ja nich! Er spricht ja nu mit mir auch nich mehr! Und heut'" — sie blickte scheu nach der Thür und näherte ihren Mund dem Ohre des Bruders, „heut' soll er vor Gericht!"





Die H

Nach einem Gemä



Heimkehr.

...de von Jos. Weiser.

Des Knaben Kopf fuhr mit weit geöffneten Augen zurück. „Vor Gericht? Bist verrückt? Vors Seeamt kommt er! Na, das is doch nich schlimm!“

Meta verzog das Gesicht zum Weinen. „Nee, nee! Wiesche Regenmörder hat zu Tante gesagt, daß Herr Voß gesagt hätte, daß Vater zu Loch käme!“

„Deern, man nich so laut, sie hört uns ja! — So'n Unsinn! Wie kannst da bloß 'an glauben?“

„Doch, doch! In der ersten Zeit, als Vater kam, hat er mich ja von sein Schoß gar nich runter gelassen, und jetzt schiebt er mir immer ab und guckt mir immer an, als ob ich schuld an 'was wär'!“

Franz versank in ernstes Nachdenken, dann sagte er: „Du bist an nix schuld; das werd' ich woll wieder sein, das is ja immer so gewesen.“

Das Docht-Ende des Lichtes hatte sich mittlerweile zischend auf die Seite gelegt; die Flamme zuckte noch einigemal auf und erlosch dann.



Gleich darauf dröhnte es dumpf vom Katharinenturm herunter. Sieben Uhr! Die Kinder erschraken. Meta glitt wie ein Wiesel aus der Kammer; Franz aber kroch noch auf ein paar Minuten zur Erwärmung ins Bett. Zitternd wickelte er sich dicht in die alte Decke, indem er seine Knie bis an die Brust hinaufzog.

„Die ‚Athapaska‘ hielt wunderbarerweise auch diese letzte furchtbare Grundsee aus und nach fünfzehn Stunden wurden wir endlich von dem Rettungsboot geholt. Weiter weiß ich nichts mehr auszusagen; wir alle aber bedauern, daß gerade unserem Kapitän dies Unglück zustoßen mußte.“ So schloß Regenmörder seinen Zeugenbericht.

Nachdem auch die anderen Zeugen verhört waren und der Reichskommissar sehr scharf gesprochen hatte, zogen die Mitglieder des Seeamtes sich zurück, um bald wieder zu erscheinen. Der Vorsitzende erklärte: in Anbetracht des vorzüglichen Verhaltens des Schiffers Bandholt unmittelbar vor und nach der Strandung sei auf eine Entziehung des Schiffsführerpatentes nicht erkannt worden, wohl aber müsse dem Schiffer wegen zu unvorsichtiger Navigierung, nachdem er das Gebiet der Nordsee erreicht hätte, eine ernste Rüge ausgesprochen werden.

Bandholt stand noch mit gesenktem Kopfe da und ließ seinen weichen, schwarzen Filzhut durch die rauhen Finger gleiten, als ein kleiner, alter Herr mit weißem Backenbart sich hastig an ihm vorbeischob, Regenmörder flüchtig die Hand gab und in der Thür verschwand. Der Kapitän zuckte zusammen. Diese Nichtbeachtung seiner Person war erst der entscheidende Spruch gewesen! Er kannte den Grundsatz seines alten Reeders, keinem Kapitän wieder ein Kommando zu geben, der einmal ein Schiff verloren hatte. Aber innerlich hatte er sich bis zum letzten Augenblick an die Hoffnung geklammert, daß Herr James Voß dieses einzige Mal eine Ausnahme machen würde. Er hatte nichts ersparen können; er wußte, daß er nach diesem amtlichen Tadel von keinem andern Reeder angestellt werden würde. Er sah seinen Ruin vor Augen. Und das hatte er selbst seinem Abgott, seiner kleinen Meta zugefügt!

Der Tag nach der Verhandlung war der 24. Dezember. Es war aber kein Weihnachtswetter, es regnete ununterbrochen, und noch früher als sonst brach die Dämmerung an. Die Kinder lagen in der Bodenkammer platt auf dem Fußboden, mit dem Ohr auf der Dielenritze. Jedes Wort hatten sie verstehen können, das zwischen dem Vater und Regenmörder gewechselt wurde. Sie wußten jetzt, daß der Vater nicht „zu Loch käme“, aber daß Herr Voß ihm seinen Posten kündigen wollte und daß er dann ein „verlorener Mann“ wäre. Sie konnten sich nicht recht vorstellen, was ein „verlorener Mann“ sei, nur daß es etwas Entsetzliches sein müsse, sagten sie sich. Es ward ihnen furchtbar bange. O, wenn sie ihm doch bloß hätten beistehen können!

Mit einem Mal schnellte Franz empor. „Meta, ich weiß 'was!“

Meta wischte sich Augen und Nase mit dem Handrücken und sagte ungläubig und kläglich: „Na?“

„Wir wollen zu Herrn Voß und für Vater bitten!“

„Meinst Du? Sie sagen ja aber alle, daß Herr Voß nix umsonst thut,“ wandte Meta weltklug ein.

„Soll er auch nicht! Ich schenk' ihm die ‚Athapaska‘ zu Weihnachten!“

„Dann kriegt Vater ihr ja nich!“

„Dumme Deern, wenn er sich tot macht, weil er nu kein Schiff mehr hat, könnte er doch auch nix mit ihr anfangen! Komm flink! Um fünf Uhr fährt Herr Voß nach Harvestehude hinaus und denn können wir ihm nachflöten!“ —

„Wenn die Kinder meinen, daß sie wirklich so 'was Wichtiges haben, so lassen Sie sie hereinkommen!“ sagte Herr James Voß zu dem wartenden Diener, während er etwas verdrießlich ein Schriftstück zurückschob, zu dem er sich nur sehr ungern endgültig entschlossen hatte und das er erst nach dem Feste abschicken wollte. Es war an den Schiffer Herrn A. Bandholt, hierselbst, gerichtet.

Gleich darauf traten Franz und Meta ein und blieben nach einem heiseren „Guten Abend“ stumm an der Thür stehen. Herr James Voß drehte sich mitsamt seinem Sessel halb herum, setzte seinen goldenen Kneifer auf die Nase und starrte ins Halbdunkel.

Kühnen Entschlusses kam Franz mit dem enthüllten Schiffe näher; zaghaft trippelte Meta nach. Herr Voß warf einen flüchtigen Blick auf das Schiff.

„Unser Vater is Kapitän Bandholt, und wir wollten Ihnen gern 'was zu Weihnachten schenken, Herr Voß.“

„Mir? Das Ding da? Hat euer Vater euch geschickt?“ fragte Herr Voß scharf.

„Nee, Vater weiß da nix von,“ sagte Franz, dem es bereits unheimlich wurde.

Der Kaufmann betrachtete streng prüfend den Knaben. Nein, er konnte an der Wahrheit nicht zweifeln; aus dem unschönen Kindergesicht sah ihn ein Paar außerordentlich treuer ehrlicher Augen fest an.

„Na, Jung', wie kommt Ihr denn dazu?“

Franz hatte sich die Sache ganz anders vorgestellt gehabt. Mühsam das aufsteigende Weinen bekämpfend, stieß er hervor: „Damit Sie Vater als Kapitän behalten!“

Herr James Voß sprang auf und stellte sich, die Hände in den Taschen, die Rockschöße über den Armen, vor die Kinder hin, die erschreckt einen Schritt zurückwichen. Meta, der die hellen Thränen über die Wangen rannen, zupfte Franz heimlich an der Jacke — es schien ihr die höchste Zeit, auszureißen. Aber Franz blieb standhaft.

„Bengel, Du willst mich wohl bestechen?"

„Jawoll," sagte Franz ehrlich, da er glaubte, daß das ihm nur halb verständliche Wort ungefähr zutreffen könne.

Herr Voß lachte kurz auf. „Deern, verkriech' Dich doch nicht; meinst Du, ich will Dich spießen?" wendete er sich dann an Meta. „Um Deinetwillen hat Dein Vater woll so verrückt gesegelt? War 'n schöner Unsinn, Du siehst ja jetzt wieder aus wie das reine Leben!"

Meta hätte in diesem Augenblick viel darum gegeben, nicht wie das reine Leben auszusehen.

Und wieder Franz zugekehrt, fuhr der Kaufmann, auf das Schiff deutend, fort: „Setz' das Dings 'mal unter die Lampe, daß man es sehen kann!"

Franz gehorchte nur widerstrebend; eine Hand behielt er daran. Sein Geschäft schien ihm auf recht unsicheren Füßen zu stehen.

Herr Voß zeigte ein höchst überraschtes Gesicht.

„Donnerwetter noch 'n Mal, Jung', das ist ja die ‚Athapaska'! Du denkst woll, wenn der Vater die große verloren hat, nehm' ich die kleine vom Sohn als Ersatz dafür? Wo hast Du das Modell hergekriegt?"

Der Künstlerstolz ließ den Busen des Jungen schwellen. „Das hab' ich selbst gemacht!"

„Du? Na, na!"

„Ja, bloß bei'n Rumpf hat Schiffszimmermann Thomsen mir bei geholfen."

„Das wär'! Wenn Du das nicht sagtest, würd' ich es nicht glauben."

Eine Pause entstand, worauf Herr Voß mit weicherer Stimme fortfuhr: „Na, geht man wieder nach Haus, Kinder! Dein Schiff kannst Du hier lassen, Jung'. — Was meinst Du, was ich Dir bezahlen soll?"

Da fuhr aber der sonst so verschüchterte Franz mit erregter Stimme auf. „Nein, Geld will ich nich, Herr Voß! Wenn Sie Vater nich behalten wollen, denn will ich auch mein Schiff wieder!"

Herr James Voß riß die Augen auf.

„Hallo, hallo, Jung'! Denkst Du, Geld ist nichts in der Welt? Da irrst Du Dich gewaltig! Aber — ich muß wenigstens die Sache noch überlegen."

Doch Franz schüttelte den Kopf. „Ich will es doch man lieber so lang mitnehmen," meinte er und hob den kostbaren Gegenstand wieder auf den Arm, ohne daß Herr Voß ihn daran hinderte.

„Komm, Meta!"

Die Kinder schritten zur Thür, brachen aber gleichzeitig in heftiges Schluchzen aus.

„Halt' noch 'n Mal!"

Die Faust auf die Schreibtischkante gestützt, stand der Reeder sinnend da. Er besaß selbst keine Kinder und hatte sie bis zu diesem Augenblicke nie vermißt. Aber jetzt ging ihm mit einem Male die Erkenntnis auf, was für ein Schatz sie seien. Zum erstenmal empfand er auch, welcher Jammer es für ein Kind sein müsse, den Vater leiden zu sehen.

Er räusperte sich. „Hm! Stell' das Schiff nur wieder hin, Jung'! Ich will einen Brief an Deinen Vater schreiben, daß er in Gottes Namen seine Stelle behalten soll."

Die Kinder sahen sich still mit leuchtenden Blicken an, während die Feder des Kaufmanns über das Papier flog.

„So! Nun macht, daß Ihr wegkommt, ich muß auch fort! Vergnügtes Fest!" — —

Wie die Beiden nach Haus kamen? Natürlich wie unsinnig springend und tanzend.

Auf der Treppe, die unmittelbar von der Straße nach oben führte, verlor Franz aber urplötzlich allen Mut. „Du, Meta, wenn ich ihm den Brief geb', denn is da am Ende doch was nich recht an."

Zögernd nahm Meta den hingehaltenen Brief. Da streckte sich auch schon Tante Schanens spitze Nase über das Treppengeländer vor.

„Meine Güte, wo bleibt Ihr denn bloß wieder heute? Flink in die Schlafstube, Meta! Und Du, Franz, machst, daß Du nach oben kommst, bis Du gerufen wirst!"

Franz schlich in seine kalte dunkle Kammer; ihm war es höchst zweifelhaft geworden, ob er dem Vater zu Dank gehandelt habe oder nicht. — Die Regenwolken hatten sich verzogen, das Mondlicht funkelte auf Störtebekers Krone. Und mit einemmal fingen die Glocken an zu läuten, nah und fern, von St. Katharinen und St. Petri, von St. Jakobi, St. Nikolai und St. Michaeli. Dem Jungen ward ganz feierlich zu Mute. Er faltete die Hände und betete: „Lieber Gott, laß mich doch bloß besser werden, und wenn Du kannst, dann mach', daß Vater mich lieb hat!" Und nun war es ihm, als sähe er den heiligen Stern und darunter die Krippe mit dem Christkind, von dem ein Glanz ausging, tausendmal heller als von der goldenen Krone.

„Franz, Franz, schnell!" Meta rief's, die Treppe so eilig heraufpolternd, daß sie immer die Stufen verfehlte.

„Ich komme ja schon! Was is los?"

„Das sag' ich nicht!" Und sie zog den Bruder mit hinunter.

Die Wohnstubenthür öffnete sich, und Franz stand ganz verdutzt da. Nicht, daß es in der That so großartig gewesen wäre, was sich seinen Blicken bot, nein, das nicht! Nur das Unerwartete, das Hinüberspinnen seiner Phantasie von der leuchtenden Wiege des Christkindes zu dem im Lichterschmuck strahlenden kleinen Tannenbaum machte es. Regenmörder und seine Schwester, die auch im Zimmer waren, hatten den Kindern das Bäumchen beschert.

Aber es war doch nicht der Baum, was Franz am allermeisten in Erstaunen setzte. Wie gebannt hing sein Blick an seinem Vater, der ihn mit ausgebreiteten Armen erwartete — ihn, den ungeliebten Franz! Er vermochte es nicht zu fassen.



„Franz, Franz! Mien lewe, lewe Jung'!"

Da stieß Franz einen ganz sonderbaren Glücksschrei aus und warf sich zum erstenmal im Leben an die Brust seines Vaters, wo er in ein heftiges Schluchzen ausbrach. Der Vater bettete den Erregten selbst auf das Sofa, und allmählich erholte sich Franz. Seine Blicke wanderten hin und her zwischen den Lichtern am Baum und dem Vater und Meta, die seine Hände streichelten. Ein von der Flamme erreichtes Zweiglein flammte knisternd auf und verbreitete einen köstlichen Duft. „Vater, Vater!" flüsterte der Knabe immer wieder.

Die lang verschmachtete Kinderseele schien sich an dem süßen Klange dieses Wortes gar nicht ersättigen zu können.

Das war Franz Bandholts Weihnachten!



Vor der Bescherung.
Nach einer Originalzeichnung von Hermann Koch.



IM WEIHNACHTSURLAUB

Nach dem Oelbild von L. Blume-Siebert

Weihnachtsgeheimnisse.

Von Alexander Tille.

Wenn irgend eine Zeit im Jahre von Geheimnissen umsponnen ist, dann ist es die Weihnachtszeit. Wenn die Tage kürzer und kürzer werden und die Abende länger, wenn allabendlich die Lampe für Stunden im traulichen Kreise brennt, dann bereitet sich eine ganze Welt von Geheimnissen vor; heimlich beraten die Eltern, und die Kleinen flüstern, ratend, was es wohl zu Weihnachten geben werde, und ratschlagend, was sich Mutter wohl am meisten wünsche, einen gestrickten Waschlappen oder einen ausgesägten Zwirnwickel? Und wenn dann das Fest näher kommt und all die Pläne zu wohlvorbereiteten Ueberraschungen ausreifen, hüben die Arbeit wächst und drüben die Spannung, wenn die „gute Stube“ beharrlich verschlossen bleibt, und die Kleinen früh unterm Sofatisch der Wohnstube bunte Papierschnitzel und Spuren von Flittergold finden; wenn spät abends noch die Hausthürklingelt und frühmorgens eine wohlverschlossene Kiste im Hausflur steht, deren Herkunft unbekannt bleibt; und wenn dann der Heilige Abend kommt, mit seiner letzten großen Aufregung; wenn die Kleinen zusammen im verschlossenen Zimmer hocken, während es draußen rumpelt und poltert und pocht und stößt — dann ist der große Tag der Weihnachtsgeheimnisse erst recht gekommen und zugleich der Tag ihres Endes. Dann plaudert der Bescherungstisch rücksichtslos alles aus, und die Weihnachtsgeheimnisse verduften mit dem Rauch, der von den leise glimmenden Tannenzweigen aufsteigt. Andere treten an ihre Stelle: Ob der heilige Christ wirklich all die schönen Sachen gebracht hat? Also ist es doch nicht wahr gewesen, daß er dies Jahr wegen des Glatteises nicht hat umfahren können, und schließlich hat sein Esel dabei gar kein Bein gebrochen? Und der Knecht Ruprecht? Ob das wirklich der echte Knecht Ruprecht gewesen ist? Er spricht doch wirklich dem Onkel recht ähnlich.



Einsame Weihnachten.
Nach einer Originalzeichnung von F. Müller-Münster.

Das sind die Weihnachtsgeheimnisse der Kleinen, aber auch für die Großen giebt es noch solche, nachdem die Klingel zum Bescherungstisch gerufen hat. Wenn das Weihnachtsfest reden könnte, so könnte es ihnen mancherlei aus seinem Leben berichten, das sie arg verwundern würde. Wenn es vor sie hinträte und fragte: wißt Ihr denn, wie alt ich bin — wer würde ihm antworten: Du bist heute 1540 Jahre alt, heute ist ja Dein Geburtstag! Dann würde das Weihnachtsfest sagen: Ja, das ist richtig. Und ich will Euch erzählen, wie das kam, daß ich im Jahre 354 zu Rom geboren wurde. Jahrhundertelang hatten sich die Christen nicht um den Geburtstag ihres Religionstifters gekümmert. Niemand wußte ihn, und niemand weiß ihn heute; er ist eine jener geschichtlichen Thatsachen, die rettungslos im Meer der Vergessenheit untergegangen sind. Auf den 17. November setzte ihn der eine, auf den 28. März der andere, und einer hatte dazu so wenig Grund wie der andere. Da kam im Anfange des vierten Jahrhunderts eine neue Ansicht auf. Hatte man bis dahin den 6. Januar als den Gedenktag der Taufe Christi im Jordan gefeiert, so beschloß der römische Bischof Liberius nunmehr, auch seiner Geburt an einem kirchlichen Festtage zu gedenken, und setzte diesen auf den 25. Dezember, den der volkstümliche Kalender als den Wintersonnenwendtag, als den Tag der unbesiegten Sonne auszeichnete. Am 25. Dezember 354 ließ er ihn in der alten Hauptstadt des römischen Reiches zum erstenmal mit allem kirchlichen Pomp feiern und in den Kalender unter diesem Tage eintragen: „Christus geboren zu Bethlehem in Judäa.“ Damit war das Jesusgeburtsfest geschaffen, und es bedurfte nur noch seiner Ausbreitung über die christlichen Lande am Mittelmeer und später, als das Christentum auch zu den Germanen weiter nordwärts gekommen war, auch dorthin und noch später weiter über den Ocean in ferne Erdteile.

Aber kannten denn die Germanen Deutschlands nicht schon ein Fest am 25. Dezember, das Fest der Wintersonnenwende, das Julfest? Auch darauf kann das Weihnachtsfest eine bündige Antwort geben: Nein! Ein deutsches Wintersonnwendfest hat es in geschichtlicher Zeit niemals gegeben; die alten Deutschen kannten keine Art Sonnendienst und teilten ihr Jahr nicht nach astronomischen Beobachtungen, sondern nach den Wirtschaftsverhältnissen ein in Frühsommer, Spätsommer und Winter. Eine vierte Jahreszeit wie die Römer kannten sie nicht. Sie feierten am 25. Dezember niemals ein Wintersonnwendfest und wußten von einer Sonnenwende überhaupt nichts. Dafür hatten sie zu Winters Anfang eine große Festzeit, deren Reste uns im Martinstag, Andreastag und Nikolaustag erhalten sind, eine große Schlachtzeit, in der alles Vieh, das sie nicht überwintern konnten, dem Beile zum Opfer fiel. Erst im fünfzehnten Jahrhundert gelang es den Bemühungen der christlichen Kirche, ihr Jesusgeburtsfest ein wenig volkstümlicher zu gestalten, indem sie einen Teil der auf den Winteranfang bezüglichen Bräuche und Anschauungen von jenen Festen herübernahm und es so zur deutschen Weihnacht umbildete. Das deutsche Wintersonnwendfest ist das Erzeugnis der Phantasie einiger Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts, denen eine nunmehr gänzlich veraltete Richtung der

germanischen Mythologie und Volkskunde ihre Einbildungen unkritisch geglaubt hat.

Aber die Zwölfnächte der Weihnachtszeit? Das deutsche Mittelalter kennt weder den Ausdruck noch die Sache. Wo es die Zeit um Weihnachten bezeichnen will, sagt es: Zu Weihnachten, oder: In den Weihnachten, und dieser Ausdruck bedeutet die kirchlichen Feiertage, an Zahl meist vier, hier und da auch mehr. Epiphanias dagegen heißt ganz allgemein: der zwölfte Tag (nämlich nach Weihnachten, mit welchem Tage das kirchliche Jahr begann und auch vielfach das staatliche und bürgerliche). Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts geben deutsche Volkskalender Wetterregeln über die Weihnachtszeit, in denen die zwölf ersten Tage des Jahres als vorbedeutend für die zwölf Monde des Jahres aufgefaßt werden. Aus dieser Kalenderlitteratur gehen die „zwölf Nächte“ in den deutschen Volksglauben über und werden selbst ein Stück Volkstum, so daß gelehrte Sammler im neunzehnten Jahrhundert sie für einen Rest einer heiligen Zeit der alten Deutschen halten konnten.

Wenn heute am Heiligen Abend des Nachts die zwölfte Stunde schlägt, dann geht nach dem modernen Volksglauben ein Blütentraum durch die Natur. Mitten aus Schnee und Eis schießt der Hopfen in fingerlangen Sprossen hervor, die Bäume schlagen aus und blühen, auf den wilden Apfelbäumen im Walde reifen in einer Stunde winzige Aepfelchen, und die Rose von Jericho erblüht das einzige Mal im Jahre. Auch das ist kein Stück alten Germanenglaubens, sondern es gehört den wandernden Sagenmotiven an, die aus dem fernen Osten, namentlich aus Indien kommend, etwa seit dem zehnten Jahrhundert die volkstümliche Einbildungskraft in Deutschland befruchteten. Die meisten unserer Kinder- und Hausmärchen, die den Brüdern Grimm noch zum Teil für Reste deutscher Göttersagen galten, sind auf diese Weise zu uns gekommen und haben sich dann von Mund zu Mund fortgepflanzt, bis seit dem sechzehnten Jahrhundert die gedruckte deutsche Volkslitteratur sie aufnahm und dem Volksbewußtsein immer aufs neue vor Augen hielt. Die blühenden Bäume der Weihnacht kommen zuerst in einer arabischen Quelle des zehnten Jahrhunderts vor, und von Nordafrika aus kommt dieser Zug dann über Spanien und Frankreich nach Deutschland. Hier greift ihn die Kirche auf, die eben den Versuch macht, ihrem Jesusgeburtsfest wirkliche Volkstümlichkeit zu geben. Sie thut das in der Weise, daß sie volkstümlichen Glauben auf das kirchliche Fest zu übertragen versucht und die Heilige Nacht mit einer Reihe von Wundern ausschmückt, die auf die Einbildungskraft des Volkes wirken sollen. Da kommen ihr die blühenden Bäume denn äußerst gelegen, und bald genug erzählt die mittelalterliche kirchliche Tendenzsage Geschichten, wie ein Bischof in der Christnacht in den Wald ging und dort einen Apfelbaum blühend fand, der unmittelbar darauf seine Blüten zu Früchten reifen ließ. Der älteste deutsche Beleg für blühende Bäume der Weihnacht findet sich im „Leben der heiligen Hedwig“, die um 1180 in Franken geboren war. Da wird uns berichtet: „Einst, als sie noch jung war, kam am Weihnachtstage jemand herein und sagte in ihrer Gegenwart, während sie auf dem Tische saß, daß ein Kirschbaum im Garten in frischem Blütenschmuck stehe. Sie hörte dies und schickte ihn zurück, um zu beobachten, ob die vorerwähnten Blüten am unteren oder am oberen Teile des Baumes sproßten. Er ging und meldete zurück, daß der Baum an seinen untern Aesten blühe. Jene aber sprach: ‚Das ist ein Zeichen künftigen Sterbens. Viele Arme werden dieses Jahr sterben.‘ Und wie sie vorausgesagt, so geschah es.“

Von dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts an läßt sich diese Sage oder dieser Glaube durch die populäre Litteratur in ununterbrochener Kette bis zur Gegenwart verfolgen, und an mehr als einer Stelle münden in diesen Strom volkstümliche Zuflüsse ein, die sich da und dort aus jener kirchlichen Sage gebildet haben.

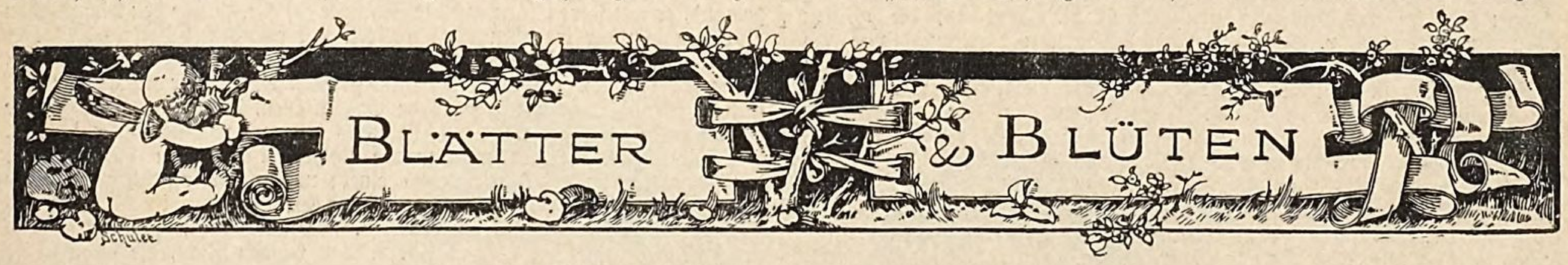
Wer hat je den Geburtsschein des Knecht Ruprecht gesehen? An dieser Frage läßt sich mancherlei aussetzen. Einmal giebt es nämlich viele Knecht Ruprechte, und sodann ist es fraglich, ob zu der Zeit, in welcher der Knecht Ruprecht zuerst auftaucht, schon Geburtsscheine üblich waren. Der Knecht Ruprecht gilt überdies gemeinhin für einen Gott, für einen Rest des Gottes Wuotan, der mit einem Beinamen Hruodperaht, d. h. der Ruhmglänzende, geheißen haben soll. Ein so schöner Beiname ist einem Gotte, der wahrscheinlich in weiten Strichen der deutschen Zunge ein bloßer Sturmdämon war, gewiß zu gönnen, indessen der Knecht Ruprecht stammt nicht von ihm ab. Der Knecht Ruprecht ist trotzdem volkstümlich deutschen Ursprungs, wenn er auch eigentlich mit Weihnachten nichts zu thun hat. Er ist nämlich der Typus eines Knechtes und erscheint zuerst in einem volkstümlichen Bettelspruch, einem Wechselgespräch zwischen Herr und Knecht. Der Herr beklagt sich, daß die Bauern nichts mehr geben wollen, und der Knecht berichtet darauf, sie hätten sich doch noch besonnen und allerlei in die Küche geliefert. Weiter kommt er in einem „Gespräch von dem gemeinen Schwabacher Kasten“ vor, das um 1530 gedruckt ist. Die Abbildung zeigt ihn mit dem Meister Tuchmacher am Webstuhl. Er könnte ebensogut bloß „Knecht“ heißen. Er hat keine Beschäftigung, die darüber hinaus geht. Der ins Ohr fallende Reim: Knecht — Ruprecht scheint der Anlaß zu der Zusammenstellung und der Grund gewesen zu sein, weswegen der Name nicht in Vergessenheit geriet. In den im sechzehnten Jahrhundert gebräuchlichen kirchlichen Weihnachtsumzügen, in denen schön gekleidete Gestalten als Jesus, Petrus, heiliger Nikolaus ꝛc. auftraten, erscheint eine solche Gestalt noch nicht. Aber in ähnlicher Weise, wie das mittelalterliche Jesusgeburtspiel immer volkstümlicher wurde, indem es volkstümliche Gestalten und Züge in sich aufnahm, werden auch diese Weihnachtsumzüge volkstümlich, welche eigentlich vom Martins- und Nikolaustag stammen und daher auch stets diese Heiligen noch aufweisen. So wird in diesen Umzügen dem heiligen Christ ein Knecht beigegeben, der in einem 1668 gedruckten Umzugsspiel neben Ruprecht noch Acesto heißt, bald aber allein mit dem Namen Knecht Ruprecht bezeichnet wird. Er bildet in dunkler, schrecklich aussehender Vermummung ein düstres Gegenstück zu der Lichtgestalt des heiligen Christ, und das Volk findet an ihm bald solches Wohlgefallen, daß es statt seiner eine ganze Reihe Ruprechte den heiligen Christ begleiten läßt. Als man dann gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Umzüge eines heiligen Christ vielerorts als anstößig zu empfinden begann, wurde seine Gestalt beseitigt. Der Knecht Ruprecht aber blieb unangetastet. Er konnte kein feiner gestimmtes religiöses Empfinden verletzen, und so zieht er in Stadt und Land vielfach noch heute herum, mit Rute und Sack bewaffnet, und spendet den artigen Kindern Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen und den schlimmen Hiebe.

Mit den ursprünglich rein kirchlichen Winteranfangs- und späteren Weihnachtsumzügen hängt auch die Entstehung der Weihnachtsbescherung zusammen, wenn in letzter Linie auch noch ein anderer Bach volkstümlicher Ueberlieferung in sie eingemündet ist. In dem gesamten römisch-gallisch-deutschen Sprachgebiete bestand von altersher der Brauch von Neujahrsgeschenken, die zum Teil in eine freundlichere Form gekleidete Abgaben waren, auf die man aber ebensogut rechtlichen Anspruch hatte wie unsere Dienstboten auf ihre Weihnachtsgeschenke und viele Beamte auf sogenannte „Weihnachtsgratifikationen“. Es war ein römischer Brauch, der vielleicht durch Uebertragung ähnlicher deutscher Züge vom Wintersanfang auf den neuen Jahresanfang verstärkt wurde. Jedenfalls finden wir seit dem fünfzehnten Jahrhundert Weihnachtsabgaben in der Form von Weihnachtsgeschenken ziemlich häufig. Wo sie Gaben der Oberen an die Unteren sind und einen bestimmten Lohn vertreten, erscheinen sie meist als Geschenke zum Dank für einen dargebrachten Weihnachts-Neujahrs-Wunsch. Diese beiden Wünsche fallen für das ausgehende Mittelalter in Deutschland ja zusammen wie noch heute in England. Kinder erhalten hier und da nur eine kleine Gabe, wenn sie die Träger des Glückwunsches sind, und noch im sechzehnten Jahrhundert belohnen Eltern ihre Kleinen für die Gratulation mit einem Pfenning. Eine eigentliche Weihnachtsbescherung giebt es noch nicht; diese entwickelt sich, wie bemerkt, erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus den volkstümlichen Weihnachtsumzügen. Die umziehenden Gestalten, welche in den einzelnen Häusern eine kleine Aufführung abspielen, sammeln hinterher Gaben ein. Wie sich dann die Aufführung immer mehr an die Kinder wendet, die in dem „heiligen Christ“, der sie examiniert, den wirklichen Christus sehen und in seinen Begleitern dessen Heilige, bringen die Umziehenden den Kindern, den artigen wenigstens, auch selbst Kleinigkeiten mit, um dafür desto mehr von den Eltern zu erhalten; oder draußen vor der Thür wird ihnen auch von den Eltern eingehändigt, was sie drinnen den Kleinen bescheren sollen. Wie ferner die protestantische Kirche namentlich in Mitteldeutschland die Umzüge selbst beseitigt, bleiben doch jene kleinen Gaben. Früh beim Erwachen finden die Kinder neben dem Bett ein Bündel, in das allerhand kleine Geschenke eingebunden sind, und

es wird ihnen gesagt, der heilige Christ habe dasselbe über Nacht gebracht. Das Bündel heißt „Christbürde“ und dabei fehlt niemals die „Christrute“, die vordem der Heilige Christ als Nachfolger des heiligen Martin und Nikolaus geführt hatte. Ursprünglich ein Segenszweig oder Segensbäumchen, hatte sie dann die Bedeutung eines Zuchtmittels bekommen und steht neben anderen Schulsachen, welche den Kindern geschenkt werden. Dann erhalten die Kinder ihre Geschenke auch im Abendgottesdienst selbst. Eine Liste aus dem Jahre 1584 zählt davon auf: Klappern, Kästchen, Kleider, Störche, Schäfchen, Pferdchen, Wägelchen, Aepfel, Birnen, Nüsse und Honigkuchen. Nach und nach werden die Weihnachtsgeschenke für Kinder zum Luxusartikel. Die aufblühende Industrie bemächtigt sich ihrer und gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hin wird der alte Nikolausmarkt zum Weihnachtsmarkt und bietet eine übersichtliche Schaustellung alles dessen, was Große schenken können und was Kleine erfreut. Zahl und Umfang der Weihnachtsgaben wachsen, und damit wird es zur Unmöglichkeit, die Gaben in Bündel einzuschnüren und sie die Kleinen früh beim Erwachen am Bettchen finden zu lassen. Auf dem Tische bauen sie sich nunmehr auf, erst in Schüsseln, dann auf weißem Tuche, und so entsteht zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die moderne Weihnachtsbescherung mit ihrer aufgebauten Gabenfülle, ihrem Lichterglanz und ihrem — Weihnachtsbaum.

Wie alt ist der Weihnachtsbaum und wo ist seine Heimat? so habe ich die Leser der „Gartenlaube“ vor sechs Jahren an dieser Stelle gefragt (in Nr. 49 des Jahrganges 1888) und ihnen erzählt, was ich davon wußte. Dann bin ich noch einmal darauf zurückgekommen („Noch einmal auf den Spuren des Weihnachtsbaumes“, 1889, Nr. 51), ohne eine endgültige Antwort darauf geben zu können. Was die Forschung bis in das vorige Jahr darüber festgestellt hatte, konnte ich dann in meinem Buch „Die Geschichte der deutschen Weihnacht“ zusammenstellen, das inzwischen im Verlag der „Gartenlaube“ erschien. Heute weiß ich, woher der Weihnachtsbaum stammt, und daher will ich den Lesern der „Gartenlaube“ zu den anderen auch noch dies Weihnachtsgeheimnis verraten.

Das Aufrichten eines Segensbäumchens zum Schutze gegen unholde Gewalten ist ein alter Brauch der arischen Völker. Der Brauch scheint an keine bestimmte Zeit im Jahre gebunden gewesen zu sein, sondern war an festlichen Tagen aller Art üblich. Der Maibaum und der Erntemai, das Eierbäumchen der Osterzeit und das Martinsbäumchen, sie alle stammen von jenem alt-arischen Segensbäumchen ab, und die Dorflinde als Ortsheiligtum, als Mittelpunkt der Gemeinde, als Ratsstelle und als Schirm des Tanzplatzes ist wohl ebenfalls mit ihm verwandt. Im Frühling wird das Segensbäumchen dargestellt durch einen blühenden Busch, im Herbste durch einen blättertragenden Zweig, den Bänder schmücken, und im Winter durch ein immergrünes Nadelholzstämmchen, an dem allerhand bunte Flitter hängen, oder auch durch ein künstliches Gebäu aus kahlen Ruten oder Aesten, an dem Wintergrün, bunte Eier, Schnitzel und Lichter befestigt sind. Die Sage von den blühenden Bäumen der Weihnacht verbindet den blühenden Busch zuerst mit der dunkelsten Zeit des Jahres, und der 24. Dezember als der Tag „Adam und Eva“ giebt mit seinen kirchlichen Paradiesspielen und ihrem Lebensbaum einen weiteren Anlaß zur Verknüpfung des blühenden oder Frucht tragenden Busches mit dem eben entstehenden deutschen Weihnachtsbaum. Als sich dann seit dem fünfzehnten Jahrhundert eine ganze Fülle Winteranfangsbrauch und Winteranfangsglaube vom Martinsfest auf Weihnachten zu verschieben begann, da brachte der heilige Martin, der bis dahin nur an seinem eigenen Tage sein Martinsbäumchen herumgetragen und es schließlich im Hause aufgepflanzt hatte, dasselbe auch mit nach Weihnachten. Und als er dann zum heiligen Christ umgewandelt wurde, behielt er's bei, und es ward in seiner Hand zur Christrute, die wir samt ihrer neuen pädagogischen Bedeutung schon kennenlernten. Hier und da bekamen die Kinder den Busch mit den Christbürden zum Spielen und zur Vermahnung. Anderorts ward er schön geschmückt im Hause aufgerichtet und von den Kindern bestaunt, begrüßt und schließlich — abgeleert. Statt der alten Schnitzel fand sich jetzt Zuckerwerk, fanden sich Aepfel und Nüsse auf seinen stachligen Zweigen. Der erste solche Weihnachtsbaum ist uns 1604 in Straßburg bezeugt. Vier Menschenalter später sind die Lichter, die ehedem unter ihm brannten, auf seine Zweige emporgestiegen, und nach weiteren fünfzig Jahren giebt ihm Goethe in den „Leiden des jungen Werther“ eine weltweite Verbreitung.



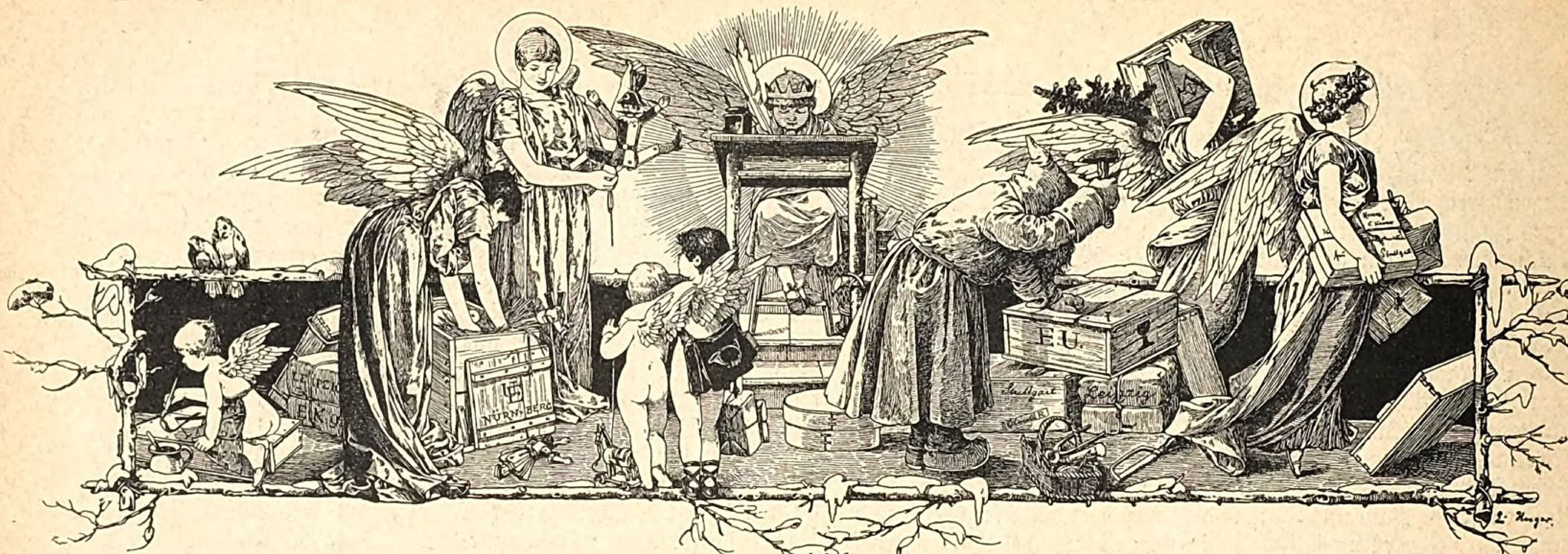


Zu unseren Weihnachtsbildern. Bricht der Weihnachtsabend herein, senkt er die frühe Winternacht auf die Erde, dann beginnen für die Schar der Kleinen die Stunden des seligsten „Langens und Bangens in schwebender Pein“. Freilich nicht alle hat das Christkind in gleicher Weise bedacht und manche kleine Hand streckt sich vergebens nach den erträumten Herrlichkeiten aus. Vielfach aber hat die Volkssitte dafür gesorgt, daß auch die bedürftigen Kinder an dem frohen Feste nicht leer ausgehen; namentlich auf dem Lande erinnern von alters her allerlei weihnachtliche Bräuche die Herzen an die Freude des Gebens. So besteht seit langer Zeit in einigen märkischen Dörfern bei Spandau, in Pichelsdorf und Tiefwerder, die hübsche Sitte, daß die unbemittelten Kinder einige Tage vor Weihnachten beginnen, beim flackernden Schein einiger Laternen, in Begleitung des Nachtwächters, vor den Häusern das Fest „einzututen“. Bis zum Heiligen Abend wird der eigenartige Brauch ausgeübt und endet dann, wie unser Bild „Weihnachtstuten in der Mark“ S. 828 weist, mit einer Belohnung der eifrigen Musikanten von seiten der Einwohner.

Freundlicher hat es das Leben mit den drei Geschwistern gemeint, die uns der Künstler S. 836 „vor der Bescherung“ zeigt. Sie können es kaum erwarten, bis die Tante sie aus ihrem Versteck hinter der Portiere erlöst, bis Vater und Mutter den Christbaum angezündet und die vom Christkind erbetenen Gaben geordnet haben — die wohlbewehrte Burg, die Arche Noäh, die Kutsche mit dem feurigen Zwiegespann. Und wenn sie dann jubelnd hervorstürzen dürfen, wenn sie mit leuchtenden Augen im Glanz der Lichter ihre Geschenke bestaunen, dann wird das trauliche Zimmer erfüllt sein von einem echten Weihnachtsglück.

Neben diesem fröhlichen Familienbild die „einsamen Weihnachten“ — welch ein Gegensatz! Und doch wirft auch in das Junggesellenstübchen dieses Einsamen ein Weihnachtsbäumchen, von der Hand der sorglichen Hauswirtin angezündet, seinen freundlichen Schimmer. Vielleicht daß der, der da so verlassen an seiner Arbeit sitzt, am heutigen Abend daheim von Eltern und Geschwistern schmerzlich erwartet wird, allein seine Lage gestattet ihm nicht, die Seinen aufzusuchen. Ihm wird es nicht so gut wie dem jungen Weltreisenden auf unserem Bilde S. 832 und 833, dessen „Heimkehr“ zum Weihnachtsabend das willkommenste Geschenk für seine Eltern ist. In banger Sorge haben Vater und Mutter und Schwester die Briefe gelesen, in denen er von seinen Abenteuern im fernen Afrika berichtete, und selbst die kleine Nichte hat kindlich teilgenommen an dieser Sorge um den „großen Onkel“. Und nun steht er mitten im Kreis der Seinen, wohlbehalten, mit offenen Armen von allen begrüßt. Auch der alte Diener des Hauses nimmt tief gerührt Teil an dem frohen Ereignis, wenn er auch seine geheimen Bedenken über den schwarzen Konkurrenten hegt, den ihm sein Herr zu Weihnachten mitgebracht hat. Aber dieser verborgene Druck wird bald von seiner Seele gewichen sein, wenn er erkannt hat, wie willig sich der neue Ankömmling von ihm kommandieren läßt, und auch in der Gesindestube wird dann zu finden sein, was das Weihnachtsfest überall bringen soll: Frieden und Wohlgefallen. — Eitel Wohlgefallen hat das Fest auch dem schneidigen Einjährig-Freiwilligen gebracht, den unsere farbige Kunstbeilage auf der Schlittschuhbahn zeigt. Diensteifrig benutzt der junge Bayer seinen „Weihnachtsurlaub“ dazu, im Glanz seiner Uniform und einer unbegrenzten Liebenswürdigkeit das Herz seiner hübschen Cousine zu erobern, und wer weiß — vielleicht erringt er sich da ein Weihnachtsgeschenk für das ganze Leben!

Der Cotta'sche Musenalmanach hat sich in der künstlerisch anmutenden Gestalt, die er bei seinem Wiederaufleben im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger erhalten hat, so viele Freunde erworben, daß der eben erschienene fünfte Jahrgang sich von vornherein warmer Sympathien erfreuen darf. Die kritische Prüfung des schönen Bandes, der



wie die früheren von Otto Braun zusammengestellt ist, bestätigt die ihm entgegengebrachten Erwartungen. Die Erzählungen in Prosa eröffnen wie immer die Sammlung. „Rafaela“ von Frau Henriette Keller-Jordan hat tropische Farbenpracht; die Muse der Verfasserin ist ja in Mittelamerika zu Hause. Tropisch sind auch die Frauencharaktere. „Der edle Ferdinand“, eine Novelle von Ernst Lenbach, erinnert an die westfälischen Charakterköpfe, wie sie Levin Schücking in seinen Romanen in humoristischer Beleuchtung gezeichnet hat. Auch die Erzählung von Ernst Eckstein „Pastor Vigelius“ genießt des Vorzugs eines fein gestimmten Humors. Unter den poetischen Erzählungen und Balladen finden sich Erzeugnisse unserer beliebtesten Dichter. Georg Ebers erzählt uns ein Märchen in Versen, „Engelshilfe“, oder vielmehr eine Legende, die mit einer reizenden Vignette, den Rosengesichtern der Kinder unter dem Rosenflor des Häuschens, beginnt. Die Seele eines gestorbenen Schwesterchens wird der Schutzgeist des ihr nachweinenden Brüderchens. Es folgt ein Gedicht von Adolf Wilbrandt, „Am Kamin“, tiefsinnig und reich an genialen Wendungen; dann ein ergreifendes Gedicht: „Wie die Jugend liebt“, von Isolde Kurz, eine Heiligengeschichte mit nordischem Kolorit von Heinrich Kruse, „Die Bekehrung“, „Das Begräbnis“ von Karl Woermann, eine Künstlergeschichte in feierlichen Terzinen, „Der Prophetenschüler“ von Adolf Stern, mit mächtigem Psalmenschwung, „Guido Reni im Kerker bei Beatrice Cenci“, ein Gedicht Hermann Linggs von leidenschaftlicher Bewegtheit, und andere. Daß unter den lyrischen und vermischten Gedichten auch die höhere Kunstform vertreten und gewahrt ist, beweisen die formschönen Sonette aus Palermo von Julius R. Haarhaus, die antiken Oden von Ferdinand v. Saar und Karl Weitbrecht; doch auch sonst sind die Gedichte fast alle tadellos, im strophischen Aufbau, im metrischen Fluß. Es sind ja auch hier unsere besten Dichter vertreten. Der „Nestor der schwäbischen Dichter“, J. G. Fischer, und sein ihm ebenbürtiger Landsmann Ed. Paulus fehlen ebensowenig wie der Sänger des Rheins, Emil Rittershaus, und der in München eingebürgerte Wilhelm Herz, dessen gedankentiefe Apostrophe an die „Sternennacht“ diese Abteilung weihevoll einleitet. Wenn wir noch die Beiträge von Felix Dahn, Arthur Fitger, Max Kalbeck, Alb. Möser, Graf Wickenburg, Ernst Ziel, Angelika v. Hörmann, Karl Busse, Max Hartung hervorheben, so ist das Rühmenswerte damit doch keineswegs erschöpft. Wie die Ausstattung des stilschönen Seideneinbands sind auch die sechs Kunstbeilagen, teils stimmungsvolle Landschafts-, teils Figurenbilder von alten und neuen Meistern, eine treffliche Ergänzung des poetischen Inhalts. Für Freunde der Poesie ist der „Musenalmanach“ eines der empfehlenswertesten Festgeschenke.

Die Sixtinische Madonna. (Zu dem Bilde S. 824 und 825.) Eine Festgabe will unser heutiges Blatt in doppelter Beziehung sein: nicht allein das in der Christnacht auf Erden erschienene Jesuskind will sie den Lesern vor Augen führen, sondern seine Verkörperung durch jenes Bild, dessen mächtiger Eindruck auf die Menschenseele ganz ebenso wirkt wie das hohe Fest selbst: der Lärm des Werkeltages verstummt vor ihm, und andachtsvolle Stille, ein beglücktes Gefühl der Erlösung von Erdenschwere breitet sich friedevoll in der Seele aus. Dies empfindet jeder, der in den Raum der Dresdener Gallerie eintritt, den die Sixtinische Madonna mit ihrer überirdischen Schönheit wie ein Heiligtum verklärt.

Rafael selbst, so viele Madonnen er vorher und nachher malte, hat den Gipfel dieser Leistung nicht zum zweitenmal erreicht; es müssen die glücklichsten inneren und äußeren Umstände seines vom Schicksal so reich begünstigten Lebens zusammen gewirkt haben, um einen solchen Guß aus dem Vollen, eine solche höchste Verkörperung menschlichen und göttlichen Wesens in einem Zuge aus der Schöpferkraft seines Innersten hervorbrechen zu lassen.

Die glücklichen ersten Besitzer waren die Benediktiner des Klosters S. Sisto in Piacenza, welche bei Rafael das Bild der Madonna mit dem heiligen Papst Sixtus und der heiligen Barbara als Altarblatt bestellten. Gemalt ist das 2,65 m hohe und 1,96 m breite Bild um das Jahr 1515. Man setzte seine Entstehung früher in das Jahr 1518—19, kurz vor Rafaels Tod, weil man gern annahm, daß dieses höchste seiner Madonnenbilder auch das letzte gewesen sei; diese Annahme ist jedoch, wie Springer in seinem Werke „Rafael und Michelangelo“ mit zwingenden Gründen nachweist, irrig. Zweifellos ist das Ganze von seiner eigenen Hand gemalt, obwohl ihn damals schon der ungeheure Andrang von päpstlichen und andern Bestellungen nötigte, die angelegten Entwürfe von Schülern ausführen zu lassen. Die Farben dieses herrlichen Bildes sind mit so leichten und breiten Strichen aufgetragen, daß es, gegen das Licht gesehen, transparent erscheint.

Die Madonna thront nicht, wie auf anderen Bildern Rafaels, umgeben von Heiligen, mit dem Jesusknaben auf dem Schoß, sondern sie schwebt, gleichsam in einer Vision angeschaut, aus dem Hintergrund des von unzähligen Engelsköpfchen erfüllten Himmels hervor. Der zu beiden Seiten zurückgezogene Vorhang gestattet irdischen Blicken das Eindringen in die himmlische Herrlichkeit. Die Jungfrau trägt den herkömmlichen blauen Mantel über rotem Unterkleid, ein lichtgrauer Schleier wölbt sich, durch den Luftzug gespannt, vom Haupt über die Schultern nieder. Die großen Augen sind geradeaus gerichtet mit einem von keiner Nachbildung erreichten wunderbaren Ausdruck von Unschuld und stiller Hoheit. Sie hält auf den Armen den Welterlöser in Kindesgestalt, sie drückt ihn nicht mit mütterlicher Zärtlichkeit ans Herz, sondern trägt ihn der Menschheit entgegen. Aus seinen ebenfalls dem Beschauer voll entgegenleuchtenden Augen spricht rein und groß die göttliche Natur, der schöne Kinderkörper hat bei aller Weichheit nichts mit kindlicher Hilflosigkeit gemein. Rechts von der Madonna kniet der prachtvolle päpstliche Greis im Goldbrokatgewand, er hat seine Tiara auf die Schranke gestellt, welche den himmlischen Vorgang von der irdischen Welt scheidet, mit erhobenem Haupte deutet er fürbittend heraus auf die gläubige Gemeinde. Die heilige Barbara hält, in Andacht versunken, demutsvoll die Blicke gesenkt. Unten aber auf die Schranke stützen sich die beiden liebreizenden Engelknaben, deren naive Anmut die erschütternde Großartigkeit des Bildes so überaus wohlthuend abschließt.

Die Sixtinische Madonna wurde schon bei Lebzeiten Rafaels von der Bewunderung der Italiener als einzig und unübertrefflich gefeiert, sie blieb als teuerstes Besitztum des Klosters S. Sisto auf ihrem Altar bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals faßte der kunst- und prachtliebende Kurfürst August III. v. Sachsen den Plan, die schon unter August dem Starken sehr ansehnliche Dresdener Galerie glänzend zu vermehren. Sein in andrer Beziehung berüchtigter Minister Brühl war in der Wahl der Unterhändler so glücklich, um sehr bald eine Fülle herrlicher Bilder, ja ganze Privatgalerien in Italien und anderwärts zusammenkaufen zu können, so daß die Dresdener Sammlung bald alle anderen in Deutschland verdunkelte. Die Krone aller Erwerbungen aber bestand in dem weltberühmten Bild Rafaels, welches der findigste jener Agenten, der Maler Giovannini, den Mönchen von S. Sisto um die für jene Zeit sehr hohe Summe von 20 000 Dukaten (180 000 Mark) abhandelte. Sie begnügten sich mit einer Kopie, die noch heute dort hängt, und ließen das Bild ziehen, um welches wohl von den heutigen Italienern Deutschland schmerzlich beneidet wird, das aber diesem um Millionen nicht mehr feil wäre und seine alte Bestimmung, Menschenherzen zu erbauen und aufzurichten, am heutigen Standort jedenfalls nicht weniger erfüllt als an dem ehemaligen der Klosterkirche von S. Sisto.

R. A.



Hierzu Kunstbeilage XIII: „Im Weihnachtsurlaub.“ Von L. Blume-Siebert.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 50. Die Gartenlaube. 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Um fremde Schuld.

(14. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

O, die furchtbare Zeit! Ich lag ein paar Tage im Fieber; nur undeutlich war mir bewußt, daß etwas Schreckliches sich ereignet habe. Ich fühlte den Druck des Unglücks in seiner ganzen überwältigenden Schwere, wußte, daß ich nichts mehr in der Welt besaß, und hätte doch nicht sagen können, was mir geschehen. Ich wollte mich besinnen, wollte die verzerrten Gesichter abwehren, die sich über mich neigten, mich bedrohten, aber ich war wie gelähmt. Mitunter hörte ich Mamas Stimme, dann versuchte ich aus dem Bett zu springen und zu ihr zu eilen, doch ich fühlte mich festgehalten, und immer von neuem grinsten mich die Fratzen an. Zu mir kam ich erst durch ein eigenartiges tiefes Summen und Tönen, das in das offene Fenster meines Stübchens drang. Ich lag mit offenen Augen da und suchte mich zu besinnen. Ach, die Glocken wurden geläutet — wann hatte ich sie so gehört, so ernst, so feierlich? Als Papa begraben wurde — —

„Mama!“ sagte ich und sank kraftlos zurück.

Die alte Josephine, die am Fenster stand, wandte sich, und ihre noch vom Weinen geröteten Augen blickten mich erschreckt an. „Die Komtesse ist nicht zu Hause, gnä’ Fräulein — wollen Sie irgend etwas? Haben Sie Durst?“

„Nein, ich danke. Können Sie hinübersehen auf den Friedhof, Josephine?“

„Ja freilich,“ sagte sie, und zögernd setzte sie hinzu: „aber es ist nichts zu sehen, gnä’ Fräulein.“

„Doch, Josephine — Mama wird begraben.“

„Liebes gnädiges Fräulein,“ schluchzte sie, „regen Sie sich doch nur nicht auf!“ Und sie schloß rasch das Fenster, denn glockenhell tönten jetzt die Stimmen der singenden Kurrendeknaben herauf: „Wie sie so sanft ruhen.“

Ach, wie gönnte ich ihr diese Ruhe neben Papa — man würde sie doch neben Papa gebettet haben? Ich faltete die Hände und ein traumhafter Friede, eine große feierliche Stimmung überkam mich, das erlösende Gefühl, das Liebste, das man hat, gerettet zu sehen aus Schande und Pein, geborgen zu wissen vor allem Elend.

Es war so ruhig, so friedvoll hier; über der Kommode ein großer Stahlstich — Christus, auf den Meereswellen stehend, reicht dem sinkenden Jünger die Hand; eine antike Uhr in Standgehäuse, auf deren Zifferblatt bei jedem Stundenschlag eine Figur hervortrat, vor der ich mich immer heimlich gegraut hatte und die ich erst heute verstand — der Tod mit der Sense, die er schwang, so oft es schlug. „Von allen eine ist die Deine“, stand zwischen den zierlichen Arabesken auf der Metallplatte. Der Tod hatte



Shylock. **Friedrich Mitterwurzer.** Narciß.
Richard III. Buchbinder Kleister.

für mich nichts Grausiges mehr, er erschien mir heute wie der volle reine Schlußaccord des grellen irren Musikstückes, das wir Leben nennen, ein Accord, in dem alle Dissonanzen so mild, so versöhnend ausklingen — Friede, Ruhe, ewige Ruhe!

Die Komtesse kehrte zurück und trat an mein Bett; sie hatte ein paar Epheublätter mitgebracht. Die große düstere Gestalt mit dem langen schwarzen Kreppschleier und dem verweinten Gesicht beugte sich über mich. „Bist nun mein Gör, Anneliese! Wir bleiben zusammen, ja; sollst sehen, wir vertragen uns.“

Ich küßte ihr still die Hand.

Sie ging, um Hut und Mantel abzulegen, dann kam sie wieder und setzte sich an mein Bett. Josephine brachte ihr eine Tasse heißen Kaffees, den sie trank. Sprechen that sie nicht, sie sah mich nur forschend an. „Tante Komtesse, ich bin ganz gesund, ich kann mich auf alles besinnen,“ sagte ich endlich. „Erzähle mir — nicht wahr, Mama liegt neben Papa?“

„Ja, mein Herz; und auf ihren Hügel setzen wir keinen Stein, Anneliese, wir ziehen die Epheuranken von Papas Grab zu ihrem hinüber, dann wissen die Menschen, daß sie zusammengehören. Es soll nicht dastehen: Hier ruht Helene Wollmeyer.“

Ich nickte stumm.

„Die Base war nicht da, ist vielleicht nicht wohl, das alte Wurm. Wollmeyer hatte den Orden angelegt, den er vorgestern erhielt,“ fuhr sie fort, und ihre Oberlippe zuckte.

Ich fühlte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. „Tante,“ bat ich, „ich kann das nicht hören!“

„Freilich, freilich — Wir wollen nicht mehr von ihm reden — verzeih', mein armes Kind! Weine nur, weine!“

Wochen waren verflossen, und nichts geschah in dieser Zeit, nichts. Herr Wollmeyer ging als tieftrauernder, allgemein bemitleideter Witwer mit Kreppbinde um Hut und Aermel und mit vergrämtem Gesicht umher. Das vergrämte Gesicht war höchstwahrscheinlich echt, ihm mochte sicher nicht wohl zu Mute sein, aber er konnte nichts weiter thun als abwarten. Ich vermied, ihn zu sehen; die Komtesse ließ sich nie sprechen, wenn er kam — ihrer Natur gemäß, die nichts halb thun konnte; sie verabscheute ganz oder liebte — liebte wäre in diesem Falle zu viel gesagt — oder sie tolerierte ganz. Wollmeyer war ihr, wie sie sagte, gänzlich aus der Tasche gefallen. „Ich kann ein Verbrechen aus Leidenschaft, einen Mord verstehen,“ sagte sie, „aber Wucher ist etwas so Gemeines, daß ich nicht ein einziges Motiv zum Verständnis desselben finde, und — Gemeines hasse ich.“

Nun sprangen die Knospen an der Linde auf, und drüben auf dem Kirchhof blühten die Veilchen zwischen dem Epheu der Gräber. Ein durchsichtiger köstlicher grüner Schleier wehte über all den Sträuchern und die Stare sangen.

Die Komtesse hatte Frühjahrs-Reinmachen; sie ging umher mit hochgeschürzten Röcken, großer blauer Leinwandschürze, ein weißes Tuch über den Kopf gebunden, den Federwedel wie einen Dolch im Schürzenbund, ein riesiges Wischtuch in der Hand, und stäubte ihre Nippes ab, ihre alten Porzellanfiguren und sonstige Raritäten, und ich half ihr dabei.

„Siehst Du, Kind,“ sagte sie in Anschluß an eine Strafpredigt, die sie mir eben über mein allzustilles Wesen gehalten hatte, „Du solltest 'mal ein paar von Deinen Freundinnen einladen, solltest 'mal ein bißchen plauschen! Jugend will zu Jugend, in Leid wie in Freud'. Ich kann Dir so 'n Plappermaul von achtzehn Jahren nicht ersetzen, denn schließlich ist alles Heitere, was Du von mir zu hören bekommst, altmodischer Kram, und das andere sind Lebenserfahrungen, und zu allermeist traurige. Dir aber thät' ein wenig Zukunftsträumen gut, so ein Träumen von aufblühenden Rosen und blauem Sommerhimmel. Da kann ich nicht mehr mitmachen; ich schau' in der Zukunft nur dürre Aeste. Wie? Soll ich zu Tollens schicken um die Käthe oder zu Aennchen Arnstadt oder Marie Linden?“

„Tante, um Gotteswillen, was soll ich damit?“ rief ich und setzte einen kopfnickenden Chinesen wieder an seinen Platz unter dem Spiegel. „Was diese Mädchen von der Zukunft erwarten, ist etwas anderes wie das, was ich zu erhoffen habe. Ich sehe auch nur dürre Aeste.“

„Mit neunzehn Jahren? Na ja, Kind, das ist für jetzt natürlich, aber in diesen dürren Aesten, da sitzt schon der ganze Saft, der Blüten und Früchte treibt. Kind, Kind, das Schlimmste ist, den Mut zu verlieren. Das darfst Du nicht! Nein, laß nur, ich muß Dich 'mal schelten. Siehst Du, wenn Du die Nächte durchweintest, wenn Du verzweifelt täglich an Mamas Grabe säßest, wenn Du mit einem Worte Deinen Schmerz austobtest, so wäre mir gar nicht bange um Dich. Aber das thust Du eben nicht! Du stehst auf, als wäre Dir nichts geschehen, Du sitzest da am Fenster mit der Arbeit und stichelst, als hättest Du Dein Lebtag da gesessen; Du redest mit mir, als ob's in der Welt nichts Erschütterndes für Dich gegeben hätte — — — Wer Dich nicht genau kennt, der sollte meinen, Du wärst einfach herzlos. Siehst Du, nicht einmal eine Miene verziehst Du jetzt; ich aber, ich weiß, daß Du nicht herzlos bist, ich sehe an Deinem veränderten Gesicht, daß Du die ganze Sache tausendmal schwerer trägst, als andere es thun würden. S'ist unnatürlich, Anneliese! Du bist wie tot, Du mußt Dich einmal schütteln, Du mußt wieder Schmerz und Freude empfinden lernen — so geht's nicht weiter. Scheintot geht in wirklichen Tod über; Du kannst doch nicht weiterleben mit einem gestorbenen Herzen? Sei doch meinetwegen eigensinnig und unausstehlich und vorlaut, aber nur nicht so, so, wie Du in diesen Wochen warst!“

„Tante,“ sagte ich, „wie soll ich es denn machen? Ich gucke mich in der Welt um und finde, daß es nichts giebt, was des Beweinens wert ist, nichts, worüber ich lachen möchte. Es ist gut so, wie es ist, laß doch — mir thut wenigstens nichts weh.“

Sie blieb vor mir stehen. „Du bist ein garstiges Ding, Anneliese; es lohnt sich nicht, Dich lieb zu haben. An mich denkst Du gar nicht!“

Ich blickte sie an. Sie hatte Thränen in den Augen. „Gute Tante!“ sagte ich bestürzt, „ach Tante!“ Und auf einmal ward es mir klar, welch eine Welt voll treuer ehrlicher Liebe ich in ihr besaß. „Um Gotteswillen, Tante, vergieb mir, Du bist ja jetzt mein Alles,“ stotterte ich, „ich will ja — habe nur Geduld — ich werde anders — —“

„Laß gut sein, Küken!“

„Schicke mich nicht fort, Tante, jetzt noch nicht — später! Siehst Du — jetzt, ich fände mich nicht zurecht da draußen!“

„I, Gott bewahre — wie Du das nur wieder auffaßt! Ich Dich fortschicken? So lange ich atme, kannst Du hier bleiben; aber aufwachen sollst Du, bekümmern sollst Du Dich um den Nachlaß Deiner Mama, ihre Siebensachen sollst Du Dir herholen, Papas Bild und so weiter, dann auch Wollmeyer bitten, daß er Dich hier läßt — “

„Ihn bitten, Tante?“

„Na ja! Er ist doch einmal Dein Vormund und Dein Stiefvater.“

Die alte Dame hatte das rechte Mittel gewählt, mich aufzurütteln. „Was habe ich mit diesem Menschen zu thun?“ rief ich erregt.

Sie blieb ganz ruhig und zupfte an den gestickten Tüllgardinen. „Er war mehreremal hier und hat jedesmal die Josephine gefragt, wann Du wieder zu ihm kämest. Gestern, wie Du auf dem Kirchhof die Blumen begossen hast, traf ich ihn im Hausflur; ich dachte, als es klingelte, es wäre die Dambitzer Butterfrau, und machte selbst auf. Da saß er denn im Gartenzimmer bei mir und sprach von seinem verödeten Hause, und daß er sich nach Dir sehne. Ich habe innerlich gezittert vor Angst, Anneliese, aber ich sagte ganz ruhig: ‚Das Kind ist noch viel zu krank, Herr Wollmeyer, lassen Sie sie einstweilen noch hier.‘ Darauf erklärte er: ‚Das kann ich nicht, ich muß den letzten Willen meiner teuren Helene erfüllen; sie hat mir noch kurz vor ihrem Tode das Versprechen abgefordert, Anneliese ein treuer Vater sein zu wollen.“

„Er lügt!“ rief ich außer mir. „Ich mag nicht zu ihm, nie, nie! O Tante, hilf mir! Aber er geht mich ja auch gar nichts an, dieser Mensch — wie kann er mich zwingen?“

„Anneliese, hör' doch zu! Ich erklärte ihm also deutlich genug, Du wünschtest vorläufig hier zu bleiben. Darauf lächelte er, erhob sich, machte mir eine seiner merkwürdigen viereckigen Verbeugungen und empfahl sich; was er nun vorhat, mag Gott wissen.“

Im nämlichen Augenblick klingelte es, und Josephine brachte einen Brief.

„Von ihm,“ sagte ich und stützte mich auf den Tisch. Ach, die Komtesse hatte recht; ich war seit Mamas Tode wie im

Schlafe gewesen, nun kam das Erwachen, ein schreckliches Erwachen. Ich riß den Umschlag auf, entfaltete den Brief und erschrak schon über die Anrede:

„Meine liebe Tochter und Mündel! Hierdurch fordere ich Sie auf, in mein Haus zurückzukehren. Es ist der ausdrückliche Wunsch Ihrer Mutter, den sie mir auf dem Sterbebette noch ans Herz legte, daß Sie unter meinem Schutz weiterleben.

Ich erwarte Sie an einem der nächsten Tage, den zu bestimmen ich Ihnen überlasse. Mit väterlichem Gruß Ihr
Vormund Bernhard Wollmeyer."

Das hatte ich nicht erwartet!

„Ich thue es nicht," sagte ich verzweifelt, indem ich der Komtesse den Brief gab.

„Armes Gör!" murmelte sie, setzte sich in einen Sessel und zog die Stirn in hundert krause Falten. „Du bist neunzehn?"

„Ja. Alt genug, um zu wissen, was ich will."

„Freilich, mein Küken, aber das Gesetz!"

„Gesetz?" fragte ich empört, „giebt es ein Gesetz, das mich zwingen kann, in Gemeinschaft mit einem Schurken zu leben?"

„Nein, Anneliese; aber erst mußt Du beweisen, daß er einer ist."

„Tante, Du weißt so gut wie ich — —"

„Ja, ich weiß, daß er gemeine Geschäfte macht, wenigstens habe ich ihn so verstanden, aber beweisen kann ich's nicht, und Du auch nicht."

„Ich laufe fort, aber diesmal soll mich niemand finden!" rief ich, mit einem Anflug meiner alten Energie.

„Vorläufig warte nur, ich erkundige mich erst bei meinem Anwalt," sagte die Komtesse, „und zwar werde ich das gleich besorgen." Und sie rief mit Donnerstimme auf den Flur hinaus nach Regenmantel und Gummischuhen.

Bald darauf stelzte sie die breite schlecht gepflasterte Straße hinunter, mitten auf dem Fahrdamm; den schmalen Bürgersteig verachtete sie, weil man da entweder gerempelt werde oder in den Rinnstein ausweichen müsse, und heute glichen diese Rinnsteine kleinen reißenden Bächen.

Rechtsanwalt Schulzen war ihr Berater. Er stand in hohem Ansehen bei allen Adelsfamilien der Umgegend und war nicht allein ein geistreicher Jurist, sondern auch ein liebenswürdiger Gesellschafter; erst seit dem Tode seiner Frau lebte er zurückgezogen — sie war vor zwei Jahren gestorben.

Ich saß während der Abwesenheit der Komtesse mit einem empörten verzweifelnden Herzen in meiner Stube und lehnte mich gegen dieses Verlangen meines Stiefvaters auf mit aller Macht der Seele. Die Tante kam nach einer Stunde zurück, sie sah blaß aus, mit einem hochroten Fleck auf der rechten Wange.

Ich war ihr entgegen gegangen bis in den untern Hausflur; nun nahm ich ihr Hut und Tuch ab und sah sie angstvoll fragend an, aber sie sprach keine Silbe. Endlich drinnen im Zimmer sagte sie kurz, indem sie sich etwas am Kanarienbauer zu schaffen machte: „Da ist nichts zu wollen, Kind, Du mußt hin."

Ich schwieg; ich war fest entschlossen, nicht hinzugehen.

„Das mit dem letzten Willen Deiner Mutter, das ist offenbar eine Lüge," fuhr sie fort, „hat in der Sache auch gar nichts zu bedeuten; aber Du kannst ohne seine Einwilligung nicht sein Haus verlassen, bevor Du großjährig bist; Deine Lebensführung untersteht seiner Bevormundung."

„Und wenn ich trotzdem davongehe?"

Sie räusperte sich. „Ich fragte den Anwalt, was Dir geschehen könne, wenn Du — wenn ich Dich heimlich fortbrächte, nach Hamburg zum Beispiel?"

„Ja, Tante, thue es, bitte, bitte — bring' mich hin!" unterbrach ich sie flehend.

„Da nahm er ein Buch vom Tische," erzählte sie weiter, ohne meinen Ausruf zu beachten, „und las mir etwas vor. Siehst Du, Kind, da heißt es ungefähr; ‚Wer es versucht, eine minderjährige Person durch List, Drohung oder Gewalt dem Vormund zu entziehen, macht sich nach Paragraph so und so des Reichsstrafgesetzbuches strafbar!' ‚Wieso denn, lieber Justizrat?' fragte ich, ‚eine Geldstrafe? Na, darauf soll's mir — —' ‚Pardon, Komtesse,' unterbrach er mich lächelnd und nahm eine Prise zwischen Daumen und Zeigefinger, ‚das ist nicht mit Geld abzumachen, Sie müssen sitzen!' Und nun stopfte er sich den Tabak in die Nase, als ob das gar nichts wäre, das Sitzen!"

„Tante!" rief ich entsetzt.

„Ja, mein Herz! Also Du siehst ein, ich kann Dir jetzt nicht helfen."

„Natürlich, natürlich!" stotterte ich.

„Er fragte mich dann, ob ich verwandt sei mit Dir. Aber ich bin ja nicht verwandt mit Dir armem Gör, sonst hätte ich das Recht, beim Vormundschaftsgericht zu beantragen, daß Du mündig gesprochen wirst. Aber so —" Sie rückte mit einer ärgerlichen Gebärde die Haube von einem Ohr zum andern, nahm ihr Strickzeug zur Hand, eine riesige, teilweise in Servietten verhüllte Arbeit, eine für irgend welche Kousine bestimmte Wiegendecke von zartestem Blau und Weiß, und bald schlugen die Holznadeln aneinander: fortissimo.

In mir tobte Schrecken und Zorn zugleich.

„Das ist alles die Folge der unüberlegten Heirat," grollte die Komtesse. „Wäre die Len' nicht in ihrer kopflosen Sorge um Dich mit beiden Füßen zugleich in diesen Sumpf gesprungen, es schaute anders aus heute — Du hättest sie noch, Deine Mutter. Jawohl, das behaupte ich, denn wie er sie gequält hat, das ist mir erst jetzt ganz klar geworden."

Ich schlug die Hände vor das Gesicht; was hatte Mama gelitten!

„Jetzt wird er Dich peinigen, und unsereiner weiß das und kann nicht helfen! O, ich wollte, die Sündflut käme und nähme diese ganze erbärmliche Menschheit mit fort!" Die Komtesse war eine so religiöse, wahrhaft fromme Natur, daß diese Worte ganz befremdend klangen. „Und wenn man nur absehen könnte, wann es endet!" fuhr sie fort; „ich meine den Aufenthalt bei Wollmeyer; zwei Jahre hältst Du das ja gar nicht aus. Wenn Du wenigstens Gelegenheit hättest, Dich zu verheiraten! Aber wer ist denn hier in Westenberg, der zu heiraten wäre? Keiner! Ein paar Referendare, die noch aus der Tasche ihres Vaters leben — der Steinberg hat sich mit Käthe Tollen verlobt — und der Diakonus paßt zu Dir, wie wenn man den Katechismus neben einen Band lyrischer Gedichte stellt — ach Kind, 's ist trostlos!"

Es würde auch gerade einer Wollmeyers Tochter nehmen! dachte ich.

Und als wollte sie widersprechen, meinte die Komtesse: „Es wird freilich nicht fehlen an solchen, die Dein Geld wollen, oder vielmehr dem Wollmeyer seines — du bist ja nun wohl seine Erbin?"

Und ich dachte wieder: Du solltest nur wissen, Tante, wem das Geld von Gottes und Rechts wegen gehört!

„Aber sie werden danach sein, diese Herren," sprach sie weiter, „Gott erbarme sich — so'n verkrachter Gutsbesitzer oder Lieutenant, oder so etwas wie Brankwitz — hm — dieser Brankwitz!" Und nach einer langen Pause wütenden Strickens meinte sie seufzend: „Siehst Du, bist ja nun neunzehn Jahre und hast noch nicht 'mal die übliche erste Liebe durchgemacht, armes Gör!"

Ich wurde flammend rot und unwillkürlich preßte ich die gefalteten Hände zusammen.

„Du bist ja so rot geworden, Anneliese!"

„O, wirklich?" stotterte ich.

Sie sah mich forschend und ungläubig an. „I, Gott bewahre!" murmelte sie.

Und auf einmal — es kam über mich mit elementarer Macht — begann ich zu schluchzen, so heftig, so bitterlich, daß ich keine Gewalt mehr über mich hatte. Ich stürzte der Erschrockenen zu Füßen und wühlte meinen Kopf in die Falten ihres Kleides, während mein ganzer Körper bebte. „O, wenn Du wüßtest! Wenn Du wüßtest!" stieß ich hervor. „Warum hat Mama mich nicht gleich mitgenommen!"

Sie ließ mich ausweinen; es dauerte lange. Endlich sagte sie, nachdem sie beruhigend über meinen Kopf gestrichen hatte: „Wer ist's denn, Anneliese?"

Ich schluchzte leise weiter, aber ich antwortete nicht.

„Nun?" fragte sie.

„O, Tante, frage mich nicht! Ich könnte Dir's nicht sagen —"

„Nun, wenn Du es nicht sagen willst, quälen werd' ich die Leute nicht um ihre Geheimnisse; ich dachte nur, es thäte Dir wohl, Dich auszusprechen." Es lag nicht eine Spur von Empfindlichkeit in ihren Worten. „Sei gut, Anneliese, steh' auf," setzte sie freundlich hinzu, „keiner kann mit dem Kopf durch die Wand, und der alte Gott lebt noch."

Keiner kann mit dem Kopf durch die Wand! Ich wollte es nicht glauben, daß der verhaßte Mensch das Recht haben sollte, mich zurückzufordern, und doch war es so. Es gab keinen Grund

dagegen, wenigstens keinen offiziellen Grund, und flehentlich bat mich die Komtesse, nicht etwa heimlich davonzulaufen, „denn," erklärte sie, „er hat das Recht, Dir alle Existenzmittel zu entziehen, er kann Dich auf alle mögliche Weise quälen und drangsalieren."

„Aus Deinem Hause laufe ich nicht fort, Tante, heute und morgen nicht," sagte ich. „Aber es wird, es muß sich ein Ausweg finden — nimm mir nicht jede Hoffnung!"

Drei Tage nach dem Eintreffen seines Briefes, gegen Abend, holte mich Wollmeyer ab. Die Komtesse ließ sich nicht sehen. Sie hatte mich in meinem Stübchen ans Herz gedrückt, bis mir der Atem verging. „Im Notfalle weißt Du, wo ich wohne," sagte sie mit seltsam gedämpfter Stimme; „es giebt Situationen, da fürchte ich mich vor dem Teufel nicht. Gott behüte Dich, mein Kind!"

Die Aprilsonne stand noch hoch am Himmel, als ich neben ihm durch die Gassen schritt. Ich hatte nicht geweint; ich war wieder in den finstern starren Trotz verfallen, der mich seit Mamas Tode gepackt hielt, der mich selber schmerzte und quälte. Jedenfalls um den Leuten zu zeigen, daß er in bestem Einvernehmen mit mir sei, redete Herr Wollmeyer in einem fort mit freundlicher Miene auf mich ein. Ich sah auf die Steine des Pflasters und antwortete nicht. Der lange Kreppschleier meines Hutes flog im leisen Winde zu seiner Schulter hinüber und blieb dort liegen, ich riß ihn zurück, als sei der ganze Mensch Gift.

„Nun! Nun!" sagte er lächelnd.

Als ich in das Haus trat, in dem ich meine Kindheit verlebt hatte, den Flur wiedersah, in dem ich gespielt, die Treppen, über die mein Vater so oft geschritten an glücklichen Tagen, die Thür, an die Mama so oft geklopft in der letzten schweren Zeit, wenn sie mich besuchen wollte — da drohte meine Fassung mich zu verlassen. Zu seinem Befremden ließ ich Herrn Wollmeyer stehen und schlug sofort den Weg nach meiner alten Stube ein. Wie im Taumel kam ich über die Schwelle, die Base saß dort — gottlob, gottlob! „Aber, Anneliesefen," sagte sie, als ich bebend und schluchzend in ihre Arme fiel, „weinen Sie doch nicht; Sie bleiben hier bei mir. Ich will Sie schon pflegen, tausendmal mehr als früher, mein Goldpünktchen, mein Vögelchen!" Und sie nahm mir den Hut ab und brachte mir ein Glas Wasser. „Schauen Sie, da ist Papas Bild, und im Garten ist's in diesem Frühjahr so schön, so schön, Sie glauben's nicht; eine Baumblüt', wie seit Jahren nicht — sehen Sie nur ein einziges Mal aus meinem Stübchen hinaus!"

Ach, was half mir die Baumblüte! Ich schüttelte den Kopf und setzte mich auf die Estrade; sie ging in ihr Stübchen und kam mit einer Photographie zurück.

„Ist's ähnlich?" fragte sie.

Mein Herz klopfte so laut, daß ich es zu hören vermeinte, als ich Robert sah, zum Sprechen ähnlich, in der knappen Uniform, das ernste hübsche Gesicht dem Beschauer entgegengewendet, als wollte es sagen: „Schau mich nur an, ich kann deinen Blick ertragen."

Ich legte das Bild auf den Tisch und betrachtete die alte Frau, deren Benehmen ich in der letzten Zeit so gar nicht begriffen hatte. „Base," sagte ich, „weshalb kamen Sie nicht einmal, mich zu besuchen, so lange ich bei Tante Komtesse war?"

Sie senkte den Kopf und bastelte am Schürzenband. „Ich konnte nicht fort, Anneliese, konnte um die Welt nicht aus dem Hause."

„Liebste Güte, Base, Sie brauchten doch nicht Angst zu haben, daß das alte Gerümpel hier mitsamt seinem kostbaren Inhalt fortgetragen werde? Was sollte denn passieren? Vor was hatten Sie Angst?" Ich legte ihr die Hand auf die Schulter; sie sah so schrecklich bekümmert aus.

„Ja, freilich," murmelte sie, „aber es ging eben doch nicht!"

„Hat er es Ihnen verboten?"

„Gott bewahre, Anneliese, o nein, nein! Im Gegenteil, er hat 'mal gesagt, ob ich denn festwachsen wollte in meiner Stube. Aber — es ging doch nicht!"

„Ist es wahr, daß Brankwitz fort ist?"

„Anneliese, das wissen Sie nicht? Er ist in Amerika. Die Nacht noch, in der Mama starb, haben sie alle Drei zusammengesessen bei verschlossenen Thüren, Ihr Stiefvater, Brankwitz und Olga Sellmann, und haben verhandelt. Es ist heftig zugegangen, sehr heftig, aber dann ist Ruhe geworden. Frau Sellmann ist zuerst abgereist, und am Begräbnistage auch Herr von Brankwitz. Einmal ist er noch wiedergekommen, da haben sie sich wieder lange eingeschlossen, und endlich ist er ganz fort mit dem Hamburger Schnellzug. Wollmeyer erzählte, er wolle nach San Francisko, ‚den sehen meine Augen nicht wieder', setzte er hinzu, aber er that einen Seufzer dahinterher. Was wird's sein, Anneliese? Er hat ihn eben unschädlich gemacht — für Geld ist ja alles feil auf dieser Welt. Kurz und gut, der ist besorgt und aufgehoben!"

O weh, er hat ihm seine Papiere abgekauft, dachte ich, nun hat Robert Nordmann einen Beweis weniger. „Ach, Base, wie soll 's werden hier! Ich glaube, ich halt's nicht aus." Müde sah ich mich im Zimmer um, das mir wie ein Gefängnis vorkam. „Ich sterbe gewiß bald, Base, und das wäre das beste!"

„Da sei Gott vor!" rief sie erschreckt. „Es geht alles vorüber, das Gute und das Schlimme — Sie müssen leben, lange und glücklich!"

„Glücklich?" Ich lachte auf. „Hören Sie, Base, da kommt schon mein Glück!"

Herrn Wollmeyers schwere Schritte klangen durch das Vorzimmer. Ich preßte die zitternden Hände fest um mein Taschentuch und sah ihm finster entgegen. Er trat ein und suchte mich mit etwas unsicheren Blicken.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, wie ich mir unser ferneres Zusammenleben wünsche," begann er. „Ich erwarte natürlich gar keine Rücksichten von Ihnen, Sie haben mir nie Veranlassung gegeben, dies zu thun; aber das verlange ich, daß Sie wenigstens die äußere Schicklichkeit beobachten. Wir werden also unsere regelmäßigen Mahlzeiten zusammen halten; Entschuldigungen unter allerlei nichtigen Vorwänden wie Kopfschmerzen und so weiter, die Ihre gütige Mama gelten ließ, finden bei mir kein Verständnis. Ihre Spaziergänge werden sie in meiner Begleitung machen; Sie mögen Ihre Freundinnen empfangen, die Zimmer Ihrer Mutter stehen Ihnen dazu zur Verfügung; Sie mögen diese Besuche auch erwidern — aber diese eigenmächtige rasche Ausführung von allem, was Ihnen gerade durch den Kopf fährt, hört auf, meine liebe Anneliese, so lange Sie noch unter meiner Aufsicht stehen. Im übrigen —"

Ich sah ihn an von oben bis unten — er wollte mir Vorschriften machen!

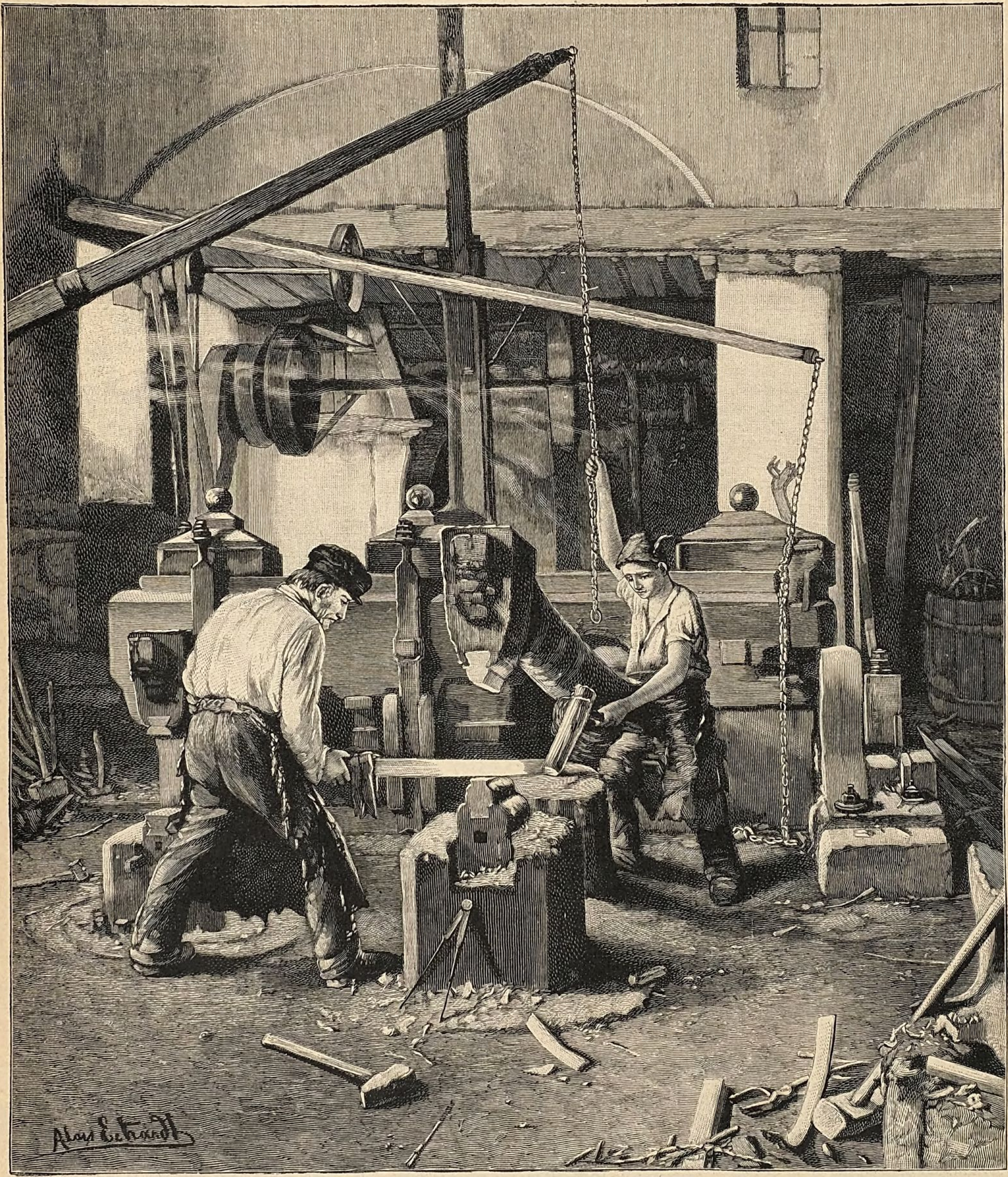
Er ward um einen Schein fahler. „Im übrigen fürchten Sie nicht," sprach er weiter, „daß ich jemals wieder versuchen werde, Ihnen eine sorgenfreie Zukunft zu verschaffen. Sie können, wenn Sie mündig sind, mit Ihrer Hand und Ihrem Herzen beglücken, wen Sie wollen, falls Sie es nicht vorziehen, als Erzieherin Ihr Brot zu verdienen — in Armut und Edelsinn. So lange ich aber noch Pflichten gegen Sie habe, bitte ich mir Gehorsam aus. Doch darum keine Ungemütlichkeit! 's ist immer gut, wenn man weiß, woran man ist!" Er lachte wie früher auch nach solchen Phrasen, aber es klang anders als sonst. „Damit Sie indes sehen, daß es keineswegs eine so grausame harte Zukunft ist, der Sie einstweilen entgegengehen, teile ich Ihnen und der Base mit, daß wir das Pfingstfest auf der Mühle verleben werden — ich sage immer noch ‚auf der Mühle' — im Schlößchen natürlich. Die Base mag sich hinsetzen und dazu in meinem Namen den Herrn Nordmann einladen. 's ist lächerlich, daß das Gezank ewig dauern soll — es war eben ein Dummerjungenstreich, daß er davonlief. Was sagten Sie, Anneliese?" unterbrach er sich.

Ich hatte nichts gesagt, hatte nur nervös gelacht über diese ungeheure verzweifelte Frechheit meines Stiefvaters. Die Base stand an dem Tische mit gesenktem Kopf und schwieg.

„Sie lachten? Es ist auch zum Lachen, daß man sich so herumbringen läßt; aber man wird weich, man wird wie Wachs, wenn man einen so großen Schmerz erlebt hat, wenn man in die Hand einer Sterbenden ein Versprechen gab, ein Versprechen, das gefordert wurde als letzter Liebesbeweis. Es betraf Sie und den Jungen — verstanden?"

Er griff täppisch zuthulich nach meinem Ohr; ich stieß die plumpe Hand unsanft zurück. „Sie halten mich für blödsinnig oder für ganz —"

„— furchtbar verliebt", vollendete er neckend, als ich stockte, und blinzelte mir zu. „Meine gute Anneliese, man küßt sich doch nicht im Schlitten, im dunklen Wintermorgen, wenn man sich nicht von ganzem Herzen gut ist — wenigstens Sie würden das nicht thun und einen Mann küssen, den Sie nicht zu heiraten gedenken."



Am Eisenhammer.

Nach einem Gemälde von Alois Eckardt.

Ich war sprachlos und fühlte, wie mir eine Flamme über das Gesicht schlug. Verwirrt, bestürzt, keines Wortes mächtig stand ich da. Mein süßes, mein heiliges Geheimnis im Besitz dieses Mannes!

„Ich will Sie nicht länger stören," sagte er dann, und ein heimlicher Triumph klang aus seiner Stimme. „Guten Abend, liebe Anneliese!"

Als die Thüre hinter ihm zugefallen war, schlug ich die Hände vor das Gesicht; ein rasender Zorn überkam mich. „Sie, Sie!" rief ich der Base zu, „o, wie durften Sie das thun!"

Das alte runzlige Gesicht blickte in grenzenloser Verlegenheit zu mir empor.

„Sie haben mich verraten, mich und ihn! Sie sind schlecht, Sie sind so schlecht wie alle die andern! Und wissen Sie denn, was es war? Ein Abschied war es, für immer — und Sie — —"

„Anneliese, hören Sie mich doch, liebe Anneliese," jammerte die alte Frau. „Es war an dem Tage, ehe die Mama starb. Sie können sich nicht denken, in welcher Herzensangst sie Ihretwegen lebte. Sie hatte mich des Morgens an ihr Bett kommen

lassen und mich beschworen, Sie um Gotteswillen darin zu bestärken, Nein und wieder Nein zu sagen, wenn der Wollmeyer Sie wegen Brankwitz bestürme. Ich sah, wie sie sich quälte, und da tröstete ich sie: ‚Haben Sie keine Bange, gnä' Frau, die Anneliese ist, wie man so sagt, in festen Händen; Anneliese hat den schon gefunden, der sie liebt.‘ Und ich hab' ihr erzählt: so und so, gnä' Frau, ein Blinder hätt's mit dem Stocke fühlen müssen, wie gut sich die Zwei sind. Da hat sie ungläubig den Kopf geschüttelt und hat gemeint, wenn's so wär', dann hätt's Anneliese ihr gebeichtet. ‚Gnä' Frau,‘ hab' ich ihr gesagt, ‚ich hab's gesehen, wie sie sich küßten,‘ und hab' ihr geschildert, wie es gekommen und was für eine treue ehrliche Seele er ist und daß freilich noch mancherlei zu überwinden sei, bis es so weit wäre. — Und von der Mama muß der Wollmeyer das alles gehört haben."

„Ich begreife Sie nicht, Base," unterbrach ich sie kopfschüttelnd, „da Sie doch wissen mußten —"

„Wäre Ihre Mutter am Leben geblieben, so hätte er verzichtet auf Vergeltung; Sie wissen es, Anneliese, er hat es Ihnen selbst gesagt. Aber Sie haben ihn zurückgestoßen, und — dann ist er fort und hat kein Wort mehr von Ihnen geredet."

„Das ist recht von ihm," sagte ich. „Was soll er mit mir, wenn er die Last auf seiner Seele behält, die abzuschütteln er doch nur herübergekommen ist? Ich kann ihm die Ehre seines Vaters nicht wiedergeben, auch sein Vaterland nicht ersetzen. Ich bitte Sie, Base, reden Sie nichts! Er wird wissen, was er zu thun hat, so gut, wie ich es weiß. Und wenn er in jener schrecklichen Nacht alles vergaß, seinen Vater, seine Heimat, alles, um mich zu retten aus dieses Menschen Nähe, um meiner Mutter willen, so war das ein Edelmut, den anzunehmen ich mich schämen müßte, so lange ich lebe!"

„Aber, wenn Robert vergeben will?"

„Das darf er nicht, liebe Base, denn dies Recht hat er nicht. Seine künftige Frau, sie sei, wer sie wolle, kann einen unbescholtenen Namen verlangen; seine Kinder würden ihm dereinst wenig Dank wissen für diese Schwäche. Und nun will ich Ihnen noch etwas sagen, liebe Base — wenn Sie etwa die nötigen Beweise besitzen und ihm vorenthalten, so sind Sie Wollmeyers Verbündete! Das ist meine Meinung!"

„Gott im Himmel," wehrte die alte Frau ab, „was wollen Sie denn, Anneliese?"

„Und wenn Sie noch etwas in Händen haben — und das haben Sie — dann schicken Sie es ihm je eher je lieber, denn Sie werden schwerlich Gelegenheit finden, ihn persönlich auf der Mühle zu sprechen — er kommt nicht, das ist gewiß."

Ich verstummte; im Vorzimmer war die Thüre gegangen.

„Anneliese, er hat gehorcht!" rief die zitternde alte Frau.

„Nun, dann weiß er, woran er ist."

„Anneliese, ach Gott, wenn Sie wüßten, wie er mich beobachtet, mich bewacht, mich nicht aus den Augen läßt! Er weiß ja, ich halt's mit dem Robert, und weiß, welchen Einfluß ich auf ihn habe, drum behandelt er mich auch trotz alledem gnädig, drum will er, daß wir nach der Mühle kommen, um mit Robert dort zusammenzutreffen."

„Da muß er also auch glauben, Base, daß Sie irgend etwas in Händen haben?"

Sie sah in eine andere Ecke und schwieg. „Er wußte, daß Hannchen etwas Derartiges besaß," gestand sie dann.

„Die Frau wußte von dem Schurkenstreich?" rief ich, „Hannchen wußte darum?"

„Ach, sie wußte alles, Annelieseken, und beinahe gestorben ist sie daran. Sehen Sie, damals als der Steckbrief hinter dem Nordmann losgelassen wurde — es ist schwer, davon zu sprechen, Kind; der Wollmeyer hatte den flüchtigen Nordmann selbst angezeigt als Dieb von seines Sohnes Vermögen — da ist die Frau wie irrsinnig gewesen, denn" — und die Base dämpfte ihre Stimme bis zum leisen Flüstern — „denn Wollmeyer selbst war der Dieb, Anneliese! Aus Hannchens Truhe hat er die paar armseligen Staatspapiere genommen, nachts, als er gedacht, die gute Seele schliefe. Nebenan in der Wohnstube hat der schwere Eichenholzkasten gestanden, und sie ist aufgewacht und hinübergeschlichen und hat ihn da hantieren sehen. Todkrank ist sie geworden noch in der nämlichen Nacht, und als sie nach ein paar Wochen wieder zur Besinnung kam, da war das Unglück geschehen — in allen Zeitungen hatte es gestanden."

„Und die Frau — die arme Frau?" stammelte ich.

„Was sie mit ihm geredet, weiß ich nicht; mir gegenüber schwieg sie, erst später erfuhr ich einzelnes. Aber wie gebrochen ist sie seitdem gewesen; das Kind, den Robert, hat sie geliebt, abgöttisch geradezu, als müßte sie an ihm alles wieder gutmachen, was an den Eltern gesündigt worden war."

„Nun, und der Steckbrief?"

„Ach, Anneliese, es war von Wollmeyer wohlweislich so eingerichtet, daß der erst losgelassen werden konnte, als der Arme drüben in Amerika verschwunden war und sich nicht mehr wehren konnte."

„Es ist ja furchtbar, Base! Und das andere, das Schreckliche, das mit dem Bankrott — wußte das Hannchen auch?"

„Durch einen Zufall kam sie auch hinter diese Schuld ihres Mannes. Ach, Fräulein Anneliese, was haben wir armen Frauensleute durchgemacht seit jenem Tag! Ich hab' gemeint, die Frau stirbt mir unter den Händen, als sie beim Durchsehen des alten Schreibtisches das Ding fand. Es war damals, als wir eben von der Mühle herunterziehen wollten, hierher. Wollmeyer hatte selbst seine Papiere in eine Kassette geräumt, die er sich eigens für diesen Zweck gekauft hatte; er war immer so eigen und sorgsam mit seinen Briefschaften, seinen Büchern; keine Seele, am allerwenigsten Hannchen, durfte an seinen Schrank. Da kommt sie einmal mit wankenden Knien und aschfahlem Gesicht in mein Stübchen hinauf, Sie wissen, das Giebelstübchen, wo der Lindenbaum durchs Fenster hereinguckt. Ich saß da und ruhte mich ein wenig aus, es war so eine arge Räumerei gewesen. ‚Dorchen, Dorchen!‘ hat sie gekeucht, ‚o du Allbarmherziger, womit hab' ich's verdient, daß ich so gestraft werde! Ist es nicht genug, daß er das Kind bestiehlt und den Vater beschuldigt als Dieb? Nun auch das noch! Mein Tag werd' ich nicht wieder froh, denn, siehst Du, Dorchen, jeder Bissen Brot, den wir essen, ist unrecht Gut!‘ Sie können glauben, Fräulein Anneliese, daß mir, wie ich das hörte, das Herz stillgestanden hat vor Schreck. Was die arme Seele durchgekämpft hat in den Jahren, die nun folgten, das ist nicht zu beschreiben. Zuerst hat sie versucht, ihn dazu zu bewegen, sein Unrecht einzugestehen; auf den Knien ist sie vor ihm gerutscht und hat die Hände gerungen — er hat alles geleugnet, hat gedroht, er ließe sie ins Irrenhaus sperren, und wie das nicht half, da hat er sie geschlagen. Das Papier solle sie ihm wiedergeben, das sie gefunden, das sie gänzlich mißverstanden habe, hat er gefordert. Und das mit Robert seinem Vermögen sei gar wahnsinnig, denn damals habe sie schon im Fieber gelegen und sei todkrank gewesen. Aber sie gab das Papier nicht heraus, sie log, es sei verbrannt. In Wahrheit trug sie es bei sich, eingenäht in eine Tasche. Er hat damals schon Kisten und Kästen heimlich mit dem Nachschlüssel geöffnet und nach dem Schriftstück gesucht — allein er fand nichts. Und sie, sie hatte nicht den Mut, den Mann, der ihr angetraut war, den Vater ihres verstorbenen Kindes, anzuklagen. Aber sie waren getrennt für immer; nie hat sie sich überwinden können, wieder ein freundliches Wort zu ihm zu reden. Seine Geschwätzigkeit, seine Phrasen, seine vornehme Art, seine hiesige Stellung beachtete sie gar nicht; unter vier Augen mit ihr wagte er kaum einen Laut zu sagen — er hat ausgekostet, was Verachtung heißt."

Die alte Frau war ins Erzählen gekommen. Sie saß jetzt neben mir auf dem Fenstertritt, und beim Sprechen wickelte sie die Bänder ihrer Schürze zu kleinen Rollen auf und wieder ab, obgleich die Hände heftig zitterten.

„Base," sagte ich, „es ist also wahr, daß er die Nordmanns durch einen falschen Bankrott betrog?"

Sie nickte. „Er hatte ja ein paar Verluste gehabt, aber was will das sagen bei solcher Besitzung! Da ist der Brankwitz gekommen, und der mag ihm den teuflischen Vorschlag zuerst gemacht haben, und, kurz und gut, er war schwach dem Gelde gegenüber."

„Und der Nordmann hat das natürlich gemerkt und ihn als Betrüger verklagt?" fragte ich.

„Ja! Und da, mein Gott, da hat er halt das Fürchterliche gethan — da hat er den Eid geleistet, da hat er geschworen, daß er nichts mehr besitze, daß er alles verloren habe. Und aus Rache, sehen Sie, aus Rache stempelte er Nordmann zum Diebe."

Sie nickte, mit starren Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein moderner Charakterspieler.

Friedrich Mitterwurzer.

(Mit Bild S. 341.)

Sie können nur abbrüchige Charaktere spielen! So schnarrte Heinrich Laube, der unvergessene Großmeister unserer praktischen Dramaturgie, als Friedrich Mitterwurzer wieder einmal eine Bühnengestalt in kritischer Zergliederung dargestellt hatte, anstatt nach dem Plane des Dichters ein harmonisches Ganzes daraus zu formen.

Abbrüchige Charaktere! Das Wort kennzeichnet seinen Sprecher: hart, ohne Wohlklang, ungelenk, aber so klar, so unzweideutig, daß jeder wissen muß, was damit gemeint sei. Und in der That: der damalige Friedrich Mitterwurzer war wohl auch ein verwandlungsfähiger, abwechslungsreicher, fesselnder Schauspieler — nur jene großen, geschlossenen Wirkungen, die von harmonischen Naturen ausströmen, blieben ihm versagt. Aber Laube war ein ebenso geübter als eifriger Forscher nach den Quellen wahrhafter Begabung; immer wieder horchte er nach den Regungen von Mitterwurzers Talent; immer wieder suchte er den unsteten Künstler an sich zu fesseln; immer wieder setzte er große Hoffnungen auf den, der nur „abbrüchige“ Charaktere zu spielen verstand. Laube hoffte eben, daß sich Mitterwurzer selber finden und das geniale Ungestüm seines Wesens durch strenge Selbstzucht besiegen werde.

Ehe dieser Sieg errungen war, gehörten Rollen wie Narciß zu den besten Darbietungen Mitterwurzers. Die innere Zerfallenheit im Charakter des groß angelegten, verlumpten Narciß fand Berührungspunkte in dem Zwiespalt seines eigenen künstlerischen Wesens. Man betrachte das Bild, das unsern Künstler in der Maske des philosophischen Bummlers zeigt! Welche Weltverachtung drückt sich in den Mienen dieses empfindsamen Cynikers aus, den „nichts mehr begeistern kann“ und dem doch die Sehnsucht nach Begeisterung im Blute liegt. Wie sein Aeußeres ist auch sein Inneres entstellt von den Stürmen des Lebens; schon schleicht der Wahnsinn heran, um seine „Pantherzähne“ in des Verfolgten wirres Hirn zu drücken. Ehe es zur erschütternden Katastrophe kommt, giebt Narciß das Bild eines sprunghaften Geistes, der sich aus wehmütigen Stimmungen gewaltsam herausreißt, um in gesteigerte Lustigkeit zu verfallen. Solch jäher Stimmungswechsel gelang nun von jeher Mitterwurzer am besten. Auch in einzelnen Momenten der Verzückung erreichte er schon immer die äußerste Grenze der überhaupt möglichen Wirkung. Eugen Guglia berichtet in einem dem Künstler gewidmeten Aufsatze, bei Mitterwurzers Narciß sei der Ausbruch innerer Erregung mehrmals so heftig, als müßte eine völlige Zerstörung des Organismus die Folge sein.

In dieser Charakteristik des Schauspielers, die sich im „Wiener Almanach“ von 1892 findet und von Mitterwurzer selber, auf mein Befragen, als sehr zutreffend bezeichnet wurde, wird der Versuch gemacht, die hervorgehobene Eigentümlichkeit seiner Spielweise physiologisch zu erläutern und zu erklären. Fast in allen größeren Partien Mitterwurzers findet sich danach ein Moment, der die innerste Natur des Künstlers heraustreten läßt; der Zuschauer empfängt dann den Eindruck „einer hochgradigen Nervenerregung, die etwas Dämonisches hat und bisweilen die Grenze des Wahnsinns streift“. Als Symptome dieses Nervenzustandes werden treffend bezeichnet: vor allem ein grelles Funkeln der Augen, ein eigentümliches Dehnen der Körpermuskeln, die Gestalt scheint über ihr gewöhnliches Maß hinauszuwachsen, die Arme geraten in fast krampfhafte Bewegungen, um zuletzt mit starr geschlossenen Fäusten in die senkrechte Lage überzugehen; konvulsivische Schauer durchzittern den Leib; die Worte werden langsam und gedehnt hervorgestoßen oder hervorgepreßt, oft halb erstickt in einem nervösen Lachen. Dies alles dauert bisweilen nur einen Moment, ist aber nie bloße Nachahmung, immer elementare Offenbarung hochgradiger innerer Erregung. Solche Symptome lassen sich in der That bei fast allen großen Rollen Mitterwurzers feststellen; ich habe dieselben auch in seinem Wallenstein beobachtet — in dem Augenblicke, da sich der Hochverräter selbst verraten sieht und alle kühnen Hoffnungen zusammenbrechen. Besonders heftig tritt diese Art Erregung in Mitterwurzers Shylock zutage — nur zumeist „über das Tragische hinaus in die Karikatur getrieben.“

Mitterwurzer selbst bezeichnete mir den Zustand, in den ihn jede bedeutende Rolle versetzt, als den einer gewissen geistigen Trunkenheit, von der sein ganzes Nervenleben erfaßt wird. Sobald Mitterwurzer den Schlüssel zu den geheimsten Tiefen des darzustellenden Charakters gefunden zu haben glaubt, wird seine Seele durch die Beschäftigung mit der betreffenden Rolle in eine erhöhte Stimmung versetzt, wird sein Inneres ganz davon erfüllt. Bei der Darstellung steigert sich dieser Zustand innerer Ergriffenheit im Gipfelpunkt der Rolle bis zur Ekstase. Wird aber das zarte Gewebe innerer Stimmung durch irgend ein zufälliges Ereignis zerstört, so versagt plötzlich die Wirkung und die Zuschauer sagen grollend: „Mitterwurzer ist heute schlecht aufgelegt!“ Der Theaterbesucher, der sich recht herzlich auf eine berühmte Darbietung Mitterwurzers gefreut hat, wird dann um den erhofften Kunstgenuß kommen, und mancher begeisterte Anhänger des Künstlers ist auf diese Weise sein erbitterter Gegner geworden. Aber Mitterwurzer läßt solchen Stimmungswechsel nicht als Launenhaftigkeit gelten. Es ist mir — so erklärt er den Vorgang — als verspürte ich in meinen Nerven einen Riß. Jede Nüchternheit tritt an die Stelle der künstlerischen Begeisterung. Nichts vermag die entflohene Stimmung zurückzubringen; der Wille ist machtlos gegenüber der völligen Abspannung aller Nerven.

Solche Enttäuschungen des Publikums sind zwar ein hoher, aber doch nicht zu hoher Preis für die unvergleichlichen Genüsse, die Mitterwurzers große Kunst zu bieten vermag, so lange seine erhöhte Stimmung anhält, so lange jener Riß in den Nerven nicht erfolgt, oder — wie das Publikum sagt — so lange Mitterwurzer „bei Laune“ ist. In dieser erhöhten Stimmung sind die Leistungen unseres Künstlers nur mit der Natur selber vergleichbar. Denn darin liegt seine Größe, daß Mitterwurzer alle Bühnengestalten wahrhaft zu vermenschlichen weiß.

Um dahin zu gelangen, hatte er einen weiten Weg, denn dem Dresdener Kinde war in der Jugend Emil Devrient als bestechendes Vorbild vorangeleuchtet und sein junges, so ganz anders geartetes Talent drohte dadurch ins Deklamatorische und Theatralische zu geraten. „Alles, was ich an vornehmer Haltung, an theatralischer Pose besitze,“ erzählte mir Mitterwurzer, „verdanke ich dem Beispiel Emil Devrients, der die anmutige Würde eines Edelmanns zu verkörpern wußte wie Keiner.“ Aus eigener Kraft lernte er, den darzustellenden Charakter in seiner eigensten Natur zu erfassen und so darzustellen, daß alle seine Handlungen und Aeußerungen menschlich glaubhaft erscheinen. Dabei ist er weder durch sein Talent, noch durch seine äußeren Mittel an ein bestimmtes Fach gebunden; er spielt den Bösewicht wie die lustige Person; den Träumer Hamlet wie den Recken Quitzow; den Helden der Pflicht im „Pfarrer von Kirchfeld“ wie das Opfer des Branntweins in Zolas „L'Assommoir“. Das Erhabene wie das Rohe, das Gemeine wie das Hohe — alles, was menschlich, ist ihm nicht fremd.

Mitterwurzer leugnet nicht, daß er stets nach dem komischen Material forscht, welches, wie er meint, in jeder Rolle enthalten sei. So macht er den Shylock zur komischen Figur und weiß den düsteren Wallenstein durch humoristische Lichtlein aufzuputzen. Ja, selbst als Richard III. streift Mitterwurzer durch stärkeres Betonen heuchlerischer Frömmigkeit und ähnlicher Züge das Gebiet der Komik, ohne dadurch die großartige Schrecklichkeit des Charakters abzuschwächen. Keines Bildners Meißel kann die Züge des Tyrannen eindrucksvoller formen, als sie sich in der Maske unserer Künstlers zeigen. Neben den tragenden Rollen der klassischen Tragödie und des zeitgenössischen Schauspiels liebt es Mitterwurzer, burleske Schwänke und Possen darzustellen. Auch darin zeigt sich seine Freude am Humor. Wer gestern über ihn geweint, soll heute über ihn lachen. Bei seinem amerikanischen Gastspiel gab er häufig den sächsischen Theaterdirektor Striese in Schönthans „Raub der Sabinerinnen“ und in dem Putlitzschen Einakter „Das Schwert des Damokles“ den Buchbinder Kleister, dem das Wort „Damokles“ nicht einfallen will. Um Mitterwurzers Vielseitigkeit zu illustrieren, führen wir auch die Maske dieser derb komischen Figur im Bilde vor.

Für unseres Künstlers komische Rollen gilt das Gleiche, was über seine tragischen gesagt wurde. Auch hier begegnen wir einer gesteigerten Nerventhätigkeit, welche die Augen funkeln macht und alle Muskeln in Spannung hält. Mitterwurzers tolle Laune als Conrad Bolz in Freytags „Journalisten“, als Hagen in des lieben, alten Benedix' „Gefängnis“ und in hundert andern Lustspielen wirkt geradezu zündend; niemand vermag sich der mitreißenden Wirkung zu entziehen, solange die gehobene Stimmung vorhält. Ein Riß — und der elektrische Strom zwischen Bühne und Zuschauerraum ist unterbrochen. Man begreift nicht, wie man über dieses Stück, wie man über diesen Darsteller jemals hat lachen können.

Unseres Künstlers Vater, der berühmte Dresdener Sänger Anton Mitterwurzer, war vor seinem Tode geistiger Umnachtung verfallen. Unter den traurigsten Jugendeindrücken begann Friedrichs künstlerische Laufbahn. Seine Mutter studierte vom Krankenbette aus mit dem Anfänger die ersten Rollen. Wenn der Jüngling verzagen wollte, bat ihn die Mutter, auf Gott zu vertrauen. In der That hatte er in den ersten Jahren seines Künstlertums solch Gottvertrauen ganz besonders nötig. Nach Gastspielen in Meißen und Tetschen fand er Stellungen in Liegnitz und Plauen. Ging es dort noch leidlich, so folgte dann in allen größeren Städten, in Berlin, Breslau und Leipzig, ein Durchfall dem andern. „In Breslau habe ich seither nie rechten Erfolg,“ behauptet Mitterwurzer. Hülsen löste den für Berlin schon abgeschlossenen Vertrag. Nach Dresden, München, Kassel wandte sich der junge Mann vergebens, er fand keine Stellung. Da wagte es Laube noch einmal in Leipzig. Posa und Coriolan neben zahlreichen Lustspiel- und Possenfiguren trugen dem Künstler Erfolge ein, und der Weg zum Wiener Burgtheater war geebnet. Zwar interessierte Mitterwurzer die Wiener lebhaft, aber, was uns heute als edler Wein mundet, war damals noch gährender Most. Bei der Generalprobe von Goethes „Faust“ fragte der höfische Direktor Dingelstedt: „Werden Sie abends den Mephisto ebenso spielen, lieber Mitterwurzer?“ — „Gewiß, Herr Hofrat.“ — „Dann werden Sie durchfallen,“ schmunzelte Baron Dingelstedt. — „Er hat natürlich recht gehabt,“ fügt Mitterwurzer der Erzählung dieser Episode trocken hinzu. Immer freilich konnte er dem spottlustigen Herrn Hofrat nicht Recht geben. Das Verhältnis zwischen beiden wurde so unleidlich, daß Mitterwurzer beim Kaiser Franz Joseph seine Entlassung aus dem Burgtheater als Gnade erbat. Dann wirkte er in Wien am Ringtheater, am Stadttheater, den beiden inzwischen abgebrannten, und weiter am Carltheater insbesondere als Regisseur verdienstlich. Auch in dieser Eigenschaft galt ihm ein Laubesches Leitwort: „Es muß Hindernisse geben auf dem Theater!“ Wie er danach das Bühnenbild stets durch realistische Ausstattung lebendig zu gestalten wußte, so beschleunigte er auch in realistischer Weise das Tempo der Rede und verbannte dadurch die Langeweile aus dem deutschen Lustspiel.

Nach langen, ebenso erfolgreichen, wie für sein Künstlertum gefahrvollen Gastreisen gehört Mitterwurzer heute wiederum dem Burgtheater an. Den Zwiespalt in seinem Wesen hat er zu meistern gelernt, den Gefahren des Virtuosentums ist er entronnen, er steht im Zenit seiner Laufbahn. Es ist ein entschiedenes Verdienst des jetzigen Burgtheaterdirektors Dr. Burckhard, daß er der ersten deutschen Bühne diesen genialen Schauspieler zurückgewonnen hat. Und könnte Altmeister Laube jene Reihe großdurchgeführter Gestalten sehen, die uns Mitterwurzer als „jüngster“ Hofburgschauspieler bewundern läßt, er würde gerne eingestehen, daß sein bedeutendster Schüler heute Besseres spielen kann als — „abbrüchige Charaktere“.

Gerhard Ramberg.

Der Böse.

Von **Hermine Villinger.** Mit Illustrationen von **A. Seligmann.**

Die unterhalb des Ortlers, stille Menschen, die mit der Natur um ihr bißchen Wiesenland kämpften, was wußten die in ihrer Weltabgeschiedenheit von Leidenschaften? Außer etwa, wenn dem Aelpler in der Bergeinsamkeit einmal ein Gemsbock in den Weg lief; dieser Anfechtung vermochte keiner zu widerstehen. Im übrigen ordneten sie sich in allen Dingen ihrem Kuraten unter, und keiner der neunundneunzig zur Kuratie gehörenden Seelen wäre es je eingefallen, irgend etwas besser wissen zu wollen als er, oder sich gar aus dem engen Hochthal hinauszusehnen.

Einem einzigen Burschen nur war das ewige Einerlei eines Tages nicht mehr ganz recht gewesen; er litt freilich an einem Brustübel, wohl die Hauptursache seiner Unzufriedenheit; auch hatte ihm ein Tourist gesagt — solche waren zur Zeit noch gar seltene Erscheinungen im Suldenthal — drüben im Welschland sei ewiger Sommer und der mache alle Kranken gesund.

Also geschah's, daß zum erstenmal seit Menschengedenken einer von Sulden die Heimat verließ. Es litt ihn aber nicht lang draußen; schon nach wenigen Jahren kehrte er zurück, gesund, mit einem dunkeläugigen Weib, und es gab großes Aufsehen im Ort, weil die Fremde am hellichten Werktag goldene Ohrringe trug und ein farbiges Gehänge um den Hals. Dieser Uebermut hielt indes nur während der zwei Sommermonate an; der Welschen war's zu kalt da oben, und nachdem sie einen Buben mit kohlschwarzen Augen zur Welt gebracht, trug man sie auf den kahlen Gottesacker, wo außer ein paar dürren Lärchlein nichts Grünes fortkam.

Der kleine Hans Sepp wuchs auf; wenn die Witwe vom Nachbarhof ihren Alois herüber schickte, damit die Kinder zusammen spielten, bekam sie ihren Buben nie anders als bitterlich weinend zurück und in einem Zustand, der die Thränen des Alois vollständig rechtfertigte.

Hörte der Herr Kurat von dem gewaltthätigen Wesen des Hans Sepp, dann lachte er, daß seine sämtlichen Zahnlücken zum Vorschein kamen, und meinte, mit seinen kleinen Augen lustig zwinkernd: er soll mir nur in die Schule kommen!

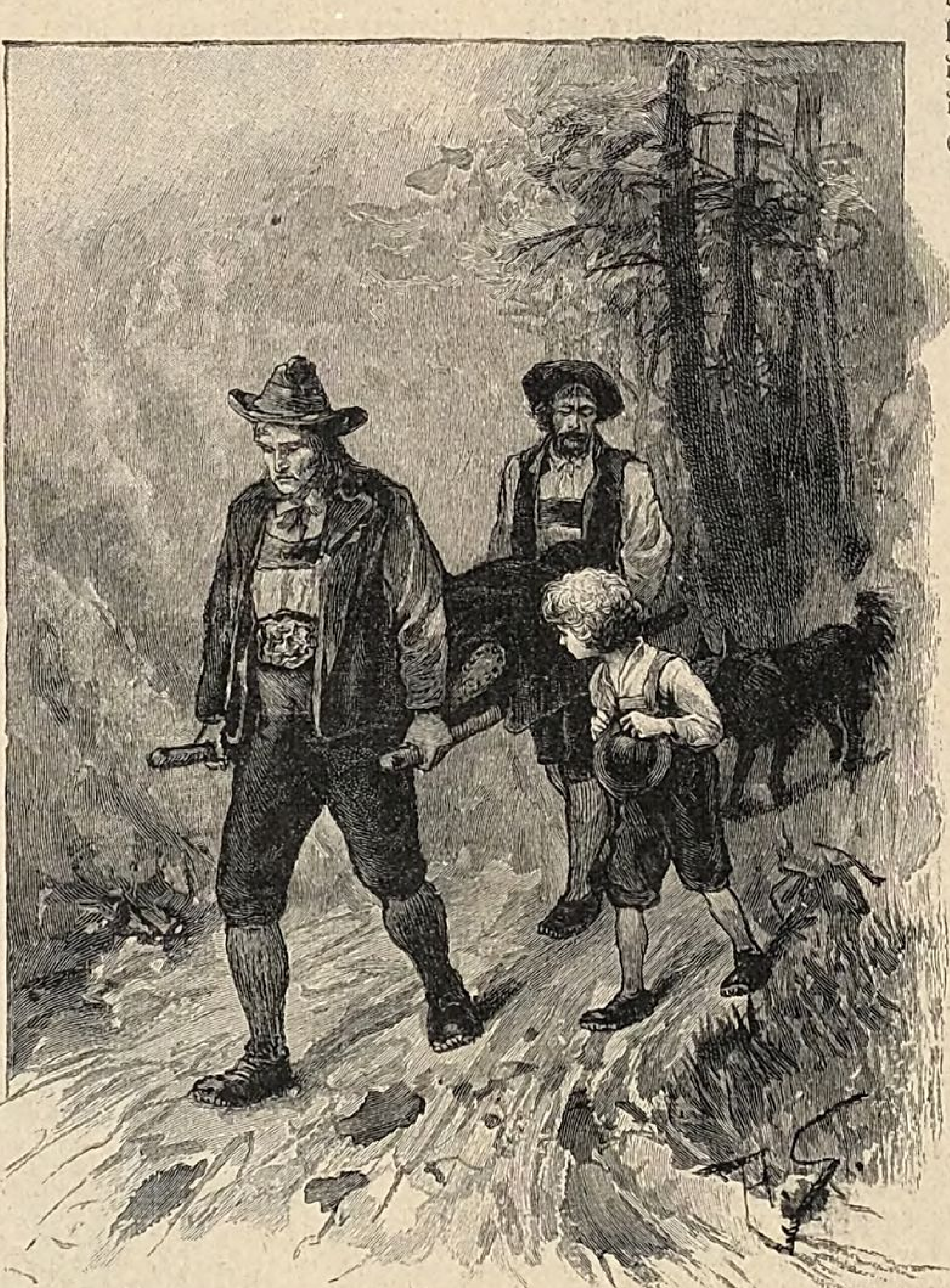
Als aber das welsche Kind auf der Schulbank saß, war dem geistlichen Herrn, der zugleich das Lehramt in seiner Gemeinde verwaltete, das Lachen vergangen. Wenn er sonst nach zweistündiger Schulzeit über sein wellenförmiges Wiesenland schritt, das Brevier in der Hand und seine Gebete murmelnd, den Kopf tief drin in den Schultern, mit seinen langen dünnen schwarz bestrumpften Beinen wie ein Storch ausschreitend, da hatte er an nichts weiter gedacht als an den möglichen Heusegen, hatte ihn schon aufgespeichert gesehen an Ort und Stelle und vergnügt zur Sonne hinaufgeblinzelt: nur zu, nur recht kräftig, daß es ausgiebt!

Jetzt aber fühlte sich der Herr Kurat gezwungen, immer wieder an den kleinen Kerl da auf der Schulbank zu denken, mit dem er gegen alles Herkommen nicht fertig wurde. Ein Kind, das auf die Lehre, Gott habe die Welt in sechs Tagen erschaffen, verächtlich aus der Mitte seiner Genossen rief, die paar Hütten hätte er in einer Stunde fertig gehabt — ein Kind mit großen sehnsuchtsvollen Augen, die unter einem Wust blonder Haare wie zwei feurige Kohlen hervorglühten und alles haben wollten, was ihnen begehrenswert erschien; ein kleiner heißer Streiter um sein eigenes Selbst, das die Leute um ihn her nicht begriffen und einzuengen suchten, wie dem Gebirgsbach geschah, wenn er im Frühjahr von oben herunterbrauste und den Frieden des Thales gefährdete. Aber ihm, dem Bach, grub man ein Bett, wies ihm den Weg, daß er sich austoben und in wildem Ungestüm dem Thale zueilen konnte. Dem Hans Sepp wurde keine Bahn eröffnet, der thatendurstige kleine Mensch sollte sich in das beschauliche Leben fügen, wie man's da oben angesichts des ewigen Winters nicht anders kannte; die grenzenlose Einsamkeit, die nie ein Vogelgezwitscher belebte, zeitigte nur stille Menschen; selbst der Kinder Lust klang wie gedämpft, wenn sie zu Füßen der Bergriesen ihre Spiele trieben. Sie nannten Hans Sepp den „Bösen“ und stoben alle auseinander, wenn er daher kam, immer bereit, irgend eine in seinen Augen notwendige Strafe an ihnen zu vollziehen, zu welchem Amte er sich kraft seiner Selbstherrlichkeit berufen fühlte.

Nur mit dem Vater machte er eine Ausnahme; der litt wieder an seinem Brustübel, und es lag ihm den ganzen Tag nichts anderes im Sinn, als sich jenseit der Berge wieder die Gesundheit zu holen. Davon sprachen die beiden den lieben langen Tag und freuten sich und lebten so mit ihrer Sehnsucht ein reiches inneres Leben, bis der Vater ein paar Gulden beisammen hatte. Da machten sie sich auf, kamen aber nicht weit, denn der Mann brach schon unterwegs an einem Blutsturz zusammen.

Hilfreiche Menschen brachten den Hans Sepp mit der Leiche seines Vaters heim; ein Hund war ihnen gefolgt, ein ruppiger, langhaariger Schäferhund, und als sein Besitzer wieder heim wollte, hing sich das Kind an das Tier und wollte es nicht fort lassen, indem es unter Thränen behauptete: „Ich habe ja sonst niemand auf der Welt!" Das rührte den Mann, und er zog ab und ließ seinen Hund zurück.

Der Hans Sepp blieb mit seinem Fex im väterlichen Hause wohnen; er wollte es so, und dagegen kam nicht einmal der Herr Kurat auf. Bei der Witwe nebenan ging der kleine selbständige Mensch in die Kost; da jedoch das, was die Frau kochte, nicht auch den Hund satt machte, so klopfte der Hans Sepp mit seinem Zinnteller an allen zehn Höfen des Thales an, überall ein paar Brocken für seinen Kameraden heischend. Dabei wurde dieser mit glühender Eifersucht bewacht, durfte nichts von einer andern als seines Herrn Hand annehmen und keinem, der ihn rief, Folge leisten.



Da nun aber zur Zeit der Fex der einzige Hund im Dorfe war, so gab's für ihn der Anfechtungen gar viele, und wehe ihm, wenn er einer solchen zum Opfer fiel. Der Hans Sepp kannte im Strafen keine Grenzen und hieb zu, daß das Jammergeheul des Tieres das ganze Thal erfüllte. Und so war und blieb er der „Böse", dem jedes Kind aus dem Wege ging, und der sich auch von keinem Großen wollte meistern lassen.

Es war nicht nur für den Hans Sepp eine Erlösung, als er mit zwölf Jahren der dumpfen Schulstube entwachsen war; der Herr Kurat trabte noch einmal so vergnügt über seine hügeligen Wiesen hin, seit er von dem störrischen Buben befreit war, der von allen Dingen, die da gelehrt wurden, Grund und Ursache wissen wollte und ohne Beweisführung den Glauben verweigerte.

Er that ein Uebriges, indem er den Buben zu seinem Hirten machte und ihm dafür die Kleidung stellte; für die Kost kam die Gemeinde auf.

Der Aloisl aber hütete die paar Kühe seiner Mutter, und so hatten die jungen Kameraden ihr Reich für sich — das ganze hintere Thal, vom brausenden Suldenbach aufwärts durch den sich lang hinstreckenden Lärchenwald bis dahin, wo in Geröll und Felsgestein jeder Graswuchs aufhört. Aber der Hirten Leben war kein friedliches; der arme kleine beschauliche Aloisl, der so gern still seiner Wege ging oder auf einem Baumstamm sitzend, sich selber unbewußt die Morgenstille einsog — wenn er sich noch so geborgen wähnte, eh' er sich's versah, erscholl des Kameraden Stimme aus der Höhe, und der Hans Sepp kam heruntergerast, seine Augen sprühten, und er lachte aus voller Brust dem Aloisl entgegen: „Gelt, gelt aber, ich habe Dich gefunden!"

So war es immer; er konnte nicht ohne den Aloisl sein, und hatte er ihn gefunden, dann quälte er ihn. Wie auf der Lauer saß er, mit Augen, die ohne Unterlaß vom Aloisl zum Fex wanderten und wieder zurück. Er war überzeugt, zwischen den beiden bestand eine geheime Liebe, und darum mußte ihnen aufgepaßt werden. Der Fex durfte nur ihm die Hand lecken, nur an ihm mit stürmischer Freude emporspringen; der andere ging ihn nichts an. Die geringste Liebkosung für diesen, nur ein freudiges Aufbellen trug dem armen Fex erbarmungslose Schläge ein.

Als sich einmal der Aloisl voll Mitleid dazwischen werfen wollte, bekam er eines mit der Peitsche übers Gesicht, daß er ein blutiges Zeichen davontrug. „Du hast Deine Mutter, und der Fex gehört mir," wurde ihm bedeutet.

Also gaben sie sich die erdenklichste Mühe, der Fex und der Aloisl, das Wohlwollen, das sie für einander hegten, zu verbergen; nur ein unterdrücktes, wie ein Schluchzen klingendes Geheul entstieg der Hundekehle, wenn der Aloisl daherkam, der seinerseits, aber nur wenn er sich unbeachtet glaubte, schnell mit der Hand über den Kopf des Tieres fuhr. Der unglückselige Fex verriet aber dann immer die That des Aloisl durch das bodenlos schlechte Gewissen, das er zur Schau trug, und wenn er so einherschlich, mit eingeklemmtem Schwanz, und den funkelnden Blick seines jungen Herrn nicht auszuhalten vermochte, dann wußte dieser schon, wieviel die Glocke geschlagen hatte.

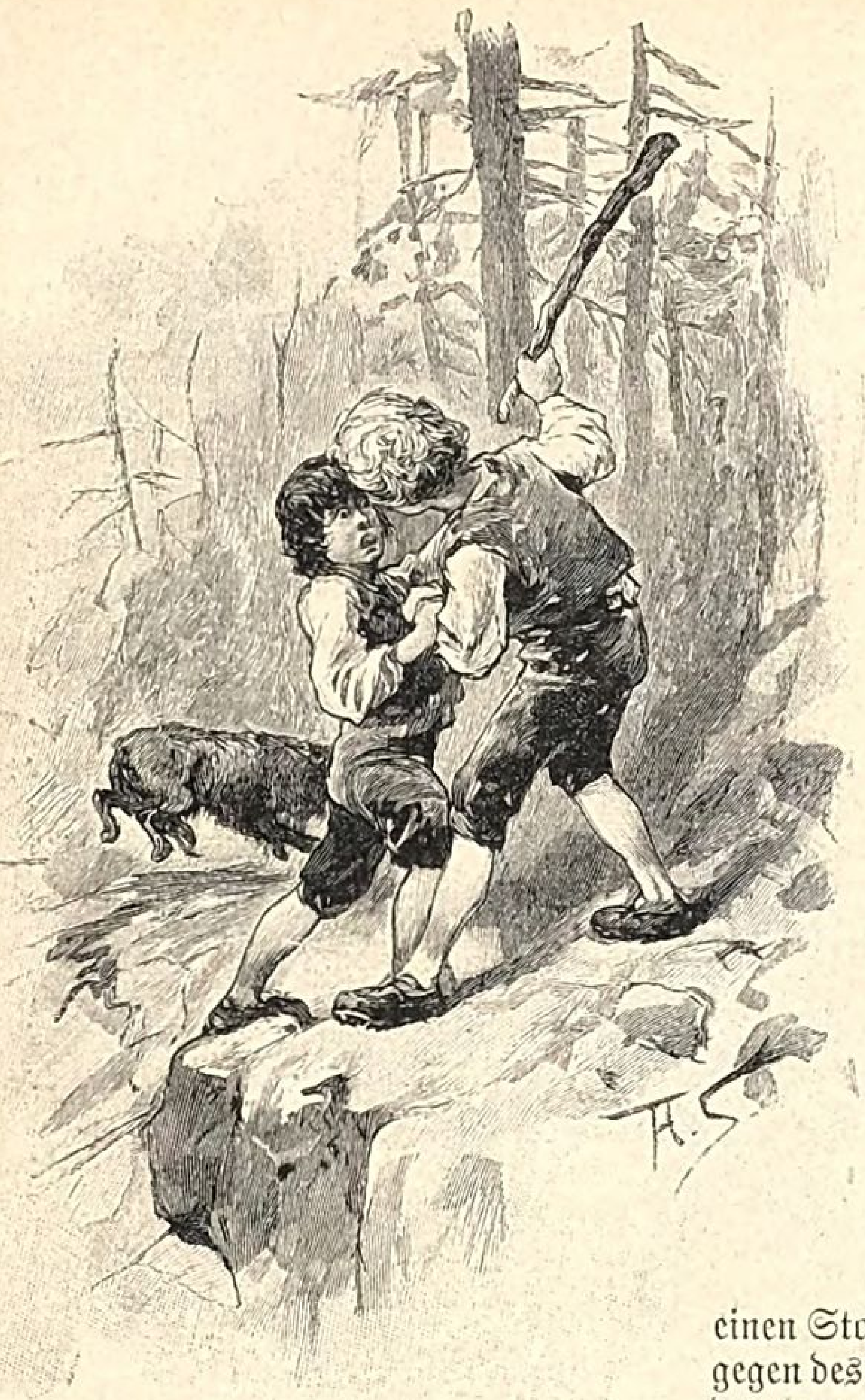
Hatte sich jedoch eine Kuh verstiegen und galt es, mit Gefahr des Lebens an schwindelnden Abhängen hinzuklettern, dann war der Hans Sepp an seinem Platz; denn nie war ihm wohler, als wenn er seine ganze Kraft an eine Sache setzen durfte, wenn sich's um Aufregungen handelte, um Kampf und Gefahren, einerlei welcher Art. Nur im Frieden war er nicht zu gebrauchen.

Es machte ihn traurig, wenn er des Abends heimging durchs Thal, und die Kinder ihm scheu auswichen, oder wenn er mit dem Aloisl am Tisch der Witwe saß und sie freundliche Worte nur für ihren eigenen Buben hatte oder gar jammerte, daß der wieder ein Zeichen heimgebracht von der Hand des gewaltthätigen Kameraden. Zornig warf er dann seinen Löffel auf den Tisch und ging hinüber in sein verwahrlostes Heim, wo die Spinnen ihr Wesen trieben und die Fensterscheiben, vom Staub wie verschleiert, kaum ein gedämpftes Licht einließen. Da saß er in der Totenstille seiner Einsamkeit, die Arme um seinen Fex geschlungen, und haßte sie alle, die Menschen, haßte sie grenzenlos und nahm sich vor: „Ihnen zu leid bin ich bös', denn sie alle miteinander verdienen's nicht besser!"

Es war sein Schicksal, er mußte grausam sein auch gegen die, welche er liebte. Er riß im Schweiße seines Angesichtes junge Bäume aus dem Erdreich und schleppte sie hinunter zum Abhang, von wo er sie jauchzend dem tosenden Bach überlieferte; dann mußte der Fex herhalten und mit Gefahr seines Lebens dem reißenden Wasser den Raub abkämpfen, während der Aloisl droben vor Angst schrie und den Kameraden anflehte, von seinem Beginnen abzulassen. Da lachte der Hans Sepp und verhöhnte ihn, und obwohl ihm selbst das Herz vor Angst um seinen geliebten Fex zu zerspringen drohte, er gab nicht nach und hörte nicht auf mit Rufen und Befehlen, bis das Tier stolz erhobenen Hauptes ihm die Beute zu Füßen legte.

Eines Tages hatte sich eine von den Kühen des Aloisl verstiegen; der Hans Sepp, sofort bereit, das Tier herbeizuholen, befahl dem Fex, bei der Herde zu bleiben, und machte sich auf den Weg. Nachdem er seine Aufgabe gelöst und die Kuh auf einen gangbaren Weg gebracht hatte, setzte er sich einen Augenblick nieder, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen; plötzlich beugte er das Haupt weit vor und lauschte hinab; da unten, wo er den Fex gelassen, hörte er des Aloisl Stimme. Er schlich hinab, und durch eine Lichtung der Bäume sah er den Kameraden und zu dessen Füßen den Fex, mit dem Kopf auf des Buben Knien.

Wie der Blitz brach der Hans Sepp durch die Bäume und rutschte jählings über Wurzeln und Stoppeln zu den beiden hinab. Der



Hund heulte laut auf und eilte geduckt davon, als spürte er schon im voraus die Schläge, die seiner warteten. Und der Hans Sepp erhob den Stock und stürzte mit einem Wutgeschrei dem Tier nach. Aber der Aloisl ergriff den Kameraden beim Wams und hielt ihn fest und keuchte es ihm ins Gesicht: „Böser — o Du Böser!“

Da that der Hans Sepp einen Stoß mit der Faust gegen des Genossen Brust; der taumelte, überschlug sich und stürzte im nächsten Augenblick in den zischenden Bach hinab, der ihn verschlang. — —

* * *

Stunden waren vergangen, der Hans Sepp watete im Schnee, hoch droben auf dem Kamm des Ortlers; er wußte nicht, wie er heraufgekommen war; besinnungslos vor Entsetzen war er dem Orte seiner That enteilt, von dem Gefühl seiner Schuld getrieben wie mit Peitschenhieben; blindlings war er über Spalten gesprungen, auf dem Bauche über Gletscher gekrochen. Und nun stand er oben in der Ureinsamkeit des Bergriesen und vernahm nichts weit und breit als das Atemholen seiner eigenen sündigen Brust.

Mit einem lauten Aufschrei brach er im Schnee zusammen.

Als er erwachte, lag er warm gebettet unter einem schützenden Dach; es fing eben an zu dämmern; ein dunkelbärtiger Mann beugte sich über ihn, lachte ihm zu und reichte ihm ein Glas Wein und ein Stück Brot. Hans Sepp setzte sich auf und aß und trank. Von dem, was der Mann zu ihm sagte, vermochte er nichts zu verstehen, aber soviel erriet er, daß er sich in der auf dem Kamm des Ortlers errichteten Schutzhütte befand, und die Männer, die sich um ihn her bewegten, Bergsteiger waren. Nachdem sich diese überzeugt hatten, daß der Bub, den sie im Schnee aufgefunden hatten, lebte und mit Lust aß, streckten sie sich unverzüglich auf ihren Pritschen aus, denn eine Verständigung blieb ausgeschlossen, da sie Italiener waren.

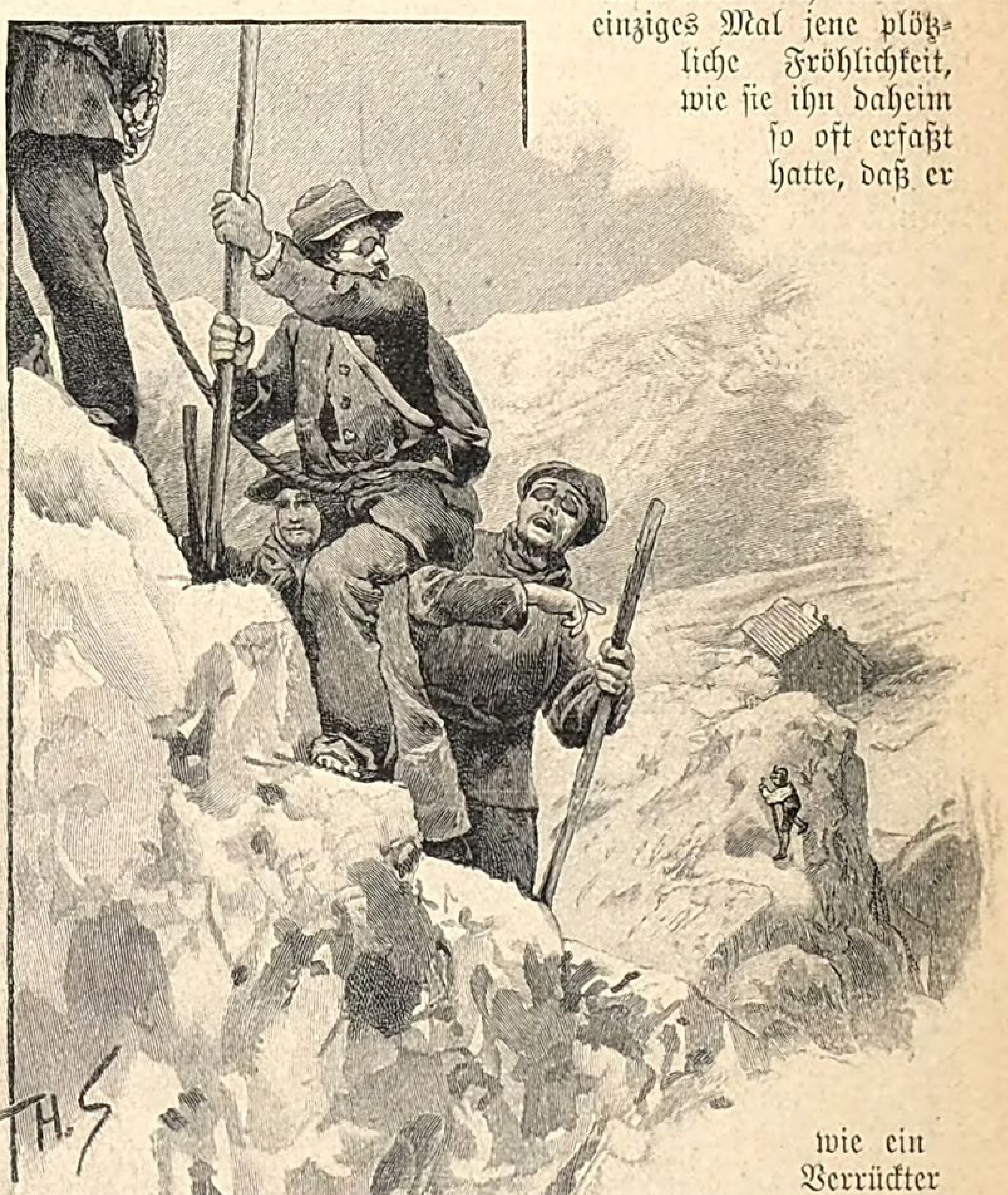
In der Frühe, als sie aufbrachen, wollte sich ihnen der kleine Mensch ohne weiteres anschließen; sie zeigten hinunter in sein Heimatthal, ob er dahin gehöre, aber er schüttelte den Kopf, als ginge es ihn nichts an; auch von Trafoi jenseit des Ortlers wollte er nichts wissen. Auf das Gebaren der Männer hin, die ihn durchaus nicht mitnehmen wollten, blieb er endlich zurück, auf der Schwelle der Hütte kauernd, wie in sein Schicksal ergeben.

Die Wanderer schritten über den Grat des Ortlers, angeseilt einer an den andern, mit Steigeisen und Pickel bewaffnet. Als sie, einen Augenblick von ihren Mühsalen rastend, sich umschauten, sahen sie zu ihrem Entsetzen den Buben hinter sich herkommen; nur mit einem Stock versehen, kletterte er die schmale Kante entlang, rechts und links schwindelnden Abgrund; dem kaum Vierzehnjährigen schien das Leben keinen Deut zu gelten. Einer der Männer kam ihm ein Stück entgegen, dann nahmen sie ihn in ihre Mitte, nachdem sie ihn mit dem Nötigsten versehen hatten.

Fünf Tage gingen so hin unter allen erdenklichen Strapazen, unterbrochen von einer gelegentlichen Rast in den da und dort für die Bergsteiger errichteten Schutzhütten. Der Unternehmer der Tour war ein junger Italiener mit seinen drei Führern, von denen der kühnste, den sie Felice nannten, in Hans Sepps Augen der Held war; ihm nachzueifern und ähnlich zu werden, war fortan sein ganzes Bestreben. Als dem Felice der Eispickel in eine Lawinenrinne hinuntersauste und kein Mensch daran dachte, ihn wieder zu holen, war's der Hans Sepp, der in aller Stille die That unternahm. Die Männer hatten sich auf dem Plateau des Hochjoches an einer windgeschützten Stelle gelagert und mit Speise und Trank gestärkt, als der Bub völlig atemlos, mit leuchtenden Augen auf den Felice zutrat und ihm seinen verloren gegebenen Pickel hinreichte. Der junge Italiener, ganz hingerissen von des kleinen Mannes That, griff in die Tasche und schenkte dem Hans Sepp ein großes Silberstück. „Braver, Braver!“ nickte er ihm zu, mehr wußte er nicht von deutschen Lauten, aber diese reichten hin, dem Burschen die Röte der Scham in die Stirne zu treiben. Wie es ihm plötzlich wieder in den Ohren gellte, das „Böser, o Du Böser!“ — jene letzten Worte des Aloisl.

Unter den Gefahren, wenn ihm die Anstrengung Denken und Fühlen raubte, schwieg jene innere Stimme, um ihn dann freilich in den Augenblicken der Ruhe um so lauter zu verfolgen. Wo war sie nun hin, die ihn so plötzlich durchzuckende Freude über das erste eigene Geld, das seine Hand umschloß? Er war der Brave nicht, für den die Männer ihn hielten — der Aloisl war tot durch ihn, für immer von der Welt genommen; es gab keine Sonne mehr für den Armen, keinen Feiertag, nichts mehr, was ihn freuen konnte. — Ich darf auch nichts haben, flüsterte eine innere Stimme in Hans Sepps Brust, für mich soll's auch keine Freude mehr geben auf Erden. Und mit einem tiefen Seufzer und Thränen an den Wimpern, ließ er sein Geldstück in eine Felsspalte gleiten; es war eine That für ihn, und er glaubte allen Ernstes, halbwegs wenigstens den lieben Gott versöhnt zu haben.

Allein trotzdem überkam ihn auf der ganzen Wanderschaft nie wieder auch nur ein einziges Mal jene plötzliche Fröhlichkeit, wie sie ihn daheim so oft erfaßt hatte, daß er



wie ein Verrückter schreien und jauchzen mußte, als warte auf ihn irgend ein großes unermeßliches Glück. O ja, er hatte es schön gehabt, wenn schon er mit allen in Fehde gelebt; jetzt hatte er sein Recht verscherzt und durfte nie wieder Gericht halten über die andern, denn von allen Menschen hatte er das Schlimmste gethan.

(Schluß folgt.)

Ein Schwindelfest.

„Lügen haben kurze Beine", sagt das Sprichwort. Wenn das auf irgend etwas zutrifft, so ist es unser heutiges öffentliches Nachrichtenwesen. Es kommt ja auch heute noch vor, daß aus Absicht oder Unverstand eine falsche Kunde in die Welt hinausgesandt wird — aber ihre Herrlichkeit ist meist nur von kurzer Dauer. Mit derselben Blitzesschnelle, mit der sie selbst nach allen Richtungen hin saust, folgt ihr die Gegenmeldung, und oft geschieht's dem erstaunten Zeitungsleser, daß er Behauptung und Widerlegung zugleich in einer Nummer aufgetischt erhält.

In Kriegszeiten, wo der Verkehr den mannigfaltigsten Störungen unterliegt, ist es schon eher möglich, daß Fälschungen ein längeres Leben fristen; das haben die Franzosen im Jahre 1870 zur Genüge erprobt. In früheren Tagen aber gar, wo die Hilfsmittel zur raschen Beförderung von Nachrichten äußerst kümmerlich waren, konnten die fettesten Zeitungsenten tage- und wochenlang ungestört umherflattern, bis endlich auch sie das wohlverdiente Schicksal aller Enten ereilte — das Dementi.

Ein tolles Stücklein dieser Art hat in Frankreich während des sogenannten pfälzischen Erbschafts- oder Orleans'schen Krieges gespielt, während jenes Krieges, den Ludwig XIV. gegen die gewaltige Koalition fast des ganzen übrigen Europa führte und dessen unselige Spuren noch heute so manche Trümmerstätte im pfälzischen und badischen Lande bezeichnet, allen voran die Ruine des Heidelberger Schlosses.

Der Anfang Juli 1690 hatte für Ludwigs Waffen manchen Erfolg gebracht. Der Marschall von Luxembourg hatte bei Fleurus über die Deutschen und Holländer gesiegt, der Admiral Tourville die englisch-holländische Flotte in der Nähe der Insel Wight geschlagen. Paris und Frankreich taumelten von einem Siegesfest ins andere. Da war es denn sehr unangenehm, daß unmittelbar darauf Ludwigs Schützling, der entthronte König Jakob II. von England, als Besiegter von Irland nach Frankreich zurückkam. Sein Gegner, König Wilhelm III. aus dem Hause Oranien, hatte ihm am Boynefluß eine schwere Niederlage beigebracht, allerdings selbst dabei seinen Feldherrn, den Marschall von Schomberg, eingebüßt.

Sei es nun, daß man die Hiobspost aus Irland überhaupt nicht unter die Leute kommen lassen oder daß man den schlechten Eindruck verwischen wollte, den sie gemacht hatte, kurz, es wurde ein Gaukelspiel in Scene gesetzt, wie seinesgleichen in der Weltgeschichte vergeblich zu suchen sein dürfte. Wie weit Ludwig XIV. selbst dabei beteiligt ist, ob er zu den Betrogenen oder zu den Betrügern gehört, geht aus den Quellen nicht genau hervor; wahrscheinlicher ist unter allen Umständen das letztere.

Noch waren die Pariser erschöpft vom vielen Festefeiern, als am Morgen des 28. Juli um 3 Uhr in der Frühe schon wieder Freudenschüsse aus den schweren Geschützen der Bastille über die Stadt hindonnerten. Königliche Beamte rannten von Haus zu Haus, schlugen mit ihren Stäben gegen Pforten und Fensterladen und schrieen: „Stehet auf, stehet auf und zündet Freudenfeuer an, denn der Prinz von Oranien und der Marschall von Schomberg sind tot!" Labadie, der Kammerdiener des Königs Jakob, hatte die Botschaft in eiligem Ritt von St. Germain en Laye nach der Hauptstadt gebracht, und Ludwig XIV. hatte, wie gesagt als Mitbetrogener oder Mitbetrüger, die feierliche Begehung dieses frohen Ereignisses befohlen. Die Pariser sprangen auch gehorsamst aus den Betten, kleideten sich an, eilten hinaus auf Straßen und Plätze, um pflichtschuldigst als gute Patrioten und getreue Unterthanen den öffentlichen Jubel mitzumachen. Den ganzen Tag über legten Umzüge mit lärmender Musik, lodernde Freudenfeuer, große Ansammlungen angenehm erregter Volksmassen Zeugnis ab für die pünktliche Befolgung des königlichen Befehls. Da und dort wurde im Freien an wohlbesetzten Tafeln gespeist, die Kaufmannschaft von Paris ließ vor dem Rathaus mächtige Weinfässer auffahren und ihren Inhalt an das jauchzende Volk verteilen, auch die Geistlichkeit, insbesondere der Franziskanerorden, beteiligte sich auffällig am Festlärm, indem sie vor ihren Klöstern und Kirchen Feuerwerk abbrannte und ebenfalls Wein in Strömen spendete. Zur Würze des Jubels diente grausame Verhöhnung des angeblich toten „Prinzen von Oranien" oder „Wilhelm von Oranien", wie man den englischen König geringschätzig betitelte. Vorübergehende wurden gezwungen, die Gesundheit König Jakobs II. auszubringen und Wilhelm von Oranien zu verwünschen. Große Bildnisse des Oraniers wurden umhergeschleppt, vom Pöbel mit Steinen und Schmutz beworfen; auf einem dieser Plakate war Wilhelm III. dargestellt, wie er vom Teufel mit den Worten empfangen wird: „Auf Dich habe ich seit zwei Jahren gewartet!" Denen, die sich nach Aufhebung des Edikts von Nantes gezwungenerweise zur katholischen Staatskirche bekehrt hatten, heftete man das Bild des protestantischen Herrschers an Thüren und Fenster und zwang sie, unter Androhung der Ausplünderung, das Bild auszulösen. Und selbstverständlich gab es in diesen Tagen keine Polizei, die Ausschreitungen verhindert hätte.

Wie in Paris, so draußen im Lande. Die Kuriere Ludwigs hatten überall hin den Freudenbefehl getragen, und wo er eintraf, wurde auch zur Ausführung geschritten. Nach Lyon gelangte er am 30. Juli, einem Sonntag, worauf alsbald große Freudenfeuer angezündet wurden. Drei Tage hindurch mußten auf Anordnung der gestrengen Obrigkeit die Läden geschlossen bleiben, „zur Erhöhung der Feststimmung". In Sedan ließ am selben Tage die ehrsame Stadtverwaltung fünf große Freudenfeuer auf öffentliche Unkosten unterhalten. Den Beginn der Festlichkeiten zeigten dreißig Kanonenschüsse und drei Gewehrsalven der Besatzung vor der Wohnung des Gouverneurs an; die Bürgerkompagnien antworteten gleichfalls mit drei Salven und zogen dann in feierlichem Parademarsch am Dauphinsbrunnen vorüber, der an diesem Tage Wein spendete. König Wilhelms Bildnis, mit der den Holländer kennzeichnenden Tabakspfeife im Mund, wurde an verschiedenen Stellen unter Hohn und Spott verbrannt, ja vor dem Kloster der Kapuziner sah man sogar Wilhelms Gemahlin Maria in lebensgroßem Spottbild ausgehängt, obwohl sie die Tochter des von Frankreich beschützten Jakob II. war. Und damit nicht genug! Am andern Morgen ward mit dem Bilde des Königs ein Spottleichenbegängnis veranstaltet, das auf dem städtischen Richtplatz endigte und bei dem der wüsteste Unfug getrieben wurde.

Zu Orange in der Provence feierte man das improvisierte Nationalfest erst am 4., 5. und 6. August. Am Abend des letztgenannten Tages fand sogar in der dortigen Domkirche ein feierliches Tedeum statt unter Teilnahme der ersten Würdenträger und großem Zudrang der Bevölkerung.

Besonders toll ging es in der England benachbarten Provinz, in der Normandie zu — vierzehn Tage dauerte dort die Ausgelassenheit bei der Bevölkerung und den Behörden. Auf den Straßen rief man den Vorübergehenden zu: „Wilhelm von Oranien ist tot!" Wer nicht sofort einstimmte, wurde mißhandelt, wer widersprach, mußte für sein Leben fürchten. In Dieppe wurde Wilhelms Bild an den Galgen genagelt und auch sonst aufs schnödeste verhöhnt und beschimpft. Eben dort in Dieppe hing auch in einem Wirtshause seit alter Zeit das Bildnis irgend eines oranischen Prinzen. Niemand hatte seither daran Aergernis genommen; jetzt aber erschien die gesamte Richterschaft von Dieppe in feierlichem Aufzuge, begleitet von Trommlern und Bewaffneten, in dem Wirtshause und gebot strengstens die sofortige Abnahme des hochverräterischen Bildes. Büttel und Häscher mußten sich seiner bemächtigen, und nun bewegte sich der ganze Zug in größtem Ernste unter Trommelwirbel nach dem Gefängnis der Stadt, wo das Gemälde feierlich als Arrestant zur Haft gebracht wurde.

Wie weit bei all diesen Tollheiten ehrlicher Glaube an das frohe Ereignis oder aber liebedienerischer Eifer gegen den „Roi soleil", gegen den „Sonnenkönig", den Sporn bildete, läßt sich im einzelnen schwer unterscheiden. In Paris hatte übrigens einer der ersten damaligen Kupferstecher eine künstlerisch wohlgelungene Darstellung „des in Irland stattgehabten Leichenbegängnisses des Prinzen von Oranien" angefertigt und viele Abzüge zu hohen Preisen verkauft.

Wann der hinkende Bote der Aufklärung hinterdrein kam, ist leider aus dem Bericht des alten „Theatrum Europaeum", dem wir eine Darstellung dieses „Schwindelfestes" verdanken, nicht ersichtlich. Zu spät kam er jedenfalls, um die 50 Millionen Franken Bargeld zu retten, welche der Zauber gekostet hatte. Wilhelm III. aber hat den Jubel über seinen angeblichen Tod noch um ein Dutzend Jahre überlebt.

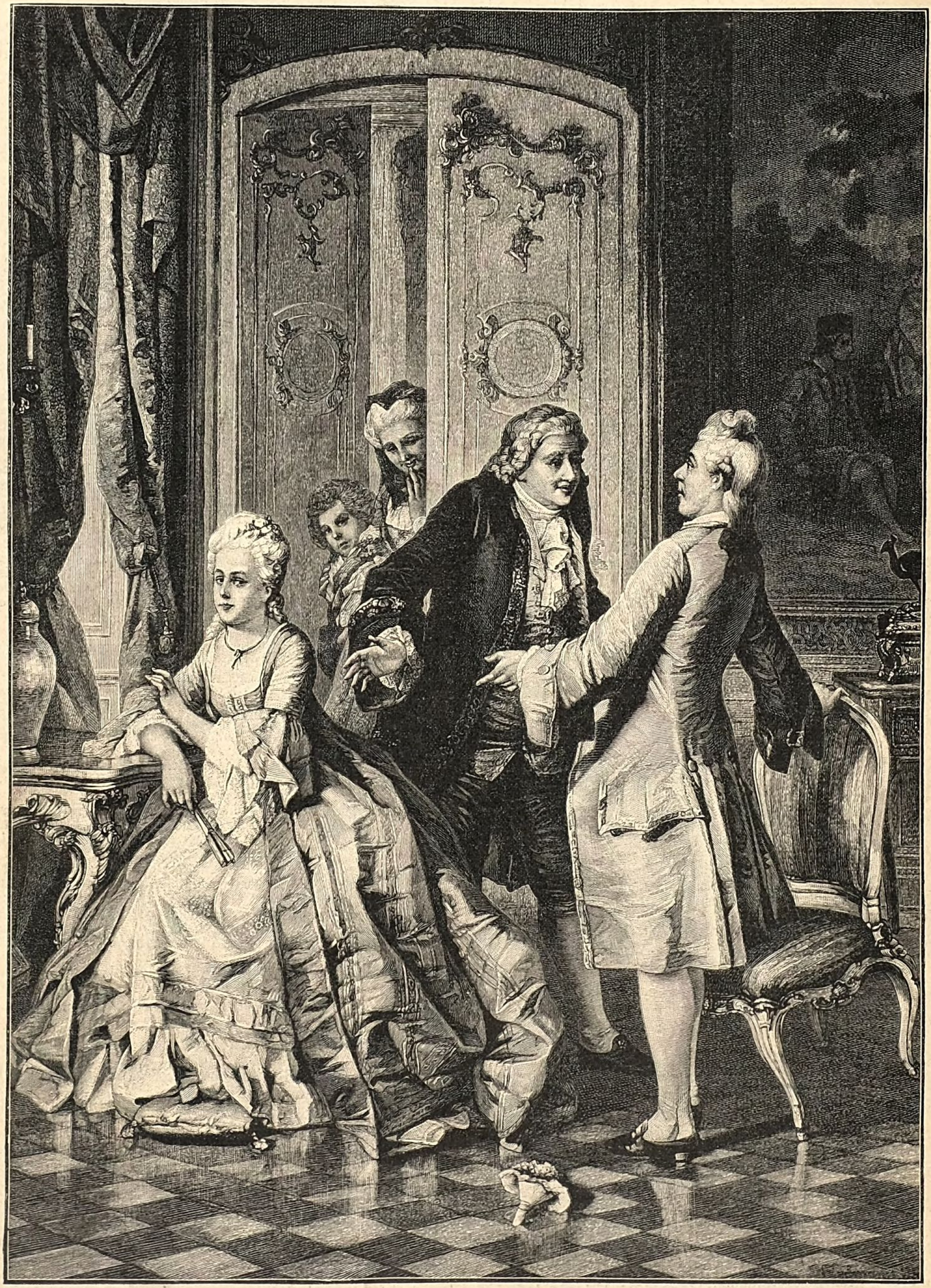
K. S.

Unterleibstyphus.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

Welch machtvollen Einfluß die zielbewußte öffentliche und private Gesundheitspflege auf Eindämmung und Vernichtung von Volkskrankheiten übt, welch unendlichen Segen aber auch das Eindringen der Erkenntnisse der Gesundheitslehre in die breitesten Schichten der Bevölkerung stiftet — das folgt in schlagender Weise aus der Geschichte der Verbreitung des Unterleibstyphus während der letzten Jahrzehnte. Wenn in München, das noch vor zwanzig Jahren vom Typhus so durchseucht war, daß viele Fremde das Weichbild der Stadt ängstlich zu meiden suchten, wenn in Wien, wo um dieselbe Zeit die Sterbeziffer dieser verderblichen Krankheit sich noch erschreckend hoch erwies — wenn dort gegenwärtig, nachdem eine gründliche Reinigung des Bodens und gehörige Versorgung mit reinem Trinkwasser zu stande gekommen ist, der Typhus zu den höchst vereinzelt vorkommenden Erkrankungen gehört, so giebt diese Gesundung, welche noch in vielen anderen Städten Deutschlands, Englands und Nordamerikas ganz auffällig nachzuweisen ist, ein unwiderlegliches Zeugnis ebenso für den Fortschritt der Wissenschaft und die Wirksamkeit hygieinischer Maßregeln wie für die Einsicht und Opferwilligkeit jener Gemeinden. Doch nicht allenthalben ist diese zu finden und nicht überflüssig erscheint Mahnung und Belehrung, um die Trägen aufzurütteln und den Lässigen ihre Pflicht vorzuzeichnen.

Denn es genügt nicht, wie in jener finsteren Zeit der Vergangenheit, wenn die Seuche wütet, die „Gottesgeißel" mit Demut zu erdulden, zu beten und Buße zu thun; sondern die Losung lautet, bei drohender Gefahr selbst Hand anzulegen, den Grund zu erforschen und rastlos zu arbeiten, es gilt: „allen Gewalten zum Trutz sich erhalten". Der Einzelne und die Gesamtheit müssen in edlem Streben wetteifern, die Ergebnisse der Wissenschaft zu verwerten, das Entstehen der Krankheit zu verhüten oder ihrer



Photographie im Verlag von Teich-Hanfstaengl in Dresden.

Unglückliche Werbung.
Nach dem Gemälde von O. Erdmann.



Photographie im Verlag von Teich-Hanfstaengl in Dresden.

Glückliche Werbung.

Nach dem Gemälde von O. Erdmann.

Ausbreitung entgegen zu wirken. Die Forschungen der Gegenwart haben nun dargethan, daß an dem Entstehen des Unterleibstyphus vorzugsweise gewisse kleinste Lebewesen ursächlich beteiligt sind, welche das typhöse Gift fortpflanzen. Diese Typhusbacillen, nur bei schärfster Vergrößerung unter dem Mikroskope wahrnehmbare, sehr bewegliche Spaltpilze in Stäbchenform, sind regelmäßige Begleiter der in Rede stehenden Krankheit und es wird angenommen, daß sie teils aus den Entleerungen von Typhuskranken stammen, teils aus gewissen faulenden Stoffen, welche den Erdboden durchsetzen, daß sie auf mannigfaltigen Wegen, besonders durch Nahrungsmittel, Luft und Wasser in den menschlichen Körper gelangen und diesem das Gift mitteilen. Sorgfältig gesammelte Erfahrungen in vielen Typhusseuchen haben dargethan, daß das in den Entleerungen der Kranken befindliche Gift sich durch lange Zeit, mehrere Monate und selbst Jahre lang, in verheerender Weise wirksam erhält, besonders dann, wenn nicht durch ausgiebige Spülung mit Wasser oder reichlichen Zutritt frischer, wechselnder Luft auf Verdünnung und Entfernung des Giftstoffes hingezielt wird, dieser vielmehr durch Wärme, Feuchtigkeit, in Zersetzung begriffene Stoffe einen günstigen Nährboden bekommt. Krankenwärter, die ihre Hände nicht sorgfältig reinigen, Wäscherinnen, welche sich mit der Wäsche der Kranken beschmutzt haben, Trinkwasser, das aus einem auf diese Weise verunreinigten Brunnen stammt, Milch, die mit solchem Wasser gemischt wurde, übertragen und verbreiten hauptsächlich das typhöse Gift, sind die Ursache der Entwicklung einer Epidemie. Dieses Krankheitsgift entwickelt sich aber auch selbständig in faulenden Substanzen, besonders wenn Wärme und eine nicht zu große Menge von Flüssigkeit die Brutstätten dafür günstig gestalten, die Fäulnis und Gährung im Boden fördern, und die Verbreitung geschieht am häufigsten durch das Trink- oder Nutzwasser. Senkgruben in der Nachbarschaft der Wohnräume, Schlammablagerung in den Abzugskanälen, Behälter mit faulenden Pflanzenstoffen, in der Nähe befindliche Friedhöfe sind oft als Entwicklungsstätten des Typhusgiftes unwiderleglich nachgewiesen worden. Weniger sicher ist die Annahme von dem besonderen Einflusse des Standes des Grundwassers auf Beförderung und Verbreitung des Krankheitskeimes, obgleich gewichtige Forscher einen solchen Zusammenhang betonen und meinen, daß ein tiefer Grundwasserstand die Verbreitung des Typhus am meisten begünstige, ein hoher Grundwasserstand der Ausbreitung der Krankheit hinderlich sei. Ergebnis der Beobachtung ist es ferner, daß die Zahl der Typhuserkrankungen im Herbste am größten, im Frühjahre am geringsten ist, daß ein besonders heißer und trockener Sommer die Krankheit mehr fördert, als wenn die Sommermonate kühl und reich an Regen sind.

Wie bei jeder Krankheit ist auch beim Typhus die persönliche Empfänglichkeit des Einzelnen für das Krankheitsgift von Ausschlag gebender Wichtigkeit. Nicht jedermann ist gleich empfänglich, den Giftkeim in sich aufzunehmen und zur Entwicklung zu bringen. Eigentümlicherweise ist gerade das beste Lebensalter dieser Erkrankung am meisten unterworfen und sind sonst gesunde kräftige Individuen für dieselbe empfänglicher als zarte schwächliche Personen. Hingegen ist es sicher, daß mäßig lebende, die körperliche Reinlichkeit sehr sorgsam pflegende Menschen seltener ergriffen werden als solche, welche an ihre Verdauungsorgane große Zumutungen stellen, sich dem Trunke ergeben, in schlecht gehaltenen Wohnungen leben und sich minder rein halten. Viel vermag der Einzelne darum durch geeignete Lebensweise und zweckentsprechende Verhütungsmaßregeln zu thun, um sich zur Zeit einer Typhusepidemie vor Erkrankung zu schützen. Da Wasser, Milch und andere Nahrungsmittel sowie die Luft hauptsächlich die Verbreiter des Giftes sind, so muß der Mitteilung des letzteren auf den bezeichneten Wegen vorgebeugt werden. Verdächtiges Wasser darf in dem Zustande, wie es aus dem Brunnen oder der Leitung zum Gebrauche gelangt, weder getrunken, noch zum Waschen, zum Mundausspülen &c. benutzt, sondern es muß vor der Benutzung gründlich gekocht und dann abgekühlt werden. Durch die Siedehitze werden die im Wasser enthaltenen Schädlinge am sichersten vernichtet, während alle Zusätze von Wein, Fruchtsaft es zwar wohlschmeckend, aber nicht frei von den Giftkeimen machen. Ein gutes wohlschmeckendes Ersatzmittel für solch abgekochtes Wasser sind die natürlichen, an Kohlensäure reichen, keimfreien Sauerbrunnen, an denen ja in Deutschland und Oesterreich-Ungarn kein Mangel herrscht, die aber allerdings noch immer ein viel zu kostspieliges Getränk bilden. In gleicher Weise wie das Wasser muß die Milch vor dem Genusse abgekocht werden, während andere Nahrungsmittel, wie Brot, Obst, vor jeder Verunreinigung sorgfältig zu schützen sind. Ebenso ist für Reinhaltung der Luft durch gehörigen Wechsel derselben in den Wohnräumen, durch Vermeiden der Ueberfüllung der Schlafstätten, durch Entfernung aller Ablagerungen von Abfällen, Dünger und Schmutz aus der Umgebung der Häuser zu sorgen. Was der Einzelne nicht zu leisten vermag und was die Aufgabe eines gut geleiteten Gemeinwesens bildet, das sind die Vorbeugungsmaßregeln, welche in Beschaffung eines guten, von Fäulnisstoffen freien Trinkwassers, am besten von Hochquellwasser, in geregelter und schneller Abführung der Auswurfstoffe, in Reinhaltung der Straßen, in geeigneter Vorsorge für Armenpflege und Krankenbehandlung, in entsprechender Anlage der Kirchhöfe bestehen.

In letzterer Beziehung scheint bei der in jüngster Zeit so lebhaft erörterten Frage, ob es zweckentsprechender und für die Gesundheit der Bevölkerung angemessener sei, die Leichen zu verbrennen statt zu begraben, der Hinweis von Wichtigkeit, daß in vielen Städten gerade die Friedhöfe den Anlaß zu stetig sich erneuernden Typhusepidemien geben. Es geschieht dies besonders dann, wenn der Friedhof hoch gelegen und auf einem für Wasser durchlässigen Boden errichtet ist, während unterhalb desselben an vertiefter Stelle die Wohnhäuser erbaut wurden. Da dringt das Wasser, welches auf der Begräbnisstätte faulende, in Zersetzung befindliche Stoffe aufgenommen hat, in den Untergrund der Häuser und verbreitet von hier durch die Brunnen oder mittels der Luft die schädlichen Keime, welche das Typhusgift dem Menschen zuführen. —

Ist ein Typhusfall vorgekommen, so müssen alle Bemühungen dahin gerichtet sein, daß derselbe vereinzelt bleibe, daß es von ihm aus nicht zu Massenerkrankungen komme. Der Erkenntnis entsprechend, daß die Entleerungen eines solchen Kranken das typhöse Gift fortpflanzen, muß man dieses möglichst gründlich zu vernichten trachten. Das geschieht am zweckmäßigsten, wenn man den Ausleerungen gleich frisch bereitete starke Kalkmilch in derselben Menge zusetzt und alles eine halbe Stunde stehen läßt; Kalkmilch wird aus gelöschtem Kalk durch Aufgießen von Wasser und Umrühren rasch hergestellt, ist übrigens auch schon zubereitet sehr billig in jeder Apotheke und jedem Droguengeschäfte zu haben. Ferner muß man in den Aborten selbst für reichliche Wasserspülung und Zusatz von fünfprozentiger Karbollösung oder zweiprozentiger Lysollösung sorgen, die beschmutzte Wäsche des Kranken, getrennt von der anderen Wäsche, in ebensolche desinfizierende Lösungen legen und dann sorgfältig mit kochendem Wasser brühen, endlich muß man mit peinlicher Genauigkeit darauf achten, daß jede mit dem Kranken in Berührung kommende Person sich gründlich reinigt, namentlich die Hände wiederholt mit Seife wäscht und daß in dem Krankenzimmer weder eine Speise gekocht, noch von Gesunden genossen wird. Wo die Verhältnisse es nicht gestatten, diese Vorbeugungsmaßregeln im Hause durchzuführen, oder wo die Gefahr der Uebertragung auf viele andere Personen vorliegt, wie in Gasthäusern, Schulgebäuden, Erziehungsanstalten, Kasernen, dort ist es geboten, den Kranken zu entfernen und in ein für ansteckende Krankheiten besonders eingerichtetes Spital zu bringen. Die verlassene Wohnung ist dann einer eingehenden Reinigung zu unterziehen, der Fußboden soll gehörig mit Seife abgewaschen, die Zimmerwände mit Brot abgerieben, das gebrauchte Bettzeug (Matratzen, Federbetten, Wäsche) mit Dampf behandelt werden. So gelingt es, die Umgebung des Kranken zu schützen.

Der Unterleibstyphus selbst ist eine der schlimmsten, das Leben bedrohenden Fieberkrankheiten, schleichend im Beginne, heimtückisch im Verlaufe, unberechenbar in den Folgen. Bevor das Gift, das in den Körper eingedrungen ist, sich durch den Sturm der fieberhaften Erscheinungen kundgiebt, verlaufen gewöhnlich zehn bis vierzehn Tage des Unbehagens, welches zumeist nicht als Vorläufer einer ernsten Erkrankung angesehen wird, ein Umstand, der manches Ungünstige mit sich bringt. Die Empfindung von Mattigkeit, Unlust zur Arbeit, Kopfweh, Appetitlosigkeit sind Erscheinungen, welche auch für den Arzt kein sicheres Zeichen geben, und erst das Thermometer bringt die Entscheidung. Die Erhöhung der Körperwärme hat nämlich beim Beginne des Typhus einen kennzeichnenden Verlauf, sie zeigt in der ersten Krankheitswoche von Tag zu Tag eine Steigerung, wobei des Morgens ein Abfall und des Abends eine Erhöhung der Temperatur stattfindet. Nun werden auch

die Störungen des Allgemeinbefindens, die Benommenheit des Kopfes, Schwindelgefühl, Schwäche, Durst so heftig, daß der Kranke das Bett aufsuchen muß, das er wohl zumeist durch Wochen hütet, in dem er, von Fieberhitze ergriffen, ruhig und teilnahmslos, still und betäubt liegt, oder von Wahnvorstellungen umgaukelt, sich wild herumwirft, mit Armen und Beinen gegen die Verfolger sich wehrt oder ihnen durch einen Sprung zu entrinnen sucht. Die Kräfte des Kranken, der von tief eingreifenden Darmleiden gequält wird, dessen Herz zu erlahmen droht und dessen Lungen häufig angegriffen sind, verfallen sehr rasch und erliegen auch nicht selten den gewaltigen Veränderungen, welche der gesamte Stoffwechsel durch das eindringende und sich verbreitende Krankheitsgift erfahren hat. Im günstigen Falle treten gewöhnlich zu Ende der dritten Woche die heiß ersehnten Zeichen der Besserung auf: die Körperwärme zeigt sichtlichen Rückgang, namentlich in den Morgenstunden, der Schlaf ist natürlich, ruhig, das Bewußtsein wird klarer, der Puls ist kräftiger, der Schmerz und die Spannung im Unterleibe lassen nach, das Atmen wird freier, das Gesicht erhält einen belebteren, teilnehmenden Ausdruck, und der Kranke kommt erst jetzt zum Bewußtsein, daß er schwach und elend ist. Der Arzt wird sich dann beruhigter aussprechen, wenn die Quecksilbersäule des die Körpertemperatur sorglich kontrollierenden Thermometers, welche dauernd hoch, zuweilen über 41° C. hinaufgeschnellt war, durch mehrere Tage des Abends nicht über die Norm (37° bis 37,4° C.) gestiegen ist; aber selbst dann wird er noch der Gefahren und Rückfälle gedenken, welche den Typhuskranken auch in der Rekonvalescenz bedrohen.

Im ganzen Verlaufe der Krankheit ist sorgliche Wartung und achtsame Pflege, peinliche Durchführung der geeigneten hygieinischen Maßnahmen nicht nur von großer Wichtigkeit, sondern geradezu von entscheidendem Erfolge. Das Krankenzimmer muß fleißig gelüftet werden, die Fenster müssen offen sein oder zum mindesten muß die Thüre zum Nachbarzimmer geöffnet werden, in welch letzterem offene Fenster die rasche Erneuerung der Luft vermitteln; die Temperatur des Zimmers muß gleichmäßig auf geringer Höhe gehalten werden, sie darf nicht über 15 bis 16° C. sein, denn Kühle ist dem fieberheißen Kranken eine Wohlthat. Die Beleuchtung soll nicht grell sein, zu starkes Licht soll durch dunkle Vorhänge gedämpft, heftiger Lärm, Geräusch der Straße nach Möglichkeit abgehalten werden. „Mitleid wallt auf weichen Sohlen“, sagt der Dichter. Die Pflegerin muß sich dies vor Augen halten, mit Ruhe und Sicherheit alles ausführen, was dem Kranken förderlich ist oder zur Erleichterung dient, sie muß ihm den Wunsch von den Lippen lesen und seinem Verlangen zuvorkommen. Wie viel Segen bringt eine leichte Hand, welche das Bett unermüdet herrichtet, die Unterlage erneuert, das Lager bequem gestaltet, dem Kranken den Schweiß vom Antlitz trocknet, ihm Kühlung zufächelt, seine trockenen Lippen mit frischem Wasser netzt, ihm Erfrischungen reicht, den heißen Körper mit feuchten Tüchern kühlt und all die tausend kleinen, aber doch so bedeutenden Liebesdienste erweist, deren der hilflos Daliegende dringend bedarf. Und erst die Ernährung des Kranken! Sie kann nur in der vom Arzte mit Berücksichtigung aller Umstände verordneten Weise geschehen, aber die zarte Fürsorge der Pflegenden hat einen großen Spielraum. Getränk kann und soll recht häufig gereicht werden, auch wenn es der Kranke nicht verlangt, reines kaltes Wasser oder Eiswasser jede halbe Stunde ein paar Löffel voll, oder Wasser mit Fruchtsäften (Himbeer-, Citronensaft), Reiswasser, Milch, kräftige Fleischbrühe, Gerstenschleim-, Haferschleimsuppe u. s. w., je nach dem Zustande der Verdauung und der Neigung des Kranken. Zuweilen, namentlich wenn sich Zeichen von Schwäche der Herzthätigkeit, wie sehr schwacher Puls, Kaltwerden der Füße und Hände, große Mattigkeit, Ohnmacht, kundgeben, ist wiederholtes Reichen von kräftigem Wein, Ungarwein, Portwein, Champagner, Cognac, starkem schwarzen Kaffee, Thee und anderen Reizmitteln notwendig und wirkt manchmal geradezu lebenrettend. Sowohl um in solchen Augenblicken plötzlich eintretender Herzschwäche rasch und thatkräftig einwirken zu können, wie auch um den Kranken, welcher in Geistesverwirrung sich zu schädigen vermag (mancher Typhuskranke ist schon im Fieberwahne zum Fenster hinausgesprungen), gehörig zu bewachen, ist es unerläßlich, daß Tag und Nacht eine Wärteperson den Typhösen behüte. Diese sorgsame Wartung ist eine wesentliche Ergänzung und Unterstützung der ärztlichen Thätigkeit am Krankenbette. Sie ist auch nötig, um, wo dies angezeigt erscheint, das Fieber durch abgekühlte Bäder, durch kalte Waschungen und Einpackungen herabzusetzen, ein Verfahren, welches geeignet ist, manche schwere Erscheinung im Verlaufe der Krankheit zu mindern, das aber immerhin so eingreifend wirkt, daß die Anwendung desselben nur auf ausdrückliche Verordnung und nach genauer Bestimmung des Arztes erfolgen darf. Fürsorgliche Wartung ist endlich auch dann notwendig, wenn das Fieber geschwunden ist und der Kranke sich in Rekonvalescenz befindet, denn dieser ist dabei sehr leicht geneigt, durch Diätfehler verhängnisvolle Rückfälle zu erleiden. Hier heißt es, dem Andrängen des zu neuem Leben Erwachten und zu kräftigen Lebensäußerungen Hinstrebenden mit liebevollem Ernst entgegenzutreten, ihn nicht zu frühe aufstehen, nicht zu zeitig feste Speisen genießen, nicht zu viel sich geistig beschäftigen zu lassen. Je mehr es gelingt, schädliche Einflüsse fernzuhalten, Wohnung, Pflege und Ernährung nach den Gesetzen der Gesundheitslehre zu gestalten, um so günstiger verläuft im allgemeinen der Typhus und um so geringer ist auch die Gefahr für die Umgebung des Kranken.

Blätter und Blüten

Die Fürstin Johanna von Bismarck, deren Bildnis auf Seite 856 wir unseren Lesern aus Anlaß ihres am 27. November in Varzin erfolgten Todes vorführen, ist während ihres reichgesegneten Lebens wenig an die Oeffentlichkeit getreten. Während der gewaltige Staatsmann, dessen Liebe ihr höchstes Glück war, mit nach außen gerichteter Thatkraft die Welt umgestaltete, hat sich ihr stilles friedliches Wirken immer innerhalb der Grenzen ihrer Häuslichkeit, ihres Familienlebens entfaltet. Unter Verhältnissen, die wie wenig andere dazu angethan waren, den Sinn von dem Pflichtengebiet einer schlichten Hausfrau abzulenken, an der Seite eines Mannes, dessen Laufbahn zu den höchsten Gipfeln des Ruhms und zu einer Machtstellung emporführte, wie sie kaum noch ein zweiter Staatsmann besessen, hat sie bis ins Alter nur die eine Lebensaufgabe verfolgt, diesem Mann und den Kindern, die sie ihm schenkte, ein Heim zu bereiten und in Stand zu erhalten, das wohl groß und stattlich genug war, um Gäste darin gastlich aufzunehmen und standesgemäß zu bewirten, vor allem aber dazu angethan blieb, den Geist gemütlichen Behagens und vertraulichen Familienlebens darin festzuhalten und zu pflegen. Als das Muster einer deutschen Hausfrau wird sie daher im Gedächtnis der Nachwelt fortleben. Johanna von Bismarck war als einzige Tochter des pommerschen Rittergutsbesitzers Heinrich von Puttkamer auf Viartlum am 11. April 1824 geboren. Ihre Vermählung mit Otto von Bismarck, der kurz zuvor das väterliche Gut in Schönhausen übernommen hatte, fand am 28. Juli 1847 statt. Wie sehr Fürst Bismarck selbst stets anzuerkennen gewußt hat, was er in seiner Frau besaß, beweisen viele Aussprüche, die er früher und neuerdings gethan. „Gott hat mir ein gesegnetes glückliches Familienleben geschenkt, und ich würde wohl nicht ein so hohes Alter erreicht haben ohne meine Frau“ lautet ein solcher.

Ein schweres Brandunglück, welches in der stürmischen Nacht des 13. Novembers einen großen Teil des thüringischen Kirchdorfs Dachwig zerstört hat, giebt uns heute Veranlassung, an die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit unserer Leser einen Aufruf zu richten. Nicht weniger als 27 Gehöfte mit 36 Gebäuden, fast dem gesamten Haus- und Wirtschaftsgerät, der Ernte und dem Viehbestand, sind von dem Feuer vernichtet worden und 19 Familien sehen obdachlos der Unbill des Winters entgegen. Es fehlt an Nahrung, Kleidung und obendrein an Arbeitsgelegenheit. Wer zur Linderung dieser Not beitragen möchte, thut am besten, seine Gaben direkt an den Pfarrer G. Kraemer in Dachwig, Landkreis Erfurt, zu senden.

Für Schule und Haus, für die Belehrung der Jungen wie der Erwachsenen in gleicher Weise wertvoll sind zwei Werke, die wir an dieser Stelle zu Festgeschenken angelegentlich empfehlen möchten. Das eine ist, der „Deutsche Kaiser-Saal“ (Stuttgart, Union), eine Geschichte der deutschen Kaiser in Biographien von Karl dem Großen an bis herab auf unsere Zeit, bis auf Wilhelm I. Der Verfasser, Bruno Gebhardt, hat es verstanden, den vortrefflichen Gedanken, der zur Entstehung des Werkes führte, auch in vortrefflicher Weise zur That werden zu lassen, eine Reihe guter Bilder unterstützt seine anschauliche Darstellung, und so beweist das Buch aufs neue, daß, wie die Geschichte überhaupt vor allem wirkt durch die Persönlichkeiten, die sie tragen, so die deutsche Geschichte für uns erst recht lebendig wird in den Gestalten der deutschen Kaiser. — Einem ganz anderen Gebiete, dem der Naturwissenschaften, gehört das zweite Werk an, die „Naturgeschichte der drei Reiche“ von Franz Matthes (Stuttgart, Weise). In populärer Form, an der Hand vorzüglicher farbiger Tafeln wird hier der große Stoff der Zoologie, Botanik und Mineralogie in gedrängter Uebersicht behandelt, so, daß das Wichtige in den Vordergrund tritt, Nebensächliches nur gestreift ist und überall das unmittelbare praktische Interesse sein Recht findet. In der That ein Werk, das mit Recht auf seinem Titelblatt den Vermerk trägt: „Für Schule und Haus!“

Am Eisenhammer. (Zu dem Bilde S. 845.) Unser Künstler führt uns in ein Hammerwerk, wo der Hammermeister und sein „Hüttenknecht“

in der Ausübung ihres Gewerbes begriffen sind. Des Burschen Lodenhut mit der keck sich erhebenden Hahnenfeder deutet an, daß wir uns in einer steyrischen Hütte befinden. Mit bedächtiger Miene schiebt der Meister die glühende Stange auf den Ambos, während sein Gehilfe mit der rechten Hand die Schütze des Wasserrades zieht und mit der linken die Hammerstütze wegnimmt. Im nächsten Augenblick geht's los und mit raschen, wuchtigen Schlägen fällt der Hammer nieder, um die glühende Stange zu strecken: denn daß jetzt gestreckt wird, zeigt uns die scharfe Form des Hammereinsatzes. Zum Glätten der Stange dient der andere, jetzt in Ruhe befindliche Hammer mit breiter Bahn, wie er links vom Hüttenmeister zu sehen ist.

Die Betriebsvorrichtung ist ungemein einfach. Der drohend gehobene Hammerkopf ist an einem etwa vier Meter langen Stiele — dem „Helme“ — von glattem Eschenholz befestigt und durch eingetriebene Eisenkeile gehalten. Den Helm umfaßt auf zwei Drittel seiner Länge ein Zapfenband, um dessen beide Zapfen er schwingt. Das kürzere Ende des Helmes reicht bis zur Welle des Wasserrades, welche an ihrem Umfang mit vier „Daumen“ („Kammen“) versehen ist, die bei ihrem Umlauf das Helmende erfassen, niederdrücken und somit den Hammer heben. Damit die Arbeit flink von statten gehe und der Hammer rasch niederfalle, ist meistens ein Prellbock über dem Helme angeordnet, denn der Hammermeister weiß sehr wohl, daß man das Eisen schmieden muß, solange es warm ist. Erkaltet der Stab, so schiebt der Bursche rasch die Stütze unter den Hammer, wodurch dieser abgefangen wird und in seiner höchsten Stellung zur Ruhe kommt. Die Stange wandert in den Ofen zurück, um für die „neue Hitze“ wieder angewärmt zu werden.

Nicht ohne Wehmut wird der Hüttenmann das Bild betrachten, führt es doch ein Gewerbe vor Augen, welches lange Zeit hindurch in hoher Blüte stand und nunmehr unrettbar dem Untergang geweiht ist! Bei den einfachen Verhältnissen früherer Zeit genügte zum Betrieb des Eisenhüttengewerbes das Vorhandensein von Eisenerz als Rohstoff, von Holzkohlen als Schmelzmaterial und von Wasser als Betriebskraft. Deshalb lagen die Hütten- und Hammerwerke fernab vom Getrieb der Welt, im dunkeln Thale, am muntern Bache, umgeben von waldigen erzführenden Bergeshöhen. — Aber es war eine, wenngleich lohnende, doch mühsame Arbeit, die Gewinnung des Eisens nach alter Weise. Ein Meister mit zwei Hüttenknechten konnte, wenn's gut ging, täglich 2000 Pfund Eisen fertig stellen. Was ist das, mit der heutigen Leistung verglichen! Ein mittlerer Hochofen unserer Zeit liefert rund 60000 Kilo täglich, und in der Bessemerbirne werden innerhalb 25 Minuten 6000 Kilo Roheisen zu Stabeisen oder Stahl umgewandelt. Auch das Strecken des Eisens und des Stahles wird jetzt mittels Walzen bewirkt, die glatte Stäbe von jedem gewünschten Querschnitt liefern, vom dünnen Nageleisen bis zum schweren Bauträger.

Dem „Hammer“ unseres Bildes ist vor 50 Jahren insbesondere in dem von Nasmyth erfundenen Dampfhammer ein übermächtiger Nebenbuhler erwachsen. Der Dampfhammer findet Verwendung von der geringen, für Kleinschmiede erforderlichen Größe bis zu dem mächtigen Riesen, unter dem Krupp die schweren Küstenkanonen und die mächtigen Schiffsachsen ausschmiedet.

Nur an wenigen Orten, in den Alpenländern, den Pyrenäen, in der Mark haben sich die Eisenhämmer unseres Bildes erhalten, aber täglich wird ihr Kampf mit der neueren Technik schwieriger, und stetig vermindert sich ihre Anzahl. In absehbarer Zeit wird der letzte Schlag eines solchen Eisenhammers erdröhnen.



Johanna von Bismarck.

Nach einer Photographie von Loescher u. Petsch in Berlin.

Unglückliche und glückliche Werbung. (Zu den Bildern S. 852 und S. 853.) Nicht jedem gelingt der große Wurf; nur „wer das Glück hat, führt die Braut heim“. Das muß sehr zu seiner Ueberraschung der jugendliche Freier auf unsrem Bilde S. 852 erfahren. So siegessicher hat der Herr Baron das Schloß seines Gutsnachbars betreten und nun, nach kaum einer Viertelstunde, ist der schöne Traum jäh dahin. Die resolute Dame, deren Hand er sich erbitten wollte, hat ihn gar nicht recht zum Wort kommen lassen, sie hat aber zur Erwiderung eine sehr deutliche Blumensprache geredet: der Strauß, den er ihr mit einigen verlegenen Ausdrücken über den Zweck seines Kommens überreichte, flog im nächsten Augenblick auf das spiegelnde Parkett. Was bleibt da dem Vater der Schönen anderes übrig, als die derbe Zurückweisung der Tochter in eine höfliche Ablehnung des „überaus schmeichelhaften“ Antrags zu übersetzen, ein höchst schwieriges diplomatisches Kunststück, das seine Frau und sein Sohn mit atemloser Neugierde beobachten! Von Grund aus verschieden hat sich die Werbung eines andern Freiers gestaltet, den uns der Künstler S. 853 ebenfalls als einen eleganten Vertreter der Rokokozeit vorführt. Dieser Glückliche hat die Haupt- und Staatsaktion der Werbung nach allen Regeln der Klugheit vorbereitet. Nicht nur daß er sich schon lange vergewissert hat, wie völlig ihm das Herz der Dunkellockigen unter den beiden Schwestern zugethan sei, er hat als ein Mann, der die Welt kennt, auch die künftige Schwiegermama zu bezaubern gewußt. Und so verläuft denn die Werbung wie ein Sieg ohne Kampf. Es ist so: wer das Glück und — die Schwiegermama für sich hat, der führt die Braut heim!

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

R. G. in Chemnitz. Wenn Sie den Inhalt der ersten Beilagen-Seite jeder Nummer „Gartenlaube“ sich erhalten wollen, brauchen Sie nur die dritte und vierte Seite der betr. Blätter abtrennen und die beiden ersten Seiten mit einbinden zu lassen. Der Band wird dadurch nicht wesentlich stärker werden.

Str. in Ipsheim. Daß ein Grand mit drei Faussen verloren wird, ist nichts Seltenes; Ihre Angaben reichen nicht aus, um daraus eine interessante Skataufgabe zu gestalten.

Marie v. L. in Danzig. Sie sind im Irrtum. Geben Sie uns gefälligst Ihre vollständige Adresse an!

Inhalt:

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 51. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Um fremde Schuld.

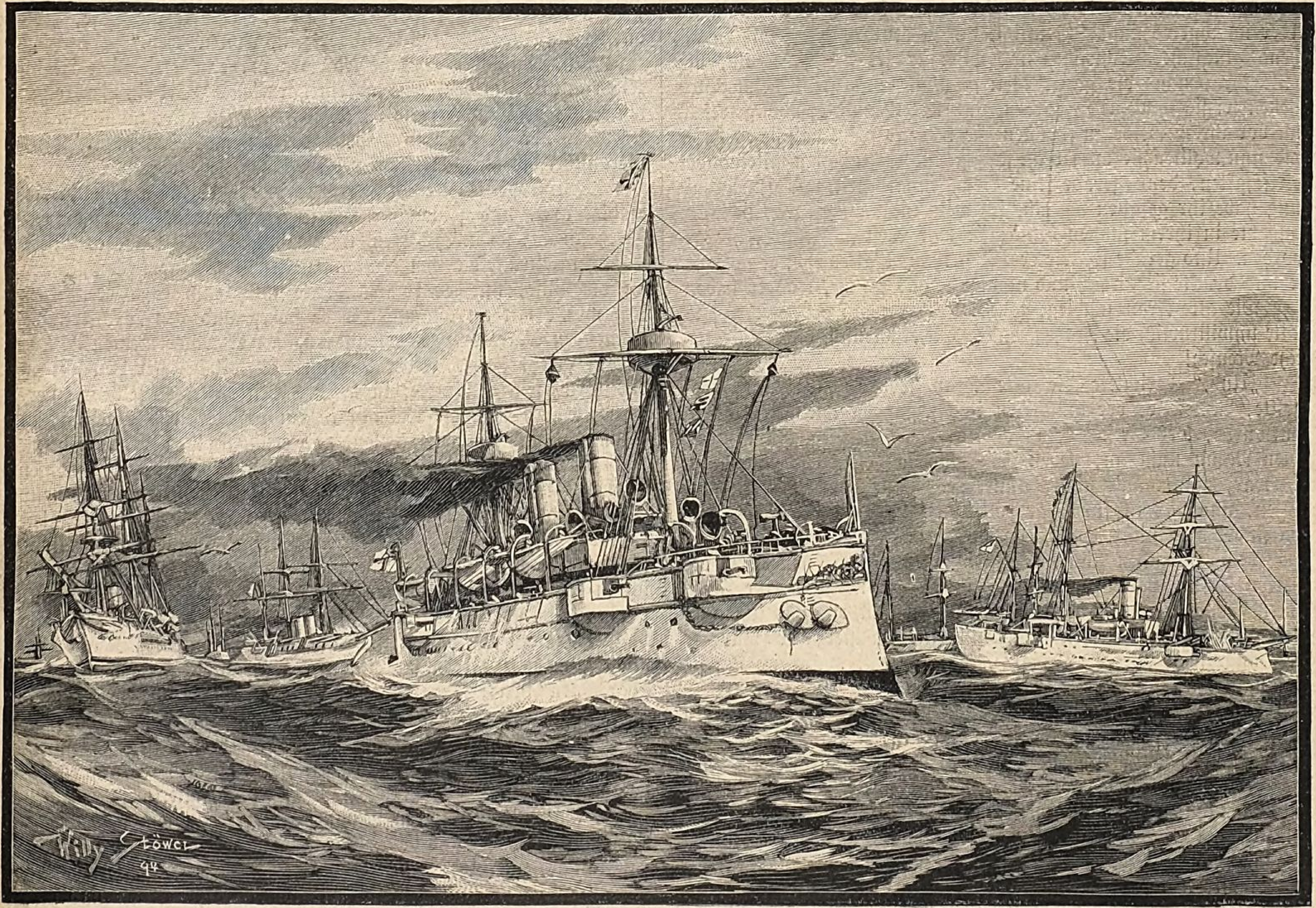
(15. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Unaufhaltsam forschte ich weiter: „Base, und als Sie das von dem Meineide Wollmeyers erfuhren, da konnte die Frau mit der Erkenntnis solcher Schuld — da konnten Sie neben dem Manne leben? Konnten das Brot seines Tisches essen und die Luft seines Hauses atmen? Wäre ich Frau Hannchen gewesen, ich hätte in der nämlichen Stunde —“

„Das hätten Sie nicht gethan an Hannchens Stelle,“ unterbrach mich die alte Frau ruhig und bestimmt, „denn, Fräulein Anneliese, sie hat ihren Mann doch geliebt. Wissen Sie, was es für eine Frau heißt, zu lieben? Das heißt alles ertragen, das heißt dulden, zittern, beten für ihn, sich selbst opfern, um den zu retten vor Schmach und Schande, dem man einmal in seinen schönsten Tagen gut geworden ist.“

Sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie, tief Atem holend, fort: „Mein Tag werde ich's nicht vergessen, wie sie im weißen Kleide neben ihm saß unter der Linde. Ich wußte nichts von



Das nach Ostasien entsendete deutsche Kreuzergeschwader.
Nach einer Originalzeichnung von W. Stöwer.

ihrem eben geschlossenen Bund; ich trat leise in die Hausthür, weil ich glaubte — weil —" Wieder hielt sie inne.

„Base," fragte ich ängstlich, „was ist Ihnen denn?"

„Nichts — es ist nur — — keinem Menschen hab' ich's je gesagt, und Ihnen thu' ich es jetzt nur erzählen, damit — damit Sie nicht meinen —"

„Base," flehte ich, „wenn es Ihnen schwer wird; ich weiß ja, Sie verachten ihn."

„Ja! Aber lassen Sie mich reden, Anneliesefen," beharrte sie, „es ist auch gut für meinen alten Kopf, wenn's 'mal herauskommt. Ich sagte, ich kam leise aus der Thür, weil ich glaubte, daß mein Schatz auf mich warte. Sie sehen mich erstaunt an? Ja, ja, Anneliese, auch ich hatte einen Liebsten, auf dessen Treue ich Häuser gebaut hätte. Hübsch war ich, glaub' ich, obschon sechsundzwanzig Jahre alt, aber arm, arm wie eine Kirchenmaus, und deshalb, sagte er, müßten wir heimlich zuwarten, bis daß er eine bessere Stelle und besseres Gehalt bekäme. Das leuchtete mir ein, und unbeschreiblich glücklich war ich arme Waise mit meiner stillen heimlichen Liebe. Ich hatte den Tag, von dem ich rede, tüchtig Arbeit gehabt, denn es war viel Pfingstbesuch auf die Mühle gekommen, aber es flog mir alles nur so von den Händen, weil ich wußte, auf den Abend würd's so schön, da würde ich neben ihm sitzen droben am Waldrand, wo wir uns immer trafen, und würde seinen Arm um mich fühlen, den Arm, der mich stützen und tragen sollt' durch das ganze Leben — ach, Anneliese, Sie wissen's leicht besser, als so eine arme alte Person es beschreiben kann, wie schön Lieb' und Hoffnung beieinander sein können. Ich bin aber nicht aus dem Haus getreten jenen Abend, denn mein Schatz wartete nicht auf mich, der saß bei einer andern! Mein Schatz, der seiner Seele Seligkeit verschworen hatte, falls er mir untreu würde, der saß neben Hannchen und nannte sie ‚sein' und ‚Liebste', wie er mich auch genannt."

„Base," rief ich empört, „Wollmeyer war — — —"

„Ja, Anneliese. Ich stürzte nicht hin und riß sie auseinander, o nein; ich sank auf der Schwelle nieder, und was ich zuerst gedacht und beschloß, ich weiß es nicht mehr. Möglich, daß ich mir vorgenommen habe, Hannchen zu sagen: „Dein Bräutigam ist ein Ehrloser, ein Schurke, er betrog Dich und mich." Aber ich that es nicht. Deutlich, ach so deutlich klang mir Hannchens glückliches Schwatzen ins Ohr: es sei ihr zu Mute, als hätte ihr jemand die ganze Welt geschenkt, und gleich beim ersten Sehen sei sie ihm gut geworden, und wie thöricht er doch gewesen, sich vor ihrem Gelde zu fürchten; sie wäre so froh, daß sie es habe, und nun wollten sie auch recht fleißig und rechtschaffen miteinander wirtschaften, denn gerade seine Gewissenhaftigkeit und Zurückhaltung habe ihr gefallen — ach, ich weiß nicht mehr, was sie alles schwatzte in ihrem jungen Glück; sie war eben achtzehn Jahre geworden. Und gerade so, wie er mir gethan, that er ihr; er umfaßte sie und drückte sie an sich und nannte sie das Liebste, was er habe."

Die alte Frau schwieg; todesstill war es in der Stube. Ich hatte unwillkürlich die Faust geballt. Dieser Mensch, dieser fürchterliche Mensch!

„Und," berichtete die alte Frau weiter, „was ich sagen wollte, Anneliese, der Hannchen ist's gegangen wie mir, als sie innewurde, wes Geistes Kind er sei — sie schwieg. Man klagt einen Mann nicht an, neben dem man so gesessen, dem man so gut war, man kann's nicht, Anneliese. Man lernt ihn verachten, hassen, und das ist furchtbar, aber den Mut, ihn preiszugeben, den findet man nicht; es ist, als hielten einen tausend Hände. Ich hab' dem Hannchen nichts verraten können, hab' kein Wort des Vorwurfs für Wollmeyer gehabt, und als er nachher seine Frau, seinen Schwager, seine Schwägerin ins Unglück riß und ich, alles vergessend, das Verbrechen aufdecken wollte, da hielt mir Hannchen die Hände fest. ‚Erbarme Dich,' hat sie gefleht, ‚wüßt' ich ihn im Gefängnis, ich nähme mir das Leben'."

Sie brach plötzlich ab und wandte den Kopf. Auch ich schwieg lange. Die alte vergrämte Frau erschien mir in einem ganz neuen Lichte. Wie mochte sie gelitten haben, erst durch den Verlust des Geliebten, dann, indem sie ihn verachtete — und trotzdem immer um ihn, alles mit ansehend, sein junges Eheglück, seinen Fall, sein sittliches Sinken, seine Heucheleien! War es möglich, das zu ertragen, ohne siech zu werden an Körper und Geist? Welche Widerstandskraft, welche Seelengröße wohnte in dieser einfachen Frau! Nie hatte ich sie anders erblickt als still und fleißig ihre Pflicht thuend; immer war sie nur für andere da.

Ich rückte näher zu ihr und streichelte die welken Wangen. Sie wischte sich die Augen und, gewaltsam sich aufraffend, sagte sie: „Ja, ja, Anneliese, Sie lachen vielleicht über die alte hölzerne Base. Doch nein, Sie nicht! Und nun will ich in die Küche und Ihnen den allerschönsten Blattsalat anrichten, den Sie je gegessen haben."

Ich schlang die Arme um ihren Hals. „Base, Sie sind die liebste beste alte Seele von der Welt, und wenn ich den Wollmeyer bis heute schwärmerisch geliebt hätte — jetzt, nachdem Sie mir das erzählt haben, würde ich ihn glühend hassen. Aber nun haben Sie mir soviel gesagt, Base, nun müssen Sie mir noch etwas berichten — existiert der Beweis noch, das, was Hannchen damals fand?"

„Ja, und auch ein Schriftstück von Hannchen, in dem sie bekennt, wie es zuging mit dem Vermögen des Robert Nordmann. Aber sie wollte, daß nur im Notfalle, im äußersten Notfalle Gebrauch davon gemacht werde, nur dann, wenn er sich weigern sollte, Robert zu entschädigen. Doch nun fragen Sie mich nicht weiter, Anneliesefen."

„Weiß er das?" forschte ich trotzdem.

„Er ahnt es sicher."

„Base, Sie sind eine Seele, ein guter Engel, aber in einem haben Sie doch gefehlt: als Sie merkten, daß er sich um Mama bewarb, da mußten Sie dazwischen treten."

Sie lächelte trübe. „So wahr ich die gnä' Frau und Robert und Sie liebe, Anneliese, ich hab' ihm solche Frechheit doch nicht zugetraut. Erst zuletzt, erst zu allerletzt hab' ich's gemerkt, und da ging ich zu ihm und hab' ihm ins Gewissen reden wollen, aber da war's zu spät, es war schon geschehen, und still ging ich wieder hinunter in meine Stube. Glauben Sie mir, es war nicht das Leichteste, das mit anzusehen."

Sie nickte mir ernsthaft zu, dann verließ sie die Stube und ich hörte sie draußen mit dem Schlüsselbund rasseln.

Die Zeit, die nun für mich begann, war die traurigste meines Lebens. Ich hatte nur den einen Gedanken: wann kommt die Vergeltung für diesen Menschen, neben den mich das Schicksal gestellt, der mir ein Grauen einflößte, wenn ich nur an ihn dachte. „Mein ist die Rache, spricht der Herr," tröstete die Base, „wir dürfen nicht Wollmeyers Ankläger sein, Anneliesefen."

Ach, es giebt schreckliche Martern in der Welt! Diese Mahlzeiten mit Wollmeyer! Als ob ein harmloses Wort ein Verbrechen wäre, auf dem Todesstrafe ruhte, so schwiegen wir; nichts als das Klappern der Messer und Gabeln und die nicht eben manierlichen Geräusche, die mein Stiefvater beim Essen hervorbrachte.

Sein Appetit hatte sich nicht vermindert, er sah überhaupt viel wohler aus, und seine gute Laune kehrte zurück. Er schnauzte Friedrich an, wenn der Wein nicht richtig gekühlt war, er schickte Schüsseln zurück, die ihm nicht schmeckten, mit einem Kompliment an die Base, und er kommandierte mich zum Spazierengehen. Ich mußte mit an Mamas Grabe stehen und den fürchterlichen weinenden Marmorengel bewundern, den er wider meinen Willen darauf gesetzt hatte. Jeder Mensch tritt mit heiliger Andacht an das Grab seiner Mutter; in meines Stiefvaters Gesellschaft verwandelte sich mir die Andacht in ein wildes Schmerzgefühl, in Sehnsucht nach Rache, und elend und erschöpft kam ich dann heim.

So viel wie irgend möglich suchte ich allein zu sein in meiner eigenen Stube, aber auch dies Alleinsein ward mir am Ende zur Pein. Ich begann Klavier zu spielen, zu üben — sofort erschien Friedrich mit der Bitte, aufzuhören; Herr Wollmeyer könne Musik nicht vertragen. Ich wollte lesen, aber was? Papas Bibliothek kannte ich in- und auswendig, die alten zerlesenen Romane des Westenberger Leihinstituts lockten mich nicht, die Bücherei der Komtesse hatte ich längst ausstudiert; sie bestand aus Schulzes „Bezauberter Rose", Tiedges „Urania", einigen Werken von Jean Paul, den „Nachbarn" von Friederike Bremer, und selbstverständlich waren auch Schiller und Goethe da. Ich hätte gern an Papas Buchhandlung in Berlin geschrieben, aber ich besaß kein Geld, keinen Groschen.

Meine Bekannten besuchten mich zuweilen. Friedrich führte sie dann in Mamas Empfangszimmer, ich saß mit ihnen auf dem Sofa, und der ganze Erinnerungsschmerz, den diese Räume und der Anblick der von ihr benutzten Gegenstände in mir aufwühlten, machte mich unfähig, freundlich und zuvorkommend zu sein. Sie blieben alle nicht lange, weder die kleine Käthe Tollen und ihre Genossinnen, noch die alten Damen. „Besuchen Sie uns doch auch," hieß es. „Wenn Sie erlauben —", antwortete ich, aber ich dachte

nicht daran, auszugehen, um Gleichgültiges zu schwatzen. Ach, laßt mich, laßt mich allein! hätte ich schreien mögen. Zuweilen kam die Komtesse, aber gleich in meine Stube, und dann saß sie im Stuhl auf dem Fenstertritt und ich ihr zu Füßen. „Nun sag' 'mal Kind," neckte sie mich eines Tages, „alle Welt weiß, Du seiest heimlich verlobt — nur ich weiß nichts davon!"

„Ich? Das ist nicht wahr! Tante, wer hat es erzählt?"

„Ich glaube, in der Stadtverordnetensitzung ist es zur Sprache gekommen; Wollmeyers Neffe, der einige Milliönchen besitze, sei der Glückliche. Das ist doch wohl dieser Robert Nordmann, Anneliese, an den Du damals geschrieben hast? Nun, die Menschen wissen ja immer mehr als wir selbst. Mir trug Melitta Tollen die Neuigkeit ins Haus; Du siehst, ich bin da, um Dich zu fragen."

Ich war nachdenklich; sollte mein Stiefvater davon gesprochen haben? Beim Abendessen ward es mir klar. Es mußte ihm etwas Angenehmes widerfahren sein, vielleicht war es auch die ausgesucht besetzte Tafel, an der wir uns niederließen — Kiebitzeier, der erste Spargel, Lachs, frische Morcheln, die zartesten Radieschen, und dazu köstliches Salvatorbier, das Friedrich in die geschliffenen Pokale goß. Ein Strauß Waldmeister stand auf dem Tisch und durchduftete den behaglichen Raum. Im Nebenzimmer hatte man die Fenster geöffnet. Es war ein trüber, sehr warmer Frühlingsabend, ein Wetter, in dem man förmlich die Blätter wachsen und die Blüten sich entfalten sieht.

„Nun geht's mit Macht dem Mai zu," begann mein Stiefvater und dressierte sich kunstgerecht ein Kiebitzei, „ehe wir's uns versehen, wird Pfingsten da sein, Anneliese."

Ich sah ihn erstaunt an und schwieg.

„Da oben in der Mühle ist Pfingsten noch schöner als Weihnachten," sprach er, indem er seinen Bart mit der Serviette kreuz und quer wischte — er hatte mit einem Zuge das Glas geleert. „Wer hat denn das grüne Zeug dahin gestellt?" erkundigte er sich, auf die Maikräuter zeigend. „Ist das bloß zum Riechen? Friedrich, die Base soll Moselwein schicken und Zucker und was sonst noch zur Bowle gehört! Es ist durstiges Wetter, Anneliese. He, hat die Base schon Nachricht von dem Robert bekommen?"

„Ich weiß es nicht."

Er legte sich in den Stuhl zurück und lachte.

„Das soll man glauben, das soll ich Ihnen glauben? Na, mag's drum sein — Heimlichkeiten sind bei der Liebe der größte Zauber. Prosit, Anneliese, er soll leben!"

Er trank sein Glas abermals bis zur Neige leer; ich rührte mich nicht.

„Den einen," fuhr er fort, „haben Sie nun mit Ihren braunen Hexenaugen in die Ferne getrieben, den andern halten Sie hoffentlich damit für immer in der Heimat fest." Und er lachte über seinen Witz.

„Sie wissen ja," sagte ich sehr langsam und ergriff eine Schüssel, um mir etwas vorzulegen, „ich nehme keinen Mann, der einen Makel auf seinem Namen trägt, das bin ich meinem Namen schuldig."

„Was kann der arme Kerl dafür, daß sein Vater einen Irrtum beging? Bah, das ist auch längst vergessen!"

„Er kann nichts dafür, aber er muß darunter leiden. Uebrigens ist das so vergessen nicht, wie Sie glauben, besonders nicht in seiner Heimat; die ganze Geschichte ist da so frisch, als wäre sie gestern passiert."

„Die ganze Geschichte? Was für eine Geschichte?" fragte er.

„Die Geschichte von Nordmanns Unglück!"

„Liebe Anneliese," sagte er würdevoll, „von einer ganzen Geschichte ist gar keine Rede, es sind höchst einfache Thatsachen."

„Das müssen Sie mir nicht erzählen; Sie müssen immer bedenken, daß ich bei Mama im Zimmer war, als sie krank wurde."

Er sah plötzlich leichenblaß aus, sprang auf und wickelte die Serviette um seinen Finger, dann stürzte er aus der Stube.

Die Base trat gleich darauf ein, mit der Krystallbowle, mit Zucker und Orangen. „Was ist denn geschehen?" fragte sie.

„Ich glaube, Herr Wollmeyer hat sich in den Finger geschnitten," antwortete ich.

„Ihr habt Euch gewiß turniert?" meinte sie in ihrer komischen Ausdrucksweise.

Eben wollte ich ihr den Hergang erzählen, da kam mein Stiefvater zurück. „Es ist gut, daß Sie da sind, Base," sagte er, „binden Sie mir das Leinwandstreifchen fest um den Daumen — so, danke schön! Na, setz' Dich dahin, Alte, und trinke einen Schluck Bowle mit!" fuhr er leutselig fort, sie zur Abwechslung einmal wieder duzend. „Und nun gieb mir 'mal eine vernünftige Antwort — was hat Robert erwidert auf den Pfingstvorschlag?"

Die alte Frau, die eben eine Flasche Wein in die Bowle goß, sah an ihm vorüber. „Ich hab' ihm nichts davon geschrieben," antwortete sie, „das war doch wohl nur Spaß, Herr Stadtrat?"

„I, Gott bewahre! Ich bitte, schreiben Sie ihm heute abend!"

Sie schüttelte den Kopf. „Das ist nicht meines Amtes."

„Ach, ich soll wohl zu Kreuze kriechen und selbst schreiben?" fragte er gereizt.

„Das verlange ich wahrhaftig nicht," erwiderte sie, „im Gegenteil, ich würde Ihnen abraten, denn kommen thut er doch nicht."

Er ließ die Gabel, die er zum Munde führen wollte, sinken und sah sie an, als wollte er sie durchbohren. „Woher wissen Sie das?"

„Das denke ich mir so."

„Sie denken zu viel, liebste Base; Sie sowohl wie hier das gnädige Fräulein sollten die Thätigkeit ihres werten Kopfes etwas einschränken. Anneliese scheint so wie so bereits an Sinnestäuschungen zu leiden, denn sie kommt mir immer mit Dingen, die sie ‚gehört' haben will an dem Tage, an dem ihre Mutter starb. Ich habe bereits mit dem Sanitätsrat darüber gesprochen, der stellt Ihnen eine bedenkliche Prognose, liebes Kind. Da hilft nur, sich recht zusammennehmen, sonst kann man krank werden — hier!" Er tippte sich mit dem Zeigefinger auf seine Stirn. „Verstanden, mein Töchterchen?"

Es lag ein eigentümlich höhnischer Ton in den Worten, so daß mir der Zorn heiß zu Kopfe stieg. Und mit der alten Unbesonnenheit rief ich: „Es ist nur gut, daß ich nicht allein an dieser Sinnestäuschung leide, daß auch noch andere Leute davon befallen sind und daß diese Hallucination sogar schwarz auf weiß existiert!"

Die Base packte mich plötzlich an der Schulter. „Sie wissen nicht, was Sie schwatzen, Kind! Das Bier ist vielleicht zu stark gewesen — kommen Sie, kommen Sie, Sie sind nervös, und es ist gewitterschwüle Luft."

Sie zog mich empor und schob mich dem Ausgange zu und über die Schwelle. Heftig fiel die Thür hinter uns ins Schloß. Wollmeyer hatte sich nicht gerührt; wie er aussah, konnte ich nicht erkennen, es war zu tiefe Dämmerung im Zimmer. Ich fühlte, ich hatte irgend etwas Unkluges gethan, hatte ihm einen Wink gegeben, auf seiner Hut zu sein, hatte ihm verraten, daß mit Brankwitz' teuer erkauftem Briefe noch nicht alle Zeugen des Verbrechens aus der Welt geschafft seien.

„Aber, Anneliese!" flüsterte die Base vorwurfsvoll.

Da wurde ich heftig und klagte sie an und Robert. Worauf er denn noch warte? Ehe er nicht handle, würde ich nicht frei sein, und ich wolle frei sein, wolle fort, auf eignen Füßen stehen, fort aus dieser Sklaverei, aus dieser Luft voll Schuld und Gemeinheit. Und wenn er nicht bald komme, würde ich krank werden, und dann könnte mich Herr Wollmeyer ja nach seinem Gusto ins Narrenhaus sperren lassen. Ich riß ein Tuch vom nächsten Stuhl und lief in den dunklen Garten. Das altertümliche Gebäude lag schweigend und finster hinter mir wie ein rechtes Unglückshaus. Der Garten hatte selbst im Sonnenschein etwas Düsteres, heute kam er mir fast unheimlich vor. Die Wasserfläche des Teiches ruhte bewegungslos, den dunklen Himmel wiederspiegelnd; schwül, drückend war die Luft und in der Ferne grollte leise der Donner.

„Mama, Mama, wär' ich bei Dir!" rief es in meiner Seele. Dann blieb ich stehen und lauschte; eine Nachtigall begann zu klagen und zu schluchzen, und der ganze berückende sehnsüchtige Zauber einer Frühlingsnacht packte mein einsames Herz. Warum zögerte Robert, wenn er mich wirklich liebte? Er mußte ja wissen, daß ich vergehen würde in diesem Hause, er mußte ja verstanden haben, daß ich ihn nur aus Pflichtgefühl zurückgestoßen hatte. Wenn er in dieser Stunde vor mir gestanden hätte wie in der Sterbenacht Mamas, ich wäre in seine offenen Arme geflüchtet und hätte gesagt: „Ja, Du hast recht, was gehen uns die Toten an, was die Heimat, die uns doch keine ist? Wir leben, wir finden drüben eine andere freundlichere Heimat, komm, komm fort, ach, nur fort von hier!"

Nie hatte ich die Vereinsamung, die Schutzlosigkeit meiner Lage so empfunden wie in dieser Stunde.

Im Stübchen der Base flammte jetzt die Lampe auf; ich sah durch meine Thränen die alte gebückte Gestalt hin und her huschen in dem Lichtscheine, wie ich das schon als Kind so oft beobachtet hatte von dem nämlichen Platze aus, der großen Linde, deren Stamm sich über Manneshöhe gabelte zu zwei himmelanstrebenden Bäumen

und an diesem Punkt einen prächtigen Sitz bildete. Heute war ich auch von dem Bänkchen zu diesem natürlichen Sessel emporgestiegen und starrte zu der Base hinüber. Sie schien an ihrer Kommode beschäftigt, bückte sich und erhob sich wieder, und dann ging sie zu dem Tisch und blieb dort sitzen, das Haupt gebeugt, als lese oder schreibe sie; ihr Schatten fiel über die ganze Hinterwand der Stube, ein wunderlich geformter Schatten. Vor den zwei Fenstern befanden sich Gitter, wie überhaupt vor allen Parterrefenstern des Gebäudes, schwere schmiedeeiserne Gitter mit kunstvollen Schnörkeln an dem unteren Teil. Ich hatte diese verschlungenen distelähnlichen Blumen einmal nachgezeichnet, die Distel war die Wappenblume der Serrenburgs. Nun nahm ich mir vor, das ganze alte Haus zu zeichnen, so, wie ich es jetzt vor mir sah, düster, in Abendbeleuchtung, und dann noch im lichten Sonnenschein; ich hatte ja in ihm das ganze Glück und das ganze Unglück meines Lebens ausgekostet — es sollte eine Erinnerung für mich sein.

Am liebsten wäre ich die Nacht über hier sitzen geblieben, aber die Unruhe der alten Frau dort drinnen — sie ging jetzt wieder im Zimmer umher — schien mir ein Zeichen, daß sie sich zum Schlafengehen rüsten wolle; so glitt ich denn von meinem Lieblingsplatz herunter und schlug langsam den Weg nach dem Hause ein. Ein paar Tropfen sprühten mir ins Gesicht, es begann zu regnen. Wenn es regnet, schläft man so schön, hatte Mama immer gesagt; ich war müde, todmüde, trotzdem machte ich noch einen kleinen Umweg, ehe ich den Garten verließ. Als ich in mein Zimmer trat, sah ich die alte Frau nicht, aber auf dem Tische neben der Lampe und dem geöffneten Tintenfaß stand ein Teller mit zwei großen, tauig beschlagenen Pokalen mit duftender Bowle. Eine Sekunde streckte ich die Hand danach aus, ich war sehr durstig, dann ließ ich es, und in diesem Augenblick kehrte die Base zurück.

„Sie trinken doch auch nicht, Anneliese?“ fragte sie und ergriff die Gläser, um sie hinauszutragen. „Es ist so süßes fades Zeug; er liebt es so süß. Ich bringe es hinaus, mögen die Leute es sich nehmen!“

Ich gab ihr recht, und als sie wieder hereinkam, sagte sie: „Wenn Sie so denken wie ich, Anneliesechen, dann gehen wir schlafen.“

Ich suchte jetzt schon immer um neun Uhr mein Lager auf. Was sollte ich auch thun? Der einzige Augenblick, wo ich mich ruhig und geborgen fühlte, war der, wenn die Base abends den Schlüssel an unserer Stubenthür herumgedreht hatte. Ich streichelte ihr beim Gutenachtsagen über die Wangen; sie waren naß, und auf dem schwarzen Haubenband lagen noch glänzende Tropfen verstreut.

„Sind Sie draußen gewesen, Base?“ fragte ich erstaunt.

„Ja!“ bestätigte sie. „Nur über den Hof hinüber zum Gärtner, wegen dem Spargel für morgen.“

Ich saß schon halb entkleidet auf dem Bettrand, als ich sie rufen hörte, sie könne den Schlüssel zu ihrer Thür nicht finden, die auf den Flur mündete; ob ich nicht einmal nachsehen wolle, ich habe doch junge Augen.

Drei, viermal leuchteten wir umher, hoben die Matte vor der Thür auf, es fand sich nichts. Es waren altmodische Schlösser, der Schlüssel riesengroß, er konnte sich unmöglich verstecken.

„Das ist doch sonderbar, Base!“

„Ich weiß auch gar nicht — ich hab' ihn heute nicht von außen stecken lassen, weil ich gar nicht fort gewesen bin. Und vorhin, als ich da hinüber lief, da habe ich ihn doch noch im Schloß gesehen.“

„Was machen wir nun?“ fragte ich.

„Nichts, Kindchen; wir schlafen bei offener Thür. Oder fürchten Sie sich?“

„Ich? — Nein!“

„Dann legen Sie sich getrost hin; wer bei Ihnen stehlen will, muß erst durch meine Zimmer, Anneliese.“

„Sprechen Sie davon nicht, Base,“ sagte ich und löschte mein Licht aus.

Aber schlafen konnte ich nicht; Gott weiß, was mir für abenteuerliches Zeug im Kopfe umherging. Bald glaubte ich Tritte zu hören, bald ein Rascheln und Atemholen. Thörichtes Mädchen! schalt ich mich selber. Die Base nebenan hustete zuweilen, es klang so tröstlich. Draußen rauschte der Regen mächtig hernieder, das einförmige Geräusch machte wirklich müde, ich schlief ein.

Plötzlich erwachte ich — wodurch, kann ich nicht sagen; im nächsten Augenblick saß ich aufrecht im Bett und lauschte. Von der Marienkirche drüben schlug es zwei Uhr; der Regen plätscherte immer noch. Aus der Stube der Base kam es, das Rascheln und Räumen, ein leises vorsichtiges Tasten und ein Knistern wie von Papier oder dergleichen. Ich schlich, notdürftig angekleidet, mit verhaltenem Atem und furchtbarem Herzklopfen auf meinen weichen Filzpantoffeln hinüber zur halb angelehnten Thür — was mochte die alte Frau dort treiben?

An der Kommode sah ich eine Gestalt, eine dunkle Gestalt, eifrig bemüht, in der aufgezogenen Schublade zu kramen. Die Base schloß ihre Fensterläden nie, es war deshalb ein dämmeriges Licht in dem Raume. Die alte Frau lag im Bette und schlief.

Mir wankten die Knie, und die Zunge ward mir schwer wie Blei. Dann schlug ich die Thüre zu, daß es dröhnte, und sprang an die elektrische Klingel; unheimlich gellte der schrille Klang durch das Haus. „Hilfe!“ schrie ich aus meinem Zimmer auf den Flur hinaus, „Diebe! Diebe!“

Eine dunkle Gestalt flüchtete dem Hausgang zu; ich ließ noch immer die Klingel gellen.

Dann lief ich zur Base hinüber. „Um Gottes willen, wachen Sie doch auf! Wachen Sie auf!“ Mit zitternden Fingern machte ich Licht. Sehen Sie doch, es waren Diebe hier, Sie sind bestohlen!“

Die alte Frau saß aufrecht im Bette, ohne jedes Zeichen von Ueberraschung.

„Sehen Sie doch!“ wiederholte ich ungeduldig.

„Ja, ja,“ murmelte sie — „ich bitte Sie, Anneliese, ziehen Sie sich an, Sie erkälten sich sonst; ich will gleich aufstehen.“

Im Hause wurde es lebendig, das Stubenmädchen erschien und die Köchin; die alte Frau hatte sich rasch angekleidet. Man beleuchtete nun die geöffnete Kommode, aus deren oberster Schublade der Inhalt zum Teil herausgerissen war, zum Teil unordentlich hervorsah, und bestürmte die Base mit Fragen.

„Ja, wie kann er denn hereingekommen sein, der Dieb? Einsteigen ist doch nicht möglich! Schickt auf die Polizei und weckt den Herrn — der Herr muß doch kommen! Wo ist Friedrich?“ riefen die Mägde durcheinander.

„Der schläft,“ sagte das Stubenmädchen.

Die Köchin lief hinauf, den Herrn Wollmeyer zu wecken. Nach einigen Minuten erschien mein Stiefvater auf dem Platze. Er begann die Base auszufragen, mit gerunzelter Stirn und der verdrießlichen Miene, die Leute haben, die unsanft aus ihren süßesten Träumen aufgestört sind.

„Ist denn thatsächlich gestohlen?“ forschte er, „was vermissen Sie, Base?“

„Nichts!“ antwortete die alte Frau, „wahrscheinlich fand der Dieb nicht, was er suchte.“

„Ist das Sparkassenbuch da?“

„Jawohl, das wird schon da sein; bin auch gar nicht bange, daß der Mensch es mir hat stehlen wollen.“

„Na, aber was denn sonst, Base?“ rief eines der Mädchen.

„Ja, was weiß ich!“

Herr Wollmeyer sah sich im Zimmer um. „Zum Fenster kann doch niemand herein? Es muß sich also jemand im Hause versteckt gehalten haben. Bemerkten Sie denn kein verdächtiges Geräusch oder das Aufbrechen des Schlosses? Schliefen Sie so fest?“

„Ich war wach, und die Thüre war offen,“ berichtete die Base, „ich habe den Mann hereinkommen sehen und alles beobachtet.“

„Warum haben Sie denn nicht um Hilfe gerufen?“ fuhr die Köchin sie an, „der Kerl hätte seine gesalzene Tracht Prügel heimgetragen.“

„Nun, ich wollt' ihm gerade sagen, daß er nicht finden würde, was er suche, und daß er machen solle, fortzukommen, da klingelte Fräulein Anneliese.“

„Diese Seelenruhe begreife ein anderer!“ bemerkte Herr Wollmeyer, und seine zwinkernden flimmernden Augen suchten mich. „Legt Euch schlafen, Kinder, morgen früh lasse ich die Polizei holen.“

Ich konnte nicht sprechen vor Aufregung, wandte mich um und ging in mein Zimmer zurück. Bald darauf war die Stube leer, und die Base kam zu mir. Mitleidig sah sie mich an.

„Beruhigen Sie sich, Anneliesechen, schlafen Sie schön! Morgen wird anderer Rat.“

„Warum riefen Sie mich nicht, Base?“

„Wozu denn? Ich wußte, der Dieb würde nichts finden; da that ich, als schliefe ich.“



Schwerer Dienst.

Nach einer Originalzeichnung von Fr. Stahl.

Sie brachte mich zu Bette, gab mir Wasser zu trinken und hielt meine zitternden Hände. „Armes Kind! Armes Kind, was müssen Sie alles erleben!"

„Ich halte es nicht mehr aus, ich sterbe hier!" rief ich. „Wenn wir übermorgen hier ermordet werden, ist's kein Wunder!"

Am andern Morgen war ich halb krank.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von dem versuchten Diebstahl bei Wollmeyers in der Stadt verbreitet; die einzige, die gelassen blieb, war die Base. Die Komtesse kam; „wie ich gehe und stehe," entschuldigte sie sich, „im Morgenkleid." Sie besah sich die geöffnete Kommode, in dem die saubern Knüpftücher der alten Frau, verschiedene Pappschächtelchen, ein perlengesticktes Brillenfutteral, Briefschaften u. s. w. durcheinander gewühlt lagen, schüttelte den Kopf und prophezeite den Untergang der Welt, wenn überhaupt erst so etwas vorkommen, in Westenberg vorkommen könne. Daß der Dieb nicht das Sparkassenbuch mitgenommen habe, das offen obenauf lag, das begriff sie nicht. „Habt Ihr schon nach der Polizei geschickt?" fragte sie.

Die Base verneinte.

„Da hört doch alles auf!" fuhr die Komtesse sie an, und als in diesem Augenblick Wollmeyer eintrat, um sich notgedrungen zu erkundigen, wie denn der gestrige Schreck abgelaufen sei, entspann sich in meinem Wohnstübchen ein heftiges Wortgefecht zwischen den beiden, in dem diesmal Wollmeyer unterlag, denn die resolute Dame erklärte ihm, wenn er die Sache nicht anzeigen wolle, so werde sie es thun; im Interesse von ganz Westenberg müsse das geschehen. Und obgleich sie durchaus kein Recht besaß, diese Drohung auszuführen, wirkte sie doch auf meinen Stiefvater. Er schickte Friedrich nach dem Rathause. Unverkennbar war er in sehr schlechter Stimmung; er zuckte die Achseln, nannte die ganze Geschichte eine Bagatelle und den Anteil, den man daran nahm, übertriebene Sucht nach Sensation. Als dann aber auch der Sanitätsrat noch dazu kam und der Komtesse zuflüsterte, man sei die strengste Untersuchung der ganzen Stadt schuldig, machte er eine halbwegs anständige Miene zu der Sache.

Der Kommissar, Herr Braunberg, erschien höchstselbst mit dem Stadtsergeanten und mein Stiefvater erklärte, es sei ein unbegreiflicher Vorfall und er müsse beinahe die Begebenheit für eine krankhafte Sinnestäuschung der beiden Beteiligten halten.

Der sehr gefällige Beamte besah sich zunächst den Thatort, erfuhr die Schlüsselgeschichte, schüttelte den Kopf, als er hörte, daß nichts gestohlen sei, und verlangte auch mich zu sprechen.

Tante Komtesse half, mich anzukleiden. In der Stube der Base war das gesamte Personal des Hauses versammelt; wir traten nun auch ein.

„Bemühen Sie sich doch nicht," sagte die Base gerade zu dem Polizeikommissar, „Sie fangen ihn doch nicht!"

„So? Das warten Sie ab! Haben Sie einen Verdacht?"

„Was heißt Verdacht?" murmelte sie. „Ich sage nur, gestohlen ist nichts, also wozu die ganze Geschichte? Ich glaub', der Dieb war gar kein Dieb, sondern einfach ein neugieriger Mensch."

„Schwatzen Sie nicht Unsinn!" fuhr mein Stiefvater sie an.

„Wer von den Leuten kam zuerst auf Ihr Klingeln?" fragte der Kommissar nun mich.

Köchin und Stubenmädchen meldeten sich: „Wir!"

„Wer ist noch im Hause?"

„Hier, der Diener."

„Kam der Diener auch gleich?"

„Nein, der schlief; wir konnten ihn gar nicht ermuntern," sagte die Köchin. „Das machten die zwei großen Gläser Bowle, die er sich zu Gemüt geführt. Das Fräulein und die Base hatten nichts getrunken, da mußte der Gierschluck die Bowle gleich hinunterschütten."

Friedrich erklärte, er sei nach dem Genuß des Weines völlig betrunken gewesen und habe sich kaum mehr aufrecht erhalten können; noch jetzt sei er wie benommen im Kopf. So 'ne Maibowle habe es in sich und er sei Wein nicht gewohnt, setzte er entschuldigend hinzu.

„Wahrscheinlich sehr schwerer Wein?" bemerkte der Polizeikommissar.

„Nein, durchaus nicht! Eine Flasche leichten Sekts, zwei Flaschen Mosel," lachte Herr Wollmeyer.

„Und die Tropfen, Herr Stadtrat," erinnerte der Diener, „die ich aus dem Schlafzimmer holen mußte."

„Was für Tropfen?" fragte der Beamte.

„Die Orangenessenz," warf Herr Wollmeyer leicht ein. „Ich nehme immer Orangenessenz zur Maibowle; versuchen Sie es nur 'mal, Braunberg; delikat, sage ich Ihnen."

„Haben Sie Verdacht auf den Diener?" fragte der Polizeikommissar die Base, nachdem Friedrich und die Mädchen sich entfernt hatten.

„Gott bewahre, der ist die ehrlichste Haut unter der Sonne," erklärte diese rasch.

„Erinnern Sie sich der Gestalt des Menschen?" wandte er sich jetzt wieder an mich.

„Ja; ungefähr wie Herr Wollmeyer, breit, gedrungen, was man so ‚untersetzt' nennt," erklärte ich.

Herr Wollmeyer lächelte. „Sehr schmeichelhaft!"

„Anzug, gnädiges Fräulein?"

„Weiß ich nicht; jedenfalls dunkel. Ich erkannte kaum mehr als die Umrisse der Gestalt."

Der Beamte fragte nicht mehr; er betrachtete nochmals die Fenster, öffnete und schloß sie und schüttelte den Kopf. „Ein Einsteigen ist ausgeschlossen," sagte er, die starken eisernen Gitter musternd, „es ist also entweder jemand vor dem Schließen der Hausthür eingedrungen und hat sich versteckt gehalten, oder aber —" er stockte und sah die Base an — „es ist ein Hausdieb gewesen. Fräulein Himmel, was für Wertsachen haben Sie im Besitz?"

„Mein Sparkassenbuch, das obenauf lag; es wurde nicht genommen. Ferner eine altmodische Brosche, eine Uhr aus Silber, einige silberne Löffel."

„Das ist alles noch vorhanden?"

„Ja."

„Besitzen Sie nicht etwas, das, an und für sich vielleicht unscheinbar, für eine bestimmte Persönlichkeit von großem Werte ist?"

Die alte Frau zögerte einen Augenblick. „Ja," sagte sie dann laut.

„Nur für eine ganz bestimmte Person?"

„Für zwei Personen, Herr Kommissar."

„Befinden sich diese Personen hier im Hause?"

„Eine davon, ja!"

Mein Stiefvater stand unbeweglich am Thürpfosten; seine Augen hingen starr an der alten Frau bei dieser Wendung.

Der Beamte wandte sich jetzt um und bat sehr höflich die Komtesse, sich zu entfernen; auch den Sergeanten schickte er fort. Die Base, Herr Wollmeyer, der Polizeikommissar und ich blieben allein. Mit zitternden Händen ergriff ich die Lehne eines Stuhles. Was würde nun kommen!

„Berichten Sie, Fräulein Himmel," forderte sie der Kommissar auf.

„Sie fragten mich, ob ich etwas besitze, das großen Wert für eine bestimmte Person hat. Ich habe Ja gesagt," erwiderte die Base. „Dieses Besitztum sind zwei Schriftstücke, die mir die verstorbene erste Ehefrau des Herrn Wollmeyer vor ihrem Tode übergab, unter der Bedingung, sie nur im Falle der Not in geeignete Hände zu legen."

„Und Sie nehmen an —?"

„Ich weiß, daß diese Schriftstücke von großer Wichtigkeit sind für Herrn Wollmeyer."

„Mir ist von solchen Schriftstücken nichts bekannt," rief mein Stiefvater. „Was soll das für eine alberne Geschichte werden! Herr Polizeikommissar, ich bitte, machen Sie dieser Komödie ein Ende!"

Der Beamte hatte plötzlich ein so marmornes Gesicht bekommen, daß die jovialen Worte des Herrn Stadtrats daran abprallten wie Wellen an einem Felsen. „Wo befindet sich die andere Person, die ein ebenso großes Interesse an den Dokumenten hat?"

Eine lange Pause folgte.

„Da Sie den einen genannt haben, fordere ich auch den Namen des andern," klang es streng.

„Robert Nordmann in Halle," gab die alte Frau mit fester Stimme zur Antwort.

„Sie wissen bestimmt, daß diese Person gestern abend nicht hier gewesen sein kann?"

„Ich weiß es bestimmt," sagte sie.

„Aha!" fiel Herr Wollmeyer ein, „jetzt beginnt mir die Sache verständlich zu werden — mein Herr Neffe spielt hier eine Rolle. Sie erinnern sich vielleicht noch, lieber Braunberg, der Gymnasiast, der damals bei Nacht und Nebel nach Amerika durchbrannte."

„Ich erinnere mich, daß sich aus Ihrem Hause heimlich ein junger Mann entfernte. Ist es der nämliche, Fräulein Himmel?"

„Ja."

„Er hält sich jetzt in Deutschland auf?"

„Er dient sein Jahr als Einjähriger ab."

„War er in der letzten Zeit einmal hier in diesem Hause?"

„In der Nacht, da die zweite Frau Wollmeyer starb, war er hier," antwortete die Base.

„Was wollte er hier?"

Die Base schwieg; verlegen sah sie zu Boden. Mein Herz pochte wie wahnsinnig.

Herr Wollmeyer lächelte höhnisch. „Ah, ah — was erfahre ich denn da, meine liebe Anneliese? Sollten Sie zufällig wissen, wem der Besuch des Herrn Robert Nordmann galt?"

„In welchen Räumen hielt er sich auf?" fragte Braunberg, ohne diese Taktlosigkeit zu beachten.

„In diesem Zimmer, dem nämlichen, wo der Einbruch geschehen ist," erklärte die alte Frau.

„Wie lange war Herr Nordmann bei Ihnen?"

„Von abends zehn Uhr bis morgens gegen Fünf. Er reiste ab, sobald er erfuhr, daß die gnädige Frau tot sei."

„Herr Wollmeyer wußte nicht darum?"

„Nein! der Besuch galt mir. Er war auf meinen besonderen Wunsch gekommen."

„Ich frage Sie noch einmal, Fräulein Himmel — welchen Beweis können Sie dafür erbringen, daß Herr Nordmann in dieser letzten Nacht nicht hier gewesen ist, daß also nicht er es war, der den Entwendungsversuch machte?"

„Den einfachsten von der Welt — er weiß gar nicht, daß ich diese Papiere besitze."

„Und Sie sind überzeugt, daß diese Papiere noch in Ihrem Besitz sind, daß sie der Eindringling nicht nahm?"

„Er nahm sie nicht, er konnte sie nicht nehmen."

„Aha, Sie hatten sie nicht in jener Kommode?"

„Ich besaß sie überhaupt nicht mehr; ich hatte sie bereits an meinen Neffen geschickt."

„Und wann ist das geschehen?"

„Gestern abend."

„Gestern abend?" Der Beamte sah sie aufmerksam und zweifelnd an. „Wie kamen Sie dazu, sie gerade gestern abzusenden?"

„Ich hielt sie hier nicht länger für sicher."

„Haben Sie eine Postquittung?"

„Nein, ich habe sie mit gewöhnlichem Brief gesandt. Als ich mich zum Fortschicken entschloß, war die Post nicht mehr geöffnet."

„Also da wäre Robert Nordmann heute früh in den Besitz dieser ihm so wertvollen Papiere gekommen?"

„Ja, länger werden Briefe nach Halle wohl nicht brauchen."

Der Polizeikommissar schwieg und strich sich den Bart. Herr Wollmeyer trocknete sich die Stirn mit dem seidenen Taschentuch. „Es ist doch sonderbar," stieß er hervor, „heute nacht wird hier eingebrochen, und heute früh ist Herr Nordmann im Besitz eines bestimmten Gegenstandes, der für ihn sehr wertvoll sein soll!"

Der Beamte hatte ein kleines Notizbuch aus der Tasche gezogen und studierte darin. Dann schrieb er etwas auf und gab es dem herbeigerufenen Stadtsergeanten. „Nach dem Telegraphenbureau!"

Wollmeyer hielt ihn plötzlich am Arm. „Lassen Sie gut sein, Braunberg; ich ziehe den Antrag auf Untersuchung zurück. Es spielen hier Verhältnisse mit, Verhältnisse so zarter Natur — es ist möglich, daß mein Neffe hier war, sogar sehr wahrscheinlich, keineswegs indessen, um sich ein fabelhaftes Papier zu holen, das vielleicht in einem hinterlassenen Schreiben seiner Mutter besteht, sondern um — Sie wissen, lieber Braunberg, bevor die Verlobungsanzeigen nicht gedruckt sind — und Sie wissen, solche Süßigkeiten sind ja um so reizender, wenn sie hinter dem Rücken des Papas — ha, ha!" Er lachte jovial und schlug dem Beamten auf die Schulter. „Ich werde mit dem nächsten Zug hinüberfahren nach Halle und unter vier Augen mit dem Jungen reden. Kommen Sie mit hinauf, wir trinken ein Glas Rotspohn miteinander — die Sache hier ist erledigt!"

Ich stand plötzlich auf den Füßen; ich wollte reden, wollte hinüberstürzen, um dem Menschen einen Schlag ins Gesicht zu geben, der es wagte, Robert und mich zu beschimpfen.

Die Base riß mich zurück und trat zu dem Beamten. „Ich bin die einzige, die zu bestimmen hat, ob die Untersuchung erledigt sein soll oder nicht!" rief sie mit totenblassem Gesicht. „Mich hat man bestehlen wollen, und da die Sache eine solche Wendung nimmt, verlange ich, daß man ihr auf den Grund geht. Der Vater ist unschuldig des Diebstahls bezichtigt worden, den Sohn will ich vor ähnlichem Schicksal behüten."

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Herr Nordmann verdächtig ist, zur Nachtzeit in Ihr Zimmer gedrungen zu sein, um sich die für ihn sehr wertvollen Urkunden widerrechtlich anzueignen," warnte der Beamte. „Man wird ihn noch heute polizeilich vernehmen."

„Aber Base, Base," mahnte Herr Wollmeyer und trocknete sich die blasse Stirn mit dem Taschentuch. Der Boden schien ihm unter den Füßen zu schwanken, er setzte sich. „Bedenken Sie doch, liebe Base, bedenken Sie doch!" stammelte er. „Ich reise nach Halle und bringe die Geschichte in Ordnung — machen Sie ihn nicht unglücklich, den armen Jungen."

Aber die alte Frau hörte ihn nicht. Durch ihre Gestalt ging zwar ein Zittern, während sie sich auf die Tischplatte stützte, und in ihrem Gesicht zuckte es wie Krampf, aber die bläulichen zitternden Lippen gehorchten ihr, und die Augen fest auf den Beamten gerichtet, sagte sie: „Herr Polizeikommissar, Sie würden den Unschuldigen vernehmen — der Thäter ist Herr Wollmeyer. Ich habe ihn erkannt, als ich erwachte, und bin bereit, es eidlich zu bezeugen."

Heute weiß ich nicht mehr genau zu sagen, wie die Ereignisse jenes Tages sich aufeinander folgten; nur, daß sie lawinenartig über das Haus und seine Bewohner hereinbrachen, das weiß ich noch. Aufrecht inmitten der ganzen Geschichte stand allein die Base. Ich erinnere mich noch, daß jemand mich aus dem Zimmer mehr trug als führte, nachdem die Base gesprochen hatte; daß Wollmeyer lachte, höhnisch, brutal, um dann jäh zu verstummen; daß der Polizeikommissar mit ihm nach oben ging und daß die Base in ihrer Stube blieb, allein, ganz allein und still. Was die alte Frau da mit sich durchgekämpft hat, kennt nur Gott allein.

Wie der Gang des Verhörs sich entwickelte, das nunmehr der Staatsanwalt selbst leitete, ahnte ich nicht. Es war ein immerwährendes Kommen und Gehen von Beamten und Depeschenboten. Wollmeyer verlangte, mit der Base zu sprechen, nachdem ein Telegramm eingetroffen war mit der Nachricht, ein Brief mit Einlage sei in der Wohnung Roberts gefunden worden, uneröffnet, da der Adressat noch im Dienst sei. Die Beamten hatten dann Wollmeyers Haus verlassen, nachdem dieser des Entwendungsversuches überwiesen worden war.

Es waren qualvolle Stunden, die ich verlebte. Ich lag auf meinem Bett, unfähig, mich zu rühren, und mußte das Flehen und Winseln jener Stimme vernehmen, die ich bisher nur im Tone größter Selbstgefälligkeit oder des Zornes hatte sprechen hören. Ich konnte die Worte nicht verstehen, ich deckte auch die Kissen über meine Ohren. Mit einem Male schrie er aber so laut, daß ich es hören mußte: „Ich fordere das Blatt zurück, es ist mein Eigentum! Sag' ihm, er soll verlangen, was er will; mein ganzes Geld mag der Lump haben und das Mädel dazu! Was braucht's den großen Lärm, ich will ja doch nichts weiter! Pack' auf, nach dem Bahnhof, fahr' hin —" Und dann wieder das verzweifelte Weinen!

Was die Base geantwortet hat, weiß ich nicht. Was sie gelitten, den Mann so zu sehen, dem sie einst ihr ganzes Herz geschenkt, auch das habe ich nicht erfahren. Sie reiste nicht nach Halle, das Erbarmen war ihr geschwunden nach dem Versuch seinerseits, die niedrige Handlungsweise auf die Schultern Roberts zu laden, dessen Vater er schon entehrt hatte.

Da nahm der Mann, der so schlau zu rechnen verstand, noch einmal seinen ganzen Witz zusammen und löste selbst das verwickelte Exempel seines Lebens, dessen Facit Verachtung, Strafe, schwere Strafe vor dem irdischen Richter ergab, auf eine Weise, die für ihn sowohl wie für die Gerichte die einfachste war. — Gegen drei Uhr nachmittags hallte droben in seinem Arbeitszimmer ein Schuß.

Die Base trat zu mir in die Stube. „Was war das?" fragte ich und fuhr mit Herzklopfen empor.

„Es wird irgend etwas umgefallen sein, Anneliese."

Da gellte schon der Schrei des Stubenmädchens durch das Haus: „Der Herr — der Herr!"

Stumm ging die alte Frau hinaus. — — —

(Schluß folgt.)



Weihnachtsmärchenspiele.

Von Alexander Tille.

Mit Illustrationen zu Humperdincks „Hänsel und Gretel“ von A. Zick.

In demselben Maße, in welchem im Volke sich noch fortgesetzt Bestandteile der volkstümlichen Ueberlieferungen an das Weihnachtsfest heften und es zum größten Jahresfest erheben, sind seit dem Aufleben der Romantik am Anfange des 19. Jahrhunderts die führenden Schichten beschäftigt, sich das neugewonnene Kinderfest zu verklären, indem sie es mit der Sagenwelt der deutschen Vorzeit verknüpfen. Von ein paar hergebrachten Anfangspunkten ausgehend, bauen sich die Freunde der Volkskunde eine ganze germanische Weihnachtsmythologie zusammen, und es wird das Lieblingsthema der Weihnachtsbetrachtung, sich auszumalen, wie die Götter des deutschen Himmels in der heiligen Zeit der Wintersonnenwende herniederstiegen zu den Menschen und ihnen Gaben und Segen brachten, wie die Unholde in der wilden Jagd umherbrausten und den Neugierigen straften, dem Biederen und Gehorsamen aber ein Glückskleinod zuwarfen, wie die „alten Germanen“ durchs Wintersonnenwendfeuer sprangen und den Jul-Eber schmausten, und all das dient dazu, das Weihnachtsfest im Volke nur um so fester zu gründen und unauflöslich mit der sonstigen volkstümlichen Ueberlieferung zu verweben.

Ein Weihnachtsschauspiel, das sich an die moderne Weihnachtsstimmung wenden will, kann einzig diesem Boden entsprießen, und es entspringt ihm in der jüngsten Blüte des deutschen Weihnachtsfestes, in der Weihnachtsfeerie, die seit zwei Jahrzehnten allweihnachtlich über die deutschen Bühnen geht. Was in der italienischen Zauberkomödie des 18. Jahrhunderts an poetischem Gehalte stak, damit belebten die Dramatiker unter den deutschen Romantikern ihre Märchendramen. Zwar sind die Kinder- und Hausmärchen nicht in demselben Sinne deutschnationales Eigentum wie die deutsche Götter- oder Heldensage, aber, seit dem 10. Jahrhundert aus dem Morgenlande nach Deutschland eingewandert und seitdem von der Volksüberlieferung und der populären Litteratur fortgepflanzt und in ihnen lebendig erhalten, können sie doch deutsches Heimatsrecht für sich beanspruchen. Was Ludwig Tieck angebahnt hatte, das setzte der Graf von Platen fort, indem er die beiden Märchen „Aschenbrödel“ und „Dornröschen“ launig zu seinem kleinen Drama „Der gläserne Pantoffel“ verschmolz. Der „Gläserne Pantoffel“ wurde vorbildlich für eine Reihe ähnlicher Schöpfungen, und die mit Riesenschritten fortschreitende moderne Bühnentechnik schuf ein wahres Feenland der Wunder. Sich an die Kinderwelt vor allem wendend, rückten diese Märchendramen ganz von selbst auf Weihnachten, und als specielle Weihnachtsfeerien entstand seit etwa 1870 eine ganze Reihe melodramatischer Stücke.

Wie Goldmarie und Pechmarie auf des Brunnens Grunde in Frau Hollens Reich kommen und die eine für ihren Fleiß Gold und einen Prinzen, die andere für ihre Faulheit den Pechregen erntet; wie es Gold regnet und wie die Zwerge mit den vielen Weihnachtsbäumchen den Reigen tanzen, wie die Elfen einherspringen mit den weihnachtlich duftenden Tannenzweigen, wie in Frau Holles Welt alles weihnachtsmäßig ausschaut und Weihnachtslust und Weihnachtsfreude ist; wie die Schwester in den „Sieben Raben“ sieben lange Jahre schweigt, um die verzauberten Brüder zu erlösen, und wie Aschenbrödel, daheim zur Schmutzarbeit verurteilt, vom Bäumchen auf Mutters Grabe goldene Kleider übergeworfen bekommt, auf dem Balle alle anderen Mädchen, die Stiefschwestern eingeschlossen, überstrahlt und trotz aller Hindernisse zuletzt doch noch den Prinzen zum Gatten erhält, das alles zeigt die moderne deutsche Weihnachtsfeerie. Und wenn auch hier und da ein Stück poetischer Duft von dem alten Märchen verweht, so wird sein Gehalt und sein Zauber dafür wieder Tausenden nahegebracht, die kein Märchenbuch lesen und nimmermehr Großmütterchens traulichen Geschichten hinterm Ofen lauschen würden; und das Wunderland der Phantasiewelt tritt dem Zuschauer dafür mit

voller Pracht und Eindringlichkeit, mit lebendiger Frische und überwältigender Anschaulichkeit entgegen.

Auch der Humor und das drollig Hausbackene finden eine neue Heimstatt. Während Schneewittchen über den sieben Bergen bei den sieben Zwergen haust und unter den Tücken der bösen Stiefmutter leidet, grämt sich der arme Prinz, und der alte König, der ebensogut aus Pfefferkuchen gebacken sein könnte, klagt auf struwwelpetrisch:

Der Junge macht mir vielen Kummer,
Von Tag zu Tage wird er dummer,
Von Tag zu Tage weint er mehr,
Wo nimmt er all die Thränen her?

Der Oberceremonienmeister und der Hofmarschall, mit den pudelnärrischen Namen, die sieben Zwerge Blick und Pick, Knick und Nick, Strick, Schick, Dick mit ihren Schaufeln und Hacken, Aexten und Spaten und der lustige alte König, der aus Freude, daß der Prinz wieder vernünftig geworden ist, zur Mayonnaise statt zur Polonaise antreten läßt, das sind die rechten Hanswürste nach dem Herzen der Kinder, bei ihrem Anblick lacht das kleine Volk, und wenn der König sich beim Austeilen der Chokoladenplätzchen gar versieht und eine Handvoll ins Parterre wirft, dann kennt der Jubel keine Grenzen mehr. Mit all ihrer Narrheit und Ausgelassenheit, ihren Scherzen für die Großen und die Kleinen sind die Weihnachtsmärchenspiele bereits ständige Repertoirestücke in den Weihnachtsvergnügungen der Großstadtkinder geworden, und wenn am ersten Feiertag das Essen vorüber ist, dann rüstet sich die kleine Schar erwartungsvoll zum Gang ins Theater. Das jüngste Schwesterchen, das zum erstenmal mitgenommen wird und das „noch fest an den Knecht Ruprecht glaubt", hat freilich noch keine rechte Vorstellung davon und denkt: Theater — das ist gewiß 'was zu essen.



Der Oberregisseur des Hamburger Thaliatheaters, K. A. Görner, war der Mann, der das Märchenspiel der großen Bühne zum Weihnachtsmärchenspiel für Kinder umbildete, und sein „Aschenbrödel" und sein „Dornröschen", wie seine „Frau Holle oder das fleißige und das faule Mädchen", die Weihnachten 1880 über die deutschen Bühnen ging, sind seine beliebtesten Schöpfungen geblieben. Während die modernen französischen Märchenspiele in der Hauptsache nur den Hintergrund für großartige Balletteffekte mit Hunderten von Genien und Feen abgeben und sich mehr an das Auge der Erwachsenen wenden, ist das Ohr der Kinderwelt das Ziel der deutschen Stücke. Glanz und Pracht giebt's freilich auch da genug, und wenn Frau Holle, bestrahlt von einer Magnesiasonne, aus der Brunnentiefe auftaucht, da sieht sie einer Göttin der Liebe nicht unähnlich und gemahnt wohl manchen an Tannhäusers Freundin in dem Venusberge. Aber sonst ist die Gattung weiblicher Wesen, die ihren Sitz auf dem Besenstiel und ihre Heimat auf dem Blocksberge hat, reichlicher vertreten. Ist doch die Hexe neben dem Menschenfresser und dem Wolf die eigentliche Märchenschreckgestalt der Kleinen und in Weihnachtsmärchen kaum zu entbehren, mag sie auch die Gestalt der Frau Königin annehmen, die hier die Schönste ist.

Ganz unerwartet hat sich den deutschen Weihnachtsmärchenspielen vor ganz kurzem ein Stück angereiht, dessen Handlung zwar eigentlich nichts mit Weihnachten zu thun hat, durch das aber doch echte pfefferkuchenduftige Weihnachtsstimmung weht. Es hebt das deutsche Weihnachtsmärchenspiel mit einem Schlage auf eine höhere Stufe. Durch seine Musik eine Oper von hohem musikalischen Werte, ist es eigentlich für die unter den Großen berechnet, die sich gern von einem feinen Ohrenschmause entzücken lassen, aber kraft dem künstlerischen Aufbau der Handlung, der Volkstümlichkeit und schlichten Anmut seines Textes, dem reichen, bunten Geschehen auf der Bühne und der Pfefferkuchenatmosphäre des dritten Aufzuges ist seine Wirkung auf die Kleinen, die noch nicht Motiven lauschen und in Harmonien schwelgen, eine ebenso sichere. Es ist Engelbert Humperdincks „Hänsel und Gretel", dessen hübscher Text von Adelheid Wette verfaßt ist.

In dem weiten Rund mit seinen roten Sammetpolstern und hundert Lichtern, all dem Glanz und Glast von Gold und Spiegelglas, inmitten von Hunderten von anderen Kindern öffnet sich den Kleinen denn auch eine ganz neue Weihnachtswelt. Der weiße Bart, der Sack und die Rute des Knecht Ruprecht, der heimische Christbaum und die Geschenke — vielleicht mit einziger Ausnahme des neuen Schaukelpferdes — sie alle verbleichen vor der Pracht, die sich hier aufthut, und die Weihnachtshoffnung und Weihnachtserwartung tritt hinter der atemlosen Spannung zurück, mit der jedes Beben des Vorhanges beobachtet wird. Da tönt das Glöckchen. Ein augenblickliches Schweigen huscht durch das Haus, um gleich wieder dem vorherigen Stimmengewirr Platz zu machen. Beim zweiten Klang setzt sich alles in Schaubereitschaft, die kleinen Hälse strecken sich und die kleinen Augen lugen zwischen den Köpfen der Vorderleute hindurch. Die prächtige, kräftige Musik rauscht durch den Raum, der Vorhang steigt, und da liegt sie offen vor den Augen da, die armselige Besenbinderhütte, durch deren Fenster der Wald hereinschaut. Da sitzt das arme Hänsel an der Thür und bindet Besen, und das bedauernswerte Gretel muß am Strumpfe stricken, immer einmal herum nach dem anderen. Und dabei haben die Geschwister Hunger, daß ihnen der Magen knurrt. Seit Wochen nichts als trockenes Brot!

Wie das klingt, wenn man an die großen Stollen daheim denkt! Wenn man den beiden etwas davon geben könnte!

Bis die Eltern heimkommen, sollen sie fleißig sein; wie schwer das sein muß, so still zu sitzen! Freilich können sie's auch nicht über sich gewinnen, bei der Arbeit zu bleiben. Da steht das unartige Hänsel auf und will tanzen, und dem Gretel gefällt dies so gut, daß es den Strickstrumpf hinwirft. Und nun tummeln sich die beiden, daß die Kindergesichter im Zuschauerraume erstrahlen und die Lust mitzutanzen in den kleinen Beinchen zuckt.

Mit dem Köpfchen nick, nick, nick,
Mit dem Fingerchen tick, tick, tick,
Einmal hin, einmal her,
Rund herum, es ist nicht schwer!

Das ist eine Lust und ein Vergnügen. Hunger und Arbeit sind vergessen, und die Kinder tanzen, bis sie beide übereinander zu Boden purzeln. Da giebt's ein lautes Hallo: das ist manchem Mitglied des kleinen Publikums auch schon passiert. Laut jauchzt es auf und verstummt gleich wieder. O Schreck! In der Thür steht die Mutter, die strenge Mutter des Märchens: die Gesichtchen verziehen sich furchtsam; denn nun geht ein Donnerwetter los.

Wie, Gretel, den Strumpf nicht fertig gestrickt?
Und Du? — Du Schlingel! In all den Stunden
Nicht 'mal die wenigen Besen gebunden?
Ihr unnützen Rangen! Den Stock will ich holen,
Den Faulpelz werd' ich euch beiden versohlen!

Da stößt die erzürnte Mutter gar noch den gefüllten Milchtopf herunter! Die armen Kinder! Wie kann Hänsel auch noch

kichern, wenn sie nun miteinander fort in den Wald gehen müssen, um Erdbeeren zu suchen zum Abendbrot?

Es ist freilich schlimm, daß die arme Mutter nichts zu essen hat. Es ist nur gut, daß sie einschläft, da denkt sie doch nicht daran. Warum nur der Vater so lustig ist und gar so laut singt? Damit wird er sie gewiß aufwecken! Freilich was thut's, wenn er soviel im Korbe hat? Speck und Butter, Mehl und Würste, vierzehn Eier! Nun hat alle Not ein Ende, und nun hätten auch die armen Kinder nicht in den Wald gebraucht, sondern hätten sich gleich zu Hause satteessen können. Und was da der Vater sagt, wenn es wahr wäre, wenn sie sich in der Nacht verirrten und an den Ilsenstein gerieten zur Knusperhexe im Knusperhaus, wo sie in den Ofen gesteckt und gebacken werden zu Lebkuchenkindern und dann gefressen von der schrecklichen Hexe? Die kleinen Herzen beben, wie sich rasch der Vorhang senkt.

Nun hat sie die Knusperhexe wahrscheinlich schon gefressen? Aber nicht wahr, die Knusperhexe muß sie wieder hergeben? Lebt die Knusperhexe aber auch in einem wirklichen Pfefferkuchenhaus? Weicht denn der Pfefferkuchen nicht auf, wenn's regnet? Und so geht's fort mit Fragen, und die kleinen Mäuler stehen nicht still, bis auf einmal das Glöckchen klingt und es nun wieder heißt: Aufpassen! So schlimm war's ja nicht! Da sitzt ja Gretel ganz vergnügt auf der Wurzel und windet einen Hagebuttenkranz, und unter den Büschen kriecht der Hänsel herum und sucht Erdbeeren. Und schon ist das Körbchen ganz voll. So, Hänsel, da hast Du auch eine Beere zum Kosten. So, Gretel, da hast Du nun auch ein paar in den Mund. Und immer mehr wandern in die kleinen Schnäbel, und nun zanken sie sich gar herum, und Hänsel schüttet sich die letzten ein. Da sitzen sie. Hänsel, was hast Du gethan? Das Körbchen ist leer. Wenn sie ohne Beeren zur Mutter heimkommen, was wird's da geben? Und dabei wird's schon düster, finster. Wenn jetzt die Hexe käme! Hu! Gretel schaudert. Müd' sinken sie hin, Sandmännchen kommt und streut ihnen Schlummer in die Augen. Noch können sie gerade beten:

Abends will ich schlafen gehn, vierzehn Engel um mich stehn,
Zwei zu meinen Häupten, zwei zu meinen Füßen,
Zwei zu meiner Rechten, zwei zu meiner Linken,
Zweie, die mich decken, zweie, die mich wecken,
Zweie, die mich weisen zu Himmelsparadeisen.

Und sie sind in guter Hut. Von der Himmelsleiter steigen vierzehn Engel nieder, und während die Kinder, aufs Moos zurückgesunken, Arm in Arm schlummern, schließen sie um sie einen festen Kreis. Auf den Kindergesichtern wird es hell und der Kummer der Besenbinderskinder, die Sorge der Eltern und die Schrecken der Hexe sind vergessen, und leise beten die kleinen Lippen mit:

Zweie, die mich weisen
Zu Himmelsparadeisen.

Wie schade, daß der Vorhang sinkt! Das Sandmännchen und die Engel hätten sie so gern noch ein wenig gesehen. Aber das Knusperhäuschen war ja nicht dabei! Während es den Erwachsenen ist wie eine Kindheitserinnerung und die Kinderfröhlichkeit sie an die eigene Jugend gemahnt, spannen die Kleinen aufs Knusperhäuschen.

Nun kommt das Taumännchen. Aus einer Glockenblume schüttelt es Tautröpfchen auf die schlafenden Kinder. Da wachen sie natürlich auf und reiben sich die Augen. Was ist das? Da kommt die Sonne durch den Nebel, und da glänzt in ihrem Strahl das — Knusperhäuschen. Trotz aller Mahnungen, ruhig zu sitzen, klatscht's unten im Parterre laut in die Hände. Das ist lebendig gewordenes Weihnachten: wie sie alle dumm dastehen, die Pfefferkuchenmänner, und den Zaun bilden vom Knusperhäuschen nach dem Backofen und dem großen Käfig hinüber und wie das Häuschen selbst zuckerig aussieht! Ja, wer da mit hineinbeißen dürfte! Man kann's Hänsel und Gretel wirklich nicht verdenken, wenn sie sich endlich doch daran machen. Wie Hänsel vorsichtig ans Häuschen schleicht und ein Stück aus dem Dach bricht! Das arme Hänsel!

Knusper, knusper, Knäuschen,
Wer knuspert mir am Häuschen?

tönt's von drinnen; das ist die Hexe! Wenn sie nur jetzt rasch ausreißen! Aber das dumme Gretel macht sich auch mit dran, und wie sie da schmausen, da kommt die Hexe wie eine Katze von hinten geschlichen und wirft dem armen Hänsel den Strick um den Hals. Hänsel schreit: „Laß mich los", aber er kann nicht fort, und das gute Gretel bleibt bei ihm. Und nun kommt's immer schrecklicher. Die Hexe lähmt den beiden durch Zauber die Glieder, daß sie nicht fort können. Hänsel muß in den Stall und soll gemästet werden. Gretel ist der greulichen Hexe fett genug zum Gleichfressen. Die kleine Zuschauerschaft atmet ängstlich, und hie und da glänzt im glänzenden Auge eine Thräne. Die Lippen verziehen sich schmerzlich. Hänsel bekommt Mandeln und Rosinen, damit er bald fett wird; als aber die garstige Hexe nachschaut, ob er schon einen schmackhaften Braten geben würde, da reicht er ihr ein Stöckchen statt des Fingers, und das pfiffige Gretel lernt der Knusperhexe geschwind ab, wie man sagen muß, um die Gliederstarre wieder los zu werden:

Hocus pocus Holderbusch!
Schwinde, Gliederstarre, husch!

sagt sie leise zu Hänsel hinter dem Rücken der Hexe, und als diese fragt, was sie gesagt habe, da macht sie ihr weis, sie habe ihrem Bruder nur gute Mahlzeit gewünscht. Dafür soll Gretel nun in den Backofen geworfen werden. Aber sie ist schlau und stellt sich dumm, und wie ihr's die Hexe zeigt, wie man sich dazu vorbiegen muß, schwapps, da springt Hänsel herzu, und schwupps fliegt die Hexe selbst ins Feuer. Da ist endloser Jubel bei der kleinen Zuhörerschaft, und sie können es kaum mehr erwarten, wie die Lebkuchenkinder entzaubert werden und die Knusperhexe als großer Pfefferkuchen wieder aus dem Ofen kommt. Denn das Große ist ja nun geschehen, und nun geht's heim, heim zum neuen Spielzeug, heim zum Weihnachtsbaum!



Die Kaiserin Katharina II. von Rußland vor ihrer Thronbesteigung.

Von Eduard Schulte.

Das Leben jener Herrscherin, die, einem deutschen Fürstenhause entsprossen, im Jahre 1762 an der Seite ihres Gatten den russischen Thron bestieg und dann nach Verdrängung des Gemahls als Katharina II. Selbstherrscherin von Rußland wurde, entrollt uns ein hervorragendes Kulturbild aus dem achtzehnten Jahrhundert, in dem neben den dunklen Schatten die Lichtseiten nicht fehlen. Uns sollen hier die Anfänge ihrer glänzenden Laufbahn beschäftigen.

Wer um das Jahr 1740 zur Sommerszeit nachmittags den Stadtgarten von Stettin betreten hätte, dem wäre vielleicht unter den dort umherspielenden Kindern eine Gruppe von zehn- bis zwölfjährigen Mädchen aufgefallen, kleinen Freundinnen, die zu einander hielten. Vielleicht hätte er bemerkt, daß eine von ihnen mit dem Namen „Fieke“, als Abkürzung von „Sophie“, oder „Sophiechen“, gerufen wurde und daß die so Gerufene, die Munterste und Ausgelassenste in der Gruppe, die gemeinsamen Spiele angab und leitete. Diese „Fieke“ war die spätere Kaiserin Katharina von Rußland. „Fieke“ fühlte früh einen natürlichen Beruf, führend aufzutreten, und überdies gab ihr der Rang ihrer Eltern, wenn er auch im Vergleich zu der späteren Kaiserwürde der Tochter bescheiden war, ein gewisses Uebergewicht über ihre Spielgefährtinnen. Ihr Vater war ein Fürst von Anhalt-Zerbst und befehligte, in preußischen Diensten stehend, ein Regiment Infanterie in Stettin; später wurde er Gouverneur der Stadt und stieg zum Feldmarschall auf. Die Mutter war eine geborene Prinzessin von Holstein-Gottorp. Die Eltern verwöhnten ihre Tochter Sophie, die am 2. Mai 1729 in Stettin geboren war und noch vier jüngere Geschwister hatte, in keiner Weise; sie ließen ihre Kinder aufwachsen, wie es in anderen Offiziersfamilien auch üblich war. Wenn Sophie einmal das stolze Dämchen spielen wollte, wozu sie Neigung hatte, kam sie bei der Mutter übel an. Die Einkünfte des Fürsten, dem die Regierung von Zerbst erst später zufiel, waren unbedeutend und bestanden zu einem wesentlichen Teil in dem Offiziersgehalt. Immerhin waren die Eltern in der Lage, ihren Kindern gute Lehrer zu halten. Sophie lernte leicht und wußte sich die französische Sprache schnell zu eigen zu machen. Ueber ihr Aeußeres sagt eine Dame, welche sie in Stettin sah, folgendes: „Sie war vortrefflich gebaut, zeichnete sich schon als Kind durch eine edle Haltung aus und war groß für ihr Alter. Der Ausdruck ihres Gesichtes war nicht gerade schön, aber angenehm; ihr offener Blick und ihr liebenswürdiges Lächeln gaben ihrer ganzen Person etwas sehr Anziehendes.“

Die ersten Jugendjahre flossen für die Prinzessin Sophie ohne außerordentliche Erlebnisse dahin. Eine willkommene Unterbrechung des Altagslebens in Stettin brachten die wiederholten Besuche, welche die fürstliche Familie an den Höfen von Zerbst, von Braunschweig, von Berlin und bei der holsteinischen Familie in Eutin abstattete. Sophie lernte dabei den jungen Fürsten persönlich kennen, der später Friedrich der Große hieß.

Zehn Jahre alt, sah sie in Eutin einen entfernten Vetter aus der Familie ihrer Mutter, den damals elfjährigen Herzog Peter von Holstein, der unter einer für ihn regierenden Vormundschaft stand. Dessen Mutter war eine der Töchter Peters des Großen und also eine Schwester jener Elisabeth, welche 1741 den russischen Thron bestieg. Bei dieser ersten Begegnung zwischen den Kindern konnte schwerlich jemand deren gemeinsame Zukunft voraussehen: nach ihrer Thronbesteigung berief die Kaiserin Elisabeth ihren Neffen als Thronfolger nach St. Petersburg, Sophie wurde 1745 sein Weib, er selbst 1762 als Peter III. Kaiser von Rußland; er ist der Ahnherr der noch jetzt regierenden Zarenfamilie. Doch greifen wir den Ereignissen nicht vor. —

Sophiens Mutter, die als holsteinische Prinzessin geborene Fürstin von Zerbst, sah die Berufung des Herzogs Peter nach der russischen Hauptstadt mit Genugthuung und knüpfte an die ihr bekannte Hinneigung der Kaiserin zu der holsteinischen Familie weitere Hoffnungen für die Ihrigen. Sie schickte der Herrscherin einen Glückwunsch zur Thronbesteigung, und Elisabeth schenkte ihr dafür ihr Bild, das mit Diamanten im Werte von 18 000 Rubeln eingefaßt war. Die Fürstin von Zerbst sandte zum Dank ein Porträt ihrer Tochter Sophie nach St. Petersburg, das sowohl der Kaiserin als dem herzoglichen Großfürsten sehr gefiel. Elisabeth fing bereits an, sich nach einer Braut für den Thronfolger umzusehen. Der Vicekanzler Bestushew, der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, war für eine sächsische Prinzessin, der holsteinische Hofmarschall des Thronfolgers, Graf Brümmer, Elisabeths Arzt und Günstling Lestocq, der preußische Gesandte von Mardefeld und der französische Gesandte Marquis de la Chétardie, die eng verbündet waren und den Einfluß Bestushews bekämpften, verwiesen auf die Prinzessin von Zerbst. Für letztere entschied sich, mehr durch eigene Erwägungen als durch fremde Einflüsse bestimmt, die Kaiserin Elisabeth.

Während die Fürstin von Zerbst der Entschließungen der Zarin harrte, beschäftigte sich die Einbildungskraft der Prinzessin Sophie lebhaft mit der schönen russischen Herrscherin, die so reichlich schenken konnte, und mit der glanzvollen Kaiserstadt an der Newa. Da traf am Neujahrstag 1744 in Zerbst, wo die ganze fürstliche Familie versammelt war, aus St. Petersburg für die Fürstin ein Brief ein, worin der Hofmarschall Brümmer sie im Auftrage der Kaiserin einlud, mit ihrer Tochter Sophie ohne Verzug nach Petersburg zu kommen. Die Kaiserin habe gewichtige Gründe, zu wünschen, daß die Fürstin ihren Gemahl nicht mitbringe. Wahrscheinlich wollte Elisabeth die fremden Einflüsse, die sie, hierin ganz Altrussin, nicht liebte, durch die Anwesenheit des Fürsten nicht noch gemehrt sehen; war das Kommen der Fürstin unvermeidlich, so mochte es daran auch genug sein. Der Zweck der Reise war so durchsichtig, daß Brümmer es nicht für nötig hielt, ihn besonders zu erwähnen. Auf die schwach bestellte Kasse der Fürstin Rücksicht nehmend, schrieb er: „Damit sich Euerer Durchlaucht keine Hindernisse in den Weg stellen, damit Sie für sich und die Prinzessin, Ihre Tochter, einige Toiletten anschaffen und die Reise ohne Zeitverlust unternehmen können, habe ich die Ehre, diesem Brief einen Wechsel beizulegen, auf welchen Sie beim Vorzeigen desselben sofort Geld ausgezahlt erhalten werden. Die Summe ist freilich sehr bescheiden; allein ich muß Euerer Durchlaucht sagen, daß dies mit Absicht geschieht, damit die Zahlung einer großen Summe nicht denen in die Augen fällt, die alle unsere Handlungen beobachten.“ Ferner schlug Brümmer vor, die Abreise möglichst geheim zu halten und bis Riga unter dem Namen einer Gräfin Reinbeck zu reisen.

Wenige Stunden nach diesem Briefe lief ein Schreiben Friedrichs des Großen ein, welcher der Fürstin die Absicht der Zarin, die Prinzessin Sophie mit dem Thronfolger zu vermählen, offen mitteilte, sich des Verdienstes, die Augen auf die junge Dame gelenkt zu haben, in wohlberechneter Weise rühmte und ebenfalls Geheimhaltung empfahl. Er sowohl wie Brümmer wünschten jedenfalls, etwaigen Gegenwirkungen, die von anderen Höfen gegen den Heiratsplan unternommen werden konnten, zuvorzukommen. Eine preußische Prinzessin, etwa eine seiner Schwestern, nach Rußland zu verheiraten, hatte Friedrich ausdrücklich abgelehnt, da ihr Los dort ihm zu unsicher schien. Aber es war ihm recht, daß die Prinzessin eines Hauses, das er dem preußischen Interesse zugeneigt glaubte, die Brautfahrt nach St. Petersburg unternahm.

Die Fürstin von Zerbst hatte nicht das leiseste Bedenken. Sie sah in der Verbindung ihrer Tochter mit dem russischen Thronfolger nur eine glänzende, für eine Prinzessin aus armem Fürstenhause doppelt wünschenswerte Versorgung. Sie packte ihre Koffer, und es klingt wie eine Erklärung und Entschuldigung für die Freudigkeit, mit der sie einpackte, wenn wir erfahren, daß sie für ihre „Fieke“ weiter nichts mitnahm als drei bis vier Kleider, ein Dutzend Hemden, einige Paar Strümpfe und wenige Taschentücher. Das war alles. Wie die Kaiserin Elisabeth das Reisegeld bezahlte, so gab sie später in St. Petersburg auch die Geldsummen, welche nötig waren, um die Fürstin und ihre „Fieke“ einigermaßen standesgemäß einzukleiden. Wie gut kannte der Hofmarschall Brümmer die Gedanken und Entschließungen der Fürstin, wenn er der Kaiserin Elisabeth auf die Frage, wann die Damen aus Zerbst wohl eintreffen würden, antwortete: „Ihrer Durchlaucht fehlen nur die Flügel, sonst würde sie zu Eurer Majestät geflogen kommen!“

Nicht ganz wohl bei der Sache war es dem Vater der Prinzessin, dem Fürsten von Zerbst. Der Frau Gemahlin gegenüber mochte er nur eine beratende Stimme haben. Sollte aber die



Scene aus dem gleichnamigen Märchensp

Nach einer Originalzeich



iel von Engelbert Humperdinck.
nung von A. Zick.

Tochter doch einmal nach Rußland gehen, so wollte er ihr wenigstens eine Denkschrift ausarbeiten, in der sie Warnungen vor mancherlei Gefahren und andere nützliche Ratschläge finden sollte. Die Fürstin sollte das Schriftstück mitnehmen und der Tochter nach der Ankunft in Rußland einhändigen. In dieser noch jetzt im Original vorhandenen Denkschrift heißt es, der Kaiserin solle sie „nächst Gott die größte Hochachtung und Dienstfertigkeit fußfällig beweisen", dem Großfürsten solle sie sich unbedingt unterordnen; nur diesen beiden dürfe sie Vertrauen schenken. Mit Höflingen und Dienern dürfe sie sich nicht auf vertraulichen Fuß stellen, im Audienzzimmer niemand allein sprechen, überall müsse sie sich vorsichtig und zurückhaltend zeigen und sich niemals in Staatsangelegenheiten mischen. Es mußte sich nun herausstellen, ob die Prinzessin geeignet und gewillt war, diese Aufgabe zu erfüllen.

Sophie erfuhr, als die Briefe des Hofmarschalls und des Königs ankamen und die Reisevorbereitungen getroffen wurden, von den Aussichten und Zukunftsplänen der Eltern noch nichts, obgleich ihr deren Erregtheit und die häufigen Gespräche über den russischen Hof und die griechische Kirche auffallen mochten.

Am 10. Januar 1744 reisten der Fürst, die Fürstin und die Prinzessin zunächst nach Berlin. Die Fürstin hatte eine lange Audienz beim König und eine Unterredung mit dem Minister von Podewils. Da der König sie als eine rege und unternehmende Frau kannte und auf ihre Ergebenheit zählen durfte, so unterrichteten er und sein Minister sie auf Grund der Berichte der preußischen Gesandtschaft in St. Petersburg über den russischen Hof und legten ihr die Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen der preußischen Politik in Bezug auf Rußland dar. Am 16. Januar setzte die fürstliche Familie ihre Reise in der Richtung nach Schwedt fort. In Schwedt trennte sich der Fürst von den Damen und ihrem kleinen Gefolge, um auf seinen Posten nach Stettin zurückzukehren, und jetzt erst wurde der Prinzessin, die von ihrem Vater für immer Abschied nahm, klar, wohin die Reise gehe.

Obwohl der preußische König die Regierungspräsidenten und die militärischen Befehlshaber, durch deren Gebiet der Weg führte, angewiesen hatte, der „Gräfin Reinbeck", wie die Fürstin sich unterwegs nannte, behilflich und gefällig zu sein, fanden die Reisenden doch oft ungeheizte Zimmer auf den Stationen, und zuweilen mußten sie und ihre Dienerschaft mit der ganzen Wirtsfamilie und deren Hunden und Hühnern in einem Raum schlafen. Einmal wurden sie von Räubern bedroht. Gegen die außergewöhnliche Kälte schützten sich die Damen durch wollene Masken, Bedeckungen des ganzen Kopfes, welche nur die Augen freiließen. In Mitau wurden die Ankommenden, die nun ihr Inkognito wieder ablegten, mit fürstlichen Ehren empfangen, und von Riga an, wo der Prinzessin als erstes Geschenk der russischen Kaiserin ein prachtvoller Zobelpelz überreicht wurde, war ihr Schlittenzug von hohen und niederen Hofbeamten und von Kavallerie-Abteilungen geleitet. Von Ehrensalven begrüßt, kamen sie am 14. Februar in St. Petersburg an. Der Hof befand sich seit vierzehn Tagen in Moskau, um dort wie alljährlich mehrere Monate zu residieren, und es war Sitte, daß die Würdenträger des Reiches, der Senat, die oberen Behörden mit ihren Kanzleien, die fremden Diplomaten und andere angesehene Leute gleichzeitig nach Moskau übersiedelten. Der englische Gesandte giebt an, daß die Gesamtzahl der Uebersiedelnden mit den vielen Beamten, Geschäftsleuten und Dienern sich auf 100000 Köpfe belief. Der Zug der Schlitten und Wagen dauerte mehrere Wochen. Die kaiserlichen Schlösser zwischen St. Petersburg und Moskau waren für die Würdenträger Tag und Nacht gastlich geöffnet. Nach einer Rast von nur zwei Tagen schlossen sich die beiden Damen, von mehr als zwanzig Schlitten begleitet, dem mächtigen Wanderzuge an. Am 20. Februar erfolgte ihre Ankunft in Moskau. Die Kaiserin und der Großfürst empfingen sie mit großer Freundlichkeit. Nach der ersten Begrüßung ließ die Kaiserin ihre Augen lange auf der Fürstin ruhen, und deren Aehnlichkeit mit ihrem verstorbenen Bräutigam, dem Bruder der Fürstin, rief ihr ihren Verlust so lebhaft ins Gedächtnis, daß sie auf einige Zeit ins Nebenzimmer ging, um dort ihre Thränen zu verbergen. Sie überhäufte die Damen mit Ehren, Orden und Geschenken, und der von all dem Glanz geblendeten „Fieke" war zu Mute, als wäre sie leibhaftig in die Welt eines orientalischen Märchens versetzt worden.

Die Verhältnisse, die am russischen Hofe bestanden, waren für jeden, der in dies Hofleben mit eintrat, aus mehr als einem Grunde schwierig und gefährlich. Die Kaiserin Elisabeth war eine Frau, die ihre Zeit zwischen Vergnügungen mancherlei Art und der strengen Beobachtung kirchlicher Gebräuche teilte. Bekanntlich hatte sie ihre Krone durch eine Thronumwälzung erlangt und der von ihr entthronte Kaiser Iwan lebte noch — wir verweisen den Leser auf den bezüglichen Aufsatz im Jahrgang 1893, S. 204, „der Gartenlaube" — so war sie nie frei von Furcht und Mißtrauen. Um ihre Gunst und um den Einfluß auf ihre Entschließungen stritten sich die Großwürdenträger und die Mitglieder des von ihr wieder zu Ansehen gebrachten Senates. Eine preußisch-französisch-holsteinische Partei stand einer österreichisch-englischen entgegen.

Was den jungen Fürsten betrifft, an dessen Seite und mit dessen Hilfe die Prinzessin einen Platz an diesem Hofe behaupten sollte, so ist an ihm nur allzu sehr das Wort seiner Mutter wahr geworden: „Armes Kind! Nicht zum Glücke bist Du geboren!" Nicht oft hat sich die trübe Vorahnung einer Mutter als so begründet erwiesen. Peters Vater hatte die Erziehung des Knaben vernachlässigt; das einzige, worin er den Sohn beeinflußte, war, daß dieser von jenem eine krankhafte Vorliebe für das Drillen der Soldaten annahm. Die Lehrer des Prinzen, der mit elf Jahren ganz verwaiste, waren rohe und pedantische Menschen, die ihn mit einer übergroßen Zahl von Unterrichtsstunden quälten, ihn blutig schlugen, ihn trotz seiner Kränklichkeit häufig zur Strafe hungern ließen und ihm niemals erlaubten, im Freien zu spielen. Da er wie auf den russischen auch zeitweilig auf den schwedischen Thron einige Aussichten hatte, so unterrichtete man ihn, je nach dem Stande dieser seiner Aussichten, jetzt einige Wochen in der schwedischen Sprache und im lutherischen Glauben und dann wieder einige Wochen in der russischen Sprache und im griechisch-orthodoxen Glauben. Die Folge war, daß er, als er im Jahre 1742 vierzehnjährig nach Petersburg berufen wurde, beträchtlich unklare Vorstellungen von der Religion hatte und weder Russisch noch Schwedisch verstand. Die Kaiserin Elisabeth gab ihm neue Lehrer und war in der Wahl derselben wiederum nicht glücklich. Einer von ihnen, ein Fanatiker des Anschauungsunterrichts, rühmte von sich: „Wir haben uns bemüht, aus jedem Zufall Nutzen zu ziehen. Auf der Jagd zum Beispiel wurden Bücher mit Abbildungen über Jagden durchgesehen, an den Plafonds wurden die mythologischen Metamorphosen erklärt; an Puppen wurde der Mechanismus der Maschinerie und alle Handgriffe der Taschenspieler besprochen, bei Feuersbrünsten wurden die Löschanstalten und ihre Zusammensetzung erklärt" ꝛc. Zu planlosem Unterricht und verkehrter Erziehung kam bei dem Großfürsten der Einfluß der einzigen Spielgefährten, die er hatte, nämlich seiner Bedienten, die ihn zum Trunk verführten, hinzu. Wie eingeschüchterte Kinder zu thun lieben, träumte er sich als Helden, und von einigen Kämpfen, die er als Kind im Auftrage seines Vaters gegen Räuber und Zigeuner durchgefochten haben wollte, erzählte er so oft, bis er selbst daran glaubte. Seine Mußestunden am russischen Hofe verbrachte der Knabe damit, daß er oft die Uniform wechselte und mit Bleisoldaten und Puppen spielte. Als er, nun sechzehnjährig, die um ein Jahr jüngere Prinzessin Sophie in Rußland wiedersah, war eine der ersten Mitteilungen an sie das Geständnis, daß er in eine Hofdame der Kaiserin verliebt gewesen sei, doch leider sei sie mit ihrer Mutter nach Sibirien verbannt worden; er habe diese Hofdame gern heiraten wollen, aber nun sei es ihm auch recht, wenn er die Prinzessin heirate, da seine kaiserliche Tante es doch einmal so wünsche. Die Prinzessin schreibt: „Ich hörte ihm errötend zu und dankte ihm für sein Vertrauen, aber im Grunde meines Herzens betrachtete ich seine Unklugheit und seinen Mangel an Urteil mit Erstaunen." Ein andermal sagt sie in ihrer zuweilen malerischen Sprache von ihm: „Er war diskret wie ein Kanonenschuß." Ihr Verhältnis zu ihm bezeichnet sie später kurz und treffend mit den Worten: „Bei seiner Sinnesart war er mir ziemlich gleichgültig, aber die Krone von Rußland war es mir nicht."

Wenige Tage nach ihrer Ankunft in Moskau mußte die Prinzessin anfangen, Unterricht in der russischen Sprache und in der griechischen Religionslehre zu nehmen. Sie begriff, daß von ihrem Eifer und von ihren Fortschritten das Maß des Wohlwollens wesentlich abhinge, das die mächtige Kaiserin ihr erweisen würde, denn noch hatte Elisabeth das entscheidende Wort nicht gesprochen, das die arme „Fieke" von Zerbst zur Erbin des russischen Thrones erhob. Um das schwierige Russisch schnell zu erlernen, nahm sie

selbst die Nachtstunden zu Hilfe, und da sie sich dabei gegen den Frost nicht hinreichend schützte, erkältete sie sich und verfiel in eine langwierige lebensgefährliche Krankheit. Aus Besinnungslosigkeit erwachend, wünschte sie ihren neuen Religionslehrer zu sprechen. War sie von seinem Unterricht nicht durchgängig erbaut — denn der Gedanke an den Glaubenswechsel hatte doch viel Peinliches für sie — so hatte ihr immerhin sein gewinnendes Wesen zugesagt. Die Kaiserin erblickte in diesem Wunsche ein vollgültiges und willkommenes Zeichen innerer Bekehrung; dadurch und weil es bekannt war, daß die Prinzessin sich ihre Krankheit durch ihre Bemühungen um die Erlernung der russischen Sprache zugezogen hatte, gewann sie die Zuneigung der Kaiserin. Auch bei Hofe und unter dem Volke erregte sie Teilnahme, die sie nach ihrer Genesung, körperlich nun völlig erwachsen, durch vorsichtiges und leutseliges Verhalten zu steigern wußte. Die Kaiserin hielt sie jetzt der Ehre für würdig, die sie ihr zugedacht hatte. Der Vorschlag der Fürstin von Zerbst, den diese aus Rücksicht auf den Wunsch ihres Gemahls vorbrachte, aber wohl selbst nicht ernstlich meinte: auf einen Glaubenswechsel ihrer Tochter zu verzichten, wurde abgewiesen, und so trat die junge Prinzessin, die fortan den Namen Katharina führte, am 9. Juli 1744 öffentlich zur griechischen Kirche über. Am folgenden Tage fand die Verlobung mit dem Großfürsten Peter statt. Daß die Kaiserin ihr in dieser Zeit die Thronfolge zugesichert habe, falls der Großfürst vor ihr sterbe, hat die neuere Forschung als irrig erwiesen. Die Kaiserin schenkte der Braut ein Heiligenbild mit Brillanten für mehrere 100000 Rubel und dem Brautpaare Ringe für etwa 50000 Dukaten. Katharina führte nun den Titel Großfürstin und Kaiserliche Hoheit. Sie bekam einen Hofstaat und jährlich 30000 Rubel „Nadelgeld".

Der Großfürstin Katharina blieben in ihrer neuen glänzenden Stellung mancherlei bittere Erfahrungen nicht erspart. Sie hatte bisher kaum über einige Thaler verfügen können und verstand noch nicht, mit dem Gelde umzugehen, ja sie wurde auch späterhin nicht sparsam und kam sogar durch heimliche Anleihen in eine gewisse Abhängigkeit vom englischen Gesandten. Durch ihre Umgebung wurde sie zu kostspieligen Einkäufen verleitet, sie selbst erfreute gern durch Geschenke. Dabei geriet ihre Kasse in Bedrängnis. Die Kaiserin erfuhr davon und ließ ihr deshalb Vorwürfe machen. Der Großfürst war dabei zugegen und stimmte lebhaft mit ein, denn um der Kaiserin zu gefallen, stellte er sich stets auf ihre Seite. Jede Spur von Unmut, welche sich auf der Stirn der Kaiserin zeigte, fand zudem in der Schadenfreude der nicht betroffenen Höflinge ihren Wiederschein.

Erstaunt und nachdenklich betrachtete Katharina das alles. Sie sah, wie abhängig sie war und wie einsam sie trotz der launischen Gunst der Kaiserin dastand. Zugleich erkannte sie täglich mehr, daß am wenigsten ihre Mutter befähigt war, ihr einen Rat zu erteilen, vielmehr durch ihr Verhalten ein warnendes Beispiel dafür gab, wie man an diesem Hofe nicht auftreten durfte.

Wenn man die Briefe liest, welche die Fürstin von Zerbst an ihren Gemahl, an Verwandte in Deutschland und Schweden sowie an Friedrich den Großen schrieb, so sieht man, daß die Auffassung, welche sie von der Bedeutung ihrer Person und ihrer Sendung in Rußland hatte, eine ungemein hohe war; der Tochter that sie dabei nur ganz beiläufig Erwähnung. Sie, die erst 32 Jahre alt war, betrachtete sich als die Hauptperson und konnte sich, wie das einer Frau in mittleren Jahren wohl begegnet, schon an den Gedanken nicht gewöhnen, daß ihre Tochter allmählich heranwuchs und an ihr vorbei in den Vordergrund rückte. So ließ sie sich zum Beispiel von der armen Fieke, die von ihr auch noch in Rußland bei jeder Gelegenheit Ohrfeigen bekam, ein Stück guten Kleiderstoffes schenken, das die Kleine als ein Geschenk ihres Oheims für sich mitgebracht hatte; trotz einiger bescheidener Einwendungen der Tochter prangte nun die Mama in diesem Kleide. Nur das herrlichste Gewand des zerbstischen Kleiderbestandes ziemte einer Dame, die in Rußland eine gewaltige Staatsaktion vornehmen wollte! Sie hatte ausgesprochenermaßen die Absicht, den Vicekanzler Bestushew zu stürzen, das russische Reich einem preußisch-französisch-schwedischen Bündnis dienstbar zu machen, gewisse Schwierigkeiten in den Besitzverhältnissen von Holstein und Kurland zu ordnen und Rußland in eine andere Bahn der Entwicklung zu drängen. Zerbst verhandelte hier mit Rußland, und das Mißverhältnis der äußeren Machtmittel wurde dadurch mindestens ausgeglichen, daß das geistige und sittliche Uebergewicht offenbar auf seiten von Zerbst zu finden war. So dachte wenigstens die Fürstin. In Rußland hatten die Leute nun freilich ganz andere Ansichten.

Die Kaiserin Elisabeth sah in der Fürstin anfangs eine liebe Verwandte, die ihr als Schwester ihres verstorbenen Bräutigams doppelt wert war. Aber als sie nun erfuhr, daß die Fürstin mit den Feinden Bestushews, mit Brümmer und Lestocq, mit den Gesandten Mardefeld und Chétardie heimliche Unterredungen hatte und mit diesen Herren sowie mit dem Könige von Preußen in eifrigem Briefwechsel stand, verlor sie die Geduld. Sie stellte die Fürstin zur Rede und eröffnete ihr, es stehe ihr schlecht an, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angingen; sie möge sich diese Bemerkung als Lehre für die Zukunft dienen lassen. Die Fürstin fiel aus allen Himmeln und stammelte thränenden Auges Entschuldigungen. Es war ihr entgangen, daß der Vicekanzler alle Briefe, die sie zur Post gab, sofort fein säuberlich öffnen und genau abschreiben ließ, so daß die Kaiserin sie schon bald nach der Einlieferung an die Post lesen konnte. Der französische Marquis Chétardie, der sein Beglaubigungsschreiben noch nicht überreicht hatte und also durch das Gesandtenrecht noch nicht geschützt war, erhielt den Befehl, binnen vierundzwanzig Stunden seine Heimreise anzutreten. Später wurden auch Lestocq und Brümmer vom Hofe entfernt. Gegen das preußische Interesse wurde ein Vertrag mit Oesterreich geschlossen, und Bestushew erhielt seine Ernennung zum Großkanzler. Da die Fürstin sich durch diese Vorgänge noch immer nicht belehren ließ und bald von neuem zu intrigieren anfing, so wurde die Hochzeit des großfürstlichen Paares, obwohl der Großfürst noch einem Knaben glich, beschleunigt und damit der Fürstin die Veranlassung zu längerer Anwesenheit entzogen. Sie wurde zur Abreise reichlich beschenkt, und als sie im Oktober 1745 nach Riga kam, erreichte sie ein Brief der Kaiserin, worin die Bitte ausgesprochen war, sie möge bei ihrer Ankunft in Berlin Seiner preußischen Majestät im Namen der Kaiserin den Wunsch vorlegen, den Gesandten Mardefeld abzuberufen. Die Bitte war äußerst höflich abgefaßt, aber der Hohn und die Ironie, die in dem Auftrage selbst lagen, da die Fürstin mit König Friedrich und Mardefeld im Bunde gestanden hatte, waren vernichtend. Friedrich, der, in Schlesien kämpfend, das Vorgefallene brieflich erfuhr, war nicht wenig verwundert darüber, da er nach den Briefen der Fürstin hatte glauben müssen, daß sie die Herrin der Lage sei. In Wahrheit ist er nie in seinem Leben so unglücklich vertreten worden wie durch die Fürstin. Ihre Staatsaktion konnte nicht kläglicher endigen.

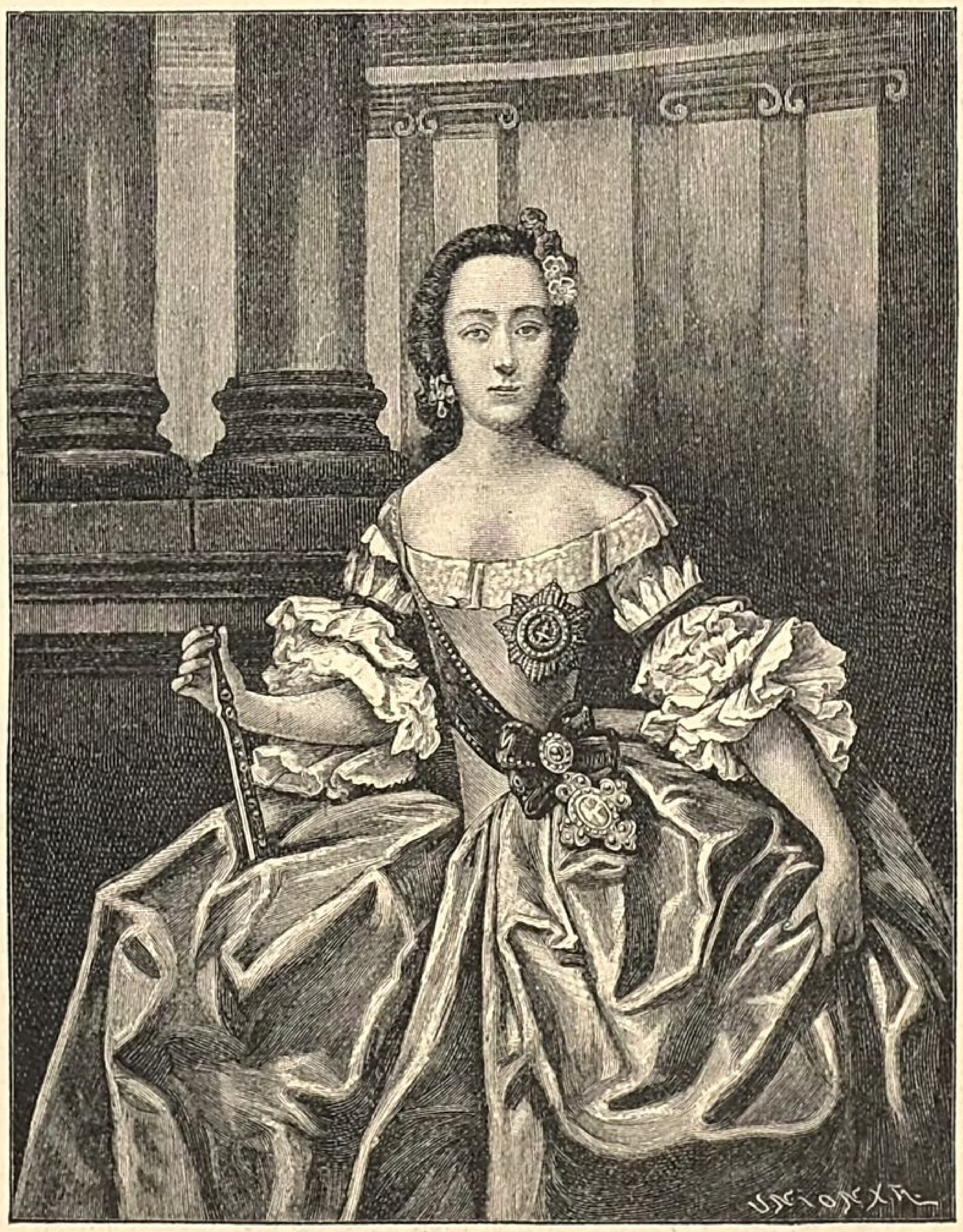
Am 1. September 1745 hatte die Trauung des siebzehnjährigen Großfürsten, der noch im letzten Jahre mehrere schwere Erkrankungen zu überstehen gehabt, mit der sechzehnjährigen Großfürstin zu St. Petersburg stattgefunden. Das junge Paar wohnte, wenn der Hof in einem der St. Petersburger Schlösser weilte, immer unter demselben Dache mit der Kaiserin. Katharinas Aufgabe war keine leichte. Ihr Gemahl langweilte sie damit, in den wenigen Zimmern, die ihnen beiden zur Verfügung standen, seine Bedienten zu exerzieren und eine Meute Hunde, die nachts in der Nähe des Schlafzimmers untergebracht wurde, abzurichten. Einmal traf sie ihn damit beschäftigt, eine Ratte, welche die ihm zum Spielzeug dienende hölzerne Festung benagt hatte und dabei von einem seiner Hunde ergriffen worden war, auf Grund eines standrechtlichen Erkenntnisses zu henken. Im Winterpalais, wo er Wand an Wand mit der Kaiserin wohnte, berief er eines Abends die Herren und Damen seines Hofes zu sich, um ihnen, was er gern that, eine Vorstellung auf seinem Puppentheater zu geben. Für das Vorspiel des Stückes verwies er sie auf eine verschlossene Thür desselben Zimmers, welche in das Speisezimmer der Kaiserin führte. Er hatte die Thür über und über mit Löchern durchbohrt, und die Zuschauer konnten die Kaiserin mit ihrem Hofe speisen sehen. Die Großfürstin, welche er ebenfalls zum Zuschauen herbeirief, erschrak, als sie hörte, um was es sich handle, erklärte, daß sie an diesem unpassenden und gefährlichen Zeitvertreib, welcher der Kaiserin bei so viel Zeugen schwerlich verborgen bleibe, nicht teilnehmen werde, und ging in ihr Zimmer zurück. Die Kaiserin hörte von dem Vorgefallenen und machte dem Großfürsten persönlich heftige Vorwürfe, ja, sie verstieg sich zu der Aeußerung, daß sie ihn seiner Streiche wegen noch vom Throne ausschließen werde. Aehnliche Auftritte und Drohungen fielen öfters vor und kamen durch die Diplomaten zur Kenntnis

der fremden Höfe. Daß die Großfürstin diesem Gatten nicht innerlich nahe stehen konnte, ist begreiflich. Die Neigung, die er ihr anfangs gezeigt hatte, erkaltete schnell. An der Seite dieses Gatten ist dann freilich auch die Großfürstin nicht vorwurfsfrei geblieben.

Die Kaiserin war zu unbeständig, als daß ihr Verhältnis zu der Großfürstin auf die Dauer ungetrübt hätte sein können. Katharina durfte mit ihrer Mutter, der sie trotz der Entfremdung vor der Trennung mit großer Anhänglichkeit zugethan blieb, keinen Briefwechsel führen. Wollte sie eine Nachricht geben, so wurde der Brief vom Auswärtigen Amte aufgesetzt und enthielt einige nichtssagende Redensarten; sie durfte nur ihren Namen darunter schreiben. Diesem Zwange gegenüber hielt sie es für erlaubt, sich um die Ermöglichung eines unbehinderten Briefwechsels zu bemühen; eine Zeit lang steckte sie bei Hofkonzerten einem eingeweihten Geigenspieler, der weitere Verbindungen hatte, ihre in kleine Röllchen gewickelten Briefe in die Rocktasche, während sie hinter dem Stuhl, wo er saß, scheinbar harmlos vorbeiging. Ihre Vorsicht und ihre immer weiter greifende Beliebtheit schützten sie bei dieser und mancher anderen Heimlichkeit. Schon erkannten die Staatsmänner und die Gesandten, daß sie, ganz anders geartet als ihr Gemahl, eine Frau war, mit der man rechnen konnte und vielleicht einmal rechnen mußte. Seit 1753 näherte sie sich dem Kanzler Bestuschew, der ihrem Hause abgeneigt gewesen war, weil es die preußischen Interessen vertrat, aber nicht ihr persönlich: er blieb ihr fortan ergeben.

Nachdem das großfürstliche Paar neun Jahre verheiratet gewesen war, erfolgte am 1. Oktober 1754 die Geburt eines Knaben, des Großfürsten Paul. Die junge Frau hatte nicht das Glück, für ihr Kind selbst sorgen zu dürfen. Die Kaiserin Elisabeth hätte es als eine Schädigung ihres Ansehens und ihrer Macht betrachtet, wenn sie den kleinen Großfürsten nicht in ihrem Zimmer und unter ihren Augen hätte aufwachsen sehen; nur ihr sollte, wenn er zum Bewußtsein erwachte, seine kindliche Zuneigung gelten. Der Mutter wurde er gleich nach der Geburt genommen; sie durfte ihn erst nach sechs Wochen und von da ab nur in Zwischenräumen von mehreren Monaten sehen, und auch dann nur flüchtig. Um seine Pflege hatte sie sich nicht zu bekümmern. Auch von dem zweiten Kinde, der im Jahre 1757 geborenen Großfürstin Anna, wurde Katharina in gleicher Weise ferngehalten.

Keine Entschädigung für die Sorge um ihr Kind, aber doch eine Gelegenheit zu nützlichem Wirken fand die Großfürstin in demselben Jahre 1754 durch die Uebernahme der holsteinischen Regierungsgeschäfte. Ihrem Gemahl waren sie lästig geworden, und er bat Katharina, sie ihm abzunehmen. Sie erfüllte seine Bitte, nachdem er ihr die nötige Vollmacht ausgestellt hatte. Bei ihrer Neigung zur Gründlichkeit ließ sie sich von den holsteinischen Beamten über die Fragen der Finanzen, der Rechtspflege, der Kirchen- und Schulangelegenheiten, der Handelspolitik, kurz über alle Zweige der Staatsverwaltung eingehend unterrichten und führte nun die Geschäfte mit erstaunlicher Arbeitslust und Arbeitskraft. Ihre mehrjährige Regierung über Holstein war für sie eine Vorschule für die Regierung von Rußland. Kaum je hat eine Fürstin einen Thron so gut vorbereitet bestiegen wie Katharina.



Kaiserin Katharina II. von Rußland
im Alter von 19 Jahren.
Nach dem Gemälde von v. Grooth.

Mit der ernsten Beschäftigung stellte sich auch das Bedürfnis ernster Lektüre ein. Vor allen alten und neuen Schriften bevorzugte sie die Geschichtswerke des Tacitus und den „Geist der Gesetze“ von Montesquieu, Werke also, die meist auf Frauen nur geringe Anziehungskraft auszuüben pflegen. Montesquieus gehaltvolles Buch, das die Höhe der staatsphilosophischen Einsicht des achtzehnten Jahrhunderts darstellt, wurde ihr so wert, daß sie es ihr „Gebetbuch“ nannte; sie lernte daraus das Regieren als eine verantwortungsvolle Pflicht betrachten.

Die schwersten Zeiten, die Katharina verlebte, fallen in die Jahre 1757 bis 1760. Eine plötzliche ernste Erkrankung der Kaiserin im Jahre 1757 gab der Frage der Thronfolge, über die nach einem Ukas von 1722 das Staatsoberhaupt allein zu verfügen hatte, eine erhöhte Wichtigkeit. Der von der Kaiserin zum Erben eingesetzte Großfürst Peter erfreute sich keiner Zuneigung. Daß er Friedrich den Großen nicht nur bewunderte, sondern auch mit ihm, obwohl Rußland seit 1756 Krieg gegen Preußen führte, in brieflichem Verkehr stand, entfremdete ihm die russischen Staatsmänner, und daß er am liebsten preußische Uniform trug und auf preußischem Fuß exercierte, mißfiel dem gemeinen Manne. Trotzdem hatte die Kaiserin ihre wiederholt ausgesprochene Drohung, ihm sein Thronrecht wieder zu entziehen, nicht verwirklicht. Was geschah, wenn sie plötzlich starb? Der Kanzler Bestuschew suchte brieflich das Einverständnis der Großfürstin für den Plan nach, sie unmittelbar nach dem Tode Elisabeths zur Mitregentin des neuen Kaisers ausrufen zu lassen. Trotz ihrer Verbindungen mit einflußreichen Personen wagte sie jedoch nicht, ihre Zustimmung auszusprechen, und unmittelbar darauf gelang es ihren und Bestuschews Feinden, das zwischen ihr und ihm bestehende stille Bündnis durch den Sturz Bestuschews unwirksam zu machen. Der Rückzug des russischen Feldmarschalls Apraxin bald nach dem Siege, den er bei Großjägerndorf gegen den preußischen Feldmarschall Lehwald im Jahre 1757 gewonnen hatte, wurde nämlich böswillig dem Kanzler in die Schuhe geschoben; es hieß — und irrigerweise wird noch jetzt so erzählt — Bestuschew habe den Rückzug angeraten, im Hinblick auf die Erkrankung der Kaiserin und den scheinbar nahegerückten Thronwechsel, der den preußisch gesinnten Großfürsten zur Herrschaft gebracht hätte. Während aber die Erkrankung der Kaiserin am 19. September erfolgte, ist der Rückzug der russischen Armee schon am 7. September im versammelten Kriegsrat beschlossen worden, und zwar wegen der traurigen Lage, in welcher das durch die zwar siegreiche, aber blutige Schlacht geschwächte Heer sich befand. Umgekehrt hat Bestuschew, um den Feldmarschall Apraxin von jenem Verdacht zu reinigen, die mit Apraxin wie mit ihm befreundete Großfürstin veranlaßt, den Feldherrn in einem Briefe vor der Fortsetzung des Rückzuges, von dem man in Petersburg hörte, zu warnen. Die Feinde Bestuschews und der Großfürstin erhielten von diesem Briefe eine unsichere Kunde und stellten, den Thatbestand verdrehend, der Kaiserin das Verhalten beider als verräterisch dar. Es gelang diesen Feinden freilich nicht, die Sache zu beweisen, dagegen wurde immerhin ein gewisses Einverständnis zwischen Bestuschew, Apraxin und

Katharina deutlich. Das reichte hin, den Zorn der Kaiserin zu erregen. Bestuschew fiel samt Apraxin in Ungnade, er wurde verhaftet und verlor seine Stelle, und die Großfürstin bekam von der Kaiserin so schlimme Worte zu hören, daß sie diese bat, ihr die Rückkehr nach Deutschland zu gestatten. So weit wollte Elisabeth die Sache jedoch nicht treiben, um so weniger, als der Großfürst den Plan der Entfernung seiner Gemahlin mit Freuden aufgriff, um statt ihrer ein Fräulein Woronzow heiraten zu können. So verlangte Elisabeth nur, daß die Leitung der holsteinischen Regierung, die ihr für die Großfürstin als eine Versuchung zur Machterweiterung erscheinen mochte, von dieser aufgegeben werde; im übrigen ging der Sturm ohne dauernden Nachteil für Katharina vorüber.

Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, und der Großfürst bestieg als Peter III. mit seiner Gemahlin den Kaiserthron. Wohlgemeinte Warnungen Friedrichs des Großen hielten den neuen Herrscher, wie er einmal beschaffen war, von Thorheiten nicht ab. „Die Kaiserin befindet sich in einer grausamen Lage," schrieb der französische Gesandte Breteuil, „und wird mit der ausgezeichnetsten Verachtung behandelt. Sie erträgt das Benehmen des Kaisers gegen sie und den Hochmut des Fräuleins Woronzow mit großer Ungeduld. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Kaiserin, deren Mut und Heftigkeit ich kenne, nicht früher oder später zum Aeußersten greifen sollte. Sie hat Freunde, welche, wenn sie es verlangt, alles für sie wagen würden." Eine unmögliche Regierungsweise vor Augen, scharten sich die russischen Großen wie von selbst um Katharina. Die drei Grafen Orlow mit ihrem großen Anhange unter den Offizieren, der Graf Panin, die Fürstin Daschkow übernahmen es, der Kaiserin die Herrschaft zu sichern, und diese hatte außerdem die öffentliche Meinung im russischen Volke für sich. Am 10. Juli 1762 wollte Peter seine Gemahlin und ihren Sohn gefangen setzen und sie in ein Kloster bringen lassen; unmittelbar darauf sollte seine Trauung mit Fräulein Woronzow stattfinden. Nun galt es, handelnd ihm zuvorzukommen. In der Nacht zum 9. Juli fuhr Katharina von Peterhof nach der Hauptstadt und ließ sich in den Kasernen und in der Kathedrale huldigen. Der Kaiser erfuhr in Peterhof, daß er zu regieren aufgehört habe, und fügte sich in sein Schicksal. Er wurde in das Landhaus zu Ropscha gebracht; später sollte er in Schlüsselburg in Haft gehalten werden. Allein acht Tage später wurde er, wahrscheinlich von Alexei Orlow, in Ropscha ermordet. Katharina durfte nicht wagen, die Ermordung ihres Gatten zu bestrafen, aber es darf ihr nicht zur Last gelegt werden, daß sie sie angeordnet oder auch nur vorher gewußt und gebilligt habe.

So wurde aus der „Fieke" von Zerbst die Kaiserin Katharina II. von Rußland.

Der Böse.

(Schluß.) Von **Hermine Villinger**. Mit Illustrationen von **H. Seligmann**.

Ueber den Suldenferner ging's hinüber zum Cevedale, und von da hinab in die jenseitige Welt, den Thälern zu, wo die Orangen blühen. Der Hans Sepp lief immer hinter den Männern her; nun aber, da er die Heimat im Rücken hatte und das kleine Thal seinen Blicken entschwunden war, sah's gar jämmerlich in seinem Innern aus; blutenden Herzens sehnte er sich nach seiner öden Hütte, nach seinem Hund, der ihn verlassen hatte; daß Fex es gethan, daß der Hund ihm nicht nachkam, daraus ersah Hans Sepp erst recht die Größe seiner Schuld.



Drunten in der Osteria eines kleinen italienischen Dorfes trennte sich der Herr von seinen Führern, und auch diese gingen jeder seines Wegs. Der Hans Sepp aber wich nicht von der Seite des dunkelbärtigen Felice, und dieser ließ ihn lachend gewähren.

Es war eine wunderbare Welt, die sich vor dem kleinen Hochländer aufthat, ihm so unbegreiflich mit ihrem südlichen Sonnenschein, ihrer Lebendigkeit und üppigen Farbenpracht. Aber der sonst für alles Neue so empfängliche Bursche war er nicht mehr; er ging mit einem Riß in der Seele, mit einer weit klaffenden Wunde, die ihn unaufhörlich schmerzte und ihm die Fähigkeit raubte, sich wie früher rückhaltlos seinen Eindrücken hinzugeben.

Außerhalb einer kleinen rebenumpflanzten Ortschaft lag des Felice Hütte, wie ein Schwalbennest an eine hohe Mauer geklebt, die, von dichtem Epheu umsponnen, aus einem Haufen von Schutt und Gestein ragte. Man erkannte an den bogenförmigen Eingängen der sich lang hinstreckenden Steinwand und an der zellenartigen Fensterreihe, daß es die Baureste eines alten Klosters waren, dessen Herrlichkeit allein das Pförtnerhäuschen überdauert hatte, während rings umher eine Mauer nach der andern eingestürzt war.

Felice und sein junger Begleiter mußten erst ganze Berge von Schutt übersteigen, bis sie zum Eingang der Hütte gelangten. Hier empfing sie ein ungekämmtes Weib mit einem unbeschreiblichen Aufwand von Geschrei; wieder war eine Wand zusammengefallen, und sie hatte müssen den ganzen Tag Schutt fahren, nur damit es möglich war, in das Haus zu kommen. Jetzt aber war's an ihm, dem Felice, den Weg endgültig vom Gestein zu befreien, und sie verschwor sich hoch und teuer: nichts zu essen bekomme er, wenn er nicht arbeite.

Der Mann schob den Buben zwischen sich und das keifende Weib; den habe er mitgebracht, damit er die Arbeit thue; es sei ein hergelaufener Bursch, der froh sei über ein bißchen Essen und einen Platz hinterm Herd.

Der wurde ihm, und zu essen bekam er auch; allein so wenig verwöhnt der Hans Sepp von Haus aus war, seine kleine Hütte mit den blinden Fensterscheiben dünkte ihm ein wahres Herrenheim im Vergleich zu der vor Schmutz starrenden, über alle Begriffe unordentlichen Häuslichkeit des Felice; dieser selbst war wie ausgewechselt, that nichts als Tabakrauchen und auf der faulen Haut liegen und schickte jeden heim, der ihm seine Schuhe zum Flicken brachte; denn Felice war seines Handwerks ein Schuster, rührte aber keine Arbeit an, so lang er von seinem Führerlohn zu zehren hatte.

Wohl zwanzigmal im Tag fuhr das Weib mit dem Kopf in den kleinen Raum neben der Küche und schrie den auf einer Bank lungernden Felice an: „Thust wieder nichts, Du Faulpelz, dann

magst auch zerrissen herumlaufen und zuschauen, wer Dir Dein Zeug flickt!"

Laut krachend flog die Thüre zu. Nach ein paar Augenblicken wurde sie wieder aufgerissen und Felice steckte den Kopf in den Küchenraum: „Thust Du vielleicht etwas, nichtsnutziges Weib?"

„Nein," kreischte sie, „nein, nein, ich rühre nichts an, so lange Du nichts thust!"

Ein Fluch aus dem Munde des Mannes, und die Thüre flog abermals ins Schloß.

So oft aber die beiden vors Haus traten, um nach dem Buben auszuschauen, trafen sie ihn nie anders als thätig. Sein rundes braunes Gesicht war ganz hager geworden und seine früher so blitzenden Augen glimmten ernst und düster wie erlöschende Kohlen. Er hatte sich in den Kopf gesetzt: „Wenn ich all den Schutt, der um das Haus liegt, in den Steinbruch gefahren habe, verzeiht mir vielleicht Gott —"



Und obgleich ihm das Heimweh fast die Seele verzehrte — er wischte sich mit dem Rücken der Hand die Thränen von den Wangen und biß die Zähne aufeinander.

So war die Weihnachtszeit herangekommen; es regnete wohl manchmal, aber kalt war es nicht, und der Hans Sepp erachtete es für ein besonderes Unglück, in einem Lande leben zu müssen, dem der Winter keinen Schnee brachte. Jetzt hatte die weiße glitzernde Decke längst sein geliebtes Hochthal eingehüllt und still und friedlich lebte jeder in seiner Hütte.

Zwar die zwei sich beständig ihre Faulheit vorwerfenden Menschen schienen sich mit einem Male eines anderen besonnen zu haben. Felice hatte den Anfang gemacht; das fremde Kind da draußen, das nie müde wurde, seinen Schutt aufzuladen und zum Steinbruch zu fahren, hatte es ihm angethan; ein Gefühl der Scham bemächtigte sich des Mannes, und eines Tages machte er sich in aller Stille über seine Gerätschaften her und begann zu arbeiten. Kaum aber hörte ihn das Weib in seiner Bude hämmern, als sie schleunigst zur Nadel griff und wie von Sinnen drauf los nähte. Draußen der Bub' verwunderte sich: was ihnen nur ist, sie schlagen ja keine Thüren mehr zu?

Er sollte eine noch größere Ueberraschung erleben; er hatte ohne ein Wort der Klage die unbeschuhten Füße mit alten Lappen



zu umwickeln gesucht und seine zerfetzte Jacke mit Nadeln zusammengesteckt — da, am Weihnachtsmorgen fand er vor seinem Lager ein Paar gute nägelbeschlagene Schuhe und ein buntfarbiges baumwollenes Hemd. Das hatten sie ihm heimlich hingelegt, der Felice und sein Weib. Als sich der Hans Sepp aber mit ein paar aufgeschnappten italienischen Brocken bei ihnen bedanken wollte, lachten sie ihn aus, und keines wollte von der Sache wissen.

Mit der Zeit schämten sich die beiden ihres Fleißes immer weniger, und als das Frühjahr kam, mühte sich nicht mehr der Bub' allein mit dem Schuttfahren ab, auch Felice und sein Weib fuhren im Schweiße ihres Angesichtes ihren Karren zum Steinbruch. Und so stand eines Tages die Hütte auf geebnetem Boden und ringsumher in die feuchte Erde streute das Weib den Samen zu kommendem Wohlstand. Felice aber sagte zu dem Buben, den die milde Frühlingsluft um seine letzte Kraft zu bringen drohte: „Wie ist's, kommst' mit? Morgen geht's auf den Cevedale."

Dem Hans Sepp blieb die Antwort in der Kehle stecken; er ging rasch weg, um seine Erregung nicht zu verraten.

Am andern Morgen stand er schon in aller Frühe vor dem Häuschen; alles hatte er sich aufgepackt, beide Rucksäcke, Pickel und Seile; sein Antlitz glühte vor Eifer. Felice lachte laut auf, nahm das meiste an sich, und so schritten sie selbander davon. Das Weib kam ihnen nachgestürzt: „Bring' ja den Buben wieder mit!" empfahl sie ihrem Gatten; dann machte sie ein Kreuzeszeichen auf Hans Sepps Stirne: „Du warst unser guter Engel!"

Unterhalb des Cevedale trafen Führer und Touristen zusammen, und der Aufstieg begann.

O, die Heimatluft, die kräftige Luft der Alpen, sie gab der kleinen schuldgepreßten Brust des Verbannten den ersten glücklichen Augenblick wieder! Und als er erst oben stand und sein kleines Thal erblickte, tief drunten, nicht größer als die Fläche einer Hand, da vergaß er alles, was bisher wie ein Alp auf seiner Seele gelegen hatte, und jauchzte hinaus, daß es von den Bergen widerhallte.

Felice aber, der hinter ihm gestanden, klopfte ihm mit einem bedeutungsvollen Lächeln auf die Schulter. „So, jetzt weiß ich auch, wo Deine Heimat ist."

Der Hans Sepp wurde dunkelrot. „Aber ich bleibe bei Dir, Felice," flüsterte er.

„Und warum?" fragte der Mann.

„Ich will ein großer Führer werden," lautete die ausweichende Antwort des Buben.

Des Morgens in der Frühe, bevor sich noch einer in der Schutzhütte, wo man genächtigt hatte, rührte, schlich der Hans Sepp hinaus ins Freie. Es tagte eben; er nahm den Weg über die kolossalen Moränen des Suldenferners. Dem Thale strebte er mit stürmisch pochendem Herzen zu; dort im Lärchenwald konnte er sich verbergen und hinabsehen in sein Heimatthal — vielleicht daß er den Fex erblickte!

An der Ortlerspitze leuchtete das Frührot, als der Hans Sepp zur Stelle kam, von wo aus er sein geliebtes Thal zu überblicken vermochte, ohne daß er Gefahr lief, von unten gesehen zu werden. Zitternd stand er zwischen dem dichten Gestrüpp der hohen und niedrigen Bäume und lauschte, ob nicht etwa ein Hirte die Kühe dahertreibe. Plötzlich schrak er zusammen, der dumpfe Knall eines Schusses war an sein Ohr gedrungen, gleich darauf blitzte es durch die Bäume, Gesang ertönte, und die Glocken des Kirchleins läuteten feierlich zusammen. Jetzt wußte der Hans Sepp, sie hatten einen Bittgang drunten, und er riß den Hut vom Kopf und preßte ihn mit seinen hageren Händen krampfhaft gegen die Brust; mechanisch, mit heiserer Stimme sang er die wohlbekannten Lieder mit, derweil sein Blick dem roten Baldachin folgte, unter dem der Herr Kurat mit dem Allerheiligsten in den Händen über die Wiesen schritt. Und er, er da oben war ausgeschlossen, durfte sich nie mehr in den vertrauten Kreis mischen — er war

der Böse, vor dem die drunten, die nie etwas Böses gethan, voll Abscheu das Antlitz wenden würden. Nein, er mußte wieder gehen, er durfte ihnen nicht vor die Augen treten, nur warten wollte er noch und hinabschauen, nur so lange, bis er den Fex gesehen. Er hatte ja doch so fleißig gearbeitet, den ganzen Winter lang, rechnete er dem lieben Gott vor, dafür könnte ihm schon diese eine Gnade zu teil werden. Mehr zu verlangen, das wußte er, hatte er kein Recht; später vielleicht, wenn er ein großer Führer geworden war und tausend Gefahren bestanden und vielen Menschen das Leben gerettet hatte, dann vielleicht durfte er wieder heimkommen und die Schwelle seines Hauses betreten, was ihm als der Inbegriff aller Glückseligkeit erschien.



Die Prozession war zu Ende; nur ein leiser Pulverdampf zog noch über das Thal hin; die Leute gingen heim — durch die Wiesen, über den Bach oder am Waldesrand entlang. Wie von magischer Gewalt gezogen, stieg Sepp tiefer hinab; verzehrend haftete sein Blick an dem kleinen Haus, das ihm gehörte und in das keiner hineinging, obwohl die Thür offen stand — warum stand sie offen?

Großer Gott, da erhob sich's von der Schwelle und richtete sich auf und schnoberte in die Luft — der Fex — der Fex! Dem Buben stürzten die Thränen wie Bäche aus den Augen; er streckte die Arme aus, er wollte rufen, aber nur ein heiserer Laut drang aus seiner Kehle. Der Hund lief hinunter auf die Wiese, hinter einem Hirten her, der mit der Peitsche knallte. Die Thränen verhinderten den Hans Sepp, recht hinzusehen, er wischte sich die Augen, heftig, zornig — wem lief der Fex nach? — wer war jetzt sein neuer Herr?

Im nächsten Augenblick stand der Hans Sepp wie eine Bildsäule da, mit weit aufgesperrten Augen, als sähe er am helllichten Tag Gespenster. Dann raste er hinab; drunten der Fex stieß ein markerschütterndes Geheul aus — ein paar Minuten später, und der Hans Sepp stand vor seinem Kameraden Aloisl.

„Jesus," schrie dieser auf, „wir haben ja alle Tag' für Dich gebetet — wo warst denn so lang, Hans Sepp?"

„Bist nicht ertrunken?" lautete dessen erstaunte Frage.

Der Aloisl schüttelte den Kopf. „Der Fex hat mich aus dem Bach gezogen — schau, jetzt meint er, Du haust ihn wieder, und hat Angst vor Dir. Wie die Männer Dich suchten, haben sie ihn droben am Ortler gefunden, halb verhungert, mit erfrorenen Pfoten; kraxeln kann er nimmer, aber vor Deinem Haus hat er alle Nacht gelegen und nach Dir gejammert. Gottlob, daß Du wieder da bist," schloß der Aloisl seinen Bericht, „und wir haben heut' zum Glück grad Knödel und Speck."

Der Hund hatte sich trotz seines schlechten Gewissens nicht länger zu halten vermocht und war an Hans Sepp wie närrisch emporgesprungen. Der Bursche umschlang das Tier und drückte die Wange gegen dessen Kopf.

„Aber," kam der Aloisl auf seine erste Frage zurück, „wo warst denn so lang, Hans Sepp?"

Der deutete mit der Hand nach den Höhen, von denen er herabgekommen war. „Dort drüben," murmelten seine Lippen, „weit, weit dort drüben —" Dann blieb sein Auge mit einem Ausdruck plötzlichen Erstaunens an des Kameraden Gesichtszügen hängen — ein wenig gewachsen war er, der Aloisl, sonst hatte sich nichts in seinem stillen schläfrigen Gesicht verändert. Er aber — der Hans Sepp atmete tief auf und etwas wie ein Schauer ging ihm durch die Seele — er war ein anderer geworden, ein ganz anderer — er war kein „Böser" mehr.

Blätter und Blüten

Ein Werk der Selbsthilfe. Vor einiger Zeit ist in der „Gartenlaube" über das „Frauenheim" zu Hirschberg berichtet worden, jene gemeinnützige Anstalt zu dem Zwecke, alleinstehenden Frauen und Mädchen, die nur über bescheidene Mittel verfügen, eine bei aller Bescheidenheit trauliche Häuslichkeit zu gewähren. Wie dieses Heim auf dem Grundsatze aufgebaut ist, daß die Genossenschaft ermöglicht, was dem Einzelnen unmöglich wäre, so gilt dies auch von einem anderen Heime ähnlicher Art, das vor anderthalb Jahren in Wien-Lainz gegründet worden ist. Auch hier ist das leitende — und wir können hinzufügen, von Erfolg gekrönte — Streben, den Einzelnen durch Zusammenschluß vieler zu einem Verbande, zu einer wirtschaftlichen Gemeinschaft im Kampfe ums Dasein zu stärken und ihm zugleich ein Gut zu bieten, das ihm des Lebens Ungunst versagt hat, eine behagliche Häuslichkeit. Das Lainzer Heim unterscheidet sich nur in einem wesentlichen Punkte von dem Hirschberger: es ist nur für Witwen und Waisen von Offizieren der österreichisch-ungarischen Armee bestimmt. Sonst aber entspricht es ziemlich genau der schlesischen Schwesteranstalt. Jede nähere Auskunft ist die Vorsteherin des Heims, Frau Constanze Glicher in Wien-Lainz, Hauptstraße 37, gerne zu erteilen bereit.

Das nach Ostasien entsendete deutsche Kreuzergeschwader. (Zu dem Bilde S. 857.) Sowohl die Handelsinteressen als das politische Ansehen des Deutschen Reichs hatte es nach dem Ausbruch des koreanischen Kriegs zwischen Japan und China dringend wünschenswert gemacht, daß auch unsere Marine in den vom Kriege bedrohten Häfen eine achtunggebietende Vertretung finde. Beläuft sich doch allein unsere direkte Ausfuhr nach China auf 30 Millionen Mark jährlich und unter den Europäern, welche in den chinesischen Hafenstädten den Handel vermitteln, befinden sich viele Deutsche. Ein entsprechendes Geschwader für diesen einen Zweck mit der nötigen Schnelligkeit zusammenzubringen, war für unsere Marineverwaltung keine geringe Aufgabe, aber sie ist inzwischen gelöst worden.

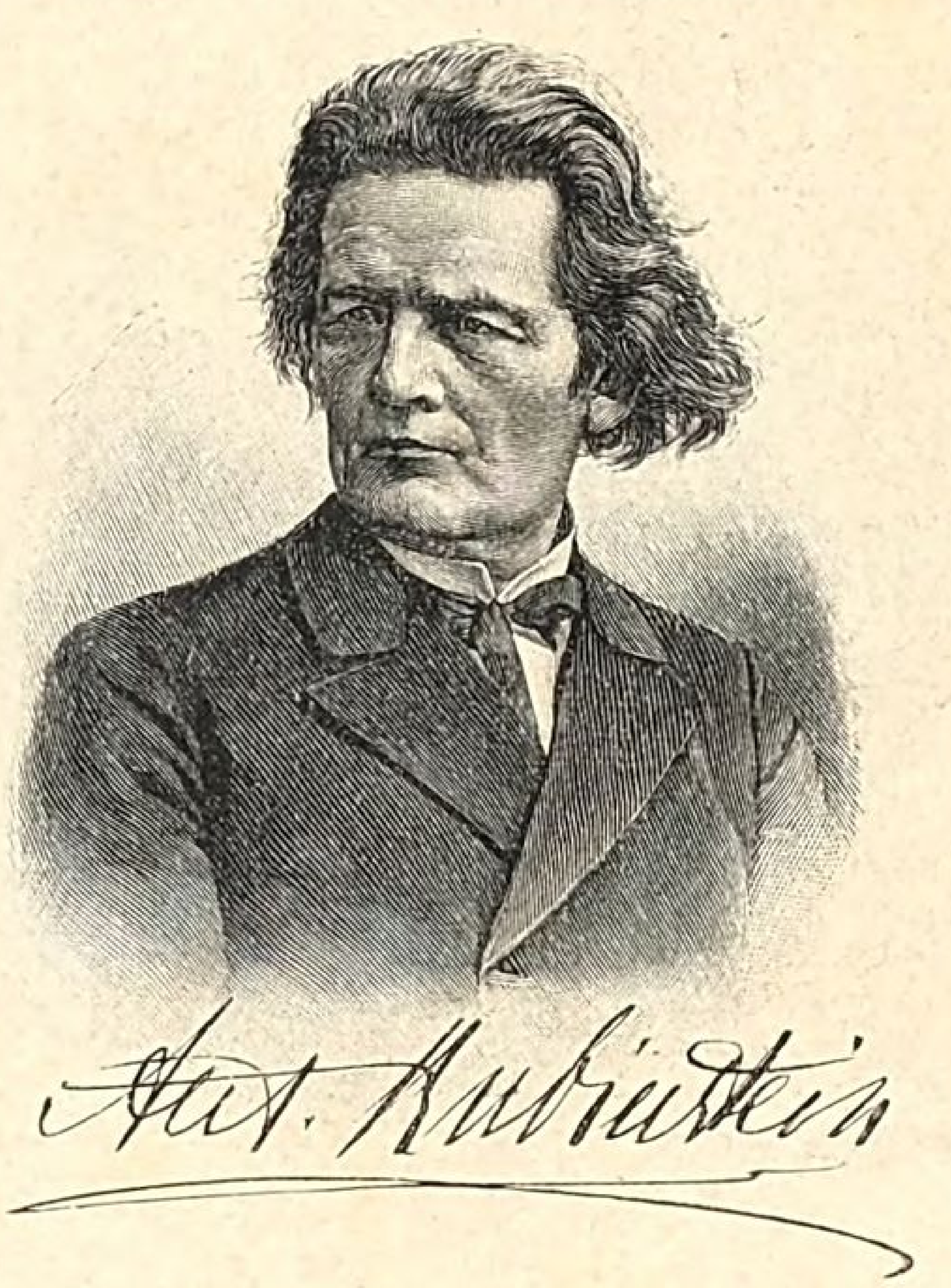
Das sich in den ostasiatischen Gewässern formierende Geschwader besteht aus den Schiffen „Irene", „Cormoran", „Alexandrine", „Arkona", „Marie", „Wolf" und „Iltis". Zum Geschwaderchef ist der Contreadmiral Hoffmann ernannt worden, der bisher Vorstand der nautischen Abteilung im Reichsmarineamt war. Das seine Flagge führende Schiff ist die im Vordergrunde unseres Bildes sichtbare „Irene".

Diese verließ am 17. November unter dem Kommando des Korvettenkapitäns v. Dresky Wilhelmshaven. Zahlreiches Publikum hatte sich eingefunden, und als Punkt 1 Uhr das Schiff abfuhr, begleiteten es brausende Hurras und ein Musikkorps spielte dem scheidenden Schiffe die Nationalhymne als Scheidegruß. Der Kreuzer „Cormoran" verließ schon im Oktober die Heimat, um in die ostasiatischen Gewässer zu dampfen, woselbst sich die Kreuzer „Alexandrine", „Arkona" und „Marie" sowie die Kanonenboote „Wolf" und „Iltis" bereits befinden. W. S.

Eine neue Geschichte des deutschen Volkes. Seit die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870 unserem Volke die ersehnte Einigung gebracht und dadurch die Kämpfe von Jahrhunderten zu einem großen Ziele geführt haben, hat sich unsere Geschichtswissenschaft mit erneutem Eifer der historischen Entwicklung unseres Vaterlandes zugekehrt, und nicht wenige bedeutende Werke sind auf diesem Gebiet geschaffen worden. Aber diese Forschungen waren meist spezieller Natur, sie gingen in die Einzelheiten und wandten sich so eher an diejenigen, die aus der Geschichte ein besonderes Studium machen. Ein Buch, das den Lebensgang unseres Volkes in einem einheitlichen Bilde entrollte, unter Benutzung aller Ergebnisse der Einzelforschung und doch ohne Weitläufigkeit und Störung des sicheren Ueberblicks — ein solches Buch für die weitesten Kreise war erst zu schreiben. Und daher werden es viele dankbar begrüßen, daß, wie wir an anderer Stelle kurz mitgeteilt haben, Theodor Lindner, Professor an der Universität Halle, eine solch kurzgefaßte und übersichtliche „Geschichte des deutschen Volkes" uns geboten hat (Stuttgart, Cotta). Nach großen Gesichtspunkten angelegt, bietet dieses Werk mit seiner gedrängten geistvollen Darstellung einen lebendigen Einblick in die wirksamen Ideen und Kräfte jener Persönlichkeiten und Epochen, welche vor allem die Entwicklung und den Charakter des deutschen Volkes bestimmt haben. Wir möchten es daher jedem empfehlen, dem es am Herzen liegt, den Gang der vaterländischen Geschichte nicht bloß in einem kleinen Teile selbst mitzugehen, sondern in seiner Gesamtheit zu überschauen und innerlich mitzuerleben.

Schwerer Dienst. (Zu dem Bilde S. 861.) Rauhe Winternacht und tiefer Schnee, endloser Wald dazu, da ist in der That der Beruf des Landbriefträgers ein schwerer Dienst! Aber unbekümmert um die Unbilden der Jahreszeit und des Weges schreitet der wetterfeste Mann dahin, höchstens daß er einmal eine Minute stehen bleibt, wenn die hellen Fenster eines Bahnwärterhäuschens durch die Nacht ihm entgegenleuchten und der Anblick seine Gedanken vorausschweifen läßt zu der behaglichen Stube, in der Weib und Kind ihn erwarten. Ist doch auch gerade diese Zeit „zwischen den Jahren“ dazu angethan, ihm die ideale Seite seines Berufs zum Bewußtsein zu bringen. Waren es doch Christgeschenke und Weihnachtsgrüße, die in den letzten Tagen seine gern getragene Bürde bildeten und mit denen er Glück und Freude in entlegene Dörfer und Gehöfte brachte, wie er jetzt wieder dem treuen Gedenken beim Jahreswechsel zwischen getrennten Verwandten, Freunden und Brautpaaren als gewissenhafter Vermittler dient.

Anton Rubinstein †. Einen Ruhm hinterlassend, den er in erster Linie seinem großen Talent, dann aber auch seinen edlen Herzenseigenschaften zu danken gehabt hat, ist einer der bedeutendsten Musiker der Gegenwart, Anton Rubinstein, in der Nacht auf den 20. November in seiner Villa in Peterhof jählings am Herzschlag verschieden. Aus kleinen Anfängen war derselbe in die glänzende Laufbahn eines der gefeiertsten Tonkünstler eingelenkt, auf welcher er in der letzten Zeit eine großartige Wohlthätigkeit entwickelt hat, indem er den meist sehr bedeutenden Ertrag seiner Konzerte gemeinnützigen Anstalten, den Armen und Notleidenden, überwies. Aber auch die Mehrzahl der musikalischen Bildungsanstalten Europas ist von ihm auf diesem Wege vielfach gefördert worden und eines seiner letzten Konzerte, das er in Deutschland gab, hat zum Besten des Beethovenhauses in Bonn stattgefunden. Am 30. November 1830 zu Wechwotynetz bei Jassy geboren, verbrachte er seine Kindheit in Moskau, wo seine Mutter, eine vortreffliche Klavierspielerin, die aus Deutschland stammte, Lehrerin an einem kaiserlichen Erziehungsinstitut war. Seine Begabung entwickelte sich unter ihrer Leitung schon frühe sehr glänzend; er gehörte zu den „Wunderkindern“, deren gesundes Wachstum durch diesen Vorzug nicht beeinträchtigt wurde.



Nach einer Aufnahme von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

So trat er bereits mit zehn Jahren, begleitet von seinem Lehrer Villoing, nicht nur in Rußland, sondern auch in Paris in öffentlichen Konzerten auf, und als ihn damals in letzterer Stadt Franz Liszt gehört hatte, prophezeite sich dieser in dem genialen Knaben, dessen Antlitz ihn an das Beethovens erinnerte, seinen Nachfolger. Unter Liszts mächtigem Schutz und seinem Beispiel folgend, sehen wir Rubinstein danach seinen Konzertreisen immer weitere Ausdehnung geben, bis ihn sein schöpferischer Trieb zur Komposition veranlaßte, in Berlin festen Fuß zu fassen, um hier durch ernste Studien sich auch für diese Richtung seines Talents auszubilden. 1848 ließ er sich in St. Petersburg nieder, das ihm dann mit der Villenstadt Peterhof bis zum Tode die eigentliche Heimat blieb, so lang sich auch einzelne seiner Konzertreisen ausdehnten und so gern er auch in einzelnen deutschen Städten, wie Stuttgart und Dresden, längeren Aufenthalt nahm. Was in Rußland seitdem zur Förderung des musikalischen Kunstlebens geschah, war in der Hauptsache auf seine Anregung zurückzuführen, so auch die Gründung der Russischen Musikgesellschaft, der er seit 1859, und der des St. Petersburger Konservatoriums, dem er seit 1862 als Direktor eine Reihe von Jahren vorgestanden hat.

Rubinstein gehörte zu den Klavierspielern, bei denen die absolute Beherrschung alles Technischen mit geistvoller Auffassung und leidenschaftlichem Temperament Hand in Hand ging. Seine zahlreichen eigenen Kompositionen sind von verschiedenem Wert; von seinen Opern haben sich die „Makkabäer“, von seinen Oratorien „Das verlorene Paradies“ am meisten eingebürgert. Die Klavierlitteratur hat er durch glänzende originelle Werke bereichert. Unter seinen Liedern finden sich viele von großem Reiz und warmer Empfindungsfülle. Das Ideal seines schöpferischen Strebens war in der späteren Zeit seines Lebens eine Wiedergeburt des Oratoriums aus dem Geiste der Oper. Solcher geistlicher Opern hat er mehrere — „Moses“, „Christus“ ꝛc. — geschaffen. Die Verwirklichung dieses Ideals durch die Mittel der Bühne hat er aber nicht mehr erlebt.

Vom „Deutschen und österreichischen Alpenverein“. Wir haben in Nr. 32 dieses Jahrgangs kurz von dem Feste berichtet, das in den ersten Augusttagen dieses Jahres der Deutsche und österreichische Alpenverein zu München als seiner Geburtsstadt feierte zum fröhlichen Abschluß der ersten 25 Jahre seines Bestehens. Der Alpenverein kann mit freudiger Genugthuung auf dieses Vierteljahrhundert zurückschauen, in dem er mächtig wuchs nicht nur an Mitgliederzahl, sondern auch an allen erdenklichen Leistungen für die Erschließung der Bergwelt. In dem neusten Jahrbuche des Vereins, das zugleich die Festschrift ist zum 25jährigen Jubiläum, erzählt Johannes Emmer die Geschichte des Vereins, und was dieser Nützliches gewirkt hat, das tritt in einigen Ziffern schlagend zu Tage. Der Alpenverein hat bis Ende 1893 aufgewendet für Hüttenbauten 881 624 Mark, für Wegbauten 486 788 Mark, insgesamt also die Summe von 1 368 412 Mark. In diesen Zahlen spricht sich eine Kulturleistung aus, die nur derjenige voll zu würdigen versteht, der einmal die Wohlthat jener Wege und Schutzhütten für Touristen und Führer, ja für die Bevölkerung ganzer Thäler selbst beobachtet und erfahren hat. Bei der großen Ausdehnung des Gebirgsgebietes, das erschlossen werden mußte, war die übernommene Aufgabe nicht zu lösen ohne die treuliche Mitarbeit der einzelnen Sektionen des Vereins, die je einer bestimmten Berggruppe, einem bestimmten Thal ihre Fürsorge widmeten. — Von zwei solcher Sektionen, die in den letzten Monaten ebenfalls ihr 25. Gründungsfest begingen, von Frankfurt a/M. und Stuttgart, liegen uns hübsch ausgestattete Festschriften vor, in welchen durch anziehende Bilder die Hüttenbauten dieser Sektionen vorgeführt werden. Die Frankfurter Sektion, am 3. September 1869 gegründet und nun von 11 Mitgliedern am Anfang auf über 500 angewachsen, widmet ihre Arbeit der Gruppe der Oetzthaler Berge; vor allem die Gepatschhütte und die Weißkugelhütte sind ihr Werk. Die Sektion „Schwaben“ mit dem Sitz in Stuttgart, die seit dem 28. Oktober 1869 besteht und es von ursprünglich 19 Mitgliedern auf über 600 brachte, hat sich das Jamthal in der Silvrettagruppe zur Fürsorge ausgewählt und dort die Jamthalhütte errichtet. Wie aus den Festschriften dieser Sektionen, so weht einem auch aus dem festlich geschmückten Jahrbuch des ganzen Alpenvereins ein frischer Geist entgegen, der hoffen läßt, daß der Deutsche und österreichische Alpenverein die Kulturaufgaben, die er sich freiwillig gestellt hat, auch in Zukunft thatkräftig fördern wird.

Inhalt:

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 52. **Die Gartenlaube.** 1894.

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Abonnements-Preis: In Wochennummern vierteljährlich 1 M. 75 Pf. In Halbheften, jährlich 28 Halbhefte, je 25 Pf. In Heften, jährlich 14 Hefte, je 50 Pf.

Um fremde Schuld.

Roman von **W. Heimburg.**

(Schluß.)

In der Stadt verlautete erst etwas von den Geschehnissen im Wollmeyerschen Hause, als der Arzt gerufen wurde, um festzustellen, daß der Herr Stadtrat, aus noch unermittelten Gründen, den Tod gesucht und gefunden habe.

Ich saß während der ganzen Zeit auf dem nämlichen Fleck im Lehnstuhl am Ofen, die Füße emporgezogen, ohne Speise und Trank. Die Komtesse, die bei mir war, hielt mich krampfhaft an den Händen. Fähig zum Sprechen war ich nicht, als die Herren vom Gericht mich um dieses und jenes befragten.

„Lassen Sie das arme Kind,“ bat die Komtesse. „Sie sehen, sie ist krank.“

Der Hof stand voll Menschen, eine Menge Leute kam und ging; eine beklemmende schwüle Luft war draußen und drinnen. Die Bekannten des Hauses eilten mit verstörten Gesichtern herbei und einige drangen bis zu mir herein.

„Aber um Gotteswillen, weshalb denn nur?“ fragten sie. „Was war denn der Grund?“ „Vermögensverluste!“ „Ach Gott bewahre, der Tod der Frau!“ „Ja freilich, er war so anders in letzter Zeit; der Sanitätsrat hat ihn durchaus auf Reisen schicken wollen, aber er ging ja nicht.“ „Armes Kind, nun so ganz verwaist!“ So ging das hin und her.

Das war in den Nachmittagsstunden; gegen Abend kam niemand mehr. Anfänglich leise, dann immer bestimmter, immer machtvoller drang die Kunde von dem wahren Sachverhalt unter die Menschen, die in diesem Mann ein Vorbild bürgerlicher Tugenden zu verehren gewohnt waren. Selbstmord, weil er der Absicht überführt worden war, aus dem verschlossenen Schubfach des alten Fräulein Himmel ein Dokument zu entwenden, das eine schwere Schuld seiner Vergangenheit bewies! Allerlei Einzelheiten, die heute noch im Munde der Westenberger sind, wenn man vom Stadtrat Wollmeyer spricht, wurden erfunden — aber so schwer, so schrecklich wie die Wirklichkeit war ja doch nichts.



Das abziehende alte Jahr.
Nach einer Originalzeichnung von E. Unger.

Um zehn Uhr abends brachte man den Toten nach der Leichenhalle des Friedhofs.

Die Komtesse hatte uns verlassen, die Nacht senkte sich über all die Häuser und Hütten der kleinen Stadt, in denen heute die Leute ausnahmslos mit dem Gedanken an das traurige Ereignis einschliefen. Eine Nacht war es, die so recht paßte zu dem grausigen Geschehnis. Das Gewitter, das schon gestern gedroht, war mit Sturm und Regen herangezogen, die hohen Bäume des Gartens ächzten und bogen sich im Sturm, und Blitz auf Blitz flammte hernieder. Die Mädchen im Hause fürchteten sich; sie saßen mit blassen Gesichtern bei brennender Lampe die ganze Nacht in der Küche beisammen, und wenn ein Laden knarrte oder der Regen prasselnd gegen die Fenster geschleudert wurde, schrieen sie auf, daß es bis in unsere Stube scholl.

Die Base, das Schlüsselbund im Gürtel, war allein in den oberen Flur hinaufgegangen, um dort ein schlecht schließendes Fenster zu verriegeln. Die Thüren der Gemächer droben trugen bereits das obrigkeitliche Siegel.

Einige Briefe, die nachmittags gekommen waren, lagen auf dem Tisch im Zimmer der Base, einer davon aus Amerika, mit Brankwitzens Handschrift.

„Jetzt gehen Sie schlafen, Anneliese,“ sagte die alte Frau, „ich bleibe hier bei Ihnen. Freilich, es wäre besser, Sie schliefen in dem netten Stübchen bei der Komtesse.“

„Sie hier allein lassen? Niemals, Base!“

So blieben wir beisammen in der schrecklichen Nacht, ohne zu sprechen. Keiner von uns kam der Schlummer. Gegen Morgen kochte die alte Frau Kaffee. Als es fünf Uhr schlug, löschte sie die Lampe, öffnete die Läden und stand dort wartend; endlich ging sie rasch aus dem Zimmer. Ich hörte, wie sie die Hausthür aufschloß und dann mit jemand sprach.

Ich richtete mich in meinem Stuhle empor — Robert Nordmann? Die Base

mußte mit ihm in ihrer Stube sein; ich sah ihn nicht, ich hörte nur den Klang seiner Stimme. Viel war es nicht, was er sprach; sie redete mehr. Dann ward es wieder still, er mußte wieder fort sein.

Am Nachmittag kam die Komtesse; sie wollte mich mit Gewalt aus dem Hause nehmen. Ich wehrte mich, die alte Frau dürfe nicht allein bleiben. Kein Mensch außer mir wußte ja, was sie litt in dieser Zeit.

Und am zweiten Tag ward der Mann begraben, still in aller Morgenfrühe. Die Base stand an seinem Grab, sonst niemand. Eine Frau nur war noch neben die Base getreten an den frischen Hügel, ein Kind an der Hand, einen Jungen von etlichen Jahren, der halb trotzig, halb furchtsam dem Sarge nachsah.

Die Base erzählte es mir, als sie zurückkam. „Nun kann der arme Schlucker betteln gehen," hatte diese Frau gesprochen; „wer sorgt in Zukunft für ihn? Umsonst kann ich ihn nicht behalten, die Knopfmarthe hat ihm nichts hinterlassen."

„Ich werd' schon sorgen, daß er nicht umkommt; behalten Sie ihn nur, bis der Nachlaß geordnet ist," hatte die Base getröstet.

Dann lebten wir zwei allein in dem großen Hause, dessen obere Räume noch immer versiegelt waren; erst nach Wochen konnte das gerichtliche Verfahren geschlossen werden. — —

Der Sommer kam, ein ungewöhnlich heißer Sommer, den ich mehr im Garten verlebte als im Hause, in dem alten melancholischen Garten, der für ein trauriges sehnsüchtiges Gemüt wie geschaffen war. Die Fenster des Hauses sahen so still verschlafen zu ihm hinunter, und die Rosen blühten in wunderbarer Pracht, ohne daß eine Hand sich nach ihnen ausgestreckt hätte. Die Base schlich zuweilen durch die schattigen Gänge und setzte sich neben mich, müßig, die Hände im Schoß.

Die Tage hatten Blei in den Schwingen. Dann kam einer, an dem die alte Frau mich leise fragte: „Ist es wirklich wahr, Anneliese, Sie wollen fort?"

Ich nickte mit abgewandtem Gesicht. „Ja, Base. Sehen Sie, ich werde krank, wenn ich noch länger hier bleibe; ich muß etwas zu thun haben, muß arbeiten, um alles zu vergessen, und — ich denke, ich bin lange genug der Gast von Robert Nordmann gewesen. Er ist doch der Erbe."

„Aber bis zum Oktober bleiben Sie doch noch?" Die Lippen der alten Frau zitterten. „Anneliese, bis zum Oktober!"

Der erste Oktober erschien. Ich lebte wie in einem verzauberten Schloß; nichts hörte ich von der Welt da draußen — die Base hatte sogar die Zeitungen abgeschafft. Die Komtesse kam eines Nachmittags, als ich im Garten spazieren ging — nach meiner Gewohnheit dreißigmal rund um den großen Platz in gleichmäßigem Schritt wie eine Schildwache. Sie marschierte neben mir her, bat nur um Verlangsamung des Tempos und fragte:

„Na, nun bist Du ja bald erlöst, mein Küken, die Stelle in England hat Dir die Gräfin Arvensleben verschafft. Ich bin sehr für dieses Engagement, denn, weißt Du, ein bißchen weit weg ist doch besser jetzt. Die ganze Provinz und die umliegenden Dörfer reden ja von nichts anderem als von dieser Geschichte, und eine Zeitung in die Hand zu nehmen, ist nachgerade schrecklich — Wollmeyer und Nordmann, und Nordmann und Wollmeyer!"

Ich blieb stehen und sah sie erschreckt an.

„Ja, meine Anneliese, wer hätt's gedacht! Jetzt versteh' ich erst, warum der Mann zur Pistole griff — es blieb ihm ja nichts anderes übrig. Das sind heitere Sachen, die da zu Tage kamen! Nordmann hat sich übrigens sehr taktvoll benommen und höchst anständig, denn — hör' zu — er hat auf das ganze Vermögen Wollmeyers verzichtet, ausgenommen die Besitzung in Thüringen, die Eigentum seiner Mutter war. Ja, aber weißt Du denn das gar nicht?" fuhr sie mich an, „ich trage Dir das da vor, und Du starrst mir ins Gesicht, als spräche ich irre — Dich geht's doch am nächsten an und —"

„Ich wußte nicht, Tante, daß die Angelegenheit jetzt verhandelt wird; mich berührt sie übrigens kaum — was habe ich mit Wollmeyers Nachlaß zu thun?"

„Ja so! Aber so recht kannst Du nicht behaupten, daß es Dich nicht angeht. Na, es ist ein altes Sprichwort, Kind, dem Bettelmann fällt das Brot aus der Tasche! Was hat der armen Len' ihr Opfer nun genützt, Du kriegst doch nicht einen Dreier! Aber ich wollt' nur sagen: der Nordmann hat das ganze ergaunerte und erwucherte Vermögen seines Onkels der Stadt Westenberg geschenkt, teils zur Erbauung eines Waisenhauses — können wir nämlich famos gebrauchen, denn was hier herumkrebst an verlassenen Würmern, die in schlechter Pflege sind und nicht satt kriegen und geprügelt werden, ist nicht zu sagen — anderenteils für die Armenkasse. Ja, und denke nur, er hätte es nicht beweisen können, daß sein Vater damals unschuldig verurteilt wurde, wenn nicht die Base ein paar Schnitzelchen Papier besessen hätte, die die ganze Geschichte klar machten, einen nachgelassenen Brief von der ersten Frau, der beweist, daß der alte Nordmann kein Dieb war, und zweitens ein Schreiben, das der alte Brankwitz an seinen Bundesgenossen Wollmeyer richtete als Quittung über die empfangene recht bedeutende Kaufsumme für Langenwalde, die Wollmeyer ihm in guten Staatspapieren und barem Gelde gezahlt hatte — drei Tage nach geleistetem Manifestationseid! Und diese Briefe wollte der Biedermann — Gott verzeih' ihm seine Sünden — natürlich damals stibitzen, damals, als Du um Hilfe geschrieen hast und die ganze Angelegenheit zum Klappen brachtest. Herr Gott, Anneliese, in allen Zeitungen steht die Geschichte unter der Spitzmarke: Ehrenrettung eines Verstorbenen."

„Ich habe nichts gelesen, Tante."

„Kind, Du mußt Dich nicht grämen; der Wollmeyer hat mehr Menschen verblendet als Deine arme Mutter und mich."

„Tante, mich nie!" antwortete ich.

„Es ist wahr," gab sie zu, „Du konntest ihn von Anfang an nicht leiden. Wie gesagt, Kind, alles in allem genommen, ist es besser, Du verschwindest ein wenig von hier. Mit der Zeit verwischt sich die Geschichte — vorläufig ist sie doch hier Deiner Zukunft hinderlich, wenn Du auch nicht das Geringste dafür kannst. Du hast ja auch hier nichts, was zu verlassen Dich schmerzen müßte, ich meine, was so mit dem Herzen verwachsen ist, daß das Losreißen einem unmöglich scheint. Die Base und ich sind zwei alte Weiber, was hast Du an uns? Und Du weißt ja auch, daß wir bei jedem Herzschlag an Dich denken werden und daß, so lange die alten Augen offen sind, Dir eine Zuflucht bei mir sicher ist, wenn draußen die Wellen allzu hoch gehen."

„Du hast recht, Tante, ich besitze nichts als Euch beide, aber das ist schon sehr, sehr viel, und ich werde es mit Schmerzen hinter mir lassen."

„Hm!" sagte sie.

Sie hatte wohl erwartet, daß ich noch von etwas andern reden würde, das ich verlassen müsse. Ich konnte es nicht, ich glaubte ja, daß Robert mich längst vergessen habe, und wenn er mich auch nicht vergessen habe, daß dann ewig trennend die schreckliche Katastrophe zwischen uns liege wie ein Abgrund, den zu überbrücken auch die heißeste Neigung nicht hinreichen würde.

„Also dann — auf nach England, Kind!"

„Ja, Tante."

„Deine Sachen, ich meine die Sachen Deiner Mama, kannst Du bei mir unterbringen, Anneliese."

„Ja, Tante, ich danke Dir schön."

„Ich werde Dich bis nach Hamburg bringen, Küken, wollt' schon immer 'mal hin."

Ich nickte gerührt.

„Was ist eigentlich der Nordmann für ein Mensch?" fragte sie dann. „Muß ein wunderlicher Heiliger sein; hundert an seiner Stelle hätten den Mammon eingesteckt. Na, zwar — wenn man selbst solchen Geldsack hat! Aber es ist doch nett von ihm; überhaupt hat er die ganze Sache höchst anständig behandelt. Er wolle weiter nichts, als das Andenken seines verstorbenen Vaters reinigen, soll er geäußert haben, schmerzlich berühre es ihn dabei, daß einem andern, der sich nicht mehr verteidigen könne, ein Makel aufgedrückt würde, aber er habe nicht anders handeln können, er sei es seinen verstorbenen Eltern und seiner einstigen Familie schuldig. Was ist Dir denn, Anneliese? Weinst Du? Du bist übrigens recht bleichsüchtig, Kind; von dem bißchen Gehen keuchst Du ordentlich. Spaziere nur langsam, ich muß heim, will Deine Angelegenheit zum Abschluß bringen."

Sie küßte mich auf die Stirn. „Mut, Kind, es ist alles nur halb so schwer, wie es aussieht."

Ich stand da neben dem Stamme der alten Linde und lehnte den Kopf daran. Todeseinsam, herbstmüde lag der Garten vor mir, die Abendnebel vom Weiher zogen herauf und hingen gleich leichten Schleiern in den Bäumen; feucht und welk lagen die Blätter am Boden. So still, so schläfrig war die Welt, als wollte sie

entschlummern, des Blühens und des Sommers müde. Wenn man auch so einschlafen könnte, um nach köstlicher Ruhe zu einem Frühling zu erwachen! Warum mußte man weiterleben, immer weiter, unter einem grauen Himmel, ohne Sonnenstrahl, ohne Wärme, verlassen, allein im fremden Lande unter fremden Menschen? — Es wäre so schön, so märchenhaft, wenn Robert noch einmal vor mir stände wie in der Todesnacht Mamas, um zu sagen: „Komm, Anneliese!“ Aber das that er nicht wieder, zu viel Schuld lag zwischen uns, schwere Schuld — fremde Schuld.

Eine schüchterne Stimme in mir wollte widersprechen: aber er liebt Dich ja doch, er wird kommen; Geduld, Anneliese, Geduld! Allein Geduld war nie meine Stärke; wie kann man geduldig sein, wenn man liebt und meint, der, den man liebt, teile unsere Sehnsucht nicht. Nein, er liebte mich nicht! Erbarmen war es gewesen, Mitleid mit dem armen gequälten Ding! Nun wußte er die Qual beendet, die Freiheit war angebrochen — flieg' hinaus, Du gefangener Vogel, such' Dir ein schützendes Dach unter fremden Menschen!

Kurz und gut, sagte ich und wischte mir die feuchten Augen, wenn er hätte kommen wollen, wär' er längst da, und deshalb vorwärts wie eine tapfere Soldatentochter! Sei Deines Vaters rechtes Kind, der so oft sagte: „Es wird mit nichts auf der Welt mehr Verschwendung getrieben als mit der Zeit, die man mit Gedanken über Unabänderliches, Geschehenes vergeudet, indem man sich ausmalt: wie hätte es sein können, wie ist es nun!“ Freilich, es ist schwer, aber Mut, Anneliese! Heute, als allerschwersten Anfang, bezeichne einmal die Sachen, in deren Mitte Du aufgewachsen bist, die Möbel und Geräte des Vaterhauses, die Du nicht mitnehmen kannst in die Fremde und die die Tante Komtesse Dir aufbewahren will! Wo sie es nur unterzubringen gedenkt in ihrem kleinen Hause? Gott mag es wissen. — Also vorwärts!

Mit einem Ruck, über den ich selbst lächeln mußte, löste ich mich von dem Baumstamm und schritt im Nebel durch den Garten dem Hause zu. In meinem Stübchen war es schon ganz finster, aber das Feuer im Kachelofen glühte und warf seinen roten Schein auf die Dielen. Es war so anheimelnd nach dem Nebel draußen. Ach, wer weiß, wo man so ein liebes trautes Plätzchen wiederfindet, um seine Gedanken auszuspinnen in heimlicher Einsamkeit? Wer weiß, ob je wieder Augenblicke für mich kommen werden, die mir, mir ganz allein gehören, und wäre es auch nur, um sie zu verbringen in Sehnsucht, in heißer aufflammender Sehnsucht nach einem freundlichen Wort, nach einer Liebkosung von der alten runzligen Hand der Base? Ich hatte sie doch lieb, diese meine Heimat, trotz allem und allem, von der Zeit her lieb, in der mir das alte Haus noch wie mein eigenes Besitztum erschien, wo Papa und Mama fröhlich waren und ich in der Dämmerstunde zwischen ihnen auf dem Sofa saß, den kleinen Hund auf dem Schoß, und hinter mir die Hände der beiden sich gefaßt hielten in stiller Zufriedenheit. Dann kam all das Schwere, aber der Glanz von damals war doch so mächtig, daß er hinwegleuchtete über das Elend und es mir in diesem Augenblick unmöglich erscheinen ließ, diese Heimat für immer zu verlassen. Herr Gott ja, der Abschied, wäre der nur erst vorüber!

Ich blieb sitzen und starrte mit brennenden Augen in die Glut. Ach, ein Feuer gab's wohl überall, um sich zu wärmen, und Menschenglück blühte noch viel auf der Erde, aber es war nicht mein! Doch wer hinauszieht unter fremde Menschen, der soll sein persönliches Empfinden und Wünschen mit den andern unnötigen Dingen über Bord werfen als unnützes Reisegepäck. Ich wollte, die Komtesse gäbe den Plan auf, mich nach Hamburg zu begleiten. Wozu die Qual des Abschieds verlängern? O, ich hatte Deutschland so lieb! Ist denn Deutschland nicht groß genug, um sich irgendwo zu verstecken, mußte denn gleich das Meer zwischen mich und meine unglückliche Vergangenheit geschoben werden?

Im Nebenzimmer klapperte die Base mit dem Kaffeegeschirr. Unglaublich, wie früh es dunkel wurde bei dem Nebel! Und in England würde der Nebel noch viel schlimmer sein — ach, und ich liebte die Sonne so sehr! Den ganzen Tag Licht brennen und die Kinder, die vielleicht recht unartig waren, dabei im Zimmer haben — zwei Jungen und ein Mädchen — dazu diese Sehnsucht — vielleicht würde ich krank werden und sterben. Ob es wirklich Leute gab, die am Heimweh starben? Aber ehe man stirbt, wird man krank, und wie schrecklich ist Kranksein in der Fremde, in einem Hospital, wo eine Menge Betten an den Wänden steht und in jedem Bette ein stöhnender Mensch liegt, wo zu der eigenen Qual noch die der anderen kommt!

Ja, das konnte mir auch werden!

Die Glut im Ofen erlosch. Die Base rief mich nicht, es mußte jemand gekommen sein, mit dem sie sprach, vielleicht der Gärtner oder der Postbote oder — — Dann ging die Thür hinter meinem Rücken, ein Lichtschein streifte einen Augenblick den alten braun und weiß gesprenkelten Kachelofen, dann schloß sich die Thüre wieder; die Base hatte wohl herein geschaut, ob ich da sei, und hatte mich nicht gesehen.

Nun war es wieder dunkel und still. Oder war doch jemand eingetreten? Eine thörichte Furcht überfiel mich, als stände ein menschliches Wesen hinter mir und betrachtete mich.

Auf einmal sagte eine Stimme: „Anneliese!“ — leise, zitternd, eine Stimme, ach, eine Stimme — träumte ich denn? Regungslos blieb ich sitzen.

„Anneliese, hast Du nicht auf mich gewartet?“

Ich wollte mich aufrichten, aber ich vermochte es nicht, so bebte ich. Da bückte er sich und hob mich empor.

„Hast Du nicht gewartet, hast Du nicht gedacht, daß ich heute komme, heute, wo meine Militärzeit zu Ende ist? Schickst Du mich wieder fort? Nein, Du kannst nicht, Du darfst nicht, Anneliese, denn, siehst Du, nun ist mein Vater wieder ein Ehrenmann, wie der Deinige es war, und Du brauchst Dich nicht zu schämen, Anneliese Nordmann zu heißen. Anneliese, sprich doch ein Wort!“

Aber ich konnte dies Wort nicht sprechen, so gerne ich's wollte — ich weinte.

Da führte er mich zu dem alten Großvaterstuhl am Ofen und ich setzte mich hinein und er kniete vor mich hin. „Mein kleines Mädchen, hör' auf zu weinen, Thränen sind gar nicht mehr für Dich, dazu sollst Du nie, nie wieder Grund haben. Denk' nicht mehr an die Vergangenheit, an die schrecklichen letzten Jahre, an alles, was sie Dir nahmen; denke daran, daß diese Zeit uns einander gegeben. Weißt Du noch — die Neujahrsnacht im Schlitten? Du meintest, es sei ein Abschiedskuß? Ich auch — aber nur einen Augenblick, dann wußte ich, es war der Anfang eines wundervollen Glücks. Und da oben in der alten Mühle, hörst Du, da wollen wir Hochzeit feiern. Nicht jetzt, nein, nein, aber Du sollst gleich dort wohnen, ich will Dich dort wissen, wenn ich an Dich denke. Du gehst mit der Base hin, sobald als möglich. Uebers Jahr, Weihnachten übers Jahr, dann komme ich, dann führt uns der Schlitten in das kleine Kirchlein, Anneliese, und nachher gehen wir an das Grab der Mutter, und ehe wir hinausreisen in die weite Welt, legt uns die Base ihre Hände auf das Haupt, die alten treuen Hände, die uns die teure Heimat schützen sollen, bis ich Dir meine neue im fernen Weltteil gezeigt, Anneliese.“

Es braucht niemand zu erfahren, was ich antwortete. Wir haben uns spät am Abend getrennt mit einem „Auf Wiedersehen!“ und die Base hat glückselig dabei gestanden mit ihren alten trüben Augen, denen zu lieb sie die Thränen herzhaft unterdrückte, „denn, Robert, das Salzwasser brennt so und die Augen sind krank und ich möchte sie so gern noch ein wenig schonen, um endlich einmal zu schauen, wie das Glück aussieht.“

Meine Zuflucht war an diesem Abend wieder der alte Großvaterstuhl neben dem Kachelofen. Die Base schlief fest und beruhigt nebenan, ich aber — wie hätt' ich schlafen können, nach diesen Glücksstunden! Ich schmiegte mich mit dem köstlichen Gefühl des Geborgenseins in die ehrwürdigen Polster und sagte leise zu mir: „Uebers Jahr — Weihnachten übers Jahr!“

Am andern Morgen suchte ich die Komtesse auf. Sie saß in der blitzsauberen Küche und schälte Quitten zum Winterkompott. „Tante, ich gehe nicht nach England, schreib' nur ab!“ rief ich ihr entgegen.

„Das ist unmöglich, bedaure!“ antwortete sie trocken und zog ein sehr beleidigtes Gesicht.

„Liebe Tante, es muß sein, bitte, bitte!“

„Nein. Ich habe mir die Finger fast lahm geschrieben — jetzt wird nichts mehr geändert. Du kannst Gott danken, daß Du eine solche Stelle bekommst — monatlich hundert Mark und nur drei Gören zu unterrichten! Du fängst geradeso an wie Deine Mutter — man muß wissen, was man will.“

„Aber, Tante, ich weiß genau, was ich will, ich will bei der alten Base bleiben, droben auf der Mühle.“

„I, Gott bewahre! Wie darfst Du der alten Person noch ihr Bissel Gnadenbrot wegessen!“

„Wenn ich Dir aber sage, daß die Base beinahe mein Gnadenbrot ißt, Tante, beinahe —"

„Lieber Himmel, Du hast wohl etwas von Wollmeyer geerbt? Anneliese, Du wirst doch das nicht nehmen! Sonst —" Und sie fuhr mit ihrem klebrigen Küchenmesser über die weißgescheuerte Platte des Tisches, „sonst zerschneide ich feierlich das Tafeltuch zwischen uns; dann bist Du das Mädel nicht, für das ich Dich bis jetzt hielt."

„Ich habe nichts geerbt, ich habe mich nur verlobt, Tante; aber vorläufig darf es noch keiner wissen außer Dir."

Sie ließ mich ausreden; ihr großes, sonst so bewegliches Gesicht sah mich starr an. „Unsinn!" sagte sie, warf Messer und Quitten in die Schüssel und stellte diese so kräftig auf den Küchentisch, daß es mir heute noch unerklärlich ist, wie das irdene Ding es aushielt, ohne zu zerbrechen. „Komm' mit herauf —— da ist natürlich wieder eine Dummheit passiert!"

Oben bestand ich nun ein Verhör, kreuz und quer durcheinander, ein Richter hätte es nicht besser machen können.

„Daß sich Gott erbarm', so etwas!" rief sie endlich. „Und davon hast Du mir nie eine Silbe erzählt? Na, komm' her — ich gönn' es Dir, und bei der Hochzeit bin ich selbstverständlich, und — er ist ein anständiger Mensch, sonst hätte er das Sündengeld eingesteckt, anstatt es den Armen zu geben."

„Ich soll Dich grüßen von ihm, Tante, und ob Du für Deine Kleinkinderschule die unteren Zimmer im Schlosse hier gebrauchen könntest? Der obere Stock wird für die Waisen eingerichtet, und der erste, der da hineinkommt, ist der Knopfmarthe ihr Junge."

„Himmel, da spare ich ja zweihundertfünfzig Mark Miete — natürlich! Ihr wollt nicht hier wohnen? Kann's Euch nicht verdenken. Freilich nehm' ich's an, freilich."

„Und, nicht wahr, Tante, noch bleibt's Geheimnis? Sieh, er und ich wollen uns auch jetzt nicht sehen, ich will nicht ganz glücklich sein jetzt, ich traure noch um Mama."

Sie nickte und preßte mich an sich. „Da hat doch Len' ihr Opfer nicht ganz umsonst gebracht," sagte sie.

War das ein Winter, der nun folgte im Schnee der Berge, war das ein Sommer im Grün der Wälder, immer in Gedanken an ihn, immer im Bewußtsein eines Glückes, das mit jedem Tage näher heranzog! Kein Schritt in die grüne Tannenwildnis hinein ohne eine liebe Erinnerung, kein Blick auf die Wände der traulichen Zimmer ohne die Ahnung künftiger schöner Tage! Und wenn Robert auf Besuch kam, wenn Hübner den netten Korbwagen aus der Remise ziehen ließ und die dicken Pferde einspannte, um den „Herrn" von der Bahn zu holen, wenn ich hinausspähte eine ganze Stunde zu früh — kommt er noch nicht? — und wenn er dann da war, wenn er die Stufen der Treppen mit zwei Sätzen nahm und die Thüre in weiteren zwei Sprüngen erreichte und wir uns dann in die Arme fielen — o, eine solche Seligkeit gab es nicht noch einmal in der Welt!

Wir bestimmten Veränderungen und Verschönerungen des liebsten Erdenplätzchens, das nun die Mühle und das Herrenhaus sein und bleiben sollte; wir machten eine Stiftung für Arme; wir ließen uns die Pläne zu einem Schulhause vorlegen — das alte war schier am Zerfallen — und ein halbes Jahr lang stickte ich an der Altardecke, die bei unserer Trauung zum erstenmal in der kleinen Kirche prangen und immer nur bei Hochzeiten aufgelegt werden sollte.

Die Base holte all ihre köstliche Leinwand hervor und ließ sie zerschneiden, und dann war das Weihnachtsfest da, welches das allerschönste für mich werden sollte.

Robert kehrte erst drei Tage vorher aus Amerika zurück; er war im Juli hinübergegangen. Am heiligen Abend kam er zu mir, am zweiten Feiertag sollte die Hochzeit sein.

Wieder schneite es und wieder lag heilige Stille über den schweigenden Wäldern und Bergen. Wieder kamen die Dorfleute mit Tannenbäumchen aus dem Forst und wieder roch es nach Hübners Festkuchen. Wie damals schleppten die Postboten sich fast tot an Paketen und wie damals ging ich die Landstraße entlang; aber diesmal nicht traurig und verlassen — diesmal, ja diesmal ——

Wären heute Arm in Arm meine Eltern hinter mir geschritten, es hätte doch einmal auf der alten Erde ein vollkommenes Glück gegeben! Aber freilich, die bange Vergangenheit lag wie ein wehmütiger Schleier über all dem Zauber der Gegenwart.

Und da war es wieder, das kleine Mäuerchen, auf dem ich vor zwei Jahren gesessen; und wie damals schob ich den Schnee hinunter und setzte mich wartend darauf; wie damals ließ ich die Blicke schweifen über die stille weihnachtliche Waldeinsamkeit. Aber in mir war nichts als Dank und Erwartung und ein weiches süßes Glücksgefühl, das sich zu pochendem Herzklopfen steigerte, als der Dreiklang der Schlittenglocken durch die stille Luft scholl.

Ich blieb ganz ruhig sitzen, als das Gefährt um die Ecke bog. Zuerst kamen die Pferdeköpfe in Sicht, an deren Geschirr rote Seidenschleifen neben den grünen Tannenzweiglein nickten, dann Herr Hübner selbst, im höchsten Staat, mit einem funkelnagelneuen Pelz, und an der Peitsche prangte ebenfalls ein purpurrotes Seidenband. Ich legte die Finger auf den Mund, und er lächelte, er verstand mich; langsam fuhr er heran.

Der Mann aber im Schlitten, der sah und hörte nicht. Er blickte unbeweglich vor sich hin; ein froher Ausdruck lag auf seinem Gesicht, dem lieben ernsten Gesicht. Ich sah zu ihm hinüber; hatte mein Blick denn nicht die Macht, ihn zu wecken aus seinem Hinbrüten? Doch! Er schaute herüber — mit einem Sprunge war er aus dem Schlitten und hielt mich umfaßt.

„O Du, Du mußtest ja hier sein, hier, an dieser Stelle!"

Der Schlitten fuhr weiter und bog um die Bergwand, wir waren allein mit unserem großen seligen Glück. Ich glaube, wir saßen zusammen auf der Mauer und spürten nichts von Kälte und Schnee.

Zwei Tage später war unsere Hochzeit; wie Robert einst gesagt, so kam es; an der nämlichen Stelle, wo seine Eltern getraut wurden, standen auch wir; hinter uns nur vier Personen: ein Paar merkwürdige Brautjungfern — die Base und die Komtesse, und dann Herr Hübner und seine prächtige Frau. Als ich zurückschritt an Roberts Seite, da sah ich nichts als Menschen, lauter freundliche gerührte Gesichter, und die Jungen hielten uns seidene Bänder vor und die kleinen Mädchen streuten Tannenzweige und vom Chor sangen die Schulkinder: „Lobe den Herrn!"

Ach, nur eines fehlte noch: meine Mutter, meine arme Mutter!

Die Komtesse verstand meine Thränen; sie schloß mich in dem schmucken Speisesaal unseres Hauses in die Arme. „Küken," sagte sie, „sie ruht, sie hat Frieden! Sieh, es giebt Menschen, die ruft der Herr zu sich, weil sie sich hier unten nicht zurecht finden — gönn' es ihr!"

Und als die Dunkelheit herniedersank, hallten abermals Schlittenglocken durch den stillen Wald und zwei junge Menschen fuhren zusammen in die Welt hinaus. „Adieu, Frau Anneliese!" hatte die Base noch gerufen, und die Komtesse hatte gemeint: „Sieht gerade aus wie eine Frau, das kleine schwarze Ding mit seinem Kindergesicht! Aber die Augen, freilich die Augen!"

Nach einem halben Jahre kehrten wir aus Amerika zurück, um für immer in Deutschland zu bleiben.

O du stille grüne Heimat, wie schön bist du jetzt mit deinem träumerischen Frieden!

Robert hat drüben sein Geschäft verkauft. Wir leben neun Monate des Jahres hier oben in den einsamen Bergen; um nicht ganz weltfremd zu werden, gehen wir dann alljährlich nach Weihnachten in eine größere Stadt. Aber wir zählen die Tage, bis wir wieder in unseren Bergen sind, wo jeder Stein uns kennt und uns die Leute so herzlich grüßen, wo die Mühle klappert, der Bach rauscht und der Wind durch die Baumwipfel braust. Wir haben beide unser Genügen an der Einsamkeit; vielleicht weil wir so Trübes erfahren haben von den Menschen, oder weil wir uns selbst genug sind, wir und unsere beiden Kinder, auf die die Base so schrecklich eingebildet ist und bei denen sie und die Komtesse Patenstelle vertraten. Wie dem auch sei, jedenfalls sind wir in unseren Bergen am glücklichsten. Robert ist ein musterhafter Gutsherr und ein Mühlenbesitzer — eine solche Mühle soll man lange suchen. Und ich, ich habe neben der Kindererziehung noch viel Zeit für alles Schöne, das mein Interesse erregt, und sehr stimmungsvoll klingt es, wenn ich Klavier spiele und die Mühle klappert den Takt zu Schuberts „Schöner Müllerin". Dann sitzt Robert in der Fensternische und sieht zu mir herüber, und ihm gegenüber unser Schutzengel, die alte, treue Base, den größten Jungen zwischen den Knien. Träumerisch nickt sie dann wohl vor sich hin — ihre alten Augen haben noch geschaut, wie das Glück aussieht!



Winterfreuden.

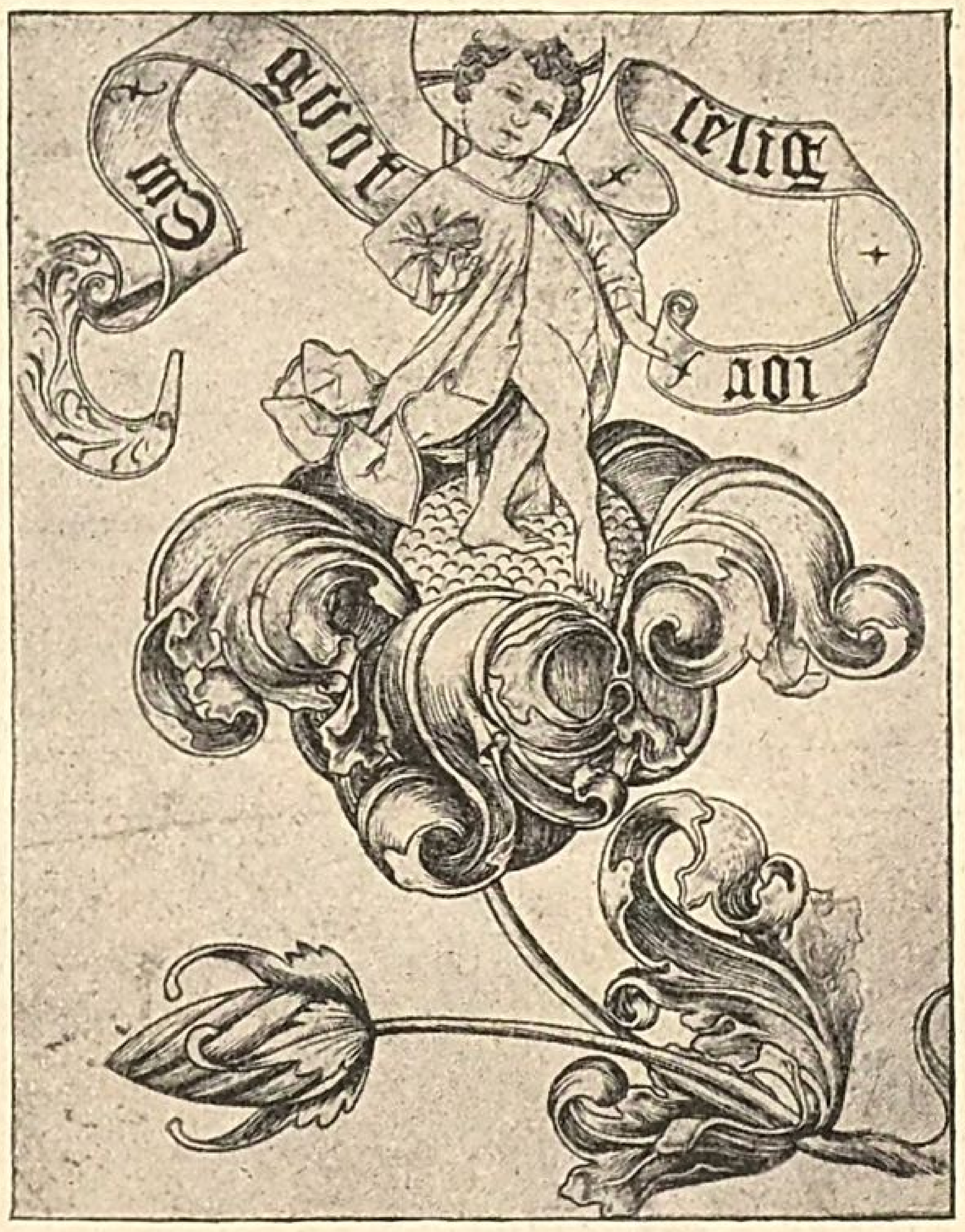
Nach einer Originalzeichnung von K. Storch.

Die Vorläufer unserer Neujahrskarten.

Von Hans Boesch.

In der diesjährigen Weihnachtsnummer der „Gartenlaube“ hat Alexander Tille erzählt, wie sich die Christbescherung zum Teil aus dem Brauch der Neujahrsgeschenke entwickelt hat, der, wie bei vielen anderen Völkern, von altersher bei den Römern bestanden hat. Er hat auch darauf hingewiesen, daß die Vereinigung von Glückwünschen für Weihnachten und Neujahr, die sich noch heute auf den englischen „Weihnachtskarten“ (christmascards) finden — „eine fröhliche Weihnacht und ein glücklich Neujahr!“ — von jener Verschmelzung alten Neujahrsbrauchs mit neuer Weihnachtssitte herstammt.

Wenn wir auf die Geschichte unserer deutschen Neujahrskarten, soweit sie sich nachweisen läßt, zurückblicken, so finden wir, daß diese Vereinigung von Weihnachts- und Neujahrsfeier in der Form eines Glückwunsches in Deutschland nie bestanden hat, oder wenigstens nur insoweit, als eben der Anfang des neuen Jahres mit dem Weihnachtsfeste zusammengefallen ist, daß dafür aber auf den ältesten uns überlieferten gedruckten Neujahrswünschen das Christkind als Patron des Jahresanfangs dargestellt worden ist.



Der älteste gedruckte Neujahrswunsch (1466).

Ein Schriftsteller aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts schildert, wie es zu seiner Zeit in Deutschland am Neujahrsfeste gehalten wurde; doch wie damals wird es wohl auch schon Jahrhunderte früher hergegangen sein, denn in jenen Zeiten veränderten sich die Sitten nur langsam. „Zum 1. Januar,“ schreibt er, „zur Zeit, wo das Jahr und alle unsere Zeitrechnung beginnt, besucht der Verwandte den Verwandten, der Freund den Freund; sie reichen sich die Hände und wünschen sich glückliches Neujahr und feiern dann diesen Tag mit festlichen Glückwünschen und Trinkgelagen. Nach althergebrachter Gewohnheit macht man sich auch gegenseitig Geschenke.“ Anstatt der Weihnachtsgeschenke waren damals noch allgemein Neujahrsgeschenke üblich.

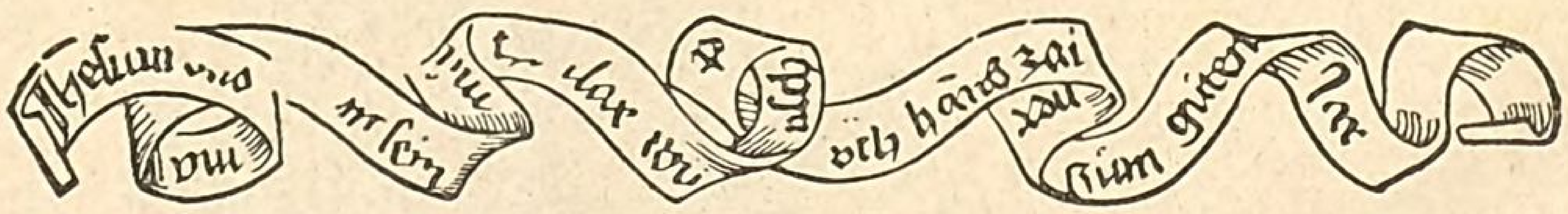
Als mit der allgemeinen Verbreitung der Kultur im 14. und 15. Jahrhundert sich auch die Kunst des Schreibens immer mehr ausbreitete, als man unter Verwandten und Freunden anfing, fleißig sich Briefe zu schreiben, gelangte zur Zeit des Jahreswechsels die Formel in Gebrauch: „Gott geb' Dir und uns allen ein gut selig neu Jahr und nach diesem Leben das ewig Leben. Amen.“

Die Erfindung des Buchdruckes und des Kupferstiches in der Mitte des 15. Jahrhunderts, der rasche Aufschwung, den die graphischen Künste damals nahmen, brachte einen Ersatz für die mündlichen und geschriebenen Glückwünsche: die „gedruckten“. In welcher Ausdehnung die Herstellung der gedruckten Wünsche in der Wiegenzeit dieser Künste erfolgte, kann nicht mehr festgestellt werden, da der größte Teil derselben, wie es bei dem vergänglichen Material derselben begreiflich genug ist, zu Grunde gegangen ist. Der älteste noch erhaltene gedruckte Neujahrswunsch rührt von dem ersten deutschen Kupferstecher von Ruf, dem sogenannten Meister E. S. vom Jahre 1466, her, dessen Namen die Forscher noch nicht bestimmen konnten. Auf einer reich und üppig erblühten, trefflich stilisierten Blume, die das anbrechende Jahr versinnbildlichen soll, steht das Christuskind; es hält ein fliegendes Band mit dem Wunsche „Ein goot selig jor“. Welch großer Beliebtheit sich dieser sinnige Neujahrswunsch, dessen Abbildung hier ihn etwas verkleinert zeigt, erfreute, sagen uns die verschiedenen Kopien, die es von ihm giebt.

Derselbe Wunsch „ein gut selig Jahr“ findet sich auch auf dem Kopfe von Wandkalendern jener Zeit. Auf einem solchen, den Hans Zainer in Ulm für das Jahr 1483 druckte, steht auf der vorderen Randleiste das Christuskind, während in dem quer über den Kalender sich hinziehenden Spruchbande, das wir verkleinert abbilden, der Neujahrswunsch des Buchdruckers steht: „Jhesum und Maria sein mutter klar, wünschet euch Hanns Zainer zum guten Jar.“ Man kommt in Versuchung, diesen Kalender als eine Widmung, als ein Neujahrsgeschenk Hans Zainers an seine Kunden anzusehen, von der Art, wie sie der Buchdrucker der Neuzeit seinen Geschäftsfreunden in das Haus sendet.

Also schon vor mehr als vierhundert Jahren hat man sich durch Karten beglückwünscht und erhielt man zum neuen Jahr einen Kalender mit Glückwunsch, ganz wie heutzutage. Natürlich kamen durch die gedruckten Wünsche die mündlichen und geschriebenen nicht außer Brauch. In den Briefen, die um Neujahr geschrieben wurden, fehlt der Wunsch zu einem glückseligen gnadenreichen neuen Jahr niemals. Die Nürnberger Klosterfrau Brigitta Holzschuherin sandte dem Michel Behaim zum neuen Jahr 1496 folgenden überschwenglichen Glückwunsch: „Jesus Christus der neugeborn Künig mit allem Trost, Freud und Seligkeit, die er uns mit seiner Geburt gebracht hat, besunder mit seiner Kraft wirken den heilsamen Namen Jesu am achten Tag ausgesetzt in der Myrrhen Bitterkeit seines Blutvergießen, in dem Geschmack der Süßigkeit des Weihrauch und Gold seiner unergründten Lieb, wünsch u beger ich dir aus Grund meines Herzen, zu einem guten seligen gnadenreichen neuen Jahr.“ Solchen Wünschen lag dann wohl auch noch Konfekt oder ein Fazenetlein (Taschentuch) als Geschenk bei. Nicht alle Nonnen hatten ein solch demutsvolles, gottergebenes Gemüt. Anna Tucherin, die gegen ihren Willen Klosterfrau geworden war, schreibt zornigen Gemütes an ihre Muhme: „Gott geb ihm ein verdorben Jahr, der mich macht zu einer Nunnen.“

Dem besprochenen Urahn unserer heutigen Neujahrskarten können wir eine Reihe sich anschließender Karten, welche den Zusammenhang mit unseren modernen herstellen würden, nicht folgen lassen. Ebenso ist der Kalender des 16. Jahrhunderts ganz wesentlich verschieden von seinem Vorgänger. Es wiederholt sich hier die merkwürdige Erscheinung, daß gerade die Erstlinge irgend einer Kunstübung oder irgend eines neuen Gegenstandes oft auf einer merkwürdig hohen Stufe stehen, von der die Nachkömmlinge schnell und zwar sehr tief herabsinken, um sich manchmal erst in Jahrhunderten wieder zur Höhe der Erstlingsprodukte zu erheben.



Neujahrswunsch in einem Wandkalender für das Jahr 1483.

Die gedruckten Neujahrswünsche des 16. Jahrhunderts haben zwar mit denen des vorhergehenden die Darstellung des Christuskindes, den tiefreligiösen Sinn gemein; aber man begnügte sich mit so einem Bildchen allein nicht mehr; man war redseliger geworden und hängte demselben noch einen langen Text an, so daß die Wünsche über das Kartenformat hinauswuchsen und zu Plakaten

wurden. Aus einem solchen vom Jahre 1564, das sich im Germanischen Museum in Nürnberg befindet, rührt das hier wesentlich verkleinerte Christkind mit der Erdkugel in der Hand her. Es führt den Titel: „Schöne Trostsprüche von dem Kindlein Jesu Christi, den lieben Christen Kindlen zum Neuen Jar zusammengezogen.“ Rings um das Bild sind religiöse Sprüche eingedruckt, deren Inhalt sich auf die Weihnachtsfeier, auf die Geburt und Sendung Christi bezieht und die Kinder zum christlichen glaubensfesten Lebensgange ermahnt. Der Neujahrswunsch war also zunächst für Kinder bestimmt und bildet demgemäß einen Beleg für die weitere Ausbildung der Neujahrswünsche.

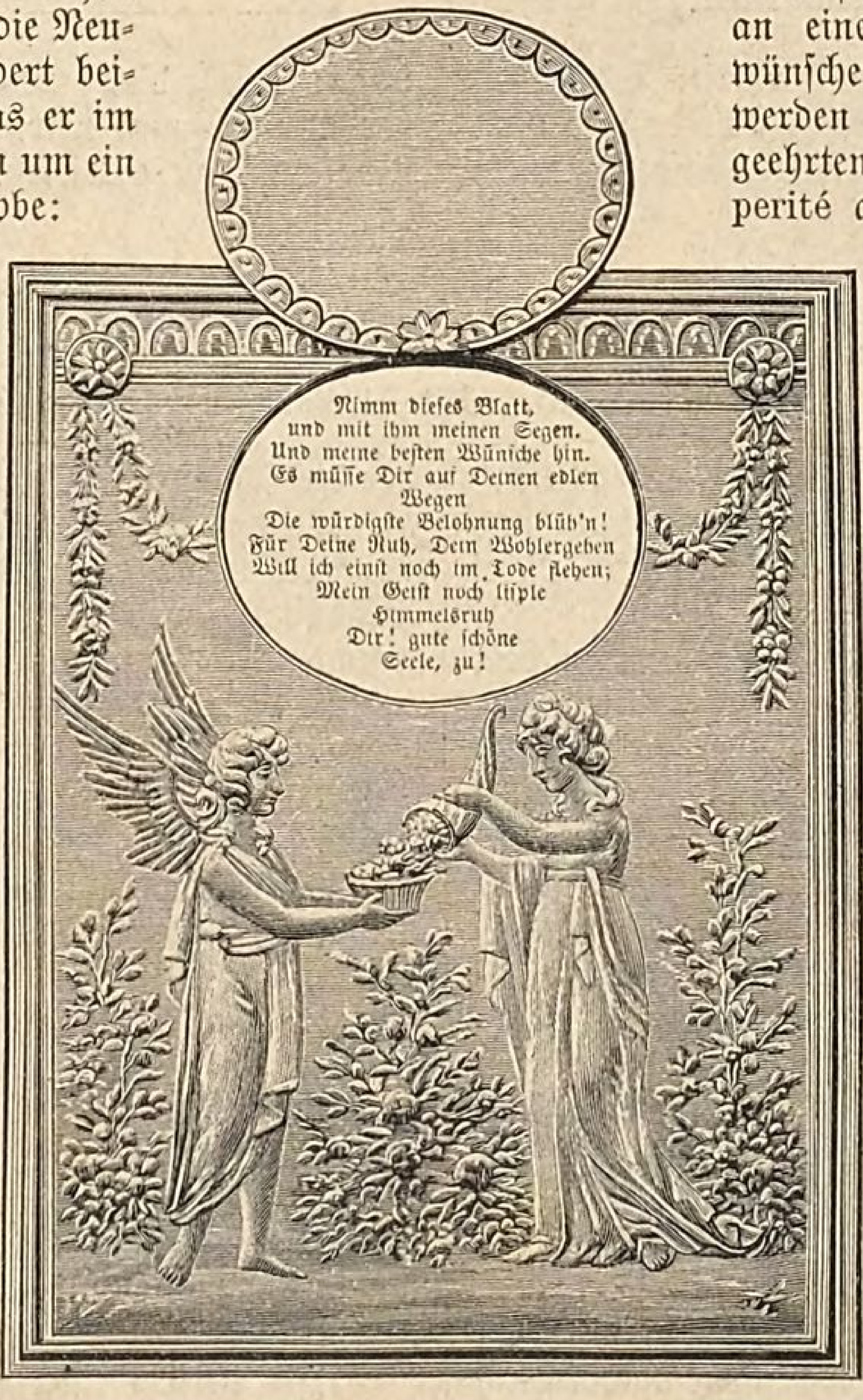


Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert.

Die Plakatform behielten diese gedruckten Wünsche auch noch im 17. Jahrhundert bei. Infolge dieses großen Formates heftete man dieselben meist an Zimmerthüren oder an die Wand, wie es auf dem Lande mit „Haussegen“ und ähnlichen Blättern heute noch geschieht. An der Wand sind sie dann auch allmählich zu Grunde gegangen, wodurch sich ihre heutige große Seltenheit erklärt. Ihren religiösen Charakter haben die Neujahrswünsche auch noch im 17. Jahrhundert beibehalten; sie danken Gott für das Gute, das er im abgelaufenen Jahre beschert hat, und bitten um ein gutes neues Jahr. Auch hiervon eine Probe:

„Ach, laß dir auch forthin der Zeit
In deinen Schutz und Gütigkeit
Mich und die Mein empfohlen sein,
Thu wohl dem Rat und der Gemein,
Die Kirch und Priesterschaft erhalt,
Im Haus auch mit Ehleuten walt,
Die Handlung, Handwerk, Vieheszucht,
Den Feldbau segne mit der Frucht
Und hab also bei allem Stand
Dein himmelbreite Gnadenhand.
Behüt für Sünden, Schand und Spott,
Für Wasser, Feur und andrer Not,
Daß wir das Jahr in stiller Ruh
Und dir zum Lobe bringen zu,
Und wann der Jahre Ziel vollendt
So hilf uns an der Himmel End.“

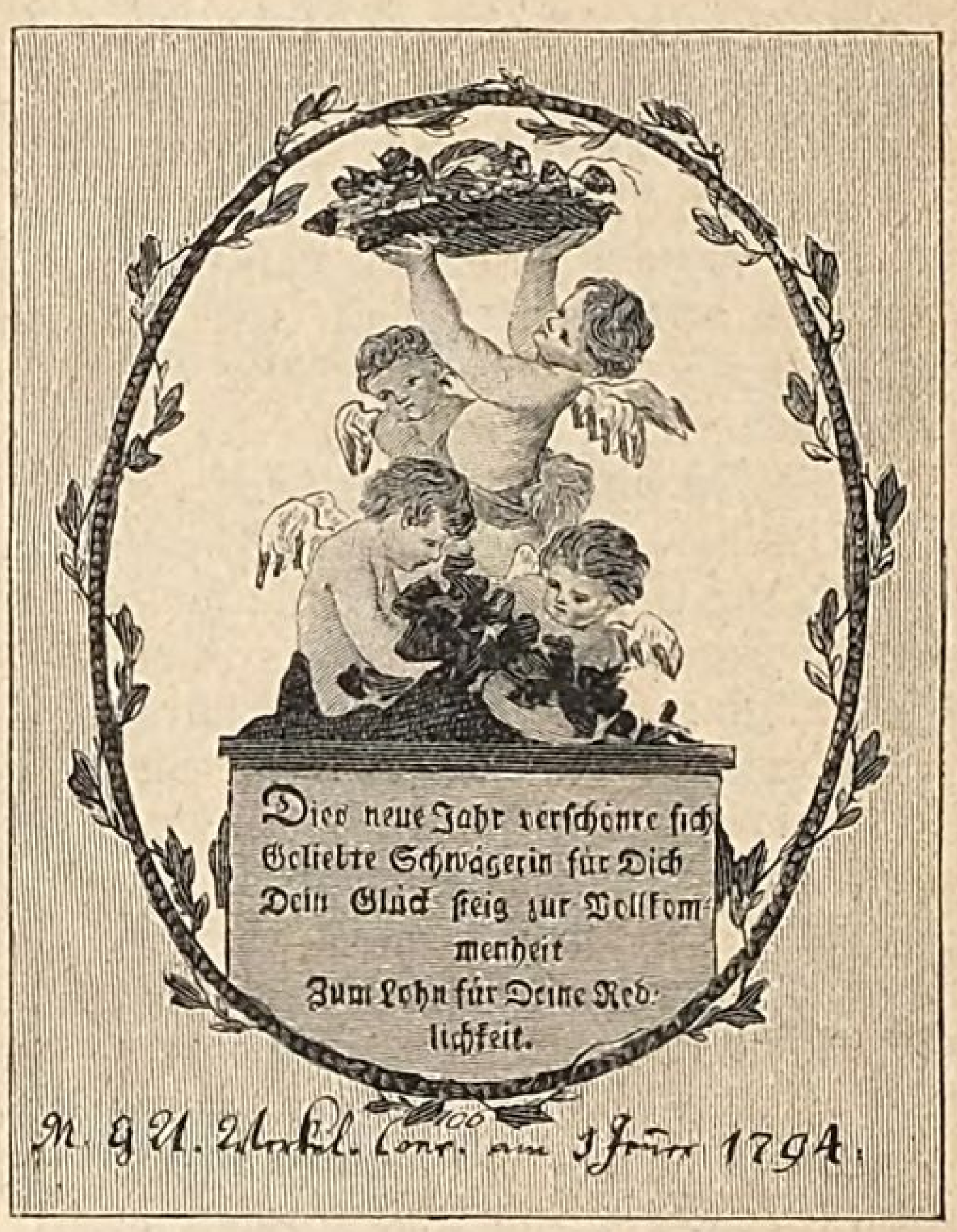
Das Christkindchen aber, das die Neujahrswünsche des 15. und 16. Jahrhunderts zierte, ist verschwunden; es hat dem Geschmacke der Zeit entsprechend einer Anzahl schwülstiger Sinnbilder weichen müssen.



Gepreßte Rosaseidenkarte aus dem 18. Jahrhundert.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts nahmen auch die regelmäßig erscheinenden Zeitungen ihren Anfang und auch diese nahmen die Sitte an, ihren Abonnenten zum Jahreswechsel Glückwünsche darzubringen. Einer der ältesten der Art findet sich im Jahrgang 1624 der Frankfurter „Postzeittungen“, die wahrscheinlich eine Fortsetzung der im Jahre 1617 vom Postmeister von der Birghden gegründeten Zeitung waren. Der Glückwunsch lautet also: „Demnach das 1624. Jahr hierbei nahet, Als wünsch ich dem gutherzigen Leser durch das Neugeboren Christkindlein unsern lieben Emanuel und Frieden-Fürsten ein frölich antrettend und vielfolgender glückselig fried- und freudenreicher Neuer Jahr, in welchem man Fried und Einigkeit im Heil. Röm. Reich und unter des Adlers Flügeln geruhig und friedlich wohnen und leben mögen, Amen, Amen, Amen.“

Die Neujahrsbriefe wurden in diesem Jahrhundert zahlreicher; man schrieb solche an alle möglichen Gönner, Freunde und einflußreiche Personen, an deren Wohlwollen dem Gratulanten gelegen war. Unterbeamte schrieben sie in „ersterbender Demut“ an ihre Vorgesetzten, die Angestellten der Handelshäuser an ihre Geschäftsherren ꝛc. Oft waren diese Begrüßungen eine Förmlichkeit, die von der andern Seite mit der Auszahlung vertragsmäßig feststehender „Gratifikationen“ erwidert wurde. Die Neujahrsbriefe, welche die Beamten, Honoratioren ꝛc. unter sich austauschten, strotzten vom schwülstigen Phrasentum übertriebener Höflichkeit, wobei das Prunken mit Fremdwörtern sich häßlich hervordrängte. Natürlich folgten auf diese Briefe ebenso steife und schwülstige Erwiderungen: „Ich kann nicht anders als mit einem Widerschall antworten,“ schreibt ein Rat in Stettin an einen hohen norddeutschen Geistlichen, „und wünsche mit solchem ardeur als je gewünscht werden kann, daß der Höchste Gott meinem hochgeehrten Herren Ober-Kirchenrath mit aller prosperité an Leib und Seele beglücken und denselben et Ecclesiae et Reipublicae causa noch lange, lange Zeit erhalten, stärken und erquicken wolle.“



Buntdruck aus dem 18. Jahrhundert.

Das 18. Jahrhundert brachte Europa eine merkwürdige Neuerung; aus China gelangte der Gebrauch der Visitenkarten zu uns herüber. Und diese Karten gaben dann — zunächst vornehmlich in England — den Anstoß zur Entstehung einer Reihe anderer, nachdem man gesehen hatte, daß diese Kärtchen, wenn auch etwas gar zu winzig im Format, doch recht praktischer Natur waren. Auch die Neujahrskarten im modernen Sinn, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bereits in Massen Verbreitung fanden, dürften aus den Visitenkarten hervorgegangen sein. Freilich sind die Neujahrskarten der Zeit der Aufklärung grundverschieden von ihren Vorgängern; das religiöse Moment, das die alten beherrschte, verschwindet vollständig. Die neuen Karten zeigen dagegen Obelisken, Pyramiden u. ä. als Symbole edler Empfindungen, und vor allem Opferaltäre, Altäre mit der Göttin der Freundschaft, dem rosenstreuenden Amor, mit den Grazien, den Musen u. dergl. Eine ganz andere Welt sieht uns aus diesen Kärtchen entgegen. Der Geschmack einer Zeit, in welcher die deutschen Dichter ihre Geliebten, wenn sie sie besangen, mit klassischen Namen, wie Chloë und Phyllis, anredeten, und die ihre Bildersprache dem Wortschatz der griechischen und römischen Mythologie entnahm, spiegelt sich in ihnen. In Goethes und Schillers Jugendzeit,

wo unter anderem Rousseaus Einfluß den Hang zur „Empfindsamkeit" so stark zur Entwicklung brachte, gelangte auch dieses Element auf den Neujahrskarten zum Ausdruck. Die Spruchverse, die auf den Karten den Bildern beigefügt sind, triefen förmlich von überschwenglichen Versicherungen der Freundschaft, deren Erhaltung oft der Hauptwunsch des Gratulierenden ist. Und in Reaktion darauf treten dann zu diesen Karten auch solche von humoristischem Inhalt wie die nebenstehende, welche die frühere Zeit überhaupt nicht kannte.

Die Neujahrskarten des 18. Jahrhunderts sind meist in Kupfer gestochen und koloriert, seltener sind sie in Holzschnitt ausgeführt. In manchen ist ein Raum zum handschriftlichen Eintrag des Wunsches offen gelassen, meist aber sind die glückwünschenden Verse mit Lettern eingedruckt, häufig auf ein eingesetztes Stück von rosa Seide, das dann oft durch eine Klappe geschützt ist. Nicht selten sind die Karten ganz aus rosa Seidenstoff, der auf Papier aufgezogen ist, um ihm Halt zu geben. Gegen Ende des Jahrhunderts und im Beginn des unsrigen werden gern gepreßte Karten verwendet, wie überhaupt schon eine große Mannigfaltigkeit besteht.

Eine besondere Art Karten wurde von den Künstlern jener Zeit zu eigenem Gebrauch für Freunde und Gönner hergestellt. Manch reizendes Blättchen, das von liebenswürdigem Künstlerhumor zeugt, ist auf diese Art entstanden. Der eine stellt sich vor, wie er in das Zimmer tritt und seinen Glückwunsch darbringt, der andere entschuldigt sich, daß er nicht selbst kommen könne: er hat sich mit in die Thüre eingeklemmtem Mantel dargestellt, der ihn am Kommen verhindert. Namentlich die Nürnberger Künstler Haller von Hallerstein, Klein, Erhard, Wilder, Fleischmann u. a. haben solche Blättchen gestochen. Nicht immer hat die Darstellung Bezug auf den Jahreswechsel; häufig ist ein interessantes altes Denkmal abgebildet und mit Widmung und Wunsch versehen. Solche Karten werden hier und da noch in der Gegenwart von Künstlern ausgeführt. Es wäre sehr erfreulich, wenn diese alte Sitte bei unseren Künstlern wieder mehr in Aufnahme käme.



Wie sehr das unerschöpfliche Thema des Jahreswechsels geeignet ist, phantasie- und gemütvollen Künstlern Anregung für graziöse, bald sinnige, bald humoristische Bilder zu geben, die dem kleinen Format der Glückwunschkarten entsprechen, dafür hat in neuerer Zeit gar ansprechende Zeugnisse aber auch die Industrie hervorgebracht, welche der Massenerzeugung der Neujahrskarten obliegt. Einzelne hervorragendere Firmen haben dem auf diesem Gebiete herrschenden Ungeschmack dadurch zu begegnen gesucht, daß sie erste künstlerische Kräfte für die Ausführung neuer Blätter gewannen. Zunächst ist freilich noch der Ungeschmack in der Ueberzahl, ja die niedrigsten Gattungen des Scherzes und Witzes haben sich mit bedauerlichem Erfolg dieser Mitteilungsform bemächtigt, die von Ursprung her nur bestimmt war, seinen Mitmenschen Segen und Heil fürs neue Jahr zu entbieten.

Das Bild des alten Malers.

Erzählung von **Ernst Lenbach**. Mit Abbildungen von **René Reinicke**.

„Es freut mich, daß auch Ihnen dieses Bild besonders gefällt," sagte der alte Justizrat Landmann. „Es ist ein schönes und gesundes Werk und nebenbei so eine Art Familienstück." Dabei lachte er leise und geheimnisvoll in sich hinein.

Wir saßen zu Zweien in dem kleinen Gemach neben dem Eßzimmer seiner Villa, in jener behaglichen und mitteilsamen Stimmung, die der würzige Geruch von echtem Kaffee und Havannarauch nach einem guten Mahle zu erwecken pflegt. Draußen vom Rheine klang das Stampfen und Rauschen eines Salondampfers herein, das Verdeck war dicht besetzt, und man konnte in der klaren Augustluft die einzelnen Gruppen und Gestalten scharf unterscheiden: junge Pärchen auf der Hochzeitsreise, die sich gegenseitig auf jedes alte Haus in der Front des Rheinstädtchens aufmerksam machten und dabei einander so dankbar in die Augen schauten, als hätten sie sich soeben fürstlich beschenkt, reisende Engländer, die ernsthaft in ihren roten Büchern die Geschichte der Burgruinen auf dem jenseitigen Ufer nachlasen, ohne die Burgen selbst eines Blickes zu würdigen, und alle die anderen ständigen Personen dieses lustigen Sommerschauspiels.

Der alte Herr beachtete sie nicht. Er hatte sich mit dem Rücken gegen das Balkonfenster gekehrt und betrachtete nachdenklich sein Lieblingsbild. Es war offenbar Porträt: eine junge Frau von kräftigen, fast üppig zu nennenden Formen, in einfacher ländlicher Tracht. Die linke Hand stützte sie auf ein Weinfäßchen, den vollen rechten Arm streckte sie aus weitem, halb zurückgleitendem Aermel aus, als wollte sie dem Beschauer den Römer kredenzen, den sie zierlich zwischen den rundlich schlanken Fingern hielt. Das Gesicht fast ganz von vorn — ein unendlich fröhliches Gesicht mit lachenden Augen, lachenden Wangengrübchen und lachendem Munde, der die schönsten Zähne sehen ließ. Von den dichten rotblonden Haarflechten hatte sich eine gelöst und rieselte wie ein Goldbächlein über die breite Schulter nach vorn auf das dunkle Kleid. Die Behandlung von Licht und Schatten wie die ganze frische kerngesunde Art des ziemlich in Lebensgröße gehaltenen Bildes erinnerte durchaus an Meister Rembrandt.

„Ja, es ist ein vortreffliches Bild," wiederholte der alte Herr. „Vortrefflich auch darin, daß die Nachahmung vollkommen ehrlich bleibt. Du lieber Gott, ich kenne ja einige sogenannte Bilderfreunde, denen man ohne sonderliche Mühe das Ding als einen Rembrandt oder einen anderen berühmten Holländer aufbinden könnte. Aber der Maler hat gar nicht an solche Schlechtigkeiten gedacht. Er hat sich einfach von einer geistesverwandten Vorliebe für den alten Meister den Pinsel führen lassen — und freilich auch von einer andern Liebe. . . . Für mich aber hat das Bild noch eine ganz eigene Bedeutung — und weil's Ihnen so gefällt, so sollen Sie zur Belohnung für Ihren guten Geschmack die ganze Geschichte hören. Es dauert doch noch ein Stündchen, bis Ihr Dampfer kommt . . ."

Und der Alte erzählte:

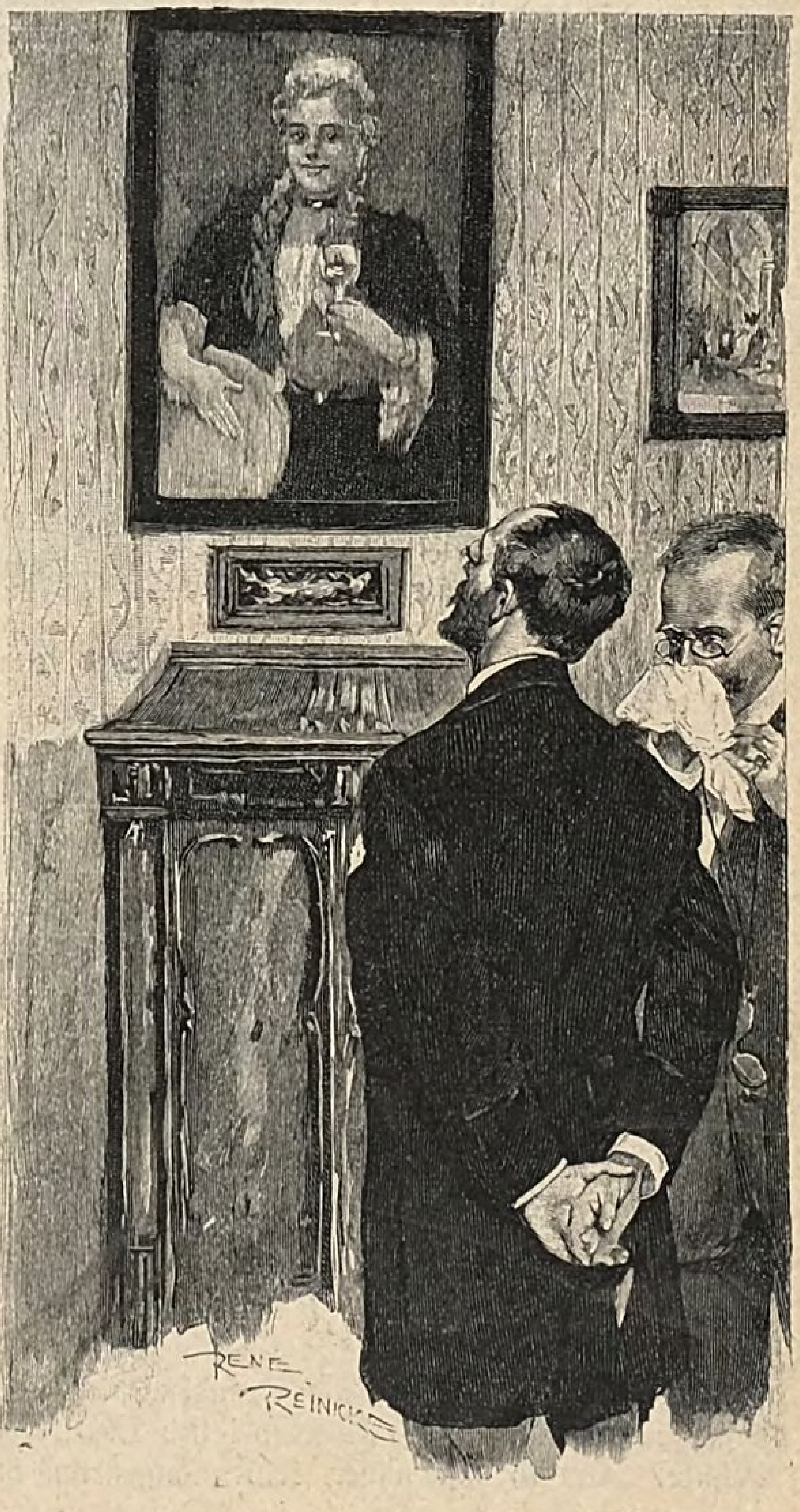
„Es ist jetzt etwa zehn Jahre, daß ich das Bild besitze. Ich hatte kurz zuvor den Staatsdienst quittiert und war hierher gezogen; mein Töchterlein, damals ein Mädel von siebzehn Jahren, war noch zu Koblenz in strenger und heilsamer Hut des Instituts, allwöchentlich kam sie 'mal herüber. Drunten im Städtchen hauste zu jener Zeit ein kleiner Weinhändler, ein listiger alter Patron mit roter Nase und mächtiger Glatze. Persönlich machte der Kerl gerade nicht den besten Eindruck — wir alten Juristen haben in Fragen der Reellität eine feine Nase — aber seinen Stammgästen



schenkte er in dem alten verräucherten Stübchen einen guten Tropfen, und auch ich kehrte öfters dort ein. Da er alsbald meine Liebhaberei für Bilder kannte, so verriet er mir eines Tages mit seinem pfiffigsten Gesicht, daß er ein schönes Stück habe, um mäßigen Preis wolle er es mir lassen. Na, was er mir über den Erwerb des Bildes sagte — er behauptete, ein armer und selbstverständlich durstiger Maler habe es ihm zur Deckung seiner Trinkschulden gegeben — sehr vertrauenswert klang das nicht, aber das Bild gefiel mir sogleich sehr, bei dem Weinzapf wäre es ja doch verkümmert, und — kurz, ich kaufte es ihm für ein paar hundert Mark ab. „Sie wollen sich wohl für das Geld noch einige Zeitungen mehr anschaffen?" fragte ich ihn; denn der Kerl hatte eine ganz merkwürdige Leidenschaft für allerlei Zeitungen, meist Lokalblätter aus ganz entlegenen Gegenden, die hier keinen Menschen interessieren konnten; er selbst studierte sie aber mit großem Eifer und abonnierte auf neue noch immer dazu. Als dann freilich später herauskam, weshalb er dieses sonderbare Preßstudium betrieb, da war es mit ihm aus, und er mußte schleunigst einen Luftwechsel vornehmen, um nicht dem Gericht oder gar einer Art Lynchjustiz seiner weinbauenden und weinhandelnden Mitbürger zu verfallen. Der Bursche hatte nämlich jahrelang eine ganz eigenartige Gaunerei betrieben; er verkaufte Wein an Verstorbene. Wenn er in einem von seinen ostpreußischen oder pommerschen Lokalblättern die breitgeränderte Todesanzeige irgend eines Honoratioren fand, der anscheinend zahlungsfähige Erben hinterlassen hatte, so sandte er alsbald an die bisherige irdische Adresse des Seligen ein Faß miserablen Krätzers ab, den er auf irgend eine wohlklingende Marke taufte, mit Faktura „laut Ihrer werten Bestellung vom so und so vielten", sagen wir acht Tage vor dem Todestag. Kam dann der Wein dort an, mitten in die Verwirrung der Trauer und Nachlaßordnung, so gab es gemeiniglich eine große Rührung: „Ach seht 'mal, den Wein hat Vater noch erst neulich bestellt, damit wollte er sich noch laben und uns eine Freude machen — den wollen wir in Ehren halten und verwahren, der soll auf den Tisch kommen, wenn dereinst auch einmal ein fröhlicher Anlaß die Familie wieder vereint," und so weiter. Die Rechnung wurde in den meisten Fällen quittiert, unser Gauner strich vergnügt seinen Raub ein, und nach Jahr und Tag wunderten sich die Leute da oben über den schlechten Geschmack ihres Verstorbenen, oder machten sich Vorwürfe, daß sie den edlen Wein nicht richtig behandelt hätten. Endlich ereilte den Kerl aber doch die Vergeltung, da er den Mißgriff that, auf eine ganz besonders große und Wohlstand verratende Todesanzeige hin ein gehöriges Faß Wein an die Adresse eines ostfriesischen Pastors zu schicken, der mit seiner Familie strenger Mäßigkeitsvereinler und obendrein seit zwei Jahren gelähmt gewesen war, mithin weder Weinbestellungen noch sonst etwas schreiben konnte. Die Verwandten witterten eine grausame Verhöhnung ihres enthaltsamen Vaters, sie ließen Ermittlungen anstellen, und so kam die Geschichte denn nach und nach heraus, worauf der Verbrecher schleunigst ins Ausland verschwand.

Solches geschah im Spätherbst, kurz nach der Weinlese und etwa ein halbes Jahr, nachdem ich das Bild erworben hatte. Mit besonderer Genugthuung betrachtete ich es nun, in dem Bewußtsein, es gerade noch zur rechten Zeit aus unwürdigen Händen befreit zu haben. Ich hatte es um der Beleuchtung willen, und weil ich es doch nicht drüben unter die echten Alten in meinem sogenannten Galeriezimmer einreihen wollte, hier aufhängen lassen, etwas höher, als es jetzt hängt, und mehr nach der Ecke dort, wo nun das geschnitzte Schränkchen steht. Meiner Tochter gefiel die rothaarige Weinschenkin ganz besonders. Allemal, wenn sie mich besuchte, war auch ihr Gang alsbald nach dem Bilde, und es war ordentlich, als wenn von dem lustigen gemalten Mädel ein voller Strahl des Frohsinns in ihr eigensinniges Braunköpfchen hinüberflöge, so heiter und liebevoll war sie gegen mich, wenn sie erst mit ihrem geliebten Bilde einsame Zwiesprach gepflogen hatte.

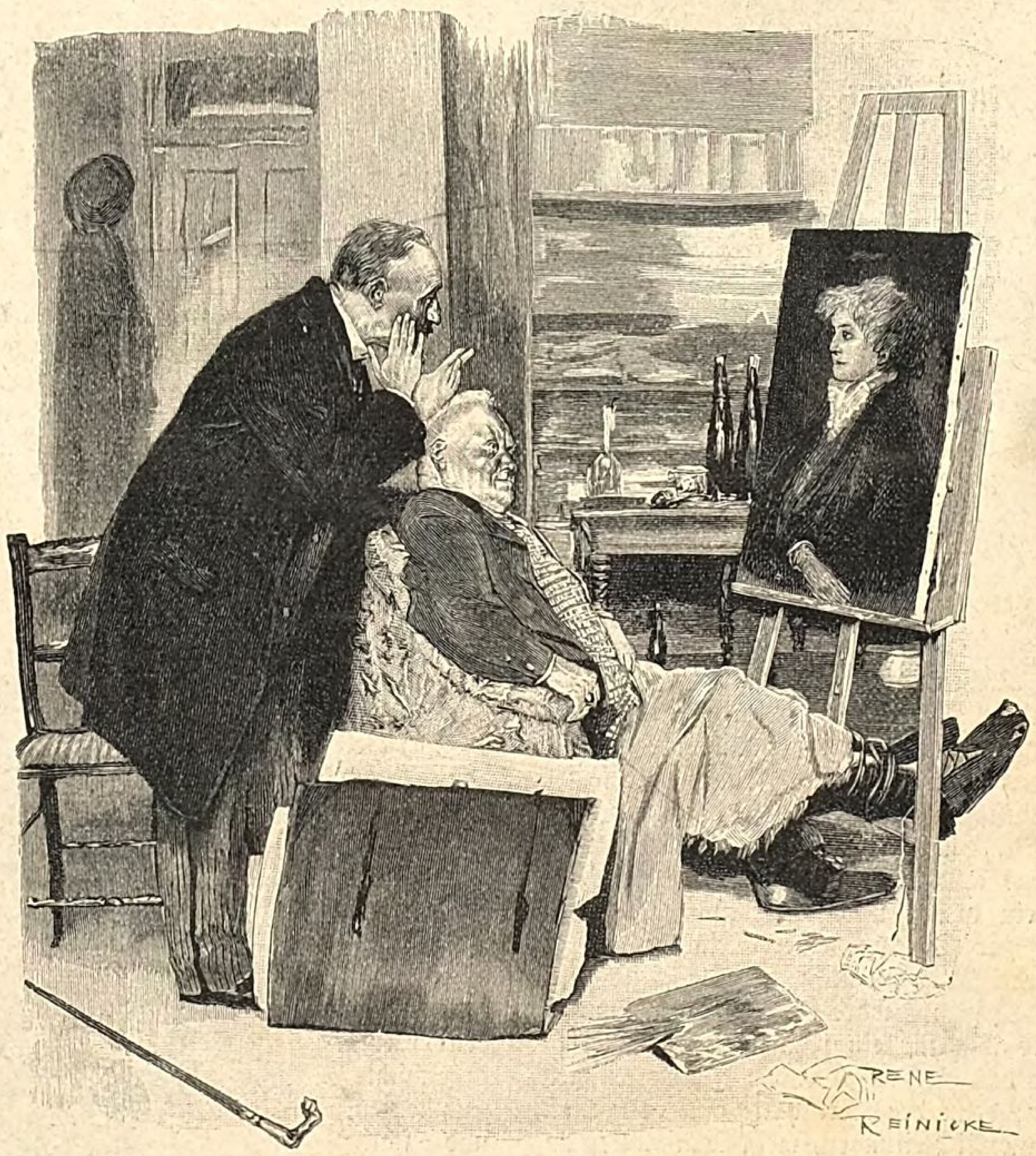
Es schien aber, daß dieser moderne „Rembrandt" auch noch andere Leute förmlich bezauberte. Da lebte damals drunten im Städtchen ein junger Mann aus Berlin, ein Schriftsteller, der sich angeblich um der stillen und nervenstärkenden Luft willen in unser kleines Weinnest zurückgezogen hatte. Eines Tages — ich hatte ihn nur erst flüchtig kennengelernt — stellte er sich bei mir vor und bat, ihm das Bild zu zeigen. Er musterte es lange und aufmerksam, schien ganz ergriffen, that auch etliche tiefsinnige Bemerkungen über Rembrandt, Helldunkel und dergleichen, die unverkennbar nach einem frischen Studiengang in irgend einem Leitfaden der Kunstgeschichte schmeckten, und schließlich bat er um Erlaubnis, das Bild dann und wann in aller Stille, und wenn er mich nicht störe, wieder betrachten zu dürfen. Er möchte es als Motiv in einem Roman verwenden und sei überzeugt, daß er des häufigeren Anblicks bedürfe, um die Stimmung jedesmal wieder richtigzu-



stellen und festzuhalten. Na, von diesen Dingen verstand ich ja nun nichts, jedenfalls soll man einem Künstler nie die Möglichkeit versagen, in Stimmung zu geraten, und so kam er seitdem wieder, durchschnittlich alle Wochen einmal, ließ sich still in dies Zimmer geleiten und beschäftigte sich eine Weile damit, einsam und ungestört sich von der Weinschenkin zurechtstimmen zu lassen. Zuletzt fing er sogar an, eine kleine Kohlenskizze nach dem Bilde zu zeichnen, ein höchst trauriges Machwerk, das aber erschrecklich viel Zeit in Anspruch nahm und eigentlich nie fertig wurde.

Selbstverständlich sorgte ich dafür, daß meine Tochter bei ihren Besuchen nie mit dem Stimmungsjäger, der sich äußerlich als ein sehr netter gewandter Mensch darstellte, zusammenkam. Man kann nicht vorsichtig genug mit den jungen Leuten sein, zumal wenn sie schon in der Begeisterung für ein und denselben Gegenstand zusammentreffen. Gar zu leicht kommt es dann zu einer Verwechslung, sie glauben noch immer ihren gemeinsamen Liebling anzuschwärmen und schwärmen anstatt dessen einander an. Uebrigens mochte der junge Mann etwas von meinen Befürchtungen nach dieser Seite gemerkt haben oder litt er an einer gewissen Schüchternheit während seiner Stimmungsjägerei, jedenfalls war er taktvoll genug, auch seinerseits eine Begegnung mit meiner Tochter vor dem Bilde möglichst zu vermeiden. Ueberhaupt machte er einen ganz gebildeten Eindruck, und wie ich gelegentlich von einem Freund aus Berlin erfuhr, besaß er dort in litterarischen Kreisen bereits einen guten Ruf.

Nun, es mochten so etwa vier Wochen seit der Flucht jenes schuftigen Weingauners verflossen sein, an einem ziemlich klaren Novembermorgen — ich erwartete just an dem Tage mein Töchterchen — da meldete sich bei mir ein halbwüchsiges Wäschermädchen aus dem Städtchen drunten mit einer schönen Empfehlung vom Herrn Maler Franz Hahn und ob ich ihm nicht die große Güte erweisen wolle, ihn einmal aufzusuchen; er selber habe leider das Podagra und könne nicht gut gehen.



Ich hatte von diesem Maler Franz Hahn schon hin und wieder gehört. Als junger Mann war er vor einigen vierzig Jahren in das Städtchen gekommen, hatte sich dort in ein hübsches Mädchen aus geringem Stande vergafft, sich mit ihr verheiratet und war schließlich zu einem jener verkommenen Genies herabgesunken, die Porträts von Fleischern und Bauernmädchen für einen Thaler und eine Flasche Wein malen oder Ladenschilder, Wirtsstuben und Scheunengiebel mit stilvollen Pinseleien ausschmücken. In Romanen und Novellen machen sich diese Leute ganz gut, in Wirklichkeit sind sie meist ein Greuel für jeden ruhigen und fleißigen Mann und zum mindesten ein betrübendes Schauspiel, da ihnen wie anderen verkommenen Menschen auf die Dauer auch das abgeht, was verkommene Häuser noch erträglich machen kann — nämlich das Malerische.

In dieser Hinsicht machte allerdings Franz Hahn eine Ausnahme. Als ich ihn ein paar Stunden später in dem ärmlichen Stübchen aufsuchte, welches er bei der Mutter seiner Botin bewohnte, war ich fast wider Willen angenehm berührt von dem gescheiten freundlichen Gesichte des Alten, aus welchem mich unter einer hochgewölbten Stirn ein Paar offenblickender kluger Maleraugen fast schalkhaft anlugte. Allerdings leuchtete unter diesen Augen eine Stumpfnase von einer ganz unerlaubten Röte, und ich gewahrte einige leere Flaschen auf dem unordentlich vollgekramten Tische, welche jedenfalls etwas anderes enthalten hatten als Mineralwasser oder kalten Kaffee. Uebrigens war der Alte fleißig gewesen; bei meinem Eintritt bedeckte er mit dem Tuche ein Bild, an welchem er, vor einer höchst baufälligen Staffelei mühsam sitzend und das dick umwickelte Bein weit ausgestreckt, malte.

Nachdem ich mir aus einer Ecke des Zimmerchens, welches eine wahre Blüte der Unaufgeräumtheit vorstellte, einen wackligen Stuhl herbeigeholt, der unter anderem auch als Waschtisch gedient zu haben schien, klagte mir Franz Hahn nach vielen Entschuldigungen sein Leid. Er habe sich an mich gewandt, weil er gehört habe, daß ich von Haus aus Jurist sei und ein Herz für Bilder, folglich vielleicht auch wohl für Maler habe. Vor sieben Monaten etwa sei jener Weinwirt zu ihm gekommen und habe ihn mit großer Härte an eine Zechschuld gemahnt, die allerdings schon seit Jahr und Tag fällig war. Schließlich habe ihn der Mann vor die Wahl gestellt, entweder gerichtliche Klage und Pfändung zu gewärtigen oder ihm gutwillig als Pfand ein Bild zu überlassen, welches er noch in jungen Jahren gemalt und als Andenken behalten habe. Es sei das Bildnis seiner Frau gewesen, so wie sie ihn zuerst an jenem Tage, wo ihn das Schicksal in dieses Städtchen geführt, als Kellnerin unter der Thür eines Wirtshauses begrüßte. Er habe es nach ihrem frühen Tode gemalt, unter vielen Entbehrungen und Schmerzen, und seitdem immer in Händen behalten, als eine teuere Erinnerung und zugleich, wie er meine, als sein bestes Bild. Da er nun aber gewärtigen mußte, durch gerichtliche Pfändung wegen Trinkschulden doch das Bild und zugleich auch die Aussicht auf die Unterstützung, welche ihm etwelche fromme und weichherzige Leute bisher dann und wann zukommen ließen, zu verlieren, so habe er es dem Gläubiger gelassen, nachdem dieser versprochen, das Faustpfand in Ehren zu halten und nicht zu veräußern. Er selbst habe dann versucht, durch Sparsamkeit und allerlei Handwerksarbeit die Summe — es waren etwa hundert Mark — zusammenzukargen, und zur Hälfte habe er sie auch schon zurückgelegt gehabt, als ihn leider das böse Podagra wieder befallen habe. Inzwischen sei nun jener schlechte Mann geflohen, dessen Verwandte wollten nie etwas von dem Bilde gehört haben und hätten ihn grob abgewiesen, und nun quäle ihn Tag und Nacht die Sorge um sein Bild, das letzte Andenken an seine kurze glückliche Ehe und an eine bessere Künstlerzeit. Ob ich ihm da nicht mit Ratschlägen und Nachforschungen helfen wolle?

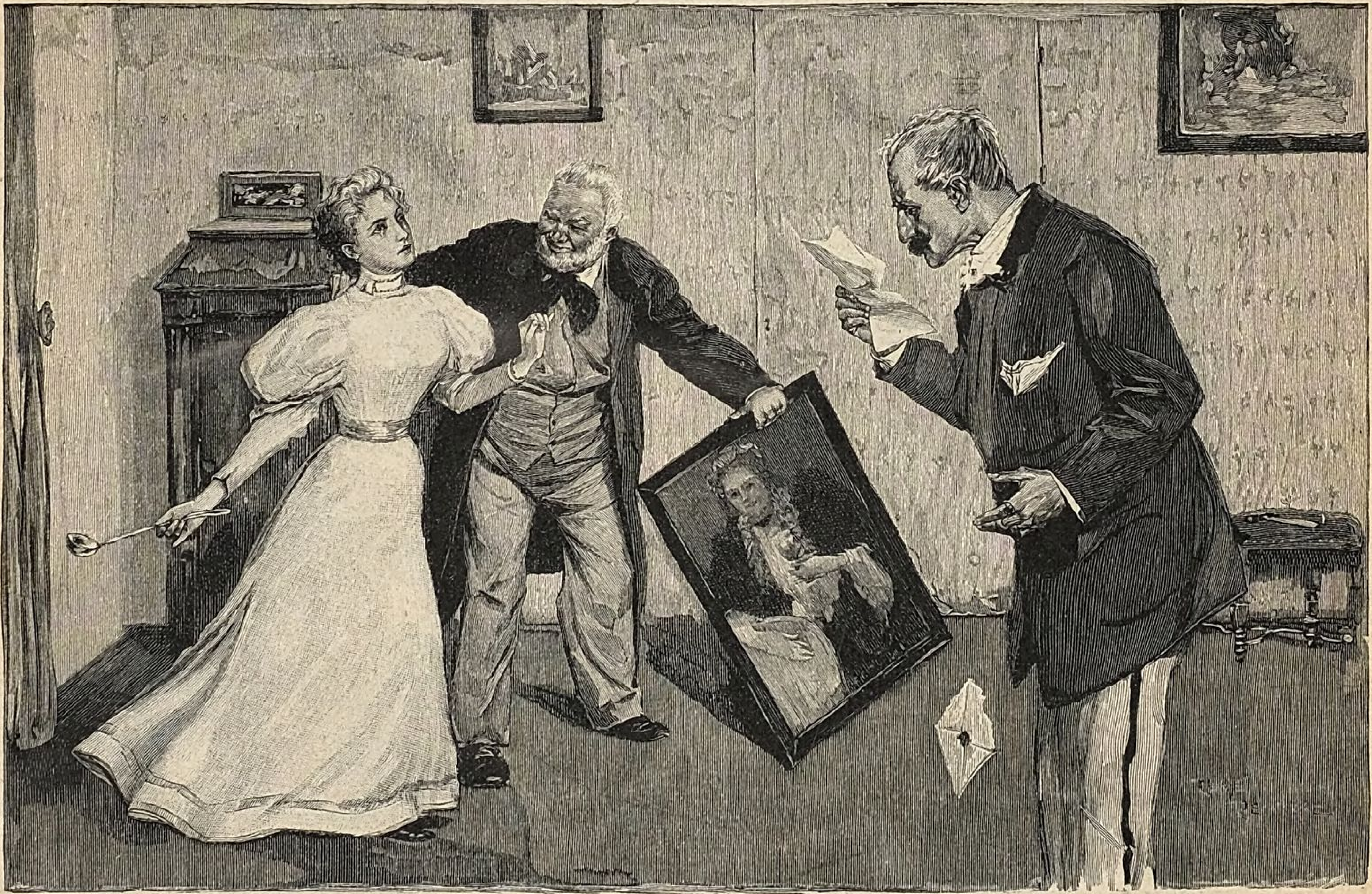
Es war mir nicht zweifelhaft, daß es sich um das Bild dort handle, welches jener Wirt also einfach durch eine seiner Gaunereien an sich gebracht hatte, um ein paar hundert Mark an mir zu verdienen, und ich muß sagen, daß es mir eine rechte Freude war, den Alten über den Verbleib seines Werkes aufzuklären und

ihm dessen Rückgabe zu versprechen. Ganz unbeschreiblich aber war die Rührung, mit welcher mir der Alte dankte. Die hellen Thränen flossen ihm aus den Augen, als ich das Bild der Wahrheit gemäß lobte.

Nun bat ich ihn, mir aber auch seine neueste Schilderei zu zeigen. Nur zögernd willfahrte er; es sei eine Art Porträtskizze, die er vor langen langen Jahren in Koblenz gemacht habe. Da er immer ein gutes und rasches Gedächtnis für schöne und bezeichnende Gesichter besessen, so sei es seine Gewohnheit gewesen, die Züge solcher Personen, die ihm öfters begegneten und ihn durch Schönheit oder Charakter fesselten, zu Hause aus dem Kopfe leicht zu skizzieren. So habe sich eine ganze Mappe einzelner Blätter angesammelt und erhalten, von denen er nunmehr einige auszuführen gedenke, so gut es gehe, in der Hoffnung, vielleicht von einem Kunsthändler ein paar Thaler dafür zu bekommen. Wie erstaunte ich aber, als der Alte das Tuch entfernte und vor mir, fast ganz ausgeführt, in saubersten Arbeit und mit packender Wahrheit, das Porträt einer jungen schönen Dame stand, die ich selbst

Nach Tisch fuhr ich zum Bahnhof, um meine Tochter zu erwarten. Ich war so erfüllt von meinem Plane, daß ich ihr alsbald nach der Begrüßung davon erzählte. Sie teilte aufs herzlichste meine Freude und bestand darauf, daß wir sogleich auf dem Rückwege vor der Wohnung des Malers vorführen und ihn mitnähmen. Als ich ihr dort das Bildnis ihrer Mutter zeigte, begrüßte sie es mit Thränen und nahm es sofort an sich, versäumte aber auch nicht, Franz Hahn so freundlich und lieb zu danken, daß der Alte ordentlich wiederstrahlte. Im Wagen erzählte ich ihm dann von der eigentümlichen Verehrung des jungen Dichters, der auch am Vormittag während meiner Abwesenheit wieder vor dem Bilde geweilt hatte, und der Schwärmerei meiner Tochter für dasselbe. Meine Tochter errötete dabei ein über das andere Mal, wie das so die Art der Mädchen ist, wenn man in ihrer Anwesenheit von einem Gegenstand ihrer besonderen Neigung spricht.

Daheim wünschte Franz Hahn sogleich vor das wiedergefundene Bild geführt zu werden. Vorsichtig geleitete ich ihn in

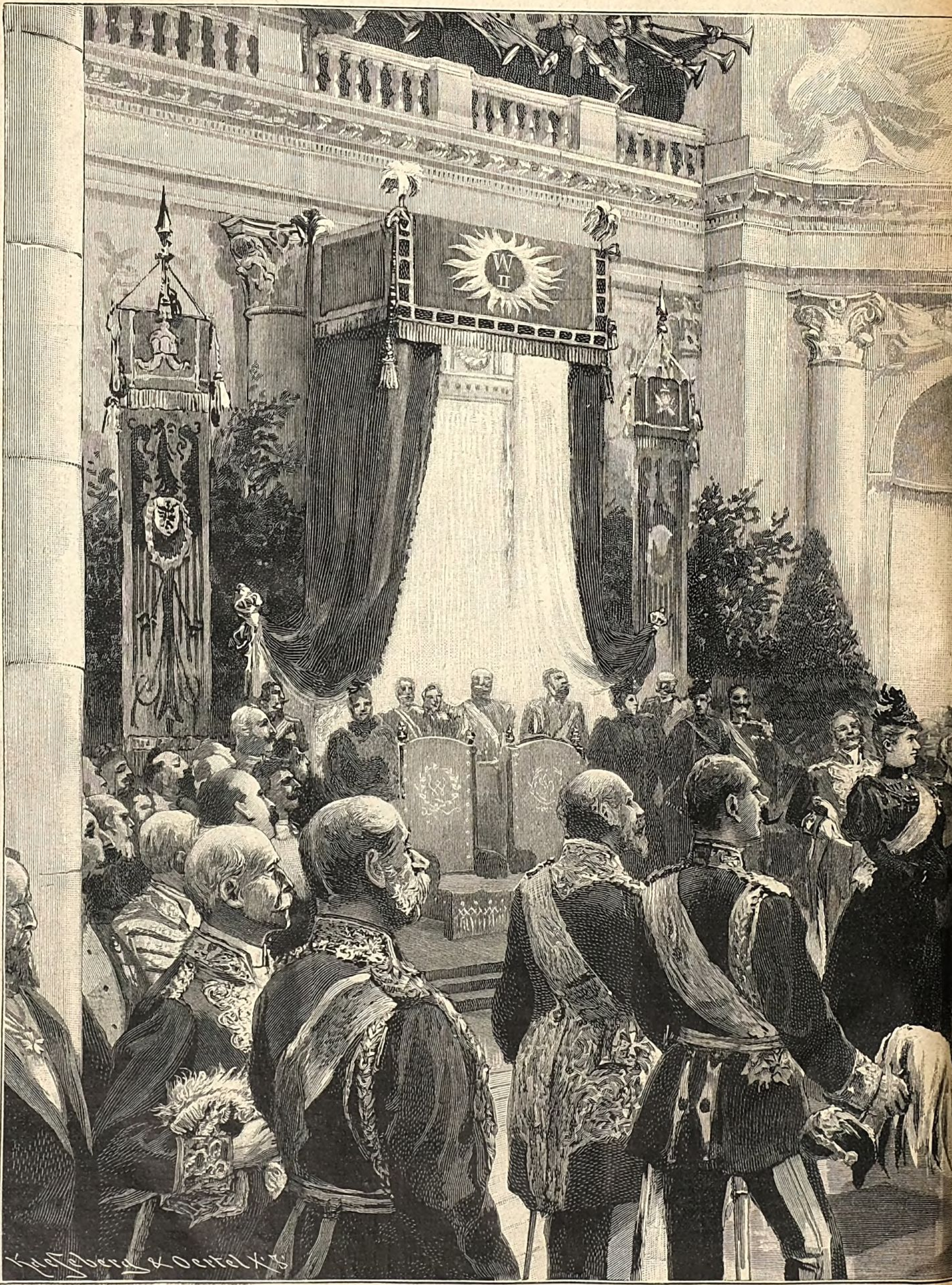


gekannt und zwar sehr wohl gekannt hatte; denn sie war ja nachmals meine geliebte Frau und die Mutter meines einzigen Kindes geworden! Nachdem ich meine Rührung einigermaßen bemeistert, durchmusterte ich die übrigen Skizzen — alles gute Bekannte, werte Freunde und auch einige gleichfalls sehr werte Feinde aus jener fröhlichen Jugendzeit! So manches liebe Gesicht längst Verstorbener, dem ich niemals hätte hoffen dürfen, wieder zu begegnen! Und der Mann, der diese meisterhaften Skizzen entworfen, ein echter Künstler von Gottes Gnaden, war hier in diesem Neste hängen geblieben, verkommen und verschollen, und saß jetzt hier neben mir als ein unzünftiger Anstreicher außer Dienst!

Ehe ich die stattliche Reihe der Skizzen — sie hängen jetzt ausgeführt drunten in dem runden Zimmer, und Sie haben sie nicht erst heute bewundert — zu Ende gesehen, war mein Plan gefaßt. Dem Alten trug ich ein hübsches Zimmer in meinem Hause, Unterhalt und — was ich für einen wichtigen Punkt in seinen Augen hielt — Freitrunk auf Lebenszeit an, dafür erbat ich mir von ihm als Deposit und späteres Erbteil die Bilder. Wir waren rasch handelseinig und ich verabschiedete mich von dem alten Künstler mit dem Versprechen, ihn noch selbigen Tages in meinem Wagen holen zu lassen.

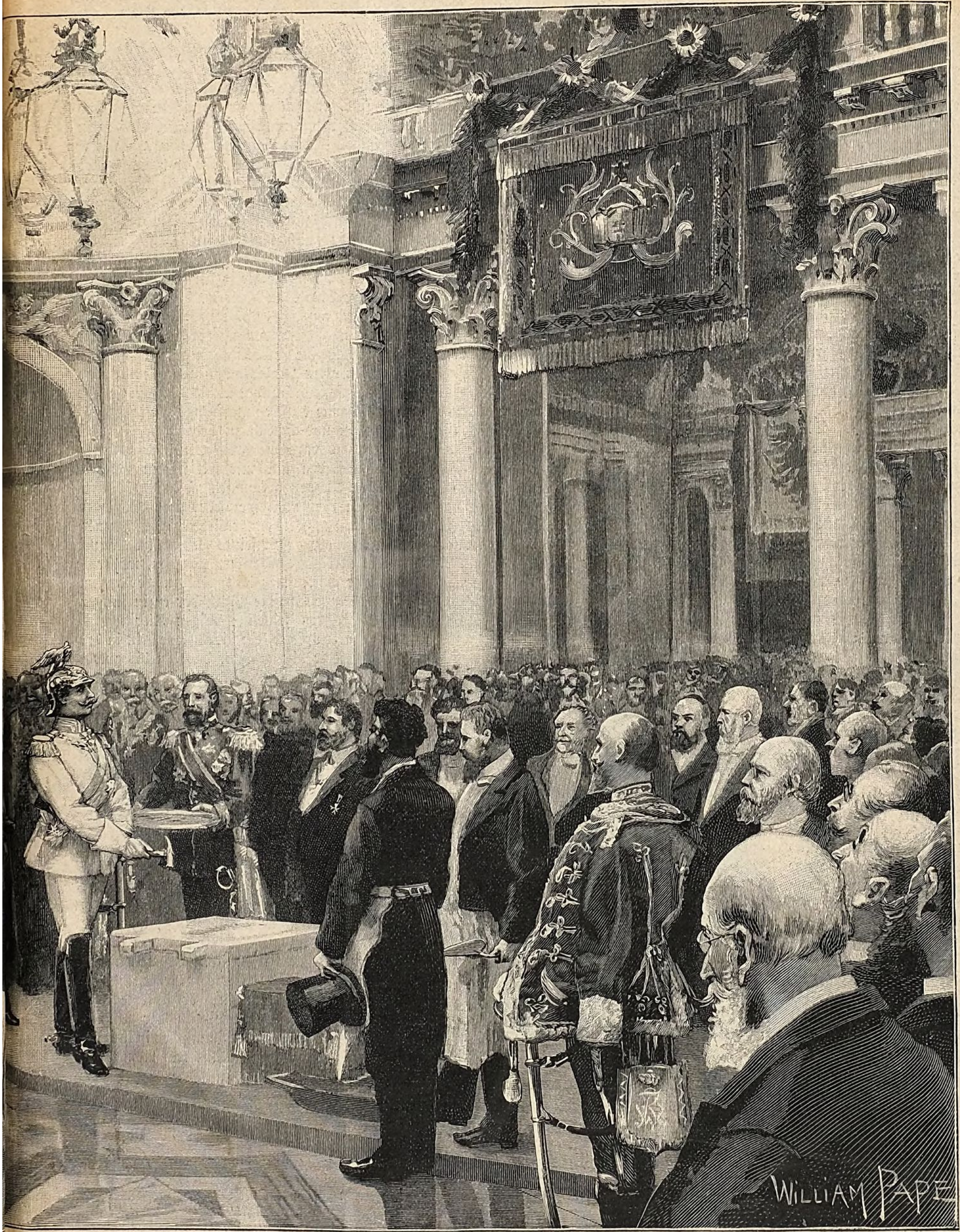
dies Zimmer und weidete mich an seiner Freude. Nach richtiger Malerart begann er aber, sobald er sich etwas gesammelt, die Beleuchtung zu kritisieren, welche viel günstiger sein werde, wenn das Bild mehr nach der Mitte hin gehängt würde. Ich bezweifelte das — wie ich jetzt gern zugestehe, sehr mit Unrecht — wir gerieten in Eifer und beschlossen, sogleich einen Versuch zu machen. Darüber kehrte meine Tochter zurück, die nebenan im Eßzimmer einen Willkommtrunk für unseren neuen Hausgenossen bereit gestellt und in ihrem Eifer den großen Löffel der Bowle in der Hand behalten hatte. Als sie unsere Absicht wahrnahm, wurde sie ganz entrüstet und verlangte, wir sollten das nachher besorgen und jetzt ins Eßzimmer gehen. Wir waren aber natürlich viel zu gespannt auf den Ausgang unserer Beleuchtungsstudien, um ihr zu folgen. Somit faßte ich das Bild an, um es von seinem bisherigen Platze zu heben. Da fiel etwas Weißes raschelnd hinter dem Bilde herunter zur Erde, und wie ich's aufhob, was war es? Ein Briefchen, adressiert mit dem Vornamen meiner Tochter in der unverkennbarsten Männerhandschrift.

Ich sah meine Tochter an, die in höchster Verwirrung einen glühenden Eifer entwickelte, mich von der Lektüre des Schreibens abzubringen. Dann brach sie in Thränen aus. Ein grelles Licht



Die Schlußsteinlegung

Nach einer Origin



m neuen Reichstagshause.
eichnung von W. Pape.

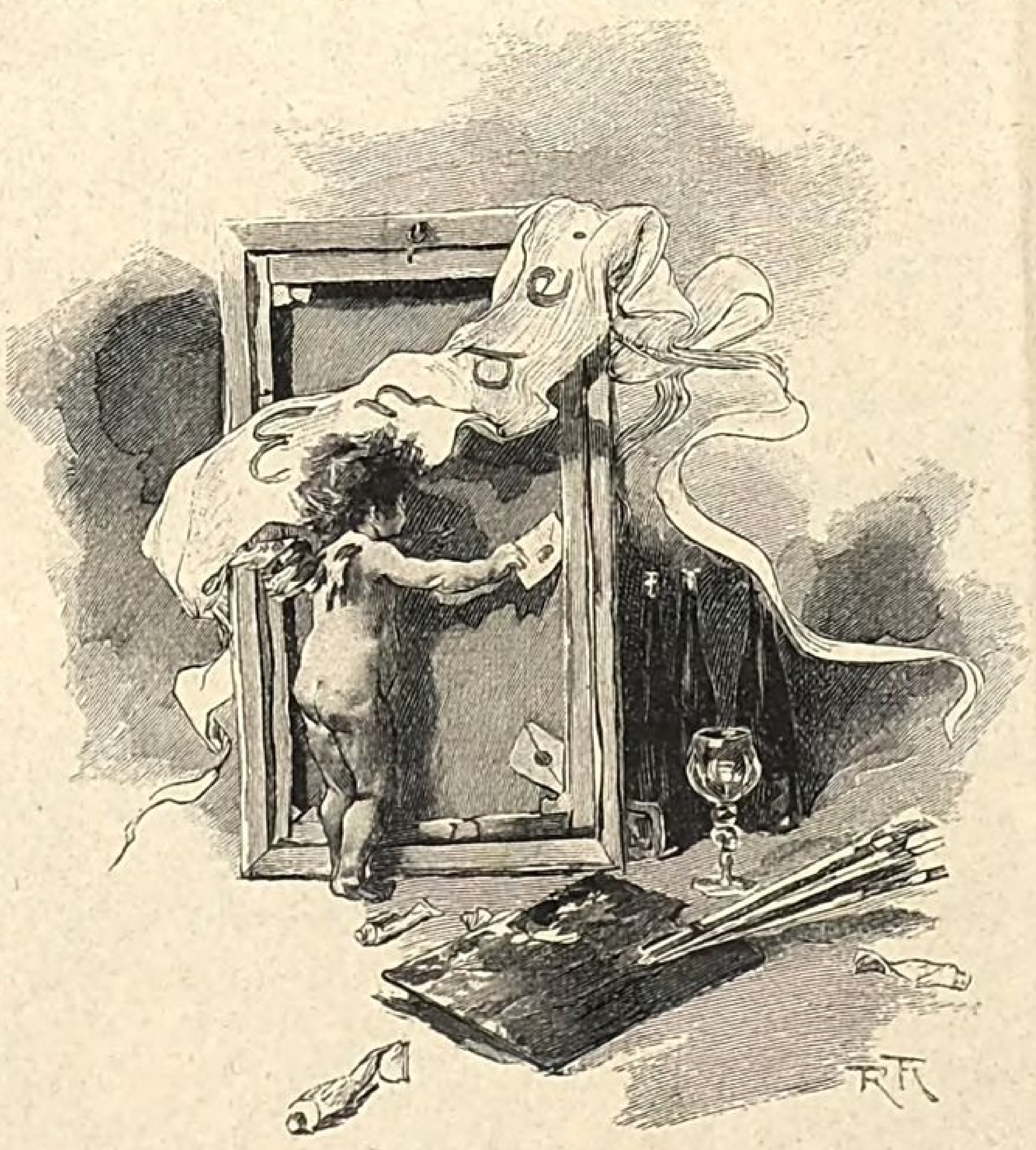
begann mir aufzugehen. Natürlich brach ich den Brief ohne weiteres auf, und ich brauchte nur die ersten Zeilen zu überfliegen, um mich zu überzeugen, daß es ein Liebesbrief von der blühendsten Gattung war.

Und da behüte einer junge Mädchen! Das Institut in Koblenz war berühmt wegen seiner strengen Zucht. Von dort einen Briefwechsel mit einem jungen Manne anzufangen, war ungefähr so schwer wie den König von Spanien zu stehlen. Und trotz alledem hatten sie sich — im Hause der Tante einer Mitschülerin angeblich — kennengelernt, verliebt, ausgesprochen, und in Ermangelung eines öffentlicheren Verkehrsweges mußte dieses werte Bild als Briefkasten dienen, durch den anscheinend ein recht lebhafter Meinungsaustausch zwischen den beiden jungen Kunstenthusiasten vermittelt worden war!

Jetzt begriff ich allerdings, welch wichtige Motive und Stimmungen dieser junge Mann aus dem Bilde zog, oder auch hineinlegte. Ich brauche nicht zu sagen, wie mich diese Beichte, die mir mein schuldbeladenes Töchterlein unter vielem Schluchzen und Stammeln vortrug, fürs erste stimmte. Vermutlich sprach ich mich darüber auch sehr deutlich aus, und es mag sein, daß ich dabei einen Teil meines väterlichen Zornes auf das Bild ablud und ihm einige Eigenschaftswörter beilegte, die es im Grunde nicht verdiente.

Aber da legte sich Franz Hahn ins Zeug. „Herr Justizrat," sagte er bescheiden aber fest, „das ist kein verfluchtes Bild. Dazu steckt viel zu viel Liebe darin. Die Liebe hat es gemalt, die unauslöschliche zu einer, die nicht mehr auf Erden weilte — die Liebe hat es durch ein halbes verlorenes Menschenleben hindurch gerettet, entschwundenen Glückes eingedenk. Und nun es bei Ihnen ein freundliches Obdach gefunden, da hat es sogleich wieder der Liebe dienen wollen, und gewiß einer guten und treuen Liebe. Glauben Sie doch meinen Augen — ich bin ein armer Kerl und sehr heruntergekommen, aber doch ein Maler mit Maleraugen — ich sehe das liebe Fräulein dort und sehe Sie, ihren Vater, und da weiß ich, daß unser Herrgott auch den Dritten im Bunde dazu richtig ausgewählt hat!"

Na, was soll ich weiter sagen — der Alte redete auf mich ein, mit Thränen in den Augen und dazu mit einem so unglaublich braven humoristischen Lächeln in seinem verwitterten Gesicht — und mein Töchterlein schluchzte und bat und hatte auch sogleich mit weiblicher Strategie das Bild ihrer Mutter zur Hand und hielt es mir vor — du lieber Gott, was soll ein armer Vater machen, wenn Mutter und Tochter so auf ihn einstürmen! Wenigstens mußte ich soweit kapitulieren, daß ich nun erst einmal in Ruhe den Brief las — umfangreich genug war er, obwohl eigentlich an sachlichen Angaben in dem ganzen Aktenstück nur die Mitteilung stand, daß „sein" neues Schauspiel gestern in Berlin mit kolossalem Erfolge aufgeführt worden sei und „er" sich jetzt hinlänglich sichergestellt fühle, um bei mir anzuhalten; sie möge mich darauf vorbereiten. Hm, die Vorbereitung!



Aber was sonst noch in dem Briefe stand, die üblichen weitläufigen Kurialien solcher Aktenstücke aus Amors Kanzlei, schien mir schließlich doch alles von einer sehr netten soliden Persönlichkeit herzurühren ...

Den weiteren Verlauf können Sie sich ja wohl denken. Ich suchte meinen Rückzug mit Würde zu decken, aber das Ende vom Liede war natürlich, daß der Werber kam, warb und siegte ... Nun, Gott sei Dank, sie sind glücklich geworden miteinander und ich habe die Zuversicht, daß wenn nicht mein Name, doch mein Stamm in Ehren weiter blüht. Franz Hahn hat aber noch mehrere Jahre hier bei mir gelebt, gezecht und gemalt. Es war ein schöner Nachsommer für ihn, und ich habe auch mein Teil davon geerntet. In jener ersten Zeit meiner Einsamkeit war mir der Humor des Alten, sein feines Kunstgefühl und seine ganze Gesellschaft eine tägliche Lebensfreude, das darf ich wohl sagen. Was er als Künstler wert war und was gar erst unter anderen Bedingungen aus ihm geworden wäre, davon kennen Sie ja die Beweise. Mein Schwiegersohn suchte ihn mehrmals zu bereden, daß er das eine oder andere von seinen Sachen ausstelle, und die Kritik hätte jedenfalls dafür gesorgt, daß es noch Anerkennung finde, aber davon wollte der Alte nichts wissen. „Meine Bilder sind in guten Händen," sagte er. „Das ist für einen alten Malersmann genug und mehr wert als ein Platz in Kunstgeschichtskatalogen. Und wenn je ein künftiger Docent an der Akademie es für unumgänglich nötig hält, mich an diesen Platz zu stellen und kritisch zu beleuchten, so verderben Sie ihm doch nicht im voraus die Freude, nur ungenügenden biographischen Stoff zu finden und mir mit seinem Scharfsinn ein Schicksal und einen Namen zusammen zu basteln! Wer weiß, ob es ihm nicht einen Ruf auf eine ordentliche Professur einträgt und ihn in Stand setzt, das Weib seiner Liebe heimzuführen!"

Dabei blieb er. Er war eben Zeit seines Lebens im Kampf um das Glück einer von den Mindestfordernden gewesen, während die Mehrzahl es für besser hält, möglichst viel zu verlangen. Aber jedenfalls hatte ihm die kurze Spanne Glück, der er in jungen Jahren seinen etwaigen Künstlerehrgeiz opferte, ein stilles Feuerlein in der Seele hinterlassen, das ihn bis zuletzt durchwärmte. Und daß er mit dem Bilde, das zum Denkmal seines eigenen Jugendglücks geworden war, das junge Glück meines Kindes hatte begründen helfen, dies trug gewiß nicht wenig dazu bei, jenes stille Feuerlein der Erinnerung in seiner Seele noch einmal vor seinem Ende frisch anzufachen."

* * *

Der alte Herr hatte seine Erzählung beendet. Draußen klopfte der Diener leise mahnend an die Thür: der Dampfer war in Sicht, ich mußte aufbrechen. Noch einmal trat ich an das Bild heran. Ein voller warmer Sonnenstrahl zitterte durch die Jalousie quer darüber hin, er belebte das Lächeln auf den Lippen der schönen Schenkin, und ein Hauch des in ihr verkörperten Jugendglücks traf mein Herz.

Gaunerzinken.

Vor einigen Jahren fanden Gendarmen an einer einsamen Waldkapelle im Steiermärkischen ein paar sonderbare (auf S. 891 abgebildete) Kritzeleien: einen Papagei, und zwar in einem Zuge gezeichnet, eine Kirche, einen Schlüssel, ein Häufchen von 3 Steinen und ein Wickelkind. Die Gendarmen waren erfahrene Männer und erkannten alsbald, daß es sich hier um einen sogenannten „Zinken" handelte, um eine Mitteilung von Gaunern für Gauner, und zwar ließen Kirche und Schlüssel ohne weiteres auf einen beabsichtigten Einbruch schließen, der in einer Kirche bewerkstelligt werden sollte. Der Papagei war das Zeichen dessen, der zur That einlud. Rätselhaft war anfangs nur das Häufchen mit den drei Steinen und das Wickelkind. Ein Pfarrer, den das Gericht beizog, fand die liturgische Deutung: die drei Steine waren das im steiermärkischen Bauernkalender übliche Zeichen für den Hl. Stephanus, der bekanntlich den Märtyrertod des Gesteinigtwerdens starb, und das Wickelkind bedeutete das Christkind. Also: am Stephanstage (26. Dezember) wollte der Mann mit dem Papageiwappen einen Einbruch in einer Kirche unternehmen. Zusammenkunft am Christfest (25. Dezember) bei der Waldkapelle.

An diesem Christfest wurden vier berüchtigte Gauner bei der Waldkapelle erwischt und dingfest gemacht.

Nicht immer gelingt es so den Wächtern des Gesetzes, die geheimnisvollen Zeichen vor geschehener That zu finden und zu deuten. Das seltsam romantische Verständigungsmittel hätte sich sonst wohl kaum bis in unsere Tage herübergerettet, wenn es nicht doch noch oft genug seinen Zweck erfüllte. Allerdings werden die wappenartigen Bilder — wie oben der Papagei — nach und nach verdrängt durch den Gebrauch der Schrift: auch die Gauner werden mit der Zeit gebildeter. Aber sonst wandern noch immer allerlei Mitteilungen auf dem uralten Wege des Zinkens von einem Spitzbuben zum andern.

Unter „Zinken“ versteht die Gaunersprache jede geheime Verständigung, nicht bloß die schriftliche, sondern auch diejenige vermittelst Finger-, Augen- und Gebärdensprache, durch Töne aller Art, Klopfen, Tierstimmen u. dergl. Am merkwürdigsten sind aber doch die graphischen Zinken, vielleicht auch am ältesten, denn sie führen zweifellos auf die alten Mordbrennerzeichen zurück, mit denen schon vor Jahrhunderten den Mitgliedern einer weitverzweigten Bande das nächste Opfer kundgemacht wurde. Ein schräges Kreuz mit ein paar Seitenstrichen am einsam stehenden Hof, das war genug, den Bauern dem Messer, Haus, Stall und Scheune dem Feuer zu überliefern. Auch die besonderen Wappenzeichen einzelner Mordbrenner kamen frühe schon auf, sicher schon im 15. Jahrhundert. Ein Beispiel dafür aus dem 17. Jahrhundert hat sich auf einer Thüringer Waldkapelle gefunden und ist uns erhalten geblieben. Da stand auf der ersten Zeile ein nach links weisender Pfeil, daneben vier Striche, endlich eine Mondsichel im letzten Viertel; d. h. in verständliches Deutsch übertragen: Mit dem letzten Viertel des Monds geht es gegen das vierte Haus in der Richtung des Pfeils. Darunter aber stand eine ganze Kette von „Visa“, von Unterschriften solcher, die von der freundlichen Einladung des ersten Schreibers Kenntnis genommen hatten und ihre Bereitwilligkeit erklärten, von ihr Gebrauch zu machen: ein Vogel, ein Würfel, ein Schlüssel, ein Topf und eine Kette.



Die zahmeren Enkel dieser unheimlichen Vorfahren leben heute noch. „Wer,“ so schreibt Dr. Hanns Groß in Graz in seinem „Handbuch für Untersuchungsrichter“ (Graz, Leuschner u. Lubensky), „an Kapellen, Scheunen, Kreuzen, Zäunen, Mauern, besonders an einsamen Orten und an Wegkreuzungen sich aufmerksam umsieht, findet Gaunerzinken in Menge. Freilich bedeuten sie nur selten mehr Mord und Brand, wohl aber, daß dieser oder jener Fechtbruder am soundsovielten hier war, in Begleitung oder allein, daß er in der angegebenen Richtung sich entfernte und am soundsovielten wieder zurückkommen will.“ Dazu kommen Andeutungen, in welchen Häusern das Betteln Erfolg habe, in welchen nicht, wo Gelegenheit zu einem Diebstahl sich biete u. dergl. m. Da steht z. B. eine offene Hand, darunter ein Pfeil nach rechts mit den Zahlen 4, 7, 11, 20 und ein Pfeil nach links mit den Zahlen 10, 6, 3; jeder Eingeweihte weiß hiernach genau, in welchen Häusern gut betteln ist. Oft wird zu diesem Zweck jedes Haus besonders markiert; ein leerer Kreis (vielleicht das Bild eines Geldstücks) bedeutet, daß hier etwas zu haben sei, ein schräges Kreuz, daß nichts zu machen sei, eine Verbindung beider, daß man hier wohl etwas bekomme, aber kein Geld, sondern höchstens Eßwaren oder abgetragene Sachen. Geige und Flöte dienen demselben Gegensatz zum Ausdruck: wo „der Himmel voller Geigen hängt“, da mag der Fechtbruder ruhig eintreten, nicht aber da, wo alles „flöten gegangen ist.“

Daß die Gaunerzinken auch heute noch durchaus nicht immer so verhältnismäßig harmloser Natur sind wie diese Bettelzeichen, geht schon aus der eingangs erzählten Geschichte hervor. Noch bedenklicher ist ein anderer Fall, der ebenfalls in Steiermark spielt und den Groß wie folgt erzählt:

„Vor mehreren Jahren wurde auf einsamer Waldstraße in der östlichen Steiermark ein Gendarm erstochen gefunden; er war durch unzählige Messerstiche getötet worden. Der Augenschein hatte ergeben, daß er sich am Rande der Straße niedergesetzt hatte, um sich eine Pfeife zu stopfen, sein Tabakbeutel war offen, der Tabak zerstreut, die Pfeife frisch und halb gefüllt. Er war wegen seines überaus pflichttreuen thatkräftigen Vorgehens namentlich bei den Landfahrern und Zigeunern gefürchtet und verhaßt und auch von Zigeunern, die ihn in der geschilderten Stellung meuchlings überfallen hatten, ermordet worden. — Wenige Tage nach seinem Tode wurde nicht weit vom Thatorte auf einer halbverfallenen Mauer eine rohe Zeichnung gefunden, deren Deutung nicht zweifelhaft sein konnte. Es war ein zwar fratzenhaft gezeichnetes, aber nicht zu verkennendes Gesicht, mit dem Hahnenfederhute der Gendarmen, die Züge des Ermordeten daran kenntlich, daß der martialische Schnurrbart desselben ungeschickt, aber unverkennbar nachgeahmt war. Ueber dem Kopfe waren vier Messer sehr deutlich gezeichnet. Daß diese Zeichnung nicht später, d. h. nicht nach dem Tode des Gendarmen entstanden war, hat der Umstand bewiesen, daß sie vom Regen arg verwaschen war, obwohl es in der Zeit vom Morde bis zur Auffindung der Zeichnung nicht geregnet hatte.“

Groß fügt diesem Berichte nicht mit Unrecht hinzu: „Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß es sich hier um eine Drohung, Aufforderung zur Hilfeleistung, vielleicht auch um eine Warnung gehandelt hat, und daß die rechtzeitige Auffindung dieses Zinkens den braven Gendarmen hätte warnen und sein Leben erhalten können, da er dann mindestens nicht allein bei Nacht jenen gefährlichen Weg zurückgelegt hätte.“



Die Schlußsteinlegung im neuen Reichstagshause. (Zu dem Bilde S. 888 und 889.) Bereits in Nr. 45 des nun zum Abschluß gelangenden Jahrgangs hat die „Gartenlaube“ die Vollendung des neuen Reichstagshauses zum Anlaß für eine Würdigung seiner künstlerischen und nationalen Bedeutung genommen und dieses selbst den Lesern nebst den verschiedensten Räumlichkeiten aus seinem Innern im Bilde vorgeführt. Die weihevoll symbolische Handlung, welche nunmehr am 5. Dezember durch die vom Kaiser geführten drei Hammerschläge auf den dafür bereit gehaltenen Schlußstein im Kuppelraum der Wandelhalle vollzogen worden ist und die das Hauptbild der heutigen Nummer den Lesern vors Auge stellt, soll uns weiter die „Weihe des Hauses“ vergegenwärtigen, mit der das herrliche Gebäude in Gegenwart seines Erbauers am Tage der Eröffnung der neuen Reichstagssession von seiten der Reichsregierung und des Reichstags selbst seiner hohen Bestimmung übergeben worden ist. Mit demselben Hammer, mit dem vor zehn Jahren — am 9. Juni 1884 — von Kaiser Wilhelm I. die Grundsteinlegung des Hauses besiegelt worden war, vollführte nun sein Enkel den letzten Hammerschlag an dem Bau! Und, wie es in der kaiserlichen, beim Beginn der Feier vom neuen Reichskanzler, dem Fürsten Hohenlohe, verlesenen Urkunde heißt, soll dieser nun als „ein Denkmal der großen Zeit“ aufragen, „in welcher als Preis des schwer errungenen Sieges das Reich zu neuer Herrlichkeit erstanden ist, eine Mahnung den künftigen Geschlechtern zu unverbrüchlicher Treue in der Pflege dessen, was die Väter mit ihrem Blute erkämpft haben.“

Zu der Feierlichkeit, welche mittags um 1 Uhr begann, war der mittlere Teil der großen Wandelhalle festlich drapiert worden. Für den Kaiser und die Kaiserin, die Prinzen und Prinzessinnen in ihrer Begleitung war an der östlichen Front des Kuppelraums unter einem Baldachin eine Estrade errichtet. Die obersten Vertreter der Regierung, des Heers und der Marine, frühere Minister und Reichstagspräsidenten, unter diesen auch Simson, sowie der Maler Adolf Menzel befanden sich unter den geladenen Gästen — Fürst Bismarck hatte wegen des schweren Trauerfalls, der ihn betroffen, die Einladung absagen müssen. Auch die Mitglieder des Bundesrats gruppierten sich um die kaiserliche Estrade, während gegenüber, rechts und links von der westlichen Eingangsthüre zum Kuppelraum die Mitglieder des Reichstags Aufstellung nahmen. Wallot, die Mitglieder der Reichstagsbauverwaltung und die Meister des Maurer- und Steinmetzgewerkes hatten ihren Platz neben dem Schlußstein, an dessen Stelle sich später ein Denkmal Kaiser Wilhelms I. erheben soll.

Nach der Verlesung der Urkunde wurde dieselbe in einer Kapsel verwahrt und in die dafür hergestellte Höhlung des Schlußsteines versenkt. Dann überreichte der Bevollmächtigte Bayerns beim Bundesrat, Graf Lerchenfeld, indem er den Bau als „Wahrzeichen der Einheit des Deutschen Reiches“ pries, dem Kaiser die Kelle, mit welcher dieser aus der vom Meister des Maurergewerks gehaltenen Mulde den Mörtel in die Vertiefung des Schlußsteines warf, worauf die Meister der beiden Gewerkschaften den Schlußstein versetzten. Der Präsident des Reichstags, v. Levetzow, der seine Landwehrmajorsuniform trug, ergriff nunmehr das Wort und reichte dem Kaiser feierlich auf einer silbernen Platte den Hammer dar. In seiner Ansprache ward auch der Großartigkeit des Bauwerks selber gedacht. „Seine Grundmauern sind fest,“ fuhr er fort, „seine Hallen weit, seine Zimmer hoch, und fest in Treue, weit in Voraussicht, hoch in den Gedanken sei immer das, was je und je in diesem Hause möge beraten und beschlossen werden.“ Der Kaiser, hinter welchem wir auf unserem Bilde die Kaiserin und den Fürsten Hohenlohe sehen, erhob dann den Hammer; den dritten Schlag begleitete er mit den Worten: „Pro gloria et patria!“ Unter den letzten, die in programmmäßiger Reihenfolge den Hammerschlag ferner vollzogen, befand sich der geniale Erbauer des Hauses, Paul Wallot, der in zehnjähriger unermüdlicher Arbeit mit schöpferischem Künstlergeist das machtvolle Bauwerk ausgeführt hat, dessen von Würde und Anmut beseelter Stil der „Freude am Reich“ architektonischen Ausdruck verleiht. Auf unserem Bilde steht der Künstler rechts vom Präsidenten des Reichstags.

Das Brennen der Tannenzweige. Aus unserem Leserkreise wird an uns die Frage gerichtet, woher es wohl komme, daß frisches Fichten- und Tannenreisig unter so stürmischen, geradezu explosionsähnlichen Erscheinungen zu brennen pflege. Gerät z. B. am Christbaum eine Zweigspitze in Brand, so lodert sie auf unter züngelnden Flammen und lebhaftem Geknatter; dabei entströmen den brennenden Nadeln Gase mit so großer Kraft, daß die Flamme eines dicht daneben befindlichen Wachslichtes hin und her bewegt wird, ja mitunter erlöschen kann.

Dieser das Auge fesselnde Vorgang läßt sich auf folgende Weise erklären: während die grünen Blätter unserer Laubbäume bekanntlich nicht brennen, thun dies die Nadeln der Koniferen darum, weil sie in reichlichen Mengen ätherische Oele und harzige Massen, also leicht entzündliche Stoffe, enthalten und verhältnismäßig arm an Wasser sind. Die ätherischen Stoffe entzünden sich zuerst und lassen dabei die rasch von Nadel zu Nadel hineilenden Flämmchen entstehen; dann gerät auch die Nadelmasse selbst in Brand, wobei das in den Zellenräumen enthaltene Wasser durch die Hitze plötzlich in Dampf verwandelt wird. Der Wasserdampf mengt sich mit den Dämpfen des ätherischen Oels und verläßt die Nadeln unter stürmischen Erscheinungen; nähert man solchen Nadeln die Flamme einer Kerze, so sieht man oft, daß daraus Spitzen herausgetrieben werden, als ob man mit einem Lötrohr hineinbliese. Daß der Wasserdampf der Haupterzeuger dieser Erscheinung ist, erhellt schon daraus, daß sie um so weniger deutlich hervortritt, je älter und darum trockener das brennende Reisig ist. Das Knistern des brennenden Fichtenzweiges ist also auf dieselben Ursachen zurückzuführen wie das Knattern feuchten Holzes im Ofen. Die vereinte Wirkung der leicht entzündlichen ätherischen

und harzigen Massen sowie des plötzlich erzeugten Dampfes bietet ein großartiges, furchtbar schönes Schauspiel bei Waldbränden, wo die Flammen unter lautem Prasseln die Bäume verschlingen. Auch das Zerbersten ganzer Baumstücke in winzige Splitter bei Blitzschlägen sucht man durch solche plötzliche Dampfbildung zu erklären. Der Blitz soll einen großen Teil des im Baumsafte vorhandenen Wassers augenblicklich in Dampf verwandeln und dieser urplötzliche Uebergang des Wassers aus dem tropfbarflüssigen in den gasigen luftförmigen Zustand bringe eine regelrechte Explosion zustande, die das Holz so stark zersplittere. *

Die Frau als Erfinderin. Daß es in Amerika, wo den Frauen fast alle Berufszweige offen stehen, wo es Predigerinnen, Aerztinnen, Advokatinnen und Beamtinnen jeder Art giebt, wo sie als Agentinnen von Lebensversicherungen thätig sind, Bauten ausführen, Bankgeschäfte leiten, sogar als Schiffskapitäne das Kommando führen — daß es in Amerika auch nicht an Erfinderinnen fehlt, ist selbstverständlich. Bei Gelegenheit der hundertjährigen Jubelfeier des amerikanischen Patentamtes in Washington wurde ein Verzeichnis aller Erfindungen, die in diesem Zeitraum patentiert worden waren, veröffentlicht und dabei auch eine Liste der Frauen, die praktischen Anteil an den Verbesserungen und Neuerungen genommen haben und dafür Patente erhielten. Ihre Zahl beträgt 2400, allerdings nur ein kleiner Bruchteil der 480 000 Personen, die in der angegebenen Zeit Patente erwarben. Aeußerst lehrreich ist es indessen, zu sehen, worauf die Frauen vornehmlich ihren Erfindungsgeist richteten. Die Toilette, und was damit zusammenhängt, spielt eine große Rolle, gelten doch 120 Patente allein dem Korsett; weitere 65 beziehen sich auf die Verbesserung der Nähmaschine. Zahlreiche Damen machten sich durch Erfindungen auf dem Gebiete der Krankenpflege, durch die Vervollkommnung der Geräte für Haus und Küche, Keller und Garten, für die Pflege und die Beschäftigung der Kinder verdient. Aber auch nach anderen Richtungen hin, die ganz außerhalb der häuslichen Thätigkeit, weitab von der gewöhnlichen Interessensphäre der Frauen liegen, hat sich weiblicher Scharfsinn bethätigt. Rettungsleitern und andere Hilfsvorrichtungen in Feuersgefahr, verbesserte Sägen, Nähmaschinen für Sattler, Silbertypen für Buchdrucker, Dampfkesselkonstruktionen, Alarmvorrichtungen für Bahnkreuzungen, Schiffsschrauben, unterseeische Teleskope, Maschinen zur Anfertigung von Papiertüten, zur gründlichen Reinigung der Baumwolle, zur Herstellung von Zucker- und Mehlfässern, Apparate für Rauchverzehrung sind von Frauen erdacht oder sinnreich verbessert worden. Viele dieser Leistungen haben sich glänzend bewährt und den Erfinderinnen Ansehen und Reichtum eingebracht. Zugleich zeigen diese Beispiele, denen sich noch manche andere hinzufügen ließen, die vielseitige Befähigung der Frau, ihren praktischen Sinn, ihre Thatkraft und Willensstärke, wenn ihrer Entwicklung freie Bahn gegeben wird.

Kinderaugen und Kindergewehre. Zu den schlimmsten und gefährlichsten Verletzungen des Auges zählen diejenigen, die durch Eindringen von Kupferstückchen verursacht werden; denn diese lassen sich nicht wie Eisensplitter mit Hilfe des Magnets entfernen. Am häufigsten ereignen sich solche Unfälle bei Kindern, die Zündhütchen durch Aufschlagen knallen lassen oder mit schlecht konstruierten Kindergewehren spielen. Gegen die zuerst erwähnte Spielerei haben wir in der „Gartenlaube“ wiederholt unsere Stimme erhoben. Diesmal möchten wir noch auf die Kindergewehre hinweisen. Der Augenarzt J. Hirschberg erklärte jüngst in einem Fachblatte, daß nach seinen Erfahrungen Kindergewehre, die nach alter Art mit Zündhütchen abgefeuert werden, ein wahres Danaergeschenk sind. Er fordert die Aerzte auf, in Familien auf Abschaffung eines derartigen Spielzeugs zu dringen. Der erfahrene Arzt duldet nur Kindergewehre mit Remington-Verschluß, wo die Zündhutpatrone in geschlossener Kammer liegt, und Schießübungen der Knaben unter Aufsicht von Erwachsenen. Diese Ratschläge sollten in den weitesten Kreisen bekannt und von den Eltern wie von den Fabrikanten befolgt werden! *

Winterfreuden. (Zu dem Bilde S. 881.) Der Künstler zeigt uns ein echt deutsches Bild: tiefer Schnee deckt die Giebel der kleinen Stadt, die Mauern, Hecken und Bäume; in den Häusern klagen die Alten über die harte Kälte, die kurzen Tage, den ganzen trübseligen Winter. Aber die Schulbuben sind anderer Meinung: frisch die Schlitten herunter und nun hinaus in den herrlich festen Schnee! Einer hinter dem andern sausen sie die steile Gartenstraße hinunter, freilich nicht ganz ungefährdet. Denn hier wie anderwärts stehen die Stiefkinder des Glücks am Wegrande und suchen durch einen wohlgezielten Wurf das Ueberlegenheitsgefühl der andern etwas herabzustimmen. Schadet diesen nichts! . . so wenig als die vor Kälte schmerzenden Füße und die blaugefrornen Hände. Unermüdlich ziehen sie ihre Schlitten den Berg wieder hinauf, fechten zwischendurch einmal eine Schneeballenschlacht mit den Wegelagerern aus und lassen diese schließlich als großmütige Sieger mit aufsitzen. Erst bei sinkender Dunkelheit, fast steif vor Kälte und hundemüde kehren sie heim, ungerührt von den mütterlichen Klagen über verdorbene Kleider und nicht wieder zu trocknende Stiefel. Laßt sie ruhig fahren! So lange der Winter in Stadt und Land ein solches Bild darbietet, so lange hat es mit der vielbeschrienen „Entartung“ gute Wege! Der deutsche Schuljunge besteht aus solidem Stoff und läßt sich seine von Generationen her geerbten Lebensfreuden nicht verkürzen. Schön ist er gewöhnlich nicht, aber ein ganzer Kerl, und als solchen hat ihn der Künstler nach der Natur aufgefaßt und getreu vor unsere Augen gebracht. Bn.

Wecken und Erinnern mittels Elektricität. Damit ein in einem Gasthofe wohnender Gast in Bezug auf die Zeit, zu welcher er geweckt sein oder an irgend etwas erinnert werden will, nicht auf die Pünktlichkeit des Personales angewiesen sei, sollen nach dem Vorschlag eines Ingenieurs in den Fremdenzimmern der Gasthöfe elektrische Wecker aufgestellt werden, welche durch einen eigenartigen Stöpselapparat vom Gaste selbst mit einer Kontaktuhr so in Verbindung gesetzt werden können, daß der Wecker nur zu den beabsichtigten Zeiten, da aber bestimmt wirkt. Die Anlage kann so eingerichtet werden, daß sie zu beliebig vielen Zeitpunkten innerhalb 12 oder 24 Stunden zu wecken vermag. Aehnlichkeit mit dieser Vorrichtung hat der „Erinnerer“, welchen ein amerikanischer Elektriker ersonnen hat. Dieser „Erinnerer“ ist für Aemter, Läden, Fabriken, Gasthöfe ꝛc. bestimmt und soll jedermann dagegen schützen, daß er eine Sache vergesse, welche zu einer bestimmten Zeit erledigt werden soll. Das Erinnern wird durch eine Klingel bewirkt, welche sich aber nicht neben dem Erinnerer zu befinden braucht, sondern auch an einem andern Orte aufgestellt werden kann. In industriellen Betrieben sind zu gewissen Zeiten des Tages oder der Nacht Arbeiten auszuführen, deren unpünktliche Verrichtung einen schädlichen Einfluß auf die zu erzeugenden Produkte hat. Man begreift, wie nützlich in solchen Fällen der Erinnerer werden kann. Er dürfte auch in meteorologischen Beobachtungsstationen am Platze sein, damit das Ablesen von Temperatur und Luftdruck, die Messung von Windstärke und Regenmenge ꝛc. rechtzeitig erfolgt. F. K.

Auf Wiedersehen! (Zu unserer Kunstbeilage.) Sie schwenkt das weiße Tüchlein dem scheidenden Liebsten nach, dessen Barke aus dem kleinen venetianischen Kanal hinaus ins offene Meer steuert. Aber von Traurigkeit spürt sie offenbar nicht viel dabei, die schwarzäugige Luisella, die ihr Röckchen so kokett zusammenfaßt, weil da unten auf dem Kanal zu ihren Füßen noch mehr Leute vorbeifahren, die eine graziöse Stellung zu würdigen wissen. So blickt sie dem scheidenden Pietro wohlgemut nach, bis er um die Ecke biegt, und kehrt dann auf flinken Füßen in ihren alten verfallenen Palast zurück, aber nicht um dort einsam zu trauern, sondern um Mantille und Fächer zu holen und sich den Abschiedsschmerz durch eine kleine Plauderstunde mit den Freundinnen auf dem Markusplatz zu vertreiben, wo die Musik so schön spielt und die vielen Leute durcheinander wogen. Außerdem — der gute Pietro kommt ja in ein paar Monaten wieder! Wollen wir ihm wünschen, daß er dann sein so leicht getröstetes Bräutchen noch in treuer Liebe seiner harrend findet. Eine Wette darauf einzugehen, wäre allerdings sehr unvorsichtig gehandelt! Aber im schlimmsten Fall wird sich Pietro ebenfalls zu trösten wissen, und das ist das beste von der Sache!



☞ Hierzu Kunstbeilage XIV: „Auf Wiedersehen!“ Von E. von Blaas.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.